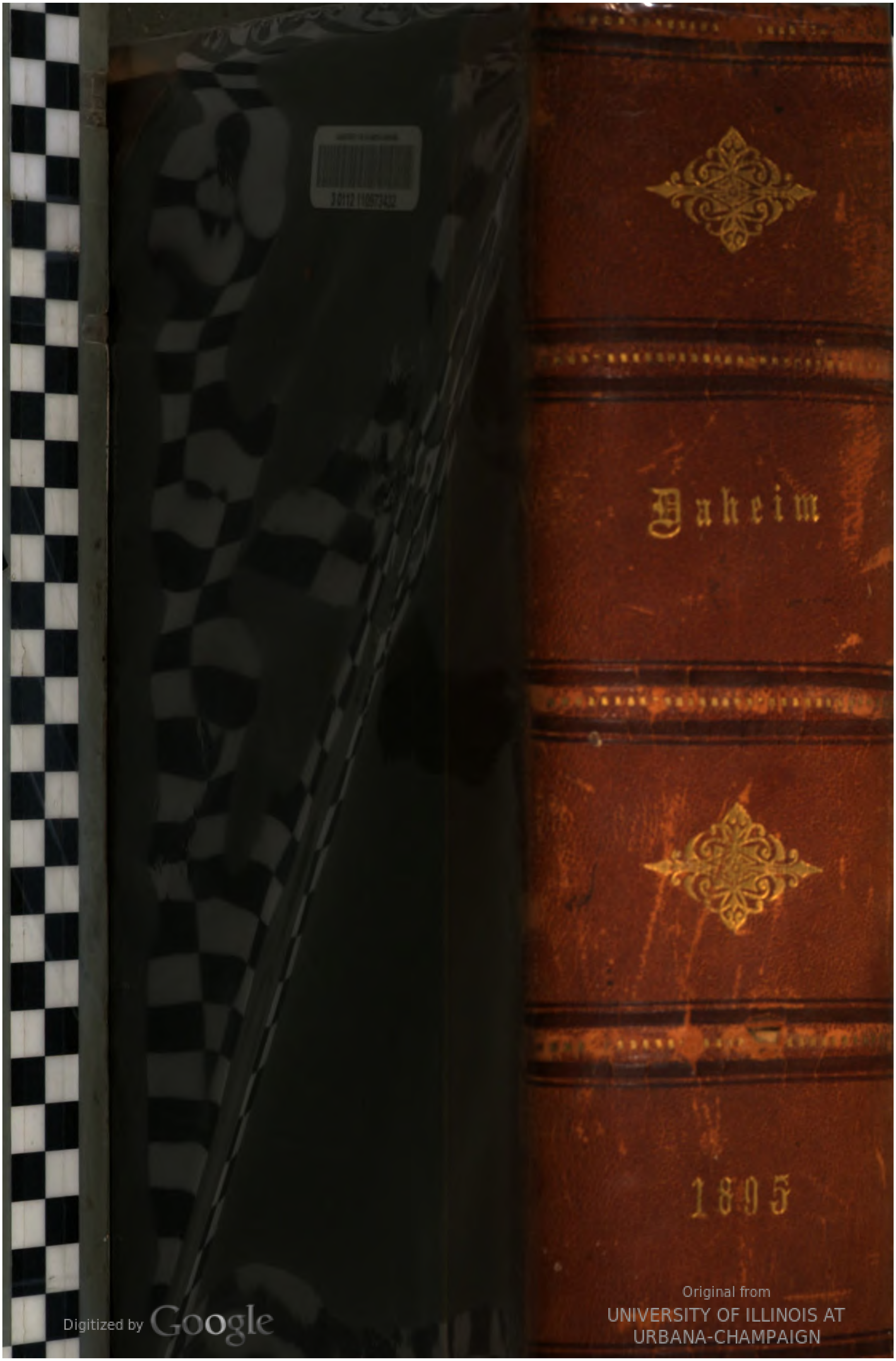


Daheim

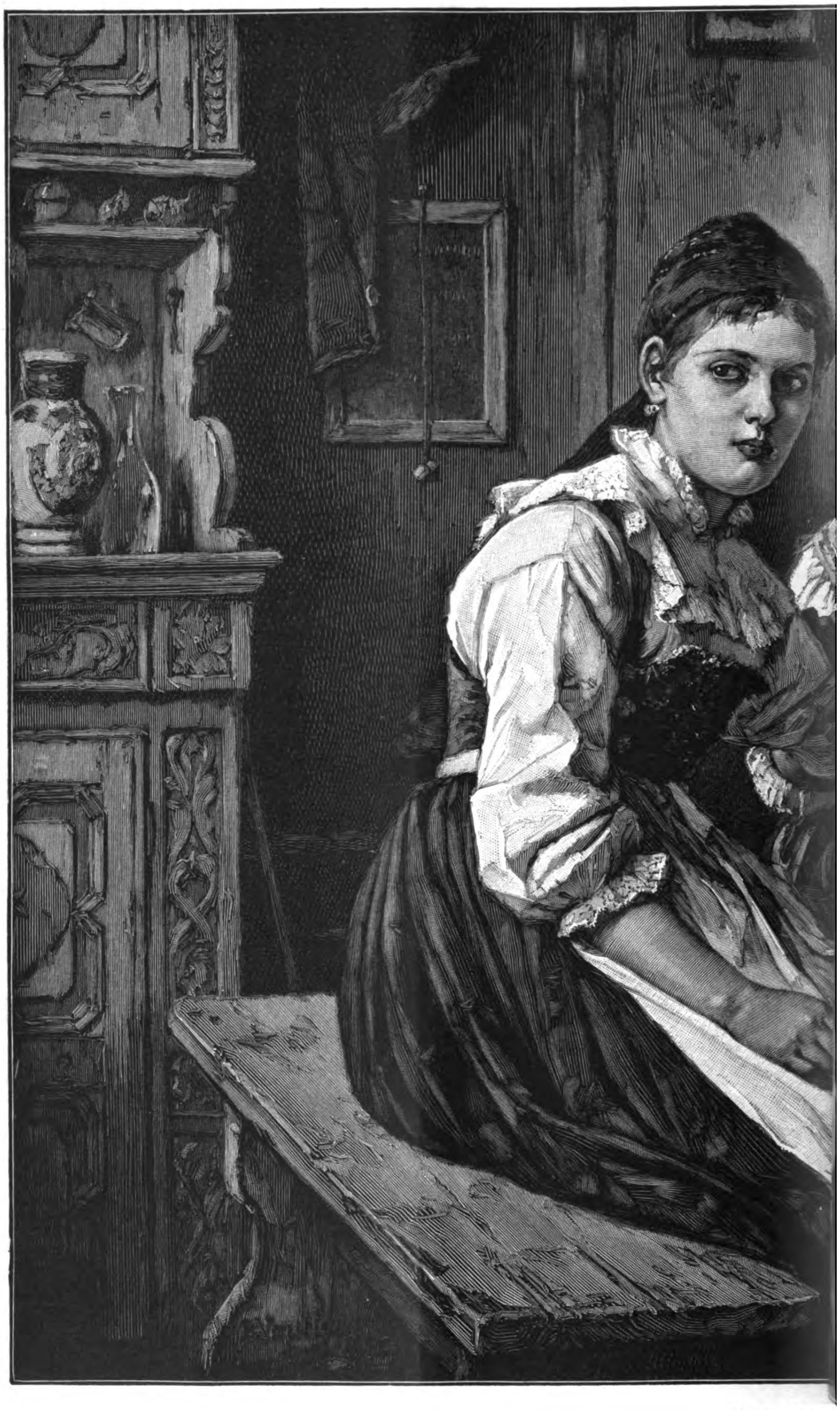
1895

4227 S. E. Stark St.
ORTLAND, ORE.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

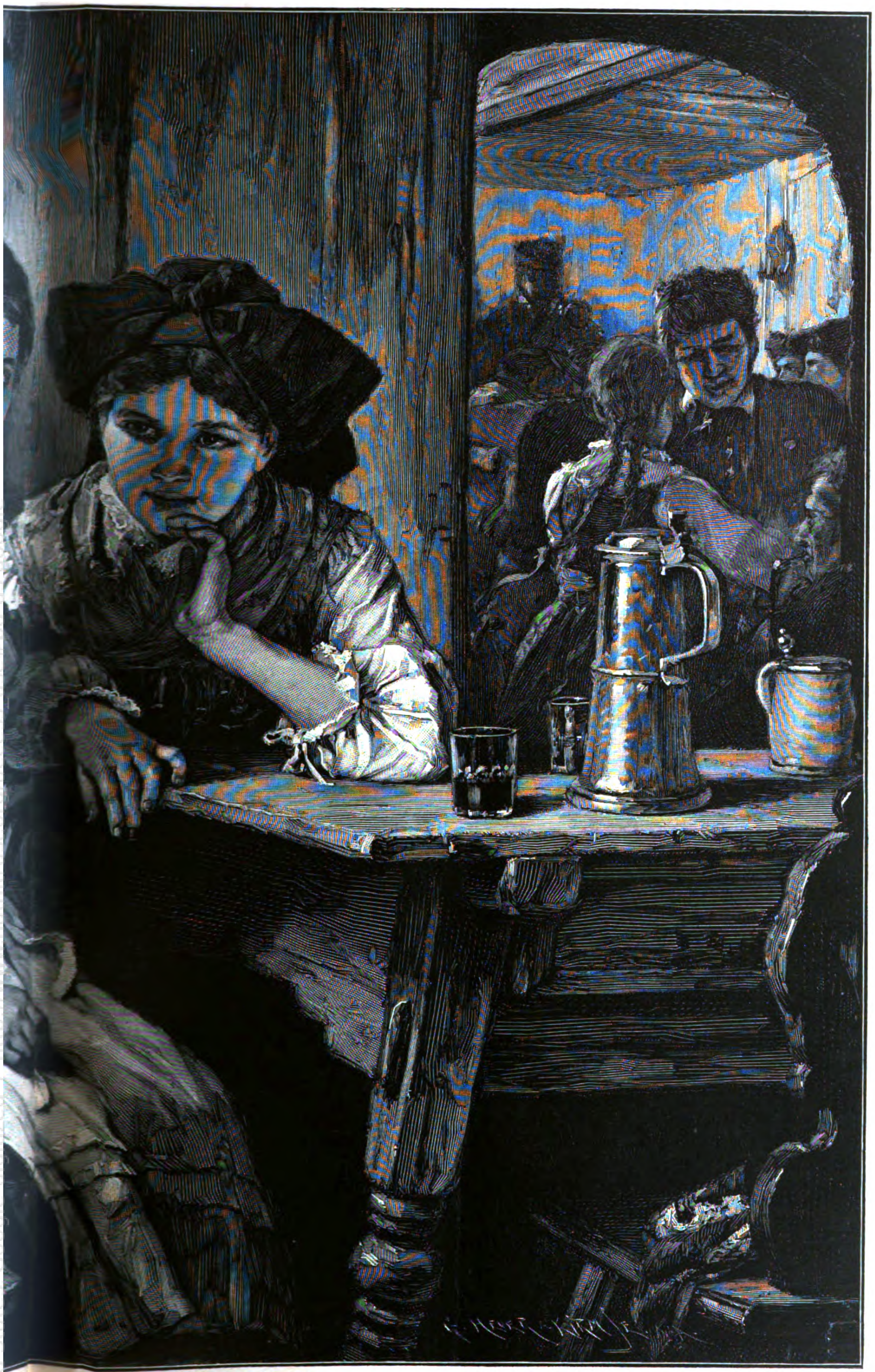
053
DAH
v. 31

University of Portland
Compliments of
Fred Lockley



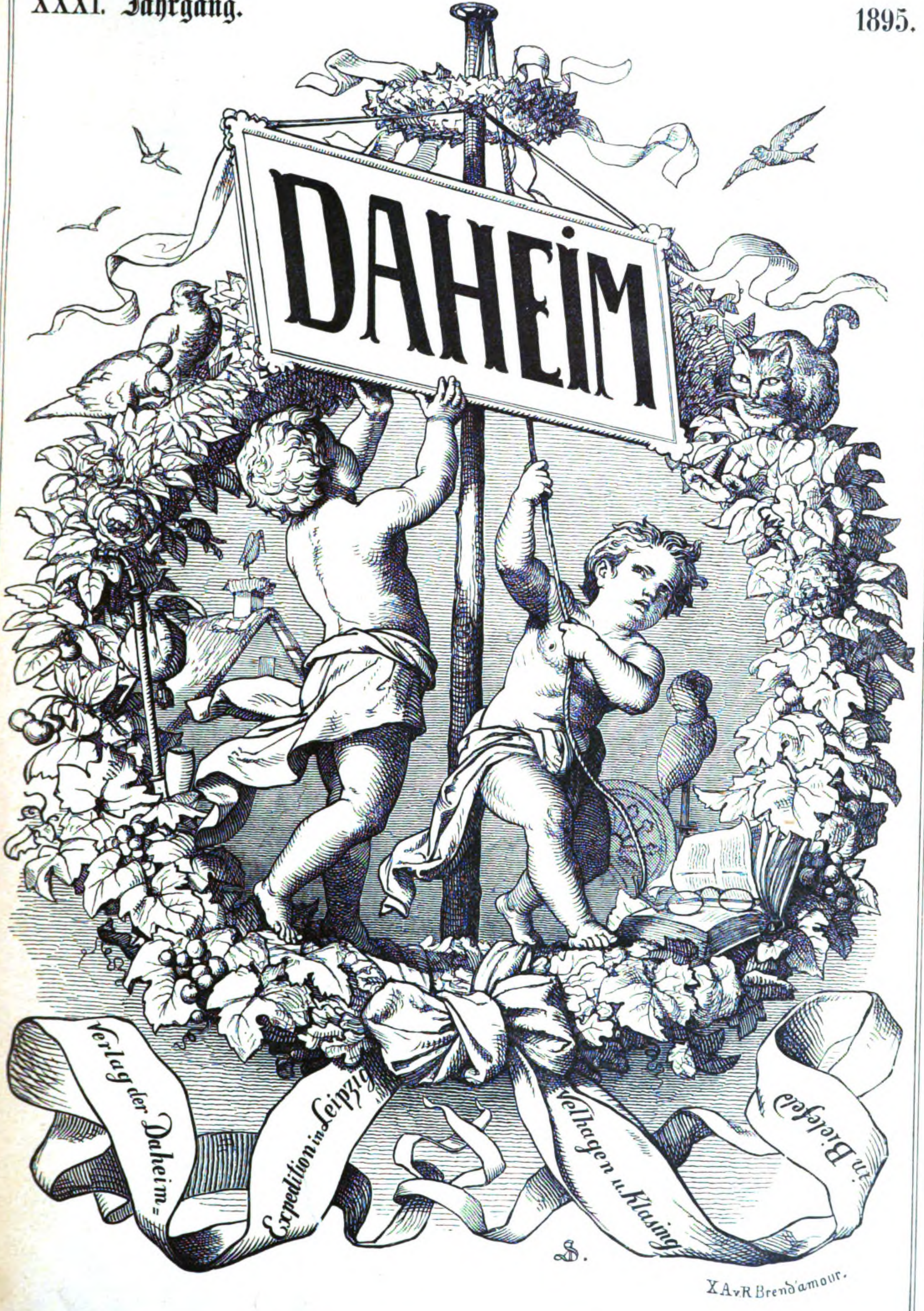
„Da kommt er

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 1.



Von E. Gautier.

XXXI. Jahrgang. 1895.


DAHEIM
Verlag der Daheim=
Expedition in Leipzig
Velhagen u. Klasing
in Bielefeld
S.
X.A.v.R Brend'amour.

303
DAH
v. 31

Inhalt.

Seite

Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken.

Affenfrau, Die. Ein Lebensbild von Hans Arnold 249
Ahn und Enkel. Von Joachim von Dürow 581
Ahnenſchloß, Im. Jagdſkizze von Anton Freiherr von Perfall 607
Bismarckhoſe, Die. Von E. Gruchow 752
Diakonus, Der Herr 266
Durch tiefe Waſſer. Erzählung von H. v. Krauſe (C. v. Hellen) 639
Feſtmahl, Das geſtörte. Von H. Denarius 363
Ferdinand. Die Geſchichte eines lebloſen Weſens. Von Charl. Nieſe 208
Gernopp, Die ſieben. Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda 421
Hansjakob, Der feine. Von Charl. Nieſe 805
Kochgeſchirrdeckel. Von Reinh. Schultz 799
Kronprinzenpaſſage, Die. Von Hanns von Zobeltitz 1
Meine Kleinen und ich. Von M. Gerbrandt 830
Neues Leben. Von Hans Warring 414
Preetzens und ihre Tiere. Von Hans Arnold 383
Schuhe, Die erſten. Von B. Renz 495
Uſche Queren macht es anders. Von Jlſe Frapan 12
Waldmoder. Von Friedrich Jacobſen 213
Weihnachtslicht. Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von H. v. Krauſe (C. v. Hellen) 136

Gedichte.

Abendſtimmung. Von Hans Hoffmann 736
Altväterhausrat. Von Frida Schanz 576
Am Meeresſtrand. Von J. Trojan 498
Bismarck, Unſerem. Von G. von Rohrſcheidt 412
Bittere, Das, im Leben. Scherzgedicht von A. von Freydorf 222
Friedensglocken, Die. Von Gerh. Schäfer 298
Herbſtregen. Von Karl Gußmann 800
Herbſttag im Hochthal. Von J. H. Burchard 828
In eigener Sache 175
Im Nebel der Großſtadt. Von H. v. Krauſe (C. v. Hellen) 284
In der Neujahrsnacht. Von P. Delius 204
In Erwartung des Herrn. Von F. Raimund 63
Knecht Ruprecht. Von Frida Schanz Beil. Nr. 12
Junggebliebene, Die 366
Lenzgedicht, Ein. Von Frida Schanz 458
Liebesgeſchenk, Ein. Von F. Raimund 435
Liebling, Der 755
Lieder, Zwei, im Volkston. Von Heinrich Seidel 332
Nord und Süd. Ein Oſterhymnus. Von H. v. Krauſe (C. v. Hellen) 448
Ohne Mitgift. Von Frida Schanz 78
Pfingſtregen. Von Stephanie v. Goßler 552
Sachs, Hans, und die Wittenbergiſch Nachtigall. Von Friedrich Frevert 91
Schiffsjungen Weihnacht, Des. Von Alice Freiin von Gaudy 184
Sedantag. Von Ernſt Behrend 757
Sehende Liebe. Von E. Biſchdorf 120
Sommer. Von Frida Schanz 656
Sommerfriſche, Aus der märkiſchen. Von R. Pfannſchmidt-Beutner 640
Sonnenuntergang im Walde. Von E. Engelmann 52
Sonntagskind. Von Frida Schanz 30
Thor, Das alte. Von Hedwig Gräfin Rittberg 542
Trotzköpfchen. Von Alice Freiin von Gaudy 508
Übermut. Von Frida Schanz 691
Unſeren Söhnen nach einem Vierteljahrhundert Frieden. Von G von Rohrſcheidt 668
Vertröſtung. Von J. Trojan 498
Wildweihnachten. Von L. Soyaux 177
Winterbild. Von Frida Schanz 159

Zeitgeſchichtliches.

Bismarck, Johanna Fürſtin von 168
Braunſchweiger Domlinde, Sturz der 48
Einweihung der Gnadenkirche in Berlin 468
Flottenmanöver, Die diesjährigen. Von Reinhold Werner 76
Hamburg, Projektierte Brücke für den Hafen in 627
Hanneken, Eine Stunde bei Herrn von. Von Hanns von Zobeltitz 826
Konkurrenz, Die unehrliche 106
Langenſche Schwebebahn 307
Reichstagsgebäudes, Grundlegung des 32
Reichstagsgebäude, Altdeutſcher Herold auf dem 228
Schiffszuſammenſtöße. Von A. Oskar Klaußmann 337
Vereinshaus des Vaterländiſchen Vereins Zehlendorf 484

Geſchichtliches.

Altertumskunde 15, 31, 111, 175, 259, 339, 355, 387, 435, 467, 499, 515, 531, 547, 579, 611, 659, 691, 755, 771, 787
Baboeuf, Gracchus 548
Bernauerin, Grabſtein der Agnes 355
Bittſchriftenlinde, Die, in Potsdam 372
Braunſchweig, Zur 150jährigen Jubelfeier der Herzogl. Techn. Hochſchule Carolo-Wilhelmina in 656
Cäcilie, Die heilige. Von Friedr. Looſs 123
Eberhard im Bart, der erſte Herzog von Württemberg 620
Erbfolgeſtreit, Ein Lippeſcher, aus alter Zeit. Von Friedrich Frevert 584
Fabricius, Guſtav Adolfs Feldprediger Jakob 832
Fauſt, Der geſchichtliche. Von Karl Kieſewetter 284
Feuertaufe. Erinnerung eines Kriegsfreiwilligen von 1870 776
Friedrich der Große und von Knobelsdorf auf der Höhe von Sansſouci 339
Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg-Oels, Zug des Herzogs 275
Heinrichs IV. Zuſammenſtoß mit ſeinem Sohn Heinrich bei Regensburg 260
Guſtav Adolf als Glaubensheld. Von Karl Fey 150
Kaiſer Wilhelm I., Wo ich K. W. I. zuerſt ſah 650
Kreuz, Das Eiſerne. Von H. v. Zobeltitz 764
Kriegserlebniſſe, Meine. Von H. von Konarsky 671
Ludwig XVII., Zum 100jährigen Todestage 563
Notpapiergeld der Stadt Kolberg 64
Romanows, Stammſchloß der 112

Erdbeſchreibungen.

Deutſch-Oſtafrika 450
Erdkunde 15, 95, 127, 143, 159, 291, 371, 387, 419, 435, 467, 483, 531, 563, 611, 707, 723, 755
Forſchungsreiſen 227, 291, 307, 355, 380, 443, 499, 627, 659, 707, 819, 835
Franzoſen in Tonking. Von Paul von Szczepański 506
Inſel der Sirenen. Von Frida Schanz 479
Länderkunde 547, 691, 707, 723
Old London Bridge 436
Pyramiden, Ein Ausflug nach den 299
Völkerkunde 275, 355, 371, 451, 515, 611, 659, 675, 755, 803
Volkskunde 531

Biographieen und biographiſche Notizen.

Brugſch, Heinrich 86
Chaſot. Von K. Th. Gaedertz 538
Francke, Auguſt Hermann, und die Franckeſchen Stiftungen 680
Fries, Zur Erinnerung an Jürgen Nicolei 40
Theodor, König von Korſika. Von Hanns von Spielberg 347
Prell, Hermann. Von Ad. Roſenberg 60
Sybel, Heinrich von. Von Ernſt Berner 780
Taſſo, Torquato. Von Leop. Witte 458
Vogel, Hermann. Von Fritz v. Oſtini 428

Kinder-Daheim.

Kinderdaheim. Beil. Nr. 1, 6, 9, 12, 14, 15, 19, 23, 27, 32, 35, 40, 44, 50

Litteratur.

Bibel und Muſik. Von G. Goebel 558, 574
Buchhandel 15, 47, 63, 79, 143, 175, 211, 275, 371, 451, 627, 835
Cäcilie, Die heilige. Von Dr. Friedrich Looſs 108
Freytag, Guſtav, Zur Erinnerung an. Von Robert Koenig 554
Günther, Johann Chriſtian, zu ſeinem 200jährigen Geburtstage. Von Robert Koenig 425

Beſprechungen der neueren Litteratur.

Bücher, Neue. Von Th. H. Pantenius 43, 234, 330, 474, 815
Glück, Ein Buch vom. Von Robert Koenig 763
Grimms Märchenbuch. Von H. Vogel. Beil. Nr. 9
Katzenbuch, Ein. Von Jul. Adam und Oſterwyck Beil. Nr. 9
Künſtler-Monographieen 167
Litteratur, Umſchau in der chriſtlichen. Von R. Koenig 172, 378, 698
Räuber, Die erſte Aufführung der 88
Spruchbuch, Ein neues, von Frida Schanz. Von Rob. Koenig 126
Unter dem Eiſernen Kreuz. Von H. von Zobeltitz Beil. Nr. 10
Velhagen & Klaſings Weihnachtsalmanach für 1895 Beil. Nr. 10

Kultur- und Kunſtgeſchichtliches.

Eiſenhut, Anton 243
Grablegung Chriſti in der bildenden Kunſt. Von H. Knackfuß 443
Kroy-Teppich zu Greifswald. Von G. Stephani 621
Kulturgeſchichte 211
Sandrart, Joachim von 95
Wappen, Bürgerliche. Von Maximilian Gritzner 156

Skizzen aus Heimat und Fremde.

Anſtalten, Gemeinnützige, für deutſche Lehrerinnen und Erzieherinnen. Von G. Kreyenberg 492
Auerhahnbalz, Auf der, im ruſſiſchen Urwald. Von Theophil Schröder 363
Ausſtellungsſchwindel. Von A. Oskar Klaußmann 735

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Seite
Braunſchweig, Techniſche Hochſchule zu 656 u. 657
Diakoniſſenhauſe, Zwei Jahre im 751
Dwaſiden, Schloß, auf Rügen 637
Eisſchießen, Das 306
Erdbeben, Ein, in Konſtantinopel. Von einem Augenzeugen 345
Fragezeichen, Allerlei, zur Diakoniſſenſache. Von Th. Schäfer 320
Für jede Gabe eine Aufgabe 252
Glied, Das fehlende. Von Th. Schäfer 140
Hartſchiere, Die bayeriſchen. Von K. Tanera 102
Kongreß, Der evangeliſch-ſoziale, in Erfurt 666
Lawn-Tennis-Turniere, Deutſche. Von Robert von Fichard 721
Madagascar. Von Dr. Georg Wegener 118
Miſſionsgeſellſchaft, Zum 100jähr. Jubiläum der Londoner. Von P. Richter 794
Miſſionsweſen 47
Monſummano, Die heißen Höhlen von 730
Nord-Oſtſeekanal, Zur Eröffnung des. Von Hanns von Zobeltitz 570, 588
Oeynhauſen, Ein Gedenkblatt zum fünfzigjährigen Beſtehen des Bades 604
Pagen, Die, im Hohenzollerndienſt. Von Paul von Szczepanski 314
Querulanten. Von A. Osk. Klaußmann 602
Reichstagsgebäude, Das neue, in Berlin. Von Hans Schliepmann 8, 27
Rudern auf den hölleren Schulen und Univerſitäten Deutſchlands 634
Saal, Weißer, im Königl. Schloß zu Berlin, Umbau 524
Schlachtfelder um Metz, Ein Beſuch der. Von H. Wickenhagen-Rendsburg 747
Schrammei in Jena 451
Sonntagsſchule, Die älteſte, in Deutſchland. Von Herm. Dalton 202
Venedig, Altes und Neues aus. Von Bernh. Gauſſe 796
Wache, Eine, im Winterpalaſt zu St. Petersburg. Von Graf Rich. Pfeil 4
Was hat man beim Eintritt ins Diakoniſſenhaus zu erwarten? Von Th. Schäfer 54
Wenn man verreiſt iſt. Von A. Osk. Klaußmann 544
Wer iſt das? Eine kriminaliſtiſche Studie von A. Oskar Klaußmann 240
W. T. B. (Wolffs Telegraphenbüreau) 22
Zöllner und Sünder. Von Fr. W. Schulze-Lietzow 808

Naturwiſſenſchaftliches und Mediziniſches.

Arzneiwiſſenſchaft 31, 323
Blutſerumtherapie, Die. Von Dr. A. Eulenburg 133
Chemie 243, 739
Farbenbedeutung. Von Jul. Stinde 543
Fiſche, Welche, fingen die Apoſtel im See Genezareth? Von W. Marſhall 440
Gaſt, Ein lieber, in unſerem Garten. Von L. Haſchert 577
Gärungskunde, Neue Wege der. Von Julius Stinde 618
Geologie 419
Geſundheitslehre 595
Geſundheitspflege 175, 211, 259, 403, 515
Heilkunde 723, 787, 819
Himmel, Neues vom. Von Dr. Klein 272, 282
Himmelskunde 63, 95, 159, 227, 419, 451, 675, 739
Holunder, Vom. Von Julius Stinde 762
Hygieine 691, 675
Maſſage und Gymnaſtik. Von Dr. M. Dyrenfurth 218
Myſterien, Die, des Vogelzuges. Von Dr. Wilhelm Haacke 70
Naturkunde 15, 31, 47, 79, 95, 111, 127, 143, 159, 175, 211, 243, 291, 371, 387, 403, 419, 467, 531, 547, 643, 659, 723, 787
Orang-Utan, Das Neſt des 388
Phyſik 227, 403
Seite
Pflanzenkunde 47, 127, 143, 175, 259, 275, 291, 435, 451. 483, 595, 659, 675, 691, 739, 803
Säugetiere, Eierlegende. Von W. Haacke 713
Sternkunde 627
Tierkunde 47, 63, 79, 95, 159, 259, 291, 355, 467, 531, 547, 563, 643, 723 787, 835
Tiermännchen, Mutterpflichtübende. Von Wilhelm Haacke 520
Wetterkunde 499, 627, 643
Witterungskunde 547
Wunderkinder. Von Dr. M. Dyrenfurth 39
Zuchtwahllehre in Darwins Abſtammungstheorie. Von Hans Willmack 395

Technik.

Bergbau 595
Förderung im Kohlenſchacht mit der elektriſchen Lokomotive 212
Licht, Neues. Von Jul. Stinde 462
Naturökonomie und die Ausbeutung der Kräfte durch die Energieübertragung. Von Franz Bendt 490
Orgelbau-Anſtalt, In der 219
Photographie 111
Technik 15, 63, 79, 175, 259, 275, 307, 323, 371, 403, 419, 483, 515, 627, 643, 659, 707, 755, 787, 819, 835

Gartenkunſt.

Hausgarten. Beil. Nr. 1, 5, 10, 14, 17, 21, 24, 30, 34, 39, 43, 48

Muſik.

Hausmuſik. Von E. von Sallwürk 408
Hausmuſik. Beil. Nr. 1, 3, 8, 11, 12, 14, 15, 20, 25, 30, 33, 42, 46, 51

Vermiſchtes.

Baukunſt 531
Bienenzucht 739
Block, Der größte eratiſche, Norddeutſchlands 370
Dampfſchiff, Das erſte betriebsfähige 835
Erfindungen 435
Freytags, Guſtav, Anſichten über den Beruf des Geiſtlichen. Von Dr. Seyfarth 558
Gerichtspflege 159
Gewerbe 47
Glasmalerei aus dem Münſter zu Straßburg 128
Handel 63, 611
Jagd 803
Jumbo 755
Juwelenſchatz, Aus dem, einer märkiſchen Adelsfamilie 16
Karikatur, Eine politiſche, aus bewegter Zeit (Piepmeyer) 292
Katzen, Von den. Von Anna Aldenhoven 512
Kerner, Juſtinus, Eine Kleckſographie 756
Koloniales 675
Kordulakaſten im Domſchatze zu Kammin 740
Landwirtſchaft 47, 127, 243, 323, 467, 579
Luthers Siegel 708
Marine 159
Militäriſches 111
Münzen, Koreaniſche 144
Münzen der Neuguinea-Kompanie 160
Pfarrerwitwenheim, Ein. Von L. Thiele 402
Preisausſchreiben 771
Rechtsrat 95, 111, 159, 227, 259, 323, 403, 499, 739
Salomonis-Orden, Der abeſſiniſche 820
Schiffahrt 339
Schiffstype, Eine neue 176
Schule 579, 595
Sprechſaal 419, 435, 451, 467, 483, 499, 515, 531, 547, 563, 595, 643, 660, 691, 723, 755, 819
Statiſtik 31, 339
Städtebild, Ein altes. (Kiel) 803
Tanzkärtchen, Ein intereſſantes 724
Tellſage 643
Seite
Univerſitäten 275, 467, 691
Univerſitätsweſen 435
Urgroßvater, Mein, und der alte Fritz 514
Vereinsweſen 531
Verkehr 31, 63, 111, 143, 175, 371, 387, 451, 579, 595, 611, 691, 707
Volkswirtſchaft 707
Weihnachtsgebäck, Allerlei 185
Weinbau 211
Wißmann, Hochzeitsgeſchenk für 675
Witboy und die Seinen 660
Zeitung, Kleine 47, 79, 112, 127, 159, 291, 323, 420, 595, 612, 708, 771, 787, 803, 819

Illuſtrationen.

Abgeſchlagen. Von W. Gräbhein 521
Abſchied eines japaniſchen Offiziers von ſeiner Familie. Von G. Bigot 509
Agraffe eines Armbandes 16
Albrecht der Bär, Markgraf. Von Johannes Boeſe Beil. Nr. 22
Albrecht, Herzog von Öſterreich, Das Leichenbegängnis Beil. Nr. 24
Alexander III., Überführung der Leiche, in die Peter-Paulskirche zu St. Petersburg Beil. Nr. 11
Alle Neune. Von E. W. Schönner 813
Alpenröſerl. Von F. Prölß 368
Altarwerk von L. Vogt in Memmingen. Beil. Nr. 31
Altarſchrein in der Neuen Nikolaikirche zu Kalkar 500
Altefähre bei Stralſund. Von Hans Völcker 705
Am Bach. Von M. Nonnenbruch 641
Am Herd. Von Henry Moslfr 809
Ameiſenigel. Von P. Neumann 715
Amme mit Kind. Von Franz Hals 792
An den Toten gefeſſelt. Von J. Deiker 37
Angler, Der. Von Peter Paul Müller 825
Attacke des 1. Garde-Dragonerregiments bei Mars la Tour. Von W. Friedrich 780
Auerhahnbalz, Auf der, im ruſſiſchen Urwald. 6 Abb. 363—65
Auf der Flucht. Von G. v. Boddien 577
Auf der Weide. Silhouette von Georg Jochmann 584
Aufbruch zum Markt. Von William A. Howe 41
Aufgabe, Schwere. Von E. Rau 257
Aus der Muſenalmanachzeit. Von M. Seeger 717
Aus Rand und Band. Von S. Hirſchfelder 269
Ausſteuer, Bei der. Von O. Piltz 721
Barbaroſſa, Friedrich 128
Baſeler Frieden, Fliegendes Blatt auf denſelben 516
Beduinen 300
Beethoven, Haus in Heiligenſtadt 576
Begegnung, Gefährliche. Von C. F. Deiker 73
Bellevue, Schloß, bei Sedan 772
Bernauerin, Grabſtein der Agnes 356
Beſcherung, Vor der. Von W. Zehme 189
Bildnis eines jungen Mannes im Lorbeerkranz. Von Sodoma 344
Bismarck, Vom letzten parlamentariſchen Frühſchoppen beim Fürſten 409
Bismarcks Geburtstag Beil. Nr. 28
Bismarcks 80ſter Geburtstag. Beil. Nr. 29
Bismarck, Die Poſener Deputation bei. Beil. Nr. 2
Bismarck, Beſuch der Weſtfalen bei. Beil. Nr 36
Bismarck, Grabkapelle und Katafalk der Fürſtin Beil. Nr. 16
Bismarckdenkmal in Berlin. Zwei Entwürfe von Johannes Schilling und R. Siemering Beil. Nr. 47
Bismarckturm, Der, zu Göttingen. B. Nr. 16
Bismarck, Votivtafel für denſelben 532
Bittſchriftenlinde, Die, in Potsdam 372
Böker, Studie zu dem Bilde: „Wohl bekomm's“ 712

Seite
Bodinus-Denkmal . . . . Beil. Nr. 1
Borkum, Der alte Leuchtturm auf . 732
Braunſchweiger Domlinde 48
Briefmarken vom Kongoſtaat . . . 291
Brotterode, Brandſtätte . . Beil. Nr. 45
Brückenbau bei Müngſten zwiſchen Remſcheidt und Solingen . . Beil. Nr. 49
Brüx, Vor der Unglücksſtätte. Beil. Nr. 45
Cäcilie, Die heilige. Von Carlo Dolci 125
Cheopspyramide 301
Chodowiecki, Daniel, Studie von . . 536
Chriſtuskirche in Köln . . . Beil. Nr. 36
Chryſanthemum-Orden 323
Cilly. Von Franz von Defregger . 669
„Crathie“ im Hafen von Rotterdam. Beil. Nr. 20
Dalmatiner Hund. Von H. Sperling 116
Denkmäler der Schlachtfelder bei Metz 746
Diſtel, Premierleutnant, und die ſüdweſtafrikaniſche Schutztruppe. Beil. Nr. 4
Dom, Das Baugerüſt für den neuen, in Berlin . . . . . . Beil. Nr. 41
Donchery, Die Kapitulationsverhandlungen zu. Von A. v. Werner . . 761
Dorfkünſtler. Von Mayer-Mainz . . 361
Dort iſt's. Von A. Vianna de Lima 337
Dortmund-Emskanal, Überbrückung des. Beil. Nr. 50
Dundas, Charlotte. Dampfſchiff . . 836
Dürer, Marienleben 168
Dwaſieden, Schloß, auf Rügen . . . 637
Eiche, Die große, bei Nöbdenitz. B. Nr. 31
Eiſenbahndirektionsgebäude zu Berlin. Beil. Nr. 38
Eiſenhut, Teil des Altarkreuzes von . 244
Eiſenhut, Geburtshaus des Anton, in Warburg 243
Elb-Travekanal, Grundſteinlegung. B. Nr. 38
„Elbe“, Schiff. Siehe auch Böker .
„Elbe“, Schiff. Siehe auch Wright .
„Elbe“, Ein Konzert an Deck der. B. Nr. 23
„Elbe“, Schnelldampfer . . Beil. Nr. 20
Elch, Suhlender. Von A. v. Wierusz-Kowalski 807
Elentiere, die im Waſſer Schutz vor den Mücken ſuchen 369
Emmausgirche, Taufſtein und Kreuzigungsgruppe für die . . Beil. Nr. 43
Erinnerungsmünze an die Schlachttage von Metz 788
Erwartungsvoll. Von W. Menzler . 561
Fabricius, Jakob 832
Fähre bei Dauſenau. Von H. Schnee 349
Familie, Heilige. Von B. Coletti . 181
Fauſt, Dr. Von Rembrandt . . . 284
Feierabendhäuſer. 7 Abb. . . 492 u. 493
Feldblumenſtrauß. Von M. Lemaire . 193
Feſtguirlanden. Von P. Glücklich . 625
Feuer, Am. Von Hugo Kauffmann . 313
Feuer an Bord. Von Hans Bohrdt . 273
Fieſole, Engel, Violine ſpielend . . 236
„ „ Poſaune blaſend . . 236
Fiſche aus dem See Genezareth . . 440
Flottenmanöver, Die diesjähr. 7 Abb. 76—78
Förderung im Kohlenſchacht mit der elektriſchen Lokomotive 212
Franz II. von Neapel, Leichenbegängnis des Exkönigs . . . . Beil. Nr. 18
Franz Joſef, Kaiſer, von Öſterreich, Generalfeldmarſchallsſtab 580
Freundinnen, Die beiden. Von W. Menzler 697
Freytags, Guſtav, Wohnhaus . . . 556
„ „ Arbeitszimmer . . 557
Friedhof, Der, von Groß-Tychow . . 370
Friedrich der Große bei dem Austrocknen von Sümpfen. Von C. Koch . 489
Friedrich der Große im Walde von Parchwitz. Von C. Seiler . . . 297
Friedrich der Große prüft mit dem Baumeiſter von Knobelsdorf auf der Höhe von Sansſouci den Bauplan . 340
Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg-Oels, Einſchiffung desſelben 276
Friederikenhaus in Dornholzhauſen. Beil. Nr. 21
Frühling. Von Georg Jochmann . . 457
Frühling. Von James S. Watts . 540

Seite
Frühſchoppen, Beim. Von A. Lüben 45
Für die Armen. Von Georg Buſch . 93
Geſchütz, Verfolgtes. Von E. Hünten 729
Gewerbeausſtellung, Berliner. Beil. Nr. 33
Gilatier, Das 355
Gletſcheridyll. Von Math. Schmid . 633
Glocken der Kaiſer Wilhelms-Gedächtniskirche in Berlin . . . Beil. Nr. 38
Gnadenkirche, Medaillen 468
Gnadenkirche in Berlin, Kruzifix und Wandteppich . . . . . . Beil. Nr. 43
Götzen, Das Expeditionskorps des Grafen, in Banana 381
Götzen, Graf, auf der Jagd in Afrika 227
Grablegung. 10 Abb. . . . 443—446
Gratulantin, Die kleine. Von O. Kirberg 769
Gravelotte, Gedenkturm auf der Höhe von Point du jour bei . . Beil. Nr. 50
Gravelotte, Mitte des Dorfes. Beil. Nr. 50
Gravelotte, Schlucht von . . Beil. Nr. 50
Guſtav Adolf-Denkmal bei Lützen . . 151
Guſtav Adolf-Denkmal zu Bremen . 152
Guſtav Adolfs Grab in der Ridderholmskirche zu Stockholm 152
Guſtav Adolfs Koller 150
Guſtav Adolfs Leiche auf einer Bahre 152
Guſtav Adolfs, Überführung der Leiche, von Lützen nach Wolgaſt. Von W. Schuch 153
„Guten Morgen, Brüderchen!“ Von Hugo Oehmichen 505
Hamburg, Hochbrücke. 3 Abb. . 627 u. 628
Hartſchiere, Bayeriſche. Von R. Knötel 102
Haug, Robert, Studie 648
Hauptſpaß, Ein 728
Hauskonzert im XVII. Jahrhundert . 733
Heimkehr. Von Tiratelli 601
Helgoländer Düne im Jahre 1866. B. Nr. 18
Helgoländer Düne nach der Sturmflut am 23. Dez. 1894 . . . Beil. Nr. 18
Herbſtarbeit im Garten. Von Hugo Oehmichen 824
Herbſtmorgen. Von E. von Bernuth . 785
Herzensfrage. Von Ferd. Fagerlin . 477
Herzensfrage, Eine. Von A. Ritzberger 593
Holbein, Samuel bedroht Saul mit dem Zorn Gottes 168
Hoſen, Zerriſſene. Silhouette von G. Jochmann 316
Humperdincks Märchenoper „Hänſel und Gretel“ . . . . . Beil. Nr. 11
Huſſiten, Böhmiſche, empfangen das Abendmahl in beiderlei Geſtalt. Von V. Brozik 465
Im Frühling. Von Marie Laux . . 497
Im Herbſt. Von Davidſon Knowles . 812
Im Park 396
Indianer-Wettrennen. Von Frederic Remington 121
In Erwartung des Herrn. Von A. Wierusz Kowalski 53
Ins Garn gegangen. Von E. Brack 777
Iſola Bella . . . . . . Beil. Nr. 26
Jumbo im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Von W. Kuhnert . . . 753
Kaiſer Friedrichdenkmal in Paſewalk. Beil. Nr. 41
Kaiſer Wilhelm beglückwünſcht die Sieger im Wettkampf um den Schülerpreis . . . . Beil. Nr. 47
Kaiſer Wilhelmdenkmal, Vorarbeiten auf der Schloßfreiheit . . Beil. Nr. 43
Kaiſer Wilhelm-Denkmal, Grundſteinlegung . . . . Beil. Nr. 40
Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche . . 829
Kaiſer Wilhelm-Kanal, Die Eröffnung des . . . . Beil. Nr. 40
Kaiſerpokal . . . . . . Beil. Nr. 50
Kampf mit dem Drachen. Von W. Gräbhein 461
Kannſt Du leſen? Von H. Kaulbach 25
Kasperltheater. Von A. Lonza . . 117
Karrikatur, Eine politiſche, aus bewegter Zeit (Piepmeyer) 292
Karte des Kurſes und des Zuſammenſtoßes der „Elbe“ und der „Crathie“. Beil. Nr. 20

Seite
Kartenhäuſer. Von R. Hohenberg . 173
Katzen. Von J. Adam. 6 Abb. 512 u. 513
Känguruh 803
Kerner, Juſtinus, Eine Kleckſographie 756
Kiel 804
Kiliansbrunnen in Würzburg. Beil. Nr. 45
Kinderſpielplatz, Auf dem. Von G. Koch 560
Kirche, Neue, in Schöneberg-Berlin. Beil. Nr. 33
Kirſchbäume, Blühende, in Werder. Beil. Nr. 33
Kloſterkegelbahn. Von Ed. Grützner . 253
Knecht Ruprecht . . . . . Beil. Nr. 12
Kopf, Weiblicher. Von E. Saporetti 5
Kordulakaſten im Domſchatze zu Kammin 740
Körner, Theodor, nach dem Überfall bei Kitzen. Von Otto Reichert . . 585
Kreuz, Das Eiſerne, mit Eichenlaub. Beil. Nr. 49
Kreuz, Das Eiſerne . . . . . . 764 ff.
Krieger, Sterbender. Von Jan Matejko 208
Kriegsbild, Ein mittelalterliches . . 260
Kriegsdenkmünze 1870 71 . Beil. Nr. 49
Kriegsſchiffe, Typen v. d. Beſatzung der 689
Krokodiljagd auf Java. Von R. Karaſin 165
Kroy-Teppich zu Greifswald . . . 621
Kurfürſt Friedrich I., Denkmal, in Frieſack . . . . Beil. Nr. 6
Laibach, Erdbeben in . . . Beil. Nr. 31
Langenſche Schwebebahn. 3 Abb. 307 u. 308
Langſchläfer. Von L. Roſenberg . . 449
Leihbibliothek, In der. Von F. Ortlieb 101
Leonardo da Vinci, Frauenbildnis . 473
Leonardo da Vinci, Porträtſtudie . . 608
Liebesfrühling. Von Alb. Ritzberger 665
Liebesgeſchenk, Ein. Von E. Cipolla . 425
Liebling, Der. Von K. Grob . . . 745
Lindau, Offiziersfeſt in . . Beil. Nr. 47
Livadia, Schloß . . . . . . Beil. Nr. 7
Löwengruppe vor dem Juſtizgebäude in Moabit-Berlin. Von A. Wolff. Beil. Nr. 45
Löwenkäfig, Im. Von P. Meyerheim 617
Löwenzwinger, Im. Von Alex. Zick . 352
Ludwig XVI., Medaille auf . . . 564
Luthers Hochzeitsfeier. Von K. Weigand 201
Lutherdenkmal in Berlin . . Beil. Nr. 41
Lutherdenkmal in Eiſenach . Beil. Nr. 36
Luthers Siegel 708
Madagaskar, Reſidenzſchloß der Königin von . . . . Beil. Nr. 9
Mädchen, Tanzendes. Von Fr. Simm 216
Marderbären im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Von P. Neumann . . 317
Marina grande auf Capri. Von R. J. Helm 481
Markusplatz, Auf dem, in Venedig. Von L. Wittich 713
Mars, Planet 272
Matſuzaki, Kapitän, überſchreitet an der Spitze ſeiner Truppe den Anjo. Beil. Nr. 7
Mauſoleum, Das, in Charlottenburg. Beil. Nr. 2
Michael, St., Schnitzfigur 268
Mitſcherlich-Denkmal im Kaſtanienwäldchen zu Berlin . . . Beil. Nr. 18
Monumentalbrunnen in Dresden. B. Nr. 2
Morgenritt. Von Hans W. Schmidt 537
Mitgeritten — mitgelitten. Von C. von Bergen 529
Münzen, Koreaniſche 144
Münzen der Neuguinea-Kompanie . 160
Nach dem Sturm . . . . Beil. Nr. 33
Napoleons III. Fahrt von Sedan zur belgiſchen Grenze. Von W. Friedrich 772
Nationaltheater, Das Mannheimer . 88
Netze, Beim Einholen der. Von G. Haquette 609
Nonnenbruch, Max, Studie 384
Nord-Oſtſeekanal I. 5 Abb. von Hans Bohrdt 572
Nord-Oſtſeekanal II. 6 Abb. . . . 588
Notpapiergeld der Stadt Kolberg während der Belagerung 1807 . . . 64
Oehmichen, H., Intereſſante Lektüre . 620

Seite
Oeynhauſen, Bad. 7 Abb. 604
Old London Bridge 436
Omen, Böſes. Von Wilh. Simmler . 288
Orang-Utan, Das Neſt des 388
Orgelbau-Anſtalt. 6 Abb. . . . 219—222
Palmenhain und Nilüberſchwemmung 300
Pfefferkuchenhaus von Thomas . . . 196
Pferd aus Mädchenleibern geformt. Beil. Nr. 26
Poſtenreviſion der Bahnſtrecke Sebaſtopol-Moskau durch einen ruſſiſchen Offizier . . . . Beil. Nr. 11
Poſtkutſche Braunſchweig-Vorsfelde, Die letzte Fahrt der . . . . . Beil. Nr. 22
Poſtzeitungsamt Berlin . . Beil. Nr. 38
Prairiehunde, Klapperſchlange und Prairieeule. Von W. Kuhnert . . 141
Prell, H., Drei Studien 61
Prisma, Das. Von A. Lins . . . 801
Pyramiden von Giſeh 299
Raffaels heilige Cäcilie 109
Raffaels, Gott Vater aus der Disputà 167
Rätſelbild, Ein aſtronomiſches. Von C. Koch 396
Raſt bei der Freundin. Von B. Vautier 21
Rauch, Jungfrau Lorenzen von Tangermünde 596
Raudner, Rob., Studienkopf 156
Raudten, Eiſenbahnunfall in. Beil. Nr. 47
Rauhhaar-Antilope, Japaniſche. Von P. Neumann 92
Reformation, Einführung der, in Hildesheim. Von H. Prell 57
Rehe am See. Von Georg Koch . . 441
Reichstagsgebäudes, Grundſteinlegung des 32
Reichstagsgebäude, Das neue, in Berlin. 6 Abb. . . . . 8—10
Reichstagsgebäude, Neues. 5 Abb. 24, 28, 29
Reichstagsgebäudes, Schlußſteinlegung des, am 5. Dezember 1894. Beil. Nr. 13
Reichstagsgebäude, Altdeutſcher Herold auf dem 228
Reichsverſicherungsamt, Das, zu Berlin. Beil. Nr. 1
Reiherbeize. Von W. Räuber . . . 377
Reiß, Schwarzwaldbildchen 692
Rembrandt, Cornelius Claes Anslo und eine Witwe 393
Rembrandt, Köpfe von Hörern aus der „Anatomieſtunde“ 168
Rennwolf in Fahrt . . . . Beil. Nr. 18
Rinderherde. Von A. Chelius . . . 737
Rollſchiff 176
Romanows, Stammſchloß der . . . 112
Röchling, Jll. aus dem 70er Krieg . 671
Römerin, Chriſtliche, im Gebet. Von M. Nonnenbruch 385
Rubens Söhne Albert und Nikolas. Gemalt von P. P. Rubens . . . 36
Rudern auf den höheren Schulen und Univerſitäten Deutſchlands . . 634—636
Saal, Weißer, im Königl. Schloſſe zu Berlin. 10 Abb. . . . . . 524—526
Salomonis-Orden, Der abeſſiniſche . 820
Salzwedel, Rathaus zu . . Beil. Nr. 26
Sandrart, November 96
Saujagd, Auf der. Von Otto Recknagel 249
Schiffsjungen, Weihnacht des. Von A. Zick 184
Schiffsmodell des Norddeutſchen Lloyd
Schild des deutſchen Kaiſers. Beil. Nr. 50
für Fürſt Bismarck . . . Beil. Nr. 47
Schiller, den Karlsſchülern im Bopſer Wäldchen die Räuber vorleſend. Von Heideloff 88
Schillers Räuber. 2 Abb. Von Chodowiecki 90
Schilling, Joh., 2 Reliefs vom Niederwalddenkmal . . . . . 764 u. 767
Schließe eines Armbandes 16
Schmetterling, Der. Von Theod. Gruſt 649
Schnabeltier 714
Schornſteinaufſatz 403
Schornſteinaufſätze 515
Schnee, Jm. Von C. Heinrich . . 289
Schnitterin. Von Johannes Schilling 305
Schöpfrad im Betriebe 302

Seite
Schrammei in Jena 452
Schreibtiſchgarnitur für Wißmann . . 676
Schreyer, Adolf, Walachiſcher Poſtſchlitten im Schnee 280
Schuch, W., Aquarellſtudie 232
Schüchtern. Von P. Wagner . . . 104
Schulineger in Stuttgart . . Beil. Nr. 33
Schutztruppe, Offiziere der deutſchen, in Keetmannshoep . . . Beil. Nr. 38
Schwaben, Philipp von 128
Sechsgroſchenſtück unter Eliſabeth . . 483
Sedan, Zurückweiſung des Angriffs der franzöſiſchen Reiterdiviſion bei Sedan. Von W. Friedrich 768
Sedanfeſt, Das, in Leipzig. Beil. Nr. 52
Seebad, Jm. Von E. Harburger . 745
Seeufer in Oberbayern. Von W. Kobell 404
Seiler, C., Studien 296
Selbſt iſt der Mann. Von A. Mandlick 568
Sennerin, Die. Von F. v. Defregger 833
Singaleſin. Von N. Karaſin . . . 164
Situation, Gefährliche. Von Z. Adjukiewicz 233
Soldatenbildchen, Ein, aus d. J. 1815 612
Sommerabend. Von E. Ravel . . 624
Speiſeſaal in Albergo Pagano . . . 480
Sphinx 302
Springbrunnen aus Glas von Salviati 472
Stiefelputzer in Konſtantinopel. Von C. Koch 504
Stillleben im Winter. Von M. Röbbecke 264
Stillvergnügt. Von P. Wagner . . 353
Straßenbahn, Elektriſche, in Berlin. B. Nr. 31
Streichterzett. Von B. Jenichen . . 488
Tannforſt, Der, im Winter . Beil. Nr. 26
Tanzkarte vom Marineball in Kiel. Von Hans Bohrdt 724
Tauchnitz, Bernh. von . . . Beil. Nr. 50
Tellſage, Kupferſtich von Chodowiecki 644
Temple, Der, zur Zeit der Revolution 563
Thoma, Hans, Federzeichnung . . . 140
Tillys Verwundung in der Schlacht am Lech. Von P. F. Meſſerſchmidt . 13
Treibjagd. Von Chr. Kröner . . . 225
Treibjagd, Nach der. Von H. Mühlig 137
Trennung, Schwere. Von Ed. Grützner 793
Trotzköpfchen. Zeichn. von E. Wagner 508
Türkendenkmal im Stefansdom zu Wien. Von Edm. Hellmer . . . Beil. Nr. 9
Übereifrig. Von F. A. von Kaulbach 133
Übermut. Von G. Chierici 681
Überraſchung, Die. Von M. Volkhart 281
Überſchwemmt. Von J. L. Guyot . 417
Überſchwemmung in Dürrwangen. B. Nr. 41
Überſchwemmung in Laufen. Beil. Nr. 41
Umgeworfen. Von J. Veſin . . . 333
Umpflanzen größerer Bäume. Von W. Zehme 105
Univerſitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg . . . . Beil. Nr. 49
Unter Blumen. Von Georg Büchner 569
Venedig. 6 Abb. 795
Vereinshaus des Vaterländiſchen Frauenvereins in Zehlendorf 484
Verwandte, Arme, auf Beſuch. Von C. Bromberger 205
Verwundeten-Transport im chineſiſch-japaniſchen Kriege . . . Beil. Nr. 11
Veteranen, Begrüßung der, durch Kaiſer Wilhelm auf dem Tempelhofer Felde. Beil. Nr. 49
Veteranenfeſt in Saarbrücken. Beil. Nr. 49
Viehmarkt in Gizeh. Von W. Kuhnert 85
Vogel, Hermann. 11 Abb. 428—430, 433
Vogelfänger, Geſtellter . . Beil. Nr. 24
Von ihm. Von Orin Peck 69
Vor dem Angriff des 16. Regiments. Von W. Friedrich 779
Vor dem Tanz. Von F. v. Defregger 217
Vorleſerin, Die. Von Albert Moore 241
Vroni. Von F. von Defregger . . 285
Waiſenhaus, Das Franckeſche, in Halle 684
Ware, Friſche. Von Otto Lingner . 329
Waldemar, Markgraf. Von M. Unger. Beil. Nr. 22
Waldfeiertag. Von Hermann Vogel . 433
Walddoktor, Der. Von Heinr. Schlitt 457

Seite
Weber, Schleſiſche. Von W. Zehme . 345
Weg, Verfehlter. Von O. Gebler . . 265
Weichſelmündung, Überſichtskarte der. Beil. Nr. 33
Weihe der 132 neuverliehenen Fahnen am 18. Oktober zu Berlin. Beil. Nr. 6
Weihnachtsgebäck, Allerlei. 12 Abb. von Fritz Reiß 185
Werner, A. v., 2 Studien 760
Winter. Von Fr. Kallmorgen . . . 157
Winter. Von A. Kaufmann . . . 209
Winter am Strande. Von H. W. Mesdag 248
Witboi, Friedensbotſchaft von Henrik, an Major Leutwein . . . Beil. Nr. 16
Wittelsbachbrunnen in München. B. Nr. 43
Wolfbach, Am. Von Gottfr. Keller . 328
Wurz'nſepp, Der. Von George Dotti 380
Wüſtenwanderung, Am Ziele einer. Von W. Kuhnert 401
Ziethen, General, Studienkopf von R. Warthmüller 496
Zinsgroſchen. Von Tizian 553
Zuſammenkunft König Wilhelms mit Napoleon III. im Schloſſe Bellevue bei Sedan. Von W. Camphauſen . 765
Zwerg- und Elenantilope. Von Wilh. Kuhnert 237
Zwiſchen zwei Welten. Von Herm. Kaulbach 653

Porträts.

Albrecht, Erzherzog, von Öſterreich. B. Nr. 22
Alexander III., Kaiſer von Rußland. B. Nr. 7
Anſorge, Conrad . . . . . Beil. Nr. 30
Baboeuf, Gracchus 548
Behring, Dr. 136
Bismarck als Geſandter in Paris . . 420
Bismarck, Fürſt, Bemalte Büſte von H. Magnuſſen 413
Bismarck, Fürſt . . . . . Beil. Nr. 26
Bismarck, Johanna Fürſtin von . . 169
Bismarck, Graf Wilhelm von. Beil. Nr. 31
Böcker, Fräulein, die einzige beim Untergange der „Elbe“ gerettete Frau. Beil. Nr. 23
Brugſch, Heinrich 86
Canovas de Caſtillo, Antonio. Beil. Nr. 28
Canrobert, Marſchall . . . Beil. Nr. 22
Caprivi, Graf Georg Leo . . Beil. Nr. 6
Carriere, Moritz . . . . . Beil. Nr. 22
von Chaſot, Graf Jſaak Franz Egmont 541
von Chaſot, Gräfin Camilla 541
Chryſander, Friedrich . . . Beil. Nr. 20
Dalberg, Wolfg. Heribert von . . . 88
Dieſtel, Premierleutnant . . Beil. Nr. 9
Dirickx, Odulphe, letzter Veteran der großen Armee Napoleons I. Beil. Nr. 24
Eduard, Prinz von Anhalt . Beil. Nr. 24
von Erkert, Leutnant . . . Beil. Nr. 9
Eulenburg, Graf Botho zu . Beil. Nr. 6
Faure, Felix, der neue Präſident der franzöſiſchen Republik . . Beil. Nr. 22
Francke, Aug. Herm. 682
Franz Joſef, Kaiſer von Öſterreich mit ſeinen drei Enkelkindern . Beil. Nr. 4
Freytag, Guſtav 556
Freytags, Guſtav, Totenmaske . . . 557
von Friedberg, Juſtizminiſter. Beil. Nr. 41
Friedrich Wilhelm, Herzog zu Braunſchweig-Lüneburg-Oels 275
Fries, Jürgen Nicolai 40
von Giers, Nikolai Karlowitſch. B. Nr. 20
Gnauck, Eliſabeth 666
Gneiſt, Rudolf von . . . . Beil. Nr. 45
von der Goltz, Admiral Freiherr. B. Nr. 36
v. Goluchow-Goluchowski, Graf Agenor. Beil. Nr. 38
Gomez, Juan Gualberto . . Beil. Nr. 33
von Goeſſel . . . . Beil. Nr. 20
Götzen, Graf 381
Gruſon, Hermann . . . . Beil. Nr. 20
Gude, Hans . . . . Beil. Nr. 26
Gurko, General . . . . . Beil. Nr. 16
Guſtav Adolf. Von Miereveld . . 149
Guſtav Adolffeſt in Lützen am 9. Dezember 1894 . . . . . Beil. Nr. 14

Seite
Halir, Karl . . . Beil. Nr. 25
Hammerſtein-Loxten Freiherr von. B. Nr. 14
Helmholtz auf dem Totenbette. Beil. Nr. 1
Hofmann, Dr. Heinrich . . . Beil. Nr. 2
Hohenlohe-Langenburg, Hermann Fürſt zu, Kaiſerl. Statthalter von Elſaß-Lothringen . . . Beil. Nr. 9
Hohenlohe-Schillingsfürſt, Fürſt Chlodwig zu, der neue Reichskanzler. B. Nr. 7
Humperdinck, E. . . . Beil. Nr. 11
Jeruſalem, J. F. W. . . . 657
Iffland, Auguſt Wilhelm . . . 89
Johann Albrecht, Herzog von Mecklenburg . . . Beil. Nr. 38
Jsmaïl Paſcha . . . Beil. Nr. 28
Ito, Vice-Admiral . . . Beil. Nr. 26
Kalckreuth, Stanislaus Graf. Beil. Nr. 16
Karl Auguſt, Erbgroßherzog zu Weimar. Beil. Nr. 11
Karl I., Herzog von Braunſchweig-Lüneburg . . . 657
Kielmannsegg, Erich Graf, öſterr. Miniſterpräſident . . . Beil. Nr. 43
Klein, Bruno Oskar . . . Beil. Nr. 46
Knorr, Admiral . . . Beil. Nr. 36
Köller, von, preußiſcher Miniſter des Innern . . . Beil. Nr. 7
Kretzſchmar, Clara . . . Beil. Nr. 15
Laſſen, Eduard . . . Beil. Nr. 33
Leſſeps, Ferd. von . . . Beil. Nr. 14
Leutwein, Major . . . Beil. Nr. 16
Levetzow, von, Landesdirektor. Beil. Nr. 31
Lindenſchmitt, Wilh. . , . Beil. Nr. 41
Lippe, Fürſt Woldemar zu . Beil. Nr. 31
Lippe-Bieſterfeld, Graf Ernſt zu. B. Nr. 31
Lippe, Prinz Adolf zu Schaumburg-Beil. Nr 31
Lobanow, Fürſt . . . Beil. Nr. 31
Ludwig, Prof. Dr. . . . Beil. Nr. 36
Luiſe, Prinzeſſin von Sachſen-Altenburg . . . Beil. Nr. 24
Marſchner, Heinrich . . . Beil. Nr. 42
Martinez Campos . . . Beil. Nr. 28
Meyer, Jenny . . . Beil. Nr. 1
Neuhof, Baron, König von Korſika . 348
Nicodé, Jean Louis . . . Beil. Nr. 3
Oeynhauſen, Karl Freiherr von . . . 604
Orleans, Philipp von, Prinz, Graf von Paris . . . Beil. Nr. 1
Orleans, Philipp, Prinz, Herzog von. Beil. Nr. 1
von der Oſten-Sacken, Graf. Beil. Nr. 33
von Pape, Generaloberſt . . Beil. Nr. 36
Prell, Hermann . . . 60
Ranavalo Majaka III., Königin von Madagaskar . . . Beil. Nr. 9
Richthofen, Freiherr v. . . Beil. Nr. 41
Roſenberg, von, General . . Beil. Nr. 47
Roſſi, Giovanni Battiſta de . Beil. Nr. 9
Rubinſtein, Anton . . . Beil. Nr. 11
Sagaſta Mateo Praxedes . . Beil. Nr. 28
Schenk, Schweizer Bundesrat. Beil. Nr. 45
von Schelling, Miniſter . . Beil. Nr. 11
Schiller im Jahre 1781 . . . 89
Schönſtedt, K. H., preußiſcher Juſtizminiſter . . . Beil. Nr. 11
Schuwalow, Graf Paul . . Beil. Nr. 16
v. Schwarzkoppen, General . . . 778
Siam, der verſtorbene Kronprinz und ſeine Brüder . . . Beil. Nr. 38
Stambulow, Stephan . . . Beil. Nr. 43
Stübel, Oberbürgermeiſter von Dresden. Beil. Nr. 26
Sybel, H. von . . . 781
Taſſo, Torquato . . . 460
Taſſo, Torquato, Totenmaske . . . 462
Theodor, König von Korſika . . . 348
Thierſch, Karl . . . Beil. Nr. 36
Ting, Admiral . . . Beil. Nr. 26
Umlauft, Peter . . . Beil. Nr. 8
Vigée Lebrun, Madame, mit ihrer Tochter. Selbſtporträt . . . 321
Viktoria Luiſe, Prinzeſſin von Preußen. Beil. Nr. 9
Vogel, Hermann . . . 428
Warthmüller, Rob. . . . Beil. Nr. 45
von Werder, General . . . Beil. Nr. 33
Wilhelm, Herzog von Braunſchweig . 658
von Windheim, Polizeipräſident von Berlin . . . Beil. Nr. 43
Witboy und Familie . . . 660
Wright, William, Kapitän der Wildflower . . . Beil. Nr. 23
Yamagata, Feldmarſchall, Oberbefehlshaber der japan. Armee in Korea. B. Nr. 4
Zajic, Florian . . . Beil. Nr. 37

Inhaltsverzeichnis

zum

Frauen-Daheim, XXXI. Jahrgang (1895).

(Die mit einem * verſehenen Titel ſind illuſtrierte Artikel oder Illuſtrationen.)

Artikel vermiſchten Inhalts.

Nummer
Armen, Für die . . . 16
Bahnhofsmiſſion . . . 26
Blumenſträuße . . . 42
Blumentiſchkarten . . . 48
Bücherkaſſe . . . 38, 44
Einband für unſer Blatt . . . 4
Freude, Die „einzige“ . . . 30
Führt ſie nicht in Verſuchung . . . 36
Gaben, Humoriſtiſche . . . 6
Gebot, Das zweite . . . 32
Geſundheitspflege . . . 24
Handkuß, Der . . . 43
Hoffnung, Getäuſchte . . . 20
Kopf oder Herz . . . 21
Münzen, Alte, zu verwenden . . . 5
Neujahrskarten . . . 13
Ökonomie im Haushalt . . . 15
Oſtergeſchenke . . . 27
Patriotenbund, Der deutſche . . . 41
Pfennigkaſſe, Die . . . 52
Rat, Guter . . . 14
Schenken . . . 16
Schulden, Kleine . . . 43
Taktloſigkeit, Eine geſellſchaftliche . . . 2
Taufgeſchenke . . . 15
Verſöhnung . . . 46
Wirtſchaftspenſionen . . . 26
Wohlthätigkeitskonzert . . . 31

Beruf, Erwerb.

Gymnaſialkurſe . . . 3
Kochenlernen . . . 24, 28
Muſterzeichnerbuch . . . 45
Photographie . . . 16
Schneiderin . . . 6
Schweſtern, Unter den . . . 28

Geſelliges.

Fünfuhrthee . . . 5
Geſellſchaftgeben . . . 18
Jugend, Für die tanzluſtige . . . 19
Sylveſtergeſellſchaft . . . 13
Tage, Vergebene . . . 7

Getränke.

Abziehen, Das, des Weines . . . 1, 17
Apfelwein . . . 23
Bowlenbereitung . . . 38
Hausbier . . . 45
Sommergetränke . . . 37
Thee . . . 2, 34

Handarbeit.

Arbeiten aus Stoffreſten . . . 50
Arbeitstuch . . . 17
* Badeteppich . . . 49
Ballnecessaire . . . 13
Barchentkravatten . . . 3
Beſorgtaſche . . . 26
Bettvorlagen aus Haſenfellen . . . 11
* Blumennadelkiſſen . . . 18
* Blumenzweig, Geſtickter . . . 9
* Bordüre . . . 17
* Buchzeichen . . . 19
Chaiſelonguedecke . . . 16
* Decken, Deckchen 16, 43, 15, 21, 27, 38
Delfter Stickereien . . . 27
Elſaßhäubchen, Verwendung der . . . 19
Fenſterſchutzdecken . . . 8
* Gängelband . . . 5
Flickenſack . . . 16
* Gartentaſche . . . 48
Haarnadelkiſſen . . . 19
* Häkeltäſchchen . . . 26
Hülle, Praktiſche . . . 17
* Hyazintenglas . . . 2
Japaniſche Kunſtſtickerei . . . 27
* Kinderlätzchen . . . 24
* Kinderjäckchen . . . 44
* Kiſſenbezug . . . 35
* Klöppelei . . . 14
Kokosnußbutterbüchſen, Verwendung der 51
Kreuzſticharbeiten . . . 3
* Kreuzſtichborten . . . 45, 47, 50
* Küchenſpitze . . . 31, 52
Lampenſchleier . . . 51
Lederapplikation . . . 27
* Leinenſtickerei . . . 6
* Metallſchablonen . . . 18
* Moſaiknäharbeiten . . . 34, 40
Nadelkiſſen . . . 47
Papierkorb . . . 16
Photographiehalter . . . 3, 13
* Ruhebett . . . 12
Schlüſſelkorb . . . 11
* Schürze . . . 23, 49
* Smyrnaknüpfarbeit . . . 44
* Smyrnaſtich . . . 22
* Sofaſchleife . . . 9
* Spitzen . . . 21, 36, 40
* Stern, Gehäkelter . . . 14
* Stickereibordüre . . . 5
* Stuhlkiſſen . . . 26
Talartaſche . . . 39
* Tellerdeckchen . . . 28
* Teppich, Schwediſcher . . . 39
Tiſch als Photographiebehälter . . . 16
* Tiſchläufer . . . 20
Tiſchtuch . . . 26
* Untertaille, Geſtrickte . . . 48
Wandkalender . . . 15
Wandſchoner . . . 15
* Wandteller . . . 8
Telephontafel . . . 1
Tiſchchen, Billiges . . . 41
Velocipede-Sattel . . . 49

Hauspoeſie.

Andachtsbuch, Zu einem . . . 28
Begrüßungsgedicht für eine junge Frau 44
Bowle, Zu einer . . . 31
Dank . . . 36
Einladung, Nach Empfang einer . . . 49
Fahnenſprüche . . . 31
Geburtstagsgedichte . . . 13, 31
Großmütterchen zum Geburtstage . . . 26
Hausbuch, Ins . . . 49
Hochzeitsgruß . . . 1
Hochzeitslied . . . 33
Hochzeit, Zur goldnen . . . 8
Kindergebete . . . 20
Kindertiſchchen, Das (Taufe) . . . 5
Konfirmation . . . 23, 26

Nummer
Kranz und Schleier, Mit 6
Mutterliebe 39
Pantoffel als Uhrhalter, Zu einem 30
Polterabendſcherze 4, 15, 35, 48
Prologe 3, 7, 17, 52
Richtfeier 37
Silberhochzeit 19, 32, 51
Sprüche an Wand und Gerät 23
Stammbuchvers 26
Taufdecke, Zu einer 19
Tauftag, Am 24
Waldgruß 41
Weihnachtliches 11, 12
Widmungsgedichte 24, 49

Heil- und Heimſtätten.

Emmaheim 35
Erzieherinnen, Für 35, 38
Frauenaſyl, Ein neues (Lehr- und Verſorgungsanſtalt Frauenheim in Borgsdorf bei Berlin 50
Frauenheim zu Görlitz 46
Hamburger Schweſternverein 48
Heim in Melſungen 27
Heimat für Einſame (Friederikenhaus) 21
Hirſchberger Frauenheim 31
Marienheim, Das, in Berlin 36
Verband, Allgemeiner deutſcher, gemeinnütziger Anſtalten und Vereine für Lehrerinnen und Erzieherinnen 39

Kinderſtube.

Kinderhäuschen 3
Puppenſeebad 9
Spielzeug, Schönſtes 15

Kleidung.

* Aufplätttmuſter 30
Bluſe aus Cigarrenbändern 22
Lackſtiefel glänzend machen 45
Maskenkoſtüme 15
Pelze 3
Strohhut 32
Schnürſchuh 37, 41
Schuhzeug, Vertragenes 16
Taillenverſchluß 3

Küche.

Apfelgelée 43
Apfelſinenmarmelade 29
Apfelthee 18
Apfeltorte 28
Appetitsbrötchen 15
Armeneierkuchen 17
Aufwärmen der Speiſen 4
Backpulver 3
Biskuitroulade 42
Bohnen mit Salz einzumachen 41
Braten 32
Bratheringe 19
Brombeerwein 3
Brottorte 46
Corned beef 26
Einmachen ſüßer Äpfel 49
Eiweißgraupen 45
Eiweißverwendung 37
Erbſen, Bohnen, Linſen 22, 24, 34
Erdbeercreme 44
Erdbeerenkonſerve 38
Eſſig 17
Eſterhazy-Steaks 47
Farce 30
Fiſchpudding, Norwegiſcher 50
Fleiſch, Friſchgeſchlachtetes, mürbe zu machen 16
Gänſeleberpaſteten 2
Garnelen 16, 50
Gurken, Gedämpfte 1
Haſenbraten 6, 13
Heringe 5
Heringspaſtete 9
Hummerſoufflée 4
Kaffeebrötchen 8
Kalbsmilchgericht 15
Kaltſchalen 39
Karpfen 12
Käſe 4

Nummer
Käſeſtangen 26
Kirſchſaft 40
Klöße 42, 43
Kohlkopf, Gefüllter 50
Kohl, Roter 9
Kokosnußbutter 43
Lammrücken 2
Mandeltorte 28
Ochſenfleiſch, Gerolltes 30
Ochſenfleiſch, Geſchmortes 47
Perlzwiebeln 1
Pflaumenmus, Auflauf von 45
Pickles in Eſſig 2
Prophetenkuchen, Thüringer 23
Puddings 32, 33, 41
Reis 26, 43
Reſtergericht 19
Rehrippchen 7
Rehrücken 20
Roaſtbeefſpeiſe 52
Salat, Spaniſcher 16
Sandtorten 18, 51
Saucen 27, 30
Schinken mit Tomaten 2
Schlagſahne 39
Schlehen einmachen 9
Schweinefilets 47
Schweinsniere und Kalbsgehirn 45
Senfeier 39
Spargel 34
Spätzele, Gebackene 42
Speiſe aus Quark 48
Speiſe, Billige 28
Steinbutt 49
Traubentorte 3
Warmhalten der Speiſen 43
Waſſerbrezel 21
Weihnachtsgebäck 9, 11, 12
Weinbeeren, Eingemachte 1
Weſpenneſter 9
Zwetſchen 49, 50
Zwetſchenknödel 52

Kunſt im Hauſe.

* Anemonenfüllung 42
Blätter, Gepreßte, als Tiſchkarten 49
* Blumenleiſte 41
Brandmalerei 9, 11, 32
Brunnenglas 31
Chromomalerei, Etwas über die 49
Delfter Kacheln 26
Delfter Malerei 35
* Dikatopter 13
* Elliptiſches Käſtchen 32
* Federblumen 25
* Füllung, Sechseckige 37
Glaskaſten, Bemalte 27
Glasmalerei 31
* Hauschronik 29
* Japaniſche Zweige 52
* Kleeblatttiſchchen 28
Leſezeichen, Neue 17
* Liebhaberphotographie 7
* Obſtmeſſer 4
* Photographierahmen 2
* Portemonnaie in Lederſchnitt 1
Rechteck, Liegendes 51
* Salatbeſteck 4
Servierteppich in Delfter Manier 50
Spinnſtübchen 21
* Thonknetarbeiten 17
* Uhrgehäuſe 38
* Waldanemonen, Blaue 46
Wandtafel 23

Praktiſche Ratſchläge.

Äpfel aufzubewahren 47
Beſenginſter 39
Bettfederreinigung 33
Bleifeder nicht anfeuchten 47
Butter, Verdorbene 18
Elfenbein zu reinigen 43
Federn umfüllen 26
Fiſche zu ſchuppen 23
Flaſchen reinigen 22
Fleckenentfernung 18, 38
Fleiſches, Konſervierung friſchen 23

Nummer
Fliegenglocke, Eine praktiſche 36
Fußzeug, Naſſes 38
Gipsbüſten zu reinigen 34, 52
Glacéhandſchuhe ſchwarz färben 3
Glanz vom Kaſchmirkleid zu entfernen 44
Glasfenſter undurchſichtig zu machen 19
Gurkenglycerin (Rezept) 51
Kaffee als Desinfektionsmittel 48
Kaffee, Verfälſchter 4
Klaviers, Behandlung eines 33
Kochgeſchirr, Emailliertes 43
Johannisbeerenpflücken 43
* Lampenkochapparat 35
Nägel, Keine 41
Obſt, Froſt im 18
Ofenröhre als Vorratskammer 47
Oſtereier 24
Papierpreſſe 2
Petroleumſchnellkocher 44
Pfirſichblätter, Benutzung der 36
Photographieen aufkleben 39
Potpourri 33
Reinigen heller Handſchuhe 32
Reinigen heller Schleppen 32
Roſtiges Metall 18, 51
Schnupfemittel 34
Schwämme 18, 36
Schwimmbüchſe 39
Servierbretter 4
Serviettenhalter 19, 23
Teppiche reinigen 34
Tintenflecke 49
Topfanfaſſer 52
Vergoldungen reinigen 6
Waldmeiſter als Mottenvertreiber 39
Wärmeſäcke 15
Waſſerflaſchen reinigen 2
Wein zu kühlen 52
Weintrauben, Über das Ausſchneiden der 46
Winterobſt 2
Zeichentinte 41

Reiſe.

Alleinreiſende Damen 47
Allerlei für die Reiſe 40
Beſchäftigungen am Meeresſtrand 36
Gebirgstouren 41
Reiſekorbdecke 45
Reiſetaſche 32
Winke für das Seebad 35

Spiele.

Bremer Reiftournier 44
Charakterſpiel 20
Telegraphieren 6
Wörter bilden 6

Wäſche.

Buntſtickereien zu waſchen 1
Kinderſachen 23
Schürzen, Bunte, zu ſtärken 5
Stores und Rouleaus 50
Wäſcheausſtattung 1
Wäſche im Winter 16
Wäſcheſchrank 2
Wollene Kleider 4
Zeugeinweichen 51

Weihnachtliches.

Adventsbräuche 9
Adventskreuz 9
Armenbeſcherung 8
* Chriſtbaumſchmuck 9
Lampenſchirm 7
Krippe 2, 9
Weihnachtsarbeiten für Arme 7
Weihnachtsbaum 16

Zimmerſchmuck.

Bilderrahmen 29
Blumenfenſter, Fürs 21
Blumenſchale 23
Gardinen und Stores, Bemalte 47
Krone, Selbſtzufertigende 48
* Lampenhütchen 24
Laterne mit gepreßten Blumen 52
* Spinne, Goldene 26

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 M., bei freier Zuſtellung ins Haus 2 M. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Oktober 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 1.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

1. Kapitel.

Im Sonnenſchein lag Berlin.

Die Linden ſtanden noch voll in Blättern. Nur hier und dort war ein gelbbraunes Blatt, ein Vorbote des nahenden Herbſtes, auf den peinlich ſauberen Asphaltboden geflattert, über den die Sonnenſtrahlen flimmernd dahinglitten. Klar und durchſichtig ſchien die Luft, aber wenn man die breite Straße unter den Linden herunterblickte, ſo ſchimmerten die Umriſſe des Rathausturms doch nur vibrierend, wie von einem leichten Nebel umhüllt, durch den Dunſt der Millionenſtadt, gegen den die helle Septemberſonne einen vergeblichen Kampf kämpfte.

Aus dem Portal des Hotel Briſtol trat ein hochgewachſener junger Mann und ſchlenderte langſam die Linden herauf. Mit der Sicherheit des Großſtädters bahnte er ſich ſeinen Weg durch die ihm entgegenflutende Menſchenmaſſe, und großſtädtiſch modern erſchien auch ſein Äußeres, von dem ſpiegelblanken Cylinder neueſten Modells bis zu den Lackbotten, welche den ſchmalen, im Spann hochgewölbten Fuß knapp umſchloſſen. Nur das hagere, ſcharfgeſchnittene, energiſche Geſicht, mit den etwas unruhigen Augen, paßte nicht recht zu der großſtädtiſchen Erſcheinung; es war tief gebräunt, mit einem leiſen Stich ins Gelbliche, wie bei Leuten, die lange unter den Tropen gelebt haben. Einen Augenblick blieb der junge Mann vor dem Palais Kaiſer Wilhelms ſtehen und ſchaute zu den geſchloſſenen Fenſtern im Erdgeſchoß hinauf, von denen einſt der greiſe Monarch ſo gern den Vorbeimarſch ſeiner auf Wache ziehenden Garde beobachtet hatte; dann überquerte er den Opernplatz, ging über die Schloßbrücke und ſchlug den Weg zur Kaiſer Wilhelmbrücke ein. An der alten Schloßapotheke aber machte er Halt, wandte ſich um, und der Blick ſeiner Augen, mit dem ſie das Panorama umſpannten: das herrliche Schlüterſche Königsſchloß zur Linken, die helleniſtiſche Front des Muſeums zur Rechten, die ſtatuengeſchmückte Schloßbrücke mit dem maſſigen und doch feingegliederten Prachtbau der Ruhmeshalle in der Mitte, dahinter die Ausſicht auf das hochragende Denkmal Friedrichs des Einzigen! — ſchien zu ſagen: „Es iſt doch ſchön — unſer Berlin!“

Wie ganz anders das Bild dann jenſeits der Spree! Die ſchmale Burgſtraße zuerſt, dann die Königsſtraße mit ihrem haſtigen Geſchäftstreiben. Unaufhörlich ergießt ſich die Menſchenwoge des Oſtens der Großſtadt durch die eine ſchmale Pforte in das Herz Berlins, unaufhörlich flutet ſie wieder zurück. Eine andere Luft weht hier, als in den breiten Avenuen des Weſtens, es iſt, als ob es dem Odem der Reſidenz zwiſchen den dicht an einander gerückten Häuſerzeilen an Sauerſtoff mangele. Der Spaziergänger ſchien aber auch an dem Treiben und Drängen hier, an dem nervenerſchütternden Raſſeln und Dröhnen ſeine Freude zu haben. Er hatte den Schritt verlangſamt, nicht nur weil das ſchnelle Vorwärtskommen ſchwieriger war, ſondern weil ihn augenſcheinlich das Haſten rings um ihn her in jeder Einzelerſcheinung feſſelte. Den grellroten Reklamewagen eines jüngſt eröffneten Balllokals, das Handwägelchen des hauſierenden Blumenverkäufers, den geſchäftigen Zeitungshändler, den eiligen Beamten, der, die Aktenmappe unter dem Arm, dem Amtsgericht zuſtrebte, die Flut der Poſtboten, welche ſich plötzlich aus dem großen Hauptpoſtgebäude auf die Straße ergoß, völlig geſchloſſen zuerſt, um dann in einer Sekunde unter der übrigen Menſchenmaſſe zu verſchwinden — das alles ſah er an mit dem Auge eines Mannes, dem es an ſich nichts Neues iſt, der ſich aber freut, es nach langer Zeit einmal wieder zu ſehen, gerade hier zu ſehen.

Vorüber an der kalten, roten Backſteinfront des Rat-

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

hauſes ſchritt er die Königsſtraße hinauf, ſchlenderte über den Alexanderplatz mit ſeinen mächtigen Hotelbauten und bog in die Landsberger Straße ein. Hier ebbte die Menſchenwoge ab, und auch ſein Intereſſe ſchien zwiſchen den langweiligen Häuſerreihen der Mietskaſernen zu erlahmen. Er zog ſein Cigarettenetui heraus und bat einen Vorübergehenden um Feuer für die Papyros. Als er ſie entzündet hatte und weitergehen wollte, hörte er plötzlich ſeinen Namen rufen und gewahrte, ſich umſchauend, eine elegante Equipage, deren Kutſcher ſoeben die beiden hochbeinigen Karoſſiers hart am Trottoir parierte, und deren Inſaſſe ihm lebhaft zuwinkte: „Herr von Barten! Sind Sie's wirklich? Ich meinte Sie am Kilimandſcharo bei unſerem guten Freunde Moſchi —“

Herr von Barten ſtutzte einen Augenblick, als könne er ſich des wohlbeleibten Herrn in dem Landauer nicht recht erinnern. Aber es war nur ein kurzer Augenblick. Dann trat er, den Hut lüftend, an den Wagen heran und ſtreckte dem Inſaſſen die Rechte hin: „Herr Dornberg! — Wahrhaftig, ich erkannte Sie nicht gleich. — Wenn man zwei Jahre unter den Schwarzen gelebt hat, mag man wohl das Auge für unſere kaukaſiſchen Geſichtszüge etwas verloren haben. Wie geht es Ihnen? Und wie geht es Ihrer Frau Gemahlin?“

„Gut — gut! Ich danke — ſo gut, als es einem gequälten Geſchäftsmann in dieſem vermaledeiten Berlin und in dieſer miſerablen Geſchäftszeit gehen kann!“ gab der andere lebhaft zurück, den Druck der Hand kräftig erwidernd. „Wir Alltagsmenſchen kommen mit dem bißchen Marienbad ſchon durch. Aber Sie — Sie! Wir haben Ihre Expedition eifrig verfolgt — wiſſen Sie! — zumal meine Frau. Nein, was ſie ſagen wird, daß ich Herrn von Barten heute getroffen habe — in Berlin getroffen und noch dazu in der Landsberger Straße! Es iſt zu komiſch! Aber herzlich willkommen in der Heimat!“ Und er ſchüttelte noch einmal die Hand, die er nicht einen Augenblick freigelaſſen hatte.

Herr von Barten lachte. „Etwas entlegen iſt ja die Landsberger Straße von Oſtafrika. Ich habe aber einen Beſuch hier in der Nähe zu machen — in der Tilſiter Straße. — Und da ich mir gern 'mal nach der langen Abweſenheit ein Stück von unſerem ſchönen Berlin genauer anſehen wollte, bin ich vom Hotel aus zu Fuß bis hierher gepilgert.“

„Tilſiter Straße? Da haben Sie aber noch ein hübſches Stück Wegs, Herr von Barten. Erlauben Sie, daß ich Sie hinfahre? Ich habe ſo wie ſo dort in der Nähe zu thun.“ Er öffnete den Wagenſchlag. „Seit wann ſind Sie zurück?“ fuhr er dann fort, als jener neben ihm Platz genommen hatte und die Pferde anzogen.

„Kaum acht Tage, Herr Dornberg. Ich ging von Brindiſi aus direkt nach Natten, um meiner guten Mutter den erſten Willkommensgruß zu gönnen. Jetzt bin ich nur hierhergekommen, um mich eines Auftrags meines verſtorbenen Reiſegefährten Dr. Brakendorf an den Profeſſor Borel zu entledigen, denſelben Herrn, den ich ſoeben aufzuſuchen im Begriff bin. Na — nebenbei will ich mich auch ein wenig in Berlin umſchauen. Ich bin großſtadthungrig, muß ich geſtehen.“

„Gerade wie wir Großſtädter einſamkeitsdurſtig ſind. Ah — Sie glauben nicht, wie ich mich oft herausſehne aus dieſem wüſten Treiben. Ja, das waren doch noch ſchöne Tage, als wir zuſammen die Bänke auf der Kriegsakademie drückten, Barten! In dem alten Rumpelkaſten in der Burgſtraße — wiſſen Sie noch? Und wiſſen Sie auch noch, wie gut uns die ſimplen belegten Brötchen in der Frühſtückspauſe zu unſerem Glas Grätzer ſchmeckten, wenn wir die Strategie ſatt hatten? Wer hätte es ſich damals träumen laſſen, daß Sie unter die Afrikareiſenden gehen würden?“

„Und daß Sie als Millionär den Grundſtückmarkt Berlins beherrſchen würden?“ gab Barten zurück.

Dornberg ſtrich ſich lächelnd den wohlgepflegten blonden Schnurrbart. „Millionär? Man friſtet kümmerlich genug das Daſein. Hol' der Geier das Geſchäft — es wird ſchlechter mit jedem Tag, wer weiß, wie es noch werden mag?“

Barten ſah um ſich. Die Trakehner hatten im ſchlanken Trabe das äußerſte Weichbild Berlins erreicht. An die Stelle der geſchloſſenen Häuſerreihen waren einzelne Bauten getreten, zwiſchen denen ſich langgeſtreckte Bauzäune dehnten. Hier und dort fehlte noch ein Stück des Trottoirs, und auf öden Plätzen flatterte Wäſche im Winde. Aber überall wuchſen doch die Neubauten wie die Pilze aus der Erde. Schwerfällig raſſelten die Mörtel- und Steinwagen über das ſchlechte Straßenpflaſter, auf den ſchwindelnd hohen Gerüſten klommen die Arbeiter umher, die Steinträger mit den flachen Mulden auf der Schulter, die Maurer und Zimmerleute mit ihrem Gerät. Der Herbſt ſtand vor der Thür, man eilte, unter Dach zu bringen, was noch vor Eintritt der kalten Jahreszeit fertig werden konnte.

„Berlin wächſt,“ meinte Barten. „Es iſt eine Freude, zu ſehen, wie die alte Spreeſtadt ihre Glieder ſtreckt und reckt. Für mich liegt eine wahre Poeſie in dem Werden und Wachſen, in der kräftigen Entwickelung ſolch eines großen Gemeinweſens. Und wenn Berlin ſo wächſt, dann können Sie doch unmöglich über ſchlechte Zeiten klagen. Man fühlt ja förmlich, daß hier das Geld auf der Straße liegt.“

„O Sie Idealiſt, der Sie immer waren! Ich wollte, Berlin ließe ſich etwas mehr Zeit mit ſeinem Wachſen — ich wenigſtens hätte dann weniger Sorgen. Was meinen Sie, mit welcher Angſt ich dort drüben —“ Dornberg wies auf ein großes vierſtöckiges Eckhaus, das ſich im roten Rohbau maſſig und protzig zwiſchen zwei noch unbebauten Grundſtücken erhob — „mit welcher Angſt ich dem Augenblick entgegenſehe, wo der Herr Bauunternehmer dort drüben mir eröffnen wird, daß der Pleitegeier über ihn gekommen iſt, und daß ich Unglücksrabe den Kaſten freiwillig oder in der Subhaſtation übernehmen muß?! Aber ſprechen wir nicht von Geſchäften — ich bin immer froh, wenn ich mit einem Menſchen zuſammen bin, der mich mit Hypotheken und Baugeldern, mit Pfändungen und Antichreſen verſchont. Sagen Sie mir lieber, was haben Sie zu heute abend vor? Können wir uns ſehen?“

„Ich wollte ins Leſſingtheater gehen — es gibt eine Premiere dort, wie ich vorhin an der Säule ſah.“

„Ah — das trifft ſich vortrefflich, denn meine ſtrenge Gebieterin hat ſicher eine Loge beſorgen laſſen. Was leiſtet ſich der blutige Oskar, vulgo Herr Direktor Blumenthal, denn? Ja ſo — ich erinnere mich, meine Frau ſprach ja davon — eine Premiere von Zederberg, unſerem neueſten Modedichter. Wird ja auch wieder nichts ſein als Vorderhaus und Hinterhaus, grau in grau, aber man muß doch hingehen. Und nachher ſchenken Sie uns noch ein Stündchen bei Dreſſel oder Uhl — was, Barten?“

„Ich wohne bei Uhl. Wenn es Ihnen alſo recht iſt —“

„Natürlich! Aber da ſind wir ſchon am Ziel. Auf Wiederſehen alſo heute abend im Theater der Lebenden — hoffentlich zu keinem Begräbnis.“

Barten ſprang aus dem Wagen, der vor einem ſchlicht ausſehenden Hauſe hielt. Die beiden Herren ſchüttelten ſich noch einmal die Hände, dann zogen die Braunen an, die Equipage rollte um die nächſte Ecke.

Etwas erſtaunt ſah Barten ſich um. Das Haus ſtand ganz einſam auf dem freien Felde — bis hierher hatte Berlin nur ſeine äußerſten Fühlfäden ausgeſtreckt. Aber das Haus machte, trotzdem es ſicher erſt vor wenigen Jahren erbaut war, doch den Eindruck der Baufälligkeit. Es ſah aus, wie ein über Nacht zum Greiſe gewordener Jüngling. Von den Wänden war hier und dort der braune Putz abgebröckelt, die Kanten der Simſe zeigten brüchige grauweiße Stellen, die Fenſterſcheiben des Erdgeſchoſſes ſchillerten trübe, als ſtehe die Wohnung hinter ihnen ſeit langer Zeit leer. Der eine Flügel der breiten Hausthüre ſtand offen, an dem anderen hingen mehrere zerfetzte Zettel mit Wohnungsankündigungen und der erfreulichen Mitteilung, daß hier Schlafſtellen zu vermieten ſeien. Im ſchmutzigen Hausflur lag ein zerbrochener Handwagen — auf dem engen Hofe ſpielten einige zerlumpte Kinder, die auf die Frage Bartens nach dem Profeſſor Borel aus einander ſtoben, ohne eine Antwort zu geben. Aber da prangte ja an der gelbgetünchten Wand des Hausflurs der ſtille Portier, der Holzrahmen mit dem Verzeichnis der Mieter. Auch er war zwar ſtark geſchwärzt und hatte einer großen Spinne zur Bethätigung ihres Fleißes gedient — indeſſen ließ ſich doch auf ihm ermitteln, daß Profeſſor Borel zwei Treppen links wohnte.

Barten ſtieg mit einem aus Mitleid und Verwunderung gemiſchten Empfinden die ſteilen, unſauberen Treppen hinan. Er wußte, daß Borel einſt am wiſſenſchaftlichen Himmel eine hervorragende Stellung eingenommen hatte; der Profeſſor ſollte Jahrzehnte lang als Dozent der Naturkunde an der Hochſchule einer kleineren Stadt gewirkt und mehrere bekannte Werke über die Fauna der nordiſchen Meere geſchrieben haben. Und wenn ihn der arme Brakendorf auch einen Sonderling genannt, ſo hatte er andererſeits doch ſtets mit großer Verehrung von ihm geſprochen. Sollte Barten jetzt hier einen Einblick in das Gelehrtenelend thun, von dem er ſo oft ſprechen gehört, an das er aber nie recht geglaubt hatte?

Der zweite Treppenabſatz machte indeſſen einen etwas erfreulicheren Eindruck. Hier war augenſcheinlich vor nicht allzu langer Zeit einmal wirklich gefegt worden, und auch die Wohnungsthür mit dem weißen Porzellanſchilde „Profeſſor Dr. Borel“ ſah ſauber aus. Nur der Zettel aus grauem ſteifem Papier unter dem Schilde ſtörte einigermaßen. Barten mußte genauer zuſchauen, ehe er die mit zierlicher, aber faſt mikroſkopiſch kleiner Gelehrtenhand geſchriebenen Worte darauf leſen konnte: „Für Sammler nur von 2—5 Uhr zu ſprechen.“

Ganz ſchien der alte Herr alſo doch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Intereſſen noch nicht aufgegeben zu haben. Barten dachte bereits daran, daß die geretteten acht großen Blechkiſten aus des Freundes Nachlaß, wegen derer ſo mancher ſchwarzhäutige Waſſaheliträger außer etlichen Ellen Kattun auch die Rhinozerospeitſche kennen gelernt hatte, dem Herrn Profeſſor gewiß eine unſägliche Freude bereiten würden.

Er klingelte. Ein grobkörniges Dienſtmädchen öffnete und fragte unbeholfen nach dem Begehr des Herrn. Als Barten ihr ſeine Karte reichte, wiſchte ſie ſich erſt die roten Hände an der Schürze ab, ehe ſie den Karton anzufaſſen wagte.

„Der Herr Profeſſor laſſen bitten!“

Wenn der Baron einen alten gebrechlichen Greis zu finden erwartet hatte, ſo war dieſe Erwartung falſch geweſen. Profeſſor Borel war eine ſtattliche Erſcheinung, vielleicht Ende der Fünfzig, hochgewachſen, mit einem gutmütigen runden Geſicht, das ein großer Vollbart umrahmte. Auch ſein Auftreten war, wenn auch nicht gerade weltmänniſch gewandt, ſo doch durchaus würdig. Nur aus den Augen ſprach eine leichte Scheu, die der Profeſſor vergebens dadurch zu bemänteln ſuchte, daß er häufig an der goldenen Brille hin- und herſchob.

„Ich ahne, was Sie zu mir führt, Herr von Barten — Sie wollen mir Nachricht von den letzten Stunden meines armen Brakendorf bringen. Dank im voraus, tauſend Dank!“ begann er, den Gaſt auf das Sofa nötigend. „Ein herber Verluſt für die Wiſſenſchaft, der Tod des hoffnungsvollen jungen Mannes, ein noch ſchmerzlicherer für ſeine Freunde. Es wird nun bald jährig, nicht wahr, daß Brakendorf ſtarb?“

„In wenigen Wochen, Herr Profeſſor. Wir hatten, wie Sie wohl ſchon aus den Zeitungsnotizen wiſſen, den ſchwierigſten Teil unſerer Tour bereits hinter uns, als mein Gefährte von der perniciöſen Malaria ergriffen wurde — er, der bis dahin ſtets geſund geweſen war. Ich unterbrach die Weiterreiſe trotz ſeines Widerſpruchs. Wir blieben faſt zwei Wochen am Ukereweſee liegen, und es ſchien, als erhole er ſich. Da trat ein Rückfall ein. Das Chinin verſchlug nicht mehr — am 5. November verſtarb er in meinen Armen. Seine letzten Grüße aber galten Ihnen und Ihrem Hauſe —“

Der Profeſſor hatte die Brille abgenommen und wiſchte an deren Gläſern herum. Seine Augen waren feucht geworden.

„Ja — ja! Er war mir, ich kann wohl ſagen, wie ein Sohn, der arme Brakendorf. So jung — im ſchönſten Mannesalter — und ſo vielverſprechend! Alſo wirklich — er hat uns bis zuletzt ein treues Andenken bewahrt? Der gute Menſch! Ah — ja — ich wünſchte wohl, daß alles anders gekommen wäre!“ Der Profeſſor ſetzte die Brille wieder auf, beugte ſich weit vornüber und ſetzte ein wenig unſicher, mit leiſe bebender Stimme hinzu: „Sie wiſſen jedenfalls aus Brakendorfs Munde, daß er meine Tochter liebte? Ich ſpreche im Vertrauen, Herr von Barten —“

„Er ſtarb mit dem Namen Ihrer Fräulein Tochter auf den Lippen!“ gab Barten ernſt zurück.

„Der liebe, gute, treue Menſch! Er mochte wohl die Hoffnung nicht aufgegeben haben, mein Kind ſich doch noch zu erringen! Ja — und wer kann ſagen, wie das alles gekommen wäre, wenn er geſund zurückkehrte? Solch Mädchenherz iſt ja ein unberechenbares Ding! Und Anna mochte ihn ſehr gern. Aber freilich zwiſchen gern haben und lieben iſt noch ein großer Unterſchied. Es wäre der Troſt meines Alters geweſen, wenn ich die Hände beider hätte in einander fügen können —“

Barten hatte ein Kouvert aus der Taſche gezogen und vor ſich auf den Tiſch gelegt. „Brakendorf bat mich, dieſe Papiere eigenhändig Ihrem Fräulein Tochter zu übergeben —“ ſagte er mit leichtem Zögern.

„So darf ich Anna rufen, Herr von Barten? Einen Augenblick — einen Augenblick —“

Damit war er aus der Thür, und der andere fand Zeit, ſich im Zimmer umzuſchauen. Ein mittelgroßer Raum, an den Wänden hohe Regale mit Büchern angefüllt, die Einrichtung ſchlicht, aber peinlich ſauber gehalten. Keine Spur von der vielbeſchriebenen Gelehrtenunordnung, kein Stäubchen auf den einfachen Mahagonimöbeln, keine umhergeſtreute Cigarrenaſche, kein unordentlich herumliegendes Buch. Selbſt auf dem Schreibtiſch vor dem einen der beiden, mit ſchneeweißen Gardinen umrahmten Fenſtern herrſchte ſorgfältige Ordnung. Wie mit dem Winkelmaß abgemeſſen lagen dort die Papierblätter über einander gehäuft, ſtanden Tintenfaß und Briefbeſchwerer. Nur der breite Tiſch vor dem zweiten Fenſter machte eine geringe Ausnahme von der Accurateſſe, die im ganzen Zimmer herrſchte. Auf ſeiner Platte lagen aufgeſchlagene Folianten, loſe Papiere und Briefſchaften — daneben eine Lupe und eine ganze Anzahl kleiner verſchloſſener Käſtchen — es mochte wohl der eigentliche Arbeitsplatz des Profeſſors ſein. Aber es ſchien, als ob der Hausherr auch nur dies kleine Fleckchen zu ſeiner Verfügung behalten habe.

Barten fröſtelte. Er wußte, der gute Profeſſor war Witwer, ſeine einzige Tochter ſtand ſeit Jahren der Wirtſchaft vor. Der Eindruck, den er hier in dieſen kurzen Minuten gewann, ſtimmte vollſtändig zu dem Bilde, das er ſich von dem Mädchen gemacht, die das treue redliche Herz Brakendorfs hatte zurückweiſen können. Fräulein Borel war gewiß der Inbegriff hausfraulicher Vollkommenheit, aber trocken, kalt und nüchtern bis in die Nieren.

Aber da trat ſie ſchon ein, von dem Vater gefolgt, der ſich langſam, die rechte Schulter etwas vorgebeugt, hinter ihr herumſchob, um Barten vorzuſtellen.

Unwillkürlich wurde die Verbeugung des jungen Edelmanns tiefer, als er ſie wohl urſprünglich beabſichtigte. In ihrem Äußern wenigſtens entſprach Fräulein Borel nicht dem Phantaſiebilde, das er ſich von dem hartherzigen Profeſſorentöchterlein geſtaltet hatte! Das war kein Mauerblümchen, das beſcheiden und duftlos im Verborgenen blühte, aber erſt recht kein Jüngferchen Griesgram. Eine ſchlanke mittelgroße Geſtalt mit einem feinen Halſe und einem zierlichen anmutigen Köpfchen darauf, mit friſchen Wangen, wie man ſie kaum in der Großſtadt vermutete, und mit klarblickenden blauen Augen, aus denen alles andere eher herausſchimmerte, denn eine nüchterne Lebensauffaſſung. Jetzt lag ſogar etwas, wie ein leichter Thränenhauch zwiſchen den dunklen Wimpern, und weich und wie umflort klang auch die Stimme des jungen Mädchens, als ſie, dem Gaſte mit unbefangener Sicherheit die Hand reichend, ſagte: „Papa hat mir mitgeteilt, Herr von Barten, daß Sie uns die letzten Grüße unſeres Freundes bringen — meines guten Kurt Brakendorf, den ich ſo lieb hatte, wie einen Bruder.“

(Fortſetzung folgt.)

Eine Wache im Winterpalaſt zu St. Petersburg.

Von Graf Richard Pfeil.

(Abdruck verboten.)

Einer oftmaligen Aufforderung folgend, entſchloß ich mich, einen guten Bekannten, den Kapitän W. vom Finnländiſchen Leib-Garderegiment zu beſuchen, traf denſelben, wie gewöhnlich, zu Hauſe und bald waren wir beide in anregender Unterhaltung begriffen, die der kochende Sſamowar mit jener bekannten Muſik begleitete, welche den Zuhörer unwillkürlich in eine gemütliche Stimmung verſetzt. Doch wurden wir durch den Burſchen unterbrochen, der den Feldwebel anmeldete. Letzterer war eine echt ruſſiſch-kriegeriſche Erſcheinung. Das kluge und zugleich gutmütige Geſicht, dem zwei dunkelbraune Augen einen entſchloſſenen Ausdruck verliehen, zierte ein am Kinn ausraſierter, bis über die Hälfte der Bruſt herabfallender Backenbart, der eine Reihe meiſt kriegeriſcher Auszeichnungen halb verdeckte, die der Genannte auf dem langen, grauen Militärmantel trug. Unmittelbar nach dem Eintritt verneigte er ſich erſt, ſich dreimal bekreuzigend, vor dem in einer Ecke des Zimmers befindlichen Heiligenbild, dann wandte er ſich dem Kapitän zu, deſſen Anrede erwartend.

„Sdarovo (Geſundheit),“ rief W., ihm zunickend, entgegen. „Geſundheit wünſche ich Ihnen, Ew. Hochwohlgeboren!“ war die Antwort.

„Was begehrſt Du?“

„Unſere Kompanie zieht morgen auf Hauptwache, Ew. Hochwohlgeboren, und ſo wage ich, Ihnen das Poſtenverzeichnis vorzulegen.“

„Gut! Sind die Doppelpoſten mit einander ähnlich ſehenden Leuten beſetzt?“

„Dem iſt ſo, Ew. Hochwohlgeboren: die erſte Nummer vor Seiner Kaiſerlichen Majeſtät habe ich dem Gefreiten Mochow und dem Grenadier Blinow gegeben, die gleichen ſich, wie Ew. Hochwohlgeboren zu wiſſen geruhen, wie zwei Waſſertropfen. Die ſonſtigen Nummern ſind in der alten Weiſe beſetzt. Die Poſten vor dem heſſiſchen Prinzen ſind von der 6. Kompanie.“

W. warf noch einen flüchtigen Blick auf das Poſtenverzeichnis und reichte dieſes dann mit zuſtimmendem Nicken dem Feldwebel zurück. „Nun, und wie geht es Deiner Frau und dem Neugeborenen?“

„Danke ergebenſt, Ew. Hochwohlgeboren, Gott ſei Dank, ſo ſachte weiter. Ich wage auch, Ew. Hochwohlgeboren zu bitten, übermorgen Taufvater ſein zu wollen.“

„Sehr gern! Wenn weiter nichts iſt, kannſt Du gehen.“

„Mögen Sie glücklich verbleiben, Ew. Hochwohlgeboren!“ war die Antwort des Feldwebels, der das Zimmer verließ.

„Es ſcheint ein guter Feldwebel zu ſein!“ bemerkte ich.

„O, ein vortrefflicher Menſch, auf ihn kann ich mich ganz verlaſſen und thue es auch. Im Feldzug benahm er ſich ſehr gut und erhielt zwei Georgenkreuze. Kurze Zeit hernach verheiratete er ſich, und vor ein paar Tagen iſt ein Junge eingetroffen. Er und ſeine Frau ſind überglücklich.“

Ich blieb noch einige Zeit bei W. und verſprach ihm dann, ihn auf Wache im Winterpalaſt zu beſuchen.

Daß der Wache diesmal eine ſo große Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde, hatte ſeine beſondere Veranlaſſung. In wenigen Tagen ſollte die fünfundzwanzigjährige Regierungsfeier Kaiſer Alexanders II. ſtattfinden, zu der viele Fürſtlichkeiten erwartet wurden. Es waren bereits eingetroffen Prinz Alexander von Heſſen, Bruder der Kaiſerin, und deſſen Sohn, Fürſt Alexander von Bulgarien, der damals noch in der ruſſiſchen Kaiſerfamilie als Liebling des Zaren eine große Rolle ſpielte. Im Winterpalaſt ſollte Familientafel ſtattfinden mit ſämtlichen Mitgliedern des Kaiſerhauſes.

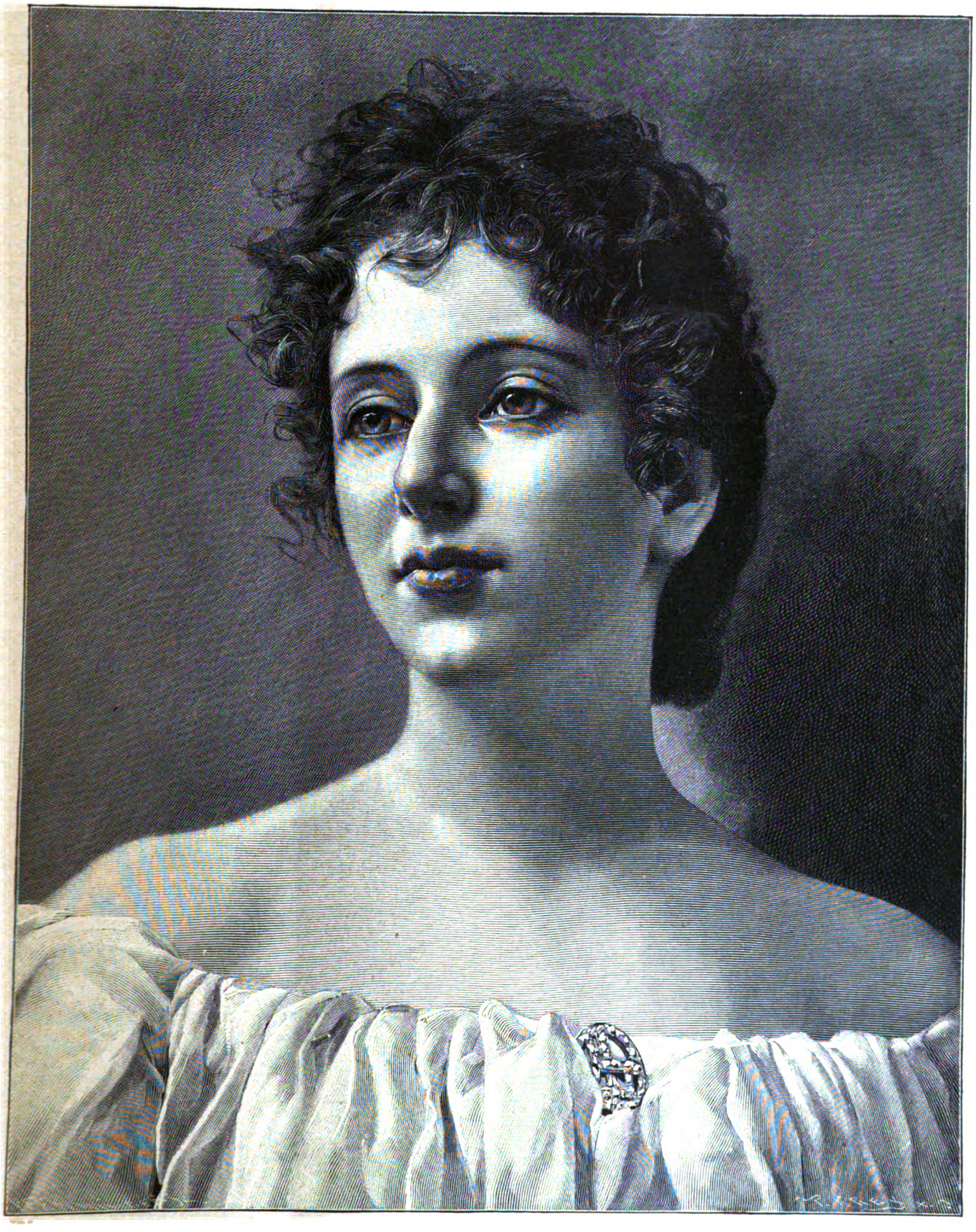
Folgenden Tages, es war der 5. Februar 1880, erfüllte ich mein Verſprechen. W.'s Kompanie holte zunächſt die Fahne aus dem Palaſt des Großfürſten Konſtantin, Chefs des Leib-Garde-Finnländiſchen Regiments, ab und marſchierte dann unter klingendem Spiel nach dem Winterpalaſt, vor dem ſie bereits in einiger Entfernung die Ehrenbezeugung erwies. In Rußland müſſen die Truppenteile vor den kaiſerlichen Schlöſſern, ſelbſt wenn ſie unbewohnt ſind, ſolche abſtatten, ebenſo wie auch vor Denkmälern früherer Herrſcher, was auf den Beſchauer immer einen wunderbaren Eindruck macht. Vor dem Palaſt angekommen, öffneten ſich deſſen weite Thorflügel, und die Kompanie betrat den geräumigen Hof, auf welchem eine Glocke die alte Wache ins Gewehr rief. Die Ablöſung erfolgte genau in der Art, wie in Preußen, und zwar diesmal unter beſonders genauer Beobachtung der Vorſchrift, denn es blieb beiden Wachen nicht verborgen, daß Kaiſer Alexander von oben dem kriegeriſchen Schauſpiel zuſah.

Nach Beendigung der Ablöſung betraten die Mannſchaften, ihre Gewehre in der Hand, die Wachtſtube, einen weiten Raum, in welchen auch ich ſchnell einen Blick warf. Derſelbe bot weiter nichts beſonders Sehenswertes. An den Wänden ſtanden einige Holzbänke, auf welchen ſich die nicht auf Poſten befindlichen Mannſchaften ausruhen konnten; einige Tiſche und Holzſchemel vervollſtändigten die geſamte Einrichtung. Über der Stube rundete ſich in mächtiger Wölbung die Decke; ein in einer Niſche befindliches, vergittertes Fenſter ließ die ſtarken Mauern des Zarenſchloſſes erkennen, wie man ſolche in der neueren Bauart kaum noch vorfindet. Als einziger Schmuck zierte das Zimmer ein großes Heiligenbild nach ruſſiſcher Art, bei der nur Kopf und Hände des Heiligen gemalt ſind, während der ſonſtige Körper durch Goldplatten dargeſtellt iſt. Unter dem Bilde brannte eine Lampe, deren Öl aus den Beiträgen der jedesmaligen Wachtmannſchaften beſorgt wird, ohne daß dieſe hierzu eine Verpflichtung haben; aber ſeit undenklichen Jahren war die Lampe nicht verlöſcht. Alle Mannſchaften, der Feldwebel voran, erwieſen dem Bilde ihre Ehrfurcht; dann erſt richteten ſie ſich ſo gut ein, wie dies in einem ſolchen Raume möglich. Der Feldwebel ermahnte die Leute noch einmal zu beſonderer Aufmerkſamkeit, ſowie auch, daß ſie ihren Anzug in Acht zu nehmen hätten, da der Kaiſer vielleicht ſelbſt einige Poſten beſichtigen würde. „Der Herr*) erwartet heute hohe Gäſte von jenſeits der Grenze,“ ſchloß ſeine Rede, „gerade über uns befindet ſich der Speiſeſaal, aus deſſen Fenſtern man alle Ablöſungen über den Hof marſchieren ſehen kann.“

Der Mannſchaftswachtſtube gegenüber, doch von dieſer durch eine weite Halle getrennt, befindet ſich die der Offiziere. Ehe man dieſe betritt, gelangt man noch in ein Vorzimmer, in welchem ſich hinter einem Gitter mehrere große, mit Eiſen beſchlagene Kiſten befinden, bewacht durch einen Poſten. Sie enthalten bedeutende Geldſummen, dem Kaiſer wie einigen Großfürſten angehörend, aus denen die Beſoldung des Hofſtaates erfolgt. Auch dürfen ſie nur in Gegenwart des Wachtbefehlshabers und einer beſonderen Behörde geöffnet werden. Die Offizierswachtſtube iſt für ihren Zweck möglichſt bequem eingerichtet. Fünf breite Diwans dienen den Offizieren als Ruheſtätte während der Nacht. Ein Marmorkamin verbreitet behagliche Wärme; ihn ziert eine koſtbare Stutzuhr mit ſilbernem Zifferblatt, deſſen Zeiger, neben Minuten und Sekunden, auch Jahr, Monat und Tag zeigen. Sie wurde Kaiſer Nikolaus von irgend einem fremden Fürſten geſchenkt. Der Kaiſer ließ ſie nie von ſeinem Schreibtiſch, zog ſie ſogar ſelbſt auf, bis er es eines Tages vergaß und ſich dadurch bei einer Wachtparade verſpätete. Darüber ärgerte ſich der ſonſt ſo pünktliche Herrſcher dermaßen, daß er die Uhr nicht mehr ſehen mochte und ihr jenen Platz in der Offizierswachtſtube anwies, den ſie noch bis heute inne hat. Neben dem Kamin befindet ſich ein elektriſcher Apparat, der in das Arbeitszimmer des Kaiſers führt. Derſelbe wurde bisher nur zweimal benutzt, und zwar beide Male irrtümlich. Er war noch nicht lange eingeführt, als plötzlich zweimal geklingelt wurde, ein

---

*) „Gossudar“ (Herr), allgemein gebräuchliche Bezeichnung für den Kaiſer.



Weiblicher Kopf. Nach dem Gemälde von **E. Saporetti.**
(**Photographie-Verlag der Photographiſchen Union in München.**)

Zeichen, daß der Wachtbefehlshaber mit der Hälfte der Macht zum Kaiſer zu eilen habe. Voller Schrecken ſtürzt der Offizier ins Mannſchaftszimmer, nimmt alle verfügbaren Leute zuſammen und begibt ſich in größter Haſt nach dem genannten Zimmer, wo er, irgendwelche Gefahr vermutend, ohne ſich anmelden zu laſſen, eindringt. Kaiſer Alexander II. ſaß arbeitend am Schreibtiſch und war höchlichſt erſtaunt, plötzlich einen Offizier vor ſich zu ſehen, hinter dem eine lange Reihe von Bajonetten erglänzte. „Was fällt Dir ein?“ ruft er ihm entgegen. Der Offizier ſtammelt erſchrocken einige Worte, Seine Majeſtät habe das bewußte Zeichen gegeben ꝛc., worauf ihm der Kaiſer einen „Durak“ (Dummkopf) entgegen warf, mit dem Hinzufügen, er, wie die anderen Offiziere, müßten geträumt haben, und ihn ſehr ungnädig entläßt. Der Offizier kam ſich, wie jedermann nach nicht anerkanntem Übereifer, ziemlich thöricht vor und war eben im Begriff, ſeinen Untergebenen auseinanderzuſetzen, daß er wie ſie geträumt hätten, wenigſtens ſei das die Anſicht Seiner Majeſtät, als plötzlich laut und deutlich die Klingel abermals, jedoch nur einmal ertönte, das Zeichen, daß allein der Wachthabende zum Kaiſer gerufen würde. Was nun thun? Nach dem Empfange, der ihm dort zu teil geworden, war jener abermalige Beſuch nicht ſehr verlockend; es konnte aber auch ſein, daß Seine Majeſtät auf die vorigen harten Worte beſänftigenden Balſam gießen wollte. Da jedoch der Offizier an dieſen letzten Fall nicht recht glaubte, ſo begab er ſich ziemlich angſterfüllt zum Kaiſer, gebrauchte jedoch diesmal die Vorſicht, ſich anmelden zu laſſen. Zu ſeiner großen Überraſchung empfing ihn der Kaiſer mit lachender Miene, ihm erklärend, daß er ſeine Ankunft erwartet. Er hatte nämlich ſelbſt bemerkt, wie ſein großer Hund, dem der Anblick des Knopfes der elektriſchen Leitung am Schreibtiſch des Kaiſers etwas Neues war, dieſen berochen und mit der Naſe berührt habe. So klärte ſich das Mißverſtändnis auf, und Kaiſer Alexander ließ an ſeinem Schreibtiſch eine Vorrichtung anbringen, welche derartige falſche Alarme verhinderte.

Als wir, gefolgt von dem Fahnenträger, in die Wachtſtube eingetreten waren, nahm der jüngſte Offizier dieſem die Fahne aus der Hand und legte ſie in den hinter einem Sofa befindlichen Fahnenhalter. Dann vollzogen ſich einige dienſtliche Förmlichkeiten zwiſchen dem bisherigen Befehlshaber der Wache und Kapitän W., womit die erſten Dienſtverpflichtungen erfüllt waren. Dienſtmäßig anweſend verblieben in der Wachtſtube Kapitän W. mit ſeinen beiden Kompanieoffizieren, deſſen Bataillonskommandeur, ein Oberſt, als Offizier vom Dienſt, ſowie ein als Ronde beſtimmter Premierleutnant; ſpäter geſellte ſich noch ein Koſakenoffizier zu uns, deſſen Mannſchaften zu Patrouillen in der Nähe des Palaſtes beſtimmt waren. Ein kaiſerlicher Diener trat ein, deckte ein leichtes Frühſtück auf, aus Fleiſchpaſteten und einigen Schnapsſorten beſtehend, und bat um die Befehle, zu welcher Stunde das Mittageſſen gebracht werden ſollte, zugleich die Speiſefolge für dasſelbe überreichend. Letzteres, aus Suppe, drei Gerichten nebſt verſchiedenen Weinen beſtehend, wird, ebenſo wie die geſamte ſonſtige Beköſtigung der auf Wache befindlichen Offiziere, durch die kaiſerliche Küche geliefert.

Wir hatten uns ſoeben um den Tiſch zu einer gemütlichen Unterhaltung vereint, als der Feldwebel eintrat mit der Meldung, daß die Ablöſung der Poſten in Ordnung vor ſich gegangen. W. ſagte ihm, er könne nun nach Hauſe gehen, da der Feldwebel nicht auf Wache anweſend zu ſein brauche, doch bat derſelbe bleiben zu dürfen, weil heute, infolge der Ankunft des Prinzen Alexander von Heſſen und des Fürſten von Bulgarien, ſowie wegen des Prunkmahls viel Wirrwarr im Palaſt herrſchen würde und daher auf Wache ganz beſonders ſcharfe Ordnung gehalten werden müſſe. Wirklich zeigte ſich auch viel Leben im Schloß. Alle Augenblicke ſah man rotgekleidete Hoffouriere und andere Bedienſtete hin und her eilen, zahlreiche Arbeiter reinigten den Hof, Wagen führten Adjutanten oder Hofbeamte ein, an den Wachtbefehlshaber gelangten fortwährend Anfragen der verſchiedenſten Art, kurzum, niemand kam zu einer rechten Ruhe. Nach und nach erleuchteten ſich die nach dem Hofe führenden Fenſter des Schloſſes, und man konnte, wenn man ungefähr mit der Räumlichkeit vertraut war, die einzelnen Räume erkennen, die, wenn auch an und für ſich groß, ſich dennoch in der Flucht der zahlloſen Säle und Zimmer verloren. Man ſah dort den Alexanderſaal, in welchem die großen Feſtlichkeiten ſtattfinden, mit dem an ihn ſtoßenden prachtvollen Wintergarten, die pompejaniſche Galerie mit den Bildern der berühmten Generale und Feldherren, alle die Säle, welche bei den Hofbällen im Glanze Tauſender von Kerzen ſtrahlen, aber auch Räume, die ernſtere Gedanken wachriefen. So wurde die Reihe hell erleuchteter Säle durch einige Fenſter unterbrochen, die faſt ganz dunkel blieben. Nur wenn man genauer hinſah, konnte man den flackernden Schein einer Lampe bemerken, wie man ihn nächtlicherweile an den Fenſtern katholiſcher Kirchen erblickt. Auch hier ging er von einer ewigen Lampe aus und beleuchtete die prachtvolle Kirche des Zarenſchloſſes, beleuchtete jene Stelle unter dem kaiſerlichen Baldachin, an welcher jedes dahingeſchiedene Mitglied der Familie Romanow für einige Tage aufgebahrt wird, bis es ſeine letzte Ruheſtätte in der großen Familiengruft, der Feſtungskirche, findet. Und unweit jener Kirchenfenſter ſah man andere Fenſter matt erleuchtet. Hinter ihnen ſchlummerte eine hochgeſtellte Kranke und Dulderin auf ihrem Schmerzenslager, welches ſie ſo bald mit jenem vorerwähnten Platz in der Kirche vertauſchen ſollte. Sie, die mächtige Kaiſerin, die ſich im Leben ſo einſam gefühlt, ſie ſtarb auch einſam dahin. Weder Gatte, noch Kinder, ſonſtige Angehörige oder Dienerſchaft waren in ihrer Todesſtunde zugegen, die plötzlich und unbemerkt in den frühen Morgenſtunden eintrat. Weiterhin erblickte man die Fenſter des Kaiſers, dem der Todesengel ſchon ſo oft nahegetreten und ihn dennoch nicht berührt hatte. Auch heute ſchwebte er bereits unſichtbar über dem ſtolzen Zarenſchloß, um abermals von ſeiner Beute abzulaſſen; aber die Friſt, die er dem Herrſcher geſtellt, war nur eine kurze. Noch ein Jahr, und man trug den verſtümmelten Körper des kaiſerlichen Märtyrers in jenes Zimmer, in welchem er ſich jetzt eben ſchmückte, um die fürſtlichen Gäſte zu empfangen, die zur Feier ſeines fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums erwartet wurden.

Solche Gedanken verfolgten uns freilich damals noch nicht, immerhin hatte jedoch unſer Geſpräch, ich weiß nicht warum, eine ernſte Wendung genommen. Der Kaiſer und ſeine Gäſte waren ſoeben eingefahren und ſollten ſich in wenigen Minuten zur Tafel begeben. Wir beſprachen die vielen Anſchläge gegen ſein Leben, und W. erzählte anläßlich der in wenigen Tagen zu erwartenden Jubelfeier, wie im Volke der Aberglauben herrſche, daß jeder Zar, ſowie er fünfundzwanzig Jahre regiert, gegen alle verbrecheriſchen Anſchläge geſchützt ſei. Oberſt S. bemerkte, wie der Kaiſer doch eigentlich nur im Winterpalaſt ſeines Lebens ſicher wäre, und ſelbſt dort könnten ſich, bei der geringen Aufſicht, Perſönlichkeiten einſchleichen, die böſe Abſichten im Schilde führten.*)

„So ſehen Sie doch einmal dieſes Galgengeſicht an,“ unterbrach er ſich, „kann man wohl ſolche Kerle ins Schloß laſſen!“ Wir ſahen alle nach der von ihm bezeichneten Richtung und erblickten dort einen Mann in Arbeiterkleidung, der ſehr eiligen Schrittes aus einer unter der Mannſchaftswachtſtube befindlichen Kellerthür herauskam, ſich mehrmals umſchaute und dann in dem großen Schloßthorweg verſchwand. Sein Geſicht hatte einen unangenehmen Ausdruck, wohl vornehmlich hervorgerufen durch die Leichenbläſſe, welche es bedeckte. „Der Kerl hat gewiß geſtohlen oder ſonſtwie ein ſchlechtes Gewiſſen!“ bemerkte W., doch wurde unſere Aufmerkſamkeit durch die Fenſter des erſten Stockes abgelenkt, hinter denen man zahlreiche Perſönlichkeiten ſich nach dem Speiſeſaal bewegen ſah.

In dieſem Augenblick hörten wir einen furchtbaren Knall und empfanden einen ſo ſtarken Luftdruck, daß er uns faſt den Atem raubte. Zu gleicher Zeit gingen ſämtliche Gasflammen aus, und wir befanden uns in dichter Finſternis. „Eine Gasſprengung!“ rief einer von uns, — „ſchnell mit der Wache auf den Hof!“ ein anderer, und faſt willenlos drängten wir nach der Thür zu, die wir erſt nach längerem Suchen fanden und zwar aufgeriſſen von der Gewalt der Sprengung. Zu gleicher Zeit tönte vom Hofe in wahrhaft ängſtlicher Weiſe die neben dem Poſten befindliche Glocke, dazu beſtimmt, die Wache ins Gewehr zu rufen. In dem gleichfalls ſtockfinſteren Flur kam uns ein betäubender Geruch wie von Schwefel entgegen; auch hörten wir entſetzliches Schreien und Stöhnen, ohne unterſcheiden zu können, woher es kam. Einige Mannſchaften ſtürzten an uns vorbei dem Ausgange zu, wir folgten ihnen auf den ebenfalls finſteren Hof, denn auch auf dieſem waren die meiſten Gasflammen ausgelöſcht, traten mit den Füßen in Maſſen von Glasſplittern, von den zerſprungenen Fenſterſcheiben herrührend und befanden uns endlich auf der Plattform, auf welcher die Wache ins Gewehr tritt. W. wollte die Mannſchaften ordnen, doch waren ſtatt etwa achtzig Mann nur acht bis zehn vorhanden, welche voller Entſetzen riefen, die Decke von oben ſei eingeſtürzt, alle übrigen ſeien erſchlagen. Wir eilten nach der Wachtſtube zurück, von der anderen Seite kamen kaiſerliche Diener mit Lichtern, Laternen und Fackeln, und nun wurde uns ein furchtbarer Anblick zu teil.

---

*) Wie ſich ſpäter herausſtellte, bewohnten den Winterpalaſt Hunderte von Perſonen ohne Berechtigung. Einige hielten ſich ſogar heimlich Kühe und betrieben einen ſchwunghaften Milchhandel.

Die ganze Wachtſtube war in einen Trümmerhaufen verwandelt, in welchem ſich große Stein- und Mauerblöcke aufgetürmt hatten. Aus dieſen ſah man einzelne Teile von Menſchen hervorragen, dort einen Kopf, da ein Bein oder einen Arm. Aus der Tiefe hörte man dumpfes Geſtöhn, wie von Erſtickenden im letzten Todeskampfe, vermiſcht mit wahnſinnigen Rufen der Angſt und des Entſetzens. Was thun? Wo beginnen? Wem zuerſt helfen? Wie die Steine wegwälzen? Dieſe Fragen hörte man von allen Seiten. Inzwiſchen kamen immer mehr Menſchen hinzu, Offiziere, Beamte, Schloßbediente und Soldaten. Vom Schloßhofe her hörte man Befehlsrufe, und im Laufſchritt nahte ein Bataillon des Leib-Garderegiments Preobraſhenski, deſſen Kaſernen dicht neben dem Palaſt, mit dieſem durch einen unterirdiſchen Gang verbunden, liegen. Plötzlich wich die Menge ehrfurchtsvoll zurück, und Kaiſer Alexander erſchien, gefolgt von ſeinen Gäſten und ſämtlichen Großfürſten. Wie ſtachen die glänzenden, mit Ordensbändern bedeckten Uniformen ab gegen das furchtbare Elend, welches wir hier vor unſeren Augen erblickten!

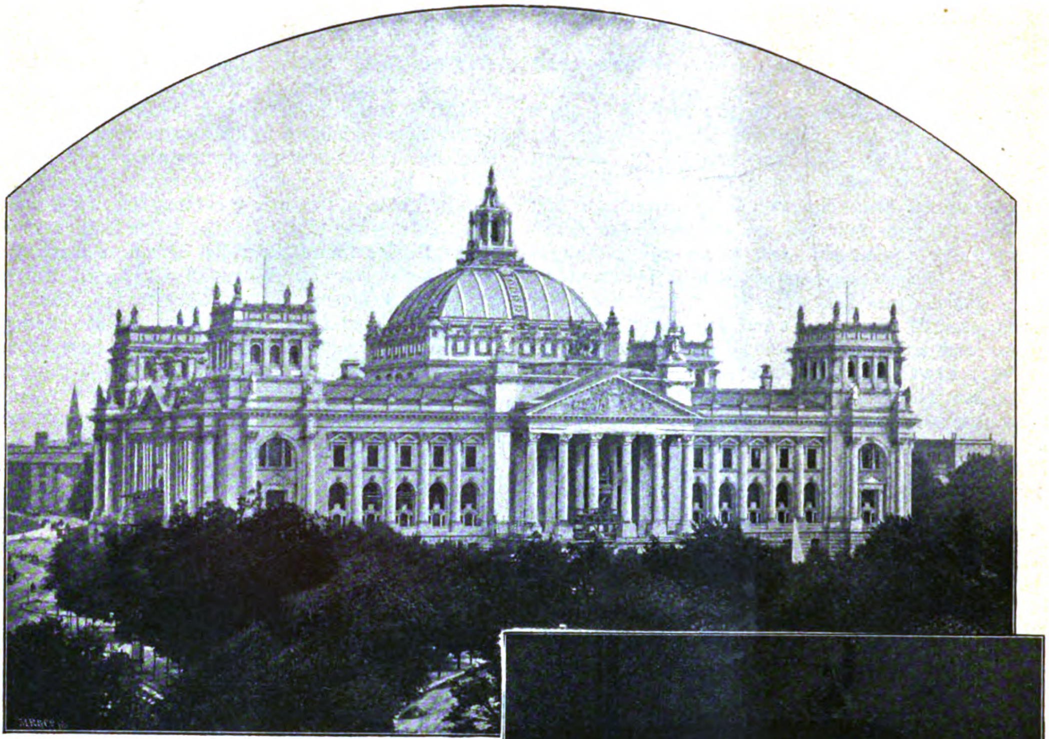
Alles was ich ſchildere, war ja nur das Werk weniger Minuten, aber welche Ewigkeit waren jene Minuten den unter der Laſt der Steine Verſchütteten! Kaiſer Alexander war tiefbewegt und keines Wortes mächtig. Die Thränen traten ihm in die Augen, als er, ſich umſchauend, die wenigen Überbleibenden der Wache bemerkte, die, mit Staub und Schutt bedeckt, mit eingedrückten Helmen, mit ihren verbogenen, halb zerbrochenen Gewehren, dem Kaiſer die vorgeſchriebene Ehrenbezeugung erwieſen. Wie ſchaurig klang ihr Gruß: „Geſundheit wünſchen wir Ew. Kaiſerlichen Majeſtät!“ zu dem Schmerzensgeſtöhn ihrer Kameraden.

General Gurko, damals Gouverneur von Petersburg, ordnete ſofortige Hilfemaßregeln an, und man begann zunächſt diejenigen Verſchütteten, von welchen einige Gliedmaßen ſichtbar waren, zu befreien. Aber ſo leicht ließen ſich die ſchweren Steinblöcke nicht entfernen, wenngleich inzwiſchen herbeigeeilte Mannſchaften der Feuerwehr und der Sappeure ſachkundige Hilfe leiſteten. Wie entſetzlich ſchrieen die Verwundeten auf, wenn, wie es oftmals vorkam, ein bereits in die Höhe gehobener Stein ſich als zu ſchwer erwies und wieder auf das zerſchmetterte Glied heruntergelaſſen werden mußte. Einige, die nur mit leichteren Maſſen überſchüttet und anfänglich betäubt geweſen waren, krochen jetzt aus dem Chaos hervor, auf allen Vieren, mit vor Angſt faſt zum Wahnſinn verzerrtem Blick. — Kapitän W. ſtand neben dem Ausgang und ſchrieb die Namen aller derer auf, welche den ſchaurigen Raum verließen. Bald wurden Verwundete herausgetragen, bald furchtbar verſtümmelte Leichen, aber noch lange nicht war die Zahl derer erreicht, die dort verſchüttet ſein mußten, wie ſich ſpäter herausſtellte: dreiundſiebzig. Kaiſer Alexander hatte für jeden Verwundeten, der bei ihm vorbeigetragen wurde, ein Wort des Troſtes, wenngleich ihm vor Schmerz beinahe die Stimme verſagte. Plötzlich trug man zwei Grenadiere bei ihm vorüber. „Verwundet?“ — „Tot! Eure Kaiſerliche Majeſtät!“ war die Antwort. Der Kaiſer beugte ſich über ſie und erblickte zwei Köpfe, deren Züge ihm nicht unbekannt ſchienen, um ſo mehr, als ſie ſich vollkommen glichen. Vor wenigen Stunden hatte er die beiden vor ſeinem Arbeitszimmer Poſten ſtehen ſehen; es waren die vorgenannten Mochow und Blinow, deren auffallende Ähnlichkeit der Feldwebel erwähnte. Endlich brachte man auch dieſen an, zwar noch lebend, aber bereits ſichtbar dem Tode verfallen. Noch vermochte er es, aus der zerquetſchten Bruſt dem Kaiſer den vorgeſchriebenen Gruß zu erwidern, noch konnte er ſich an ſeinen Kapitän wenden, um dieſen zu bitten, ſeiner Frau und des kleinen Neugeborenen nicht zu vergeſſen. Dann zeigte er auf ſeine Manteltaſche und ſagte mit kaum noch vernehmbarer Stimme zu W., dort ſtecke die Poſtenliſte, die zur Feſtſtellung der Verwundeten gebraucht werden würde. Man verſuchte noch, ihn bis nach Hauſe zu ſchaffen, aber unterwegs gab er ſeinen Geiſt auf, ohne noch einmal Frau und Kind wiedergeſehen zu haben.

Der Kaiſer, ſowie ſeine Umgebung waren ſich ſofort klar, daß es ſich hier nicht um eine Gasſprengung, ſondern um einen abermaligen frevelhaften Anſchlag handelte, um ſo mehr, als das Gas, ſowie man es anſteckte, wie früher brannte. Man konnte jetzt auch genau die Spuren der Verwüſtung im Wachtzimmer ſehen. Der Fußboden war, wie geſagt, nur ein Trümmerhaufen, aber auch die Decke war furchtbar zerſtört, wenngleich nicht eingeſtürzt. Durch einen Zufall hatten ſich der Kaiſer und ſeine Gäſte einen Augenblick verſpätet und traten erſt in den Speiſeſaal, als die Sprengung erfolgte. Aber wenn ſie auch ſchon an der Tafel vereinigt geweſen ſein würden, ſo wären ſie doch nur mit einer Erſchütterung davongekommen. Zwar war von der Wachtſtube aus in die Decke — d. h. in den Fußboden des Speiſeſaals — ein mächtiges Loch geſchlagen, welches jedoch nicht ganz durchging. Wie ſich ſpäter herausſtellte, hatten die Böſewichter in dem Keller, in welchem ſie die Mine gelegt, eine Thür offen gelaſſen, ſo daß die Sprengung nicht die volle Wirkung nach oben hatte. Wunderbar war, daß das vorerwähnte Heiligenbild auch nicht die geringſte Verletzung zeigte. Es wird jetzt von den Mannſchaften beſonders hochgehalten. General Gurko machte den Kaiſer darauf aufmerkſam, daß leicht eine zweite Sprengung erfolgen könne; doch meinte dieſer, die Verbrecher würden es wohl vor der Hand an dieſer einen Schändlichkeit genügen laſſen, zwei Anſchläge dicht hinter einander ſeien nicht zu erwarten. Dieſe nämliche Meinung trieb Kaiſer Alexander dazu, ſich ein Jahr ſpäter in den Bereich eines zweiten und diesmal tödlichen Wurfgeſchoſſes zu begeben, nachdem die von Ryſſakow geſchleuderte Bombe ihr Ziel verfehlt.

Stundenlang dauerte das traurige Werk des Ausgrabens, bis man endlich 11 Leichen und 62 Verwundete ans Tageslicht befördert, von welch letzteren jedoch noch mehrere verſtarben. Das Preobraſhenskiſche Regiment löſte uns ab, und mit dem geringen Reſt ſeiner Wache zog W. nach der Kaſerne zurück. Später gelang es, einiger der Anſtifter des Verbrechens habhaft zu werden, und ſie büßten ihre Schuld am Galgen oder in Sibiriens Bergwerken. Der ſpätere, ſo folgenſchwere Anſchlag verwiſchte einigermaßen den tiefen Eindruck, den der in Rede ſtehende gemacht. Wer aber jenem Schreckenstage perſönlich beigewohnt, dem bleibt er unvergeßlich fürs Leben.

* * *



Das neue Reichstagsgebäude. Hauptfront nach dem Königsplatz.

Das neue Reichstagsgebäude in Berlin.

Von Hans Schliepmann.

I.

Mehr als zehn Jahre ſind verfloſſen, ſeit die feierliche Grundſteinlegung des neuen Reichstagsgebäudes erfolgte. Am 9. Juni 1884 weihte der greiſe Sieger von Königgrätz und Sedan mit den ſymboliſchen drei Hammerſchlägen das Werk, das berufen ſein ſollte, ein höchſter künſtleriſcher Ausdruck unſerer nationalen Erhebung unter Kaiſer Wilhelm I. zu werden. Des wiedergeeinten Deutſchlands erſter Herrſcher ſollte die Vollendung des Baues nicht mehr erleben. Erſt ſein Enkel wird nun das ſtolze Gebäude ſeiner Beſtimmung übergeben. Eine wehmütige Erinnerung wird ſich in die Feſtesfreude miſchen: iſt doch der Einweihungstag der 18. Oktober, der Geburtstag des allzufrüh von finſterem Geſchick dahingerafften kunſtliebenden Kaiſers Friedrich!

Und wie der Patriot, ſo kann auch der Kunſtfreund nicht mit ganz ungemiſchter Freude bei der Weihe des Hauſes auf alles das zurückblicken, was bereits geſchichtlich mit dem Bau verknüpft iſt. Menſchliche Unvollkommenheit hat breitere Spuren bei der Errichtung des Reichstagsgebäudes hinterlaſſen, als nach menſchlichem Ermeſſen juſt durchaus unvermeidlich geweſen wäre.

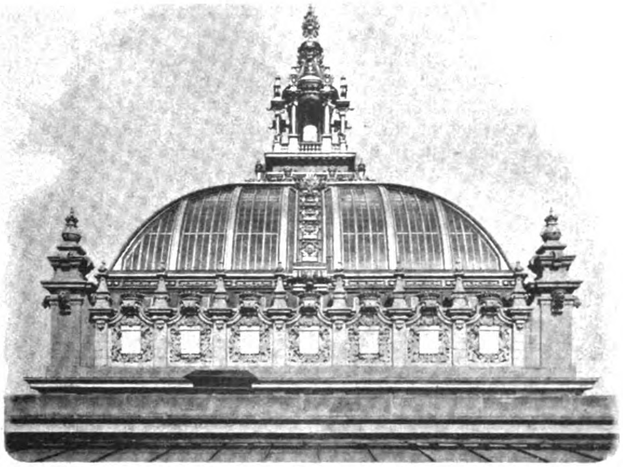
Es bleibt für immer ungemein beklagenswert, daß der Rieſenbau an die äußerſte Grenze des Königsplatzes geſchoben worden iſt, ſo daß die Hinterfront keinen Raum mehr zur Entwickelung zu finden ſcheint und gänzlich unmonumental in die Sommerſtraße vorſpringt, während die Vorderfront trotz aller Maſſigkeit in der Unabſehbarkeit und Öde des inhaltleeren Rieſenplatzes

Baurat Wallot in ſeinem Arbeitszimmer.

verſchwindet, auf dem ja auch die Siegesſäule nur wie eine Zuckerbäckerarbeit auf einer Hochzeitstafel erſcheint.

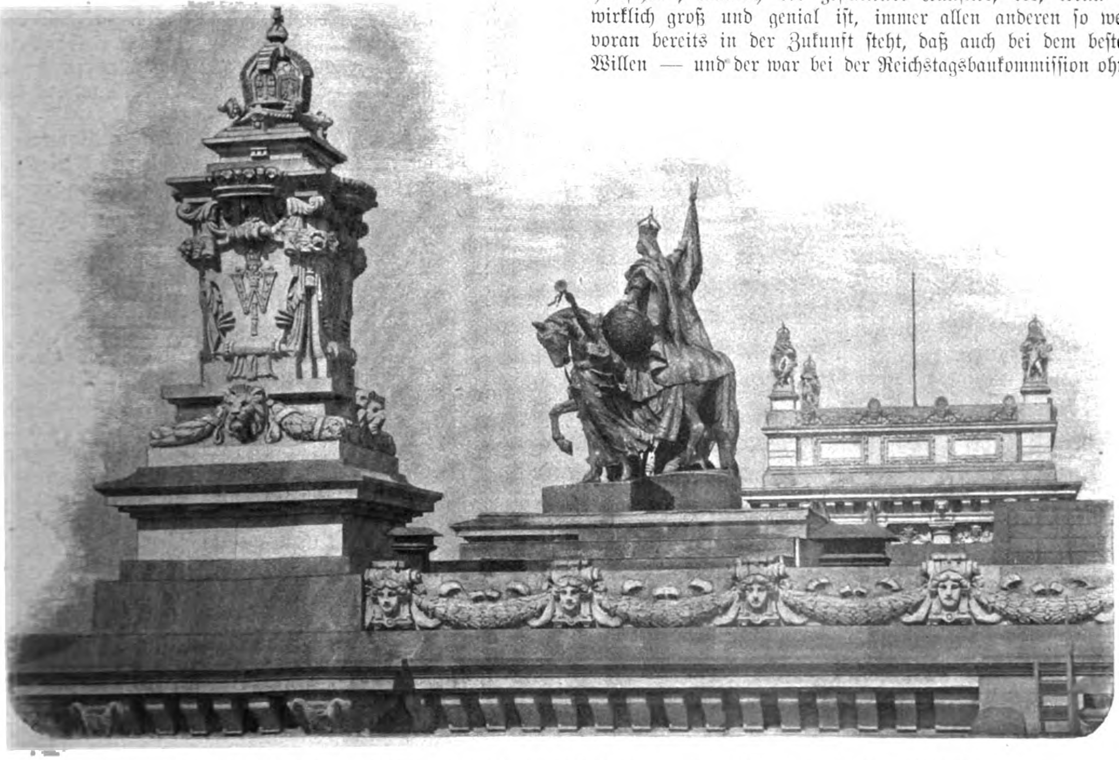
Es bleibt auch für immer eine Tragödie, ſo herb wie diejenige von Michelangelos Grabmal für Papſt Julius II., daß der Künſtler ſeinen urſprünglichen Kuppelentwurf, *den* Teil ſeines Werkes, der ihm in erſter Linie bei dem Wettbewerbe alle Herzen gewonnen, nicht zur Ausführung bringen durfte.

Doch ich mag am Tage der Freude nicht bei der Geſchichte aller Sorgen verweilen, die der Künſtler um ſein Werk haben mußte. Wer einmal die ausführliche Geſchichte des Reichstagsbaues ſchreibt, der wird freilich maßgebende Meinungen aufzuführen haben, denen der Architekt zu gehorchen hatte, obwohl ſie der Zukunft vielleicht genau ſo vorweltlich vorkommen werden, als uns der Grund, der vor zwanzig Jahren gegen den Königsplatz als Bauſtelle für das Reichshaus gemacht wurde: der Platz läge zu weit außerhalb der Stadt! Iſt doch thatſächlich noch das in mehrfacher Beziehung entſchieden vorteilhaftere Krollſche Grundſtück aus dieſem Grunde nicht gewählt worden! Man muß auf dieſe Thatſache immer wieder hinweiſen, um es augenfällig zu machen, wie wenige Menſchen zukünftige Entwickelungen vorauszuſehen wiſſen.



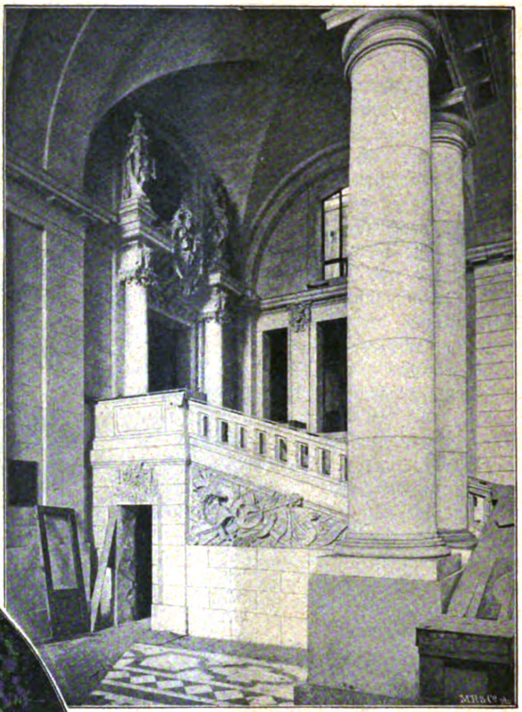
Die Kuppel des Reichstagsgebäudes.

Der Erbauer des Reichstagshauſes iſt für dieſe Trübſeligkeiten nicht verantwortlich zu machen. Er mußte nur dulden, daß ſie ſein Werk ſchädigten. Der Baukünſtler iſt eben in ſeinem ganzen Schaffen niemals frei, nur ſich ſelbſt verantwortlich, ſondern muß, da er für einen praktiſchen Zweck ſchafft, auch den Wünſchen, ja Launen oder Beſchränktheiten des Bauherrn folgen. Wenn nun gar eine vielköpfige Kommiſſion bei einer gleichenloſen, ganz neu und ohne muſtergültiges Vorbild zu löſenden Aufgabe mitzureden hat, ſo wird auch der Laie ahnen, daß keineswegs der Künſtler allein für das fertige Werk verantwortlich zu machen iſt. Nicht mit Unrecht bezeichnen wir in der Natur einen vielköpfigen Organismus als ein Monſtrum, eine Mißgeburt. Wenn irgendwo, ſo müßte in Kunſtfragen das Wort gelten „Einer muß herrſchen", nämlich der geſtaltende Künſtler, der, wenn er wirklich groß und genial iſt, immer allen anderen ſo weit voran bereits in der Zukunft ſteht, daß auch bei dem beſten Willen — und der war bei der Reichstagsbaukommiſſion ohne

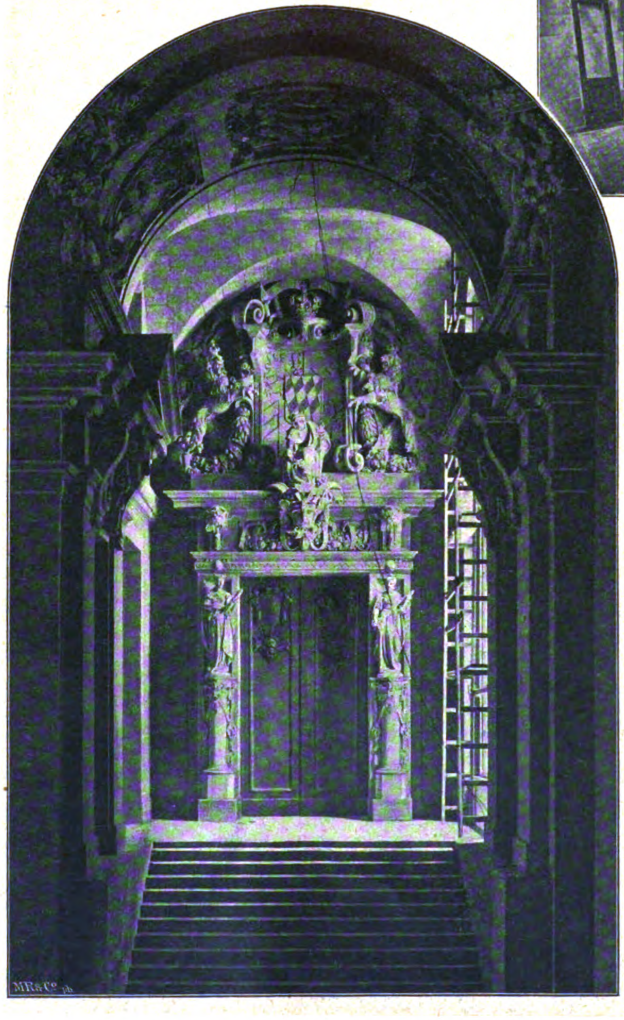


Eckbekrönung über dem Mittelbau, Germaniagruppe und Abſchlußgruppen des Nordweſtturmes.
(Vom Dache aus aufgenommen.)

Zweifel vorhanden — dieſe anderen als bloße Vergangenheitsmenſchen erſcheinen, die deshalb meiſt nur hemmend bei der Ausgeſtaltung des ganzen Werkes mitwirken. So haben ganz vortreffliche und hochzuverehrende Fachgenoſſen des Reichstagsbaumeiſters geglaubt, auf Grund der erſten Zeichnungen Verwahrung gegen die allzu fröhliche, zu wenig klaſſiſche Verzierungskunſt Wallots einlegen zu müſſen: gerade in der Detailausgeſtaltung aber hat Wallot eine Meiſterſchaft bewieſen, daß man in der Zukunft von ihm aus geradezu eine neue Entwickelungsperiode datieren wird.



Öſtliche Eingangshalle. Aufgang für den Bundesrat.



Südliche Eingangshalle. Blick auf das Portal zur Wandelhalle.

Denn Paul Wallot iſt in der That ein wahrhaft genialer Baukünſtler. Nun ſich ſeine Schöpfung faſt vollkommen überſehen läßt, muß man zu der Überzeugung gelangen, daß hier eine Kraft gewirkt hat, die der Größe der gewaltigen Aufgabe gewachſen war. Der Fachmann mag vielleicht nicht überzeugt ſein, daß der Reichstagsbau durchaus nur ſo geſtaltet werden konnte, wie er jetzt vor uns ſteht. Aber er wird keinen anderen Künſtler nennen können, der uns einen monumentaleren, eigenartigeren und herrlicheren Bau geſchaffen hätte. Der Laie aber, zu dem ja die Architektur ſo ſelten „ſpricht“, weil ſowohl er wie die Architektur bisher viel zu ſehr im Banne eines ſich gelehrſam und „klaſſiſch“ gebärdenden poeſieloſen Philologentums ſtand — der Laie aber hat nur nötig, den ſchimmernden Palaſt ruhig auf ſich wirken zu laſſen; ſucht er alsdann noch die Abſichten des Meiſters zu verſtehen, ſo wird auch er zu der Überzeugung gelangen, daß des Deutſchen Reiches erſter Monumentalbau ein herrliches und würdiges Denkmal deutſcher Kunſt iſt, das hervorragendſte deutſche Bauwerk der Neuzeit!

Nicht jedem wird das Glück zuteil werden, an des Meiſters Seite durch ſeinen Rieſenbau zu wandeln und ſeinen Erklärungen lauſchen zu können, oder gar ihn zu beobachten, wie er, den Bleiſtift in der Hand, mit ſprühender Lebendigkeit und Anſchaulichkeit den Handwerkern an Ort und Stelle Weiſungen erteilt, nicht wie ein Fürſt dem Sklaven, ſondern bei aller Selbſtſicherheit wie ein jovialer Meiſter ſeinen Gehilfen.

Gar mancher, der bereits in das Reichstagsgebäude hineingelangt war, ohne den Meiſter zu kennen, mag an ihm vorbeigegangen ſein, ohne auf ihn zu achten, und mancher, dem man die etwas zur Fülle neigende, kraftvoll bewegliche Geſtalt von etwas unter Mittelgröße gezeigt, mag zuerſt ausgerufen haben: Ach, das iſt alſo Wallot?! — Man muß es erſt gelernt haben, große Menſchen zu ſehen! Den meiſten unter uns ſpukt noch die Idee im Kopfe, als müſſe ſich das Genie gleich durchaus auch einen Apollokörper ſchaffen. Mit dieſer Idee wird man auf der Suche nach Berühmtheiten meiſt Tombak für Gold nehmen. Auf die Stirn, in die Augen muß man den Menſchen blicken, reden muß man ſie hören und ſehen: da ſpricht ſich das Innere aus! Und ſo kann denn, wer mit Meiſter Wallot nur zwei Worte gewechſelt, keinen Augenblick im Zweifel darüber ſein, einem ungewöhnlichen Menſchen gegenüber zu ſtehen. Der erſte Eindruck iſt der gewaltiger Kraft, lebensſprühender Geſundheit und thatfrohen Willens. Der zweite die Hingabe an eine Idee, ein Idealismus, der fröhlich macht und die Seele natürlich, ohne Hochmut erhält. Im Gefühle der Stärke Zutrauen, in der Freude am Schaffen Jovialität, in der inneren Geſundheit Geradheit, Anſpruchsloſigkeit und die ſeltene, nur den ganz Großen zierende Fähigkeit, auch einen ſachlich gehaltenen Tadel vertragen zu können. So geſtaltet ſich in den allgemeinſten Zügen die Perſönlichkeit Wallots, und ſo ſpricht ſie auch aus ſeinem Werke. Kraft, Geſundheit, Ruhe, Heiterkeit und ſieghafter Idealismus haben dieſe Maſſen zu monumentalſter Wirkung getürmt, haben dieſe Einzelheiten mit ſchwellendem Leben erfüllt.

Mögen die freundlichen Leſer, die mich bereits einmal durch den Bau begleitet haben, als er noch von dem Maſtenwald ſeiner Rüſtungen verhüllt war, mir noch einmal folgen, wenn ich verſuche, auf die Schönheiten von Wallots großem Werke näher einzugehen.

Der gegebenen Lage entſprechend geſtaltet ſich der Bau in ſeiner Hauptgrundriß-Anlage als ein großes Rechteck mit zwei inneren Höfen, deſſen Mittelpunkt naturgemäß das Herz des ganzen Hauſes, der ringsum von breiten Gängen umgebene Sitzungsſaal iſt.

Inmitten aller vier Seiten des Baues ſind die Eingänge angeordnet, und zwar nach der Seite der Sommerſtraße derjenige für den Hof und den Bundesrat, an den beiden Schmalſeiten die für die Abgeordneten. Die Weſtſeite nach dem Königsplatz iſt für den Verkehr immerhin die abgelegenſte; andererſeits mußte hier an der freieſten Stelle die Hauptſchmuckfront entwickelt werden; ſo iſt denn nach dieſer Seite ein mehr repräſentativer Eingang angeordnet worden, der nur bei beſonderen Feierlichkeiten benutzt werden dürfte. Über die große Rampe und die Freitreppe vor dem rieſigen Portikus führt hier der Weg direkt in den mittleren Kuppelraum der großen Wandelhalle.

Rechts und links vom Mittelbau an der Weſtfront, den beiden Seitenflügeln der Wandelhalle vorgelagert und von ihnen aus zugänglich, ſind die Erfriſchungs- und Leſeſäle angeordnet.

An den Schmalſeiten befinden ſich außer den geräumigen Veſtibülen und den in der Achſe der Wandelhalle liegenden Haupttreppen nur wenige Nebenräume, die von breiten, von den inneren Höfen aus beleuchteten Korridoren zu erreichen ſind. An der Oſtfront nach der Sommerſtraße liegen nach Süden die Räume für den Bundesrat, nach Norden die für das Reichstagspräſidium. Die prächtige Treppe, welche in der mittleren Eingangshalle emporſteigt und ſich nach rechts und links gabelt, führt beiderſeits in je einen geräumigen Vorſaal mit Oberlichtbeleuchtung, an welchen ſich, nach dem Hofe zu, abermals Nebenräume anſchließen.

Die nördliche Eingangshalle iſt als Durchfahrt geſtaltet; von ihr aus gelangt man über den erſten Hof und eine weitere Durchfahrt unter dem Sitzungsſaal bis in den Südhof. Im Untergeſchoß befinden ſich Poſt, Telegraphie, Heizung und eine Anzahl anderer Dienſträume nebſt den Garderoben und einigen Hallen, in denen die Abgeordneten Beſuche empfangen ſollen, um das Hauptgeſchoß für das große Publikum abſperren zu können.

Soweit die Räume des Hauptgeſchoſſes nicht bis in den Dachraum hineinreichen, ſind in einem Obergeſchoß noch eine recht anſehnliche Zahl von Kommiſſionszimmern untergebracht worden, die von breiten, ſtattlichen Korridoren aus zugänglich ſind.

Stenographen, Journaliſten und Publikum, das den Sitzungen beiwohnen will, gelangen über beſondere Treppen von der Durchfahrt unter dem Hauptſaal aus auf ihre Plätze.

Klar, zweckmäßig und reich geſtaltet ſich ſonach die ganze Raumanordnung. Die Lobredner des Akademismus werden allerdings tadeln, daß die Achſenbeziehungen nicht entwickelt ſind, d. h. daß man von den Eingangshallen — abgeſehen von dem Prunkzugang vom Königsplatz — nicht in gerader Linie zu den Haupträumen gelangt, vielmehr in der Hauptachſe auf eine geſchloſſene Wand blickt und erſt mit einer Rechts- oder Linkswendung in die weiteren Gebäudeteile gelangt. Dieſe Anordnung iſt aber bei der Zweiteilung der im Hauſe tagenden Gewalten — Volksvertretung und Regierung — und durch die Verkehrsverhältniſſe an dieſer Stelle Berlins innerlich immerhin begründet.

Daß es bei der übergroßen Mannigfaltigkeit der verlangten Räumlichkeiten keine einfache Aufgabe war, das Gebäude im Äußeren über den Eindruck eines Bedürfnisbaues hinauszuheben, zumal ſämtliche vier Fronten frei liegen und alſo monumental behandelt werden mußten, vermag auch der Laie ohne weiteres einzuſehen. Um gegenüber den mehrfachen Fenſterreihen eine größere Einheit zu gewinnen, wählte der Meiſter eine rieſenhafte Renaiſſance-Pilaſterarchitektur über einem einſtöckigen Unterbau, die alle oberen Geſchoſſe zuſammenfaßt und mit einem mächtigen Hauptgeſims krönt. Zu voller Wucht aber gelangt der Bau erſt durch die gewaltigen, turmartigen Eckbauten, die trotzig und doch frei, wuchtig und doch graziös emporſtreben und den Bau zu einer grandioſen Einheit zuſammenſchließen.

Der Aufbau dieſer Türme, der ebenſo neu wie packend iſt, der Übergang aus dem Gewaltigen der Säulenarchitektur durch den phantaſievollen Aufbau des eigentlichen Turmgeſchoſſes mit ſeinen wundervollen Ecklöſungen bis zu dem zierlichen Ausklingen in leichte Puttengruppen, die eine Krone tragen, — die Harmonie der Verhältniſſe in Bezug auf den ganzen Bau und der geradezu unvergleichliche Reiz der Umrißlinie geben das ſtolzeſte Zeugnis von Wallots Phantaſie und Formenreichtum.

Die Türme ſind es vor allem, die, als gewaltige Grundpfeiler einer wechſelvollen Harmonie wirkend, den ganzen Bau aus der Sphäre des Geſchäftsgebäudes herausheben und ihn zu einem rieſigen Architektur-Denkmal machen. In zweiter Linie geſchieht dies durch die Kuppel, in dritter durch die Mittelvorbauten der Fronten. Wohl muß es immer wieder beklagt werden, daß die Kuppel nicht in der Form des urſprünglichen Projekts auf hohem durchbrochenem Unterbau zur Ausführung gelangt iſt, um noch machtvoller den ganzen Bau zu beherrſchen; wohl befremdet zunächſt die „unmonumentale“ Glaseindeckung. Zieht man aber in Betracht, unter welchen Schwierigkeiten der Meiſter gerade hier mit nichtkünſtleriſchen Erwägungen und Forderungen zu kämpfen hatte, ſo daß bereits der Plan einer Kuppel über dem Sitzungsſaal überhaupt aufgegeben war, was gleichbedeutend mit einer Enthauptung des ganzen Kunſtwerkes geweſen wäre — ſo kann man nur feſtſtellen, daß unter den von außen gegebenen Verhältniſſen die jetzige Löſung immerhin als die beſtmögliche erſcheint. Auch jetzt noch beherrſcht ſie von jedem nicht allzunahen Standpunkte den ganzen Bau, wie unſer, vom Balkon des Generalſtabsgebäudes aufgenommenes und Wallots Werk in der glücklichſten Anſicht zeigendes Bild erkennen läßt.

Wir ſehen hier zugleich auch die glänzende Wirkung der Mittelriſalite, namentlich des feſtlichen Portikus mit ſeiner wundervollen Bekrönung durch Begas' Germaniagruppe.

Auf das Ausklingen des Baues nach oben hin hat der Meiſter ganz beſonderen Wert gelegt und dadurch erreicht, daß die Wucht der Maſſen dennoch leicht und heiter feſtfroh emporſteigt. Hier verrät ſich Wallots außerordentliche Kunſt, die Einzelheiten und das Schmuckwerk zu geſtalten, ganz beſonders. Es iſt geradezu ein neuer Stil, den er, mit leichten Anklängen an moderne franzöſiſche Steinbehandlung und ſpaniſche Barockmotive, zu voller Reife und Einheitlichkeit entwickelt hat.

Eine Vorſtellung von ſeiner Formengebung vermag unſere Abbildung der Eckbekrönung über dem Mittelbau am Königsplatz zu geben. Wir ſehen auf ihr gleichzeitig die geiſtreichen, rieſigen wappenartigen Eckornamente des Turmaufbaues. Als beſondere Glanzleiſtungen Wallotſcher Ornamentik, in welcher der Wappenſchild eine ganz außerordentlich große Rolle ſpielt, wie ja bei der Beſtimmung des Gebäudes berechtigt iſt, ſeien noch beſonders der Stein-Unterbau der Kuppel, die Giebel der ſeitlichen Riſalite mit ihren wundervollen Adlern und

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ihrem Wappenfrieſe und die großen Ornamenttafeln in den beiden äußerſten Wandflächen hinter dem großen Portikus am Königsplatz genannt.

Faſt noch bewunderungswürdiger tritt dieſe Meiſterſchaft in der Behandlung der Einzelheiten im Inneren des Gebäudes hervor, in welchem derſelbe Geiſt heiterer Majeſtät und ruhiger Größe gewaltet hat. Ja, vielleicht iſt das Innere noch bewunderungswürdiger, jedenfalls aber noch mannigfacher und im einzelnen einwandfreier, als manche Teile des Äußeren. Da es mir hier darauf ankommt, das Verſtändnis für Schönheiten zu wecken, nicht ſtrengſte Kritik zu üben, gehe ich über jene wenigen Einwände, die das begeiſterte Geſamturteil überdies nicht herabdrücken können, hinweg und wende mich der Betrachtung der Innenräume zu.

(Schluß folgt.)

Uſche Queren macht es anders!

Novelle von Ilſe Frapan.

Eine kleine Bucht iſt da in der Elbe, gleich unterhalb Blankeneſe, flach und ſandig zur Ebbezeit, mit einzelnen Büſcheln langhalmigen graublauen Graſes. Weiter landeinwärts zerſtreute Weidenbäume, zehn oder zwölf mit ewig bewegten hängenden Rutenzweigen, halb hohl und übergeneigt, mit leiſen murrenden Flüſterſtimmen, die niemals ſchweigen, nie ſich zum Rauſchen erheben. Auch nicht, wenn die Springflut kommt, und die Wellen um ihre Füße wallen wie in einem kochenden Keſſel, gelb und undurchſichtig und mit Schlamm an ihrer Oberfläche, der bis in die blaßgrauen Blätter hinaufſpritzt und droben hängen bleibt wie verflogene Seifenblaſen.

Wie Schildwachen ſtehen die Weiden. Und dann, noch weiter landein, wölben ſie ſich zu einem Thor über den kleinen Werftplatz von Tiete Eggers, mit den umgekehrten und vom Sand überſpülten Jollen, den Haufen von feuchten zuſammengeflatterten blonden Hobelſpanlocken und dem hohen Holzgerüſt mit dem ſonnenbraunen harzduftenden Ewergerippe, das ſeinen kräftigen Farbenton in das feine Grau ſeiner Umgebung faſt zu unvermittelt wirft, luftig und korbartig wie es iſt mit den noch plankenloſen Seiten. Es iſt ein traulicher Platz, offen und doch wie ein eingehegter Garten. Auf den aufgeſchichteten Baumſtämmen aber, die längelang unter den Weiden liegen, weiter oben, wo die Flut nicht mehr dazu kann, läßt ſich gut „klöhnen“. Tiete Eggers Arbeitsſchuppen, der ſo merkwürdig übereck ſteht, deckt die Stelle im Rücken gegen das Eggerſche Wohnhaus, wo Uſche Queren am Fenſter ſitzt, Sommers und Winters, Abend und Morgen, und ein ſcharfes Auge hat auf den Strandweg und alles, was ſich darauf bewegt. Der Schuppen hat keine Fenſter, nichts als eine große, weit offene Thür, aber die blickt auf Uſche Queren; hinten iſt er arglos und vertrauensſelig, wie man es ihm nach ſeinen ſchwarzgeteerten Wänden kaum zumuten möchte. Auch ein Lärm iſt da drinnen, ein Hämmern und Klopfen, daß man des Nachbars Stimme kaum hören kann, wieviel weniger die Stimmen da draußen. Was hätten die auch zu ſchreien! Tiete Eggers Jüngſte, die kleine dicke Elſabe wird ſich wohl hüten, und Leferenz Olf, der bei ihr ſitzt, der „lange Leferenz“, hat das Schweigen nicht erſt von den Fiſchen zu lernen gebraucht, die ſeinen gewöhnlichen Umgang bilden. Außerdem weiß er, daß er kein Recht hat, dazuſitzen und der kleinen Elſabe zuzulachen, morgens um ſieben in Nebel und Tau, unter dem leiſe fallenden Regen, in den blaſſe unſichere Sonnenlichter zucken, während das Waſſer ſteigt und die Ewer ſich drehen und der erſte lebhaftere Hauch die ſchlaff hängenden Segel durchfährt.

Sie könnte ſich hier erkälten, ganz gewiß, die kleine Eggers! Oder Tiete Eggers könnte mit der Säge in der Hand um den Schuppen herumkommen und ſich ganz ungeniert erkundigen, was Leferenz-Olf da mit ſeiner Tochter vorhabe. Oder Onkel Mull könnte von ſeinem Spaziergange um die Kartoffelſchute herum auf dem Sande dahertappen, Hände auf dem Rücken, Hut im Nacken, und plötzlich vor ihnen ſtehen bleiben, ein Fragezeichen in jeder Runzel ſeines weißbärtigen Geſichts.

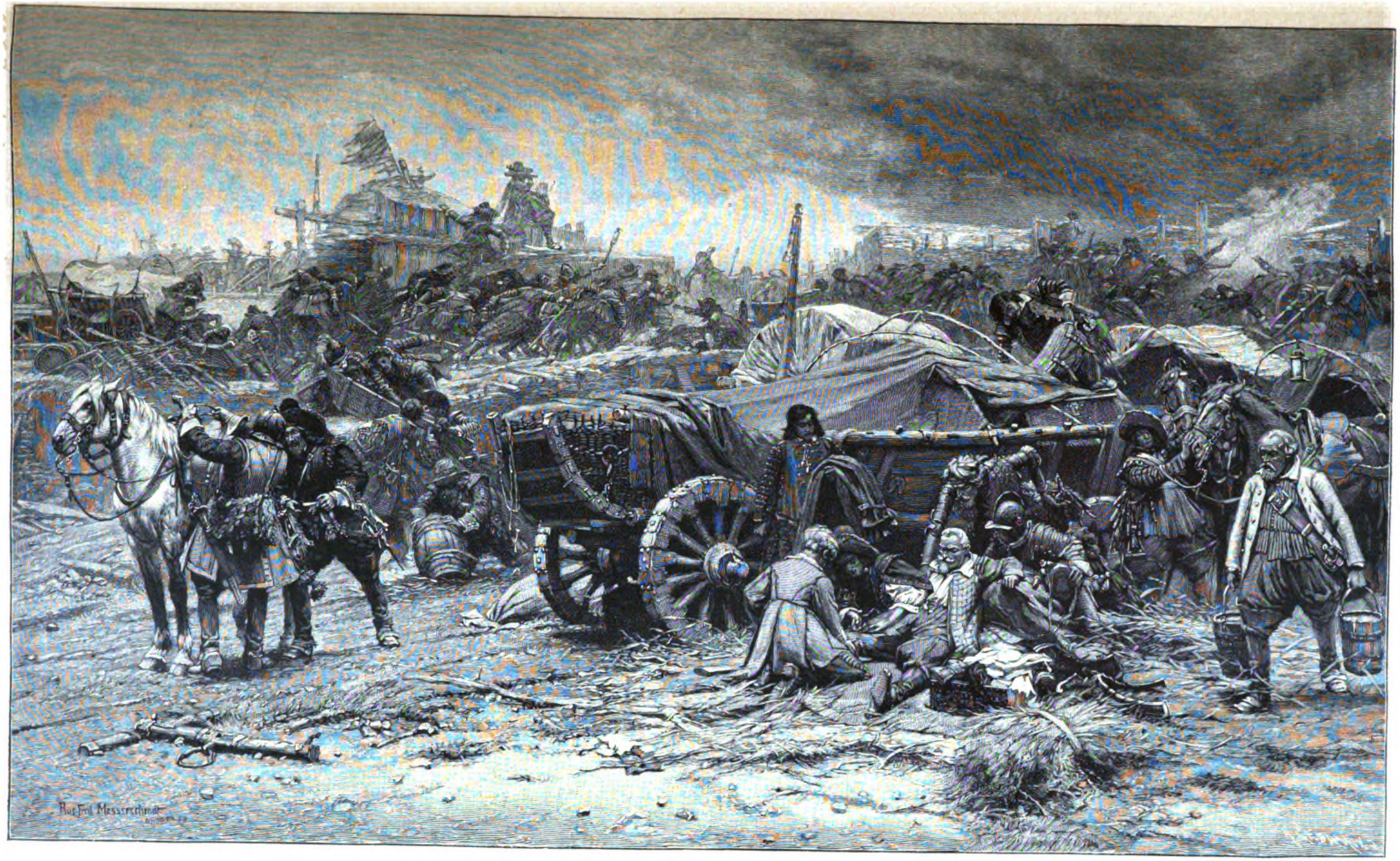
Leferenz Olf dachte an ſo viele Möglichkeiten, daß er druckſte und druckſte und vor lauter Nachdenken ſitzen blieb, als wäre er da neben der kleinen Eggers angepicht. Ein Fiſcherewer nach dem anderen hißte die Segel und fuhr elbabwärts, nur einer blieb, wo er war, und der gehörte Leferenz Olf.

Und die kleine Eggers ſaß auch ganz ſtill, es war, als wenn er ſie anſteckte. Und dann guckte ſie vor ſich nieder auf ihre blau und weiß karrierte Schürze, und Leferenz guckte aufs Waſſer, gerade hinaus, mit ſeinen Augen hell wie Waſſer.

Vorüber kam keiner. Wäre aber einer gekommen, ſo hätte er trotz alledem gewußt, daß ſie es wunderſchön fanden, ſo hier zuſammenzuſitzen, morgens um ſieben, im fallenden Nebel und der kämpfenden Sonne.

Es hatte angefangen, wie es oftmals anfängt, obgleich der eigentliche Anfang dann noch viel früher geweſen iſt, — mit einem Geſchenk. Übrigens war es auch danach geweſen, hatte dem langarmigen Olf ganz ähnlich geſehen. So etwas Unnützes ins Haus zu bringen, hätte doch gewiß niemand einfallen können als „Olf Thranblut“, wie ihn Uſche Queren getauft hatte. Dem das fahlblonde ſchlichte Haar bis in die runden, weit auseinander ſtehenden Augen hing, ohne daß er's wegwiſchte, und der den Mund nur aufmachte, wenn es etwas zu eſſen gab, oder wenn ihm Tiete Eggers Jüngſte über den Weg lief. Nicht, daß er dann geſagt hätte: „Süh ſo, Fräulein Elſabe!“, wie irgend ein anderer manierlicher Menſch in Blankeneſe. Er lachte ſie nur an, lachte ihr gerade in das runde Apfelgeſicht, und dann wurden ihre Backen noch röter, ſo als ob plötzlich die Sonne darauf ſchiene, und ſie lachte ihm wieder zu. Ein einziges Mal nur hatte Uſche Queren, die Großtante der Eggersfamilie, dieſen Vorgang beobachtet, und ſofort hatte ſie daraus geſchloſſen, daß es zwiſchen den beiden nicht richtig ſei. Und das war gewiß eine Probe von großem Scharfſinn, denn Uſche Queren war ſtark harthörig, und gehen konnte ſie ſchon lange nicht mehr.

„Das iſt noch ein Troſt!“ ſagten einige Leute. Aber ſie waren vorſchnell in ihrer Zufriedenheit, denn Uſche hatte Augen, wie eine Katze im Dunkeln, und ein ſtark entwickeltes Gefühl für Paſſendes und Unpaſſendes, das mit den gichtiſchen Beinen gar nichts zu thun hatte. Und ſofort hatte ſie mit ihrem Krückſtock, den ſie ſtatt einer Klingel gebrauchte, auf den Boden geklopft, dreimal, und es allen erklärt, die es hören mochten, das wolle ſie nicht haben, daß Leferenz Olf hinginge und ſich was einbildete. Er ſollte nur ruhig unter den Fiſcherstöchtern bleiben, wo er hingehörte. Und als die jüngſte Nichte auf dieſe Worte heimlich vor ſich hin gelacht hatte, wie es ihre Gewohnheit war, hatte Uſche in ihrem kattungepolſterten Lehnſtuhl zu zittern und beben angefangen, vor Wut, und da ſie nicht mehr hatte ſprechen können, ſtammelte ſie wenigſtens: „denn mak ick dat anners! denn mak ick dat anners!“ Das war die ſchrecklichſte Drohung für die ganze Familie. Durch dieſe paar Worte hatte ſich Uſche Queren ſeit zwei Jahrzehnten ſchon zum regierenden Oberhaupt aller Eggersleute hinaufgedroht. Denn ſie war die Perſon danach, ihren Willen durchzuſetzen und es wirklich „anders zu machen,“ nämlich das Teſtament, in welchem ſie ihr Vermögen an Tiete Eggers verſchrieben hatte. Zweimal hatte ſie es ſchon geändert; fünftauſend Mark waren abgeknappt und frommen Stiftungen zugeteilt worden, weil Eggers es ſich hatte einfallen laſſen, ein Haus zu kaufen, das gerade billig zu bekommen war, und weil er dazu die Bürgſchaft der Tante in Anſpruch hatte nehmen wollen. Aber da hatte ihm Uſche Queren einen dicken Querſtrich durch ſeine Spekulation gemacht, hatte die fünftauſend Mark, auf die er zur Anzahlung gerechnet, ritſch ratſch von ſeiner Erbſchaft



Tillys Verwundung in der Schlacht am Lech. Nach dem Gemälde von P. F. Meſſerſchmidt.

abgezogen und weggeſchenkt. Und trotz aller der ſcheeläugigen Aufmerkſamkeit am vorderen Fenſter, war Leferenz Olf eines Tages mit einem Geſchenk angerückt gekommen, aber hinten herum, über den Süllberg herunter und gleich in die Küche. Angeklopft hatte er nicht erſt, dazu war er zu vorſichtig, und dann hatte er auch hinter den kleinen Küchenfenſtern, die faſt ganz von großen Kürbisblättern zugedeckt waren, etwas Rundes, Roſiges bemerkt, was ihm Mut machte.

Und richtig, als er die Thür aufgeklinkt, waren da drinnen ſämtliche Frauensleute geweſen, Madam Eggers und ihre drei Töchter, und wenn das nun auch mehr waren, als er eigentlich nötig gehabt, ſo war er doch entſchloſſen vorwärts gegangen, denn obgleich er Olf Thranblut hieß, wußte er doch ganz gut, daß ihm kein Frauenzimmer böſe war, außer Uſche Queren, und die hielt er eigentlich für einen Kerl. Und die Wahrheit iſt, daß ſie auch danach ausſah mit ihrem großen haarloſen Kopf, den gelben wulſtigen Backen und den dicken Thränenſäcken. Ohne ein Wort zu ſagen, mit mühſam verbiſſenem Lachen war er mit ſeinen langen Waſſerſtiefeln an den Küchentiſch geſtolpert und hatte eine alte Weinflaſche ohne Hals darauf niedergeſetzt.

„Na, nu ward good, Herr Olf!“ hatte die älteſte, die Witwe, geſchrieen und war zurückgeſprungen, als ſie in die Flaſche geguckt und da ein Gekrabbel geſehen hatte.

Und Wiſche, die Schneiderin, die nur hochdeutſch ſprach, hatte die dünnen Händchen erhoben: „Achhott, achhott nein, das ſieht mal komiſch und eklig aus! Kann es auch klei'n*)?“ und ſchnell hatte ſie ſich die Finger vor die Augen gehalten.

Die jüngſte aber hatte ſchützend die Arme um das Glas gelegt. „Ji brukt dat je nich antokieken, nich, Mutter? Mutter mag dat lieden und ick ook. Un wenn dat in min Stuw ſteiht, denn geiht dat Ji gor nichs an.“

Aber da wollten ſie es natürlich alle ſehen. Voran Madam Eggers mit ihrer ſpitzen Naſe und dem ängſtlichen Zug, den ſie gekriegt hatte, ſeit Uſche Queren mit ihr unter einem Dache hauſte. Sie klammerte ſich an ihre Jüngſte und bog ſich ſo vorwärts.

„Achhott nee, wat dat ook allens in de Welt geben deiht!“

Auch die Witwe und Wiſche zogen die Augenbrauen in die Höhe und wunderten ſich. Es ſah aber auch zum Wundern aus, was ſich da in dem trübgrünen Glaſe langſam bewegte. Ein Fiſch war es gewiß nicht, obwohl es im Waſſer ſaß, auch keine Muſchel.

Sie fragten Leferenz Olf, und der zeigte alle Zähne und ſagte, es wäre „ſo'n Seediert.“ Aber das wollten ſie auch kaum glauben, denn es ſah aus wie eine Sternblume, halb durchſichtig, milchweiß und roſa, mit einem kurzen, dicken Stiel. Und der Stiel ſaß auf einem Stein; ſo hatte Leferenz Olf das Ding gefunden und mitgebracht.

Das war ja nun ganz gut ſo weit, wenn es nur ſtillgehalten hätte. Aber jedesmal, wenn es langſam eines ſeiner ſchmalen, glitzernden Blätter zuſammenzog oder ausdehnte, fuhr Wiſche in die Höhe und ſchrie: „I gitt, i gitt!“ und es ſah auch wirklich merkwürdig aus, wie fortwährend ein Zittern und Fliegen über die zarte Haut hinlief. Ein nettes Geſchenk!

„Ick mug dat nich in't Hus hebben! Wat deiht een mit ſo'n Kram?“ fragte die Witwe, die Achſeln zuckend. „Kannſt dat je mit to Bett nehmen,“ neckte ſie ihre Schweſter, „kumm, Wiſche, wi möt 'wat dohn.“

Die älteren Schweſtern waren verſchwunden, ein paar Minuten ſpäter hatte man das Raſſeln ihrer Nähmaſchinen über der Küche gehört. Und dann hatte Madam Eggers einen Kochtopf zum Feuer gerückt und Herrn Olf gebeten, noch „en kleinen Augenblick zu töben, ſie habe noch ſo ſchön Butt und Kartoffeln von Mittag.“ Leferenz Olf, die Hände in den Hoſentaſchen, hatte am Tellerbort gelehnt, bis das Eſſen gewärmt war, und nachher hatte die Frau ihm mehr aufgekellt, als er bezwingen konnte. Es war die einzige Art, wie die ſchüchterne kleine Frau ihr Wohlwollen ausdrücken konnte.

Elſabe aber hatte unermüdlich die Seeroſe beobachtet, und wenn ſie doch einmal zu dem langen Gaſt hinübergeblinzelt, ſo war ſie jedesmal nachher rot geworden, und ſie hatte die Naſe gerümpft, daß er ſich ſo gründlich mit den Butten abgebe, gerade, als wenn er nur dazu hereingekommen wäre.

Aber zuletzt war es doch noch anders gegangen. Ob Uſche Queren wirklich, wie einige Leute behaupteten, mit ihren kleinen gierigen Augen durch drei eiſerne Thüren ſehen konnte, oder ob es nur ein ſtark entwickeltes Ahnungsvermögen war, was ſie leitete, genug ihr Krückſtock brachte plötzlich einen lauten Trommelwirbel hervor, und Madam Eggers fragte, blaß vor Schrecken, ob Herr Olf jetzt nicht lieber weggehen möchte, „Tanten wäre nämlich — und wenn Tanten mal bös wäre, denn wäre ſie bös, und ſie hätte da all genug unter gelitten, und das ſagte ſie vor Gott, daß ſie lieber von dem ganzen Geld nichts haben möchte, aber 'rausſetzen könnten ſie ihr doch auch nich grade.“

„Lieber, als daß die Leute denken, wir ſind Erbſchleicher,“ hatte dazwiſchen hinein Elſabe mit zorniger Stimme gerufen, daß Leferenz Olf ordentlich verwundert geweſen war, zu verwundert, um ſelbſt eine Antwort zu finden.

Die Mutter hatte darauf etwas gemurmelt von „Kiekindewelt“ und hatte dann kläglich gefragt: „Na, kann ick denn woll 'n Oogenblick weggahn?“

Da hatte Leferenz ernſthaft in ſeinen Teller hineingeſagt: „Dat könt Se ſachts*),“ und die Mutter hatte im Weggehen noch getröſtet: „Ick kam ook glick wedder.“

Als aber die Küchenthür hinter ihr zugefallen, hatte Olf dieſe noch einen Augenblick angeguckt, ob ſie auch nicht wieder aufgehe, und dann die kleine Elſabe, die ohne alle Urſache rot und röter geworden. Bis mit einemmal Olf Thranblut ſeinen Teller leiſe hingeſetzt hatte, auf das kleine Mädchen zugeſtakt war und ihr einen Kuß auf den Mund verſetzt hatte. Erſt hatte ſie ihn groß angucken wollen, als aber Olf geſagt, er thäte es nun, wie er es meinte, und er hätte geglaubt, ſie meinte es ebenſo wie er, gab ſie ſich zufrieden und lachte und küßte ihn wieder und ſagte, Olf Thranblut wäre gewiß kein rechter Name für ihn, Uſche Queren könnte wohl ſchöne Namen ausdenken, aber ſie paßten nur nicht für die Leute; ſie möchte ihr wohl erzählen, daß er kein bißchen thranig wäre. Hier mußten ſie beide lachen, daß ihr die Thränen in die Augen kamen und ſeine weißen Zähne blitzten.

Und ſeit dieſem Tage, einem Tag im Juli, trafen ſich die beiden ganz zufällig jeden Tag, da Leferenz Olf nach Blankeneſe kam von ſeinen wochenlangen Fiſchzügen auf Hochſee, am liebſten und häufigſten auf dem Werftplatz, hinter dem Arbeitsſchuppen, unter den Weiden, bei Regen und Sturm und Sonnenſchein, am längſten im Nebel, der ſie ſo ſicher machte, als ſäßen ſie hinter einem grauen, undurchdringlichen Vorhang. Als ſie zum erſtenmal ſich dort fanden, — das Mädchen wollte gerade Sand holen, denn es war ja Sonnabend, und einmal die Woche mußten doch die großen Grapen**) ſo blank geklärt***) werden, wie es das Kupfer nur hergeben wollte, — kam Leferenz Olf mit einem ſchweren Korbe von ſeinem Ewer herunter, der eben, als letzter in der Reihe, ſchwerfällig und unanſehnlich vor Anker gegangen war. Die Laternen waren ſchon angezündet, aber ſie leuchteten noch nicht. Leiſe ſchaukelten die blaßlila Flämmchen wie ein Kranz von Herbſtzeitloſen auf der dunklen Wieſe.

„Je, wat ick nu woll hier heff!“ ſagte Leferenz und lüftete das grobe, erdgraue Stück Segeltuch über dem Korbe.

„Steenbutt?“ rief Elſabe mit neugierig glänzenden Augen.

„Nee, dat nich, aber ook wat Goods,“ lachte Olf.

„Zander?“

„Nee, keen Zander, de is nu man ſelten mit —“

(Fortſetzung folgt.)

---

*) kratzen.

*) wohl. **) Keſſel, Tiegel. ***) geputzt.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Mit einem anmutsvollen „weiblichen Kopf" von E. Saporetti eröffnen wir die Bilderreihe unſeres neuen Jahrgangs. Der meiſterliche Holzſchnitt dieſes Bildes, der alle Feinheiten des Originals wiedergibt, mag unſeren Leſern als Beweis für die Sorgfalt dienen, welche wir auf die Reproduktion der im Daheim zum Abdruck gelangenden Abbildungen verwenden.

Neben den zahlreichen Illuſtrationen zu unſerem Reichstagsartikel geben wir noch ein zweites ganzſeitiges Bild: „Tillys Verwundung" von P. F. Meſſerſchmidt. Am 5. April 1632 war es, bei ſeinem vergeblichen Verſuch, König Guſtav Adolf den Lechübergang zu verwehren, daß dem Feldherrn der katholiſchen Liga, dem Zerſtörer Magdeburgs, eine Falkonetkugel den rechten Schenkel zerſchmetterte — fünfzehn Tage ſpäter hauchte er zu Ingolſtadt ſeinen Geiſt aus.

Altertumskunde.

Über die bisherigen Ergebniſſe der Ausgrabungen, welche die franzöſiſche Regierung in Delphi vorgenommen hat und noch fortſetzt, liegt jetzt ein ausführlicher Bericht von Mr. Homolle, dem Leiter der franzöſiſchen Schule in Athen, vor. An derjenigen Stelle, an deren Aufdeckung man die größten Hoffnungen knüpfte, am Apollotempel, ſind die Ergebniſſe ſehr gering geweſen — ſo gering, daß die Vermutung nahe liegt, der bildneriſche Schmuck des im Altertum hochberühmten Gebäudes ſei ſchon zur römiſchen Kaiſerzeit ſorgfältig abgenommen und fortgeführt worden. Deſto reicher waren die Funde indeſſen an anderen Stellen außerhalb der Tempelterraſſe, vor allem bei den Ausgrabungen am Schatzhaus der Athener und der Siphner (Siphnos iſt eine Inſel nahe Paros). Der ganze Skulpturenſchmuck des erſteren, das zur Erinnerung an den Sieg von Marathon errichtet wurde, iſt in mehr oder minder guter Erhaltung wiedergefunden worden: Figuren berittener Amazonen, Metopen mit Darſtellungen von Theſeusthaten und Heraklesmythen ꝛc. Von dem ſchönen Siphnerſchatzhaus ſind Platten eines herrlichen Marmorfrieſes in längeren zuſammenhängenden Reihen zum Vorſchein gekommen, auf denen eine Götterverſammlung, ein Kampf der Götter mit den Giganten und Kampfſcenen aus dem Trojaniſchen Krieg in Reliefdarſtellungen ſichtbar ſind. Sehr intereſſant ſind Reſte von Giebelſkulpturen durch die zum Teil vorzüglich erhaltene Färbung der Geſtalten, die indeſſen nicht vollſtändig bemalt, ſondern auf denen nur Einzelheiten, Haar, Augen, Lippen, Waffen, Gewandteile farbig geſchmückt geweſen zu ſein ſcheinen. Man fand ferner vier große Marmorkaryatiden und zahlreiche Inſchriften, von denen ein „Apollohymnus" als die wertvollſte bezeichnet wird, da wir durch ihn zum erſtenmale einen wirklichen Einblick in die Art der griechiſchen Muſikübung gewinnen können.

Erdkunde.

Während alljährlich mehrere Expeditionen zur Durchforſchung der nördlichen Polargebiete abgehen, geſchieht zur Erforſchung der Südpolregionen faſt nichts, und unſere Kenntnis derſelben iſt denn auch äußerſt gering. Die klimatiſchen Verhältniſſe ſind derart ungünſtig, daß bereits ſüdlich vom 60. Grad ein faſt unbekanntes Gebiet beginnt, obwohl dieſer Grad nur dem von St. Petersburg auf der nördlichen Halbkugel entſpricht. Am weiteſten ſüdlich gelangte 1839 Sir James Clark Roß, nämlich bis 78 Grad 20 Minuten. Die Landmaſſen oder Inſeln, die er, ſowie Dumont d'Urville, Wilkes, Kemp, v. Bellingshauſen, Smiths in den Jahren 1819—1840 fanden — Wilkesland, Enderbyland, die Ballenyinſeln, Palmerland, Grahamland, die Süd-Shetlandsinſeln ꝛc. — erſchienen ihnen als völlig öde und im Eiſe erſtarrt, die Pflanzenwelt war nur durch Mooſe und Flechten, die Tierwelt durch Seevögel und Pinguine vertreten, das Meer von Walen und Robben bevölkert. — Erſt in letzter Zeit iſt das Intereſſe an der antarktiſchen Forſchung wieder reger geworden. Abgeſehen von den beiden Beobachtungsſtationen, die auf Süd-Georgien (von Deutſchland) und am Kap Horn (von Frankreich) errichtet wurden, hat ſich in Auſtralien ein Komitee für eine große Südpol-Expedition gebildet, an deſſen Spitze der Naturforſcher Dr. F. v. Müller ſteht. Wie das „Archiv für Poſt und Telegraphie" mitteilt, beteiligen ſich jetzt der durch ſeine arktiſchen Forſchungen bekannt gewordene Prof. Nordenſkjöld, der ſchwediſche Großkaufmann Dickſon und der auſtraliſche Großherdenbeſitzer Sir Thomas Elder an dieſem Unternehmen. Es ſcheint, als ob damit die Verwirklichung der Expedition, welche bisher immer noch aus Mangel an Geldmitteln hinausgeſchoben wurde, in näherer Ausſicht ſteht.

Naturkunde.

Das Gift des Starrkrampfes, im lebenden Körper durch die Tetanusbazillen erzeugt, wurde von den italieniſchen Forſchern Fermi und Pernoſſi in reinem Zuſtande dargeſtellt. Sehr merkwürdig iſt, daß ſowohl das Gift des Starrkrampfes wie das der Diphtherie ſich gegen Lichtwärme und verſchiedenartige chemiſche Stoffe ſehr ähnlich verhalten, wie das Gift der Schlangen. Herrn Calmetto, Vorſtand des Biologiſchen Laboratoriums in Saigon gelang es, Kaninchen gegen Schlangenbiſſe zu feien, indem er ihnen verdünntes Schlangengift in ſteigenden Gaben einſpritzt oder es mit Chlorgold oder Calciumhypochlorid veränderte. Vielleicht findet man in der geeigneten Anwendung eines Schlangengiftes eine Handhabe gegen Starrkrampf und Diphtherie. Die Homöopathen haben das Gift der Klapperſchlange und der Rautenſchlange (Lacheris) ihrem Arzneiſchatze ſchon längſt einverleibt. St.

Das ſich gewiſſe Inſekten, z. B. Blattkäfer, Marienkäfer, Maiwürmer, Ameiſen und Blattweſpen, wenn ſie berührt werden, totſtellen, iſt bekannt. Sie ſchlagen dann Fühler und Beine unter den Leib, laſſen ſich zur Erde fallen und verharren in gänzlicher Unbeweglichkeit, um die Aufmerkſamkeit ihrer Feinde abzulenken. Bei den Käfern, die ſich dieſes Verteidigungsmittels bedienen, ſieht man dabei aus dem Munde oder zwiſchen den Beingliedern dicke Tropfen eines roten oder gelben Saftes hervortreten. Schon 1859 hat, wie die Zeitſchrift „Himmel und Erde", der wir dieſe Notiz auszugsweiſe entnehmen, mitteilt, Profeſſor Leydig in Bonn die Vermutung ausgeſprochen, daß dieſer gefärbte Saft nicht irgend ein beſonderes Ausſcheidungsprodukt, ſondern einfach Blut ſei, das unmittelbar aus dem inneren Körper kommt. Dem iſt damals allſeitig widerſprochen worden, die neueſten Forſchungen von Chénot haben aber gezeigt, daß der Bonner Gelehrte durchaus recht hat. Die fraglichen Käfer haben zweifellos die Fähigkeit, ihr eigenes Blut freiwillig auszuwerfen. Aber eine Öffnung, durch die dasſelbe gerade im Augenblick des willkürlichen Scheintodes austritt, iſt nicht vorhanden, vielmehr muß man annehmen, daß der Druck des plötzlich zum Stillſtand gebrachten Blutes die Haut ſprengt, daß ein Tropfen Blut herausgepreßt wird, daß aber kurz darauf die Wunde ſich durch ein Klümpchen geronnenen Blutes wieder ſchließt. Wozu dient aber dieſer ſonderbare Aderlaß? Er iſt offenbar ein wirkſames chemiſches Schutzmittel gegen die Feinde der Käfer. Weitere Beobachtungen haben dies bewieſen. Ein Blattkäfer, der einer Eidechſe vorgeworfen war, wurde von dieſer in das Maul genommen, aber ſofort wieder fahren gelaſſen, als er einen gelben Blutstropfen von ſich gab. Die Eidechſe wiſchte ſich das Maul ab und nahm keinen ähnlichen Käfer mehr an. Das Blut hat nämlich bei einzelnen Käfern einen ſehr unangenehmen Geruch, bei anderen einen adſtringierenden Geſchmack.

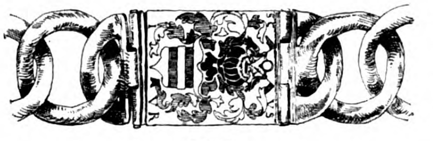
Technik.

Der „Prometheus" berichtet in einer ſeiner letzten Nummern von einem ſeltſamen Inſtrument, dem Schiſeophon. Auch bei der ſorgfältigſten Arbeit finden ſich im Innern von Metallblöcken, beſonders Gußſtahlblöcken, leicht fehlerhafte Stellen, Poren, Riſſe und Hohlräume, die ſpäter die unheilvollſten Folgen haben können. Das Springen von Kanonenrohren, der Bruch von Schraubenwellen der Dampfſchiffe, von Schienen, wie von Achſen und Radreifen der Eiſenbahnfahrzeuge iſt meiſt auf ſolche Fehler zurückzuführen. Sie zu erkennen aber iſt äußerſt ſchwierig; ein geübtes Ohr vermag zwar aus dem Klang auf fehlerhafte Stellen zu ſchließen, aber doch nur, wenn dieſe ziemlich nahe der Oberfläche des Gußſtückes liegen. Jetzt hat nun der franzöſiſche Ingenieur de Place einen Apparat, das Schiſeophon, erdacht, der bis 18 Centimeter unter der Oberfläche zuverläſſig Fehlerſtellen anzeigt. Er beſteht aus einer Verbindung von Telephon und Mikrophon und einem Klopfapparat, ähnlich wie der Arzt zur Feſtſtellung von Lungengeräuſchen benutzt. Das Gußſtück wird abgeklopft, und der in einem getrennten Raum befindliche Beobachter kann auf Grund etwaiger Tonverſtärkungen im Telephon ſofort und mit Sicherheit angeben, daß und wo eine mangelhafte Stelle im Werkſtück iſt. Das Schiſeophon hat ſich bereits in den weltbekannten Schneiderſchen Werken zu Creuzot und in den italieniſchen Artilleriewerken zu Spezia vorzüglich bewährt.

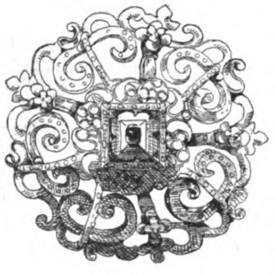
Buchhandel.

Der Geheime Kabinettsrat Karl von Wilmowski war der langjährige Chef des Civilkabinetts Kaiſer Wilhelms I. und befand ſich auch in dem Feldzuge 1870/71 ſtets in des Herrſchers unmittelbarer Umgebung. Die aus dem Nachlaß des verdienten Mannes herausgegebenen Feldzugsbriefe (Breslau. Ed. Trewendt) dürfen daher ein beſonderes Intereſſe beanſpruchen, und das kleine Bändchen hält auch, was es verſpricht. Es bringt zwar keine ſenſationellen Enthüllungen, keine neuen Aufklärungen über geſchichtliche Ereigniſſe, aber es zeichnet mit liebevoller Treue ein Bild der Umgebung des Königs und gibt manche feſſelnde Notiz darüber, wie das eine oder andere Ereignis der großen Zeit von dem Monarchen perſönlich aufgefaßt wurde. — Rührend und ſo recht charakteriſtiſch für den Kaiſer iſt ein Handſchreiben, das er ſeinem treuen Diener zu deſſen 70. Geburtstage ſandte: „Sie begehen heute einen Tag, der mir vorkommt, als wollten Sie mich einholen. Wollen Sie nur nicht verſuchen, dies mit Hintanſetzung Ihrer Kräfte möglich zu machen, ſo müßte ich es Ihnen unterſagen; denn niemand hat mehr wie ich für Ihr Wohl beſorgt zu ſein, der ich ſchon jetzt von Ihrer aufopfernden Thätigkeit zu viel verlangen muß. Dieſes ‚muß' wird mir recht ſchwer, und doch kann ich nichts darin ändern, wenn bei meinem hohen Alter, das die Vorſehung mich erſteigen läßt, ſie doch hoffentlich auch will, daß ich die Kräfte beſitzen ſoll, meinen Pflichten nachzukommen; und daß die Vorſehung Sie zu dieſem Hilfsgeſchäft mir zur Seite geſtellt, iſt eine der vielen Gnaden-Erweiſungen Gottes, deren ich mich in meiner langen Lebensdauer zu erfreuen habe …" Der Brief war von zwei Statuetten, einer Klio und einer Phantaſiegeſtalt mit den Attributen der Architektur und Skulptur, begleitet. Scherzend hatte der Kaiſer unter ſeinem Schreiben als Nachſchrift hinzugefügt: „Die Figuren, die ich Ihnen ſende, haben Griffel in den Händen; die eine ſchreibt, was Sie leiſten, die andere unterſchreibt nur, was Sie belieben!"

Aus dem Juwelenſchatz einer märkiſchen Adelsfamilie.



Schließe.



Agraffe.

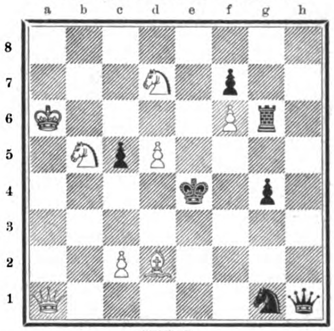
In dem Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg befindet ſich ſeit kurzer Zeit, als eine Gabe der Berliner Pflegſchaft, eine Anzahl Schmuckſachen, die nicht nur durch ihren Kunſtwert, ſondern mehr noch durch die Zeit und die Örtlichkeit, aus der ſie ſtammen, eine oft ſchmerzlich empfundene Lücke in den Sammlungen des Muſeums ausfüllen. Alte, wirklich ſchöne deutſche Schmuckſtücke ſind recht ſelten. Die Not der Zeit, welche zumal der Dreißigjährige Krieg mit ſich brachte, hat nicht viel von ihnen übrig gelaſſen, manches wertvolle Stück iſt auch der wechſelnden Mode zuliebe eingeſchmolzen und umgefaßt worden. Der Kunſtfreund, welcher ſich über die Juwelierkunſt unſerer Altvorderen unterrichten will, iſt daher, abgeſehen von den Juwelenſchätzen fürſtlicher Familien, leider vielfach für ſeine Forſchungen ganz auf alte Koſtümbilder, Zeichnungen und Kupferſtiche angewieſen.

Der Schmuck, von dem wir zwei Abbildungen bringen, ſtammt aus der Mark und wurde beim Ackern auf dem Felde des Dominium Pinnow, im Kreiſe Templin, gefunden. Er war in eine hohe zinnerne Büchſe mit Schraubenverſchluß geborgen, die faſt ganz mit goldenen Schmuckſachen und Goldmünzen gefüllt war. Die Goldmünzen und zwei Agraffen ſoll der Finder zurückbehalten haben; der ſtattliche Reſt, der jetzt geſchloſſen dem Germaniſchen Muſeum gehört, gibt ein intereſſantes Beiſpiel, was eine angeſehene märkiſche Adelsfamilie zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges an Familienſchmuck beſaß. Daß der Schmuck in jener Zeit dem Erdboden anvertraut wurde, darauf deutet wenigſtens die Jahreszahl 1626 auf der Zinnbüchſe hin, die außerdem mit „J. v. H.“ und „A. v. H.“ gezeichnet iſt. Pinnow gehörte der Familie von Holtzendorf.

Es ſind zunächſt drei Gliederarmbänder, wie ſie damals von beiden Geſchlechtern getragen wurden, welche auffallen. Das eine trägt auf der Schließe in farbigem Email zweimal nebeneinander das Holtzendorfſche Wappen, die beiden anderen (von denen wir die Schließe abbilden) das Wappen der ausgeſtorbenen märkiſchen Familie v. Steglitz, deren Name noch in dem Orte Steglitz bei Berlin fortlebt. Zu dem Funde gehören ferner fünf Armbänder, ein Ring und einige Agraffen, wie ſie von den Männern an den Hüten, aber auch von den Frauen als Schmuck getragen wurden. Die ſchönſte dieſer Agraffen, reizvoll nicht nur in den Formen, ſondern beſonders auch durch die reiche buntfarbige Emaillierung, bilden wir ab. Keines der Stücke trägt einen Stempel, ſo daß ein Schluß auf den Verfertiger nicht möglich iſt. In einem Artikel von H. Böſch im Anzeiger des Germaniſchen Muſeums wird die Vermutung ausgeſprochen, daß der Schmuck in einer märkiſchen Stadt, vielleicht in Berlin, hergeſtellt ſei.

In unſerer Spielecke.

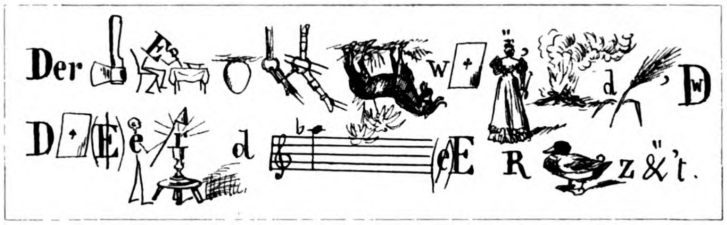
Schachaufgabe von A. Stabenow.



WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Bilderrätſel.



1. Akroſtichon.

ab al am an an ar av cht d ebk ia ia ive
ju le li na ne no od or p ra rah rs um
un ur te wg

Aus den obigen Buchſtaben und Buchſtaben-Zuſammenſtellungen ſind mit Hilfe der folgenden Angaben zehn bekannte Namen zu bilden.

1. Ich bin als Stadt in Welſchlands ſchönen
Gauen
2. Und ich als See in Aſien zu ſchauen.
3. Die ganze große Welt umfaſſe ich,
4. Als einen Strom in Aſien kennt Ihr mich.
5. Im Reichstag bin ſeit Jahren ich zu
ſehn,
6. Zum Himmel ragen meine wald'gen Höh'n.
7. Ich bin bekannt als Stadt im Ruſſen-
reich;
8. Ich nenne einen großen Dichter Euch.
9. Von mir leſt Ihr im Alten Teſtament,
10. Und mich als eine Muſe jeder kennt.

Sind die richtigen zehn Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Namen eines hervorragenden Schriftſtellers und ihre Endbuchſtaben den Namen eines bedeutenden Malers unſerer Zeit.

2. Ergänzungsrätſel.

a ar co in ment on rat u ve zu

Zu ſuchen ſind fünf dreiſilbige Wörter, deren Anfangs- und Endſilben oben gegeben ſind.

Sind die richtigen fünf Wörter gefunden, ſo kann man dieſelben ſo ordnen, daß ihre Mittelſilben den Namen einer Republik in Centralamerika ergeben.

3. Scherzrätſel.

Ziehſt Du einem Vogel die Schwanzfedern aus
Und holſt aus der Luft ihn wieder zum Land,
So wird eine markige Eiche daraus,
Im deutſchen Dichterwald rühmlichſt bekannt.

M. Sch. (Kaſſel.)

4. Füllrätſel.

	K	F	M	F	
K					n
F					e
M					n
F					t
	n	e	n	t	

Die 16 leeren Felder ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die vier wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Wörter ergeben.

Unſeren neuen Abonnenten

teilen wir mit, daß der ſoeben beendigte XXX. Jahrgang des Daheim noch vollſtändig zu haben iſt und gebunden zum Preiſe von Mk. 10,80, in Nummern für Mk. 8,— durch alle Buchhandlungen oder, wo ſolche nicht leicht zugänglich, von uns ſelbſt bezogen werden kann. Von **früheren Jahrgängen des Daheim** ſind noch vorrätig: der XII. (1876), XV.—XX. (1879—1884), welche wir von jetzt ab für **nur 3 Mark pro Jahrgang** und dieſe 7 Jahrgänge zuſammen für **nur 17 Mark 50 Pfg.** abgeben. Jahrgang XXI—XXIX (1885—1893) ſind für je Mk. 8,— und geb. für je Mk. 10,80 zu haben. Einzelne Quartale und Nummern — für letztere iſt der Betrag von 25 Pfg. für jede Nummer, dazu das Porto (1 und 2 Nummern koſten durchſchnittlich 10 Pfg., 3 und 4 Nummern 20 Pfg., 5 bis 9 Nummern 30 Pfg. Porto) in Briefmarken beizufügen — können zur Vervollſtändigung faſt aus allen Jahrgängen noch abgegeben werden, desgleichen auch Einbanddecken zu jedem Jahrgange zum Preiſe von je Mk. 1,40.

Daheim-Expedition in **Leipzig.**

Inhalt: Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. — Eine Wache im Winterpalaſt zu St. Petersburg. Von Graf Richard Pfeil. — Das neue Reichstagsgebäude. I. Von H. Schliepmann. Mit einem Bildnis Prof. Wallots und fünf Illuſtr. — Uſche Queren macht es anders! Novelle von Ilſe Frapan. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Weiblicher Kopf. Von E. Saporetti; Tillys Verwundung in der Schlacht am Lech. Von P. F. Meſſerſchmidt. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Naturkunde. — Technik. — Buchhandel. — Aus dem Juwelenſchatz einer märkiſchen Adelsfamilie. Mit zwei Abbildungen. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Originalz. v. L. Richter

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſtellung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Oktober 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 2.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Wenn Barten vorgehabt hatte, ſich ſeines Auftrags in möglichſt geſchäftsmäßiger Weiſe zu erledigen, ſo war ihm das jetzt unmöglich geworden. Er begriff ja erſt in dieſem Augenblick, was ſeinen Reiſegefährten hinausgetrieben hatte in die Fremde — daß und wie Brakendorf dies Mädchen mit den dunklen Blauaugen und dem dichten ſchwarzen Flechtenkranz über der weißen Stirn geliebt haben müſſe.

Und als ſie dann um den runden Tiſch ſaßen, floſſen ihm die Worte ganz anders von den Lippen, denn vorhin dem alten Herrn gegenüber. Deutlich ſtiegen vor ſeinem geiſtigen Auge wieder die letzten Stunden empor, die er an Brakendorfs Seite unter dem kleinen Zelte am Ufer des rauſchenden Ukerewe verlebt; es war ihm, als höre er draußen wieder das ununterbrochene Rauſchen des Tropenregens, den eintönigen Geſang der lagernden Träger und dazwiſchen die wehmütige Stimme des Gefährten, den ihm die letzten Monate zum Freunde gemacht. Und ſeine Erzählung malte unwillkürlich das Bild aus, das ſich vor ſeinem Geiſte noch einmal abſpielte; von dem ſchweren Ringen Brakendorfs, deſſen jugendlicher Körper ſich nicht unter das Joch des Todes beugen gewollt, ſprach er — von all ſeinen eigenen vergeblichen Verſuchen, das ſchwindende Leben aufzuhalten, von dem treuen Boy Kaſſim, der gar nicht hätte glauben wollen, daß ſein weißer Herr auch ſterben könne — von der ſtillen Ergebenheit, in welche endlich Brakendorfs heißer Kampf ausgeklungen — von deſſen einſamen, palmenüberſchatteten Grabe. —

Als er endete, war tiefe Stille im Gemach. Der Profeſſor hatte die Augen zu Boden geſenkt und rieb wieder krampfhaft an ſeiner Brille herum. Seine Tochter ſah ſtarr vor ſich hin, als ob ihre Gedanken ganz, ganz wo anders ſeien. Sie hatte die Hände auf dem Schoße gefaltet, und dann und wann bebte ihr Körper leiſe unter dem ſchlichten ſommerlichen Kattunkleide. Und dann löſten ſich plötzlich Thränen aus ihren Augen und rannen langſam über die Wangen — —

„Ich habe mich nun noch eines anderen Auftrages zu erledigen,“ unterbrach Barten endlich, ſich gewaltſam bezwingend, die Stille. „Als Brakendorf und ich uns von Sanſibar aus auf das Feſtland begaben, hinterlegten wir beide bei dem deutſchen Generalkonſul unſer Teſtament. Am letzten Tage nun, ehe mein Freund ſchied, gab er mir Vollmacht, das Dokument zu erheben. Wir dachten in jenen Stunden nicht daran, daß man mir auf dem Generalkonſulat das Original jedenfalls nicht aushändigen werde — das konnte freilich nach den Beſtimmungen nicht geſchehen. Wohl aber hat mir unſer Generalkonſul eine beglaubigte Abſchrift der Urkunde gegeben, damit ich den Wunſch Brakendorfs erfüllen und Ihnen, gnädigſtes Fräulein, ſeinen letzten Willen ſelbſt überreichen kann.“ Barten löſte den Verſchluß des Umſchlags, der vor ihm lag, und reichte das einliegende Papier dem jungen Mädchen. „Hiermit, gnädiges Fräulein, komme ich meiner Pflicht nach.“

Sie ſah erſtaunt, erſchrocken zu ihm auf. Auch der Profeſſor ſchlug die Augen auf, und ſeine Züge ſpannten ſich.

„Für mich?“ fragte Fräulein Borel.

„Für Sie, gnädigſtes Fräulein.“

Sie erbrach das Siegel und faltete das Papier auseinander. Kaum hatte ſie aber die erſten Zeilen überflogen, ſo ließ ſie den Bogen ſinken, und eine dunkle Röte ſtieg in ihren Wangen empor. Dann, als ob ſie zweifele, recht geleſen zu haben, nahm ſie die Urkunde wieder hoch und las ſie zum zweitenmal, diesmal ohne abzuſetzen, von

Anfang bis zu Ende durch. Schließlich faltete ſie das Papier zuſammen, mechaniſch peinlich genau in die alten Kniffe, legte es vor ſich auf den Tiſch und ſagte ruhig: „Kennen Sie den Inhalt, Herr von Barten?“

Er verbeugte ſich. „Brakendorf hat ihn mir am Tage ſeines Scheidens mitgeteilt.“

„Nun, dann werden Sie hoffentlich nicht daran zweifeln, Herr von Barten, daß ich die edelmütige Schenkung — eine Schenkung iſt es ja unter allen Umſtänden — nicht annehmen kann —“ Als ſie die Augen ihres Vaters fragend auf ſich gerichtet ſah, ſetzte ſie erläuternd hinzu, und diesmal bebte ihre Stimme doch: „Er hat mich zur Univerſalerbin eingeſetzt, Papa! — Nicht annehmen kann und darf!“ wiederholte ſie feſt. „Mißverſtehen Sie mich nicht, Herr von Barten! Ich bin keine kleinliche Natur, und ich verſtehe Brakendorfs ehrliche, herzensgute Abſicht vollkommen — ich weiß zu würdigen, was er that. Ich bin ihm ſo recht von Herzen dankbar für dieſen Beweis ſeiner Liebe, die mir ſtets eine heilige Erinnerung bleiben wird, wie ich ſie auch bis heute hoch und in Ehren gehalten habe — wennſchon ich ſie nicht erwidern konnte. Aber trotzdem und alledem — ich kann nicht! Ich kann nicht!“

Der Profeſſor hatte die Urkunde vom Tiſch genommen und geleſen. Er ſchüttelte den Kopf. „Ich bin zwar ein unpraktiſcher Menſch, das weißt Du am beſten, Ann — aber — aber —“

„Kein Aber, Vater. Ich bitte Dich! Es mag eine Thorheit ſein — meinetwegen. Es widerſtreitet jedoch all meinem Empfinden, das Geſchenk anzunehmen! Ich kann nicht — ich kann nicht!“ Sie war aufgeſprungen und trat an das Fenſter. In ihrer, erſt durch den leiſen Einwurf des Vaters wachgerufenen Erregung achtete ſie kaum noch auf Barten, der ſich ebenfalls erhoben hatte. Sie wandte ihm den Rücken zu und lehnte die Stirn an die Fenſterſcheibe.

Er trat näher an ſie heran. „Gnädiges Fräulein, ich bin Ihnen zwar ein Fremder, aber die eigentümlichen Verhältniſſe zwingen mich doch, auf Ihren Verzicht noch einiges zu erwidern. Wollen Sie mir, bitte, das zu gute halten. Ich erachte es für meine Pflicht, Ihnen zu raten, nicht nach einer augenblicklichen Stimmung zu handeln, die ich ſehr wohl verſtehe, die aber — Verzeihung! — doch vor einer ruhigeren Überlegung nicht Stich halten dürfte.“

Sie kehrte ſich um und ſtreckte die Hände gegen ihn aus: „Laſſen Sie mich — ich bitte — laſſen Sie mich! Ich kann nicht!“

Barten ſchüttelte den Kopf. „Brakendorf hat mich auf ſeinem Totenlager gebeten, bei Ihnen die Annahme durchzuſetzen, und ich vermag nicht, von hier zu gehen, ohne ein letztes verſucht zu haben. Gnädiges Fräulein, es war, als ob mein armer Freund in ſeinem feinen Empfinden ahnte, daß Sie ſich ſchwer entſchließen würden — gerade deshalb wohl legte er mir ſeine Bitte ſo warm und eindringlich ans Herz. Was liegt denn in dem letzten Wunſch des Verewigten, das Sie verletzen könnte? Aus ihm ſpricht nichts, als die Sorge des Freundes, die Zukunft der Frau, die er liebte, gegen alle Wechſelfälle ſicher ſtellen zu wollen! Er bietet Ihnen keinen Reichtum; ein beſcheidenes Vermögen iſt es nur, um das es ſich handelt — ein Vermögen, auf das niemand Anſprüche hat, um das Sie niemand verkürzen, wenn Sie es annehmen. Ich betone das ausdrücklich! Brakendorf hatte — Sie wiſſen das ja ſelbſt — auf der weiten Welt keine näheren Angehörigen, er ſtand ganz allein. Sie ſelbſt aber, gnädiges Fräulein, ſagten vorhin, daß Sie ihn lieb gehabt hätten, wie einen Bruder. Nun denn: gab ihm das nicht allein ſchon ein Anrecht, Ihrer auch mit brüderlicher Fürſorge zu gedenken? Wenn Sie bei ihm geweſen wären, Fräulein Borel, in der letzten Stunde, als er, noch einmal aus ſeinen ſchweren Phantaſieen zum vollen Bewußtſein erwachend, in rührenden Worten, in den Worten verklärter, ſelbſtloſer Liebe Ihrer gedachte, Sie würden nicht zögern, den Herzenswunſch des teuren, für immer Geſchiedenen zu erfüllen!“

Ihre erhobenen Hände waren langſam herabgeſunken — über ihre Züge breitete ſich wieder der Ausdruck innigen Schmerzes, und ihre Augen ſchimmerten feucht. Aber ſie ſchüttelte doch den Kopf, und ihre Lippen wiederholten leiſe: „Ich kann nicht — es widerſtrebt meinem Gefühl — ich kann nicht!“

Der Profeſſor war neben die Tochter getreten und legte ſeine Hand auf ihre Schulter. „Kind — Ann! Ich dränge Dich nicht!“ ſagte er. „Ich weiß, Du wirſt ſelbſt finden, was gut und recht iſt. Aber ich muß Dich doch daran erinnern, daß ich ein armer Mann bin, der Dir außer ſeinen kleinen Sammlungen nichts hinterlaſſen kann. Ich habe es ja nicht verſtanden, Schätze zu ſammeln. Wenn ich die Augen ſchließe —“

„Vater — ſprich nicht ſo!“

Sie hatte die Rechte des alten Herrn ergriffen und zog ſie an ihre Lippen. Und dann umſchlang ſie plötzlich, die Anweſenheit des dritten vergeſſend, den Hals des Vaters, lehnte ihr Köpfchen an deſſen Bruſt und ſchluchzte ſchmerzlich bewegt auf.

„Ich bin kein Jüngling mehr, Ann, mein liebes Kind! Und ich war ein unpraktiſcher Geſell mein Lebenlang — haſt mir das ja ſelbſt bisweilen geſagt!“ meinte der Profeſſor mit einem ſchwachen Verſuch, zu ſcherzen. „Denke daran, was es für mich für eine Beruhigung wäre, Dich auf alle Fälle vor Entbehrung geſchützt zu ſehen! Thu's um meinetwillen — weiſe nicht von Dir, was Dir Brakendorfs aufrichtiges Herz bot!“

Er ſagte das mit einer leichten Verlegenheit im Ton und ſah dabei wie hilfeſuchend zu Barten hinüber, ſo daß dieſer jetzt auch ſeinerſeits noch einmal das Wort ergriff.

„Da Ihr Herr Papa ſehr richtig die praktiſche Seite der Angelegenheit berührt hat, ſo erlauben Sie auch mir, im Sinne meines verſtorbenen Freundes noch einmal an dieſe anzuknüpfen. Sie ſind ſehr jung, gnädiges Fräulein — Sie können vielleicht nicht ermeſſen, was das Leben einſt noch für Sie bringen kann, nicht nur an heiteren, ſondern auch an ernſten, ſchweren Tagen. Sie werden mir entgegenhalten, daß eine Frau, die etwas gelernt hat und keine Mühe, keine Arbeit ſcheut, heute nicht erwerbsunfähig iſt. Gut — ich will das zugeben! Aber Sie ahnen wohl kaum, welche Demütigungen, welche Sorgen mit dem Erwerbsmühen eines Mädchens verknüpft ſind. Und wie nun, wenn Sie krank werden — wie, wenn, was Gott verhüten möge, Ihr Herr Vater erkrankt? Brakendorf hat als ein echter Freund an alle dieſe Möglichkeiten gedacht. Sein Teſtament war nicht — ich weiß das am beſten, und Sie müſſen mir verzeihen, wenn ich ganz offen ſpreche! — ſein Teſtament war nicht der verzweifelten Stimmung eines zurückgewieſenen Herzens entſprungen, das etwa ſich ſelbſt damit ein Denkmal gekränkter Eitelkeit ſetzen wollte! Oh nein — dazu war er eine viel zu kräftige und eine viel zu edle Natur! Das Teſtament war vielmehr die wohlüberlegte That eines ehrlichen Freundesherzens. Und gerade darum können und müſſen Sie die Erbſchaft annehmen!“

Anna Borel hatte ſich vom Halſe des Vaters gelöſt, aber deſſen Rechte feſt zwiſchen ihren Händen behalten. Dicht an ihn geſchmiegt, lauſchte ſie aufmerkſam den Worten Bartens, und ihre Augen ruhten auf ſeinem Geſicht mit einem forſchenden Ausdruck, der ihm das Blut in die Wangen trieb. Er fühlte, in ihnen lag die ernſte eindringliche Frage: „Iſt das auch Deine wahrhaftige Überzeugung, die Du da ausſprichſt?“ Und als Antwort auf dieſe unausgeſprochene Frage ſchloß er warm: „Wären Sie meine Schweſter, Fräulein Borel, ich würde aus innerſter Überzeugung ſagen: nimm an!“

Sie antwortete nicht gleich. Hinter der weißen Stirn ſchien es zu arbeiten. Erſt nach einigen Minuten ſagte ſie, und jetzt klang ihre Stimme wieder ganz ruhig: „Sie meinen es gut mit mir, Herr von Barten, und ich verkenne nicht, was in Ihren Worten Wahres iſt. Aber ich kann mich noch nicht entſcheiden — heute noch nicht. Es iſt das ja wohl auch nicht notwendig. Laſſen Sie mich in Ruhe überlegen — Papa wird Ihnen dann Nachricht geben. Aber meinen herzlichen Dank darf ich Ihnen jetzt ſchon ausſprechen, nicht wahr?“ Und ſie reichte ihm die Hand — eine kleine wohlgeformte Hand, wie er bemerkte, die gut gepflegt war, indeſſen doch die Spuren davon trug, daß ſie es nicht verſchmähte, tüchtig im Hauſe mit zuzugreifen.

Man ſetzte ſich wieder um den runden Tiſch — das Geſpräch, das in der letzten Viertelſtunde erregter geführt worden war, lenkte in ein ruhigeres Fahrwaſſer ein. Barten kündigte dem Profeſſor die demnächſtige Ankunft der Kiſten mit den Präparaten und Sammlungen Brakendorfs an, die nach Bremen an Bord des „Reichskanzlers“ unterwegs waren. Er ſprach von dem Eifer, mit dem der Reiſegefährte ſeinen Studien obgelegen, und meinte, daß die Sammlungen viel Intereſſantes für den Mann der Wiſſenſchaft bieten würden.

Zu ſeinem Staunen ſchien Borel der Ankündigung von Brakendorfs wiſſenſchaftlicher Hinterlaſſenſchaft nur mit halbem Ohr zu lauſchen, und auch das mehr aus Aufmerkſamkeit für den Erzähler, als aus Intereſſe an der Sache ſelbſt. Schließlich meinte der alte Herr: „War immer ein fleißiger Mann — unſer Brakendorf — fabelhaft fleißig und konzentriert in allen ſeinen Arbeiten. Ich will ſchon glauben, daß ſeine Tagebücher und ſeine Präparate manchen Fund für die Wiſſenſchaft enthalten, und ich will's meine Sorge ſein laſſen, einen tüchtigen jungen Gelehrten zu finden, der ſich ihrer Bearbeitung widmet.“

„So wollen der Herr Profeſſor nicht ſelbſt —?“ fragte der Baron erſtaunt.

Borel ſchüttelte den grauen Kopf, und die leichte Verlegenheit, die Barten ſchon einigemal an ihm bemerkt, prägte ſich wieder auf ſeinem befangen lächelnden Geſicht aus: „Ich bin alt geworden, lieber Herr, habe jüngeren Kräften das Feld geräumt und beſchäftige mich nur noch mit meinen Liebhabereien. Und die nehmen wirklich auch meine ganze Zeit vollkommen in Anſpruch. Was, Ann?“

Barten ſah, indem er ſich erhob, erwartungsvoll zu dem jungen Mädchen hinüber. Aber er bemühte ſich vergebens den Ausdruck ihres Antlitzes zu entziffern, mit dem ſie dem Vater eifrig erwiderte: „Gewiß, Papa! Ich wollte nur, Du ſäßeſt weniger angeſtrengt an Deinem Tiſch und gingſt fleißiger ſpazieren.“ Sie ſagte das vollkommen ruhig, aber Barten meinte doch, daß dieſe Ruhe nicht ganz echt ſei. Die feinen Naſenflügel bebten leiſe, und die Lider der Blauaugen, in die er zum Abſchied gern noch einmal hineingeſchaut hätte, blieben hartnäckig geſenkt.

Es mußte mit den Liebhabereien des Profeſſors ſeine beſondere Bewandtnis haben.

2. Kapitel.

Der Vorhang fiel. Einige Augenblicke lag ein ſchwüles Schweigen über dem bis auf den letzten Platz gefüllten Zuſchauerraum, dann erſcholl ein kurzer, aber ſo abgerundeter Applaus, daß er den Eingeweihten etwas an künſtliche Mache erinnerte, an ein Weckſignal gleichſam. Und als ſolches bewährte er ſich in der That. In den hinteren Reihen des Parketts und im zweiten Rang fand es zuerſt Wiederhall. Dann ſtimmten — vereinzelt zwar nur, immerhin aber doch ohne einer Oppoſition zu begegnen — das erſte Parkett und die Logen ein. Pflichtſchuldigſt hob ſich ſofort der Vorhang. Die Träger der beiden Hauptrollen erſchienen vor der Rampe, und als das Publikum ſich bereits ungeduldig den Ausgängen zudrängte, wurde auch der Autor gerufen und tauchte, mit hübſch geſpieltem leichtem Widerſtreben, an der Hand des Direktors hinter der erſten Seitenkuliſſe auf, ließ ſich bis in die Mitte der Bühne ziehen und verbeugte ſich mit geziemender Befangenheit. Einen Moment ſtaute ſich das Publikum zwiſchen den Klappſitzen und an den Ausgängen. Man wandte ſich noch einmal der Bühne zu; noch einmal wurde ein kurzer energiſcher Applaus laut — dann ſank der Vorhang wieder herab, blieb dicht oberhalb des Souffleurkaſtens noch einen kurzen Augenblick in der Schwebe, als erwarte er ein erneutes Anſchwellen des Beifalls, und glitt erſt, als dieſes ausblieb, völlig nieder. Hier und dort noch das vereinſamte Klatſchen eines guten Freundes, erſtickt unter einem allgemeinen unwiderſtehlichen Klappern, Raſcheln und Plaudern — der Zuſchauerraum leert ſich zu gut zwei Dritteln, die Menge ergießt ſich in die Wandelgänge und in das Foyer. Der erſte Akt iſt zu Ende.

Barten hatte von einem Unterhändler wirklich noch einen Vorderplatz in einer Loge des erſten Ranges erhalten und war, zum erſtenmal ſeit mehreren Jahren im Theater, mit lebhaftem Intereſſe den Vorgängen auf der Bühne gefolgt — mit ſo lebhaftem Intereſſe, daß er erſt gegen das Ende des Aktes, als die Handlung vorübergehend einen etwas ſchleppenden Charakter annahm, einen Blick in den Zuſchauerraum warf und ſich nach Herrn und Frau Dornberg umſah.

Er brauchte nicht lange zu ſuchen. Sie ſaßen ganz in ſeiner Nähe. Dornberg mit ein wenig gelangweiltem Geſicht, die ſchöne Frau ganz bei der Sache. Wahrhaftig — ſie war immer noch eine ſchöne Frau, ja ſie erſchien Barten hier in dem glänzenden Rahmen ſchöner, pikanter vor allem, als vor drei Jahren, da er Dornbergs auf dem Lloyddampfer zwiſchen Trieſt und Korfu getroffen, und er, Dornberg, ihn der Gattin vorgeſtellt hatte.

Sie ſahen ſich damals nach faſt einem Jahrzehnt zum erſtenmal wieder, Barten und Dornberg. Einſt hatten ſie zuſammen die Kriegsakademie als flotte Leutnants beſucht — der märkiſche Junker als Offizier bei einem Berliner Garderegiment, Dornberg in der Uniform eines Linien-Kavalleriſten — dann hatten ſie ſich aus dem Geſicht verloren. Barten erinnerte ſich kaum noch, im Militär-Wochenblatt flüchtig geleſen zu haben, daß jener den Abſchied als Premier genommen, und war nicht wenig erſtaunt, als er den Kameraden am Arm eines bildhübſchen Weibchens auf dem Verdeck der „Hohenſtaufen“ wiederſah, augenſcheinlich in glänzenden Verhältniſſen, denn Herr und Frau Dornberg reiſten in Begleitung von Diener und Zofe. Man hatte ſich angefreundet und einige recht vergnügte Tage auf Korfu zuſammen verlebt. Dornberg machte dem alten Bekannten gegenüber kein Hehl daraus, daß er ſeinerzeit in ziemlich derangierten Verhältniſſen — „übrigens ſelbſtverſtändlich in allen Ehren“ — den Abſchied genommen habe, erzählte aber zugleich mit einem gewiſſen Selbſtbewußtſein, das Barten nicht übel gefiel, und mit gemütlicher Bonhommie von dem Umſchwung ſeiner Lage. Er war ein vom Glück begünſtigter Geſchäftsmann geworden, aber dabei — mindeſtens in allem Äußerlichen — der Kavalier geblieben und wußte beides vortrefflich zuſammenzupaſſen. Und da Frau Dornberg eine hübſche, ſehr liebenswürdige und amüſante Frau war, in ihrem ganzen Auftreten durchaus ladylike — ſo hatte man ſich ausgezeichnet verſtanden, bis Barten, der ſich damals auf der Ausreiſe nach Oſtafrika befand, Abſchied nehmen mußte, was bei einem Glaſe Sekt unter den ſchattigen Palmen des Hotels Bella Venezia in fröhlichſter Stimmung und mit dem Wunſch geſunden, glücklichen Wiederſehens geſchah. So kam's, daß Barten ſich wirklich gefreut hatte, als er heute Dornberg traf, und daß er ſich jetzt freute, der ſchönen Frau die Hand küſſen zu dürfen.

Dornbergs erhoben ſich nicht, als der Vorhang fiel. Sie hatten Barten längſt bemerkt und mochten darauf warten, daß er in ihre Loge kam. Als die elektriſchen Glühlichter an der großen Krone nach dem Aktſchluß heller aufflammten, winkte Dornberg ſogar dem Reiſegefährten zu, und als dieſer ſich verneigte, ſenkte auch ſie einen Augenblick grüßend den pikanten Kopf mit freundlichem Lächeln. „Wahrhaftig — ſie ſieht bildhübſch aus, trotzdem ſie gewiß längſt aus dem Schneider heraus iſt!“ wiederholte Barten ſich zum zweitenmale. Und er hatte nicht unrecht: Frau Dornberg war in der That eine ſchöne Frau. Ein ſcharfgeſchnittenes Geſicht mit vollen Lippen, einer geradlinigen, vielleicht ein klein wenig zu ſpitzen Naſe, dunklen großen Augen. Über der weißen Stirn eine Flut rotblonden Haares, auf der ein winzig kleines ſchwarzes Spitzenhütchen thronte. Die Figur ſchlank, aber doch auch von fraulicher Fülle, und über all dem einen Hauch ausgeſuchter Eleganz, aber auch ausgeſuchter, faſt abſichtlicher Einfachheit. Das Kleid von hellgrauem Tuch umſchloß wie angegoſſen die eleganten Formen des Oberkörpers, um ſich an den Schultern zu den von der leidigen Mode diktierten mächtigen Wulſten aufzubauſchen; glatt und enganſchließend zeichneten die Ärmel die feine, aber kräftige Muskulatur des Armes ab. Kein Armband oberhalb der gelbgetönten, lang heraufreichenden däniſchen Handſchuhe, kein Schmuckſtück in den zierlichen kleinen Ohrmuſcheln — nur vorn am Taillenſchluß zwei, drei, gleich Tautropfen glitzernde, große Brillanten.

„Wirklich eine ſchöne Frau!“ wiederholte Barten ſich zum drittenmale — „und eine charmante Frau dazu!“ ergänzte er, als ſie ihm dann mit liebenswürdigem Lächeln die kleine Rechte, die ſich faſt wie ein Kinderhändchen in der ſeinen verlor, gereicht und ſich mit eingehendem Verſtändnis, das ſich in der präziſen Frageſtellung ausdrückte, nach den Ergebniſſen ſeiner Reiſe erkundigt hatte. Sie ſagte ihm keine Schmeichelei über das, was ſie ſchon in den Zeitungen über jene geleſen, aber aus ihren Worten ſprach ein lebhaftes, reges Intereſſe. Während Dornberg leiſe gähnend ſich mit dem Handſchuh über den blonden langausgezogenen Schnurrbart ſtrich und dann wieder zum Glaſe griff, um einen ſchnellen Blick in den halbleeren Zuſchauerraum zu werfen, plauderten beide angeregt über Oſtafrika und die Jagd am Kilima-Ndſcharo, und erſt als das Glockenzeichen erſchallte, unterbrach ſie ſich ſelbſt und fragte: „Nun, Herr von Barten — und das Stück? Was haben Sie für einen Eindruck? Was prophezeien Sie für den Autor?“

„Ich habe mich jedenfalls bis jetzt gefeſſelt gefühlt, gnädige Frau. Und ich denke, es hat auch an Beifall nicht gefehlt — Herr Zederberg iſt ja ſogar gerufen worden.“

„Mache, Herr von Barten! Das iſt jetzt ſo Mode in Berlin, daß der Autor nach dem erſten Akt unfehlbar an die Rampe muß. Aber wie heißt's doch: allzu ſtraff geſpannt, zerſpringt der Bogen! Der kleine Kunſtgriff hat an Wirkung verloren — ich fürchte, der gute Direktor überſchätzt ſein Publikum 'mal wieder!“

„Das heißt, Nanny, das gute Publikum iſt der ewigen Elenderei mit den armen, unglücklichen Menſchen endlich einmal ſatt geworden!“ brummte Dornberg hinter dem Rücken der beiden hervor. „Vererbung — Wahrheit! Wahrheit — Vererbung! Ich hab's auch ſatt — wo ſind die ſchönen Zeiten geblieben, als man ſich bei Wallner noch ordentlich auslachen konnte!“

Frau Dornberg wandte ſich etwas entrüſtet zu ihrem Gatten um: „Du mußt zu Adolph Ernſt gehen, Franz — das iſt ſo Dein Geſchmack,“ lächelte ſie überlegen.

„Iſt er auch — ich mache gar kein Hehl daraus. Wie ſang unſre unvergeßliche Erneſtine Wegner doch in der köſtlichen ‚Liebe zur Kunſt‘? ‚Wenn nach des Tages Laſt und Hitze man abends ins Theater geht —!‘ Ich will mich amüſieren, aber nicht zu Tode mopſen über Eure Ibſen, Strindberg und Konſorten, über die grauen Unglücksraben. Nichts für ungut, Nanny — Du weißt ja, ich bin ein Barbar. Auf Wiederſehen nachher, Barten — vielleicht bekehren Sie ſich auch noch zu meiner Anſicht!“

Drei Glockenſchläge — der Vorhang rauſchte empor. Barten hatte gerade noch Zeit, ſeinen Platz wiederzugewinnen.

Der kurze Wortwechſel zwiſchen dem Ehepaar hallte, ſo oberflächlich er geweſen war, in ſeiner Seele nach. Er fühlte ſich fremd in der Bühnenlitteratur, er hatte die flüchtig hingeworfenen Anſpielungen kaum verſtanden. Als Offizier hatte er im weſentlichen nur das Schauſpielhaus beſucht und abwechſelnd bei den Klaſſikern Schulreminiszenzen aufgefriſcht oder über Moſer gelacht. Dann war die Zeit nach des Vaters Tode gekommen, die zwei Jahre, in denen er ſtill auf Natten geſeſſen; dann endlich die afrikaniſche Tour, urſprünglich als Jagdexpedition angelegt, ſich ſpäter zur Forſchungsreiſe ausdehnend. Was war ihm in all dieſer Zeit die Bühne geweſen? Was war ſie ihm überhaupt je mehr geweſen, als eine Gelegenheit, ſich während eines Abends gut zu amüſieren? Hatte da Dornberg nicht ganz recht? Ibſen, Strindberg — was wußte er von ihnen? Was war ihm Hekuba? —

Aber er ſah doch jetzt mit anderen Augen auf die Bühne, als vorhin. Und er ſah auch mehr, denn vorhin. Mit ſeinen klaren, nüchternen Sinnen fühlte er heraus, daß es keine der üblichen Theaterpuppen waren, die dort agierten, ſondern Menſchen von Fleiſch und Blut — Geſtalten, denen er wohl im Leben ſchon einmal begegnet ſein mochte. Der alte Oberförſter dort, der ſeinen Wald ſo über alles liebte — das junge Mädchen, das in deſſen Haus geſchneit kam, wie ein Frühlingshauch zwiſchen die borkigen Tannen — das waren Menſchen, wirkliche Menſchen. Sie gingen nicht auf hohem Kothurn, ſie ſprachen und bewegten ſich in voller ungezwungener Natürlichkeit. Und wie einfach war die Fabel — die uralte Geſchichte von den leidenſchaftlichen Herzen, die keine Schranke kennen! Wie klar und ſelbſtverſtändlich fügte ſich eins in das andere bis zum Aktſchluß, der in effektvoller Steigerung vorausſehen ließ, daß die Sünden der Väter ſich wieder einmal an Kindern und Kindeskindern rächen würden —!

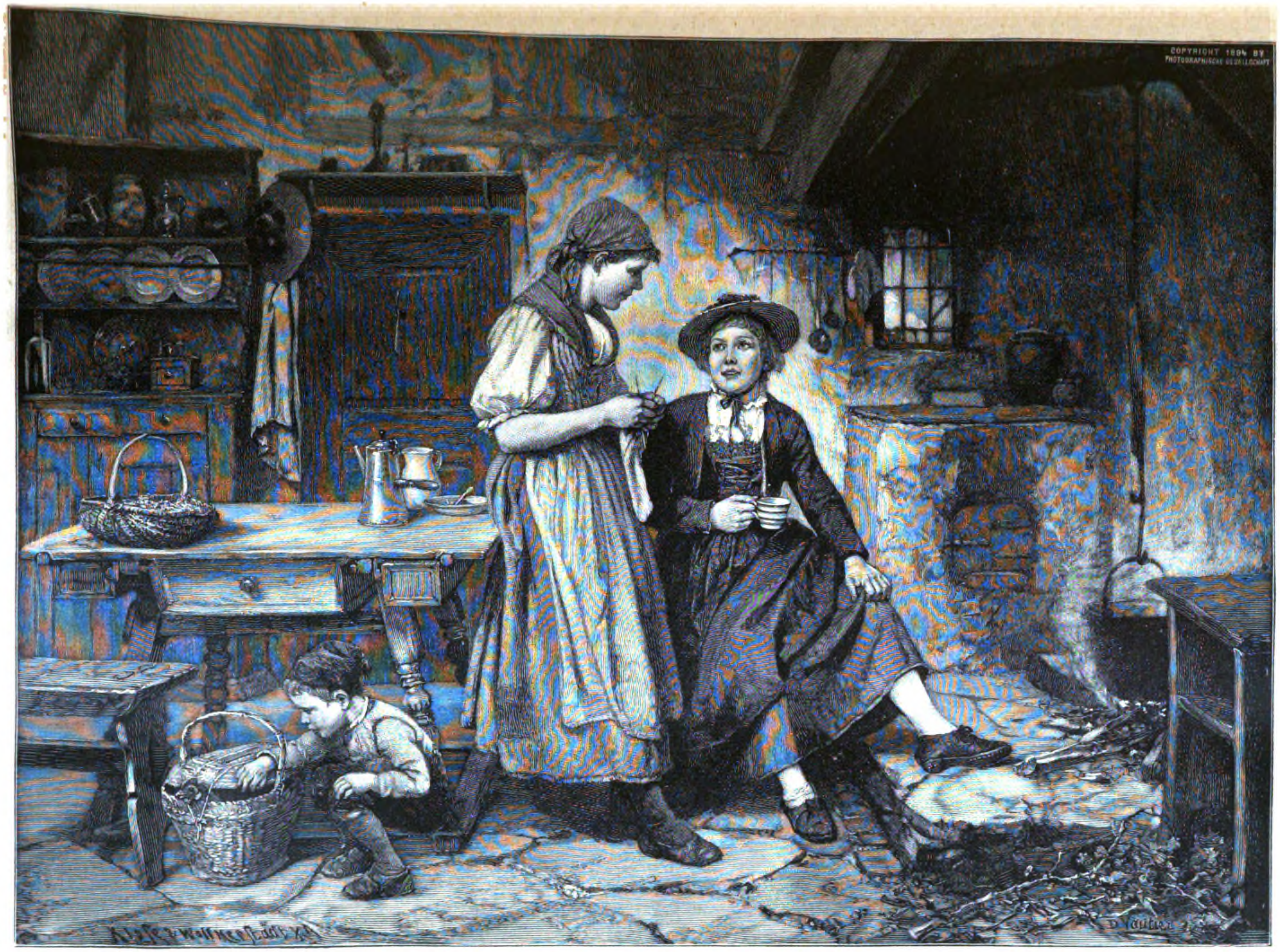
Rauſchender Beifall ertönte, als der Vorhang fiel. Wieder und wieder mußten die Darſteller, mußte der Dichter erſcheinen — ganz vereinzelt nur, und ſofort von frenetiſchem Klatſchen niedergeſchmettert, machte ſich eine leiſe Oppoſition bemerkbar. Und Barten ſtimmte aus vollem Herzen in den Applaus ein — ſo lebhaft und laut, ganz gegen alle Gewohnheit von ehedem, daß einige Nachbarn ſich verwundert nach ihm umſchauten.

Dornbergs hatten die Loge verlaſſen, aber Barten ſah ſie ſofort, als er in den überfüllten Wandelgang trat. Sie ſtanden in einer kleinen Gruppe von Herren in lebhafter Unterhaltung. Er mochte nicht ſtören und wollte an ihnen vorüberſchreiten. Dornberg hatte ihn jedoch bereits bemerkt. Er flüſterte ſeiner Frau etwas zu — dann löſten ſie ſich beide aus dem Geſpräch und kamen ihm entgegen. Er fühlte unwillkürlich, daß man von ihm geſprochen haben müſſe; die Augen der Herren richteten ſich auf ihn, und ihm war's, als höre er auch ſeinen Namen nennen. Und dann eilte einer der Herren Dornbergs nach und bat, vorgeſtellt zu werden.

„Doktor Scheller, Redakteur der Abendpoſt — Herr von Barten!“

Der Schriftſteller — „einer unſerer tonangebenden!“ tuſchelte Frau Dornberg nachher Barten zu — war Feuer und Flamme über die Bekanntſchaft des berühmten Afrikareiſenden, die ihm mindeſtens eine intereſſante Notiz für ſein Blatt eintrug. Aber Barten war gar nicht recht in der Stimmung, ſich hier zwiſchen dem zweiten und dem letzten Akt eines Dramas, das ihn ſo lebhaft feſſelte, ein wenig interviewen zu laſſen; er war dazu ſo wenig in der Stimmung, wie zur Aufmerkſamkeit geneigt für die plaudernd hingeworfenen Verſuche Dornbergs, ihn mit den markanteſten Perſönlichkeiten des Premièrenpublikums bekannt zu machen. Sein naives Empfinden war noch ganz bei den Geſtalten auf der Bühne, und er empfand es als eine förmliche Erleichterung, als Frau Dornberg ſich an den Redakteur wandte: „Nun — und was meinen Sie über das Schickſal des Abends, verehrter Herr Doktor?“

Doktor Scheller zog die Achſeln und ſtrich langſam über ſeinen grauen Vollbart. „Noch nicht recht zu ſagen, Gnädigſte. Aber ich denke, dem Stück fehlt die rechte Geſchloſſenheit im Aufbau, überall Anſätze, nirgends ein klarbewußtes Ziel. Zederberg hat wieder einmal gezeigt, daß er das Zeug in ſich hat, etwas Gutes zu leiſten, aber er iſt uns das Gute doch ſchuldig geblieben. Und dann dieſe manierierten Wendungen im Dialog — ich bitte Sie, gnädigſte Frau, darüber müßten wir doch hinaus ſein.“ Er fügte noch einiges über die Darſtellung hinzu — alles in dem Tone vorgetragen, als gäbe er bereits einen Teil ſeiner Kritik — und verabſchiedete


COPYRIGHT 1894 BY
PHOTOGRAPHISCHE GESELLSCHAFT

Raſt bei der Freundin. Nach dem Gemälde von B. Vautier.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

ſich dann, um zu ſeinen Freunden zurückzukehren. Ehe indeſſen Barten noch ſeiner Verwunderung über das Urteil Ausdruck geben konnte, trat ſchon ein anderer Bekannter Dornbergs heran, der ihm als Herr Redakteur Wolter vorgeſtellt wurde. War jener groß und ſtark in der Erſcheinung, energiſch und ſcharf im Urteil geweſen, ſo predigte der kleine, ſchmächtige Mann jetzt, unaufhörlich geſtikulierend, in begeiſterten Worten das Lob des Autors und der Darſtellung — er ſprach von dem „Erfolg der Saiſon“, er prophezeite dem „Forſthaus“ den Siegeslauf über alle deutſchen Bühnen und nannte Herrn Zederberg in einem Atemzuge den deutſchen Ibſen und den Millet der dramatiſchen Kunſt. „Dieſe Natürkeit! Dieſe Schlichtheit — und dabei dieſer heilige Ernſt Bewundernswürdig, Gnädigſte — bewundernswürdig!“

Und Frau Dornberg nickte ebenſo liebenswürdig zu dieſen Beifallsſtürmen, wie ſie ſoeben noch zuſtimmend zu den Bedenken des Herrn Scheller genickt hatte. Barten aber ſummte der Kopf, mehr als je bei einem vielſtündigen Palaver mit einem afrikaniſchen Häuptling. Dornberg mußte es ihm wohl anſehen. Er lachte plötzlich halblaut auf und meinte leiſe, ohne auf den warnenden Blick ſeiner beſſeren Hälfte zu achten: „Nun wiſſen Sie doch ganz genau, was morgen die Kritik ſagen wird — wenn es nämlich nicht noch ganz anders kommt. Ich habe Exempel von Beiſpielen erlebt —! Aber komm, Nanny, laß uns einmal durch das Foyer gehen!“

In dem großen, glänzend erleuchteten Raume ſchwirrte es durch einander, wie von einem Bienenſchwarm. Um die Buffets drängte ſich die Menge, und zwiſchen einer Tulpe Echtem und einem Zungenbrötchen wurde über Dichtung und Darſtellung zu Gericht geſeſſen.

So eifrig indeſſen der Meinungsaustauſch hin- und herüberflog, die Erſcheinung Bartens im Foyer erregte doch Aufſehen. Die Kunde von der Anweſenheit des berühmten Reiſenden im Hauſe mußte ſich ſchnell verbreitet haben. Man machte ihm Platz, er fühlte, wie ſich aller Augen auf ihn richteten, als er, Frau Dornberg am Arm, durch die dichten Gruppen ſchritt. So ſehr es ihm widerſtrebte, all das auf ſich zu beziehen, es ging doch nicht wohl anders, und wenn ein Zweifel möglich geweſen wäre, ſo hätte er ſchwinden müſſen, als er ſah, wie Dornberg bald hier, bald dort angehalten wurde, als er immer und immer wieder ſeinen Namen flüſtern hörte. Schließlich wurde ihm die Aufmerkſamkeit, die ſich auf ihn konzentrierte, ſo peinlich, daß er Frau Dornberg bat, ſie aus dem Saale führen zu dürfen. Einen Moment ſahen ihn ihre großen, dunklen Augen fragend an — dann nickte ſie lächelnd. Und als ſie draußen über den ruhigeren Korridor ſchritten, flüſterte ſie ihm zu: „Iſt es denn gar ſo ſchwer, ſich beachtet, bewundert zu ſehen, Herr von Barten?“

„Es beſchämt wenigſtens, wenn man ſich bewußt iſt, die Beachtung ſo wenig verdient zu haben, wie ich,“ antwortete er ernſt.

Wieder ſah ſie zu ihm empor, und wieder lächelte ſie — ein ganz kleines, flüchtiges Lächeln, bei dem aber doch jedesmal zwiſchen den vollen, roten Lippen die weißen Zähne hindurchſchimmerten: „Doch das gibt ſich — ja das gibt ſich mit der Zeit!“ trillerte ſie ganz leiſe.

(Fortſetzung folgt.)

W. T. B.

(Abdruck verboten.)

Es iſt um die vierte Morgenſtunde.

Der langgeſtreckte Redaktionsſaal der Berliner Continental-Telegraphen-Compagnie — des weltbekannten Wolffſchen Telegraphen-Büreaus — liegt im Halbdunkel. Die Mehrzahl der elektriſchen Glühlampen über den Arbeitstiſchen iſt erloſchen. Nur an den beiden Schmalſeiten des Zimmers iſt noch helleres Licht und miſcht ſich mit dem durch die Fenſter dringenden Tagesſchein. An der einen Schmalſeite ſitzt der einzige zurückgebliebene Redakteur vom Dienſt und durchforſcht die Berliner Morgenblätter nach etwaigen thatſächlichen Neuigkeiten, die des Telegraphierens nach der Provinz oder gar nach dem Auslande würdig wären. Er ſcheint wenig Ausbeute zu finden, eines der nach friſcher Druckerſchwärze duftenden Blätter fliegt nach dem anderen zu Boden. Am anderen Ende des Zimmers ſitzt ein Beamter und expediert die über den Ozean gekabelten Kursdepeſchen aus New York.

Beide Herren ſind todmüde — man ſieht ihnen an, daß ſie mit Sehnſucht der Ablöſung harren, die bald zum neuen Tageswerk erſcheinen muß.

Auch in dem Botenzimmer nebenan, in dem ſonſt ſtets mindeſtens ein Dutzend Boten der Abfertigung warten, iſt es ſtill. Nur zwei Männer drücken ſich auf den Bänken herum. Über einer kleinen Gasflamme brodelt der Morgenkaffee, die Reinemachefrau iſt ſoeben auf der Bildfläche aufgetaucht und ſucht das Gerät für ihre nützliche Thätigkeit zuſammen, die ſich hier, wo es eigentlich gar keine wirkliche Ruhepauſe gibt, auf eine halbe Morgenſtunde beſchränken muß.

Das ganze große Haus, das ſich mit zwei mächtigen Fronten an der Ecke der Charlotten- und Zimmerſtraße dehnt und in allen ſeinen Räumen ausſchließlich den Zwecken der Continental-Telegraphen-Compagnie dient, liegt noch im tiefen Schlafe — —

Plötzlich ſchallt die Glocke. Gleich darauf ſtürmt ein Bote des Haupttelegraphenamtes in den Redaktionsſaal.

„Moorgen — dringendes Telegramm!“ —

Anderswo pflegt ein Telegramm, und noch dazu ein dringliches Telegramm, einige Aufregung zu verurſachen. Hier iſt es etwas ſo — Alltägliches würde nicht zutreffen — Viertelſtündliches muß man wohl oder übel ſagen, daß der Redakteur die Depeſche mit der größten Seelenruhe entfaltet. Kaum aber fällt ſein Blick auf die wenigen Worte des Inhalts, ſo zuckt er zuſammen. „Alarm!“

Jawohl! Man alarmiert nicht nur in den Kaſernen oder bei der Feuerwehr — auch ein großes Telegraphenbüreau, das ſich die ſchnellſte Bedienung ſeiner „Kommittenten“, das heißt Hunderter von großen und kleinen Zeitungen, vom Weltblatt erſten Ranges bis zum kleinſten Wurſtblättchen in Poſemuckel, zur Aufgabe geſtellt hat, muß auf einen plötzlichen Alarm, der alle irgend verfügbaren Arbeitskräfte ſofort mobil macht, vorbereitet ſein.

Um ſolchen Alarm aber zu ermöglichen, wohnen zahlreiche Beamte im eigenen Hauſe. Die ganzen oberen Etagen ſind zu Dienſtwohnungen eingerichtet. Da ſind nicht nur die Direktoren und Redakteure, da ſind auch Schreiber und Boten und Setzer und Drucker untergebracht, bis zum jüngſten Laufburſchen herunter.

So eilen denn die Boten vom Dienſt nach oben, um zu wecken. Wenige Minuten, und die Säle füllen ſich, die Arbeit beginnt.

Es iſt ein großes welthiſtoriſches Ereignis, das jene kurze dringende Depeſche meldete: „Carnot geſtern Abend Lyon ermordet.“

Die Nachricht bedeutet ein „Extrablatt.“

Das iſt nun nicht etwa eines jener Blätter, wie ſie von den Zeitungen zum Straßenverkauf hergeſtellt werden. Es iſt vielmehr gewiſſermaßen der Urquell desſelben, ein kurzes Telegramm nämlich, das in der denkbar kürzeſten Friſt allen Kommittenten zugeſtellt werden ſoll.

Für derartige Extrablätter iſt das Material ſtets vorbereitet. Da die Reichstelegraphie für jede Depeſche eine Einzelausfertigung verlangt, ſo liegen in den Schränken die Formulare mit den vorgedruckten Telegrammadreſſen der Zeitungen bereit und wandern jetzt ſtoßweiſe in die kleine, elektriſch betriebene Druckerei, aus der ſchnell die erſten hundert Abzüge mit der Trauermeldung hervorgehen. Unten wartet ſchon ein Bote mit dem Dreirad, um ſie nach dem Reichs-Haupttelegraphenamt zu bringen, von wo die Neuigkeit alsbald nach allen Himmelsrichtungen verbreitet wird.

Bei großen Ereigniſſen folgen der erſten kurzen Meldung regelmäßig ſehr bald ausführlichere: die gute Organiſation des Nachrichtenweſens des Büreaus macht ſich geltend.

Das wirklich Gute iſt ſelten kompliziert. Das gilt auch hier. Der Fernerſtehende, der in den Zeitungen die Drahtnachrichten des Telegraphenbüreaus aus aller Herren Länder lieſt, muß ſich freilich die Frage vorlegen: wie iſt es nur möglich, daß in der einen Centralſtelle die Quinteſſenz aller Zeitungen — denn das ſind doch die telegraphiſchen Meldungen — zuſammenſtrömen kann? Woher bekommt dieſes Inſtitut alle dieſe verſchiedenen Nachrichten?

Im Grunde genommen iſt die Organiſation, die dies ermöglicht und uns an jedem Morgen und an jedem Abend zu dem Neueſten des Neueſten verhilft, recht einfach, freilich zugleich auch ſehr großartig.

Es gibt eine Anzahl großer Telegraphenbüreaus, die ſich gleichſam in die Welt geteilt haben. Was die Continental-Telegraphen-Compagnie — kurz: „W. T. B.“ d. h. Wolfſches Telegraphen-Büreau —, eine mit großen Mitteln ausgeſtattete Aktiengeſellſchaft, ſeit etwa fünfzig Jahren für Deutſchland iſt, der Centralpunkt der telegraphiſchen Berichterſtattung für die Preſſe, das iſt u. a. die Agence Havas für Frankreich, das Bureau Reuter für England, Nordamerika und die britiſchen Kolonieen, die Agenzia Stefani für Italien, das K. K. Correſpondencebüreau für Öſterreich und das Nordbüreau für Rußland. Dieſe großen Weltgeſchäfte ſtehen unter einander in Beziehung und im ſteten Austauſch aller Neuigkeiten, und jedes von ihnen ſammelt in erſter Linie alles, was in dem Rayon ſeiner engeren Thätigkeit ſich ereignet. Dazu iſt nun freilich wieder eine beſondere Organiſation erforderlich: ſo unterhält die Continental-Telegraphen-Compagnie in den großen Städten Deutſchlands eigene Büreaus und in allen Orten von irgend welcher Bedeutung beſondere Korreſpondenten, welche alle intereſſanten Ereigniſſe ſofort telegraphiſch an das Berliner Centralbüreau zu melden haben. Um ſich aber auch eine gewiſſe Unabhängigkeit von den ausländiſchen Unternehmungen zu wahren, verfügt es außerdem in den Hauptſtädten des Auslandes über eigene Büreaus und Korreſpondenten, welche die Mitteilungen jener zu ergänzen oder unter Umſtänden auch zu berichtigen berufen ſind.

Nicht lange nach dem Eingehen der erſten Meldung über den Trauerfall laufen denn auch die weiteren Nachrichten des Korreſpondenten in Lyon und des Pariſer Büreaus ein, und jetzt genügen die vorhandenen Kräfte — ein halbes Dutzend Redakteure und ebenſoviele Schreiber — kaum, um die drängende Arbeit zu bewältigen. Da gilt es, das „Material“, die Telegramme, zu ſichten, dieſe auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen, die verſtümmelt ankommenden Namen in ihnen nach Möglichkeit zu entziffern. Der elektriſche Draht hat vielleicht einen gewiſſen Duplex als am Sterbelager Carnots ſtehend gemeldet, und der Redakteur muß Umſicht genug beſitzen, um ſich zu ſagen, daß dies ohne Zweifel der Miniſter Dupuy geweſen iſt. Da gilt es weiter, die Hochflut der Nachrichten nach verſchiedenen Geſichtspunkten zu gruppieren.

Es gibt ſehr reiche Zeitungen, und es gibt Tagesblätter, die ſich nur kümmerlich durch die Welt ſchlagen; es gibt auch ſehr — ſparſame Zeitungsbeſitzer, und es gibt andere, die den höchſten Wert auf ausgiebige telegraphiſche Berichterſtattung legen. Jede Zeitung — jeder Kommittent, um in der geſchäftlichen Sprache zu reden — hat ſein beſonderes, ſtets anders geartetes Abkommen mit der Telegraphen-Compagnie. Während die eine Zeitung nur die welthiſtoriſchen Ereigniſſe gedrahtet haben will und für dieſe Berichte im ganzen Monat vielleicht kaum zehn Mark anlegt, wünſchen andere ausführlichere Berichterſtattung, haben ganz große Blätter, in der Büreauſprache: die „Mußleute“, auf einige Tagesſtunden einen „Draht“, das heißt eine beſondere Leitung, zur ausſchließlichen Verfügung vom Staat gemietet, ſo daß für ſie eine Nachricht von Bedeutung gar nicht ausführlich genug behandelt werden kann. Für alle dieſe Kategorieen muß das einlaufende Rohmaterial in anderer Weiſe zurechtgeſchnitten werden, und es iſt ein Glück, daß inzwiſchen das im Hauſe des Büreaus befindliche Telegraphenamt ſeinen Tagesdienſt begonnen hat, und die angefertigten Depeſchen unmittelbar mittels der Rohrpoſt bis zu den Apparaten befördert werden können. Auch die Blitzmädchen des Büreaus haben ihre Thätigkeit aufgenommen und telephonieren in ihren verſchiedenen Zellen nach allen Richtungen der Windroſe. Es ſind ja jetzt ſchon eine ganze Anzahl Städte mit Berlin telephoniſch verbunden, und dieſe Einrichtung wird ſelbſtverſtändlich für den Zeitungsdienſt in ausgiebiger Weiſe ausgenutzt. Das liebe böſe Telephon! So ganz „ohne“ iſt die Kunſt des „Sprechens“ auch nicht, und hier, wo ſie bis zur Vollendung ausgebildet wurde, haben die Blitzkünſtlerinnen denn auch beſondere Hilfsmittel ſich ausgeſonnen, um Irrtümer und Verſtümmelungen in ihren Meldungen zu vermeiden. Da hört man z. B. aus dem Innern einer Zelle eine merkwürdige Kombination von Vornamen herausklingen: „Karl — Adolph — Richard — Nauke — Otto — Thusnelda —!“ Wiſſen Sie, was das bedeutet? Einfach „Carnot“ — es gelten nämlich nur die Anfangsbuchſtaben, und die ganze Namenreihe wird, nach vorheriger Vereinbarung, nur geſprochen, um jeden Irrtum über den eigentlichen Namen auszuſchließen.

Während nun im ganzen Deutſchen Reich bereits Tauſende von Setzern an dem Druck der erſten Meldung der Continental-Telegraphen-Compagnie beſchäftigt ſind, bereitet die Redaktion — es ſind das eine ganze Anzahl Herren, die, in Gruppen geteilt, ſich Tag und Nacht ablöſen — die ſogenannte „Ausgabe“ vor. Die Mehrzahl unſerer Leſer wird die blauen Zettel des Büreaus kennen, in denen die eingegangenen Depeſchen, die Kurſe der Börſen 2c. zuſammengefaßt ſind, und auf die man ſich abonnieren kann, wie auf eine Zeitung. Im allgemeinen ſind außer den Zeitungen aber nur Fürſtlichkeiten, die Miniſterien und die Reichsämter, große Geſchäfte, Hotels und Reſtaurationen Abonnenten.

Natürlich ſpielen dieſe blauen Zettel an der Börſe eine Hauptrolle. Augenblicklich geht es in dem großen Mammonstempel in der Burgſtraße zwar recht ſtill zu; die allgemeine Kriſis des Erwerbslebens macht ſich auch hier fühlbar, und die neuen Stempelſteuergeſetze dämpfen die Spekulationswut der Herren vom Giftbaum ganz beträchtlich. Wenn aber einer der je nach Bedürfnis ausgegebenen blauen Zettel erſcheint, geht doch regelmäßig eine Bewegung durch den gewaltigen Börſenſaal. Die Telegraphen-Compagnie hat denn auch, wie in den Parlamenten, ſo in der Börſe ſelbſt ein eigenes Büreau, das ſogar mit einer beſonderen kleinen Druckerei ausgeſtattet iſt und von der Centrale in der Charlottenſtraße alle für die Börſe wichtigen thatſächlichen Meldungen, die Kurſe und „Tendenzdepeſchen“ — ob „ſtill“, ob „weichend“, ob „behauptet“, ob „Hauſſe“ — aber von den auswärtigen Börſen direkt erhält.

Es iſt Mittag geworden. Aus den Provinzen ſtrömen die Nachrichten, die in den lokalen Morgenblättern geſtanden haben, ein und werden mit den ausländiſchen vereint, die teils deutſch, teils engliſch, teils franzöſiſch einlaufen, ſofort weiter gegeben. An allen unterrichteten Stellen wird Nachfrage gehalten, um über die Richtigkeit dieſer oder jener Meldung Erkundigungen einzuziehen — gute Beziehungen zu allen leitenden Stellen ſind ſelbſtverſtändlich für ein derartiges Unternehmen unentbehrlich, und die Telegraphen-Compagnieen haben daher auch faſt ſämtlich einen leichten offiziöſen Anſtrich. In dem Redaktionsſaal wandern myſteriöſe Pappdeckel von Hand zu Hand, und alle zwei Minuten eilt einer der expedierenden Beamten nach einem großen Regal, deſſen Fächer nach Tagesſtunden eingeteilt ſind, um ſich einen neuen dieſer Pappdeckel zu holen, den er dann mit größter Sorgfalt ſtudiert. Es ſind das faſt die wichtigſten Hilfsmaterialien für die Expedition. Jede Papptafel enthält nämlich ein Verzeichnis der beſonderen Wünſche einer Anzahl von Kommittenten und unter anderen auch die Angabe, wie lange dieſelben Telegramme annehmen; das heißt, wann bei ihnen Redaktionsſchluß iſt oder, in der Büreauſprache geſagt: „ob ſie an der

Zeit ſind?“ Eine Depeſche, die an ein Blatt ſo ſpät abgeſandt wird, daß ſie nach dem Schluß der Redaktion eingeht, iſt wertlos und hat unnütz Geld, und zwar bisweilen recht viel Geld, gekoſtet; der expedierende Redakteur hätte in dieſem Falle die Nachricht anſtatt durch Telegramm durch Brief ebenſogut mitteilen können, wie dies auch vielfach geſchieht. Der Beſitzer des Schildaer Kuriers oder des Ritzebüttler Wochenblattes aber iſt ein ſparſamer Herr, der das Verſehen nicht ohne Wahrung ſeiner Rechte vorübergehen laſſen würde. Bei fünfhundert verſchiedenen Kommittenten ſcheint es kaum möglich, alle dieſe Sonderbeſtimmungen im Kopfe zu haben. Und was für Wünſche da im Gedächtnis behalten werden müſſen! Ein Redakteur will Unglücksfälle auf der Eiſenbahn und in Bergwerken, Kataſtrophen durch Überſchwemmungen nur dann haben, wenn mindeſtens dreißig Menſchen dabei umkommen, ein anderer gibt fünfzig Opfer als Mindeſtzahl an. Noch ſtrenger war ein Verleger in einer der weſtlichen Provinzen, der ſich darüber ärgerte, daß in Spanien alle Augenblicke ein anderer Miniſter des Innern ans Ruder kam. Er ordnete an, das Büreau ſolle ihm über ſpaniſche Miniſterkriſen überhaupt nichts mehr melden. „Aber der Tod berühmter Männer, Kriegserklärung und Revolution iſt mir ſtets erwünſcht!“ Auch dieſem Manne kann gedient werden — glücklicherweiſe nicht allzu oft. Alle dieſe Aufträge, ſo ſonderbar ſie oft auch ſein mögen, müſſen aber berückſichtigt werden, und ihre ſchematiſche Aufzeichnung iſt daher von größter Wichtigkeit: ein Griff in das etwa mit „2 bis 3“ überſchriebene Fach, und der Redakteur hat vielleicht fünfzig Papptafeln in der Hand, von denen jede eine Anzahl von Zeitungen darſtellt, denen von zwei bis drei Uhr Nachmittags telegraphiert werden darf, und auf denen zugleich verzeichnet iſt, welche Spezialwünſche jedes Blatt in Bezug auf die Ausführlichkeit der Berichterſtattung geäußert hat. Die Summe all dieſer Einzelbeſtimmungen geht in die Tauſende; trotzdem dürfte es einzelne Beamte geben, die in jahrelanger Thätigkeit mindeſtens den größten Teil derſelben auswendig gelernt haben. Übung macht auch hier den Meiſter, und ſie gilt gerade hier, bei der Schnelligkeit, mit der expediert werden muß, ſo viel, daß grundſätzlich auch die oberen Angeſtellten des Büreaus alle Dienſtzweige von der Pike an kennen lernen müſſen.

Drei Uhr nachmittags! Der Hofberichterſtatter des Büreaus, deſſen Meldungen täglich durch faſt alle deutſchen Zeitungen gehen, iſt erſchienen und hat ſein Manuſkript abgeliefert; ein eifriger Lokalreporter hat eine Nachricht über einen großen Bankdiebſtahl gebracht. Das Pariſer Büreau liefert immer noch neues Material über das Attentat von Lyon; das Nordbüreau drahtet aus Petersburg bereits über den Eindruck, den die Schreckensmeldung an der Newa gemacht hat; die Agenzia Stefani meldet aus Rom über die Entrüſtung Italiens, daß der Mörder ein Italiener ſein ſoll; Reuter bringt eine andeutungsweiſe Nachricht von Verſtimmungen zwiſchen China und Japan, und aus Belgrad kommt eine Meldung, die ſechs Namen von neuen Miniſterkandidaten bringt — und was für Namen!! Vergebens durchſuchen die verzweifelten Redakteure ihr reichhaltiges Handmaterial, in dem für derartige Fälle länderweiſe alle politiſch bemerkenswerten Männer namentlich aufgeführt ſind. König Alexander und der Exkönig Papa müſſen ſich ganz neue Perſönlichkeiten auserkoren haben, und es bleibt nichts übrig, als die Depeſche weiterzugeben, gleichviel, ob einige K und Y's zuviel in den Namen vorkommen.

Da ſind auch ſchon die Boten mit den erſten Bürſtenabzügen der Berliner Abendblätter — einſeitig bedruckten Bogen, welche das Büreau ſich einige Stunden vor Ausgabe der Blätter aus den Redaktionen abholen läßt! Wunderlich, ich hätte früher ſtets gerade das Umgekehrte vermutet, wurde aber auf Anfrage vom Gegenteil belehrt: nicht die umfangreicheren Morgenblätter, ſondern die Abendblätter bringen im allgemeinen mehr thatſächliche Meldungen, in erſter Linie natürlich die während des Tages ihnen zugegangenen Depeſchen und die an dieſe anknüpfenden Beſprechungen.

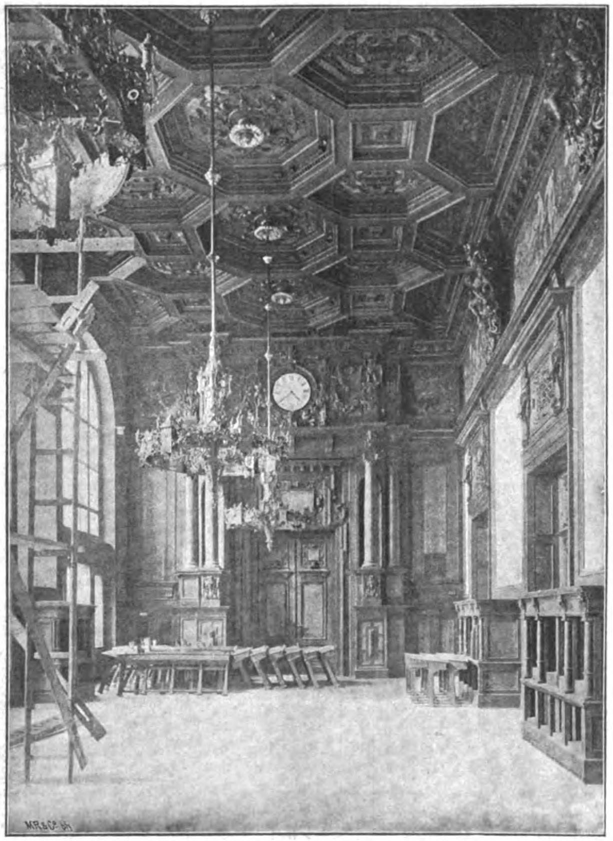
Und nicht lange währt es, ſo treffen auch die Telegramme ein, welche ihren Stoff aus dem Inhalt der auswärtigen, aus- und inländiſchen Abendzeitungen ſchöpfen. So gewaltig iſt heute die Hochflut, daß die Scheidung des Wichtigeren von dem Unwichtigeren, eine der Hauptaufgaben der Redakteure und zumal der Gruppenleiter, mit beſonderer Sorgfalt vorgenommen werden muß. Wieder fliegen die Depeſchen nach dem Hauptamt, die Blitzmädchen in den Telephonzellen klagen und jammern, daß ſie „nicht ſchnell genug Anſchluß“ bekommen können; in der Druckerei pfeift die Preſſe und ſurrt die Dynamomaſchine, nebenan keucht der Kouvertſchneideapparat, und der bärtige Botenmeiſter hält mit ſeinen jüngſten Zöglingen Inſtruktionsſtunde ab.

Die Zeit rinnt — es iſt zwei Uhr nachts! Die letzte Gruppe der Redakteure hat das Penſum aufgearbeitet, das Notwendigſte, was in den erſten Dienſtſtunden des neuen Tages geſchehen muß, vorbereitet. Die Herren gehen, nur einer von ihnen, der den Nachtdienſt hat, bleibt zurück und beugt ſich müde über ſeinen Arbeitstiſch. Die Glühlampen verlöſchen — ſchon ſtiehlt ſich der graue Schimmer der Morgendämmerung in das Zimmer —

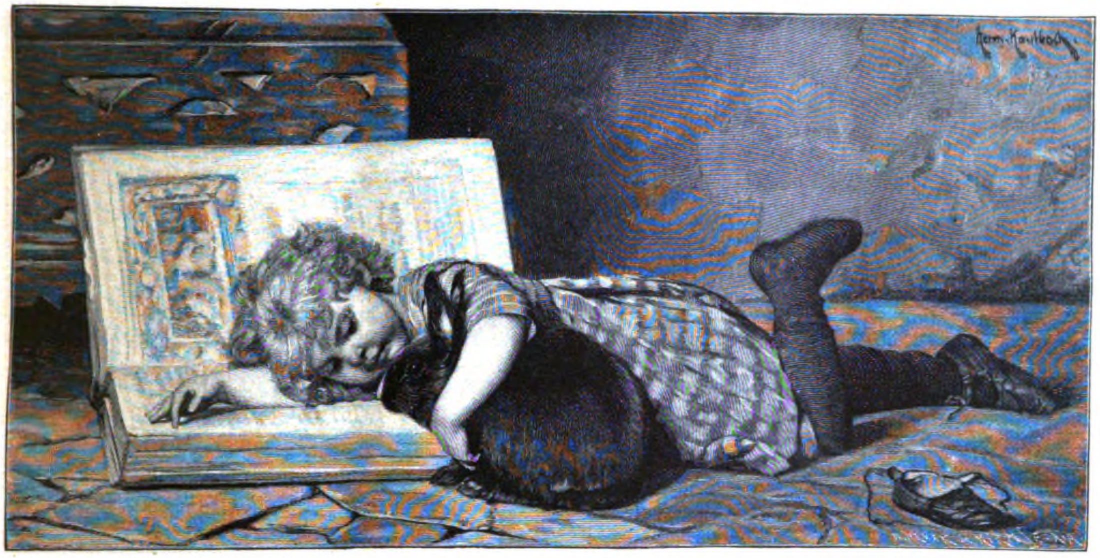
Eine Viertelſtunde Ruhe wenigſtens —

Aber da ſtürmt auch ſchon der Bote in den Saal: „Morgen, Herr Doktor! Hier — bitte — was die erſten Morgenblätter ſind — friſch wie die warmen Semmeln unten beim Bäcker —“

H. v. Spielberg.



Aus dem neuen Reichstagsgebäude zu Berlin: Leſeſaal.



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl, München. Copyright by Franz Hanfstaengl, Munich.

Kannſt du leſen? Nach dem Gemälde von Herm. Kaulbach.

Uſche Queren macht es anders!

Novelle von Ilſe Frapan.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Elſabe riet hinunter bis zu Schollen und Rochen.

„Schullen heff ich ook hatt, de heff ick in Cuxhaven verköfft.“ Er ließ ſie endlich in den Korb ſehen.

„Och, bloß Knurrhahn!“ machte ſie enttäuſcht.

„Knurrhahn is ook Fiſch! Kiek, düſſe lewt noch, faat em mal an, denn knurrt he.“ Der kleine dickköpfige Fiſch ſchlug die Floſſen auseinander; plötzlich ſperrte er ein weites Froſchmaul auf. Elſabe ließ ihn in den Korb zurückfallen.

„Ick heff ook noch Stint, und denn Taſchen *).“

Das Mädchen ließ die volle Unterlippe hängen. „Dat gellt **) je all nichs.“

„Och, en beten gellt dat ümmer.“ Leferenz Olf ſtand mit geſpreizten Beinen, lachte und ſah zufrieden auf Elſabes blankes, blondes Haar, über dem ein weißer Schmetterling flatterte, als wolle er ſich darauf niederſetzen. Er wunderte ſich, als das Mädchen zu ſeufzen begann und ſich mit geſenkter Stirn auf einem Baumſtamm niederließ, die Hände in die Schürze gewickelt.

„Ick wull Di 'n Stieg afgeben,“ ſagte er mit ſanfter Stimme.

„En Stieg Stint?“

„Stint oder Knurrhahn, wat Du hebben wullt,“ ſagte er bereitwillig.

Elſabe lächelte ihm freundlich zu, aber ein Zug von Sorge lag um ihren roten Mund.

„Ick weet woll, Du meenſt dat good, man — Du heſt dat je groot nödig. Verkoop Din Fiſch man lewer —“

„Dat Stieg gellt nu twintig Penn', von de lütten, dat kann ick miſſen,“ ſagte Olf treuherzig.

Das Mädchen muſterte ihn heimlich, er ſchien ſo gar keine Ahnung zu haben — —

„Ochhott, Leferenz Olf, wat ſall dar denn ut warden, wenn Du nichs as Stint und Knurrhahn fangen deihſt!“ platzte ſie endlich wider Willen heraus.

Der Fiſcher blickte ſie eine Weile an, als verſtände er nicht. Sie war ſo rot geworden, voll Scham und Verwirrung. Er wußte nichts Beſſeres, als den Fiſchkorb wegzuſchieben und ſich neben die Kleine zu ſetzen.

„Een hett Glück un de anner nich,“ ſagte er leiſe.

Elſabe legte ihm die Hand auf die Schulter. Als es nicht half, beugte ſie ſich gegen den Verſunkenen und umfaßte ſeinen Hals.

„Ja?“ machte Olf und ſah ſie mit ſeinen hellen Augen an, die jetzt ganz abweſend ſchienen.

Da küßte ihn das Mädchen. „Olf, Olf Thranblut.“

Er ſchien es nicht zu hören.

„Min Unkel Mull ſeggt, Din Ewer döggt nichs, he ſleppt ſick as Blei.“

Olf nickte wie im Traum. „Dat is dat man.“

„De is all vun Din Vadder, nich?“

„Ja, min Vadder hett em mal vor old kofft, das' de Richtigkeit.“

„Kunnſt Du denn nich —,“ begann Elſabe, aber es kam ihr gleich dumm vor, was ſie ſagen wollte, und ſie brach ab. Sie wußte ja, daß er arm war.

„Dat mutt nu gahn, as dat geiht,“ ſagte Olf und rückte näher an die Kleine.

„Dat Du ümmer vun alle Fiſcher dat Slechtſte kriegſt,“ meinte ſie nachdenklich.

„Wokein ſeggt dat?“ Olf drückte das Mädchen an ſich. „Ick heff mi noch lang nich dat Slechtſte utſöcht,“ lachte er.

„Ach, wenn Du dat ſo meenen deihſt —“ Geſchmeichelt und errötend ließ ſie ſich von neuem küſſen. Dazwiſchen erkundigte er ſich, was „das Seediert ſage.“

„Dat ſeggt gor nichs mehr, rögt ſick ook nich, ick glöw, dat is all dod.“

„Dat heff ick mi dacht!“ Olf ſchlug ſich aufs Knie. „Ick heff Di all 'n por annere mitbrocht.“

„Kiek, dor hett he an dacht,“ ſagte Elſabe liebkoſend. „Heſt dat woll dodhungern laten? Dat will ook eeten.“

---

*) Taſchenkrebſe. **) gilt.

„Eeten?“ ſchrie das Mädchen mit zuſammengeſchlagenen Händen.

„Morgen fröh kam ick in de Kök' un wieſ' Di, wo dat Dings eeten kann.“

Elſabe wurde ſehr verlegen. „Och, Leferenz Olf, wenn Di dat recht is, denn wull ick lewer hier op Di töben.“

„Na je,“ machte der Fiſcher, „ook good.“

„Denn kiek mal, Leferenz, wat geiht dat min Sweſter Bertha un min Sweſter Wiſche an, nich? Un Uſche Queren hett ſeggt —“

Sie ſagte nichts weiter, aber diesmal merkte Leferenz ganz gut, daß es nur aus Rückſicht für ihn geſchah.

„Heſt Din Tanten all ſeggt, dat Du Di nu övertügt*) harſt —“

Elſabe hatte keinen rechten Genuß jetzt von ſeinem ſchelmiſchen Lächeln. Es kam ihr vielleicht ſo vor, als ob niemand ganz ohne Grund zu einem Spitznamen käme. „Bün ick Di noch nich quick nog?“ brummelte Olf und drückte ſie, daß ſie ſchreien mußte. Da wollte ſie denn auch nichts weiter ſagen. Den anderen Morgen dann in aller Sonntagsſtille und Herrgottsfrühe kamen ſie wieder an der kleinen Bucht zuſammen. Die Elbe lag heut ſo leer wie ein glatt gefegter Tanzſaal; nur die Fiſcherewer hielten im Halbkreis Wacht; die Steine des Stacks waren nicht nur trocken, ſie waren warm vor Sonne, obgleich es noch ſo früh war. Der Fiſcher war ſchon auf dem Waſſer geweſen, er zog ſein kleines Ruderboot auf den Strand, als er das Mädchen, die Hand vor den Augen, unter den Weiden heraustreten ſah. Sie war ſo groß, wie ſie auf dem Sande ſtand und ihr ſchwarzes Sonntagskleid glatt ſtrich.

„Kennſt mi noch?“ rief Olf ſie an, während er herausſprang.

„Biſt all zu fiſchen geweſen?“ Elſabe ſprach gern hochdeutſch, wenn ſie fein angezogen war.

„Och, nichs von Bedüden, 'n Hand vull Butt, das is die Netzen nich wert.“

„Du ſprekſt je as Unkel Mull,“ ſagte das Mädchen geringſchätzig.

„Un mit Unkel Mull bün ick weſt,“ nickte Olf, das naſſe Netzbündel entfaltend.

Elſabe wurde rot, ihre Stirn furchte ſich. „Achhott, nu hett he ſick noch mit min Unkel Mull intolaten! De is ook ſin Lebenlang achter Butt un Stint herweſt.“

„Unkel Mull is gor nich dumm,“ fiel Olf ein, „ick ſegg di, lütt Deern, de hett Snurren in 'n Sack.“

„Dat is dat je grade!“ Olfs Lachen ärgerte die Kleine. „He hett ſin Kopp ümmer wo anners hatt, blos nich bi ſin Geſchäft.“

Olf ſtreifte mit einem verwunderten Blick über ſie hin.

„Kiek, wat ſe ſchellen**) kann!“

„Ick ſchell' je nich, ick ſegg man, wat recht is.“

„Nee, Du ſeggſt, wat Uſche Queren ſeggt,“ bemerkte der Fiſcher gemütlich.

Die Kleine ſtieß zornig mit der Schuhſpitze in den Sand.

„Nee, dat will ick nich wahr hebben; teinmal lewer noch Unkel Mull as Uſche Queren.“

„Se is je mal ſin Brut weſt,“ ſagte Olf in mutwilligem Ton.

Elſabe mußte lachen. „Hett he di dat vertellt?“ Und als er nickte:

„Hett he ook vertellt, dat ſe em afſeggt hett, as Kaptein Queren daherkam?“

„Kaptein Queren mit den grooten Geldbüdel,“ ſagte Leferenz, er ſchielte ſie von der Seite an.

„En Schandewert!“ rief Elſabe, ſtark errötend.

„Och, dat kummt woll 'mal ſo mit, wenn Een nichs as Stint un Bütt fangt,“ murmelte Olf, während er ſie heimlich beobachtete, ſah, wie ſie zuſammenzuckte und den Kopf hängen ließ.

Aber nur einen Augenblick, dann hob ſie ihn wieder, ſpähte ſchnell nach allen Seiten, wie ein ſcheuer Vogel und faßte dann nach dem anderen Ende der Netzwand; es war eine Bewegung, die mehr als bloße Hilfsbereitſchaft ausdrückte. Leferenz nahm ein paar kleine Fiſche, die in den Maſchen hängen geblieben waren und noch mit mattem Kiemenſchlag atmeten, heraus und warf ſie mit weitem Schwunge in die Elbe.

„Du mußt noch waſſen*), un Du ook.“

„Ick wull, Uſche Queren wör weg,“ ſagte das Mädchen mit einem tiefen Seufzer.

„Un Ji hart**) dat Geld,“ murmelte der Fiſcher.

„Dat Geld? Päh! Ick will keen Schilling davon afhebben!“ Elſabes braune Augen funkelten.

„Je, ick weet nich,“ machte Leferenz. Da trat ſie dicht auf ihn zu, ihre Lippen bebten.

„Segg dat noch 'mal, hörſt Du, ſegg noch een Woort, denn is düt dat letzte Mal weſt!“ drohte ſie, herausfordernd.

„Na na, is all good, ick will di dat je geern to glöben, —“ lenkte Olf ein. Vom Hauſe her ward Elſabes Name gerufen. Die Geſichter der beiden, eben noch verſtimmt gegen einander, ſahen ſich plötzlich voll Bedauern an über die Trennung.

„Nu heff ick di de Seeros' nich wieſt***),“ ſagte Olf verdutzt. Aber es half nicht, das Rufen kam näher. „Dat is min Wiſche, adjüs.“

„Adjüs, lütt Deern. Na, ſegg 'mal, en beten quicker bün ick all, nich Du?“ Er wollte ſie zum Abſchied umfaſſen, aber ſie gab ihm einen leichten Schlag auf den Hut, daß er ihm über die Augen rutſchte. Dann fuhr ſie ihm mit der Hand über die bärtigen Lippen.

„Dat heſt Du hüt nich an mi verdeent, braun un blau heſt mi argert,“ ſagte ſie im Weglaufen.

„Da freu' ick mi recht to! Bald wedder ſo!“ rief er ihr nach.

Als ſie aber fort war, warf er ſich längelang in den Sand, den Hut neben ſich und ſtarrte mit hellen Blicken den weißen Möwen nach, die von Zeit zu Zeit aus dem ſanften Himmelsgrau auf die leiſe ziehenden Wellen niederſchoſſen. Er ſah langſam die Flut kommen; als die heraufſpritzenden Wellen ſeine Stiefel benetzten, ſtand er gemächlich auf und legte ſich weiter landein unter die Weiden. Ein Trupp Ausflügler zog auf dem Strandweg über ihm dahin. Ein weißer Sommerhut bog ſich neugierig zwiſchen das Gebüſch, fuhr plötzlich zurück, und eine ängſtliche Mädchenſtimme rief: „O Gott, Mama, da unten liegt ein Menſch.“

„Wo? Wo?“ Im Augenblick war Leferenz Olf umringt von jungen Mädchen und Knaben mit Schmetterlingsnetzen und Botaniſierdoſen, die ihm in die Augen ſtarrten. Ein kleiner Kurzſichtiger ſetzte ſich einen Kneifer auf und ſchrie dann voll Enttäuſchung: „Er iſt ja gar nicht tot.“

„Gott ſei Dank, nee,“ antwortete Leferenz Olf mit derber Stimme und ſprang ſo plötzlich auf, daß alle aus einander ſtoben. Er hob das Netz vom Boden, das er noch immer nicht ausgebreitet hatte, und ſtieg langſamen Schritts die ſteilen Stufen hinauf nach dem Süllberg, wo er mit ſeinem Bruder Georg zwei Stuben in einer kleinen Kathe inne hatte.

„Is dat Din beſtes Sündagsgeſicht?“ fragte ihn eine Nachbarsfrau, die ihn ſchon als kleinen Jungen gekannt hatte. Und als er ohne Antwort weiterſtieg, rief ſie noch: „Unkel Mull is ook bi Di weſt, he kunn Di nich finnen, he is nu an 'n Strandweg gahn.“ „Is good,“ erwiderte Leferenz, hängte das Netz zum Trocknen zwiſchen die Holzpfähle auf dem ſchmalen Raſenfleck vor ſeinen Fenſtern und ſteckte ſich Brot und Speck in die Taſche. Dann ging er auf die Waldhöhe über Falkenthal, legte ſich ins blühende Heidekraut unter die Kiefern, — er war noch lange nicht mit Träumen und Nachdenken fertig. —

Die kleine Elſabe hatte es derweil nicht halb ſo gut. Wiſche empfing ſie mit Entrüſtung; ſie finde es doch „'n büſchen komiſch von ihr, daß ſie, Wiſche, habe Kaffee machen

---

*) überzeugt. **) ſchelten.

*) wachſen. **) Ihr hättet. ***) gezeigt.

müſſen, wo ſie doch zur Kirche nach Nienſtädten wolle, und Tante Uſche (Wiſche war immer voll Reſpekt für die Alte, auch hinter ihrem Rücken) habe ſchon einen furchtbaren Spektakel gemacht, weil ſie einen unfrankierten Brief aus Altona von ihrem Schwager bekommen habe. Bertha habe ihn angenommen, was ja auch eine große Unvorſichtigkeit von ihr ſei, das heißt eigentlich habe die kleine Mietje es gethan, und das Kind wiſſe es ja nicht beſſer. Aber das komme natürlich alles von Elſabes Weglaufen, wenn ſie dageweſen wäre ꝛc. ꝛc. Die Geſcholtene blieb ihr die Antwort nicht ſchuldig, die Mutter, kleiner und ſchmächtiger als ihre Töchter, ſtand hilflos dazwiſchen und begütigte nach rechts und links: „Nee, mußt nich, Elſabe, mußt nich, Wiſche, ſe is je nu wedder ruhig, ſe hett ſick je nu dat Geſangbook geben laten, lütt Mietje is all binnen un holt ehr dat unner de Näs.“

Aber Elſabe ließ ſich damit nicht begütigen, es war wohl das Geſpräch mit Leſerenz Olf, was ſie ſo aufgeregt hatte. Bis jetzt hatte ſie nichts Beſonderes daran gefunden, daß ihrer Schweſter Kind ſtundenlang mit dem Geſangbuch auf dem Kopf auf einem niedrigen Holzſchemel vor der Urgroßtante ſitzen mußte. Heute zum erſtenmal thaten ihr die dünnen fünfjährigen Ärmchen, die das Buch feſthielten, ſo leid, daß ihr zornige Thränen in die Augen ſchoſſen.

„Dat arme Gör! En ſchönes Sünndagsvergnögen! Ick hal' ſe rut ut de Stuw; ſe ſall mit mi an 'n Strand un baden.“

Aber ſogleich ſtreckten ſich vier Arme nach Elſabe aus, um ſie zurückzuhalten.

„Um Gotteswillen, Deern, wat wurr ook Tanten ſeggen!“ Und Madam Eggers ſetzte überzeugend hinzu: „Dat deiht Mietje nicht, ſe deiht dat ganz geern, ſe weet woll, dat ick ſe naher*) fief Penn' forn Zuckerſtang' geben doh.“

Elſabe war in der Laune, auch das ſehr unrecht zu finden. Wie ein großer ſchwarzer Fleck, von dem nichts als Schatten und Kälte und Unheil ausgeht, ſaß Uſche Querens unförmliche Geſtalt in ihrer Vorſtellung.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) nachher.

Das neue Reichstagsgebäude in Berlin.

Von Hans Schliepmann.

II.

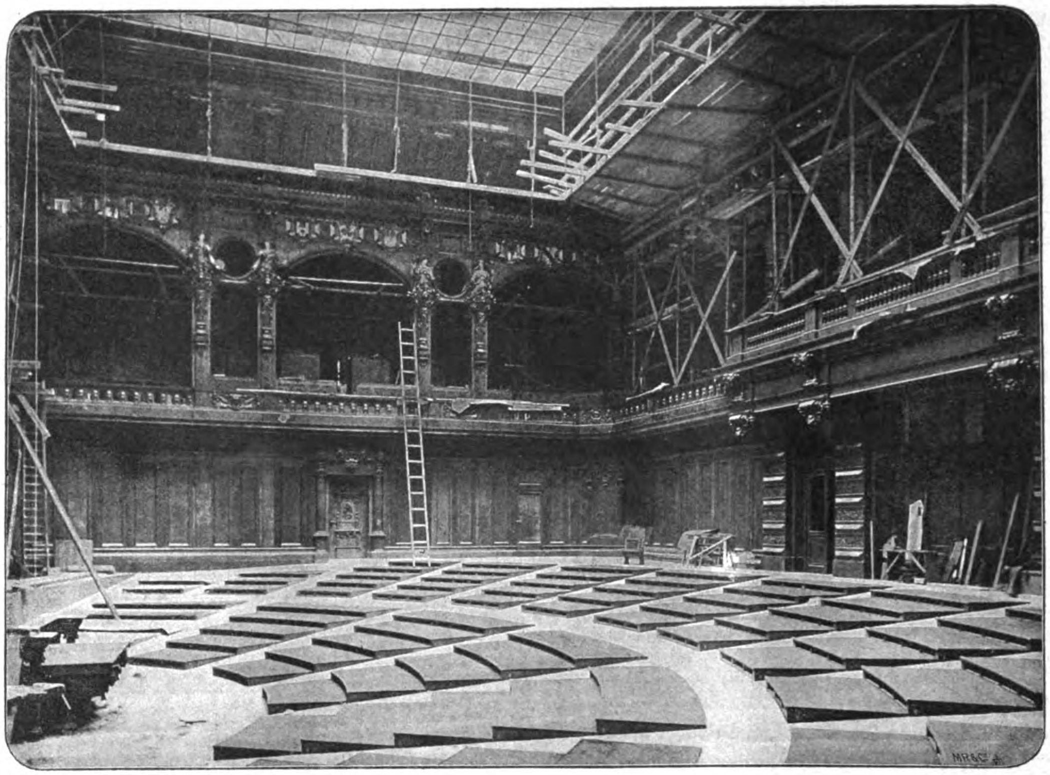
Wie es Wallots Beſtreben war, den ganzen äußeren Aufbau zu einer zuſammengeſetzten Einheit, zu einem Monument zu geſtalten, dem man nichts mehr hinzufügen, von dem man nichts wegnehmen kann, ohne ſeinen Kunſtgedanken zu vernichten, ſo hat der Meiſter auch verſucht, die Innenräume aus einem leitenden Kunſtgedanken heraus zu entwickeln. Hierbei aber konnten, wollte der Künſtler nicht verwirren, langweilig werden oder ſich ſelbſt um die beabſichtigte Wirkung betrügen, ſelbſtverſtändlich nur jene Haupträume in Betracht kommen, die ihrer Natur nach eine bedeutungsvollere Ausgeſtaltung erfordern, das heißt alſo diejenigen, in denen ſich das offizielle und nach außen wirkende Leben des Reichstages abſpielt. Die kleineren Geſchäftsräume ſind denn auch lediglich ihrer Beſtimmung, immerhin aber auch noch der Würde des Hauſes entſprechend ausgebildet. Erwähnt mag ſein, daß die im unteren Teile mit Holzpanneel verſehenen Wände nirgends Tapezierung, ſondern einfache ſchablonierte oder freihändige Muſterung mit Terpentinfarbe auf dem beſonders vorzüglich hergeſtellten Putz erhalten haben, wodurch ganz ausgezeichnete Wirkungen erreicht ſind.

Bei den Haupträumen war Wallots Abſicht, eine bewußte Steigerung der Eindrücke von den Eingangshallen bis zu dem Sitzungsſaal vorzubringen. Geradezu ſelbſtverſtändliche Bedingung war zugleich eine monumentale Geſtaltung ſowohl in Bezug auf den Maßſtab als auf die Formengebung in allen dieſen Räumen. Unter dieſer Bedingung ließ ſich jene Steigerung der Wirkung durch Maßſtab und Architektur nicht mehr erreichen, denn beide mußten ja von vorn herein ſozuſagen das „volle Werk ſpielen“ laſſen. Ein weiteres Crescendo war alſo nur noch durch den Eintritt eines ganz neuen Elementes in das Formenkonzert möglich. Dieſes Element iſt die Farbe. Sie geleitet nicht von vorn herein ſchon den Eintretenden, ſondern hält ſich zunächſt zurück, um erſt im Sitzungsſaale einerſeits, in den Erfriſchungs-, Leſe- und Schreibſälen andererſeits mit ihren rauſchenderen und doch zugleich auch ſänftigenden, Behagen und Traulichkeit erweckenden Reizen hervorzutreten. Durch dieſe wohlerwogene Selbſtbeſchränkung hat ſich der Künſtler keineswegs um glänzendere Wirkungen betrogen; vielmehr konnte er nur auf dieſe Weiſe den Eindruck der Majeſtät der einzelnen Räume und den ihrer Zuſammengehörigkeit und ſteigenden Wichtigkeit zum Ausdruck bringen.

Bei unſerer Betrachtung der einzelnen Innenräume möchte ich den Leſer zunächſt den Weg führen, welchen die Abgeordneten in der Regel einſchlagen werden, das heißt durch den ſüdlichen Eingangsraum und die Wandelhalle nach dem Sitzungsſaal. — Sogleich der erſte Eindruck beim Betreten des Hauſes iſt geradezu überwältigend. Eine hohe Halle, von wuchtigem Tonnengewölbe überſpannt, nimmt uns auf. Die warme Dämmerung, durch zwei wundervolle farbige Rieſenfenſter an Vorder- und Rückwand magiſch durchleuchtet, erfüllt durch den Gegenſatz zum hellen Tageslicht, aus dem wir ſoeben kommen, mit geradezu ehrfurchtsvollem Schauer. Vor uns ſteigt aus prächtigem Moſaikfußboden eine breite Treppe auf, um ſich dann in je einem zweiten Laufe nach rechts und links zu wenden. Seitlich erheben ſich über einem bis zum Abſchluß der Treppe emporreichenden kräftigen Unterbau, durch deſſen Öffnungen man in die weite Garderobe und die Dienerräume blickt, unkannelierte Säulen, deren Geſims das Tonnengewölbe aufnimmt. Vor den hohen Sockeln der Pfeiler ſollen die Geſtalten deutſcher Helden und Staatsmänner Aufſtellung finden. Zwiſchen den Säulen hindurch blickt man in ſchmale Nebenſchiffe mit geſchloſſenen Wänden. Keine Beſchreibung vermag die Originalität dieſer ganzen Architektur-Phantaſie, den Reiz der Proportionen und der Einzelformen, die Wirkung des warmbräunlichen Sandſteintones und der Schatten und Lichter in dieſem Raume wiederzugeben. Ja, man iſt nicht im ſtande, aus der Erinnerung an einen ähnlichen Geſamteindruck ein zutreffendes Vergleichungswort zu finden. Der Raum iſt nicht kirchlich, obwohl die Wirkung von Steinarchitektur und farbigem Glaſe ja bei Kultusbauten vornehmlich zur Geltung kommt; er iſt zu ſtolz und heiter in den Proportionen, um myſtiſch, zu erhaben und ernſt, um feſtlich genannt zu werden. Ein großes, durch die Jahrhunderte dauerndes Weihegedicht von Stein!

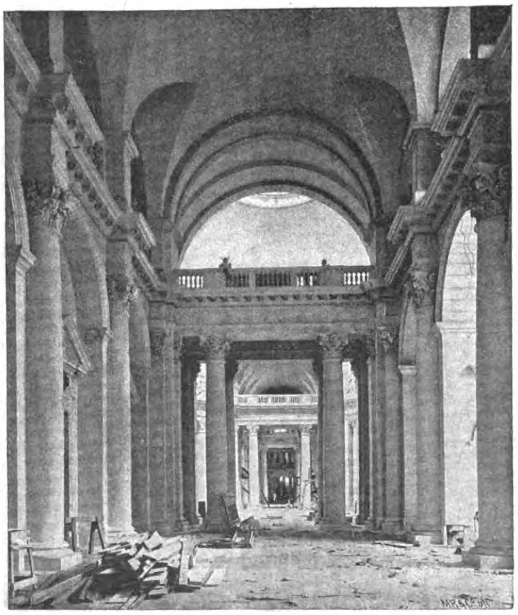
Wir erſteigen die Treppe und wenden uns zur Linken: An das **Maestoso** ſchließt ſich ein **Allegro con spirito**: das Eingangsportal zu der Wandelhalle, ein ſchier überreiches, wunderbar phantaſtiſches Kunſtwerk allerzierlichſter Steinmetzkunſt.

Die prächtige Eichenholzthür von wundervollſten Verhältniſſen öffnet ſich, und helleres Licht umflutet uns. Zur Linken fällt der Blick auf die breite ſteinerne Haupttreppe zu den oberen Geſchoſſen; ſie iſt verhältnismäßig einfach geſtaltet, da ſie für den Hauptorganismus des Baues nicht mehr weſentlich in Betracht kommt, doch iſt ihre, in meiſterhaften Verhältniſſen abgewogene Konſtruktion in Stein ohne Zuhilfenahme von Eiſen und ihr originelles Geländer in zierlicher Steinmetzarbeit ſehr beachtenswert. Das Auge aber fühlt ſich nach rechts gezogen, von wo das hellere Licht hereinſtrömt. Zwiſchen zwei hochragenden Säulen hindurch betreten wir die Wandelhalle. Noch läßt ſich ihre ganze Wirkung nicht ermeſſen, denn die großen allegoriſchen Fresken



Sitzungsſaal.

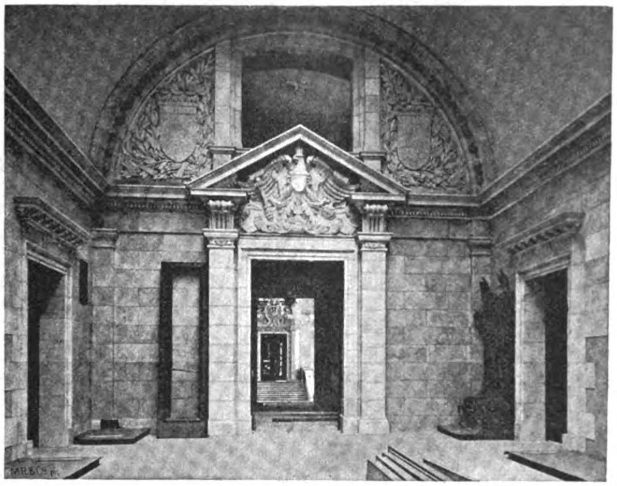
fehlen noch, welche die Wölbungen bedecken ſollen. Sie erſt werden dem Raume den ganzen Zauber des Lebens geben, während ſich jetzt nur die Wucht des Raumeindruckes, die Pracht der Verhältniſſe überſehen läßt, von denen ja unſere Abbildung einen Begriff zu geben vermag. Ich kann mich deshalb auch darauf beſchränken, die Aufmerkſamkeit noch beſonders auf wenige Einzelheiten hinzulenken. Da ſind zunächſt die brückenartigen Einbauten von je zwei Paar Säulen mit balluſtradegekröntem Gebälk, welche den mittleren Kuppelſaal von den beiden Längsteilen trennen, ohne doch den Durchblick durch die ganze weite Halle zu hindern. Durch ſie empfindet erſt das Auge die rieſenhaften Abmeſſungen des Raumes, durch ſie werden drei in ſich abgeſchloſſene Räume geſchaffen, die ſich doch zu einem Ganzen zuſammenſchließen. Da iſt ferner das üppig geſtaltete attika-artige Obergeſchoß mit ſeinen Hermen und gemeißelten Wappenſchildern, in welchem ſich die Überleitung von den ſtrengen, ernſt pomphaften Verhältniſſen der Säulenſtellung zu der mit ſchwebenden Geſtalten bedeckten Wölbung vollziehen ſoll. Da ſind endlich die reizvollen ſeitlichen Abſchlußwände der zu einem Seitenſchiffe zuſammengefaßten tiefen Fenſterniſchen nach dem Hofe zu und die mächtigen tiefbraunen Paliſanderthüren mit prächtigen aufgelegten Bronzeſchildern, durch welche die unteren Wandflächen auch in Bezug auf die Farbenwirkung eine lebhafte Unterbrechung erhalten.



Wandelhalle.

Wir öffnen eine der Thüren und treten in den Erfriſchungsſaal: — „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“ Die ernſte Majeſtät iſt gewichen; nur der Blick über den in ſaftigem Grün leuchtenden weiten Königsplatz durch die rieſigen Fenſter hindurch, die uns jetzt erſt den Maßſtab des Äußeren zum Bewußtſein bringen, weckt noch etwas von jener Empfindung. An ihre Stelle iſt Fröhlichkeit und Behaglichkeit getreten. Den mächtigen Saal überſpannt auf mächtiger Tonnenwölbung ein luſtig gemaltes Krautwerk von ſpätgotiſchem Charakter mit eingefügten Wappen in lebhaften Tönen. Jetzt iſt die Farbenwirkung noch eine allzu grelle; die übermütigen Linien der krauſen Verzierungen widerſtreben noch zu lebhaft der zierlichen und reichen Wandvertäfelung. Aber Staub und Rauch werden bald genug eine bräunlich-graue Patina und damit eine weichere Harmonie herſtellen.

Von ausgezeichneter Schönheit iſt der nebenbelegene große



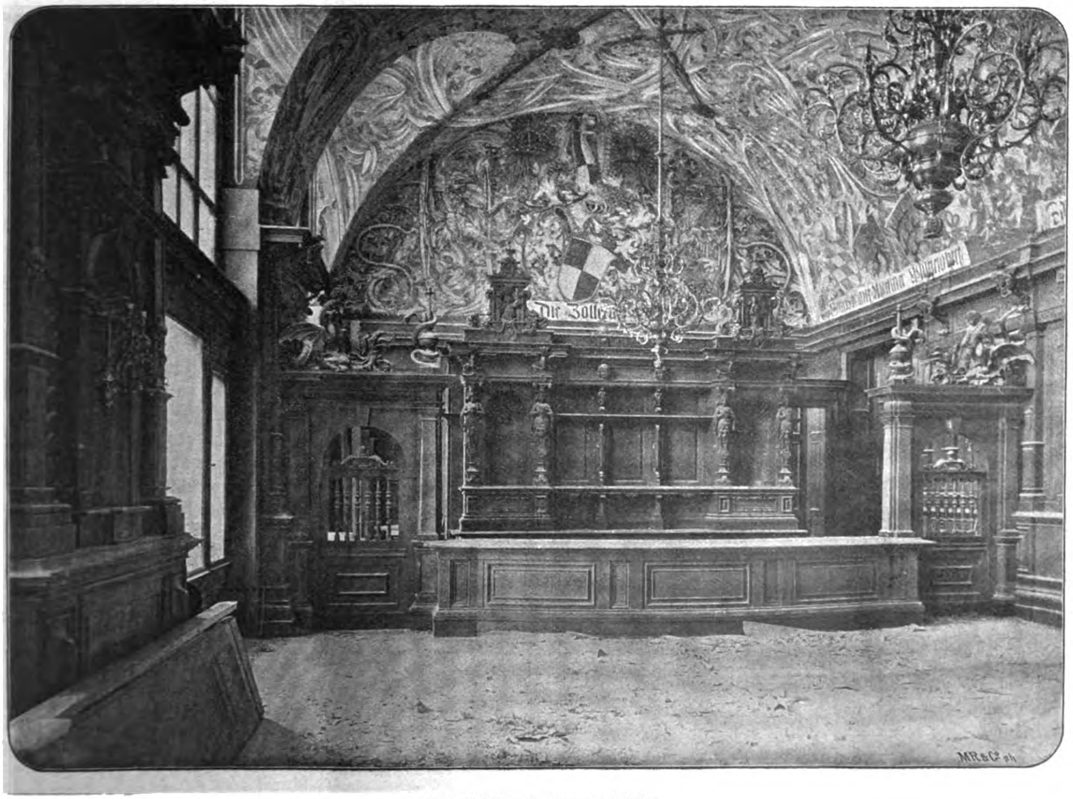
Vorſaal für den Bundesrat.

Eckſaal, deſſen gewölbte Decke mit freihändig aufgetragenem, zierlichſtem Stuckornament bedeckt und weiß belaſſen iſt, während ein mächtiger Kamin mit außerordentlich ſchönem, hohem Aufſatz die Wandvertäfelung unterbricht.

Ernſtere Pracht, gepaart mit lauſchiger Wohnlichkeit, trotz der bedeutenden Abmeſſungen, atmen die entſprechenden Räume neben dem anderen Seitentrakt der großen Wandelhalle. Unſere Abbildung (S. 24) gibt den Leſeſaal wieder, der eine wundervolle Vertäfelung an Wänden und Decke zeigt und mit beſonders originellen Beleuchtungskörpern ausgeſtattet iſt. Die weißen Flächen, die jetzt noch den Eindruck ſtören, werden von unſeren bedeutendſten Landſchaftern bemalt werden; es ſind Darſtellungen der bedeutſamſten Gegenden unſeres Vaterlandes „vom Fels zum Meer“ in Ausſicht genommen. Beſonders prächtig iſt der anſchließende achteckige Schreibſaal im Nordweſtturm geſtaltet. Ein mächtiger Kamin von dunklem Marmor verleiht ihm Behaglichkeit, überaus reiche Holzſchnitzereien zieren die Vertäfelungen.

Ehe wir jetzt, zur Wandelhalle zurückkehrend, den Sitzungsſaal aufſuchen, wenden wir uns zunächſt noch zur nördlichen Eingangshalle, in deren nächſte Nähe wir gelangt ſind. Das Grundmotiv dieſes Raumes iſt dem der ſüdlichen Halle entſprechend. Auch hier deckt eine wuchtige Tonnenwölbung den weihevollen Raum, doch wird ſie, ſtatt von Säulen, von ſtreng gezeichneten Pfeilern getragen. Dafür aber iſt der Unterbau dieſer Pfeiler üppiger und überaus wirkungsvoll geſtaltet; vor ihnen ſollen die Bildſäulen deutſcher Geiſteshelden Aufſtellung finden. Die Stelle der mächtigen Treppe nimmt hier ein inneres Portal ein, da dieſe Halle ja durchfahren werden ſoll. Der Querkorridor des Hauptgeſchoſſes, von wundervoll leuchtenden bemalten Fenſtern erhellt, Kompoſitionen des noch immer viel zu wenig gewürdigten erſten deutſchen Kleinkunſtmeiſters A. Linnemann in Frankfurt a. M., iſt deshalb nicht direkt von der Halle aus über eine Treppe erſteigbar, ſondern führt über jenem inneren Portal von einer Seite des Hauſes zur anderen. Ganz unvergleichlich iſt der dadurch geſchaffene innere Aufbau in der Halle, namentlich die Portalbekrönung.

Indem wir jetzt zur Wandelhalle zurückkehren, werfen wir noch einen Blick durch deren Fenſter in den inneren Hof, um zu erkennen, daß auch hier alle Anforderungen an höchſte Monumentalität erfüllt ſind. Ja, an Originalität der Archi-



Erfriſchungsſaal mit Büffet.

tektur übertreffen dieſe Innenhöfe faſt noch die Außenfront, die ja durch die große Stützenſtellung naturgemäß gebundener war. Der Fachmann wird deshalb gerade hier, beſonders bei dem entzückenden Treppenhäuschen mit dem ſteinernen Kielbogendach, moderne Löſungen in Fülle ſtudieren können.

Nun endlich öffnet ſich vor uns der Sitzungsſaal, das Herz der ganzen Anlage.

Ich fürchte, daß mancher der Eintretenden im erſten Augenblicke enttäuſcht ſagt: „Größer nicht?“ — Darin liegt aber gerade ein beſonderes Verdienſt des Meiſters. Der Sitzungsſaal muß unter allen Umſtänden in erſter Linie für ſeinen Zweck durchaus brauchbar ſein. Jeder Zuwachs an Raum iſt für jeden einzelnen Sprecher ein Zuwachs an Mühe, ſich verſtändlich zu machen. Darum hat Wallot den Ausdruck der Monumentalität in die Wandelhalle verlegt, dem Sitzungsſaale aber vor allem gute Akuſtik, Wohnlichkeit und Bequemlichkeit geben wollen. Es wäre ja nicht ſchwer geweſen, die Decke noch mehrere Meter höher anzulegen und dadurch Raum für Fresken und ſonſtigen Monumentalſchmuck an den Wänden zu ſchaffen. Aber verſtanden hätten ſich dann unſere Herren Abgeordneten auch phyſiſch ebenſowenig, als ſie es gemeinhin logiſch thun, ſobald ſie verſchiedenen Parteien angehören.

Ja, es iſt ein beſonderes Verdienſt, daß der Saal zuerſt klein ſcheint, denn das macht ihn traulich. Seine Abmeſſungen ſind an ſich groß genug, aber der goldige Ton des Holzwerkes, die weichen Linien der Bögen über den Logen, die farbig gehaltenen hermenartigen Figuren an den Pfeilern erzeugen eben einen Eindruck vornehmer Behaglichkeit und feſtlicher Harmonie, der den Sitzungen ſicher nur zu gute kommen kann. Unſere Abbildung gibt diesmal nur eine ſchwache Vorſtellung von der Wirkung des fertigen Raumes. Noch fehlt die Verglaſung mit ihren reichen Ornamentſtreifen und dem rieſigen Reichsadler, der die Mitte einnehmen ſoll; noch fehlen die in Holz mit hellem Leder bezogenen Klappſitze und der maleriſche Aufbau für das Präſidium und den Bundesrat. Nicht einmal die köſtlichen Intarſien für die beiden „Hammelſprungthüren“ mit den höchſt ſchalkhaften Anſpielungen auf das Zählgeſchäft: Rübezahl und Polyphem — ſind zu erkennen. So gilt's denn hier, ſpäter ſelbſt zu ſehen!

Jetzt aber wenden wir uns über die Eſtrade für das Präſidium nach dem Ausgange an der Oſtſeite. Über einen geräumigen Korridor, gleich allen übrigen über weißen Putzflächen mit ſparſamen Verzierungen eine helle Holzdecke zeigend, gelangen wir in die Eingangshalle für den Hof, den Bundesrat und das Präſidium. Das Licht flutet durch drei rieſige Bogenfenſter unter den kaſſettierten Tonnen der monumentalen Unterfahrt in breiten Strömen durch den weiten Raum, bei welchem, abweichend von den Seiteneingangshallen, die Breitenabmeſſung überwiegt. Zwei mächtige Säulenpaare tragen die ſechs ganz weiß belaſſenen Kreuzgewölbe der Decke; zwiſchen ihnen ſteigt die breite Treppe hinan und wendet ſich nach rechts und links, dem Dualismus der beiden im Hauſe zu Worte kommenden Gewalten entſprechend. In der ſparſamen, aber deſto wirkſameren Verwendung von Schmuck, der ſich faſt nur auf zwei prächtig erfundene ſymboliſche Reliefs, Krieg und Frieden darſtellend, in den Zwickeln unter der Treppe, und auf die Portalbekrönungen beſchränkt, die wahre Wunderwerke der Steinmetztechnik ſind — in der einfachen Größe der Verhältniſſe zeigt ſich hier wieder ganz der große Künſtler.

Noch dürfen wir das Haus nicht verlaſſen, denn wir haben den Sitzungsſaal des Bundesrates noch nicht geſehen. Steigt man die Treppe zur Linken empor, ſo gelangt man zunächſt in einen durch Oberlicht beleuchteten Vorraum, der zwar von verhältnismäßig geringen Abmeſſungen, aber dafür ein wahres Kabinettſtück, eine der allerreizvollſten Raumſchöpfungen im ganzen Hauſe iſt. Wir bemerken ſogleich, daß Wallot das Prinzip der Steigerung durch die Farbe an dieſer Seite des Hauſes ebenfalls mit überraſchendem Erfolge durchgeführt hat. Von dem ganz hell gehaltenen Veſtibül gelangen wir in dieſen Vorſaal, deſſen Wände ebenfalls noch die helle Steinfarbe, marmorglänzenden iſtriſchen Kalkſtein, zeigen. Aber in der Decke beginnt ſich's farbig zu regen; auf blauem Grunde wird farbiges, griſailleartiges Ornament erſcheinen, von lebhaft farbig gehaltenen Wappenſchildern unterbrochen. Dazu tritt das tiefe Braun der eichengeſchnitzten Sitze an den Wänden. Dieſes wahrhaft königliche Geſtühl iſt eine Meiſterleiſtung allererſten Ranges, eine Art Überſetzung mittelalterlichen Chorgeſtühles ins Profane und in üppige Renaiſſance. Unſere Abbildung gibt noch keinen Begriff von dem Reichtum des Schnitzwerkes; es iſt erſt eine einzige Bank aufgeſtellt, während die beiden Längswände in ihrer ganzen freien Fläche dieſe koſtbare Verkleidung erhalten werden. Auch fehlen noch die Polſterbezüge aus gepreßtem Leder, einen prachtvollen Reichsadler auf einem kornblumenbedeckten Grunde zeigend. Nur die reizvolle Architektur der Abſchlußwand läßt ſich erkennen.

Im Bundesrats-Sitzungsſaale ſelbſt herrſcht die Farbe in vollen Akkorden. Eine reich kaſſettierte, goldig ſchimmernde Decke iſt, ähnlich wie in venetianiſchen Paläſten, mit Gemälden ausgeſtattet; die Wände darunter ſind im oberen Teil mit koſtbaren Gobelins behangen; eine mächtige Vertäfelung in hellem Eichenholz von wundervollſter Reliefierung ſchließt ſie nach unten ab. Die Thüren ſind von überaus reichgeſchnitzten Umrahmungen umgeben; ein hoher Kamin, in hellem Stein von meiſterhafter Behandlung, verbreitet Behagen und gibt einen beſonders lebhaften Kontraſt zu all den warmen Farben, deren Grundton in koſtbaren Teppichen und einem reichen Mobiliar als ein tiefes, ſtumpfes Blau, die Ergänzung zu dem Gold der Decke, auftritt.

Wallots Detaillierkunſt hat in dieſem Saale ihren Höhepunkt erreicht, während ſeine Fähigkeit, in großen Maſſen zu komponieren und Raumwirkungen zu ſchaffen, ſich in den beiden ſeitlichen Eingangshallen am glänzendſten zeigt. Und wenn wir ſonach Abſchied von ſeiner Schöpfung nehmen — Abſchied nehmen, ohne den überaus reizvollen Bibliotheksſaal und die intereſſante Konſtruktion des umfangreichen Büchermagazins näher zu betrachten —, ſo bleibt uns das Endurteil, daß im Reichstagsbau thatſächlich ein nationales Monument erſten Ranges erſtanden iſt, das der Größe des geeinten Deutſchlands volltönenden Ausdruck leiht.

Wohl haben ganze Scharen von Künſtlern an ſeiner Vollendung mitgearbeitet; aber das Ganze trägt doch wie kaum ein anderer Bau ähnlichen Umfanges das Gepräge einer Künſtlerperſönlichkeit. Und deshalb wird, deß darf man ſicher ſein, dauernd wie ſein Werk und fernhin leuchtend wie die Kaiſerkrone von der Spitze der Kuppel der Name Paul Wallots durch die Jahrhunderte beſtehen bleiben, als der eines der größten Meiſter der Baukunſt. Kein Menſchenwort aber kann ihn beſſer loben als ſein eigenes Werk!

Sonntagskind.

Ich weiß ein blondes Sonntagskind,
Ein Kind voll Glück und Wonne,
Friſch und geſchwind wie Märzenwind
Und mild wie Maienſonne.

Wenn Sonntagskind den Tiſch geſchmückt,
Wie blitzt da jeder Plunder!
Ein Strauß, den Sonntagskind gepflückt
Prangt herrlich, wie ein Wunder.

Von fremden Zaubers leiſem Hauch
Iſt Sonntagskind umfloſſen.
Verdreifacht blüht der Roſenſtrauch,
Den Sonntagskind begoſſen.

Sie ſpendet Luſt, ſie heilt den Schmerz,
So ſüß, wie's keine wüßte.
In lauter Liedern ſteht mein Herz,
Weil Sonntagskind mich küßte.

Frida Schanz.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Auf der vollen Höhe der Schaffenskraft ſteht noch immer Benjamin Vautier, der große Düſſeldorfer Meiſter, deſſen prächtige Bilder uns ſchon vor einem halben Menſchenalter entzückten, wie ſie heute einen ſtetig ſich erweiternden Kreis von Verehrern und Bewunderern um den liebenswürdigen Künſtler ſcharen, der ſtets ſo ſicher und zielbewußt ſeines Weges gegangen iſt und ſich durch keinerlei Konzeſſionen an die Tagesmode von ſeiner Geſamtrichtung ablenken ließ. Im Jahre 1858 war es, daß Vautiers erſtes großes Gemälde, das Innere einer ſchweizeriſchen Dorfkirche mit Andächtigen (Vautier iſt ein geborener Schweizer, der Sohn eines proteſtantiſchen Geiſtlichen zu Morges am Genferſee), auf einer Ausſtellung in München die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte — der „Bauernmaler“, als den er ſich hier zeigte, iſt er geblieben. Aber welch Tiefe und Wahrheit der Charakteriſtik, welche Vielſeitigkeit, welche Liebenswürdigkeit hat er in ſeinem reichen Schaffen entwickelt, wie hoben ſich alle ſeine Werke von denen der Kunſtgenoſſen ab, die nichts als nur mit größerer oder geringerer Pinſelfertigkeit von zufälligen Beobachtungen zu erzählen wiſſen. Jedes Vautierſche Bild erzählt uns eine kleine Geſchichte, und in jedem ſind die Geſtalten auf dieſen Untergrund abgeſtimmt — ſie ſprechen zu dem Beſchauer, und dieſer empfindet mit ihnen. Bedarf's langen Beſinnens, um zu unſerem heutigen Vollbilde „Raſt bei der Freundin“ eine kleine Novelle zu erfinden? Fragt man nicht unwillkürlich, was die Reſi, die mit dem kleinen Bruder über Land gegangen kam, der Chriſtel für ein ſpannendes Geſchichtchen erzählt? Unſeren älteren Leſern dürfte es eine beſondere Freude bereiten, einmal in den früheren Jahrgängen des Daheim nach des Meiſters Bildern herumzublättern. Wir haben ihrer — vom erſten Jahrgang an — nicht weniger als 17 gebracht, die wohl einen Überblick über Vautiers geſamtes künſtleriſches Schaffen zu geben im ſtande ſind.

Hermann Kaulbach hat ſeine früheſten Erfolge mit hiſtoriſchen Genrebildern errungen, die ſich durch tadelloſe Zeichnung und durch überraſchendes Kolorit auszeichneten, wie „Mozarts letzte Augenblicke“ und „Friedrich der Große und Sebaſtian Bach“. Er hat weiterhin treffliche Illuſtrationen — u. a. eine Guſtav Freytag-Galerie — gezeichnet; weit weniger bekannt wohl ſind ſeine reizenden Kinderbilder geworden. Gerade unſer heutiges „Kannſt Du leſen?“ — das kleine Mädchen mit dem Kaninchen über dem gewaltigen Folianten — iſt eine Perle. Man fühlt, das Gemälde iſt nicht künſtlich im Atelier geſtellt, es iſt der Natur abgelauſcht; ein allerliebſtes Motiv, anmutsvolle Durchführung, Friſche und Urſprünglichkeit zeichnen das reizende Bild aus.

Altertumskunde.

Auf der Inſel Kreta ſind neuerdings Entdeckungen gemacht worden, welche von großer Bedeutung zu ſein ſcheinen. Der britiſche Forſcher Evans hat nämlich im letzten Frühjahr auf Kreta eine Reihe von Steinen mit hieroglyphiſchen Zeichen entdeckt und zugleich ein lineares Schriftſyſtem. Dieſes ließ ſich in 24 anſcheinend ſyllabiſche Zeichen rekonſtruieren, die zum großen Teil mit den Schriftcharakteren übereinſtimmen, welche ſich bei den Griechen auf Cypern bis in verhältnismäßig ſpäte Zeit erhalten haben. So ergeben ſich hier zwei primitive Schriftſyſteme, welche im zweiten vorchriſtlichen Jahrtauſend, vor der Einführung des phonetiſchen Alphabetes, in Griechenland in Gebrauch geweſen ſind. Die Bilderſchrift ſcheint den Eteokretern, den älteſten Bewohnern der Inſel, eigentümlich geweſen zu ſein. Evans nimmt für ſie Identität mit den Philiſtern an; dieſe ſollen nach der hebräiſchen Tradition von den Mittelmeerinſeln ſtammen und werden in der Bibel Krethi genannt; ſie ſind auf Darſtellungen ägyptiſcher Monumente wiederzuerkennen als Tribut leiſtende Unterworfene, die Gefäße heranbringen von Formen, wie ſie gleichartig auf einer ganzen Serie von gravierten Steinen in Oſt- und Mittelkreta wiederkehren. Die Kleidung dieſer Leute, ihre Spitzſchuhe, ihr langes Haar, alles entſpricht den kretiſchen Darſtellungen von Einwohnern der Inſel in mykeniſcher Zeit. Angeſichts deſſen wirft Evans die Frage auf, ob gewiſſe Parallelen, die zwiſchen beſtimmten Zeichen der kretiſchen Bilderſchrift und den älteſten Formen phönikiſcher Buchſtaben bemerkbar ſind, ſich nicht am beſten mit der Annahme einer alten kretiſchen Koloniſation an der ſyriſchen Küſte erklären laſſen.

Naturkunde.

Über große Netzſpinnen der wärmeren Zonen bringt der „Prometheus“ einige intereſſante Mitteilungen. Die Seidenſpinne oder Halaba von Madagaskar (Nephil madagascariensis) ſpinnt goldgelbe glänzende Fäden, die ſo ſtark ſind, daß man einen Korkhelm, wie ihn die Reiſenden tragen, daran aufhängen kann. Das Weibchen erreicht die erhebliche Länge von 15 cm, während das Männchen nur 3 cm mißt und ganz unſcheinbar neben dem Weibchen auftritt, wie denn bekanntlich überhaupt bei den Spinnen die Weiberherrſchaft (Gynäkokratie) vorwiegt. Wirklich wie eine Amazonenfürſtin, umgeben von einem Hofſtaat aus kleinen Spinnen (einer Linyphia-Art angehörig), thront das auf ſilberwolligem Bruſtſchilde goldig gezeichnete Weibchen, die feuerroten, am Ende ſchwarzen Beine weit ausgeſpreizt, inmitten ihres goldglänzenden Geſpinſtes, während ſich das zwerghafte Männchen in beſcheidener Entfernung hält. Der franzöſiſche Miſſionar Paul Camboué teilt mit, daß ihm ein einziges Weibchen im Laufe von ungefähr 27 Tagen 3000 m eines feinen Seidenfadens lieferte, ſo daß ſich daran ganz wohl die Hoffnung einer neuen Induſtrie knüpfen läßt. Bekanntlich hat man ſeit langer Zeit Verſuche gemacht, Spinnenſeide zu gewinnen, und ſchon im Beginn des vorigen Jahrhunderts brachte es Herr Le Bon, Präſident der Landeskammer von Montpellier, zu einem Paar Handſchuhen aus Spinnenſeide. Dieſe Verſuche ſchliefen aber wieder ein, bis in neuerer Zeit die ſtarken Fäden einiger amerikaniſchen Kreuzſpinnen von neuem dazu anregten. Die engliſche Zeitſchrift „Nature“ bringt in ihrer Nummer vom 1. März 1894 den ſchon vor 55 Jahren (1839) niedergeſchriebenen, aber bisher nicht gedruckten Bericht eines Herrn William Jones über eine in Jamaica häufige Kreuzſpinne (Nephila clavipes), aus welchem Folgendes mitgeteilt werden mag. Der Verfaſſer erzählt zuerſt, daß der berühmte Reiſende Sir Hans Sloane von der großen gelben Waldſpinne Jamaicas berichtet habe, ihr Netz ſei ſo ſtark, daß ſich kleine Vögel und ſelbſt Tauben darin fingen. Jones glaubte nicht daran und dachte nicht einmal, Kolibris würden darin feſtgehalten werden, aber eines Tages brachte ihm ein Junge einen kleinen ſchwarz und gelb gezeichneten Vogel, den er im Netz einer ſolchen Spinne gefunden hatte. Dieſe Spinnen weben ein ziemlich großes Spiralnetz, gelb und ſtark wie Seide, dabei klebrig und wohl geeignet, den Flug großer Inſekten aufzuhalten. Ich habe häufig drei Ellen lange Fäden dieſer Spinnen geſehen. Der Korreſpondent der „Nature“, A. Cockerell, gedenkt noch der weiten Verbreitung dieſer Kreuzſpinnenart, ſo daß dort Material für eine Gewebsinduſtrie genug vorhanden wäre.

Auf der Bienenausſtellung, welche vor einiger Zeit in Wien ſtattfand, war von Oberlehrer Ernſt Gatter aus Siemmering ein höchſt merkwürdiger Bienenſtock ausgeſtellt. Während es nämlich bisher als ausgemacht galt, daß ein Bienenſtock ſtets nur eine einzige Königin beſitzt, und daß dieſe keine zweite im Stock neben ſich duldet, ſondern ſolche Rivalin auf Tod und Leben bekämpft, ſtrafte der Stock zum Erſtaunen der anweſenden Bienenzüchter jene Annahme Lügen. Er enthielt nämlich zwei Bienenköniginnen, und zwiſchen beiden beſtand das denkbar größte Einvernehmen. Dierzon, der 83jährige Großmeiſter der Imkerei, ſtand eine Stunde lang vor dem Stock und betrachtete bewundernd, wie die beiden Herrſcherinnen ſich freundſchaftlich einander näherten, ja ſich anſcheinend liebkoſten.

Statiſtik.

Über das Wachstum der evangeliſchen Diakoniſſenſache in den letzten dreißig Jahren gibt folgende Tabelle Auskunft, welche zur Vorbereitung der in dieſem Herbſt wieder ſtattfindenden Generalkonferenz der Diakoniſſenmutterhäuſer in Kaiſerswerth aufgeſtellt worden iſt.

	Mutterhäuſer.	Schweſtern.	Arbeitsfelder.	Jährliche Einnahme.
1864	30	1592	386	813 273
1868	40	2106	526	1 258 242
1872	48	2657	648	2 103 729
1875	50	3239	866	3 616 256
1878	51	3901	1093	4 110 147
1881	53	4748	1436	4 824 176
1884	54	5653	1742	5 607 886
1888	57	7129	2263	6 378 608
1891	63	8478	2774	7 649 097
1894	68	10412	3641	8 940 880

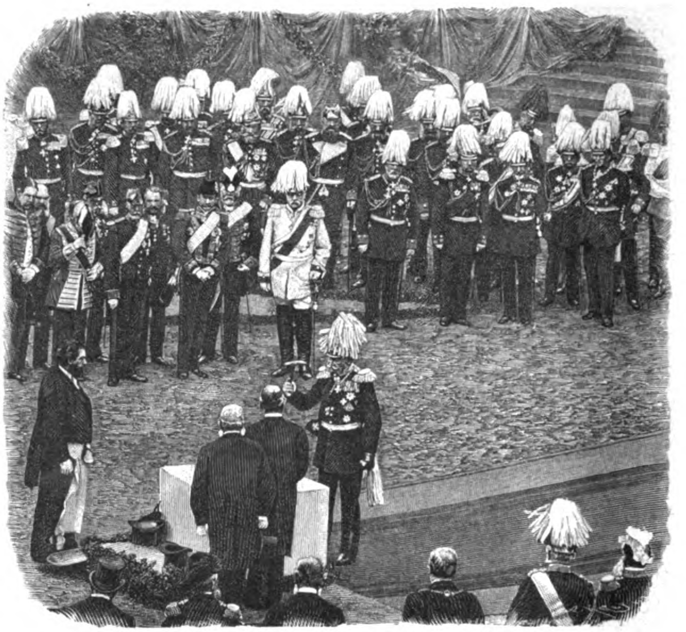
Arzneiwiſſenſchaft.

Von Arzneimitteln, welche die Geſchmacksempfindung täuſchen, kannte man bis vor kurzem allgemeiner nur die Gymnema sylvestre, eine in Indien und in Afrika heimiſche Asklepiasart, deren Blätter, wenn man ſie kaut, die Empfindung für bitter und ſüß lähmen. Auch ein Abſud der Blätter bewirkt, daß man Zucker nicht mehr ſchmeckt und das bittere Chinin keinen Eindruck mehr macht, wogegen der Geſchmack für ſauer, ſalzig und herbe nicht aufgehoben wird. In ähnlicher Weiſe wird ein Extrakt aus den Blättern von Eriodicton glutinosum (Yerba Santa). Die Wunderfrucht vom Sudan, die Früchte von **Bumelia dulcifica** haben die ſonderbare Eigenſchaft, bitteren Geſchmack in ſüßen umzuwandeln, ebenſo wie die auf weſtafrikaniſchen Anſiedelungen gebauten Früchte von Phaginum Danielli, deren Schleim ſo ſüß iſt, daß er keinen anderen Geſchmack aufkommen läßt. Ob die Arzneikunſt dieſe Pflanzen gebrauchen wird, um bitter ſchmeckende Mittel, namentlich in der Kinderkrankenpflege, leichter einnehmbar zu machen, iſt eine Frage, die wohl im bejahenden Sinne ausfällt, wenn ſorgſame Prüfungen die Unſchädlichkeit der Geſchmacksverbeſſerer aus den Tropen feſtgeſtellt haben. St.

Verkehr.

Während Amerika und Europa bereits ſeit längerer Zeit durch mehrere Kabellinien verbunden ſind, fehlen Kabelverbindungen über den ſtillen Ozean noch gänzlich. Erſt in den letzten Jahren ſind Projekte zur unmittelbaren telegraphiſchen Verbindung zwiſchen Oſtaſien und Auſtralien einerſeits und Amerika anderſeits aufgetaucht. Von dieſen Projekten kommen zwei vorausſichtlich in engere Wahl: das eine will ein Kabel zwiſchen Kalifornien und Japan auf dem Wege über die Sandwichs-Inſeln, das zweite ein Kabel von Vancouvers-Island über die Sandwichs-, Fannings-, Samoa- und Fidſchi-Inſeln nach Auſtralien legen. M. Webb, einer der hervorragendſten Kabelingenieure, ſchlägt nun vor, beide Linien gleichzeitig zu bauen, denn eine einzelne Linie von ſo gewaltigen Ausdehnungen, wie die hier in Frage kommenden, würde der unvermeidlichen Störungen wegen nicht ſicher genug für den Betrieb ſein. Die Koſten für jede der beiden Linien, die je auf etwa 12 000 Kilometer Länge berechnet ſind, werden auf 40 Millionen Dollar geſchätzt.

Die Grundſteinlegung des Reichstagsgebäudes.



Grundſteinlegung des Reichstagsgebäudes.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von O. Anſchütz in Berlin.

Zehn Jahre ſind vergangen, ſeit am 9. Juni 1884 Kaiſer Wilhelm I. den Grundſtein zu dem herrlichen Bau legte, der in den nächſten Tagen ſeiner Beſtimmung übergeben werden ſoll, und über deſſen prächtige Ausgeſtaltung unſere letzten beiden Nummern in ausführlicher Weiſe berichtet haben.

In die ſtolze Freude über den wundervollen Palaſt, der des geeinten deutſchen Reiches ſteinernes Symbol iſt, miſcht ſich ernſte Wehmut bei der Rückerinnerung an jenen Tag der Grundſteinlegung. Das Jahrzehnt, das zwiſchen damals und heute liegt, hat nur allzuviele der großen Männer dahingerafft, die ſich an jenem 9. Juni um Kaiſer Wilhelm den Siegreichen ſcharten. Geſchieden iſt er ſelbſt, des Deutſchen Reiches Wiederbegründer, dahingerafft von einer heimtückiſchen Krankheit in der Blüte der Kraft der Sohn, Kaiſer Friedrich, geſtorben der Feldmarſchall Moltke, der Führer unſeres ſiegreichen Heeres — ſtark gelichtet die Reihe der deutſchen Fürſten, welche mitthaten am Werke der Einigung, und der Generäle, welche 1870 geſchlagen haben. Der König von Sachſen, der Großherzog von Baden, der Prinzregent von Braunſchweig — der greiſe Feldmarſchall Graf Blumenthal, das ſind faſt die einzigen noch lebenden Paladine Kaiſer Wilhelms I., von dem gewaltigen Staatsmann abgeſehen, der am Tage der Grundſteinlegung mit weithintönender Stimme die Urkunde verlas, die dem Grundſtein einverleibt wurde: „Auf immerdar ſei dies Haus ein Wahrzeichen der unauflöslichen Bande, welche in großen und herrlichen Tagen Länder und Stämme zu dem Deutſchen Reich vereinigt haben!“ — Eine neue Zeit iſt angebrochen: inmitten der neuen Männer aber ragt immer noch, gebeugt wohl von der Laſt der Jahre, aber ungebeugten Geiſtes, Fürſt Bismarck gleich einem ſtolzen Eichenſtamm; gleich teuer unſerem Volke in der Erinnerung an alles, was er für uns gethan, jetzt, wo er Deutſchlands Geſchicke nicht mehr lenkt, wie in jenen Tagen, da er nach dem Willen ſeines kaiſerlichen Herrn des Reiches Politik mit ſicherer Hand leitete.

Kaiſer Wilhelm der Siegreiche weihte den Grundſtein: „Im Namen Gottes! Im Namen des Reichs! Zur Ehre des Vaterlandes!“ Wie dieſer Worte, ſo ſollte man ſich heute auch recht eindringlich jener anderen erinnern, die bei der Grundſteinlegung geſprochen wurden:

„Das Haus erſtehe und dauere, eine Stätte der Eintracht, der Weisheit, der Mäßigung — Rede und Rat gehe von ihm aus frei und treu, fromm und wahr, recht und ſchlecht — es werde ein Denkmal großer Zeit und halte lebendig unter den Enkeln die dankbare Liebe zum Kaiſer .... Gebet Gottes, was Gottes iſt, und gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt! .... Wie fein und lieblich iſt es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen! ... Die auf den Herren harren, erhalten neue Kraft!“

In unſerer Spielecke.

Logogriph.

Als unſre Großmütter modern —
Erinn'rung wird es manchem künden —
Da trugen ſie den Umhang gern,
Der in dem Rätſelwort zu finden.

Wenn er ein Endchen nur verliert,
Seht einen Heil'gen ihr erſtehen,
Den aus der Niedrigkeit geführt
Martyrium zu ſolchen Höhen.

Auch ihm ſei noch der Fuß geraubt!
Und einen echten Patrioten,
Der an den Stern der Heimat glaubt,
Hat die Verwandlung nun entboten.

Er wirkte für ſein Vaterland
Stets mit den Edelſten verbunden,
Und mehr als einmal ſchon er ſtand
Am Steuer, auch in dunkeln Stunden.

Mag durch die Brandung er das Schiff
Des Staates fürder glücklich leiten,
Und es vorbei an Fels und Riff
In ſegensreiche Bahnen gleiten!

M. Sch. Kaſſel.

(Die Auflöſung erfolgt in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 1.

Bilderrätſel.

Der Liebe iſt die Trennung was dem Feuer der Wind;
Das kleine löſcht er aus, das große er entzünd't.

Buſſy, Epigrammes.

Schachaufgabe.

	A.
1. Da1—f1 Ke4—d5:	1. .... c5—c4
2. Df1—c4 † ~	2. Df1—f5 † Ke4—f5:
3. Sd7—b6, b8 ‡	3. Sb5—d6 ‡

B.	C.
1. .... Tg6—f6 †	1. .... Dh1—f3
2. Sd7—f6 † Ke4—e5	2. Df1—c4 † Ke4—f5
3. Df1—f4 ‡	3. Sb5—d6 ‡

Auf 1. .... Sg1—e2 und Dh1—h3 folgt 2. Df1—f5 † nebſt 3. Sb5—d6 ‡; es droht 2. Df1—d3 ‡

1. Akroſtichon.

„Paul Lindau — Alma Tadema.“

Pavi**A**
Ara**L**
Univerſu**M**
Len**A**
Liebknech**T**
Jur**A**
Nowgoro**D**
Dant**E**
Abraha**M**
Urani**A**

2. Ergänzungsrätſel.

„Nicaragua.“

U**ni**on
Co**ca**in
A**ra**rat
Ar**gu**ment
Zu**a**ve

3. Scherzrätſel.

„Uhland.“ — Uh(u).

4. Füllrätſel.

	K	F	M	F	
K	i	l	i	a	n
F	l	a	g	g	e
M	i	g	n	o	n
F	a	g	o	t	t
	n	e	n	t	

Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das erſte Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXXI. Jahrgang Nr. 1) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pfg. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pfg. (2 Nummern 60 Pfg., 3 Nummern 85 Pfg.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Inhalt: Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — W. T. B. Von H. von Spielberg. — **Uſche Queren macht es anders!** Novelle von Ilſe Frapan. (Fortſetzung.) — Das neue Reichstagsgebäude in Berlin. II. Von Hans Schliepmann. Mit fünf Illuſtrationen. — Sonntagskind. Gedicht von Frida Schanz. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Raſt bei der Freundin. Von B. Vautier; Kannſt Du leſen? Von Herm. Kaulbach. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Statiſtik. — Arzneiwiſſenſchaft. — Verkehr. — Die Grundſteinlegung des Reichstagsgebäudes. Mit Illuſtr. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Original z. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Oktober 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 3.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Als Barten energiſch den Kopf ſchüttelte, ſetzte Frau Dornberg hinzu: „Dann dürfen Sie es wenigſtens Ihren guten Freunden nicht übel nehmen, wenn ſie auf Sie ſtolz ſind. Wir armen Berliner ſind ja ſtets auf der Jagd nach Berühmtheiten — das gibt Relief!“ ſpöttelte ſie über ſich ſelbſt, um dann, als Barten die Stirn runzelte, ſchnell zu ſchließen: „Sie glauben hoffentlich nicht, was ich da eben ſagte, Herr von Barten?! Wenigſtens nicht von uns, nicht von mir! Sie müſſen überhaupt nicht jedes meiner Worte auf die Goldwage legen — ich bin eine Plaudertaſche, ſagt mein Mann, und er hat recht.“

„Ziehen Sie immerhin fünfzig Prozent ab von allem, was Nanny ſagt, und Sie kommen der Wahrheit nahe!“ lachte Dornberg hinter ihnen. „Das iſt ſo Durchſchnittſatz hier in Berlin. Aber, Nanny, wir müſſen eilen — es hat bereits geklingelt, und Dein Ruf als Premièrentante könnte leiden, wenn Du zu ſpät in der Loge erſchienſt.“

Als Barten jetzt ſeinen Platz einnahm und einen flüchtigen Blick über den Zuſchauerraum gleiten ließ, fand er den Charakter des Hauſes ganz verändert. Auf allen Geſichtern ſchien der Ausdruck höchſter Spannung zu liegen. Man flüſterte nur ganz leiſe, reſpektvoll gleichſam, und aller Augen waren, lange ehe der Vorhang emporrollte, auf die Bühne gerichtet. Als das letzte Glockenzeichen ertönte, ging es wie ein Aufatmen durch das ganze Haus. —

Wirkungsvoll ſetzte der letzte Akt ein mit einem ergreifenden Zwiegeſpräch zwiſchen den Hauptträgern des Schauſpiels. Bei offener Bühne durchbrauſte nach dem Schluß der Scene lebhafter Beifall das Theater, aber von verſchiedenen Seiten klang in ihn diesmal auch der ſchneidende Mißton der Oppoſition hinein. Und Barten fühlte ſich ſelbſt unſicher in ſeinen Empfindungen der Wendung gegenüber, die das Schauſpiel nahm, gegenüber den düſteren Akkorden, in welche der Dichter es ausklingen ließ. Warum mußte das holde Kind da an der Schuld der Mutter zu Grunde gehen? War die Welt gerecht, die der Autor jetzt entrollte? War ſie auch nur wahr? War das Leben wirklich ſo grauſam, ſo hoffnungslos, ſo unſagbar traurig, wie der Ausſchnitt, der ſich dort auf der Bühne abſpielte?

Und wieder breitete ſich die atemloſe Stille der Erwartung über das Haus. Schnell ſpann ſich die Handlung weiter — Schlager folgte auf Schlager. Die Operngläſer waren herabgeſunken, man gab ſich ganz dem Klang der Worte hin. Wieder ein Beifallsſturm und wieder ein ſcharfes, energiſches Opponieren. Schrill tönten aus den hinteren Parkettreihen ſogar einige Pfiffe durch den Applaus — ſchneidend und höhniſch. Aber die Oppoſition ſchien die Bewunderer der Dichtung nur zu um ſo lebhafterem Beifall anzuſpornen; einige Augenblicke ſtockte das Spiel vor dem dröhnenden Klatſchen, im Parkett wurden ein paar kurze, energiſche Zwiſchenrufe laut, die den Störenfrieden galten, und man vernahm das Klappen der Thüren, als ob der eine oder andere das Haus verließe.

Die häßliche Scene hatte die Aufmerkſamkeit Bartens von der Bühne abgelenkt. Oder bildete er ſich ſelbſt nur ein, daß ſie die Schuld trage? Klang das abſprechende Urteil Schellers in ſeiner Seele zu lebhaft nach? Er verſuchte vergebens, ſich zu konzentrieren. Es wollte ihm nicht recht gelingen. Erſt gegen den Schluß gewann er wieder volles Intereſſe an der Dichtung und an der Darſtellung, aber das Intereſſe war kein reines und ungetrübtes. Er empfand es wie etwas Sachliches, er wurde nicht menſchlich ergriffen, nicht im Herzen erwärmt. Und als dann nach dem letzten

Fallen des Vorhangs aufs neue und heftiger, denn vorher, der Kampf zwiſchen dem Beifall und der Gegnerſchaft entbrannte, als der Dichter wieder und wieder gerufen wurde, aber bei jedem Erſcheinen nicht nur über die jauchzenden Zurufe ſeiner Verehrer, ſondern auch über das Ziſchen und Pfeifen ſeiner Gegner quittieren mußte, als ſich in den Lärm beider Parteien das Geräuſch der aus dem Zuſchauerraum drängenden Menge, ihr lautes Sprechen und Lachen miſchte, widerte Barten der Streit für und wider an — er verließ ſchnell die Loge.

Unten, im Vorraum des Treppenhauſes, traf er mit Herrn und Frau Dornberg zuſammen, die wieder inmitten einer größeren, lebhaft debattierenden Menge ſtanden. Sie bald hier, bald dorthin das Köpfchen mit verbindlichem Lächeln neigend, er beide Hände in den Paletottaſchen und um die Lippen einen überlegen ironiſchen Ausdruck.

„Hier, Barten — hier ſind wir! Sie benutzen ſelbſtverſtändlich meinen Wagen mit uns!“ rief er. „Meine Frau muß nur erſt noch in aller Eile die Vorkritiken der Morgenblätter in extenso zu ſich nehmen,“ fügte er leiſer hinzu, als Barten herantrat. „Nanny hat eine unruhige Nacht, wenn ſie nicht weiß, was Doktor Brodter über den Autor und Herr Röſch über die Toilette des Oberförſternichtchens ſagen wird. Beides gleich wichtig. Biſt Du fertig, Nanny? Ja — na denn komm! Wir warten ſchon — 'n Abend, meine Herren!“

Als man dann im Koupee ſaß, Barten neben Frau Nanny im Fond, Dornberg auf dem ſchmalen Rückſitz, ſeufzte letzterer laut auf: „Nun thut mir nur den einzigen Gefallen, Herrſchaften, und verſchont mich mit der Komödie, bis ich einen Rebhuhnflügel und ein Glas Bordeaux im Magen habe. Dann mag das Schickſal über mich hereinbrechen — aber jetzt könnte ich es nicht ertragen. Mir iſt ſchon ſowieſo kreuzelend von der ganzen Strapaze.“

Frau Dornberg lachte: „Dein Wunſch ſei Dir in Gnaden gewährt, Du materielle Seele, obſchon ich vor Ungeduld brenne, die Meinung Herrn von Bartens zu hören!“

„Materiell hin — materiell her! Ich habe Hunger und Durſt. Thu nur nicht ſo, Nanny, Du biſt auch keine Koſtverächterin trotz aller Deiner Vorliebe für geiſtige Genüſſe. Und Barten ſieht mir auch nicht aus, als ob er in Centralafrika den Geſchmack an einem guten Tropfen Röte verloren hätte. Was — oder irre ich?“

Barten verneinte amüſiert. Der burſchikos friſche Ton Dornbergs erinnerte ihn an glückliche Leutnantsjahre, an das ungezwungene Sichgehenlaſſen der Jugend. Und die harmlos gemütliche Art und Weiſe, wie die ſchöne Frau, deren Seidenmantel ein leiſes, diskretes und doch das ganze Koupee erfüllendes Parfüm ausſtrömte, ihren Gatten nahm, gefiel ihm nicht minder. Die beiden Leutchen verſtanden ſich augenſcheinlich vortrefflich — es war eine glückliche Ehe.

Da hielt auch ſchon der Wagen vor dem Hotel Briſtol.

Sie ſchritten durch den teppichbelegten Vorraum, legten ab und fanden ſich dann in dem kleinen Glashauſe, das nach dem prächtigen Cour d'Honneur des Hotels hinausgebaut iſt, wieder. Barten hatte hier am Nachmittag einen Tiſch belegt und für Frau Dornberg einige Roſen beſorgt. Die beſcheidene Aufmerkſamkeit erfreute ſie ſichtbar. Sie dankte herzlich, was nicht ohne eine zarte Stichelei auf den Ehegemahl abging, der ſich derartiger Scherze ſchon längſt entwöhnt habe. Man ſoupierte in heiterſter Stimmung.

Das Theater war früh aus geweſen, das Reſtaurant füllte ſich erſt während der nächſten halben Stunde. Zum größten Teil ſchienen es Hotelgäſte, die an den kleinen Tiſchen Platz nahmen. Eine engliſche Familie, die mit großer Bedächtigkeit ihren Thee ſchlürfte, ein paar Herren, denen man die Hamburger Großkaufleute auf hundert Schritt anſehen konnte, einige Gutsbeſitzer mit ihren Damen. Dazwiſchen auch einige Gruppen Berliner, bekannte Perſönlichkeiten, auf welche bald Dornberg, bald ſeine Frau Barten aufmerkſam machten: der überall zu findende Theaterdirektor a. D., der ſein Vermögen aber nicht den Brettern, ſondern der Roulettekugel verdanken ſollte, und der als Greis jetzt gerade die fünfte Frau heimgeführt hatte — „unglaublich, aber wahr — ein ſo kluger Mann!“ meinte Dornberg; der dicke Bankier, der zum drittenmal „umgeworfen“ hatte und doch wieder ganz obenauf war: „unglaublich, aber wahr!“ flüſterte Frau Nanny; ein kleiner Kreis von Sportsmännern im Smokingjaket und mit entſetzlich ſteifer Halsbinde, die ziemlich laut die Chancen des nächſten Tages debattierten und dann und wann nicht gerade übermäßig beſcheiden auf Bartens Nachbarin ſtarrten, bis dieſer den einen der Herren ſo ſcharf fixierte, daß er das Monokel fallen ließ und ſich eifrig mit der Weinkarte zu thun machte.

„Ein Glas Schaum, Barten?“

„Gern! Aber eine herbere Marke, wenn die gnädige Frau nichts dagegen hat.“

Dornberg beſtellte. „So, Nanny, und nun könnteſt Du uns in gewohnter Nachſicht auch eine Cigarre geſtatten.“ Er zog eine Juchtentaſche von erſtaunlichem Format heraus und reichte ſie geöffnet über den Tiſch. „Kellner, Feuer! Nehmen Sie die Henry Clay — leicht und gut! Und wenn es denn ſein muß, ſo jetzt heraus mit Ihrem Urteil über Herrn Zederberg und ſein Meiſterwerk, Barten. Ich merke längſt, daß meine geſtrenge Herrin wie auf Kohlen ſitzt.“

„Und ich möchte trotzdem die gnädige Frau bitten, mich zu diſpenſieren. Ich gehöre nicht zu den Naturen, die ſich ſo ſchnell ein Urteil bilden können —“

„Wie unmodern, lieber Freund!“ rief Dornberg, während ſeine Frau in ihrer immer anmutigen Art den Kopf neigte. „Wie unmodern! Wie kann man heutzutage, Ausgang des 19. Jahrhunderts, Zeit brauchen, um irgend eine Sache zu beurteilen? Sehen und urteilen, iſt ja eins nach der neuen Theorie — ich glaube, ſie nennen das den unmittelbaren Eindruck feſthalten. Und — wiſſen Sie — auf das Unmittelbare kommt es ja hauptſächlich an. Soll ich Ihnen 'mal ſchnell das Reſumé geben, das ſich Nanny gebildet haben wird —“

„Aber, Mann —“ wehrte ſie ab.

„Bitte, ein guter Gatte muß ſtets in der Seele ſeiner Frau leſen können, nicht allein wenn es ſich um einen neuen Winterhut handelt, ſondern auch in anderen äſthetiſchen Dingen. Alſo: Herr Zederberg iſt ein großer Dichter — aber er hat noch viel zu lernen, um nicht zu ſagen, alles. Das Forſthaus iſt ein vortreffliches Schauſpiel — aber es fehlt ihm das Rückgrat. Die Entwickelung der Charaktere iſt von meiſterlicher Klarheit — aber man kann dem Dichter nicht immer nachempfinden, was er eigentlich gemeint hat. Der Dialog iſt außerordentlich flüſſig und elegant, obwohl viele Wendungen fremdartig anmuten, und es nicht immer ganz leicht iſt, zu verſtehen, was der Autor eigentlich hat ſagen wollen. Eine herzerfriſchende Anmut und Grazie atmet das Ganze, aber die großen Lehren, welche die nordiſchen Dichterheroen uns gegeben, ſind nicht immer berückſichtigt. Herr Zederberg iſt eine Dichterperſönlichkeit, welche durchaus ihre eigenen Wege wandelt, obſchon nicht ſelten Anklänge aus Strindbergs „Bimbambumm“ und Ibſens „Rateeinmalwasichmeine“ mit peinlicher Deutlichkeit hervortreten — Und ſo fort in infinitum!“

„Du biſt abſcheulich, Männi — ganz abſcheulich!“ Frau Nanny hatte die Lippen gekräuſelt, als ob ſie ſchmollen wollte, aber ſie lachte ſchließlich doch mit gutem Humor und ſtieß mit ihrem Nachbar auf die neue Größe unter den Berliner Kritikern an, die, wie ſie zugeben müſſe, in der That trefflich — nach berühmten Muſtern gearbeitet hätte. Und dann lehnte ſie ſich zurück und fragte, mit den grauen Federn ihres Fächers ſpielend: „Eine Anſicht über den Totaleindruck, den der Abend im Theater Ihnen gemacht, werden Sie mir aber doch nicht vorenthalten, Herr von Barten. War's nicht intereſſant?“

Er bejahte eifrig, und die Bejahung kam ihm aus dem Herzen. „Laſſen Sie mich lieber gleich hinzufügen, mich intereſſiert alles hier in Berlin, gnädige Frau — ich ſage wirklich nicht zu viel, wenn ich betone: alles!“ fuhr er dann fort. „An mir iſt eigentlich ein Großſtädter verloren, und gerade ich, der ſich nie wohler fühlt, als im rauſchenden Trubel der Millionenſtadt, im Gewoge ihres geiſtigen Lebens und ihrer emſigen Arbeit, bin dazu verurteilt, auf dem Lande zu leben. Ich, der ich an der Landwirtſchaft faſt gar kein Intereſſe habe, muß meinen Kohl bauen und mich mit meinem Inſpektor herumſtreiten, anſtatt mich irgendwie für größere Ziele regen, meine Kräfte in einem Kreiſe bethätigen zu können, zu dem mich meine Neigungen hinziehen.“

„Laſſen Sie um Himmelswillen die Finger davon, und wenn's Ihnen gar zu ſehr in den Händen zuckt, ſo bauen Sie ſich eine Brennerei oder, falls ſich Natten ſchon dieſes Volksbeglückungsinſtituts erfreut, ſetzen Sie eine Biererzeugungsanſtalt daneben!“ Dornberg ſchlürfte behaglich ſein Glas aus und fuhr dann fort: „Ihr Agrarier von Beruf wißt gar nicht, wie gut Ihr es habt auf der ererbten Scholle. Mag ja heutzutage auch nicht gerade roſig ſtehen um die liebe Ackerkrume — ich habe ſelbſt in Pommern ein kleines Gut und ſetze darauf hübſch zu! Von unſeren Sorgen aber habt Ihr Landwirte doch keinen Begriff. Bei Euch geht das alles noch immer in der alten ruhigen Behaglichkeit, mag dieſe auch dann und wann von allerlei Wetterwolken am Himmel oder im Hauptbuche geſtört werden — bei unſereinem aber hören die Aufregungen nicht auf. Es iſt ein ewiges Haſten und Jagen, man kommt nicht zum Genuß des Lebens, man wird keiner Stunde froh. Wer nicht Nerven von Stahl hat, den reibt die Großſtadt auf — erbarmungslos!“

„Aber der Kampf iſt doch auch des Gewinnes wert. Ich bin keiner von denen, die ohne Unterlaß hinter denen herzetern, welche an der Börſe oder ſonſt im Geſchäft ſchnell große Vermögen verdienen — daß dieſe Vermögen jedoch heute nur in der Großſtadt verdient werden können, das ſteht für mich feſt.“

„Man ſpricht immer nur von den erworbenen Millionen, aber nie von den verlorenen. Und jedem neugegründetem Vermögen ſtehen doch auch vernichtete Exiſtenzen gegenüber. Von uns kann niemand mit poſitiver Gewißheit ſagen, ob er in fünf Jahren noch ein wohlhabender Mann genannt werden wird. Ich wollte beim Zeus oder ſagen wir lieber beim Merkur, daß ich mich heute nach meiner Klitſche zurückziehen könnte.“

Frau Nanny zog das Mäulchen ein wenig ſchief. „Sie müſſen nämlich wiſſen, Herr von Barten, Franz neigt ab und zu zum Lebensüberdruß — nicht ſelten gerade zwiſchen dem fünften und ſechſten Glaſe Sekt. Glauben Sie ihm um Gotteswillen nicht. Er iſt ſogar der eingefleiſchteſte Großſtadtmann, den Sie ſich denken können —“

„Na — na!“ warf der Gatte ein.

„Biſt Du doch. Sie ſollten ihn nur während eines Badeaufenthalts ſehen — oder nun gar, wenn er einmal die Idee hat, eine Woche in Bertſchen, ſo heißt nämlich unſer Gut, zuzubringen. Ungenießbar iſt er dann, der gute Franz — er fiebert förmlich, bis die Koffer wieder gepackt ſind.“

„Leidige Notwendigkeit — nichts als leidige Notwendigkeit! Sowie man den Rücken gedreht hat, kommen hier allerlei Unannehmlichkeiten zum Vorſchein. Es iſt, als ob das eine Naturnotwendigkeit wäre.“

„Rede Dir doch nichts ein, mein Schatz. Du brauchſt die Großſtadtatmoſphäre zum Leben ſo gut, wie ich. Ich bin ein Berliner Kind und könnte nirgend anders exiſtieren, als in einer Weltſtadt. Zu Tode langweile ich mich, wenn ich auf dem Lande bin, wenn mir der prickelnde Reiz, die bunte Abwechſelung Berlins fehlt. 's iſt nicht einmal, daß ich alles haben, alles mitmachen möchte, was Berlin bietet — es iſt nur das angenehme Gefühl, daß ich's doch in jeder Minute haben könnte, wenn ich wollte. Nein — ich laſſe nichts auf meine Vaterſtadt kommen: es lebe Berlin! Sie hob das Glas und ſtieß mit Barten an: ‚Berlin ſoll leben!‘“

Fröhlich ſtimmte er ein, während Dornberg nachdenklich in den Rauch ſeiner Havanna ſah und dann meinte: „Na — mit dem Bade will ich ja das Schmerzenskind Berlin auch nicht verſchütten! Und wenn ich's recht überlege, Barten, ſo ganz feſtmauern würde ich mich an Ihrer Stelle auf dem Lande auch nicht.“

„Will ich auch keineswegs. Wenigſtens auf einige Wochen denke ich nach der Herbſtbeſtellung herzukommen. Ganz abgeſehen von allem anderen, möchte ich mich auch ein wenig um die Bearbeitung des wiſſenſchaftlichen Nachlaſſes meines armen Reiſegefährten bekümmern — es iſt das ſozuſagen eine Pflicht meinerſeits.“ Und er erzählte von ſeinem Beſuch bei dem Profeſſor Borel und von der etwas kühlen Weiſe, in welcher dieſer die Ankündigung der Brakendorfſchen Sammlungen aufgenommen.

Es war ziemlich ſpät geworden, als man aufbrach. Barten begleitete Herrn und Frau Dornberg hinaus und ſah mit einer gewiſſen Freude, wie ſorgſam Frau Nanny die duftenden Roſen, welche ſie auf ihrem Kouvert vorgefunden, an ſich nahm. „Sie ſollen mich morgen noch an den hübſchen Abend erinnern!“ meinte ſie und dankte ihm noch einmal. Und dann legte ſie — er hatte es eigentlich nicht gewagt, ihr den Arm zu bieten — ihre Hand in jenen und ließ ſich von ihm hinausführen, während Dornberg langſam hinterherſchlenderte.

Als ſie durch den langen Vorderſaal gingen, bemerkte Barten eine kleine Gruppe junger Offiziere, die noch beim Sekt ſaßen und äußerſt fidel erſchienen. Und als er dicht bei ihnen vorüberkam, ſah er, wie plötzlich einer der Herren, ihn fixierend, ſich erhob und halblaut, aber lebhaft rief: „Iſt das nicht Klaus Barten — Vetter Barten!?“

Er nickte vergnügt hinüber: „Ich komme gleich zurück, Eberhard! Guten Abend, mein Junge!“ und beſchleunigte unwillkürlich ſeinen Schritt.

„Ein Bekannter, Herr von Barten?“

„Mein Vetter Engersheim, gnädige Frau! Ich hatte keine Ahnung, daß der luſtige Bruder in Berlin iſt. Schade, wir hätten ihn bitten können, mit uns zu ſoupieren.“

Die Rechte Frau Nannys lehnte ſich etwas ſtärker auf ſeinen Arm. Es war nur ein leichter, ganz leichter Druck, aber er fühlte ihn doch. Und dann ſagte ſie leiſe: „Wir waren uns doch wohl ſelbſt genug, Herr von Barten — nicht wahr?“

Er blickte etwas erſtaunt: „Aber wie können Sie mich ſo falſch verſtehen, gnädige Frau —!“

„Ich habe Sie nicht falſch verſtanden!“ gab ſie eifrig zurück, während er ihr den Seidenmantel um die Schultern legte. „Ich wollte nur ſagen, für mich hätte es eine Störung bedeutet, wenn wir nicht allein — zu dreien, wie in den ſchönen Tagen von Korfu geweſen wären. Gute Nacht, Herr von Barten! Schlafen Sie wohl!“

„Gute Nacht, Barten! So elegiſch, wie Nanny, bringe ich es zwar nicht heraus — aber gut gemeint iſt es doch: ſchlafen Sie wohl!“ ergänzte Dornberg.

Barten küßte Frau Nanny noch einmal die Hand, ſchüttelte Dornberg die Rechte, verſprach bei ſeiner nächſten Anweſenheit in Berlin unbedingt vorzuſprechen — morgen in aller Frühe müſſe er leider nach Natten heim — und eilte dann in das Reſtaurant zurück.

Vetter Engersheim hatte inzwiſchen den Kameraden gegenüber die Perſönlichkeit Bartens genügend rekognosciert, und der „glorreiche Afrikaner“ wurde mit einem vollem Glaſe begrüßt. Dem erſten Glaſe aber folgten, wie das ſo geht, mehrere ihresgleichen — ein ſtilles auf die Toten, ein lautes auf die lebenden deutſchen Kolonialmänner von Wiſſmann bis Rochus Schmidt, Stuhlmann und Langheld in hübſcher Abwechſelung. Der Morgen graute durch die hohen Fenſterſcheiben, als der verſchlafene Kellner endlich die Rechnung präſentieren durfte und ſich durch ein reichliches Trinkgeld für die geopferten Stunden entſchädigt ſah.

Im allgemeinen Aufbruch erſt fragte Eberhard Engersheim den Vetter: „Du — Klaus, Klaus! — wie kamſt Du denn zu den Dornbergs? Will der am Ende 'ne Stadt in Oſtafrika gründen, oder ſucht Freund Moſchi vom Kilima Ndſcharo Hypotheken? Oder will Madonna Thereſa Nannuſchka der Favoritin des Sultans von Sanſibar den Rang ſtreitig machen?"

Barten fuhr herum: „Was willſt Du damit ſagen, Eberhard? Vergiß nicht — ich führte die Dame am Arm."

Er mußte wohl etwas ſehr energiſch geſprochen haben. Wenigſtens änderte Eberhard ſofort die Klangfärbung ſeiner Worte: „Verzeih', Klaus — ich wollte Dich wahrhaftig nicht verletzen. Aber kennſt Du denn Frau Nanny Dornberg nicht von früherher? Nein?! Na, das iſt doch aber zu komiſch! Sie war ja doch am Hoftheater als Naive engagiert — und ihrethalben hat Dornberg den Abſchied genommen."

„Und das iſt alles?"

„Na — Klaus — iſt das denn nicht gerade genug? Ich bin ja nicht ſo — aber wenn ich daran denke, daß die Großtante Dich hier durch Uhls Prachtſaal Arm in Arm mit Frau Nanny" — er pruſchte förmlich.

„Ich bitte Dich, Eberhard — zügele Deine Zunge!" entgegnete Barten ſcharf. „Ich glaube, Du hältſt Mama denn doch für engherziger, als ſie iſt. Oder richtiger — ſie iſt überhaupt nicht engherzig! Wenn Du gegen Frau Dornberg weiter nichts zu ſagen weißt, als das ſie früher Schauſpielerin war, dann ſoll mich das nicht abhalten, ſie ſelbſt meiner Mutter vorzuſtellen. So — und nun gute Nacht, mein Junge! Schlaf Deinen Rauſch aus, Du — und laß Dir's geſagt ſein: ich will kein unartiges Wort mehr über Frau Dornberg hören. Gute Nacht!"

Rubens Söhne Albert und Nikolas. In der fürſtlich Liechtenſteinſchen Bildergalerie zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

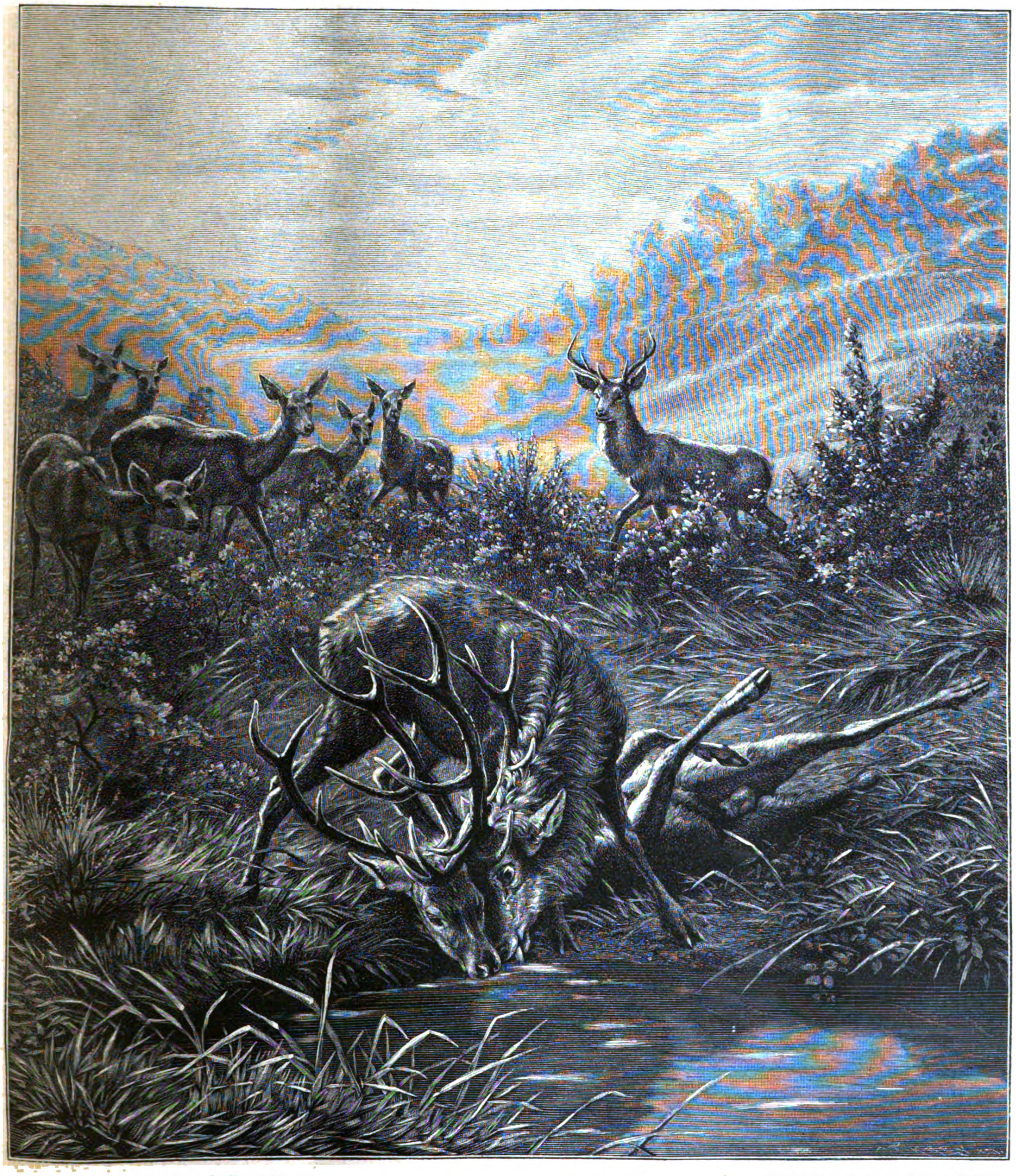
3. Kapitel.

Der Wind ſtrich ſchon herbſtlich über die abgeernteten Felder. Die Hütejungen freuten ſich über ihre dampfenden, qualmenden Feuer aus Kartoffelkraut, an denen ſie ſich die Erdfrüchte in der Aſche röſteten — ein köſtliches Gericht, um das mancher ſtädtiſche Gourmet ſie beneiden könnte. Der Dohnenſtrich war eröffnet, und Meiſter Lampe hatte ſchwere Tage.

Über Nacht war der Herbſt gekommen. Der Regen peitſchte die Bäume an den Alleen und lockerte den Erdboden für die Arbeit des Landmanns. Rotgelb ſchimmerte die Buchenforſt, zwiſchen der ſich das dunkle Grün der Kieferſchonungen prächtig abhob. Alle Wege und Stege im Wald waren bedeckt mit dem bunten Schmuck der gefärbten Blätter, die Wind und Wetter verweht. Schwer und keuchend zogen die Geſpanne den Wintervorrat an Holz und Reiſig durch die tiefaufgeweichten Landwege. In den Gärten heimſte man die rotbäckigen Spätäpfel ein und band den Spalierwein und die Roſen nieder, während die buntfarbigen Georginen und Aſtern noch in vollen Blüten prangten.

Drinnen in den Zimmern des Herrenhauſes von Natten aber war es doppelt gemütlich am zum erſtenmal geheizten Ofen, in den lauſchigen Ecken,. über die der Schein des verglimmenden Kaminfeuers glitt.

Man ſah es dem ſchlichten Herrenhauſe von außen gar nicht an, welch' ſchöne, hohe, geräumige Zimmer es im Innern barg. Quer vor die breite Platanenallee, die von der Dorfau aus durch den Vordergarten führte, lag das aus dem Anfang dieſes Jahrhunderts ſtammende Haus, ein einförmiger, länglicher, ſchmuckloſer Kaſten. In der Mitte der Vorderfront, von zwei mächtigen Kaſtanien beſchattet, die breite, glaswändige Veranda, auf der ſich im Sommer das ganze Leben der Bewohner abſpielte. Rechts und links im Erdgeſchoß je eine Reihe von ſechs Fenſtern, darüber ein Aufbau jüngeren Urſprungs, ſchmaler als die Front des eigentlichen Hauſes. In der Mitte, über der Veranda, drei artig die Schwänzlein krümmende Fiſchlein zeigend, das in Stein gemeißelte Wappen der Bartens, die nun ſchon an vierhundert Jahre auf Natten ſaßen. Wenn man von der Veranda in das Haus trat, öffnete ſich zuerſt eine dielenartige Vorhalle, mit einfachen kernigen Eichenmöbeln ausgeſtattet, geſchmückt mit unzähligen Jagdtrophäen und mit bunten, engliſchen Kupfern, die ausnahmslos auf die Jagdpaſſion Bezug hatten, der die Herren von Natten allezeit mit begeiſterter Vorliebe huldigten. Links ſchloſſen ſich dann die Wohnräume an und die Zimmer der gnädigen Frau, rechts die Arbeitsſtube des Hausherrn, ſeine Bibliothek, ein ungewöhnlich ſtattliches Gemach. Die nach dem Park hinausgehenden Hinterräume beſtanden aus einem



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl, München,

Copyright by Frans Hanfstaengl, Munich.

An den Toten gefeſſelt. Nach dem Gemälde von J. Deiker.

großen, langgeſtreckten Saal, an den ſich rechts und links je ein Geſellſchaftszimmer anfügte. Im Oberſtock lagen die Schlaf- und Fremdenzimmer; nur die alte Gnädige hatte ſich, ſeit ſie verwitwet, eines der Zimmer des Erdgeſchoſſes als Schlafzimmer eingerichtet, das mit ſeinen zwei Fenſtern auf den ſeitlich gelegenen Wirtſchaftshof hinausging. Nicht ſelten, daß ſich in aller Herrgottsfrühe hier ſchon die ſchneeweißen Gardinen lüfteten, und hinter ihnen das Haupt der Greiſin ſichtbar wurde — durchaus nicht immer zur beſonderen Freude der Knechte und Mägde.

Gemütlich war es in den Wohnzimmern von Schloß Natten, aber durchaus alter Stil. Steifbeinig die Kanapees und Lehnſtühle mit ihren Plüſchbezügen — dunkelrot im erſten, dem roten, dunkelgrün im zweiten, dem grünen Zimmer. Altmodiſch die Tapeten, die dort eine ſich immer wiederholende italieniſche Landſchaft, hier ein ſeltſam phantaſtiſches Arabeskengewinde von ſtiliſierten Akanthusblättern zeigten. Altmodiſch auch der Schmuck der Wände mit den ſorgſam in Reih' und Glied aufmarſchierten Familienporträts; altmodiſch das Arrangement der aus der Biedermannszeit ſtammenden Möbel, die ſich hübſch artig je in einzelnen großen Gruppen um einen Tiſch verſammelt hielten, das Sofa dahinter, zwei Lehnſtühle zu jeder Seite, das kleine Volk der Seſſel davor, inſoweit es nicht ſeitlich an der Wand in Parade ſtand. Auf dem ſpiegelblank gebohnten Fußboden kein Überfluß an Teppichen, nur unter den Sofatiſchen je ein Brüſſeler in großblumigem Muſter; im roten Zimmer dazu diagonal über die ganze Stube ein Läufer, aus alten Zeugreſten im Dorfe ſelbſt gewirkt. Der Neid nur konnte ihn ſchön finden, dieſen Läufer, auf dem die alte Gnädige im Winter ihren Abendſpaziergang auszuführen pflegte, und den Klaus daher die „Promenadenpracht" getauft hatte. Nein, ſchön war ſie gar nicht, dieſe Promenadenpracht, aber warm und dauerhaft war ſie, das mußte man ihr laſſen.

Und gemütlich war es auch in den beiden Zimmern trotz aller Einfachheit und trotz der altmodiſchen Einrichtung, von der nur die beiden großen ſchönen Kaminöfen eine Ausnahme bildeten. Klaus hatte ſie der Mama, die leicht fröſtelte, heimlich ſetzen laſſen, während ſie in Karlsbad war, und wenn die alte Dame zuerſt auch über die neuen unnützen Ofen etwas zankte, jetzt wußte ſie ſie doch zu ſchätzen. Sie fügten ſich mit ihren dunklen Kacheln auch vortrefflich in das Geſamtbild, das ſeinerſeits wieder ausgezeichnet zu der ſtattlichen Erſcheinung der Greiſin paßte, der hochgewachſenen, ein wenig ſtarken Frau mit dem energiſchen Geſicht, das unter dem grauen, zu jeder Tageszeit ſorgſam geglätteten Scheitel roſig friſch in die Welt ſah.

Frau von Barten war nicht allein. Neben ihr auf dem Sofa vor dem Kaffeetiſch, auf den der Diener ſoeben die hohe Aſtrallampe geſtellt hatte — Petroleum liebte die alte Dame nicht — ſaß ihre Tochter, Frau von Willberg, eine noch immer hübſche Frau, Anfang der vierziger Jahre, mit einem etwas leidenden Ausdruck im gutmütigen Geſicht; beiden gegenüber Fräulein Aſta von Willberg, ein junges Ding von etwa achtzehn Jahren mit krauſem Braunhaar, mit luſtigen braunen Augen und luſtigen Grübchen in den friſchen, vielleicht ein klein wenig zu voll gerundeten Wangen.

Alle drei Damen hatten eine Handarbeit neben ſich liegen. Die Großmama einen blaugrauen Strickſtrumpf von höchſt achtungswerten Dimenſionen, Frau von Willberg und ihre Tochter je eine Stickerei, deren weihnachtliche Beſtimmung unverkennbar war. Aber alle drei Damen ließen augenblicklich die fleißigen Hände ruhen und vertieften ſich ganz in den duftenden Mokka und die ſtattliche Schüſſel mit gelbbraunem Streußelkuchen.

„Alſo Du biſt mit der neuen Mamſell zufrieden, liebe Mama?" fragte endlich Frau Agnes. „Der Streußel iſt nicht ſchlecht."

„Ich urteile nicht gern über Dienſtboten, wenn ſie erſt kurze Zeit im Hauſe ſind," gab die alte Dame mit ihrem ſonoren, energiſch klingenden Organ zurück. „Aber ich denke, Mamſell wird ſich machen. Sie braucht nur etwas viel, und ich kann wirklich nicht wie früher mit dem Schlüſſelbund den ganzen Tag hinter ihr her ſein. Der Streußel ſcheint aber wirklich gut, unſer kleiner Süßſchnabel da begutachtet ihn wenigſtens in anerkennender Weiſe."

Die letzte Bemerkung bezog ſich natürlich auf Aſta, die ſoeben das dritte Stück von der runden Kuchenſchüſſel langte und mit geſpitztem Mäulchen zunächſt die goldgelben Streußel abnaſchte, jedoch erſchreckt zuſammenfuhr, als ſie dies gefährliche Attentat auf die einer höheren Tochter geziemende Geſittung bemerkt ſah. Aber ſie lachte gleich wieder, und die Großmama ſtimmte fröhlich ein, während Frau von Willberg für das Töchterchen errötete: „Sie iſt und bleibt ein Kind, Mama! Nun ſieh doch bloß einmal an — iſt es denn glaublich — mit neunzehn Jahren —!"

„Du, Agnes, ich war ſchon lange verheiratet, als ich das Naſchen noch nicht laſſen konnte. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie Dein Vater lachte, als er mich einmal attrapierte, wie ich die Zuckerfrüchte auf einer ſoeben aus Frankfurt eingetroffenen Torte einer allzu genauen Prüfung unterwarf. Laß Dir die Streußel nur ſchmecken, Kind!"

Fräulein Aſta mußte wohl auf eine bittere Mandel in den beſagten Streußeln geraten ſein — ſie lachte zwar noch immer mit dankbarem Ausdruck zu der Großmama hinüber, aber ſie würgte jetzt doch mit anerkennendem Opfermut an den konſiſtenteren Beſtandteilen ihres Kuchenſtücks und griff dann haſtig zu der Stickerei, die ſich bei näherem Zuſehen als eine mächtige Schlummerrolle entpuppte — Kreuzſtich in oliv und gold.

„Alſo ſie braucht viel, Mama, Deine Mamſell? Ganz wie meine — ich habe meine liebe Not mit ihr. Ja, und wenn ſie wenigſtens zuverläſſig in der Milchwirtſchaft wäre. Aber nein! Denke Dir, als Willy geſtern zufällig in die Milchkammer kommt, findet er die neue Centrifuge total unſauber. Na, Mama, Du kannſt Dir denken, er war nicht ſchlecht aufgebracht, und ich mußte natürlich wieder alles ausbaden." Es klang faſt weinerlich, was die kleine Frau mit ihrem dünnen Organ, das ihr im Verwandtenkreiſe den zärtlichen Spitznamen „Piepagnes" eingetragen hatte, vorbrachte.

Die Mama ſchien nicht viel Verſtändnis für die Klagen ihrer Tochter zu haben. Sie ſchlürfte mit Ruhe ihre Taſſe und meinte dann: „Agnes, weißt Du, ich halte nicht übermäßig viel von dem Geklage über die Dienſtboten. Sie ſind ja nicht gerade beſſer geworden in den letzten Jahren, aber Engel waren ſie früher auch nicht, das kannſt Du mir glauben. Ihr wißt Euch nur nicht ordentlich in Reſpekt zu ſetzen bei ihnen, ſeid bald zu gut und bald wieder launiſch. Wenn die Herrſchaft hübſch die Augen aufmacht und ſtetig bleibt, nicht heute ſo und morgen ſo iſt, dann läßt ſich ſchon mit den Leuten auskommen."

Es erfolgte keine Antwort. Frau von Willberg ſchluckte zwar einigemal, als ob ſie doch zu ganz anderen Reſultaten gekommen ſei, aber ſie ſchwieg. Die Stricknadeln der Greiſin klirrten leiſe, Frau Agnes zog ſich vom Nebentiſch die neueſte Nummer der Modenwelt herüber und blätterte zerſtreut in den Modezeichnungen. Aſta aber zog mit Feuereifer ihre olivfarbigen Seidenſträhnen durch den braunen Kongreßſtoff.

Es war ſehr gemütlich am Kaffeetiſch — daß es aber ſehr unterhaltend geweſen wäre, hätte niemand behaupten können. Und auch Fräulein Aſta ſchien das endlich zu empfinden, denn der Feuereifer erlahmte plötzlich. Sie knautſchte die Arbeit ziemlich unordentlich zuſammen, ſo daß die Mama die arme Schlummerrolle mit einem leiſen Seufzer zur Hand nahm, um ſie in eine würdigere Verfaſſung zu bringen.

„Onkel Klaus und Papa bleiben recht lange," meinte das kleine Fräulein und gähnte hinter der vorgehaltenen Hand.

„Klaus wollte bis zum Teufelsvorwerk, um Willy die neuen Schonungen zu zeigen — da werden ſie ſich wohl aufgehalten haben."

Wieder eine artige Kunſtpauſe.

(Fortſetzung folgt.)

Wunderkinder.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

(Abdruck verboten.)

Unter den Wundern, die ſich tagtäglich vor unſeren Augen vollziehen, gehört das Erwachen und allmähliche Erſtarken der kindlichen Geiſteskräfte nicht zu den kleinſten. Schon das erſte Lächeln, durch welches um die ſechſte bis achte Lebenswoche das Antlitz des Säuglings verklärt wird, beweiſt, daß die Seele bereits für angenehme Vorſtellungen empfänglich geworden iſt. Wenige Monate nachher beginnt das Streben des Kindes, ſeinen Empfindungen und Wünſchen durch Laute Ausdruck zu verleihen. Mit 12—15 Monaten veredelt ſich das Lallen zu Sprechverſuchen. Immer raſcher ſteigt dann die Fähigkeit des Gehirns, Eindrücke der Außenwelt in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten, Urteile und Schlüſſe zu bilden, und in demſelben Maße bereichert ſich auch der Sprachſchatz des Kindes.

Mit dem Abſchluß des ſechſten Jahres zeigt ſich in der Regel die organiſche Entfaltung der Gehirnfunktionen vorgeſchritten genug, um die Unterweiſung in der Elementarſchule zu geſtatten; mit dem zunehmenden Alter vermehrt ſich die Zahl der Unterrichtsgegenſtände. Hier ſtellen ſich nun die mannigfachſten Unterſchiede in bezug auf geiſtige Begabung heraus: der eine Schüler faßt ſchnell, der andere nur langſam auf, der eine hat ein glückliches, der andere ein ſchlechtes Gedächtnis, der kommt vorwärts, jener bleibt zurück.

Hier und da jedoch ſtoßen wir auf Kinder von einer erſtaunlichen Frühreife des Geiſtes, die zuweilen ſchon in den erſten Lebensjahren hervortritt und bald ſich durch eine allgemeine hochgeſteigerte Auffaſſungskraft für Gegenſtände des Wiſſens, bald — meiſtenteils — durch einſeitige Anlage, z. B. beſonderes Talent für Muſik, für Rechnen, für Sprachen u. ſ. w. bekundet. Man pflegt dieſe Kinder Wunderknaben zu nennen; Wundermädchen kennen wir bis jetzt noch nicht.

Die Geſchichte weiß über eine ziemliche Anzahl ſolcher Wunderknaben zu berichten. Blaſius Paſcal (1623—1662), einer der größten franzöſiſchen Schriftſteller, Verfaſſer der berühmten **Lettres provinciales,** gab ſchon in der Kindheit glänzende Beweiſe eines außerordentlichen Genies. Zwei Jahre alt fragte er ſeinen Vater, was man unter Geometrie verſtehe. Der Vater erklärte ihm das Wort, verbot ihm aber die Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft, bevor er nicht das Lateiniſche und Griechiſche inne habe, und verbarg ſorgfältig vor ihm alle geometriſchen Bücher. Die Wißbegier des Knaben war jedoch erwacht. Wenn er ſich in ſeinen Mußeſtunden allein wußte, zeichnete er allerlei mathematiſche Figuren. Ohne die Benennung der Figuren zu kennen, ſchuf er ſich die Axiome und verfolgte ſeine Unterſuchungen bis zum 32. Lehrſatz des Euclides: die Summe der Winkel eines Dreiecks iſt gleich zwei rechten. Er wurde einer der größten Mathematiker ſeiner Zeit.

Ein Phänomen ohne gleichen war Chriſtian Heinecken, geb. zu Lübeck im Jahre 1721. Schon im Alter von zehn Monaten benannte er alle Gegenſtände ſeiner Umgebung. Mit einem fabelhaften Gedächtnis ausgerüſtet, konnte er bereits vor Ablauf ſeines erſten Lebensjahres die wichtigſten Begebenheiten aus den fünf Büchern Moſes erzählen, mit drei Jahren war ihm die ganze däniſche Geſchichte geläufig, vier Jahre alt las er lateiniſche und griechiſche Schriftſteller in der Urſprache. Seine Lernbegierde war unerſättlich; er verſchlang förmlich alle Bücher, die ihm unter die Händchen kamen. Sein Ruhm drang in alle Lande, von weit und breit wurde das Kind aufgeſucht. Aber die überreizte Natur rächte ſich; das Wunderkind ſtarb in ſeinem fünften Lebensjahre am 27. Juni 1725.

Auch Philipp Melanchthon, der große Reformator (1497—1560), verriet ſchon in früher Jugend ſeine hervorragenden Geiſtesgaben; als Knabe leitete er die Aufführung einer griechiſchen Tragödie durch ſeine älteren Mitſchüler, mit zwölf Jahren beſuchte er die Univerſität Heidelberg, mit vierzehn erwarb er das Baccalaureat.

Der berühmte holländiſche Staatsmann und Staatsrechtslehrer Hugo Grotius (1583—1645) beſaß ſchon als zehnjähriger Knabe ſo viel Kenntniſſe, daß ihn der Großpenſionär Oldenbarneveldt auf einer Geſandtſchaftsreiſe nach Paris mitnahm und ihn dem König Heinrich IV. vorſtellte; letzterer war ganz entzückt von der geiſtreichen Unterhaltung des Knaben, ſchmückte ihn mit der goldenen Kette und zeigte ihn den Höflingen mit den Worten: „**Voilà le miracle de Hollande!**“ — Mit zwölf Jahren bezog er die Univerſität Leyden, mit ſiebzehn ließ er ſich im Haag als Advokat nieder.

Allgemeine Bewunderung als jugendliches Univerſalgenie erregte ſeinerzeit Karl Witte (1800—1883). Er ſprach und ſchrieb ſchon als Knabe die beiden alten und eine Anzahl moderner Sprachen, wurde mit zehn Jahren als Student in Leipzig und darauf auf den Wunſch des Königs Jerôme von Weſtfalen in Göttingen immatrikuliert, ſchrieb im zwölften eine Abhandlung „über die Konchoide des Nicomedes, eine Kurve des vierten Grades,“ errang mit vierzehn Jahren in Gießen die philoſophiſche Doktorwürde und machte ſich mit ſpielender Leichtigkeit Geſchichte, Mathematik, Rechts- und Naturwiſſenſchaften, Philoſophie und Diplomatik zu eigen. Er ſtarb als Profeſſor der Rechte in Halle, hauptſächlich bekannt durch ſeine Überſetzung von Dantes „göttlicher Komödie.“

Das wunderbarſte aller Wunderkinder begegnet uns in dem unſterblichen Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1792). Drei Jahre alt, hört er ſeine um fünf Jahre ältere Schweſter, Maria Anna, am Klavier üben; der Ton, den ſie anſchlägt, entzündet in ihm den göttlichen Funken. Er eilt an das Inſtrument, ſucht auf den Taſten die Terzen zuſammen, und ohne eine Note zu kennen, ſpielt er nach einer halben Stunde fehlerlos das ganze Menuett. Kaum ſechsjährig, komponiert er allerliebſte kleine Stückchen, die er mit vollkommener Fertigkeit ſpielt. Auf den Reiſen, die der Vater mit ihm nach Wien und München unternimmt, erntet der ſechsjährige Künſtler in allen Kreiſen ſtürmiſchen Beifall. In den Niederlanden und in Frankreich — wo er in Verſailles vor Ludwig XV. die Orgel ſpielt — wird er vergöttert. Mit acht Jahren ſpielt er Stücke von Händel und Bach vom Blatt. Es iſt hier nicht der Ort, ſeine weitere Siegerlaufbahn zu verfolgen; noch niemals hat ein Wunderkind die Verheißungen ſeiner Jugend in ſtolzerem Maße erfüllt, als Mozart.

Wir übergehen die ziemlich oft auftauchenden Kleingrößen der Muſik, wie auch die jugendlichen Rechengenies, und wenden uns zu einem Menſchlein, das in neueſter Zeit durch ſeine ganz eigenartigen Leiſtungen das größte Aufſehen erregt hat: dem leſenden Kinde.

Otto Böhler, geb. am 20. Auguſt 1892 zu Braunſchweig, der Sohn eines dortigen, nicht unbemittelten Schlächtermeiſters, iſt das einzige Kind ſeiner Eltern. Schon im Alter von einem Jahr konnte er nicht nur ziemlich geläufig ſprechen, ſondern legte auch eine auffallende Wißbegier und beſonders eine Vorliebe für das Leſen geſchriebener und gedruckter Worte an den Tag. In ſeinem Kinderwagen auf den Straßen umhergefahren, fragte er nach der Bedeutung der Namen auf den Kaufmannsſchildern, und dieſelben prägten ſich ihm ſo tief ein, daß er, nach Hauſe gekommen, auf die in ſeinem Bilderbuch wiedergefundenen Worte hinwies: „Das iſt Karl, das iſt Otto!“ Je mehr Zeitungen, Plakate, Büchertitel ihm unter die Hände gerieten, deſto geläufiger wurde ihm das Leſen, gleichviel ob deutſche oder lateiniſche, große oder kleine Buchſtaben, Schreib- oder Druckſchrift. Sein Leſen hat er ganz aus ſich ſelbſt geſchöpft, niemals eine Anleitung dazu erhalten. Das Buchſtabieren und Lautieren iſt ihm ganz fremd, er überfliegt mit dem Auge das Wort, alsbald gewinnt es bei ihm Geſtalt, und er ſpricht es aus. Sogar Fremdworte und ihre richtige Ausſprache, z. B. Belle Alliance, merkt er ſich leicht; beim Vorüberfahren im Omnibus ruft er nach einem Blick auf das Straßenſchild: „Hier iſt die Belle Alliance-Straße!“ Ebenſo ſtark wie die Namen, haften in ſeiner Erinnerung auch Perſonen und Bildniſſe. Man hatte ihm in einem an der Wand hängenden Kongreßbild von 1878 die Figur des Altreichskanzlers gezeigt; ſo oft er ſpäter das Bild desſelben erblickte, rief er: „Das iſt Fürſt Bismarck!“

„Das leſende Kind“ bildete bis vor kurzem einen Stern des Paſſage-Panoptikums in Berlin, einen Magneten, der täglich Hunderte von Einheimiſchen und Fremden anzog. Es hielt unter der Obhut ſeiner Mutter vormittags von 11 bis 1 und abends von 5 bis 7 ſeine Leſe- und Sprechſtunden. Wenn auch von etwas blaßgelbem und nicht eigentlich friſchem Anſehen, iſt das Kind doch völlig geſund und von kräftigem Körperbau. Die Stirn iſt nicht hoch, aber ziemlich gewölbt, der Hinterkopf ungewöhnlich ſtark entwickelt. In ſeinem Weſen iſt das Kind ganz natürlich, öfters launenhaft, jedoch leicht zu lenken; ſein Hüpfen auf beiden Füßen nimmt ſich poſſierlich aus.

Wir finden, mit einem Schwarm Beſucher ins Gemach getreten, den kleinen Otto guter Dinge und ſehr leſewillig, während er geſtern etwas ſpröde geweſen war. Eine Dame nimmt aus ihrem Geldtäſchchen einen kleinen Notizkalender. Otto lieſt laut die goldgepreßte Inſchrift: Portemonnaiekalender, und benennt auch auf den ihm aufgeſchlagenen Seiten die Monate: März, Juli, September. Von den ihm vorgeſchriebenen Worten: „Ein Kind darf nicht eigenſinnig ſein“ lieſt er nur die vier erſten, die Mutter meint, er ſehe in dem fünften eine perſönliche Beleidigung. Daß er die verſchiedenen Münzſorten wohl unterſcheidet, braucht nicht erſt erwähnt zu werden.

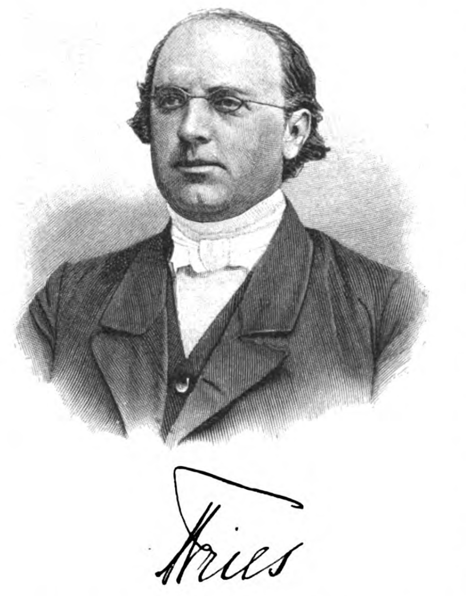
Der Seelenforſcher ſteht hier vor einer rätſelhaften Erſcheinung, deren letzte Urſache nur in einer eigentümlichen Beſchaffenheit der Faſern der Gehirnrinde geſucht werden kann. Das Wunderbare beſteht darin, daß nicht bloß gegebene Wortbilder, ihm einmal in ihrer Bedeutung genannt, in Ottos Seele ſichere Wurzel faſſen, ſondern ſogar die einzelnen Buchſtaben, in neuer Zuſammenſetzung zu neuen Worten gruppiert, von ihm ſofort in ihrer nunmehrigen Bedeutung erkannt und geleſen werden. Dieſe Geiſtesoperation geht mit erſtaunlicher Schnelligkeit vor ſich, iſt aber nur möglich auf der Grundlage eines phänomenalen Gedächtnisvermögens, unterſtützt durch eine ebenſo merkwürdige Phantaſie und Kombinationskraft.

Otto Böhler erinnert in auffälliger Weiſe an das oben erwähnte Lübecker Wunderkind. Mögen ſeine Eltern an dieſem ſich ein warnendes Beiſpiel nehmen und das zarte Nervenſyſtem ihres hochbegabten Kindes nicht durch vorzeitige Überanſtrengung mißhandeln und zu Grunde richten. Dies monatelange Zurſchauſtellen, dies ſtete Fragen und Antwortenmüſſen kann dem Kinde unmöglich von Nutzen ſein, es vergiftet, indem es Dünkel und Eitelkeit erzeugt, die Seele und ruiniert durch die raſtloſen Aufregungen den Körper. Seine Frühreife wird ihm vielleicht zum Fluch, es verkümmert und verdorrt wie eine Treibhauspflanze im fremden Erdreich. Die Eltern ſollten das Kind zu Hauſe behalten und mit Seinesgleichen ſpielen laſſen, ihm jedes Buch aus der Hand reißen! Mit drei bis vier Jahren in den Kindergarten, mit ſechs in die Schule! Steckt ein guter Kern in ihm, ſo wird er ſich auch ſo, nur ſo, entwickeln.

Zur Erinnerung an Jürgen Nicolai Fries.

Im alten Holſtenlande, unweit Itzehoe, der von Karl dem Großen errichteten Schutzwehr gegen Dänen und Wenden, liegt ein ſtilles Dorf, Heiligenſtedten. Es iſt die langjährige Wohn- und Wirkungsſtätte des in weiten Volkskreiſen beliebten Erzählers Fries. Am 22. November 1823 in Flensburg geboren, mußte der frühverwaiſte Kaufmannsſohn ſich mühevoll auf Gymnaſium und Univerſität durchſchlagen. Durch Tholuck gewann er, wie ſo viele andere Studenten, nachhaltige Eindrücke von der Heiligkeit und Herrlichkeit des geiſtlichen Berufs. Über drei Jahrzehnte hat er desſelben in Heiligenſtedten treu gewaltet, zuerſt vier Jahre als Diakonus und zuletzt faſt ſiebenundzwanzig Jahre als Hauptpaſtor. Dazwiſchen war er zwölf Jahre lang Paſtor auf zwei anderen Stellen. In Münſterdorf war ſeine Kirche ſo baufällig, daß es polizeilich verboten wurde, beim Sturm darin Gottesdienſt zu halten. Mittel zum Neubau waren nicht vorhanden. Das konnte er nicht länger mit anſehen. Wenigſtens ein paar Steine wollte er dazu beitragen, wie nach der frommen Legende es einſt die Engel zum Bau der Kirche von Heiligenſtedten gethan hatten.

Es war im Jahre 1866, als er zur Feder griff und das „Bilderbuch zum Heiligen Vaterunſer“ ſchrieb. Aus dem Ertrage der erſten Auflage wurde die Kanzel der neuen Münſterdorfer Kirche beſchafft. Das Buch begründete ſchnell ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruf. Als er 1867 nach Heiligenſtedten zurückkehrte, hörte er von allen Seiten aus ſeiner großen Leſegemeinde die Bitte: „Weiter erzählen!“ Er folgte ihr gern. Zu jedem Weihnachtsfeſt gab es ein neues Buch von Fries. Dazwiſchen erſchienen Erzählungen von ihm in Zeitſchriften (u. a. im Daheim XII. Jahrgang) und in Kalendern (im Daheimkalender ꝛc.) bis er zuletzt ein eigenes Blatt, den „Nachbar“ übernahm und ſeine eigenen Kalender (Nachbarkalender und Kinderkalender) herausgab, die er Woche um Woche und Jahr um Jahr mit Bildertexten und Geſchichten verſorgte.



Das idylliſche Stillleben, das Fries auf ſeiner Dorfpfarre führte, ſpiegelt ſich in ſeinen zahlreichen Erzählungen wieder. Da liegt ſein behaglich eingerichtetes Pfarrhaus, ein echt frieſiſches Bauernhaus, dem die geräumige Diele und das hohe Strohdach mit den klappernden Störchen nicht fehlen. An den im Frühlingsblütenſchmuck prangenden Obſtgarten ſtößt unmittelbar der Gottesacker, deſſen ſorgfältig gepflegte Grabſtätten das uralte Gotteshaus umſchließen. In der von Waldreben und Clematis dicht umrankten Veranda, die im Sommer der Familie als Wohn- und Eßzimmer diente, haben auch die Schwalben ſich häuslich eingerichtet. Auf der Stör, einem breiten Nebenfluß der Elbe, die an Haus und Kirche vorüberfließt, gleiten unabläſſig Schiffe vorüber und zaubern aus der großen Welt draußen bunte Scenen auf die Bildfläche der Dorfeinſamkeit, oder lenken den träumenden Blick in die heidniſche Zeit zurück, wo ihre Wellen die Leichen chriſtlicher Märtyrer an das Ufer ſpülten.

Inzwiſchen war die Gemeinde, die ſich um ſein gedrucktes Wort ſammelte, in aller Stille von Jahr zu Jahr gewachſen. Sein Erſtlingswerk: „Das Bilderbuch zum heiligen Vaterunſer“ war in zwölf ſtarken Auflagen verbreitet. Die demnächſt bedeutendſte Geſchichte: „Unſeres Herrgotts Handlanger“ hatte acht Auflagen erlebt. Der von ihm herausgegebene „Nachbar“ hatte es auf 136 000 Abonnenten gebracht. Einer, der ihn öfters predigen gehört, meint, das ſei daher gekommen, daß er beſſer zu ſchreiben, als zu reden verſtanden. Ich kann mir darüber kein Urteil erlauben, da ich ihn niemals reden gehört habe. Es iſt mir aber gewiß, daß ſeine vornehmſte Gabe die Erzählerkunſt war. Dieſe feſſelt ſtets, auch wenn ſie zuweilen ins Predigen verfällt.

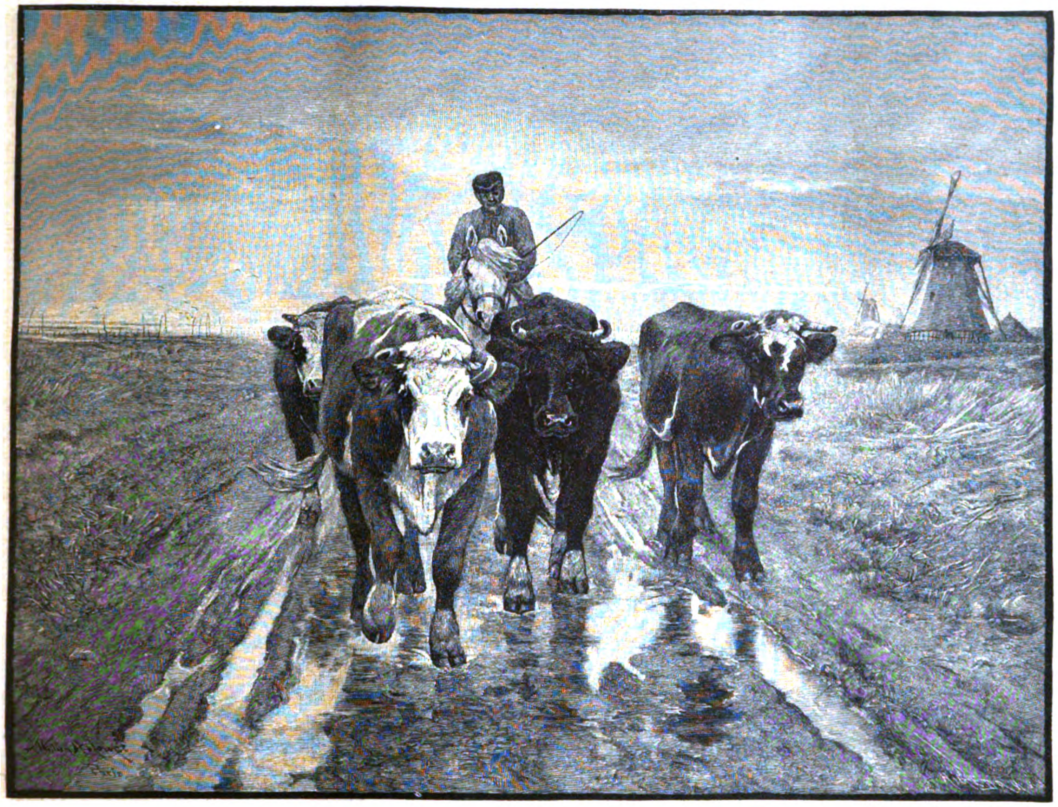
Es war ja freilich ein enger Kreis, in dem er ſich bewegte. Von dem Boden des niederſächſiſchen Volkslebens konnte ſich ſeine Muſe nicht trennen. Auf demſelben fehlt es aber nicht an Mannigfaltigkeit. Fries wußte ſie zur Geltung zu bringen. Die eintönige Geeſtlandſchaft, die baumloſe, braune Heide verſtand er mit ebenſo goldigem Schimmer zu überkleiden, wie das Meer, das die niederen Küſten ſeiner Heimat ſtürmiſch umbrandet, und die merkwürdige Welt der Halligen oder den tiefen Brunnen unter den alten Linden. Und was er auf dem ſtimmungsvollen Hintergrunde dieſer eigenartigen Naturwelt vorführt von Menſchenluſt und Menſchenleid, das waren alles ſelbſterlebte und ſelbſterfahrene Geſchichten, echte Dorfgeſchichten ohne künſtlichen Firniß und ohne Schminke.

Seine Lieblingsgeſtalten ſind die Stillen im Lande, die beſchaulichen kleinen Leute ſeiner Dorfwelt, deren verborgene Liebe und Treue er mit feiner Empfindung beobachtete und zeichnete. Man gewinnt ſie raſch lieb dieſe Armen und Niedrigen, von der „Kirchhofsdörte“ und den drei „Handlangern unſeres Herrgotts“ an, bis zu dem „Spitteljörg“, dem Helden ſeiner letzten, im Nachbarkalender 1895 erzählten Geſchichte. Ganz warm wird er, wenn er ſeine Leute in dem heimatlichen, durch Klaus Groth uns geläufig gewordenen Ditmarſcher Platt ſprechen läßt, wie z. B. in der prächtigen Geſchichte: „Ein Haus auf Sand gebaut.“ Zuweilen lenkt er aber auch unſeren Blick aus den engen Dorfgrenzen hinaus auf die großen Thaten des Vaterlandes. In der „Frau des Ulanen“ ſpiegelt ſich meiſterlich der große Krieg von 1870/71 in den Erlebniſſen einer einfachen Bauersfrau und ihres tapferen Mannes. Anderſeits darf es nicht geleugnet werden, daß ſeine poetiſche Kraft verſagt, wo er ihr ausnahmsweiſe zu weite Ziele ſteckt, wie z. B. in den afrikaniſchen Erlebniſſen des Fremdenlegionärs Lorenz in „Unſeres Herrgotts Handlangern.“ Er konnte nur ſchreiben, was er als wahr in der Wirklichkeit geſchaut. Darum ſind ſeine Erzählungen auch ſo friſch, ſo lebendig, ſo durch und durch volkstümlich.

Das Glück eines Chriſtenhauſes, das er ſo gern darſtellte, war in höchſtem Grade ein ſelbſterlebtes. Jeder, der ſein Haus betrat, empfing einen wohlthuenden Eindruck von ſeinem Familienleben. Die kindliche Reinheit und Gemütsinnigkeit, die Anſpruchsloſigkeit und Liebenswürdigkeit, der tiefgegründete Chriſtenſinn, die ihm eigneten, breiteten eine friedevolle Weihe über das ganze Haus. Alles war voll Sang und Klang. Er war ein großer Vogelfreund und konnte auch im Winter ſeine Lieblinge nicht entbehren. Ganz reizend hat er noch kurz vor ſeinem Tode die „Lebensgeſchichte eines Kanarienvogels“ (Kinderkalender 1895) erzählt. Er ſelbſt war ein Sänger und guter Klavierſpieler. Bis zuletzt ſpielte er vierhändig mit ſeiner Tochter und ſang mit klarer, kräftiger Stimme beim Altardienſt. Darum waren ihm auch die Muſiker ſo ſympathiſch, und er zeichnete ſie mit Vorliebe oft in ſeinen Erzählungen von den „Dorfmuſikanten“ an bis zu dem Glöckner von St. Jürgen, dem „Spitteljörg“, deſſen Tröſter Geige und Waldhorn waren.

Nahezu vier Jahrzehnte eines reichgeſegneten Ehebundes waren ihm vergönnt. „Die Liebe der Eltern,“ bezeugt einer ſeiner „mit Vaterliebe verwöhnten“ Söhne, „behielt bis zuletzt eine bräutliche Friſche. Wenn ſie getrennt waren, verging kein Tag, an dem unſre Mutter nicht einen Brief vom Vater bekam.“ Darum war es ein ſchwer zu verwindender Riß, als ihm im ſiebzigſten Jahre die treue Lebensgefährtin genommen ward. Es wurde einſam um ihn. Die Kinder hatten auswärts ihren Hausſtand begründet. Sein ihm langjährig befreundeter Verleger, Adolf Nuſſer, mit dem er faſt täglich zuſammenkam, war von Itzehoe nach Dresden gezogen. Dennoch blieb er lebens- und arbeitsfreudig. Noch am 22. Juli verkündete er in altgewohnter Weiſe ſeiner Gemeinde das Wort Gottes. Vierzehn Tage darauf, am 5. Auguſt, wurde er nach kurzem Krankſein durch ein ſanftes Ende in die ewige Heimat hinübergeführt. In ſeinen Büchern aber wird er noch lange zum Segen unſeres Volkes fortleben und fortwirken.

Robert Koenig.



Aufbruch zum Markt. Nach dem Gemälde von William A. Howe.

Uſche Queren macht es anders!

Novelle von Ilſe Frapan.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„De hett ook groot nödig', in 'n Geſangbook to leſen,“ ſagte Elſabe empört.

„Ochhott, ſe kann je nich in' Kirch'“ erwiderte die Mutter und ſtreichelte ihren ärgerlich erhobenen Arm, „dat mußt Du ook bedenken.“

„Aber helpen deiht' je doch nich,“ rief das Mädchen.

Madam Eggers hielt inne, als ob ihr ſolch ein Gedanke nie gekommen ſei, nachdenklich ließ ſie die Unterlippe hängen.

„Nee, Kind, da heſt Du recht, — wenn ehr dat wat helpen däh, denn wör ſe woll anners.“

„Lang holl ick dat nu nich mehr ut,“ ſagte Elſabe und ſtellte klirrend das Kaffeegeſchirr in einander.

Wiſche war fortgegangen, Madam Eggers ſetzte ſich mit kummervoll gebeugtem Kopf in die dunkelſte Ecke neben dem Herd. „Min Will' is dat nich weſt; ick bruk nich veel, ick bün mit allens tofreeden, blos Ruh' in't Hus! Ruh' un Freeden.“ Sie ſeufzte tief. Die Tochter ſtrich ihr über das Haar, wie einem weinenden Kinde. „Sie man ſtill, Mutter, eenmal ward wie ehr je woll los warrn.“

Die Mutter ſeufzte noch ſtärker: „Vatter ſitt baben*) in de Gebelſtuw, rekent**) un rekent.“

„Aha!“ Elſabe drehte den Hahn der Waſſerleitung zu, es plätſcherte ſo laut.

„'t will wedder nich ſtimmen,“ fuhr Madam Eggers ängſtlich fort.

„Aha.“

„Hüt' nacht hett he mi opweckt, he ſeggt, he mutt noch een Etage op dat Hus ſetten.“

„'t ſteiht je ſo all leddig!“ rief das Mädchen erſchrocken.

„Je, dat ſegg ick ook! Un denn will he ünnen twee Ladens maken mit groote Spegelſcheiben.“

„Wokein ſall denn dar in trecken?“ ſtaunte Elſabe.

„Je, dat ſegg ick ook, aber he hett ſick dat nu ſo feſt in 'n Kopp ſett, un denn ſeggt he, een harr he all in Utſicht, de harr nämlich en Sargmagazin.“

Die Frauen tauſchten unwillige, beſorgte Blicke.

„En Sargmagazin? De ward hier ook nich fett, ſo veel Lüd ſtarwt je gor nich in Blank'nes.“

„Je, dat ſegg ick ook, aber helpen deiht' nich.“

„Denn geiht dat wedder as mit den Fiſchdünger.“

„Un mit de Steenkahlen.“

„Un mit de Badeanſtalt.“

„Ja, aber ick glöw, diet mit dat Spekalieren,*) dat is dat dullſte; he ſlöppt nich in de Nacht, ümmer reken, ümmer reken, un denn ſett he dor doch bi to! Unkel Mull hett recht; de ſeggt, to ſo watt, dar hört en Spitzbow her, un dat kann din Vadder nich, de ſitt ümmer vor'n Neſt. Weet Gott, wo dat noch mit uns gahn deiht!“

Uſche Querens Klopfen unterbrach das ſorgenvolle Geſpräch. Sie mußte ihren Eiergrog haben, den ſie jeden Mor-

---

*) oben. **) rechnet.

*) Spekulieren.

gen pünktlich auf die Minute verlangte. Als Elſabe ihr das heiße dampfende Glas in die Stube tragen ſollte, überfiel ſie wieder der Zorn, aber ihrer Mutter angſtvoller Miene war ſchwer zu widerſtehen. „Se hett all ſeggt, Du harrſt Di noch den ganzen Morgen nich bi ehr ſehn laten, ick wurr Di dat geern afnehmen, min Kind, aber —“

„Na, Du heſt Di je noch gor nich bi mi ſehn laten!“ empfing Uſches quäkende Stimme das Mädchen, während Mietje wie eine Feder aufſprang und ihre jüngſte Tante in der Gegend der Kniee etwa umarmte, denn höher hinauf reichte ſie nicht. Elſabe ſtrich mit der freien Hand den kurzgeſchorenen Kopf des Kindes: „Nu geht Mietje mit mir, nu ſoll ſie baden!“

„Na, Du giwſt da woll nichs um, bi mi to ſitten,“ murrte unzufrieden die Alte, „min Swager ſeggt dat woll, nichs as lachende Erben!“ Haſtig ſchluckte ſie das ſtarke Getränk, ihre kleinen Augen röteten ſich, ſie ſandte über den Rand des Glaſes hinweg böſe Blicke auf das Mädchen, das verächtlich mit den Lippen zuckte.

„Ho, wat'n Hitt!“ ſagte ſie, ſich bezwingend, „ick kunn hier nich uthollen, Tanten mutt mi dat man nich vor übel nehmen.“

Uſche Queren hatte die Eigentümlichkeit, daß ſie nie ein Fenſter in der Tag und Nacht bewohnten Stube aufmachte und Wutanfälle bekam, wenn jemand von der Familie es verſuchte. Gleichwohl ſollte beſtändig jemand um ſie ſein, vor allem Mietje.

„Bi mi ſitten will ſe nich fief Minuten, all' luurt ſe up min Enn,*) aber Ji könnt luuren,“ ſie drohte mit der zitternden Fauſt, „min Vadder is ſöbenunneegentig worrn, un ſöbenunneegentig warr ick ook, ick bin noch nich mal ſöbentig, ick bün 'ſund un munter, ick eet dat noch all op, Din Vadder rekent und rekent, un ick warr ſöbenunneegentig.“

„Mintwegen hunnert, is mi gans egal, ick will nichs vun Tanten ehr Geld!“ ſchrie Elſabe, blaß vor unterdrücktem Zorn, riß das Kind auf ihren Arm und rannte ohne weiteres Wort aus der niederen, mit dumpfer Stickluft gefüllten Stube.

Mietje blickte ſie mit runden blauen Augen an: „Laß mich man erſt nach Großmutter, ich krieg' nu erſt 'n Zuckerſtange.“

„Sollſt nich immer was kriegen! Fängſt auch all an?“ ſie puffte das Kind, das vorwurfsvoll ſein Köpfchen ſenkte und leiſe zu weinen anfing. Da wollte ſie es gern wieder gut machen und plauderte ihm ſanft und freundlich vor von dem ſchönen, warmen weißen Sand draußen und dem ſchönen Waſſer, worauf die Sonne ſcheint, und worin Mietje baden ſoll, mit einem langen Hemdchen an und einem langen Gürtelband, woran Elſabe ſie feſthält, und dann ſteigt ſie vorſichtig weiter und ſieht die Fiſche um ihre Füße ſchwimmen und all die kleinen Dampfer mit Muſik kommen da vorbei, und dann taucht ſie unter, einmal, zweimal, — die Kleine lachte und hüpfte auf ihrem Arme und vergaß die Zuckerſtange. Und dann wurde es alles ſo, wie die kleine Tante es vorausgeſagt hatte, und Mietje wußte nicht, auf was ſie am meiſten gucken ſollte, auf die Vögel oben oder auf die Fiſche unten, auf die Boote alle oder auf ihre unſicheren Füße, die ganz andere Schritte machten, als ſie eigentlich wollte, oder ob ſie nicht dahin gehen ſollte, eine kleine Strecke weiter nur, wo all die Jungens badeten! Nein, den Spektakel, den dieſe Jungens machen konnten! Dünn und rotbraun und ganz ohne ſolche lange Hemden, wie Mietje eines angekriegt hatte, ſprangen und ſchrieen ſie da herum, hielten ihren blanken Rücken in die Sonne und warfen ſich plötzlich mit einem Gekreiſch ins Waſſer, daß auch Mietje zu ſtrampeln und die Wellen, ſo ſchnell ſie konnte, mit ihren kleinen Händen zu peitſchen anfing. Und dann hopſten dieſe Jungens auf einmal alle in ein leeres Boot, das da angebunden war, einige hängten ſich an den Rand, andere ſtellten ſich auf die Sitzbänke, alle ſo nackt, wie Mietjes kleine Badepuppe, die ihre Mama ihr neulich 'mal aus Hamburg mitgebracht hatte, und dann, ganz ohne ſich abzutrocknen, zogen ſie ſich weiße, reine Hemden über den Kopf, ſo weiß, wie die Segel an den Booten, die eben vorbei fuhren, und einige konnten gar nicht durch mit dem Kopf und ſaßen da, wie Mehlſäcke, und pruſteten und lachten. Aber einige, die nicht genug bekommen konnten, kleideten ſich noch nicht wieder an, ſondern ſprangen von neuem über Bord und ſchwammen weg, ſo ſchnell, nur ihre Geſichter ſah man, rot wie Schwimmbojen. Mietje konnte ſich nicht ſatt ſehen und ſaß, in ihr Badetuch gewickelt, auf den warmen Steinen des Stacks, und neben ihr ſaß Elſabe und freute ſich, daß ſie draußen war, und heftete lange Blicke auf den Fiſcherewer, den letzten, äußerſten im Halbkreiſe, der ſo roſtig und verräuchert, ſo ausgedient und ſchwerfällig ausſah, recht wie das Beſitztum eines armen Mannes. Nichts regte ſich dort zwiſchen den Maſten, nicht einmal die aufgehängten Netze, die übrigens kaum erkennbar waren vor all dem untergehefteten Lumpenwerk, alten Reſten aus Mutter Olfs Garderobe, Barchentröcken von längſt durch Seewaſſer und Schlick und Sonnenbrand torfbraun gewordener Farbe. Sie ſollten die auf dem Meeresgrund hinſchleifenden Schleppnetze, mit denen man Seezungen, Steinbutt und Schollen fängt, vor dem zu ſchnellen Zerriſſenwerden ſchützen. Elſabe wußte es wohl, aber es kleidete dem elenden Fahrzeug wie ein richtiges Bettelkleid. Und wie ausgeſtorben an Bord: kein bläulicher Rauch kräuſelte ſich häuslich und heimelig empor, wie von einigen anderen Ewern, wo zu Mittag gekocht wurde, kein Hund bellte, keine Harmonika tönte dort. Wo er nur wohl ſein mochte? Und wo fand er zu eſſen? Wer kümmerte ſich um ihn, wenn er an Land war? Sie wußte, er wohnte da oben am Süllberg, bei ſeinem Bruder, der Segelmacher war. Die Eltern waren früh verſtorben, arme Fiſchersleute, die immer am Ende des Dorfes gewohnt hatten, „bi dat annere Pack,“ ſagte Uſche Queren. Pah! Uſche Queren! Jedermann wußte, daß ſie nur einen ſchmutzigen Schilling dort ſitzen hatte, wo andere Menſchen das Herz haben, und daß ſie auch bei den anderen nur an die ſchmutzigen Schillinge und an kein Herz glaubte. Aber wiederum, ſo ganz arm ſein, wie Leferenz Olf, und es noch nicht einmal recht merken, das iſt doch auch — — Wie kann man denn da zuſammenkommen?

Das Mädchen ſeufzte in den ſchönen Sommertag hinein, der blau und leuchtend über der Elbe lag. Dazwiſchen äugelte ſie nach dem langen Olf, — er hatte ihr doch die Seeroſen bringen wollen, ob er ſie denn gar nicht bemerkte, hier auf dem flachen Strand? Ach, er war wirklich Olf Thranblut, ausgenommen das Küſſen und Übelnehmen, aber was konnte das viel helfen!

„Na, Mietje, nu müſſen wir aber endlich wieder 'rein,“ ſagte ſie, ſich aufraffend. „Großmutter hat uns große Bohnen mit Speck gekocht, mach, daß Du Deine Strümpfe ankriegſt.“

Es war eine ſtille Mahlzeit, denn Tiete Eggers, der Hausherr, hatte ein Notizbuch neben ſeinem Teller und ſchrieb dann und wann mit Bleiſtift hinein. Er war ein hagerer, rotbärtiger Mann mit unruhigen Augen und einem plötzlichen argwöhniſchen Auffahren und Umblicken. Aber Elſabe erinnerte ſich noch deutlich, daß er das früher nicht gehabt hatte, daß er bei Tiſch allerlei Späße und Witze erzählt und ſelbſt am lauteſten darüber gelacht hatte. Damals war es in jeder Beziehung anders im Haus geweſen: zwei oder drei Lehrlinge oder Geſellen mit am Tiſch und der Vater ebenſo wie ſie im blauen leinenen Hemd und Schurzfell. Die Tuchröcke und Hoſen, die er jetzt immer trug, hatte er damals nur am Sonntag angezogen. Aber das war alles, eh' Uſche Queren bei ihnen wohnte. Seitdem hatte ſich Tiete Eggers aus einem Bootbauer allmählich in einen Projektenmacher und Spekulanten umgewandelt; ſeine älteſte Tochter Bertha, die Witwe geworden und mit ihrer einzigen Kleinen in das elterliche Haus zurückgekehrt war, eine derbe, luſtige, gedankenloſe Fünfundzwanzigerin, war die einzige im Hauſe, die Freude und Glauben hatte. Die Freude, daß ihr Vater jetzt ein Geſchäftsmann war, wie ihr Mann, der Weinhändler Harms, auch geweſen, und den Glauben, daß er bald reich werden und ihr die unangenehme Notwendigkeit abnehmen werde, für Geld zu nähen, um ſich und Mietje zu unterhalten, denn der Weinhändler war leider mit Tode abgegangen, als gerade alle Fäſſer und Flaſchen leer, die „Paſſivakonten“ aber um ſo voller daſtanden.

---

*) Ende.

Auch Schweſter Wiſche war nicht heiter von ihrem Kirchgang zurückgekehrt. Sie hatte die Frau Küſtern Sanftleben getroffen, und ſie hatten beide ihren Ärger gehabt über das Baden „von dieſen Jungens.“ „Man mag je nich mehr an'n Strand längs gehn, das is kein anſtändigen Anblick nich! Mich thun bloß die Fremden dauern, was die Hamburger un die annern ſünd, die werden woll bald nich mehr rausziehn, denn ſie müſſen je rein denken, wir leben hier als Sodom un Gomorrah.“

Die kleine Schneiderin zog den Mund „in die Pünt“*), und ihre ſpitze Naſe wurde rot. „Frau Küſtern ſagt das ſelbſt, man ſollt da rein en Kollekte für machen, als für die wilden Neger, daß ſie doch wenigſtens en klein Badekotſüm**) ankriegen! Das läßt ſich je billig herſtellen, daß man doch ſo was nich immer vor Augen hat, ich hab all geſagt, für dreißig Pfennig das Stück wollt ich das woll übernehmen.“

„Aha, Wiſche will all 'n Geſchäft machen!“ Bertha ſtieß ihre Mutter an, die müde und mit herabhängenden Mundwinkeln ihren Mann beobachtete, der halblaut Zahlen vor ſich hin murmelte.

„Dar hefft wi as Kinner ook nichs von wußt,“ ſagte Elſabe. Wiſche ſah ſie tiefgekränkt an, ſie war nie ins kalte Waſſer gegangen, „das war höchſtens für die Jungens.“

Sie wollte mal Tante Uſche fragen, die weiß doch auch was anſtändig iſt und was nicht — —

„Je, gah Du man, de warr'd woll weeten,“ murmelte Elſabe mit einem ſchrägen Blick nach der Eifrigen; als wenn man nichts weiter im Kopf hätte, als ſolche weitabliegende Dinge! Aber es ging nun ſchon einmal ſo, jeder von der Familie hatte ſeine Wege und Gedanken, die mit denen der anderen nichts zu thun hatten. Erſt in dem letzten Jahr hatte die Mutter angefangen, gerade ihrer Jüngſten ängſtliche vertrauliche Andeutungen zu machen. Es war geweſen, als Elſabe bei ihrer Putzmacherin oben an der Ecke der Grube, die den feinſten Laden beſaß, — ordentlich mit zwei Spiegelſcheiben, — ausgelernt hatte. „Daß ſie doch unſere Hüte und was ſo in der Familie mit vorfällt, aufputzen kann,“ hatte Bertha geprahlt.

Es war Berthas Stolz, daß niemand in Blankeneſe von ihrer eigenen Lohnnäherei wußte; lieber lief ſie nach Altona, nach Hamburg in die Geſchäfte, ehe ſie ſich hier draußen „ſo klein“ gemacht hätte. Schweſter Wiſche machte ſich, ihrer Meinung nach, viel „zu klein“ vor den Leuten, und doch war auch ſie keine gewöhnliche Schneiderin wie Trina Meier, die mit ihrer Anhängeſchere, ihrem Fingerhut und einem überquellenden Säckchen voll Dorfklatſch von einem Hauſe zum anderen zog und die ganze Woche bei fremden Leuten zu Mittag aß. Wenige auserwählte Blankeneſerinnen nur konnten ſich rühmen, ein Kleid von Wiſche Eggers Hand zu beſitzen, ſie ging höchſtens zu Kapitänsfrauen „auf den Tag“ aus und that ſehr geheimnisvoll und wichtig, wenn eine neue Kundin ſich meldete. Nie ſchmeckte es ihr bei anderen Leuten, auch war ſie eher ſäuerlich als redſelig und ſaß den ganzen Tag mit eingekniffenem Munde, „prim“ und ſteif in den auserwählten Familien, eine ſtille Beängſtigung für die Kinder, ein Alb für den Hausherrn, voll herablaſſender Würde gegen die Hausfrau, immer bemüht, ihr einzuprägen, daß ſie, Wiſche Eggers, ihr eine Gnade erweiſe und „es durchaus nicht nötig habe.“

Und nun der Schreck der beiden Schweſtern, als Elſabe ihre Abſicht ausſprach, jeden Hut, der ſich darbieten würde, zu garnieren! Es ward ein wahrer Sturm, als ſogar einmal eine Fabrikarbeiterin aus Mühlenberg daherkam. Aber Wiſche meinte kopfſchüttelnd, ſie hätte immer gefürchtet, daß Elſabe nichts auf ſich halte, jetzt würde es bald in ganz Blankeneſe herumgehen, daß die Eggerstöchter „ſo“ daſtänden. Und am Abend nach dieſem Streit war es geweſen, wo die Mutter Elſabe in der Küche, im Halbdunkeln, bei der Hand gefaßt und mit ihrer ſchüchternen Stimme geſagt hatte: „Ick freu mi dar recht to, dat Du nu utlehrt heſt un din Saak verſteihſt. Bertha un Wiſche meent dat ja good, aber ſe hefft en beten en Nagel in'n Kopp, ick weet nich, wo ſe dat her hefft, in unſe Familie is dat nich. Un ick will Di wat ſeggen, min Elſabe, Nahrungsſorgen, dat ſünd de ſlimmſten, un wenn ick mi vor wat ängſtigen doh, denn ſünd dat Nahrungsſorgen, un de ollen Nahrungsſorgen —“

Und plötzlich hatte ſie zu ſchluchzen angefangen und des Mädchens Arm gedrückt: „Ick heff ümmer Angſt, aber wenn nu dat Slimmſte kummt, denn kannſt Du Di doch helpen —“ und dann tropfenweis, allmählich hatte ſie ihr von „Vadder ſin Projekten“ und deren Scheitern, hatte ihr von der gräßlichen Abhängigkeit erzählt, in die Tiete Eggers geraten war — in die Abhängigkeit von dem Gelde, das dieſe Uſche Queren ihm hinterlaſſen würde. Die tote Uſche! Dem Mädchen war ein Schauder über den Rücken gelaufen, als ſie das gehört hatte. Gewiß, die alte Tante war zänkiſch und anſpruchsvoll und wollte von ihrem Armſtuhl aus die ganze Familie regieren oder lieber noch ganz Blankeneſe, aber daß ſie nun mit Gewalt gleich tot ſein ſollte, damit man ihr Geld bekäme, daß man mit ihrem Gelde fortwährend ſchon rechnete und ſpekulierte, als ſei ſie bereits im Sterben, und daß die ganze, dem argloſen Mädchen bis dahin unerklärliche Achtung und Sorgfalt, die Vater, Mutter und Schweſtern der boshaften Alten bewieſen, nur ihrem Vermögen galt, all das erſchien der halbkindlichen Elſabe ſo ſchrecklich und widerwärtig, daß ſie das Grauen tagelang nicht wieder los wurde. „Wat ward ſe ſeggen, wenn ſe nu tot is un allens to weeten kriegt,“ ſagte ſie ſchaudernd zu der Mutter, „mi drömt hüt Nacht davun, ganz gewiß, ick ſeh ſe all dot darliggen, un mit eens macht ſe ehr Ogen wedder up un ritt*) dat Vadder ut de Taſch mit ehre Knakenfinger.“**)

„Och, mußt nich, Kind,“ ſtöhnte die Mutter und hielt ſich die Augen zu, „de leewe Gott ward uns je woll gnädig ſin!“

„Gnädig? Warum ſall de Herrgott uns gnädig ſin, Mutter, wenn wi ſo'n Ungerechtigkeit utäuwt?***) Dat is ehr Geld un bliewt ehr, dot oder lebennig.“

(Fortſetzung folgt.)

---

*) ſpitz zuſammen. **) Koſtüm.

*) reißt. **) Knochenfinger. ***) ausüben.

Neue Bücher.

Von Th. H. Pantenius.

Ernſthauſen: Erinnerungen eines preußiſchen Beamten. — Bernhardi: „Die Anfänge der neuen Ära.“ — Meyer von Waldeck: „Unter dem ruſſiſchen Scepter.“ — Heinrich Seidel: „Berliner Skizzen.“ — Joh. Trojan: „Das Wuſtrower Königsſchießen.“ — Julius Stinde: „Ut 'n Knick.“ — Ernſt Behrend: „Novellen.“ — Hanns von Zobeltitz: „Die ewige Braut.“

Unter dem Titel: „Erinnerungen eines preußiſchen Beamten“ (Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klaſing. 1894) hat Ernſt von Ernſthauſen eine Selbſtbiographie verfaßt. Das Buch hat ein merkwürdiges Schickſal gehabt, denn ſein Verfaſſer wurde wenige Stunden, nachdem er die letzten Worte niedergeſchrieben hatte, von einem zum Tode führenden Schlagfluß getroffen. So iſt es zur letzten Frucht jenes in raſtloſer Arbeit verbrachten Lebens geworden, von dem es erzählt.

Herr von Ernſthauſen ſtammte aus einer preußiſchen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Beamtenfamilie und wuchs in den Überlieferungen einer ſolchen auf. Da aber der Vater den größten Teil ſeines Lebens in Weſtdeutſchland verbrachte und der Sohn dort erwuchs, ſo blieben dieſe Überlieferungen nicht ohne weſtdeutſche Färbung. Herr von Ernſthauſen hatte immer das Bedürfnis, auch mit dem nicht zur Beamtenhierarchie gehörenden Teil der Bevölkerung intime Fühlung zu behalten, und die Freude des weinfrohen Rheinländers an zwangloſer Geſelligkeit tritt hier und da kräftig zu Tage. Das Schwergewicht des Buches liegt aber nicht in den inneren und äußeren Erlebniſſen des Mannes, ſondern in denen des Beamten. Infolgedeſſen ſetzt es bei ſeinen Leſern ein gewiſſes Intereſſe und vielleicht auch ein wenigſtens elementares Verſtändnis für die Thätigkeit eines Verwaltungsbeamten voraus. Wo dieſe Vorausſetzungen zutreffen, wird es in hohem Grade willkommen ſein. Die amtliche Thätigkeit des Herrn Verfaſſers als Referendar, Landrat, Regierungs- und Oberpräſident fällt in die für Preußen ſo bedeutungsvollen Jahre 1848—1888, alſo in eine Zeit, in der an die preußiſche Beamtenwelt die größten Aufgaben herantraten. Es galt zunächſt ſich mit der Verfaſſung einzuleben; dann kamen die Kriege und Annexionen; endlich entſtand das Deutſche Reich. An der Löſung aller dieſer ungeheuren Aufgaben hat Herr von Ernſthauſen mit Anſtrengung aller Kräfte mitgearbeitet.

Da man ſeine Thätigkeit zu würdigen wußte, ließen ſeine Vorgeſetzten ihm gern freie Hand. Im oſtpreußiſchen Notſtandsjahr (1867—1868) konnte er eine reiche Thätigkeit entfalten, den Krieg gegen Frankreich erlebte er als Regierungspräſident in Trier, von 1871—1879 half er an ſeinem Teil Elſaß-Lothringen wieder an Deutſchland anzugliedern.

Es iſt nicht nur intereſſant, ſondern auch heilſam, an der Hand eines ſo kundigen Führers die Arbeitszimmer der höheren Beamten zu durchwandern. Es wird uns dadurch ein Einblick gewährt in die unendliche Kompliziertheit des Verwaltungsapparates, den ein modernes Staatsweſen verlangt. Aber nicht nur das, man ſieht doch auch mit aufrichtiger Freude, wie tüchtig und freudig in ihnen gearbeitet wird. Auch bleibt für die Bethätigung der Eigenart und des Charakters in dieſer Welt mehr freier Raum, als man unwillkürlich annimmt. Welch einen Charakterkopf zeigt z. B. der in unſeren Erinnerungen ausführlich behandelte Oberpräſident von Elſaß-Lothringen von Möller! Es geht eben ähnlich zu wie im Heere. Der außen ſtehende Beobachter meint unwillkürlich, eine ſo ſtraffe Disziplin müſſe, zumal wenn ſie viele Jahre ertragen wurde, jede Selbſtändigkeit töten. Haben aber die hohen Offiziere Gelegenheit, als Individuen hervorzutreten, ſo ſieht man mit Bewunderung, wie völlig unverſehrt ſich die Eigenart nicht nur erhalten, ſondern wie ſehr ſie ſich ausgebildet hat.

Da Herr von Ernſthauſen durch ſeinen Beruf mit vielen Männern zuſammengeführt wurde, die die Geſchicke Deutſchlands mehr oder weniger beeinflußten, ſo ſind ſeine Erinnerungen auch eine beachtenswerte Quelle für den Geſchichtſchreiber.

So verdienen ſie einen großen Leſerkreis und werden ihn gewiß auch finden.

Aus dem Schatz der Tagebücher von Theodor von Bernhardi iſt ein neuer Band veröffentlicht worden: „Die Anfänge der neuen Ära“ (Leipzig. S. Hirzel 1894). Er führt uns mitten in die Zeit der Stellvertretung und die der Regentſchaft des Prinzen von Preußen, und er gewährt nach jeder Richtung hin intereſſante Einblicke in jene bedeutungsvolle Periode der preußiſch-deutſchen Geſchichte. Herr von Bernhardi war durchaus ein Vertreter der liberalen Weltanſchauung, er hatte aber, was man unter ſeinen Geſinnungsgenoſſen in Deutſchland nur ſehr ſelten findet, zugleich einen ausgeſprochenen Sinn für Thatſachen. Es iſt nun ſehr intereſſant zu beobachten, wie bald Herr von Bernhardi erkennen mußte, daß die Liberalen jener Tage ſchlechterdings nicht regierungsfähig waren. Am 11. März 1860 ſchreibt er: „Die liberale Partei, d. h. die Majorität der Kammer — hat keinen Plan — kein umfaſſendes Bild von dem, was werden ſoll, was für Zuſtände werden ſollen — faßt alles nur als einzelne Maßregeln auf und hat keine Ahnung davon, was dieſe einzelnen Maßregeln zuſammen für ein Ganzes bilden werden. Sie hat ferner einen ſehr beſchränkten Horizont, ſieht und denkt nicht über die preußiſche Landesgrenze hinaus.

Das Miniſterium iſt kein homogenes Ganze und hat infolgedeſſen auch keinen Plan; vollkommene Planloſigkeit iſt der eigenſte Charakter ſeines Thuns und Treibens; es ſteht dem Regenten nicht als ein Miniſterium gegenüber, ſondern nur als eine Anzahl einzelner Miniſter; ſie arbeiten hier und da in Flickſchneiderart an einzelnen Maßregeln ohne inneren Zuſammenhang. Sie laſſen die Regierung im Innern, die diplomatiſche Vertretung im Auslande in den Händen ihrer Gegner und machen es damit unmöglich, daß man Vertrauen zu ihnen haben könnte, zu ihnen oder zu dem ganzen gegenwärtigen Zuſtande.“

Prinz Wilhelm, der damals den ehrlichen Verſuch machte, liberal zu regieren, mußte ſich nur zu bald überzeugen, daß die liberalen Doktrinäre für die Praxis ganz ebenſo unbrauchbar waren wie die konſervativen, unter deren Übelwollen er während der letzten Jahre ſo ſehr gelitten hatte. Das zeigte ſich ſo recht an dem Schickſal der Heeresreform. Vergeblich trat Herr von Bernhardi mit ſeinem ganzen Einfluß bei ſeinen Freunden für dieſelbe ein, vergeblich führte er aus, wie undurchführbar die militäriſchen Forderungen der Liberalen waren, die Kammer verwarf die Reform kurzer Hand. Glücklicherweiſe blieb der Prinz feſt und fand in Roon und Bismarck die Staatsmänner, im Verein mit denen er ſpäter ſo Großes ſchaffen ſollte.

Herr von Bernhardi erweiſt ſich auch in dieſer Veröffentlichung als ein ebenſo ſcharfſinniger wie beſonnener Mann. Da er mit allen maßgebenden Perſonen perſönlich bekannt war, ſo ſind ſeine Aufzeichnungen auch in ihren Irrtümern ſehr intereſſant, denn ſie zeigen uns, wie ſo tüchtige und eingeweihte Männer wie ihr Verfaſſer damals über Perſonen und Verhältniſſe urteilten. So hielt z. B. Herr von Bernhardi Bismarck für einen durchaus ruſſiſch geſinnten Mann und beklagt es lebhaft, daß ein ſolcher mit der Vertretung Preußens am ruſſiſchen Kaiſerhof betraut ſei!

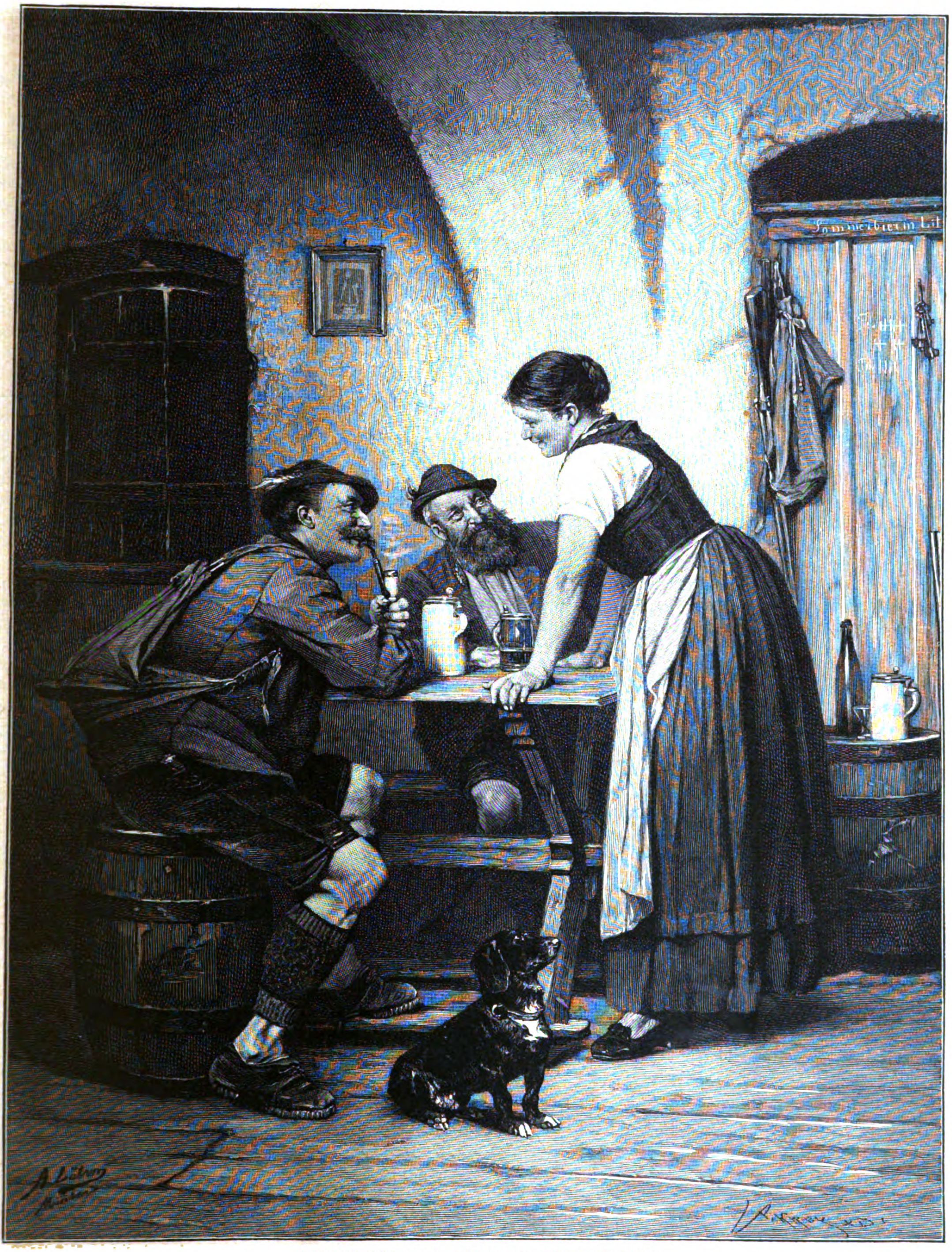
Bei den vielen Beziehungen, die Herr von Bernhardi zu Rußland hatte, erfährt man auch mancherlei Intereſſantes aus dieſem Lande, in dem eben die Emanzipation der Bauern im Fluß war.

Ein Teil unſeres Bandes enthält Auszüge aus den Tagebüchern, die während einer Reiſe in Frankreich geführt wurden. Obgleich auch aus ihnen der ſympathiſche Geiſt Herrn von Bernhardis zu uns redet, ſo werden ſie, wie ich fürchte, doch an dieſer Stelle vielfach als Ballaſt empfunden werden.

Erinnerungen an einen neunundzwanzigjährigen Aufenthalt in Rußland bringt Friedrich Meyer von Waldeck in ſeinem Buche: „Unter dem ruſſiſchen Scepter“ (Heidelberg. K. Winters Univerſitätsbuchhandlung. 1894).

„Aus den Erinnerungen eines deutſchen Publiziſten,“ lautet der Nebentitel, der im großen und ganzen den Inhalt des Buches charakteriſiert. Herr Profeſſor Meyer war zweiundzwanzig Jahre lang Chefredakteur der deutſchen St. Petersburger Zeitung, und die Erinnerungen verweilen mit Vorliebe bei dem, was er als ſolcher erlebte. Obgleich der Herr Verfaſſer aus Deutſchland ſtammte, ſo war er, der zugleich eine Profeſſur an der St. Petersburger Univerſität bekleidete, doch in Rußland ganz heimiſch geworden, es handelt ſich daher um Ausführungen eines ſachkundigen Mannes.

Was es mit der Redaktion einer Zeitung unter dem Regiment des Kaiſers Nikolai auf ſich hatte, kann ſich der heutige deutſche Leſer kaum noch vorſtellen, und es erſcheint in der That als ein bewunderungswürdiger Triumph menſchlicher Ausdauer, daß unter ſolchen Umſtänden überhaupt Tagesblätter möglich waren. Jedes Blatt unterlag nämlich


Sommerbier in Lit

Beim Frühſchoppen. Nach dem Gemälde von A. Lüben.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

nicht nur der Cenſur durch den eigentlichen Cenſor, ſondern mußte auch noch die Kritik aller derjenigen Verwaltungsbehörden unterworfen werden, zu deren Reſſort die betreffende Mitteilung gehörte. So gingen die Nachrichten aus dem Auslande an das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, die über das Kaiſerhaus an das des kaiſerl. Hofes, militäriſche Nachrichten an das Kriegsminiſterium, ſolche über Heilmittel an das Medizinaldepartement des Miniſteriums des Innern, Theaterkritiken an die unter der Geheimpolizei ſtehende Theatercenſur, Beſprechungen im Auslande erſchienener Bücher an das Komitee der auswärtigen Cenſur und die Anzeigen an die Polizei. Und alle dieſe Wächter über das Staatswohl ſtrichen friſch, fromm, fröhlich, frei in dem Texte herum oder veränderten ihn wohl auch in der ihnen paſſend erſcheinenden Weiſe. Ein Beiſpiel: Die Zeitung beabſichtigt eine Korreſpondenz aus Schweden zu veröffentlichen, in der über eine dort herrſchende Hungersnot berichtet wird. Die Korreſpondenz wird von der Cenſur freigegeben, ſtatt „Schweden“ ſteht aber überall „Frankreich“. Der Redakteur, der ſeinen Augen nicht traut, eilt zum Cenſor und erhält folgende Aufklärung: „Wir unterhalten mit Schweden die freundſchaftlichſten Beziehungen, können alſo unmöglich von dieſem Lande etwas Nachteiliges berichten. Mit Frankreich dagegen haben wir Krieg (das Stück ſpielte zur Zeit des Krimkrieges), und über Frankreich läßt ſich unter den gegenwärtigen Verhältniſſen alles ſagen.“

Nach dem Tode des Kaiſers Nikolai brach auch für die ruſſiſche Preſſe ein kurzer Frühling an, an den ſich aber kein Sommer reihen ſollte. Die Geſchichte dieſer hoffnungsvollen Entwickelung erzählt der Herr Verfaſſer unſeres Buches an der Hand eigener Erfahrungen, und da es unter dieſen nicht an ergötzlichen Dingen fehlt, ſo iſt ſie nicht nur für diejenigen feſſelnd, die ſich für die Geſchichte Rußlands intereſſieren. Herr Profeſſor Meyer hat eine Zeitlang auch die Freuden und Leiden eines Offizioſus durchkoſtet. Als ſolcher erlebte er unter anderem folgendes: Eines Tages wird er zu dem Miniſter des Innern befohlen, der ihn mit finſterem Antlitz empfängt. Graf Berg, der Statthalter von Polen, hat ſich über einen Artikel beſchwert, den ein reichsdeutſches Blatt angeblich aus der deutſchen St. Petersburger Zeitung abgedruckt hat. Er verlangt eine exemplariſche Beſtrafung des Redakteurs. Und was erweiſt ſich? Der Artikel ſtammt aus der unter der Oberleitung des Herrn Grafen ſtehenden Zeitung: „Warſchawski Dnewnik!“ Die Geſchichte iſt auch für unſere Tage lehrreich, wie denn überhaupt unſer Buch in erſter Reihe allen denjenigen empfohlen ſei, die direkt oder indirekt mit der ruſſiſchen Preſſe zu thun haben. Sie werden es mit großem Nutzen leſen.

„Unter dem ruſſiſchen Scepter“ enthält außer den Beiträgen zur Geſchichte der ruſſiſchen Preſſe unter Nikolai und Alexander II. auch noch einige andere Abhandlungen über Ruſſiſches. Unter dieſen muß ich, zu meinem Bedauern, gegen den Aufſatz über Nikolai Milutin entſchieden Proteſt erheben. Die Verherrlichung dieſes Mannes und ſeiner Genoſſen, des Herrn von Samarin und des Fürſten Tſcherkaski, aus dieſem Munde und an dieſer Stelle wäre ſchlechthin unbegreiflich, wenn wir nicht aus dem Buche ſelbſt erſehen würden, wie Herr von Milutin es fertig gebracht hat, das ſonſt ſo geſunde Urteil des Herrn Verfaſſers in Banden zu ſchlagen. Ihr ſubjektives Empfinden in Ehren, aber was haben denn dieſe Männer, für die es — wo es ſich um ihre radikalen Ideale handelte — weder ein Recht noch ein Eigentum gab, durch alle ihre Maßregeln für Rußland erreicht? Nichts anderes, als daß die breiten Maſſen in Polen jetzt genau ſo ruſſenfeindlich ſind, wie es der Adel vor ſeiner ökonomiſchen Vernichtung nur irgend ſein konnte. Die arge Saat aber, die dieſe Regierungs-Nihiliſten ſäten, iſt üppig aufgegangen und trägt im ganzen Reiche ihre troſtloſen Früchte.

Heinrich Seidel hat als XII. Band ſeiner Geſammelten Schriften: „Berliner Skizzen“ veröffentlicht (Leipzig. A. G. Liebeskind, 1894). Einen Teil dieſer Skizzen durften wir im Daheim veröffentlichen, während eine Anzahl anderer bereits in den ſiebziger Jahren entſtanden iſt. Es wird den zahlreichen Freunden der Seidelſchen Dichtungen intereſſant ſein, dieſe früheren Erzählungen mit den ſpäteren zu vergleichen. Seidel iſt ſich ſelbſt in all den Jahren immer getreu geblieben. Bei „Berliner Skizzen“ denkt man unwillkürlich an Theater, Konzerte, Salons, parlamentariſche Verhandlungen u. ſ. w. Davon findet ſich bei Seidel keine Spur. Für ihn und die Menſchen, von denen er erzählt, gibt es kein Schauſpielhaus und keinen Reichstag, keinen Salon und keine ſozialdemokratiſche Verſammlung. Er ſchildert ausſchließlich die „Stillen in der Stadt,“ zurückgezogen lebende Sonderlinge oder zugezogene Leute, die, von dem Treiben der Großſtadt verſchüchtert und mit Sehnſucht nach der heimatlichen Scholle im Herzen, durch die Berliner Straßen mehr huſchen als ſchreiten oder gar haſten. Aber er weiß dieſe Menſchen unſerem Herzen nahe zu bringen, ſo daß wir an ihren Erlebniſſen lebhaften Anteil nehmen, auch wenn dieſe an ſich recht unbedeutend ſind. Sie ſind eben mit den Augen eines wirklichen Dichters geſehen und von einem ſolchen wiedergegeben worden.

In demſelben Verlage iſt ein Bändchen von Johannes Trojan: „Das Wuſtrower Königsſchießen und andere Humoresken“ erſchienen. Im wahren Sinne des Wortes ein „Bändchen“, denn das Format, in dem die Seidelſchen Erzählungen veröffentlicht werden, iſt dem Verleger noch zu groß erſchienen und die Schrift noch nicht fein genug. Noch einen Schritt weiter auf dieſem Wege, und wir erhalten eine reizende Miniatur-Bibliothek, die aber nur mit der Lupe geleſen werden kann.

Die Humoresken ſelbſt atmen jenes Behagen, mit dem Trojan die Welt zu betrachten und zu ſchildern weiß. Wer für dieſe Lebensauffaſſung ein Verſtändnis hat, der wird ſie mit Vergnügen leſen.

Julius Stinde hat unter dem Titel: „Ut'n Knick“ einen Sammelband herausgegeben (Freund & Jeckel. Berlin 1893), in dem man den Entdecker der Frau Buchholz von einer ganz neuen Seite kennen lernt. Stinde, der ein Holſteiner iſt, begann ſeine litterariſche Laufbahn mit Volksſtücken, die auf einer Hamburger Volksbühne unzähligemal aufgeführt wurden und den lebhafteſten Beifall des Publikums fanden, für das ſie gedichtet waren. Ganz beſonders gefiel das plattdeutſche Luſtſpiel: „Tante Lotte.“ Dieſe Stücke nun ſind hier zugleich mit einigen Erzählungen und einer großen Anzahl plattdeutſcher Gedichte veröffentlicht. Die letzteren, die ſich durchaus auf dem Stoffgebiet halten, auf dem die Dialektdichtung am Platze iſt, auf dem Gebiet des Empfindungslebens und des Humors, ſind höchſt anſprechend. Von den Erzählungen hat mir die mit dem Titel: „Die Flaſchenbrüder“ am beſten gefallen.

Viele unſerer Leſer werden ſich noch mit Vergnügen einer anmutigen hiſtoriſchen Erzählung von Ernſt Behrend: „Bernauer Brei“, erinnern, die wir vor einigen Jahren veröffentlichten. Sie iſt jetzt zugleich mit noch zwei anderen unter dem Titel: „Novellen“ in Buchform veröffentlicht worden (Freund & Jeckel. Berlin 1894). Eine dieſer Novellen, die das Studentenleben am Anfang des vorigen Jahrhunderts zum Hintergrunde hat: „Chriſtophorus“, iſt ganz vortrefflich.

Mein Kollege, Hanns von Zobeltitz, hat einen Roman: „Die ewige Braut“ erſcheinen laſſen (Hermann Coſtenoble. Jena 1894). Da wir den Grundſatz haben, in unſerem Kreiſe entſtandene Arbeiten in unſerem Blatt nur kurz anzuzeigen, ſo beſchränke ich mich auf die Mitteilung, daß der Roman in den Offizierkreiſen einer norddeutſchen kleinen Stadt ſpielt, alſo auf einem Gebiet, auf dem der Herr Verfaſſer ganz und gar zu Hauſe iſt.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Ein glücklicherweiſe ſeltenes Vorkommnis aus unſerem heimatlichen Tierleben ſchildert J. Deiker, der ältere der beiden Düſſeldorfer Tiermaler, in ſeinem Gemälde „An den Toten gefeſſelt.“ Zwei kämpfende Hirſche haben ſich mit ihren Geweihen derart in einander verästelt, daß ſelbſt der Tod des einen den anderen nicht löſt. Beide Tiere gehen rettungslos zu Grunde.

Unſer zweites Vollbild „Beim Frühſchoppen“ iſt ein Werk des Münchener Meiſters A. Lüben, und echt bayeriſch iſt auch das ganze Bild, die flotte Reſei, das Wirtstöchterlein, und die beiden Weidmänner, die zum friſchen Trunk im Goldenen Hirſchen einkehrten. Der „Stoff“ ſcheint gut zu ſein und die Unterhaltung luſtig — ſelbſt der Teckel zu den Füßen der Drei hat ſeine Freude daran.

Einem in Paris lebenden Maler, W. A. Howe, verdanken wir das ſtimmungsvolle Bild „Aufbruch zum Markt“ auf Seite 41. Die Landſchaft — eine weite ebene Fläche —, wie das Ochſengeſpann ſind mit gleicher Meiſterſchaft behandelt.

Neben den Werken moderner Künſtler das Gemälde eines alten Meiſters, eines der größten, der je die Palette führte. Peter Paul Rubens malte mit Vorliebe die Glieder ſeiner eigenen Familie. Sowohl von ſeiner Gattin, Iſabella Brant, wie von ſeiner zweiten Frau, der ſchönen Helene Froment, ſind uns zahlreiche Bildniſſe überkommen, und auch die Geſtalten ſeiner Kinder kehren häufig auf den Gemälden des großen Niederländers wieder. Von den vier Söhnen des Meiſters widmete ſich übrigens keiner der Kunſt des Vaters. Der älteſte, Albert, wurde deſſen Nachfolger als Sekretär des Geheimen Rats und ſcheint eine Gelehrtennatur geweſen zu ſein; von dem zweiten, Nikolas, wiſſen wir nur, daß er im Alter von 37 Jahren ſtarb; der dritte, Franz, wurde Ratsherr des Hofes von Brabant, der vierte, der des Vaters Vornamen trug, Geiſtlicher.

Miſſionsweſen.

Die von dem evangeliſchen Afrikaverein herausgegebene Zeitſchrift „Afrika“ (Buchhandlung der Berliner evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaft) bringt in ihrem Septemberheft einen Artikel: „Die Verhandlungen des Kolonialrats über die Verſorgung der befreiten Sklaven,“ in dem es die erfreuliche Übereinſtimmung des Kolonialrats mit den Beſtrebungen des Afrikavereins betont. Befreite Kinder ſollen, ſofern die Rückführung in ihr Heimatland nicht angängig iſt, in den Waiſenhäuſern der Miſſion oder in geeigneten Familien untergebracht werden; Erwachſene will man, wenn eine ihre Freiheit und ihren Unterhalt ſichernde Arbeitsgelegenheit nicht zu finden iſt, möglichſt ſeßhaft machen, wobei für Förderung der Erziehung und Geſittung die Mitarbeit der Miſſionen in Anſpruch zu nehmen iſt. Der Afrikaverein will nun für die befreiten erwachſenen Sklaven an der Küſte Deutſch-Oſtafrikas eine Niederlaſſung gründen und fordert alle Menſchenfreunde zu einer Beiſteuer auf. Die Beiträge ſind unter der Bezeichnung „Bauſteine für die Sklavenfreiſtätte“ an den Generalſekretär Herrn Guſt. Müller, Berlin W. Wormſer Str. 9 zu richten.

Naturkunde.

Zur Desinfizierung und Konſervierung wird in der Zeitſchrift „Natur“ das Formalin empfohlen. Während Karbol giftig und übelriechend iſt, Salicyl mannigfache Nachteile bietet, ſoll das Formalin von mildem Geruch und höchſt unſchuldig ſein. Leicht zerſetzbare, zur Fäulnis neigende Waren brauchen nur mit einer dünnen Schicht des Stoffes überzogen zu werden, um ſie zu ſchützen. Unſere Quelle gibt leider keine Bezugsquelle an, betont aber, daß die Herſtellung ſehr einfach ſei. Methylalkohol, das iſt der allbekannte Holzgeiſt, wird verdampft und über etwas erhitztes Kupferoxyd geleitet. Alsbald entſteht ein Gas, welches zwar farblos iſt, aber Augen und Naſe ſtark reizt, ſich jedoch leicht in eine Vorlage leiten läßt, in welche es mit unzerſetztem Holzgeiſte übergeht. So ſtellt es nun eine Löſung in letzterem dar, und verſetzt man eine ſolche mit 40 Prozent Waſſer, ſo erhält man die Formalin genannte Löſung.

Tierkunde.

Rieſenſchmetterlinge ſind die auf der Molukkeninſel Amboina vorkommenden Priamus-Arten, von Linné bereits als Fürſten der Schmetterlinge, von Sammlern und Forſchern als der Stolz der öſtlichen Tropen bezeichnet. Der in tiefes Blauſchwarz und Metallgrün gekleidete Schmetterling hat eine Spannweite von 15—24 Centimetern und erinnert an fliegende Vögel, wie auch ſchon mancher Vogeljäger in den Tropen durch den Schatten eines durch die Luft fliegenden Priamus veranlaßt wurde, das Gewehr in Anſchlag zu bringen. Der Priamus und Verwandte dieſer Art, worunter der glänzende Cröſus, ſtehen hoch im Preiſe bei den Händlern: man bezahlt ſie mit 45—75 Mark das Stück, denn ſie ſind ſcheu und flüchtig. Sie werden daher oft mit der Flinte mit feinem Schrot im Fluge geſchoſſen, zumal ihre Raupen in ſchwer zugänglichen Sumpfgegenden leben und ſchwierig zu erlangen ſind. St.

Pflanzenkunde.

Die Waſſerpeſt (Elodea canadensis), welche vor mehreren Jahrzehnten aus Nordamerika nach Europa verſchleppt wurde, iſt ein auch in unſeren Flüſſen und Waſſerläufen höchſt unliebſamer, läſtiger Gaſt, der ſich immer weiter verbreitet. Ohne alle Samen, bloß durch das Kraut, welches meiſt ſchwimmt und ſchwimmend durch endloſe Ausbildung von Seitentrieben immer neue Sproſſen bildet, findet die ungeheure Vermehrung ſtatt. Im Laufe der Zeit hat man aber auch an der Waſſerpeſt gute Eigenſchaften entdeckt. Zunächſt bildet ſie die Nahrung vieler Waſſervögel, dann aber beherbergt ſie ſchützend Fiſchlaich und Krebsbrut und dient zur Aufbewahrung von Blutegeln. Weit ſchätzenswerter ſind aber die Eigenſchaften, die ſie zur Desinfektion der Waſſerläufe entfaltet. Waſſer, in dem Waſſerpeſt wuchert, hält ſich immer rein und klar, deshalb iſt ſie auch in Aquarien ſo ſehr geſchätzt. Dadurch wirkt ſie geradezu geſundheitsfördernd. Nach den Beobachtungen des Sanitätsrats Dr. Brandes in Hitzacker hat ſie in deſſen Gegend zwei Krankheiten, die Malaria (das Waſſerfieber oder kalte Fieber) und die Ruhr, vollſtändig vertilgt. Die Waſſerpeſt zerſtört in der That in ſtehenden und fließenden Gewäſſern faulige Stoffe. Urſprünglich eine höchſt läſtige Erſcheinung, die man auf alle mögliche Weiſe, aber vergeblich, loszuwerden trachtete, iſt ſie mit der Zeit eine Pflanze von Kulturwert geworden, die man zur Hebung der geſundheitlichen Verhältniſſe weithin verpflanzt hat, ſo nach Griechenland, Java und durch den König von Belgien auch nach dem Kongo.

Gewerbe.

Im Anſchluß an eine Enquete, welche der deutſche Verband kaufmänniſcher Vereine über die Urſachen und den Umfang der Stellenloſigkeit der Handlungsgehilfen anſtellte, erörtert Dr. H. Hall in einer intereſſanten Broſchüre die „Verſicherung gegen Stellenloſigkeit im Handelsgewerbe“ (München. J. Schweitzer. 1894). Eine derartige Verſicherung wird in Deutſchland nur von dem Verein deutſcher Kaufleute (Berlin) für ſeine Mitglieder, außerdem in der Schweiz (Bern) und ſeitens einiger engliſcher Verbände ausgeübt. Der Verfaſſer hält auf Grund ausführlicher Nachweiſe eine Verſicherung gegen Stellenloſigkeit für möglich und empfiehlt ſie den größeren Vereinen für ihre Mitglieder dringendſt. Die Gefahr, daß die Fleißigen die Laſten für die Faulen mittragen müßten, ſchlägt er freilich nicht gering an, glaubt ſie aber durch eine gute Organiſation erfolgreich bekämpfen zu können, ja ſieht in der dazu erforderlichen Selbſtkontrolle einen mächtigen Hebel zur moraliſchen Selbſterziehung. Es iſt jedenfalls ein intereſſantes Problem, das hier erörtert wird.

Landwirtſchaft.

In Frankreich werden neuerdings agronomiſche Bodenkarten bearbeitet. Dieſe Karten ſollen dem Landwirt ſichere Anzeichen für die chemiſche und phyſiſche Beſchaffenheit ſeiner Ländereien bieten, um ihn bei deren Beſtellung zu unterſtützen; ſie werden daher auf Grund der Kenntnis der geologiſchen Formationen und chemiſcher, wie phyſikaliſcher Bodenunterſuchungen gefertigt. Das Unternehmen ſcheint verdienſtvoll und dürfte vielleicht auch bei uns zur Nachahmung anregen.

Buchhandel.

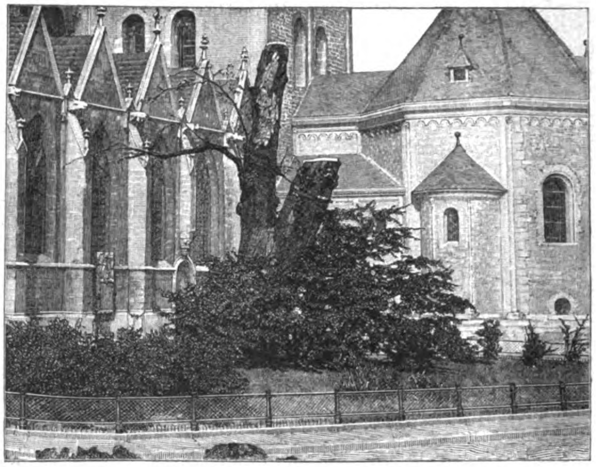
Kaum ein Tag, an welchem ſich unter den Eingängen auf unſerem Redaktionstiſch nicht eine Anfrage befindet: „Wann erſchien dies oder jenes Bild im Daheim? Wo kann ich es in ſchöner Ausſtattung käuflich erhalten?“ Die zahlreichen Anfragenden können wir jetzt ein für alle Male auf das „Holzſchnittalbum des Daheim“ hinweiſen, deſſen erſte Lieferung ſoeben im Verlag von Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig, erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen iſt. Das Prachtwerk wird unzähligen unſerer Leſer eine willkommene Gabe ſein. Jede Lieferung des Werkes (Preis 75 Pfg.) enthält 15 Kunſtblätter, Bilder erſter Meiſter, auf herrlichem ſtarkem Papier, in meiſterlicher Druckausführung; 8 Lieferungen werden einen in ſich abgeſchloſſenen Band bilden. Das ganze Werk ſoll, dem Reichtum und der Vielſeitigkeit ſeines Inhalts nach, eine kleine Galerie des Erleſenſten und Schönſten bieten, was die Malerei der Gegenwart hervorgebracht hat, einen Beitrag zugleich zum Studium der modernen Kunſtgeſchichte. Das erſte Heft bringt Reproduktionen nach Gemälden von Gabriel Max, Rich. Frieſe, Ludw. Knaus, Fritz v. Uhde, B. Vautier, A. Lüben, E. Grützner u. a.

Von der neuen, fünften Auflage von Meyers Konverſations-Lexikon liegt jetzt der fünfte Band vor. Auch dieſer Band zeigt wieder die Vorzüge des Werkes, ſeine Reichhaltigkeit und Zuverläſſigkeit. Von außerordentlicher Schönheit ſind die farbigen Kunſtbeilagen, wie ſie z. B. die Artikel über Edelſteine, Eier, Emailmalerei begleiten. Beſonders intereſſant erſcheint eine Karte über die Verbreitung der Erdbeben und Seebeben, aus welcher u. a. die relative Häufigkeit und Stärke der Erſchütterung in einzelnen Erdgegenden und die Erſchütterungskreiſe der bekannteſten Erdbeben in den letzten Jahrhunderten erſichtlich ſind. Auch die beiden Kartenblätter zur Geſchichte der Erdkunde verdienen beſondere Erwähnung. — Das ebenfalls im Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts erſchienene, von uns ſchon einmal erwähnte Neumannſche Orts-Lexikon des Deutſchen Reiches liegt jetzt vollendet vor. Wir glauben auf das verdienſtvolle Werk, das für Büreaus und Geſchäftsleute geradezu unentbehrlich iſt, beſonders hinweiſen zu müſſen.

Kleine Zeitung.

Der Name der Fee Meluſine ſcheint ſich, ſo wird die Mehrzahl der Leſer annehmen, bis in die graue Sagenzeit zu verlieren. Trotzdem hat die Geſtalt der Meluſine erſt in dieſem Jahre ihren 500jährigen Geburtstag gefeiert. Der Name Meluſine kommt nämlich zum erſtenmale in einem Roman von Jean d'Arras vor, der im Auguſt 1394 erſchien, und iſt von dem Verfaſſer frei erfunden worden; die Mythe ſelbſt von der Waſſernixe, die ſich in einen Sterblichen verliebt, iſt freilich uralt.

Der Sturz der Braunſchweiger Domlinde.

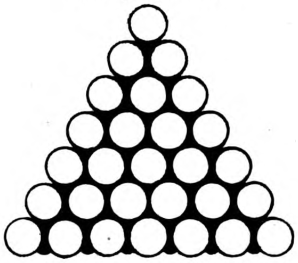


Die Braunſchweiger Domlinde.

Die Braunſchweiger Domlinde, jener altehrwürdige Baum, den nach der Sage Heinrich der Löwe, der ruhmreichſte aller Welfenherzöge, vor 700 Jahren, nach ſeiner Rückkehr aus dem gelobten Lande gepflanzt haben ſoll, exiſtiert nicht mehr. Ehe die Axt des Zimmermanns es vermocht, hat der Zahn der Zeit den in aller Welt bekannten Rieſenſtamm vom Erdboden getilgt, mit ihm einen Zeugen alter Zeit. Was alles mag der altehrwürdige Baum mit ſeiner mächtigen Blätterkrone wohl in dem alten Braunſchweig geſchaut haben? Wird doch ſeiner ſchon in einer Reimchronik des 14. Jahrhunderts als der „Linde von Braunſchweig“ Erwähnung gethan. Seit dem ſtürmiſchen Herbſt des Jahres 1884, in dem der letzte der Herzöge Braunſchweigs zur ewigen Ruhe in der Krypta des Domes beſtattet wurde, geriet auch der Baumrieſe vor dem Dome in Verfall, den kein Mittel gärtneriſcher Kunſt aufzuhalten vermochte. Nachdem ein einziger kleiner Zweig im Jahre 1892 zum letztenmale gegrünt, ſtand ſchließlich nur noch ein gewaltiger, vier Meter über dem Erdboden ſich gabelnder, durch und durch vermorſchter Baumſtumpf, deſſen Verfall kaum durch das ihm angelegte fremde Rindenkleid verdeckt werden konnte. Am Fuße hatte der Stumpf noch den anſehnlichen Umfang von 9 Metern. In Rückſicht auf die von dem morſchen Stamme drohenden Gefahren hatte der Regent, Prinz Albrecht, bereits die Erlaubnis erteilt, den Baum zu fällen. Dieſem Zerſtörungswerke, das in etwa drei Wochen zur Ausführung gelangen ſollte, iſt die Naturkraft zuvorgekommen. Krachend brach der Stamm am 19. September nachmittags 2 Uhr in tauſend Stücke zuſammen, und ein zweiter Sturz am Morgen des folgenden Tages vollendete an dem Stumpfe das Zerſtörungswerk. Das Gebüſch (junge Linden), das man auf beifolgendem Bilde um den jetzt geſtürzten Stamm ſieht, war vor einigen Jahren angepflanzt, um dem kranken Baume neue Lebenskräfte zuzuführen. Obgleich das Holz des Baumes ſo verfault iſt, daß es zwiſchen den Fingern pulveriſiert werden kann, hat der Regent in pietätvoller Weiſe die Aufbewahrung der Trümmer angeordnet. An Stelle der alten Dom- oder Heinrichslinde ſoll nun demnächſt eine neue Linde angepflanzt werden.

In unſerer Spielecke.

1. Kugelpyramide.



Die Kugeln ſind mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. Beginnt man mit der unterſten Reihe, ſo entſteht jede folgende durch Weglaſſen eines Buchſtaben aus der vorhergehenden. Umſtellen der Buchſtaben iſt geſtattet.

Der oberſte Buchſtabe bezeichnet eine Note. Die ſechs wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) ergeben: 1. ein Tier des Waldes, 2. einen Fiſch, der in Schillers Ballade „Der Taucher“ genannt iſt, 3. einen großen Strom, 4. einen Namen in dem Titel eines bekannten Gedichts von Schiller, 5. ein Fürwort, 6. einen Namen, bekannt aus der griechiſchen Mythologie.

Zu verwenden ſind die folgenden Buchſtaben: 1 a, 2 c, 7 e, 5 h, 3 n, 4 o, 6 r.

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Ein Vater hat zwei Töchter, deren Alter ſich durch folgende Angaben beſtimmen läßt.

Das Alter wird durch Jahre und zwar durch ganze Zahlen ausgedrückt.

Addiert man das dreifache Produkt beider Zahlen zu der Summe der Quadrate beider Zahlen, ſo erhält man 31. Quadriert man noch einmal jedes der beiden Quadrate und addiert die beiden Zahlen, welche man ſo erhält, ſo ergibt ſich, wenn man zu dieſer Summe noch das Quadrat des Produkts der beiden einfachen Zahlen hinzufügt, die Zahl 133.

Wie alt iſt jede der beiden Töchter?

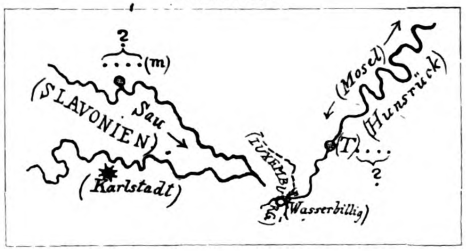
3. Scherzfrage.

Welcher Heerführer alter Zeit wird, wenn man ihm ein anderes Haupt und noch einen Fuß gibt, zum Menſchenfreſſer?

4. Königszug.

			die	reift	deut	kraft			
		ner	rhein	ju	gend	ſcher	wird		
	ge	am	för	am		neu	wein	ſchafft	
hoch	weiht	bracht	rhein				er	und	in
don	nernd	ge	glas					nek	deut
drei	fach	dies	ſei					ſche	tars
ein	macht	wein	gott					kraft	glut
ler	ver	mut	dem				brennt	ent	im
	vol	leiht	und	uns		der	ben	re	
		mit	kraft	ter	der	ſaft	mut		
			land	va	dem	drum			

Bilderrätſel.



5. Anagrammaufgabe.

Aus zwei gegebenen Wörtern iſt durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. So entſteht z. B. Rittershaus aus Huſar und Trieſt. In derſelben Weiſe bilde man aus:

1. Rigi, Halfter einen deutſchen Dichter,
2. Ger, Sorge einen deutſchen Dichter,
3. Horn, Ilſe eine Stadt in Weſtfalen,
4. Thora, Ode einen Namen in dem Titel einer Dichtung von Goethe,
5. Buche, Aar einen deutſchen Schriftſteller,
6. Mars, Gad einen Edelſtein,
7. Inn, Eſche ein aſiatiſches Volk,
8. Niger, Mahl einen deutſchen Dichter,
9. Bora, Laſt einen großen Vogel,
10. Ei, Altan den Namen einer Königin,
11. Binz, Nero eine Farbe.

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Vor- und Zunamen einer Dichterin unſerer Zeit.

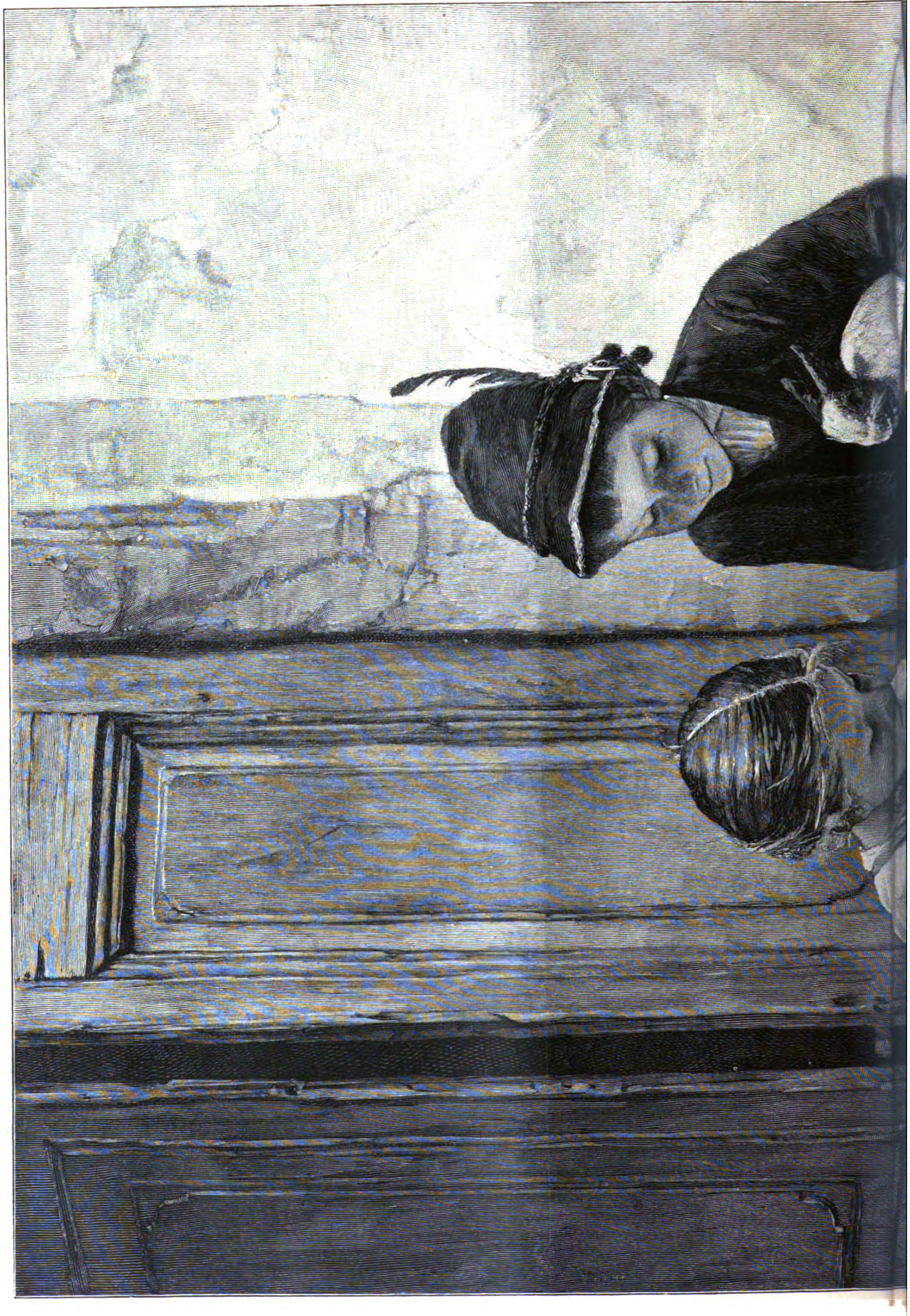
(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

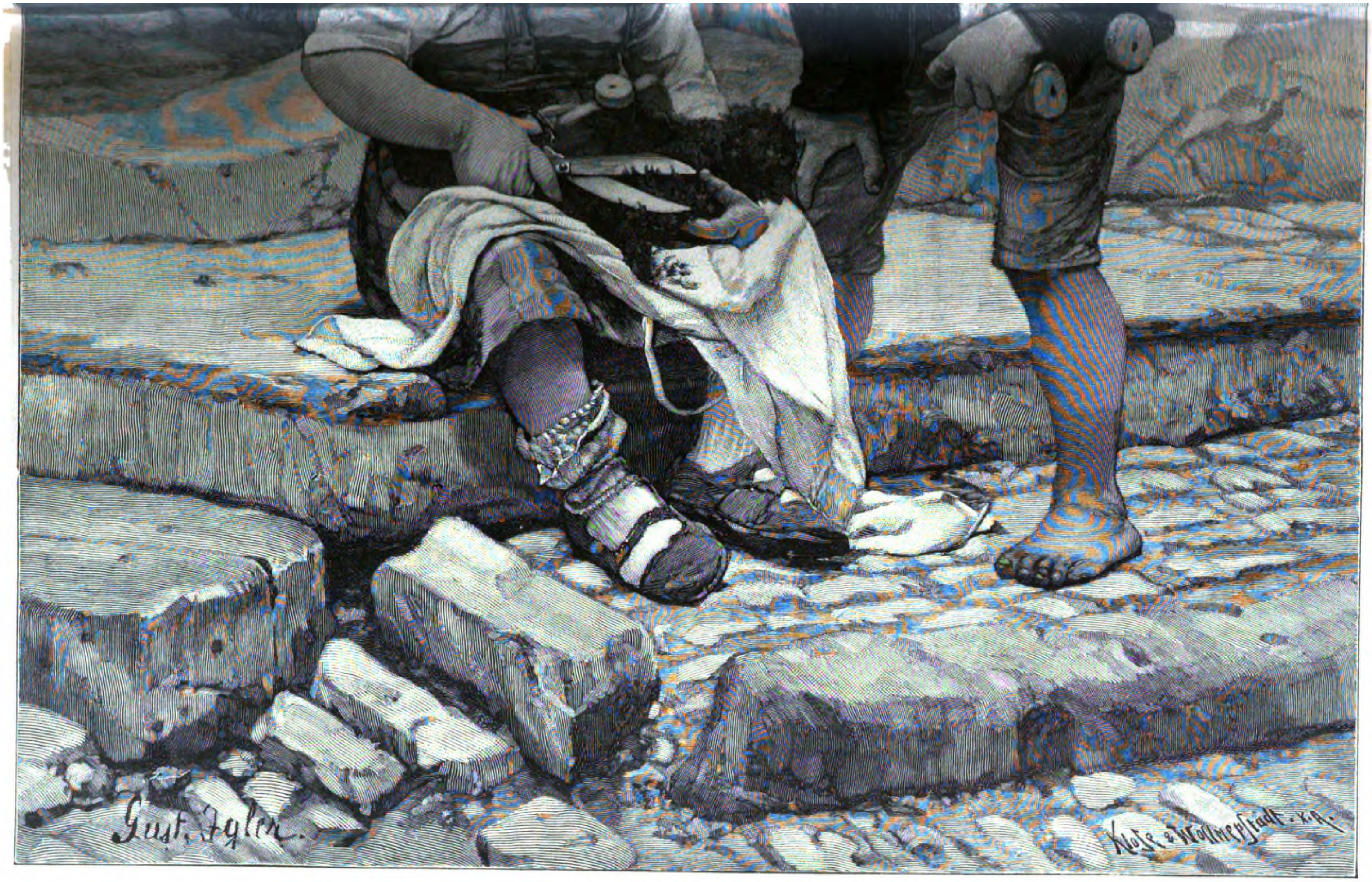
Auflöſung des Logogriphs in Nr. 2.

Criſpine, Criſpin, Criſpi.

Inhalt: Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Wunderkinder. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Zur Erinnerung an Jürgen Nicolai Fries. Von Robert Koenig. Mit einem Bildnis. — Uſche Queren macht es anders. Novelle von Ilſe Frapan. (Fortſetzung.) — Neue Bücher. Von Th. H. Pantenius. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: An den Toten gefeſſelt. Von J. Deiker; Aufbruch zum Markt. Von William A. Howe; Beim Frühſchoppen von A. Lüben; Rubens' Söhne Albert und Nikolas. Von Peter Paul Rubens. — Miſſionsweſen. — Naturkunde. — Tierkunde. — Pflanzenkunde. — Gewerbe. — Landwirtſchaft. — Buchhandel. — Kleine Zeitung. — Der Sturz der Braunſchweiger Domlinde. Mit Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**




Gust. Igler.
Kloſe & Wollmerſtädt. X.A.

Großmutters Schere. Von Guſtav Igler.

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 2.

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Oktober 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 4.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Jſt in der Bibliothek Licht, Großmama?“ ſagte Aſta endlich. „Wenn Du erlaubſt, möchte ich mir die Photographieen anſehen, die Onkel mitgebracht hat —“

Frau von Barten nickte gütig. „Geh nur, Kind — laß Dir von Heinrich die Lampe bringen.“

„Leg' aber die Bilder auch wieder ordentlich zuſammen, Aſta! Klaus iſt ſehr eigen, und Du biſt es leider gar nicht — leider —!“ ergänzte die Mama.

„Danke — werd's ad notam nehmen!“ Und Aſta huſchte hinaus. Frau Willberg blickte ihr mit einem Geſicht nach, auf dem der Ausdruck lebhafter Sorge geſchrieben ſtand — unklar war's nur, ob dieſe Sorge mehr den afrikaniſchen Lichtbildern oder dem Weſen der Tochter galt. Dann ſeufzte ſie, wie um von dieſer Unklarheit den Schleier zu ziehen, vernehmlich auf: „Sie iſt und bleibt ein Kind!“

„Freu' Dich doch darüber, Agnes! Und thu' mir den einzigen Gefallen, mach' nicht ſolch Geſicht, wie der betrübte Lohgerber, dem die Felle fortgeſchwommen ſind.“

„Aber, Mama — teilſt Du denn meine Sorge um das Kind gar nicht?“

„Ganz und gar nicht! Aſta iſt ein munteres Ding, das ſeinen Weg ſchon finden wird.“ Die alte Dame machte eine kleine Pauſe, ſteckte dann mit einer reſoluten Bewegung die Nadeln in den Strickſtrumpf und fuhr fort: „'s iſt mir übrigens ganz lieb, daß die Kleine uns allein gelaſſen hat. Ich möchte Dich fragen, was Du eigentlich mit Deinen Andeutungen über Klaus ſagen willſt. Ich unterließ es nur, weil mir's in Aſtas Gegenwart nicht recht paſſend vorkam.“

„Aber, Mama, ich weiß wahrhaftig nicht, was Du meinſt —!“ Frau Agnes war bis unter die blonden Haarwurzeln errötet, und ihr Organ hatte ſich ganz auf den richtigen Piepagneston abgeſtimmt.

„Du weißt es ganz genau, und Du weißt auch, daß mir nichts ſo verhaßt iſt, als unklare Anſpielungen und halbe Sätze, hinter denen man alles mögliche vermuten kann!“

Frau von Barten hatte ihre Taſſe bei Seite gerückt, ſchob etwas ungeduldig die Kuchenkrümel, die ſich zwiſchen den Tellern verirrt hatten, zuſammen und legte dann die Hände vor ſich auf das weiße Damaſtgedeck, mit ihren ruhigen klaren Augen der Tochter gerade ins Geſicht ſehend: „Nun —?“

„Aber, Mama, ich meinte ja doch nur ſo —“

„Das möchte ich eben wiſſen, was Du meinteſt, mein Kind! Wenn ich recht verſtanden habe, ſo iſt Dein ſchweſterliches Herz um Klaus beſorgt?“ Es klang aus den Worten eine Ironie, die das Blut in noch helleren Wogen in die Wangen der Tochter trieb.

„Aber Mama, Du nimmſt doch alles zu tragiſch. Ich meinte ja nur, daß Willy geſagt hat — ſo ganz nebenbei, Mama! — daß Klaus recht viel in Berlin iſt — und Du mit der Bewirtſchaftung von Natten eigentlich zu viel Laſt haſt.“

„Hab' ich ſchon darüber geklagt? Mir iſt's ein Vergnügen, daß mir Klaus, der doch hier der Herr iſt, Bewegungsfreiheit läßt und mich nicht auf den Altenteil ſetzt. Und wenn er viel in Berlin iſt, ſo wird er dort wohl viel zu thun haben. Das hättet Ihr Euch auch allein ſagen können, Du und Willy. Ich will Dir aber offen erklären, weshalb Ihr Klaus ſeine Berliner Fahrten verargt — ebenſo verargt, wie daß er vor zwei Jahren nach Afrika ging. Ihr könnt es nicht vertragen, daß er einen weiteren Intereſſenkreis hat, als Ihr. Glaubt Ihr, mir iſt's damals leicht ums Herz geweſen, als er mir mitteilte, daß er nach dem Kilima Ndſcharo wollte?

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Ich habe meine Mutterſorgen aber zurücktreten heißen und mir geſagt, daß ein junger Mann recht thut, wenn er aus den doch immerhin engen Verhältniſſen heraus will, in die ihn nachher doch das ganze ſpätere Leben mit Unerbittlichkeit hineinzwängt. Stünde ein Krieg in Ausſicht, ſo würde Klaus auch nicht gefehlt haben, und ich hätte mich auch beſcheiden müſſen. Gerade ſo iſt mir's auch jetzt ganz recht, wenn Klaus ſich in der Hauptſtadt ordentlich umſieht — er iſt durch Papas Tod ſo wie ſo zu früh dazu veranlaßt worden, den Abſchied zu nehmen. Ein junger Mann muß ſich die Hörner ablaufen — in allen Ehren natürlich!"

Piepagnes ſchluckte wieder einigemal, bis ſie endlich hervorbrachte: „Ja — aber Willy meint doch — und Mama, da hat er recht! — ein Gutsbeſitzer gehört zuerſt und vor allen Dingen auf ſeine Scholle."

„Gewiß hat Willy da recht! Der Edelmann gehört auf die Scholle — in ihr wurzelt ſeine Kraft, die Berechtigung ſeines Seins. Aber Dein Mann ſchüttet, wie das bei Euch in Sternheim manchmal der Fall iſt, wieder das Kindlein mit dem Bade aus. Kommt etwa Natten zu kurz, wenn Klaus in Berlin iſt? Vorläufig bin ich doch noch da, und wenn ich und unſer alter Peſchke auch keine Muſterlandwirte ſind, wie andere Leute, ſo ſind unſere Ernten, dem lieben Gott ſei's gedankt, doch noch immer ebenſo gut geweſen, als die übrigen im Kreiſe. Punktum — ich denke, nun kennſt Du meine Anſicht, Agnes, und ich habe nichts dagegen, wenn Du Deinem Willy über ſie ſagſt, was Du für gut hältſt."

Die alte Dame erhob ſich und ſchritt einigemal auf der Promenadenpracht entlang in ruhigem, ganz gleichmäßigem Schritte, zehn Schritt hin — zehn Schritt her, mit einem kurzen, ſtets gleichmäßigen Bogen an jedem Ende. Piepagnes kauerte in ſich zuſammengeſunken auf ihrem Sofaplatz und formte mit nervöſer Haſt aus den vor ihrem Teller liegenden Kuchenkrümeln kleine Kügelchen. Es ſchien, als ob ſie noch manches zu ſagen hätte; ſie machte auch einmal einen kleinen Anlauf: „Mama — weißt Du —?" aber die Mama kehrte ſich ſo knapp mitten auf der Promenadenpracht um, daß es bei dem Anlauf ſein Bewenden hatte. Wenn die alte Frau von Barten einmal ihre Anſicht geäußert hatte, war ſchwer dagegen ankämpfen — das wußte ganz Natten.

Und der Klaus war ja immer der verwöhnte Liebling der Mama geweſen, ſetzte Frau Agnes in Gedanken hinzu. —

Während dieſer nicht gerade allzu erquicklichen Unterhaltung zwiſchen Mutter und Tochter kutſchierten Herr Major a. D. von Willberg und ſein Schwager Klaus von Barten vom Teufelsvorwerk heimwärts. Sie ſaßen beide dicht neben einander in dem leichten Break; aber die Stimmung ſchien keine ſonderlich freundliche, entſprach vielmehr völlig dem unaufhörlich herabrieſelnden leiſen Regen. Der Major, deſſen vierſchrötige volle Geſtalt ſich ſtramm aufgerichtet hielt, blickte mißmutig bald auf den „miſerablen" Weg, bald auf den Schwager, der die Zügel nur loſe in der Hand hielt und die ſtattlichen Braunen gehen ließ, wie ſie wollten.

Sie hatten ſich ſonſt eigentlich immer vortrefflich geſtanden, der ältere und der jüngere Mann. Es hatte eine Zeit gegeben, wo ſie faſt unzertrennlich ſchienen. Und es war mit dem Major trotz ſeiner Bärbeißigkeit auch gut auskommen — er war gar nicht ſo ſchlimm, als er ausſähe, meinten die Leute, die ihn näher kannten. Ein Adonis war Herr von Willberg freilich nicht mit ſeinem pockennarbigen vollen Geſicht, das ein brandroter Bart, der nur ſelten die wohlthätige Hand des Friſeurs kennen lernte, umrahmte. Er gab wenig auf ſein Äußeres, der Herr Oberſtwachtmeiſter: die Lederjoppe, die er trug, hatte Aſta ſchon als Kind gekannt, und ſie war ſchon damals nicht mehr neu geweſen; das loſe um den Stiernacken geſchlungene rote Tuch war in der Farbe kaum noch zu erkennen, und der grüngraue Jägerhut, den Willberg nur bei beſonders feſtlichen Gelegenheiten mit einem himmelhohen Cylinder vertauſchte, zeigte unzählige kleine Löcher; er hatte nämlich wohl hundertmal, in die Luft geſchleudert, als Ziel für Schrotſchüſſe gedient.

Ein Adonis war er nicht, der Herr Oberſtwachtmeiſter, und wenn er loswetterte mit ſeinem tiefen Bierbaß, dann fingen die Hunde an zu heulen, und die Dienſtboten ſuchten das Weite. Wenn er aber jemand mit ſeinen grauen ſtechenden Augen ſo recht ſcharf aufs Korn nahm, dann mußte der Betreffende ſchon ein ſehr gutes Gewiſſen haben, wenn er den Blick aushielt. Trotzdem konnten dieſelben Augen auch ſehr gutmütig blicken, ja mit ſchalkhaftem Humor, wenn der Major guter Laune war. Sie ſahen dann ſogar Fräulein Aſtas Augen, die man doch allgemein für äußerſt hübſch erklärte, merkwürdig ähnlich.

„Keinen Widerſpruch!" das war des Herrn Oberſtwachtmeiſters Deviſe als Soldat geweſen. „Keinen Widerſpruch" und „nicht räſonnieren!" Hätte er achtzig Jahre früher gelebt, damals als die Kapitäne von der Sorte „Bank heraus" noch wohlangeſchrieben waren, ſo wäre er ſicher die Himmelsleiter der militäriſchen Hierarchie bis zum General emporgeklettert, denn er verband mit ſeiner Barſchheit ein warmes Herz für alle ſeine Untergebenen und verfügte über eine anerkennenswerte Fülle guter militäriſcher Eigenſchaften. In unſerer hyperhumanen Zeit brach ihm ſeine Grobheit den Hals. Als er eines guten Tages einen Schlingel von Burſchen, der ſein Reitpferd nachtsüber aufband, um der Mühe des Putzens am nächſten Morgen überhoben zu ſein, wegen der abſcheulichen Tierquälerei ſo windelweich geſchlagen hatte, daß „das bedauernswerte Opfer" acht Tage auf der beſſeren Seite des Körpers nicht ſitzen und nicht liegen konnte, wurde er in Anbetracht diverſer Vorſtrafen kriegsgerichtlich wegen Mißhandlung eines Untergebenen verurteilt und nahm dann, um allem weiteren zuvorzukommen, ſelbſt den Abſchied. Er hatte es ja nicht nötig, „ſich ſchuhriegeln zu laſſen". Von Hauſe aus wohlhabend, war er durch ſeine Heirat ein reicher Mann geworden. Und da er zudem ein vortrefflicher Wirt war, ſo wuchs ſein Wohlſtand von Jahr zu Jahr. Was man noble Paſſionen nennt, kannte er nicht, notabene wenn man von der Jagd abſieht, der er mit Leidenſchaft ergeben war. Sein Haus war bei aller Gaſtfreundſchaft das einfachſt geführte im ganzen Kreiſe, ſeine Wagen waren ebenſo ſchlicht, wie die Pferde davor vortrefflich waren, und die Livreen ſeines Kutſchers und Dieners wetteiferten an ehrwürdigem Alter mit den Staatskleidern des gnädigen Herrn. Nur für eine Sache gab er das Geld mit vollen Händen weg — für ſeine Prozeſſe, deren er ſtets mindeſtens ein halbes Dutzend bei Amts- und Landgericht anhängig hatte. Was er für Recht hielt — und er vertrat in dieſem Punkt oft eine von der allgemeinen äußerſt abweichende Auffaſſung — das wurde durchgefochten bis zum Reichsgericht, und wenn dann das letzte Erkenntnis zu ſeinem Ungunſten entſchied, tobte er wie ein Raſender über die Ungerechtigkeit der Welt im allgemeinen und die Erbärmlichkeit der modernen Juſtiz im beſonderen. Das römiſche Jus, das die vermaledeiten Rechtsverdreher dem deutſchen Volke aufgeſchwatzt, galt ihm als das Übel aller Übel. An ſolchen Tagen hing es wie ein ſchweres Gewitter über ganz Sternheim, und Haus und Hof, von Frau Piepagnes bis zum Inſpektor und von dieſem bis zum letzten Pferdejungen, bebten, wie Eſpenlaub. Aſta, an welcher der Vater mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit hing, hatte ſchon als Kind in derartigen Unheilsperioden die Vermittlerrolle übernehmen müſſen, und dieſe war ihr auch verblieben. Sie ſchalt dann mit dem Papa um die Wette über die böſe Welt und die miſerablen Menſchen, ſchmeichelte und ſcharwenzelte um den Alten herum, lachte und ſcherzte, wenn der erſte Sturm vorüber war, und ſcheuchte ſchließlich auch die letzten Gewitterwolken vom Horizont der väterlichen Laune.

„Na alſo, Du bleibſt dabei, Klaus? Hab' Dich ſonſt immer für 'nen leidlich verſtändigen Jungen gehalten — das Herumkutſchieren von hier nach Berlin und von unſerem geliebten Reichswaſſerkopf nach hier hat doch gar keinen Zweck," brummte der Major. „Keine rechte Thätigkeit hier — wenn ich ſo etwas höre! Kümmre Dich nur ordentlich um Natten, dann fehlt's Dir an Thätigkeit nicht."

Der Jüngere zögerte etwas mit der Antwort. „Lieber Willy,“ entgegnete er dann endlich, „Du weißt, wie lieb ich Mama habe — ich bekomme es nicht übers Herz, ihr in die innere Gutswirtſchaft hineinzureden, an der nun einmal ihr ganzes Herz hängt. Grad’ herausgeſagt — Du hältſt Mutter gegenüber ja reinen Mund — es iſt nicht recht Raum hier auf Natten für ſie und für mich. Und ſo treibt’s mich denn immer wieder hinaus.“

„Ein Glück iſt’s, daß die alte Dame ſich Deinen Neuerungsplänen vorläufig noch etwas entgegenſtemmt. Aber ich ſeh’s ja kommen, daß Du Dir in Berlin erſt recht den Kopf vollpfropfen laſſen wirſt mit allen möglichen Projekten über die vielgerühmte Verquickung von Landwirtſchaft und Induſtrie. Na, ich will nichts geſagt haben!“ Der Major machte „Uff“ und ſog an ſeiner Cigarre. „Halt ’mal, mein Junge — das Ding brennt nicht mehr!“ Er zog Stahl und Zunder heraus, ſchlug Feuer und brachte den kohlenden Glimmſtengel wieder in Gang. „Wann gehſt Du denn nach Berlin?“

„In acht Tagen, denke ich, Willy!“

„Und wie lange willſt Du dort bleiben?“

„Weiß ich nicht, Schwager. Vier — acht Wochen, vielleicht noch länger!“

Wilberg kaute an ſeiner Cigarre. „Du, die Stute ſchont den linken Hinterknochen,“ meinte er dann, mit ſeiner gewaltigen, in grauen Wildledernen ſteckenden Hand nach vorn deutend.

„Hab’s auch ſchon bemerkt. Ich werde ſie ein paar Tage ſtehen laſſen müſſen.“

Der Forſt endete. Eine breite Wieſenfläche dehnte ſich zwiſchen ihm und dem Dorf aus, das im nebligen Halbdunkel in undeutlichen Umriſſen ſichtbar wurde. Hier und dort flammte ein Licht in den fernen Häuſern. Die Braunen trabten an.

„Hör’ ’mal, mein Junge, was ich noch fragen wollte: wie kommſt Du eigentlich zu den Dornbergs?“ Die Frage kam heraus, als ob der Major ſchon längere Zeit an ihr gewürgt hätte.

Klaus Barten gab in ziemlich unintereſſiertem Ton Auskunft, ſchloß aber mit der Gegenfrage: „Woher weißt Du, daß ich mit Dornbergs einigemal in Berlin zuſammen war?“

„Der kleine Engersheim — Eberhard Engersheim — hat es Agnes in Salchow erzählt. Soll ja eine Wetterhexe von Frau ſein — dieſe Frau Dornberg?“

„Eine liebenswürdige, charmante Dame!“ gab Barten zurück, das Wort „Dame“ ſcharf betonend.

Der Major lachte in den Bart. „Jawohl — Dame! Warum auch nicht? Und das iſt Deine Sache, nicht meine! Hab’ gar nichts gegen Frau Dornberg — hol’ mich der Geier! Ich hab’ ſelbſt immer hübſche Geſichter lieber geſehen, als alte Hexen, und lieber mit ’ner charmanten Frau geplaudert, als mit ’ner langweiligen Tunte! Aber weißt Du, Klaus, vor dem Manne, dem Herrn Leutnant a. D. Dornberg, hüte Dich! Da iſt’s meine Pflicht, daß ich Dich warne!“

Barten zog unwillkürlich die Zügel ſtraffer an. „Was weißt Du von ihm, Willy? Ich muß doch annehmen, daß Du etwas Poſitives gegen Dornberg vorzubringen haſt, wenn Du es für angemeſſen erachteſt, mich vor ihm zu warnen.“

„Etwas Poſitives? Als wenn man das immer ſo könnte? Mit dem Staatsanwalt iſt der Herr Dornberg noch nicht in Konflikt gekommen. Und wär er’s, — hol’ mich der Geier! — es können heutzutage auch ſehr anſtändige Leute mit dem Manne der Strafjuſtiz ſich ſchlecht ſtehen! Aber der Moſje hat im allgemeinen einen miſerablen Ruf. Hypothekenſchieber — Häuſeragent — Bauunternehmer — Güterausſchlächter: iſt das ein Umgang für Dich, Klaus? Sag’s ſelbſt, Schwager, iſt das ein Umgang für Dich?“

„Ich bin kein Kind, daß ich mir vorſchreiben zu laſſen brauchte, welcher Umgang ſich für mich eignet!“ fuhr Barten jetzt auf.

„Oho — nicht ſo hitzig, mein Junge! Vergiß, bitte nicht, daß ich als älterer Mann und als Dein Schwager denn doch wohl das Recht habe, Dich vor Leuten zu warnen, die meiner Anſicht nach nicht zum Verkehr für einen Edelmann paſſen.“ Wäre es nicht ſo dunkel geweſen, ſo hätte Klaus bemerken können, wie die Augen des Schwagers ſich zornig zuſammenkniffen. Er würde dann vielleicht ſchon aus Rückſicht auf die Schweſter ruhiger geantwortet haben, als jetzt: „Und vergiß, bitte, Du nicht, daß ich mir von niemand Vorſchriften machen laſſe — auch von Dir nicht! Du wirfſt da einem Manne, der Dir nichts gethan hat, ohne irgend einen Beweis für das zu haben, was Du ſagſt, Dinge vor —“

„Die in Berlin, wie man mich verſichert hat, ſtadtbekannt ſind!“ Der Major ſchleuderte ſeine Cigarre in weitem Bogen aus dem Wagen. „Iſt doch Dein Herr Dornberg ſelbſt bekannt wie ein bunter Hund, er ſamt ſeiner Frau!“

„Mir ſcheint, Du haſt es für nötig gehalten, Dich in meinem Intereſſe recht eingehend über Herrn Dornberg zu erkundigen. Ich danke Dir verbindlichſt — aber Du hätteſt Dir die Mühe ſparen können. Er macht kein Hehl daraus, daß er in Hypotheken makelt, daß er Häuſer kauft und verkauft. Und daß er eine ſtadtbekannte Perſönlichkeit iſt, wußte ich, nachdem ich das erſte Mal mit ihm unter den Linden ſpazieren gegangen war.“

„Ich glaube, Du willſt mich zum Dank für meinen guten Willen noch aushöhnen!“ knurrte der Major. „Hab’ aber verdammt wenig Luſt, mir das gefallen zu laſſen — auch nicht von Dir!“

Der Wagen rollte, von der Landſtraße abbiegend, in den breiten Parkweg ein. Durch die Büſche ſchimmerten die Lichter des Herrenhauſes und der ſeitlich gelegenen Inſpektorwohnung. Die Hofhunde ſchlugen an.

Klaus mochte das Vaterhaus nicht betreten, ohne dem Schwager ein verſöhnendes Wort geſagt zu haben: „Laß gut ſein, Willy, ich weiß ja, wie Du es meinſt. Komm — gieb mir die Hand!“ Der Major ſchlug wirklich ein, aber Barten verdarb ſich ſeinen Verſöhnungsverſuch, indem er hinzufügte: „Wirſt ſchon noch ſelbſt einſehen, daß Dornberg ein prächtiger Kerl und ein ſolider Geſchäftsmann iſt!“

„Hol’ ihn und Dich der Geier! Koch’ Dir Deinen Dornberg ſauer, wenn Du willſt —“ rief der Schwager. Der Wagen hielt gerade vor der Rampe, der Diener kam mit einem Windlicht aus dem Hauſe: „Heinrich, Fritz ſoll ſofort anſpannen! Sofort — in zehn Minuten muß der Wagen vor der Thür ſtehen, oder der Geier ſoll den Kerl frikaſſieren!“

Er ſprang herab, ging aber nicht in das Haus, ſondern haſtete mit großen Schritten die Kaſtanienallee hinauf, ohne darauf zu achten, daß der Diener erwiderte: „Es iſt Beſuch da, Herr Oberſtwachtmeiſter!“

Barten war aufs peinlichſte berührt. Er kannte ſeinen Schwager und wußte, daß deſſen Ingrimm meiſt ebenſo ſchnell verrauſchte, als er ſich leicht entzündete. Aber er wußte auch, daß ſeine Schweſter unter den Launen des Iſegrimms arg zu leiden hatte, und er ſchätzte Willberg ſelbſt hoch. Es that ihm leid, daß ihre Unterhaltung einen ſo unerwartet unangenehmen Abſchluß gefunden hatte, und in dem Gefühl, vielleicht ſelbſt zu heftig geworden zu ſein, eilte er dem Major nach.

Aber alles gute Zureden wollte diesmal nicht recht verfangen. Willberg ſchnaufte wie ein angeſchoſſener Eber. „Großſtadtſchwindel! Dumme Jungenſtreiche! Schlechte Geſellſchaft! Alles beſſer wiſſen wollen!“ Erſt als Klaus ihn bat, doch wenigſtens vor den Gäſten keinen Familienzwiſt zum beſten zu geben, bequemte er ſich, auf einige Minuten, wie er brummend meinte, in das Haus einzutreten und der Mama guten Abend zu ſagen.

Zum Glück kam ihm Aſta auf der Treppe entgegen. Er grobte zwar auch ſie an: „Na — hat Euch der Eſel, der Heinrich, denn nicht geſagt, daß wir fahren? Warum biſt Du noch nicht angezogen?“ — aber ſie lachte ihm ſo fröhlich entgegen, daß ſein Geſicht ſich in etwas mildere Falten legte.

„Haſt Du Dich geärgert, Papachen? Wie kann man nur? Da ſoll doch gleich der Geier den holen, der meinen Papa geärgert hat! Schnell — gleich ſteckſt Du eine andere Miene auf! So — das ſieht ſchon viel hübſcher aus! Wie ſagt doch gleich der Photograph: ‚immer hübſch freundlich!‘ Was ſoll denn der kleine Borm denken, wenn er Dich ſo ſieht, Väterchen!“

„Borm? Borm? Iſt denn der hier?“ Das Ungewitter fing an, ſich zu verziehen — oder richtiger, es hatte einen Ablenker gefunden. „Borm! Na der kommt mir gerade recht — mit dem habe ich ein nettes Hühnchen zu pflücken.“

Aſta lachte. „Das kannſt Du heute beſtens beſorgen, Papachen. Ich habe ihn ſchon einigermaßen vorbereitet, er iſt ganz kuſch!“

„Haſt Du? Na, dann man los! Will mir bloß die Stiefel 'n bißchen abbürſten laſſen —“

„Ich ſchicke Dir den Heinrich! — Und den Wagen, Papachen?“

„Kannſt Du abbeſtellen — natürlich! Herr des Himmels, was ſtehſt Du denn noch immer da und glotzt mich an, wie der Ochſe das Scheunenthor?“

„Höflich biſt Du gerade nicht, Väterchen! Aber ich wollte Dir nur noch ſagen, daß Borm nicht allein gekommen iſt — Eberhard iſt auch dabei. Er war zufällig bei ihm und hat ihn herbegleitet!“

Sie ſagte das ganz unbefangen im Ton und ſah dem Alten dabei mit lachenden Augen gerade ins Geſicht. Beſagter Herr Vater mußte ſeinen Schelm von Tochter aber genau kennen und aus dem friſchen Antlitz etwas Beſonderes herausleſen. Er faßte Aſta plötzlich bei den Ohren und zauſte ſie mit ſeinen Rieſenfäuſten. „Zufällig — der Eberhard. Ei — kiek doch mal! Zufällig! Du Racker Du! Alſo der Eberhard! Na — wenn das der Grunwaldſche wüßte!“ Und dann ließ er die kleinen Ohren, die ganz rot geworden waren, los und ſtampfte mit ſchweren Schritten die Treppe hinauf, wo die gewöhnlichen Abſteigezimmer der Sternheimſchen lagen. Als er aber den oberſten Treppenabſatz erreicht hatte, drehte er ſich noch einmal um und rief lachend herunter: „Sag' dem Borm doch, daß ich ihn ſchon verklagt hätte, Aſta! Sag's ihm nur — mach' ihm Angſt — heiz' ihm ein — wenn's auch nicht wahr iſt!“

Sonnenuntergang im Walde.

❧

Wie ſtill iſt Wald und Flur!
Rot durch die Tannen nur
Ein wunderſames Feuer bricht,
So golden klar, ſo rein und licht,
Als wär's von Gottes Angeſicht
Ein Abglanz, eine Spur!
Wie ſtill iſt Wald und Flur!

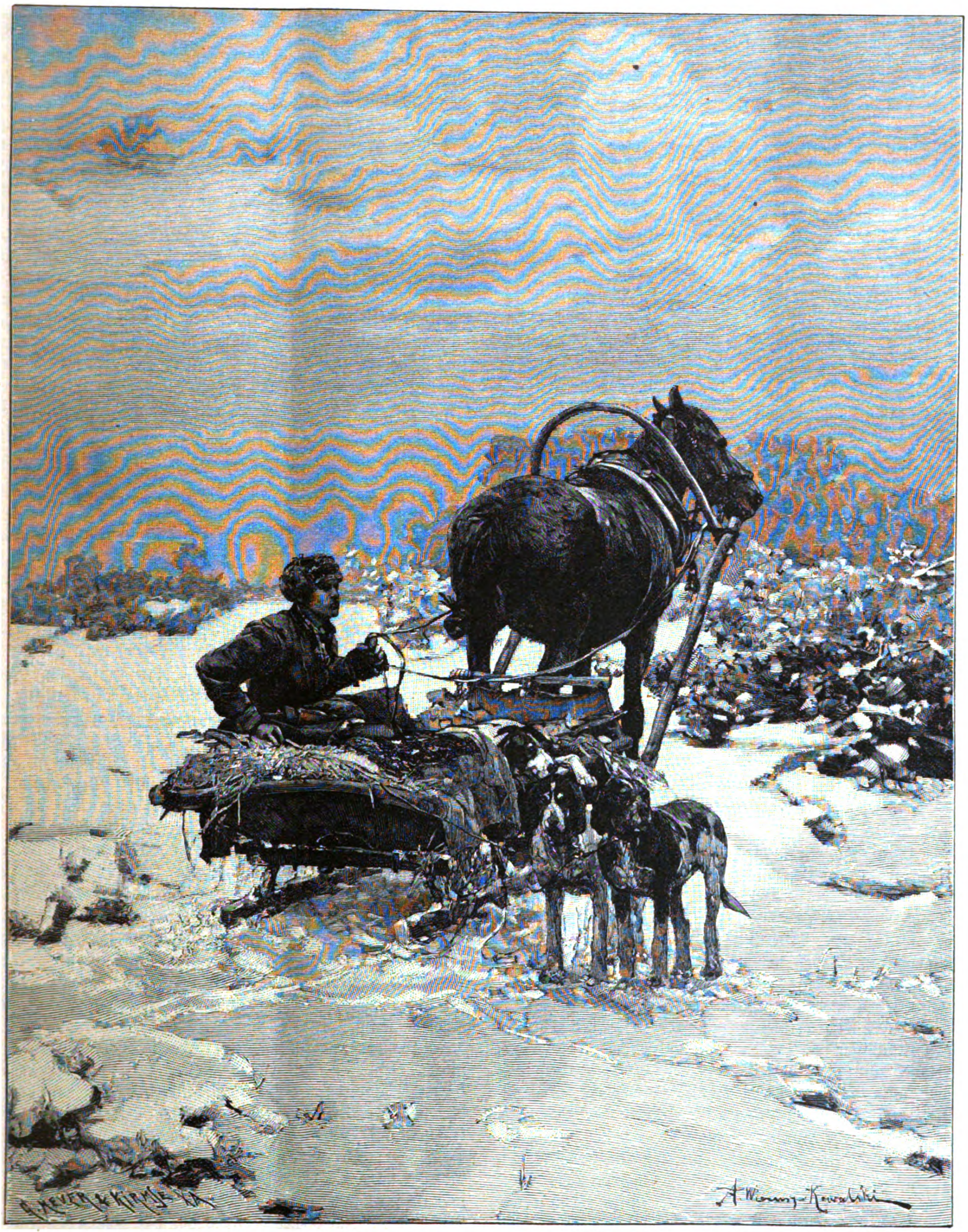
E. Engelmann.

Eine halbe Stunde ſpäter ſaß man ſehr gemütlich um den runden Eßtiſch bei einem ſaftigen Kalbsbraten, Bratkartoffeln und einem Glaſe Rotwein, und die üble Stimmung des geſtrengen Herrn war völlig verrauſcht. Er hieb eine mächtige Klinge und trank aus dem großen Paßglaſe, das er ſich ſelbſt für den Nattenſchen Tiſch geſtiftet hatte, in gewaltigen Zügen. Nur dann und wann ſchnaubte er den armen kleinen Herrn Borm an, einen Domänenpächter aus der Nachbarſchaft, weil deſſen Jäger einen dem Major gehörigen Hühnerhund angeſchoſſen hatte. Der Ärmſte zuckte jedesmal, wenn Willberg ihn anſah, zuſammen, als wenn er ſilberne Löffel geſtohlen hätte. Und dann blickte er immer wieder wie hilfeſuchend im Kreiſe umher, bis ſeine ſchüchternen blauen Äugelchen an denen von Frau von Willberg hängen blieben, für die er eine ſtille Verehrung im Herzen trug. Was mußte ſie leiden unter der Hand dieſes Barbaren von Mann, der ſelbſt ihn nicht ſchonte, der doch der weithin bekannte Madatorlandwirt der Provinz war? Wenn Piepagnes, ſeine Tiſchnachbarin, mit ihrer leiſen klagenden Stimme etwas ſagte, etwas merkwürdig Gleichgültiges meiſt, ſpannten ſich ſtets ſeine Züge, als ob ein Evangelium aus ihrem Munde käme, und er machte jedesmal eine tiefe Verbeugung. „Sehr richtig! — Ganz meine Anſicht, meine Gnädigſte!“

An der anderen Seite ſaß Aſta Willberg neben Eberhard Engersheim, der in ſeinem Urlaubscivil ſehr friſch und ſchneidig ausſah — wie wenigſtens Aſta zu finden ſchien. War auch ein flotter hübſcher Burſch, der richtige junge Kavallerieleutnant, dem der Himmel noch voller Geigen hängt, und der nur noch nicht recht weiß, wo er ſich eigentlich wohler fühlt, ob an der Seite eines hübſchen Mädchens oder auf dem Rücken eines guten Gauls. Augenblicklich war er jedenfalls ganz bei der Sache — beim Kourſchneiden nämlich. Und Aſta ging mit all der Heiterkeit ihrer achtzehn Jahre und mit all der friſchen, durch keine Hyſterie angekränkelten Lebensfreudigkeit, die den Landbackfiſch vor der höheren Stadttochter auszeichnet, auf ſein Plaudern und Scherzen ein. Sie waren ja Kouſin und Kouſine — und zudem —!

Und zudem hatten die beiderſeitigen Eltern ſie ja ſchon, als Eberhard noch die Kadettenhöschen und Aſta ganz, ganz kurze Kleider trug, für einander beſtimmt, und es war ihnen ſelbſt nie ein Hehl daraus gemacht worden. Der Major wenigſtens in ſeiner grobkantigen Art hatte den Knaben Eberhard ſtets ſeinen „Schwiegerſohn“ genannt und dem Leutnant Eberhard, als dieſer zum erſtenmal ſeine Epauletten in Sternheim gezeigt, feierlich auseinandergeſetzt, daß er gar nicht daran dächte, beſagtem Schwiegerſohn einmal ſeine Schulden zu bezahlen — „alſo mache lieber erſt keine, mein Junge!“

Sie hatten ſich gern gehabt ſeit der ſchönen Zeit der Kinderſchuhe, ſie hatten ſich mit einander gezankt und ſich wieder vertragen und waren ſich nie darüber klar geworden, was denn eigentlich ſchöner ſei, das Zanken oder die Verſöhnung. Sie hatten mit ihren friſchen fröhlichen Temperamenten und ihren heiteren Herzen, die ſich nicht von des Lebens Ungemach ankränkeln ließen, mit der Übereinſtimmung ihrer Anſchauungen und ihrer äußeren Verhältniſſe alles Anrecht darauf, ein glückliches Paar zu werden — und vielleicht wären ſie es bereits geworden, wenn der Papa Engersheim — „Pate Engersheim“ hieß er im Nattenſchen Hauſe, weil er Klaus Barten aus der Taufe gehoben — nicht der Papa Engersheim und der Papa Willberg nicht der Papa Willberg geweſen wären. War nämlich Herr Major von Willberg das eine Original des Kreiſes, ſo war Herr Oberſtleutnant von Engersheim das andere, und die ſchlaueſten Männer auf zehn Meilen in der Runde wußten nicht, wem ſie die Palme zuerteilen ſollten. In der Grobheit war Willberg allen über, in der Malice und in der Starrköpfigkeit aber gebührte dem



A. Meyer & Kirmse, XA
A. Wierusz-Kowalski

In Erwartung des Herrn. Nach dem Gemälde von A. Wierusz Kowalski.

Oberſtleutnant der unbedingte Vorrang. Zwei Jahrzehnte hindurch hatten die beiden ihre Naturanlagen nur dazu benutzt, andere Mitmenſchen zu ärgern und zu necken, dann aber — vor etwa zwei Jahren — waren ſie auf die unglückliche Idee gekommen, ihre Kräfte auch an einander zu meſſen. Eine elende Kartoffel hatte den Ausgangspunkt des Streites hergegeben. Bei einer Sitzung des landwirtſchaftlichen Vereins waren ſie ſich nämlich in die Haare geraten, ob die frühe Jakobskartoffel mehr unter dem **Phytophthora infestans de By**, der naſſen Fäule, zu leiden habe, oder ob **Rhizoctonia solani** ihr gefährlichſter Feind ſei. Aus einem harmloſen Disput hatte ſich ein eifriger Streit, und aus dieſem nach dem Geſetz von den kleinen Urſachen und großen Wirkungen eine Feindſchaft zwiſchen den Häuſern Sternheim und Grunwald entwickelt, die in der ganzen Gegend unter dem Namen des „Kartoffelkrieges“ bekannt war. Um der Wahrheit die Ehre zu geben — Willberg war der weniger Starrköpfige geweſen. Die Liebe zu ſeiner Aſta hatte den Sieg über ſeine Meinung für **Phytophthora** und gegen **Rhizoctonia** davongetragen. Aber der Herr Oberſtleutnant brach alle Brücken zwiſchen Sternheim und Grunwald ab, obſchon dieſelben nur über den kleinen Pleiskebach führten. Und ſo war die Kartoffel daran ſchuld, daß Aſta und Eberhard noch immer nicht verlobt waren, eine an ſich überaus betrübende Thatſache, die aber nicht hinderte, daß ſie beide ſich im ſtillen doch längſt einig fühlten, und daß ſie beide friſch und mit guter Zuverſicht in die Zukunft blickten, zumal Papa Willberg von nichts mit größerer Schadenfreude erfüllt wurde, als von den heimlichen Stippsbeſuchen Eberhards in Sternheim oder auf neutralerem Boden, in Natten. Jedesmal, wenn er Eberhard ſah, trug er ihm feierlichſt Grüße „an den Papa“ auf, und jedesmal blinzelte er dabei ſo verſchmitzt mit den Augen, als ob er ſagen wollte: „Daß Du ſie nicht beſtellen wirſt, Du Schlingel, das weiß ich ganz genau!“ Und wenn Piepagnes ihm dann und wann über den unglücklichen Kaſus etwas vorſeufzen wollte, dann lachte er luſtig: „Laß nur, mein Schatz! Der Oberſtleutnant, das alte eigenſinnige Kamel, thut uns ja eigentlich den größten Gefallen: die beiden, Gänſerich Eberhard und Gänschen Aſta, ſind ja noch ſo jung, daß es ein Segen iſt, wenn ſie warten müſſen!“

Am ſtillſten in der kleinen Tafelrunde waren die alte Frau von Barten und ihr Sohn. Beiden gingen die Geſpräche, die ſie vorher — ſie mit der Tochter, er mit dem Schwager — gehabt hatten, doch mehr im Kopfe herum, als ſie ſich geſtehen wollten. Dann und wann begegneten ſich ihre Blicke, und ſie, die ſich beide ſo genau kannten und ſo innig liebten, ſahen ſich an, als ob ſie auf dem Grunde ihrer Seelen neue Züge finden wollten. Und dann ſchlugen ſie jedesmal, als ob ſie ſich auf etwas Unrechtem ertappt hätten, die Augen wieder nieder und wandten ſich ihren Nachbarn zu.

Amtsrat Borm trug ſeine neueſte Theorie vor. Er wollte für den kommenden Winter ſeinen Viehſtand auf das äußerſte beſchränken, auf den Stalldung verzichten und ſich bei der Frühjahrsbeſtellung ganz mit Kainit und Superphosphat behelfen.

(Fortſetzung folgt.)

Was hat man beim Eintritt ins Diakoniſſenhaus zu erwarten?

Von Th. Schäfer, Vorſteher der Diakoniſſen-Anſtalt zu Altona. (Abdruck verboten.)

Die Wirklichkeit iſt hundertmal intereſſanter, als jedes Erzeugnis der dichteriſchen Phantaſie. Das iſt auch auf dem Gebiet der weiblichen Diakonie wahr. Manche malen ſich das Diakoniſſenleben mit allerlei poetiſchem Flitter und romantiſchen Farben aus. Es hat ſolchen Aufputz nicht nötig; es iſt ſchön genug in der ſchlichten Wahrheit ſeiner Erſcheinung und glänzt hell genug in der inneren Befriedigung, welche es allen, die nicht ſich ſelbſt ſuchen, verleiht. Aus einer Anſchauung heraus, welche nüchternen Realismus und freudigen Idealismus zu verbinden ſtrebt, ſei auf die oft gehörte Frage: Was hat man beim Eintritt ins Diakoniſſenhaus zu erwarten? Antwort gegeben. Um ſechs Merkworte mag, was ich zu ſagen habe, ſich gruppieren.

Das erſte, was ein junges Mädchen, das als angehende Schweſter ins Diakoniſſenhaus eintritt, erwarten kann und ſicherlich findet, iſt ein *herzlicher Willkomm*. — Im Mutterhaus kommt man mit offenen Armen jeder Perſönlichkeit entgegen, welche eine Mitträgerin der gewaltigen Arbeitsanforderungen zu werden verſpricht, die von allen Seiten an ein Diakoniſſenhaus geſtellt werden. Man ſpricht mit Recht von einem wahren „Hunger und Durſt nach der Hilfe der Diakoniſſen.“ Da iſt’s leicht erklärlich, daß jeder Aſpirantin, welche mit guten Zeugniſſen verſehen im Diakoniſſenhaus ſich meldet, ein herzlicher Willkomm zu teil wird. Kann man ein Gleiches ſagen von ſo manchem anderen Beruf, zu welchem ſich zahlloſe Bewerberinnen herandrängen? Stützen der Hausfrau melden ſich auf jede Annonce Dutzende, zuweilen Hunderte. Neulich kam mir ein Abſagebrief für die in einem ſolchen Fall Nichtgewählten unter Augen, den ſich der betr. Herr der Maſſenhaftigkeit wegen hatte *drucken* laſſen. Und welche Aufnahme und Behandlung findet oft ſolch eine Stütze! — Selbſtverſtändlich wären lange, lange nicht alle, die ſich als Stützen melden, zu Diakoniſſen tauglich. Dazu gehört anderes und mehr, als viele von jenen beſitzen. Auch haben nicht wenige nähere Pflichten gegen Eltern oder ſonſtige Verwandte. Aber würden es nicht doch manche von ihnen als eine ſegensvolle Führung empfinden, wenn ſich ihnen die Thür des Diakoniſſenhauſes aufthäte? Dafür müßten ſie rechtzeitigen Hinweis und verſtändige Beratung empfangen. Am herzlichen Empfang im Mutterhaus würde es wahrlich nicht fehlen.*) — Während man übrigens dies immerhin als ſelbſtverſtändlich vorausſetzen mag — an ein zweites, was der Eintretenden wartet, müſſen erfahrungsmäßig nicht wenige immer wieder erinnert werden: es iſt die *wichtige Probe- und Lernzeit*. Man meint vielfach, wenn man ins Diakoniſſenhaus eingetreten iſt, dann ſei man auch gleich Diakoniſſin. Und doch iſt man zunächſt für einige Jahre nur Probeſchweſter und hat mancherlei zu lernen. So wenig ein Seminariſt ſchon Lehrer, ſo wenig ein Student der Medizin ſchon Arzt iſt, ſo wenig iſt eine Probeſchweſter ſchon Diakoniſſin. Sie kann es aber werden, wenn ſie das Zeug dazu hat und ſolches in der Probezeit ſich herausſtellt. Namentlich aber gehört dazu die Willigkeit, die dargebotene Gelegenheit zum Lernen recht auszunutzen. Da handelt es ſich zunächſt um Übung und Vervollkommnung in den weiblichen häuslichen Arbeiten. Die ſollte doch eigentlich jedes für den weiblichen Beruf im allgemeinen erzogene Mädchen wenigſtens in der Hauptſache verſtehen, wenn es 18, 20, 24 Jahre alt geworden iſt. Aber wie ſieht’s damit oft traurig aus! Doch was nicht iſt, kann werden. Aber es muß Willigkeit zum Lernen vorhanden ſein. Und das Lernen vollzieht ſich im Thun. Arbeiten lernt man nicht ohne Arbeit, vom bloßen Zuſehen nimmermehr. — Als etwas Neues tritt die ſpezielle praktiſche Berufsbildung hinzu, namentlich die Krankenpflege. Man übt ſie unter Leitung einer erfahrenen Schweſter im Krankenzimmer, am Krankenbett, im kleinen und im großen, vom Bettmachen bis zur Aſſiſtenz des Arztes im Operationszimmer. Daneben gibt der Arzt theoretiſche Unterweiſung in den „Doktorſtunden“ und praktiſche Verbandlehre. Dieſer Teil der Sache ſieht dem Fernerſtehenden wie das Schwerſte aus. Doch ſcheitern erfahrungsmäßig daran die Allerwenigſten. — Als drittes ſchließt ſich eine theoretiſche allgemeine Berufsbildung an. Wo es nötig thut, werden vergeſſene Schulkenntniſſe aufgefriſcht, unvollſtändige ergänzt; die religiöſen Lehrfächer erfahren eine erweiterte, vertiefte und auf den Diakoniſſenberuf zugeſpitzte Behandlung; die Diakonie ſelbſt wird nach der geſchichtlichen, theoretiſchen und praktiſchen Seite gelehrt. Wir ſehen: es iſt mancherlei zu lernen; und wenn auch je nach Vorbildung, Gaben und Eifer hierin große Verſchiedenheiten beſtehen bleiben, ſo muß doch ein gewiſſes Minimum erreicht werden, wenn die Probezeit mit der Einſegnung enden ſoll.

---

*) Wer einen kurzgefaßten Ratgeber begehrt, findet ihn im Daheimkalender 1895 S. 142 unter der Überſchrift: Wie wird man Diakoniſſin? von dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes.

Für die Erreichung dieſes Zieles iſt aber ein weiteres von entſcheidender Bedeutung: die *religiöſe Pflege*, die reichliche Darbietung des göttlichen Worts als des Lebensbrotes, wodurch die Herausbildung und Stärkung des chriſtlichen Charakters, die Entfaltung der Perſönlichkeit ermöglicht wird. Es dient ja dieſer Charakterentwickelung alles: der Beruf, das Leben des Hauſes, die Freuden und Schwierigkeiten. Aber es wäre gerade dieſem wichtigſten Teil der Schweſternerziehung und des Diakoniſſenlebens die Herzwurzel ausgebrochen, Mark und Kraft genommen, wenn nicht Gottes Wort reichlich im Haus lebte und den einzelnen nahe gebracht würde, ſowohl in den Morgen- und Abendandachten, wie ſie jedem Chriſtenhaus eignen, als auch in der Seelſorge und in den „ſchönen Gottesdienſten“ in der Anſtaltskirche. — Auch wohlgeſinnte Menſchen, welche aber den Verhältniſſen eines Diakoniſſenhauſes fernſtehen, ſehen die Kirche wie eine Art Luxusraum in der Anſtalt an; ſie meinen, die Schweſtern könnten ja, wie alle anderen, die Kirchen der Stadt beſuchen, in welcher das Mutterhaus liegt. Wir ſchweigen von den zahlreichen praktiſchen Gründen, welche das erſchweren, ja vielfach unmöglich machen. Aber die Glieder des Hauſes würden ſich auch eher alles andere nehmen laſſen, als ihr Kirchlein; und der Anſtaltsrektor oder -Vorſteher wird ſagen, daß er mit der Predigt des Evangeliums ſein Haus nicht nur ſpeiſt, ſondern auch regiert. Nirgends weniger als in einer weiblichen Gemeinſchaft darf eine lediglich beamtenmäßige Verwaltung ſtattfinden. Da treten Imponderabilien in Geltung, die nur wie durch das hausmütterliche Regiment der Oberin, ſo namentlich auch durch die hausväterliche und paſtorale Leitung des Rektors ihre Pflege finden. Im gottesdienſtlichen Leben iſt das heilige Feuer, der Mittelpunkt, die wirkſame Kraft des Diakoniſſenhauſes gegeben.

Der Segen dieſer religiöſen Pflege kommt aber nicht nur der Lehrzeit zu gute, ſondern iſt die notwendige Unterlage des ganzen *arbeitsvollen Lebens*. Es haben ja wahrlich auch andere ein Leben, das voll Arbeit iſt vom Morgen bis zum Abend, ja wohl gar den Aufwand aller Kraft bis zur völligen Erſchöpfung fordert. Wie manche Hausmutter opfert ihre Geſundheit, wie mancher Arbeiter bezahlt ſeinen Unterhalt mit der Hingabe ſeiner Kraft und ſeines Lebens. Aber ſie thun es für ſich und die Ihrigen, *und viele von ihnen ſind dabei herzlich unzufrieden*. Das kann man haben auch ohne Religion. Wir wiſſen freilich: der häusliche Beruf der Frau, die Arbeit des Mannes, aus Glauben und im chriſtlichen Geiſt betrieben, ſteht ſittlich keinem anderen Leben nach, ja wohl gar jedem voran. Aber wir wiſſen auch das andere: wer ſein Lebenlang uneigennützig für andere arbeiten und dabei fröhlichen Geiſtes ſein ſoll, der erfährt, daß er das nur aus den Motiven des Glaubens und des Evangeliums vermag. — In bunter Mannigfaltigkeit breiten ſich die verſchiedenen Arbeiten des Diakoniſſenberufs vor uns aus. Es iſt eins der häufigſten, aber für die Erkenntnis der Sache verderblichſten Mißverſtändniſſe, daß Diakonie nur chriſtliche Krankenpflege ſei. Sie umfaßt vielmehr alle Arbeitsgebiete, welche weiblicher Liebesthätigkeit zugänglich ſind. Freilich iſt's ein Ideal, das nur annähernd und von wenigen verwirklicht wird, welches Löhe in ſeiner hochgeſtimmten Weiſe mit folgenden Worten darſtellt: „Ich bin weder ein Maler, noch ein Sänger, wenn ich's aber wäre, ſo malte ich die Diakoniſſin, wie ſie ſein ſoll in ihren verſchiedenen Lebenslagen und Arbeiten. Es gäbe eine ganze Reihe von Bildern und ebenſo viele Lieder. Malen würde ich die Jungfrau im Stall — und am Altare, in der Wäſcherei — und wie ſie die Nackenden in reines Leinen der Barmherzigkeit kleidet, in der Küche — und im Krankenſaale, auf dem Felde — und beim Dreimalheilig im Chor . . ., — ich würde alle möglichen Bilder vom Diakoniſſenberufe malen: in allen aber Eine Jungfrau . . . Und warum denn? 's iſt ganz poetiſch, ohne daß Du zu den Bildern die Lieder ſingſt.“ Warum? Weil eine Diakoniſſin das Geringſte und das Größte können und thun, ſich des geringſten nicht ſchämen, das höchſte Frauenwerk nicht verderben ſoll. Die Füße im Kot und Staub niedriger Arbeit — die Hände an der Harfe — das Haupt im Sonnenlichte der Andacht und Erkenntnis Jeſu, — ſo würde ich ſie aufs Titelkupfer der ganzen Bilderſammlung malen. Drunter würde ich ſchreiben: „Alles vermag ſie — arbeiten — ſpielen — lobſingen.“ Ein Ideal! Aber Ideale ſind die Leitſterne in der Welt der Wirklichkeit. Und wir erfaſſen aus dieſem Idealbild gern den *Grundgedanken*: für die Diakoniſſin eignet ſich nicht eine Thätigkeit nach dem Prinzip der Arbeitsteilung in der Fabrik, wo einer nur Stecknadelköpfe und der andere nur Stecknadelſpitzen macht und darüber ſelbſt zur Maſchine wird, ſondern eine möglichſt vielſeitige Wirkſamkeit, welche der Ausbildung der Perſönlichkeit dient und es ſomit auch wieder ermöglicht, mit der vollen Kraft der Perſönlichkeit für andere und auf andere zu wirken. So aufgefaßt iſt aber die Arbeit, welche das Leben erfüllt, nicht Zwang und Plage, ſondern Glück und Segen.

Wenn aber geteilte Freude doppelte Freude iſt, ſo hat auch die Arbeitsfreude Gelegenheit, mächtig anzuwachſen bei der *ſchweſterlichen Gemeinſchaft*, die man im Diakoniſſenhaus findet. Man klagt in unſeren Tagen mit Recht darüber, daß die centrifugalen Kräfte ihre ganze Macht entfalten. Breite Strömungen des Zeitgeiſtes ſehen ihr Ziel in der Auflöſung der Geſellſchaft. Wie viel Einſame gibt's inmitten des Gewühls der großen Städte, wie viel rollende Steine, die kein Moos anſetzen in der Menſchenflut unſeres Volkes. Dem gegenüber iſt jede gemeinſchaftbildende und -erſtrebende Strömung von Bedeutung. In dem geſamten Betrieb der inneren Miſſion liegen Verſuche dazu vor, auch im Diakoniſſenhaus. Die Elemente, aus welchen hier die Gemeinſchaft gebildet wird, ſind ihrer Herkunft nach ſehr verſchiedenartig. Bei der Zählung und Klaſſifizierung einer größeren Anzahl von Schweſtern fand ſich, daß bei 177 die Väter Theologen, bei 164 Profeſſoren, Lehrer und Künſtler, bei 22 Ärzte, bei 513 Militär- und Civilbeamte, bei 186 Kaufleute, bei 77 Gutsbeſitzer, bei 805 Bauern, bei 1042 Handwerker, bei 277 Tagelöhner und Fabrikarbeiter waren. Eine bunte Miſchung! Es bedarf eifriger Bemühung und eingreifend wirkſamer Mächte, um dieſe verſchiedenen Elemente zu einer einigermaßen geſchloſſenen Einheit zuſammenzuſchweißen. Die Verſchiedenheit wird dabei nicht aufgehoben, aber es muß doch ein ſo ſtarkes Einheitsband, eine ſo breite Berührungsfläche geſchaffen werden, daß von ſchweſterlicher Gemeinſchaft die Rede ſein kann. Die Mächte, welche das vollbringen, ſind der gleiche Beruf und die religiöſe Geiſtesgemeinſchaft. Als Berufsgenoſſinnen und vor Gott ſind alle einander gleich. In dieſem Rahmen dienen die vorhandenen Unterſchiede nicht der Trennung, ſondern gottgewollter Mannigfaltigkeit. — Die Aufgaben aber, welche der Gemeinſchaft zuwachſen, ſind doppelter Art: Getragenwerden und Tragen. Jede Schweſter weiß, daß ſie bei ihren Mitſchweſtern, bei ihren Vorgeſetzten Verſtändnis und, ſo weit möglich, Rat und Hilfe findet in ihren beruflichen Schwierigkeiten und in ihren perſönlichen Nöten. Mag ihr irgendwoher Bedrängnis kommen, ſie hat ein Recht, bei der Gemeinſchaft, in welcher ſie ſteht, Stütze und Halt zu ſuchen. Freilich, was nicht widerſtrebt, ſtützt auch nicht, und was nicht ausſchließt, ſchließt auch nicht ein. So bietet die Gemeinſchaft nicht nur Erleichterungen, ſie macht auch Anforderungen. Wenn uns andere tragen, müſſen wir auch ſie tragen. So hat die Gemeinſchaft ihr Erhebendes, aber auch ihr Belaſtendes, verleiht Flügel und legt Feſſeln an.

Eine ganz ähnliche Bewandtnis hat es damit, daß die Schweſterngemeinſchaft ihren lokalen Mittelpunkt in einer Anſtalt hat, daß ſie ſich alſo in den Formen eines *geregelten*

Anſtaltslebens bewegt. Das Anſtaltsleben mag zunächſt etwas Überwältigendes haben für das neu eintretende Glied. Doch hat man ſich erſt einmal eingelebt, ſo thut's einem das Anſtaltsleben an. Mit all der Einzel- und Kleinarbeit verfolgt man doch große Ziele; durch die vielen Beziehungen der Anſtalt nach außen kommt eine gewiſſe Mannigfaltigkeit der Intereſſen hinein; ein gewiſſer großer Zug beherrſcht das Ganze. Schon mancher, der ſich aus dem bunten Vielerlei, der erdrückenden Arbeitsfülle und dem bewegten Leben der Anſtalt herausgeſehnt hat in kleinere, ſtillere Verhältniſſe, hat dieſelben, nachdem er in ſie verpflanzt wurde, recht alltäglich, kleinlich und langweilig gefunden. Alſo auch hier eine doppelte Betrachtungsweiſe, ein Für und Wider. Aber wie dem auch ſein möge: die Anſtalt iſt als Mittelpunkt des Diakoniſſenwerks in der Gegenwart ſchlechterdings nicht zu entbehren. Ich hebe nur ein Zwiefaches hervor. Zuerſt iſt ſie nötig als Ausbildungsſtätte. So einfach die Diakoniſſenarbeit ausſieht, ſo verlangt ſie doch, wenn ſie recht gethan werden ſoll, eine wohlgeleitete und ſorgſame Einübung. Es geht wie etwa beim Geigenſpiel. Wenn die Hand des Künſtlers ſo gewandt den Bogen führt und „durch die Saiten meiſtert,“ ſo ſieht's wunder wie leicht aus. Aber wenn ein Stümper durch ſein Wirken auf dem zarten Inſtrument die Ohren der Hörer quält, ſo merkt man erſt, was zum guten Spiel gehört. So auch beim Thun der Schweſter. Wenn ſie ihr Geſchäft ſchlecht verſteht, kommt die Schwierigkeit des richtigen Thuns dem Beſchauer erſt ganz zum Bewußtſein. Im Diakoniſſenhaus aber finden ſich die Kräfte zuſammen, welche die harmoniſche Ausbildung erreichen können: der Paſtor die Oberin, der Arzt und etwa auch noch für das Erziehungsfach der Lehrer oder die Lehrerin. Und was eine große Hauptſache iſt: das Mutterhaus als Arbeitsfeld ermöglicht es, der Arbeit bis ins einzelne nachzugehen, ſie zu kontrollieren und zu korrigieren. Das iſt z. B. der Grundfehler aller der Verſuche, welche Gemeindepflegerinnen ausbilden wollen ohne vorherige Krankenhausſchulung, daß man die Anfängerinnen in Verhältniſſe ſtellt, in welchen ſie nicht genügend im Detail unterwieſen und revidiert werden können. Es geht dann, wie es eben geht, ſie lernen, was ſie können, aber die rechte Gründlichkeit fehlt. Und das hat ſeine traurigen Folgen für die Reputation der ſo oberflächlich ausgebildeten Gemeindepflegerinnen bei den Ärzten und den Kranken und — für den Charakter der Pflegerinnen ſelbſt. Wer ſich an oberflächliches, ungenaues Arbeiten gewöhnt, leidet auch Schaden an der Tüchtigkeit ſeiner Perſönlichkeit überhaupt. Sodann aber iſt die Diakoniſſenanſtalt auch nötig als Heimſtätte. Man kann wohl ſagen: hätte man den Schweſtern im Diakoniſſenhaus keine Heimat geboten, die ganze Diakonie der Neuzeit wäre, menſchlich geſprochen, unmöglich geweſen. Was wäre aus vielen nicht mit Glücksgütern geſegneten Schweſtern in längeren Krankheitszeiten, in Jahren des Siechtums und des Alters geworden? Die Vereine und Anſtalten, denen ſie dienen, ſind in den weitaus meiſten Fällen weder im ſtande noch gewillt, die Altersverſorgung dienſtunfähig gewordener Schweſtern zu übernehmen. So wären alſo die einzelnen Schweſtern genötigt geweſen, ſich aufs Geldverdienen zu legen, eine Sache, zu der ſie recht häufig Gelegenheit hätten, die aber doch jeder, welcher einen Einblick in die Wirklichkeit hat, lieber aus dieſer Arbeit fernhalten wird. Wie wäre wohl bei ſolchen perſönlichen Vorteilen die Pflege der Ärmſten und Bedürftigſten ausgefallen? Würde dann nicht das Streben der meiſten Schweſtern auf die einträglichſten Poſten gerichtet ſein müſſen? Iſt nicht das Trinkgelderunweſen ein Schreckgeſpenſt, ja eine Peſt der mit Lohnwärterinnen beſetzten Krankenhäuſer? — So aber, wie die Sache durch die Diakoniſſenhäuſer als Heimſtätten der Schweſtern Geſtalt gewonnen hat, iſt, ſo weit es menſchenmöglich iſt, für Pfleglinge und Pflegekräfte gleicherweiſe geſorgt.

Es gibt gottlob noch ſo viel Idealismus in unſerem Chriſtenvolk, in unſerer Frauenwelt, daß viele mit großen Erwartungen ins Diakoniſſenhaus kommen. Nicht alle die gehegten Erwartungen erfüllen ſich. Manche verdienen's auch nicht, daß ſie ſich erfüllen. Es tritt dann eine Ernüchterung ein, aber eine heilſame. Mit Recht ſagt hiervon ein erfahrener Mann im Diakoniſſenwerk, P. Diſſelhoff in Kaiſerswerth: „Kein Amt iſt etwas Poetiſches, ſondern allezeit etwas recht Nüchternes. Doppelt nüchtern aber iſt das Amt, welches ſeine Inhaberin zur Magd macht. Schon manchem Mädchenherzen iſt es mit dem ſchönen, lieben Worte Diakoniſſin ähnlich gegangen, wie mit dem poetiſchen Blumennamen Immortelle oder Amaranth. Was iſt denn eigentlich eine Immortelle? Eine Amaranth? Eine *Strohblume*! Und eine Diakoniſſin iſt eine Magd!“ eine Magd des Herrn Jeſu an ſeinen Elenden und Armen . . . „Thränen von bleichen Angeſichtern trocknen, das ſtöhnende, müde Haupt mit ſanfter Hand aufrecht halten, mit milder Stimme Frieden in den zerriſſenen Buſen hauchen, das verklärte Angeſicht, das freudeſtrahlende Auge über ein ſterbendes Antlitz beugen, dem Verzweifelnden als ein rettender Engel erſcheinen: das klingt ſchön und ſüß, das klingt poetiſch und romantiſch.“ Aber das Feuer poetiſcher Begeiſterung hält nicht vor in der Diakoniſſenarbeit, die darin beſteht: „in den wirklichen Notſtänden wirkliche Arbeit thun. Das kann kein Rauſch der Phantaſie, das kann nur die nüchterne Liebe, die alles verträgt, die alles glaubt, die alles hofft, die alles duldet. *Freilich iſt dieſe wirkliche Arbeit in wirklichen Notſtänden tauſendmal ſchöner und ſüßer und ſeliger, als jener poetiſch romantiſche Wahn.*“

Es gibt aber gottlob auch noch Realismus genug in unſerem Chriſtenvolk, in unſerer Frauenwelt, daß man es ſtatt des Flitters mit dem echten Gold hält. So geſtimmte Seelen wiſſen es zu ſchätzen und danken Gott dafür, daß ſie im Diakoniſſenhaus die Güter und Gaben finden, die wir oben dargelegt. Wer ſie erwartet, wird ſich nicht getäuſcht finden.

Uſche Queren macht es anders!

Novelle von *Ilſe Frapan.*

(Fortſetzung.)

„Aber, Elſabe, Tanten kann't doch nich mitnehmen,“ ſagte die Mutter.

„Mutter, Uſche Queren ſitt in ehren Stohl un itt un drinkt noch mal ſo veel as Du, de denkt je noch an keen Dod!“

„Aber ſe is doch 'n ole Fro, un wat hett ſe denn groot vun ehr Leben?“

„Nee, Mutter, dat is ganz egal, dat geiht uns nichs an; lat ehr dat um Gotteswillen behollen.“

„Nee, Kind, eenmal kriegt wi dat je doch, ſe hett' je in ehr Teſtament ſett.“

„De kann ſick noch teinmal beſinnen, Mutter.“

Madam Eggers unterdrückte einen Aufſchrei. „Och, dat is je grad unſe Angſt, Vadder ſin un min ook —“

„Un wenn ſe dat will, denn is ſe in ehr Recht, Mutter.“

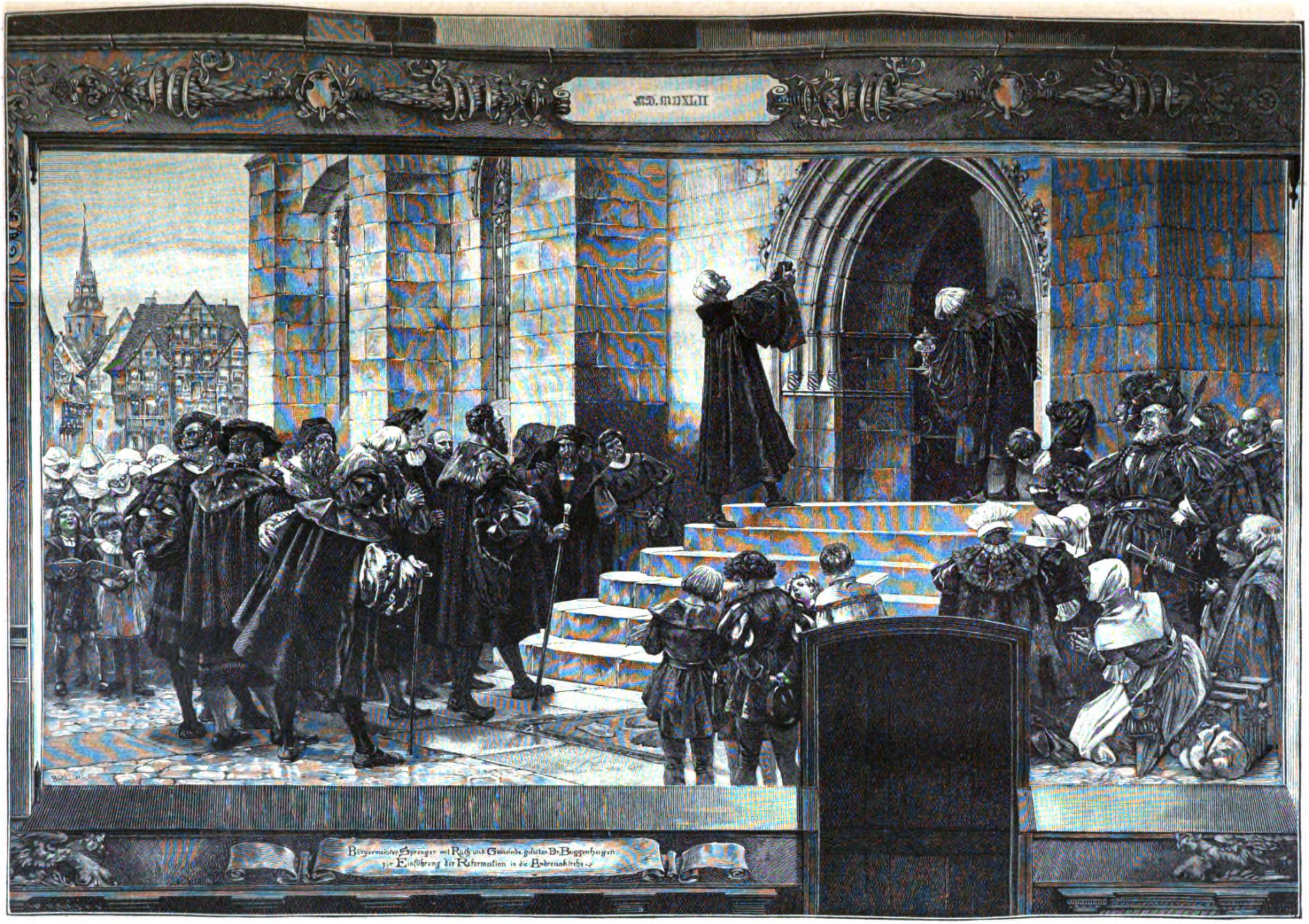
„Denn ſmitt Vadder rum!*) Nee, wi möt ehr allens to'n Gefallen dohn, Elſabe, dat ſe nich op ſo'n Gedanken kummt. Du ook, Kind. Se ſeggt dat nich, aber ick glöw, ſe hollt wat vun Di, ſe will ümmer, dat Du ehr wat vertelln ſallſt —“

Das Mädchen ſchüttelte kräftig den blonden Kopf: „Ick doh't**) nich, un ick kann't ook gor nich! Wat mi nich vun Hatten***) kummt, dat kummt nich över de Tung†). Un nu, wo ick düt to weeten kreegen heff, is mi Tanten Uſche noch teinmal duller towedder.“ ††)

---

*) macht Bankerott. **) thu's. ***) Herzen. †) Zunge. ††) zuwider.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


AD. MDXLII
Bürgermeister Sprenger mit Rath und Gemeinde geleiten Dr. Buggenhagen
zur Einführung der Reformation in die Andreaskirche.

Einführung der Reformation in Hildesheim durch Buggenhagen. Nach dem Gemälde von H. Prell in Hildesheim.

„Harr ick man gor nichs ſeggt,“ jammerte die Mutter, „ick dach', Du büſt nu all ſo'n groote vernünftige Deern, weetſt, wo dat in de Welt togeiht —“

„Nee!“ rief Elſabe verächtlich, „vun ſo'n Hinterliſtigkeiten heff ick nichs vun aff wußt un will ook nichs weeten.“

„Bün ick nich weſt as Du?“ klagte die Frau, „warr man erſt ſo old, dat Leben is ſwar,*) dat giwt nich veel Lüd, de op graden Wegen hendor' kamt.“

Seitdem hatten ſie oft über die Angelegenheit geſprochen, und mehr und mehr neigte ſich die ſchwache Mutter auf die Seite der Jüngſten.

Das Mädchen hatte freilich ſonderbare Einfälle: „Mutter, wenn ick nu ſo'n Königin wär',“ ſagte ſie eines Tages mit glänzenden Augen, „denn wurr ick dat överhaupt affſchaffen.“

„Wat denn, Kind?“

„Och, dat ol' Erben! Wenn ick nu min Tanten Uſche gern lieden much,**) denn wurr ick mi dat doch to Hatten nehmen, wenn ſe ſterben däh, nich Mutter? Na, un denn wurr mi dat ook to trurig ſin, dat ick ehr Saken un ehr Geld un allens hebben ſchull, nich?“

Frau Eggers begriff nicht recht warum, aber ſie ſagte ja.

„Un wenn ick ehr nich lieden mag, wat for'n Recht heff ick denn, ehr Geld to kriegen?“ fuhr das Mädchen nachdenklich fort, „denn wurr mi dat je in de Hand brennen — is nich wahr? Nee, dat mutt affſchafft warrn, dat Erben deiht keen Good,“ ſagte ſie ernſthaft.

„Och, Kind, wat redſt Du ook! Wokein ſchull dat Geld kriegen, wenn Lüd ſtarwt, wenn nich ehr Verwandten?“

Elſabe, die gerade ein paar Hutſchleifen zuſammenſteckte, beſann ſich. „Nee, keen Verwandten, frömde Lüd, de ehr gor nich kennt hefft,“ ſagte ſie zuletzt.

Das wollte Frau Eggers durchaus nicht einleuchten. Das Mädchen ſpann an ihren Gedanken und ihrem Hutputz weiter. „Ick weet noch wat, Mutter. Dat Geld mutt allens in 'ne grote allmächtige Kiſt' kamen, dat ganſe Jaohr, vun alle rieke Lüd, de ſtarwt, un denn, alle Wihnachten, ward dat rutkriegt un tellt, un ſoveel Paketen makt, as dor nu Lüd in Dorp oder in de Stadt ſünd, alle gliek, un Wihnachtenobend ward all de Paketen utdragen, un denn is en Freuen in jedes Hus.“

„Ach, dat wör ſchön!“ rief Frau Eggers unwillkürlich.

Mutter und Tochter ſahen ſich einen Augenblick heiter lächelnd an. Dann ſenkte Elſabe die Augen wieder auf die Arbeit, ihre runden Backen färbten ſich tiefer. „Denn kreeg Herr Leſerenz Olf ook mal wat to Wihnachten,“ ſagte ſie halbleiſe, „he hett nie wat to Wihnachten kreegen, Mutter.“

Frau Eggers räuſperte ſich bedauernd. Dann bemerkte ſie, daß allerdings bei ſo armen Leuten zu Weihnacht nicht viel aushänge. „Hett he di ſo wat vertellt?“ fragte ſie.

„Ick weet' noch vun fröher her; un giſtern hett he mi ſeggt, ick harr em mal Wihnachtenmorgen en poar rode Appeln geben, — dat harr ick all lang vergeeten.“

„He ſett' Di doch nichs in'n Kopp?“ machte die Mutter und bog ſich vor, um in der Tochter Geſicht zu ſpähen.

„Wat ſchull dat woll ſin?“ Elſabe zog die Brauen zuſammen, „dat giwt je ook Fiſcherslüd', de ganz good leben könt.“

„Du denkſt doch nich an ſo wat?“ rief Frau Eggers erſchrocken. „Ick bitt' Di, Kind, lat bloß Vadder un Tanten nich ſo wat hören, — wat is he, un wat hett he?“

„Ick weet all, ick weet allens!“ das Mädchen raffte ihre Bänder und Tüllſtreifen zuſammen, „Du brukſt em nich ſlecht to maken, dat lied ick nich. He hett den allergrötſten Fehler, de 'n Minſch hebben kann — he hett keen Geld.“ Ihr Ton war herb und traurig, ſie wollte hinausflüchten.

„Nee, mußt nich, Deern,“ bat die Mutter, „kiek, wenn he nich den ollen harbökenen***) Ewer harr, un wenn he man 'n eegen Hus harr, un wenn he nich ſo'n Olf Thranblut wär' — —“

„Denn much*) ick em wohrſchienlich nich lieden,“ ſagte Elſabe mit trotzigem Erröten und blickte der Mutter gerade in die Augen, „em is dat ümmer ſlecht gahn, vun Kind op an; — wenn de annern Gör'n an'n Strand Füer makt hefft un hefft ſick dar 'n Putt op ſett mit Botter un Eier un Kantüffeln, denn hett he mit de Hann' in de Taſch dabi ſtahn, dat em dat Water in Mund toſam leep, aber kriegen —“

Eine mitleidige Thräne verſchleierte ihre Augen, ſie lief ſchnell hinaus, um in der kleinen zugigen Giebelſtube oben, die ihr gehörte, Arbeit und Träumerei fortzuſetzen. Es war wohl das Bild aus der Kinderzeit wieder in ihr lebendig geworden, weil auch heut auf dem Strande Gruppen von Jungen um ihre kleinen Holzkohlenfeuer kauerten, und der bläuliche, ſcharfduftende Rauch, der die Geſichter umhüllte, zwiſchen den Kronen der Weiden empor und bis in die Fenſter herein kräuſelte. Als ſie vorhin draußen geweſen, Wäſche von der Strandbleiche zu holen, hatte ſie auch ſo einen langen mageren Jungen abſeits ſtehen ſehen, wie er mit gierigen Augen dem Vorgang folgte. Das Einbetten der Kartoffeln in die heiße Aſche, das Wiederherausholen der braunſchwarz geröſteten mit der hakigen Aſtgabel, das Teilen, Schälen und Verſpeiſen zuſammen mit dem leckeren Duft von den gebratenen Eiern, — es war alles ſo verlockend und luſtig, aber der arme Junge hatte ſich nicht herangetraut.

„Na, Hannes, wat geihſt Du denn nich nöger?“ hatte Elſabe ihm zugerufen.

Da hatte er mit einer Fratze den Kopf geſchüttelt. „De hefft Geld in de Taſch, dat ſünd rike Lüd, de dar.“

„Se gewt Di woll wat aff, Hannes.“

Darüber hatte der Junge erſt laut aufgelacht, dann hatte er den Mund ſchief gezogen, die Backen aufgeblaſen und ein paar Schritte gegen die nächſte Gruppe gethan. Und ſogleich hatten ſich einige Köpfe gewendet, argwöhniſche Blicke hatten ihn gemuſtert: „Na, wat wullt Du hier? Kiek Hannes Meier an, wat de for'n ſmeeriges Grintje**) hett! Heſt Du ook Kantüffeln, Hannes? Ick bin de Kökenmaſter, ick mutt dat hier överwachen.“

Elſabe war dann ſchnell ins Haus gelaufen, um Hannes Meier eine Handvoll Kartoffeln zu geben, — er war aber ſchon weg, als ſie wieder hinaus kam. Sie wollte die Jungen, die da ſchmauſten und ihm nichts abgegeben hatten, ſchelten, aber ſie antworteten einſtimmig und mit dem treuherzigſten Ton von der Welt, Hannes Meier gebe ihnen auch nie was ab.

„He hett je nichs, ſin Vadder is dod, un ſin Mutter geiht in de Fabrik,“ hatte das Mädchen geſagt.

„Dat ſtimmt! He kann ſick dat nich leiſten. Hal' noch 'n beten Holt, Auguſt.“ Und gemütsruhig hatten ſie weiter gewirtſchaftet. Sie machten es ſchon genau ſo wie die Erwachſenen. Wie all dieſe Kleinigkeiten jetzt Sinn und Bedeutung für das Mädchen bekamen! Das iſt nicht recht und kann nie und nimmer recht ſein, daß der eine an reicher Tafel ſitzt und ſich's ſchmecken läßt, und der andere muß abſeits ſtehen und hat doch ebenſolchen Appetit, hat rote Lippen zum Lachen und weiße Zähne zum Beißen und muß ſich das Lachen und das Beißen vergehen laſſen! Ganz traurig und empört aber wurde ſie, als ihr einfiel, daß der Arme zu all ſeinen Entbehrungen auch noch verachtet wurde. Wem konnte nur zuerſt etwas ſo Widerſinniges und Häßliches in den Sinn gekommen ſein, daß er das aufbrachte und Nachahmer fand? Und jetzt that das nicht nur Tante Uſche, der ſie es allenfalls am erſten zugetraut hätte, ſondern alle Leute in ihrer Familie, ja eigentlich jeder Menſch in Blankeneſe!

Sie grübelte lange, ob es wohl auch anderswo ſo zugehen könne, und es kam ihr ganz unmöglich vor. Sie hatte eine Ahnung, daß es irgendwo draußen in der Welt noch einen anderen Maßſtab, noch eine andere Wertſchätzung geben müßte, — vielleicht war es darum, daß ſo viele Leute nach Amerika auswanderten? Wenn ſie nur jemand hätte fragen können! Aber wer blieb ihr, jung und unwiſſend wie ſie

---

*) ſchwer. **) möchte. ***) baufälligen.

*) möchte. **) ſchlaues oder ſüßliches Lächeln.

war, als die Mutter, und wie wenig Auskunft fand ſie da? Nein, dann war es noch beſſer, über ihren Hüten und Haubenſchleifen zu ſitzen und in ſich hinein zu denken, und — ja, das nächſte Mal, wo ſie ihn ſah, wollte ſie doch Leferenz Olf fragen, vielleicht wußte der von dieſen Sachen Beſcheid.

Und ſie fragte ihn wirklich, aber der hatte keinen Glauben an Amerika. Er hatte ſchon Leute geſprochen, die ihm geſagt hatten, drüben wäre es ganz wie hier, eher noch ſchlimmer. Aber dann fügte er mit großen verwunderten Augen hinzu, immer würde es nicht ſo bleiben, das hätte er auch ſchon gehört, — es gäbe noch mehr Leute, als Elſabe, denen das aufgefallen wäre, und wenn die mal alle Mann mit anfaßten, denn würde der Kurs wohl anders. Das ſchien dem Mädchen dunkel, aber er wollte nicht mehr darüber ſagen.

„Dat deiht keen good, dat mutt ſick in'n ſtillen utwaſſen, ſunſt ward dat doddrückt." Sein Ton war geheimnisvoll, und ſein Geſicht drückte einen feierlichen Ernſt aus. Es hatte keine Ähnlichkeit mit dem gewöhnlichen Olf Thranbluts. Richtig hatte er wieder Seeroſen gefiſcht, und zwar große violettrote; mit einem kleinen Regenwurm ſtreichelte er die ausgeſtreckten, fleiſchigen Fangarme, bis die kreisrunde Öffnung zwiſchen ihnen weiter wurde, die Fangarme ſich wölbten, über dem Wurm zuſammenkrümmten und ihn ſanft, aber unwiderſtehlich in die Schlundöffnung hineinwirbelten.

Elſabe konnte kaum glauben, was ſie doch ſelbſt mit angeſehen hatte. „De weet ſick to helpen," ſagte ſie voll anerkennenden Staunens.

Leferenz Olf blickte geradeaus. „So wahr, as de ſick to helpen weet, ſo wahr ward wi uns helpen," murmelte er für ſich. Das Mädchen ſchüttelte den Kopf über ſein ſonderbares Weſen, er gefiel ihr ſo gut, ſie hätte ihn auf dem offenen Strand, im vollen Sonnenſchein, in den Arm nehmen mögen. Aber das ging erſtens ſo nicht, und zweitens um Onkel Mull nicht, der wenige Schritte von ihnen in ſeinen großen Waſſerſtiefeln mit der Pfeife im Munde um ſeine aufgehängten Netze herumſtakte und ſie mit aller Vorſicht von Tang und Blättern befreite, die ſich in die Maſchen feſtgeſetzt hatten.

„Da is all wedder 'n Slubben*)," brummte er hinter ihnen, ſo laut, daß ſie beide ſich umſahen. Ein liſtiges Lächeln zuckte um ſeinen faltigen Mund, als er es bemerkte; er hob die Blicke über ihre Köpfe weg, als ob er in die Ferne ſähe, und ſagte laut und ruhig: „Dat is all 'n dooven Dunſt**)."

Elſabe glaubte nicht, daß er ihrem Geſpräch gefolgt ſein könne. „Wat denn, Unkel?" fragte ſie kühl.

„Arm un riek, dat is vun Gott beſtimmt. Dat ſteiht all in de Bibel, dat de rike Mann alle Dag herrlich un in Freuden lewt hett, un denn is dar wedder de arme Mann weſt, wat de arme Lazarus wör', de hett vor ſin Dör in'n Dreck legen, un eeten hett he, wat de Hunn 'n öbrig laten hefft. Un ſo is dat bet op'n hütigen Dag." Er ſpie aus und ſtapfte mit eigenſinnigem Geſicht weiter.

Leferenz nickte. „Aber dar kummt woll mal 'n Dag —"

Onkel Mull ſchüttelte störriſch den weißen Kopf. „Dat glöwt wi woll all, wenn wi jung ſünd, — aber ward man nichs ut." Murmelnd ging er weiter an ſeinen Netzwänden hin.

„Unkel Mull is nich for dat Niemodſche," ſagte das Mädchen geringſchätzig. Olf ſtieß ſie an: „He is dat je grade weſt, de mi in de Verſammlungen inföhrt hett."

Der alte Fiſcher muſterte ſeine Nichte, die hier mit einem armen Burſchen ſolche Geſpräche führte.

„Dat is all vun Gott," ſagte er für ſich, aber doch verſtändlich für die anderen, „keen Minſch hett ſin Gedanken ut ſick ſülwer. De leebe Gott is dar baben, un giwt Di dat in'n Kopp, un denn ſittſt Du dar un kannſt to kieken, wo Du dat utbreueſt.***) Dat's en ſwar Stück — je, je, je, je!" Er nickte und ſpuckte vor ſich hin, die Sonne machte ſeinen weißen Bart weiß wie Seide, die Haut ſchimmerte rötlich hindurch. Er war immer ſelbſt verwundert über die wunderlichen Gedanken, die ihm Zeit ſeines Lebens gekommen waren, ſeit er über Uſche Querens Treuloſigkeit für drei Jahre den Verſtand verloren und in der Irrenzelle geſeſſen hatte. Ein alter Mann, harmlos von Geſicht, wie eine weiße Maus, klein und dürr vor Alter, aber ſauber und hurtig — die vernünftigen Leute von Blankeneſe hielten ihn noch heutigen Tages für verrückt. Er hatte es ja auch „nie zu etwas gebracht," hatte nur Spielereien im Kopfe und verliebte ſich in jede hübſche junge Frau, die er zu Geſicht bekam. Es gab ja natürlich immer eine ganze Anzahl Strohwitwen in Blankeneſe. Zu ſolchen ging David Mull ganz gemütlich hin und knüpfte ein allgemeines Geſpräch an — über die neuen Anlagen bei Falkenthal oder den neuen Laden oben beim Bahnhof. Das war nämlich ein kleiner Droguiſt, und ſo was war nie und nimmer in Blankeneſe vorgekommen, ſagte der Apotheker, und er wußte nicht, ob er es zu leiden brauchte. David Mull erzählte mit vielem Blinzeln und Nicken, wie der Apotheker jedesmal ausſpuckte, wenn er dem kleinen Droguiſten begegnete; aber weiter könne er ihm nichts thun, die Zeiten ſeien vorbei, wo einer einfach kein Patent kriegte, wenn die übrigen Meiſter nicht wollten. Und dann, mit einem kühnen Schwung kam er auf die alleinſtehenden Frauen zu ſprechen, die er noch „viel ſchlechter daran" fand, als die armſeligſten Droguiſten dem dicknaſigſten Apotheker gegenüber.

„En Mannsperſon, de kann ſick ümmer helpen, aber mit ſo Froenslüd, dar is dat trurig. Dat is, as wenn ſe verraten un verkofft ſünd in de Welt. As de lütten Kinner. Se möten all 'n Anholt hebben, ſünſt ſackt*) ſe um. En Fro ohne Mann, dat is, as 'n Minſch, de keen Kopp hett." Und dann, voll teilnehmenden Eifers erzählte er, wie ihm „ihr" Schickſal (nämlich das Schickſal der Frau, mit der er ſprach) nahe gehe und bot ſich an, ihr den fehlenden „Kopf" in der Wirtſchaft zu erſetzen. Der regelmäßige Verlauf der Dinge brachte es dann mit ſich, daß David Mull ſich einige Minuten ſpäter vor der Hausthür der „hilfloſen Frau" befand, unter Kichern oder Schelten war er ganz ſachte hinausgedrängt worden. Stellte ihn aber jemand zur Rede, wollte ihm Vorwürfe machen, ſo ſetzte ſich David Mull ſofort auf die Hinterbeine und behauptete, dieſe Gedanken kämen von Gott, ſo gut wie alle anderen Gedanken auch, er allein wäre ſein Lebelang nicht auf ſo was verfallen, und darüber dürfte ihm kein Menſch böſe ſein. Manchmal weinte er auch und ſagte, er wäre zu verlaſſen, aber das ging immer ſchnell vorüber, ſobald er eine neue Ausſicht hatte.

Daß Leferenz Olf mit dieſem Alten hielt, mit ihm auf Aale ausfuhr und Verſammlungen beſuchte, erſchien Elſabe wie eine Herabſetzung des jungen Mannes. Für ſie hatte Onkel Mull nicht das geringſte Anſehen, und es war ihr faſt unangenehm, wenn er ſie anredete. Und nun, in der letzten Zeit, verſuchte gerade dieſer Onkel ſich in ihr Geſpräch zu drängen, blinzelte ihr verſtändnisvoll zu mit ſeinen kleinen rötlichen Mäuſeaugen und verdarb ihr das Vergnügen des Alleinſeins mit Olf. Der ſchien es nicht eher zu merken, als bis ſie eines Tages kurze Antworten gab und mit aufglühendem Ärger auf den vollen Backen beide ſtehen ließ, Onkel Mull ſeine Netze „auspulend" und den langen Leferenz auf den Steinen ſitzend, beide Ellbogen auf die ſpitzen Knie geſtützt und mit weit aufgeriſſenen Augen nach ſeiner Gewohnheit hinausträumend über das Waſſer. Es war ſchon tiefe Dämmerung, langſam ſchob ſich der Mond aus den ſchwarzen Wolken und warf eine Lichtbrücke über die Elbe. Olfs Rücken war ganz ſilbrig weiß, als ſie ſich noch einmal unter den Weiden nach ihm zurückbog. Es war ſo ſchön draußen, mild, obwohl ſchon Oktober, und drinnen im Haus, ſie hörte ſie ſchon im Vorgarten, ſchalt Uſche Queren und Mietje ſchrie. Elſabe blieb ſtehen, unſchlüſſig, zitternd. Sie wußte wohl, was ſie wollte. Leferenz Olf am Arm nehmen und mit ihm gehen, einerlei wohin, in ein Boot, in den Wald, über Feld — wohin er wollte, aber — es kamen ihr Thränen in die Augen — er war ja Olf Thranblut, Olf

---

*) Knoten. **) tauber Dunſt. ***) ausbrüteſt.

*) ſinken.

Traumbuch, er wollte ja nichts. Das war es gerade. Sitzen bleiben, mit wem er gerade ſaß — es war ordentlich, als wenn ſeine langen Glieder knarrten, wenn er ſie bewegte. Für nichts wußte er Rat, lachte nur und ſagte, ſie wären ja noch jung, und wollte immer küſſen. Das war das einzige, was ihn munter machte. Und jetzt, wo der Onkel Mull immer da war, hatte man nicht einmal das von ihm. Drömklaas! Oben in der kleinen Giebelſtube war ſchon lange Licht, da ſaß Vater und rechnete wieder, daß er nachher kein Abendbrot mochte. Und in der Küche am Herd ſaß Mutter und hielt die Hände im Schoß und den Kopf auf der Bruſt. Ein ganzes Haus voll Leute, und doch jeder für ſich, jeder in ſeiner eigenen Tonne, über die er nicht hinausgucken, nicht den Nachbar ſehen konnte, der doch ſo verlangende Augen nach ihm machte. Elſabe lehnte ſich an den Pfoſten der Buchenlaube und weinte mit unterdrücktem Schluchzen. Als ſie damit fertig war, hatte ſie beſchloſſen, daß es aus ſein ſollte. Das hilft nicht, dachte ſie, das hat keinen Schick. Und was ſeinen richtigen Schick nicht hat, das braucht man nicht groß zu ziehen. Darauf ging ſie hinein und ſah nach Mietje, die allein zu Bett gehen ſollte, weil ihre Mutter keine Zeit hatte, und ſie ſich vor der dunklen Kammer fürchtete. Als das Kind mit getröſteten Augen eingeſchlafen war, lief das Mädchen in die Küche, zündete Licht an und machte Feuer zum Abendbrot. Die Mutter ſtand ſogleich auf und half ihr, wortlos aber eifrig. Einmal horchte ſie: „Se ſchellt*) all wedder,“ ſprach ſie ängſtlich. „Lat ehr doch ſchellen, Mutter,“ ſagte gleichmütig Elſabe. „Wiſche is bi ehr, ſe ſchellt doch ſünſt nich mit Wiſche,“ meinte die eingeſchüchterte Frau. „Se is hüt ſo recht veninſch,**) hett ook all wedder ſeggt, ſe wull un wurr noch twintig Johr leben.“

„Lat ehr doch leben!“ rief Elſabe.

„Vadder hett mi hüt ſeggt, he kunn ſick höchſtens noch en halſ Johr hollen. Wenn denn nich Hülp kummt —“

„Hülp vun den Dod, Hülp ut'n Sark!“ rief das Mädchen. Frau Eggers drückte ihr die Hand auf den Mund.

„Ick mutt mal mit Vadder reden,“ ſagte Elſabe, ſowie ihre Lippen wieder frei waren.

„Och Kind, vertörn'***) em nich, he is all in ſo'n Opregung!“ — ſie mußte ſich erholen, ehe ſie weiter ſprechen konnte — „he hett Mietje dörchhaut, denk Di bloß ſo wat an!“

„Mietje?“ wiederholte das Mädchen mechaniſch.

Frau Eggers weinte ein bißchen. „Se hett den Kantüffelnkorw op de Trepp ſtahn laten, un Vadder is binah fullen. So dull heff ick em noch gor nich kennt; he hett op dat Kind loshaut —“

Elſabe wurde dunkelrot, ſie kehrte ſich ab und ſagte nichts weiter. „Ick kann mi nich beſinnen, dat Vadder Jug†) jemal wat dahn harr,“ murmelte die Mutter. — Das Mädchen ſchlich hinauf, horchte an Mietjes Kammer, es kam ihr vor, als ob das Kind leiſe weine. Unten ſaßen ſie beim Abendbrot in der Küche. Sie holte ſich ein Licht und ließ den Schein von der Thür aus auf die Kleine fallen. Sie weinte nicht, aber ſie hatte ein glühend heißes Geſichtchen, die Decke war fortgeworfen, ſie ſchlug mit den Händen nach den Kiſſen. Plötzlich fing ſie an zu zittern und zu ſchreien „hu! hu! hu!“ und dann richtete ſie ſich ſteif im Bett auf und hielt die Hände vor die Augen. „Mietje, ick bün hier, komm Mietje!“ Aber es half nicht, daß Elſabe ſie in die Arme nehmen wollte, ſie bog aus nach der anderen Seite, ſchlug um ſich, zitternd und hu! hu! ſchreiend, daß es ſchauerlich durch das Haus gellte. „Wat is dar los?“ rief es von unten. „Ick weet nich, Mietje is nich recht —“ antwortete Elſabe übers Geländer; ſie wollte dem Kinde Waſſer zu trinken geben, aber es wehrte alles ab, hatte die Augen weit offen und ſchien ſie doch nicht zu kennen. Frau Eggers, Bertha mit einem Butterbrot in der Hand, zuletzt Tiete Eggers ſelbſt mit einem langen ernſten Geſicht kamen in die Kammer. „Wiſche is bi Tanten, Tanten weet gor nich, wat dar los is,“ bemerkte Frau Eggers, während ſie fortwährend ängſtliche Blicke auf ihren Mann warf. Bertha hatte ihr Butterbrot weggelegt und kam mit einem naſſen Handtuch, aber die Kleine fuhr heftig zuſammen, ſowie das Kalte ihre fiebernde Stirn berührte und ſtieß von neuem ihr Angſtgeſchrei aus.

„Kumm Vadder, wullt Du ſe nich mal nehmen? Du weetſt ſo good mit ehr ümtogahn,“ ſagte Elſabe und ſah dabei keinen an. Der Mann errötete wie ein ertappter Schulknabe. Verlegen kam er an das Kinderbettchen, nahm die Kleine heraus und flach auf die Arme — dann begann er mit ihr auf und ab zu gehen, während die Frauen gegen das Fenſter und die Treppe zurückwichen, denn die Kammer war eng. Mietje hatte weder gezuckt noch geſchrieen, ſeit er ſie aufgenommen — ruhig ließ ſie ſich den Umſchlag auf den Kopf legen und trank das Zuckerwaſſer, das Elſabe ihr hinhielt. Als ſie dabei in ihres Vaters Geſicht blickte, ſah er ſo kummervoll und gealtert aus, daß ſie erſchrak.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) ſchilt. **) giftig. ***) erzürne.

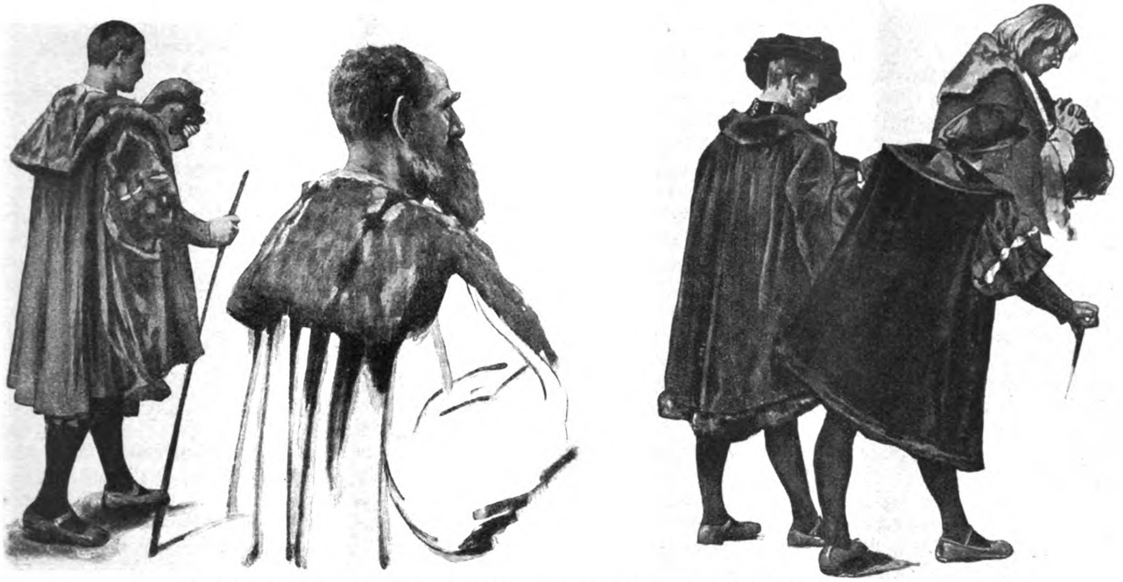
*) Euch.

Hermann Prell.

Von Adolf Roſenberg.

H. Prell.

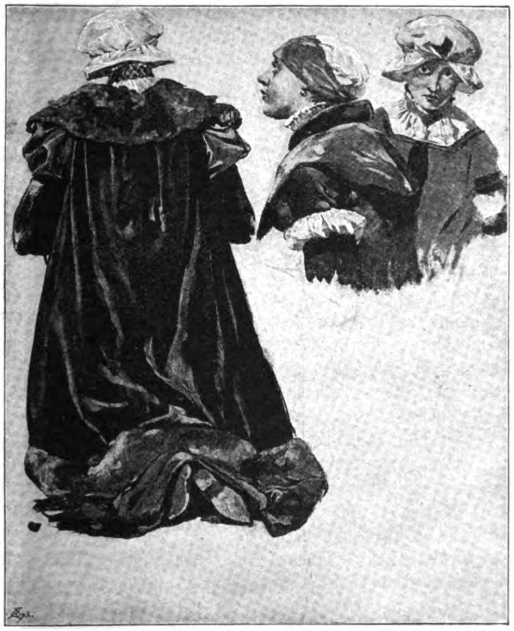
Der Name des jungen Meiſters, aus deſſen Zügen uns eine Perſönlichkeit entgegenblickt, deſſen herzgewinnendes Äußere ein treues Spiegelbild ſeines lauteren Weſens und reinen Strebens iſt, iſt den Kunſtfreunden nicht ſo geläufig wie der vieler geſchickter, um die Gunſt der Menge buhlender Macher oder der der Rufer im Streit, die in der modernen Kunſtrevolution ihre Stimme unermüdlich erſchallen laſſen. Hermann Prell iſt einer von den Einſamen, die ruhig und unbekümmert um das Geſchrei ihrer radikalen Kunſtgenoſſen ihre Straße ziehen und ihre Perſönlichkeit nur in ihren Werken ausleben laſſen. Sein Name iſt, weil er nur wenige Staffeleibilder auf die Reiſe durch nationale und internationale Kunſtausſtellungen geſchickt hat, eigentlich erſt im Frühling dieſes Jahres weiteren Kreiſen bekannt geworden. Als Kaiſer Wilhelm II. am 23. April nach Dresden fuhr, um den König Albert von Sachſen perſönlich zu beglückwünſchen, fand er noch die Zeit, die Werkſtatt Hermann Prells zu beſuchen, der nicht lange zuvor als Lehrer der Monumentalmalerei an die Kunſtakademie nach Dresden berufen worden war. Bei ſeinem Aufenthalt in Rom hatte der Kaiſer, deſſen Augen überall ſind und deſſen Stärke des Gedächtniſſes hinter der Schärfe ſeines Blickes nicht zurückbleibt, erkannt, daß der Palazzo Caffarelli, der Sitz der deutſchen Botſchaft, in ſeinem künſtleriſchen Schmuck nicht der Würde des Reichs entſpricht, deſſen äußeres Sinnbild er in der „ewigen Stadt“ ſein ſoll. Da aber durch Flickwerk nichts zu erreichen iſt, wo in ſolcher Umgebung nur hiſtoriſche Größe, nur geheiligte Überlieferung ein Gewicht haben, war es ein kühner, aber guter Entſchluß, an einer bevor-



Studien von H. Prell zu ſeinem Bilde: Einführung der Reformation in Hildesheim (S. 57).

zugten Stätte zu zeigen, was die neue Kunſt des neuen Deutſchen Reiches, im Zuſammenhang mit der alten, von Rom in alle Welt getragenen Technik echter monumentaler Wandmalerei, zu ſtande bringen kann.

Die Ausführung dieſer Malereien iſt durch kaiſerlichen Entſchluß Hermann Prell übertragen worden. Auf einen Würdigeren und Befähigteren hätte die Wahl des Kaiſers kaum fallen können Iſt Prell doch derjenige geweſen, der nach langjährigem Verfall die alte Freskomalerei, als man ſie — für Deutſchland und das nördliche Europa wenigſtens — längſt begraben glaubte, wieder zu neuem Leben erweckt hat. Daß ſie nach den beiden Jahrzehnten glänzender Blüte, die ſie in unſerem Jahrhundert in Deutſchland erlebt hat, ſchnell wieder außer Übung und Achtung gekommen iſt, hat verſchiedene Gründe. Die größte Schuld an ihrem frühzeitigen Niedergang tragen wohl die erſten Erneuerer der Freskomalerei, Cornelius und ſeine Schüler, ſelbſt. Mit dem beſten Willen, aber mit völlig ungenügendem Wiſſen traten ſie an die Aufgabe heran, deren Bedeutung und Beſtimmung für möglichſt lange Zeiten ſie nicht überſehen konnten. Ohne ſolide Kenntnis der chemiſchen Beſtandteile des Kalkbewurfs und der Farben, ohne Berückſichtigung des Münchener Klimas malten ſie in heller Begeiſterung darauf los, nur um möglichſt ſchnell aus München ein neues Rom, im künſtleriſchen Sinne, zu machen. Aber der Rückſchlag folgte nur zu ſchnell. Die der freien Luft ausgeſetzten Fresken nahmen bald ein ſehr mißtöniges Ausſehen an, und auch die von dem Großmeiſter Cornelius ſelbſt oder doch unter ſeiner Leitung ausgeführten Fresken in Innenräumen machten in ihrer farbigen Wirkung einen ſo unerfreulichen Eindruck, daß der königliche Auftraggeber, dem ſchließlich der Geduldsfaden über allen dieſen unzulänglichen Verſuchen riß, in die ärgerlichen Worte ausbrach: „Der Maler muß malen können!“



Studien von H. Prell zu ſeinem Bilde: Einführung der Reformation in Hildesheim (S. 57).

Die Maler haben denn auch inzwiſchen malen gelernt, aber in anderem Sinne, als König Ludwig I. damals gemeint hatte. In München, der Pflanzſtätte der erneuten Freskomalerei, ſowohl wie in Berlin, wo Cornelius für dieſe Treibhauspflanze einen neuen Boden ſuchen wollte, ſtrebte die Malerei mit Rieſenſchritten einem anderen Ziele nach. Dem ſaft- und blutloſen Idealismus der Cornelianiſchen Richtung ſcholl das Feldgeſchrei „Realismus!“ entgegen, Realismus im Inhalt und in der Form der Darſtellung, die ihr vollkommenſtes und kraftvollſtes Ausdrucksmittel in der Ölmalerei zu finden glaubte. In Berlin vermochte ſelbſt die Thätigkeit Wilhelm Kaulbachs, der in ſeinen großen Wandgemälden im Treppenhauſe des Neuen Muſeums durch den einſchmeichelnden, die Sinne berauſchenden Wohllaut ſeiner Kompoſition und durch eine ſtärkere Farbenwirkung unter Anwendung der neu erfundenen Waſſerglasmalerei ein Kompromiß zwiſchen der alten und neuen Richtung zu ſchließen ſuchte, die unaufhaltſamen Fortſchritte der Staffeleimalerei in Öl nicht zu hindern. Mehr als zwei Jahrzehnte verſtrichen, in denen jeder Künſtler, den ſein Genius trieb, einmal etwas im Stile und im Umfange der monumentalen Malerei auszugeſtalten, es für ſelbſtverſtändlich hielt, eine rieſige Leinwand zu nehmen und darauf in Öl zu malen, was das Zeug hielt. Ein Umſchwung trat erſt ein, als nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege in Berlin die innere Ausſchmückung von früher begonnenen Monumentalgebäuden und dann die Umgeſtaltung des Zeughauſes zu einer Ruhmeshalle für das preußiſche Heer und ſeine Feldherren auch zur Wiederbelebung der Wandmalerei führten. Ein neues Mittel zu ihrer Pflege hatten inzwiſchen die Düſſeldorfer gefunden, die in rheiniſchen Kirchen immer etwas zu malen hatten, auch wenn die Zeiten noch ſo karg waren. Dort bediente man ſich der Malerei in Wachsfarben, die feſt auf der Wand ſaßen, vollen und ſatten Glanz gaben, und mit denen ſich's nicht ſo mühſelig malen ließ, wie in der alten und echten Freskotechnik in der Italiener Art.

Daß dieſe aber die einzige iſt, die in vollkommenem Einklang mit der Architektur eines Raumes iſt, ſich ihr unterordnet und doch ihre eigene Sprache redet, das iſt eine durch zwei Jahrtauſende beglaubigte Lehre der Entwickelungsgeſchichte der Kunſt, die im letzten Jahrzehnt durch die umfangreiche Thätigkeit Hermann Prells wieder einmal aus der Theorie in die Praxis überſetzt worden iſt. Es muß nur der richtige Mann mit der entſprechenden Energie zur Stelle ſein. Wenn wir nicht irren, iſt es in erſter Linie dem Vorgehen des mit der Leitung aller, von der preußiſchen Staatsregierung ausgehenden Kunſtunternehmungen betrauten Geheimrats Dr. Max Jordan zu danken, daß neue Verſuche zur Wiederbelebung der Freskomalerei gemacht worden ſind. Als die erſte Kunde davon in die Öffentlichkeit drang, war die Stimmung nichts weniger als günſtig, und der Künſtler, der zur Ausführung des erſten Verſuchs gewählt worden war, hatte ſich bisher in weiteren Kreiſen nur durch ein einziges Ölgemälde bekannt gemacht, deſſen Erfindung und Kompoſition in ſcharfem Gegenſatz zu den Geſetzen der Monumentalmalerei ſtanden. Als Hermann Prell dieſes Bild, „die letzte Jagd“, malte — ein Jäger, der in Verfolgung eines Hirſches mit ſeinem Pferde kurz vor einem Abgrund hält, der ihn im nächſten Augenblick verſchlingen wird —, befand er ſich in voller Gärung. Im Jahre 1854 in Leipzig geboren, durfte er ſchon im Alter von ſechzehn Jahren ſeinem Drange zur Kunſt folgen, indem ihm ſein Vater geſtattete, nach Dresden auf die Akademie zu gehen. Der Vater, ein vorſichtiger Großkaufmann, hatte zuvor das Gutachten Wilhelm von Kaulbachs eingeholt, der nach den ihm vorgelegten Proben die Begabung des Jünglings für ſtark genug hielt, um ihm zur Kunſt zu raten. In Dresden ſchloß ſich Prell beſonders an Theodor Groſſe an, deſſen geiſtvoll erfundener und mit ſeltener Harmonie durchgeführter Freskencyklus in der Loggia des Leipziger Muſeums ſchon die Phantaſie des Knaben mächtig angeregt hatte. Wenn Prell auch ſpäter von dem ſtrengen, aus Raffael und Michelangelo abgeleiteten Klaſſizismus ſeines erſten Lehrers abgewichen iſt, ſo hat doch Groſſes ernſte, nach dem Höchſten ſtrebende Geiſtesrichtung ſicherlich einen ſtarken, unverlöſchlichen Eindruck auf ihn geübt, und es war ihm auch beſchieden, wenigſtens inſofern unmittelbar an Groſſe anzuknüpfen, als er nach ihm der erſte war, der die echte Freskomalerei, das buon fresco, wie die Italiener ſagen, wieder in großem Maßſtabe betrieb. Als Prell dann nach Berlin gezogen wurde, wo die Kunſtakademie unter A. v. Werners Leitung zu neuem Leben erwacht war, brach eine Zeit über ihn herein, in der er lange nicht der auf ihn von allen Seiten einſtürmenden Eindrücke und Beeinfluſſungen Herr werden konnte. Er lernte bei A. v. Werner und bei Karl Guſſow malen, in einem dem Groſſeſchen Stil völlig entgegengeſetzten Sinne, und wenn er aus den Malſälen herauskam, fand er ſich in einem Kreiſe von Genoſſen, die ſich erzählten, daß Guſſow, den das große Publikum für einen Revolutionär ohnegleichen hielt, eigentlich ein hohler Macher ohne Geiſt, Herz und Phantaſie ſei. Max Klinger war die Seele dieſes Kreiſes. Prell blickte zu dieſem Leipziger Heimatgenoſſen mit beſonderer Verehrung hinauf, und ich erinnere mich, daß er an dieſer Verehrung noch feſthielt, als er ſchon ſeine erſten großen Erfolge in der Monumentalmalerei hinter ſich hatte. Ob er es jetzt noch thut, weiß ich nicht. Jedenfalls kann er von Glück ſagen, daß ſich ſeine künſtleriſchen Wege völlig von denen Klingers getrennt haben.

Um auf Abwege, in krankhafte Anſchauungen zu geraten, iſt Prell geiſtig und phyſiſch eine viel zu geſunde Natur, und dieſe Geſundheit ſeines Temperaments kam ſchon in ſeiner erſten monumentalen Arbeit, den Wandgemälden für den Feſtſaal des Berliner Architektenhauſes, zum Durchbruch, wenn auch hier und da die Einflüſſe des Naturaliſten-Konventikels in gewiſſen Abſonderlichkeiten und kleinen Scherzen noch nachwirkten. Aus einer für die Schüler der Akademie ausgeſchriebenen Konkurrenz war Prell als Sieger hervorgegangen, und da die Ausführung der Bilder, welche die Entwickelung der Architektur vom prähiſtoriſchen Pfahlbau bis zum modernen Eiſenbau zum Gegenſtande hatten, in echtem Fresko ausgeführt werden ſollten, machte Prell vor der Ausführung eine Studienreiſe nach Italien. Obwohl der Saal ſehr ſtark unter den Einflüſſen von Hitze, Dampf und Staub zu leiden hat, haben die Fresken im Verlauf von zwölf Jahren noch nicht viel von ihrer urſprünglichen Farbenwirkung eingebüßt, und noch immer überſtrahlt die ſchöne Gruppe der drei Frauengeſtalten, welche die drei Schweſterkünſte im Zeitalter der Renaiſſance verſinnlichen, alle großen und kleinen Bilder an Größe und Wucht der Kompoſition und an Adel der Formenbildung.

Hermann Prell iſt auf dieſem Wege, nicht auf dem der Anekdotenmalerei und des ſtilloſen Naturalismus, weiter gegangen. Zunächſt erhielt er den Auftrag, den großen Saal des Rathauſes in Worms mit Darſtellungen von wichtigen Ereigniſſen der Stadtgeſchichte und von allegoriſchen Figuren zu ſchmücken, und noch vor Vollendung dieſer Aufgabe ging der Ruf an ihn, die Langſeiten der über hundert Fuß in der Länge meſſenden Halle des reſtaurierten Rathauſes in Hildesheim im Auftrage der preußiſchen Staatsregierung auszumalen. Im Rathauſe zu Worms entfaltete ſich ſchon ſeine Kraft, um die Höhen des großen Stils zu erreichen, den die Hildesheimer Gemälde bereits in voller Reife zeigen. Auch ſie ſchildern die bedeutungsvollſten Momente aus der Entwickelung der Stadt, die ſo reich an hiſtoriſchen Perſönlichkeiten und reich an denkwürdigen Ereigniſſen iſt. Unter ihnen gibt es aber nur zwei, welche die Blüte der Stadt begründet und ſie auf abſehbare Zeiten ſichergeſtellt haben: die Einführung der Reformation und die Begründung des Deutſchen Reiches. Das dem Andenken des glorreichen Stifters des neuen Reiches gewidmete Bild iſt der Schluß der Reihe. Es iſt der jubelnde Schlußakkord in einer Symphonie von Vorgängen, die nicht immer das Herz des deutſchen Patrioten erquicken. Zu dieſem Jubel bildet die Einführung der Reformation in Hildesheim durch Buggenhagen, die wir unſeren Leſern nebſt einigen dazu gehörigen Natur- und Gewandſtudien in Abbildung vorführen, einen ergreifenden Gegenſatz, den der Demut und Dankbarkeit nach endlich errungenem Sieg. Es iſt ein Ehrendenkmal des Proteſtantismus, in den ſtolzen, nur vor Gott ſich beugenden Männergeſtalten eine Verkörperung des Lutherliedes: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!“

Von Hildesheim iſt Prell nach Breslau zur Ausmalung des Treppenhauſes im Muſeum der bildenden Künſte berufen worden, wo er gezeigt hat, daß ihm bei der Geſchichtsmalerei im realiſtiſchen Stil der Sinn für ideale Auffaſſung und für den poetiſchen Schwung der Phantaſie nicht verloren gegangen iſt. Nach dieſer Richtung hin werden ſich vorausſichtlich auch ſeine Wandgemälde für den Palazzo Caffarelli in Rom bewegen. Vor zwei Jahren iſt Prell als Nachfolger ſeines Lehrers Groſſe an die Akademie in Dresden berufen worden. Das iſt eine Auszeichnung, die nur wenigen zu teil wird. Möge es ihm vergönnt ſein, in Dresden, im Gegengewicht zu dem überhandnehmenden Naturalismus, der Malerei großen Stils einen Zufluchtsort, eine fröhliche Pflanzſtätte zu begründen.

Am Familientiſch.

In Erwartung des Herrn!

(Zu dem Bilde auf Seite 53.)

Graudämmernde fahle Abendſtunde,
Weißflaumiger Schnee überm Heideland.
Der Schlitten harrt. Es bellen die Hunde:
Herr, vergiß nicht! Wir warten am Waldesrand!

Du ſitzeſt wohl warm in der engen Klauſe,
Und hell wohl flackert das Föhrenſcheit!
Herr, vergiß nicht die Welt im Heidehauſe!
Es friert, Herr! Vergiß nicht, der Weg iſt weit!

Im niedern Geſtrüpp fegt der Nachtwind leiſe.
Noch immer nicht eines Trittes Spur!
Herr, denk' auch an uns und die kalte Reiſe
Und nicht an die warme Liebe nur!

Ein ſtiller Lichtſchein gibt traute Kunde,
Rot blitzt es her durch die Föhrenwand.
Der Schlitten harrt; es bellen die Hunde:
Herr, vergiß nicht, wir warten am Waldesrand!

F. Raimund.

Himmelskunde.

Über den Stern von Bethlehem enthält die „Deutſche Revue“ aus der Feder Flammarions, des bekannten franzöſiſchen Aſtronomen, einen Aufſatz, in dem er verſchiedene Deutungen erörtert. Er verwirft die öfter aufgetauchte Annahme, daß es ſich um einen Stern im Haupthaar der Berenice gehandelt, den Hipparchos erwähnt hätte; Hipparchos habe ſein Sternverzeichnis ſchon im Jahre 134 v. Chr. aufgeſtellt, und der veränderliche Stern, den er erwähnt, habe gar nicht im Haupthaar der Berenice, ſondern im Skorpion geſtanden. Auch die Erklärung, welche 1826 der deutſche Aſtronom Ideler aufſtellte, und die dann Encke wiederholte, daß es ſich um eine Konjunktion der Planeten Jupiter, Mars und Saturn handele, erſcheint ihm unrichtig; es laſſe ſich ermitteln, daß zwar eine Konjunktion ſtattgefunden hätte, aber die Planeten ſeien immerhin noch ſo entfernt geweſen, daß nicht anzunehmen wäre, die Weiſen aus dem Morgenlande hätten an Stelle der zwei oder drei Planeten nebeneinander einen einzigen Stern geſehen. Ganz unannehmbar erſcheint Flammarion die Erklärung, daß der Stern ein Komet geweſen ſei; man habe, ganz abgeſehen davon, daß ſich keinerlei ſonſtige Nachrichten über einen Kometen vorfinden, einen ſolchen zur Zeit Chriſti allgemein ſehr wohl von einem anderen Stern zu unterſcheiden verſtanden. Daß es ſich um einen der ſogenannten veränderlichen Sterne gehandelt, ſei nicht wahrſcheinlich, weil weder Ptolemäus noch Ma-tuan-lin, der große chineſiſche Encyklopädiſt, einen ſolchen erwähnen. Flammarion kommt zu dem Schluß, der Stern der Weiſen ſei ein Planet und zwar die Venus zur Zeit höchſten Glanzes geweſen.

Tierkunde.

Die Hornſche Expedition in das Innere Auſtraliens ſoll, nach den Mitteilungen der ſchon nach Adelaide zurückgekehrten Mitglieder, der Profeſſoren Baldwin und Spencer, bedeutende Erfolge in Bezug auf die Erforſchung der Fauna Central-Auſtraliens erzielt haben. Eine ganze Anzahl bisher unbekannter Tierarten wurde entdeckt. Prof. Spencer berichtet u. a. von einem Froſch, der vor Eintritt der trockenen Jahreszeit ſo viel Waſſer aufnimmt, daß er bis zur Größe einer Apfelſine aufſchwillt; er zieht ſich dann in eine vorbereitete Höhlung zurück und verfällt hier bis zum Eintritt neuen Regens in Schlaf. Auch die „bellende Spinne“, von welcher die Eingeborenen früher ſchon erzählten, hat der Forſcher beobachtet. Es iſt, ſeiner Meinung nach, viel Übertreibung bei den Eingeborenenberichten untergelaufen; die Spinne bellt keineswegs, aber ſie kann allerdings durch Aneinanderreiben der Oberfläche des Kiefers und des erſten Beins auf jeder Seite eine Art Pfeifen hervorbringen.

Unſere Leſerinnen wiſſen aus eigener Küchenerfahrung, daß Krebſe erſt beim Kochen rot werden, und ſie dürften kaum in den Fehler eines geiſtvollen franzöſiſchen Schriftſtellers verfallen, der von dem Hummer ſeines roten Schalenkleides willen als von dem Kardinal des Meeres ſprach. Der Vorgang bei der Umfärbung der Krebſe während des Kochens beruht einfach darauf, daß ſie in der Schale einen blauen oder dunklen Farbſtoff beſitzen, den das kochende Waſſer auslaugt, worauf der nur in Fett lösliche rote Farbſtoff bleibt und deutlich hervortritt. Der „Prometheus“ bemerkt, daß die Köche der alten Zeit, in der es noch keine Tierſchutzvereine gab, gelegentlich auch die blaue Farbe mit Branntwein auslaugten und dann zur Abwechſelung ein Schaugericht lebender Krebſe auf die Tafel brachten. Es gibt aber auch, z. B. in einem Bache bei Solothurn, rote Flußkrebſe, ſogenannte Rubinos, in deren Schale ſich das dunkle Pigment nicht entwickelt. Umgekehrt endlich finden ſich in zwei Gebirgsſeen Savoyens (in Ste.-Marie und St.-Etienne-de-Cuines), ſowie zu Bourg d'Oiſans (Iſère) und in verſchiedenen Gebirgsflüſſen Krebſe, die ihre Bronzefarbe auch beim Kochen nicht verändern. Gerade dieſe letzteren ſollen beſonders ſchmackhaft ſein; ſie erwecken aber bei einem Fremden ſtets das unbehagliche Gefühl, nicht hinlänglich gekochte Krebſe vor ſich zu haben. Kommen beide Varietäten wohl auch in deutſchen Gewäſſern vor?

Technik.

Ein eigenartiges Verfahren, aus Seewaſſer ein brauchbares Trinkwaſſer zu gewinnen, hat der Forſtingenieur Pfiſter erfunden. Er verſchmäht die umſtändliche Deſtillation, wendet vielmehr eine merkwürdige Filtration an: ein 4,5 m langer Weißbuchenſtamm von 12—16 cm Durchmeſſer wird unbearbeitet auf zwei Blöcke gelegt, auf das eine glattabgeſchnittene Ende eine durchlochte Eiſenplatte feſt aufgeſchraubt und durch einen Kautſchukring abgedichtet: dann verbindet man mittelſt eines Kautſchukſchlauchs den Windkeſſel einer doppelt (als Druck- und Saugpumpe) wirkenden Pumpe mit der Filterkopfplatte, und nun wird das Salzwaſſer in der Richtung der Holzfaſern durch den Stamm gepreßt. Ein Druck von $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Atmoſphären im Windkeſſel der Pumpe genügt. Das Waſſer tritt bald, anfangs tropfenweiſe, ſpäter in fortdauerndem Fluß, aus dem Fußende des Stammes heraus, iſt völlig ſalzfrei, ſchmeckt gut, hat jedoch durch die aufgelöſten Holzſäfte eine etwas gelblich ſcheinende Farbe angenommen. Leider nimmt das Holz bald ſo viel Salz in ſich auf, daß das Verfahren ſchon nach Gewinnung einer verhältnismäßig geringen Menge Waſſer verſagt; es behält zuerſt weniger, dann immer mehr Salzgehalt. Ob ſich der Stamm dann wieder entſalzen läßt, iſt noch nicht feſtgeſtellt.

Unſere moderne Technik iſt, und gewiß nicht mit Unrecht, ſehr ſtolz auf ihre überraſchenden Fortſchritte. Aber daß ſo manches treffliche Fabrikationsverfahren alter Zeit verloren ging, iſt nichtsdeſtoweniger wahr. So kannten z. B. die Alten die Kunſt, Kupfer und Bronze zu härten. Kteſibios von Alexandrien lehrte, kupferne Federn an Stelle der Tierſehnen bei den Wurfmaſchinen zu benutzen, und Philon von Byzanz, ein Ingenieur aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr., gibt ſogar eine Beſchreibung des Verfahrens. Daß ſchon lange vor der Zeit, in der es eiſerne und ſtählerne Werkzeuge gab, Erzwerkzeuge gleich Stahl gehärtet wurden, haben die Altertumsforſcher bereits früher vermutet, da aufgefundene feine Gravierungen auf uralten Bronzegußſtücken nur mit derartigen Werkzeugen ausgeführt ſein konnten. Als ſpäter die Stahlgewinnung erfunden wurde, ging die Kunſt, Kupfer und Bronze zu härten, verloren, da ſie nicht mehr angewendet wurde. Jetzt aber wird es als ein Ereignis in der Technik gefeiert, daß eine amerikaniſche Geſellſchaft, die den ſchönen Namen „Heureka“ führt, wieder begonnen hat, Kupfer nach einem bisher noch geheim gehaltenen Verfahren für elektriſche Apparate zu härten.

Verkehr.

Die erſten Linien des elektriſchen Telegraphen wurden in den vierziger Jahren dem Betrieb übergeben. Heute umfaßt das Telegraphennetz der ganzen Erde 1 295 000 Kilometer. Von dieſen entfallen auf Amerika 567 400 (davon Vereinigte Staaten 340 000), Europa 487 900, Aſien 123 700, Auſtralien 76 000, Afrika 40 000 Kilometer. In Europa beſitzt — die Angaben ſind meiſt ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellungen aus dem Jahre 1892 entnommen, ſoweit uns neuere nicht vorlagen — Rußland das ausgedehnteſte Telegraphennetz, 126 500 Kilometer, dann folgen das Deutſche Reich mit 118 000, Frankreich mit rund 100 000, Großbritannien mit 54 000, Öſterreich-Ungarn mit 49 000, Italien mit 40 000 Kilometern. Die ſubmarinen Kabel ſind nicht eingerechnet.

Handel.

Wo kommen die Pfropfen der Weinflaſchen her? Faſt ausſchließlich aus Spanien. Der Flächenraum des in Spanien mit Korkeichen bepflanzten Bodens wird auf 62 000 Morgen geſchätzt. Die Korkwareninduſtrie iſt in Gerona vor etwa hundert Jahren entſtanden; heute beſtehen die größten Fabriken noch immer dort, dann aber auch in den barceloniſchen Ortſchaften Arenys de Mar, San Celoni und Tordera, ſowie, wenn auch in beſcheidenerem Maßſtabe, in Andaluſien und Eſtremadura. Die Geſamtzahl der jährlich in Catalonien verarbeiteten Pfropfen beläuft ſich auf 1400 Millionen mit einem Gewicht von 4 200 000 Kilogramm und einem Wert von ungefähr 17 Mill. Peſetas. Die Provinz Cadix bringt jährlich 146 Millionen Pfropfen mit einem Wert von 1 600 000 Peſetas hervor. Catalonien beſchäftigt in der Korkinduſtrie 8000 Arbeiter, Cadix 400, und die Zahl der in ganz Spanien beſchäftigten Korkarbeiter kann auf 12 000 veranſchlagt werden. Im Jahre 1891 wurden aus Spanien Kork und Korkwaren ausgeführt für einen Wert von 1 073 880 Pfd. Sterl., und einige Fachleute nehmen eine Geſamterzeugung von 275 000 Centnern jährlich an.

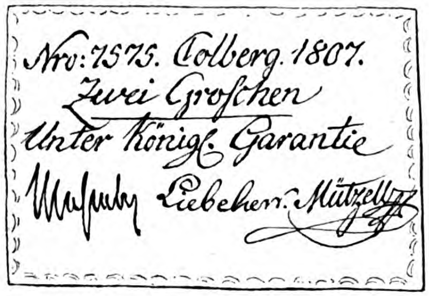
Buchhandel.

Friedrich Frhr. Goeler von Ravensburg hat auf Veranlaſſung ſeiner vorgeſetzten Behörde das Diktat, welches er ſeinen Zuhörern während ſeiner Lehrthätigkeit an der königl. Kunſtſchule zu Berlin zu geben pflegte, in entſprechend erweiterter Form als Leitfaden für das häusliche Studium der Kunſtgeſchichte herausgegeben, als Hilfsbuch für alle diejenigen, welche das Studium der Kunſtgeſchichte mit einer gewiſſen wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit betreiben, und als Nachſchlagebuch zur raſchen, kurzen Orientierung. Das Buch, das bei Karl Duncker in Berlin unter dem Titel: „Grundriß der Kunſtgeſchichte“ erſchienen iſt, gibt in kurzer, knapper und prägnanter Form eine größere Summe von poſitivem kunſtgeſchichtlichem Wiſſen, als ſonſt ähnliche Werke auf gleichem Raum enthalten.

Es wird für zahlreiche Leſer unſeres Blattes von Intereſſe ſein, zu hören, daß der im Daheim mit ſo großem Beifall aufgenommene Roman „Die Wunde der Zeit“ von Ernſt Remin als Buch bei Coſtenoble in Jena erſchienen iſt.

Notpapiergeld der Stadt Kolberg.

Als im Jahre 1806 der ſcheinbar ſo feſt gefugte preußiſche Staat unter der Wucht der Napoleoniſchen Siege zuſammenzubrechen drohte, als die preußiſche Feldarmee bei Jena und Auerſtedt geſchlagen war, und eine der Feſtungen des Landes nach der anderen ſich dem Sieger ergab, war es nicht zuletzt das kleine Kolberg, an deſſen heldenmütiger Verteidigung und an deſſen wackerem Ausharren ſich die Herzen der Gutgeſinnten hoffnungsvoll wieder aufrichteten. Was Gneiſenau in Kolberg an der Spitze der Garniſon und was der alte Nettelbeck an der Spitze der treuen, opfermutigen Bürgerſchaft leiſtete, wurde vorbildlich für ganz Preußen. Die Feſtung hielt ſich allen Angriffen gegenüber, bis der Abſchluß des Friedens von Tilſit der Belagerung ein Ende machte.


Nro: 7575. Colberg. 1807.
Zwei Groschen
Unter Königl. Garantie
Liebeherr. Mützell

Notpapiergeld der Stadt Kolberg während der Belagerung 1807.

Während der monatelangen Belagerung begann das bare Geld in der Stadt knapp zu werden, und es machte ſich allmählich beſonders ein empfindlicher Mangel an Scheidemünze geltend. Man entſchloß ſich daher zur Ausgabe eines Notſtandsgeldes. Magiſtrat und Kommandantur verausgabten „Unter Königlicher Garantie“ einige tauſend Thaler in geſchriebenen Papiernoten zu ganz kleinen Beträgen. Die Scheine wurden ſpäter richtig eingelöſt und zählen heute zu den numismatiſchen Raritäten. Das Stück zu „Zwei Groſchen“, welches wir nachbilden, ſtammt aus den Sammlungen Kaiſer Friedrichs III. und befindet ſich nebſt einigen anderen Scheinen zu vier und acht Groſchen jetzt im Hohenzollern-Muſeum zu Berlin. Die Rückſeite trägt den königlichen Stempel; die Schrift desſelben iſt unleſerlich geworden, wahrſcheinlich iſt es der Stempel der Kommandantur.

Kleine Zeitung.

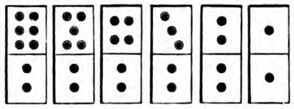
Heuſchrecken bilden in einzelnen Teilen Afrikas ein beliebtes Volksnahrungsmittel. Dieſe Thatſache hat den Ackerbauminiſter der Vereinigten Staaten, Ruſh, nicht ruhen laſſen, dieſe Tiere, die manche Gegenden Amerikas in ungeheuren Mengen heimſuchen und eine wahre Landplage ſind, auch wirtſchaftlich für die Ernährung auszunutzen. Ruſh übergab ſeinem Koch einen Korb friſch gefangener Heuſchrecken mit dem Auftrage, daraus ein leckeres Eſſen zu bereiten. Der Koch ſtellte zunächſt eine Suppe her, die von Perſonen, welche ſie gekoſtet haben, geradezu als koſtbar geſchildert wird. Das Rezept für die Heuſchreckenſuppe ſei hier mitgeteilt. Die Heuſchrecken wurden zunächſt über ſtarkem Feuer gekocht, mit Salz, Pfeffer und geriebener Muskatnuß gewürzt, in einem Mörſer zerrieben und mit braungebrannten Brotſtücken vermiſcht; dann kamen ſie in eine Pfanne und wurden zu einer dicklichen Brühe eingeſchmort und ſchließlich durch ein Sieb gerührt. In ſolcher Form ſetzte ſie Ruſh ſeinen Gäſten vor, denen ſie, wie ſchon bemerkt, ſehr mundeten. Daneben wurden noch Heuſchreckenpaſteten gereicht, ohne daß jemand vorerſt etwas von den Beſtandteilen beider Gerichte ahnte. Leider verriet ein Heuſchreckenbeinchen, das in einer Paſtete gefunden wurde, das Geheimnis.

In unſerer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je ſechs Steine auf. Vier Steine liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



Die ſechs Steine des B haben 17 Augen mehr als die Steine des C, 6 Augen weniger als die Steine des D und ein Auge mehr als die Steine im Talon. Im Talon liegen vier Doppelſteine.

A ſetzt aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der fünften Runde mit 2—3 an 3 ſperrt.

C hat nur in der erſten Runde geſetzt. Er behält fünf Steine (darunter einen Doppelſtein) mit zuſammen 18 Augen übrig. B und D haben in der erſten, zweiten und vierten Runde geſetzt, in der dritten Runde gepaßt. B behält drei Steine mit 28 Augen, D drei Steine mit 26 Augen übrig.

Wie groß war die Augenſumme auf den ſechs Steinen des B? Wie groß auf denen des C? Wie groß auf denen des D? Wie groß auf den vier Steinen im Talon? Wie groß auf den zwölf Steinen der Partie?

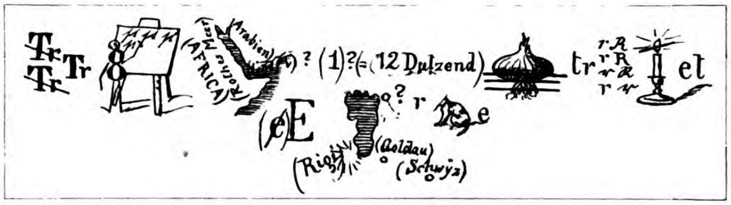
Welchen Stein behielt A übrig? Welche Steine ſetzten B, C und D? Welche Steine behielt C übrig?

Rätſel.

Dicht eingehüllt im hellen Gewand,
Den Reiſepaß in der offnen Hand,
Kein Handgepäck, kein Schirm, kein Stock,
Kein Mantel, kein ſchützender Überrock,
Kein Bädeker, der ihn des Weges belehr',
So zieht er dahin über Land und Meer.
Er kehrt in keinen Gaſthof ein,
Nicht reizet, noch lockt ihn der edelſte Wein.
Er gönnt ſich keinen Augenblick Raſt,
Seit Du zum Boten erwählt ihn haſt.
Kein Wörtchen, das Du ihm aufgetragen,
Vergißt er im ſtürmiſchen Weiterjagen.
O möcht' er nur überall Freude bringen:
Doch das wird ihm wohl ſchwer gelingen.

H. H.

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 3.

Bilderrätſel.

„Agrarier.“ Agra(m). (T)rier.

1. Kugelpyramide.

E
Er
Reh
Hero
Rhone
Rochen
Acheron

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Die eine iſt 3, die andere 2 Jahre alt.

3. Scherzfrage.

Hannibal—Kannibale.

4. Königszug.

Auflöſung:

Die Jugendkraft
Wird neu erſchafft,
In Nektars Glut
Entbrennt der Mut;
Drum der uns Kraft und Mut verleiht,
Dem Weingott ſei dies Glas geweiht.
Am Rhein, am Rhein
Reift deutſcher Wein,
Und deutſche Kraft
Im Rebenſaft.
Dem Vaterland mit voller Macht
Ein dreifach donnernd Hoch gebracht.

Körner.

Schlüſſel:

			1	37	38	4			
		66	36	2	3	39	5		
	63	33	65	35		6	40	8	
62	32	64	34				7	41	9
60	61	31	30					10	42
58	59	29	28					43	11
57	56	26	27					44	12
55	23	22	25				14	13	45
	54	24	21	19		15	47	46	
		53	20	51	18	48	16		
			52	50	49	17			

5. Anagrammaufgabe.

„Frida Schanz.“

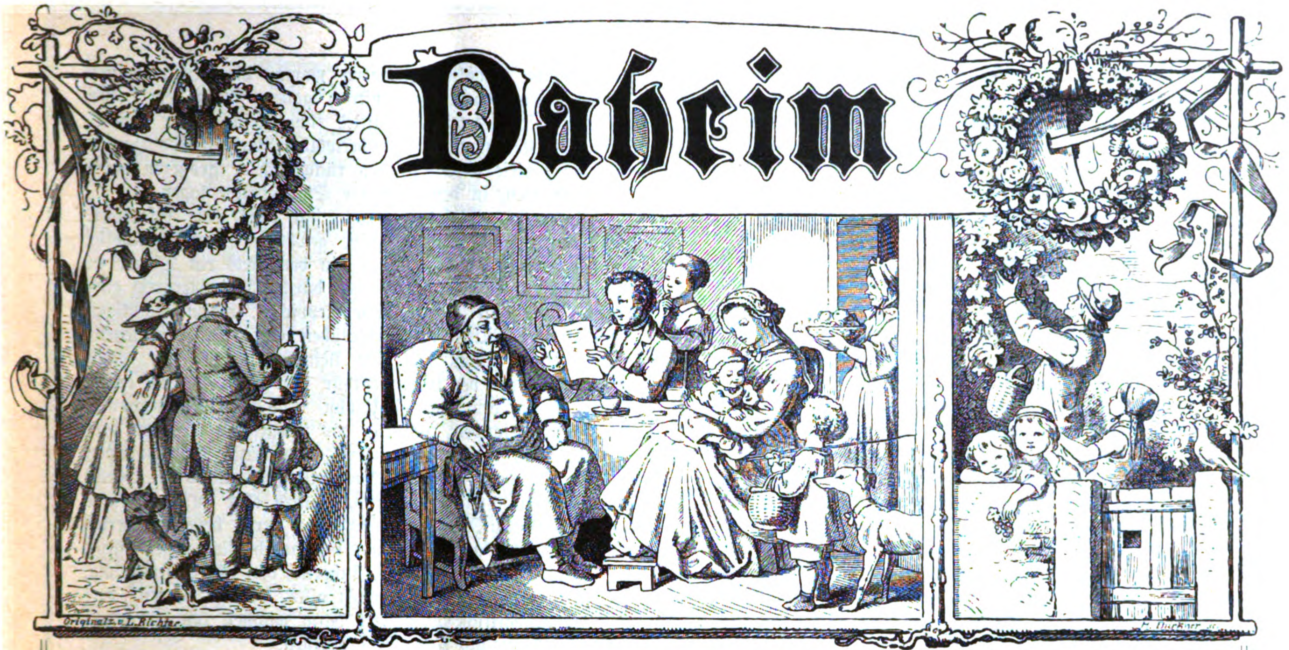
Freiligrath
Roſegger
Iſerlohn
Dorothea
Auerbach
Smaragd
Chineſen
Hamerling
Albatros
Natalie
Zinnober

Inhalt: Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Sonnenuntergang im Wald. Gedicht von E. Engelmann. — Was hat man beim Eintritt ins Diakoniſſenhaus zu erwarten? Von Th. Schäfer. — Uſche Queren macht es anders! Novelle von Ilſe Frapan. (Fortſetzung.) — Hermann Prell. Von Adolf Roſenberg. Mit einem Vollbild: Einführung der Reformation in Hildesheim durch Buggenhagen, einem Porträt und drei Studien. — Am Familientiſch: In Erwartung des Herrn. Gedicht von F. Reimund. Zu dem Bilde von A. Wierusz-Kowalski. — Himmelskunde. — Tierkunde. — Technik. — Verkehr. — Handel. — Buchhandel. — Notpapiergeld der Stadt Kolberg. Mit Abbildung. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An** die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
E. Duckner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 3. November 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 5.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Ich habe alle Felder chemiſch unterſuchen laſſen — ich weiß genau, was dem Boden hier und dort fehlt,“ fuhr der Amtsrat fort. „Ob ich der Ackerkrume, was ſie braucht, ſo oder ſo zuführe, iſt ja ganz gleich, und ich ſpare das Futter! Wer kann bei den Preiſen denn noch Vieh halten? Was meinen Sie dazu, Herr Major?“

Willberg lachte, daß es dröhnte: „Börmchen, Börmchen! Glauben Sie denn im Ernſt, daß irgend jemand erwartet, Sie wollten wirklich ſolchen Unſinn machen? Iſt ja bloß wieder eine Ihrer beliebten Fiſimatenten —“

„Aber, Herr Major —!“

„Aber Amtsrätchen! Sie thun ja doch immer gerade das Umgekehrte von dem, was Sie anderen in Ihrer Herzensgüte anempfehlen!“

Piepagnes rümpfte die Naſe: „Willy — ich bitte Dich —“

„Ne — Börmchen,“ murrte der Major weiter, „auf den Leim kriechen wir nicht mehr, ſeit Sie uns für Sie die Probe mit der neuen Häckſelmaſchine machen ließen, die Sie allen ſo dringend empfahlen, anſtatt ſie ſich ſelbſt anzuſchaffen!“

Borm bekam einen roten Kopf und ſah hilfeſuchend zu ſeiner Nachbarin auf. „Der Herr Gemahl hat eine eigene Art, jede Unterhaltung auf das perſönliche Gebiet überzuführen!“ raunte er ihr leiſe zu, und ſie ſchlug die blauen Augen zuſtimmend zur Zimmerdecke empor.

Es war gut, daß Frau von Barten die Tafel aufhob, ſonſt hätte es vielleicht noch eine lebhaftere Auseinanderſetzung zwiſchen den Herren gegeben. So kam das Geſpräch, nachdem man ſich um das Kaminfeuer im Wohnzimmer gruppiert hatte, auf einen anderen Gegenſtand. Borm erzählte, daß ein Nachbargut, Wernhagen, den Beſitzer gewechſelt habe — „Heldhein hat beſſer verkauft, als man annehmen durfte, da ihm einmal das Meſſer an der Kehle ſaß. 450 000 Mark! Ich hätte nicht 350 000 für Wernhagen gegeben.“

„Und ich nicht 320 000!“ ereiferte ſich der Major. „Das Gut war ja in Grund und Boden gewirtſchaftet. Nicht 300 000 hätt' ich gegeben! Die Dummen werden nicht alle! Wer iſt denn der Glückliche?“

„Ein Premierleutnant a. D. Dornberg aus Berlin!“

Barten horchte auf — Willberg pfiff durch die Zähne. „Bar bezahlt?“

Borm ſchüttelte den Kopf. „Der Notar ſagte mir in Ingfeld, daß Heldhein ein Haus in Berlin hat annehmen müſſen — ſoll aber gut ſein!“

„Puh!“ machte der Major. „Na — mir kann's egal ſein, wenn ich mir auch 'nen anderen Nachbar gewünſcht hätte. Entſchuldige, Klaus — Du gehörſt ja zu Dornbergs Freunden!“

„Bekannten!“ verbeſſerte Barten den Schwager ſcharf. „Ich kenne Herrn Dornberg zu wenig, um ihn meinen Freunden zuzählen zu dürfen.“

Frau von Barten, die neben den Herren ſaß, die nimmermüden Hände mit dem Strickſtrumpf beſchäftigt, fragte lebhaft intereſſiert: „Aber Du haſt doch viel von Dornberg erzählt, Klaus? Ich dachte auch, daß Ihr befreundet ſeid!“

„Befreundet, Mama, das iſt entſchieden zu viel geſagt. Muß man denn gleich mit einer Familie befreundet ſein, wenn man ein paarmal in deren Hauſe aus- und eingegangen iſt? Wenn aber Willy darauf Wert legt — meinetwegen: ich habe keinen Grund, zu verſchweigen, daß ich mich mit Dornberg intim ſtehe.“

„Puh!“ machte der Major wieder, Borm paffte einen mächtigen Ring — eine Kunſt, in der es zur höchſten Meiſterſchaft gebracht — und die Stricknadeln der Hausfrau klapperten etwas nervös. In der anderen Ecke aber tuſchelte Aſta: „Du — Eberhard — von der ſchönen Frau Dornberg mußt Du mir mehr erzählen. Iſt ſie wirklich ſo pikant?“

„Koloſſal pikant!“

„Siehſt Du ſie denn auch manchmal, Eberhard?“

„Natürlich ſehe ich ſie!“

„Du hör' 'mal, Eberhard — ich hörte lieber das Gegenteil! Pikante Frauen ſind gefährlich!“

Er lächelte überlegen, der gute Junge: „Gefährlich — mir! Aber Aſta! Wenn Du das noch unſerem berühmten Afrikaner ſagen wollteſt — das wäre eher die rechte Adreſſe!“

Man brach auf.

Als ſich die Herren auf dem Korridor in ihre Überzieher hüllten — der Major in einen antediluvianiſchen Kaiſermantel, der ſich zu Eberhards elegantem Ulſter etwa verhielt, wie die Kaiſerpfalz in Goslar zu einer Berliner Tiergartenvilla —, nahm Klaus den Schwager bei Seite: „Willy, ſei mir nicht böſe! Ich weiß, Du haſt es gut gemeint — komm, gib mir die Hand!“

Der Major war zur Verſöhnung bereit. Er ſchüttelte die dargebotene Rechte, daß ihrem Beſitzer die Gelenke knackten, und meinte dann: „So — nun iſt's wieder in Ordnung! Aber daß meine Warnung in den Wind geſchlagen wird, weiß ich auch! Nur das gebrannte Kind ſcheut's Feuer! Hol's der Geier: ich wollte, Du verbrennteſt Dir Deine Pelle, ehe der Schaden gar zu arg wird! Gute Nacht, mein Junge! Gute Nacht auch, Eberhard!“ wandte er ſich dann laut an dieſen: „Du, vergiß nicht Deinem Herrn Vater unſere Empfehlungen auszurichten. Kannſt ihm auch ſagen, der Doktor — na, wie heißt der Kerl gleich? — richtig: Jenſen hätt' neulich ein ausgezeichnetes Buch über die Kartoffelkrankheit geſchrieben. Möcht' ſich's doch 'mal kommen laſſen.“

„Werd's beſtellen, Onkel!“ entgegnete Eberhard in unerſchütterlichem Ernſt und bot ſeinen Arm Aſta, die gerade die Treppe herunterkam: „Ich führ' Dich zum Wagen, Kouſinchen!“

Auf der Veranda ſtand Frau von Barten neben ihrer Tochter, die ſich in hundert und ein Tuch eingewickelt hatte. „Alſo, Mamachen, Du meinſt, ich ſoll es doch wieder mit den Schwefelfaden für die eingemachten Kürbiſſe verſuchen?“ piepſte ſie, als ob von der Entſcheidung das Wohl und Wehe der Welt abhinge. „Du meinſt wirklich –– wirklich?“

„Wirklich?“ echote ihr Gatte hinter ihr. „Ja, Mama meint wirklich! Mach', daß Du in den Wagen kommſt, G'neschen — Du weißt, ich kann's nicht leiden, wenn die Pferde ſtehen müſſen.“ —

Nun waren ſie endlich allein — Mutter und Sohn.

Der Diener hatte die ſilbernen Nachtleuchter, wie an jedem Abend, auf den kleinen Tiſch in dem Wohnzimmer geſtellt, und Frau von Barten hatte auch bereits den letzten Blick auf das Wetterglas geworfen. Klaus wartete, daß Mama ihm die gute Nacht bieten würde.

Als ſie aber vom Fenſter wegtrat, an dem das Barometer hing, kam ſie nicht, wie ſonſt immer, auf ihn, der am Ofen ſtehend noch eine Papyros rauchte, zu, ſondern ſchritt ein- bis zweimal auf der Promenadenpracht entlang.

Dann erſt blieb ſie vor dem Sohne ſtehen: „Du reiſt alſo wirklich am Donnerstag nach Berlin, Klaus?“

Er nickte. „Ich dachte ſo, Mama! Aber, ſag', haſt Du irgend etwas dagegen?“

Einen einzigen kurzen Moment ſchien ſie zu ſchwanken. Aber es war wirklich nur ein Augenblick. Dann ſagte ſie ruhig: „Durchaus nicht! Wie ſollte ich? Gute Nacht, Klaus!“

4. Kapitel.

Herr Franz Dornberg wohnte in der Tiergartenſtraße, dicht an der Siegesallee. Trotz ſeines umfangreichen Geſchäfts unterhielt er kein eigentliches Büreau; wer mit ihm zu thun hatte, mußte ihn in ſeiner Villa aufſuchen, einem geſchmackvollen Bau mit breitem Vorgarten, in dem einige ältere Bäume erhalten geblieben waren, die der modernen Anlage einen behaglichen Anſtrich gaben. Von dem hohen kunſtvoll geſchmiedeten Eiſengitter führte eine breite moſaikgepflaſterte Einfahrt in die überwölbte Vorhalle des Hauſes und durch dieſe weiter in den rückwärtigen, größeren parkartigen Garten, in dem auch die Stallgebäude lagen.

Unter der Einfahrt öffnete ſich links eine Glasthür. Eine einzige hohe Spiegelſcheibe gewährte freien Durchblick auf ein geräumiges Vorzimmer, in dem ſtets ein Diener in blaßblauer Livree harrte, und das durchaus zimmerartig eingerichtet war mit dicken Smyrnateppichen, einem mächtigen Tiſch in der Mitte und zahlreichen eleganten Sitzgelegenheiten. Links ſchloß ſich eine kleine Garderobe an, rechts führte dicht an der Eingangsthür eine Treppe zum erſten Stockwerk, in dem ſich die Wohn- und Geſellſchaftszimmer des Hauſes befanden, während das Erdgeſchoß von den drei Arbeits- und Empfangszimmern Dornbergs eingenommen wurde; alle drei in ihrer Ausſtattung in nichts an irgend einen Geſchäftsbetrieb erinnernd, ſondern eher an die Räume einer behaglichen Junggeſellenwohnung, deren beneidenswerter Inhaber allerlei künſtleriſche und litterariſche Neigungen pflegt.

Herr Dornberg liebte es, äußerlich von ſeiner Umgebung, wie in ſeinem ganzen Auftreten alles fern zu halten, was an ſeine geſchäftliche Thätigkeit hätte mahnen können — er wollte durchaus als Kavalier erſcheinen.

Von neun Uhr an war indeſſen das Vorzimmer der Villa, die am Außengitter nur durch ein ſchlichtes Metallſchild mit der Aufſchrift: „F. Dornberg, Premierleutnant a. D.“ als die Wohnung des großen und glücklichen Häuſerſpekulanten gekennzeichnet war, regelmäßig mit Harrenden überfüllt. Man antichambrierte bei Herrn Dornberg wie bei einem Miniſter, und der ſtattliche, ewig gleich ernſte Diener machte auch durchaus den ehrpußlichen Eindruck des würdigen Bedienſteten eines Miniſterhotels.

Die Geſellſchaft, die ſich im Vorzimmer verſammelte, war freilich eine deſto gemiſchtere, wenigſtens dem äußeren Anſchein nach. Man ſah den Leuten an, daß ſie mit Wünſchen kamen, mit meiſt recht dringenden Anliegen. Kleine Agenten, Geſchäftsvermittler, die froh waren, wenn ihnen einmal der „Große“ da drinnen hinter den eichnen Flügelthüren einen Broſamen zukommen ließ, wenn er auf irgend einen Vorſchlag, auf ein Geſchäft, das ſie ausgekundſchaftet hatten, einging. Bauhandwerker, die Baugeld ſuchten, Hausbeſitzer, welche wegen einer zweiten und dritten Hypothek in Verlegenheit waren. Der Diener hatte augenſcheinlich ſtrenge Weiſung, alle dieſe Leute mit gleicher Zuvorkommenheit zu behandeln, und er nahm ihnen auch mit immer gleich gemeſſener Grandezza ihre baumwollenen Regenſchirme, die derben Spazierſtöcke, die ein wenig ramponierten Cylinder und die dicken Überzieher ab; er rückte einem jeden einen Seſſel zurecht und verzog keine Miene ſeines ernſten Geſichts, wenn ſich Herr Agent Meier oder Herr Töpfermeiſter Korn nur auf den äußerſten Rand des bordeauxſeidenen Bezuges zu ſetzen wagte. Aber er erkannte anderſeits ſofort, wenn ein Herr eintrat, der nicht zu jenen „Kleinen“ gehörte — lautlos glitt er dann zur Thüre, riß die mächtige Spiegelſcheibe noch einmal ſo weit auf, als ſonſt, und geleitete den Betreffenden in ein kleines, ſich rückwärts an das allgemeine Wartezimmer anſchließendes Gemach, das als Leſezimmer eingerichtet war mit ſchweren Eichenmöbeln und Lederbezügen, mit Bücherſchränken und Zeitungsſtändern. Eifrig ſchob er hier einen der hochlehnigen Stühle an den Mitteltiſch, legte die Tagesblätter und die illuſtrierten Zeitungen — mit Vorliebe franzöſiſche und engliſche Journale — zurecht, zog die Vorhänge zurück und verſicherte, daß er den gnädigen Herrn ſofort benachrichtigen würde.

Es war heute beſonders voll im gemeinſamen Vorzimmer. Dornberg hatte eine Konferenz mit einigen Baumeiſtern, die bereits faſt eine Stunde währte, und während derer ſich draußen Krethi und Plethi bedenklich angeſammelt hatte. Und Krethi und Plethi wartete geduldig, ſo geduldig, wie ſonſt kaum bei einem Geheimen Ober-Medizinalrat. Nur dann und wann ſah der dicke Mann am Fenſter über ſeine Hakennaſe hinweg nach der ſilbernen Taſchenuhr und brummte über den Zeitverluſt. Dann und wann auch ſprang einer aus der Gruppe der mit ſchäbiger Eleganz gekleideten Agenten, die um den Mitteltiſch ſaßen und über die neuſten Terrainkäufe des Magiſtrats plauderten, bei denen der „dort drin“ wieder einen rieſigen „Rebbes“ gemacht haben ſollte, auf und fragte den Diener, ob Herr Dornberg nicht bald zu ſprechen ſei. Jedesmal verbeugte ſich Johann höflich: „Werde 'mal nachſchauen!“ ſteckte die Naſe in eines der notabene leeren Vorderzimmer und kehrte mit der gleichmütigen Verſicherung zurück: „Es kann nicht mehr lange dauern!“

Endlich öffnete ſich die Thür zum Arbeitszimmer, zwei — drei Herren kamen heraus, und hinter ihnen erſchien auf einen ganz flüchtigen Augenblick die behäbige, in einem Sammtjakett ſteckende Geſtalt Dornbergs: „Addio, lieber Baumeiſter! Addio, Herr Knyſper! Alſo um fünf Uhr beim Notar!“ Er nickte zugleich voller Bonhommie den im Vorzimmer Verſammelten zu, rief kurz: „Johann!“ und ſchloß dann wieder die Thür, ehe noch einer der haſtig ſich Vordrängenden ſie erreichen konnte.

Als der Diener in das Zimmer trat, ſtand Dornberg an ſeinem mächtigen Schreibtiſch und ſah über denſelben hinweg in das Freie. Seine ſorgſam gepflegten Hände ruhten auf der rotüberzogenen Platte und trommelten etwas nervös.

„Johann — einen Heneſſy!“

Er ſchenkte ſich haſtig aus der dreibeſternten Originalflaſche, die der Diener ihm auf ſchwerſilbernem Tablett präſentierte, ein Spitzglas voll und ſtürzte es hinunter.

„Wer iſt noch draußen?“

Johann nannte eine ganze Anzahl Namen. Dornberg ſann einen Augenblick nach: „Herrn Meier ſage, ich bäte ihn, morgen wiederzukommen — ich hätte heute beim beſten Willen keine Zeit. Arendts ſoll die Papiere dalaſſen — er wird ſchon wiſſen! So — dann laß von den übrigen zuerſt den Herrn Berger ein!“

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“

Der Diener ſetzte das Tablett wieder in den kleinen Wandſchrank, deſſen Thür mit einem reizenden Jagdſtück von Maffei verkleidet war, und wandte ſich zum Vorzimmer. Ehe er aber die Thürklinke noch geöffnet hatte, rief ihn Dornberg zurück. „Wenn Herr von Barten kommt — Du kennſt ihn, was? — ſo führe ihn in das braune Zimmer. Ich bäte nur einen Augenblick zu verziehen. Du meldeſt mir den Herrn dann ſogleich und ſagſt Karl nach oben, daß er die gnädige Frau benachrichtigt. So — nun alſo zunächſt Herrn Berger!“

Dornberg ließ ſich in den breiten bequemen Stuhl vor ſeinem Schreibtiſch fallen und ſchlug die Beine über einander. Er ſtand auch nicht auf, als der Gerufene — ein lang aufgeſchoſſener Mann in einem etwas ſchäbigen, jedenfalls der Jahreszeit nicht mehr ganz entſprechenden Sommerüberzieher — hereintrat, aber er ſtreckte demſelben doch freundlich die Hand entgegen und meinte jovial: „'Morgen, Herr Berger! Entſchuldigen Sie, daß Sie ſo lange warten mußten, heut' iſt aber 'mal wieder rein der Geier los — ich habe noch nicht eine Minute für mich gehabt. Sie bringen die Valuta? Ich habe den Wechſel ſchon herausgeſucht — hier iſt er.“

Der Mann drehte verlegen ſeinen runden Filzhut in den verarbeiteten Händen. „Sie müſſen entſchuldigen, Herr Dornberg, und noch gütigſt einmal Nachſicht haben — ich habe leider das Geld nicht zuſammengekriegt. Die Zeiten ſind zu ſchlecht, Herr Dornberg, zu jammervoll. Kein Menſch zahlt —“

„Das merke ich! Aber, lieber Freund, ich brauche mein Geld auch. Ich bin Ihnen gegenüber wahrhaftig koulant geweſen — wer hätte Ihnen wohl das Reſtkaufgeld ſo lange auf Wechſel geſtundet und die Accepte dann immer wieder prolongiert? Alles muß ein Ende haben — Sie müſſen das Geld ſchaffen, Berger, oder ich muß gegen Sie vorgehen.“ Er zog nachläſſig das ſchmale Papier aus der Mappe: „Es ſind noch 3500 Mark. Wenn Sie mir wenigſtens eine angemeſſene Teilzahlung machen könnten — ich bin ja kein Unmenſch.“

„Ich kann nicht, Herr Dornberg — bei Gott, ich kann nicht. Im Hauſe ſtehen zwei Wohnungen leer, das Geſchäft geht ſchlecht —“

„Aber ein Mann wie Sie hat doch Kredit.“

Der andere ſchüttelte trübe den Kopf. „Bar Geld leiht mir niemand.“

Dornberg hatte aus einer Porzellanſchale, die neben dem Tintenfaß auf ſeinem Schreibtiſch ſtand, eine feine Nagelfeile genommen und bearbeite eifrig die glänzend polierten Nägel. Er ließ den Mann vor ſich auf Antwort warten — mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit, ſchien es.

Erſt nach einer geraumen Weile ſagte er langſam: „Thut mir leid, Herr Berger. Aber wenn Sie nicht morgen zahlen, muß ich den Wechſel zum Proteſt geben. Ich brauche wahrhaftig das Geld ſelbſt notwendig.“

Über die gefurchten Züge des Tiſchlermeiſters glitt ein traurig ungläubiges Lächeln. „Was ſind Ihnen die paar tauſend Mark, Herr Dornberg? Für mich bedeuten ſie in dieſem Augenblick alles. Ich bitte Sie recht ſehr, prolongieren Sie mir das Accept noch einmal — ich verſpreche —“

„Verſprechen und halten aber iſt bei Ihnen auch zweierlei, mein Beſter — davon habe ich Beweiſe!“ Dornberg ſtand auf und ſchritt einigemal durch das Zimmer. „Es geht wirklich nicht, Berger, ſo gern ich möchte. Ein Keil drückt den anderen — ich habe in dieſen Tagen ſelbſt größere Zahlungen, Sie können es mir ſchon glauben. Und ſo, wie Sie, machen's alle — wären's bloß dieſe 3500 Mark, auf die ich vergeblich gerechnet, ſo hätte das nichts auf ſich. So ſind's aber wohl zehn ähnliche Poſten — und da geht unſereinem endlich auch die Puſte aus. Ich muß das Geld haben!“

„Sie ruinieren mich, Herr Dornberg — ich hab' ſchon alles mögliche verſucht, ich kann's nicht ſchaffen!“ Dem Manne traten die Thränen in die Augen.

Dornberg ſetzte ſeine Wanderung durch das Zimmer noch eine Minute fort, dann blieb er vor dem Tiſchlermeiſter ſtehen: „Sie thun mir leid, Berger. Ich möchte Ihnen gern helfen,“ ſagte er in gutmütigem Ton. „Wenn ich nur wüßte, wie? Das Geld iſt jetzt verteufelt knapp. Hören Sie mal — kennen Sie den Alfred Schinka?“ unterbrach er ſich dann, wie unter dem Einfluß eines plötzlichen Einfalls.

„Den Baumeiſter Schinka? Jawohl, Herr Dornberg, den kenn' ich.“

„Na, dann läßt ſich die Geſchichte vielleicht noch arrangieren. Schinka baut jetzt in der Kleiſtſtraße, und ich weiß, er ſucht einen Bautiſchler. Wenn Sie ſich mit ihm einigten und die Arbeit übernähmen — das Holz bekommen Sie ja auf Kredit — ich würde dann die Wechſelſumme mit ihm verrechnen.“

In den Augen des Meiſters hatte es zuerſt freudig aufgeblitzt. Als Dornberg aber geendet, kraute er ſich hinter den Ohren. „Man hört ſo allerlei, Herr Dornberg! Mit Schinka ſoll es faul ſtehen. Bei ſeinem letzten Bau in der Elſaſſerſtraße ſind die Handwerker auch mit 'ner Hypothek auf'm Schornſtein hängen geblieben — und jetzt baut er auf'n Namen ſeiner Tante — ſagen die Leute!“

„Die Leute ſagen mancherlei, aber ich will Ihnen nicht zureden, Herr Berger, Gott bewahr' mich. Sie müſſen wiſſen, was Sie zu thun haben. Mir können Sie's nur nicht übel nehmen, wenn ich zu meinem Gelde kommen will. Gefällt Ihnen mein Vorſchlag nicht, ſo muß der Wechſel zum Proteſt — bitte, machen Sie mir aber dann nicht den Vorwurf, daß ich unkoulant geweſen bin.“

„Beileibe nicht — beileibe nicht, Herr Premierleutnant! Das weiß ja ganz Berlin, daß mit Ihnen immer am beſten zu verhandeln iſt — wenn ſchon —“

„Wenn ſchon?“

Der Mann zögerte, ſchließlich fuhr es ihm aber doch heraus: „Wenn ſchon Sie mir mein Haus gerade nicht beſonders billig verkauft haben.“

Jetzt lachte Dornberg laut auf. „Sie ſind aber wirklich naiv, Berger. Verſchenken kann ich freilich nichts — daß ich aber bei dem Hauſe nur ſo gerade mit 'nem blauen Auge fortgekommen bin, das kann ich Ihnen jederzeit aus meinen Büchern nachweiſen. Und daß Ihnen Wohnungen leer ſtehen geblieben ſind, dafür kann ich doch nichts. Im übrigen — das hat wohl nichts mit meinem Vorſchlag zu thun. Wie iſt's, wollen Sie denſelben annehmen oder nicht?“

Berger kämpfte augenſcheinlich einen harten Kampf mit ſich ſelbſt. Das Anerbieten mochte ihm wenig genehm ſein, aber die Not ſaß ihm doch zu feſt an der Gurgel. „Ich will mit Schinka ſprechen, Herr Dornberg,“ ſagte er endlich zu. „Heute noch — und wenn er mir einigermaßen Garantieen gibt, ſo —“

„Sehen Sie ſich aber gut vor, Berger! Das rate ich Ihnen ſelbſt als guter Freund. Ich mag nachher nicht hören, daß Sie mich verantwortlich machen — verſtehen Sie, Berger!“ Er hob lächelnd den Zeigefinger, als ob er drohte. „Und dann ſchicken Sie mir den Schinka morgen her — ich will mit ihm reden.“

Der Tiſchlermeiſter zog ſich mit einem leiſen Seufzer und einem lauten Dank zurück und ſtieß gerade in der Thür mit dem Diener zuſammen, der ſeinem Herrn zuflüſterte: „Herr von Barten iſt ſoeben gekommen.“

„Ich bitte, daß Herr von Barten mich nur noch einige Augenblicke entſchuldigt. Laß die beiden Denghardts ein, und dann ſage den anderen, ich müſſe nach dem Grundbuchamt und könnte daher niemand ſonſt mehr ſprechen. Morgen früh würde ich mich für ſie aber freihalten.“

Herr Adolf und Herr Siegbert Denghardt waren zwei Agenten von ausgeſprochen orientaliſchem Geſichtsſchnitt und ebenſo ausgeprägter orientaliſcher Beweglichkeit. Groß und ſchlank der eine, dick und klein der andere, beide als getreue Brüder in den gleichen gelben Röckchen, ditto Höschen mit Bügelfalte, und beide in der rotkarrierten Kravatte eine ſtolze Brillantnadel. Etwas Goldener Hundertzehn-Stil, aber mit dem Selbſtbewußtſein getragen, als ob ſie direkt aus den Ateliers von Faßkeſſel und Müntmann kämen, den großen Modeſchneidern der Reſidenz.

„Morgen, meine Herren! Gut zu wege? Zufrieden mit den letzten Totaliſatorgewinnen? Ja — freut mich! Sydow auf der Wellgunde — einfach großartig — was? Nehmen Sie Platz. Bitte hier!“ Dornberg nötigte die Brüder an den Tiſch in der Mitte des Zimmers. „Cigarette gefällig?“

Adolf dankte, aber Siegbert ſteckte ſich mit großer Behaglichkeit eine Papyros an, wobei er mit einem graziöſen Wurf des Handgelenks in der bunten Manſchette einen goldglänzenden Knopf ſehen ließ. „Großartig, die Wellgunde, jawohl, Herr Premier — einfach großartig. Hatte auch die Ehre, Frau Gemahlin draußen zu ſehen. Wieder eine famoſe Toilette. Gnädige Frau hat einen Chic — fabelhaft.“

„Danke! Werd's weiterbeſtellen. Nun — wie weit ſind die Herren mit dem alten Döſting? Will er verkaufen?“

Siegbert ſah Adolf und Adolf Siegbert an, und dann ſchüttelten ſie beide a tempo die Häupter. „Er will nicht —“ meinte Siegbert. Adolf aber ergänzte: „Herr von Döſting will nicht, indeſſen, wenn Sie ein gut Stück Geld anlegen wollen, ſo —“

„So wird das Grundſtück verkäuflich ſein, wie alles andere in der Welt. Ja, meine Herren, es kommt nur darauf an, was Sie, reſpektive Herr von Döſting, unter einem guten Stück Geld verſtehen.“

Wieder tauſchte Adolf mit Siegbert einen Blick, und dann ſagte erſterer: „Wir wollen uns machen kein X vor ein U, Herr Premier. Sie brauchen das Grundſtück zu dem Durchbruch nach der Alten Jakobsſtraße und müſſen ſchließlich jeden Preis zahlen.“

„Oho!“ machte Dornberg, ohne eine Miene zu verziehen. „Ich habe ſchon auf ganz andere Geſchäfte verzichtet, wenn mir zu bedeutende Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden. Nur nicht ſtarrköpfig ſein in Geſchäftsſachen, das iſt einer meiner oberſten Grundſätze.“

Siegbert ſtrich die Aſche von ſeiner Papyros ab, hob den ſilbernen Aſchbecher hoch, als ob er ihn auf ſeine Schwere taxieren wollte, und verneigte ſich: „Wir wiſſen beide, daß der Herr Premierleutnant ſind ein ausgezeichneter Geſchäftsmann, von dem könnte lernen jedermann. Aber wir wiſſen auch, daß der Herr Premierleutnant legen großen Wert auf dies Geſchäft gerade — und mit Recht, denn das Geſchäft iſt gut —“

„Und es wird groß — ſehr groß, wenn der Herr von Döſting verkauft. Fabelhaft!“ beeilte ſich Adolf zu beſtätigen.

„Nun — und?“

„Nun — und der Alte iſt eigenſinnig. Das Haus iſt ſeit hundert Jahren in der Familie, ſagt er, trägt gute Zinſen — weshalb ſoll er verkaufen — ſagt er — wenn er muß aufgeben ſeine ſchöne Wohnung im erſten Stock, in der er gewohnt hat ſeit funfzig Jahren in jedem Winter. Hätt' es doch gar nicht nötig, zu verkaufen. So hat er geſagt und geſtrichen ſeinen weißen Vollbart und uns dann ſtehen laſſen mit unſeren ſchönen Geboten. Auf mein heiliges Ehrenwort, Herr Premier, es iſt geweſen fatal, ſehr fatal für uns, ſo zu werden abgewieſen.“

Dornberg hatte ſich auch eine Papyros angezündet und blies gleichmütig Ringe. „Das thut mir leid, meine Herren! Dann werde ich die Angelegenheit eben einem anderen, glücklicheren Agenten übergeben müſſen.“

Wieder flog von Adolf zu Siegbert ein kurzer Blick hinüber, der zu ſagen ſchien: „Iſt der Dornberg wirklich klüger, wie wir?“ Als jener aber aufſtand und Miene machte, die Audienz zu beenden, fing Adolf wieder an: „Das werden der Herr Premier den Denghardts nicht anthun — und ſich ſelber erſt recht nicht. Wir werden machen das Geſchäft.“

„Ja — meine Herren, wenn Herr von Döſting Sie aber, mit Verlaub zu ſagen, an die friſche Luft geſetzt hat, ſo kann ich Sie doch unmöglich weiter mit der Aufgabe beläſtigen, zumal ich mir habe ſagen laſſen, daß der alte Herr von einer außerordentlichen — wie ſoll ich mich doch gleich ausdrücken? — Derbheit in den äußeren Umgangsformen ſeien ſoll.“

Siegbert Denghardt legte die Cigarette bei Seite und ſein Geſicht in düſtere Falten: „Grob war er — das muß ihm der Neid laſſen. Aber gerade darum ſoll er 'ran — die Gebrüder Denghardt laſſen ſich nicht ungeſtraft beleidigen.“

„Wenn es nicht ſehr viel einbringt —“ lachte Dornberg. „Nichts für ungut, meine Herren! Sie wiſſen, ich ſcherze nur!“

„Laſſen Sie uns reden ganz offen, Herr Premier — ohne Scherz, wenn's gefällig iſt, ſondern im Ernſt. Wir beſorgen Ihnen das Grundſtück zu einem Preiſe, der dem Wert iſt angemeſſen. Was wollen Sie geben?“

„780 000 Mark — nicht einen Pfennig mehr!“

„Und die Zahlungsbedingungen?“

„Ich zahle glatt aus, wenn die voreingetragenen Hypotheken überhaupt auszuzahlen ſind — ſonſt die ganze Differenz zwiſchen ihnen und der Kaufſumme.“

„Und die Proviſion, Herr Premier?“

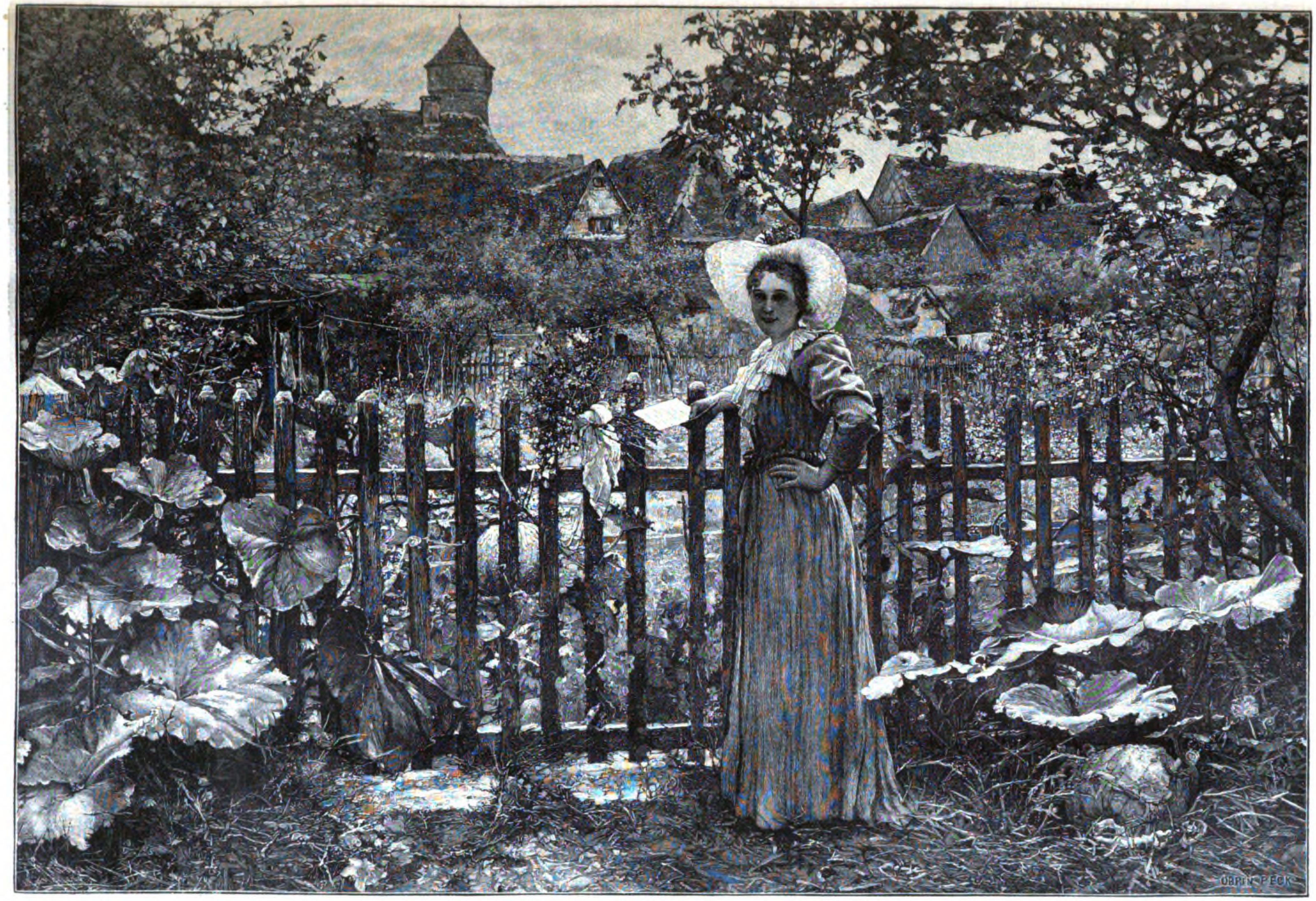
„Die Proviſion hat eigentlich der Verkäufer zu zahlen — das wiſſen Sie ſo gut wie ich. In Anbetracht der beſonderen Verhältniſſe will ich mich aber verpflichten, Ihnen bei Abſchluß des Geſchäfts $^1/_2$ Prozent zu zahlen.“

„Sagen Sie rund 5000 Mark, Herr Dornberg, und wir ſind handelseins!“

„Sie runden ſtark nach oben ab. Mein letztes Wort: ich zahle Ihnen 4000 Mark Proviſion. Einverſtanden?“

Herr Adolf tauſchte mit Herrn Siegbert wieder einen verſtändnisinnigen Blick und ein kurzes Kopfnicken. „Sie drücken uns gewaltig, Herr Dornberg — aber weil Sie's ſind, und weil wir hoffen zu machen mit Ihnen noch manches Geſchäft, ſoll es ſein, wie Sie's ſagen. Nun kommt aber erſt, was man ſo nennt, der Kernpunkt — das Geſchäft iſt nur zu machen, wenn Sie uns geben einen baren Vorſchuß von —“

(Fortſetzung folgt.)



Von ihm! Nach dem Gemälde von Orrin Peck.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

Copyright 1891 by Orrin Peck.

Die Myſterien des Vogelzuges.

Von Dr. **Wilhelm Haacke.**

(Abdruck verboten.)

Im Hochſommer und Herbſt, wenn die Tage kürzer und die Nächte kühler werden, wenn der Wind über die Haferſtoppeln weht und die Traube zu reifen beginnt, verläßt unſer Vaterland eine große Anzahl der gefiederten Sänger, die während des Frühlings und Sommers in Wäldern und Gärten, auf Feldern und Auen, im Gemäuer und Röhricht ihr Weſen treiben. Mit ihnen gen Süden ziehen andere Wanderer, die uns zwar nicht durch liebliche Weiſen erfreuten, aber dennoch wohlbekannte und gerngelittene Sommervögel auf Deutſchlands Fluren, ihrer eigentlichen Heimat, ſind. Aus dem Norden dagegen treffen Vögel ein, die entweder die ſtrenge Jahreszeit in Deutſchland verbringen oder unſere Gegenden durchziehen, um gleich den hier brütenden Zugvögeln in den Mittelmeerländern oder in Afrika Winterherberge zu ſuchen. Manche deutſche Brutvögel bleiben uns aber auch in den unfreundlichſten Monaten des Jahres treu, und ſomit können wir Sommer- und Winter-, Durchzugs- und Jahresvögel unterſcheiden.

Auf die Frage wenigſtens, weshalb die Zugvögel im Winter ihr Brutgebiet verlaſſen, und wer ihnen den Weg nach dem milderen Süden zeige, wollen wir Antworten zu finden ſuchen, aber dieſe Fragen — namentlich die letztere — ſtellen uns einem der größten Myſterien, welche die geſamte Tierwelt uns bietet, gegenüber, einem Naturwunder, das die Aufmerkſamkeit der älteſten Schriftſteller auf ſich zog und in bezug auf ſeinen Hauptpunkt durch den modernen Forſcher nicht viel beſſer erklärt werden kann, als durch den Sohn der Wildnis oder die Denker des klaſſiſchen Altertums.

Urſache des Herbſtzuges iſt in vielen Fällen zweifellos der im Winter eintretende Nahrungsmangel. Jedenfalls erlaubt dieſer eine der wahrſcheinlichſten Antworten auf die Frage: Warum gibt es Zugvögel. Viele inſektenfreſſende Vögel finden im Winter die für ſie paſſende Nahrung nicht in genügender Menge, und das mag der Grund ſein, weshalb alle dieſe im Herbſte geſegnetere Gegenden aufſuchen. Nahrungsmangel hat auf alle Fälle viel mehr mit dem Vogelzuge zu thun, als winterliche Kälte, obwohl gewöhnlich dieſe für die Haupturſache jenes alljährlichen Zuges gehalten wird. Denn Verſuche haben gezeigt, daß Kälte die Vögel ſehr wenig beläſtigt. In den Flugkäfigen unſerer zoologiſchen Gärten haben im Winter auſtraliſche Vögel und andere gefiederte Bewohner heißer Gegenden zwiſchen Schnee und Eis im Freien gebrütet; ſie haben dadurch bewieſen, daß es nicht die Kälte iſt, die den Vogel an der Ausführung ſeiner hervorragendſten Leiſtung hindert, ſondern daß er ſeinen Brutpflichten nachkommt, falls ihm nur zuſagende und reichliche Nahrung zu Gebote ſteht. Wir dürfen deshalb annehmen, daß auch unſere deutſchen Sommervögel uns nicht verlaſſen würden, falls ſie nach Menge und Beſchaffenheit genügende Nahrung im Winter bei uns fänden.

Aber weshalb bleiben die Vögel, die den Winter an den ſonnigen Geſtaden des Mittelmeeres oder in den üppigen Urwäldern und auf den inſektenreichen Savannen Afrikas zubringen, nicht das ganze Jahr über dort? Was veranlaßt ſie, im Frühjahr zu uns zurückzukehren? Nahrungsmangel, der ſie wieder nordwärts treiben könnte, wird dort ſchwerlich eintreten. In der That bleibt für die Rückwanderung kaum eine andere Urſache anzunehmen, als die leidenſchaftliche Liebe zur Heimat. Denn der Vogel hat eine große Anhänglichkeit an die Stätte ſeiner Geburt und Kindheit, ſeines Liebewerbens und Elternglücks. Vögel, die ſich durch irgend eine Beſonderheit auszeichneten, z. B. Kuckucke mit falſchem Rufe, oder andere Zugvögel, die etwa durch eine weiße Feder im Flügel oder im Schwanze auffielen, hat man öfters lange Zeit hindurch alljährlich an denſelben Wohnplätzen gefunden; allbekannt iſt die Anhänglichkeit des Storches an ſein Neſt. Somit dürfte die Heimatsliebe die tieferliegende Urſache des Frühlingszuges ſein, während der winterliche Nahrungsmangel als der letzte Grund der Herbſtwanderung gelten darf.

Wer aber ſagt den Vögeln im Herbſt, daß es Zeit iſt, fortzuziehen, und im Frühjahr, daß die Rückkehr in die Heimat nunmehr keinen Aufſchub erleidet? Seit Jahren werden unſere Zugvögel aufmerkſam beobachtet, indeſſen hat man noch keine genügende Antwort auf dieſe Frage gefunden. Ob das Wetter etwas mit der Abreiſe der Vögel zu thun hat oder nicht, ſteht noch dahin. Gelegentlich mag allerdings die Rückkehr der Schwalben oder der Nachtigall durch ſchlechtes Wetter verzögert werden, aber von manchen Seevögeln darf man behaupten, daß ſie mit kalenderhafter Zuverläſſigkeit wieder an ihren Brutplätzen eintreffen. Ob das Wetter ſtill oder ſtürmiſch, warm oder kalt iſt, die Papageitaucher der nordiſchen Meere finden ſich ſo pünktlich auf ihren Brutplätzen ein, als ob ihre Wanderungen durch ein Uhrwerk geregelt würden. Ob nun gerade dieſe Vögel einen weiten Weg zurückzulegen haben, um auf ihre Sommerſtationen zu gelangen, wiſſen wir nicht. Bei anderen Vögeln aber iſt es gewiß, daß ſie aus weiter Ferne kommen, und dennoch kaum weniger pünktlich an der Niſtſtätte eintreffen. Ebenſo verſchwinden manche Vögel äußerſt regelmäßig. Von unſerem Mauerſegler wiſſen wir, daß er Deutſchland etwa um den 10. Auguſt verläßt. Für dieſe Regelmäßigkeit des Aufbruches gibt es nur eine einigermaßen einleuchtende Erklärung, die indeſſen noch nicht die richtige zu ſein braucht. Es iſt vielleicht der Stand der Mittagsſonne, möglicherweiſe der Platz, wo die Sonne des Morgens über dem Horizont erſcheint, und die Stelle, an welcher ſie des Abends wieder verſchwindet, die den Vögeln ſagen, daß der Tag des Reiſeantritts gekommen iſt.

Wenn demnach auch die Hoffnung begründet iſt, daß wir dermaleinſt gleich wie über die tieferliegenden Urſachen des Vogelzuges, ſo auch über die Veranlaſſungen zu ſeinem Beginne ins Klare kommen werden, ſo iſt doch die Ausſicht, die Frage nach dem Wegweiſer der Vögel wiſſenſchaftlich zu löſen, eine ſehr geringe. Unter den Erklärungsverſuchen befinden ſich manche von recht abenteuerlicher Natur. Der ausgezeichnete ruſſiſche Naturforſcher und Reiſende von Middendorff hat beobachtet, daß die Zugrichtung der meiſten ſibiriſchen Brutvögel im Frühjahr gegen die Taimyr-Halbinſel gerichtet iſt, wo ſich einer der magnetiſchen Pole der Erde befindet. Daraus hat er ſchließen wollen, daß es erdmagnetiſche Ströme ſeien, die dem wandernden Vogel ſeinen Weg zeigen. Indeſſen ſpricht die Richtung des Vogelzuges in anderen Ländern nicht für die Wahrſcheinlichkeit dieſer Erklärung. In Nordamerika z. B. iſt der Frühjahrszug nicht nach dem magnetiſchen Pole hin gerichtet. Wir müſſen uns nach anderen Erklärungsverſuchen umſehen.

Profeſſor Möbius hat die Vermutung ausgeſprochen, daß die Vögel, die große Wanderungen über das Meer unternehmen, durch die Richtung der hinter einander herrollenden Wogen geleitet würden. Daß derartiges möglich iſt, kann wenigſtens für ſolche Meeresgebiete nicht geleugnet werden, wo der Wellenſchlag ſtändig nach einer Richtung hin erfolgt, wie es beiſpielsweiſe in einem Teile des Stillen Meeres der Fall iſt. Aber in den ſtürmiſchen Waſſern des nordatlantiſchen Ozeans, wo der Wind mit großer Unregelmäßigkeit aus allen Weltgegenden bläſt, kann von einem geordneten Wellenſchlage nicht die Rede ſein; und dennoch treffen die amerikaniſchen Goldregenpfeifer mit großer Pünktlichkeit bei den Bermudaſinſeln ein, ſo daß man nicht annehmen darf, ſie hätten gerade am Wellenſchlag einen zuverläſſigen Wegweiſer.

Mit der von dem ſchon erwähnten Middendorff ausgeſprochenen Vermutung, daß die Vögel mit einem beſonderen Ortsſinne begabt ſeien, iſt an und für ſich nicht viel anzufangen. Wir kennen allerdings auch bei Menſchen, bei Angehörigen mancher wilder Stämme, einen Ortsſinn, der für uns civiliſierte Europäer unverſtändlich iſt; allein irgend welche äußeren Anhaltspunkte für die Richtung des Weges müſſen auch dieſe Naturmenſchen haben, und wir müſſen erſt wiſſen, welche das ſind, ehe uns der Ortsſinn des Menſchen zur Beantwortung unſerer Frage von Nutzen ſein kann. Das aber wiſſen wir nicht. Als Middendorff durch Ausfragen der Samojeden über die Mittel, die ihnen ein Zurechtfinden auf der endloſen Tundra ermöglichten, Aufklärung über den Ortsſinn der Tiere zu gewinnen hoffte, ſahen ihn die Leute verſtändnislos an und wunderten ſich über ſeine Frage, da ein Ding von ſolcher Alltäglichkeit, wie das Zurechtfinden auf der Tundra, ſelbſtverſtändlich und keiner Erklärung bedürftig ſei. Endlich verblüfften ſie Middendorff durch die Frage: Wie bringt der kleine Eisfuchs es fertig, ſeinen Weg quer über die weite Tundra zu finden? Middendorff wurde kurzer Hand an die Tiere zurück verwieſen, als er auf dem Umwege über den Menſchen Belehrung über deren Ortsſinn ſuchte.

Der Ortsſinn der Tiere iſt, das dürfen wir annehmen, ein ſehr großer; aber es iſt fraglich, ob die Vögel ihre Straße finden würden, falls ſich plötzlich alles, was ihnen früher als Wegweiſer gedient haben könnte, verändern würde.

Es gab eine Zeit, da dieſer oder jener Erforſcher des Vogellebens die Hoffnung hatte, daß die Fähigkeit der Brieftaube, den heimatlichen Schlag aufzufinden, einen Schlüſſel für die Frage nach dem Wegweiſer der Zugvögel geben würde. Nun erklären die beſten Taubenkenner, daß die Brieftaube nur dann ihren Schlag wieder auffindet, wenn ſie die Gegend bereits genügend kennt, wenn ſie ſich nach Landmarken richten kann. Es war demnach zu unterſuchen, ob die Zugvögel nicht etwa auch durch Landmarken geleitet würden. Die Wege der wandernden Vögel ſind denn auch von manchen Naturforſchern zum Gegenſtand ihrer Forſchungen gemacht worden. Allen voran iſt unter den Erforſchern der Vogelzugſtraßen der ſchwediſche Vogelkenner Palmén zu nennen, der eine große Anzahl von Zugſtraßen, die von den Vögeln benutzt werden ſollen, feſtzuſtellen geſucht hat. Eine davon geht beiſpielsweiſe das Rheinthal entlang und von dort zum Rhonethal hinüber. Am Mittelmeere teilt ſie ſich. Ein Arm läuft der Weſtküſte von Italien und Sizilien nach, ein zweiter über Korſika und Sardinien, und der dritte folgt der Südküſte Frankreichs und der Oſtküſte Spaniens. Alle drei führen nach Afrika. Wenn nun auch die Mehrzahl der von Palmén unterſchiedenen Zugſtraßen mit großer Regelmäßigkeit eingeſchlagen wird, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß jede Vogelart auf dem Zuge ihre eigenen Wege geht, und daß das, was man eine Zugſtraße nennt, nur dadurch zu ſtande kommt, daß die Wege mehrerer wandernder Vogelarten hier und da zuſammenfallen. Wenn ſich die Vögel auf dem Zuge nach Landmarken richten, ſo hat jede Art ihre eigenen Wegweiſer. Der Gedanke aber, daß Landmarken die Straße bezeichnen, lag nahe genug; ebenſo der fernere, daß die jungen Vögel den richtigen Weg von den alten lernen. Bezüglich des letzteren Punktes verſichert uns Palmén, daß die wandernden Vögel durch die älteren und ſtärkeren Individuen angeführt werden, und daß die Vögel, die auf dem Zuge ihren Weg verlieren, Junge vom letzten Sommer ſind, alſo Tiere, die niemals zuvor eine Reiſe gemacht haben. Die Richtigkeit dieſer Beobachtung zugegeben und angenommen, wie es ja gewiß gerechtfertigt iſt, daß die ſtärkſten Vögel den Zug anführen, ſo iſt doch nicht feſtgeſtellt, daß die älteſten Vögel die vorderſten ſind. Es iſt vielmehr wahrſcheinlich geworden, daß die jungen Vögel bei vielen Arten ihren Eltern auf dem Herbſtzuge, auf der erſten Reiſe, die ſie gen Süden führt, voran gehen.

Außerdem gibt es Vögel, die nicht in Scharen wandern. Während z. B. die Schwalben in großen Schwärmen aus Europa fortziehen, verlaſſen uns die übrigen Zugvögel meiſtens in aller Stille; jeder einzelne, wie es ſcheint, auf eigene Gefahr. Es hat ſich auch gezeigt, daß eine und dieſelbe Vogelart nicht immer auf die nämliche Art und Weiſe reiſt. Die Feldlerchen, die im Herbſt an der Nordweſtküſte von England eintreffen, kommen zwar in einem beſtändigen, wenn auch vielfach unterbrochenen Wanderſtrome an, nicht in dichtgedrängten Scharen; aber eine kleine Weile ſpäter verlaſſen ungeheure Schwärme derſelben Vogelart die britiſchen Inſeln, um gen Süden zu ziehen.

Es iſt wohl möglich, daß jeder auf dem Zuge befindliche Vogel unabſichtlich dem ihm voranfliegenden Genoſſen folgt; aber auf einer weiten Reiſe über das Meer wird es dem Wanderer nicht leicht werden, ſeinen Vordermann im Auge zu behalten. Man darf gewiß auch annehmen, daß der Leitvogel einer ziehenden Schar den Weg ſchon einmal zurückgelegt hat; aber nicht alle Zugvögel fliegen in Schwärmen. Außerdem iſt es ſchon vor Jahren und wiederum neuerdings feſtgeſtellt worden, daß die Jungen mancher Vogelarten getrennt von den Alten wandern und andere Straßen, als dieſe, ziehen. Woher alſo ſollen die jeder Reiſeerfahrung baren Jungen wegeskundige Anführer nehmen?

Man müßte ſchon vorausſetzen, daß die Kenntnis der Zugſtraßen eine erbliche iſt. Aber auch mit dieſer Annahme iſt wenig gewonnen, denn viele, wenn nicht die meiſten Vögel ſcheinen in Höhen zu fliegen, worin ſie von den Zugſtraßen kaum noch irgend etwas wahrnehmen können. Nach Gätke, der ein halbes Jahrhundert lang den Vogelzug auf der beſten Station, die für derartige Forſchungen bekannt geworden iſt, auf Helgoland, beobachtet hat, fliegen die Vögel, ſobald ſie ſich wirklich auf einer ſchnell fördernden Wanderſchaft befinden, in ſo großen Höhen, daß der Wert der Flußthäler, etwa der von Rhein und Rhone, und der Landbrücken, wie z. B. Korſika mit Sardinien eine darſtellt, ein verſchwindend kleiner wird. Daß aber Vögel in außerordentlichen Höhen, in ſolchen von 5000 Metern und darüber, fliegen können, iſt ſicher. Man hat zwar geſagt, daß die in den oberen Luftſchichten herrſchende ſtarke Kälte die Vögel daran verhindern würde, in dieſen Höhen zu wandern. Was wir aber über den Einfluß des Froſtes auf den Vogel wiſſen, läßt es uns wahrſcheinlich erſcheinen, daß die meiſten Vögel hohe Kältegrade ertragen können. Das Federkleid hält den Vogel warm, und wenn auch Läufe und Füße gefangener Vögel gelegentlich erfrieren, ſo iſt doch dadurch noch nicht bewieſen, daß Kälte nachteilig auf lebhaft fliegende Vögel einwirken muß. Die Beobachtung hat ſo viel wenigſtens gelehrt, daß die Vögel auf dem Zuge die Höhen vorziehen. Dazu kommt, daß es Vögel gibt, die ſich offenbar nicht ängſtlich nach dem rechten Wege umzuſehen brauchen, weil ſie in einem einzigen Fluge über die Breite von ganz Europa hinwegeilen. Wir haben Grund zu der Annahme, daß dieſes bei mehr als einer Vogelart der Fall iſt. Ferner kennt man Zugvogelarten — und die Anzahl ſolcher iſt keineswegs gering —, deren Angehörige ihre Wanderungen bei Nacht ausführen, und ſich auf dem Zuge von den Brutplätzen bis zur Winterherberge nur ſelten aufhalten. Des Tundrablaukehlchens z. B. wird man bei uns zu Lande äußerſt ſelten anſichtig, obwohl es in Nordſkandinavien in großer Anzahl vorkommt und häufig während des Winters in Ägypten und im oberen Nilthale gefunden wird. Es muß alſo über Europa in einem Fluge hinwegeilen, in der Regel, ohne auch nur ein einziges Mal zu raſten. Immerhin könnten Bedenken gegen dieſe Schlußfolgerung laut werden; aber die Zweifler werden verſtummen, wenn wir daran erinnern, daß in Neuſeeland Kuckucke leben, von denen man ſicher weiß, daß ſie während ihres ganzen Zuges keine Raſt machen, denn ſie haben das weite Meer, das ſich zwiſchen Neuſeeland und Neuguinea, ihrer Winterherberge, erſtreckt, zu überfliegen. Bei dieſer Luftreiſe zeigen keine Flußthäler, keine Küſtenſtrecken und Inſelketten den Wanderern ihre Straße, und der Flug iſt lang, muß alſo auf dem kürzeſten Wege und mit geringſtem Zeitaufwande zurückgelegt werden, falls das ferne Reiſeziel vor Eintritt von Erſchöpfung erreicht werden ſoll. Muße zur Muſterung der Landkarte gibt es auf dem Eilzuge nicht.

In der That haben Beobachtungen, und zwar wiederum die des trefflichen Gätke auf der „Vogelwarte Helgoland", zu dem Ergebnis geführt, daß der Vogelzug nicht nur in gewaltigen Höhen, ſondern auch mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit ausgeführt wird. Gätke fand, daß wandernde Nebelkrähen im Herbſt von 8 Uhr morgens bis 2 Uhr nachmittags über Helgoland hinwegziehen. Außerdem iſt feſtgeſtellt worden, daß Vögel dieſer Art an der Küſte von Lincolnſhire in England zwiſchen 11 Uhr vormittags und 5 Uhr nachmittags ankommen. Wenn die in England eintreffenden Vögel dieſelben ſind, die Helgoland am nämlichen Tage verlaſſen haben, ſo müſſen ſie ungefähr 30 Meilen in der Stunde zurücklegen. Man hat freilich bezweifelt, daß Krähen eine ſolche Leiſtung möglich iſt; aber Gätke ſchreibt anderen ziehenden Vögeln eine noch viel größere Fluggeſchwindigkeit zu. Er glaubt, daß das Blaukehlchen in 9 Stunden vom Nildelta bis nach Helgoland fliegt, und er hat einwandsfrei feſtgeſtellt, daß Brachvögel, Pfuhlſchnepfen und Regenpfeifer die Strecke von Helgoland bis auf die weſtwärts von der Inſel gelegenen Auſternbänke, eine Entfernung von einer gut gemeſſenen deutſchen Meile, in einer einzigen Minute zurücklegen, was auf die Stunde über 60 deutſche Meilen machen würde! Dagegen hat man die durchſchnittliche Geſchwindigkeit der Brieftauben auf nur 9 deutſche Meilen in der Stunde berechnet, während nur einzelne Stücke etwa 14 Meilen in der Stunde zurücklegten und dieſe Geſchwindigkeit auf einem vierſtündigen Fluge beibehielten. Brieftauben fliegen demnach langſamer, als die von Gätke beobachteten Vögel, woraus man den Schluß ziehen könnte, daß dieſer beſte Kenner ziehender Vögel ſich geirrt haben müßte. Aber auch ein engliſcher Beobachter, Oswald Crawfurd, der die Geſchwindigkeit, mit welcher die Turteltaube auf dem Zuge fliegt, feſtzuſtellen ſuchte, mußte geſtehen, daß er ſich ſcheue, das erſtaunliche Reſultat ſeiner Forſchungen mitzuteilen. Er gewann die Überzeugung, daß Turteltauben, die England beim Tagesgrauen verlaſſen, ſehr wohl dieſelben Vögel ſein können, die wenige Stunden ſpäter über den Pinienwäldern Portugals auf dem Wege nach Afrika dahinziehen! Vögel aber, die mit einer ſolchen Schnelligkeit wandern, kennen ihren Weg und haben es nicht nötig, nach Landmarken auszuſchauen!

Will man eine Erklärung für das große Myſterium des Vogelzuges geben, ſo wird allerdings wohl nichts anderes übrig bleiben, als eine erbliche Erfahrung anzunehmen, aber freilich nicht eine ſolche, die ſich auf Flußthäler und Gebirgszüge, auf die Richtung der Meereswellen und Küſtenlinien bezieht, ſondern auf die Kenntnis der zuverläſſigeren Sterne gegründet iſt. Der große Bär und der Orion ſchienen ſchon zu einer Zeit auf unſere Gegenden herab, als die Verteilung von Land und Waſſer noch eine ganz andere war als heute. Dafür, daß die Sterne die Wegweiſer der Vögel ſind, ſpricht die Thatſache, daß dieſe in bedeutenden Höhen fliegen, in Höhen, die oft genug jenſeits der Wolken liegen, und daß die Wanderer ihren Weg verlieren, wenn ſie in Wolken und Nebel hineingeraten.

In ſternhellen Nächten bemerkt man ſelten wandernde Vögel. Wenn dagegen der Himmel bedeckt, wenn die Nacht dunkel iſt, namentlich aber, wenn ein feiner Regen herunterrieſelt, kann man oft Scharen wandernder Vögel hören. Bei ſolchem Wetter lärmen Zugvögel viel, zweifellos mit dem Erfolg, die Wandergenoſſen zuſammenzuhalten; und bei trübem Himmel kommt es auch vor, daß ſie in erſtaunlicher Anzahl gegen die Fenſter der Leuchttürme anprallen. So hat Gätke beobachtet, daß Goldhähnchen von der zehnten Abendſtunde des 28. Oktober 1882 bis zum nächſten Morgen in dichten Scharen, Schneeflocken gleich, gegen den Leuchtturm von Helgoland anflogen, und daß am folgenden Tage buchſtäblich auf jedem Quadratfuß von Helgoland Goldhähnchen ſaßen.

Gegen Ende des Sommers bis in den Herbſt hinein ereignet es ſich auch nicht ſelten, daß Vögel in dunklen Nächten, durch die Helligkeit der Straßenlaternen angezogen, über binnenländiſchen Städten fliegen. Der erfahrene Beobachter erkennt am Rufe Regenpfeifer und Strandläufer, Seeſchwalbe und Möve. Bald vernimmt er die Stimmen abgeſchwächt aus weiter Entfernung, bald ertönen ſie dicht über ſeinem Haupte, während er gelegentlich ſelbſt einen Flügelſchlag hört. Aber kein Vogel kommt ihm in der Dunkelheit zu Geſicht. In düſteren Nächten ſcheinen keine Sterne; dann geſchieht es, daß der wandernde Vogel abſeits vom Wege gerät, weil er die ewigen Sterne, die Jungen und Alten, Erfahrenen und Unerfahrenen leuchten, aus dem Auge verloren hat. Die Sterne dürften die annehmbarſten Wegweiſer des Zugvogels ſein. Aber nur die Zukunft kann uns darüber belehren, ob dieſe Deutung zuläſſig iſt. Möglich, daß uns eine wiſſenſchaftliche Erklärung des Vogelzugmyſteriums für alle Zeiten verſagt bleibt.

Uſche Queren macht es anders!

Novelle von Ilſe Frapan.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„'t is all beter, ſe hett woll bloß wat Häßliches drömt,“ damit ſtrich Elſabe über Mietjes Ärmchen und zugleich über ihres Vaters Hand. Er wollte das Kind nicht hergeben, bis es in ſeinem Arm feſt eingeſchlafen wäre. Faſt eine Stunde trug er es hin und her; dann legte er das ruhig Atmende auf ſeine Kiſſen zurück. Er guckte es lange an, blieb darüber gebeugt und ſeufzte mit angehaltenem Atem, als es nun wieder ſtille lag. Kopfſchüttelnd ging er endlich hinaus.

„Dar hett man wat mit to plagalen,*) bet ſo'n Kind groot is,“ ſagte er zu den Frauen oder eigentlich mehr zu ſich, „un naher? Wat hett een naher?“

„Kummt Vadder nu nich mit dal?**) In de Kök is dat warm un good,“ bat die älteſte Tochter.

Unſchlüſſig ſtand er einen Augenblick auf dem Treppenabſatz. „Nee, ick heff noch wat to dohn.“

„Maak Fierabend, Vadder!“ bat Elſabe herzhaft.

Da lachte er bitter auf. „Fierabend? Weet Gott, wanneer***) ick mal Fierabend krieg, — de Tieden ſünd vorbi, dat hefft wi hatt —“ Er ſtieg ſchwerfällig weiter, von oben rief er noch einmal halblaut herunter: „Elſabe, ſlöppt ſe nu?“

„Se ſlöppt, Vadder.“ Er ging in ſeine Giebelſtube.

Uſche Queren ſchimpfte noch eine halbe Stunde über die Unruhe im Hauſe. Sie wolle ausziehen, habe das jetzt lange genug ausgeſtanden. Kindergeſchrei auf ihre alten Tage, dafür bedanke ſie ſich. Und wenigſtens ſollten jetzt alle zu ihr hereinkommen, um ihr Bett ſitzen — ſie ging ſchon um ſieben zu Bett — und ihr erzählen, was da los geweſen war. Aber haarklein. Bertha kam und aß ihr Butterbrot fertig. Frau Eggers gehorchte auch und erzählte, ſo gut ſie konnte. Wiſche, dadurch abgelöſt, braute der Tante ſogleich einen Eiergrog, um ſie zu beſänftigen. Elſabe gab keine Antwort, als ſie aufgefordert wurde, Tante Uſche mit zu beſuchen. Sie holte ſich noch Arbeit zuſammen, aber dann that ſie nicht viel daran, ſondern ſchnitt eine kleine Kappe von feuerrotem Flanell für Mietje zurecht. Erſt gegen Mitternacht wurden Mutter und Schweſtern aus Tantens enger Stubenhaft entlaſſen. Sie brachten die Nachricht mit, daß Tante trotz Eiergrog und Unterhaltung nicht beſſerer Laune geworden, ſondern alle Augenblick voll Wut geſagt hatte: „Wi wölt dat doch mal afluern*), wat de Deern nich herſcheeren deiht.“ Tante war wütend, aber das rote Käppchen war fertig, und am anderen Morgen kriegte Mietje es auf, als ſie nur erſt ein Hemd anhatte. Sie war ein bißchen blaß, die Kleine, wußte aber nichts von der Angſt des Abends und freute ſich ſo über das Käppchen, daß ſie es den ganzen Tag auf dem Kopf haben wollte. Sogar über Tiete Eggers' verſorgtes Geſicht

---

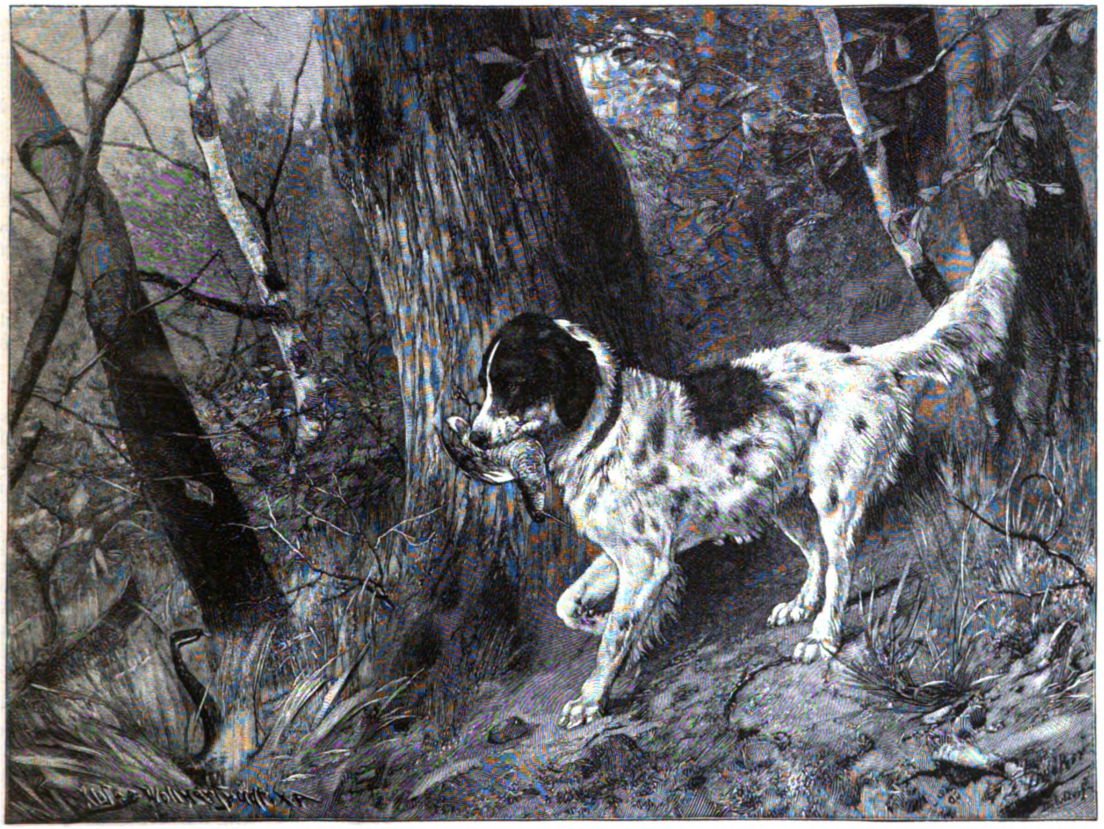
*) abquäle. **) herunter. ***) wann.

*) ablauern.

glitt ein Lächeln, als er Mietje ganz ſteif und ſtolz mit der roten Kappe herumgehen ſah. Er rief ſie heran und ließ ſie zwiſchen ſeinen Knieen ſtehen. Sie ſchien die harte Beſtrafung von geſtern ganz verſchlafen zu haben, aber plötzlich, während der Großvater ſie ſtreichelte, lehnte ſie ſich in ſeinen Arm hinein und ſagte: „Ich will es auch nie und nie wieder thun.“ Dabei fing ſie leiſe an zu zittern.

„Kruup*) in, Mietje, kruup dar ganz in!“ murmelte der Großvater und riß ſich den Rock auf, um ihn um die kleine leichte Puppe zu ſchlagen. Elſabe fand die beiden ſo ſitzen, als ſie mit Leferenz Olfs neuem Geſchenk herein kam. Und das war etwas ſo Beſonderes, daß Mietje mit hellem Jubelſchrei aus ihrem warmen Verſteck herausſprang, und Tiete Eggers ſelber mit ungeſprochener Frage im Geſicht aus ſeinem Brüten auffuhr. Freilich hatte Elſabe ſich vorgenommen, daß es mit Olf Thranblut, wie ſie ihn ſelbſt vor ſich nannte, wenn ſie mit ihm nicht zufrieden war, ein- für allemal aus ſein ſolle, aber gerade heute brachte nun Olf den Papagei daher. Ans Küchenfenſter, um das der halberfrorene Kürbis ſeine großen vollſaftigen Blätter ſchon ſchwärzlich und lappig, wie einen verbrauchten Wiſchlappen, hängen ließ, ans Küchenfenſter hatte es geklopft, und dann war Leferenz Olf herein gekommen, eine kleine rohe Holzkiſte, mit einer Stange dran, in der Hand, hatte, ohne Worte, nur mit geheimnisvollem Lachen, unter ſeine Jacke gegriffen und vorſichtig, beinahe zärtlich, etwas darunter hervorgeholt. Und plötzlich ſaß es auf dem Querholz der Stange, zartgrau wie eine Taube, drehte einen hellen geſchmeidigen Hals, ein paar gelbe ſcharfe Augen nach allen Seiten, rührte die Flügel, ſchüttelte ſich und, indem ſich der kurze breite Schwanz zu einem roten Halbrad aufſchlug, ſagte eine dicke drollige Kehlſtimme laut und deutlich: „Na, wat ſeggſt nu?“ Das Mädchen fing laut an zu lachen, Überraſchung und Freude hatten ſie zuerſt ſtumm gemacht. Nun platzte auch Olf heraus, und als dritter fiel der Vogel ein, krähend und flügelſchlagend, mit hintenüber geworfenem Kopf; dann ſchrie er: „Jakob iſt da!“ und dann lachte er wieder, um immer, dazwiſchen hinein, nach einem Maiskorn zu picken oder in das Holz der Kiſte zu hacken. „Das 'n richtigen Afrikaner,“ bemerkte Olf, „magſt em woll lieden?“

Elſabe ſtrahlte. „Sall ick em hebben, Leferenz, ſall ick em hebben?“



Gefährliche Begegnung. Nach dem Gemälde von C. F. Deiker.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

„Verſteiht ſick!“ Olf, die Hände in den Taſchen, weidete ſich. „Dat heff ick je noch gor nich wußt, dat Du ook ſo for de Popegeien büſt.“

„He is woll — he is woll — he koſt' woll 'n groot Stück Geld?“ ſagte ſie mit plötzlichem Bedenken.

Der Fiſcher wehrte ab. „Ick heff em ſchenkt kreegen, dat geiht Di nichs an.“

„Na, krieg ick nu 'n Süſſen*)?“ rief der Papagei, den Kopf ſchmachtend auf eine Seite gelegt. Elſabe wurde ſo rot, als ob Leferenz das gefragt hätte. Und dann küßten ſie ſich ſchon, keiner von beiden wußte, wer angefangen hatte, aber Elſabe hörte jedenfalls zuerſt auf, denn der Papagei ahmte den Laut zu natürlich nach, und dabei klang es doch faſt wie das Aufziehen eines Pfropfens.

Der unbeachtete Augenblick war auch ſchon vorbei, Frau

---

*) kriech'.

*) Kuß.

Eggers kam herein, und Olf ging, wollte ſich durchaus nicht halten laſſen. Er pfiff den ganzen Strandweg hinunter, ſo daß ſich die Leute verwundert nach ihm umſahen. „Kiek mal, Olf Thranblut as Muſche Nüdlich' hat jewoll das große Los gewonnen.“ Die ganze Familie lief drinnen um den Papagei zuſammen. Da er mehrmals bemerkte: „Jakob iſt da,“ ſo nannten ſie ihn Jakob und nahmen ihn trotz ihrer verſchiedenfarbigen Sorgen und Kümmerniſſe einmütig als Adoptivkind an. Mietje war ganz außer ſich: „Ich freu' mich da ſo recht zu,“ wiederholte ſie den ganzen Tag. Frau Eggers beteuerte, gerade ſolchen habe ſie ihr Lebelang haben wollen, und Wiſche ſprach ſich anerkennend darüber aus, wie anſtändig doch ſolch Vogel ſei. „So nett rundrum mit Federn zugewachſen. Nee, das muß ich ſelber ſagen, die Papageien ſind Hunde und Katzen über.“ Gefährlich wurde es mit Uſche Queren. Die Erwachſenen nahmen ſich in acht, erzählten nichts von dem Ankömmling, aber Mietje, in der Freude ihres Herzens, lief zur Großtante und plapperte ſoviel von dem grauen Jakob und ſeinen Künſten, daß Uſche in ein Fieber der Neugier geriet; nicht böſe war ſie, wider alles Erwarten, aber ſo brennend ungeduldig, daß ſie ihren Krückſtock anſtemmte und aufzuſtehen verſuchte, ächzend und wimmernd, daß niemand von der Familie ſich um ſie kümmere. Aber ſie kam nicht weit. Auf dem nächſten Stuhle ſank ſie ſo ſchwer nieder, daß die Fugen krachten, und dann ſchleuderte ſie ihren Stock von ſich und gegen die Thür, daß es noch lauter polterte. Nun kamen ſie natürlich erſchrocken und wollten Tante Uſche in ihren Armſtuhl zurückführen. „Ick will dat ook ſehn!“ ſchrie ſie ihnen entgegen und klopfte mit der Fauſt auf den Tiſch. „He ſall in min Stuw ſtahn, ſo'n Vagel mutt ſick mit beſchäftigt warrn, denn heff ick Unnerhollung. Mietje ſeggt, he kann all ſpreeken, ick will em ook wat lehren, ſett em man hier op'n Diſch, denn bruuk ick Ju all nich mehr, wenn ick ſo'n Geſellſchaft bi mi heff.“

Bertha und Frau Eggers blickten ſich mit langen Geſichtern an. „Ick will dat mal Elſabe ſeggen.“

„De Vagel is nämlich — he hört Elſabe to.“

„Wat?“ ſchrie die Alte, „wat ſchall ſo'n dumme Deern mit'n Popegei? Het Tiete dat Geld ſo wegtoſmieten? Geiht wohl wedder von dat Mienige, un ick ſitt hier, kann nich Arm un Been rögen, kann — —“

„Elſabe hett dat Diert ſchenkt kreegen,“ ſagte Bertha zögernd, Frau Eggers war hinaus gelaufen, Uſche fuhr mit dem Oberkörper auf und drohte mit dem zitternden Zeigefinger. „Dar ſticht*) wat achter! Dat hett wat to bedüden! Dat is nich von ungefähr. De ſmitt mit de Wuſt na'n Schinken, de ehr ſo wat ſchenken deiht. Den much**) ick kennen. De rekent natürlich op min Geld, all rekent ſe op min Geld. Un ick heff je doch nichs to dohn, un ick harr doch 'n Unnerhollung, un in min Stuw is dat warm, un ſo'n fremdlänniſchen Vagel mutt warm ſitten, das 'n Schändlichkeit, dat vergeet ick ehr nich, ſe ward dar noch mal an denken —“

„Tanten, ſe kummt all!“ fiel Bertha erfreut ein. Frau Eggers hatte eben die Thür geöffnet und war dann zurückgetreten, um Elſabe vorzuſchieben, die den Holzkaſten mit der Stange und dem Jakob in den Händen trug. Sie ſah widerwillig, faſt mürriſch aus, Mietje hatte ſich an ihre Schürze geklammert; Wiſche folgte mit einem Ärmel in der Hand, an dem ſie mechaniſch im Gehen ſtichelte. „Na, dat ward ook Tied,“ begrüßte Uſche die Prozeſſion, „ick bün ümmer de letzte, de weet, wat in' Huus los is! Sett em hier vor mi op'n Diſch, Elſabe, hier is dat warm un good — Mietje, wullt Du mal in'n Oogenblick de Döhr tomaken, dumme Trine, ick ſchall mi woll verkäulen,***) nich?“ Sie rutſchte vor Eifer auf dem Stuhl hin und her, bis der Vogel vor ihr ſtand. „Na, Elſabe, wat makſt Du denn for'n ſchulſches†) Geſicht? Lat em mal wat ſeggen, Jakob, ſegg mal wat.“ Der Papagei ſaß mit angedrückten Flügeln ſtumm und hölzern auf ſeiner Stange. Die harte Stimme ſchien ihn einzuſchüchtern. „He kann je nichs,“ ſagte Uſche ärgerlich. „Een, twee, dree, hurra!“ ermunterte Bertha. Jakob gab kein Lebenszeichen, nur ſeine Augen glänzten, wie die Weſtſonne hereinleuchtete. „He is möd,“ es war das erſte, was Elſabe ſagte. „Dumm' Tüg!“ brummte die Tante, „he is fuul, giw mi mal 'n lütten Stock her.“ Sie ſuchte zwiſchen den Blumentöpfen mit den Augen. Elſabe trat heftig näher. „Nee, Tante, nich mit'n Stock, denn ward he bang, denn ſeggt he erſt recht nichs.“ „Mamſell Klookſnuut! Ick heff fiew, ſöß hatt, ick weet, wat ſick hört, Hau' möt ſe hebben.“ Elſabe ſtreckte die Hand aus, es war eine faſt unwillkürliche Bewegung.

„Wullt Du ſtahn laten!“ Ein langer blutiger Kratz flammte über die Hand des Mädchens, Uſche Queren hatte ſcharfe Nägel. Elſabe blickte auf ihre Hand, dann ſah ſie ihre Mutter, ihre Schweſtern an, plötzlich fing ſie an zu lachen. „Lat Din ſpitſches*) Lachen!“ ſchrie Uſche, „Du ſchullſt man min Dochter ſin, Di wull ick wat wieſen.“ Elſabe hielt der Wütenden ihre verkratzte Hand unter die Augen. „Un ick will Di wat wieſen. Kiek, dat hett min Tanten Uſche dahn.“ Jetzt lachte ſie, aber ohne Spott, und die Alte ſtimmte halbgezwungen ein. „J Du, ick bün doch keen Katt un keen Kater, wo kunn ick dat woll dahn hebben?“ Sie war augenſcheinlich bereit zur Verſöhnung, ihre eigenſinnigen Augen wichen nicht von dem Vogel, der nur zuweilen mit den Federn kniſterte und den Hals eingezogen hatte. „Lat em man hier ſtahn,“ ſagte Uſche leutſelig, „he mutt ſick erſt togeben,**) denn fangt he woll an to plappern. Wiſche, giw mi mal 'n Brunkoken***) dar ut de Schuwlad.“

„Brunkoken mutt he nich hebben,“ fiel Elſabe ängſtlich ein. — „Nee, wat Du nich ſeggſt! Min hefft ümmer Brunkoken kreegen. Wenn ick Brunkoken eeten kann, denn kann jewoll ſo'n Diert dat ook eeten.“

„Din ſünd je ook ümmer ſtorben, Tante.“

„Och wat, ſtarben möt wi all! Düße ward woll ook nich ewig leben.“ Wiſche brachte ein Stück Zucker, ſie hielt das für zuträglicher. Uſche riß es ihr aus den Fingern und hielt es triumphierend dem Grauen hin. „Hier, Jakob, kriegſt wat.“ Haſtig fuhr der Vogel empor, ſträubte die Kopffedern und ſchnarrte: „Geh ab, Du Untier!“ dabei drehte er ſich auf dem Stock herum und kehrte Uſche Queren ſeine Rückſeite zu. Je lauter die anderen dieſen plötzlichen Ausruf belachten, um ſo wütender ſaß die Großtante da. „Mak, dat Du rut kummſt, Du —“ ſchrie ſie Elſabe zu, und ein Strom von Schimpfwörtern floß über ihre breiten Lippen, „en por Stün'n is he erſt in't Huus, un nu hett de Deern em all ſo wat intrichtert! Je, kiek Du man, as kunnſt' nich fiew tellen,†) ick weet nu doch, wat for Namens ick hier krieg, ick warr Di dat gedenken, un ick ſegg Ju, ick mak dat anners! Ick mak dat anners!“ Unter ihrem Schelten nahm das Mädchen, das nicht zu lachen aufhören konnte, die Kiſte mit dem Vogel vom Tiſch und ſchob ſich der Thür zu. Vergebens bemühten ſich Frau Eggers und Wiſche, die Alte zu überzeugen, daß der Lora die ehrenrührigen Worte jedenfalls ſchon früher gekonnt habe, wie könnte ſie nur Elſabe ſo etwas „anmuten ſein,“ kein noch ſo gelehriger Papagei würde ſo ſchnell etwas nachſprechen. Uſche Queren hörte auf nichts, ſondern ſchrie Elſabe nach, im Augenblick ſolle ſie wieder hereinkommen und ihr ſagen, wo das Tier herkäme. „Dar much ick doch mehr vun weeten,“ ſprudelte ſie.

Elſabe ſteckte ein heißes, trotziges Geſicht zur Thür herein; den Jakob hatte ſie ſicher geborgen.

„Herr Leferenz Olf hett mi den Papagei ſchenkt,“ ſagte ſie herausfordernd, „ſo, nu weetſt Du dat, Tante Uſche.“ Dann zog ſie Mietje, die ſich ängſtlich unterm Bett verkrochen hatte, als der Streit anfing, hervor, um ſie auf dem Arme mit fortzunehmen. Elſabe war nicht ganz ohne Geſchmack an den häuslichen Reibereien, die anderen hatten ſie angeſteckt; aber das Kind that ihr immer leid mit ſeinem kleinen erſchrocken flatternden Herzen. Es war übrigens gut, daß ſie

---

*) ſteckt. **) möchte. ***) erkälten. †) böswillig.

*) ſpöttiſches. **) gewöhnen. ***) Pfefferkuchen. †) zählen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ging, denn Uſches Zorn ſtieg nach ihrer trotzigen Erklärung aufs höchſte. Zwei Gläſer Eiergrog wurden ohne Erfolg in den tobenden Abgrund gegoſſen, Frau Eggers rang die Hände, denn immer wiederholte ſich die Drohung, daß „Tanten“ es „anners“ machen wolle. Sie belegte Elſabe wie Leferenz mit einer Reihe ſaftiger Ehrentitel; es war nicht ganz klar, weshalb ſie dieſe Verachtung für den armen Burſchen hatte, aber vorhanden war ſie und ohne Grenzen. Sie behauptete, der lauere am erſten auf ihr Geld, ebenſo wie David Mull, der auch nie etwas anderes gethan. Als ſie die zwei Gläſer Grog hinunter hatte, warf ſie beide Namen und Perſonen durcheinander, nannte Olf Mull und Mull Olf und ſchrie endlich allerlei Sinnloſes heraus, aber ihr Geld, das war der Kehrreim. Ihre runzligen Backen waren gedunſen, die Augen thränten, ſie wiegte den Oberkörper hin und her, als habe ſie unerträgliche Schmerzen, aber der zahnloſe Mund floß über von Galle.

„Gott bewoahr' uns in Gnaden, dat uns dat nich mal geiht, as Tanten,“ flüſterte Frau Eggers, als ſie die Tobende endlich zu Bett gebracht hatten, „ick glöw, de kunn de ganſe Welt vergeben.*) Aber,“ ſie wandte ſich zu Elſabe, „Herr Olf harr ſin Vagel man lewer behollen ſchullt. Du ſchallſt dat erleben, Kind, he ſett' Di wat in' Kopp, un dat dar nichs ut warden kann, das' nu doch ſeker un gewiß —“

Ihr kläglicher Ton ſchwächte die Bedeutung ihrer Worte, die ſo ungewöhnlich beſtimmt waren.

„Wi hefft Tied, wie könnt täuwen,“**) ſagte Elſabe ruhig.

„Vadder ward' ook nich lieden,“ fuhr die Mutter betroffen fort, „dat giwt Unfreeden nah alle Sieden.“ Sie blickte ihre Tochter mißbilligend an, dann warf ſie ſich die Schürze vors Geſicht. „Wenn ick man eenmal dar rut wör', wenn ick man eenmal dod wör',“ jammerte ſie.

Elſabe wußte ſie nicht zu tröſten, aber am nächſten Tage — es war wieder einmal Sonntag, und ein ſchwerer gleichmäßiger Landregen hüllte Strand und Fluß in graue Trauer — ſagte ſie Olf, daß ſie wenig Zutrauen für die Zukunft habe und daß ſie wohl niemals zuſammenkommen würden. Der Fiſcher behielt lange guten Mut, lachte ſie aus und wollte nicht an Uſche Querens Macht glauben. Allmählich aber ging ihre Niedergeſchlagenheit auf ihn über, und er ſagte gar nichts mehr. Sie hatten ſich ein gutes Verſteck ausgeſucht, der Regen hatte ſie unter Dach getrieben. In einem Borkenhäuschen unter hohen Bäumen im Bauerſchen Park war es. Eine ſchmale lange Holzbank lief rundum, es gab keine Thür, aber in den Ecken lag graue Dunkelheit, und niemand ging vorüber, niemand bemerkte das dicht an einander geſchmiegte Paar. Gelbe und braune, naſſe Blätter waren hereingeflogen und hatten den lohebeſtreuten Boden am Eingang bedeckt. Andere wirbelten herunter mit dem Regen, der laut und platſchend auf die breiten Ahornbäume draußen aufſchlug. Man ſah von innen nach außen kaum einige Schritt weit, ſo regengefüllt und nebelig war die Luft. Die Dampfpfeife erſcholl von Zeit zu Zeit auf der Elbe, auch einmal der dumpfe, brüllende Ton einer Nebelſirene, aber ſie ſchwebten vorüber wie Geiſterſchiffe da draußen, wie ziehende Schatten. Und das unaufhörliche, gleichmäßige Klatſchen der nahen, das Sauſen der fernen Regentropfen machte dumm und müde. Die Bank, auf der ſie ſaßen, war überdeckt mit Namen und Inſchriften, die mit Bleiſtift oder Taſchenmeſſer dort eingekratzt waren. Nachdem Leferenz Olf die Sprache verloren hatte, ſchien es ihm an der Zeit, auch ſo etwas auf die Bank zu kritzeln. Elſabe ſah zu, wie er ſein ſtarkes Meſſer mit feſtſtehendem Griff aus der Scheide zog und bedächtig einen Bogen einſchnitt. Und dann machte er einen geraden Stiel dazu, und endlich wurde es ein ſchöner Anker. Ein flüchtiges Lächeln der Befriedigung erhellte die Geſichter des ſtummen Paares, aber ſie blickten ſich nicht an, nur daß das Mädchen erwartungsvoll ein bißchen näher rückte. Nun ſetzte Olf die Spitze ſeines Meſſers an und ritzte vorſichtig eine feine Kette, hell ſtand ſie auf dem braunen Holz, und deutlich griffen die Ringe in einander. Und die Kette ſchlang ſich und bog ſich von dem Anker, an dem ſie befeſtigt war, aufwärts, und dann zog er längere Streifen mit ſeinem Meſſer, und obwohl es erſt etwas undeutlich ſchien, erkannte Elſabe doch bald, daß es ein Boot ſein ſollte, ein Boot, das im Waſſer ging. Dann kam die Ankerkette; als er aber ſo weit war, warf er einen kurzen Blick in Elſabes Geſicht, als ob er es befragen müſſe. Und dann, ganz eilig und lächelnd, ſetzte er in den Anker ein kleines E; in das Boot vorn ein L.

Zu dem L hatte das Mädchen genickt, ſowie nur der erſte Schwung gezogen war. Olf hatte das Ganze nett und ſauber geſchnitten, die Buchſtaben ganz einfach, aber gut kenntlich. Rechts und links von der Zeichnung ſaßen ſie auf der Bank, aber plötzlich, als ſie fertig war, rückten ſie darüber weg und dicht an einander und hatten nun ſich viel zu ſagen. Sollten ſie doch von einander ſcheiden, ſo wollten ſie noch einmal zuſammen zum Tanz gehen. Sie lachten und freuten ſich im voraus, fingen an, ſich zu necken, als ob ſie wohl gar nicht tanzen könnten. „Hä, ſo'n langen Ricks,*) de is je veel to dünn, breekt je dör in de Mitt', wenn ick em umfaat'.“

„Verſök doch mal!“ erwiderte Olf und hielt beide Arme vom Leibe ab, „ſo'n lütt Gaaspeerd**) as Du büſt! 'k***) glöw nich, dat ick Di ſpannen†) kann.“

Das mußte nun doch auf beiden Seiten widerlegt werden, und ſo gerieten ſie ſich ſpielend in die Arme.

„Lütt Krüſelding!“††)

„Un Du langes Liew vull Argernis.“

„Wullt mi woll nich wegloopen, Du Rappelkopp?“

Elſabe erſchrak heftig, als es plötzlich draußen durchs Laub daher raſchelte und mit lautem Gebell am Eingange des Häuschens ſtehen blieb.

„Dat is den Gärtner ſin Bello,“ rief ſie und ſchob Olfs Arme zurück, „man good, dat he nichs ſeggen kann.“

Olf ſtarrte ſie traurig an, wie ſie ihren Regenſchirm aufſpannte. Er zeigte mit dem großen braunen Finger auf die eingeſchnittenen Zeichen: „Un dat ſall nich gellen?“†††)

„Oach, Leferenz, dat kummt je op Di an.“ „Begreifſt Du das denn nicht?“ ſchien ihr fragender Blick zu ſagen. Verſtört trat ſie in den rauſchenden Regen hinaus; Leferenz Olf hörte ihre Schritte verklingen, dann legte er ſich der Länge nach auf die Bank, die Hände unterm Kopf verſchränkt, und dachte nach, bis er duſelig war und vor lauter Mutloſigkeit einſchlief. So ging es ihm immer.

Elſabe aber wurde ängſtlicher, je näher ſie ihrem Elternhauſe an der Bucht kam; es war doch gar zu unglaubwürdig, daß die Frau Doktorin, für die ſie eine Haube garniert hatte, ſie ſo lange ſollte aufgehalten haben. Und dann der große gelbweiße Bello, der ihr den ganzen naſſen, öden Strandweg nachgelaufen war, tap, tap, klitſch, klitſch! Er ließ ſich nicht verjagen, ſondern ging mit bis ans Haus, und nun ſtand er ſtill vor der Küchenthür, mit aufgereckten Ohren und klugen, wiſſenden Augenſternen, und that, als ob er ſprechen wolle. Elſabe ſchüttelte ihren Regenſchirm drohend gegen ihn, aber er duckte ſich nur ein bißchen, wich aus und trabte von der anderen Seite aufs neue heran. Was war dem Vieh nur eingefallen? Zum Glück ſah ſie niemand; gerade wollte ſie ſich die Treppe hinauf in ihre Stube ſchleichen, um die naſſen Kleider los zu werden, als ihr Vater mit ungewöhnlich aufgeregter Miene aus Uſches Thür auf den Vorplatz trat. Er hatte einen etwas vergilbten Zettel in der Hand: „Na, wullt Du dat Rezept in de Apthek dreegen?“ ſagte er zerſtreut. Sie trug ja noch Hut und Jacke, und er bemerkte nicht, daß ſie erſt eben ins Haus getreten war. „Du ſallſt dat erleben, dat is dat Water,*†) denn is dat ſo good as vorbi.“

Elſabe mochte ihren Vater nicht anſehen, — gleich, als er mit ſo verändertem Geſicht herausgekommen war, hatte ſie gedacht, daß etwas mit Uſche Queren ſein müßte. Er hatte ſich geſtreckt und geſtrafft, und ſeine Augen blickten mit un-

---

*) vergiften. **) warten.

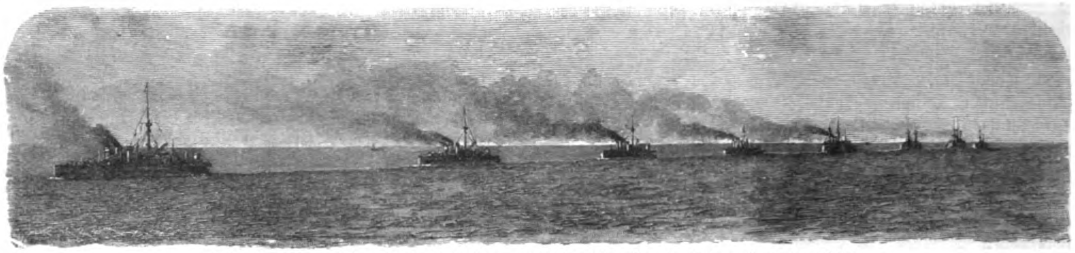
*) Wäſchepfahl. **) Libelle. ***) ich. †) umſpannen. ††) Kreiſel. †††) gelten. *†) Waſſerſucht.

ruhigem, aber faſt heiterem Ausdruck, er bewegte lebhaft die Hände, ſchien ein ganz anderer.

„Is de Doktor darweſt?“ fragte Elſabe, die mit unbeſchreiblichen Gefühlen dieſe Veränderung wahrnahm.

„Wo käm' Din Tanten woll to'm Doktor? Düt hett ſe noch vun ehren ſeligen Mann,“ lächelte Tiete Eggers. Er lächelte. Es ſah etwas überquer, etwas unecht aus, aber es war doch ein Lächeln. Uſche hatte keinen Glauben an die Ärzte, glaubte nur an die Frau in Sülldorf, die alles mit Speck kurierte. Wiſche war ſchon zu ihr gelaufen, als die Beklemmungen und das plötzliche Aufſchwellen der Glieder eingetreten war, etwa vor einer Stunde. Aber Sülldorf war nicht ſo nah, und wer wußte, ob die Frau mit dem Speck gerade zu Hauſe war. Sie wurde ſtark begehrt in der ganzen Gegend, — jedermann ſah ein, daß Speck etwas Nahrhaftes und Geſundes war und natürlich beſſer als die Geſchichten in den Medizinflaſchen, die aus Gott weiß was zuſammengekocht werden.

(Fortſetzung folgt.)



I. Geſchwader, Vizeadmiral Koeſter, in Kiellinie. Von der Hohenzollern aus geſehen.

Die diesjährigen Flottenmanöver.

(Abdruck verboten.)

Von Reinhold Werner. Mit ſieben Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen von M. Ziesler—Berlin.

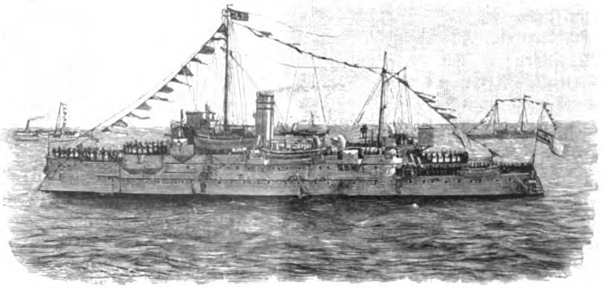
S. M. der Kaiſer, Prinz Heinrich von Preußen und Erzherzog Karl Stephan an Bord der Hohenzollern.

Wenn ſich den Landbewohnern die ſehr ſeltene Gelegenheit bietet, einem Marinemanöver zuzuſchauen, ſo iſt es erklärlich, daß viele Tauſende von nah und fern herbeieilen, um ſich jene nicht entgehen zu laſſen.

In großartigſter und für das Nationalgefühl erhebender Weiſe bot ſich dieſe Gelegenheit am 13. September bei der an dieſem Tage durch Seine Majeſtät den Kaiſer abgehaltenen Flottenparade in den Gewäſſern vor Swinemünde, der ſich in den folgenden Tagen die eigentlichen Manöver weiter in See anſchloſſen.

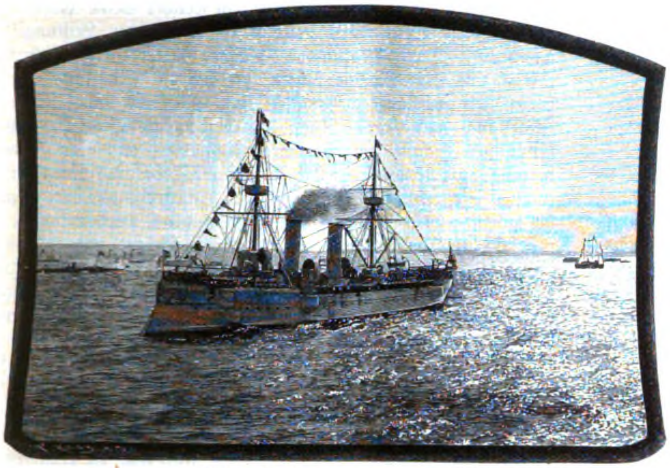
Wenn letztere ſich einer näheren Beſprechung entziehen, da ſie beſtimmte Aufgaben für den Ernſtfall zu löſen hatten, deren Erörterung ſich für die Öffentlichkeit nicht eignet, ſo gaben doch ſchon die Parade und die ihr folgenden Evolutionen auf der Reede auch dem Laien ein ebenſo imponierendes wie hochintereſſantes Bild von dem gegenwärtigen Stande der Flotte und ihren Leiſtungen im Manövrieren. Nicht weniger als zweiundfünfzig Kriegsfahrzeuge der verſchiedenen Gattungen, in der Größe von über 10 000 bis herunter zu 90 Tonnen (cbm) Gehalt, mit einer Beſatzung von 470 Offizieren, 200 Seekadetten und nahezu 9000 Mann, zu Geſchwadern geordnet und im prächtigſten Flaggenſchmuck präſentierten ſich dem bewundernden Auge, das mit innerer Genugthuung wahrnahm, bis zu welch hoher Stufe die Marine, namentlich in den letzten ſechs Jahren unter der Ägide unſeres Kaiſers, in ihrer Entwickelung vorgeſchritten iſt.

Unter jener Zahl befanden ſich zwölf Panzerſchiffe der vier verſchiedenen Klaſſen, in welche die Panzer nach ihrer Größe eingeteilt ſind, allen voran die neueſten und mächtigſten „Wörth“ und „Brandenburg“, deren erſteres unſere Abbildung auf S. 78 zeigt. Sie bilden mit ihren Schweſterſchiffen „Kurfürſt Friedrich Wilhelm“ und „Weißenburg“ den Kern der vollwertigen Schlachtſchiffe unſerer Marine. Mit einem ringsum laufenden Gürtelpanzer von 40 cm Nickelſtahl verſehen, der auch für ſchwere Geſchoſſe undurchdringlich iſt, führen ſie in drei der Länge nach auf dem Deck verteilten Panzer-Drehtürmen ebenſo gewaltige Angriffswaffen, nämlich je zwei 28 cm Geſchütze von 10 bezw. 11 m Länge, die im ſtande ſind, Panzerſtärken von 50 cm zu durchſchlagen. Außerdem ſind ſie mit 16 Schnellfeuerkanonen von 10,5 und 8,8 cm Kaliber bewaffnet, die bis 15 Schuß in der Minute abgeben, und von deren gewaltiger Wirkung vor kurzem die Seeſchlacht am Yalufluſſe Zeugnis gegeben hat, in der japaniſche Schnellfeuerkanonen drei chineſiſche geſchützte Kreuzer zum Sinken brachten und einen vierten zwangen, auf den Strand zu laufen. Eine Maſchine von 8000 Pferdekräften gibt dieſen Panzern eine Geſchwindigkeit von 16½ Knoten (4½ geogr. Meilen in der Stunde), eine Fahrt, welche von ſo ſchweren Schiffen ſelten erreicht iſt.



Panzerſchiff IV. Kl. Beowulf.

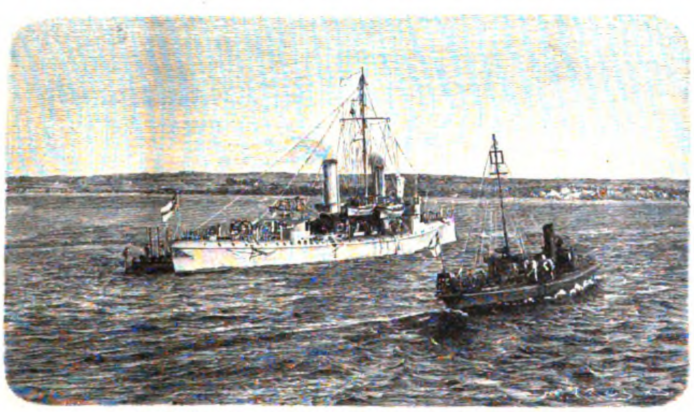
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Geſchützter Kreuzer Prinzeß Wilhelm.

An ſie ſchloſſen ſich unſere älteren großen Panzer II. Klaſſe „König Wilhelm“, „Deutſchland“ und „Friedrich der Große“, erſteres ein Breitſeit-, das zweite eine Kaſematt- und das letzte ein Turmſchiff.

Ihnen zunächſt folgten die unter dem Namen „Ausfallkorvetten“ bekannten vier Panzer III. Klaſſe „Baden“, „Bayern“, „Sachſen“, „Württemberg“, welche der Leſer auf dem Bilde erblickt, wie ſie in Kiellinie vor der Kaiſerlichen Jacht „Hohenzollern“ vorbeidefilieren.



Aviſo Meteor. ($5^1/_4$ deutſche Meilen Fahrt in der Stunde.)

Den Schluß der Panzerſchiffe bilden die drei IV. Klaſſe „Beowulf“, „Frithjof“ und „Hildebrand“. Sie ſind ſämtlich neu, für den beſonderen Schutz des Nord-Oſtſeekanals beſtimmt, was jedoch natürlich nicht ausſchließt, daß ſie auch auf hoher See kämpfen, und ihre Zahl ſoll auf zehn vermehrt werden. Unſer Bild zeigt den „Beowulf“. Die Schiffe dieſer Klaſſe ſind 3500 Tonnen groß, laufen 16 Knoten Fahrt, ſind außen gepanzert, führen in zwei Panzertürmen vorn zwei und hinten ein langes 24 cm Geſchütz und überdem ſechs Schnelllader.

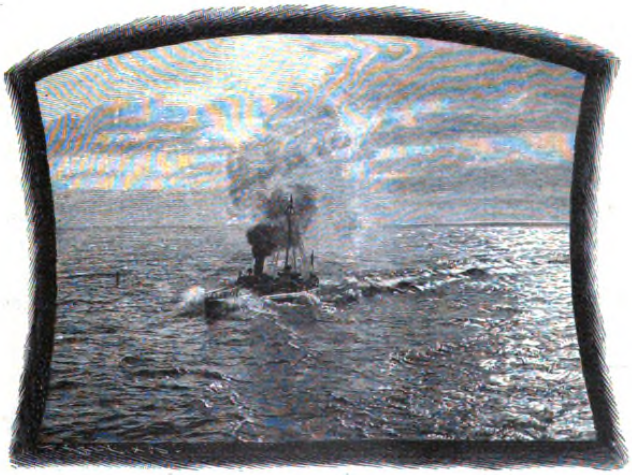
Das nächſtſtarke Schiff war der geſchützte Kreuzer „Prinzeß Wilhelm“. Dieſe Gattung, hauptſächlich für weite Reiſen beſtimmt, hat keinen äußeren Panzer, ſondern nur innen ein gewölbtes Stahldeck, das die Maſchine ſchützen ſoll. Dieſe Schiffe machen 18 Knoten, führen ſechs lange 15 cm Kanonen in Ausbauten (Schwalbenneſtern), ſo daß ſie nach allen Seiten feuern können, ſechs kurze 15 cm in Breitſeite und vier Schnelllader. Die „Prinzeß Wilhelm“ mit dem Panzerkanonenboot „Brummer“, den Aviſos „Wacht“, „Meteor“ und „Grille“ (Meteor mit 21 Knoten Fahrt) und der ſchnelle Transportdampfer „Pelikan“ waren für den Aufklärungsdienſt beſtimmt.

Die früheren Kreuzerfregatten, jetzigen Schulſchiffe für Kadetten und Schiffsjungen „Gneiſenau“, „Moltke“, „Stein“ und „Stoſch“ bildeten eine beſondere Diviſion, und an ſie ſchloſſen ſich vier Torpedobootdiviſionen von je ſechs Booten mit je einem Torpedodiviſionsboot und zwei Flottillenfahrzeugen „Blitz“ und „D II.“

Von allen Schiffen haben nur die Schulſchiffe volle Takelage, die größeren Panzerſchiffe dagegen Gefechtsmaſten mit einer Plattform oben, die mit Revolverkanonen beſetzt ſind, um feindliche Verdecke zu beſchießen; alle übrigen haben nur Signalmaſten.

Es war ein ſtolzes Schauſpiel, das die in zwei Geſchwader geteilte Flotte vor Anker bot, auf der einen Seite die in zwei Diviſionen aufgeſtellten acht Panzerſchiffe mit zwei Torpedodiviſionen und den zugehörigen Aufklärungsſchiffen, auf der anderen gegenüber „Prinzeß Wilhelm“ mit den drei Panzern IV. Klaſſe als vierte, den Schulſchiffen als dritte Diviſion, der Hälfte der Torpedoboote und drei Aviſos hinter ſich, während das Flaggſchiff des kommandierenden Admirals, „Wörth“, vor dem zweiten Geſchwader ankerte.

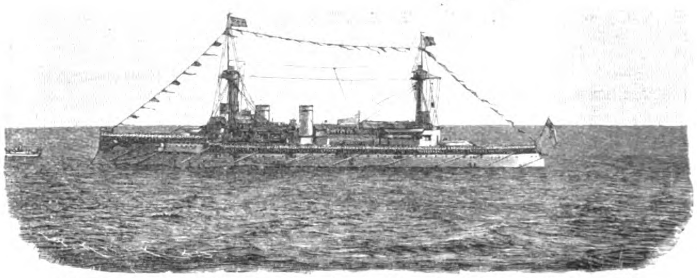
Die kaiſerliche Jacht „Hohenzollern“ war in den Hafen gelaufen, um der hohen Herrſchaften zu warten, die ſie aufzunehmen beſtimmt war. Wie wurde da das prachtvolle Fahrzeug bewundernd angeſtaunt in ſeinem ſchneeweißen Anſtrich und der Eleganz ſeiner Ausſtattung, deſſen Bau der deutſchen Induſtrie ein ſo ehrendes Zeugnis ausſtellt! Aber wenn auch die ſchönſte fürſtliche Jacht, ſo iſt ſie doch nicht nur ein Luſtfahrzeug, ſondern mit ihrer Bewaffnung von drei langen 10,5 cm Geſchützen hinter Stahlſchilden, ihren zwölf Schnellladern, vier Revolverkanonen, Torpedovorrichtungen und namentlich bei ihrer Geſchwindigkeit von $5^1/_2$ geographiſche Meilen in der Stunde für aktive Teilnahme am Kampfe im Ernſtfalle



Torpedoboot in voller Fahrt. (6 deutſche Meilen Fahrt in der Stunde.)

beſtimmt. — Am Abend vor der Parade waren der Gaſt des Kaiſers, Erzherzog Karl Stephan von Öſterreich, ſelbſt Contreadmiral in der öſterreichiſchen Marine, und Prinz Adalbert von Preußen, der jüngſte Offizier unſerer Flotte, eingetroffen und hatten ſich an Bord der von elektriſchem Glühlicht und Scheinwerfern zauberiſch beleuchteten „Hohenzollern“ eingeſchifft.

Am 13. brachte die Bahn Seine Majeſtät ſelbſt, der ſich alsbald auf ſeine Jacht begab, welche um 10 Uhr den Hafen verließ, um unter dem Donner der Feſtungsgeſchütze und dem brauſenden Jubelgruß der vielen Tauſende von Zuſchauern, gefolgt von einigen dreißig Paſſagierdampfern und Hunderten von anderen Booten, hinaus auf die Reede zur Flotte zu gehen. Und dann kündeten abermals Kanonendonner der mit Flaggen über die Toppen geſchmückten Kriegsſchiffe, deren Mannſchaften paradierten und ihren oberſten Kriegsherrn mit Hurra begrüßten, den Beginn der Parade.



Panzerſchiff I. Kl. Wörth, Flaggſchiff des kommandierenden Admirals Freiherrn v. d. Goltz.

Langſam fuhr die „Hohenzollern“ zwiſchen den beiden Geſchwadern durch, ankerte dann gegenüber der „Wörth“ und gab der Flotte durch Signal Befehl, zuerſt die Kiellinie zu bilden und dann in die Geſchwaderformation zurückzugehen, indem ſich die Kaiſerjacht an die Spitze ſtellte. Es war ein wundervoller Anblick, mit welcher Ordnung und Sicherheit dieſe Evolutionen ausgeführt wurden, und ſie gaben ein glänzendes Zeugnis dafür, wie unſere Seeoffiziere mit ihren Schiffen umzugehen verſtehen. In majeſtätiſcher Ruhe vollzogen die Panzerkoloſſe ihre Bewegungen, während die kleinen Blitzboote in engſtgeſchloſſener Reihe, wie auf einem Paradefelde marſchierend, ihre Plätze einnahmen. Unſere Abbildung zeigt einen von dieſen gefährlichen Zwergen, wie er mit 24 Knoten Fahrt durch die Wogen ſauſt und den blendenden Giſcht in weitem Bogen vor ſich wirft.

Nach Beendigung der Manöver ankerte die geſamte Flotte bei Saßnitz. Sie erwartete dort nachts den Angriff von Torpedobooten, gegen den ſie ſich durch ausgehängte Torpedofangnetze, Scheinwerfer und Revolvergeſchütze zu ſichern ſuchte, um an den nächſten Tagen taktiſche Übungen und die eigentlichen ſtrategiſchen Manöver vorzunehmen, deren Zweck und Verlauf, wie bereits bemerkt, geheim gehalten werden ſollen.

Wie ſehr aber das ganze Verhalten der Flotte ſich die Zufriedenheit des Kaiſers erworben hat, ergibt ſich aus der Kabinettsordre vom 25. September, in welcher Seine Majeſtät in ehrendſter Weiſe ſeine volle Anerkennung der Leiſtungen ausſpricht. Darf Deutſchland deshalb mit vaterländiſchem Stolze auf ſeine Marine blicken, die ſich in verhältnismäßig kurzer Zeit ſo glänzend entwickelt hat, und wird unſere ſchöne Flotte auch nach Fertigſtellung der vom Reichstag im Prinzip bewilligten Schiffe die eine ihrer Aufgaben, d. h. die Freihaltung unſerer deutſchen Meere von Blockade und Invaſion, erfüllen, ſo fehlt ihr doch noch ein Schiffstypus, ohne den ſie möglicherweiſe für das Vaterland nutzlos werden kann.

Es iſt wohl ſicher, daß in einem Kriege mit unſeren mutmaßlichen Feinden es ſich um unſere Exiſtenz handeln wird, daß wir den letzten Mann aufbieten müſſen. Ebenſo kann niemand vorausſehen, wie lange trotz der modernen Waffen ein ſolcher Kampf dauern wird.

Deutſchland bedarf ſchon im Frieden Millionen Centner Getreide vom Auslande, um ſich zu ernähren. Wie ſoll dies aber in einem längeren Kriege werden, wenn Rußland uns verſchloſſen iſt, Öſterreich und Rumänien ihr Korn ſelbſt gebrauchen, und bei uns wegen Mangels an Arbeitskräften der Acker brach liegt?

Dann müſſen wir Zufuhren über See haben. Dieſe Transportflotten müſſen aber ſicher geleitet werden, und dazu bedürfen wir gepanzerter Kreuzer, da wir unſere Schlachtſchiffe nicht über die Nordſee hinausſchicken können, die Seeſchlacht bei Yalu aber gezeigt hat, daß unſere jetzigen geſchützten Kreuzer von den modernen Schnellladern mit Briſanzgeſchoſſen in kurzer Zeit in die Tiefe verſenkt werden. Frankreich und Rußland haben 17 Panzerkreuzer; unſer Reichstag dagegen hat den im vorigen Jahre in beſcheidenſter Weiſe verlangten einen abgelehnt, obwohl nach meiner Anſicht ſechs nötig ſind. Möchte unſer Vaterland nicht über die unzeitige Sparſamkeit dereinſt blutige Thränen weinen!

Als Griechenland von den Perſern bedroht wurde, rief Themiſtokles ſeinen Landsleuten beſtändig zu: „Baut Trieren!“ Sie folgten dem Rate, und die Schlacht von Salamis rettete Hellas und Europa vor der vernichtenden Überflutung durch Barbaren. So kann man auch Deutſchland nur zurufen: „Si vis pacem, para bellum!“

„Baut gepanzerte Kreuzer!“

Ohne Mitgift:

Von

Frida Schanz.

Das arme Ding! Wer wird ſie frei’n?
Kein Gold, nur goldner Locken Schein,
Nur reich an ſüßer Demut Zier.
Das arme Ding — wer wagt’s mit ihr?

Ihr lieblich leiſes Lächeln mahnt:
Ich bin viel reicher, als ihr ahnt!
Mein Herz, viel ſtille Güter hat’s! —

Wer hebt ihn, den verborgnen Schatz?
Wer ſchenkt ihn ihr, den Zauberring?
Wer wagt es mit dem armen Ding?

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Ein Blütenſtrauß am Staketenzaun — ein Brief dabei „von ihm!“ — das iſt's, was Orrin Peck, ein jüngerer hochbegabter Münchener Maler, ein junges Mädchen am Staketenzaun des Gartens hinter dem Elternhauſe finden läßt. Das Motiv, kann ein Nörgeler vielleicht ſagen, iſt nicht neu. Zugegeben: das anmutige Bild beweiſt aber wieder einmal, daß der Vorwurf eines Gemäldes keineswegs alles bedeutet, daß die Ausführung mindeſtens gleichwertig neben ihm ſteht. Und wie Orrin Peck ſein Motiv eingekleidet hat, das verleiht dem Bilde ſeine Originalität: die Dächer des altersgrauen Heimatsortes im Hintergrund, das Blühen und Reifen im Garten — die liebliche Empfängerin des Liebesgrußes ſelbſt vor allem — ſie erzählen eine Geſchichte voll ſinnigen Reizes.

Wir führten unſeren Leſern in Nr. 3 ein Bild von Deiker vor, dem älteren der beiden großen Düſſeldorfer Tiermaler. Heute geben wir in dem Gemälde „Gefährliche Begegnung“ — ein Hund, der vor einer Kreuzotter ſteht — ein Werk ſeines jüngeren Bruders Karl Friedrich Deiker. Karl Friedrich wurde im Jahre 1836 zu Wetzlar geboren — auch er ſtand alſo ſchon an der oberen Grenze des Mannesalters, als er unſer Bild malte, aber die Jahre hatten dem künſtleriſchen Schaffen des Meiſters nichts von ſeiner Friſche genommen. Im Gegenteil: die oft geradezu dramatiſche Art ſeiner Kompoſition, die Schärfe ſeiner Charakteriſtik und die liebevolle Durchführung ſeiner Werke haben ſich mit den Jahren vertieft und immer reifer entwickelt. Karl Friedrich Deiker ſteht für alle Zeit in der erſten Reihe der deutſchen Tiermaler.

Naturkunde.

Über die Zunahme der Blitzgefahr auf welche wir bereits wiederholt hinwieſen, bringt die naturwiſſenſchaftliche Monatsſchrift „Himmel und Erde“ einen intereſſanten Artikel. Es geht aus demſelben zunächſt hervor, daß die Blitzgefahr in den Gutsbezirken nahezu viermal, in den Landgemeinden doppelt ſo groß iſt, als in den Städten; beſonders ſtark ſcheint die Provinz Schleswig-Holſtein heimgeſucht zu werden, und eine wichtige Rolle ſpielt anſcheinend die Bedachung: die harte Dachung verdient angeſichts der bei ihr beobachteten minderen Zahl von ſchädlichen Blitzſchlägen entſchieden den Vorzug vor der ganz oder teilweiſe weichen Dachung. Die allgemeine Zunahme der Blitzgefahr hat, ſo führt der Artikel weiter aus, ihren Grund einmal in der Veränderung der Erdoberfläche durch die Ausrodung von Wäldern, Drainierung feuchter Äcker und Wieſen ꝛc.; die Hauptſchuld aber trägt die unaufhaltſame Verſchlechterung der Atmoſpäre, der ſtetig wachſende Kohlenverbrauch. Andererſeits ſoll, wenigſtens in der Theorie, das reiche Netz von Telegraphen- und Telephondrähten die Blitzgefahr vermindern, da in dieſem fortgeſetzt kleine Entladungen ſtattfinden, die oftmals eine einzige, unter Umſtänden notwendig werdende ſtarke Entladung entbehrlich machen können; dieſer Umſtand kommt aber wohl wiederum nur den Städten zu gute. Die unleugbare Zunahme der Blitzgefahr verleiht den ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellungen über Todesfälle durch Blitzſchlag erhöhte Bedeutung. Auch hier ließ ſich eine Zunahme ermitteln: während um die Mitte des Jahrhunderts jährlich in Preußen durch Blitzſchlag etwa 73 Perſonen getötet, 134 überhaupt getroffen wurden, ſtellen ſich dieſe Zahlen jetzt auf 161 bez. 189. Übrigens kommt auch heute in Preußen immerhin erſt auf 167 000 Einwohner ein Todesfall durch Blitzſchlag.

Tierkunde.

Der Biber, der einſt die See- und Flußufer faſt aller europäiſchen Länder bevölkerte, iſt in Europa faſt ganz ausgeſtorben. Beſtimmt nachweisbar iſt er auf unſerem Erdteil nur noch an zwei Stellen: in Südfrankreich an der Petit-Rhone und im Gebiet der Elbe und Mulde; ob in Rußland an dem Dnjepr, der Wolga und Petſchora und in Polen an der Weichſel jetzt noch größere Kolonieen vorhanden ſind, iſt mindeſtens zweifelhaft, und der anfangs erfolgreiche Verſuch des Fürſten Schwarzenberg, den Biber wieder in Böhmen anzuſiedeln, iſt geſcheitert. Über die Biber an der mittleren Elbe hat Dr. H. Friedrich bei P. Baumann in Deſſau jüngſt ein kleines, auf liebevollem Studium fußendes Buch erſcheinen laſſen. Die Biberkolonieen zwiſchen Magdeburg und Wittenberg hatten ſich, dank beſonders günſtiger Lebensverhältniſſe, anfangs der ſiebziger Jahre nicht unbeträchtlich vermehrt; man konnte 1890 einen Beſtand von mindeſtens 200 Stück nachweiſen, während in den letzten drei Jahren wieder ein Rückgang eingetreten iſt. Am dichteſten iſt jetzt die rechtsſeitig der Elbe belegene, zur anhaltiſchen Oberförſterei Steckby gehörige Strecke mit Bibern beſetzt. Von Wartenburg (ſüdlich Wittenberg) bis Magdeburg rechnet der Verfaſſer im ganzen jetzt 108 bewohnte Baue mit ungefähr 160 Bibern, glaubt aber, daß die Zahl derſelben ſich ſchnell weiter vermindern wird. Sehr intereſſant ſind in dem Buch die Beſchreibungen der auch im Elbgebiet heute noch vorkommenden Dammbauten der Tiere, die von einer geradezu erſtaunlichen Intelligenz zeugen. So bauten ſie im Herbſt 1891 in dem vom Kühnauer See der Elbe zuführenden Abflußgraben einen 3 Meter ſtarken, 1,5 Meter hohen, kunſtreichen Damm aus Knüppelholz, Reiſig und ſchlammigen Raſenſtücken, um den für ſie zu flach gewordenen Waſſerſtand in jenem Graben künſtlich zu erhöhen.

Technik.

Der Anbau von Blumen zur Parfümgewinnung wird in Frankreich bekanntlich im großen Maßſtab betrieben. Über die wichtigſten Parfümblumen macht die „Natur“ u. a. folgende Mitteilungen: Noch immer ſteht die Orange als Königin aller Wohlgerüche obenan. Die Blüte beginnt Ende April und wiederholt ſich bisweilen im Herbſte. Man gewinnt aus den Blumenblättern zweierlei ganz verſchiedene Gerüche. Der Preis der Blumen ſchwankt zwiſchen 0.75 und 1 Fr. 25 das Kilogramm. — Daß die Roſe im Orient, und ganz beſonders am Balkangebirge im großen für Roſenöl gebaut wird, iſt bekannt genug. Aber man pflegt ſie auch in der Provence (übrigens neuerdings auch in Deutſchland) und ſchätzt die von ihr gewonnene Eſſenz höher, als die vom Balkan. Hauptſächlich wird die Rosa centifolia (während die balkaniſche Art der R. damascena angehört), aber nicht die Safranroſe angebaut, welche man um Paris für Bouketts kultiviert. Der Preis bewegt ſich zwiſchen 0.50 und 1 Fr. 50 das Kilogramm. — Der Jasmin beſitzt ein in ſeiner Art einziges Parfüm, das man nicht nachzuahmen vermag; Jasminum odoratissimum wird in Maſſen bei Cannes angebaut. Der Preis der Blumen ſteigt von 4 zu 6 Fr. das Kilogramm. — Die Tuberoſe (Polyanthes tuberosa) gibt eines der mildeſten Parfüme, die wir kennen; doch verlangt ihre Kultur große Sorgfalt. — Die Kaſſie (Acacia Farnesiana) wird auch um Cannes gebaut und dadurch wichtig, daß ſie während des Sommers lange blüht. — Der Ylangylang oder die Cananga odorata der Philippinen aus der Familie der Anonazeen, liefert ebenfalls wohlriechende Blumen. Selbſt der Lilak (Syringa) wird zu einer geſchätzten Eſſenz verwertet. Nicht zuletzt müſſen die Veilchen erwähnt werden, die man um Nizza im großen züchtet und mit 4½ Fr. das Kilogr. verkauft.

Das Fabrikationsgeheimnis eines kleines techniſchen Kunſtſtücks plauderte vor einiger Zeit der „Prometheus“ aus. Viele unſerer Leſer werden in den Schaufenſtern der Porzellanhandlungen kleine zierliche Figuren geſehen haben, deren Röckchen oder Schleier tüllähnlich durchbrochen ſind, ſo daß jede Maſche und jedes Fädchen aus dem ſtarren Porzellan nachgebildet erſcheint. Die Figürchen ſehen wirklich wunderhübſch aus und erſcheinen im Verhältnis zu der anſcheinend überaus mühevollen Herſtellung ſehr billig. Die letztere beruht aber auf einem eigentümlichen, höchſt einfachen Kunſtgriff. Wenn die Figuren ohne ihre Spitzenhülle fertig geformt ſind, ſo werden die Gewänder aus wirklichem Gewebe, aus Tüll oder billigen Spitzen hergeſtellt, die einzelnen Teile werden dann in Porzellanmaſſe eingetaucht, welche mit Waſſer ziemlich dünn angerührt iſt. Dieſe Miſchung, welche auch zum Zuſammenkleben der einzelnen für ſich geformten Teile einer Porzellanfigur dient, bezeichnet der Keramiker als Schlicker. Der feine Brei dieſes Schlickers dringt tief in das Gewebe ein, ähnlich etwa wie Stärke bei den geſteiften Teilen unſerer Wäſche. Die ſo bearbeiteten Gewebe werden nun getrocknet. Damit nach dem Trocknen die Porzellanmaſſe nicht abſtaubt, wird entweder dem Schlicker von vornherein etwas Stärkekleiſter hinzugeſetzt, oder man tränkt das vorgetrocknete Gewebe mit dünner Schellacklöſung. Nun werden die einzelnen Stücke wiederum mit etwas Schlicker an der Figur feſtgeklebt, dieſelbe kommt dann in den Ofen und macht die gewöhnlichen Prozeduren durch, welche für das Porzellan notwendig ſind. Im Ofen brennt das eigentliche Gewebe vollſtändig heraus, der Schlicker aber, mit dem dasſelbe imprägniert war, behält die Form des Gewebes bei, gerade ſo, wie die Aſche eines Stückes Papier dieſes thut.

Buchhandel.

Der Maler Anſelm Feuerbach war zu ſeinen Lebzeiten zwar ein berühmter Mann, genoß aber keiner Popularität, und ſein Leben und Arbeiten beſtanden aus einer Reihe ſtetiger Mißerfolge. Heute iſt es kein Zweifel mehr, daß ſein Platz in der Kunſtgeſchichte ein hervorragender und bleibender ſein wird. Nach ſeinem Tode erſchien ſein von ihm ſelbſt niedergeſchriebenes „Vermächtnis“, ein in großen Zügen gehaltenes Bild von Feuerbachs äußerem Leben und künſtleriſchem Entwickelungsgang. Die vielen Verehrer Feuerbachs und dieſes Schriftchens werden ſich freuen, von einer ausführlichen Biographie dieſes Künſtlers zu hören, die eben von der C. C. Buchnerſchen Buchhandlung in Bamberg herausgegeben wurde unter dem Titel: Anſelm Feuerbach. Sein Leben und ſeine Kunſt. Dargeſtellt von Julius Allgeyer. Mit einem in Kupfer geſtochenen Selbſtbildnis des Künſtlers und 38 Textilluſtrationen.

Beim Beginn der Ballſaiſon wird der von Wolfgang Quincke herausgegebene Katechismus der Koſtümkunde (Verlag von J. J. Weber in Leipzig) allen denen ſehr erwünſcht ſein, die ſich mit der Beſchaffung und Herſtellung von Koſtümen für Koſtümfeſte, Aufführungen ꝛc. zu befaſſen haben — um ſo mehr, da der billige Preis dieſes Werkchens ſeine Anſchaffung ſehr erleichtert. Die meiſten Koſtümwerke ſind leider ſo teuer, daß nur Sammlungen, Vereine und wenige Begüterte bisher daran denken konnten, eins oder das andere anzuſchaffen. Der Katechismus enthält, außer einem ausführlichen Texte, 150 Abbildungen, deren jede aus drei Figuren beſteht, alſo etwa 450 verſchiedene Koſtümfiguren.

Kleine Zeitung.

In Europa beſtehen zur Zeit 40 monarchiſch regierte Staaten, von denen 33 von Mitgliedern oder Nachkommen deutſcher Fürſtengeſchlechter beherrſcht werden und zwar 22 im Deutſchen Reich, 11 außerhalb desſelben, nämlich: Belgien, Bulgarien, Dänemark, England, Griechenland, Lichtenſtein, Nieder-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

lande, Öſterreich-Ungarn, Portugal, Rumänien, Rußland. Die Regentenfamilien Spaniens, Schwedens, Italiens und Monacos werden als romaniſchen Urſprungs angeſehen, obwohl in dem Geſchlecht Savoyen, wie in dem ſpaniſchen Zweig der Bourbons, überwiegend deutſches Blut pulſiert. Wenn man aber das Haus Mecklenburg den deutſchen Dynaſtieen zuzählt, obwohl es ſtreng genommen wendiſchen Urſprungs iſt, ſo muß man auch Bourbon und Savoyen den Romanen überlaſſen. Slawiſchen Stammes ſind nur die Herrſcherfamilien der Petrowitſch-Njegoſch in Montenegro und der Obrenowitſch in Serbien; turaniſcher Abkunft iſt endlich das Sultansgeſchlecht in der Türkei. Übrigens beträgt die Anzahl der Herrſcherfamilien auf den 40 europäiſchen Thronen nur 26, darunter 17 deutſchen Urſprungs: die Häuſer Hohenzollern, Habsburg-Lothringen, Welf, Wittelsbach, Wettin, Württemberg, Zähringen, Heſſen (eigentlich Brabant), Naſſau, Mecklenburg, Holſtein, Anhalt, Schwarzburg, Reuß, Lippe und Waldeck.

Ueber die letzten großen Staatsprüfungen in China bringt die „Öſterreichiſche Monatsſchrift für den Orient“ recht bemerkenswerte Mitteilungen. Es fanden ſich zu denſelben in Nangking gegen 18000 Studenten aus den benachbarten Provinzen ein; von dieſen beſtanden aber nur 155 Glückliche. Die den Prüflingen geſtellten Aufgaben bewegten ſich lediglich in dem herkömmlichen Geleiſe des Lobpreiſens der alten Weiſen und Herrſcher, knüpften an Abſchnitte aus den Schriften des Confucius und Mencius an und forderten geradezu zur Anwendung der hohlſten Phraſen über den nationalen Eigendünkel heraus, ohne irgendwie ein kritiſches Urteil anzuregen. Dieſe Prüfungen, deren einſeitige Form von allen Kennern chineſiſcher Zuſtände ſchon längſt als ein Krebsſchaden des Reichs der Mitte bezeichnet wurde, dienen nur zur Züchtung einer beiſpielloſen Büreaukratie und halten zahlloſe tüchtige Männer mit praktiſchem Blick von dem Staatsdienſt zurück.

Aus unſerer Handſchriften-Mappe.

Es wird unſeren Leſern lieb ſein, die Autographen einiger unſerer beſonders beliebten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im Fakſimile kennen zu lernen.

Man braucht kein Anhänger der Graphologie zu ſein, um die Handſchrift, beſonders aber die Namensunterſchrift eines Schriftſtellers, dem man geiſtig bereits näher trat, mit prüfendem Intereſſe zu betrachten. Wir gedenken die kleine Sammlung fortzuſetzen.

Hans Arnold.

Ida Boy-Ed.

Ilse Frapan

Ernst Remin.

C. von Hollen

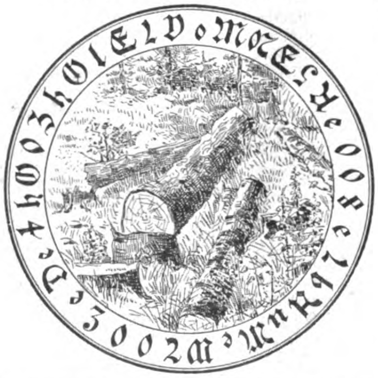
Hermine Villinger

In unſerer Spielecke.

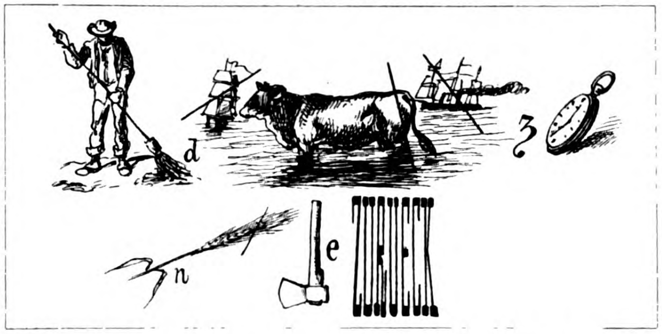
1. Rätſel.

Sieh', ich beginne mein Wort mit heidniſcher Götterbenennung,
Weit und breit wohlbekannt, dem Gottesanbeter ein Greuel.
Unmittelbar daran reiht ſich der Nam' eines Fluſſes
Bei einer prächtigen Stadt, am romantiſchen Ufer gelegen.
Götzenbezeichnung und Fluß, in eins zuſammen verbunden,
Nennen den Helden, der einſt gewaltige Siege erfochten,
Deſſen ſtrahlenden Ruhm die Weltgeſchichte verkündet.
Nimmſt Du aber hinweg das erſte und letzte der Zeichen,
So erſcheint der Nam' eines gottgeſegneten Mannes,
Reich an Thaten und Ruhm vor ſeinem bewundernden Volke.
Aber es kann auch ſein, daß der Name ein Mädchen bedeutet.
U. S.

2. Problem: Der Holzſchlag.



Bilderrätſel.



3. Arithmetiſche Aufgabe.

Zwei Städte liegen 24 engl. Meilen voneinander entfernt an einem Fluſſe. Ein Mann rudert die Hälfte des Weges mit dem Strom und geht die andere Hälfte zu Fuß. Dazu braucht er im ganzen 5 Stunden. Zurück geht er wieder die eine Hälfte des Weges zu Fuß und rudert die andere Hälfte, aber gegen den Strom, und braucht 7 Stunden.

Wäre keine Strömung, und er würde den Weg hin und zurück in derſelben Weiſe machen, ſo würde er ihn in 11 1/3 Stunden gemacht haben.

1) Wie viel Meilen die Stunde hätte er beim Rudern gemacht, wenn keine Strömung geweſen wäre?
2) Wie viel Meilen die Stunde hätte die Strömung ihn getrieben, wenn er nicht gerudert hätte?
3) Wie viel Meilen die Stunde legte er beim Gehen zurück? P.

4. Schieberätſel.

Gegeben iſt das Wort „Brocken“, außerdem die vier Wörter „Caprivi“, „Ananas“, „Philipp“, „Scharade“.

Dieſe vier Wörter ſollen — aber in anderer Reihenfolge — Buchſtabe unter Buchſtabe unter das Wort „Brocken“ geſchrieben werden. Dann ſoll man dieſe Wörter ſo lange nach der Seite hin verſchieben, bis eine ſenkrechte Reihe, von oben nach unten, und eine andere, von unten nach oben geleſen, je ein großes Reich nennt. (i = j.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 4.

Bilderrätſel.

Eintracht macht kleine Staaten groß; Zwietracht richtet große zu Grunde.

Dominoaufgabe.

Die Augenſumme auf den ſechs Steinen des B betrug 37, auf denen des C 20, auf denen des D 43, auf den vier Steinen im Talon 36, auf den zwölf Steinen der Partie 58. A behielt 1—1. B ſetzte 2—1, bl.—1, 4—1. C ſetzte 2—bl. D ſetzte 1—6, 1—5, 1—3.

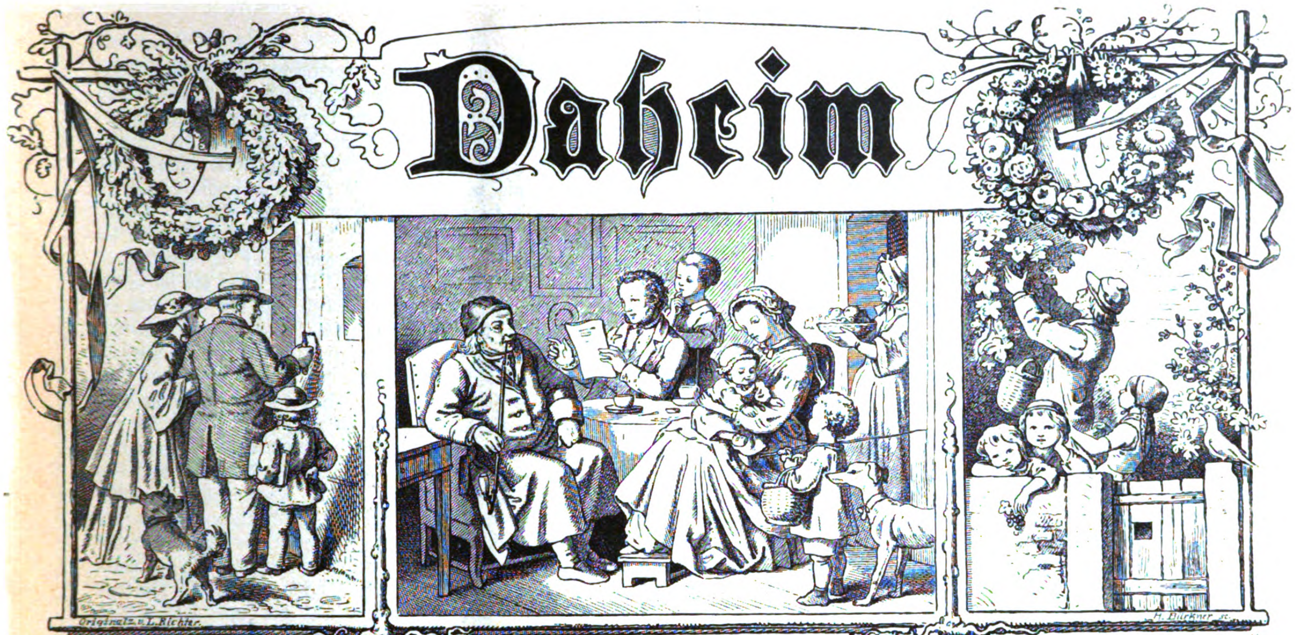
C behielt 6—bl., 5—bl., 4—bl., 3—bl., bl.—bl.

Rätſel. Der Brief.

Inhalt: Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Die Myſterien des Vogelzuges. Von Dr. W. Haacke. — Uſche Queren macht es anders! Novelle von Ilſe Frapan. (Fortſetzung.) — Die diesjährigen Flottenmanöver. Von Reinhold Werner. Mit ſieben Illuſtrationen. — Ohne Mitgift. Gedicht von Frida Schanz. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Von Ihm! Von Orrin Peck; Gefährliche Begegnung. Von C. F. Deiker. — Naturkunde. — Tierkunde. — Technik. — Buchhandel. — Kleine Zeitung. — Aus unſerer Handſchriften-Mappe. Mit ſechs Fakſimiles. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 10. November 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 6.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Dornberg ſpreizte haſtig beide Hände mit einer abwehrenden Bewegung von ſich und ſchüttelte energiſch den Kopf: „Nichts da — meine Herren! Bei allem Reſpekt vor Ihrer geſchäftlichen Solidität — Vorſchüſſe verderben die Freundſchaft. Und mir liegt an der Ihren zu viel, als daß ich ſie aufs Spiel ſetzen ſollte.“ Er hatte einen ironiſchen Ton angeſchlagen — er mochte in dieſem Augenblick meinen, daß es ſich überhaupt nur um den Verſuch handele, ihm einen möglichſt beträchtlichen Vorſchuß abzuzwacken.

Aber die Gebrüder Denghardt erhoben ſich wie ein Mann. „Wenn Sie unſere Bitte ablehnen, ohne überhaupt zu hören, worum ſich's handelt, Herr Dornberg, ſo iſt's unnötig, weiter zu verhandeln, und wir können gehen, denn wir wiſſen, Ihre Zeit iſt koſtbar, und wir haben die unſrige auch nicht geſtohlen,“ erklärte Adolf ſehr energiſch und griff nach ſeinem Hut. Daß es ihm indeſſen mit dem ſofortigen Gehen nicht gar ſo ernſt war, bewies der Eifer, mit dem er ſich daran machte, ſeinem Cylinder mittels des rechten Ellbogens einen erhöhten Glanz zu geben. Und Herr Siegbert griff zwar auch zum Hut, aber zugleich in die Cigarettenſchachtel und zum Feuerzeug: „Wenn Sie uns nicht wollen hören, müſſen wir gehen! Wahrhaftig, Herr Dornberg — wir müſſen gehen!“

„Nun ſo reden Sie — ich höre!“ entgegnete Dornberg etwas von oben herab.

Flugs wanderten die beiden Cylinder wieder auf den Teppich, und Adolf begann: „Wir wollen ſein offen — ganz offen! Mit dem alten Herrn von Döſting iſt nichts anzufangen. Freiwillig wird er verkaufen ſeinen Grund und Boden ſo wenig wie Bismarck Varzin. Aber der alte Herr von Döſting hat einen Sohn, der bei den Huſaren ſteht, und der Herr Sohn iſt ein flotter Kavalier. Wir haben gehabt die Ehre, ihn kennen zu lernen auf dem Rennplatz — und nachher — in Hannover —“

„Hm!“ machte Dornberg und zog die Stirne kraus.

„Der junge Herr von Döſting liebt die Tante — bald meine — und bald ſeine Tante — Sie verſtehen ſchon, Herr Premier,“ fuhr der ältere der beiden Brüder fort, über ſeinen Witz mit Behagen lächelnd. „Wir machen auch gern ein Jeuchen — und die Herren Offiziere erweiſen uns die Ehre — dann und wann — Sie verſtehen ſchon, Herr Dornberg — Sie waren ja ſelbſt —“

„Das laſſen Sie aus dem Spiel, meine Herren.“

Die Brüder ſahen ſich mit Augen an, die etwa ausdrückten: „Sollte er am Ende doch kein richtiger Geſchäftsmann ſein?“ und Adolf ergänzte: „Da haben wir denn erfahren, daß der junge Herr von Döſting Unglück gehabt hat — viel Unglück — ſehr viel Unglück, und daß er leider verſäumt hat, die Papierchen, die ihm das Unglück gekoſtet, einzulöſen am Verfalltage — vorgeſtern! Er iſt geſtürzt in Halberſtadt und liegt feſt, da mag er wohl vergeſſen haben, den Herrn Papa rechtzeitig zu aviſieren. Und es iſt eine hohe Summe, um die es ſich handelt — 40 000 Mark. Viel Geld, aber ich denke, man könnte die Wechſel kaufen für die halbe Valuta. Und bei den Wechſeln ſind Ehrenſcheine —“

Dornberg war der Auseinanderſetzung aufmerkſam gefolgt. „Wer hat denn die ſauberen Papierchen?“

„Herr Kleemann, haben wir in Erfahrung gebracht.“

„Der bekannte Spieler? Der Wucherer?“

„Wucherer iſt ein hartes Wort, Herr Dornberg! Aber es wird wohl der ſein, den Sie meinen,“ erwiderte Siegbert.

„Der Mann lebt in Hannover?“

„Meiſt ja — wenn er nämlich nicht iſt wo anders. Augenblicklich iſt er hier — im Hotel Vier Jahreszeiten."

Dornberg ſann einen Augenblick nach, dann erhob er ſich kurz und brüsk. „Und Sie wollen, daß ich Ihnen das Geld gebe, damit Sie die Wechſel kaufen und dem alten Herrn von Döſting Daumſchrauben anlegen können. Nein, meine beſten Herren, da haben Sie ſich doch in mir verrechnet. Derartige Geſchäfte mache ich nicht."

Herr Adolf Denghardt hatte noch die Naivetät, zu fragen: „Aber warum denn nicht, Herr Dornberg?" dann ſtanden beide vor der Thür und ſahen ſich verwundert an. Der Dornberg war doch wirklich nicht der Geſchäftsmann, für den ſie ihn gehalten hatten. „Ein Narr!" meinte Siegbert verächtlich, und Adolf ſpuckte gerade auf den ſchönen Smyrnateppich im Vorzimmer, als ihm der Diener den Überzieher anhalf: „Ein kompletter Narr — dieſer Dornberg!"

Der Narr aber ſetzte ſich drinnen an ſeinen Schreibtiſch und warf ein paar Zeilen an einen vertrauten Geſchäftsfreund auf das Papier: „Im Hotel zu den Vier Jahreszeiten wohnt ein gewiſſer Kleemann, den ich heute noch unbedingt ſprechen muß. Fahren Sie ſofort zu ihm, ſagen Sie ihm, daß ich ihn zwiſchen zwei und drei im Hotel aufſuchen würde, falls er nicht vorher zu mir käme. Es handele ſich um eine Schuldenregulierungsſache."

Er überlas die Zeilen noch einmal, klingelte und ſagte zu dem eintretenden Diener: „Setze Dich ſofort in eine Droſchke und fahre zu Herrn Walter Strehle. Wenn Du ihn nicht zu Hauſe triffſt, ſo findeſt Du ihn auf dem Amtsgericht. Übergib ihm dieſes Billet und ſage ihm, es habe größte — verſtehſt Du — größte Eile!"

Dann ſtrich ſich Dornberg mit einem flüchtigen Blick in den Spiegel über ſein dünnes Haupthaar, rückte die Kravatte zurecht und ging zu Barten hinüber.

Barten war ſeit geſtern früh in Berlin. Es war ihm diesmal gar nicht leicht geworden, ſich von Natten zu trennen. Die Mama hatte zwar kein Wort gegen ſeine beabſichtigte Reiſe geſagt, aber Klaus meinte doch, daß ſie ihr nicht ſo ganz nach Wunſch ſei. Er fühlte das auch ohne Worte. Als er dann aber ganz offen gefragt, ob er lieber bleiben ſolle, hatte die alte Dame gelächelt und ihn ihren guten thörichten Klaus geſcholten. Das wäre noch ſchöner, wenn er ſich nicht einmal das kleine Vergnügen eines kurzen Winteraufenthaltes in der Hauptſtadt gönnen wolle! Was denn aus ſeinem Vortrag in der geographiſchen Geſellſchaft werden ſolle? Und dann hatte ſie ihn mit den beiden lieben Händen um den Kopf gefaßt, ihm ernſt lächelnd in die Augen geſehen und gemeint: „Ich kenne doch meinen Jungen! Zieh' Du in Gottes Namen, Klaus, amüſier' Dich und komme geſund und heiter wieder. Geſund und heiter — weiter brauch' ich meinem Klaus nichts zu ſagen!"

Trotz alledem war er mit etwas bedrücktem Herzen aus Natten abgefahren. Aber ſeine Bruſt hatte ſich wieder froh geweitet, als er am Abend inmitten des brauſenden Lebens der Großſtadt ſtand, umflutet von dem Licht der elektriſchen Lampen. Ihm war's, als brauche er nur die Hand auszuſtrecken, um teilzunehmen an allem, was die Wunderſtadt bietet, und Frau Nannys Worte fielen ihm wieder ein: „'s iſt gar nicht, daß ich alles haben wollte, aber es iſt das Bewußtſein, daß ich's jeden Tag haben könnte, was mir Berlin ſo lieb macht!"

Klaus mußte lächeln. Frau Nanny hatte die Worte jedenfalls ganz anders gemeint, als er ſie in dieſem Augenblick ſich zurecht legte. Sie hatte an Vergnügungen gedacht, und ein Stubenhocker wollte er auch nicht ſein, im Gegenteil, auch er gedachte ſich in Berlin zu amüſieren. Aber das kam doch erſt in zweiter Linie; in erſter Reihe war er nach Berlin gekommen, um zu arbeiten, um zu lernen! Er hatte ſich ſein Programm ſorgfältig zurecht gelegt. An der Univerſität wollte er einige Vorträge von Profeſſor Wagner über Nationalökonomie und Treitſchkes Publikum über den Parlamentarismus hören, an der landwirtſchaftlichen Hochſchule hatte er bereits von Natten aus einen Experimentalkurſus über Agrikulturchemie belegt. Neben den theoretiſchen Studien ſollten als praktiſche Ergänzung Beſuche in verſchiedenen Induſtriewerkſtätten einhergehen. Er hatte daheim, wo die Mutter eigentlich die Zügel des gutsherrlichen Regiments immer noch führte, zu wenig zu thun — wie ein Kind freute er ſich in der Arbeitsluſt ſeiner achtundzwanzig Jahre auf die Tageseinteilung für Berlin — freute er ſich auch auf die Abende im Kameradenkreiſe ſeines alten Regiments, auf die Geſelligkeit.

Ah — es war doch ein anderes Leben hier, als im ſtillen Natten! Wie das rauſchte und wogte um ihn her, als er, von ſeinem Hotel kommend, noch einmal in vorgerückter Abendſtunde die Friedrichsſtraße herunterſchritt, um im Tucherbräu einen Abendſchoppen zu nehmen und etwas zu eſſen. Das Theater mochte ſoeben aus ſein. Auf dem Trottoir drängte und ſchob ſich die Menge, über den Asphalt rollten in ununterbrochenem Zuge die Droſchken und Equipagen, kaum daß man ungefährdet die Straße überſchreiten konnte. Wie das haſtet und drängt — und wie das die Nervenſtränge unwillkürlich ſchärfer anſpannt! In der beſchaulichen Ruhe des Landlebens ſind ſie erſchlafft, ſo kam es Klaus vor, wie jeder Organismus, der nicht in voller Thätigkeit iſt, allmählich die Spannkraft verliert. Was hatte er dort in Natten? Eine Konferenz mit dem Verwalter, der von Mama doch ſchon ſeine Anweiſungen erhalten hatte, einen Ritt über die Felder, halb nur zur Orientierung, halb zum Vergnügen — daheim ſeine Bücherei! Bah — die Bücher! Was man aus Büchern lernt, iſt nur Stückwerk, das Leben und ſeine Erſcheinungen ſind die einzig richtigen Lehrmeiſter!

Als Klaus dann im überfüllten Lokal bei einem Krug Münchener ſaß, nahm er einen ſtarken Pack Briefe vor, die er im Hotel vorgefunden hatte, eingegangene Offerten auf eine Annonce, in der er eine Wohnung für die Dauer ſeines Berliner Aufenthalts geſucht. Es behagte ihm nicht, ſich auf längere Zeit im Hotel feſtzuſetzen; das hätte die Koſten unnötig verteuert, und er meinte auch in einer eigenen Wohnung mehr Ruhe zu finden. Barten mußte lächeln, als er den Pack Briefe in der Hand wog — an der Auswahl konnte es nicht fehlen. Trotzdem fand er erſt nach längerem Suchen einige Offerten, auf die er ſein Augenmerk zu richten ſich entſchloß. Die Frau eines Tiſchlermeiſters Berger, augenſcheinlich keine gewerbsmäßige Vermieterin, bot darin zwei freundlich gelegene Zimmer nach vornheraus an. Die Wohnung lag in der Marienſtraße, von der aus er es nahe hatte zu der landwirtſchaftlichen Hochſchule, wie zur Univerſität; die Lage ſprach ihn auch wegen der Nähe des induſtriereichen Nordens an und wegen der relativen Nähe des Tiergartens. Freilich ſehr vornehm war ſie nicht — Frau Nanny rümpfte wahrſcheinlich ein wenig das Näschen. Aber wenn Frau Nanny das Näschen rümpfte, ſo würde ſie doch unmittelbar darauf zuſtimmend den ſchönen Kopf neigen, denn Widerſpruch lag nun einmal nicht in ihrer Art. Klaus mußte wiederum lächeln: es war doch ein drolliges Perſönchen, Frau Nanny Dornberg! Und er beſchloß, ihr morgen einen Strauß duftiger roter Roſen, ſo ſchön ſie Blumenſchmidt nur hatte, zu überbringen, und freute ſich ſchon auf den Augenblick, in dem das Großſtadtkind bewußtes Näschen mit leiſem Erröten in die taufriſchen Blumen verſenken würde.

Am heutigen Morgen hatte Barten die Wohnung wirklich gemietet. Es waren zwei ſehr hübſch ausgeſtattete Zimmer, ſauber und peinlich ordentlich gehalten; der Preis war mäßig; den Ausſchlag aber hatte die Erſcheinung der Wirtin gegeben. Das war ohne Zweifel eine Prachtfrau, dieſe Frau Tiſchlermeiſter Berger! Groß und ſtattlich, anfangs der Vierziger vielleicht, mit einem energiſchen und doch gutmütigen Ausdruck in dem friſchen Geſicht und mit der echt Berliner Sprachfertigkeit auf der Zunge. „Klavier jibt's bei uns nich, Herr Baron, un was die Kinder anbetreffen thut, ſo is meine einzige, die Bertha, aus die Flegeljahre 'raus," hatte ſie auf ſeine Fragen Auskunft erteilt. „Still un ruh'g is 's janze Haus — unſe Haus nämlich, Herr Baron!" fügte ſie mit etwas ſelbſtbewußtem Lächeln hinzu. „Uff! So — un nu wünſch' ich, deß's Ihnen bei uns jut gefallen möge, Herr Baron!“ Dabei hatte ſie, was Klaus beſonders einnahm, ihm die Hand zum Einſchlag hingeſtreckt — eine derbe, verarbeitete, aber doch weiße, rundliche Hand mit tiefen Grübchen zwiſchen den fleiſchigen Knöcheln. Und als er einſchlug, drückte ſie kräftig zu: „Des wär' alſo abjemacht, Herr Baron. Hier ſind de Hausſchlüſſel un der Wohnungsdrücker. Un nu nochmal uff jute Eintracht, Herr Baron!“

Klaus war dann nach der Univerſität gegangen, ſich nach den Vorleſungen zu erkundigen, hatte bei Habel ein Glas Portwein getrunken, bei Schmidt die Roſen für Frau Dornberg gekauft — was wohl Schwager Willy geſagt hätte, wenn er die Dinger, Stück um Stück eine Mark fünfzig, geſehen hätte —, und war hinausgeſchlendert zu Dornbergs, bei denen er ſich durch eine Karte angeſagt hatte, um durch ſeinen Beſuch zu ſo ungewohnt früher Stunde nicht zu überraſchen.

„Pardon, Liebſter, daß ich Sie warten ließ.“ Dornberg ſteckte endlich den Kopf zur Thür hinein. „Heute war's aber auch zu toll! Komm'n Sie 'rein, komm'n Sie 'rein in die jute Stube!“ Er faßte Barten unter den Arm und zog ihn mit ſich in ſein Arbeitszimmer. „Nein, ſehn Sie aber prächtig aus! Ja das Landleben, das ſchont die Nerven und macht rote Backen. Alſo nun haben wir Sie feſt. Sie glauben gar nicht, wie wir uns freuen, daß Sie einige Wochen wenigſtens in Berlin bleiben. Endlich 'mal ein vernünftiger Menſch, mit dem man ein Wort reden kann.“

Er drückte Barten auf ſeinen eigenen Lehnſtuhl vor dem Schreibtiſch, ſetzte ſich, die Rechte auf jenes Schulter legend, neben ihn, ſprang gleich wieder auf und holte Cigaretten. „Sie frühſtücken natürlich nachher mit uns oben. Wir ſind ganz unter uns — ſelbſtverſtändlich — wiſſen Sie! Na — was haben Sie geſagt, daß wir beinahe Gutsnachbarn geworden ſind? Gerade auf Roſen werde ich ja auf Wernhagen nicht liegen, Barten — hab's viel zu teuer bezahlt. Aber wiſſen Sie, ich denke doch leidlich zurecht zu kommen. Wenn ich das Haus hübſch zurechtmachen laſſe, dem Park einen appetitlichen Anſtrich gebe, wird's ein kleiner Kavalierſitz comme il faut, und der verkauft ſich immer noch leidlich. Doch da rede ich immer von mir und brenne doch vor Ungeduld, zu hören, wie es Ihnen geht, lieber Barten, was Sie hier in unſrem Sodom vorhaben? Denn daß Sie, gerade Sie, nicht um der ſchönen Augen irgend einer Dame halber hierher gekommen ſind, das liegt für mich ja auf der Hand.“

Klaus berichtete, wie immer durch die lebhafte Art Dornbergs erheitert, kurz über ſeine Pläne für den Winter. Jener hörte aufmerkſam zu — ſo lebhaft er zu ſprechen pflegte, ſo gut verſtand er die ſeltene Kunſt des verbindlichen Zuhörens — und machte Barten dann auf dies und jenes Fabriketabliſſement, das des Beſuches lohnte, aufmerkſam. Dabei ſuchte er auf der Schreibtiſchplatte herum, fand endlich einen Plan von Berlin und zeigte Klaus auf dieſem die Lage der verſchiedenen Fabriken, die er erwähnte. Dann ſchob er plötzlich den Plan etwas in die Höhe, ſo daß anſtatt des hohen Nordens die Mitte der Stadt mehr zur Geltung kam, und zeigte lachend auf eine Eintragung mit roter Tinte: „Hier, Barten, gucken Sie 'mal her! Hier ſehen Sie — aber im Vertrauen! — das neueſte Projekt des berühmten Obergründers Dornberg! Seit fünf Jahren arbeite ich an der Geſchichte, liege jetzt ſchon mit anderthalb Millionen feſt, wie ein Kettenhund vor einer Schatzkammer, und weiß noch immer nicht, ob ich durchſetze, was ich beabſichtige.“

Die mit klaren Strichen eingezeichneten Linien des Projekts gaben Klaus ein deutlicheres Bild deſſen, was Dornberg wollte, als es viele Worte hätten thun können. Es handelte ſich um einen Durchbruch, eine Art Paſſage in der Verlängerung der Sebaſtianſtraße, zwiſchen der Alten Jakobſtraße und der Wallſtraße. Der Gedanke war genial, aber er erforderte ohne Zweifel große Mittel, denn die Häuſer, welche zum Abbruch kommen mußten, waren zum Teil erſt in den letzten Jahrzehnten erbaut, die Grundſtückpreiſe mußten in der Gegend hoch ſein. Es lag etwas von jenem Geiſt in dem Projekt, der einſt den berühmten und berüchtigten Seinepräfekten Hausmann getrieben hatte, als er, Napoleons Wünſchen zuvorkommend, aus dem alten winkeligen Paris das neue prächtige Seinebabel mit ſeinen ſchnurgeraden Avenuen und ſeinen wundervollen Boulevards ſchuf.

Das Unternehmen intereſſierte Barten lebhaft. Freilich — die Ausführbarkeit des Projekts mochte ſchwierig ſein; vielleicht war mehr die Stadt, als ein Privatmann dazu berufen, derartige Pläne in die Wirklichkeit zu überſetzen. Klaus ſprach das auch aus, und Dornberg ſtimmte lachend zu: „Gewiß, wenn unſere braven Stadtväter nicht von ſolch ſtupender Schwerfälligkeit und im Ring ihrer Sonderintereſſen ſo arg befangen wären, hätten Sie ſchon recht, Freundchen. Aber da iſt Hopfen und Malz verloren, die Initiative muß ſtets von privater Seite kommen, ſonſt hockt Magiſtratus hinter ſeinem wohlgeheizten Ofen feſt und wärmt ſich in Ruhe weiter.“ Er ſchob die Karte zuſammen. „Wir ſprechen gelegentlich noch einmal davon, denn von was das Herz voll iſt, geht ja doch der Mund über. So — nun kommen Sie aber nach oben. Nanny wartet ſicher ſchon voller Ungeduld — nicht auf mich, ſo unbeſcheiden bin ich nicht — ſondern auf Sie, carissime!“

Sie ſchritten die breite, mit dicken Teppichen belegte Marmortreppe hinauf. Oben endete dieſelbe in einem kleinen Wintergarten, der zugleich als Korridor diente und mit ſeinen prachtvollen Palmen, zwiſchen denen hier und dort Sitzarrangements hergerichtet waren, und den blühenden Rhododendren einen überaus behaglichen Eindruck machte. Der Diener riß die Thür auf. Die Herren traten in einen länglichen Salon, durchſchritten ein zweites Zimmer und wurden an der Schwelle des dritten von Frau Nanny empfangen, deren ſchlanke Geſtalt im faltigen hellblauen Gewande ſich aufs vorteilhafteſte von den bordeauxroten Vorhängen abhob. Sie begrüßte Barten mit ihrem liebenswürdigſten Lächeln, und als er ihr die Roſen überreichte, von denen er draußen ſchon die Hülle abgeſtreift, errötete ſie wirklich ein wenig, und dann lächelte ſie wieder und neigte dankend den Kopf.

„Nanny, gib uns einen Happen zu eſſen, oder ich fall' um!“

„Komm nur, Du materielle Seele — er iſt ſchrecklich, dieſer Mann, Herr von Barten! Ich warte ja ſchon ſeit einer halben Stunde, und es iſt weder meine, noch des Kochs Schuld, wenn unſer Filet ungenießbar wurde. Ihren Arm, Herr von Barten!“

Das Zimmer, an deſſen Schwelle die Frau des Hauſes die Herren bewillkommnet hatte, war ihr Boudoir: ein kleiner Rokokoraum mit Seidentapeten in Watteaumanier, zierlichen goldfüßigen Stühlchen und Tiſchchen und unzähligen Nippes, die aber mit Geſchmack ausgewählt und geordnet waren. Selbſt der winzig kleine Havaneſer, der ſich einen Augenblick ſchnobernd an Barten herandrängte, um dann gleich wieder, wie auf den Tod erſchrocken, hinter ſeine Herrin zu flüchten, paßte vortrefflich zu der ganzen Einrichtung des Gemachs, deſſen Luft mit einem leiſen Heliotropgeruch erfüllt war.

Die Thüren zum Speiſezimmer ſtanden bereits geöffnet. In dem länglichen Saal, deſſen Wand, gleich der Decke, bis auf Reichhöhe in halbhellem Eichenholz getäfelt, während ihr oberer Teil ganz lichtweiß gehalten war, ſtand zwar in der Mitte ein mächtiger Speiſetiſch. Es war jedoch nicht an dieſem, ſondern an einem kleineren Tiſch gedeckt, dicht an dem hohen Syenitkamin, zwiſchen deſſen blanker Stahlumrandung ein leichtes Feuerchen glimmte.

„Hier — bitte, Herr von Barten!“ Frau Dornberg deutete auf den Platz zu ihrer Linken. Der eine der Diener zog die hochlehnigen Stühle zurück, während der andere die Thüren zum Boudoir geräuſchlos ſchloß. „Wir ſpeiſen, wie Sie wiſſen, um halb ſieben, Herr von Barten — und wir nehmen zum zweiten Frühſtück nur einen kleinen Imbiß. Umſtände habe ich Ihretwegen nicht gemacht.“

Barten ſah wirklich, daß ſeinethalben keine Umſtände gemacht worden waren. Es gab ein Filet mit Gemüſen garniert, ein Omelette soufflée, Butter und Käſe, ein gutes Glas Bordeaux dazu -- nicht mehr. Und gerade das gefiel ihm. Hätte er die Empfindung gehabt, daß ſich im Dornbergſchen Hauſe ein Zug von protzenhaftem Reichtum breit mache, ſo würde er ſich nicht wohl gefühlt haben. Aber nichts von alledem war zu bemerken. In jeder Einzelheit ſprach ſich der behäbige Wohlſtand aus, in dem Dornbergs augenſcheinlich lebten, ein gewiſſer Luxus ſogar, aber nirgendwie ein Herausdrängen aus den Grenzen deſſen, was er ſich in gleichen Verhältniſſen ſelbſt geſtattet haben würde. Im Gegenteil: der Tiſch erſchien ſogar recht einfach gedeckt, wenn auch Porzellan und Kriſtall außerordentlich ſchön waren.

Die Koſten der Unterhaltung trug hauptſächlich der Hausherr, der mit liebenswürdigſter Miene im ſchäkernden Tone ſeiner Frau allerlei kleine Malicen ſagte. Das Filet habe der Koch etwas verpriezeln laſſen, und Nannychen könne ihr Näschen wirklich einmal in die unteren Regionen ſtecken; das Omelette ſei zu ſüß, und wenn Nannychen dem Stiltonkäſe gelegentlich einen Schuß Portwein zuwenden wollte, ſo würde das dem alten Rieſen ſicher ſehr gut bekommen. Sie hörte das alles mit der gleichen Engelsgeduld an und lächelte. Nur ein einziges Mal bemerkte Klaus, daß ſie die Unterlippe ein wenig empfindlich hoch zog und gleich darauf mit Haſt ihr ſoeben erſt vollgeſchenktes Glas in einem Zuge leerte. Es war das, als Dornberg noch einmal auf die Premiere von Zederbergs „Forſthaus“ zurückkam und in etwas ſpöttiſcher Weiſe über die „Theaterprinzeſſinnen“ im allgemeinen urteilte. Aber ſie beherrſchte ſich gut. Ohne ein Wort der Entgegnung ſenkte ſie das Haupt, und als ſie die Augen wieder aufſchlug, blickten ſie ganz ruhig und ſanft. Und dann ließ ſie ſich ihr Glas wieder füllen und hob es gegen den Gaſt: „Darf ich auf das Wohl Ihrer Frau Mama mit Ihnen anſtoßen, Herr von Barten?“

Das war vielleicht ungewöhnlich, aber es gefiel Klaus dennoch. Es kam ſo harmlos und herzlich heraus, kindlich herzlich faſt, daß er fröhlich Beſcheid that.

Man wollte aufſtehen, als es unten klingelte und gleich darauf der Diener eine Karte hereinbrachte. Dornberg warf einen flüchtigen Blick auf dieſelbe, murmelte etwas von „keinen Augenblick Ruhe haben!“, erhob ſich aber ſogleich: „Du mußt mich einen Moment entſchuldigen, Schatz. Seien Sie nicht böſe, Barten! Ein Beſuch, den ich nicht warten laſſen kann.“ Er ſchüttelte beiden die Hand: „Heb' mir eine Schale Schwarzen auf, mein Herz — wenn's geht, warm!“ und eilte ziemlich haſtig und erregt davon.

Nanny knüllte ihre Serviette zuſammen und ließ ſie unter den Tiſch fallen. Ihre Stimme klang ein wenig matt, als ſie aufſtehend ſagte: „Iſt's Ihnen recht, ſo nehmen wir den Kaffee bei mir im Zimmer!“

Der ältere der beiden Diener hatte in dem kleinen Nebengemach den Kaffeetiſch vorbereitet. Einen kleinen Tiſch mit ſchwerſilberner Maſchine, unter der die Spiritusflamme flackerte; daneben den üblichen Apparat von Zuckerdoſe, Sahnengießer und Täßchen — winzigen, auf drei Füßen ſtehenden Schalen in reichvergoldetem Markoliniporzellan.

Draußen war es nebelig, und die Fenſtervorhänge waren faſt geſchloſſen, ſo daß im Zimmer ein behagliches Halbdunkel herrſchte. Man konnte deutlich den Schein der lodernden Spiritusflamme erkennen. Frau Nanny hatte ſich in einen Seſſel neben den Kaffeetiſch geſetzt und ſchien ganz in die Beobachtung der Maſchine verſunken. Klaus war an das Fenſter getreten, um eins der zahlloſen Nippes, die auf den Schränkchen ſtanden, genauer zu betrachten, ein reizendes Juwelenkäſtchen mit einer köſtlichen Miniaturſchnitzerei auf dem Elfenbeindeckel. Die zierliche Arbeit erinnerte ihn lebhaft an ein ähnliches Käſtchen, das er daheim in der Raritätenſervante der Mama wußte, an eine Schnitzerei Meiſter Simon Trogers, des Münchener Kleinkünſtlers. Er beugte ſich tief über das entzückende Werkchen, um die Abbreviatur des Lieblings Kurfürſt Maximilians III. zu ſuchen.

Da hörte er plötzlich hinter ſich ein verhaltenes leiſes Schluchzen, und als er ſich umwandte, ſah er, wie Frau Nanny, in ihrem Seſſel zurückgeſunken, das ſpitzenbeſetzte Taſchentuch zwiſchen den roten Lippen, vergebens gegen einen Weinkrampf kämpfte. Sie hatte die Augen zu Boden geſchlagen, ſo daß er den Ausdruck ihres Geſichts nicht erkennen konnte; aber die ganze Geſtalt bebte, die vollen Schultern zuckten, und die linke Hand, die ſich an den Rand des Tiſchchens klammerte, als ſuche ſie dort einen Halt, machte die Löffelchen auf den Taſſen leiſe erklirren.

Erſchrocken trat er heran: „Was iſt Ihnen, gnädige Frau? Sie ſind nicht wohl? Darf ich klingeln?“

Sie antwortete nicht, aber ſie hob mit einer bittend abwehrenden Gebärde die Hand. Und dann ſchlug ſie auf einen Moment die feuchtſchimmernden Augen zu ihm empor und ſah ihn mit einem hilfeflehenden Blick an —

Barten hatte wohl von hyſteriſchen Frauennaturen gehört, aber nie ſelbſt mit ſolchen zu thun gehabt. Seine Mutter war eine geiſtig und körperlich geſunde Natur; die Schweſter baute zwar leicht einmal am Waſſer, daß ihre Thränen aber keine tiefere Bedeutung beſaßen, wußte man männiglich. Und gerade von dieſer Frau hier hätte er alles eher erwartet, als einen hyſteriſchen Weinkrampf; ſie hatte ihm in ihrer ruhigen Gelaſſenheit, in ihrer ſteten Fügſamkeit einen faſt temperamentsloſen Eindruck gemacht —

Der gute Klaus kam ſich ſelbſt recht hilflos vor in dieſem Augenblick. Er ſetzte ſich neben Frau Nanny, und ehe er's recht verſah, hatte er die weiche runde Hand der jungen Frau zwiſchen ſeinen Händen und ſtreichelte ſie ſanft, wie man wohl die Hand eines Kindes, das man beruhigen will, liebkoſt. Sie ließ ſich das ruhig gefallen; allmählich wurde ihr Schluchzen leiſer, die Rechte führte das Taſchentuch von den Lippen zu den Augen, und ein erleichternder Thränenſtrom rieſelte die Wangen herab. „Verzeihen Sie, Herr von Barten!“ flüſterte ſie zugleich leiſe, und ihre Stimme klang noch ſanfter und weicher, als ſonſt, als ob ein tiefer Schmerz in ihr nachzittere — „Verzeihen Sie — ich bin eine recht thörichte Frau — was müſſen Sie nur von mir denken —?“ Ein wehmütiges Lächeln ſpielte dabei ſchon wieder um ihre Lippen, und dann entzog ſie ihm plötzlich, wie über ſich ſelbſt erſchrocken, die Linke.

„Aber, gnädigſte Frau — es thut mir ſo leid, daß Sie nicht wohl ſind. Darf ich nicht Ihre Zofe rufen — ſoll ich gehen?“

Sie ſchrak zuſammen. „Nein — nein!“ wehrte ſie haſtig, und das Schluchzen erneuerte ſich. „Aber ich flehe Sie an, Herr von Barten, ſagen Sie Franz nichts —“

Er verſicherte, daß er ganz nach ihren Wünſchen handeln wolle, wennſchon — Dornberg ſei doch ein ſo aufmerkſamer Gatte, und es ſei am Ende beſſer, daß der Hausarzt —

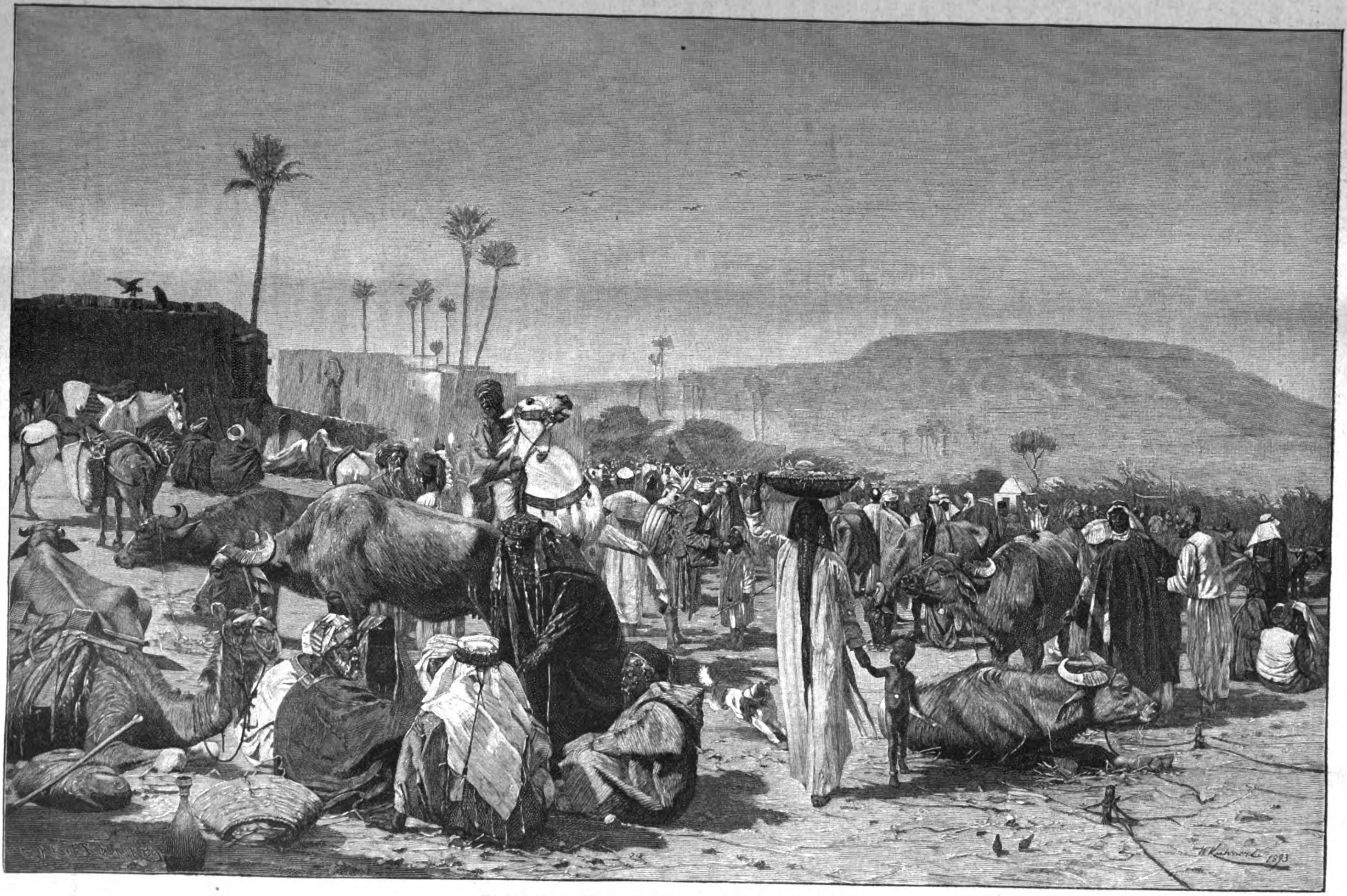
Jetzt griff ſie nach Bartens Hand. „Ich beſchwöre Sie — ſchweigen Sie Franz gegenüber!“ ſtieß ſie haſtig hervor und ſuchte die immer aufs neue quellenden Thränen zu trocknen. „Er iſt ja ſo gut zu mir — gewiß! Gut — o ſo gut! Ich habe zu eſſen und zu trinken — und ſogar Brillanten und Perlen — Perlen bedeuten ja wohl Thränen — die darf ich aber nicht haben, das will er nicht! O ich bin eine glückliche Frau — ich habe allen Grund zu lächeln — immer zu lächeln —“ Und plötzlich lachte ſie ſchrill auf, um ſogleich erſchrocken abzubrechen —

„Aber ſo beruhigen Sie ſich doch, gnädige Frau —“

Es war mit einemmal ganz ſtill im Zimmer. Frau Nanny ſaß und regte ſich nicht, nur ihr Atem ging ſchneller, als gewöhnlich und mit leiſem Keuchen aus der Bruſt. Klaus war aufgeſtanden und hatte ſich hinter ihren Stuhl geſtellt.

Plötzlich fuhr ſie, wie aus einem ſchweren Traum erwachend, mit der Hand über die Augen, und dann ſah ſie ſich nach dem Gaſt um. Ihr Geſicht hatte den ruhigen Ausdruck zurückgewonnen, nur in den Augenwimpern blitzte noch eine glänzende Perle.

(Fortſetzung folgt.)


W. Kuhnert 1893

Viehmarkt in Gizeh. Nach dem Gemälde von W. Kuhnert.

Heinrich Brugſch †.

Von G. Steindorff.

(Abdruck verboten.)

Heinrich Brugſch †.

Das Jahr 1894 hat der deutſchen Wiſſenſchaft vom alten Orient ſchwere Wunden geſchlagen. Nachdem im Februar der verdiente Straßburger Ägyptologe Johannes Dümichen geſtorben, iſt im Juli der Berliner Theologe Auguſt Dillmann, ein vorzüglicher Gelehrter auf dem Gebiete altteſtamentlicher Forſchung und der hervorragendſte Kenner des Äthiopiſchen, verſchieden. Und jetzt, am 9. September, iſt auch Heinrich Brugſch, der älteſte und berühmteſte Vertreter der Ägyptologie, in das „Totenreich des Weſtens“ eingegangen.

Im Anfang des Winterſemeſters 1881 war es, als ich Heinrich Brugſch zum erſtenmal aufſuchte. Er hatte ſeinen Wohnſitz in Kairo aufgegeben und in Charlottenburg bei Berlin, in der Leibnizſtraße, ein neues Heim bezogen. Zugleich hatte er ſich als Privatdozent an der Berliner Univerſität eintragen laſſen und Vorleſungen über ägyptiſche Grammatik und die älteſte Geſchichte des Pharaonenlandes angekündigt. Zu dieſen wollte ich mich bei ihm anmelden und ſeinen Rat für die Einrichtung meiner Studien erbitten. Mit liebenswürdiger Freundlichkeit empfing mich Brugſch.

Seine kräftige, hohe Geſtalt, der ein wenig nach vorn geneigte Kopf mit dem ſtarken, weißen Schnurrbart, den buſchigen Augenbrauen, den kleinen klugblickenden Augen, der hohen Stirn und dem glatt geſcheitelten Haar, die weltmänniſche Sicherheit ſeines Auftretens ſchienen eher einem preußiſchen Reiteroberſten in Civil, als einem deutſchen Gelehrten anzugehören. Seine erſte Frage war die, weshalb ich denn eigentlich dieſe abgelegenen Dinge bei ihm treiben wolle, und als ich ihm erwiderte, daß ich die Abſicht habe, mich ganz der Ägyptologie zu widmen, platzte er heraus: „Ja haben Sie denn ein Rittergut?“ Das mußte ich verneinen, und ſo nahm Brugſch Veranlaſſung, mich eindringlich auf die Schwierigkeiten aufmerkſam zu machen, in die mich gerade dieſer brotloſe Beruf bringen werde, und mir den Rat zu geben, ein praktiſcheres Studium auszuwählen. Von ſeinen Söhnen dürfe ihm keiner in der Wiſſenſchaft nachfolgen.

Erſt ſpäter habe ich erfahren, warum der vom Erfolg gekrönte Gelehrte ſo ſprechen konnte, daß ihm gerade damals einer ſeiner liebſten Pläne, Direktor des Muſeums von Kairo zu werden, geſcheitert war. Später iſt er noch öfter auf dieſes Geſpräch zurückgekommen, noch einmal, als ich ihn jetzt vor einem Jahre, im Oktober 1893, zum vorletztenmale ſah. Damals war er nicht mehr der kräftige Hüne von 1881. Die Geſtalt war gebrochen, das Geſicht verfallen, das Auge blickte müde. Ein ſchweres Herzleiden hatte ihn ergriffen, und er ſelbſt fühlte, daß ſein Ende nahe ſei.

Über ſeinen Lebensgang hat Brugſch ſelbſt in dem feſſelnden Memoirenwerke „Mein Leben und mein Wandern“ ausführlich berichtet. Er war ein echtes Berliner Kind, der Sohn eines Unteroffiziers beim zweiten Garde-Ulanenregiment. Schon als Schüler des Köllniſchen Gymnaſiums erfaßte ihn eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach dem Wunderlande der Pyramiden und ſeiner uralten Kultur; mit Eifer ſtudierte er die damals im Schloſſe Monbijou aufgeſtellten ägyptiſchen Altertümer und verſuchte auf eigene Fauſt, nur mit Hilfe weniger Bücher, die Geheimniſſe der Hieroglyphen zu erſchließen. Vor allem wandte er ſeine Aufmerkſamkeit der jüngſten Epoche der ägyptiſchen Schrift, dem Demotiſchen, zu, und noch während er als Primaner die Schulbank drückte, konnte er ſein erſtes kleines Werk über dieſen Wiſſenszweig unter dem Titel „**Scriptura Aegyptiorum demotica**“ veröffentlichen. Mittlerweile war Alexander von Humboldt auf den ſtrebſamen jungen Ägyptologen aufmerkſam gemacht worden und hatte ihm ſeine Teilnahme zugewandt. Er vermittelte es, daß Brugſch durch ein Stipendium aus der Königlichen Schatulle in den Stand geſetzt wurde, ſeinen Studien an der Berliner Univerſität obzuliegen und unter der Führung hervorragender Lehrer, wie der Philologen Böckh, Bopp, Lachmann, des Hiſtorikers v. Raumer, der Philoſophen Michelet, Trendelenburg u. a., ſein Wiſſen auch über die ägyptiſchen Grenzen hinaus zu erweitern.

Noch als Studioſus trat Brugſch auf Koſten des Königs die erſte Studienreiſe nach Paris an, der bald darauf zwei andere nach Leyden und Turin folgten. Nach Beendigung ſeiner Univerſitätsſtudien und erfolgter Doktorpromotion erhielt er 1853 von dem König abermals eine beträchtliche Summe, um nunmehr Ägypten ſelbſt, das Land ſeiner ſehnſuchtvollſten Wünſche, zu beſuchen.

Vor allem brachte ihm dieſer erſte ägyptiſche Aufenthalt die Bekanntſchaft des franzöſiſchen Archäologen Auguſte Mariette, dem damals durch kluge Kombination und unerwartetes Glück die Auffindung des alten Serapeums, der Grabſtätten der heiligen Apisſtiere bei Memphis, gelungen war. Mariette lud den nur um weniges jüngeren preußiſchen Gelehrten ein, ſeine Wohnung im Serapeum mit ihm zu teilen, und faſt acht Monate lang haben beide in der Einſamkeit in gemeinſchaftlicher Arbeit mit einander gehauſt. Die Freundſchaft, die ſie damals geſchloſſen, hat bis zum Tode Mariettes (1881) angedauert, und die letzte Arbeit, die Brugſch noch auf dem Totenbett ſeinem Sohne in die Feder diktiert hat, war dem Andenken ſeines Freundes und ihrer gemeinſamen Beziehungen gewidmet. Selbſt die Kriegsjahre 1870/71, in denen Brugſch' und Mariettes Sohn ſich im Felde feindlich gegenüberſtanden, haben dieſe Freundſchaft nicht zu trüben vermocht. „Sie ſind für mich kein Deutſcher, Sie ſind Brugſch . . . . Die letzten Ereigniſſe haben zwar das Herz des Franzoſen ſchwer mitgenommen, ſie haben aber das Herz des Menſchen nicht ändern können, vor allen Dingen nicht Ihnen gegenüber,“ ſo ſchrieb damals Mariette dem Freunde, den er gern den „**Prussien de son coeur**“ zu nennen pflegte.

Mit den Schätzen ſeiner Arbeiten im Nilthale reich beladen, kehrte Brugſch 1854 nach Berlin zurück und ging daran, ſeine Abſchriften und Zeichnungen zu ordnen und die unterbrochenen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen wieder aufzunehmen. Zu gleicher Zeit habilitierte er ſich als Privatdozent. Auch eine Anſtellung als Direktorialaſſiſtent an der von Lepſius geleiteten ägyptiſchen Abteilung der Muſeen erhielt er.

Da erreichte ihn Ende 1856 ein Schreiben Mariettes mit der Mitteilung, daß Mariette zum Generaldirektor eines Muſeums in Bulak (der Hafenſtadt Kairos) ernannt worden ſei und die weiteſte Vollmacht zu Ausgrabungen erhalten habe. Er erwarte Brugſch' ſchleunigſte Ankunft, um zuſammen mit ihm eine Reiſe auf dem Nildampfer des Muſeums nach Oberägypten zu unternehmen. Ohne Bedenken ſagte Brugſch zu, und bald befand er ſich wieder in Kairo. Eine Empfehlung Humboldts an den Vizekönig begleitete ihn und übte eine Wirkung aus, die alle Erwartungen übertraf: dem Ankömmling wurde zur Erleichterung ſeiner Forſchungen die Summe von 20 000 Franks in blankem Golde aus dem vizeköniglichen Schatze ausgezahlt. Mit dieſem Gaſtgeſchenke in der Taſche trat Brugſch die Reiſe nilaufwärts an, die er ſelbſt als die denkbar günſtigſte und erfolgreichſte von der Welt bezeichnet hat. Die Ruinenſtätten von Abydos und Theben waren es vor allem, die diesmal durchforſcht wurden und für die Kenntnis geſchichtlicher, geographiſcher, aſtronomiſcher und mythologiſcher Überlieferungen reiche Ausbeute ergaben.

Im Frühling 1858 ſah Brugſch die Heimat wieder, und in ſtrenger wiſſenſchaftlicher Arbeit und im Verkehr mit gleichgeſinnten Freunden vergingen die nächſten Jahre, bis ihn anfangs 1860 Baron von Minutoli aufforderte, mit ihm in amtlicher Eigenſchaft und mit dem Titel eines königlich preußiſchen Vizekonſuls eine Reiſe nach Perſien anzutreten. Wie ſchwer es Brugſch auch werden mochte, den ägyptiſchen Studien Valet zu ſagen, der Heimat und Familie den Rücken zu kehren, ſo willigte er dennoch ein. Am 5. Februar 1860 verließ er Berlin, um erſt im Juni 1861, nachdem Minutoli dem Fieber erlegen war, und er ſelbſt die Leitung der Geſandtſchaft übernommen hatte, in die Vaterſtadt zurückzukehren. Wieder folgte eine Zeit ſeßhaften Lebens, die durch die Arbeit an einem Werke über die Reiſe der erſten preußiſchen Geſandtſchaft nach Perſien und durch das Studium altägyptiſcher Inſchriften ausgefüllt wurde. In dieſe Epoche fällt auch die durch Brugſch 1863 erfolgte Gründung der erſten Zeitſchrift für ägyptiſche Sprache und Altertumskunde, die im J. C. Hinrichsſchen Verlage in Leipzig erſchien und den Mittelpunkt aller einſchlagenden Arbeiten bis auf den heutigen Tag bildet.

Allerdings gab Brugſch ſelbſt im folgenden Jahre die Redaktion an Lepſius ab, nachdem ihm durch die Fürſprache ſeines Freundes, des Fürſten von Pückler-Muskau, die Ernennung zum preußiſchen Konſul in Kairo zu teil geworden war. Im September 1864 ſiedelte er mit der ganzen Familie in die ägyptiſche Hauptſtadt über, von den freudigſten Hoffnungen für die Zukunft erfüllt. Aber auch dort war ſeines Bleibens nicht lange. Er fühlte ſich nicht allein als Beamter, ſondern auch als Gelehrter, und in dieſem Widerſtreit der Pflicht und Neigung wird er wohl beiden Aufgaben nicht ganz gerecht geworden ſein. Schon 1866 kehrte er nach Europa zurück. Zunächſt machte er in Paris Halt, wo er mit Mariette zuſammentraf und auch die Bekanntſchaft des bedeutendſten franzöſiſchen Ägyptologen jener Zeit, des Vicomte Emanuel de Rougé, erneuerte. Rougé bot ihm an, neben ihm am Collège de France über ägyptiſch-demotiſche Schrift und Litteratur Vorträge zu halten, und wollte zu ſeinen Gunſten auf ſeine eigene glänzende Beſoldung verzichten. Noch ehe indeſſen die erforderliche Entſcheidung des Kaiſers Napoleon eintraf, erhielt Brugſch von dem preußiſchen Unterrichtsminiſterium die Berufung als ordentlicher Profeſſor an die Univerſität Göttingen. Damit hatte er das Endziel jedes deutſchen Gelehrten, eine angenehme und geſicherte akademiſche Stellung, die ihm vollauf Zeit zur wiſſenſchaftlichen Forſchung ließ, erreicht.

Aber auch in dieſem neuen Wirkungskreiſe fand er nicht die rechte Befriedigung. Er war zu ſehr an das ungebundene Wandern von Land zu Land gewöhnt, um in der Stille der kleinen preußiſchen Univerſitätsſtadt ein glückliches Daſein führen zu können. Mit Freuden nahm er darum den Antrag des Khediven Ismail Paſcha an, in Kairo eine Schule nach europäiſchem Muſter zu gründen. So wurde Brugſch mit Zuſtimmung des preußiſchen Unterrichtsminiſteriums, unter Bewilligung eines mehrjährigen Urlaubs, ägyptiſcher Beamter. Die Schule hatte freilich nur kurzen Beſtand und wurde ſchon 1873 wieder aufgelöſt.

Noch während ſeines Direktorats wurde Brugſch in das ägyptiſche Hofleben hineingezogen und erhielt allerlei Aufträge, die mit ſeiner eigentlichen Stellung nur wenig zu thun hatten. In erſter Reihe zählten dazu die Pflichten, die er wiederholt als offizieller Begleiter fürſtlicher Perſonen nach Oberägypten und Nubien zu erfüllen hatte. Als dann 1873 die Wiener Weltausſtellung ins Leben gerufen werden ſollte, wurde Brugſch Generalkommiſſar, und der Erfolg der von ihm eingerichteten ägyptiſchen Abteilung war ſo groß, daß er auch für die Weltausſtellung in Philadelphia mit der gleichen Aufgabe betraut wurde. Als dann aber Ende der ſiebziger Jahre in Ägypten die allgemeine Finanznot ausbrach, waren auch Brugſch' Tage am Nil gezählt.

In Charlottenburg ſchlug er zunächſt ſeinen Wohnſitz auf und ſiedelte ſpäter ſtadtwärts nach Berlin über. Hier hat er den Reſt ſeines Lebens verbracht. Freilich gab es auch jetzt noch längere Unterbrechungen ſeiner Arbeitsmuße: 1880 begleitete er den Kronprinzen Rudolf von Öſterreich auf einer Reiſe nach Oberägypten, im Winter 1882—1883 nahm er an der Orientreiſe des Prinzen Friedrich Karl, zu deſſen Intimen Brugſch zählte, teil, und 1885 folgte eine zweite Reiſe nach Perſien. Ägypten hat Brugſch zum letztenmale im Frühling 1892 geſehen; mit reichen Schätzen, die er in der Faijumlandſchaft und in der Ruinenſtätte des alten Saïd dem Erdboden abgerungen hatte, iſt er heimgekehrt und hat noch die Freude gehabt, im ägyptiſchen Muſeum ſeine Errungenſchaften unſerem Kaiſer zu erklären. Nun hat der Raſtloſe fern vom Lande, in das ihn die Sehnſucht immer wieder hinzog, im märkiſchen Sande auf dem ſtillen Friedhofe von Charlottenburg die letzte Ruheſtatt gefunden.

Überblickt man dieſes faſt ſiebzigjährige Gelehrtenleben, ſo muß man geſtehen, daß es ein vom Glücke reich geſegnetes geweſen iſt, trotz manches Mißerfolges, trotz mancher getäuſchten Hoffnung, die ja ſchließlich keinem Sterblichen erſpart bleiben. Aber ſein Leben war auch reich an Mühe und Arbeit. Es wird wenige moderne Gelehrte geben, die einen ſo eiſernen Fleiß beſaßen und mit ſolcher frohen Begeiſterung an ihrer Arbeit hingen, wie Heinrich Brugſch. Noch in ſeinem letzten Lebensjahre, als die Ärzte ihm die ſorgfältigſte Schonung anbefohlen hatten, ſaß er vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein am Schreibtiſche und konnte nur mit Mühe von der beſorgten Familie bewogen werden, ſich einige Ruhe zu gönnen. Von dieſer Arbeit iſt denn auch faſt kein Gebiet der ägyptiſchen Philologie und Altertumskunde — die Archäologie im ſtrengen Sinne vielleicht ausgenommen — unberührt geblieben. Und auf jedem dieſer Gebiete hat Brugſch Bahnbrechendes geleiſtet.

Das Hauptwerk ſeines Lebens bildet aber ſein großes Wörterbuch, das die gebräuchlichen Wörter und Zeichengruppen der altägyptiſchen und demotiſchen Sprache und Schrift enthält und nicht weniger als ſieben Bände mit 3146 Seiten umfaßt. Faſt dreißig Jahre hat die vollſtändige Ausführung dieſes Werkes erfordert, eines Werkes, dem, wie Lepſius ſchrieb, „kein ähnliches gegenübergeſtellt werden kann in der Ägyptologie.“

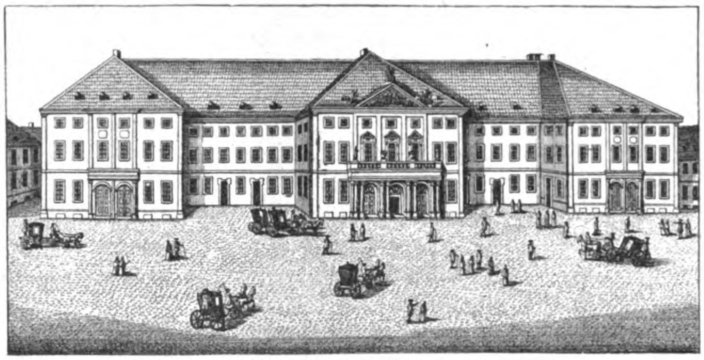
Mit ſcharfem Spürſinn erriet Brugſch oft den Sinn einer Inſchrift und traf, auch ohne ſich über einzelne philologiſche und lexikaliſche Punkte genaue Rechenſchaft abzulegen, meiſt das Richtige.

Neben dieſer rein wiſſenſchaftlichen Arbeit hat Brugſch namentlich in den letzten Jahren eine reiche populärwiſſenſchaftliche Thätigkeit entfaltet und in öffentlichen Vorträgen, wie in Zeitſchriftenaufſätzen die wichtigſten Ergebniſſe der ägyptologiſchen Forſchung weiteren Kreiſen zugänglich gemacht. Wie ſelten einem Menſchen, war aber auch gerade ihm die Gabe, angenehm zu plaudern, verliehen. Wem es einmal vergönnt war, in ſeinem Hauſe oder am Biertiſche ſeiner Erzählung zu lauſchen, der wird gewiß nicht die witzige, lebendige Art ſeiner Schilderung, die feine Selbſtironie, mit der er über ſich ſelbſt nnd menſchliche Schwächen ſprach, und auch nicht die Brocken „Jägerlatein“, die er in ſeine Erzählungen einfallen ließ, vergeſſen.

Nun iſt er nicht mehr. Wenn aber in wenigen Jahren an des Jahrhunderts Neige Rechenſchaft gegeben werden wird über das, was menſchlicher Geiſt und Scharfſinn in dieſer Spanne Zeit vorwärts gebracht hat, ſo wird die Erſchließung des ägyptiſchen Altertums mit Hilfe der Hieroglyphenentzifferung gewiß als eine der ſtaunenswerteſten Errungenſchaften geprieſen werden, und wenn man nach den Männern fragen wird, die in dieſe dunkelſte Periode menſchlicher Kultur die hellſten Fackeln getragen haben, ſo wird unter den beſten ein Name genannt werden, der unſeres „Heinrich Brugſch.“

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die erſte Aufführung der Räuber.

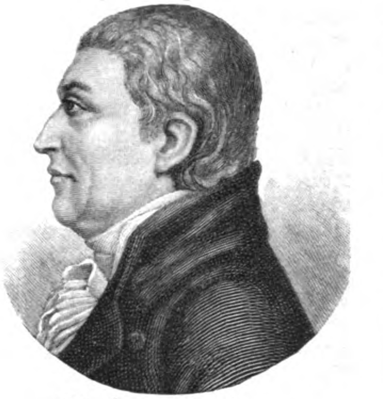


Das Mannheimer Nationaltheater.

Am 13. Januar 1782 war es, daß die ehrſamen Bürger der Stadt Mannheim ſich vor den Brunnenröhren und an den Straßenecken ſcharten, um Kenntnis zu nehmen von dem Theaterzettel, der da ankündigte, daß am Abend ſelbigen Tages, präziſe fünf Uhr, „auf der hieſigen Nationalbühne“ ſollte aufgeführt werden: „Die Räuber. Ein Trauerſpiel in ſieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfaſſer Herrn Schiller neu bearbeitet.“

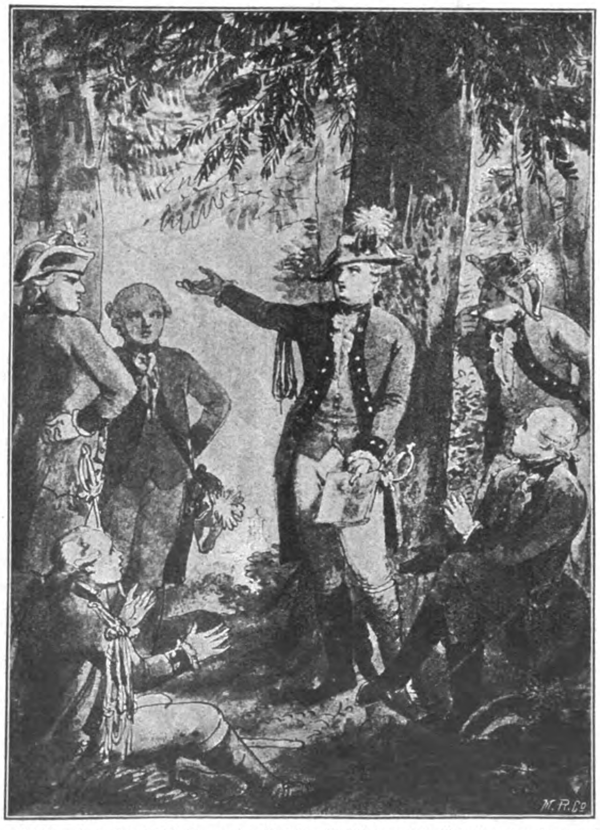
„Herr Schiller,“ der württembergiſche Regimentschirurgus im Grenadierregiment Auge, war kein ganz unbekannter Autor. Schon im Frühjahr des vergangenen Jahres war die erſte Ausgabe der Räuber ohne Angabe des Verfaſſernamens im Druck erſchienen, und das kühne Trauerſpiel hatte unleugbares Aufſehen gemacht. Ein jedenfalls damals, aber auch heute noch ſeltener Fall: ſchon nach kurzer Zeit waren die 800 Exemplare der erſten Auflage vergriffen, und der Verleger, Hofkammerrat und Buchhändler Schwan, durfte zum Druck der zweiten ſchreiten, die auf dem Titelblatt den aufſteigenden Löwen und das ſo berühmt gewordene „**in Tyrannos!**“ (ſ. S. 90) zeigte. Der Autor freilich hatte wenig Gewinn davon, im materiellen Sinne wenigſtens, denn der Erlös der abgeſetzten Exemplare reichte nicht einmal zur Tilgung der Druckerſchulden. Aber nicht nur, daß das Buch eifrige Leſer fand — ſo eifrige, daß die Anonymität des Autors nur kurze Zeit Stand hielt —, auch die Kritik ſprach ſich günſtig aus. Bereits im Juli hatte z. B. in den Erfurter gelehrten Nachrichten ein Beurteiler der Räuber von Schiller vorausgeſagt: „Haben wir je einen deutſchen Shakeſpeare zu erwarten, ſo iſt es dieſer!“

Durch Schwan hatte der Leiter des Mannheimer Theaters, Wolfgang Heribert Freiherr von Dalberg, von dem Erſtlingswerk Kunde erhalten; er las während des Druckes die erſten Bogen und gewann Intereſſe an dem Trauerſpiel. Vielleicht daß er nicht einmal ein tieferes Verſtändnis für die Größe des Genius beſaß, der aus den ihm vorliegenden Proben ſprach; jedenfalls aber hatte er das richtige Empfinden, daß hier einer Stimmung beredter Ausdruck gegeben wurde, die der Zeit und den Wünſchen des großen Publikums entſprach. Er trat mit dem Verfaſſer in Verbindung. Die Antwort Schillers auf den erſten Brief des „Reichsfry Hochwohlgebohrenen insbeſonders Hochzuvenerirenden Herr Geheime Rath“ iſt uns erhalten und gibt Zeugnis davon, wie beglückt Schiller von der ihm eröffneten Ausſicht war. Aber Dalberg hatte doch auch vielerlei Bedenken; er bedang ſich manche Veränderungen aus, vor allem mußte der Verfaſſer zu ſeinem großen Leidweſen die Handlung des Trauerſpiels aus der Gegenwart um dreihundert Jahre zurückverlegen, damit „keinem der Fürſten, die ſich auf ihre abgeſchlifene Polizey etwas zugute thaten, ein Leid geſchehe.“ Schließlich korrigierte Dalberg das Manuſkript noch perſönlich durch, und Anfang Januar 1782 war endlich alles zur Aufführung bereit, die eigentlich auf den 10. feſtgeſetzt war, aber auf den 13. verlegt werden mußte, weil am 10. in Stuttgart der Geburtstag der Gräfin Franziska Hohenheim gefeiert wurde, und ſich der Regimentsmedikus Schiller an dieſem Tage nicht aus ſeiner Garniſon zu entfernen wagte.



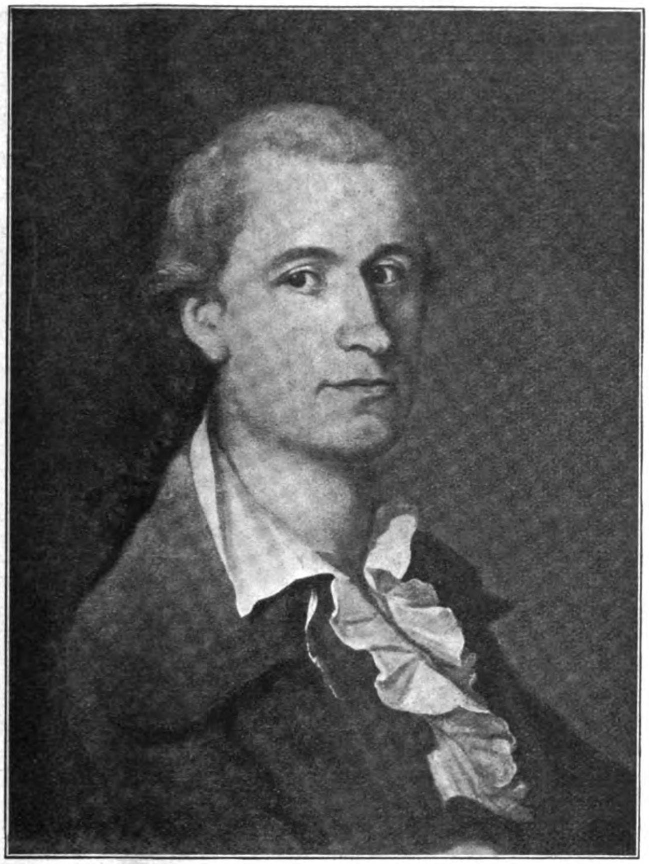
v. Dalberg.

Wolfgang Heribert von Dalberg.
Nach einer Lithographie von V. Schertle auf Grund eines früher in Hernsheim, dem Stammſitz der Dalbergs, befindlichen Ölgemäldes umgezeichnet.



Schiller den Karlsſchülern im Bopſer Wäldchen die Räuber vortragend.
Gemalt nach einer Skizze des Karlsſchülers Heideloff.
Nach einer photographiſchen Aufnahme des Originals im Schillerhauſe zu Marbach.

Er wagte auch nicht Urlaub zu erbitten. Heim-



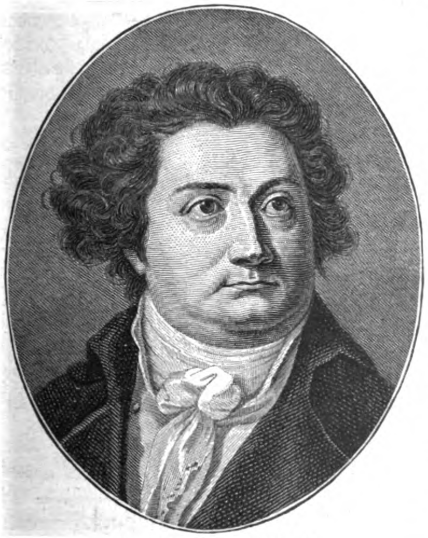
Schiller im Jahre 1781.
Gemalt vom Porträtmaler Höflinger. Original im Beſitz des Herrn Adolf Loehle in München.
Nach einer Originalphotographie mit Genehmigung der k. bayer. priv. Kunſtanſtalt Piloty & Loehle in München reproduziert.

lich fuhr er nach Mannheim, um ſein noch auf der Karlsſchule in größter Heimlichkeit vollendetes Werk auf der Bühne zu ſehen. In ſtillen Nächten, in denen er ſich nur durch vorgeſchützte Krankheit eine Lampe hatte verſchaffen können, war dort der erſte Entwurf der Räuber entſtanden, deren Stoff Schiller ſeinem Freunde Wilhelm von Hoven verdankte, welcher ihm die im ſchwäbiſchen Magazin von 1775 abgedruckte Erzählung „zur Geſchichte des menſchlichen Herzens“ zutrug. Der Verfaſſer derſelben, der unglückliche auf dem Hohenasperg eingekerkerte Schubart, hatte in den Einleitungsworten dies „Geſchichtgen“ ausdrücklich einem „Genie preisgegeben, eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen,“ — jetzt war das Genie gefunden, das aus der kurzen Erzählung umformend und vertiefend ein Werk ſchuf, welches der Weltlitteratur angehören ſollte.

Damals, auf der Karlsſchule, hatte der Dichter nur in den kargen unbewachten Augenblicken, unter dem Schatten der Waldbäume bei einem Spaziergang, ſein Stück dem engeren Freundeskreis vorleſen dürfen — nun ſollte es vor Hunderten und Aberhunderten in Scene gehen!

Wie wunderlich uns heute die Anſprache des Verfaſſers an das Publikum anmutet, die Schiller auf Betreiben Dalbergs abgefaßt hatte, und die auf der Rückſeite des Theaterzettels abgedruckt wurde.

> „Die Räuber — das Gemählde einer verirrten groſen Sele — ausgerüſtet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloſes Feuer und ſchlechte Kameradſchaft verdarben ſein Herz, riſſen ihn von Laſter zu Laſter, bis er zulezt an der Spize einer Mordbrennerbande ſtand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund ſtürzte, in alle Tiefen der Verzweifelung — doch erhaben und ehrwürdig, gros und majeſtätiſch im Unglück, und durch Unglück gebeſſert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, verabſcheuen und lieben.
>
> Franz Moor, ein heuchleriſcher, heimtückiſcher Schleicher — entlarvt, und geſprengt in ſeinen eigenen Minen.
>
> Der alte Moor, ein allzu ſchwacher nachgebender Vater, Verzärtler, und Stifter vom Verderben und Elend ſeiner Kinder.
>
> In Amalien die Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe, und die Folter herrſchender Leidenſchaft.
>
> Man wird auch nicht ohne Entſezen in die innere Wirtſchaft des Laſters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewiſſenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angſt, Reue, Verzweifelung hart hinter ſeinen Ferſen ſind. — Der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht, auch den Böſewicht zu Werkzeugen ihrer Abſicht und Gerichte brauchen, und den verworrendſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne.“



August Wilhelm Iffland.
Nach dem Stiche von Bolt.

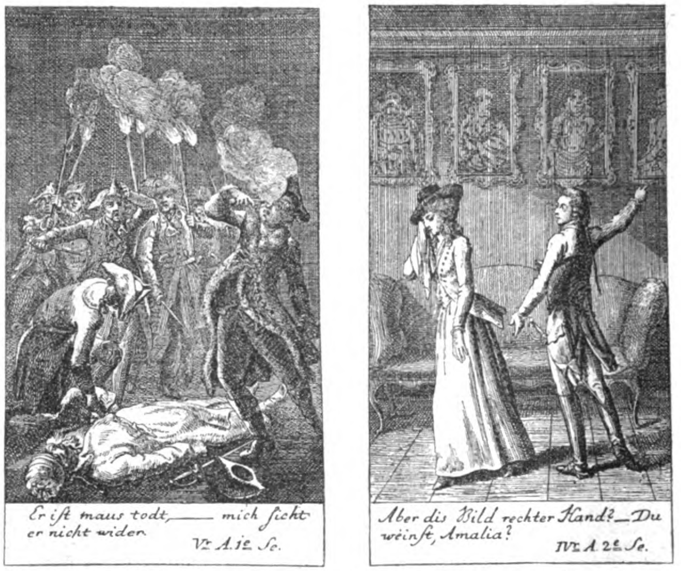
Das Haus war dicht gefüllt; aus der ganzen weiteren und engeren Nachbarſchaft, ja aus Frankfurt, Darmſtadt, Heidelberg, Mainz, Worms, Speier waren die Leute gekommen, um, wie Schillers Freund Streicher erzählt „dies berüchtigte Stück, das eine außerordentliche Publizität erlangt hatte,“ zu ſehen. Schon um ein Uhr nachmittags füllten ſich die Bänke mit denen, die eine Loge nicht mehr hatten erhalten können. Erſt unmittelbar vor dem Aufgehen des Vorhanges erſchien Schiller in der für ihn reſervierten Loge. Außer den Schauſpielern und einigen näheren Freunden ahnte niemand des Dichters Anweſenheit. — Und nun begann das Schauſpiel, und von Scene zu Scene ſteigerte ſich der Eindruck, den es auf die atemlos lauſchenden Zuhörer machte, um während der letzten „Handlungen“ ſeinen Höhepunkt zu erreichen.

Man muß ſich in die Zeit zurückverſetzen, in der Schiller die Räuber geſchrieben, um die mächtige Wirkung, die ſie als Buch, aber noch mehr von der Bühne herab übten, zu verſtehen. Es war wohl nur zum Teil das Dichterwerk an ſich, das die Zuſchauer begeiſterte; es war die überraſchende Kühnheit, mit der hier dem Publikum Gedanken von der Bühne aus entgegengeworfen wurden, die der Stimmung der vom Weſten her in weite Kreiſe des Volkes eingedrungenen Unzufriedenheit entſprachen.

> „Überall hatte ſich die Sehnſucht nach Freiheit erzeugt, und dieſe Sehnſucht nahm naturgemäß unter dem allerorten ſichtbaren Druck des Despotismus die Form trotziger Abneigung an,“ ſagt treffend Dr. J. Wychgram in ſeiner Schillerbiographie, auf welche wir noch zurückkommen. „Dieſer trotzigen Abneigung entſprach Karl Moor, und die Empfindungen und Ausdrücke, zu deren Verſtändnis uns Heutigen glücklicherweiſe die Vorbedingungen fehlen, erſchienen dem damaligen Geſchlechte als glückliche Wahrheit. Daher der Jubel, unter dem Schillers ‚Räuber‘ den Siegeszug über die deutſchen Bühnen hielten. Doch aber wollen wir eines anderen Ge-

ſichtspunktes nicht vergeſſen, durch den ſich das Stück weit hinaushebt über den willkommenen Ausdruck einer bloß verurteilenden und trotzenden Tendenz: in Karl Moor, der mit der menſchlichen Geſellſchaft gebrochen hat und der die Brandfackel gegen das Beſtehende erhebt, bricht doch das Gefühl durch, daß alle Mißſtände nur eine augenblickliche Verdunkelung der ſittlichen Wahrheit ſind, auf der alles Beſtehende ruht. Er geht und ſtellt ſich den Gerichten. Wohl hat der einzelne das ſittliche Recht, eine Geſellſchaft zu fliehen, in der ſich für ſeine Ideale kein Platz findet, aber nicht ungeſtraft erhebt er ſeine Hand, um dieſe ganze Geſellſchaft zu vernichten. Und indem Karl Moor dieſe Strafe freiwillig und ritterlich an ſich vollzieht, gibt er einem Gefühle Ausdruck, das ein eminent deutſches genannt werden darf und das die ungeheure Volkstümlichkeit der Räuber mit erklärt. Von dem Augenblick an, da Karl die väterlichen Fluren wiederſieht, geht durch ſein Weſen ein weicher Zug, ein Zug der Selbſtbeſinnung, und es iſt erlaubt, in Zuſammenhang damit die von Streicher überlieferte Nachricht zu bringen, daß erſt von der vierten Handlung an das Publikum warm zu werden begann.

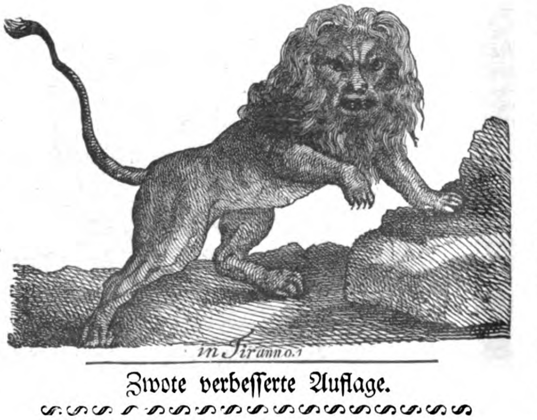
„So kann, wer will,“ fährt der Verfaſſer fort, „in dieſer etwas ungeheuerlichen Ausgeburt eines jugendlichen Feuerkopfes ſchon die erſten Anzeichen der ſittlichen Weltanſchauung erblicken, die durch Jahre, Denken und Erfahrung geklärt und vertieft, den eigentlichen Grund der gewaltigen Wirkung Schillers auf unſer Volk bildete und noch heute bildet.“


Er iſt maus todt, —— mich ſicht er nicht wider
Vt A. 1e Sc.
Aber dis Bild rechter Hand? — Du weinſt, Amalia?
IVt A. 2e Sc.

Aus Chodowieckis Kupferſtichen zu den „Räubern“ im „Theater-Calender für 1783.“

Als endlich an jenem 13. Januar der Vorhang zum letztenmale fiel, waren dem jungen Dichter ſchöne Stunden im Kreiſe einiger Freunde und der Schauſpieler, die ihr Beſtes für den Erfolg gethan hatten — allen voran der ſpäter ſo berühmte Iffland als Franz Moor — beſchieden; im fröhlichen Geſpräch, beim Glaſe Wein durfte er die Wonne ſeines großen Erfolges noch einmal durchkoſten; dann ging es nach dem verhaßten Garniſonort zurück, zurück zu dem Einerlei des täglichen Dienſtes, der dem Feuergeiſt längſt ſchon widerſtand.

Faſt ſchien es zunächſt, als ob der Herzog, der die Schickſale aller Schüler ſeiner geliebten Karlsſchule eifrig verfolgte, dem Regimentsmedikus ſeine dichteriſchen Erfolge gar nicht verarge, ja vielleicht freute und ſchmeichelte es ihm ſogar, daß aus ſeiner Akademie, deren Vielſeitigkeit ſein beſonderer Stolz war, auch ein gefeierter Dichter hervorgehe. Lange freilich konnte der Bruch nicht verzögert werden; als Schiller im Mai zum zweitenmale ohne Urlaub nach Mannheim fuhr und der Herzog Kenntnis davon erhielt, beſtrafte er die Pflichtwidrigkeit mit vierzehntägigem Arreſt. Und als dann, im Herbſt, der Fürſt dem Dichter bedeutete, das „Komödieſchreiben“ überhaupt zu unterlaſſen — bei drohender Dienſtentlaſſung und Feſtungsſtrafe auf dem gefürchteten Hohenasperg, faßte Schiller den Plan zur Flucht: am 22. September verließ er in Begleitung ſeines Freundes Streicher heimlich Stuttgart — unſeres großen Dichters Wanderjahre begannen. — Die Illuſtrationen zu unſerem Artikel ſind einem Werke entnommen, das kürzlich im Verlage von Velhagen & Klaſing zu erſcheinen begann, dem ſchon erwähnten Buch: „Schiller. Dem deutſchen Volke dargeſtellt von Dr. J. Wychgram.“



Aus dem Titelblatt zur zweiten Auflage der Räuber.

An Schillerbiographieen iſt gewiß kein Mangel, und doch fehlte es bisher an einer Darſtellung des Lebensganges des volkstümlichſten unter unſeren großen deutſchen Dichtern, die nach Form und Inhalt für die breiteren Kreiſe der Gebildeten unſeres Volkes, für das deutſche Haus geeignet iſt. Was uns von beſſeren Biographieen Schillers geboten wurde, war — ſoweit es nicht von der neueren Forſchung überhaupt überholt iſt — ſeiner ganzen Anlage nach entweder nur für den Litteraturhiſtoriker beſtimmt, oder es gab mehr die Betrachtungen des Verfaſſers über den Dichter, als ein Bild Schillers ſelbſt. Das Wychgramſche Buch aber hat ſich das Ziel geſetzt, unſerem Volke die Geſtalt ſeines Lieblingsdichters in greifbarer, allgemeinverſtändlicher Weiſe näher zu bringen; es ſchildert uns, unter Vermeidung alles gelehrten Ballaſtes und doch mit liebevollſter Gründlichkeit, ſein Leben und Schaffen, ſein Streben und Ringen; es ſchlägt vor allem den herzenswarmen Ton an, der, wenn bei der Biographie irgend eines Dichters, ſo bei der Friedrich Schillers am Platze iſt.

Mit dem Worte eint ſich das Bild. Die volkstümliche deutſche Litteratur wird wenige Werke aufzuweiſen haben, welche mit gleicher Sorgfalt und gleichem Verſtändnis illuſtriert ſind. Alle nur irgend zugänglichen Quellen ſind für das Wychgramſche Buch neu erſchloſſen worden; das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar, das Schillerhaus in Marbach, die Bibliotheken zu Weimar, Stuttgart, Leipzig, das Körnermuſeum zu Dresden, zahlreiche private Sammlungen haben der Verlagshandlung ihre Schätze zur Verfügung geſtellt, um es ihr zu ermöglichen, die Schilderung des Lebens Schillers von der Geburt bis zum Tode mit einer Fülle von Porträts, von Handſchriften, von bildlichen Darſtellungen aller Art zu begleiten, die zum großen Teile hier zum erſtenmale veröffentlicht werden. Trotz der zahlreichen Illuſtrationen drängt ſich das bildliche Beiwerk jedoch nirgends aufdringlich hervor; Bild und Wort vereinen ſich vielmehr in der rechten Weiſe, uns den Helden der Darſtellung und den Kreis ſeiner Freunde näher zu bringen.

Das Wychgramſche Werk dürfte bald zu den Lieblingsbüchern des deutſchen Hauſes zählen — und, was mehr beſagt, es verdient unter ſie eingereiht zu werden. **B. Wernitz.**

Hans Sachs und die Wittenbergiſch Nachtigall.

Schon ſtieg herauf der junge Tag
Und ſpann ſein Licht um Wald und Hag.
Ein Bienchen flog halb noch im Traum
Im Garten um den Apfelbaum,
Der ſtreute ſeine Blüten aus
Vor eines Dichters ſtillem Haus.
Am Fenſter ſtand er, ſchaute zu,
Wie Blüt' um Blüte niederſchwebte,
Indes am Zweig in guter Ruh
Die Frucht ſich zu entwickeln ſtrebte.
Ihm ſchien's ein Bild, ob dem er ſann
Und hin und her Gedanken ſpann.
Ein Schuſter war's, Hans Sachs ſein Nam',
Ein Meiſterſinger lobeſam.

Die Sonnenlichter ſpielten hell
Durch ſeiner Werkſtatt blanke Scheiben.
Noch ſchliefen Lehrling und Geſell,
Nicht ſtört' ihn ihr geſchäftig Treiben.
An ſeinem Arbeitstiſche ſaß
Dann Meiſter Sachs und las und las
Ein fliegend Blatt, das bracht' ihm Kunde
Von einem Mönche, deſſen Munde
Entſtrömt der Wahrheit lautrer Quell,
Wie Frühlingsbronnen klar und hell.
In Wittenberg ſchlug er die Theſen
Ans Kirchenthor mit feſtem Schlag,
Daß ſie ein jeder konnte leſen —
Da ſtieg herauf ein neuer Tag.
Wie einſt am Pfingſttag zog ein Brauſen
Durch Haus und Herz, durch Wald und Thal,
Es weckt wie Frühlingsſturmesſauſen
Die Geiſter auf mit einemmal.

Er las und las, zum Fenſter leiſe
Trat wieder er und lauſchte lang
Der Nachtigall, die ihre Weiſe
Vom blüh'nden Apfelbaume ſang.
Sie ſang von einem neuen Glauben,
Der nicht nach Menſchenſatzung fragt,
Durch nichts ſich läßt die Hoffnung rauben,
Daß einſt ein neuer Morgen tagt,
Daß alle Menſchen Gottes Kinder,
Daß Liebe nur die Welt bewegt,
Die mitleidsvoll den armen Sünder
In Gottes Vaterarme legt.
So ſang vom blüh'nden Apfelbaume
Die Nachtigall ihr Morgenlied.
Der Dichter lauſchte wie im Traume,
Ein Leuchten ging durch ſein Gemüt.
„Die Wittenbergiſch Nachtigall,
Die man jetzt höret überall,
Sie iſt's, die ich in dieſem Klang
Gehört als hellen Morgenſang.
Sie ruft die Prieſter und die Laien
Zum Kampf, die Geiſter zu befreien.
Wohlan, auch ich will zu ihr ſtehen
Und ſollt' ich mit ihr untergehen."

An ſeinem Werktiſch ſaß er nieder
Und ſchrieb und ſchrieb, das war ein Sang,
Der anders als die Meiſterlieder
Aus vollem Dichterherzen klang.
„Wohlan, es nahet gen dem Tag,
Ich höre ſingen im grünen Hag
Eine wonnigliche Nachtigall,
Ihr Sang erfüllet Berg und Thal. —
Sie ruft die Lämmer aus der Wüſte
Zu ihrem Hirten, Jeſu Chriſte.
Derſelbe iſt ein guter Hirt,
Hat ſeine Lieb' mit dem Tod probiert,
Durch den wir alle ſind erloſt,
Der iſt unſer einiger Troſt
Und unſere einige Hoffnung,
Gerechtigkeit und Seligung
Allen, die glauben in ſeinem Namen.
Wer das begehrt, der ſpreche Amen." —
So fing es an, ſo klang es aus,
Wie neuen Frühlings Sturmgebraus. —
Die Sonne ſchien mit hellem Schein
In Meiſter Sachſens Stub' hinein,
Doch heller noch erſtrahlt das Licht,
Das aus des Dichters Augen bricht.
Was ihm die Nachtigall geſungen,
In ſeinem Lied iſt's ausgeklungen. —

Mit frohem Lächeln ſpricht Hans Sachs:
„Daß Glück und Heil daraus erwachſ',
Zieh in die weite Welt hinaus,
Zieh hin durch jedes Herz und Haus.
Flieg aus, mein Sang, und unverzagt!
Flieg aus mit Gott! Ich hab's gewagt!"

Friedrich Frebert.

Uſche Queren macht es anders!

Novelle von Ilſe Frapan.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Elſabe nahm den Zettel, der in den Brüchen ſchon auseinander fiel, und machte ſich gleich wieder auf den Weg. Sie hatte weit bis zur Apotheke, es goß noch immer. In den Weiden am Strande wühlte der Wind, daß die gelben Blätter flogen. Grau lag die Elbe dahinter mit ſchaukelnden Jollen. Die Badeanſtalt, die für dieſen Sommer ſchon geſchloſſen worden, bebte wie ein Schiff in den Wellen, die Brückenpfähle knarrten und ächzten. Auf den Treppenſtufen der „Grube", wo es ſchon dämmerig wurde vom dicht zuſammenrückenden Gebüſch aus den anſtoßenden Gärten, hörte ſie Schritte hinter ſich. Als ſie ſich umwandte, war es wieder der gelbe Hund aus dem Gärtnerhauſe im Park; er hatte die Zunge weit heraushängen und jappte ganz dicht hinter ihr. Sie wußte ſelbſt nicht, warum ihr das ſcharfe, ſpähende Hundegeſicht ſo unangenehm heute war. „Gah to Hus!" rief ſie drohend. Bello zog die Zunge ein und die Lippen breit, ſo daß ſeine weißen Zähne blinkten, es ſah aus wie Lachen. Was wollte das Tier? Oben auf der Landſtraße gingen ein paar Leute, auch eine Tanzmuſik ſchallte über den Weg, unterbrochen von Sturm und Rauſchen. Das Mädchen dachte, wie ſie Leferenz Olf verſprochen hatte, mit ihm zum Tanz zu gehen. Das war alles ſchon ſo lange her, wer weiß, ob es jemals dazu kommen würde! — In der Apotheke wurde ſie einfach ausgelacht. Der Apotheker kam noch ſelbſt dazu auf den Ruf des Gehilfen, um über den Zettel den großen Kahlkopf zu ſchütteln. „Das is ja für 'n kranke Kuh, ſehn Sie, da unten ſteht es ſogar ganz deutlich, und Sie wollen das für Ihre Tante haben? Nee, das kann jewoll gar nich angehn! Das muß ich meiner Frau erzählen." Danach ſetzte er eine erhabene Miene auf, während der Gehilfe noch fortlachte. „Weiß Gott, wenn Sie da nu zu 'n Dummen kommen, — wir wolln mal ſagen, zu ſo'n Kruutkramer, als der da drüben," er zeigte mit dem Daumen über die Schulter und ſpuckte aus vor der bloßen Phantaſiefigur des Droguiſten, „der hätt' Sie möglicherweiſe gar nicht gefragt, macht, was daſteht, und damit hop und holla." Elſabes verdutztes Geſicht mit dem halboffenen Munde beſtärkte ihn immer mehr in ſeiner Erhabenheit, und er hielt noch eine längere Rede, ehe er ihr den Fetzen, in ein neues Kouvert geſteckt, wieder einhändigte.

Zu Hauſe roch es nach Kaffee, die Frau aus Sülldorf war da und hatte ſich zuerſt ſtärken müſſen. Danach hatte ſie die Kranke beſichtigt und erklärt, Speck hülfe hier nicht, ein Ausſpruch, der Uſche Queren ins Bewußtſein zurückrief und ihr ungeheure Angſt einflößte. Sie lag noch in ihrem großblumigen Kattunpolſter im Armſtuhl; ein anderes niederes Binſenſtühlchen war ihr unter die Füße geſchoben. Ins Bett hatte ſie durchaus nicht wollen, „das ſähe ja gleich aus, als ob ſie krank wäre." Sie hielt die Arme links und rechts weit ausgeſtreckt und ließ die Hände über die Lehnen hängen. denn die beengte Bruſt kämpfte mühſam um jeden Atemzug. So elend ſah ſie aus, daß Elſabe an der Thür zurückfuhr. Bertha winkte ihr ärgerlich, hereinzukommen, während Wiſche mit einem rotweißen Staublappen an dem Sekretär der Tante rieb und ihn dabei betrachtete, als ſei das ſolide alte Mahagonimöbel etwas Funkelnagelneues hier in der Stube. Frau Eggers ſaß mit ihrer gewöhnlichen Sorgenmiene auf einer Stuhlkante, ratlos horchte ſie auf die Frau aus Sülldorf, eine verwachſene, magere Perſon mit ſcharfer Naſe und ſchmalem Munde, die an Uſches Stuhl ſtand und ſich ſehr wichtig ausnahm. Jetzt redete ſie der Leidenden zu, während ſie ſich geſchäftsmäßig über ſie beugte. „Nu ſein Sie man ſtill, und gehn Sie man lieber zu Bett!“ ſchrie ſie ihr ins Ohr.

Uſche ſtarrte ſie mit verdrehten Augen an: „'t is doch nich gefährlich? Heff ick denn dat Water? Nich ſtarben! Nich ſtarben!“ rief ſie dann kläglich. „Ick will dat nich! Aach, Madam — maken Se mi 'ſund!*) Hören Se woll? 'ſund! Nich ſtarben!“

Der Anblick der erhobenen Hände, der Ton der ſchluchzenden Stimme war entſetzlich; Frau Eggers wurde totenblaß, ihr Mann ſenkte den Kopf wie ſchuldbewußt, die Mädchen ſtanden ſcheu. Plötzlich kam Elſabe durch die Stube auf die Kranke zu und ſtrich ihr über die matte Hand. „Tanten is je ſo ſtark un ward woll wedder beter! Tanten lewt noch länger as wi alltoſam. Weſ'**) man nich bang, Tanten!“

Freundlich und kräftig fielen die Worte in die Verſtörung. Die Kranke aber war zuſammengeſchreckt und hatte ihre Hand an ſich gezogen. „Wokein is dar?“ ſtammelte ſie, „kummſt Du nu? Willſt mi dat Geld afnehmen? Kamt ſe nu all? Nehmt mi dat aff?“ Sie erhob mühſam die Hand und zeigte geradeaus: „Un de? Bliewt all lebennig? Un ick ſall — ſtarben? Jick will nich!“

„Tanten Uſche, denk an unſen Herrgott!“ mahnte die kleine Schneiderin mit feierlicher Stimme. Aber Uſche hörte auf nichts. Sie begann plötzlich zu weinen: „So'n Schändlichkeit! 'n ole Fro! Un de mutt dat Water hebben! Dat hefft ſe mi anwünſcht, ick weet dat woll! Aber Du — aber Du —“ ihr Auge flog voll Haß auf Frau Eggers und Bertha, die eben vor ihr ſtanden, „Du kummſt mi bald nah***), un Du ook! Du büſt all ebenſo gel†) as ick — Bertha — Bertha — gah Du vorut, hörſt Du — ick will nich — will nich —“

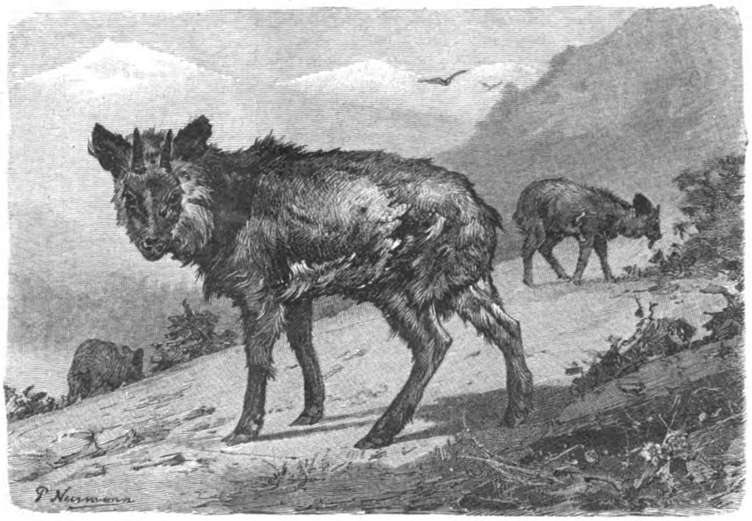
Sie hatte ſich im Toben erſchöpft, die letzten Worte waren nur mehr ein Lallen, dabei ſchloß ſie die Augen und ſchien bewußtlos oder im Schlaf. Frau Eggers hatte ihr kleines Geſicht ins Taſchentuch geſteckt, ihre Schultern zitterten von dem Schauder, der ſie durchbebte; ſie legte nicht mit Hand an, als die Kranke nun in ihr Bett geſchafft wurde. Eggers und ſeine älteſte Tochter beſorgten das ſchwere Werk, die Medizinfrau ordnete nur an, und ſie that es mit Umſicht und Feſtigkeit. Einmal erwachte die Kranke aus ihrer Betäubung, gerade wie die Frau Abſchied nehmen wollte; ſie erkannte ſie ſogleich und lallte: „Speck — mutt ick — hebben!“ dann war ſie wieder weg. Die Sülldorferin ſchüttelte Tiete Eggers und Bertha und Wiſche umſtändlich die Hände, als ſie mit Hut und Regenmantel, eine geheimnisvolle Taſche von Wachsleinen am Arm, noch einmal ins Krankenzimmer kam. „Und nu wollen wir man zu Gott hoffen und wünſchen, daß das nich zu lange mehr dauert,“ ſagte ſie eifrig, „das zieht ſich manchmal noch lang hin, und ſie ſcheint 'n ſtarke Natur zu haben — na, wir woll'n das Beſte hoffen, vielleicht is das eher vorbei, als wir denken.“ Sie verſicherte, daß ſie morgen wiederkäme, und trank noch auf der Schwelle ein Glas Portwein — Bertha hatte gerade noch eine angebrochene Flaſche, und es war ja ſo ſchlechtes naſſes Wetter draußen. „Das wundert mich aber, daß Sie ſich nich wieder verheiraten!“ mit dieſen erſtaunten Worten ſprach die Medizinfrau ihren Dank an die Witwe aus. „Wir ſprechen da noch morgen über, ich glaube, ich wüßte 'n ganze nette Partie für Ihnen.“

Bertha kam in gehobener Stimmung wieder ins Haus, wo ihre Mutter noch immer, ohne zu ſprechen, im Winkel ſaß. Elſabe hatte das Abendbrot bereitet, ſie mußte ſich etwas zu thun machen, um nur nicht immer die gräßlichen Bilder von vorhin im Auge zu haben. Sie zog ihre Mutter mit Gewalt in die Küche an den warmen Herd und ſetzte ihr Mietje, die wie ein herrenloſes Hündchen herumlief, auf den Schoß. Der Papagei, der auch in der Küche ſeinen Platz erhalten, den ganzen traurigen dunkeln Tag aber verſchlafen hatte, dehnte ſich, ſpreizte die Flügel und bemerkte in zärtlich gluckſendem Ton, daß Jakob da ſei. Wiſche wollte bei der Kranken bleiben, die übrigens jetzt feſt ſchlief, die anderen ſetzten ſich an den Tiſch und verzehrten die gebratenen Kartoffeln und Klöße, die Elſabe auftrug, ohne andere Unterhaltung, als die mit dem Vogel. Er ſprach nicht ſo laut wie am Tage, aber er machte ſie ein paarmal lächeln, ſogar Frau Eggers. Nur der Vater verzog keine Miene, aber ſeine fieberhaft glänzenden Augen bewieſen, daß er innerlich ſehr beſchäftigt war. Von rechter Trauer war bei niemandem zu reden, dennoch lag ein dumpfes beklemmendes Gefühl auf der Familie, die Nähe des Todes, der innerhalb ihrer vier Wände die Hand nach jemand ausſtreckte. Am anderen Tage hatte es ſich ſchon in Blankeneſe verbreitet, daß Uſche Queren „ſchlecht liege,“ und Nachbarn und Verwandte kamen erwartungsvoll und neugierig an die Thür.

Bertha „hatte es hild;“*) mit jedem mußte der Fall durchgeſprochen werden, und als niemand mehr zur Erkundigung kam, ging ſie auf „Nachbarn“ und ſtand den ganzen Tag vor Gartenpforten und Hausthüren in eifriger Unterhaltung. Mietje lief mit und hielt ſich an ihrer Mutter Rockfalten.

„Tiete Eggers hett Glück! Nu kiek den Kerl an! Je, op ſo'n Oart much ick ook woll Geld verdeenen, dar kriegt een keen Queſen**) bi. Dat is beter as Bootbauen! Na, wat he damit verdeent, dat fegt ook de Katt mit'n Steert weg; in ſin Schauer dar pipen de Rotten***), un de Ewer, de verrott'†) op de Warft, eh dat he mal farig††) ward. He hett' je nu nich mehr nödig! He hett je nu 'n gollne Henn', de em gollne Eier leggt. So much ick dat ook hebben!“

Das meiſte davon bekam die Witwe ins Geſicht zu hören, und ſie nahm es



Japaniſche Rauhhaar-Antilope im Zoologiſchen Garten zu Berlin.
Zeichnung von P. Neumann.

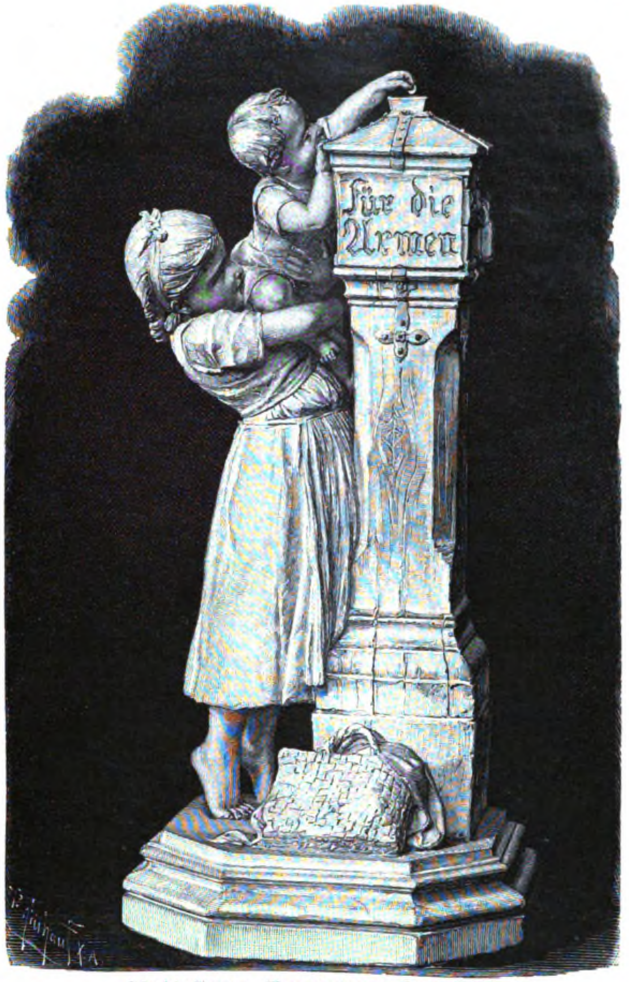
---

*) geſund. **) ſei. ***) nach. †) gelb.

*) viel zu thun haben. **) Schwielen. ***) Ratten. †) verfault. ††) fertig.

mit ihrem gewohnten hellen leichtſinnigen Gelächter auf. Es galt ihr als lauter Schmeichelei, und was konnte ſchmeichelhafter ſein, als die Leute recht neidiſch zu ſehn?

Wiſche war den ganzen Tag um die Kranke, aufmerkſam und unermüdlich. Sie ſchüttelte ihr das Bett auf, denn unaufhörlich wollte Uſche die Lage ändern, und da, unter dem dritten Kopfkiſſen, fühlte Wiſche plötzlich das Schlüſſelbund, an dem natürlich auch die Sekretärſchlüſſel hingen. Es war kein Wunder, daß Uſche nicht hatte liegen können — ein ganzes Schlüſſelbund! Es galt nun, die kantigen Dinger rückſichtsvoll und geräuſchlos hervorzuziehen. Uſche mußte nicht erſchreckt oder aufgeregt werden, und die Schlüſſel klirren ſo leicht. Wiſche zitterten die Hände, aber ſie vollbrachte es ohne das geringſte Aufſehen. Als ſie das Bund in ihrem Taſchentuch fühlte, kam etwas wie Schwindel über ſie — was wohl alles in dem Sekretär ſein mochte? Anfangs wollte ſie es Elſabe erzählen, aber dann beſann ſie ſich; nein, das Mädchen war noch zu kindiſch, hatte nichts als Liebesgeſchichten im Kopf, war ganz aus der Art geſchlagen, artete beinah nach Onkel Mull. Der Alte hatte richtig auch ſchon gefragt, wie es mit der Tante ſei. Er hatte in der Thür der Krankenſtube geſtanden und mit geſpitztem Munde nach dem entſtellten ſtöhnenden Geſchöpf geblickt, das ohne Teilnahme dalag. Dann war er mit langem Kopfſchütteln gegangen, nachdem er ſeiner Nichte Elſabe die Hand gedrückt. „Dat heff ick ook nich dacht, dat ick ehr den Vörtritt laten wurr'," ſagte er, „je, je, je, je, unſ' Herrgott weet de Tied, wi weet vun nichs, wi ſünd as de Blinnen*). Oh leege**) Welt, wo wanderſt du in'n Düſtern!" Er machte ſich ſo ſteif und gerade wie er konnte, um zu zeigen, wie jung er noch ſei.



Für die Armen. Marmorgruppe von Georg Buſch.

Elſabe hatte noch keinen Menſchen ſterben ſehn, mehr denn je war ihr die Tante jetzt ein Gegenſtand des Grauens. Es ging ihr nicht viel beſſer darin als Mietje, die in ein angſtvolles Geſchrei ausbrach, wenn ſie in das Krankenzimmer gehen ſollte. Das Kind war von zarter Geſundheit, nach jeder beſonderen Aufregung hatte es nachts Fieberanfälle, und Elſabe ſetzte es durch, daß Mietje nicht mehr mit „Gutenmorge- und Gutenachtſagen" bei Uſche gequält wurde. Die Kleine mußte ſogar bei Elſabe ſchlafen, ſie trug ihre Kiſſen mit glückſeligem Lächeln in Elſabes Kammer; dort fühlte ſie ſich geborgen und weit, weit von der ſchrecklichen Tante Uſche. Warm und dicht in Elſabes Arm gedrückt, ſchlief ſie die ganze Nacht traumlos und wachte auf um ſechs Uhr morgens wie die Vögel. Schlief dann Elſabe noch oder ſtellte ſich ſchlafend, ſo verſuchte die Kleine ihr kichernd die Augenlider aufzuklappen. „Tante, ich hab heut 'n Berg zu thun! Ich muß gleich dem Schmetterling ſein Grab zurecht machen, und denn muß ich Jakob ſein Rundſtück einweichen, und denn muß ich die Hühner füttern. Wir müſſen heute früh zu Gange, Tante!" Und lachend und ſich küſſend begannen die zwei Jüngſten der Familie ihren Tag, hoch oben in der Giebelſtube, während unten im Erdgeſchoß der Tod auf der Bruſt der Alten ſaß. Elſabe hätte am liebſten auch ihre Mutter mit nach oben genommen, denn Frau Eggers ſah kümmerlich aus, mochte auch nicht eſſen, wenn ſie bei Uſche geweſen war. „Dat verſleit***) mi den Aftit,†) ick kann dar nich gegen." Als am fünften Tage nach dem erſten Anfall Elſabe hinunter kam, war große Beratung in der Küche, Vater, Mutter, Bertha und Wiſche wendeten ſich nach ihr um und ſagten einſtimmig: „Nu denk Di mal düt an, nu geiht dat wedder beter!"

„Mir is dat unbegreiflich!" fiel die Medizinfrau ein, die in Hut und Mantel eine Kumme*) Kaffee trank, „nu is das am Ende doch beſſer, Sie ſchicken mal nach'n Doktor?"

Elſabe wurde es ſonderbar ums Herz. „Heff ick 't nich ſeggt? De lewt noch länger as wi all toſam!" rief ſie heftig, „dat freut mi man, denn will ick man glik ringahn!"

„Bliew hier, ſe hett uns all rutſchuchtert!"**) riefen ſie ihr nach, aber Elſabe hörte nicht hin. Sie hatte die Küchenthür hinter ſich kaum zugemacht, als Bertha auf den Zehenſpitzen hinging und ſie geräuſchlos wieder öffnete. „Scht!" machte ſie. „Scht," wiederholte Wiſche.

Sie horchten alle. Es war aber nur ein Schelten und Schreien, kein einzelnes Wort verſtändlich. Plötzlich klappte Uſches Stubenthür, und Elſabe kam in die Küche mit zuſammengenommenen Kleidern, als ob ſie durch eine Lache gewatet ſei. Ihr Geſicht war blaß und ungewöhnlich ernſthaft. „Se will de Slötel***) hebben! Woneem ſünd ehre Slötel?" Wiſche und Bertha verſtändigten ſich mit einem kurzen ſchnellen Blick, dann zuckten ſie die Achſeln. „Wat for Slötel?" rief Tiete Eggers, indem er in die Höhe ſprang. „Ick weet vun nichs," murmelte die Mutter; ſie errötete aber: „Wiſche, weetſt Du dat nich? Da kann doch nichs wegkamen?" Elſabe maß ihre Schweſtern zornig, drohend beinah. „Se ſeggt, dar is en Deef†) in't Hus, mutt en Deef ſin."

„Dat ſüht ehr ähnlich," brummte Bertha, und Wiſche ging plötzlich zum Angriff über: „Ick weet nich, wat Di in-

---

*) Blinden. **) böſe. ***) verdirbt. †) Appetit.

††) Taſſe. **) hinausgeſcheucht. ***) Schlüſſel. †) Dieb.

fallt, Du kümmerſt Dich ja ſonſt nich um ihr, für Deintwegen könnt ſie je all das Zeitliche geſegent haben.“

„Se will ehre Slötel hebben!“ ſchrie Elſabe mit blitzenden Augen, „ſchall ick mi ſeggen laten, dat in min Öllernhus en Deef is?“

„Na hören Sie 'mal, Fräulein, werden Sie man nich anzüglich,“ ſagte die Frau aus Sülldorf, nach ihrem Schirm greifend, wie nach einer Waffe, „wir ſind hier all' ehrliche Leute, ſo viel als ich weiß, und das muß ich mir verbitten, daß Sie hier mit ſolche Redensarten auftreten, noch dazu, wo Ihre Tante gar nich mal bei ſich is.“

„Sie is woll bei ſich, und ſie will ihren Sekretär auf haben — wenn ſick de Slötel nich anfinnen deiht, denn weet ick ook mit'n Schrubentrecker*) umtogahn!“ rief das Mädchen.

„Oho! Gans wat Neetes!**) Wat heſt Du Di dar mang***) to ſtecken?†) Hier bliewſt Du! Wat geiht Di Uſche Queren an?“ So rief es durcheinander. „Mutter, Mutter! Segg Du, wat ick dohn ſall! Sall hier Unrecht vor Recht gahn?“ Heiße Empörung lag in Elſabes Ton, Frau Eggers blickte ratlos ihren Mann an: „Vadder, ſegg Du, ſpreek en Machtwoort!“

„Ick heff keen Slötel, doh, wat Du wullt, Deern!“ Er ging mit ſteifen Schritten aus der Thür, die er hart hinter ſich zuſchlug, als ſchneide er damit jede Verantwortlichkeit hinter ſich ab; man hörte ihn die Treppe hinaufſteigen.

„Ick kann je villicht mal tokieken — 't kann je ſin —“ begann Wiſche. Aber die Frau aus Sülldorf war ganz empört über Elſabe: „Familie is doch immer Familie, ſo'n junges Mädchen habe ich auch noch nich geſehn!“

„Oh, ick find' woll 'n Stemmiſen.“ Elſabe war hinaus, Uſche Queren ſchrie auch gar zu gellend, daß jemand kommen ſolle. „Luter Röwers un Deefsvolk! Ick mak dat anners! Se hefft min Slötel ſtahlen, min Sekertär opbraken. Dat mutt noch anners makt warden! Min Teſtamenten ſünd all null un nichtig! Ick will dat opſetten! Ick will Papier hebben! Se kriegt nich en Dreeling! 'n arme ole Fro un ward ſo ſchändlich mißbehandelt! Min Recht will ick hebben! En Afkaat††) mutt dor her!“ So ging es ununterbrochen fort, ihre Stimme klang ſchrill und kläglich, ihr Geſicht zuckte in ohnmächtiger Wut. Sie hatte die Bettdecke fortgeſchleudert und hockte in dem Bette wie ihr eigenes Geſpenſt.

„Un wenn allens in Grund un Boden geiht, ick lied nich, dat hier Unrecht utäuwt ward!“ ſchrie Elſabe ihren Schweſtern noch zu, dann ſtand ſie, nach Atem ringend, vor der lärmenden Kranken. „Wat wullt Du hebben, Tante Uſche? Din Slötels ſünd nich bi de Hand, aber Din Recht ſallſt Du hebben.“

Uſches Augen funkelten auf: „Ick mak dat anners, ick will dat opſetten,“ keuchte ſie.

Elſabe beſann ſich einen Augenbkick, dann lief ſie hinauf in ihre Giebelſtube. Es war ein weiter Weg über alle Treppen, aber ſie hatte nur droben einige Bogen Papier, Feder und Tinte. Ja, — ach die Tinte war eingetrocknet, wie ſie das Gläschen ſchüttelte, zuſammengeronnen zu einem dickflüſſigen Bodenſatz. Ein paar Tropfen Waſſer mußten den Schaden wieder gut machen, aber es nahm doch Zeit weg, und dem Mädchen klopfte das Herz vor Ungeduld, als verliere ſie unwiederbringliche Minuten. Sie kannte ſich ſelber kaum; der Zorn, die Überzeugung, daß ſie eingreifen und Recht ſchaffen müſſe, ihrer ganzen Familie zum Trotz, machten ſie ſtark und ſicher. Sie fürchtete nicht, daß ihr Vater ihr begegnen könne, mit feſtem Schritt ging ſie an ſeiner Thür vorbei. Unwillkürlich horchte ſie auf der Treppe nach Uſches Stimme, aber es war alles ſtill geworden, unheimlich ſtill, als ſei die Alte für immer verſtummt. „Ick werde doch nicht zu ſpät kommen?“ fragte ſich Elſabe und ſtieß ſachte die nicht feſt eingeklinkte Thür der Krankenſtube auf. Ihr erſter Blick flog nach dem Bette und zeigte ihr Uſche mit geſchloſſenen Augen daliegend. Schnarchende Atemzüge, die nichts beſonders Krankhaftes hatten, kamen von dort her; aus der Ecke aber hinter der Thür ſcholl ein halblautes Geflüſter gieriger Stimmen, die Elſabe fremd und erſchreckend ans Ohr drangen: „Kiek, twe ſiedne Halsdöker! De krieg ick! Herrjes, en ſülberne Piep! De kann ick je an min Brögam ſchenken! Weetſt all? Ick krieg den Segelmacher Timm ut Sülldorp, Mietje lat ick denn hier, de giwt Moder un Vadder doch nich her.“ — „J Du, ick bün ook noch dar! Een, twee, dree Blankeneſer Mützen, twee gollne un en ſülberne, de mutt ſe mi ſchenken!“ — „Oach, wat ſchall dat dumme Reden, ſe weet je nichs mehr davun aff; de Mützen ſünd wat wert, un de echten Spitzen un de ſiedenen Platen.*) Woneem hett ſe denn ehr Goldſaken? Kiek mal in dat Fak**) dar baben! Dar hett ſick orrentlich wat anſammelt. Naher***) ward dat allens toſiegelt! Aha, dar is ook noch Linnentüg — mak mal utenanner —“ Mit einem Ruck ſtieß Elſabe die Thür auf und ſtand mit flammenden Backen vor ihren Schweſtern, die da vor den herausgezogenen Schiebladen des Sekretärs auf dem Boden kauerten. „Schamt Ji Ju†) nich?!“ rief ſie, außer ſich und lauter, als ſie gewollt, „ehr Saken! Tante Uſche ehr Saken! Leg' hen, Wiſche! In'n Oogenblick ſegg ick Di, — ſchall ick Vadder ropen? Schall ick?“ Wie aus böſem Traum geweckt, ſcheu und verſtört, die eben noch von Habſucht brennenden Augen zu Boden geſchlagen, richteten ſich die Überraſchten auf. Bertha ſtieß eine der Schiebladen wieder hinein, Wiſche hielt das weiße Linnenſtück weit von ſich in der Hand. Elſabe blickte von einer zur anderen. Waren das dieſelben Menſchen, die mit ihr aufgewachſen waren? Ihre Schweſtern? Wie ein Wahnſinn mußte die Habſucht über ſie gekommen ſein. Ihr wurde ſo ängſtlich vor den beiden. „Gaht weg,“ wiederholte ſie mit beklemmter Stimme. Plötzlich ſchrie Uſche Queren gellend auf, daß alle drei zuſammenfuhren: „Min Dodenhemp! Wiſche hett mi min Dodenhemp ſtahlen!“ Sie war über dem Wortwechſel erwacht und hatte die Augen weit offen. Die kleine Schneiderin wurde weiß wie das Linnen, das ſie in der Hand hielt. Mit einem unbeſchreiblichen Blick riß Elſabe es ihr weg, legte es der Alten aufs Bett, die es mit unſtäten, ſtreichelnden Fingern unter ihre Decke zog. Die Schweſtern ſahen einen Augenblick aus, als wollten ſie ſich's nicht gefallen laſſen, ſo behandelt zu werden.

„Wat wullt Du eegentlich?“ murrte Wiſche, aber es klang kleinlaut, ihre Sicherheit hatte ſie verlaſſen. „Kumm,“ flüſterte Bertha, — ſie krümmten die Schultern und ſchlichen an die Thür. Draußen aber nahm der Ärger wieder überhand.

„Kick, wat ſe ſick groot makt! Wat ſe ſick inbild't. Dumme Deern, willſt di woll noch bi ehr anögeln?††) Schad', dat dat en beten too laat†††) is!“ Bertha zog Wiſche weiter auf den Vorplatz hinaus. Sie verſtummten. Elſabe ging an die Thür, machte eine Bewegung, als ob ſie den Riegel von innen vorlegen wolle. Aber das litt nun wieder Uſche Queren nicht. Der Argwohn in ihren Augen wurde zum Entſetzen. „Wat will ſe? Se ward mi je woll nich dodſlagen? De annern hefft min Slötel ſtahln, u ſe? Will ſe mi an 'n Hals?“

Elſabe riß ſogleich die Stubenthür wieder auf. „Se weet nich, wat ſe ſeggt, ſe is too dumm,“ ſagte ſie mit einem Verſuche zu lächeln, während ſie doch eine Gänſehaut bekam, ſobald ſie Uſche nur anblickte.

Wiſche und Bertha, die hinter dem Schlüſſelloche geſtanden, ſtoben mit unterdrücktem Aufkreiſch von dannen.

„Nu ſegg man all, wat Du hebben wullt,“ Elſabe ſetzte ſich an den kleinen Nähtiſch am Fenſter, ziemlich weit vom Bette. „Sall ick dat ſchrieben?“

Uſche hatte die Augen wieder geſchloſſen, ſie traute der ehrlichen zitternden Stimme nicht. „Ick hoff ehr ummer nich utſtahn könen,“ murmelte ſie.

„Das 'all egal, Tante, aber dafför dat Du Din Recht kriegſt, kann ick doch opkamen, ſegg man allens.“ Uſche ſeufzte ſchwer und bange.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Schraubenzieher. **) Neues. ***) zwiſchen. †) ſtecken. ††) Advokat.

*) Schürzen. **) Fach. ***) nachher. †) Ihr Euch. ††) einſchmeicheln. †††) ſpät.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Unter unſeren jüngeren Orientmalern nimmt Wilhelm Kuhnert eine hervorragende Stellung ein. Der Künſtler, der am 28. September 1865 in Oppeln geboren iſt, beſuchte die Berliner Akademie und widmete ſich zuerſt dem Porträtfach. Bald ſpannte er ſeinen Schaffenskreis weiter und ſuchte und fand auf einer Reiſe über Ägypten nach Deutſch-Oſtafrika, die ihn bis an den Kilima Nſcharo führte, erfolgreiche Anregung. Aus den zahlreichen Studien, welche er auf dieſer Reiſe ſammelte, iſt bereits eine ſtattliche Zahl von Gemälden hervorgegangen; neben Tierbildern voll Kraft und Friſche auch figurenreiche Bilder aus dem orientaliſchen Volksleben, wie der „Viehmarkt in Gizeh.“

Eine ernſte Mahnung enthält die Marmorgruppe des Münchener Bildhauers Georg Buſch: „Für die Armen.“ Gerade jetzt, wo die Weihnachtszeit, die frohe Zeit der Gaben, naht, erweckt dieſe Mahnung gewiß Wiederklang in Aller Herzen. —

Die Rauhhaar-Antilope, deren wohlgetroffenes Bild wir heute unſeren Leſern vorführen, iſt einer der ſeltenſten Bewohner unſerer zoologiſchen Gärten. Auch das Exemplar, das Herr Neuman gezeichnet hat, iſt nur zu bald eingegangen; wer es aber im Berliner zoologiſchen Garten geſehen hat, dem hat ſich ſeine auffallende Geſtalt tief eingeprägt. Die Rauhhaar-Antilope, die in den Gebirgen Japans lebt, kennzeichnet ſich ſchon durch ihren dichten Pelz als Bewohnerin eines kalten Klimas, und ihre überaus derben Läufe, die an die der Tahr-Schafziegen aus Kaſchmir erinnern, weiſen auf anſtrengende Gebirgswanderungen hin. Im übrigen erinnert das Tier, das etwa ſo groß wie eine Gemſe iſt, an alle möglichen Antilopenarten und wirkt eigentlich wie eine Karrikatur auf dieſe vielfach ſo ſchöne und anmutige Tierfamilie.

Himmelskunde.

Zwei Engländer, Namens Wilſon und Gray, in Birmingham haben jetzt eine Methode gefunden, die Temperatur der Sonne durch Vergleichung mit irdiſcher Wärme feſtzuſtellen. Auf ein Radiomikrometer — eine Verfeinerung der aus den Optikerläden bekannten ſogenannten Lichtmühlen — fiel durch einen engen Spalt Sonnenlicht, welches allein dasſelbe in einer beſtimmten Richtung drehte; durch einen anderen Spalt, der vergrößert werden konnte, drang die Wärme eines auf hohe, aber noch meßbare Temperatur erhitzten Platinſtreifens, welche allein eine Drehung in entgegengeſetzter Richtung erzeugt hätte. Bei gleichzeitiger und gleichgroßer Öffnung beider Spalte überwog natürlich die von der Sonnenwärme verurſachte Drehung; nun wurde aber der dem Platinſtreifen gegenüberliegende Spalt ſo weit vergrößert, bis das Radiometer zum Stehen kam. In dieſem Augenblick waren alſo die beiden Wärmemengen, von denen jede das Kreuz nach einer anderen Seite drehen wollte, gleich, und es ließ ſich aus der Temperatur des Platinſtreifens und dem Verhältniß der Spaltöffnung die Temperatur der Sonne berechnen; dieſe fand ſich zu 6200 Grad Celſius.

Erdkunde.

Der Portugieſe Diego Caõ unternahm im Jahre 1484 eine Entdeckungsreiſe längs der Weſtküſte Afrikas, an welcher auch unſer deutſcher Landsmann Martin Behaim teilnahm. Caõ erreichte die Mündung des Kongos, den er **Rio do Padrao** taufte, und an deſſen Ufer er einen Padram d. h. eine Steinſäule mit dem portugieſiſchen Wappen als Zeichen der Beſitzergreifung aufrichtete. Auf der Weiterfahrt ſtellte er eine zweite derartige Steinſäule am Kap St. Augoſtino und eine dritte nördlich der Wallfiſchbai am Kap Croß auf dem Grund und Boden unſeres heutigen Deutſch-Südweſtafrika auf. Die letztere wurde im vergangenen Jahre von dem Kreuzer Falke gefunden und nach Kiel gebracht, wo man ſie den Sammlungen der Marine-Akademie einreihte. Eine neue Säule aber, in der Größe genau der alten nachgebildet, aber anſtatt aus Marmor aus Granit gefertigt, geziert mit dem portugieſiſchen Wappen und den früheren Inſchriften, die auf die Errichtung des alten Monuments Bezug hatten, wird jetzt auf Kap Croß aufgeſtellt; ſie trägt jedoch außerdem das Deutſche Reichswappen und auf dem Schaft die Inſchrift: „Auf Befehl Seiner Majeſtät des deutſchen Kaiſers und Königs von Preußen Wilhelm II im Jahre 1894 an Stelle der urſprünglichen, im Lauf der Jahre verwitterten Säule errichtet.“

Naturkunde.

Man kennt bereits ſeit geraumer Zeit die Thatſache, daß die Arbeitsleiſtung des menſchlichen und des tieriſchen Organismus zum großen Teil von der Ausbildung des Herzmuskels abhängig iſt. Tiere, welche zu beſonders großen Muskelanſtrengungen befähigt ſind, haben ein im Verhältnis zu ihrem Geſamtkörper auch beſonders kräftig entwickeltes Herz — Tiere, die in der Gefangenſchaft leben, mit wenig Ausnahmen, ein verhältnismäßig kleines Herz: Ausnahmen ſind allerdings, z. B. bei einzelnen im Käfig gehaltenen Vögeln, beobachtet worden, laſſen ſich dann aber ſtets auf andere Urſachen zurückführen. Während bei einem normal gebauten Menſchen das Herz ungefähr fünf vom Tauſend ſeines Körpergewichts beträgt, haben ruhigere Haustiere, z. B. Rind und Schwein, ein ſchwächeres — Haustiere, welche ſich ſtärkere Bewegung machen, z. B. Pferd und Schaf, ein kräftigeres Herz. Das Herz der Gemſe und des Rehs iſt verhältnismäßig doppelt ſo ſchwer, als das des Menſchen; das Gewicht des Herzens der Brieftaube übertrifft — ſelbſtverſtändlich ſtets im Verhältnis zur Körpergröße — das des menſchſchlichen um das $2\frac{1}{2}$fache, das des Turmfalken um das 3fache, des Baumfalken um das $3\frac{1}{2}$fache, der Singdroſſel gar um das 5fache.

Als Byſſus bezeichneten die Alten ſeiden- oder baumwollenartige Stoffe, die entweder, und wohl meiſt, wirklich aus Baumwolle gefertigt, zum Theil aber auch aus den Haarbüſcheln der Steckmuſchel (**Pinna**) gewebt wurden. Die letztere Induſtrie iſt nicht ganz ausgeſtorben. Noch heute werden in den italieniſchen Seeſtädten allerlei Artikel, Socken, Hauben, Handſchuhe, Borten u. ſ. w., verkauft, die in gleicher Weiſe angefertigt und als **Lana Pesce, Lana Penna** oder als Seide des Meeres bezeichnet werden. Die Steckmuſchel findet ſich an den Küſten von Sardinien, Korſika, Italien, Sizilien und Malta, lebt in einer Tiefe von 6—7 Metern und bedient ſich der ſehr feinen Fäden, um ſich damit an den Felſen zu befeſtigen. Der ſeidige Faſerſtoff wird mit Seife gewaſchen, gekämmt und derart verſponnen, das man auf je 3 Strähle einen Seidenfaden beigibt. Jeder Faden wird dann noch mit Waſſer, dem etwas Citronenſaft beigemiſcht iſt, über heißen Eiſen geglättet und zeigt ſchließlich eine ſchöne gelbbraune oder goldige Farbe.

Tierkunde.

Seit einem Jahrhundert ſchon hat man wiederholt in gewiſſen aſiatiſchen Gebieten, in Perſien, am Aralſee, am Iſſykkulſee in Ruſſiſch-Turkeſtan und am Aſowſchen See, leuchtende Mücken beobachtet, und auch aus Pommern iſt eine ähnliche Erſcheinung bekannt geworden. Jetzt berichten die Zoologiſchen Jahrbücher über Unterſuchungen, welche ein Herr P. Schmidt in Petersburg am Iſſykkulſee über die leuchtende Mücken anſtellen konnte. Dieſelben gehören zur Gattung der Zuckmücken, und die von Schmidt beobachteten Exemplare leuchteten in gleichmäßig ſtarkem grünlichem, phosphoreszierendem Licht. Das Intereſſante an den Schmidtſchen Unterſuchungen iſt nun, daß dies Leuchten nicht, wie bei unſern Glühwürmchen, durch beſondere, dieſen eigenthümliche Leuchtapparate erzeugt, daß es vielmehr von Bakterien hervorgebracht werden ſoll, die in den Körpern der Mücken ſchmarotzen. Daher iſt es nicht auf einzelne Organe, die Leuchtapparate, beſchränkt, ſondern es leuchtet der ganze Körper. Die leuchtenden Mücken machten übrigens auch, abweichend von den nicht leuchtenden derſelben Gattung, die ihren Namen „Zuckmücke“ ja gerade von ihrer übergroßen Beweglichkeit haben, einen ſtillen Eindruck, als ſeien ſie von einer Krankheit befallen.

Rechtsrat.

Die in Nr. 32 des Jahrganges 1894 beſprochene Frage hat, wie zahlreich eingegangene, wohlgemeinte Ratſchläge erkennen laſſen, bei den Leſern des Daheim lebhafte Teilnahme für die Nichte geweckt, welcher, nachdem ſie 30 Jahre lang die Wirtſchaft ihrer kinderloſen Verwandten geleitet hat, die ihr in Ausſicht geſtellte teſtamentariſche Zuwendung vorenthalten wird. Indem wir unſerem herzlichem Dank für das durch die Zuſchriften bewieſene rege Intereſſe an unſerem Rechtsrat Ausdruck geben, wollen wir nicht unterlaſſen, einer Mitteilung des Herrn Amtsrichters Z. in L. beſonderer Erwähnung zu thun, welche geeignet iſt, den erwähnten Rechtsfall in hoffnungsreicherem Lichte erſcheinen zu laſſen.

Herr Z. macht auf ein vor kurzem veröffentlichtes Erkenntnis des Reichsgerichts („Entſcheidungen in Civilſachen, Bd. 32, S. 182) aufmerkſam, welches einen ähnlichen Thatbeſtand zur Unterlage hat. Dort hatte die Schweſter ihrem Bruder in deſſen Gaſtwirtſchaft 14 Jahre lang ohne Lohnabrede die Dienſtleiſtungen einer Wirtſchafterin und Köchin verrichtet; der Bruder hatte wiederholt erklärt, er fühle ſich ſeiner Schweſter verpflichtet und wolle ſie zur Belohnung als Erbin einſetzen. Dieſes Verſprechen iſt nicht eingelöſt worden. Die nach dem Tode ihres Bruders erhobene Forderung von 7000 M. iſt vom Reichsgericht anerkannt worden mit der Begründung, daß die Schweſter für ihre Dienſte eine angemeſſene Vergütung zu beanſpruchen berechtigt ſei, weil dieſelben von ihr in der Erwartung eines Entgeltes (der Erfüllung des Erbeinſetzungsverſprechens) geleiſtet und durch dieſelben ihrem Bruder diejenigen Ausgaben erſpart worden ſind, welche er für die Beſoldung einer Wirtſchafterin hätte aufwenden müſſen.

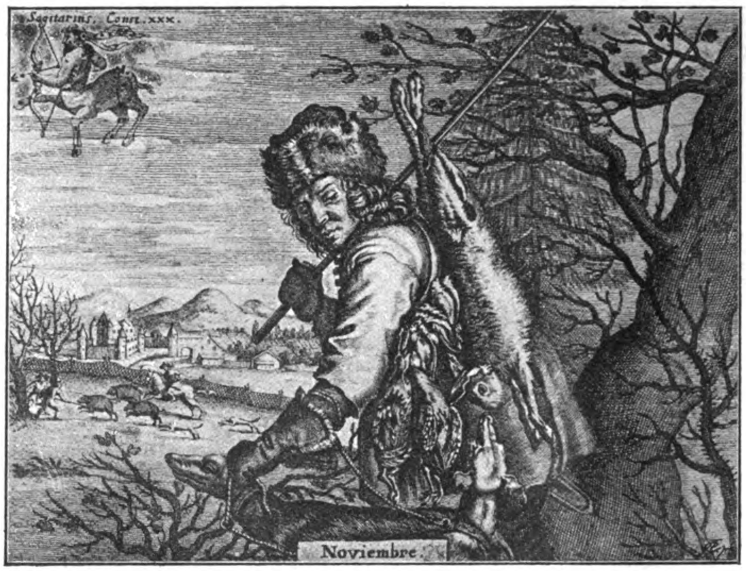
Der in Nr. 32 beſprochene Rechtsfall weicht ja von dem eben mitgeteilten in einzelnen Punkten ab, die auf die rechtliche Beurteilung vielleicht von Einfluß ſein können; immerhin erſcheint der Anſpruch der Nichte auf angemeſſene Entſchädigung für die geleiſteten Dienſte aus dem Nachlaß angeſichts der vom Reichsgericht vertretenen Rechtsauffaſſung keineswegs ausſichtslos.

Ein Monatsbild von Joachim v. Sandrart.

Wer kennt heute, von einem kleinen Kreiſe kunſthiſtoriſcher Forſcher abgeſehen, den Namen Joachim v. Sandrart? Und doch galt dieſer Künſtler ſeinerzeit als der erſte Maler Deutſchlands, ja man feierte ihn als den Wiederbringer der unter den Drangſalen und Schrecken des Dreißigjährigen Krieges entflohenen Kunſt.

Joachim v. Sandrart war 1606 zu Frankfurt a. M. geboren. Er hatte eine gute Erziehung genoſſen und ſich früh der Kunſt gewidmet: ſchon als ſechzehnjähriger Jüngling war er zu Fuß nach Prag gewandert, um ſich bei dem berühmten Kupferſtecher Sadeler weiter auszubilden. Von dieſem abgewieſen, ſtudierte er in Utrecht Malerei, bereiſte England, ging nach Italien und kehrte endlich, ſchon ein berühmter Mann, 1535 nach der

Heimat zurück. Auf dem Gute ſeiner erſten Frau, einer Johanna v. Milkau, ſpäter in Ingolſtadt und endlich in Nürnberg, wo er die erſte deutſche Kunſtakademie begründete, ſchuf er eine große Zahl von Porträts vornehmer Zeitgenoſſen und zahlreiche hiſtoriſche Gemälde. Das bekannteſte derſelben iſt wohl die Darſtellung des „Friedensmahles“, das noch heute im Rathaus zu Nürnberg prunkt; man pries es ſeinerzeit als „das herrlichſte Werk, ſo aus ſeinem Pinſel gefloſſen.“ Heute wird man es ſicher nicht als ein Meiſterwerk anerkennen, ebenſowenig wie Sandrarts Porträts. „Seine Kavaliere ſehen alle recht vornehm aus,“ urteilt Prof. Knackfuß in ſeiner Deutſchen Kunſtgeſchichte. „Das iſt aber auch alles, was ſich zum Lobe dieſer Bildniſſe ſagen läßt.“ Von ſeinen vielen Kupferſtichen fand beſonders eine Reihe von Monatsbildern großen Beifall — wir reproduzieren das den Monat November betreffende Bild.



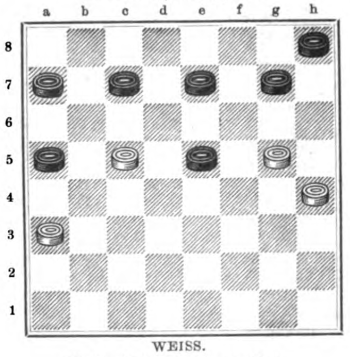
Ein Monatsbild aus der Zeit vor zweihundert Jahren: Der November von Joachim v. Sandrart.

Wichtiger aber, denn durch ſeine ausübende Kunſtthätigkeit, iſt Sandrart als Kunſtgelehrter. Er gab nämlich ein ſehr reich ausgeſtattetes, zwei ſtarke Bände umfaſſendes Werk: „Teutſche Akademie der edlen Bau-, Bild- und Mahlereikunſt“ heraus, das zunächſt ein Lehrbuch ſein ſoll, aber doch auch zahlreiche, meiſt freilich anekdotiſch gefärbte Mitteilungen über Künſtler des Altertums und der Renaiſſance bringt. Das Buch ſtand länger als ein Jahrhundert hindurch im höchſten Anſehen und gilt auch noch heute trotz ſeiner Unzuverläſſigkeit im einzelnen als wichtige Quelle der deutſchen Kunſtgeſchichte.

Höchſt ſcherzhaft iſt die Beſcheidenheit, mit der Sandrart in dem Werk über ſich ſelbſt urteilt. Nachdem er den Verfall der Künſte während des Dreißigjährigen Krieges geſchildert, fährt er fort: „Das gnädige Schickſal erbarmte ſich dieſer Finſternuß und ließe der teutſchen Kunſtwelt eine neue Sonne aufgehen, die ſchlummernde Fräulein Pictura wieder aufweckte, die Nacht zertriebe und ihr den Tag anbrechen machte. Dieſer iſt der Wohl-Edle und Geſtrenge Herr Joachim von Sandrart auf Stockau, Hoch-Fürſtlich Pfalz-Neuburgiſcher Rat!“

In unſerer Spielecke.

1. Dameſpielaufgabe.



Weiß zieht an und gewinnt.

2. Homonym.

Entnehmt Ihr's aus dem Laden **groß**,
Wird ſich der Kaufmann freu'n,
Doch in dem Debet mag es bloß
Gering vertreten ſein.

Bei Winterfroſt und Sonnenglut
Er wankt und weichet nicht,
Und was auf ſeiner Treu' beruht,
Erleichtert wohl die Pflicht.

Der Fortſchritt uns verdrängte faſt,
Denn für Gemütlichkeit
Fehlt bei der gegenwärt'gen Haſt
Es ja an Ruh' und Zeit!

M. Sch. (Kaſſel.)

3. Wechſelrätſel.

Meiſe	Reuter	Zelle
Heine	Bauer	Wachs

Aus jedem der obigen ſechs Wörter läßt ſich durch Veränderung eines Buchſtaben ein anderes Wort bilden. Sind die richtigen ſechs Wörter gefunden, ſo ergeben die bei der Verwandlung fortgelaſſenen und die bei der Verwandlung neu aufgenommenen Buchſtaben den Vor- und Zunamen eines beliebten Schriftſtellers unſerer Zeit. (i = j.)

4. Arithmogriph.

7	14	**2**	13	6
2	**8**	11	**4**	3
7	2	13	12	**11**
9	**11**	6	**6**	3
13	11	**5**	1	10

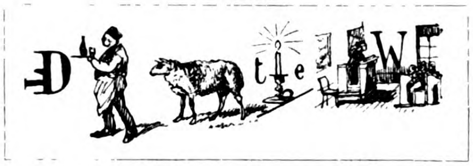
Werden die Zahlen durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo bezeichnen die wagerechten Reihen — aber in anderer Folge —:

1) einen hervorragenden deutſchen Schriftſteller unſeres Jahrhunderts,
2) einen altteſtamentlichen männl. Namen,
3) eine Stadt in Preußen,
4) einen Sonntag,
5) eine Baumrinde.

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo ergeben die acht Buchſtaben an den durch ſtärkeren Druck hervorgehobenen Stellen, den Namen eines berühmten Mannes.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 5.

Bilderrätſel.

Man kehrt doch immer zur erſten Liebe zurück. Iſouard Etienne. Joconde (Oper).

1. Rätſel. Beliſar.

2. Problem: Der Holzſchlag.

Man lieſt vom obenſtehenden Buchſtaben V ausgehend (rechts herum) einfach einen Buchſtaben nach dem anderen, für die verkehrtgeſtellten Zahlen immer deren letzten Buchſtaben einſetzend. Alſo für die verkehrtgeſtellte 20 = G, 5 = F, 0 = L u. ſ. w. Es ergibt ſich bei richtiger Löſung:

„Vom gefällten Baume will jeder Holz holen.“

3. Arithmetiſche Aufgabe.

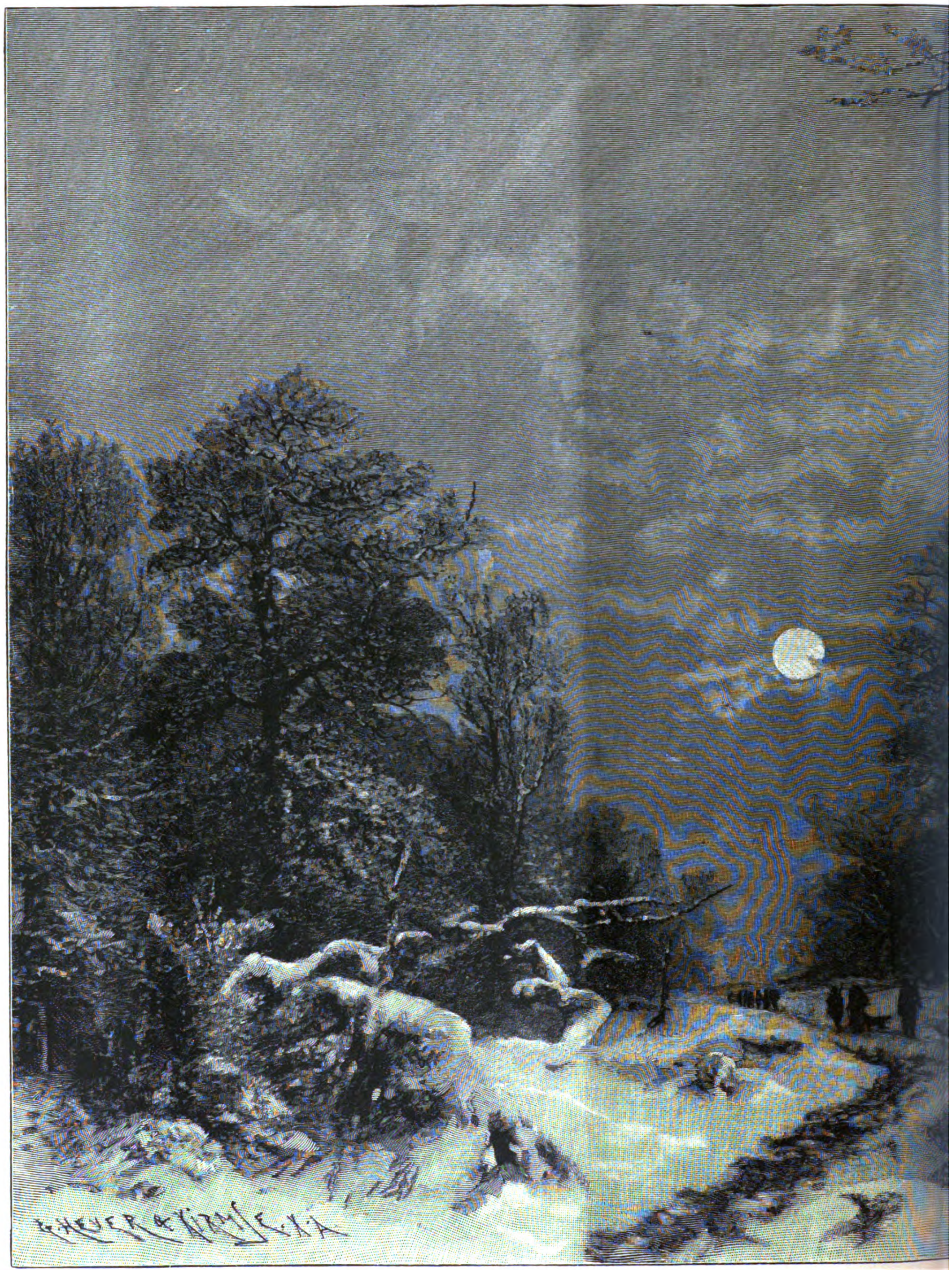
1) $4\frac{1}{2}$ Meilen die Stunde, 2) $1\frac{1}{2}$ Meilen die Stunde, 3) 4 Meilen die Stunde.

4. Schieberätſel. China — Japan.

Brocke**n**
S**c**hara**d**e
Ph**i**li**p**p
A**na**na**s**
Capri**v**i

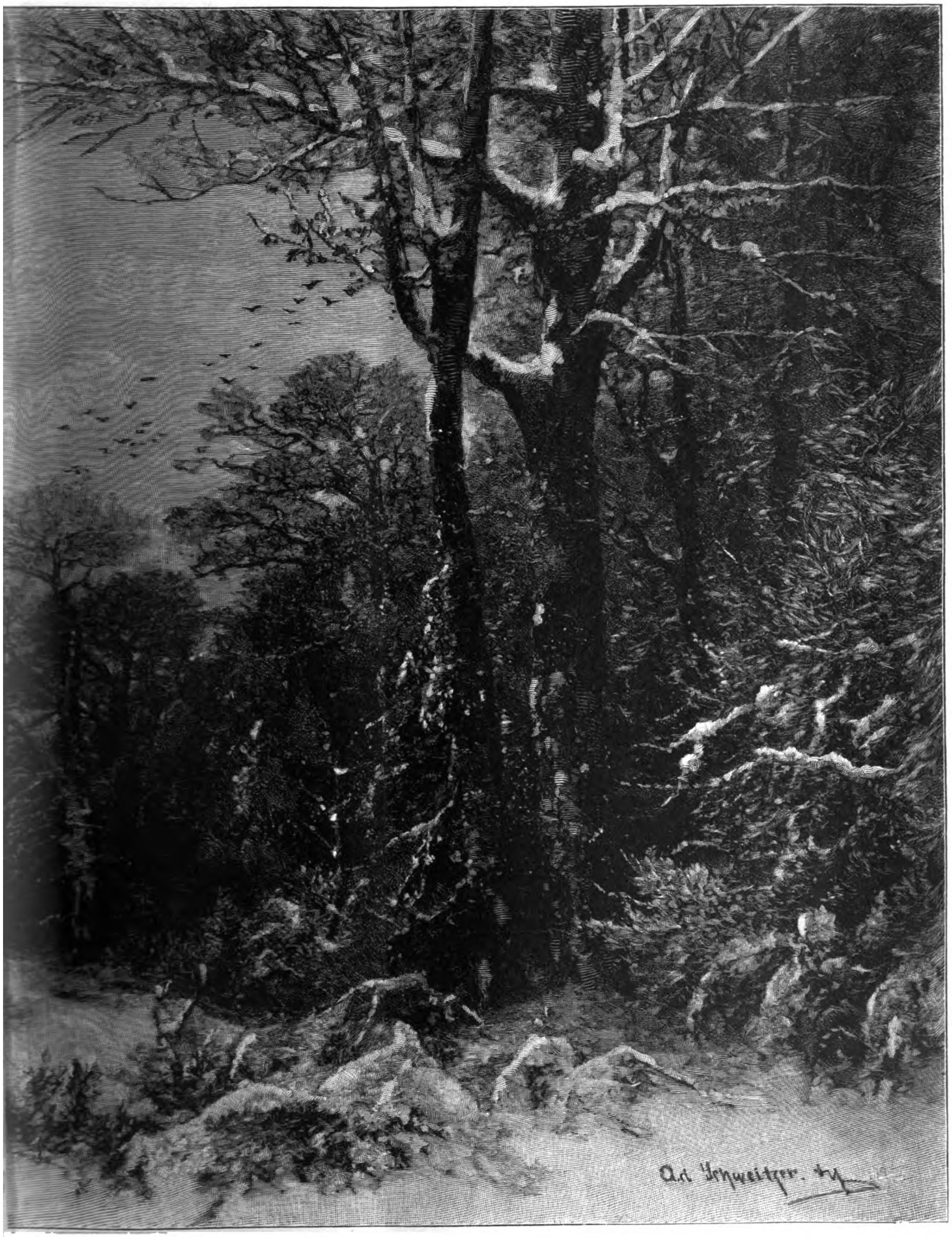
Inhalt: Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Heinrich Brugſch †. Von H. Steindorff. Mit Porträt. — Die erſte Aufführung der Räuber Von B. Wernitz Mit drei Porträts und fünf Illuſtrationen. — Hans Sachs und die Wittenbergiſch Nachtigall. Gedicht von Friedrich Frevert. — Uſche Queren macht es anders! Novelle von Ilſe Frapan. (Fortſetzung.) — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Viehmarkt in Gizeh. Von W. Kuhnert; Japaniſche Gemſe im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Von P. Neumann; Für die Armen. Marmorgruppe von Georg Buſch. — Himmelskunde. — Erdkunde. — Naturkunde. — Tierkunde. — Rechtsrat. — Ein Monatsbild von Joachim v. Sandrart. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An** die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


G. HEUER & KIRMSE X.A.

Winterabend.

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 3.



dolf Schweitzer.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 17. November 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. № 7.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Nannys Stimme klang ganz wie ſonſt. „Verzeihen Sie, Herr von Barten!“ Jetzt lächelte ſie ſogar — freilich ein ſchwermütiges Lächeln. „Ich bin wirklich ein närriſches Weib! Mich ſo wenig beherrſchen zu können! Franz hat ganz recht, wenn er mit mir ſchilt — ganz recht, wie er ja immer recht hat. Er iſt eben der Vernünftige, und ich bin und bleibe das Kind. Aber es iſt jetzt vorüber — ich bin ganz ruhig —“ und als ob ſie das beweiſen wollte, griff ſie nach den Taſſen und bog die Maſchine, unter der inzwiſchen die Flamme erloſchen war, um einzuſchenken. Die Schalen klirrten aber in ihrer Hand, und faſt wäre der Kaffee an dem Porzellanrand vorbei gefloſſen auf den violetten Sammet der Tiſchplatte.

Sie trank haſtig ihre Taſſe aus, nachdem ſie Klaus die ſeine hingereicht. Und dann ſtand ſie auf, ſchritt zu einer der Etageren hinüber, entkorkte ein Kryſtallfläſchchen und kühlte die Stirn mit kölniſchem Waſſer.

Der friſche Duft erfüllte, ſich mit dem ſchwülen Heliotropparfüm miſchend, das ganze Gemach.

„Ah — wie das wohl thut —“

„Ah — wie das wohl thut —!“ wiederholte ſie. Ihre Stimme hatte wieder ganz die gewöhnliche Klangfärbung angenommen, und ſie hantierte jetzt auch mit ihrer ſteten gemeſſenen, etwas läſſigen Grazie am Kaffeetiſch, an dem ſie ſich, auch den Gaſt zum Sitzen auffordernd, wieder niedergelaſſen hatte. Sie füllte eine ſilberne Schale, die bereit ſtand, mit heißem Waſſer und ſetzte eine kleinere Kanne aus ſchwarzem engliſchem Steingut hinein. Es mochte häufiger vorkommen, daß der Hausherr abgerufen wurde — man ſchien darauf vorbereitet.

„Sie fühlen ſich beſſer, gnädigſte Frau?“ fragte Klaus warm und teilnahmsvoll.

Frau Nanny nickte eifrig. „Ganz gut — ich danke Ihnen! Und bitte, legen Sie kein beſonderes Gewicht auf mein thörichtes Benehmen — wir Frauen ſind nun einmal vom ſchwächeren Geſchlecht!“ Sie machte eine kleine Pauſe. „Es iſt albern von mir, ich weiß es am beſten,“ fuhr ſie dann lebhafter fort, wie aus dem Beſtreben heraus, die kleine Scene vor dem Freunde des Hauſes zu rechtfertigen oder doch zu erklären. „Und Franz meinte es gewiß nicht böſe. Aber ich kann es nun einmal nicht ertragen, wenn er in ſeinem ſpöttiſchen Ton mich daran erinnert, daß — Sie wiſſen es ja doch, und es iſt ja keine Schande! — daß ich einſt der Bühne angehörte —“

Einen Moment funkelten ihre Augen mit einem forſchenden und fragenden Blick zu Barten hinüber. Sie ſchien eine Entgegnung zu erwarten.

„Gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl hat ſicher gar nicht an jene Thatſache gedacht, als er vorhin ſcherzend von der Welt der Bretter ſprach. Und — da Sie nun einmal ſelbſt dies Thema berühren — wer ſollte es wagen, Ihnen irgend einen Vorwurf aus ihrer Bühnenthätigkeit zu machen? Was malen Sie ſich für Geſpenſter aus! Heute, wo der gothaiſche Almanach ein halbes Dutzend früherer Künſtlerinnen als Fürſtinnen und Gräfinnen aufführt, iſt das Vorurteil gegen den Bühnenberuf wohl verſchwunden.“

Sie neigte einen Augenblick das Haupt — jetzt wieder ganz die alte Nanny — dann aber ſah ſie mit einem ungewohnt ernſten Ausdruck zu ihm auf und ſchüttelte mit einer energiſchen Bewegung den Kopf. „Sie irren, Herr von Barten, oder Sie wollen mir aus Liebenswürdigkeit eine angenehme Täuſchung bereiten. Die Frau, die auf der Bühne geſtanden hat, ringt ſich nie ganz los von dem Makel, der auch heute noch an dem Beruf, deſſen ideale Auffaſſung ſich

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ja auch nicht immer mit der Wirklichkeit deckt, haftet. Sie kann ein Leben lang arbeiten, um ſich zu rehabilitieren — es wird ihr nie ganz gelingen. Man drückt im beſten Falle gnädig ein Auge zu und flüſtert nur leiſe hinter ihrem Rücken: ‚Sie war ja auch Schauſpielerin!‘ Das geht mir ſo und wird den Fürſtinnen und Gräfinnen, die Sie erwähnen, nicht anders gehen. Und darum ſchmerzt der Stachel in der eigenen Bruſt ſo ſehr. Ah — wie kam ich denn auf die Bühne! Ein blutarmes Ding, das froh ſein mußte, die darbende Mutter unterſtützen zu können, allen Chikanen der Agenten und Direktoren wehrlos ausgeſetzt — wenn nicht ſchlimmerem! Jawohl, ich fühlte einſt auch den inneren Drang, in meinem Beruf Schönes und Großes zu leiſten; aber wie bald entſchwand dieſes wirkliche Streben in der häßlichen Tretmühle der Tagesarbeit. Ah — und wie froh war ich damals, als mich Franz von der Bühne erlöſte, die ich über alles liebte und doch zugleich haßte —“

Sie ſtützte den Kopf in beide Hände und ſah träumeriſch vor ſich hin. Eine kleine rotblonde, ſpröde Locke hatte ſich gelöſt und ringelte ſich über den Nacken, der ſich zwiſchen dem Spitzengekräuſel ſchneeweiß abhob.

Es war ſchwer, auf ihre Worte etwas zu erwidern. Klaus hätte ihr ſo gern ein Wort der Widerlegung, ein liebenswürdiges Wort geſagt, aber er fühlte, ſie mußte jedes derartiges Wort als eine Phraſe auffaſſen. Und eine Phraſe konnte ſie nur verletzen. „Was machen Sie ſich doch für unnötige Gedanken, gnädige Frau!“ ſagte er endlich. „Sie haben einen Mann, der Sie liebt und auf Händen trägt — Sie haben einen reizenden Hausſtand, der Ihnen Beſchäftigung und dankbare Anerkennung in Fülle bringt —“

Jetzt lachte ſie plötzlich bitter auf: „Was ich habe, Herr von Barten — ich will es Ihnen ſagen! Ich habe einen Mann, der ſo in ſeinen Geſchäften aufgeht, daß er für mich kaum die Stunde der gemeinſchaftlichen Mahlzeit findet, dem ich ein artiges Spielzeug bin, der es am liebſten ſieht, wenn ich ganz Ibſen'ſche Nora, erſter Akt, bin! Ich habe, was die Welt gute Kleider, Schmuck und Vergnügen nennt — ich habe auch eine Geſelligkeit — puh — nun Sie werden ſie wohl auch noch kennen lernen, dieſe Geſelligkeit — ich habe Berlin —“

Sie ſtreckte beide Hände aus, als wolle ſie irgend etwas umfaſſen, und ließ ſie dann langſam wieder herabſinken: „Sehen Sie, Herr von Barten! So möchte ich oft in meinen ſtillen Stunden machen, wenn mich das Verlangen überkommt, mein Leben zu genießen — wenn ich wie eine Verſchmachtende lechze nach einem Herauskommen aus dem einen Joch, das ich gewann, als ich von dem anderen mich befreit glaubte! Aber ich weiß ja doch, es lohnt nicht — mein Leben hat keinen Inhalt! Und dann mache ich mir ſelbſt eine kleine Komödie vor und lache! Lache ſo recht aus voller Bruſt, und hört mich dann jemand, dann meint er: ah, ſie iſt doch immer noch das luſtige Ding, immer noch die kleine Nanny Abhofer! So haben Sie mich ja auch kennen gelernt — und es wäre klüger von mir geweſen, ich wäre auch Ihnen gegenüber die luſtige Frau Dornberg geblieben, die immer ein heiteres Wort zur Hand hat, ein zuſtimmendes Lächeln, die nie Spielverderberin iſt — Nanny Abhofer, die Naive der Hofbühne!“

„Warum ironiſieren Sie ſich ſelbſt, gnädige Frau!“ entgegnete Klaus ernſt. „Sie —“

„Still!“ unterbrach ſie ihn haſtig. „Bitte —“ ſie legte den Finger auf die Lippen und machte ſich am Kaffeetiſch zu thun.

„Pardon, wenn ich mich allzu ſehr verſpätete!“ Dornberg ſtreckte lachend den Kopf durch die Thür. „Haſt Du Freund Barten auch artig unterhalten, mein Baby! So — nun gib mir ein Schälchen Blümchenkaffee. Puh — war das ein hartes Ringen!“ Er zog ſich einen bequemen Stuhl an den Tiſch und ſtreckte ſich behaglich aus mit der Miene eines Mannes, der allen Grund hat, außerordentlich zufrieden mit ſeinem Tagewerk zu ſein.

„Aber, Nanny — Schatz, was ſehe ich: Du haſt nicht einmal für einen Likör, nicht einmal für eine Cigarette geſorgt? Kind —“

Klaus beeilte ſich zu verſichern, daß er für beides danke. Davon wollte Dornberg indeſſen nichts wiſſen. Einen kleinen Cusinier Curaçao triple sec und ein Schluck Nikotin gehörten nun einmal zu den Erforderniſſen des Daſeins und, was der Menſch brauche, müſſe er haben. Das ſei ein unumſtößlicher Erfahrungsgrundſatz. „Sei ſo gnädig, Nannychen — klingle einmal. Johann weiß Beſcheid —“

„Gewiß, lieber Franz — ſei nicht böſe — ich bin auch zu vergeßlich!“ ſagte ſie ruhig und gab dem eintretenden Diener Anweiſung. Barten ſah mit Staunen, wie jede Spur der Erregung, die ſie noch ſoeben beherrſcht, von ihr gewichen ſchien. Sie hatte ihr gleichmäßig liebenswürdiges Weſen völlig wiedergewonnen; ein heiteres Lächeln lag auf ihren Lippen, und ihre großen dunklen Augen blickten mit der Ruhe eines vollkommen unangefochtenen Gemüts. Eifrig bemühte ſie ſich um das Behagen des Gatten, der dem erſten Schälchen Kaffee noch ein zweites folgen ließ, füllte die Likörgläſer, entzündete die dunkelrote Wachskerze in dem feinciſelierten Bronzeleuchter und reichte ihn den Herren.

„Verſchmähſt Du ſelbſt die Cigarette? Biſt doch ſonſt nicht ſo, Nanny! Barten macht beide Augen zu, wenn Du fürchteſt, er könne es nicht für ladylike halten. Nein? Nun denn nicht. Ja — was ich ſagen wollte. Das war ein harter Kampf ſoeben! Aber ich habe geſiegt!“ — er rieb ſich die fleiſchigen Hände — „und ich habe ſogar das angenehme Gefühl, auch einmal ein gutes Werk gethan zu haben. Das iſt leider nur zu ſelten in unſerem rückſichtsloſen, egoiſtiſchen Geſchäftstreiben. Ich habe einem Wucherer ſchlimmſter Sorte das Schickſal eines jungen Kameraden aus den Händen gerungen und einem alten Manne unſäglichen Kummer erſpart. Gib mir noch einen Cuſinier, kleine Maus — ich verdiene ihn wirklich!“

Dornberg erzählte, welches Angebot ihm heute Morgen die ſehr ehrenwerten Gebrüder Siegbert und Adolf Denghardt gemacht, und wie er ſie vor die Thür geſetzt habe; wie er dann weiter ſelbſt mit dem wackeren Kleemann in Verbindung getreten, und daß derſelbe ſoeben bei ihm geweſen ſei.

„Ein dicker alter Kerl — ſo dick! — pikfein und die Verbindlichkeit in Perſon! Der richtige Halsabſchneider und Spieler. Kleine unruhige Augen, eine mächtige Hakennaſe und wulſtige Lippen, die ohne Unterbrechung in Bewegung waren, auch wenn ſie ſtillſchwiegen. Dazu den Ausdruck des ſchlechten Gewiſſens, ſo ſehr er auch den Biedermann zu ſpielen ſuchte. Na — ich mußte an ähnliche Prachtexemplare denken, mit denen ich zu thun hatte, als ich noch die Adlerflügel des Leutnants trug. Und — ganz offen geſtanden — ich hatte eine gewiſſe Schadenfreude, den Kerl 'mal fühlen zu laſſen, was 'ne Harke iſt. Man lernt mit der Zeit! Na — wiſſen Sie, Barten! — und dann mußt' ich immer an den armen alten Vater denken, deſſen Früchtchen die 40 000 Mark Spielſchulden in die Welt geſetzt hat! Man iſt ja auch leichtſinnig geweſen, aber, beim Zeus, ſo toll hab' ich's doch nicht getrieben — ſo toll — und ſo dumm! Kurz und gut aber, der brave alte Herr Kleemann konnte ſich meinen Argumenten nicht verſchließen und gab klein bei: er mochte wohl denken, daß der Herr Staatsanwalt ſich am Ende mit ihm beſchäftigen könnte, und dann — ich legte ihm bar Geld auf den Tiſch. Schöne Reichskaſſenſcheine und Bankchecks aber haben für dieſe Sorte Menſchen immer eine famoſe Anziehungskraft. Und jetzt liegen die Wechſel unten in meinem Treſor und ſtehen dem Papa gegen die 25 000 Mark, die ich für ſie bezahlte, jederzeit zur Verfügung.“

„Bravo!“ rief Klaus. „Das gefällt mir von Ihnen, Dornberg — ich könnte Sie faſt beneiden um die gute That. Es muß Ihnen doch auch eine innerliche Genugthuung geben, einmal den Geſchäftsmann hintenangeſetzt zu haben und ganz Menſch geweſen zu ſein.“

„Iſt's auch! Iſt's auch!“ beſtätigte Dornberg. „Ich bin wahrhaftig lange nicht ſo vergnügt geweſen, wie in dem Augenblick, als ich die dem „braven ehrlichen“ Kleemann endlich abgetrotzten Papiere einſteckte.“

Frau Nanny hatte ſich erhoben und machte ſich mit den Wellenſittichen im Vogelbauer, das am Fenſter hing, zu thun. Den ſpöttiſchen Blick, mit dem ſie die Auseinanderſetzungen ihres Gatten begleitet, hatte niemand bemerkt.

„Hören Sie, Barten, eigentlich könnten Sie mir nun auch einen kleinen Gefallen thun,“ begann dieſer aufs neue, den Aſchenrand ſeiner Cigarette abſtreichend.

„Gern, ſehr gern! Wenn es in meinen Kräften ſteht!“

Dornberg beugte ſich ein wenig nach vorn. „Ich will Ihnen offen ſagen, Barten, mir iſt die Auseinanderſetzung mit dem alten Herrn von Döſting höchſt fatal. Sie wiſſen, er iſt der Beſitzer des Hauſes, das mir zu meinem großen Paſſageprojekt noch fehlt; er ſoll außerdem ein wunderlicher alter Herr ſein, mit dem nicht gut Kirſcheneſſen iſt: grob und mißtrauiſch bis zum äußerſten. Komme ich oder einer meiner Zwiſchenhändler zu ihm, ſo iſt hundert gegen eins zu wetten, daß er denkt, ich wolle ihn übervorteilen, und ich habe ſchließlich nur Undank von der ganzen Geſchichte. Na — kurz und gut — Sie ſind jedenfalls unverdächtig, Ihre Stellung beugt jedem Verdacht ſeinerſeits vor. Nehmen Sie die Sache in die Hand, fahren Sie zu ihm, ſprechen Sie mit ihm —! Arrangiert muß ja die Geſchichte in der einen oder anderen Art werden —“

„Ja — lieber Dornberg — da müßte ich doch zuerſt Ihre Bedingungen kennen?“ Es kam etwas zögernd von Bartens Lippen. Der Vorſchlag war zu unerwartet, der Auftrag zu peinlich. Freilich — ſo unrecht hatte Dornberg ja nicht. Es war ſchon möglich, daß er für ſein Einſchreiten nur Undank erntete. Unerbetene Hilfe findet meiſt eine unfreundliche Aufnahme.

„Bedingungen?“ Dornberg richtete ſich auf und ſah Klaus erſtaunt ins Geſicht. „Aber wer ſpricht denn von Bedingungen, lieber Barten! Sollte ich mich ſo unklar ausgedrückt haben? Ich habe mit der Geſchichte kein Geſchäft gemacht — ich habe einem jungen Kameraden die Folgen eines dummen Streichs möglichſt abnehmen, einem gewiß ſchon ſchwer genug mit Sorgen belaſteten Vater einen Liebesdienſt erweiſen wollen.“ Er neigte ſich ganz dicht an Bartens Ohr und flüſterte: „Bei den Wechſeln ſind Ehrenſcheine — ſogar ſchon verfallene — Sie wiſſen, was das bedeutet, wieviel davon abhing, daß die Papiere nicht in unrichtige Hände kamen, daß ich ſchnell handeln mußte! Aber Bedingungen?! Was denken Sie von mir. Nein — die Wechſel ſtehen dem Vater zu jeder Stunde gegen den Betrag, den ich für ſie zahlte, zur Verfügung. Ja — wenn der alte Herr vielleicht durch die ſofortige Zahlung in Verlegenheit käme, bin ich auch gern zu einem Arrangement auf Raten bereit. Verderben Sie mir meine Freude nicht, Barten! Gehen Sie zu Döſting hin und tragen Sie ihm die Geſchichte in ſchonender Weiſe vor — er mag ſich dann ſelbſt mit mir in Verbindung ſetzen, oder wie ihm das beliebt! Einverſtanden?!“ Und er ſtreckte Klaus die Hand hin.

Jetzt ſchlug Barten ein. Er ſchämte ſich ſogar von Herzen eines häßlichen Verdachtes, der einen Augenblick in ſeiner Bruſt aufgeſtiegen war — des Verdachtes, daß Dornberg doch vielleicht aus den Papieren einen Gewinn herauszuſchlagen beabſichtigte. Und er freute ſich, daß jener ihn ſofort vom Gegenteil überführt hatte. „Gut alſo — ich fahre zu Herrn von Döſting! Nur um mich zu vergewiſſern, daß ich auch recht verſtanden habe: die Nominalſumme betrug 40 000 Mark — die ganzen Papiere ſtehen für 25 000 Mark — oder auch in einer bequemeren Ratenzahlungsweiſe, zur Verfügung!“

„Vollkommen richtig! Und wenn Sie können, legen Sie für den Schlingel von Jungen ein gutes Wort bei dem Papa ein — wir waren auch einmal leichtſinnig, Barten! Denken Sie daran!“

Klaus empfahl ſich bei der Hausfrau. Er ſah auch diesmal nicht den eigentümlich ſpöttiſchen Ausdruck, der in ihren großen dunklen Augen lag — er ſah nur, daß ſie mit gewohnter Grazie das Haupt neigte, und hörte, wie ſie mit ihrer weichen Stimme ihn recht bald wiederzukommen einlud. „Ein für alle Male: wir frühſtücken um ein Uhr und ſpeiſen um ſieben! Umſtände werden nicht gemacht, aber Sie wiſſen dafür auch, daß Franz ſich ſtets herzlich freuen wird, wenn Sie unſer Gaſt ſind — und ich nicht minder!“ ſetzte ſie mit einer gewiſſen naiven Herzlichkeit hinzu. „Auf baldiges Wiederſehen alſo!“

5. Kapitel.

Dornberg hatte Barten die Treppe hinunter begleitet und erſt an der Hausthür Abſchied von ihm genommen. „Sie geben mir gleich Nachricht — nicht wahr? Ich muß geſtehen, je eher ich die ganze Sache aus der Welt weiß, deſto lieber ſoll es mir ſein!“ ſagte er unten beim letzten Händedruck. „Und im Voraus beſten Dank.“

Während der Stunden, die Klaus bei Dornbergs geweſen, war der erſte Schnee des Jahres gefallen. So dünn die weiße Schicht ſein mochte, ſie hatte doch hingereicht, das ganze Bild zu verändern. Es war mit einemmal Winter geworden. Weiß die Vorgärten bis auf die buntblühenden Chryſantemumbüſche, die hier und dort ein wagehalſiger Gärtner noch im Freien gelaſſen; weiß drüben unter den entlaubten Bäumen des Tiergartens die Erde; weiß die Straße zwiſchen den Baumreihen und auf den Trottoirs. Drinnen in der Stadt hatte der ſtärkere Verkehr ſicher die leichte weißleuchtende Hülle ſchon in ein ſchmutziges, trübes Grau verwandelt, in eine häßliche Schlammhaut. Hier breitete ſie ſich noch in der urſprünglichen Reine, und nur einzelne Fußſtapfen zeichneten ſich in der gleichmäßigen Fläche ab. Die Temperatur war milder geworden. Wenigſtens ſchien es Barten ſo, und er atmete mit Behagen die friſche, reine Luft ein. Es war doch warm geweſen in dem Boudoir der Frau Nanny, und die eigentümliche Atmoſphäre von Heliotrop drückte noch nachträglich auf ſeine Nerven.

Wunderliche Frau! dachte er, indem er die Tiergartenſtraße hinunter ging, um am Potsdamerthor die Pferdebahn zu nehmen. Wunderliche Frau! Was trieb ſie nur, mir plötzlich ihr Herz auszuſchütten? Und war's ihr wirklich ernſt mit den weltſchmerzlichen Gedanken? Oder war's bloß eine kleine vorübergehende Laune, durch Dornbergs unvorſichtige Bemerkung hervorgerufen? Hätte nimmer geglaubt, daß ſie nicht zufrieden ſei mit dem Loſe, das ſie gezogen. Im Gegenteil! Dornberg trägt ſie ja allem Anſchein nach auf Händen. Ein bißchen derb mag er ja wohl ſein, allzu viel Zeit hat er gewiß auch nicht für ſie übrig und — das iſt wahr — ein wenig als Puppe behandelt er ſie. Der Mann hat aber ſeinen Kopf voll, und er iſt doch eigentlich ein Prachtkerl. Ich möchte den ſehen, der ſonſt, ſo mir nichts dir nichts, 25 000 Mark für einen leichtſinnigen Leutnant und den Herrn Papa auslegt. Na — daß ihm der alte Herr von Döſting für die Summe gut iſt, mag er ja gewußt haben — aber trotzdem — trotzdem! Wie viel Wenns und Abers hätten andere gemacht, anſtatt ſchnell zu handeln, wie er! Und er wurde ordentlich erregt, als ich nach ſeinen Bedingungen fragte. Ich glaube, ſelbſt Schwager Willberg hätte ihn in dieſem Augenblick als vollkommenen Kavalier anerkannt —.

Da war ja ſchon die Pferdebahn. Dichtbeſetzt der Wagen; der Schneefall mochte die Fußgänger in die engen dunſtigen Waggons getrieben haben, in denen ſie ſich mit den feuchten Kleidern aneinander drängten. Barten war froh, noch einen Platz auf dem Hinterperron zu erobern neben einem jungen Offizier, der wohl von der Kriegsakademie kam, und einer kleinen koketten Putzmacherin, die in der Rechten den Gloria-Regenſchirm, in der Linken einen ſtattlichen Hutkarton trug und bald den Leutnant, bald Barten mit ihren großen Augen anſah. Komiſch — dieſe Augen erinnerten Klaus plötzlich an die von Frau Nanny. Sie hatten auch den weichen, ſanften Ausdruck trotz ihres feurigen Glanzes, und dann und wann ſenkten ſich die dunklen ſeidigen Wimpern mit einer Art ſchwermütiger Ergebenheit über ſie. Sie waren ohne Zweifel ſchön, dieſe Augen, aber Klaus fand ſie jetzt mit einemmale ordinär — unbeſchreiblich gewöhnlich —

Und dennoch mußte er immer wieder hinſehen, und die kleine Perſon, der die Aufmerkſamkeit, die ſie erregte, offenbar Vergnügen machte, gab ihm reichliche Gelegenheit, die faſt ſchwarze, glänzende Pupille und den opalartigen Schimmer der Iris zu betrachten. Und dann, als ein behäbiger Spießbürger an der nächſten Halteſtelle aufſtieg und ſich mit einer flüchtigen Bitte um Entſchuldigung an ihr vorüber drängte, neigte ſie das Köpfchen mit dem zierlichen Pelzbarett und flötete mit ausgeſuchter Höflichkeit: „Aber ich bitte — das thut ja gar nichts!“ Frau Nanny hätte das nicht beſſer machen können, als dieſe Puppe — Klaus ſprang ärgerlich ab und nahm eine vorüberfahrende Droſchke.

Es war ein ſtattliches Bürgerhaus, in dem Herr von Döſting wohnte. Keins jener modernen himmelhohen Mietshäuſer mit koſtbar geſchnitzter Eichenthür, mit reicher Stuckarbeit in der Front und mit imitiertem, verſchwenderiſch angebrachtem Marmor in den Treppenhäuſern, ſondern ein nur zweiſtöckiges, einfach, aber ſolide gebautes Wohnhaus vielleicht aus den erſten Dezennien unſeres Jahrhunderts, etwas nüchtern und kahl, aber gewiß zweckmäßig und behaglich. Unten ein breiter Korridor, zugleich Durchfahrt nach dem Hofe, weiß geſtrichen mit einer grünen Grekborte unten und oben; rechts im Korridor eine zweite Eingangsthür, die zu den Etagen führte, und auf der ein ſchlichtes Porzellanſchild die übliche Aufſchrift trug: „Nur für Herrſchaften!“ Neben dieſer Thür zwei andere Schilder mit je einer Klingel.

Barten wollte gerade die untere Klingel ziehen, auf deren Schild der Name von Döſting ſtand, als die Thüre ſich öffnete, und eine ſchlanke Mädchengeſtalt vor ihm auftauchte — eine biegſame Figur in enganliegendem, braunem Herbſtjackett, auf den dunklen Flechten ein beſcheidenes Kapothütchen.

„Fräulein Borel — gnädiges Fräulein! Welch freundlicher Zufall —“ Klaus zog den Hut. Er hatte ſofort das Profeſſortöchterlein erkannt.

Auch ſie erkannte ihn ſogleich wieder. Ein ganz flüchtiges Erröten der Überraſchung, als ſie ihn ſo plötzlich vor ſich ſah, glitt über ihre friſchen Wangen, dann lächelte ſie ein wenig, wie verlegen über dies Erröten, zog die Hand aus dem Muff und reichte ſie ihm unbefangen: „Guten Tag, Herr von Barten! Wieder in Berlin? Wir glaubten Sie noch auf Ihrem Gute, da Ihr letzter Brief an Papa aus Natten kam.“

„Da haben wir's — ein kleiner, und ein verdienter Vorwurf! Ich bin erſt ſeit geſtern in Berlin —“

Das Erröten verſtärkte ſich. „Aber nicht doch, Herr von Barten!“ wehrte ſie energiſch ab. „Sie haben meiner — unſerer Angelegenheit ſchon ſo viel von Ihrer koſtbaren Zeit geopfert, und wir ſind Ihnen ſo dankbar —“

„Meine koſtbare Zeit?“ Er lachte herzlich. „Ich wollte, ſie wäre es, gnädiges Fräulein — es iſt aber leider mindeſtens vorläufig gar nicht der Fall. Und was Ihren Dank anbetrifft, ſo kann ich ihn kaum annehmen. Im Gegenteil, ich bin Ihnen recht ſehr — ſehr dankbar, daß Sie von Ihrem urſprünglichen Widerſtande abgekommen ſind. Ich wäre nächſtens zu Ihnen gekommen, Ihnen das zu ſagen.“

„Papa wird ſich ſehr freuen, Sie bei uns begrüßen zu können. Aber wirklich, Herr von Barten, wenn der weite Weg zu uns Ihnen unbequem iſt, Papa kommt auch gern zu Ihnen. Wir wohnen ja nun einmal in ſolch einer ſcheußlichen Gegend!“

Sie ſagte das mit einer gewiſſen naiven Befangenheit, die ihr reizend zu Geſicht ſtand. Es kam ſo natürlich heraus, die leiſe Abwehr, die der Sorge entſpringen mochte, Gefälligkeiten anzunehmen, die nicht zu erwidern waren. Und der etwas herbe Zug um den Mund, der ſich in dieſen Augenblicken ſchärfer als gewöhnlich ausprägte, gab dem lieblichen Antlitz einen vertiefteren Ausdruck.

„Wie Sie nur ſo ſprechen können, Fräulein Borel! Ich hätte allen Grund, ernſtlich böſe zu werden. Selbſtverſtändlich ſpreche ich bei Ihrem Herrn Papa vor. Das wäre noch ſchöner, wenn ich den alten Herrn veranlaſſen wollte, den Weg zu mir zu machen. Und hier, im zugigen Hausflur, kann ich doch unmöglich mit Ihnen geſchäftlich verhandeln,“ ſetzte er ſcherzend hinzu. „Oder darf ich Ihnen in aller Schnelligkeit ein kleines Privatiſſimum über das Erbrecht leſen?“

Diesmal lachte ſie wirklich, und der herbe Zug verſchwand vor zwei kleinen Grübchen in den roſigen Wangen. „Nein — nein! Ich habe mich ſo ſchon bei meinem alten Gönner — bei Onkel Döſting — verſäumt, und Papa wird ungeduldig meine Rückkehr erwarten.“ Sie war die letzte Treppenſtufe, auf der ſie noch immer geſtanden, herabgetreten und ſchien zu erwarten, daß er ihr Platz mache. Aber der Name, den ſie ſoeben genannt, beſchäftigte ihn derart, daß er wie feſt gebannt ſtehen blieb.

„Sie waren bei Herrn von Döſting, gnädigſtes Fräulein? Wie ſeltſam — ich will ſoeben zu ihm.“

Sie nickte lebhaft. „So trifft man ſich in der Weltſtadt! Aber ich habe gar nicht gewußt, daß Sie mit meinem Onkel bekannt ſind, Herr von Barten.“

„Bin ich auch nicht, Fräulein Borel! Ich habe nur eine geſchäftliche Angelegenheit bei ihm zu erledigen.“

„Ah — das trifft ſich aber ſchlecht, denn Onkel wird kaum zu ſprechen ſein. Mein Vetter — ſein Sohn — iſt nämlich mit dem Pferde geſtürzt — und da iſt Onkel in begreiflicher Aufregung. Ich wollte mich auch nur nach dem Befinden von Max erkundigen.“

Die ganze Schwere ſeines Auftrages trat erſt in dieſem Augenblick vor Bartens Seele. Der arme Vater —! Das eine Unglück, von welchem er Kunde brachte, war alſo nicht allein über dies Haus hereingebrochen. Klaus verwünſchte ſchon die Bereitwilligkeit, mit der er ſich Dornberg zur Verfügung geſtellt — hatte er aber einmal A geſagt, ſo durfte er vor dem B nicht zurückſchrecken. Und vielleicht brachte er die ſchlimmen Nachrichten auch immerhin noch ſchonender vor, als ein nüchterner Geſchäftsmann.

Das junge Mädchen ſah ein wenig erſtaunt zu ihm empor. Sie mochte ein, wenn auch nur konventionelles Wort des Beileids erwartet haben, das er doch in dieſem Augenblick nicht fand, ſo innig er auch mit dem armen Vater fühlte.

„Das iſt ſehr betrübend!“ ſagte er endlich halb mechaniſch.

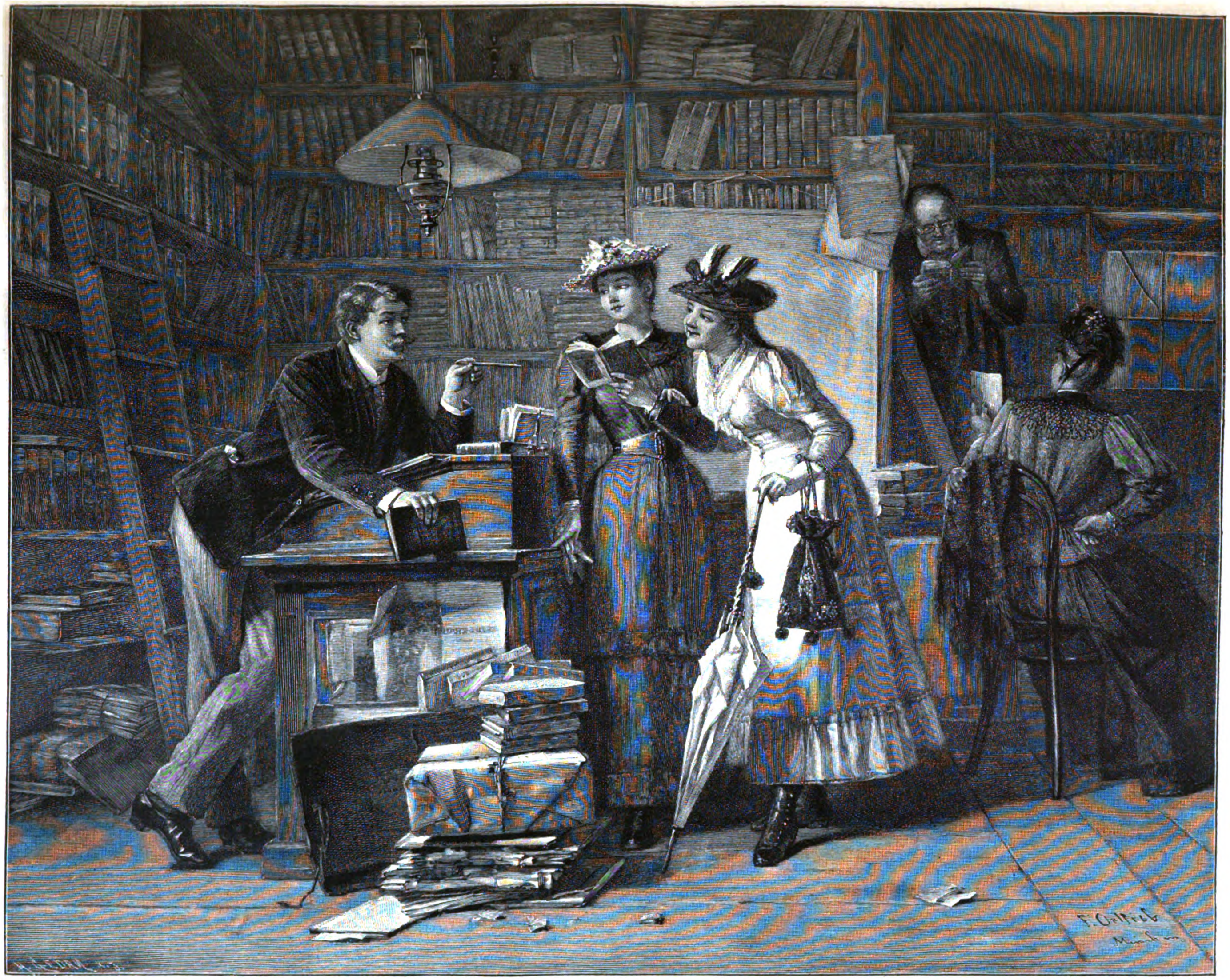
Sie nickte. „Jawohl — Onkel iſt auch ganz außer Faſſung! Der einzige Sohn — und er hat immer ſo viel Hoffnungen auf Max geſetzt —! Aber ich muß gehen, Herr von Barten, ich darf Papa nicht zu lange warten laſſen.“ Sie reichte ihm noch einmal die Hand.

„Meine Empfehlungen, gnädigſtes Fräulein. In den allernächſten Tagen erlaube ich mir beſtimmt vorzuſprechen!“ Er hielt einen Augenblick die ſchmale Hand in ſeiner Rechten. „Adieu, gnädigſtes Fräulein!“

Langſam ſtieg er die breite Treppe hinauf, machte auf dem erſten Abſatz, durch deſſen hohe ſpiegelblanke Scheiben das Licht in vollen Wellen drang, Halt und holte tief Atem, als ob die wenigen Stufen ihm ſchwer geworden wären. Ah — hätte er dem armen Vater doch die Unglücksbotſchaft erſparen können! Der wird das liebe anmutige Mädchen mit dem herzlichen Weſen auch mit anderen Gefühlen willkommen geheißen haben, als er ihn begrüßen kann! Aber es hilft nun einmal nichts — der Kelch muß geleert werden!

Eine ältere Perſon, eine Haushälterin wohl, öffnete oben und verneinte auf Bartens Frage, ob Herr von Döſting zu ſprechen ſei. Erſt als Klaus ihr dennoch ſeine Karte gab und ſeine Bitte, daß jener ihm auf einige Minuten Gehör ſchenke, ſehr entſchieden wiederholte, meinte ſie: „Na — ich kann ja 'mal fragen!“ klappte mißtrauiſch die Flurthür, kam aber dann nach kurzer Zeit mit ſtark miſanthropiſchem Geſicht zurück: „Der gnädige Herr laſſe bitten!“

(Fortſetzung folgt.)

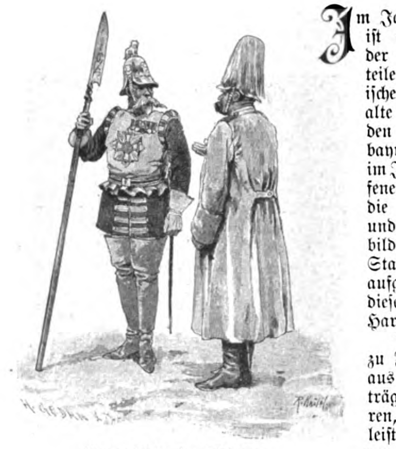


In der Leihbibliothek. Nach dem Gemälde von F. Ortlieb.

Die bayeriſchen Hartſchiere.

Von K. Tanera.

(Abdruck verboten.)



Bayeriſche Hartſchiere.

Im Jahre 1550 — das iſt für die Geſchichte der jetzigen Heeresteile aller europäiſchen Staaten eine uralte Vorzeit — wurden am kurfürſtlich bayriſchen Hofe aus der im Jahre 1320 geſchaffenen Leibgarde zu Fuß die Corbiner-Reiter und Archibuſiere gebildet. Das iſt die Stammtruppe der 1669 aufgeſtellten und ſeit dieſer Zeit beſtehenden Hartſchiere geweſen.

Die alte Leibgarde zu Fuß beſtand meiſt aus Hofwärtel, Seſſelträgern, Kammerhuſaren, ſowie Heyducken, leiſtete im Felde keinen Dienſt und kann daher nicht als Stammtruppe bezeichnet werden. Die Corbiner aber (das Wort entſtand aus Carabiner) hieben in den Kriegen des XVII. Jahrhunderts ordentlich mit drein, und darum dürfen die Hartſchiere mit Stolz ſagen: „Das ſind unſere Väter.“

Noch jetzt ſtehen auf der vergoldeten Standartenſpitze der Hartſchiere beim Datum „8. November 1620“ auf der einen Seite ein Muttergottesbild mit der Inſchrift „sub tuum praesidium,“ auf der anderen das bayeriſche Wappen und die Worte „Augustae reliquiae victoriae Pragensis.“ Das drückt aus, daß damals die Leibgarde des Herzogs Maximilian unter dem Feldgeſchrei „sancta Maria“ vorzüglich anſtürmte und fürchterlich auf Czechen- und Magyarenſchädel losſchlug. Sie haben noch manch anderem Feinde tüchtig zugeſetzt. Eine ſchlechte Schule war es alſo nicht, aus der die jetzigen Hartſchiere am 13. April 1669 hervorgingen. Der prachtliebende Kurfürſt Ferdinand Maria wollte außer der ſtark vermehrten Leibgarde noch eine ganz beſonders vornehme, verläſſige und ausgewählte Truppe ſchaffen und beſtimmte, daß „ſolche, welche das dapferiſt vnd beſte Soldatenanſehen haben“ in eine eigene, unter den perſöhnlichen Befehl des Kurfürſten ſtehende Schwadron als „Leibgarde der Hätſchiere“ zuſammengeſtellt wurden. Nur Kavaliere, welche wirkliche Kämmerer waren, konnten in dieſer Garde Offizierſtellen erhalten. Ihr Name iſt das alte Bogenſchütze (ſpaniſch archero, italieniſch arciero, franzöſiſch archer) und wurde im Deutſchen früher Hatſchier, dann Hätſchier und zuletzt Hartſchier ausgeſprochen. Bei der Errichtung beſtand die Truppe aus 5 Unteroffizieren, 50 Mann. Sie hatte den Rang vor allen anderen Leibgarden und Truppenteilen, und demgemäß nahmen auch ihre Offiziere in der Armee einen ſehr hohen, meiſt den Generalsrang ein.

Von nun an erfreute ſich die bald bedeutend vermehrte Hartſchiergarde der beſonderen Gunſt der Kurfürſten und lohnte die damit verknüpften Vorzüge durch treue Anhänglichkeit an die Perſon ihres Fürſten und vor allem durch kriegeriſche Tüchtigkeit.

1683 zogen die Hartſchiere mit Max Emanuel vor Wien und halfen dieſe Stadt vor den Türken erretten. Bei Gran unterſtützten ſie ihren Kurfürſten, den unvorſichtigen Polenkönig Sobieski vor einer ſchweren Niederlage zu bewahren; bei Eſſeg 1687 zerſchmetterte eine Türkenkugel den Schaft ihrer Standarte, und bei Siclos ſchlugen ſie ſich ſo heldenmütig, daß Max Emanuel allen Hartſchieren auf Lebenszeit das Brot am kurfürſtlichen Hofe zuſicherte. Dann trugen ſie zum großen Sieg bei Mohacz mit bei, halfen ihrem von den Türken „der blaue König“ genannten Kurfürſten die Feſte Belgrad erſtürmen und zogen 1689 zur Belagerung von Mainz, ſowie 1691 zu der von Carmagnola in Italien aus. Schwere Verluſte erwieſen ihren Opfermut und bezeugten, daß die Hartſchiere keine Luxus- und Paradegarde, ſondern eine Elitetruppe waren, deren tapferes Beiſpiel den Geiſt und die Haltung der ganzen Armee hob.

Nun kamen die ſchlimmen Jahre des Franzoſenkrieges. Max Emanuel war zum Statthalter der Niederlande für König Karl II. von Spanien ernannt worden. Seine Hartſchiergarde zog 1692 mit ihm und machte fünf Jahre lang die Feldzüge für Wilhelm von Oranien gegen die Heere Ludwigs XIV. von Frankreich mit.

Viel Unglück verfolgte dort die tapferen Bayern. Aber viel Ehre haben ſie trotzdem eingeheimſt, und unter ihnen nicht zum wenigſten die Hartſchiere. So griff der franzöſiſche Feldherr, der Herzog von Luxemburg, mit großer Übermacht die vereinte engliſch-holländiſch-deutſche Armee an. Trotz der geſchickten Maßnahmen des Königs Wilhelm von England, trotz des heldenhaften Beiſpiels des Kurfürſten Max Emanuel von Bayern mußten die Verbündeten unterliegen. Vernichtet war die Artillerie des Königs. Da zogen die engliſch-holländiſchen Truppenteile ab. Die tapferen Brandenburger wehrten ſich vorzüglich in den Dörfern Laer und Neerwinden. Aber auch ſie mußten weichen. Nun ſtanden Max Emanuel und ſeine Bayern allein. Der grimme Türkenbeſieger wollte nicht zurückgehen. Der Herzog von Luxemburg ſetzte ſeine ganze Reiterei an. Als die erſten ſtürmte die „maison du roi“ mit vielen Prinzen, Herzogen und anderen Vornehmen an. In den bayeriſchen Reitern, voraus die Hartſchiere, fanden ſie ebenbürtige Gegner. Feindliche Kugeln hatten den Kommandoſtab des Kurfürſten zerſchmettert, ſeinen Rock durchlöchert. Einer ſeiner braven Hartſchiere nach dem anderen ſank blutend hinter und neben ihm aus dem Sattel. Erſt die vereinten Bemühungen der Generale und der Befehl König Wilhelms beſtimmten den Bayernfürſten zum Rückzug. Die letzten — immer wieder Front nach dem Feind nehmend — waren die Hartſchiere.

Das Jahr 1695 brachte ein günſtige Wendung. Brandenburger, Bayern und Lütticher belagerten und eroberten auch ſchließlich die vom Marſchall Boufflers tapfer verteidigte Feſtung Namur. Aber der Sieg koſtete viele Opfer. Die Hartſchiere verloren außer zahlreichen Leuten auch ihren Kapitän, den General Grafen Riviera.

In der dem Frieden zu Ryswyk folgenden ruhigeren Zeit bildeten die Hartſchiere die glänzendſte Truppe der bayeriſchen Hofhaltung in den Niederlanden. Sie trugen reich mit Silber verbrämte Caſaquen, Leibröcke, Camiſols mit blauweißen Schlingen, rote Mäntel, ſilberbordierte Hüte, karmoiſinrote Strümpfe ꝛc. Dazu führten ſie ſchöne Degen, die noch jetzt gebrauchten Cuiſſe (entſtanden aus Cusi, d. h. reich verzierte Hellebarden), Carabiner und Piſtolen.

Selbſtverſtändlich beſaßen ſie vorzügliche Pferde, deren Ausrüſtung in Blau und Silber der reichen Uniform der Hartſchiere entſprach.

Bald brachte der ſpaniſche Erbfolgekrieg neue ernſte Thätigkeit. Bei dem ſchnellen Abzuge Max Emanuels aus den Niederlanden (1701) wurden die meiſten Akten und Dokumente der Hartſchiere verloren. Darum ſind die Aufzeichnungen über ihre Geſchichte ſehr dürftige. Von der ſpäteren Zeit wiſſen wir aber, daß ſie ſich ihres alten Ruhmes würdig erwieſen. Sie konnten das Unglück von Höchſtädt am 13. Auguſt 1704 nicht wenden, aber gekämpft haben ſie und die anderen Garden wie Löwen. Warfen ſie doch, trotzdem ihre franzöſiſchen Bundesgenoſſen ſchon geſchlagen zurückflohen, noch die beſte Reiterei des Prinzen Eugen zurück! Half doch ſelbſt dem tapferen Deſſauer und ſeinen Preußen ihr kühner Mut nichts gegen dieſe Bayern Max Emanuels. Erſt als durch die Engländer Marlboroughs und durch das ſelbſtloſe klarſehende Verhalten des Prinzen Eugen die franzöſiſche Linie völlig geworfen und das Dorf Blindheim verloren war, mußten auch die Bayern weichen. Wieder waren die letzten: der Kurfürſt ſelbſt und ſeine Hartſchiere.

Nun zog Max Emanuel abermals nach den Niederlanden, die Hartſchiere mit ihm. Die letzteren nahmen noch an mancher Feldſchlacht teil, ſo bei Lignes 1705, bei Cambron 1707, bei Pont Vendin 1710 ꝛc., bis ſie endlich nach dem Raſtadter Friedensſchluß 1715 mit ihrem Kurfürſten wieder in ihr liebes Bayernland zurückkehren konnten.

Damit hört die eigentliche kriegeriſche Thätigkeit der Hartſchiere auf. Obwohl ſie noch mit dem Kurfürſten Max Joſef III. 1744 ins Feld zogen, gelangten ſie doch zu keiner weiteren ernſten Verwendung.

Von nun an wurden der Hofdienſt, die Begleitung bei Jagden, Kourierritte und Ähnliches ihre Aufgabe. Eine vollſtändige Enthebung jeder kriegeriſchen Verpflichtung beſtimmte König Max I., als er im Kriege von 1809 ſeine Reſidenz verlaſſen mußte. Er verordnete, daß die Hartſchiere in München zurückzubleiben und im Fall, daß der Feind die Hauptſtadt beſetzen würde, in Civilkleidern auszugehen hätten. In der traurigen Zeit, in welcher die eiſerne Hand Napoleons auf den deutſchen Landen laſtete, hatten die Hartſchiere auch ihre Pferde verloren. Seitdem ſind ſie eine Schloßgarde geworden. König Ludwig I. betrachtete ſie als eine Truppe, die weniger zum Schutz des Monarchen, als zur Belohnung der Verdienſte braver Soldaten der Armee erhalten bleiben mußte. Immerhin ſollte ſie beitragen, den Prunk des königlichen Hofes bei beſonderen Gelegenheiten zu erhöhen. Deshalb beſtimmte er, daß nur große ſchön gewachſene Männer bei den Hartſchieren aufgenommen werden durften, und ließ ihnen die reiche Uniform der letzten Kurfürſtenzeit. So iſt es bis jetzt geblieben. Verdienſtvolle Unteroffiziere der Armee mit dem beſtimmten Körpermaß können ſich um Aufnahme in die der preußiſchen Schloßgarde ähnliche, aber doch anders organiſierte Leibgarde bewerben und genießen dann ein ruhiges, angenehmes, nur mit leichtem Palaſtdienſt verknüpftes Leben. Jeder Mann hat gegenüber den Angehörigen der Armee den Rang eines Feldwebelleutnants und wird als ſolcher von den Unteroffizieren und Mannſchaften des Heeres gegrüßt. Von den Offizieren der Hartſchiere ſtehen: der Kapitän im Rang wenigſtens eines Generalleutnants, die Premier- oder Sekondeleutnants im Generalsrang, die Cornets im Stabsoffiziers-, die Exempts im Hauptmanns-, die Brigadiers- und Soubrigadiers im Leutnantsrang. Wie es ſchon in früheren Jahren in Bayern als eine der höchſten Auszeichnungen galt, in die Leibgarde der Hartſchiere aufgenommen zu werden, ſo iſt es auch heute noch. Hat dieſe Garde als ſolche auch ſeit langer Zeit keine kriegeriſchen Erfolge mehr zu verzeichnen, ſo weiß doch jedermann in Bayern, daß die einzelnen Mitglieder der ſtolzen Garde durch nichts anderes die Aufnahme erreichen können, als durch echte Verdienſte als brave, treue Soldaten.

Uſche Queren macht es anders!

Novelle von Ilſe Frapan.

(Fortſetzung.)

„Ick mutt dat anners maken, ſo gefallt mi dat nich.“ Uſches Wimmern paßte ſonderbar zu dem Sinn ihrer Worte. Elſabe mußte unwillkürlich lächeln: „Dat glöw ick woll, — ſall ick dat opſetten?“

„Ja! Ich, Uſche Queren habe mich eines beſſeren beſonnen und erkläre alle meine anderen Teſtamenter für null und nichtig. Ich will mein Hab und Gut nicht an Tiete Eggers vermachen“ — —

„Sondern?“ unterbrach Elſabe mit zuſammengezogener Stirn und heißen Backen, denn ihres Vaters Enttäuſchung, ſein möglicher Ruin ſtanden wie ein Berg vor ihren Blicken, der über ihnen allen zuſammenzuſtürzen drohte. Und dennoch!

„Ich will mein Hab und Gut an keinen Menſchen vermachen, indem daß ich mir überzeugt habe, daß ſie doch nichts taugen thun, und man keinen Dank davon hat, bloß lachende Erben,“ diktierte Uſche mit geſchäftsmäßiger Sicherheit in breitem grobem Hochdeutſch. Sie hatte nicht umſonſt in der Abweſenheit ihres Mannes und nach ſeinem Tode ihr Vermögen immer gegen einen regierſüchtigen Kurator zu verteidigen gehabt, dabei lernt man etwas. Elſabe ſaß da, ſchrieb nach in ungelenker, kindlicher, deutlicher Schrift. Sie beſann ſich nicht mehr, Uſche hatte einen Menſchen nötig, um zu ihrem Recht zu kommen, und dieſer Menſch war ſie. Dazwiſchen fühlte ſie den alten heftigen Groll; es war ihr unmöglich, in die grünlich glitzernden Augen zu ſehen, wenn ſie doch bis zu Ende bleiben wollte. „Ick heff dar nie wat vun weeten wullt, vun Din Geld,“ ſagte ſie halb zu ſich ſelber, während ſie Punkt ſetzte. „Is de Möglichkeit!“ machte Uſche argwöhniſch.

„Good, und wokeen ſall dat alſo hebben?“

„Ick will dat behollen!“ platzte die Kranke heraus, „ſchriew, Elſabe, ſchriew dat op: Ich habe mir beſonnen, daß ich das Geld auch nach meinem möglichen Todesfalle nicht von mich thun will, ſondern will das behalten, weil es mein iſt und mein bleiben ſoll. Und weil ich es niemand gönnen thue, ſoll es mich in meinen Sarg gelegt werden, unter dem Kopfkiſſen, daß ich eine gute Ruhe habe. Amen.“

Das Mädchen hatte die vorſichtig nach einander herausgeſtoßenen Worte niedergeſetzt. „Amen“ wiederholte ſie.

Uſche unterbrach ſie angſtvoll: „Schriew noch! Schriew noch! Ich hoffe aber zu Gott dem Allmächtigen und Barmherzigen, daß er mich noch ein langes Lebent ſchenken wird. Amen.“

„Is nu all?“ fragte Elſabe.

„Nu is all. Nu will ick min Nam' darunner ſetten! Wenn dat man geiht.“ Sie erhob die kraftloſe Hand und ließ ſie mit dem Federhalter, den ihr Elſabe zwiſchen die Finger gedrückt, auf die Bettdecke zurückfallen.

„'t geiht nich!“ Ihre Augen wurden feucht, Uſche Queren weinte. „Sall ick Di de Hand föhren?“ fragte das Mädchen, ihren Widerwillen niederzwingend. Die Alte nickte. So legte denn die Kleine ihre braune warme Hand auf die eiskalte verrunzelte, und die Unterſchrift gelang erträglich: „Trina Ulrika Queren, geborene Eggers“; die zolllangen ſteilen Buchſtaben füllten den vierten Teil einer Seite, das Papier war von der Federſpitze durchſtoßen, aber leſerlich war der Name.

„Nu mutt ick noch twee Tügen*) hebben,“ ſagte Uſche beruhigter „du kannſt je man 'n poar Nabers rinhalen.“

Eben ging David Mull draußen am Fenſter vorbei. Elſabe riß die Klappe auf. „Unkel Mull, ach wölt Se nich mal gau rinkamen?“

„Halloh, Deern, wat is mit Di los, dat Du Din olen Unkel ſietzen deihſt?“ Dann ſchien ihm das Mädchen auch im Ausſehen ganz ſonderbar, etwas ſo Hartes, Entſchloſſenes um den roten Mund, eine unnatürliche Aufregung in den tiefliegenden Augen. „Ick kam all!“ rief er ihr eilig und neugierig zu und ſtelzte mit den ſteifen Beinen ins Haus. In der Küche ſaßen noch Frau Eggers und die Sülldorferin. Es war Frau Eggers ſchlecht geworden, und die kleine Verwachſene gab ihr eben ein paar Tropfen ein, die ganze Küche roch nach Äther und Baldrian. „Go'n Dag“, ſagte Mull, an die Mütze greifend, ungehindert ging er weiter. Aber vor der Thür der Krankenſtube hockten ein paar Figuren am Schlüſſelloch, die wie ſchwerfällige Hühner aufflatterten und auf ihn zufuhren, ſobald ſie ihn erkannten. „Süh ſo, Unkel Mull, go'n Dag, wat wullt Du denn?“

Bertha packte ſeinen rechten, Wiſche ſeinen linken Arm. „Ach, Unkel, wat wi all utſtahn hefft!“ „Na, wat hett denn Jug*) Schweſter mit ehr to dohn?“ ſagte David Mull. „Se hett mi ut'n Finſter anropen.“**) „Kick de Deern an!“ riefen beide verwundert, „i, dat mutt ick doch ook weeten, wat ſe vorhett.“ Sie faßten den Alten am Rockſchoß, ſo folgten ſie ihm in die Stube, ſcheue Blicke um ſich werfend. Doch vermieden ſie, Elſabe anzuſehen, von der ſie offenbar nichts Beſonderes fürchteten. Die Kranke röchelte und ſtöhnte. David Mull ſchrak zurück, als er ſie erblickte. So viel Geld und ſo ſterben! Der Alte zog die Mütze zwiſchen die knotigen Hände, als wolle er geſchwind ein Vaterunſer beten.

„Unkel Mull!“ winkte Elſabe, „Tante Uſche hett en Tügen nödig. Dar ſett Din Nam' hen.“

Sie ſchob das Blatt, das auf Uſches Bettdecke lag, anders herum, reichte ihm den Federhalter und wartete.

„Wa—a—a—t?“ ſtotterte David Mull außer Faſſung.

Die älteren Schweſtern drängten ſich heran, immer noch gedeckt von dem Alten. Was ſie da jetzt hörten, kam ihnen doch verdächtig vor, auch beunruhigte ſie Elſabes ernſtes ſicheres Weſen, — das ſah nicht aus wie müßige Spielerei.

„Wat is dat? Lat uns ook ſehn! Tügen? Wer ſpreckt hier vun Tügen? Büſt Du oberſnappt? Bertha, hal' Vadder dal! Den Ogenblick ſall Vadder kamen. Wi denkt, Du büſt'n dumme Deern, — makſt Du uns, makſt Du Din Fomilie ſolche Saken? Täuw Du man! Giw mi dat Papier! Schriew nich, Unkel Mull, dar kunnſt Du bös' mit ankamen, wenn Vadder dat to ſehn kriegt!“ Wiſche wollte ſich des Blattes, vor dem ſie plötzlich eine unerträgliche Angſt empfand, bemächtigen, aber mit ſchneller Bewegung hatte der Alte ſeine Hand daraufgelegt. „Kumm, kumm, Wiſche, ick ſall hier tügen, Du nich! Wat ſall ick denn tügen? Min Nam' darher ſetten? I warum nich! Ick kann noch 'n beten finer as Du, Uſche, aber dat dat Din Bookſtaben ſünd, dat betüg' ick ook, de kenn ick noch vun School her.“ Er beugte ſich auf die Bettdecke und ſchrieb. „Aber wat ſteiht denn darin? Lat mi doch mal ſehn!“ ſchrie Wiſche, von Argwohn gepeinigt, „Tante Uſche, ick heff Di hegt un plegt, ſegg mi doch, Tante Uſche!“

„Ick maak dat nu anners! Anners maakt,“ lallte die Sterbende, „Ji kriegt all nichs, döcht nichs, — alleen behollen — min — min — min —“

„Hoho!“ ſchrie Wiſche, „dor ſünd wi ook noch bi, her mit dat Papier, Unkel Mull, Du heſt hier nichs to ünnerſchriewen, — Moder! Bertha! Vadder! Hier paſſiert 'n Unglück! Se is verrückt, und min eegen Sweſter hett dat opſett! In Oogenblick giwſt Du dat Zettel wedder her, Unkel Mull! Wat heſt Du dat Zettel in de Taſch' to ſteken?“ Sie rang die Hände und ſchäumte vor Wut.

David Mull hatte das Papier in die Bruſttaſche geſteckt und hielt zum Überfluß die Hand darauf. „Kumm, kumm, Wiſche, man nich ſo hitzig, allens mit Rechtlichkeit und Orentlichkeit. Das 'all vun Gott, Wiſche. Adjüs, lütt Elſabe, dat is nu beſtimmt. Ick gah glick op't Amt, ſchenier' Di nich, Wiſche, Du kannſt ja achter mi an lopen und den Amtmann dat vertellen, de ward denn woll Din Ehrentitel opdecken.“ Er lachte ſchadenfroh. Dann berührte er noch die Schulter der Kranken. „Adjüs, Uſche Queren, denk an unſen Herrgott, wi ſünd all arme Sünner, ick wünſch Di ſanft intoſlapen, adjüs.“

---

*) Zeugen.

*) Eure. **) angerufen.

Elſabe ging mit dem Alten aus der Thür, denn die Kranke lag jetzt erſchöpft und ohne Teilnahme. „Mi is dat Leben verleid't,“ ſagte Elſabe bitter. David Mull räuſperte ſich, dann legte er mit ſchlauer Miene die Hand ans Ohr. „Leferenz Olf? Ach, de is good to Weg ſo wiet, he töwt op mi ünnen bi Swiensſand, ick mutt maken, dat ick em nahkam.“*)

Das Geſicht des Mädchens hatte ſich ganz verändert, ſowie der Alte den Namen genannt. „Geihſt Du mit em dütmal?“

„He ſeh ſo ſuur ut, dar heff ick em dat verſpraken.“

„Bliwt Ji lang ut?“ Sie traten unter die Thür zurück, denn es regnete und ſtürmte wieder.

„Acht Dag as gewöhnlich; ſall ick em wat beſtellen?“ Ein ſchelmiſches breites Lächeln umſpielte Onkel Mulls Geſicht, ſolche Aufträge waren ſein Vergnügen. Aber das Mädchen mochte dies Lächeln nicht. „Du büſt en loſen Gaſt, Unkel Mull,“ ſagte ſie abwehrend, „kannſt em gröten, wieder nichs.“

„Keen' Kuß?“ ſcherzte der Alte und ſpitzte die Lippen, „keen Süßen?“

„Dat kann de Popegei ook all ſeggen,“ machte das Mädchen und ging ins Haus. Sie hatte ihren Vater rufen gehört, ein Zittern fuhr ihr in die Knie, dann trat ſie ihm entgegen:

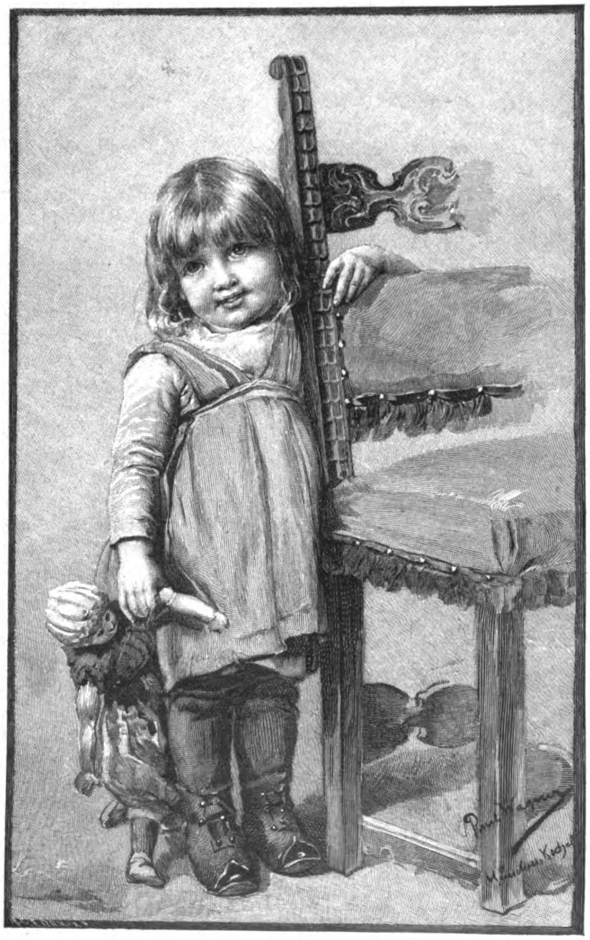
„Wat wullt Du, Vadder?“

Seine Antwort war ein Schlag ins Geſicht, der ſie taumeln machte. Wie durch einen roten Nebel ſah ſie ſeine flammenden Augen, die zu neuem Schlage erhobene Hand. Sie ſank an den Thürpfoſten zurück und ſchloß die Augen.

„Mietje! Mietje,“ — flüſterte ſie, ohne zu wiſſen, warum. Dann hörte ſie ihrer Mutter flehende Stimme: „Mußt nich, Vadder! Mußt nich,“ fühlte ſich weggezogen und auf einen Sitz niedergedrückt. Sie wagte noch immer nicht die Augen aufzumachen, es ſchrie und ſchalt um ſie herum: „Se hett mi rungeniert! Wat hett ſe ſick in ſo'n ernſtliche Saken to ſteken! Weet Gott, wat op den Zettel ſteiht! Weet Gott, wat ut mi warden ſall! Morgen könt wi op de Straat liggen!“ — „Se is ſwimelich, giw mi mal Water her! Se hett dat blot ut Gooden dahn! Oach Vadder, mußt nich! Min beſtes Kind!“ Der Schrei dicht an ihrem Ohr weckte ſie zu voller Beſinnung. Ihre Mutter ſtand über ſie gebeugt und ſchützte ſie mit ihrem eigenen ſchwachen Körper, während ihr die Thränen unabgewiſcht über das vergrämte Geſicht liefen. Elſabes erſte Bewegung war nach ihrem Tuch, um der Mutter die Augen zu trocknen. Sie verſuchte ſogar zu lächeln, ihre Hände zu drücken. Dann bemerkte ſie, daß alle herumſtanden, auch ihre Schweſtern und die Frau aus Sülldorf, die vor Neugier nicht wegfinden konnte, ſondern ſchon ſeit Stunden auf dem Sprunge war. „Wer weet, Tante Uſche kann't noch allens wedder trüggnehmen,“ tröſtete Frau Eggers über ihre Schulter weg, „Vadder ward ook gliek ſo dull, — kumm, Elſabe, wi hefft dat Geld je doch ſo groot, groot nödig,“ ſie faltete die Hände, „wi wölt alltoſam noch mal nah ehr ringahn, wölt ehr bitten, dat ſe uns nich ſo in Stich laten deiht, kamt Ji all“ —

„Lat mi ſitten, ick kann nich, Mutter,“ flüſterte Elſabe. Alle anderen gehorchten der Aufforderung, auch die Frau aus Sülldorf ging hinterdrein, immer in Hut und Mantel, mit Regenſchirm und Wachstuchtaſche. Eine Weile wurde es ganz ſtill, ſie hatten die Thür hinter ſich zugezogen. Dann hörte das Mädchen einen unterdrückten Schrei, ein Gemurmel, und dann kamen ſie zurück mit langen Geſichtern. Sie gingen an Elſabe vorüber, ſprachen nur unter ſich. „So ſnell! Wer harr dat woll dacht! Und Du ſeggſt noch, ſe is tag*) vun Natur. Je, wenn 'n Unglück ſin ſall. Wokeen geiht? Du Vadder? Edder**) ſall ick gahn?“ —

Uſche Queren war während des heftigen Auftritts auf dem Vorplatz geſtorben. Die Medizinfrau warf ein Betttuch über ſie, dann ging ſie und öffnete das Fenſter. Aber ſie mußte es wieder ſchließen, der Wind wollte es ihr aus der Hand reißen. Tiete Eggers hatte keine Ruhe im Haus, er fuhr nach Hamburg zu ſeinem Advokaten, trotz des ſinkenden Abends. Seine Frau wickelte ihm noch ſelbſt einen Shawl um den Hals. Doch war der Wind mehr hoch als kalt. Er ſchüttelte die Weiden und ließ die Ankerketten in allen Tönen knarren. Das Waſſer kam in die Bucht herein, ſo weit, daß es ausſah, als würde der Bootſchuppen nun bald einſtürzen. Grau und mit ſchmutzigweißem Schaum wie Seifenwaſſer ſpritzte es um die hohlen Stämme. Elſabe ſaß ganz einſam und nähte. Ihre Mutter hatte ſich hingelegt, denn die Nacht hatte ſie wachend bei der Kranken verſeſſen. Wiſche half bei dem Ankleiden der Leiche. Auch Mietje war müde geworden und von Elſabe in ihr eigenes Bett gelegt worden. Ihre zarten Atemzüge blieben unhörbar vor der Stimme des Windes. Er heulte im Schornſtein und ſang um das Haus. Das Mädchen arbeitete wie im Traum. Ihr Herz war nie ſo ſchwer geweſen. Sie fühlte ſich von den Ihrigen ausgeſtoßen, obgleich die Mutter ſich ihrer angenommen hatte. Sie fühlte ſich traurig und zu Boden gedrückt, als ob ſie das Allerſchlimmſte begangen hätte. Aber ihr Vater hatte doch auch nicht recht und Bertha und Wiſche gewiß nicht, und Uſche Queren, die jetzt unten tot lag, — oh, die konnte doch erſt recht nicht recht gehabt haben. So lange die Aufregung dauerte,

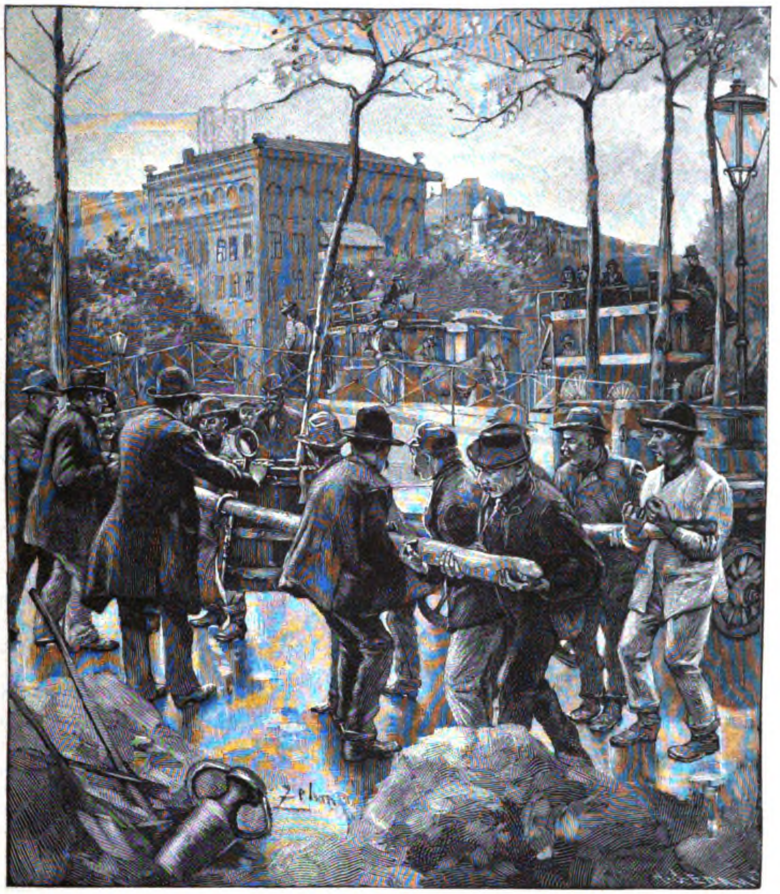


Schüchtern. Nach dem Gemälde von P. Wagner.

---

*) nachkomme.

*) zäh. **) oder.



Das Umpflanzen größerer Bäume. Originalzeichnung von W. Zehme.

hatte ſie gemeint, es ſei ihre Pflicht, ſich des Rechts im Hauſe anzunehmen, und nun, wo alles totenſtill war, bis auf den Sturm draußen, und kalt und zu Ende, nun wußte ſie kein Recht mehr herauszufinden, auf keiner Seite. Was hatte doch neulich Onkel Mull geſagt? „Niemand hett recht, man wi möt unſer Leben friſten.“ Sie wußte es ganz gut, es war ihr damals dumm vorgekommen, aber heute — iſt es denn ſo furchtbar ſchwer, zu wiſſen, was recht iſt? Nun lief ihr Vater in Hamburg herum und ſuchte Geld aufzutreiben und war ganz verzweifelt, daß ſeine Hoffnung fehlgeſchlagen war. Sie hatte gemeint, ſie wolle ſie alle von Uſche Queren erlöſen, und dabei wollten ſie nicht erlöſt ſein, denn ſie brauchten Uſche Querens Geld viel notwendiger, als irgend etwas anderes, und wenn ſie ſelbſt jetzt da unten, neben Uſche, tot gelegen hätte, ſie hätten nicht viel verloren, und ihr Vater wäre wahrſcheinlich ebenſo in Sorgen wie jetzt in Hamburg herumgelaufen. Er hatte einen Bekannten dort und wollte über Nacht wegbleiben. Es war heute ſo unheimlich im Hauſe; alle ſahen ſie mit vorwurfsvollen verurteilenden Blicken an. Elſabe mochte keinen Augenblick unter ihnen ſein. Und oben das Sturmgeheul ums Dach, und das Wühlen in den Bäumen war auch ſo ängſtlich. Leferenz Olf war ja unterwegs, er und ſo viele andere Fiſcher. Leferenz Olf! Wenn das wahr werden und ſie von ihm ſcheiden ſollte, dann konnte ſie ſich nur gleich hinlegen und ſterben. „Meinetwegen will ich Salz und Brot eſſen; wenn er dabei iſt, wird es mir wohl ſchmecken, das iſt doch das wenigſte. Und ich bin jung und geſund und hab' mein Teil gelernt und kann vielleicht mehr verdienen, als er mit ſeinen drittehalb Schollen. Aber dafür kann er ja nicht, möchte gern mehr fangen, gern die ſchönſten Steinbutt und Stör und Lachs nach Hauſe bringen. Ach, Olf Thranblut, und wenn Du auch nicht ſo ſchnell von Begriff und nicht ſo flink mit den Netzen biſt, wie die anderen — keinen anderen als Dich nehm' ich mein Lebelang, und wenn man nur Frieden im Haus und keine Uſche Queren in der Vorderſtube hat, dann muß ja auch alles von ſelbſt gehen.“ So waren ihre Gedanken und ihr Troſt. Vor dem Zubettgehen öffnete ſie noch leiſe die Schlafſtubenthür ihrer Mutter. Frau Eggers war wach, ſie drehte eben ihre dünnen Zöpfchen für die Nacht zuſammen; das Waſſerglas mit dem Ölſchwimmer und dem Nachtlicht darauf erinnerte an die Krankenſtube, es hatte immer bei Uſche unten geſtanden. In dem trübgelben Schein ſah die Mutter elend genug aus. „Go'n Nacht,“ ſagte das Mädchen und machte ſich am Waſchtiſch zu ſchaffen. „Slap woll, wenn Du ſlapen kannſt,“ erwiderte Frau Eggers bekümmert. Plötzlich richtete ſie ſich kerzengerade im Bett auf und ſagte mit feierlicher, aber zitternder Stimme: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebeſt auf Erden.“ Dann blies ſie das Nachtlicht aus und zog ſich die Decke über den Kopf. Elſabe ſtand regungslos an der Thür, die Gardinen vor den Fenſtern wehten hin und her, wie huſchende Schatten, der Aufruhr draußen nahm fortwährend zu.

„Go'n Nacht, Mutter,“ wiederholte ſie weich und traurig und ſchlich in ihre Kammer hinauf. Das Krachen und Heulen da drunten, der Regen, der wie praſſelnde Erbſen die Hauswand traf, hielt ſie noch wach, lange, lange Zeit.

Die Aufregung des Tages, der Wirrwar der Gefühle ſetzten ſich auch noch in den Traum hinein fort, als ſie endlich eingeſchlafen war. Sie hörte fortwährend Lärm und Streiten, dann wieder Hilfegeſchrei, ſah gelbe und rote Feuerflammen emporlodern und erwachte endlich, in Schweiß gebadet, mit wüſtem Kopf und zitternden Gliedern. Noch immer raſte der Nordweſt, ein blinkender Mondſtrahl, ſcharf wie ein Meſſer, ſchnitt über ihr Kopfkiſſen. Noch lang nicht Tag! Und wie ſie die Augen zumachte, kam Uſche Queren in die Thür, nicht lebendig, ſondern wie ſie jetzt unten auf dem Bett lag. Elſabe mußte aufſtehen und Waſſer trinken. Dann aber kam Leferenz Olf und nahm ſie in ſeinen Arm, und ſie fühlte deutlich die Wärme ſeines Körpers in den ihren hinüberrieſeln und ſein Herz nah dem ihren ſchlagen, wie in dem Gartenhäuschen. Aber ſie waren nicht dort, in der Bucht draußen unter den Weiden ſaßen ſie, deutlich erkannte ſie jeden Baum, auch den ganz hohlen, an dem immer im Sommer einige von den großen blanken, blaugrün ſchillernden Moſchusböcken auf und ab krochen. „Wat kloppt denn dar?“ fragte Leferenz auf einmal. „Vadder makt Di 'n ſchönen Ewer, weetſt Du dat noch nich, Du Drömklaas?“ Das antwortete ſie und wunderte ſich ſelbſt darüber, denn ſie wußte ja recht gut, daß dort unten nur ganz ſelten noch gearbeitet wurde. Leferenz erwiderte denn auch pünktlich: „Wenn't wahr is.“ Und dann lachten ſie beide, aber mitten darin legte es ſich ſchwer wie ein Stein auf ihre Bruſt, und jemand ſprach ihr ins Ohr: „In'n Truerhus, in'n Dodenhus! Pfui!“ Es klang ſo nah, ſo deutlich jedes Wort, daß ſie davon erwachte und ſich erſchrocken umſah. Es war Morgen; fahlgelb, mit zerriſſenen Wolken ſtand der Himmel vor ihrem kleinen Dachfenſter, es ſtürmte immer noch, und die Kammer war ſo kalt, ſo durchlüftet, als wären die Wände von Papier. „Ein warmer Kaffee könnte uns allen gut thun, Mutter hat geſtern ſo wenig gegeſſen, nicht das Nennen wert,“ dachte ſie. Mietje ſchlief noch feſt, nur die Augen guckten heraus und das blonde, feuchte Stirnhaar; es mußte noch früh ſein. Sie zog ſich notdürftig an, ſchlich die knarrenden Stufen hinunter und zündete das Küchenfeuer an. Als ſie an die Stubenthür der Verſtorbenen ſtreifte, ſo daß der Meſſingdrücker ihren nackten Vorderarm berührte, ſchauderte ſie zuſammen und warf unruhige Blicke um ſich. Es war ſo öde und ſtill im Hauſe, als ſei nicht bloß Uſche Queren geſtorben. Was ſie wohl geſtern Abend mit ihr gemacht haben, Wiſche und die fremde Frau? dachte ſie; und dann ergriff ſie eine widerwillige Neugier, in die Stube zu blicken. Sie horchte erſt vor der Thür, dann drückte ſie auf die Meſſingklinke und ſtellte ſich mit klopfendem Herzen auf die Schwelle. Es ſah aus, wie bei einem Umzuge, alles von den Wänden gerückt, weiße Tücher hingen umher, das Bett war ausgeräumt bis auf den Sprungfederrahmen, auf den Tante Uſche immer ſo ſtolz geweſen war. Sie hatte ihn ſchon beſeſſen, als noch alles in Blankeneſe auf Strohſäcken geſchlafen hatte. Das lange, weiß verhüllte, ſtarre Etwas, das dort auf dem grau und rot geſtreiften Drell lag, war — ſie. Elſabe ging zaghaft näher. Ein Gefühl von Erbarmen ſchmolz ihr Herz. Und während ſie dann ſachte die Thür hinter ſich ſchloß, den Kaffee mahlte und in dem breiten Meſſingkeſſel kochte, mußte ſie denken, wie die Tote die Nacht dort gelegen, allein und nackt, und von niemand betrauert. Und ein faſt verwiſchtes Bild aus früher Kindheit trat vor ihre Seele, — da war ihre kleine Schweſter geſtorben, noch nicht ſo alt wie Mietje, ein zartes, blaſſes Kind. Tagelang hatten ſie, die Geſchwiſter, die Kranke nicht mehr zu ſehen bekommen, aber wie war ihre Mutter herumgegangen, immer mit roten, geſchwollenen Augen, immer mit dem Taſchentuch. Und als es hieß, „unſere Anna iſt eingeſchlafen,“ da hatten ſich Vater und Mutter laut gezankt, denn jedes wollte bei der kleinen Leiche wachen. „Du büſt je ook man Haut un Knaken,“ hatte ihr Vater geſagt, aber immer hatte die Mutter gebeten und geweint: ſo lange das Kind noch über der Erde ſei, könne ſie es nicht verlaſſen. Und dann waren ſie gerufen worden und hatten Klein-Anna noch einmal geſehen; ein langes blankes, weißes Kittelchen hatte ſie angehabt und um den Kopf einen Blumenkranz und in den gefalteten Händen zwei ſchöne weiße Roſen. Und rundum hatten Lichter gebrannt, obgleich es heller Tag war, und immer neue Beſucher waren gekommen und hatten mit Schluchzen und Seufzen Kränze und Blumen hingelegt. So fremd und ſchön, nicht wie ihre kleine Schweſter, die immer ſo leicht weinte, wie Schneewittchen in ihrem gläſernen Sarg ſähe ſie aus, ſagte die Doktorsfrau, aber es hatte ihre Mutter nicht getröſtet; noch viele Wochen hatte ſie geweint, und ſie weinte noch heute, wenn jemand von dem Kinde ſprach, und erzählte von ihm an ſeinem Geburts- und an ſeinem Sterbetage.

Elſabe weckte ihre Mutter mit dem friſchen Kaffee; ſie merkte aber wiederum, wie verlegen, unzufrieden, unwillig die Mutter ſie behandelte. Sie ſprach kein Wort über den vergangenen Tag, aber ſie ſeufzte: „Was wird uns der heutige bringen?“ Früh ſchon erſchien der Tiſchler, um das Maß für den Sarg zu nehmen. Der Papagei ſchrie: „Eins, zwei, drei, hurra!“ es war aber nur Hunger, er war geſtern vernachläſſigt worden. Ganz verſtört brachte ihn Elſabe zum Schweigen.

Um die Mittagszeit kam wieder ein Mann, der brachte ein ganzes Buch voll Photographieen zum Ausſuchen, lauter Särge, „vom Einfachſten bis zum Eleganteſten,“ wie er ſagte. Er war verdutzt, daß er ſchon zu ſpät gekommen ſei, endlich ließ er doch „für vorkommende Fälle“ ſeine Karte da, es waren Palmzweige und Sargſchilder auf der Rückſeite abgebildet.

„Je, dieſer Sturm,“ ſagte er, als ihm beim Hinaustreten der Hut abflog, „weiter oben zu liegen drei Jollen mitten auf'n Strandweg, und bei Cuxhaven oder Neuwerk is je heut Nacht en Blankneſer Fiſcher geſtrandet — na, das wiſſen Sie woll all, nich? So was ſpricht ſich je flink rum.“ Zufällig blickte er mit ſeinen etwas zudringlichen Augen gerade Elſabe an, als er das erzählte.

Sie fühlte einen Stich im Herzen, das Blut ſchoß ihr ins Geſicht. „Wi weet vun nichs. En Fiſcherewer ut Blankneſe?“

„Ja, dat's keen Wunner,“ bemerkte Frau Eggers, „ick dach hüt Nacht, dar würr' Himmel un Erde vergahn.“

„Un de Fiſcher is 'borgen?“ fragte Elſabe ängſtlich.

Der Reiſende auf Särge zuckte die Achſeln. „Steht noch nichts Genaueres in'n Blatt, na, das hören wir je früh genug.“

Elſabe ließ ihn ſtehen und lief ohne Jacke und Kopftuch von einem Nachbarn zum anderen. Es wußte aber keiner Näheres, nur immer dasſelbe ſagten ſie: ein Fiſcherewer auf Neuwerk, — manche waren ſelbſt in großer Angſt und hofften, von Elſabe Näheres zu erfahren. Es waren die meiſten Hochſeefiſcher draußen. Einige meinten, über Neuwerk ſollten ſie übrigens längſt hinaus ſein, der Zeit nach, am Ende käme es noch ſo, daß es gar kein Blankeneſer, ſondern ein Finkenwärder Ewer ſei. Das ſagten die Unbeteiligten. Elſabe war ſo unruhig, daß ſie kaum beim Eſſen aushalten konnte. Wiſche ſchalt ſie die ganze Zeit, das heißt, ſie machte ſpitzige, boshafte Bemerkungen über Mädchen, die kein Herz für ihre Familie hätten, aber mit Fremden hielten ſie es deſto mehr, ſollten ſich doch ſchämen, ihre ſchöne Schweinskarbonade halb ſtehen zu laſſen „wegen ſolchen Menſchen, der nichts hat und nichts is.“

Plötzlich kam Tiete Eggers nach Hauſe. Er ſah rot und luſtig aus, ſchwang ſeinen Hut mit lebhafter Bewegung vom Kopfe und brachte einen entſchiedenen Weingeruch mit in die Stube. Gegeſſen hatte er ſchon, auch ſetzte er ſich nicht, ſondern lief aufgeregt um ſie herum, lachte Mietje zu und rollte zwölf ſchöne dunkle Apfelſinen über den Küchentiſch.

(Schluß folgt.)

Die unehrliche Konkurrenz.

Von Dr. J. Leuthold.

Im Reichsamt des Innern iſt zur Zeit ein Geſetzentwurf in Vorbereitung, welcher den Auswüchſen der unredlichen Konkurrenz auf legislativem Wege entgegen zu treten beſtimmt iſt. Es iſt erfreulich, daß ſich die Reichsregierung endlich dazu entſchloſſen hat, dieſer Frage ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden, auf deren Regelung von Handelskorporationen und anderen Vertretungen des deutſchen Handelsſtandes ſeit Jahren bereits mit allem Eifer hingedrängt wird.

Für denjenigen, der nur irgendwelchen Einblick in die heutigen wirtſchaftlichen und geſchäftlichen Verhältniſſe hat, beſteht kein Zweifel, daß der deutſche Handel unter dem maßloſen Treiben des modernen Geſchäftsſchwindels, welchem der Richter nach der heutigen Lage der Geſetzgebung mit verſchränkten Armen ruhig zuzuſehen gezwungen iſt, ſchweren Schaden erleidet. Lehrt es doch die tägliche Erfahrung, daß Geſchäftsunternehmer, welche es verſchmähen, zu täuſchenden Mitteln zu greifen, in ihrem Abſatz zurückgehen, und ihren Kundenkreis an den Konkurrenten verlieren, dem ein minder ſkrupulöſes Gewiſſen innewohnt.

Betrachten wir zunächſt das intereſſante Gebiet der ſchwindelhaften Reklame. Die unerfreulichen Erſcheinungen, welcher der Kampf der Gewerbetreibenden um ihre geſchäftliche Exiſtenz in immer ſteigendem Maße zeitigt, werden gerade auf dieſem Gebiete für die weiteſten Kreiſe des Bürgertums von Tag zu Tag ſichtbarer und läſtiger. Man ſchreckt vor den gröbſten Ausſchreitungen der Reklame nicht zurück, und ſelbſt Geſchäftshäuſer, die ſonſt ſoliden Prinzipien huldigten, gewöhnen ſich, um unliebſame Konkurrenzgegner tot zu machen, an Gebahrungen, die zum mindeſten den Namen „unreell“ verdienen. Ein Blick auf die „geleſenſten Tageszeitungen“ zeigt, wie in allen Ecken und Enden die unredliche Reklame lauert. Der Möbelſchwindel, wie er ſich namentlich in Berlin ausgebildet hat, liefert einen kleinen, aber treffenden Beweis dafür. Da kehrt an jedem Tage an einer beſtimmten Stelle der Zeitung, alſo vermutlich gegen ein Jahresinſerat, „die Künſtlerin“ wieder, die „wegen plötzlicher Abreiſe ihr geſamtes Mobiliar zu Spottpreiſen zu veräußern“ gezwungen iſt. Einen merkwürdigen Begriff von der Treuloſigkeit des heutigen Geſchlechts erhält man, wenn man die täglichen „Verlobungs-Auflöſungen“ zu Geſicht bekommt, um deretwegen „elegante Einrichtungen ſpottbillig“ zu verkaufen ſind. Der „Graf von altem Adel,“ der wegen hoher Schulden ſeine koſtbaren Ölgemälde um jeden Preis losſchlagen will, iſt zu einer ſtändigen Rubrik geworden, ebenſo wie die junge Witwe, deren Ehemann immer von neuem eines plötzlichen Todes ſtirbt, wenn ſie die aus einem Schundbazar in Kommiſſion genommenen Möbel an ein harmloſes aus der Provinz zugezogenes junges Ehepaar losgeworden iſt. Den kundigen Thebaner können ja derartige ſtändige Notizen nicht mehr locken, aber neben dieſen giebt es eine Fülle von Ankündigungen, die nicht nur den minder Gewitzigten beſtechen, ſondern aus denen auch der Eingeweihte nur ſchwer die reinlichen von den unreinlichen zu ſcheiden weiß. Als beſonders bedauerliche Beihilfe zu dieſer ſchwindelhaften Reklame iſt diejenige anzuſehen, die im redaktionellen Teil periodiſcher Zeitſchriften und Zeitungen oder unter dem Redaktionsſtrich getrieben wird. Es bedarf keiner Betonung, daß eine derartige unter Verantwortlichkeit des Redakteurs geübte Anpreiſung, namentlich von Fabrikaten und ſogenannten Spezialitäten, gerade deshalb eine beſondere Gefahr nach ſich zieht, weil ſie den Eindruck der Objektivität macht und der Inſerent dabei nicht als der geſchäftlich Intereſſierte erſcheint. Dazu kommen die „großen“ und „gerichtlichen“ Ausverkäufe von „Konkursmaſſen“ und „Brandwaren,“ deren weithin leuchtende Ankündigungen die Hauptſtraßen zieren, und bei denen gegen anſtändige Preiſe dem Leichtgläubigen Schundwaren von gewitzigten Treibern aufgedrängt werden. Hier handelt es ſich immerhin um eine verhältnismäßig mindergefährliche Ausbeutung, gegen die man ſich durch Erfahrung und Kaltblütigkeit in gewiſſem Maße zu ſchützen vermag. Aber mit welchem Raffinement werden gerade in jüngſter Zeit Firmennachahmungen vorgenommen, indem bekannte Firmen mit gewiſſen Änderungen gebraucht werden, die, wenn auch nicht unweſentlich, doch immer ſo täuſchend eingerichtet ſind, daß ſie von dem großen Publikum unbemerkt bleiben.

Eine beſondere Gruppe unter dieſen unlauteren Firmenbezeichnungen nehmen die ſogenannten „Nachtwächterfirmen“ ein, die daher ihren Namen haben, daß ein findiger Elberfelder Kaufmann, um in Konkurrenz gegen das „Seifenpulver nach Vorſchrift von Dr. Thompſon“ treten zu können, einen Nachtwächter Namens Thompſon aufſtöberte, ſich mit dieſem aſſociierte und nun ſein Seifenpulver als „Seifenpulver Thompſon & Cie.“ in Verkehr brachte. Welcher Unfug mit dem Namen „Farina“ getrieben wird, davon weiß das Kölniſche Waſſer ein Liedchen zu ſingen. Köln hat nicht weniger als ſechsunddreißig Firmen mit dieſem Namen aufzuweiſen. Da der Name Farina (Mehl) in Italien nicht allzu ſelten iſt, ſo iſt es für den Kölner Kaufmann nur notwendig, mit irgend einem Vertreter dieſes Geſchlechts, mag er nun Straßenkehrer oder Nachtwächter ſein, einen „Sozietätsvertrag“ einzugehen, ihn gegen ein gutes Trinkgeld zur Hergabe ſeines Namens zu bewegen, um geſetzlich das Recht zu haben, dieſe Firma ſeinen Fabrikaten aufdrücken zu können. Mietet er ſich dann noch einen Bodenraum oder ein Kellergeſchoß in der Nähe des Jülichplatzes, ſo iſt die Welt um einen neuen, allein echten „Farina gegenüber dem Jülichplatz“ reicher. Erſt jüngſt hatte ſich das Reichsgericht auch mit einem Fall zu beſchäftigen gehabt, in welchem ein Leipziger Pianofortefabrikant ſich einen Produktenhändler Namens F. Blüthner gekauft und auf deſſen Namen eine Pianofortefabrik errichtet hatte, um in unehrliche Konkurrenz gegen die Firma Julius Blüthner treten zu können.

Eine der modernſten Errungenſchaften der ſchwindelhaften Konkurrenz iſt die Kunſt, durch allerhand täuſchende Miſchungen Induſtrieerzeugniſſe ſo herzuſtellen, daß ſie äußerlich den Schein vollendetſter Solidität an ſich tragen, bis man erſt beim Gebrauch den „Reinfall“ gewahr wird. Daß in der Seideninduſtrie die künſtlichen Beſchwerungsmittel eine große Rolle ſpielen, daß bei der Schuhfabrikation Kunſtleder und gepreßte Pappe ausgedehnte Verwendung finden, wird manch einer, der bei „ſpottbilligen Ausverkäufen“ nur mit ſchwerem Herzen vorübergehen kann, am eigenen Leibe haben erfahren müſſen. Schlimmer als dieſe Fälſchungen ſind die Kunſtmiſchungen, denen die notwendigen Nahrungs- und Genußmittel vor und bei ihrem Eintritt in den Verkehr unterworfen werden, ohne daß die Geſundheitspolizei dagegen einzuſchreiten vermag. Was heute in Berlin als „Medizinal-Ungarwein“ verkauft wird, das iſt großenteils weder mit einem Medizinmann, noch mit dem Ungarland, noch mit irgend einer Weinſorte jemals in Berührung gekommen. Liköre, Butter, Bier, Tabak: alles iſt der Konkurrenz zum Opfer gefallen, die Billigkeit zum Hauptprinzip gemacht hat, weil ſie — ihr Publikum nur zu gut kennt.

Daß ſich Geſchäftsleute zur Erhöhung ihres Renommees Bezeichnungen zulegen, die ihnen gar nicht zukommen, iſt allbekannt. Hochklingende Firmenprädikate, Wappenabbildungen und prahleriſche Preismedaillen führen das Publikum irre. Der „Medaillenſchwindel“ iſt eine der verbreitetſten geſchäftlichen Unſitten; wie jüngſt von erfahrener Seite bemerkt wurde, wird es, wenn hier nicht eine Änderung eintritt, bald ehrenhafter ſein, gar nicht ausgezeichnet zu ſein.

Durch welche Praktiken und Schliche endlich werden heute wohlerworbene Geſchäfts- und Fabrikgeheimniſſe von unredlichen Konkurrenten ausgebeutet. Die geſammelten geſchäftlichen Beziehungen jeder Art, die erworbenen Kunden, die Bezugsverhältniſſe, die beſonderen Erfahrungen und erfundenen Vorteile des techniſchen und geſchäftlichen Verfahrens: dieſes mit einer Summe von Fleiß und Sorgfalt, Arbeit und ehrlichem Streben im Laufe der Zeit erworbene wertvolle Beſitztum des Geſchäftsherrn, das oft einen größeren Vermögenswert für ihn hat als ſeine körperlichen Vermögensſtücke, iſt ſchutzlos den frivolſten Vertrauensbrüchen preisgegeben, ſofern man nur die Klippen des Strafgeſetzbuchs zu umgehen weiß. Bald werden die Spezialarbeiter einer Fabrik durch höhere Löhne von der Konkurrentin an ſich gelockt, um ihre Kenntnis von den Einrichtungen der Fabrik, der Arbeitsweiſe, den Modellen u. ſ. w. auszunutzen. Bald werden Handlungsgehilfen veranlaßt, das Kundenverzeichnis des Prinzipals und die einlaufenden Angebote in Abſchrift mitzuteilen. Bald treten ſelbſtändige Kaufleute ſelbſt auf kurze Zeit in ein Dienſtverhältnis zu ihrem Konkurrenten, um die Lieferanten und Abſatzquellen desſelben zu erforſchen und ſich alsdann dieſelben bei Errichtung eines Geſchäfts an demſelben Orte zu nutze zu machen. Es werden aus chemiſchen Fabriken und in Webereien fortgeſetzt Klagen laut, daß teuer erworbene Miſchungen und Muſterzeichnungen heimlich an Konkurrenzfirmen zu Spottpreiſen abgegeben werden, ſo daß dieſe in der Lage ſind, dieſelben Fabrikate billiger herzuſtellen als die rechtmäßigen Eigentümer derſelben. Ja, wie ein Gutachten der Handelskammer zu Mannheim beſagt, hat ſich in Deutſchland ſchon eine Art Organiſation zur Ausbeutung von Gewerbegeheimniſſen gebildet, indem es Geſchäfte giebt, die gewerbsmäßig Muſterzeichnungen, Kundenliſten, Bezugsquellen u. ſ. w. auf illoyalem Wege erwerben, um ſie gegen Entgelt weiterzugeben.

Fragen wir nun, auf welchem Wege dieſem ſchrankenloſen Treiben Ziel und Damm geſetzt werden kann, ſo wird man ſich nicht verhehlen dürfen, daß gerade auf dieſem Gebiete die Selbſthilfe Bedeutendes erreichen kann, und zwar iſt hier beſonders die Selbſthilfe wirtſchaftlicher Vereinigungen am Platze. Durch die Preſſe und in Verſammlungen wird man die beſonders kraſſen Fälle unlauterer Reklame rückſichtslos aufdecken müſſen. Praktiſche Aufklärung durch Wort und Schrift, eine zielbewußt auf die Läuterung der geſchäftlichen Moral und Bloßſtellung aller unſauberen Elemente gerichtete gemeinſchaftliche Thätigkeit wird viel Gutes zu ſtiften vermögen. Aber allein der Übermacht der unlauteren Konkurrenz entgegenzutreten, dazu iſt die Selbſthilfe keineswegs ausreichend. Bei dem innigen Verhältnis, in welchem die Formen des geſchäftlichen Lebens mit unſerer geſamten volkswirtſchaftlichen Entwickelung ſtehen, darf die Staatsgewalt den Auswüchſen des geſchäftlichen Verkehrs nicht müßig gegenüberſtehen. Es iſt eine Pflicht der Rechtsordnung, nicht nur den Verſtändigen, deſſen Bildungs- und Faſſungsvermögen ihn über das argloſe Durchſchnittspublikum erhebt, ſondern gerade den minder Gewitzigten gegen Ausbeutung ſeiner Gutgläubigkeit zu ſchützen. Und eine ebenſo hohe Pflicht iſt es, den Redlichen vor dem Unredlichen zu wahren; zu verhüten, daß derjenige, welcher ſich ſolider Grundſätze befleißigt, von den minder gewiſſenhaften Konkurrenten durch unlautere, auf Lüge und Täuſchung beruhende Mittel um ſeine ganze Exiſtenz gebracht wird.

Erſcheint daher der Ruf nach geſetzgeberiſcher Hilfe grundſätzlich auch gerechtfertigt, ſo bleibt doch die zweite große Frage: in welchem Umfange ſich ein geſetzgeberiſches Einſchreiten gerechtfertigt erweiſt, ob ferner gerade dem Kriminalrichter hier die machtgebende Rolle zufällt.

Dasjenige Land, welches zum Ausgangspunkt der ganzen Bewegung gegen die concurrence déloyale geworden iſt, welches noch heute die unredliche Reklame auf das wirkſamſte bekämpft, ohne daß bisher etwas von einer Benachteiligung des legitimen Verkehrs laut geworden iſt — iſt Frankreich. Dort weiß man aber von einer ſtrafrechtlichen Ahndung nichts. Die franzöſiſche Rechtſprechung hat einzig mit Hilfe von zwei unweſentlichen Paragraphen des code civil ein Syſtem privater Schadenserſatzanſprüche aufgebaut, die geeignet ſind, den unlauteren Wettbewerb in ſeinen mannigfachen Geſtalten zu treffen. Artikel 1382 des code civil lautet nämlich: „Jedwede Handlung eines Menſchen, die einem anderen Schaden verurſacht, verpflichtet denjenigen, durch deſſen Verſchulden der Schaden entſtanden iſt, zum Erſatz desſelben,“ und Artikel 1383: „Jeder iſt für den Schaden verantwortlich, welchen er durch ſeine Handlung oder auch nur durch ſeine Nachläſſigkeit verurſacht hat.“

Dieſe Grundſätze hat die franzöſiſche Rechtſprechung in überaus ſcharfſinniger Ausgeſtaltung auf den geſchäftlichen und gewerblichen Verkehr in Anwendung gebracht. Als Überſchreitung des Konkurrenzrechtes gilt jedes Mittel zur Täuſchung des Verkehres, ſowie zur Verdrängung des Mitbewerbers. Der Richter unterſagt die unlautere Handlung und ſetzt den Schaden nach ſeinem Ermeſſen feſt. Die Einführung derartiger civilrechtlicher Normen wird daher in erſter Linie von unſerer Geſetzgebung erſtrebt werden müſſen. In zweiter Linie wird man eine Strafvorſchrift namentlich in denjenigen Fällen nicht umgehen können, in welchen eine auf Täuſchung berechnete Verletzung der ſittlichen und öffentlichen Intereſſen vorliegt. Wir haben hierbei vor allem die gefährlichen Firmennachahmungen, ſowie die bewußte und auf Bereicherung berechnete Verletzung fremder Geheimniſſe oder die gewinnſüchtige Verleitung hierzu im Auge. In dieſen Fällen iſt auch der Strafrichter am rechten Ort.

Die heilige Cäcilie.

Von Profeſſor Dr. Friedrich Loofs.

(Abdruck verboten.)

I.

Der 22. November iſt der Tag der heiligen Cäcilie. Wer war dieſe Heilige? Die Frage ſcheint überflüſſig. Denn wer kennt nicht, wenn auch nur aus Stichen oder durch die Kopie im Dresdener Muſeum, Raffaels weltbekanntes Gemälde in Bologna! Scheint es nicht vernehmlich eine ganze Geſchichte zu erzählen? Theodor Körner hat dem Bilde ſie abgelauſcht in einem kurzen Gedichte:

Noch im Beginnen war der neue Glaube,
Noch ſchlief der Keim in vielen unbewußt,
Doch flammte längſt ſchon in Cäciliens Bruſt
Das heil'ge Streben aufwärts aus dem Staube.

Von frommer Sehnſucht war ihr Herz durchglüht,
Sie huldigte in milder, zarter Schöne,
Als Meiſterin in jeder Kunſt der Töne,
Dem Glauben ihr begeiſtert' Lied.

Und als ſie einſt in tiefen Harmonieen,
Ergriffen von dem liederreichen Drang,
Der ew'gen Liebe ihre Hymnen ſang,
Vernahm ſie wunderſame Melodieen:

Sie blickt empor mit frommem Ungeſtüm:
Da öffnen ſich des Himmels goldne Pforten,
Und es erklingt in heiligen Akkorden
Das Siegeslied der Seraphim.

Und ſchnell zerreißt ſie ihrer Harfe Saiten,
Errötet ſtill in jungfräulicher Scham:
Da ſie das Lied der Himmliſchen vernahm,
Mag ſie ſich nicht an ird'ſchen Tönen weiden.

In ſüßer Wehmut bricht ihr frommes Herz,
Die Sängerin muß nach den Liedern ziehen —
Und, aufgelöſt in heil'gen Harmonieen,
Fliegt ihre Seele himmelwärts.

Ähnliches hat, auch ohne Körners Anleitung, vielleicht ſchon mancher aus jenem wunderbaren Bilde herausgeleſen. Aber iſt dieſe heilige Cäcilie, die Perſonifikation der muſikaliſchen Andacht —, iſt ſie die Heilige des Kalenders? Erſcheint ſie nicht gar zu ſehr als eine moderne Geſtalt, um im chriſtlichen Altertum untergebracht werden zu können? Dieſelbe Heilige iſt's allerdings; aber ſpät erſt hat ſich, wie wir ſehen werden, ihre muſikaliſche Anlage entwickelt. Ihr kirchliches Bild zeigt zunächſt gar andere Züge.

In Rom, im transtiberiniſchen Viertel, iſt das Hauptheiligtum der heil. Cäcilie. An derſelben Stelle, an der ſchon im V. Jahrhundert eine Cäcilienkirche ſtand, erhebt ſich noch heute ein gleichnamiger Bau: ein Umbau des vorigen Jahrhunderts. Die Kirche bietet wenig Sehenswertes. Und doch ſcheut auch mancher proteſtantiſche Rompilger den Weg durch die unfreundlichen Straßen Trasteveres nicht, um ſie zu beſuchen. Nicht die Grabſtätte der Heiligen, aber ihr künſtleriſcher Schmuck iſt's, der dazu einladet: am hohen Chore, vor der Grabſtätte unter dem Hochaltar, ſieht man ein Meiſterwerk der verfallenden Renaiſſancekunſt, die Cäcilienſtatue des Stefano Maderno (1571—1636). Liegend, in gewöhnlicher Kleidung iſt die Heilige dargeſtellt, wie ſchlafend — auf der rechten Seite ruhend, das Geſicht faſt unſichtbar infolge ſtarker Rechtswendung des Kopfes. Man könnte denken, die Statue ſtelle ein Mädchen dar, das, auf dem Raſen eingeſchlafen, den Kopf in das Gras vergräbt, wäre es nicht glatter Stein, auf dem die Heilige ruht, und zeigte nicht der Hals bei näherem Zuſehen eine wie eine Kette ihn umziehende Schnittwunde. Keine Geige, keine Flöte, keine Handorgel liegt neben der Heiligen. Raffaels heil. Cäcilie würde niemand wiedererkennen. Und doch iſt's die heil. Cäcilie. Des Künſtlers Inſchrift ſelbſt erklärt dies. Sie iſt lateiniſch. Deutſch lautet ſie: „Siehe, in dieſem Marmor ſtelle ich dar das Bild der heiligſten Jungfrau Cäcilia, in derſelben Lage, in der ich ſie ſelbſt unverſehrt in ihrem Grabe geſehen habe."

Iſt das ein Künſtlerſcherz mit dem Heiligen an heiligem Orte? O nein! Selbſt die Fremdenführer — auch der Baedeker — berichten, ſo wie die Heilige daliege im Marmorbild des Künſtlers, ſo ſei ſie 821 von Papſt Paſchalis I. in einer der altchriſtlichen Grabkammern, in den Katakomben, gefunden worden, ebenſo habe man ſie noch geſehen, als im Jahre 1599 laut urkundlicher Nachricht im Beiſein päpſtlicher Bevollmächtigten der Sarg geöffnet wurde. Und ein gut katholiſcher Führer — gleichviel ob Buch, oder Menſch — wird hinzuſetzen, ebenſo habe ſie einſt auf dem Steinflies ihres Badezimmers gelegen, als die Streiche des Henkers ihr den Märtyrertod gebracht hatten. Ja, wenn der Führer geſcheit iſt, wird er noch mehr zu berichten wiſſen. Er wird erzählen, daß vor einem Menſchenalter der berühmte, kürzlich verſtorbene päpſtliche Archäologe Giovanni Battiſta de Roſſi in den Katakomben auch die Stelle gefunden habe, wo die Heilige bis zum IX. Jahrhundert ihre Ruheſtätte gehabt habe.

Dem Beſchauer werden ſolche Belehrungen mehr Rätſel aufgeben als löſen. Iſt das alles wahr? Iſt dieſe Märtyrin Cäcilia die Cäcilie Raffaels, die Patronin der Muſik? Auf ſolche Fragen, wie ſie durch Raffaels Bild und Stefano Madernos Statue mit ihrer Inſchrift angeregt werden, ſollen die folgenden Zeilen eine Antwort zu geben verſuchen.

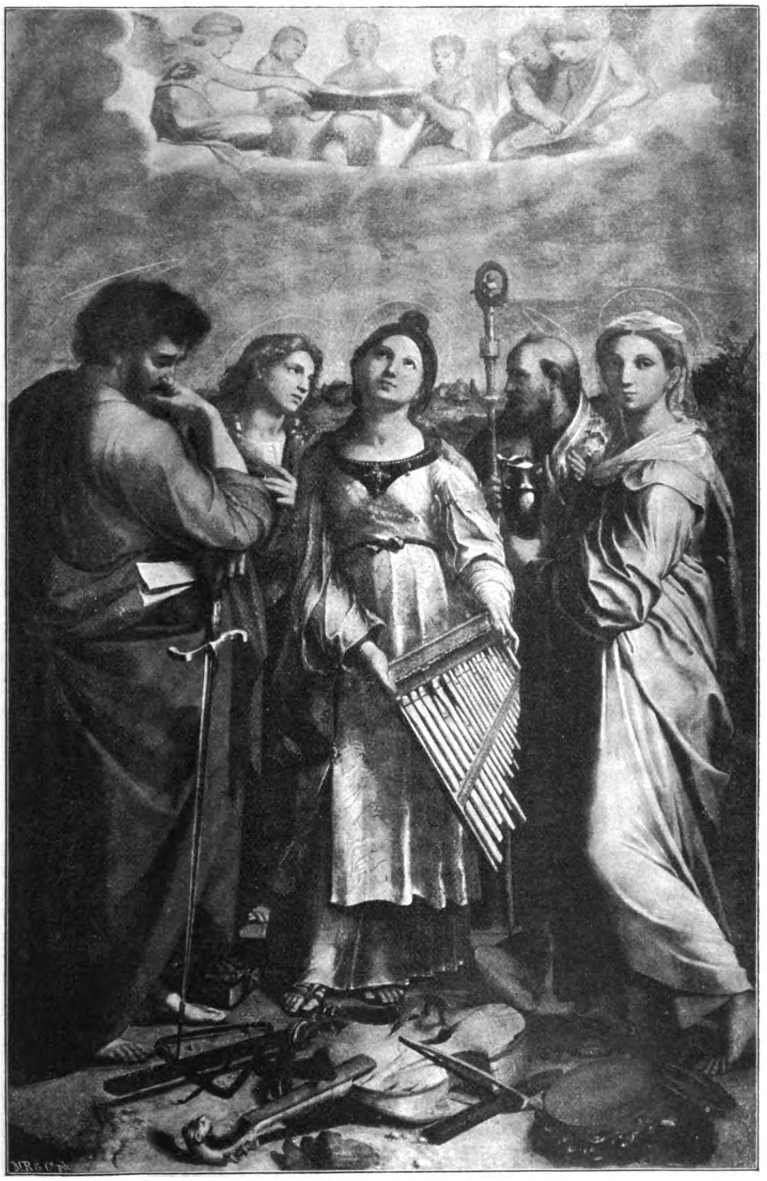
Wer war die heil. Cäcilie? Wann lebte ſie? Was hat ſie erfahren? So werden die Leſer zuerſt fragen. Wir ſind dieſer Frage gegenüber zunächſt an die alten Berichte gewieſen. Es gibt eine alte lateiniſche Lebensbeſchreibung der Heiligen, die uns in mehr als dreißig Handſchriften aus der Zeit ſeit dem IX. Jahrhundert erhalten iſt. Die drei einzigen Drucke dieſer Lebensbeſchreibung ſind ſelten. Mir ſtand der Druck zur Verfügung, den 1722 der gelehrte Oratorianermönch Laderchi ſeinem fauſtdicken Buche über die heil. Cäcilia einverleibt hat. Ich fand dies Buch in einer unſerer beſten Stadtbibliotheken ebenſo, wie man einſt die Heilige im Grabe gefunden haben ſoll: ſo unverſehrt, als wäre erſt tags vorher die Beiſetzung geweſen. Cäcilia, ſo erzählt dieſe alte Lebensbeſchreibung, war eine adlige römiſche Jungfrau zur Zeit des römiſchen Biſchofs Urban (229—230 n. Chr.), reicher Eltern Kind, die Braut eines vornehmen heidniſchen Jünglings, Valerianus. Die Verlobung war nach der Eltern Wunſch und der Neigung der Jungfrau gemäß geweſen. Dennoch war Cäcilia nicht froh an ihrem Hochzeitsmorgen. Was ſtörte ſie? Von Immermann haben wir ein Gedicht, „Sancta Cäcilia" überſchrieben, das die Stimmung, in der die Heilige ſich befand, zu ſchildern ſucht:

„In ihrer Kammer weinet
Cäcilia, die Maid,
Den Brautkranz in den Haaren,
Im Herzen ſchweres Leid:

Ich war für mich ſo glücklich,
Alleine früh und ſpat —
Nun ſoll mit fremdem Manne
Ich gehn auf ſeinem Pfad.

Ich diente Tages Gotte,
Schlief abends ruhig ein —
Nun ſoll ich eines andren
In andrer Weiſe ſein" u. ſ. w.

Dieſe Verſe knüpfen zwar an das an, was die alte Lebensbeſchreibung berichtet; aber ſie ſind zu modern gedacht, um ihren Sinn ganz zu treffen. Das war's: dem Herrn Chriſto wollte die Jungfrau ganz ſich zu eigen geben; einem anderen, und noch dazu einem Heiden zu gehören, das ſchien ihr unverträglich damit zu ſein. Doch die Liebe zu ihren Eltern und ihrem Bräutigam hinderte ſie ihres Herzens Gedanken zu offenbaren. Aber verſtohlen trug ſie ein härenes Gewand unter ihrem golddurchwirkten Hochzeitskleide, und während die Hochzeitsmuſik ertönte, erklangen in ihrem Herzen verborgen gar andere Töne: ſie bat um Gottes Hilfe zur Erreichung ihrer Wünſche. Dies Gebet ward erhört, noch in letzter Stunde gewann die Jungfrau den Mut, ihrem Bräutigam ihre Wünſche zu entdecken. Ein Engel, ſo ſagte ſie ihm, bewache eiferſüchtig ihre Schritte, und der werde nicht dulden, daß irgend ein Menſch dem Herrn Chriſto ſie entreiße. Der Jüngling war großherzig genug, zurücktreten zu wollen. Nur eine ſehr begreifliche Forderung machte er geltend: er wollte den Engel ſehen, der ſtörend ſeinen Lebenspfad durchkreuzte. Das könne geſchehen, antwortet Cäcilia; er müſſe ſich taufen laſſen, dann würden ſeine Augen aufgethan werden, daß er ſähe, was ihm nun verhüllt ſei. Cäcilia beginnt dann ſogleich ihren Bräutigam über den Glauben der Chriſten zu unterrichten — nebenbei geſagt: in einer Weiſe, die heutzutage weder von einem Biſchof noch von einem Konſiſtorialrat für genügend würde gehalten werden — und ſchickt ihn dann zu den Armen vor den Thoren der Stadt. Denen ſei ſie wohlbekannt, von ihnen möge Valerian zum Papſte Urban ſich führen laſſen. Valerian thut, wie ihm geraten war, und Urban tauft ihn nach einer weiteren kurzen Belehrung. Noch in ſeinem weißen Taufkleide eilt dann der Jüngling zurück zu ſeiner einſtigen Braut. In der That, nun ſieht er den Engel: eine glänzende Lichtgeſtalt mit zwei Kränzen in der Hand, die aus Roſen und Lilien gewoben ſind. Dem Brautpaar, das von himmliſcher Liebe erfüllt, auf irdiſches Glück verzichtet, bringt der Engel dieſe Kränze als einen Gruß aus Gottes Paradieſesgarten. Dazu fragt er den Valerian, was er ſich wünſche; ſein himmliſcher Vater werde es ihm geben. Valerian bittet um die Bekehrung ſeines Bruders Tiburtius. Die Bitte wird gewährt: es gelingt dem Valerian und der Cäcilia, durch lange Reden, in denen der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung ſeine theologiſche Bildung an den Mann bringt, den Tiburtius zum Chriſtentum herüberzuziehen: Biſchof Urban tauft auch ihn.



Raffaels heilige Cäcilia. In der Akademie zu Bologna.

Nun eilt die Lebensbeſchreibung ſchnell dem Ende zu. Der damalige Stadtpräfekt, Turcius Almachius, ſo erzählt ſie, ſei ein erbitterter Feind der Chriſten geweſen. Nicht zufrieden, viele von ihnen zu töten, habe er befohlen, die Getöteten unbeerdigt zu laſſen. Valerian und Tiburtius aber thaten ihren chriſtlichen Brüdern und Schweſtern Antigonedienſte; täglich machten ſie ſich zu thun mit ſolcher Fürſorge für die Märtyrer. Das ward dem Präfekten hinterbracht; die Brüder werden vor Gericht gezogen und nach langen Verhandlungen, die mehr den Charakter einer theologiſchen Disputation, als den eines gerichtlichen Verhörs tragen, zum Tode verurteilt. Ein Polizeioffizier, Maximus mit Namen, wird mit der Ausführung des Urteils beauftragt. Mitleid mit der Jugend der Verurteilten weckt in dieſem ein Intereſſe für ihren Glauben: Valerian und Tiburtius bekehren den Maximus. Sie werden enthauptet, Maximus, wird zu Tode gegeißelt. Cäcilia ſorgt für die Beiſetzung der drei Märtyrer — und folgt alsbald ihnen nach in den Tod.

Der Präfekt nämlich läßt auch ſie auffordern, durch ein Opfer an die Götter ihrem Chriſtentum zu entſagen. Sie weigert ſich dieſer Zumutung, hält bei der Gelegenheit den Schergen und dem am Tempel verſammelten Volke eine fulminante Bekehrungspredigt und beſtellt die Bekehrten zur Taufe in ihr Haus. Papſt Urban erſcheint dort; mehr als 400 Heiden werden getauft. Aber dieſem Höhepunkte in Cäcilias Leben folgt bald ihr Ende. Der Präfekt läßt die Jungfrau vor ſich kommen und verſucht vergeblich, ſie zum Opfern zu nötigen. Die Jungfrau weiſt nicht nur das Opfern weit ab, ſondern hält nun auch vor dem Präfekten ſelbſt eine eindringliche Predigt. Damit war ihr Schickſal entſchieden. Es wird ſo ſchrecklich geſchildert, daß das Nacherzählen grauſig wäre, wenn ſolche Erzählung die Leſer einer furchtbaren geſchichtlichen Wirklichkeit gegenüberſtellte. Doch wir haben es zunächſt nur mit der Phantaſie eines Legendenſchreibers zu thun. Der Präfekt befiehlt, die Jungfrau ſolle in dem Badezimmer ihres Palaſtes durch Überheizung desſelben getötet werden. Doch o Wunder! Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht befindet ſie ſich in der furchtbaren Glut ſo wohl, als ſäße ſie in der ſchattigſten Kühle. Nun wird ein Scharfrichter geſandt. Dreimal ſchwingt er das Beil auf den Hals der Jungfrau — ein vierter Verſuch wäre gegen das Geſetz geweſen. Tödlich verwundet, lebt die Märtyrin noch drei Tage inmitten der Klagen und der Bewunderung derer, die ſich um ſie verſammeln. Auch Biſchof Urban kommt, um von ihr Abſchied zu nehmen. Er begräbt alsdann den heiligen Leib neben ſeinen Amtsvorgängern und weiht das Haus der Märtyrin für ewige Zeiten zu einer Kirche der heiligen Cäcilia.

So die Lebensbeſchreibung. Eine Antwort auf die Frage, wer die heilige Cäcilie war und was ſie erfahren, haben wir durch ſie noch nicht erhalten. „Was iſt berichtet?“ ſo fragt die geſchichtliche Forſchung zunächſt. „Was iſt geſchehen?“ dieſe Frage kann erſt an zweiter Stelle beantwortet werden, und zwar nur nach genauer „Kritik“, nach genauer „Prüfung“ deſſen, was berichtet iſt. Eine ſolche Kritik hat an dieſer Lebensbeſchreibung der heiligen Cäcilia gar vielerlei auszuſetzen. Zunächſt nämlich kann man mit ziemlicher Sicherheit feſtſtellen, daß der Bericht, den wir kennen gelernt haben, erſt im endenden V. Jahrhundert entſtanden ſein kann. Das iſt um ſo verdächtiger, weil ältere Kunde über die heilige Cäcilia überhaupt nicht vorliegt. Nicht minder gravierend ſind ſodann die Reſultate einer ſachlichen Kritik des Berichteten. Von den mancherlei undenkbaren Wundern, die in den Bericht verwoben ſind, will ich ſchweigen; ſie beweiſen noch nicht die Ungeſchichtlichkeit der ganzen Erzählung. Denn in vielen Legenden ſind dergleichen Wunderberichte mit guter geſchichtlicher Erinnerung verflochten. Anderes iſt beweiſender. Zur Zeit des römiſchen Biſchofs Urban, während deſſen Amtszeit Cäcilia geſtorben ſein ſoll, regierte der chriſtenfreundlichſte der römiſchen Cäſaren, den wir kennen: Alexander Severus. Während ſeiner Regierungszeit kann eine Verfolgung der Chriſten wie die, von der das Leben der heil. Cäcilia berichtet, eine Verfolgung, in der es täglich Märtyrer zu beſtatten gab, überhaupt nicht ſtattgefunden haben. Ferner iſt die Art der Todesſtrafe, welche der Präfekt verhängt, völlig beiſpiellos. Auch der Name des Stadtpräfekten ſelbſt iſt höchſt verdächtig. Daß wir einen Stadtpräfekten Turcius Almachius ſonſt nicht kennen, will freilich nicht viel ſagen: wir kennen nicht alle römiſchen Stadtpräfekten. Bedenklich aber iſt ein anderer Umſtand: die Turcier ſind eine bekannte Familie des IV. und V. Jahrhunderts, bekannt durch zähes Feſthalten am Heidentum. Wäre der Name des Präfekten erdichtet, ſo wäre die Annahme gleicher Entſtehung auch der ganzen Geſchichte nicht unſtatthaft. Ja — das iſt der gewichtigſte Einwand gegen die Erzählung —, dieſe Annahme wird für den erſten Teil der Legende geradezu empfohlen, weil dieſer ſich aufs engſte mit dem berührt, was ein afrikaniſcher Schriftſteller des endenden V. Jahrhunderts, ein Schriftſteller, den der Verfaſſer der Cäcilienlegende gekannt zu haben ſcheint, von einer chriſtlichen Sklavin ſeiner Zeit, Maxima mit Namen, ihrem Bräutigam Martinian und deſſen zwei Brüdern erzählt. — Dem Berichte über den Tod der Cäcilia und ihrer Genoſſen, der in jener afrikaniſchen Geſchichte keine Parallelen hat, kann freilich trotz alledem Thatſächliches zu Grunde liegen. Allein wer mag auf durchaus verdächtige Nachrichten eine geſchichtliche Erzählung aufbauen! Und durchaus verdächtig iſt, wie ſich gezeigt hat, jedenfalls die ganze Lebensbeſchreibung der heiligen Cäcilia.

Doch kein Bericht, auch der ſagenhafteſte nicht, iſt völlig wertlos. Über die Zeit, in der er entſtand, kann er ſtets etwas lehren. So iſt's auch hier. Das Leben der heiligen Cäcilia beweiſt — der Leſer erinnere ſich, bitte, an den Schluß desſelben —, daß es ſchon im endenden V. Jahrhundert eine Cäcilienkirche in Rom gegeben hat. Dies beſtätigt ſich für das Jahr 499 auch anderweitig. Und daß man im VI. Jahrhundert in Rom am 22. November ein Cäcilienfeſt gefeiert hat, iſt gleichfalls durch andere Quellen ſicher geſtellt. Die heilige Cäcilie kann deshalb nicht erſt der Lebensbeſchreibung ihr Daſein verdanken: die von dieſer vorausgeſetzte Cäcilienkirche und das gewiß der Kirche mindeſtens gleichaltrige Cäcilienfeſt, beides weiſt mit Notwendigkeit darauf hin, daß man ſchon vor dem endenden V. Jahrhundert irgend einen thatſächlichen Anlaß gehabt haben muß, das Andenken einer heiligen Cäcilia zu feiern. Welcher Art mag dieſer Anlaß geweſen ſein? Die Lebensbeſchreibung enthält eine Nachricht, die in dieſem Zuſammenhange wichtig wird. Sie berichtet, wie oben geſagt iſt, Papſt Urban habe die Heilige „neben ſeinen Amtsvorgängern“ beigeſetzt. Iſt auch dies vielleicht nur fromme Dichtung? Oder kannte man wirklich im endenden V. Jahrhundert die Grabſtätte einer heil. Cäcilia in der Nähe der Papſtgräber des III. Jahrhunderts?

Für die Beantwortung dieſer Frage ſind die Ausgrabungen in den römiſchen Katakomben von entſcheidender Wichtigkeit geworden. Die römiſchen Chriſten der erſten vier Jahrhunderte haben ihre Toten in unterirdiſchen Grabanlagen beſtattet. Einer Totenſtadt gleich, umlagern dieſe Anlagen die Stadt der Lebendigen. Den Straßen oben gleichen die engen Gänge unten, die ſich kreuzen und ſchneiden wie oben, oft auch in mehreren Etagen übereinander lagern. Den Häuſern droben entſprechen unten die Grabkammern. In die Wände dieſer Grabkammern und in die Wände der Gänge ſind die eigentlichen Gräber meiſt ſchubladenförmig — ſeltener niſchenartig eingehauen. Von der Ausdehnung dieſer Anlagen können nur Zahlen einen Begriff geben: nach der Berechnung eines römiſchen Archäologen würden alle bekannten Gänge der unterirdiſchen Grabanlagen aneinandergereiht eine Linie von 876 Kilometer Länge bilden, eine Linie faſt ſo lang wie die ganze Halbinſel Italien. — Bis zu Anfang des V. Jahrhunderts in Gebrauch, dann eine immer mehr vernachläſſigte Stätte für die Andacht der Wallfahrer, ſind dieſe unterirdiſchen Grabanlagen Roms, die „Katakomben“, während des Mittelalters faſt völlig in Vergeſſenheit geraten. Im Jahre 1578 wurden ſie, d. h. zunächſt einzelne Anlagen, neu entdeckt, und ſchon bald darauf haben eifrige Ausgrabungsarbeiten begonnen. Doch während des XVII. Jahrhunderts gerieten dieſe Arbeiten völlig ins Stocken. Auch das vorige Jahrhundert hat wenig gethan. Erſt in unſerem Jahrhundert ſind die Ausgrabungen in energiſcher, ernſter und würdiger Weiſe wieder in Angriff genommen, und vor allen anderen war es der ſchon genannte römiſche Archäologe de Roſſi, der durch ſeine Arbeit in den Katakomben ſich ein bleibendes Denkmal geſetzt hat. — Die bedeutendſte und wichtigſte der Katakomben, die er neu erſchloſſen hat, iſt die im Süden der Stadt, an der alten Via Appia belegene Katakombe von S. Calliſto, ſo genannt nach dem römiſchen Biſchof Calixt, dem im Anfange des III. Jahrhunderts von ſeinem Amtsvorgänger Zephyrin die Verwaltung und vermutlich auch der Ausbau dieſer Grabanlage übergeben war. Seit 1849 durch de Roſſi erforſcht, darf dieſe Katakombe jetzt als die bekannteſte von allen gelten. Nicht deshalb, weil ſie unter Führung dort ſtationierter Mönche gegenwärtig jedem Beſucher der ewigen Stadt zugänglich iſt: bei dieſem Umhergeführtwerden in den dunklen Gängen ſieht man nur einzelnes, ohne einen Überblick zu erhalten. Wohl aber deshalb, weil die drei in den Jahren 1864—1877 erſchienenen Foliobände der „**Roma sotteranea**“ de Roſſis mit ihren Abbildungen ein bequemes Studium dieſer Katakombe ermöglicht haben. In dieſer Calixtkatakombe fand de Roſſi 1854 die berühmte „Papſtkrypte“, eine Grabkammer, einem kleinen Zimmer gleich, in der mehrere Päpſte des III. Jahrhunderts ihre Ruheſtätte gefunden haben. Die Gräber waren freilich längſt erbrochen, die Reliquien in den Kirchen untergebracht. Daß aber dieſe Grabkammer wirklich die in der Litteratur mehrfach genannte Papſtkrypte iſt, das machen die Reſte der Grabinſchriften zweifellos.

„Neben ſeinen Amtsvorgängern,“ ſo erzählt das Leben der heil. Cäcilia, habe Papſt Urban die Märtyrin beſtattet. De Roſſis Erwartung mußte daher aufs höchſte geſpannt werden, als er bemerkte, daß aus der Papſtkrypte eine enge Thür in eine anſtoßende Grabkammer führte. War hier die Grabſtätte der heiligen Cäcilia?

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Ob ſie nur intereſſante, ſpannende Lektüre — ob ſie wirklich gute Bücher ſuchen, die beiden jungen Damen „in der Leihbibliothek?“ Das friſch gemalte Bild von F. Ortlieb darf wohl als eine kleine, aber ernſtgemeinte Warnung für die Mütter unter unſeren Leſerinnen gelten, die Lektüre der heranwachſenden Töchter auch über die Backfiſchjahre hinaus ein wenig zu beobachten. Denn ob der flotte Buchhändlergehilfe am Pult ſo ganz der rechte Ratgeber für die beiden Mädchen iſt, das ſcheint mir doch, bei allem Reſpekt vor den verehrten Herren Buchhändlern, etwas zweifelhaft.

Werner Zehme bringt wieder einmal ein Bild aus der Großſtadt: das „Verſetzen größerer Bäume,“ in dem die heutige Gartenkunſt das ſcheinbar unmöglichſte möglich macht. P. Wagner in München gab uns eins ſeiner allerliebſten Kinderbilder: „Schüchtern.“ Wer kennt dieſe Kleinen nicht, die ſich nie recht aus den Ecken und Winkeln heraustrauen, zumal wenn gerade „Beſuch“ bei der Mama iſt, und wer hat ſie nicht lieb?

Auf S. 109 finden unſere Leſer endlich eine Reproduktion der „Heiligen Cäcilia“ von Raffael. Das wundervolle Gemälde wird von einem intereſſanten Aufſatz aus der Feder Prof. Dr. Fr. Loofs begleitet. Hier ſei bemerkt, daß Raffael das Gemälde für eine Kapelle der Kirche S. Giovanni in Monte zu Bologna im Jahre 1516 — kurze Zeit wahrſcheinlich vor der Sixtiniſchen Madonna — malte. Die Geſtalten, welche die heilige Cäcilia umgeben, ſtellen Paulus, den Evangeliſten Johannes, Auguſtinus und Magdalena dar. Cäcilia hält eine Orgel in den Händen — im Gegenſatz dazu liegen die weltlichen Muſikinſtrumente (dieſe ſind nachweislich nicht von Raffael, ſondern von ſeinem Schüler Giovan da Udine ausgeführt) zerbrochen am Boden.

Altertumskunde.

In der Gegend von Frankfurt a. d. O., bei der Leißower Mühle, iſt vor kurzem ein großer Silberfund aus der Zeit des 10. Jahrhunderts, in der die Mark Brandenburg von Wenden bewohnt war, ein ungefähr 20 Pfund ſchwerer Schatz, ausgegraben worden. In einem großen Thongefäß, das mit Riefen und Kerben verziert iſt, lag der Schatz in der Erde, der Topfdeckel etwa 30 cm unter der Oberfläche. Der Inhalt beſtand aus folgenden Silberſachen: 13 geflochtene Halsringe mit verzierten Schließhaken, ein maſſiver Armring, eine große Menge Schmuckſtücke und Bruchſtücke davon, namentlich Ohrgehänge von feinſter Filigranarbeit, Armringſtücke, ſogenannte, für die wendiſche Zeit charakteriſtiſche Schläfenringe, Fingerringe, Schließteile von Gürteln, zerbrochene gewundene Halsringe, darunter mehr als 50 Schließſtücke von ſolchen, mehrere Pfund zerhackte Schmelzklumpen, Drahtſtücke u. dgl. An den Schmuckſachen kommen als beſonders erwähnenswert auch aus Silberblech getriebene Pferdchen als Anhänger vor, und eins der aus dickem Draht gewundenen Stücke endigt in einem phantaſtiſchen Tierkopf. Sehr merkwürdig ſind auch die vielen viereckigen, dicken, kleinen Platten von 1—2 cm im Quadrat, die an den Kanten überall ſcharf angekerbt ſind und vielleicht als Zahlſtücke gedient haben, da die Wenden in dieſer Zeit noch nicht eigene Münzen hatten. Die Münzen gehören faſt allen damaligen Münzländern Europas an, auch viele arabiſche, ſelbſt vier römiſche Kaiſermünzen, ſind darunter. Der Fund wird der Forſchung mancherlei Anhalt zur Feſtſtellung der Verkehrsverhältniſſe und der Technik der damaligen Zeit bieten und iſt deshalb von wiſſenſchaftlichem Wert. Für den Numismatiker iſt er namentlich von großer Bedeutung.

Naturkunde.

Gegen das Kurare, das fürchterliche Pfeilgift, welches die ſüdamerikaniſchen Indianer unter Zuſatz anderer Gewächſe aus verſchiedenen Strychnosarten auszuziehen wiſſen, kannte man bisher kein wirkſames Gegengift. Jetzt haben aber die Herren Contejean und Phiſalix, wie ſie kürzlich der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften mitteilten, gefunden, daß das Blut des gefleckten Salamanders einen Stoff enthält, der nicht nur das Tier ſelbſt gegen Kurarevergiftung ſchützt, ſondern der ſich auch bei Verſuchen mit anderen Tieren als ſchützend erwieſen hat.

Verkehr.

In dieſem Herbſt, am 9. Oktober, vollendete ſich das zweite Jahrzehnt ſeit der Begründung des Weltpoſtvereins, der heute faſt alle civiliſierte Staaten des Erdballs zu einer einzigen Poſtgemeinſchaft eint — ausgenommen ſind nur Kapland, der Orange-Freiſtaat und Britiſch-Betſchuanaland, deren Anſchluß aber auch für die allernächſte Zeit bevorſteht. Bei der Begründung des großen Friedensverbandes umfaßte er nur 22 teilnehmende Staaten mit 37 Millionen Quadratkilometern und 350 Millionen Einwohnern, heute alle Kulturſtaaten mit rund 100 Millionen Quadratkilometern und über 1000 Millionen Einwohnern. Man kann daher wohl ſagen, daß die ſtatiſtiſchen Nachweiſungen des Weltpoſtvereins zugleich die maßgebenden Zahlen für den ganzen Poſtverkehr der Erde geben. Nach den jetzt anläßlich des Jubiläums von dem „Archiv für Poſt und Telegraphie“ veröffentlichten Ziffern für 1892 gab es in dieſem Jahr in ſämtlichen Ländern 197 914 Poſtanſtalten, die rund 18 000 Millionen Sendungen im Jahr, oder 50 Millionen Sendungen täglich, beförderten; davon etwa 8000 Millionen Briefe, 2000 Millionen Poſtkarten, 7300 Millionen Druckſachen und Warenproben, 330 Millionen Pakete, 65 Millionen Wertſendungen, 260 Millionen Poſtanweiſungen, 45 Millionen Poſtauftrags- und Nachnahmeſendungen! Der Betrag der durch die Poſt vermittelten Werte überſteigt jährlich 70 Milliarden Mark.

Photographie.

Die Photographie iſt jetzt auch in den Univerſitätsunterricht aufgenommen worden. Der Kunſthiſtoriker Profeſſor Karl Frey hielt an der Berliner Univerſität Übungen in der photographiſchen Technik ab. In einem Sonderzweige der Photographie, der ſogenannten Mikrophotographie, wurde ſchon ſeit einiger Zeit unterrichtet. Dieſelbe beſchäftigt ſich mit der Aufnahme mikroſkopiſcher Präparate. Ganz beſonderen Nutzen zieht aus der Mikrophotographie die Bakterienkunde, mit deren Entwickelung während der letzten zwei Jahrzehnte die Mikrophotographie ſtetig an Bedeutung gewonnen hat. Außer den Bakteriologen machen ſich noch die pathologiſchen Anatomen dieſelbe zu nutze.

Militäriſches.

Über Kriegshunde bringt die Zeitſchrift „Der Stein der Weiſen“ einen intereſſanten Artikel von H. C. Zimmermann, der ſich beſonders auch mit den Erfahrungen der deutſchen Jägerbataillone über die Dreſſur der Tiere beſchäftigt. Als am beſten zur Ausbildung geeignet werden altdeutſche Hühnerhunde, Pudel und Schäferhunde, beſonders die ſchottiſchen Collies, bezeichnet, jedoch käme es weniger auf die Raſſe an, welcher der Hund angehört, als darauf, daß das Tier an ſich edlen Blutes, geſund, kräftig, ſcharfhörig, ausdauernd und wachſam ſei. Pudel ſeien zwar ſehr gelehrig, aber nicht immer widerſtandsfähig gegen größere Anſtrengungen; der Schäferhund ſei vortrefflich, aber ſeine Ausbildung würde häufig durch ſeinen wenig zutraulichen Charakter erſchwert; der Hühnerhund habe ſich bisher am beſten bewährt. Die Dreſſur zielt in erſter Linie auf Anerziehung von Gehorſam, ſcharfe Beachtung von Ruf und Zeichen; dann auf ſichere Ausführung von Botengängen, z. B. von vorgehenden Patrouillen zu rückwärtigen Abteilungen und umgekehrt, auf das Verbindunghalten zwiſchen einzelnen Poſten, endlich darauf, daß der Hund wachſam ſei und die Annäherung fremder Perſonen an die Poſten dieſen bemerkbar mache. Abrichtung zum Aufſuchen Vermißter würde im allgemeinen nicht gefordert. Die ganze Dreſſur wird in ſehr milder Form durchgeführt und das Hauptgewicht auf den Verkehr des Tieres mit dem Menſchen, auf die Ausbildung der intellektuellen Kräfte des Hundes gelegt. Die Ausrüſtung der Kriegshunde beſteht in der Hauptſache aus der Halſung von Leder mit Schnalle und Bataillonsſchild, der Führleine, Feſſelkette und einer kleinen, an der Halſung befeſtigten Schilfleinentaſche für Meldungen.

Rechtsrat.

Frage: Der Bruder meiner Mutter lebte in kinderloſer Ehe und hinterließ bei ſeinem im letzten Frühjahr erfolgten Tode ſeiner Ehefrau ſein geſamtes Vermögen. Meine Tante hat bald nach dem Tode des Onkels ein Teſtament errichtet, in welchem ſie ihr eigenes und das von ihrem Ehemanne hinterlaſſene Vermögen den Kindern ihrer Geſchwiſter unter völliger Übergehung der Geſchwiſterkinder ihres Mannes vermacht. Iſt meine Tante hierzu berechtigt, oder muß nicht die Hälfte des Geſamtvermögens, reſp. der Nachlaß meines Onkels, deſſen Verwandten zufallen? Können letztere eventuell das Teſtament der Tante anfechten? C. W. in Sch. (Weſtfalen).

Antwort: Zur Teſtamentsanfechtung iſt nur derjenige berechtigt, welcher einen geſetzlichen Anſpruch auf Hinterlaſſung eines Pflichtteils hat und in dem Teſtament übergangen iſt. Pflichtteilsberechtigt ſind der überlebende Ehegatte und die Verwandten abſteigender Linie (Kinder und Enkel, letztere nur an Stelle vorverſtorbener Kinder) oder bei kinderloſer Ehe die Verwandten aufſteigender Linie (Eltern des Verſtorbenen), vergl. Allgem. Landrecht Teil II, Tit. 1 §§ 631 ff., Tit. 2 §§ 391 ff., § 516. Ein Pflichtteilsrecht der Seitenverwandten, wie es das Römiſche Recht noch für die Geſchwiſter, nicht aber für deren Kinder, anerkennt, beſteht im Gebiete des preußiſchen Rechts nicht. Danach konnten Sie weder das Teſtament Ihres verſtorbenen Onkels, noch können Sie das Teſtament Ihrer Tante, mit welcher Sie nach dem Geſetz überhaupt nicht verwandt ſind, anfechten. — Übrigens würde auch ohne letztwillige Verfügung ſeitens der Witwe Ihres Onkels deren geſamter Nachlaß lediglich *ihren* Verwandten unter Ausſchluß der Verwandten ihres Ehemannes zufallen. Daß ein Teil dieſes Nachlaſſes aus dem hinterlaſſenen Vermögen Ihres Onkels ſtammt, nach welchem in Ermangelung eines Teſtamentes Sie als Geſchwiſterkind zuſammen mit ſeinen übrigen Seitenverwandten zu $^2/_3$ ſeines Nachlaſſes ($^1/_3$ für die Ehefrau) erbberechtigt geweſen wären, ändert an der durch das Teſtament Ihres Onkels geſchaffenen Rechtslage nichts. Danach befindet ſich der Nachlaß desſelben in dem freien, unbeſchränkten Eigentum ſeiner Witwe, über welches ſie nach eigenem Ermeſſen auch letztwillig verfügen kann, ſoweit nicht etwa beſondere Beſtimmungen in dem Teſtament Ihres Onkels entgegenſtehen. — Kinderloſe Eheleute, welche wünſchen, daß der überlebende Ehegatte im Vollgenuß des beiderſeitigen Vermögens bleibe, daß aber nach dem Tode des letzteren der Nachlaß den Verwandten beider Ehegatten zufalle, pflegen durch ein wechſelſeitiges Teſtament in dieſem Sinne Vorſorge zu treffen. Wäre auf Grund eines ſolchen wechſelſeitigen Teſtamentes das Vermögen Ihres Onkels an ſeine Witwe gefallen, ſo wäre dieſe an die Beſtimmungen jenes Teſtamentes gebunden und jede davon abweichende Verfügung über ihren Nachlaß ungültig.

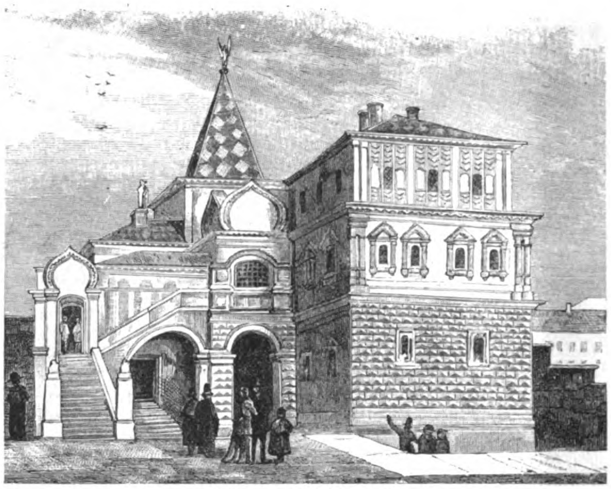
Kleine Zeitung.

Ein Statiſtiker hat ſich die Mühe gemacht, zu berechnen, wie groß der Verbrauch an Streichhölzern, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, in den verſchiedenen Ländern Europas iſt. Es hat ſich dabei herausgeſtellt, daß der Deutſche täglich im Durchſchnitt 12, der Belgier 9, der Engländer 8 und der Franzoſe 6 Streichhölzer verbraucht. In ganz Europa ſollen täglich 2 Milliarden Stück, auf den Kopf der Geſamtbevölkerung 6—7 Stück verbraucht werden. Wenn man das Gewicht eines Zündhölzchens zu einem Decigramm annimmt, würde der tägliche europäiſche Geſamtverbrauch 200000 kg wiegen.

Das Stammhaus der Romanows.

An der Warwarkaſtraße in Moskau ſteht das Stammhaus der Romanows, des regierenden Zarengeſchlechts. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts ſoll der Ahnherr der Familie, Andrei, mit dem Beinamen Kobyla (Stute) aus Preußen nach Moskau gekommen und in die Dienſte des Großfürſten Simeon des Stolzen getreten ſein. Sein Ururenkel Roman Jurjewitſch begründete die Linie Sacharjin-Jurjew, und durch die Vermählung ſeiner Tochter Anaſtaſia mit dem Zaren Jwan II. Waſiljewitſch (1547) und ihres Bruders Nikita mit Eudoxia, der Fürſtin von Susdal, gelangte die Familie zu großem Anſehen und in unmittelbare Beziehung zu dem alten Herrſcherhauſe Rurik. Als nach Jwan des Schrecklichen Tode unter ſeinen Nachfolgern, ſeinem ſchwachen Sohne Feodor, dem Uſurpator Boris Godunow und den falſchen Demetrius das ruſſiſche Reich in immer größere Bedrängnis kam, wurde der ſiebzehnjährige Jüngling Michail Fedorowitſch Romanow, der Sohn des Metropoliten Philaret, im Jahre 1613 von den geiſtlichen und weltlichen Herren und den Boten der Städte einmütig zum Zaren erkoren. Er iſt alſo der erſte Kaiſer aus dem Hauſe Romanow.

Das alte Stammhaus des Zarengeſchlechts war im Lauf der Jahrhunderte in faſt völlige Vergeſſenheit geraten, und erſt im Jahre 1856 wurde es auf Befehl Kaiſer Alexanders II. wiederhergeſtellt. Unſere Abbildung ſtellt die Rückſeite mit der Hauptfaſſade des reſtaurierten Gebäudes dar.


Das Stammhaus der Romanows.

In unſerer Spielecke.

1. Rätſel.

Einen Feind der Mäuſe wende,
Und als Anfang wie am Ende,
Werde ein Vokal geſtellt,
Daß nun aus der Tageswelt
Locke wehmutvolles Mahnen
In die Zeit, wo ſelig Ahnen
Einte ſich dem Zukunftsblick —
Ach, wie liegt ſie weit zurück!

M. Sch. (Kaſſel.)

2. Ergänzungsrätſel.

a ath du ger go lant ne the

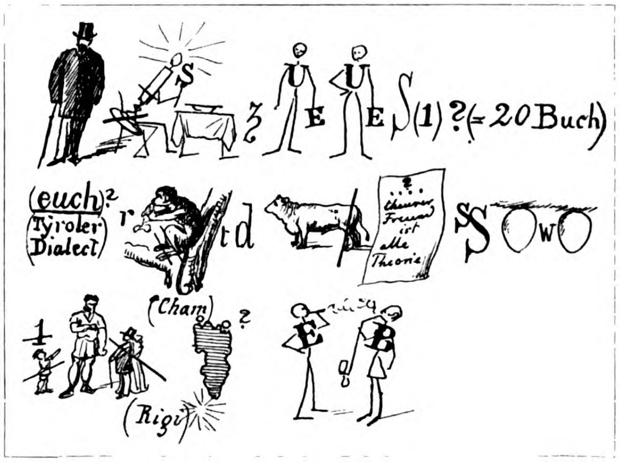
Zu ſuchen ſind vier dreiſilbige Wörter, deren Anfangs- und Endſilben oben gegeben ſind. Hat man die richtigen Wörter gefunden, ſo kann man dieſelben ſo ordnen, daß ihre Mittelſilben einen bekannten bibliſchen Namen ergeben.

3. Magiſche Silbenquadrate.

va	rich	la	ten	ka	ka
ter	a	amt	ka	du	ka
ter	rich	la	ka	du	thin
vil	um	se	muk	ne	a
la	mu	ge	po	cy	po
la	um	se	lep	ne	a

In jedem der vier Quadrate ſind 3 dreiſilbige Wörter enthalten, die — wenn ſie richtig gefunden — in den ſenkrechten und den entſprechenden wagerechten Reihen gleich lauten.

Bilderrätſel.



4. Vierſilbige Scharade.

Die Erſten nah'n auf ſanften, dunklen Schwingen,
Von heitrer Feſtesfreude nicht gemieden;
Gefolgt von ſüßer Ruhe, ſtillem Frieden,
Die traute, weihevolle Stunden bringen.

Die Letzten blühen, duften, ſchweben, klingen.
Ein Sängerfürſt, dem Götterhuld beſchieden,
Beſang ſie warm. — Er weilt nicht mehr hienieden. —
Ein ſchöner Lied kann ihnen niemand ſingen.

Wenn Dämmerung durch Flur und Wälder ſchreitet,
Die müden Blumen ſanft im Traume nicken,
Die Mutter ſegnend ihre Hände breitet,

Mit heißem Fleh'n und zärtlich-treuen Blicken
Die teuren Lieblinge zur Ruh' geleitet,
Dann mahnend-frommen Gruß die Ganzen ſchicken.
E. T.

5. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte muß für drei nicht ſelten
Und als ein Bindewort dann gelten,
Was auch der vornehmſte Beruf
Zu welchem man die Dritte ſchuf.
Von gleicher Kürze iſt die Zweite
Und dehnt dabei ſich in die Weite.
Das Ganze führt ins Altertum
Und brachte ſeinem Schöpfer Ruhm.

M. Sch. (Kaſſel.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel u. Aufgaben in Nr. 6.

Bilderrätſel.
Landwirtſchaftliche Winterſchule.

1. Dameſpielaufgabe.

1. c5 — b6 a7 — c5 †
2. g5 — f6 e7 — g5 †
3. h4 — d8 †††† und g7 — h6 wird D.
4. D d8 — f6 gewinnt.

2. Homonym. Poſten.

3. Wechſelrätſel.
Julius Stinde.
Meſſe Retter Zeile
Henne Bader Wache

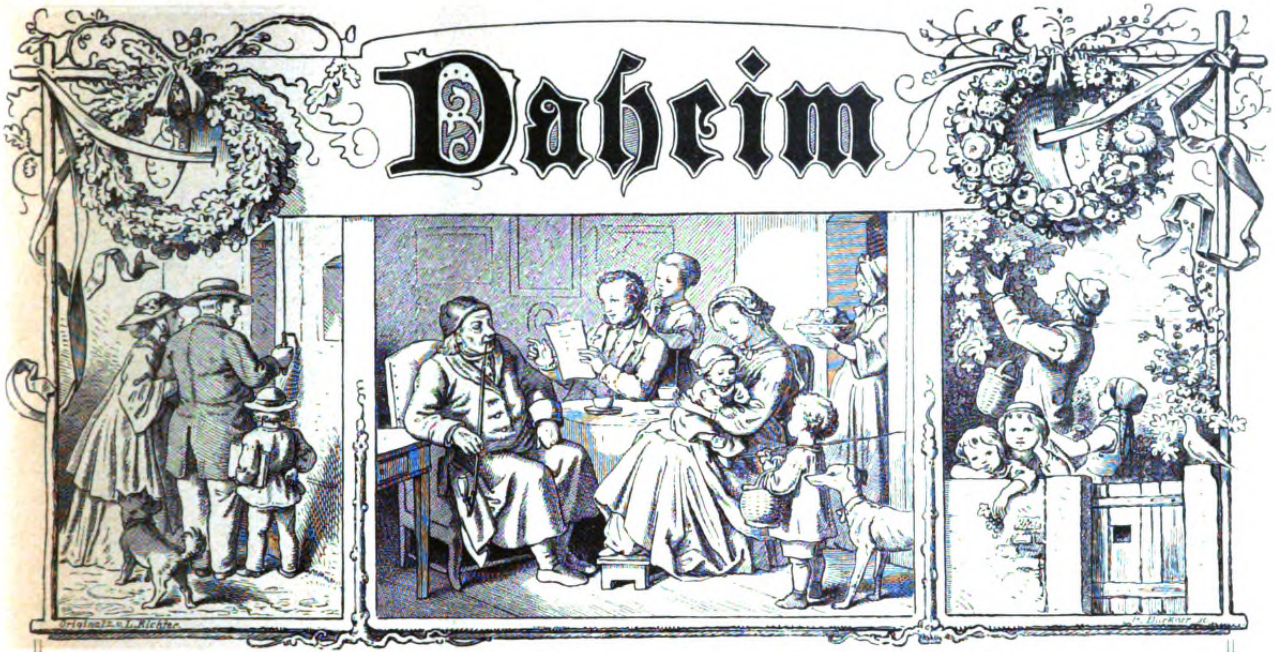
4. Arithmogriph.

S	t	**o**	r	m
O	**C**	u	**l**	i
S	o	r	a	**u**
G	**u**	m	**m**	i
R	u	**b**	e	n

Inhalt: Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Die bayeriſchen Hartſchiere. Von K. Tanera. Mit einer Abbildung. — Uſche Queren macht es anders! Novelle von Ilſe Frapan. (Fortſetzung.) — Die unehrliche Konkurrenz. Von Dr. J. Leuthold. — Die heilige Cäcilie. Von Prof. Dr. Friedrich Loofs. I. Mit einer Illuſtration. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: In der Leihbibliothek von F. Ortlieb; Schüchtern von P. Wagner; Das Umpflanzen größerer Bäume von W. Zehme. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Verkehr. — Militäriſches. — Photographie. — Rechtsrat. — Kleine Zeitung. — Das Stammhaus der Romanows. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 24. November 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 8.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Klaus wurde in ein hohes geräumiges Gemach geführt, deſſen Einrichtung ihn ſofort in merkwürdiger Weiſe an die Zimmer der Mama in Natten erinnerte; dieſelben hochbeinigen Stühle, daſſelbe ſchmale Kanapee; eine Servante mit Porzellan an der einen, ein altmodiſches [Cylinderbüreau an der anderen Wand. Der Hauch einer vergangenen Zeit wehte ihn an. Während aber daheim in Natten über all der ſteifen Herrlichkeit die ſorgſame Hand der geliebten Mutter verſchönend und Behaglichkeit verbreitend ſchwebte, ſchienen hier die alten Ausſtattungsſtücke etwas wie mönchiſche Askeſe zu predigen. Keine Blumen, keine Teppiche, grauweiße unfreundliche Gardinen an den mächtigen Fenſtern; nur eine große ſchöne Photographie in ſchwerem goldbronziertem Rahmen auf dem Schreibtiſch erſchien wie eine Konzeſſion an die moderne Zeit. Als Klaus genauer hinſah, erkannte er das Porträt eines hübſchen jungen Offiziers in ſchmucker Huſarenuniform — das war ſicher er — der einzige Sohn — die Hoffnung des unglücklichen Vaters.

Da trat Herr von Döſting auch ſchon ſelbſt ein. Ein ſtattlicher Greis mit langwallendem, am Kinn zu einer ſchmalen „Gardeſtraße“ ausraſiertem Vollbart; über der kühngeſchwungenen Naſe zwei dunkle ſcharfblickende Augen; weiße buſchige Brauen; eine hohe gefurchte Stirn — alles in allem eine ſchöne Greiſengeſtalt, deren Vornehmheit auch der auffallend einfache Anzug — ein dunkles altes Jackett und eine großkarrierte Hoſe von einem Muſter, wie es vielleicht vor zehn Jahren Mode geweſen — keinen Eintrag that.

„Sie haben mich zu ſprechen gewünſcht?“ Herr von Döſting war dicht an Barten herangetreten, der ſeine Augen mit durchdringendem Ausdruck auf ſich geheftet fühlte. „Ihr Name iſt mir kein unbekannter. Sie brachten meiner Nichte, Anna Borel, das letzte Vermächtnis des Doktor Brakendorf — nicht wahr?“ Er reichte Klaus die ſehnige Rechte. „Womit kann ich dienen? Sie werden verzeihen, wenn ich bitte, kurz zu ſein! Ich habe ſchweres Unglück in meiner Familie —“

Der alte Herr ſprach in abgeriſſenen Sätzen mit einem rauhen Klang in der Stimme. Was er ſagte, war nicht unhöflich in der Form, aber unfreundlich im Ausdruck. Klaus mochte ihm das in dieſer Stunde am wenigſten anrechnen.

„Ich bedaure um ſo mehr, nicht der Überbringer beſſerer Nachrichten zu ſein, Herr von Döſting,“ ſagte er ruhig. „Ich bitte Sie, von dem, was ich Ihnen mitzuteilen habe, meine Perſon trennen zu wollen. Ich komme in Angelegenheiten Ihres Herrn Sohnes.“

Herr von Döſting hatte ſich ſoeben geſetzt. Jetzt ſprang er auf, ſtarrte Barten einen Augenblick in das Geſicht und ſtieß dann kurz hervor: „Schulden?“

So weh es Klaus that, es mußte heraus: „Leider, Herr von Döſting!“

Der Greis that einen tiefen, ſchmerzlichen Atemzug. Er hatte beide Hände feſt auf die Tiſchplatte geſtützt, als müſſe er ſeine mächtige reckenhafte Geſtalt vor einem Sturz ſichern. Um ſeinen Mund zuckte es ſchmerzlich. „Wieviel?“

„Gegen 40 000 Mark — die ſich aber durch die Vermittelung eines meiner Freunde weſentlich ermäßigen.“

Es war gut, daß ſich der Greis eine Stütze geſucht hatte. Der Schlag war zu ſchwer geweſen. Er wankte — ein Aufſtöhnen rang ſich aus ſeiner Bruſt. Barten erhob ſich haſtig, um ihm beizuſpringen, aber er wehrte mit einer nicht mißzuverſtehenden Gebärde ab — einer Gebärde, die Klaus in tiefſter Seele verletzte. Sie drückte auch ohne Worte den Verdacht aus, daß der alte bedauernswerte Herr ihn für den Mitgeſellen von Wucherern und Spielern hielt.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Und ſchon hatte Herr von Döſting ſich wieder aufgerichtet. Sein Geſicht war wie verſteint, als er in eiſigem Tone fragte: „Ehrenſchulden, mein Herr?“

„Ich fürchte ja! Aber, Herr von Döſting, laſſen Sie mich vor allem einen Irrtum aufklären, in dem Sie ſicher befangen ſind. Mich trieb nur das Intereſſe für —“

Der Greis lachte ſchrill auf: „Sie verwechſeln wohl Intereſſe mit Intereſſen, mein Herr!“ rief er höhniſch. „Ah — daß ſich ein Edelmann zu einer ſolchen Rolle hergibt! Im übrigen — ich werde zahlen — ich werde —“

Barten war fahlblaß geworden. „Ihre Erregung und Ihr Alter machen es mir unmöglich, Sie zur Rechenſchaft zu ziehen für die unqualifizierbaren Beleidigungen, welche in Ihren Worten liegen, Herr von Döſting!“ rang es ſich von ſeinen Lippen. Er griff nach dem Hut. „Ich werde aber nichtsdeſtoweniger Gelegenheit finden, Ihnen zu beweiſen, daß meine Ehre unbefleckt iſt, daß ich nichts mit den Männern zu thun habe, denen Ihr Herr Sohn die ſeine anvertraute!“

Er ſchritt zur Thür. Aber er hatte ſie noch nicht erreicht, als der alte Herr ihm mit zitternder Stimme ein unendlich wehes „Halt! Ich bitte!“ nachrief. Als er ſich umwandte, ſah er, daß jener auf ſeinem Seſſel zuſammengeſunken war, wie zerſchmettert. Die Bruſt des Greiſes hob und ſenkte ſich krampfhaft, und ſeine Hände krallten ſich in den Seitenlehnen des Stuhles feſt. Wieder überkam Klaus jenes tiefe warmherzige Mitgefühl, das er zuerſt empfunden, als er dem unglücklichen Vater gegenübergetreten war. Er fühlte, die Beleidigungen, die ihm der Erregte entgegengeſchleudert, durfte er nicht als mit Überlegung geſprochen nehmen.

Und jetzt richtete ſich der Greis mit ſichtlicher Anſtrengung ein wenig auf, hob das Haupt, aus dem der Gram des Herzens nur zu beredt ſprach, und blickte Barten mit feuchten Augen an: „Wenn ich Sie verkannte — verzeihen Sie mir!“ ſagte er, und dieſelbe Stimme, die ſich vorhin noch im Zorn geſchwellt, war zu einem ſchmerzlichen leiſen Beben herabgeſunken. „Sie können nicht wiſſen, was mein Vaterherz ſchon erfahren hat — verzeihen Sie mir!“

Das war nicht mehr der trotzige Mann, der Barten vorhin mit Blicken angeſchaut hatte, als wolle er ihn durchbohren; das war der gebrochene unglückliche Vater, mit dem man nicht rechten durfte wegen eines unbedachten, ihm von der Verzweiflung abgerungenen Wortes.

„Laſſen Sie mich ein andermal wiederkommen, Herr von Döſting,“ ſagte Klaus weich. „Oder ich werde Ihnen ſchreiben. Sie ſind zu angegriffen, als daß ich jetzt —“

Aber der Greis ſchüttelte energiſch den weißhaarigen Kopf. „Nein — nein, Herr von Barten! Laſſen Sie mich alles wiſſen. Ich bin ganz ruhig. Es iſt ja nicht das erſte Mal, daß ich — daß ich ähnliche Nachrichten erhalte!“ Klaus fühlte, wie noch immer das Auge des alten Herrn zweifelnd und forſchend auf ihm ruhte, und das trieb ihm aufs neue das Blut in die Wangen. „Vor allem, Herr von Döſting, muß ich den Wahn entkräften, in dem Sie vorhin befangen waren. Ich habe durch Zufall von dem — Leichtſinn Ihres Herrn Sohnes gehört und wurde von einem unzweifelhaften Ehrenmann, der ebenfalls durch eine ſeltſame Verkettung von jenen — Schulden erfuhr und in hochherzigſter Weiſe ſofort eingriff, gebeten, zu Ihnen zu gehen. Die Ehre Ihres Sohnes ruht in guten Händen, ſo wahr ich ſelbſt, wenn ich auch dem Offizierkorps nicht mehr aktiv angehöre, das Recht habe, den Rock Seiner Majeſtät zu tragen. Ich war im übrigen, wie Sie vielleicht gehört haben, bis vor wenigen Monaten in Afrika — und, wenn Sie ſich erkundigen, würden Sie hören, daß ich nicht der Mann bin, mich in Verbindung mit zweifelhaften Ehrenmännern einzulaſſen.“

Döſting ſenkte das Haupt. „Ich bat Sie ſchon um Vergebung, Herr von Barten!“ ſagte er leiſe. „Muß ich es noch einmal wiederholen?“

„Nein — aber Sie können es mir nicht verdenken, wenn ich rein vor Ihnen daſtehen möchte. Mein Vater hat mich gelehrt, daß das Ehrenſchild eines Edelmanns ſchon von dem leiſeſten Hauch befleckt wird — es mußte daher vor allen Dingen Klarheit zwiſchen uns ſein. Und nun erlauben Sie mir, daß ich mich meines Auftrags erledige.“

Der Greis nickte ſchweigend, und Barten berichtete. Mit geſenkten Augen lauſchte Herr von Döſting — nur als der Name Dornberg fiel, ſchlug er einen kurzen Moment den Blick zu dem Sprechenden empor mit einem merkwürdig überraſchten Ausdruck, der Klaus veranlaßte, die edelmütige chevalereske Art und Weiſe, in der Dornberg die Angelegenheit behandelt, noch wärmer zu betonen, als er ſonſt wohl gethan hätte. Er wartete förmlich darauf, daß der alte Herr ihn noch einmal anſehen möchte, um einen Blick der Zuſtimmung, vielleicht des Dankes — nicht für ſich, ſondern für Dornberg — zu erhaſchen. Aber das weiße Haupt blieb hartnäckig geſenkt. Dann, als er in Dornbergs Namen noch die Zuſicherung ausgeſprochen, daß dieſer an die Regelung der Angelegenheit keinerlei Bedingungen knüpfe, dieſelbe vielmehr in der entgegenkommendſten Weiſe dem Ermeſſen Herrn von Döſtings anheimſtelle, als er endlich mit der Bitte ſchloß, doch auch dem verleiteten Sohne das Vaterherz nicht ganz entziehen zu wollen, erhob ſich der alte Mann ſchweigend und ſchritt mit müdem Gange zu ſeinem Sekretär. Mit beiden Händen umfaßte er das Bild des Sohnes und ſchaute es lange an. Ein tiefer Seufzer dann — und mit einem plötzlichen Entſchluß drehte er die Photographie der Wand zu.

Als er ſich jetzt umwandte, hatte ſein Geſicht wieder den ruhigen Ausdruck zurückgewonnen. Er trat dicht an Klaus heran und legte ihm die Rechte ſchwer auf die Schulter.

„Das war das letzte, Herr von Barten! Der Abſchied von — ihm! Es iſt ja auch das letzte Opfer, das ich ihm bringen kann, denn mein Vermögen iſt erſchöpft. Als — er vor acht Jahren in die Armee trat, war ich ein wohlhabender, ja ein reicher Mann. Sein Leichtſinn und meine grenzenloſe Nachſicht haben mich ruiniert. Es geht mir, wie ſo vielen Vätern, die in einem ſpätgeborenen Sohne den Abgott ihres vereinſamten Herzens ſehen — ſie wiſſen nicht zu erziehen, ſie können nur lieben und verzeihen! Ich bin immer ein harter Mann geweſen, mir ſelbſt gegenüber am härteſten — ihm war ich der allzu nachſichtige Vater! Nun iſt es vorbei — wir haben die gleiche Schuld — er und ich!“

Die Rechte ſank langſam von Bartens Schulter herab. Der Greis ſprach, wenn er auch ſcheinbar die Worte an den jungen Mann vor ihm richtete, für ſich ſelbſt weiter —

„Das mag wohl der Lauf der Welt ſein. Es geht mir, wie es ſo vielen ergeht, deren letzte Habe ein leichtſinniger Sohn verſchlingt. Der Adel, der auf ſeinem ererbten Stammgut ſitzt, muß es verkaufen, um die Ehre des verſchuldeten Sproſſen rein zu waſchen — ich muß dies alte liebe Haus hingeben, das einſt mein Großvater von König Friedrich dem Großen erhielt zugleich mit dem Adelsbriefe. Er war kein Soldat — mein Großvater! Er war ein einfacher Strumpfwirker und Kaufmann — wollte Gott, wir wären bei dem Gewerbe geblieben. Aber der Adel legt ja Pflichten auf — der neue Adel vielleicht noch mehr, denn der alte — ſo wurden aus den Wirkern Beamte und Offiziere, und der Staat nahm zurück, was ſein geweſen!“

„Ah — ich vergaß!“ Der alte Herr ſchauerte wie im Froſt zuſammen. „Ich danke Ihnen, Herr von Barten! Verzeihen Sie einem Greiſe und einem ſchwergeprüften Vater, wenn er im Ausdruck fehlte — vorhin — Sie wiſſen ſchon! Und Ihrem Freunde, Herrn Dornberg, ſagen Sie, bitte, daß ich bereit ſei, mit ihm wegen des Verkaufs meines Hauſes in Unterhandlung zu treten —“

„Ich hoffe, Herr von Döſting, Sie glauben nicht, daß Herr Dornberg irgend einen Druck in dieſer Beziehung auf Sie ausüben will! Ich würde mich nie dazu hergegeben haben —“ Klaus war einen Schritt zurückgetreten, ein bitteres Gefühl ſtieg in ihm empor.

„Nicht doch, Herr von Barten!“ wehrte der Greis ab, und ein leiſes, müdes, trauriges Lächeln ſpielte um ſeine Lippen. „Daß Ihnen derartige Abſichten fern liegen, habe ich ſofort gewußt, nachdem ich meine erſte verzeihliche Überraſchung überwunden hatte. Und daß Herr Dornberg ſich durchaus anſtändig benommen hat — vielleicht mehr als das — will ich nicht in Abrede ſtellen. Aber er iſt Geſchäftsmann, und es wird am beſten ſein, wenn er und ich die ganze Sache unter dem Geſichtspunkt eines Geſchäfts behandeln.‘

„Wahrhaftig — Sie verkennen ihn!“

„Durchaus nicht, Herr von Barten! Ich bin ihm ſogar dankbar, daß er mir die Auseinanderſetzung mit anderen — Ehrenmännern erſparte, die mir unſagbar widerwärtig geweſen wäre, und bei der man mir ſicher auch das wenige, was ich noch retten kann, geraubt haben würde!“ Der Greis ſtrich ſich langſam über ſeinen ſilberweißen Bart, als wolle er eine letzte Thräne, die darin noch perlte, fortwiſchen. „Nochmals meinen Dank, Herr von Barten! Und Gott im Himmel möge Ihnen ſolchen Kummer erſparen, wie ich ihn in dieſer Stunde erduldet. Nicht den Kummer um den Verluſt des Geldes, Herr von Barten — ich bin ſo anſpruchslos, daß dieſer für mich wenig bedeutet. Den Verluſt eines geliebten Sohnes — den Verzicht auf die Hoffnung eines ganzen Lebens!“ Die Stimme des Greiſes begann wieder leiſe zu zittern, aber dann richtete er ſich auf und ſtreckte Barten die Hand hin: „Leben Sie wohl, Herr von Barten!“

— — — — — — — — — — — —

Am Abend des nächſten Tages ſaß Herr Siegbert Denghardt im **Americain Bar** unter den Linden und wartete auf ſeinen Bruder. Er ſah ſehr chik aus, Herr Siegbert Denghardt, oder glaubte dies wenigſtens, denn er trug einen **Smoking Prince of Wales** nach dem neueſten Schnitt, ein wundervoll geſticktes Oberhemd, das augenſcheinlich erſt ein halbes Dutzend Mal auf neu geplättet war, eine ganz ſchmale ſchwarze Krawatte und Frackbeinkleider mit Galons und einer begeiſternden Bügelfalte. Sie mußten wohl etwas planen für den heutigen Abend, die Gebrüder Denghardt, eine Partie fine mit einem kleinen jeu oder etwas Ähnliches.

Siegbertche, wie ihn ſeine Freunde nannten, ſaß alſo, ganz wie es die Mode vorſchreibt, mit faſt ſenkrecht hochgezogenen Unterſchenkeln, die in eleganten Lackſchuhen ſteckenden Füße auf die untere Leiſte des Tiſchchens geſtemmt, und las bei einem Glaſe Whisky und Waſſer den Börſenkurier — er war zwar eigentlich ein abgeſagter Feind von Whisky, aber man mußte doch die Mode mitmachen. Dann und wann ließ er in regelmäßigen Intervallen das Zeitungsblatt ſinken und ſpuckte in kunſtvollem Bogen aus; man wollte doch nicht umſonſt im Americain Bar ſein. Dann und wann zog er auch ſeine große goldene Remontoiruhr und ſah ungeduldig nach der Zeit. Bruder Adolf ließ warten.

Endlich tauchte der hechtgraue Überzieher Adolfchens auf. Quer durch das Lokal ſchritt er, ohne den Cylinder abzunehmen, auf den Bruder zu, der ihm ganz erſchrocken in das verärgerte Geſicht ſah. „Was iſt's — was haſte?“

„Was ich hab'! Recht hab' ich wieder 'mal gehabt!“

Adolf warf ſich in einen Stuhl und rief nach einem Kognak. Der Bruder hatte den Börſenkurier fallen gelaſſen: „Haſt Du den Dornberg geſprochen? Was hat er geſagt?“

„Was wird er geſagt haben? Daß heute mittag iſt geweſen die Auflaſſung vom Hauſe von Herrn von Döſting an ihn — und gelacht hat er dazu, daß mir grün und gelb vor die Augen wurde. ‚Ich danke Ihnen, Herr Denghart, aber ich brauche Ihre Vermittelung nicht mehr!‘ hat er geſagt. Und wie ich gelaufen bin in meiner Angſt zu dem Kerl, dem Kleemann, hab' ich ihn nicht getroffen zu Hauſe. Dann iſt er gekommen endlich, und ich hab' ihn gefragt: ‚Kleemann, wo ſind die Papierchen von dem Herrn Leutnant von Döſting? Wir haben jetzt einen, der will kaufen die Wechſel vor bares Geld! — da hat er mich groß angeſehen und auch gelacht: ‚die Accepte vom Herrn von Döſting? Ja, mein Lieber, die hat geſtern gekauft der Herr Dornberg!‘“

„Alſo hat er uns betrogen, der Goï, der gemeine!“ knirſchte Siegbert und ſpie aus. „Betrogen um die Proviſion, um das ganze Geſchäft!“

„Wie heißt betrogen? Kannſt Du ihn bringen vor den Richter? Wir ſind die Dummen geweſen, und er der Kluge, der Feine! Verſtehſt Du? Geh mir! Er hat gemacht das Geſchäft als Kavalier, was wir haben wollen machen als ſchäbige Juden! Kommt raus für den Profit auf eins — aber ſieht aus nobel! Reſpekt hab' ich vor ihm, großen Reſpekt!“

„Und haſt ihn genannt geſtern noch 'nen Narren!“ höhnte Siegbert ingrimmig und ſtürzte ſein Glas Waſſer in einem Zuge herunter, den Whisky ganz vergeſſend.

Adolfche ſah ihn mit faſt feierlichem Ernſt an: „Wenn ich wirklich geſagt hab', er ſei 'n Narr, ſo bitt' ich's ihm ab. Wenn er uns auch hat gemein betrogen — er iſt 'n ganzer Kerl. Ein ſmarter Geſchäftsmann is er, der Herr Dornberg — und das ſag' ich Dir, Adolfche, das ſag' ich Dir: ich geh wieder hin zu ihm mit's erſte gute Geſchäft! Nu grade! Von dem kann unſereins lernen!“

6. Kapitel.

„Mein liebes gutes Mutterchen!

Biſt Du mir ſchon böſe geweſen, daß ich ſolch ſchlechter Briefſchreiber geworden?

Ich bitte Dich recht herzlich, gehe nicht mit mir zu ſtrenge ins Gericht, liebe Mama. Wenn ich auch ſeltener, als ich ſollte, ſchreibe, meine Gedanken ſind deſto fleißiger bei Dir in Natten. Aber man kommt hier in Berlin nicht zum Epiſteln. Und wenn man ſich ſchon aufſchwingt, zur Tinte zu greifen, ſo gerät einem immer zuerſt eine Korreſpondenzkarte in die Hand. Daß Du aber keine Freundin dieſer nützlichen, freilich etwas proſaiſchen Einrichtung unſeres verehrten Meiſter Stephan biſt, weiß ich ja. Und ſo unterbleibt ſchließlich auch der zur Karte gewordene Brief. Deine Nachſicht möge mir verzeihen!

Deine Nachſicht und Deine Liebe! Wie warmherzig und gütig ſpricht mir Deine Liebe wieder aus Deinen letzten Zeilen entgegen! Ich danke Dir tauſendmal für den Brief, für alles Gute und Liebe, was Du mir in ihm geſagt haſt. Du beklagſt Dich nie mir gegenüber — und hätteſt doch recht ernſten Grund dazu! Ich fühle mich ſo in Deiner Schuld, daß ich Dich allein in dem einſamen Natten ſitzen laſſe, und ich weiß wohl, ich bin ein recht egoiſtiſcher Sohn. Und da kommſt Du nun, und anſtatt mir Vorwürfe zu machen, ſagſt Du mir, ich ſolle meinen Aufenthalt hier noch ausdehnen, gerade als ob Du meine geheimſten, wiederum recht eigennützigen Wünſche erraten hätteſt. O Du liebes, immer nur gewährendes Mutterherz! Ich glaube aber doch, Du würdeſt mit mir nicht ganz unzufrieden ſein, wenn Du hier wäreſt. Ich bin recht fleißig geweſen, und ich fühle, wie mein Horizont ſich im Lernen und — vor allem — im Sehen erweitert.

Aber Du willſt näheres von mir und meinem Leben wiſſen, mein geliebtes Muttchen, meine treue Freundin!

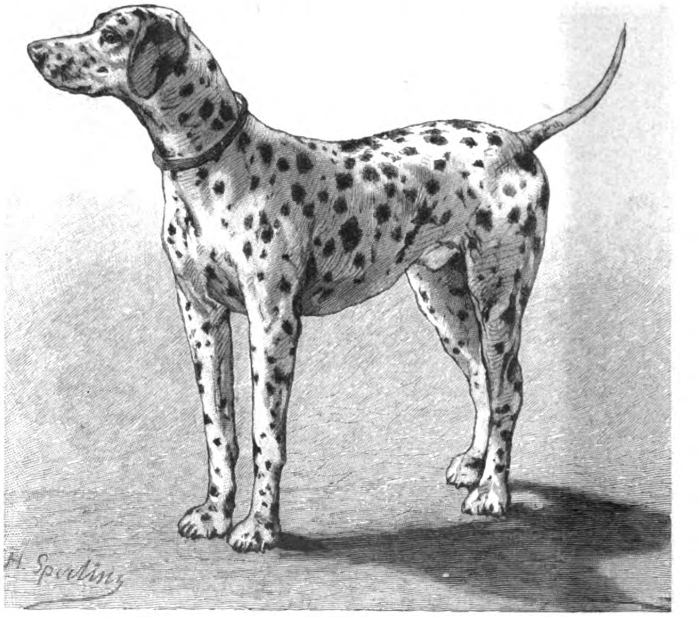
Ich bin gut untergekommen und mit meinem beſcheidenen Heim, um damit anzufangen, immer noch ebenſo zufrieden, wie ich Dir in meinem erſten Briefe ſchrieb. Die gute Frau Berger ſorgt für mich mit einer rührenden Sorgfalt. Es iſt eine brave Madame, die es ſich redlich ſauer werden läßt. Der Mann iſt Beſitzer einer Bautiſchlerei, und ihm gehört auch das Haus, aber ich habe trotzdem, und auch trotzdem die große Kreisſäge in ſeiner Werkſtatt fleißig ſchnurrt, das Gefühl, daß es den Leuten nicht ſonderlich gut geht. Sie ſchränken ſich wenigſtens ſichtlich ein, und der Mann macht, wenn ich ihm im Flur begegne, manchmal ein merkwürdig kummervolles Geſicht.

Von der Geſelligkeit Berlins habe ich noch wenig Notiz genommen. Mehr als die allernotwendigſten Beſuche machte ich überhaupt nicht, denn ich ahnte im voraus, daß über mich eine Flut von Einladungen hereinbrechen würde, die freilich weit weniger meiner Perſon, als dem Umſtande, daß ich zwiſchen dem Kilima Ndſcharo und dem Viktoria Njanſa einige Male meine Büchſe abfeuerte, zuzuſchreiben ſind. Was das liebe bißchen Afrika nicht thut?!

Bei Hofe habe ich ſelbſtverſtändlich auch Karten abgegeben und bin neulich nach Potsdam befohlen worden. Kleine Frühſtückstafel — überaus gnädig — man ſieht meinem Reiſewerk mit Erwartung entgegen. Ja — es wird wohl noch einiges Waſſer den Nil herunterfließen, ehe ich an dasſelbe herangehe. Ich weiß überhaupt nicht, ob ich je in Buchform meine Reiſeerinnerungen — um mehr handelt es ſich ja nicht — herausgeben werde. Meine Zweifel, ob ich dies thun ſoll oder nicht, haben ſich nur noch mehr verſtärkt, ſeit ich das Material zu ordnen begann. Die wiſſenſchaftlichen Reſultate gehören in die Bearbeitung von Brakendorfs Nachlaß, was dann noch bleibt, iſt zu unbedeutend, als daß man viel Weſens davon machen dürfte. Ich mag mich nicht denen zugeſellen, die über einige Palaver mit gleichgültigen Häuptlingen, über ein paar geſchoſſene Nilpferde oder andere Dickhäuter, über etwas erlittenen Durſt und ein wenig Malariafieber einen Summs machen, als ob ſie zu den erfolgreichſten Forſchern der Gegenwart gehörten.

Und wirklich, Mama, ich habe keine Zeit!

Ich will mir ſelbſt leben — ich will arbeiten! Das iſt's ja, was mich fortgetrieben hat aus Natten, Du weißt es am beſten, mein goldenes Mutterherz. Willy, der immer Praktiſche, würde zwar meinen, arbeiten, ohne ein greifbares Ziel vor Augen zu haben, ſei ein Unfug, aber ich denke, ich darf mir den Luxus erlauben, auch einmal ohne ſolch einen poſitiven, unmittelbaren Zweck thätig zu ſein. Das Ziel hoffe ich ja gerade während der Arbeit zu finden. Du weißt, teure Mama, daß ich immer die Anſicht vertreten habe, daß unſer Adel einigermaßen einroſtet. Von den vielen und ſtarken Kräften, die in ihm leben, kommen verhältnismäßig nur allzu wenig zur freien Entfaltung ihres Könnens, ihrer Befähigung. Das Sitzen auf der Scholle thut's heute nicht mehr allein; als Militär, als Beamte findet auch nur ein Bruchteil Befriedigung und ein Vorwärtskommen, das über das Mittelmaß herausgeht, welches den Ehrgeizigeren, den Selbſtändigeren befriedigen könnte. So liegen die Kräfte brach, die ſich zum Wohl des Ganzen, zum eignen und zum Nutzen unſeres Standes befruchtend regen ſollten. Das Vorurteil, das dem Adel beſtimmte Wirkungs- und Schaffenskreiſe vorſchreibt, hemmt und engt uns auf allen Schritten ein — ich denke, ich werde zur rechten Stunde den Mut haben, die Kluft zu überſpringen und mitthätig zuzugreifen, wo ſich Arbeit, wirkliche Thätigkeit für mich bietet. Schüttle nicht den Kopf, Mutterherz! Das ſind Zukunftsgedanken — Pläne, die Dich nicht zu beunruhigen brauchen! Gut Ding will Weile haben!



Dalmatiner. Originalzeichnung von H. Sperling.

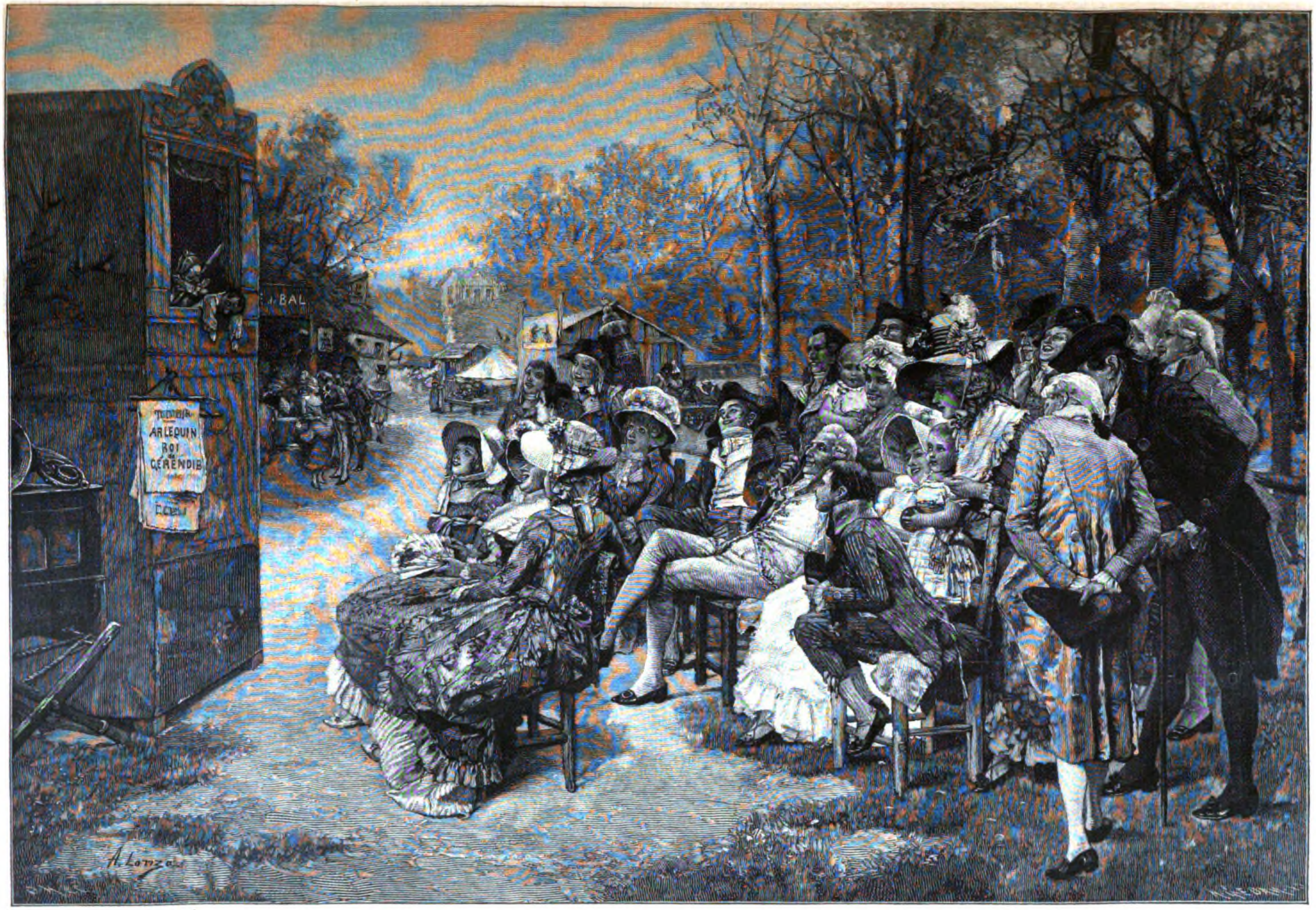
Du fragſt nach dem Profeſſor Borel, mein liebes Muttchen? Ich muß Dir zu meiner Schande geſtehen, daß ich noch nicht bei ihm war. Ich traf aber neulich ſeine Tochter — übrigens ein reizendes junges Mädchen — und habe mich verpflichtet, in dieſen Tagen das Verſäumte nachzuholen, ja ich denke, heute noch dazu zu kommen.

Bei Dornberg war ich häufiger. Er iſt immer der gleich liebenswürdige Mann, deſſen vielverkannte, menſchlich vortreffliche Eigenſchaften ich neulich an einem einzelnen Zuge deutlich zu erkennen Gelegenheit hatte. Es läßt ſich das nicht in Kürze erzählen — ich behalte mir vor, ein andermal darauf zurückzukommen. Sie — Frau Nanny Dornberg — habe ich, glaube ich faſt, ein wenig verkannt. Ich hielt ſie für eine etwas unbedeutende, aber gern geiſtreichelnde Frau, während ich jetzt zu der Einſicht gekommen bin, daß ſie auf dem Grunde ihres Weſens doch mehr, als die Puppe iſt, für die ſie gilt, und für die auch ihr Mann ſie zu halten ſcheint. Dornberg macht ſich die Eheſtandspflichten wohl etwas bequem; vielbeſchäftigt, wie er iſt, denkt er, genug gethan zu haben, wenn er alle äußerlichen Wünſche ſeiner Nanny erfüllt. Daß da eine Lücke bleibt, die nicht mit eleganten Roben und einem gelegentlichen Schmuckgeſchenk ausgefüllt werden kann, iſt natürlich, ſobald die Frau überhaupt tiefere Intereſſen hat — — — —“

Klaus, deſſen Feder bisher im glatten Zuge über den Bogen hingeglitten war, unterbrach ſich hier. Er ſah zerſtreut über den mit Papieren und Büchern bedeckten Schreibtiſch hinweg ins Freie und legte dann die Feder beiſeite, um nachdenklich den letzten Satz noch einmal zu überleſen. „So geht das nicht — Mama würde ſich beunruhigen. Sie würde denken, daß ich aus gutem Herzen Frau Nanny ein wenig über die Vernachläſſigung tröſten wolle — daß aus der Gutherzigkeit ſich dann etwas Bedenklicheres entwickeln könne.“ Er lachte leiſe. „Als ob Nanny darauf Anſpruch machte! Unſinn! Aber wenn ich Mutterchens Verdacht die Spitze abbrechen wollte durch eine offene Erklärung, daß er ungerechtfertigt ſei, weckte ich ihn nur erſt recht.“ —

Er ſann noch einige Minuten nach, dann zerriß er mit einem kurzen Entſchluß den letzten Bogen des Briefes und ſchloß mit einigen gleichgültigeren Zeilen. Als er ſie überlas, ärgerte er ſich ſelbſt über ihre Inhaltsloſigkeit; die rechte Stimmung zum Schreiben war ihm aber vergangen — er kouvertierte den Brief raſch und ſteckte ihn zu ſich, um ihn in den nächſten Briefkaſten zu werfen.

Als er, zum Ausgehen gerüſtet, auf den Korridor trat, ſah er durch die offenſtehende Küchenthür Frau Berger am Herde beſchäftigt. Neben ihr ſtand die Tochter, ein hübſches blondes Ding von etwa achtzehn Jahren, das Abbild der Mutter ins Jugendliche überſetzt. Barten hatte das Mädchen ſchon öfter geſehen — auf der Treppe, im Flur, denn in ſeine Zimmer kam ſie, wenigſtens ſo lange er zu Hauſe war, nie — erſt jetzt aber fiel ihm auf, daß Bertha Berger eigentlich ein auffallend hübſches Mädchen ſei. Sie ſtand dicht neben der Mutter, die mit den Töpfen herumhantierte und ihm den Rücken zukehrte; durch das einzige hohe Küchenfenſter fiel das Licht voll auf die ſtarken rotblonden Zöpfe der Kleinen, deren weiches Profil ſich ſcharf vom Hintergrunde abzeichnete. Gewiß es war ein Alltagsgeſicht — wenn man die Friedrichſtraße entlang ſchlenderte, begegnete man wohl


ARLEQUIN
ROI
GERENDIE
BAL
A. Lonza

Kasperltheater. Nach dem Gemälde von A. Lonza.

einem Dutzend ſolcher friſcher Geſichter in der erſten halben Stunde — aber es lag doch etwas Gutes, Liebes in den Zügen, das unwillkürlich anmutete.

Die beiden Frauen ſprachen eifrig mit einander — ſie mochten wiſſen, daß der Mieter um dieſe Stunde meiſt nicht ausging. Klaus verſtand jedes Wort.

„Aber Vater hat doch immer geſagt, Weihnachten ſoll er kommen!“ ſagte die Kleine mit etwas weinerlicher Stimme.

„Was nich jeht, jeht nich, Berte! Da mußt Du Vernunft annehmen. Vater quält ſich von früh bis ſpät, aber die Sorgen werden immer größer. Wovon wollt Ihr denn leben? Was? Von der Liebe? Na — da pack man ein —“

Es war ein ſicher nicht für fremde Ohren beſtimmtes Geſpräch. Klaus mochte nicht den Horcher ſpielen und hüſtelte leiſe. Das Mädchen fuhr zuſammen, und die Mutter eilte an die Thür, um zu fragen, ob Herr von Barten einen Wunſch habe. Sie bat zugleich um Entſchuldigung, daß die Küche offen geſtanden. Lächelnd verſicherte Klaus, daß ihn die offene Thür gar nicht genierte — es ſehe ja ſo hübſch und ſauber in der Küche aus. Und indem er dies ſagte, warf er noch einen Blick in den wirklich blitzblanken Raum. Bertha Berger machte ſich am Herdfeuer zu thun, aber Barten ſah doch, daß ſie in den Augen Thränen hatte — armes Ding!

„Guten Morgen, Frau Berger!“

„Morgen, Herr Baron! Wünſche wohl zu ſpeiſen!“ Die Stimme der behäbigen Madame klang faſt hart, als ſie ſich umdrehend zur Tochter hinzufügte: „Na Berte, kannſt Du dem gnädigen Herrn nicht auch guten Tag bieten?!“

Das Mädchen richtete ſich auf und machte einen Knix — über ihre Lippen aber kam kein Wort —

„Adieu, Fräulein!“ Klaus klinkte die Flurthür auf und eilte die Treppe hinunter. Frau Berger hatte vielleicht nicht übel Luſt, die Tochter wegen ihrer Schweigſamkeit zur Rede zu ſtellen, und deſſen mochte er nicht Zeuge ſein.

Es war Winter geworden. Als Barten mit der Stadtbahn vom Bahnhof Friedrichſtraße nach dem Alexanderplatz fuhr und, zum Fenſter hinausblickend, auf die beſchneiten Flächen des Monbijouparks ſah, mußte er unwillkürlich an Natten und an die Mutter denken. Wie wenig man doch eigentlich hier in Berlin vom Winter merkte! Auf dem Lande — da tobte er ſich jetzt gewiß ordentlich aus, der unfreundliche Geſelle! Er war eigentlich doch ein rechter Egoiſt, daß er die Mama allein ließ — gerade jetzt in der häßlichſten Jahreszeit für das Landleben! Die gute, alte Mutter! Waren es im Grunde nicht doch nur ſchöne Worte, mit denen er ſich ſeinen Berliner Aufenthalt als eine Pflicht gegen ſich ſelbſt zurechtlegte?

Weit dehnte ſich zur Rechten der Blick über die Spree, an der hochragenden Nationalgalerie und dem Maſſivbau des alten Muſeums vorbei bis zum Kaiſerſchloß, von deſſen Zinne die Zollernſtandarte wehte. Tief unten flutete das geſchäftige Leben. Es mochte die Börſenſtunde ſein — der Menſchenſtrom drängte nach dem maſſigen Quaderbau hin, dem großen Kapitalmarkt, in dem ſich täglich Millionen umſetzten, immer neue Werte geſchaffen und vernichtet werden. Auch ein Feld des Studiums, das noch vor Barten lag! Donnernd rollte der Zug an der Central-Markthalle vorüber, in deren mächtigen Glashallen ſich die Lebensmittelverſorgung ganz Berlins abſpielt — auch ſie ſtand auf ſeinem Programm, und er hatte noch nicht einmal Zeit gefunden, auch nur flüchtig einen Blick in ihren Organismus zu werfen, der für den Landwirt von beſonderer Bedeutung ſein mußte! Wie doch die Tage verrannen in Berlin? Er ließ keinen ungenützt vorüber, und doch erſchien ihm das Reſultat ſo unverhältnismäßig klein! Nein bis kurz vor Weihnachten mußte die gute Mutter ſchon noch Nachſicht und Geduld haben! Es ging wirklich nicht anders.

Der Zug haſtete in die Bahnhofshalle der Station Alexanderplatz. Klaus verließ den Wagen, eilte die Treppe hinunter und ſchlug den Weg zu Borels ein. Zu Fuß, denn er fühlte das Bedürfnis, ſich die trüben Gedanken ein wenig auszulaufen. Und das alte Univerſalmittel half auch diesmal. Als er die enge Treppe zu der Wohnung des Profeſſors hinaufſtieg, war er wieder im Einklang mit ſich ſelbſt, und als ihm Fräulein Anna perſönlich öffnete, taufriſch in ihrem hellen ſchlicht gearbeiteten Kleide mit der weißen hausmütterlichen Schürze davor, um die Lippen ein ganz leichtes Lächeln der Befangenheit und auf den Wangen eine leiſe Röte — vom Herdfeuer wahrſcheinlich — kam ſogar etwas wie ein warmes Wohlbehagen über ihn.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein! Der Herr Papa zu Hauſe? Habe ich Ausſicht, trotz meiner Saumſeligkeit gnädig aufgenommen zu werden? Ich bin ſehr ſchuldbewußt!“

(Fortſetzung folgt.)

Madagascar.

Von Dr. Georg Wegener.

(Abdruck verboten.)

Politiſche Ereigniſſe der jüngſten Zeit lenken das öffentliche Intereſſe auf Madagaskar, dieſes gewaltige Tropeneiland, das, obwohl es ſeit Jahrhunderten ein Verſuchsfeld für europäiſche Koloniſation gebildet hat, dennoch bis heut in vielen Teilen geheimnisvoll verſchleiert geblieben iſt. Seiner natürlichen Reichtümer und ſeiner wichtigen geographiſchen Lage halber war Madagascar ſchon lange der Spielball zwiſchen England und Frankreich, für die Zukunft aber iſt es möglicherweiſe beſtimmt, beiden Mächten zu entgleiten und der Sitz einer eigenen nationalen Großmacht des Indiſchen Ozeans zu werden, ähnlich wie das Inſelreich Japan es jetzt für den Großen Ozean geworden iſt. Denn im Lauf unſeres Jahrhunderts hat ſich auf Madagaskar ein höchſt begabter Volksſtamm des Innern nicht nur zum Herrn der ganzen Inſel gemacht, ſondern auch verſucht, ſich ſo raſch als möglich zu europäiſieren. Nach iſt er weit von dem bezeichneten Ziele entfernt, aber bereits jetzt ſcheint der Zeitpunkt gekommen, wo ſich entſcheiden ſoll, ob er ſich einer europäiſchen Macht völlig unterwerfen, oder ob er die Geſchicke des Landes ganz in eigene Hand nehmen wird.

Die Bevölkerung Madagaskars ſetzt ſich aus verſchiedenen Elementen zuſammen; im Weſten der Inſel herrſcht das Negerelement vor, im Nordweſten und Südoſten ſind arabiſche Einflüſſe erkennbar, an manchen Stellen der Weſtküſte haben ſich auch Vorderinder feſtgeſetzt. Im Innern aber leben Stämme von malayiſcher Herkunft, mit kupferfarbener Haut und ſchlichtem Haar. Einige auf den inneren Hochländern angeſeſſene Gruppen ſind ziemlich rein malayiſch, aber auch die übrigen Stämme zeigen ſtarke malayiſche Beeinfluſſung; das Malayiſche iſt die allgemeine Sprache der Inſelbewohner. Dieſe weite Verſprengung von Angehörigen einer Raſſe, die ſonſt auf der indoauſtraliſchen Inſelwelt und in Hinterindien daheim iſt, bildet eine völkerkundlich höchſt intereſſante Erſcheinung. Die Einwanderer müſſen mit der Nordoſtpaſſatſtrömung des nördlichen Indiſchen Ozeans herübergekommen ſein, und zwar in einer weit zurückliegenden Periode, denn die gegenwärtige Völkermiſchung ſetzt ſchon eine geraume Zeit voraus.

Der reinſte malayiſche Stamm ſind die Howa, die auf dem zentralen Plateau von Imerina, um die Hauptſtadt Antananarivo ihren Sitz haben. Schon ihr Äußeres läßt ſie den übrigen Stämmen als intellektuell überlegen erſcheinen; ſie ſind feiner organiſiert, ihre Köpfe wohlgebildet, der Schädelbogen über dem Ohre iſt hoch und die Spannung vom Ohr bis zur Stirn lang und voll. Mit ihrer Zahl von einer Million machen ſie ungefähr ein Drittel der Geſamtbevölkerung der Inſel aus, und vermittelſt militäriſcher Poſten, die an wichtigen Punkten über die ganze Inſel verſtreut ſind, üben ſie eine zwar noch nicht von allen Stämmen anerkannte, aber bereits thatſächliche Vorherrſchaft über Madagaskar aus, während ſie noch vor einem Jahrhundert den Stämmen der niedrigeren Plateauſtufen des Weſtens unterworfen waren, die man als Sakalaven zuſammenfaßt. Die letzteren ſind mehr negerartig; ihr Haar iſt gekräuſelt, aber nicht wollig, die Naſe breit, die Lippen wulſtig, der Körperbau kräftig. Sie zerfallen in zahlreiche Stämme; ihre Geſamtzahl beträgt

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

eine halbe Million. Ebenſo iſt der Negertypus bei den Betſileo erkennbar, die auf dem Hochlande ſüdlich von Imerina leben. Von anderen Stämmen, deren es noch viele gibt, ſeien die Ant'Anala erwähnt, ein Volksſtamm, der ſich vermöge der natürlichen Feſtungen ſeines Landes, gewaltiger Tafelberge, unabhängig gehalten hat. Zu den noch unbotmäßigen Stämmen des Innern gehören auch die neuerdings viel genannten Fahavolo im Norden der Inſel.

Ähnlich den Japanern europäiſierte ſich das Herrſchervolk der Howa in den letzten Jahrzehnten mit einer tollen Haſt; nur iſt bei ihnen, deren eigene Kulturſtufe doch eine erheblich geringere als die der Japaner war, der zu überſpringende Abſtand noch weit größer und das Reſultat darum ein weit weniger organiſches als in dem Inſelreiche Oſtaſiens. Die Europäiſierung greift in Sprache und Sitte, Kleidung, Induſtrie, Unterricht und Kriegsweſen ꝛc. konzentriſch von der Hauptſtadt Antananarivo aus um ſich. Journale werden in der in lateiniſchen Lettern fixierten Howaſprache veröffentlicht, das Chriſtentum iſt offiziell Staatsreligion ſeit 1869, und zwar ſind fünf Formen desſelben, die römiſch-katholiſche und vier proteſtantiſche Kirchen, vertreten. Die meiſten Anhänger hat die engliſche Epiſkopalkirche, deren Hauptſitz die zweitgrößte Stadt der Inſel, Fianaranthoa iſt. Die Regierung der Howa iſt eine vollkommene Deſpotie. Der König iſt Herr über Leben und Eigentum. Die alte Einrichtung des „Kabar“, einer großen Ratsverſammlung der Häuptlinge und des Volkes, übt thatſächlich nur das Recht der Zuſtimmung zu den königlichen Maßregeln. Vom Könige abwärts verzweigt ſich eine vielgliedrige militäriſche und civile Beamtenhierarchie. Die Armee wird in ihrer Stärke verſchieden angegeben, jedenfalls dürfte ſie nicht mehr als 30000 Mann betragen. Nicht abgeſchafft iſt die Sklaverei, nur die Einfuhr von Sklaven iſt unterſagt; im Innern blüht der Handel mit ihnen, und einzelne Große beſitzen Tauſende.

Der Handel mit dem Auslande iſt zum größten Teil in engliſchen Händen, daneben in deutſchen, nordamerikaniſchen und franzöſiſchen. In ſeiner Entwickelung wird der Handel gehemmt durch die Schwierigkeit der Verkehrswege, die abſichtlich von den Howa in ſchlechtem Zuſtande erhalten werden, denn dieſe wiſſen wohl, daß die Natur ihres Landes ihr beſter Bundesgenoſſe gegen äußere Feinde iſt. „Die Verteidigung meines Landes,“ ſo pflegte der König Radama I. zu ſagen, „überlaſſe ich meinen Generalen Hazo (d. h. der Wald) und Tazo (das Fieber).“ Immerhin beſteht jetzt ſchon eine Telegraphenlinie von Antananarivo zu der Hafenſtadt Tamatave, durch deren Eroberung die Howas mit dem Auslande in Berührung traten.

Einen ausgezeichneten Hafen vulkaniſcher Entſtehung bildet im Norden der Inſel die Frankreich gehörige Bai von Diego Suarez. Die Franzoſen ſind im Begriff, aus dieſer großen, tiefen, vollkommen geſchützten Bucht einen gewaltigen ſtrategiſchen Stützpunkt für den Indiſchen Ozean zu machen. Ebenfalls in franzöſiſchen Händen iſt die Inſel Noſſi Bé auf der Nordweſtſeite Madagaskars. Ein dritter Stützpunkt der Franzoſen iſt die kleinere Inſel Ste. Marie an der nördlichen Oſtküſte, unweit Tamatave.

Die Europäer, Portugieſen, betraten zum erſtenmal die Inſel nach Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien durch Vasco de Gama. Die älteſten Anſiedelungsverſuche der nächſten beiden Jahrhunderte, nach einander unternommen von den Portugieſen, Holländern, Franzoſen und Engländern, blieben ohne dauerndes Ergebnis. Im Anfang des XVIII. Jahrhunderts war die Nordoſtküſte Madagaskars der Sitz eines gefürchteten Flibuſtierſtaates, der einen ſchwunghaften Sklavenhandel nach den franzöſiſchen Inſeln Bourbon und Mauritius trieb. Erſt 1767 ging die franzöſiſche Regierung von neuem an die Koloniſation der Inſel; ein ungariſcher Abenteurer, Graf Beniowski, deſſen Lebensſchickſale einem abenteuerlichen Kolportageroman gleichen, errichtete in ihrem Dienſt ſeit 1758 auf Madagaskar eine Art Königreich, das den ganzen Oſtrand der Inſel umfaßte; Selbſtändigkeitsgelüſte brachten aber ihn und ſeine Schöpfung in Zwieſpalt mit Frankreich und zum Fall. Eine energiſchere Bemühung um Madagaskar begann erſt, ſeit in den Napoleoniſchen Kriegen England ſich der Maskarenen bemächtigte und 1815 nur Bourbon wieder an Frankreich herausgab, Mauritius dagegen behielt. Seitdem findet die Rivalität der beiden Nationen in den Gewäſſern des weſtlichen Indiſchen Ozeans auf Madagaskar ein ganz beſonderes Feld ihrer Entfaltung.

Die Engländer legten bisher keine Kolonieen an, ſondern beſchränkten ſich darauf, diplomatiſch zu wirken, verfuhren aber hier mit großem Geſchick. Sie erkannten ſofort die überlegene Bedeutung des Howaſtammes, der um dieſe Zeit begann, vom Centralplateau aus erobernd vorzudringen, ſie traten mit dem jugendlichen Häuptling Radama I. (1810—1828) in Verbindung, flößten ihm den Gedanken ein, ſich zum Herrſcher der ganzen Inſel zu machen, und unterſtützten ihn in dieſem Vorgehen, indem ſie ihm europäiſche Waffen lieferten. Hierfür erlangten ſie Handelsbegünſtigungen, Zulaſſung ihrer Miſſionare ins Innere und Abſchaffung des Sklavenhandels. König Radama I., ein Mann von bedeutenden Gaben, begann die überſtürzte Europäiſierung der Howa. Infolgedeſſen trat unter ſeiner energiſchen Nachfolgerin Ranavalona (1829—1861) eine gewaltſame Reaktion gegen die Europäer ein, obwohl ſie ſelbſt für ihre Perſon alle Pariſer Modethorheiten eifrig mitmachte. Die Franzoſen, welche von Bourbon aus mit Gewalt verſuchten, ſich an der Küſte feſtzuſetzen, wurden mit den Waffen vertrieben, die franzöſiſchen und engliſchen Kaufleute aufs ſchärfſte überwacht und beläſtigt, die engliſchen Miſſionare verjagt, das Chriſtentum, ſoweit es ſich bereits unter den Eingeborenen ausgebreitet hatte, ward mit Gefängnis und Hinrichtungen verfolgt. Es kam ſchließlich 1845 zu einer gemeinſamen kriegeriſchen Aktion der Engländer und Franzoſen, die aber zurückgeſchlagen wurde. Dann ließ Ranavalona für längere Jahre eine völlige Europäerſperre eintreten.

Auf das eiſerne Schreckensregiment Ranavalonas folgte das ganz entgegengeſetzte Radamas II. (1861—1863). Dieſer junge Fürſt warf ſich von neuem mit glühendem Eifer auf die Europäiſierung ſeines Volkes; es gelang jetzt einem franzöſiſchen Agenten Lambert, größeren Einfluß auf ihn zu gewinnen als die Engländer, indem er ihm mit den Freundſchaftsbezeugungen Napoleons III. und der Kaiſerin Eugenies ſchmeichelte und ihn mit Einführung europäiſchen Hofpomps bethörte. Die Folge war, daß Radama den Franzoſen den wichtigen Stützpunkt Diego Suarez überlieferte. Eine Palaſtverſchwörung beſeitigte aber bald den dieſes Übereifers halber bei ſeinem Volke verhaßten Herrſcher. An ſeine Stelle traten nach einander drei Königinnen: Roſaherina, Ranavalo II. und Ranavalo III.; die letztere nimmt heute noch den Thron ein. Die wahre Gewalt hat aber bei keiner von dieſen dreien gelegen, ſondern ruht bis zum heutigen Tage in den Händen einer merkwürdigen Perſönlichkeit, des Premierminiſters mit dem ſchrecklich langen Namen Rainivoninahaitriniony. Dieſer iſt der hauptſächliche Veranſtalter des Sturzes und der Ermordung Radamas II. geweſen, hat dann eine der Königinnen nach der andern geheiratet und mit Hilfe ſeiner dämoniſchen Macht über dieſe Frauen das Regiment trotz aller Anfeindungen während dreier Jahrzehnte nahezu unumſchränkt geführt. Er iſt augenſcheinlich ein feiner Diplomat, der den Wert der Europäiſierung für die Howaherrſchaft wohl erkennt, aber weit entfernt ſein dürfte, für ſein Volk auf eine ſelbſtändige Rolle zu verzichten. Als beſte Hilfe in dieſem Streben nach Erhaltung der Selbſtändigkeit ſcheint er ſehr richtig die Eiferſucht zwiſchen England und Frankreich erkannt zu haben; und ſo hat er dafür geſorgt, daß engliſcher und franzöſiſcher Einfluß ſich während ſeiner Regierung immerfort abgelöſt, oder doch die Wage gehalten haben.

Was Handel und Miſſion betrifft, ſo hat England wohl die Oberhand gewonnen, in politiſcher Beziehung iſt es jedoch von Frankreich überflügelt worden, inſofern es 1883—1885 zu einem Kriege mit letzterem kam und die beſiegte Howaregierung in dem Frieden von Tamatave vom 17. Dezember 1885 den Franzoſen den unumſchränkten Beſitz von Diego Suarez beſtätigen und das Protektorat Frankreichs anerkennen mußte, demzufolge alle auswärtigen Beziehungen Madagaskars von dem in Antananarivo niedergeſetzten franzöſiſchen General-Reſidenten vermittelt werden ſollen. Großbritannien hat im Auguſt 1890 dieſen Vertrag anerkannt. Es ſcheint indeſſen, als ob der Howaminiſter nicht gewillt iſt, dieſe Stellung Madagaskars dauernd zu acceptieren, denn er hat die Ausübung des franzöſiſchen Protektorats bereits zu umgehen gewußt.

Die franzöſiſchen Zeitungen der letzten Jahre ſind voll von Klagen über die Räubereien, denen die franzöſiſchen Agenten und Anſiedler von Seiten unbotmäßiger Stämme, beſonders der Fahavolos, unabläſſig ausgeſetzt ſind, denen aber die Howagouverneure mit oſtentativer Unthätigkeit zuſehen. Es iſt bereits zu verſchiedenen Mordthaten, ja zu Überfällen auf das Gefolge des General-Reſidenten ſelbſt gekommen, ohne daß der letztere von den Howa mehr als eine leere Scheinunterſuchung zu erlangen vermochte. Länger als ein halbes Jahr hindurch konnte der franzöſiſche Reſident nicht einmal eine Audienz erlangen. Da iſt denn endlich der franzöſiſchen Regierung die Geduld geriſſen, und ſie hat anfangs September den früheren General-Reſidenten von Madagaskar, Herrn Le Myre de Vilers, einen Mann, der ſeine diplomatiſche Geſchicklichkeit auch bei dem vorjährigen Konflikt mit Siam bewährt hat, nach Antananarivo geſchickt mit dem Auftrage, dort „eine ſehr entſchiedene Sprache“ zu führen. Genauer ſind ſeine Inſtruktionen nicht bekannt gegeben worden, aber nach den unverhohlen ausgeſprochenen Wünſchen der franzöſiſchen Zeitungen beurteilt, würden ſie derartig formuliert ſein, daß ihre Erfüllung eine völlige Unterwerfung Madagaskars unter franzöſiſche Oberhoheit bedeutete.

Es erſcheint zweifelhaft, ob der Premierminiſter ſich ohne weiteres einſchüchtern laſſen wird, denn er rechnet vollkommen richtig auf die Gegenwirkung Englands. Sicher iſt, daß Englands Intereſſe es erfordert, die Bildung einer ſtarken Stellung der Franzoſen auf Madagaskar, die den Weg nach Indien um das Kap herum völlig beherrſchen würde, zu hintertreiben. Den einmal anerkannten Vertrag von Tamatave kann die engliſche Regierung nicht wohl rückgängig machen wollen, wie Lord Roſeberry ja neuerdings in Sheffield (25. Oktober) auch bereits erklärt hat, aber es iſt wahrſcheinlich, daß es dahin wirken wird, die Franzoſen nicht weiter als bisher kommen zu laſſen.

Selbſt aber, wenn es gelänge, was neuerdings ja ſchon öfter geglückt iſt, England durch eine energiſche Sprache zum Nachgeben zu bewegen, ſo darf man doch nicht mit Sicherheit einen dauernden Sieg der Franzoſen in Madagaskar vorausſagen, denn die kriegeriſche Nation der Howa, unterſtützt von der Unzugänglichkeit ihres Landes, wird, wenn ſie ſich einmal zum Kampfe entſchloſſen hat, jedenfalls einen hartnäckigen Widerſtand leiſten.

Sehende Liebe.

Wie falſch iſt's, echte Liebe
blind zu nennen!
Mein Herz liebt Dich ſo
innig, treu und wahr,
Doch meine Augen ſehen
hell und klar:
So, wie ich Dich, kannſt Du
Dich ſelbſt nicht kennen!

Ich fühle Deine Schwächen
voller Schmerzen,
Mehr, als Dich ſelbſt, be-
trüben ſie auch mich,
Lieb' ich Dich heißer doch,
als wie Du Dich! —
Und dennoch ſind ſie teuer
meinem Herzen. —

Wie ſollt' ich über Deine Feh-
ler klagen,
Und ſchattenlos begehren
ſo viel Licht?
Ich will ſie betend auf dem
Herzen tragen
Mein Leben lang in heilig
ſüßer Pflicht;

Nur ſo kann ich die ſcheue Bitte wagen:
„Hab' auch Geduld! Verzag' an meinen nicht!“

E. Biſchdorf.

Uſche Queren macht es anders!

Novelle von Ilſe Frapan.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Frau Eggers blieb mit offenem Munde ſitzen und ſtarrte ihn an. Dann erzählte der Mann, laut, prahlend, zuverſichtlich. Der Advokat hatte ihn vollſtändig beruhigt. Und er ſchlug ſich jetzt ſelbſt mit der flachen Hand vor die Stirn und lachte ſich aus. Wie hatte er ſich nur ſo ins Bockshorn jagen laſſen! Ein Zettel, ein Wiſch, ohne ordentliche Zeugen, ohne Notar, von ſeiner Mamſell Tochter aufgeſetzt auf Anhalten einer höchſt wahrſcheinlich ſchon unzurechnungsfähigen Kranken, anderthalb Stunden vor deren Tode. „Is ja Blech! Blödſinn! Ganz unbegreiflich, wie vernagelt der Menſch zu Zeiten ſein kann. Nee, wenn's weiter nichts is, denn können wir lachen. Gut, die Pfanne damit zu ſcheuern.“ Er warf, während er ſo ſprach, geringſchätzige und erboſte Blicke auf ſeine jüngſte Tochter; als er aber geendet hatte, wurde er ſo froh, daß er ſeinen Ärger über ſie vergaß und ſie zuletzt, hinter ihr ſtehen bleibend, auf den Kopf klopfte. „Je Du, groote Deern, haſt 'n ſchönen dummen Streich gemacht. Aber das wird all nich ſo heiß aufgegeſſen!“

„Na, un wat dar nu inſteiht —“ begann Frau Eggers, eifrig zurückend.

„Wat dar in ſteiht, is uns Pudding!“ rief der Vater und lachte klingend, „‚die Sache iſt ohne die geringſte juriſtiſche Bedeutung,‘ hett he ſeggt —“

„Na, Gott ſei Low un Dank!“ ſeufzte die Frau.

Allen war nun die Zunge gelöſt, alle ſprachen und wunderten ſich durcheinander, und als ſie endlich mit einer gewiſſen Scheu Uſche Queren ruhen ließen, fingen ſie über das Papier und mit Mietje zu ſpaßen an. Sowie die Dämmerung einbrach, wurde Licht gemacht. Vater Eggers ſetzte eine Flaſche Wein auf den Tiſch: „Kinners, düt is 'n Gelegenheit, wi kamt nich ſo jung wedder toſam.“

„Wölt man de Ladens tomaken,“ murmelte die Mutter, ſie blickte Elſabe dabei an. „Je, ick meen' man wegen de Naberslüd.“ Tiete Eggers und ſeine älteſten Töchter ſtießen mit den Gläſern an, Elſabe war aufgeſtanden, um die Läden zu ſchließen. Faſt hätten ſie geſungen. Sie erſchraken ordentlich, als es an die Küchenthür klopfte und eine neugierige Nachbarin fragte, ob ſie nicht 'mal die Leiche ſehen dürfte.

„Morgen, wenn ſe antrocken is,“*) erwiderte Bertha ſchlagfertig. Wiſche hatte die Weinflaſche blitzſchnell beiſeite gethan, aber die Frau bemerkte mit einem lauernden Lächeln: „Na, hier ward woll de Gröfnißwien utprobeert. Je, denn kam ick ook, ick heff de Queren je all de Joahren kennt.“ Als ſie keine oder doch nur halbverſtändlich gemurmelte Antwort bekam, ließ ſie ſich mit geſpreizten Röcken auf einem Stuhl an der Thür nieder. „Man 'n lütten Oogenblick, mit Erlaubnis, aber min Likdörn de hefft düt Wedder all dree Dag vorut föhlt. Das'n Pien.“

Der Papagei krähte auf ſeinem Stock. Die Nachbarin wendete den Kopf nach ihm. „Na, de is noch vun Leferenz Olf, nich? Je, Leferenz Olf is nu ook verunglückt, dat weten Se woll all?“

An der Wirkung ihrer Worte, dem Rufen und Durcheinanderfragen merkte ſie, daß ihre Mitteilung etwas Neues hier war. Sie ſuchte nach Elſabe, die wie ein entſetztes Kind die Hände von ſich ſtreckte, ein ſtarres verſteinertes Lächeln um den offenen Mund. „Dod ſall he nich ſin,“ fügte die Frau beſchwichtigend hinzu.

Das Mädchen ſank rücklings an die Wand, daß die Teller klirrten. Aber wie zur Beſinnung gebracht durch das Geräuſch, und plötzlich ihrer Umgebung ſich bewußt werdend, raffte ſie ſich auf und ſtürzte aus der Thür.

„Elſabe, wo wullt Du hen?“ rief die Mutter ihr nach, dann genierte ſie ſich vor der Nachbarin und ſagte, es müſſe ihrer Tochter wohl „miteins“ in den Kopf gekommen ſein, daß ihre Zeugleine bei all dem Wetter noch draußen hinge.

„Dat glöw ick ook,“ war die ſchlaue Antwort, „wenn ſe ehr man bloß ſehn kann, 't is je ſtickendüſter.“

Als auch ſie fort war, blickten ſich die Familienglieder eine Weile ſchweigend an. Tiete Eggers' Geſicht wurde immer röter. „Sie thut rein, als wenn ſie ſo für ſich auf die Welt wär'. Na, ſie ſoll man zuſehn —“

„Dat is je ſchrecklich mit den Leferenz Olf,“ murmelte die Frau kopfſchüttelnd.

Aber der Vater war tief gekränkt oder noch nicht verſöhnt von geſtern. „Wenn ſie ſo anfangen will —“ er ſtellte ſich plötzlich mit geſpreizten Beinen, die Hände in den Hoſentaſchen vor dem Tiſche auf. „Wat hefft de twee mit enanner? He weet woll gor nich, wo he hen hört, nich?“

„Je, ick kann't nich ſeggen —“ Frau Eggers duckte ſich.

„So'n Fiſcher vun'n Süllbarg! Je, dat much he woll — na, täuw min Deern, ick will Di 'n Sticken ſteken.“*)

„Junge Lüd —“ begann die Frau, während ſich die Schweſtern heimlich unterhielten.

„Junge Lüd möt dohn, wat ehr Öllern ſeggt!“ rief der Mann und trank haſtig ſein Glas aus. Es gab eine Stille.

„Ick wull man, dat ſe erſt wedder dar wör,“ machte die Mutter, die fortwährend nach der Thür ſah. Bertha begann von dem Sargagenten mit den Photographieen zu erzählen; ſofort war das Intereſſe des Vaters abgelenkt. Er ließ ſich die Karte zeigen und bedauerte lebhaft, den Mann nicht in Nahrung geſetzt zu haben. Es war ja derſelbe, der in ſeinem Neubau oben mieten wollte — wenn er nun gleich beim erſten Verſuch ſo ankam, gab er am Ende den Plan mit Blankeneſe ganz auf.

---

*) angezogen.

*) den Weg verſperren.

„Mutt mal ut de Döhr kieken, wat de ol' Kellerluk' ook orrentlich to is.“ Frau Eggers ſchlüpfte mit einer ihr ſonſt fremden Gelenkigkeit hinaus. Nicht ſehr lange danach kam ſie wieder, ſie zog Elſabe hinter ſich her, die verwirrt und mit zerzauſtem Haar die Augen vor dem Lampenlicht zukniff.

„Na, wat is los?“ rief Bertha ihnen entgegen.

„Se ſünd vun dat Tollboot*) opnahmen un nah Cuxhafen brocht worrn,“ rief Frau Eggers aufgeregt. Elſabe brach in lautes Weinen aus, ſie konnte ſich nicht länger bezwingen.

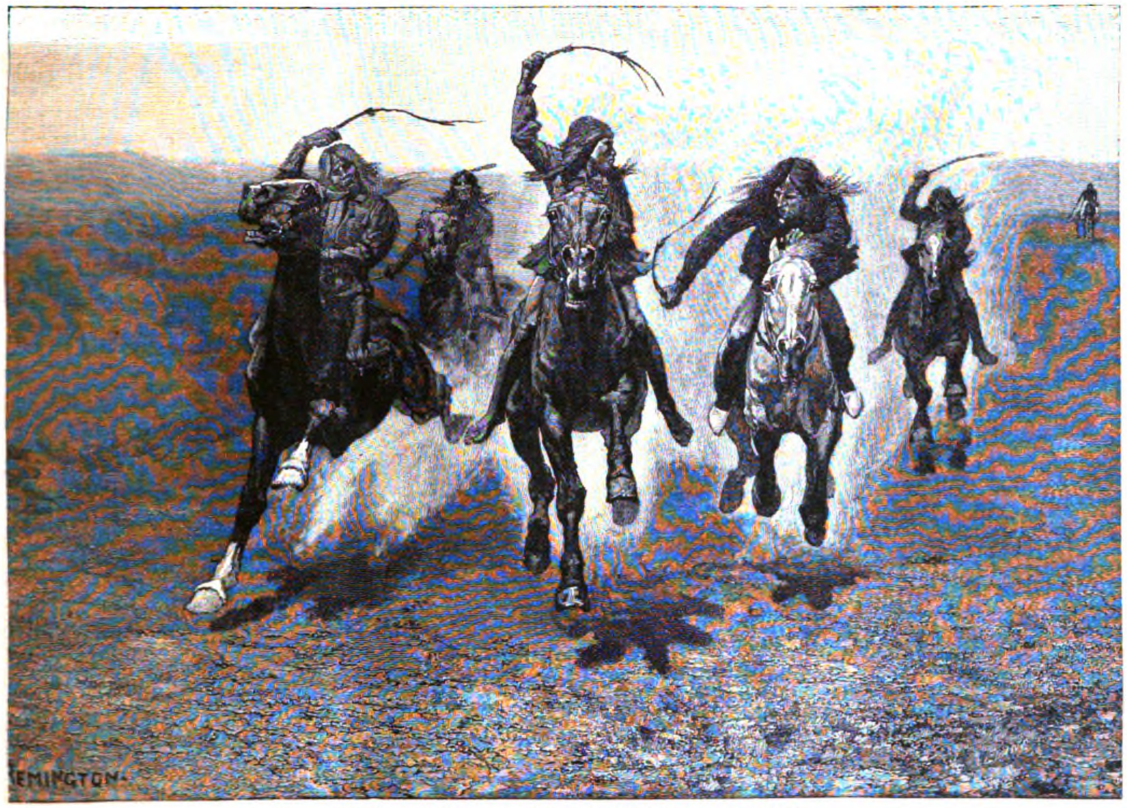
„Wat ſallt Di in? Wat heſt Du?“ fragten ſie. Elſabe hatte ſo ſelten naſſe Augen, nie hatten ſie die Schweſter ſchluchzen hören, ſeit ſie kein Kind mehr war. Aber jetzt hatte ſie alle Faſſung verloren. Nicht einmal antworten konnte ſie: „Lat ehr in Ruh!“ bat die Mutter. Plötzlich nahm Tiete Eggers mit bärbeißiger Miene ſein Glas auf und hielt es dem Mädchen vor den Mund. „Wi ſünd ook noch dar — drink mal, dat Du anners to Mood warſt.“

Sie trank einen Schluck, lachte und wiſchte ſich die Augen.

„Dat ſegg ick Ju — denn wör ick ook —“ begann ſie in entſchiedenem, munteren Ton — dann mit tiefem Erröten brach ſie ab und ſagte „Gute Nacht.“ „De hett wiſe Wörd an' Kopp,“**) begann Wiſche hinter ihr hernickend.

„Ach, Kinners, ſe is en unbedragen***) Minſch, is Elſabe,“ bat die Mutter. „Dat ſünd wi all toſam, aber ſo'n Steenkopp! De ward noch Lehrgeld gewen möten.“ Ja, darin waren ſie alle einig.

Am anderen Tage gab es allerlei Rederei in Blankeneſe. Leferenz Olf hatte Uſche Queren abgelöſt.



Indianer-Wettrennen. Gezeichnet von Frederic Remington.

„Nu kiek mal düſſen Olf an, wat dat ſorn droogen*) Gaſt is! Nu is he ſin olen Ewer richtig los worr'n. Nu hett he em wegſett! Na, dat wör' ook Tied, dat ol' Kaſtendings hung je bloß noch in de Gräten toſam. Aber Glück hett he hatt. Woveel kriegt he vun de Verſeekerung? Twolfduſend? Gotts en Dunner! Je, de ol' Leferenz Olf, Du ſeggſt ümmer, Vadder, dat is en Dröhmkloot,**) ick ſegg, Vadder, ſegg ick, paß mal op, ſegg ick, de Leferenz Olf dat is en Griſen, de is dörtrappt,***) ſegg ick, de halt ſick den riken Eggers ſin jüngſte Deern, ſegg ick, de ward noch dannig,†) ſegg ick. Un nu? Wat heff ick ſeggt, Vadder?“ Und der Sprecher lachte vergnügt und klatſchte ſich auf die Kniee. „Kann ook ſin, dat David Mull em dat ingewen hett,“ hieß es dagegen, „David Mull! Du heſt recht! Dar ſteekt David Mull achter! Das 'n richtigen Drögeniſt,††) de hett dat achter de Ohren, brukſt em bloß antokieken! Un ſo natürlich hefft ſe dat makt, alle beide ſünd ſe verklamt,†††) un halſ beſwiemt*†) an dat Wrack hangt, ſe hefft ehr de heele**†) Nacht mit Grog un Glühwein börnt***†) op dat Tollboot.“

Leferenz Olf war plötzlich in der Meinung der Leute geſtiegen, weil er Hand angelegt haben ſollte, um in die Höhe zu kommen. Seinen baufälligen, ſeeuntüchtigen Ewer war er los, ertrunken war er nicht bei dem angeblichen Wageſtück, ihn im Sturm auflaufen zu laſſen, für die Verſicherungsſumme bekam er ein ordentliches neues Fahrzeug, kurz, Leferenz war auf einmal ein fixer Kerl, der ſich ſehen laſſen und an mehr als eine Thür klopfen konnte.

Es verſteht ſich eigentlich von ſelbſt, daß dieſe Geſpräche

---

*) Zollboot. **) trotziges Reden an ſich. ***) ehrlich.

*) ſchlau. **) Schlafmütze. ***) durchtrieben. †) vermöglich. ††) ſchlauer Menſch. †††) erfroren. *†) ohnmächtig. **†) ganze. ***†) getränkt.

nur mit halber Stimme geführt wurden, und daß man, als der Held des Tages von Cuxhafen eintraf, ihn zwar mit einem verſtändnisvollen, glückwünſchenden Grinſen begrüßte, der Vermutungen aber, die jeder hegte, mit keiner Silbe gegen ihn Erwähnung that. So unzart war man nicht; und da Leferenz Olf völlig unbefangen auftrat und, wenn er befragt wurde, immer nur von der Gefahr berichtete, nie aber ſeinen Gewinn berührte, ſo befeſtigte ſich die Achtung der Leute immer mehr, und ſie fanden es ſehr begreiflich, daß „der reiche Eggers“ ſich zugänglicher zeigte, als man erſt geglaubt hatte, und mit ſeiner Tochter nicht koſtbarer that, als ſie es wert war.

Und dann kam Uſche Querens Begräbnistag, und da hörten die Leute Wunderdinge. Der Hamburger Advokat hatte nämlich „ſpaßeshalber“ den gänzlich ungeſetzlichen „letzten Willen“ ſich angeſehen, den die Verſtorbene hatte aufſetzen laſſen; das Amt in Blankeneſe hatte keine Schwierigkeiten gemacht. Und nun, an ihrem Grabe auf dem Nienſtädtner Kirchhof, flocht der Paſtor die Kritik dieſes Teſtaments zur Erbauung der Gemeinde in ſeine Trauerrede ein. Er rügte mit väterlichem Ton den ſelbſtſüchtigen Irrtum dieſer Toten, als könne der Menſch ſein Hab und Gut mit ſich nehmen, in den Sarg, unters Kopfkiſſen, während es doch nur ihm geliehen ſei auf Lebenszeit, damit er es zu ſeinem und ſeiner Nächſten Nutz und Frommen anwende und mehre. „Wer wollte es leugnen, meine Freunde, daß es ein gefährlich Ding iſt um die Macht des Geldes, gefährlich eben durch ſeine Unzerſtörbarkeit! Wie die Krankheit und die Sünde erbt es ſich fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, und wehe dem Menſchen, der vergißt, daß es nur ein Darlehn iſt und kein Eigentum.“

Mancher ging verdutzt heut nach Hauſe, — hatte er doch ſein Lebtag gedacht, daß Geld etwas außerordentlich Gutes ſei, und nun verglich es der Paſtor mit Krankheit und Sünde? Ja, der Paſtor hatte gut reden! Wenn man „ſolch'n feines Bahntje“*) hat wie der und ſagen kann, was man will, ohne eine Antwort darauf anzunehmen!

Als das Gefolge den Kirchhof verließ, ſchloß ſich Leferenz Olf mit einem kleinen Diener**) den Eggersleuten an. Sie waren alle munter; Wiſche wiſchte ſich noch einige Rührthränen von den Backen, Mietje riß Schneebeeren von den Büſchen und zerknallte ſie mit ihrem kleinen Stiefelabſatz — ein kalter blauer Tag mit Reif auf den Raſen und Hecken umfing die Heimkehrenden. Man ſtampfte beim Gehen, um ſich zu erwärmen, aber es gab trotzdem blaue Naſen und rote Ohren.

„Nu will ick Din Vadder fragen, wat he mi den Ewer boen***) will,“ ſagte Olf, als er ſich glücklich bis zu Elſabe durchgeſchlängelt hatte.

„Nu kummt min Drom ut!“ rief das Mädchen.

„Fangſt Du ook an to drömen?“ lächelte Olf, „je Du, wat harrſt Du woll ſeggt, wenn ick weg bleeben wör?“ Und als ſie nur abwehrte, daß er ſchweigen ſolle: „Weetſt, wat ick dahn heff, Elſabe? In de letzte Minut? Ick heff Di'n Breef ſchreeben. Weet Gott, wokein den Buddel mal finnen deiht.“ — Ein Schauer ging über des Mädchens Körper.

Dann ermannte ſie ſich und blickte Leferenz ſchüchtern an: „Wat ſtunn denn in den Breef?“

Er zog ein einfältiges Geſicht: „Wat dor in ſtunn? In den Breef, ſeggſt Du? Je Du, dat weet'k nich mehr! Dat kann'k Di nich ſeggen.“ Er beobachtete ſie; als er merkte, daß ſie ſeine Schelmerei nicht übelnahm, räuſperte er ſich und ſagte wie beiläufig: „Na, ſallt denn gellen?“

Sie ſah ihn an, verſtand die Anſpielung auf ihre letzte Zuſammenkunft und nickte errötend: „Och, Olf Thranblut!“

„Aber nu nich mehr,“ rief er lachend.

„Nu nich mehr?“

„Nu boet Din Vadder mi 'n annern Kaſten.“

„Gah, un frag em,“ drängte Elſabe.

Sowie die Bekannten, die mit ungemeiner Kürze ihre Kondolation abgemacht hatten, um auf „die Hauptſache“ überzugehen, etwas von ihm abließen, brachte Olf ſeine Frage an, ward aber mit der von oben herunter gegebenen Erklärung abgefertigt, daß Tiete Eggers „in der nächſten Zeit“ zu ſtark von ſeinen Geſchäften in Anſpruch genommen ſei.

Und dann — Wunder über Wunder — kam es doch noch dazu, daß Tiete Eggers ihm den Ewer baute!

Das geſchah ſo. Es fand ſich in Hamburg ein vollkommen rechtskräftiges ſpäteres Teſtament von Uſche Queren, welches nicht Tiete Eggers, ſondern jenen Schwager, der ihr den unfrankierten Brief geſchickt hatte, zum Haupterben einſetzte. Uſche war während der fünf Jahre, wo ſie die Eggersleute beglückte, dreimal auf einen Tag in Hamburg geweſen; am zweiten dieſer Tage war das Unglück geſchehen. Alle Leute wunderten ſich erſt ſatt, und dann ſagten ſie, das ſähe Uſche Queren vollkommen ähnlich, und ſie hätten ſich kein bißchen gewundert. Tiete Eggers aber ſetzte in Bewegung, was ſich irgend nicht wehrte, und es half alles nichts. Er bekam ein jämmerliches Fetzchen von dem Gelde, der Schwager zeigte ſich großmütiger, als es zu erwarten ſtand. Auf irgend eine Weiſe ward der öffentliche Bankerott vermieden, ein Vergleich gefunden, der die ſchlimmſten Gläubiger beruhigte, und eines ſchönen Tages fand ſich Tiete Eggers in der alten blauen, teerfleckigen Arbeitskleidung und mit dem Hammer in der Hand vor ſeinem Bootsgerippe wieder. Er merkte nach einigen Monaten, daß es nicht das Schlechteſte war, was ihm geblieben, und dann war der Wirbelwind, der in die Familie gefahren, auch an den Lücken zu ſpüren, die er geriſſen hatte. Es gab nicht mehr ſo viele zu verſorgen. Bertha hatte ihren Sülldorfer geheiratet, ſo lange ihre Ausſichten noch blank waren. Als dann der Umſchwung kam, und der Mann ſie dieſen Fehlſchlag nicht entgelten ließ, ſondern gar noch darüber tröſten wollte, faßte ſie eine halb ungläubige, halb gerührte Zärtlichkeit zu ihm, die ſich allmählich auch auf ihre übrigen Angehörigen ausdehnte. Nie kam ſie nach Blankeneſe ohne ein Geſchenk für Mietje, die richtig bei den Großeltern geblieben war und in ihren Kindergedanken nie ganz darüber ins Reine kommen konnte, was eigentlich eine Tante und was eine Mama ſei. Von Uſche Queren mochte Bertha nicht gern ſprechen, ebenſowenig wie Wiſche, die einen Laden mit „Woll- und Holländiſchen Waren“ übernommen hatte und gut vorwärts kam. Nach Jahr und Tag freilich hatten ſie auch über Uſche Queren ihren Sinn geändert und überraſchten eines Tages Elſabe durch die wehmütig mit Kopfſchütteln vorgebrachte Bemerkung, daß es doch ſo traurig ſei, kein einziges Andenken an Tante Uſche zu haben. „Wenn mein Mann noch die ſilberne Pfeife gekriegt hätte, das hätt' mich nu ſo gefreut!“ ſetzte Bertha unbefangen hinzu. „Es is doch immer Familie!“ ſeufzte Wiſche und wickelte ſich feſter in ihren braunen Seelenwärmer, „— ach hott ja, wi hefft je all unſe Eegenheeten.“ Elſabe ſaß verwundert, horchte nur, hütete ſich aber wohl, etwas zu ſagen. Es ging ihr ja gut, ſie konnte lachen.

Seit ein paar Monaten war ſie mit Leferenz in die oberen Räume des Elternhauſes an der Bucht eingezogen, gerade als die erſten Bienen um die erſten Weidenkätzchen ſchwärmten. Sie brauchten nicht viel Raum, die zufriedenen jungen Seelen, und die Alten hatten nun gerade dieſe beiden am liebſten um ſich. Und danach Mietje und Jakob, der ſie alle bei Namen rief und ganz zur Familie gehörte. Die Badeanſtalt, das Sargmagazin, die Spiegelſcheiben, die Projekte alle mit einander waren aus den Geſprächen verſchwunden, und an Uſche Querens Stelle ſaß die kleine Frau Eggers in der Vorderſtube am Fenſter und grüßte alle Leute, und alle Leute grüßten ſie, ſogar die Sonntagsbummler.

Sie hatte ein ſo friedliches, freundliches, gutes Geſicht bekommen, ſeit ſie die Sorgen los war. Onkel Mull ließ ſich oft ſehen, und er durfte allerlei Witze reißen, Elſabe machte taube Ohren. Nur eins erlaubte ſie nicht: eine Anſpielung auf die Sturmnacht, wo der Ewer verloren ging. Onkel Mull hatte dann ein Geſicht — überdies — und kurz und gut, ſie wollte darüber ein- für allemal nichts hören.

---

*) Geſchäft. **) Verbeugung. ***) bauen.

Die heilige Cäcilie.

Von Profeſſor Dr. Friedrich Loofs. (Abdruck verboten.)

II.

Die Wißbegier mußte ſich gedulden. Denn bis hinauf in den nach der Oberwelt führenden Lichtſchacht war die Grabkammer mit Schutt ausgefüllt. Als der Schutt weggeräumt war, als die Kammer, ein unregelmäßiges Quadrat von faſt 20 Fuß Durchmeſſer, ſo ſich darſtellte, wie man noch heute ſie ſieht, — da war die Frage, ob hier die Cäciliengruft gefunden ſei, völlig entſchieden. An der Wand, neben der Thür der Papſtkrypte, findet ſich eine Malerei, wohl des VII. Jahrhunderts: eine weibliche Figur in rotem, golddurchſticktem Gewande und darunter zwei Bilder ſpäterer Zeit, ein Chriſtuskopf und ein Biſchof in vollem Ornat mit der Beiſchrift: ,,Sanctus Urbanus.“ Urban war der Papſt, der Cäcilia beſtattet haben ſoll. Sein Bild und das des reichgekleideten Mädchens ſind unmißverſtändliche Zeugen. Überdies ſind neben den Bildern Reſte einer Inſchrift ſichtbar, die nach de Roſſis nicht unwahrſcheinlicher Ergänzung gelautet hat: „Zum Schmuck des Grabes der heiligen Märtyrin Cäcilia.“ Das ſcheint demnach völlig ſicher zu ſein: in dieſer Grabkammer ſah man zu der Zeit, als die Bilder gemalt wurden — aus dem VII. Jahrhundert mag das älteſte ſtammen — die Gruft der heiligen Cäcilia. Und mit Sicherheit darf man annehmen, daß dieſe Grabkammer dieſelbe iſt, an welche die Lebensbeſchreibung der Cäcilia denkt, wenn ſie berichtet, Papſt Urban habe die Heilige neben ſeinen Amtsgenoſſen beigeſetzt.

Fand ſich nun irgend etwas, das die Thatſächlichkeit dieſes Berichtes zu ſtützen und damit der Lebensbeſchreibung Kredit zu verſchaffen geeignet war? Einen Sarkophag der Cäcilia, deſſen Inſchrift etwa belehrend hätte ſein können, fand de Roſſi nicht und konnte er zu finden nicht hoffen; denn längſt ruhten die Reliquien der Heiligen in der Cäcilienkirche droben. Dennoch hat die Ausgrabung wichtige Reſultate erzielt. De Roſſi fand in den Trümmern einen Sarkophag, den die Inſchrift als den eines vornehmen chriſtlichen Ehepaars, eines Octavius Cäcilianus und ſeiner Gattin, erwies. Ferner entdeckte er in dem Fußboden einen Grabſtein, der nach der wahrſcheinlichen Ergänzung der fehlenden Buchſtaben als der eines Prätextus Cäcilianus angeſehen werden muß. In anderen Grabkammern derſelben Calixtkatakombe fanden ſich Grabſchriften anderer Glieder der Familie der Cäcilier. Nun weiß man, daß die alte römiſche Familie der Cäcilier ſchon im I. Jahrhundert vor Chriſto an der Via Appia Beſitzungen hatte. Darf es unter dieſen Umſtänden nicht als eine wahrſcheinliche Vermutung gelten, wenn de Roſſi, nicht ohne noch einige andere Gründe für ſich anführen zu können, annimmt, die Calixtkatakombe, die ſeit dem III. Jahrhundert Eigentum der chriſtlichen Gemeinde war, ſei in ihren Anfängen eine den chriſtianiſierten Cäciliern gehörige, private Grabanlage geweſen?

Wenn nun da, wo die Cäcilier ihre Gräber hatten, die römiſche Chriſtenheit des V. Jahrhunderts das Grab einer Märtyrin Cäcilia fand, ſo kann dies ja freilich ein Irrtum ſein; nur zu oft hat die ſpätere Zeit alle in den Katakomben Beigeſetzten für Märtyrer angeſehen. Allein berechtigt iſt doch auch die Vermutung, daß in der That eine Jungfrau aus jener erlauchten Familie unter der Schar der Märtyrer ſich befunden hat. Dieſe vermutlich anzunehmende Thatſache mag der geſchichtliche Kern der Cäcilienlegende ſein.

Iſt alles andere nur phantaſtiſche Schale? De Roſſi glaubte den weſentlichen Inhalt der Lebensbeſchreibung als geſchichtlich retten zu können, indem er annahm, der uns erhaltene Bericht ſei eine Bearbeitung eines älteren, zuverläſſigeren. In jener älteren Schrift, ſo meinte er, ſei das Martyrium der Cäcilia nicht in die Zeit des Alexander Severus geſetzt, ſondern in die Zeit, da Marc Aurel und ſein Sohn Commodus gemeinſam regierten (176—180 n. Chr.), in eine Zeit nachweislich heftiger Chriſtenverfolgungen. Der Biſchof Urban, der Freund der heiligen Cäcilia, ſei deshalb gar nicht der römiſche Biſchof dieſes Namens — irrig nur habe der ſpätere Bearbeiter der Lebensbeſchreibung ſo angenommen; er ſei vielmehr ein nichtrömiſcher, auswärtiger Biſchof, der zur Zeit Marc Aurels ſich in Rom aufgehalten habe. Es würde langweilig ſein, wollte ich die Grundloſigkeit dieſer Annahme im einzelnen nachweiſen. Ein zweiter Biſchof Urban iſt völlig unbekannt, und die Verlegung des Martyriums in Marc Aurels Zeit hat eigentlich nur daran eine ſchwache Stütze, daß ein Schriftſteller des IX. Jahrhunderts, ohne eine andere Quelle zu haben als die Lebensbeſchreibung, die wir kennen, in ſeinem Bericht über die heilige Cäcilia für den Alexander Severus die Kaiſer Marc Aurel und Commodus einſetzt, ſei es infolge eines Irrtums, ſei es, weil auch er ſchon einſah, daß unter Alexander Severus eine römiſche Chriſtenverfolgung nicht möglich geweſen iſt. Überdies ſind mit all dieſen Konſtruktionen die de Roſſi noch unbekannten Bedenken nicht gehoben, welche der Verwandtſchaft der Cäcilienlegende mit der oben erwähnten Erzählung aus Afrika entſpringen. Auf dieſe und ähnliche unintereſſante Kleinigkeiten der wiſſenſchaftlichen Kritik hier einzugehen, wäre thöricht. Dem hauptſächlichen Grunde aber, der de Roſſi und einige andere römiſche Archäologen beſtimmt, den weſentlichen Inhalt der Cäcilienlegende für geſchichtlich zu halten, — dem müſſen wir ins Geſicht ſehen. Es iſt dies die Auffindung oder angebliche Auffindung der Heiligen im IX. und im XVI. Jahrhundert. Der Leſer fürchte nicht, daß ich Schauergeſchichten auskrame. Die Sache iſt gar nicht gruſelig. Wohl aber darf ſie auf das Intereſſe der Leſer Anſpruch erheben, denn wir befinden uns mit ihr auf völlig geſchichtlichem Boden. Die Unterſuchung kann daher zeigen, wie unſicher die Reliquiengeſchichten ſelbſt da ſind, wo die katholiſche Litteratur ſie als über jeden Zweifel erhaben darſtellt.

Zunächſt müſſen wir die Nachricht aus dem IX. Jahrhundert hören. Die ſeit dem V. Jahrhundert nicht mehr in Gebrauch befindlichen Katakomben waren damals längſt in Verfall geraten. Schon die Zeit hatte das Ihre gethan. Weiter hatten die Langobarden, die im Beginn des Jahres 756 unter ihrem König Aiſtulf Rom belagerten, Reliquien ſuchend, eine furchtbare Verwüſtung in den Grabanlagen angerichtet. Die Scheu vor den ehrwürdigen Orten verſchwand daher auch bei den Römern: man ließ, wie Papſt Paul I. 761 klagt, Vieh ein in die geweihten Grüfte. Unter dieſen Umſtänden konnte es als Pietät gelten, daß einige Päpſte die Verwüſtung dadurch noch größer machten, daß auch ſie die Gräber erbrachen und in der Meinung, alle Toten dort unten müßten Märtyrer und Heilige ſein, die Kirchen mit Reliquien füllten. Kein Papſt iſt in dieſer Hinſicht ſo eifrig geweſen als Paſchalis I. (817—824). Eine römiſche Inſchrift meldet urkundlich von ihm, er habe die Leiber bezw. die Reliquien von 2300 Heiligen in verſchiedenen römiſchen Kirchen deponiert. Dieſer Papſt iſt's auch, der die heilige Cäcilia gefunden haben will. Paſchalis ſelbſt erzählt in einem Briefe, wie dies zuging; wir haben alſo eine vorzügliche Quelle. Er hatte die Cäcilienkirche reſtaurieren laſſen und hätte gern für die erneuerte Kirche die Reliquien der Heiligen gehabt. Doch er fand ſie nicht und begann deshalb ſchon dem Gerüchte Glauben zu ſchenken, die Langobarden hätten ſie geraubt. Da hatte er einſt, da er bei der Frühmette in der Peterskirche eingeſchlafen war — dieſer Kirchenſchlaf erſcheint dem Papſte keineswegs als ein Unrecht, das er verſchweigen müßte — einen wunderbaren Traum: eine Jungfrau erſchien ihm, die ſich auf ſeine Frage als St. Cäcilia zu erkennen gab. Er ſolle nur weiter ſuchen, ſo ſagte ihm die Heilige; er ſei ihr ſchon ſo nahe geweſen, daß ſie mit einander hätten reden können; Gott habe ihm verliehen, ſie zu entdecken. Paſchalis läßt nun aufs neue, mit gutem Erfolg ſuchen. „Ich fand ſie ‚die Heilige,“ — ſo berichtet er ſelbſt —

„wie es in ihrer Lebensbeſchreibung ſteht, bei meinen biſchöflichen Kollegen, mit golddurchwirkten Kleidern angethan, ſamt ihrem Verlobten. Auch die leinenen Tücher, mit denen an den Wunden, welche der Henker durch dreimaliges Ausholen ihr geſchlagen hatte, ihr heiliges Blut abgewiſcht war, fand ich zu den Füßen der Jungfrau, in ein Bündel zuſammengewickelt und voller Blut. Das alles habe ich mit eigenen Händen berührt und habe es dann ſamt dem verehrungswürdigen Körper feierlich in die Stadt hinaufgebracht.“ Unter dem Altar der reſtaurierten Cäcilienkirche, ſo ſagt dann Paſchalis, habe er die Märtyrin beigeſetzt.

An dieſer Geſchichte iſt nichts unglaublich. Weshalb ſollte nicht auch ein Papſt einmal von dem träumen, was ihn wachend beſchäftigt? Weshalb ſoll er nicht im Traume den erleuchteten Gedanken gefaßt haben, da zu ſuchen, wohin die Lebensbeſchreibung der Heiligen ihn wies? Ich bezweifle keine der von Paſchalis mitgeteilten Thatſachen. Doch für die Geſchichtlichkeit der Legende iſt dies ohne alle Bedeutung. Denn das Entſcheidendſte iſt unbeweisbar, dies nämlich, daß es wirklich die Märtyrin Cäcilia war, die Paſchalis fand. Ich will dagegen nicht geltend machen, daß man nach unverdächtiger Nachricht ſchon 565 in Ravenna Reliquien der heiligen Cäcilia zu haben glaubte — denn dieſe Reliquien können unecht geweſen ſein. Auch die Schwierigkeit will ich nicht gar zu groß machen, die darin liegt, daß Paſchalis den Valerian offenbar an der gleichen Stelle gefunden haben will, wie die Cäcilia, während man nach älteren Angaben Valerians Grab in der Prätextatkatakombe ſuchen muß. Es genügt der Hinweis darauf, daß außer dem aus des Papſtes Wünſchen gebornen Traume und dem Ort der Auffindung nichts auf die Identität der von Paſchalis gefundenen Reliquien mit denen der Cäcilia hinweiſt. Selbſt ein päpſtlicher Traum iſt aber nicht beweiſend, und in der Cäciliengruft haben ſicher mehrere ihre letzte Ruhe gefunden. Oder ſollen die golddurchwirkten Gewänder und die blutigen Tücher beweiſend ſein? Gewänder ſind oft in den Katakomben gefunden, und linnene Tücher, die Flecke hatten, welche die Phantaſie für Blut halten konnte, ſind erſt recht nichts Abſonderliches.

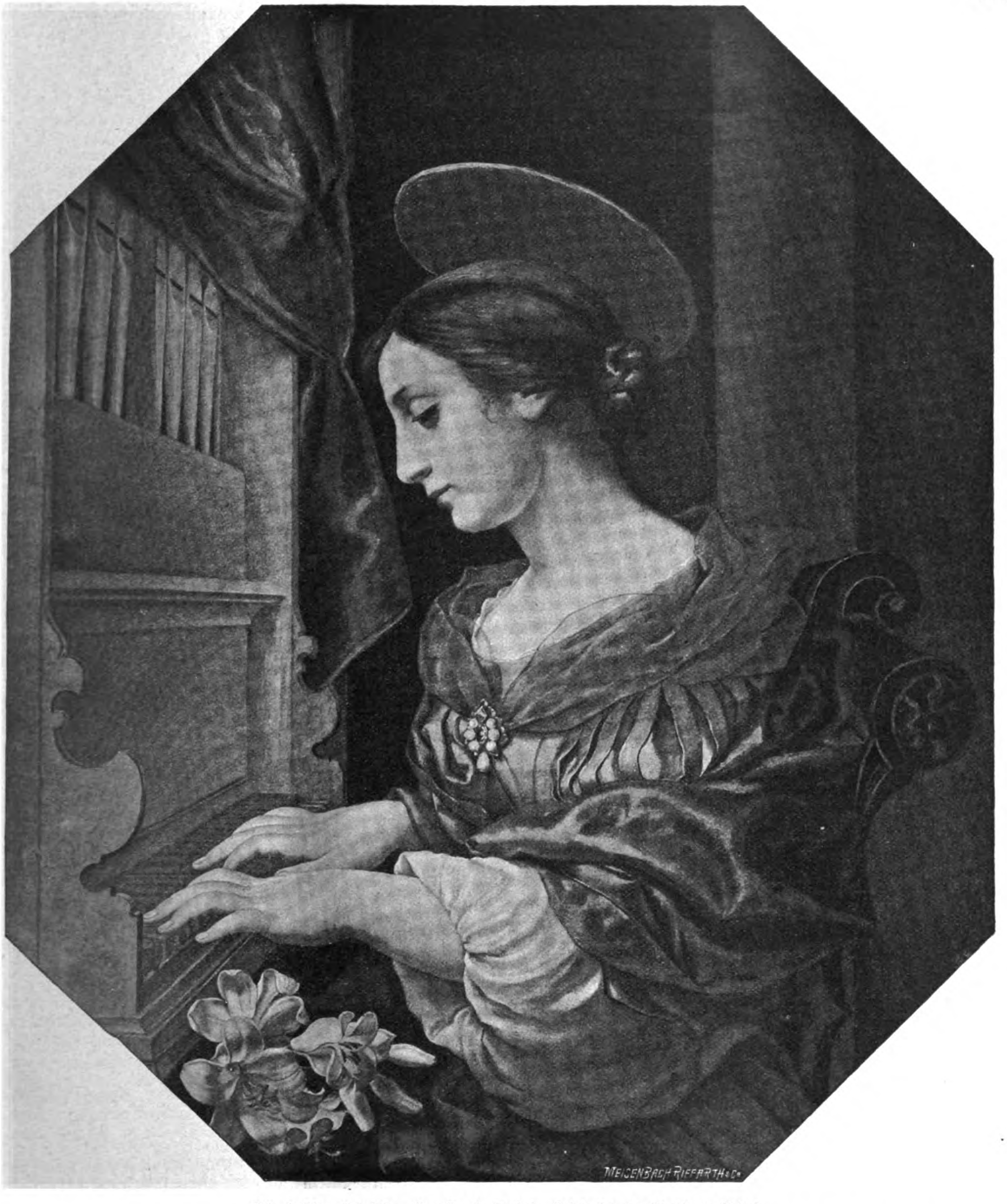
Noch böſer ſteht es mit der zweiten Wiederauffindung der heiligen Cäcilia im Jahre 1599. Der Kardinal Sfondrati, Kardinalpresbyter der Cäcilienkirche, ließ bauen am Altar ſeiner Kirche. Beim Bauen ſtieß man auf ein vergeſſenes Gewölbe, und fand einen Steinſarkophag, den der Kardinal für den der Cäcilia meinte halten zu müſſen. Voller Freude eilte er ſofort zum Papſte — Clemens VIII. Aldobrandini trug damals die päpſtliche Tiara. Der ſaß podagriſch in ſeiner Villa zu Tusculum und war eigentlich für niemanden zu ſprechen. Doch ſolcher Botſchaft lieh er trotzdem ſein Ohr. Freilich ſelbſt mitzugehen, war ihm unmöglich; er beauftragte den Kirchenhiſtoriker Cäſar Baronius, den Kardinal zu begleiten. Des Baronius eigener Bericht liegt noch heute vor. In dem Sarkophag, ſo hören wir, fand man einen Sarg aus Cypreſſenholz, in dieſem die linnenen Tücher und die Goldfäden, von denen ſchon Paſchalis berichtet. Über den Heiligenleib ſelbſt waren Schleier gelegt. Nicht wie eine Tote, ſagt Baronius, lag die verehrungsvolle Jungfrau da, ſondern wie ſchlafend, auf der rechten Seite ruhend und mit etwas eingebogenen Knieen. — Die Schleier ſelbſt hat man nicht weggenommen. Am Feſttage der Heiligen, am 22. November 1599, wurde der Holzſarg in einem neuen ſilbernen Sarge wieder beigeſetzt. Der Papſt ſelbſt celebrierte das Hochamt.

Auch an dieſer ganzen Erzählung iſt nichts Thatſächliches zu bezweifeln. Es iſt auch ganz unnötig, zu zweifeln. Denn auch an dieſer Geſchichte iſt nichts Unglaubliches. Daß die Märtyrin gefunden ſei unverſehrt, als ſei ſie geſtern beigeſetzt — ſo kann man in populären römiſchen Büchern leſen —, ſagt Baronius nicht. Niemand hat, wie geſagt, die Schleier weggenommen, die ſie bedeckten. Baronius ſetzt voraus, der Körper ſei mumifiziert geweſen. Dergleichen hat man noch in unſerem Jahrhundert in den Katakomben beobachtet. Allein auch hier iſt dies alles für die Geſchichtlichkeit der Legende bedeutungslos. Denn das Entſcheidende iſt unerweislich: niemand kann beweiſen, daß die im Jahre 1599 aufgefundene Leiche die der heiligen Cäcilia geweſen iſt. Die Vermutung des Kardinals Sfondrati iſt doch noch weniger beweiſend, als oben der Traum des Paſchalis. Und wenn in katholiſchen Büchern gelegentlich mit Emphaſe verſichert wird, die Heilige ſei 1599 in eben der Stellung aufgefunden, in der ſie einſt auf dem Steinflies ihres Badezimmers gelegen habe, ſo iſt auch darin nichts zu erkennen, das die Identität der Leiche von 1599 mit der heiligen Cäcilia erwieſe. Denn in welcher Stellung Cäcilia auf dem Steinflies ihres Badezimmers gelegen habe, darüber ſagt die Lebensbeſchreibung nichts. Ja, nicht einmal das hören wir in ihr, daß die Heilige dort geſtorben ſei, wo ſie die tödlichen Streiche empfangen hatte. Daß die Leiche von 1599 die heiligen Cäcilia war, iſt alſo nicht zu erweiſen. Und daß es dieſelbe Leiche war, die einſt Paſchalis wiedergefunden hatte, ſcheint geradezu ausgeſchloſſen. Denn von einem zeitgenöſſiſchen Biographen des Paſchalis hören wir, daß Paſchalis das Haupt der Heiligen in einem ſilbernen Reliquienkaſten beſonders beigeſetzt habe. Und von Papſt Leo IV. (847—855) wird berichtet, daß er das Haupt der heiligen Cäcilia der Kirche der Quatuor Coronati in Rom geſchenkt habe. Dem gegenüber können die Linnen und die Goldfäden, auf die Baronius hinweiſt, gar nichts beweiſen: die angebliche heilige Cäcilia des Baronius iſt mit der angeblichen heiligen Cäcilia des Paſchalis gewiß nicht identiſch.

Die beiden Wiederauffindungsſcenen ſind alſo für die Geſchichtlichkeit der Cäcilienlegende ohne Bedeutung. Und es bleibt dabei: die Lebensbeſchreibung der heiligen Cäcilia iſt ein ganz unzuverläſſiger Bericht.

Mit Stefano Madernos Cäcilienſtatue wären wir alſo fertig. Doch wo bleibt Raffaels Bild? Iſt Raffaels Cäcilie wirklich dieſelbe, von der wir bisher gehört haben? Ja freilich: dieſelbe iſt's; aber es iſt ein Rätſel, daß ſie es iſt. Während des ganzen Mittelalters wird die heilige Cäcilie nur als die jungfräuliche Märtyrin verehrt. Nichts hört man davon, daß ſie die Erfinderin der Orgel geweſen ſei, niemand preiſt ſie als die Schutzpatronin der heiligen Muſik. Auch die bildende Kunſt wußte nichts davon: mit der Märtyrerkrone iſt die Cäcilie dargeſtellt worden; die Orgel, die Geige, die Harfe und andere muſikaliſche Inſtrumente kennt erſt die neuere Kunſt als Symbole der heiligen Cäcilie. Noch ca. 1509, wenige Jahre vor Raffaels heiliger Cäcilie (1513), malte Francesco Francia in Bologna lediglich die alte Cäcilienlegende. In Italien iſt, wenn ſorgfältige Erkundigungen mich nicht getrogen haben, Raffaels Cäcilie das erſte Bild des neuen Cäcilientypus. Nach ihm iſt er oft gemalt worden. Die Dresdener Cäcilie vor der Orgel von Carlo Dolci († 1686) iſt ja allbekannt. Dolcis Zeitgenoſſe Domenichino hat die Heilige mit der Violine und mit der Orgel, ja auf einem dritten ſeiner vielen Cäcilienbilder mit einer Baßgeige dargeſtellt. Pierre Mignard, Ludwigs XIV. Hofmaler, malte die Heilige in einem vielgerühmten Bilde mit der Harfe. Am früheſten iſt jedenfalls die Verbindung der heiligen Cäcilie mit der Orgel. In Deutſchland iſt dieſe Verbindung im endenden XV. Jahrhundert an dem ſogenannten Bartholomäusaltar der Münchener Pinakothek und am ſogenannten Kreuzaltar im Kölner Muſeum zu beobachten. Anſcheinend erſt im XV. Jahrhundert iſt die heilige Cäcilie zur Schutzheiligen der Muſik geworden. Es iſt oft gefragt, wie dies habe geſchehen können. Unter den Antworten, die gegeben ſind, hat diejenige bis jetzt des meiſten Beifalls ſich erfreut, die Herder 1793 vorgetragen hat. Sie wird, durch einiges neuere Material vermehrt, auch den Leſern, wie ich hoffe, einleuchtend ſein.

Die neue Auffaſſung der heiligen Cäcilie knüpft an eine Stelle ihrer Lebensbeſchreibung an, die oben bereits angeführt iſt. Mitten in dem Hochzeitstrubel, ſo wird an dieſer Stelle erzählt, dachte Cäcilia an ganz andere Dinge. Unter ihrem Brautgewande trug ſie ein härenes Kleid, und, während die Hochzeitsinſtrumente tönten, erklang in ihrem Herzen lediglich ein Gebet (et **cantantibus organis illa in corde suo soli**



Die heilige Cäcilie. Von Carlo Dolci. Original in der Dresdener Galerie.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Co., Dornach i. Elſaß, Paris und New-York. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Domino decantabat). Dieſe Stelle der Lebensbeſchreibung hat ſchon im Mittelalter bei der Feier des Cäcilienfeſtes Verwendung gefunden. Im römiſchen Brevier folgt noch heute am Cäcilientage nach der erſten Schriftlektion aus 1. Kor. 7 als liturgiſche Antwort eben dieſe Stelle: **cantantibus organis Caecilia virgo in corde suo soli Domino decantabat** (während die Inſtrumente tönten, ſang die Jungfrau Cäcilia allein dem Herrn ihr Gebet). Durch dieſe liturgiſche Verwendung der Stelle erhielt das „Singen und Spielen im Herzen" eine Betonung, die es in der alten Lebensbeſchreibung nicht hat. Kaum eine mittelalterliche Predigt am Cäcilientage — ich habe eine ganze Reihe geleſen — läßt es unerwähnt. Und ſchon ein vielleicht noch dem VI. Jahrhundert angehöriger Hymnus rühmt der Heiligen nach: **noctis horas et diei mentis implens cantico**, „die Nächte durch, die Tage lang erklang im Herzen ihr Geſang."

Dazu kam ein Zweites. Seit dem VIII. Jahrhundert wurden in der abendländiſchen Kirche die Orgeln bekannt. Im Jahre 757 erhielt Pippin, Karls des Großen Vater, vom oſtrömiſchen Kaiſer eine Orgel geſchenkt, — zweihundert Jahre ſpäter fehlte die Orgel (lat. **organum**, oder pluraliſch **organa**) in kaum einer größeren Kirche. Hörte man nun jenes „**cantantibus organis**" („während die Inſtrumente tönten") ſo haben gewiß im ſpäteren Mittelalter die meiſten Hörer nicht mehr an organa, „Inſtrumente“, ſondern an organa, „Orgel“, gedacht. So offenbar der Dichter Chaucer (XIV. Jahrhundert), der in ſeinen Canterbury-tales auch die Cäcilienlegende nacherzählt. Es heißt hier an der betreffenden Stelle:

„And while that the organs maden melodie
to God alone thus in hise hert song she.“

Auch ein deutſcher Dichter des XVI. Jahrhunderts hat die alte Legende ſo verſtanden. Er rühmt der Heiligen nach:

„Ein Orgel ihr im Herzen ſtund,
Lobt Gott und ſang mit Herz und Mund.
Beten und Betrachten
Hoch thät achten.
Das war ihr Singen
Und Orgelklingen.“

Trotz der „Orgel“ hält ſich dieſer Vers freilich darin noch an die alte Legende, daß er nur von einem Singen im Herzen berichtet. Aber war es nicht ſehr begreiflich, daß der Satz, „während die Orgel tönte, ſang Cäcilia Gott in ihrem Herzen“ auch ſo verſtanden wurde, daß die Orgelmuſik als Begleitung zu ihrem Geſange erſchien. Geſchah aber das, dann konnte die Heilige ſelbſt als die andächtige Orgelſpielerin aufgefaßt werden, wie Carlo Dolci ſie darſtellt. Denkbar iſt auch, daß nicht die Litteratur, ſondern die Kunſt die Urheberin des neuen Cäcilientypus iſt: die Maler könnten der Heiligen zunächſt deshalb die Handorgel in die Hand gegeben haben, um jenes „Singen und Spielen im Herzen“ bildlich auszudrücken. Ich vermag nicht zu entſcheiden, welche dieſer Vermutungen die haltbarere iſt. Das aber iſt ſicher, daß der neue Cäcilientypus und die im Anſchluß an ihn entſtandene neue Legende an eine falſche Betonung, ja an ein Mißverſtändnis jenes Satzes der alten Legende anknüpft. Herder hat alſo recht: „Vielleicht iſt keine Schutzpatronin in der Welt zu ihrem Amte unſchuldiger gekommen, als Cäcilia, die Schutzpatronin der heiligen Tonkunſt. Sie kam dazu, weil ſie auf die Muſik nicht achtete, ihre Gedanken davon abwandte und, mit etwas Höherem ſich beſchäftigend, von ihren Reizen ſich nicht verführen ließ.“

„Das muſikaliſche Reich der heil. Cäcilia iſt,“ ſo ſagte Karl v. Haſe, „weder alt noch legitim;“ — „doch,“ ſo fuhr er fort, „Raffael hat die Königin desſelben zu neuem, irdiſch-unſterblichem Leben erweckt.“ Auf Raffaels Bild und auf die Bilder, die es anregte, wird man die Verbreitung des neuen Cäcilientypus vor allem zurückführen müſſen.

Überall, wohin Cäcilia als Muſikkönigin kam, hat ſie den freundlichſten Empfang gefunden. Die Dichter, die Cäcilie als Muſe der heiligen Muſik geprieſen haben, ſind kaum zu zählen, und den großen, mindeſtens bis ins XVII. Jahrhundert zurückgehenden Londoner Muſikfeſten, den Cäcilienfeſten, verdankt mehr als ein berühmtes Tonwerk ſeine Entſtehung. Dieſe Cäcilienfeſte haben Alexander Pope ſeine 1709 publizierte Ode zum Cäcilientage inſpiriert:

Vom Orpheus drum ſingt nicht ihr Dichter mehr!
Der Heiligen ward größre Macht verliehn:
Den Pfad bahnt aus der Hölle er,
Sie den zum Himmel hin.

Auch die katholiſche Kirche hat die Heilige in ihrem modernen Gewande nicht zurückgewieſen. Schon Paleſtrina begründete in Rom zur Pflege der geiſtlichen Muſik eine Brüderſchaft, den „Verein der heiligen Cäcilia.“ Gregor XIII. († 1585) beſtätigte ihn. Pius IX. hat ihn zu einer Akademie umgeſtaltet und ſtiftete zur Auszeichnung für die vier Vorſteher 1847 den Cäcilienorden. „Cäcilienvereine“ zur Pflege kirchlicher Muſik gibt es jetzt hin und her auf katholiſchem Gebiet. Die Märtyrin iſt über der Muſikpatronin faſt vergeſſen.

Es iſt eine wunderſame Metamorphoſe, welche die Heilige erfahren hat. Aber es iſt eine Metamorphoſe, deren jeder moderne Menſch, zumal jeder Proteſtant, ſich freuen kann. Die alte Heilige iſt eine Heilige für Nonnen und Mönche. Man kann zornig werden, wenn man lieſt, was mittelalterliche Prediger in mönchiſchem Unverſtand zu Ehren der Heiligen zu reden ſich geſtattet haben. Auch geſunde katholiſche Laienfrömmigkeit wird heute der heiligen Cäcilia, als der Vertreterin der himmliſchen Liebe im Gegenſatz zur irdiſchen, nicht mehr die Sympathie entgegenbringen, welche die Mönche ihr zollten. Und wir Proteſtanten wiſſen, daß rechte himmliſche und rechte irdiſche Liebe nicht Gegenſätze ſein ſollen. Hätte Luther die alte Cäcilienlegende in derſelben Weiſe mit Anmerkungen verſehen, wie es einer ſeiner Anhänger unter ſeiner Billigung mit der Legende des heiligen Franz gethan hat, gewiß er hätte an den Rand geſchrieben: die Närrin hätt' lieber ihrem Bräutigam ſollen Treue halten. Doch der Cäcilie Raffaels hätte er gern gehuldigt. Ihr Reich iſt interkonfeſſionell. Ja, ſein Daſein, das Daſein des modernen Cäcilientypus und die Zurückdrängung des alten Typus durch den neuen, iſt ein Triumph der modernen Kultur über den mittelalterlichen Katholizismus.

Ein neues Spruchbuch von Frida Schanz.

Außer Rückert gibt es wohl kaum einen neueren Poeten, der die Spruchdichtung mit ſo ſpielender Leichtigkeit und Anmut behandelt, wie Frida Schanz. Seit ſieben Jahren entſendet ſie allwöchentlich einen ihrer gewandten Vierzeiler an der Spitze ihres allbeliebten „Frauendaheim“ ins deutſche Haus, und nie iſt ein banaler oder trivialer Gedanke darin enthalten. Wenn auch nicht immer von gleicher Bedeutung, prägt ſich doch mehr oder minder jeder wie ein geflügeltes Wort in Geiſt und Herz. Niemals greift die Dichterin in das Gebiet des Mannes über, deshalb unterſcheidet ſich auch ihre Spruchweisheit inhaltlich meiſt von der Rückerts — um ſo mehr erinnert ſie an die Goetheſche Weiſung: „Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt, ſo frage nur bei edlen Frauen an,“ oder wie ſie es in ihrer Art ausdrückt:

„Mag immer der Mann aus ſtolzen Geſteinen
Fügen und türmen des Hauſes Bau; —
Mit Mühe, mit Sorgfalt, mit Treue im kleinen
Die Steine zu kitten, das bleibt der Frau.“

Das erkennt man erſt recht in der Zuſammenſtellung einer Blütenleſe aus dem reichen Füllhorn der Hunderte von Frauendaheimſprüchen. Darum hat auch ihre Sammlung „Vierblätter“ (1893 zuerſt, jetzt in dritter Auflage erſchienen) allgemeinen Beifall gefunden, und die ſoeben herausgekommene „Ährenleſe“ wird den Daheimfreunden nicht minder willkommen ſein.*)

Viele Sprüche bringt die „Ährenleſe,“ die nicht im Daheim geſtanden — darunter einen, der den Maßſtab bezeichnet, den man an ein Buch legen ſoll, um ſeinen inneren Wert zu prüfen:

„Der kann im vollen Ernſte ſagen,
Daß er ein gutes Buch genießt,
Der drin noch ſinnend weiterlieſt,
Wenn er es lange zugeſchlagen.“

Das wird man an dieſem neuen Büchlein der Dichterin beſtätigt finden. Jeder der darin enthaltenen Sprüche regt zum Nachdenken, gelegentlich vielleicht zum Widerſpruch an — viele bieten Troſt, Erhebung, Mahnung. Zwei derartige Sprüche lauten:

„Wir müſſen wandern, wandern — —
Doch tröſtlich winkt die Raſt.
Sanft nimmt ein Tag dem andern
Aus ſeiner Hand die Laſt.“

und:

„Neid iſt Armut, iſt Bettlerblöße!
Selig wer hat und wer geben kann!
Bei der reinen Freude an fremder Größe
Fängt die eigene Größe an.“

Ungeachtet tiefernſter Töne iſt die Grundſtimmung eine freudige, welche die Dichterin denen zugeſellt, von denen ſie ſingt:

„Wer Freude liebt, der findet welche.
Wohl denen, die's verſtehn,
Der Dinge tiefſte Blütenkelche
Der Sonne zuzudrehn.“

Ich ſchließe mit der Bitte, daß die Verfaſſerin es mit dem Namen „Ährenleſe“ nicht gar zu genau gemeint haben möchte. Jedenfalls bleiben auf ihrem Erntefelde der „goldenen Ähren“ noch viele, aus denen ſie mindeſtens einen dritten Kranz winden kann.

Robert Koenig.

---

*) Ährenleſe. Neue Sprüche von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klaſing. Elegant broſchiert 1,20 Mark. Der bei ſehr feiner Ausſtattung billige Preis macht das Büchlein zu einem Geſchenkgruß ſehr geeignet. **(Unter Kreuzband läßt es ſich für 10 Pf., als Doppelbrief für 20 Pf. verſenden.)**

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Das Marionettentheater hat nur in einzelnen Teilen Deutſchlands feſten Fuß gefaßt, wie z. B. in München. In Norddeutſchland iſt es ein ſeltnerer Gaſt, und man möchte dies faſt bedauern, wenn man ſieht, an wie ungleich roheren Vergnügungen das Volk beſonders in unſeren großen Städten ſich ergötzt. Der Puppenſpieler iſt zumal in Italien und in Südfrankreich daheim. Harlekin, Pulcinello und Colombine waren dort in jenen Tagen des vorigen Jahrhunderts, in welche A. Lonza ſein figurenreiches Bild „Kasperletheater“ verlegt hat, die Freude von arm und reich, von jung und alt, und ſie ſind es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Ein „Indianer-Wettrennen“ auf der Prärie führt uns die Zeichnung des Amerikaners Fr. Remington vor. Es ſind nicht die künſtlich zurechtgeſtutzten Cowboys, welche wir in den Vorſtellungen von Wildweſt kennen lernten, es ſind die unverfälſchten, noch nicht von der Kultur beleckten Rothäute, die der Künſtler wiedergab.

H. Sperling iſt wohl der bedeutendſte unter den deutſchen Hundemalern der Gegenwart. Seine Kunſt gipfelt in der ſchärfſten Kennzeichnung aller „Points“ des Raſſehundes. Unſere heutige Originalzeichnung ſtellt einen „Dalmatiner“ dar. Den kräftig gebauten, mittelgroßen Dalmatiner ſah man in den letzten Jahrzehnten ziemlich häufig auf den größeren Hundeausſtellungen, wo er durch ſein eigenartig geflecktes Kleid meiſt ſchnell die Aufmerkſamkeit der Beſucher auf ſich lenkte. Als Luxushund ſcheint er ſich bei uns nicht in dem Maße einzubürgern, wie man eine Zeitlang annahm.

Der „heiligen Cäcilie“ von Raffael in der letzten Nummer reihen wir heute die nächſt berühmte Darſtellung der Schutzpatronin der Muſik an. Carlo Dolci, geb. 1616 zu Florenz, geſt. 1686 in ſeiner Vaterſtadt, hat gerade wohl in dieſem Gemälde den Gipfel ſeiner Kunſt erreicht. Während man der Mehrzahl ſeiner ſehr zahlreichen Werke nicht mit Unrecht den Vorwurf der Süßlichkeit, affektierter Sentimentalität machen durfte, hat ihn hier ſein großer Schönheitsſinn richtig Maß halten gelehrt. Von ſeinen übrigen Werken ſtehen vielleicht nur noch ſein Selbſtporträt (in den Uffizien zu Florenz) und die heilige Magdalena (in München) auf gleicher künſtleriſcher Höhe.

Erdkunde.

Die bekannten größten Tiefen des Meeres liegen nicht, wie man annehmen müßte, in der Mitte der Gewäſſer, ſondern in allen Fällen dem Lande ſehr nahe. Die tiefſte Lotung von 4655 Faden oder 27 930 Fuß wurde 110 engliſche Meilen von den Kuriliſchen Inſeln, welche ſich von der Nordſpitze Japans nach Nordoſt erſtrecken, erhalten. Es ſcheint eine Tiefe parallel neben Japan und den Kurilen zu verlaufen. Der nächſttiefe bekannte Punkt liegt 70 engl. Meilen nördlich von Portorico, 4561 Faden, aber hier muß das tiefe Gebiet verhältnismäßig klein ſein, da in Abſtänden von 60 Meilen nördlich und öſtlich davon ſeichtere Lotungen erhalten wurden. Ähnliche Tiefen ſind 50 engl. Meilen von der Küſte Perus und zwiſchen den Tonga- und den Freundſchaftsinſeln, gefunden. Mit dieſen wenigen Ausnahmen kommt die Tiefe des Ozeans, ſo weit jetzt bekannt, nirgends auf 4000 Faden oder vier Seemeilen. Wie groß die Waſſermaſſe des Stillen Ozeans (Pacific) iſt, kann man ſich ſchwer vorſtellen, ſelbſt auch dann nicht, wenn man erfährt, daß alles Land der Erde oberhalb des Waſſerſpiegels hineingeſchaufelt, doch nur ein Siebentel dieſes Waſſerbeckens ausfüllen würde. St.

Naturkunde.

Während einer Reiſe nach dem Kap der guten Hoffnung ſtellte Dr. J. Schott Beobachtungen über die Höhe und Länge der Meereswellen, und zwar der Wellen der offenen, tiefen See an. Bei einem ziemlich ſtarken Paſſat maß er ſeine Länge der Wellen von 34,50 m, eine Schnelligkeit derſelben von 7,38 m in der Sekunde, d. h. 27 km in der Stunde; bei einer ſtarken Briſe ſtieg die Länge auf 78 m, die Geſchwindigkeit auf 108 m in der Sekunde; bei einem Sturm traten Wellen von 120—128 m Länge und 52 km Geſchwindigkeit in der Stunde auf; während eines heftigen Südoſtſtürmes beobachtete er ſogar einmal Wellen von 267 m Länge, ein andermal von 345 m Länge und 23,6 m in der Sekunde, 86 km in der Stunde. Die Höhe der Wellen wird nach Dr. Schotts Beobachtungen oft übertrieben. Seiner Meinung nach beträgt ſie unter gewöhnlichen Paſſatwinden 1,5—2 m; Wellen von 15 bis 18 m Höhe ſind ſelbſt bei ſehr ſtarken Orkanen eine Ausnahme.

Über die Entwickelung des Farbenſinns in der erſten Kindheit hat Dr. Adriano Garbini in Verona von 1891 bis 1893 an 600 Kindern jeden Alters bis zu ſechs Jahren Unterſuchungen angeſtellt, deren Ergebniſſe er jetzt in Mantegazzas „Archiv für Anthropologie“ mitteilt. Die wichtigſten Schlüſſe, zu denen er gelangt, ſind folgende: in den erſten Tagen nach der Geburt iſt das Kind lichtſcheu; die Empfindungen dieſer Zeit laſſen ſich mit den bei niederen Tieren zu findenden Lichtempfindungen durch die Haut vergleichen: es ſind innere Empfindungen größeren oder geringeren Wohlbefindens. Nach einander entwickelt ſich in den Kindern zuerſt der Lichtſinn, dann der Geſichtsſinn, endlich der Farbenſinn. Die Entwickelung des Lichtſinnes beginnt im erſten Monat. Das Kind wird in dieſem Zeitraum lichtliebend und hat die Wahrnehmung von hell und dunkel. Der Geſichtsſinn erſcheint und entwickelt ſich in der Zeit von der 5. Woche bis zum 18. Monat; das Kind hat nacheinander Wahrnehmungen von ruhenden Gegenſtänden (28. bis 35. Tag), von ganz langſam ſich bewegenden Gegenſtänden (8. Woche) und von Gegenſtänden, die ſich mit größerer Schnelligkeit bewegen (5. Monat). Der Farbenſinn beginnt ſeine Entwickelung mit dem 16. Monat und bildet ſich dann während der ganzen Kindheit allmählich weiter aus. Die Wahrnehmung der Farben geſchieht in folgender Reihenfolge: Rot, Grün, Gelb, Orange, Blau, Violett. Dieſe Ordnung hängt mit der ungleichzeitigen Entwickelung der verſchiedenen Netzhautzonen zuſammen. Der Farbenſinn iſt auch zu Ende des erſten Kindesalters (6. Jahr) noch in ſeiner erſten Entwickelung; ſelbſt in dieſem Alter wurden unter je 100 Kindern noch zwei gefunden, die keine Farbe zu benennen wußten, und nur 35, die alle ſechs Farben gut benennen konnten. Das Geſchlecht hat im Kindesalter keinen großen Einfluß auf die Entwickelung des Farbenſinns. Beobachtet wurde, daß der Farbenſinn im 4. Jahre bei den Knaben, im 5. und 6. Jahre bei den Mädchen ſtärker entwickelt war. Die Entwickelung des Farbenſinns kann durch beſondere Übungen vervollkommnet werden. Unter 557 Kindern erwies ſich übrigens kein einziges als farbenblind.

Pflanzenkunde.

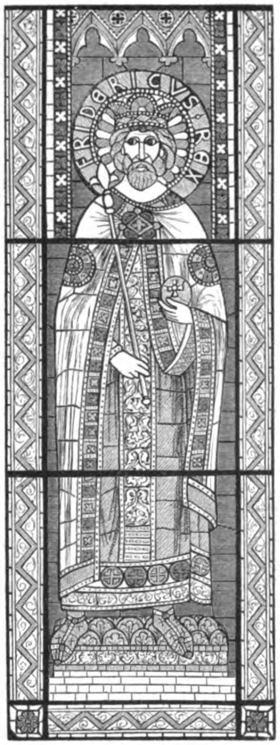
Eine fleiſchfreſſende Waſſerpflanze iſt die Utricularia, eine Bewohnerin unſerer Gräben und Teiche. Dieſes merkwürdige Gewächs iſt wurzellos und ſchwimmt frei im Waſſer, über deſſen Oberfläche ſich nur der Blütenſtiel mit ſchönen goldgelben Blumen erhebt. Die untergetauchten Zweige der Pflanze aber ſind mit haarförmig zerteilten Blättern und mit zahlreichen Blaſen beſetzt, die Schwimmorgane und Fangapparate zugleich ſind. Sie beſitzen Öffnungen, die von innen durch eine Klappe derart verſchloſſen ſind, daß kleine Tiere wohl in die Blaſen hinein, aber nicht wieder aus ihnen hinausgelangen können. In längerer oder kürzerer Zeit erſticken oder verhungern ſie und werden, nachdem ſie in Zerſetzung übergegangen ſind, von der Pflanze aufgeſogen. — Dieſe Utricularia hat Dr. Walter auf der Hauptverſammlung des Deutſchen Fiſchereivereins, der vor kurzem in Breslau abgehalten wurde, als Fiſchfeindin verklagt. Das iſt ſie in doppelter Beziehung. Erſtens fängt ſich in ihren Blaſen eine Unmaſſe von Krebstierchen und Mückenlarven. Gerade dieſe kleinen Waſſertiere aber bilden die Hauptnahrung der Fiſche. Die Pflanze ſchädigt alſo die Fiſche erheblich in ihrer Ernährung. Dann aber hat Dr. Walter durch Verſuche feſtgeſtellt, daß ſie auch ſelbſt kleine Fiſche fängt und verzehrt. An einem Abend that Walter in ein Gefäß mit Waſſer Utriculariapflanzen und Karpfenbrut. Am anderen Morgen fand er zu ſeiner Überraſchung, daß zehn vierzehn Tage alte Karpfen ſich in den Blaſen der Utricularia gefangen hatten. — Die armen Fiſchchen! Nicht nur zahlreiche Feinde aus dem Tierreich bedrohen ſie, ſondern auch eine gefräßige Waſſerpflanze ſtellt ihnen Fallen, in die ſie arglos hineingehen. Dafür wird ſie jetzt als Fiſchfeindin in die Acht erklärt, und der Fiſchzüchter wird ſie fortan, wenn er ſie in ſeinem Teich findet, ſorgſam mit dem Rechen herausholen. Schade darum, denn es iſt eine ſchöne Pflanze. J. Tr.

Landwirtſchaft.

Pilzkrankheiten der Pflanzen wurden früher erkannt, als die Schädigungen, die dem tieriſchen Körper von pilzartigen Gebilden zugefügt werden, denn ſchon lange beizt der Landmann Saatkorn mit Kupfervitriol, um Brand- und Roſtkeime zu zerſtören. Welche Nachteile die Landwirtſchaft durch Pflanzenerkrankungen haben kann, geht aus den Angaben des kgl. preußiſchen ſtatiſtiſchen Büreaus hervor. Im Jahre 1891 belief ſich die Weizenernte in Preußen auf 10 574 168 Doppelcentner. Der Ausfall durch Roſtpilzkrankheit betrug 331 605 Doppelcentner, jeden zu 22 Mk. gerechnet = 7 295 310 Mk. Dieſes Jahr war der Entwickelung der Schmarotzerpilze beſonders günſtig, ſo daß faſt ein Drittel des Getreidewertes verloren ging. Das beſte Mittel gegen die Pilzkeime iſt das von Jenſen in Kopenhagen angegebene Verfahren des Eintauchens des Saatgutes in Waſſer von 52 Grad Celſius. Auch Freiherr v. Tübluf billigt dieſe einfache, ungiftige, überall leicht zu bewerkſtelligende Abtötung der Pilzſporen. St.

Kleine Zeitung.

Die Orientalen färben ſich ſeit undenklichen Zeiten die Nägel der Finger und Zehen, die Fingerſpitzen, die Handflächen und Fußſohlen orangerot; man hat dieſe Färbung ſogar bei ägyptiſchen Mumien nachgewieſen. Das Färbmittel wird Henna genannt. Was unter Henna zu verſtehen iſt, darüber berichtet der Prometheus in ſeiner letzten Nummer. Henna (arabiſch Alhanneh) iſt ein Pulver aus den getrockneten Blättern des Alkannaſtrauches, eines arabiſchen Strauches aus der Familie der Weiderichgewächſe, der heute in Nordafrika, Ägypten, Perſien, Arabien, Indien, kurz ſo ziemlich überall, wo Anhänger des Islam leben, angebaut wird. Der Farbſtoff iſt in Waſſer löslich und prägt ſich derart unabwaſchbar in die Haut, daß die Färbung derſelben ſo lange andauert, bis ſich ihre Oberfläche erneuert, was an den Fingern etwa in drei Wochen geſchieht. Zum Zwecke der Färbung wird das Pulver abends als Teig aufgelegt, mit Leinen verbunden und am Morgen abgewaſchen; es bewirkt zugleich eine oberflächliche Gerbung der Haut und gilt als vorzügliches Heilmittel für Wunden, Geſchwüre ꝛc. Ganz unbekannt aber dürfte bei uns ſein, daß die Orientalen das Hennapulver mit Indigo und Citronenſäure verſetzen und damit das Färbemittel herſtellen, dem ſie ihre vielbewunderten dunklen Vollbärte verdanken. Auch Pferde werden mit Henna gefärbt.



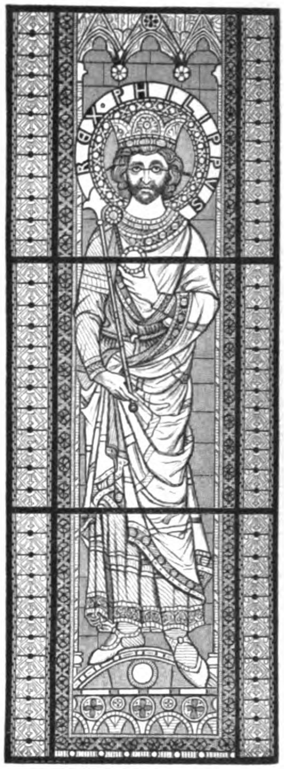
Friedrich Barbaroſſa.

Glasmalerei aus dem Münſter zu Straßburg.

Während heute von den urſprünglichen Wandmalereien im Münſter zu Straßburg nichts mehr zu ſehen iſt, hat ſich von der farbenprächtigen Verglaſung der Fenſter trotz alles Mißgeſchickes der Zeit ſo manches erhalten. Schöne Reſte romaniſcher Glasmalerei aus dem 12. und 13. Jahrhundert in den Fenſtern beider Querarme einmal, dann im Langhauſe u. a. die überlebensgroßen Geſtalten einiger Kaiſer. Gerade die letzteren Bilder geſtatten, den Entwickelungsgang der Glasmalerei vom 12. bis zum 14. Jahrhundert zu verfolgen. Die älteſten ſtellen Heinrich den Heiligen, Friedrich Barbaroſſa und ſeinen Sohn Heinrich VI. dar. Die Herrſchergeſtalten ſtehen in würdevoller, faſt ſteifer Haltung da; in vollendeter Weiſe iſt die Farbenpracht der Gewandung mit derjenigen des Hintergrundes in Harmonie geſetzt. Friedrich Barbaroſſa z. B., mit rötlichem Haar und Bart, trägt eine grüne buntverbrämte Tunika und einen goldgelben Mantel und ſteht auf blauem Grunde, der nach oben zu tiefrot wird. Die ganze Darſtellung trägt (mit Ausnahme der Umrahmungen, welche in ſpäterer Zeit ergänzt wurden) durchaus noch den Charakter des romaniſchen Stils.

Als dann aber gegen Ende des 13. und im 14. Jahrhundert die Königsreihe fortgeführt wurde, machten ſich bereits die Einflüſſe der Gotik bemerkbar; der Unterſchied tritt bei der Gleichartigkeit des dargeſtellten Gegenſtandes höchſt charakteriſtiſch hervor. Der Mantel fällt, wie unſere rechtsſtehende Abbildung zeigt, nicht mehr in geraden Falten herab, er iſt um die Hüften zierlich gerafft; die Füße ſind ſtärker verſchoben; die Zeichen der Herrſcherwürde werden mit einer faſt geſuchten Zierlichkeit getragen. Eigenartig wirkt die Verbleiung der Augen, welche faſt den Eindruck hervorruft, als ob die Kaiſer Brillen getragen hätten.

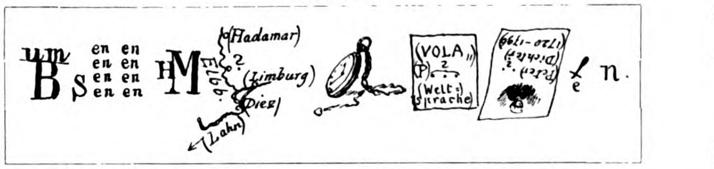
Noch war aber von einem Verfall der Glasmalereikunſt nichts zu bemerken; im Gegenteil zeigen gerade die übrigen, aus der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts ſtammenden Gemälde im Münſter, ſo namentlich auch die figurenreichen Bilder aus der bibliſchen Geſchichte in den Fenſtern des ſüdlichen Seitenſchiffs einen vollendeten Geſchmack. Erſt in den wenigen, dem 15. Jahrhundert angehörigen Bildern läßt ſich eine Verflachung, eine entſchiedene Abnahme der ſchönen Kunſt erkennen.



Philipp von Schwaben.

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Anagramm.

Hoch in den Wolken das Haupt, zu Füßen die Wogen des Meeres,
Spiegelnd das himmliſche Blau, rauſchend den ewigen Sang, —
Biete ich Heimat und Schutz der großen und ſeltnen Gemeinde,
Die ſich, entſagend der Welt, hier ihre eigene ſchuf.
Nie darf ein Muſelmann nahn der Stätte des Glaubens und Wiſſens,
Und keine weibliche Hand Roſen ins Daſein hier flicht.
Wechſeln die Zeichen den Platz, ſo nennen ſie Dir einen König,
Der einſt auf Tauris geherrſcht, wie die Legende erzählt.
Lange getrennte Geſchwiſter, eines dem andern entfremdet,
Fanden ſich wieder bei ihm, und ſeine Huld ſie vereint.
Nie werden dieſe Geſtalten verſchwimmen im Nebel der Sage,
Weil ein genialer Poet ihnen Unſterblichkeit lieh.

M. Sch. Kaſſel.

2. Dreiſilbige Scharade.

Wenn die Erſte ſich verdoppeln ſoll,
Kann ſie einen Tanz Dir nennen,
Und von einem Tonſtück, weihevoll,
Wird ſie anfangs ſich nicht trennen.
Bildend eines großen Leuchters Haupt,
Mag ſie nicht im Dunkeln weilen,
Und zur Hälfte ſie es ſich erlaubt,
Hohen Künſtlerruhm zu teilen.
Dann in Zwei und Drei, vereint zum Paar,
Zeigen Komponiſt und Dichter
Einen Unhold, jeder Tugend bar;
Doch beſitzt der Spruch der Richter
Hier im Einzelfall nur Gültigkeit,
Keineswegs im allgemeinen,
Und die Silben können jederzeit
Höchſt vortrefflich auch erſcheinen.
In den Tagen, wo jenſeits vom Rhein
Strahlt' das Kaiſerreich im Glanze,
Holte Marſchallſtab und Ehren ein,
Als ein Tapfrer, auch das Ganze;
Und weil es in mancher blut'gen Schlacht
Wohl verdient ſie ſich gewonnen,
Iſt ſein Anſehn nicht mit jener Macht,
Die ſie ihm verliehn, zerronnen.

M. Sch. Kaſſel.

3. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den vier Wörtern „Rigi“, „Daus“, „Auge“, „Mut“ den Anfang eines oft geſungenen Liedes erhalten?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 7.

Bilderrätſel.

Herrlich iſt's, zu haben eines Rieſen Kraft,
Doch grauſam, ſie wie ein Rieſe zu gebrauchen.
(Shakeſpeare, Maß für Maß 2, 2.)

1. Rätſel. Igel, Elegie.

2. Ergänzungsrätſel. „Gamaliel.“

A**ga**the
Ger**ma**ne
Go**li**ath
Du**el**lant

3. Magiſche Silbenquadrate.

A	La	Rich	Ka	Ka	Du
La	va	ter	Ka	thin	ka
Rich	ter	amt	Du	ka	ten
Mu	Se	Um	Cy	A	Ne
Se	vil	la	A	lep	po
Um	la	ge	Ne	po	muk

4. Vierſilbige Scharade. Abendglocken.

5. Dreiſilbige Scharade. Uarda.

Inhalt: Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Madagaskar. Von Dr. Georg Wegener. — Uſche Queren macht es anders! Novelle von Ilſe Frapan. (Schluß.) — Die heilige Cäcilie. Von Prof. Dr. Friedrich Loofs. II. Mit einer Illuſtration. — Ein neues Spruchbuch von Frida Schanz. Von Robert Koenig. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Dalmatiner von H. Sperling; Kasperltheater von A. Lonza; Indianer-Wettrennen von Frederic Remington. — Erdkunde. — Naturkunde. — Pflanzenkunde. — Landwirtſchaft. — Kleine Zeitung. — Glasmalerei aus dem Münſter zu Straßburg. Mit zwei Abbildungen. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 1. Dezember 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 9.

Velhagen & Klaſings Weihnachts-Almanach

iſt ſoeben erſchienen. Das textlich wie künſtleriſch gleich reich ausgeſtattete Heft bildet eine höchſt eigenartige litterariſche Weihnachtsgabe und iſt durch jede Buchhandlung zum Preiſe von **1 M. 50 Pf.** zu beziehen.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Wie Sie nur ſo reden können, Herr von Barten!“ ſagte Anna Borel kopfſchüttelnd. „Als ob wir Grund hätten, uns über Sie zu beklagen. Papa wird ſich ſehr freuen, Sie zu ſehen und zu ſprechen. Er wäre ſchon längſt zu Ihnen gekommen, wenn wir nur Ihre Wohnung gekannt hätten.“

Klaus legte den Überzieher ab. Sie ſtieß die Thür des Wohnzimmers auf. „Papa — Herr von Barten!“

Der Profeſſor ſaß nicht an ſeinem Schreibtiſch, ſondern an dem zweiten Arbeitstiſch am Fenſter, der Barten ſchon bei ſeinem erſten Beſuch aufgefallen war. Er hatte ſich tief über irgend ein wohl beſonders intereſſantes Objekt gebeugt, das er eifrig durch eine größere Lupe muſterte. Als er aber den Namen des Gaſtes hörte, erhob er ſich haſtig und kam ihm mit herzlichem Gruße entgegen. Man ſah ihm an, daß er ſich wirklich freute, und auch die geſchäftige Art, in der er für Barten einen Stuhl zurechtrückte, ihn zum Sitzen aufforderte und der Tochter zuflüſterte, für ein Glas Wein Sorge zu tragen, rief in Klaus die Empfindung wach, daß er wirklich willkommen ſei. Es miſchte ſich freilich ein wenig Beſchämung in dies Gefühl, daß er erſt ſo ſpät vorſpreche, aber das harmlos liebenswürdige Geplauder des alten Herrn verwiſchte dieſe Empfindung ſchnell. Er dankte Barten noch einmal für ſeine Beſorgung all der geſchäftlichen Angelegenheiten, die mit der Erbſchaft der Tochter zuſammenhingen. „Wir kommen uns ganz komiſch vor, ſeit wir Kapitaliſten geworden ſind, Anna und ich — das heißt ja eigentlich nur Anna! — Ein Konto bei der deutſchen Bank! Großartig!“ lachte er gutmütig und nahm dem Gaſte den Hut ab, um ihn beiſeite zu ſtellen. „Diesmal kommen Sie uns aber nicht mit einem bloßen Viertelſtündchen fort, mein verehrter Herr! Das heißt, wenn Sie irgend Zeit haben!“

„Wenn ich Sie nur nicht ſtöre, Herr Profeſſor —“

Der alte Herr verſicherte eifrig das Gegenteil. Anna kam inzwiſchen mit einem zierlichen Tablett zurück, auf dem drei Gläſer und eine Flaſche Moſelwein ſtanden, und ſetzte ſich auf des Vaters Aufforderung zu den Herren. Der Profeſſor ſchenkte bedächtig ein, mit ein wenig zittriger Hand, und ſtieß mit Barten an. Der Wein war herzlich ſauer — Dornberg würde ein verzweifeltes Geſicht geſchnitten haben, wenn er ihn hätte trinken müſſen — aber hier achtete niemand darauf, und als dann die Tochter des Hauſes wieder verſchwand, um gleich darauf mit einem Tellerchen kleiner Kuchen zurückzukehren, denen man anſah, daß ſie ſelbſt gebacken waren, ließ ſich Klaus ſogar nicht nötigen, ſondern langte zu. Und als er verſicherte, daß Mama in Natten gerade dieſelben Mürbekuchen ſtets zu ſeinem Geburtstag backe,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

flog ſo etwas wie ein fröhliches Lächeln über die Züge des jungen Mädchens — Anna fühlte ſich doch in ihrer Eigenſchaft als Wirtin ein wenig geſchmeichelt. Es kam ja ſo ſelten vor, faſt nie, daß ſie jemand ein Produkt ihrer hausmütterlichen Thätigkeit vorſetzen konnte.

Das Geſpräch wandte ſich auf Brakendorfs wiſſenſchaftlichen Nachlaß, und der Profeſſor meinte erfreut, daß er in der Perſon eines Privatdozenten an der landwirtſchaftlichen Hochſchule die geeignete Kraft für die Bearbeitung gefunden zu haben glaube.

„Ich hoffte immer noch, Sie würden ſich ſelbſt der Arbeit annehmen, Herr Profeſſor — ſoviel mir bekannt, fällt doch das Material im weſentlichen mit ihrer früheren, ſo erfolgreichen Thätigkeit zuſammen. Ich bin überzeugt, daß Sie reiche Anregungen in den Tagebüchern und Sammlungen Brakendorfs finden würden.“ Barten ſagte das aus innerſter Überzeugung; er hatte wirklich die erſte Ablehnung Borels nicht für ganz ernſt genommen.

Aber der Profeſſor ſchüttelte den Kopf. „Nein — nein, mein lieber Herr! Seit ich meinen großen Streit mit meinem Kollegen Häckel hatte, und in dieſem, wenn auch nicht meiner eigenen Überzeugung, aber doch der Überzeugung der ganzen ſogenannten wiſſenſchaftlichen Welt nach unterlegen bin, will ich nichts weiter mit den Naturwiſſenſchaften zu thun haben. Ich bin zu alt geworden, um gegen den Strom ſchwimmen zu können — und zu eigenſinnig vielleicht auch, um mit ihm zu ſchwimmen. Wir Antidarwinianer ſind ja doch einmal zum alten Eiſen geworfen — bis vielleicht nach aberhundert Jahren ein großer Geiſt erſteht, der nachweiſt, was wir leider nicht nachweiſen konnten, daß die ganze Geſchichte vom Urſchleim bis zur Vererbungstheorie barer Unſinn iſt. Aber das hat gute Wege — ich erlebe es jedenfalls nicht mehr.“

Klaus hatte von jenem großen Streit gehört, wie man von einer Sache hört, die ferne Wellen aufwirbelt, aber das Land, auf dem man ſteht, nicht berührt. Er mochte auch nicht weiter auf die Angelegenheit eingehen, die dem alten Gelehrten vielleicht peinliche Erinnerungen wachrief. Ganz beiläufig fragte er nur: „Ich ſehe Sie aber doch ſo fleißig bei der Arbeit, Herr Profeſſor —?“ und deutete auf den Tiſch am Fenſter.

Merkwürdigerweiſe antwortete die Tochter für den Vater: „O — das iſt nur eine kleine Liebhaberei von Papa —!“ Der alte Herr aber beugte einen Augenblick das Geſicht über ſein Glas, und es ſchien Klaus, als ob die hohen weißen Schläfen leiſe zitterten. Da richtete der Profeſſor ſich aber auch ſchon wieder auf, und es klang faſt wie ein leichter Verweis, als er zu Anna gewendet meinte: „Warum ſprichſt Du in ſolch beſchönigendem Ton von meiner Liebhaberei, Kind? Ich brauche doch kein Hehl daraus zu machen, daß ich Briefmarkenſammler bin. Die Zeit iſt vorüber, in der nur die Kinder Vergnügen daran fanden, die kleinen lieben Dinger zu ſammeln — heute ſind ſie ein Studium für Männer geworden, deſſen ſich niemand zu ſchämen hat. Und daß ſie das geworden ſind, daran habe ich auch mein Teil — ich habe redlich daran mitgearbeitet, um die Philatelie zu einer Wiſſenſchaft zu erheben, die ſich der Numismatik und der Phragiſtik getroſt zur Seite ſtellen kann.“ Dann lachte er plötzlich heiter, und der letzte Zug von Verſtimmung wich aus ſeinem guten Geſicht. „Sie müſſen wiſſen, Herr von Barten, das Kind da hat einen geheimen Widerwillen gegen meine Paſſion —“

„Aber Papa, wie Du nur ſo etwas ſagen kannſt —“ wehrte Anna ab.

„Haſt Du doch! Darüber iſt gar nicht zu ſtreiten — Du biſt nur verſtockt genug, dieſen Widerwillen mir zu Liebe geſchickt zu verbergen. Und ich will Ihnen auch ſagen, mein lieber Herr, woher der Widerwillen Annas ſtammt: Liebhabereien koſten nämlich immerhin einiges Geld — der kleine Tyrann da iſt aber die Sparſamkeit in Perſon und will nicht zugeben, daß meine Sammlungen die beſte Kapitalanlage von der Welt ſind. Aber nun denken Sie, was geſchieht: kaum hat ſie ihre erſten Zinſen von der Bank erhalten — ſie hatten ſich ja ein wenig aufgeſummt — da weiß Anna mir liſtig einen geheimen Wunſch herauszulocken —“

Anna wollte aufſpringen. Ihre Wangen hatten ſich in dunkles Rot gefärbt, und ihre Augen blickten mit einem reizenden kindlichen Trotz —

„Sitzen bleibſt Du — Du hinterliſtigſte aller Töchter!“ Der Vater drückte ſie heiter auf den Stuhl zurück. „Alſo ſie ſpioniert ſo lange herum, bis ſie heraus hat, daß in London bei Gipſon auf einer der großen Auktionen ein halber Originalbogen der 2 Pence-Marke von Weſtauſtralien, Emiſſion 54, Waſſerzeichen Schwan, zum Verkauf kommen ſoll — ein Unikum, wie es kaum der Kaiſer von Rußland in ſeiner märchenhaften Sammlung hat. Ich laſſe mich wohl einmal verleiten, zu ſagen: das iſt ein Stück! Das iſt ein Stück! — Nun, kurz und gut — vorgeſtern kommt ein Wertbrief an, und wie ich ihn öffne, was liegt darin? Der Bogen Weſtauſtralien!“

Der Profeſſor war aufgeſtanden und hatte einen kleinen Karton von einem der Regale genommen und aus dieſem ein unſcheinbares Blatt Papier mit etwa einem Dutzend rötlichbrauner Marken. Mit den äußerſten Fingerſpitzen breitete er den Bogen vor Klaus: „Sehen Sie nur! Prachtexemplare — was? Ohne das geringſte Tädelchen, und“ — er drehte die Marken auf die Rückſeite — „ſogar der Originalgummi vollſtändig erhalten. Nun alſo — was hat dieſe hinterliſtige Kreatur gethan? Sie hat mir dies Geſchenk gemacht! Iſt das zu ſagen, dieſe wahnſinnige Verſchwenderin! Und nun, als ich die Marken genau betrachte, da finde ich erſt das Schönſte: hier die dritte von oben in der zweiten Reihe — hat den Schwan verkehrt eingedruckt! Ein Fehldruck, der den Wert des Bogens mit einem Schlage um das Dreifache ſteigert. Aber glauben Sie wohl, daß mein lieber Eigenſinn mir ſagt, was er dafür bezahlt hat? Nicht um die Welt!“

Mit peinlichſter Sorgfalt legte der Profeſſor ſeinen Schatz wieder zwiſchen zwei Seidenblätter und dann in ſein Behältnis zurück. Klaus hatte an den Marken beim beſten Willen nichts Beſonderes entdecken können. Er hielt zuerſt ſogar nur mit einiger Mühe ein ironiſches Lächeln zurück, und auch das nur, weil er einem halb verlegenen, halb mitleidheiſchenden Blick Annas begegnet zu ſein meinte. Dieſer gute Profeſſor hatte doch wirklich etwas Läppiſches, fand er mit einemmale, und es war nur zu begreiflich, daß die Tochter dieſe kindiſche Sammelwut als das betrachtete, was ſie war: als eine thörichte Liebhaberei. — Aber als er dann ſah, wie die erſte Befangenheit aus den hellen Augen des jungen Mädchens wich, wie ſie aufleuchteten, als der alte Vater ſeiner Freude über das Geſchenk kaum Herr werden konnte, und wie Anna dann aufſprang und ihre Arme um den Hals des Vaters legte — mit ſo hingebender, inniger Freude — da vergaß er über dieſem reizenden Bilde das erſte unfreundliche Urteil. Mein Gott, wenn der alte Mann nun einmal ſein Vergnügen an den Stückchen Papier fand, warum ſollte man es ihm nicht gönnen? Es war doch wohl ſchließlich der unſchuldigſte Sport, dem man huldigen konnte.

Und aus dieſer Empfindung heraus ſprach er einige freundliche Worte, die ſein Intereſſe zur Sache ausdrücken ſollten. Sprach davon, daß er einſt auch ein Markenalbum beſeſſen habe — daß dies in der Quarta geweſen, brauchte er ja nicht zu erwähnen — und daß ihm an Bord des Hohenſtaufen ein millionenſchwerer Engländer vorgeſtellt worden ſei, der eigens nach Oſtindien reiſte, um ſich über die Poſtwertzeichen Afghaniſtans zu informieren.

Das war Waſſer auf des alten Herrn Mühle.

„Sicher Miſter Ponſoby!“ rief er erregt. „Man erwartet ſchon ſeit zwei Jahren von ihm eine Monographie über die Marken von Afghaniſtan. Es ſind da noch verſchiedene Fragen zu löſen, beſonders über die eigenartige Entwertungsart der Poſtwertzeichen — es wurde nämlich beim Frankieren ein Stück der Marke abgeriſſen,“ erläuterte er lebhaft. Und mit dem Eifer des rechten Sammlers zog er ſich ſofort eine kleine Trittleiter heran, kletterte an einem der Regale in die

Höhe und brachte einen ſtattlichen Band herab, den er vor Klaus aufſchlug. „Hier — hier, mein verehrter Herr, haben wir Afghaniſtan! Sie ſehen, ich bin nicht ganz ſchlecht verſehen. Von der Emiſſion 1870 finden Sie zwar nur den Wert zu vier Schahi, aber gerade die nächſte, beſonders wertvolle Emiſſion iſt faſt ganz vollſtändig. Es iſt das ſogar ein kleiner Stolz von mir, und ich bin auch nur durch eine beſondere Gunſt der Umſtände in den Beſitz der Raritäten gelangt. Ein Miſſionar, der ſich für meine früheren ornithologiſchen Sammlungen intereſſierte —" Und er erzählte eine umſtändliche Geſchichte von dem Erwerb der Marken.

Barten ſah verwundert auf die kleinen angeriſſenen Papierſtücke mit dem ſchlechtgezeichneten Tigerkopf. Jede Marke war ſorgſam auf ein feines Blättchen weißen Kartons geklebt, das eine Wertbeſtimmung in Mark trug. War denn das möglich? 250—300 Mark ſtand verzeichnet, dann wieder 30—50 Mark. Barten mußte unwillkürlich lächeln. Der gute alte Profeſſor hatte da wohl Phantaſiepreiſe notiert —

Aber da Borel einmal ins Erklären und Erzählen gekommen war, ſo kam er auch auf dieſe Preiſe zu ſprechen. Es ſeien nicht etwa ſeine Erwerbspreiſe, ſondern die Preiſe, welche die Marken im letzten Jahre auf den Londoner Auktionen oder ſonſt im Handel erzielt hätten; er führe auf dieſe Art, ſchon aus wiſſenſchaftlichem Intereſſe, Buch über die Wertſteigerung der Lieblinge. Und obwohl er ſelbſt Zeit ſeines Lebens ein herzlich ſchlechter Rechenmeiſter geweſen ſei, ſo mache es ihm doch Freude, zu beobachten, wie ſeine Sammlung von Jahr zu Jahr an Wert gewönne, und die Stücke, die er recht billig, womöglich durch Tauſch erſtanden habe, ſeien ſeine beſonderen Favoriten. „Gelt, Anna?"

„Jawohl, Papa!" lächelte die Tochter. „Mein guter Vater behauptet ſogar — und ich glaube faſt, er hat nicht ganz unrecht — das Sammeln verdürbe den Charakter, denn jedes Tauſchgeſchäft werde eigentlich mit der bewußten oder unbewußten Abſicht abgeſchloſſen, den anderen Part ein wenig übers Ohr zu hauen — in allen Ehren natürlich!"

„Und nachher macht man ſich doch bisweilen Gewiſſensbiſſe," ergänzte der Papa. „Sehen Sie, Herr von Barten, da kam neulich ein kleiner Sammler zu mir, der ein ſehr merkwürdiges Stück beſaß — eine holſteiniſche Marke zu 1 ¹/₄ Schilling, die 1864 halb durchgeſchnitten, alſo auf ³/₄ Schilling gebracht, in Kiel als Frankatur für Stadtpoſtbriefe offiziell verwendet worden iſt. Das Ding iſt in unſere Vordruckalben nicht aufgenommen worden und daher faſt unbekannt. Der Mann, der mir die Seltenheit anbot, hatte von ihrem wirklichen Wert keine rechte Ahnung, wollte ſie aber gern vertauſchen und zwar gegen eine beſtimmte auſtraliſche Marke. Nun, ich habe ihm ja geſagt, daß er ein ſchlechtes Geſchäft machte, aber" — der Profeſſor lachte ein wenig verlegen — „offen geſtanden, gar zu ſehr habe ich ihm von dem Tauſch nicht abgeraten, und erſt als er fort war, kam mir die Empfindung, daß ich eigentlich vor den Staatsanwalt gehöre."

„Und da liefſt Du ihm nach — und als er Dich auslachte und erklärte, daß er mit ſeinem Tauſch mehr denn zufrieden ſei, haſt Du nicht eher geruht, bis er doch noch ein ſeltenes überklebtes norddeutſches Kouvert von Dir annahm."

„Na ja — aber eigentlich iſt er auch jetzt noch zu kurz gekommen —"

Anna hatte den Band mit der Aufſchrift Aſien ſorgſam wieder auf ſeinen Platz zurückgebracht. Mit dem natürlichen Wohlgefallen am Schönen ſah Barten, wie die ſchlanke Mädchengeſtalt ſich reckte, als ſie, auf der Trittleiter ſtehend und das dickleibige Buch über dem Haupte haltend, die Reihe der übrigen Bände zuſammenſchob und jenes dann zwiſchen dieſe ſtellte. Er war aufgeſprungen, um ihr zu helfen, aber ſie wehrte lachend ab. Und dann ſprang ſie leichtfüßig von dem Tritt herab, ſtrich ſich eine ſchwarze Strähne, die ſich etwas vom Scheitel gelöſt hatte, aus der Stirn und meinte: „Aber, Papa, nächſtens hilft es Dir doch nichts, ich muß Generalreinigung bei Dir vornehmen. Der Staub — nein — der Staub! Ich darf eigentlich gar nicht dulden, daß Du Beſuche in Deinem Zimmer empfängſt."

Es ſah zwar peinlich ſauber in dem Gemach aus, und es gehörte wohl wirklich ein hausmütterlicher Blick dazu, etliche Stäubchen zu entdecken, aber Barten überkam plötzlich — er wußte ſelbſt nicht woher und weshalb — die Luſt, einmal ein Auge in das übrige Reich dieſer jungen Hausfrau zu werfen. Und als ob der Profeſſor das geahnt hätte, ſtieß er die Thür zum Nebenzimmer auf und meinte heiter: „Nun, wenn es bei mir nicht beſuchsfähig iſt, dann müſſen wir unſren Gaſt eben zu Dir hinübernötigen, Anna."

Barten zögerte trotz der einladenden Handbewegung des alten Herrn. Er wartete auf ein aufforderndes Wort der Tochter. Sie ſchien einen Augenblick zu zögern, dann trat ſie aber dicht an die Thür und ſagte: „Wenn ich bitten darf —"

Das angrenzende Gemach war wohl einſt die gute Stube geweſen, als die Frau Profeſſor noch lebte. Die Möbel ſpießbürgerlich, eine grüne Plüſchgarnitur in der Mitte mit einigen Photographiealben auf dem runden Tiſch, den eine Plüſchdecke bedeckte; an den Fenſtern weiße Tüllgardinen, mehrfach kunſtvoll geflickt; am Fußboden ein ſchon etwas abgetretener Arminſterteppich, deſſen beſcheidene Dimenſionen nicht recht zu der Größe des ganzen Raumes paßten. Und trotz alledem machte das Zimmer einen gemütlichen wohnlichen Eindruck — ja mehr als das, es verriet einen gebildeten, nicht gewöhnlichen Geſchmack. Die ſchlichten Möbel waren gefällig geſtellt, die Gardinen in hübſche Falten aufgeſteckt, an dem einen Fenſter ſtand ein großer Blumentiſch mit wohlgepflegten Palmen und einigen blühenden Chryſanthemen, und in der Anordnung der Bilder an den Wandflächen — Familienporträts in einfachen Rahmen — ſprach ſich ein gewiſſer künſtleriſcher Sinn aus. An dem zweiten Fenſter mochte Anna noch vor kurzem geſeſſen haben. Hier lag auf einem kleinen altmodiſchen Nähtiſch eine große Stickerei, wie Barten nähertretend bemerkte, keine gewöhnliche Tapiſſeriearbeit, ſondern ein kleines Kunſtwerk der Seidenſtickerei. Anna ſchien nicht zu wollen, daß er die Arbeit näher betrachte — ſie ſchob ſie ſchnell zuſammen; aber er hatte doch geſehen, daß ſie ein ſtiliſiertes Rankengewinde mit prachtvoll ausgeführten Paradiesvögeln darſtellte, wie er ſolche erſt kürzlich im Kunſtgewerbemuſeum bewundert hatte.

Gerade gegenüber dem Nähtiſch hing an der Wand die große Photographie eines Offiziers — Klaus erkannte den hübſchen jungen Mann mit dem keck aufgedrehten Schnurrbart und dem fröhlich ſorgloſen Ausdruck im Geſicht ſofort wieder.

„Das iſt ja der Leutnant von Döſting?" rief er unwillkürlich aus, um dann ruhiger hinzuzuſetzen: „Es war für mich ein ſchwerer Gang an jenem Tage, als ich Sie, gnädiges Fräulein, im Hauſe Ihres Herrn Oheims zu treffen die Ehre hatte. Und — leider — ich ging noch ſchwereren Herzens von dem alten Herrn fort, als ich zu ihm gekommen war. Sie haben vermutlich gehört —"

Der Profeſſor nickte ſchweigend, aber Anna, an die ſich Klaus mit ſeiner Frage gewandt hatte, antwortete ohne zu zögern: „Jawohl, Herr von Barten. Der arme Onkel kam zu uns, völlig zerſchmettert —"

„Der arme alte Herr! Ich kann ihm nachempfinden, was er unter dem Leichtſinn des Sohnes leidet — ſeines einzigen Kindes, wie ich hörte. Und der junge Mann hat dabei einen, faſt möchte ich ſagen, guten Ausdruck im Geſicht, etwas Sympathiſches —"

„Max iſt auch nicht ſchlecht —" verteidigte Anna eifrig, und ihre Wangen färbten ſich. „Er iſt nur leichtſinnig, wurde leider von dem Papa ſtets verwöhnt und hielt deſſen Vermögen für unerſchöpflich. Ich bin aber auch überzeugt, daß die Schulden zum größten Teil wieder durch Gutſagen für andere Kameraden entſtanden ſind, wie früher auch ſchon. Die Gutmütigkeit des Vetters überſteigt ja alle Grenzen. Aber ſchlecht iſt Max nicht — wahrhaftig nicht —"

Sie brach plötzlich ab, als ob ihre warme Verteidigung ihr ſelbſt zu eifrig erſchien. Dann aber ſetzte ſie, den Faden noch einmal aufnehmend, hinzu: „Deshalb habe ich Onkel auch dringend geraten, Max nicht nach Amerika zu ſchicken. Dort geht er ſicher unter; wenn er ſchon den Abſchied nehmen muß, ſo iſt es immer noch beſſer, er bleibt im Lande und ſucht ſich hier unter den bekannten Verhältniſſen einen neuen Beruf.“

Wunderlich — die doch ſo natürliche Anteilnahme des jungen Mädchens für den leichtſinnigen Vetter berührte Barten unangenehm. Er konnte ſich keine Rechenſchaft geben, weshalb — aber er hatte die Empfindung, daß ihre Worte einen beſonderen Hintergrund haben müßten, daß ſie über ihn hinweg auch dem Vater gelten ſollten. Und als dieſer in etwas grämlicher Weiſe gegen den Leutnant zu Felde zu ziehen begann, und Anna dann noch lebhafter, wie vorher, deſſen Partei nahm, immer wieder ſein gutes Herz und auch ſeine tüchtige Veranlagung betonte, da kam ihm plötzlich der Gedanke, daß Anna für Max Döſting mehr, als eine lediglich verwandtſchaftliche Anteilnahme hege. Und er empfand es faſt wie ein Unrecht, das ſeinem Freunde, dem armen Brakendorf, geſchehen ſei! Hatte dies thörichte Mädchen vielleicht die ehrliche Bewerbung des braven wackeren Mannes zurückgewieſen, weil es eine ſtille Neigung für den flotten ſchmucken Reitersmann im Herzen trug? Heftiger, als es ſonſt in ſeiner Art lag, und auch als er ein Recht dazu hatte, ſekundierte er jetzt dem Profeſſor; er ſprach von einer Grenze, bei welcher der Leichtſinn frevelhaft und unehrenhaft werde — er ſprach von dem Dämon des Hazardſpieles, dem ein Ehrenmann nicht huldigen dürfe, und von dem grenzenloſen Unglück, das durch die Handlungsweiſe gewiſſer junger Männer über ihre Familien gebracht werde, von dem Schaden, den deren Ausſchreitungen der ganzen Armee und damit dem Vaterlande zufügten — er ſprach ſchließlich davon, daß derartige Exiſtenzen nur ſelten zur Einkehr und Umkehr zu veranlaſſen ſeien —

Und dann, mitten in einem erbarmungsloſen Satz, begegnete er plötzlich einem unendlich traurigen Blick aus den Augen Annas und ſah, daß in den dunklen Wimpern eine Thräne funkelte. Er brach ſo jäh ab, daß der Profeſſor ihn ganz erſtaunt anſah.

„Es iſt aber wirklich hohe Zeit, daß ich mich empfehle!“ Klaus fühlte, daß ſeine Stimme rauh klang. „Ich habe die Herrſchaften ſchon über Gebühr feſtgehalten.“

„Aber mein verehrteſter Herr von Barten — wie Sie nur ſo etwas ſagen können —“ meinte der alte Herr. „Ich hatte auch noch eine Frage —“ fuhr er leicht zögernd fort. „Meine gute ſelige Frau hatte nämlich eine Jugendbekannte, ein Fräulein von Dreſte, welche ſpäter einen Herrn Ihres Namens heiratete —“

Zu einer anderen Stunde würde dieſe Mitteilung Barten ſicher ungemein intereſſiert haben. Jetzt entgegnete er ziemlich kurz und knapp: „Das kann nur meine Mutter geweſen ſein, Herr Profeſſor.“

„Wie klein die Welt doch iſt, es finden ſich immer Beziehungen. Vielleicht fragen Sie bei der Frau Mama einmal an, Herr von Barten, ob ſich die gnädige Frau noch an Eliſe Bredrow — Bredrow war der Mädchenname meiner Frau — erinnert . . .“

Die beiden Herren waren inzwiſchen in das Arbeitszimmer zurückgetreten. Barten hatte ſeinen Hut bereits in der Hand. Erſt jetzt bemerkte er, daß Anna nicht gefolgt war, und er zwang ſich, noch einmal in ihr Zimmer zu treten, um ihr ſeine Verbeugung zu machen.

Sie ſtand am Fenſter mit dem Geſicht gegen die Thür, die Augen ſtarr auf ihn gerichtet, das Antlitz wieder völlig ruhig. Nur die Unterlippe hatte ſie ein klein wenig zwiſchen die Zähne geſchoben.

Wortlos und ſtumm erwiderte ſie ſeinen Abſchiedsgruß. Und mit einem gewiſſen Trotz, den er in dieſem Augenblick ſelbſt knabenhaft fand, und deſſen er doch nicht Herr werden konnte, ließ auch er es an dem ſtummen Gruß genug ſein. Der Profeſſor, der in ſeiner Harmloſigkeit von all dem nichts bemerkte, brachte den Gaſt bis an die Wohnungsthür. Als er dann zurückkehrte, ordnete er an ſeinem Arbeitstiſch erſt noch einige Papiere, betrachtete durch ſeine Lupe noch einmal ein beſonders ſchönes Exemplar der britiſchen Mulreadyvignette von 1840, das ihm zur Begutachtung eingeſandt worden war, und ging dann, zufrieden mit dem Ausfall ſeiner Prüfung, in das Zimmer der Tochter hinüber.

Er fand ſie am Fenſter ſitzend, die Stickerei vor ſich, aber die ſonſt ſo fleißigen Hände müßig auf dem Blendrahmen ruhend.

„Netter, liebenswürdiger Mann — dieſer Herr von Barten! Und ein Mann von prächtigen Geſinnungen dazu — was, Ann'?“ meinte der alte Herr, indem er ſich neben die Tochter ſtellte und nach ſeiner Gewohnheit von dem Nähtiſch einen kleinen Garnknäuel nahm, um ihn ſpielend zwiſchen den dünnen weißen Gelehrtenfingern hin- und herzurollen.

„Aber Du antworteſt mir ja nicht, Ann' —?“ fuhr er ganz verwundert fort, als ſie ſchwieg. „Biſt Du denn anderer Meinung?“

Sie warf plötzlich mit einer Heftigkeit, die ihr ſonſt ganz fremd war, den Stickrahmen auf den Tiſch und ſtand auf: „Wer ſo hart und lieblos über andere urteilen kann, hat kein gutes Herz!“ ſtieß ſie knapp und kurz heraus. Und dann fiel ſie dem des Todes erſtaunten Vater plötzlich um den Hals und ſchluchzte laut auf.

7. Kapitel.

Die Herren Gebrüder Denghardt beſaßen kein eigenes Kontor in der Stadt. Ihre Briefe waren zwar auf Briefbogen von durchaus geſchäftsmäßigem Anſtrich geſchrieben und zeigten in ſchönen ſteifen Lettern die Firma „Gebrüder Denghardt — Kommiſſionsgeſchäft, Alte Leipzigerſtraße 24,“ aber ſie wurden dort von dem Poſtboten an den Portier abgegeben, der für die Annahme eine kleine Entſchädigung erhielt.

Die Gebrüder ſelbſt wohnten in der Roſenthalerſtraße, und das kleine Zimmer, das ſie in brüderlicher Liebe und Eintracht teilten, entſprach in ſeinem Äußeren wenig dem eleganten Eindruck, den die beiden Brüder ſonſt zu erwecken ſuchten. Es war eine echte und rechte möblierte Stube ſechſter Klaſſe. An den Längswänden je ein ſchmales Bett, an dem einen Fenſter ein baufälliger Sekretär, in der Mitte des Zimmers ein größerer Tiſch mit einer Waſſerflaſche und zwei Gläſern darauf. An der einen Wand hatte noch ein Waſchtiſch, an der anderen ein Kleiderſchrank mühſam Platz gefunden, und das Dreiblatt der Stühle — einer vor jedem Bett und einer am Schreibtiſch — ſchaute verdroſſen und wankelmütig darein. Und recht verdroſſen ſahen auch die Brüder aus, trotzdem es Sonntag war, und die Morgenſonne durch die etwas ſchmutzigen Scheiben ſchien.

Adolf ſtand vor dem kleinen Spiegel und ſchürzte ſeine Krawatte, während Siegbert am Sekretär mit der Papierſchere die vorſtehenden Fäſerchen ſeiner Manſchetten abſäbelte. Die Thür zum Kleiderſchrank war geöffnet, und drinnen eine ſtattliche Garderobe ſichtbar — auf ihr Äußeres mußten die Brüder ſchon aus Geſchäftsrückſichten halten.

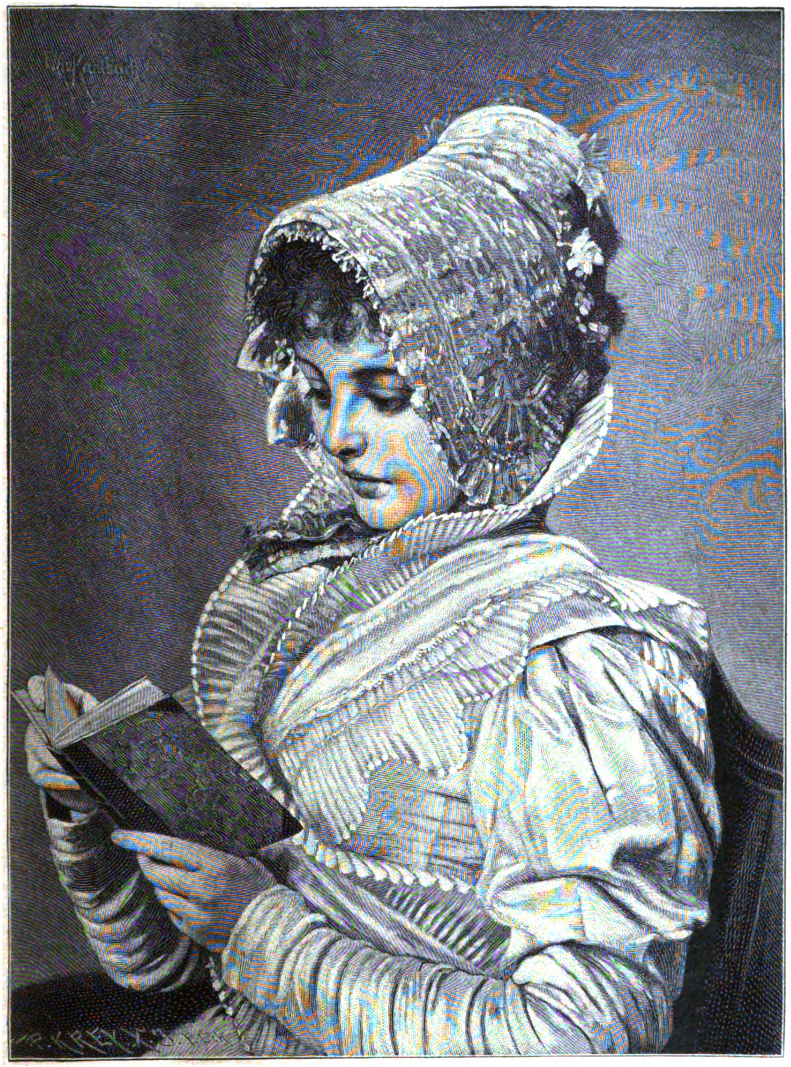
„Du, Adolf“ — Siegbert drehte ſich um — „kannſt Du mir nicht mit Mark fünfzig unter die Arme greifen? Ich bin rein ausgeplündert.“

Der Bruder legte die Papierſchere mit einem hörbaren Ruck hin. „Wunderbar — eben hab' ich richten wollen die gleiche Frage an Dich! Wenn ich umſchütte dreimal mein Portemonnaie, fallen noch keine zehn Mark 'raus. So wahr mir — auf Ehrenwort,“ verbeſſerte er ſich ſchnell.

Herr Siegbert warf einen etwas mißtrauiſchen Blick auf den Bruder, der die Papierſchere wieder aufnahm und das begonnene Werk an den Vorſtößen eines Oberhemdes fortſetzte.

Ein Weilchen herrſchte tiefſtes Schweigen. Dann brummte Siegbert vor ſich hin: „Miſerable Geſchäftszeit!“ und der andere nickte bejahend. Die Krawatte war kunſtreich verſchlungen, und die ſchwarzen krauſen Haare waren mit Hilfe einer ſtark duftenden Pomade zurechtgelegt.

(Fortſetzung folgt.)



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl, München. Copyright by Franz Hanfstaengl, Munich.

Übereifrig. Nach dem Gemälde von F. A. v. Kaulbach.

Die Blutſerumtherapie.

Von Profeſſor Dr. A. Eulenburg.

(Abdruck verboten.)

Seit kurzem iſt das ungelenke, aus drei Sprachen barbariſch gemiſchte Wort „Blutſerumtherapie“ auf allen Lippen. Mit ihm vereint erklingen, hoffend und dankend, die Namen zweier der Kochſchen Schule angehöriger Forſcher, Behring und Ehrlich, deren wohl für immer der Vergeſſenheit entriſſene Namen mit dieſer nunmehr in „Aktion“ getretenen Errungenſchaft aufs engſte verknüpft ſind.

Obgleich zahlreiche, den engeren Kreiſen der ärztlichen Welt zugängliche Veröffentlichungen von dem allmählichen Werden und Reifen dieſer Frucht vieljähriger ausdauernder Beſtrebungen längſt Kunde gebracht hatten, ſo iſt doch dem größeren Publikum von dem glücklich erreichten Ziele erſt ſeit einigen Wochen — ſeit der Jahresverſammlung deutſcher Naturforſcher und Ärzte in Wien — Kenntnis geworden.

Die bei dieſer Gelegenheit von Behring und Ehrlich vor Fachgenoſſen gehaltenen Vorträge fanden bei den zahlreich verſammelten Herren begeiſterte Aufnahme und erweckten bald in aller Welt ein tauſendfältiges Echo. Neue Entdeckungen reiſen heutzutage auf Telegraphenſchwingen raſch um die Erde; und ſo dürfen wir uns nicht wundern, jetzt bereits zahlloſen Mitteilungen über die erſtaunlichen Wirkungen des neuen Schutz- und Heilmittels, wohlthätigen Aufrufen zu ſeiner unentgeltlichen Spendung an Ärmere, Vorſchlägen zu ſeiner ausgedehnteren Herſtellung, zur Verſtaatlichung, nnd ſelbſtverſtändlich auch Anpreiſungen von Konkurrenzmitteln allerwärts zu begegnen. Franzöſiſcher Chauvinismns hat die deutſche Entdeckung für ſich beſchlagnahmt, und nicht ohne Beſchämung haben wir die Thatſache zu verzeichnen, daß Herr Roux, ein Aſſiſtent und Mitarbeiter Paſteurs, vom Präſidenten der franzöſiſchen Republik bei einem eigens deshalb dem Inſtitut Paſteur gemachten Beſuche als Schöpfer der Serumtherapie geprieſen und mit dem Kommandeurkreuz der Ehrenlegion dafür belohnt wurde.

Doch auch die erſten Warnungsſtimmen machen ſich inmitten des leicht geweckten, allgemeinen Enthuſiasmus bereits leiſe hörbar. Auch an grundſätzlichen Gegnern fehlt es nicht, die auf Grund theoretiſch-kritiſcher Erwägungen der Sache mißtrauiſch zweifelnd gegenüberſtehen und dem bevorſtehenden „neuen Triumphzug durch das Reich der Statiſtik“ nur eine kurze Dauer vorausſagen. Sollten ſie Recht behalten? Es ſcheint doch, daß alles dazu angethan iſt, uns diesmal wenigſtens auf dem einen wichtigen Krankheitsgebiete, um das es ſich unmittelbar handelt, dem der Diphtherie, einen ſchönen, bleibenden Erfolg hoffen zu laſſen. Von da bis zum Schutze gegen alle — oder gar bis zur Vernichtung aller Infektionskrankheiten, wovon phantaſtiſcher Übereifer bereits träumt, iſt freilich ein ungeheurer Abſtand; aber da der erſte und ſchwerſte Schritt gethan, das Vertrauen geweckt iſt, da die Wege und Methoden endgiltig feſtgeſtellt, da zahlreiche tüchtige Forſcher überall an der Arbeit ſind, ſo dürfen wir wohl, wenn ſich — wie bisher — „Verdienſt und Glück verketten,“ einem weiteren Vorſchreiten in der gleichen Richtung entgegenſehen.

Doch — verzichten wir auf ſolche immerhin anfechtbare Eskomptierungen dereinſtiger Großgewinne, und halten wir uns an das, was einſtweilen ſchon als unbeſtreitbare Errungenſchaft vorliegt —: die von Behring zuerſt auf Grund eines fruchtbaren Gedankens ergriffene und mit erfolgſicherer Ausdauer fortentwickelte Unterſuchungsmethodik.

Thatſächlich handelt es ſich dabei um ein ganz neues Forſchungsprinzip, von dem überhaupt erſt nach erfolgter wiſſenſchaftlicher Begründung der Lehre von den Bakterien und der von ihnen im Organismus erzeugten, Krankheit erregenden Gifte (Toxine) die Rede ſein konnte. Es handelte ſich auch bei der hierher gehörigen experimentellen Grundlegung urſprünglich nicht ſowohl um die Heilung von Krankheiten, als vielmehr um ihre Verhütung durch Beſchützung und Befeſtigung des Organismus gegenüber gewiſſen ſpezifiſchen Krankheitsgiften — um „Immuniſierung.“

Auf dieſem Gebiete hat vor nicht allzu langer Zeit der franzöſiſche Chemiker Paſteur die erſten Erfolge zu verzeichnen gehabt, die in ihrer theoretiſchen Begründung mit der rein empiriſchen Entdeckung Jenners, der Beſchützung vor den wirklichen Pocken durch Kuhpockenimpfung, eine unverkennbare Verwandtſchaft aufwieſen. Wie nämlich hier das Überſtehen einer künſtlich herbeigeführten ſchwächeren Erkrankung vor der ſtärkeren ſchützt, ſo war auch Paſteurs Beſtreben darauf gerichtet, durch Herbeiführen einer ſchwachen Erkrankung, mittels Einimpfung künſtlich abgeſchwächter Bakterien-Kulturen, den Organismus gegen die tödlichen, durch dieſelben Bakterien in ihrem vollgiftigen Zuſtande erzeugten Krankheiten zu feſtigen, immun zu machen: womit ſich dann ſpäter allerdings auch Heilungsbeſtrebungen bei latenter oder ſchon ausgebrochener Krankheit verknüpften. Bekannt iſt — von den Tierverſuchen bei Milzbrand und bei der ſogenannten Hühnercholera abgeſehen — zu welchen vielgeprieſenen und noch immer vielumſtrittenen Ergebniſſen dieſes Paſteurſche Verfahren bei der Hundswutbehandlung geführt hat. Halten wir hier nur das eine feſt, daß es ſich bei dieſem Paſteurſchen Verfahren um eine zu Immuniſierungs- oder Heilzwecken geübte Verimpfung der ſpezifiſchen Krankheitserreger, der Bakterien, ſelbſt in lebendem, wirkungsfähigem — wenn auch mehr oder weniger abgeſchwächtem — Zuſtande, handelt.

Mittlerweile war aber durch die Arbeiten der Kochſchen Schule in Deutſchland unſere Kenntnis der krankmachenden Bakterienwirkung nach einer anderen Seite hin weſentlich ergänzt und gefördert worden. Es war dargethan, daß gerade bei einer Reihe der wichtigſten Infektionskrankheiten des Menſchen das ſpezifiſch krankmachende Agens nicht ſowohl an den Bakterien ſelbſt haftet, als vielmehr an gewiſſen, durch ihren Stoffwechſel im menſchlichen Organismus erzeugten und abgeſchiedenen Produkten, den ſpezifiſchen Bakteriengiften, Toxinen. Es wurde erwieſen, daß dieſe dem Chemiker ſchwer zugänglichen, bisher mehr nach ihrer Wirkungsweiſe als nach ihrer Zuſammenſetzung bekannten Stoffe es ſind, die in löslicher Form in den Säften des lebenden Organismus ſich anhäufend, dieſen krank machen, töten, — daß es ſich alſo bei den betreffenden Infektionskrankheiten, zu denen u. a. Diphterie und Wundſtarrkrampf (Tetanus) gehören, in Wahrheit um Vergiftungen des Organismus durch in ihm ſelbſt erſt von den eingedrungenen Bakterien erzeugte Giftſtoffe ſpezifiſcher Art handelt. Auf dieſem Punkte war es nun, wo in folgerichtiger Verwerthung dieſer Thatſachen und der dadurch veränderten Anſchauungen Behring zuerſt höchſt wirkſam eingriff und zu allen ſpäteren Erfolgen die Grundlage ſchuf. Schon zuvor war man darauf aufmerkſam geworden, daß der Organismus den ihm feindlichen Krankheiterregern gegenüber in ſeinen Säften, zumal im Blute, eigentümliche Schutzvorrichtungen beſitzen müſſe. Aber man hatte dieſe zu ausſchließlich in einer Bakterien tödtenden Kraft des Blutes geſucht und den Sitz dieſer Kraft wiederum ausſchließlich in den zelligen Elementen des Blutes angenommen, namentlich in den weißen Blutzellen (Leukocyten), denen der in Paris lebende ruſſiſche Forſcher Metſchnikoff die Fähigkeit zuſchrieb, die in den Säften kreiſenden Bakterien in ſich aufzunehmen, unſchädlich zu machen und zu zerſtören („Phagocytoſe“).

Dieſe Erklärungen mußten als ungenügend erſcheinen, wo es ſich nicht mehr um krankmachende Wirkungen der lebenden Bakterien ſelbſt, ſondern vielmehr um Giftwirkungen der von ihnen abgeſchiedenen tödlichen Stoffwechſelprodukte, der Toxine, handelte. Behring war es nun, der auf Grund älterer, ſchon 1888 veröffentlichter Unterſuchungen zuerſt nachwies, daß dieſe natürlichen Schutzvorrichtungen des Organismus vielmehr in der von Zellen befreiten wäſſerigen Blutflüſſigkeit, dem Serum (Blutſerum), zu ſuchen ſeien, da dieſes wenigſtens bei gewiſſen Tierarten und gewiſſen ſpezifiſchen Bakteriengiften gegenüber giftwidrige (antitoxiſche) Eigenſchaften entfalte: und hier haben wir den Ausgangspunkt der ganzen ſpäteren „Serumtherapie“ oder vielmehr zunächſt der belangreichen Immuniſierungsverſuche durch Blutſerum vor uns. Der ſtrenge Beweis wurde von Behring und ſeinem japaniſchen Mitarbeiter Kitaſato — dem neuerdings auch die Entdeckung des Peſtbazillus gelungen zu ſein ſcheint — zuerſt beim Tetanus erbracht. Wenn man nämlich Verſuchstiere (Kaninchen, Mäuſe) durch Übertragung der auf chemiſchem Wege abgeſchwächten Kulturen von Tetanusbazillen gegen Tetanus immun machte, dann von dieſen Tieren Blut entnahm und es außerhalb des Körpers mit Tetanusgift miſchte, ſo konnte nun das Serum dieſer Giftblutmiſchung dazu benutzt werden, um durch Einſpritzung andere Tiere gegen die Folgen der Infektion mit Tetanusgift zu ſchützen, ſie immun zu machen oder ſogar, wenn ſie ſchon unter dem Einfluß des Giftes ſtanden, vor dem Ausbruch der Krankheit zu bewahren. Ebenſo verhielt es ſich auch mit dem Diphteriegift; die gegen Diphtherie durch Serum immun gemachten Tiere waren es aber nicht gegen Tetanus — ſo wenig wie die gegen Tetanus immun gemachten gegen Diphtherie. Als natürliche Folgerung ergab ſich aus dieſen Verſuchen, daß das Serum der immun gewordenen Tiere einen Stoff enthalten müſſe, der das ſpezifiſche Bakteriengift, wogegen die Immunität eben erworben wurde, unſchädlich macht, neutraliſiert oder zerſtört, alſo gewiſſermaßen ein Gegengift („Antitoxin“); und daß dieſe ſpezifiſchen Gegengifte eben die Urſache der erlangten Immunität, ſowie der immuniſierenden (und heilenden) Wirkung bei Übertragung des Serums auf andere Tiere darſtellen. Es iſt nicht möglich, an dieſer Stelle im einzelnen auszuführen, wie Behring von dieſen erſten Anfängen Schritt für Schritt weiter vordrang, und wie er dabei durch die gleichgerichteten Beſtrebungen von Ehrlich höchſt wirkſam unterſtützt wurde. Ehrlich hat insbeſondere der Methode die Präziſion und die techniſche Vervollkommnung verleihen helfen, ohne die wir wohl heutigentags ſchwerlich in der Lage ſein würden, ſchon von einem an Menſchen verwendbaren Schutz- und Heilmittel der Diphtherie ſprechen zu können, und er verdient deshalb bei der weiteren Ausbildung und Nutzbarmachung der Serumtherapie in vollem Maße als der gleichberechtigte Ruhmesgenoſſe von Behring und als deſſen Mitſtreiter in dem anbrechenden ſtürmiſchen Reformkampfe genannt zu werden. Denn das dürfen wir uns nicht verhehlen, daß es ſich im Falle des ſiegreichen Durchdringens der Blutſerumtherapie für die Medizin nicht etwa bloß um eine vereinzelte, allen andern neben- oder allenfalls übergeordnete Erfahrungsthatſache, ſondern um ein umgeſtaltendes, die geſamte Therapie auf völlig veränderte Grundlagen ſtellendes Prinzip handelt.

Um dies verſtändlich zu machen, will ich verſuchen, noch auf einige Betrachtungen hinzudeuten, wie ſie die neuere Kochſche Schule über das Weſen der Unempfänglichkeit gegen beſtimmte ſpezifiſche Krankheitsgifte — der „Immunität“ — und ihr Verhältnis zur Heilung anzuſtellen gewohnt iſt. In der Immunitätslehre nämlich ſteckt in der That der Keim aller, ſowohl auf die Verhütung (Prophylaxe), wie auf die Heilung der Infektionskrankheiten — wie jetzt eben der Diphtherie — ausgehenden Beſtrebungen. Auf dieſem Gebiete wurde nun von Koch und ſeinen Schülern die merkwürdige Thatſache feſtgeſtellt, daß man bei Tieren mittels allmählich geſteigerter Doſen desjenigen Giftes, wogegen man das Tier ſchützen (immun machen) will, eine vollſtändige Heilung der durch das Gift bewirkten Krankheit hervorrufen kann. Auf dieſer Erfahrung beruhte ja im Grunde ſchon die Benutzung des Kochſchen Tuberkulins, als des von den Tuberkelbazillen erzeugten Giftes, zur Behandlung der Tuberkuloſe; und wenn damals im erſten Anlauf ein definitives Reſultat bei dieſer häufigſten und mörderiſchſten aller Infektionskrankheiten noch nicht erzielt werden konnte, ſo hat ſich das zu Grunde liegende Prinzip doch nichtsdeſtoweniger als fruchtbar und erſprießlich auf anderen Gebieten, wie eben dem der Diphtherie-Immuniſierung und -Heilung, erwieſen. Bei den verſchiedenſten Tieren kann man, nach Behring, im Verlaufe der Zufuhr lebender Diphtheriekultur ſowohl, wie des Diphtheriegiftes, die Beobachtung machen, daß die Tiere chroniſch krank werden, abmagern, remittierendes Fieber bekommen, kurz in einen kachektiſchen Zuſtand geraten, der, ſich ſelbſt überlaſſen, unfehlbar zum Tode führt. Bei ſolchen chroniſch kranken Tieren laſſen ſich dann mit faſt wunderbarem Erfolge vollſtändige Heilungen durch fortgeſetzte und allmählich geſteigerte Zufuhr des nämlichen Diphtheriegiftes erzielen. Entſprechende Beobachtungen ſind in der menſchlichen Pathologie von ſcharfſinnigen Ärzten auch ſchon früher gemacht worden, und namentlich hat Behring auf den um die Lehre von der Diphtherie hochverdienten erſten Beſchreiber dieſer tückiſchen Krankheit, den franzöſiſchen Hoſpitalarzt Bretonneau († 1862), verwieſen, in deſſen Schriften bereits eine überraſchend klare Formulierung des Immunitätsproblems und ſeiner Beziehung zur Heilung ſich vorfindet. Kliniſche und experimentelle Beobachtung führen ſomit gleichmäßig zu der Überzeugung, daß bei gewiſſen infektiöſen Krankheiten die fortgeſetzte und in vorſichtiger Weiſe allmählich geſteigerte Anwendung kleiner Doſen des ſpezifiſchen krankheiterzeugenden Giftes eine heilende (therapeutiſche) Wirkung auszuüben vermag: eine Heilung, die wir in letzter Inſtanz auf die unter dem Einfluſſe der „Gewöhnung“, der „Anpaſſung“ ſich vollziehende Immuniſierung gegen das vergiftende Agens zurückführen müſſen. Nebenbei bemerkt, ſcheinen ſich hier, wie ſowohl Freunde wie Gegner der Serumtherapie hervorzuheben nicht ermangelt haben, gewiſſe Berührungspunkte mit der vielgeſchmähten Homöopathie darzubieten, die ja auch eine Heilung durch ſpezifiſche Mittel, und zwar auch durch kleine Doſen des krankmachenden Giftes ſelbſt, im Prinzip anſtrebte. Aber dieſe Lehre erſchien bei den Homöopathen der alten Schule, bei Hahnemann und ſeinen Nachfolgern, in ſo völlig unannehmbarer Faſſung und ſo ohne jede exakte wiſſenſchaftliche Begründung, daß die Heilkunde nichts damit anzufangen vermochte und es erſt den Entdeckungen der Kochſchen Schule vorbehalten blieb, den nutzbaren Kern aus der Schale zu löſen.

Was ſoll, will und kann nun die Serumtherapie, abgeſehen von der Immuniſierung im engeren Sinne, alſo zur Heilung ſchon ausgebrochener Krankheiten leiſten? Verſuchen wir, uns das an einem praktiſchen Beiſpiele, dem der Diphtherie, klar zu machen. Schon für die Diagnoſe wirkt die Serumbehandlung in gewiſſem Umfange mitbeſtimmend ein; denn, wie Behring es klar ausſpricht, iſt anzunehmen, daß eine friſche diphtherieverdächtige Halsaffektion, die auf ſein Diphtheriemittel nicht prompt mit dem Rückgängigwerden der allgemeinen und örtlichen Krankheitserſcheinungen reagiert, durch andersartige Krankheitsſtoffe bedingt oder doch kompliziert iſt. Solche Komplikationen trüben natürlich die Heilausſichten des Serums. Zu ſeiner therapeutiſchen Verwendung war die Herſtellung eines möglichſt ſtarken Präparates von möglichſt vielen „Immunitätseinheiten“ erforderlich, wozu man aber erſt nach vielen und mühſeligen Vorarbeiten ſehr allmählich gelangt iſt. Der als Maß geltende Begriff der „Immunitätseinheit“ iſt folgendermaßen zu verſtehen: eine Serummenge von beſtimmter Konzentration vermag eine gewiſſe Giftmenge von ebenfalls beſtimmtem Gehalte oder beſtimmter Wirkſamkeit („Normalgift“) zu neutraliſieren. Als Normalgift bezeichnen nun Behring und ſeine Mitarbeiter, unter denen auf dieſem Felde außer Ehrlich insbeſondere noch Wernicke, Boer, Keſſel und Waſſermann zu nennen ſind, ein aus Diphtheriekulturen durch Abtötung der Bazillen gewonnenes Gift, wovon 1,0 Kubikcentimeter die zehnfache tödliche Doſis für Meerſchweinchen von zweihundert bis dreihundert Gramm Gewicht darſtellt (eine Doſis, die dieſe Tiere innerhalb 36 bis 48 Stunden tötet). Als Normalgegengift („Normalantitoxin“) wird ein Serum bezeichnet, das zu 0,1 Kubikcentimeter im ſtande iſt, die eben erwähnte Giftdoſis beim Miſchen außerhalb des Körpers ſo völlig zu entgiften, daß ſie den Meerſchweinchen eingeſpritzt werden kann, ohne irgendwelche Reaktion hervorzurufen. Würde alſo ſchon der zehnte Teil der obigen Serummenge (0,1 Kubikcentimeter) zur Neutraliſierung der gleichen Giftmenge (1,0 Kubikcentimeter) genügen, ſo würden wir es mit einem Serum von zehn Immuniſierungseinheiten zu thun haben. Das techniſche Problem für die Diphtheriebehandlung beſtand nun, wie ſich nach den gemachten Erfahrungen ergab, in der Herſtellung eines Serums von noch viel größerer Konzentration und Wirkſamkeit, da ſich in ſchweren Fällen die Anwendung ſehr zahlreicher Immuniſierungseinheiten (bis zu 1500) als unvermeidlich herausſtellte. Man iſt ſchließlich zur Herſtellung eines Serums gelangt, von dem bereits 0,0005 Kubikcentimeter im ſtande iſt, das Normalgift zu neutraliſieren, ſo daß alſo ein Kubikcentimeter davon zweihundert Immuniſierungseinheiten entſpricht. Ein Quantum von ſieben bis acht Kubikcentimetern dieſes Serums würde alſo auch für die Behandlung der ſchwerſten Diphtheriefälle, den bisherigen Erfahrungen zufolge, vorausſichtlich genügen, während in den leichteren Fällen ſich ſchwächere Doſen mit einem Gehalte von 600 Immunitätseinheiten als ausreichend erweiſen. Für die gewaltige antidiphtheriſche Wirkſamkeit eines ſolchen Serums ſei hier nur die letzte Mitteilung von Ehrlich auf der Naturforſcherverſammlung angeführt, wonach unter 79 in dieſer Weiſe behandelten Fällen nur drei tödlich verliefen: alſo eine Sterblichkeit von nur vier Prozent. Friſche Fälle vom erſten und zweiten Tage können faſt mit abſoluter Gewißheit auf Heilung rechnen. Nach Behring wird, falls das Serum bis zum dritten Tage der Erkrankung und in genügender Doſis zur Anwendung kommt, die Sterbeziffer der Diphtherie bis auf höchſtens zehn Prozent der bisherigen Statiſtik herabſinken; bei Anwendung innerhalb der erſten 48 Stunden bis auf fünf Prozent, — wonach wir es in der Hand hätten, für Deutſchland und Öſterreich binnen zehn Jahren ungefähr anderthalb Millionen Menſchen dem Tode zu entreißen. Das iſt aber noch nicht alles; denn es iſt zu erwägen, daß das Serum nicht nur als Heilmittel, ſondern auch als Schutzmittel der diphtheriebedrohten Kinder zur Anwendung kommt, zu welchem Zweck nur eine verhältnismäßig kleine Doſis von höchſtens 150 Immunitätseinheiten (zu einem Preiſe von $1\,^{1}/_{4}$ Mark) erforderlich iſt. Wird das Serum in dieſer Weiſe zur Verhütung gebraucht, ſo wird, wie Behring hofft, die Erkrankungsziffer der Diphtherie, die jetzt für Deutſchland und Öſterreich ſich auf drei bis vier Millionen beläuft, in den nächſten zehn Jahren unter eine Million ſinken!

Das ſind große Dinge; ſie werden aber noch weit überboten durch die von Behring eröffnete Perſpektive, wodurch auch für andere Infektionskrankheiten, für Tetanus, Pneumonie (Lungenentzündung), Typhus, Cholera und — Tuberkuloſe eine Blutſerumtherapie in Ausſicht geſtellt wird. Wir werden abzuwarten haben, was von dieſen Hoffnungen die Zukunft verwirklichen, und ob ſie das ſtolze Wort Ehrlichs auf der Wiener Naturforſcherverſammlung einlöſen wird, in der Geſchichte der Medizin ſei ein therapeutiſcher Erfolg ähnlicher Art noch nicht dageweſen. Fürſt Bismarck hat bekanntlich einmal das geflügelte Wort losgelaſſen, daß die innere Medizin ſeit den Tagen des Hippokrates keinen nennenswerten Fortſchritt gemacht habe.

Möge der greiſe Staatsmann es erleben, ſeinen Ausſpruch nach Erfüllung jener Behringſchen Verheißungen einſchränken und berichtigen zu müſſen.

Oberſtabsarzt Prof. Dr. Behring.

Weihnachtslicht.

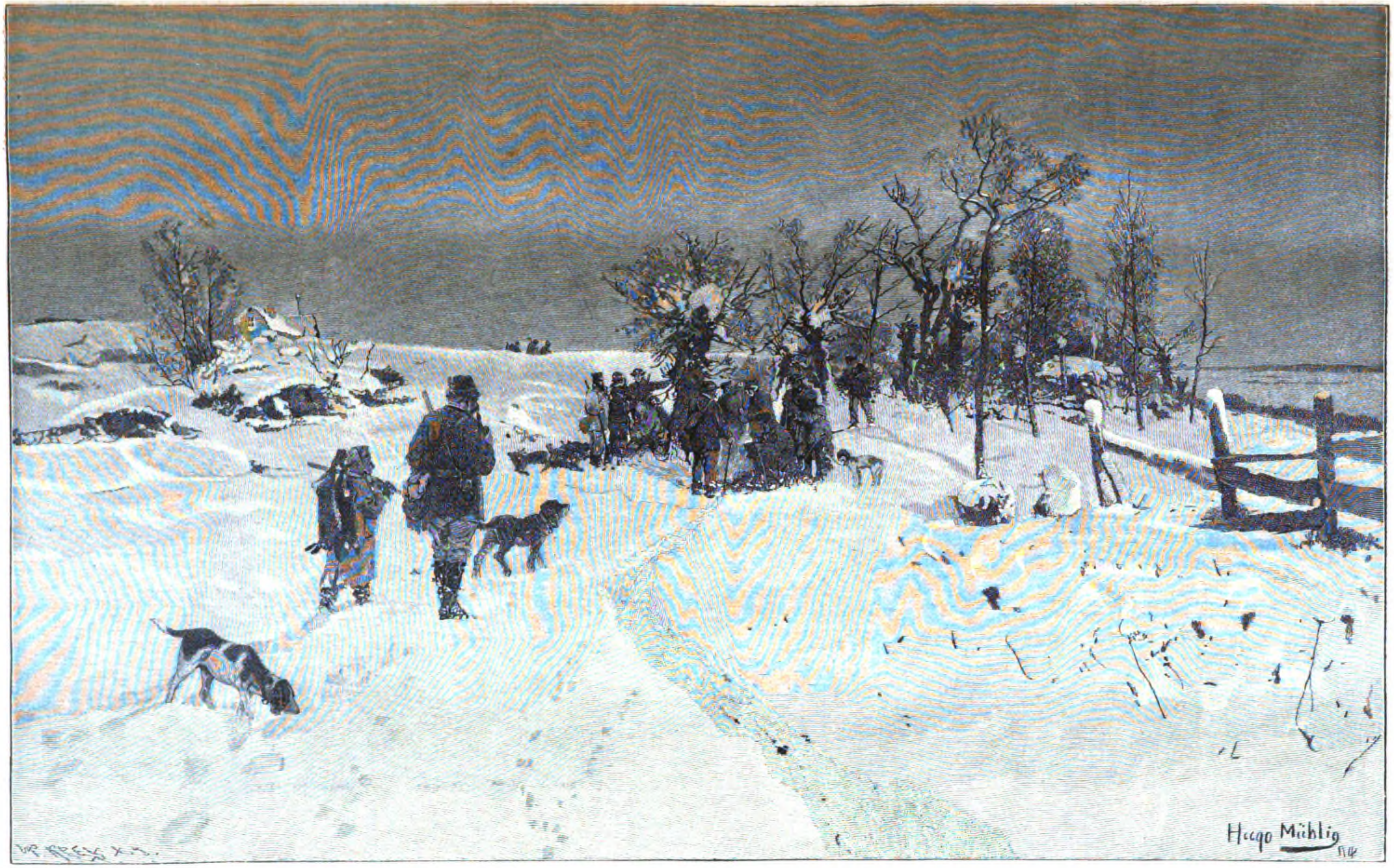
Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von H. von Krauſe (C. von Hellen).

Es war im Jahre 1642, in der ſchrecklichen Zeit, da der große Krieg des XVII. Jahrhunderts Deutſchland verwüſtete. Aber- und abermals ergoſſen ſich die räuberiſchen Heerhaufen, welche ſelbſt kaum noch wußten, ob ſie für die Sache des Katholizismus oder des Proteſtantismus ſengten und brannten, raubten und plünderten, in die öſtlichen Landſchaften des armen zerſchlagenen Reiches, und bis jenſeits des Oderſtromes fluteten die Wogen des verheerenden Kampfes, der mehr und mehr ein Kampf aller gegen alle geworden war.

Weithin, endlos, düſter, ſtreckte ſich ein hochſtämmiger Kiefernwald über den ſandigen Boden hin, der mit Moos und braunem Heidekraut dürftig bewachſen war. Auf einem engen Waldweg, weit ab von der großen Landſtraße, zog an einem trüben Dezembertage ein einſamer Reiter durch den todſtillen Wald. Das lederne Koller, die breitkrempigen Stiefel, das große Schwert, das ihm am breiten Bandelier herabhing, kennzeichneten ihn als Kriegsmann. Er trug eine ſeidene Feldbinde und war, obwohl Deutſcher von Geburt, Offizier in den Dienſten der Königin von Schweden. Langſamen Schrittes und bisweilen über eine Wurzel ſtolpernd, erklomm der müde Gaul einen kleinen Hügel, welcher von einer Waldblöße aus einen weiteren Umblick verhieß. Oben zog ſein Herr die Zügel, und während das Pferd ein paarmal ſchnaufend gegen die klappernde Kantare ſtieß, hob ſich der Mann im Sattel und verſuchte vergeblich über das Meer von dunklen Baumkronen hinweg einen Pfad, eine Rauchſäule zu entdecken.

Die Sonne ſank eben im Weſten, und obwohl ſie ſelbſt unſichtbar war, da der Hügel nur beſchränkte Ausſchau geſtattete, malte ſie den Himmel mit flammendem Rot, vergoldete die Äſte der nächſtſtehenden Kiefern, auf deren dunklen Nadeln ſpärlicher Schnee in kleinen Klümpchen zerſtreut hing, und erreichte noch das Antlitz des Reiters, welches ſie in Bronzetöne tauchte. Es war ein wetterhartes Geſicht, dunkle ſcharfblickende Augen, eine ſcharf gebogene Naſe, ein ſtarker dunkler Schnurrbart; eine gewiſſe muskulöſe Straffheit, die ſich auch in ſeiner elaſtiſchen Geſtalt zeigte, deutete einen lebhaften Geiſt in geſundem Körper an. Scharf fuhr der Abendwind jetzt über die aufrauſchenden Kiefern. Das Pferd, welches den Kopf herabgeſenkt hatte und an den braunen Grashalmen ſchnupperte, hob denſelben und ſpitzte die Ohren.

„Verflucht,“ murmelte der Reiter, „ich bin gänzlich verſprengt. Gibt es denn keinen Ausweg aus dieſem verdammten Walde?“ — Suchend blickte er in die Runde. Schweigend, Stamm an Stamm, reihte ſich der Wald um die kleine Lichtung. Etwas Schnee, vom Winde gegen die niedrigen Wacholderſtauden oder verdorrten Heidekrautbüſche getrieben, bedeckte den Boden, der mit gelben Sandflächen hier und da hervorſah, tiefe Blauſchatten ſtreckten ſich darüber hin von den Bäumen aus, und nur eine Krähe erhob ſich krächzend und flog ſchwerfällig über die Kronen davon. Gerade gegenüber zeigte eine dunkle Stelle zwiſchen den Stämmen, daß ſich der Weg dort fortſetzte, und es blieb dem Reiter nichts übrig, als, nachdem er noch einen Blick auf die glühendſte Stelle am Horizont geworfen und ſich ſo über die Himmelsgegend unterrichtet hatte, dieſen Weg, der eigentlich nur ein Fußpfad war, einzuſchlagen. Er hatte am Morgen ein kleines Gefecht mit Kroaten gehabt, die ihn und ſeine Schar, eine Abteilung ſchwediſcher Reiter, auf dem Waldwege überfielen. Nach tapferer Gegenwehr ward das kleine Häuflein, welches eine Munitionskolonne eskortierte, zerſtreut, und Herr von Wendel ſah ſich plötzlich von ſtruppigen, wilden Geſichtern umringt, die ſich ſchon grinſend des vornehmen Gefangenen freuten. Ihr Hauptmann rief ihm übermütig zu, ſich zu ergeben, als er, einen glücklichen Augenblick wahrnehmend, mit


Hugo Mühlig

Nach der Treibjagd. Nach dem Gemälde von Hugo Mühlig.

einem furchtbaren Säbelhieb dem Nächſten der Bande, der bereits die Hand nach dem Zügel ſeines Pferdes ausſtreckte, den Schädel ſpaltete, dem Roß die Sporen gab und auf gut Glück in das Dickicht des Waldes ſtürmte. Lautes Wutgeſchrei verriet ihm, daß er verfolgt werde, und eine Jagd auf Leben und Tod begann. Sein gutes Pferd und ſeine eigene Tollkühnheit, die ihn weder das dichte Stangenholz, noch den Sprung von der ſteilen Wand eines breiten Hohlweges, noch endlich einen mächtigen Grenzgraben fürchten ließ, brachten ihn in Sicherheit, aber er fand ſich jetzt auf engen, völlig unbekannten Waldpfaden und irrte, da die Dämmerung ihre Schleier immer dichter um ihn breitete, noch ohne das Ziel ſeines Rittes zu kennen, den Schatten der Nacht entgegen. Immer dunkler ward es um ihn. Geſpenſtig leuchtete hier und da der Schnee aus dem Dickicht, das unheimliche Geſchrei der Käuzchen klang durch den Wald, und er fühlte, wie der Schritt ſeines übermüdeten Pferdes immer langſamer und unſicherer wurde. Mit einem elaſtiſchen Sprung, der bewies, wie wenig er ſelbſt noch eigentliche Ermüdung ſpürte, war er aus dem Sattel, ſchlang die Zügel um ſeinen Arm und ſchritt nun voran, das müde Roß hinter ſich herziehend. Plötzlich zuckte dasſelbe zuſammen und nötigte ihn zum Stilleſtehen. Eben bogen ſie in eine breite Schneeſe, und der blinkende Sternenhimmel mit ſeinen zahlloſen Goldlichtchen auf tief dunklem Grunde leuchtete Herrn von Wendel in breitem Streifen entgegen. „Was iſt Dir, Furioſo?“ ſagte er herantretend und dem Tier den Hals klopfend, „komm nur, mein braver Geſell, es iſt verdammt kalt, und Du biſt hungrig, ich weiß es, aber wir müſſen —“ er unterbrach ſich, denn ein heftiges Zittern überlief den Körper des Tieres, und es hob witternd den Kopf. Da ſchlug heiſeres Gebell an das Ohr des einſamen Reiters, und ſein ſcharf ſpähendes Auge meinte einen flüchtigen Schatten über den Weg, der ſich hellſchimmernd hinzog, zu entdecken. Wendel biß die Zähne feſt aufeinander, trat an ſein Pferd und taſtete prüfend nach dem Fauſtrohr in der Satteltaſche. Er zog es hervor und lud es, während er dem Pferde leiſe zuſprach, um es zu beruhigen: „Laß gut ſein, Furioſo, wir wollen unſer Leben teuer verkaufen. Sollten wir den Kroaten, den Beſtien, entſchlüpft ſein, um von den Wölfen zerriſſen zu werden? — Ich denke nicht, wenn es nur nicht ſo verdammt finſter wäre unter dieſen vermaledeiten Bäumen!“ Die Piſtole in der Hand, ſchritt er langſam weiter. Er war an ein wildes Leben voller Gefahren gewöhnt, und dennoch konnte er ſich eines geheimen Grauens nicht ganz erwehren, als er dahinſchritt in der kalten, dunklen Winternacht ganz allein in der Einöde, umſchwärmt von den Beſtien, die er nicht ſah, und welche ihn doch jeden Augenblick umringen konnten. So zogen ſie ſchweigend dahin unter dem funkelnden Sternhimmel. Bisweilen knirſchte ein Schneeſtreifen unter ſeinem ſchweren Stiefel, dann wieder klappte der Huf ſeines Roſſes auf hartgefrorenem Sand, immer mühſamer kam er fort, das Tier ermattete mehr und mehr, der Reiter zog es mit Anſtrengung vorwärts, und jetzt ſchlug wieder das unheimliche Heulen und Bellen aus nicht zu weiter Entfernung an ſein Ohr und weckte dort — und dort — und dort — ein grauſiges Echo.

Schon ſah er den Augenblick kommen, wo das Pferd erſchöpft ſtille ſtehen oder umſinken würde, und dann — kam der Kampf mit den Wölfen. Das Blut wallte ihm wie in wilder Empörung auf bei dem Gedanken, daß er ſo ſterben ſolle, und obwohl er längſt des Betens entwöhnt war, ſchoß es ihm faſt wie ein zorniger Aufſchrei durch die Seele, daß Gott das nicht zugeben werde und könne. Er durchſchritt jetzt ein dichtes, niedriges Tannen- und Birkenholz, von dem es ſchwer zu ſagen war, ob es in der wilden Zeit, wo niemand Feld oder Wald pflegte, angepflanzt oder nicht vielmehr von ſelbſt aufgeſchoſſen war. Da ſchlug plötzlich ein Ton an ſein Ohr, wie leiſes, ſanftes, melodiſches Klingen. Er ſtand ſtill und lauſchte, ſein aufgeregtes Blut konnte ihn täuſchen. Es ſchien ſo, denn alles blieb ſtill, er drang entmutigt weiter. Da kam es ihm vor, als lichte ſich das Gebüſch, es ward immer niedriger, der Schnee hörte ganz auf, rings lagerte dichtes Dunkel, aber weit ſpannte ſich jetzt das Sternenzelt über ihm, er hatte das Ende des Waldes erreicht und atmete auf, denn dort, dicht vor ihm, hoben ſich dunklere Maſſen gegen den lichtdurchwobenen Himmel ab, die Gebäude eines Dorfes. Sein an die Dunkelheit gewöhntes Auge erkannte bald den Kirchturm, deſſen Spitze aber zu fehlen ſchien, ein hohes Gebäude mit ſpitzen Giebeldächern nicht weit davon, und eine Anzahl kleinerer Häuſer, die ſich um dieſe hervorragenden Punkte gruppierten, wie eine Herde um ihren Hirten. Ringsum ſchien das Land flach, und in einiger Entfernung zog ſich ein heller Streifen, ein Flüßchen, am Dorfe vorbei. Jetzt hörte er wieder das liebliche Klingen, es kam aus einem der letzten und ihm zunächſt liegenden Häuschen, aus deſſen kleinen Fenſtern zugleich ein Licht, ein ſtrahlend helles ſogar, zu ihm hinüber blinkte. Vorſichtig ſchritt Wendel näher. Die böſe Zeit machte es dem bewaffneten Kriegsmann ſelbſt unſicher, allein in unbekannten Dörfern anzuſprechen, denn der Bauer hatte nur zu gut von dem Soldaten gelernt und war ſtets bereit, grauſam an dem Verſprengten und Einzelnen zu rächen, was ihm die Menge der rohen Kriegsrotte angethan hatte. Jetzt konnte der Verirrte durch das unverhüllte Fenſter in das Innere des Zimmers ſehen. Er öffnete die Augen und rieb ſie mit der Hand, denn er meinte, eine Sinnestäuſchung habe ihn beſtrickt. Gerade dem Fenſter gegenüber ſtand ein wunderſchöner Engel. Ein weißes langes Gewand fiel bis auf ſeine Füße herab, eine Goldkrone ſchimmerte auf ſeinem blonden Gelock, er hielt einen Palmenzweig in der Hand, und ſeine ernſten dunklen Augen waren, ſo ſchien es Wendel, gerade auf ihn gerichtet. Den Engel umſtrahlten vier hell brennende Sterne, von denen der Glanz ausging, der in breiten Streifen das bereifte Moos des Waldbodens beleuchtete. Aus dem Zimmer klang deutlich vernehmbar das alte Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch da komm ich her.“

Der wilde Kriegsmann da draußen im Dunklen ſtarrte immer noch ganz verwirrt hinüber in das Unbegreifliche. Ein längſt verblichenes Bild ſeiner Kindheit erwachte in ihm. Er ſtand daheim in der ſteingepflaſterten Halle des Vaterhauſes, ein kleiner Knabe an der Mutter Hand. Die Schar der Dorfkinder umringte ſie, da ſtimmte die Mutter das Weihnachtslied an, ſie hatte es ihn gelehrt, er war ſo ſtolz, daß er mitſingen konnte. Er wußte es noch. Dort drinnen waren ſie am vierten Vers:

„Er bringt Euch all die Seligkeit,
Die Gott, der Vater, hat bereit,
Daß Ihr mit uns im Himmelreich
Sollt leben nun und ewiglich.“

Erſt nach und nach erkannte er wieder die lebendige Gegenwart. Er ſah, daß ein kleines, ſtrohgedecktes Haus ſich gegen ein dickes, altes Gemäuer lehnte, und daß dort drüben kein Engel, ſondern ein lebendiges Menſchenkind, ein Mädchen in einem weißen Kleide ſtand, daß der Palmenzweig ein Fichtenzweig und die Goldkrone von Papier oder Stoff war, daß das Mädchen in der anderen Hand, auf einem Stabe befeſtigt, ein Licht trug, daß einige andere Perſonen ebenfalls Lichter in den Händen hielten, welche wie ſtrahlende Sterne in das Dunkel hinaus leuchteten, und daß eine Schar von zehn oder zwölf Kindern in dürftiger Kleidung und von verſchiedenem Alter um das Mädchen her ſtand und das Weihnachtslied ſang. Auch unterſchied er jetzt im Hintergrund und zur Seite mehrere Weiber und zwei Männer. Der eine derſelben war augenſcheinlich ein Knecht, ſeine groben, ſtumpfen Züge verrieten eine gewiſſe Verſchlagenheit, doch nicht ohne Gutmütigkeit, und er ſang ganz tapfer mit; der andere, obwohl auch in grober Kleidung, war durch den Schnitt derſelben und durch einen weißen, glatten Halskragen, lang herabfallendes Haar und ein feines, blaſſes Geſicht, ſowie eine etwas vorgebeugte Kopfhaltung ausgezeichnet. Er bewegte den Kopf leiſe, dem Takt des Geſanges folgend, hin- und her, und ſeine ganze hagere Geſtalt folgte dieſer Bewegung, was ihm das Anſehen eines langen, dürren Rohres gab, das der Wind hin- und herwiegt. Während dieſe Dinge dem Lauſchenden draußen klar wurden, überlegte er zugleich, daß es für ihn ein günſtiger Augenblick ſein dürfte, einzutreten und ein Obdach zu heiſchen. Er ſchlang den Zügel ſeines Pferdes um einen Zaunpfahl, unweit der Thür, und trat ohne weiteres Beſinnen in die Hausthür. Der kleine Hausflur war ſtockdunkel, allein durch die Ritzen der Zimmerthür fielen ſchmale Lichtfäden, und ſo war ſie bald gefunden.

Mit einem energiſchen Griff ſtieß Wendel ſie auf und ſtand ſo plötzlich in dem niedrigen Rahmen, daß er den im Zimmer Verſammelten als ein böſer Geiſt erſchien, der, aus dem Abgrund herauf geſtiegen, ihren Lichtkreis betreten habe. Ein ſofortiges Verſtummen des Geſanges, der von einem lauten, kreiſchenden Aufſchrei unterbrochen ward, war die Antwort auf ſein Eindringen. Die Kinder ſtürzten in die Arme ihrer Mütter, ſie klammerten ſich ſchreiend und wehklagend an deren Kleider, und die beſtürzten Frauen zogen, laut aufjammernd, dieſe Unſchuldigen ſo raſch als möglich in eine dunkle, hinter der Stube belegene Kammer, um ſie den barbariſchen Fäuſten der Soldaten zu entziehen, die ſie in großer Schar hinter dem Eindringling vermuteten. Der Knecht griff nach einer an der Wand lehnenden Axt, und der Herr neben ihm ſtreckte die Hände abwehrend aus und murmelte etwas Lateiniſches, das einer Beſchwörung ähnlich ſah. Nur das Mädchen ſchien die Faſſung nicht zu verlieren. Sie war zwar ſehr blaß geworden, aber ſie ſtand dem Fremden ruhig und mit erhobenem Haupte gegenüber, die großen, ernſten Augen feſt auf ſein dunkles Geſicht geheftet. Auch er ſah ſie ſtumm an, und obwohl ſie keine Engelflügel trug, und ihr weißes Gewand nur aus einem groben weißen Betttuch hergeſtellt war, erſchien ſie ihm doch wie eine Lichtgeſtalt aus einer anderen Welt, umgeben von einem Hauch herber Reinheit, welchen ſeine unbändige Natur wie einen Schild empfand, den ſie ihm entgegen hielt. Es entſtand eine augenblickliche Stille, ſo daß man das Kniſtern der Lichter hören konnte, dann ſagte das Mädchen mit tiefer, klangvoller Stimme: „Was wollt Ihr hier? Es iſt Weihnachten!“

„Ich will Obdach für mich und meinen Gaul,“ erwiderte er. „Ich bitte darum,“ fügte er mit einer Höflichkeit hinzu, die ihm faſt abhanden gekommen war in dem zuchtloſen Lagerleben.

„Und das bittet Ihr mit dem Fauſtrohr in der Hand und mit dem Schwert an der Seite?“ frug ſie, unbeirrt durch das angſtvolle Flüſtern des hageren Mannes, der ſie in italieniſcher Sprache bat, doch nur zu ſchweigen.

Wendel ließ die Hand, mit welcher er die Waffe beim Eintritt unwillkürlich feſter gefaßt hatte, ſinken. „Ich verſtehe mich eben nicht auf das Bitten,“ ſagte er trotzig.

„Wollt Ihr die Waffen fortlegen,“ fuhr ſie in demſelben ernſten, ruhigen Tone, wie vorhin, fort, „ſo ſoll Euch werden, was Ihr bittet.“

Er ſchob die Piſtole neben ſich auf einen niederen Holzſchemel, der dicht an der Thür ſtand.

„Mein Schwert,“ ſagte er dann, den großen Korb der breiten Waffe mit beiden Händen faſſend und vor ſich auf den Lehmſchlag des Fußbodens ſtemmend, „lege ich nicht ab. Oder meint Ihr etwa, ich würde mich wie einen Hund totſchlagen laſſen?“ Er ſtreifte dabei den Knecht mit den Augen, der die Schneide der Axt mit dem Finger prüfte.

Das Mädchen folgte dem Blick. „Gib mir die Axt, Rupert,“ befahl ſie kurz. Der Mann zögerte einen Augenblick, dann reichte er ſie ihr mit blödem Grinſen, den Fremden mißtrauiſch und verdroſſen anblinzelnd. Sie trat zu einer einfachen Holztruhe, es war das einzige Möbel außer einem rohen in den Boden gerammten Tiſch und einigen ähnlichen Holzſchemeln. Die Axt und das Fauſtrohr legte ſie da hinein. „Nun thut Euer Schwert dazu,“ ſagte ſie einfach.

Wendel blitzte ſie aus ſeinen ſcharfen Augen zornig an. „Ich bin ein Edelmann,“ ſagte er ſtolz, „und lege mein Schwert nicht ab.“

„Und ich die Herrin dieſes Hauſes und gebe Euch kein Obdach, wenn Ihr es behaltet,“ antwortete ſie, ihm feſt in das erregte Geſicht ſehend.

„So werde ich draußen bleiben.“

Sie ſtanden einander gegenüber, und ihre Blicke begegneten ſich, als wolle eines dem anderen ins Herz ſehen. Dann ſagte das Mädchen zögernd: „Es iſt Weihnacht,“ und ſchneller fügte ſie hinzu: „Gebt mir Euer Wort als Ritter und Edelmann, daß Ihr die Waffe nicht wider einen Bewohner dieſes Dorfes zücken wollt, daß Ihr mit uns handeln wollt als ein friedfertiger Mann, ſo mögt Ihr das Schwert behalten.“

Sie hielt ihm die Hand hin. Da ſchlug er ein. „So wahr mir Gott helfe, Ihr habt mein Wort,“ ſagte er feſt.

„Rupert, bringe das Roß einſtweilen in den leeren Kuhſtall hier, ſpäter nehmen wir es mit auf den Hof.“

„Wir wollen erſt Weihnacht feiern,“ fuhr ſie zu Wendel gewendet fort, wobei ein Lächeln über ihr ernſtes Geſicht zog, das demſelben einen eigentümlichen Reiz verlieh, vielleicht weil es ſo ſelten um dieſen faſt ſtrengen Mund ſpielte. — „Kommt dann nun wieder herein, es iſt ja nun Friede hier!“

Wendel folgte dem augenſcheinlich etwas blöden Knecht, der halblaut vor ſich hinmurmelnd das Zimmer verließ, aber unter der Thür wandte er ſich noch einmal herum und begegnete wieder ihren großen ruhigen braunen Augen, die ihm forſchend nachblickten. Da ging ein heißer Strahl in den ſeinen auf. „Sie iſt ſchön, ich will ſie küſſen, bevor ich von hinnen gehe, ſo wahr ſie mein Wort hat,“ dachte er bei ſich. Kaum aber hatte ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen, als der hagere Mann aus ſeiner Ecke hervor kam, in die er ſich ſcheu vor dem Fremden zurückgezogen hatte.

„Fräulein, Fräulein,“ ſagte er unzufrieden, „was habt Ihr da gethan?“

„Einem Verirrten ein Obdach gewährt,“ erwiderte ſie.

„Ich fürchte, einen böſen Gaſt eingelaſſen habt Ihr.“

„Er iſt ein Edelmann.“

„Edelmann hin, Edelmann her, das heißt heute nur ein *großer* Wolf, der das Maul noch weiter aufthut, als die kleinen. Sie ſind alle des Teufels Handlanger, und wer ſagt Euch, daß dieſer nicht hundert andere hinter ſich hat.“

Das Mädchen deutete lächelnd auf die Truhe: „Das da,“ ſagte ſie. „Glaubt Ihr, lieber Magiſter, daß mir der Mann ſein Fauſtrohr gelaſſen hätte, wenn er nicht allein wäre? So einer wie der ſieht nicht danach aus, daß er bitten würde, wenn er nehmen könnte. Verſprengt iſt er, das iſt leicht zu merken.“

„Und wenn er von dannen zieht, kennt er den Weg, nicht allzu weit können ſeine Horden ſein. Junker Götz ſagte ſchon vor ein paar Tagen, daß es jenſeits des Waldes nicht mehr geheuer ſei. O Fräulein Käthe, ich ſehe ſehr viel Unheil aus ſolcher Gaſtfreundſchaft erwachſen.“

„Und was wolltet Ihr, daß ich thun ſollte, vielwerter Herr Magiſter. Sollte ich den Mann, der um ein Obdach bittet, hinausſtoßen, den Wölfen zur Speiſe, dem grimmen Froſt und dem Hunger zur Beute und noch dazu, da mir das Weihnachtslied kaum auf der Lippe erſtarb? Da ſei Gott vor. Wir ſtehen in ſeiner Hand; muß ich Euch das ſagen?“

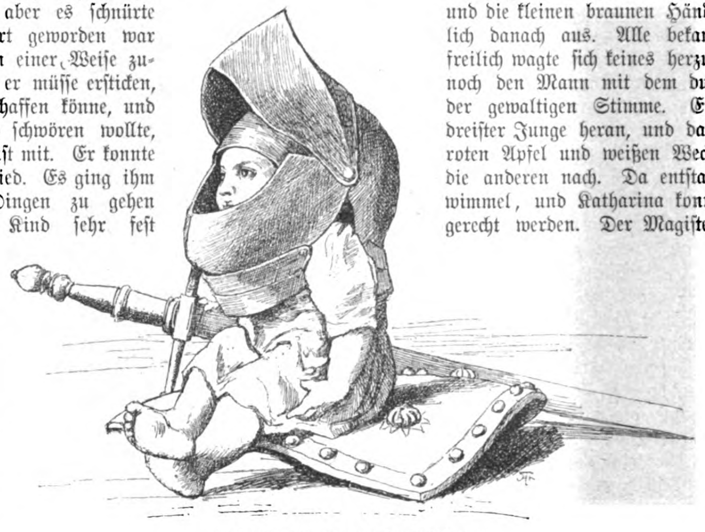
Der gelehrte Mann ſank bei dieſen Worten in ſich zuſammen und ließ den Kopf noch tiefer als ſonſt hängen.

„Ihr habt recht, Fräulein Katharina,“ ſagte er demütig, „die Sorge um Euch hatte mich verblendet.“ —

Wie ein Häuflein verſchüchterter Vögel drängten ſich die Kinder um die ebenfalls noch zaghaften Frauen und ſahen furchtſam aus großen Augen zu dem fremden Mann hinüber, der neben dem gnädigen Fräulein ſtand, welches noch immer wie ein leibhaftiger Weihnachtsengel anzuſehen war. Katharina ſtimmte das Lied wieder an, aber niemand wollte recht mitſingen, erſt nach und nach fielen ein paar Kinderſtimmen ein, zaghaft und kaum hörbar. Die Weiber aber trauten ihren Ohren nicht, als plötzlich der Kriegsmann mit dem dunklen Antlitz und den blitzenden Augen ſeine gewaltige Stimme erhob und mit zu ſingen begann:

„So merket nun das Zeichen recht,
Die Krippe, Windelein, ſo ſchlecht,
Da findet Ihr das Kind gelegt,
Das alle Welt erhält und trägt!“ —

Es überkam ihn, er wußte nicht wie. Ein Erinnern an längſt vergangene Tage, da ſeine Hand noch rein von Blut, und ſeine Seele noch fromm war. Er kämpfte gegen das Gefühl, welches in ihm aufſtieg, es war ihm peinvoll und erſchien ihm weibiſch, ſich ſolchen Eindrücken hinzugeben, aber es ſchnürte ihm das Herz, das hart geworden war im ſchrecklichen Krieg, in einer Weiſe zuſammen, daß er meinte, er müſſe erſticken, wenn er ſich nicht Luft ſchaffen könne, und da er nicht fluchen und ſchwören wollte, ſo ſang er aus voller Bruſt mit. Er konnte wirklich noch das ganze Lied. Es ging ihm damit, wie es mit Dingen zu gehen pflegt, die man als Kind ſehr feſt gelernt hat. Sie ſcheinen vergeſſen, weiß man aber erſt die Anfangsworte, dann iſt es, als ſetze ſich eine verborgene Feder in Bewegung, und das Ganze entrollt ſich in mechaniſcher Reihenfolge, als habe es nur auf den Druck von außen gewartet, um zu zeigen, daß es vollkommen da ſei. Als der Geſang ſchwieg, erhob der Magiſter ſeine Stimme und ſagte die Weihnachtsgeſchichte, und dann ſchob Rupert grinſend zwei große Körbe herbei. Es waren rotwangige Äpfel, braune Nüſſe und weiße Wecken darin, ein ſeltenes Gebäck in den Tagen, wo man das Land nicht mehr beſtellen konnte, weil der Krieg die Männer und die Zugtiere hinweggeriſſen hatte vom Pflug. Katharina wußte allein, wie lange und mühſam das Mehl dazu zuſammengeſpart war, aber nun lagen ſie duftend da unter dem weißen Tuch, und die kleinen braunen Hände ſtreckten ſich begehrlich danach aus. Alle bekamen ihr Teil. Zuerſt freilich wagte ſich keines herzu, ſie fürchteten immer noch den Mann mit dem dunklen Geſicht und mit der gewaltigen Stimme. Endlich machte ſich ein dreiſter Junge heran, und da er ungefährdet ſeinen roten Apfel und weißen Wecken davontrug, folgten die anderen nach. Da entſtand das lebhafteſte Gewimmel, und Katharina konnte nicht allen zugleich gerecht werden. Der Magiſter hätte gern geholfen, aber ſeine großen Hände waren merkwürdig ungeſchickt, und er hätte faſt den ganzen Korb umgeworfen, als er dem kleinen Hans, der ſich vergeblich mühte, die größeren Jungen beiſeite zu ſchieben, einen Apfel reichen wollte. Da kroch der Gelehrte beſchämt in ſeine Ecke zurück.



Federzeichnung von Hans Thoma.

(Fortſetzung folgt.)

Das fehlende Glied.

Von Th. Schäfer, Vorſteher der Diakoniſſenanſtalt zu Altona.

(Abdruck verboten.)

Wie der Mangel eines Gliedes an einem ſonſt wohlgebildeten menſchlichen Leibe — ſo erſchien dem preußiſchen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., das Fehlen der weiblichen Diakonie am Organismus der Kirche. Man kann ja leben auch mit einem Arm, auch mit einem Bein. Aber das volle Wohlgefühl, ſowie auch die ganze Wirkungskraft des Geſunden fehlt dem Verſtümmelten. So kann man ſagen: die Diakonie iſt nicht notwendig zum Sein der Kirche, aber zum Wohlſein. Ihr Mangel iſt wie das Fehlen eines Gliedes zwar kein weſentliches Lebenshindernis, aber Regen und Bewegen, Wirken und Schaffen erſchwerend.

Unſerer Zeit war es vorbehalten, und der Pfarrer Theodor Fliedner zu Kaiſerswerth am Rhein war dazu berufen, das lang zur Ruhe gebrachte Organ der weiblichen Diakonie wieder zum Leben zu erwecken und es der Kirche einzugliedern. Aber vor den Thaten müſſen die Gedanken lebendig werden. Wie vieles, was heute erſt zu Stand und Weſen kommt, auf die Reformationszeit als ſeine Geburtsſtunde zurückweiſt, ſo auch die Diakonie. Luther kannte den Diakonat aus dem Neuen Teſtament und aus der alten Kirche, hielt ihn nächſt dem Predigtamt für das höchſte und wichtigſte Amt und hätte ihn gern erneuert. „Es wäre wohl gut, daß man es auch alſo anfinge . . . Wir haben aber nicht die Perſonen dazu, darum traue ich's nicht anzufahen, ſo lange bis unſer Herr Gott Chriſten machet.“ Daß er auch Frauen zu ſolchem Dienſt für tauglich erachtet haben würde, dürfen wir aus anderweiten Äußerungen ſchließen.

Daß Luther aber der genoſſenſchaftlichen und anſtaltlichen Form der heutigen Diakonie ein volles Verſtändnis entgegengebracht, ja ſich ihrer herzlich gefreut haben würde, dafür haben wir vollgiltige Zeugniſſe. Wir beſitzen eine ganze Reihe von Briefen, welche Luther zu Gunſten der „Brüder und Schweſtern des gemeinſamen Lebens“ zu Herford in Weſtfalen geſchrieben hat. Man wollte ihre Genoſſenſchaft aufheben und ihr Gut anderweitig verwenden, trotzdem, daß ſie das Evangelium angenommen hatten. Luther redet dem Rat von Herford eifrig ins Gewiſſen und beſtärkt die Vorſteher der Gemeinſchaft in ihrem Widerſtand. So ſchreibt er: „Euere Lebensweiſe, die Ihr rein nach dem Evangelium Chriſti lehrt und lebt, gefällt mir ausnehmend, und möchten doch einige ſolcher Kloſteranſtalten vorhanden geweſen ſein und noch ſein. Ich wage nicht viel zu wünſchen; aber wenn es um alles ſo ſtünde (wie bei Euch), ſo wäre die Kirche allzu ſelig ſchon in dieſem Leben. Euere Tracht und andere löbliche bisher bewahrte Sitten ſchaden dem Evangelium nichts, vielmehr nützen ſie ihm wider die ungebundenen, zügelloſen Geiſter, die heutiges Tages nur zu zerſtören, aber nichts zu erbauen wiſſen.“ Darin erkennen wir den konſervativen und zugleich wahrhaft freien Sinn Luthers. Er focht nicht gegen Trachten und gute Ordnungen, ſondern gegen Aberglauben und Menſchenknechtſchaft. Dagegen wußte er, daß, wo das Evangelium in Herzen und Häuſern lebt, gute Genoſſenſchaftsregeln, auch ſolche, welche ſich bis auf die Tracht erſtrecken, pädagogiſche Bedeutung haben und alſo „dem Evangelium nützen“. Möchten ſich das alle merken, welche bei jeder äußeren Ordnung des Diakoniſſenweſens „Kloſter“ ſchreien. Luther würde ſie zu den Leuten zählen, „die nur zu zerſtören, aber nichts zu erbauen wiſſen“.

Trotz dieſer richtigen Gedanken kam's wegen Mangels an tauglichen Perſonen, wegen Überhäufung mit anderen Aufgaben, wegen Verflechtung der kirchlichen mit den ſtaatlichen Gemeinden im Gebiet der lutheriſchen Kirche vorerſt nicht zu praktiſchen Geſtaltungen — auch die Diakoniſſenſache war eine der Blüten, welche zwar in der Reformationszeit ſich erſchließen, aber erſt viel ſpäter eine Frucht zeitigen ſollten. Nur ganz ſpärliche Spuren in der Folgezeit laſſen erkennen, daß wenigſtens das Bewußtſein von der Sache nicht völlig erſtorben war. So gab's in den lutheriſchen Jungfrauenſtiften zu Keppel bei Siegen und zu Walsdorf in Naſſau unter den verſchiedenen Ämtern der Inſaſſen auch je eine „Diakoniſſa“, welcher die Armen- und Krankenpflege anvertraut war.

In der reformierten Kirche ſind die Spuren des Diakoniſſentums zahlreicher und ausgiebiger. So finden wir Diakoniſſen in manchen niederrheiniſchen Gemeinden, ſo in Weſel, ſo auch in Amſterdam. Aus letzterer Stadt berichtet eine Chronik recht anſchaulich aus dem 17. Jahrhundert: dort hatte eine Gemeinde „vier ehrwürdige Männer zu Diakonen, eine bejahrte Witwe zur Diakoniſſin, welche viele Jahre diente, obgleich ſie ſechzig Jahre alt war, als ſie gewählt wurde. Sie füllte ihre Stellung würdig aus und war eine Zierde der Gemeinde. Sie ſaß gewöhnlich an einem paſſenden Platz in der Kirche mit einer kleinen Birkenrute in der Hand und hielt die kleinen Kinder in großem Reſpekt, daß ſie nicht die Verſammlung ſtörten. Sie beſuchte fleißig die Kranken und Schwachen, beſonders die weiblichen, und rief, wo es not that, unſere Mädchen und junge Frauen, zu wachen und andere Hilfe zu leiſten, wie das Bedürfnis von jenen es erforderte; und wenn ſie arm waren, ſo ſammelte ſie Unterſtützung für ſie bei denen, welche dazu im ſtande waren, oder benachrichtigte die Diakonen davon. Es wurde ihr gehorcht als einer Mutter in Israel und als einer Dienerin Chriſti.“ Dieſe Worte zeichnen uns das Bild einer Gemeindediakoniſſin im Gewand der damaligen Zeit, in welchem ſich die Züge des Kirchendienſtes in den früheren Jahrhunderten mit denen der Armen- und Krankenpflege in der Neuzeit vereinigen.

Auch bei den Mennoniten erhielt ſich das Diakoniſſenamt bis in unſer Jahrhundert — eine Thatſache von Wichtigkeit, weil der hier behütete Funke weiter zündete und zunächſt in Fliedners Seele, dann in ſeinem Diakoniſſenwerk das Feuer der Barmherzigkeit in unſeren Tagen zur hellen Flamme werden ließ.

W. Kuhnert 94

„Glückliches Familienleben.“
Präriehunde, Klapperſchlange und Prärieeule. Zeichnung von W. Kuhnert.

Fliedner war nämlich als junger zweiundzwanzigjähriger Pfarrer im Jahr 1822 nach Kaiserswerth am Rhein gekommen, in einer Zeit, wo die kleine evangeliſche Gemeinde durch die Geſchäftskriſis einer in ihr liegenden Fabrik der Auflöſung nahe war. Selbſt das Pfarrgehalt von 180 Thalern — mehr betrug es nicht — konnte ohne beſondere Anſtrengungen nicht aufgebracht werden. Fliedner begab ſich auf die Reiſe, um durch eine Kollekte die materielle Grundlage für die Exiſtenz der Gemeinde zu beſchaffen. Dabei lernte er in Holland die Diakoniſſeneinrichtung der Mennoniten und in England die großen Liebeswerke kennen, welche der neuerwachte Glaube zum Wohl der leidenden Brüder und Schweſtern geſchaffen hatte. Beides zuſammen gab ihm Anlaß und Mut, ſchon ſeit dem Jahre 1833 ſich der entlaſſenen weiblichen Strafgefangenen anzunehmen, deren erſte er in dem berühmten Häuschen im Kaiſerswerther Pfarrgarten unterbrachte, dann aber am 13. Oktober 1836 das erſte Diakoniſſenhaus der Neuzeit zu gründen. Die denkbar kleinſten und kümmerlichſten Anfänge; Spott der Feinde, Bedenken der Freunde; ein großes Wagnis! Aber ſchon 1838 konnten die erſten Diakoniſſen außerhalb des Mutterhauſes angeſtellt werden; die Sache gewann Vertrauen und Freunde, wenn's auch noch immer durch viel Unglücksweiſſagungen und Kopfſchütteln hindurchging; die Mittel fanden ſich von nah und fern, wenn auch der Gründer und Vater der Anſtalt mit ſeiner Frau, der treuen Gehilfin im Diakoniſſenwerk, die ſchärfſten Glaubensproben auszuhalten hatte; und was das Wichtigſte war: es fanden ſich

Perſönlichkeiten, welche von dem neuen großen Lebensgedanken angezogen, ſich zu Dienſt ſtellten. Die Phöbe der älteſten Kirche war wieder erſtanden.*) Die Zeit war da, nach welcher Luther ausgeſchaut, und bis zu welcher die Inangriffnahme des Werkes verſchoben werden mußte, nämlich „bis unſer Herr Gott Chriſten macht“, welche dazu tauglich ſind.

Allen Schweſtern voran ging Fliedner in Hingabe und verzehrendem Eifer. Überall trat er als Herold und Organiſator auf. Auf weiten Reiſen verpflanzte er das Samenkorn in fremde Länder und Weltteile. Nach der aufreibenden Arbeitszeit kamen ſieben Leidensjahre. Während derſelben hat er nur zwei Nächte außer dem Hauſe zugebracht; aber Jahre der Ruhe waren es deshalb doch nicht. Der Leitung des großen Werkes, der Weiterführung wurde alle Kraft gewidmet. Endlich am 4. Oktober 1864 kam die Ruhe für den müden Pilger und treuen Arbeiter. Der Text der Leichenrede, die ihm ſein Schwiegerſohn und Nachfolger, Paſtor Diſſelhoff, hielt, iſt ein treffliches Spiegelbild ſeines Weſens und Lebens: „Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin, und ſeine Gnade an mir iſt nicht vergeblich geweſen, ſondern ich habe viel mehr gearbeitet, denn ſie alle; nicht aber ich, ſondern Gottes Gnade, die mit mir iſt“ (1. Kor. 15, 10). Die Ausdehnung des Werkes im Todesjahr Fliedners laſſen folgende Zahlen erkennen: das Kaiſerswerther Mutterhaus zählte 425 Schweſtern daheim und auf den mehr als 100 Stationen in vier Weltteilen. In dem einen Jahr 1864 waren 26 000 Kranke, 3000 Kinder, im ganzen mehr als 30 000 Perſonen ihrer Pflege anvertraut. — Die Zahl der ſelbſtändigen Diakoniſſenmutterhäuſer war auf 30 geſtiegen, die Zahl der Schweſtern auf etwa 1600, welche auf mehr als 400 Arbeitsplätzen thätig waren. Was iſt denn nun der eigentliche Kern der Schöpfung Fliedners? Nicht das, daß er viele Anſtalten gegründet, nicht das, daß er vielen Menſchen Barmherzigkeit erwieſen ꝛc., — das haben vor ihm und nach ihm viele andere auch gethan — ſondern daß er der Kirche das Diakoniſſenamt wiedergegeben hat. Sein Leichenſtein auf dem Anſtaltskirchhof in Kaiſerswerth nennt ihn den „Erneuerer des apoſtoliſchen Diakoniſſenamts“. Dies Wort trifft ſeinen Sinn. Das war ſeine Abſicht: das Diakoniſſenamt, welches bereits zu der Apoſtel Zeiten beſtand, das im vierten Jahrhundert zur Blüte gekommen, dann allmählich in Verfall geraten, bis es ganz verſchwunden war, in unſeren Tagen wiederzuerwecken, damit die Gedanken der Reformatoren zu erfüllen und der Kirche ein Glied zu ſchaffen, deſſen Fehlen ſie zu der vollen Bethätigung und zu der vollen Segenskraft nicht kommen ließ. So wurzelte Fliedner mit ſeinen Gedanken im Neuen Teſtament und in der Geſchichte der Kirche.

Aber er verſtand zugleich ſeine Zeit, ihre Mängel, ihre Vorzüge und demgemäß ihre Forderungen. So ließ er das Diakoniſſentum wiedererſtehen in der Form einer feſtgeſchloſſenen Genoſſenſchaft. Er behauptete nicht, daß dies für alle Zeiten die einzig mögliche Form ſei. Hat doch dasſelbe auch in früheren Zeiten ohne dieſe Form beſtanden. Aber in der Fluktuation und Unruhe unſerer Tage konnte ſolch Frauenwerk nicht gedeihen ohne den ſtarken Halt der Genoſſenſchaft und der Anſtalt. Obwohl es Fliedner nicht prinzipiell ablehnte, in praktiſchen Dingen von den römiſch-katholiſchen analogen Genoſſenſchaften zu lernen, ſo hat er es thatſächlich doch nicht nötig gehabt. Alle Einrichtungen ſeines Diakoniſſenhauſes ergaben ſich ihm einfach aus dem Bedürfnis. — Daß Fliedner mit dieſen Gedanken das Richtige getroffen, hat die Erfahrung beſtätigt. Man hat, nachdem das Werk auf dieſe Art gelungen, gemeint: es hätte doch auch auf andere Art gehen müſſen. Statt Genoſſenſchaft und Anſtalt hätte doch auch die kirchliche Gemeinde als Grundlage dienen können, denn — in den Anfangszeiten der chriſtlichen Kirche war es ſo. Doch wir leben nicht mehr in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten. Wer für die Unterſchiede von damals und jetzt keine Augen hat, bei dem iſt jedes Wort verloren. Das iſt ja eben die gottverliehene Gabe eines Praktikers — wie Fliedner einer war — daß er mit ſicherem Griff das Richtige erfaßt, während Theoretiker Gedanken ſpinnen und Reden halten, wie es hätte ſein können oder eigentlich ſein müßte.

Nach Fliedners Tod iſt keinen Augenblick ein Stillſtand eingetreten. In ſtetiger Konſequenz hat ſich das Werk weiterentwickelt — auch ein Zeichen dafür, daß es nicht ein genialer Mann bloß nach ſeinem Leiſten zugeſchnitten hatte, ſondern daß es aus ſachlich richtigen Grundlagen erwachſen war. Nach der neueſten, ſoeben fertig gewordenen Statiſtik beträgt die Zahl der Mutterhäuſer 68, die Zahl der Schweſtern 10 412, die Zahl der Arbeitsfelder 3641, die Einnahmen nur der Mutterhäuſer (exkl. der auswärtigen Stationen) im Jahre 1893 gegen neun Millionen Mark. Das iſt der gegenwärtige Stand des Baumes, der vor ſechs Jahrzehnten im Pfarrgarten zu Kaiſerswerth gepflanzt worden iſt.

Er hat ſeine Äſte über viele Länder in vier Weltteilen ausgeſtreckt und iſt in allen Klimaten heimiſch geworden. Aber von Haus aus iſt's ein deutſcher Baum und hat deutſche Art an ſich. Von den 68 Mutterhäuſern gehören 44 dem Deutſchen Reich an, in 57 wird deutſch geſprochen. Wir Deutſche ſind allezeit bereit und fähig, Fremdes in ſeiner Eigenart zu erfaſſen und in ſeiner Tüchtigkeit zu würdigen. Das iſt deutſche Weltoffenheit und Billigkeit. Aber die Kehrſeite davon, blinde Bewunderung des Ausländiſchen und Nachäfferei desſelben, iſt ein leider auch heute noch nicht überwundenes Nationallaſter. Auch im Gebiet der Liebesthätigkeit wird uns oft engliſches und amerikaniſches Weſen als vorbildlich vor Augen geſtellt. Wir wollen lernen, was dort zu lernen iſt; aber wir wollen's nicht unbeſehen abklatſchen, ſondern ins Deutſche überſetzen. Vor allem aber wollen wir darüber die eigentümlichen Gaben und Leiſtungen unſeres Volkes nicht vergeſſen, ſie vielmehr in erſter Linie pflegen und hegen. Zu ihnen gehört auch die Diakoniſſenſache. Tiefer- und weiterblickende Angehörige fremder Völker erkennen ſie an, ja beneiden uns wohl darum. Namentlich aus Amerika kommen in den letzten Jahren lernbegierige Männer und Frauen, um ſich das Leben und Wirken in unſeren Diakoniſſenhäuſern anzuſehen und es uns abzulernen. Vortrefflich! Daneben nimmt ſich das Kritteln und Nörgeln unſerer Sache gegenüber, welches in den letzten Jahren beſonders hervorgetreten iſt, doppelt merkwürdig aus. Nur in England weiß man mit der Diakoniſſenſache noch nichts Rechtes anzufangen. Dort iſt man in Standesvorurteilen noch ſo ganz eingeſponnen, daß man ſich eine Schweſterngemeinſchaft, welche aus den verſchiedenen Ständen zuſammenwächſt, nicht denken kann. Man kommt nicht über die Zweiteilung hinaus: einerſeits vornehme Damen, welche die Sache nur von oben anſehen und ſich lediglich dilettantiſch mit der Arbeit abgeben, andrerſeits bezahlte Dienſtboten, auf deren Schultern und Händen die Laſt ruht, welche ſie aber auch nicht anders denn — dienſtbotenmäßig tragen. Über all dem iſt's mit der Diakoniſſenſache in England nichts geworden; ein Warnungspfahl wider alle diejenigen, welche dieſe Art zu uns verpflanzen wollen. Da lobe ich mir die Art der echten deutſchen Frau, welche im Dienſt der Barmherzigkeit vor keiner Arbeit ſich ſcheut und einer Schweſterngemeinſchaft ſich freut, in welcher hoch und niedrig in gegenſeitigem Geben und Nehmen ihren Beruf erfüllen.

Wenn wir in dieſem Stück das „Hie gut deutſch allewege!“ rühmen, ſo thun wir es in der Überzeugung, daß es eins iſt mit dem echt Weiblichen und echt Chriſtlichen.

---

*) Vergl. XXX. Jahrg., S. 836.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Die Mitglieder der Künſtlerfamilie Kaulbach werden ſo vielfach mit einander verwechſelt, daß es von allgemeinerem Intereſſe ſein dürfte, ihre verwandtſchaftlichen Beziehungen einmal klarzuſtellen. Der Begründer des künſtleriſchen Rufes des Geſchlechts war Wilhelm von Kaulbach (geb. 15. Oktober 1805 zu Arolſen, geſt. 7. April 1874 zu München), der große Hiſtorienmaler, der Schöpfer der Wandgemälde im Treppenhaus des Neuen Muſeums zu Berlin. Sein Neffe Friedrich Kaulbach, gleich ihm ein Sohn der roten Erde, war auch ſein Schüler; ſpäter wandte er ſich hauptſächlich dem Porträtfach zu, wurde Hofmaler in Hannover und iſt beſonders durch ſeine Bildniſſe fürſtlicher Perſönlichkeiten bekannt geworden. Der Sohn Wilhelm von Kaulbachs, Hermann Kaulbach, den Daheimleſern durch zahlreiche Beiträge bekannt, bevorzugt das hiſtoriſche Genrebild. Gleich ihm lebt und wirkt in München der Sohn Friedrich Kaulbachs, Friedrich Auguſt Kaulbach, der längere Zeit an der Spitze der Münchener Akademie ſtand. Die künſtleriſche Thätigkeit des Letztgenannten erging ſich vorwiegend in heiteren Genrebildern, in anmutigen Frauengeſtalten der Renaiſſancezeit und im Porträt. Als Bildnismaler hat er z. B. in dem Porträt der Prinzeſſin Giſela von Bayern ein Werk geſchaffen, das — wie Ad. Roſenberg in ſeiner Geſchichte der modernen Kunſt rühmt — hinter den beſten Arbeiten van Dycks nicht zurückſteht, und einzelne ſeiner Genrebilder (z. B. der Maitag in der Dresdener Galerie) zählen überhaupt zu den beſten Schöpfungen neuerer Kunſt. Weithin bekannt iſt er durch ſein „Schützenlies'l“ geworden, das über den urſprünglichen Zweck einer leichten, flüchtigen Dekoration hinaus zu einer Verkörperung der heutigen luſtigen Bierſtadt München wurde. Wir bringen von Friedrich Auguſt Kaulbach heute ein reizendes Genrebildchen: „Übereifrig“ — den Kopf eines allerliebſten, allzu eifrig in die Lektüre verſenkten Mädchens.

Hugo Mühlig iſt ein Düſſeldorfer Landſchafter, deſſen ſtets anſprechende friſche Bilder auf den Kunſtausſtellungen des letzten Jahrzehnts allſeitig auffielen. Er malt mit Vorliebe den Spätherbſt — ich erinnere mich z. B. einer trefflichen „Kartoffelernte am Niederrhein“, die im letzten Sommer im Münchener Glaspalaſt ausgeſtellt war. Diesmal gab er uns ein echtes Winterbild — „Nach der Treibjagd“ wird gerade zur Zeit, in der die Jagden beginnen, in die Hände der Leſer kommen.

Eine kleine, aber eine reizende Federzeichnung von Hans Thoma iſt auf S. 140 eingeſchaltet. Hans Thoma gehört zu jenen Künſtlern, welche erſt im reifen Mannesalter ihre Erfolge erringen. Im Jahre 1839 zu Bernau bei St. Blaſien, unfern der Heimat Arnold Böcklins, geboren, mit welchem ſein Schaffen, ſo originell er iſt, manche Verwandtſchaft zeigt, iſt er erſt im letzten Jahrzehnt bekannt geworden. Er zeichnet und malt nicht für die große Maſſe; ſeine Werke ſind zum Teil auch, gerade in ihrer Originalität, nicht erfreulich für das Laienauge; ſchroff und eckig erſcheinen oft ſeine Geſtalten. Aber dann findet ſich, zumal unter ſeinen Zeichnungen, wieder eine Perle voll köſtlichen Humors, voll des eigenartigen Reizes, wie er ſich in der kleinen Federzeichnung des Knaben in der Ritterrüſtung ausſpricht.

Eine glückliche Familie.

(Zu dem Bilde auf S. 141.)

Unter dem Namen: „Eine glückliche Familie“ verkauft man im Weſten der Vereinigten Staaten vielfach eine Gruppe ausgeſtopfter Tiere, die aus einem Präriehunde, einer Klapperſchlange und einer Prärieeule beſteht. Dieſe Tiere leben dort nämlich merkwürdigerweiſe in den Bauen der Präriehunde friedlich beiſammen, ohne daß man dieſe Thatſache bisher zu erklären wüßte. Bei uns kommt ja Ähnliches vor, indem die Brandente in noch bewohnten Fuchsbauen niſtet, dieſer Vogel hat aber einen durchdringenden Geruch, während die Präriehunde ſelbſt Menſchen ein wohlſchmeckendes Gericht bieten. Auch das Eulchen müßte, ſo ſollte man meinen, den Klapperſchlangen als erwünſchtes Beutetier erſcheinen. Und doch iſt das nicht der Fall.

Da gegenwärtig Präriehunde und Prärieeulen im Zoologiſchen Garten zu Berlin, Klapperſchlangen aber im dortigen Aquarium zu ſehen ſind, ſo kann der Naturfreund alle Mitglieder der glücklichen Familie, die W. Kuhnert auf unſerem Bilde verewigt hat, aus eigener Anſchauung kennen lernen.

Die Präriehunde, kleine, oben rötlichbraune, unten gelblich-weiß gefärbte Nager, von der Größe eines ſtarken Eichhorns, bewohnen die mit Büffelgras beſtandenen Prärieen von Kanſas ꝛc. Sie nähren ſich von dieſem Graſe und allerlei Wurzelwerk. Die überaus geſelligen Tiere, die ihren Namen ihrer bellenden Stimme verdanken, leben in Erdhöhlen, die ſie ſich mit großer Geſchicklichkeit graben, und in denen ſie Präriebrände ꝛc. ruhig über ſich hingehen laſſen. Das Treiben der ſcheuen Tiere ſoll dem unbemerkt gebliebenen Beobachter viel Vergnügen machen, denn ſie ſtatten ſich förmliche Beſuche ab.

Die Prärieeule, die auch Erdeule oder Höhleneule heißt, ſieht auf ihren hohen, kräftigen Ständern ſehr auffallend aus. Auch ſie iſt ein kleines Tier. Sie hat ihre Wohnung mitten unter den Präriehunden und niſtet in noch begangenen Gängen ſcheinbar ebenſo gern, wie in bereits verlaſſenen. Sie gräbt auch ebenſo ſchnell wie geſchickt. Wie ſo viele Eulen, jagt ſie zwar mit Vorliebe nach Einbruch der Dunkelheit, ſieht aber auch am Tage gut.

Erdkunde.

Bei Groß-Reſchen, in der Nähe von Senftenberg (Niederlauſitz), iſt in den Braunkohlengruben Viktoria und Marie II. ein ganzer foſſiler Wald der amerikaniſchen Sumpfcypreſſe (Taxodium distichum) vor wenigen Wochen entdeckt worden. In beiden Tagebauten, auf einer mehrere Morgen großen, horizontal liegenden Fläche erheben ſich in gewiſſen Abſtänden die Reſte gewaltiger Bäume, jener ſtattlichen Nadelbäume der nordamerikaniſchen „swamps“, die bei uns nur angepflanzt als Parkbäume zu finden ſind. Die Stämme ſtehen aufrecht, ſind 1—2 m hoch und erreichen Durchmeſſer von 3 m. Sie ſind durchaus wohl erhalten und noch mit der Rinde bekleidet, in welcher man, wie in dem darunter liegenden Holze noch die Minierarbeit der bohrenden Kerftiere erkennt. Das Holz ſieht wie neu aus und hat etwa die Farbe der Cigarrenkiſten. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die Bäume auch an dieſer Stelle gewachſen, und nicht etwa erſt ſpäter dorthin geſchwemmt ſind. Taxodium wirft nicht bloß die Nadeln, ſondern auch die Zweige ab; aus dieſen Abfällen, ſowie aus Unterholz und Kräutich hat ſich die eigentliche abbauwürdige Braunkohle gebildet. Es ſcheinen zwei, vielleicht drei Taxodien-Wälderſchichten hier über einander zu liegen. Dieſelben ſind durchaus an Ort und Stelle gewachſen und liefern für jedermann, der ſehen will, den zweifelloſen Beweis, daß die noch in vielen Lehrbüchern verbreitete Legende, als ſeien die Braunkohlen bei uns angeſchwemmt, mindeſtens in dieſer Gegend der Niederlauſitz falſch iſt. Hier darf man alſo nicht mehr von Braunkohlen-Flötzen, ſondern nur von Braunkohlen-Wäldern ſprechen.

Naturkunde.

In den letzten Jahrzehnten iſt an den Küſten der europäiſchen Meere eine ganze Anzahl biologiſcher Stationen begründet worden, beſtimmt, den Zoologen unter beſonders günſtigen Verhältniſſen das Studium der Meeresfauna zu ermöglichen. Am bekannteſten iſt wohl die biologiſche Station in Neapel geworden, welche Prof. Dohrn begründete, und die vorbildlich für alle übrigen wurde. Am wenigſten bekannt aber dürfte diejenige Station ſein, die das Kloſter Solowetzk im Weißen Meere unterhält. Das Kloſter wurde, wie die „Natur“ ſchreibt, 1429 begründet und wird während des Winters, wo die Verbindung mit dem Feſtland acht Monate hindurch unterbrochen iſt, von etwa 300 Mönchen und Laienbrüdern, ſowie etwa 6—700 freiwilligen Arbeitern bewohnt; im Sommer beſuchen gegen 12000 Pilger das Heiligtum der griechiſch-katholiſchen Kirche. Das Klima iſt ſo rauh, daß Roggen und Gerſte nicht mehr reifen; nur Kartoffeln, Kohl, Rettige und einige Küchengewächſe können angebaut werden. Die Station, wohl die nördlichſte aller beſtehenden, iſt auf Veranlaſſung des Prof. N. Wagner-Petersburg ſchon im Jahre 1881 von dem damaligen, für die naturwiſſenſchaftliche Forſchung begeiſterten Archimandriten Mileti begründet worden und wird im allgemeinen auch jetzt noch von dem Kloſter unterhalten, obſchon die Mehrzahl der Mönche, unſerer Quelle nach, dem Unternehmen nicht allzu freundlich gegenüberſteht; ein Teil hält die Station geradezu für ein „allzu weltliches“ Element und ſucht den „Wurmfängern“ allerlei Hinderniſſe zu bereiten. Im Sommer 1893 arbeiteten auf der Station 13 Zoologen aus Dorpat, Petersburg und Moskau.

Pflanzenkunde.

Welche Pflanzen erzeugen die größten Blätter? Nach einer Notiz im Prometheus ſcheint den Palmen dieſer Vorzug zuzukommen. Die Blätter der Majapalme (Maximiliana regia) an den Ufern des Amazonenſtroms erreichen mehr als 15 m Länge bei 3—3,5 m Breite. Die braſilianiſche Tupatipalme (Raphia taedigera) zeigt Blätter von 19—20 m Länge und 12 m Breite; auf den Blattfiedern eines an ein Haus gelehnten Wedels der Sagopalme würde man, wie auf den Sproſſen einer Leiter, bis ins zweite Stockwerk klettern können. Unter den unzerteilten Blättern krautartiger Pflanzen dürfte diejenige der abeſſiniſchen Banane (Musa Ensete) bei 6 m Länge und etwa 90 cm Breite alle übrigen übertreffen.

Verkehr.

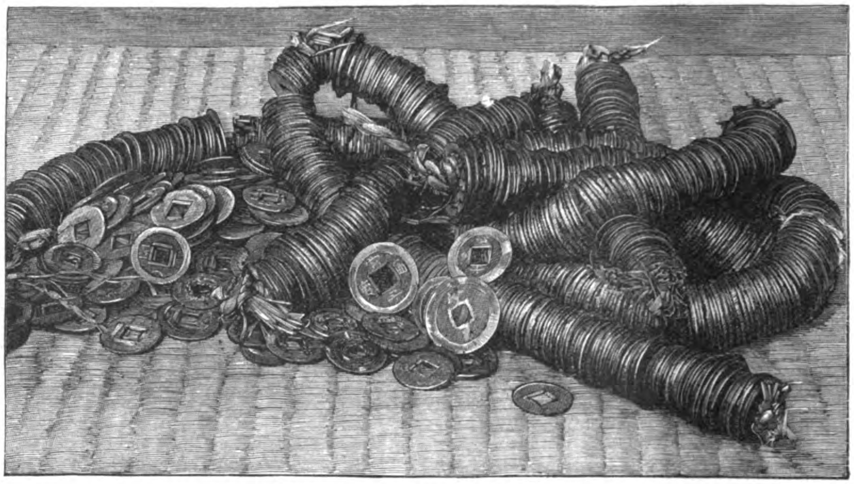
Zur Ergänzung von Notizen, welche wir ſchon früher über das Fernſprechweſen im Deutſchen Reiche brachten, teilen wir aus einer Rede, die Staatsſekretär Dr. von Stephan jüngſt im Berliner Elektrotechniſchen Verein hielt, mit, daß gegenwärtig für den Fernſprechverkehr zwiſchen verſchiedenen Orten 495 Verbindungsanlagen mit 43320 km Leitung beſtehen; jüngſt wurde die Linie Berlin-München, 690 km lang, eröffnet, die Verbindung Wien-Berlin wird in kurzer Zeit fertiggeſtellt ſein, ſogar eine Linie Berlin-Memel (über 1000 km) iſt in Vorbereitung. Die Zahl der täglichen Geſpräche auf ſämtlichen Linien beläuft ſich im Durchſchnitt auf 1042500. Die Stadt-Fernſprecheinrichtung in Berlin behauptet fortgeſetzt den erſten Platz unter ſämtlichen Fernſprechanlagen der ganzen Welt; ſie umfaßt jetzt 22070 Anſchlüſſe, faſt ſo viel, wie in ganz Frankreich beſtehen; es folgen Hamburg mit 8995, Leipzig mit 3290, Dresden mit 3267, Köln mit 2717, Frankfurt a. M. mit 2574 und Breslau mit 2204 Anſchlüſſen.

Buchhandel.

In dem Nachlaß des Feldmarſchall Graf von Moltke fand ſich eine „Geſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges von 1870/71,“ welche in ſeinen geſammelten Werken und Denkwürdigkeiten erſchien und auch im Daheim bereits gewürdigt wurde. Das in ſeiner Art klaſſiſche Werk, ausgezeichnet im gleichen Maße durch weiten Blick, durch ſeltene Gerechtigkeit des Urteils, wie durch ſchlichte volkstümliche Darſtellung, iſt jetzt, durch eine Generalkarte des Kriegsſchauplatzes und 12 Überſichtskärtchen der Schlachtfelder bereichert, auch in einer billigen Volksausgabe bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin, erſchienen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Koreaniſche Münze.

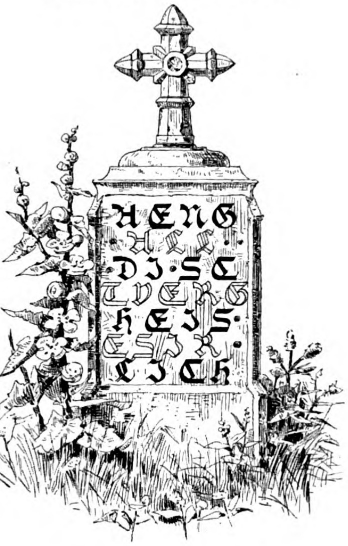


Koreaniſche Münze im Wert einer deutſchen Krone.

Die Koreaner brauchen ſich nicht den Kopf über Gold- oder Silberwährung zu zerbrechen. Auf der vielumſtrittenen Halbinſel ſind nämlich weder Gold- noch Silbermünzen in Kurs, obwohl die Regierung vor einigen Jahren Münzen aus Silber, in der Mitte blau emailliert, hatte prägen laſſen. Es gelang nicht, dieſelben in den Verkehr zu bringen oder im Verkehr zu erhalten, es blieb vielmehr bei den alten „Caſh". Es ſind dies ſchlecht geprägte, in der Mitte durchlochte Meſſing-, in neueſter Zeit auch Eiſenblechſcheiben, von denen gegen 15000 den Wert einer deutſchen Krone, eines Zehnmarkſtückes, vorſtellen. Da ſchon 1000 Caſh ein Kilogramm wiegen, ſo leuchtet es ein, daß die Koreaner, um etwa einen Wert von fünfzig Mark in ihrer an Schnüren aufgereihten Landesmünze zu transportieren, einen Eſel benutzen müſſen. Mit Münzrollen ſchwerbeladene Laſtwagen waren in den Straßen von Söul, der koreaniſchen Hauptſtadt, ziemlich häufig zu ſehen. Für die Zukunft werden die Japaner wohl auch mit dieſem ſchwerfälligen Münzweſen aufräumen.

In unſerer Spielecke.

1. Problem: Das Grabmal.



2. Arithmetiſche Aufgabe.

In einer Auktion wurden Haſen, Rehe, Hirſche verkauft, im Ganzen 100 Stück für 1000 Mark. Jeder Haſe koſtete 2,50 Mark, jedes Reh 30 Mark, jeder Hirſch 70 Mark.

Wie viel Haſen, wie viel Rehe und wie viel Hirſche wurden verkauft?

3. Rätſeldiſtichon.

Mancher der Knaben und Männer in Deutſchland führt meinen Namen;
Hab' ich ein anderes Herz, bin ich Miniſter im Amt.

4. Rätſel.

Kennt Ihr im Holſtenlande
Den düſtern Ugleiſee?
Im Kerker von waldigen Höhen
Hält ihn gefangen die Fee;
Des blickt er zürnenden Auges,
Wie klagend, himmelan —
Rings Wacht hält, ernſt und ſchweigend,
Der finſter blickende Tann.

Nur ganz im kleinen, Freunde,
Könnt Ihr ein Ähnliches ſchauen,
Der ordnungsliebenden Hausfrau
Nicht ſelten ein heimlich Grauen;
Ein dunkler See, umſchloſſen
Von feſten Kerkerwänden,
Aus denen wohl ſtärkere Weſen
Nicht leicht den Ausweg fänden.

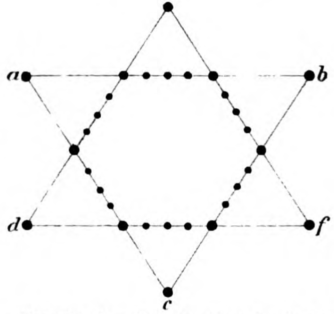
Rings Totenſtille! kein Lämmchen
Naht ſich zum friſchen Trunke,
Kein Vöglein, das den Schnabel
In dieſe Brühe tunke,
Kein Ruderſchlag, der einmal
Des Grabes Stille bräche,
Kein Windhauch, zu Wellen kräuſelnd
Die immer gleiche Fläche.

Nur daß am ſtillen Ufer
Schweigſame Fiſcher ſitzen,
Einſenkend an leichten Ruten
Kunſtvolle Nadelſpitzen.
Zwar ſeh' ich ſie nichts erbeuten —
Kein Leben birgt ja die Flut —
Doch fiſchen ſie unverdroſſen
Mit immer gleichem Mut.

Und wenn ſie auch nichts erbeuten,
Der Gefangene wird doch frei,
Denn himmelan tragen die Lüfte
Das Opfer der Tyrannei.
Die dunkle Brühe verwandelt
Sich bald in glänzendes Gold,
Wenn nur der rechte Fiſcher
Sich dazu finden wollt'.

H. H.

5. Ergänzungsaufgabe.



Mit Hilfe der folgenden Angaben ſind die Punkte der Figur ſo durch je einen Buchſtaben zu erſetzen, daß man ſechs bekannte ſiebenlautige Namen erhält, welche bezeichnen:

a—b einen großen Fluß in Amerika, a—c ein europäiſches Königreich, b—c eine Stadt in Norddeutſchland, d—e einen Helden der griechiſchen Sage, d—f ein aſiatiſches Reich, e—f ein europäiſches Königreich. — Zu verwenden ſind die folgenden 30 Buchſtaben: 1 a, 1 b, 1 c, 5 e, 1 h, 4 i, 1 m, 3 n, 1 p, 4 r, 7 ſ, 1 u.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 8.

Bilderrätſel.

„Um auf beſagten Hammel zurückzukommen."
(Redensart eines Advokaten in dem franzöſiſchen Luſtſpiel: „L'avocat Patelin.")

1. Anagramm. Athos, Thoas.

2. Dreiſilbige Scharade. „Canrobert." Cancan, Cantate, Candelaber, Canova.

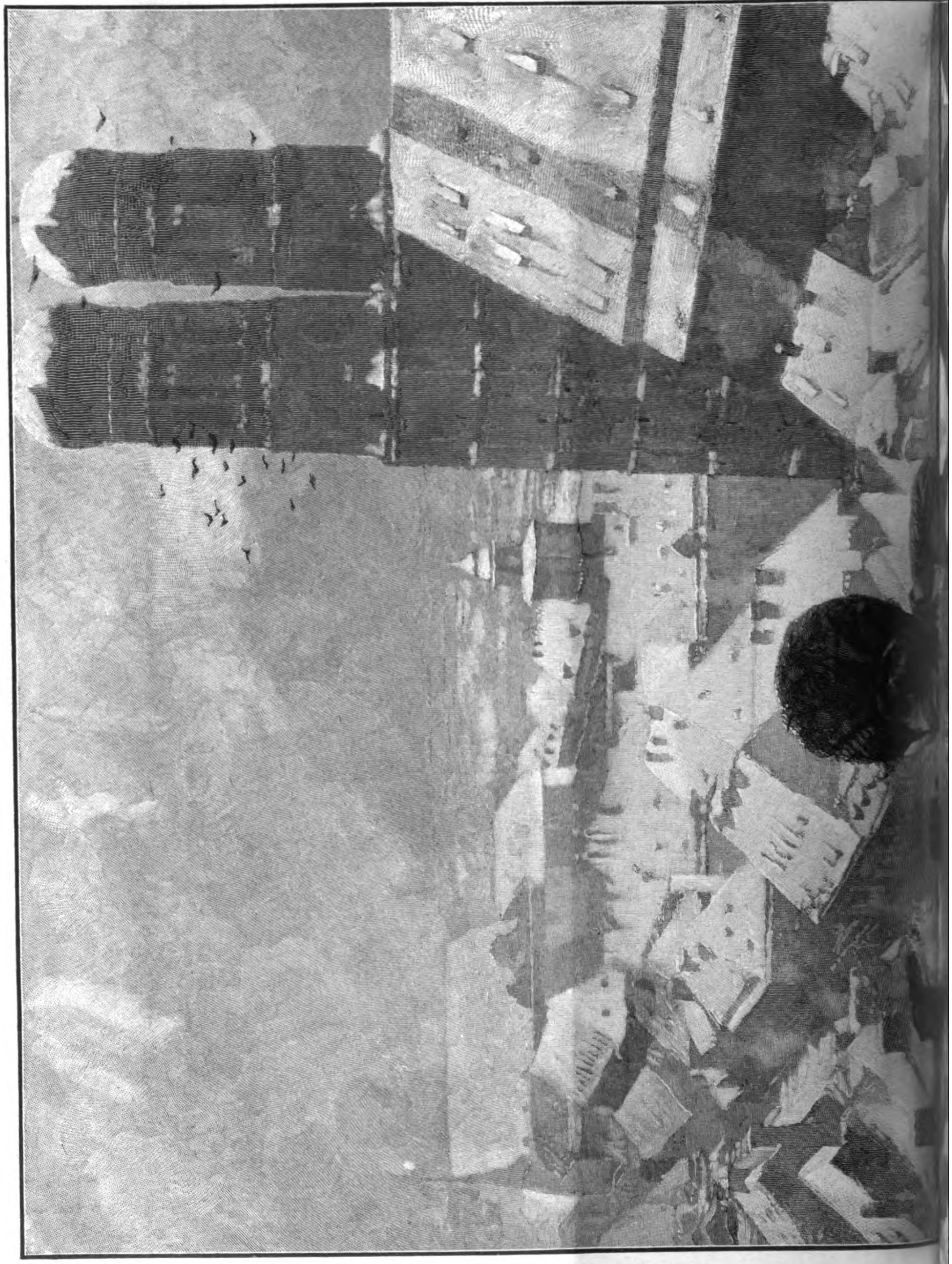
3. Rätſelfrage.

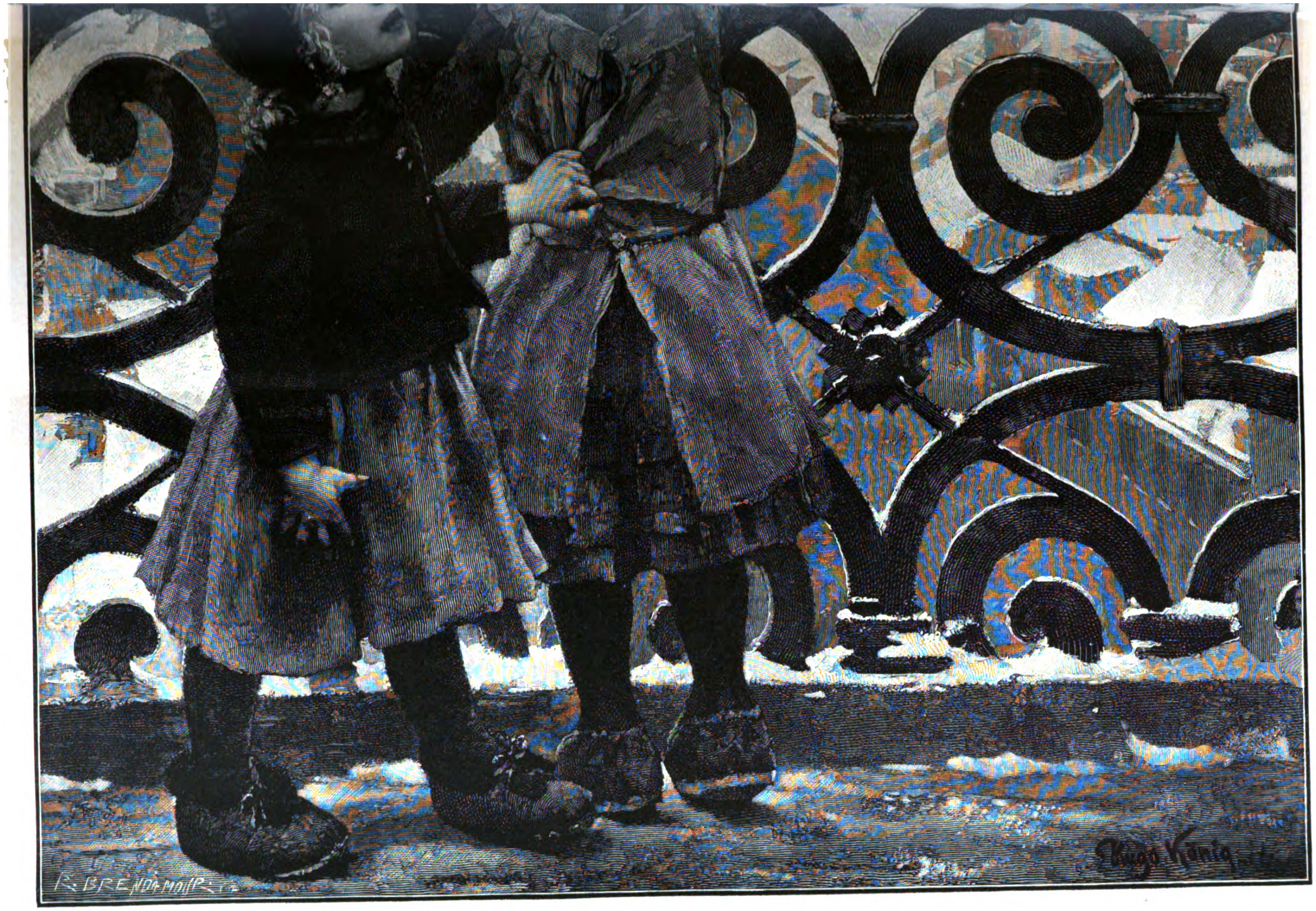
Stellt man die 15 Buchſtaben der gegebenen Wörter richtig zuſammen, ſo erhält man: „Gaudeamus igitur."

Inhalt: Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Blutſerumtherapie. Von Profeſſor Dr. Albert Eulenburg. Mit Prof. Behrings Porträt. — Weihnachtslicht. Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von H. von Krauſe (E. von Hellen). — Das fehlende Glied. Von Th. Schäfer. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Übereifrig. Von F. A. v. Kaulbach; Nach der Treibjagd. Von Hugo Mühlig; Federzeichnung von Hans Thoma. — Eine glückliche Familie. Zu dem Bilde von W. Kuhnert. — Erdkunde. — Naturkunde. — Pflanzenkunde. — Verkehr. — Buchhandel. — Koreaniſche Münze. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**




R. BRENDAMOUR
Hugo König

Neujahr in der Stadt. Nach dem Bilde von Hugo König.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtaengl, A.-G., München.)

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 4.

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Dezember 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 10.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Adolf warf ein Paar Beinkleider, die auf dem Stuhl vor ſeinem noch nicht geordneten Bett lagen, auf den Boden und ſich auf den Stuhl, ſtreckte die Beine lang von ſich und gähnte. Siegbert fing an, mit der Papierſchere ſeine Nägel zu bearbeiten. „Haſte gehört, Adolf — der Dornberg hat die Bauerlaubnis. Jetzt wird er 'ne Aktiengeſellſchaft gründen mit etlichen Millionen. Der Meyer Cahn hat mir geſagt, daß die Augsburger Vereinsbank gibt die erſte Hypothek auf die neue Paſſage.“

Der Bruder nickte. „Is 'n Geſchäft! Aber wie wird er unterbringen die Aktien? Bei die Zeiten —!“

„Er macht's — wenn's einer macht, macht er's! Die Dummen werden nicht alle!“

„Was Du red'ſt! Willſt Du mir vielleicht ſagen, was wir gemacht haben für ein Geſchäft mit die Dummen oder mit die Klugen in den letzten Wochen? Reinweg nichts! Wenn ich nicht hätt' ergattert 'ne kleine Proviſion von dem Altermann, hätten wir können gehen unſere Röcke zum Verſatz tragen — und ich werd' heute ſchon hintragen müſſen meine Uhr.“

„Nebbich! Kann ich davor? Bin ich etwa geweſen faul? Bin ich nicht gelaufen von früh bis ſpät? Aber 's iſt nicht zu machen ein Rebbes — nirgendwo!“

„Red' nicht ſo ordinär, Adolfche. Man merkt Dir immer noch an, daß Du haſt geſtanden in Poſen auf dem Markt und gehandelt mit Felle.“

„Wie heißt? Mir wär' beſſer, ich könnt' heute gehen wieder zu ſchachern.“

„Mach' kein Geſäure, Adolf! Mußt nicht gleich hängen laſſen den Kopf, wenn's 'mal nicht geht glatt. Und — Adolfche — ich hab' 'ne Idee — 'ne große Idee —“

Der andere lachte. Aber Siegbert zog den Stuhl näher an den Bruder heran und fuhr ganz ernſt fort: „Mit den Grundſtücken und den Hypotheken iſt's Eſſig — das ſieht ein Blinder. Die Großen machen's, und unſereiner verdient nicht das trockene Brot dabei. Ich hab's ſatt —“

„Ich ſchon lange —“

„Na alſo! Aber die Börſe — da iſt noch 'was zu holen — man muß's nur verſtehen. Und weißt Du, Adolfche — was ich hab' für 'ne Idee? Wir wollen machen auf ein Bankgeſchäft — ein großes — ein feines —“

Siegbert pruſchte los. „Wir beide — jetzt? Biſte ganz meſchukke? Bei dem Dalles? Ein Bankgeſchäft?“

„Lache nich, Adolf — 's iſt mein Ernſt, mein heiliger Ernſt! Und ich ſage Dir, unſer Bankgeſchäft ‚Gebrüder Denghardt‘ wird werden großartig, und die Leute ſollen ſprechen davon an der Börſe, und anſtatt des Dalles werden wir haben Kies — Kies wie Heu, ſag ich Dir, Adolfche, mein Sohn — einen mächtigen Treſor und drei — vier — acht — junge Leute. Und wir werden fahren auf Gummi, wie der Bleichröder, und dinieren alle Tage bei Dreſſel, und wenn Du Dir willſt halten 'n Rennpferd, ſo ſollſt Du's können, ſo wahr —“

„So wahr Du ein Narr biſt — ein überkompletter Narr! Nen Sechsdreierbankier kannſt werden, aber —“

„Adolfche — Dir geht ab, wie mer ſcheint, jedes Genie! Aber ich werd' denken vor Dir und handeln vor Dir. Morgen früh gehen wir und mieten. Ich hab mir angeſehen geſtern ſchon ein Lokal in der Friedrichsſtraße, dicht bei den Linden. Koſtet 4500 Mark Miete und iſt gar nicht teuer —“

„So — und denkſt Du, der Wirt wird Dir pumpen die Miete? Pränumerando wird er ſie verlangen bei Heller und Pfennig —“

„Und wir werden ſie bezahlen — bei Heller und Pfennig! Nicht am allererſten Tage freilich, aber doch nach acht oder vierzehn Tagen — ſo lange wird er ſchon haben Geduld, wenn er ſieht unſere pompöſe Geſchäftseinrichtung.“

„Unſere pompöſe Geſchäftseinrichtung? Du — und wovon willſt Du die anſchaffen?!“

„Die werd' ich nehmen auf Kredit, und der Tiſchler wird froh ſein, uns zu Kunden zu haben, wenn er ſieht den pompöſen Laden.“

Adolf hatte aufgehört, über die Phantaſieen des Bruders zu lachen. Er war aufgeſtanden und hatte ſich vor Siegbert hingeſtellt, breitbeinig, die Daumen in den Achſellöchern der Weſte. Aus ſeinen Augen ſprach zwar noch ſtarker Zweifel, aber doch auch lebhaftes Intereſſe.

„So —“ meinte er gedehnt — „den Laden und die Einrichtung haſt Du. Aber zu 'nem Geſchäft gehört doch noch nen bißchen mehr — ſozuſagen! Betriebskapital —“

„Find't ſich!“ Siegbert zog verächtlich die Achſeln hoch.

„'s muß 'ne Eröffnungsbilanz gemacht werden, wenn wir wollen anmelden unſere Firma beim Handelsrichter —“

„Wird gemacht — fein, ſage ich Dir!“

„Na, da bin ich aber neugierig —“

Siegbert ging an den Kleiderſchrank, wühlte einige Augenblicke in ſeinen Röcken herum und fand endlich eine etwas angebrochene Cigarre, deren Deckblatt er mit einem Stück angefeuchteten Papier feſtklebte, ehe er ſie anzündete. „Deine Neugier ſoll werden befriedigt, mein Sohn. Zunächſt werden wir engagieren drei junge Leute, und es iſt nur recht und billig, daß jeder von ihnen ſtellt eine kleine Kaution. Das gibt ſchon ſo zweitauſend Mark, denk' ich, die uns über den erſten Berg helfen. Denn ſo dumm, das ſchöne Geld im Treſor liegen zu laſſen, ſind wir nicht. Dann ſollen uns geben ein paar Bekannte ein paar Gefälligkeitsaccepte — ſind die Papierchen auch bloß Makulatur, machen ſie ſich doch hübſch in der Eröffnungsbilanz, auf der ja auch das Papier iſt geduldig. Dann aber — und nu paß auf, Adolſche — wird annonciert — und wie —!“

Er holte aus dem Sekretär einen beſchriebenen Bogen, entfaltete ihn und las:

Gebrüder Denghardt, Bankgeſchäft,
Berlin W., Friedrichsſtraße 82,
Wechſelankauf — Kaſſageſchäfte aller Art — Beleihung von Wertpapieren zu den coulanteſten Bedingungen bis zu 95 Prozent des Börſenkurſes.

Wir halten uns zur Ausführung aller Arten von Zeitgeſchäften empfohlen gegen die niedrigſte Proviſion von $^{1}/_{10}$ pro Mille und bei den kleinſten Depots. Das Zeitgeſchäft mit beſchränktem Riſiko — das Prämiengeſchäft — wird von uns beſonders gepflegt, und geben wir auch Prämien in ſolchen Papieren, die ſonſt nicht auf Zeit gehandelt werden. Sofortige Ausführung aller Aufträge durch eigenes Telephon zur Börſe. Auf Wunſch tägliche Abrechnung.

Wir empfehlen augenblicklich beſonders zu kaufen Hibernia, Conſolidation, Admiralsgartenbad, Breslauerſtraßenbahn. Wir empfehlen zu verkaufen: Kredit, Paketfahrt, Donnermarckshütte, Elektrizitätsgeſellſchaft. Eingehende Informationen über alle Papiere koſtenlos zu Dienſten.“

Siegbert hatte mit Schwung vorgeleſen. Jetzt faltete er das Papier zuſammen und ſah den Bruder ſtolz und triumphierend an. „So — oder ſo ähnlich! Das muß man leſen in Deutſchland in den erſten vier Wochen in allen Zeitungen bis zum kleinſten Käſeblättchen hinunter — und ich will nicht Denghardt heißen, wenn nicht ſchon nach acht Tagen ein Dutzend Ordres einlaufen und einige hübſche Depots kommen zu liegen in unſeren Treſor. Dann ſind wir ſchöne 'raus mit ſiebzig und 'nem Freilos. Wir machen die Geſchäfte natürlich ‚in uns‘, ſo daß wir haben freie Verfügung über die Depots — na — zweifelſt Du noch immer, daß wir die Miete und den Tiſchler und was wir ſonſt brauchen, werden bezahlen können? Haſte kapiert?“

Adolf ging mit großen mächtigen Schritten im Zimmer auf und ab. Er hatte ‚kapiert‘. Aber er war eine etwas bedenklichere Natur, als ſein großgeiſtiger Bruder. Es dauerte doch einige Zeit, bis ihm die letzte Scheu ſchwand. Und Siegbert mußte ihm noch eine kleine Vorleſung darüber halten, daß der Herr Staatsanwalt bekanntlich nur für die Dummen da ſei, und daß man ja auch im übrigen das Geſchäft ganz auf eine ſolide Baſis ſtellen wolle — ſobald dies eben ginge. Ohne Wagen ſei aber kein Gewinnen!

Das war der Urſprung des Bankgeſchäfts „Gebrüder Denghardt“, deſſen Eröffnung im November in aller Stille vollzogen wurde, um ſich dann ſogleich recht geräuſchvoll anzukündigen. Siegbert machte es wahr, was er dem Bruder verſprochen hatte. Vier Wochen hindurch las man im ganzen weiten Deutſchen Reich in allen Tageszeitungen bis zum kleinſten Winkelblättchen herab tagtäglich das große Inſerat der „Gebrüder Denghardt, Bankgeſchäft,“ das dem lieben Publikum unter immer neuen Formen und unter der Verſicherung ſtrengſter Reellität ſeine Dienſte für die Börſenſpekulation anbot. Siegbert hatte nach einigem Suchen ein Annoncenbüreau gefunden, deſſen Beſitzer ein Freund wagehalſiger Geſchäfte war — und nicht mehr viel zu verlieren hatte. Da die Zeitungen mit den Annoncenbüreaus in vierteljährlicher Abrechnung ſtehen, der Inſeratenvermittler alſo auch erſt nach drei Monaten zu bezahlen hatte, ſo gab er den Herren Bankiers gern einen mehrmonatlichen Kredit, zumal es ſich um Inſeratenaufträge von ganz koloſſaler Höhe handelte, und jene ſehr ſicher und ſolid aufzutreten wußten. Sicher und ſolid — wenigſtens für den Unkundigen — ſah es denn auch in ihrem Geſchäftslokal in der Friedrichſtraße aus. Von außen zwei rieſige Schaufenſter mit hohen glänzenden Spiegelſcheiben; in jedem der Schaufenſter eine gewaltige Tafel, an der während der Börſenzeit halbſtündlich die durch Telephon aus der Burgſtraße übermittelten Kurſe der leitenden Spekulationspapiere angeſchrieben wurden, und die außerdem die hauptſächlichſten Geſchäftsbedingungen der Firma enthielten. Über dem zwiſchen beiden Schaufenſtern befindlichen Eingang, deſſen Scheiben mit dunklen Gardinen diskret bekleidet waren, das mächtige Firmenſchild, das urbi et orbi den Namen der weltberühmten Gebrüder Denghardt in goldenen Rieſenlettern verkündete. Drinnen zuerſt der Laden mit ſeiner ſtrengen, unwillkürlich Vertrauen erweckenden Einrichtung, der halbhohen Zwiſchenwand, hinter der man ſtets einige junge Leute, an ihren Pulten über Bücher und Briefe gebückt, in emſiger Thätigkeit ſah, während daneben der Kaſſierer an ſeinem großen, offenen Arnheim ſtand, der ſtrahlte vor Maſſigkeit und Sicherheit in ſeinen doppeltgepanzerten Stahlplatten, als ob eine Million in demſelben zu bewachen wäre.

Hinter dem Laden lag das Privatkontor der Herren Chefs, zugleich das Kundenzimmer, in dem dieſe mit den „Informationen“, die im Betrieb eine große Rolle ſpielten, verſehen wurden. Ein kleiner hübſcher Raum mit einem zweiten Geldſchrank, einem grünbezogenen Konferenztiſch und hochlehnigen Stühlen mit Sitzen in gepreßtem Leder. Auf dem Tiſch fehlte nie die Renommierkiſte mit feinen Importcigarren, und auch ein Schluck Sherry wurde für die Kunden bereit gehalten. Und dieſe blieben in der That nicht aus, Herr Siegbert hatte ganz recht gehabt. Zuerſt kamen einige Ordres aus der Provinz. Ein altes ſpekulierſüchtiges Dämchen, ein Rentier aus einer Kleinſtadt, ein Schlächtermeiſter lieferten das erſte „Material“ mit an ſich unbedeutenden Summen, die aber doch genügten, um die Koſten der Einrichtung zu beſtreiten. Über die Ausführung der Aufträge machten ſich die Gebrüder zunächſt keine Sorgen. Es genügte, daß den Betreffenden geſchrieben wurde, ihr Konto ſei eröffnet, die Ordres in Hibernia und Conſolidation ſeien „beſtmöglichſt“ effektuiert. Bis Ultimo war jedenfalls damit Zeit gewonnen. Dann ſtellten ſich auch einige Stadtkunden ein, denen Siegbert im Privatkontor glänzende Vorträge hielt; wenn auch von ihnen nur ein geringer Bruchteil anbiß, ſo floſſen doch wieder einige Hunderte in bar und einige

Tauſende in als Depots hinterlegten Papieren ins Treſor — letztere freilich nur, um ſogleich weiter verpfändet zu werden. Und die gewonnenen Kunden waren entzückt von der Koulanz der Herren Geſchäftsinhaber. Man begnügte ſich bei Gebrüder Denghardt wirklich mit den geringfügigſten Sicherheiten, man begnügte ſich ſogar mit Accepten — das war ganz neu und noch nicht dageweſen.

Aber alles das genügte doch nicht, und die Börſe ſelbſt, die immer einen feinen „Riecher“ hat, verhielt ſich dem neuen Geſchäft gegenüber äußerſt zurückhaltend. Eine Börſenkarte konnte man den Brüdern zwar nicht verweigern, denn es lag bisher gegen ſie nicht das geringſte vor, ja es fand ſich ſogar einer ihrer früheren Bekannten, der an der Börſe das ihm von Adolf geſchickt zugeraunte Gerücht verbreitete, die beiden jungen Leute hätten einen alten Onkel „dahinten in Schrimm“ beerbt und ſeien in ſehr guter Lage. Aber mit dem Zutritt zu den Hallen der Burgſtraße war doch noch nicht viel gewonnen, denn man ſcheute ſich vorläufig noch, mit ihnen „zu handeln“ — ja man wich ihnen ſogar aus. Sie klopften bei dieſem, ſie klopften bei jenem Makler an — man gab ihnen hier eine höflich ablehnende, dort ſogar eine unverblümt abweiſende Antwort. Und als Siegbert die erſte größere Summe, die einging, dazu benutzen wollte, ſich ein Guthaben beim Kaſſenverein, der offiziellen Abrechnungsſtelle der Börſe, zu ſchaffen, wurde er auch von dieſer Seite zurückgewieſen. So blieb den Brüdern nichts übrig, als zunächſt zuzuſehen und bei einigen Pfuſchmaklern die notwendigſten Aufträge auszuführen. Der unberechenbare Zufall aber wollte, daß ſie mit dieſen Glück hatten. Als der Monat zu Ende ging, konnten ſie mit einem kleinen Gewinn abſchließen und ſogar der Mehrzahl ihrer Kunden verkündigen, daß auch ihnen ein Gewinn gutgeſchrieben ſei.

Und wenn es bisher Siegbert geweſen war, der das ganze Geſchäft eingeleitet hatte, ſo entfaltete nun Adolf ſein Genie. Auf ſeinen Vorſchlag gründeten die Gebrüder Denghardt ein wöchentlich erſcheinendes Börſenreſümee, das gratis in Zehntauſenden von Exemplaren in alle Welt hinaus verſchickt wurde. „Die Spekulation mit beſchränktem Riſiko“, ſo hieß das Blatt, war ein meiſterlicher Schachzug. Schon die erſte Nummer, in der allerlei ſchöne Schlagworte: „‚Unſer Grundſatz iſt: kleine Proviſionen — großer Umſatz!‘ — ‚Das Intereſſe unſerer Kunden iſt unſer eigenes!‘ — ‚In den Zeiten wirtſchaftlichen Niederganges ſind die größten Gewinne zu realiſieren!‘ — ‚Der gewiſſenhafte Bankier iſt der berufene Warner!‘ — ‚Die Wellenbewegungen des Weltmarktes benutzen, heißt ſpekulieren!‘“ die Augen blendeten, brachte einen großen Erfolg. Adolf hatte ſich in den Aufſätzen in das Gewand des vorſichtigen, wohlwollenden Mannes gehüllt, der vor allen wagehalſigen Spekulationen warnte, der dem lieben Publikum ernſt ins Gewiſſen redete, abzulaſſen von dem blinden Börſenſpiel, das ſchon das Unglück zahlloſer Familien geworden ſei. Er wußte die Toga des untadelhaften ernſten Geſchäftsmannes in immer neue Falten zu ſchlagen: auf der erſten Seite hielt er Gericht über eine Firma, die in einen unangenehmen Prozeß verwickelt worden war; auf der zweiten zog er gegen die lügenhafte, falſche Bilanzaufſtellung einer Aktiengeſellſchaft in grimmen Worten zu Felde; auf der dritten tadelte er die unreelle Art einzelner Bankgeſchäfte, unlimitierte Aufträge nicht zum Anfangskurs der Börſe, ſondern je nach Gutdünken auch erſt ſpäter auszuführen. Der Schlußrefrain war aber ſtets: hütet Euch vor den Wölfen im Schafsgewande, ja hütet Euch überhaupt vor dem leichtſinnigen Spekulieren. Wenn Ihr aber doch einmal die Gunſt der Zeit benutzen wollt, ſo vertraut Euch den Gebrüdern Denghardt an, die mit eingehenden Informationen verſehen und gewiſſenhafte Ehrenmänner ſind. Am Schluß des Blattes endlich befand ſich ein genialer Briefkaſten, in dem nicht nur eine zahlreiche Kundſchaft fingiert war, ſondern der auch eine Fülle von Hinweiſen, wie man es machen müſſe, und wie man es nicht machen müſſe, enthielt: „von H. in P. Warum ſind Sie unſerem Rate nicht gefolgt? Als wir Ihnen ſchrieben, ſtanden ruſſiſche Noten 208.75 — heute 216.50! Sie hätten bis heute einen Gewinn von 3500 Mark realiſiert!“ — „S. G. in N. Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müſſen, daß wir derartig unſichere Geſchäfte nicht machen.“ — „S. T. in Mgdebrg. Nach unſeren Informationen wird der Jahresabſchluß von Deutſch. Asphalt kein günſtiger ſein. Wir halten es für unſere ernſte Pflicht, Sie zu warnen.“ — „Graf Hſt.-Brg. Über Weſteregeln hörten wir nur Gutes, greifen Sie zu.“ — „Sig. Br.-Frft. Wir raten Ihnen zu einem Differenzgeſchäft in Façonſchmiede-Prämien nur bei uns. Aber wir wiederholen, daß es wirtſchaftlich unrichtig iſt, wenn man ſpekuliert, ohne einen etwaigen Verluſt ſchmerzlos ertragen zu können. Der heiße Boden der Börſe iſt kein Tummelplatz für ſchwache Hände.“ —

So ging es durch zwei Spalten fort, daß ſelbſt Siegbert den Kopf ſchüttelte. „Goldche, das glaubt uns niemand!“ meinte er, als ihm der Bürſtenabzug vorlag. „Die Leute müſſen ſich doch ſagen, daß wir unſeren Kunden brieflich Rat erteilen, und der ganze Krempel hier Mache iſt.“

Aber Adolf war nun einmal im Zuge. Er lachte dem Bruder geradezu ins Geſicht und erklärte, das Publikum ſei ſo dumm, daß man ihm gar nicht Dummes genug bieten könne. Und der Erfolg bewies, daß er recht hatte. Eine Woche nach dem Erſcheinen der erſten Nummer der „Spekulation mit beſchränktem Riſiko“ mußten die Brüder drei neue Korreſpondenten anſtellen, um nur die Eingänge erledigen zu können, und nicht nur der Treſor zeigte eine erſtaunliche Fülle, ſondern Siegbert konnte auch ſehr ſtolz und mit vortrefflich geſpielter Gleichgültigkeit auf der Deutſchen Bank eine große Summe ſeinerſeits als Depots einzahlen. Die Zukunft des Hauſes Gebrüder Denghardt ſchien geſichert, und die beiden Brüder nahmen ſich auch wirklich vor, das Fundament des bedenklichen Gebäudes, das ſie errichtet, zu feſtigen. In aller Stille ergänzten ſie die Kautionen der jungen Leute wieder und löſten die verpfändeten Depots aus. Und als Siegbert neue „Geſchäftsbedingungen für unſere Kunden“ drucken ließ, trieb er die Vorſicht bis aufs äußerſte — die Kunden mußten ſich der Firma mit Haut und Haar verſchreiben, ja die Bedingungen enthielten ſogar den ausdrücklichen Vorbehalt, daß Gebrüder Denghardt befugt ſein ſollten, über die als Unterlage für Börſenſpekulationen gegebenen Wertpapiere nach ihrem Gutdünken zu verfügen. „Mach' nicht ſolch komiſches Ponem,*) Adolf!“ ſagte Siegbert dem Bruder, der dieſe Zumutung zu ſchroff fand. „Wir ſind ein ſolides, gut fundiertes Geſchäft, und es iſt nur billig, daß unſere Kunden uns ſchenken volles Vertrauen! Und jetzt komm zu Dreſſel. Wir wollen uns heute was leiſten — wir haben's ehrlich und redlich verdient!“

Als ſie durch die glänzend erleuchteten vorderen Säle des Reſtaurants ſchritten, Arm in Arm, ein jeder den modernen Rieſenknotenſtock in der Hand, kamen ſie dicht an einer kleinen Gruppe vorüber — an einer Dame und zwei Herren — und beide verbeugten ſich gleichzeitig tief. „Haſte geſehen, Adolfche? Der Dornberg — und die gnädige Frau — und ſein neueſter Intimus, der Herr von Barten!“ flüſterte Siegbert im Weiterſchreiten dem Bruder zu. Und dieſer gab hämiſch zurück: „Er hat ein ſchönes Gut, der Herr von Barten, hab' ich gehört. Was gilt die Wette, daß nach 'nem Jahre ſteht das Gutchen auf dem Namen Dornberg?“

„Daß Du nur nicht biſt ſchiefgewickelt, mein Lieber! Was gehört dem Herrn Dornberg, ſteht grundſätzlich nicht auf ſeinem Namen, ſondern iſt eingetragen auf dem von der Gnädigen! Warum ſoll er machen 'ne Ausnahme mit dem Gut, das er wird abnehmen dem Herrn von Barten, ſo gewiß gibt dreimal drei neune!“

Dornberg hatte den beiden lächelnd nachgeſehen, nachdem er ihren Gruß höflich erwidert. Und als er dann den fragenden Blick von Klaus auf ſich ruhen fühlte, der zu ſagen ſchien: Was ſind das da für zwei wunderliche Gigerl? — lachte er plötzlich in ſeiner vergnügten Art auf: „Das ſind Straßenräuber, mein lieber Barten — brave Männer, die ihr Geſchäft mit großer Klugheit betreiben! Ich habe die beiden jungen Leute ſchon gekannt, als ſie von Krotoſchin nach Berlin kamen, unfriſiert und kaum gewaſchen; ich habe ihnen auch wohl 'mal ein paar Mark zu verdienen gegeben, als ſie noch als Agenten herumlungerten. Jetzt haben ſie ihren wahren Beruf erkannt und ſind zur Börſe gegangen.“

---

*) Geſicht.

„Schwindler?“ fragte Klaus.

„Ich denke, ja!“ entgegnete Dornberg trocken. „Vorläufig ohne Zweifel — wenn's Glück aber gut iſt, vielleicht in einigen Jahren wohlachtbare Millionäre! Ein Segen, daß unſereins nicht darauf angewieſen iſt, mit ſolcher Schwefelbande arbeiten zu müſſen. Proſit, mein Beſter!“

Und er nahm den Faden der Unterhaltung, der durch das kleine Intermezzo abgeriſſen war, wieder auf. Er hatte die Tageskarte — man hatte gemeinſam diniert und war beim Mokka und der Zigarre angelangt — umgedreht vor ſich und mit kräftigen Strichen einen Grundrißplan ſeiner neuen Unternehmung gezeichnet. „Sehen Sie, Barten, ich mache mir gar kein Hehl daraus, daß die Vermietung auf Schwierigkeiten ſtoßen kann, ja beſtimmt ſtoßen wird, wenigſtens für die nächſten Jahre. Ich muß daher ſelbſt für die gute Ausnutzung der Lokalitäten ſorgen. Und da haben wir denn — Knyſper und Geltkamm, meine Baumeiſter, und ich — für den einen Ausgang ein Hotel vorgeſehen, das in jener Gegend ziemlich konkurrenzlos ſein wird. Nicht übermäßig groß, aber doch ſo gegen hundert Zimmer mit den dazu gehörenden Feſtſälen u. ſ. w. Ein Pächter iſt ſchon gefunden. Am anderen Ausgang aber errichte ich ein großartiges Warenhaus — ſo à la Magazin de Louvre oder Magazin Printemps. Ein Warenhaus, worin der Ärmſte und der Reichſte, der Anſpruchvollſte und der Beſcheidenſte, alles finden ſollen, was ihr Herz begehrt. Wenn ein Brautpaar auf dem einen Ende hineingeht, um einen Rock zu kaufen, darf es erſt wieder hinaus, nachdem es ſeine ganze Einrichtung beſorgt hat. Es ſollen Abteilungen für Möbel, für Teppiche, Gardinen, Glas, Porzellan, Wäſche, Konfektion, Kleiderſtoffe, Schmuckſachen — Du, Nanny, ſchlaf nicht ein: hörſt Du nicht, auch für Schmuckſachen — und noch für ein Dutzend anderer Artikel geſchaffen werden. Eine ausgezeichnete Idee, ſage ich Ihnen — und eine wirtſchaftliche Notwendigkeit gerade für die dortige Gegend.“

„Ich bin eigentlich kein Freund dieſer großen Magazine,“ meinte Klaus. „Sie zehren den Mittelſtand auf und vernichten hunderte von kleinen Geſchäftstreibenden mit ihren gewaltigen Kapitalaſſociationen.“

Dornberg ſchüttelte energiſch den Kopf. „Glauben Sie mir, Barten, das iſt kraſſe Theorie. Was lebenskräftig iſt, bleibt beſtehen, was es nicht iſt, iſt wert, daß es vergehe. Und ich betonte abſichtlich, daß ich derartige Magazine gerade vom wirtſchaftlichen Standpunkt für eine Notwendigkeit halte. Sie ſind auf dem Prinzip der Barzahlung gegründet und werden endlich unſerem Volke das leidige Kreditnehmen, das ſein Verderb iſt, abgewöhnen. Aber das nur beiläufig. Ich will auf etwas anderes hinaus. Sehen Sie, hier in der Paſſage ſelbſt wird ſich alles als Laden oder Cafés vortrefflich vermieten. Bleibt nur noch das ſehr bedeutende Hinterland zu beiden Seiten. Ich habe ſeit Wochen hin und her überlegt, wie man für dieſes eine paſſende Verwertung finden könnte — es wollte mir nichts einfallen. Da kam mir heute Nacht plötzlich ein Lichtblitz, der mir doppelt ſympathiſch war, da er das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet, ja wirklich ein gutes Werk ſchafft. Nannychen — ich langweile Dich furchtbar, ich weiß es, aber Du mußt mir verzeihen. Wes das Herz voll iſt, gehet der Mund über.“

Frau Nanny neigte den Kopf. „Bitte, lieber Franz — ich höre ſehr gern zu.“

„Ja alſo, was ich ſagen wollte: Sie wiſſen, in unſerer Gegend ſind ſehr viele Fabriken — Bronze, Kunſtgießereien, Kartonagen, Konfektion, Luxuspapier — das iſt ſo da heimiſch. Daher auch eine gewaltige Arbeiterbevölkerung, die heute miſerabel und unverhältnismäßig teuer wohnt. Man muß das Elend geſehen haben — dieſe Eingezwängtheit in Kammer und Küche. In jeder Familienwohnung noch ein —, zwei Schlafburſchen — ſcheußlich! Mein Hinterland iſt nun ſehr billig — ich kann es mir wenigſtens billig rechnen. Was würden Sie nun davon denken, wenn man auf ihm großartige Arbeiterwohnungen erbaute — allen hygieiniſchen Anſprüchen genügend, luftig, geſund, rationell? Jede Familie erhält eine in ſich abgeſchloſſene Wohnung mit zwei hübſchen Stuben, einer geräumigen Küche — in jedem Hauſe werden eine oder zwei Badeeinrichtungen vorgeſehen — na, ich bin heute früh gleich zu Knyſper und Geltkamm gefahren, und ſie waren einfach entzückt über meine Idee. Und nun möchte ich mal ganz in aller Ruhe auch Ihre Anſicht hören — Sie wiſſen, daß ich Wert, hohen Wert auf dieſe lege.“

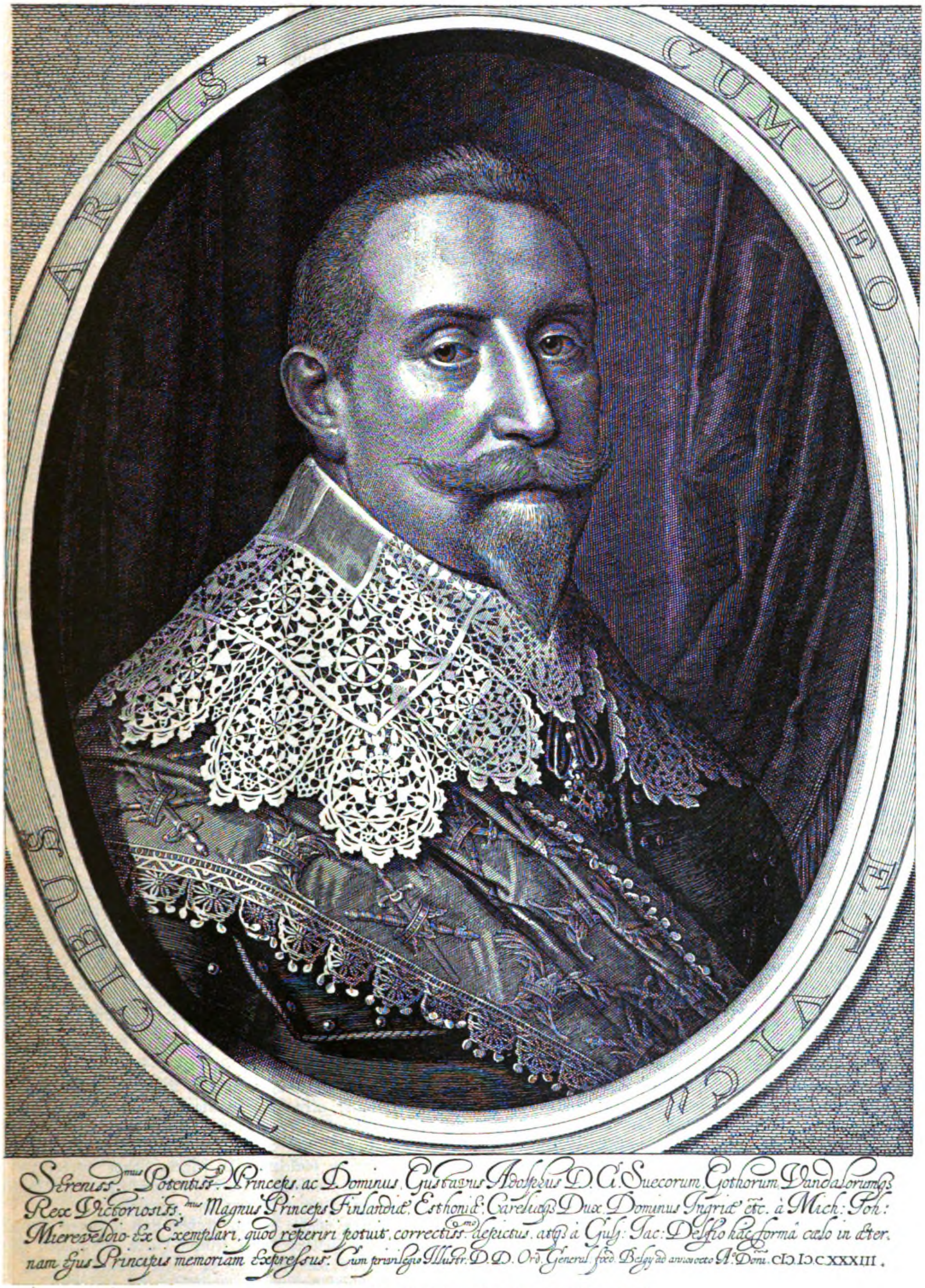
Dornberg holte tief Atem — die lange Rede hatte ihn ordentlich echauffiert.

Klaus hatte aufmerkſam zugehört. Auch ihn blendete der Plan. Er hatte bei ſeinen Wanderungen durch die Fabrikgegenden ſchon ſo manchen Blick hinter die Kuliſſen des Arbeiterelends gethan — des phyſiſchen und des moraliſchen — und wußte, daß dasſelbe nicht zum kleinſten Teil auf die Wohnungsverhältniſſe der Großſtadt zurückzuführen iſt. Aber er war doch zu verſtändig, hier am Schluß eines guten Diners ſofort ſein Urteil abzugeben. Das wolle überlegt ſein — reiflich erwogen, meinte er, und Dornberg gab ihm Recht. Aber er ließ nicht nach, Barten ſolle am nächſten Morgen zu ihm kommen, er fühle das Bedürfnis, ſich gerade mit ihm weiter über die Sache auszuſprechen, für die er perſönliche Opfer zu bringen bereit ſei. Als man ſich eine Stunde ſpäter trennte, hatte Klaus ſein Kommen beſtimmt zugeſagt.

Der Plan Dornbergs ging Barten nicht aus dem Sinn. Und als er am Morgen pünktlich in der Tiergartenſtraße vorſprach, geſtand ihm Dornberg, daß es ihm gerade ſo gegangen ſei. Ja, er fügte vertraulich hinzu, daß er mit der Verwirklichung der Idee den Arbeitern und der ganzen Stadt gleichſam einen Teil ſeines Dankes abſtatten wolle — er verdanke ja doch beiden eigentlich ſeinen Wohlſtand. Mit der ihm eigenen Unermüdlichkeit hatte er die Frühſtunden ſchon dazu benutzt, ſeine Pläne in eine feſtere Form zu bringen. Die kleine Ausarbeitung, die er Barten vorlegte, hatte Hand und Fuß. Sie enthielt ziemlich eingehende Berechnungen über die Grund- und Bodenkoſten, die ſehr gering ſchienen, und über die Bauſummen; Angaben auch über die vorausſichtlich mäßigen Mietspreiſe, die doch eine reichliche Verzinſung des Kapitals zu ſichern ſchienen. Sogar die Skizze einer der projektierten Wohnungen fehlte nicht.

Klaus prüfte ſorgfältig; er machte hier und dort eine Ausſtellung, die Dornberg meiſt ſofort als berechtigt anerkannte. Er ließ ſich die Kataſterpläne geben und fand, daß die räumlichen Angaben durchaus zutreffend ſeien. Über die Höhe der Baukoſten freilich konnten ja erſt die genaueren Konferenzen mit den Architekten Auskunft gewähren.

Und der Zufall fügte es, daß Herr Knyſper, gerade als die Herren zum Frühſtück zu Frau Nanny heraufgehen wollten, behufs einer Beſprechung vorfuhr. Der lange, hagere, ſtreng geſchäftsmäßige Mann wurde von Dornberg mit Barten bekannt gemacht, und die Berechnungen gewannen unter ſeinem fachkundigen Beiſtand noch präziſere Form. Man ging dann gemeinſam zum Frühſtück und plauderte zu Frau Nannys Entſetzen über den Gegenſtand weiter. Und plötzlich ſchlug ſich Herr Knyſper auf den Oberſchenkel — eine Anſichtsbekräftigung, die er ſehr liebte — und meinte: „Des Pudels Kern hab' ich aber erſt in dieſem Augenblick erfaßt, meine Verehrten! Die ganze Geſchichte muß aus dem Rahmen des Paſſageunternehmens losgelöſt und auf eigene Füße geſtellt werden. Wir müſſen eine „gemeinnützige Baugeſellſchaft“ begründen — was ſagen Sie zu dem Namen „Arbeiterwohl“? Daß Sie, Herr Dornberg, den Grund und Boden mehr als preiswert hergeben wollen, habe ich ſchon geſehen. Ich — und was ich ſage, gilt auch für meinen Compagnon — wir alſo wollen nicht zurückſtehen. Wir übernehmen Projek-


CUM DEO ET VICTRICIBUS ARMIS ·
Sereniss.mus Potentiss.mus Princeps, ac Dominus, Gustavus Adolphus D. G. Suecorum, Gothorum, Vandalorumqꝫ
Rex Victoriosiss.mus Magnus Princeps Finlandiæ, Esthoniæ, Careliæqꝫ Dux, Dominus Ingriæ etc. à Mich: Joh:
Miereveldio ex Exemplari, quod reperiri potuit, correctiss.mo depictus, atqꝫ à Gulj: Jac: Delfio hac formâ cælo in æter.
nam ejus Principis memoriam expressus. Cum privilegio Illustr. D. D. Ord. General. fœd. Belgij ad annos octo A.o Dni. CIↃ.IↃC.XXXIII.

Guſtav Adolf. Nach dem Gemälde von Miereveld.

tierung und Bauausführung zum Selbſtkoſtenpreis. Iſt's recht ſo?"

„Und mein Freund Barten wird die Seele des Ganzen!" Dornberg warf es lächelnd hin, wie einen Scherz. Als aber Frau Nanny ſich ins Geſpräch miſchend ſagte: „Ich glaube, Herr von Barten hat weder Zeit noch Luſt, ſich an induſtriellen Unternehmungen zu beteiligen," ſchoß aus den Augen ihres Gatten ein bitterböſer Blick zu ihr hinüber — unbemerkt von Klaus, aber von ihr ſo richtig verſtanden, daß ſie ſofort die langen Wimpern ſenkte, wie ein geſcholtenes Kind.

Barten ſelbſt war der Vorſchlag nicht ſo ganz unerwartet gekommen, wie Frau Dornberg annehmen mochte. Im Gegenteil — er hatte ſich im Innern ſchon während der ganzen letzten Viertelſtunde mit ähnlichen Gedanken herumgetragen. Dem Wunſch, ſich in irgend einer Weiſe an dem Unternehmen zu beteiligen, das er als finanziell ausſichtsreich und zugleich, was für ihn noch mehr ins Gewicht fiel, für wirklich gemeinnützig hielt, Ausdruck zu geben, hatte ihn eigentlich nur ſeine Beſcheidenheit verhindert. Als er jetzt aber die Augen von Dornberg und von Herrn Knyſper erwartungsvoll auf ſich gerichtet ſah, und der letztere in geſchäftsmäßigem Tone ſagte: „Es würde der guten Sache freilich ſehr förderlich ſein, wenn ein Herr von dem Namen des Herrn von Barten ſich beteiligen wollte —" hielt er nicht weiter zurück: „Falls die Herren mich wirklich haben wollen, und falls ich Nutzen ſtiften kann — ich ſtehe gern zu Dienſten!"

(Fortſetzung folgt.)

Guſtav Adolf als Glaubensheld.

Zum 9. Dezember 1894.

Zum Guſtav Adolf-Jubiläum rüſtet man jetzt allenthalben im evangeliſchen Deutſchland. Iſt doch nächſt Luther wohl kein anderer unſerem evangeliſchen Volke ſo ſehr ans Herz gewachſen, wie der große Schwedenkönig. Er rettete unter Gottes wunderbarem Beiſtand unſer Vaterland vor der übermütig anſchwellenden Macht der Jeſuiten und des ihren Zwecken dienſtbaren Hauſes Habsburg, und die Wohlthat, welche er damit Deutſchland erwies, kam dem ganzen Proteſtantismus zu gute. Mit Recht heißt es deshalb auf dem Denkſtein bei Breitenfeld:

„Guſtav Adolf, Chriſt und Held,
Rettete bei Breitenfeld
Glaubensfreiheit für die Welt."

Aber nicht bloß als Retter des Proteſtantismus, ſondern auch als freudiger Bekenner des evangeliſchen Glaubens, für welchen er bei Lützen den Märtyrertod erlitt, als Glaubensheld, iſt Guſtav Adolf unſerem Volke teuer

Der Koller Guſtav Adolfs, in dem er bei Lützen fiel.
(Im Kaiſerl. Artillerie-Arſenal zu Wien.)

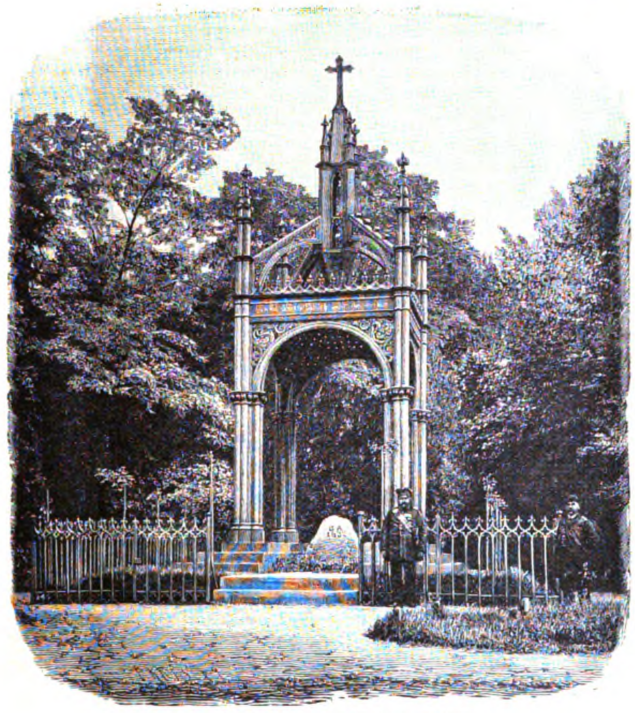
Schon ehe Guſtav Adolf Deutſchlands Boden betrat, als er ſich noch im fernen Oſten mit Polen und Ruſſen herumſchlagen mußte, wurde ſein Name viel genannt in deutſchen Landen. Während die Kaiſerlichen, vor allem Wallenſtein, des Königs wachſende Macht mit Beſorgnis betrachteten, verfolgten die aufs ärgſte von ihren Feinden bedrückten deutſchen Proteſtanten ſeine Siegeslaufbahn mit freudiger Anteilnahme. Prophezeiungen gingen im Volk um von dem „Löwen aus Mitternacht", welcher aller Not ein Ende machen und die Papiſten mit ihrer Macht vernichten werde. Schon hatte mancher deutſche Edelmann, den der Krieg von Haus und Hof vertrieben, in Schweden eine neue Heimat und ehrenvollen Dienſt gefunden, wie jener weſtfäliſche Ritter Dietrich von Falkenberg, der ſich ſpäter durch ſeine Verteidigung Magdeburgs einen Namen erwarb. Wenn dieſe Flüchtlinge an die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands dachten, den ſchwachen Kurfürſten von Brandenburg, den trinkluſtigen Kurfürſten von Sachſen, den unentſchiedenen Kurfürſten von der Pfalz, dann mußte die majeſtätiſche und glaubensvolle Perſönlichkeit Guſtav Adolfs auf ſie einen um ſo überwältigenderen Eindruck ausüben. Mit dieſem Kriegsherrn verglichen, erſchienen der fanatiſche Tilly und der grimmige Pappenheim als bloße Söldnerführer oder Condottieri; gegenüber ſeinem von beſtem Geiſt beſeelten Heere waren die Truppen des Kaiſers und der Liga bloße Maſſen, welche ſich wie Figuren auf einem Schachbrett nach dem Gutdünken ihrer Führer hin- und herbewegen ließen.

In der That ward Guſtav Adolfs echte Frömmigkeit für Tauſende ein ſegensreiches Vorbild. Durch ſeine Reden und Briefe ziehen ſich wie ein roter Faden fromme Betrachtungen und chriſtliche Gedanken. Immer wieder gibt er ſeinem feſten Gottvertrauen und ſeiner Ergebung in den höheren Willen Gottes Ausdruck. Über die Beſchränktheit und die Widerwärtigkeiten dieſes Erdenlebens erhebt ihn der Glaube an eine höhere Welt, und überall meint er den Finger Gottes erkennen zu können. Unglück und Verluſt gelten ihm als Strafe der Sünde, ein errungener Erfolg als Erweiſung der Gnade Gottes, an deſſen Segen alles gelegen iſt, und auf deſſen Ehre all unſer Thun gerichtet ſein ſoll.

Als bei einem Gefechte ſein Pferd von einer Kugel getroffen wurde, er aber ſelbſt unverletzt blieb, meinte er: „Habe ich Gott wohl zu danken, der mich der Sterblichkeit ſo gnädig erinnert und doch nicht zu meiner Feinde Spott und Frohlocken in ihre Hand geben wollte." Anläßlich des Todes der Königin-Mutter ſchreibt er: „Doch iſt es in dieſer Welt gar eine kurze Zeit, daß wir uns mit Beſchwer und Sorgen quälen, und das Beſte iſt, daß es mit uns ein Ende nimmt. Gott verleihe ein ſelig Ende, daß wir mit Chriſto ewiglich leben mögen. — Gott der beſte Medicus, Gott der Geber alles Guten. — Der liebe Gott, der oft durch geringe Mittel geholfen hat; der kann und wird wohl Rat ſchaffen." Sein Wahlſpruch: **Gloria altissimo Suecorum refugio**, welcher die Anfangsbuchſtaben zu ſeinem Namen und Königstitel enthielt, war ihm kein leeres Wort. Aus dieſem Gottvertrauen floß auch ſein fröhlicher Heldenmut. Als man ihn einmal bat, ſich nicht zu ſehr unter die Feinde zu wagen, antwortete er: „Meine Perſon iſt nicht ſo wichtig. Und kann ein König wohl ehrenvoller ſterben, als im Kampf für Gott und ſein Volk?"

Dieſe wahrhaft fromme Geſinnung prägte ſich auch in all ſeinem Thun aus. Von Trinkgelagen und Genüſſen der Sinnlichkeit hielt er ſich fern. Sein Hofprediger Bothwidi erzählt, daß er gern in der heiligen Schrift las, die er ſogar auf Erholungsreiſen bei ſich führte. Der Predigt folgte er mit der größten Aufmerkſamkeit, ſo daß er ganze Sätze daraus wiedergeben konnte. Beſonderen Segen verſprach er ſich von der Abhaltung von Landesbußtagen, „denn," ſagte er, „ich merke, daß ſie uns viel Gutes von Gott geſchaffen haben." So empfahl er zum Bettage im Jahre 1615 ſeinen Unterthanen, für die Glaubensgenoſſen in Deutſchland Fürbitte zu thun. Er ging gern zum Abendmahl und bereitete ſich in der Regel ſchon drei Tage vorher darauf vor. War er krank oder mißmutig, ſo ließ er ſich aus der Bibel und namentlich aus den Pſalmen vorleſen. In ſeinem Lande verbeſſerte er Spitäler und Waiſenhäuſer und ſorgte für Kirchen und Schulen. Die Univerſität Dorpat iſt von ihm gegründet.

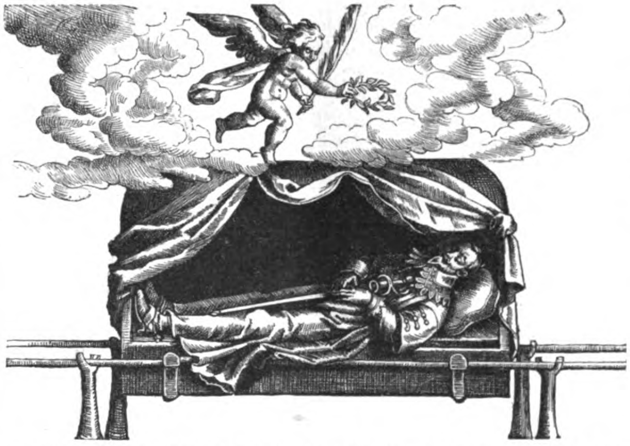
Vor allem machte er den großen und ſchweren Verſuch, als chriſtlicher Feldherr auch ſeinem Heere chriſtlichen Geiſt einzuflößen und das Feldlager zu einem Gotteshauſe zu geſtalten. Berühmt waren die ſchwediſchen Kriegsartikel, welche jeden Monat den Regimentern vorgeleſen wurden. Dirnen wurden im Lager nicht geduldet. Da hörte man kein Fluch- oder Scheltwort; Plünderung und Raub waren aufs ſtrengſte verboten und wurden mit dem Tode beſtraft. Jedes Regiment hatte ſeinen Feldprediger, jeder Soldat ſein Militär-Gebet- und Geſangbuch. Morgens und abends wurde gebetet. Vor der Schlacht fand ein Gottesdienſt ſtatt, bei welchem das proteſtantiſche Heldenlied „Ein' feſte Burg“ und ſpäter auch das von einem thüringiſchen Prediger Altenburg gedichtete Lieblingslied Guſtav Adolfs: „Verzage nicht, Du Häuflein klein“ geſungen wurden. Dann knieten Offiziere und Soldaten nieder zum Gebet. Guſtav Adolf dachte und ſagte: „Fleißig gebetet iſt halb gekämpft und geſiegt.“ Allerdings wurde es im Lauf des Krieges, je mehr die ſchwediſchen Kerntruppen aufgerieben und durch fremde Söldner erſetzt wurden, immer ſchwerer, die alte Kriegszucht aufrecht zu erhalten. Beſonders zeigte ſich dies im Lager bei Nürnberg, wo der König mit flammenden Worten die deutſchen proteſtantiſchen Söldner tadelte, weil ſie nicht einmal ihre eigenen Landsleute und Glaubensgenoſſen ſchonten. Jedenfalls aber bewahrte der König ſein Heer, ſo lange er lebte, durch eiſerne Strenge und durch die Pflege religiöſen Sinnes vor der fürchterlichen Sittenloſigkeit und Roheit, welcher die Truppen des Kaiſers und der Liga gleich von Anfang an verfallen waren, und der nach Guſtav Adolfs Tode auch die Schweden verfielen.



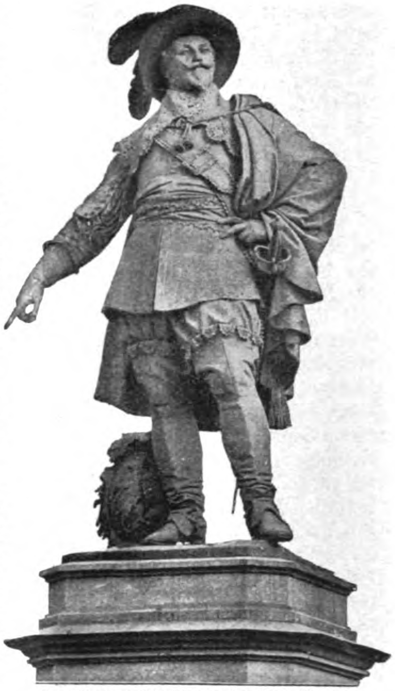
Das Guſtav Adolf-Denkmal bei Lützen.

Kennen wir nun Guſtav Adolfs Charakter als einen durch und durch frommen und lauteren, ſo beantwortet ſich damit für uns eigentlich von ſelbſt die Frage, ob er nur aus politiſchen Gründen in den großen Krieg eingegriffen hat. Sollten die Vertreter der Anſicht, daß Guſtav Adolf bloß ein berechnender Politiker geweſen, recht haben, dann würden wir vor einem unlösbaren Rätſel ſtehen. Wir müßten den König, der die Proteſtanten Deutſchlands fort und fort ſeine Hingebung für die gemeinſame evangeliſche Sache verſicherte, geradezu für einen Heuchler halten. Man hat neuerdings freilich dem Dreißigjährigen Kriege überhaupt den Charakter eines Religionskrieges abſprechen wollen, indem man darauf hinwies, daß ja auch in katholiſchen Heeren Proteſtanten, ſoviel zu gewinnen waren, angenommen wurden. Aber man ſuchte eben gerade deshalb nach proteſtantiſchen Soldaten und Offizieren, um den Schein eines Religionskrieges zu vermeiden. War der Schein nicht mehr nötig, ſo ließ man dem Fanatismus gegen die Ketzer vollen Lauf. Gewiß haben bei dem Ausbruch und Verlauf dieſes fürchterlichſten aller Kriege auch politiſche Fragen eine Rolle geſpielt, aber entſcheidend für den Charakter und die Dauer des Kampfes war doch der unverſöhnliche Gegenſatz der Anhänger des katholiſchen und des evangeliſchen Bekenntniſſes. Das habsburgiſche Reichsoberhaupt ſuchte im Bunde mit der ſpaniſchen Weltmacht und mit den in der ſogenannten Liga vereinigten katholiſchen Fürſten Deutſchlands den Proteſtantismus in unſerem Vaterlande zu vernichten. Wenn irgend ein Fürſt der damaligen Zeit, war Guſtav Adolf von der Wahrheit des Bibelwortes durchdrungen: „So ein Glied leidet, ſo leiden alle Glieder mit.“ Als weitblickender Staatsmann, wie als warmherziger Proteſtant erhob er ſich weit über die kurzſichtige Kirchturmspolitik der proteſtantiſchen Fürſten jener Zeit, denen Neutralität als die höchſte Weisheit und, wie Guſtav Adolf dem Kurfürſten von Brandenburg vorhielt, als größtes Glück das beneficium Polyphemi erſchien, nämlich die Vergünſtigung, *zuletzt* unter das papiſtiſche und öſterreichiſche Meſſer zu kommen. Bei dem planmäßigen Vorgehen der katholiſchen Angriffsmächte, der ſpaniſchen und öſterreichiſchen Habsburger, gegen die ketzeriſche Lehre in Deutſchland und Europa konnte eines Tages auch Schweden in den Bereich ihrer Eroberungspläne gezogen werden. Das Pflichtgefühl für ſein eigenes Land mußte ſich ſomit naturgemäß, ganz abgeſehen von der kernproteſtantiſchen Geſinnung des Königs, zu einem den ganzen Proteſtantismus umfaſſenden Intereſſe erweitern. Jede Niederlage des Proteſtantismus vergrößerte die Gefahr für Schweden und beſtärkte den König in dem Entſchluſſe, daß er ſelbſt eingreifen müſſe. Und ebenſo galt den bedrückten Proteſtanten jeder Sieg Guſtav Adolfs über die Polen als ein Gewinn für die proteſtantiſche Sache, denn dadurch wurden dem Könige immer mehr die Hände frei zur Hilfe. Gewiß erforderte es ſchon das Wohl Schwedens, lieber anzugreifen, als ſich erſt angreifen zu laſſen. Aber Guſtav Adolf dachte dabei nicht allein an Schweden. Er wußte ſich von Gott zum Helfer ſeiner bedrängten Glaubensgenoſſen berufen, und bei ſeinem Charakter liegt kein Grund vor, an dem heiligen Ernſt dieſer ſeiner Verſicherungen zu zweifeln. Natürlich mußte der Staatsmann auch die politiſchen Verhältniſſe in Erwägung ziehen, aber der Schutz des Proteſtantismus war ihm kein bloßer Vorwand. Als er von den Ständen ſeines Reiches Abſchied nahm, ſprach er auch vom Kaiſer, der ihn zum Kriege gezwungen habe: „Er verfolgt unſere Glaubensbrüder in Deutſchland, die unter dem Joch des Papſtes ſeufzen; wenn es Gott gefällt, ſoll ihnen Hilfe werden.“

Jedenfalls hatte Guſtav Adolf auf einen wärmeren Empfang in Deutſchland gerechnet. Gerade die Fürſten, welche doch unter dem Reſtitutionsedikt am meiſten zu leiden hatten, ſchloſſen ſich ihm nur gezwungen an, und der mächtigſte unter ihnen, der Kurfürſt von Sachſen, blieb ſtets ein zweideutiger Bundesgenoſſe. Anders das proteſtantiſche Volk! Hatte es dem Könige ſchon vor ſeinem Erſcheinen in Deutſchland zugejubelt in Volksliedern, ſo ſah es beſonders nach dem großen Siege von Breitenfeld in ihm den gottgeſandten Retter, den „neuen Gideon,“ den „Helden aus dem Norden,“ den „Löwen aus Mitternacht.“ Und je weiter er ſiegreich vordrang, je mehr ſich die Kunde von ſeiner echt königlichen und zugleich echt chriſtlichen Geſinnung verbreitete, je mehr man von ſeinem Heldenmut in der Schlacht, ſeiner Demut vor Gott, ſeinem herablaſſenden und menſchenfreundlichen Weſen hörte, deſto



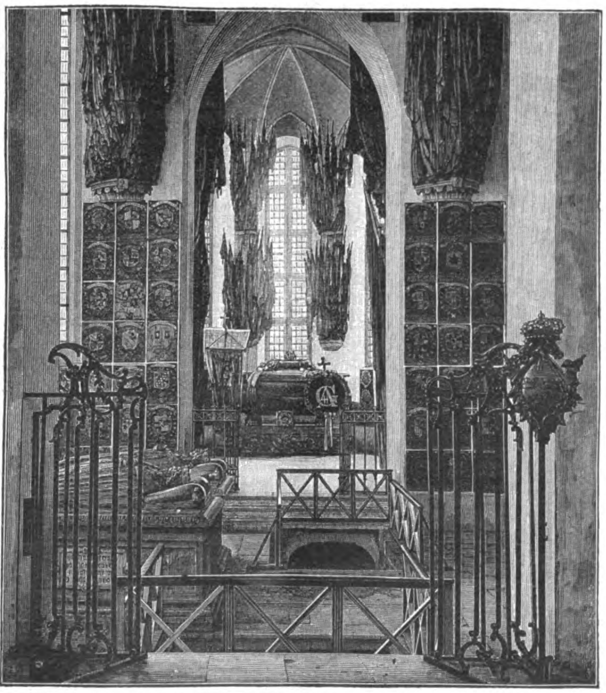
Leiche Guſtav Adolfs auf einer Bahre. Aus einem gleichzeitigen fliegenden Blatte.



Das Guſtav Adolf-Denkmal zu Bremen.

ſtürmiſcher wurden die ihm dargebrachten Huldigungen. Den frommen König ſelbſt ängſtigte dieſe übergroße, ihm dargebrachte Verehrung, und er meinte kurz vor der Schlacht bei Lützen zu ſeinem Hofprediger: „Das Volk frohlockt zu ſehr und vergißt des Gebets dabei; es traut mehr auf Menſchen als auf Gottes Hilfe. Halte deshalb dafür, daß Gott wohl in kurzem meiner Armee ein Unglück begegnen laſſen oder auch mich ſelbſt durch den zeitlichen Tod hinwegnehmen dürfte.“

Und dieſe Ahnung ſollte nur zu bald in Erfüllung gehen: am 16. November 1632 ſtarb er in Lützen für die proteſtantiſche Sache den Heldentod. Am frühen Morgen, als noch ein ſchwerer Nebel die Umgegend bedeckte, ließ er ſeine Truppen zum Morgengottesdienſt zuſammentreten. Nach dem Geſange von „Ein' feſte Burg“ und „Verzage nicht, Du Häuflein klein“ hielt Guſtav Adolf eine Anſprache an ſeine Truppen. Doch will man bemerkt haben, daß ſeine Stimmung diesmal nicht ſo ſiegesfreudig war wie ſonſt. Als die Sonne die Nebel durchbrach, gab er das Zeichen zum Kampf. Im Eifer, ſeiner bedrängten Infanterie mit einem Kavallerieregiment zu Hilfe zu eilen, wagte er ſich zu weit vor und geriet bei ſeiner großen Kurzſichtigkeit mitten unter feindliche Küraſſiere. Nach einem kurzen Gefecht mit Piſtole und Degen ſank er, von drei Schüſſen getroffen, vom Pferde, das ihn noch eine kurze Strecke weiterſchleifte. Nur ein achtzehnjähriger Jüngling, der Nürnberger Leubelfing, war bei dem Schwerverwundeten, den er vergebens aufzurichten ſuchte. Da ſprengten kaiſerliche Küraſſiere vorbei und fragten, wer der Verwundete wäre. Da Leubelfing ſchwieg, drückte ein Reiter ſeine Piſtole auf den am Boden Liegenden ab, welcher verſchied mit den Worten: „ich bin der König von Schweden geweſen.“



Guſtav Adolfs Grab in der Ridderholmskirche zu Stockholm.

Seit den Tagen der Reformation iſt das geſamte evangeliſche Deutſchland wohl von keiner gleich tiefgehenden Bewegung erſchüttert worden, wie damals, als die Trauerkunde vom Tode des Heldenkönigs ſich verbreitete. Allenthalben wurden Trauergottesdienſte gehalten; ſchier zahllos ſind die gedruckten Nachrufe, Grabreden und Trauerlieder. Die Fürſten waren vielleicht froh, daß nunmehr der ihnen bereits zu mächtige Fürſt beſeitigt war; das Volk dagegen, namentlich in den Reichsſtädten, empfand den Verluſt aufs tiefſte. Unter den Leidtragenden befand ſich auch der Papſt Urban VIII. Schon früher hatte er offen erklärt: „der König von Schweden verfolgt die Katholiken nicht. — Bei dem Siege des Schwedenkönigs iſt für die Religion keine Gefahr.“

Die Nachricht ſeines Todes betrübte ihn ſehr, und er ſoll ſogar für Guſtav Adolf eine Trauermeſſe gehalten haben!

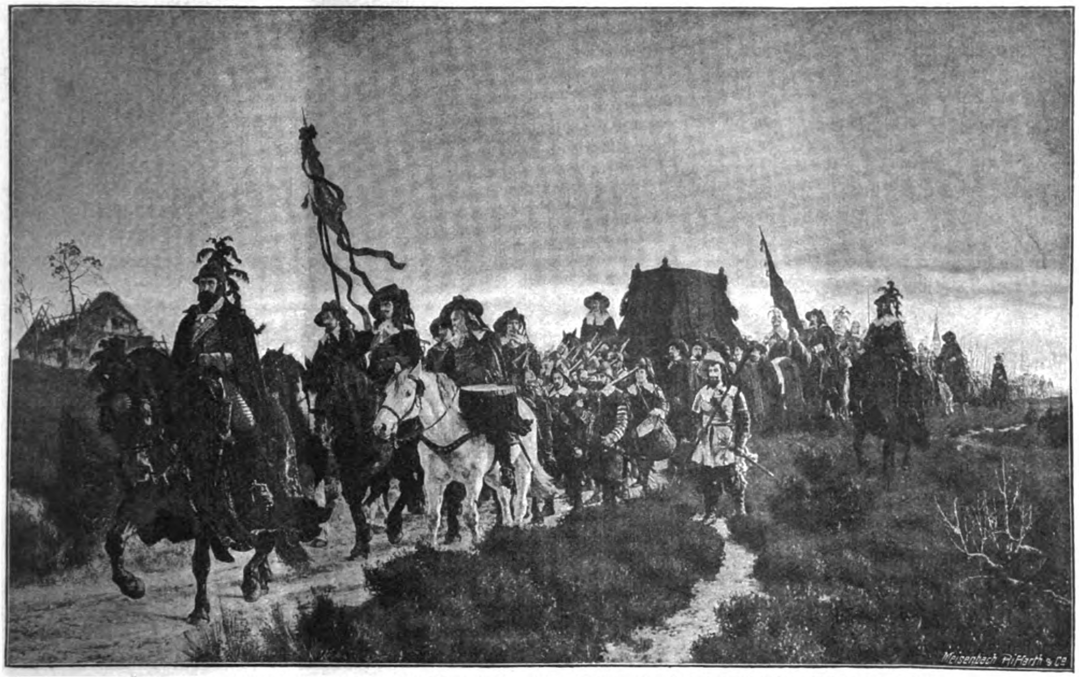
Was Guſtav Adolf für die deutſchen Proteſtanten bedeutete, hat der Magiſter Theophilus Sincerus damals in die ſchönen Worte gefaßt:

„Jahre mögen kommen, gehn,
Erdenruhm wie Rauch verſchwinden;
Doch Dein Name wird beſtehn,
Allen Zeitlauf überwinden.

Ja, Du Leu aus Mitternacht:
Ew'gen Ruhm haſt Du zu Lohne,
Über Tod und Grabesnacht
Leuchtet Deine Siegerkrone.“

Was Luther für Schweden, was Guſtav Adolf für Deutſchland geweſen iſt, hat der König ſelbſt den Wittenberger Theologen geſagt: „Ihr Herren, wir haben von Euch aus dieſem Ort das Licht des Evangeliums zu uns in Schweden hineinbekommen; weil es nun aber bei Euch will durch die Feinde verdunkelt werden, ſo müſſen wir nun zu Euch kommen, dasſelbige Licht nächſt Gott wieder anzuzünden.“

Karl Fey.



Überführung der Leiche Guſtav Adolfs von Lützen nach Wolgaſt. Nach dem Gemälde von Werner Schuch.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Weihnachtslicht.

(Abdruck verboten.)

Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von H. von Krauſe (E. von Hellen).

(Fortſetzung.)

Es war ein fröhliches Treiben, und es kam allen eine kurze Zeit vor, als ſei die Welt draußen mit ihrer Dunkelheit und Kälte und ihrem Kriegselend verſunken und eitel Lichtglanz, Freude und Jubel mit dem Chriſtkind eingezogen. Aber dann war es zu Ende. Die Lichter erloſchen, die Körbe waren leer, und Katharina hüllte ſich in einen dunklen Mantel. Die armen Weiber zogen von dannen, und nur die Witwe des Küſters blieb in dem Häuschen zurück, ſie und ihr kleiner Hans wohnten darin. Die großen und kleinen Holzſchuhe klapperten draußen auf der hartgefrorenen Erde, und Wendel ging, ſein Pferd aus dem Stall zu holen; er ſteckte die Piſtole in die Satteltaſche, nachdem er die Ladung entfernt hatte. Rupert trug den geleerten Korb, und ſo gingen ſie dem Schloß zu. Der Weg war nicht weit, einige Minuten, und ſie ſtanden an einem breiten Graben, über welchen eine hölzerne Brücke führte. Katharina klopfte, und das Thor jenſeits öffnete ſich knarrend. Ein enger Hof nahm ſie auf. Hundegebell und ein Feuerſchein, den eine Kienfackel verbreitete, welche eine alte Magd leuchtend auf der Steintreppe des Hauſes emporhielt, begrüßten ſie. — Eine halbe Stunde ſpäter ſtand Furioſo vor einem duftenden Heubündel im Stall. Sein Herr hatte ihm ſelbſt die Krippe gefüllt, er ſaß nun mit dem Magiſter in dem großen Wohngemach des Hauſes, in deſſen Kamin ein mächtiges Holzfeuer praſſelnd brannte, und wo der, ſeiner Krone und ſeines weißen Gewandes entkleidete Weihnachtsengel, in dunklem Kleide aus ſelbſtgeſponnener Wolle, den Tiſch für das Abendeſſen mit einfachen Speiſen beſetzte. Der wunderliche Gelehrte konnte einen inneren Widerwillen gegen den wilden Kriegsmann, für den er, nicht mit Unrecht, jeden Soldaten hielt, nicht unterdrücken, und dieſer empfand ein Vergnügen, den mageren Mann, der ſich die erſtarrten Finger am Feuer erwärmte, durch die Erzählung der greulichſten Kriegsabenteuer und toller Streiche, an denen ſein Leben nicht eben arm war, noch mehr zu ängſtigen. Katharina ging hin und her, ſie ſprach nicht viel, und nachdem ſie den Männern nach der Mahlzeit die Bierkrüge hingeſtellt, auch ein paar lange Thonpfeifen vom dunklen Geſims genommen und auf den Holztiſch gelegt hatte, verſchwand ſie mit der alten Doris.

Dieſe ging in die Küche. Katharina aber ſtieg eine enge ſteinerne Wendeltreppe, die zwiſchen den dicken Mauern ſich emporwindend in das obere Stockwerk führte, hinan. Sie trug einen Topf dampfender Suppe in der einen Hand und einen brennenden Kienſpan in der anderen. Oben ſtand ſie vor einer kleinen runden Holzthür, deren Fichtenholz von Alter geſchwärzt war, ſtill und lauſchte. Eine ſchwache zitternde Stimme drang, eine Melodie ſingend, zu ihr hinaus. Es war dasſelbe Lied „Vom Himmel hoch da komm ich her“, welches ſie unten im Dorfe mit den Kindern geſungen. Liebliches Lächeln erhellte das Geſicht des Mädchens. Sie öffnete vorſichtig und trat, in das Lied einfallend, in ein geräumiges Gemach, in welchem nur ein glimmender Holzklotz, der im Kamin lag, einiges Licht verbreitete. Das Fenſter war mit einer wollenen Decke feſt verhangen. Unweit des Kamins ſaß auf niederem Stuhl eine Frau. Ihr immer noch ſchönes Geſicht, von früh ergrautem ſchlichtem Haar umrahmt, war, nach der Weiſe der Blinden, ein wenig aufwärts gewendet, und indem ſie Katharinas Stimme vernahm und ſich ihre Züge erhellten, trat eine große Ähnlichkeit zwiſchen ihr und dem Mädchen hervor. Dieſes ſetzte die Suppe auf den großen Tiſch, ſteckte den Span in einen eiſernen Ring über dem Kamin und umfaßte dann, neben der Frau niederknieend, dieſelbe zärtlich und ſagte mit weicher Stimme: „Feiert mein Mütterchen auch Weihnachten?“

Die Frau fuhr taſtend und liebkoſend über die Wangen des Mädchens. „Ja, mein Kind,“ ſagte ſie, „den großen Weihnachtsglanz, der in der Welt ſcheint, können meine blinden Augen ja Gott ſei Dank auch ſehen. Aber nun ſetze Dich und erzähle mir, wie es im Dorfe zuging. Du kommſt ſpät, horch, da ſchlägt die Uhr, es iſt ſchon acht.“

Ein raſſelnder ſchnarrender Ton hallte durch das ſtille Haus, die große Schloßuhr dröhnte mit kräftigen Schlägen über das Gebäude hin. Katharina ſetzte ſich, nachdem ſie der Mutter die Suppe gereicht, und während dieſe aß, berichtete ſie getreulich von den Kindern, dem Lichterbaume und dem fremden Reiter. Das Antlitz der Mutter färbte ſich noch um einen Schatten bleicher, und ſie ließ die Hand mit dem Löffel ſinken. „Und Du haſt ihn mit ins Haus gebracht, Katharina?“ ſagte ſie im Tone tiefer Erregung leiſe.

„Ja, Mutter, ich konnte doch nicht anders!“

„Nein, Du konnteſt nicht anders. Aber was wird Dein Herr Oheim, was werden die Junker dazu ſagen?“

„Sie werden es ſich gefallen laſſen müſſen, Mutter, denn er iſt unſer Gaſt, Deiner und meiner. Wir haben, denke ich, dasſelbe Recht, wie Ohm Ottmar und die Vettern, uns einen Gaſt ins Haus zu nehmen,“ ſagte Katharina, nicht ohne einen Anflug von Trotz. „Übrigens iſt er ein Herr von Adel, ein Offizier, und ich ſagte Dir ſchon, daß ich Gutes von ihm denke, denn er hat mit den Kindern geſpielt.“

„Wie ſieht er aus?“

„Wie ein Falke,“ ſagte Katharina raſch.

„Die haben ſcharfe Fänge, mein Kind. Jedenfalls iſt ſein Hierſein ein Zeichen mehr, daß ſich der unſelige Krieg wieder unſerem Dorfe nähert,“ fügte die Mutter, unwillkürlich zuſammenſchauernd, hinzu. „Auch fürchte ich die hitzigen Köpfe der Junker.“ Sie ſeufzte.

„O Mutter, fürchte heute Abend nichts,“ rief Katharina, „es iſt ja Weihnacht, mir iſt ſo froh zu Sinn, und ich denke, der Heiland, der in dieſe dunkle Welt kam, weiß auch darin Beſcheid und wird uns ſchon hindurch helfen.“ Mit heller Stimme begann ſie wieder zu ſingen: „Nun ſinget und ſeid froh! Jauchzt alle und ſagt ſo: unſres Herzens Wonne liegt in der Krippe bloß, und leuchtet als die Sonne in ſeiner Mutter Schoß!“ — Sie küßte die Mutter und machte ſich dann daran, ſie zur Ruhe zu bringen. Als dieſe in den Kiſſen des großen Himmelbettes lag, ſagte ſie, die Hand der Tochter haltend: „Mein geliebtes Kind, ich danke Dir für alle Deine Fürſorge. Freilich will ich nicht verzagen, aber denke daran, was mir dieſer unbarmherzige Krieg ſchon alles gekoſtet, Deinen Vater, Deine Brüder, mein Augenlicht und mehr denn zwei Drittel meiner Habe. Iſt es da zu verwundern, wenn ich zittre, daß er mir noch mehr nimmt?“

Statt aller Antwort küßte Katharina die Mutter, kniete neben dem Bett nieder und ſprach das Abendgebet. Sie endete aber mit dem himmliſchen Weihnachtsgruß: „Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen.“

Unterdeſſen ſaßen Wendel und der Magiſter, dicke Dampfwolken aus ihren Pfeifen blaſend, im Wohnzimmer über eine alte Karte gebeugt, die der Magiſter herbei geſchleppt hatte, und Wendel ſuchte den Weg darauf, den er morgen einſchlagen wollte, beim Schein eines trüb brennenden Talglichtes, das in kupfernem Leuchter auf dem großen, ſchweren, dunklen Holztiſch mit den dicken gedrehten Füßen ſtand. Das breite Schwert lehnte in einer Ecke des Zimmers an der braunen Holzvertäfelung, funkelnden Widerſchein weckte das Feuer im Kamin auf der blanken Scheide.

„Es iſt viel fortune, daß Ihr die Junker nicht getroffen habt,“ ſagte der Magiſter.

„So, und weshalb?“ fragte Wendel.

„Nun, ſie würden Euch keinen ſonderlichen Willkommen geboten haben,“ erwiderte jener.

„Meint Ihr? Wer ſind dieſe Ausbunde von Junker? Sind es die Brüder Eures Fräuleins?“

„Nein doch, es ſind ihre Vettern. Zwei Brüder wohnten in dieſem Haus, das einſt voll Kinderluſt und Leben und ein ſtattlicher Herrenſitz war,“ ſagte der Alte melancholiſch, indem ſeine Stimme einen milden Klageton annahm. „Zwei ehrenfeſte Herren vom Adel mit ihren Eheliebſten ſaßen unter dem alten Dach, und an dieſem Tiſch haben wir zu zwanzig Perſonen beiſammen geſeſſen, die Kinder, ein lebendiges Gleichnis von den Ölzweigen, um den Tiſch her. Ich habe ſie alle mit viel Mühe und manchem Verdruß das Leſen und Schreiben gelehrt und konnte dabei beobachten, wie der Väter Eigenart ſich auf die Kinder vererbt. Denn ſo wie Herr Ottmar von Frondsberg der edlen Wiſſenſchaft abhold war, an Jagd und allerlei wilden Fahrten immer ſeine Luſt hatte, auch nichts lieber that, als den vollen Humpen ſchwingen —“

„Ich hoffe, er hatte Beſſeres darin, als dieſes elende Bier,“ ſagte Wendel, „der Teufel weiß, daß ich ſolch ſchales Zeug ſeit Jahren nicht über die Lippen brachte. Es ſcheint mir eine Hungerwirtſchaft hier in dem alten Neſt.“ Er ſtieß den Steinkrug auf den Tiſch, daß der Magiſter zuſammenfuhr.

„Wenn der Teufel Euer Mundſchenk iſt,“ ſagte dieſer furchtſam, „ſo will ich lieber mein Lebtage hier Dünnbier trinken von Fräulein Käthens Gebräu, als den beſten Wein in Eurer Geſellſchaft. Damals, ja,“ fuhr er dann, ſeine Gedanken fortſetzend und mehr mit ſich, als mit jenem redend, fort, „damals hatten wir Wein genug im Keller, aber fragt nur Euresgleichen, wo er geblieben iſt. Ausgeſoffen! Und als ſie nicht mehr konnten, haben ſie die Fäſſer eingeſchlagen und das edle Getränk in den Kot laufen laſſen.“

„Mag die Peſt ihnen in den Leib fahren!“ rief Wendel, „hätten ſie mir wenigſtens einen ordentlichen Trunk gelaſſen.“

Der Magiſter verſtummte, die Flamme kniſterte, und Wendel blies große Wolken zu der dämmrigen Decke des Zimmers aus ſeiner Pfeife. „Nun, was war's mit dem Herrn Ottmar, der noch Wein hatte? Ihr ſitzt ja da wie ein alter Kauz in der Turmecke. Redet, haben ſie ihm auch vielleicht den Boden oder vielmehr den Schädel eingeſchlagen, wie ſeinen Fäſſern?“

„Da ſei Gott vor, nein! Was ich von dem gnädigen Herrn ſagen wollte, iſt, daß ſeine Kinder alleſamt einen harten Kopf haben und keine Luſt am Studio, indeſſen Herr Theobalt, ſein Bruder, ein feiner Herr, mit viel Sorgfalt eine ſchöne Liberei zuſammen brachte und ſelbſt in der edlen Poeſie wohl erfahren war. Wie denn alle ſeine Kinder ebenfalls einen hellen Kopf hatten, und mir eine rechte Luſt geweſen iſt, ſie zu unterrichten.“

„Nun wenigſtens konnten die Soldaten dem edlen Herrn die Bücher nicht ausſaufen oder verſchütten.“

„Das nicht, aber verbrannt, zerfetzt und zerriſſen haben ſie die koſtbaren Bände, daß mir ſchier das Herz über ſolchem Jammer gebrochen iſt, und doch war es nicht das Ärgſte, was ich geſehen habe,“ fuhr er fort, „nicht das Ärgſte —“

„Immer das alte Klagelied,“ unterbrach Wendel unmutig. „Wo ſind denn Eure Scholaren nun alle geblieben, mein gelehrter Herr, der Ihr am Kamin ſitzt und den Soldaten ſcheltet, den der Krieg wild gemacht hat, und der nicht, wie Ihr, alle Tage ein feſtes Dach gegen Wind und Wetter über ſeinem Haupte ſpürt. Hol' Euch der Teufel mit Euren Litaneien, Ihr ſeid ſo ſchal wie Euer Dünnbier. Iſt keiner von Euren Schülern mehr da, der mir einen anderen Trunk reiche, und mit dem ich knöcheln könnte, oder habt Ihr ſie alle ſchon fortgewinſelt, Ihr alte Jammerflöte, Ihr?“

„Alle fort, tot und fort,“ nickte der Alte, „und die noch da ſind, ach, Du mein Gott — — horch“ — unterbrach er ſich — „hört Ihr nichts, da kommen ſie! Hört den Klopfer, — das iſt Herrn Ottmars Stimme — geht, ich beſchwöre Euch, Herr, geht hinauf in Eure Kammer. Sicher ſind ſie trunken, ſie kommen von der Hochzeit — ach du meine Güte — ich will Euch Eure Schlafſtelle zeigen.“

„Seid Ihr ein altes Weib?“ fragte Wendel. „Wer kommt da? Redet vernünftig.“

Laute Stimmen und Pferdegetrappel wurden laut und hallten von den Wänden des engen Hofes wider. Fackelſchein glühte auf und flackerte durch die kleinen grünen Scheiben des Fenſters. Jetzt kamen ſchwere Schritte die Stiege herauf, die Thür flog auf, und vier Männer traten ein. Eigentlich nur drei, denn der vierte, der entſchieden trunken war, fiel faſt in die Thür und ſank ſogleich auf der Ofenbank nieder.

„Hallo, Jungens!“ rief der Älteſte, ein nicht ſehr großer, etwas korpulenter Mann mit einem breiten verſchwommenen Geſicht, der einen mächtigen Filz auf dem Kopfe trug, von dem ein paar große Federn ſchlapp hernieder hingen. Er ſprach mit einer Art behaglicher Fettſtimme, indem er die Hände in die Taſchen ſeiner weiten Hoſen ſchob und ſich dicht vor Wendel hinſtellte. „Hallo! Das ſieht ja aus wie ein Gartbruder,*) ſchleicht ſich in unſeren Bau, wenn wir nicht daheim ſind, hallo Jungens!“

„Soll ich ihn die Treppe auf ſeinen Haaren hinunter ſchicken, Vater?“ ſchrie einer der beiden anderen, „was will der Hallunke hier an unſerem Tiſch, ich werde ihm kühles Nachtquartier geben.“ Der junge Menſch war ohne Zweifel angetrunken und kampfluſtig.

„Halt, Klaus,“ ſagte der Alte, ihn beiſeite ſchiebend, „noch nicht.“

„Ich achte,“ ſagte Wendel jetzt ſpöttiſch, „daß die Fackel Euch alleſamt geblendet, oder der Satteltrunk, den Ihr gethan habt, Euren Sinn benebelt hat. Sonſt, Herr von Frondsberg, würdet Ihr leichtlich erkennen, daß ich kein Freireiter bin. Mein Name iſt von Wendel, Rittmeiſter von Wendel vom Regiment Weſt-Gotland. Da ich von Kroaten überfallen und von meinem Regiment verſprengt ward, ſo ſuchte ich hier Obdach, welches mir denn auch gewährt worden iſt.“

Jetzt trat der dritte Junker, ein unterſetzter Menſch mit einem roten Geſicht, aus dem ein paar kleine ſchwarze Augen tückiſch hervorblitzten, auch heran. „Jeder Ritter vom Stegreif kann einen guten Namen mißbrauchen,“ ſagte er verächtlich, „ſollte Euer Stammbaum etwa vom Weibel des Lagers geführt werden? Ihr ſeht mir nicht aus, als hätte ein ehrliches Wappenſchild über Eurer Wiege gehangen!“

Jetzt ſtieg Wendel das Blut in die Schläfe.

„Kommt,“ flüſterte der Magiſter, „Ihr ſeht doch, daß ſie von der Hochzeit kommen und trunken ſind.“

„Es ſteht Euch übel an, einen Fremden unter Eurem Dach ſo zu verunglimpfen,“ rief Wendel dem Junker Götz zu, „und wenn ich nicht wüßte, daß Ihr Eures Vaters Sohn ſeid, hätte ich Euch für einen Malzraufer oder Schlackenläufer gehalten.“

„Vermaledeiter Hund!“ ſchrie Klaus jetzt und taſtete nach dem Schwert an ſeiner Seite, „ſollſt Du meinen Bruder beſchimpfen? Wer hat Dir erlaubt hier einzudringen —“ Er ſtürmte wütend mit gezogener Waffe auf Wendel ein, der nach dem Dolchmeſſer unter ſeinem Lederkoller faßte, als Katharina plötzlich zwiſchen ihnen ſtand.

„Ich habe es ihm erlaubt,“ ſagte ſie ruhig, aber ſo laut, daß es die zornigen Ausrufe der Männer und das wehklagende Beſchwören des armen Magiſters, der mit gefalteten Händen in der Ecke ſtand, übertönte. „Stecke Dein Schwert ein, Klaus, dieſer Herr iſt mein Gaſt.“

„Dein Gaſt, ha, ha, ha,“ brüllte Klaus in helles Lachen ausbrechend, „Dein Gaſt, höre Götz, die Käthe hat einen Gaſt! — ha — ha —“

„Ohm Ottmar, ſage Deinem Sohn, daß ich das Recht habe, hier Gäſte zu beherbergen,“ ſagte das Mädchen, „ich bitte Dich, heiße den Herrn von Wendel willkommen.“ Sie trat mit dieſen Worten vor den alten Herrn und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Hallo, Jungens! Laßt das Raufen!“ rief Herr von Frondsberg. „Ohne Frage kann die Käthe einen Gaſt haben, ohne alle Frage. Komm Mädchen,“ ſagte er, ihr mit gutmütigem Augenzwinkern über die Wange ſtreichelnd, „ſie ſollen Dir Deinen Rittmeiſter ungeſchoren laſſen, das ſage ich, Dein alter Ohm, und Du weißt, ich leide nicht, daß die wilden Jungen Dir etwas zu Leide thun. Alſo Friede da! Hallo, Jungens! Bringt Euren Bruder zu Bett, er hat ſich brav gehalten auf der Hochzeit, aber nun muß er ausſchlafen. Und Ihr, Herr von Wendel?“ —

Dieſer ſtand mit düſterem Geſicht und hielt noch immer ſeinen Dolch in der geballten Fauſt. Er hatte nicht übel Luſt, den raufboldigen Junkern einen Denkzettel ins Geſicht zu ſchreiben mit dieſem ſcharfen Griffel, und ſein heißes Blut ließ ſich nicht ſo raſch wieder beruhigen. Jetzt aber ſtreckte ihm der alte Herr ſeine fleiſchige Hand hin.

„Laßt gut ſein, Rittmeiſter, es iſt bei dieſen ſchlimmen Zeiten kein Wunder, daß man mißtrauiſch gegen den fremden Reiter wird. Sie haben uns übel genug mitgeſpielt, ſowohl die Kaiſerlichen, als die Schweden, und die Sachſen nicht ausgenommen, aber der Käthe Gaſt iſt mir willkommen. Setzt Euch, Herr, und laßt uns noch einen Trunk mitſammen thun.“ Es war dem Herrn von Frondsberg augenſcheinlich behaglicher, daß es keine blutigen Köpfe, ſondern einen gemütlichen Nachttrunk geben ſollte.

Wendel zögerte einen Augenblick, er hätte am liebſten ſein müdes Roß wieder aus dem Stall gezogen und wäre in die Nacht hinaus geritten, dem ungaſtlichen Haus den Rücken kehrend, da traf ihn Katharinas Blick. Ernſt und ruhig ſah ſie ihm in das erregte Geſicht, es war ihm, als ſenke ſich eine kühle Hand auf ſeine heiße Stirn, er ſteckte den Dolch ein und legte ſeine Rechte in die dargebotene Hand, welche Ohm Ottmar derb ſchüttelte. Dann ſetzte ſich der Hausherr an den Tiſch und winkte dem Gaſt, gegenüber Platz zu nehmen, er griff nach dem Bierkruge, ſteckte ſeine kleine runde Naſe hinein und ſchnitt ein Geſicht. — „Pfui, Käthe, was für ein abſcheulich ſchales Gebräu,“ rief er, „hat ſie Euch das zu trinken gegeben, Rittmeiſter?“

Wendel mußte wirklich lachen über die Miene des Alten, als er antwortete: „Der Magiſter und ich haben uns an dieſem kühlen Trunk freilich keine Mordluſt antrinken können.“

„Ja, ja,“ ſagte Käthe, „ich hätte Euch gern Beſſeres gegeben, aber ich habe nichts, und da Ihr mein Gaſt ſeid —“

„Braue uns einen Würzwein, Mädchen, gut und heiß, es wird mir nach dem kalten Ritt lieb ſein. Da iſt der Schlüſſel, Du weißt ja, wo Du den Wein findeſt.“

„Da ſcheinen meine Kameraden doch noch etwas übriggelaſſen zu haben. Wie, Herr Magiſter?“ drohte Wendel dem Gelehrten, der ſeine erloſchene Pfeife wieder in Brand ſetzte und jetzt mit ehrbarer Verbeugung verſicherte: „Ich kenne des gnädigen Herrn Weinvorrat nicht, und mag allbereits ein oder das andere Fäßlein wieder im Keller ſein, viel aber nicht, Herr von Wendel, wirklich nicht,“ fügte er ängſtlich hinzu, „und was ich da ſagte, iſt die reine Wahrheit, ich habe es mit dieſen meinen Augen geſehen.“

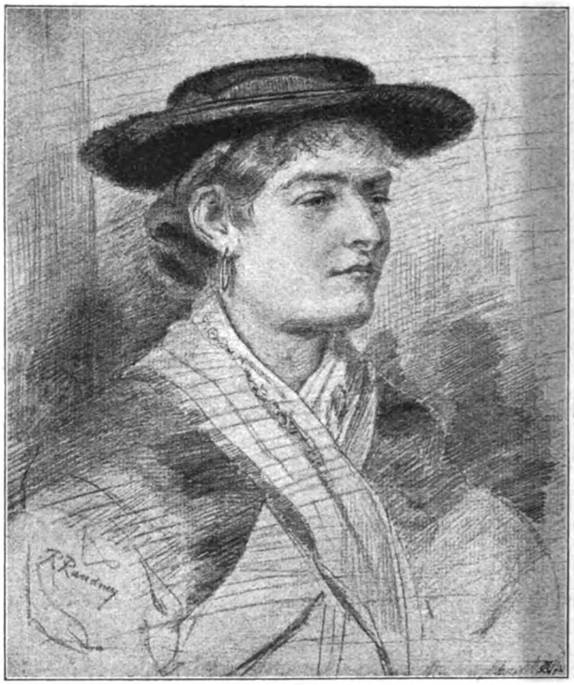
Der alte Herr von Frondsberg plauderte ganz vertraulich und harmlos mit ihrem Gaſt, als Katharina den dampfenden Wein und einige Zinnbecher auf den Tiſch ſetzte. Sie blieb nun da, hörte den Erzählungen des Fremden zu, indeſſen ſie mit fleißiger Hand eine zierliche blau und rote Borte in ein Leinentuch nähte. Nur bisweilen ſah ſie hinüber in ſein dunkles Geſicht, einmal entfiel ihr der Fingerhut, da ſprang er auf und reichte ihn ihr. Auch die Junker Klaus und Götz kamen zurück und ſetzten ſich unten an den Tiſch. Sie mußten es ſich gefallen laſſen, daß der Vater mit dem fremden Mann trank und ſich von ihm allerlei vom Kriegs- und Lagerleben berichten ließ, aber ſie blickten finſter darein und fanden Heimliches mit einander zu raunen.

„Ich war eben im Stall,“ ſagte Götz leiſe, „Donnerwetter, hat der Kerl ein ſchönes Pferd. Ich ſage Dir, Klaus, unſere Klepper ſehen dagegen aus wie die ſieben mageren Kühe des Pharao.“

„Ja, ja, die nehmen es, wo ſie es kriegen können,“ knirſchte jener, „er wird ſchon eine gefüllte Taſche dazu haben. Und eine ſchöne Armatur,“ fuhr er fort, „wenn ich das hätte, weiß ich wohl, daß ich mich bald von dannen machte und ginge dahin, wo es in dieſen verdammten Zeiten noch was zu holen gibt, nämlich in den Krieg. Wenn man gleich ſo als Reiter ſich aufſpielt, kann es einem nicht fehlen und das Leben bei dem Alten habe ich gründlich ſatt.“ Er trank noch einen Becher von dem ſtarken Wein, um ſeinen Ärger herunter zu ſpülen. „Wäre die Gans, die Käthe nicht dazwiſchen gekommen, wir hätten ihn gezwungen, uns die Ausrüſtung zu vermachen, wie, Götz?“ Dieſer nickte nur. „Nun, ich ſag' es immer — die Weiber —“ er fiel mit dem Kopfe auf den Tiſch und ſchlief feſt ein. Indeſſen ſaß Götz mit ſcheinbar gleichgiltiger Miene am Tiſche, die tückiſchen kleinen Augen auf den Gaſt gerichtet, und erwog in Gedanken, ob es keinen Weg gäbe, das Pferd des Verſprengten, ſein Geld und ſeine Waffen zu erhalten und ſich damit aus dem Staube zu machen. War es doch lange auch ſein Wunſch, das Glück des Soldatenlebens zu verſuchen.

---

*) Bettelnde Soldaten.



Studienkopf. Von Rob. Raudner.

Tiefer ſank die heilige Nacht herab auf die ſtille, kalte, dunkle Erde. Vielleicht war es gut, daß der Glanz der blitzenden Sterne dort oben nicht herableuchtete in all das entſetzliche Elend, das dieſes Dunkel in jener ſchrecklichen Zeit zudeckte, ſondern ſtill und glänzend da oben ſchimmerte zum Lobe Gottes. Denn, wenn es je dem Menſchen nötig war, die Augen unten zu bedecken, um nicht zu verzagen an der Sünde und dem Greuel hienieden, hinauf aber zu blicken zu den lichten Sternen, ſo war es damals nötig. Ähnliche Gedanken mochten auch Katharinas Herz bewegen, als ſie jetzt die wollene Decke von dem Fenſter im Zimmer ihrer Mutter leiſe zurückſchob und hinausſah zu den Millionen blitzender Welten, die ſo rätſelhaft da oben leuchteten, ſeit vielen tauſend Jahren. Leiſe wollte ſie ihr Lager aufſuchen, um die Mutter nicht zu ſtören, nachdem alles zur Ruhe gegangen war, aber es beſchlich ſie eine heimliche Unruhe, deren ſie nicht Herr werden konnte. Sie hatte die lauernden Blicke des tückiſchen Götz wohl bemerkt. Freilich mußte er auf Befehl des Vaters, der viel Gefallen an Wendel fand, dieſem, bevor ſie ſich trennten, eine Art Entſchuldigung über ſeine unverſchämten Beleidigungen machen, aber ſie kannte ihn zu genau, um nicht zu wiſſen, wie das den Fremden nur verhaßter in ſeinen Augen machen würde. Suchend und fragend blickte ſie jetzt hinauf zu den Sternen. Nach dem Glauben oder Aberglauben ihrer Zeit ſtand in ihnen auch ſein Geſchick geſchrieben, das Geſchick des fremden Mannes, der ihr doch plötzlich ſo nahe getreten war. Sein Geſchick und das ihre! Es faßte ſie ein heißer Wunſch, die wunderbare leuchtende Schrift dort oben leſen zu können. Hatte nicht der Magiſter immer behauptet, etwas davon zu verſtehen? Hatte er ihr nicht ſelbſt einmal geſagt, ihr Horoſkop deute auf ein Leben voll Kampf und Thränen, aber am Ende ſei Sieg? Ach, ſie hatte Kampf und Thränen genug kennen gelernt in ihrem kurzen Erdendaſein. Freilich nur wie ein wüſter Traum noch ſchwebten ihr die ſchrecklichen Tage der Plünderung durch Wallenſteins Horden vor, als ſie den Vater, aus furchtbarer Stirnwunde blutend, auf ſein letztes Bette trugen. Drei hoffnungsvolle Brüder hatte ſie hinausziehen ſehen in den unbarmherzigen Kampf, und keiner war wieder gekommen. Zwei kleine Geſchwiſter hatte die Peſt hingerafft, und dann kam wieder eine Plünderung, kamen wieder angſtvolle Tage mit der kranken Mutter in einem verborgenen Gemach des Hauſes, wo ſie nur den Feuerſchein des brennenden Dorfes leuchten ſahen, wohin das Toben der wüſten Kriegsbanden nur gedämpft und doch in entſetzlicher Deutlichkeit zu ihnen hereindrang. Die Thränen hatten der Mutter Augenlicht genommen, und ihre Jugend war freudlos eingeengt in ein entbehrungsreiches, arbeitsvolles Daſein zwiſchen den wilden Vettern, der leidenden Mutter und dem guten wunderlichen Gelehrten.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Bürgerliche Wappen.

Von Maximilian Gritzner.

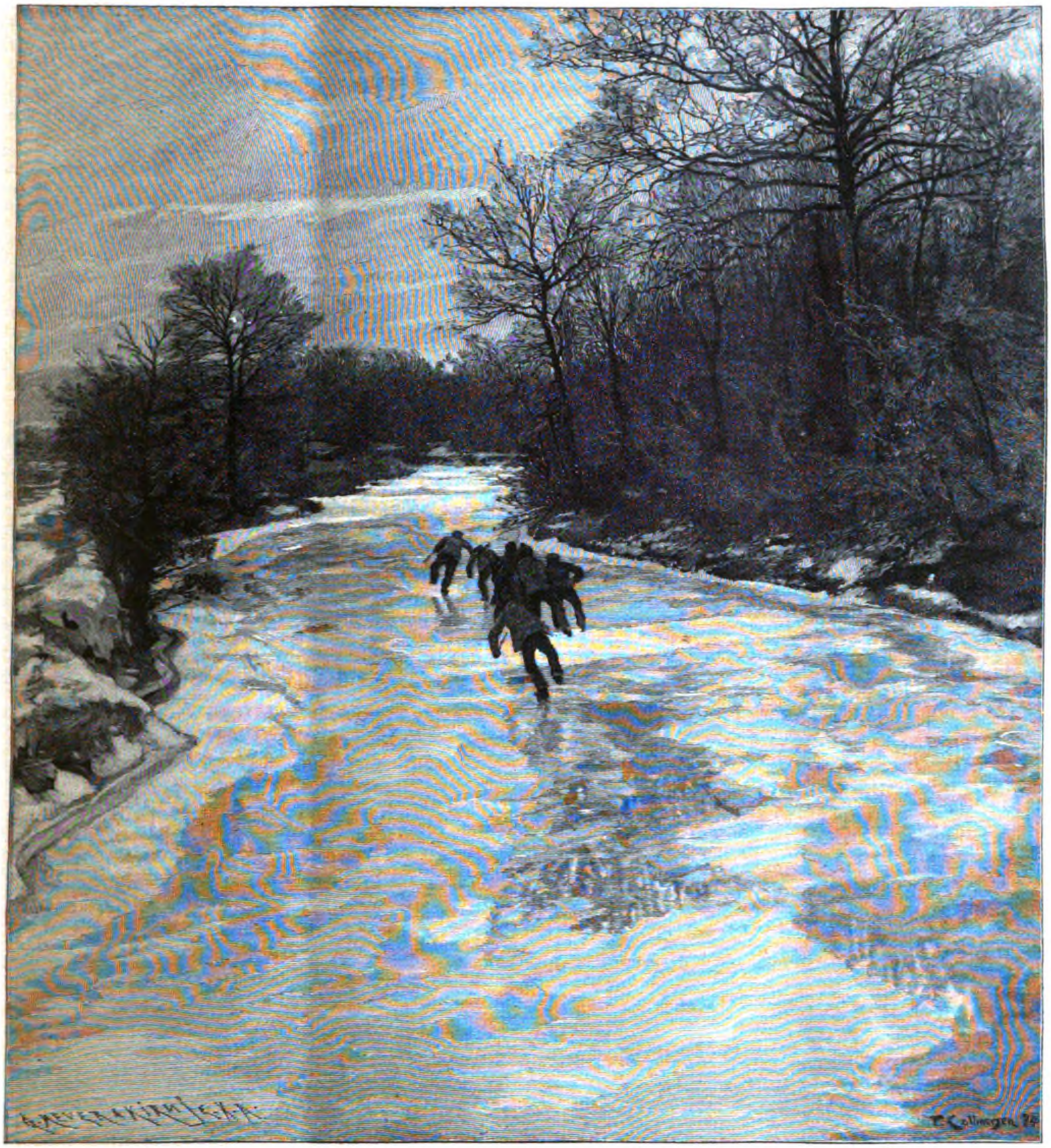
Unter einem „Wappen“ verſtehen wir ein bildliches Zeichen auf einem Schilde, der Hauptſchutzwaffe des Mittelalters, verbunden mit einem zweiten Bilde, das auf dem zur Rüſtung gehörigen Helme, der zweiten Schutzwaffe, angebracht iſt. Dieſe beiden Bilder, von denen das erſtere für gewöhnlich dem Schilde in abſtechender Farbe aufgemalt oder auch aufgeheftet, das letztere am Helme ſeitlich bezw. oben angeheftet war, bilden in ihrer Geſamtheit etwa ſeit der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts den Geſamtbegriff eines Wappens.

Es war damals der Wappenſchild der wirkliche Kampfſchild, der Wappenhelm der wirkliche Helm, den der Ritter über den Kopf geſtülpt trug; das auf dieſem befindliche Bild hieß das Kleinod.

Während in der Zeit des Aufkommens der erblichen Wappen, welche wir für den höheren Adel etwa um das Jahr 1150, für den niederen um das Jahr 1230 nachweiſen können, das Wappen nur mehr ein für die Mannen berechnetes Erkennungszeichen des Ritters im Kampfe bildete, finden wir daſſelbe ſehr bald darauf ſchon als Bild des Siegelpetſchaftes, mit dem der Ritter ſeine eigenen oder als Zeuge auch die Urkunden anderer Ritter beglaubigte; denn ſchreiben konnten damals nur ſehr wenige.

Bis etwa zum Jahre 1320 kannte man das Wappen lediglich als Symbol und Recht des Adels. Bald nach dieſem Jahre indes begegnen wir bereits bürgerlichen Wappen. Zu dieſen rechne ich weder die ſogenannten „Hausmarken,“ obwohl dieſe ſpäter vielfach ſich zu Wappenbildern geſtalteten, noch die „Steinmetzzeichen.“ Vielmehr begannen infolge des Heranwachſens der ſtädtiſchen Macht ſchon im XIV. Jahrhundert Bürger, die nötigenfalls Haus und Gut gegen die Ritter mit der Waffe zu verteidigen hatten, ſich des ſchützenden Schildes zu bedienen und bemalten dieſen, nach Art des ritterlichen Schildes, gleichfalls mit einem frei erfundenen Wappenbilde. Dieſes Wappenbild wurde, ebenſo wie bei den ritterlichen Geſchlechtern, bald in den beſſeren Bürgerfamilien erblich, und der Bürger bezeichnete mit ihm ſein Eigentum in der verſchiedenſten Weiſe. Vor allem wurde dieſes Wappenbild auch zum Siegelbild, das vielfach die Unterſchrift erſetzte.

Die Ritter ſahen der Entſtehung des bürgerlichen Wappenweſens anſcheinend in aller Ruhe zu; galten doch damals ſchon nicht mehr das Wappen, ſondern der Schwertgurt und dann der goldene Sporn als beſonderes Abzeichen des Adels. Es fiel daher den Rittern nicht ein, den Bürger, weil dieſer ſich eines Wappens bediente, als ritter-



Winter. Nach dem Gemälde von Fr. **Kallmorgen.**

mäßig, als ſeinesgleichen anzuſehen, ja es galten — bis etwa zum Jahre 1400 — nicht einmal die vornehmen Geſchlechter der Reichsſtädte als „Wappengenoſſen,“ d. h. Adelige, obwohl die Ritter jene Geſchlechter oft als Bundesgenoſſen zu Hilfe riefen und ihnen alle Ehren als ihresgleichen erwieſen.

Bis gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts waren alle Wappen, adelige wie bürgerliche, frei von den Beſitzern erfunden und vererbten ſich von Vater auf Sohn. Jeder, der ſich ein Wappen zulegte, hütete ſich auf das ſtrengſte, ein Bild anzunehmen, das — ſoweit ſeine damals, wie es ſcheint, recht umfaſſende, vorhandene Kenntnis es zuließ — bereits von einer anderen Familie geführt wurde; Streitigkeiten darüber mögen trotzdem nicht ſelten geweſen ſein. Mit dem Jahre 1400 aber beginnt im Wappenweſen eine neue Epoche, denn ſeit dieſem Jahre iſt die förmliche Verleihung von Wappen ſeitens der deutſchen Kaiſer nachweisbar, und zwar die erſte Verleihung eines bürgerlichen Wappens. Dieſelbe erfolgte durch Kaiſer Ruprecht am Tage ſeiner Krönung und iſt datiert „uff dem Felde vor Frankfurt, am Tage Sancti Hieronymi (30. September) 1400“ für die Söhne des Folze Eyermenger, Bürgers zu Mainz.

Die Form dieſes erſten bürgerlichen „Wappenbriefes,“ wie man in der Folge (zum Unterſchiede von den „Adelsbriefen“) die an Bürgerliche gegebenen Diplome nannte, weicht in Ausſtattung und Inhalt ſehr weſentlich von den Adelsbriefen ab.

Durch die genannte Verleihung wird alſo zuerſt die Berechtigung des Bürgers, ein Wappen zu führen, ausdrücklich beſtätigt.

Nachdem Kaiſer Friedrich III. den Thron beſtiegen, wurden die Überreſte der alten Heerſchildsverfaſſung, nach welcher der Adel durch Belehnung entſtand, beſtattet, und die Erhebung in den Adelſtand erfolgte lediglich vermittels kaiſerlicher Diplome. Allein die Verleihung auch bürgerlicher Wappenbriefe nahm bedeutend zu; ſchon damals ſcheint deren Ausſtellung eine recht bedeutende Einnahmequelle gebildet zu haben.

Die Empfänger der bürgerlichen Wappenbriefe werden in letzteren nun ſchon als „Wappengenoſſen“ ausdrücklich bezeichnet, während, wie oben ausgeführt, dieſe Bezeichnung ehedem nur dem Rittertum zuſtand. Etwas ſpäter begegnen wir einer neuen Unterſcheidungsart zwiſchen „Wappenbriefen“ und „Adelsbriefen.“

Während nämlich in den, im Diplom beſchriebenen und gemalten

Wappen der auf dem Wappenſchilde ruhende Helm bei den bürgerlichen Wappenbriefen als ein „geſchloſſener“ bezeichnet und gemalt wird, iſt der Helm auf den Wappen in den Adelsbriefen als ein „offener Turnierhelm“ bezeichnet. Als ſolcher iſt er auch gemalt, d. h. mit einem offenen ſogenannten Spangenviſier, welche Form man beim „Kolbenturnier“ benutzte. Auch krönt den geſchloſſenen Helm zumeiſt keine Krone, ſondern es ruht auf ihm der ſogenannte Wulſt oder Pauſch, ein in den beiden Wappenfarben ſeilartig gewundenes Stück Zeug, deſſen Enden „abfliegen.“

Dieſe Unterſcheidung iſt ſelbſtredend nur theoretiſch aufrecht zu erhalten, denn der Art des Stils, in dem ein Wappen dargeſtellt wird, muß natürlich auch die jeweilige zeitgemäße Helmform entſprechen.

Nachdem dergeſtalt mit der Zeit eine große Anzahl neuer Adelsgeſchlechter durch Diplome geſchaffen worden war, beſonders in den damals bereits ſehr mächtigen Reichsſtädten Süddeutſchlands, fühlten ſich die dort bereits lange Zeit ſeßhaften regiments- oder ratsfähigen längſt wappenführenden Patrizierfamilien, die „Geſchlechter,“ benachteiligt und begannen ſich gleichfalls — eo ipso — der Adelsqualität zu bedienen, die ihnen übrigens ſpäter meiſt durch beſondere kaiſerliche Kollektivdiplome noch beſtätigt wurde. So z. B. 1450 dem Patriziergeſchlecht Muffel in Nürnberg, ſowie d. d. Diedenhofen, 29. Oktober 1552, durch Kaiſer Karl V. den geſamten Ulmer Patriziern.

Eine andere Unterſcheidung der bürgerlichen Wappen- von den Adelsbriefen mußte infolge des überhandnehmenden Standesbewußtſeins die kaiſerliche Kanzlei unter Kaiſer Maximilian II. einführen; dies geſchah, indem man im Adelsbriefe ausdrücklich „die Erhebung in den Stand des Adels“ in das Formular aufnahm, das nach weiteren dreißig Jahren auch noch durch die Verleihung der „Turniermäßigkeit“ des Beliehenen vermehrt wurde.

Die Verleihung von Adels- wie auch bürgerlichen Wappenbriefen wurde aber nicht nur von den deutſchen Kaiſern ausgeübt, ſondern, ſchon ſeit Mitte des XVI. Jahrhunderts, auch von den Erzherzögen von Öſterreich. Später kamen neben den kaiſerlichen Briefen noch die „ungariſchen und erbländiſch-böhmiſchen“ hinzu, die, unbeſchadet der Diplome des heiligen römiſchen Reiches, nebenher verliehen wurden, vorzugsweiſe von der Kaiſerin Maria Thereſia in ihrer Eigenſchaft als Königin von Ungarn und Böhmen.

Seit dem Beginn des XVII. Jahrhunderts fingen nun auch die Beherrſcher einzelner Staaten in Deutſchland an, eigene Adels- und Wappenbriefe zu verleihen oder ſolche zu beſtätigen. So wiſſen wir, daß Adelsbeſtätigungen („Konfirmationen“) kaiſerlicher Diplome bereits unter der Regierung des Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg (ſchon 1620) verliehen wurden, und daß ſich die Anzahl derſelben unter der Regierung des Großen Kurfürſten ſehr vermehrte. Die erſte ſelbſtändige Erteilung eines Adelsdiploms ſeitens dieſes Monarchen erfolgte d. d. Coelln a. d. Spree, 7. Mai 1663, für Fabian Kalau vom Hoffe, kurbrandenburgiſchen Rat und Lehnsſekretär.

Auch die Pfalzgrafen von der Pfalz erteilen ſchon ſehr früh bürgerliche Wappenbriefe, und auch die Erteilung des Adels ſowohl in der Form der Verleihung der ſogenannten „Edelmannsfreiheit“ wie auch durch direkte Adelsdiplome iſt ſchon ſeit 1519 nachweisbar.

Außerdem hatten die Kurfürſten von der Pfalz und von Bayern, ſpäter Kurpfalzbayern, während der Sedisvakanzen des heiligen römiſchen Reiches, der Zeit zwiſchen dem Tod eines Kaiſers und der Wahl ſeines Nachfolgers, noch das beſondere Recht, als „Reichsvikare“ in den „Landen des Rheins, Schwabens und des fränkiſchen Rechtes“ im Namen des Kaiſers Perſonen mit Wappen- und Adelsbriefen zu verſehen. Hiervon wurde beſonders im XVIII. Jahrhundert ein oft mehr als reichlicher Gebrauch gemacht.

Die Kurfürſten von Sachſen erteilten gleichfalls in ihrer Eigenſchaft als Reichsvikare während der Sedisvakanzen und zwar für die Lande, wo das ſächſiſche Recht Geltung hatte, derartige Diplome, nachdem auch ſie ſchon ſeit dem erſten Drittteil des XVII. Jahrhunderts zahlloſe Anerkennungsreſkripte kaiſerlicher Diplome für ihre Landesunterthanen erlaſſen hatten. Die erſte kurſächſiſche Reichsvikariatsadelserhebung erfolgte 1658 am 6. Juli für Dr. jur. Zacharias Beichling, Domherrn zu Merſeburg, den Ahnherrn des ſpäteren, nun erloſchenen Grafengeſchlechts.

Außer allen dieſen monarchiſchen Diplomen haben wir noch derjenigen zu erwähnen, die von den ſogenannten Hofpfalzgrafen verliehen worden ſind. Das Hofpfalzgrafenamt, wohl zu unterſcheiden von der Pfalzgrafenwürde, wurde zuerſt an hohe Geiſtliche, ſpäter an Gelehrte aller Stände durch beſonderes kaiſerliches oder päpſtliches Diplom erteilt. Anfangs gab es nur das kleine Hofpfalzgrafenamt, das dem Beſitzer für ſeine Perſon die Ausübung der ſogenannten (kleinen) Comitive geſtattete. Dies Privileg gipfelte darin, daß ſie Notare ernennen, uneheliche Kinder legitimieren, Adoptionen genehmigen durften. Später wurde ihnen auch noch geſtattet, ehrloſe Perſonen (Scharfrichter, fahrende Leute ꝛc.) ehrlich zu machen, akademiſche Grade zu vergeben, Dichter zu krönen und Juden ihren Schutz zu verleihen. Außerdem aber durften ſie bürgerliche Wappenbriefe verleihen.

Seit Beginn des XVII. Jahrhunderts kam das größere Pfalzgrafenamt hinzu, das indes zumeiſt nur fürſtlichen, gräflichen oder beſonders hervorragenden freiherrlichen und adeligen Perſonen, teils erblich, teils nur für ihre Perſon erteilt wurde. Das Recht dieſer größeren Pfalzgrafen beſtand außer den obengenannten Rechten auch noch darin, daß dieſe ſogar in den Adel- und Ritterſtand erheben durften; die Anzahl der alljährlich zu erhebenden Perſonen war zwar im Diplom vorgeſchrieben, iſt aber ſtets überſchritten worden; bildete doch die Verleihung ſolcher Diplome eine gar zu verlockende Einnahmequelle der Pfalzgrafen.

Seit der Auflöſung des heiligen römiſchen Reiches fielen nun zwar alle dieſe kaiſerlichen Privilegien aus. Allein nun begann die Verleihung von Diplomen ſeitens der ſouverän gewordenen kleinen deutſchen Landesfürſten erſt recht; aus dem kaiſerlichen war das Souveränetätsrecht hervorgegangen und wurde redlich geübt.

In Norddeutſchland entwickelte ſich das bürgerliche Wappenrecht ganz von ſelbſt, meiſt aus eigener Machtvollkommenheit. Wappenführende Patrizier finden wir ſchon ſehr früh in den Städten Königsberg, Stettin, Danzig, Elbing, Thorn, in Köln, Aachen und Düſſeldorf, in Berlin, Stendal, Tangermünde, Salzwedel, in Breslau und Magdeburg. Auch in den freien Reichsſtädten Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt ſitzen ſchon im XVI. Jahrhundert wappenführende Geſchlechter, die zum Teil, beſonders in Lübeck und Frankfurt, bald entweder direkt zum Adelſtande gerechnet wurden oder kaiſerliche Adelsdiplome erhielten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß neun Zehntel dieſer Patrizierwappen eigener Erfindung ihr Daſein verdanken und auf die Nachkommenſchaft vererbt wurden. Freilich nahmen die Herren Hofpfalzgrafen derlei in ihre Privilegien eingreifenden Eigenmächtigkeiten gewaltig übel und haben ſich mehrfach bei Hofe in Wien beſchwert, ſo daß die Kaiſer ſich veranlaßt ſahen, Strafandrohungen zu erlaſſen. Es blieb aber alles beim alten, ja ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Sitte, ein Wappen zu führen, bei allen beſſeren bürgerlichen Familien durchweg üblich. Sogar unſer großer Dichter Goethe nahm aus eigener Wahl ein ſolches an, was er 1775 pflichtſchuldigſt ſeinem Landesherrn mitteilte. Dies Wappen beſtätigte ihm ſpäter der Kaiſer, als er ihn in den Reichsadelſtand erhob.

In Preußen wurde der Führung bürgerlicher Wappen behördlicherſeits niemals ein Hindernis in den Weg gelegt; nur durften dieſe Wappen nicht mit denen adeliger Familien kollidieren. Letzteres ſcheint indes doch in einzelnen Fällen vorgekommen zu ſein, ſo daß ein Kriegsrat Lanius zu Stargard in Pommern ſich bemüßigt fühlte, gegen dieſen Mißbrauch unter dem 22. November 1733 ein Immediatſchreiben an König Friedrich Wilhelm I. zu richten, worin er um Abſtellung bat und den Vorſchlag machte, es möge die unberechtigte Führung von derartigen bürgerlichen Wappen in Strafe genommen werden; es könne, ſo rechnete er heraus, aus ſolchen Strafgeldern leicht eine Summe von 20000 Thalern für die „Rekrutencaſſa“ erzielt werden. Hierdurch hatte der Petent in kluger Weiſe des Königs Leidenſchaft berührt; mittelſt Allerhöchſter Ordre an den Generalfiskal befahl Se. Majeſtät, es ſolle die Sache kurz und gründlich unterſucht und dahin gebracht werden, daß Perſonen, welche ſich unbefugterweiſe „auß Vanität adeliger Wappen bedienet, ingleichen die Fiskale, ſo dabey ihr Amt negligiret, zum beſten der Recrutencaſſa brav in die Büchſe blaſen müſſen; hernach aber auch das genannte Projekt reifflich zu überlegen, inwieweit es practicable und ein Vortheil für die Recrutencaſſa darauß zu hoffen ſey.“

Das Königlich Preußiſche heut noch geltende Landrecht verwehrt keinem Bürgerlichen, ſich ein Wappen zuzulegen, zu führen und auf ſeine Nachkommen zu vererben, nur darf dasſelbe nicht mit dem eines Adelsgeſchlechts kollidieren.

Es iſt aus dieſem Grunde, falls ſich ein Bürgerlicher ein Wappen beilegen will, zunächſt auf das dringendſte vor den ſogenannten „Wappenbureaus“ zu warnen, da in zahlloſen Fällen nachweislich die von dieſen den Petenten zugeſtellten bürgerlichen Wappen einfach geſtohlen, d. h. adelige Wappen ſind, was zur Folge gehabt hat und haben kann, daß die geſchädigte Adelsfamilie Strafantrag ſtellt.

Zu wünſchen iſt jedenfalls, daß ſtatt der geſchmackloſen und nichtsſagenden Monogramme der beſſere Bürgerſtand wieder anfängt, ſich Wappen zuzulegen; es iſt dies ein hiſtoriſch erwieſenes Recht, über das nur ein Ungebildeter ſpotten kann; aus der Führung eines Wappens, was, wie ich nachgewieſen, durchaus kein ſpezielles Privilegium des Adels iſt, wird nur ein Böswilliger eine Überhebung herausleſen können.

Will aber ein Bürgergeſchlecht ſich ein Wappen zulegen, deſſen Führung ihn niemals in Ungelegenheiten bringt, ſo möge er ſich vertrauensvoll an einen erfahrenen und geſchulten Heraldiker wenden. Solange nicht die ſtaatlichen Heroldsämter ſich mit der Wiedererteilung bürgerlicher Wappenbriefe beſchäftigen, was in allſeitigem Intereſſe — auch in dem der Behörden ſelbſt — liegt, iſt dieſer Weg der allein praktiſche und richtige.

Auch noch heut gilt der uralte Spruch:

„Ain Wapen iſt ain guotes Ding,
voll ächtem Prunk und Weſen!“

* * *

Winterbild.

(Siehe das Bild auf S. 157.)

Bleiches ſtilles Winterbild!
Glattes Eis voll Schlittſchuhrunen;
Alle Linien weiß und mild. —
Seine erſten Flockendunen
Warf der Himmel aufs Gefild. —

Ferner Dörfer blauer Rauch;
Schneeduft überm Berggemäuer.
Nur ein leiſer roter Hauch
Vom verſteckten Sonnenfeuer
Schwebend über Baum und Strauch.

Nicht ein greller Punkt zu ſchaun
In dem Bild, dem farbenmatten!
Leiſe malt der Dämmrung Blau'n
Weiche veilchenfarbne Schatten
In der Wälder kahles Braun.

Aus der Dörfer fernem Reich
Tönen Glocken ins Gefilde,
Halb verſchwommen, traut und weich,
Stimmend zu dem Winterbilde, —
Selbſt die Töne blaß und bleich. —

Frida Schanz.

Himmelskunde.

Das Objektiv des Rieſenfernrohrs der Lick-Sternwarte mißt 36 Zoll. Auf der Weltausſtellung zu Chikago konnte man die Montierung eines gigantiſchen Teleſkops ſehen (das Objektiv ſelbſt war nicht völlig fertiggeſtellt), deſſen Objektiv noch vier Zoll größer werden ſollte. Jetzt will die Stadt Pittsburg ihren Konkurrenten den Rang ablaufen und ihrer neuen Sternwarte ein Fernrohr zuwenden, deſſen Objektiv nicht weniger als 50 Zoll freier Öffnung erhalten ſoll. Zwei Bürger der Stadt, Andrew Carnegie, ein großer Eiſengießereibeſitzer, und H. Phipps haben die Koſten übernommen, welche auf mehr als eine halbe Million Mark berechnet ſind; das Inſtrument ſoll in Jahresfriſt vollendet ſein. Über die Zweckmäßigkeit der allzuſehr ins Gigantiſche geſteigerten Objektive ſind die Meinungen der Sachverſtändigen übrigens noch geteilt; kaum geteilt dürften ſie darüber ſein, daß bei dieſen amerikaniſchen Beſtrebungen ſtets ein gut Teil Reklame und ein ander gut Teil Eitelkeit ſeitens der großmütigen Spender mit unterläuft.

Erdkunde.

Über in Deutſchland bisher wenig bekannt gewordene wahrhaft großartige Entwäſſerungs- und Meliorationsarbeiten im Weſten des europäiſchen Rußland berichtet F. Immanuel im „Globus“. Es handelt ſich um das Poljesje, ein rieſiges Sumpfgebiet im Flußgebiet des Pripjet, des oberen Njemen und der Bjerjeſina, beſtimmt etwa durch das Dreieck Breſt—Litowsk-Mogilew-Kiew. Vor zwanzig Jahren war hier ein Flächenraum von 87 200 qkm (annähernd ſo groß wie Bayern und Württemberg) zur Hälfte von ganz produktionsloſem Sumpf, zur anderen Hälfte von moraſtigem Walddickicht bedeckt; nur etwa 11 800 qkm für Ackerbau und Forſtwirtſchaft geeignetes Land waren in dem ungeheuren Gebiet vorhanden. Im Jahre 1873 begannen die Vorarbeiten durch General Schilinski, und jetzt können bereits $^2/_3$ des ganzen Poljesje als hinreichend entwäſſert gelten, bis Ende des Jahrhunderts aber dürften die Arbeiten ganz vollendet ſein. Schon 1892 waren der Kultur 25 800 qkm Landes zurückerobert, deſſen Wert auf mindeſtens 57 Millionen Rubel geſchätzt wird. Das Sumpffieber, das ehedem epidemiſch war, ſoll ſeinen gefährlichen Charakter verloren haben, die blutarme Bevölkerung augenſcheinlich einer beſſeren Zeit entgegengehen. Sehr weſentlich aber ſind die veränderten Verkehrsverhältniſſe. Das Poljesje, das in Rußland früher als eine Art natürlichen Verteidigungsmittels gegen einen Angriff von Weſten her galt, iſt heute leidlich gangbar geworden.

Naturkunde.

Viele unſerer Leſer werden das eigentümliche Geräuſch kennen, das hörbar wird, wenn man eine größere ſpiralförmige Muſchel an das Ohr hält. Es gleicht faſt dem Rauſchen des fernen Meeres. Wodurch entſteht dieſes Geräuſch? Die Antwort lautet meiſt ganz richtig: durch die Hin- und Herbewegungen der in Schwingungen geratenen Luft im Innern des Muſchelgehäuſes — aber ſie erklärt nicht, warum die Luft in Schwingungen gerät. Man hat nun gemeint, dies geſchehe, weil durch die Hand, welche die Muſchel zum Ohre führt, das Gehäuſe erwärmt würde. Das iſt aber unrichtig, denn das Geräuſch ertönt auch, wenn die Muſchel ruhig auf einem Tiſche ſteht, und man, ohne ſie zu berühren, das Ohr ihr nähert. Dr. Bougon hat den Vorgang eingehender unterſucht und iſt zu der Überzeugung gekommen, daß es die äußere Luft iſt, welche die in der Muſchel eingeſchloſſene in Schwingungen verſetzt. Das Ueberraſchende dabei iſt aber, daß dabei auch Wellenbewegungen der äußeren Luft, welche uns ſonſt gar nicht als Töne zum Bewußtſein gelangen, wirklich unſerem Gehörſinn zur deutlichen Empfindung gelangen.

Tierkunde.

Den Imkern unter unſeren Leſern werden vorausſichtlich Unterſuchungen intereſſant ſein, welche von Rauſchenfels über die Kältegrade angeſtellt, die von der Bienenbrut noch ohne Schaden vertragen werden können. Danach ſterben Bienenbrut, Nymphen, Maden und bebrütete Eier außerhalb des Stockes ſchon bei ganz geringer Kälte, wahrſcheinlich ſogar ſchon bei Nullgrad, ſehr ſchnell. Unbelagerte Brut, der Stockwärme entzogen und ſtundenlang einer langſam, aber ſtetig ſinkenden Temperatur ausgeſetzt, hört bei 5 Grad Wärme auf zu freſſen und erſtarrt dann allmählich. Bleibt die erſtarrte Larve nicht über 2—3 Stunden im lethargiſchen Zuſtande und wird dann in die Brutwärme zurückgebracht, ſo gibt ſie Lebenszeichen von ſich, aber nur ein geringer Teil der wieder erwachten Brut entwickelt ſich bei gehöriger Pflege normal weiter. Derſelbe Temperaturgrad, welcher Nymphen und Maden tötet oder in der Entwickelung hindert, tötet auch das Junge im Ei oder hindert ſeine Fortentwickelung. Als Ergebnis ſeiner Verſuche glaubt von Rauſchenfels, wie wir der Zeitſchrift „Natur“ entnehmen, für die Praxis als Folgerung ableiten zu dürfen: eine zeitweilige Verkühlung der Brut, wie ſie beiſpielsweiſe unvermeidlich wäre, um eine, ſelbſt längere Operation im Stocke in kalten Jahreszeiten auszuführen, ſchadet auch der kleinſten Larve nicht, wenn die Brut dann ſofort wieder in den Stock zurückgebracht wird. Die immer noch beſtehende Ängſtlichkeit vor den Folgen zeitweiliger, auch kürzeſter Verkühlung dicht belagerter Brut durch Öffnen des Stockes nicht nur im Winter, ſondern ſelbſt im Frühjahr, iſt deshalb unbegründet. Es ſoll das aber durchaus nicht beſagen, daß man nicht jegliche Vorſicht anwenden muß, um unnötiges Erkälten der Brut zu vermeiden.

Marine.

Zwar werden ſchon ſeit einigen Jahren kleine Boote aus Aluminium gebaut, ein franzöſiſcher Sportsmann hat ſich ſogar eine ſeetüchtige Segeljacht aus dem leichteſten aller Metalle erbauen laſſen. Jetzt iſt aber auch ein Kriegsfahrzeug, ganz aus Aluminium konſtruiert, auf der weltberühmten Werfte von Yarrow & Comp. in Poplar bei London fertiggeſtellt worden; ein von der franzöſiſchen Regierung beſtelltes Torpedoboot. Daſſelbe wiegt mit gefüllten Keſſeln und Kohlenvorrat nur 10 Tons und hat bei ſeiner Probefahrt eine bedeutend höhere Schnelligkeit erreicht, als irgend ein anderes Torpedoboot von gleicher Größe. Das Boot ſoll an Bord eines Schlachtſchiffes mitgeführt und erſt im Bedarfsfall ins Waſſer gelaſſen werden; daher wurde größtmögliche Leichtigkeit angeſtrebt. Es iſt der größte Gegenſtand, der bisher überhaupt aus Aluminium gefertigt wurde: die Länge beträgt etwas über 18 m, die Breite faſt 3 m. Das Boot koſtet gegen 20 000 Mark mehr, als ein gleich großes Stahlboot koſten würde.

Gerichtspflege.

Das neueſte „Jahrbuch der preußiſchen Gerichtsfaſſung“ enthält eine ſtatiſtiſche Überſicht der vorhandenen Anwälte in ihrem Verhältnis zur Bevölkerungsziffer. Für Berlin ergibt ſich daraus die Thatſache, daß ſchon auf 2260 Gerichtseingeſeſſene ein Anwalt kommt, während erſt für 11 277 Einwohner ein Amtsrichter und für 11 118 Köpfe ein Landrichter vorhanden iſt. Ähnlich iſt das Verhältnis in den anderen großen Städten der preußiſchen Monarchie, am ungünſtigſten in Frankfurt a. M., wo ſchon bei 121 Anwälten einer auf 2040 Einwohner kommt, während nach dem für die ganze Monarchie berechneten Hauptdurchſchnitt die Normalzahl 1 auf 8649 beträgt.

Kleine Zeitung.

Unter den ruſſiſchen Reichsinſignien ſteht an Wert die Krone obenan. Sie ſoll nach einem byzantiniſchem Muſter gearbeitet ſein und beſteht aus zwei Hälften, analog dem weſt- und oſtrömiſchen Reich des Vorbildes hier wohl das europäiſche und aſiatiſche Rußland charakteriſierend; zwiſchen beiden Teilen erhebt ſich auf einem Bügel das auf einem großen birnförmigen Rubin befeſtigte, mit fünf prachtvollen Diamanten geſchmückte Kreuz. Die Krone wurde im Auftrag der Kaiſerin Katharina II. von ihrem Hofjuwelier, dem Genfer Jeremias Panczic, gearbeitet. Das Scepter, welches Kaiſer Paul für ſeine Krönung (1797) anfertigen ließ, iſt beſonders koſtbar durch den großen Diamanten Orlow, der es ſchmückt. Der Orlow, der einſt mit dem Koh-i-nor die Augen des goldenen Löwen vor dem Throne des Großmoguls zu Delhi gebildet haben ſoll, wurde unter Katharina II. von dem Grafen Orlow für 450 000 Rubel für die Kaiſerin erworben und wiegt 199$^3/_4$ Karat. Der goldene Reichsapfel iſt mit einem Gürtel von drei Reihen Brillanten umgeben; ein großer wundervoller Saphir trägt das ganz aus Diamanten beſtehende Kreuz. Auch er wurde für die Krönung Kaiſers Pauls angefertigt.

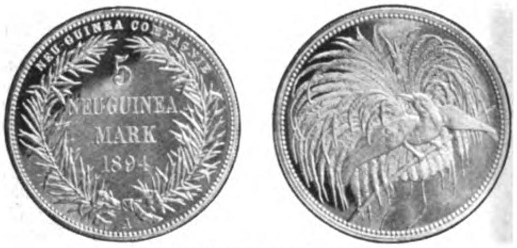
Rechtsrat.

Frage: Behufs Veranlagung zur Staats-Einkommenſteuer für das Steuerjahr 1895/96 hat vor kurzem in unſerer Stadt die Perſonenſtands-Aufnahme ſtattgefunden. Zu dem Zwecke iſt vom Magiſtrat ein Formular mit dem vorgedruckten Hinweiſe zur Verteilung gelangt, daß jeder Haushaltungsvorſtand zur genauen Ausfüllung der Spalten 1 bis 9 dieſes Formulars bezüglich jeder zum Haushalte gehörigen Perſon verpflichtet iſt. Die Spalten tragen die Überſchrift: 1. Laufende Nr., 2. Namen und Vornamen, 3. Stand oder Gewerbe, 4. Geboren am …., 5. Geburtsort und Kreis, 6. Jährliche Wohnungsmiete, 7. Nummer des letzten Steuerzettels ꝛc., 8. Zahlt im laufenden Jahre a) Einkommenſteuer, b) Ergänzungsſteuer, 9. Gewerbeſteuer, a) Klaſſe, b) Betrag. Ich habe die Ausfüllung dieſer Spalten, da ſie unter Hinweis auf § 68 des Einkommenſteuer-Geſetzes und unter Androhung einer Geldſtrafe bis zu 300 Mark gefordert wurde, nicht verweigert, möchte aber doch für die Zukunft um Auskunft darüber bitten, ob ich geſetzlich verpflichtet bin, in ein

Formular, welches nach erfolgter Ausfüllung an den Hausbeſitzer oder deſſen Stellvertreter (in meinem Falle der Portier) zurückzugeben iſt, Angaben über den bisherigen Betrag meiner Einkommenſteuer zu machen. Dadurch erhalten dieſe Perſonen Kenntnis über meine Einkommenverhältniſſe, während das Geſetz doch wohl dem Selbſteinſchätzer die Verſchwiegenheit über ſeine Angaben garantiert hat.

A. Z. in Charlottenburg.

Antwort: Gewiß beſteht eine ſolche Garantie, und zwar in § 69 des Einkommenſteuergeſetzes, wonach Perſonen, welche vermöge ihrer amtlichen Stellung Kenntnis von den Erwerbs-, Vermögens- und Einkommensverhältniſſen eines Steuerpflichtigen erhalten, bei Strafe bis zu 1500 Mark oder bis zu drei Monaten Gefängnis zur Verſchwiegenheit verpflichtet ſind. Sie haben deshalb ganz recht, wenn Sie Ihrem Hauswirt oder gar Ihrem Portier nicht auf die Naſe binden wollen, wie viel Einkommenſteuer Sie zahlen. — In der That ſind Sie nach § 22 des Geſetzes auch nur zur Ausfüllung der Spalte 2 und 3 verpflichtet. Vgl. Fuiſtings Kommentar, Anm. 7 zu § 22: Die Auskunfterteilung braucht ſich über die Angabe der Perſonen (mit Namen, Berufs- oder Gewerbsart) nicht hinaus zu erſtrecken. Die Strafandrohung, ſoweit ſie ſich auf die Nichtausfüllung der übrigen Spalten erſtreckt, entbehrt daher jeder geſetzlichen Begründung. — Was insbeſondere die Spalte 8 (Einkommenſteuer) anlangt, ſo empfehlen wir Ihnen für die Zukunft, wenn Sie dieſelbe überhaupt ausfüllen wollen, zu der Überſchrift: „Zahlt im laufenden Jahre Einkommenſteuer“ das fehlende Fragezeichen zu ergänzen und dieſe Frage lediglich mit „Ja“ zu beantworten.



Münzen der Neuguinea-Kompanie.

Münzen der Neuguinea-Kompanie.

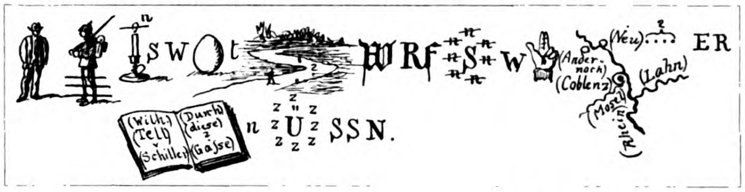
Von allen deutſchen Kolonieen hört man mehr, als von unſerem Schutzgebiete in der Südſee. Es iſt das ſicher kein ſchlechtes Zeichen für letzteres. Die Neuguinea-Kompanie arbeitet mit ihren bedeutenden Mitteln in ruhiger, ſtetiger Weiſe, ſie begehrt keine ſtaatlichen Unterſtützungen und wußte im allgemeinen bisher ernſtere Zwiſtigkeiten mit den Eingeborenen zu vermeiden, die freilich auch weniger kampfluſtig ſind, als die unſerer afrikaniſchen Beſitzungen. Dringt einmal eine Kunde über die Thätigkeit der Geſellſchaft in unſere Zeitungen, ſo meldet ſie meiſt — abgeſehen von dem leider immer noch bedenklichen Geſundheitszuſtand auf Kaiſer Wilhelmsland — nur Günſtiges. Auch die früher mißlichen Arbeiterverhältniſſe ſcheinen ſich weſentlich gebeſſert zu haben.

Jetzt hat die Neuguinea-Kompanie mit Genehmigung des Reichskanzlers in der Königlichen Münze zu Berlin eigene, zum Umlauf im Schutzgebiet beſtimmte Münzen prägen laſſen, die ſich, abweichend von den Münzen für Deutſch-Oſtafrika, eng an die deutſche Währung anſchließen. Es werden ſowohl goldene Kronen und Doppelkronen, wie Fünf-, Zwei-, Ein- und Halbmarkſtücke zur Ausgabe gelangen; ferner Zehnpfennigſtücke in Bronze und Ein- und Zweipfennigſtücke in Kupfer. Die Gold-, Silber- und Bronzemünzen tragen, wie aus unſerer Abbildung erſichtlich, auf der einen Seite das Bild des für Neuguinea charakteriſtiſchen Paradiesvogels, auf der anderen die Umſchrift: „Neu-Guinea-Kompagnie“ nebſt der Wertbezeichnung und der Angabe des Prägungsjahres; bei den Kupfermünzen fällt das Bild des Paradiesvogels fort, die Inſchrift iſt auf beide Seiten verteilt.

Bisher ſind nur Fünf- und Zweimarkſtücke fertiggeſtellt und können von der Neuguinea-Kompanie in Berlin, Unter den Linden 35, bezogen werden, was vielleicht für die Münzſammler unter unſeren Leſern von Intereſſe iſt.

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Todestag eines deutſchen Fürſten läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen: Die 89fache Summe der Datumszahl und der Monatszahl iſt gleich der um 19 verminderten Jahreszahl. Das Quadrat der Datumszahl, vermindert um das Quadrat der Monatszahl iſt gleich dem zehnten Teil der um 2 vermehrten Jahreszahl.

Weſſen Todestag iſt gemeint?

2 Silbenrätſel.

1	2	3
4	5	6
7	8	9

Werden die Zahlen durch die richtigen Silben erſetzt, ſo kann man aus dieſen mit Hilfe der folgenden Angaben 20 Namen reſp. Wörter bilden. Es bezeichnet:

2—6 eine Göttin der Griechen, 5—1 einen großen Strom, 8—4 einen Vierfüßler, 4—1 eine Stadt in Oſtafrika am Zambeſe, 7—9 eine Inſel.

Auch die folgenden ſind bekannte Namen reſp. Wörter: 1—2, 1—3, 1—4, 1—6, 2—3, 4—3, 5—2, 5—4, 7—4, 8—3, 8—6, 8—7, 9—4, 9—6.

3. Rätſel.

Drillinge ſind wir mit ganz gleichem Namen,
Die aber aus verſchiedenen Ländern kamen.

Als Ruſſe tritt der erſte vor Dir auf
Mit ſeinem unruhvollen Lebenslauf;

Aus Frankreich iſt der andere gekommen
Und wird faſt ſtets mit Danke angenommen;

Der dritt' ein Spanier, — das kommt mir
ſpaniſch vor —
Der gilt daheim als Honoratior.

Und nun, mein Leſer, rat' geſchwind,
Was für Drillinge das wohl ſind.

U. S.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 9.

1. Problem: Das Grabmal.

Man ordnet die einzelnen Zeilen nach den Blüten und Knoſpen der nebenſtehenden Pflanze. — Bei jeder Zeile wird man an der Pflanze eine Knoſpe oder Blüte bemerken. Man nimmt nun zuerſt die Zeilen, bei welchen ſich Blüten befinden; von dieſen wieder kommen die weißen Buchſtaben (von oben geleſen) zuerſt, dann die ſchwarzen.

Alſo: Blüte, weiße Buchſt. ALL
„ „ „ ES IR
„ ſchwarze „ DISC
„ „ „ HE IS ꝛc.

In derſelben Weiſe werden die Buchſtaben, welche zu den Knoſpen gehören, geordnet.

Man erhält bei richtiger Löſung:

„Alles Irdiſche iſt vergänglich!“

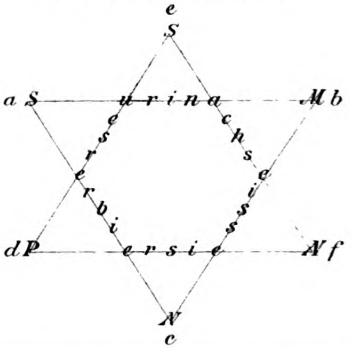
2. Arithmetiſche Aufgabe.

80 Haſen, 15 Rehe und 5 Hirſche.

3. Rätſeldiſtichon. Michel, Miquel.

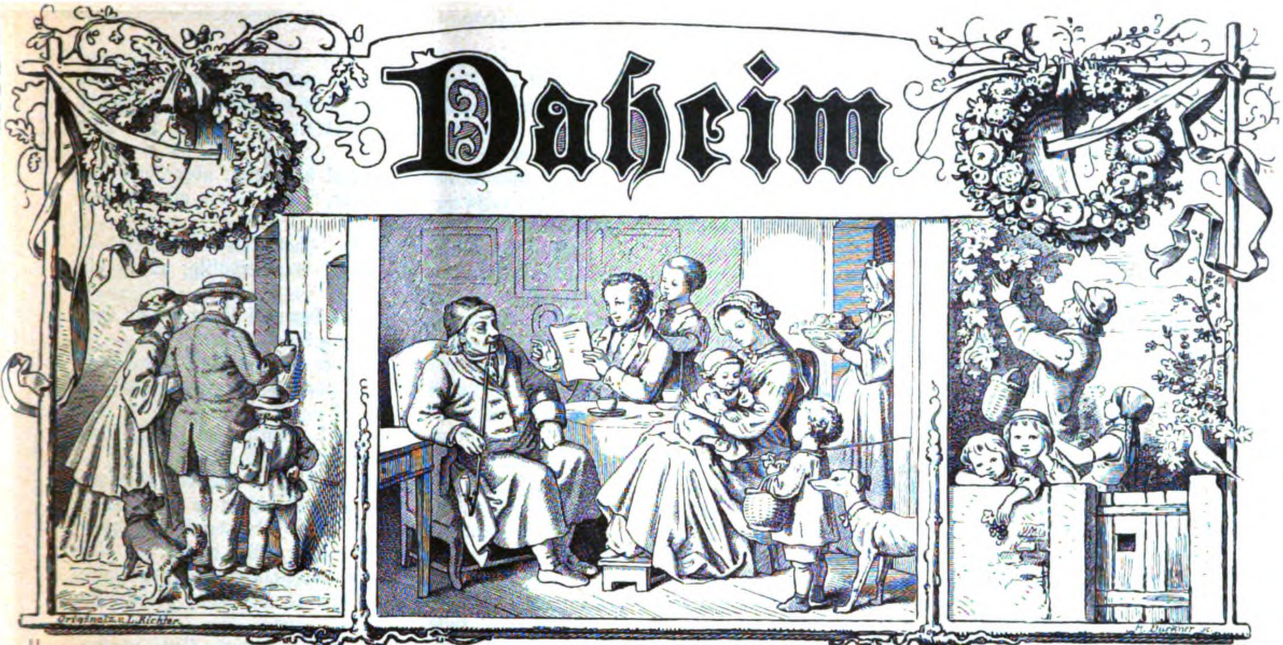
4. Rätſel. Tintenfaß.

5. Ergänzungsaufgabe.



Inhalt: Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Guſtav Adolf als Glaubensheld. Von Karl Fey. Mit einem Porträt und ſechs Illuſtrationen. — Weihnachtslicht. Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von H. von Krauſe (C. von Hellen). (Fortſetzung.) — Bürgerliche Wappen. Von Maximilian Gritzner. — Am Familientiſch. Winter. Gedicht von Frida Schanz zu dem gleichnamigen Bilde von Fr. Kallmorgen. — Himmelskunde. — Erdkunde. — Naturkunde. — Tierkunde. — Marine. — Gerichtspflege. — Kleine Zeitung. — Rechtsrat. — Münzen der Neuguinea-Kompanie. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) **Leipzig,** Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Dezember 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 11.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

8. Kapitel.

Herr von Willberg war ſchlechteſter Laune, und ganz Sternheim zitterte. Es gibt Unglückstage im Leben jedes Menſchen, böſe Tage, an denen alles verquer geht vom Aufſtehen bis zum Zubettegehen. Solch ein Tag war für Herrn von Willberg wieder einmal gekommen, und er gehörte zu denen, die ſie am wenigſten vertragen können. Als er ſich aus ſeiner eiſernen Feldbettſtelle erhob, ſtieß er beim Lichtanzünden — er war ein Frühaufſteher erſter Ordnung — die Waſſerkaraffe um. Daß ſie dabei, den phyſikaliſchen Geſetzen runder Körper folgend, auf den Boden rollte, und daß ſie, entſprechend weiteren phyſikaliſchen Eigentümlichkeiten des Glaſes, in Scherben ging, war das erſte Unheil. Daß daran nicht etwa er, der Herr Major, ſchuld war, ſondern vielmehr das Stubenmädchen, das jenen Glashafen zu nahe an die Ecke des Nachttiſches geſetzt haben ſollte, daß beſagte Marie dafür ordentlich gezauſt wurde und Piepagnes hören mußte, wie es wohl eine berechtigte Eigentümlichkeit der Gutsherrin von Sternheim ſei, immer die ſchlechteſten, unzuverläſſigſten Dienſtmädchen des ganzen Kreiſes zu haben, — das alles verſtand ſich von ſelbſt. Und von ſelbſt verſtand ſich weiter, daß Frau Piepagnes mit einem vielſagenden Aufſtöhnen die Sache noch ſtark verſchlimmerte und das Barometer der Laune des geſtrengen Gatten auf ein Niveau brachte, welches dem des anderen Barometers an der Wand im Wohnzimmer an Böswilligkeit nicht nachgab. Der Major haßte nichts ſo ſehr, als Schlackerwetter; geſtern Abend hatte das Barometer nun endlich eine hübſche Kälte voraus verkündet — heute Morgen aber pladderte es wieder gegen die Fenſterſcheiben.

Dann war die Frühſuppe verſalzen — Herr von Willberg verſchmähte zu Hauſe den „labbrigen Kaffee“ und hielt ſtarr an dem Süppchen feſt, das er noch vom Kadettenkorps her liebte — dann alſo war die Roggenmehlſuppe verſalzen oder ſollte es wenigſtens ſein, und dann meldete der Inſpektor, daß zwei Kühe nicht recht auf „dem Damme ſeien.“ Der Herr Major ſchlüpfte eilig in die Waſſerſtiefeln und watete durch eine Flut halbgeſchmolzenen Schnees nach den Kuhſtällen, fand nicht nur die Weißgefleckten ſo bedenklich, daß er nach dem Tierarzt ſchickte — was in Anbetracht der miſerablen Wege doppelt greulich war — ſondern attrappierte auf dem Rückmarſch nach dem Wohnhaus zu allem auch noch eine Schweinemagd, die einen Kober mit Futtermehl trug, deſſen Zweckbeſtimmung ſie nicht ganz einwandsfrei nachweiſen konnte. Daß ſie nach einem kleinen peinlichen Inquiſitorium endlich geſtand, „ihrem Vater ſein Schwein wär' ſo ſehre ſchwach uff de Knochen un ſe hätt' ſich wirklich niſcht Böſes bei gedacht, wenn ſe von dem Futter von de gnäd'ge Herrſchaft —“ erleichterte zwar das Herz des Majors inſofern, als er nun Grund hatte, von dem „leichten körperlichen Züchtigungsrecht“, ſo das preußiſche Landrecht trotz aller humaner Zeitſtrömungen dem Brotherrn immer noch zugeſteht, Gebrauch zu machen, aber die Geſamtſtimmung wurde auch dadurch nicht gehoben.

Und nun kam das Schlimmſte. Als der Herr Oberſtwachtmeiſter in ſein Zimmer trat und ſeinen getreuen Johann angrobte: „warum iſt denn das gnäd'ge Fräulein noch nicht da?“ — und als dann Johann in begreiflicher Verlegenheit meinte: „'s jnäd'ge Frölen läßt den jnäd'gen Herrn um Entſchuldigung bitten — ſie is jar nich wohl, un ſe liegt noch zu Bette — hat de Juſte jeſagt!“ — da brach das Ungewitter los. Denn jetzt erinnerte ſich der Alte, daß ſeine Aſta geſtern Abend in einer ganz merkwürdigen Stimmung von Schmieſings aus Braunhaft zurückgekehrt war, wo ſie ihre Freundin Elſe beſucht hatte. Er hatte ſie nach der

Heimkehr zwar kaum ordentlich geſehen, denn ſie enteilte ſofort auf ihr Zimmer, aber das war ihm doch nicht entgangen, daß ſie erregt und mißgelaunt geweſen war. Und der Eberhard ſollte ja auch dageweſen ſein, der Eberhard Engersheim — „na warte — daß Dich — daß Dich!“

Der Herr Major von Willberg war keiner von den überempfindſamen Papas, die ſich genieren, das Schlafzimmer einer erwachſenen Tochter zu betreten. Er polterte denn auch jetzt ſogleich die Treppe hinauf, klopfte an die Zimmerthür Aſtas, fügte dieſer Anmeldung ein vernehmliches: „Ich bin's!“ hinzu und trat ein.

Da lag ſie in ihren ſchneeweißen Kiſſen, ein Bild des Jammers. Wahrhaftig, Aſta hatte ganz rote Augen vom Weinen — Weinen war ſonſt gar nicht ihre Art — und ſie, die immer ſchlief wie ein Murmeltier im Winter, ſah aus, als ob ſie in der letzten Nacht auch nicht ein Auge, geſchweige denn zwei geſchloſſen habe, wie es einem ordentlichen Chriſtenmenſchen im allgemeinen und einem geſunden Landfräulein im beſonderen wohlanſteht.

„Na da haben wir alſo die Beſcherung!“ brummte der zärtliche Papa. „Machſt Du's Muttern nach? Das hat gerade noch gefehlt! Donnerwetter nicht noch einmal! Was waren das denn für Felle, die Dir fortgeſchwommen ſind? Wie? Herr du meine Güte, nu fang nur nicht wieder an —“ fügte er hinzu, als er ſchaudernd bemerkte, daß obenbeſagte zwei Augen ſich ſchon wieder zum Salzſtrom rüſteten. „Wenn Du nicht willſt, Aſta, daß ich ſackſiedegrob werden ſoll, ſo heule nicht.“ Während er aber ſeine väterliche Sanftmut in ſolcher Weiſe bekräftigte, ſetzte er ſich, einige Toilettengegenſtände unſanft auf den Fußboden ſchleudernd, auf den Stuhl neben dem Bett des Töchterchens und nahm deren Rechte zwiſchen ſeine Rieſenfäuſte. Aſta, der das Schnäbelchen überhaupt genau an der richtigen Stelle gewachſen war, fand ſonſt dem Papa gegenüber ſtets das rechte Wort. Heute aber war ihr der Mund wie verſchloſſen. Sie ließ ſich ſtreicheln, ſie erwiderte ſogar den Druck der väterlichen Rechten mit jungfräulicher Zartheit, aber ſie ſprach keine Silbe. Nur dann und wann kam ein verhaltenes Schluchzen aus ihrer Bruſt, ſtoßweiſe und ſchmerzlich — zum Gotterbarmen.

Schließlich konnte der Alte es nicht mehr mit anhören. Er fing erſt an zu fluchen, wie ein Küraſſierwachtmeiſter, wurde, als auch dies keine Änderung der Situation herbeiführte, ganz ſtill, ſprang dann auf und raſte einigemal im Zimmer auf und nieder. Und dann ergriff er plötzlich einen kleinen zierlichen Hut, der auf dem Toilettentiſch lag, knüllte ihn ingrimmig zuſammen zu einem formloſen Klumpatſch und ſchleuderte ihn mit einem wütenden: „Hol' Euch der Geier!“ auf den Fußboden.

„Aber Papa — mein neuer Hut!“ kam es ganz leiſe und faſt verſchämt aus den Kiſſen. Das Weib hatte doch in Aſta geſiegt, das unſelige Schweigen war gebrochen, und Papa Willberg mußte unwillkürlich über die Wirkung ſeines Gewaltmittels lachen. Er lachte, ſetzte ſich wieder an Aſtas Bett und meinte, ihre Patſchhändchen von neuem ergreifend: „Laß nur, kleiner Dummkopf! Ich ſchenk' Dir 'nen neuen und ſchöneren. Aber nun ſag' mir um Gotteswillen, was Dir eigentlich in die Krone gefahren iſt? Biſt Du krank? Hat Dir einer was gethan? Der Eberhard? Ich brech' ihm die Knochen im Leibe, Aſta —“ und er ſtreckte mit einer Gebärde, die an ſeinen guten Abſichten keinen Zweifel aufkommen ließ, die Fäuſte gen Himmel.

Aſtachen ſchüttelte energiſch den Kopf, und da ſie nun doch einmal das Schweigen gebrochen, ſo bekräftigte ſie dies Verneinungszeichen auch durch den weiteren Zuſatz: „Ach — der arme, arme Junge!“ Und dann drehte ſie ſich ſchnell wieder der Wand zu und ſchluchzte aufs neue auf.

„So — alſo er iſt's nicht? Na wer denn? Haben Dich die Schmieſings, die Gänſe, geärgert? Oder hat Emma Filter, die Katze, geklatſcht? Na — ich merke ſchon Lunte — brauchſt Dich gar nicht zu verſtellen — der alte Engersheim, das Scheuſal, ſteckt dazwiſchen. Wie — was? Nun aber heraus mit der Sprache, oder ich werde wirklich böſe.“ Er faßte den hübſchen Kopf ſeines Lieblings zwiſchen beide Hände und drehte ihn von der Wand ab und ſich wieder zu. „Na — wird's bald —?“

Aſta ſchluckte noch einigemal bedenklich, aber dann fing ſie doch an: „Ja — denke Dir, Papa — der alte Engersheim —“

„Na ja! Dacht' ich's doch — natürlich — na warte —“

„Er iſt ein Graul, Papa — wahrhaftig, er iſt ein Graul —“

„Und ob er das iſt — ein Erzgraul iſt er — ein Erzobergraul! Was hat es denn gegeben? Wie?“

„Eberhard war allein da, er hat nur ein paar Tage Urlaub. Na — und ſiehſt Du, Papa — wir freuen uns doch immer, wenn wir uns ſehen —“

„Natürlich freut Ihr Euch! Warum ſollt Ihr Euch denn nicht freuen? Ihr Mordselementer, Ihr!“

„Siehſt Du, guter, einziger Papa, und da ſaßen wir nun, Eberhard und ich, nach dem Abendbrot in dem blauen Zimmer zuſammen — Du weißt ſchon, neben der Bibliothek — und erzählten uns ſo dies und das. Wir hatten gar nicht gehört, daß draußen ein Wagen vorgefahren war, der Wagen aus Grunwald, Papa, und ſo kam es, daß ganz plötzlich der alte Onkel Engersheim —“

„Du ſollſt mir den Engersheim nicht mehr Onkel nennen, Aſta —“

„Daß alſo der alte Herr von Engersheim vor uns ſtand. Siehſt Du, Papa, und Elſe Schmieſing war eben herausgegangen, und wir ſteckten die Köpfe über ein Photographiealbum zuſammen, der Eberhard und ich, und da hörten wir plötzlich lachen — ein ſcheußliches Lachen, Papa, und wie wir hochſahen, war der Alte da und grinſte uns an: ‚Wohl ſehr intereſſant, die Bilder? Kann ich auch ein bißchen zuſehen?‘ Und dann ſetzte er ſich neben uns und wurde ſpitz — Du weißt ſchon, wie das ſo ſeine Art iſt.“

„Ob ich das weiß! Niederträchtig war er immer —“

„Er ſprach auch von Dir, Papa. Zuerſt ſogar —“

„Natürlich ſprach er von mir — die lange Schlange! Was ſagte er denn — he?“

„Ach, das möchte ich lieber nicht ſagen, Papa. Du ärgerſt Dich nur!“

„Na — 'n bißchen mehr oder weniger Ärger ſchadet nichts. Nur heraus mit der Sprache!“

„Er ſagte, Du wäreſt wohl wegen Deiner neuen Kartoffeltheorieen vom Bund der Landwirte zum Ehrenmitglied ernannt worden, hätt' er gehört. Und Deine Kartoffeln ſollten ja einen ganz beſonderen Spiritus geben, hundertundeingrädig oder ſo was. Dann fing er an, von Vetter Klaus, ſeinem ‚lieben‘ Paten, zu ſprechen, und daß es ihn freue, wie der Klaus ſich Euch allen gegenüber auf die Hinterbeine ſetze. Schließlich ſchickte er den Eberhard hinaus —“

„Und der Junge ging und ließ Dich mit ſeinem Ekel von Vater allein?“

„Er wollte nicht — aber da hätteſt Du den Alten ſehen ſollen, Papa! Er wurde grob, als ob er nicht einen königlich preußiſchen Leutnant, ſondern einen Schuljungen vor ſich habe. Kurz, der Eberhard ging ſchließlich. Er konnte wirklich nicht anders, Papa. Und als wir allein waren, denn mich ließ er nicht fort, da zog er erſt recht los. Er war zuckerſüß, der Onkel —“

„Du ſollſt ja nicht Onkel ſagen, Aſta!“

„Der Herr von Engersheim, und er fragte mich, ob ich etwa ſchon an —“

So weit war Klein-Aſta gekommen, jetzt aber verſagte ihr die Sprache, und ſie fing von neuem an zu weinen. Der Major ließ ihrem Thränenbächlein diesmal einige Zeit, bewunderungswürdig viel Zeit für ſeine Ungeduld. Er beugte ſich ſogar zärtlich über ſie und ſtrich ihr mit ſeinen Rieſenhänden ſanft über die heißen Wangen, wieder und wieder, bis ſie endlich von ſelbſt anfing: „Jawohl, Papa — er fragte, ob ich mich etwa zu verheiraten gedenke? Ich ſei ja wohl ſo ungefähr in dem richtigen Alter dazu. Und als ich — ſelbſtverſtändlich — die Antwort ſchuldig blieb, fuhr er fort: der Eberhard habe auch wohl ſo dumme Ideen, er, der Alte, hätte die Glocken ſchon läuten hören. Aber er denke, der Eberhard ſei noch viel zu jung und unerfahren zu ſolch ernſten Dingen. Und nur des Vaters Segen baue den Kindern Häuſer — er aber würde ſeine Zuſtimmung nur zu einer Heirat geben, die ihm konveniere. Verſtehſt Du, Papa? Er ſagte das alles, als ob es mich eigentlich gar nichts angehe, aber ich ſollte doch fühlen, daß jedes Wort auf mich gemünzt war. Und dann, als der Eberhard wieder herein kam — er hatte nämlich dem Kutſcher etwas beſtellen ſollen —, da verneigte ſich der Alte ganz förmlich gegen mich: ‚Bitte, Aſta, beſtelle doch Deinem Vater, daß er ſich ’mal nach den Preiſen erkundigen ſolle, die ich für meine Kartoffeln erzielt habe — es wird ihn ſicher intereſſieren — und, bitte, rede dem großen Jungen da‘ — er deutete auf Eberhard — ‚gut zu, daß er ſich nicht verplämpert. Du haſt ja wohl immer ſo etwas, wie eine verwandtſchaftliche Zuneigung für ihn gehabt — da iſt nur recht und billig, daß Du auch an ſein Wohl denkſt —‘“

Der Major hatte längſt ſeinen Platz am Bett verlaſſen und ſeine haſtige Wanderung durch das Zimmer wieder aufgenommen. Jetzt blieb er vor Aſta, die ſich halb aufgerichtet hatte, ſtehen und meinte, mit den Armen in der Luft herumfuchtelnd, heftig: „Und das haſt Du alles ruhig eingeſteckt? Kann ich mir von meinem Fleiſch und Blut gar nicht denken, Aſta! Wie? Kein Wort haſt Du gehabt? Und der Schlingel, der Eberhard, auch nicht?“

„Doch Papa, doch! Siehſt du, der arme Eberhard wollte ja ſprechen, aber ich wollte nicht, daß es zwiſchen ihm und dem Vater zu einer heftigen Auseinanderſetzung käme. So winkte ich ihm denn zu — mit den Augen, Du verſtehſt ſchon — und dann machte ich dem Onkel — Herrn von Engersheim — einen tiefen Knicks und ſagte: ‚Ich danke für das in mich geſetzte Vertrauen, aber ich bin leider nicht in der Lage, mich deſſen würdig zu erweiſen. Denn ich hab’ den Eberhard ſelbſt lieb, und wenn er denkt wie ich, dann werden wir doch noch Mann und Frau!‘“

„Bravo Aſta, Du Staatsmädel! Das haſt Du recht gemacht — immer gerade auf das Ziel los — das iſt auch meine Art!“ Herr von Willberg ſchmunzelte über das ganze Geſicht. „Und der Alte?“

„Was der dazu gemeint hat, weiß ich nicht, Papa. Denn, als ich fertig war mit meinem Satz, da bin ich herausgelaufen und hab’ mich, ſo ſchnell ich konnte, zu den Tanten im Wohnzimmer geſetzt, wie ein artiges Küchlein. Und dann fuhren wir ja gottlob auch bald —.“

„Aber der Eberhard — was hat der dann dazu geſagt?! Das möchte ich denn doch gerne wiſſen?“

„Was er geſagt hat, weiß ich nicht, Papa. Aber daß er denkt wie ich, das weiß ich!“ wiederholte ſie noch einmal, als ſie die Augen des Vaters mit einem etwas zweifelnden Ausdruck auf ſich gerichtet ſah. „Er wird’s nicht gut haben mit ſeinem Papa — aber er bleibt mir treu, wie’s auch kommen mag. Das haben wir uns geſchworen —.“

Der Papa hätte wohl noch einige weitere Fragen in Petto gehabt — auch darüber, wo und wann denn dieſe feierliche Eidesleiſtung ſtattgefunden hätte, aber er wurde an dem Examen durch ein Anpochen an der Thür gehindert, an das ſich ſofort die von Johann mit etwas befangener Stimme geflüſterte Meldung anknüpfte: „Die gnädige Frau aus Natten iſt ſoeben vorgefahren.“

„Donnerwetter — die Schwiegermama. Was will denn die ſchon ſo früh?“

Er ſah nach der Uhr — es war erſt neun Uhr. Der Beſuch mußte etwas außergewöhnliches bedeuten. Auch Aſta empfand das ſofort, und mit dem Egoismus des liebenden Herzens brachte ſie den Beſuch mit ihren eigenen Angelegenheiten in Verbindung. „Papa — der Eberhard iſt ſicher bei der Großmutter geweſen. Sei gut und lieb Papa — hilf uns —“ und ſie umſchlang mit ihren roſigen rundlichen Armen den Hals des Vaters: „Nicht wahr, Papa, Du läßt uns nicht im Stich, lieber, einziger Papa!“

„Vorläufig mach’, daß Du aus den Poſen kommſt, und zieh Dich an, damit Du der Großmama guten Morgen bieten kannſt. Das weitere wird ſich finden —“ er verſuchte, ſich aus der Umſchlingung der töchterlichen Arme zu ziehen, aber ſie hielten mit aller Kraft ihrer kerngeſunden Muskeln feſt: „Ich laß Dich nicht eher los, Papa, bis Du mir Dein Wort gegeben haſt — Dein Ehrenwort — daß Du es immer mit uns halten willſt!“

„Laß los, Dummdei! Oder wahrhaftig, ich thu Dir weh! Aber ſo laß doch —.“

„Nein — nein — erſt Dein Wort!“ Und die Arme ſchloſſen ſich nur noch feſter um den Hals, und die glühenden Wangen lehnten ſich immer dichter und zärtlicher an ſeine bärtige Backe. Schließlich lachte er: „Na denn — in des Geiers Namen! Mädel, Du machſt doch mit mir, was Du willſt! — Ja! Ich will Euch helfen!“

„Dein Wort, Papa!“

Aus den thränenfeuchten Augen Aſtas leuchtete ſchon wieder ein übermütiger Strahl.

„Na ja — wenn’s denn durchaus ſein muß! Mein Wort darauf, ich ſteh’ zu Euch! Mohrenelement aber, nun laß los — Du erſtickſt mich ja, Blitzmädel, Wetterhexe Du!“

Ein — zweimal drückten die friſchen Lippen der Tochter ſich auf die ſeinen, dann gaben die Arme wirklich nach, und der Major konnte ſich zur Begrüßung ſeiner Schwiegermutter in das Wohnzimmer hinunter begeben, während Aſta, deren Zuverſicht plötzlich im vollſten Maße wiedergekehrt war, — denn was der Papa verſprach, hielt er auch — in die Strümpfe fuhr. Blaue Strümpfe mit weißen Streifen und ſelbſt geſtrickt, ſintemalen man in Sternheim von gewebten oder gar ſeidenen nicht viel hielt.

Die Schwiegermama ſaß unten am Kaffeetiſch und Piepagnes ihr gegenüber. Die arme Hausfrau war durch den ungewohnt frühen Beſuch der Mama in keine geringe Aufregung verſetzt und doppelt ſchmerzlich davon berührt, daß die Mutter ihr nicht gleich den Zweck der Morgenviſite mitteilte. Sie hatte daher ein gar jämmerliches Geſicht aufgeſteckt, auf dem ein halbes Hundert ängſtlicher Fragen geſchrieben ſtand, von denen ſie aber auch nicht eine in Worte zu kleiden wagte. Und da ſie doch in anderer Weiſe ihrem beſorgten gedrückten Herzen Luft zu machen nicht unterlaſſen konnte, ſo ſpann ſie ein. klagendes Garn über ihren Backofen, der gar nicht gut ſei, denn das Brot wäre die beiden letzten Male faſt ganz mißraten. Oder ob die Mama meine, daß es an was anderem gelegen haben könne? Am Einſäuern vielleicht? Oder am Mehl? Ja — mit dem Mehl, da ſei ſie gar nicht zufrieden — ſchon lange nicht mehr, und Willy habe auch geſagt, der diesjährige Roggen —

Frau von Barten hörte die weitſchweifigen Auseinanderſetzungen geduldig mit an, aber ſie verſtand wohl kaum deren Sinn. Ihre Gedanken mußten von ganz etwas anderem völlig in Anſpruch genommen ſein, und auf ihrem ſchönen Matronengeſicht prägte ſich, ſo ſehr ſie ſich zu beherrſchen ſuchte, der Ausdruck lebhafter Sorge aus. Sie antwortete nur einſilbig, und ſchließlich ſagte ſie geradezu in einem nicht mißzuverſtehenden Ton der Abwehr: „Thu’ mir die Liebe, Agnes, und hör’ auf. Ich habe den Kopf zu voll, als daß mich Deine Bäckerei intereſſieren könnte.“

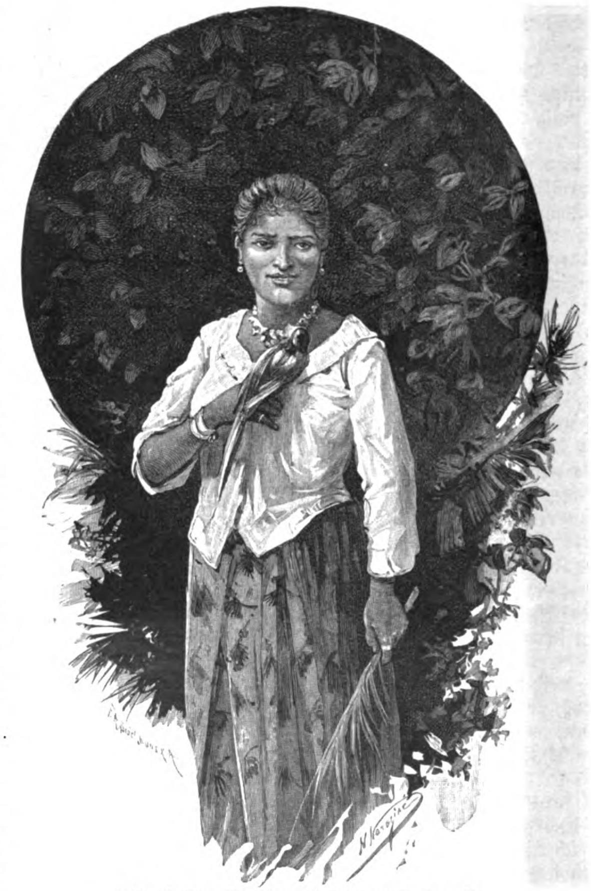
Der armen Piepagnes brach faſt das Herz. Wenn Mama, die immer gemeſſene, an der des Lebens Widerwärtigkeiten abglitten wie Regentropfen am geſchliffenen Stahl, davon ſprach, daß ihr der Kopf voll ſei von Sorgen, dann mußte Furchtbares im Gange ſein. Gewiß wieder irgend eine agrarpolitiſche Agitation — oder ein Ärger mit dem Fiskus? Oder war vielleicht in Natten Feuer geweſen? Hatte Mama ſich mit dem alten Inſpektor veruneinigt?

Zum Glück kam, noch ehe ſich die arme Schloßherrin von Sternheim zu einer offenen Frage entſchloß, der Major. Er ſah auch ſo merkwürdig erregt aus, der Willy, und daß er die Mama gleich in ſein Arbeitszimmer zog, ohne auf ſeine eigene Frau überhaupt nur zu achten, das verſchlimmerte die Situation nun gar völlig. Einen Augenblick ſtand Piepagnes noch an der Thür, die Willberg ſofort hinter ſich geſchloſſen, und — es muß geſagt werden — ſie neigte ſogar ihr Ohr an die blankpolierten Meſſingbeſchläge des Schloſſes. Aber dann überlegte ſie ſich doch, daß das Horchen manchmal recht üble Folgen hat, ſeufzte tief und vernehmlich auf, zog ihr blütenweißes Taſchentuch hervor, trocknete ihre feuchten Augen, ſeufzte noch einmal und griff dann zum Schlüſſelkorb, um „herauszugeben“. Das war für Piepagnes ſtets die liebſte Beſchäftigung. Nicht nur, daß ſie dabei ihre helle Freude hatte an den wohlgeordneten Vorräten in der Speiſekammer, ſondern auch, weil ſie gar zu gern bei dieſer Gelegenheit ein wenig naſchte. Wozu war denn das ſchöne Quittengelee da?

„Willberg — ich muß heute noch nach Berlin!“ ſagte drinnen, kaum daß ſie ſich geſetzt, die alte Dame. „Ich habe ſchwere Sorgen um Klaus. Es mag thöricht ſein, denn er iſt am Ende Herr ſeiner Handlungen und immer verſtändig geweſen, aber mich beunruhigen die Geſchäfte, in die er ſich eingelaſſen hat. Willſt Du ſo gut ſein, während meiner Abweſenheit in Natten nach dem Rechten ſehen?“

Der Major war ſtehen geblieben — dicht vor der Mama. Im erſten Augenblick empfand er etwas wie Schadenfreude, daß ſie ſich nun endlich doch zu ſeinen ſo oft ausgeſprochenen Warnungen bekehrt habe, daß ſie endlich eingeſehen, wie thöricht der gute Klaus im Grunde mit allen ſeinen unpraktiſchen Ideen ſei. Aber die Gutherzigkeit, die den Grundzug ſeines rauhen Weſens bildete, drängte dieſe Empfindung ſofort zurück. „Du ſiehſt wohl zu ſchwarz, Mama!“ meinte er und zog ſich einen Stuhl heran. „Was giebt's denn ſo Beſonderes, das Dich beunruhigt?“

„Klaus hat ſich in Unternehmungen eingelaſſen, für die wir nicht wohlhabend genug ſind,“ entgegnete die alte Frau und fuhr dann in ihren präziſen Art, alle Dinge zu begründen, fort: „Daß er von dem Herrn Dornberg in die Gründungsgeſchichte einer gemeinnützigen Baugeſellſchaft verwickelt worden iſt, weißt Du, Willy. Ich konnte ihn ſoweit verſtehen, der Drang ſich zu bethätigen, der gute Wille zu helfen, iſt immer ſtark in ihm geweſen. Und, wenn ich ganz offen ſein ſoll, das Programm gefiel mir nach allem, was mir Klaus ſchrieb. Ich fand es ſogar ganz angemeſſen, daß er ſich auch mit einem kleinen Kapital beteiligte, denn ſchöne Abſichten und Worte ohne einen realen Hintergrund hätten ihn nur lächerlich gemacht. Und die zwanzigtauſend Mark wären ſchließlich zu verſchmerzen geweſen.“



Singaleſin. Nach einer Zeichnung von N. Karaſin.
Aus dem Prachtwerk: Die Orientreiſe des ruſſiſchen Thronfolgers.

„Na, nichts für ungut — ich habe Dir meine Anſicht darüber ja ſchon vor vierzehn Tagen geſagt: die ganze Geſchichte iſt ein Schwindel, und Klaus iſt der Geleimte. An die menſchenfreundlichen Abſichten des Herrn Dornberg glaube ein anderer, ich nicht. Schade um das ſchöne Geld — ich denke, wir Landwirte haben es jetzt am allerwenigſten dazu, zwanzigtauſend Mark zum Fenſter herauszuwerfen.“

„Zum Fenſter hinauszuwerfen, gewiß nicht, Willberg! Aber daß gerade wir, die ſo große Anſprüche an die Achtung anderer ſtellen, auch Opfer bringen, wo es ſich um ein gutes Werk handelt, das finde ich nur in der Ordnung.“

„An Gelegenheit zu ſolchen Opfern fehlt es bei uns auf dem Lande auch nicht. Aber ich will nicht ſtreiten, Mama. Was giebt's weiter?“

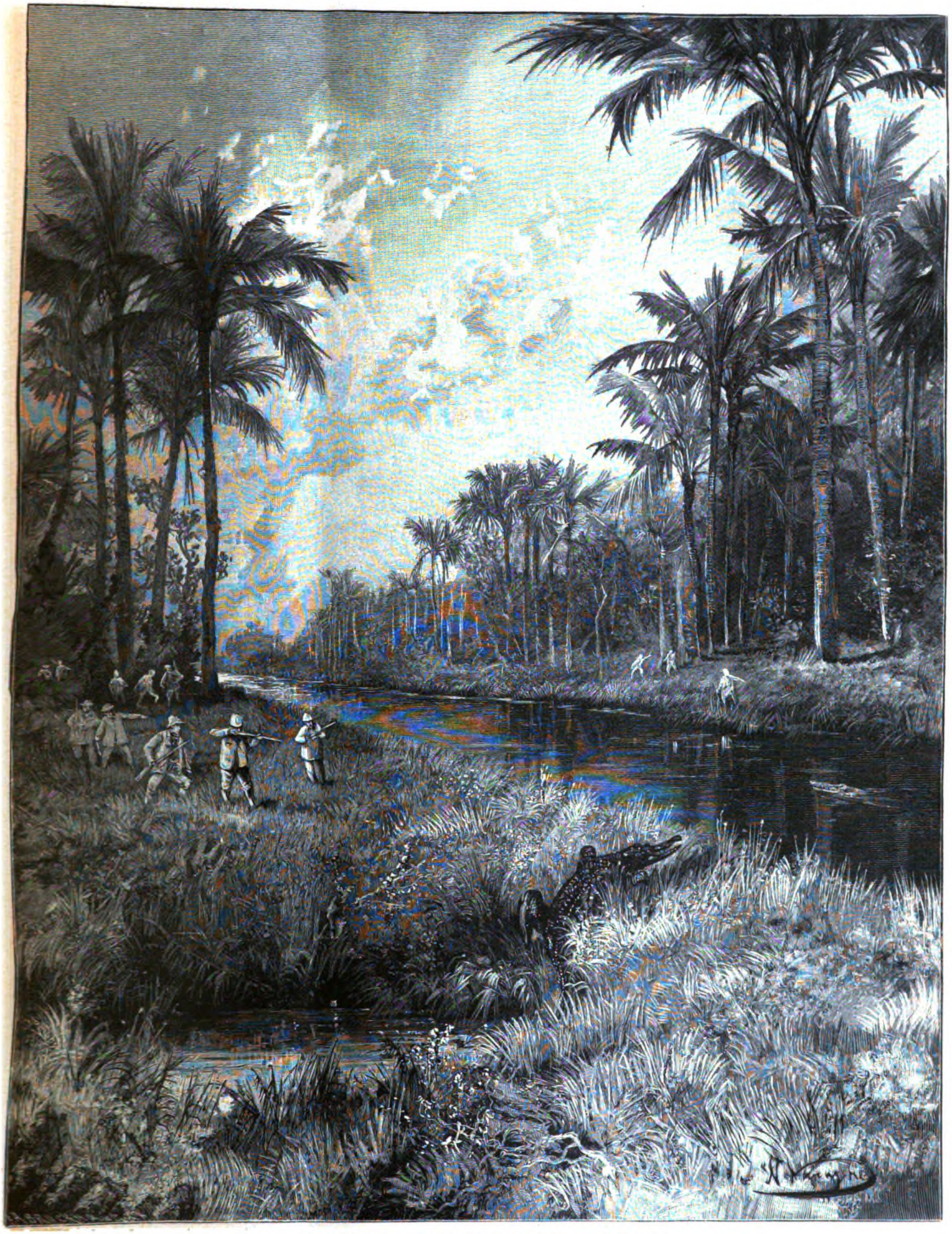
Frau von Barten lehnte ſich in ihren Stuhl zurück und ſeufzte leiſe auf: „Klaus hat mir geſchrieben, daß er bei F. W. Kruſe über hunderttauſend Mark verfügt hat. Er hält die Konſolverzinſung für zu niedrig und hat den Betrag anderweitig angelegt, ohne Zweifel auch in dem Bauunternehmen.“

„Donnerwetter!“ fuhr der Major auf. „Er iſt toll geworden — rein toll!“

„Das iſt leider noch nicht alles. Ich darf Dich gewiß bitten, lieber Sohn, was ich Dir weiter zu ſagen habe, als ſekret zu betrachten: geſtern habe ich erfahren, daß Klaus eine neue Taxe von Natten aufnehmen läßt —“

„Das geht aber ſchnell! Hölliſch ſchnell! Denn daß die neue Taxe mit einer Hypothekengeſchichte zuſammenhängt, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, Mama!“ Willberg war dunkelrot im Geſicht geworden, und die Brauen über ſeinen Augen zogen ſich dicht zuſammen. „Mama, das darf nicht ſein! Er rennt in ſein Verderben — der thörichte Junge!“

Die alte Frau wiegte das Haupt. „Lieber Sohn, wir dürfen das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten,“ entgegnete ſie ernſt und bedächtig. „Sieh — ich meine doch ſchließlich meinen Jungen am beſten zu kennen, und ich habe noch nie einen Fehl oder Tadel an ſeiner Geſinnung entdeckt. Es ſpricht keineswegs verblendete Mutterliebe aus mir, das wirſt Du mir wohl glauben, denn Du weißt, daß ich Zeit meines Lebens ſtets die Augen offen zu halten wußte, auch denen gegenüber, die ich lieb habe. Aber Klaus hat mir nie zur Klage Veranlaſſung gegeben, im Gegenteil, ich habe immer nur Freude an ihm erlebt.“ Frau von Barten knöpfte ſich die ſchwarzen, ſchwerſeidenen Bänder ihrer Haube auf — es mochte ihr doch warm werden. „Er war ſtets überaus lebhaft, jagte immer Idealen nach, Zielen, die uns nüchternen Alltagsmenſchen vielleicht ſchwer verſtändlich erſcheinen, die aber darum doch gewiß ihre volle Berechtigung haben können. Schüttele nicht den Kopf, Willy — es geht nicht, daß man alle Menſchen über einen Kamm ſchert. Die Gerechtigkeit



Krokodiljagd auf Java. Nach einer Zeichnung von N. Karaſin.
Aus dem Prachtwerk: Die Orientreiſe des ruſſiſchen Thronfolgers.

verlangt, daß man ſie mit ihrem Maße mißt. Wir vergeſſen das nur zu oft.“

„Ich meine, Mama, ich bin nie ungerecht gegen Klaus geweſen,“ brummte der Major.

„Es liegt mir ferne, Dir ſolchen Vorwurf zu machen. Aber daß Du ſeine Individualität immer richtig erkannt haſt, glaube ich auch nicht. Du biſt ſelbſt vielleicht von zu ausgeſprochener Eigenart, um dies überhaupt zu können. Klaus fühlte ſich beengt, er ſuchte einen größeren Wirkungskreis, — und nun, fürchte ich ſelbſt, hat ſich ihm ein Feld der Thätigkeit erſchloſſen, auf dem nimmer Segen für ihn ſprießen kann. Aber Willy, ob und wie weit dieſe meine Sorge begründet iſt, das kann ich, das kannſt auch Du jetzt nicht beurteilen. Wir ſtehen beide der Welt, welche die ſeine zu werden ſcheint, denn doch zu fern. Und um ſie kenner zu lernen, will ich ſelbſt nach Berlin. Meine alten Augen ſehen noch immer ſcharf genug, und ich werde kein Blatt vor den Mund nehmen, wenn ich finden ſollte, daß Klaus auf Wegen iſt, auf denen wir ihm nicht folgen können. Alſo Du biſt ſo gut und ſiehſt in Natten nach dem Rechten?“ ſchloß die alte Dame nach einer kurzen Pauſe.

Der Major bejahte. Er hatte wohl noch mancherlei auf dem Herzen, aber er kannte ſeine Schwiegermama zu genau, um ihr jetzt zu widerſprechen. Sie war ja der einzige Menſch, vor dem er ſich beugte — er, der ſonſt ſeinen Eigenwillen ſtets durchſetzte, mochte der fremde biegen oder brechen. Und er wußte zudem, die Mama hatte wirklich ſcharfe Augen und einen ſcharfen Verſtand, ſie ging ſicher den Berliner Geſchichten mit einer ernſten Prüfung an die Nieren.

Sie beſprachen noch einige Einzelheiten wirtſchaftlicher Natur — in geſchäftsmäßig ruhigem Ton, dann ging Frau von Barten nach dem Wohnzimmer hinüber, um Aſta zu begrüßen, die ſich inzwiſchen am Frühſtückstiſche eingefunden hatte und mit neugierigen Augen der Großmama entgegenſah. Aber die Großmama hatte für die Herzensſchmerzen des Enkelkindes heute gar kein rechtes Verſtändnis, und als Fräulein Aſta das Geſpräch auf Herrn Eberhard von Engersheim brachte, bekam ſie ſogar eine ſo gleichgültige Antwort, daß ſie innerlich ſchauderte. „Ob der Eberhard denn auf den letzten Jagden wieder ſo entſetzlich gepudelt hat?“ fragte die Großmama. Der alte Piefke habe gemeint, man könne den jungen Herrn kaum noch zur Treibjagd einladen, denn er gefährde geradezu das Leben der Mitſchützen.

Und der Papa, der ſich ein Gänſeſchmalzbrot nach dem anderen leiſtete mit dem guten Appetit des Mannes, der ein ruhiges Gewiſſen hat, that auch, als ob es gar keinen Eberhard und keine Aſta auf der Welt gäbe. Er kaute und kaute, ſtrich ſich wieder ein Bemmchen und ſtreute Salz auf die angenehm weißſchimmernde Oberfläche, biß mit immer demſelben Gleichmut in das Brot, und wenn er zwiſchendurch einmal die Zähne auch zu etwas anderem öffnete, ſo war es nur, um irgend eine ſpitze Bemerkung gegen Berlin und die daſelbſt regierende Schwindlerbande zu ſchleudern. Was kümmerte Klein-Aſta die Reichshauptſtadt? Ihre Ausſtattung würde dereinſt bei Hertzog gekauft werden — das war ſo ziemlich alles, was ſie an dem „Waſſerkopf des Reiches“, wie Papa ſich auszudrücken liebte, intereſſierte. Beklommenen Herzens, wie ſie war, wandte ſie ſich ſchließlich an die Mama und fragte im Flüſterton, ob der Poſtbote ſchon angekommen ſei. Aber Piepagnes hatte heute auch kein Ohr für das Töchterchen. Sie ſchüttelte erſt den Kopf und dann den Schlüſſelkorb und meinte, für die Weihnachtsſtollen müßten noch Roſinen aus der Stadt beſtellt werden. Aſta ſolle doch ſo gut ſein und an Kaufmann Sperber eine Karte ſchreiben, die der Poſtbote gleich mitnehmen könne, wenn er käme: „Drei Pfund große Roſinen, zwei Pfund Korinthen und — bitte, Aſtchen — auch für zwei Mark Citronat.“

Als ob Aſta heute für Korinthen und Citronat Gedanken gehabt hätte!

Dann kam endlich der Augenblick, wo Großmamas große Kutſche vorfuhr, ein urvorweltliches Ungetüm, das ſelbſt den grundloſeſten Wegen erfolgreich trotzte, und gerade, als Großmama nach einem kurzen Abſchied aus dem Hofe rollte, bog auch der Poſtbote um die Ecke der Scheune.

Der Major nahm die Briefſchaften ſelbſt in Empfang. Man war nicht ſehr ſchreibluſtig in Sternheim, und man erhielt daher auch nicht übermäßig viel Korreſpondenz. So gab Horn, der eisgraue Stephansjünger, denn auch heute nur die Kreuzzeitung und einen einzigen, allerdings ziemlich umfangreichen Schreibebrief ab. Aſta zitterte, als ſie über Papas Schulter hinweg die Handſchrift auf der Adreſſe ſah, und der Major ſelbſt kniff die Augen ganz merkwürdig zuſammen. Dann ſteckte er den Brief mit einem Ruck in die Seitentaſche der Joppe.

Das war, wie Aſta ganz genau wußte, ein ſehr ſchlimmes Zeichen, denn die Briefe, die Herr von Willberg in die bewußte Taſche ſteckte, waren ſtets üblen Inhalts. Die Taſche war das große Prozeßarchiv, in dem er alle unangenehmen Epiſteln, als da beſonders alle gerichtlichen Verfügungen waren, verbarg — er hob ſie dort auf, ohne ſie anzuſehen. Oft ruhten ſie wochenlang in ſtiller Ruh, bis er durch irgend einen Zufall dazu kam, ſie zu öffnen, oder bis er durch weitere unangenehme Ereigniſſe, mit denen ſie in mehr oder minder engem Zuſammenhang ſtanden, an ſie unfreundlich erinnert wurde. Mit beſonderer Vorliebe wanderten alle Koſtenrechnungen ins Archiv, denn ein ſo pünktlicher Zahler der Major ſonſt war, gerichtliche Koſten berichtigte er nie freiwillig. Ehedem hatte die Sache ihre ſpaßhafte Seite gehabt. Wenn ſchließlich der Exekutor gekommen war, hatte der Gutsherr den armen Geſellen zu einer Flaſche Wein eingeladen und ihm als beſagte Flaſche den ſchwerſten Boxbeutel, der im Keller lagerte, vorgeſetzt, bis der Mann des Geſetzes unfähig war, ſeines Amtes zu warten. Höhniſchen Mitleids voll wurde er dann auf einen ſtrohgepolſterten Leiterwagen gepackt und im Triumph vierelang nach der Kreisſtadt zurückſpediert. Nur mit einem aus frohem Durſt und heimlichem Grauen gemiſchten Gefühl hatten damals die Vollſtrecker der Verfügungen eines hohen Gerichts das Sternheimer Gutshaus betreten — jetzt aber war die ſchöne Zeit des braven Exekutors längſt vorüber, und der moderne Herr Gerichtsvollzieher verſchmähte in ernſtem Amtseifer den Willkommentrunk.

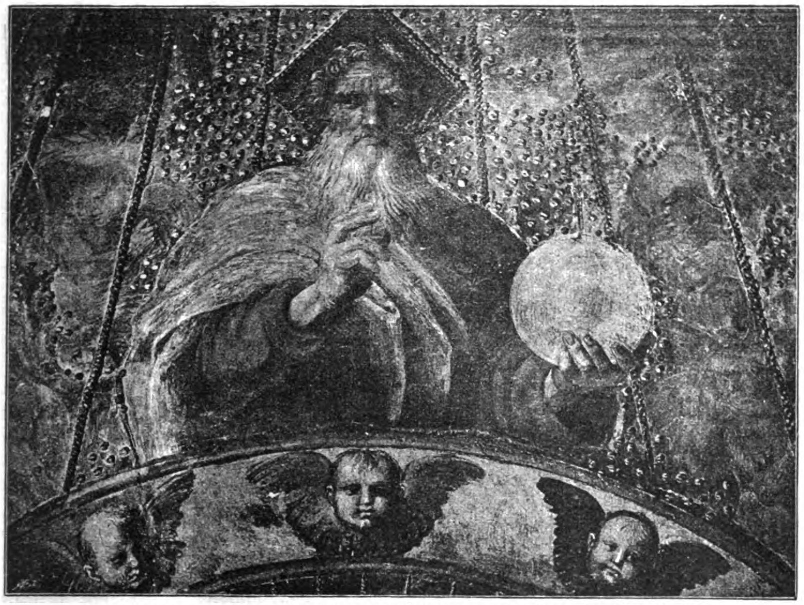
Alſo auch heute kam der einzige Brief, den der Poſtbote gebracht, ins Archiv der grünen Joppe, trotzdem es kein Gerichtsſchreiben war. Aſta wagte es, ihre Hand einen Augenblick leiſe bittend auf den Arm des Vaters zu legen, aber ſie zog ſie ſchnell zurück, denn der Blick, der ſie traf, weisſagte nichts Gutes. Und dann ging der Major, ohne den Poſtboten auch nur des gewohnten Grußes zu würdigen — warum brachte der Kerl auch derartige Briefe! — in den Pferdeſtall und ſchimpfte eine halbe Stunde lang mit allen Leuten, die ihm in den Weg liefen. Als nach dieſer halben Stunde niemand mehr ſo unvorſichtig war, ihm zu begegnen, eilte er in das Haus zurück, tramſte mit ſeinen gewaltigen Waſſerſtiefeln durch die guten Stuben von Frau Agnes und freute ſich über den ſchönen ſchmutzigen Waſſerſtreifen, den er auf dem blitzblank gebohnten Fußboden zog, und über den Ärger, den dieſer Piepagnes und ihren ſämtlichen Mägden bereiten würde. Endlich warf er ſich in ſeiner Stube auf das Sofa, zündete ſich eine lange Holländer Cigarre an, die wie eine Dampfmaſchine qualmte, und fing an, ſich zu verſichern, daß ihm ja alles, was in dem Briefe ſtehen würde, durchaus „Wurſt“ ſein könne. Und je mehr er es ſich dies verſicherte, deſto wütender wurde er. Zuerſt hatte er gemeint: „Wenn der alte Eſel glaubt, mir die Laune zu verderben, hat er ſich gründlich getäuſcht. Ich habe ſchon anderer Leute Geſchreibſel nicht geleſen!“ Dann hatte er ſich geſagt: „Ob ich den elenden Wiſch gleich in den Papierkorb werfe? Oder ob ich ihn erſt einige Tage ablagern laſſe?“ und ſich für das letztere entſchieden, ſchon um beweiſen zu können, daß er ihn nicht einmal geöffnet habe, falls ihm „der alte Eſel“ vielleicht einen freundwilligen Nachbar auf den Hals ſchicken würde.

(Fortſetzung folgt.)

Künſtler-Monographieen.

Um das Schaffen eines Künſtlers recht würdigen zu können, genügt es nicht, einige Gemälde desſelben, bei einer günſtigen Gelegenheit, auf einer flüchtigen Reiſe vielleicht, während der dem Beſuch der Sammlungen meiſt an ſich nur eine zu knapp bemeſſene Zeit zugeteilt wird, zu bewundern und als billige Ergänzung irgend eine Biographie des Meiſters, vielleicht gar nur in dem Auszuge des Reiſehandbuchs zu überfliegen. Es gehört dazu ein Sichvertiefen in ſein Geſamtſchaffen, ein liebevolles Eingehen auf ſeinen künſtleriſchen Werdegang, das Vergleichen ſeiner Werke aus verſchiedenen Perioden. Nur auf dieſem Wege gelangt man zu einem reiferen Verſtändnis, lernt man die Eigenart eines großen Künſtlers erkennen, ſeine Vorzüge recht ſchätzen. Nur ſo kommt dann ſchließlich, aus dem ſelbſtändig gewordenen Urteil herausgeboren, die wirkliche Freude an dem Schönen und Großen, das er uns gab.

Wenigen Glücklichen iſt es vergönnt, dieſe Studien mit auch nur einiger Vollſtändigkeit an den Originalen durchzuführen, und auch dieſe Glücklichen bedürfen der wiſſenſchaftlichen Vorbereitung. Gewiß fehlt es nun nicht an ſchwerem Rüſtzeug zum Studium der Kunſtgeſchichte, an großen umfaſſenden Werken. Es iſt aber durchaus nicht jedermanns Sache, zu dieſen Quellenwerken zu greifen, ſich etwa in Paſſavants großes dreibändiges Buch über Raffael zu vertiefen oder Crowe und Cavalcaſelles Werk über den Schöpfer der ſixtiniſchen Madonna zu ſtudieren. Ganz abgeſehen davon, daß die Mehrzahl derartiger Werke dem Minderbegüterten nicht immer zugänglich ſein kann, ſind ſie vielfach, ja meiſt, auch recht ſchwer geſchrieben und ſetzen Vorkenntniſſe voraus, die keineswegs Gemeingut der Gebildeten ſind.

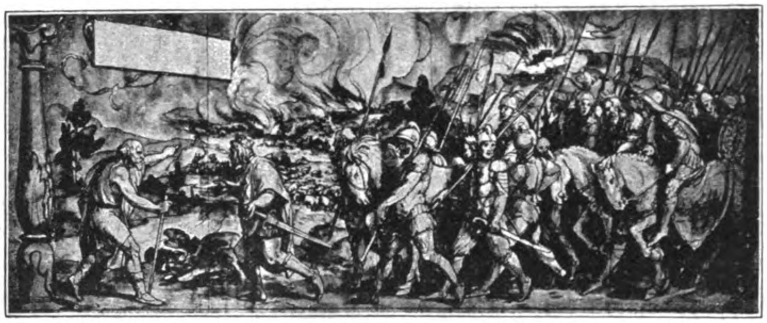


Gott Vater aus Raffaels Disputa in der Camera della Segnatura des Vatikan.

Es war daher ein glücklicher und fruchtbarer Gedanke, das Leben und das Schaffen der bedeutendſten Künſtler in einer Reihe von Monographieen zu behandeln, die auf verhältnißmäßig knappem Raum und doch wieder mit einer Ausführlichkeit, welche alle Reſultate der kunſtgeſchichtlichen Forſchung zu berückſichtigen erlaubt, an der Hand vorzüglicher Abbildungen das Verſtändnis der Meiſter einem breiteren Kreiſe zugänglich machen ſollen. Es fehlte bisher gänzlich an derartigen Werken, die — der Behandlung des Stoffes, dem Umfang, der Reichhaltigkeit der Illuſtrationen und, nicht zuletzt, dem Preiſe nach — dieſem Bedürfnis entſprechen konnten. Alles kam dabei freilich auf die Ausführung an. Mit dem bloßen kompilatoriſchen Zuſammentragen der Daten und fremder Urteile war gar nichts gethan, nur ein ſelbſtändig denkender, feinfühliger Kunſtkenner, der ſeinen Stoff vollſtändig beherrſchte, und der vor allem die ſeltene Gabe beſaß, für ſeine Arbeit die rechte Form zu finden, konnte es wagen, die Aufgabe mit Ausſicht auf Erfolg zu übernehmen. — Mir liegen in drei einzelnen Bändchen vier Monographieen (Verlag von Velhagen & Klaſing. Bielefeld u. Leipzig.) über Raffael, Rembrandt, Dürer und Holbein — letztere in einem Bande vereinigt — vor, die mir jenem Ziele in vollkommenſter Weiſe zu entſprechen ſcheinen. Profeſſor H. Knackfuß, der Verfaſſer, nicht nur als ausübender Künſtler, ſondern auch durch ſeine vortreffliche „Deutſche Kunſtgeſchichte“ bekannt, verfügt, wie kaum ein zweiter lebender Kunſtſchriftſteller, über die Vorbedingungen wiſſenſchaftlich gründlicher und zugleich allgemein verſtändlicher Darſtellung. Er weiß ſeine Leſer zu feſſeln, zu erwärmen, ja hinzureißen — das mögen auch andere können; er weiß das unwichtige von dem weſentlichen zu trennen, das entſcheidende in die richtige Beleuchtung zu ſetzen — auch das mag anderen Kunſtſchriftſtellern nicht fremd ſein. Was ihn aber meines Erachtens beſonders auszeichnet, das iſt die Art und Weiſe, wie er den Gegenſtand, den er beſpricht, dem Leſer anſchaulich zu machen verſteht. Er lehrt, ein Kunſtwerk richtig betrachten! Er lehrt dies nicht mit langatmigen kunſthiſtoriſchen Erörterungen, ſondern mit ſchlichter Deutlichkeit, der auch der Laie überall zu folgen vermag.

Selbſtverſtändlich iſt dies nur an der Hand guter Abbildungen möglich. Die Monographieen bringen dieſe denn auch in einer Fülle und in einer Vielſeitigkeit, wie bisher kaum ein ähnliches größeres Werk. Nicht nur, daß die Meiſterwerke der Künſtler vollſtändig in ihnen wiedergegeben ſind, ſie enthalten außerdem — und dies iſt ſehr weſentlich — außerordentlich zahlreiche Skizzen und Studien der Meiſter. Eine Studie ſpricht oft eine beredtere Sprache über die Schaffensart eines Künſtlers, als ein großes Gemälde; ſie wird aber beſonders wertvoll, wenn ſie als Vorarbeit für ein ſolches nachzuweiſen, mit dieſem gemeinſam zu betrachten iſt. Man muß die Madonnenſkizzen Raffaels geſehen haben, um dies ganz zu verſtehen.

Noch vor wenigen Jahren wäre es ganz unmöglich geweſen, einen Band, wie ihn etwa die Monographie über Raffael bildet, in gleicher Weiſe zu illuſtrieren, wie es hier geſchehen iſt. Oder richtiger: hätte man es gethan, ſo würde ein derartiges Werk vielleicht den zehnfachen Preis gekoſtet haben, den die „Künſtler-Monographieen“ koſten. Erſt die neueſten hier zur Anwendung gelangten Reproduktionsmethoden, die fortgeſchrittene Technik des Buchdrucks und der Papierfabrikation — alles dies in einem engeren Zuſammenhange ſtehend, als der Laie ahnen kann — machten es möglich, z. B. einen Band, wie den erwähnten, in wundervollſter Ausſtattung geſchmückt mit nicht weniger als 110, zum großen Teil ganzſeitigen Abbildungen, zum Preiſe von 3 Mark in den Buch-



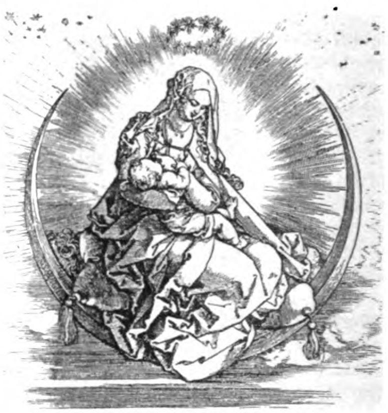
Samuel bedroht Saul mit dem Zorn Gottes. Entwurf Holbeins zu einem Wandgemälde für den Rathausſaal zu Baſel, im Muſeum daſelbſt.

handel zu bringen. Ganz abgeſehen aber von dem Preiſe gibt die meiſt gewählte autotypiſche Reproduktionsmethode, wohlverſtanden für den hier in Betracht kommenden Zweck der Veranſchaulichung, die Vorlagen am vollkommenſten, d. h. am unmittelbarſten wieder: ſie gibt für den Beſchauer gleichſam das Spiegelbild der Handſchrift des Künſtlers ſelbſt, ohne daß ein Dritter, wie ſelbſt bei dem ſchönſten Holzſchnitt oder der wundervollſten Radierung, mit ſeiner perſönlichen Griffelführung zwiſchen beide tritt.

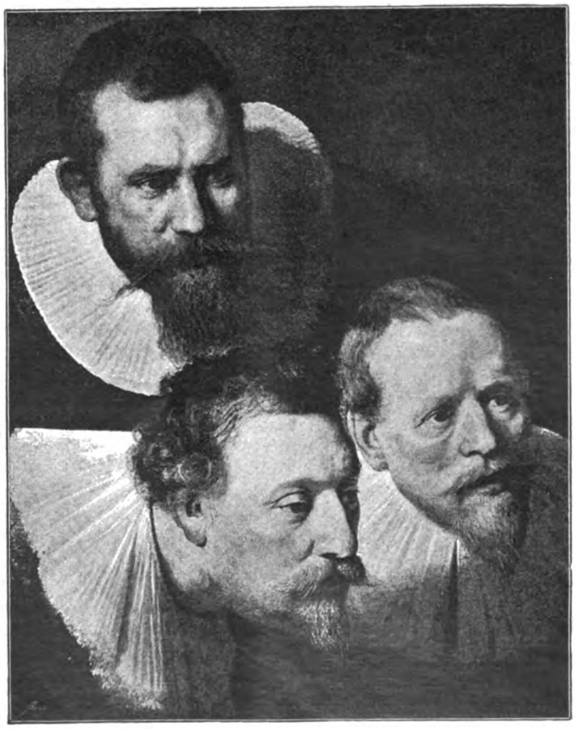
Man rühmt unſere Zeit als eine kunſtfrohe. Ich meine, ſie iſt es ſogar im doppelten Sinne: die letzten Jahrzehnte haben für die Plaſtik, aber in noch weit höherem Maße für die Malerei eine Periode des Gärens gebracht, der Anläufe, des gewiß oft unruhig haſtenden und verfehlten Taſtens. Jetzt, ſcheint es, haben ſich die tüchtigſten Kräfte, die wirklichen Talente unter unſeren ſchaffenden Künſtlern, aus dieſer Sturm- und Drangperiode zur Klarheit durchgerungen, wir dürfen uns deſſen, was ſie ſchaffen, freuen. Und andererſeits iſt das Intereſſe für die bildenden Künſte in der gleichen Zeit ungleich lebendiger geworden, in ungleich weitere Kreiſe gedrungen, als dies noch vor zehn, zwanzig Jahren der Fall war. Man braucht nur an den regen Beſuch der großen Kunſtausſtellungen zu denken, um dieſe Überzeugung zu gewinnen. So Viele auch die leere Neugier in die Säle treibt, bei der Mehrzahl iſt es doch das lebhaftere Intereſſe.

Man kann aber unſere moderne Kunſt nicht verſtehen ohne gründliche Kenntnis der alten Meiſter. Wer vermöchte z. B. einen Lenbach recht zu würdigen, ohne Rembrandts Schaffen zu kennen? Wer die augenblicklich ſo viel Aufſehen erregenden Zeichnungen des jungen Straßburgers Sattler, ohne mit Dürer vertraut zu ſein? Da iſt eine Gabe, wie ſie die Künſtler-Monographien bieten, denn doppelt willkommen für jedes Haus, in dem der rechte Sinn für Kunſt lebendig iſt, für jedermann, der ſich über die leidigen Fragen und Plagen des täglichen Lebens einmal hinaustragen laſſen will zur frohen und erhebenden Schönheit der Werke der großen Meiſter vergangener Tage.

v. Sp.



Titelblatt aus dem Holzſchnittwerk: Das Marienleben von Dürer.



Köpfe von Hörern aus Rembrandts „Anatomieſtunde“ im kgl. Muſeum im Haag. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Johanna Fürſtin von Bismarck †.

Nach langen ſchweren, mit chriſtlicher Geduld getragenen Leiden verſchied am 27. November, früh fünf Uhr, zu Varzin die treue Lebensgefährtin unſeres großen erſten Reichskanzlers, des Fürſten Bismarck.

Ein von Gottes Gnade reich geſegnetes Leben war das der Verewigten. Nicht um deswillen ſoll es ein reich geſegnetes genannt ſein, weil es ſie hoch emportrug aus der beſcheidenen Stille des väterlichen Edelſitzes, weil ſie Teil hatte an dem unvergänglichen Ruhm ihres fürſtlichen Gemahls; reich geſegnet war es mit jenem inneren Glück, das ſie in der Familie, im Hauſe, in dem engeren Kreiſe ihres perſönlichen Thuns und Schaffens zu finden und zu geben wußte.

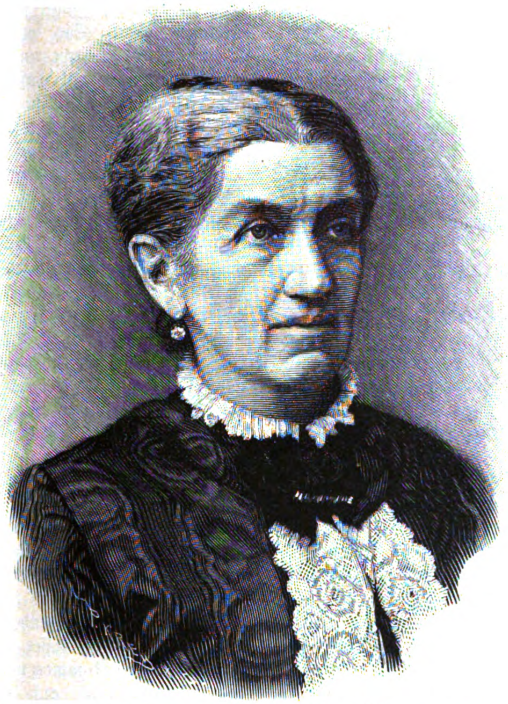
Der äußere Lebensgang der Verewigten iſt ſchnell berichtet. Johanna Friederike Charlotte Dorothea Eleonore Fürſtin von Bismarck war am 11. April 1824 als die einzige Tochter des ihr im Jahre 1872 im Tode vorangegangenen Herrn von Puttkamer auf Viartlum in Pommern und ſeiner Ehegattin Luitgarde, geb. von Glaſenapp, auf Reinfeld geboren. Am 26. Juni 1847 vermählte ſie ſich mit Otto von Bismarck-Schönhauſen. Drei Kinder ſchenkte ſie ihrem Gatten: die Tochter Marie, jetzt Gräfin Rantzau, Graf Herbert und Graf Wilhelm. Der Beruf des Gatten führte ſie mit ihm nach Berlin, nach Frankfurt a. M., nach Petersburg — zurück dann nach der preußiſchen, bald der Hauptſtadt des Deutſchen Reichs — heimwärts endlich nach Friedrichsruhe und Varzin.

Was erzählen die trockenen Daten von dem reichen Inhalt dieſes ſeltenen Frauenlebens! Was gerade von all dem, das uns verehrungsvoll und dankbar zu der Fürſtin aufſehen ließ? Was davon, wie ſie liebevoll und pflichttreu dem Gemahl zur Seite ſtand in guten und in böſen Tagen, wie ſie ihm eine Heimſtätte ſtillen Glücks ſchuf, wenn er erdrückt von der Bürde ſeines Amtes war, wie ſie die kleinen Sorgen des täglichen Lebens ihm fern hielt, wie ſie ihn pflegte, wenn er krank darniederlag! Es iſt gewiß nicht zu viel geſagt: auch die Spannkraft und Energie eines Bismarck wäre unter dem, was er durchlebt und durchkämpft, vor der Zeit erlahmt, hätte er nicht daheim, an der ſchlichten und klugen, frommen Gattin einen nie verſagenden Rückhalt beſeſſen!

Jawohl, die Fürſtin war eine fromme Frau. Sie war erfüllt von tiefeingewurzelter Gottesfurcht und von rechtem Gottvertrauen. Aus dieſer Quelle ſchöpfte ſie immer aufs neue ihre Kraft, die ſie nie verließ: nicht in jenen Tagen, da der geliebte Mann „der beſtgehaßteſte“ in Preußen ſein ſollte, nicht wenn er hinauszog in Krieg und Gefahr, nicht in den Stunden von Leid und Krankheit! Aus dieſer Quelle ſchöpfte ſie auch jene echt chriſtliche Demut, die ihr auf den Höhen menſchlichen Lebens blieb, wie ſie der einfachen Gutsherrin von Schönhauſen zu eigen geweſen war. Wer des Vorzugs teilhaftig wurde, ihr nur einmal näher treten zu dürfen, dem that es die Fürſtin an durch die, tief in ihrem innerſten Weſen ruhende, wohlthuende Verbindung wahrhafter Vornehmheit und ungeſchminkter Herzlichkeit. Generalſuperintendent D. Oskar Pank hat im Daheim (1885. N. 21) ein ausführliches warmempfundenes Lebens- und Charakterbild der Fürſtin veröffentlicht. Auf dieſes möchten wir unſere älteren Leſer verweiſen. Das Dichterwort, das er auf das ſchöne, innige und tiefe Verhältnis zwiſchen dem Fürſten und der nun Verewigten anwendet, wie wahr iſt es doch, und wie wehmütig klingt es uns heute im Herzen nach:

„Das iſt die rechte Ehe,
Wo zweie ſich vereint
Durch Wohl und auch durch Wehe
Zu pilgern treu vereint.

Der eine Stab des andern
Und ſüße Laſt zugleich,
Gemeinſam Raſt und Wandern
Bis hin zum Himmelreich!“



Johanna Fürſtin von Bismarck †.
(Nach einer photographiſchen Aufnahme des Hofphotographen Pilartz-Kiſſingen.)

Weihnachtslicht.

Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von H. von Krauſe (E. von Hellen.)

(Fortſetzung.)

Eine einfältige kindliche Frömmigkeit hatte Katharina als Sonne von oben geholfen. Jetzt, faſt zum erſtenmal legte es ſich wie beklemmende Bangigkeit auf ihr Herz. Der Fremde hatte plötzlich etwas in ihr Leben gebracht, das ſie wie ein unverſtandenes Rätſel empfand. Morgen würde er von dannen ziehen, und dennoch wußte ſie, daß es dann anders ſein würde, als ehe er kam. Sie ließ langſam den Vorhang fallen, zündete ein kleines Lämpchen an und ſchlich wieder aus dem Zimmer. Eine ſchmale Treppe und noch eine huſchte ſie hinan und ſtand tief atmend oben im Turm, dicht neben dem knarrenden Räderwerk der Uhr. Da war die Thür des Magiſters. Noch brannte Licht in ſeiner kleinen Zelle, die er hier oben wie ein Käuzchen bewohnte. Sie kannte ſeine Gewohnheit, noch lange über den Büchern zu hocken. Vorſichtig pochte ſie. Da kam ſein ſchlurrender Schritt, und er ſtand vor ihr. Sie hielt die Hand vor die Flamme des Lichtes, denn ſie fühlte, wie ihr das Blut ins Antlitz ſtieg. „Was gibt es, Fräulein?“ ſagte der Magiſter ängſtlich

„Nichts von Bedeutung,“ erwiderte ſie mit etwas unſicherer Stimme. „Ich — ich — ſah eben nach den Sternen — Ihr ſagtet, daß Ihr darin leſen könnt. Solltet Ihr das Schickſal des — unſeres Gaſtes nicht finden? Es kam mir ſo, da die Sterne ſo hell ſind,“ fügte ſie hinzu.

„Das Schickſal des Rittmeiſters von Wendel?“ ſagte der Magiſter verwundert. „Wißt Ihr denn auch Jahr, Tag und Stunde ſeiner Geburt?“

„Wie ſollte ich?“ erwiderte ſie.

„Fräulein, wie kann ich ſeine Nativität ſtellen, wenn ich nicht weiß, unter welchem Stern er das Licht der Welt erblickte?“ Ein leiſes Lächeln ſpielte um ſeine ſchmalen Lippen. „Ich will es aber morgen mit Fleiß von dem Herrn erforſchen wenn es Euch Kurzweil macht, davon zu wiſſen.“

„O nein, nein, bitte nicht,“ rief ſie verwirrt, „es war nur ſo ein Einfall. Gute Nacht, Magiſter!“

„Halt, es iſt doch gut, daß ich Euch noch ſah, liebſtes Fräulein. Ja, ich betrachte es faſt als eine abſonderliche Fügung und Wink, daß Ihr ſolche Gedanken gefaßt habt. Kann Euch ſolchergeſtalt noch rechtzeitig warnen. Auch ich habe wohl den hellen Glanz der Sterne geſehen, und gerade darum noch einmal Euer Horoſkop revidiert. Da fand ich, daß es einen böſen Tag in Eurem Leben gibt. Gefahren umgeben Euch. Blut wird vielleicht fließen, eine fremde Gewalt iſt Euch gefährlich. Und täuſcht mich nicht alles, ſo iſt dieſer Tag ſehr nahe. Wenn es morgen wäre,“ fuhr er beſorgt fort, „ein Fremder iſt im Haus — ſeht Euch vor! Haltet Euch an der Seite Eurer Mutter, in deren Kammer wird Euch dergleichen nicht nahe kommen. Und Gott beſchütze Euch. — Gute Nacht, Fräulein Katharina, gute Nacht!“

Die Räder der alten Turmuhr knarrten und raſſelten plötzlich ſo laut, daß Katharina zuſammenfuhr. Dann dröhnten zwölf Schläge dicht über ihrem Haupte. Eine Fledermaus, welche das Licht und der Lärm aus ihrem Winterſchlaf aufgeſtört hatten, huſchte ein paarmal ſchattenhaft um den Kopf des Mädchens, als ſie nun die Treppen vorſichtig wieder hinab ſtieg. Sie fühlte etwas wie Beſchämung über ihre Thorheit und wollte jetzt unverzüglich ihr Lager aufſuchen. Schon hatte ſie die letzte Wendung der engen Treppe erreicht, als ein Geräuſch von dem weiten Flur, auf den die runde Holzthür ihres Zimmers mündete, ſie ſtille ſtehen und horchen ließ. Ein leiſer ſchleichender Schritt tappte vorſichtig auf den Steinen dahin. Sie ſchauderte. Allerlei Spukgeſtalten, von denen die alte Doris zu erzählen wußte, die Geiſter wilder Vorfahren, traten vor ihre erregte Einbildungskraft, ſie ſtand ſtill und lauſchte. Doch nein, das war kein Geiſt, ſie hörte deutlich atmen und ein leiſes Klirren, wie von Waffen. Raſch ſtieg ſie die letzten Stufen herab und hob die Leuchte. „Wer iſt hier?“ fragte ſie mit halblauter Stimme, aber ſie konnte ſich die Antwort ſelbſt geben, denn Junker Götz ſtand vor ihr. Er hielt ein kurzes Schwert in der Hand und ſtand einen Augenblick betroffen.

„Was ſchleichſt Du hier herum, Götz?“ ſagte ſie leiſe, aber mit kaum unterdrücktem Zorn. „In der Nacht mit einer bloßen Waffe in der Hand?“

„Dir bin ich keine Rechenſchaft ſchuldig,“ erwiderte er trotzig, „dies iſt meines Vaters Haus, und ich kann gehen, wohin ich will.“

„Ich weiß, was Du willſt,“ ſagte ſie, innerlich bebend, aber äußerlich vollkommen ruhig. „Du willſt einem Fremden, Deines Vaters Gaſt, nach dem Leben ſtehen —“

„Wollte ich einen Unfläter und Maulhelden abthun,“ murrte er, „ſo wäre das meine Sache. Dir ſollte es am wenigſten leid ſein. Haben nicht ſeinesgleichen Dir den Vater erſchlagen. Niemand wird es mir verdenken, wenn ich meines Oheims Tod räche. Du aber geh! Weibsleute gehören um die Nachtzeit in ihre Kammer, ſo ſie anders ehrbar ſind,“ fügte er höhniſch hinzu.

„Ich ſage Dir, daß ich nicht eher fortgehen werde, als bis ich weiß, daß jene Thür,“ ſie deutete auf die Thür des Gaſtzimmers, welche ebenfalls auf den Flur mündete, „ſicher vor Dir iſt.“ Da lachte er und ſagte: „Du biſt ein einfältiges Mädchen, Käthe, und mir ſcheint, der Rittmeiſter iſt Dir ungebührlich wert. Geh' zu Bette, ich werde ſeiner Herrlichkeit nichts am Pelz zerſchneiden. Ich wollte nur zu Eurer Sicherheit noch einmal den Gang hier herum machen. Wer kann ſolchen Schnapphähnen trauen, die ſich zur Nacht in die Häuſer ſchleichen, ihre Bande irgendwo verſtecken und, wenn alles ſchläft, den roten Hahn aufs Dach ſetzen, Mordio! ſchreien und nehmen, was ſie kriegen können.“

„Du lügſt,“ ſagte Katharina, „und ich bleibe, bis Du gegangen biſt.“ Sie ſetzte ſich entſchloſſen auf die unterſte Steinſtufe der Treppe und ſtellte die Leuchte neben ſich.

„Er weiß wohl, daß das Liebchen hier draußen wartet?“ ſagte der freche Geſell nun grinſend. „Ich werde es meinem Vater vermelden, daß ſeines Bruders Tochter zur Nachtzeit vor der Thür fremder Geſellen herumlungert.“

„Thue, was Dir beliebt,“ erwiderte ſie. „Ich aber werde ſicher hier bleiben, bis ich weiß, daß keine Bubenſtreiche unter Deines Vaters Dach verübt werden, die ich hindern kann.“

„Hindern! Du? Nun, wenn ich wollte, ſollteſt Du mich wahrlich nicht hindern,“ ſagte er verächtlich. „Aber wenn Du hier auf den Herzallerliebſten warten willſt, ſo werde ich das Soldatenliebchen nicht ſtören.“ Er wandte ſich und ſchritt über den Flur und die Treppe hinab.

Katharina ſaß unbeweglich. Stumm blickte ſie ihm nach, wie er in der Dunkelheit verſchwand. Als alles ſtill war, beugte ſie das Geſicht herab und bedeckte es mit den Händen. „Soldatenliebchen!“ Sie ſchauerte zuſammen und griff nach ihrer Leuchte. „Nein“ — ſie ſetzte das Licht wieder hin — „er kommt ſicher zurück, ſobald ich fort bin.“ Sie ſaß wieder regungslos und blickte in die kleine Flamme, welche einen hellleuchtenden Kreis um ſich zog, der die Dunkelheit ringsum in den Bogen und um die dicken Pfeiler der Halle nur noch ſchwärzer erſcheinen ließ. Nichts regte ſich jetzt, nur bisweilen kniſterte das Flämmchen. So ſchlich eine Stunde dahin. Die Kälte erſtarrte ihre Hände, die Augen fielen ihr zu. Schon bedachte ſie, ob es beſſer ſei, das Bett aufzuſuchen, und daß Götz nicht wiederkommen würde. Da hörte ſie ſeinen ſchleichenden Schritt wieder auf der Treppe. Es klang wie leiſes, höhniſches Lachen aus dem Dunkel herüber, und wieder war alles ſtill. Nun wußte ſie, daß ſie bleiben müſſe — oder ſollte ſie den Ohm wecken und ihm alles ſagen? Er ſchlief weit ab auf der anderen Seite des Hauſes, und betäubt vom Wein würde er ſchwer zu wecken ſein, unterdeſſen konnte oben Unberechenbares geſchehen. — „Mir hat er gelobt, ſein Schwert nicht zu ziehen,“ dachte ſie, „ich will ſorgen, daß er ſein Wort nicht brechen muß.“ Und ſo ſaß ſie regungslos, den Kopf an den Pfeiler der Treppe gelehnt. „Ehe der Morgen graut, muß er fort, fort — in den wilden Krieg, und ich ſehe ihn nie, niemals wieder.“ Sie richtete ſich auf und fuhr mit der Hand über die Augen. Waren ſie feucht?

Und ſo rannen die Stunden der heiligen Nacht dahin. Hin und wieder raſſelte die Turmuhr und zeigte an, daß wieder eine in den Abgrund der Vergangenheit verſunken ſei. Wenn ihr die Augen zufallen wollten, begann Katharina leiſe das Weihnachtslied ſich vorzuſagen, oder ſie zählte die Flieſen des Fußbodens, welche das Licht erleuchtete. Oft auch faltete ſie die Hände und bat, daß alles zu gutem Ende kommen, und daß die Mutter nicht erwachen und nach ihr rufen möge. Der todmüde Reiter, welcher hinter jener Thür ſchlief, ahnte nicht, daß der Weihnachtsengel, der durch ſeine Träume ſchwebte, ſo nahe bei ſeiner Schwelle dieſe lange, bange Wacht in der kalten Winternacht hielt. Er ſollte es auch nie erfahren. „O nein, nie,“ ſagte ſich Katharina leiſe.

Endlich ſchlug es vier Uhr. Draußen vom Hof klang der erſte Hahnenſchrei. Da ſtand ſie vorſichtig auf. Noch war alles ſtill, die Herren ſchliefen ihren Rauſch aus. Sie ſchlich an die Thür des Fremden und pochte leiſe. Ein paarmal mußte ſie ihr Pochen wiederholen, endlich kam ſchlaftrunkene Antwort.

„Was gibt es, wer iſt da?“

Sie legte die Lippen an das Schlüſſelloch und flüſterte: „Ihr müßt fort, ehe der Tag graut. Es droht Euch Gefahr.“

„Zum Teufel, was für Gefahr? Laßt mich ſchlafen,“ kam die Antwort.

„Nein, nein, um Gotteswillen, verliert keine Zeit. Ich bin es, Katharina, ich bitte Euch, macht Euch fertig!“

„Wenn Ihr es ſeid, Fräulein, ſo gehorche ich.“

Sie ſtreifte die groben Schuhe von den Füßen und huſchte unhörbar hinab. Noch glimmte der Wurzelſtock im Kamin des Wohnzimmers. Sie ſchlich in die Küche und holte einen Topf, in welchem der Reſt der Abendſuppe ſtand; haſtig ſchob ſie ihn in die Glut. Vorſichtig ſpähte ſie in den Hof, es war alles noch dunkel und ſtill. Als ſie wieder hinauf kam, ſtand Wendel in der Thür ſeiner Kammer.

„Was gibt es, daß Ihr Gefahr fürchtet?“

Katharina legte nur die Finger auf die Lippen, ſie hob die Leuchte und ging voran. Es ſchlug halb fünf.

„Es iſt keine Minute zu verlieren,“ ſagte ſie leiſe. „Nehmt ſchnell einen warmen Trunk und dann ſattelt Euer Pferd.“ Sie reichte ihm die Suppe und ging, die Thür zu öffnen. Erſchrocken blieb ſie ſtehen, das Schloß war offen. Neben ihm ſchritt ſie über den Hof.

Als er den müden Gaul durch einen Handſchlag auf die Beine gebracht und den Sattel aufgelegt hatte, ſagte er: „Wollt Ihr mir nicht ſagen, Fräulein, weshalb ich ſo früh fort muß? Euer Ohm wird meine Höflichkeit nicht loben, wenn ich ohne Dank, wie ein Dieb, von dannen ſchleiche.“

„Das laßt meine Sorge ſein,“ erwiderte ſie. „Ihr aber ſolltet von dem Falken lernen, der nicht ſo lange auf dem Baume ſitzt, bis der Jäger nach ihm ſchießt, ſondern entflieht, ſo lange es Zeit iſt, ſobald er die Zweige knacken und den Schritt des Jägers hört.“

„Das Entfliehen iſt nicht meine Sache,“ ſagte er, verdroſſen die Stirn runzelnd.

Da hob ſie die ernſten Augen flehend zu ihm auf. „Geht um meinetwillen,“ ſagte ſie leiſe, „ich bitte Euch.“

„Daß Ihr ſo eilt, mich los zu werden, Fräulein Katharina!“ Er führte das Pferd aus dem Stall. „Wohin geht der Weg auf Kroſſen zu?“ frug er, neben ihr ſtehend da ſie die kleine Seitenpforte vorſichtig aufſchloß.

„Ich bringe Euch ſelbſt bis an die Straße, dann könnt Ihr nicht fehlen,“ ſagte ſie, „die Wege hier ſind verwachſen durch das Geſträuch, der Unbekannte verirrt ſich leicht.“

So ſchritten ſie über die Brücke durch das Dorf. Noch lagen deſſen Bewohner im Schlaf, aber eine fahle Dämmerung ſtahl ſich über die Strohdächer und zeigte, daß drei Viertel des Dorfes aus geſchwärzten Ruinen beſtand. Eiſig wehte die Morgenluft über die Ebene, ein heller Streifen am Horizont verriet, daß die Sonne an die Rückkehr denke.

„Weshalb habt Ihr keinen Mantel, Fräulein?“ ſagte er, nachdem ſie eine Weile ſchweigend am Waldrande dahin geſchritten waren, „es iſt zu kalt für Euch.“

„Ich wollte die Mutter nicht ſtören —“

Er führte das Pferd ſo, daß es ſie vor dem Winde ſchützte, der jetzt in kurzen Stößen über die hartgefrorene Erde daher kam, während es heller wurde, die Sterne verblichen, und der Streifen im Oſten breiter ward.

„Habt Ihr keine Heimat,“ frug das Mädchen nach einer kleinen Pauſe.

Er wandte den Kopf nach ihr um. „O gewiß,“ ſagte er, „fern in der Mark liegt das alte Haus, wo meine Wiege ſtand.“

„Und Eure Mutter?“

„Iſt lange tot.“

„Habt Ihr keine Schweſter?“

„Nein.“

„Und weshalb ſeid Ihr in den wilden Krieg gezogen, wenn Ihr ein Heim habt?“ frug ſie halb vorwurfsvoll.

„Mein Heim iſt öde und wüſt,“ gab er Auskunft, „und ich bin ein Mann, ich will nicht hinter dem Ofen hocken, ich will meine Kraft nicht roſten laſſen.“

„Und Ihr habt niemand, der für Euch bangt und betet und um Eure Seele ſorgt? Wie traurig!“ fuhr ſie fort.

„Niemand,“ erwiderte er rauh, „ich mache mir nichts aus Weiberthränen; ich brauche ſie nicht,“ fuhr er ungeduldig fort, als wehre er ſich gegen dieſe Vorſtellung. „Und meine Seele! Pah, was liegt an meiner Seele!“

„Sehr viel,“ ſagte ſie ernſt, „ſo viel, daß der Heiland in die Welt kam, um ſie zu ſuchen.“

Er wollte lachen, aber er that es nicht. Seine Augen hingen plötzlich mit wilder Leidenſchaft an ihrer ſchlanken Geſtalt, wie ſie in Froſt und Kälte neben ihm hinſchritt. Sie trug noch das grobe dunkle Wollkleid, ihr blondes Haar wehte der Wind um die weiße Stirn. Sie ſtanden jetzt am Waldrande, und vor ihnen hin zog ſich eine breite Landſtraße. Eben färbten ſich die Wolkenränder in Gold und Purpur, über dem Fluß ſchwebte ein heller Nebelſtreif, und rings über das Heidekraut hatte die Nacht eine ſchimmernde Decke von weißem Reif ausgebreitet. Katharina ſtand ſtill. „Dort iſt die Straße nach Kroſſen,“ ſagte ſie tief aufatmend, „und nun gehabt Euch wohl, und Gott geleite Euch!“

Da fühlte ſie ſeine Arme um ihre Schultern, er preßte ſie an ſich und bedeckte ihr Antlitz mit Küſſen. Wehrlos mußte ſie es geſchehen laſſen, denn er hielt ſie wie ein Kind.

Endlich löſte ſich ſein Arm und, ſie ein wenig von ſich abhaltend, ohne ſie doch frei zu geben, rief er: „Ich hatte es mir gelobt! Mädchen, weißt Du, daß ich Dich liebe, wie noch nie ein Weib?! Was hindert mich, Dich mitzunehmen? Furioſo trägt uns beide. Prieſter gibt es auch im Lager, ſage, daß Du willſt, Katharina, und nichts ſoll mich hindern. Ich hielt noch ſtets feſt, was ich halten wollte.“

Da machte ſie ſich mit einem verzweifelten Ruck von ihm los. „Nein!“ rief ſie hoch erglühend, „wenn Ihr ein Edelmann ſeid und kein Schuft, ſo laßt mich im Frieden heim zu meiner Mutter!“

„Ihr habt recht, Katharina,“ lenkte er ein, „Ihr ſeid zu ſchade für das wilde Leben. Aber hört mich an —“ er ergriff wieder ihre Hand, die ſie ihm ließ, und die bebend und kalt in ſeiner Rechten lag. „Ich habe eine Heimat, ein Haus. Dahin hole ich Euch, wenn dieſer Krieg zu Ende iſt, da ſollt Ihr meine Hausfrau ſein, und wir wollen das alte Neſt neu machen und froh ſein, wie die Vögel, wenn es Sommer wird. Wollt Ihr, Katharina?“

Da beugte ſie das Haupt: „Wann wird dieſer Krieg zu Ende ſein?!“ ſagte ſie leiſe.

„Bald, glaube ich, und wenn nicht, was hindert mich, das Heer der Königin von Schweden zu verlaſſen und heim zu reiten in meines Herrn, des Kurfürſten von Brandenburg Land? Sagt nur, ob Ihr kommen werdet, wenn ich Euch rufe.“ Er beugte ſich zu ihr, und ſeine dunklen Augen ſuchten die ihren mit heißer Frage. Sie ſah ihn gerade an, und in ihrem feſten ruhigen Ton ſagte ſie: „Ja, Wendel!“ —

Er küßte ſie noch einmal auf Stirn und Mund, dann war er mit einem Sprung im Sattel. „Lebt wohl, Katharina, lebt wohl!“ — Er gab dem Roß die Sporen, da flog es dahin, die Straße entlang und dem Morgen entgegen, der ſoeben die erſten Goldblitze über die glitzernde Erde ſchickte.

Das Mädchen ſtand auf der Höhe am Waldrand und ſah ihm nach, bis Roß und Reiter ihren Blicken entſchwanden. Dann wandte ſie ſich und ging dem Hauſe wieder zu.

Verdrießlich, mit wüſtem Kopf und unzufriedener Miene, ſaß Herr Ottmar von Frondsberg im Wohngemach. Der Magiſter ihm gegenüber war in einen ſchweinsledernen Band vertieft und blies mächtige Wolken aus ſeiner Thonpfeife. Der Hausherr hatte die ſeine ausgehen laſſen. Junker Klaus ließ im Schloßhof einen Klepper herumführen, welchen der blöde Rupert am Zaume hielt, und der bedenklich lahmte. Junker Jörg, der geſtern den ärgſten Rauſch gehabt, dehnte ſeine Glieder übernächtig auf der Ofenbank. Katharina hatte mit Doris in der Küche hantiert und kam jetzt herein, den Tiſch für die Mittagsmahlzeit zu decken. „Hallo, Jungens!“ knurrte der Ohm, „wo ſteckt nur der Götz?“

„Weiß nicht,“ grunzte Jörg.

„Zum Donnerwetter, Magiſter, laßt Euer Tabakſaufen, ich erſticke bald,“ ſchnob der Hausherr den erſchrocken auffahrenden Gelehrten an, der ſogleich ſeine Pfeife fortlegte. „Beſinnt Euch einmal,“ fuhr Frondsberg fort, „wenn Euch der gelehrte Plunder noch ſoviel Verſtand gelaſſen hat, ob Ihr den Götz nicht geſehen habt?“

„Nein, gnädiger Herr,“ ſagte der Magiſter, „ich ſah den Junker zuletzt, als er dem Rittmeiſter von Wendel die Treppe herauf leuchtete. Seitdem iſt er mir nicht begegnet.“

„Dieſer vermaledeite Rittmeiſter!“

„Wird ein ſchöner Rittmeiſter geweſen ſein,“ grinſte Jörg.

„So bei nächtlicher Weile auszubrummen,“ fuhr Herr von Frondsberg ärgerlich fort, „und der Götz nicht zu finden.“

„Na, der wird mit ihm ſein. Er brannte ja lange darauf, im Krieg ſein Glück zu verſuchen,“ meinte Jörg.

„Unſinn,“ ſchrie der Vater, „er hat nicht Pferd, nicht Armatur, nicht Geld. Glaubſt Du, daß er als Arkebuſier mitlaufen wird. Pah, das ſähe wohl dem Götz ähnlich.“

„Herr von Wendel iſt allein fortgeritten,“ ſagte Katharina.

„So, alſo Du haſt ihn fortreiten ſehen, Jungfer Käthe? Weshalb haſt Du ihm denn nicht geſagt, daß es unziemlich ſei, ohne Dank und Gruß davon zu wiſchen wie ein Schelm? Und Götz war nicht dabei?“

Käthe ſchwieg.

„Nein, aber als ich die Hausthür öffnen wollte, um den Fremden hinaus zu laſſen, war ſie offen,“ entgegnete ſie endlich. Sie ſah ſehr bleich aus, denn die Abweſenheit des Junkers machte ihr mehr Gedanken, als ſie ertragen konnte.

„Dann mag er in den Wald ſein, den wilden Schweinen nachzuſpüren, die er neulich getroffen hat. Aber er ſollte zur Mittagszeit hier ſein, er weiß, ich kann das Ausbleiben nicht leiden.“

„Es hat noch nicht zwölf Uhr geſchlagen, er kann noch kommen,“ meinte der Magiſter.

Aber er kam nicht. Nicht zu Mittag und nicht am Nachmittag, auch am Abend nicht. Als man im Dorfe Umfrage hielt, ſagte der Nachtwächter, ein einarmiger Krüppel, daß er um die vierte Nachtſtunde einen Mann habe vom Schloß herkommen und dem Walde zuſchreiten ſehen, ob es aber der Junker geweſen, wiſſe er nicht zu ſagen. Ein altes Fauſtrohr und ſein kurzes Schwert hatte er mitgenommen. Die Junker Klaus und Jürgen ritten am anderen Tage zu den Nachbarn, um zu erkunden, ob er vielleicht bei ihnen eingekehrt ſei, aber es verlautete nichts von ihm, und auch eine Streife, die Herr von Frondsberg mit den wenigen Männern, die der Krieg im Dorfe gelaſſen, unternahm, um im Walde eine Spur des Verſchollenen zu finden, blieb erfolglos.

„Die Wölfe haben ihn zerriſſen,“ klagte der Vater, und bittere Thränen tropften in den Bierkrug, den er noch häufiger als ſonſt an die Lippen ſetzte. Klaus und Jörg hatten ihre eigene Meinung, ſchwiegen aber. Erſterer ärgerte ſich, daß er ſo feſt geſchlafen und alſo nichts von dem Aufbruch des Bruders gemerkt hatte, noch mehr, daß er am Abend in der Weinlaune mit Götz davon geſprochen, wie nützlich ihm des Fremden Roß und Armatur ſein könne. „Er war immer der Schlaueſte von uns,“ ſagte er zu Jörg, „und mir ahnt, wir werden noch hören, daß er fortune gemacht hat.“

Beide tröſteten ſich, indem ſie einen Vernichtungskrieg gegen die Wölfe zu führen begannen und deren mehr als ein halbes Dutzend erlegten.

Und Katharina? Sie hatte ja die beſte Urſache, nicht an den Tod ihres Vetters zu glauben, aber wenn er lebte — dann war es um einen anderen geſchehen, deſſen Lippen ſie auf den ihren gefühlt — ach, und deſſen Leben ihr werter war, als das eigene. — —

Wochen vergingen und wurden zu Monaten, und der Frühling ließ ſeinen linden Atem über die blutgetränkte deutſche Erde dahingehen. Im Walde meldete ſich der Kuckuck, und die Grasmücke ſang in dem zarten Grün, das die Sträucher und Birken am Rande desſelben ſchmückte. Spärliche Furchen nur konnten die wenigen Zugtiere des Dorfes in den ſchwarzen Boden ziehen, und wenig Samen ward ausgeſtreut; ſelbſt auf dem Gut des Herrn von Frondsberg konnte nur ein kleiner Teil des Ackers beſtellt werden, und wer die Ernte halten, ob der Landmann ſie einheimſen, ob abermals der Soldat ſie niedertreten würde, ſchien ungewiſſer denn je.

Katharina brachte eben eine Schar kleiner, gelber Küchlein behutſam auf den Grasrain am Schloßgraben, wo die Sonne warm ſchien, nnd die Gänſeblümchen ſproßten. Die Mutter ſaß oben am offenen Fenſter und atmete die herrliche Frühlingsluft und den Tannenduft, der vom Walde herüber kam. Das Federvieh war ſelten geworden, und mühſam hatte Katharina die Tierchen gezogen denn die ſchwache, Mutter bedurfte kräftiger Speiſe, und im Dorf gab es längſt keine Eier mehr. So ſaß ſie jetzt unter einem Hollunder und bewachte die piepſende kleine Schar, in der Hand hielt ſie ein Buch. Sie gehörte ja zu den Kindern des Herrn Theobald, von denen der Magiſter berichtet, daß ſie einen offenen Kopf geerbt hätten. Er war ſtolz auf dieſe Schülerin, denn Katharina ließ ſich willig mit allerlei Gelehrſamkeit von ihrem alten Freund erfüllen, ſo viel es ihre Zeit erlaubte. Italieniſch lernte man damals, wie heute franzöſiſch, und ein Luſtſpiel des Arioſt, „Der Aſtrolog“, war es, das ſie eben zu verſtehen ſtrebte, und das der Magiſter nicht längſt als einen großen Schatz von einem Freunde, der an der Frankfurter Univerſität lehrte, erhalten. Ein ängſtliches Glucken der Henne ließ ſie aufblicken, und vor ihr ſtand der blöde Rupert. Grinſend hielt er ihr etwas entgegen, das in der Sonne blinkte, wie Gold.

„Was haſt Du da, Rupert?“ fragte ſie aufſpringend und griff nach dem Ding. „Haſt Du etwas gefunden?“

Er nickte, indem er mit dem Ärmel ſeiner groben Jacke darüber hinfuhr, um die anhaftende Erde abzuwiſchen. Dann gab er es ihr. Es war der Korb und die obere Hälfte eines zerbrochenen Schwertes. Katharina ſtarrte auf die roſtige, zerborſtene Waffe, alle Farbe wich aus ihrem Geſicht. Sie erkannte ſofort Wendels Schwert.

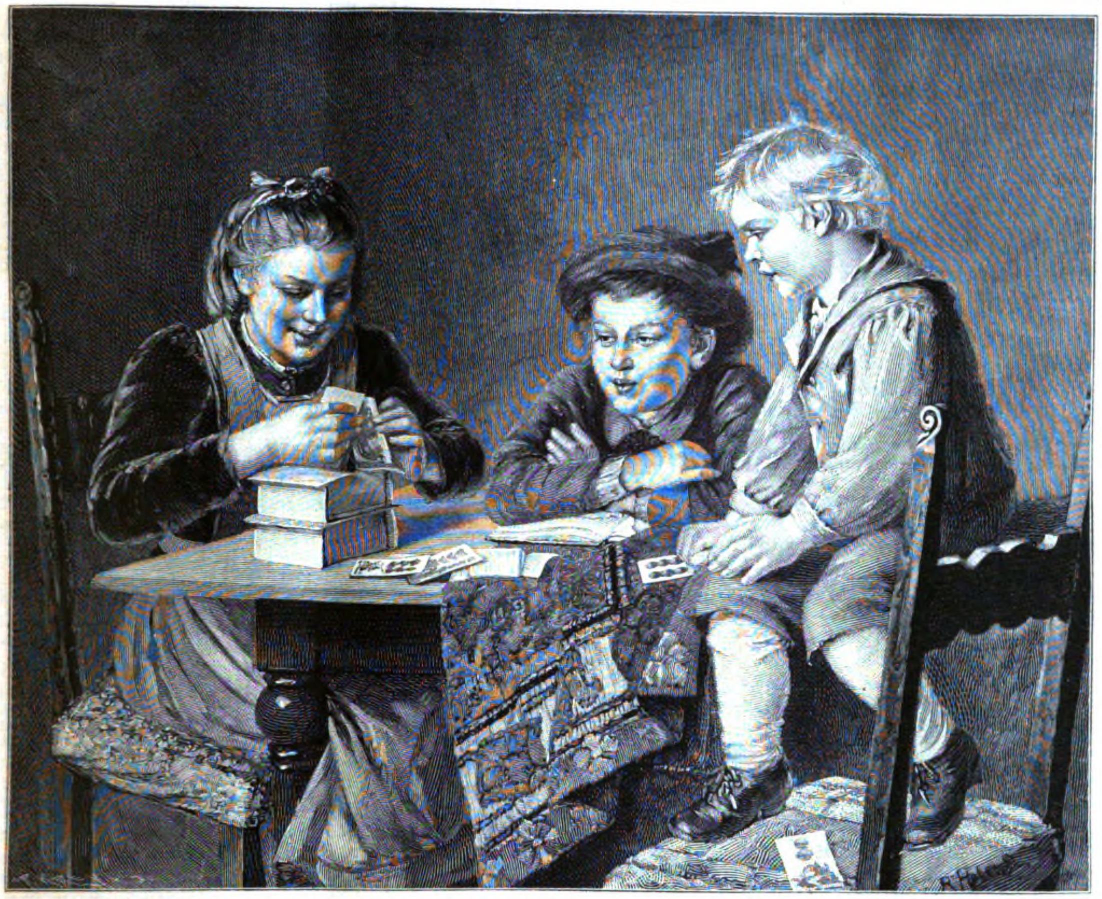
(Fortſetzung folgt.)

Umſchau in der chriſtlichen Litteratur.

Von Robert Koenig.

Emil Frommel, Nachtſchmetterlinge und Neue Chriſtoterpe für 1895. — Lina Walther, Kleine Wegweiſer, und Eichblatts Lebenslauf. — Julius Sturm, Neue lyriſche Gedichte. — Beyſchlag, Blütenſtrauß vom Lebenswege. — L. Thiele und R. Zarnack, Bilderbuch zu den heiligen zehn Geboten. — Kreyher, Nachtſchatten und Morgenlicht auf der Wende der Zeiten. — Otto Funckes geſammelte Schriften. — Riehms Handwörterbuch des bibliſchen Altertums. — Jakob Engelbert, Eben-Ezer.

Unſer alter Freund, Emil Frommel, legt diesmal zwei Bücher auf den Weihnachtstiſch. Das erſte: „Nachtſchmetterlinge“ (Berlin, Wiegandt & Grieben) iſt ganz ſein eigen. Vornan ſein vorzüglich getroffenes Bild in Lichtdruck: ganz der ſinnige, herzige, gemütvolle Erzähler, den jeder, der ihn lieſt, faſt ebenſo lieb gewinnt, wie der, welcher ihm dabei ins treue, geiſtvolle Auge blickt. Dahinter zehn ſeiner beſten Skizzen, Erinnerungen und Charakterbilder, von denen mehrere uns ſchon im Daheim oder im Daheimkalender erfreut, die man aber gern in einem beſonderen Frommelbuch beiſammen hat. „Nachtſchmetterlinge“ nennt er ſie, wie er in der Vorrede ſagt, „weil für ſie nur die ſtille Nacht übriggeblieben, um darin auszufliegen. Der Tag mit ſeiner Arbeit und Unruhe, mit ſeinem Kommen und Gehen der Menſchen,



Kartenhäuſer. Nach dem Gemälde von R. Hohenberg.

läßt — und ſoll auch, wenn man ein Amt hat — ſchließlich keine Zeit laſſen zu dem, was doch mehr oder minder Schmuck, Erholung und Spielwerk iſt.“ Man merkt aber den geiſtesfriſchen, humorvollen Stücken Nachtgewand und Nachtlampe nirgends an. Anderſeits iſt es auch kein „Spielwerk“, was er bietet, und noch weniger, wie er ſchalkhalſt meint, etwas, „worüber einer ſänftiglich einſchläft“, ſondern aus den Tageserfahrungen geborene, herzerfriſchende, lebenweckende Geiſtesnahrung und zum Teil von dauerndem biographiſchen und kulturgeſchichtlichen Werte, wie die „Erinnerungen an Kaiſer Wilhelm I.“, die „rote Roſe auf Karl Geroks Grab“ und „Sebaldus Nothanker“. — Auch die „Neue Chriſtoterpe“ iſt Frommels Werk. Unter den drei Herausgebern iſt er der ſichtende, wählende, zuſammenſtellende Redakteur. Sein diesmaliger Beitrag, **Simon Petrus**, iſt keine bloße „Skizze“ eines „Charakterbildes“, wie er es beſcheiden nennt, ſondern ein meiſterhaft herausgearbeitetes, tiefgegründetes und wahrhaft erbauliches Charakterbild, das den Apoſtel vielfach in ganz neuer Beleuchtung zeigt. **Wilhelm Baur** teilt in ſeinen geiſtreichen Betrachtungen über den „Umgang des Chriſten mit den Menſchen“ viel perſönlich-Erlebtes mit, das die dargebotenen Winke und Ratſchläge um ſo wirkungsvoller macht. **Rudolf Kögel** erzählt eigene ſeelſorgeriſche Erfahrungen unter dem Titel: „Aus der Sprechſtunde eines Geiſtlichen.“ **Otto Funcke** macht uns mit einem „Paſtorenoriginal“, ſeinem Großvater, bekannt, und es iſt wirklich der Mühe wert, den alten prächtigen Herrn kennen zu lernen. Zwei Erzählungen von Max Vorberg, eine Ttroler Geſchichte von R. Pfannſchmidt-Beutner, Gedichte von der Fürſtin Reuß, Julius Lohmeyer, Martin Kögel u. a. tragen zur Mannigfaltigkeit des reichen Inhalts bei, der ſich durchweg auf der Höhe der früheren Jahrgänge erhält.

Die Verfaſſerin des „Adjunktus von Oldenhauſen“, der „Tante Jettchen“ und ſo vieler anderer Lieblingserzählungen des deutſchen Hauſes, Frau **Lina Walther**, hat unter dem Titel: „**Kleine Wegweiſer**“ (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes) ſechzehn kleine Geſchichten herausgegeben, denen man es anmerkt, daß ſie aus dem reichen Schatze ihrer eigenen Erlebniſſe herſtammen. Eine durch und durch geſunde Frömmigkeit, ein fröhlicher Humor und praktiſche Anwendbarkeit ohne viel Predigen und Moraliſieren atmet aus allem, was die ſiebzigjährige liebenswürdige Großmutter und Großtante mitzuteilen hat. So erzählt ſie, wie die vierzehnjährige Guſtel, die ſo gern eine Prinzeſſin werden wollte, über ihren Märchenträumen das ihr anvertraute Kind unter die Pferde geraten läßt, es mit eigener Lebensgefahr rettet. Auf ihrem Krankenlager hört ſie dann von ihrem Paſtor, daß ſie durch ihre Taufe ſchon eine Prinzeſſin ſei, die ſie nach der Geneſung durch ein Leben voll ſelbſtverleugnender Liebe in Wirklichkeit wird, wenn auch ohne „Karoſſe und ſeidenen Schlepprock“. Noch origineller iſt die „tapfere Frau Schulmeiſterin“, eine Paſtorstochter, die kurz entſchloſſen ihre ſtädtiſche Tracht mit der bäuriſchen vertauſcht, weil ſie bisher trotz aller Sparſamkeit „den Einklang und die Harmonie zwiſchen ihrem Leben und ihren Einkünften“ nicht herzuſtellen vermochte. Dadurch ſteigt ſie vollends in der Achtung der Bauern und gewinnt ihren und ihres Mannes in Sorgen faſt verlorenen Frohſinn wieder. Auch als Dichterin lernen wir die alte Dame diesmal kennen. Ihr Gedicht: „Eichblatts Lebenslauf“ (Ernſt Kaufmann, Lahr), hübſch illuſtriert von Sophie Meyer und in die Form eines Eichblatts gekleidet, läßt in anſprechenden, gefälligen Verſen an uns vorübergehen, was die Blätter eines alten, knorrigen Eichbaums erleben von dem Tage, wo der „freundliche Frühlingswind ſie aus dem Wintertraum geweckt“, bis zu dem, wo der Herbſtſturm ſie hinunterjagt und ſie am Waldesſaum verwelken und im Eis erſtarren, und wie das uns traurig ſtimmt, bis das Chriſtkindlein, „die ewige Frühlingsſonne“, unſere Gedanken über den Staub der Vergänglichkeit erhebt und zum „Jauchzen von Stern zu Stern“ auffordert.

Der greiſe Julius Sturm hat ſich bis in ſein 79. Lebensjahr die Sangesfreudigkeit erhalten. In ſeinen 1894 erſchienenen „Neuen lyriſchen Gedichten“ (Leipzig, Alfred Janßen) findet ſich viel Anmutiges und Erfreuliches, Frommes und Fröhliches aus den letzten Jahren, das ſich wohl dem Beſten ſeiner früheren Poeſie würdig anreihen kann. Nur eine Probe, die den unverſiegbaren Jungbrunnen ſeiner Dichtung erkennen läßt. In ſeinem Gedichte: „Freundliche Erde“ ſagt er:

„Was eine liebende Mutter dem Kinde,
Biſt Du mir, freundliche Erde.
Freuen will ich mich Deiner,
Bis eine andre,
Nicht Deinem Staube entnommene,
Ewige Hülle meinem Geiſte gebaut iſt,
Daß er ſchaue in ihr
Neue, von ihm nur geahnte
Ewige Herrlichkeit.“

Willibald Beyſchlag hat an ſeinem ſiebzigſten Geburtstag aus ſeinen geſammelten Gedichten teilnehmenden Freunden einen „Blütenſtrauß vom Lebenswege“ (Halle a. d. S., Eugen Strien) gewunden, der auch Fernerſtehende erquicken wird. Eine Perle darin iſt das ſinnige Märchen: „Frühröschen“ aus der Studentenzeit, das den Leſer ſpätromantiſch anmutet und an ſeinen „Godofred“ erinnert. Wehmütig und doch troſtreich klingt es, wenn der Greis „auf einer Fahrt am Rhein“, im Andenken an ſo viele dahingegangene Lieben, klagt:

„Dahin, dahin die Lieben
Die ganze treueigene Schar,
Und ich bin übergeblieben
Allein im greiſenden Haar!
Nur Du, auf den wir bauten,
Du ziehſt noch heut mit mir;

O Herr, die Lieben, Trauten —
Ich weiß — ſie ruh'n in Dir!
Du haſt doch Wort gehalten
Im Leben und im Tod;
Du wirſt uns noch entfalten
Ein ſel'ges Morgenrot.“

In dem „Bilderbuch zu den heiligen zehn Geboten“ (Leipzig, R. Werther) haben die Verfaſſer L. Thiele und R. Zarnack ein ganz vortreffliches Seitenſtück zu dem bekannten „Bilderbuch zum heiligen Vaterunſer“ von Fries geliefert. Die einzelnen Erzählungen, welche die Notſtände der Gegenwart vielfach hineinziehen, um die beſonderen Verſuchungen zu beleuchten, welche heute zur Übertretung der Gebote führen, ſind feſſelnd für alt und jung, dabei ſittlich veredelnd und glaubenſtärkend, ohne die Abſicht verſtimmend hervortreten zu laſſen. Ein für Konfirmanden beſonders empfehlenswertes, aber auch zum gemeinſamen Leſen im Familienkreiſe ſehr geeignetes Buch.

Frei von romanhafter Verquickung von Geſchichte und Dichtung entrollt Johannes Kreyher in ſeinem Buche: „Nachtſchatten und Morgenlicht auf der Wende der Zeiten“ (Stuttgart, J. F. Steinkopf) die Geſchichte der gewaltigen Zuſammenſtöße des entſtehenden Chriſtentums mit der römiſchen Weltmacht in einer Reihe dramatiſch belebter Bilder aus den Jahren 41—70. Auf der einen Seite tritt uns die Verworfenheit des Lebens am Kaiſerhofe Caligulas und Neros, auf der anderen die in toten Formen erſtarrte Welt des Judentums entgegen, aus der Herodes Agrippa, der ſchlaue Fuchs, hervorragt, dem es nach einem abenteuernden Leben gelingt, den Thron der Makkabäer zu beſteigen. Zwiſchen aller dieſer Verderbnis leuchtet hell das junge Chriſtenleben empor. Die erſten „nazaräiſchen“ Gemeinden, die hohen Geſtalten der Apoſtel — vor allem der große Heidenapoſtel Paulus — treten mit plaſtiſcher Deutlichkeit aus dem Rahmen ihrer lebenstreu geſchilderten Umgebung heraus. Das letzte Kapitel verſetzt uns auf die Inſel Patmos, wo der greiſe Apoſtel Johannes die hohen Offenbarungen des Herrn empfängt. In feſſelnder Sprache geſchrieben macht das Ganze den Eindruck quellentreuer Wahrheit und iſt ganz dazu angethan, dem gebildeten Leſer nicht nur zu edler Unterhaltung, ſondern auch zu wertvoller Bereicherung ſeiner Bibel- und Geſchichtskenntniſſe zu dienen.

Die Volksausgabe der „Geſammelten Schriften“ Otto Funckes (Bremen, C. Ed. Müller) liegt jetzt vollſtändig in elf Doppelbänden (à 2 M. 40 Pf.) vor und gewährt einen erwünſchten Überblick über die 25jährige Geſamtthätigkeit (1869—1894) dieſes eigenartigen religiöſen Schriftſtellers. Es iſt hier nicht der Ort, ſein bisher ſo erfolgreiches Lebenswerk eingehend zu beleuchten. Nur einen Dank — ich glaube, im Namen vieler Daheimleſer — möchte ich dem Verfaſſer und dem Verleger dafür ausſprechen, daß ſie es weiteren Kreiſen als bisher ermöglicht, dieſen Schatz geſund erbaulicher Lektüre ſich anzuſchaffen. Otto Funcke iſt ein Volksſchriftſteller erſten Ranges und gehört vor allem in jede Volksbibliothek — auch dazu hat die billige Ausgabe die Wege gebahnt.

Das Riehmſche „Handwörterbuch des bibliſchen Altertums“ (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klaſing) liegt in der von Profeſſor Baethgen-Greifswald beſorgten zweiten Auflage jetzt vollendet vor. In zwei ſtarken, aber handlichen Bänden (zuſammen 1878 Seiten) bietet es alles, was der gebildete Bibelleſer zur ſachlichen Erklärung des Textes bedarf. Kurzgeſchürzt, allgemein verſtändlich und angenehm lesbar ſteht jeder einzelne Artikel auf der Höhe der heutigen Wiſſenſchaft, ohne doch auf eigentliches Gelehrtes einzugehen. Die ſtreng ſachlich gehaltenen Abbildungen erhöhen den Wert des Textes. Vorzüglich ſind die aus der Geographiſchen Anſtalt der Verlagshandlung hervorgegangenen Karten und Stadtpläne (von Jeruſalem, Alexandria ꝛc.). Von beſonderem Intereſſe iſt die Probe altägyptiſcher farbiger Darſtellungen, welche nach Lepſius eine in Ägypten Einlaß begehrende ſemitiſche Familie darſtellt. So gehört dieſes Nachſchlagewerk in die Bücherei eines jeden gebildeten Chriſtenhauſes als ein unerläßliches Hilfsmittel für das richtige Verſtändnis der heiligen Schrift.

Vor fünfzehn Jahren (XV. Jahrg. S. 400 ff.) hat das Daheim auf einen der verdienteſten Männer der Inneren Miſſion, Richard Engelbert, den Begründer und Direktor des Diakonenhauſes in Duisburg und ſeine reichgeſegnete umfangreiche Thätigkeit hingewieſen. In dieſem Jahre nun hat der noch immer jugendfriſche Greis mit ſeinem Hauſe das fünfzigjährige Jubiläum, gefeiert und Jakob Engelbert, einer ſeiner Söhne hat unter dem Titel „Eben-Ezer“ (Duisburg, Selbſtverlag der Diakonen-Anſtalt) die Geſchichte dieſes halben Jahrhunderts erzählt. Wenn von manchen unſerer Zeitgenoſſen bald gejammert, bald gejubelt wird, daß das Ende des Jahrhunderts auch das Ende des Chriſtentums ſein werde, iſt in dieſem Buche der Beweis geführt, was das Chriſtentum noch vermag und was es in unſerem Jahrhundert geleiſtet hat. Ich habe lange nichts ſo Feſſelndes geleſen, als dieſe ganz ſchlichte, ungeſchminkte Erzählung von der Arbeit eines einzigen treuen Chriſten und ſeiner Zöglinge auf drei großen Schlachtfeldern — 1864, 1866 und 1870 —, an den Betten der Typhus-, Pocken- und Cholerakranken, in Vereinshäuſern und Herbergen zur Heimat, in Waiſen- und Armenhäuſern u. ſ. w., zuſammen auf 95 Arbeitsgebieten, das umfangreiche Mutterhaus in Duisburg und ſieben Töchteranſtalten ungerechnet. Das ſehr gefällig ausgeſtattete Feſtbüchlein erhält noch einen beſonderen Wert durch die Bildniſſe des Gründers und mancher ſeiner Mitarbeiter, wie die Abbildungen des Diakonenmutterhauſes und der bedeutendſten Zweig- und Töchteranſtalten.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Das Prachtwerk „Die Orientreiſe des ruſſiſchen Thronfolgers“ fand bereits in Nr. 51 des XXIX. Jahrgang des Daheim eingehende Beſprechung. Damals lag nur der erſte Band vor. Jetzt iſt der zweite Band, vorläufig nur in der ruſſiſchen Ausgabe, erſchienen (F. A. Brockhaus-Leipzig), in welchem der indiſche Teil der Reiſe in Wort und Bild geſchildert wird. Wir entnehmen dem wundervoll ausgeſtatteten Bande zwei Bilder von Karaſin: „Krokodiljagd auf Java“ und „Eine Singaleſin“, und behalten uns vor, nach dem Erſcheinen der deutſchen Ausgabe auf das Werk zurückzukommen, das jetzt — nachdem der hohe Reiſende, der an der Redaktion des Buches perſönlich lebhafteſten Anteil nahm, den Thron beſtieg — von doppeltem Intereſſe iſt.

Ein luſtiges Bild gibt uns R. Hohenberg. Wer von uns hat als Kind nicht ſchon einmal „Kartenhäuſer“ gebaut? Und wer hat ſich nicht geärgert und gelacht zugleich, wenn ſich fremde Lippen ſpitzten und den kühnen Bau „umpuſteten“? Wir Älteren bauen zwar keine Kartenhäuſer, aber nicht ſelten Luftſchlöſſer. Wohl uns, wenn wir auch lächeln können, wenn dieſe nur zu ſchnell in ihr Nichts zerfallen.

Altertumskunde.

Im Archiv der Münſterkirche zu Eſſen iſt kürzlich ein höchſt wertvoller Fund gemacht worden, eine alte Handſchrift, enthaltend auf jeder Seite in drei Kolumnen nebeneinander den lateiniſchen Text faſt aller Pſalmen in verſchiedenen Überſetzungen, dann in einer weiteren Kolumne den griechiſchen Text in lateiniſchen Buchſtaben. Ferner enthält der ſtattliche Band die im Brevier gebräuchlichen Cantica, wie das Magnifikat, das pater noster, das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis, te deum laudamus, das symbolum Athanasianum, die Litanei von allen Heiligen u. ſ. w. Nach Anſicht der ſachverſtändigen Gelehrten ſtammt das noch ſehr gut erhaltene Werk aus der karolingiſchen Zeit, wahrſcheinlich aus der Mitte des 9. Jahrhunderts. Der älteſte bisher bekannte Pſalmenkodex iſt der Codex Bambergensis von 909.

Naturkunde.

Die mannigfachen, oft ſo reizvollen Formen der Eiskryſtalle ſind teils aus der Natur, teils aus Abbildungen bekannt. Da ſie nicht leicht zugänglich ſind, ſo iſt eine Beobachtung, die Dr. E. Troueſſart in der franzöſiſchen Zeitſchrift „La Nature“ mitteilt, von Intereſſe. Danach können ganz ähnliche Kryſtalle durch Verdunſtung von Tinte hergeſtellt werden. Man läßt einen Tropfen Tinte auf einem Glasplättchen eintrocknen und beobachtet ihn unter dem Mikroſkop mit 50-, 100- oder 200facher Vergrößerung. Die Tintenſorten des Handels haben verſchiedene Zuſammenſetzung; daher erhält man auch die Kryſtallformen nicht überall mit gleicher Leichtigkeit. Doch ſind ſie mit jeder Tinte hervorzurufen, die mit Galläpfellöſung und Eiſenvitriol hergeſtellt iſt. Woraus die Kryſtalle beſtehen, vermag Troueſſart nicht mit Sicherheit anzugeben. Ihre Kryſtallform deutet auf Magneteiſenſtein (Eiſenoxyduloxyd), während ihre weiße Farbe und die eigentümlichen Formen gewiſſer Kryſtalle auf zweifach-Schwefeleiſen oder Markaſit ſchließen laſſen. Die von Troueſſart abgebildeten Kryſtalle zeigen ſehr mannigfaltige und zierliche Formen.

Pflanzenkunde.

Die Roßkaſtanie, die heute unſere Gärten ſchmückt, iſt erſt im 16. Jahrhundert zu uns gekommen und zwar über Konſtantinopel; auch ihr Name ſtammt wahrſcheinlich von den Türken, welche den Früchten Heilkraft gegen den Huſten der Pferde beilegten. Bis vor 15 Jahren wußte man, wie der „Globus“ ſchreibt, nichts über die eigentliche Heimat der Roßkaſtanie. Erſt damals fand ſie der Athener Botaniker Th. v. Heldreich thatſächlich wild wachſend in den Gebirgen des weſtlichen Mittelgriechenlands auf und zwar an Örtlichkeiten, welche den Gedanken an eine künſtliche Anpflanzung nicht aufkommen ließen. v. Heldreich ſtellte damals die Anſicht auf, daß die Gebirge des nördlichen Griechenlands die Heimat der Roßkaſtanie ſeien. Im letzten Jahre haben neuere Forſchungen dieſe Annahme durchaus beſtätigt; die Roßkaſtanie wurde zahlreich zwiſchen anderen Waldbäumen in engen, feuchten Schluchten des Pindos gefunden.

Verkehr.

Einen intereſſanten Beitrag zur Geſchichte des Verkehrs bringt das Archiv für Poſt und Telegraphie, Notizen über die Theeklipper nämlich. Wahrſcheinlich werden nur wenige unſerer Leſer wiſſen, was ein Theeklipper iſt, oder richtiger, war, denn dieſe Schiffsgattung iſt ausgeſtorben. Als China für den Außenhandel geöffnet wurde, lag den engliſchen Großkaufleuten viel daran, die jährliche Theeernte möglichſt ſchnell nach London befördert zu wiſſen. Daher ſchufen ſich um 1845 die findigen Reeder von Baltimore in Nordamerika eine prächtige Flotte von Schnellſeglern, die von New-York aus beladen um Kap Horn nach Kalifornien, dann nach Whampoa unweit Kanton und von hier aus mit Thee beladen nach London ſegelten. Jeder Mitbewerb engliſcher Reeder ſchien dieſen ſchnellſegelnden Theeklippern gegenüber ausgeſchloſſen, die Amerikaner erfreuten ſich gewiſſermaßen des Monopols der Verſorgung der Weltmärkte mit Thee. Erſt ganz allmählich rafften ſich die Engländer zu einem energiſchen Wettbewerb auf; 1851 errang der engliſche Klipper „Ganges“ ſeinen erſten Sieg, indem er die Amerikaner „Flying Cloud“ und „Gold Eagle“ auf der Fahrt von Whampoa nach London überholte und um 24 Stunden ſchlug. Der „Ganges“ brauchte zu ſeiner Reiſe die damals als ſtaunenswert kurz geltende Dauer von 108 Tagen ſchon 2 Jahre ſpäter überholte ihn der „Joſeph Fletſcher“ um 3 Tage. Es brach bald eine völlige Manie im Wettſegeln zwiſchen den Theeklippern aus, bis 1865 der „Sir Lanzelot“ alle Konkurrenten ſchlug und den überhaupt günſtigſten „Record“ erzielte: er legte die ca. 15000 Meilen lange Reiſe nämlich in 89 Tagen zurück. Die Theeklipper waren der Stolz der engliſchen und amerikaniſchen Handelsmarine geworden und die hohe Schule ihrer Seeleute. Aber ihr Schickſal war beſiegelt, als 1863 der erſte zum Theetransport beſtimmte Dampfer „Robert Lowe“ Hankau verließ — ſie erlagen der Dampfmaſchine. Heute exiſtieren nur noch wenige der prächtigen Fahrzeuge als die Überreſte der einſt ſo hochgeſchätzten Flottille.

Technik.

Der Erſatz der Raſenbleiche durch Ozon wird, nachdem eine ſchleſiſche Garnfabrik das neue Verfahren im täglichen Betriebe erprobt hat, ſich baldigſt verallgemeinern. Die durchweg gebräuchliche Bleiche für Leinen beſteht in der Verbindung von Chlorkalk- und Raſenbleiche, jetzt aber iſt an die Stelle der letzteren die Ozoneinwirkung getreten, indem man das durch elektriſche Maſchinen erzeugte Ozon in eine Kammer leitet, worin das aus dem Chlorbade kommende Gewebe oder Garn aufgehängt wurde. Für den gewöhnlichen Bleichgrad genügt ein Tag, für Vollbleiche iſt abwechſelnde Behandlung nötig. Die Dauer des Bleichens kürzt ſich bedeutend ab; der Hauptvorteil aber beſteht darin, daß die Wieſen nicht mehr benutzt werden, und das Bleichen unabhängig von Wetter und Sonne iſt. St.

Geſundheitspflege.

Die Unterſuchung der Luft auf ihren Staubgehalt gehört zu den wichtigeren Vorarbeiten, wenn man den Einfluß verunreinigter Luft auf die menſchliche Geſundheit feſtſtellen und Mittel zu ihrer Reinigung erſinnen will. Herr Dr. Arens in Würzburg ſetzte, zu genannten Zwecken, einen mit Schweinefett dünn beſtrichenen Glascylinder von 400 Quadratcentimeter Mantelfläche, die etwa der durchſchnittlichen Geſichtsfläche eines Erwachſenen entſpricht, in Kopfhöhe der freien Luft auf beſtimmte Zeit aus. Das Fett wurde nach Schluß des Verſuchs mit Äther abgeſpült und dadurch der anhaftende Staub gewonnen, der nach völliger Entfernung des Fettes auf einer feinen chemiſchen Wage gewogen werden konnte. Auf dieſe Weiſe ließ ſich beſtimmen, welche Staubmengen unter verſchiedenen Bedingungen in einer Stunde dem Menſchen in das Geſicht fliegen. Die über ein Jahr ausgedehnten Verſuche ergaben, daß die Staubmenge zwiſchen unwägbaren Spuren und 461 Milligramm ſchwankt. Die Anordnung des Fettſtaubfängers geſtattet auch einen Einblick in die Staubmengen, denen marſchierende Soldaten auf ſtaubiger Straße ausgeſetzt waren. Neben einer im Staub marſchierenden Infanteriekolonne nahm der Cylinder einmal in drei Minuten nicht weniger als 210 Milligramm wägbare Stoffe auf. St.

In eigener Sache.

Klagred' eines alten Abonnenten.

Nein, das verſteh' ich wirklich nicht,
Nichts weiter, als nur ein Gedicht
Zum Jubiläum von Hans Sachſen,
Durch den uns ſo viel Heil erwachſen?
Dazu post festum dies Gedicht!
Nein, das verſteh' ich wirklich nicht.

Von ihr, der wahren Prachtgeſtalt,
In hohen Ehren worden alt,
Bei der es wohl thut zu verweilen:
'ſ Daheim bringt 88 Zeilen
So sans façon, beinah' verſchämt.
Ja, faſt hab' ich mich drum gegrämt,

Daß von dem großen Jubilar
Trotz Suchens nicht zu finden war
Ein Sterbenswort in vor'ger Nummer.
Hm, dachte ich in meinem Kummer:
Au fait doch das Daheim ſtets war!
— Ich leſe es faſt dreißig Jahr. —

Die Gartenlaube, der Bazar,
Der Tagesblätter große Schar,
Ja, auch das kleinſte Käſeblättchen
Im aller-, allerkleinſten Städtchen,
Selbſt Figaro kann nicht umhin:
Sie alle, alle feiern ihn.

Wenn Gottfried Auguſt Bürger man
Im ſelben Jahre feiern kann,
Und unterläßt es, Sachſen huld'gen,
Wie will man dieſes nur entſchuld'gen?
Man kommt, pardon! zu welchem Schluß,
Mein Th. H. Pantenius? —m—e.

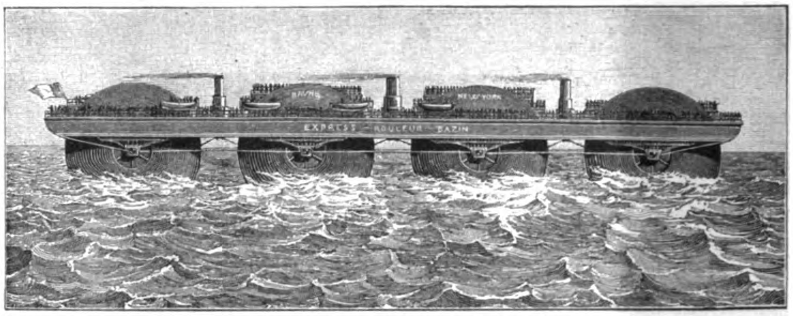
Antwort der Redaktion.

„Nimb“ den Beſcheid: Man geh' und ſeh',
Bevor man Klagred' führt, —m—e!
Die lange Gegenred' verkürz' ich:
Was ſteht in Nr. 48?
Iſt das noch nicht genug „geweſt“?
Errare, Freund, humanum est!

Buchhandel.

Als ein warmherzig geſchriebenes, auf gründlichen Vorſtudien aufgebautes Lebensbild des Dichters iſt Lic. Dr. E. Leimbachs „Emanuel Geibels Leben, Werke und Bedeutung für das deutſche Volk“ bekannt. Das Buch liegt jetzt in einer zweiten, ſehr vermehrten und von P. M. Tripperbach neu bearbeiteten Auflage (Wolfenbüttel, J. Zwißler) vor und erfreut aufs neue durch ſeine friſche, volkstümliche Darſtellung. Verfaſſer, wie Bearbeiter betonen ausdrücklich, daß ſie „nicht auf dem kühlen Boden der Kritik, ſondern dem der wärmſten Begeiſterung für den edlen Dichter“ ſtehen.

Eine neue Schiffstype.

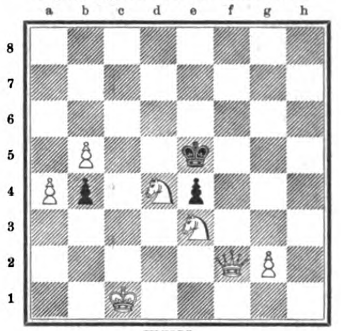


Eine neue Schiffstype: das Rollſchiff.

Eine höchſt eigenartige Idee will der franzöſiſche Ingenieur Bazin zur Ausführung bringen. Er verwirft die bisherige Schiffsform gänzlich; ſein Zukunftsfahrzeug beſteht aus einer großen Plattform, die von ungeheuren, hohlen Rollen getragen und über Waſſer gehalten werden ſoll. Die Rollen dienen ebenſowohl als Schwimmkörper, wie zur Fortbewegung. Bazin hat ſich nicht mit einem Entwurf auf dem geduldigen Papier begnügt. Er unternahm vielmehr bereits mit einem über fünf Meter langen Modell Verſuche auf einem See bei Paris, und dieſelben ſollen ſo überraſchende Erfolge ergeben haben, daß er jetzt ein „Rollſchiff“ von 25 m Länge und 11,8 m Breite, deſſen Rollen je 8 m Durchmeſſer haben ſollen, erbauen läßt, mit welchem er auf dem Kanal La Manche Verſuche anſtellen will; der Bau eines weiteren großen Ozeandampfers von 130 m Länge mit Rädern von 22 m Durchmeſſer iſt projektiert. Der Erfinder erhofft eine Fahrgeſchwindigkeit von 32 Seemeilen in der Stunde und glaubt, daß ſeine Rollſchiffe weit ſicherere Beförderungsmittel ſein werden, als alle bisherigen Schiffstypen. Daß der Erfinder, mindeſtens in Frankreich, keineswegs als ein Phantaſt angeſehen wird, beweiſt ein ausführlicher Artikel des Admiral Coulombeaud in der Zeitſchrift „La Marine de France.“ Die kreisrunden ruſſiſchen Panzer, die Popowkas, wurden freilich auch anfänglich von mancher Seite als eine große techniſche Errungenſchaft bezeichnet — lange aber hat ihr Ruhm nicht gewährt.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von A. Stabenow.



Weiß zieht an und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Vierſilbige Scharade.

Bei den Grazien wirſt Du gern
An die erſte Silbe denken,
Und wenn Atropos noch fern,
Auch die Parzen Dich nicht kränken.

Heilig ſoll ſogar ſie ſein,
Doch bei ſtillem Liebeswerben
Wird ſie nimmer Dich erfreu'n,
Kann Dir alles Glück verderben.

Höher iſt der Zweiten Wert,
Und will ſie Dir nicht genügen,
Gilt es, daß er ſich vermehrt,
Nur ein Nichts hinzuzufügen.

Doch ſobald ſich Eins und Zwei
Mit einander feſt verbinden,
Iſt der gute Ruf vorbei
Und ſie ſollen Unheil künden.

Wenn der Letzten friſches Grün
Und ihr Schatten Dich erquicken,
Wird nicht weniger ihr Blüh'n
Faſt berauſchend Dich entzücken.

Wie dem deutſchen Heimatland
Heine in Gedanken gerne
Unzertrennlich ſie verband,
Thun wir's alle in der Ferne.

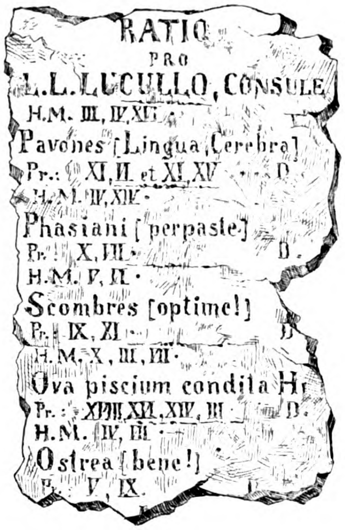
Poeſie und Religion
In dem Ganzen ſich verweben,
Das, ruht auch der Dichter ſchon,
Lange ihn wird überleben.

M. Sch. (Kaſſel.)

2. Rätſel.

Gleichſam verkörpernd das Treiben raſtlos pulſierenden Lebens,
Birgt ſich, wenn auch nicht der Tod, ſo doch das Ende darin.

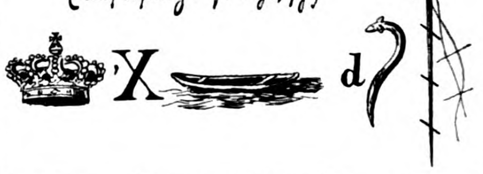
3. Problem: Die Rechnung.



RATIO
PRO
L.L.LUCULLO, CONSULE
H.M. III, IV, XII ·
Pavones [Lingua Cerebra]
Pr.: XI, II et XI, XV · D.
H.M. IV, XIV ·
Phasiani [perpaste]
Pr.: X, III · D.
H.M. V, II ·
Scombres [optime!]
Pr.: IX, XI D
H.M. X, III, VII ·
Ova piscium condita H
Pr.: XVIII, XII, XIV, III · D.
H.M. IV, III ·
Ostrea [bene!]
Pr.: V, IX.

Bilderrätſel.

(Auflöſung: franzöſiſch.)



4. Wechſelrätſel.

Wahl Ritter Lille Heide
Roſe Lid Barmen

Aus jedem der obigen ſieben Wörter läßt ſich durch Veränderung eines Buchſtaben ein neues Wort bilden. Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo ergeben die bei der Verwandlung fortgelaſſenen und die bei der Verwandlung neu aufgenommenen Buchſtaben einen Namen in dem Titel eines Werkes von Goethe.

5. Rätſeldiſtichon.

Wollt Ihr mich finden, ſo müßt Ihr im Kloſter der Mönche mich ſuchen;
Ändert Ihr Kopf mir und Fuß, bin ich ein glänzender Stern.

(Die Auflöſungen erfolgen in Nr. 13.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 10.

Bilderrätſel.

Man ſoll nichts weit wegwerfen, um es nicht weit wieder holen zu müſſen.

1. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Todestag Kaiſer Friedrichs 15. 6. 1888.

2. Silbenrätſel.

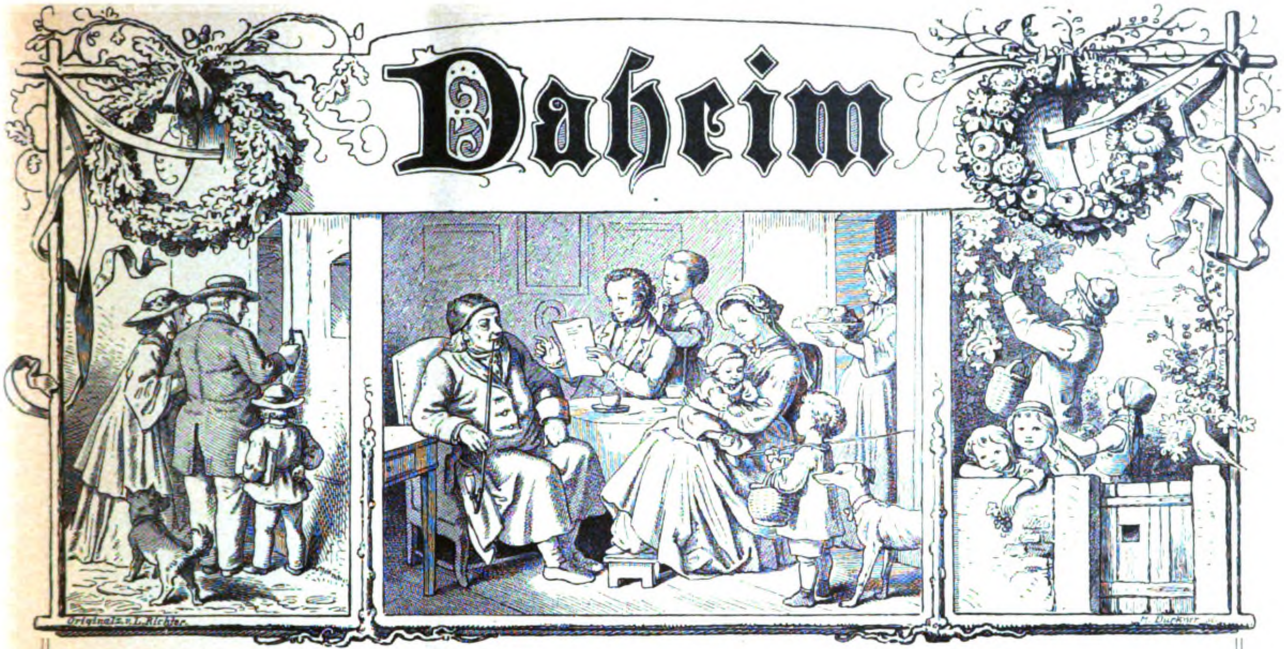
na	he	gel
se	le	be
fer	ha	ro

3. Rätſel.

Don.

Inhalt: Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Künſtler-Monographieen. Mit vier Illuſtrationen. — Johanna Fürſtin von Bismarck †. Mit Porträt nach einer photographiſchen Aufnahme des Hofphotographen Pilartz-Kiſſingen. — Weihnachtslicht. Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von H. von Krauſe (C. von Hellen). (Fortſetzung.) — Umſchau in der chriſtlichen Litteratur. Von Robert Koenig. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Jagd auf Java; Eine Singaleſin. Von N. Karaſin. Kartenhäuſer. Von R. Hohenberg. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Pflanzenkunde. — Verkehr. — Technik. — Geſundheitspflege. — In eigener Sache. — Buchhandel. — Eine neue Schiffstype. Mit einer Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Inſerate nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9 — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.


Originalz. v. L. Richter.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Dezember 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 12.

Wild-Weihnachten.

Von Ludwig Soyaux.

Illuſtriert von Albert Richter.

Winterzeit im Harz! Die Berge
Tief verſchneit! Die weiten Forſten
Schimmerndweiß, das Zweiggewirr
Silberlichtes Filigran;
Fels und Klippe überzogen
Von kryſtalldurchwirkter Decke,
Und im Tannengrund die Ilſe
Nur noch halb verſchlafen rieſelnd
Zwiſchen weißbekappten Steinen,
Zwiſchen glitzerndem Geſchiebe.
Durch die Hallen ſchreitet langſam,
Mit dem zackigen Gehörn,
Schneeſtaub von den Zweigen ſtreifend,
König Hirſch mit ſeinen Hinden,
Während durch die tiefe Senkung
Eines hochbewehten Bruchs,
Wühlend, ſchnaufend, ſchneeaufwirbelnd,
Rudelweiſe Schwarzwild watet.
Überm Paternoſterberg
Schwebt ein Falk dem Horſte zu.
Frühe Dämmrung kommt geſchritten,
Sterne flimmern überm Brocken,
Und durch wild zerriſſ'ne Wolken
Blickt der Mond aufs Wipfelmeer.
Reich der Sagen und der Märchen,
Traute, zauberreiche Harzwelt,
Dämmernacht der märchentiefen
Wälder, draus nur hier und dort
Wie ein Stern ein Licht erglänzt:
Auf dem Tannentiſch das Lämpchen
Eines Hegers, der im Walde
Still und weltvergeſſen hauſt,
Oder eines Bergmanns Stümpfchen,
Der daheim ſein ſchwerverdientes,
Schwarzes Brot zum Nachtmahl bricht:
Doppelt trauter, frommer Hauch
Webt in dieſem Wälderwogen
Um die alten Zauberworte:
Heimatherd und Heimatfriede!

Hauſte da im Reich des Brockens,
Im Gebiet der Ilſefälle,
Tief verſteckt im dunklen Hochwald,
So ein rechter, alter Harzer:
Oberförſter Julius Riedler.
Dieſes Forſthaus, deſſen Giebel
Mit des Kronenzehners Kopfzier
In die grüne Waldwelt ſchaute
Über ein Gewog von Wipfeln,
Bis hinaus weit, wo die Berge
Mählich ſich zur Ebne ſenken,
War ein rechtes Jägerheim,
Voll von Harz- und Jagdromantik.
Ja, es war ein Bild zum Jubeln,
Das der Alte aus den Fenſtern
Seiner Arbeitsſtube hatte:
Links der Brocken, rechts der Bruchberg
Und gradaus die grünen Maſſen,
Kupp' an Kuppe, unterbrochen
Dann und wann von Felſenklippen
Oder einer hellen Rodung.
Von dem Pfarrdorf Eberode
Einen Büchſenſchuß entfernt,
Sah das altersgraue Haus
Ernſt und ritterlich zu Thale.
Biſchof Burchard, Halberſtadts
Thatenluſt'ger Oberhirt,
Hatte tauſenddreiundachtzig
Eine friedliche Abtei
In roman'ſchem Stil erbaut,
Der am grauen Mauerwerk
Hier und da noch kenntlich war.
Ja, man konnte noch gewahren
An dem Bogen in der Mauer, —
An den morſchen Pfeilerſtumpfen,
Die im Küchengarten ragten,
Wo das Kirchlein einſt geſtanden.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Doch mit Krieg und Brand und Drangſal
Schritten die Jahrhunderte
Über die geweihte Stätte.
Lange lag ſie wüſt und öde
Als Ruine in der Wildnis,
Bis vor etwa hundert Jahren
Einſt der gräfliche Beſitzer
Auf der Hirſchjagd ſie entdeckte
Und aus ihrem Trümmerhaufen
Unſre traute Förſterei
Neu und ſchmuck erſtehen ließ. —
  Unterm grauen Schieferdache
Wob der Friede, bauten Schwalben,
Lebten, liebten wieder Menſchen,
Und im Garten an der Felswand
Blühten bunt des Sommers Blumen.

  Ja, hier lebte ſich's behaglich,
Davon ſprach das ganze Weſen
Unſres alten Oberförſters,
Der im Forſtdienſt hier ergraut war.
Er entſtammte einem alten,
Waldgeborenen Geſchlechte,
Und die edle Prachtgeſtalt
Zeigte auf den erſten Blick
Altvererbten Forſtmannsadel.
Wer ihn ſah, den biedren Alten,
Wie er in der Lodenjoppe
Von den Teckeln laut umkläfft,
Mit der immerſichern Büchſe
Aus der Thür des Hauſes trat,
Wie er mit den Forſtgehilfen
Des Reviers im Dienſt verkehrte,
Hatte ſeine Freude dran.
  Unter ſeiner rauhen Art,
Seiner grillig-ſchroffen Weiſe
Barg ſich echte Herzensgüte,
Und der zarteſte Naturſinn,
Dem das tiefgeheimſte Weben
Seiner Waldwelt offenbar war.
Als ein Weiſer und ein Vorbild
Stand er unter den Genoſſen,
Hochgeſchätzt von ſeinem Jagdherrn,
Der von ſeinem Grafenſchloſſe
Oftmals kam, um mit dem Alten
Sich am Weidwerk zu erfriſchen.

  Spät vermählt und früh verwitwet,
Sah er nun in ſeiner Tochter,
Hilde, ſeinem braunen Harzkind,
All ſein Glück, ſein ein und alles.
  Hilde war ſo recht das Kind
Ihres ernſtgeſtimmten Vaters.
Tief und warm in der Empfindung
Ihres reichen Frauenherzens,
War ſie feſt und ernſt im Handeln.

  Einſam lebten dieſe beiden
In dem alten Falkenneſte,
Das die dunklen Edeltannen
In den langen Winternächten
Sturmesharfengleich umbrauſten.
Doch welch inniges Behagen
Trotz der tiefen Einſamkeit!
Abends, wenn die Lampe ſtrahlte
Und die Stürme draußen tobten
Und im alten Kachelofen
Breite Buchenſcheite knackten,
Wenn die jugendſchöne Hilde
Ihre lieben Schubertlieder
Durch den Abendfrieden ſang,
Und der alte Grimmbart rauchend,
Uber ſeine Zeitung weg
Den bekannten Klängen lauſchte,
Schien's, als ob der ſeltenſte
Erdengaſt, der Frieden, hier
Seine wahre Heimſtatt hätte.
  Doch die trauliche Gewohnheit
Lag nur friedevoll und ſchirmend
Uber ſtillverſchwiegnen Kämpfen.
In den beiden Menſchenherzen
Gab es heimlich-heißes Leben,
Gab es ſtarkgeſpannte Saiten.

* * *

  Denn — es war im Junimonat
Des verfloſſ'nen Jahrs, der Lenz
Hatte wonnevoll und heiter
Seinen Einzug juſt vollendet,
Da erſchien ein junger Maler,
Mit Empfehlung ausgerüſtet,
Die der Graf ihm ſelbſt geſpendet,
Bei dem alten Oberförſter.
In der Künſtlerwelt der Großſtadt
Kannte mancher Friedrich Roemers
Prächtig friſche Hochwaldbilder
Mit der Hirſch- und Rehſtaffage,
Und beſonders war ſein „Brunſthirſch,"
Der im frühen Morgennebel
Auf der Hochriß röhrt und orgelt,
Der Begründer ſeines Ruhms.
Unſre Waldeinſiedler freilich
Wußten nichts von dieſem Ruf.

  Mit dem heißen Künſtlerwunſche,
In der Harzwelt eigne Stimmung
Immer tiefer einzudringen
Und das Wild bei ſeinem Treiben
Aufs intimſte zu belauſchen,
War er hier herausgekommen.
Der berühmte ſtarke Hirſchſtand
In den gräflichen Revieren
Hatte ihn hierhergelockt.
  Auserleſne Studienfreuden
Schwebten ſeiner Seele vor.
Mit dem alterprobten Weidmann
Täglich in den Wald zu wandern
Und im Tann, im Bruch, im Dickicht
Aus verborgenem Verſteck
Sich das Hochwild zeigen laſſen,
Äſend, ſichernd, ruhend, flüchtend,
Bald im Nebelhauch des Morgens,
Bald im Dämmerſchein der Mondnacht,
Bald im Abendrot beim Wechſel.

  Riedler hieß den jungen Maler
Voller Herzlichkeit willkommen
Und war heimlich froh und ſtolz,
Ihm ſein Edelvolk zu zeigen — —
  Eine herrlich reiche Zeit
Voll entzückender Genüſſe,
Harzdurchduftet, walddurchrauſcht,
Quellfriſch und die Glieder ſtählend,
Hub nun für den Maler an,
Und auch für die andern beiden
Lag ein eigner friſcher Reiz
Über dem Zuſammenleben.

  Wenn er aus der Eberoder
Waldpenſion herüberkam —
Seltner erſt und dann tagtäglich —
Freute ſich das ganze Forſthaus.
Unterm Schatten einer Linde,
Hinterm Haus im Blumengarten,
Schlug er, ſeine Studien nützend,
Oftmals ſeine Werkſtatt auf.
  Unter Riedlers ſcharfen Blicken
Und den brombeerbraunen Augen
Der verſtändnisvollen Hilde,
Die im lichten Sommerkleid,
Mit dem mohnbekränzten Baſthut
Gern vom Haus herüberkam,
Oder, wenn das Glück dem Maler
Einmal ganz beſonders hold war,
Mit der Spitzenklöppelei
Freundlich ihm zur Seite ſaß,
Nahm des Waldes Offenbarung
Auf des jungen Meiſters Leinwand
Prächtige Geſtaltung an.

  Allen war der junge Gaſt
In unglaublich kurzer Zeit
Wie ein alter Freund geworden.
Jung und friſch und voller Leben,
Ritterlich und hochgebildet,
Brachte er ins weltenferne,
Stille Forſthaus neues Leben.
Ihm erſchien die Welt hier oben
Wie die lieblichſte Idylle.
Hier zu wandeln, hier zu ſtreben,
War ihm eine holde Fügung.
Dieſer Wälder ernſtes Rauſchen,
Dieſer Menſchen ernſt gehaltnes,
Innerlich gekehrtes Weſen,
Stolz und reich in der Entſagung,
War ihm ſtiller Ehrfurcht wert,
War ihm Glück und ſüße Ahnung.
Denn dieſelbe Luft umwehte
Sie und ihn, dieſelbe Regung
Wurde wach in ihren Seelen.
  Ja, es mußte ſo geſchehen,
Mußte mit Naturgewalt
Alſo ſich notwendig fügen:
Ihre jungen Seelen neigten
Freundlich ſich einander zu.
  Langſam kam es, zögernd leiſe
Schlich das liebliche Verhängnis.
Hildens dunklem Augenpaar,
Wiederſpiegelnd eine ſtarke,
Sehnſuchtsvolle, edle Seele,
War das Herz des jungen Malers
Rettungslos anheimgefallen.

  Welche holde Stunde war es,
Als das tief verſchwiegne, ſüße,
Still gehütete Geheimnis
Sich zum erſtenmal verriet.
  Kurz vorm Abſchluß dieſer ſchönen,
Inhaltreichen Sommertage
War auf einer Streiferei
Eine eigne kleine Beute,
Ein geſchecktes junges Reh,
Friedrich in den Weg gekommen.
Von dem Mutterreh verlaſſen,
Das ſein ſchneller Schritt verſcheucht,
Hatte er's am Hang gefunden,
Hilflos zappelnd, abgeſtürzt
Und am Hinterlauf verletzt.
  Wie er mit den Künſtleraugen
Das verlaſſene Geſchöpfchen
Träumeriſch betrachtete,
Kam ihm plötzlich der Gedanke
An zwei liebe Mädchenhände,

Die das Pflegen und das Hegen
An der armen Kreatur
Meiſterhaft verſtehen mußten.
Kurz entſchloſſen und behutſam
Hob er's aus den Brombeerranken,
Nahm es auf den Arm und trug es,
Über Fels und Klippe kletternd,
Durch den abendſtillen Wald.

Auf dem Abſtieg überſchritt er
Dann die Ilſe und paſſierte
Einen Wieſenplan im Walde,
„Tanzplatz", auch „Dreiannenwieſe"
In der Leute Mund genannt.
Ringsherum in dichtem Kreiſe
Ein Beſtand von wunderbar
Schlank und hochgewachſnen Tannen,
Auf der einen Seite nur
Durch das Renkenthal ein Ausblick
Ins Gebirge mit den blauen,
Großen maleriſchen Linien,
Und als Schluß der alte Brocken:
Hold und lieblich war das Plätzchen,
Deſſen Mittelpunkt ein Tännling,
Klein und keck und zierlich, einnahm.
Friedrich ſchritt mit ſeiner Beute
Durch die blumenbunte Lichtung,
Als er durch die Tannenſtämme
Hildens weißen Hut erſpähte.
„Fräulein Hilde!" rief er luſtig,
„Ohne Büchſe komm' ich dennoch
Beuteſchwer einherſtolziert!
Dieſes Kitzchen fand ich droben,
Unterm Blauſtein, abgeſtürzt,
Mit verletztem Hinterlauf!
Dem verwünſchten Raubgeſindel,
Fuchs und Habicht, bin ich eben
Glücklich noch zuvorgekommen!
Nehmen Sie's in Ihre Obhut,
Und verſuchen wir es beide,
Ob wir es nicht durchbekommen!"
Und in Hildens weiche Arme
Legte er das kleine Tier.
Herzig lächelnd ſchmiegte ſie
An das bunte Fell des Kälbchens
Ihre zartgebräunte Wange,
Und mit koſender Bewegung
Drückte ſie es an das Herz.
„Komm, mein armes, liebes Tierle,
Komm, wir wollen Dich ſchon heilen!"
Treu und herzig ſah ſie auf,
Und da war's, daß ſeine Blicke
Plötzlich tief in ihre tauchten,
Daß ein tiefes, helles Leuchten,
Eine wonnevolle Frage
Ihre junge Seele traf.
Ein geheimnisvoller Schauer
Ließ ſie beide tief erbeben.
„Hilde!" ſprach er voll Bewegung,
„Hilde, liebes Mädchen Du,
Haſt Du's auch ſchon lang gefühlt?
Iſt Dir's auch bewußt geworden?
Hat Dein Herz Dir auch geſagt,
Daß wir uns gehören ſollen?!"
Hilde ſprach nicht, nur aus ihren
Tiefgeſenkten Wimpern fiel
Eine Thräne auf das bunte,
Glatte Fell des wunden Tiers.
Erſt nach einer Weile ſah ſie
Dem Geliebten voll und groß
In das Aug' und reichte ihm
Ihre Hand, die er mit Beben
Stürmiſch in die ſeinen nahm
Und mit Küſſen überdeckte.
Endlich ſprach ſie ſcheu und leiſe:
„Liebſter Freund, ich bin Dir gut!"

Durch den dämmerſtillen Wald
Ging das Paar in holder Eintracht
Eine Weile ſpäter heimwärts.
In den beiden tiefen, reichen,
Ernſtgeprägten Menſchenkindern
War der Herzen heil'ges Bündnis
Für die Ewigkeit beſiegelt.
Nur als leiſe bange Ahnung
In den Rauſch des jungen Glücks
Schlich die ſorgende Befürchtung,
Ob der greiſe Vater wohl
Sich des Glückes freuen würde.
Nicht von fern war der Gedanke,
Hilde könne ihn verlaſſen,
Je ihm in den Sinn gekommen,
Und er hatte nie und nimmer
An die Möglichkeit gedacht,
Seinen Liebling zu verlieren.
Ja, es war bei allem Glück
Auch ein ſchmerzlicher Gedanke,
Wirklich beinah gar zu ſchwer,
Dieſen eignen alten Mann,
Den nur ſie ſo ganz verſtand,
Einſam hier zurückzulaſſen.
Doch, was hofft die Liebe nicht,
Und was hält ſie nicht für möglich?!

⁂

Sel'gen Glanz in ihren Augen,
Traten ſie am andern Morgen
Mutig auf den Vater zu,
Über deſſen hagres Antlitz
Aber zuckte ſolch ein Grämen,
Zuckte ſolch ein tiefes Weh,
Solch ein ſtarrer Widerſtand,
Daß die beiden faſt verſtummten.
Wie ein Wetter brach es los:
„Ganz undenkbar, ganz unmöglich!
Wartet doch, bis ich einſt tot bin!
Wird ja nicht mehr lange dauern!"
Und ſo ging's in bittrem Wortſchwall
Auf die armen beiden nieder.
Hilden that das Herz ſo weh
Um den heißgeliebten Vater,
Daß ſie ihn mit hellen Thränen
Liebevoll beſchwichtigte.

Für den Maler, der ſo ſelig
Sich die Zukunft ausgeſonnen,
Der ſo ſeelenfroh gejubelt,
War das holde Lied zu Ende.
Ernſt und ſchmerzlich nahm er Abſchied,
Nur von Hildens liebem, treuem,
Sanftem Abſchiedswort getröſtet:
„Nicht wahr, wir verzagen nicht?!
Nicht wahr, wir vertraun der Zukunft?!
Langſam wird das Eis ſchon ſchmelzen,
Langſam wird er ſich gewöhnen,
Der geliebte alte Vater!
Daß wir uns von Herzen gut ſind,
Sei einſtweilen unſer Troſt!
Sei nicht bang, herzlieber Schatz!"

Wieder war es Winter worden!
Auch das Eberoder Forſthaus
Liegt im tiefſten Winterfrieden.
Draußen klingt die Axt beim Fällen,
Und auf glatter Schneebahn gleiten
Thalwärts die geſchlagnen Stämme.
An den Futterplätzen drängt ſich
Scharenweiſe Rot- und Schwarzwild,
Und im Dorngeheck am Vorholz
Pluſtert ſich Faſan und Rebhuhn
Durch die Tann- und Taxushecken,
Die den Garten rings umfrieden,
Schlüpft und hüpft der kleine Goldhahn,
Und das muntre Volk der Meiſen
Wiſpert in den Tannenzweigen.
Morgens aber kommt's in Scharen:
Fink und Stieglitz, Kleiber, Buntſpecht
Und manch anderes Geſellchen
Vor das Forſthaus angeſchwirrt,
Um in dieſer Hungerszeit
Allerlei zu ſchnabulieren.

Hilde kennt die kleinen Gäſte;
Wie ein rechter Vogelkund'ger
Streut ſie an geſchützter Stelle
Ihnen Gaben aus der Küche.
Und die kalte Winterſonne
Leuchtet auf ein liebes Bild:
An des ſchlanken Mädchens Seite
Schmiegt ſich leicht das zahme Reh,
Deſſen böſe Wunde ſchnell
Unter ihrer Pflege heilte.
Aus dem armen, kranken Pflegling
War ein muntrer Freund geworden,
Der getreu auf Schritt und Tritt
Seiner jungen Herrin folgte.
Mit dem niedlichen Geſchöpf
Ging ſie gern an ſchönen Tagen
Zur verſchneiten Annenwieſe,
Um das Tännlein dort zu grüßen
Und in ſehnſuchtsvoller Liebe
An den fernen Freund zu denken.
Feſter wurde ihre tiefe
Liebe nur im Bann des Schweigens;
Denn des jungen Malers Namen
Wurde nie im Haus genannt.
Ausgelöſcht ſchien das Geſchehne.
Hinter den gefrornen Scheiben
Rann das warme Leben weiter
In gemeſſ'nem Einerlei,
So als hätte nie ein Mißklang,
Nie ein rauhes, hartes Wort
Dieſen Frieden aufgeſtört.
Nur ein ſtummes Augenſpiel,
Nur ein waches, heimliches,
Gegenſeitiges Beachten
Deutete der beiden Menſchen
Starke Herzensarbeit an.
Einmal nur durchbrach ein Wort
Dieſes ſeltſame Verſchweigen.
Friedrich Roemer hatte kühn
Endlich ſich ein Herz gefaßt
Und in einem allerliebſten,
Scherz- und ſehnſuchtsvollen Briefe
Bei dem Vater angefragt,
Ob er wohl als Weihnachtsgaſt
In das Forſthaus kommen dürfe;
Einſam wären ja die beiden,
Und er ſelbſt ſo traurig einſam
Mitten in des Lebens Strudel.
Und es klang wie Kindesbitte
Dringend warm aus ſeinen Zeilen,
Schmeichelnd-bettelnd: Nimm mich auf!
Des Geſtrengen ganze Antwort
Stand als amtlicher Vermerk
Hingeſchmettert auf den Briefrand:
„Eberode — Brevi manu —"
Klipp und klar und bündig: „Nein!"

Mit dem Wort: „Zur Kenntnisnahme"
Legte er dies Dokument
Vor die arme Hilde hin. — — — —
Und ſo nahte erdenwärts
Hold geheimnisvoll die Zeit
Der verheißenden Advente,
Troſtreich, holder Ahnung voll,
Aus der Menſchenbruſt geheimſten
Tiefen ſüße Sehnſucht lockend.
Nein, es iſt kein leerer Trugwahn:
Auf der weiten Erde fühlt
Nur das deutſche Herz die Zauber
Dieſer Zeit ſo bis ins tiefſte.
Über allen deutſchen Landen
Strahlt dann nordlichtgleich ein Leuchten
Wie ein großes Opferfeuer
Zu dem Sternenheer der Chriſtnacht,
Zu der Ewigkeit empor.
Dieſe wunderholde Zeit
Auch im Leide iſt ſie rührend,
Auch in Thränen iſt ſie ſchön.

Mit gar eigener Bewegung,
Kämpfend zwiſchen Schmerz und Liebe
Rüſtete die blaſſe Hilde
Dieſes Jahr die Chriſtbeſcherung
Für das ganze Forſthaus zu.
Niemand ſollte es entgelten,
Daß ein tiefer Herzenskummer
Ihren Weihnachtsſtern verhüllte.
Doppelt weich und doppelt reich
Quoll die Güte ihrer Seele,
Und nun gar, wie ſchlug ihr Herz
Und wie ſtrömte ihr Empfinden,
Als am Tag vorm heil'gen Abend
Der verſchneite Landpoſtbote
Ihr ſo liebe Zeilen brachte:
Kaum ein kleiner bittrer Scherz
Über die empfangne Kränkung,
Und dazu ſo warme Liebe,
Soviel Liebenswürdigkeit,
Soviel herzliches Vertrauen,
Soviel Troſt! Und dann zum Schluß:
„Denk' an mich am heil'gen Abend!
Wenn's in Eberode drunten
Zu der Weihnachtsmette läutet,
Geh an unſren Lieblingsplatz,
Grüße unſren Freund, den Tännling,
Und verweile dort in Andacht!" — — —
Auf das Harzgebirge ſinkt
Still und ſternenklar die heil'ge,
Wonnetraute Chriſtnacht nieder.
All die dunklen Wäldermaſſen
Ruhn in tiefer, ſchweigender,
Feierlicher Majeſtät.
Hell beſcheint der volle Mond
Das gewaltige Gebirgsbild,
Und ſein Silberlichtſtrahl malt

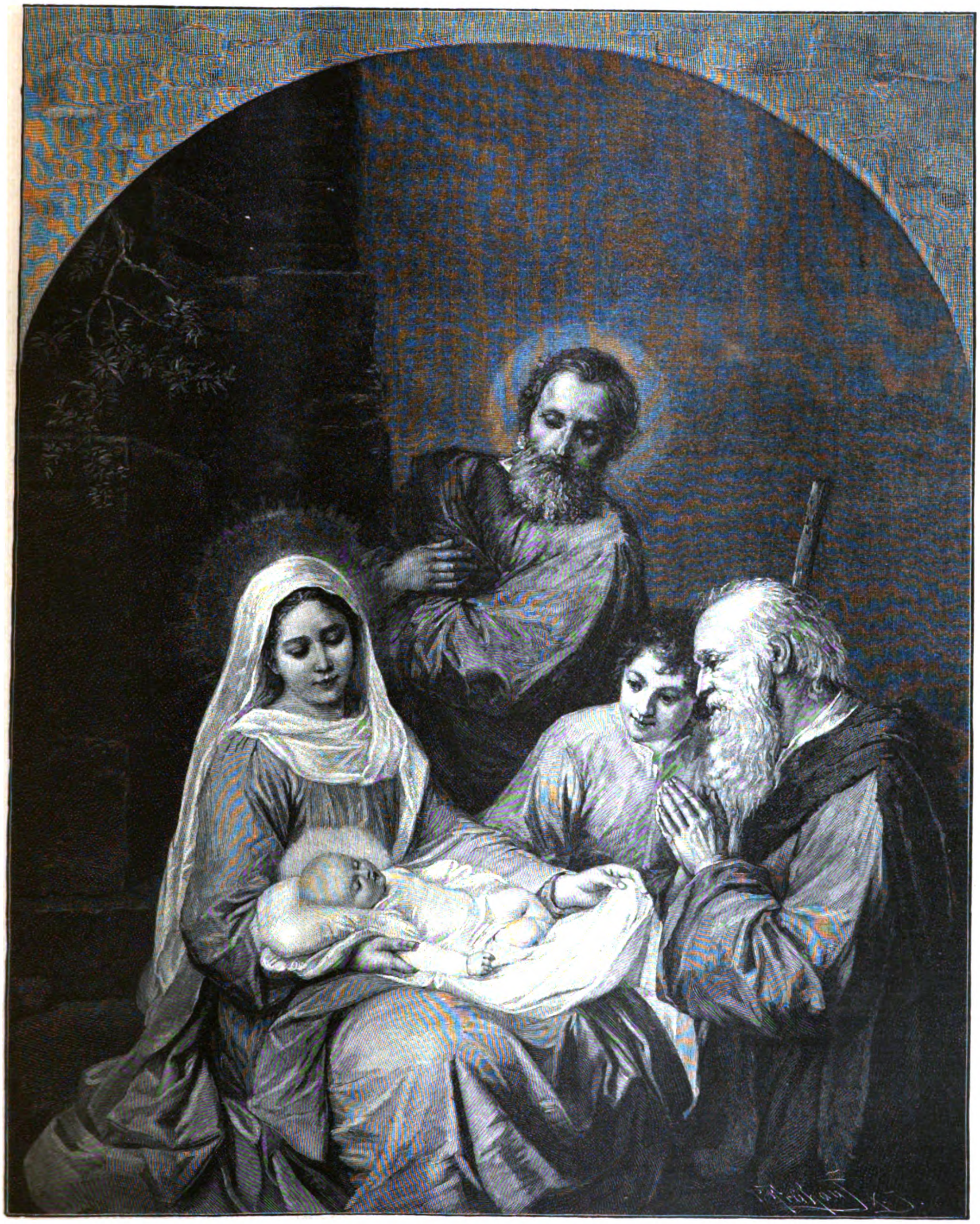
Blaue Schatten in die Thäler,
Draus wie Gold die Lichter blinken;
Die verſtreuten Weihnachtslichter
In den Häuſern, Städten, Kirchen.
— — — — — — — — —

Da trat Hilde ſcheu und langſam
In Begleitung ihres Rehs
In den ſtillen Wald hinaus,
Um in dieſer Feierſtunde,
Wo ſich alle Herzen grüßen
Über fernſte Fernen weg,
An geweihter Liebesſtätte
In Gedanken mit dem fernen
Teuren Freund vereint zu ſein.
Tiefe Stille! Nicht ein leiſer
Windhauch in den dickbereiften,
Glitzerweißen Tannenzweigen;
Über ihr ein Sternenhimmel
Von unſagbar hehrer Pracht!
Nur ein ferner Glockenklang!
Sie beginnen jetzt das Chriſtfeſt
In der Kirche einzuläuten!
Hilde eilt mit eignem Beben,
Ihres Rehes Köpfchen ſtreichend,
Der geliebten Stätte näher, —
Da — welch Blinken durch die Zweige!?
Welch ein märchenhafter Schimmer!
Durch des Waldes Silbernebel
Bricht ein warmer goldner Schein!
Leiſes Zittern überrieſelt
Die erſchauernde Geſtalt.
Großen Blickes, wie gebannt,
Wie vor einem Märchenbilde,
Wie vor einer Lichterſcheinung,
Beinah furchtſam ſteht ſie ſtill,
Eilt dann wie verzaubert vorwärts,
Mächtig, magiſch angezogen —
Welch ein Anblick, welch ein Bild:
Mitten auf der weißen Lichtung,
Unter Gottes offnem Himmel
In geheimnisvollem Dunſtkreis,
Brennt ein heller Lichterbaum —
Lieber Gott — es iſt der Tännling!
Lieber Gott — und iſt's denn möglich?!
Aus dem ſchimmernd hellen Lichtkreis
Tritt der Liebſte ihr entgegen.
Selig hält er ſie im Arme,
Und in ſchluchzender Bewegung
Schmiegt ſie ſich an ſeine Bruſt.
„Friedrich! — Schatz! Geliebte Hilde!!"
Tönt es bebend durch die Stille —
All ihr Schmerz und Herzenskummer,
Die ſo lang ertragne Spannung
Löſt ſich auf in heißen Thränen.
— — — — — — — — —

Rührend war das liebe Bild;
Und der Eine, der's erblickte
In der tiefen Einſamkeit
Bei dem fernen Glockenläuten,
Fühlte eine eigne, weiche,
Herzerwärmende Empfindung,
Und es quoll ihm in die Augen
Wie die aufgetaute Flut
Seines alten, guten Herzens.
Hildens friſchen Spuren folgend,
War der alte Oberförſter
Brummend in den Wald getapft.
Die Bewegung niederkämpfend,
Rief er ſchallend durch die Stille:
„Halt da, Leute! Kreuz und Hagel!"
Was ſind das für neue Moden,
Mir den Forſt hier anzubrennen?!
Das iſt einfach Waldesfrevel!
Aus da mit den Flunkerlichtern!!" —
Doch den richtig groben Ton,
Der am Platz geweſen wäre
Bei ſo grimmigem Vergehen,
Traf der alte Brummbär nicht.

Barſch verſpotten wollte er
Das „Verlobungsfeſt im Walde"
Und den jungen Maler heftig,
Ärgerlich zur Rede ſtellen.
Doch es ging nicht, — ſeiner Stimme
Fehlte alle rauhe Härte.
Hildens Thränen und die ganze
Märchenhafte Scenerie
Hatten doch ſein Herz gepackt,
Dran in dieſen letzten Wochen
Angeſichts der leidenden
Bleichen, ſtillgeduld'gen Hilde,
Eine eigene Empfindung
Schmerzhaft oft gerüttelt hatte,
So wie Tauwind an dem Eiſe.
Morſch war längſt ſein harter Trotz,
Und nun fing es an zu ſchmelzen.
Nicht umſonſt klang Chriſtgeläut,
Nicht umſonſt war Weihnachtsabend,
Und vom Sternenlicht der Liebe
Waren alle Himmel voll! —
Weit entfernt, den jungen Bund
Voller Rührung einzuſegnen,
Sprach er, während er mit Puſten
Dieſes Chriſtbaums Lichter löſchte
Und den beiden Hunden pfiff,
Kurz und halblaut: „Kommt nur mit!
Hier iſt's kalt! Wer nicht verliebt iſt,
Dankt für ſolcher Art Beſcherung!
Alles weitre wird ſich finden!"
— — — — — — — —

Alles weitre fand ſich auch.
Sel'ge, warme Liebesweihnacht
Gab's im Eberoder Forſthaus,
Und man hätt' es nicht geglaubt.
Wie's den alten Hitzkopf hinriß,
Wie er ſelbſt den wunden Punkt
Des Verlaſſenſeins in Güte
Hilden aus der Seele ſcherzte!
In des Tannenbaums Gefunkel
Sproß die weiße Weihnachtsroſe,
Sproß der ſel'ge Weihnachtsfriede,
Das ſo herzergreifend ſtimmte
In die winterliche ernſte,
Hehre ſchweigende Natur.



Heilige Familie. Nach dem Gemälde von B. Coletti.
(Photographie-Verlag von Joſ. Albert, München.)

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Fortſetzung.)

Als die Cigarre ſo recht ſchön dampfte, zog Herr von Willberg ſchließlich das Couvert ſogar aus der Taſche und ſah ſich die Aufſchrift noch einmal genau an:

„Seiner Hochwohlgeboren
Dem Königlichen Major a. D., Herrn v. Willberg,
Ritter ꝛc.
auf
Sternheim.“

Der alte Eſel ſchrieb doch immer noch dieſelbe elende Klaue, in der er ihm vor Jahren ſo manchen luſtigen Brief zugefertigt hatte — damals, als ſie beide noch gute Freunde geweſen waren — der Herr von Willberg und der von Engersheim! Über die großen ſteifen ungelenken Buchſtaben hatten ſie ſchon, als ſie noch beim Regiment waren, oft genug gelacht, und manchmal hatte Willberg dem Engersheim ſogar eine Felddienſtausarbeitung ins Reine ſchreiben müſſen, wenn einer der Vorgeſetzten beſonders viel auf das Kalligraphiſche gab. Denn er, Willberg, ſchrieb wie geſtochen! Na — und dann die Geſchichte mit Engersheims Billet-doux, das der Gegenſtand ſeiner Verehrung nicht hatte entziffern können — und die tolle Geſchichte mit dem alten Wrangel, der, eine vom Premierleutnant von Engersheim geſchriebene Meldung vor Augen, in ſeiner groben Art gewettert hatte: „Hier ſind die Ferkel über 'nen Papierlappen gerannt — können Sie vielleicht die Klaue leſen, Herr Premier?“ Was hatte das für einen Lärm gegeben, als Engersheim den General durchaus fordern laſſen wollte — und wie hatte man gelacht, als Wrangel, der von ſeiner Wut gehört, ſich mit der feierlichen Verſicherung bei ihm entſchuldigte, daß er es gar nicht für möglich gehalten hätte, daß die Meldung von ihm herrühre: „Im übrigen, Herr Premier, will's mich gut ſcheinen, wenn Se drei Tage in ſtiller Einſamkeit drüber nachdenken, daß man keinen Vorgeſetzten nich fordern darf — und nu gar mir!“

Ja, das war noch ganz die ſteife und doch ſo krauſe Schrift mit den unzähligen Schnörkeln. Und ſchnörklig und kraus mochte wohl auch der Inhalt ſein — ſchnörklig und kraus, wie der Schreiber. Der alte Eſel, der Engersheim! Was hatte ihn doch der Geier geplagt, mit ihm, mit Willberg, anzubinden! Hätte man nicht ſo gut in Friede und Freundſchaft als getreue Nachbarn leben können! That das nicht not, doppelt not gerade in den jetzigen Zeiten, in denen ſo wie ſo die Alten zuſammenhalten ſollten gegen all das dumme moderne Zeug! Und einer von den guten Alten war und blieb der Engersheim doch, war auch immer verwandtſchaftlich zu den Häuſern Natten und Sternheim geweſen, ein ſolch unleidliches Graul er ſonſt ſein mochte.

Während Willberg ſo ſeinen Gedanken nachhing, hatte er, ſich ſelbſt einredend, es geſchehe ganz in Gedanken, langſam an dem Briefumſchlage herumzubaſteln angefangen, erſt an der einen Ecke und dann an der anderen. Und dann hielt er mit einem Male den Bogen entfaltet in der Hand und that, als ob er ganz erſchrocken über dieſe unleugbare Thatſache ſei. Er machte ſogar Miene, den Brief wieder in den Umſchlag zurückzuſtecken. Gleich darauf aber las er, und all die milden Empfindungen, die aus alten Erinnerungen heraus allmählich in ſeiner Bruſt emporgeſtiegen waren, verflogen:

„Mein lieber Willberg!

Das ‚lieb‘ brauchſt Du nicht wörtlich zu nehmen. Ich ſchreib's nur, weil ich nicht weiß, wie ich anfangen ſoll, denn mit der Liebe und Zuneigung zwiſchen uns iſt es ja doch durch Deinen Eigenſinn und Dein ewiges Beſſerwiſſenwollen Eſſig. Aber lieb oder nicht lieb — was geſagt werden muß, muß geſagt werden. Mein Junge hat hinter meinem Rücken mit Deiner Fräulein Tochter ein zartes Techtelmechtel angefangen — in allen Ehren ſelbſtverſtändlich, darüber iſt kein Wort zu verlieren. Ich habe mir erlaubt, geſtern Aſta meine Anſicht darüber zu ſagen, daß der Eberhard noch ein Grünſchnabel ſei, der nicht ans Heiraten denken dürfe, und ich habe nachher auch meinem Jungen den Kopf gründlich gewaſchen. Wie? das iſt meine Sache. Ich halte es aber für meine Pflicht, Dir das alles mitzuteilen, damit Du nicht im unklaren biſt, wie ich über die Geſchichte denke: Du haſt die Brücken zwiſchen Grunwald und Sternheim ſo gründlich abgebrochen, daß nicht mal 'ne elende Furt durch die Pleiske übriggeblieben iſt, geſchweige denn ein Steg für 'ne Hochzeitsgeſellſchaft. Und was nun mal entzwei iſt, mag's auch bleiben. Punktum!

Ich dachte, Du würdeſt ebenſo denken. Da hat mir aber der dumme Junge, der Eberhard, durch die Blume zu verſtehen gegeben, daß Du ſo 'ne Art von Beſchützer der beiden Grünſchnäbel wärſt. Na, ich glaub's vorläufig nicht. Damit aber nichts Unklares zwiſchen uns bleibt, wollte ich Dir doch noch ſagen, daß ich kein ſo ſchwaches Röhrchen bin, wie Du vielleicht geworden ſein magſt, wenn der Eberhard recht hat. Mich kriegt mein Junge nicht 'rum, und wenn Ihr Euch vielleicht vornehmen ſolltet, daß aus den beiden auch ohne meinen Willen ein Paar werden könnte, ſo habt Ihr die Rechnung ohne Kurt Engersheim gemacht. Majorenn iſt der Eberhard, aber ſolange ich lebe, kriegt er, wenn er gegen meinen Willen handelt, von mir keinen Pfennig mehr, als ſeine Zulage von 75 Mark. Punktum.

So, das wollte ich Dir nur ſagen. Wer ſeine guten alten Freunde nicht achtet, der kann auch nicht erwarten, daß man ihm entgegenkommt, und wer Hader ſäet, der erntet Zwiſt. Punktum.

Es thut mir leid um die Aſta, denn ſie iſt doch mein Patchen, und ich habe ſie eigentlich immer gern gehabt. Aber daß ſie Deine Art iſt, das habe ich geſtern abend gemerkt. Und daher paßt ſie nicht in das Grunwalder Haus. Womit Du mich Deinen Damen empfehlen kannſt!

Kurt von Engersheim.

Die beiden Schreibſeleien, die Du mir neulich über den Kartoffelbau zu ſenden die Güte hatteſt, kannte ich ſchon. Die Verfaſſer ſind beide Ochſen, und noch dazu von ſchlechter Raſſe. Punktum.“

9. Kapitel.

Die letzten Wochen hatten eine arbeitsſchwere, aber auch eine arbeitsfrohe Zeit für Klaus von Barten gebracht.

Es lag in ſeiner Art, eine Sache, die er einmal anfaßte, auch mit allen Kräften zu fördern, und Dornberg war anfangs wohl etwas erſtaunt geweſen über die impulſive, thatkräftige Manier, in der ſich der Landjunker in die ihm fremden Angelegenheiten hineinarbeitete. Barten hatte eingehende Informationen verlangt, und ſie waren ihm bereitwillig geworden — in langen ernſten, durchaus ſachlichen Konferenzen waren alle Einzelheiten des geplanten Unternehmens feſtgeſtellt worden. Erſt nachdem Klaus die vollſtändige Überzeugung gewonnen hatte, daß dasſelbe auf durchaus ſolider Baſis aufgebaut werden könne, hatte er ſich damit einverſtanden erklärt, daß ſein Name öffentlich unter den Mitbegründern des „Arbeiterwohls“ genannt wurde. Nachdem dies aber einmal geſchehen, hatte er ſich ſelbſt mit einem kleinen Kapital beteiligt, und er war es geweſen, der dem Unternehmen dann die Unterſtützung aus hohen Kreiſen verſchaffte, welche ſowohl Dornberg wie beſonders die Herren Knyſper und Geltkamm für dringend wünſchenswert hielten. Einer der Prinzen des Königlichen Hauſes, der durch ſeine Wohlthätigkeitsbeſtrebungen bekannt war, übernahm das Protektorat.

Barten hatte gerade während aller dieſer einleitenden Verhandlungen eine immer beſſere Meinung von Dornberg gewonnen. Überall, wo es bisher wirkliche Leiſtungen für die gemeinnützige Unternehmung gegolten hatte, war Dornberg und immer wieder er mit ſeinen Mitteln, mit ſeinem Kredit, mit ſeiner raſtloſen Arbeitskraft eingetreten. Er hatte kein Hehl daraus gemacht, daß ihm die Verwertung des ſonſt ſchwierig zu verwendenden Hinterlandes an ſich ſehr willkommen war, er hatte auch daraus kein Hehl gemacht, daß er mit dem Arbeiterwohl ein wenig „mit der Wurſt nach der Speckſeite werfe,“ wie er ſich ausdrückte, daß er ſich den leitenden Kreiſen gern einmal in anderem Lichte zeige, als in dem des geſchäftsgewandten Grundſtücksſpekulanten und Häuſermaklers. Aber er hatte ſich auch nach keiner Richtung hin kleinlich oder engherzig erwieſen, wo es ſich um ſein Entgegenkommen handelte. In der koulanteſten Weiſe waren bezüglich des Reſtkaufgeldes die Hypothekenfragen von ihm geregelt worden, er hatte ſich perſönlich mit einer bedeutenden Summe an der eingetragenen Genoſſenſchaft beteiligt, er hatte endlich von der Bank, welche er vertrat, die erſte Hypothek zu einem verhältnismäßig billigen Zinsfuß und unter Verzicht auf die ihm zuſtehende nicht unbeträchtliche Vermittlerproviſion beſchafft. Und als Herr Knyſper ungeachtet ſeines Verſprechens für die Projektierungen doch ein Honorar in Anſatz bringen wollte, da hatte Dornberg dem hageren Herrn in Bartens Gegenwart ſo gründlich den Text geleſen, daß dieſer ganz erſtaunt war über die ihm ungewohnten Formen des geſchäftlichen Verkehrs.

Nur von einer Seite war Klaus eine leiſe Warnung zugekommen. Der alte Bankier ſeines Vaters, der ſeit Jahrzehnten das Barvermögen der Familie verwaltete, hatte ihn, als er eine größere Summe für die erſte Einzahlung auf die Genoſſenſchaftsanteile erhob, in ſein Privatkontor gebeten und in ſeiner überaus gemeſſenen und förmlichen Weiſe, in der rechten Hand den Bleiſtift, die Linke am altmodiſchen Vatermörder beſchäftigt, nach den Ausſichten der Genoſſenſchaft, von der er gehört habe, gefragt. Barten merkte ſofort, daß die Frage nur Vorwand ſei. Der alte Herr hatte etwas auf dem Herzen, das herunter mußte, für das er aber noch nicht die rechte Form und Einkleidung gefunden hatte. Gerade um ihn zur Ausſprache zu bringen, gab er recht ausführliche Auskunft. Herr Friedrich Wilhelm Kruſe hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Die Linke fuhr dabei einige Male rings um den ganzen Hals, um dann regelmäßig wieder zu der ſchwarzen Kravattenſchleife zurückzukehren, die ſo tadellos ſaß und deren Sitz dem alten Manne doch nie peinlich accurat genug zu ſein ſchien. Und die Rechte zog in ganz gleichmäßigen Abſtänden den kleinen Schieber an dem ſilbernen Bleiſtift herauf und herab.

Als dann Klaus geendet, hoben ſich endlich die dicken geröteten Augenlider: „Ich würde mich auch gern an dem Unternehmen beteiligen —“.

„Wie mich das freuen ſollte, Herr Kommerzienrat!“

Der Bankier ſchüttelte den Kopf: „Mißverſtehen Sie mich nicht, mein lieber Herr Baron. Ich würde — glaube ich ſagen zu müſſen — wenn nicht der Herr Premierleutenant a. D. Dornberg unter den leitenden Perſönlichkeiten ſich befände.“ Klaus wollte einen heftigen Einwurf machen, aber der alte Herr legte ihm leiſe ſeine rechte Hand auf den Arm und fuhr bedächtig fort: „Mißverſtehen Sie mich nicht, Herr Baron — ich will und kann nichts gegen Herrn Dornberg ſagen. Wäre mir irgend etwas Beſtimmmtes bekannt, was gegen ihn vorläge, ich würde es für meine heilige Pflicht halten, Ihnen ganz klaren Wein einzuſchenken — rückhaltslos! Das iſt indeſſen keineswegs der Fall — mir iſt Herr Dornberg nur als ein ungemein gewandter Geſchäftsmann bekannt, deſſen Accepte bisher, ſoviel ich weiß, ſtets auf die Minute honoriert worden ſind. Alles andere geht mich eigentlich nichts an, werden Sie ſagen. Aber wir Alten ſind nun einmal anders als die jungen Herrn: wir ſind von einer peinlichen — vielleicht von einer übertriebenen Vorſicht. Uud da ſage ich mir eins: Herr Dornberg begann vor ungefähr vier oder oder fünf Jahren — es können auch ſechs ſein — hier aufzutreten. Der Zufall wollte es, daß ich damals mit ihm in Berührung kam; in einer ziemlich gleichgiltigen Sache nebenbei bemerkt. Ich hatte für einen meiner Klienten eine Hypothek zu beſorgen, und er kam zu mir, um mir das Geld zu offerieren. Ich erkundigte mich damals nach ihm, denn offengeſtanden, er gefiel mir nicht übel mit ſeinem friſchen umſichtigen Weſen. Die Auskunft lautete dahin, daß er gänzlich unvermögend ſei, aber das Vertrauen des Direktors eines großen ſüddeutſchen Geldinſtituts genöſſe. Im Auftrag dieſer Bank mache er hier Beleihungsgeſchäfte, und die Bank — ich laſſe dahingeſtellt, ob ſie damit gewiſſenhaft handelt — gewähre auf ſeine Empfehlung hin ſehr hohe Beleihungen, aber unter der Bedingung, daß Herr Dornberg die Grundſtücke, falls ſie ſpäter zur Subhaſtation kämen, perſönlich übernehme. Sie wiſſen ja wahrſcheinlich, daß die Geldinſtitute ſehr ungern ſehen, wenn in ihren Jahresberichten geſagt werden muß, daß ſie Immobilien sub hasta erworben haben. — Aber ich langweile Sie, Herr Baron?“

Klaus verſicherte das Gegenteil, und der alte Herr fuhr fort: „Sehen Sie, mein verehrter Herr von Barten, Herr Dornberg war in eine Periode glänzenden Aufſchwungs hineingeraten. In ſolch einer Zeit gehen überhaupt alle Geſchäfte, und die wagehalſigſten häufig am beſten. Er verdiente in wenigen Jahren ein Vermögen, man ſagt ein großes Vermögen — ich weiß darüber nichts Näheres. Mit dem Eſſen aber kam ihm der Appetit. Er beſchränkte ſich nicht mehr auf die Vermittelungsgeſchäfte, er fing ſelbſt an, Grundſtücke auf Spekulation zu kaufen und ſelbſt zu bauen. Auch das ſoll ihm ja bisher gut geglückt ſein, obwohl ich vor einigen Jahren — ganz beiläufig — hörte, daß er damals, als eine vorübergehende Geldſteife eintrat, nur durch die energiſche Intervention der ihm befreundeten Bank über Waſſer gehalten worden ſein ſoll. Nun — ſei dem, wie ihm wolle — für mich liegt die Sache ſo: jedes geſchäftliche Unternehmen muß im richtigen Verhältnis ſtehen zu den in ihm angelegten Kapitalkräften. Dehnt es ſich über dieſe aus, beanſprucht es den Kredit über Gebühr, dann kann es in einer günſtigen Periode wohl eine Zeit hindurch glänzend proſperieren, es muß aber ſtürzen, ſobald ein Umſchlag der allgemeinen Geſchäftslage erfolgt. Die größte Umſicht, die bewundernswerteſte Gewandheit, die kühnſten Seiltänzerſprünge, wenn Sie dieſen Ausdruck erlauben wollen, nutzen dann nichts mehr — ſobald der Rückhalt an beweglichem verfügbarem Kapital fehlt, bricht der Bau zuſammen. Das hat ein geſchäftliches Genie, wie Stroußberg, das hat ein Welthaus, wie Baring in London, über ſich ergehen laſſen müſſen. Das wird auch das Los des Herrn Dornberg ſein — nach meinem unmaßgeblichen Ermeſſen natürlich.“

„Sehen Sie nicht doch zu ſchwarz, Herr Kommerzienrat? Sollte Dornberg nicht über größere Mittel verfügen, als Sie annehmen?“

Der Bankier zuckte die ſchmalen Achſeln. „Er ſoll ſehr reich ſein, ſagt man. Aber ſeine Engagements ſind auch gewaltig — das weiß ich gewiß. Und wenn er zehn Millionen im Vermögen hätte, ich würde nicht dafür gut ſtehen, daß er einen Niedergang der Bauſpekulation überſtehen könnte, denn wenn er dieſe zehn Millionen beſäße, würde er ſie morgen wieder feſtlegen. Wie auf allen Zweigen des wirthſchaftlichen Lebens folgt aber auch auf dem Gebiete der Grundſtücksſpekulation einer Hochflut ſtets die ebbende Woge, das iſt ein unumſtößliches Geſetz. Das wollte ich Ihnen ſagen, mein lieber Herr Baron! Nicht um ſie kopfſcheu zu machen, denn Ihre Beteiligung an dem menſchenfreundlichen Unternehmen macht ihrem Herzen ſoviel Ehre, daß alle meine Bedenken davor in ein Nichts verfließen. Sie dürfen ja anderen Geſichtspunkten folgen, als ein Geſchäftsmann — das dürfen Sie — natürlich! Aber ein wenig Vorſicht, mein verehrter Herr von Barten — nicht wahr, Sie verübeln mir meine Worte nicht — ein wenig Vorſicht werden Sie doch zu beobachten gut thun. Vorſicht iſt ja zu allen Dingen nutze — ehem! — jawohl, und beſonders bei allen geſchäftlichen Angelegenheiten iſt ſie geradezu geboten.“

Klaus war aus dem Privatkontor des alten Herrn mit dem Gefühl einer gewiſſen Sorge geſchieden. Es hatte Hand und Fuß gehabt, was der Herr Kommerzienrat geſagt — kein Zweifel. Und ſeine gutgemeinte Mahnung zur Vorſicht ſollte nicht auf unfruchtbaren Boden fallen, ſo nahm ſich Barten wenigſtens vor. Wahrhaftig, er war ja bisher ſchon nicht unvorſichtig geweſen, aber er wollte jetzt die Augen doppelt offen halten.

Gerade an demſelben Tage hatte ihn trotzdem Dornberg bewogen, ſich auch an der Aktiengeſellſchaft „Kronprinzenpaſſage“ direkt zu beteiligen. Sie hatten beiſammen geſeſſen im Wohnzimmer der Frau Nanny — Dornberg, Klaus und die Frau des Hauſes — und der erſtere hatte ſo ganz beiläufig wie er das liebte, die Bitte vorgebracht, Barten möge doch **pro forma** in den Aufſichtsrat der Geſellſchaft eintreten. Verpflichtungen ſeien damit ja nicht weiter verbunden, aber es wäre wegen des Zuſammengehens des Arbeiterwohls und der Aktiengeſellſchaft doch recht wünſchenswert für beide Teile. Es war eine Überrumpelung geweſen, und Klaus hatte zugeſagt, weil er, wie das ſo oft im Leben geht, ſich genierte, Nein zu ſagen. Hatte zugeſagt, ohne den abwehrenden Blick Nannys zu beachten, die freilich mit jenem Warnungsblick zugleich auf ihres Gatten frohen Zuruf: „Na, Nannychen — was meinſt Du denn zu meinem Vorſchlag?“ ein zuſtimmendes Kopfneigen gehabt hatte und ein etwas verſchüchtertes: „Aber ich würde mich natürlich ſehr freuen —!“

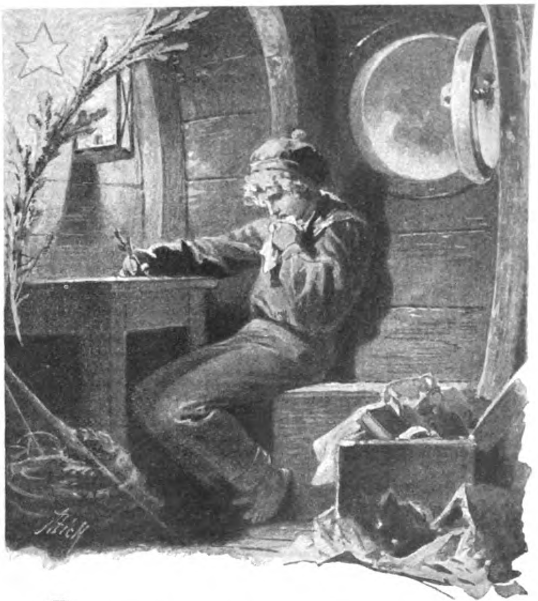
So war es denn nun einmal geſchehen. Als Klaus aber erſt an einer Vorſtandsſitzung des Aufſichtsrats teilgenommen hatte — nach einem inneren Kampf, ob er Dornberg nicht doch noch abſchreiben und ſeine Zuſage zurückziehen ſolle — als er in die weitgehenden umfaſſenden Pläne Dornbergs näher eingeweiht worden war und ſich, wie er meinte, nach ſehr gründlicher Prüfung von der Solidität des ganzen Unternehmens überzeugt hatte, flammte ſein Thätigkeitstrieb mächtig empor. Und mit dem Eſſen kam auch der Appetit: ein ganz fremdes Gefühl, das er noch niemals in ſeinem ganzen Leben empfunden, ſchlich ſich in ſeine Bruſt — der Wunſch, von der goldenen Ernte, die aus der Saat Dornbergs emporſprießen mußte, auch für ſich einige Körner einzuheimſen. Die Röte der Scham ſtieg ihm zuerſt in die Wangen, als er ſich auf dieſem Wunſch ertappte. Aber die Röte verflüchtigte wieder, und das Verlangen blieb und wuchs. Zum Geier, wer ſuchte denn hier in Berlin nicht zu verdienen? Da gab es ein halbes Dutzend Fürſten und Grafen, die ein Vermögen in Eiſenbahnkonzeſſionen gemacht hatten; da zeigte ihm Dornberg ein großes Grundſtück, das ein hochgeſtellter Offizier durch beſondere Protektion ungemein billig erworben haben ſollte; da wies der Kurszettel der Börſe ja täglich eine ſtattliche Zahl von Bergwerksunternehmungen auf, die noch immer auf den Namen der früheren adligen Beſitzer weitergeführt wurden — zum Vergnügen hatten dieſe ihren Beſitz doch auch nicht in Aktiengeſellſchaften verwandelt! Und er, Klaus Barten, wollte ja wahrlich nicht mühelos verdienen! Wenn ihm der gute Dornberg etwa die Rolle eines Strohpuppen-Aufſichtsrats zumuten ſollte, ſo würde er ſich irren, gewaltig irren!

Indeſſen ſah Klaus bald, daß er ſich ſelbſt geirrt, wenn er dieſe Vermutung überhaupt gehegt hatte. Dornberg ſchien die Arbeitskraft und den Willen Bartens, ſich auch aktiv zu beteiligen, mit großer Freude zu begrüßen, und das nahm dieſen wieder völlig für jenen ein und verſcheuchte den letzten Schimmer der Befürchtungen, die bisweilen noch, wenn die Warnungen ſeines Bankiers ihm vor die Seele traten, in Klaus auftauchten.

(Fortſetzung folgt.)

Des Schiffsjungen Weihnacht.

Von Alice Freiin von Gaudy. Mit einer Illuſtration von A. Zick.



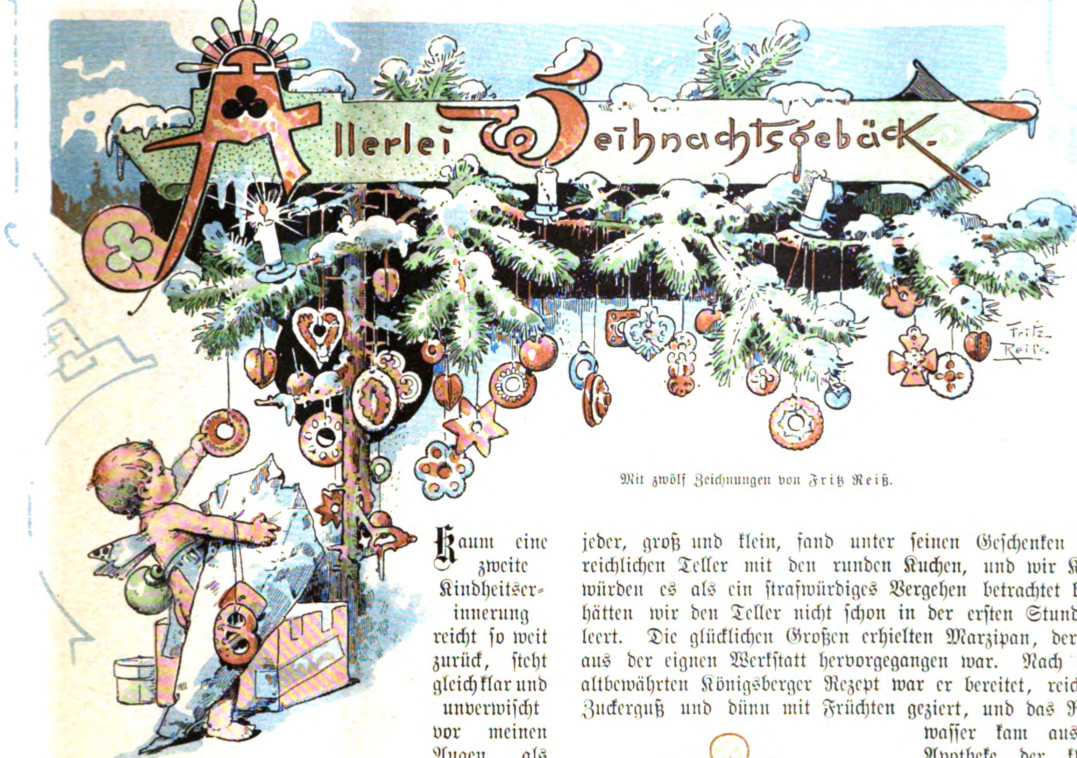
Er wollte fort — hinaus — hinweg —
Die Welt in ihrer Schönheit ſehen.
Nun ſteht er traurig oft auf Deck
Und hört den Wind im Segel wehen,
Und hört, wie rauſchend hoch am Kiel
Die wilden Meereswogen quellen . . .
So fern die Heimat, fern das Ziel,
Und ringsum nichts als Wellen — Wellen —

. . . Und heut' iſt heil'ges Weihnachtsfeſt —
Jetzt läuten ſie daheim die Glocken.
Ob ſich ein Chriſtfeſt denken läßt
Auch ohne weiße Winterflocken?
Daheim jetzt der Beſcherung Glück,
Bei Tannenduft und Lichtgefunkel —
Und hier? — Er kämpft den Schmerz zurück
Und flüchtet in der Koje Dunkel.

Dort ſucht er lang im Kaſten nach,
Bis er den kleinen Zweig gefunden,
Den er vom letzten Chriſtbaum brach,
Daheim, in frohen Weihnachtſtunden.
Braundürre Nadeln kniſtern leis —
Er ſtarrt und ſtarrt — und Thränen blinken,
Dann neigt er tief ſich auf das Reis
Den trauten Waldgeruch zu trinken . . .

Eintönig, unabläſſig rauſcht
Das Weltmeer an des Schiffes Planken.
Der Knabe hört es nicht. Er lauſcht
Auf andre Klänge in Gedanken.
Er hört in klarer Winterluft
Das „Stille Nacht“ die Seinen ſingen:
Ihn trug des Tannenreiſes Duft
Zur Heimat, auf der Sehnſucht Schwingen.

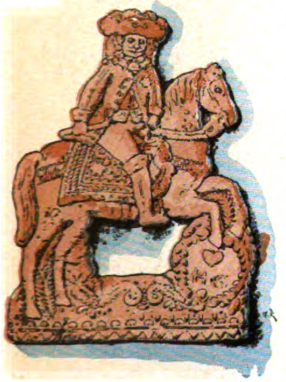
Allerlei Weihnachtsgebäck.



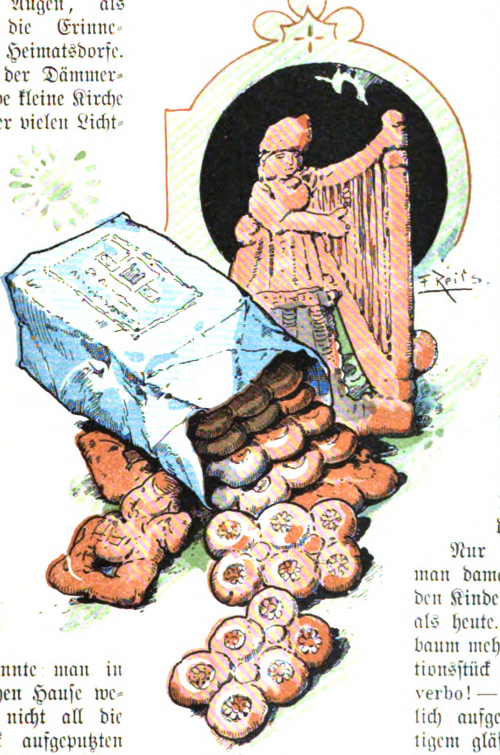
Mit zwölf Zeichnungen von Fritz Reiß.

Kaum eine zweite Kindheitserinnerung reicht ſo weit zurück, ſteht gleich klar und unverwiſcht vor meinen Augen, als die Erinnerung an die Chriſtfeſte im Elternhauſe, im Heimatsdorfe. Wie Vater und Mutter mit uns Büblein in der Dämmerſtunde zur Feſtandacht gingen, wie die alte liebe kleine Kirche im grünen Tannenſchmuck und im Schimmer der vielen Lichtchen, welche die Kirchgänger mitbrachten, ſtrahlte, — wie könnte ich das je vergeſſen! Wie könnte ich vergeſſen, wie die Eltern im Saale des Schloſſes — das Schloß war nur ein ſchlichtes Gutshaus und der Saal eine dreifenſtrige Stube, aber die Namen Schloß und Saal ſtanden nun einmal im Munde der Leute unweigerlich feſt — dem Geſinde beſcherten, wie wir während dem umher trippelten vor ſehnſüchtiger Erwartung, und wie ſich dann endlich, endlich die Pforte zur Wundergabenwelt auch für uns Kinder aufthat! Ach du glückliche Jugendzeit!

Damals kannte man noch nicht, kannte man in unſerem einfachen Hauſe wenigſtens noch nicht all die feinen, ſchmuck aufgeputzten Weihnachtsgebäcke, die verſchiedenen Pfefferkuchenſorten, die heute die Berliner und Nürnberger und Thorner und Basler und Braunſchweiger und Breslauer und Aachener Pfefferküchler auf den Chriſtmarkt bringen. Aber beſſer, als der Braunekuchen, den Mütterchen ſelbſt buk, hat mir doch ſpäter nie wieder ein Katachinchen oder ein Leckerli gemundet. Ein jeder, groß und klein, fand unter ſeinen Geſchenken einen reichlichen Teller mit den runden Kuchen, und wir Kinder würden es als ein ſtrafwürdiges Vergehen betrachtet haben, hätten wir den Teller nicht ſchon in der erſten Stunde geleert. Die glücklichen Großen erhielten Marzipan, der auch aus der eignen Werkſtatt hervorgegangen war. Nach einem altbewährten Königsberger Rezept war er bereitet, reich mit Zuckerguß und dünn mit Früchten geziert, und das Roſenwaſſer kam aus der Apotheke der kleinen Kreisſtadt. Wir hatten einen alten Onkel im Haus, der uns herzlich verzog; ſo war es denn regelmäßiger Brauch geworden, daß wir Kinder, ſobald unſere Braunekuchen verputzt waren, uns um den Tiſch von Onkel Fritz ſcharten und ſo lange ſehnſüchtig mit ſeinem Marzipanteller liebäugelten, bis er das ſüße Mandelgebäck unter uns verteilte, wobei er jedes Stück mit einem zärtlichen Katzenkopf und der Warnung begleitete: „daß Ihr Euch aber auch nicht den Magen verderbt!“ Als ob wir danach gefragt hätten!

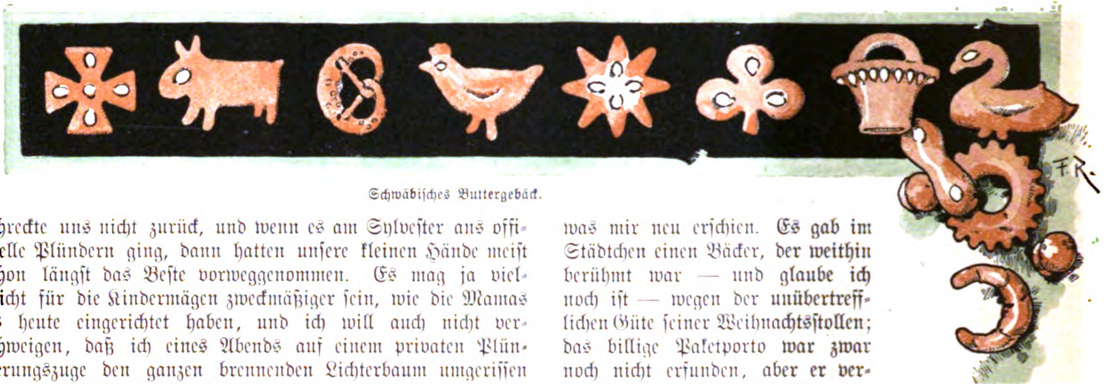


Pfefferkuchenform: Der große Kurfürſt.



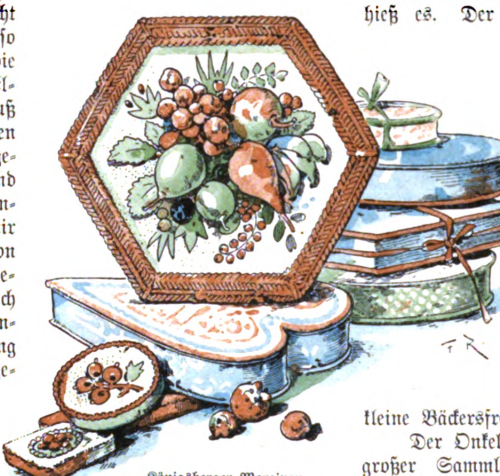
Thorner Katachinchen.

Nur in einem Punkte war man damals, will mir ſcheinen, den Kindern gegenüber opulenter, als heute. Heute iſt der Chriſtbaum mehr und mehr ein Dekorationsſtück geworden — sit venia verbo! — das gar fein und künſtlich aufgeputzt wird mit prächtigem gläſernem, papiernem und metallenem Schmuck. In meinen Kinderjahren war der Weihnachtsbaum vom Fuß bis zum Wipfel mit Äpfeln, Nüſſen und vor allem mit Zuckerwerk behangen, und höchſte Freude war's, wieder und wieder einen Entdeckungszug in das grüne Stachelgezweig unternehmen zu dürfen. Selbſt die Rute, die Vater dazwiſchen zur Warnung und Ermahnung angebracht hatte,



Schwäbiſches Buttergebäck.

ſchreckte uns nicht zurück, und wenn es am Sylveſter ans offizielle Plündern ging, dann hatten unſere kleinen Hände meiſt ſchon längſt das Beſte vorweggenommen. Es mag ja vielleicht für die Kindermägen zweckmäßiger ſein, wie die Mamas es heute eingerichtet haben, und ich will auch nicht verſchweigen, daß ich eines Abends auf einem privaten Plünderungszuge den ganzen brennenden Lichterbaum umgeriſſen habe — hübſcher aber dünkt mich der alte Brauch doch. Ich wenigſtens möchte ihn in meiner Erinnerung nicht entbehren. Möchte ihn ſo wenig miſſen, wie die Mohnpielchen, die im Elternhauſe den ſteten Schluß der Mahlzeit am Heiligen Abend bildeten. Aus geriebenem Mohn, Milch und Zucker beſtand dies Wundergericht; ich habe es mir vor einigen Jahren von einer perfekten Köchin wieder bereiten laſſen, aber ich verſuch's nicht zum zweitenmale. Die rechte Miſchung muß wohl verloren gegangen ſein.

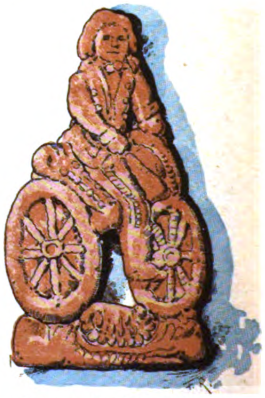


Königsberger Marzipan.

In eine kleine Provinzialſtadt der Provinz Sachſen führen mich meine weiteren Kindererinnerungen. Ich war auf die Klippſchule gekommen, zu meinem Onkel Apotheker in Penſion. Die Weihnachtskiſten aus der Mohrenapotheke hatten bei uns Kindern ſchon vorher ſtets im höchſten Anſehen geſtanden; in jenen Tagen, in denen ja noch nicht die Antipyrins und Migrainins und Salicyls erfunden waren, brauten und miſchten die Apotheker zur Weihnachtszeit noch allerlei ſchöne Dinge, die mit Medizin nur inſofern in Verbindung ſtanden, als ſie bisweilen ſolche nachträglich erforderlich machten. So gab es denn in der Mohrenapotheke zu Weihnachten eine wunderſame buntſchillernde Magenmorſeille, feingemengt aus Zucker und wohl zwanzigerlei Gewürz; es wurde Lederzucker gekocht und ſogar auch Schokolade. Das war aber noch nicht alles, was mir neu erſchien. Es gab im Städtchen einen Bäcker, der weithin berühmt war — und glaube ich noch iſt — wegen der unübertrefflichen Güte ſeiner Weihnachtsſtollen; das billige Paketporto war zwar noch nicht erfunden, aber er verſchickte die Stollen doch ſchon damals in alle Welt, bis nach Amerika, hieß es. Der Meiſter hatte ein Töchterlein, das gleichalterig mit mir war, und mit dem ich bisweilen in den Glacis herumtollte. Das führte mich denn auch eines Tages in die Backſtube. Wie ich die Augen aufriß über die ungeheuren Mengen von Teig, über die Berge von Roſinen und die Rieſenhaufen geſchnittenen Citronats! Der Citronat imponierte mir am meiſten. Und als der Obergeſelle mir zurief: „lang doch zu, Junge!“ und ich mir ein ganz winziges Stückchen nahm, da dachte ich wunder, was mir zu teil würde. So ſcheu nur naſchte ich vom äußerſten Rande des Häuſchens ein ganz, ganz kleines Stückchen fort, daß alle laut lachten; meine kleine Bäckersfreundin am herzlichſten.

Für unſere Kleinſten.

Der Onkel Senator aus der Mohrenapotheke war ein großer Sammler von Altertümern. Damals lohnte das noch, denn die Händler und Trödler durchzogen nicht wie heute das ganze Land, den Leutchen ihre Raritäten wegzulocken, um ſie nachher für ſchweres Geld nach England zu verkaufen. Es lohnte zumal in ſolch uralten Städten, wie die ehemalige kurſächſiſche Reſidenzſtadt eine iſt. Unter den verſchiedenartigen Dingen, die der Onkel aus dem Schutt und Staub der hohen Hausböden gerettet, reizte meine kindliche Phantaſie nichts im gleichen Maße, wie eine Anzahl großer Holzformen mit vertieften, höchſt ſeltſamen Abbildungen. Da gab es einen Mönch mit faltigem Gewande; einen Ritter mit ſeiner Eheliebſten; einen reiſigen Knappen und nicht zuletzt den „Geharniſchten zu Pferde,“ wie er noch jetzt in der alten Stadt zum Andenken an eine kühne Kriegsthat der Städter alle zwei Jahre ſeinen Auszug zur Feſtwieſe hält. Staunend und bewundernd ſtand ich wieder und wieder vor den Holztafeln und wollte es gar nicht glauben, daß ſie zum Formen des Pfefferkuchens der mittelalterlichen Küchler gedient haben ſollten, denn ſie ſchauten gar zu gewaltig und ungefüge darein. Heute zieren die Formen das ſtädtiſche Muſeum, und als ich ſie vor Jahresfriſt wiederſah im großen Saale des altertümlichen Rathauſes, wo ſie ausgeſtellt ſind, da mußte ich mir ſagen, daß unſere heutigen Pfefferküchler ſich an ihnen ein Vorbild nehmen könnten, ſo kraftvoll und kernig ſind die Geſtalten.

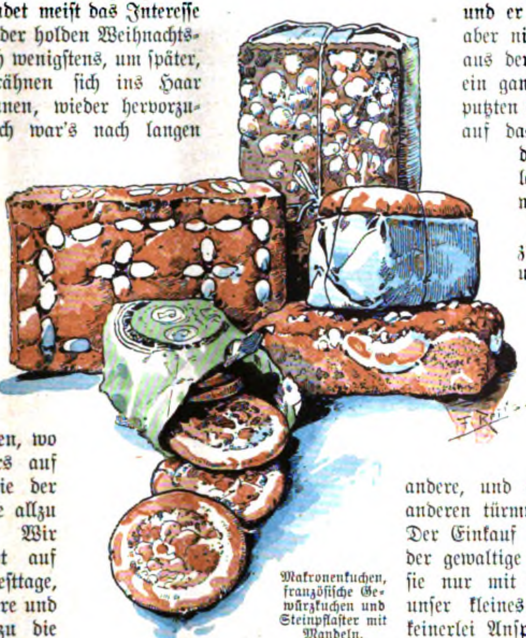


Pfefferkuchenform: Der Radfahrer.

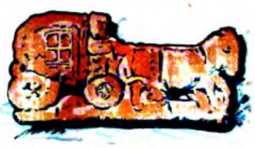
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

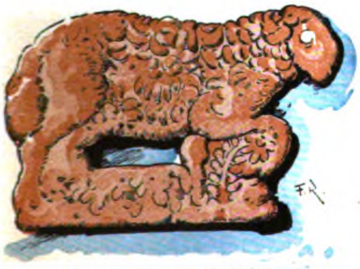
Selbſt im germaniſchen Muſeum zu Nürnberg habe ich nicht ähnliche gefunden.

Wenn die ſchöne Kinderzeit vorübergerauſcht iſt, und der erſte Bartflaum um die Jünglingslippe ſprießt, dann ſchwindet meiſt das Intereſſe für die Süßigkeiten der holden Weihnachtszeit. Es verſteckt ſich wenigſtens, um ſpäter, wenn die Silberſträhnen ſich ins Haar einzuſchleichen beginnen, wieder hervorzukommen. Für mich war's nach langen Jahren, in Feindesland, daß der geheimnisvolle Reiz der Weihnachtsſüßigkeiten neu erwachte.


Makronenkuchen, franzöſiſche Gewürzkuchen und Steinpflaſter mit Mandeln.

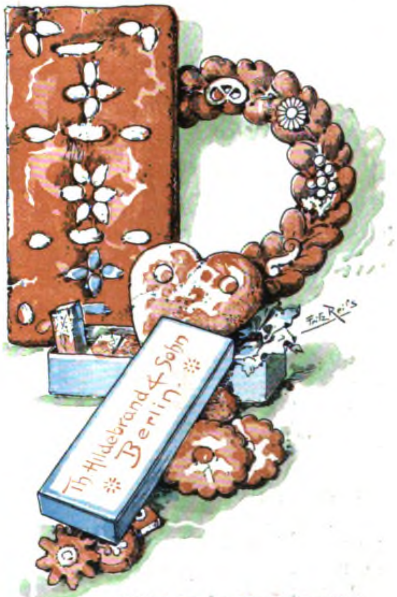
Unſer Regiment hatte, aus der Cernierungslinie vor Paris abgelöſt, einen Streifzug gen Norden unternommen, wo ſich die Franktireurs auf der Verbindungslinie der deutſchen Nordarmee allzu unbequem machten. Wir hatten die Ausſicht auf recht unbequeme Feſttage, auf ſchlechte Quartiere und große Märſche; dazu die trübe Gewißheit, daß all die ſchönen Weihnachtsſendungen und Liebesgaben, die uns die Heimat zugedacht hatte, uns nicht erreichen würden. Da kam plötzlich in La Fère der Befehl, in unſere alten Stellungen in der Einſchließungslinie der Hauptſtadt wieder einzurücken. Mit der Bahn ging's nach Paris zurück, und wirklich, am heiligen Abend ſaßen wir wieder in der kleinen Villa, die uns drei Monate ſchon ſo freundlich beherbergt hatte; der Chriſtbaum — wie hätten wir ihn miſſen mögen! — glänzte und duftete, und ein ganzer Berg von „Vierpfundpacketen“ lag vor uns, ſorgſam verſchnürt und verſiegelt. Heimatsodem wehte uns an, als wir an das Öffnen gingen, der eine neugierig auf die Schätze des anderen ſpähend, und jeder einzelne die eignen Gaben mit Jubel begrüßend. Ja wohl Heimatsodem! Faſt in jedem Paket lagen obenauf grüne Tannenreiſer, und nicht eine der Sendungen gab es, in der nicht auch Pfefferkuchen enthalten geweſen wäre. Der ſüßkräftige Geruch des braunen Kuchens aber und der dürren Tannennadeln — das duftete nach der lieben Heimat, nach dem Elternhauſe. Und dann, als wir die Gaben feinſäuberlich, wie ſich's gebührte, gegenſeitig bewundert und unter dem Chriſtbaum aufgebaut hatten, ſaßen wir Männer und knabberten wie die Kinder an dem heimatlichen Gebäck und konnten auch wie die Kinder nicht genug bekommen. Nur unſer guter Hauptmann, der einzige, der verheiratet war, ſchluckte und ſchluckte, als ob ſeine „ſchleſiſche Bombe“ auf der Reiſe zu hart geworden ſei. Dann rann ihm plötzlich eine ſchwere Thräne in den Bart — und dann holte er die Photographien ſeiner Frau und ſeiner drei Sproſſen und ſtellte ſie vor ſich auf den Tiſch zwiſchen das Punſchglas und den Pfefferkuchenteller. Und nun ſchmeckte es ihm, und er wurde fröhlich mit uns Fröhlichen. Daß ich's aber nicht vergeſſe: einer von uns, ein Reſerveoffizier aus der alten Hanſeſtadt, hatte aus Lübeck von Carſtens ein ganz ſtattliches Brot Marzipan erhalten; das verputzten wir wie die Kinder noch am ſelbigten Abend bis auf das letzte Krümchen, wir großen Kriegsleute, in deren Weihnachtsnacht der Donner des Mont Valerien hineinklang — und wie die Kinder haben wir uns gründlich den Magen dabei verdorben.


Pfefferkuchenform: Die Poſtkutſche.


Pfefferkuchenform: Das Lamm.

Und wieder waren Jahre vergangen, als ich zum erſtenmale, mein junges Frauchen am Arm und im Herzen ein junges Glück, zum Pfefferküchler ging, den Weihnachtsvorrat einzukaufen. Die Leutnantsbörſe, ſchon an ſich von bedenklicher chroniſcher Zierlichkeit, war ſelbſtverſtändlich von der üblichen, der Mehrzahl aller Hausväter wohlbekannten akuten Feſtſchwindſucht befallen, und ich ſah mit leiſem Schaudern, wie meine Frau vor ſich ein Paket Schokoladenpfefferkuchen neben das andere, und einen dicken glänzenden Braunekuchen auf den anderen türmte, unbekümmert um meine flehentlichen Blicke. Der Einkauf kam mir faſt ſo ungeheuerlich vor, wie einſt der gewaltige Citronatberg beim Bäckermeiſter. Was wollte ſie nur mit der Maſſe Pfefferkuchen für uns zwei — und unſer kleines Bübchen, das an konſiſtente Nahrung noch keinerlei Anſprüche zu ſtellen hatte?

Dann kam der große Moment des Bezahlens aus der dünnen Börſe! Und ich jubelte innerlich auf, als ich erfuhr, daß es auf den Thaler eine ganze Mark Rabatt gab. Und dann erfuhr ich auch von dem großen Verteilungsplan für den Pfefferkuchen — wie Mütterchen auf dem Gute ihr Teil in die Kiſte bekommen müßte, wie für den Onkel, der ſich zum heiligen Abend angeſagt hatte, ein Teller nötig ſei, und was der Burſche und das Mädchen erhalten ſollten. Schließlich mochte es nicht einmal zulangen — „Und ich?“ fragte ich endlich. „Du —“ wie ſie lachen konnte, daß die Grübchen ſichtbar wurden — „Du? — Solch großer Mann mit ſolch großem Schnurrbart wird doch keinen Pfefferkuchen haben wollen?“ Aber ich bekam doch mein Teil — ſelbſtgebackenen nach Mütterchens Rezept ſogar.



Pfefferkuchen von Th. Hildebrandt & Sohn aus Berlin.

Die ſchönen Zeiten, in denen es auf den Thaler für zehn Groſchen Rabatt gab, ſind — für Berlin wenigſtens — vorüber. Das mag ganz gut ſein, denn „verſchenken“ that der Pfeffer-

Mit den Weihnachtsſtollen!

küchler ehedem ja das Plus an Ware auch nicht, und die glatte Rechnung iſt gewiß ſolider und kaufmänniſch richtiger. Eigentlich müßte freilich der Pfefferkuchen nun entſprechend billiger geworden ſein, aber „da kennt Ihr Buchholzen ſchlecht!“ Warum ſollte denn der Pfefferkuchen eine lobenswerte Ausnahme machen der Preisſteigerung aller übrigen „Lebensbedürfniſſe“ gegenüber?

Heute noch gehört der weihnachtliche Kauf bei Hildebrandt und Sohn, dem großen Berliner Süßigkeitsfabrikanten, für mich zu einer wichtigen Epiſode unter den Feſtvorbereitungen, an der ich mich unter allen Umſtänden perſönlich beteilige. Die Sache wird freilich auch immer ſchwieriger und erfordert jetzt bereits eine bedeutende Fachkenntnis, ſo groß iſt die Auswahl, ſelbſt wenn man von den allerfeinſten „Cadeaudelicen“ und „Pralinékuchen“ als vorſichtiger Hausvater abſieht. — Aber der Erfolg lohnt auch der aufgewandten Mühe — und dann: es iſt ja nur einmal im Jahre Weihnachten!

v. Sp.

Weihnachtslicht.

Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Von H. von Krauſe (C. von Hellen).

(Fortſetzung.)

Wo haſt Du es gefunden, Rupert?“ rang es ſich bang von Katharinas Lippen.

Der Knecht deutete mit dem Daumen über ſeine Schulter. „Zwiſchen Gras und Kraut,“ ſagte er.

„An der Landſtraße?“

„Am Düvelsbruch.“ —

Das Düvelsbruch war eine Wieſe, welche, zum Teil mit Ellern beſtanden, ſich dicht an der Landſtraße hinzog.

„Geh an Deine Arbeit, Rupert. Es iſt gut! Wenn Du mehr findeſt, bringe es mir. Hörſt Du, nur mir, ich gebe Dir heute Mittag eine Schnitte Speck.“

Grinſend, in der frohen Ausſicht des ſeltenen Genuſſes, ſtapfte der Knecht davon. Katharina hielt das Schwert noch immer in der Hand. „Alſo dort,“ ſagte ſie, „dort überfiel ihn der Bube!“ — Eine Thräne ſtahl ſich langſam aus ihrem Auge und lag wie ein funkelnder Tau auf der roſtigen Klinge. Der Buchfink ſang im Hollunder ſein Lied, und der linde Wind trocknete ihre Wange, ſie aber ſeufzte. Sie wußte nun, daß ſie ihr Neſt nicht bauen werde, wie die kleinen Vögel. —

Aus den Blättern der Chronik von Dietendorf.

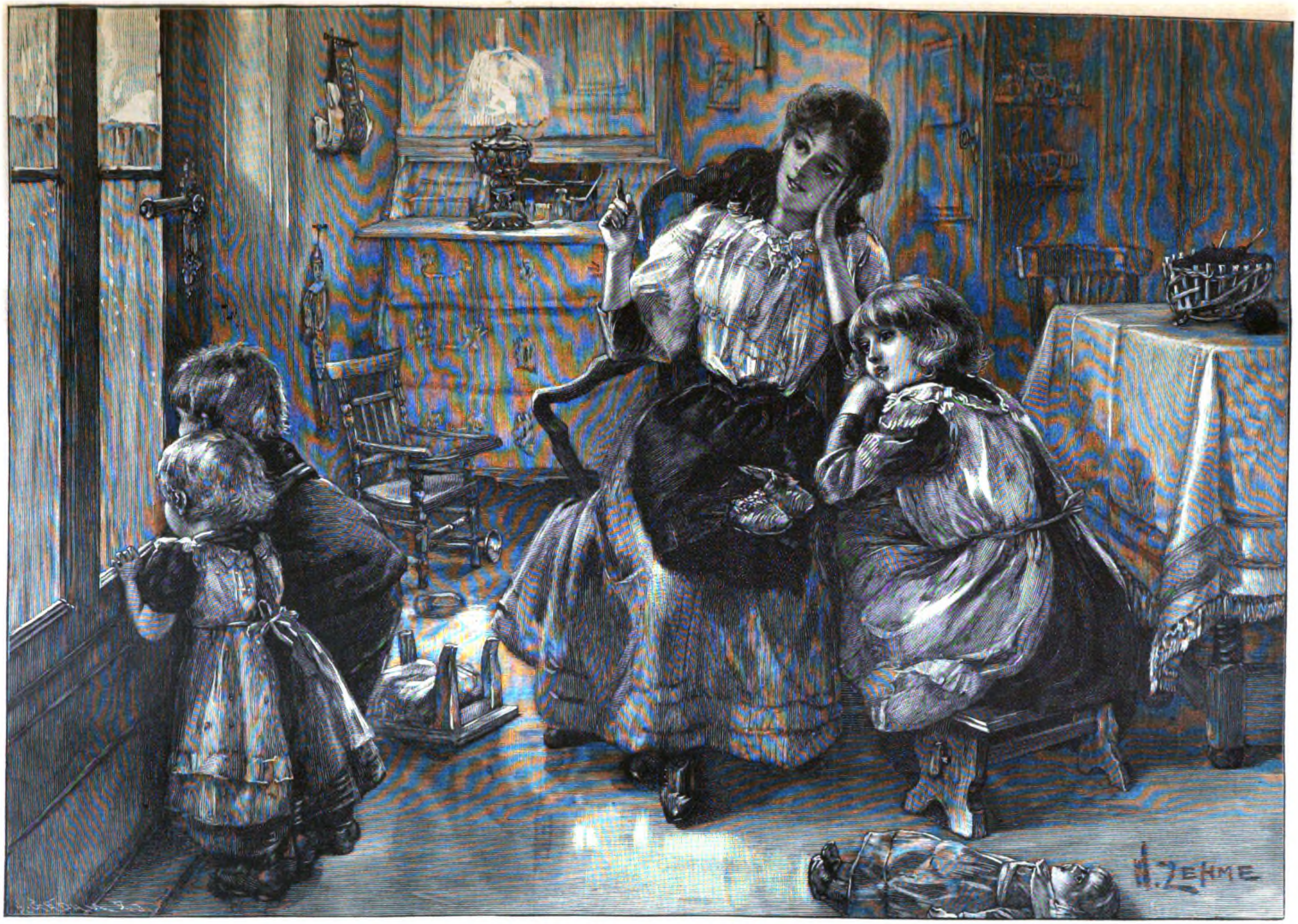
Dietendorf im Jahre des Herrn 1643.

Ich, Chriſtian Anton Baltharius, Pfarrer zu Dietendorf, will hiemit kund thun, was Sonderliches ſich zugetragen, da ich am erſten heiligen Weihnachtstag mit meinem Knecht Abel Mittelhöfer von Braunsfelde zurückkommen bin. Dieweil die Schweden den Pfarrer Dötzinger, ſo mein Schwäher geweſen, mit allerlei greulichem Rädeln, Zwacken und am Ende mit Einfüllung eines üblen Trunkes malträtiert haben, iſt der arme Mann nachgehends nicht wieder zu ſeines Leibes Geſundheit kommen und hat am Ende vor der Zeit von hinnen gemußt, mit Hinterlaſſung ſeiner Wittib und dreier Waislein. Da ich ſolches vernommen, bin ich etzliche Tage vor dem Weihnachtsfeſt nach Braunsfelde gereiſet, um meines Weibes Schweſter in ſolchem Jammer beizuſtehen, und bin alſo am erſten heiligen Chriſttag von dieſer betrübten Reiſe heimgekehrt. Reiſete am beſagten Tag der Geburt unſeres Herrn von Braunsfelde um die Nachmittagszeit weg, und dieweil Froſt eingefallen, alſo der Weg durch das Bruch feſt war, ſo bin ich allda gefahren. Da denn die Sonne als eine rote Feuerkugel am Himmel geſtanden iſt und ſich zum Untergang ſchickte, als tauche ſie in Blut, habe ich zu meinem Knecht geſagt: „Abel, das iſt ein Zeichen, wer weiß, was uns abermals von der Kriegsfurie droht.“ Darauf aber er nach junger Leute Art ſolches in den Wind ſchlug, vermeinend, daß die Kälte ſolchen Schein erzeuge. Vermahnte mich alsbald, Acht zu haben, daß uns nichts Böſes aufhacke, dieweil dies das Düvelsbruch ſei. Indem fuhren wir in ein ziemlich dicht Ellerngebüſch, und der Weg war ſo holperig, daß ich auf meinem Brettlein hin und wider flog, als eine Erbſen in trockener Hülſe. Ob ich nun vor dem argen Stoßen und Krachen des Wagens nicht viel hören gekonnt, ſchien mir doch ein gar wunderlicher Laut, als ein Stöhnen oder kurzer Aufſchrei von der linken Seite herüber zu kommen. Vermeinend, daß es von einem Raubvogel herrühre, wandte ich den Kopf dahin und ſah zu meiner nicht geringen Verwundernis einen hellen Gegenſtand als ein Wäſcheſtück zwiſchen dem Geſträuch der Ellern und Weiden her ſchimmern.

Ich: „Halt, Abel, da liegt was, ich will ſehen, was es iſt,“ ſagte ich zu meinem Knecht.

Er: „Laſſen Hochwürden liegen, es iſt gleich als ein Leichnam. Da ſind die Geier nicht weit.“ Er hieb auf den Klepper, denn er war offenbarlich in Sorgen, davonzukommen.

Ich will zu meiner Schande bekennen, daß auch mich ein Grauſen packte, dachte an mein Weib und meine ſechs unmündigen Kindlein und ließ den Abel fahren, aber doch nur etliche Schritte, da überkam mich mein Gewiſſen. Gedachte des Gleichniſſes vom barmherzigen Samariter und wie oft ich unter der Predigt über dieſen Text mich gegen den Prieſter und Leviten gekreuzigt und geſegnet, vermeinend, ich wäre zu ſo greulicher Hartherzigkeit nicht im ſtande. Befahl alſo zu halten und ſtieg ab. Ich hatte auch nur ein klein Stück zu ſchreiten, als ich einen gar erbärmlichen Anblick vor Augen ſahe. Lag da ein Menſch bis auf das Hemd ausgezogen in ſeinem Blute. Zwei, drei Wunden konnte ich zählen, und die ſchlimmſte ſah ich nicht. Ich meinte nicht anders, als daß er verſchieden ſei, denn ſein Antlitz war fahl als einer Leiche, aber indem ich näher trat, zuckte es über die Gliedmaßen und kam wieder ein kläglicher Schrei, faſt wie Stöhnen anzuhören, aus ſeinem Munde. Ich trat nun vollends herzu, und da ich mich über ihn beugte, öffnete er die Augen und ſah mich an, aber ich merkte, daß er von ſeinen Sinnen nichts wußte. Alſo rief ich den Knecht, und wir hoben den Menſchen ſelb zweien ſehr fürſichtig auf, legten ihn in das Stroh, ſo unten im Wagen zur Wärmnis für meine Füße geſchüttet war, und hüllten ihn in meinen Mantel. Ich zerriß mein Sacktuch und verband ihm die Wunden, deren drei von einem Schwert, die übelſte am Kopf aber von einer Kugel herrühren mochten, und führte ihn alſo mit mir. Der Knecht that ſchon aus Angſt vor den Räubern ſein Beſtes mit Peitſche und Zügel, aber der Weg war zu weit und der Gaul müde, auch beſorgte ich, das Stoßen möchte dem Wunden verderblich ſein, ſo kamen wir langſam voran. Ich hielt ſeinen Kopf auf meinen Knieen, ſtützte ihn nach beſten Kräften, reichte ihm ein wenig Branntwein, ſo ich zur Erwärmung bei mir hatte, er nahm aber nichts. Seufzte und ſtöhnte nur zum Erbarmen, und ich vermeinte öfters, daß er nicht anders denn als toter Leichnam in Dietendorf ankommen könne. Aber dem war nicht ſo. Meine Frau hatte keinen geringen Schreck, da ſie mich mit dieſem Fund nach Hauſe kommen



Vor der Beſcherung. Zeichnung von Werner Zehme.

ſah, zumal ich nun mit Blut befleckt und ohne Mantel vor ſie trat, ihr zu ſagen, daß ſie ein Bett bereiten müſſe. Sobald ſie aber vermerkte, um was es ſich handle, war ſie flugs dabei, dem Zerſchlagenen Herberge zu geben, obwohl meine Schwieger, die ein weniges verdrüßlich von Natur iſt, mir zu verſtehen gab, wie man Leute, ſo an der Heerſtraße gelegen, ſchwerlich in eine Stuben betten könne, denn man ſei unſicher, ob ſie nicht böſe Seuche ins Haus brächten. Wir, meine Eheliebſte und ich, kehrten uns nicht an ſolches Murren und brachten den Fremden in ein Bett neben unſerer Wohnſtuben. Schickten auch zum Bader, der verband ihm ſeine Wunden und ſchüttelte den Kopf dazu, meinte auch, wir würden nicht viel Not mit ihm haben, dieweil ſein Stündlein bald kommen würde. Hatte ſich aber geirrt. Denn obwohl ſelbiger Menſch eine ganze Woche vor tot lag, nichts aß und kaum je und dann ein Schlücklein Waſſer nahm, ward es nachgehends doch beſſer mit ihm. Der Bader befand, daß ſeine Wunden ſich ſchlöſſen, und da meine Frau eines Morgens an ſein Lager kam, ſah er ſie ganz verſtändig an und nahm auch alle Nahrung, ſo ihm gereicht ward. Da ich aber verſuchte, ihn um ſeinen Namen und Herkunft zu befragen, lachte er ein weniges, wie kleine Kindlein pflegen, wenn ſie um eine Antwort verlegen werden, und ſagte nichts. Ebenſo verhielt er ſich, wenn ich wiſſen wollte, wer ihn ſo übel zugerichtet, nur daß er alsdann nicht lachte, ſondern vielmehr gar ängſtlich darein ſah, und eben wieder wie bei den Kindlein, ihm die Thränen in die Augen traten. Unterdeſſen erholte er ſich immer mehr, faſt zuſehend, und der Bader meinte, er müſſe eine gar geſunde Natur haben, daß er ſo viel Todesurſachen überwunden. Solche, als eine gottloſe Rede, mußte ich ihm verweiſen, da ich vielmehr meine, daß Gott in ſeiner Geduld dieſes Menſchen Lebens- und Gnadenzeit verlängern wollen und ihm dahero durch alle Fährnis und Wunden hindurch geholfen.

Indeſſen blieb unſer Mann, der unter die Räuber gefallen war, immer noch ein Kind, obwohl es ſich faſt kläglich anſah, wie er, ob er gleich ein ſtattlicher Menſch, von Angeſicht hübſch und bräunlich, wie David, und kein Tadel an ſeinem Leibe war, doch in eine andere Kindheit verſank, am liebſten mit meinen kleinen Knaben ſpielte und von meiner Frau hielt, als ſei ſie ſeine leibliche Mutter. Er plagte ſie arg damit, daß er immer bei ihr ſein und ſie ihm beſtändig zu Dienſten ſein ſollte, wie verzogene Buben pflegen, die an dem Schürzenband der Mutter hängen. Wir gewöhnten uns an ſein wunderlich Weſen, und ob ich zwar ſelbſt bisweilen nicht wußte, woher Brot für meine Kindlein nehmen, und meine Schwieger uns mehr als einmal vermahnte, den Mann, der doch nun geneſen, fortzuſchicken, konnten wir ſolches doch nicht übers Herz bringen, ſonderlich meine Frau hielt auf ihn und vermeinte, er ſei ihr als eines ihrer eigenen Kinder. So kam der Frühling, und er war immer noch da, wir verſpürten auch, daß das Ingenium etwas zunahm, denn er fing an, ungeheißen meiner Frau Handreichung zu thun, aber nicht etwa als ein Knecht mit Holzhacken und Waſſertragen, ſondern als ein Kavalier pflegt, ſetzte er ihr den Stuhl, machte ihr die Thür auf, nahm ihr ab, was ſie etwan trug, und ſchien uns daher ein Zeichen, daß er guter Leute Kind ſein müſſe. Eines Tages nun, war gerade ein rechter Sonnentag, und meine Kindlein ſpielten im Grasgarten, wo die Veilchen ſchon blühten und die Obſtbäume Knoſpen gewannen, komme ich und denke, „willſt Dir doch einmal wieder Deinen Glauben an den Kindern ſtärken.“ Denn es gingen abermal Gerüchte von Kriegsvölkern, die heranrückten, und wollte mir ſchier das Glaubensfeuer verlöſchen bei ſolcher unaufhörlichen Kriegsnot. Wenn ich aber meine Kindlein ſahe, wie ſie ſo gar ſorglos in den Tag hinein ſpielten und unſeres Herrgotts Koſtgänger waren, als müſſe das ſo ſein, alsdann fiel mir immer das Wort ein: „So Ihr nicht werdet als die Kinder, könnt Ihr das Reich Gottes nicht ererben.“ Schämte mich meiner Sorgen und ward getroſt. So ſtand ich unter einem Birnbaum, auf dem die Stare ihr Weſen trieben mit Flöten, und freute mich alſo der zwiefachen Predigt, denn meine Kindlein ſangen mit den Vögeln um die Wette und ſtimmten, indem ſie den Ringelreihen ſprangen, ein Lied nach dem andern an, alles, was ſie wußten. Unweit auf dem Raſen ſaß der Chriſtel, ſo hatten wir ihn benamſet, dieweil ich ihn am heiligen Chriſttag gefunden, und wollte Veilchen zu einem Strauß binden, konnte aber nicht damit zu ſtande kommen. Da begannen nun die Kinder von ungefähr auch ein Weihnachtslied zu ſingen, und klang es ganz fröhlich: „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“ Alſo ſah ich, wie es als ein heller Schein über das Antlitz des Chriſtel ging, er ſprang auf, rief einmal über das andere: „Katharina, Katharina!“ und dann wieder: „Der Weihnachtsengel!“ und am Ende kam er auf mich zu und ſagte mit einer ganz anderen Stimme, als bis anhero von ihm laut geworden: „Ich heiße von Wendel, Rittmeiſter vom Regiment Weſt-Gotland.“ Da reichte ich ihm die Hand, ſagte ihm, wir wollten Gott preiſen, daß er ſeine Trübſal von ihm genommen, gleich wie dem Nebukadnezar geſchehen, der den Höchſten lobte, da er wieder zur Vernunft gekommen. Wandte auch, wie billig, das Wort auf ihn an, ſo geſchrieben ſteht Daniel am vierten: „Denn alles ſein Thun iſt Wahrheit, und ſeine Wege ſind recht; und wer ſtolz iſt, den kann er demütigen.“

Von dieſem Tage an nahm ſeine Vernunft beſtändig zu, nur verblieb ſein Gedächtnis noch in etwas lückenhaft, und waren ihm abſonderlich die Dinge, ſo ſich kurz vor ſeinem Unglück zugetragen, noch verborgen. Meiner Frau und mir ſollte es nicht leid werden, daß wir ſolche Barmherzigkeit an ihm geübet, denn er hat alsbald Geld kommen laſſen aus ſeiner Heimat, und uns nicht nur alles, was wir für ihn aufgewendet, gar überflüſſig erſtattet, ſondern auch unſer Haus vor Plünderung bewahret, dieweil in Bälde darauf die Schweden abermalen hereinbrachen. Er kannte aber ihren Feldoberſten und iſt mit ihnen davon gezogen. Habe aber ſamt meiner Frau einen ſchweren Abſchied von ihm genommen, maßen wir ihm vom Herzen zugethan waren, und bin ich der Meinung, ob er wohl ein Kriegsmann und von Natur ein harter Geſell mag geweſen ſein, ſolche Plage und Züchtigung des Herrn nicht ohne Frucht an ihm geblieben, und bitte, ſamt meinem Weibe, daß er zum ewigen Leben in dieſen betrübten und erſchrecklichen Zeiten bewahret bleibe. Das walte Gott!

Wendel hatte alſo Dietendorf verlaſſen. Der Oberſt Wallenroth, ebenfalls ein Deutſcher, der ihn gut kannte, nahm ihn mit und hörte nicht auf, ihm zuzureden, daß er bei der Armee bleiben möge. Das wollte Wendel indeſſen anfangs auf keinen Fall. Seine Erinnerung war völlig zurückgekehrt, und damit ſtand Katharinas Bild deutlich vor ſeiner Seele. Er wollte zu ſeinem Regiment nur, um die dort gelaſſene Habe, Pferde und Knechte abzuholen, und dann auf ſeine Beſitzungen gehen, ſein Haus bauen und das Schwert an den Nagel hängen. Das Einzige, was ihm aus der Vergangenheit dunkel blieb, war der Mordanfall ſelbſt, da er den erſten Schuß, der ihm die Hirnſchale ſtreifte, von hinten aus dem Gebüſch erhalten hatte. Obgleich ihm noch ſo viel Beſinnung blieb, ſein Schwert zu ziehen, fiel er doch gleich darauf vom Pferde, wobei die Waffe auf dem gefrorenen Boden zerſprang, während er, vollſtändig bewußtlos, von dem Räuber entkleidet und weiter arg zugerichtet wurde. Die Eile, mit welcher der Mörder verfuhr, rettete dem Rittmeiſter das Leben. Seine immer noch ſchwache Geſundheit wäre jetzt Entſchuldigung genug für ſeine Heimkehr geweſen, aber indem ſich dieſelbe ſtärkte, er in den Kreis alter Freunde und Kameraden zurückkehrte, ward ſein Entſchluß wankend. Ein neuer Geiſt, der die glorreichen Zeiten des Königs Guſtav Adolf wieder heraufzuführen ſchien, war über die ſchwediſche Armee gekommen, ſeit Torſtenſon den Befehl übernommen und den Tod ſeines großen Lehrmeiſters in der zweiten Schlacht bei Lützen blutig gerächt hatte.

Im Lager von Dobitſchau war man guter Dinge. Die lange vom Krieg verſchonten mähriſchen Lande boten reiche Beute. Vor den Erdhütten der Soldaten brannten an einem ſchönen Sommerabend luſtige Feuer. In den Marketenderzelten ging's lebhaft zu, es ward gekauft und verkauft, gezecht und gewürfelt. Rittlings auf einer Tonne ſaß ein alter Reiter mit grauem Knebelbart, rotem Geſicht und kleinen, funkelnden Augen und erzählte luſtige Kriegsabenter; junge Soldaten in weiten, geſchlitzten Hoſen, kurzen Jacken und Hüten mit langen Federn, hörten lachend zu, und ein Bube in ſcharlachrotem Wams brachte ihm hin und wieder einen vollen Humpen, den er auf einen Zug leerte. Vor einem Zelt ſaß eine ſchöne Dirne und betrachtete im kleinen Handſpiegel, wie ihr der Goldſchmuck zum dunklen Haar ſtände, und nicht weit davon fuhren ein paar zerlumpte Betteln mit dem Beſen auf einander los; ſie hatten ein Goldſtück im Staube der Gaſſe gefunden und wollten es beide behalten. Neben ſeiner Erdhütte hämmerte ein Pickenier an ſeinem Spieß, den ihm ſein Junge hielt, welcher, eine Hahnenfeder auf der Kappe über ſeinem verwegenen Geſicht, mit der freien Hand einen großen Hund ſtreichelte, indeſſen die Ehefrau des Pickeniers in der Thür der Hütte ſaß und neidiſch den dicken Musketier anſchielte, der drüben Goldſtücke zählte und vorſichtig unter ſeinem Wams barg. Schlaff hing das ſchwere Seidentuch an den Fahnen, und ein leichter Abendwind vermochte kaum die kleineren Tücher an den Korneten oder Standarten zu bewegen, die vor den Zelten der Rittmeiſter in der Erde ſteckten. Über dem ganzen Lager ſchwebte in der roſa ſchimmernden Abendluft eine Schicht Rauch und Staub und ein Getöſe, welches das Zirpen der Grille am Grabenrand und die Lieder eines einſamen Knechtes übertönte, der draußen neben dem graſenden Gaul in der Wieſe lag.

An der Tafel des ſchwediſchen Generaliſſimus ging es hoch her. Er ſelbſt ſaß halb liegend in einem bequemen Stuhl und warf nur ſelten ein Wort in das lebhafte Geſpräch, denn, durch heftiges Podagra geplagt, konnte der geniale Schüler Guſtav Adolfs nur wenig teilnehmen an den Freuden der Tafel. Lebhaft ward die Frage unter den Offizieren erörtert, ob und wie bald man Wien erreichen würde. Die Meinungen, ob der Weg dahin ganz frei, und ob es ratſam ſei, ihn ohne weiteres einzuſchlagen, wichen von einander ab, als der Diener dem General eine Meldung brachte, welche denſelben augenſcheinlich in lebhafte Erregung verſetzte. Er wechſelte einen Blick des freudigen Einverſtändniſſes mit Oberſt Wallenroth, und gleich darauf trat Wendel in das Zelt.

„Willkommen Rittmeiſter,“ rief ihm Torſtenſon entgegen. „Kommt und ſagt dieſen Herrn, wie ſchnell man nach Wien reitet, und wie es vor der Kaiſerſtadt ausſieht. Der Rittmeiſter kommt ſoeben von Wien zurück, Ihr Herren!“

„Ich kann einen Gruß bringen von der Kaiſerſtadt Ew. Excellenz, ich ſah ſie bei Sonnenaufgang, geſchmückt mit Zinnen und Türmen. Sie wird uns den Tanz ſchwerlich verſagen können.“

Laute Bewegung an der Tafelrunde brach aus, man ſprang auf, ſchüttelte Wendel die Hände, und des Fragens und Zurufens wollte kein Ende werden. Da gebot Torſtenſon Schweigen, und nun mußte Wendel berichten. Er erzählte, wie es ihm mit Hilfe ſeines Knechtes Schipola, der, ein Mähre von Geburt, Weg und Steg kenne, nicht ſchwer geworden ſei, ſich durch das Bergland hindurch zu finden. Sich und den Pferden nur die allernotwendigſte Ruhe gönnend, hatten ſie, nach mühevollem Ritt, am vierten Morgen die Donau vor ſich und die Kaiſerſtadt jenſeits im Sonnenglanz ſchimmern ſehen. Manch luſtig Stückchen flocht er ein; wie der getreue Schipola einmal in die offene Thür eines Bauernhauſes drang und der Bäuerin die Speckſchmarren aus der Pfanne nahm, die, nicht anders denkend, als der Teufel ſei über ihr, lautlos vor Entſetzen ihn mit der duftenden Beute entfliehen ließ. Wie ſie ein anderes Mal bei einem Einſiedel zu Gaſt waren, und wie ſie endlich dicht am Brückenkopf der Kaiſerſtadt die Kartaunen und Musketen der Landsknechte im Frühlicht blinken ſahen. „Als ich noch ſo hielt und mich vor Freuden kaum bergen konnte, weil ich die Kaiſerſtadt vor mir ſah mit ihrem herrlichen Stephansturm,“ fuhr Wendel fort, „und die Morgenſonne auf Giebeln und Fenſtern blinkte wie pures Gold, rief mich mein Knecht leiſe an und zeigte mir einen Haufen Volks, ſo nicht allzu weit hinter einem Gebüſch ſaßen, ihre Pferde an die Bäume gebunden hatten und ein Wachtpoſten ſein mochten. Da ſtach mich der Hafer, daß ich dicht herzuritt und laut rief: ‚Guten Morgen, Ihr Herren, einen Gruß vom Torſtenſon, und Gott geſegne Euch den Trunk!‘ Hei, wie fuhren ſie auf! Aber ehe ſie die Roſſe herbeiholen konnten, waren wir davon. Die Schüſſe, die ſie uns nachſchickten, machten Löcher in die Luft!“ —

„Bravo, Rittmeiſter!“ rief Torſtenſon lachend, „das habt Ihr gut gemacht, und nun labt Euch mit Speiſe und Trank. Ich denke, Ihr ſollt noch manchmal die Kaiſerlichen vom Torſtenſon grüßen. Auf den Ritt nach Wien, Ihr Herren!“ Torſtenſon erhob das Glas, und die ganze Tiſchgeſellſchaft ſtimmte jubelnd ein. Wendel war der Held des Tages. Er dachte nicht mehr an das Scheiden von der Armee. Sein übermütiger Reitergeiſt, der Reiz des wilden Soldatenlebens übten ihren alten Zauber aus. War es doch eine traurige Wahl, vor die ſich damals mancher junge Edelmann geſtellt ſah, ob er zu denen gehören wollte, die da ſchlugen, brandſchatzten, plünderten und herrſchten, oder zu denen, die geſchlagen, gebrandſchatzt und geplündert wurden und bluteten. In Wendel war freilich in Katharinas Gegenwart und im Pfarrhaus von Dietendorf ſein beſſerer Menſch erwacht, aber noch übermochten die Gewohnheit und das heiße Blut dieſe Regungen, und nur einen Stachel nahm er mit in ſein neues Kriegsleben, den Stachel beſſeren Erkennens und der inneren Sehnſucht nach jener reineren Welt. Er gewöhnte ſich indeſſen nach und nach, dieſe und mit ihr Katharina, die ihm ja mehr und mehr die Repräſentantin derſelben wurde, als ein fernes Paradies zu betrachten, das ihm am Ende ſeiner Laufbahn als Soldat ſicher werden müſſe. Auch in ſeinem Leben zeigte ſich doch die Spur der Wandlung. Manch armes Weib, das er vor Mißhandlungen, manch unglücklicher Mann, den er aus ihren mörderiſchen Fäuſten, manch Strohdach, das er vor dem roten Hahn rettete, gaben Zeugnis davon. Schon von Böhmen aus hatte er einmal an Katharina geſchrieben, aber der Brief erreichte ſein Ziel ebenſowenig wie ein Poem, welches er ſpäter verfaßte, und in dem viel vom Donner der Kartaunen, von Bellonas Reiz, von Biſamapfelduft und rotem Roſenblut zu leſen war. Ward auch Wien nicht erreicht, hin und her zog das ſiegreiche Schwedenheer unter ſeinem tapferen und genialen Führer. So flog die Zeit unter Krieg und Sieg, für Wandel in raſtloſem Reiterleben, in der Üppigkeit des Lagers, im wilden Getümmel der Schlacht.

Und wieder war's ein Lager Torſtenſons, diesmal vor Brünn. Seit faſt vier Monaten lagen die Schweden vor der feſten Stadt. Ein Gewitter hatte an dieſem Julitage das Lager mit Regenſtrömen überſchwemmt. Die Gaſſen waren aufgeweicht, ein heftiger Wind jagte graues Gewölk über den Himmel, zerrte an den Zeltſchnüren und trieb den Leuten, die in den Schanzgräben arbeiteten, kalten Regen ins Geſicht. Es war ſtill im Lager geworden. Überfluß und Genuß waren einem unheimlichen Gaſte gewichen; es war die Peſt, die den Totengräbern viel Arbeit machte. Wendel, der mittlerweile zum Oberſt emporgeſtiegen war, kam ſoeben aus dem Zelte des Generaliſſimus. Er war beſpritzt und durchnäßt und ſah bleich und ermüdet aus. Soeben von einer weiten Reiſe zu Turenne zurückgekehrt, den Torſtenſon um Unterſtützung gebeten, hatte er den Feldherrn ſelbſt krank und aufs äußerſte herabgeſtimmt gefunden. Auch diesmal hatten den Franzoſen weder die Briefe Torſtenſons, noch die Bitten Wendels vermocht, Hilfe zu verſprechen, und dieſer ſchritt durch die ſchmutzige Lagergaſſe ſeinem Zelte zu, das Herz ſchwer von böſen Ahnungen. Noch nie hatte er Torſtenſon in ſolcher Stimmung geſehen.

Eben wollte Wendel in ſein Zelt treten, als ihn eine Bewegung am Ende der Gaſſe aufblicken ließ. Dort trieben ein paar Soldaten einen Menſchen vor ſich her, dem ſie die Hände auf den Rücken gebunden hatten, und der erſchöpft und taumelnd vorwärts ſtolperte. Der Oberſt blieb ſtehen. Es begann bereits dämmerig zu werden, und er konnte nicht unterſcheiden, ob es etwa ein entlaufener Soldat oder ein Gefangener ſei, den man ſo einhertrieb. Er winkte den Leuten, und nach wenig Augenblicken ſank der Unglückliche vor ihm in die Knie. Wendel ſah in ein widerwärtiges Geſicht, das ſich mit angſtvollem Aufſchrei um Erbarmen zu ihm erhob und dann tief zur Erde ſenkte, indeſſen die Geſtalt wie gebrochen zuſammenfiel. Während er nachſann, wo ihm dieſe fleiſchigen Züge, dieſer tückiſche Blick unter dem über die Stirn herabhängenden Haar, dieſer kurze Nacken auf den breiten Schultern ſchon einmal begegnet ſeien, wandte er ſich an einen alten Wachtmeiſter, der die Eskorte befehligte.

„Habt Ihr einen von der Beſatzung drüben feſt bekommen, Schirrmeiſter?‘ frug Wendel.

„Das iſt gar kein ehrlicher Gefangener, Herr Oberſt, das iſt ein Hundsfott und Spion; ich kenne ihn, wir haben ſchon lange auf ihn gefahndet. Tag und Nacht ſchleicht er umher und trägt denen da drüben Kunde zu. Mit unerhörter Frechheit hat er ſich bis in unſere Lagerhütten gemacht, den Weibern Theriak und allerlei Tand angeboten und ſeine Spürnaſe in unſere Zelte geſteckt. Wir wollen kurzen Prozeß mit ihm machen, und der Profoß ſoll bald den Wind oben und unten über ihm zuſammenſchlagen laſſen.“ *)

Der Gefangene kauerte immer noch auf dem Boden. „Steh auf, Du Hund!“ ſchrie ihm der Wachtmeiſter zu und gab ihm einen Schlag mit der flachen Klinge, daß er in die Höhe ſchnellte. Da erkannte ihn Wendel.

„Junker Götz, um Gott, wie kommt Ihr hierher?“ rief er beſtürzt.

Der Gefangene, der ihn gleich erkannt hatte und ſich ſicher gerichtet glaubte, ſtieß nur ein paar dumpfe Laute aus, wie ein Wolf, der ſich gefangen hat und keinen Ausweg weiß.

Wendel aber ſah nur Katharinas Verwandten in ihm.

„Ich will Dir den Gefangenen abkaufen, Wachtmeiſter,“ ſagte er zu dem Alten. „Was willſt Du haben?“

„Nun, Herr Oberſt, obgleich ich, mit Permiſſion, dem Schuft nicht gönne, in eines ſolchen Herrn Hände zu fallen, ſo gebt mir, was Euch gut dünkt! Euch laſſe ich ihn, und wäre er der Teufel ſelber.“ Wendel lächelte über dieſen Beweis von Zuneigung und zählte dem Wachtmeiſter mehrere Goldſtücke in die Hand, die dieſer ſchmunzelnd einſteckte, indem er ſich zu dem Gefangenen herabbeugte, der wieder am Boden hockte: „Wenn Du etwa entwiſchen ſollteſt, Du Schuft, ſo wiſſe, daß Dein hänfener Halskragen ſchon fertig iſt, und daß ich ihn Dir umlege, und ob Du zu den Türken laufen wollteſt.“

Mit dieſer freundlichen Verſicherung übergab Schirrmeiſter den ſtumpf vor ſich hinſtarrenden Götz den Dienern des Oberſt, die ihn in das Zelt führten. Hier ließ ihm Wendel die Stricke ablöſen, und als der Menſch nun mit geſenktem Kopfe vor ihm ſtand, packte ihn ein ſolcher Abſcheu, daß es ihm ſchwer ward, freundlich mit dem Burſchen zu reden. Er befahl, dem Gefangenen einen Rock zu bringen, da man ihm den ſeinigen augenſcheinlich nicht ſanft abgezogen hatte, denn er trug nur ein zerriſſenes Hemd und ein Paar weite Faltenhoſen.

„Hört,“ ſagte Wendel endlich, „nicht umſonſt, Junker, habe ich unter Eures Vaters Dach gaſtfreie Herberge gefunden, ich will's Euch vergelten. Setzt Euch, indeſſen Speiſe und Trank erſcheint, und ſagt mir, wie Ihr in dieſe betrübte Lage kommt.“ Götz warf ihm einen raſchen, prüfenden Blick zu und erkannte nun, daß Wendel von ſeiner That nichts wußte. Sogleich wich der Ausdruck wehrloſer Verzweiflung aus ſeinem Geſicht. Er richtete ſich auf und begann eine erlogene Geſchichte, die ihn als Opfer ſchwerer Schickſalsſchläge darſtellte. Namentlich behauptete er, durch Überfälle räuberiſcher Horden aus ſeiner Heimat und in den Krieg getrieben zu ſein. Wendel fühlte ein nie gekanntes Zagen, die Frage zu thun, die ihm doch auf Herz und Lippen brannte. Endlich ſagte er doch: „Und Euer Vater, Euer Bruder, Eure Baſe, Fräulein Katharina, — habt Ihr Kunde von ihnen?“

Da blitzte ihn Götz hämiſch an. Der Ton ſeiner Stimme, als er Katharinas Namen nannte, die bange Spannung, die ſich auf ſeinen offenen Zügen malte, verrieten Wendel.

„Der Vater iſt zwar entkommen, aber er ſtarb voriges Jahr um die Erntezeit, die Brüder wirtſchaften, ſo gut es in den ſchlechten Zeiten gehen will,“ ſagte Götz, „und die kranke Muhme iſt auch ſchon vor einem Jahr in der Gruft meiner Ahnen beigeſetzt“ — er ſchwieg —

„Und Katharina?“ drängte Wendel.

„Herr, laßt mich ſchweigen, es iſt ſchlechte Kunde, die ich ſagen muß.“

„Redet, Menſch, oder ich laſſe den Profoß kommen,“ ſchrie Wendel gepeinigt.

Götz ſchluckte ein paarmal, denn er hätte gern laut aufgelacht, und dann fuhr er fort: „Fortgeſchleppt haben die Hunde ſie, wir konnten's nicht hindern. Ihr wißt ja, Herr,“ fuhr er mit widerlicher Vertraulichkeit fort, „wie das ſo geht in dieſen ſchrecklichen Kriegsläuften.“

Wendel bedeckte einen Augenblick die Augen mit der Hand, die Kunde war zu entſetzlich, aber er bezwang ſich gewaltſam. „Und wann? Und weshalb konntet Ihr nichts dagegen thun? Seid Ihr Männer oder Feiglinge?“ rief er.

„Sie hatten uns gebunden und geknebelt.“

„Aber ſpäter, da Ihr wieder frei wurdet, weshalb ſetztet Ihr den Räubern nicht nach?“

„Wir thaten es.“

„Nun und —“ ſein Atem keuchte, und ſeine Augen glühten. Götz ſenkte den Kopf: „Wir fanden ſie tot im Walde,“ ſagte der freche Lügner, indeſſen er ſich innerlich Glück wünſchte, daß er dem Oberſt nun auf immer die Luſt benehme, nach Frondsberg zurückzukehren und von Katharina zu erfahren, wer ihm damals ſo übel mitgeſpielt habe.

Wendel ſprang auf. Wie ein Gewappneter überfiel ihn die entſetzliche Nachricht. Der Diener hatte inzwiſchen Speiſe und Trank gebracht, und Götz fiel mit der Gier eines ausgehungerten Wolfes darüber her. Der Oberſt mochte es nicht ertragen, zuzuſehen. Die Gegenwart dieſes Menſchen ward ihm unerträglich. Er befahl, dem Fremden eine Schlafſtelle anzuweiſen, und trat hinaus vor das Zelt. Es war völlig dunkel geworden, der Regen hatte aufgehört, der Mond war aufgegangen. Das Lager war unheimlich ſtill, nur hier und da brannte ein Feuer, drangen der gedämpfte Ton von Stimmen herüber oder die Rufe der Wachtmannſchaften. Im Hintergrund der Lagergaſſe zog ein ſtiller Zug vorüber, ein paar Fackeln beleuchteten eine Bahre, man trug einen Toten aus dem Lager, der ſeinen Wunden oder der Peſt erlegen war. Wilder Schmerz ſchnürte Wendels Herz zuſammen. Sein fernes Paradies war verſunken — weshalb hatte er es nicht betreten, ſo lange es noch Zeit war?! Die ganze entſetzliche Roheit dieſes Krieges leuchtete plötzlich wie ein Glutbrand vor ihm auf. Und in ſolchem Kampf hatte er mitgeholfen! Alles Seufzen und Stöhnen, Todesgeſchrei und Röcheln, das er bislang ſo oft kaltblütig, ja gleichgiltig vernommen, ſchien ſich plötzlich in einen einzigen, wilden Klagelaut zuſammen zu preſſen und ihn um Erbarmen anzurufen. Ein Bewußtſein, welches er noch nie gekannt, das Erkennen einer großen Schuld, überkam ihn mit vernichtender Gewalt.

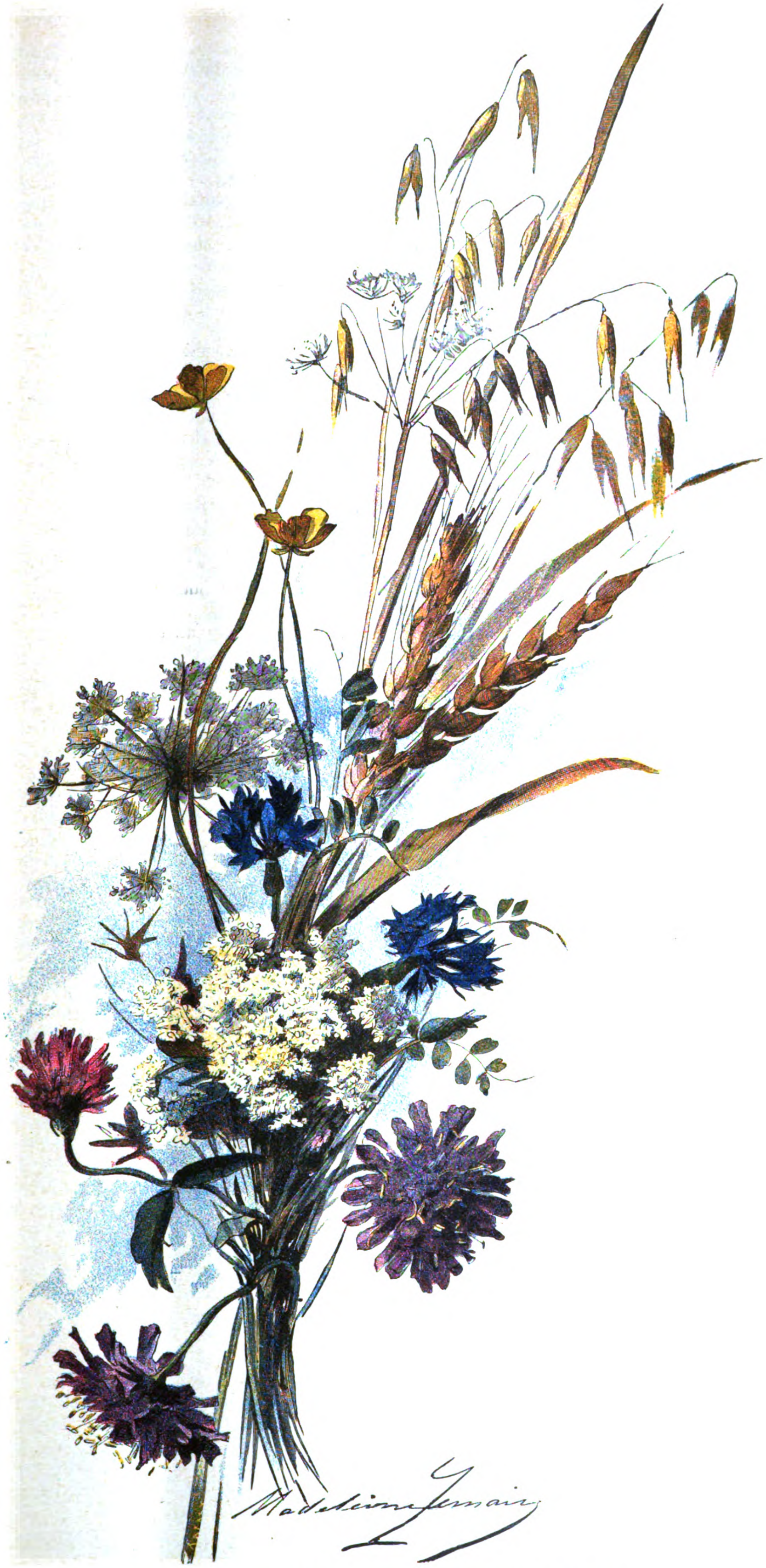
In ſeiner raſtloſen Wanderung vor dem Zelt war er an die Stange gekommen, von welcher das Cornet im Winde flatterte. Mechaniſch griff er danach, aber ſeine Hand zuckte zurück, wie viel Blut klebte doch an dem Zeichen! Da hörte er Stimmen vom Zelt her.

„Ich bitte Euch, laßt mich ihn noch heute Abend ſprechen“, ſagte ein alter Mann.

„Ihr ſeht doch, er will allein ſein“, erwiderte der Schipola. „Überdem iſt es Zeit, daß er endlich zur Ruhe kommt, er hat die Kleider nicht gewechſelt, ſeit er aus dem Sattel ſprang, keinen Biſſen berührt, und die Peſt ſchleicht um. Es kann ſein Tod ſein, wenn er nicht bald in ſein Bett kommt.“

---

*) Die Formel, mit der man den Verurteilten dem Profoß zum Hängen überlieferte.


Madeleine Lemaire

Ein Feldblumenſtrauß. Nach dem Gemälde von Madeleine Lemaire.

„Lüders, biſt du es?“ rief Wendel dazwiſchen.

„Ja Herr. Gott ſei Dank, daß ich Euer Gnaden endlich ſehe.“ — Der alte Mann trat heran.

„Kommt ins Zelt, Lüders.“ Wendels Hand legte ſich ſchwer auf die Achſel des Getreuen. Es war der Hüter ſeiner Knabenjahre, ſein alter Verwalter, der bereits dem Vater gedient hatte und ihn ſelbſt ein Roß bändigen und lenken lehrte. Mit großer Treue hatte er in der Kriegszeit die Güter ſeines Herrn verwaltet. Bisweilen ſuchte er, oft nicht ohne eigene Lebensgefahr, dieſen beim Heere auf, brachte ihm Geld und that Bericht über ſein Haushalten.

Er war jetzt ſchon mehrere Tage da und wartete auf Wendels Heimkehr. Als beide in das Zelt zurücktraten, erſchrak der Alte heftig über das veränderte Ausſehen ſeines Herrn, aber dieſer winkte ungeduldig mit der Hand, jedes Wort darüber mit der Frage abſchneidend, wie es daheim ſtehe und was für Botſchaft er bringe? Das war nun freilich nicht viel Erfreuliches. Trotz des Waffenſtillſtandes, den Kurfürſt Friedrich Wilhelm mit den Schweden geſchloſſen, hatten die Durchzüge ihrer nachrückenden Hilfskorps im brandenburger Lande als Feinde gehauſt. Auch die Papiere, die den Beſitzer als ſchwediſchen Offizier auswieſen, wurden auf den entlegenen Gütern Wendels nicht immer reſpektiert, und ſo klagte der getreue Lüders, daß weder Vieh, noch Leute zum Beſtellen des Ackers, weder Korn auf dem Boden noch Geld in der Kaſſe ſei, und hörte nicht auf, die Bitte zu wiederholen, die er nun ſchon ſeit Jahren zum ſteten Kehrreim ſeiner Reden machte: „Kehrt heim, Herr, ſeht ſelbſt nach dem Euren. Eure Habe verkommt, Eure Unterthanen ſind ſchutzlos, Euer Beſitz geht zu Grunde.“ Sonſt hatte Wendel dieſe Klagen immer mit einem halben Scherz abgewieſen, den Alten mit der Zukunft und dem Frieden, der nicht fern ſein könne, getröſtet. Heute hörte er den Bericht wortlos an. Er ſtarrte in das betrübte Antlitz des Getreuen, und dieſer wußte kaum, ob ſein Herr ihn verſtand. Ab und zu ſchüttelte es Wendel wie ein Fieberfroſt, hier und da that er eine Frage, die dem Erzähler bewies, daß er doch gehört ward. Endlich zählte Lüders einige Goldſtücke dar, die er zuvor aus dem Futter ſeines Rockes geſchnitten hatte. „Das iſt alles, gnädiger Herr“, ſagte er. „Ich habe den letzten Roggen ſelbſt mit dem alten Helmholz gedroſchen und verkauft. Die Winterſaat hat nicht beſtellt werden können, das Sommerkorn ſteht ſchlecht, ich werde lange nichts mehr bringen können.“ —

„Ich komme heim“, ſagte Wendel plötzlich.

Da ſank der Alte vor ihm nieder und küßte ſeine Hände. „Gott ſei Dank, gnädiger Herr, o Gott ſei tauſend Dank.“ Aber ſeine Freude ſollte noch einen ſchweren Stoß erleiden. Der nächſte Morgen fand Wendel fieberglühend auf ſeinem Lager. „Er hat die Peſt!“ hieß es, und alles floh von ſeinem Zelt. Der alte Verwalter und ſein getreuer Schipola hielten bei ihm aus. Sie pflegten ihn, und ihrer Treue gelang es, das bedrohte Leben dem Tode abzuringen. Seine eiſerne Natur überwand die ſchreckliche Krankheit. — Als aber Torſtenſon, der ſein Heer hinſterben ſah und doch die Stadt nicht bezwingen konnte, endlich die Belagerung von Brünn aufhob, zogen auch die beiden Getreuen mit ihrem bleichen Herrn der Heimat zu. Götz war in der erſten Nacht verſchwunden, niemand hatte ihm nachgeſtellt von Wendels Leuten, die mit der Krankheit ihres Herrn beſchäftigt waren. Als aber das Heer aufbrach, baumelte unweit des Lagers an einem Eichbaum der Leichnam eines Erhängten. Der alte Wachtmeiſter deutete mit dem Daumen auf den Toten: „Dem habe ich es doch beſorgt,“ ſagte er ſchmunzelnd. —

An einem trüben Februartage, an dem der Wind Regenwolken über Regenwolken über die dunklen Kiefernwipfel heranpeitſchte, und knietiefer Moraſt die Dorfſtraße füllte, ſaß Katharina oben im Turmgemach des Hauſes. Dunkle Schatten lagen unter ihren Augen, und bleicher als ehedem war ihr Antlitz. Durch die Fülle ihres blonden Haares zog ſich mehr als ein weißer Faden, wenig ſichtbar freilich, aber trotz ihrer jungen Jahre von Leid und Schmerz hinein gewoben in die Flechtenkrone über ihrer Stirn. Der Wind heulte um die winkligen Giebeldächer des Hauſes, und ab und zu praſſelte ein Regenſchauer gegen das kleine bleigefaßte grüne Fenſter des Turmſtübchens. Jetzt zerteilte der Sturm die Wolken für einen Augenblick, ein bleicher Sonnenſtrahl fiel über die Landſchaft, und Katharina öffnete das Fenſter und ſpähte angſtvoll hinaus. Sie konnte die Landſtraße überſehen. Ganz am äußerſten Ende, wo dieſelbe den Wald verließ, meinte ſie einen dunklen Punkt zu erblicken, ſie konnte indeſſen mit den bloßen Augen nicht entdecken, was es war, und wandte ſich an den Tiſch zurück, wo der Gelehrte ein Fernrohr aufgeſtellt hatte, um ſich desſelben zu bedienen. Da rief eine ſcharfe gellende Weiberſtimme unten ihren Namen. Katharina, welche ohnehin mit dem Stellen des Inſtrumentes nicht zurecht kommen konnte, warf ſich auf die Kniee und die Hände angſtvoll erhebend rief ſie: „Mein Gott, laß mir meinen einzigen Freund!“ — Dann ging ſie raſch die Treppe hinunter. Eine noch junge Frau mit rötlichem Haar, ganz weißen Augenwimpern und Brauen und einem Geſicht, welches auffallend geiſtlos ausſah, empfing ſie am Fuß der Treppe. Es war ihre Baſe, das Weib Vetter Jörgs, der damals ſo feſt auf der Ofenbank geſchlafen.

Im Hauſe Frondsberg hatte ſich viel verändert. Der dicke Ohm war eines Morgens tot im Bette gefunden worden, nach einem Zechgelage hatte ein Schlagfluß ſeinem Leben ein Ende gemacht. Seitdem war vieles für Katharina ſchlimmer geworden. Der gutmütige Oheim hatte für das einzig übrige Kind ſeines Bruders immer ein warmes Herz bewahrt. Seine Söhne ſahen in ihr nur die läſtige Miterbin. Kurz nach dem Tode Herrn Ottmars war auch Katharinas Mutter heim gegangen. Als dann ein paar Monate ſpäter Junker Jörg ſich mit einem Fräulein vermählte, deren elterliches Gut jenſeits des Fluſſes den Frondsbergſchen Beſitz begrenzte, ward Katharinas Daſein, die nun nicht mehr im Haushalt nötig war, vollends von den Verwandten als eine Laſt empfunden. Sie verſuchte vergebens, ſich durch fleißiges Mitſchaffen im Hauſe nützlich zu machen. Die junge Frau ſah eiferſüchtig auf alles, was ſie that, und betrachtete als Eindringen in ihre eigenen Rechte, was Katharina immer mit beſtem Willen leiſtete. So geriet ſie vollends in unerträglichen Kampf mit den Vettern, und ihr einziger Troſt war der Verkehr mit ihrem alten Freund im Turmſtübchen. Seit einiger Zeit hatte ſich das geändert. Klaus fing plötzlich an, auf ihre Seite zu treten. Anfangs empfand ſie dies mit Genugthuung, bald mit großer Unruhe, denn der Grund blieb ihr nicht lange verborgen. Klaus, teils ſich überlegend, daß er dann ſofort die läſtige Miterbin in ihr los würde, teils auch wirklich in Liebe zu ihr entbrennend, begehrte ſie zu ſeiner Frau. Alle ihre ſpröde Abweiſung half ihr ſeiner dreiſten Zudringlichkeit gegenüber wenig, und voll Angſt erwog ſie mit ihrem alten Freunde, ob nicht irgend ein Ausweg ſich darböte, als der erneute drohende Anmarſch der Schweden alles in den Hintergrund drängte vor dem einen Gedanken, wie man ſich und ſeine Habe etwa retten könne vor den erbarmungsloſen Scharen. Schnell ward in ein entlegenes Jägerhaus geborgen, was in der Eile dahinzuſchaffen war, und Weiber und Kinder aus Schloß und Dorf verlebten, eingeengt in die dürftigen Gebäude des Zufluchtortes, einige angſtvolle Wochen, während die Männer den Feind erwarteten, erſt im äußerſten Notfall bereit, auch das eigene Leben in Sicherheit zu bringen. Aber diesmal wälzte ſich der Strom vorbei, ohne das entlegene Frondsberg zu berühren, und nachdem die Gefahr wieder gewichen, waren ſeit einigen Tagen die Entflohenen in die verlaſſenen Wohnungen zurückgekehrt, froh, diesmal das mühſam von früheren Durchzügen wieder hergerichtete Eigentum unverſehrt wieder zu finden. Nur Katharina ſollte an dieſer Freude keinen Teil haben denn zu ihrem unausſprechlichen Schmerz fand ſie das Turmſtübchen des Magiſters leer, und niemand vermochte ihr Auskunft zu geben, wo der Gelehrte geblieben ſei. Schon vor mehr als einer Woche hatte er dem Herrn von Frondsberg erklärt, er müſſe eine Reiſe unternehmen, und ſich trotz der Abmahnung, daß er doch beſſere und ſichere Zeit abwarten möge, auf einem Klepper davon gemacht. Nach ihrem alten Freund ſpähte das unglückliche Mädchen nun angſtvoll aus.

„Jörg läßt ſagen, Du möchteſt herunter kommen, Katharina,“ ſagte die Hausfrau, „er hat mit Dir zu reden.“

„Was iſt's, Juliane?“

„Weiß ich's? Geh nur hinab, ſie ſind in der Wohnſtube.“

„Sie, wer denn?“

„Wer denn als Jörg und Klaus?“

Nichts Gutes ahnend ſchritt Katharina die Wendeltreppe hinter der Baſe hinab. Jörg ſtand inmitten der Stube und Klaus am Fenſter. „Was willſt Du, Jörg?“ ſagte Katharina, einen fragenden Blick zu beiden hinüberſendend.

„Das könnteſt Du wiſſen, Katharina,“ entgegnete jener. „Indeſſen,“ fuhr er in viel höflicherem Ton, als ſie ſonſt von ihm gewöhnt war, fort, „ſetze Dich, Baſe, und laß uns unſer Anliegen in aller Form anbringen.“

Katharina ſank auf einen Stuhl, denn ihre Kniee zitterten, weil ſie merkte, was kommen ſolle.

„Ich ſtehe hier im Namen meines Bruders Klaus,“ fuhr jener fort, „und frage, ob Du ſein Eheweib werden willſt. Aller Hader, ſo letztlich zwiſchen uns entbrannt iſt, ſoll gänzlich vergeſſen ſein. Wir wollen einen vollen und ganzen Frieden mit Dir machen und Dich als Schwägerin und liebe Hausgenoſſin wert halten, Dir auch ſo viel Raum in dieſem Hauſe gönnen, als Dir billig zukommt, um meines Bruders Wirtſchaft zu führen. Alles, was etwa ſonſt in dieſer Sache zu reden iſt, wird Klaus mit Dir ausmachen. Wolleſt mir nur mit einem bündigen ‚Ja‘ Dein Einverſtändnis mitteilen.“

Er ſchwieg, und es entſtand eine lange Pauſe. Klaus kam währenddem aus der Fenſterniſche, er hatte einen goldenen Ring zwiſchen den Fingern, und Katharina bemerkte, wie er nur auf das „Ja“ wartete, um ihr denſelben an die Hand zu ſtecken. Zornesröte ſtieg ihr in die Wangen, und ohne Beſinnen ſagte ſie mit lauter Stimme: „Nein.“

Jörg öffnete ſchon den Mund zu einem heftigen Wort. Da trat Klaus näher herzu, und indem er gewaltſam den Ring an ihren Finger ſchob, ſagte er: „Der Weiber ‚Nein‘ iſt gemeinhin ein ‚Ja‘, alſo verſtehe ich auch Dich, werte Baſe, und weiß, daß Du meine Liebesflamme erwiderſt, ob Du Dich aus weiblicher Scham ſolchen Geſtändniſſes weigerſt.“

Katharina ſtand einen Augenblick ſprachlos über dieſen Angriff, dann entzog ſie ihm die Hand mit kräftigem Ruck, ſchob den Ring vom Finger, legte ihn auf den Tiſch und ſagte: „Mein Nein iſt lauteres Nein, und nimmer kann ich Deine Ehefrau werden, Klaus. Ein Platz in dieſem Hauſe kommt mir ohnehin zu, denn ich bin meines Vaters Erbin, und Ihr könnt mich nicht hinausdrängen.“

„Oho, das wollen wir doch ſehen, Du hochmütige Kreatur,“ rief nun Jörg, „ich weiſe Dir morgen die Thür, denn Du benimmſt Dich fortwährend aufſäſſig und widerwärtig gegen uns. Biſt gleich einer faulen Drohne im Haus, zankſt mit meinem Weibe und vergällſt mir das Leben.“

Katharina ward noch um einen Schatten bleicher als bisher, aber ſie biß die Zähne feſt auf einander und ſah Jörg mit großen Augen an.

„Laß ſein, Jörg,“ ließ ſich nun Klaus begütigend vernehmen, „dahin ſoll es nicht kommen, das ſind Weiberlaunen. Sie iſt nun meine Braut, in vier Wochen iſt Hochzeit, und damit abgemacht. Komm Käthe, gib mir einen Kuß und mach' nicht ſolche wilde Augen.“

Die blonde Juliane lachte über dieſe Rede, ein kleines, dummes Lachen war es, aber es machte den Kelch bei Katharina überfließen. Sie ſah das grinſende Geſicht des unwillkommenen Liebhabers über ſich und merkte, wie er eben im Begriff ſtand, den Arm um ſie zu legen und ſich den Kuß zu nehmen. Da ſchlug ſie ihm mit der kräftigen Hand ins Geſicht, daß er zurück fuhr, ſtürzte aus der Thür und die Treppe hinan in ihr Zimmer, deſſen kleine runde Holzthür ſie von innen verriegelte. Tief atmend ſank ſie auf den großen Stuhl, in dem ihre Mutter ſtets geſeſſen hatte. Es war kalt im Zimmer, aber ſie fühlte es nicht, ihre Hände hatte ſie feſt geballt, ſtarr war ihr das Herz in der Bruſt. Nur die Gedanken arbeiteten. Alſo dahin war es gekommen, daß man ihr die Wahl ließ zwiſchen einer erzwungenen Ehe und dem Hinausſtoßen in die weite wüſte Welt zur Winterszeit. Wohin! O wohin! — Und bitter dachte ſie und murrend, es gibt keinen Gott, denn ſonſt wäre es nicht ſo gekommen. Gott! wer hatte ihr doch zuerſt von ihm geſprochen? Ach ja, ſie wußte es noch, es war ihr Vater, ihr lieber Vater geweſen. O wie lebendig ſtand ſein würdiges Bild mit den edlen ſcharfgeſchnittenen Zügen vor ihrer Seele, ſie meinte den gefalteten weißen Kragen, das ſchwarze Sammetmützchen, das er zu tragen pflegte, noch vor ihren Augen zu ſehen. Und neben ihm die ſanfte, geliebte Mutter, die friſchen, lebhaften Brüder, Stolz und Freude und Spielgefährten der Schweſter, alle tot und hin, tot und hin — und dann der Fremde, den ſie ſo kurz nur geſehen und doch ſo lange im Herzen tragen mußte, — tot und hin, tot und hin! — Und nun der letzte, der alte treue Freund ihrer Kindheit und Jugend, war auch er tot und hin? — O weshalb ſtarb ſie nicht? Sie ſchloß die Augen und lehnte den Kopf zurück, ſie war ſo müde, ſo ſterbensmüde. Da klopfte es an die Thür, ſie ſchrak heftig zuſammen. Dann ſprang ſie auf und eilte zu öffnen, ſie meinte das Pochen zu kennen. Mit zitternder Hand ſchob ſie den Riegel zurück, da ſtand der Magiſter vor ihr. Mit zerwehtem Haar und naſſen, beſpritzten Kleidern, aber ein freundliches, ja faſt glückliches Lächeln um ſeine ſchmalen Lippen, aus ſeinen guten Augen ſtrahlend, trat er ihr entgegen. Sie aber flog ihm mit jauchzendem Aufſchrei um den Hals. Der gute Mann wußte gar nicht, wie ihm geſchah. „Aber Fräulein, aber Fräulein Katharina!“ ſtammelte er. Sie nahm ihn ſeinen Mantel ab, nötigte ihn zum Sitzen, rannte hinab in die Küche und ruhte nicht, bis er ſeine erſtarrten Glieder am ſchnell entzündeten Feuer gewärmt und eine raſch bereitete Mahlzeit zu ſich genommen hatte. „O, daß Ihr wieder da ſeid, daß Ihr wieder da ſeid!“ — ſagte ſie einmal über das andere.

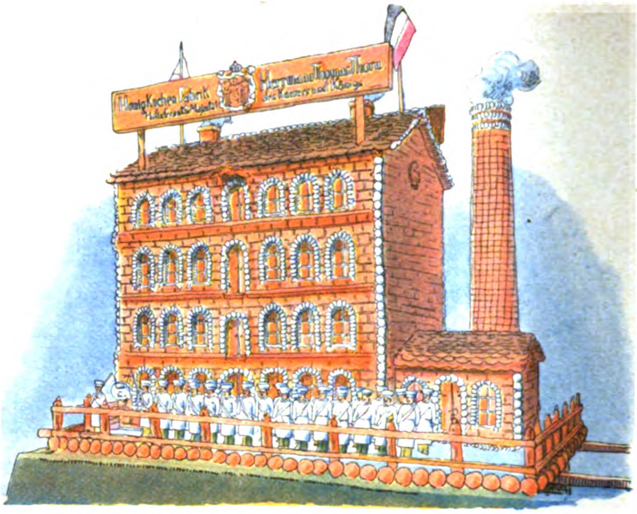
„Ja, ja, daß ich wieder da bin,“ wiederholte er.

(Schluß folgt.)

Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Fried

Zu unſeren Bildern.

In feſtlichem Gewande tritt die Weihnachtsnummer vor unſere Leſer. Unſer erſtes Vollbild „Die Heilige Familie“ iſt das Werk eines lebenden italieniſchen Künſtlers, B. Coletti, aber es atmet ganz den frommen Sinn der alten Meiſter, die uns durch die hehre Schönheit ihrer Geſtalten nicht nur erfreuen, ſondern auch erbauen. Das Genrebild „Vor der Beſcherung“ von W. Zehme gibt eine Situation wieder, welche wir alle kennen — die frohe Warteſtunde, ehe die Klingel ertönt und den ungeduldig Harrenden den Eintritt zum lichterglänzenden, duftdurchwehten Beſcherungszimmer geſtattet. Albert Richter hat auf kleinſtem Raum die poetiſche Weihnachtsgeſchichte „Wild-Weihnachten“ ſtimmungsvoll illuſtriert, und Fritz Reiß gibt mit ſeinen Zeichnungen „Allerlei Weihnachtsgebäck“ einen heiteren Überblick über die Künſte des Konditors und Pfefferküchlers. Der farbige Kunſtdruck „Ein Feldblumenſtrauß“, nach einem Original der berühmten Blumenmalerin M. Lemaire, wird mancher unſerer Leſerinnen ſicher eine hocherwünſchte Vorlage für eigenes Schaffen ſein. Das nebenſtehend abgebildete Haus endlich wurde dem Kaiſer bei ſeiner Anweſenheit in Thorn, der alten Pfefferkuchenſtadt, überreicht. Es ſtellt, in Lebkuchenmaſſe geformt, das Geſchäftshaus des größten Thorner Pfefferküchlers, des Hoflieferanten Thomas, dar, und ſoll im Neuen Palais von den kaiſerlichen Prinzen mit großer Freude begrüßt und „in Angriff“ genommen worden ſein.



Pfefferkuchenhaus, Kaiſer Wilhelm bei ſeiner Anweſenheit in Thorn überreicht.

In unſerer Spielecke.

1. Logogriph.

Das Schiff, ein Wrack nach wilden Stürmen,
Treibt ſteuerlos, der Wogen Spiel,
Die immer höher noch ſich türmen,
Als ſei der Wolken Reich ihr Ziel.

Die Mannſchaft bleich, verzweifelt ringend —
Winkt rettend nirgends denn ein Port?
Da plötzlich aus dem Nebel dringend —
Ein Jubelſchrei — das Rätſelwort!

Um eine Letter noch es mehre,
Daß leuchtend ſich den Gläub'gen zeigt
Nun Er, der unerreichbar Hehre,
Der ſich zum Niedrigſten doch neigt.

Was iſt Gefahr für Leib und Leben,
Verglichen mit der Seele Not!
Aus ihr uns ſiegreich zu erheben,
Er ſeine Retterhand uns bot.

M. Sch. (Kaſſel).

2. Rätſeldiſtichon.

Vielen, die krank und verwundet ſind, biet' ich Geneſung und Heilung;
Trag' ich ein anderes Haupt, Heil kam von mir aller Welt.

3. Arithmetiſche Aufgabe.

25	12	94	25	12	94
25	12	94	25	12	94
25	12	94	25	12	94
25	12	94	25	12	94
25	12	94	25	12	94
25	12	94	25	12	94

Von den 36 zweiziffrigen Zahlen in den Feldern des Quadrats ſollen 20 geſtrichen werden und zwar ſo, daß die Summe der übrigbleibenden 16 Zahlen 365 beträgt. Jede der Zahlen 25, 12, 94 ſoll wenigſtens einmal geſtrichen werden und wenigſtens einmal übrig bleiben. — Wie vielmal muß man die Zahl 25, wie vielmal die Zahl 12 und wie vielmal die Zahl 94 ſtreichen?

4. Rätſel.

Nenne ein himmliſches Weſen, und künde mir auch was der Menſchheit
Durch des Erlöſers Geburt gnadenvoll wurde zu teil!
Füge die Zeichen der Worte dann richtig zu einem zuſammen,
Daß eine Feſtfreude nun leuchte verheißend darin.

M. Sch. (Kaſſel.)

5. Anagrammaufgabe.

Aus zwei gegebenen Wörtern iſt durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. So entſteht z. B. Ciſterne aus Reis und Cent.

In derſelben Weiſe bilde man aus:

1) Kind, Weiler einen berühmten Schweizer,
2) Lea, Esra eine der Hauptrollen in einer beliebten Oper,
3) Ems, Ali einen altteſtamentlichen männlichen Namen,
4) Niger, Mahl einen deutſchen Dichter,
5) Athen, Zar einen Ort in Paläſtina,
6) Bora, Laſt einen Vogel,
7) Born, Creta einen franzöſiſchen Marſchall,
8) Nudel, Ohr einen Zierſtrauch,
9) Ob, Steuer eine Blume.

Sind die richtigen neun Wörter gefunden, ſo nennen ihre Anfangsbuchſtaben einen Freudenbringer für jung und alt.

6. Homonym.

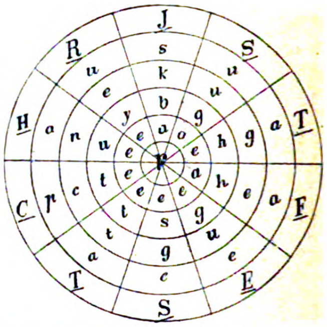
Im Handwerk es zu meiden, wird Schönheitsſinn oft lehren;
Ein Künſtler kann, es ſchaffend, recht ſein Talent bewähren.

7. Ergänzungsrätſel.

S.i g.p.i.ſ.n N.ch. d.r .ä.h.e
K.i.e S.u.d i. J.h.e.l.uſ
W.e.t w.s ſ.e a.ch G..es b..ch..
D...n.n h.h..n Z..b.r a..
K.e...n G..ß.. A.m.. R..c..n
W..ß. d. G.b.n d.r.u.e...e.
K....n l.ß. d. u.b.d.ch.
S.i.le N...t h..l.e .a..t

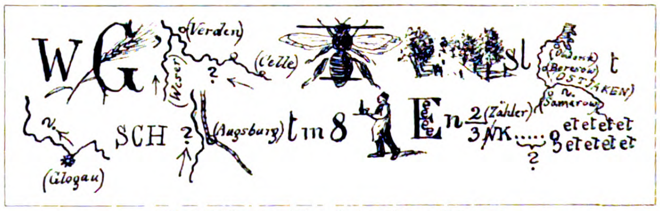
Wer die Punkte durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, erhält acht Verszeilen von Oskar Wilda.

8. Ringrätſel.



Die vier inneren Ringe ſind ſo zu drehen, daß man zehn bekannte Wörter reſp. Namen von je ſechs Buchſtaben mit dem gemeinſamen Endlaut r erhält. (i = i.)

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Inhalt: Wild-Weihnachten. Erzählung in Verſen von Ludwig Soyaux. Mit fünfzehn Illuſtr. — **Heilige Familie. Nach dem Gemälde von B. Coletti.** — Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hans von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Des Schiffsjungen Weihnacht. Gedicht von Alice Freiin von Gaudy. Mit einer Illuſtr. — Allerlei Weihnachtsgebäck. Mit dreizehn Illuſtrationen. — Weihnachtslicht. Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von H. v. Krauſe (C. v. Hellen). (Fortſetzung.) — **Vor der Beſcherung.** Zeichnung von Werner Zehme. — **Ein Feldblumenſtrauß. Nach dem Gemälde von Madeleine Lemaire.** — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

1895. Beilage zu Heft 4 (No. 10—12).

XXXI. Jahrgang.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Dezember 1894.

Knecht Ruprecht.

Gedicht von Frida Schanz. Mit einer Originalzeichnung von O. Gerlach.

Knecht Ruprecht ſtieg nieder vom Himmelszelt,
Der erſte von allen Weihnachtsgäſten,
Von den Lieblingsonkels der ganzen Welt
Einer der liebſten und allerbeſten.

◆

Ein beſcheidener, uralter Mann,
Trotz ſeiner Jahre ein Knecht noch immer;
Und doch haftet ihm etwas an
Vom hoheitſtrahlenden Jenſeitsſchimmer.

◆

An die Kinder im Lande alleſamt
Muß er des Chriſtkinds Grüße beſtellen.
Es iſt ſchwer und mühſam, das holde Amt
Des kinderfreundlichen Junggeſellen.

◆

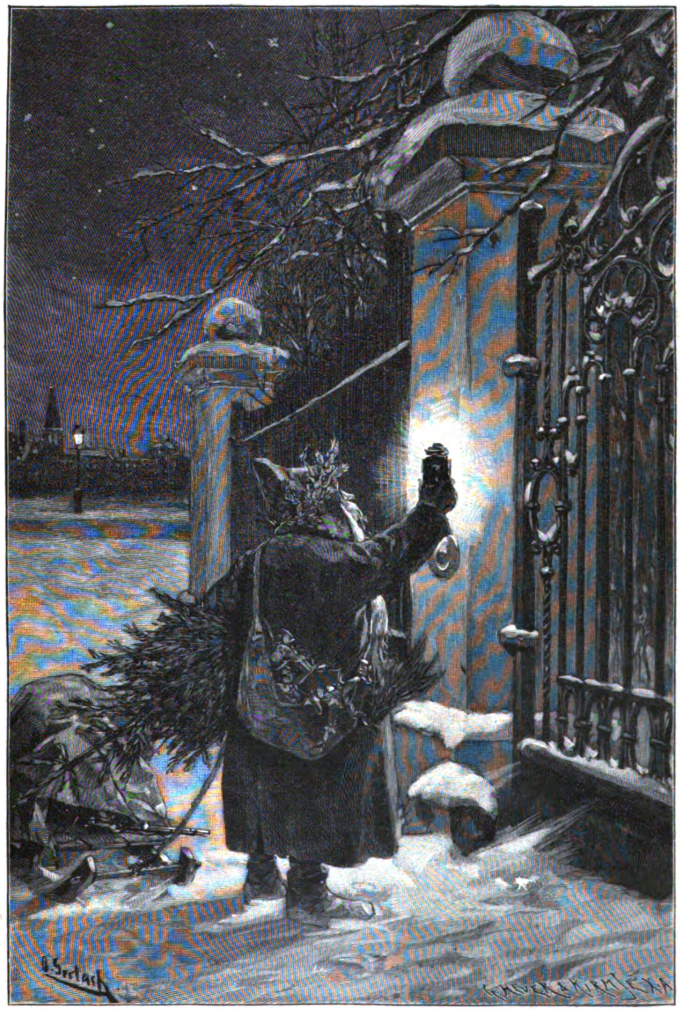
'S wär nicht nach eines Jeden Geſchmack —:
Die Pfade alle im Schnee verloren,
Der volle Schlitten, der ſchwere Sack
Und das Warten vor den verſchloſſenen Thoren!

◆

Dafür hat er es gut. Den ſüßeſten Thau
Von den roteſten Roſen darf er nippen.
So viel Meilen hernieder vom Himmelsblau,
So viel warme Küſſe von Kinderlippen!

◆

Drum ſteigt er ſchmunzelnd vom Himmelszelt
Herunter im frühen Abendrote.
Er tauſchte mit keinem auf der Welt,
Der alte, rührende Weihnachtsbote.

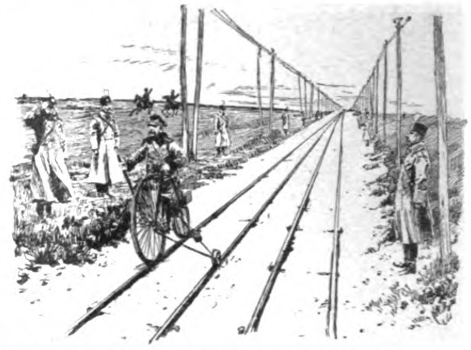


Karl Auguſt, Erbgroßherzog von Sachſen †. — Die Überführung der Leiche Kaiſer Alexanders III. in die Peter-Paulskirche zu St. Petersburg. — Sicherheitsmaßregeln auf der Bahnſtrecke Sebaſtopol-Moskau. — Anton Rubinſtein †. — K. H. Schönſtedt, preußiſcher Juſtizminiſter. — Miniſter Hermann von Schelling. — Japaniſcher Verwundetentransport.

Karl Auguſt, Erbgroßherzog von Weimar †.
Nach einer Photographie von L. Held, Weimar.

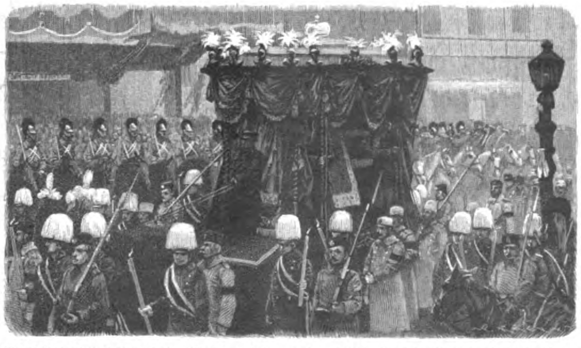
Das weimariſche Fürſtenhaus und das weimariſche Land ſind durch das am 21. November erfolgte Ableben des **Erbgroßherzogs Karl Auguſt** in tiefſte Trauer verſetzt worden. Ein Nierenleiden, deſſen erſte Anfänge im Frühling dieſes Jahres ſich bemerkbar machten, verſchlimmerte ſich bald derartig, daß die Ärzte ſich ernſter Beſorgniſſe nicht entſchlagen konnten. Noch erhoffte man Heilung von einer Überſiedelung des Erbgroßherzogs in ein milderes Klima. Der ſchon Schwerkranke begab ſich noch im Oktober nach Kap St. Martin bei Mentone, ohne dort die gewünſchte Heilung zu finden. Unter allſeitiger Teilnahme der Bevölkerung wurde die nach der Heimat zurückgebrachte Leiche in der Fürſtengruft zu Weimar beigeſetzt. Der verſtorbene Erbgroßherzog von Sachſen iſt während ſeines Lebens nur wenig an die Öffentlichkeit getreten. Er liebte die Zurückgezogenheit und hatte eine Abneigung gegen leere Repräſentation. Am 31. Juli 1844 geboren, vermählte er ſich am 26. Auguſt 1873 mit einer Couſine, der Prinzeſſin Pauline von Sachſen-Weimar-Eiſenach, der älteſten Tochter aus der Ehe des Prinzen Herrmann von Sachſen mit der Prinzeſſin Auguſte von Württemberg. Der Erbgroßherzog hinterläßt zwei Söhne, den am 10. Juni 1876 geborenen nunmehrigen Erbgroßherzog Wilhelm Ernſt und den Prinzen Heinrich. Den Krieg 1870 71 machte der verſtorbene Erbgroßherzog Karl Auguſt, damals Rittmeiſter im 11. Huſaren-Regiment, im Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit.

Unter großem Trauerpomp fand am 13. November die **Überführung der Leiche Kaiſer Alexanders III.** nach der Peter-Paulskirche zu St. Petersburg ſtatt. Ein Wiener Blatt ſchildert den kaiſerlichen Leichenzug: Hunderttauſende von Menſchen füllen die Straßen der Reſidenz. Bald dumpf, bald hell erſchallt das Trauergeläut der Glocken. Dazwiſchen ertönt von Zeit zu Zeit der Trauerſalut. Der Trauerſchmuck, der die Florhülle durchdringende düſtere Lichtſchein der Gasflammen, Laternen und die Opferſchalen auf grünumwundenen, hohen, ſchwarzen Säulen erhöhen den feierlichen Eindruck. Schon iſt die Tete des Zuges bei dem Generalſtabsgebäude in den Admiralitäts-Proſpekt eingebogen, ſchon ſind die Fahne des Hauſes Romanow, die rote Kriegsfahne mit dem Kaiſerwappen, das in Trauer gehüllte Leibpferd „Lord“ des Zaren und gegen fünfzig Wappenfahnen und Wappenpferde, welche die kaiſerlichen Titel und die Namen der Reichsteile tragen, vorübergezogen, als der Sarg des Kaiſers auf dem Bahnhofe auf den achtſpännigen, goldſchimmernden Trauerkatafalk mit der Kaiſerkrone getragen wurde. Der Metropolit, umgeben von der Geiſtlichkeit, zog bis zu der gegenüberliegenden Snamenski-Kirche voran, wo die Geiſtlichkeit mit den Kirchenfahnen und Heiligenbildern heraustrat und die „Litija“, d. h. einen kurzen Trauerdienſt, celebrierte. Ein Chaos von Klängen dringt bis zum Generalſtabs-Gebäude. Beim Herannahen des Trauerwagens ſalutieren die Truppen, die Trommeln wirbeln zum Gebet, und die Muſikkorps intonieren den ergreifenden Bortnianskiſchen Choral: „Wie ruhmreich unſer Gott Zions.“ Hierauf folgt ein Ritter in ſchwarzem Schuppenpanzer mit geſenktem Schwert zu Fuß, als Zeichen der Trauer für den Verſtorbenen. Es folgt nun eine unabſehbare Reihe von Gruppen mit Wappen verſchiedener Vertretungen, der Stände, Körperſchaften, die Schuljugend, welche von Zeremonienmeiſtern und Hofmarſchällen geführt werden. Dann kommen die Miniſter, der Reichsrat, eine Eskadron Küraſſiere, Herolde, vier Oberſte, welche das Reichsſchwert, die Medaillen und Orden des Zaren auf Brokatkiſſen tragen. Der Thereſien- und Stephans-Orden ſchließen die Reihe der fremden Orden und der Andreas-Orden die Reihe der ruſſiſchen Orden ab. Nun erſcheinen die kaiſerlichen Inſignien, die Kaiſerfahne, das Schild und das Schwert, alle Kronen aus der Moskauer Rüſtkammer und ſchließlich die von dem General Glinka Mawrin und den Reichsratsmitgliedern Oubril und Ignatiew getragene Kaiſerkrone, das Zepter und der Reichsapfel, deren unzählige Rubinen, Smaragde und Perlen funkeln und glitzern. Näher dringt der Kirchengeſang. Unter Vortritt der Kirchenſänger in langen, goldbordierten Gewändern bewegt ſich ein unabſehbarer Zug von hohen und niederen Geiſtlichen in weißen und Silberbrokat-Meßgewändern mit brennenden Kerzen, Heiligenbildern und goldfunkelnden Kirchenbannern. Wehmütig durchſchallt die Straße das Totenlied: „Heiliger Gott, Allmächtiger, ſei uns gnädig!“ Die hohen Sopranſtimmen der jugendlichen Kirchenſänger und die tiefen Bäſſe der älteren wirken ergreifend. Überall ſieht man das Kreuz ſchlagen. Die Weihrauchfäſſer ſchwingend, zieht die Geiſtlichkeit, das Haupt mit dem hohen Kopfſchmuck bedeckt, feierlich dahin. Endlich wirbeln die Trommeln, die Truppen ſalutieren, die Fahnen werden geſenkt, und deutlich vernehmbar erklingt ein feierlicher Choral, ſich mit den Klängen eines Trauermarſches vermengend. Momentan herrſcht tiefe Stille wie in einer Kirche. Die nach vielen Tauſenden zählende Menſchenmenge entblößt das Haupt und ſchlägt das Kreuz. Nun werden die Straußfederbüſchel auf dem Baldachin des Trauerkatafalks ſichtbar, und es tauchen die von Marſtall-Offizieren geführten, ganz in Trauer gehüllten Pferde, der mächtige, goldfunkelnde Katafalk auf. An den Stufen desſelben halten vier General-Adjutanten und vierzehn Generale die Schnüre des mächtigen Goldbrokatſarges, auf dem eine Krone liegt. Der Sarg iſt zur Hälfte mit dem hermelinverbrämten Kaiſermantel aus Goldbrokat bedeckt, deſſen Ende zwei Generalmajore halten. Umweht von dem Rauche von 60 Fackeln, die von Pagen getragen



Poſtenreviſion der Bahnſtrecke Sebaſtopol-Moskau durch einen ruſſiſchen Offizier.

Anton Rubinſtein †.
Nach einer Aufnahme von W. Höffert, Dresden.



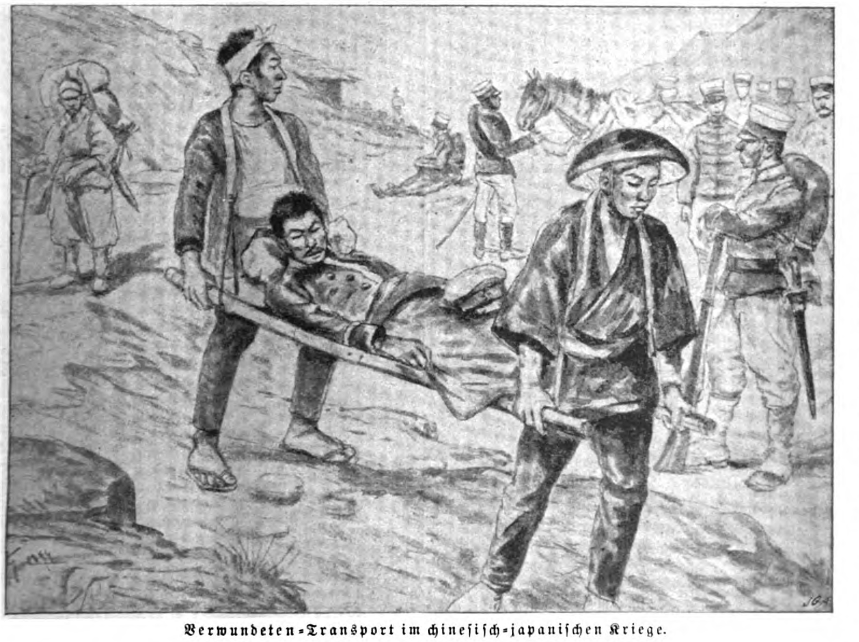
Überführung der Leiche Kaiſer Alexanders III. in die Peter-Paulskirche zu St. Petersburg.

K. H. Schönſtedt, preuß. Juſtizminiſter.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Rothe in Kaſſel.

werden, gleitet der impoſante Trauerwagen vor den Augen des Publikums vorüber, geleitet von den Klängen eines feierlichen Chorals, der von Minute zu Minute von einem Salutſchuſſe unterbrochen wird. Die Menge verharrt in lautloſer Ruhe, nur die Hände ſchlagen immer ſchneller das Kreuz. Hinter dem Sarge ſah die Bevölkerung den neuen Zar, umgeben von ſeiner Suite, den Mitgliedern der kaiſerlichen Familie und den fremden Fürſtlichkeiten. In der Zarengruft der Peter-Paulskirche hat die Leiche Alexanders III., nachdem ſie noch einige Tage in der Kirche aufgebahrt war, ihre letzte Ruhe gefunden.

Auf dem Wege von Sebaſtopol über Moskau nach Petersburg, den der kaiſerliche Trauerzug vorher genommen hatte, war das Volk an der Bahnſtrecke vielfach zuſammengeſtrömt, um der Leiche des Zaren ſeine Ehrfurcht zu beweiſen. Längs der ganzen Bahnſtrecke waren, wie auch ſonſt bei Kaiſerreiſen in Rußland üblich iſt, — eine Einrichtung, die indes das Attentat von Borki nicht hat verhindern können —, **Militärpoſten** aufgeſtellt. Eines unſerer Bilder zeigt einen höheren Offizier, der auf einer Velociped-Draiſine dieſe Militärpoſten revidiert.

Wenige Tage nach dem kaiſerlichen Leichenbegängnis war Petersburg zum zweiten Mal der Schauplatz eines großartigen Trauerzuges. Am 28. November wurde **Anton Rubinſtein**, der am 20. auf ſeiner Beſitzung einem Herzſchlage erlegene Komponiſt und Klaviervirtuos, auf Staatskoſten im Alexander Newſki-Kloſter beigeſetzt. Anton Gregor Rubinſtein war am 28. November 1829 zu Vechwotinez bei Jaſſy geboren. Er erregte ſchon als Klavier ſpielender „Wunderknabe“ ein ungeheures Aufſehen, und Franz Liſzt prophezeite ihm eine große Zukunft. Seine techniſche Fertigkeit und der vom Feuer unmittelbarer Innerlichkeit durchdrungene Vortrag riſſen die Zuhörer hin und bannten ſie in den Zauberkreis ſeiner Kunſt. Später machte ſich Rubinſtein auch als Dirigent und Komponiſt einen Namen, der zu den erſten der Gegenwart auf dieſen Gebieten zählt. Viele ſeiner Lieder, wie der „Aſra,“ „Es blinkt der Thau in den Gräſern der Nacht“ und andere ſind zahllos oft in den Konzertſälen geſungen worden, von ſeinen Opern ſind „Die Makkabäer“ und „Der Dämon“ vielfach aufgeführt worden und unzweifelhaft war er der hervorragendſte Vertreter der modernen geiſtlichen Oper. Eine herbe Enttäuſchung iſt es ihm geweſen, daß ſeine in dieſer Richtung geſchaffenen Werke, ſein „Verlorenes Paradies,“ „Der Thurmbau zu Babel,“ ſein „Moſes“ und „Chriſtus“ nicht jene warme Aufnahme im Publikum fanden, die er erwartet hatte. 1859 begründete er die Ruſſiſche Muſikgeſellſchaft und 1862 das Petersburger Konſervatorium, die beide für das muſikaliſche Leben in Rußland von großer Bedeutung geworden ſind. Gern ſtellte auch Rubinſtein ſeine Kunſt in den Dienſt der Wohlthätigkeit, und die Summen, die er für ſolche Zwecke zuſammengeſpielt hat, dürften ſich nach vielen Tauſenden beziffern.



Verwundeten-Transport im chineſiſch-japaniſchen Kriege.

Der Wechſel im preußiſchen Juſtizminiſterium hat durch ſeine Plötzlichkeit überraſcht. Der Nachfolger des bisherigen Miniſters von Schelling, Juſtizminiſter **Karl Heinrich Schönſtedt**, war zuletzt Präſident des Oberlandesgerichts zu Celle und ſteht ſeit 1883 im Juſtizdienſt. 1859 wurde er zum Gerichtsaſſeſſor ernannt, ſeit 1865 fungierte er zuerſt als Kreisrichter bei der Gerichtsdeputation zu Broich, dann bei dem Kreisgericht zu Duisburg. Im Oktober 1872 wurde er als Appellationsgerichtsrat nach Glogau und drei Jahre ſpäter an das Appellationsgericht nach Frankfurt a. M. verſetzt, von wo er, nachdem er am 1. Oktbr. 1879 zum Landgerichtsdirektor befördert worden war, im Jahre 1883 als Landgerichtspräſident nach Neuwied überſiedelte. In gleicher Eigenſchaft war er ſpäter in Kaſſel thätig, bis er am 24. Juli 1892 als Präſident an das Oberlandesgericht zu Celle berufen wurde. Irgend welche Vermutungen über die künftige Politik des neuen Miniſters zu hegen, iſt ſchlechterdings unmöglich, da Juſtizminiſter Schönſtedt bisher im politiſchen Leben niemals hervorgetreten iſt.

Miniſter von Schelling.
Nach einer Photographie von Löſcher & Petſch in Berlin.

Der abgetretene Juſtizminiſter **Hermann von Schelling** iſt der jüngſte, am 19. April 1824 geborene Sohn des Philoſophen Friedrich Wilhelm Joſeph von Schelling. Er beſuchte das Neue Gymnaſium zu München, bezog, fünfzehn Jahre alt, die Univerſität, auf der er ſich zunächſt philologiſchen Studien widmete und 1842 in Berlin mit der Abhandlung „De Solonis legibus apud oratores Atticos“ ſeinen Doktor machte. Er ging dann zum juriſtiſchen Studium über und trat 1844 in den preußiſchen Staatsdienſt. Von 1861—1864 bekleidete er die Stelle des Erſten Staatsanwalts beim Stadtgericht zu Berlin, wurde dann als Hilfsarbeiter in das Juſtizminiſterium berufen und verfaßte als ſolcher den „Entwurf einer Strafprozeßordnung für den preußiſchen Staat,“ der am 25. Juli 1867 in den neuerworbenen Provinzen Geltung erhielt. Seit 1866 vortragender Rat, verblieb er im Juſtizminiſterium, auch nachdem er 1874 zum Präſidenten des Appellationsgerichts zu Halberſtadt ernannt worden war; 1875 ging er als Vizepräſident zum preußiſchen Obertribunal über, wo er den Vorſitz in einem Civilſenat führte. Unter Miniſter Leonhardt 1877 als Unterſtaatsſekretär in das Juſtizminiſterium zurückberufen, leitete er in dieſer Stellung die Ausarbeitung der preußiſchen Ausführungsgeſetze zu den Reichsjuſtizgeſetzen. Am 18. November 1879 wurde er zum Staatsſekretär des Reichsjuſtizamts, darauf zum preußiſchen Juſtizminiſter ernannt.

Ein Tagesbefehl des japaniſchen Kriegsminiſters, der gedruckt an alle Offiziere und Soldaten der im Felde ſtehenden Armee verteilt wurde, erinnerte dieſe daran, daß **Japan der Konvention vom roten Kreuz beigetreten** iſt und ſchärfte den Kombattanten eine ſchonende Behandlung der verwundeten und gefangenen Feinde und der Civilbevölkerung in den eroberten Landen ein. Die vereinzelten Nachrichten, daß Japaner ſich grauſam gegen gefangene Chineſen gezeigt hätten, ſcheinen daher auf Repreſſalien zu beruhen, die durch die barbariſche Kriegführung der Chineſen notwendig gemacht wurden.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin** W., Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 10.)

Kehre wieder, du ſchönſte Zeit!
Holdes Wunder, erneue dich!
Herz blick auf aus der Dunkelheit:
Freue dich! Freue dich!

Chriſtbaumſchmuck.

(Die Schnittformen zu allen Gegenſtänden ſind in natürlicher Größe abgebildet.)

Tannenbaumgrün und Tannenduft, — bald ziehen ſie nun wieder ins deutſche Haus! Eine der liebſten Beſchäftigungen wartet der Mutterhände: der Schmuck der Weihnachtstanne. Wir hoffen durch die ausführlichen Anleitungen zur Herſtellung hübſchen Chriſtbaumſchmucks, die wir diesmal bringen, mancher und manchem eine beſondere Freude zu machen. Die Herſtellung aller der niedlichen Chriſtbaumſächelchen iſt mit Hilfe der beigefügten Schnitte überaus leicht zu bewerkſtelligen. — Um das Eimerchen (Fig. 1) auszuführen, zeichnet man die Schnittform zu Fig. 1 auf farbiges Kartonpapier und ſchneidet ſie nach den Umriſſen aus. Auf den angegebenen Linien bricht man das Papier zuſammen und beklebt die Bogen am äußeren Rande mit ſchmalen Goldzäckchen. Jedes einzelne Feld verſieht man mit einem kleinen Medaillonbildchen und beſtreicht den Rand, den man längs des einen Endes ſtehen läßt, mit Leim, um die Form zuſammenzufügen. Hierauf beſtreicht man den unteren, ausgezackten Rand mit Leim und drückt ihn auf ein Stück Papier von der Farbe des Eimerchens, ſo erhält man den Boden. Die überſtehenden Ränder ſchneidet man ab. Zuletzt verſieht man das Eimerchen noch mit einem kleinen Henkel aus ſchwachem Blumendraht. — Für die Krone (Fig. 2) zeichnet man die Schnittform zu Fig. 2 auf rotes Gelatinepapier (einen ſchmalen Streifen gibt man zu) und ſchneidet die Umriſſe aus. Da wo die Linien angegeben ſind, bricht man das Papier leicht ein und verſieht die Bogen am äußeren Rande mit ſchmalen Goldzäckchen In jedes Feld klebt man einen kleinen Stern von Gold und begrenzt die einzelnen Felder mit ſchmaler Goldborte. Nun beſtreicht man den vorſtehenden Rand mit Leim, um die Form zuſammenzufügen. Iſt dies geſchehen, ſo verſieht man den unteren Rand ebenfalls mit Goldborte. Alsdann ſchneidet man drei Streifen Goldborte, je 16 cm lang, und befeſtigt dieſelben am inneren Rande der Krone in der Mitte jedes Bogens. Oben, wo ſich die drei Streifen kreuzen, näht man eine große Wachsperle auf, eine kleinere quer darüber, um den Faden durch die große Perle zurückführen zu können, welcher dann innen befeſtigt wird. — Fig. 3 ſtellt eine kleine Bonbonniere dar. Um dieſelbe herzuſtellen, zeichnet man die Schnittform zu Fig. 3 auf Kartonpapier von beliebiger Farbe und ſchneidet die Umriſſe aus. Auf den angegebenen Linien bricht man alsdann das Papier ein und fügt die Form zuſammen, indem man den vorſtehenden Rand a mit Leim beſtreicht. Hierauf ſchneidet man einen Streifen buntfarbigen Atlas von 22 cm Länge und 6½ cm Breite. Denſelben ſäumt man an den kurzen und einer langen Seite um. Den unteren ungeſäumten Rand befeſtigt man am oberen Rande der zuſammengeklebten Form mittels Leim und verſieht den äußeren Rand mit gepreßtem Goldbörtchen. Zuletzt bringt man in dem kleinen Atlasbeutel einen Gegenzug von leichten Schnürchen an, und die niedliche Bonbonniere iſt fertig. — Fig. 4 zeigt eine Ampel. Man zeichnet die Schnittform zu Fig. 4 achtmal auf buntes Kartonpapier und ſchneidet ſie aus. Nun bricht man jede Form einzeln in der Mitte ſenkrecht nach innen und näht ſie an den Rändern mit buntem Häkelzwirn überwendlich zuſammen. Die untere Spitze verſieht man mit einem kleinen Pompon oder Quäſtchen, und an den oberen Bogen bringt man zwei ſich kreuzende Schnürchen an, um die Ampel aufhängen zu können. — Fig. 5 ſtellt einen kleinen Luftballon dar, zu welchem ſechs Teile, nach Schnittform zu Fig. 5 aus Kartonpapier geſchnitten, erforderlich ſind. Die einzelnen Teile werden kreuzweiſe zuſammengenäht (Schnürſtich). Dann verſieht man den unteren offenen Rand der Form mit ſchmalen Goldzäckchen und jedes einzelne Feld nach Belieben mit einem kleinen Bild und einzelnen Goldſternchen. Am unteren Ende bringt man zwei ſich kreuzende Schnürchen mit einem Quäſtchen in der Mitte an. Auf den oberen Mittelpunkt klebt man ein Sternchen, durch welches vorher ein Faden zum Aufhängen gezogen wurde. — Fig. 6 zeigt eine Krone. Hierzu braucht man ſieben Teile, die die Schnittform zu Fig. 6 zeigt, aus Goldpapier geſchnitten. Mittelſt eines kleinen ſcharfen Meſſers kann man gleich meherere Teile ausſchneiden, wenn man das Papier zu dieſem Zwecke mehrfach auf einander legt. Zunächſt unterlegt man die durchbrochenen Stellen der Form mit rotem Glanzpapier. Dann befeſtigt man die einzelnen Teile mittels Leim hinter einer 1 cm breiten Goldborte, ſo daß ſie alle ſenkrecht ſtehen und an der breiteſten Stelle zuſammenſtoßen. Nun ſchließt man die Goldborte zu einem Kreis und durchſticht die oberen Spitzen alle mit einer eingefädelten Nadel, welche man durch eine große nnd eine kleine Wachsperle zieht. Man führt dann den Faden durch die große Perle und die ſieben Spitzen zurück. Um der Krone eine gefällige Form zu geben, bringt man am inneren Rande des unteren Streifens zwei Faden kreuzweiſe an, auf deren mittleren Kreuzungspunkt man den Faden, welcher die Spitzen zuſammenhält, etwas ſtraff angezogen, befeſtigt. — Ein niedliches Körbchen zeigt Fig. 7. Man ſchneidet hierzu einen Streifen Kartonpapier 18 cm lang und 6 cm breit. Dieſen Streifen bricht man der Länge nach in der Mitte zuſammen und macht nun etwa 4 mm weit auseinander ſenkrechte Einſchnitte, den oberen offenen Rand aber, ¾ cm breit, ganz laſſend. Nun ſchneidet man einen Streifen Atlas 19 cm lang, 6 cm breit und behandelt ihn ganz ſo wie bei Fig. 3. Nachdem der Atlas am oberen Rande des Körbchens feſtgeleimt iſt, fügt man das Körbchen zur Rundung, indem man die letzten der ſenkrechten Streifen mit Leim beſtreicht und ihn unter die erſten vom entgegengeſetzten Ende befeſtigt.

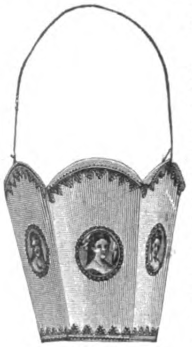
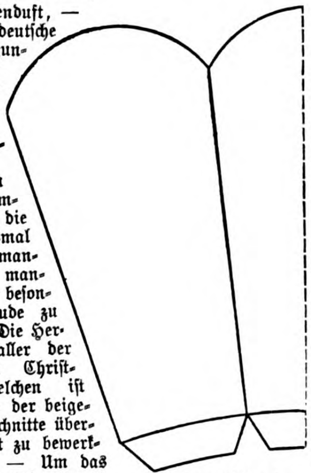


Fig. 1.


Schnitt zu Fig. 1. (¼ des Ganzen.)

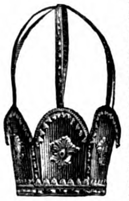
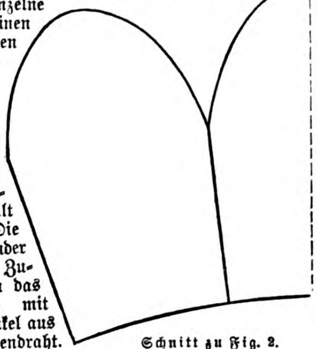


Fig. 2.


Schnitt zu Fig. 2. (¼ des Ganzen.)

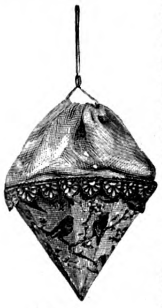
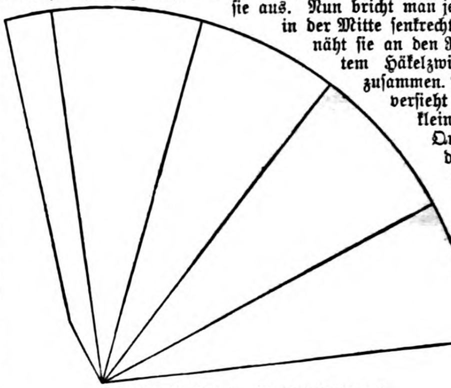


Fig. 3.


Schnitt zu Fig. 3. (⁴⁄₉ des Ganzen.)

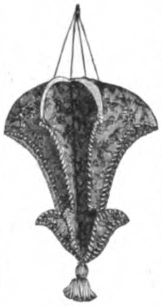
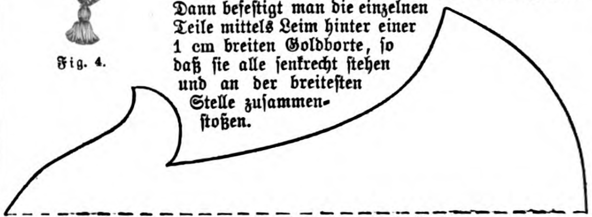


Fig. 4.


Schnitt zu Fig. 4. (Hälfte eines Teiles.)

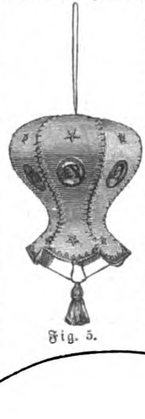
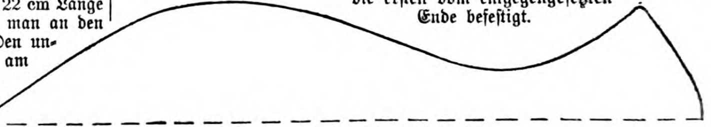


Fig. 5.


Schnitt zu Fig. 5. (Hälfte eines Teiles.)

Zum Boden zeichnet man einen Kreis 5 cm im Durchmeſſer auf, ſchneidet ihn aber rundrum ³/₄ cm größer aus und macht bis zur Linie Einſchnitte ebenfalls ³/₄ cm weit auseinander. Dieſe Einſchnitte bricht man auf der Linie um und beſtreicht ſie mit Leim, um ſie am inneren Rande des Körbchens feſtleimen zu können. Zuletzt verſieht man die Ränder des Körbchens noch oben und unten mit gepreßtem Goldbörtchen und bringt einen Henkel ebenfalls von Goldborte an. — Fig. 8 und 9 ſind zwei kleine Bonbonnieren. Zur erſteren kann man eine kleine runde Schachtel oder auch eine Bandrolle, welche man ſich in einem Bandgeſchäft ausbittet, verwenden. Die Rolle mißt 15 cm im Umfang und 4 cm in der Höhe. Man beklebt ſie von außen mit Bildchen oder in Ermangelung dieſer mit buntem Papier und verſieht die Ränder mit Goldborte. Zuletzt bringt man ein Beutelchen von Atlas an, genau wie in Fig. 3 und 7, nur der Weite der Rolle entſprechend. Ähnlich iſt Fig. 9 hergeſtellt, nur daß ſie die Form eines Käſtchens hat. Ich beklebte vier kleine Bildchen reichlich 5 cm hoch und 4 cm breit an den Rändern mit Goldborte und leimte ſie auf einen Streifen Papier ſo, daß derſelbe am Ende des letzten Bildchens und am unteren Rande von allen vier Bildchen ¹/₂ cm breit vorſtand. Nun verbindet man das vierte mit dem erſten Bildchen, indem man den vorſtehenden Rand mit Leim beſtreicht und ihn unter das erſte Bildchen ſchiebt. Ebenſo bricht man den unteren Rand um, nachdem man ihn zwiſchen jedem Bildchen eingeſchnitten hat und ſtreicht ihn mit Leim, um ihn auf einen Boden von Kartonpapier zu drücken. Das Atlasbeutelchen wird ebenſo eingeſetzt wie bei den vorher beſprochenen Muſtern. Die zur Kapelle (Fig. 10) nötigen aufgezeichneten Schnittformen ſchneidet man aus und ſticht Thüren und Fenſter mit einem ſpitzen Meſſerchen aus. Hierauf klebt man die Teile einzeln auf rotes Gelatinepapier und näht ſie mit roter Seide überwendlich zuſammen. Turm und Dach werden aufgeleimt und die Perlen auf der Turmſpitze wie auf der Krone Fig. 2 befeſtigt. Zu den Bällchen (Fig. 11) braucht man 24 Kreiſe, 6 cm im Durchmeſſer. Jeden dieſer Kreiſe bricht man in Viertel, dann jedes einzelne Viertel wieder in Viertel. Nun faltet man die Teile auseinander und fädelt ſie an der äußerſten Spitze aneinander, immer ſechs und ſechs Blatt von zwei abſtechenden Farben. Dem letzten Blatt fügt man ein Bändchen zum Aufhängen zu und befeſtigt die Enden des Fadens durch Verknüpfen. In Bezug auf die Farben kann man viel Abwechſelung walten laſſen. Z. B. ſieht roſa mit ſchwarz ſehr ſchön aus, ebenſo roſa mit oliv oder orange mit veilchenblau u. ſ. w. —

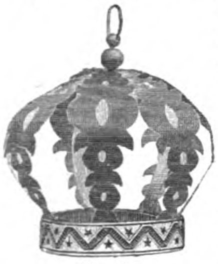


Fig. 6.

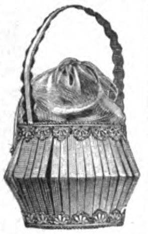
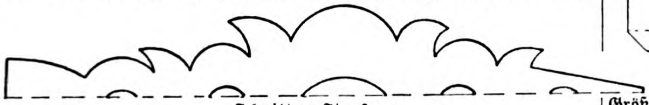


Fig. 7.


Schnitt zu Fig. 6.

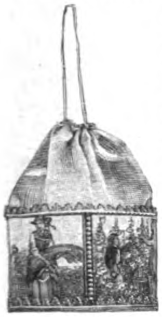


Fig. 8.

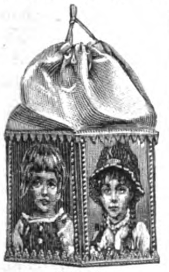


Fig. 9.

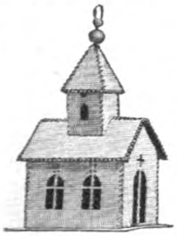


Fig. 10.

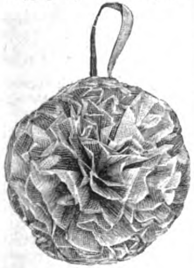
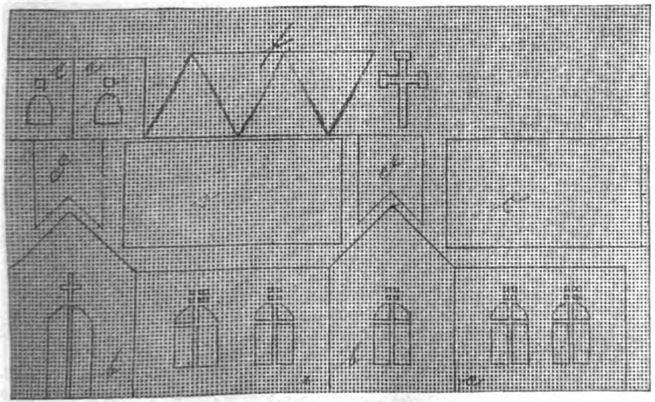


Fig. 11.


Schnitt zu Fig. 10.

Zuckeriges Häuschen.

Mit wenig Mühe und um billiges Geld habe ich ſchon wiederholt meinen Kindern einige Tage vor Weihnachten ein zuckeriges Häuschen in folgender Weiſe gemacht: Aus weißem Karton ſchneidet man zunächſt Figur 1 aus, nachdem ſie möglichſt pünktlich in den beigeſchriebenen Größen aufgezeichnet wurde. Die punktierten Linien werden wie bei den Modellierbogen nur auf der einen Seite mit dem Meſſer geritzt zum Zweck des leichteren Umbiegens; die ausgezogenen Linien werden durchgeſchnitten, ſodann wird das Häuschen zuſammengeklebt (Fiſchleim-Syndetikon eignet ſich ſehr gut, bei ſehr glattem Karton werden die Klebeflächen mit dem Meſſer oder einer Nadel aufgerauht); iſt dies gut getrocknet, ſo wird nach Figur 2 das Dach ausgeſchnitten und aufgeleimt, hält auch dieſes feſt, ſo gibt Figur 3 den Kamin. Ehe das Häuschen auf ſeinem Boden befeſtigt wird, wird es auf folgende Weiſe in ein zuckeriges verwandelt: ein zu Sahne geſchlagenes Eiweiß wird mit feinſtem Staubzucker ſo dick gerührt, daß er nicht abläuft, wenn man das Haus 2—3 mm dick damit beſtreicht; Thüre und Fenſterchen beſtehen aus kleinen Schokoladetäfelchen, die wiederum von dem Zuckerteig ihren beliebigen Schmuck erhalten; kleine verſchiedenfarbige Zucker- und Schokoladenzeltchen in hübſcher Gruppierung werden auf jeder einzelnen Fläche des Hauſes und des Daches in den Teig eingedrückt; es iſt gut, wenn man die fertige Seite trocknen läßt, ehe man die zweite beginnt. Auf dem Firſt ſehen kleine Schokoladenperlen ſehr niedlich aus; Kinder, die leſen können, freuen ſich, wenn ſie ihren Namenszug in buntem Zuckerguß auf dem Dach entdecken. Eine Flocke Baumwolle in den Kamin geſteckt, gibt einen ſehr natürlich ausſehenden Rauch. Nun wird das Häuschen auf ein altes Reißbrett geſtellt, die übrige Fläche desſelben wird mit Leim beſtrichen, der Waldboden durch fein gewiegtes Moos, der Weg durch Zinnſand, der Bach durch Silberpapier markiert; einige Buchs- und Tannenzweigchen, die hineingeſteckt werden, ſtellen die Waldbäume dar. Eine Hexe oder der Bär, ſowie Hanſel und Gretel und die Entchen aus Tragant, beim Konditor zu haben und für folgende Jahre aufzubewahren, vollenden das Ganze zu einem hübſchen Schmuck für das Weihnachtszimmer.

E. M.

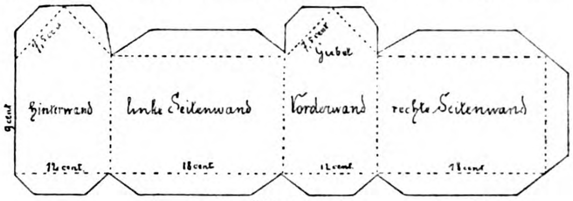


Fig. 1.

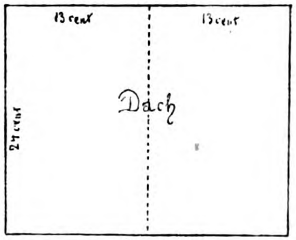


Fig. 2.

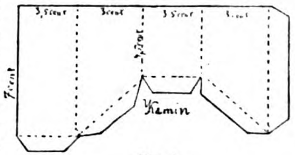


Fig. 3.

Für die Küche.

Chriſtbaumkonfekt. Schaumkonfekt. 1 kg feiner Zucker wird geläutert und zum Flug gekocht; unterdeſſen werden 10 Eiweiß (oder ¹/₂ l Eiweiß) zu feſtem Schnee geſchlagen. Dann wird der Zucker heiß unter den Schnee geſchlagen und nun langſam kalt gerührt. Wünſcht man die Maſſe noch leichter, ſo kann man 12 Eiweiß nehmen. Nun gibt man Farbe und Geſchmack dazu. Farben: Kochenillefarbe, Safran, Kakao oder Zimmet. Gewürz je nach Belieben; zu einer Safranfärbung gibt man z. B. Citronengeſchmack u. ſ. w. Nun werden auf Wachsblech ganz beliebige Formen gemacht, ovale, runde Ringe, Herzen u. ſ. w. Die Formen werden mit buntem Zucker beſtreut. Das Blech wird ebenfalls mit farbigem Zucker beſtreut, damit das Konfekt auf beiden Seiten hübſch ausſieht. Der Ofen darf beim Backen nicht zu heiß ſein, damit die Farben nicht leiden; das Konfekt muß überhaupt recht lange trocknen. Bei richtiger Ofenwärme wird es doppelt ſo hoch als es war.

A. K. B.

Weſpenneſter (vorzüglich). 250 g ungeſchälte Mandeln werden länglich fein geſchnitten, 125 g Zucker in Waſſer getaucht und die Mandeln darin gelblich geröſtet. Schnee von 6 Eiweiß, 375 g geſtoßener Zucker, 250 g geriebene Schokolade und etwas Vanille rührt man ¹/₂ Stunde tüchtig, darnach miſcht man die geröſteten Mandeln darunter und ſetzt die Maſſe theelöffelweiſe auf ein mit Wachs beſtrichenes Blech. Im warmen Ofen werden die Kuchen feſt und braun gebacken, und wenn das Blech etwas erkaltet iſt, erſt abgenommen. **J. Titus.**

Auskunft.

Fr. 37. Adreſſen von Malern, die vergrößerte Kreidezeichnungen nach Photographien anfertigen, wurden in großer Menge eingeſchickt. Wir veröffentlichen aufs Geradewohl folgende: Herr W. Hamann, Karlsruhe, Akademieſtr. 3. H. A. Böhme, Leipzig-Anger, Bernhardſtr. 20 Frl. Marie Groſſel, Belgard a. d. Perſante, Friedrichſtraße. Frl. Gertrud Friedrich, Bromberg, Wilhelmſtr. 54. (Preis 20—30 Mk) — Lonny von Berſen, Schöneberg-Berlin, Kaiſer Friedrichſtr. 9. (20 Mk.) Herr Hugo Zang, Berlin NW., Birkenſtr 77. (25—30 Mk.)

(Zu Nr. 11.)

Gleich der Heilig-Benedeiten
Macht ſich Jede ſtill bereit,
Heil und Wonne auszubreiten
Über eine tote Zeit ———!

Unſer Preisausſchreiben.

320 Weihnachtslieder — nicht mehr und nicht weniger ſind bis heute, den 1. Dezember, infolge des Preisausſchreibens im Frauendaheim Nr. 7 bei uns eingegangen. Geſpannt ſahen wir jedes einzelne darauf hin an, ob es von dem, was wir ſuchten, von dem frommen, innigen Zauberhauch der alten volkstümlichen Weihnachtspoeſie, etwas an ſich habe. Aber der Ton, um den es uns zu thun war, mag wohl ſehr ſchwer zu treffen ſein und um ſo ſchwerer, je mehr man Mühe und Abſicht darauf verwendet, ihn zu finden. Sehr viel hübſche, nette Weihnachtslieder ſind unter den geſandten, aber bei der weitaus größten Zahl fehlt leider durchaus der kindliche Ton, und wo dieſer vorhanden iſt, gebricht es wieder allzu ſehr an Rythmus und Form. Wir müſſen alſo offen bekennen —: das Ideal eines kindlichen Weihnachtsliedes iſt nicht unter den dreihundertzwanzig, jedoch kommen ihm einige Lieder doch nahe, und den vier beſten derſelben teilten wir die Preiſe zu; — den erſten von 20 Mark erhielt Fräulein Anna Marquardſen in Flensburg für folgendes Gedicht:

Nun naht im frohen Glockenklingen
Sich leis der Welt die heil'ge Nacht,
Die Nacht, von der die Engel ſingen,
Die Nacht, die uns das Heil gebracht.

Die Nacht, die Gott der Herr erkoren,
Da einſt, in längſt vergangner Zeit,
Der Welt der Heiland ward geboren
In Armut und in Niedrigkeit.

Da tönte froh die Weihnachtskunde
Durch alle Himmel jauchzend fort,
Und jubelnd klang aus Engelmunde
Das große, ſel'ge Weihnachtswort:

Daß Gottes Sohn, der Welt zu dienen,
Herniederſtieg vom Himmelreich,
Daß er, um unſre Schuld zu ſühnen,
Als Menſch den Menſchen wurde gleich.

Hab' Dank für Deiner Liebe Fülle,
Du gnadenreicher, heil'ger Chriſt!
Du Kindlein in der nied'ren Hülle,
Das aller Kinder Heiland iſt!

Sieh! Helle ſtrahlen Dir die Kerzen,
Und betend laden wir Dich ein!
So komm und leucht' in Haus und Herzen
Mit Deinem hellen Weihnachtsſchein!

Den zweiten Preis von 12 Mark erkannten wir Herrn P. Wentrup in Kl. Schwarzloſen bei Demker in der Altmark für folgendes Gedicht zu:

Du lieber Heiland Jeſus Chriſt,
Wie arm Du doch geboren biſt!
Der Stall ſo ſchlecht, die Krippe alt,
Und Winternacht ſo bitter kalt!
Chriſtkindchen arm, Chriſtkindchen arm,
Wohn' doch in meinem Herzchen warm!

Und doch biſt Du ein Königsſohn,
Im Himmel ſtrahlt Dein' güldne Kron'.
Es dienen Dir all' Engelein
Mit Jauchzen bei gar hellem Schein.
Chriſtkindchen reich, Chriſtkindchen reich,
Mach' mich den lieben Englein gleich!

Vom Paradies kamſt Du zur Erd',
Damit ich rein und ſelig werd'.
Drum beten Hirten fromm zu Dir
Und preiſen froh Dich für und für.
Chriſtkindchen komm, Chriſtkindchen komm,
Und mach' mich wie die Hirten fromm!

Chriſtkindchen, o wie Du mich liebſt,
Was Du mir heut für Wonne gibſt!
Dein' Äuglein lachen hell mich an,
Daß ich genug nicht jubeln kann.
Chriſtkindchen mein, Chriſtkindchen mein,
Zieh gnädig in mein Herzlein ein!

Fräulein Eliſabeth Kolbe in Berlin erhielt den 3. Preis mit 10 Mark für folgendes Gedicht:

Lieb Väterchen, lieb Mütterlein,
Wie hab' ich mich gefreut
Auf Weihnachtsduft und Weihnachtsſchein
Und Weihnachtsklang bis heut!

Nun habt Ihr mir den Lichterbaum
So ſtrahlend angeſteckt,
Und reicher, wie im ſchönſten Traum,
Seh' ich den Tiſch gedeckt.

Dazu der Gruß aus Engelmund —
Mir iſt das Herz ſo voll!
Ach, lieber Heiland, thu' mir kund,
Wie ich recht danken ſoll!

Du wirſt ja ſelber heut ein Kind,
Das Gottes Willen thut;
O, mache mich Dir gleichgeſinnt:
Gehorſam, fromm und gut!

Du Himmelskind nimmſt mir zulieb
Der Erde Armut an;
O hilf, daß ich mit warmem Trieb
Dich wieder lieben kann! —

Ja, nimm heut unſre Herzen hin
Zum Pfand der Dankbarkeit;
Dein Friede weihe Haus und Sinn
In dieſer Gnadenzeit!

Den vierten Preis mit 8 Mark gaben wir Fräulein F. Reinhart in Straßburg i/E. Es lautet:

Zu Bethlehem im Abendſchein
Schlafen die Hirten und Herden ein.
Kein Sternlein erhellt die finſtre Nacht,
Doch Einer im Himmel, der ſorgt und wacht.
„Ehre ſei Gott in der Höh'!“

Zu Bethlehem von fern und nah
Singen die Englein ihr Gloria;
Da wecken ſie auf, was träge ſchlief,
Und rufen's hinein in die Herzen tief:
„Ehre ſei Gott in der Höh'!“

Zu Bethlehem, im Kripplein klein,
Liegt es, das göttliche Kindelein.
Es ſtieg uns herab vom Himmelsthron
Ins Erdendunkel der Gottesſohn.
„Ehre ſei Gott in der Höh'!“

Zu Bethlehem mit frommem Sinn
Knien mit den Hirten wir lobend hin.
Da beten wir an in ſtiller Nacht
Das Kind, das von Sünden uns ſelig macht:
„Ehre ſei Gott in der Höh'!“

Natürlich können wir die eingeſandten Gedichte nicht zurückſenden und nicht näher auf ſie eingehen. Einige davon drucken wir wohl nächſtes Jahr noch ab. Heute ſagen wir allen Einſendern nur noch herzlichen Dank und freundlichen Weihnachtsgruß! **Die Redaktion.**

Spielzeug.

Ein großes Vergnügen für Kinder iſt es bekanntlich, mit Waſſer und Sand zu ſpielen; wer daher eine kleine Mühe nicht ſcheut, wird durch die Herſtellung eines kleinen Puppenſeebades leicht ein Kinderherz erfreuen. Von einem Klempner läßt man ſich einen beliebig großen Blechkaſten anfertigen, deſſen Rand rund herum etwa 5 cm hoch iſt, auf der einen Seite wird von einem Ende bis zum anderen noch ein kleiner Kaſten angebracht, der, mit Waſſer gefüllt, die See vorſtellt, der übrige Raum iſt der Strand. Am entgegengeſetzten Ende der See wird nun zuerſt ein kleines Zelt errichtet, das als Reſtauration angeſehen wird; am beſten nimmt man dazu ein japaniſches Sonnenſchirmchen, das man vermittels Leimes am Boden befeſtigt, am oberen Ende desſelben bringt man eine bunte Fahne an. In das Zelt kommt ein kleiner Tiſch und einige Stühle aus Holz oder Pappe. — Einige Badekabinen ſtellt man entweder aus Cigarrenholz oder bunt beklebter oder bemalter Pappe her, zur Thür dient ein Vorhang aus buntem Zeug, hinein kommen eine kleine Bank, ein Spiegel und ein paar Nägel zum Anhängen der Kleidungsſtücke. Eine kleine Leine, die zwiſchen zwei Stäben befeſtigt wird, dient zum Trocknen der Badeanzüge. Der Boden des Kaſtens wird mit Leim beſtrichen und mit Sand beſtreut, den man teilweiſe in Häufchen bringt, worin kleine, aus Holz geſchnitzte Schaufeln ſtecken. Nun gruppiert man einige kleine Strandkörbe und Feldſeſſeln und bevölkert den Strand mit den verſchiedenſten Puppen. Eine Badefrau bewacht das Baden der Puppenkinder. Auf dem Waſſer ſchaukeln ein paar aus Borke geſchnittene Kähne; einige Möwen und vielleicht hier und da ein kleiner Hund aus Porzellan vervollſtändigen das Ganze. **Lisbet.**

Liebe und Freude.

Weihnachtsſpiel.

(Zwei kleine Mädchen, in loſe, weiße Gewänder gekleidet, mit offenem Haar und an den Schultern befeſtigten Flügeln, die Liebe und die Freude, als Weihnachtsengel, treten ein. Letztere trägt ein kleines, goldenes Füllhorn mit Geſchenken für Kinder. Ein brennender Chriſtbaum ſteht im Zimmer.)

Die Freude.

Wir Engel ſind als Boten beſtellt,
Zu bringen die freudige Kunde,
Daß Chriſtkindlein, das Heil der Welt,
Geboren zu dieſer Stunde.
In Bethlehem, aus dem Krippchen ſchmal
Aufging der Freude leuchtender Strahl.

Die Liebe.

Wir Engel künden landaus, landein,
Daß keinem verborgen es bliebe,
Daß heut' als Kindlein arm und klein
Geboren die ewige Liebe.
Die die Welt erlöſte von Sünd' und Not,
Die Liebe, die Liebe bis in den Tod.

Die Freude.

Ei, hier brennt der Tannenbaum,
Ganz mit buntem Schmuck behangen,
Und von Gold- und Silberſchaum
Blitzen Nüß' und Äpfelwangen.

O du ſel'ge Weihnachtszeit!
Fröhlich regten wir die Hände,
Alles, alles iſt bereit
Und der Engel Werk zu Ende.

Ausgeteilt und ausgeſtreut
Sind der Engel Weihnachtsgaben,
Auch das ärmſte Kindchen heut'
Will ſein buntes Spielzeug haben.

Kinderherzen, fern und nah,
Laß in Wonne ich erbeben,
Denn die Freude bin ich ja,
Freude iſt mein Thun und Leben.

Die Liebe.

Schweſterchen, die Freude nicht
Iſt's nur, die die Chriſtnacht kündet,
Liebe, Liebe heißt das Licht,
Das in Bethlehem entzündet.

Weithinleuchtend ſtand der Stern.
Niederwärts aus ſel'gen Auen
Folgten ſeinem Glanz wir gern,
Um Marias Kind zu ſchauen.

Einmal nur im Jahreslauf
Naht der Erde ſich der Himmel;
Jauchzen ſchallt hinab, hinauf,
Durch der Flocken Glanzgewimmel.

Allen Kindern, fern und nah,
Lehr' ich falten fromm die Hände,
Denn die Liebe bin ich ja,
Liebe, Liebe ohne Ende.

Die Freude.

Tret' ich in der Kinder Schar,
Bei dem Schall der Weihnachtsglocken,
Bringend meine Gaben dar,
Welch' ein Jubel, welch' Frohlocken!

Die Liebe.

Selig klopft der Kinder Herz,
Lächeln blüht auf ihrem Munde,
Sie vergeſſen Spiel und Scherz,
Bring' vom Chriſtkind ich die Kunde.

Die Freude.

Schweſter, ja, ich bin gering
Neben dir, du Hehre, Weiſe,
Bin ein klein', einfältig Ding
In der Schweſterengel Kreiſe.

Die Liebe.

Nicht gering biſt du, die lind
Blumen ſtreut auf Erdenmängel.
Lieb' und Freude, beide ſind
Wir die rechten Weihnachtsengel.

Unſer Weg iſt weit, noch weit,
Laß uns breiten unſre Schwingen,
Von der Chriſtnacht Herrlichkeit
Andern Botſchaft noch zu bringen.

Die Freude.

Kinderaugen leuchten hell.
Schweſter, laß uns noch verweilen,
Daß aus meinem Füllhorn ſchnell
Ich die Gaben kann verteilen.

(Zu den Kindern, denen ſie aus dem Füllhorn Geſchenke austeilt.)

Dies und dies und dies für dich!
Daß ſich euer Herzchen freue,
Chriſtkindlein ſchickt es durch mich —

Die Liebe.

Chriſtkindlein, das liebe, treue;

Euer aller Heil und Hirt
Das ihr ſollt von Herzen lieben,
Das euch immer lieben wird,
Wenn ihr brav und gut geblieben.

Beide.

Nun lebt wohl! Wenn übers Jahr
Sinkt die heil'ge Chriſtnacht nieder,
Dann zu euch, ein Engelpaar,
Kehren Lieb' und Freude wieder.

(Während die Kinder ein Weihnachtslied ſingen, entfernen ſich, abſchiedwinkend, die Engel.) **S.**

Weihnachtsgeſchenke.

Brandmalerei. Ein nicht ſehr koſtbares, ſchnell herzuſtellendes und dabei recht originelles Geſchenk iſt folgender „Autographen-Tiſch.“ Man läßt ſich einen Tiſch mit achteckiger Platte und einem dunkel gebeizten Fuß anfertigen. Die Platte bleibt faſt ganz weiß; man verziert ſie nur mit einem nicht ſehr breiten, gebrannten Rande und malt in die Mitte entweder einen Stern in dunkeln Holztönen oder ein Landſchaftsbildchen. Der Empfänger des Tiſches läßt ſich ſpäter von guten Freunden und Bekannten ihre Namen mit Bleifeder auf den Tiſch ſchreiben und womöglich noch ein nettes Verschen oder einen kurzen Spruch dazu. Dieſe Schriftzüge werden dann mit dem Brennſtift ſorgſam nachgezogen und die Platte, wenn ſie erſt ganz mit Namen bedeckt iſt, mit Wachs und Terpentin gebohnt. Ein ſolcher Tiſch fand bei einem Polterabend kürzlich vielen Beifall. In der Mitte desſelben befand ſich ein kleines Bild von der neuen Heimat der Braut, von gemalten Myrtenzweigen umgeben, und ebenſolche Myrtenſträuße waren unregelmäßig über die weiße Platte geſtreut, die ſich bald mit den Namen ſämtlicher Gäſte füllte. Ein ſolcher Tiſch kann auch die Stelle eines Fremdenbuchs vertreten. Ein zweites ſehr nettes Geſchenk beſteht in einem eigenartigen kleinen Hocker, den man ſich auf folgende Art anfertigen läßt. Von einem gewöhnlichen Baumſtamme wird ein Stück von etwa 38—44 cm Höhe abgeſägt und die obere Platte, die als Sitz dienen ſoll, vom Tiſchler glatt geſchliffen, und dann verziert man ſie mit einer Brand- oder Ölmalerei. Auf die untere Seite des Stammes wird ein Stück Tuch geleimt und damit iſt der kleine Hocker fertig. Ein dazu paſſendes Tiſchchen iſt auch leicht zu beſchaffen. Ein Stück von einem ſtarken Aſt oder dünnen Baumſtamm bildet den Fuß, und die Platte wird ebenfalls auch nur von einem Baumſtamm — natürlich von einem mit größerem Umfange — abgeſägt und dann in derſelben Weiſe abgeſchliffen und bemalt wie der Hocker. Kleine Platten, aus ganz dünnen Baumſtämmen hergeſtellt, laſſen ſich ſehr gut als Unterſätze für heiße Milchtöpfe und Kaffeekannen benutzen. Mit einer zierlichen Brandmalerei geſchmückt, ſehen ſie wirklich allerliebſt aus und eignen ſich vortrefflich zu kleinen Geſchenken. **M. H.**

Ein hübſches und zugleich praktiſches Geſchenk für kleine Knaben iſt eine Lederſchürze, mit Brandmalerei oder Ätzarbeit verziert. Aus einem Schaffell, das in jeder Lederhandlung zum Preiſe von 2 bis 3 Mk., je nach der Größe, zu haben iſt, ſchneidet man das kleine Schurzfell zu und faßt es ringsherum mit brauner Wollborte ein. Die Nähmaſchine macht dieſe Arbeit, wenn die Borte vorgeheftet iſt, ſchnell und leicht. Dann zeichnet man allerhand Spielzeug — Vorlagen liefert jedes Bilderbuch — mit weichem Bleiſtift auf das Schürzchen; wer im Freihandzeichnen nicht geübt iſt, kann auch Pauspapier und Blaubogen benutzen. Mit dem Brennſtift oder mit Feder und Ätznatron wird darauf die Zeichnung ausgeführt. Eine leichte gebrannte oder geätzte Kante bildet den Abſchluß. Aus einem größeren Fell kann man zwei Schürzen fertigen, oder man verwendet die Reſte zu Schreibmappen, Notiz- oder Nadelbüchern, Buchhüllen, Tintenwiſchern und anderen Kleinigkeiten, für die in der Weihnachtszeit wohl jeder Verwendung hat.

Weihnachtsgruß an ein junges Paar.

Auf einer Weihnachtskarte mit brennendem Chriſtbaum.

Zum erſtenmal unterm Tannenbaum,
Wenn fröhlich die Kerzen brennen,
Ein glückliches Paar — ich wüßte kaum,
Was ſeliger ſei zu nennen! **H. E.**

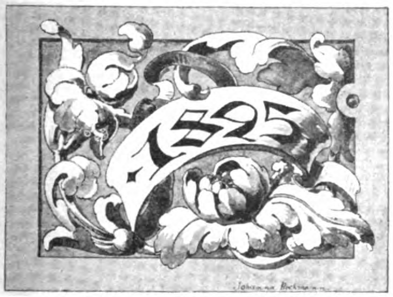
Liebhaber-Photographie.

Der Artikel über obiges Thema im Frauen-Daheim wird gewiß vielfach Intereſſe erregt und manche Freundin der „Lichtbildkunſt“ erworben haben. Da es nun nur zu häufig vorkommt, daß bald hier bald dort ein Mißerfolg zu verzeichnen iſt, ſo wird es von Wert ſein, zu wiſſen, daß das photographiſche Laboratorium und Verſandgeſchäft von Hoflieferant Gümbel in Paſing bei München mit Vergnügen bereit iſt, über alle derartigen Fragen auf Grund langjähriger Erfahrung koſtenlos Auskunft und Rat zu erteilen und auch bei Wahl eines Apparates gern an die Hand geht. Dasſelbe liefert gleichzeitig alle nötigen Artikel, auch die von Wünſche, zu Fabrikpreiſen und beſorgt auf Wunſch das Kopieren, Vergrößern ꝛc.

Handarbeit.

Bettvorlagen aus Haſenfellen. Da ſo manche Hausfrau auf dem Lande ihre Haſenbraten nicht bratfertig aus der Wiltprethandlung holen kann, ſondern die Haſen meiſt ſelbſt abziehen muß, glaube ich einigen der Daheimleſerinnen einen Gefallen zu thun, indem ich hiermit eine praktiſche Verwendung der Felle beſchreibe. 4 Stück Haſenfelle läßt man gerben, ſchneidet jedes einzelne, doch ſo, daß die Haare dabei nicht leiden, in ein längliches Quadrat, näht alle 4 Teile überwendlich zuſammen, ſodaß das Ganze wie ein größeres Fell ausſieht. Oben abgerundete, unten ſchräg zugeſpitzte Tuchſtückchen languettiert man weitläufig und ſetzt ſie kranzartig um das Fell, deſſen Ecken man auch nach Belieben etwas abrunden kann, herum. Die ſehr niedlich ausſehende Bettvorlage wird durch eine untergelegte Lage Watte ſehr ſchön warm; ſie wird mit etwas geſteiften Drell ſorgfältig abgefüttert. Da die Felle ſtets etwas zarter als andrer Pelz ſind, iſt es ratſam, dieſelben nicht zu ſtark auszuklopfen. **Erika.**

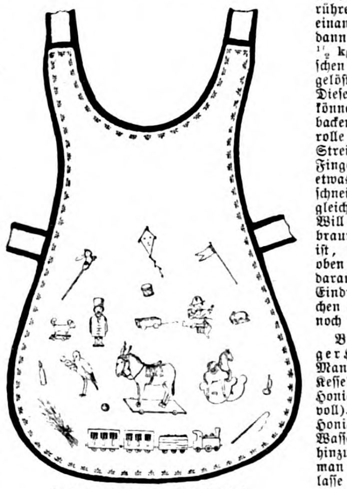
Als ein hübſches Geſchenk für einen Herrn ſind die nachſtehend beſchriebenen Hausſchuhe zu empfehlen, die elegant ausſehen und überaus leicht und ſchnell anzufertigen ſind. Nach Maßgabe eines Stiefels des zu Beſchenkenden läßt man vom Schuhmacher ein gut ſitzendes Modell ſchneiden, deſſen Konturen man auf dünnem, dunkelolivgrünem oder braunem Saffianleder abzeichnet und ausſchneidet. Darauf überträgt man auf das Leder eine geſchmackvolle Arabeskenzeichnung und näht, den Linien derſelben folgend, feine goldgedrehte Rokokochenille, in der Farbe des Leders, auf. Möglichſt unſichtbare Überfangſtiche von gleichfarbiger Seide dienen zu ihrer Befeſtigung. Hier und da kann nun noch etwas Japangold — doch nicht zu viel — zur Verwendung gelangen, wodurch die Wirkung der Stickerei noch weſentlich gehoben wird. **Margot.**



Vorlage zu einem kleinen Adreſſen- oder Notizbuch. (Lederpunzarbeit.)

Puppen-Invaliditätsverſicherung.

Die fleißige Spielzeugſtadt Sonneberg in Thüringen möchte ihre „unverwüſtlichen“ zerlegbaren Gelenkpuppen wieder in recht großen Scharen in die Häuſer und unter die Tannenbäume entſenden. Die Fabrikanten Pulvermacher und Weſtram machen auf ihre reizenden Puppenkinder, die vermöge ihrer abſchraubbaren Glieder über die ſchlimmſten Arm- und Beinbrüche billig und leicht wie keine ihresgleichen hinwegkommen, alle praktiſchen Mütter durch uns aufmerkſam. Am beſten iſt's, ſich gleich mit dem Weihnachtspüppchen noch ein paar Reſerveärmchen mitkommen zu laſſen. Die Kurkoſten für das nächſte Puppenunglück ſind dann mit 40 Pf. ſchon voraus bezahlt.



Lederſchürze. Brandarbeit.

Praktiſcher Schlüſſelkorb.

Mein letzter Geburtstag brachte mir als Erfüllung eines Wunſches einen neuen Schlüſſelkorb, deſſen praktiſche Einrichtung ich den verehrten Mitleſerinnen des Frauendaheim zur Nachahmung empfehlen möchte. Der dritte Teil des ziemlich großen Korbes iſt durch eine dünne. geflochtene Wand abgeteilt und mit einem geflochtenen Deckel verſehen, der ſich mittels einer Korböſe leicht in die Höhe heben läßt. Meine Kinder haben dieſen abgeſonderten Raum im Schlüſſelkorbe „die Beilade“ getauft, in derſelben haben ein kleines Notizbuch, eine Bleifeder, eine Schachtel Streichhölzer, ein Meſſer und etwas Bindfaden — lauter Dinge, die man im täglichen Leben gern zur Hand hat — ihren Platz gefunden, auch einige kleine Schlüſſel, die früher zum Gebrauch immer erſt mühſam aus dem Korbe herausgeſucht werden mußten, werden darin aufbewahrt. Ich glaube nicht, daß ein ſolcher Korb in Geſchäften, die derartige Waren führen, käuflich iſt, aber jeder Korbmacher fertigt ihn auf Beſtellung an; mir iſt die kleine „Beilade“ ungemein bequem, und ich möchte dieſelbe ſehr ungern in meinem Schlüſſelkorbe entbehren. **H. Rühler.**

Für die Küche.

Braune Pfeffernüſſe. 1 kg Sirup, 150 g Gänſeſchmalz, 70 g Butter, 150 g Zucker, Gewürz nach Belieben, gieße man kochend über 1 kg Mehl, rühre es gut durcheinander und rühre dann allmählich noch ½ kg Mehl dazwiſchen und 30 g aufgelöſte Pottaſche. Dieſe Pfeffernüſſe können ſofort gebacken werden. Man rolle lange, runde Streifen davon, drei Finger dick, reibe ſie etwas breit und zerſchneide ſie ſchräg in gleichmäßige Stücke. Will man ſehen, ob brauner Kuchen gar iſt, ſo drücke man oben mit dem Finger darauf. Bleibt der Eindruck in dem Kuchen ſtehen, ſo iſt er noch nicht gar.

Braunſchweiger Honigkuchen. Man gebe in einem Keſſel beliebig viel Honig (aber nur ⅔ voll). Auf 4 kg Honig gebe man 1 l Waſſer und 1 Eiweiß hinzu. Nun rühre man ihn gehörig und laſſe ihn kochen (auf gelindem Feuer), dann laſſe man ihn durch ein Haarſieb laufen und bis zur Fingerwärme abkühlen. Darauf arbeite man ſo viel geſiebtes Weizenmehl hinein, daß es ein mäßig feſter Teig wird. Das Mehl muß aber ſehr gut dazwiſchen gearbeitet werden, damit keine Kügelchen darin bleiben. Der Teig wird in ein hölzernes Gefäß gethan und gut zugedeckt; er hält ſich jahrelang, man kann jede Zeit davon verarbeiten. Der Kuchen wird hernach ganz dick ausgerollt (in Handhöhe) und am beſten in Formen wie Brotkaſten gebacken. Am Abend vorm Backen knete man auf 1 kg Teig 2½ g Pottaſche dazu.

Braunſchweiger Kuchen (Sirupteig). Eine beliebige Quantität Sirup bringe man zu Feuer (auf 6 kg Sirup thue man 1 l Waſſer mit hinein) und laſſe ihn ſo lange kochen, bis er einen Faden zieht, der nicht durchreißt. Dann nimmt man den Keſſel vom Feuer und läßt den Sirup bis zur Fingerwärme abkühlen. Nun arbeitet man ſo viel geſiebtes Weizenmehl hinein, bis man einen mäßig feſten Teig erhält. Das weitere Verfahren iſt genau wie oben. Auch arbeite man am Abend, vor dem man backen will, die Pottaſche dazwiſchen, und zwar auf 1 kg Teig 2½ g, am beſten mit Ammoniak aufgelöſt. **A. K. B.**

Tannenbaum-Konfekt. 7 Eiweiß ſchlägt man zu einem recht feſten Schnee und rührt darauf 1 Pfund feinſten Puderzucker nebſt etwas zerſtoßener Vanille darunter. Nun formt man von recht feſtem Papier eine Düte, gibt von der Schneemaſſe hinein, biegt darauf das Papier oben feſt zu, ſchneidet die Spitze der Düte ab, ſo daß eine circa erbſengroße Öffnung entſteht, und ſpritzt nun, indem man die Düte drückt, kleine Sächelchen, wie Roſetten, Ringe, Eſſen, Leiern u. dgl. auf ein mit feinſtem Zucker beſtäubtes Papier. Dann beſtreut man dieſelben mit buntem Zucker, welchen man in jeder Konditorei erhält, beſteckt ſie mit zerſchnittenen Mandeln und trocknet ſie in ſchwacher Hitze. **W.**

Chokoladekränze. ½ Pfund Mehl, ½ Pfund Zucker, ½ Pfund zerriebene Schokolade, 50 g Butter, 2 ganze Eier, etwas abgeriebene Citrone, zerſtoßener Zimmet und Nelken werden zuſammen angewirkt, dann kleine Kränze davon geformt, welche man auf ein mit Butter beſtrichenes Backblech legt und in einem heißen Ofen bäckt. Wenn ſie aus demſelben wieder herauskommen, beſtreicht man ſie mit Zuckerglaſur, der man etwas Roſenwaſſer beigemiſcht, und nimmt die Kränze noch warm vom Blech. **W.**

Marzipankonfekt (Königsberger Marzipan.) Marzipanmaſſe wird zu einer 1 cm dicken Platte ausgerollt, welche man auf Oblate legt und mit Himbeermarmelade beſtreicht. Nun rührt man von Puderzucker und Roſenwaſſer eine Zuckerglaſur an, womit man die Marmelade beſtreicht, dieſelbe mit einem Meſſer glättend. Dann beſtreut man ſie ſehr dicht mit recht fein zerſchnittenen Mandeln und bäckt die Platte in einem nicht zu heißen Ofen. Darauf zerſchneidet man ſie, noch warm, in längliche Stückchen. **W.**

Frauenbüchertiſch.

Für den Weihnachtstiſch der Dienſtboten empfehlen wir: „Das goldene Buch für das Haus- und Dienſtmädchen von Auguſte Halm (Berlin, A. Frantz).“ Das kleine Buch gibt in einfacher, freundlicher Sprache die beſten Lehren und praktiſchſten Ratſchläge. Jungen Hausfrauen ſei es zu eigenem Studium empfohlen.

(**J. v. W.**) Den Müttern heranwachſender Töchter können wir als neueſtes Buch vom guten Ton die elegant ausgeſtattete, trefflich geſchriebene „Lebenskunſt“ von B. von York, Verlag von Adalbert Fiſcher in Leipzig, empfehlen.

E. J. in J. Die „Neuen Gedichte“ von Frida Schanz ſind bei J. J. Weber in Leipzig erſchienen. Preis des elegant ausgeſtatteten Buches 6 Mark.

Frau v. K. auf W. Für Ihren Herrn Gemahl, der, wie Sie ſchreiben, „enragierter Landwirt, großer Jäger und Forſtmann und gleichzeitig begeiſterter Naturfreund“ iſt, eignet ſich kein Buch als Weihnachtsgeſchenk beſſer wie das „Jahrbuch der Natur. Das heimiſche Naturleben im Kreislauf des Jahres. Von Karl Ruß.“ (Zweite Aufl. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim.) Das Buch enthält eine Darſtellung des heimiſchen Naturlebens im Lauf der Jahreszeiten und der damit zuſammenhängenden menſchlichen Thätigkeiten in Feld und Wald, in Stall und Scheune, im Garten, am Fiſchteich, in der Vogelſtube, in der Baumſchule u. ſ. w. Von dieſem Geſichtspunkt aus ſind für jeden Monat die Naturvorgänge geſchildert und eine tabellariſche Überſicht aller Lebensäußerungen in der freien Natur geboten. Sowohl der Liebhaber, wie auch der angehende Forſcher findet in dem ſchönen Werke Auskunft über ſämtliche Regungen des Tier- und Pflanzenlebens zu jeder Friſt im Jahre, ſoweit ſich Angaben für beſtimmte Zeiträume aufſtellen laſſen, und im weiteren werden Anhaltspunkte gewährt für die in jeden Monat fallenden Arbeiten in den verſchiedenen Zweigen des mit dem Naturleben zuſammengehörigen menſchlichen Schaffens. Eingeteilt iſt das Buch naturgemäß in 12 Kapitel, deren jedes einen Monat des Jahres umfaßt, und in jedem dieſer Kapitel ſind alle Vorgänge im Naturleben verzeichnet, z. B., welche Bäume und Sträucher in dem betreffenden Monat blühen oder Früchte haben, welche Vögel niſten, durchziehen, ankommen, wie der Teich bewirtſchaftet werden muß, wie es im Obſtgarten ausſieht und was darin zu thun iſt, was der Forſt erheiſcht ꝛc. So iſt alles kalenderartig und ungemein überſichtlich eingeteilt. Feſſelnd leſen ſich die Schilderungen des Naturlebens der Monate, und es fehlen auch nicht Hinweiſe auf die Gebräuche und Feſtlichkeiten unſerer Altvorderen, die ſich zum Teil mindeſtens als Anklänge bis zur Gegenwart in unſerem Volksleben erhalten haben. Kurz, das ungemein vielſeitige, anregende und belehrende, mit ſchönen, charakteriſtiſchen Monatsbildern geſchmückte Buch iſt ein echtes und rechtes Weihnachtsgeſchenkwerk für den Tiſch des gebildeten Landwirtes, des Forſtmannes, des Naturfreundes, Sammlers und Liebhabers, alſo für Ihren Zweck gerade das richtige.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 12.)

Nun flackern wieder die hellen Kerzen
Durch die dunkelſte Nacht. Es wird Friede hier!
Es pocht an die Pforten; es pocht an die Herzen:
Siehe, dein König kommt zu dir!

Weihnachtsbitte für Kinder.

(Zum Aufſagen am Weihnachtsabend und bei der Schulweihnachtsfeier.)

Chriſtkind mit der Engel Schar,
Komm' zu uns auch dieſes Jahr,
Chriſtkindlein, wir bitten dich,
Sei zu uns recht gnädiglich.

Sei zu uns nicht gar zu ſtreng,
Lieber Ruprecht, denn bedenk':
Unſer Köpfchen iſt noch klein,
Und es muß ſo viel hinein;
Und die **Qu** und **Q** und **Y**
Machen uns viel Ach und Weh;
Und wenn uns das **X** nicht glückt,
Denk', wir ſind noch ungeſchickt.

Was du vor'ges Jahr gebracht,
Ei, das war wohl eine Pracht,
Aber, lieber Weihnachtsmann,
Sieh' es ſo genau nicht an,

(bittend:)

Denn die Reiterei von Zinn
War auch wirklich etwas dünn,
Und das Bilderbuch — gewiß —
Hatte einen kleinen Riß.

Doch wir waren brav und fromm,
Darum, liebes Chriſtkind, komm,
Komm mit deinem Himmelsſchein
Auch in unſer Haus hinein.

Doch bedenk' die Armen erſt,
Eh' du gnädig uns beſcherſt.

Julius Loßmeyer.

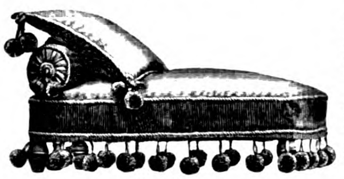
Die Verzierung von Weihnachtsgebäck.

Welche Hausfrau, und ſei ſie auch zu gewöhnlichen Zeiten aller Hausbäckerei fremd, rührte nicht zur Weihnachtszeit eifrig die Hände, um allerlei „Gutsle“ für den Weihnachtstiſch und, wo kleine, ſüßigkeitsliebende Hausgeiſtchen das Haus beleben, auch für den Chriſtbaum herzuſtellen. Und wenn auch das Backwerk an ſich ſchon allein verlockend und appetitlich ausſieht, zur Weihnachtszeit haben wir das Bedürfnis, ihm ein beſonders weihnachtliches Ausſehen zu geben, beſonders wenn es den Chriſtbaum mit putzen ſoll. Schwer iſt das Verzieren des Backwerkes kaum, aber manchen Hausfrauen fehlt die Erfindungsgabe, und ihnen werden einige kleine Fingerzeige darüber gewiß willkommen ſein. — Vor allem muß man beim Backen ſchon von vornherein auf verſchiedene Formen achten, um möglichſt Abwechſelung zu haben und durch die mannigfache Form auch Gelegenheit zu verſchiedenartigem Ausputz. Große Stücke ſind überhaupt nicht zu empfehlen, alle Formen müſſen klein ſein, man hat durch die für ein billiges Geld käuflichen verſchiedenen Ausſtecher eine reiche Auswahl aller möglichen kleinen Geſtaltungen. Wo es ſich um leichtes Gebäck handelt, kann man ſchon durch verſchiedene Färbung des Teiges hübſches Ausſehen erzeigen, z. B. eignet ſich das folgende Rezept trefflich zum Färben des Teiges, der roſa wird durch Zuſatz von etwas Cochenille, braun durch Erſatz eines Teiles Zucker durch geriebene Schokolade. Man nimmt 500 g Mehl, 375 g Zucker, 1/8 l Roſenwaſſer, ebenſoviel kalte Milch, 1 Eigelb, 3 Theelöffel Viktoria-Backpulver, eine Priſe Salz, etwas geriebene Citronenſchale, wirkt daraus einen Teig, färbt die Hälfte roſa und rollt ihn aus, um ihn zu allerhand Figuren auszuſtechen. Die übrige Hälfte kann man nochmals teilen und mit aufgelöſter dicker Schokolade die eine Hälfte färben, während die letzte Hälfte weiß bleibt. Am gleichmäßigſten gelingt die Färbung, wenn man jeden Teil des Teiges für ſich mit dem Färbmittel auswirkt, bei einiger Übung teilt ſich aber auch dem fertigen Teig, der natürlich mit dem Farbſtoff durchgearbeitet werden muß, die Farbe gleichmäßig mit; beim Backen iſt zu beachten, daß die Küchlein keine braune Farbe annehmen dürfen, alſo bei ſehr gelinder Ofenhitze gebacken werden müſſen. Zum Verzieren eignet ſich farbiger oder auch nur weißer Guß faſt immer (Vorſchriften zur Anfertigung von Guß bringt Davidis Kochbuch), ſehr hübſch macht ſich auch zweifarbiger Guß, wobei man die kleinen Kuchen zur Hälfte oder auch noch mannigfacher und bunter moſaikartig mit den verſchiedenen Güſſen beſtreichen kann. Ebenſo kann man einfarbigen getrockneten Guß mit andersfarbigem Guß verzieren, indem man Kreiſe, Bogen, auch wohl Namenszüge durch eine ſpitze, feſte Düte auf den fertigen Kuchen ſpritzt. Solange der Guß noch feucht iſt, kann er auch mit allerlei kleinen Dingen belegt werden, die dann in ihm haften bleiben, man kann die ganze Oberfläche dicht mit buntem Streuzucker beſtreuen, oder Blümchen aus Succadeblättchen, Mandelſtiftchen und kleinen abgetropften Kirſchen hineinlegen, auch ganz kleine Schokoladeplätzchen laſſen ſich zu hübſcher ſternförmiger Verzierung benutzen. — Beſonders hübſch iſt das folgende kleine Marzipangebäck, zu dem man 500 g ſüße und 35 g bittere Mandeln reibt, ſie leicht mit einigen Löffeln Roſenwaſſer beſprengt und mit 500 g Puderzucker und etwas geriebener Citronenſchale vermiſcht. Die Maſſe wird unter beſtändigem Durcharbeiten mit einem Holzſpatel ſo lange über gelindem Feuer gerührt, bis ſie ſich vom Gefäß ablöſt und nicht mehr am Finger klebt. Der Marzipanteig muß abkühlen, wird dann auf ein Brett gelegt, noch mit etwas Puderzucker durchknetet und nun zu kleinen Ringen, Bröten, Brezeln u. dergl. geformt. Neuerdings hat man ſehr hübſche Konfektrollen aus Porzellan, die verſchiedene reliefartig verzierte Vierecke zeigen, welche man dem Backwerk durch einmalige kräftige Drehung aufpreßt; ich bezog ſie von Otto Oehlmann in Leipzig. Das oben beſchriebene Marzipanbackwerk wird auf ein mit Papier belegtes Blech gelegt und bei mäßiger Hitze (mehr Ober- als Unterhitze!) gelblich gebacken. Man überzieht die kleinen verſchiedenen Dinge mit einem weißen Citronenguß und garniert ſie auf ebenſo einfache wie reizvolle Weiſe mit eingemachten, gut abgetropften Früchten, ausgeſtochener Fruchtgallert und kleinen, mit einem Dreſſiermeſſer geſchnittenen Succadeblättchen und -ſtreifen.

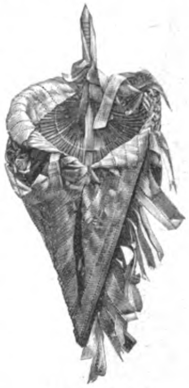
L. H.

Handarbeit.

Unter den tauſend reizenden Sächelchen, die geſchickte Frauenhände für den Weihnachtstiſch anfertigen, dürfte vielleicht auch das zierliche Nadelkiſſen in Form eines Ruhebettes, welches unſere Abbildung zeigt, noch Nachahmung finden. Die Herſtellung iſt höchſt einfach. Man nimmt eine Pappſchachtel von ca. 20 cm Länge und 8 cm Breite, polſtert ſie mit Watte und bezieht dieſes Polſter mit rotem Atlas oder beliebigem anderen Stoff. Das Kopfende des kleinen Ruhebettes beſteht aus einer großen wattierten Garnrolle, die ebenfalls mit Atlas bezogen iſt. Ganz niedrige Garnrollen ergeben die vier Füße, die bronziert und der Pappſchachtel angeleimt werden. Die Herſtellung des kleinen Sofakiſſens dürfte unſeren Leſerinnen bekannt ſein, wir begnügen uns daher damit, zu erwähnen, daß Goldſchnur die Kanten des Ruhebettes, ſowie des dazu gehörigen Kiſſens — das übrigens am Kopfende befeſtigt werden muß — verziert. Rotſeidene Pompons bilden den Abſchluß an den unteren vier Seiten. Unſere Vorlage iſt ein hübſcher Schmuck für den Nähtiſch der Hausfrau, ein noch hübſcherer und willkommener vielleicht für des Töchterchens Puppenſtube.



Ruhebett.



Staubtuchkorb.

Staubtuchkorb. Ein Palmenblattfächer (käuflich bei Taen Arr Hee in Berlin, Leipziger Str.) wird in eine gefällige Form gebogen und mit einigen Stichen befeſtigt. Dann wird ein kurzer Shawl von Cigarrenbändern, in Breite und Farbe abwechſelnd oder bedruckt und unbedruckt, zuſammengenäht, graziös auf das Palmenblatt arrangiert und mit gelben und ſchwarzen Pompons verziert.

Praktiſches fürs Haus.

Noch im letzten Augenblick vor dem Weihnachtsfeſt kommt uns ein hübſcher hauswirtſchaftlicher Gegenſtand unter die Hände, deſſen Anſchaffung als praktiſches und billiges Geſchenk wir jedermann empfehlen können: ein brauchbarer und appetitlicher verſchloſſener Salzbehälter für die Tafel, der ſowohl die Entnahme einer beſtimmten Menge als auch das Ausſtreuen von Salz, Pfeffer ꝛc. geſtattet. Wie es gemacht wird, können wir wegen Mangels an Raum nicht erklären: man laſſe ſich das hübſche Ding kommen, welches von J. Skop, Berlin, Brüderſtr. 12, für 1 Mk., franko 1,20 Mk., zu beziehen iſt.

Für die Küche.

Karpfen auf Holſteiner Art. Da die Holſteiniſchen Karpfen für die beſten gelten, ſollte man ſie dort, meine ich, auch zu kochen verſtehen. Unſer Rezept iſt folgendes: Die Karpfen (am beſten etwa dreipfündige) werden abgeſpült, ehe man ſie bereiten will, dann ſchneide man ſie behutſam unter dem Leib auf und nehme das Eingeweide heraus, wobei man Sorge tragen muß, die Galle nicht zu verletzen. Hierauf ſpalte man den Fiſch von der Schnauze bis zum Schwanz am Rückgrat entlang. Dann lege man die beiden Teile auf die Schuppenſeite und zerlege jede Seite in Kopf, Schwanz und 2 bis 3 Mittelſtücke, indem man ein ſtarkes Meſſer darauf ſetzt und mit einer Fleiſchkeule oder dergl. darauf ſchlägt, daß auch die Schuppen gerade abgehauen ſind und nicht erſt mit einem Meſſer hin- und her- oder herausgeriſſen werden. Es dürfen keine loſen Schuppen umherliegen. Nun waſche man die Stücke einzeln ab, indem man jedes Stück in die linke Hand legt (mit der Schuppenſeite nach unten) und das Blutige vorſichtig mit kaltem Waſſer auswäſcht. Dann legt man alle Stücke mit der Schuppenſeite nach oben auf eine Schüſſel, und eben ehe ſie ins Fiſchwaſſer kommen, übergieße man ſie mit etwas Eſſig und heißem Waſſer. Ich nehme wohl 1 bis 2 Löffel Eſſig in eine Obertaſſe, gieße ſie dann mit heißem Fiſchwaſſer voll. Hiervon bekommen die Karpfenſchuppen die ſchöne blaue Haut. In das Fiſchwaſſer darf gar nichts weiter wie Salz. Ein entſetzlicher Gedanke für wirkliche Fiſcheſſer iſt es, wenn etwa Zwiebel, Lorbeer, Eſſig oder was man ſonſt noch nimmt, dazukommt. In dem Salzwaſſer muß der Fiſch etwa 10 bis 15 Minuten langſam kochen; die Kopfſtücke kann man etwas früher hineinlegen, dann die Schwänze und zuletzt die Mittelſtücke. Als Sauce gibt man Fiſchwaſſer, geſchmolzene Butter (zu den Kartoffeln) und folgende Sauce: Man nehme ganz dicke Sahne, gebe 1 kleinen Löffel Zucker, 1 Löffel Eſſig daran und ſchlage ſie alsdann zu Schlagſahne. Schließlich rühre man eine tüchtige Menge geriebenen Meerrettich mit hinein. Etwas geriebenen Meerrettich gebe man auch ohne Sahne für die Fiſchwaſſereſſer herum.

A. K. B.

Auskunft.

Fr. 112. Aus Lindenholz gefertigte Gegenſtände jeglicher Art zur Kerbſchnitzerei bekommt man ſehr gut und ſehr preiswert bei Frau Eliſabeth Hirſekorn, Berlin O, Blumenſtr. 80, I, die auf Verlangen eine Preisliſte von den von ihr geführten Holzwaren gratis und franko verſendet. (Die Firma Mey & Widmeyer in München liefern Holzgegenſtände für Kerbſchnitzerei billig.

Fragen.

33) Kann mir eine Daheim-Leſerin Geſchäfte nennen, die ſehr naturgetreu gearbeiteten Flieder aus Stoff (nicht Papier) zum Verkauf annehmen würden; Dekoration für Vaſen ꝛc. Dank im voraus. Bitte unter **H. Z.** an das Frauen-Daheim.

34) Wer kann mir ſagen, wie man den in Bade- und Waſchſchwämmen ſich feſtſetzenden Schlamm, der durch den Seifenſchaum entſteht, entfernt, ohne daß die Schwämme darunter leiden? Herzlichen Dank! **H. K.**

35) Könnte eine der werten Leſerinnen mir nähere Auskunft erteilen, ob die Stellung der deutſchen Lehrerin als Repetitrice an franzöſiſchen Seminaren derjenigen entſpricht, welche Herr General-Inſpektor Joſt in Paris in deutſch-pädagogiſchen Blättern empfiehlt? — Es wurde verlangt, den Seminariſtinnen täglich 2 Stunden deutſchen Unterricht zu erteilen, dabei monatlich 40 Fr. für Penſion in die Seminarkaſſe zu zahlen, als Gegenleiſtung das Recht erteilt, dem Unterricht im Seminar beizuwohnen. — Bietet ſich der deutſchen Lehrerin dabei genügend Gelegenheit, franzöſiſche Konverſation zu treiben, iſt überhaupt zu einem ſolchen Aufenthalt zu raten? Zu großem Danke würde verpflichtet ſein **Lehrerin in Sch.**

Redaktionspoſt.

Frau v. P. Schreiben Sie an die Ortsvorſtände von Trebnitz und Obernigk. Sie erhalten dann die ſicherſte und genaueſte Auskunft.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Der Hausgarten**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Alpenveilchen. (Cyclamen persicum Mill.)

Welch ein Bild von fröhlichem Leben
Und an Anmut und Farben reich!
Über dem ſchönen Laube ſchweben
Die Blüten Schmetterlingen gleich.

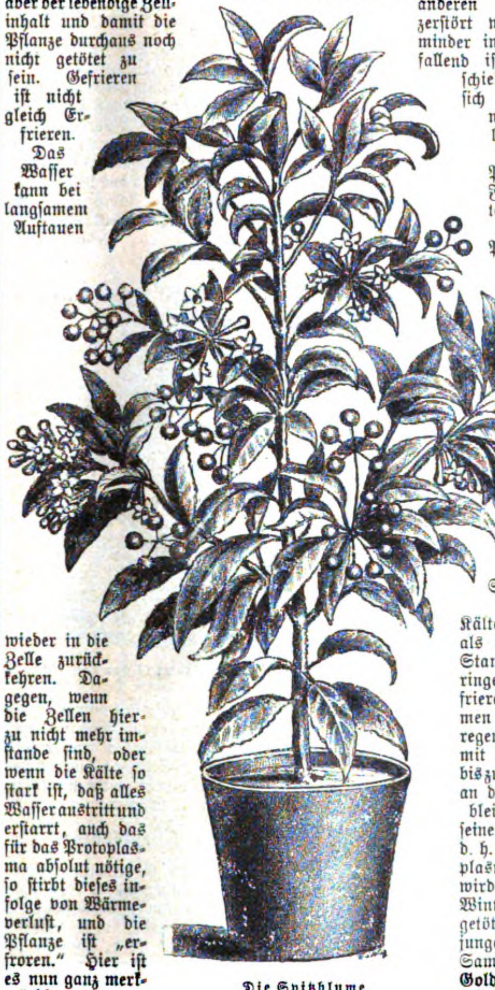
J. Trojan.

Der Froſt und die Pflanzenwelt.

Geborgen unter Dach und Fach ſind unſere Lieblinge, denen der Froſt des Nordens Tod bedeutet. Wirklich? Alle unſere Lieblinge? Iſt etwa das Veilchen nicht auch ein Liebling des Blumenfreundes? Und doch denkt kein Menſch daran, es vor Froſt zu ſchützen. Iſt nicht der freundlichen Hausfrau etwa der Roſenkohl ein erklärter Liebling ſozuſagen, dieweil er mitten im Winter direkt vom Garten heimgeholt ein treffliches Gemüſe liefert? Und was kennt der Obſtfreund Höheres als ſeine Apfel- und Birnſpaliere! Nimmer aber wird ihm in den Sinn kommen, dieſe ſeine Lieblinge vor des Winters Kälte extra zu bewahren. Ja, warum tötet denn eigentlich derſelbe Froſt die einen Pflanzen, die anderen nicht? Wie geht es überhaupt zu, wenn eine Pflanze erfriert? Was iſt das für ein Sterben und Vergehen? — Solche Fragen mögen uns kommen, wenn der Froſt ſeine ſtarre Herrſchaft angetreten hat, und auch der, welcher weder Blumentiſch noch Garten ſein eigen nennt, wird nicht intereſſelos daran vorbeigehen können. Vielleicht iſt er ſogar, zum Beweis, daß er nicht ſo ungebildet ſei, wie er ausſehe, mit einer Erklärung bei der Hand, die in 99 unter 100 Fällen ſo lauten dürfte: die Pflanze erfriert, weil ſie Waſſer in ſich hat; dieſes Waſſer wird zu Eis, Eis braucht mehr Raum als das Waſſer und zerreißt deshalb die Beſtandteile der Pflanze — ähnlich, wie das in der Flaſche gefrorene Waſſer die Flaſche zerſprengt, und — die Pflanze iſt erfroren, tot. Quod erat demonstrandum, was zu beweiſen war. Vielmehr: was zu beweiſen wäre, wenn es überhaupt bewieſen werden könnte. Hat nicht jede Pflanze „Waſſer“ in ſich, und doch erfriert die eine, die andere nicht? Und zu allem Überfluß zeigt das Mikroſkop, daß die inneren Beſtandteile einer erfrorenen Pflanze keineswegs „zerriſſen“ ſind. Nun, wie geht's denn dann zu? fragt etwas unwirſch der Mann ohne Ar und Halm. — Beſchreiten wir den vor- und umſichtig abgeſteckten Pfad der Wiſſenſchaft, ob der uns nicht zu befriedigenderen Ergebniſſen führt. Mit Maß, ſehr mit Maß, ſo wie der Verſtand von uns unwiſſenſchaftlich Verſtändigen es eben verſtehen kann. — Die Pflanze beſteht aus Zellen. In jeder Zelle bezw. Zellenkammer hauſt gewiſſermaßen wie ein Einſiedler der Protoplaſt, der wäſſerige, lebendige Lebensſtoff der Pflanze. Zwiſchen den einzelnen Zellen, die meiſt bienenwabenartig ausſehen, ſind Räume, Gänge vorhanden, Intercellulargänge genannt. In dieſen Gängen entſteht bei den Stengeln und Blättern der von Luft umgebenen Gewächſe das erſte Eis, nicht in den Zellen ſelber. Da aber in jenen Gängen ſonſt nur Luft und nicht Waſſer vorhanden zu ſein pflegt, ſo muß das zu Eis gewordene Waſſer aus den benachbarten Zellen gekommen ſein und zwar durch die Wände der Zellen hindurch. Man muß annehmen, daß, wie der Botaniker Kerner es ausdrückte, durch die Erniedrigung der Temperatur der Protoplaſt gereizt und angeregt wird, durch Zuſammenziehung und Preſſung einen Teil des Waſſers aus dem Innern der Zelle nach außen zu befördern. Dort in den Intercellulargängen erſtarrt es zu Eis. Dadurch braucht aber der lebendige Zellinhalt und damit die Pflanze durchaus noch nicht getötet zu ſein. Gefrieren iſt nicht gleich Erfrieren. Das Waſſer kann bei langſamem Auftauen wieder in die Zelle zurückkehren. Dagegen, wenn die Zellen hierzu nicht mehr imſtande ſind, oder wenn die Kälte ſo ſtark iſt, daß alles Waſſer austritt und erſtarrt, auch das für das Protoplasma abſolut nötige, ſo ſtirbt dieſes infolge von Wärmeverluſt, und die Pflanze iſt „erfroren.“ Hier iſt es nun ganz merkwürdig, wie verſchieden ſich die einzelnen Pflanzen, und bei der einzelnen Pflanze wieder ihre Entwicklungsſtadien zum Froſt verhalten. Die Sphaerella nivalis (Roter Schnee) verträgt monatelang —20° ohne Beſchwerde. Ebenſo Rhododendron Lapponicum, während Rh. Ponticum ſchon bei —2° erfriert. Die Eſcheverie im Freien iſt bei —1° tot; ihre nahen Verwandten, die bei uns einheimiſchen Dickblätter, Hauswurz ꝛc., vertragen wochenlang dieſelbe Kälte und noch mehr ohne Schaden. Es erfrieren Orangen bei —2°, Feigen bei —7° bis —9°, Zentifolien bei —18°, Weinreben bei —21°, Eichen und Buchen bei —25°, Pflaumen und Kirſchen bei —31°, Apfel- und Birnbäume bei —33°. Wie ſind wohl dieſe Verſchiedenheiten zu erklären? Wohl nicht anders als dadurch, daß man das Protoplasma der einzelnen Pflanzenart als etwas ſpezifiſch Beſonderes anſieht, das durch Froſt bei der einen Pflanze bälder, bei der anderen langſamer zerſtört wird. Nicht minder in die Augen fallend iſt die Verſchiedenheit, wie ſich die einzelnen Entwicklungsſtadien derſelben Pflanze zum Froſt verhalten. Da kann dieſelbe Pflanze als Same die gewaltigſte Kälte aushalten, als Halm oder Stamm bei geringer Kälte erfrieren. Der Samen des Goldregens z. B., der mit den Hülſen bis zum Frühjahr an den Zweigen bleibt, behält ſeine Keimkraft, d. h. das Protoplasma in ihm wird durch die Winterkälte nicht getötet, während junge Früchte und Samen desſelben Goldregens ſchon bei —2° erfrieren. Das Gleiche trifft ſelbſt bei tropiſchen Pflanzen zu. Das alte Laub der Buchen, Eichen ꝛc. hält im Spätherbſt wiederholten Froſt aus, das junge geht im Frühjahrsfroſt unter 0 zu Grund. Letzterem liegt die bekannte Regel zu Grund, daß die Pflanze um ſo eher erfriert, je jünger und damit auch waſſerreicher ihre Gewebe ſind. Es muß da viel Waſſer vorhanden ſein, welches nicht in innige Verbindung mit dem an ſich froſtharten Protoplasma getreten iſt, noch nicht von ihm feſtgehalten, geſchützt wird und daher bei —1° gefriert, was bei der Menge des Waſſers notwendig Zerſtörungen im Bau der Pflanze herbeiführen wird, nicht Zerreißungen, wohl aber Zerklüftungen und mechaniſche Schädigungen der inneren Anordnung der Pflanze.

Wahrlich, auch in ihrem Sterben und Vergehen zieht uns noch die Pflanze an, und ſelbſt der froſtige Winter führt uns in eine Welt von Fragen hinein. Ob wir ſie alle beantworten können? Beſcheide dich,

„Ins Innere der Natur
Dringt kein erſchaffner Geiſt;
Glückſelig, wem ſie nur
Die äußre Schale weiſt!“



Die Spitzblume
(Ardisia crenulata).

Die Spitzblume (Ardisia crenulata).

(Zu nebenſtehendem Bilde.)

Der Schmuck dieſes kleinen, aus China ſtammenden Strauchs beſteht zumeiſt in den hübſchen, glänzend roten Beeren; die weißen Blüten ſind nur klein. Hübſcher iſt das dunkelgrüne Laub. Da der Beerenſchmuck ſehr lange anhält, ſo hat man in der Pflanze eine vielbewunderte Zimmerzier. Der Strauch iſt ziemlich anſpruchslos. Immerhin verlangt er gute Lauberde, mit Sand, Lehm und Heideerde vermiſcht. Im Winter genügen 10 bis 12 Grad Wärme. Vermehrung durch Stecklinge.

Preisaufgabe.

Es iſt durch Wort und, wenn erforderlich, Zeichnung zu beſchreiben:

Die beſte und billigſte, vor Schnee und Katzen geſchützte Vorrichtung zur Winterfütterung der nützlichen Singvögel

1. vor dem Fenſter des Wohnzimmers,
2. im Hausgarten.

Die nach dem Urteil der fachmänniſchen Leitung des Hausgartens beſte Löſung erhält einen Preis von 30 Mark, die zweitbeſte von 20 Mark. Bewerbungen werden bis 8. Januar 1895 unter der Adreſſe: Daheim- (Hausgarten) Redaktion, Berlin W., Steglitzerſtraße 53, entgegengenommen; deutliche Namensunterſchrift und Bezeichnung des Wohnorts erbeten. Preisverteilung erfolgt im Februar 1895.

Treiben der Hyacinthen auf Gläſern.

(Eine Lieblingsbeſchäftigung der Damenwelt.)

Nicht ſelten werden Hyacinthen auf Gläſern, mit Waſſer gefüllt, getrieben, was von einem beſonderen Intereſſe iſt, da man die Entwickelung und das ſtete Wachſen der Wurzel genau beobachten kann.

Man beſchafft ſich zu derſelben Zeit, wo man die Zwiebeln bezieht, auch die gewünſchte Anzahl ſogenannter Hyacinthengläſer, welche gewöhnlich, je nach Feinheit, zum Preiſe von 20—80 Pf. zu haben ſind. Die Gläſer werden mit Fluß- oder Regenwaſſer gefüllt, und die Zwiebeln ſo darauf geſetzt, daß die Wurzelkrone derſelben knapp das Waſſer berührt. Nie darf das Waſſer die Zwiebel ganz erreichen, da dieſelbe hierdurch leicht in Fäulnis geraten würde; auch muß das Waſſer vollſtändig rein und klar ſein, damit es nicht frühzeitig zu faulen anfängt. Wenn die Zwiebeln auf die Gläſer mit Waſſer, wie oben angegeben, gebracht ſind, ſo werden dieſelben in einen dunklen Raum, Zimmer, Boden, Speicher oder Keller gebracht; der betreffende Ort darf nicht zu warm, muß aber froſtfrei ſein. Die Gläſer werden hier ſo lange aufbewahrt, bis die Wurzeln den Boden des Glaſes erreichen, noch beſſer aber bis zu der Zeit, wo der Blumenſtengel über die Zwiebel hinausgewachſen iſt, worauf ſich dann die Blumen, wenn ſie ans Licht gebracht werden, ſowie die Blätter, in einigen Tagen färben. Sobald das Waſſer zu faulen anfängt und die Wurzeln von einer ſchleimigen Maſſe überzogen werden, nimmt man die Zwiebeln aus dem Glaſe, wäſcht die Wurzeln mit der Hand rein ab, reinigt das Glas, füllt dasſelbe mit friſchem Waſſer und ſetzt die Zwiebeln wieder darauf. Hierbei muß ich ausdrücklich bemerken, daß die etwas ſpröden Wurzeln ſorgfältig behandelt werden müſſen, damit ſie bei dieſer Prozedur nicht abbrechen. Der größte Fehler, der von den Laien bei der Treiberei von Blumenzwiebeln gewöhnlich begangen wird, iſt der, daß dieſelben meiſt nicht dunkel geſtellt und im Anfange gleich zu warm gehalten werden. Bei dem Bezuge von Blumenzwiebeln iſt es durchaus erforderlich, anzugeben, für welchen Zweck die Zwiebeln beſtimmt ſind, damit der Lieferant hiernach die geeignete Auswahl treffen kann.

Paul Juraß, Rixdorf-Berlin.

Rosa multiflora.

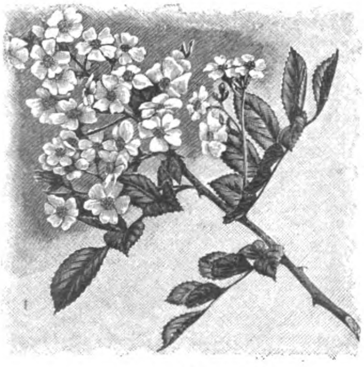
Die Kletter- und Rankroſen-Arten nehmen in der Gattung der Roſen im allgemeinen eine eigentümliche Stellung ein. Sie genießen nnter ihren Mitſchweſtern bei weitem nicht die Achtung, welche man ihnen eigentlich ſchuldig iſt. Dabei ſind Kletter- und Rankroſen faſt in jedem Gärtchen gut und zweckmäßig anzubringen, um ſo die ſchöne Stätte der Erholung mit neuem Glanze zu ſchmücken.

Unter den wenigen Arten von Kletterroſen, die wir beſitzen, iſt neben Belle of Baltimore, Felicité Perpetué, Persican Yellow, auch Rosa multiflora eine mit vorzüglichen Eigenſchaften begabte Kletterroſe, die es wohl verdient, daß man ihr einige Beachtung ſchenkt. Sie blüht in ſchönen, großen, weißen Rispen, die mit fettglänzenden, dunkelgrünen Blättern umgeben ſind, und die ſich bei den verſchiedenartigſten Dekorationen ſehr wirkungsvoll geſtalten. Die Art ihrer Vermehrung geſchieht durch Veredlung auf die Unterlage der Rosa canina und zwar im Juli—Auguſt vermittels Okulation auf das ſchlafende Auge am Wurzelhals der Unterlage. Bei einigermaßen ſachgemäßer Pflege haben ſich die veredelten Pflanzen derartig entwickelt, daß ſie zu den verſchiedenartigſten Zwecken geeignete Verwendung finden können; Säulen, Pfeiler, Gitter, Geländer, Balkone, Veranden, Giebelwände ꝛc. werden damit bekleidet und erhalten hierdurch einen recht natürlichen Schmuck. Ebenſo dienen die Pflanzen zur Herſtellung von Feſtons, zum Bekleiden von alten Baumſtämmen, Denkmälern und Statuen; kurz, überall dürfte ſich für Rosa multiflora noch ein paſſendes Plätzchen finden.

Die Roſe gedeiht in jedem guten Gartenboden, doch verlangt ſie einen möglichſt freien, ſonnigen Standort, deſſen ſie ſowohl zur Entfaltung, wie zur Erhaltung ihres herrlichen Blumenflors bedarf.

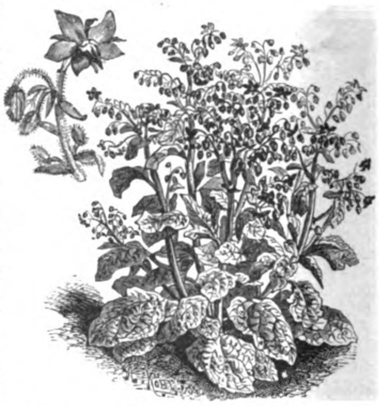
Rosa multiflora iſt winterhart und braucht im Winter nicht gedeckt zu werden, nur die Veredlungsſtelle am Wurzelhalſe wird zur Fürſorge gegen ſehr ſtarken Froſt mit Erdboden umhäufelt.

Paul Juraß,
Rixdorf-Berlin.



Rosa multiflora.

Boretſch oder Gurkenkraut (Borago officinalis), ſ. Abb., aus Südeuropa ſtammend, wo es wild vorkommt, für jeden Boden paſſend, liebt ſonnige Lage, wird im Herbſt und Frühjahr ausgeſät, ſtirbt bei uns im Herbſt ab und pflanzt ſich im Frühjahr durch Samen ſelber fort. Wird etwa 80 cm hoch, iſt rauhhaarig, blüht tiefblau-lila-weiß. Junge Blättchen und Stengelteile haben gurkenähnlichen Geſchmack und Geruch und bilden eine beliebte Würze zu Salat und Saucen.



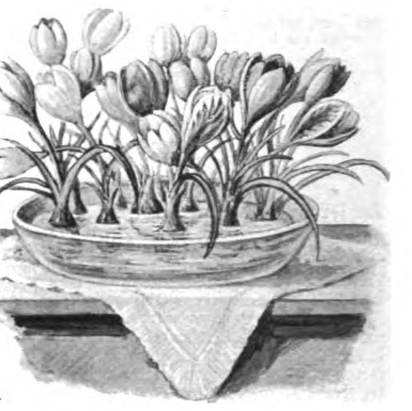
Boretſch, Gurkenkraut (Borago off.)

Nach der Kohlernte

ſind ſämtliche Strünke zu verbrennen. Man möchte ſie allerdings nach alter Gewohnheit auf den Kompoſthaufen ſchaffen, um die Reſte auf dieſe Weiſe noch nutzbar zu machen. Aber dieſe alte Gewohnheit iſt eben eine recht üble; denn auf dieſe Weiſe pflanzt man am ſicherſten die Kohlhernie („Kropf") fort. Woran man die Kohlhernie kennt? Vom „Kropf" befallene Kohlpflanzen zeigen an ſämtlichen Wurzeln eigentümliche Anſchwellungen. Statt der Faſerwurzeln bilden ſich größere oder kleinere Kröpfe. Die Knollenbildung macht verhältnismäßig ſchnelle Fortſchritte. Die erkrankten Pflanzen bleiben im Wachstum zurück und bekommen ein verunſtaltetes Ausſehen. Iſt die Krankheit ſtark aufgetreten, ſo kommt es nicht einmal zur Kopfbildung. Blumen- und Roſenkohl, Kohlrüben u. ſ. w. können von der Kohlhernie befallen werden. Bringt man nun nach der Ernte die Strünke ſolcher kranken Pflanzen auf den Kompoſt, ſo wird es da ganze Kolonien der Krankheitsurheber geben, die Schleimpilze überſtehen ohne Schaden im Kompoſthaufen den Winter, und mit dem Kompoſt kommen ſie wieder aufs Gartenland, ſo daß das Unheil nachher ärger iſt als vorher. Alſo: die Kohlſtrünke verbrennen! Nebenbei: auf einem Boden, wo einmal dieſe Krankheit zu Haus war, pflanzt man lieber einige Jahre keinen Kohl mehr, und in jedem Fall iſt es vorteilhaft, die Beete mit pulveriſiertem Kalk zu überſtreuen. Auch ſoll man, wenn man im Garten wieder Kohl pflanzt, lieber Setzlinge anderer Herkunft, von einem anderen Garten oder Gärtner, nehmen.

Zur Kürbispflege.

Zum guten Gedeihen gebraucht der Kürbis außer einem kräftig gedüngten Boden auch recht viel Feuchtigkeit, und wo dieſe nicht von der Natur geſpendet wird, muß ſie der Pflanze durch Menſchenhand zugeführt werden. Ich habe da nun ein Verfahren beobachtet, welches von Landleuten häufig angewandt wird, um ſehr große und ſchöne Früchte zu erzielen, und möchte hier eine Beſchreibung desſelben wiedergeben. In der Nähe der Kürbispflanze wird ein Gefäß mit Waſſer aufgeſtellt und in dieſes ein ſchmaler Leinwandſtreifen gelegt. Das eine Ende dieſes Streifens wird in den Hauptſtengel, in welchen man vorher einen Einſchnitt gemacht hat, hineingedrückt; das andere Ende bleibt in dem Gefäß liegen. Läßt man dieſes nie leer von Waſſer werden, ſo wird der Pflanze immer gleichmäßig die nötige Feuchtigkeit zugeführt, und die Früchte werden groß und kräftig. Seitenranken, die bei ſchon vorgeſchrittener Jahreszeit noch keine Früchte angeſetzt haben, entferne man von der Pflanze, damit keine Säfte unnötig verzehrt werden. Ferner empfiehlt es ſich, daß man in naſſer Zeit den Früchten ein kleines Brett als Unterlage gibt, wodurch ſie vor Fäulnis geſchützt werden. **A. J.** in **J.**



Crocus im Waſſer.

Crocus im Waſſer.

Ein ſehr liebliches Bild gewährt eine Schüſſel mit einem Dutzend Crocus in gleicher oder bunter Farbengebung beſetzt. Man füllt die Schale zur Hälfte mit grobem Sand und gießt Waſſer darauf, ſo daß der Sand feucht wird, ohne flüſſig zu werden, damit die hineinzuſetzenden Crocus genügenden Stand behalten. Man bringt die Schale in den Keller und, wenn die Triebe kommen, ins Zimmer, aber am beſten nicht vor Weihnachten, da der Erfolg erſt dann ſicher iſt. Den Sand darf man natürlich nie ganz austrocknen laſſen.

Um recht üppig gewachſenen Winterſpinat zu bekommen, giebt ein altes Kräuterbuch folgendes „ſonderbar fürtreffliche Mittel" an: „Man thue in ein klein Büttelein guten faulen Schafmiſt, etwa zwei Dritteil, und dann das Übrige fülle man aus einem fließenden Waſſer. Zwei Tage bleibe das ſtehen, danach nehme man den Miſt heraus und lege in dasſelbige Waſſer Spinatſamen, welcher 24 Stunden darein gelaſſen und noch feucht geſäet wird, ſo wird man alsdann Wunder ſehen."

Briefkaſten.

Frage. Bitte um Beſchreibung der früher erwähnten „Königin der Nacht." **R. P.**

Antwort. Dies iſt der großblumige Kerzenkaktus (Cereus grandiflorus), aus Weſtindien ſtammend. Blüht Juli — Auguſt (manchmal zum zweitenmal im September). Dünne, lange Äſte mit Luftwurzeln, mattgrün. Stacheln kurz, gelblich oder weißlich. Blüte nur von Sonnenuntergang bis Mitternacht oder bis zum Morgen; die prachtvolle Blüte hat ausgeſprochenen Vanilleduft. Man bekommt Blüten ſchon von 3jährigen Stämmen. Kultur im Zimmer, durchaus ſonnig, warm, luftig. Die Pflanze iſt häufig zu überſpritzen. — Will man die „Königin der Nacht" am Tag blühend haben, ſo muß man die vor dem Aufblühen ſtehende Pflanze nachmittags bis zum anderen Morgen in einen Eiskeller ſtellen und von da in das Licht des Tages bringen, wo ſie alsdann aufblühen wird. **R. H.**

Frage. Wo und wie ſoll ich mein Winterobſt aufbewahren? Ich habe weder Keller noch Obſtkammer zur Verfügung. **M. R.**

Antwort. Aber ein trockenes, froſtfreies Plätzchen werden Sie doch haben, wo man ein Faß aufſtellen kann? In dieſes legen Sie die einzeln in Papier (nicht Zeitungen!) gewickelten Früchte ſchichtenweiſe in gut getrockneten Sand. Sogar Pflaumen laſſen ſich, auf dieſe Weiſe verpackt, lange friſch erhalten; nur iſt anſtatt Sand trockene Kleie zu wählen, und die Früchte dürfen beim Einmachen nicht überreif ſein.

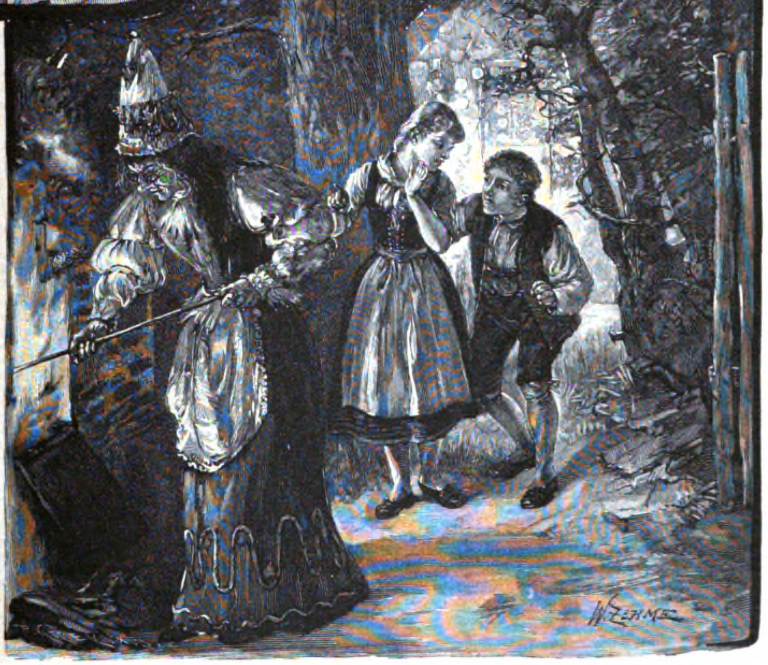
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Hausmuſik.

Engelbert Humperdinck.

In unſerer Zeit mit ihrer muſikaliſchen Ausländerei, mit ihrer kritikloſen Überſchätzung der neueren Opern Jungitaliens gehört ein Künſtler zu den ſeltenen Ausnahmen, der einhertritt auf der eignen Spur, fern jenem Kopiſtendrang, dem ſo viele tüchtige deutſche Muſiker in der jüngſten Vergangenheit zum Opfer gefallen ſind. Die deutſchen Muſiker, welch' ein widerſpruchsvolles, unberechenbares Geſchlecht! Unberechenbar und unſelbſtändig, jeden Augenblick bereit, ihr beſtes Selbſt zu verleugnen und ihr ehrliches deutſches Weſen mit den bunten Flecken und Lappen fremder Kultur zu behängen! Iſt ihr deutſches Nationalgefühl ſo klein oder ihr Schaffenstrieb ſo groß, daß unſere deutſchen Opernkomponiſten der deutſchen Art ſo vollſtändig entſagen konnten? Daß ſie in unfruchtbarer und jämmerlicher Nachahmung eines fremden Kunſtſtils ihr Talent und ihren Mannesſtolz wegwarfen, daß ſie unkünſtleriſch wurden, indem ſie an der wilden Jagd nach dem Erfolg und ſeinem goldenen Schein teilnahmen? Daß ſie dem Ideale entſagten und die herrliche deutſche Kunſt ganz vergaßen? Wenn uns mitten in dieſem Treiben, wie es für die augenblickliche muſikaliſche Lage Deutſchlands ſo kennzeichnend iſt, ein Künſtler erſcheint, ſchlicht und innig, herzensrein und deutſch, und den trauernden Freunden der deutſchen Kunſt ein Werk bietet, aus dem ihnen die Stimme des deutſchen Volkes in ergreifendem Herzenston entgegenklingt, wer vermöchte es, dieſem Künſtler wahre Teilnahme und Sympathie vorzuenthalten, wer dankte es ihm nicht! Ein ſolcher Künſtler, ein ſolcher Mann iſt in Engelbert Humperdinck, ein ſolches Werk in ſeiner Märchenoper „Hänſel und Gretel“ erſchienen. Wer iſt Engelbert Humperdinck? Bis vor kurzem wußte die große Welt kaum etwas von ihm. In den Kreiſen der deutſchen Muſiker war man im allgemeinen kaum beſſer unterrichtet. Vielleicht, daß man dem Träger dieſes Namens etwas mißtraute, weil man gelegentlich erfahren hatte, daß Humperdinck mehrfach mit Kompoſitionspreiſen und Stipendien bedacht worden war, mißtrauiſch, weil die Erfahrung lehrte, daß es nicht immer die Beſten und Begabteſten ſind, denen der Zufall einen Preis zu beſcheren liebt. Auffällig blieb es freilich, daß dieſer Engelbert Humperdinck mit nicht weniger als drei Preiſen von unangefochtenem Werte ausgezeichnet worden war. Im übrigen gab dieſer Mann der Welt keinerlei Veranlaſſung, ſich mit ihm zu beſchäftigen. Da erſchien vor nicht gar langer Zeit ſeine Märchenoper „Hänſel und Gretel“ auf der deutſchen Bühne: ein Märchen, ein Kindermärchen von Hänſel und ſeinem Schweſterlein, dem Gretelchen und der garſtigen Knuſperhexe, die in dem Lebkuchenhaus wohnt, wie es die Gebrüder Grimm in ihrem unvergänglichen Märchenbuche ſo appetitlich geſchildert haben. Und dieſes naive Kindermärchen, weder neu noch aufregend, weder tiefſinnig noch großartig, ſondern eben ganz und gar nur ein einfaches Märchen, entzückt jedes muſikaliſche Herz, begeiſtert jedes deutſche Gemüt. Merkwürdig. Wie kommt es denn? Kein Ballet, keine lärmenden Volksſcenen, keine raſenden Helden, kein zerſchmetterndes Schickſal, kein Blut; keine intereſſanten Männer und Weiber. Von alledem keine Spur: dafür aber ein Hauch echteſter Poeſie und der Duft des deutſchen Waldes mit ſeiner Heimlichkeit, mit ſeinem Märchenzauber; dafür ein wunderbares Etwas von kindlicher Reinheit und Naivetät, ein wunderbar Keuſches im Fühlen und Denken; dafür ein Born glückſeliger Naturempfindung und eine Muſik, die in allem der fleckenloſe Spiegel deſſen iſt, was auf der Scene ſich ereignet, eine Muſik von ausgeſprochen deutſcher Eigenart, kunſtvoll und tief empfunden zu gleicher Zeit, eine Muſik, entſprungen aus höchſtem Kunſtverſtande und ſchlichter Herzensinnigkeit, den anſpruchsvollſten und den beſcheidenſten Hörer feſſelnd und ergreifend. Engelbert Humperdinck! Wer iſt das? Das Leben des Künſtlers iſt bald erzählt. Er wurde am 1. September 1854 zu Siegburg am Rhein geboren, bezog, zum Jüngling herangewachſen, das Konſervatorium zu Köln und verbrachte dann als Stipendiat zuerſt der Mozart-, dann der Mendelsſohn- und endlich der Meyerbeerſtiftung die Jahre 1876 bis 1881 auf der Münchener Kgl. Muſikſchule und in Italien. Zwei Jahre hindurch wirkte Humperdinck als Lehrer des Konſervatoriums zu Barcelona, 1887 ging er nach Köln zurück, und nachdem ſich zwiſchen ihm und der Familie Wagner in Bayreuth die freundſchaftlichſten Beziehungen entſponnen, blieb er dauernd in ſeinem Vaterlande. Seit 1890 gehört Humperdinck dem Lehrerkreiſe des Hochſchen Konſervatoriums in Frankfurt a. M. an. Von den Kompoſitionen, die hinter ſeiner Märchenoper zurückliegen, wurden in Deutſchland nur die Chorballaden „Das Glück von Edenhall“ und „Die Wallfahrt nach Kevelaar“ durch vereinzelte Aufführungen bekannt. Humperdincks Märchenoper ſchließt ſich, wie ſchon geſagt, auf das innigſte an das Grimmſche Märchen an: die entzückende Naivetät kindlicher Empfindung iſt über die Handlung ausgegoſſen. Ja, das ſind leibhaftig Hänſel und Gretel, er, der drollige kleine Schelm, ſie, das ſüße, liebe Ding. Hänſel und Gretel, in fröhlichſter, beneidenswerteſter Armut ſtehen ſie vor uns, wenn der Vorhang ſich hebt; Hänſel in einem Anzug, der durch die Überbleibſel eines bejahrten Hoſenträgers ſeine beſondere Zier erhält, Gretel in einem Strumpf, deſſen Löcher von großer Energie des Charakters zeugen. Den anderen Strumpf hat Gretel ſoeben in ärztlicher Behandlung: ſie ſtopft ihn. Gleich die erſte Scene des Werkes verſetzt den Zuſchauer mitten in die Stimmung des Märchens hinein und umſpinnt ihn mit dem alten gewaltigen Zauber. Es iſt die herzbewegende Kraft des deutſchen Märchens, dieſer duftigen Blüte des deutſchen Volksgemütes, die in unſerem Märchenſpiel lebendig wird. Die Verſe des Stückes, charaktervoll, naiv und innig, ſchelmiſch und ernſt, entfloſſen einem Gemüte, das für kindliches Empfinden im hohen Maße empfänglich iſt. Adelheid Wette, eine warmherzige Frau, hat bis auf den Grund der Kinderſeele und tief in den Geiſt des Märchens hineingeſchaut. Was ſich ihr geoffenbart, das freilich vermochte erſt der mit ſeiner Kunſt aus innerſter Notwendigkeit heraus an ihrem Werke teilnehmende Muſiker im ganzen Umfange zu verkünden. Ein deutſches Märchen vermag allerdings nur ein deutſcher Muſiker muſikaliſch zu erfaſſen. Roſſinis „Cenerentola“, Boieldieus „Le chaperon rouge“, ſind das wirklich noch die lieben alten deutſchen Märchen? Humperdinck hat in ſeiner Muſik alle die leiſen Quellen der Empfindung eingefangen, die im Märchen verborgen und heimlich ſickern; ſo rauſcht ſeine Muſik wie ein mächtiger Strom dahin, und ſo erſchöpft ſie auch den geſamten Empfindungsgehalt des Märchens. Er iſt ein Meiſter der Charakteriſtik; zwar ſenkte auch er die Wurzeln ſeiner Kraft in den Fruchtboden der Wagnerſchen Kunſt, aber er hat darüber

E. Humperdinck.



Scene aus Humperdincks Märchenoper „Hänſel und Gretel“: Hänſel und Gretel bei der Knuſperhexe.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

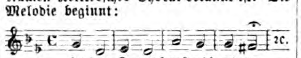
nicht einen Augenblick ſeine künſtleriſche Eigenart, ſich ſelbſt aufgegeben. Ein wonniges Schwellen und Sinken, ein behagliches Plaudern, ein geheimnisvolles Dämmern, ein Aufzucken ausbrechenden Humors da und dort, ein allerliebſtes Spiel mit Naturſtimmen, rührendes Bitten und Flehen; Sanftheit, Anmut, groteske Phantaſtik, Hexenſpuk und frommer Kinderglaube, das alles iſt die Muſik Humperdincks. Das köſtliche Anfangsduett zwiſchen Hänſel und Gretel mit ſeinem meiſterlichen Ausdruck wohligſter Behaglichkeit, das Hungerlied, der prächtige, etwas tolle Hexenritt, die entzückende Kuckucksepiſode mit dem Echoſpiel, das rührend ſchöne Abendgebet, der reiche Knuſperwalzer und der feierlich fromme Schlußchor: das ſind die koſtbaren Perlen dieſer Märchenmuſik. Humperdincks „Hänſel und Gretel“ zählt zu den glänzendſten deutſchen Kunſtleiſtungen. Es iſt ein Meiſterwerk, deſſen bewunderungswürdiger Schönheit keine Einbuße aus dem Umſtande erwächſt, daß die Inſtrumentalfarben an einzelnen Partiturſtellen etwas zu dick aufgetragen ſind. Möge ſich das geſamte deutſche Volk an dem entzückenden Werke und ſeiner herzerfreuenden Friſche erquicken! —o—.

Zur Charakteriſtik einiger Schumannſcher Klavierſtücke.

Bei keinem Komponiſten wird ſich eine von allgemeinen Geſichtspunkten ausgehende Vortragslehre in gleichem Maße unzureichend erweiſen, wie bei Robert Schumann. Es gehört ein eigenes Stück Schumannſcher Natur dazu, um dem Genie des Meiſters in der Wiedergeſtaltung ſeiner Schöpfungen ganz gerecht zu werden. Die geborenen Schumannianer ſind nun eben nicht häufig, und ſo kommt es, daß von vielen perfekten Klaviervirtuoſen nur wenige in ihrer Schumann-Auffaſſung und -Wiedergabe voll befriedigen. Das landläufige Virtuoſentum fühlt ſich im Schumannſchen Geiſte überhaupt nicht heimiſch, und es iſt bezeichnend, daß man es häufig genug mit einer ausgeſprochenen Geringſchätzung des Meiſters gepaart findet. Die Erklärung hierfür iſt leicht gefunden: der Durchſchnittsvirtuoſe, dem es vor allem darauf ankommt, durch ſein Können zu glänzen, findet hier ſeine volle Rechnung nicht. Schumanns Klavierſatz hat ganz eigentümliche, man möchte ſagen malitiöſe Schwierigkeiten, die bei allen hohen Anforderungen techniſchen Könnens doch ſelten durch „brillante Wirkung“ den Spieler für ſeine Mühen entſchädigen. Schumanns Klavierſatz beanſprucht eine Beherrſchung der modernen Klaviertechnik in ſo hohem Maße, daß der Spieler bei unzulänglich techniſchem Vermögen ſich vergeblich abmühen wird, den ſpecifiſch Schumannſchen Ideen einen entſprechenden Ausdruck zu geben. Er wird aus techniſchem Unvermögen Karrikaturen ſchaffen, wie der dem Schumannſchen Geiſte fremde Virtuoſe beiſpielsweiſe aus den unheimlich-phantaſtiſchen „Traumeswirren“ eine Fingerübung macht. Selbſt unter den allbekannten kleinen Charakterſtücken und Stimmungsbildern, wie den „Kinderſcenen,“ „Albumblättern,“ „Bunten Blättern,“ „Waldſcenen“ begegnen wir allerhand reſpektablen Schwierigkeiten. Nehmen wir z. B. die „wichtige Begebenheit.“ Welcher Spieler, der nicht über eine gut ausgebildete Handgelenktechnik und Treffſicherheit verfügt, könnte wohl ein richtiges Bild geben von der köſtlichen, geradezu frappierenden Charakteriſtik, die dieſe wenigen Takte hervorzuzaubern vermögen? Bei richtiger Wiedergabe (in ſehr ſchneller Bewegung!) ſieht man förmlich das Kind mit glühendem Köpfchen heranſtürmen und erzählen von dem Wunder, das ihm auf der Straße erſchienen iſt, ſei es in Geſtalt einer nie geſehenen Schauſtellung, eines Feſtzuges oder dgl. Die haſtig ſpringenden Oktaven der linken Hand in der zweiten Periode charakteriſieren aufs köſtlichſte die überſprudelnde Haſt, mit welcher der kindliche Mund in wichtigem Eifer berichtet. Dieſe, bei richtiger Wiedergabe ſich ganz von ſelbſt aufdrängende Vorſtellung der kleinen Scene muß ſich bei mäßigem Tempo und womöglich außerdem noch „recht hübſch gleichmäßig im Takt“ in ein karrikierendes Gegenteil verwandeln: nun ſteht die Sache ſchon mehr einem frühreifen, bleichſüchtigen kleinen Philiſter ähnlich, der etwa von einem lateiniſchen Exercitium „ohne Fehler“ in ſelbſtgefälliger Wichtigkeit berichtet. Bekanntlich iſt Schumanns Metronomiſierung ſehr unzuverläſſig, und es iſt anzuraten, bei der Tempowahl das Metronom ganz aus dem Spiele zu laſſen, um nicht des öfteren in ſeiner geſunden Auffaſſung beirrt zu werden. — Betrachten wir nun ein anderes Stückchen der „Kinderſcenen,“ das „Fürchtenmachen.“ Hier wird in der zweiten, mit „Schneller“ bezeichneten Periode neben großer Behendigkeit eine Beherrſchung des Anſchlags gefordert, die bei größter Deutlichkeit die zarteſte Weichheit und Leichtigkeit der Tongebung ermöglicht. Man denkt ſich unwillkürlich das Kind in ſelbſtvergeſſenem Träumen daſitzend; unvermutet wird es geſchreckt durch das „Fürchtenmachen“ (2. Periode), das in ſeiner verblüffenden Charakteriſtik ſeinesgleichen ſucht. Wer dies unheimlich leiſe Schleichen in ſchnellſter Bewegung bei richtiger Phraſierung und leichteſtem Anſchlag nicht fertig bringt, dazu das prompte und deutliche Nachſchlagen der rechten Hand nicht mühelos ausführen kann, der wird ſich vergeblich mit dem Stückchen abmühen. Mit dem Eintritt des Forte verbindet ſich die Vorſtellung eines Erkennens der vermeintlichen Spukgeſtalt und eines freudig erregten Haſchens danach. Das Sätzchen iſt „molto agitato“ zu ſpielen; eine richtige Auffaſſung wird außerdem mit dem Diminuendo, zwei Takte vor dem Ritardando, noch ein Stringendo verbinden. — Es ſei noch zweier oft mißverſtandener Stückchen der „Kinderſcenen“ gedacht: „Bittendes Kind“ und „Glückes genug.“ Es iſt nicht überflüſſig, zu bemerken, daß beide unzertrennlich zuſammengehören, wie „Warum“ und „Grillen“ in den Phantaſieſtücken op. 12. Kein Zeichner und kein Poet könnte das eigentümlich Charakteriſtiſche des kindlichen Bittens in gleich treffender Weiſe veranſchaulichen, wie es Schumann hier in wenigen Takten gethan. Die der Kindesbitte eigene Beharrlichkeit könnte keinen rührenderen und zugleich humorvolleren Ausdruck finden, als in der unermüdlichen Wiederholung des kurzen charakteriſtiſchen Motivs, dem man als einfachſten und verſtändlichſten Text die Worte: „Darf ich, liebes Mütterlein?“ unterlegen möchte. Sache des Spielers iſt es, in die Wiederholungen und Umbildungen des Motivs einen, dem kindlichen Bitten eigenen Wechſel von zuverſichtlicher Geduld und ſchmeichelnder Dringlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Die größte Feinfühligkeit im Anſchlag iſt hier wieder geboten. Namentlich iſt es die abwärts ſteigende Mittelſtimme vom 9. Takt ab, die, richtig behandelt, einen rührend flehenden Ausdruck annimmt. Die im Schlußtakt auftauchende Septime vollendet erſt das köſtliche Bildchen. Nach Kinderart bleibt der Liebling wie ein lebendiges Fragezeichen in zuverſichtlicher Haltung ſtehen, der endlichen Gewährung harrend. Nun bricht nach Erfüllung der Bitte in „Glückes genug“ der Jubel des kindlichen Herzens los, ſo glückgeſättigt, ſo voll befriedigt, wie es eben nur dem kindlichen Weſen eigen iſt, bei welchem die ganze Glückſeligkeit am Augenblicke hängt. Es wäre demnach grundfalſch, dem Stückchen den Charakter beſchaulichen, ſinnigen Behagens aufzudrängen, wie es oft genug geſchieht. — Mögen dieſe wenigen Auseinanderſetzungen etwas dazu beitragen, die „Kinderſcenen“ vor einer deplacierten Anordnung im Unterrichte zu bewahren. Es iſt zu bedauern, wenn Schülern durch eine vorzeitige zweifelhafte Bekanntſchaft mit dieſen Perlen unſerer Klavierlitteratur vor der Zeit entſprechender Reife der Geſchmack und Genuß daran verkümmert wird. **Karl Zuſchneid.**

Der Kettlerſche Choral.

In den baltiſchen Provinzen Rußlands wird namentlich bei häuslichen Andachten ein geiſtliches Lied geſungen, das unter dem Namen Kettlerſcher Choral bekannt iſt. Die Melodie beginnt:



Heiland, Du nur kannſt mich retten,
Wenn mir niemand helfen kann;
Beten will ich, ich will beten,
Sieh mich mit Erbarmen an.
Reiß' die Wurzel meiner Schmerzen,
Reiß' die Sünd' aus meinem Herzen.
Meine Seele fleht zu Dir:
Sende deinen Geiſt auch mir.

So lautet die erſte Strophe. Man nimmt an, daß dieſer ſogenannte Kettlerſche Choral vom erſten Herzog von Kurland, von Gotthard Kettler, gedichtet und komponiert iſt oder doch in irgend einem Zuſammenhang mit ihm ſteht. Es wäre nun ſehr intereſſant, zu erfahren, inwieweit dieſe Annahme begründet iſt, ob ſich geſchichtliche Zeugniſſe dafür erbringen laſſen, daß der Choral vom Herzog Kettler ſeinen Urſprung nimmt, oder ob man Urſache hat, zu glauben, daß Text und Melodie dieſes ernſt-ſchönen, ausdrucksvollen Chorals von anderer Herkunft ſind. Ich bitte nun alle muſikaliſchen, für die Frage ſich intereſſierenden Daheimleſer, der Geſchichte dieſes Chorals ihre Aufmerkſamkeit widmen und das Wiſſenswerte an dieſer Stelle des „Daheim“ gütigſt niederlegen zu wollen. Für jede Mitteilung zur geſchichtlichen Erkenntnis des Kettlerſchen Chorals wird dankbar ſein **Ein Livländer.**

Eine Klavierlampe.

Die Übelſtände, die mit den bisher üblichen Klavierlampen verbunden zu ſein pflegen, ſind wohl allgemein bekannt. Sie gipfeln in der Hauptſache darin, daß der Schatten der lichtſpendenden Lampe auf Klaviatur und Notenblätter fällt, wodurch die Sehnerven des Spielers über Gebühr angeſtrengt werden.

Die unbedingt einfachſte und vernunftgemäße Löſung wird nun durch einen von B. Queling in Saarbrücken konſtruierten „Reflektor“ erreicht, der ſich an jeder Lampe leicht anbringen läßt. Die von dem Reflektor geſammelten Lichtſtrahlen werden auf das Notenblatt geworfen. Daſſelbe wird hell beleuchtet, während die Augen der Spieler im Schatten liegen. Durch dieſen Reflektor werden alſo mehrere ſchwere Übelſtände der bisher gebräuchlichen Beleuchtung in einfachſter Weiſe beſeitigt.

Verein der Muſikfreunde.

Das vor kurzem ausgegebene Novemberheft des „Vereins der Muſikfreunde“ (Leipzig, Fr. Schuberth jun., Leplayſtraße 6) hat folgenden Inhalt: Adolf Ruthardt: Idylle für Klavier. — C. Piutti: Allegro scherzando für Klavier. — M. E. Erb: Menuett für Klavier. — M. Meyer-Olbersleben: „Als der junge Lenz“ für eine Singſtimme mit Pianoforte; — G. Schreck: „Hoch über den Sternen“ für eine Singſtimme mit Pianoforte (Text von König Johann von Sachſen); — A. Deproſſe: Wiegenlied für Violine und Klavier. — Vierteljahrsbeitrag 3 Mark.

Aus dem Tonleben.

Zweihundertfünfzig Jahre ſind es her, da erblickte der Spielmann, dem das allbekannte Bänkellied: „Ach, Du lieber Auguſtin“ entſtammt, das Licht der Welt. Auguſtin Marx heißt er, als Sohn eines bankerotten Weinſchenken wurde er 1643 in der Kaiſerſtadt Wien geboren. Zur Peſtzeit war es, im Jahre 1679, als der „liebe Auguſtin“ eines Abends in einer Vorſtadtſchenke zu Wien mehr des Guten genoſſen hatte, als Kopf und Säckel leiden konnten. Seinen Rock mußte er als Pfand für die unbeglichene Zeche zurücklaſſen, dann wurde er erbarmungslos an die nebelfeuchte Luft geſetzt; und ſchwankenden Schrittes, die Geige über die Schulter gehängt, taſtete er ſich durch die Straßenfinſternis. In ſeiner Weinlaune merkte er nicht, daß ihm der Wind den Hut hinweggraffte, daß er ſeinen Stock und ſchließlich auch den Weg verlor. Anſtatt in ſeine Behauſung, geriet er in die Nähe einer großen und tiefen Grube vor dem Thor, in welcher man dazumal neben dem Abfall aus der Stadt auch die Peſtleichen unterbrachte, denen man in ihrer übergroßen Zahl ein ordnungsmäßiges Begräbnis nicht zu teil werden laſſen konnte. Dieſem grauenhaften Rieſenbehältnis näherte ſich der ahnungsloſe Spielmann. Näher, immer näher kam er dem Rande des ſenkrecht gähnenden Abgrundes: noch ein Schritt, und Auguſtin lag auf dem Grunde der ſchaurigen Grube; wohl zwar mit unverletzten Gliedmaßen, aber ohne Ausſicht auf ein Entkommen aus dem entſetzlichen Pfuhl. Durch den Fall ernüchtert und im erſten Morgendämmer das Grauenhafte ſeiner Lage erkennend, ſinnt der Verunglückte vergeblich auf Rettung; endlich, nicht wiſſend, was zu thun, greift er zu ſeiner Tröſterin, der Violine, die unbeſchädigt geblieben war, und beginnt zu ſpielen. Anfangs verzweifelte Phantaſieen; dann aber, wie er bei zunehmender Helligkeit ſich und ſeine Umgebung näher betrachtet, befällt ihn eine galgenhumoriſtiſche Anwandlung; feſter greift er Fiedel und Bogen, und wehmütig ſingts und klingts rührend zum aſchgrauen Himmel empor:

Ach, Du lieber Auguſtin, alles iſt weg, weg, weg,
Ach, Du lieber Auguſtin, alles iſt weg,
Rock iſt weg, Stock iſt weg, Auguſtin ſelbſt im D . . .,
Ach, Du lieber Auguſtin, alles iſt weg.

Spiel und Geſang werden des Spielmanns Rettung. Zwei in einiger Entfernung Vorübergehende hören die von ſo ſeltſamer Stelle herüberſchallende Muſik; neugierig treten ſie an die Peſtgrube, erkennen den ſtadtbekannten Fiedler und tragen Sorge, daß er aus ſeiner Gefangenſchaft befreit wird. Daß dieſes Geſchehnis noch am ſelben Tage in der Kaiſerſtadt ruchbar wurde und daß, wo man den luſtigen Geſellen hinfort antraf, dieſer Text und Melodie des Liedes, dem er ſeine Errettung verdankte, zum beſten geben mußte, iſt ſelbſtverſtändlich. Er hat dazu noch viele Jahre Zeit gehabt. Am 10. Oktober 1705 iſt Auguſtin nach durchzechter Nacht am Schlagfluſſe geſtorben.

Redaktionspoſt.

Herrn Apotheker **Paul J—n.** Ein Violoncell von flacher Bauart iſt uns noch nicht zu Geſicht gekommen. Gegen die Bauart wäre nichts einzuwenden, wenn mit der Verkleinerung des Reſonnanzkörpers nicht auch eine Schwächung des Tones verbunden iſt, was zu ermitteln keine Schwierigkeiten bereitet. — Als Schule des Violoncellſpiels empfehlen wir Ihnen jene von C. Schroeder.

Muſikfreund. Die römiſche Beifallsordnung war folgende: 1. Grad: ein Schnippen mit dem Mittelfinger an den Daumen; 2. Grad: mit den Fingern der Rechten wird in die hohle Linke geſchlagen (Testas); 3. Grad: das Klatſchen mit flachen Händen (Imbrices); 4. Grad: die hohlen Hände werden zuſammengeſchlagen (Bombus). Als letzter Grad auf der Beifallsſkala galt das Wedeln und Schwenken der Togazipfel.

Muſikfreund in **Bautzen.** Der Klavierauszug von E. Humperdincks entzückendem Märchenſpiel „Hänſel und Gretel“ iſt bei B. Schotts Söhne in Mainz erſchienen; er koſtet 8 Mark. Daß die Inſtrumentation im Klavierauszug mit angedeutet iſt, dafür werden namentlich die über die muſikaliſche Durchſchnittsbildung herausgewachſenen Muſikfreunde dem Komponiſten Dank wiſſen.

J. H. in **Quepfurth.** Das erfahren Sie am beſten von einer Muſikalienhandlung. Wenden Sie ſich an die Muſikalienhandlung von P. Pabſt oder C. F. Klemm in Leipzig.

Leſer der Hausmuſik in **H.** Wir bitten um Zuſendung des Manuſkriptes.

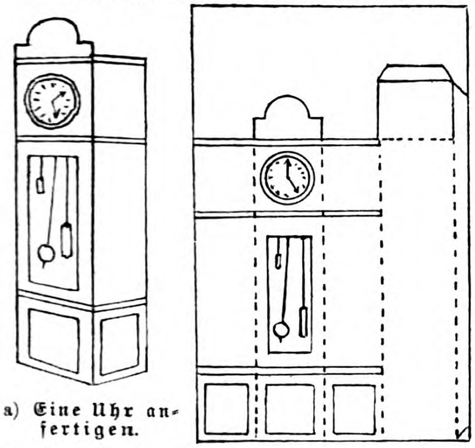
Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Kinder gewidmet und ſteht unter fachmänniſcher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Kinder-Daheim.

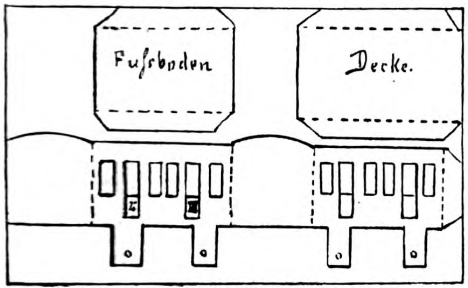
Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Kinder-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Allerlei Kurzweil.

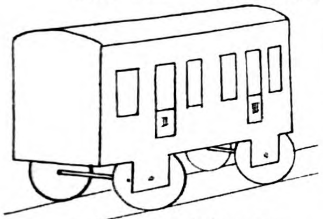
1. Was läßt ſich aus einer Poſtkarte machen?



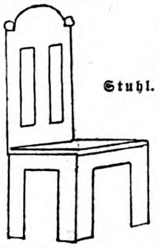
a) Eine Uhr anfertigen.



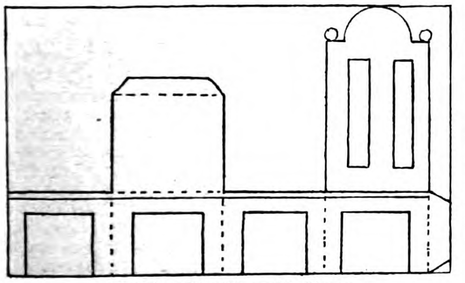
b) Ein Eiſenbahnwagen anfertigen.
Knöpfe dienen als Räder, Streichhölzer als Achſen.



Eiſenbahnwagen.

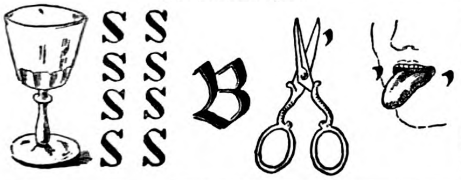


Stuhl.



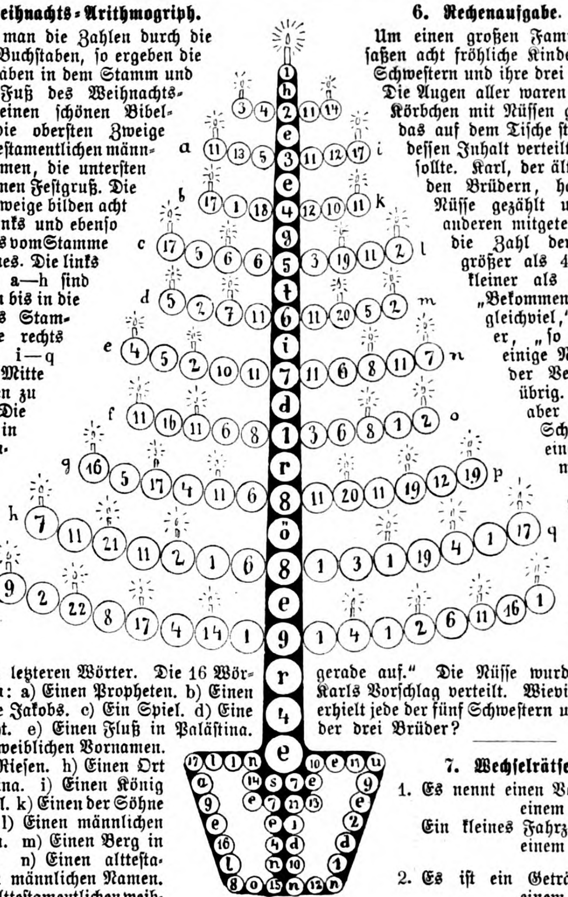
c) Ein Stuhl anfertigen.
Die Schnitte haben genau die halbe Größe einer Poſtkarte. Beim Übertragen ſind alle Maße zu verdoppeln.

2. Bilderrätſel.



3. Weihnachts-Arithmogriph.

Erſetzt man die Zahlen durch die richtigen Buchſtaben, ſo ergeben die 62 Buchſtaben in dem Stamm und in dem Fuß des Weihnachtsbaumes einen ſchönen Bibelſpruch, die oberſten Zweige einen altteſtamentlichen männlichen Namen, die unterſten Zweige einen Feſtgruß. Die übrigen Zweige bilden acht Wörter links und ebenſo viele rechts vom Stamme des Baumes. Die links ſtehenden a—h ſind von außen bis in die Mitte des Stammes, die rechts ſtehenden i—q von der Mitte nach außen zu leſen. Die Zahlen in dem Stamme bezeichnen die Endbuchſtaben der erſteren und zugleich die Anfangsbuchſtaben der letzteren Wörter. Die 16 Wörter nennen: a) Einen Propheten. b) Einen der Söhne Jakobs. c) Ein Spiel. d) Eine Amtstracht. e) Einen Fluß in Paläſtina. f) Einen weiblichen Vornamen. g) Einen Rieſen. h) Einen Ort in Paläſtina. i) Einen König von Israel. k) Einen der Söhne Jakobs. l) Einen männlichen Vornamen. m) Einen Berg in Paläſtina. n) Einen altteſtamentlichen männlichen Namen. o) Einen altteſtamentlichen weiblichen Namen. p) Einen Propheten. q) Einen Propheten. (ch gilt als **ein** Buchſtabe. i=j.)



4. Buchſtabenrätſel.

In der Kirche niemals und doch im Altar,
Könnt ihr ſtets entdecken das erſte Paar.
Wenn die Sonne ſtrahlend am Himmel ſteht,
Ihr darin auch den Dritten und Vierten ſeht.
In Aſien ſind immer die Nächſten da,
Ihr ſucht ſie vergebens in Afrika.
Jede Bank ſchließt die beiden Folgenden ein,
Nie werden im Tiſch ſie zu finden ſein.
Den Neunten und Zehnten hat jede Nummer,
Sie fehlen dem Hecht, doch hat ſie der Hummer.
Alljährlich zeigt ſich im Lichterglanze
Am Weihnachtsabend das ſchöne Ganze.

5. Rätſelfragen.

1) Welches Wort iſt der Name einer ſächſiſchen Stadt und ohne die beiden erſten und die beiden letzten Buchſtaben auch?
2) Wie kann man aus den beiden Zeilen:
„Der Jäger ſchoß, da lag er da
Der Rehbock“.
einen Vers (mit Reim) machen?
3) Wer ſpricht alle Sprachen?
4) Welche Speiſe kann niemand eſſen?
5) Wann wird der Flachs geſät?
6) Welcher Baumeiſter baut Brücken ohne Holz und Stein und Eiſen?
7) Welcher Baum macht weite Seereiſen?
8) Welcher Schmetterling iſt ein hoher Marineoffizier?
9) Welcher Fluß iſt eine Krankheit?

6. Rechenaufgabe.

Um einen großen Familientiſch ſaßen acht fröhliche Kinder, fünf Schweſtern und ihre drei Brüder. Die Augen aller waren auf ein Körbchen mit Nüſſen gerichtet, das auf dem Tiſche ſtand und deſſen Inhalt verteilt werden ſollte. Karl, der älteſte von den Brüdern, hatte die Nüſſe gezählt und den anderen mitgeteilt, daß die Zahl der Nüſſe größer als 45, aber kleiner als 60 ſei. „Bekommen wir alle gleichviel,“ ſagte er, „ſo bleiben einige Nüſſe bei der Verteilung übrig. Erhält aber jede der Schweſtern eine Nuß mehr als jeder von uns Brüdern, ſo gehen die Nüſſe bei der Verteilung gerade auf.“ Die Nüſſe wurden nach Karls Vorſchlag verteilt. Wieviel Nüſſe erhielt jede der fünf Schweſtern und jeder der drei Brüder?

7. Wechſelrätſel.

1. Es nennt einen Vogel mit einem H,
Ein kleines Fahrzeug mit einem K.

2. Es iſt ein Getränk mit einem W,
Ein Teil des Körpers mit einem B.

3. Es nennt einen Baum mit einem T,
Ein hölzern Gefäß mit einem W.

4. Eine Pflanze iſt es mit einem a,
Ein Knabenname mit einem h.

5. Ein Fluß in Bayern mit einem h,
Gefahr dem Schiffe bringt es mit k.

6. Eine Pflanze iſt es mit einem d,
Ein ſchwarzer Vogel mit einem b.

8. Magiſches Kreuz.

			a	a	a			
			a	a	a			
			b	b	b			
b	c	c	d	e	e	e	e	e
e	h	h	h	i	i	i	k	k
n	n	n	n	o	o	r	r	r
			r	r	r			
			t	t	t			
			t	w	w			

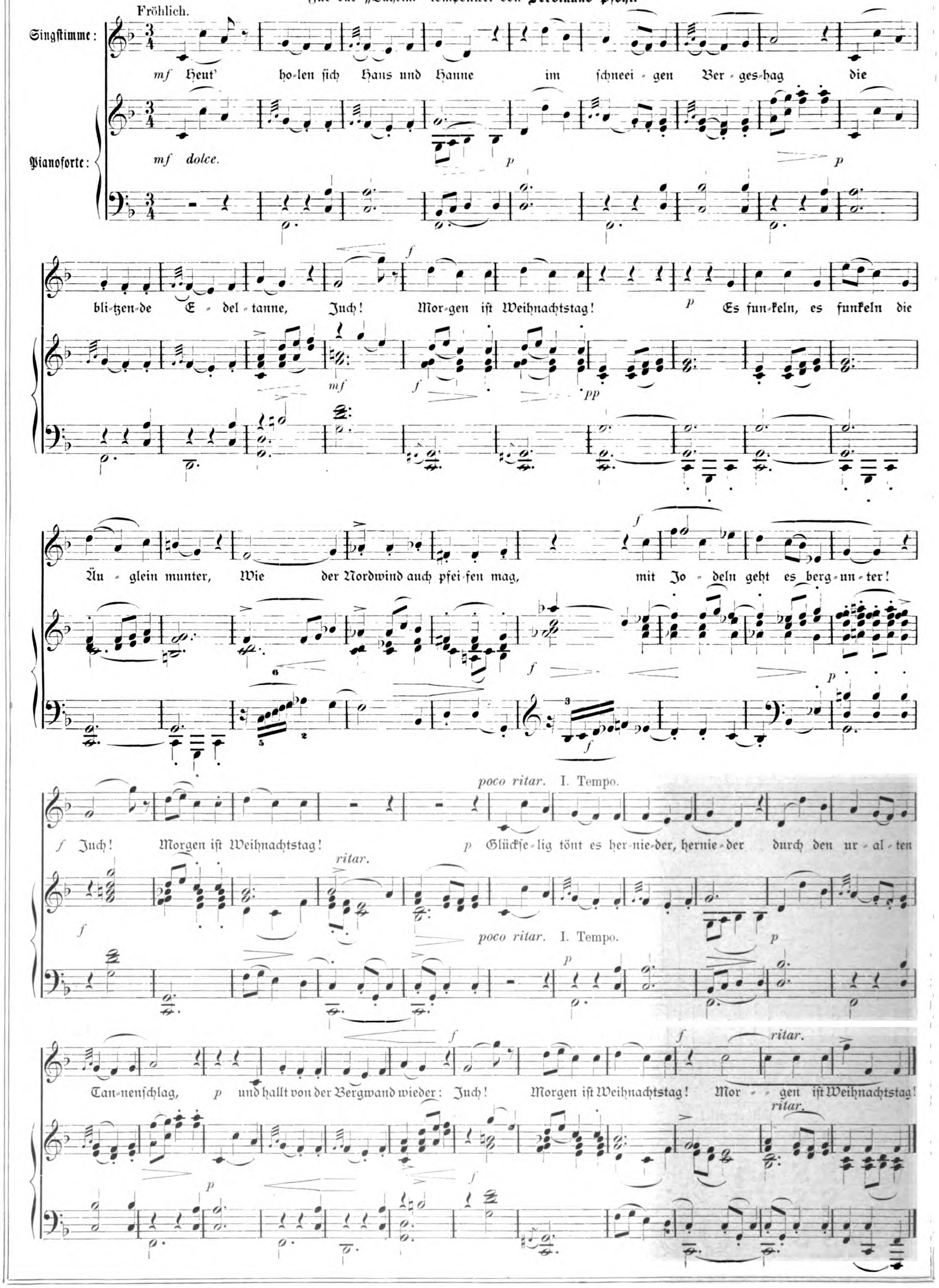
Die Buchſtaben in den Feldern des Kreuzes ſollen anders geordnet werden, und zwar ſo, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Wörter von je neun Buchſtaben ergeben. Die drei Reihen ſollen bezeichnen:
1. Ein Feſt.
2. Eine Mahlzeit.
3. Eine Schußwaffe.

Daheim 1895. Heft 4, Beilage.

Weihnachtslied.

Von **Fr. Reimund.**

Für das „Daheim" komponiert von **Ferdinand Pfohl.**


Fröhlich.
Singſtimme:
Pianoforte:
mf Heut' ho-len ſich Hans und Hanne im ſchneei-gen Ber-ges-hag die
mf dolce.
bli-tzen-de E-del-tanne, Juch! Mor-gen iſt Weihnachtstag!
p Es fun-keln, es funkeln die
Äu-glein munter, Wie der Nordwind auch pfei-fen mag,
f mit Jo-deln geht es berg-un-ter!
f Juch! Morgen iſt Weihnachtstag!
poco ritar. I. Tempo.
p Glückſe-lig tönt es her-nie-der, hernie-der durch den ur-al-ten
ritar.
Tan-nenſchlag,
p und hallt von der Bergwand wieder: Juch!
f Morgen iſt Weihnachtstag!
f Mor-gen iſt Weihnachtstag!
ritar.

Württembergiſche Künſtler.*)

„Württembergiſche Künſtler in Lebensbildern“ — unter dieſem anſpruchsloſen Titel hat ein treuer Schwabenſohn, der ſeine ſchöne Heimat ganz vorzüglich kennt, aber auch trefflich bewandert iſt in der Kunſtgeſchichte aller Völker und Zeiten, die kunſtliebende Leſewelt mit einem ſchönen Buche beſchenkt, das genau und ſicher gearbeitet, wie nur irgend eines, uns einen Blick eröffnet in den ſchwäbiſchen Kunſthimmel der neueren Zeit, in ſeine Fülle und ſeinen Reichtum, wie man ihn bisher gar nicht kannte, ja kaum ahnte. Es iſt die Arbeit eines Lebens, die in dieſen 40 Lebensbildern vor uns liegt, aber es iſt zugleich eine reiche Ernte: denn wenn jede Zeile redet von dem unendlichen Fleiße, mit welchem aus Quellen, nah und fern, alles zuſammengetragen iſt, was auf Leben und Schaffen der Künſtler und ihre Zeit Licht wirft, ſo redet ſie auch von der liebevollen Begeiſterung, mit welcher der Verfaſſer ſich in jeden ſeiner Helden, in ſeine Eigenart, in ſein Wollen und Können vertieft hat. In die Entwickelung der deutſchen, ja der europäiſchen Kunſt wird jeder, auch der kleinere Mann, hineingeſtellt, mit ſicherer Hand, mit feinem Takte wird jedem der gebührende Platz angewieſen. Der Schwabe, der unter dieſen Meiſtern faſt lauter Bekannte und Freunde findet, vielleicht manchen noch von Angeſicht zu Angeſicht kannte, und der täglich ſich deſſen erfreuen kann, worin ſie mit Pinſel und Meißel ſich verewigt haben, und was ſie in Paläſten und Kirchen Herrliches geſchaffen, er wird gern zu einem Buche greifen, das warm und geſchmackvoll, wahr und lebendig geſchrieben, ihn ſeine Landsleute und was an den Ufern des Neckar ſeine Heimat und ſeinen Wirkungskreis gefunden hat, recht genau kennen und lieb gewinnen lehrt. Aber auch ſonſt wird in einer Zeit, welche mit Recht für kunſtſinnig und kunſtliebend gilt, ein Werk willkommen ſein, das einem ganzen Lande, einer ganzen Zeit ſeine Künſtlerehre gibt; gern tritt man in den Kreis dieſer tüchtigen, zum Teil ausgezeichneten Männer, deren Werke oft über die Grenzen der engeren Heimat hinaus zerſtreut und bekannt ſind, und doppelt angenehm iſt es, in dem vorzüglich ausgeſtatteten Buche eine große Zahl von ihnen in trefflich ausgeführten Vignetten im Bilde vor ſich zu ſehen.

Nur mit einem einzigen Lebensbilde, mit dem des trefflichen Baumeiſters Heinr. Schickhardt (1558—1634), greift Wintterlin noch zurück in jene Zeit, in welcher die ſchwäbiſche, wie die deutſche Kunſt einen Höhepunkt erreicht hatte; in das XVIII. und XIX. Jahrhundert fallen die übrigen, und es iſt beinahe ſelbſtverſtändlich, daß in der erſteren Periode faſt alle ſich gruppieren um den kunſtſinnigen Herzog, der über ein halbes Jahrhundert hindurch (1737—1793) Württembergs Thron innehatte, Karl Eugen, und mit Recht ſchmückt das wohlgetroffene Bruſtbild des geſcheidten und energiſchen Mannes als Titelbild das Buch. Regententugenden und Herrſcherſünden traten bekanntlich bei dem Herzog in gar wunderbarer Miſchung und Abwechſelung hervor; hier erſcheint er uns in ſeiner liebenswürdigſten Geſtalt als freigebiger Mäcen, als unermüdlicher Förderer der Kunſt nach allen Seiten hin, und der fürſtliche Pädagog, wie man ihn ſchon ſo oft genannt hat, bewährte unzähligemal ſeinen Scharfblick im Herausfinden begabter Künſtlernaturen. Von auswärts her berief der Herzog ſeine Meiſter, da er im eigenen Lande keine vollwichtigen Vertreter fand, ſo den liebenswürdigen Franzoſen Guibal (1725—1784), dem das Neue Schloß in Stuttgart und andere Schlöſſer ſo manches herrliche Plafondsbild verdanken; ihn machte er zum Galeriedirektor, ihm vertraute er die Leitung der neugegründeten Kunſtſchule an, und in dieſe ſammelte er, wo er ein Talent aufſpürte, und wann er auf ein ſolches aufmerkſam gemacht wurde. Den Schulzenknaben Joh. Gotthard Müller (1747—1830) hat er wider ſeinen Willen zum Kupferſtecher gezwungen; den Heiduckenſprößling Ph. J. Scheffauer (1756—1808) rettete er für die Kunſt, und dem bedeutendſten von allen, dem Stallknechtsſohn J. H. Dannecker, (1758—1841) hat er die Wege zur Kunſt und damit zu unvergänglichem Ruhm gebahnt. Wie eine harte Ausnahme klingt das herbe (freilich nicht ganz verbürgte) Wort, mit welchem der Herzog den jungen Eberh. Wächter (1762 bis 1852) anherrſchte, als dieſer ſich zur Aufnahme in die Künſtlerſchule meldete: „Schämt Er ſich nicht, Maler werden zu wollen, Er, ein Regierungsratsſohn!“ Aber der Junge, in deſſen Adern echtes Künſtlerblut rollte, und der ſo energiſch und ſelbſtbewußt aus ſeinem Bildniſſe uns anſchaut, wußte ſeinen Willen durchzuſetzen und hat ſeinem Namen und ſeinem Lande alle Ehre gemacht. Redlich hat auch der Herzog für Weiterbildung ſeiner Zöglinge geſorgt; zu Reiſen erhielten ſie Stipendien, und ſo lange die Mittel es erlaubten, fehlte es nicht an Beſtellungen und Aufträgen. Das erſte weite Reiſeziel war damals gewöhnlich Paris, ja bis zum Jahre 1870 hat dieſer Zug nach dem Weſten gewährt. Scheffauer und Dannecker ſind mit einander nach Paris gewandert, ſchon als verheiratete Frau bildete ſich die Malerin Simanowiz (1759 bis 1827), der wir ſo manches Wertvolle von Schiller und ſeiner Familie verdanken, dort aus, die Schrecken der Revolution durchlebte ſie dort, J. G. Müller nahm ſeinen Landsmann Wächter dorthin mit. Bis zu dem genialen Karl Etzel (1812—1865), dem Erbauer der Brennerbahn, und dem liebenswürdigen, vielſeitigen Chr. Fr. Leins (1814 bis 1892), dem Stuttgart einige ſeiner herrlichſten neueren Bauten verdankt (Villa Berg, Königsbau, Johanneskirche, Liederhalle), pilgerten die Schwaben eifrig nach der Stadt an der Seine, wo ſie wußten, daß ſie ſtets Landsleute fanden, die ſich ihrer gern annahmen und ſie freundlichſt förderten. Und die zweite Station war gewöhnlich das gelobte Land der Kunſt, Italien. Wie viele von den Künſtlern, deren Leben hier geſchildert iſt, begleiten wir an der ſicheren Führerhand des Verfaſſers über die Alpen! Wiederum treffen wir dort die Genoſſen Scheffauer und Dannecker; ſie waren von Paris zu Fuß dorthin gewandert, dort ſchloß der letztere ſeinen Freundſchaftsbund mit Canova, der ihm den ſinnigen und ſo wohlverdienten Namen Il Beato (der Glückſelige) gab, dort trafen die Maler Hetſch (1758—1838) und Schick (1776 bis 1812), Lehrer und Schüler, wieder zuſammen, von dort aus ſchrieb der letztere, der im Humboldtſchen Kreiſe ſo viel und gern verkehrte, jene reizenden Briefe, von welchen das Buch manchen ſchönen Auszug gibt. Dort fand er auch ſein frühes Grab. Mit Thorwaldſen, um einen Schritt in unſer Jahrhundert zu machen, war Th. Wagner (1800—1880), der begabteſte Schüler Danneckers, in Rom zuſammen, bei Thorwaldſen arbeitete der tüchtige Hofer (1801—1887), ausgezeichnet durch ſeine Pferdeſtatuen, der dann ſpäter in Kopenhagen mit Freude und Rührung die Bildwerke wieder erkannte, an denen ſein Meißel thätig geweſen. Und endlich darf hier neben anderen Gegenbauer (1800—1876) nicht vergeſſen werden, der in ſeinen herrlichen Freskobildern die ältere Geſchichte unſeres Landes und Fürſtenhauſes ſo ſchön verherrlicht hat, aber doch ſeinen römiſchen Hausſchlüſſel mit über die Alpen brachte, und den es ſo ſehr in das ſonnige Land zog, daß er in den letzten Lebensjahren meiſtens den Winter dort zubrachte. Aber wenn die wanderluſtigen Schwaben in die Heimat zurückkehrten, geſättigt vom Farbenglanz des Südens, das Auge gebildet an dem Gleichmaß der Antike und Kopf und Herz voll von Entwürfen und Plänen, ſo leuchtete freilich nicht einem jeden der glückliche Stern einer guten Stelle und behaglichen Wohlſtandes; Beſtellungen und Aufträge fielen nicht einem jeden leichthin zu, auch damals war das Brot des Künſtlers oft ein hartes und dürftiges; indeſſen tauchten doch immer wieder Freunde und Gönner auf, und mit Recht zieren vier Bildniſſe des württembergiſchen Königshauſes das Buch, denn ſie alle förderten die Kunſt einſichtig und auf die verſchiedenſte Weiſe. Überdies, wer über Schwaben am Ende des vorigen Jahrhunderts ſchreibt, der hat die Freude, den Glanz, welchen die hohe Karlsſchule mit ihrem berühmteſten Namen (Schiller) über die Welt ausſtrahlt, überall hineinleuchten zu laſſen. Wie viele dieſer Künſtler darf das Buch als Freunde Schillers anführen! Es ſeien nur erwähnt J. F. Leybold, Scheffauer, Hetſch und, allen überlegen, Dannecker, der, wie er ſelbſt ſagte, ſeinen Freund in ſeiner Koloſſalbüſte wieder leb[end]ig machen wollte. Und mit ihm gleichen Schrittes in der Liebe zur Kunſt wandelte ſein Schwager G. H. Rapp (1761—1832), zwar kein Künſtler von Beruf, er war Hofbankdirektor, aber doch eine echte Künſtlernatur, in deſſen gaſtlichem Hauſe Goethe im Jahre 1797 „Hermann und Dorothea“ vorlas und das fünfjährige Töchterchen des Hausherrn ſo ſehr entzückte, daß ſie laut ſagte: „Der Mann ſoll noch mehr leſen.“ Ein Atelier freilich, wie Dannecker eines am Schloßplatz hatte, das keine Fürſtlichkeit, kein gebildeter Fremde zu beſuchen verſäumte, hat Stuttgart ſeitdem nicht mehr geſehen, aber doch haben auch die ſpäteren Jahre Württemberg mit trefflichen Künſtlern begabt. Da war der frühverblichene Gangloff (1790—1814), den Uhland poetiſch verherrlichte. Da war der tiefſinnige Neher (1806—1886), der Schüler von Cornelius, dem die Freskomalerei ebenſo von der Hand ging, wie das Zeichnen eines Kartons zu einem Glasfenſter; da war der wackere Beisbarth (1809—1878), dem das Papier nur zum Zeichnen diente, nie zum Aktenſchreiben, der glückliche und ſorgfältige Reſtaurateur unzähliger Bauwerke; da war der vielgeſuchte Porträtmaler Stirnbrand († 1882), ein Kroatenbüblein, das ſeine unmenſchliche Mutter in die Donau werfen wollte, um ſeiner los zu werden; ein Invalide namens Flamm rettete den Dreijährigen. Später erhielt der Knabe, als er ſich einmal jämmerlich das Geſicht verbrannte, den Namen Stirnbrand; nach mancherlei Schickſalen kam er nach Stuttgart, wo er der Lieblingsporträtiſt der königlichen Familie wurde. —

Es iſt ein Kreis erlauchter, edler Geſtalten, in welchen das Buch uns einführt. Nur einzelne aus demſelben haben wir in dieſer kurzen Skizze dem Leſer nahegebracht, aber es iſt der Mühe wert, ſie ſämtlich aus dem Buche ſelbſt kennen zu lernen.

---

*) Württembergiſche Künſtler in Lebensbildern von Dr. Auguſt Wintterlin, Bibliothekar an der Kgl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart. Deutſche Verlagsanſtalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1895. 498 S.

Neu ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liebhaber-Ausgaben

Künſtler-Monographien

von

H. Knackfuß.

(Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.)

Rembrandt. 160 S. gr. 8°. Mit 157 Abbildungen.
Preis 3 Mark.

Raffael. 112 S. gr. 8°. Mit 110 Abbildungen.
Preis 3 Mark.

Dürer und Holbein d. j. 76 S. gr. 8°. Mit 85 Abb.
Preis 2 Mark.

Die Fortſetzung durch Rubens, Michelangelo, Murillo, van Dyck u. a. iſt vorgeſehen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Ein neues Büchlein über die Frauenfrage.

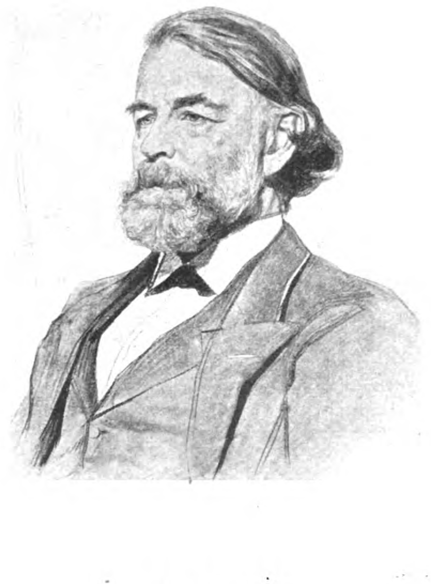
Die Diskuſſionen über die Frauenfrage herüber und hinüber dauern noch immer fort, und mancher iſt ihrer von Herzen müde. Aber man kann ſie doch nicht aus der Welt ſchaffen, zumal ſie durch die ganze ſoziale Lage immer ernſter wird. Einen Beitrag zu ihrer Löſung hat neuerdings Adolf Philippi in einer kurzen „zeitgeſchichtlichen Studie“ geliefert.*) Es iſt der Mühe wert zu leſen, was er zu ſagen hat. Es ſind allerhand gute Bemerkungen und Winke, hervorgegangen aus langjährigen Beobachtungen eines Familienvaters, die man womöglich laut in einem Kreiſe von Damen leſen ſollte. Ich habe es ſo gemacht und dabei manchen ſcharfen Widerſpruch gehört, aber auch manche warme Zuſtimmung. Ein paar Punkte daraus will ich hervorheben. Der erſte Abſchnitt handelt von der „weiblichen Arbeit in den Formen männlicher Berufsart“ und beſchäftigt ſich eingehend mit der von vielen erſtrebten Ausbildung des weiblichen Geſchlechtes auf Gymnaſien und Univerſitäten. Sollen Frauen zu den Fakultätsſtudien zugelaſſen werden? Sollen ſie das ärztliche Studium durchmachen und ausüben? Meine Zuhörerinnen ſprachen ſich — mit einer Ausnahme — gegen die „Frauenärzte“ ſehr energiſch aus; keine wollte ſich von einer ſolchen behandeln laſſen, aber doch waren ſie ſehr entrüſtet über einen der Ablehnungsgründe des Verfaſſers. Derſelbe meint nämlich, auch in gynäkologiſchen Fällen ſei ein Arzt vorzuziehen, weil der Frau „das ärztliche Haupterfordernis, nämlich die ‚Diskretion‘, d. h. die unbedingte Trennung alles etwa Perſönlichen von dem vorliegenden pathologiſchen Falle“ abgehe! — Daß Frauen nicht in den unteren Gymnaſialklaſſen unterrichten dürften, wie es eine „recht einſichtsvolle Dame“ dem Verfaſſer vorgeſchlagen, leuchtete allen ein, aber daß ſie Grammatik, Geſchichte und Rechnen an höheren Töchterſchulen nicht unterrichten ſollten, fand einſtimmigen Widerſpruch. Wie entſetzlich langweilig ſei der Geſchichtsunterricht geweſen, den ihre Brüder bei diktierenden Lehrern gehabt, wie hätten ſie ſelbſt dagegen ihr Vaterland gerade durch die anregenden Erzählungen einer Lehrerin lieben gelernt! Und wie wenige Männer könnten ordentlich rechnen! Wie mancher Haushalt, wie manches Geſchäft werde durch ſchnelles und ſicheres Rechnen der Frau allein erhalten! Und nun gar die „Verſtimmung und Nervoſität der Lehrerinnen?!“ Als ob das nicht gerade die berechtigte Eigentümlichkeit der Lehrer ſei! Und ſo ging es weiter. Doch man leſe ſelbſt, was Philippi über, reſp. gegen weibliche Gymnaſien, Zeichenlehrerinnenſchulen (deren eine in Berlin einen zweijährigen Kurſus mit nicht weniger als 48 wöchentlichen Stunden vorſchreibt), Muſikſtudien, Schriftſtellerei ꝛc. der Frau ſagt. Auch wo man nicht ganz mit ihm gehen kann, fühlt man ſich doch angeregt. Von ganzem Herzen unterſchreibe ich inſonderheit ſeinen Satz: „Jeder praktiſche Verſuch, die Frauenfrage zu behandeln, muß da einſetzen, wohin der Frau beſondere Vorzüge und ihre Stellung in der hiſtoriſchen, von Gott gewollten Lebensordnung weiſen.“ Mir recht aus der Seele iſt auch geſchrieben, was er über den „Tantenberuf“ der unverheirateten Frauen und ſonſt zum Schluß ſeiner Erörterungen ſagt; aber er ſcheint mir doch — trotz einiger Konzeſſionen, die er den modernen Forderungen macht — den unbeſtreitbaren Frauenüberſchuß und die, ſoviel ich weiß, noch immer zunehmende Verminderung der Ehen nicht genug in Berückſichtigung zu ziehen. Es können doch dieſe unzähligen unbeſchäftigten und unbemittelten Frauen nicht alle „Schutzengel des Hauſes“ werden, wie es der Verfaſſer als das Begehrenswerteſte hinſtellt. Die allermeiſten gehen doch nur in ein fremdes Haus oder ſuchen einen anderen Erwerb aus bitterſter Not, wie denn die ganze Frauenfrage nicht allein, und auch nicht einmal vorwiegend, aus Emanzipationsgelüſten, ſondern aus dem in unſerm Jahrhundert ſchnell entſtandenen Umſchwunge in der wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Stellung der Frau entſtanden iſt.

Robert Koenig.

---

*) Die Frauenfrage. Eine zeitgeſchichtliche Studie von Adolf Philippi, Geh. Hofrat in Dresden, früher Univerſitäts-Profeſſor in Gießen. 70 Seiten. Preis legant kartoniert 80 Pf. Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Eine Porträtſammlung bekannter Zeitgenoſſen.

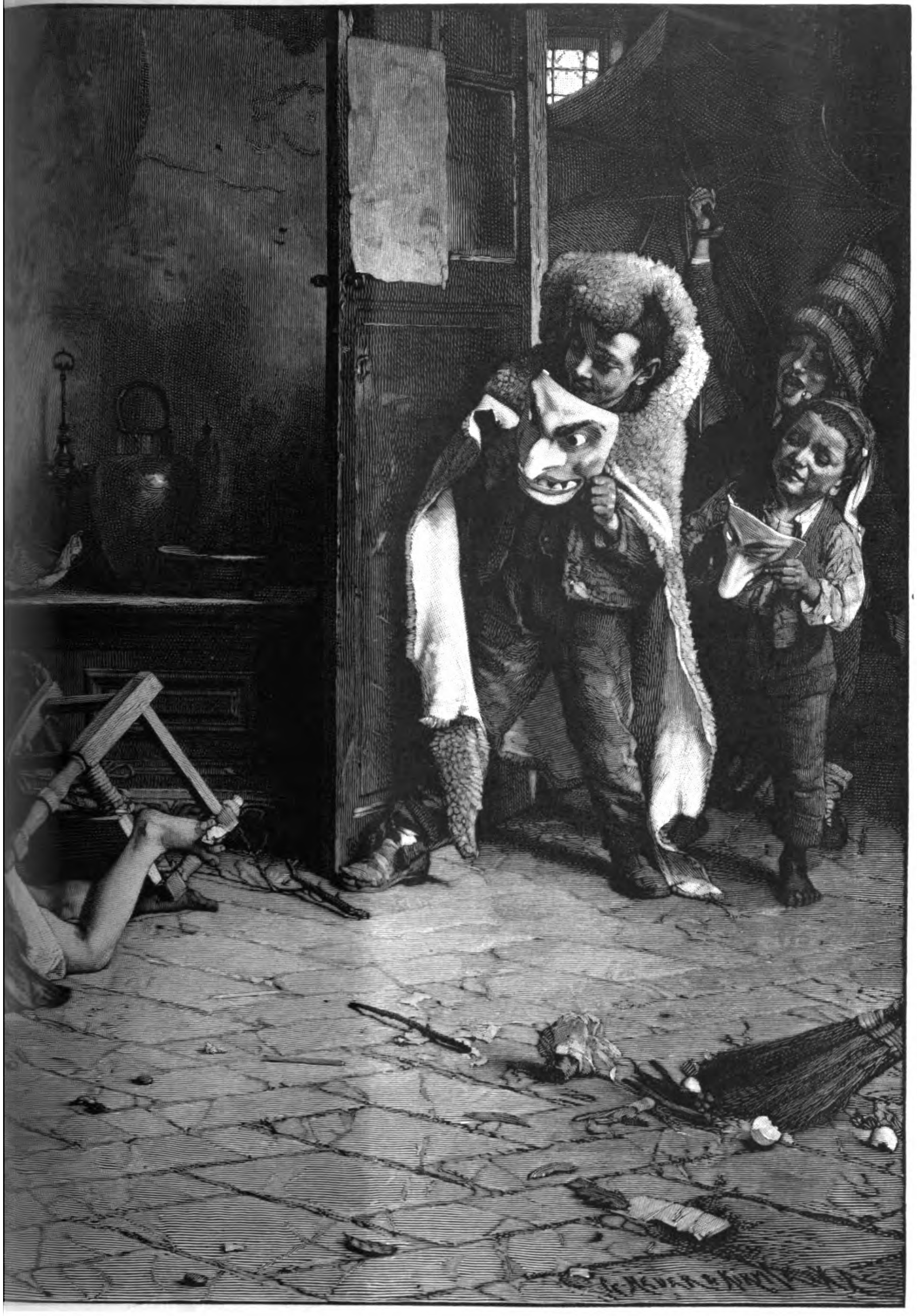


Joſeph Joachim.
Originalzeichnung von Ismael Gentz.

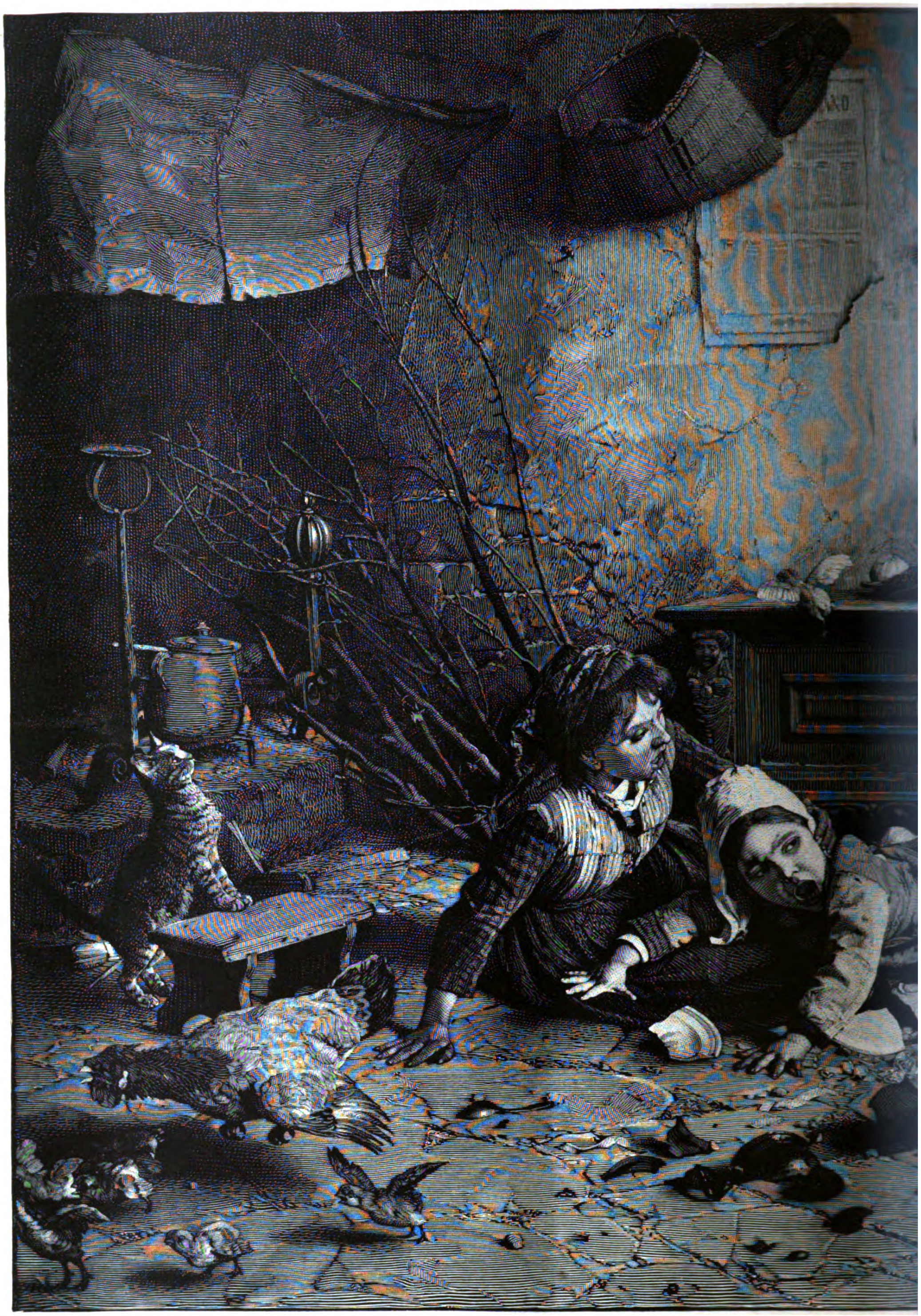
Ismael Gentz, der Sohn des großen Orientmalers W. Gentz, iſt den Daheimleſern kein Fremder. Wir haben wiederholt Bildniszeichnungen von ihm gebracht, vor nicht langer Zeit erſt die Zeichnung Helmholtz auf dem Totenlager. Der Künſtler, der ſich faſt ausſchließlich mit dem Porträtieren bekannter, nach irgend einer Richtung hin hervorragender Zeitgenoſſen beſchäftigt, beſitzt nicht nur die Gabe, gut zu treffen — er weiß auch in ſeinen Bildniſſen das Charakteriſtiſche des Mannes, den er zeichnet, wiederzugeben. Zum erſten Male tritt er jetzt mit einer Porträtſammlung in Photogravüren nach ſeinen Bleiſtiftzeichnungen hervor (Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. Preis 30 Mark). Es ſind 25 Köpfe von Männern aus recht verſchiedenen Gebieten des menſchlichen Lebens, die er in ihr vereinigt hat: wir finden neben Werner Siemens, dem großen Elektrotechniker, Heinrich von Stephan, den Leiter unſeres Poſtweſens, Robert von Benda, den Parlamentarier, Ernſt von Bergmann, den großen Chirurgen, die Schriftſteller Theodor Fontane, Klaus Groth, Hans Hoffmann, Friedrich Spielhagen, die Maler Wilhelm Gentz, Ludwig Knaus, Paul Meyerheim, den gefeierten Violinſpieler Joſef Joachim u. ſ. w.; das Bildnis des letztgenannten geben wir verkleinert als eine Probe der Gentzſchen Kunſt wieder. Es war ein hübſcher Gedanke, die einzelnen Porträts mit kurzen Sinnſprüchen der dargeſtellten Männer in Poeſie oder Proſa zu begleiten. Da ſchreibt u. a. Th. Fontane: „Gaben, wer hätte ſie nicht? Talente — Spielzeug für Kinder, erſt der Ernſt macht den Mann, erſt der Fleiß das Genie.“ Excellenz von Stephan meint: „Arbeite treulich an Dir, ſo nützeſt zugleich Du den Anderen.“ Joſeph Joachim aber, der Meiſter der Töne, ſchreibt:

„Viele Boten gehen und gingen
Zwiſchen Erd’ und Himmelsluſt,
Solchen Gruß kann keiner bringen,
Als ein Lied aus friſcher Bruſt!“

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**



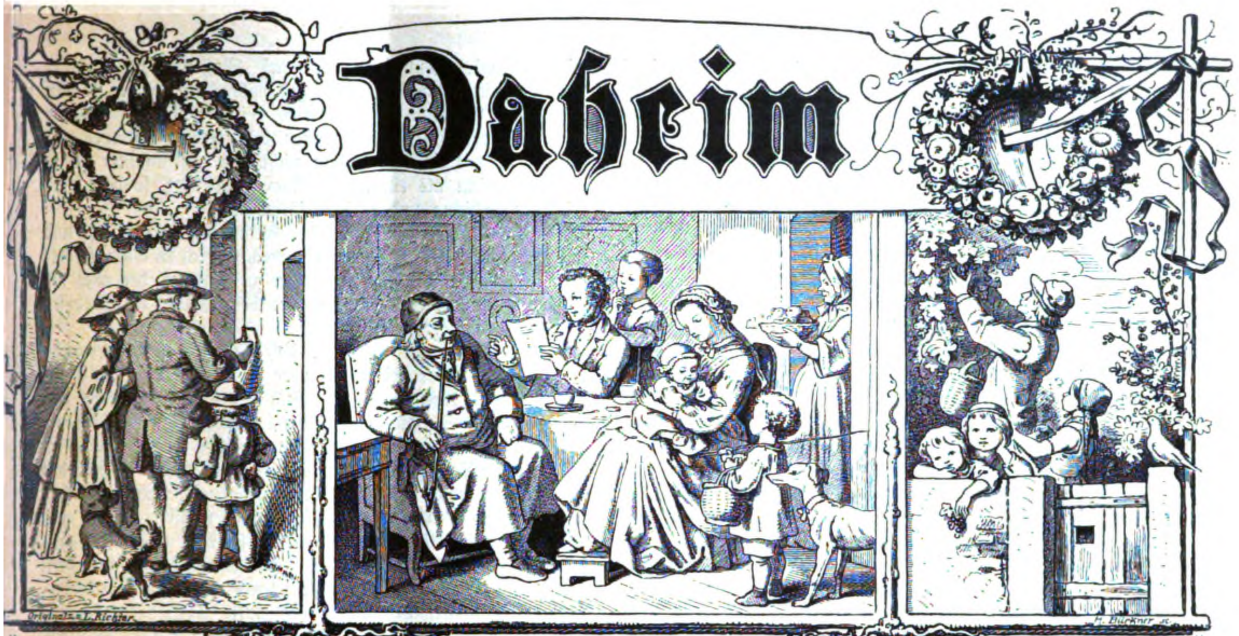
G. Chiarici.
engl, A.-G., München.)



Die Überr
(Photographieverlag vo

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 5.

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Dezember 1894. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 13.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Der alte Bankier war eben ein Schwarzſeher und ein Pedant, das hörte Barten auch ſonſt in den Dornbergſchen Kreiſen. Ein Mann, der auf ſeinen Geldſäcken einſchlief, anſtatt ſeinen Beruf richtig zu erkennen und „neue Werte zu ſchaffen“. Ein Mann, der, ſo ſonderbar es klingen mochte, von der modernen Geldwirtſchaft und der Macht eines wohlausgenutzten Kredits gar keine Ahnung hatte, der die Kraft der heutigen Kapitalaſſociationen vollkommen unterſchätzte, die es auch dem Minderbemittelten ermöglichen ſollte, die größten Unternehmungen ins Leben zu rufen.

Und ſo ſaßen ſie ſich gegenüber in dem kleinen Zimmer des Hotel Windſor, wo Frau von Barten abgeſtiegen war — Mutter und Sohn — und konnten zum erſtenmale in ihrem Leben nicht eins werden in ihren Anſichten.

Es war wieder ganz wie früher geweſen, als Klaus noch die Uniform trug und die Mama manchmal nach Berlin kam, um ihren lieben Jungen wieder einmal an das Mutterherz zu ſchließen. Aber in die herzliche und aufrichtige Freude, die Klaus über die unerwartete Ankunft der Mutter ja diesmal wie ſtets empfand, miſchte ſich eine leiſe Verſtimmung — die Ahnung von etwas Unangenehmen. Wunderlich, als er ſich ankleidete, um nach dem Hotel zu gehen, kam ihm plötzlich eine Erinnerung an ſeine Gymnaſiaſtenjahre in den Sinn. Er hatte ſich in der Sekunda einmal einer Schülerverbindung angeſchloſſen, die der geſtrenge Herr Direktor mit Acht und Bann belegt, was ihren geheimen Reiz ſelbſtverſtändlich nur ins Ungemeſſene erhöhte. Und dieſe ſtolze Verbindung — Arminia hieß ſie, und ſie wollte die „edelſten Güter der Menſchheit“ pflegen — hatte bei einem Kneipwirt in der Vorſtadt beträchtliche Schulden kontrahiert; ob es zehn oder fünfzehn Thaler geweſen waren, konnte Klaus ſich nicht mehr entſinnen, jedenfalls aber war es ein Vermögen. Als nun beſagter Philiſter, wie dies ſo zu gehen pflegt, ungeduldig wurde, übernahm der junge Herr Baron als der anerkannt wohlhabendſte der Genoſſen bereitwillig die ganze Schuld. Und da war ſchließlich nach langem Zögern die Stunde gekommen, in der Klaus der Mama hatte beichten müſſen. Das kam ihm heute wieder in den Sinn, und er konnte die Erinnerung an die ernſte traurige Miene der geliebten Mutter nicht los werden, mit der ſie ihm damals hinter dem Rücken des Vaters die zehn Thaler zugeſteckt — nicht die Erinnerung an ihre mahnenden Worte, die ja, das hatte er damals ſchon gefühlt, keineswegs der kleinen Schuld, ſondern all dem anderen galten, was mit ihr zuſammenhing.

Die Mutter hatte eine Berliner Morgenzeitung vor ſich, als Klaus in das Zimmer trat. Aber ſie las nicht, das große Blatt war auf ihre Kniee herabgeſunken. Und als die erſte herzliche Begrüßung vorüber war, da deutete ſie in ihrer ruhigen Art, die ſtets grade auf das Ziel losging, auf eine Notiz in der Zeitung und fragte: „Iſt das wahr, Klaus?“

Er wußte, was die Notiz enthielt. Es war eine von Dornberg mit gewohntem Geſchick aufgeſetzte, von einem ſeiner litterariſchen Freunde in gewohnter Gefälligkeit aufgenommene Vorbemerkung über die bevorſtehende Bildung der Aktiengeſellſchaft „Kronprinzenpaſſage“.

„In aller Stille,“ ſo hieß es dort, „hat ſich im bisher von unſerer Geſchäftswelt nur zu ſehr vernachläſſigten Oſten der Stadt eine Reihe umfaſſender Beſitzwechſel vollzogen, an die ſich eines der großartigſten Unternehmungen anknüpfen ſoll, die Berlin in den letzten Jahrzehnten geſehen. Es handelt ſich um einen Paſſagebau im größten Stil, durch den die .... ſtraße mit der .... ſtraße in Verbindung geſetzt werden wird. Ein umfangreicher Hotelbau wird dem im Oſten langempfundenen Mangel an einer eleganten, den

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

heutigen Anſprüchen an Komfort entſprechenden Karawanſerei abhelfen; ein großes Kaufhaus nach dem Muſter der bekannten Pariſer Magazine, des Magaſin de Louvre und des Magaſin Printemps, iſt geplant. Während dieſe beiden Bauten die Straßenfronten der Paſſage einnehmen werden, ſoll der Mittelbau den Zwecken der neuen Warenbörſe gewidmet ſein, die aus der Vereinigung einzelner induſtrieller Gruppen hervorgegangen, eine mindeſtens teilweiſe Ablenkung des Leipziger Meßverkehrs nach der Reichshauptſtadt bezweckt. Das Unternehmen, deſſen Finanzierung mit Hilfe eines der größten ſüddeutſchen Geldinſtituts erfolgt, iſt bereits bis in die geringſten Einzelheiten vorbereitet. Die Baupläne wurden von einer unſerer erſten Architekturfirmen, den Herren Knyſper und Geltmann, bearbeitet, eine große Anzahl hervorragender Fabrikanten hat die Beteiligung an dem Magaſin zugeſagt, und für die Leitung des Hotels, welches in erſter Reihe den Herren Geſchäftsreiſenden willkommen ſein dürfte, iſt in der Perſon des langjährigen Leiters des Hotels „Zum Schwan“ in München, Herrn Bernſtadt, ein vielerfahrener Direktor gewonnen. Eine Einführung der bereits vollgezeichneten Aktien an der Börſe wird zunächſt noch nicht beabſichtigt, da die leitenden Finanzmänner dieſelben vorläufig im eigenen Treſor behalten wollen. Im Aufſichtsrat des Unternehmens, das dem Vernehmen nach mit einem Kapital von acht Millionen Mark ins Leben gerufen wird, ſitzen die Vertreter einiger unſerer allererſten Bankinſtitute. Wie wir ſoeben noch hören, iſt auch der bekannte Afrikareiſende Herr Baron von Barten auf Natten, der kürzlich bereits als einer der Mitbegründer der gemeinnützigen Geſellſchaft „Arbeiterwohl“ viel genannt wurde, in den Aufſichtsrat deſigniert. In der Perſon des als überaus energiſch und umſichtig durch ſeine afrikaniſchen Expeditionen bekannten Ariſtokraten, des Beſitzers einer der ſchönſten Herrſchaften der Mark, hat die Leitung der Kronprinzenpaſſage ſichere Beziehungen zu den Kreiſen des Hofes und unſerer erſten Geſellſchaft gewonnen, in welcher jener eine allbeliebte Erſcheinung iſt.“

„Iſt das wahr, Klaus?“

Er antwortete nicht ſofort. Mit zuſammengebiſſenen Zähnen ſtarrte er auf das Blatt, und ſeine Augen mieden den Blick der Mutter.

„Iſt das wahr, mein Sohn?“ wiederholte ſie.

Er mußte antworten. „Jawohl, Mama! Für die wenig taktvolle Form wirſt Du mich nicht verantwortlich machen.“

Er hatte es kurz und ſcharf hervorgeſtoßen, hatte einen Moment die Augen zu der Mutter gehoben und ſie dann ſofort wieder geſenkt.

„Klaus, Klaus, warum haſt Du mir, uns, Dir ſelbſt vor allem das angethan?“

Das Zeitungsblatt war auf den Teppich geflattert. Die alte Dame, die ſonſt ſtets kerzengrade ſaß, hatte ſich zurückgelehnt, als bedürfe ſie, vielleicht zum erſtenmale in ihrem Leben, der Stütze des Rückenkiſſens, und ihr weißes Haupt war leicht vornüber geſunken.

Es überkam ihn ein tiefes Mitleid mit der Mutter. Aber es war nicht etwa ein Mitleid, das der eigenen Scham entſprang, dem wirklichen Verſtändnis für ihr Empfinden, es war nur der Ausfluß des Bedauerns, der Teuren einen Schmerz bereitet zu haben, eine Enttäuſchung, der, das fühlte er wohl, noch manche weiteren folgen mußten. Und in dieſes Mitleid miſchte ſich ſogleich ein trotziges Gefühl, als geſchehe ihm ſelbſt in dieſem Augenblick doch eigentlich das härtere Unrecht. Darum alſo, weil er ſich mitten in das ſchaffende Leben der Gegenwart ſtellte, weil er einen freieren und weiteren Geſichtskreis hatte, als die Mehrzahl ſeiner Standesgenoſſen, darum ſollte er büßen — mußte er dem liebſten Weſen, das er auf der weiten Welt beſaß, Schmerz zufügen, mußte er die Mutter betrüben, deren Lebensabend zu erheitern, ihm immer als ſeine ſchönſte Aufgabe erſchienen war! Und aus dieſem trotzigen Empfinden heraus entgegnete er mit einer Schärfe, deren Ton ihm ſelbſt verletzend in den Ohren nachklang, daß er erſtaunt den eignen Worten lauſchte: „Was wirfſt Du mir eigentlich vor, Mama? Was habe ich Unehrenhaftes, Unſchickliches gethan? Ich habe mich, mein Können und mein Wollen, die anderswo keine volle Befriedigung fanden, in den Dienſt eines großen, bedeutenden Unternehmens geſtellt. Ich habe dies gethan nicht wie ein unreifer Knabe und auch nicht als ein wagehalſiger Spekulant, ſondern nach reiflicher Prüfung und ernſtem Erwägen.“

„Du haſt es gethan um des Geldverdienens willen, und und das gibt jenen Männern ein Recht, Dich in einem Federzuge gemeinſam mit dem Hotelwirt zu nennen, der auch als ſchätzenswerte Kraft für Euer großes bedeutendes Unternehmen gewonnen wurde.“

„Wer ſagt Dir, Mutter, daß ich es des Gelderwerbs halber that? Aber geſetzt, es wäre ſo — iſt denn der Gelderwerb etwas Unehrenhaftes? Soll ich Dir die Namen von Männern nennen, Namen von beſtem Klang, die ſich gleich mir der Induſtrie gewidmet haben? Wo liegt der Unterſchied, wenn ich meinen Wirkungskreis hier, in der Hauptſtadt, ſie vielleicht bei einem ererbten Bergwerk, bei einer neugegründeten Zuckerfabrik ſuchten? Verdienen wollten und wollen ſie, ſo gut, wie ich. Die Zeit naht ihrem Ende, in der unſer Adel ganz ſeiner Scholle leben oder nur im Staatsdienſt verzehren darf, was Vater und Großvater jener Scholle abgewannen. Wir müſſen mitthun, wenn wir unſre Exiſtenzberechtigung erhalten wollen — mitſtreben, mitarbeiten auf allen Gebieten. Raſt’ ich, ſo roſt’ ich! — Aber ich bin bereit, Dir Rede und Antwort zu ſtehen. Du haſt klare, helle Augen und einen geſunden Blick auch für jede geſchäftliche Angelegenheit — geſtatte, daß ich Dir unſer Unternehmen entwickele. Prüfe ſelbſt und urteile dann. Ich bitte Dich darum, bitte Dich herzlichſt und inſtändigſt, liebe gute Mama!“

Frau von Barten hatte ihre erſte Schwäche überwunden. Sie ſaß jetzt wieder ganz aufgerichtet und ſchaute, den ſchönen Greiſenkopf erhoben, den Sohn mit ruhigen, aber ernſten Augen feſt an. „Ich kam hierher, Klaus — ich will Dir kein Hehl daraus machen — um, wenn auch nicht ganz in Deinem Sinn, zu prüfen, um die Kreiſe, in die Du hineingeraten, kennen zu lernen. Alles das nach Möglichkeit unvoreingenommen. Aber das, was ich heute morgen erfahren“ — ſie deutete mit der Hand auf das auf dem Teppich liegende Zeitungsblatt — „ſtößt mein Vorhaben um. Ich ſehe, ich kann Dir nicht mehr folgen — Dich überhaupt nicht mehr verſtehen. Was Du mir ſoeben ſagteſt, Klaus, das waren, Du wirſt Deiner Mutter in dieſer Stunde den herben Ausdruck nicht verargen, das waren Phraſen, wie ich ſie wohl ſchon in den Zeitungen geleſen habe, die ich aber wahrhaftig nimmer aus dem Munde meines Sohnes zu vernehmen dachte. Eine Phraſe iſt es, wenn Du von den neuen Aufgaben ſprichſt, die dem Adel zufallen ſollen, die unſre Zeit von ihm fordere! Die Zeit kann — im Sinne Deiner Ausführungen den Begriff unſrer Zeit genommen — gar keine beſonderen Aufgaben von ihm fordern, denn die Geiſtesſtrömungen, die Du unter unſrer Zeit verſtehſt, erkennen den Adel als Stand ja gar nicht an! Aber ich werde auch ſonſt nie begreifen, warum wir gleichen Schritt halten, den gleichen Strang ziehen ſollen mit Geſchäftsunternehmern und Fabrikanten. Nicht als ob ich etwa hochmütig auf ſie herabſehe, als ob ich mich gar etwas Beſſeres dünke, als ſie. Das hat nie in meiner Art gelegen: jeder Beruf und jeder Stand hat in meinen Augen ſeine volle Berechtigung im Staate und in der Geſellſchaft, er hat jedoch auch andere Aufgaben. Ich muß immer an meinen alten Rückert denken, der einmal ſagt: ‚ſelbſt die fünf Finger ſind nicht gleich an einer Hand — verſchieden iſt ihr Dienſt, ihr Anſehen, Größ’ und Stand!‘ Wir nun, Klaus, wir ſollen an den Aufgaben, die uns Tradition und Beſitz zuweiſen, feſthalten, an dem Ausbau unſerer ererbten Scholle und an dem Dienſt im Staatsweſen. Wen dann Befähigung und Gaben dazu drängen, ſich in einer der freien Künſte, in den Wiſſenſchaften zu bethätigen, nun wohl, der thue es, er gehört zu den beſonders Begnadigten, an denen ja gerade unſer Adel nie arm geweſen iſt. In den Wettſtreit um den

Erwerb jedoch einzutreten, geziemt, meiner Anſicht nach, dem Adel nicht. In dem Augenblick, in dem er das thut, gibt er ſeine Vorrechte auf. Er gibt ſie auf, gerade weil ſie nicht in materiellen Gütern beſtehen ſollen, ſondern in geiſtigen.“

Mit geſenktem Haupt, ehrerbietig hatte der Sohn der Mutter zugehört. Als ſie jetzt ſchwieg, richtete er den Blick empor und warf ein: „Wenn dem wirklich ſo wäre, wie Du ſagſt, Mama, dann würde unſer Adel in abſehbarer Zeit verarmen. Er muß neue Kräfte aus neuen Gebieten des Lebens ſchöpfen, denn ein armer Adel hat keine Exiſtenzberechtigung in unſeren Tagen. Die Berufszweige aber, die Du ihm zugeſtehen willſt, gewähren ihm keine Möglichkeit, auch nur ſeinen ererbten Beſitz dauernd zu erhalten.“

Frau von Barten ſchüttelte ernſt den Kopf: „Du irrſt, Klaus! Der preußiſche Adel war nie reich, der märkiſche am allerwenigſten. Und die Männer, die des Adels wahre Exiſtenzberechtigung bewieſen haben, gingen zumeiſt nicht aus den wenigen Familien hervor, denen das Geſchick größere Glücksgüter geſchenkt hat. Wir können aber unſeren Beſitz, ob groß oder klein, auch erhalten, wenn wir nur die Tugenden der Selbſtgenügſamkeit und Beſcheidenheit, des Fleißes und der Einfachheit pflegen, die unſere Voreltern auszeichneten. Ich gebe Dir zu, das mag ſchwerer geworden ſein in unſeren Tagen — unmöglich iſt es nicht.“ Die Greiſin ſchöpfte tief Atem. Sie blickte mit Augen voll unendlicher Liebe zu Klaus hinüber, und während ſie bisher ihrer innerſten Überzeugung in klaren Worten, die ſich ſchnell folgten, Ausdruck gegeben hatte, ſchien ſie jetzt nach dem richtigen Ausdruck zu ſuchen und zu ringen. Sie ergriff des Sohnes Rechte und hielt ſie feſt zwiſchen ihren weißen ſchmalen Fingern. Und dann fuhr ſie endlich, während er erwartungsvoll in ihr Antlitz blickte, fort: „Ich ſagte Dir, lieber Klaus, daß ich hierher kam, um mich zu orientieren. Ich weiß, daß Du mir gern vollen Einblick gewährt hätteſt — Du haſt ihn mir ja auch jetzt noch angeboten, und ich danke Dir dafür. Aber mein Entſchluß iſt ein anderer geworden. Nachdem ich dies da geleſen“ — wieder flog ihr Auge zu dem Zeitungsblatt auf dem Teppich hinab — „ſeitdem ich weiß, wie tief Du Dich bereits eingelaſſen haſt, gibt es für mich nur noch die eine Frage: willſt Du — und kannſt Du noch zurück? Willſt Du die Beteiligung an den geſchäftlichen Unternehmungen, die Dir nie Segen bringen werden, weder in materieller, noch — verzeihe — in moraliſcher Beziehung, löſen — willſt Du mit mir nach Natten zurückkehren?“

Klaus antwortete nicht gleich. Er rang mit ſeinem Entſchluß. Nicht, daß ihm die Worte der Mutter überzeugt hätten, dazu ſtand ſeine eigne Anſchauung zu ſicher und feſt der ihren gegenüber. Aber der verhaltene Schmerz, der ihm aus den letzten Sätzen der teuren alten Frau entgegengeklungen, betrübte ihn bis ins innerſte Herz und machte ihn ſchwankend. Was hatte er denn Höheres in der Welt, als die Liebe der Mutter, was konnte er jemals Höheres und Schöneres erreichen! Was wog all die Befriedigung ſeines Ehrgeizes, ſeines impulſiven Drangs nach einer anregenden Thätigkeit, was wog nun gar die Ausſicht auf den materiellen Gewinn, der gerade in den letzten Wochen denn doch auch für ihn mitbeſtimmend geweſen war, dem liebevollen Mutterherzen gegenüber! Da ſaß ſie vor ihm, die alte Frau mit dem weißen Haar, und er fühlte, wie ihre Hand ſich mit angſtvollem Druck um die ſeine ſpannte. Er ſah, wie es in ihrem ſonſt ſo gleichmütig ruhigem Antlitz, in dem er jede der lieben Furchen kannte, bebte vor innerem erwartungsvollem Bangen! Er ſchwankte — ein weniges nur fehlte, und er wäre ihr um den Hals gefallen, hätte ſich an ihrer Bruſt ausgeweint und ihr unter Thränen geſagt: „Ich komme mit Dir, ich will alles hinter mich werfen — Du haſt recht!“

Aber dann regte ſich in ihm wieder das Bewußtſein, daß nachgeben ſich ſelbſt aufgeben hieß. War er denn ein Knabe, der nicht gewußt hatte, was er that? Konnte er ſich an das Schürzenband der Mutter heften, ihr folgen, ohne überzeugt zu ſein, daß er unrecht und ſie recht hatte? War's nicht nur ein Verlangen der Gerechtigkeit, wenn er wünſchte, daß ſie prüfe, für was er ſeinen Namen hergegeben, anſtatt ohne Prüfung zu verurteilen! Hieß es nicht nur eine tiefe Kluft mit einem ſchwanken Stege, der jeden Augenblick zuſammenbrechen konnte, überbrücken, anſtatt ſie auszufüllen, wenn er nachgab? Mußte nicht der Widerſtreit der Anſchauungen zwiſchen der Mutter und ihm immer von neuem ausbrechen, auch wenn für den Augenblick die „Riſſe im Bau“ verklebt worden waren?

Und indem er ſich dies alles ſagte und ſich doch nicht geſtand, daß mächtiger, denn jeder andere Grund in ihm die eigne Eitelkeit für das Ausharren ſprach, erſchien er ſich als ein Feigling, der aus ſentimentalen Gefühlsempfindungen heraus beinahe ſich ſelbſt ungetreu geworden wäre. Und er biß die Zähne feſt auf einander — —

„Klaus! Klaus, warum antworteſt Du mir nicht?“

Sie klang ſo weich und ſanft, die Stimme der Mutter, die ſonſt ſo ſonor und ſicher tönte — „Klaus! Heißt Du mich gehen?“

Sie fragte noch einmal und wußte in dieſer Minute doch ſchon, daß ſein Entſchluß gefaßt und zu ihren Ungunſten ausgefallen war. Sie wußte es auch ohne ſeine Antwort. Sein niedergeſchlagener Blick, das Zucken ſeiner Rechten hatte es ihrem ahnenden Herzen verraten. Aber ſie mochte es noch nicht ſich ſelbſt eingeſtehen, daß ſie ihren Klaus in dieſer Stunde verlieren ſollte. Und in ihrer Herzensangſt bat ſie: „Ich will Dich nicht drängen, Klaus — entſcheide Dich nicht jetzt — komm morgen zu mir — —“

Aber er wußte, der Aufſchub mußte ihr und ihm nur neue Pein bringen. Und ſo richtete er ſich auf und ſagte tonlos, aber beſtimmt: „Ich kann nicht zurück, Mama! Und es iſt nicht gerecht, daß Du es verlangſt! Ich bin nicht glücklich in dem Wirkungskreiſe, in den mich die Geburt geſtellt, ich mußte mir einen anderen erſchließen. Das iſt geſchehen, und es wäre ſchlechte Art, wollte ich jetzt mich als ein Feiger fahnenflüchtig zeigen. Vergieb, Mama, aber ich muß Dir auch das ſagen: Gründen hätte ich mich vielleicht gefügt — ich bin nie eigenſinnig geweſen. Du aber verſchmähſt jede ſachliche Begründung Deines Verlangens. Du ſtellſt mir ein Ultimatum, ich ſoll wie ein Knabe, der nicht gut gethan hat, mein angebliches Unrecht einſehen —“

„Halt, Klaus!“ Frau von Barten hatte ſich erhoben und die Hand aus der Rechten des Sohnes gezogen. Ihre Stimme war hart geworden, obſchon das tiefe Weh, das ſie empfand, in ihren Worten nachzitterte. „Halt, mein Sohn! Das iſt nicht der Ton, in dem ich mit Dir verhandeln möchte. Ich habe Dich nicht als Knaben betrachtet, den ich zum Rechten zurückführen müßte, aber ich habe geglaubt, daß die Mutter auch dem erwachſenen Sohn gegenüber ihren Einfluß zu wahren hat, daß es ihre heilige Pflicht iſt, ihn zu warnen, ihn zu ermahnen, nicht ſich ſelbſt untreu zu werden.“

„Untreu würde ich mir ſelbſt, wollte ich Dir folgen, Mama!“

Sie ſchüttelte energiſch das Haupt. „Du biſt Dir untreu geworden, als Du für Deine ungezügelte Unternehmungsluſt einen Boden ſuchteſt, der Deiner unwürdig iſt!“

„Mutter!“ Er ſtieß es kurz hervor. „Nimm das zurück, Mutter! Das Wort ſtammt nicht von Dir — Du ſprichſt unter Willbergs Einfluß!“

„Seit wann handelte und ſprach ich je unter fremdem Einfluß? Das war nie meine Art. Du müßteſt das am beſten wiſſen! Und es kommt mir aus innerſter Überzeugung, wenn ich Dir jetzt noch einmal wiederhole: Deiner und Deines Namens iſt die Beteiligung an dieſen Spekulationsgeſchäften, an dem Drängen und Streben nach unlauterem Gewinn unwürdig, und weil ich das fühle und weiß — auch ohne jede Prüfung — wiederhole ich noch einmal, zum letztenmale: ſchließe ab mit jenem Treiben, komm zurück! Klaus — ich bitte Dich — ich beſchwöre Dich bei aller Liebe, die ich zu Dir, die Du zu mir gehegt haſt, löſe Deine hieſigen Verpflichtungen — ſei's mit Opfern, ſie mögen ſo ſchwer ſein, wie ſie wollen — folge meinem mütterlichen Rat, höre nur diesmal auf mich — komm mit mir nach Natten!“

Sie hatte ihre beiden Hände auf ſeine Schultern gelegt, ihre Augen ruhten feſt auf den ſeinen. Und dann hob ſie die Hände ein wenig und ſtreichelte ihm die Wangen, wie einem Kinde, und plötzlich zog ſie ihn an ſich und küßte ihn wieder und immer wieder. „Klaus — mein Klaus! Mein einziger, mein lieber Sohn!“

Er kämpfte noch einmal einen harten Kampf. Aber der Trotz war in ihm zu ſtark, ſein Selbſtgefühl zu tief verletzt. Langſam löſte er ſich aus den Armen der Mutter, und mit angſtvoll gepreßter Stimme wiederholte er: „Ich kann nicht, Mutter — und ich will auch nicht!“

„Auch nicht um den Preis meiner Liebe, Klaus?“

„Mama — Du weißt nicht, was Du ſprichſt!“ rief er verzweifelt. „Bin ich denn Deiner unwert geworden, weil ich mich einem Deiner Wünſche nicht fügen kann! Laß einige Zeit hingehen, und Du ſelbſt wirſt anders urteilen! Du wirſt einſehen, daß Du mir Unrecht gethan haſt. Es handelt ſich zwiſchen uns doch im Grunde nur um eine Meinungsverſchiedenheit, über die man wohl ſtreiten kann, über die ſich aber Mutter und Sohn nimmer entzweien dürfen, wenn ſie ſich ſo lieben, wie wir beide!“

„Es handelt ſich um Deine Ehre und die Ehre Deines, unſeres Namens, mein Sohn!“

„Ich werde meine und unſeres Namens Ehre ſo gut zu hüten wiſſen, wie es je ein Barten gethan hat! Ich hoffe, daran zweifelſt Du auch in dieſer Stunde nicht, Mutter!“

Sie blieb die Antwort ſchuldig. Und daß ſie ſchwieg, kränkte ihn am tiefſten. Er trat einen Schritt zurück und ſtieß dumpf hervor: „So ſoll ich gehen, Mama?“

„Du kennſt jetzt meine Anſicht! Thue, was Dir Kindespflicht und Mannesehre eingeben.“ Sie hatte beide Hände vor ſich auf die Platte des Tiſches geſtemmt, als müſſe ſie einen Halt ſuchen, da ſich der Sohn ihr entzog.

„Mutter —!“

Er wartete vergebens auf eine Antwort. „Mutter!“ wiederholte er noch einmal. Dann griff er nach ſeinem Hut und trat zu ihr heran. Er faßt ihre Hand, und ſie duldete, daß er ſie von der Tiſchplatte hob und ſeine Lippen auf ſie preßte. „Ich gehe, Mama — weil Du es ſo willſt! Aber ich hoffe zu Gott, daß Du mich bald zurück zu Dir rufen wirſt, und ich ſehne die Stunde herbei in kindlicher Liebe und Ehrfurcht. Gott ſei mit Dir, liebe, liebe Mama!“ — — —

Nun war er aus dem Zimmer — nun war alles vorbei! Vorbei auch die Faſſung der alten Frau, die ſie ſo mühſam aufrecht erhalten hatte.

Einen Augenblick lauſchte ſie noch mit verhaltenem Atem, als ob ſie erwarte, daß er umkehren müſſe. Als alles ſtill blieb draußen auf den teppichbelegten Korridoren, brach ihre Kraft zuſammen. Laut aufſchluchzend warf ſie ſich auf das Sofa und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Sie wußte, was ſie in dieſer Stunde verloren hatte.

10. Kapitel.

Frau von Barten hatte in der erſten Erregung ſofort abreiſen wollen, aber ſie änderte, etwas ruhiger geworden, ihre Abſicht. Sie mochte die Hoffnung nicht aufgeben, daß Klaus doch noch zu ihr zurückkehren, daß er kommen und ſie um Verzeihung bitten würde. Ihr Herz klammerte ſich an dieſe Erwartung, wenn auch ihr ſcharfer Verſtand ihr wieder und immer wieder ſagte, daß ſie irre. Nachdem Klaus in der ernſten Stunde ihres letzten Zuſammenſeins nicht nachgegeben hatte, unter dem bittenden Eindruck ihrer ſorgenden Mutteraugen, unter dem unmittelbaren Eindruck ihrer flehenden Worte, änderte ſich ſicher ſein Wille nicht nachträglich, ohne daß ſeine Erkenntnis ſelbſt eine andere geworden war.

Die Greiſin konnte nicht müßig ſein — auch nicht an jenem Tag, an dem ihre Bruſt mit dem bitterſten Leide erfüllt war. Ja es lag in ihrer Art, gerade gegen jedes Leid in einer energiſchen Thätigkeit ein Gegengewicht zu ſuchen. So begann ſie denn, ungeachtet ſie dem Sohn gegenüber jede eigene Prüfung ſeiner Unternehmungen ſo entſchieden wie nur möglich abgelehnt hatte, doch, an verſchiedenen Stellen Erkundigungen über dieſelben einzuholen. Vor allem fuhr ſie zu dem Kommerzienrat Kruſe.

Die direkte Frage ſeiner verehrten Klientin ſetzte den alten Herrn augenſcheinlich in die peinlichſte Verlegenheit. Er, der die Vorſicht ſelbſt war, liebte nichts weniger, als ſich auf irgend einem poſitiven Urteil feſtnageln zu laſſen. Der hagere Zeigefinger ſeiner Linken ſchien während der ganzen Unterredung einen förmlichen Krieg mit der ſchwarzen Krawatte zu führen, und der unvermeidliche Silberſtift in ſeiner Rechten beſchrieb auf dem Bogen Papier, der vor ihm lag, die kühnſten Schlangenlinien. Schließlich ſprach er zwar ſein Bedauern aus, daß der Herr Baron ſeine rechtzeitigen leiſen Warnungen nicht befolgt habe, aber — der alte Herr liebte die einſchränkenden Nachſätze — damit wolle und könne er ſelbſt durchaus nicht ſagen, daß die Kronprinzenpaſſage an ſich ein unrentables Geſchäft ſein werde.

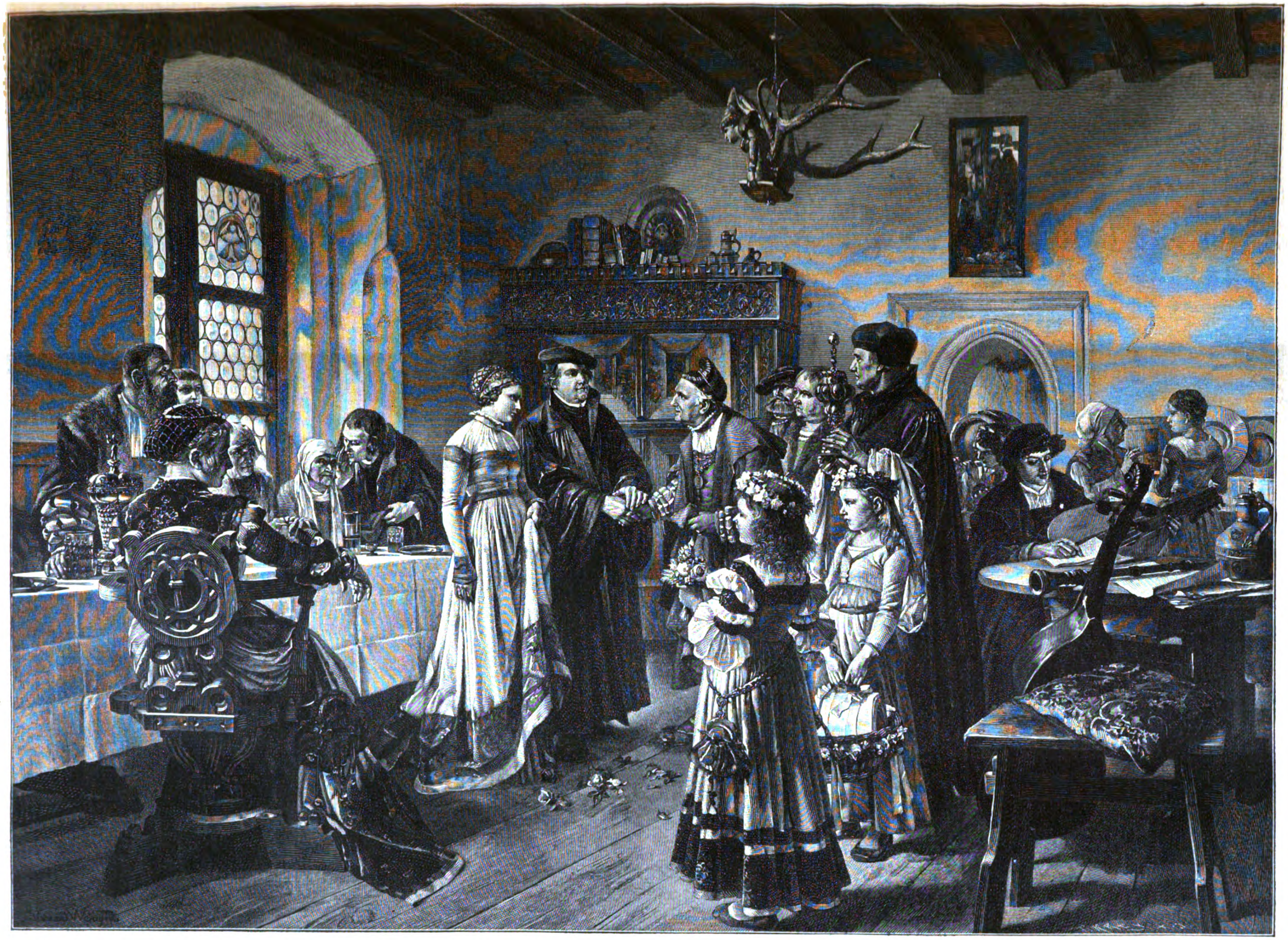
Was der Herr Kommerzienrat denn von dem Dornberg hielte?

Diesmal antwortete der Bankier ſchon etwas beſtimmter. Er führte im Sinn der auch Klaus gegenüber gethanen Äußerungen aus, daß jener auf die Dauer unmöglich ſein künſtliches Gebäude über Waſſer halten könne — „das heißt, gnädigſte Frau, meiner unmaßgeblichen Meinung nach.“ Dornberg ſei vielleicht jetzt ein ſehr reicher Mann, aber er werde gewiß mit nichts enden, wie er mit nichts begonnen habe. Oder vielleicht ſei er auch klug genug, rechtzeitig noch ein hübſches Privatvermögen auf den Namen ſeiner Frau in der engliſchen Bank zu hinterlegen — obwohl derartige Spekulanten meiſt ſo feſt an ihren Stern glaubten, daß ſie ſelbſt dieſe Sicherung für die Zukunft verſchmähten. Im übrigen ſtehe er — Kruſe — ja dem Baumarkt ziemlich fern. Wenn die gnädige Frau ſich aber nach der Auskunftei von Silbermann bemühen wollten, ſo würde er gern mit einer Empfehlung zu Dienſten ſtehen, auf Grund derer das meiſt vortrefflich orientierte Auskunftsbureau ihr jedenfalls mit eingehenden Informationen zur Hand gehen werde.

Frau von Barten nahm das Anerbieten an, obwohl ſie ſich des Gefühls nicht erwehren konnte, daß es gegeben wurde, um ſich in höflicher Weiſe weiteren Anfragen zu entziehen.

In der Auskunftei kam man der alten Dame mit ausgeſuchter Liebenswürdigkeit entgegen. Der Chef des Hauſes nötigte ſie in ſein Privatkontor und ließ es ſich nicht nehmen, durch das Sprachrohr perſönlich die Akten ad Dornberg herbeizucitieren, die denn auch nach wenigen Minuten in Form eines artigen kleinen Käſtchens erſchienen.

Er ſah die Papiere durch, machte ſich einige Notizen, ſchüttelte den Kopf, kramte wieder in den Zetteln, ſetzte ſchließlich die Brille ab, wiſchte deren Gläſer ſorgſam rein und ſagte mit wichtiger Stimme: „Meine gnädigſte Frau, hier liegt einer der ſeltenen Fälle vor, in denen ſelbſt das beſtinformierte Auskunftsbureau wenig Poſitives zu bieten vermag. Es iſt ungeheuer ſchwierig, über die Vermögensverhältniſſe eines Mannes, wie Herr Dornberg, genauere Auskunft zu geben, zumal er nicht zu denjenigen gehört, die, wie ſo viele ſolide Geſchäftsleute, mir ſelbſt das erforderliche Material an die Hand geben. Herr Dornberg iſt vor acht Jahren in derangierten Vermögensverhältniſſen geweſen. Ich habe hier eine Notiz, nach der er damals verſchiedenfach wegen unbedeutender Beträge verklagt wurde. Acht Jahre ſind aber eine lange Zeit, gnädige Frau, und die neueren Informationen lauten durchweg günſtig. Es ſind gerade in den letzten Jahren zahlreiche Anfragen über Herrn Dornberg vorgekommen, und beſondere Recherchen unſererſeits vorgenommen worden. Dieſelben ergeben, daß er nicht nur alle früheren Verbindlichkeiten glatt reguliert hat, ſondern daß er jetzt auch als ein pünktlicher Zahler angeſehen wird. Seine Verpflichtungen ſind allerdings überaus große; ich finde hier ein Verzeichnis von 52 Grundſtücken allein in Berlin, die auf ſeinen



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtängl, München.

Luthers Hochzeitsfeier zu Wittenberg. Nach dem Gemälde von K. Weigand.

Copyright 1893 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Namen, bezüglich auf den Namen ſeiner Frau, deren Generalbevollmächtigter er iſt, eingetragen ſind; außerdem gehören ihm vier Rittergüter. Nicht unwichtig iſt, daß die Reichsbank die Übernahme eines Girokontos abgelehnt hat — indeſſen geſtattet dies immerhin keinen unmittelbaren Schluß auf den augenblicklichen Vermögensſtand. Wenn ich reſumieren darf, ſo würde ich zu einer gewiſſen Vorſicht raten, obwohl ich keinen Grund habe, direkt die Zahlungsfähigkeit des Befragten anzuzweifeln, deſſen Bonität ja lediglich von der Entwickelung des Berliner Grundſtückmarktes abhängt.“

Herr Silbermann erhob ſich und machte eine Verbeugung. Er hatte augenſcheinlich das Gefühl, die vortrefflichen Einrichtungen ſeiner Auskunftei wieder einmal überzeugend dargethan zu haben. Frau von Barten aber verließ das Kontor nicht um ein Haar orientierter, als ſie es betreten hatte.

Sie nahm eine Droſchke und fuhr nach dem Oſten der Stadt — ſie wollte wenigſtens das Feld der Thätigkeit, das ſich Klaus erkoren, mit eignen Augen ſehen. Aber was ſie ſah, war wenig dazu angethan, ihr auch nur eine Überſicht davon zu geben, was das ganze Unternehmen eigentlich bezweckte. Eine Maſſe größerer und kleinerer Häuſer in einer ziemlich unerquicklichen Gegend, in der man von der zukünftigen Kronprinzenpaſſage noch nichts bemerkte, als an einigen Läden eine Anzahl roter Zettel, auf denen gemeldet wurde, daß wegen bevorſtehenden Abbruchs Herr Meier und Müller ihre Waren zu unerhörten Schleuderpreiſen im Ausverkauf fortzuſchenken beabſichtigten. Eins der Häuſer war ſchon halbwegs demoliert; an dem Bauzaun prangte ein mächtiges Schild mit der Aufſchrift: „Das Betreten dieſes Grundſtücks iſt Unbefugten bei Strafe verboten. Die Bauleitung: Knysper und Geltmann.“ Die alte Frau konnte ſich beim Anblick der häßlichen Ruine, die mit ihrem abgefallenen Putz und den öden Fenſterhöhlen ſo kalt und nüchtern hervorragte, eines Gefühls des Widerwillens nicht erwehren.

Plötzlich kam ihr der Gedanke, die Familie Borel aufzuſuchen. Das mochte hier wohl das Haus des Herrn von Döſting geweſen ſein, von dem ihr Klaus erzählt hatte in einem ſeiner letzten Briefe, als er ſie bat, zu überlegen, ob der Sohn desſelben, der frühere Offizier, nicht in Natten unter des alten Piefke bewährter Leitung die Landwirtſchaft erlernen könne. Und Frau von Barten erinnerte ſich, daß er zugleich geſchrieben hatte, Profeſſor Borel ſei der Oheim des jungen, in ſeiner Karriere verunglückten Mannes und werde die beſte Auskunft über ihn geben können. Und dann — hatte Klaus nicht auch erwähnt, daß die verſtorbene Gattin des Profeſſors eine ihrer Jugendbekannten geweſen ſei . . . richtig . . . die kleine Eliſe Bredrow . . . — Mein Gott, das Leben hatte ſie auseinandergeführt, aber ſie erinnerte ſich doch noch deutlich der ſchüchternen zarten Eliſe. Ob ihr die Tochter wohl ähnlich ſah? . . . Sie griff jetzt mit einer gewiſſen leiſen Freude den Gedanken auf, Borels aufzuſuchen. Auch Klaus war ja gern bei ihnen geweſen — — er — Klaus —

(Fortſetzung folgt.)

Die älteſte Sonntagsſchule in Deutſchland.

Von Hermann Dalton.

(Abdruck verboten.)

Der älteſten Sonntagsſchule in unſerem Vaterlande an ihrem ſiebzigſten Geburtstag in einem deutſchen Familienblatt wie das Daheim freundlich zu gedenken, iſt wohl recht und billig. Welch ein Wandel doch hat ſich gottlob auch bei uns auf dieſem ernſten Gebiete binnen einem Zeitraume vollzogen, der einem Menſchen als Lebensgrenze geſetzt iſt! Am 6. Januar 1825 hatten ſich bei dem Paſtor der St. Georgs-Gemeinde in Hamburg, der beherzt für die Einführung der damals befremdlichen Neuerung, den Kindern am Tage des Herrn einen Gottesdienſt zu bereiten, entſchloſſen war, neunundfünfzig arme Kinder zur Teilnahme an einer zu eröffnenden Sonntagsſchule angemeldet, auch vier Lehrer und ebenſo viele Lehrerinnen ſich willig erklärt, unentgeltlich die Unterweiſung der kleinen Schar zu übernehmen. Dies der ſenfkornartige Anfang der Sonntagsſchule in Deutſchland. Und heute nach ſiebzig Jahren? Das Pfropfreis von damals hat Wurzeln geſchlagen in allen Gauen unſeres Vaterlandes; die damals vereinſamt da ſtand, die heute noch beſtehende Sonntagsſchule der St. Georgsgemeinde in Hamburg, iſt jetzt von einem unabſehbar weiten Kranz blühender Schweſterſchulen umringt. Die letzte Zählung weiſt in Deutſchland eine Ziffer von 5900 Sonntagsſchulen auf, in denen 749 780 Knaben und Mädchen allſonntäglich einen ihrem Verſtändnis entſprechenden Gottesdienſt erhalten; eine Helferſchar von 34 938 Männern und Frauen ſtehen in freiwilliger Liebesarbeit ihren Geiſtlichen zur Seite, dies bedeutſame Werk unſerer evangeliſchen Kirche zu fördern.

Noch iſt kein Stillſtand eingetreten; Jahr um Jahr bringt die mächtige Bewegung in immer weitere Kreiſe, daß es der einzelnen Gemeinde ſchwerer und ſchwerer fällt, der allgemeinen Strömung ſich ablehnend und abwehrend entgegenzuſtellen. Die mit warmer Teilnahme der Entwickelung der Sonntagsſchule in unſerem Vaterland ſeit Jahren nahe ſtehen, blicken hoffnungsvoll auf das ſchöne Werk und dem wohl nicht mehr allzu fernen Tage entgegen, an dem auch für uns zutrifft, was mir einſt der damalige Poſtminiſter Wanamaker in ſeiner Sonntagsſchule zu Philadelphia als Ausſpruch eines Amerikaners beſtätigte, daß der Aufſchwung und die Größe der Vereinigten Staaten in der Gegenwart weſentlich zwei blühenden Einrichtungen zu danken ſei, den chriſtlichen Jünglingsvereinen und den evangeliſchen Sonntagsſchulen ſeiner Heimat.

Auf der ehrwürdigen Ahne unter unſeren deutſchen Sonntagsſchulen ruht eine beſondere Weihe, die aus ihrer Jugendzeit noch auf den heutigen Tag Verklärungsſchein wirft. Als die St. Georger Sonntagsſchule nach ſiebenjährigem Beſtande eine bedenkliche Wendung zu beſtehen hatte, da war es wie eine göttliche Führung, daß die unbeſetzte Stelle eines Oberlehrers, dem die ganze Leitung der Schule oblag, dem 24 jährigen Kandidaten Wichern anvertraut ward. An die rechte Stelle kam der rechte Mann nach dem Herzen Gottes! Der uns die Lebensbeſchreibung dieſes „Vaters der inneren Miſſion“ in ſo feſſelnder Weiſe geboten, Prediger Oldenberg, ſchildert mit warmer Feder, wie der junge Kandidat allen Ernſt und alle Kraft der Liebe dem ihm befohlenen Werke zugewandt. Man darf wohl ſagen, die Wurzeln ſeines großartigen Lebenswerkes liegen dort im Boden der Sonntagsſchule einer armen, furchtbar verwahrloſten Hamburger Vorſtadtgemeinde verborgen. Die Seelſorgearbeit an dieſen Sonntagsſchulkindern, was Wichern von leiblichem und geiſtigem Elend bei ſeinen unermüdlich ausgeführten Hausbeſuchen der ihm anvertrauten Kinder zu ſehen bekam, weckte den Jammer in ſeiner Seele, der dieſem Jünger Chriſti die heilige, raſtloſe Unruhe einflößte, erbarmend und helfend einzugreifen. In der Sonntagsſchule ſteht die Wiege der inneren Miſſion. Bei der Jahresfeier 1833 fiel Wichern das Schlußwort zu; zum erſtenmale, daß er vor einer freien Verſammlung zu reden hatte. Oldenberg ſchildert in lebhaften Zügen die entſcheidungsvolle Stunde: „Es trat der den meiſten Anweſenden Unbekannte hervor — eine hochgewachſene Jugendgeſtalt in ſchwarzem Rock mit Kniehoſen und Schnallenſchuhen, einen Augenblick mit ſeinen großen blauen Augen die Verſammlung überfliegend, dann den Mund öffnend und mit ſeinen einfachen, tief aus der Seele quellenden, zu einer Springflut anſchwellenden Worten die Herzen bewegend.“ An ſeinem Lebensabend kommt Wichern einmal auf dieſe Stunde zu reden: „Nur zweimal in meinem Leben habe ich das ſichere, mich übermannende Bewußtſein davon gehabt, daß Gott mir in außerordentlichem Maße die volle Kraft des Wortes verlieh: das erſte Mal bei jener Sonntagsſchulfeier im Hamburger Schneideramtshauſe, das zweite Mal bei meiner Rede über die innere Miſſion auf dem erſten Wittenberger Kirchentag.“ Wir wiſſen, welche koſtbare Früchte beide Male ſolch Reden gezeitigt. Der 12. September 1833, ein paar Monate nach der Sonntagsſchulfeier, iſt der Stiftungstag des Rauhen Hauſes.

Doch zurück zu unſerem Geburtstagskind, ſeines Eintrittes in das Leben vor ſiebzig Jahren zu gedenken.

Seit fünf Jahren nun ſchon ſtand, weit draußen damals vor der Stadt, in der arg verwahrloſten Vorſtadtgemeinde St. Georg als Geiſtlicher in voller, reichgeſegneter Thätigkeit Paſtor Rautenberg, eine „prieſterliche Prophetengeſtalt, ein Prediger und Seelſorger nach dem Herzen Gottes, ein Vater aller Armen und Bedrängten, den nimmer vergaß, wer ihm jemals begegnet iſt.“ Als er bei ſeiner Prüfung 1818 freudig ſeinen Glauben an den Gekreuzigten und Auferſtandenen bekannte, in jenen Tagen in Hamburg eine wunderſame Mär, da ward dem greiſen Senior, der allein noch unter allen Geiſtlichen den alten Väterglauben bewahrt, ganz warm ums Herz, wie dem Simeon einſt, und er legte ſegnend ſeine Hände dem gläubigen Kandidaten aufs Haupt. Rautenberg hatte auf ſeinen ſeelſorgerlichen Gängen in die Kellerwohnungen, in die einſamen Dachſtübchen tiefe, erſchütternde Einblicke in die leibliche Not, in das geiſtliche und ſittliche Elend der ihm anvertrauten Gemeindeglieder, etwa 7000 Seelen, gethan. Beſonders ſchwer laſtete auf ſeinem Herzen und Gewiſſen die entſetzliche Verwahrloſung der Jugend, die wie Heidenkinder heranwuchs. Kein Schulzwang beſtand; ohne Zucht und Unterweiſung trieben ſich die Kinder auf der Straße umher, verwildert in ihrem äußeren Treiben, roh bis in das innerſte Gemüt, ohne Gott, ohne einen Heiland. Da mußte Wandel geſchafft werden. Aber wie?

In dieſer ſchweren Zeit des Sorgens und Zagens, ſchier Verzagens, kam an Rautenberg die Anfrage und Bitte von dem vor kurzem nach Hamburg übergeſiedelten Agenten der britiſchen „Continental-Geſellſchaft“, Onken, nach dem Vorbild der in England ſeit Jahrzehnten bereits im Segen wirkenden Sonntagsſchulen eine ſolche auch in der St. Georgsgemeinde ins Leben zu rufen; die Bitte war mit einem Beitrag von 200 Mk. für die neue Gründung begleitet. Die Aufforderung erſchien dem jungen gläubigen Prediger wie ein Ruf vom Himmel; er zögerte nicht, ihm Folge zu leiſten. Unverzüglich wurde ein Sonntagsſchul-Verein ins Leben gerufen; in eingehenden Beratungen gewann der Plan feſtumriſſene Geſtalt. Sie unterſchied ſich in weſentlichen Zügen von der, in welcher die Sonntagsſchule heutzutage unter uns leibt und lebt. Vom ſechſten Jahre an ſollten Knaben und Mädchen aufgenommen werden; nicht zu einem reinen Kindergottesdienſt, es galt zugleich, den Kleinen einen dürftigen Erſatz für die fehlende Schule zu bieten. So empfingen ſie während der paar anberaumten Stunden an den Sonntag-Nachmittagen Unterricht im Leſen und Schreiben, an den ſich dann der Gottesdienſt anreihte, bei welchem die Bibel, Luthers kleiner Katechismus und das Geſangbuch gründlich wie in einer Schule benutzt wurden. Eine ſolche Erweiterung des Planes, durch welche bei dem überkommenen Wort das Schwergewicht nicht auf dem Sonntag, ſondern auf der Schulung lag, war unvermeidlich in jenen Anfangstagen; ſobald die Notſtände eines fehlenden Schulzwanges beſeitigt waren, wurde auch dieſe Sonntagsſchule von dem ihrem Weſen fremden Anſatze befreit.

Was der Sonntagsſchul-Verein geplant, trat, wie bereits erwähnt, am 6. Januar 1825 mit einer kleinen Schar von Kindern, mit einer geringen Helferſchar ins Leben. Am darauffolgenden Sonntag, dem 9. Januar, fanden ſich 59 Kinder in einer beſcheidenen, gemieteten Hofwohnung ein; ſie konnten, entſprechend den vorhandenen Lehrkräften, nach dem Geſchlecht und dem Alter in acht Gruppen geteilt werden. Der erſte Schritt, in gar vielen Fällen der ſchwerſte, war gethan; das neue, ſo fremdartige Unternehmen gewann raſch Beifall, zumeiſt unter den Eltern, die ſich über die ihren Kindern erwieſene Fürſorge dankbar freuten. Auch den bis dahin vernachläſſigten Kindern war es eine Luſt, zu kommen. Raſch, von Sonntag zu Sonntag, wuchs ihre Zahl; ſchon nach Jahresfriſt wurde eine Filial-Sonntagsſchule in dem benachbarten Barmbeck ins Leben gerufen; auch ſie beſteht heute noch. Raſtlos verfolgte Rautenberg den eingeſchlagenen Weg. Sein machtvolles, herzbewegendes Wort floß ihm ebenſo machtvoll und herzbewegend in die Feder. Ein Flugblatt, in langer Reihenfolge ungemein feſſelnde Jahresberichte trugen die Kunde des Pfropfreiſes weit hinaus nach Deutſchland; in Bremen, im Wupperthal ahmte man bald das gegebene Vorbild nach. Nur unter den Hamburger Geiſtlichen, die noch alle im breiten, ſeichten Fahrwaſſer des herrſchenden Rationalismus behaglich dahintrieben, erregte das ſchöne Lenzeszeichen erwachenden Glaubens- und Gemeindelebens beklagenswertes Ärgernis. Man bezeichnete die Neuerung als überflüſſig und ſchädlich; ja einer verſtieg ſich zu dem frevlen Ausdruck, ſie als eine „verfluchte Einrichtung“ zu brandmarken, und der Senat ſelbſt, beſonnener und wohlwollender als die geiſtliche Behörde, mußte eingreifen, das loſe Gerede zum Schweigen zu bringen. Das ſind nun lange vergangene Zeiten auch in der großen Handelsſtadt, gottlob!

Solche Nörgeleien und peinliche Quälereien von einer Seite, die zur herzlichen Mitfreude und Mitarbeit berufen ſchien, hemmte nicht die opferwillige Schaffensfreudigkeit der an der Sonntagsſchule beteiligten Arbeiter. Sie ſahen, daß ſie nicht vergeblich arbeiteten; das Werk wurzelte immer tiefer und feſter in der Gemeinde ein. Störender war ihnen der kümmerliche Raum, an dem ſich die wachſende Pflanzung mußte genügen laſſen. Guter Mut, ein reiches Maß von Geduld reichte doch nicht immer aus, über die Übelſtände hinwegzuhelfen, auch nicht der Humor, mit dem eine fröhliche Helferin dieſelben einmal ſchildert. „Links auf dem Hof, wo unſere beiden Zimmer ſich im Erdgeſchoß und erſten Stock befanden, war ein Hühnerſtall. Da gackerten die Hühner, da krähte der Hahn mitten in unſer Singen und Beten hinein. Nebenan ein Ziegenſtall, drin meckerten die Ziegen. Weiterhin ein Pferdeſtall, und da ſtörte uns wieder der Gaul, wenn er über den ſteinernen Hof geführt wurde. Ob auch grunzende und quiekende Schweine dort hauſten, erinnere ich mich nicht mehr. Aber ſchlimmer als das alles war eine Pumpe dicht vor unſeren Fenſtern, aus der Männer, Frauen und Kinder Waſſer holten. Da ging’s dann erſt klapp, klapp mit den hölzernen Toffeln übers Steinpflaſter, dann wurden, klatſch, die Eimer niedergeſtellt, und drauf ging’s dann ans quietſchende Pumpen, und wiederum mit klatſch und klapp ging’s zum Hof hinaus.“

Das konnte auf die Dauer nicht ſo bleiben, wenn man auch zwei Jahrzehnte in der That mit rührender Geduld in dem abgelegenen Hinterhof aushielt. 1846 war man dazu gekommen, einen beſoldeten Sonntagsſchul-Oberlehrer anzuſtellen, einen Kandidaten, der ſich ausſchließlich dem Werk zu widmen hatte, an den Wochentagen vornehmlich durch treue Seelſorge bei den meiſt armen, vergeſſenen Eltern der Kinder. Es kam ein neuer Zug in die Arbeit. In kühnem Zugreifen hatte der Kandidat ein längſt erſehntes Harmonium erworben; wunderbar fanden ſich die Groſchen zuſammen, das Inſtrument zu bezahlen; auch die armen Sonntagsſchulkinderchen ſteuerten gern ihre kleinen Sparpfennige bei. Dann ſchenkte ein Freund der Schule eine Art Betpult, dazu ein Kruzifix. Ein ganz ungewohnter Schmuck in den dürftigen Räumen! Die wollten nun aber gar nicht mehr zu Harmonium und Kanzel ſtimmen; ſie erſchienen jetzt für eine Sonntagsſchule unerträglich. Nun muß die launige und auch glaubensſtarke Helferin von vorhin noch einmal das friſche, fröhliche Wort ergreifen: „Jetzt ſoll das Kirchlein gebaut werden: das riet das Pult oder vielmehr der Herr durch das Pult ſo laut und beſtimmt in vier Herzen hinein, daß die ſofort zuſammentraten, um den geplanten Bau einer eigenen Sonntagsſchule im Namen des dreieinigen Gottes zu unternehmen. Der eine von den vier hatte etwas Geld und viel Mut, der zweite etwas Geld und viel Vorſicht, der dritte ein gläubiges Gebet und viel Treue und der vierte eine treibende Ungeduld — und das war ich. Und dieſer Feind, gegen den ich von Jugend auf zu kämpfen habe, mußte hier auch dem Herrn dienen, und er, der Allbarmherzige, deckte alle Sünde zu und ſprach ſein Ja und Amen zu unſerem Unternehmen.“

Ein geeigneter Platz wurde erworben; der Grundſtein gelegt, der Bau vollendet, und zwar ohne vorrätige Mittel, nur mit dem feſten Vertrauen, daß, der das Wollen gegeben, auch zum Vollbringen ſeine Hand nicht zurückziehen werde. Wer je an einem ſolch köſtlichen Glaubenswerk hat arbeiten dürfen, der kennt und preiſet die wunderbaren Wege, auf denen die Mittel nun doch immer wieder zufließen, als ob Engelshände ſie darreichten. Das durften nun jene vier erfahren und ihr wackerer Kandidat und der fromme, gläubige Rautenberg, der 45 Jahre lang Paſtor ſeiner Georgsgemeinde geweſen, und auch die große Schar der Freunde, die es antrieb, ſolche Engelsdienſte dem Bauherrn zu leiſten. Am 14. September 1853 fand die Einweihung der ſchmucken Sonntagsſchulkapelle ſtatt. „Nun hatte der Vogel ein Haus gefunden, die Schwalbe ihr Neſt, da ſie Junge hecken, nämlich Deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott.“ Die Ahne unter unſeren deutſchen Sonntagsſchulen iſt auch die erſte geweſen, die in den Beſitz einer eigenen Sonntagsſchulkapelle gelangt iſt. Es ſind nicht viele unter ihren zahlloſen nachgeborenen Schweſtern in unſerem Vaterlande, die wie ſie einer eigenen Heimſtätte ſich rühmen dürfen. Um wie vieles doch ſind in dieſer Hinſicht die Sonntagsſchulen bei unſeren Glaubensgenoſſen in England und Amerika voraus!

Die vor vierzig Jahren eingeweihte Sonntagsſchulkapelle ſteht nicht mehr; ſie hat vor ein paar Jahren einem größeren Kirchenbau weichen müſſen. Auch der erweiterte ſchmucke Raum wollte nach ein paar Jahrzehnten für die größere Schar, die an dem Kindergottesdienſte regelmäßig teilnahm, nicht mehr ausreichen. Dazu kam ein anderes. Dem wackeren, frommen Kandidaten und langjährigen Oberlehrer hatte die geiſtliche Behörde in Anerkennung ſeiner treuen Dienſte die Predigerweihe verliehen und ihn zum Hausgeiſtlichen eines nahegelegenen Stiftes ernannt. Nun ſammelte ſich in der Sonntagsſchulkapelle eine immer wachſende Gemeinde, und als auch für ſie der Raum nicht mehr reichte, da entſchloß man ſich zu einem größeren Neubau, in welchem auch die Stiftsgemeinde, ähnlich der um die Anſcharkapelle in Hamburg geſammelte Gemeinde, ihr Unterkommen hat. Seit drei Jahren iſt der Bau vollendet, die Gemeinde feſt gegründet. Daß nur dadurch die Sonntagsſchule nicht beeinträchtigt, in ihrem Erſtgeburtsrecht nicht gekürzt werden möchte!

Die St. Georger Sonntagsſchule kann jetzt im Rückblick auf ihren langen, zurückgelegten Lebensweg mit dem Erzvater bekennen: Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an mir gethan haſt, denn ich hatte nicht mehr als dieſen Stab, da ich über den Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden. Sie darf rühmen, daß über der Arbeit an ihr in ihren Jugendjahren Wichern den Anſtoß zur inneren Miſſion empfing; daß in ihren alten Tagen ſie um ſich und durch ihre Arbeit eine Gemeinde entſtehen ſah, die ein warmer Feuerherd der inneren Miſſion zu werden verſpricht.

In der Neujahrsnacht.

Wie eine ſchmale Brücke, die voll Zagen
Der Fuß beſchreitet überm nächt'gen Grunde,
So liegt vor uns des Jahres letzte Stunde
Und weiſt hinüber uns zu künft'gen Tagen.

Durch unſre Seelen geht ein banges Fragen:
Was birgſt Du, Zukunft? Wirſt Du Freudenkunde
Uns bringen oder heiße Herzenswunde?
Wirſt Du uns Roſen oder Dornen tragen?

Da klingt der Glocken Chor, die Sterne grüßen
Das neue Jahr, und unſer Herz wird ſtille,
Denn tröſtlich redet Gott zu ſeinen Kindern:

Es ſollen Roſen Euch aus Dornen ſprießen,
Seid nur getreu, ſo habt Ihr Freudenfülle,
Und Eure Wunden ſoll mein Balſam lindern!

Paul Delius.

⁂

Weihnachtslicht.

Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Von H. von Krauſe (C. von Hellen).

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Und nun,“ fuhr Katharina fort, nachdem der Magiſter in dem großen Stuhl, behaglich Dampfwolken aus der Pfeife blaſend, am Feuer Platz genommen und ſie auf niederem Schemel neben ihm ſaß, „und nun, liebſter Magiſter, wo waret Ihr, weshalb habt Ihr mich ſo in Angſt geſetzt?“

„Ja ſo,“ erwiderte er, „natürlich, natürlich muß ich es ja erzählen. Ich war in Brandenburg.“

„In Brandenburg?“ rief ſie erſtaunt. „Und was habt Ihr da getrieben?“

„Ich habe mir eine Stelle als Rektor an der St. Katharinenſchule geſucht,“ fuhr er ganz harmlos fort, „und —“

„Alſo auch Ihr wollt mich verlaſſen?“ unterbrach ſie ihn bitter.

„Euch verlaſſen?“ Er ſah ſie erſtaunt an. „Ja ſo,“ ſagte er dann, und ein Zug tiefer Niedergeſchlagenheit trat auf ſein blaſſes, hageres Geſicht, „ja ſo, ich dachte — wir wollten beide — Ihr hättet es hier ſatt — und dann wollten wir beide — aber freilich, es war recht ungeſchickt von mir, Fräulein Katharina, vergebt“ — er ſtockte und ſeufzte tief, indeſſen ſeine Thonpfeife ihn mit Funken und Aſche überſtreute, weil er ſie in der Erregung umdrehte.

Aber Katharina kannte ſeine unbehülfliche Art, ſich auszudrücken. „Lieber Magiſter, alter treuer Freund,“ rief ſie, „habt Ihr die Stelle erhalten?“

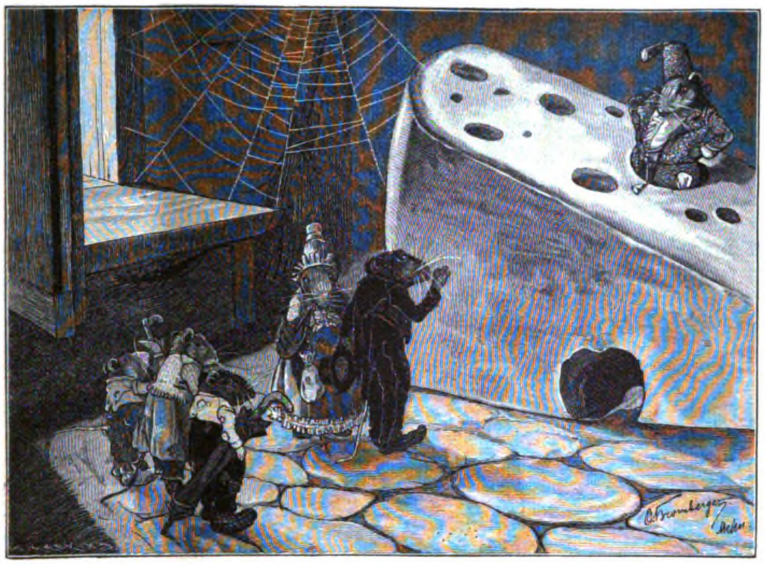
Er nickte: „Das wohl,“ ſagte er, „aber ich werde ſogleich wieder hinreiten und abſagen, den es war eine rechte abſonderliche Thorheit von mir, daß ich meinte, Ihr — Ihr, Fräulein Katharina, ſolltet mit mir in das kleine Haus am Markt in Brandenburg ziehen. Es verſteht ſich, daß ich bleibe, wo Ihr bleibt.“

Er ſtand auf, als wollte er ſogleich wieder fort. Katharina aber faßte ſeine beiden Hände: „Keine Thorheit, herzlieber Magiſter, ſondern treue, väterliche Fürſorge und Liebe waren das, und mit tauſend Freuden will ich mit Euch in die ferne Stadt gehen. Ich danke Euch tauſendmal! Ach, ich erkenne nun, wie gnädig unſer Gott iſt, und was für ein kleinmütig ungläubig Menſchenkind ich war, daß ich alſo verzagen konnte an ihm.“ Sie beugte das Haupt, und Thränen rannen über ihre bleiche Wange, Thränen der Reue und des Dankes.

Ein Blatt aus der Chronik des Pfarrers von Dietendorf.

Dietendorf, im Jahre des Herrn 1648, im Monat Novembris.

Hallelujah! Nun iſt groß Fried' ohn' Unterlaß. Billig ſoll ich ſolches zuerſt ſchreiben, denn, wie gar trübſelig dieſer Krieg das teutſche Vaterland auch hat zugerichtet, iſt dennoch Gottes Gnade nicht gar aus geweſen und hat dem greulichen Morden endlich ein ſolches Ziel geſetzt, wie wir ſeit langen Zeiten gebeten. Aber, daß ſich Gott erbarm, wie ſieht es aus in Dietendorf! Kein Dach mehr auf den Häuſern, und kein Menſch mehr im Dorfe ohne die alte Möllerin, ſo ſeit



Arme Verwandte auf Beſuch. Zeichnung von C. Bromberger.

lange als üblen Verkehrs mit dem Teufel verdächtig, durch allerlei Zauberei mag feſt worden ſein. Was der Schwede gelaſſen, hat der Crabat genommen, was der Crabat gelaſſen, hat die Peſt verſchlungen, was die Peſt gelaſſen, hat der Hunger verderbet. Unſer liebes Gottes Haus ſteht da ſonder Thurm und Altar, dieweil das große Feuer, das die Kaiſerlichen hineingeworfen, die Kirche zu einem Elends- und Schutthaufen gewandelt hat, allwo die Krähen auf den geborſtenen Mauern krächzen und die Dohlen ihr Lied ſingen. Im Pfarrhaus iſt nicht Fenſter, nicht Thür mehr, und wäre ſchwerlich mit dem Leben davonkommen, hätte mir Gottes Gnade nicht eingegeben, daß ich mich und mein Weib und meine Kindlein nach Kroſſen flüchten ſolle, wo wir zwar auch hart mitgenommen, dennoch mit dem Leben davonkommen ſind, ohne daß meine Schwieger allda im Herrn entſchlafen, und daß zween meiner Kindlein an der böſen Seuche an einem Tage ſind hingerafft. Nun aber muß ich meines Gottes Treue preiſen, denn, wenn ich allhier in Dietendorf hätte bleiben ſollen, wären wir alleſamt Hungers verſtorben. Alſo haben wir denn auch in unſerer Verzagtheit vermeinet, und mit großem Weinen das greuliche Verwüſten unſeres Beſitzſtandes beklaget. Habe doch nicht aufhören wollen zum Herrn zu ſchreien und mein Weib vermahnet, auch alſo zu thun. Und ſiehe, es ging uns nach dem Spruche: „Rufe Mich an in der Not, ſo will Ich dich erretten und ſollſt Mich preiſen,“ denn alsbald erhielt ich einen Brief aus der Mark, der ſollte unſeren Mund voll Rühmens machen. Es lautete alſo:

Hagen, am Tage St. Martin 1648.

Mein lieber Herr Pfarrer!

Billig werdet Ihr erſtaunen, von mir einen Brief zu erhalten, bin aber trotz vielen Fährlichkeiten aus purer Gnade Gottes in dieſem Krieg nicht umgekommen und habe auch nicht vergeſſen, was Gutes und chriſtliche Barmherzigkeit Ihr und Eure liebe Hausehre mir wundem Manne angethan, und ich Euch alſo mein Leben danke. Da ich nun vernommen, daß abermalen ein großer Kriegsſturm mit Plünderung iſt durch Eure Gegend gegangen, ſo denke ich mir, daß Ihr wenig mehr übrig habt in Dietendorf, um zu leben und zu amtiren. Ich habe nun ſeit etwa vier Jahren auf meinen Gütern gebeſſert und geflickt an dem böſen Schaden, ſo uns der Krieg geriſſen, und dieweil wir durch Gottes Barmherzigkeit ſind verſchonet geblieben, ich auch etzliches Geld zuzuſetzen gehabt, iſt es mir nicht übel gelungen, nachdem das Feld nothdürftig beſtellt, die Häuſer ausgebeſſert, auch etliche Leute aus ganz wüſten Orten wieder zugezogen ſind. Und habe ich alſo zu erſtatten geſucht, was ich vormalen in meinem Kriegsleben etwan mit geſündigt in Morden und Brennen, bin auch ferner geſonnen, alſo zu thun. Will Euch aber nicht verhalten, daß mich Gott in einer gar harten Mühle gemahlen. Bis ich alſo zur Erkenntniß kommen und umgekehrt bin von meinen böſen Wegen. Davon will ich Euch Bericht thun, wenn ich Euch von Angeſicht ſehe. Denn wiſſet, daß ich kein Geringeres von Euch bitte, als daß Ihr Dietendorf verlaſſen, daſelbſt den Staub von Euren Füßen ſchütteln und bei mir wohnen wollet. Der alte Pfarrer hierſelbſt iſt um Martini zu ſeinen Vätern verſammelt und ſteht der Predigtſtuhl ſeitdem leer. Ich wollte aber niemand lieber als Euch an dieſer Stelle wiſſen. Dieweil ich an mir ſelber geſpüret habe, daß es bei Euch nicht gehet nach dem Spruch: „Richtet Euch nach Meinen Worten und nicht nach Meinen Werken,“ daß Ihr ſamt Eurer Eheliebſten, vielmehr lebendige Glieder an unſeres Herrn Gemeine ſeid. Das alte Pfarrhaus iſt von Grund aus hergeſtellt und beſſer als das in Dietendorf, auch gehört eine gute Wieſe und etliche Morgen beſten Ackers dazu. Wenn ich nun aber ſolches alles Euch ſchreibe, möchte ich doch meiner Bitte noch beifügen, daß ich es als ein Hauptſtück Eurer Freundſchaft anſehen will, ſo Ihr zu mir kommt. Bin ein gar einſamer Mann und ob mein Haus groß genug iſt, iſt es doch leer. Nun habe ich zwar mancherlei, ja faſt viel Arbeit, indem ich allenthalben mit meinen Augen und vieler Orten mit meinen

Händen helfen muß, will ich anders als ein rechter Hausvater für das Meinige ſorgen, aber wenn es Abend wird oder der dunkle Winter herankommt, wie eben jetzt, iſt es doch gar armſelig und kommen mir viele böſe und ſchwarze Gedanken, wenn ich immer allein hauſen muß. Ihr thut alſo nebſt Eurem Weibe ein rechtes Werk der Barmherzigkeit, ſo Ihr mir dieſe trüben Stunden kürzen wollet, und können ſelbander an der Gemeinde arbeiten, Ihr als Hirt für die Seelen, ich als Hirt für den Leib und das irdiſche Leben. Habe auch in meinem Hauſe eine ſtattliche Bücherei, nebſt einigen kuriöſen ausgeſtopften Thieren, wunderlichen Knochen, Steinen und was dergleichen Raritäten mehr ſind, ſo mein Vater von ſeinen Reiſen mitgebracht und durch fleißige Sorge meines getreuen Verwalters vor der Kriegsfurie geborgen ſind. Solches alles können wir alsdann ſtudiren. So Ihr meine Bitte gewähren und kommen wollt, möchte ich, daß Ihr die Weihnachtspredigt bei uns haltet, ſelbige kann zugleich als Probepredigt gelten. Bitte alſo, Ihr wolltet mir alsbald Euren Entſchluß kund thun und verbleibe

Euer dienſtwilliger dankbarer
Günther von Wendel.

Habe denn mit Dank gegen Gott ſolches Anerbieten angenommen und will mich mit meinem Weibe und Kindern alſo auf die Reiſe begeben, die Gott zu gutem Ende kommen laſſe. Sage alſo Vale Dietendorf und werde in dieſen Blättern vermelden, wie ſolches Unterfangen abgelaufen.

Wieder war Weihnachtsheiligerabend herangekommen. Zum erſtenmal nach langen, bangen Kriegsjahren durften die Glocken das „Friede auf Erden!“ wieder über dem armen zerſchlagenen Vaterlande läuten. Kläglich genug zwar klang es hier und da von den geborſtenen Türmen und mit den geſprungenen Glocken, aber es war doch ein Hallelujah darin, wenn es auch noch von Schluchzen unterbrochen ward. Auch die Glocken von Brandenburg läuteten das Feſt ein. Große, weiche Schneeflocken ſchwebten an den grünen, runden, bleigefaßten Fenſterſcheiben vorüber und deckten die unſaubere Straße mit weißem Tuche zu. Katharina ſtand und ſah ihnen zu. Ihre Gedanken weilten in ferner Vergangenheit, denn wenn auch erſt ſechs oder ſieben Jahre entſchwunden waren, ſchien es ihr doch eine Ewigkeit, ſeit ſie an jenem Abend mit Wendel in dem Küſterhäuschen geſtanden. Auch heute hatte ſie Wecken und Äpfel bereit; ein paar ganz arme Schüler des Magiſters ſollten ſich daran erfreuen. Dankbar überblickte ſie das einfache Stübchen mit den geweißten Wänden und dem roten Steinfußboden. Sehr ſtill verlief ihr Leben jetzt. Spärlich floß das Geld aus ihrer väterlichen Erbſchaft; was Jörg und Klaus ihr zu zahlen hatten, blieb wohl ganz aus, und Prozeſſe zu führen war ausſichtslos und koſtbar. Auch der Rektor an der Katharinenſchule war ein kärglich beſoldeter Mann. Freilich pries ſich die Bürgerſchaft glücklich, wenigſtens einen ſtudierten Mann an der Stelle zu wiſſen, welche in den ſchlimmen Jahren oft mit hergelaufenen Exulanten war beſetzt geweſen; aber die Wunderlichkeit des Alten ließ ihn auch hier ganz für ſich leben, und Katharina war einverſtanden damit. Sie dankte Gott für dieſen friedlichen Hafen nach alle den Unruhen von ehedem. Aber wie ſie jetzt ſo in die tanzenden Flocken hinausſah, kam ihr unwillkürlich der Gedanke, ob es denn nun wohl immer ſo weitergehen würde, bis ſie ſelbſt alt, ihr Haar gebleicht und das Leben geſchwunden ſei. Sie wollte ja nichts mehr hoffen auf der Erde, aber ſie war jung, und ihr junges Blut ſträubte ſich gegen die alte Weisheit ihres Kopfes. Draußen war es ſtill auf der Straße, nur bisweilen huſchte eine Geſtalt in einem dunklen Kragenmantel vorüber. Da hörte ſie Pferdegetrappel, langſam kam ein Reiter die Straße herunter. Katharina fühlte, wie ihr alles Blut zum Herzen ſchoß; dieſe ſchlanke Geſtalt, die der Reitermantel doch erkennen ließ, die bronzefarbenen, feſten Geſichtszüge, das lang herabwallende braune Haar — war es denn möglich?! Nein, es war ein Geſicht, eine Erſcheinung. Vielleicht ſollte ſie bald ſterben. Sie ſtrengte ihre Augen an, denn das Bild verſchwand nicht, aber das Fenſterglas war trübe und die Luft dunkel, und dichter und dichter zog der Schnee ſeinen Schleier. Langſam verhallte der Hufſchlag des Pferdes. Katharina bebte, es konnte nicht ſein!

Auf dem kleinen Hausflur draußen wurden Fußtritte und Geflüſter laut. Sie nahm ſich zuſammen. „Da ſind ſie,“ ſagte ſie leiſe. Sie griff nach ihrem Mantel und nach dem Geſangbuche. Dann trat ſie in den Flur. Von ihm führte eine eichene Treppe in das obere Stockwerk; oben ſtand der Magiſter, ebenfalls zum Ausgang gerüſtet. Die neue Arbeit an der Jugend hatte ihn faſt verjüngt.

„Wir wollen es raſch noch einmal ſingen, Ihr Jungen,“ ſagte Katharina; ſie hatte ganz ihre Ruhe wiedergewonnen. „Der Magiſter ſoll es hören.“ Sie hatte ihm die Geſangsſtunde abgenommen. Die Knaben kannten ſie alle und hingen mit Liebe an ihr. Sie hatte eine gute Weiſe, mit ihnen umzugehen. Die Ärmeren wußten von manchem Biſſen Brot, den ſie ihnen reichte; oft war es ihr eigener, und ſie ging hungrig zu Bette. Sie hatte ein Weihnachtslied mehrſtimmig mit ihnen geübt, und ſo klang es durch das Haus:

„Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring Euch gute neue Mär,
Der guten Mär bring' ich ſo viel,
Davon ich ſingen und ſagen will!“

Alle die friſchen Kinderſtimmen waren gar lieblich anzuhören, und der Magiſter nickte den Takt dazu. Dann ging es hinaus zur Chriſtmette nach der St. Katharinenkirche.

Letztes Blatt aus der Chronik des Pfarrers von Dietendorf, nachmals in Hagen.

Hagen, am Tage der heiligen drei Könige
anno Domini 1649.

Sollte billig abermals mit Hallelujah anfangen, denn es iſt mir ergangen, wie geſchrieben ſteht im 107. Pſalm: „Und ſie zum Herrn ſchrieen in ihrer Not und Er ſie aus ihren Ängſten riß und ſie froh wurden, daß es ſtille geworden war und Er ſie zu Lande brachte nach ihrem Wunſch, die ſollen dem HErrn danken um Seine Güte und um Seine Wunder, die Er an den Menſchenkindern thut.“

Ja wahrlich, Wunder hat Er vor meinen Augen gethan. Ich will es aber in Ordnung berichten, wie ſich alles zugetragen. Hatten uns zur rechten Zeit von Dietendorf fortgemacht, weil ich nicht verſäumen durfte, am erſten heiligen Chriſttag in Hagen meine Antrittspredigt zu thun. Der Winter ließ ſich auch gar linde an, und hatte mir in Croſſen ein Planwäglein genommen und zwei Pferde, da hinein ich meine Kinder und meine geringe Habe, mein Weib und die Magd barg; ich ſelbſt ging zum meiſten mit dem Knecht nebenher. Iſt auch unſere Reiſe ſonder Unfall von ſtatten gegangen, ohne daß wir einmal ein Rad brachen, ein anderes Mal in einen Graben fielen, aber ohne Schaden, und daß uns zuletzt ein ſchlimmes Wetter überfiel, worüber wir uns um einen Tag verſpäteten. Mußten alſo die Nacht in Brandenburg bleiben und ich meine Predigt auf den zweiten Chriſttag verſchieben. An dieſen Widerwärtigkeiten war aber die alte Möllerſche ſchuld; denn obwohl ihr mein Weib aus Erbarmen einen Sack Mehl und unſere Ziege geſchenkt, als eine Abſchiedsverehrung, hat die alte Hexe dennoch auf der Höhe vor Dietendorf geſtanden und uns nachgeſchrieen, wie wir davonfuhren, und uns alſo ihres Buhlen, nämlich des Teufels Segen, mit auf die Reiſe gegeben. Aber es ging dennoch nach der Weiſe Joſephs: „ſie gedachte es übel mit uns zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen,“ und hat am Ende ſolch Verzögerung unſerer Ankunft dazu dienen müſſen, daß ſich das Wunder, davon ich geredet, vor unſeren Augen zugetragen. Weil wir nämlich nicht kommen ſind, iſt es unſerem lieben Patron, dem edlen Herrn von Wendel, bange um uns geworden und vermeinte, daß wir könnten ſtecken geblieben ſein oder überfallen von denen Mordgeſellen, ſo allenthalben herumlungern. Iſt darum am Tage vor dem heiligen Chriſtfeſt nach Brandenburg geritten, um Ausſchau nach uns zu halten beim Herrn Syndikus

Abendberger, woſelbſt er uns eine Herberge für die Nacht ausgemacht. Wir waren aber ſchon da und haben, meine Frau und ich, den edlen Herrn mit viel Freude begrüßt, und iſt es ein gar bewegliches Wiederſehen geweſen, daß auch dem Syndikus die Thränen über die Backen liefen. Als wir ſo beiſammen geſeſſen ſind und es ſchon dämmerig in der Stuben geworden, hat auf einmal das Glockenläuten von allen Türmen angehoben und unſer Wirt geſagt: „Sie läuten zur Chriſtmetten.“ Darauf ich: „Wir ſollen billig danken, daß wir im Frieden dies heilige Chriſtfeſt feiern können.“

Ich habe aber bemerkt, wie unſer Herr von Wendel weit ernſter, denn da er noch in Dietendorf bei uns war, ausgeſehen hat, ja es wollte mich faſt bedünken, als ſei eine Melankolei über ihn kommen. Als ich ihm ſolches zu verſtehen gegeben, hat er ein weniges gelächelt und geſagt: „Ja, es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.“ Darauf ich „Ihr ſolltet Umſchau halten unter den Töchtern des Landes, Herr Oberſt, ob Ihr nicht eine finden möchtet, die Herrin auf Hagen werden könne.“ Da iſt etwas wie ein Blitz über ſein Antlitz gezuckt und hat faſt rauh geſagt: „Davon redet mir nicht, Herr Pfarrer.“ Da ich denn alsbald verſtummte. Nun aber das Glockengeläut anhub, iſt er aufgeſtanden und hat geſagt: „Ich gehe zur Chriſtmette.“ Und wir alle uns willig erklärten, mit ihm zu gehen. Darauf der Syndikus die Frage that, ob wir in den Dom oder in die St. Katharinenkirche wollten, dieweil in den zwei Kirchen Mette gehalten würde. Da ſagte Herr von Wendel raſch, und als müſſe es ſo ſein: „Nach St. Katharinen.“ Sind wir alſo in die Kirche gekommen. Gar eine wunderſchöne Kirche iſt es, mit hohen, ſpitzen Gewölben und dunkles Holzgeſchnitz darin, nach der Väter Weiſe. Iſt auch eine herrliche Orgel und ſelbige nicht zerſtört in dieſen greulichen Zeiten, dieweil die Stadt Brandenburg nur ein einzig Mal iſt heimgeſucht worden durch das Einlager des Mansfelder Grafen anno 1625. Jeder von uns trug ein Lichtlein in der Hand, ſolches hatte uns die Frau Syndici mitgegeben, und brachte jeglicher ein ſolch brennend Licht mit in die Kirchen, was denn alsbald, zuſamt den brennenden Altarkerzen, einen gar feierlichen Anblick gab, denn war nun unten die Kirche ganz hell und nur oben unter dem hohen Gewölb gleichſam eine ſchwebende, dämmerige Wolke, als ſolle daraus der Engelreigen herfür kommen. Wir ſetzten uns alſo alleſamt in das Geſtühl des Herrn Syndikus. Ich ſaß aber neben dem gnädigen Herrn, der alsbald ſein Geſangbuch aufſchlug und gar andächtig mitſang. Darauf denn der Gottesdienſt mit Verleſung der Weihnachtsgeſchichte begann, und mein Patron in augenfälliger Aufmerkſamkeit zuhörte. „Ei,“ dachte ich, „wie fein iſt es, einem ſo frommen Herrn beigeſellt zu ſein.“ Indem hub der Schülerchor von St. Katharinen an, ſo zur Seite des Altars aufgeſtellt war, gar wunderlieblich das Weihnachtslied von unſerem Doktor Martinus Luther zu ſingen, ſo alſo beginnet: „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“

Wir ſahen alle nach der Seiten, von wo der liebliche Schall kam, und wurden gewahr, denn wir konnten zwiſchen den großen Bogen hindurch juſt den Sängerchor ſehen, daß es etwa zwanzig Knaben waren, alle mit dem Schülermäntelein angethan, und ſtunden um einen alten, hageren Mann, der ihr Rektor war. Selbiger trug ſein Haupt vornüber gebeugt, und ſein ſpärlich graues Haar fiel ihm ein wenig wirr auf den Kragen von Rauchwerk an ſeiner dunklen Schaube, ſang auch nicht mit, ſondern bewegte nur langſam den Kopf als im Takt. Fiel mir indeſſen auf, daß die Buben alle nicht nach ihm ſahen, alle ihre rotwangigen Geſichter zielten vielmehr mit Achtſamkeit nach dem zweiten Pfeiler; an ſolchem aber lehnte, etwas rückwärts, daß man ſie vom Hauptſchiff nicht ſehen konnte, eine Frauensperſon. Die ſang vor und bewegte die Hand hin und her, als ſei ſie der Meiſter über den Geſang. Trug einen einfachen Mantel und war gar ſchön von Angeſicht, aber ein weniges bleich. Indem ich mich über die Frauensperſon verwundere, höre ich neben mir als einen tiefen Seufzer, und wie ich mich nach meinem Herrn Patron umſehe, vermeine ich nicht anders, als daß er eine Schlagberührung habe. Starrt alſo mit offenen Augen zu der Frauensperſon herüber, indeſſen ſein Antlitz eine wahre Leichenfarbe gewonnen, und da ich ihn mit leiſem Geflüſter nach der Urſache ſolchen Anfalls frage, antwortet er nicht und blickt alſo ſtarr bei einer Viertelſtunde, daß mir angſt und bange wird. Die Frau Syndici mochte auch etwas gewahr werden, denn ſie reicht mir verſtohlen ihr Biſamfläſchchen. Als ich ihm aber ſolches applizieren will, kehrt er ſich unwillig ab, gewinnt alsbald ſeine natürliche Farbe und ſagt, indem er auf die Frauensperſon deutet: „Seht Ihr ſie auch?“ Worauf ich: „Gewiß ſehe ich ſie, ſcheint mir die Tochter des Schulmeiſters und in der edlen Muſika wohlerfahren.“

Darauf ſchüttelt er mit dem Kopf, und ſtieg mir alsbald eine neue Sorge auf, denn mit ſeiner Andacht war es aus und vorbei, hat nur immer die Jungfer da drüben angeſehen, und habe mir geſagt: „O weh, iſt es ſo beſtellt, daß die Frömmigkeit davon fleucht vor einem hübſchen Antlitz!“

Sollte bald erkennen, daß ich gar thörlich gedacht, denn als die Chriſtmetten zu Ende, iſt mein Herr von Wendel ohne weiteres aus dem Geſtühl gegangen, hat alle beiſeite geſchoben, die ihm in den Weg kamen, und hat die Frauensperſon drüben gerade erreicht, als ſie die Stufen zum Seitenſchiff vom Altar hat herunter gehen wollen. Da iſt ein Schrei von ihren Lippen kommen, nicht gar laut, aber gar herzbeweglich, und da ich dicht hinter dem gnädigen Herrn ſtand, denn ich vermeinte, er ſei vielleicht von plötzlichem Irrſinn befallen und ging ihm derohalben nach, habe ich geſehen, wie die Jungfer iſt vorüber geſunken und gerade in meines Patrons Arme und hat er ſie an ſich gedrückt, als wollte er ſie nimmer los laſſen. Weil aber die Leute umher ſtill ſtunden und viel Fragens darum geworden, hat er ſie aufgehoben, wie ein Kind, und aus der nächſten Seitenthür in die Straße getragen. Allda ſie dann wieder zu Sinnen gekommen iſt. Haben aber die beiden ſich immer nur angeſehen und er gerufen: „Katharina, biſt Du es denn wirklich?“ Und ſie: „Wendel, Du biſt nicht erſchlagen?“ Bis dann endlich der Syndikus uns genötigt, wieder in ſein Haus zu kommen, aber haben ſich die beiden nicht los gelaſſen, ſind vielmehr Hand in Hand vor uns her gangen. Aber der Schulmeiſter, den der Syndikus wohl kannte, dieweil es der Rektor an St. Katharinenſchule iſt, ging dicht hinter ihnen und war gleich wie außer ſich, hat einmal über das andere gerufen: „O miraculum, miraculum, die Toten ſtehen auf!“

In dem Hauſe des Herrn Syndikus ſollten wir alsbald das Wunder hören, denn mein Patron hat uns geſagt, daß die Jungfer, das wohledelgeborene Fräulein Katharina von Frondsberg, ſeine vielliebe Braut ſei, ſo er fälſchlich tot geglaubt und nun wieder gefunden habe. Wie denn auch ſie nicht anders gemeinet, denn daß er erſchlagen ſei. Und da wir nun beiſammen geſtanden ſind, ſagte das Fräulein alsbald: „Hat das helle Weihnachtslicht meinen Schatz und mich nicht ſo recht eigentlich zuſammenbracht? Das wollen wir doch nimmer vergeſſen und das Weihnachtslied noch einmal ſingen, dabei wir uns gefunden haben.“ Darauf ſie anhub:

„Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' Euch gute neue Mär,
Der guten Mär bring' ich ſo viel,
Davon ich ſingen und ſagen will —“

Und ſtimmten alle von Herzen mit ein. Unſer gnädiger Herr hat ſich aber nimmer mehr von ſeiner Liebſten trennen wollen und hat dieſelbe folgenden Tages, ſamt ihrem alten Pflegevater mit nach Hagen kommen müſſen, woſelbſt es denn am zweiten Weihnachtstag, nach gethaner Predigt, meine erſte Amtshandlung geweſen, den edlen Herrn Günther von Wendel und das Fräulein Katharina von Frondsberg ehelich zuſammenzugeben. Hat aber das Fräulein ſich zum Text erwählet, was geſchrieben ſtehet Jeremia am 29. Vers 11: „Denn Ich weiß wohl, was Ich für Gedanken über euch habe, ſpricht der HErr, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß Ich euch gebe das Ende, deß ihr wartet.“

Ferdinand.

Die Geſchichte eines lebloſen Weſens. Von Charlotte Nieſe.

(Abdruck verboten.)

Als ich ſie zum Geburtstage bekam, hieß ſie Eliſe Römer. Das ärgerte mich ſchon, denn obgleich ich im Grunde genommen keine Puppen ausſtehen konnte, hatte ich das Taufen dieſer Gegenſtände ſtets mit einem gewiſſen Eifer betrieben. Aber Tante Clementine, die mir die Puppe ſchenkte, ſagte, ſie hätte ſie nach einer frühverſtorbenen Freundin ſo genannt, und ſo müſſe ſie auch weiter heißen.

Tante Clementine ſchenkte mir übrigens nicht allein die Puppe, ſondern auch eine Rede zum Geburtstage, die ſich durch eine von uns allen bekannte Länge auszeichnete, und die natürlich nur aus Ermahnungen beſtand.

„Sieh Eliſe Römer an!“ ſagte ſie unter anderem. „Wie hübſch iſt ſie angezogen, wie ſauber iſt ſie und wie folgſam! Sie thut immer, was man haben will! Sie iſt niemals vorlaut, ſie lacht auch nicht, wenn man ihr eine hübſche Geſchichte von artigen kleinen Mädchen erzählt, ſie läuft nicht fort, wenn ſie etwas beſorgen ſoll, ſie iſt ein ganz reizendes Geſchöpf! Gerade ſo, wie meine wirkliche, ſüße Freundin Eliſe, die nun ſchon lange tot iſt!“

„Tante Clementine,“ ſagte ich, „wie alt war Deine Freundin, als ſie ſtarb?“

Tante Clementine ſah bei dieſer Frage etwas verwundert aus. „Sie war acht oder zehn Jahre! Ich weiß es nicht mehr ſo genau!“

„Iſt es früh, wenn man mit acht oder zehn Jahren ſtirbt?“

„Sehr früh, mein Kind!“ Und Tante Clementine ſeufzte.

„Dann iſt Eliſe Römer doch wohl ſehr unartig geweſen, und Du haſt es nur vergeſſen,“ bemerkte ich triumphierend. „Denn geſtern abend haſt Du uns geſagt, alle Kinder, die unartig wären, ſtürben früh!“

Die Tante ſah einen Augenblick ſehr überraſcht aus; dann gab ſie mir eine Ohrfeige, nahm die Puppe auf den Arm und verſchwand.

Sterbender Krieger.
Bruchſtück aus dem Kosciuskobild von Jan Matejko.

Es ſchien danach, als ſollte ich Eliſe Römer nun doch nicht geſchenkt bekommen, und dieſer Umſtand verſtimmte mich tief. Denn obgleich ich von vornherein gegen dieſe Puppe eine Antipathie hatte, ſo war ſie mir doch geſchenkt worden. „Geben iſt Geben, und Schenken iſt Schenken!“ ſo ſagten die Brüder immer, wenn ihnen ein Gegenſtand zuerſt geſchenkt und dann wieder fortgenommen werden ſollte. Sollte es bei mir mit einemmale anders ſein? Tante Clementine beſann ſich auch. Am Nachmittage erſchien Eliſe Römer wieder, natürlich in Begleitung einer Rede, und am anderen Morgen konnte ich ſie ungeſtört betrachten. Sie war nicht hübſch; Bruder Jürgen, der in ſchwachen Augenblicken manchmal mit Puppen ſpielte, konſtatierte dieſe Thatſache, und Bruder Milo zog ſie aus. Sie hatte eine ganz gute Toilette; alles, was zu einer wohlkonditionierten Puppe gehört. Das aber war auch das Beſte an ihr. Als ſie der Kleider entledigt war, zeigte ſich, daß ſie einen ſtarken Lederkörper hatte, in den man nicht einmal mit einer Nadel hineinſtechen konnte, und daß der gleichfalls aus unzerſtörbarer Holzmaſſe beſtehende Kopf mit Nägeln an die Schultern feſtgeſchlagen war.

„Die kann etwas durchmachen!“ bemerkte Milo, indem er ſie hoch in die Luft warf. „Die iſt noch ſtärker als Roderich!“

Roderich war eine Puppe, die eigentlich keinem von uns und demzufolge allen gehörte. Sie war klein und anſcheinend ſchwächlich, lebte aber ſchon ſehr lange. Manchmal lag ſie wochenlang im leichteſten Koſtüm in irgend einer Ecke; dann erbarmte ſich jemand von uns ihrer, zog ſie an und ſetzte ſie auf das Sofa. Wenn Kinderbeſuch kam, mußte er natürlich gleich mit Roderich ſpielen, und dieſer ließ ſich alles mit gleichmäßig heiterem Ausdruck gefallen. Jetzt hatte er gerade gar keine Kleider, und Milo erinnerte ſich ſeiner plötzlich, holte ihn und zog ihm Eliſe Römers geſamte Toilette an. Er war dreimal ſo klein wie Eliſe; aber das that nichts, er ſollte auf einige Zeit jetzt ein Mädchen ſein und Roderike heißen. Eliſe lag vier Wochen in einer Schieblade. Als ich ſie dann wieder fand, taufte ich ſie Ferdinand. Das kam daher, weil wir einen Gaſt bei Tiſch hatten, der geſagt hatte, er ſei ſeinen Eltern noch immer dankbar, daß ſie ihn nicht Ferdinand getauft hätten.

Roderich trug ſchon lange wieder ſeinen blauen Kattunkittel und ſeine weißen Pumphoſen; wo Eliſe Römers Kleider hingekommen waren, wußten wir nicht.

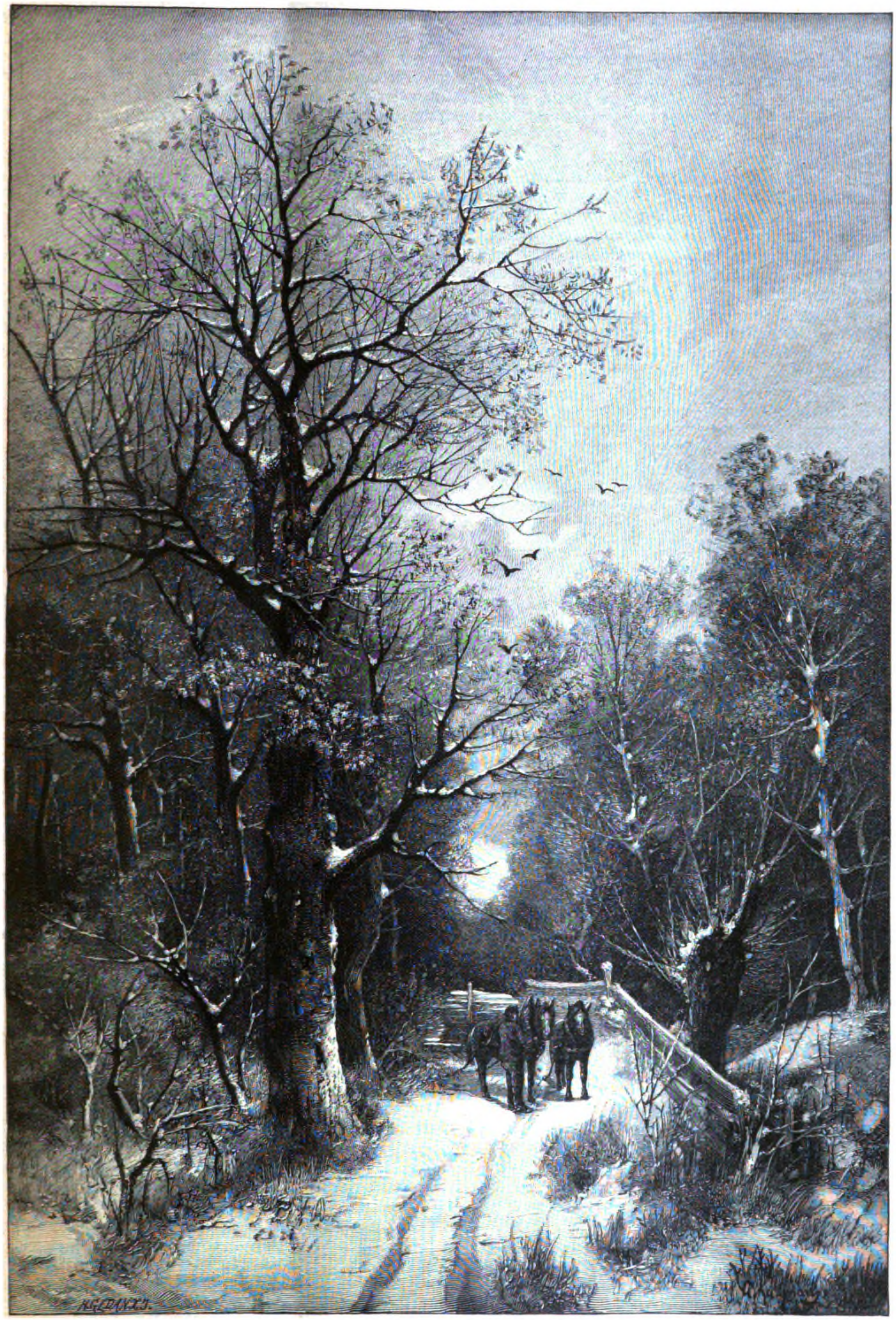
So kam es, daß Ferdinand von nun an mit der Not des Lebens zu kämpfen hatte. Er war niemals ordentlich bekleidet; manchmal hatte er ein Hemd an, manchmal keins. Manchmal lag er vergeſſen unter einem Tiſch, und manchmal ſetzten ſich alle Leute auf ihn. Einigemal nähte ich ihm etwas; aber es wollte nie ſitzen, und meiſtens war er nur notdürftig in einige Lumpen gewickelt, aus dem ſeine langen Beine heraushingen. Er trug alle Schickſalsſchläge mit großer Ruhe — und ſein Geſicht veränderte ſich wenig, nur als er durch einen unglücklichen Zufall das linke Auge und bald darauf die Naſenſpitze verlor, bekam er einen etwas fragenden Ausdruck, der ihm indeſſen unſerer Anſicht nach ſehr gut ſtand. Tante Clementine hatte unſer Haus gleich nach meinem Geburtstage wieder verlaſſen; ſie ahnte alſo nichts von der Veränderung, die mit Eliſe Römer vorgegangen war. Plötzlich kam ein Brief von ihr an mich. Er enthielt die üblichen Ermahnungen und dann den dringenden Wunſch, ich ſolle ihr mitteilen, wie es ihrer Eliſe gehe. „Hoffentlich hältſt Du ſie ebenſo hübſch und rein, wie ich ſie gehalten habe, als ich ein artiges Kind war!“ ſchloß der Brief, und daraus entnahmen wir denn, daß Ferdinands Alter ein ſehr hohes ſein müſſe. Wir hatten es uns allerdings ſchon immer gedacht, er ſah ſo altmodiſch aus. Dieſer Brief erregte in mir einen lebhaften Schrecken, denn ich wußte gar nicht, was ich Gutes von Ferdinand erzählen ſollte. In der letzten Zeit hatte ich ihn überhaupt immer weniger leiden mögen, weil ich ſeiner vernachläſſigten Erſcheinung wegen öfters geſcholten wurde. Nun, da ich ſogar einen Brief über ihn ſchreiben ſollte, begann ich ihn zu haſſen.

„Ich wollte, Ferdinand wäre tot!“ ſagte ich melancholiſch zu Milo, der gerade Roderich anzog.

„Laß ihn doch tot ſein!“ ſchlug dieſer vor. „Dann begraben wir ihn morgen!“

Das war ein herrlicher Gedanke! Am nächſten Morgen wurde Ferdinand in einen alten Baukaſten gelegt und dann ſollte er begraben werden. Natürlich auf dem Kirchhofe.

Wir begaben uns alſo nach dem Kirchhofe, wo unſer Freund, der Totengräber Kelling, ſehr erregt mit ſeinem Gehilfen, einem finſter blickenden Manne, ſprach. „Was'n Ge-



Winter. Nach dem Gemälde von A. Kaufmann.

meinheit!“ ſchalt er. „Smeißen mich die Leutens alte Blechdoſens und Pottſcharbens über die Kirchhofsmauer! Da muß der Pollerzei hinterher!“

„Darf ſo etwas hier denn nicht begraben werden?“ fragte ich etwas kleinlaut, und der Alte ſchüttelte den Kopf.

„J bewahrens. Dieſer Kirchhof is for Menſchens und nich for allerhand Strund,*) was die Leutens nich mehr brauchen können.“

Wir ſchlichen etwas kleinlaut davon.

„Wir wollen ihn im grünen Soot ertränken!“ ſagte Milo nach langem Nachdenken, und ich ſtieß einen Schrei des Entzückens aus. Der grüne Soot war ein kleiner Teich am Südende der Stadt, dort, wo die ſogenannten „kleinen Leute“ wohnten. Er hatte ſeinen Namen wahrſcheinlich daher, weil ſeine Oberfläche meiſt mit einer grünen Decke überzogen war.

Wir teilten Jürgen unſeren Plan mit, und er war auch davon ſehr eingenommen. „Nur,“ ſagte er, „Ferdinand muß ordentlich eingewickelt werden, damit er gleich untergeht. Ich möchte nicht, daß er ſo lange oben ſchwämme, und daß er dann erkannt würde. Er hat doch eine Zeitlang bei uns gewohnt, und er muß anſtändig untergehen!“

Wir teilten dieſe Anſicht und machten von Ferdinand ein nettes Paket. Zuerſt umwickelten wir ihn mit Lappen, daß er ausſah wie ein Wickelkind. Wir ſetzten ihm ſogar eine alte Nachtmütze auf, und endlich wickelten wir ihn in ein durchlöchertes rotes Tuch, das wir mit Steinen beſchwerten. Dies Tuch hatte Milo aufgeſtöbert, und er war ſtolz darauf. „Es iſt gerade ſolches Tuch, wie Grete Schlüter hat!“ bemerkte er. Grete Schlüter war ein kleines Mädchen, das manchmal mit ihrer Mutter bei uns bettelte. Als es dunkelte, ſchlichen wir zum „grünen Soot“; Ferdinand flog durch die Luft und platſchte durch die grüne Decke des Waſſers. Einen Augenblick ſtanden wir beklommen und blickten die Ringe an, die im Teiche ſich zogen, und meiner bemächtigte ſich eine gewiſſe Rührung. Jetzt hätte ich Ferdinand ganz gern wieder gehabt und ihm ein Hemd genäht. Aber nun lag er am Boden des grünen Sootes.

Ich faßte mich indeſſen ſchnell, und in den nächſten Tagen konnte ich an Tante Clementine ſchreiben: „Die Pupe fon Dihr iſt Geſtorben. Sie war wol auch ſehr alt?“

Was Tante Clementine ſich bei dieſen Worten gedacht hat, iſt mir nicht klar geworden; ſie hat mir jedenfalls niemals wieder etwas geſchenkt.

Es war im Juli oder Auguſt geweſen, daß wir uns Ferdinands auf die beſchriebene Weiſe entledigten; und nachher dachten wir längere Zeit nicht mehr an ihn. Er hatte es nicht verſtanden, irgend ein Intereſſe zu erwecken.

Eines Morgens kamen wir gegen elf Uhr aus der Privatſtunde und wollten uns nach Hauſe begeben, als wir zwei alte Frauen erblickten, die heftig geſtikulierend vor uns hertrabten. Wir wollten ſie gerade fragen, ob etwas paſſiert ſei, da klapperten ſchon drei Jungen in Holzpantoffeln, verſchiedene Dienſtmädchen und Frauen mit Kindern auf dem Arm an uns vorbei. Da fragten wir nicht weiter, ſondern liefen auch eilfertig mit. Unterwegs, ſo hofften wir, würden wir ſchon hören, was los wäre. So war es auch.

„Gott, wie ſchrecklich!“ ſagte eine der alten Frauen. „Ich hab' auch dieſe Nacht ſo was Gräßliches geträumt!“

„Js es ein Dienſtmädchen?“ fragte jemand anders, und verſchiedene Leute nickten.

„Natürlicherweiſe. Dienſtmädchens kommen ja oft zu Mallöhr!“ Wir liefen weiter, und dann kamen wir zum „grünen Soot“, den eine dichte Menſchenmenge, meiſtens aus Frauen und Kindern beſtehend, umdrängte.

„Da hat ſich ein in ertrunken!“ ſagte uns Köhlerſch, eine Frau, die ſich manchmal Eſſen bei uns holte, und die nun furchtbar weinte. Viele Frauen weinten überhaupt, und die kleinen Kinder heulten vor Anſteckung mit. Auch wir wurden wehmütig. Bis dahin hatten wir vom „grünen Soot“ und ſeiner Waſſerfläche überhaupt nichts geſehen, und es gelang uns nur allmählich, uns zwiſchen den Leuten hindurch zu winden. Endlich hatten wir uns durchgedrängt. Jürgen, der ſich unterwegs angeſchloſſen hatte, kletterte auf einen Weidenbaum, der am Waſſer ſtand, und Milo und ich entdeckten einen ſonderbaren grün überzogenen Gegenſtand, der im Teiche ſchwamm. Ein Mann fiſchte mit einer Stange danach, aber er konnte ihn nicht kriegen. Die Frauen weinten immer ſtärker.

„Gottalgott, wer ſchüll dat woll ſin! Nee doch, wo eenmal ſchrecklich!“

„Dat is een Kind!“ ſchrie Küplerſch, die hinter mir ſtand. „Oh — mein Gott — een Kind mitn rodes Dokt!“

„Grete Schlüter!“ ſagte darauf jemand, und dann entſtand allgemeines Schweigen.

Grete Schlüter gehörte einer Familie an, die ſich nicht des allerbeſten Rufes erfreute, und es war gerade ſo, als wenn die Leute es bedauerten, daß ſie es nur ſei, um die ſie klagten; aber die Pauſe dauerte nicht lange.

„Nee doch, daß ſie auch ſo zu Mallöhr kommen muß!“ rief Köhlerſch. „Sollt ihr Mutter ſie eingeſmiſſen haben?“

„Jawoll, das kann ich mich denken! Da kriegt ſie Zuchthaus for!“

„Da is ſie ſchon mal eingeweſen!“

„Nee, das war ihr Bruder. Sie hat bloß ſechsmal geſeſſen!“

Ein gellender Schrei unterbrach die Unterhaltung. Eine junge Frau, die hart am Teiche ſtand, war in Ohnmacht und ins Waſſer gefallen. Viele Hände entriſſen ſie der trüben Flut, und dann fing eine andere Frau an zu ſchreien. Sie behauptete, Grete Schlüter habe ſich im Waſſer umgedreht und ſei ſo ſchrecklich verändert. In der Ferne kam der Polizeidiener Lauritzen. Er ſah ſehr ernſt aus, und neben ihm gingen zwei Männer mit Leitern und Stricken. Der Feuerwehr war auch ſchon Beſcheid geſagt worden; aber es dauerte immer ſehr lange, ehe die kam.

Plötzlich ſtand Jürgen neben mir und faßte mich an die Schulter. „Raſch, raſch!“ ſagte er haſtig. „Wir müſſen fort!“

Wenn Jürgen ſo ſprach, dann war Gefahr im Verzuge; Milo und ich drängten durch die ſich immer vergrößernde Menge und liefen eilig davon. Niemand beachtete uns. Zu viele Leute eilten noch nach dem grünen Soot. Nur einmal blieb ich ſtehen und ſah einer Frau nach, die mit einem Kinde an der Hand atemlos zum Teiche ſtürzte.

„Das iſt ja —“ begann ich; Jürgen aber riß mich unſanft weiter, und ich durfte erſt ſtille ſtehen, als wir uns dicht vor unſerem Elternhauſe befanden. Da ſetzte mein Bruder ſich auf einen Sandhaufen und kugelte ſich vor Lachen. Als Milo und ich ihn ratlos anblickten, lachte er noch mehr.

„Ihr Dummbärte!“ ſagte er endlich. „Habt Ihr nicht geſehen, daß Grete Schlüter bei uns vorbeilief, um das ertrunkene Kind zu ſehen? Alſo iſt ſie doch nicht tot!“

„Nein — ja —“ murmelten wir. „Dann iſt es doch jemand anders, der im Waſſer liegt!“

Jürgen wiſchte ſich die Augen. „Das iſt ja Ferdinand,“ ſtöhnte er, und dann rollte er ſich wieder in den Sand.

Er hatte gut lachen; ich weinte. In meinem ganzen Leben hatte ich Ferdinand nicht ſo geliebt wie in dieſem ſchrecklichen Augenblick, und erſt jetzt wurde mir klar, was ich alles an ihm verloren hatte. Aber ich habe ihn doch nie wiedergeſehen. Nachdem die Männer ihn mit vieler Mühe retteten, ſoll Grete Schlüter ſpäter mit ihm geſpielt haben. Im Wochenblatt ſtand auch etwas über ihn; aber da wir die Zeitungen noch nicht regelmäßig laſen, weiß ich nicht, was es war. Vielleicht war es auch gar nichts Hübſches, was die Leute von ihm ſchrieben; ich aber habe ihm ein treues Andenken bewahrt, und wenn die kleinen Mädchen mich fragen, wie ihre Puppen heißen ſollen, dann ſage ich immer: Ferdinand.

---

*) Schlechte Sachen.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Konrad Weigand wählt mit Vorliebe die Stoffe zu ſeinen figurenreichen Gemälden aus der Reformationszeit. Mit ſeinem „Religionsgeſpräch zwiſchen Hutten, Sickingen und Martin Butzer“ erwarb ſich der 1842 zu Nürnberg geborene Künſtler in München die große ſilberne Medaille, und noch reichere Anerkennung errang er ſich mit ſeinen 1879 vollendeten „Einzug Luthers in Worms.“ Auch ſein neueſtes Werk „Luthers Hochzeitsfeier“ zeugt von der ihm eigenen Vertiefung in den Geiſt der Zeit, von dem idealen Zuge, den er ſeinen Schöpfungen aufzuprägen liebt, und von ſeinem hohen künſtleriſchen Vermögen. Das Gemälde iſt ein würdiges Erinnerungsblatt an jenen 27. Juni 1525, an dem Martin Luther, nachdem Bugenhagen ihn vierzehn Tage vorher vor wenigen Zeugen in ſeiner Wohnung mit Katharina von Bora getraut, auch noch — wie er ſagt, zur öffentlichen Verſiegelung ſeines Ehebundes — eine ſolenne Hochzeit vor Gäſten von nah und fern feierte.

Als unſer zweites Vollbild bringen wir ein ſtimmungsvolles „Winterbild“ von A. Kaufmann. S. 205 ziert eine kleinere humoriſtiſche Zeichnung von C. Bromberger, das der Künſtler „Arme Verwandte auf Beſuch“ nennt. Der Mäuſeprotz, der aus ſeinem Rieſenkäſe heraus hochmütig auf ſeine Sippe herabſchaut, iſt köſtlich. Aus dem großen Kosciuskogemälde Jan Matejkos geben wir einen kleinen Ausſchnitt „Sterbender Krieger“, der die kraftvolle Schaffensart des vor Jahresfriſt verſtorbenen großen nationalpolniſchen Malers kennzeichnet.

Kulturgeſchichte.

Die ſo großes Aufſehen erregende Blutſerumtherapie (ſ. Daheim Nr. 9), d. i. die Heilung gewiſſer Anſteckungskrankheiten durch den Blutſaft (Serum) ſeuchenfeſt gemachter Tiere, fußt auf der Schutzpockenimpfung Jenners, bei der ein abgeſchwächtes Gift den Körper widerſtandsfähig gegen das ſtarke Pockengift macht. Merkwürdigerweiſe finden ſich jedoch bereits Spuren der Serumtherapie im Altertum. Mithridates, der arzneibefliſſene König, nahm täglich, nachdem er vorher die Gegenmittel eingenommen, Gift zu ſich, um ſich durch Gewöhnung giftfeſt zu machen. „Von ihm ſtammt die Erfindung, den Gegengiften das Blut pontiſcher Enten beizumiſchen, weil ſie von Giften lebten.“ So berichtet Plinius im dritten Kapitel des 25. Buches ſeiner Naturgeſchichte. In dem 28. Buche des rührigen Sammlers finden ſich zahlreiche Hinweiſe auf die Heilanwendung von tieriſchen Körperteilen, Blut, Galle, Lab, die das Beſtreben der modernſten Medizin, Tierſäfte in den Arzneiſchatz einzuführen, wie z. B. den Saft der Schilddrüſe, den des Gehirns u. a. m., gewiſſermaßen mit der älteſten Medizin verknüpfen. Da heißt es: Keuchſüchtigen hilft vor allem ein Trank vom Blute wilder Pferde, gegen den Biß toller Hunde aber die Leber des Hundes, der in der Wut gebiſſen hat, wenn man ſie womöglich roh verzehrt; das Blut ſtillt das aus der zerſchnittenen Leber eines Bockes auslaufende Blutwaſſer. Man ſieht, wie die Alten in ihrem dunklem Drange die Wege einzuſchlagen verſuchten, die Jenner, Paſteur, Koch, Behring der Wiſſenſchaft neuerdings eröffneten. St.

Naturkunde.

Einen Beitrag zu dem Kapitel von den Wanderungen niederorganiſierter Tiere gibt ein franzöſiſcher Naturforſcher. Die kleine, nur wenige Millimeter große Muſchel Dreyſſena war urſprünglich nur in ſüdruſſiſchen Gewäſſern, zumal in der Wolga, bekannt. Im Laufe der Zeit hat ſie ſich aber über faſt ganz Europa ausgebreitet; im Jahre 1825 wurde ſie ſchon im Friſchen und Kuriſchen Haff beobachtet, faſt gleichzeitig aber auch bei Potsdam in den Havelſeen, ſeitdem hat ſie ſich weſtlich bis zur Seine und Loire, aber auch nach England und Dänemark verbreitet. In Paris trat die Dreyſſina ſeit 1860 auf und wurde allmählich zu einer ernſten Plage. Sie hat ſich nämlich die Waſſerleitungsröhre als Wohnſitz auserkoren, hauſt in den Krümmungen und Windungen zu Millionen und verſtopft oft geradezu die Ausflüſſe. Die Wanderungen der Dreyſſina ſind ebenſo merkwürdig, wie diejenigen mancher Unkräuter, die ſich auch in den letzten Jahrzehnten über ganz Europa verbreiteten.

Der Naturforſcher Alexander Whyte hat im öſtlichen Teile der britiſchen Schutzherrſchaft Nyaſſaland eine neue Cypreſſenart entdeckt, die ſowohl in wiſſenſchaftlicher, wie in wirtſchaftlicher Beziehung Intereſſe verdient. Sie hat den Namen Widdringtonia Whytei erhalten. Ein liegender Stamm, und keineswegs der größte, hatte 140 Fuß Länge und auf 6 Fuß Höhe einen Durchmeſſer von 5½ Fuß. Bis zu 90 Fuß Höhe war der Stamm gerade und aſtlos. Der Baum wächſt in dem ſüdlich vom Schirwaſee ſich erſtreckenden, bis zu 10000 Fuß Höhe anſteigenden Gebirgsſtock Milandſchi. Das Holz des Baumes iſt rötlich, von ausgezeichneter Beſchaffenheit und leicht zu bearbeiten. Es verſpricht daher für Bauzwecke und zur Herſtellung von Hausgerät von großem Nutzen zu werden. Dabei wächſt der Baum ſehr raſch. In England werden bereits Sämlinge der Milandſchi-Cypreſſe gezogen, und es iſt zu hoffen, daß es gelingen wird, den ſchönen Baum in Europa einzuführen.

Geſundheitspflege.

Je zahlreicher die elektriſchen Licht- und Krafterzeugungsanlagen werden, und je ſtärkere Ströme ſie verwenden, deſto häufiger müſſen auch, ungeachtet aller Schutzvorrichtungen, die durch ſie verurſachten Unglücksfälle werden. Nicht immer iſt ſofort ein Arzt zur Hand, wenn ein Arbeiter durch unvorſichtige Berührung mit einem Leitungsdraht betäubt wird; es iſt daher wichtig, darauf hinzuweiſen, daß ſelbſt in ſcheinbar verzweifelten Fällen die energiſche Durchführung der künſtlichen Atmung noch Erfolg verſpricht. In der elektriſchen Station zu St. Denis verunglückte kürzlich ein Arbeiter; ein ſtarker Strom ging mehrere Minuten durch ſeinen Körper, und als man — erſt nach mehr als drei Viertelſtunden — mit den Wiedererweckungsverſuchen begann, gab er kein Lebenszeichen von ſich. Auch die Auf- und Abwärtsbewegungen der Arme zur Herbeiführung der künſtlichen Atmung hatten anfangs keinen Erfolg. Nachdem man aber den Mund des ſcheinbar ſchon Toten gewaltſam geöffnet hatte und mehrfach die Zunge herauszog, begann die Lunge wieder ihre Thätigkeit. Nach zwei Stunden hatte er die Sprache wieder erlangt, und außer Brandwunden blieb bei ihm keine Schädigung der Geſundheit zurück.

Weinbau.

In Geiſenheim iſt an der ſtaatlichen Verſuchsſtation für Obſt- und Weinbau eine Hefe-Reinzuchtſtation errichtet worden. Dieſe kurze Notiz iſt für alle Freunde des heimiſchen Weinbaues weit bedeutungsvoller, als es den Anſchein hat. Vor einigen Jahren gelang es Hanſen in Kopenhagen, auf Grund eingehender Studien über die verſchiedenen Arten der Bierhefe die beſten Hefen vollkommen rein zu züchten und damit ein Material zu ſchaffen, das den Brauereien die gleichmäßige Beſchaffenheit ihres Gebräus ſichert. Dieſer Erfolg führte zum Studium der Gärungsorganismen des Weins, und der Leiter der Geiſenheimer Anſtalt, Dr. J. Wortmann, fand, daß es äußerſt verſchiedene dieſer Gärungsorganismen gibt, vollkommen verſchieden auch in bezug auf die Qualität der von ihnen erzeugten Gärungsprodukte; er fand auch, daß die Hefen ſtarken Anteil an der Boukettbildung im Wein haben. Die Reſultate dieſer Unterſuchungen wirkten, als ſie bekannt wurden, keineswegs günſtig; ſie führten, wie der „Prometheus“ in einer ſeiner intereſſanten Rundſchauen u. a. meint, zu überhaſtetem Vorgehen der Weinproduzenten. Dem ſoll die neuerrichtete Hefe-Reinzuchtſtation abhelfen; ſie ſoll diejenigen Hefen auffinden, welche aus dem Moſt der verſchiedenen Traubenſorten jeweilig das günſtigſte Reſultat erzielen laſſen. Durch die Erkennung und Ausmerzung ſchädlicher Hefen ſoll dann die Entſtehung minderwertiger und unbekömmlicher Weine verhindert werden, ja „wir können uns“ — urteilt das obengenannte Blatt — „auch der ſicheren Erwartung hingeben, daß es ſchließlich gelingen wird, den Wohlgeſchmack ſelbſt unſerer beſten Weine noch zu erhöhen.“ Wenn es doch wahr würde. —

Buchhandel.

Es wird die Freunde und Verehrer D. Rudolf Kögels freuen, zu erfahren, daß von ſeinen Predigten über das Johannis-Evangelium ſoeben der zweite Teil (C. Ed. Müller in Bremen) erſchienen iſt. Alles, was ich ſ. Z. über die erſte Hälfte geſagt (vgl. „Das Johannis-Evangelium in neuer Beleuchtung.“ 29. Jahrg. S. 526), gilt auch von dem Schlußbande, welcher 38 Predigten und 6 Homilien über die Kapitel 12—21 darbietet. Zwei Predigten ſind von beſonderem Intereſſe. Die eine über die Fußwaſchung von dem 25jährigen Kandidaten im Jahre 1854, damals Religionslehrer am Vitztumſchen Gymnaſium in Dresden, gehalten, verrät ſchon nach Texterfaſſung und Durchführung den werdenden großen Redner. Die zweite über Joh. 12, 35—50, die den bei Kögels vornehmer Haltung überraſchenden Titel: „Eine Zeitungsnummer“ trägt, iſt unter dem Eindruck des Schreckens und Abſcheus entſtanden, welche im Oktober 1882 eine unerhörte Blutthat (der fünffache Mord eines Mannes an ſeinem Weibe und ſeinen vier Kindern) in Berlin hervorrief. Das unvergleichliche Muſter einer Zeitpredigt, ſucht ſie das „Vergängliche am Ewigen zu meſſen, die Erſcheinungen ringsum, die doch nur Früchte ſind, auf ihre Wurzel zu prüfen, das öffentliche Leben in das Licht des ewigen Lebens zu ſtellen“ und zeigt die allein richtige Art, „Symptome eines chroniſchen Verderbens wirkſam mit dem Worte Gottes zu beleuchten.“

Robert Koenig.

Zu den Schriftſtellern, die ſich vorzugsweiſe mit unſerer Reichshauptſtadt beſchäftigen, gehört Paul Lindenberg. Einer Reihe kleinerer Bändchen, welche das Leben und Treiben in Berlin behandeln, läßt er jetzt ein umfangreicheres Werk folgen: „Berlin in Wort und Bild“ (Berlin. Ferd. Dümmler. 1895), in dem er gleichſam das Facit ſeiner Beobachtungen zieht. Paul Lindenberg kennt ſein Berlin ſehr gut, er ſcheut keine Mühe in der Heranſchaffung und Sichtung des Materials und weiß anſchaulich und lebendig zu ſchildern. Das mit zahlreichen Illuſtrationen reich geſchmückte Werk iſt daher für jeden, der Berlin, wie es iſt, wirklich kennen lernen will, recht empfehlenswert. Auffallend erſcheint es, daß in dem umfaſſenden Buch des kirchlichen Lebens in Berlin gar nicht gedacht iſt; auch findet ſich unter den 244 Bildern keine der zahlreichen neuen Kirchenbauten, die, ſelbſt rein vom architektoniſchen Standpunkt aus betrachtet, wohl eine Beachtung verdient hätten.

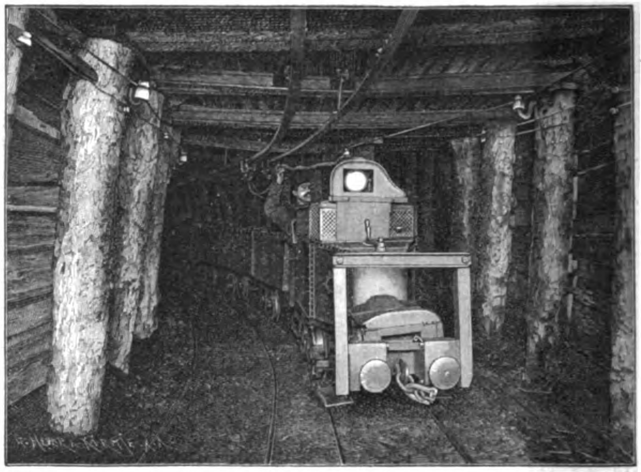
Nachdem die Firma Franz Hanfſtaengl in München früher „die Meiſterwerke des Rijksmuſeum zu Amſterdam“ und die „Meiſterwerke der königlichen Gemäldegalerie in Haag“ in Prachtwerken herausgegeben hat, beginnt ſie jetzt ein gleiches über die königliche Gemäldegalerie zu Dresden zu veröffentlichen. Lieferung 1 und 2 ſind erſchienen, und das genannte Werk wird in zehn monatlichen Lieferungen vollendet ſein. Es gibt in Deutſchland nicht viel Prachtwerke von gleich hervorragend vornehmer Ausſtattung; die

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

hundert Textbilder ſowohl, wie auch die in den Text gedruckten Abbildungen ſind in Photogravuren von feinſtem Ton, das Ganze iſt mit einem Geſchmack hergeſtellt, daß das fertige Prachtwerk ein Geſchenkwerk allererſten Ranges zu werden verſpricht.

Förderung im Kohlenſchacht mit der elektriſchen Lokomotive.

Von der Arbeit des Bergmannes in den Kohlengruben erzählt ein kürzlich erſchienenes Werk: „Der Kohlenbergmann in ſeinem Beruf“ (Craz & Gerlach. Freiberg i. S.). Es beſteht aus dreißig prächtig ausgeführten Bildern, die bei Magneſiumlicht tief unten in den Schächten und Stollen aufgenommen wurden und daher ſo recht unmittelbar zu dem Beſchauer ſprechen. Wir ſehen den Bergmann bei der Einfahrt und beim Streckenbau vor uns, an der Bohrmaſchine und bei den verſchiedenſten Förderungsmethoden. Unſer dem intereſſanten Werk entnommenes, ſtark verkleinertes Bildchen ſtellt die Förderung mittelſt der elektriſchen Lokomotive dar, wie ſie in dem königl. ſächſiſchen Steinkohlenbergwerk zu Zankerode bereits ſeit einem Jahrzehnt in Gebrauch iſt. Der Betriebsdirektor, M. Georgi, der die Bilder mit kurzen Begleitworten verſah, rühmt ihr nach, daß ſie wenig Raum beanſprucht, und daß der Betrieb ſehr ſicher, die Zuführung des elektriſchen Stromes einfach und wenig koſtſpielig iſt.



Förderung im Kohlenſchacht mit der elektriſchen Lokomotive.

In unſerer Spielecke.

1. Buchſtabenrätſel.

Mit Geiſteskraft und Schönheit einet
Das Erſte ſich auf immerdar,
Und doch, ſo wunderlich es ſcheinet,
Kein Herz ihm je erſchloſſen war.
Wenn für die jungfräuliche Braut
Ihr Schmuck, der Myrthenkranz, gewunden,
Den manche Thräne wohl betaut,
Wird Zwei auch ſtets darin gefunden.
Mag dann die Liebesfülle walten,
In der das Dritte heimiſch iſt,
Sowie man es auch im Erhalten
Des Eheglückes nie vermißt.
Im Vaterhaus iſt Dir das Vierte
Aus früher Kindheit ſchon bekannt,
Und wenn das Leben Dich entführte,
Entbehrſt Du's nicht im Vaterland.
Das Fünfte wahrt den Seelenfrieden,
Obgleich ihm Erdennot vertraut,
Und Sechs auf unſre Welt hienieden
Herab aus den Geſtirnen ſchaut.
Das Nächſte hilft beim Ernteſegen,
Bleibt freilich Hof und Scheuer fern,
Und Acht zeigt ſich auf allen Wegen,
In jeder Gegend weilt es gern.
Das Neunte liebt die Märchenwelt
Und Aſchenbrödel kann's nicht miſſen,
Dornröschen auch ihm wohlgefällt,
Nur von Schneewittchen mag's nichts wiſſen.

Und Eins bis Neun? Wie füllt's die Herzen
Mit Hoffen, Bangen, Dank und Flehn!
Neu weckt es kaum geſtillte Schmerzen
Und mahnt an Schwinden und Vergehn.
Doch mit dem Ernſte mag verweben
Sich feſt die ſtille Zuverſicht:
In Gottes Hand ruht unſer Leben,
Und Er führt auch durch Nacht zum Licht.

M. Sch. Kaſſel.

2. Rätſeldiſtichon.

Wer mich geſehen, der rühmt meinen See,
meine Thäler und Berge;
Gebt mir Kopf noch und Fuß, ſinn' ich auf
Hader und Streit.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 11.

Bilderrätſel. Chronique scandaleuse.

Schachaufgabe.

1. Df2—f7 A. 1. . . . . Ke5—d6
Ke5—d4 :
2. Df7—d5 † ~ 2. Se3—c4 †
Kd6—c5
3. Dd5—d2, c4 ‡ 3. Sd4—b3 ‡

B. 1. . . . . b4—b5
2. Se5—c6 † Ke5—d6
3. Df7—e7 ‡

1. Vierſilbige Scharade. Dreizehnlinden.

2. Rätſel. Pendel.

3. Problem: Die Rechnung.

Wir haben hier eine Originalrechnung für Lucullus, und wir finden bei genauem Studium einen recht intereſſanten Spruch. — Die Rechnung enthält 5 Abteilungen. Über jeder gelieferter Ware ſteht das Datum, darunter der Preis. — Man lieſt nun aus den einzelnen Wörtern die durch die Zahlen (oben und unten) beſtimmten Buchſtaben.

H. M. III, IV, XVI.
Alſo: Pavones [Lingua, Cerebra]
Pr. XI, VI et XI, XV. D.

Von Pavones ꝛc. würde nun der 3., 4., 16. ꝛc. Buchſtabe genommen. Es ergibt ſich bei richtiger Löſung:

„Vorgegeſſen Brot macht darben!“

4. Wechſelrätſel. „Wilhelm Meiſter.“

Mahl **R**etter **L**ilie **S**eide **R**oſt **E**id **B**arren.

5. Rätſeldiſtichon. Prior, Orion.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 12.

1. Logogriph. Eiland, Heiland.

2. Rätſel-Diſtichon. Lazareth, Nazareth.

3. Arithmetiſche Aufgabe.

Man muß die Zahl 25 fünfmal, die Zahl 12 viermal, die Zahl 94 elfmal ſtreichen.

4. Rätſel. Cherub, Segen. Beſcheerung.

5. Anagrammaufgabe.

Winkelried
Eleaſar
Jsmael
Hamerling

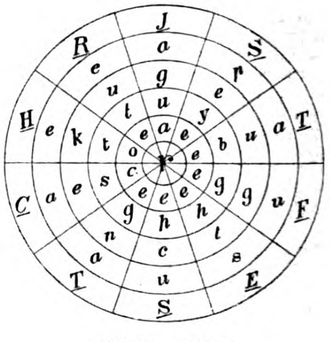
Nazareth
Albatros
Canrobert
Holunder
Tuberoſe

6. Homonym. Fuge.

7. Ergänzungsrätſel.

Sei geprieſen, Nacht der Nächte
Keine Stund' im Jahreslauf
Wiegt, was ſie auch Gutes brächte,
Deinen hehren Zauber auf!
Kleinen, Großen, Armen, Reichen
Weißt Du Gaben darzureichen.
Keinen läßt Du unbedacht.
Stille Nacht, heil'ge Nacht!

8. Ringrätſel.



Bilderrätſel.

Wer in Gallerieen alles lobt oder ſchlecht macht, wird für einen Kenner geachtet.

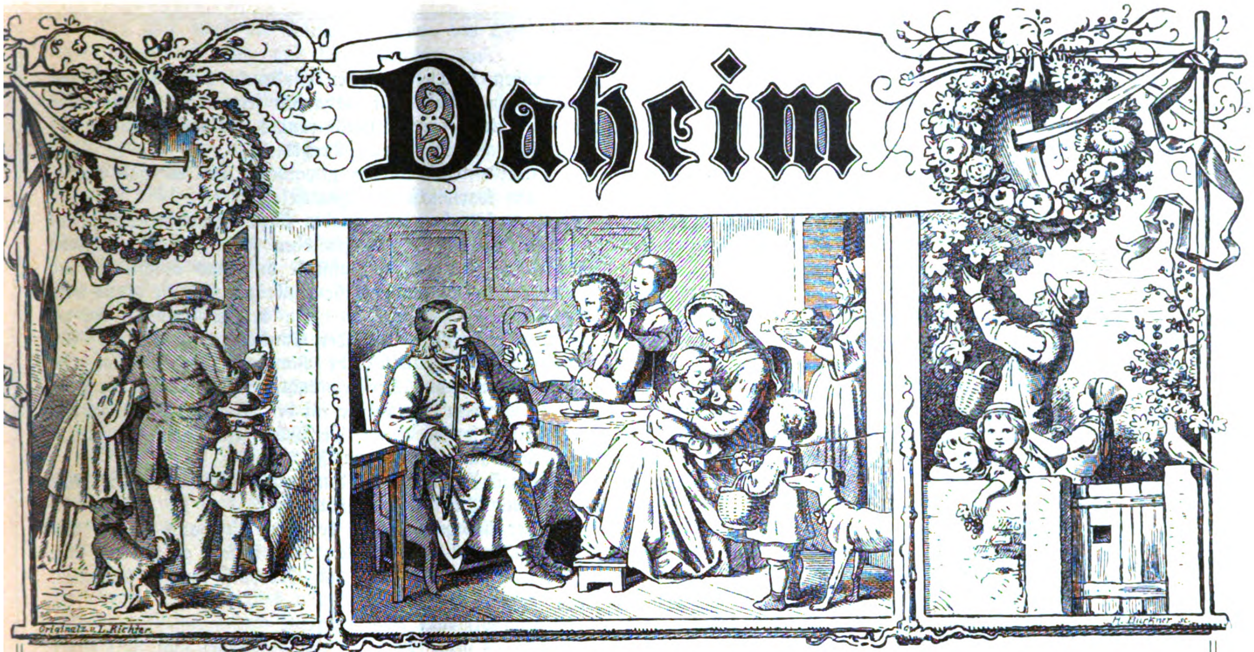
Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächſten Nummer beginnt das zweite Quartal. Neben dem Schluß der „Kronprinzenpaſſage“ veröffentlichen wir zugleich den Roman **„Waldmoder“** von **Fr. Jacobſen.** Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, Beſtellungen auf das neue Quartal ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

Die Daheim-Expedition. Leipzig, Poſtſtr. 9. **Die Daheim-Redaktion. Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53.

Inhalt: Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Die älteſte Sonntagsſchule in Deutſchland. Von Hermann Dalton. — In der Neujahrsnacht. Gedicht von Paul Delius. — Weihnachtslicht. Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von H. von Krauſe (C. von Hellen). (Schluß.) — Ferdinand. Die Geſchichte eines lebloſen Weſens. Von Charlotte Nieſe. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Luthers Hochzeitsfeier zu Wittenberg. Von Karl Weigand; Winter. Von A. Kaufmann; Arme Verwandte auf Beſuch. Von C. Bromberger; Sterbender Krieger. Von Jan Matejko. — Kulturgeſchichte. — Naturkunde. — Geſundheitspflege. — Weinbau. — Buchhandel. — Förderung im Kohlenſchacht mit der elektriſchen Lokomotive. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur an** Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Januar 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 14.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen.

Am 30. September 18.. fuhr der von Norden kommende, um elf Uhr vormittags fällige Schnellzug in die Bahnhofshalle des kleinen Badeorts Grünthal, und ein etwa dreißigjähriger Mann ſtieg aus einem Koupee zweiter Klaſſe.

Er warf einen flüchtigen Blick auf die das Städtchen umgebenden dunkelbewaldeten Berge, begab ſich dann ohne ſonderliche Eile in das Gepäckbüreau, kehrte nach wenigen Minuten zurück und fragte den müßig am Bahnſteig auf- und abſchlendernden Stationsvorſteher, ob der nach Breitenau führende Sekundärzug ſchon zur Abfahrt bereit ſei.

„Die Strecke muß neu ſein,“ fügte er entſchuldigend hinzu. „Sie ſteht wenigſtens noch nicht in meinem Sommerfahrplan.“

„Stimmt“ — entgegnete der Beamte und deutete mit einer etwas verächtlichen Handbewegung auf ein abſeits liegendes ſchmalſpuriges Geleis — „da ſteht das Bähnchen und puſtet ſchon. Aber Sie haben noch Zeit, ſo ſchnell geht das nicht vorwärts, auf eine Viertelſtunde kommt es der Verwaltung nicht an.“

„Wohl eine Sackbahn?“

„Juſtement; in Breitenau iſt die Welt zu Ende.“

Der junge Mann lächelte und begab ſich über die Schienen an die zwei oder drei kleinen Wagen, deren winzige Lokomotive ſchon im Vorgefühl der beſchwerlichen Bergfahrt zu ächzen ſchien. Er ſtieg auch dort in die zweite Klaſſe, ſchlug mit ſeinem Taſchentuch den Kohlenſtaub von dem Rohrgeflecht der Sitze und gab dem nach einer Weile gemächlich eintretenden Schaffner das Billet nebſt einer Cigarre.

„Das geht wohl hoch in die Berge, he?“

„Steigung 1:25; danke ſchön, Herr Baron. Alſo nach Breitenau?“

„Können Sie mir dort einen guten Gaſthof empfehlen?“

„Na, da iſt wohl nur einer zu nennen — bei Lämmrich. Haben Sie Gepäck?“

„Allerdings.“

„Das kann ich Ihnen dann beſorgen, ich mache auch den Kofferträger.“

„Sie ſind wohl alles?“

„Nur noch Bremſer. Man muß ſich durchſchlagen, Herr Baron.“

Damit ging der Mann hinüber in die dritte Klaſſe, und der einzige Inſaſſe des kleinen Raumes lehnte ſich mit einem leichten Seufzer zurück.

„Das ſcheinen ja recht nette Verhältniſſe zu ſein,“ ſagte er halblaut, „ich glaube, der Stationsvorſteher hat recht, da oben iſt die Welt zu Ende. Und für einen Baron taxiert man mich obendrein? Wahrſcheinlich, weil ich zweiter Güte fahre; eine erſte Klaſſe ſcheint überhaupt nicht vorhanden zu ſein. Aha, da iſt die Grenze!“

Der langſam aufwärtsſchiebende Zug hatte einen buntbemalten Grenzpfahl paſſiert; zu beiden Seiten rückten die Berge näher heran, zwiſchen den nackten Wurzeln uralter Tannen rannen kleine Bäche wie Silberfäden nieder, die ganze Majeſtät des einſamen Waldes zeigte ihr herbſtlich düſteres Antlitz. Adolf Kroneck ließ das Fenſter nieder und betrachtete die romantiſche Landſchaft; unter ſeinem blonden Schnurrbart zuckte ein heiteres Lächeln, und die klaren grauen Augen leuchteten.

Er kam als junger Aſſeſſor aus Preußen und war des ſchnelleren Fortkommens halber in den Juſtizdienſt des Herzogtums *** übergetreten; ſein von morgen ab lautendes Richterpatent wies ihn an das Herzogliche Amtsgericht Breitenau. Er fuhr nicht nur einer unbekannten Zukunft, ſondern auch einer gänzlich fremden Landſchaft entgegen, aber der erſte

Gruß, den ihm die Herbſtſonne über dieſe Berge ſtreute, ſchien alle ſchwermütigen Gedanken hinter ſeiner breiten Stirn zu verſcheuchen. Er nickte durch das offene Fenſter einem barfüßigen Hirtenjungen zu, der ſpöttiſch jubelnd neben dem keuchenden Zuge herrannte, und rief heiter: „Lauf voraus, mein Junge, und beſtell' mir Quartier bei Lämm—rich!" und dann griff er trotz der angeſchlagenen Warnung mutwillig nach den Zweigen einer Ebereſche und betrachtete die in ſeiner Hand zurückgebliebenen roten Vogelbeeren.

„Ich komme in das Land der Krammetsvögel, der Forellen und Hirſche" — ſagte er lächelnd und fügte nachdenklich hinzu: „Auch in das Land der Wilddiebe — möge dieſe rote Farbe kein ſchlimmes Omen ſein!"

„Station Breitenau! Alles ausſteigen!"

Außer dem Amtsrichter krochen nur ein paar alte Weiber mit Kötzen auf den krummen Rücken und Strickſtrümpfen in den welken Händen aus den Wagen, das war alles. Sie zerſtreuten ſich auf Seitenpfaden in die Berge, und Kroneck ſchien nicht übel Luſt zu haben, ein Gleiches zu thun. Aber da lag das Städtchen.

Ein verräuchertes Neſt mit krummen und engen Gaſſen; bergauf ging's und bergab, über Kopfſteinpflaſter und an einigen Miſtſtätten vorüber, dann kam „der grüne Baum."

Es war bis dorthin ein kleines Spießrutenlaufen geweſen, denn hinter den Fenſtern — ſie hatten nicht alle Gardinen — tauchten Köpfe verſchiedenſter Art auf und muſterten neugierig die fremde Erſcheinung. Die Weiblichkeit befand ſich in der Mehrzahl, auch einige niedliche Stumpfnäschen fehlten nicht.

Unter der Thür des Gaſthauſes ſtand Herr Lämmrich in höchſt eigener Perſon und ſchaute nach Beute aus. In ſeinen ſcharfgeſchnittenen Zügen lag etwas Geierartiges, und der rote Fez über den buſchigen Augenbrauen verlieh ihm faſt das Ausſehen eines türkiſchen Paſchas, im übrigen hatte ſein Auftreten nichts mit der würdevollen Zurückhaltung eines ſolchen gemein. In weniger als fünf Minuten hatte er die Qualität ſeines neuen Gaſtes heraus, führte denſelben eine Treppe hoch in das „Herrenzimmer" und ſagte: „Sie werden wohl Not haben, eine paſſende Wohnung zu finden, Herr Amtsrichter. Ihr Vorgänger beſaß ein eigenes Haus, aber das iſt verkauft und ſoll Fabrik werden. Wollen Sie Ihre liebe Frau gleich nachkommen laſſen?"

Kroneck ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich habe keine, Herr Lämmrich."

„Wirklich? Na, dann könnte ſchon eher Rat geſchafft werden. Da iſt vor allen Dingen der Sanitätsrat Gramann —"

Er nannte noch ein paar Namen und brach dann ab.

„Drüben liegt das Amtsgericht, Sie können es von hier aus ſehen. Wann wünſchen Sie zu eſſen?"

„Wenn es fertig iſt. Was giebt's zu Mittag?"

„Kumſt, geſchwenkte Kartoffeln und Hammelrippchen. Soll ich noch ein paar Forellen grabbeln?"

„Jetzt, Ende September? Nein, ich danke!"

Herr Lämmrich verſchwand, und Kroneck trat an das Fenſter. „Alſo drüben —" ſagte er leiſe und ließ ſeine Augen auf dem alten düſteren Bau ruhen, der unter Kaſtanien ſpitzgiebelig aufragte. Die Blätter der Bäume begannen ſchon abzufallen, man ſah daran die rauhe hochgelegene Gegend. Wie lange mochte es währen, dann füllte man die rieſigen Kachelöfen mit Stöcken und Fichtenſcheiten, dann kamen der Sturm und zuletzt der Schnee. Das Bähnchen ſtellte ſeinen Verkehr ein, und die Menſchen hockten zuſammen.

Der junge Amtsrichter dachte an das Treiben unter den Linden in Berlin; es war ihm, als ob tauſend Meilen dazwiſchen lägen, und ein Menſchenalter.

Dann aber überkam ihn das tröſtliche Bewußtſein, daß er zum erſtenmal in ſeinem Leben ein verantwortliches Amt antreten werde, und mit dieſem Gedanken kam die echt juriſtiſche Sehnſucht nach dicken Akten, aus denen ſich ſo vieles herausleſen läßt, wenn man die Augen dazu mitbringt. Der graue Bau drüben machte ganz den Eindruck, als ob auch unter ſeinem Dache ſolche Akten vorhanden ſein müßten, aus deren gelben Blättern ein kräftiges, rauhes Waldleben atmete.

Vielleicht auch manche Tragödie. —

Darüber war's Mittag geworden, und es gab Kumſt, geſchwenkte Kartoffeln und Hammelrippchen.

Kroneck nahm die fremden Beſtandteile dieſes Mahles in Geſellſchaft einiger herbſtmüder Fliegen ein, während Lämmrich in der großen Gaſtſtube auf- und abſchlürfte und ſeinen Gaſt in die Verhältniſſe einweihte. „Heute abend wird friſch angeſteckt" — ſagte er. „In der Sofaecke — da, wo das tiefe Loch iſt — ſitzt der Sanitätsrat Gramann. Auf der anderen Seite hatte Ihr Vorgänger ſeinen Platz; da kommen Sie nun hin. Der Lehnſtuhl iſt für den Aktuar Hoeck und der mit dem Lederpolſter für den Regiſtrator Wendel von wegen ſeiner langen Beine. Der Oberförſter wohnt in Altenbach und kommt nicht regelmäßig."

Kroneck fand ſich in den Lokalton und fragte: „Wie ſteht es mit Pfarrer und Apotheker?"

„Der Apotheker hat es bequemer zu Haus — Sie verſtehen mich wohl — und der Herr Dekan geht nicht aus. Aber der Pfarrer Weyland von Oberdorf kommt bisweilen, wenn er nicht einſchneit."

„Oberdorf liegt wohl hoch?"

„Na, es geht. Der Regiſtrator Wendel ſagt, mit ſeiner eigenen Länge wären es zweitauſendundzwei Meter, und vergangenen Winter lag der Schnee ſo dick, daß die Leute nicht aus den Häuſern konnten. Die Kranken des Sanitätsrats mußten die Zunge zur Bodenluke herausſtrecken, und die Medizin wurde ihnen an einer Bohnenſtange gereicht. So ſagt Wendel." Die liſtigen Augen Lämmrichs funkelten bei dieſer Bemerkung, und der Amtsrichter wußte Beſcheid.

Dieſer Wendel war wohl ein Windhund, dem man auf die Finger paſſen mußte. —

Dabei war es dann ungefähr drei Uhr geworden, und Kroneck beſchloß, auf das Amtsgericht hinüberzugehen.

Er wußte, daß ſein Vorgänger penſioniert und bereits abgereiſt ſei, er mußte ſich alſo ſelbſt einführen und war geſpannt, wie es in dem herrenloſen Bau ausſehen würde.

Schon auf der ausgetretenen Steintreppe begegnete ihm ein himmellanges Regiſter. Auf dem dürren, zu zwei Drittel aus Beinen beſtehenden Körper ſaß ein ziemlich jugendlicher intelligenter Kopf, die ſchmalen, ſarkaſtiſch lächelnden Lippen waren von einer dünnen ſchwarzen Bartſchonung umgeben.

Als Kroneck ſeinen Namen nannte, klappte das Individuum zuſammen, ſchnappte wieder in die Höhe und ſagte: „Gott ſei Dank, daß der Herr Amtsrichter da ſind. Es wurde mir doch beinahe graulich, die Geſchichte allein zu beſorgen. Ich bin nämlich der Regiſtrator Wendel."

„Sie ſind doch nicht allein?"

„Na, wie man das ſo nimmt, Herr Amtsrichter. Da iſt ja noch der Aktuar Hoeck, aber, Du lieber Gott, das alte Männeken ſitzt den ganzen Tag über ſeinen Grundbüchern und überläßt mir das andere. Befehlen der Herr Amtsrichter, daß ich Sie führe?"

„Ich danke, zeigen Sie mir nur das Büreau des Herrn Aktuar."

Wendel deutete mit ſeinem langen Arm auf eine Thür und zog ſich zurück. Als Kroneck verſchwunden war, duckte er den Kopf zwiſchen die Schultern und ſagte zu dem herankommenden Amtsdiener: „Stecken Sie das Dienſtreff auf, Seiffarth, das iſt unſer neuer Alter. Er ſcheint hölliſch ſcharf zu ſein, ich werde mir einen Knoten ins Bein machen, um es nicht zu vergeſſen."

Hinter einem Stoß Hypothekenbüchern ſaß ein verhutzeltes Männchen mit blauer Brille. Er blickte grämlich auf, blinzelte die graugekleidete Geſtalt des Richters an und ſagte: „Der Hypothekenbrief iſt noch nicht fertig, Herr Lutz. Haben Sie es denn wieder ſo eilig?"

Kroneck lächelte. „Sie irren ſich wohl, Herr Aktuar, ich bin der neue Amtsrichter."

Der Alte ſchob die Gänſefeder hinter das Ohr, dachte einen Augenblick nach und ſtand langſam auf. „Das iſt freilich etwas anderes, ich bitte ſubmiſſeſt um Entſchuldigung, aber ich glaubte wegen des grauen Rocks, daß es der Bezirksmüller Lutz wäre, der Hypothekenmüller, wie wir ihn nennen. Meine Augen ſind nicht mehr ſo gut, wie in jungen Tagen, das heißt, wenn ich ſubmiſſeſt bemerken darf, ſie ſind eigentlich noch nicht ſo ſchlecht. Ich habe die Ehre, mich dem Herrn Amtsrichter ganz gehorſamſt vorzuſtellen: mein Name iſt Hoeck Adalbert Hoeck, zu dienen, Aktuar zweiter Klaſſe.“

Kroneck entſann ſich, wie das aufzufaſſen ſei. Die alten Aktuare des Herzogtums hatten ohne Ausnahme ſtudiert, aber je nach dem Ausfall des Examens wurden ſie als Richter angeſtellt oder im Subalterndienſt verwendet. So bildete ſich allmählich die Bezeichnung der Aktuare erſter und zweiter Klaſſe heraus, und ein Vertreter der letzteren Sorte ſaß hier hinter den einförmigen, ſtaubbelaſteten Hypothekenbüchern.

Wie lange wohl ſchon? — —

Der jüngere Juriſt reichte dem älteren die Hand und ſagte freundlich: „Dann ſind wir ja eigentlich Kollegen, Herr Aktuar, und ich darf wohl annehmen, daß Sie während der letzten Wochen — ich meine, ſolange mein Vorgänger beurlaubt war — das Amt verwaltet haben.“

„Ich bin wohl ein bißchen eingeroſtet, entgegnete der alte Mann trübe „Was wir nicht erledigen konnten, das haben wir einfach liegen laſſen, und es kommt ja auch nicht viel vor in unſerem Waldbezirk.“

„Alſo die Gegend iſt ruhig?“

„Im großen und ganzen, ja. Zum Prozeſſieren iſt kein Geld vorhanden, und mit dem Holzſtehlen wird es nicht ſo genau genommen. Gelegentlich ſteckt man dieſen und jenen ein, aber es gilt nicht als Schande.“

„So — hm —“

Es war nicht viel aus dem Alten herauszubringen, das ſah Kroneck wohl ein. Auf dieſem Leben lag Staub und Spinngewebe, vielleicht war's mit der geſamten Bevölkerung nicht beſſer.

Der Aktuar ſchien unſchlüſſig zu ſein, was er jetzt beginnen ſollte; er war ja halbwegs Vertreter des Gerichts und mochte ſich jedenfalls in dieſer Rolle unbehaglich fühlen, dazu hing der Reſt ſeiner Gedanken an der unterbrochenen Arbeit. Kroneck drückte ihn auf ſeinen Stuhl nieder, um der Verlegenheit ein Ende zu machen.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören, ich werde mir das übrige Perſonal ſelbſt aufſuchen. Worin beſteht dasſelbe?“

„Außer mir in dem Regiſtrator Wendel, dem Kanzliſten Helm und dem Amtsdiener Seiffarth. Dann iſt noch oben in Altenbach der Beidiener May ſtationiert, weil Seiffarth wegen der Fronfeſte die Stadt nicht verlaſſen kann.“

„Gut, dann werde ich mich ſchon zurechtfinden.“

Auf dem Korridor ſtand Seiffarth und hatte nach Wendels Rat ſein „Amtsreff aufgeſteckt“. Es ſollte martialiſch ſein, hatte aber einen Stich ins Melancholiſche. Als Kroneck nach der „Fronfeſte“ fragte, wie das Amtsgefängnis genannt zu werden ſchien, zuckte der Diener die Achſel und ſagte: „Es iſt keiner darin, Herr Amtsrichter. Geſtern hatten wir noch den Acker aus Oberdorf, aber der iſt beim Holzſpalten von dem Hofe durchgegangen und hat das Beil mitgenommen. Er hatte noch drei Tage abzuſitzen, Herr Amtsrichter, von wegen eines grünen Fichtengiebels, aber wir kriegen ihn ſchon wieder.“

„Paſſiert das hier öfters?“

„Bisweilen. Wir haben keinen abgeſchloſſenen Gefängnishof, und die Leute ſollen doch arbeiten.“

Reſignation überall. Der junge Richter begann faſt eine Sehnſucht nach dem Fuchsgeſicht des Regiſtrators Wendel zu empfinden und begab ſich in deſſen Büreau. Es ſah auch dort nicht zum beſten aus. Der Putz war ſtellenweiſe von den getünchten Wänden heruntergefallen und die Farbe an Fenſter und Thüren abgeſprungen. Aber vor den blinden Scheiben ſtanden blühende Blumen und gaben dem düſteren Raum ein freundliches Gepräge. Wendel ſaß eifrig arbeitend an ſeinem Pult, und Kroneck bemerkte mit einem halben Blick, daß jener eine ſaubere und ſchnelle Hand ſchrieb. Er war vielleicht trotz ſeiner Windigkeit der Brauchbarſte von allen.

Auf eine Bemerkung des Richters über die mangelhafte Beſchaffenheit der Büreauräume nickte er grinſend.

„Ich habe mir eine Liſte der Holzfrevler zuſammengeſtellt, Herr Amtsrichter. Es befindet ſich ein Tüncher darunter, den ſoll May nächſtens einfangen, damit die Geſchichte in Ordnung kommt. Aber wir müſſen ihm den Gendarm Donner mitgeben.“

„Warum?“

„Na, wenn der alte May mit ſeinen roten Zetteln in ein Dorf kommt, dann gehen die Leute durch die Hinterfenſter der Häuſer in den Wald. Neulich hat einer geſagt, er wolle dem Alten das Brotloch zuſchnüren, wenn er noch 'mal käme.“

„Aber das iſt ja offenkundige Bedrohung!“

„Ach, Herr Amtsrichter, ſie meinen es ja nicht ſo ſchlimm. Schließlich ſtellen ſie ſich von ſelbſt ein, um ihre Strafe abzuſitzen oder um ‚das Bürgerrecht in Breitenau zu erwerben‘, wie ſie ſagen.“ Es ſteckte ebenſoviel Humor in den zwinkernden Augen des Sprechenden, wie in der Sache ſelbſt, aber Kroneck brach doch von dem Thema ab.

„Nun käme wohl noch mein eigenes Zimmer,“ ſagte er.

„Da müſſen wir durch die Kanzlei hier nebenan.“

Die Kanzlei war ſchon mehr eine Art Hundeloch. Sie hatte kaum Platz für mehrere Perſonen, und es ſaß auch nur ein einzelner auf dem hohen Schreibbock dicht neben dem Fenſter.

Ein hagerer Menſch mit ledernem Geſicht und Sommerſproſſen an den großen Händen. Man konnte ſein Alter ſchwerlich beſtimmen, denn er trug keinen Bart, und die nicht unbedeutende Glatze war von dünnen, ſtraffen Haarborſten umgeben. Er ſchien gar nicht darauf zu achten, daß jemand durch das Büreau ging, und ſchrieb, ohne die Augen zu heben, wie eine Maſchine weiter. Kroneck wollte ſtehen bleiben, aber er ſah in den Zügen Wendels einen undefinierbaren Ausdruck und trat durch die nächſte geöffnete Thür.

„Das iſt unſer Helm,“ erläuterte der Regiſtrator. „Er ſitzt zu viel auf dem Kopfe, und darum haben ſich die Haare etwas abgerieben.“

„Wie meinen Sie das?“

„Na, Herr Amtsrichter, nichts für ungut. Er arbeitet zu viel mit dem Kopfe, er iſt ein bißchen verrückt, aber nur ganz wenig. Es war beſſer, daß Sie ihn nicht anredeten, denn er ſcheint heute ſeinen Tag zu haben.“

„Alſo wirklich periodiſcher Irrſinn?“

Das Geſicht des langen Menſchen legte ſich zum erſtenmal in ernſte Falten. „Ach, Herr Amtsrichter, ich weiß wohl, daß ich ein böſes Maul habe, aber etwas Wahres iſt doch daran. Das muß Ihnen der Sanitätsrat Gramann erzählen, der weiß in den alten Geſchichten Beſcheid. Dies iſt das Richterzimmer. Haben der Herr Amtsrichter ſonſt noch Befehle?“

Kroneck ſaß allein auf dem Polſterſtuhl ſeines Vorgängers und blickte nachdenklich auf die Platte des grün überzogenen Schreibtiſches. Es dünkte ihn alles ſo fremd, ſo wunderlich und zum Teil geheimnisvoll, er hatte das Gefühl, als ob ſich graue Fäden um ihn ſpannten, als müſſe er hineingreifen, um ſie zu zerreißen. Das iſt wohl immer ſo, wenn wir in neue Verhältniſſe geſtellt werden, auf deren Regelung uns ein Einfluß gegeben ward, aber bisweilen geſellt ſich zu dem Bewußtſein der Unſicherheit noch eine beſondere Ahnung.

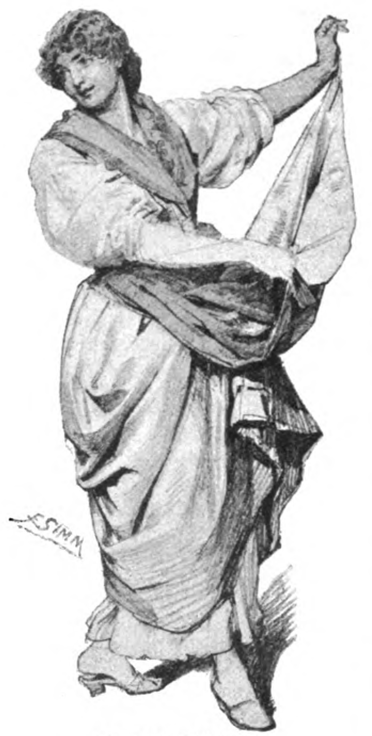
Seit den wenigen Minuten, welche der junge Richter in ſeinem neuen Wirkungskreis verlebt, waren drei Perſonen genannt worden, die ihn unwillkürlich mehr beſchäftigten, als diejenigen, welche ſie genannt hatten: ein entſprungener Sträfling, ein verſchuldeter Müller und ein verrückter Schreiber — es war kaum denkbar, daß zwiſchen dieſen drei Menſchen irgend ein Zuſammenhang beſtand, und dennoch konnte Kroneck ſich des ſonderbaren Gedankens nicht erwehren.

Er ſchob endlich ärgerlich die Akten, welche ſich in den letzten Tagen bedenklich aufgehäuft hatten, beiſeite und ſtand auf, um noch einen Gang in das Städtchen zu machen.

Die Abenddämmerung ſank ſchon nieder, und man begann hier und da eine Laterne anzuzünden. Das trübe Licht der von Petroleum genährten Flammen war nicht geeignet, die engen, dumpfen Gaſſen freundlicher zu geſtalten. Es war faſt ein Troſt, daß man in fünf Minuten die alte verfallene Stadtmauer erreichte und von dort in die Berge blicken konnte.

Breitenau lag hoch genug und dennoch eingebettet wie ein Zaunkönigneſt. Und Kroneck dünkte ſich wie der König, denn wo ihm ein Einwohner begegnete, ward er gegrüßt.

Die Kunde von ſeiner Ankunft mußte ſchon wie ein Lauffeuer die Stadt durcheilt haben, vielleicht auch ſchon die Nachricht, daß der neue Richter ledig ſei, denn hier und da bog ſich ein hübſcher Mädchenkopf mit lebhaftem Intereſſe aus den niedrigen Fenſtern.



Tanzendes Mädchen.
Originalzeichnung von Fr. Simm.

Dieſe Beobachtung war nicht geeignet, das Bewußtſein der unendlichen Vereinſamung aus der Bruſt des jungen Mannes zu verſcheuchen. Er fühlte ſich nur noch mehr allein, als es bei ſeiner Ankunft der Fall geweſen war, denn er hatte ſeit jenem Augenblick einen neuen Kreis betreten. Er ſollte mit allen Faſern ſeines Daſeins in demſelben Wurzel ſchlagen, und dennoch ſtand ihm bis jetzt noch nicht das Recht zu, auch nur ein einziges dieſer aneinander gedrängten Häuſer zu betreten und ſich an dem Herde desſelben niederzulaſſen. Nicht einmal ein eigenes.

So ſtand er unter einer Linde, die das noch vorhandene, zerfallene Stadtthor beſchattete, und ſah hinaus in die verſchwimmenden Formen der Berge; in ſeiner Nähe lag etwas abſeits ein größeres Haus, und von dort her wurden plötzlich Stimmen laut.

Ein kleines einſpänniges Gebirgswägelchen knarrte langſam heran. Der zottige Pony, welcher dasſelbe zog, ſtreifte faſt die Schulter des achtloſen Mannes, und dann blickte dieſer, beiſeite tretend, den Inſaſſen des Fuhrwerks in das Geſicht.

Ganz vorne, mit den Füßen auf der Deichſel, hockte ein grau gekleideter Mann mit rotem Geſicht und grauem Haar; hinter ihm, auf dem ſtrohgeflochtenen Sitz, hatten zwei junge Mädchen Platz genommen.

Das eine war blond und das andere brünett. Sie ſchienen auch beide hübſch zu ſein, aber Kroneck ahnte es mehr, als daß er es wirklich ſah. Er lauſchte nur auf das ſilberhelle Lachen der einen, — es war wohl die Blonde geweſen — und bemerkte, daß ſie den Kopf nach ihm umwandte.

Dann rollte der Wagen ſchneller in die Berge, und durch das Thor kam der Schäfer an der Spitze ſeiner Schafe.

Kroneck trat an den Mann heran und frug, auf das abſeits liegende Haus deutend, wer dort wohne?

Der Hirte nahm den Filz vom Kopfe, ſchob das Priemchen in die linke Backentaſche und entgegnete: „Der Herr Dekan.“

„Und wer waren die Leute auf dem Wagen?“

„Der Bezirksmüller Lutz und ſiene Dachter. Doas andere Mächen werd wul den Perner ſiene Dachter geweſen ſien vun Oberdorf.“

Der Beſuch hatte alſo dem Ortsgeiſtlichen gegolten. Der Name des Bezirksmüllers Lutz ward heute ſchon zum zweitenmale genannt, er mußte in der Umgegend eine bekannte Perſönlichkeit ſein. Und das Pfarrkind von Oberdorf? Kroneck ertappte ſich unwillkürlich bei dem Wunſche, daß es die Blonde geweſen ſein möchte, aber er wollte den Hirten nicht weiter ausforſchen und wandte ſich langſam dem „grünen Baum“ zu, um das Abendeſſen einzunehmen. —

Nach demſelben ging er in die Gaſtſtube hinunter und traf in der niedergeſeſſenen Sofaecke einen kleinen alten Mann von unterſetzter Geſtalt und mit einem lederbraunen Geſicht. Er rauchte aus einer langen, entſetzlich verſchmirgelten Pfeife, deren jammervolles Röcheln und Quietſchen man ſchon auf dem Hausflur hören konnte. Ihm gegenüber hockte auf ſeinem Lederkiſſen, die Jagdpfeife im linken Mundwinkel, der Regiſtrator Wendel; er hatte die langen Beine heraufgezogen und ſagte, als Kroneck eintrat: „Sie haben ganz recht, Herr Sanitätsrat, daß Sie dem Lutz kein Geld borgen wollen. Wenn Ihr Felix dafür Not leiden muß, dann vergreift er ſich wieder an Lämmrichs Kater.“

„Halten Sie Ihr gottloſes Maul, Wendel,“ entgegnete der Alte unwirſch, „mein Gaul frißt ſo wenig Katzen, wie Sie Akten.“

Das war alſo der Sanitätsrat Gramann.

Lämmrich, der juſt Bier brachte, ſtellte die Herren mit ſeinem grinſenden Lächeln einander vor, und Gramann ſagte: „Na, dann rücken Sie nur auf Ihren Platz, Herr Amtsrichter. Der Gerichtsrat hat zwanzig Jahre hindurch dort geſeſſen, Sie ſind jung, und können es vielleicht erleben, daß Lämmrich ſein ſchmieriges Sofa 'mal neu überzieht. He, Lämmrich?“

„Sie haben zu Haus auch kein beſſeres,“ brummte der Gefoppte und ſtellte einen Krug Bier vor den geſchmähten Platz.

Das Geſpräch ſtockte einen Augenblick, wie es ſtets geſchieht, wenn ein Fremder in einen engen Kreis tritt, und Kroneck ſagte: „Als ich kam, nannten die Herren einen Namen, den ich heute nun ſchon zum drittenmal höre. Was iſt doch eigentlich mit dieſem Bezirksmüller Lutz?“

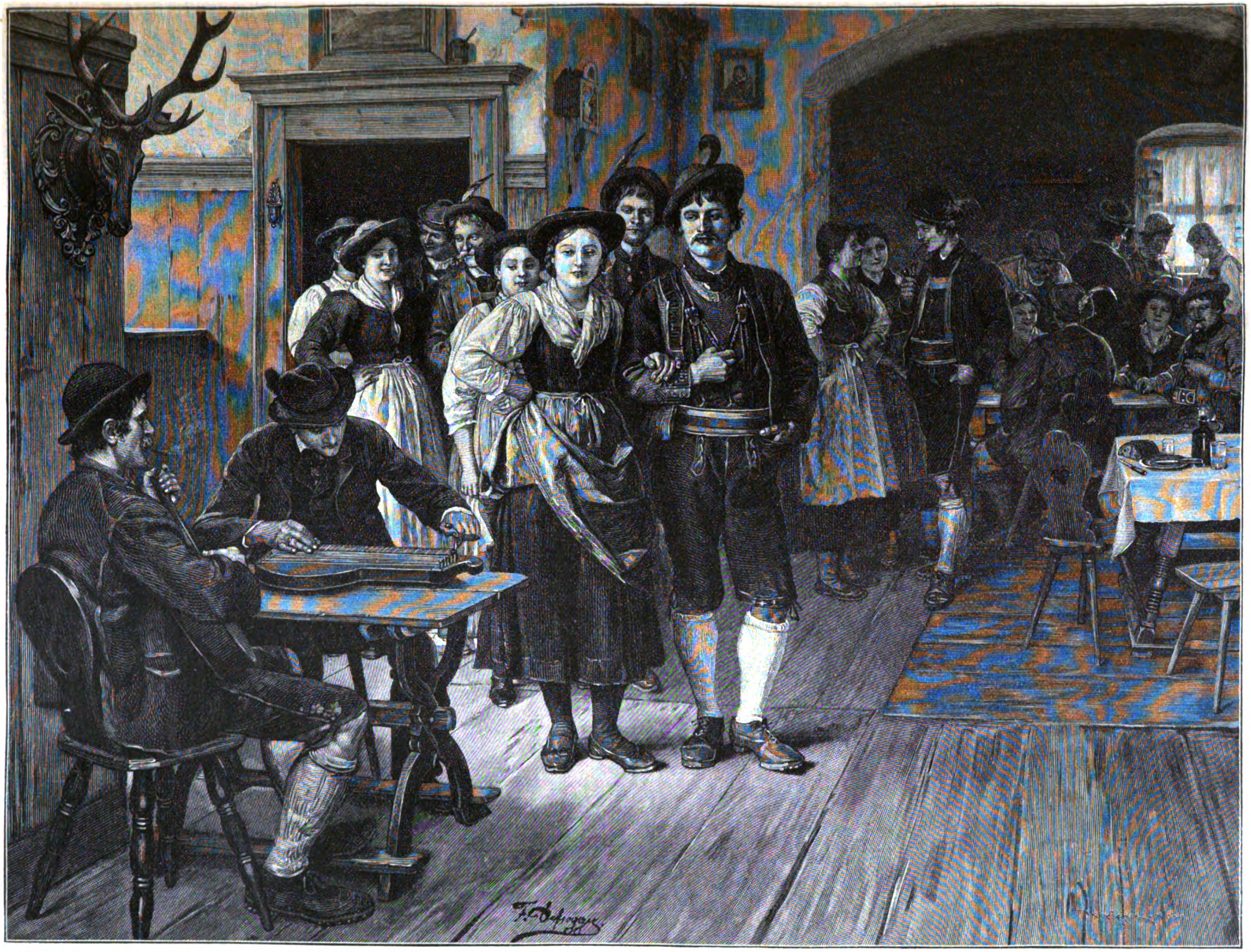
„Er iſt ein verſoffener Lump —“ entgegnete Lämmrich, „ich habe ihm die Zeche wieder ankreiden müſſen.“

„Er iſt ein Hypothekenfritze —“ fügte Wendel hinzu, „wenn die Bezirksmühle 'mal abbrennen ſollte, dann gibt es viel zu löſchen.“

Gramann nahm ein Streichholz, ſteckte dasſelbe in ſeine Pfeifenſpitze und ſagte: „Das verdammte Ding hat zuviel Luft, und der Tabak koſtet Geld.“ Dann, als Wendel und Lämmrich lachten, ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch: „Ihr könnt mir gewogen bleiben! Wahr iſt es, wenn der Bezirksmüller Lutz ſparſamer geweſen wäre, dann ſäße er jetzt nicht bis an den Hals in Amtstinte, aber ein alter Mann wie ich weiß beſſer, was ihn dazu gebracht hat, liederlich zu werden. Das Teſtament iſt es geweſen, und die Verrücktheit von ſeinem Großvater, dem alten Holzhändler Lutz in Oberdorf, Gott habe ihn ſelig!“

„Na, na, Herr Sanitätsrat, da ſteckt doch noch manches andere dazwiſchen?“ warf Wendel ein. „Aber der Alte eiferte weiter: „Jawohl, der Teufel ſteckt dazwiſchen und der ganze Klatſch von Breitenau! Was iſt ihm denn bewieſen, Wendel, he?“

(Fortſetzung folgt.)



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.

Vor dem Tanz. Nach dem Gemälde von F. von Defregger.

Copyright 1893 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Maſſage und Gymnaſtik.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

(Abdruck verboten.)

Wie es im Leben gar nicht ſelten vorkommt, daß Sprößlinge hoher Geſchlechter entarten und hinwieder Niedriggeborene, vom Glücksſtern begünſtigt, zu angeſehener Stellung ſich emporſchwingen, ſo geſchieht es auch in der Medizin. Arzneimittel und Kurmethoden, von, ich möchte ſagen, uraltem Adel verlieren allmählich ihren Ruf, ſie wandern ins alte Gerümpel, wogegen andere, von zuweilen niedrigem Urſprung, urplötzlich zu Ruhm und Ehren gelangen.

Zu dieſen Emporkömmlingen in der Medizin gehört auch die Maſſage, zu deutſch Knetkur. Jetzt hat ſie Eintritt in Königs- und Kaiſerpaläſte und überfüllt die Sprechzimmer der Spezialärzte mit fetter Kundſchaft, ſie, die noch vor wenig mehr als einem Jahrzehnt ihr Weſen nur in Bauernſtuben trieb. In vielen Gegenden Schleſiens und der Mark Brandenburg bildet die Knetkur von jeher einen höchſt blühenden Erwerbszweig von Heilpfuſchern, eine Art Privilegium des Schäfers. Dieſer gilt als ſogenannter „Ziehmann“ beim Landvolk, in den kleinen Städten für einen trefflichen Geſundheitsſpender und erfreut ſich oft einer größeren Kundſchaft als der „Geſtudierte“. Ja, gar nicht ſelten pilgern Perſonen ſelbſt aus gebildeten Ständen zu jenen Pfuſchärzten, um ſich nach der Schwierigkeit von ihnen recken und renken, kneten und pflaſtern zu laſſen. In den engen Kämmerchen dieſer unapprobierten Aeſkulape häufen ſich groß und klein, jung und alt, Männlein und Weiblein, um von ihnen gezogen, geriſſen, geſtrichen und geknetet zu werden — je ſchmerzhafter, deſto beſſer; je mehr es in den Gelenken kracht und knackt, deſto hoffnungsreicher die Kur. Die mit tiefſter Gläubigkeit aufgenommene Diagnoſe lautet meiſt auf: „Verhebung, Magen- oder Wirbelabreißung, Magenverſtürzung, Rippenverſchiebung“ 2c. — Was dieſe Stiefſöhne des Hippokrates für Unheil angeſtiftet haben und noch anſtiften, iſt unberechenbar. Aber die Quackſalberei hat von jeher das Glück, daß ihre Mißerfolge tot geſchwiegen, ihre wirklichen oder vermeintlichen Erfolge aber über die Maßen verherrlicht werden.

Wie geſchah denn nun das Wunder, daß die verachtete Bauerndirne urplötzlich hoffähig und eine ebenbürtige Tochter der wiſſenſchaftlichen Heilkunde geworden iſt? Die Maſſage hätte auf ihren Triumph noch lange warten können, wenn es ihr nicht gelungen wäre, Kaiſer Wilhelms I. Gemahlin von einer mehrjährigen, bisher fruchtlos behandelten Lähmung und Bettlägrigkeit zu befreien. Nun hörte ſie auf, als Schwindel zu gelten. Den Händen der Charlatane entwunden und in die der gebildeten Ärzte übergegangen, iſt ſie bereits ein wertvoller Beſtandteil unſeres Heilſchatzes geworden.

Betrachten wir die Maſſage in ihrer geſchichtlichen Entwickelung, ſo können wir ihren Urſprung bis ins graueſte Altertum verfolgen. Vielleicht ſogar gehört das Kneten erkrankter Körperteile zu den älteſten Heilmitteln der Menſchheit. Hat ſich ein Kind durch Fall oder Stoß eine Beule am Kopfe zugezogen, ſo hat die Mutter nichts eiligeres zu thun, als mit der Fläche eines Meſſers oder Löffelſtiels die Geſchwulſt platt zu drücken. Das läſtige Gefühl des Wadenkrampfes ſuchen wir inſtinktmäßig durch Reiben zu lindern. Reiſende erzählen von der Knetkur als einem bei vielen wilden Völkerſchaften Afrikas und Amerikas üblichen Heilverfahren. In Ungarn, Finnland und im Orient herrſcht der Brauch, bei allen Verdauungsſtörungen den Magen und Unterleib durch Kneten und Streichen zu bearbeiten. Welches Wohlbehagen ein türkiſches Bad und das nachherige Durchkneten des ganzen Körpers bereitet, iſt weltbekannt. Auch die Griechen und Römer wußten dieſe Beigabe des Bades hoch zu ſchätzen. Schon Hippokrates, der Altvater der Medizin, ſtellte die Forderung, daß der Arzt „auch die Kenntnis des Knetens beſitzen müſſe.“ Derſelbe beſchreibt die Wirkung der Maſſage ſehr richtig, indem er angibt, daß dadurch ein ſchlaffes Gelenk kräftig und ein ſteifes geſchmeidig werde. In Pergamum, wo eine berühmte mediziniſche Schule blühte, beſtand ein wichtiger Zweig der ärztlichen Praxis in methodiſchen Reibungen des Körpers, zu welchem Zwecke auch ein ſtriegelartiges Inſtrument, die Xyſtra, gehandhabt wurde.

Im Mittelalter verlor die Maſſage gänzlich ihren Rang als mediziniſche Kunſt, bis ſie zuletzt zum ausſchließlichen Rüſtzeug der ländlichen Quackſalber herabſank. Die gelehrten Ärzte wandten ſich ſtolz von der Daumenmedizin ihrer bäueriſchen Pfuſchkollegen ab; natürlich war ja das alles der bare Unſinn, die angeblichen Erfolge waren nichts als Betrug oder Selbſttäuſchung. Daß hinter der Geſchichte doch ein Körnchen Wahrheit ſtecken könne, hielt man bis auf die neueſte Zeit für unmöglich. Ab und zu freilich ereignete ſich der verdrießliche Fall, daß ein ſteifes Knie oder Fußgelenk, an dem ſich die Hochgelehrten Vierteljahre lang vergeblich abſtrapaziert hatten, unter des Schäfers Händen in kurzer Zeit wieder gehfähig wurde — ſelbſtverſtändlich „ein bloßer Zufall“, der aber doch für den Unbefangenen ſeine Skrupel hinterließ. Selbſt als die Wiſſenſchaft die Maſſage gleichſam wieder erfunden und franzöſiſche, holländiſche, däniſche und ſchwediſche Ärzte ſie ſchon längſt mit vorzüglichem Erfolg in die Praxis eingeführt hatten, verhielt man ſich in Deutſchland kühl und ſpröde gegen ſie, und es bedurfte der Wunderkur bei der deutſchen Kaiſerin, um ſie bei uns in Aufnahme zu bringen.

Ihre Wiedergeburt verdankt die Maſſage dem Dr. Mezger aus Amſterdam, der urſprünglich geweſen ſein ſoll, was ſein Name beſagt. Der glänzende Erfolg, mit dem er ſie ausübte, verbreitele ſeinen Ruf bald in weite Kreiſe. Fürſten und Fürſtinnen verſchmähten es nicht, in ſeinen Vorzimmern geduldig zu harren, bis die Reihe an ſie kam. Er wurde nach Rom zu Papſt Leo und nach Petersburg zur Zarin berufen. Noch nie hat jemand durch ſeiner Hände Arbeit ſo viel Schätze eingeheimſt.

Edler waren die Schätze, welche die Heilkunde von ſeinem Verfahren erntete. Dasſelbe erweiſt ſich beſonders in den Fällen nützlich, wo es auf Beſeitigung flüſſiger oder erſtarrter Blutmaſſen und Ausſchwitzungen, ſowie auf Reizung und Belebung geſchwächter Teile ankommt. Seine Wirkung iſt zunächſt eine mechaniſche, indem in den maſſierten Organen der Blut- und Lymphſtrom beſchleunigt, die krankhafte Abſonderung raſcher aufgeſogen, die erhärtete Flüſſigkeit zerdrückt und zum Schwinden gebracht und ein reger Stoffwechſel zwiſchen den Gewebszellen und den Capillargefäßen erzeugt wird. Daraus entſpringt der offenbare und augenfällige Erfolg bei Quetſchungen, bei Verſtauchungen der Gelenke, Ergüſſen in die Sehnenſcheiden, Bänder und Schleimbeutel, friſchem und veraltetem Rheumatismus der Muskeln und Gelenke, Verkrümmungen und Verwachſungen der letzteren, Hexenſchuß, Hüftweh (Ischias) und anderen Nervenſchmerzen, ſowie in manchen Krampfformen, die von Überanſtrengung gewiſſer äußerer Nervengebiete herſtammen. Höchſt überraſchende Erfolge verdankt man dieſer Kur in dem Schreib-, Klavier-, Violin-, Telegraphier- und Strickkrampf — Krankheiten, die bisher den traurigen Ruhm der Unheilbarkeit beſaßen.

Zur Schmelzung verhärteter Drüſenpakete am Halſe eignet ſich die Halsmaſſage, indem ſie venöſe Stauungen dieſes Organs beſeitigt und durch Bethätigung des Lymphſtroms die angeſchwollenen Drüſen verkleinert. Die Bauchmaſſage bewirkt teils die Aufſaugung freier Flüſſigkeiten der Unterleibshöhle, teils eine lebhaftere Bewegung der Därme und gewinnt dadurch einen wohlthätigen Einfluß auf die geſamten Verdauungsvorgänge. Durch methodiſche Maſſierung der Muskeln nehmen dieſelben im ganzen und in ihren einzelnen Faſern an Umfang zu und werden feſter und kräftiger; gelähmte Nerven und in der Ernährung zurück gebliebene Muskeln und Gliedmaßen erlangen Leben und Fülle wieder, indem durch die methodiſche Bearbeitung die verödeten und gelähmten Blutgefäße ſich wieder anfüllen und die Nervenkraft allmählich zurückkehrt. —

Was verſteht man nun unter Maſſage, und wie wird ſie ausgeführt? Das Wort masser, kneten, bezeichnet nur einen der bei dem Verfahren geübten Handgriff, denn außerdem kommen noch das Drücken, Klopfen, Hacken, Streichen, Kneipen, Erſchüttern, Strecken und Reiben zur Anwendung, auch werden nicht bloß die Daumen, ſondern auch die Fingerſpitzen und Knöchel, wie auch die Schneiden der geſtreckten Hände in Thätigkeit geſetzt. Allein die genannten Handgriffe, ſelbſt alle zuſammengefaßt, decken noch keineswegs das, was man heutzutage Maſſage nennt. Ja es werden dieſer Bezeichnung ſogar Verrichtungen unterſtellt, wobei die Hände vollſtändig unthätig bleiben und die Ausführung der gewünſchten aktiven und paſſiven Muskelübungen durch beſondere Maſchinen und Apparate beſorgt wird. Die Schriftſteller ſind jetzt bemüht, ſtatt des wenig zutreffenden Ausdrucks: „Maſſage“ die „Bewegungskur“ oder „medikomechaniſche Behandlung“ einzubürgern.

Dieſe Kurmethode hat durch die neueſte Unfallsgeſetzgebung einen großen Aufſchwung genommen und ſich bei vielen, nach Verletzungen der Gliedmaßen zurückgebliebenen Funktionsſtörungen ſegensreich erwieſen. Mit der Schließung der Wunden, dem Ablauf der Eiterung, mit der Heilung eines Arm- oder Beinbruchs, einer Schulterverrenkung oder Sehnenzerreißung haben ja die beſchädigten Teile nicht immer auch gleich ihre frühere Leiſtungsfähigkeit wieder erlangt. Oft kommen allerlei hinkende Boten nach, als Steifigkeit oder Verkrümmungen der Gelenke, Muskelſchwund 2c., welche den Betreffenden verhindern, ſich ſeinen und der Seinigen Lebensunterhalt zu erarbeiten. Monat auf Monat verſtreicht — der Zuſtand will ſich nicht beſſern, ja verſchlimmert ſich noch infolge der mangelnden Bewegung des kranken Teils. Die mäßige Unfallsrente reicht nicht hin, um die Familie vor Not zu ſchützen, verleitet doch aber auch anderſeits zu „Müßiggang, aller Laſter Anfang,“ zu Übertreibung, Verſtellung und Verlogenheit.

Alle derartige Fälle enden, ſich ſelbſt überlaſſen, mit Verkrüppelung, Erwerbsunfähigkeit und ſittlicher Verwahrloſung — traurige Reſultate, denen nur eine regelrechte mechaniſche Behandlung vorbeugen kann. Faſt allgemein benutzt man jetzt zur möglichſten Beſeitigung der nach Unfällen verbliebenen Funktionsbehinderungen die vom Dr. Zander in Stockholm erfundenen Apparate für mechaniſche Heilgymnaſtik, welche die Thätigkeit der Hand größtenteils erſetzen und eine mathematiſche Kontrolle der jedesmaligen, zur Überwindung der Widerſtände erforderlichen Kraftleiſtungen des Patienten ermöglichen. Durch ſolche ſyſtematiſche maſchinelle Muskelübungen werden oft die ſchwerſten, nach geheilten Verletzungen zurückgebliebenen Steifigkeiten und Verkrümmungen der Gelenke, Sehnenverkürzungen, Muskelſchwäche 2c. teils ganz gehoben, teils weſentlich gebeſſert. Solche Ergebniſſe können jedoch nur in beſonderen Anſtalten gewonnen werden, wo der Beſchädigte Monate lang, unter ärzlicher Aufſicht, fern von den nachteiligen Einflüſſen ſeiner Häuslichkeit, aus Trägheit und Bequemlichkeit aufgerüttelt, an ſeiner Herſtellung ſelbſt mitarbeiten muß, kräftige Koſt genießt und außer der mechaniſchen und Handmaſſage noch der ſonſt geeigneten Kurmittel (Elektricität, Bäder, Heilgymnaſtik) teilhaftig wird. Heimſtätten für Verletzte, wie ſie in Niederſchönhauſen bei Berlin (Dr. Schütz), Cottbus (Dr. Thiem) und in anderen Orten beſtehen, bilden bereits die unentbehrliche Ergänzung der ſegensreichen Unfallsgeſetzgebung.

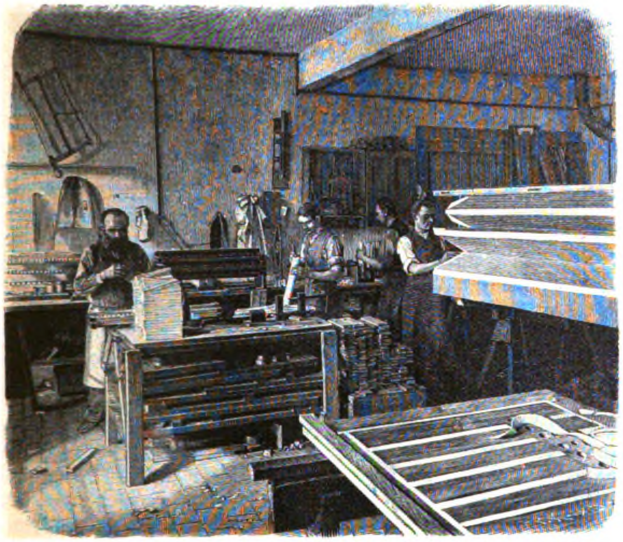
Haben wir bisher von ſolchen Muskelübungen gehandelt, welche hauptſächlich zur Hebung örtlicher Gebrechen als Folgen äußerer Verletzungen beſtimmt ſind, ſo wollen wir noch einen kurzen Blick auf diejenigen werfen, durch die man beſtimmte, von ſelbſt entſtandene Krankheiten zu heilen beabſichtigt — die medizinische oder ſchwediſche Gymnaſtik. Begründet wurde dieſelbe von Pehr Henrik Ling (geb. 1776, geſt. in Stockholm 1839).

Ling war Laie in der Medizin. Von Haus aus Theologe, machte er nach zurückgelegter Kandidatenprüfung Reiſen durch einen Teil Europas, erlernte auf einer derſelben in Kopenhagen bei zwei franzöſiſchen Emigranten die Fechtkunſt und brachte es darin zu einer ſolchen Meiſterſchaft, daß er an der Univerſität zu Lund als Fechtlehrer angeſtellt wurde. Dieſe Beſchäftigung führte ihn auf das Studium der Gymnaſtik und zur Erkenntnis des wohlthätigen Einfluſſes geregelter Muskelbewegungen auf beſtimmte Krankheitsformen. Im Jahre 1813 nach Stockholm übergeſiedelt, errichtete er daſelbſt eine heilgymnaſtiſche Anſtalt und bildete allmählich ſeine Lehre zu einem vollſtändigen Syſtem auf anatomiſch-phyſiologiſcher Grundlage aus. — Die von Ling verordneten methodiſchen Muskelbewegungen beruhen auf drei Grundformen: aktiven, paſſiven und gemiſchten mit ſchier unzähligen Unterarten und Kombinationen. Die in Thätigkeit verſetzte Muskelgruppe erlangt eine reichliche Blutzufuhr, die Faſern werden ſtrammer, feſter; geſchwächte und gelähmte Nerven werden belebt. Bei abgeänderter Körperſtellung und Muskelgruppierung kann der Blutſtrom wieder abgelenkt, können mit Blut oder ſonſtigen Flüſſigkeiten überladene Organe befreit werden. Auf ſolche Weiſe laſſen ſich Blutarmut und Blutandrang, Übermaß und Schwäche der Herzaktion, Lähmung und Krampf, Rheumatismus, Fehler der Unterleibsorgane, Nervenſchmerzen mit Erfolg behandeln. Durch zweckmäßige Muskelübung und dadurch hervorgebrachte Erweiterung des Bruſtkaſtens ſind nicht ſelten auch vorgerückte Lungenleiden geheilt worden. In dieſer Beziehung hat man in England namentlich durch das Rudern und den eingeführten gleitenden Sitz, den „sliding seat“, ſehr günſtige Erfahrungen gemacht. Neuerdings hat man auch Apparate für Zimmerrudern erfunden!

Die ſchwediſche Heilgymnaſtik, unterſtützt durch Maſſage, Lehn- und die Zanderſchen Apparate, iſt zwar kein Allheilmittel, bildet aber doch eine ſchöne Bereicherung unſeres Heilſchatzes.

In der Orgelbau-Anſtalt.

(Abdruck verboten.)



Belederungsarbeiten an den Gebläſen und der Röhren-Pneumatik.

„Soll mir eine Freude ſein, Ihnen meine Werkſtätten zu zeigen. Sauer.“

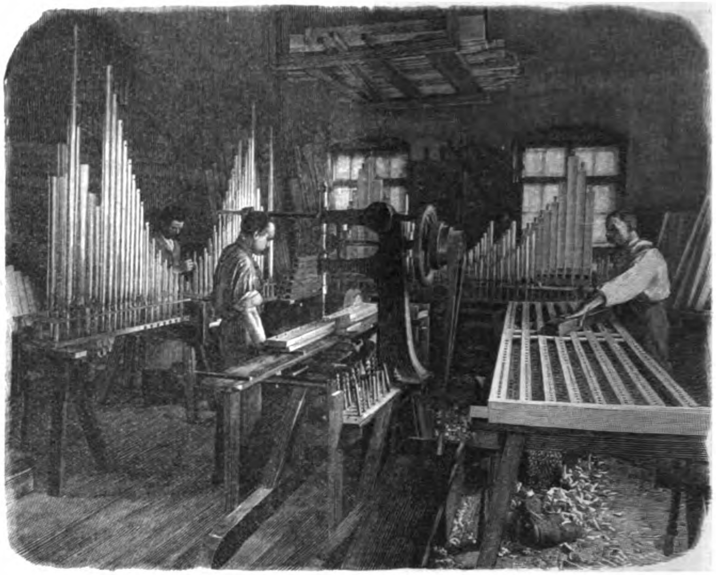
So lautete die telegraphiſche Antwort auf meine Anfrage, ob mir der Hoforgelbauer Sauer in Frankfurt a. O. die Beſichtigung ſeiner Anſtalt zu dem Zweck geſtatten wolle, daß wir dieſelbe den Daheimleſern in Wort und Bild vorführten.

Sauerſche Orgeln waren mir bereits in ſo manchen wundervollen Werken bekannt. Ich hatte u. a. die große 65ſtimmige Orgel in der St. Johanniskirche in Magdeburg, das faſt ebenſo große Werk in der Leipziger Thomaskirche und die herrliche Orgel in der Garniſonkirche zu Berlin gehört, Meiſterwerke der Orgelbaukunſt, die in Deutſchland und überhaupt wohl nicht allzu viele ihresgleichen haben. Auch war ich ſchon früher einmal in einer kleineren Orgelbauanſtalt geweſen, ſo daß ich nicht ganz unorientiert in die Werkſtätten Sauers eintrat. Glücklicherweiſe, möchte ich hinzufügen; denn der Orgelbau iſt ein ſo kompliziertes und vielſeitiges Ding, daß ſelbſt, wer da glaubt mit den Grundgeſetzen der Konſtruktion unſeres ſchönſten und großartigſten Inſtruments — der Königin aller Inſtrumente — einigermaßen vertraut zu ſein, ſich in dem Herſtellungsgang desſelben doch nur ſchwer zurechtzufinden vermag.

Ich geſtehe offen, ich hatte nach dem Ruf der Sauerſchen Orgelbauanſtalt, aus der bisher ſchon faſt 700 Orgeln hervorgegangen ſind, ein auch äußerlich großes Fabriketabliſſement mit hochragenden Schloten zu finden erwartet. Das war nun freilich nicht der Fall; nach der Straße heraus ein kleines Wohnhaus, die ſchmucke, aber ſchlichte Villa des Beſitzers, dahinter, von zwei Höfen getrennt, ein Komplex von Baulichkeiten, die verraten, wie die Anſtalt aus kleinen Anfängen heraus ſich erſt allmählich zu dem ausgewachſen hat, was ſie heute darſtellt: zu dem erſten Etabliſſement dieſer Art in Deutſchland. Daß ſie dies iſt, verriet allerdings die rege Thätigkeit, die in allen Werkſtätten herrſchte, verrieten vor allem die vollkommenen Einrichtungen derſelben, in denen alle Errungenſchaften der modernen Technik zur ausgedehnteſten Anwendung gelangt ſind.

„Jawohl — aus kleinen Anfängen heraus hat ſich hier alles entwickelt,“ erzählte mir der liebenswürdige, für ſeine Thätigkeit begeiſterte Beſitzer, während wir durch die Konſtruktionsbüreaus ſchritten und dann durch die Holzſägerei, in der die durch Dampfkraft getriebenen Band- und Kreisſägen ununterbrochen durch das trockene Kiefernholz kreiſchten. „Mein Vater war ein tüchtiger Orgelbauer in Friedland in Mecklenburg-Strelitz, wo auch ich 1831 geboren bin. Er hatte mich urſprünglich aber für einen akademiſchen Beruf beſtimmt, und nur die unüberwindliche Liebe zu der väterlichen Kunſt trieb mich zum Orgelbau zurück. Nachdem ich mich bei meinem guten Vater und dann im Auslande — in England, Frankreich und der Schweiz — ausgebildet hatte, kam ich im Jahre 1857 nach Frankfurt, um mich zu etablieren. Aber die erhofften Aufträge blieben zuerſt aus — zum Verzagen lange aus. Erſt die zufällige Bekanntſchaft mit einem Baurat, der in Oſtpreußen thätig war, verhalf mir zu einigen Arbeiten. So kommt es, daß meine erſten Orgeln, die ich in den fünfziger und ſechziger Jahren baute, faſt ſämtlich in kleinen weſt- und oſtpreußiſchen Städten ſtehen. Langſam ging es bergauf, aber — Gottlob — auch ſtetig bis heute, wo ich ſo ziemlich in allen Teilen Deutſchlands, in Öſterreich-Ungarn, in Rußland und auch über dem Ozean, in Braſilien, in Ecuador und in Südafrika, mit meiren Orgeln vertreten bin.“

Wir waren in den Raum eingetreten, in dem die Blaſebälge zuſammengefügt werden. Quer vor uns ſtand eins der mächtigen Windmagazine, und die Arbeiter waren beſchäftigt, die Falten der Bälge mit den Ober- und Unterplatten mittels Roßſehnen zu verbinden. Ehedem, und bei kleineren Orgeln ja noch heute, wurde der Wind durch das Treten der Blaſebälge erzeugt; ich erinnere mich noch deutlich der Tage, wo ich es mir als eine beſondere Ehre anrechnete, meinem Freunde, dem Küſtersſohn, als freiwilliger Kalkant auch einmal bei dem Treten der Bälge Beiſtand leiſten zu dürfen. In neuerer Zeit haben bei den großen Orgeln die Dampfkraft, ein Waſſermotor oder die Elektrizität die menſchliche Arbeit abgelöſt; bei der neuen großen, nicht weniger als 80ſtimmigen Orgel für die Kaiſer Wilhelms-Gedächtniskirche in Berlin, die Herr Sauer augenblicklich konſtruiert, wird z. B. ein Elektromotor die mühſelige Kalkantenarbeit übernehmen. Freilich, ſo ſchlimm, wie es einſt bei den mittelalterlichen Orgeln mit den Blaſebälgen beſtellt geweſen ſein muß, war es ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr. Damals hatte zu den etwa 12 Bälgen einer großen Orgel ein halbes Dutzend baumſtarker Bälgetreter gehört, und auch wenn ſie noch ſo eifrig waren, vielleicht auch gerade, wenn ſie zu eifrig waren, der „Wind“, wie der Orgelbauer und der Organiſt die zuſammengepreßte Luft, die Betriebskraft ihres Inſtrumentes, nennen, konnte nie die erforderliche Gleichmäßigkeit beſitzen. Dem war durch ſinnreiche Erfindungen ſchon längſt abgeholfen, aber ſo exakt, wie die ſich ſelbſtthätig regulierende Maſchine, die ſtets genau die erforderliche Quantität Wind dem Organiſten bereit ſtellt, arbeitet doch kein von dem Kalkanten getretener Balg.



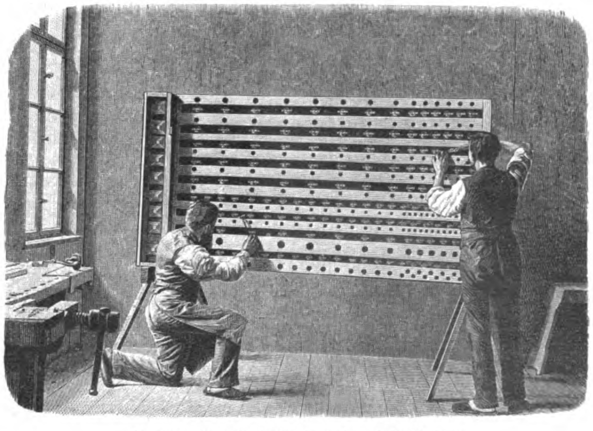
Arbeiten an den Windladen.

Im nächſten Fabrikraum arbeiten die Tiſchler an einem länglichen, oben noch offenen Kaſten, der, mehrfach durch Längswände (die Kanzellen) in Unterabteilungen geteilt iſt und auf ſeinem unteren Boden eine große Zahl kleiner mit der Bohrmaſchine gebohrter Löcher aufweiſt. Es iſt eine in der Arbeit begriffene Windlade — der zweite Hauptteil jeder Orgel. Aus den Bälgen ſtrömt unmittelbar, oder nachdem er vorher in Reſervoirs aufgeſpeichert wurde, der zuſammengepreßte Wind durch die Windkanäle in dieſe Lade. Auf die Kanzellen kommen ſpäter, nachdem ſie durch Holzdeckel geſchloſſen ſind, — immer ganz im allgemeinen geſprochen, um wenigſtens das Grundprinzip auch dem Laien verſtändlich zu machen — die Pfeifen zu ſtehen; die vorhin erwähnten Öffnungen aber werden durch kleine Ventile geſchloſſen, welche je nach Bedarf einzeln oder zu mehreren von dem Organiſten geöffnet werden können, um der Luft Zutritt zu den Pfeifen zu geben und dieſe damit zum Tönen zu bringen.

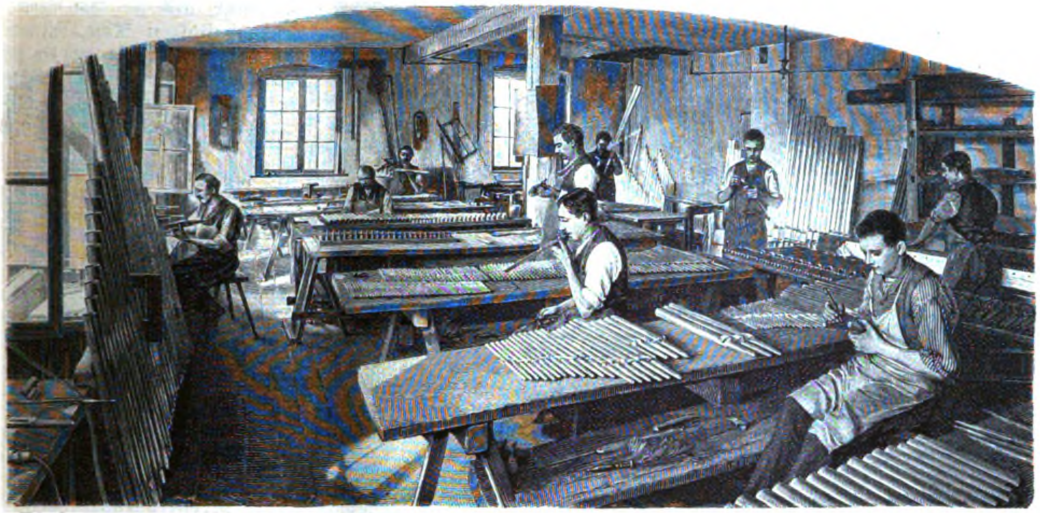
Die Pfeifen! Schauen wir zunächſt wieder in die Werkſtatt. Ein großer Saal iſt es diesmal, an deſſen einem Ende ein Ofen glüht; davor befindet ſich ein langgeſtreckter flacher Tiſch, die Gießbank, mit leichtüberſtehenden Rändern. Hier werden die Platten für die Pfeifen aus Zinn- und Bleilegierungen gegoſſen. Silbern rinnt das weiße glühende Metall über die Gießbank; es erkaltet ſchnell, wird herabgenommen und auf einer mächtigen, von Dampfkraft getriebenen Trommelwalze aufgeſpannt, um hier zu den erforderlichen Stärken behobelt und abgeſchliffen zu werden. Dann kommt die Platte in die Hände der Arbeiter, die ſie nach Vorlagen zurechtſchneiden, auf Rundhölzern zur Röhre biegen, ſie an der Längsſeite löten, kurz allmählich die Pfeife formen. Entweder eine ſogenannte Labialpfeife, bei welcher die Luft allein den Ton erzeugt, oder eine Zungenpfeife, bei der die Luft eine eingefügte Metallzunge zum Vibrieren bringt. Nur die größten Pfeifen — es gibt deren bis zu über 10 Meter Länge — werden heute noch aus Holz gefertigt, die Mehrzahl wird aus Metall hergeſtellt.

Man muß einmal in die Vorratsräume der Sauerſchen Anſtalt geſehen haben, um als Laie die Mannigfaltigkeit des Pfeifenwerks einer großen Orgel, welche drei- bis ſechstauſend Pfeifen von dem hölzernen Rieſen, der mannesdick und ſtockwerkshoch iſt, bis zum Liliput von den Abmeſſungen eines winzigen Damenfederhalters in ſich vereinigt, einigermaßen beurteilen zu können. Da ſtehen ſie nebeneinander, die offenen und die „gedackten,“ d. h. mit einem Deckel verſehenen Pfeifen für die Labialſtimmen; Prinzipal, Oktav, Salicional, Flöte, Violoncello, Gambe, Gemshorn, Mixtur, Quinte, Cornet — die langen Reihen der Pfeifen dann für die Zungenſtimmen: Vox angelica und Vox humana, Poſaune und Klarinette, Trompete und Oboë, und wie ſie ſonſt noch heißen mögen. Sollen ſie doch nicht nur die Effekte aller Blasinſtrumente, ſondern auch die Klänge der Saiteninſtrumente wiedergeben, ſollen ſie doch bald leiſe tönen, wie in der Ferne verhallender Geſang, bald wuchtig ſchmettern, wie ein vollbeſetztes Orcheſter.

Faſt zierlich erſcheint, mit den zum Teil rieſigen Pfeifen verglichen, die von ihm aus zum Tönen gebracht werden ſollen, der Spielſchrank, der in den nächſten Werkſtätten aus ſeinen mannigfachen Teilen zuſammengefügt wird. Mit den Fäuſten und mit den Ellbogen mußte einſt der arme Organiſt die maſſigen Taſten bearbeiten und förmliche Saltomortales am Inſtrument ausführen, um einzelne Regiſter zu ziehen. Heute hat er eine kompendiöſe Klaviatur vor ſich, die in zwei oder drei Manualen über einander angeordnet iſt; daneben die Knöpfe für die verſchiedenen Regiſter, darunter diejenigen für die einzelnen Kombinationen und Klangwirkungen; tiefer liegend endlich das Pedal — alles bequem und handlich und vor allem auf den leiſeſten Druck gehorſam. Gerade auf dieſem Gebiet, im



Arbeit an den Kanzellen der Windladen.

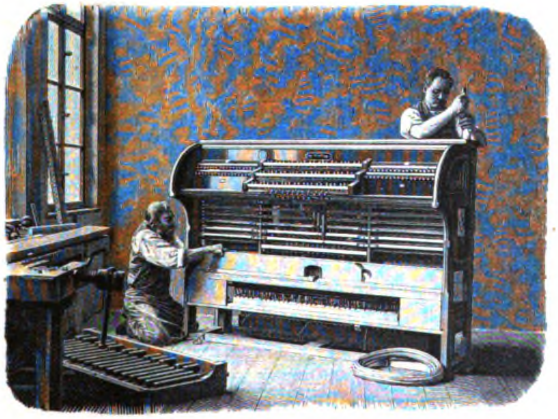


Die Anfertigung der Zinnpfeifen.

Bau zweckmäßiger Spieltiſche, hat die Sauerſche Anſtalt ihre ſchönſten Erfolge zu verzeichnen; eine ganze Reihe von epochemachenden Verbeſſerungen iſt von ihr ausgegangen.

Freilich: ſo zierlich und verhältnismäßig einfach ſich ſolch ein moderner Spieltiſch von außen geſehen zeigt, im Innern iſt er ein ganz außerordentlich komplizierter Mechanismus. Welch ein Gewirr von Drähten und Röhren, die den Weckruf des Organiſten auf die Windladen und von ihr aus auf das Pfeifenwerk übertragen, die es jenem nicht nur ermöglichen, in dieſem Augenblick eine einzelne Pfeife zum Tönen zu bringen, ſondern auch im nächſten die verſchiedenſten Regiſter zu kombinieren, ſie, nicht nur nach vorbedachtem Plan des Orgelbauers, vielmehr nach eigenem Geſchmack zu einer gewollten Klangwirkung zu vereinen!

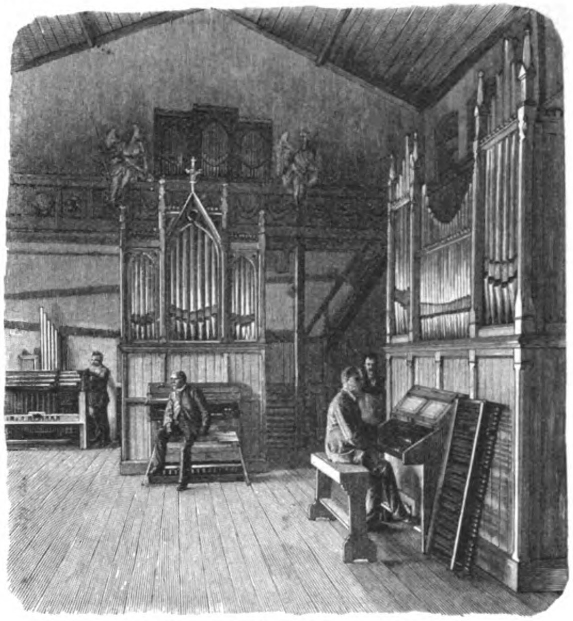
Ehedem wurde die Verbindung zwiſchen den Taſten und den Ventilen, durch welche der Wind in die Pfeifen dringt, durch die ſogenannten Abſtrakten, durch eine Kombination von dünnen Holzleiſten und Hebeln, hergeſtellt. Da kam es denn vor, daß ſich Staub und Schmutz zwiſchen die einzelnen Teile ſetzten, daß ſie unter der Einwirkung der Feuchtigkeit aufquollen, und daß dann der Organiſt in heller Verzweiflung auf ſeiner Klaviatur arbeitete, bis es ihm gelang — oder auch nicht gelang, den Widerſtand im Werk zu überwinden. Bei einer großen modernen Orgel ſind dieſe Schwierigkeiten in der vollkommenſten Weiſe beſeitigt; ein Syſtem von Röhren iſt an die Stelle der Abſtrakten getreten, und der in die Röhren eingeführte Wind iſt es wieder, der bei einem Druck auf die Taſte ſofort das Ventil zur Pfeife öffnet: man nennt dies die Röhrenpneumatik, und ſie iſt es nicht zuletzt, welche dazu führt, daß man auf einer gut gebauten Orgel ſo leicht ſpielt, wie auf einem Konzertflügel, daß der Organiſt eine Klangfülle auf ſeinem Inſtrument hervorzuzaubern vermag, wie ſie ſelbſt auf den herrlichſten alten Orgeln nimmer zu erzielen war. Man hat wohl auch verſucht, die Abſtrakten oder die Röhrenpneumatik durch den elektriſchen Strom zu erſetzen; theoretiſch ließe ſich gegen dieſe Art der Übertragung gewiß nichts einwenden — die Verſuche, welche Herr Sauer unternahm, der mit dem ganzen Idealismus des echten Künſtlers raſtlos an der Verbeſſerung der Mechanik thätig iſt, haben ihm jedoch bisher gezeigt, daß die Pneumatik immer noch weit zuverläſſiger arbeitet, als die Elektrizität.



Arbeit am Spielſchrank.

Als Herr Sauer und ich endlich nach dem großen Montierſaal hinüberſchritten, in welchem die ſchon vorher in den Fabrikräumen zuſammengefügten Hauptkörper des Werkes vollends zuſammengeſetzt, in dem die ganze Orgel aufgebaut wird, war ich naiv genug, zu fragen: aus wie vielen einzelnen Teilen wohl eine große Orgel, etwa wie die ſiebzigſtimmige in der Berliner Garniſonkirche, die dreiundſechzigſtimmige in der Leipziger Thomaskirche, die im Bau begriffene achtzigſtimmige für die Willibrodikirche zu Weſel — alles neuere Meiſterwerke Sauers — beſtehe? Mein Begleiter lächelte über die echte Laienfrage, und ich erwartete allerdings eine recht hohe runde Zahl zu hören. Aber die Antwort überraſchte mich dennoch — „aus Hunderttauſenden von Einzelteilen!“ lautete ſie nämlich. Als er mich jedoch nachher in das Innere einer im Aufbau begriffenen Orgel hineinblicken ließ und mir dieſe Antwort ein wenig erläuterte, da ſah ich ſelbſt, wie richtig ſie geweſen war. Welch eine Summe von Arbeit gehört zu ſolch einem Werk von dem erſten konſtruktiven Entwurf bis zu dem frohen Augenblick, in dem Herr Sauer — übrigens ſelbſt ein guter Orgelſpieler — zum erſtenmale mit dem Gefühl ganzen Gelingens ſich an den Spieltiſch ſetzt, die Regiſter zieht und die vollen hehren Töne eines Chorals dem neuen Inſtrument entlockt.

Hunderttauſende von Einzelteilen und Teilchen gehören zu einer großen Orgel. Das beſagt zugleich, wie überaus ſorgſam, aus dem beſten Material, ſie alle gearbeitet und zuſammengepaßt ſein müſſen, wenn ein Verſagen ausgeſchloſſen ſein ſoll. Und eine Orgel iſt kein Inſtrument, das für den



Im Montier- und Ausſtellungsſaale.

Tag gebaut wird; ſie ſoll Generationen erfreuen und erheben; ſie ſoll — oft unter wenig günſtigen örtlichen Verhältniſſen — Jahre, ja Jahrzehnte ohne Reparaturen ihre vollen Klänge durch das Gotteshaus ertönen laſſen. Ohne Reparaturen — ſchadet doch auch eine angeblich kunſtverſtändige Hand ſolch einem Werk häufig mehr, als ſie ihm frommt. Ich begriff wohl den frohen und ſtolzen Ton, mit dem mich Herr Sauer verſicherte: „Meine Orgeln aus den fünfziger Jahren haben bis heute noch nichts von ihrer Güte eingebüßt.“ So mancher meiner Leſer wird aus eigener Erfahrung wiſſen, daß man das keineswegs von allen neueren Werken behaupten darf.

Deutſchland galt von altersher für das Land des Orgelbaues. Faſt alle bedeutſamen Verbeſſerungen im Orgelbau gingen von deutſchen Künſtlern aus: der Deutſche Bernhard erfand im XV. Jahrhundert das Pedal, in Deutſchland wurde im XVI. Jahrhundert die Springlade erfunden; Hans Lobſinger erfand die Spannbälge und Chriſtian Förner die Windwage, die erſt das Regulieren der Windſtärke möglich machte. Im XVIII. Jahrhundert erfreuten ſich die Meiſter Silbermann, Theußner, Herbſt, Troſt, Schröter eines Weltrufes, und in unſerem Jahrhundert war es wiederum ein Deutſcher, Profeſſor Gottlob Töpfer, der die ganze Orgelbaukunſt zum erſtenmale auf möglichſt feſte theoretiſche Geſetze baſierte. Um die Mitte unſeres Jahrhunderts nannte man Eberhard Walker in Ludwigsburg und Friedrich Ladegaſt in Weißenfels als die hervorragendſten Vertreter des deutſchen Orgelbaues; ihnen hat ſich längſt als ebenbürtiger dritter Wilhelm Sauer angeſchloſſen. Im Konverſationslexikon fand ich ihn den „Orgelkönig“ genannt; der wenig geſchmackvolle Beiname dürfte, glaube ich, ſeinem eigenen Sinne wenig entſprechen, den bedeutendſten unter den lebenden deutſchen Orgelbauern darf ich ihn gewiß nennen. Er iſt nicht nur ein erfindungsreicher, geſchickter und gewiſſenhafter Fabrikant, er iſt vielmehr ein Künſtler voll idealen Strebens. Und das, denke ich, iſt gerade das Rechte für einen Mann, der es ſich zur Lebensaufgabe gemacht hat, unſeren Gotteshäuſern ihre ſchönſte Zierde zu ſchenken.

Hanns von Spielberg.

Das Bittre im Leben.

Scherzgedicht von A. von Freydorf.

Sie waren auf ihrer Hochzeitsreiſe.
Wie fuhren ſie da im frohſten Sinn
Über die langen Schienengleiſe
Zur Ferne hin.
Die Welt war ſo ſchön, wie ſie nie geweſen:
Es ſtand in ihren Augen zu leſen —
Und ſahen doch kaum zum Fenſter hinaus:
„Und ſind wir, Liebchen, erſt einmal zu Haus —
Die kleine Hausfrau will ich ſehn:
Wie wird das 'mal alles am Schnürchen gehn.
Kannſt dann Mama ſo leicht nicht fragen,
Mußt wohl im eignen Kochbuch nachſchlagen —
Doch ſag': was iſt? Verdrießt Dich was?
's war ja nur Spaß . . .“
„Nein, Robert, das verdrießt mich nicht . . .
Doch bitte, ſchau nicht mein Geſicht,
Sieh lieber die Landſchaft, wie ſonnig klar . . .“
„Mariechen, Du biſt 'mal ſonderbar,
Nun wirſt Du blaß und warſt erſt rot!“ . . .
Doch plötzlich bleibt ihm die Rede ſtocken,
Er ſtreicht ihr zurück die krauſen Locken
Und ſchaut ihr ins Auge heftig erſchrocken:
„Wie blaß Deine Wangen, die ſonſt ſo rot.“
Sie wendet ſich ab: „'s hat keine Not,
Laß mich nur ruhig . . . 's wird ſchon vergehn.“
„Mariechen, wie ſoll ich Dich verſtehn?
Du biſt ja krank!“ — Mit großem Bangen
Springt er empor, ſie aufzufangen.
„Ach!“ ſeufzt ſie, „'s iſt nichts! Nur kann mein Magen
Die fetten Sardinchen wohl nicht vertragen:
Unſer Frühſtück war zu opulent,
Nun ſticht's mich und brennt.
Wär' ich daheim! Ich weiß recht gut,
Was mir am beſten behagen thut.
Mama hielt bereit
Den Magenbitter allezeit,
Der vertreibt mir's immer —“
So ſtöhnt ſie mit leiſem Schmerzgewimmer.

Der junge Ehemann ſieht traurig ſie an,
Hätt' alles ſo gerne für ſie gethan.
Doch mocht' er ſich noch ſo ſehr beſinnen,
's war nichts zu beginnen,
Dieweil aus der fahrenden Eiſenbahn
Man nicht zur Apotheke ſpringen kann.
Da plötzlich reißt er das Fenſter auf,
Der Zug iſt noch in vollem Lauf.
Und auf dem Trittbrett der Kondukteur
Kommt, Karten fordernd, eben her:
„Wie lang noch bis zur nächſten Station?“ —
„Kaum zehn Minuten!“ — „Iſt Reſtauration?“

„Ja Herr, doch müſſen Sie ſich ſehr eilen,
Wir haben Verſpätung, werden kaum verweilen.“

„Nur Mut, Mariechen! Am Bahnhofbüffet
Gibt's einen Magenbitter, ich wett!“

Da pfeift's. Gottlob! Es reißt noch im Lauf
Der Kondukteur ſchon die Thüre auf:
„Doch Herr, Sie müſſen ſehr ſich eilen,
Kaum eine Minute zum Verweilen.“
Der junge Ehemann hebt galant
Sein Frauchen herunter und an der Hand.
Sie eilig ziehend durch der Menge
Hindernd Gedränge
Erreichen ſie nach kurzer Sekunde
Die Reſtauration in der Bahnhofrotunde.
„Ein Gläschen Bittern, ein' Magenlikör,
Doch bitte, recht raſch, es eilet ſehr,
Der Zug hat Verſpätung — ja, das iſt die Flaſche,
Was koſtet's?“ Und aus der Taſche
Die Geldbörſe ziehend, bezahlt er im Flug,
Dann leert er das Gläschen auf einen Zug,
Ergreift ſeines kleinen Frauchens Hand,
Und zieht ſie durch das Gedränge gewandt.
Der Kondukteur hält die Thüre offen,
Sie haben's grade noch glücklich getroffen:
Es pfeift, der Zug iſt wieder im Lauf,
Und ſie ſitzen drin . . er atmet auf,
Sieht triumphierend ſein Frauchen an.
Die iſt zurück in die Kiſſen geſunken,
Und lacht, wie ſie noch nie gethan:
„Den Schnaps, den haſt ja Du getrunken!“

Item! Ob's nun vom Lachen geweſen,
Auch ſie war völlig wieder geneſen.

Als ſpäter in der Weihnachtszeit
Julklapp Pakete hielt bereit,
Kam eine Flaſche Magenbitter,
Die war nicht klein: gewiß zwei Liter.
„Das iſt der beſte Ehemann der Welt,
Der das Bittre für ſich allein behält!“

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Und wenn ſie — Frau von Barten — nichts anderes mit dem Beſuch bei Borels erreichte, ſo doch vielleicht eine Ablenkung von dem einen Thema, das ihr Sinnen ganz ausfüllte und ſie mehr und mehr marterte, je länger ſie ſich mit ihm beſchäftigte. Dem Thema: was ſollte die Zukunft für Klaus bringen? Die Fahrt nach dem äußerſten Nordoſten kam ihr endlos vor. Sie war noch nie in dieſe Stadtviertel gekommen, in denen ſich Mietskaſerne an Mietskaſerne reiht, eine höher und langweiliger, denn die andere. Wo kamen nur die Menſchen her, die dieſe gewaltige Steinwüſte bewohnten? Und wie haſteten ſie an einander vorbei in ihrem rückſichtsloſen Geſchäftstreiben! Jeder nur auf ſich bedacht, nur den eigenen Vorteil im Auge, getrieben von dem unerbittlichen Kampf ums Daſein, der keinen Gemütsfrieden, keine innere Sammlung aufkommen ließ! Und in dieſes Leben voller Unruhe und Haſt hatte ſich ihr Sohn geſtürzt, und um dies Kämpfen und Ringen ließ er das Erbe der Väter, ſein ſchönes Natten — ließ er ſie, die Mutter, in Stich?!

That ſie aber dem großſtädtiſchen Treiben nicht am Ende doch Unrecht? Unrecht auch ihm? Lag nicht doch vielleicht ein großer, ein berechtigter Zug in dieſem Leben der unausgeſetzten Arbeit, des eifrigen Schaffens? Frau von Barten lehnte ſich tief in ihre Droſchke zurück und ſchloß die Augen. Wie gern hätte ſie ſich bekehrt, hätte dem Sohne zugerufen: „Du haſt recht, mein Klaus! Ich war eine Thörin, daß ich Dir den Weg zu dem, was Du als Dein Glück erkannteſt, verſperren wollte!“ Aber je ernſter ſie ſann, deſto mehr feſtigte ſich ihre Überzeugung. Die zärtliche, nachgebende Liebe der Mutter mußte zurückſtehen. Der Weg, den der Sohn ſich erkoren, war nicht der rechte — nicht der rechte wenigſtens für ihn!

Und dann hielt der Wagen, und die Greiſin klomm, das verfallene Haus, in dem Borels hauſten, mit ebenſo verwunderten Augen anſchauend, wie einſt Klaus, die zwei ſteilen Treppen zu der Wohnung des Profeſſors heran.

Sie ſchickte durch das Dienſtmädchen ihre Karte herein, und der Profeſſor kam ſelbſt in höchſter Eile auf den Flur geſtürzt, ſie zu begrüßen. Er fühlte ſich ſichtlich geehrt durch den Beſuch, war, wenn auch nicht verlegen, ſo doch ein wenig verwirrt und gewann ſein freundlich gemeſſenes Weſen erſt zurück, als Anna erſchien, und Frau von Barten Hut und Mantel abgelegt hatte.

Auch Anna war ein wenig befangen, ganz gegen ihre Art. Sie hatte ſich tief verletzt gefühlt durch das unmotivierte Fernbleiben Bartens und begriff jetzt nicht gleich, was ſeine Mutter zu ihrem Vater führen könne. Und als ſie den prüfenden Blick der alten Frau auf ſich ruhen fühlte, der ihr bis ins Innerſte zu gehen ſchien, da errötete ſie unwillkürlich, wie in jener Stunde, da ſie Klaus' Augen auf ſich haften gewußt hatte, ohne daß ſie zu ihm emporſah. Aber die ruhige, ſichere Art der alten Frau, die liebevolle Weiſe, in der ſie von Annas verſtorbener Mutter ſprach, halfen Vater und Tochter bald über die erſte Befangenheit hinweg. Der Profeſſor gab bereitwillig die gewünſchte Auskunft über den Leutenant von Döſting, der, noch in der Rekonvaleszenz begriffen, bei ſeinem Vater weilte. Anna glaubte ſich wärmer für ihren Vetter verwenden zu dürfen, als der Vater dies that. Sie ſprach von der Eigenart des alten Herrn, der ſeinen Sohn verwöhnt und gleichzeitig über die Maßen kurz gehalten habe, ſie ſprach von den Charaktereigentümlichkeiten ihres Vetters, der nie ſchlecht, wenn auch leichtſinnig geweſen ſei, und deſſen Gutmütigkeit ihn zu den meiſten ſeiner thörichten Streiche verführt habe.

Die Art und Weiſe, wie das junge Mädchen für Max Döſting eintrat, gefiel Frau von Barten; es lag nichts Altkluges darin, aber eine warmherzige Verſtändigkeit. Und als der Profeſſor dann meinte: „Ann' hat wohl recht, gnädige Frau. Die rechte Zucht hat dem Bruder Leichtſinn gefehlt — ich hab's meinem Vetter oft genug geſagt. Er iſt auch ſicher nicht umſonſt durch die Schule des Lebens gegangen. Hat er nur wieder erſt feſten Boden unter den Füßen, ſo wird er weiter bauen!“ — da war Frau von Barten ſchon halb entſchloſſen, daheim in Natten mit dem alten Piefke zu reden. Denn ohne deſſen Zuſtimmung mochte ſie nicht handeln; der Herr Inſpektor war ſo wie ſo kein Freund von den Volontären, die erfahrungsmäßig gern die Vornehmen ſpielen und dabei möglichſt wenig thun wollten.

Der Profeſſor wiſchte an ſeiner Brille herum: „Ja — ja! Glücklich, wer Freude an ſeinen Kindern erlebt! Ihnen, meine verehrte gnädige Frau, hat das Schickſal wohlgewollt — Sie dürfen ſtolz ſein auf Ihren Herrn Sohn! So jung — und dieſe Erfolge! Erfolge durch wirkliche Thatkraft errungen! Ich hab' da neulich in den Tagebüchern des verſtorbenen Brakendorf herumgeblättert — ſchade, daß ich ſie ſchon an den Dr. Steger fortgab, der die Bearbeitung übernommen hat — die Blätter würden ihr Mutterherz gewiß mit hoher Freude erfüllt haben, gnädigſte Frau!“

Wie die Worte des Gelehrten, die ſo ſchlicht und einfach herauskamen, noch vor wenigen Tagen Frau von Barten beglückt haben würden! Und wie ſie ſie jetzt ſchmerzten! Kaum daß ſie es über ſich gewinnen konnte, ſie mit einem leichten Dankesneigen ihres Hauptes zu beantworten. Sie, die ſonſt von nichts lieber, als von ihrem Sohne, ihrem Klaus, geſprochen hatte, eilte heute förmlich, das Geſpräch auf ein anderes Thema zu bringen.

Man kam auf Brakendorfs Sammlungen zu ſprechen, und bald hatte der Profeſſor den Übergang zu ſeiner eignen Liebhaberei gefunden. Zuerſt hörte Frau von Barten mit einigem Erſtaunen zu, als er ihr von ſeinen Schätzen erzählte und bald den einen, bald den anderen Band der Sammlung von den Schränken herabholte. Aber da ſie ſelbſt ein wenig Sammlerin war — weniger freilich aus Paſſion, als aus Pietät — und auch mit einigem Stolz auf ihr vieux Saxe blickte, ſo erwachte bald bei ihr ein, allerdings zunächſt noch mit Befremden gemiſchtes Intereſſe. That's dieſes, that's die Abſicht, dem Profeſſor eine Freude machen zu wollen, ſie folgte ſeinen Auseinanderſetzungen über die „altdeutſchen Seltenheiten“ nicht nur mit höflicher Aufmerkſamkeit, ſondern ſie entwickelte auch ein Verſtändnis, das er ſonſt bei „Laien“ kaum je angetroffen hatte. Schließlich meinte ſie ſogar — halb im Scherz, halb im Ernſt: „Sie ſollten mich einmal mit Ihrem Fräulein Tochter in Natten beſuchen, Herr Profeſſor! Wahrſcheinlich könnten Sie bei mir mit Erfolg als Schatzgräber auftreten — nicht im Erdboden, ſondern auf unſerem Oberboden. Mein Mann führte eine ausgebreitete Korreſpondenz, und bei der peinlichen Ordnungsliebe, die ihn auszeichnete, unterliegt es gar keinem Zweifel, daß ſich in den zahlreichen Kiſten, in denen ſeine Briefſchaften unberührt auf dem Boden ſtehen, mancherlei Ausbeute für einen eifrigen — wie nennen Sie Ihre Wiſſenſchaft doch gleich, Herr Profeſſor?“

„Philatelie, gnädige Frau — ich gehöre aber nicht zu denen, welche eine Liebhaberei zu einer wirklichen, vollgiltigen Wiſſenſchaft ſtempeln wollen —“

„Für einen eifrigen Philateliſten alſo finden würde. Ich erinnere mich, daß mein Mann, wie es ja in der guten alten Zeit Sitte war, jedes Couvert ſorgſam aufhob —“

Anna hatte, wie immer ein wenig beſchämt, wenn der Papa allzu eifrig für ſeine „Sammelei“ ins Zeug ging, die Augen niedergeſchlagen; ſie wußte nicht recht, war es der alten würdigen Dame ernſt mit ihrem Anerbieten, oder entſprang dasſelbe nur einer höflichen Form. Der Profeſſor in ſeiner Naivetät aber war Feuer und Flamme. Er ſah ſich bereits einem „Neſt“ preußiſcher Oktogoncouverts und ſächſiſcher Dreipfennigmarken gegenüber, einem Neſt, das nur ſeiner An-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

kunft harrte, um „ausgehoben“ zu werden. Das war etwas für das rechte Philateliſtenherz, ſolch eine, noch von keiner ſchnöden Hand entweihte Stätte, wo man leidlich ſicher war, in den feinverſchloſſenen Kiſten nicht auf lauter Briefe zu treffen, aus denen ein Frevler bereits ſämtliche Wertzeichen herausgeſchnitten hat! Er mußte ſich überwinden, um nicht ſofort um die Erlaubnis zu bitten, der Einladung, die ja doch vielleicht nur façon de parler geweſen, nachkommen zu dürfen.

Der gute Profeſſor! Frau von Barten hätte weniger Menſchenkennerin ſein müſſen, als ſie war, wenn ſie ihm ſeine Freude und ſeine Erwartung nicht auf dem ſtrahlenden Antlitz hätte ableſen ſollen. Und wenn ſie vielleicht ihre erſte Aufforderung nicht ganz ernſt gemeint hatte, ſo wiederholte ſie ſie jetzt noch einmal in feierlicherer Form. „Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen, mein verehrter Herr Profeſſor! Sobald ich nach Natten zurückkomme, werde ich eine laienhafte Rekognoszierung vornehmen —“

„Aber nur in den Briefſchaften von 1850 an, gnädigſte Frau, denn erſt in dieſem Jahr begannen die deutſchen Staaten mit der Einführung der Marken. Mit Ausnahme von Bayern, das bereits im Jahre vorher ſeine ſchwarze Ein Kreuzermarke kreirte —“ konnte er in ſeiner philateliſtiſchen Gewiſſenhaftigkeit nicht unterlaſſen, ſich zu berichtigen.

„Gut alſo. Von 1850 an —“. Frau von Barten mußte wiederum über den Eifer des Sammlers lächeln. Lohnt es ſich, ſo kommen Sie im Frühjahr auf einige Tage zu mir herüber, und ich ſtelle Ihnen alles, was an Korreſpondenzen vorhanden iſt, zur Diſpoſition. Sie bringen ſelbſtverſtändlich Ihr Töchterchen mit, vorausgeſetzt, daß das Fräulein Berlin gern auf einige Zeit mit unſerer Landeinſamkei vertauſcht.“

„Sie ſind allzu gütig, gnädige Frau!“ ſtammelte Anna und beugte ſich über die Hand der alten Dame. „Ich liebe Berlin übrigens nicht ſo ſehr, ja ich ſchwärme ſogar, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, für das Landleben.“

„Das iſt recht ſo, mein liebes Kind!“ entgegnete Frau von Barten mit unwillkürlicher Lebhaftigkeit. Und ſie glitt faſt zärtlich mit der Hand über die glatten Flechten auf dem hübſchen Mädchenkopf. „Das freut mich zu hören! Wir altmodiſchen Landleute müſſen ſo oft das gegenteilige Urteil über uns ergehen laſſen, und ſelbſt, wenn man uns unſer ſtilles, beſchauliches Landleben lobt, klingt häufig ein leiſer Spott aus den freundlichen Worten heraus. Das war aber ſoeben bei Ihnen nicht der Fall — unſereiner fühlt das! Was haben Sie für ſchönes Haar, mein Kind!“ ſetzte ſie hinzu und ließ die Rechte einen Augenblick auf dem Scheitel Annas ruhen. Und dann faßte ſie unter das Kinn des jungen Mädchens, richtete das in Purpurglut getauchte Geſichtchen hoch und lächelte ihm freundlich zu: „Darf ich alte Frau Ihnen das nicht ſagen, liebes Fräulein? Schönes Haar iſt mir immer als der ſchönſte äußerliche Frauenſchmuck erſchienen — ich gebe ſonſt auf äußerliche Schönheit nicht viel, ſondern halte mehr von der innerlichen, müſſen Sie wiſſen!“

Anna antwortete nicht. Frau von Barten erhob ſich, um ſich zu verabſchieden. Als ſie aber bereits im Hut und Mantel im Flur ſtand, wiederholte ſie zu des Profeſſors Entzücken noch einmal ihre Zuſage, ihm eheſtens Nachricht zu geben. Und dann, als ihr Anna die Hand küßte, erwiderte ſie dies durch einen herzlichen Kuß auf die Stirn des Mädchens. „Daß Sie es auch wahr machen und Ihren Herrn Vater begleiten, Kind! Ich werde ſonſt ernſtlich böſe, und ich kann ſehr böſe werden, das wird Ihnen in Natten jedes Kind erzählen. Die Gnädige hat den Geier im Leibe, ſagen meine Leute von mir. Na — es iſt wohl nicht ſo ſchlimm! Auf Wiederſehen alſo!“

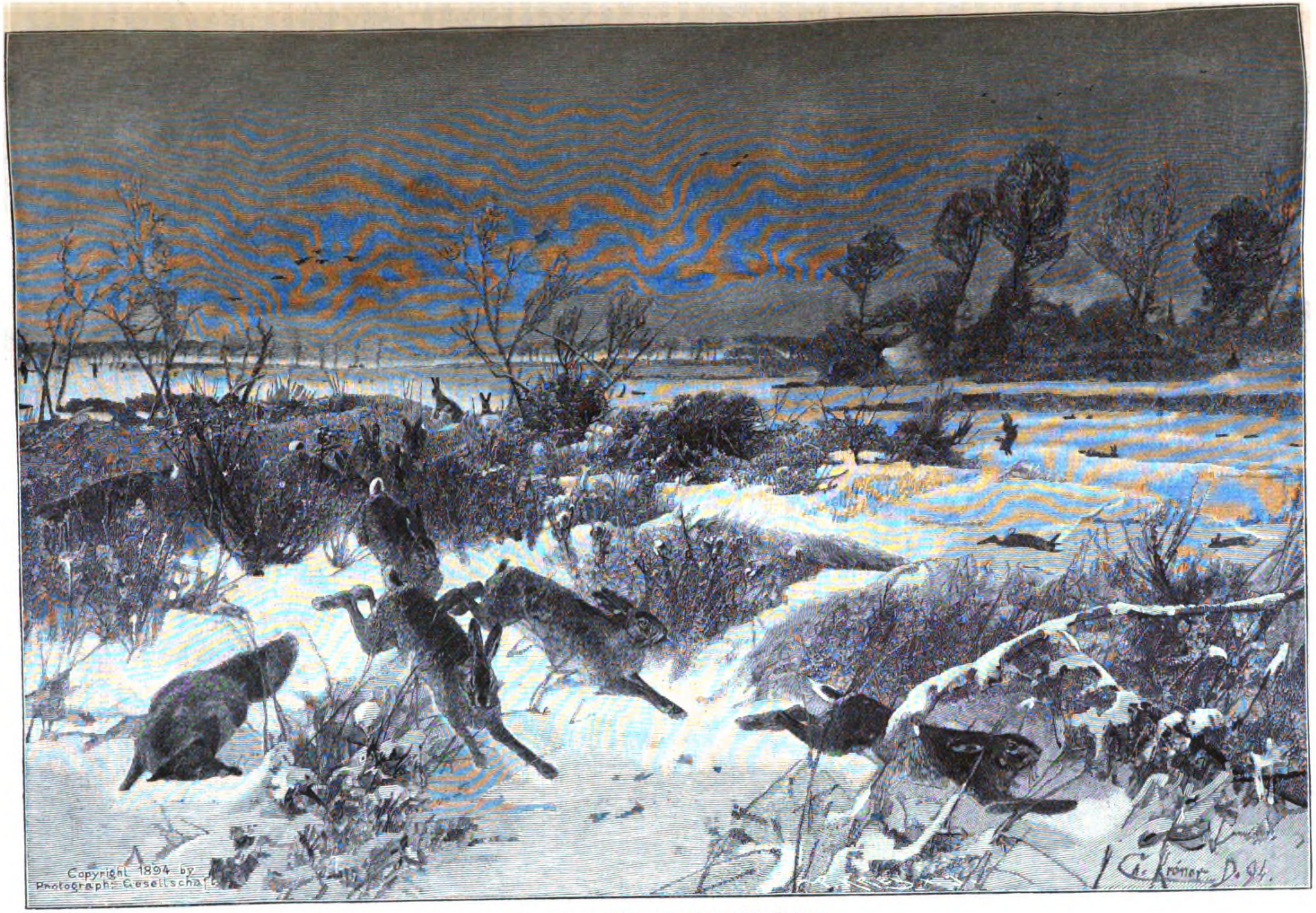
Der Beſuch bei dem Profeſſor hatte Frau von Barten ein gut Teil ihrer Friſche wiedergegeben. Sie empfand das ſelbſt. Der alte Herr in ſeiner ſchlichten Art und das anmutige Mädchen in ſeiner einfachen Natürlichkeit hatten ihr gefallen — ſie freute ſich der neuen Bekanntſchaft.

Aber die weiteren Ergebniſſe ihrer Erkundigungen fielen nicht danach aus, ihre frohere Stimmung zu befeſtigen. Nicht daß die Auskünfte über Dornberg und ſein Unternehmen gerade ungünſtig geweſen wären. Eher traf das Gegenteil zu. Aber ſie wurden ſo vorſichtig abgegeben, daß man aus ihnen überhaupt keinen Schluß ziehen konnte. Man drückte ſich mit Vorliebe „pflaumenweich“ aus, wie Willberg geſagt haben würde. Ja hier und dort — und gerade an Stellen, an denen ſie es am wenigſten vermutet hätte — traf Frau von Barten ſogar auf eine entſchiedene Parteinahme für Klaus und auch für Dornberg. Der alte General z. D. von Nalmehr, ein Vetter ihres Mannes, fragte ſie mit ſeiner pfeifenden Stimme, ob ihm Klaus, der glückliche Junge, dem alles gelinge, nicht auch ein Pöſtchen im Aufſichtsrat verſchaffen könne; ſolch ſtilles, aber einträgliches Pöſtchen, das man auch mit Podagrabeinen noch anſtändig wahrnehmen könnte. Er war ſehr verwundert, als ſie mit ihrer perſönlichen Abneigung nicht hinter dem Berge hielt. „Was wollen Sie denn, gnädigſte Kouſine?“ polterte er. „Ich ſollte meinen, Sie hätten allen Grund, froh zu ſein, daß der Junge arbeitet, anſtatt auf der Bärenhaut zu liegen und Geld auszugeben! Von ſeinen Jagden am Kilima Ndſcharo und Umgegend wird er keine Schätze mitgebracht haben, und auf Natten — Du lieber Gott — wenn man die Herren Vettern vom Lande hört, möchte man ihnen ja allen noch ſechs Dreier zu ſchenken — mit Erlaubnis zu ſagen. Und da kommt nun ſolch thatkräftiger Burſch und ſucht einmal ſeine Kräfte auf anderen Gebieten zu verwerten — ſchwapp, da ſchaudert die Frau Mama zuſammen und wittert Unrat! Wenn ich noch einmal jung wäre, wahrhaftig, ich ſtudierte Elektrotechnik oder würde Luftſchiffer, anſtatt Leutnant! Die Zeit verlangt ihre Rechte!“

Und die alte Palaſtdame, die Gräfin Harte, der Frau von Barten auch ihren Beſuch machte, um ſich zu vergewiſſern, wie man in den Hofkreiſen über die Beteiligung an induſtriellen Unternehmungen denke, zuckte, nachdem ſie durch ihr Hörrohr endlich verſtanden, mit dem ſteten Lächeln, das die einen für unendlich gutmütig, die anderen für unleidlich malitiös hielten, die hageren Achſeln: „Ja, meine Liebe, der geſchickten, glücklichen Hand ſieht man nach, was man der ungeſchickten nie verzeiht! Ja — und mein Bankier ſprach ſich ſehr günſtig über das neue Unternehmen aus — ja — und, weißt Du — daß es mit dem ‚Arbeiterwohl‘ verquickt iſt, das gibt ihm doch auch ein gewiſſes Relief. Alles, was den Stempel der Arbeiterfreundlichkeit auf der Stirn trägt, das iſt nun einmal heut enfant gâté! Ja — ich glaube, Du machſt Dir ganz unnötige Sorgen. Wie meinteſt Du, meine Liebe?“ Das Hörrohr lag ſchon wieder an der Ohrmuſchel. „Du glaubſt nicht, daß man in der Geſellſchaft ſpekuliert? Kind, das Du biſt! Und ob man ſpekuliert! Frag’ ’mal bei der Gräfin Hedelitz an, warum der Wagen von Johann Frickel dreimal in der Woche vor ihrem Palais hält! Früher ſpielte man am grünen Tiſch und fand das fair, und jetzt ſpielt man an der Börſe und findet’s mindeſtens nicht unfair, wenn man’s auch nicht gerade an die große Glocke hängt! — verſtehſt Du!“ — — — —

Klaus Barten war wie ein Verzweifelter die Treppen des Hotel Windſor hinuntergeſtürmt. Er konnte es noch gar nicht faſſen, daß er von ſeiner Mutter im Unfrieden geſchieden war. So lange er zurückzudenken vermochte, hatte zwiſchen ihnen eine Eintracht geherrſcht, die ihm ſo ſehr auf der Übereinſtimmung aller Lebensanſchauungen, nicht nur auf mütterlicher Nachſicht und kindlicher Ergebenheit baſiert erſchien, daß er ſich einen Riß in dieſe Harmonie gar nicht vorſtellen konnte. Und nun lag der Riß vor ihm in gähnender Jähe! Unüberbrückbar, wenn die Mutter nicht nachgab.

Aber, er wußte es, ſie würde ſo leicht nicht nachgeben. All ihre große Liebe zu ihm reichte nicht hin, die Brücke zwiſchen den verſchiedenen Weltanſchauungen zu ſchlagen, die jene Kluft geriſſen. Die Mutter pflegte lange mit einem verwerfenden Urteil zu zögern, aber wenn ſie einmal eine Meinung gefaßt, dann hielt ſie ſtarr und feſt zu ihr. Selbſt


Copyright 1894 by
Photograph. Gesellschaft
Chr. Kröner D. 94.

Treibjagd. Nach dem Gemälde von Chr. Kröner.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

der Erfolg würde ihre Anſichten nicht ändern. Und er wußte doch auch, wie die Teure leiden würde über den Zwieſpalt zwiſchen ſich und ihm! Die liebe, arme Mutter!

Er war nach Hauſe geeilt und hatte ſich auf ſein Sofa geworfen und das Haupt in die Kiſſen gepreßt. Und dann war er im Zimmer umhergeraſt mit haſtigen Schritten — und dann hatte er ſich in den Stuhl vor ſeinem Schreibtiſch hingekauert, die Ellenbogen auf den Knieen und das brennendheiße Geſicht zwiſchen den Händen, die nervös zitterten vor Erregung. Allmählich war ein Gefühl grenzenloſer Abſpannung über ihn gekommen. Zwiſchen Wachen und Träumen aber ſah er immer das Bild der Mutter in allerlei Geſtalt vor ſich. Zuerſt als junge ſchöne Frau, wie er ſie wohl noch in unklarer Erinnerung aus ſeinen Knabenjahren kannte, wie ſie das Bild über des Vaters Schreibtiſch in Natten darſtellte, im hellen Seidenkleide, das ſich über der mächtigen Krinoline bauſchte, am Ausſchnitt Brillanten, das volle blonde Haar hochtoupiert. Jawohl — jetzt wußte er es ſo hatte ſie ausgeſehen an dem Abend, auch hier in Berlin, als die Eltern zu Hofe gehen wollten, und ſie unmittelbar vor der Abfahrt noch einmal in ſein Zimmerchen, auch im Hotel Windſor, an ſein Bett gekommen war und ihn im heftigen Fieber getroffen hatte. Und ihm war's, als fühle er wie damals ihre kühle linde Hand über ſeine Stirn gleiten, als höre er ſie ſagen: ich bleibe bei Dir, Klaus, ängſtige Dich nicht! — Und dann ſah er ſie plötzlich, es war wohl um zwei Jahrzehnte ſpäter, als ältere Frau mit ſchon leicht ergrautem Haar, deſſen Silberſträhnen ihr ſo ſchön zu dem roſigen Antlitz ſtanden; er war zum erſtenmale als Offizier auf Urlaub in Natten, und ihre Augen glänzten vor Freude, als er ihr in der ſtrahlenden ſilbergeſtickten Uniform entgegentrat: „Nun biſt Du ein Mann!“ hatte ſie damals zu ihm geſagt. „Und ich denke, Du ſollſt ein ganzer Mann ſein! Mir aber bleibſt Du mein Sohn, mein liebes großes treues Kind!“ — In ſchwarzer Witwentracht ſtand ſie dann vor ihm, das Häubchen auf dem Silberhaar, den langwallenden Schleier im Nacken. Er kam vom Begräbnis des Vaters — und ſie ſchloß ihn unter Thränen an das Herz: „Nun ſind wir allein, mein Klaus! Aber Du wirſt bei mir bleiben, und in Dir werde ich Troſt finden! —“ Und dann ſah er ſie endlich mit weitgeöffneten Armen auf der Veranda von Natten unter dem ſchattigen Dach der alten Kaſtanien, und ſie jubelte dem aus Afrika Heimgekehrten entgegen — zum erſtenmale nicht in der Witwentracht und mit einem frohen glücklichen Lächeln um den Mund! Ah — und nun heute — — heute — wie ihm das vergrämte, abgehärmte Muttergeſicht weh that, das ſo ſichtbar rang, feſt zu bleiben in allen Zügen, nicht weich zu werden, wo der Verſtand nicht nachgeben wollte! — — Und als er nun die Augen wirklich aufſchlug, da ſtand ihr Bild auf ſeinem Schreibtiſche greifbar vor ihm im dunklen Reiſerahmen. Dasſelbe Bild, das er über Meere und Lande mit ſich geführt bis in das Herz des ſchwarzen Erdteils, das er ſo manches Mal in einer verzweifelten Lage, wie ſich bei ihm Rats erholend, vor ſich hingebreitet zum ungeſprochenen Zwiegeſpräch. Das teure, von Reiſeungemach und Tropenſonne arg mitgenommene Bildchen!

Er griff nach der Photographie, um ſie an ſeine Lippen zu drücken. Aber ein unglücklicher Zufall wollte, daß er mit dem Arm einen der Bronzeleuchter ſtreifte, die neben dem Bilde auf dem Tiſch ſtanden. Der lichtertragende Greif ſtürzte um und fiel in das Glas des Bildes, das klirrend zerſprang und quer durch das liebe teure Antlitz einen tiefen Riß ſchnitt —

Es war ein unglücklicher Zufall, nicht mehr! Aber daß er gerade heute paſſierte, erſchütterte Klaus auf das heftigſte. War's eine Vorbedeutung! Er hatte ſtets über den Aberglauben in jeder Form gelächelt — heute fühlte er zum erſtenmale den geheimnisvollen Schauer über ſich rieſeln, den er ſo oft an anderen verſpottet. Das dunkle Gefühl kommenden Unglücks, die unbeſtimmte Angſt vor der Zukunft!

Vergebens ſuchte er ſeiner Herr zu werden. Er bemerkte erſt jetzt, daß er ſtundenlang geträumt haben mußte. Es dämmerte bereits — vielleicht, daß das Halbdunkel, auf das er gar nicht geachtet, an dem Ungeſchick Schuld war. Mit zitternder Hand taſtete er nach den Streichhölzern und entzündete ein Licht. Mechaniſch ſuchte er die Glasſplitter zuſammen und beſah den Schaden genauer. Und dann nahm er das Bild vorſichtig aus dem Rahmen — zum erſtenmale, ſeit er es von der Mutter erhalten. Dabei fiel ſein Blick auf halb ausgelöſchte Schriftzüge auf der Rückſeite, die vom Rahmen verdeckt geweſen waren, ſo daß er ſie noch nie bemerkt hatte. —

„Bleib immer treu und gut Deiner Dich über alles in der Welt liebenden Mama!“ ſtand da von der energiſchen Hand der Mutter geſchrieben! Es war ſo wenig, es war ſo etwas Selbſtverſtändliches — und es war doch ſo unendlich viel! So viel, daß der ſtarke Mann zuſammenbebte, wie ein Kind unter der erdrückenden Laſt eines Vorwurfs, und dann laut aufſchluchzend das Haupt auf das Bild ſenkte und es wieder und immer wieder mit ſeinen Küſſen bedeckte und mit ſeinen Thränen netzte.

Nein! Es konnte, es durfte nicht ſein! Sie durfte nicht von ihm gehen, ohne daß ein Ausgleich zwiſchen ihnen gefunden war! Nun und nimmermehr! Lieber allem entſagen, als den Zwieſpalt tiefer werden laſſen! Gleich wollte er zu ihr, ſich ihr zu Füßen werfen und ſie anflehen in den Worten heißer inniger Kindesliebe: „Mutter, ſei wieder gut! Sei wieder gut — entziehe mir das Koſtbarſte nicht, was ich je auf Erden haben kann — Deine Liebe!“

Dem Entſchluß folgte die That. Er warf den Mantel über und griff zum Hut. Auf dem Korridor ſtand Frau Berger: „Es iſt ſchon vor zwei Stunden ein Brief an den Herrn Baron ankommen — mit der Rohrpoſt. Wir haben auch wiederholt geklopft, aber der gnädige Herr öffneten ja nicht —!“ meinte ſie im Ton eines leiſen Vorwurfs und hielt ihm das kleine roſa Kouvert hin. Einen Augenblick jubelte es in ihm auf. Hatte die Mutter geſchrieben? Aber ſchon die Aufſchrift der Adreſſe ließ ihn Dornbergs feſte Hand erkennen. Beim Schein der Flurlampe riß er den Umſchlag auf.

„Wollte Sie nur noch einmal daran erinnern, daß morgen um 11 Uhr bei mir konſtituierende Aufſichtsratsſitzung iſt. Pünktlich, carissime! Und noch eins, für den Fall, daß wir morgen in Geſchäften erſticken und zu nichts Vernünftigem kommen: in acht Tagen iſt Weihnachten für große und kleine Kinder. Sie werden wohl nach Natten fahren, was? Wenn es aber nicht ſein ſollte, ſo bitten Nanny und ich ſelbſtverſtändlich darum, daß Sie den heiligen Abend bei uns verbringen. Ganz en petit comité, wie es ſich unter dem Lichterbaum geziemt. Nanny iſt ſchon ganz närriſch vor Erwartung, was ihr der Weihnachtsmann bringt — das Kind! Immer der Ihre Kurt Dornberg.“

Was kümmerten ihn, Klaus, in dieſer Stunde Dornberg und Frau Nanny! Schade um die Minuten, die er auf Lektüre des Billets verwandt!

Draußen pfiff der Nordoſt über die ſchneeloſen eiſigen Straßen, daß die wenigen Menſchen, die ſich herausgewagt hatten in die grimme Kälte, im Sturmſchritt vorübereilten. Klaus achtete nicht auf den Froſt, er fühlte ihn nicht. Haſtigen Schritts ging er bis zur nächſten Droſchkenhalteſtelle und konnte die kaltblütige Langſamkeit gar nicht begreifen, mit der der Kutſcher dem ſteifgefrorenen Schimmel die wärmende Decke vom Rücken zog. „Wohin, Herr?“

„Hotel Windſor — Behrenſtraße! Aber ſchnell, Mann, Sie bekommen ein gutes Trinkgeld!“

Und mit Eile und Weile ſetzte ſich der Rumpelkaſten in Bewegung — im Schritt erſt, bis ſich der erſtarrte Gaul zu einem langſamen zottlichen Trab aufſchwang.

Eine kleine Ewigkeit dünkte dem Ungeduldigen die kurze Fahrt. Und dann hielt die Droſchke endlich vor dem Hotel, und Klaus ſtürzte heraus, ehe noch der alte Portier ſeine warme Zelle am Eingang des Hauſes verlaſſen hatte.

„Iſt die gnädige Frau oben?“

„Vor einer Stunde abgereiſt — mit dem Abendſchnellzug, Herr Baron — —“

(Fortſetzung folgt.)

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Meiſter Defregger bewährt in ſeinem „Vor dem Tanz“ wieder einmal die ihm innerhalb ſeines Stoffgebiets eigene Gabe ſcharfer Charakteriſtik. Man muß die Figuren und Geſichter der Burſchen und Dirnen, der Muſikanten im Vordergrunde einzeln betrachten, um dieſe Meiſterſchaft recht würdigen zu können. So viele Nachahmer Defregger auch gefunden hat, keiner iſt ſo tief wie er in das Leben der Tiroler Bergkinder eingedrungen. — Unſer zweites Vollbild „Treibjagd“ iſt ein neueres Gemälde des berühmten Düſſeldorfer Tiermalers Prof. Chr. Kröner; ich möchte die Aufmerkſamkeit der Leſer aber nicht nur auf die Angehörigen des Geſchlechtes Lampe lenken, ſondern auch auf die Landſchaft, welche den winterlichen Charakter der norddeutſchen Ebene ganz vortrefflich widerſpiegelt. — In dem Beſtreben, unſere Leſer auch in das Schaffen im Atelier einzuführen, geben wir auf S. 216 eine Studie Fr. Simms: „Tanzendes Mädchen“, welche die überaus ſorgfätige, auf den anmutigen Eindruck gerichtete Arbeitsart des Münchener Künſtlers treffend charakteriſiert.

Himmelskunde.

Der große Aſtronom Encke war durch ſeine Kometenbeobachtungen dahin geführt worden, das Vorhandenſein eines widerſtrebenden Mittels im Weltenraume anzunehmen, das auf die Bewegung der Kometen hemmend wirken und die Perioden ihres Wiederkehrens verkürzen ſollte. Jetzt weiſt die Zeitſchrift „Himmel und Erde“ anläßlich der Wiederkehr des Enckeſchen Kometen, der ſtets in 3½ Jahr ſeinen Umlauf um die Sonne vollendet, darauf hin, daß jene Verkürzung der Periode nicht regelmäßig erfolgt, während zweier beobachteter Umläufe überhaupt nicht nachweisbar geweſen ſei. Man könne die Enckeſche Vermutung daher nicht mehr als beſonders begründet anſehen, zumal ſich auch aus der Bewegung anderer Kometen mit kurzer Umlaufszeit eine Beſtätigung derſelben kaum habe erbringen laſſen.

Graf Götzen auf Jagd in Afrika.

Forſchungsreiſen.

Von dem kühnen und erfolgreichen Forſchungszug eines jungen deutſchen Offiziers haben kürzlich Briefe und Telegramme erfreuliche Kunde gebracht. Leutnant Graf von Götzen vom II. Garde-Ulanen-Regiment, ein Enkel des unermüdlichen Vorkämpfers für Preußens Erhebung in den Jahren nach Jena, des Generalgouverneurs von Schleſien, unternahm bereits vor einigen Jahren eine Jagdexpedition nach dem Kilima Ndſcharo. Bei ſeiner diesmaligen Expedition hat er ſich weitere und höhere Ziele geſteckt. Er hat brieflichen Nachrichten zufolge anſcheinend zunächſt die Route Baumanns auf deſſen letzter großer Reiſe (ſ. Daheim Nr. 51 v. J.) eingeſchlagen, den Kagera überſchritten und Ruanda in nordweſtlicher Richtung durchquert; er ſtellte dabei feſt, daß die Mfumbiro-Bergkette noch thätige Vulkane enthält, und fand, daß der Kivuſee, von welchem man bisher nur wenig wußte, nicht viel kleiner als der Albert Edward-Njanſa ſei. Sehr intereſſant iſt, daß er, im Gegenſatz zu Baumann, den Njavorongo als den größten Zufluß des Kagera, damit alſo als den Hauptquellfluß des Nil bezeichnet; endlich entdeckte er den Mohaziſee, deſſen Vorhandenſein Baumann in Abrede geſtellt hatte. Damit endeten die unſeres Wiſſens letzten brieflichen Nachrichten vom 18. Juni 1894. In der letzten Sitzung der Geſellſchaft für Erdkunde aber konnte Prof. Frhr. v. Richthofen eine Drahtnachricht mitteilen, in welcher der kühne Reiſende ſeine glückliche Ankunft in Matadi am unteren Kongo meldet. Er iſt damit der dritte Europäer, dem die Durchquerung des dunklen Erdteils von Oſten nach Weſten gelang; die erſten waren Cameron und Stanley — Emin fand bei dem gleichen Verſuche den Tod. Graf Götzen hat nach dem knappen Inhalt des Telegramms den centralafrikaniſchen Urwald, der Stanley auf deſſen Zuge zu Emin ſo große Schwierigkeiten bot, glücklich paſſiert; über ſeine vier europäiſchen Begleiter enthält die Depeſche nichts — es iſt daher wohl anzunehmen, daß ſie wohlbehalten ſind.

Phyſik.

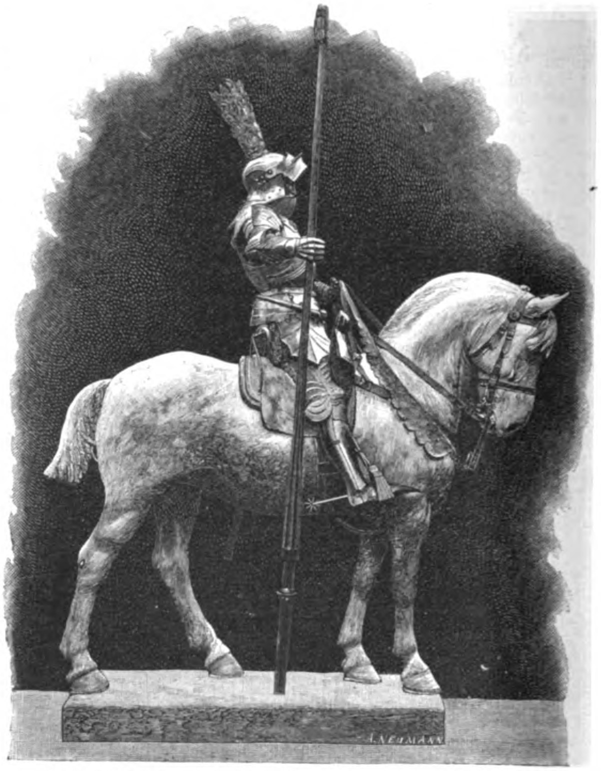
Gefrorenes Licht könnte man die merkwürdigen Erſcheinungen nennen, die Raoul Pictet neuerdings beobachtete, als er phosphoreszierende Körper erſt dem Lichte und dann jenen Kältegraden ausſetzte, die er mit Hilfe ſeiner mächtigen Verdunſtungsapparate erzielte. Glasröhren, die mit Schwefelcalcium (Balmeins Leuchtfarbe) gefüllt, vom Sonnenlicht beſchienen wurden, ſtrahlen ein, im Dunklen wahrnehmbares, mildes Licht aus, d. h. ſie phosphoreszieren, weil ſie wie verdampfender Phosphor leuchten. Wurde ein ſo phosphoreszierendes Glasrohr in eine Kälte von — 100 Grad gebracht, hörte das Leuchten auf, als es ſich jedoch allmählich wieder erwärmte, begann die Phosphoreszierung in gewohnter Weiſe. Ähnlich verhielten ſich alle unterſuchten phosphoreszierenden Körper: die Kälte verhindert das Zuſtandekommen ſolcher Schwingungen, die von dem Auge als Licht aufgefaßt werden. St.

Rechtsrat.

Frage: Meine Schwiegereltern haben teſtamentariſch einem ihrer Söhne ihr Grundſtück vermacht und ihm dabei die Verpflichtung auferlegt, für einen anderen, in einer Heilanſtalt untergebrachten Sohn bis zu deſſen Tode die in ihrer Höhe von den Erblaſſern angegebenen Verpflegungsgelder zu zahlen. Nachdem letzterer vor einigen Jahren aus der Anſtalt als geheilt entlaſſen worden, war von ſeinem Bruder die Zahlung einer den Verpflegungsgeldern entſprechenden Summe nur durch Androhung der Klage zu erlangen. Jetzt iſt bei meinem Schwager die Geiſteskrankheit von neuem ausgebrochen, ſo daß er wieder in die Anſtalt gebracht werden mußte; die Verpflegungskoſten haben ſich aber inzwiſchen erhöht. Der verpflichtete Bruder verweigert jegliche, den urſprünglichen Betrag überſteigende Leiſtung. Iſt er zur völligen Verſorgung ſeines kranken Bruders verpflichtet? Oder wenn nicht, müſſen dann nicht ſämtliche Geſchwiſter zu den Koſten beitragen? Kann das Teſtament meiner Schwiegereltern wegen Schädigung des kranken Sohnes angefochten werden? Wer kann den Prozeß anſtrengen? Und wer trägt die Koſten, da der Kranke kein Vermögen hat? Der gegenwärtige Zuſtand ſcheint mir unhaltbar, da die ausgeſetzte Aufwendung für den Kranken in keinem Verhältnis zu dem ſteht, was ſeine vier Geſchwiſter erhalten haben. P. in B.

Antwort: Um die geſtellten Fragen erſchöpfend zu beantworten, wäre eine genaue Kenntnis von dem Inhalt des Teſtamentes unerläßlich. Anſcheinend haben die Erblaſſer dem in das Eigentum des Grundſtücks eingeſetzten Sohne die Verpflichtung auferlegen wollen, für den kranken Sohn ohne Rückſicht auf ſeinen Aufenthalt in oder außerhalb der Heilanſtalt in der von ihnen angegebenen Höhe der Verpflegungsgelder eine Leibrente zu zahlen. Ob jener aber mehr als die in dem Teſtament bezeichnete Summe leiſten muß, wenn dieſe unter veränderten Umſtänden für die Verſorgung des Bruders nicht mehr ausreicht, iſt zum mindeſten zweifelhaft und jedenfalls dann zu verneinen, wenn der Wortlaut des Teſtamentes nicht das Gegenteil klar und unbedenklich als die Willensmeinung der Erblaſſer erkennen läßt, was nach den obigen Angaben kaum anzunehmen iſt. Reicht die dem Kranken zuſtehende Rente für ſeinen notdürftigen Unterhalt nicht aus, ſo müſſen ſämtliche Geſchwiſter, gleichviel ob Voll- oder Halbgeſchwiſter, da der Bruder unfähig iſt, ſich ſelbſt zu ernähren, gemeinſchaftlich, jedoch nach Verhältnis ihres Vermögens, den durch die Rente nicht gedeckten Teil der Unterbringungskoſten aufbringen, vorausgeſetzt, daß eine billigere ſachgemäße Unterbringung nicht möglich iſt (§§ 15, 16, 20 Allg. Landr. Teil II, Tit. 3). — Eine Anfechtung des Teſtamentes ſteht nur dem in ſeinem Pflichtteilsrecht Verletzten zu, bzw. ſeinem geſetzlichen Vertreter, bei einem Geiſteskranken dem demſelben beſtellte Vormund. Die Befugnis zur Anfechtung erliſcht, wenn der dispoſitionsfähige Verletzte oder andernfalls ſein geſetzlicher Vertreter das Teſtament ausdrücklich anerkannt, oder wenn er es innerhalb zwei Jahren nach erlangter Kenntnis gerichtlich nicht angefochten hat; die bloße Annahme der Rente gilt nicht als Anerkenntnis (§§ 438—440 Allgem. Landr. Teil II, Tit. 2). — Erſcheint die Klage nicht mutwillig oder ausſichtslos, ſo muß das Prozeßgericht dem unvermögenden Kläger oder deſſen geſetzlichem Vertreter das Armenrecht bewilligen, wodurch einſtweilige Befreiung von den Gerichtskoſten erlangt wird; vgl. Näheres darüber in der Civilprozeßordnung §§ 106—118.

Altdeutſcher Herold vom neuen Reichstagsgebäude.


Altdeutſcher Herold auf dem neuen Reichstagsgebäude. Von Rudolf Maiſon.

Wie von der Nordweſtſeite des neuen Reichstages, von der ſtolzen Höhe oberhalb des Giebels der Eingangshalle, die in Kupfer getriebene Germaniagruppe Reinhold Begas' herabſchaut, ſo zieren die Nordoſtſeite, hoch über der Attika, zwei koloſſale Reichsherolde, von Rudolf Maiſon modelliert. Wenn jene Gruppe, der reicheren Hauptfront, welche ſie krönt, entſprechend, in prunkender, froher Pracht die Machtfülle und Herrlichkeit des Deutſchen Reiches verſinnbildlichen ſoll, tragen die Maiſonſchen Reitergeſtalten einen ernſten, gemeſſenen Charakter, gleich als ob ſie des Reiches Kraft und Stärke künden wollten. Nach dem Urteil aller Kunſtkenner ſind die Maiſonſchen Reichsherolde plaſtiſche Leiſtungen erſten Ranges,

Rudolf Maiſon iſt ein Sohn Süddeutſchlands; er wurde 1854 in Regensburg geboren, iſt in München anſäſſig und gilt wohl als der bedeutendſte der jüngeren Bildhauer in der Kunſtſtadt an der Iſar. Mit einem Brunnen für Herrenchiemſee führte er ſich ein; ein zweiter großer Monumentalbrunnen für Fürth, in dem er in der Geſtalt eines ſich gegen ſeine Feſſeln bäumenden Kentauren die gebändigte Naturkraft ſymboliſierte, feſtigte ſeinen Ruf. In weiteren Kreiſen bekannt aber wurde er vor allem durch ſeine, vielfach polychrom behandelten, im Entwurf originellen, höchſt charakteriſtiſch durchgeführten Statuetten; auf der letztjährigen Kunſtausſtellung in Berlin erregten z. B. ſein „Philoſoph“, „Neger auf dem Eſel“ und der „Augur“ allgemeine Bewunderung. Die deutſche Kunſt darf von Rudolf Maiſon noch Großes erwarten.

In unſerer Spielecke.

1. Arithmogriph.

1	2	3	4	5	1	1
	3	2	6	7	3	
		8	7	8		
			2			
		5	9	5		
	7	10	11	6	7	
11	2	6	7	12	3	11

Werden die Zahlen durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo nennt jede der beiden ſchrägen Reihen, von oben nach unten geleſen, einen Feſttag.

Die ſechs wagerechten Reihen — aber in anderer Folge — bezeichnen: 1. einen gefeierten Sänger, 2. den Anfang einer bekannten „Don Juan“-Arie, 3. einen Baum, 4. einen türkiſchen Ehrentitel, 5. einen bekannten Parlamentarier, 6. einen Vogel. (i = j)

2. Ergänzungsaufgabe.

a a a b e e g h i i l l m n o r
r ſ ſ t u z z z z z

Zu ſuchen ſind 13 dreilautige Wörter, deren Anfangs- und Endbuchſtaben oben gegeben ſind und die bezeichnen: 1. einen Schweizer Kanton, 2. einen anderen Schweizer Kanton, 3. einen beliebten engliſchen Schriftſteller, 4. einen engliſchen Titel, 5. einen großen Strom, 6. einen Nebenfluß des Rhein, 7. einen Nebenfluß des Main, 8. einen Nebenfluß des Neckar, 9. eine Himmelsgegend, 10. ein Mineral, 11. einen altteſtamentlichen weiblichen Namen, 12. einen altteſtamentlichen männlichen Namen, 13. einen Kurort in Belgien.

Sind die richtigen 13 Wörter gefunden, ſo kann man dieſelben ſo ordnen, daß ihre Mittelbuchſtaben einen Feſtgruß ergeben. (i = j).

3. Röſſelſprung.

	bringſt	dein	klar	der	au	und	ar	te	
ſei	res	vor	dein	iſt	un	ja	gen	ſchritt	doch
dich	herz	rein	wah	ge	rauh	ſtreng	ro	nu	wan
was	nes	re	ren	jahrs	in	mund	nem	bringt	ſorg
e	ſpu	recht	trä	dein	fol	des	mit	gott	halt
ſchaff	et	jahr	be	nicht	auch	ſei	ber	daß	er
ſchnee	neu	ge	du	gen	nicht	du	lauf	durchs	a
kommt	ver	ſchim	in	mü	ge	daß	dich	frie	ze
Weiß	ruh	das	gang	ſieh	eit	den	gan	im	froh
	mernd	ſinkſt	len	und	ßig	ſund	zu	jahr	

4. Arithmetiſche Aufgabe.

59	88	95	59	88	95
59	88	95	59	88	95
59	88	59	88	59	88
59	88	59	88	59	88
59	88	95	59	88	95
59	88	95	59	88	95

Von den 36 zweiziffrigen Zahlen in den Feldern des Quadrats ſollen elf geſtrichen werden und zwar ſo, daß die Summe der übrigbleibenden 25 Zahlen **1895** beträgt.

Jede der drei Zahlen 59, 88, 95 ſoll wenigſtens einmal geſtrichen werden und wenigſtens einmal ſtehen bleiben.

Wie viel Mal muß man die Zahl 59, wie viel Mal die Zahl 88 und wie viel Mal die Zahl 95 ſtreichen?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 13.

1. Buchſtabenrätſel.
Sylveſter.

2. Rätſel-Diſtichon
Uri, Furie.

Inhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. — Maſſage und Gymnaſtik. Von Dr M. Dyrenfurth. — In der Orgelbau-Anſtalt. Von H. v. Spielberg. Mit ſechs Illuſtrationen. — Das Bittre im Leben. Scherzgedicht von A. von Freydorf. — Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns v. Zobeltitz. (Fortſ.) — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Vor dem Tanz. Von F. v. Defregger; Treibjagd. Von Chr. Kröner; St. Michael. Aus Holz geſchnitzte Figur; Meinungsverſchiedenheiten. — Himmelskunde. — Forſchungsreiſen. Mit einer Illuſtration. — Rechtsrat. — Phyſik. — Altdeutſcher Herold vom neuen Reichstagsgebäude. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) **Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Original v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Januar 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 15.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Freilich Sie, Wendel,“ fuhr der Sanitätsrat fort, „hatten Ihre ſchöne Viſage noch nicht in die Welt geſteckt, als die Geſchichte paſſierte, aber Sie, Lämmrich, können es doch ſagen, ob man dem Lutz damals auch nur ein Haar krümmen konnte, oder ob das Gericht auch nur den Verſuch dazu gemacht hat. Sie müſſen nämlich wiſſen, Herr Amtsrichter,“ wandte er ſich an dieſen, „daß ich nun ſchon vierzig Jahre hier am Orte bin, und zu Martini werde ich ſiebzig. Wovon wir aber ſprechen, das liegt dreißig Jahre zurück. Damals lebte in Oberdorf — das gehört zu Ihrem Bezirk — der Holzhändler Lutz. Der Mann war hoch in die achtzig und mag ſchon ein bißchen kindiſch geworden ſein, denn ſonſt kann ich mir nicht erklären, wie er zu dem wunderlichen Teſtament gekommen iſt. Er hatte nämlich zwei Enkel, den jetzigen Bezirksmüller Jakob Lutz, der ein Sohn ſeines verſtorbenen Sohnes war, und dann den Traugott Böhm, einen Sohn ſeiner verheirateten und ebenfalls verſtorbenen Tochter. Die beiden waren alſo Vettern und die einzigen geſetzlichen Erben des alten reichen Mannes. Sie waren beide ſo um die dreißig herum, und das iſt nun auch ſchon dreißig Jahre her.“

Gramann machte eine Pauſe und verſank, die Lippen bewegend, in Erinnerungen. Inzwiſchen hatte ſich die Thür leiſe geöffnet, und der Aktuar Hoeck kam in das Zimmer geſchlichen. Er machte dem Richter eine tiefe Verbeugung, duckte ſich in ſeinen tiefen Seſſel zuſammen und begann die Handflächen ſachte aneinander zu reiben.

„Wie war es alſo mit dem Teſtament?“ nahm Kroneck die Unterhaltung wieder auf.

„Richtig. Der alte Lutz mag wohl gefühlt haben, daß es mit ihm zu Ende gehe, und zwar ganz plötzlich, denn eines Tages ruft er den Pfarrer, um ſein Teſtament zu machen. Das ging damals wohl noch, Sie müſſen es ja wiſſen, Herr Aktuar.“

Der Gefragte richtete ſich etwas auf und nahm eine feierliche Amtsmiene an. „Das ſogenannte kanoniſche Teſtament, vor dem Geiſtlichen und zwei Zeugen, hat in den Herzoglichen Landen vor dreißig Jahren noch Giltigkeit beſeſſen,“ entgegnete er gemeſſen; „inzwiſchen hat das hohe Landesjuſtizkollegium —“

„Na, weiter wollen wir ja nichts wiſſen, Aktuarchen. Daß Sie die ſämtlichen Edikte und allen übrigen Unſinn im Kopf haben, verſteht ſich von ſelbſt. Alſo der Pfarrer von Oberdorf wird gerufen — das war ſchon der Weyland, aber er hatte die Stelle erſt eben gekriegt — und die zwei Zeugen ſind auch zur Stelle. Der eine lebt noch heute, nämlich der Förſter Bulle in Oberdorf, den anderen hat der Geier längſt geholt. Vor dieſen Zeugen gibt der Alte zu Protokoll, daß ſein Enkel Traugott Böhm das ganze große Vermögen erben, und ſein anderer Enkel Jakob Lutz ſich das Maul wiſchen ſoll. Nun denken Sie doch bloß mal dieſe Jeſuwiterei, Herr Amtsrichter, als ob der eine nicht ebenſogut von ſeinem Fleiſch und Blut ſtammte, wie der andere.“

„Sind denn in dem Teſtament keine Gründe der Enterbung angegeben?“ frug Kroneck.

„Gründe? —“ Der Sanitätsrat begann zu rauchen, daß es nur ſo ſchnurrte.

„Gründe — Sie müſſen es ja wiſſen, Herr Aktuar, ob in dem Wiſch welche angegeben ſind. Er liegt ja auf dem Amte, und es ſollen ganz ſtattliche Akten darum herum gewachſen ſein.“

Abermals erhob ſich die dünne feierliche Stimme. „Ich glaube nicht, meine Herren, durch die Beantwortung dieſer Frage den Bruch eines Amtsgeheimniſſes zu begehen —“

„Das weiß der liebe Himmel —“ warf Wendel ein.

„Denn die Sache iſt durch alle Inſtanzen geführt worden,“ fuhr jener fort. „Es ſind allerdings keine Gründe niedergeſchrieben, und in Anbetracht deſſen, daß nach einer Konſtitution der Herzoglichen Lande das Noterbenrecht der Novelle 18 ſich nicht auf Enkel erſtrecken ſoll, haben wir auch keine Veranlaſſung, nach ſolchen zu ſuchen.“

„Unſer Aktuar iſt doch ein gelehrter Herr,“ ſagte Lämmrich, der mit einem Bierhahn an den Tiſch getreten war. „Was gucken Sie denn ſo in die Luft, Wendel?“

„Ich ſehe da was hängen,“ entgegnete der Regiſtrator. „Ich glaube, es iſt eine Spinne, aber wenn der Herr Aktuar behauptet, daß man ſie nicht ſehen könne oder nicht ſehen darf, dann will ich das Maul halten.“

Es hing allerdings etwas in der Luft, das fühlten alle Anweſenden. Eine unausgeſprochene Meinung, und wenn ſie eine Stimme angenommen hätte, dann wäre dieſe Stimme vielleicht wie das Flüſtern eines mit Schilf bewachſenen Waſſers geweſen, in deſſen Tiefe vor Jahren ein Geheimnis verſunken iſt. In das Ticken der Uhr fiel eine Frage Lämmrichs: „Wie lange iſt das nun eigentlich her, als der Oberförſter Helm erſchoſſen ward?“

Und dann — bevor jemand auf die ins Leere gerichtete Frage antworten konnte, ertönte ein leiſes Miauen, und der Aktuar Hoeck fuhr entſetzt in die Höhe.

„Iſt hier eine Katze im Zimmer?“

„Er verträgt es nämlich nicht,“ bemerkte Wendel ernſthaft. „Übrigens kann das nur der Geiſt von Lämmrichs Kater geweſen ſein, den Ihr Felix gefreſſen hat, Herr Sanitätsrat. Ich will mal nachſehen —“

Er bog ſich unter den Tiſch, und jetzt ertönte das leiſe Wiehern eines Pferdes. Die Anweſenden lachten, und Kroneck hegte das Gefühl, als ob der Schelm mit Abſicht die ganze Tafelrunde von einem läſtigen Bann erlöſt habe.

Das Geſpräch wurde jetzt allgemein. Der unglückliche Kater des Sanitätsrats mußte geraume Weile als Zielſcheibe des platten kleinſtädtiſchen Witzes dienen, und Kroneck wandte ſich an den neben ihm ſitzenden Aktuar Hoeck mit der Frage, wo ſich wohl am beſten eine paſſende Wohnung auftreiben laſſe.

Hoeck zog den Kopf zwiſchen die Schultern und rieb die Handflächen gegeneinander. „Wenn Sie an eine Familienwohnung denken, Herr Amtsrichter —“

„Nein,“ entgegnete Kroneck haſtig, „davon iſt nicht die Rede.“

Jener nickte verſtohlen. „Dann dürfte die Löſung der Frage nicht ganz außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegen.“

„Was ſonſt der Fall wäre —?“

„Sicherlich, Herr Amtsrichter. Jede Familie hat in Breitenau ihre Wohnung, das ſtimmt, aber es iſt auch keine darüber. Wer hierher kommt und kein Haus bauen kann, der muß ledig bleiben.“

„Sie ſind es wohl auch, Herr Aktuar?“

„Als ich vor vielen Jahren hierher verſetzt wurde, war freilich eine Wohnung frei,“ entgegnete der Alte mit wehmütigem Lächeln. „Ja, Herr Amtsrichter, Raum hätte ich ja ſchon gehabt für eine Frau und liebe Kinderchen, aber dreihundert Thaler waren auch damals ein knappes Gehalt, und bis zur erſten Zulage bin ich ſchon ein bißchen grau geworden. Die Leute ſagen, ich ſei mit meinen Hypothekenbüchern verheiratet, und das ſcheint man oben auch wohl für hinreichend zu erachten, denn als ich einmal trotz meiner dreihundert Thaler um den Heiratskonſens einkam, wurde mir von dem hohen Miniſterio die Antwort, daß die Beamtengehälter nur für eine Perſon zugeſchnitten ſeien.“

Die Worte kamen ruhig und gelaſſen heraus, aber aus der Tiefe zuckte doch eine leiſe Bitterkeit auf. Und dann fuhr der Aktuar fort: „Am beſten wenden Sie ſich an den Sanitätsrat wegen einer Wohnung. Er iſt Witwer und beſitzt ein geräumiges Haus; auch glaube ich nicht, daß er einem guten Angebot widerſtehen würde. Er iſt etwas — Sie verſtehen mich ſchon, Herr Amtsrichter.“

Gramann hatte ſeine Pfeife leergeraucht und ſchüttete die Aſche ſorgfältig auf ein Stück Papier.

„Das wird zu Hauſe nochmals durchgeſiebt,“ ſagte der Aktuar leiſe, „und dabei hat der Mann in der ganzen Umgegend Hypotheken ſtehen. Es iſt zehn Uhr, Herr Amtsrichter, ich wünſche wohl zu ſchlafen.“

Es war ein Wunſch, der ſich im Laufe dieſer erſten Nacht nur unvollkommen erfüllte.

Wenn Kroneck die Augen ſchloß, dann traten die Geſtalten des verfloſſenen Tages an ſein Lager, allen voran die wehmütig reſignierte Erſcheinung des alten Aktuars, und ſie zeigten ihm alle ſeine eigene Zukunft.

Auch jener Mann war einmal jung geweſen und hatte in beſcheidener Hoffnung die Segel ſeines Lebensſchiffleins ausgeſpannt, um das bißchen günſtigen Wind einzufangen, der für jede Kreatur weht oder wehen ſollte. Dann aber war die Windſtille eines verlorenen und vergrämten Daſeins eingetreten und hatte die Leinwand am Maſte niederſinken laſſen — und wir vermögen nicht in den Sternen zu leſen, ob uns ein günſtigeres Los beſchieden ſein wird. Aber wir blicken zum Himmel auf, und in die Hoffnung miſcht ſich die Sorge —

Der folgende Tag brachte die Arbeit eines neuen Amtes.

Schon in den Vormittagsſtunden ſchleppte Seiffarth einen mächtigen grünlackierten Blechkaſten, der bis an den Rand mit Akten gefüllt war, in Kronecks Büreau und fragte mit ſeiner melancholiſchen Miene, ob er auch die Haftbefehle für May beipacken ſollte.

Der Amtsrichter fragte erſtaunt, was das zu bedeuten habe, und Wendel, der hoch oben auf der Aktenleiter ſtand und vergeblich nach einem Fascikel ſuchte, erteilte bereitwillig Auskunft.

„Das iſt nämlich der Gerichtstagskaſten, Herr Amtsrichter. Da ſchmeißen wir alles hinein, was oben vom Walde iſt, und alle vier Wochen fahren wir mit Lämmrichs Staatskutſche nach Altenbach hinauf. Der Herr Rat reſolvierte einfach ‚J. d. K.‘, das bedeutete ‚In den Kaſten‘, und dann wußten wir ſchon Beſcheid. Der Herr Rat liebte es, ſich kurz zu faſſen.“

Wendel warf bei dieſen Worten einen bezeichnenden Blick in die eine Ecke des Büreaus und bekam einen Huſtenanfall, worauf er über den „verfluchten Staub“ zu ſchimpfen begann.

„Und das mit den Haftbefehlen?“ fragte Kroneck weiter.

„Ja ſehen Sie, Herr Amtsrichter, das iſt eine Sache für ſich. Wir verurteilen ja immer eine Maſſe Holzfrevler zum Sitzen, aber ſie kommen nur nicht. Da ſammeln ſich denn ſo nach und nach ein paar Dutzend Haftbefehle, und wenn wir nach Altenbach zum Gerichtstag fahren, nehmen wir ſie für May mit. Das iſt nämlich unſer Beidiener, der in Altenbach wohnt. Wenn der erſt die roten Papiere hat, dann geht die Sache flott.“

„Wirklich?“

„Nun ja. Unſer alter May zündet ſich eine Laterne an und ſucht Menſchen.“ Kroneck legte die Feder hin und blickte auf.

„Hören Sie mal, Herr Wendel, auf dem Gymnaſium haben Sie wohl auch geſeſſen?“

„Freilich, Herr Amtsrichter, wenn auch nicht ſo hoch wie auf dieſer Leiter. Es langte nicht über die Tertia hinaus, und darum bin ich Schreiberjunge geworden. Das andere machte ſich dann nach und nach.“

„So — hm. Um alſo auf unſeren May zurückzukommen — bringt er denn von ſeinen Fahrten auch Menſchen heim?“

„Das juſt nicht, Herr Amtsrichter, ſie laſſen ſich nicht gern fangen. Aber May redet ihnen gütlich zu, und das iſt doch auch was wert.“

Kroneck war aufgeſtanden und durchmaß langſam das Büreau. Er ſah allmählich ein, daß hier mancher Übelſtand abzuſtellen, mancher Schlendrian zu beſeitigen ſei, und er dachte darüber nach, wie weit ihn wohl das lange Ungetüm da oben auf der Leiter in dieſem löblichen Streben unterſtützen werde — da fielen ſeine Augen auf etwas anderes.

In der Ecke des Büreaus ſtand, ein wenig von der Wand abgerückt, eine große eiſerne Kiſte. Sie mochte Wertſachen enthalten oder enthalten haben, aber das war in dieſem Augenblick nebenſächlich. In dem tiefen, durch die Rückwand der Kiſte und die Mauer gebildeten Raum lag eine Anzahl verſtaubter Aktenſtücke, und eine Spinne hatte friedlich ihr Netz darüber geſponnen. „Was iſt denn das?“ fragte er mit einem leiſen Schauder.

Wendel machte einen langen Hals und rutſchte von ſeiner Leiter herunter. „Das haben der Herr Amtsrichter gewiß noch nie geſehen, das iſt die Reſolution ‚H. d. K.‘, und bedeutet ‚Hinter dem Kaſten‘ zum Unterſchied von der anderen. Hingeſchrieben hat es der Herr Rat freilich niemals, aber wenn ſo 'ne Sache gar zu knifflich wurde, und kein Menſch mehr heraus konnte, dann beliebten der Herr Rat ſie dahin zu ſchmeißen, und dann war ſie vorläufig aus der Welt.“

Kroneck ſagte gar nichts mehr. Er beſchloß, dieſe „Reſte“, das Geſpenſt aller Behörden, nach und nach in der Stille aufzuarbeiten, und machte ſich einſtweilen an die Durchſicht der Gerichtstagsakten.

Gleich das oberſte Stück fiel ihm auf. „Da iſt ja ſchon wieder der Name! ‚Kaufſache Lutz. Forſtfiskus!‘ Iſt das ‚unſer‘ Lutz?“

Wendel hatte ſich auf den Zehen an die Thür geſchlichen, das plötzliche Schweigen des Richters war ihm unheimlich geworden. Nun drehte er ſich noch einmal um. „Es handelt ſich um eine Wieſe, die dem Bezirksmüller Lutz und ſeiner Tochter Agnes gemeinſchaftlich gehört. Der Forſtfiskus wollte ſie ſchon lange haben, weil ſie ihm gelegen war, aber der Alte gab nicht locker. Nun muß ihm das Meſſer wohl ganz an der Kehle ſitzen, denn er hat endlich in den Kauf gewilligt, und morgen wird der Kontrakt verlautbart. Bei der Gelegenheit werden der Herr Amtsrichter auch den Oberförſter Böhm in Altenbach kennen lernen, der den Fiskus in dieſer Sache vertritt.“

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür des Kopiſtenzimmers, und Helm kam mit einigen Reinſchriften herein. Er ſtellte ſich neben den Richter und ergriff das Sandfaß, um abzuſanden, während jener unterſchrieb. Seine Augen irrten dabei ins Leere, und die großen Ohren bewegten ſich hin und her.

„Böhm“ — ſagte Kroneck — „Böhm — wo habe ich den Namen doch ſchon gehört?“

Wendel, den Thürgriff in der Hand, zog allerhand geheimnisvolle Grimaſſen, die Kroneck natürlich nicht verſtand; aber er fand auch keine Zeit, darüber nachzudenken, denn Helm nahm plötzlich ganz gelaſſen das Tintenfaß und ſchüttete es über den ſauber geſchriebenen Bogen.

„Sind Sie des Geiers?“ ſchrie der Amtsrichter retirierend.

„O,“ ſagte Helm im Tone des Bedauerns und ſtülpte das Tintenfaß vollends um — „o, das war wohl die Tinte. Na, dann muß ich die Sache noch 'mal ſchreiben.“

Damit packte er die ganzen Reinſchriften auf den überſchwemmten Bogen, preßte das triefende Bündel unter den Arm und verſchwand in ſeiner Klauſe.

„Der Menſch iſt wahrhaftig verrückt!“ ſtöhnte Kroneck und betrachtete ſeine kohlſchwarzen Hände.

„Nur ein bißchen, Herr Amtsrichter,“ bemerkte Wendel vortretend. „Es war eben ein Unglück mit dem Namen, und der Herr Amtsrichter ſahen nicht, daß ich mit den Augen zwinkerte.“

„Was für ein Name?“ frug Kroneck unwirſch.

„Wir können das alle nicht begreifen, aber Helm kriegt jedesmal ſeinen Raptus, wenn der Name ‚Böhm‘ in ſeiner Gegenwart genannt wird.“

„Hat er mit dem Oberförſter etwas vorgehabt?“

„Wohl ſchwerlich. Aber der andere heißt ja auch Böhm, der Vater des Oberförſters und der Vetter vom Bezirksmüller Lutz.“

„Da ſoll der Teufel draus klug werden“ — und Wendel entgegnete, das Zimmer verlaſſend: „Der wird es wohl wiſſen, Herr Amtsrichter.“ — — — — —

In den Nachmittagsſtunden machte Kroneck ſich auf den Weg, um Gramann aufzuſuchen und mit ihm wegen einer Wohnung zu unterhandeln. Er fand den Alten in einer lebhaften Unterhaltung mit ſeiner Haushälterin, Frau Welſch.

„Das Frauenzimmer hat mir meine Brille geſtohlen!“ ſchrie er dem eintretenden Richter zu. „Nehmen Sie die Sache in die Hand, Herr Amtsrichter, das Weib muß vors Kriminal!“

„Aber Herr Rat,“ verteidigte ſich die Alte, „ich kann ja Ihre alte Brille gar nicht gebrauchen, Sie ſind ja weitſichtig, und ich bin kurzſichtig. Wo ſoll ich mich denn an dem alten Möbel vergreifen!“

„Einerlei, Welſchen, Sie können nichts liegen laſſen. Meine antiſeptiſchen Fäden ſind auch fort, und ich muß dem Apotheker ſeinem Jungen die Naſe vernähen, der Bengel hat ſich wieder 'mal mit Dekans Willy gehauen.“

„Sie ſollten lieber dem Apotheker das Maul vernähen, daß er nicht ſo viel ſaufen thut, und die Leute vergibt,“ entgegnete die Welſch giftig. „Mit Ihrem alten Pechdraht flick' ich mir noch lange nicht die Kleider, dazu bin ich zu eklig.“

Es gelang Kroneck endlich, Frieden zu ſtiften. Die Brille fand ſich als Leſezeichen in einem uralten mediziniſchen Schmöker, und hinſichtlich der antiſeptiſchen Fäden ſtellte ſich heraus, daß Gramann ſchon längſt keine mehr beſaß.

„Es iſt auch einerlei,“ ſagte er brummend, „für die Waldraſſe thut's auch ein Zwirnsfaden. Geben Sie mir einen aus Ihrem Nähkorb, Welſchen, und was die Brille anlangt, ſo iſt es ein Glück, daß ich ſie verſteckt hatte, denn Sie können doch nichts liegen laſſen.“

„Es iſt ein Elend mit den Weibern,“ fuhr er, zum Amtsrichter gewandt, fort, „ſie ſind alle über einen Leiſten. Meine Alte, Gott hab' ſie ſelig, war noch die beſte, ich hatte ſie mir gezogen. Aber nun ſtehen die Zimmer da oben ſeit zwanzig Jahren leer, und ich alter Mann muß mich mit fremdem Pack herumſchlagen.“

Das war ein Haken, wo man anfaſſen konnte, und Kroneck brachte ſein Anliegen vor.

Gramann dachte einen Augenblick nach und ſchneuzte ſich heftig. Dann ſagte er: „Meinetwegen, meine Alte wird ja wohl nichts dagegen haben, wenn nach ihr jemand da oben hauſt. Ich wollte es eigentlich nicht, aber die Zeiten werden immer ſchlechter. Ich ſehe nicht ein, warum man den Vorteil nicht mitnehmen ſoll.“

Darauf ging er an die Thür und rief hinaus: „Welſchen, bringen Sie 'mal die Schlüſſel zum oberen Stock!“

Es währte eine geraume Weile, bis die Gerufene erſchien. Sie ſah ganz verſtört aus und ſagte: „Du meine Güte, nun geht die Welt ja wohl ganz aus dem Leim. Was wollen Sie denn in den muffigen Zimmern, Herr Sanitätsrat? Das iſt Ihnen ja noch niemals eingefallen, ſo lange wir beiſammen ſind!“

„Das kann Ihnen egal ſein, Welſchen,“ entgegnete Gramann. „Einmal muß der Menſch doch zur Vernunft kommen, und ich bin alt genug, um zu wiſſen, was ich thue.“

Er entfernte ſich mit ſeinem Beſuch, und Frau Welſch hockte auf einem Stuhl zuſammen.

„Er will wieder heiraten,“ ſagte ſie kopfnickend. „Na, wenn der vernünftig wird, dann müſſen andere wohl verrückt geworden ſein.“

Der Sanitätsrat war, die lange Pfeife in der Hand, in den oberen Stock hinaufgeſtiegen. In dem Vorſaal lehnte er die Pfeife an die Wand, nahm ſie aber gleich darauf wieder an ſich und ſagte entſchuldigend zu Kroneck: „Das iſt noch immer eine alte Gewohnheit. Sie konnte den Tabaksrauch nicht leiden, und ich mußte ihr darin nachgeben. Aber nun hat es freilich keinen Zweck.“ Dann ſteckte er den roſtigen Schlüſſel in das Schloß und öffnete.

Die kleine Zimmerflucht war mit ſchlichten Möbeln ausgeſtattet, und an den Fenſtern hingen vergilbte Gardinen.

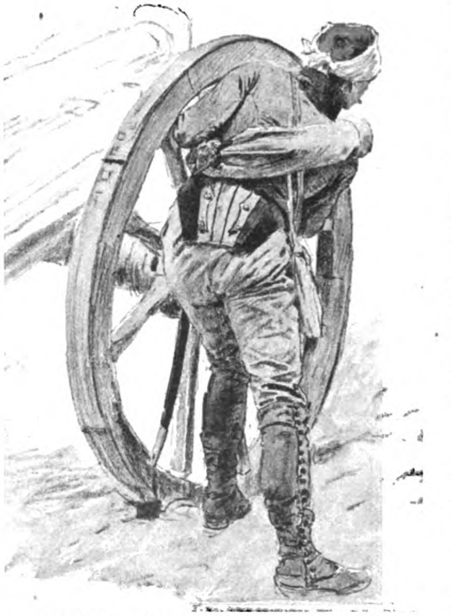
Es hatte wohl hinter dem Rücken des alten Mannes von Zeit zu Zeit eine ordnende Hand hier gewaltet, aber die Luft war doch ſchwer, und auf den einzelnen Gegenſtänden lag eine dicke Staubſchicht.

Gramann öffnete einen Fenſterflügel und blickte ſich um. In ſeinem verwitterten Geſicht zeigte ſich keine Spur irgend welcher Erregung, aber die Pfeife war ihm doch ausgegangen, und er biß heftig auf die Spitze.

„Sehen Sie ſich's an, Herr Amtsrichter,“ ſagte er kurz, „hier hat ſie gewohnt, und da drüben iſt ſie geſtorben. Das ſind nun zwanzig Jahre.“

Kroneck ging durch die Räume. Sie genügten mit ihrer Ausſtattung für ſeine Bedürfniſſe, und als er zurückkam, ſprach er es aus.

Gramann ſtand vor einem kleinen Sofa, das mit verblichener grüner Seide überzogen war. Er wandte dem Richter den Rücken zu und entgegnete in dieſer Stellung: „Das glaube ich wohl, ſie hielt darauf, daß alles fein war, und ich hatte damals noch nicht den Sanitätsrat. Das Kanapee habe ich ihr zum erſten Geburtstage geſchenkt — mit grüner Seide — ſo ein Unſinn! Aber wir haben doch manchmal zuſammen darauf geſeſſen, und dann mußte ich mein Taſchentuch unterbreiten.“


Aquarellſtudie zu dem Gemälde: Schlacht bei Möckern von Werner Schuch.

Die beiden Männer gaben ſich die Hand, und die Sache war abgemacht. Der Sanitätsrat konnte ſich noch nicht ſofort von ſeinen Erinnerungen losreißen, und als ſie die Treppe hinabſtiegen, ſagte er: „Ja, Herr Amtsrichter, meine Käthe war eine gute Frau, ich mußte manchmal ſtoppen. Wir hatten ja keine Kinder, und das war ihr Kummer. Sie lag mir immer in den Ohren, daß ich eins adoptieren ſollte, und als das Unglück mit dem Oberförſter Helm kam, da hatte ich meine liebe Not, ihr den Jungen auszureden. Es iſt aber gut geweſen, denn Du lieber Gott, was ſollte ich nun wohl mit dem Trottel anfangen?“

„Helm? Das iſt doch wohl nicht unſer Kanzliſt?“

„Freilich. Haben Sie es auch ſchon heraus, daß er nicht ganz richtig im Kopf iſt? Die Sache läßt ſich ja am Ende ganz natürlich erklären. Der Oberförſter Helm wurde nämlich — das ſind nun auch ſchon dreißig Jahre her — von Wilddieben erſchoſſen. Seine Frau war juſt in anderen Umſtänden. So was wirkt dann nach, man kann es wohl nicht beweiſen, aber es iſt doch ſo. Als die Frau Oberförſter im Wochenbett ſtarb, da war freilich niemand vorhanden, der ſich des Kindes hätte annehmen können, und ſo iſt der Junge auf Staatskoſten großgezogen worden. Er ißt auch jetzt ein halbes Gnadenbrot, Ihr Vorgänger behauptete wenigſtens, daß es mit der Schreiberei nicht weit her ſei, und er iſt doch mit fünfundſiebzig Mark monatlich fixiert.“

„Sie halten ihn für geiſteskrank, Herr Sanitätsrat?“

„Das wohl nicht, ſondern nur für ſimpel. Wenn er aber ſeine Anfälle hat, dann behauptet er ganz wunderliches Zeug, und die Welſchen ſagt, er wäre hellſichtig. Aber die Welſchen iſt ſelbſt verrückt, ſie kann nichts liegen laſſen.“

Auch in den Stall mußte Kroneck. Der Sanitätsrat ſtellte ſeinem neuen Hausgenoſſen einen mageren Klepper vor und ſagte: „Das iſt mein Felix. Ich kaufte ihn vor zehn Jahren für fünfzig Thaler von Lämmrich. Der Kerl hat mich damals übers Ohr gehauen, denn das Vieh war kollrig, aber ich hab' ihm den Koller ausgetrieben. Sieht er nicht gut aus? Er iſt freilich Krippenbeißer und ſchlägt auch ein bißchen, aber das mit dem Katzenfreſſen iſt ein Unſinn, den der Wendel aufgebracht hat. Den müſſen Sie überhaupt hoch nehmen, Herr Amtsrichter, einen ſchlimmeren Windhund gibt es in ganz Breitenau nicht. Na, und nun muß ich wohl dem Apotheker ſeinen Jungen flicken, der Bengel hat ſich die ganze Naſe aufgeſchmiſſen.“

Kroneck begab ſich in ſeine bisherige Wohnung, um die notwendigen Anordnungen für den beſtehenden Umzug zu treffen.

„Na, Herr Amtsrichter,“ ſagte Lämmrich, als er die Neuigkeit erfuhr, „ſtellen Sie ſich nur gut mit der Welſchen; das iſt ein alter Dragoner und hölliſch hartmäulig.“ — — —

In der Frühe des nächſten Morgens hielt die Staatskutſche aus dem grünen Baum vor dem Portal des Amtsgerichts.

Seiffarth verſtaute den grünen Kaſten auf dem Rückſitz, und Wendel kam, in einen endloſen Kaiſermantel gewickelt, über den freien Platz herangeſtackert. Er rauchte eine Jagdpfeife und ſah ſehr unternehmend aus.

„Geben Sie acht, Seiffarth,“ ſagte er, „heute gibt's einen Hauptjux. May wird dem neuen Herrn Amtsrichter eine Rede halten, und dazu hat er Einen genommen. Ich will ihm nur zuwinken, denn unſer Alter iſt ſcharf. Geſtern Abend hat er ſich ſchon einen Hümpel von den ‚Reſten‘ in die neue Wohnung bringen laſſen. Mit dem erleben wir was.“

„Nix werden wir erleben,“ entgegnete Seiffarth melancholiſch. „In Breitenau erlebt man überhaupt nix, ich wenigſtens habe abgeſchloſſen, als der Hochſelige ſtarb und ich meinen Kammerdienerpoſten aufgeben mußte. Unſer Chef wird auch zahm werden in dieſem Neſt, aber dadrum iſt es doch nicht nötig, daß Sie ihm gleich mit Ihrem Waldkloben unter die Naſe gehen.“

„Auf der Alm gibt's ka Sünd',“ entgegnete Wendel, „die Pfeife und die Schnapsbulle gehören zu einer richtigen Expedition. Machen Sie keine kleinen Kinder ſcheu mit Ihrem Geſicht, ſondern kriechen Sie in ihre verwaiſte Fronfeſte. Das Sattelpferd fängt ſchon an mit dem Schwanze zu orgeln.“

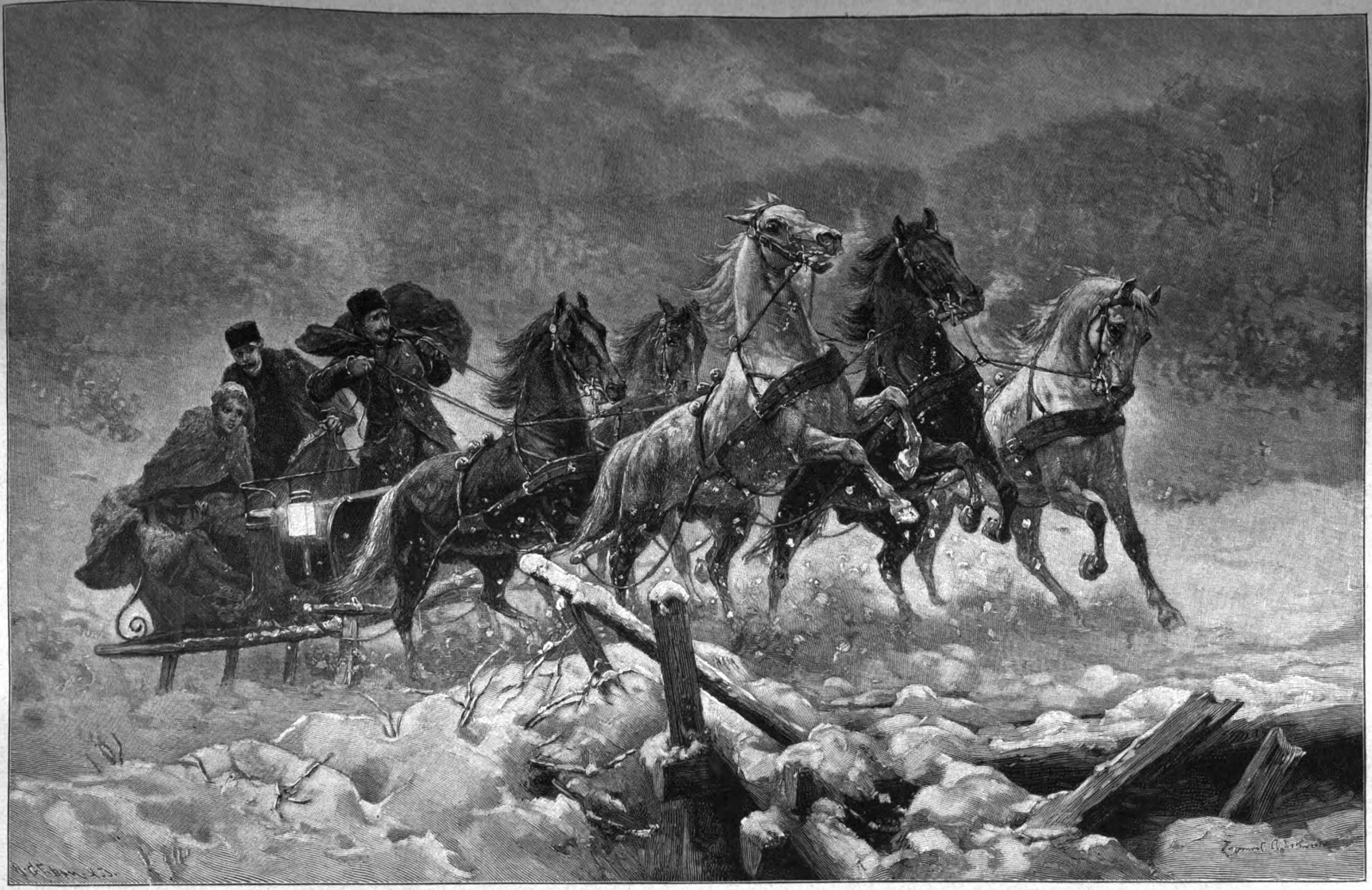
Kroneck ließ ſich von ſeiner Wohnung abholen. Er hatte noch am Abend ſeine Wohnung bezogen, bis in die Nacht gearbeitet und dann mäßig geſchlafen. In ſeinen Träumen hatte das grünſeidene Sofa eine Rolle geſpielt; er ſaß auf demſelben und neben ihm eine zweite Geſtalt, die aber vorläufig noch in Nebel zerrann. Die letzte Herrin dieſer Räume war es nicht geweſen, denn in der Erinnerung des jungen Richters gaukelte etwas wie blonde Haare und rote Lippen. Gramann würde geſagt haben, daß es eine Thorheit ſei und ein Elend mit den Weibern wäre, aber Kroneck hatte dem Alten nichts von ſeinen Träumen berichtet. —

Als er jetzt im Wagen ſaß und den nebelbedeckten Bergen entgegenfuhr, verflogen auch dieſe unjuriſtiſchen Gedanken in der friſchen Morgenluft, und er empfand nichts als ein unſolides Gefühl im Magen. „Sie ſind zu dünn gekleidet, Herr Amtsrichter,“ ſagte Wendel ſachverſtändig, „da oben hört man die Engel im Himmel pfeifen, und zur Winterszeit wachſen einem die Eiszapfen aus dem Halſe.“

„Iſt es da oben ſo rauh?“

„May ſagt, ohne Schnaps wäre es nicht zu machen; Sie erlauben doch, Herr Amtsrichter?“

Damit holte der Schlauberger ein Fläſchchen aus der Taſche, that einen tiefen Zug, ſchüttelte ſich und ſagte: „Da-



Gefährliche Situation. Nach dem Gemälde von Z. Adjukiewicz.

von wird man ein anderer Menſch; nu, warum ſollte der andere Menſch nicht auch einen nehmen?“

Kroneck mußte lachen; es war nicht möglich, dem langen Schlingel gram zu ſein. Dann frug er: „Wohnt denn der Beidiener May beſtändig oben?“

„Schon ſeit vielen Jahren. Er war früher im Juſtizamt in Altenbach, und als das aufgehoben wurde, hat man ihn vergeſſen. Die Altenbacher ſind auch ganz zufrieden mit der Einrichtung, es gibt außer May ja weiter keinen Frühling da oben.“

Ganz ſo ſchlimm mußte es doch wohl nicht ſein. Die Oktoberſonne kam allmählich durch den Nebel und glitzerte in dem Geäſt der uralten Tannen; bei einer Biegung des Weges ſah man Breitenau unter ſich im Glanz und Morgenrauch.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Bücher.

Von Th. H. Pantenius.

Heinrich von Treitſchke: Deutſche Geſchichte. — Heinrich Seidel: Von Perlin nach Berlin. — Friedrich Pecht: Aus meiner Zeit. — L. Beyer: Um Pflicht und Recht. — Ernſt Eckſtein: Familie Hartwig. — Ilſe Frapan: Zu Waſſer und zu Lande. — Hans Arnold: Sonnenſtäubchen.

Von Heinrich von Treitſchkes „Deutſche Geſchichte im neunzehnten Jahrhundert“ iſt ſoeben der fünfte Teil, der den Zeitabſchnitt vom Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. bis zum Ausbruche der Revolution im Jahre 1848 behandelt, erſchienen. Das Buch geſtaltet ſich immer merkwürdiger. Herr von Treitſchke hatte ſchon in den früheren Bänden nach dem Grundſatze gehandelt, daß Gerechtigkeit und das Trachten, der objektiven Wahrheit möglichſt nahe zu kommen, keineswegs die erſten Aufgaben des Geſchichtſchreibers ſeien. Ein ſtarkes patriotiſches Empfinden und das daraus ſich ergebende Pathos erſchienen ihm ungleich wichtiger. Daß dieſe Anſchauung notwendig aus dem Geſchichtſchreiber einen politiſchen Schriftſteller machen muß, und daß ſie ſchließlich zu einer ganz willkürlichen, rein ſubjektiven Beurteilung aller Dinge führt, hat er leider nicht erkannt und erkennt er auch heute nicht. „Welchen Mißbrauch,“ ſagt er in dem Vorwort zu unſerem Bande, „treibt man doch heute mit dem Ausſpruch: sine ira et studio — einem Worte, das niemand weniger befolgt hat als ſein Urheber. Gerecht ſoll der Hiſtoriker reden, freimütig, unbekümmert um die Empfindlichkeit der Höfe, ungeſchreckt durch den heute viel mächtigeren Haß des gebildeten Pöbels. Aber ſo gewiß der Menſch nur verſteht, was er liebt, ebenſo gewiß kann nur ein ſtarkes Herz, das die Geſchicke des Vaterlands wie ſelbſterlebtes Leid und Glück empfindet, der hiſtoriſchen Erzählung die innere Wahrheit geben.“ Das klingt ſehr warm und ſchön, iſt aber nicht wahr, denn ein weniger ſubjektiver Menſch als Herr von Treitſchke kann auch verſtehen, was er gar nicht liebt. Es ſtünde auch ſchlimm um Herrn von Treiſchkes Geſchichte, wenn der Ausſpruch ſelbſt nur für ſeine Perſon ganz zutreffend wäre, denn wie wenige der von ihm beurteilten Perſonen und Verhältniſſe liebt er und wie unzählige haßt er! Daß er dieſem Haß völlig „unbekümmert“ und „freimütig“ ohnegleichen Ausdruck gibt, ſoll willig anerkannt werden. Nur kann man meines Erachtens freimütig und unbekümmert um Höfe und gebildeten Pöbel urteilen, ohne daß das Urteil von ſubjektivem Haß diktiert und in die denkbar verletzendſte Form gekleidet wird.

Wen aber haßt Herr von Treitſchke nicht! Engländer und Franzoſen, Öſterreicher und Ruſſen — alles fällt der gleichen Verdammnis anheim. Und unſeren Volksgenoſſen ergeht es kaum beſſer. Unſere Fürſtenhäuſer erhalten ausnahmslos die ungünſtigſte Cenſur. Albertiner und Erneſtiner, Wittelsbacher und Württemberger, Brabanter, Welfen, Naſſauer — um von den Kleinen gar nicht zu reden, — ſie alle werden gewogen und federleicht befunden. Und nicht etwa nur der eben regierende Repräſentant des Hauſes, ſondern gleich die ganze Familie. Bisher konnte ſich der monarchiſch geſinnte Patriot wenigſtens daran halten, daß das eine Haus der Hohenzollern ſich der uneingeſchränkten Sympathien unſeres Geſchichtſchreibers erfreute, aber jetzt wird auch dieſes rauh angefaßt. Nicht nur erfährt Friedrich Wilhelm IV. eine vernichtende Beurteilung, es finden ſich auch Ausſprüche wie der, daß mit Ausnahme von Friedrich dem Großen und Kaiſer Wilhelm I. alle Hohenzollern undankbar geweſen wären. So hat denn auch dieſe Familie glücklich ihr Erblaſter.

Nicht viel beſſer als den Fürſten ergeht es im Grunde auch dem deutſchen Volke, obgleich die Verurteilung hier nicht „kurzab“ über das Ganze, ſondern über die Teile, aber ſo ziemlich über alle, ausgeſprochen wird. Konſervative, Liberale, Radikale — ſie alle werden gleich kräftig abgekanzelt.

Und nun die Form. Es iſt z. B. von dem Prinzgemahl der Königin Viktoria die Rede. Wir erfahren, daß dieſer, „wie alle Koburger“, ohne warmes religiöſes Gefühl war. Der arme Prinz wird nun mit dem ganzen grimmigen Hohn gezeichnet, über den Herr von Treitſchke verfügt. Selbſt „die Arbeit der Kindererziehung, die er mit großem Pflichtgefühl betrieb, gelang nur bei einigen ſeiner Töchter, bei dem Thronfolger gar nicht.“ Nun führte dieſer Mann, ob er nun „ſteif, pedantiſch, in ſeinen Urteilen ſchroff und lieblos“ war oder nicht, unzweifelhaft ein tadelloſes Familienleben. Man ſollte meinen, daß dieſer Umſtand ihm doch wenigſtens gut geſchrieben werden müſſe, aber Herr von Treitſchke verſteht es, auch ihn ins Lächerliche zu ziehen. „Die Briten freuten ſich an dem wohlgeordneten Haushalt und dem Familienglück der Königin, das alljährlich mit großer Pünktlichkeit, ſobald die von den Naturgeſetzen gebotene Zwiſchenzeit ablief, durch die Geburt eines Kindes verſchönt wurde.“ Was für lächerliche, kleinbürgerliche Leute, dieſe Briten! Oder: was für ſpießbürgerliche Menſchen, dieſes Königspaar! Wirklich, Herr von Treitſchke? Iſt es nach Ihrer Meinung ein Zeichen von Spießbürgerlichkeit, daß ein glückliches Ehepaar durch alljährlichen Kinderſegen erfreut wird? Oder iſt es lächerlich, wenn ein Volk ſich daran erfreut, daß ſein Fürſtenpaar in glücklicher Ehe lebt? Beides nicht? Nun wohl, was in der Welt ſoll dann Ihr Spott bedeuten?

Ein anderes Beiſpiel: Herr von Treitſchke erzählt uns, daß König Wilhelm I. von Württemberg lebhaft wünſchte, Preußen möge ſtatt des morſchen Öſterreich die Führung des deutſchen Bundes übernehmen. Der preußiſche Geſandte Rochow „wußte jedoch, daß der Schwabenkönig dem öſterreichiſchen Geſandten gegenüber ganz ebenſo gehäſſig über Preußen ſprach, und berichtete freimütig: in ſeinem Weſen iſt die bekannte württembergiſche Hausphyſiognomie ſtets ausgeprägt.“ Was Herr von Rochow unter der „bekannten Hausphyſiognomie“ verſtand, wird uns nicht geſagt, der Leſer aber erhält den Eindruck, daß die ererbte Phyſiognomie des Hauſes Württemberg eine ſehr abſchreckende ſei.

Ich bin weit davon entfernt, ſolche Urteile als abſichtlich hinterhaltige anzuſehen. Der furchtloſe Mann hat ſich vor einem ſolchen Mißverſtändnis ſelber mehr als ausreichend geſchützt. Aber ſchief und durchaus ungerecht bleiben ſie trotzdem. Auch ganz unvermeidlich, ſobald der Geſchichtſchreiber an die Stelle beſonnener Erwägung den Zug ſeines „Herzens“ treten läßt. Bei der Beurteilung des Staatslebens und ſeiner Träger wird eben auch ein ſo patriotiſches Herz wie das des Herrn von Treitſchke notgedrungen viel mehr zu Haß als zu Liebe gerührt, und der Haß blendet bekanntlich noch mehr als die Liebe.

Es iſt und bleibt ja überhaupt ein gar nicht genug zu beklagendes Unglück, daß bei uns die Geſchichtſchreibung ausſchließlich in den Händen von Profeſſoren liegt. Der Gelehrte lernt die Welt eben nur durch das Buch kennen und kann ſie nur ſo kennen lernen. Das ſo unendlich verwickelte wirkliche Leben bleibt dem in ſein Arbeitszimmer Gebannten ewig fremd, und iſt er eine feinſinnige, vornehme Natur, wie Herr von Treitſchke, ſo wird ſein Urteil ohne ſein Wiſſen und wider ſeinen Willen weſentlich von äſthetiſchen Eindrücken beſtimmt. Wie wunderlich ſchwankt z. B. der ſittliche Wertmeſſer unſeres Geſchichtſchreibers mitunter! Man leſe den Abſchnitt, der die Münchener Lola-Händel behandelt. Der Leſer gewinnt den Eindruck, daß Herr von Treitſchke nicht das mindeſte dagegen einzuwenden hat, wenn ein verheirateter Fürſt mit einer Sängerin ein unſauberes Verhältnis hat. Erſt wenn dieſes Verhältnis ſich öffentlich abſpielt und Ärgernis erregt, wird es roh und damit ſittlich anſtößig. Der klaſſiſch, alſo weſentlich äſthetiſch gebildete Kavalier in Herrn von Treitſchke bewirkt auch ſonſt, daß die Magnetnadel ſeines Herzens durch irreguläre, aber vornehme Naturen mehr als billig angezogen wird. Es war gut für das Gedächtnis Friedrich Wilhelm IV., daß der künſtleriſche Teil ſeiner Begabung Herrn von Treitſchke immer wieder ſympathiſch berühren mußte. Immerhin fällt deſſen Urteil hart genug aus. Vielleicht zu hart. Iſt es denn nicht ſehr wahrſcheinlich, daß das Leiden, welchem der König ſchließlich erlag, ſchon zu einer Zeit in ihm ſteckte und ſein Empfinden und Handeln beeinflußte, in der auch die ihm ganz nahe Stehenden ſeine Exiſtenz nicht einmal ahnen konnten? Der Herzog von Koburg erzählt uns in ſeinen Erinnerungen, daß er, wenn ich mich recht entſinne, ſchon zu Anfang der vierziger Jahre einer Scene beigewohnt habe, die über dieſe Thatſache keinen Zweifel ließ. Der Herzog hatte, ſollte ich meinen, keinerlei Grund, den Vorgang falſch aufzufaſſen, und dieſer würde, meines Erachtens, vieles erklären und entſchuldigen. Wer je ſo unglücklich war, die ja mitunter unendlich langſame Entwickelung dieſes Leidens an einer lieben Perſon zu beobachten, der weiß, welche ganz unbegreifliche Veränderungen allmählich in dem Charakter des betreffenden, ſcheinbar ganz geſunden Menſchen vor ſich gehen. Der Feinfühlige wird roh, der Offene hinterhaltig, der Hingebende mißtrauiſch, ohne daß ſich in ſeinem Lebensgange irgend eine Erklärung für dieſe Veränderung finden ließe. Iſt doch nach Gottes unerforſchlichem Ratſchluſſe die Seele vom Körper ebenſo abhängig, wie dieſer von ihr.

Herr von Treitſchke hat, ſo viel ich ſehen kann, dieſe Möglichkeit gar nicht in Betracht gezogen.

Es freut mich, nachdem ich getadelt habe, wo ich tadeln zu müſſen glaubte, auch rückhaltlos loben zu können. Die Darſtellung der geſchichtlichen Ereigniſſe an ſich iſt wieder wundervoll, und ſie bringt es fertig, dieſen in ſeiner Zerſplitterung ſo ſpröden Stoff durchweg intereſſant zu machen. Mit lebhafter Teilnahme folgt der Leſer ſeinem geiſtvollen Führer, auch dann, wenn er ſich über ihn ärgert oder ſich von ihm auf Irrwege geführt glaubt. Dieſe lebhafte Teilnahme bleibt von der erſten bis zur letzten Zeile die gleiche. Herr von Treitſchke iſt eben ein vorzüglicher Erzähler, und dasſelbe zügelloſe, patriotiſche Pathos, das ihn zu Ausſchreitungen verleitet, reißt Leſer und Hörer mit ſich fort. Äſthetiſch angeſehen iſt ſeine Geſchichte ein Kunſtwerk erſten Ranges.

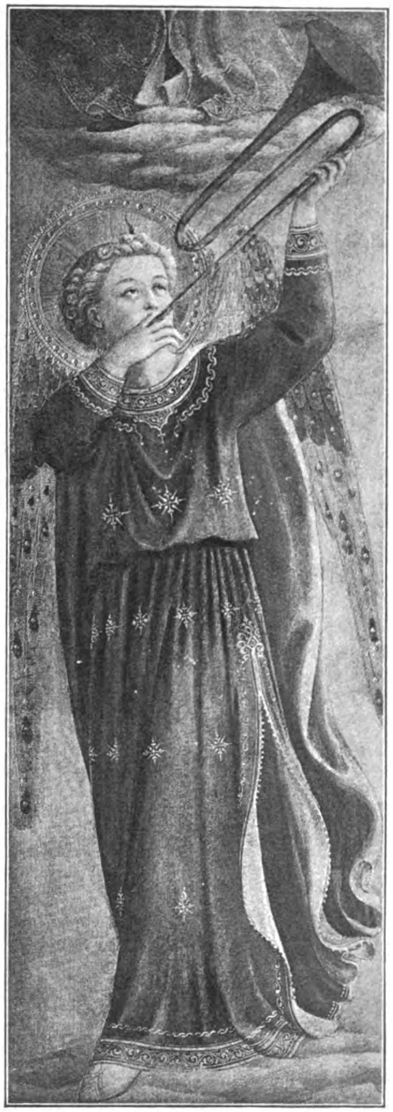
Von den neuerdings erſchienenen Biographien ſei hier zunächſt auf die Selbſtbiographie von Heinrich Seidel hingewieſen, die unter dem Titel „Von Perlin nach Berlin“ als XIII. Band ſeiner „Geſammelten Schriften“ erſchienen iſt (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Den Kern des Buches hat Seidel bereits vor einigen Jahren unter der gleichen Überſchrift in unſerem Blatte veröffentlicht (vergl. Jahrgang XXV). Was da aber vielfach nur angedeutet werden konnte, iſt hier mit Behagen ausgeführt, ſo daß der kleine Band den zahlreichen Verehrern Seidels, auch wenn ſie jene Skizze kennen, ſehr willkommen ſein wird. Iſt es die Aufgabe der Selbſtbiographie eines Dichters, die Leſer verſtehen zu lehren, wie aus dem Menſchen der Poet wurde, und wie deſſen Erlebniſſe ſich zu ſeinen Dichtungen geſtalteten, ſo hat unſer Buch ſeine Aufgabe erfüllt. Wer dieſen Lebenslauf verfolgt, der begreift es, wie die durchaus eigenartige Lebensauffaſſung, die aus Heinrich Seidels Erzählungen zu uns ſpricht, entſtehen und ſich entwickeln konnte. Der Mecklenburger lebte eben, obgleich ſeine Heimat zwiſchen Berlin und Hamburg liegt, ausſchließlich ein Privatleben, und alle die großen Bewegungen, die unſer Volk bis in ſeine Grundtiefen aufrührten, berührten ihn nicht mehr, als wenn dort unten in der Türkei die Völker auf einander ſchlugen und die Zeitungen darüber berichteten. Der Verfaſſungskonflikt in Preußen, die großen Kriege, die Wiedererneuerung des Kaiſerreichs, die ganze ungeheure innere Umwälzung, deren Zeuge er war, das alles hat Seidel ſozuſagen gar nicht berührt. Wer von dieſen Dingen ſonſt nichts wüßte, aus Seidels Selbſtbiographie würde er nichts von ihnen erfahren. Er iſt als ein moderner Romantiker immer ſtill und für ſich ſeine Wege durch Wald und Wieſe gegangen, und als es damit vorbei war und das Schickſal ihn in die Großſtadt verſchlug, da hat er ſich auch immer verlorene Winkel aufgeſucht, in denen Einſpänner und Originale ihr wunderliches Weſen trieben. Mit dieſem Material hat er dann aus der Tiefe eines innigen Gemüts die zahlreichen anmutigen Geſchichten geſchaffen, die ihn zu einem Liebling der deutſchen Familie gemacht haben.

Ganz anderer Art ſind die Lebenserinnerungen, die der greiſe Friedrich Pecht unter dem Titel: „Aus meiner Zeit“ (München, Verlagsanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft, 1894, 2 Bände) veröffentlichte. Friedrich Pecht, der als Maler und Kunſtſchriftſteller ein langes Leben hindurch gewirkt hat, kam es nicht darauf an, ein Bild des eigenen Werdeganges zu entwerfen, er wollte vielmehr, wie er am Schluſſe ſelbſt ſagt, ſeine Zeit und ihre vornehmſten Vertreter, ſoweit er ſie kennen lernte, ſchildern. Als Spiegelbild der Zeit ſind nun dieſe Erinnerungen meines Erachtens mit Vorſicht zu benutzen, denn da es Herrn Pecht leider verſagt war, in ſeiner Jugend eine ſyſtematiſche Bildung zu genießen, ſo haftet ſeinem Urteil viel von dem Willkürlichen Krauſen an, das der Autodidakt kaum je ganz los wird. Das gilt in erſter Reihe von ſeinen politiſchen und wirtſchaftlichen Ausführungen, während er auf ſeinem eigentlichen Gebiet, dem der bildenden Künſte, als Fachmann urteilt und die Autorität eines ſolchen in Anſpruch nehmen kann. Die Entwickelung Münchens als Kunſtſtadt insbeſondere hat wohl kein anderer noch Lebender ſo aus eigenſter Anſchauung beobachten können, wie unſer jetzt achtzigjähriger Memoirenſchreiber, der ſchon 1833 die dortige Akademie beſuchte. Bereits als junger Künſtler hatte Herr Pecht überdies den Trieb in ſich gefühlt, ſich nach allen Richtungen hin zu bilden, ſo daß ſein Umgang keineswegs auf die Künſtlerkreiſe beſchränkt blieb. Dazu kamen dann als weiteres Bildungsmoment Reiſen nach Italien, Frankreich und England, die wiederum den Blick für die heimiſchen Verhältniſſe und Kunſtbeſtrebungen ſchärften. Sein ſtark ausgeprägtes Nationalgefühl hat trotz dieſer intimen Berührungen mit fremder Art und Kunſt die Liebe zur vaterländiſchen durchaus nicht geſchwächt, ein Umſtand, der auch dann, wenn er ſcharf tadelt, angenehm zu Tage tritt.

Wer ſich für die Entwickelung der bildenden Künſte in dieſem Jahrhundert intereſſiert, wird unſer Buch mit Intereſſe und Nutzen leſen.

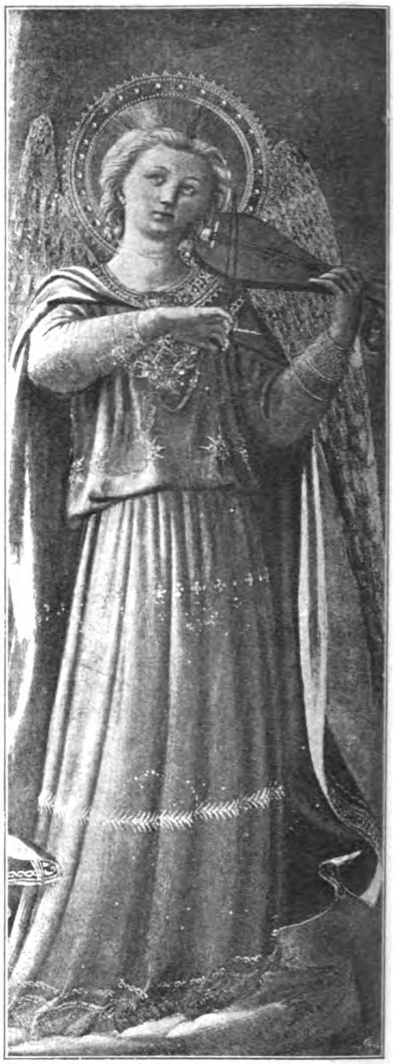
„Um Pflicht und Recht“ heißt ein hiſtoriſcher Roman von E. Beyer (Schwerin, M. Fr. Bahn, 1894), den ich unſeren Leſern warm empfehle. Die Erzählung ſpielt am Ende des XIV. Jahrhunderts in Roſtock, Bergen und unter den Vitalienbrüdern auf Wisby und gibt von jener buntbewegten Zeit auf Grund ſorgfältiger, umfaſſender Studien ein ſehr intereſſantes, feſſelndes Bild. Auch die geiſtlichen Bewegungen, die jene Übergangszeit hervorrief, kommen zu erſchütterndem Ausdruck.

Ernſt Eckſtein hat in einem großen Roman: „Familie Hartwig“ (Berlin, G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung, 1894) einen wirtſchaftlichen Vorgang zum Gegenſtand ſeiner Erzählung gemacht. Es handelt ſich um die Untergrabung des ſelbſtändigen Handwerks durch das Großkapital. In einer kleinen Mittelſtadt eröffnet ein Herr Kolberger einen modernen Bekleidungsbazar und führt ſein Unternehmen mit der ganzen Klugheit, Entſchloſſenheit und Rückſichtsloſigkeit ein, die dieſe Art Gründer zur Verfügung zu haben pflegen. Darüber gehen nun mehrere Handwerkerfamilien, als deren Typus die Familie des Schneidermeiſters Hartwig und dieſer ſelbſt erſcheint, elend zu Grunde. Das Leben der Handwerker iſt mit viel Sympathie und, ſoviel ich davon verſtehe, getreu geſchildert, der ganze Stoff ſehr maßvoll und beſonnen behandelt. Nur hätte ich gewünſcht, daß der Repräſentant der gebildeten Stände, ein junger Gelehrter, ganz fortgelaſſen wäre. Mir wenigſtens hat dieſer junge Herr keinerlei Teilnahme einzuflößen vermocht, und ich hege zu ſeinen Beſtrebungen, die ſociale Frage durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten der Löſung näher zu bringen, nicht das mindeſte Vertrauen. Das iſt ja aber jedenfalls nicht die Aufgabe des Erzählers, der der ſeinigen gerecht wird, wenn er die Dinge ſo ſchildert, wie ſie wirklich ſind. Den Hartwigs aber mag es in unſeren Tagen nur zu oft ſo ergehen, wie Eckſtein es ergreifend und feſſelnd geſchildert hat.



Engel, Poſaune blaſend. Von Fra Giovanni da Fieſole in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

„Zu Waſſer und zu Lande“ heißt die diesjährige Novellenſammlung von **Ilſe Frapan** (Berlin, Gebrüder Paetel, 1894). Sie enthält außer der unſeren Leſern bekannten Erzählung „Dat Undeert“ noch drei Novellen, die alle auf dem klaſſiſchen Boden der Erzählungskunſt unſerer Verfaſſerin, in Hamburg oder doch auf Hamburger Gebiet, ſpielen. Ilſe Frapan kennt das Hamburger Volk wie kein anderer, und ſie verſteht es meiſterhaft, uns für dasſelbe zu intereſſieren. Die fromme Einfalt dieſer Klaſſen weiß ſie ebenſo zur Anſchauung zu bringen, wie ihre Verſchlagenheit, ihren Ernſt und ihren Hang zum Scherz, ihre Tüchtigkeit wie ihre Ausſchreitungen. Der ergreifende Humor der Verfaſſerin verleiht dieſen Perlen der erzählenden Kunſt einen ganz beſonderen Reiz.



Engel, Violine ſpielend. Von Fra Giovanni da Fieſole in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

Ganz anderer Art iſt die köſtliche gute Laune, mit der **Hans Arnold** immer wieder dem Humor des deutſchen Familienlebens zum Ausdruck verhilft. Dieſe gute Laune iſt wahrhaft unerſchöpflich. Zählt man die in ihrer neueſten Sammlung „Sonnenſtäubchen“ (Stuttgart, Adolf Bonz & Co., 1895) enthaltenen Humoresken mit, ſo hat Hans Arnold nach meiner Rechnung in 49 Erzählungen die Leiden und Freuden des Familienlebens der deutſchen Mittelklaſſen geſchildert. Ihr Material iſt dabei das allerbeſcheidenſte. Es beſteht aus einem etwas verdrießlich gewordenen, aber gutartigen Papa, aus einer überarbeiteten, todmüden Mama, in der das Leben die angeborene Heiterkeit indeſſen nicht ganz erſtickt hat, einer erwachſenen Haustochter, einem Backfiſch, zwei Quartanern und den Dienſtmädchen. Dazu kommt wohl noch ein Student oder ein Leutnant. Dieſe Karten werden nun ſtets neu gemiſcht, und ſie wirken auf jeden, der für dieſe Art Frohſinn überhaupt Verſtändnis hat, immer wieder als Lachtrumpf. Ich kenne alle dieſe Geſchichten. Trotzdem habe ich über die neueſten, über „Viel Lärm um nichts“, über „Richards Uhr“ und wie ſie ſonſt heißen, wieder ſo herzlich lachen müſſen, daß mir die Thränen über die Wangen liefen, obgleich ich ſie unter Umſtänden las, wo mir gar nicht heiter zu Mute war. Dieſe unverwüſtliche gute Laune, dieſe harmloſe Ausgelaſſenheit wirkt eben unwiderſtehlich.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die Kronprinzenpaſſage.

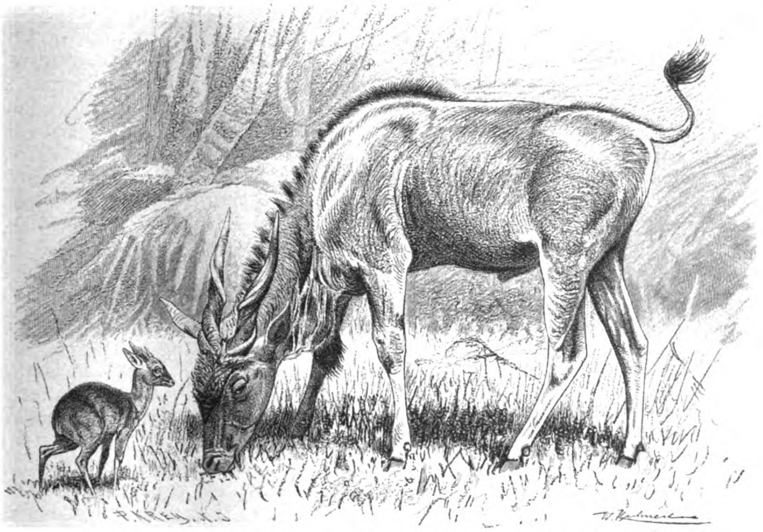
Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Fortſetzung.)

11. Kapitel.

Der Weihnachtsengel flog mit ſeinen Silberſchwingen über Stadt und Land, und der ſüße Duft von Pfefferkuchen und Marzipan, von roſinenſtrotzenden Stollen und Mandelbackwerk wehte durch die feſtfrohe Welt. Die Mütter und Schweſtern rüſteten das bunte Puppenheer, und die Hausväter warfen die ſchweren Sorgen des Berufs weit, ſo weit hinter ſich, daß ſelbſt der vorſorglichſte und ſparſamſte von ihnen zum leichtſinnigen Verſchwender wurde. Es kehrt ja nur einmal im Jahre wieder, das liebe Gabenfeſt.

Der Weihnachtsengel flog auf ſeinen Silberſchwingen über Stadt und Land, und Altmeiſter Stephan hatte zu ſeinen Dienſten wieder einmal eine Armee mobiliſiert, die reiſigen, vielreiſenden Eiſenbahnpoſtſchaffner, die unermüdlichen Briefträger und die raſtloſen Traincompagnien mit den raſſelnden polternden Gepäckwagen, nach rechtſchaffenem Kriegsbrauch die Impedimenta des Feſtes, die wohlverſchnürten und verſiegelten Poſtpakete, zu Nutz und Frommen der Gabenfrohen rechtzeitig zu bewältigen, auf daß einem jeglichen werde, was ihm gebührt. Drei Tage vor dem Feſte war's, daß einer der atemloſen Poſtmänner — es war ſogar nur einer von den Stephanſchen Irregulären, und er trug die ſchmucke Uniform der gelben Maikäfer, denn er war, faſt hätte ich geſagt in ſeinem Civilverhältnis, Unteroffizier bei den Garde-Füſilieren — an der Pforte der Borelſchen Wohnung ein ganz kleines Paketchen abgab, eine Hand lang und eine Hand breit. Eingeſchrieben! Das war nun nichts Neues bei Profeſſors, denn die Wertpakete nahmen zu Fräulein Annas heimlichem Entſetzen kein Ende; ihr Wert aber war in den hellen Augen des jungen Mädchens eigentlich ein recht zweifelhafter und ſtand kaum im Verhältnis zu den vielen Portos, die ihren hausmütterlichen Sinn bedrückten. Poſtwertzeichenſendungen waren es von nah und fern, aus dem In- und Auslande, und der Spreu war in ihnen mehr, denn des Weizens.



Zwerg- und Elenantilope. Originalzeichnung von Wilh. Kuhnert.

Mit dem heutigen Poſtpaketchen aber hatte es ſeinen beſonderen Haken. Wenigſtens rief der Profeſſor, nachdem er mit Schere und Meſſer Bindfaden und Packpapier bezwungen und aus den dreifachen Hüllen ein kleineres inneres Päckchen mit vergilbten Briefſchaften entnommen hatte, mit ſeltſam aufgeregter Stimme ins Nebenzimmer: „Ann! Ann! Nun komm doch mal bloß rein und ſieh, was angekommen iſt!“ Und als das Töchterchen zwar „Gleich, Papa!“ antwortete, aber den Alten trotzdem einen Augenblick warten ließ, weil ſie ſoeben im Begriff war, einen neuen Seidenfaden durch ein verzweifelt enges Nadelöhr zu zwingen, erſchien er ſofort mit den Papieren in der Rechten an der Thür: „Hier — ſo ſieh doch nur — was ſagſt Du dazu? Ein altes Oldenburger Couvert, erſte Emiſſion, Einhalbgroſchen braun — groß Format! Und hier: eine grüne hannöverſche Zehngroſchenmarke auf ganzem Brief! Und nun erſt gar dies Stück“ — er hielt ihr einen Briefumſchlag dicht unter die Augen, und ſeine Hand zitterte förmlich dabei — „ein ſächſiſches Fünfgroſchen-Couvert, Wertſtempel rechts — ein Unikum mit langer Gummierung — wunderbar erhalten! Nicht den kleinſten Riß, ohne Siegel auf der Patte, das Relief der Marke tadellos — tadellos — —!“

Anna ſah, wie die Augen des Vaters vor Freude und Vergnügen in echtem Sammlerglück glänzten, und wenn ſie auch ein leiſes Fröſteln verſpürte in Anbetracht, daß es wohl bei dem Vergnügen des Sehens nicht bleiben würde, ſondern daß Papa mindeſtens das eine Unikum auch würde erwerben wollen, ſo erfreute ſie doch ſeine Freude viel zu ſehr, als daß ſie nicht die einzelnen Stücke geduldig hätte in ihre kleinen Patſchen nehmen und nach Gebühr bewundern ſollen. Ja, ſie war ſogar ſo zärtlich und aufmerkſam, daß ſie den Papa bei der hannöverſchen Rarität darauf hinwies: „Sieh doch — hier hat ſich die Marke ein wenig abgelöſt, und der Gummi kommt zum Vorſchein. Wie klar ſich ſein Rot erhalten hat — ich habe ſelten ein ſo ſchönes Stück geſehen. Von welchem Händler kommen denn die Sachen, Papa?“

„Händler?“ Der Profeſſor lachte, und während er die drei Stücke fein in einer Reihe auf der Seidenſtickerei ausbreitete, die auf Annas Schoß lag, nahm er die Brille ab, wiſchte ein Weilchen an ihr herum, ſetzte ſie wieder auf, raffte ſeine Raritäten zuſammen und gab, die Rechte mit den übrigen Schätzen weit und vorſichtig von ſich ſtreckend, dem Töchterchen einen Kuß auf die Stirn und dann noch einen auf die friſchen Lippen. „Händler — was Du Dir denkſt! Rat' einmal von wem — rat' einmal! Ich wette meine ſeltenſte Mauritius gegen eine Pfeffernuß, daß Du nie — nie auf die richtige Spur kommſt!“

„Aber, Papa, das iſt ja auch bei Deinen ſechs Dutzend Tauſchfreunden ganz unmöglich.“ Anna hatte ſich ſchon wieder an den Kompromiß zwiſchen Nadelöhr und Seidenfaden gemacht, und der Ausgleich zwiſchen beiden wäre wahrſcheinlich glücklich von ſtatten gegangen, wenn nicht der Profeſſor ſeine freie Linke auf ihren Arm gelegt hätte; „Kannſt Du auch gar nicht raten, Kind! Aber ich will Deine Neugier —“ beſagte Neugier war übrigens gar nicht vorhanden — „nicht auf eine gar zu harte Probe ſtellen: aus Natten ſind ſie!“

Nun war's ganz vorbei mit Öhr und Fädchen! Die

Hände ſanken in den Schoß, und unmotiviert ergoß ſich ein feines Rot über das Antlitz bis unter die paar widerſpenſtigen Löckchen hinauf, die ſich von dem glatten Scheitel auf die weiße Stirn herabſtahlen.

„Aus Natten —“ wiederholte ſie leiſe.

„Jawohl aus Natten! Von der lieben Frau von Barten — erinnerſt Du Dich denn nicht, daß ſie mir zugeſagt hatte, unter ihren Papieren Umſchau zu halten. Ich ahnte gleich, daß dabei etwas Schönes herauskommen würde — —“

Das Rot war ſo ſchnell auf den Wangen erblaßt, als es auf ihnen emporgeblüht. Und es klang faſt ſchüchtern, als Anna jetzt fragte: „Was ſchreibt denn Frau von Barten, lieber Papa?“

Der Vater ſchlug ſich vor die Stirn. In der rechten Selbſtſucht des Sammlers hatte er kaum mehr als die Überſchrift des Briefes geleſen und ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf deſſen augenblendende Einlage verwandt. Jetzt eilte er ſchleunigſt in ſein Zimmer zurück, holte das Schreiben und las es, in der Verbindungsthür ſtehen bleibend, laut vor

„Sehr verehrter Herr Profeſſor!

Hier haben Sie die erſten Reſultate meiner verſprochenen Rekognoszierung. Welchen Wert die Sachen für Sie haben, kann ich natürlich nicht beurteilen, daß aber von ihnen und Ähnlichem recht reichlich vorhanden iſt, hat mich ein flüchtiger Überblick gelehrt. Es ſind im ganzen ſechs Kiſten aus den Jahren 1851 bis 1868 vorhanden — aus ſpäterer Zeit noch einige, die ja aber für Sie kein beſonderes Intereſſe haben werden. Ich wollte und konnte in den alten Briefſchaften nicht weiter ſtöbern, es verbanden ſich für mich zu viele wehmütige Erinnerungen mit dieſer Beſchäftigung. Jene ſechs Kiſten habe ich vom Oberboden herabſchaffen laſſen, und ſie harren Ihrer, mein verehrter Herr.

Ich bin eine alte Frau und, fürchte ich, ſtark egoiſtiſch geworden in der letzten Zeit. Die leidige Selbſtſucht iſt's denn auch, die mir nachſtehendes Anliegen diktiert, das Sie vielleicht recht unbeſcheiden finden werden.

Würden Sie mit Ihrem Töchterchen die Feſttage bei mir in Natten verleben mögen? Mein Sohn iſt durch ſeine Geſchäfte leider in Berlin zurückgehalten, mein Schwiegerſohn und meine Tochter, die freilich hier in der Nähe anſäſſig ſind, Major von Willberg auf Sternheim — können während des eigentlichen Feſtes nur ſelten abkommen, und ich ſelbſt verlaſſe grundſätzlich mein Haus zu Weihnachten nicht. So bin ich denn ganz allein. Da haben Sie die Egoiſtin.

Ich kann Ihnen, mein verehrter Herr Profeſſor, außer mir und meinem guten alten, auch ſchon etwas knickſtiefligen Paſtor keine Geſellſchaft verſprechen, und Fräulein Anna gar kein Vergnügen. Wenn Sie beide alſo dort in Berlin irgend etwas Beſſeres vorhaben, ſo ſchreiben Sie mir ruhig ab. So weit reicht mein Egoismus doch nicht, daß ich Ihnen das auch nur eine Sekunde verargen ſollte. Falls Sie aber ja ſagen, ſende ich Ihnen am Donnerstag, dem Tag des heiligen Abends, den Schlitten zu dem um zwei Uhr mittags in Ellern, unſerer Bahnſtation, ankommenden Schnellzuge.

Die Kürze unſerer Bekanntſchaft läßt Ihnen meine Bitte hoffentlich nicht im unrichtigen Lichte erſcheinen. Sie, mein verehrter Herr Profeſſor, und Fräulein Anna waren mir ja keine Unbekannte mehr, als ich das Vergnügen hatte, Sie perſönlich kennen zu lernen. Und umgekehrt, denke ich, werden Sie beide mich am beſten in meinem eignen Hauſe kennen lernen — und aus der flüchtigen Bekanntſchaft ſoll eine gute dauernde werden, ſo Gott will.

Auch werden wir hier am beſten Gelegenheit haben, über den jungen Herrn von Döſting weiter zu ſprechen. Ich hoffe, daß ſich ſein Eintritt zum Frühjahr ermöglichen laſſen wird. Grüßen Sie mir Ihr Töchterchen herzlich und ſagen Sie ihr, daß ich mich beſonders freuen würde, wenn ihr mein einſames Natten gefällt. Aber, bitte, ſagen Sie ihr auch — junge Mädchen haben in dieſem Punkt manchmal eigne Anſichten — daß wir, wenn Sie mir das Vergnügen bereiten, zu kommen, gegenſeitig uns nichts unter den Chriſtbaum legen wollen.

Mit verbindlichſten Empfehlungen

Ihre ſehr ergebene Marie Barten.“

Sie hatten einander lange angeſehen, Vater und Tochter, als er den Brief zu Ende geleſen, und jeder von ihnen hatte ſich nicht recht damit herausgetraut, daß er gern nach Natten fahren möchte. Die Einladung war zu unerwartet gekommen. Aber es ſprach ſich in ihr eine ſo ſchlichte Herzlichkeit aus, daß das Ungewöhnliche durch ſie mehr als ausgeglichen wurde. Und dann dachte der gute Profeſſor an die ſechs Kiſten — und durch den Mädchenkopf flogen ganz abſonderliche Gedanken, gar nicht ſo klar, wie ſie ſonſt bei der verſtändigen Anna ſich zu logiſchen Folgerungen an einander zu reihen pflegten — Gedanken an ein altes Haus, das ſein Heim war, an eine alte Frau, die ſeine Mutter, und wenn ſie ſchon nicht wußte oder ſich nicht zugeſtand, was das alles mit ihr eigentlich zu thun habe, ſo lag doch in den krauſen blitzſchnellen Gedanken ein merkwürdig ſüßer Reiz!

Schließlich aber richtete ſie den Kopf hoch, ſeufzte ganz leiſe und meinte: „Es wird wohl doch nicht gehen, Papa!“

Und der Papa ſeufzte ganz vernehmlich; „Leider — es wird nicht gehen!“ und ſchritt in ſein Arbeitszimmer zurück. Anna aber gab jeden nochmaligen Verſuch, den Widerſtreit zwiſchen Nadelöhr und Faden zu beſiegen, auf, ſchaute vielmehr durch die leichtgefrorenen Fenſterſcheiben in den wirbelnden Schnee heraus und träumte.

Plötzlich aber erſchien Papas lange Geſtalt wieder zwiſchen den Thürpfoſten, und er flüſterte in leichter Verlegenheit: „Sind wir aber auch nicht recht unfreundlich, Ann, wenn wir der alten liebenswürdigen Dame abſchreiben? Weißt Du — wenn ich's mir ſo recht überlege, und wenn ich daran denke, daß es doch ſchließlich auch für Dich armes einſames Wurm eine kleine Abwechſelung wäre — —“

Er ſtockte ein klein wenig, aber Anna, das kluge Kind, half ihm ein: „Und daß am Ende gar eine unberufene Hand über die ſechs Kiſten kommen könnte —!“ und dabei flog ſie auf und dem Vater um den Hals: „Abgemacht, Papa — wir reiſen! — Aber eine kleine — eine ganz kleine Stickerei bekommt die gute alte Frau von Barten doch!“ — —

Der guten alten Frau von Barten war der Brief an den Profeſſor nicht ſo ganz leicht geworden, als er ſich vielleicht las. Als ſie nach Natten zurückkehrte, recht mißgeſtimmt, nicht recht zufrieden mit ſich ſelbſt und unzufrieden mit der Welt — alles das Empfindungen, die ſie früher gar nicht gekannt hatte — empfing ſie ein neuer Ärger: ein über die Maßen trübſeliger Brief der Tochter nämlich. Frau Piepagnes ſchrieb gern trübſelige Epiſteln, und die Mama nahm ſie auf Grund langjähriger Erfahrung nicht allzu tragiſch. Diesmal aber hatte die Tochter aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht ohne Grund unmittelbar am Waſſer gebaut: zwiſchen Willberg und Engersheim, den beiden alten Trotzköpfen, war der offene Zwiſt ausgebrochen, der mehrjährigen chroniſchen Kartoffelkrankheit war der akute Kriegszuſtand gefolgt. Klein Aſtas wegen natürlich. Nach einem heftigen Wechſel mehr oder weniger diplomatiſcher Noten — diplomatiſch weniger als mehr — hatte der rabiate Major ſeinem Nachbar endlich eine Forderung auf den Hals geſchickt, deren Austrag aber — war's zum Glück, war's zum Unglück? — tragikomiſcherweiſe vorläufig dadurch vereitelt worden war, daß Herr von Engersheim auf Grünwald von einem Podagra befallen und nicht nur ſchieß-, ſondern zur Zeit überhaupt bewegungsunfähig war. Er hatte zwar geflucht, wie ein Wachtmeiſter, und geſchworen, daß er ſich eventuell zum Kampfplatz tragen laſſen würde, aber Arzt und Kartellträger hatten ſchließlich dennoch geſiegt. So war ein Aufſchub gewonnen — mehr aber auch nicht, und die allgemeine Stimmung in Sternheim mußte nach den Thermometerberichten von Frau Agnes tief unter dem Nullpunkt ſtehen. Beſagter Bericht, eingewickelt in die flehentliche Bitte, tiefſtes Stillſchweigen zu beobachten, da Berichterſtatterin von dem meiſten Gemeldeten auch nur „auf

Umwegen“ Kenntnis erhalten, ſchien durchtränkt von Thränen, wobei unentſchieden blieb, ob dieſelben mehr um Aſtas willen oder um Willbergs halber floſſen. Die Weihnachtsſtimmung mußte in Sternheim jedenfalls eine jammervolle ſein.

Nach Empfang dieſes unerquicklichen Briefes ließ Frau von Barten ſofort die kaum ausgeſpannten Braunen wieder anſchirren und fuhr nach Sternheim. Sie traf aber Wilberg nicht an, ſondern nur ſeine beiden „Weibsleute“; er ſelbſt war nach der Kreisſtadt gefahren, um mit ſeinem Sekundanten, den dortigen Bezirksoffizier, zum ſechſtenmale Rückſprache zu nehmen. Frau Agnes und Aſta aber waren gleich unträtabel; jene heulte wie ein Schloßköter, dieſe war ſtumm und ſtarr, wie eine Marmorſäule. Und als ſie endlich die Sprache wiedergefunden hatten, da wußten ſie nichts als die flehentliche Bitte, die Mama und Großmama, die beſte und klügſte aller Frauen der Welt, ſolle den Karren wieder aus dem — pardon — Dreck ziehen. Da kamen ſie aber bei der alten Frau ſchlecht an. Sie miſche ſich grundſätzlich nicht in die Streitigkeiten alter Eſel. Neues Heulen und Zähneklappern, erneutes Bitten und Flehen, und am Schluß endlich die Abmachung, daß Großmama Willy bitten ließ, ſo bald als möglich in Natten bei ihr vorzuſprechen, und daß Aſta, wenn der Papa nichts dagegen hatte, ſie unmittelbar nach dem Feſt auf einige Tage beſuchen ſollte.

Als Frau von Barten aber nach Natten zurückkam, fand ſie dort einen durch Eilboten angekommenen Brief ihres Sohnes vor, der ihr eine ſchwere ſchlafloſe Nacht verurſachte. Klaus hatte ihn unter dem Eindruck ſeines heißen Wunſches, den Weg der Verſöhnung mit der Mutter zu finden, geſchrieben, geſchrieben unmittelbar nach ſeinem vergeblichen Verſuch, ſie noch im Hotel zu treffen. Was aber vielleicht von Lippe zu Lippe, Aug’ in Aug’ zwiſchen den beiden Menſchen, die ſich ſo heiß liebten, gelungen wäre, glückte dem papierenen Verſöhnungsverſuch nicht. Unwillkürlich hatte Klaus in ſeine flehentlichen Bitten doch auch wieder die Verſicherung eingeflochten, daß er zwar vielleicht nachgeben können, daß er ſich indeſſen in keiner Weiſe überzeugt fühlte. Sich ſelbſt unbewußt, hatte er damit ſeine Stellungnahme den Auffaſſungen der Mutter gegenüber nur noch ſtärker betont, als vorher — er hatte noch einmal verſucht, zu überzeugen, wo er nur dann hätte auf das Gemüt der Mutter wirken können, wenn er ihr zärtliches Herz rührte.

In langen, ſchlafloſen Stunden überlegte die alte Frau ihre Antwort. Und als ſie gegen Morgen, als alles noch im Hauſe ſchlief, ſich erhob, ſich ſelbſt die Lampe anzündete und im Kamin die aufgeſchichteten trockenen Holzſcheite aufflammen ließ, war ſie innerlich mit der Entgegnung fertig. Sie beharrte auf dem Standpunkt, den ſie ſchon in Berlin vertreten: ſie forderte ein gänzliches Loslaſſen aus allen geſchäftlichen Verbindungen und lehnte jede Mittelſtellung ab. Sie wollte nicht weich ſein — was ihr Herz gelitten, als ſie Zeile an Zeile fügte, jedes Wort wägend, das wußte ſie allein.

Dann, nachdem ſie den Boten zur Poſt abgefertigt, war ein raſtloſer Thätigkeitsdrang über ſie gekommen, als ob ſie ſich in ihm betäuben wollte. Dabei hatten ſich ihre Gedanken zufällig auch auf das Verſprechen gelenkt, daß ſie Borel gegeben, und ſie hatte mit einer gewiſſen Freude die Gelegenheit ergriffen, die verſtaubten Kiſten mit den Briefſchaften einer Muſterung zu unterwerfen. Und wie ſie unwillkürlich in den einen oder anderen Briefinhalt hineinſah, und einer der erſten derſelben einen Glückwunſch zur Geburt von Klaus erhielt, da wurde es ihr wieder weich ums Herz, und ſie hätte faſt gewünſcht, den Brief an ihn anders abgefaßt zu haben. Sie hatte das Kramen in den Papieren unterbrechen müſſen, hatte ſich ihre großen Galloſchen und den alten Radmantel bringen laſſen und war hinausgegangen in den verſchneiten Park. Zwiſchen den einſamen Platanen und Buchen kämpfte ſie ihren ſtillen Kampf aus — es mußte ſo bleiben, wie es war — ſie konnte und durfte nichts von dem zurücknehmen, was ſie Klaus geſchrieben. Als ſie dann aber in der Dämmerſtunde in das Haus zurückkehrte und allein — ſo ganz allein — in ihrem Zimmer ſaß bei dem Schein der einen großen Lampe, da fiel ihr plötzlich ein, daß in wenigen Tagen Weihnachten, das fröhliche Feſt, ſei. Draußen ſtanden ja ſchon die drei mächtigen Tannen, die Piefke wie alljährlich für die Herrſchaft und für die Leutebeſcherung hatte aus dem Forſt holen laſſen, und drüben lagen die Kiſten und Pakete mit den Geſchenken für groß und klein! Und Klaus würde diesmal nicht dabei ſein unter dem Lichterbaum — gewiß — er kam nicht! Er konnte nicht kommen nach dem Brief der Mutter —

Es fröſtelte die alte Frau trotz des kniſternden Feuers im Ofen. Sie fühlte ſich ſo einſam — ſo verlaſſen, und ſie ſehnte ſich plötzlich nach einem heiteren, friſchen Geſicht, nach dem Ton einer herzlichen Menſchenſtimme.

Da kam Johann herein und deckte den Theetiſch. Es war alles wie ſonſt. Aber die eine Taſſe, der eine Teller erſchienen der alten Frau entſetzlich. Sie verſuchte die Wirtſchaftsbücher vorzunehmen, aber über die Zahlen tanzten vor ihren Augen die Gedanken durch einander, es gelang ihr nicht, ſich wie ſonſt bei der Arbeit zu konzentrieren. Wozu auch die Arbeit — wer konnte wiſſen, wohin Klaus mit ſeinen wahnwitzigen Plänen das alte, ſchöne Natten brachte?!

Und dann ließ ſie ſich eine der Kiſten vom Boden herabholen und begann aufs neue in den Briefſchaften herumzuſtöbern. Und als ſie die erſten bunten Dingerchen fand, die ſchnurrigen Lieblinge des Profeſſors, mußte ſie unwillkürlich lächeln. Der alte Mann! Und das hübſche liebe Mädchen! Sie hatte wirklich ein allerliebſtes Geſichtchen gehabt, die Kleine, ſo etwas Friſches, Anmutiges! Ein rechter Augentroſt — ſolch ein friſches Mädchengeſicht!

Und mit einemmale fand ſich die alte Dame vor ihrem Schreibtiſche wieder und bei einer Epiſtel an den Profeſſor, der Einladung zum Weihnachtsfeſt. — — — — — —

Gegen Mittag waren ſie in Natten angekommen, Borel und ſeine Tochter. Der Profeſſor ein wenig in Unruhe, ob er auch recht gethan, der Einladung zu folgen. Anna dankbar und erwartungsvoll. Vielleicht, daß ſie ſich den Empfang ſeitens der Frau des Hauſes etwas herzlicher gedacht hatte, als er in Wirklichkeit war. So wenig ſie es beabſichtigte, Frau von Barten begrüßte Vater und Tochter mit einer leichten Gemeſſenheit. Kein Kuß, wie damals beim Abſchiednehmen, nur ein ernſter Händedruck und ein kurzes: „Laſſen Sie es ſich in Natten recht gut gefallen. Ich freue mich, daß Sie gekommen ſind!“ Dann einen Wink an den Diener, der ſchon mit dem Gepäck bereitſtand, die Gäſte nach den Fremdenzimmern zu führen, die ausgetretene Treppe hinauf, über den zugigen, unfreundlichen Boden, der nur von einigen Wetterluken notdürftig erhellt war. Anna ſchmiegte ſich an den Vater, und ihre Miene ſchien zu ſagen: „Ob wir Frau von Barten auch wirklich recht gekommen ſind?“

Als ihre beiden Gäſte im Treppenflur verſchwunden waren, fühlte Frau von Barten ſelbſt, daß ſie nicht ſo warm geweſen war, wie ſie hatte ſein wollen. Sie hatte des Druckes, der auf ihr lag, nicht Herr werden können — ſie, die früher das, was andere ſchwächere Menſchenkinder Stimmungen nennen, nie gekannt, die ſolchen Stimmungen jedenfalls nie nachgegeben hatte, vermochte ſich heute nicht völlig zu beherrſchen. Klaus fehlte ihr überall — bei allen Anordnungen, auch bei denen, die ſie ehedem ſtets ſelbſtändig erledigt, entbehrte ſie ſeiner helfenden Hand; wenn einer der Leute treuherzig fragte: „Kommt denn der gnädige Herr nicht?“ fuhr ſie zuſammen, und wenn die Frage ausblieb, wo ſie dieſelbe erwartet, that es ihr ſchneidend weh. Und dann war kurz vor der Ankunft der beiden Gäſte noch ein Brief von ihm gekommen, ein kurzer, inniger, ſchmerzerfüllter Brief, der ihr wie ein einziger Aufſchrei darüber erſchienen war, daß er heute dem Elternhauſe fernbleiben mußte — weil ſie es ſo gewollt habe. Aber im Geiſte wolle er mit der Mutter unter dem Lichterbaum ſtehen. Er wiſſe, er dürfe ihr heute nicht mit einem Geſchenk nahen, ſo wolle er ihr wenigſtens noch einmal die ernſte Verſicherung geben, daß er ihrer mahnenden Worte ſtets eingedenk ſein und nimmer vergeſſen werde, was er ſich und ihr ſchuldig ſei.

Hatte ſie immer noch gehofft, Klaus würde trotz allem am heiligen Abend in Natten nicht fehlen? Sie mochte es ſich ſelbſt nicht geſtehen, und doch war es ſo. Und nun ſchmerzte die Entſcheidung doppelt tief. Ja, es kam ihr faſt wie ein Unrecht vor, daß ſie Fremde eingeladen hatte zu dem Feſt, das ſo recht ein Feſt des engſten Familienkreiſes war, daß fremde Geſichter an der Stelle ſtehen ſollten, die doch nur ihm gebührte.

Aber Frau von Barten war zu gerecht, um dieſe Fremden empfinden zu laſſen, was ſie in ihrem tiefbewegten Mutterherzen fühlte. Nicht lange, und ſie klomm ſelbſt die ſteile Treppe zum Obergeſchoß hinauf und klopfte an die Thür des Anna zugewieſenen Gaſtzimmers. „Kann ich hereinkommen, mein Kind?“

Das junge Mädchen hatte bereits die erſte Anwandlung von Scheu überwunden. Ihr Zimmerchen mit den einfachen, birkenen Möbeln, den ſchlichten, freundlichen, buntgeblümten Kattunbezügen und dem behaglich kniſternden Ofen machte ihr einen ſo überaus behaglichen Eindruck, als ob eine liebe Frauenhand für ſie beſonders vorgeſorgt hatte. Und als ſie ans Fenſter getreten war und über die niederen Sträucher des Vorgartens auf die ſchneebedeckte Ebene hinausgeſchaut hatte, die ſich in glitzernder Pracht recht weihnachtlich bis zum grünen Tannenſaum dehnte, hätte ſie laut aufjubeln mögen vor Frohempfinden. Wie anders und wie viel ſchöner doch ſolch ein Blick über die freie Gottesnatur war, denn die Ausſicht auf die öden, gleichförmigen, kalten Steinmaſſen der Großſtadt!

Dann hatte ſie ſchnell den Koffer geöffnet und ihre Kleider herausgenommen, um ſie in angeborener Ordnungsliebe an dem bereitſtehenden Rechen unterzubringen. Und als jetzt die alte Dame an die Thür pochte und gleich darauf eintrat, war ſie ſoeben im Begriff, ihr reiches dunkles Haar vor dem kleinen Spiegel über dem weißbezogenen Waſchtiſch zu ordnen; kaum daß ſie Zeit fand, die dichten Wellen ſchnell in einen Knoten am Hinterkopf zuſammenzufaſſen.

Kleine Eindrücke ſind oft ſo entſcheidend. Frau von Barten überſah mit einem einzigen Blick alles, was Anna in der kurzen Viertelſtunde, die ſie allein geweſen, gethan, die peinliche Ordnung, mit der ſie den Inhalt ihres Köfferchens zur Seite geſchafft, die Zierlichkeit, mit welcher die kleinen Schätze ihres Toilettenkaſtens auf dem Tiſch bereitlagen; ſie bemerkte auch, daß die Gardine am Fenſter verſchoben war, und ſie freute ſich, daß Anna bereits einen Blick ins Freie geworfen. Das alles gefiel ihr, denn ſie zog in ihrer Art ſofort Schlüſſe daraus. So wurde denn die zweite Begrüßung weit herzlicher, als die erſte, und dieſe Herzlichkeit weckte wieder in der Bruſt des jungen Mädchens die Empfindung der Verehrung für die alte Dame in verſtärktem Maße. Als der Profeſſor dann ſeinen Kopf zur Thür hereinſteckte, um nach ſeiner Markenlupe zu fragen, die er im Koffer nicht finden konnte, durfte auch er an dieſem Umſchlag der Stimmung teilnehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Wer iſt das?

Eine kriminaliſtiſche Studie von A. Oskar Klaußmann.

(Abdruck verboten.)

„Nr. 421 ſoll kommen!“ befiehlt der Unterſuchungsrichter, und der Gerichtsdiener beeilt ſich, den Befehl nach dem Unterſuchungsgefängnis zu übermitteln. Nach einigen Minuten erſcheint im Amtszimmer ein großer, intelligent ausſehender Menſch, der höchſtens vierzig Jahre alt iſt, und deſſen Geſicht, wohl infolge längerer Unterſuchungshaft, eine aſchgrau-gelbliche Färbung hat.

Der Unterſuchungsrichter und ſein Protokollführer muſtern den Mann, der auf ſeiner Bruſt ein Schild mit der Nummer 421, der Nummer, die er als Unterſuchungsgefangener erhalten hat, trägt. Der Gefangene ſieht ſehr harmlos drein, nur hin und wieder ſchießt aus ſeinen graugrünen, adlerſcharfen Augen ein lauernder Blitz nach dem Unterſuchungsrichter hinüber. Dieſer blättert in den Akten und zögert ein wenig mit ſeiner Anrede, bis er endlich den Gefangenen apoſtrophiert: „Sagen Sie ’mal, Sie haben uns ja ſchon wieder belogen, alle Ihre Angaben ſind falſch geweſen.“

Der Gefangene ſchweigt, aber um ſeine Mundwinkel ſpielt ein höhniſches Lächeln.

„Erſt haben Sie erklärt, daß Sie Michalski heißen, daß Sie in Düſſeldorf als Sohn eines Beamten geboren ſind, daß Sie Ihre Militärdienſtzeit als Einjähriger bei den Huſaren in Bonn abſolviert, und daß Sie dann Buchhalter in einem Weinhauſe in Bordeaux geweſen ſind. Wir haben darauf Erkundigungen bei den Behörden in Düſſeldorf, Bonn und Bordeaux angeſtellt, und es ergab ſich, daß jedes Wort, das Sie uns über Ihr Nationale ſagten, erlogen ſei. Ich habe Ihnen vor nunmehr drei Monaten in das Gewiſſen geredet, ſo gut ich konnte, habe Sie aufgefordert, Ihr Gewiſſen durch ein Geſtändnis zu entlaſten. Sie ſchienen auch ganz zerknirſcht und haben mir erklärt, daß Sie bereit ſeien, die reine Wahrheit zu ſagen. Sie haben uns dann eine lange Geſchichte erzählt, daß Sie angeblich in Holland geboren, aber ſchon früh in das Ausland gekommen ſind. Sie haben uns endlich mit Angabe aller Details einen romantiſchen Lebenslauf als Kunſtreiter, Schauſpieler, Athlet erzählt, uns ein Dutzend Städte und Länder genannt, in denen Sie ſich längere Zeit aufgehalten haben wollen, wir haben jetzt Dutzende von Briefen an die verſchiedenſten Behörden des In- und Auslandes geſchrieben und uns überzeugt, daß Sie uns in unverſchämter Weiſe angelogen haben. Wer ſind Sie denn nun eigentlich?“

„Das herauszubekommen iſt Ihre Sache, Herr Unterſuchungsrichter!“ ſagte der Gefangene mit frechem, höhniſchem Grinſen.

Der Richter beißt ſich auf die Lippen. Er unterdrückt eine berechtigte Zornaufwallung gegen den Patron, der ihn noch verhöhnt, und fragt möglichſt ruhig: „Wollen Sie endlich ſagen, wer Sie ſind?“

„Nein! Ich verweigere jede Auskunft!“

Der Gefangene wird abgeführt, ſein triumphierendes Lächeln iſt eine wahre Demütigung für den Richter, denn dieſer „hat die Partie verloren“. Der Unterſuchungsrichter iſt ein humaner Mann, aber in dieſem Augenblicke denkt er doch daran, welch ſchöne Einrichtungen in früheren Zeiten die Daumenſchrauben, die ſpaniſchen Stiefeln, der geſpickte Haſe und ähnliche Folterwerkzeuge waren!

Vor vier Monaten iſt der Gefangene bei einem ſchweren Diebſtahl ergriffen worden, und ſchon bei dem erſten Verhör wußte der Unterſuchungsrichter, daß er es mit einem routinierten, vielfach beſtraften Verbrecher zu thun hatte, der allerdings nichts von ſeiner Vergangenheit und ſeinen perſönlichen Verhältniſſen verriet, ſondern frech log. Der Richter hat daher den Gefangenen photographieren laſſen, was ſich dieſer auch ohne allen Widerſtand gefallen ließ. Das Bild wurde in den ſogenannten „Späheblättern“ publiziert. Es ſind dies Zeitungen, die nur für den Gebrauch der Polizeibehörden erſcheinen, in mehreren Sprachen abgefaßt ſind und illuſtrierte oder gewöhnliche Steckbriefe über Perſonen enthalten, die man zur Verhaftung ſucht, oder von Leuten, die ſich bereits in Haft befinden, aber keine Auskunft über ſich ſelbſt geben.

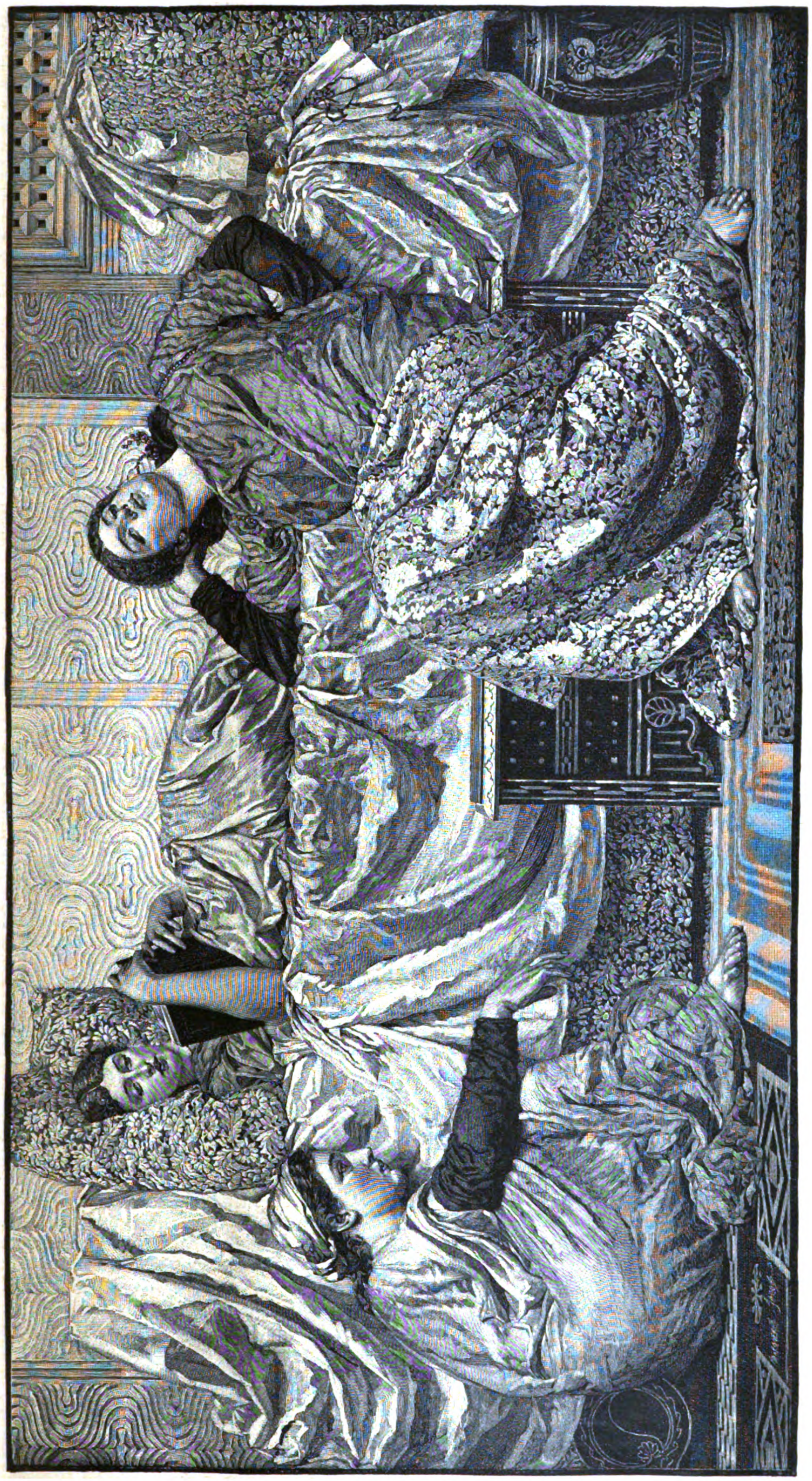
Warum verweigert denn der Gefangene die Auskunft?

Er iſt ein alter Einbrecher, der ſchon wiederholt vorbeſtraft iſt. Die Strafe ſteigt bekanntlich nach dem Geſetzbuch bei Wiederholung desſelben Verbrechens durch dasſelbe Individuum. Der angebliche Michalski würde jetzt, wenn er ſeinen wahren Namen nennen würde, zehn Jahre Zuchthaus wegen des neuen Vergehens erhalten. Bringt man es nicht heraus, wer er iſt, ſo gilt er vor Gericht als Unbeſtrafter und bekommt vielleicht nur eine Gefängnisſtrafe von zwei Jahren. Das iſt ein Unterſchied gegen zehn Jahre Zuchthaus! Vielleicht iſt er auch ein entſprungener Verbrecher, der noch zehn Jahre zu ſitzen hat, die neue Strafthat würde ihm noch eine Zuſatzſtrafe von mindeſtens fünf Jahren bringen; es iſt alſo kein Wunder, wenn er ſich alle Mühe gibt, das Geheimnis ſeiner Perſon zu wahren.

Warum erkannte man denn aber bei den Polizeibehörden, bei denen der Verbrecher bekannt und im Verbrecheralbum verzeichnet war, das Bild von ihm nicht wieder?

Weil ſich ſein Geſicht verändert hatte. Wenn der Leſer zwei Photographieen derſelben Perſon aus einem Verbrecheralbum betrachtet, ſo wird er oft kaum glauben, daß die Bilder denſelben Mann darſtellen, und daß es ſich vielleicht nur um einen Unterſchied von wenigen Jahren handelt, die jener allerdings im Zuchthaus verbrachte.

Der angebliche Michalski hat ſich darauf verlaſſen, daß ſeine letzte Photographie für das Verbrecheralbum vor ſechs Jahren aufgenommen worden iſt, und hat erwartet, daß man ihn nicht wieder-



Die Vorleſerin. Nach dem Gemälde von Albert Moore.

erkennt. Er war allerdings ſeiner Sache nicht ſicher, deshalb that er demütig und zerknirſcht, als ihm der Richter nach Entdeckung der erſten Lüge in das Gewiſſen redete. Er gewann drei Monate Zeit, und als er heut vor den Richter gerufen wurde, war ihm nicht ganz wohl, ein Zufall konnte ſeine Entdeckung doch veranlaßt haben. Als ihm aber der Richter nur ſeine Lüge vorhielt, wurde der Verbrecher frech, er wußte, er hatte gewonnen Spiel. Er wurde in der That auch nur zu einundeinhalb Jahr Gefängnis verurteilt, die er längſt wieder abgebüßt hat.

Gibt es denn nun gar kein ſicheres Mittel zum „Wiedererkennen von Verbrechern“?

Es gibt ein ſolches Mittel, aber erſt in zehn Jahren wird es vollſtändig zur Wirkung kommen, jetzt wirkt es nur in Ausnahmefällen, da es erſt ſeit kurzer Zeit eingeführt iſt. Bevor wir uns aber mit dieſer neueſten, genialen, wiſſenſchaftlich begründeten Einrichtung näher befaſſen, wollen wir raſch einen Blick auf die Entwickelung der Kriminaliſtik werfen, ſoweit es ſich um die „Identifikation“, das Wiedererkennen von Verbrechern, handelt.

In den älteſten Zeiten „zeichnete“ man Verbrecher, die man wiedererkennen wollte, man ſchnitt ihnen Naſe, Ohren, Lippen, Zunge, Hände ab. Weniger barbariſche Zeiten verwarfen dieſe Art der Zeichnung, man „ſtempelte“ die Verbrecher auf der Schulter mit glühendem Eiſen. Das nützte aber auch nicht immer. Der Kriminaliſt Schwenken erzählt von einem Verbrecher, der im Jahre 1812 in Hamburg am Pranger gebrandmarkt wurde und das Zeichen $\overset{T}{17}$ auf die rechte Schulter erhielt. Als man ihn vier Jahre ſpäter ergriff, ſah das Zeichen durch natürliche Vernarbung ſo aus: $\overset{\circ}{11}$ Der natürlichen Vernarbung halfen die Verbrecher mit Ätzmitteln und Meſſer nach und brachten ſich ſchmerzhafte Wunden bei, um den verräteriſchen Stempel oder Narben und Muttermale, die in ihren Signalements angegeben waren, fortzubringen oder zu verwiſchen.

Dieſe Signalements waren das einzige Hilfsmittel der Kriminalpolizei, nachdem auch das „Stempeln“ aufgehört hatte. Meiſt waren ſie vollſtändig wertlos und beſtanden aus nichtsſagenden Redensarten, wie: Naſe und Mund gewöhnlich, Statur mittelgroß, Augen dunkel u. ſ. w. Erſt in den fünfziger Jahren widmete man den Signalements bei den größeren Kriminalbehörden mehr Aufmerkſamkeit. Man ſah ein, daß nicht ohne weiteres jeder Unterbeamte nach der Schablone ein Signalement aufnehmen könne, daß vielmehr Kenntnis der Phyſiognomik und außerordentliche Übung zu dieſem Geſchäfte gehöre. Wir geben hier eine Probe eines ausführlichen, aktenmäßigen Signalements aus jener Zeit, welches beweiſt, wie ſehr man ſich bemühte, die beſchriebene Perſon genau zu ſchildern und von anderen Individuen unterſcheidbar zu machen.

„N. N. iſt zur Zeit 69 Jahre alt, 5 Fuß 4 Zoll groß, von gerader Haltung und ſchmalem Körperbau, hat ein plattes, volles mit Sommerſproſſen bedecktes Geſicht von rötlicher Färbung, krauſes rötlich-braunes Haar, eine runde bedeckte Stirn, rötlich-braune Augenbrauen, braune Augen, die Falſchheit und Verwegenheit zugleich ausdrücken, eine lange, gebogene, unten ſpitze Naſe, einen großen Mund mit etwas dicken Lippen, die in der Mitte ſpitz ſind, einen rötlichen Backenbart und ein ſpitzes Kinn.“

Daß man ſich trotz dieſer detaillierten Schilderung kein genaues Bild der betreffenden Perſönlichkeit machen konnte, wird der Leſer ſelbſt einſehen. Da kam am Ende der ſechziger Jahre die Photographie der Kriminaliſtik zu Hilfe, es wurden Verbrecheralben angelegt, in denen man die Bilder von vielen Tauſenden von Verbrechern nach „Kategorien“ geordnet verwahrte, und welche unzweifelhaft der öffentlichen Sicherheit und Ordnung außerordentliche Dienſte geleiſtet haben. In gewiſſen Fällen aber, wie in dem zuerſt vorgeführten, ließ auch die Photographie den Unterſuchungsrichter und Polizeibeamten im Stich, und man begann auf neue ſichere Erkennungsmittel zu ſinnen. Da ſich das Geſicht thatſächlich beſtändig verändert, da Lebensführung, Beſchäftigung, Leidenſchaften, ja ſogar Gedankenthätigkeit dasſelbe beeinfluſſen, mußte man andere Körperteile ausſuchen, welche wenigſtens nach Abſchluß des Wachstums, d. h. nach dem zwanzigſten Jahre, ihre Form nicht mehr verändern. Es ſind dies die großen Knochen: der Schädel, die Arm- und Beinknochen, die Finger (mit Ausnahme der kleinen Finger, die durch Stöße, Schläge, Verrenkungen ſehr leicht Deformationen ausgeſetzt ſind), auch die Knochen des Fußes. Man zog auch das Ohr in den Kreis der Beobachtungen, da ſich auch dieſes nicht verändert, nachdem es einmal ſeine eigentümliche, bei jedem Menſchen verſchiedene Form angenommen hat. Dieſe Verſchiedenheit geht ſo weit, daß wenige Menſchen zwei gleichmäßig modellierte Ohren an ihrem Kopfe haben. Es iſt das Verdienſt der Franzoſen Bertillon, Vater und Sohn, dieſe Körpermeſſungen in ein Syſtem gebracht und in den Dienſt der Kriminaliſtik geſtellt zu haben. Nachdem die Pariſer Polizei ausgezeichnete Reſultate mit den Meſſungen erzielt hatte, gewann das Syſtem noch durch Vereinfachung und vor allem dadurch, daß man es mit dem bisherigen und dem früheren Syſtem des Wiedererkennens verband; nämlich mit der Photographie und dem genauen Signalement.

Wenn heut ein Verbrecher der Polizei in die Hände fällt, ſo wird er, in den großen Städten wenigſtens, in ein Zimmer gebracht, in welchem ſich die Meßinſtrumente befinden. Man läßt ihn niederſitzen und mißt mit einem ſogenannten „Dickzirkel“, wie man ihn in der Technik zur Aufnahme des Durchmeſſers runder Körper braucht, die Länge des Kopfes, von der Einbiegung der Naſenwurzel bis zur äußerſten Erhöhung des Hinterhaupthöckers. Man kann auf den Millimeter genau Maß nehmen, aber die Praxis hat es gelehrt, daß dies gar nicht notwendig iſt, ſondern daß es genügt, wenn von der Länge konſtatiert wird, ob ſie klein, mittel oder groß iſt. „Klein“ geht bis 18,3 Centimeter, „mittel“ bis 18,9, „groß“ von 19 Centimeter ab und darüber. Dann wird die Schädelbreite über den beiden Ohren gemeſſen und auch hier werden drei „Nummern“ unterſchieden. Die Maße hierfür ſind: klein bis 10,9, mittel 11—11,5, groß 11,6 und darüber. Man mißt darauf die Länge des linken Unterarmes, dann legt man die linke Hand des zu Meſſenden flach auf den Tiſch, biegt den Mittelfinger derſelben ſo weit nach oben, als nur möglich, und mißt die Länge des Fingers.

Die Berliner Kriminalpolizei begnügt ſich mit dieſen vier Meſſungen, da man damit vollſtändig auskommt. Andere Polizeibehörden meſſen noch mit einem beſonderen Inſtrumente die Dimenſionen des linken Ohres, die Länge des nackten linken Fußes in dem Augenblick, in dem das ganze Körpergewicht auf ihm ruht, dann an einem Geſtell an der Wand die Spannweite der ausgebreiteten Arme. Natürlich wird die Körperlänge auch gemeſſen, wie dies ja ſchon früher geſchah.

Man nimmt dann von dem Verbrecher ein ſehr genaues Signalement auf. Man entkleidet ihn vollſtändig und notiert jede Kleinigkeit, die an ſeinem Körper als anormal auffällt, jedes Wärzchen, Leberfleckchen u. ſ. w. Man teilt dabei den Körper durch ein gedachtes Koordinatenſyſtem in ſo kleine Unterabteilungen, daß ſich die Lage eines auffälligen Punktes auf das genaueſte beſtimmen läßt. Der Verbrecher kann ja nun wie früher mit Ätzmittel und Meſſer die auffallenden Stellen verändern, aber dieſelben bilden nicht mehr das einzige Erkennungszeichen, und die Narbe an der genau bezeichneten Stelle iſt doch immerhin ein Indizium gegen den Wiederergriffenen.

Es folgt nun das Photographieren, wobei man viel genauer und praktiſcher zu Werke geht, als früher. Man photographierte immer die Geſichter im Halbprofil, jetzt ſetzt man rechts vom Verbrecher einen großen Spiegel hin und bekommt ein Bild en face und gleichzeitig durch den Spiegel im Profil. Dadurch, daß die Geſichter auf einem Bilde dicht neben einander ſich befinden, wird die Vergleichung ſehr erleichtert. Man ſorgt ferner dafür, daß alle Bilder in gleichem Format aufgenommen werden, man photographiert beſonders intereſſante Verbrecher im Bruſtbild, in ganzer Figur, mit bloßem Kopf, mit dem Hut, im Arbeitskoſtüm, in Hemdsärmeln ꝛc. Dieſe verſchiedenen Photographien fertigt man beſonders dann an, wenn Zeugen den Verbrecher nach dem Bilde rekognoszieren ſollen.

Die liebe Eitelkeit veranlaßt die meiſten Verbrecher ſtill zu halten und ſich willig photographieren zu laſſen. Sind ſie obſtinat, ſchneiden ſie Geſichter und bewegen ſie ſich fortwährend, ſo bringt man ſie in einen beſonderen Raum, der zur Momentaufnahme mit Blitzlicht eingerichtet iſt, und bekommt hier die beſten Photographien gegen den Willen des Verbrechers und trotz ſeines Sträubens.

Das Bild des Verbrechers (Bruſtbild) wird auf ein großes Stück Karton geklebt. Über das Bild ſchreibt man die Körpermaße, unter dasſelbe das genaue Signalement, auf die Rückſeite des Kartons das Nationale und die Vorſtrafen. Das Bild kommt dann in einen Kaſten und in ein beſtimmtes Fach eines beſtimmten Regals. Dieſe Regale ſind ſo überſichtlich angeordnet, die Einteilung ſo genau, daß man eine beſtimmte Photographie aus zwanzigtauſend verſchiedenen vorhandenen in höchſtens drei bis vier Minuten herausfindet, wenn nur die Körpermaße angegeben ſind.

Iſt dieſes neue Syſtem erſt bei allen großen Polizeibehörden durchgeführt, was allerdings noch mehrere Jahre dauern wird, dann würde Nr. 421 nicht mehr über den Unterſuchungsrichter triumphieren. Es würde der unbekannte Gefangene nicht einmal photographiert, ſondern nur gemeſſen werden. Die Maße kämen mit dem Signalement in die „Späheblätter“, und binnen wenigen Tagen wäre der Unterſuchungsrichter in der Lage, dem Herrn, der ſein Inkognito ſo ängſtlich wahren will, ſein Bild nebſt Nationale und Vorſtrafen vorzulegen. Leugnen hätte dann keinen Zweck mehr.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

In München lebt und wirkt ſeit Jahren eine ganze Kolonie polniſcher Maler: Brandt, Beſin, Wierusz-Kowalski, Adjukiewicz u. a., Künſtler von ausgezeichnetem Können und ſtark hervortretendem Nationalſinn; faſt ſtets wählen ſie ihre Stoffe aus ihrer Heimat, und gerade darin liegt ein gut Teil des Reizes ihrer Bilder. Auch Zigmond Adjukiewicz' lebensvolles Bild „Gefährliche Situation“ führt uns nach Polen: bei der Fahrt über die gefrorene Weichſel iſt der Kutſcher in Gefahr gekommen, in eine der offenen Stellen hineinzugeraten — erſt im letzten Augenblick kann er das ſich bäumende Fünfgeſpann zügeln. — Ganz andere künſtleriſche Wege wandelt Albert Moore, einer aus der Gruppe der ſogenannten engliſchen Präraffaeliten; nicht die Wiedergabe von Motiven aus der Gegenwart, die Nachahmung der Antike iſt ihr Ziel. Man mag darüber ſtreiten, ob es nicht z. B. unangebracht iſt, wenn die „Vorleſerin“ in der antiken Umgebung ein Buch, wie es das Altertum nimmer kannte, in den Händen hält — die Schönheit der Kompoſition des ganzen Bildes, den edlen Linienfluß der Geſtalten kann man nicht leugnen.

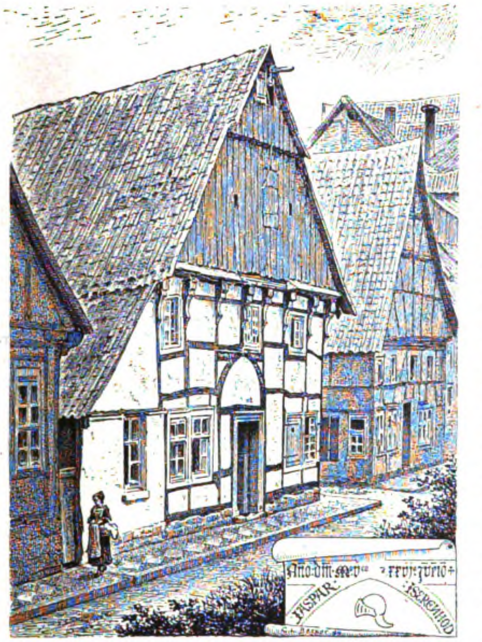
Aus Werner Schuchs, des ausgezeichneten Hiſtorienmalers, Studienmappe geben wir eine der Vorarbeiten zu ſeinem figurenreichen Gemälde „Die Schlacht bei Möckern“, das ſich im Beſitz der Berliner Nationalgalerie befindet; aus unſeren klaſſiſchen Sammlungen endlich fügen wir zwei der wundervollen „muſizierenden Engel“ von Fra Giovanni da Fieſole bei. Die Engel gehören zu einem Tabernakel, das der Meiſter um 1418 für die Zunft der Leinwandhändler in Florenz malte und das die Jungfrau mit dem Kinde, umgeben von den Engeln, darſtellt. Vielleicht iſt keinem anderen Künſtler der Ausdruck des überirdiſchen, ganz von göttlicher Liebe erfüllten Charakters der Engel gleich ihm gelungen — die Mitlebenden ſchon legten daher dem frommen Mönch aus dem Dominikanerkloſter zu Fieſole, der eigentlich Guido Santi Toſini hieß, auch den Beinamen Angelico bei, die Kirche ſprach ihn als Beato heilig.

Aus dem Berliner Zoologiſchen Garten ſtammt das Bild, in dem Wilhelm Kuhnert zwei Antilopen gegenüberſtellte. Es ſind nicht etwa ein ausgewachſenes und ein junges, ſondern zwei vollkommen ausgewachſene, vielleicht gleichalterige Tiere, die beide aus Afrika ſtammen. Das größere iſt die ſtattliche Elenantilope, eine Bewohnerin der Steppen, das kleinere eine jener Zwergantilopen, die in den engverwachſenen afrikaniſchen Urwäldern leben und erſt ſeit kurzem in Europa bekannt ſind.

Naturkunde.

Wir haben ſchon einmal darauf hingewieſen, daß die Fernſprechanlagen die Blitzgefahr in den mit ihnen ausgerüſteten Städten zu verringern ſcheinen. Nach neueren Ermittelungen der Reichspoſtverwaltung iſt dies in der That der Fall und zwar in recht überraſchender Weiſe. Es wurden 900 Orte, und zwar 560 ohne, 340 mit Telephonanlagen einer dauernden Beobachtung unterworfen, und man konnte berechnen, daß ſich das Verhältnis der Gefährdung der Gebäude in ihnen durch den Blitzſchlag verhielt wie 1 : 4,6. Unter 94 Gebäuden, die in den mit Fernſprechanlagen ausgerüſteten Orten vom Blitze beſchädigt wurden, befand ſich ſogar nur eines, das einen mit Blitzableitung verſehenen Ständer für die Telephonleitung trug. Es ſcheint geradezu, als ob die Drahtnetze der Fernſprecheinrichtungen einen Ausgleich zwiſchen den elektriſchen Spannungen in den Wolken und in der Erdoberfläche bewirken und dadurch blitzverhütend oder doch abſchwächend wirken. Während nämlich in Orten mit Telephonleitung auf jede Stunde Gewitter nur drei zur Erde gegangene Blitze beobachtet wurden, betrug deren Zahl in anderen Orten fünf.

Es iſt eine allgemein bekannte Thatſache, daß ſich bei Blinden der Verluſt des Geſichts in gewiſſer Weiſe durch eine Verſtärkung anderer Funktionen, durch eine beſondere Entwickelung einzelner Nervenzentren ausgleicht. Weniger bekannt aber dürfte die genauere Angabe über den Umfang dieſes Ausgleichs ſein, wie ſie kürzlich Prof. Marc Dufour veröffentlichte. Durch die Einwirkung der Schallwellen, die von einem Hindernis ausgehen, ahnt der Blinde kleine Bäume ſchon auf 2 m Entfernung, Gaslaternen auf 1 m, Häuſer ſogar auf 20 m Weite. Den normalen Gehörſinn mit 100 bezeichnet, hatten in einer Blindenanſtalt fünf junge Blinde eine Gehörsſchärfe von 208. In der Abſchätzung der Richtung, aus welcher ein Schall kommt, irrten Sehende durchſchnittlich um 13, Blinde nur um 6 Winkelgrade.



Geburtshaus des Anton Eiſenhut in Warburg.

Chemie.

Das Studium der Blütendüfte hat nicht allein wiſſenſchaftliche Aufſchlüſſe gegeben, ſondern auch geſchäftliche Vorteile zuwege gebracht. Das in dem Geraniumöl enthaltene Geraniol bildet den Hauptbeſtandteil des teuren Roſenöles, beide Öle ſind aber im Preiſe außerordentlich verſchieden, da das Roſenöl durch geringe Mengen von Duftſtoffen ſeinen eigenartigen feinen Geruch erhält, während das billige Geraniumöl durch die ihm eigenen Duftſtoffe unfein riecht. Wird nun aber das reine Geraniol, das einen faden Geruch beſitzt, über friſchgepflückte Roſen deſtilliert, ſo ſättigt es ſich mit Roſengeruch und nimmt vollſtändig den Charakter des Roſenöles an und zwar den des deutſchen Roſenöles, das dem echten türkiſchen vorgezogen wird. Verſuche, den wundervollen Geruch der Theeroſe an Geraniol zu binden, ſind Schimmel & Co. in Leipzig, deren Arbeiten über Riechſtoffe alljährlich Bedeutſames zu Tage fördern, auch bereits gelungen. Sehr bemerkenswert iſt, daß ebenfalls der Duft der Reſeda eine Verbindung mit dem Geraniol eingeht, ſo daß man jetzt thatſächlich Reſedadüfte herſtellen kann, wie ſie ſo ſchön und natürlich früher nicht gewonnen wurden. Durch dieſe Entdeckung dürfte die Roſenölgewinnung im Balkan und im Orient in längerer oder kürzerer Zeit ſtark beeinflußt werden. St.

Landwirtſchaft.

Der große Futtermangel, der, infolge der Trockenheit der letzten Jahre, ſich in vielen landwirtſchaftlichen Betrieben ſo unangenehm fühlbar machte, hat die Aufmerkſamkeit auf die Blätter unſerer Waldbäume als Futter für das Vieh gelenkt. Der Franzoſe A. Ch. Girard hat ſehr eingehende Unterſuchungen über die Verwendbarkeit des Laubes verſchiedener Bäume zu Futterzwecken angeſtellt und berichtet darüber u. a.: Nur das Blatt ſelbſt beſitzt Nährwert, der Blattſtiel dagegen nicht eine Spur. Als günſtigſte Abnahmezeit des Laubes von den Bäumen iſt der Monat September zu nennen. Solche im September entnommene Blätter wurden nun einer genauen chemiſchen Analyſe unterworfen, die folgende Ergebniſſe hatte: Der Stickſtoffgehalt derſelben iſt ſehr groß. So enthielten z. B. die Blätter von Weide und Erle im friſchen Zuſtande mehr als 8 Prozent, von Ulme, Pappel und Linde etwa 6—7 Proz. Auch der Celluloſegehalt iſt ſehr bedeutend, Weide und Weinrebe enthielten etwa 3—4 Proz., Hagebuche, Ebereſche und Birke dagegen 7—8 Proz. Celluloſe. Es zeigte ſich mit vollſter Sicherheit, daß die Blätter faſt ſämtlicher unterſuchter Bäume in Bezug auf die kohlenwaſſerſtoffhaltigen und ſtickſtoffhaltigen Beſtandteile der grünen Luzerne überlegen waren, und daß ſie auch im trockenen Zuſtande wenigſtens im Gehalt an ſaftigen, fetten Subſtanzen, dem Wieſenheu überlegen ſind. Ganz beſonders iſt der große Stickſtoffreichtum der Blätter hervorzuheben, denn es ergab ſich, daß von 21 unterſuchten Arten 19 das gewöhnliche Wieſenheu hierin übertrafen und über die Hälfte ſogar dem beſten Kleefutter überlegen war. Girard machte dann aber auch direkte Fütterungsverſuche und fand dabei, daß die Blätter in ausgezeichneter Weiſe verdaut und ihnen, genau ſo wie beim beſten Heu, ihre Nährſtoffe entzogen und verwertet wurden. Es kann alſo nicht zweifelhaft ſein, daß die Blätter unſerer Waldbäume ein Futtermittel erſten Ranges darſtellen. Nach den Ausführungen des Verfaſſers iſt es ſelbſtverſtändlich, daß nun die Wälder nicht etwa Futterzwecken dienen ſollen, ſondern nach wie vor zur Holzproduktion an erſter Stelle da ſind. Jedenfalls aber gibt es genug Fälle, wo das Laub ohne Schaden entnommen werden kann.

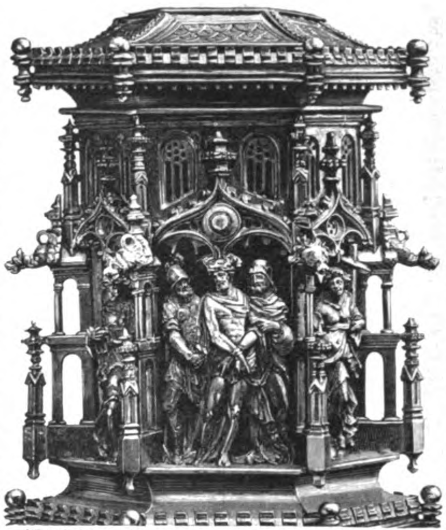
Anton Eiſenhut.

Aus der kunſtfrohen Zeit des 16. Jahrhunderts ſind uns die Namen der großen Nürnberger und Augsburger Goldſchmiedemeiſter, der Jamnitzer, Krenberger, Lencker, Metsker u. a. bekannt. Weit weniger bekannt, und jenen doch ebenbürtig, iſt der Name eines weſtfäliſchen Meiſters, des trefflichen Anton Eiſenhut. Wir wiſſen auch nur wenig über ſeinen äußeren Lebenslauf: im Jahre 1554 wurde er zu Warburg an der Diemel, wo ſein Elternhaus noch erhalten iſt, geboren; er ſoll dann in Kaſſel die Kupferſtecherkunſt erlernt und ſich in Italien weiter ausgebildet haben; 1581 ſtach er in Rom das Bildnis des Papſtes Gregor XIII. Um 1585 kehrte er nach der Heimat zurück und arbeitete hier hauptſächlich als Goldſchmied für den Fürſtbiſchof Dietrich von Fürſtenberg und deſſen Bruder Kaſpar. Sein Todesjahr iſt unbekannt, das letzte bekannte Datum aus ſeinem Leben iſt die Jahreszahl 1603 auf einem für den Biſchof geſtochenen Bücherzeichen.

Die langjährigen Beziehungen zu der Fürſtenbergiſchen Familie haben es veranlaßt, daß die Werke Eiſenhuts, der auch Eiſenhoit, Iſerenhodt geſchrieben wird, ſich faſt ausnahmslos noch jetzt im Hausſchatz der Grafen Fürſtenberg auf Herdringen befinden. Nur der Fuß eines Kruzifixes zu Soeſt und ein Schützenkleinod, das er für ſeine Vaterſtadt anfertigte und das jetzt zu den Schätzen des Berliner Kunſtgewerbemuſeums gehört, ſind außerhalb des Fürſtenbergſchen Beſitzes als von Eiſenhut beſtimmt herſtammend nachweisbar.

Die in Herdringen befindlichen Stücke beſtehen aus einem Altarkreuz, einem Meßkelch, einem Weihwaſſerbecken und zwei Einbänden gottesdienſtlicher Bücher, und zeichnen ſich zunächſt in Bezug auf den Stil meiſt durch die originelle und reizvolle Art aus, in welcher der Meiſter Gotik und Renaiſſance zu verſchmelzen wußte. So zeigt das Altarkreuz, von dem wir den oberen Teil des Unterſatzes abbilden, in dieſem gotiſche Form, während der längliche Fuß an die Renaiſſance anklingt und die das eigentliche Kreuz umrahmenden Verzierungen zwiſchen gotiſchem Maßwerk und Arabesken im Renaiſſancegeſchmack die Mitte halten. Beſonders trefflich und reich aber iſt der figürliche Schmuck der Eiſenhutſchen Werke. Der Fuß des Kreuzes iſt z. B. mit Reliefdarſtellungen aus der Schöpfung und dem Sündenfall geziert, an dem kapellenartigen Unterſatz befinden ſich in den Öffnungen voll gearbeitete Gruppen und Einzelfiguren — wundervoll iſt die Geſtalt des Gekreuzigten ſelbſt ausgeführt. Der Weihkeſſel zeigt auf dem Boden den Durchgang durch das Rote Meer, außen die Taufe Chriſti, Chriſtus und die Samariterin am Jakobsbrunnen, Chriſtus und Petrus auf dem Meere, die Taufe des Mohrenkämmerers durch Philippus.

Da die herrlichen Kunſtwerke in Herdringen immerhin nur einem kleinen Kreiſe zugänglich ſind, ſo iſt es ſehr erfreulich, daß vorzügliche Nachbildungen derſelben angefertigt wurden. Diejenigen unſerer Leſer, welche die Reichshauptſtadt beſuchen, ſollten nicht verſäumen, ſie im Kunſtgewerbemuſeum zu beſichtigen.



Teil des Altarkreuzes von A. Eiſenhut.

In unſerer Spielecke.

1. Dechiffrieraufgabe.

kn tdiofſhſxboe voe fkthſtdinfkef
ubooaxſkhſ kn cſſfkguſo ibbs
tp lpnnu ſt evſdi ekf xfkttf ibkef
kn tuſſoſomkdiu ebt oſvſ kbis
ſt uſkuu ko tpooubhtnpſhſoiſmmſ
avſ tubeu iſſfko nku mſkdiuſn gvtt
voe ſvgu ko kſeſt ibvtſt tdixſmmſ
ſko gſpſimkdiſt hmvſdlbvg avn hſvtt

2. Rätſel.

Nach der Schwüle vor dem Regen
Schafft's Erfriſchung, Wachstum, Segen.
Vor dem Schnee zur Winterzeit
Bringt's den Kinder manche Freud'.

Vor dem Sohn iſt's Lebensſonne,
Vaterglück und Mutterwonne,
Und mit nie geahnter Luſt
Vor dem Kuß erfüllt's die Bruſt.

Hat's vor Januar den Stand,
Ueberall im ganzen Land
Hörſt Du, wie von jung und alt,
Froher Gruß und Glückwunſch ſchallt.

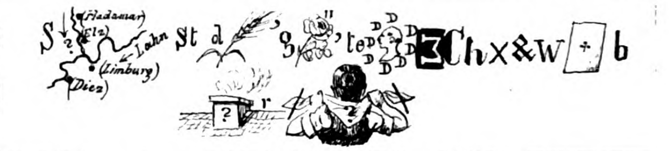
3. Arithmetiſche Aufgabe.

38		689		
			256	
		379		
	472			193
596			100	

In die leeren Felder des Quadrats ſind die Zahlen 7, 69, 131, 162, 224, 255, 317, 348, 410, 441, 503, 534, 565, 627, 658, 720, 751 ſo einzutragen, daß man ein magiſches Zahlenquadrat erhält. Die Summe der fünf Zahlen, welche in jeder der fünf wagerechten, in jeder der fünf ſenkrechten und in jeder der beiden diagonalen Reihen ſtehen, ſoll **1895** betragen.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 13.

1. Arithmogriph.

N	i	e	m	a	n	**N**
	E	i	c	h	**e**	
		U	h	**u**		
			j			
		A	g	**a**		
	H	o	r	c	**h**	
R	i	c	h	t	e	**r**

2. Ergänzungsaufgabe. „Proſit Neujahr."

S**p**a
E**r**z
B**o**z
O**ſ**t
S**i**r
I**t**z

E**n**z
L**e**a
Z**u**g
N**i**l
H**a**m
A**h**r
U**r**i

3. Röſſelſprung.

Auflöſung:

Weiß ſchimmernd kommt das neue Jahr,
Schneeſpuren folgen ſeinem Schritt,
Streng iſt und rauh der Januar,
Doch rote Wangen bringt er mit.

Sorg', daß Du nicht in träge Ruh,
In eitlen Müßiggang verſinkſt!
Sieh, daß im Lauf des Jahrs auch Du
Etwas Rechtſchaffnes vor Dich bringſt.

Rein ſei Dein Herz. Dein Auge klar,
Unwahres rede nicht Dein Mund —
Gott aber halt' durchs ganze Jahr
Dich froh, zufrieden und geſund!

(Johannes Trojan.)

Schlüſſel:

	64	67	72	21	70	19	24	27	
66	75	62	69	18	73	22	29	16	25
63	68	65	74	71	20	17	26	23	28
58	61	76	11	54	37	80	15	30	33
7	10	59	38	79	12	53	32	81	84
60	57	8	77	36	55	14	83	34	31
9	6	39	56	13	78	35	52	85	82
4	47	2	41	44	95	50	89	92	87
1	40	5	46	49	42	93	86	51	90
	3	48	43	94	45	96	91	88	

4. Arithmetiſche Aufgabe.

Man muß die Zahl 59 dreimal, die Zahl 88 zweimal, die Zahl 95 ſechsmal ſtreichen.

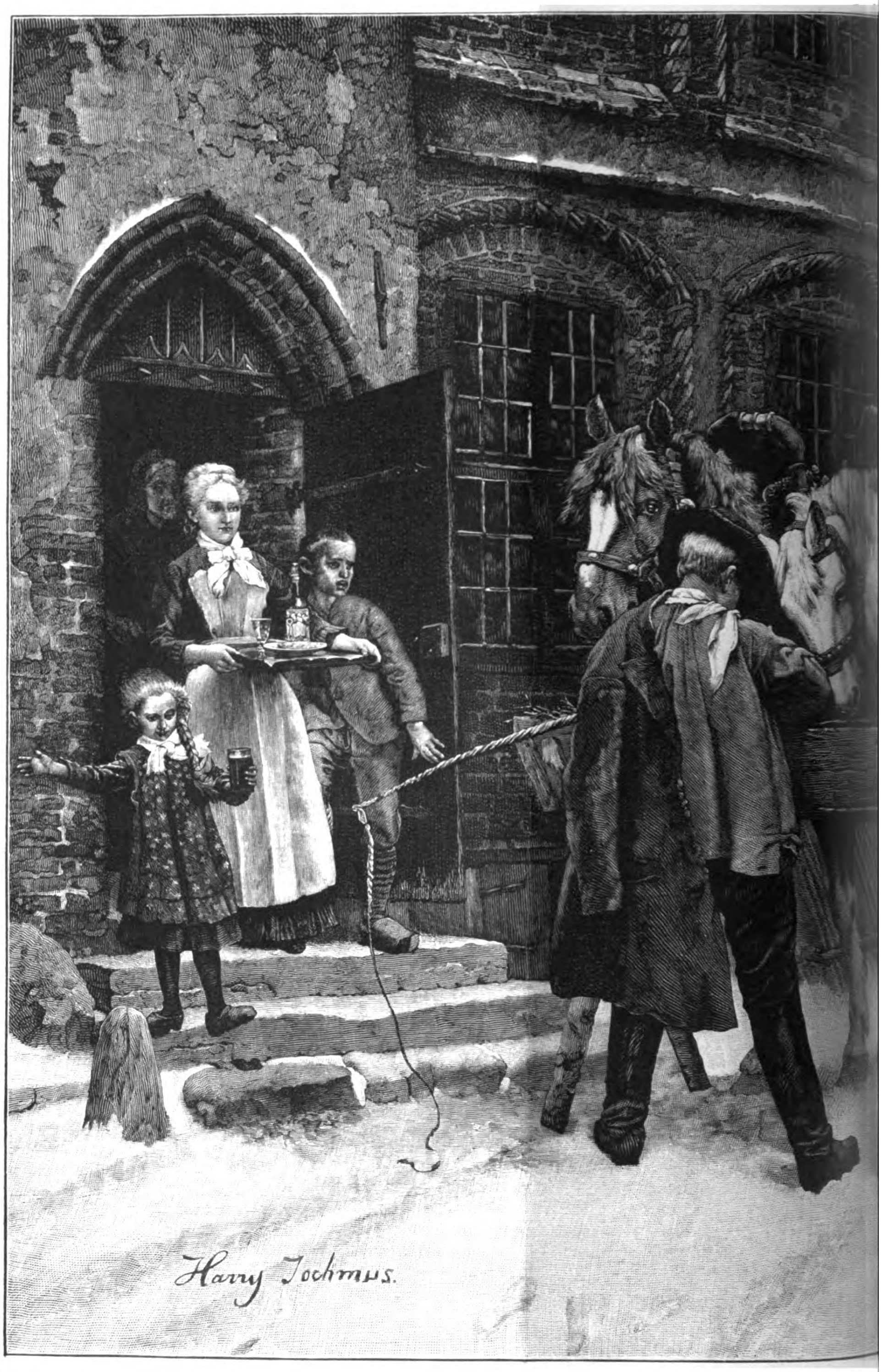
Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das zweite Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXXI. Jahrgang Nr. 14) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pfg. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pfg. (2 Nummern 60 Pfg., 3 Nummern 85 Pfg.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Inhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Neue Bücher. Von Th. H. Pantenius. — **Die Kronprinzenpaſſage.** Roman von Hans von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Wer iſt das? Eine kriminaliſtiſche Studie von A. Oskar Klaußmann. — **Am Familientiſch.** Zu unſeren Bildern: Aquarellſtudie von Werner Schuch; Gefährliche Situation. Von Z. Adjukiewicz; Engel, Poſaune blaſend und Engel, **Violine ſpielend.** Von Fra Giovanni da Fieſole; Zwerg- und Elenantilope. Von Wilh. Kuhnert; Die Vorleſerin. Von Albert Moore. — Naturkunde. — **Chemie. — Landwirtſchaft. — Anton Eiſenhut.** Mit zwei Illuſtrationen. — In unſerer Spielecke.

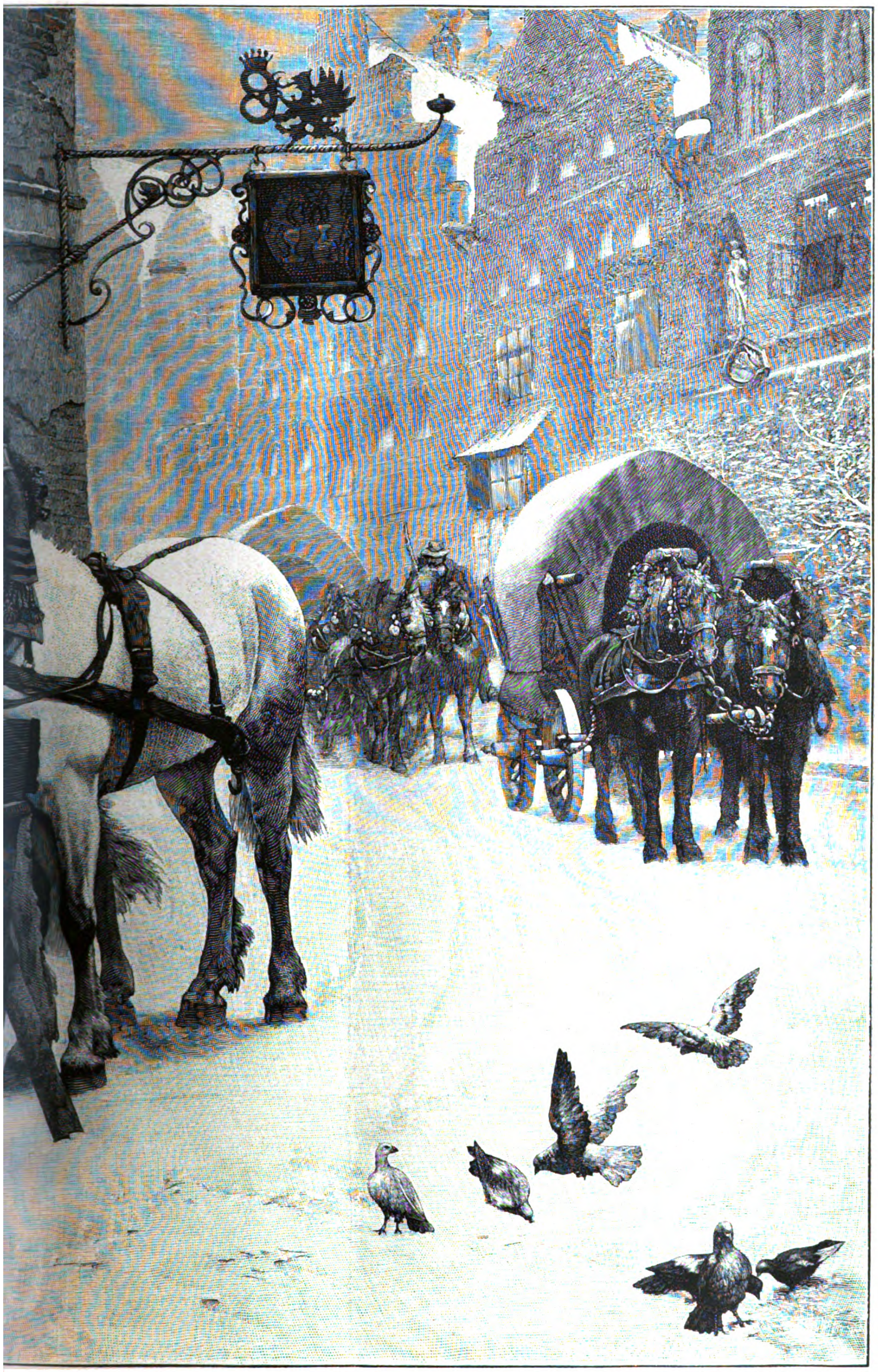
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**

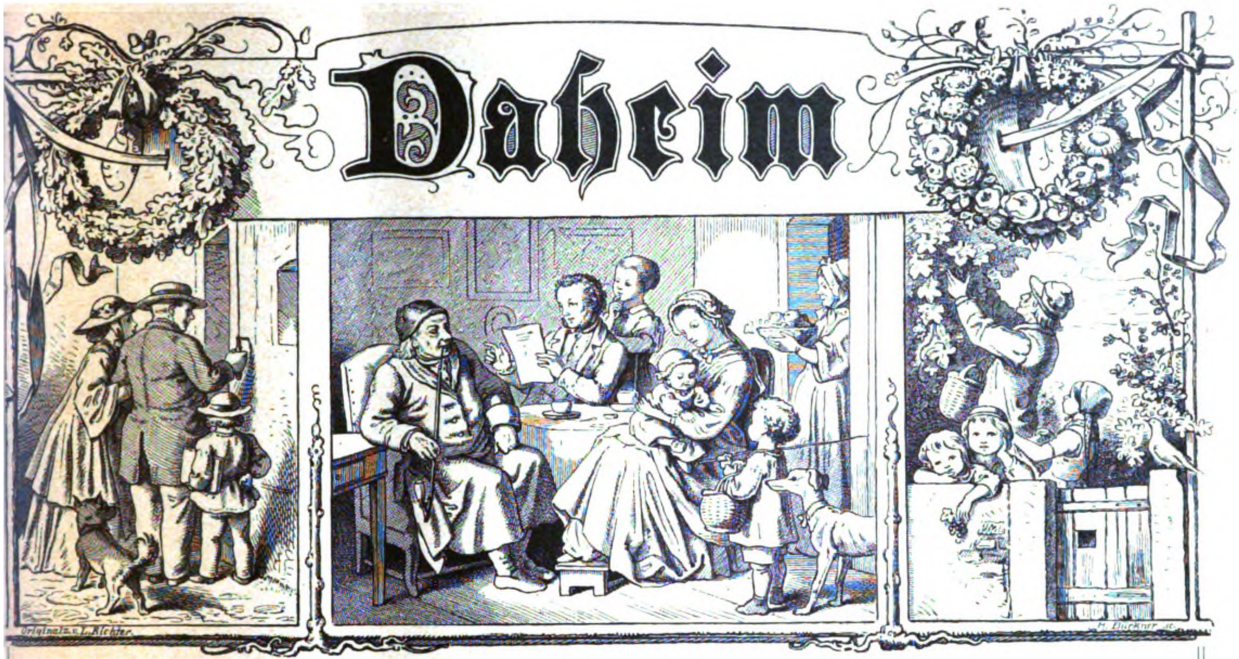

Harry Jochmus.

Einkehr.

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 6.



chmus.


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Januar 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 16.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Kroneck wandte ſich ſchweigend zurück, in ſeiner Seele wurde es weit und ſtille; auch Wendel ſchob ſeine Pfeife in die Taſche und atmete tiefer. Ein ſcharfer friſcher Wind fuhr über den Kamm des Gebirges; er ſauſte in den Wipfeln der Föhren wie Orgelton und ſchüttelte von den Ebereſchen, welche den Weg umſäumten, reife dunkelrote Beeren zur Erde.

Dann flog ſchwirrend ein Volk Krammetsvögel auf.

„Prrr — —“ Wendel legte den Regenſchirm an.

„Sie ſind wohl Jäger?“ fragte Kroneck lächelnd.

„Ach, Herr Amtsrichter, das muß man ja hier oben werden, ob man will oder nicht. Sie können glauben, in Altenbach und weiter hinauf in Oberdorf lebt wohl kaum einer, der nicht ſeine Flinte hinter dem Bettpfoſten ſtehen hätte. Und das Pulver ſchießt hier hölliſch um die Ecke.“

„So? Hm, dann haben die Forſtbeamten wohl einen ſchweren Stand?“

„Na, in den letzten Jahren ward wohl mehr Holz als Wild gemauſt, aber das liegt dann daran, daß der Oberförſter Böhm ein ſcharfer Herr iſt. Wenn für den nicht noch eine Kugel gegoſſen wird, dann müßten gewiſſe andere Leute bald um die Ecke gehen.“

Wendel hatte die letzten Worte mit einem, ſeiner leichtfertigen Art ſonſt fremden Nachdruck geſprochen, und der Amtsrichter ſtand gerade im Begriff, weitere Fragen zu ſtellen, als ein neues Bild ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte.

Der Wald trat zurück, und auf nackter Anhöhe zeigten ſich die dunklen Schieferdächer einer ziemlich langen Häuſerreihe. Als der Wagen näher heranfuhr, kamen zwiſchen verkrüppelten Obſtbäumen auch die Mauern dieſer Häuſer zum Vorſchein, und es gewährte einen ſeltſam traurigen Anblick, daß dieſelben ebenfalls faſt ausnahmslos mit ſchwärzlichen, verwitterten Schieferplatten bekleidet waren.

Der ganze Ort ſchien nur aus einer einzigen Straße zu beſtehen und gewährte im Gegenſatz zu dem enggebauten und zwiſchen die Berge eingebetteten Breitenau den Eindruck einer ſturmumwehten unfreundlichen Niederlaſſung. —

„Das iſt Altenbach“ — ſagte Wendel — „es ſieht nicht gut aus. Aber Sie ſollen mal im Winter heraufkommen, Herr Amtsrichter, wenn der Schnee zwiſchen den Häuſerlücken durchwirbelt. Liegen bleiben kann er nicht, aber Gott gnade, wenn er irgendwo ein Loch findet. Und es gibt in Altenbach mehr als ein Loch.“

„Der Ort iſt wohl arm?“

„Er brauchte es nicht zu ſein, denn er hat viel Induſtrie. Aber die Leute ſitzen den ganzen Tag im Ratskeller und vertrinken ihren Verdienſt. An den Gerichtstagen iſt es am ſchlimmſten. Da will jeder ſeine Sache anbringen, und das geht nicht trocken ab. Aber das Bier iſt gut.“

Der Wagen holperte die ungepflaſterte abſchüſſige Straße entlang und hielt vor dem ziemlich großen Rathaus, wo der Gerichtstag abgehalten zu werden pflegte. Unter der Thür erſchien ein alter Mann in einer blauen, von Wind und Regen arg mitgenommenen Uniform; ſein rotes bartloſes Geſicht hatte einen gutmütigen verſchwommenen Ausdruck, und als er die Dienſtmütze abnahm, zeigten ſich unter derſelben dichte, kurzgeſchorene ſchneeweiße Haare. —

Er winkte die nachdrängende Menge mit der Hand zurück, öffnete den Kutſchenſchlag und ſagte: „Schönſtens willkommen auf dem Walde, Herr Amtsrichter. Ich wollte ſchon herunterkommen, um mich dem Herrn Amtsrichter gehorſamſt vorzuſtellen, aber es iſt keine Menſchenmöglichkeit, mit der Arbeit fertig zu werden. Ich bin nämlich der Beidiener

May, aufzuwarten. Wollt Ihr wohl dem Herrn Amtsrichter Platz machen! Kieſewettern, drängeln Sie nicht ſo, ich werde dem Herrn Amtsrichter Ihr Geſuch ſchon vortragen.“

Der Alte roch ein wenig nach Schnaps, aber er ſtand ganz ſtramm auf ſeinen Füßen und machte einen ehrenfeſten Eindruck. Er bemächtigte ſich auch ſofort des grünen Kaſtens, pfiff zwei barfüßige Jungens herbei, die das Ungetüm die Treppe herauftragen mußten, und ſagte zu Wendel: „Wir werden heute viel zu thun haben, Herr Regiſtrator. Acker iſt auch da, wegen Strafaufſchub, aber ich habe dem Ortsdiener und dem Flurſchützen einen Wink gegeben. Wenn es ſein muß, dann werden wir drei ihn ſchon unterkriegen.“

„Thun Sie ſich nur nicht weh, May,“ entgegnete Wendel und folgte ſeinem Gebieter. —

Und es begann die heiße Schlacht oben in dem großen Sitzungszimmer des Gemeinderats. Truppweiſe ſtampften die Komparenten die Treppe herauf und traten, den Raum mit muffigem Dunſt füllend, vor den Tiſch des Gerichts. Große Familien, aus zehn bis zwölf Köpfen beſtehend, brachten umfangreiche Erbverträge, in denen es ſich um einen halben Acker ſteinigen Landes, eine magere Kuh und ein zerriſſenes Bett handelte; zittrige Greiſe und triefäugige Mütterchen feilſchten mit ihren ſtumpf dreinblickenden Kindern um den Inſitz in einem baufälligen Häuschen und um das Vorrecht eines Platzes in der „Hölle“ hinter dem Ofen; zerlumpte Vagabunden kamen mit Teſtamenten, die ein Winkelkonſulent verfaßt hatte, und baten nach Rekognition derſelben um Erlaß der Koſten, da ſie kaum das trockene Brot hätten. Es ſchien kein Ende nehmen zu wollen, und Kroneck wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn ob all’ dieſer unfruchtbaren, vergeblichen Arbeit, während Wendel unermüdlich mit fliegender Feder ſchrieb und die fürchterlichſten Grimaſſen ſchnitt, um den Klemmer auf der feuchtglänzenden Naſe feſtzuhalten. Da trat endlich eine kleine Pauſe ein, und May rief mit rauher Stimme zur Thür herein: „Kaufſache Lutz contra Forſtfiskus!“

„Uff,“ ſagte Wendel, „nun kommt ja endlich eine halbwegs anſtändige Sache.“

Die drei Perſonen, welche das leer gewordene Zimmer betraten, erregten auf den erſten Blick das Intereſſe des jungen Richters.

Voran ſchritt ein kurzhalſiger unterſetzter Mann von etwa ſechzig Jahren, dem man auf den erſten Blick die Neigung zu geiſtigen Getränken anſah. Seine grauen lebhaften Augen verrieten einen nicht geringen Grad von Intelligenz, aber ſie lagen verſchleiert hinter wulſtigen Säcken und zwinkerten gegen das helle Licht.

Das ihm folgende Paar war jung und hübſch.

Der Forſtmann ſtand etwa in Kronecks Alter; die grüne Uniform und der lange blonde Vollbart kleideten ihn trefflich, nur erſchien der Zug um die Lippen faſt zu ernſt für Beruf und Jahre, jedenfalls aber noch nicht ſo ſchwermütig, wie das feingeſchnittene Geſicht ſeiner ſchwarzhaarigen Begleiterin.

Die Gruppierung bei dem Eintritt hatte offenbar nicht den Beifall des alten Lutz; er pflanzte ſich breitſpurig an der einen Seite des Tiſches auf, winkte das Mädchen zu ſich und ſagte mehr polternd als barſch: „Komm’ hierher, Agnes, wir beide gehören zuſammen. Ordnung muß auch vor Gericht ſein, der Herr Amtsrichter könnte ſonſt glauben, daß die Tochter gegen den Vater auftreten will.“

Das junge Mädchen folgte ſchweigend der Aufforderung, und Kroneck ſagte begütigend: „Es handelt ſich doch um keinen Prozeß, Herr Lutz, ſondern um einen friedlichen Verkauf.“

„Verkauf? Ja wohl, Herr Amtsrichter. Friedlich? Na, meinetwegen, wir werden uns ja nicht freſſen, der Herr Oberförſter und ich.“ Wendel räuſperte ſich und ſchielte über das Papier, und nun fiel es dem Richter ein, daß der Oberförſter Böhm ein Sohn des alten Traugott Böhm ſei, und daß zwiſchen dieſem und Lutz eine Feindſchaft beſtehe.

Er vertiefte ſich daher in die vom Oberförſter übergebene Vollmacht des Miniſteriums und ließ dann durch Wendel den Vertrag vorleſen. Es handelte ſich um den Verkauf einer dem Bezirksmüller Lutz und deſſen Tochter gemeinſchaftlich gehörigen Waldwieſe an den Forſtfiskus, und Kroneck fragte, das junge Mädchen anblickend: „Sie ſind alſo mit dieſem Vertrage einverſtanden, mein Fräulein?“

„Ich muß ja wohl, Herr Amtsrichter,“ entgegnete das Mädchen leiſe.

„Darf ich um die Angabe Ihres Alters bitten?“

„Zweiundzwanzig Jahre.“

„Dann ſind Sie mündig, Fräulein Lutz, und müſſen keineswegs. Es iſt meine Pflicht als Richter, Sie darauf aufmerkſam zu machen.“

Es entſtand eine kleine Pauſe, während welcher Lutz ſich heftig ſchnäuzte. Dann ſagte Agnes mit feſter Stimme: „Es iſt ein Teil meines Erbes, Herr Amtsrichter, und es wird mir nicht leicht. Aber die Sache iſt nun einmal ſo weit gediehen, laſſen Sie mich nur unterſchreiben.“

Kroneck zuckte die Achſel, und der Akt wurde vollzogen. Lutz ſetzte bei ſeiner Unterſchrift ein paarmal an, und ſchließlich fuhr die Feder mit dem letzten unſichern Buchſtaben ſeitwärts, während ſeine Tochter in langſamen feſten Zügen ihren Namen unter denjenigen des Vaters ſetzte. Dann ſchob ſie das Papier dem Oberförſter hin und ſagte kaum hörbar: „Jetzt kommſt Du an die Reihe, Otto. Ich wollte, es wäre für Dich.“

Kroneck war an das Fenſter getreten und blickte auf die unfreundliche Gaſſe hinunter. Was ging es ihn an, ob ſich hier der erſte oder vielleicht der letzte Akt einer Familientragödie abwickelte, was kümmerte es ihn, ob ſich dieſe beiden jungen Leute gram waren oder lieb hatten?

Es mochte wohl eher das letztere der Fall ſein, denn ſie ſchienen für einander geſchaffen — eine Jugendliebe, die im heimatlichen Boden wurzelte — —

Adolf Kroneck hatte eigentlich niemals ſo recht erfahren, was eine Heimat auch dem Manne zu bedeuten vermag. Er war mit ſeinen Eltern von Ort zu Ort gezogen, kaum geknüpfte Fäden wurden im Intereſſe des Dienſtes wieder zerriſſen, neue Eindrücke gingen wie ein Schwamm über die alten Erinnerungen.

Und nun hatte der einſam und reif gewordene Mann die Empfindung, als ſei er nicht mehr im ſtande, feſte Wurzeln zu ſchlagen, obgleich es mehr als wahrſcheinlich erſchien, daß er auf dieſem rauhen Boden ausharren mußte. Wer die Hand an den Pflug legt, darf nicht mehr zurückblicken, und Kroneck wußte, warum der Menſch die Augen vorne im Kopf hat. Aber er fühlte ſich fremd und empfand ein leiſes Anſtreifen von Neid.

Als er endlich vom Fenſter zurücktrat, hatten die Parteien das Zimmer verlaſſen, und an ihrem Platze ſtand ein einzelner Mann in abwartender Haltung. Ein rüſtiger Fünfziger von muskulöſem Körperbau.

Er war dürftig gekleidet, und ſein bärtiges Geſicht trug die deutlichen Spuren eines harten und ruheloſen Lebens; tief in die Stirn gewachſene Haare und buſchige Augenbrauen verliehen ſeinen Zügen einen ſcheuen, finſteren Ausdruck. Er ſtand ſchweigend vor dem Tiſch und drehte ſeinen verſchoſſenen Filzhut in den harten Händen.

„Wer ſind Sie?“ ſagte Kroneck freundlich.

„Mein Name iſt Acker, Herr Amtsrichter — Wilhelm Acker.“

Der Richter dachte einen Augenblick nach und legte das Geſicht in ernſte Falten. „Sind Sie derſelbe Acker, der vor einigen Tagen aus der Fronfeſte entwichen iſt?“

„Derſelbe, Herr Amtsrichter. Aber ausgebrochen bin ich nicht und auch nicht fortgelaufen, was man ſo nennt. Ich arbeitete auf dem Hofe, und da bin ich fortgegangen, aber ich wollte ganz gewiß wiederkommen.“

„Warum haben Sie das gethan, Acker?“

„Ich wohne in Oberdorf, Herr Amtsrichter, und an jenem Tage kam ein Oberdorfer über den Gefängnishof. Der erzählte mir, daß mein Daniel, der Wildling, krank geworden ſei. Der Junge war ganz allein zu Hauſe, und er konnte verrecken, es hätte ſich niemand um ihn gekümmert. Da habe ich mich aufgemacht, Herr Amtsrichter.“

„Sie haben keine Frau?“

„Nein, die iſt tot.“

„Und die Gemeinde?“

Es kam ein Ton über die Lippen des Mannes, der wie Lachen klang.

„Die Gemeinde kümmert ſich nicht um mich, der wäre es recht, wenn ich mit ſamt meinem Jungen zum Teufel ginge.“

„Warum haben Sie nicht um Strafaufſchub gebeten?“

„Es war ja niemand da, den ich bitten konnte, und inzwiſchen wäre mein Junge verhungert, wenn er auch was darin aushalten kann. Aber nun ſind Sie da, Herr Amtsrichter, und nun wollte ich um Friſt einkommen.“

„Iſt Ihr Kind noch immer krank?“

„Es liegt im Fieber. Ich bin nur ſo fortgerannt und habe ihn eingeſchloſſen.“

Kroneck rief den Beidiener May herein und fragte, ob die Angaben des Mannes wahr ſeien. „Es iſt ein Elend Herr Amtsrichter,“ berichtete der Alte. „Ich hatte ja den Haftbefehl in Händen, aber ich konnte es nicht übers Herz bringen, den Acker zu holen. Befehlen der Herr Amtsrichter, daß ich ihn arretiere? Wenn der Herr Amtsrichter es befiehlt, Wilhelm, dann hilſt es nichts, und dann mußt Du brav ſein, ich habe noch zwei Mann draußen.“

„Es iſt gut,“ ſagte Kroneck nach kurzem Überlegen. „Ich will Ihnen Strafaufſchub geben, Acker, und wenn Ihr Kind geſund iſt, dann ſtellen Sie ſich ſofort. Ich erwarte das von Ihnen, und ich bin überzeugt, daß Sie meine Nachſicht nicht mißbrauchen werden. Jetzt können Sie gehen.“

Der Mann ging nicht. Er ſtand ſtumm da, blickte abwechſelnd auf den Boden und auf ſeine rechte Hand. Es hatte faſt den Anſchein, als ob er dieſelbe ausſtrecken wollte und doch nicht den Mut dazu fand. „So gehen Sie doch, Acker,“ wiederholte der Richter, „Ihr Kind wird Sie vermiſſen.“

„Ja, ja, Herr Amtsrichter, ich gehe ſchon.“

Wilhelm Acker machte kehrt und ſtampfte zur Thür hinaus. May marſchierte hinterdrein, ſchnüffelte und wiſchte ſich die Augen.

Das Zimmer blieb leer, und Kroneck ſagte: „Damit wären wir wohl auch fertig und könnten ein Glas Bier trinken — was meinen Sie, Herr Regiſtrator?“

„Mir kribbelt es ſchon lange in der Kehle,“ entgegnete der Befragte, „das iſt kein natürlicher Zuſtand.“

Damit ſchmiß er die Akten in den grünen Kaſten, gab demſelben einen verächtlichen Stoß und fuhr fort: „Wiſſen Sie übrigens, Herr Amtsrichter, was der Wilhelm Acker, den Sie da vorhin ſo gut behandelt haben, eigentlich für eine Nummer iſt?“

„Er ſcheint mir ein armer verhetzter Menſch zu ſein, Herr Wendel.“

Der Regiſtrator warf einen blitzſchnellen Blick aus ſeinen klugen Augen auf den Richter, wippte mit einer Grimaſſe den Klemmer von der Naſe und ſchwieg.

„Nun, Sie wollten etwas ſagen.“

„Eigentlich nur, daß der Acker ſchon mal im Zuchthaus geſeſſen hat.“

„Wirklich? Weswegen?“

„Ich habe die Akten nicht geleſen, Herr Amtsrichter, ſie liegen unter dem Dach. Aber es ſoll darin ſtehen, daß der Acker den Oberförſter Böhm erſchoſſen hätte.“

Kroneck blickte raſch auf. Er hatte ja ſchon von dieſer alten Geſchichte reden hören, und die Mitteilung, daß Wilhelm Acker mit derſelben in Verbindung ſtehe, konnte ihn eigentlich nicht beſonders in Erſtaunen ſetzen. Solche Walddramen ſind keine Seltenheit — aber die Art der Mitteilung hatte etwas ſonderbar Beklemmendes.

„Es ſoll in den Akten ſtehen, Herr Regiſtrator?“

„Na, meinetwegen ſteht es auch drin.“

„Und wie ſteht es anderswo geſchrieben?“

Die Frage war ebenſo unwillkürlich als unklar, aber Wendel ſchien ihren Sinn doch zu begreifen, denn er blickte ernſthaft vor ſich hin. „Sie meinen wohl da oben, Herr Amtsrichter, wo es manchmal beſſer mit dem klappt, was das Volk redet. Die Leute ſagen, ich könnte über die Wolken gucken, von wegen meiner Länge, aber weiter hinauf reicht's doch nicht. Ich kann nur ſoviel behaupten, daß Wilhelm Acker niemals geſtanden hat, auch dann nicht, als er nach fünf Jahren begnadigt wurde.“

„Schon nach fünf Jahren?“

„Oder erſt nach fünf Jahren, wie man das nehmen will.“

Von unten herauf klang ein dumpfes Hämmern. Wendel reckte die Naſe in die Luft, und May öffnete die Thür.

„Melde gehorſamſt, Herr Amtsrichter, daß ein friſches Faß für die Herrenſtube angeſtochen wird, und daß Lämmrichs Kutſcher auf der Streu liegt. Der Kerl hat ſich beſoffen, mit Reſpekt zu ſagen, Herr Amtsrichter.“ —

Es war ſchon die Dämmerung hereingebrochen und mit der Dämmerung ein rauher Wind.

Hinter dem Rathauſe, in einem kleinen, zwiſchen Scheunen eingeklemmten Gärtchen ſtanden zwei junge Menſchenkinder und hielten ſich an der Hand. Der Platz, an welchem Zufall oder Abſicht ſie zuſammengeführt hatte, gewährte einen traurigen Anblick; auf den verwüſteten Beeten hatte man Schutt abgeladen, und auf dem Schutt wuchſen Brenneſſeln. Der Wind bog die dünnen, halb entlaubten Bäume zuſammen und trieb graue Wolken über den Himmel, aber die beiden ſahen es nicht, ſie redeten mit einander von ihrer eigenen, nicht minder düſteren Zukunft.

„Nun wird es Herbſt, Agnes,“ ſagte der Oberförſter Böhm, „und wir ſind immer noch nicht weiter.“

Das Mädchen ſchüttelte den dunkeln Kopf. „Nein, Otto, nicht weiter, aber ich fürchte, daß wir den erſten Schritt rückwärts gemacht haben — ſeit heute.“

„Warum, Kind?“

„Bisher ſtanden nur unſere Väter dazwiſchen, nun wird auch der Staat hinzukommen.“

„Ich verſtehe Dich nicht.“

„Das iſt doch einfach, Liebſter. Mein Vater kann ſich nicht mehr halten, er iſt außer ſtande, die Hypothekenzinſen zu erſchwingen. Glaubſt Du denn, daß ich mein Eigentum mit leichtem Herzen hingebe? Welches Mädchen will denn gerne mit leeren Händen, wie eine Bettlerin, in das Haus des Mannes kommen? Ich hätte ſo gerne mein kleines Vermögen von der Großmutter für Dich aufgeſpart, Otto, und nun geht es ſo hin ohne Nutzen. Ganz ohne Nutzen, lieber Schatz. Denn wenn Dein Vater erſt anfängt, die Hypotheken zu kündigen, dann müſſen wir doch von Haus und Hof, und was dann?“

„Ich habe genug für uns beide,“ ſagte Böhm finſter.

„Davon bin ich überzeugt, Otto. Aber der Staat wird Dir keinen Konſens erteilen zur Heirat mit der Tochter eines Bankerottmachers.“

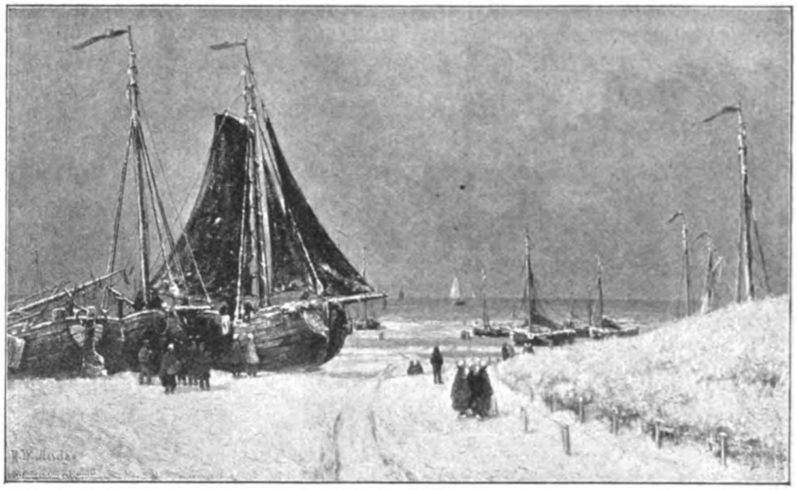
Der Wind pfiff durch den Garten und warf einzelne Regentropfen in das Geſicht des Mädchens. Sie ſchauerte zuſammen und ſtrich ſich die Haare aus der Stirn.

„Ich habe ſo viele Räume in meinem Forſthauſe, und es iſt ſo unendlich einſam darin,“ ſagte der Mann.

„Wie gerne käme ich zu Dir, Du Ärmſter. Aber glaubſt Du, Schatz, daß es bei uns luſtiger hergeht? Wenn Pfarrer Weylands Hanna nicht bisweilen käme — es geſchieht ja ſelten genug — dann möchte ich oft verzweifeln. Oder doch — luſtig iſt der Vater ja auch mitunter, weißt Du, wenn er von ſeinen Fahrten nach Hauſe kommt, aber dieſe Luſtigkeit iſt ſchrecklicher als alles andere.“

Böhm nickte. „Es ſtehen überall Wolken, aber die Hauptſache bleibt doch der unſelige Haß. Sage, Schatz, iſt Dein Vater mir denn eigentlich wirklich gram? Wir können doch nichts dazu, daß unſere Eltern vor Jahren 'mal einen Prozeß geführt haben.“

Agnes Lutz warf einen ſcheuen Blick hinter ſich und dämpfte die Stimme: „Ich habe oft die Empfindung, Otto,



Winter am Strande. Von H. W. Mesdag.

als ob jener Prozeß nicht die alleinige Urſache des Unfriedens iſt. Du lieber Gott, er liegt ſo unendlich weit zurück, und die Erinnerung daran muß doch endlich verblaſſen Wenn der Urgroßvater ſein Teſtament nun einmal zu Ungunſten meines Vaters errichtete, ſo haben die Gerichte Deinem Vater ja auch recht gegeben, und damit konnte die Sache als begraben gelten. Warum verfolgt Dein Vater denn noch fortwährend unſere Familie mit ſeinem Haß? Etwa, weil er recht bekommen hat? Nein, Schatz, der Grund muß tiefer liegen. Ich habe oft Nächte lang darüber nachgegrübelt, aber ich finde nirgends eine Erklärung. Kannſt Du ſie mir geben, Otto?“

„Die beiden Männer meiden ſich,“ entgegnete der Oberförſter beſchwichtigend, „das iſt am Ende zu begreifen. Aber Du redeſt von einer Verfolgung, Agnes. Worin beſteht dieſelbe?“

„In dem Beſtreben, uns zu vernichten,“ ſagte das Mädchen bitter. „Oder iſt es Dir nicht bekannt, Otto, daß Dein Vater die ſämtlichen Hypotheken, welche auf der Bezirksmühle laſten — und es ſind ihrer leider nicht wenige — allmählich an ſich gebracht hat? Das ſchwebt wie ein Damoklesſchwert über uns, und wenn die Kündigung erfolgt, dann reißt der Faden, an dem dieſes Schwert hängt.“

Böhm blickte erſchrocken auf. „Mein Gott, Agnes, das habe ich noch gar nicht erfahren! Aber dann weiß ich auch, was meine Pflicht iſt. Glaub’ mir, Schatz, es muß noch alles gut werden, vielleicht iſt gerade dieſer Umſtand ein Weg zur Rettung. Nein, frage jetzt nicht, ſondern laß mich nur machen, und vor allen Dingen baue auf meine treue Liebe. Der alte Gott da oben hat noch keinen ehrlichen Menſchen verlaſſen.“

Er zog das Mädchen an ſich und küßte es auf den Mund.

Agnes erwiderte mit einem flüchtigen Lächeln die Liebkoſung und wandte ſich dann zum Gehen.

„Ich muß nun fort, es wird dunkel. Vater wird wohl noch drinnen beim Glaſe ſitzen; aber wenn ich ihn darum bat, hat er noch immer den Aufbruch gemacht. Iſt es nicht traurig, Otto, daß ein Kind ſeinen eigenen Vater ſo behüten muß? Nun leb’ wohl, Du Lieber, es iſt mir doch leichter ums Herz geworden, ſeitdem ich mit Dir geſprochen habe.“

— — — — — — — — — — — —

In der Herrenſtube des Ratskellers ging es lebhaft zu. Kroneck hatte anfangs die Abſicht gehegt, nach kurzer Raſt aufzubrechen, aber der bedenkliche Zuſtand ſeines Kutſchers hinderte ihn daran. Es hatten ſich nach und nach einige Honoratioren von Altenbach hinzugefunden, und ſchließlich war auch Lutz in den Kreis gedrungen. Man machte ihm zwar Platz, aber es geſchah doch nur zögernd, und der Mann ſchien auch bereits des Guten zu viel genoſſen zu haben, wenngleich er keineswegs betrunken genannt werden konnte.

„Zieht nur ſchiefe Mäuler,“ ſagte er polternd zu den umſitzenden Bekannten, „Ihr könnt mir alle den Buckel hinaufrutſchen. Luſtig ſein iſt doch die Hauptſache, und der Bezirksmüller Lutz iſt ein luſtiges Haus. Wenn der wo fehlt, dann drehen die Leute den Kopf um und fragen, wo iſt der alte Lutz, der fidele Kerl? Ihr Wohlſein, Herr Amtsrichter, wir freuen uns alle, daß ein junger Herr zu uns auf den Wald gekommen iſt und kein alter Griesgram! Sie werden den Bezirsmüller Lutz auch noch kennen lernen, und wenn Sie ihn kennen, dann werden Sie ſagen, daß der alte Lutz ein grober Kerl iſt und ein ehrlicher Kerl!“

„Halt’s Maul, alter Starmatz,“ ſagte einer der Anweſenden, „ſiehſt Du denn nicht, daß der Herr Amtsrichter nichts mit Dir zu ſchaffen haben will?“

„Ho, ho, ho!“ lachte Lutz, „grob und ehrlich, ſo mag ich es leiden! Aber Ihr taxiert alle den Herrn Amtsrichter zu gering, dem wird der Bezirksmüller Lutz jedenfalls lieber ſein, als ein gewiſſer kahlköpfiger Schurke, den Gott verdammen möge!“

Es trat plötzlich eine peinliche Stille ein, und Kroneck blickte ſich etwas verlegen um.

Wenige Minuten zuvor hatte am Nebentiſche ein einzelner Mann Platz genommen. Er machte den Eindruck eines alten Landgeiſtlichen und ſchien eine längere Fußwanderung hinter ſich zu haben. Seine braune Ledertaſche hatte er neben ſich hingelegt, den weichen Filzhut über den derben Knotenſtock gehängt und die Weſte aufgeknöpft. Jetzt blickte er auf und ſagte ruhig: „Herr Lutz, ich glaube, daß Sie von Ihrer Tochter geſucht werden. Soll ich das junge Mädchen hereinrufen, oder ziehen Sie es vor, hinauszugehen?“

Der Angeredete fuhr mit dem Kopf herum und ſtotterte: „Guten Tag, Herr Paſtor, entſchuldigen Sie, daß ich Sie nicht gleich geſehen habe! Natürlich werde ich hinausgehen. Was ſoll das Kind hier unter den vielen Männern?“

„Das meine ich auch, Herr Bezirksmüller,“ entgegnete jener kopfnickend.

Kroneck war aufgeſtanden und hatte ſich dem Geiſtlichen genähert. Dieſer ſchob einen Stuhl heran und ſagte leiſe: „Ich mußte Ihnen ſchon ein bißchen zu Hilfe kommen, Herr Amtsrichter. Die Leute ſind bisweilen etwas täppiſch, und der da macht aus der Biederkeit ein Gewerbe. Mein Name iſt Weyland. Ich bin der Pfarrer von Oberdorf, das ja auch zu Ihrem Bezirk gehört.“

Der Amtsrichter reichte dem alten Herrn die Hand.

„Ich habe Ihren Namen ſchon nennen hören, Herr Paſtor, und wenn ich mich nicht täuſche, vor einigen Tagen Ihr Fräulein Tochter geſehen.“

„Das kann wohl ſein. Hannah war neulich in Breitenau bei Dekans. Mit der Agnes Lutz, wiſſen Sie, die beiden Mädels halten gute Freundſchaft, und die Bezirksmühle gehört noch zu meiner Gemeinde. Sie hatten Gerichtstag?“

„Den erſten in meinem Amte. Wollten Sie vielleicht auch etwas vorbringen, Herr Paſtor?“

Der Alte ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, Herr Amtsrichter, das überlaſſe ich meinen lieben Pfarrkindern, die ſorgen ſchon für Arbeit. Ich komme von einer Miſſionsverſammlung in Grünthal. Es iſt zwar preußiſch, aber wir Herzoglichen werden gelegentlich mitgenommen.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Affenfrau.

Ein Lebensbild von Hans Arnold.

(Abdruck verboten.)

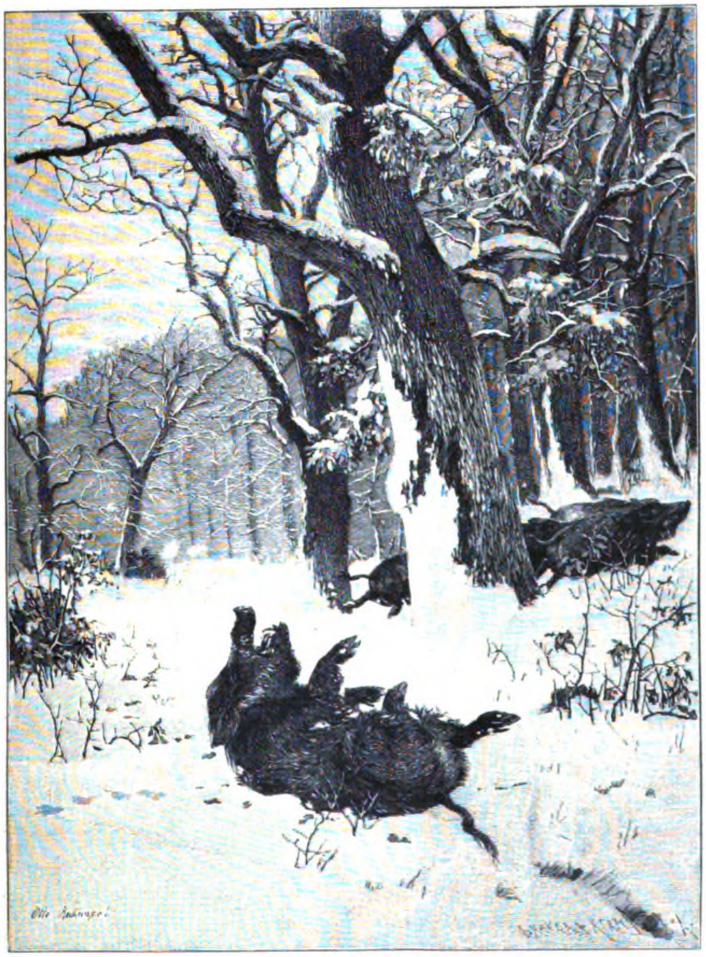
Wer mit mir in meiner Vaterſtadt jung geweſen und alt geworden iſt, der wird ſich auch des winklichen, kleinen Häuschens an der Grabenbrücke entſinnen, das jetzt, wie ſo manches andere gemütliche Gebäude der Vorzeit, einer großen Mietskaſerne mit fünf Stockwerken hat weichen müſſen. Dieſe, wie die Mietskaſernen in ihrer gefräßigen Gemütsart zu thun pflegen, hat nicht nur das Häuschen ſelbſt, ſondern auch Hof und Garten dazu verſchlungen und guckt jetzt mit ihren vielen, ausdrucksloſen Fenſteraugen gläſern und ohne jedes charakteriſtiſche Merkmal in den Stadtgraben.

In meiner Kindheit aber ſtand das alte Häuschen noch und wurde von zwei ganz abſonderlichen Perſönlichkeiten bewohnt — von dem Herrn von Ronikau, einem uralten Junggeſellen, und von ſeiner Wirtſchafterin, der ſogenannten „Affenfrau.“ Die Affenfrau, die in der ganzen Stadt und Generation als ſolche bekannt war, führte ihren ſchmeichelhaften Beinamen nicht etwa wegen irgend eines beſonders äffiſchen Ausſehens — ſie war eine ſehr kleine, rundliche Perſon, die allerdings eigenartig, aber durchaus menſchlich und gar nicht unangenehm dreinblickte. Nein, ſie hieß ſo, weil ſich das Gerücht gebildet hatte und mit größter Hartnäckigkeit erhielt, die Affenfrau wäre in früheren Jahren mit einem großen Orang-Utan verheiratet geweſen! Der Orang-Utan wäre auch ſehr nett und ein vorzüglicher Ehemann geweſen, die Kinder aber hätten das Pech gehabt, allzu unverkennbar in die Familie des Vaters zu ähneln! Dieſer Umſtand war der Affenfrau, dem on dit zufolge, ſo überaus peinlich geweſen, daß ſie einſtmals bei Nacht und Nebel davongegangen wäre und ihre Nachkommenſchaft ihrem natürlichen Beruf zum Zähnefletſchen und Purzelbaumſchlagen wieder anheim gegeben hätte.

Da der Affe, als Oberhaupt der Familie, nicht auf böswillige Verlaſſung geklagt hatte, ſo war ſeine Frau unbehelligt geblieben und ignorierte ſogar die Affenepiſode ſo vollſtändig, daß ſie ihren Mädchennamen wieder annahm, der allerdings phantaſtiſch genug ſelbſt für eine Affenfrau geweſen wäre: ſie hieß nämlich Balſamine Wewerker und wurde Balſamindel genannt. Wie die Sage von der Affenehe entſtanden war, iſt nie aufgeklärt worden. Das Thatſächliche daran mochte ſein, daß Balſamindel ein paar Jahr in Südamerika geweſen war und — ſo legten wir es uns wenigſtens zurecht — dort einem Schwarzen die Hand für's Leben gereicht hatte. Dieſer Auserkorene hatte ſich wohl im Munde der Leute in einen Affen verwandelt! In jedem Falle hatte Balſamindel eine entſchiedene Abneigung gegen Affengeſpräche und nahm jede Bemerkung über dieſe Tiergattung tödlich übel, ſo daß man in den Häuſern, in denen ſie aus und einging — und deren waren viele — derartige Unterhaltungen ſorgfältig mied. Es iſt als ein großes Glück anzuſehen, daß damals noch nicht ſo viel von der Darwinſchen Theorie die Rede war — ſonſt wäre die Balſamindel ja gar nicht aus dem Ärger herausgekommen!

Ich entſinne mich noch ſehr genau des großen Tages, an dem wir die perſönliche Bekanntſchaft der Affenfrau machten. Unſer Hausſtand hatte ſich ſeit ungefähr einer Woche um ein neues Mitglied vermehrt. Ein Stubenmädchen — in Schleſien „Schleußern“ genannt — namens Klara, war zugezogen, und zwar ſofort mit einem ſo dick verſchwollenen Geſicht, daß wir alle in froher Spannung blieben, wie ſie wohl eigentlich ausſehen würde, wenn ſie abſchwölle. Dieſe Thatſache gab den kühnſten Vermutungen Spielraum, denn unter dem formloſen Kloß, den ſie uns präſentierte, konnte ebenſowohl eine Venus von Milo, als ein ausgebildetes Scheuſal ſich verbergen.

Ich kann mir hier die kulturhiſtoriſche Bemerkung nicht verſagen, daß derartige geſchwollene Geſichter, wie ſie in meiner Jugend gang und gäbe waren, gänzlich den Launen der Mode unterworfen zu ſein ſcheinen und jetzt gar nicht mehr vorkommen! Früher war es ganz üblich, daß man ſich abends munter und wohlgeſtaltet ſchlafen legte und früh mit einer Oberlippe, wie ein Tapir in den beſten Jahren, aufſtand, oder mit einer Wange von der Größe eines reſpektablen Kopfkiſſens — einer „dicken Backe“, wie es bei uns zulande hieß. Nun, damals, wie geſagt, war das an der Tagesordnung, und Klara konnte mit ihrem geſchwollenen Geſicht für hochmodern gelten. „Der dicke Backe“ unterſchied ſich aber von anderen ſeinesgleichen dadurch, daß er weder durch Güte, noch durch Gewalt, weder durch Leinſamen, noch Bohnenmehl, die beide in ungeheuren Quantitäten aufgelegt wurden, zum Weichen zu bringen war, ſondern im Gegenteil ſo anſchwoll, daß man mit allſeitiger Aufregung dem Naturſchauſpiel entgegenſah, wenn das dicke Geſicht der Eigentümerin über dem Kopfe zuſammenſchlagen würde.



Auf der Saujagd. Nach dem Gemälde von Otto Recknagel.
(Verlag der Münchener Kunſt- und Verlagsanſtalt von Dr. E. Albert & Co.)

Da machte eines der Dienſtmädchen den Vorſchlag: „Wenn doch die Affenfrau geholt werden könnte, die ‚verſpricht‘ jede Geſchwulſt in einer Viertelſtunde!“ Ein wilder Kampf zwiſchen Menſchenverſtand und finſterem Aberglauben tobte einige Minuten hindurch in der Bruſt der Hausfrau — dann entſchied der Gedanke, daß in drei Tagen große Wäſche ſei, bei der Klara unbedingt helfen müßte, und mit dem Motto: „Schaden kann's ja nicht!“ wurde nach der Affenfrau geſchickt. Dieſe erſchien, fragte barſch: „Wo iſt die Schleußern?“ und lächelte höhniſch bei dem ausgeſprochenen Zweifel, ob ſie der Krankheit würde beikommen können. Sie meinte nur bedauernd: „Schade, daß ich nicht gewußt habe, was ich ſoll — da hätte ich mir einen ‚Erbſchlüſſel‘ mitgebracht, der hilft am ſchnellſten für's ‚dicke Backen‘! Na, es muß auch ſo gehn!“ Und — wie es zugegangen iſt, das weiß ich nicht, denn die Affenfrau hat das Geheimnis, wie ſo manches andere, mit ſich ins Grab genommen — aber ſie blieb etwa zehn Minuten mit unſerer ungeſtalteten Zofe allein und erklärte dann mit kategoriſcher Beſtimmtheit: „Bis morgen früh iſt es gut!“

Und es war gut! Klara erſchien noch am ſelben Abend im Beſitz einer Naſe, die bis dahin noch nicht zu ſehen und deren Exiſtenz daher ſtark angezweifelt war, „der dicke Backe“ ſchmolz während der Nacht noch dahin, wie Schnee in der Märzſonne, und ſie trug den anderen Morgen mit dem Kaffee zugleich ein ganz niedliches Geſicht ins Zimmer. Dieſer Beweis für die gelungene Heilung machte uns alle zu geſchworenen Anhängern der Affenfrau und ihrer Wunderkuren, deren ſie noch manche bei uns und an uns ausgeübt hat.

Von dieſem Tage an datierte unſere Freundſchaft mit der Affenfrau, oder eigentlich meine Freundſchaft! Denn während die ganze übrige Familie mit ihr auf einem mehr geſchäftsmäßigen Fuß blieb, hatte ich, damals ein Kind von zehn bis elf Jahren, das unverdiente Glück, mir die Zuneigung der Affenfrau zu gewinnen. Ich war ſehr ſtolz auf dieſe Eroberung, und nicht ohne Grund — denn die Affenfrau war für gewöhnlich entſetzlich brummig. Schon ihre äußere Erſcheinung hatte ſie gewiſſermaßen dazu prädeſtiniert: ſie hatte die breit vorſtehende Unterlippe — im Volksmund Schippe genannt —, die mürriſche Menſchen ſich ſo oft ſtehen laſſen, und guckte unter buſchigen Augenbrauen finſter in die Welt hinein. Mich liebte ſie aber, und ich liebte ſie wieder. Daher will ich hier berichten, was ich von ihr weiß.

Um aber von der Affenfrau zu erzählen, muß ich zunächſt noch von einer anderen Perſönlichkeit ſprechen, die untrennbar mit ihr zuſammenhing. Das war ihr Gebieter — eigentlich ihr Sklave, der alte Herr von Ronikau.

Eines meiner Geſchwiſter erzählte eines Mittags bei Tiſch mit dem gerechten Stolze eines Menſchen, der Wichtiges erlebt hat: „Ich habe ein krepiertes Pferd geſehen!“, wurde aber ſofort durch eines der anderen übertrumpft: „Und ich habe heut den Herrn von Ronikau mit Beinen geſehen!“

Daß dieſe Thatſache ſeit Jahren zu den allergrößeſten Seltenheiten gehörte, ließ ſich nicht beſtreiten. Geſehen hatten wir den Herrn von Ronikau alle ſchon — aber nur ſeinen Oberkörper. Er ſah nämlich faſt den ganzen Tag zum Eckfenſter ſeiner Wohnung in dem obenerwähnten Häuschen heraus und beluſtigte ſich damit, die vorübergehenden Schulkinder durch ein dumpfes Grunzen in harmloſen Schrecken zu verſetzen. In früheren Jahren war Herr von Ronikau, den man, ohne ihm zu ſchmeicheln, für verdreht erklären konnte, auch regelmäßig ſpazieren gegangen. Traf er dabei irgend einen beliebigen Sterblichen, ſo pflegte er ſtehen zu bleiben, den Zeigefinger auszuſtrecken und mit dünner, hoher Stimme und ſcharfer Ausſprache des S zu fragen: „Wer ßind Szie? Und wie heißen Szie?“ Antwortete der Betreffende dann mit: „Schulze“ oder „Müller“, ſo atmete Herr von Ronikau tief auf und ſagte mit Selbſtgefühl: „Da bin ich mehr, wie Szie! Ich bin der Herr von Ronikau, — ich bin courfähig!“ und ſetzte ſeine Promenade befriedigt fort.

Vor etlichen Jahren hatte dieſer alte Sonderling die Balſamindel als Wirtſchafterin engagiert. Da er ſich nun, kraft ihrer bürgerlichen Herkunft, ungezählte Male am Tage das Vergnügen machen konnte, ſie zu verſichern: „Ich bin mehr, wie Szie!“ ſo ſah er nicht ein, warum er ſich ſeine Zerſtreuung noch außerhalb des Hauſes ſuchen ſollte — er ging nie mehr auf die Straße, und der Stolz, welcher den Buſen eines Menſchen ſchwellte, der den Herrn von Ronikau mit Beinen geſehen hatte, war durchaus gerechtfertigt.

Der Herr von Ronikau war übrigens nicht nur courfähig, ſondern auch furchtbar geizig. Er hatte Balſamindel zwar als Wirtſchafterin angenommen, aber ſie bekam kein Gehalt, ſondern nur freie Station, und das war der Grund, daß ſie ihre ärztlichen Anlagen bis zur Vollkommenheit ausbildete, um ſich durch Kuren jeder Art einen Nebenverdienſt zu ſuchen. Das, wodurch ſie ſich beſonders auszeichnete, war die Kenntnis aller Heilkräuter, die Wald und Felder hergaben. Im Frühjahr und im Hochſommer kroch ſie zu allen Stunden — namentlich aber früh vor ſechs und abends nach ſechs Uhr — „da geben die Schlangen kein Gift her,“ wie ſie behauptete — wie ein Alräunchen auf den Wieſen umher und ſuchte Kräuter, die ſie in Mengen heimſchleppte, welche das ganze Haus nach und nach in eine große Kräuterbüchſe verwandelten. Aus dieſen Kräutern verfertigte ſie Tropfen und Tinkturen in langen, ſchmalen Flaſchen, die den beſonderen Vorzug hatten, daß ſie immerfort umfielen, und die ich in dieſer Geſtalt nirgends wieder erblickt habe.

Ein Glanzpunkt ihrer Erinnerungen war es, daß ſie beim Einzug des Landesfürſten dieſem einen Kranz aus allen heilkräftigen Kräutern der Provinz überreicht hatte. Der Monarch, ſo behauptete ſie, hätte ihr für dieſe zarte Huldigung Brief und Siegel verliehen, daß ſie zu allen Zeiten im ganzen Lande Kräuter ſuchen dürfte, und dieſes Dokument hatte ihr jemand geſtohlen, und zwar — der Magiſtrat! Was er damit gemacht hatte, das wußte ſie nicht, aber ſie blieb feſt dabei, und hatte bis an ihr Ende einen giftigen Haß auf den Magiſtrat, was ihr niemand verdenken wird!

Von ihrem häufigen Aufenthalt im Freien mochten wohl überhaupt ihre große Naturkenntnis und Naturbeobachtung ſich herſchreiben. Daß ſich in dieſe ein gut Teil Aberglauben miſchte, war ja natürlich — ſo erzählte ſie oft, und ich ließ es mir immer wieder gern erzählen, daß ſie nicht einmal, nein, unzählige Male am erſten Oſtermorgen ein Lämmchen hätte im Morgenrot um die Sonne laufen ſehen! — Aber daß ſie das Wetter prophezeien konnte, als wenn ſie vor der Seelenwanderung ein Laubfroſch geweſen wäre, das iſt ganz gewiß! Sie ſtand ſogar mit Wind und Sturm auf dem intimſten Fuß und unterſchied fein: „Das iſt ſchon kein Wind mehr — das iſt eine Windin — die heult ja ordentlich!“

Schon das Betreten des kleinen Hauſes hatte etwas angenehm Unheimliches. Die kleinen winkligen Zimmer waren alle von Balſamindel zu beſtimmten Zwecken eingerichtet — da war die Kamillenſtube, die Baldrianſtube, die Lavendelſtube — überall lagen Säckchen mit Kräutern umher, von der Decke herunter hingen Maiskolben und Schilfbüſchel. Am Fenſter trockneten Küchenkräuter in Mullſäckchen, der herbe Duft von Wacholder und Thymian, von Majoran und Dill war überall in der Luft — ich kann heute noch nicht begreifen, wie es der Herr von Ronikau in dieſer Atmoſphäre aushielt, die übrigens etwas Konſervierendes haben mußte! Auf dem einen Sack in der Ecke war der Stammplatz des „Roſſelmann“, eines blauſchwarzen Raben, der nach Verſicherung der Affenfrau ſchon den dreißigjährigen Krieg mitgemacht hatte, und merkwürdig geſcheit ausſah!

Als beſonderen Vorzug empfand ich es nun, wenn mir geſtattet wurde, im September nach gehaltener Ernte zur Balſamindel zu kommen und die Kräuter ſortieren zu helfen. Das waren auch die Stunden, wo ſie Märchen erzählte und zwar Märchen, die ich ſeitdem nie wieder gehört habe — die herrlichen Geſchichten von Peter Siebenſack, von den Töchtern des Grafen Alban, von den ſieben Rothöslein und den Rählädchen. Noch heute kann ich den Geruch trockener Kräuter nicht von dieſen Märchen und von der Erinnerung an die Affenfrau trennen — es ſteckte wirklich ein Stückchen Volkspoeſie in der Alten und ihrer Umgebung!

Der Herr von Ronikau ſtörte uns dieſe Feſtſtunden nicht. Er war von der Herrſchſucht und den Kräutern ſeiner Wirtſchafterin aus einer Stube in die andere gedrängt worden und hatte ſchließlich ein Eckzimmer im Parterre inne, wo er mit einer Guitarre, einer Flöte und ſeiner Verdrehtheit ſtill zufrieden hauſte. Er trug immer einen weißen Piquéſchlafrock, und ich entſinne mich noch des ſonderbaren Bildes, wenn der alte Herr in dieſem Aufzug in die Saiten der Guitarre griff, und durch die Naſe, aber ſehr ſchön, ein Lied ſang, deſſen Anfang lautete: „Von Abendröte die Flur umweht, begoß Agnate ihr Blumenbeet,“ wogegen ſich vom Standpunkte der rationellen Gärtnerei durchaus nichts einwenden ließ.

Waren die Kräuter erledigt, ſo begab ich mich mit der Affenfrau in ihr eigenes Stübchen, zerrte ihre alte Katze, die Murle hieß, und ergötzte mich an den Wunderlichkeiten und Herrlichkeiten, welche die Affenfrau an ſich hatte und beſaß. Vor allem hatte ſie zwei Daumen an der rechten Hand, ein Umſtand, der mich brennend intereſſierte, und den ſie ebenſo unermüdlich vor uns zu verbergen, als ich ihn zu erſpähen ſuchte. In der Familie der Affenfrau ſchienen übrigens Abnormitäten nicht zu den Seltenheiten zu gehören, denn die Affenfrau hatte einen Onkel, der nur zwanzig Centimeter lang geworden war. Der brave Herr ſtand jahraus jahrein in Spiritus im Mittelfach ihrer Servante unter Taſſen mit Inſchriften und anderen Nippesgegenſtänden. Nach der Verſicherung der Balſamindel konnte ſie jede Stunde zu den größten Reichtümern gelangen, wenn ſie ſich entſchlöſſe, den Onkel zu verkaufen. Aber ſie konnte es nicht übers Herz bringen — ſie hatte eben viel Familienſinn!

Ob der Verkehr mit dem Onkel bei der Affenfrau eine gewiſſe Neigung zum Überſinnlichen hervorgebracht hatte, das weiß ich nicht — aber jedenfalls nahmen ihre Kuren mit der Zeit einen ſtarken Beigeſchmack von Zauberei und Hexenkünſten an, der es als ganz vorteilhaft für ihre Exiſtenz erſcheinen ließ, daß ſie nicht hundert Jahre früher gelebt hatte!

Derartige Vorgänge haben ja immer Anziehungskraft für ſchwache Menſchen, und die Affenfrau hatte einen Zulauf, um den ſie mancher Arzt hätte beneiden können. Leute mit den wunderbarſten Leiden frugen ſie um Rat — Leute, welche die „ſchlagende, ſchreiende Krämpfung“ hatten, Leute, die „es deckenhoch ſchmiß“ und die „ſchrieen, daß man es Häuſer weit hörte“ — kurz, die anmutigſten Beſchwerden wurden ihr vorgetragen, und von ihr mit Kräutern, mit „Beſprechen“ und ſonſtigen Wunderthaten geheilt.

Sie verlangte aber ſtrengſte Befolgung ihrer Vorſchriften, und da ſie ſich im Beſitz aller Aberglauben befand, die je exiſtiert haben, ſo wird man ſich denken können, daß es nicht leicht war, zu behalten, was man thun und laſſen mußte, um nicht gegen die Lebensregeln der Affenfrau zu verſtoßen.

Daß man ſich die Haare nur bei zunehmendem Mond ſchneiden darf, hielt ſie für eine ſo einfache Forderung der gewöhnlichſten Herzensbildung, daß ſie kein Wort darüber verlor — ebenſo daß man die Kinder ſtreng anhalten müſſe, ihre ausgefallenen Mauſezähnchen über den Kopf weg in die freie Natur zu werfen, und dabei zu ſagen: „ich geb' Dir ein beinernes, gib mir ein ſteinernes!“ ein Verfahren, welches die ſicherſte Anwartſchaft auf unverwüſtliche Zähne gab. Daß man aber Kindern die Nägel im erſten Jahre abbeißen und nicht abſchneiden muß, wenn man nicht will, daß ſie Spitzbuben werden, das mußte ſie leider oft ausdrücklich einſchärfen! Ihre Kuren an Kindern unter einem Jahr waren überhaupt ſehr merkwürdig, und legen mir noch heute ein Zeichen dafür ab, wie widerſtandsfähig die damalige Generation geweſen ſein muß. Erkrankte nämlich ein Unglückswürmchen an einem nicht gleich zu erkennenden Übel, ſo erklärte ſie kategoriſch: „Das Kind hat das Maß verloren!“ Dann wurde der kleine Patient im Naturkoſtüm mit ausgebreiteten Armen auf die Erde gelegt, und nun mit einem Bande gemeſſen — vom Scheitel bis zur Zehe, und von Mittelfinger zu Mittelfinger. Stimmte dieſes Maß nicht aufs Haar, ſo zerrte die Balſamindel aus Leibeskräften an dem Kinde, bis es laut knackſte, worauf immer eine Beſſerung einzutreten pflegte — ich habe auch nie gehört, daß einer ihrer Patienten an dieſer Pferdekur draufgegangen wäre.

Schmerzhafte Anſchwellungen der Augenlider, die auch nicht mehr mode ſind, damals aber als „Bernickel“ in jeder reſpektablen Familie zu den landläufigen Begriffen gehörten, vertrieb die Affenfrau auf die einfachſte Weiſe. Der davon Befallene mußte nur früh dreimal mit dem Zipfel ſeines Deckbettes über das erkrankte Auge ſtreichen und dabei ſprechen: „Bernickel, ich drück' Dich mit dem Bettzippel!“ Es mußte ſchon ein Bernickel von unglaublicher Dickfelligkeit ſein, der dann nicht ging — ich für meine Perſon habe nie erlebt, daß dieſe Kurmethode ſich als vergeblich erwieſen hätte.

Gegen Warzen hatte die Affenfrau auch ein untrügliches Mittel — der glückliche Beſitzer derſelben mußte um Mitternacht in ein Zimmer gehen, wo der Vollmond hinein ſchien. Dann hatte er ſich zu bücken, den Mondſchein von der Diele aufzuraffen und ſich auf die Hände zu ſtreuen, eine Leiſtung, die nach der Verſicherung Balſamindels nicht die geringſte Schwierigkeit darbot — vorausgeſetzt, daß der Patient kein Wort ſprach. Sonſt konnte es ja nichts helfen!

Ob der Herr von Ronikau ſich von ſeiner Wirtſchafterin ärztlich behandeln ließ, das weiß ich nicht! In jedem Fall wurde er ſteinalt, und ſein Geſicht ſah ſchließlich ſo runzelig aus, daß es eine merkwürdige Ähnlichkeit mit einem Stiefmütterchen bekam, und wir ihn infolgedeſſen nur noch „das Stiefmütterchen“ nannten. Wie alle Blumen welken, ſo welkte mit der Zeit aber auch das Stiefmütterchen. Zum Alter konnte er nicht ſagen: „Ich bin mehr, wie Szie!“ und ſo ſtarb der gute, alte Mann und machte die Welt um ein Original ärmer — die Balſamindel aber um ein gut Teil reicher! Denn er vermachte ihr ſein Haus und Vermögen. Die Affenfrau wurde auf dieſe Weiſe in ihren alten Tagen noch zu einer guten Partie — „Kröſus umgab ſie,“ wie meine Kinderfrau zu ſagen pflegte — und hätte gewiß ohne Schwierigkeit einen Nachfolger für den Orang-Utan finden können. Aber ſei es, daß ſie doch fürchtete, dieſer könnte ihr nicht erſetzt werden, ſei es aus anderen Gründen — ſie zog es vor, im Witwenſtande zu bleiben, und richtete ſich das Häuschen nun ganz für ihre Kuren ein.

Um ſie her ſammelte ſich mit der Zeit eine Klientel von Leuten, die ihr die Geheimmittel zutrugen und durchaus den Eindruck machten, als wenn ſie ohne jede Weitläufigkeit ein passe-partout zum Blocksberg hätten erhalten können. Die Arzneien der Balſamindel wurden denn auch von Jahr zu Jahr hexenhafter und nicht appetitlicher, denn Hundefett gehörte zu den täglichſten Verordnungen. Als ein in der ganzen Nachbarſchaft als unſauber bekannter Pudel Rappo ſpurlos verſchwunden war, ging die Sage durch alle Küchen: „die Affenfrau hat den Rappo gekocht!“ und das war nicht verlockend! Wir entzogen ihr mehr und mehr unſere Kundſchaft, und nur, wenn ſich jemand in den Finger geſchnitten hatte, und dieſer nicht aufhören wollte, zu bluten, dann wurde Balſamindel geholt, um über zwei kreuzweis liegenden Holzſtäbchen Verwünſchungen zu murmeln und das Bluten einhalten zu laſſen, was auch — wie ich zur Ehrenrettung der Affenfrau nicht verſchweigen will — jedesmal geſchah.

Die Affenfrau hatte ſonderbar gelebt, und ſonderbar iſt ſie geſtorben!

Sie hatte ſich, ſeit ihrer Wohlhabenheit, eine alte Aufwärterin zu Handreichungen genommen, die durch Triefaugen und eine ganz ungewöhnliche Scheußlichkeit die berechtigtſte Anwartſchaft auf dieſen Poſten hatte. Eines Tages war die Dienerin ausgegangen, und die Affenfrau ſtopfte in einem Anfall von Scherzhaftigkeit eine Art von Puppe mit ihren Kleidern aus, ſetzte ſie in eine Sofaecke und wollte den Augenblick von einer dunklen Ecke aus voll und ganz genießen, wo die Aufwärterin dieſen Balg für ihre Herrin halten und ſich darüber erſchrecken würde.

Der ſinnige Spaß gelang über Erwarten! Die alte Dienerin nahte ſich dem Sofa — bückte ſich über die rätſelhafte Geſtalt — prallte zurück und ſchrie auf. Und die Affenfrau lachte darüber bis zu Thränen — lachte ſich im wahrſten Sinne des Wortes tot!

Ihre letzten Beſtimmungen über die Beerdigung waren faſt noch ſonderbarer, als ihr Tod, und jedenfalls einzig in ihrer Art. Sie wünſchte, in einem Sarge mit Glasfenſtern begraben zu ſein, auf ihrer Matratze liegend und mit ihrem Deckbett zugedeckt, in der einen Hand ein Stück Brot, in der anderen eine Klingel, für den Fall, daß ſie noch etwas brauchen ſollte. Das wurde getreulich gethan, und die Affenfrau ſchläft den letzten Schlaf ſehr gemütlich unter ihrem Deckbett.

Wer den Onkel in Spiritus geerbt hat, und ob der Glückliche, bei vielleicht geringerer Pietät gegen den würdigen Anverwandten, dadurch zum Millionär geworden iſt, das habe ich nicht erfahren können: ich möchte den Onkel wohl noch einmal zu ſehen bekommen — niedlich war er!

Für jede Gabe eine Aufgabe.

Von Th. Schäfer, Vorſteher der Diakoniſſenanſtalt zu Altona.

„Ich kann nicht Diakoniſſin werden, denn ich habe weder Intereſſe noch Geſchick für die Krankenpflege.“ Nicht ſelten wird die ablehnende Stellungnahme zur Diakoniſſenſache ähnlich motiviert. Und doch kommt damit ein großer Mangel an Verſtändnis der Sache zum Ausdruck. Was iſt's damit?

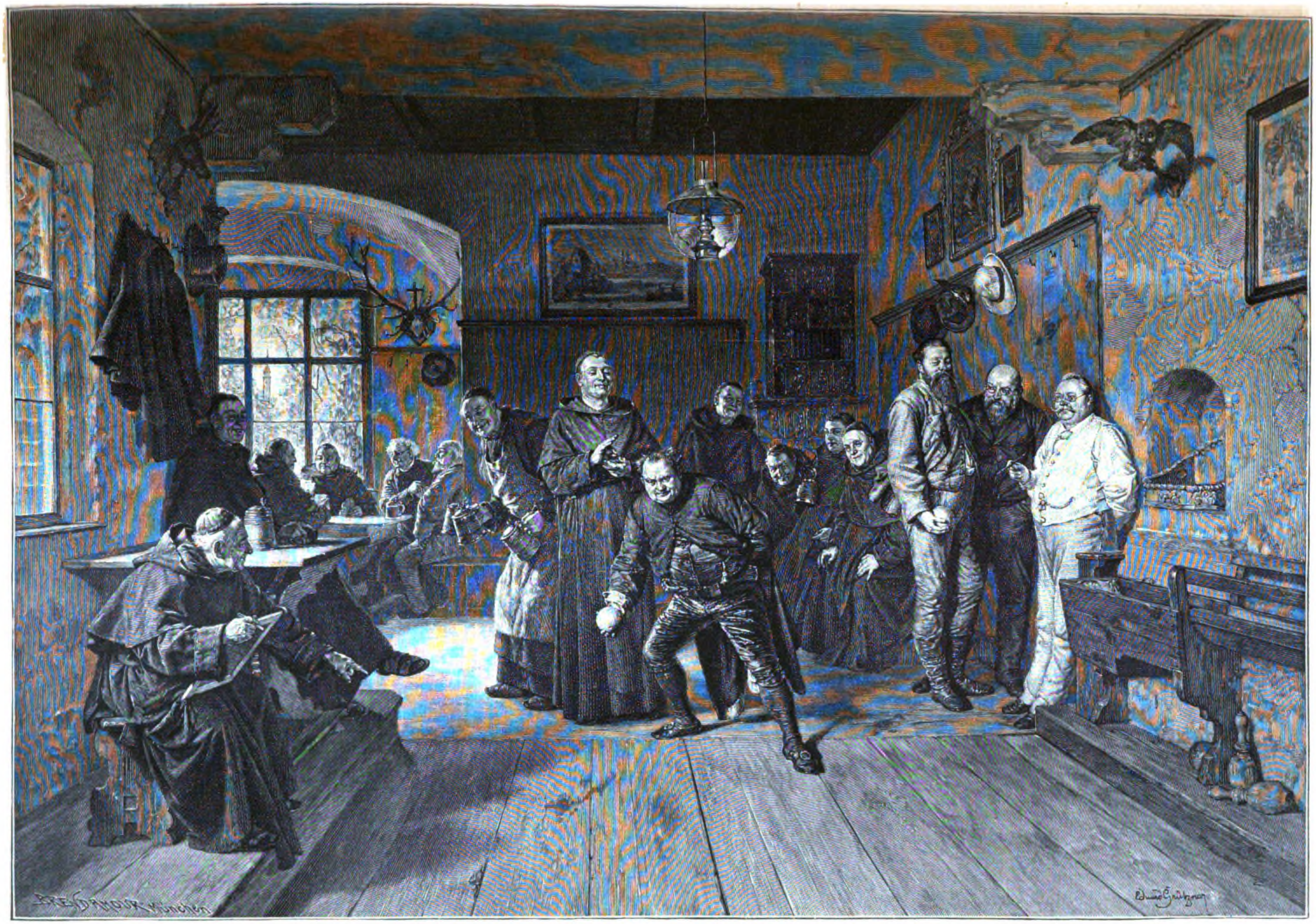
Zur Ausbreitung und Einbürgerung der Diakoniſſenſache hat es weſentlich beigetragen, daß dieſelbe — im Unterſchied von anderen chriſtlichen Liebeswerken — dem überall vorhandenen, überall ſchmerzlichſt empfundenen, überall nach Heilung ſich ausſtreckenden Übel der Krankheit hilfreich entgegenkam. Was in einer ſo allgemeinen Not ſich leiſtungsfähig erweiſt, wird trotz aller ſonſt entgegenſtehenden Schwierigkeiten ſchließlich gewiß durchdringen. Hierin lag alſo für die Propaganda die ſtarke Seite der weiblichen Diakonie. Damit war indeſſen ſofort der Nachteil gegeben, daß über dieſem willkommenſten, äußerlich ſich in den Vordergrund drängenden, andere Arbeitsgebiete überſehen wurden, und damit auch die Gefahr, daß das Weſen der Diakoniſſenſache im Urteil und Bewußtſein des Publikums alteriert oder doch verhüllt wurde. Mit einem Wort: man hielt die Diakoniſſin für nichts anderes als für eine chriſtliche uniformierte Krankenpflegerin. Man kann dieſem verderblichen Mißverſtändnis auf verſchiedene Weiſe, z. B. durch eine geſchichtliche Darſtellung der Diakonie von den Tagen der Apoſtel bis in unſere Zeiten entgegentreten. Ich will verſuchen, es durch einen Hinweis auf das vielgeſtaltige Arbeitsfeld der Diakoniſſen zu beſeitigen.

Es ſind drei große Gruppen, in welchen ſich die Diakoniſſenarbeit dem Auge des Beſchauers darſtellt. Die erſte umfaßt die Pflegethätigkeit, und hierbei ſteht die Krankenpflege in einem Hoſpital in erſter Linie. Schon wegen ihrer großen Bedeutung für die Berufserziehung der Schweſtern. Die erſte Zeit im Diakoniſſenberuf iſt Probezeit. Nun gibt es aber meines Erachtens keine andere Beſchäftigung, welche in dem Grad alle echt weiblichen Gaben und Vorzüge erprobt und ausbildet, wie die Krankenpflege in einem Hoſpital. Hier kommen alle Arten häuslicher Arbeiten zur Anwendung. Hier heißt's aber auch Geduld und mutiges Zugreifen ebenſo wie Gehorſam und Hingabe üben. Kurz, hier kann man nach einiger Zeit beſſer als in jeder anderen Verwendung erkennen, ob jemand zur Diakoniſſin taugen wird. Denn eine Probeſchweſter iſt ja in all dieſer Zeit nicht ſelbſtändig thätig, ſondern nur unter Aufſicht, nach Anleitung, zur Hilfe. Bei einigem Talent bedarf's nur der Treue und Hingabe, um zu lernen, was nötig iſt. Je nach den Fortſchritten und der Zuverläſſigkeit bekommt dann die Schweſter nach und nach mehr Selbſtändigkeit eingeräumt, ſie erhält die Nachtwache, aſſiſtiert erſt in leichteren, dann in ſchwereren Verrichtungen bei den Operationen ꝛc. So wächſt ſie aus dem Erlernen in die Ausübung der Krankenpflege hinein. Es iſt erſichtlich, daß die erſten Stufen dieſes Weges zwar ſchon ein Stück Krankenpflege ſind, aber doch nur ein ſolches, welches man jedem weiblichen Weſen, das Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, zumuten kann, nur ein ſolches, welches jede Tochter in der Familie verſtehen und leiſten muß, wenn ſie der Aufgabe, welche von hundert etwa neunundneunzig junge Mädchen haben, genügen ſoll. Im Blick hierauf iſt auch verſtändlich, in welchem Sinn ich die Schule des Krankenhauſes als die Grundlage für die ganze Diakoniſſenlaufbahn bezeichnet habe: in dem Sinn nämlich, daß hier Gewinnung und Erprobung allgemein weiblicher und ſpeziell diakoniſſenmäßiger Tüchtigkeit in den Anfangsſtadien zuſammenfällt.

Von hier an aber teilt ſich der Weg. Je nach der Begabung erfolgt die weitere Verwendung. Im Kreis der Pflegethätigkeiten werden die beſchäftigt, welche dafür beſonders geeignet erſcheinen. Aber auch hier beſtehen mancherlei Möglichkeiten. Die eine Schweſter bekommt einen Kranken zu pflegen, deſſen Leiden eine Perſönlichkeit ganz in Anſpruch nimmt, die andere hat ein Zimmer mit mehreren Kranken, eine dritte einen Saal in Gemeinſchaft mit anderen Schweſtern zu verſorgen, eine vierte hat zeitweilig die Nachtwache zu thun (während ſie bei Tag ſchläft), eine fünfte hat als beſondere Aufgabe das Operationszimmer, eine ſechſte die Leitung einer ganzen Krankenſtation ꝛc. Bei alledem gereicht die ſtete Übung der Fertigkeiten für eine ſtrebſame Schweſter auch zur fachlichen Belehrung und techniſchen Vervollkommnung.

In beſonderer Weiſe wird letztere gefördert durch Verſetzung aus dem Mutterhaus auf ein auswärtiges Arbeitsfeld. Hier beſtehen zum Teil andere Einrichtungen wie daheim, der Arzt hat andere Anſchauungen, eine andere Weiſe des Verkehrs mit Schweſtern und Kranken. Da gilt's nun, teils ſich einzuleben in das Fremde und Fremdartige, teils das früher Gelernte in das jetzt Verlangte zu überſetzen. Es iſt z. B. gar keine leichte Aufgabe, nachdem man in dem mit allen Erforderniſſen wohl ausgerüſteten Krankenhaus des Mutterhauſes gearbeitet hat, in ein ländliches Pflegehaus oder in das Krankenhaus einer kleinen Stadt ſich verſetzt zu ſehen. Dort eine Leitung mit warmem und kaltem Waſſer bis in die höchſte Etage, hier ein Brunnen im Hof; dort elektriſche Beleuchtung, hier Petroleum und Stearin; dort Centralheizung, hier altmodiſche Ofen; dort Dampfküche, hier ein gewöhnlicher Herd ꝛc. Jede Hausfrau kann ermeſſen, wie ſehr mit alledem die Arbeit eine andere wird. Es ſieht von weitem aus, als ob es dieſelbe Aufgabe wäre, und doch hat ſie bei näherer Betrachtung ein ganz anderes Geſicht. Aber für eine Liebe, die ſich in die Verhältniſſe ſchickt, iſt's eine ſchöne und intereſſante Aufgabe.

Wiederum eine bunte Fülle ergibt ſich im Kreis der Pflegethätigkeit durch die Verſchiedenheit der zu Pflegenden. Wie verſchieden ſind die Bilder, welche eine Kinderheilanſtalt in einem Solbad und ein Irrenhaus, ein Kinderhoſpital und ein Siechenhaus darbieten; wie grundverſchieden von alledem wieder die Verſorgung eines Kranken in einem Privathaus — und doch iſt alles Pflegethätigkeit. — In einer Kinderheilanſtalt ein halbes Hundert fröhlicher Kinder, viele zwar unter ihnen bleichwangig, manche mit noch deutlicheren Zeichen der Skrophuloſe und Rhachitis, entzündeten Augen, geſchwollenen Drüſen, Verkrümmungen, Lähmungen — aber alles in allem eine muntere Schar, welche Sommerfriſche genießt und unter der es ſich manche an Weihnachten als höchſte Freude erbitten, nächſtes Jahr wieder ins Solbad geſchickt zu werden. — Im Irrenhaus ein Elend, welches das Dichterwort auf die Lippen legt: „Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an,“ aber auch einen lauten Appell an das Chriſtenherz zu thatkräftigſter und liebreichſter Hilfe ergehen läßt. — Im Kinderhoſpital eine Stätte, wo man ſo recht lernen kann, wie man Leiden



Photographie u. Verlag 1893 von Franz Hanfſtaengl in München.

Copyright 1893 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Kloſterkegelbahn. Nach dem Gemälde von Ed. Grützner.

ohne Sorgen tragen ſoll. Wenn nicht gerade augenblickliche Schmerzen plagen, ſieht's hier nicht viel anders aus als in einer großen Kinderſtube. Vor der Operation am nächſten Tag beſteht keine Angſt, „wir bekommen etwas zu riechen“ (Chloroform). — Im Siechenhaus die Alten, Narben an Leib und Seele aus dem Kampf des Lebens an ſich tragend, und doch auch manche fromme Seele ſich bereitend auf einen ſeligen Heimgang. — In der Privatpflege die Sorge einer ganzen Familie geſammelt um ein Bett, die Schweſter oft der einzige menſchliche Troſt und Halt in ernſten Tagen. — In Zeiten des Krieges oder der Seuche eine verzehnfachte Privatpflege oder modifizierte Krankenhausarbeit unter den abſonderlichſten Verhältniſſen. — Nur wenige Striche ſind's, aber der müßte keine Augen haben, der hieraus nicht ſchon die Fülle und Mannigfaltigkeit des Wortes „Pflegethätigkeit“ zu leſen verſtände.

An die Pflegethätigkeit ſchließt ſich als zweite Hauptgruppe der Diakoniſſenarbeit die Erziehungsthätigkeit. Sie umfaßt alle Stufen und Lebensalter, vornehmlich des weiblichen Geſchlechts, auf welchen überhaupt von Erziehung die Rede ſein kann. Zunächſt handelt es ſich hier um die vorſchulpflichtigen Kinder etwa vom dritten bis ſechſten Jahr. Leider gibt es ja mannigfaltige Lebensverhältniſſe, in welchen die Mutter zur Beaufſichtigung ihrer Kleinen nicht im ſtande iſt, namentlich auf dem Lande und in Fabrikorten. Da tritt die Warteſchule oder Kleinkinderſchule in die Lücke ein, und die Diakoniſſin vertritt in ihr die Stelle der Mutter. Wer die durchgreifende Bedeutung des Sprichworts: „Jung gewohnt, alt gethan“ kennt, wird den Wert dieſer Arbeit für die Erziehung zu würdigen wiſſen. — Auch in der Sonntagsſchule oder dem Kindergottesdienſt in Gruppen, einer Einrichtung, die ſich von England aus überallhin in raſcheſter Entwickelung verbreitet hat, und welche dem ſchulpflichtigen Kindesalter einen reicheren Sonntagsſegen vermitteln möchte, ſind Schweſtern helfend thätig. Sie ſtellen ſich damit auch unter die Erfahrung des Worts: „Lehrend lernen wir.“ Der Bibelabſchnitt, den man anderen lebendig mitteilen und erklären ſoll, muß zuerſt für Erkenntnis und Leben des Lehrenden ſich wirkſam erwieſen haben. — Auch in Waiſenhäuſern, Penſionaten, Induſtrieſchulen leiten Diakoniſſen die ganze Erziehung ſchulpflichtiger Kinder aus hohem und niederem Stand oder einzelne Zweige derſelben, in welchen erfahrungsgemäß die Volksſchule und das Haus große Lücken laſſen. — Der heranwachſenden Arbeiterjugend nimmt man ſich in Mägdeſchulen, Mägdeherbergen, Fabrikarbeiterinnenherbergen an. Auch ſie werden vielfach von Diakoniſſen geleitet. Mit allen Klagen und Verwünſchungen, die man über die Gegenwart ausſchütten, mit allem Lob, mit welchem man „die gute alte Zeit“ verklären mag, ſchafft man die Thatſache nicht aus der Welt, daß viele junge Mädchen ohne alle hauswirtſchaftliche Anleitung aufwachſen. Die üblen Folgen, welche dieſer Zuſtand für Herrſchaften und Dienſtboten und für die Hausſtände zahlreicher kleiner Leute mit ſich bringt, verſucht die Mägdeſchule mit Erfolg für Hunderte und Tauſende zu beſeitigen, indem hier die konfirmierten Kinder in einem ein- oder zweijährigen Kurſus die wichtigſten Hausarbeiten und die Anfangsgründe des Kochens erlernen. — Welchen Gefahren ſind junge unerfahrene Mädchen vom Lande oder der Kleinſtadt ausgeſetzt, wenn ſie Stelle ſuchend nach der Großſtadt kommen oder wenn ſie beim Stellenwechſel ohne anſtändige Unterkunft und uneigennützige chriſtliche Beratung ſind. Wie oft wird ihre Unkunde und Leichtgläubigkeit von gewiſſenloſen Bekannten und nur auf den eigenen Vorteil bedachten Vermieterinnen mißbraucht! Da iſt's denn ein großer Segen, daß ſich den Mädchen in dieſer Lage die Mägdeherberge aufthut, wo ſie Schutz, Rat, Hilfe bei den „Schweſtern“ finden. — Diejenigen aus der Mägdeſchule und aus der Mägdeherberge, denen der Geiſt der Anſtalt zuſagt, ſowie andere, welchen eine anſtändige Geſelligkeit und geiſtliche Förderung willkommen iſt, finden in dem von Diakoniſſen geleiteten Sonntagsverein an ihren freien Tagen Zuflucht und Halt und reine Freuden in der Luft des chriſtlichen Hauſes. — Neben der Bewahrung der Gefährdeten müht ſich die Chriſtenliebe der Diakoniſſen aber auch in der Rettung der Verlorenen. Das iſt wohl die ſchwerſte Arbeit. Schon im Mädchenrettungshaus finden ſich viele Kinder, denen Verwilderung und tiefeingewurzelte Sünden einen ſchrecklichen Stempel aufgeprägt haben. Wieviel mehr iſt das im Magdalenium der Fall, das die verlorenen, aber doch in gewiſſem Grade rettungswilligen Töchter unſeres Volkes umſchließt. Eine ſolche Anſtalt iſt kein Gefängnis, das Kommen und Bleiben geſchieht aus eigener Entſchließung. Aber ſelbſt ſolche, welche freiwillig hier weilen, ſind zunächſt meiſt innerlich noch mit ſtarken Ketten an ihre Sünde gefeſſelt. Hier hat chriſtliche Erziehungsweisheit ihre ernſteſten Aufgaben: Zucht und Ordnung zu handhaben in dem barmherzigen und liebreichen Geiſte deſſen, der ſchon in ſeinem Erdenwandel alle Sünder zu ſich einlud, zu dem jeder kommen darf, wie er iſt, aber bei dem niemand bleiben darf, wie er iſt. — Selbſt in einigen Strafanſtalten arbeiten Diakoniſſen als Aufſeherinnen der weiblichen Gefangenen. Sie verſuchen hier denen Barmherzigkeit zu erweiſen, welche dem äußeren Zwang unterworfen ſind, indem ſie ihnen den Weg zur Freiheit der Kinder Gottes zeigen, der auch ihnen offen ſteht. — Wahrlich in dem allem thut ſich ein reiches Feld der Erziehungsarbeit nach ihrer lieblichſten und nach ihrer ernſteſten Seite auf, wie es außerhalb des Diakoniſſenberufs kaum möchte gefunden werden!

Die dritte Gruppe der Diakoniſſenarbeit endlich wird gebildet durch ſolche Thätigkeiten, bei welchen eine Verbindung von Pflege und Erziehung ſtattfindet. Dies iſt bei den ſogenannten Krippen der Fall, den Bewahranſtalten für Kinder von einem Monat bis drei Jahr, welche von dem armen Lager Jeſu in Bethlehem ihren Namen haben. Auch dieſe Anſtalten ſind aus der Not entſtanden. Man will durch ſie nicht die Kinder den Müttern entziehen, ſondern der Vernachläſſigung, oder, was oft damit gleichbedeutend iſt, den Wartefrauen, welchen ſie von ſolchen Müttern übergeben ſind, die außer dem Haus arbeiten müſſen. Neben der leiblichen Pflege iſt auch für dies Alter die Erziehung, namentlich in der Form der guten Gewöhnung, von Bedeutung. Die Wichtigkeit der erſten Jahre zeigt ſich u. a. darin, daß ein dreijähriges Kind ſchon die Hälfte ſeines geſamten Wachstums erreicht hat, und daß in dieſe Zeit die grundlegenden Funktionen des leiblichen und geiſtigen Lebens, die Anfänge des Gehens und Sprechens fallen. — Ebenſo deutlich wie hier tritt die Verbindung von Pflege und Erziehung hervor in der Hilfe für alle Unglücklichen, welche Gegenſtände der Heilpädagogik ſind: die Taubſtummen, Blinden, Idioten, Epileptiſchen, Krüppel. Zu ihren Gunſten haben ſich die Medizin und Pädagogik verbunden, meiſt in der Weiſe, daß ſich die richtige Pädagogik als die einzig wirkſame Medizin für jene Leidenden erweiſt, oder auch ſo, daß die Heilkunde der Erziehungskunſt Hilfsdienſte thut. Unter den oben genannten Gebrechlichen kommen nun thatſächlich für Diakoniſſenarbeit weder Taubſtumme noch Blinde in Betracht; wohl aber Idioten, Epileptiſche und Verkrüppelte. Dieſe ſind in großer Zahl, in einer ganzen Reihe von Anſtalten, Diakoniſſen anvertraut. — Der wichtigſte hierher gehörige Arbeitszweig iſt aber die „Gemeindepflege“. Sie gilt als die „Krone der Diakoniſſenthätigkeit“, ſie wird „die Perle der Diakoniſſenarbeit“ genannt. W. Löhe, welcher eine Stufenleiter für den Diakoniſſenberuf aufſtellt und ſagt, „zunächſt werde eine Magd, lerne alle häuslichen Geſchäfte, dann übe Dich in allem, was die Kinderſtube verlangt, dann laß Dich zur Krankenpflegerin unterweiſen“, ſchließt die Reihe mit den Worten: „nach dieſem allen werde, wenn Du kannſt, eine Gemeindediakoniſſin.“ Gemeindediakonie oder Gemeindepflege beſteht in unſeren Tagen in ſehr vielfachen Formen und Ausbildungen, die man ſich alle gefallen laſſen kann, wenn man ſie eben nur als Anzahlungen und Vorſtufen für das Richtige und Vollkommene anſieht. Die Gemeindepflege ſoll unſeres Erachtens unter der Leitung des Paſtors reſp. des Kirchenvorſtandes ſtehen, Diakoniſſen ſollen die Berufsarbeiterinnen in derſelben ſein und ſich als ſolche mit allen gemeindlichen Notſtänden befaſſen, welche weiblicher Arbeit und Hilfe zugänglich ſind. Gemeindepflege iſt alſo die weibliche Diakonie (entweder inkluſive oder exkluſive der betreffenden Anſtalten) im Rahmen einer Gemeinde. Hieraus ergibt ſich ſchon ihr umfaſſendes Wirken und Arbeitsfeld. Die betreffende Schweſter hat die Notſtände zu erforſchen und die Mittel und Wege zur Abhilfe einzuſchlagen, die anderweit vorhandenen Hilfskräfte heranzuziehen und zu erbitten. Sie pflegt die Kranken, ſie bringt verlaſſene Kinder bei guten Pflegeeltern unter, ſie ſorgt, daß Gebrechliche (Blinde ꝛc.) in geeignete Anſtalten kommen, ſie nimmt ſich der Konfirmandinnen an, ſie beaufſichtigt die Koſtkinder, ſie erbittet Gaben bei den Wohlhabenden für die Armen, ſie läßt zurückgebliebene Kinder zur Nachhilfe zu ſich kommen, ſie beſorgt einem ſtellenloſen Mädchen einen Dienſt, ſie veranlaßt Verwandte oder Nachbarn in Notfällen hilfreich einzutreten ꝛc. ꝛc. Es iſt klar, wie anſchlägig, umſichtig, vielſeitig tüchtig eine gute Gemeindeſchweſter ſein muß. Die beſte Krankenpflegerin, Kleinkinderlehrerin kann vielleicht als Gemeindepflegerin völlig unbrauchbar ſein, ja ſie wird es ganz gewiß ſein, wenn ſie nur Krankenpflegerin oder Kleinkinderlehrerin iſt. Allerdings ſind die Aufgaben je nach den Orten meiſt in der Art verſchieden, daß ſich eine Hauptarbeit herausbildet, der dann auch die Hauptkraft gewidmet werden muß, um welche ſich die übrigen Thätigkeiten mehr als einzelne Hilfsarbeiten gruppieren. Sind mehrere Schweſtern in einer Gemeinde angeſtellt, ſo verteilt die leitende Schweſter je nach Gaben und Umſtänden die Arbeit. Ein Hauptaugenmerk iſt darauf zu richten, daß die Schweſter durch ihre Arbeit nicht das Wirken anderer zu Gunſten der Elenden lahm legt, ſondern daß ſie es belebt, wenn nötig in die rechten Bahnen leitet. Eine Schweſter ſoll nicht wie ein Giftbaum ſein, in deſſen Umkreis keine andere Pflanze gedeiht, ſondern wie ein Schwungrad, welches die Maſchine erſt recht kräftig in Gang ſetzt. Ein ſchlechtes Lob für eine neuangeſtellte Gemeindeſchweſter, wenn die Vorſteherin des Frauenvereins ſagt: „Seit ſie da iſt, haben wir anderen alle nichts mehr zu thun.“ Ein gutes Lob, wenn's heißt: „Seit die Schweſter da iſt, iſt in unſeren Verein ein neues Leben gekommen, hat ſein Wirken erſt eine rechte Art, weil gründlicher geholfen werden kann, nämlich auch in ſolchen Fällen (z. B. bei Anſteckungsgefahr), wo es früher für die meiſten Mitglieder unmöglich war.“ Natürlich reicht für ſolche Thätigkeit nur eine ebenſo geſammelte wie vielſeitige Kraft aus. Hier findet eine Verbindung von Pflege und Erziehung ſtatt.

Blicken wir aufs Ganze. Man wird die Berechtigung der Überſchrift: „Für jede Gabe eine Aufgabe“ nicht bezweifeln können. Damit aber, daß dieſe verſchiedenen Gaben und Aufgaben im Diakoniſſenhaus zuſammenlaufen, iſt für die Leitung desſelben die Möglichkeit gegeben, für die Schweſtern das geeignete Arbeitsfeld, für die Nöte die richtige Hilfe zu ſchaffen. Freilich ſind ja auch hier, wie bei allem menſchlichen Thun, Mißgriffe und Irrungen nicht ausgeſchloſſen. Aber auch dieſe vorausgeſetzt, kann aus der Erfahrung bezeugt werden, daß ſich im Diakoniſſenhaus beſonders oft und beſonders leicht zur Gabe die Aufgabe, zur rechten Perſon das rechte Amt findet. Möchten ſich nur allzeit die perſönlichen Kräfte recht zahlreich zu Dienſt ſtellen. Viel wichtiger aber noch als die große Zahl iſt der rechte Geiſt, der Herz und Hände regiert. Er iſt da, wenn ſich zuſammenfinden:

Marthaarbeit und Marienſinn.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von **Hanns von Zobeltitz**.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Der Paſtor loci, ein würdiger alter Herr mit ſchlohweißem Haar, erſchien mit dem Anbruch der Dunkelheit und ſaß bald beim Kaffee mit dem Profeſſor in ein Geſpräch über die Nachtſchmetterlinge vertieft, deren Studium ſeine Mußeſtunden ausfüllte, während Frau von Barten mit Anna nach der Bibliothek hinübergegangen war, wo es den Aufbau für den engeren Kreis der Haus- und Wirtſchaftsgenoſſen vorzubereiten galt, für Herrn Inſpektor Piefke und für die Mamſell vor allem. „Kind, bitte, gehen Sie doch mal nebenan — in mein Zimmer,“ meinte die alte Dame, als auf dem großen Eichentiſch in der Mitte der Bibliothek die Gabenſchätze faſt fertig ausgebreitet lagen. „Am Kamin dort muß noch ein Paket mit einigen Kleinigkeiten — Tabak und Cigarren — für den Inſpektor ſtehen.“

Hurtig eilte Anna hinaus. Aber ſie kam nicht ſo ſchnell wieder, wie die Hausfrau erwartet haben mochte. Vielleicht, daß ſie das Geſuchte nicht fand — „vielleicht habe ich das Paket anderswo hingelegt? Und da ſucht das Kind vergebens —“

Die Greiſin ging Anna nach. Die Thür war offen, im Zimmer brannte die Krone bereits und erleuchtete hell den ganzen Raum.

Anna ſtand vor dem Schreibtiſch. Sie hielt das Paketchen in der Hand, aber ſie ließ es achtlos am langen Bindfaden herabhängen. Ihre ganze Aufmerkſamkeit ſchien auf das große Oelbild oberhalb des Tiſches gerichtet — auf das Porträt von Klaus. Das feine Köpfchen ein wenig zur Seite geneigt, die Lippen etwas geöffnet, als ob ſie ſprechen wolle, die Hände gefaltet, ſtand ſie da und blickte auf das Gemälde — —

Im erſten Augenblick ſchrak Frau von Barten zuſammen. Unmittelbar vor der Thür ſtehend, ſah ſie Anna gerade in das hübſche Antlitz und konnte deutlich den ſinnigen ſchwermutsvollen Ausdruck der Augen erkennen. Und dieſer Ausdruck war gar nicht falſch zu deuten. Das war keine müßige Neugier, die das Mädchen hier an dieſer Stelle feſthielt — es war ein tiefes verſchwiegenes Herzensintereſſe! Sie erſchrak, die alte Frau! Hatte ſich vielleicht in Berlin ſchon in aller Heimlichkeit eine Neigung zwiſchen Klaus und dem Profeſſortöchterlein angeſponnen, und hatte ſie ihr unwiſſentlich mit ihrer Einladung Förderung angedeihen laſſen? Spielten vielleicht gar Klaus und dies Mädchen ein abgekartetes Spiel? Aber ſie verwarf dieſen Gedanken ſo ſchnell wieder, wie er gekommen. Das hätte weder ihrem Sohn, noch dem Kinde ähnlich geſehen. Nein — das war unmöglich! Dies Mädchen ſah auch wahrhaftig nicht aus wie ein Weib, das ſich geliebt weiß. Im Gegenteil, aus ihren feuchtſchimmernden Augen ſprach etwas, wie ein ſtiller Schmerz, wie bewußtes Entſagen.

Und mit einemmale quoll im Herzen der Mutter das Mitleid mit dem jungen Mädchen, das ihren Sohn liebte, heiß empor! Zu jeder anderen Stunde vielleicht, in ruhiger Erwägung, wäre ihr Anna Borel durchaus nicht als das Weib erſchienen, wie ſie es für ihren Einzigen ſich in ſtillen Augenblicken gewünſcht, denn ſie war nicht frei von dem, was man gemeinhin Standesvorurteile nennt. Jetzt aber lebte in ihr nur der eine Gedanke: „ſie liebt ihn und iſt nicht glücklich, das arme Kind! Sie härmt ſich um ihn — wie ich!“

Leiſe, ganz leiſe ſchlich ſie in die Bibliothek zurück und ſetzte ſich hier auf das alte Sofa, das zwiſchen den hohen Bücherregalen ſtand. Und ſie ſann und ſann —

Und als dann Anna hereinkam und mit leiſer Stimme ſagte: „Hier, gnädige Frau, hier iſt das Paket,“ — da zog ſie das junge Mädchen neben ſich und ſtreichelte ihr zärtlich die Wangen, als müſſe ſie ihr etwas beſonders Liebes erweiſen. Es ſprach aber keines von ihnen auch nur ein Wort.

Draußen ſummte und tuſchelte es auf dem langgeſtreckten Innenflur und der Treppe zum Souterrain, wo ſich die Hofleute mit ihren Kindern und das Geſinde inzwiſchen verſammelt hatten. Länger ſchon als gewöhnlich harrten ſie der guten Dinge, die da kommen ſollten, und dann und wann mußte die eine oder andere Tagelöhnerfrau ihren heute

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

abſonderlich reingewaſchenen Rangen mit einem nicht eben ganz weihnachtlichen kleinen Rippenſtoß zur Ruhe vermahnen. Piefke ſtand oben im Flur, angethan mit dem feſttäglichen ſchwarzen Bratenrock und glänzend lackierten Stulpſtiefeln und machte ein ſehr grimmiges Geſicht, was bei ihm ſtets ein beſonderer Ausdruck des Wohlwollens war; ein Schritt hinter ihm Mamſell Hanne in blendend weißer Schürze und dito Häubchen. Mit wichtiger Miene ſchritt Johann ab und zu. Endlich wurde ſogar Piefke ungeduldig. „Hat die alte Gnädge ſchon angeſteckt?“ raunte er dem Diener zu. Er meinte nämlich die Weihnachtsbäume.

„Nee — ſie baut noch uff, Herr Enſpektor!“

Wieder eine Pauſe.

„Is denn der Paſtor ſchon da?“ fragte dann Hanne.

„Is da, Mamſell. Er ſitzt mit dem fremden Ollen un ſe reden von de Schmetterlinge —“

„’s is Glock ſieben, Johann!“

Johann zog die gewaltige ſilberne Taſchenuhr. „Wahrhaftig, in füf Minuten. Jck muß doch mal nachſehn gehn —“

Frau von Barten und Anna fuhren erſchrocken empor, als der Diener in die Bibliothek trat und ſich leiſe räuſperte.

„Sind die Leute ſchon da, Johann?“

„Alle, gnädige Frau. Un der Herr Enſpektor och!“

Die Gutsherrin trat in den Vordergrund — die Mutter und die mütterliche Freundin traten zurück. „Schnell — die Bäume anzünden, Johann. Kind, Sie helfen gewiß. Wir dürfen nicht warten laſſen. Jch will dem Herrn Paſtor Beſcheid ſagen.“

Und nun drängten ſie ſich herein durch die weitgeöffneten Flügelthüren und ſtauten zugleich zurück beim Anblick der lichterglänzenden Tannen. Schüchtern, vorn halb von den Müttern geſchoben, die Kleinen, dahinter die Männer mit den verarbeiteten, wetterharten Geſichtern, jeder ſeine Mütze in den ſchwieligen Fäuſten als willkommenen Ablenkungsgegenſtand für die alljährlich wiederkehrende Verlegenheit. Vor der Tafel ſtand der Paſtor und ſprach ein kurzes Gebet, ſchlicht und vom Herzen kommend. Und dann ſtimmten die Schulkinder das alte herrliche Weihnachtslied an, und in ihre dünnen Stimmchen miſchten ſich allmählich die rauheren der Männer und Frauen:

„O du fröhliche, o du ſelige
Gnadenbringende Weihnachtszeit —
Welt ging verloren,
Chriſt ward geboren,
Freue Dich, freue Dich, o Chriſtenheit!“

— — — — — — — — — — — —

Der Geſang war verhallt, die Gaben waren verteilt. Mit Dankeswort und Handkuß hatten ſich die Leute entfernt. Drinnen im Wohnzimmer ſtand bei dem Paſtor und dem Profeſſor der Jnſpektor, der für den Abend gebeten war, und Johann präſentierte den Herren den dampfenden Punſch.

Anna war der Beſcherung mit ſtiller Rührung gefolgt. Die weihevolle Stimmung, die über der Feier lag, entſprach ſo ganz ihrem eigenen Fühlen. Thränen traten ihr in die Augen, als ſie das kleine Volk ſich um die Tafel drängen ſah, als ſie dann die herzliche Art, wie hier gegeben, die froh beſcheidene, wie empfangen wurde, bemerkte. Herrin und fürſorgliche Mutter zugleich ſtand die greiſe Hausfrau zwiſchen den Jhren, für jeden ein freundliches Wort der Gabe hinzufügend und ihr damit erſt den rechten Wert verleihend.

Als ſich dann der Saal geleert, wollte Anna der verehrten Frau auch ihre kleine Gabe überreichen. Sie hatte mit taktvoller Beſcheidenheit nur eine winzige Stickerei gewählt, der das kundige Auge allein den künſtleriſchen Wert anſehen mochte. Aber ſie ſuchte, das Geſchenk in der Hand, vergebens nach der Gutsherrin. Dieſe war nicht im Saal, nicht im Wohnzimmer. Da endlich ſah ſie Frau von Barten durch die geöffnete Thür in ihrem Arbeitszimmer — und ſie ſah, wie ſie vor demſelben Bilde ſtand, vor dem ſie vorhin ſo lange geweilt. Das Blut ſtieg ihr in die Wangen, und ſie wollte ſich leiſe zurückziehen —

Aber die Greiſin ſchaute plötzlich auf, ihrer beider Blicke begegneten ſich. Und Anna konnte nicht an ſich halten, als ſie das edle Matronengeſicht in herbem Leid ſah, die Augen thränenfeucht, um die Lippen einen Zug ſchmerzvollen Kummers — ſie eilte auf die greiſe Frau zu und ſchmiegte ſich innig, wie hilfeſuchend und troſtbringend zugleich, an ſie. Und Frau von Barten öffnete die Arme weit und zog das Mädchen an ſich. Hatte ſie vorhin dem armen Kinde Troſt bringen wollen mit ihrer mütterlichen Zärtlichkeit, jetzt fühlte ſie, wie es ihr wohlthat, ein gleichempfindendes Herz an ihrer Bruſt ſchlagen zu wiſſen. Sie liebten ja beide ihn — Klaus — und beide im gleichen Schmerz des Entſagens. — — —

— — — — — — — — — — — —

„Alſo heute abend auf Wiederſehen, Barten! Neun Uhr — ganz en petit comité, ſelbſtverſtändlich! Und gute Weihnachtslaune mitbringen, mein Alterchen!“

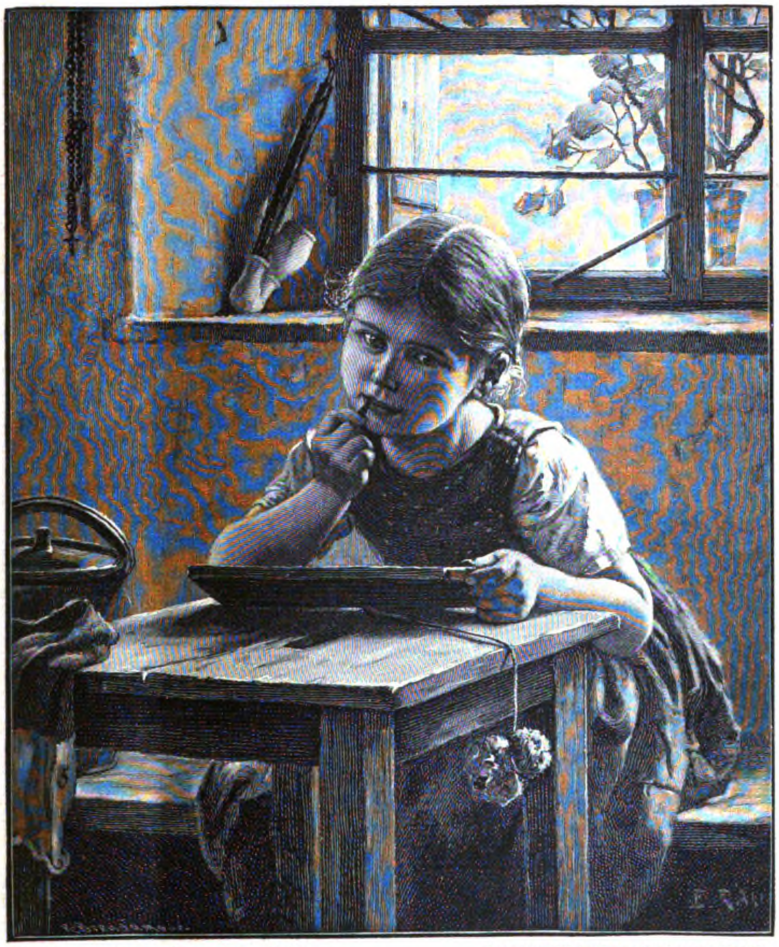
So hatte ſich Dornberg am Vormittag von Klaus verabſchiedet, nachdem er ihm die Zuſage für den heiligen Abend abgetrotzt hatte. Er klopfte ihm dabei mit einer Familiarität, die Barten bisweilen ſchon peinlich berührte, auf die Schulter und meinte noch aus dem Koupee heraus, ehe der Diener die Thür ſchloß: „Einen Baum werden Sie finden, Barten, eine Tanne, die Jhre kühnſten Knabenträume weit, weit überflügelt. Nanny hat gezaubert, ſage ich Jhnen — na, ich habe mich auch nicht lumpen laſſen der kleinen Frau gegenüber! Guten Morgen, Beſter!“

Tag um Tag, Stunde um Stunde hatte Klaus auf eine Zeile der Mutter geharrt, die ihm ſagte, daß er in Natten erwartet würde — auf eine liebevolle Zeile des Ausgleichs. Als das Feſt dann herankam, und ſie ausblieb, beſchloß er, den heiligen Abend allein zu verleben; es dünkte ihm ganz unmöglich, ihn in mehr oder minder geräuſchvoller Umgebung zu verbringen — und dieſe blieb, das ahnte er, im Dornbergſchen Hauſe doch nicht aus. Nun hatte er doch zugeſagt. Mit Widerſtreben zwar — aber er hatte zugeſagt! Es gibt eine liebenswürdige Art der Aufdringlichkeit, der man nicht widerſtehen kann.

Ehe er zu Dornbergs fuhr, ging er zu ſeinen Wirtsleuten hinüber in das Berliner Zimmer, in dem Herr Berger für die Seinen beſchert hatte. Es mochte um die Stunde ſein, in der auch in Natten die Kerzen an den duftenden Tannen flammten, und des Gutsherrn Gedanken flogen hinüber nach dem langgeſtreckten Saal, in dem jetzt die Tagelöhner und Geſindeleute ſich bei Gebet und Geſang um die Gabentafel ſcharten. Er war ernſt geſtimmt, und ernſt berührten ihn auch der kleine Lichterbaum und der beſcheidene Aufbau in der Familie ſeiner Wirtsleute. Sie ſtanden ſchweigend um den weißgedeckten Tiſch, Vater, Mutter und Tochter, und als er an jeden einzelnen herantrat, um ihnen die Hände zu ſchütteln, ein frohes Feſt zu wünſchen, und ihnen ſeine kleinen praktiſchen Geſchenke zu übergeben, klangen ihm die Dankesworte der wirklich Überraſchten zwar warm und herzlich entgegen, aber er empfand doch, daß die Weihnachtsfreude auch hier durch einen Mißton getrübt war. Er wußte wohl, weshalb. Der Alte ſteckte in ſchweren Sorgen — nicht ohne Schuld, wenigſtens hatte ihn Dornberg einen über ſeine Verhältniſſe arbeitenden Geſchäftsmann genannt; Mutter und Tochter aber härmten ſich, daß der junge Mann, den die Kleine liebte, ein früherer Geſelle des Vaters, noch immer nicht ſelbſtändig geworden war. „Vater hat früher, als es bei uns noch beſſer ging, halb und halb zugeſagt, ihm das Geld zum Geſchäft zu geben — jetzt ſind wir froh, wenn wir uns ſelbſt man ſo durchläppern!“ hatte Frau Berger vor wenigen Tagen Klaus erklärt. Armes Kind!

Aus den Räumen des oberen Stockwerks der Dornbergſchen Villa klang Barten lebhaftes Stimmengewirr entgegen, als er die Treppen heraufſchritt. Er ahnte ſchon, daß Dornberg den Begriff des kleinen Kreiſes etwas ſehr weit gefaßt haben mochte, und die lange Reihe der Pelze, die er im Garderobenzimmer ſah, beſtärkte ihn in ſeiner Befürchtung.

Es mochten einige zwanzig Perſonen ſein, die im japaniſchen Salon verſammelt waren. Ausſchließlich Herren, zwiſchen denen ſich Frau Nanny in gewohnter graziöſer Läſſigkeit bewegte. Sie ſah ausgezeichnet aus in dem bordeauxroten Sammetkleid mit den hochgepufften Ärmeln, und ſie lächelte Klaus ihr liebenswürdigſtes Lächeln entgegen. „Sie kommen ſpät, lieber Freund. Aber Ihnen verzeiht man ja alles — und nun gar zu Weihnachten. Darf ich Sie bekannt machen?“ Aber da war ja ſchon Dornberg ſelbſt, der das Vorſtellen übernahm. Nur ein Bruchteil der Anweſenden war Barten bekannt. Herr Knyſper, der Baumeiſter, einige Herren von der Preſſe, die zu den Stammgäſten des Hauſes gehörten, Herr Walting, der zweite Direktor der Paſſage. Dann folgten zwei elegant gekleidete Herren mit orientaliſchem Geſichtsſchnitt: „Gebrüder Denghardt,“ ſagte Dornberg laut, um im Weitergehen leiſer hinzuzuſetzen: „mit Vorſicht zu genießen, Barten! Strebſame Bankiers — man weiß nicht, wie man ſie 'mal gebrauchen kann!“, der Attaché einer exotiſchen Geſandtſchaft, ein vereinzelter Leutnant, zur Turnanſtalt kommandiert, Herr Zingwerdt und Herr Buſch, jüngere Maler, deren excentriſche Leiſtungen auf der letzten Kunſtausſtellung allgemeines Schütteln des Kopfes hervorgerufen, ein Klaviervirtuoſe, Miſter Bower, und ein Schauſpieler vom Adolf Ernſt-Theater, der vermutlich eingeladen war, um die Geſellſchaft zu erheitern, falls ihr der natürliche Unterhaltungsſtoff ausgehen ſollte.



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtängl. München. Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Schwere Aufgabe. Nach dem Gemälde von E. Rau.

Klaus war peinlich berührt. Bisher hatte Dornberg ſichtlich vermieden, ihn mit Leuten zuſammen zu bringen, die ihm nicht zuſagen mochten. Wenn dies heute geſchah, ſo war es ſicher die Folge ſeiner verſpäteten Zuſage, die er jetzt geradezu verwünſchte. Und ſo ſehr er ſich auch bemühte, ſeine Mißſtimmung zu verbergen, mindeſtens Frau Nanny entging ſie nicht. Als Nanny einen Augenblick mit Klaus allein in einer Fenſterniſche ſtand, ſah er plötzlich, wie damals in ihrem Boudoir, den frohen ſanften Zug aus ihrem Geſicht verſchwinden und einem ſpöttiſchen Platz machen: „Da haben Sie unſere ‚Geſellſchaft‘, Herr von Barten!“ raunte ſie ihm zu. „Aber ich beſchwöre Sie, laſſen Sie ſich die Weihnachtsſtimmung nicht durch die fremden Leute verderben — mir zuliebe nicht — bitte — bitte!“

Die Bitte wenigſtens ſchien herzlich gemeint zu ſein.

Aber es war ſchwer, ihr zu entſprechen. Das ſchwirrte und plauſchte durch einander von Lachen und Scherzen, daß es Klaus ganz weh zu Mute wurde. Der eine der Gebrüder Denghardt erzählte eine komiſche Anekdote vom Börſenparterre; Baumeiſter Knyſper, der nie etwas anderes, als Geſchäfte im Kopfe hatte, nagelte Barten in einem entrüſteten Geſpräch über die ſchnöde Art feſt, mit der eine der erſten Tuchfabriken jede Beteiligung an dem Warenmagazin der Kronprinzenpaſſage abgelehnt hatte; dann nahm ihn Senor Gaglino von der Ambaſſade von Ekuador in Beſchlag und im Hintergrunde ſtand ſchon der kleine Artillerieleutnant mit verlegener Miene, die zu beſagen ſchien: „mein einziger Troſt iſt nur, daß der Herr von Barten auch hier iſt.“ Ah — Barten atmete auf, als ſich die Flügelthüren öffneten.

Dornberg hatte ſein Geſchick im Arrangieren nicht verleugnet. Der ſchöne Saal bot in der That einen feenhaften Eindruck. An der Querwand hob ſich vom Fußboden bis zur Decke eine Rieſentanne, aus deren grünem Nadelmeer als einziger Schmuck Hunderte von elektriſchen Glühlämpchen in märchenhaftem Glanz hervorſchimmerten. Vor dem Baum ſtand die für die Hausfrau beſtimmte Tafel, auf der ein ganzer Treſor ausgebreitet ſchien. Daneben rechts der kleinere Tiſch für Dornberg, auf der anderen Seite ein länglicher Tiſch, zu dem Herr und Frau Dornberg ihre Gäſte geleiteten: „Nur eine Kleinigkeit für jeden der Herren, damit Sie doch auch wiſſen, daß heute Weihnachten iſt!“

Und während ſich jeder ſein Plätzchen und ſein Tellerchen ſuchte, klang plötzlich vom Flügel her, an dem ein winziges kleines Männchen ſaß, das herrliche Lied: „O du ſelige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit —!“ Es wurde virtuos vorgetragen, der Flügel war von Bechſtein, und das blaſſe Männchen wohl ein Künſtler in ſeinem Fach — und doch that das Lied an dieſer Stelle Klaus ſo weh!

Er war wohl der einzige, der überhaupt auf das Spiel des kleinen Virtuoſen achtete. Die ganze Geſellſchaft hatte plaudernd und lachend die Tafel der Gnädigſten umringt und zerfloß in Ausrufen der Bewunderung über die Gabenfülle, die der aufmerkſame Ehemann wieder einmal ſeiner ſchönen Frau zu Füßen gelegt hatte. Dornberg ſelbſt aber ſtand mit Nanny an ſeinem Tiſch, verſicherte ihr immer wieder, daß ſie ſeinen Geſchmack mit ſeltenem Raffinement getroffen habe, und lächelte malitiös, als addiere er bereits die Summe der für ihre Geſchenke an ihn ausſtehenden Rechnungen. Sie hatte ihren eigenen Gabentiſch mit der Miene der verwöhnten Frau gemuſtert, die wieder einmal „angenehm überraſcht“ iſt, und als ſie ihm vor aller Augen den obligaten Dankeskuß gab, hatte derſelbe nur ſeine rechte Schnurrbartſpitze getroffen, die er ſich ſchnell wieder zurecht wirbelte.

Klaus war endlich auch an den für ihn ausgewählten Platz getreten — ganz oben an dem allgemeinen Tiſch, der Tafel der Hausfrau am nächſten. Daß ihn Dornberg ſo reich beſchenkt hatte, erfüllte ihn mit peinlicher Verlegenheit. Sie hatten beſonders ausgemacht: „Nur eine Kleinigkeit!“ und nun fand er allerlei koſtbaren Krimskram, eine Cigarrentaſche mit ſeinem in Gold eingelegten Wappen, einige Bronzen von Barbadienne für den Schreibtiſch, daneben auch eine Stickerei von Frau Nanny. Es war alles hübſch, geſchmackvoll und ohne Protzigkeit, gewiß gut gemeint, aber es berührte Klaus doch als eine gewiſſe Aufdringlichkeit, wie er ſie früher nie, ſondern erſt in letzter Zeit bisweilen an Dornbergs bemerkte. Er ſeufzte leiſe, als er ſich anſchickte, ihnen zu danken.

„Nein, daß Sie uns aber ſo überreich beſchenkt haben!“ kam ihm Frau Nanny ſchon auf halbem Wege entgegen. „Ich bin ganz beſchämt — dieſe reizende Jardiniere — und dieſe entzückenden taufriſchen Roſen und Maiglöckchen! Sie hätten mir mit nichts anderem eine gleiche Freude machen können, mein lieber Freund!“ Und da war auch ſchon Dornberg zur Stelle, machte ein ganz böſes Geſicht und meinte: „Aber, Barten, wir hatten doch ausgemacht, daß Sie uns nichts ſchenken ſollten — und nun haben Sie nicht nur an Nannychen, nein! auch an mich gedacht. Ah — das iſt wirklich unrecht — wirklich unrecht, Barten!“ Dabei faßte er ihn unter den Arm und zog ihn mit der Eitelkeit des Ehemannes, der ſich wieder einmal unglaublich nobel gemacht hat, an den Tiſch ſeiner Gattin.

Hier hatte einer der jungen Maler ſoeben eine Entdeckung gemacht. Unter der Verhüllung einer kunſtgerecht ausgebreiteten Seidenrobe hatte er eine ſeltſame Stickerei hervorgezogen und hielt ſie ausgebreitet in der Hand.

„Aber das iſt ja ein wunderbares Meiſterwerk!“ rief er begeiſtert. „Wo haben Sie denn dieſe herrliche Arbeit her, mein lieber Mäcen? Paris — was? Von Letellier — ich möchte meine rechte Hand dafür ins Feuer legen.“

Dornberg lächelte geſchmeichelt. „Da irren Sie ſich gewaltig, Zingwerdt. Komm ich da neulich ins Kunſtgewerbemuſeum — ich hatte mit dem Profeſſor Dinſing eine Unterredung wegen des Entwurfs für die eiſernen Thorflügel der Paſſage — und der Profeſſor iſt nicht gleich da. So ſchlendere ich denn ein wenig im Lichthof umher, wo gerade eine Ausſtellung von Kunſtſtickereien war, und da fiel mir gleich dies Ding hier in die Augen. Man hat doch auch etwas Blick für ſo etwas! Ich frage nach dem Preiſe und höre zu meinem Erſtaunen, daß das Ding hier in unſerem guten Berlin gefertigt worden und wahrhaftig gar nicht übermäßig teuer iſt. Na — wir wurden ſchnell handelseins, und ich habe mich ſelbſt über das hübſche Stück gefreut. Du auch, Nanny, will ich hoffen!“

„Entzückend, Franz — einfach entzückend!“ beeilte ſich Nanny zu verſichern. „Was ſagen Sie dazu, Herr von Barten? Es iſt doch wirklich ein Meiſterwerk!“

Es war ein Meiſterwerk. Ein gobelinartiges längliches Seidenſtück, auf dem, kühn in der Erfindung, graziös im Entwurf eine ſtiliſierte phantaſtiſche Vogelwelt geſtickt war. „Ganz Walter Crane!“ verſicherte Herr Zingwerdt, und ſein Kollege Buſch beſtätigte das mit dem Hinzufügen: „Nur weniger ſteif, anmutiger! Die Zweige trotz alles freien Waltens der Phantaſie mit kecker Realiſtik ausgeführt, die Vögel mit einer Kühnheit in den Formen, mit einer Harmonie in der Farbe entworfen, die ſtaunenswert ſind! Man möchte eiferſüchtig auf dieſe Malerei in Seide werden!“

Barten hatte die Frage Nannys nur mit einem ſtillen Kopfneigen beantwortet und auch zu den enthuſiaſtiſchen Bewunderungsausbrüchen der Maler geſchwiegen. Ihm war ganz wunderlich zu Mute. Er mußte dieſe ſeltſame Stickerei bereits geſehen haben und konnte ſich doch nicht Rechenſchaft darüber geben, wo und wann!

Dann, als ſich die ſehr laute Bewunderung der Herren — was ſehr bald geſchah — von der Stickerei abwand und einem Collier von Schaper zu, muſterte er das kleine Kunſtwerk noch einmal ſorgſam. Und da fand er in der einen Ecke, unter einem Akanthuszweig halb verſteckt, zwei Buchſtaben — ein A und ein B — und plötzlich wußte er, wer die Verfertigerin war, wußte, wo er, flüchtig freilich nur, ganz flüchtig, die Stickerei geſehen hatte. Und inmitten all des Lärmens um ihn her ſtieg plötzlich das Bild des ſchlichten Profeſſortöchterleins vor ſeinem geiſtigen Auge auf. Sie alſo war die Künſtlerin, deren fleißige Hände dies Wunderwerk geſchaffen! Sie! Und nun lag es hier zwiſchen allerlei Flitterkram, und jeder Protz konnte es begaffen und bekritteln!

Faſt zärtlich ſtrich er über das Seidengewebe, als er die Stickerei ſorgſam zuſammenfaltete. Damals war er mit einer gewiſſen Mißſtimmung aus dem Borelſchen Hauſe geſchieden, einer Mißſtimmung, über deren Beweggründe er ſich kaum Rechenſchaft gegeben hatte. Richtig — wegen des jungen Döſting war es geweſen! Er mußte leiſe lächeln! Hatte ihm da die liebe Eitelkeit, von der er ſich doch ſo frei dünkte, einen Streich geſpielt? Denn mehr als verletzte Eitelkeit konnte es doch wohl nicht geweſen ſein! Thor er! Das anmutige verſtändige Mädchen! Wo ſie wohl ihren Weihnachtsabend verlebte? Was ihr das Chriſtfeſt beſchert haben mochte? Und noch einmal breitete Klaus Barten die Stickerei aus und betrachtete ſie mit faſt liebevoller Genauigkeit. Was das für eine Mühe ſein mußte, ſolch ein Kunſtwerk herzuſtellen! Aber gewiß auch eine Freude, denn das war hier ſicher keine Arbeit, die nur um des Geldes halber ausgeführt worden. Und gewiß hätte ſie ihre Initialen nicht unter die Stickerei geſetzt, wenn nicht auch der Entwurf, die Zeichnung, ihr Eigenſtes war! Denn an ihr war nichts unehrlich — ſicher nicht! Wie unrecht, daß er Borels ſo lange, ſo ganz ohne jeden Grund vernachläſſigt hatte — nicht einmal eine kleine Aufmerkſamkeit zum Feſt hatte er gehabt! — —

„Barten, Barten! Bitte, ein Glas Sekt! Reißen Sie ſich doch endlich los von der Firlefanzerei!“ rief Dornberg hinüber. „Der Weihnachtsmann ſoll leben!“ Frau Nanny aber kam auf ihn zu und meinte halblaut, ſanft ihr Köpfchen zur Seite neigend: „Bitte — lieber Freund! Nur ein wenig nachſichtig heute — ich weiß ja, was Sie empfinden! Es iſt ſchrecklich, einfach ſchrecklich! Aber ich kann wirklich nichts für dieſe Geſellſchaft — Franz iſt ſo komiſch darin!“

Und Klaus riß ſich gewaltſam zuſammen, bot Frau Nanny den Arm und flüſterte ihr zu, während ſie in den Salon zurückgingen: „Aber ich weiß nicht, was Sie wollen: es iſt ja reizend bei Ihnen, gnädige Frau. Urgemütlich!“

Im Salon aber ſtimmte ſoeben der Komiker, in der Rechten das Champagnerglas, die Linke in der Beinkleidtaſche, mit ſeiner kreiſchenden Stimme einen Singſang aus der neueſten Poſſe ſeiner Bühne an, den er für dieſen Abend „umgedichtet“ hatte, und deſſen einzelne Verſe mit dem geiſtreichen Refrain ſchloſſen:

„Und die Liebe iſt blind, ſo ſagen die Leut’,
Sie fragt nit nach Geld und hat’s nimmer bereut!
Und ich ſag Euch: das iſt nit die Liabe von heut —
Die Liabe von heut iſt dazu viel zu geſcheut!“

„Die Liabe von heut iſt dazu viel zu geſcheut —!“ brüllte die ganze Geſellſchaft im Chor mit — — — —

(Fortſetzung folgt.)

Zu unſeren Bildern.

Daß Ed. Grützner ſeinem Lieblingsmotiv, dem Kloſter, doch immer wieder neue Seiten abzugewinnen weiß! Eine „Kloſterkegelbahn" hatte er meines Wiſſens bisher noch nicht gemalt, und als er's nun that, war es wieder ein ganzer Treffer. Man muß die Geſtalten und Geſichter der heiteren Herren Kloſterbrüder und auch die ihrer Gäſte einzeln auf dem Bilde durchgehen, um ſich über die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen, von denen doch eine jede ihren charakteriſtiſchen Zug hat, klar zu werden. Wenn ich übrigens einer Gruppe den Vorzug geben ſoll, ſo iſt es die der drei Hoſpitanten an der Thür: ich müßte mich ſehr irren, wenn es nicht der Arzt, der Apotheker des Städtchens und ein Münchener Künſtler wären, die Grützner hier abkonterfeite.

Den Weidmännern unter unſeren Leſern wird das vortreffliche Bild des Münchener Otto Recknagel „Auf der Saujagd" Freude bereiten; ein anderer Münchener Künſtler, E. Rau, gab uns eines ſeiner anmutigen Kinderbilder: „Schwere Aufgabe". Von dem berühmten holländiſchen Landſchafter und Marinemaler H. W. Mesdag endlich ſchalteten wir ein: „Winter am Strande." Mesdag, der 1831 zu Groeningen geboren iſt, iſt ein Schüler Alma Tademas, des großen Schilderers antiken Lebens; ſo verſchieden die Stoffe ſind, welche Schüler und Meiſter behandeln, in der ſorgfältigen Durchführung ihrer Gemälde, in der Technik iſt doch eine gewiſſe Verwandtſchaft zwiſchen ihnen geblieben.

Altertumskunde.

Einer der ſchönſten Perlen altägyptiſcher Kultur droht ernſte Gefahr. Die ägyptiſche Regierung hat die Anlage eines großen Stauwerkes bei Aſſuan ins Auge gefaßt, durch das die Waſſer des Nil zur Zeit der Überſchwemmungen feſtgehalten und in den trockenen Monaten für die Zwecke des Ackerbaues allmählich verausgabt werden ſollen. Das iſt ohne Zweifel ein großes und nützliches Unternehmen, ein Unternehmen, deſſen Bedeutung recht klar wird, wenn man ſich vergegenwärtigt, daß ſich nach den betreffenden Denkſchriften der Wert des Grund und Bodens durch die geregeltere Waſſerzufuhr um 800 Millionen Mark erhöhen ſoll. So, wie das Stauwerk aber geplant iſt, würde es die berühmte Inſel Philae während mehrerer Monate des Jahres völlig unter Waſſer ſetzen und damit den Untergang der Ruinen des Eilandes beſiegeln. Es handelt ſich dabei um eine ganze Anzahl der herrlichſten Denkmäler aus der Zeit vom 4. Jahrhundert v. Chr. bis zum Jahre 300 n. Chr.; auf Philae ſteht der vielbewunderte Iſistempel und der wundervolle Kiosk des Tiberius; es handelt ſich weiter um die Reſte eines der Hethor geweihten Tempelchens, um einen ſchönen Triumphbogen, um ein Thor, das dem Hadrian zugeſchrieben wird, u. ſ. w. Zahlloſe Inſchriften befinden ſich auf den Steinen der Denkmäler — Inſchriften in demotiſcher, griechiſcher, lateiniſcher, koptiſcher und arabiſcher, ja auch (aus der Zeit der Okkupation Ägyptens durch Napoleon) franzöſiſcher Sprache. Der Plan der ägyptiſchen Regierung, der übrigens ohne Zweifel auf engliſchen Einfluß zurückzuführen iſt, hat in der wiſſenſchaftlichen Welt einen Sturm der Entrüſtung hervorgerufen; es iſt denn auch bereits beſchloſſen worden, die geſamten Denkmäler der Inſel zu verſetzen oder die Inſel mit einer hohen Schutzmauer zu umgeben oder aber ſie künſtlich höher zu legen, ſo daß ſie von dem Stauwaſſer unberührt bleiben ſoll. Das wäre das mindeſte, was gethan werden müßte — eine vollkommene Gewähr für die Erhaltung der Baudenkmäler würde aber auch dadurch kaum geboten. Das Centralblatt der Bauverwaltung, das in einem intereſſanten Artikel von Kemman die Frage ausführlicher behandelt, kommt in Anlehnung an einen Vorſchlag des Franzoſen Boulé zu dem Schluß, daß ſich vorausſichtlich das Stauwerk überhaupt weiter nilaufwärts legen und damit die Inſel Philae ſchonen ließe.

Tierkunde.

Von einem fliegenden Krebs hat man bisher noch nichts gehört. Jetzt bringt die „Natur" die Nachricht, daß ein ruſſiſcher Forſcher, A. Oſtronmoff, der auf der biologiſchen Station zu Sebaſtopol thätig iſt, fliegende Kruſtenthierchen aus der Ordnung der Ruder- oder Spaltfüßler (Copepoda) beobachtet hat. Er ſah bei ſeinen Fahrten die winzigen, grünen Tiere früh morgens bei ruhigem Meer und klarem Himmel in der Luft fliegen; „viele von jenen Spaltfüßlern ruhten auf dem Waſſerſpiegel, machten Sprünge in die Luft, beſchrieben eine lange Kurve und fielen wieder in das Waſſer zurück." Nach des Beobachters Anſicht ſteht die ſeltſame Erſcheinung im Zuſammenhang mit dem Beginn des Häutungsprozeſſes; es iſt das wohl ſo zu verſtehen, daß ſich die Tierchen auf dem Waſſer mit Hilfe der Luft, welche die abgeworfenen Hüllen anhält, häuten.

Pflanzenkunde.

Die merkwürdigen Eigenſchaften eines Waſſer liefernden Baumes beobachtete Lecomte im franzöſiſchen Kongogebiete, wo die Musanga Smithii, ein ziemlich hoher und häufig vorkommender Baum, die Rolle eines Waſſerhebewerkes im kleinen ſpielt. Der Stamm der Muſanga ſenkt ſich mit vielen Verzweigungen in den Boden, deren Wurzeln das Waſſer aufſaugen, während die feinen Gefäße es bis in die Zweige hinauf befördern. Lecomte ließ verſchiedene Stämme fällen und traf eine Vorkehrung, die das aus der Schnittwunde hervordringende Waſſer in einen Eimer leitete. Der friſche Schnitt lieferte in den erſten zwölf Stunden ſtündlich 0,71 Liter Waſſer, allmählich aber nahm die Menge ab. Im ganzen wurden dem Baumſtamme in 24 Stunden über 13 Liter Waſſer abgenommen, das allerdings nicht ganz rein war, ſondern pflanzliche Stoffe und Spuren von Erdſalzen enthielt, ohne jedoch ſeine Trinkbarkeit einzubüßen. Den Gorillas iſt die Ergiebigkeit der Muſangas an Waſſer anſcheinend ſehr gut bekannt, denn mit der großen Kraft, die ihnen eigen, reißen ſie Zweige ab und löſchen ihren Durſt an der Bruchſtelle. Leider teilt Lecomte nicht mit, woher die Gorillas dieſe Kenntnis haben: ob ſie den Waſſerreichtum der Muſangazweige inſtinktiv ſpüren oder ob einer es dem anderen ſagt? Vielleicht gelingt es einem kühn vermutenden Forſcher in dem Muſangabaum den Punkt zu entdecken, von dem die bis jetzt noch vermißten Anfänge einer Kulturgeſchichte des Affengeſchlechts ausgehen. St.

Technik.

Mühlſteine wurden bisher ſtets aus einem geeigneten Sandſtein herausgehauen; an Verſuchen zur Herſtellung künſtlicher Mühlſteine hat es nicht gefehlt, dieſe ſind aber nie zur allgemeinen Verwendung gelangt. Jetzt meldet der „Prometheus", daß in Böhmen ein neues Verfahren zur Herſtellung ſolcher Steine gefunden worden iſt. Dieſelben beſtehen aus Platten von gebranntem Steingut, welche mittelſt Magneſiacement auf das innigſte mit einander vereinigt werden. Der breiartige Cement, in den die Platten eingebettet ſind, erhärtet in kurzer Zeit zu einer ſteinartigen Maſſe.

Geſundheitspflege.

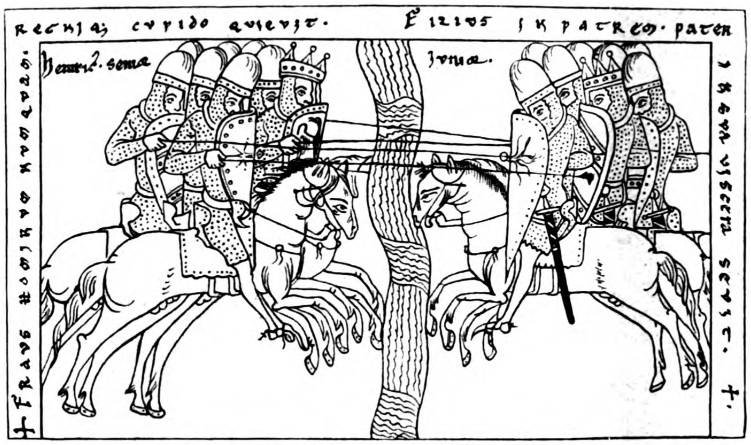
Ein von Autoritäten empfohlenes und vielfach angewandtes Desinfektionsmittel iſt Queckſilberſublimat, womit ſogar Wohnungen ausgeſcheuert und Wände abgewaſchen worden ſind. Mörner in Stockholm hat jedoch gefunden, daß Sublimat in desinfizierten Tapeten teilweiſe in metalliſches Queckſilber übergeht und, indem es als ſolches verdunſtet, Vergiftungen zur Folge hat, zumal wenn ſtarke Sublimatlöſungen zum Töten der Seuchenkeime gebraucht wurden. Er wickelte, um das Queckſilber nachzuweiſen, echte Goldblättchen in Seidenpapier und legte ſie zwiſchen Tapete und Wand. Nach einiger Zeit hatte das Gold ſo viel verdunſtendes Queckſilber geſammelt, daß es in einem Glasröhrchen durch Hitze getrennt und in Geſtalt metalliſcher Tropfen unter dem Mikroſkop erkannt werden konnte. Mörner wurde zu dieſen Unterſuchungen durch Erkrankungen in Privathäuſern wie in Pflegeanſtalten veranlaßt, da die Symptome auf Queckſilbervergiftungen deuteten. In den Wohnungen war vor längerer oder kürzerer Friſt mit Sublimat desinfiziert worden. Größere Mengen Sublimat zur Desinfektion von Wohnräumen können bedenkliche Folgen haben, man ſollte ſie ebenſo vermeiden wie grüne, arſenhaltige Farben. St.

Rechtsrat.

Frage: A. pachtete von mir eine Ackerparzelle vom 1. Oktober 1885 ab auf ſechs Jahre und zahlte die jährliche Pachtſumme pränumerando in halbjährlichen Raten jedesmal am 1. Oktober und am 1. April. Nach Ablauf der ſechs Jahre ſetzten wir ohne weitere Abmachung das Pachtverhältnis ſtillſchweigend fort. So erneuerte mein Pächter auch dieſes Jahr die Pachtung durch Zahlung der Oktoberrate, ſtarb aber im Dezember, und die Erben verzichten auf die ihnen zuſtehende Weiterbenutzung des Ackers. Ich bin nun durch die neubegonnene Pachtung bisher an der freien Verfügung über den Acker, eigener Herbſtausſaat oder anderweitiger gleich günſtiger Verpachtung, gehindert; andererſeits haben die Erben nichts von der nächſten Ernte, für welche doch der Pachtteil ſchon gezahlt iſt. Da bitte ich denn um gütige Beantwortung der Frage: welchen Anſpruch haben die Erben unter dieſen Umſtänden auf die volle oder teilweiſe Rückzahlung der für das laufende Halbjahr gezahlten Pachtſumme? Lehr. H. in Tſch. (Schl.)

Antwort: Nach § 328 Allgem. Landr., Teil I, Tit. 21 erſtreckt ſich die ſtillſchweigende Verlängerung eines abgelaufenen Pachtvertrages — von beſonderen, hier nicht zutreffenden Ausnahmen abgeſehen — immer auf ein Jahr, bis zur thatſächlichen Aufhebung des Pachtverhältniſſes von der einen oder der anderen Seite. Das Pachtverhältnis zwiſchen Ihnen und Ihrem Pächter lief ſonach infolge der zuletzt im Oktober 1894 erfolgten ſtillſchweigenden Verlängerung bis zum 30. September 1895. Der Tod des Pächters hebt nun keineswegs das Pachtverhältnis ohne weiteres auf. Das Geſetz verpflichtet die Erben des Pächters zwar nicht, in einen vielleicht noch mehrere Jahre laufenden Pachtvertrag vollſtändig einzutreten; nach §§ 366 ff. Teil I, Tit. 21 ſind ſie vielmehr nur verbunden, noch ein Jahr lang nach Ablauf des Wirtſchaftsjahres, in welchem der Erblaſſer verſtarb, die Pacht fortzuſetzen. Würde beiſpielsweiſe Ihr urſprünglicher Pachtvertrag anſtatt auf ſechs, auf ſechzehn Jahre, alſo bis zum 30. September 1901 gelautet haben, ſo hätten die Erben im Falle rechtzeitig (§ 343 I, 21: ſechs Monate vor Ablauf des Wirtſchaftsjahres) erfolgter Aufkündigung erſt am 30. September 1896 zurücktreten können. Da jedoch der ſtillſchweigend verlängerte Vertrag bereits am 30. September 1895 zu Ende geht, ſo können die Erben mit dem Ablauf dieſes Tages, aber nicht früher, das Pachtverhältnis erlöſchen laſſen. — Sie haben hiernach einen geſetzlichen Anſpruch auf die Pachtſumme für das ganze Wirtſchaftsjahr 1894/95, nicht nur auf die bereits gezahlte Oktoberrate. Wenn Sie die Erben Ihres Pächters von ihren Verpflichtungen aus dem bis zum 30. September 1895 verlängerten Pachtvertrage entbinden wollen, ſo ſteht es lediglich bei Ihnen, unter welchen Bedingungen Sie ſich dazu bereit finden.

Zuſammenſtoß Heinrichs IV. mit ſeinem Sohne Heinrich (ſpäter dem V.) bei Regensburg.



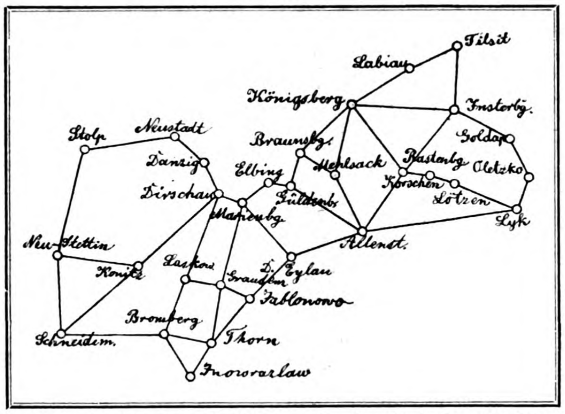
Ein mittelalterliches Kriegsbild.

In der Jenenſer Handſchrift von Otto von Freiſings Chronik befindet ſich die merkwürdige Abbildung, welche wir nebenſtehend wiedergeben. Kaiſer Heinrich IV., dem vielumfeindeten, war am Schluß ſeines Lebens in ſeinem Sohne und Thronfolger, dem ſchon als König gekrönten Heinrich der gefährlichſte Gegner erſtanden. Im Jahre 1105 rückten beide, Vater und Sohn, gegen einander ins Feld, und im Auguſt trennte, nachdem die Unterhandlungen ſich zerſchlagen hatten, nur noch der Fluß Regen die Heere. Es kam zwar auch hier zu keinem Entſcheidungskampf, aber der Kaiſer verließ bald ſein Heer, das ſich auflöſte. Kurze Zeit darauf lockte der Sohn den Vater unter friedlichen Vorwänden in ſeine Gewalt und erzwang in den letzten Dezembertagen ſeine Abdankung. Der Kaiſer griff zwar im nächſten Jahre noch einmal zu den Waffen, ſtarb indeſſen mitten in den Vorbereitungen zum neuen Kampf am 7. Auguſt 1106 in Lüttich.

Die um das Jahr 1144 entſtandene Abbildung iſt außerordentlich charakteriſtiſch für die Kriegsrüſtung und Kampfweiſe der Zeit. Die beiden Parteien ſprengen mit eingelegten Lanzen auf einander ein, aber, wie die Chronik ſelbſt ſagt: „Dieſe ruchloſen Verſuche wurden durch den zwiſchen ihnen fließenden Fluß (Regen) verhindert.“ Kaiſer Heinrich IV. iſt kenntlich an dem einköpfigen Reichsadler auf dem Schild; oberhalb ſeiner Partei ſteht: „Heinricus senior“, dem das „junior“ jenſeits des Fluſſes entſpricht. Intereſſant iſt auch die Umſchrift: „Fraus hominum numquam regnique cupido quievit; Filius in patrem, pater in sua viscera sevit“ — „Das Unrecht der Menſchen und die Begier nach der Herrſchaft höret nimmer auf; der Sohn wütet gegen den Vater, der Vater gegen ſein eigen Blut.“

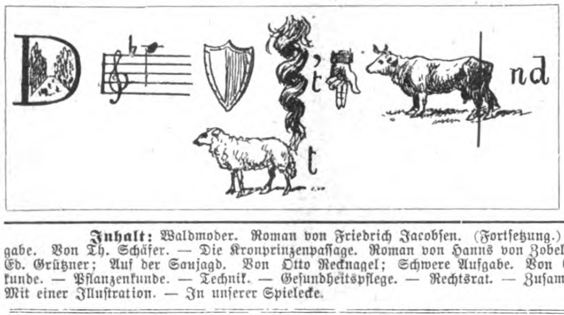
In unſerer Spielecke.

1. Aufgabe.



Auf obenſtehender Eiſenbahnkarte iſt eine Rundreiſe aufzufinden, welche alle 30 Stationen, aber jede nur einmal, berührt, und die keine anderen Eiſenbahnlinien benutzt, als ſolche, die in der Karte gezeichnet ſind. Die Stationen ſind nach ihrer geographiſchen Lage angegeben, die Eiſenbahnlinien jedoch der Einfachheit wegen geradlinig gezeichnet.

Bilderrätſel.



2. Vierſilbige Scharade.

Die Erſte eigne Weſenheit
Sich nur verdoppelt kann erringen,
Und damit auch die Fähigkeit,
Unnennbar ſüß dem Ohr zu klingen.

Die Zweite iſt nicht minder klein;
Doch weiß im Zeigen wie im Binden
Sie ohne Hilfe, ganz allein,
Vielfache Thätigkeit zu finden.

Für Aufklärung die Dritte ſorgt,
Beſiegend lange die Rivalen,
Obgleich aus ſchwarzer Tiefe borgt
Sie ihre glänzend hellen Strahlen.

Die Vierte halb ein Präſident,
Ein Ehrenmann, der zu beklagen;
Auch in Karthago ſie erkennt
Ein jeder noch in unſern Tagen.

Franzöſiſcher Begehrlichkeit
Das Ganze gilt als fetter Biſſen;
Ihn zu verſchlucken ſo bereit,
Flucht heimlich ſie den Hinderniſſen.

M. Sch. (Kaſſel.)

3. Ergänzungsrätſel.

da di de el fi me na pa

Zu ſuchen ſind vier dreiſilbige Wörter, deren Anfangs- und Endſilben oben gegeben ſind.

Hat man die richtigen Wörter gefunden, ſo kann man dieſelben ſo ordnen, daß ihre Mittelſilben den Namen einer Muſe ergeben.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 15.

Bilderrätſel.

Selbſt der größte Dummkopf weiß manchmal etwas beſſer als du.

1. Schlüſſel und Auflöſung der Dechiffrieraufgabe.

Setzt man ſtatt jedes des Buchſtaben der Chiffreſchrift den vorhergehenden des Alphabets, ſo erhält man:

Im Schneegewand und Eisgeſchmeide,
Tannzweige im bereiften Haar,
So kommt es durch die weiße Haide
Im Sternenlicht, das neue Jahr.
Es tritt in Sonntagsmorgenhelle
Zur Stadt herein mit leichtem Fuß,
Und ruft an jedes Hauſes Schwelle
Ein fröhliches „Glückauf“ zum Gruß.

2. Rätſel. „Der Erſte.“

3. Arithmetiſche Aufgabe.

38	348	689	658	162
565	534	7	286	503
441	131	379	627	317
255	472	751	224	193
596	410	69	100	720

Inhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Die Affenfrau. Ein Lebensbild von Hans Arnold. — Für jede Gabe eine Aufgabe. Von Th. Schäfer. — Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Kloſterkegelbahn. Von Ed. Grützner; Auf der Saujagd. Von Otto Recknagel; Schwere Aufgabe. Von E. Rau; Winter am Strande. Von H. W. Mesdag. — Altertumskunde. — Tierkunde. — Pflanzenkunde. — Technik. — Geſundheitspflege. — Rechtsrat. — Zuſammenſtoß Heinrichs IV. mit ſeinem Sohne Heinrich (ſpäter dem V.) bei Regensburg. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig,** Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Januar 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. № 17.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen.

(Fortſetzung.)

Zu Fuß?“ ſagte Kroneck mit einem erſtaunten Blick auf die beſtaubten Stiefel des Geiſtlichen — „das müſſen ja mindeſtens fünf Wegeſtunden ſein!“

„So herum. Aber was will man denn machen? Ein Geſchirr iſt in Oberdorf ſchwer aufzutreiben und koſtet auch zu viel Geld. Fortbleiben mag man auch nicht. Wer ſo weit abſeits wohnt wie ich, der nimmt gerne die Gelegenheit wahr, um mit Amtsbrüdern zuſammenzukommen.“

„Und Sie wollen noch heute abend hinauf?“

„Gewiß, darum bin ich hier vorgekehrt, die alten Stelzen werden ſonſt rebelliſch. Es iſt nicht wegen meiner Hannah,“ fügte er lachend hinzu, „das Mädel hat Kurage genug, um eine Nacht allein zu bleiben — ich bin nämlich Witwer, müſſen Sie wiſſen — aber wenn meine Oberdörfer ihren Hirten nicht haben, dann machen ſie ganz gewiß Dummheiten. Ein ganz guter Volksſchlag, Herr Amtsrichter, aber dickköpfig. Na, Sie werden heute ſchon Erfahrungen gemacht haben. Kommen Sie nächſtens wieder herauf zu uns?“

„Amtlich wüßte ich keine Veranlaſſung,“ entgegnete Kroneck. „Aber“ — fügte er verlegen hinzu — „wenn ich auch ſo mal vorſprechen darf —“

Weyland hing ſeine Taſche um und lachte.

„Ganz gewiß, Herr Amtsrichter, wenn es Ihnen nicht zu ſchwer wird, ſich von dem großſtädtiſchen Leben Breitenaus loszureißen! Einer Anmeldung bedarf es nicht, Viſitenkarten und Glacéhandſchuhe ſind ebenfalls verpönt, am liebſten ſehen wir eine Jagdjoppe und Stulpenſtiefel. Was ich hier in meinem Ranzen habe — Brot und Wurſt — gibt es bei uns auch, und eine Flaſche Stachelbeerwein, von meiner Kleinen ſelbſt gekeltert. Da haben Sie die Genüſſe, und was ſelbſtverſtändlich iſt, ein freundliches Geſicht. Sie lachen doch gerne, Herr Amtsrichter? Meine Hannah thut es auch. Na, und nun Gott befohlen, ich muß mich auf die Beine machen, es wird dunkel und ſtürmiſch, der Herbſt meldet ſich. —“

Der Bezirksmüller Lutz hatte in Begleitung ſeiner Tochter das Schenkzimmer doch wieder betreten. Das Mädchen ſaß zuſammengedrückt in einer Ecke und ſchüttelte abwehrend den Kopf, als der Alte mit einem gefüllten Bierſeidel herantrat, um ſie zum Trinken aufzufordern.

„Zier' Dich nur nicht, mein Kind,“ ſagte er aufmunternd, „man muß luſtig ſein, wenn die Gelegenheit ſich dazu bietet. In unſerer alten Bezirksmühle pfeifen die Mäuſe Trübſal!“

Sie ſah mit einem bittenden Blick zu Weyland hinüber, der ſchon die Thürklinke in der Hand hatte, und verſetzte halblaut: „Der Herr Pfarrer will aufbrechen, Vater, Du wirſt ihn doch mitnehmen?“

Es ſchien ein geheimes Bündnis zwiſchen dem alten Geiſtlichen und dem jungen Mädchen zu beſtehen, denn Weyland bemerkte: „Sie thäten mir ſchon einen Gefallen damit, Herr Lutz, der Weg hat mich doch müde gemacht. Aber natürlich, wenn Sie es vorziehen, hier zu bleiben —“

Jakob Lutz ſtand breitbeinig da und blickte tiefſinnig in ſein Glas. „Es iſt eben friſch angeſteckt, Herr Pfarrer,“ ſagte er endlich kopfſchüttelnd, „aber dem Bezirksmüller Lutz ſoll keiner nachſagen, daß er dem Suff ergeben ſei. Setzen Sie ſich hin, und reden Sie geiſtlich mit meinem Mädel, ich werde derweilen die Lieſe anſpannen.“

Einige Minuten ſpäter ging auch Kroneck hinaus, um nach ſeinem Kutſcher zu ſehen.

Lutz ſtand neben ſeinem Wägelchen und ſchirrte das Pferd ein. „Du biſt unwirſch, Lieſe, daß es ſchon weitergeht,“ ſagte er zu dem Tier. „Mir iſt es auch nicht recht, aber

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

unſer Pfarrer ſagt, daß wir nicht freſſen und ſaufen ſollen. Fett biſt Du juſt nicht davon geworden, armes Tier, und die Waldwieſe iſt nun auch futſch. Servus, Herr Amtsrichter, Sie ſuchen wohl Ihren Kutſcher? Der iſt eben aus dem Stroh gekrochen, paſſen Sie gut acht, daß er Sie nicht umſchmeißt. Und mit der Ausfertigung des Kontraktes brauchen Sie ſich nicht zu beeilen, der Forſtfiskus zahlt das Geld erſt, wenn er das Papier in Händen hat, und es ſollte mir ein hölliſcher Jux ſein, wenn gewiſſe Leute darauf lauern müßten. Gelt, Lieſe, das wäre für uns eine Herzensſtärkung!“ — —

An dem äußerſten Ende von Altenbach lag ein düſteres Haus. Es war ſolide gebaut und zählte wohl nicht zu den älteſten Gebäuden des Ortes, aber vom Dachfirſt bis zu den Grundmauern trug es überall die Spuren des Verfalls und der Verwahrloſung. Die gleich Fiſchſchuppen an einander befeſtigten Schieferplatten der Seitenwände, welche Regen und Kälte abzuhalten beſtimmt waren, hingen zum Teil loſe an den verroſteten Nägeln und boten dem beſtändigen Winde willkommene Gelegenheit, klappernd daran entlang zu ſtreichen; die ehemals grün angemalten Fenſterläden zeigten eine fahle Färbung und das Gelüſte, aus den morſchen Angeln zu gleiten; in dem kleinen Vorgarten aber wucherten zwiſchen verwildertem Gemüſe und unter alten Pflaumenbäumen Brenneſſeln, Schierling und Wegerich.

Das Gebäude lag nicht hart an der Landſtraße, ſondern etwas abſeits, und der zu demſelben führende Fußpfad war grün überwachſen; bis zu dem nächſten Wohnhauſe dehnte ſich eine wüſte, mit Schutt bedeckte Bauſtätte aus, und durch dieſe häßliche Lücke ſah man über nackte Stoppelfelder bis an den dunkel aufragenden Kiefernwald. — In dieſem vereinſamten, gleichſam ausgeſchiedenen Hauſe wohnte Traugott Böhm, der Vater des Oberförſters. Er hätte für ſich und ſeine Haushälterin kaum den dritten Teil des Raumes gebraucht, den das weitläufige Gebäude umſchloß, und wer nur die beſchränkten Wohnungsverhältniſſe von Altenbach, nicht aber den Charakter des alten Böhm kannte, der ſprach wohl ſeine Verwunderung darüber aus, daß der einſame Mann nicht eins der beiden Stockwerke vermietete — die Eingeſeſſenen aber lachten dazu. „Da geht keiner hinein“ — ſagten ſie geheimnisvoll — „und wenn Traugott die Wohnung für umſonſt ausſchellen ließe. Er läßt auch niemand in ſeinen Kram ſehen, und er hat es auch nicht nötig.“

Das letztere mußte jedenfalls richtig ſein, denn Böhm galt für ſchwer reich. In dem Grundbuch von Altenbach waren wohl nur wenige Blätter, auf denen ſein Name in der Kolpnne der Gläubiger nicht verzeichnet ſtand, und außerdem ging das Gerücht, daß er mit ſeinen „Handſchriften“ ganz gut einen Ofen warm machen könnte — „Mit ſamt der Hölle,“ ſagten einige Spottvögel, aber ſie wollten darunter natürlich nur den Raum hinter dem Ofen verſtanden haben.

An jenem ſtürmiſchen Oktoberabend, der den Schluß des Gerichtstages bildete, ſaß Traugott Böhm in ſeiner Stube vor dem offenen Schreibſekretär. Er hatte ganz das Ausſehen eines Biedermannes; ſein glattraſiertes Geſicht trug ein beſtändiges freundliches Lächeln zur Schau, und der kahle, nur von einem dünnen Kranz ſilbergrauer Haare umſäumte Schädel verlieh ihm ſogar ein ehrwürdiges Gepräge. Die Hände zitterten ein wenig und griffen mitunter ſeltſam haſtig zu, wenn ſie etwas faſſen wollten. Das konnte aber ebenſo gut ein Anzeichen beginnenden Alters ſein, als die Folge irgend einer ſeeliſchen Stimmung; auffallender indeſſen erſchien es, daß auch die Augen an dieſer beſtändigen Unruhe teilhatten. Kleine graue Augen, von denen die Leute ſagten, daß ſie im Dunkeln leuchteten. Das war natürlich eine Verleumdung, mit welcher zwiſchen Traugott Böhm und einem gewiſſen Haustier ein Vergleich gezogen werden ſollte — aber der alte Böhm war keine Katze, ſondern ein Menſch, der ſeine Steuern zahlte, im Gemeinderat ſaß und bisweilen die Kirche beſuchte. An dieſem Abend las er freilich nicht in der Bibel, ſondern in ſeinem Hauptbuche, welches indeſſen nach der Behauptung Wendels gleich hinter der Bibel kommen müßte, denn — ſagte er — es finge ebenſo wie jene „mit Gott“ an. „Aber“ — pflegte der lange Spötter hinzuzufügen — „das iſt nur auf der erſten Seite, hinten nach kommt der Teufel.“

Es war ſchon dunkel geworden, und der Sturm raſſelte an dem klappernden Schieferbeſchlag der Häuſer entlang. Traugott Böhm ſtand auf und zog die Vorhänge des Fenſters dichter zuſammen. Dabei blieb er einen Augenblick, die Hände auf das Fenſterbrett ſtützend, ſtehen und überblickte die Straße, welche von einer quer darübergeſpannten Öllaterne unſicher erhellt wurde. Es fuhr gerade ein einſpänniger Wagen langſam vorüber, und der Alte bog den Kopf zurück.

„Das iſt die Lieſe“ — ſagte er halblaut — „ich kenne ſie an dem ruppigen Fell. Sollte der Lump ſich ſchon vollgeſoffen haben, es iſt doch noch früh am Tage? Sonſt karjolt er bei Nacht und Nebel durchs Land, juſt als wenn der Wald nichts zu erzählen hätte.“

Traugott Böhm trat in das Zimmer zurück und blickte hinter ſich nach der offenen Thür ſeiner angrenzenden Schlafkammer. Das blakende Licht der Lampe konnte nicht bis dorthin vordringen, es lag tiefe Dunkelheit in dem Raum, und der Alte ſchloß die Thür mit einer heftigen Bewegung, als ob es ihm ein unheimliches Gefühl verurſache. — Dann lauſchte er auf ein Öffnen der Hausthür und auf einen Schritt, der taſtend die knarrende Treppe heraufkam. Seine erſte Bewegung war nach dem Schreibſekretär, um die Klappe desſelben herunterzulaſſen. Plötzlich aber blieb er ſtehen und wartete auf das Eintreten des Gaſtes.

Es war der Oberförſter Otto Böhm.

Wenn es unter gewöhnlichen Verhältniſſen auch ganz natürlich geweſen wäre, daß Vater und Sohn, an demſelben Orte wohnend, abends mit einander zuſammentrafen, ſo ſchien hier von beiden Seiten eine Ausnahme ſtattzufinden. Der Alte maß die Geſtalt des Jüngeren von oben bis unten mit einem ſeltſam erſtaunten Blick, und der Forſtmann ließ die Augen durch das kahle unfreundliche Zimmer ſchweifen, als ob er ſich an eine fremde Umgebung erſt gewöhnen müſſe. Da war keine Spur in ſeinen Bewegungen von jenem häuslichen Sichgehenlaſſen, das wir ſo gerne bei täglichem Verkehr im Vaterhauſe annehmen, und ebenſowenig ein Wiederſchein jener freudigen Erregung, die bei einem Verkehr nach längerer Abweſenheit über uns kommt. Nur ein tiefes, fragendes, gegenſeitiges Schweigen.

Endlich ſagte Traugott Böhm ſpöttiſch: „Du haſt Dich doch nicht in dem Hauſe geirrt, Otto? Es iſt ſo lange her, ſeit Du bei mir warſt, daß ich wohl auf den Gedanken kommen kann.“

Der Oberförſter ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn.

„Du haſt recht, Vater, es iſt lange her. Ich kann auch wieder gehen, wenn meine Gegenwart Dir nicht paßt, oder wenn Du beſchäftigt biſt.“

„Davon habe ich nichts geſagt, Otto. Setz Dich nur her an den Tiſch und bring Deine Sache an, denn zum Plaudern wirſt Du wohl ſchwerlich gekommen ſein. Magſt Du etwas eſſen?“

„Danke, Vater.“

Sie ſetzten ſich einander gegenüber an den Tiſch, und es trat wieder eine Pauſe in der Unterhaltung ein. Dann nahm Otto Böhm das Wort: „Ich war heute auf dem Gerichtstag, Vater. Du wirſt vielleicht wiſſen, weshalb.“

„Könnte ich nicht ſagen, Otto. Du haſt vielleicht den neuen Amtsrichter begrüßen wollen? Es ſoll ein umgänglicher Herr ſein.“

„Jakob Lutz war mit ſeiner Tochter auch da.“

„Wirklich? Darin finde ich nichts Wunderbares. Der fehlt wohl auf keinem Gerichtstage und in keiner Kneipe. Mich geht es ja übrigens nichts an.“

Der Oberförſter biß ſich auf die Lippen.

„Jakob Lutz hat die Waldwieſe an den Forſtfiskus verkauft. Es iſt außer der Mühle ſein einziges Beſitztum und gehört obendrein zur Hälfte ſeiner Tochter. Weißt Du auch nicht, Vater, für welchen Zweck der Erlös beſtimmt iſt?“

„Sie wollen vielleicht Papiere dafür anlegen,“ ſagte der Alte höhniſch. „Laß mich doch mit den langweiligen Geſchichten in Frieden.“

„Ich glaube wohl, daß ſie Dir manchmal Unruhe verurſachen.“

Traugott Böhm lachte etwas gezwungen.

„Mir? Die Angelegenheiten? Na, Gott ſei Dank, Otto, das läßt ſich tragen. Aber warum gehſt Du wie die Katze um den Brei? Ich kann das nicht leiden. Sag's doch nur rund heraus, dann ſollſt Du eine runde Antwort haben.“

Der Oberförſter war aufgeſtanden und hatte ſich mit dem Rücken gegen das Fenſter geſtellt. Er bekämpfte mühſam ſeine Aufregung und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Meinetwegen. Ich weiß, daß die Bezirksmühle mit Schulden überlaſtet iſt, ich weiß, daß Du ſämtliche Hypotheken aufgekauft haſt — ich weiß alles. Willſt Du Deinen leiblichen Vetter zu Grunde richten, Vater?“

„Zunächſt bitte ich Dich, Otto, nicht von der Vetterſchaft zu reden,“ entgegnete der Alte ruhig. „Ich habe ſie nicht gemacht, und ich lege kein Gewicht darauf. Jakob Lutz kann meinetwegen des Geiers Vetter ſein und damit holla! Im übrigen begreife ich nicht, was Du mit dem ‚Zugrunderichten‘ meinſt. Die Gläubiger von Jakob Lutz waren meine Schuldner und haben mir ihre Forderungen cediert. Dadurch, daß ich alleiniger Gläubiger geworden bin, hat der Bezirksmüller doch keinen Thaler Schulden mehr. Alſo was weiter?“

„Du haſt ihn in der Hand, Vater,“ ſagte der Sohn finſter.

„Das könnte allenfalls ſtimmen. Sobald ich die ſämtlichen Hypotheken gleichzeitig kündige, kommt die Bezirksmühle unter den Hammer, und wenn Jakob Lutz dann noch ſeine Fahrten durchs Land fortſetzen will, wird er es mit dem weißen Stabe in der Hand thun müſſen.“

„Es wäre thöricht von Dir gehandelt, Vater, ich meine, ſchon vom kaufmänniſchen Standpunkt aus betrachtet. Bei dem niedrigen Preiſe der Grundſtücke würde ein Teil Deiner Forderungen ausfallen —“

„Während ich jetzt keine Zinſen bekomme.“

„Du ſiehſt doch, daß Lutz ſich Geld zu verſchaffen ſucht, um ſeine Verbindlichkeiten zu erfüllen.“

Traugott Böhm lächelte. „Es iſt ſchade, Otto, daß Du kein Geſchäftsmann geworden biſt. Haſt Du niemals von dem Manne gehört, der das Huhn verkaufte, um ſich Eier kaufen zu können? Nein, mein Junge, was das Geſchäft anlangt, ſo darfſt Du mir getroſt die Vorhand laſſen, es geſchieht ja doch alles zu Deinem Vorteil.“

Der verſteckte Hohn, welcher in den letzten Worten lag, brachte den Oberförſter aus der mühſam bewahrten Faſſung.

„Ich will nichts von dem Blutgelde, Vater,“ rief er heftig und warf ſeine Dienſtmütze auf den Tiſch. „Die Uniform, welche ich trage, wird dadurch geſchändet, und außerdem —“

Traugott Böhm lächelte jetzt nicht mehr, ſondern er lachte in ſich hinein und rieb die Hände aneinander.

„Ausgezeichnet, mein Junge, ganz wie auf dem Theater. Es iſt ſchade um das ‚Blutgeld‘, welches ich auf Deine dringenden Bitten für Deine Karriere ausgegeben habe. Du hätteſt Schauſpieler werden müſſen, Otto. Schauſpieler oder Kaufmann, denn auch Deine Berechnung iſt nicht übel. Du denkſt wahrſcheinlich, daß ich noch feſter in meinen Schuhen ſtehe, als der Lutz, und daß Du durch ſeinen Tod früher in den Beſitz der Bezirksmühle kommen kannſt, als durch meinen. Was ſagſt Du nun, Otto? Der Alte iſt doch ſchlauer, als Du gedacht haſt, und läßt ſich kein X für ein U machen, he?“

Es war ganz ſtille in dem Gemach geworden, und die beiden Männer blickten einander ſtumm in die Augen, mit einem faſt unheimlichen Ausdruck. Traugott Böhm ſchien zu fühlen, daß er in ſeinem kalten Spott zu weit gegangen ſei und einlenken müſſe. Er ſah in dem Geſicht des Sohnes eine dunkle Röte langſam emporſteigen, ſchob einen Stuhl an den Tiſch und ſagte ruhig mit einem faſt väterlichen Tone: „Komm, mein Junge, ſetz' Dich hierher, und laß uns vernünftig miteinander reden. Was ich da vorhin ſagte, war nicht ſo ernſt gemeint, ich weiß ja, daß Du nicht eigennützig biſt. Aber klar muß es zwiſchen uns werden. Es iſt mir nicht unbekannt, daß Du auf Agnes Lutz ein Auge geworfen haſt, und ich kann Dir das im Grunde genommen nicht verargen, denn ſie iſt ein bildſauberes Mädchen und mag auch ſoweit ganz brav ſein. Aber das genügt nicht für Deine Stellung als herzoglicher Beamter. Die Thatſache läßt ſich nicht aus der Welt ſchaffen, daß ihr Vater ein Lump und Bankerottmacher iſt, der früher oder ſpäter auf eine elende Weiſe zu Grunde gehen muß. Von anderen Dingen will ich gar nicht reden, vielleicht wirſt Du in Deiner amtlichen Stellung auch davon Kenntnis haben. Kurzum, man wird Dir den Heiratskonſens verweigern, und wenn das auch wirklich nicht der Fall ſein ſollte, dann müßteſt Du, ſobald die Kataſtrophe eintritt, Deinen Abſchied nehmen. Ich weiß recht gut, mein Junge, daß Verliebte mit der Zukunft nicht zu rechnen pflegen, deshalb iſt es meine Pflicht, für Dich zu denken und zu ſorgen. Beſtehſt Du nach alledem auf eine Fortſetzung des Verhältniſſes?“

„Ich beſtehe darauf,“ entgegnete der Oberförſter finſter.

„Iſt das Dein letztes Wort?“

„Ja.“

„Dann höre auch mein letztes, Otto. Du haſt ganz recht, wenn Du meinſt, daß Jakob Lutz ſich in meiner Hand befindet. Bevor Du zu mir kamſt, habe ich in meinen Büchern eine Berechnung angeſtellt und alles abgewogen: die Thatſache ſtimmt Null für Null. Es hat mich ein Stück Geld gekoſtet, mein Junge, und ich bin nicht geſonnen, die harten Thaler zum Fenſter hinauszuwerfen. An demſelben Tage alſo, wo Du mit Agnes Lutz vor den Altar trittſt, kündige ich Deinem Schwiegervater die ſämtlichen Hypotheken, und Du wirſt dann nicht nur eine Bettlerin im Hauſe haben, ſondern auch einen Bettler. Wenn Du Dich aber von dem Mädchen losſagſt — es kann ja auf anſtändige Weiſe geſchehen — dann bin ich nicht nur erbötig, den Bezirksmüller auf der Mühle zu laſſen, ſondern ich werde es auch mit den Zinſen nicht ſo genau nehmen und ihm auf dieſe Weiſe Gelegenheit geben, allmählich aus den Schulden herauszukommen. Nun haſt Du Dein Los in der Hand, und nun wähle.“

Der Oberförſter war blaß geworden und erhob ſich von ſeinem Sitze. Er blickte nicht in das mit einer gewiſſen Spannung ihm zugewandte Geſicht des Alten, ſondern ſchritt auf die Thür zu und faßte nach der Klinke. Dann ſagte er, halb zurückgewendet: „Nach dieſem Vorſchlag — ich will ihn nicht näher bezeichnen, Vater — wird es wohl das Beſte ſein, wenn ich Deine Schwelle nicht mehr betrete. Ich glaube, Du haſt es nicht gerne, Vater, und ich wäre beſſer auch heute weggeblieben. Aber es iſt ja möglich, daß Du anderen Sinnes wirſt, die Dinge wenden ſich manchmal über Nacht — zum Schlimmeren, aber auch zum Guten. Dann freilich mußt Du zu mir kommen, Vater, in das alte Forſthaus, weißt Du. Da ſitze ich den ganzen Tag allein, gerade ſo allein, wie Du hier in meinem Elternhauſe. Es wäre juſt nicht nötig, und wir könnten es beide beſſer haben, aber das muß von Dir ausgehen, ich habe meine Schuldigkeit nun gethan. Gute Nacht, Vater, und ſchlafe, wenn Du kannſt.“

Die Thür ſchloß ſich leiſe, und die Schritte des Mannes verhallten langſam auf der Stiege.

Traugott Böhm ſtand mitten im Zimmer und horchte hinaus. Als er die Hausthür ins Schloß fallen hörte, atmete er tief auf und blickte ſich um. „In das alte Forſthaus,“ murmelte er, „das wäre der Teufel! Ebenſo gern ginge ich in die Hölle, wenn es eine gibt. Alſo über Nacht ſollen die anderen Gedanken kommen? Es müßte eine recht lange Nacht ſein — eine recht lange. Habe ich darum geſorgt und gearbeitet, um ihn endlich in die Schlinge zu kriegen, daß ich jetzt um einer Narrheit willen alle Trümpfe hinſchmeiße? Es könnte doch etwas werden, jawohl, aber höchſtens zum Schlimmen, und das muß ich verhüten.“

Draußen ſchlug es durch den Sturm neun Uhr. Die Töne wehten herüber wie eine Geiſterſtimme, und Traugott Böhm nahm ſeine Lampe, nachdem er das Hauptbuch ſorgfältig verſchloſſen hatte Er ging hinüber in ſeine kahle, froſtige Schlafkammer, deckte das Bett auf und begann, ſich zu entkleiden. Einmal, als er die Stiefel auszog, überkam ihn ein leichter Schwindel, den er in der letzten Zeit häufiger an ſich beobachtet hatte, und er ſetzte ſich auf die Bettkante.

„Das ſind die Jahre,“ hatte der Doktor zu ihm geſagt, um ihn zu beruhigen. Aber gerade an die Zahl der Jahre mochte er nicht denken. Was anderen natürlich erſchien, das verurſachte ihm Unbehagen. Heute, an dieſem ſtürmiſchen, einſamen Abend, und vor dem Eintritt der Nacht, ſteigerte ſich dieſes Gefühl faſt zum Grauſen.

„Eine lange Nacht,“ wiederholte er, ſich in die Kiſſen ſtreckend, „eine ſehr lange Nacht. Es wäre mir ſchon recht, Menſchen um mich zu haben, die nicht bezahlt werden, man kann nie wiſſen, was geſchieht. Aber ſo geht das nicht; was einmal angefangen iſt, das muß auch durchgeführt werden.“

Und dann ſah er hinüber nach der weißgetünchten Wand, wo die unruhig brennende Lampe einen Schatten warf.

„Auch noch Geſtalten, wohin man blickt! Dunkle bei Tage und helle bei Nacht! Ich möchte nur wiſſen, wozu der Menſch ein ſo zähes Gedächtnis hat; ich glaube faſt, daß Jakob Lutz ſich aus dem Grunde das Trinken angewöhnt hat — es iſt noch nicht das Dümmſte — —“

Und dann blies er die Lampe aus, um ſich, mit dem Geſicht nach der Wand, auf die andere Seite zu legen. Als der Schlaf auf dieſe Weiſe nicht kommen wollte — die Kammerthür ſtand hinter ſeinem Rücken offen — drehte er ſich um und blickte nun in das vordere Gemach. Es war wegen der ſchlecht verhüllten Fenſter mit einer unbeſtimmten tiefen Dämmerung angefüllt, und die einzelnen Gegenſtände traten geſpenſterhaft daraus hervor. Unter dieſen ein Kleiderſtänder mit einem daranhängenden Rock; es ſah faſt aus, als wenn eine Geſtalt dort unbeweglich ſtehe.

Der einſame Mann taſtete unwillkürlich nach dem Kopfende ſeines Bettes, wo ein geladener Revolver hing, und ließ dann die Hand wieder ſinken. Er wußte, daß nichts ſeine Ruhe ſtörte, aber ſchlafen konnte er dennoch nicht. —

Otto Böhm war langſam die Straße von Altenbach hinaufgegangen. Die Oberförſterei lag ſo ziemlich am anderen Ende des Ortes, und der Oberförſter mußte auf ſeinem Wege das Rathaus paſſieren. In den Reſtaurationsräumen desſelben ging es noch laut her; man konnte durch das unverhüllte Fenſter jeden der darin Sitzenden erkennen. Es waren meiſtenteils Honoratioren von Altenbach; auch einige Fabrikbeſitzer der Umgegend befanden ſich unter den Gäſten, aber der Bezirksmüller Jakob Lutz fehlte.

Der junge Forſtmann war hinter einem ihn verdeckenden Laſtwagen ſtehen geblieben und überzeugte ſich von der Abweſenheit ſeines zukünftigen Schwiegervaters; er konnte auch nicht den wohlbekannten kleinen Wagen desſelben unter den aufgereihten Fuhrwerken entdecken und nickte zufrieden. — Da traten zwei Männer unter die Thür des Ratskellers. Böhm erkannte den Beidiener May und den in Breitenau ſtationierten Gendarm Donner, der an den Gerichtstagen nach Altenbach heraufzukommen pflegte. Die beiden Männer wechſelten einige gleichgültige Worte miteinander und ſtanden eben im Begriff, auseinander zu gehen, als irgendwo ein Schuß fiel.

Der Wind hatte etwas nachgelaſſen, der Schall kam ziemlich deutlich herüber. „Da wildert einer,“ ſagte May, und die helle Stimme Donners entgegnete: „Die Nacht iſt gerade für das verdammte Geſindel wie geſchaffen.“

„Wer mag es nur ſein?“

„Mich dünkt, es kam aus dem Oberdorfer Forſt.“

„Das könnte ſtimmen,“ meinte der Beidiener, mit der Naſe den Wind einziehend. „Wenn ich nicht ſo genau wüßte, daß Ackers Junge krank iſt, dann möchte ich parieren —“

Der Gendarm lachte. „Na, das wäre juſt kein Hindernis, aber es gibt noch andere Leute. Wenn ich zum Beiſpiel nicht genau wüßte, daß der andere — Du weißt, wen ich meine — noch unterwegs iſt und den Paſtor bei ſich hat —“

„Donnerſchlag! — haſt Du den auf dem Korn?“

„Sicher bin ich meiner Sache nicht.“

„Haſt Du dem Oberförſter ſchon was davon geſagt?“

„Schafskopf, ich werde mich hüten! Es iſt ja auch nur ſo'n Gedanke von mir, und wenn man die Naſe dahinein ſtecken will, dann muß man auch mit dem Finger darauf tippen können. Gehſt Du ſchon nach Hauſe?“

„Na, meine Alte hat mir Urlaub gegeben. Wie wär's noch mit einem Seidel im ‚wilden Mann‘?“

„Meinetwegen. Komm, alte Saufgurgel!“

Die beiden Männer entfernten ſich langſam, und ihre Geſtalten verſchwammen im Dunkel der Nacht. Aus der Gaſtſtube klang helles Jauchzen; die da drinnen hatten es unternommen, ein Lied zu ſingen, und im rauhen Chor ertönte es:

„Im Wald und auf der Heide,
Da ſuch' ich meine Freude — —“

Dann brach das Lied plötzlich ab, und eine einzelne hübſche Tenorſtimme begann:

„Du, Du, liegſt mir im Herzen,
Du, Du, liegſt mir im Sinn —“

Böhm trat von dem ihn verdeckenden Wagen zurück und ſetzte den Weg nach ſeiner Wohnung fort. Er wäre vielleicht unter anderen Verhältniſſen eingetreten und hätte ſich an der fröhlichen Geſellſchaft beteiligt, aber das, was er ſoeben vernommen hatte, war zu plötzlich und unerwartet über ihn gekommen.

„Es iſt nicht möglich,“ ſagte er leiſe im Vorwärtsſchreiten und nahm die Dienſtmütze ab, um ſich den Schweiß von der Stirne zu trocknen. „Es iſt ja nicht möglich, daß der Himmel auch dieſes Kreuz über mich ſchicken wird, das andere trägt ſich ſchon ſchwer genug. Und doch — es gilt unter der Bevölkerung kaum für ein Unrecht! Und Donner iſt eine vorſichtige Spürnaſe, der ſchwatzt nicht wie ein altes Weib —“

„Du, Du, liegſt mir im Herzen —“

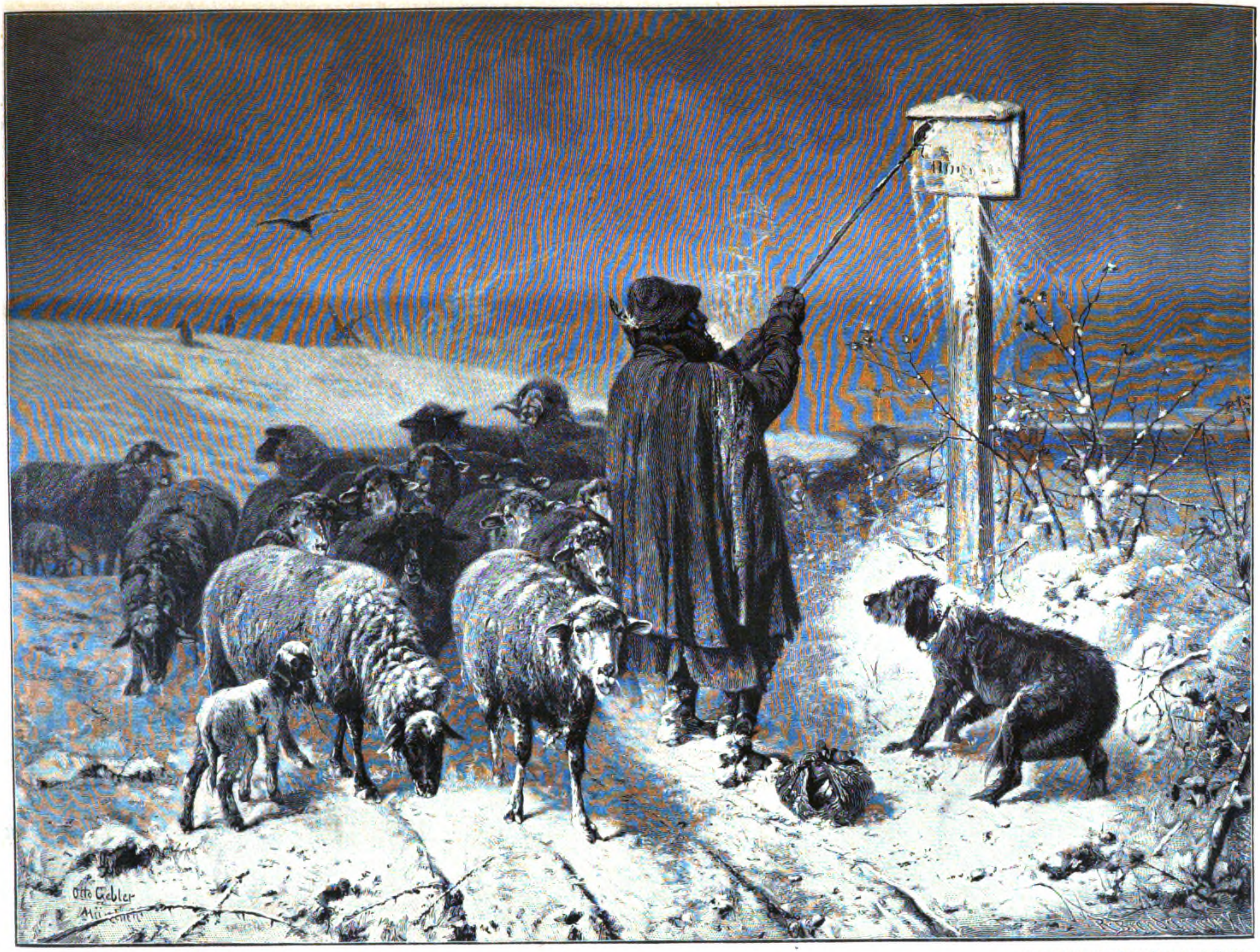
klang es noch einmal halb verweht durch die Nacht herüber.

Der Oberförſter ſeufzte tief auf. Er hatte ſeine Wohnung erreicht, blieb einen Augenblick vor derſelben ſtehen und lauſchte auf das Rauſchen des nahen Waldes. Dann ging er raſch in das Haus und kam nach wenigen Minuten mit der Flinte über der Schulter wieder heraus.

Zu dem Winde hatte ſich jetzt ein feiner Sprühregen geſellt, und es war ſo dunkel, daß man kaum die Hand vor den Augen ſehen konnte. Ein jeder würde ſich gefreut haben, im warmen Bette zu liegen, der junge Beamte aber ſchritt unbekümmert in das unfreundliche Wetter hinaus, und tauchte in die ſauſende unheimliche Einſamkeit der Waldnacht.

(Fortſetzung folgt.)

Stillleben im Winter.
Zeichnung von M. Röbbecke.


Otto Gebler
München

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtängl, München.

Copyright 1893 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Verfehlter Weg. Nach dem Gemälde von O. Gebler.

Der Herr Diakonus.

(Abdruck verboten.)

Wie weit entfernt liegen die ſechziger Jahre! Da waren große Städte noch klein, dringende Bedürfniſſe der Jetztzeit noch nicht einmal entdeckt, brennende Fragen ſchliefen den Schlaf der kleinen Kinder im Storchteich. Dennoch war man ſchon modern; die Eiſenbahnen waren etwas Altes, der Parlamentarismus und das deutſche Volk hatten den Flitterwochenenthuſiasmus hinter ſich, jedes größere Gemeinweſen beſaß Gasbeleuchtung und leidliches Pflaſter. Waſſerleitung war nicht ſo verbreitet, über Hygieine waren die Begriffe noch dunkel, ungewaſchene Fingerchen zupften Charpie für die Verwundeten von 1866, und als die Cholera kam, ließ man ſie beſtürzt ihr unheimliches Werk thun. Die Volksſchule arbeitete nach den Mühlerſchen Regulativen, das Gymnaſium und die höhere Töchterſchule thaten, was ſie wollten, von Überbürdung und Reform war keine Rede. Die Damenwelt trug Krinolinen von richtiger Hühnerkorbform und ſteckte das Haar in Chenillenetze. Die Mode diktierte, jedermann folgte, man war darin viel gehorſamer als heute, denn alles Abweichende „fiel auf“. Man zeigte einander ältere Herren mit Schlapphüten, die noch gern turnten und ſtarken Durſt entwickelten, und nannte ſie „Demokraten“; der Sozialismus hieß die „rote Internationale“ und ſpielte eine Geſpenſterrolle in der Hintertreppenlitteratur. Im ſalonfähigen Roman wurde der ſchnarrende Leutnant durch den idealen Hauslehrer an die Wand gedrückt; auch der junge liberale Fabrikant hatte ſchon einige Chancen, beſonders bei der jungen Gräfin, die in ihren Kreiſen natürlich nichts anderes als eine Konventionsehe ſchließen konnte. Die „Junker“ waren überhaupt für den Federhelden gewöhnlichen Schlages eine böſe Sorte, und keiner ahnte, daß in einem Junkerſchädel der Blut- und Eiſenprozeß der deutſchen Reichseinigung ſich ſeit Jahren vorgezeichnet hatte. Es war eine Zeit eigentümlicher Kurzſichtigkeit und Philiſterei im deutſchen Mittelſtande. Um ſo mehr frappierten die Naturen, welche anders waren. Man ließ ſie mit einer Art erſtaunter Spannung gewähren, wenn ſie irgendwie aktiv wurden. Die eigene Ohnmacht, individuell zu ſein, empfand es wenigſtens als ein Wohlgefühl, eine ſtarke Individualität ſich ausleben zu ſehen. So ließen Städte beſonders kraftvolle Bürgerperſönlichkeiten in ihrem Weichbilde ſchalten und walten, Grundbeſitz erwerben und Induſtriecentren anlegen, ohne dabei ſonderlich an die Intereſſen des Fiskus zu denken, und Behörden ſahen ruhig zu, wenn ein Mann in Amt und Würden, deſſen Kraft einem gegebenen Wirkungskreiſe gehörte, ſich nebenher ein kleines Königreich eigener Schöpfung einrichtete.

Solch ein kleines Königreich war die Schule des Herrn Diakonus. Ich nenne den Namen der deutſchen Mittelſtadt nicht, wo ſie blühte. Aber viele werden den Ort erkennen, wenn die Peterskirche auf felſigem Unterbau, welche damals noch keine Türme hatte, in meine Beſchreibung hineinragt. Zu ihr führte ein anſteigendes Gäßchen mit poetiſchem Namen, und an deſſen Ecke lag das Pfarrhaus mit ſeinen dicken Mauern, dem ziegelgepflaſterten Flur, der ſchmalen Holztreppe. Der Herr Diakonus, dem es als Wohnung zuſtand, benutzte es nicht dazu, und er that recht daran. Es war ein winkeliges Spukhaus, das ein paar Säle und ein paar Kloſterzellen enthielt und einen am hellen Mittag gruſelig machen konnte, wenn man darin allein geblieben war. Die Welt aber, die er ſich da hineingeſchaffen hatte, vertrieb mit ihrem fröhlichen Lärm und ihrem unverſiegbaren Gekicher alle Geſpenſter der Vorzeit und gedieh zwiſchen den alten Mauern aufs ſichtlichſte. Das waren wir, ſeine Schule, und der Herr Diakonus war unſer Lehrer. Jeden Tag kam er auf ein paar Stunden aus ſeinem Grasgarten draußen vor der Stadt, wo die Familie in einem Bauernhauſe wohnte, und lehrte uns — „ermahnte, ſtrafte, warnte, tröſtete“, wie weiland Beda; nur daß ihm die Thränen niemals „mildiglich herniederfloſſen in den grauen Bart“, denn er hatte keinen. Wie ſah er denn aus? „Einen Schillerkopf“ nannten ihn die Leute. Die große Naſe und das ergrauende lange Haar, ja, das mochte ſtimmen. Aber der kränkliche, reflektierende Zug des Schillergeſichts fehlte, und die großen, ſtrahlenden, gebieteriſchen Augen erinnerten weit mehr an das bekannte Goethebildnis mit dem Adlerblicke. Sein Geſicht beſaß eine geſunde, rötliche Farbe. Um den feingeſchnittenen, ſprechenden Mund ſpielten alle Schlänglein des Humors und der Satire, und dann konnte er wieder wunderlich zucken in verhaltener Rührung. Wenn aber die Zornwolke auf der hohen Stirn ſtand, die Augen Blitze ſchoſſen, und ſeine Stimme, ſonſt ein aller Schattierungen fähiger Tenor, dröhnende Gewalt annahm, dann ging jeder Einzeleindruck unter in einem Schrecken vor dieſer faſt übermachtvollen Perſönlichkeit. Er war ſehr heftig. Viel zu ungebändigt für einen Diener Gottes, ſagten ſeine Gegner. Kam es über ihn, ſo ſagte er manches, was beſſer ungeſagt geblieben wäre — wenigſtens in der Form! Aber rührend war es, wenn er wieder gut machen wollte, wo er zu arg getroffen hatte. Das Gemiſch von Herzensgüte und Schelmerei, mit dem er um die Sache herumging, ſchmolz den empörten Groll meiſt von vornherein, noch ehe das ehrliche Wort kam: „heute war ich zu ſchlimm.“ Wurde dann das Warum erörtert, dann konnte er eine Flammenberedſamkeit entwickeln. Denn was ihn kränkte, war das Niedrige, die innere Trägheit des Menſchen, der Leichtſinn, der Hochmut; und wo alles dies den Steinwürfen ſeiner Schroffheit trotzte, da erlag es nicht ſelten oder floh wenigſtens vor dem Sturmwind ſeiner Überzeugung.

Wem das gegeben iſt, der iſt der geborene Prediger und Lehrer, der hält die Herzen am Faden, ſelbſt wenn er an ſich kein ideales Werkzeug, ſondern „ein Menſch mit ſeinem Widerſpruch“ iſt. Jeder, der dies lieſt und ihn gekannt hat, wird das dreifach unterſtreichen mögen. Er war groß und klein, demütig und eitel, zart und grauſam hart, kindlich fromm und der Welt zugethan, einfältig im bibliſchen Sinne und diplomatiſch klug, gut, wie man zu ſagen pflegt, mit Fallen und Aufſtehen. Er wußte das auch ſelbſt. „Kinder,“ ſagte er einmal zu uns in der Schule, „Ihr müßt nicht denken, daß Ihr nicht zu folgen braucht, wenn Ihr an Euren Oberen auch Fehler und Schwächen ſeht. Merkt Euch, daß ein alter Kirchenvater geſagt hat: man muß auch von einem kranken Arzt die Arznei nicht verſchmähen!“ — Das Wort iſt bis heute mit mir durchs Leben gegangen, hat mich vor manchem ſcharfen Aburteilen bewahrt und mich getröſtet, wenn ich ſelbſt mich arm und unzulänglich fühlte und doch zu geben verſuchen mußte. Solche Mitgaben hat wohl jede ſeiner Schülerinnen je nach ihrer Natur gänzlich unabſichtlich von ihm empfangen. — Wie er es möglich machte, neben den Anforderungen ſeines Pfarramts die ſiebenklaſſige Töchterſchule zu verwalten und viel ſelbſt zu unterrichten, ſchien erſtaunlich. Denn die Leute aus der Stadt und Umgegend hingen ſehr an ihm, ſeine Amtswoche war mit heiligen Handlungen jeder Art reichlich ausgefüllt, und fielen ſie in die Schulſtunden, ſo hatten wir eben nicht Religion, deutſche Litteratur oder franzöſiſche Grammatik, ſondern arbeiteten oder ſchwatzten, wie es uns gefiel, da Vertretung in den ſeltenſten Fällen möglich war. Es ſchadete auch nichts; Herr Kn. oder Mademoiſelle A. unterrichteten nebenan, das hinderte Ausſchreitungen; und ging dann um $^3/_4$ die Thür noch eilig auf, und der Herr Diakonus erſchien auf dem Katheder, ſo hatten wir in der Viertelſtunde mehr lebendige Übung und zündende Anregung, als mancher muſterhaft pünktliche Dutzendlehrer in wohlausgenützte ſechzig Minuten hineinzubringen imſtande geweſen wäre. — Zu erledigende Penſen hat er ſich wohl nie geſtellt, ihm ſchwebte alles in großen Umriſſen vor, und wobei ſeine empfängliche Seele ſelbſt Feuer gefangen hatte, das griff er dann heraus, vertiefte ſich und begeiſterte uns. Wie hat er in jener ſtagnierenden Zeit bei uns das Vaterlandsgefühl geweckt, uns ſtolz gemacht, daß wir deutſche Mädchen waren. „Frag' alle Bekannten, frag' alle Verwandten, frag' Himmel, frag' Erden, frag' was irgend gefragt kann werden — alle ſagen, es ſei nichts Schöneres als deutſche Treu'.“ Er diktierte uns das ganze Volkslied am Anfange jedes Geſchichtskurſus, wir mußten es ſehr groß und ſehr ſchnell niederſchreiben wie alles (ein Umſtand, der uns allen charakteriſtiſche Handſchriften verſchafft hat) und es jederzeit aufſagen können. Denn wenn ſein Vortrag uns auch fortriß, war er doch in der Schule nichts weniger als Redner ausſchließlich — nicht Schwäfler, wie er das im Lauſitzer Dialekt genannt hätte, ſondern terminus technicus-Pauker — Einpräger deſſen, was ihm behaltenswert ſchien, bis das ſchlechteſte Gedächtnis die Sache nicht mehr vergeſſen konnte. Stellen aus unſeren Klaſſikern, darunter mit beſonderer Vorliebe: „Dienen lerne beizeiten das Weib nach ſeiner Beſtimmung“, Ausſprüche berühmter Männer, Volks- und Studentenlieder, die plötzlich in der Stunde angeſtimmt wurden, kurze Beiſpiele für jede metriſche Form, vor allem aber der Schatz unſerer herrlichen Kirchenlieder und die Perikopen mit den Bibelworten — das alles mußte uns ſtets zu Gebote ſtehen. Zehn Minuten lang nach jeder Morgenandacht wurde mit den oberen Klaſſen dergleichen wiederholt, meiſt durch Chorſprechen — und ſo blieb das, was man heute „Überladung mit Gedächtniswerk“ nennen würde, unverlierbares, im ſpäteren Leben hochgeſchätztes Eigentum. Franzöſiſche Regeln wurden, wo es irgend ging, geſungen — ich höre, wenn ich die Grammatik öffne, noch heute „courir, marcher, voyager“ nur nach der Melodie: „Saß ich unterm Feigenbaum.“ Die Merkverſe für die preußiſche Geſchichte gingen nach der Fortſetzung von: „Freut Euch des Lebens“ — „Man ſchafft ſo gern ſich Sorg und Müh“ — und begannen:

„Friedrich der Erſte den Adel bezwingt,
Die faule Grete den Brummbaß ſingt;
Friedrich der Zweite Eiſenzahn,
Beißt ſcharf der Städter Hochmut an —“

Die Hauptthaten jedes Herrſchers waren ſo geſchickt in zwei Zeilen komprimiert, daß nichts vergeſſen und verwechſelt werden konnte; ſtürmiſche Heiterkeit rief der ungeheure Unſinn hervor, wenn wir am Ende jeder Regierung ſingen durften:

„und läßt das Veilchen unberührt, das dort am Wege blühet!“

Mit dem Singen hatte er es überhaupt. Zum Wochenſchluß im Schulſaale (den wir ſpäter nach einem Umzug aus dem alten Pfarrhauſe in die Vorſtadt bekamen) mußten wir außer dem Choral immer noch unſere Lieder in bunter Folge ertönen laſſen. Dann hielt er uns manchmal noch einen Augenblick zurück — „jetzt werde ich Euch etwas ſingen!“ — und der wunderbare Tenor ſtimmte Beethovens „Adelaide“ an. Wer ihn ſo hörte, mit dem Schmelz und der Leidenſchaft, die er ganz für ſich hineinlegte — denn die kindlichen Zuhörerinnen ſtreifte kein Flügelſchlag davon — der konnte wohl die Märchen glauben, die über ihn in der Stadt erzählt wurden. Er habe Volksſänger werden wollen — ein Sänger, der die Welt durchzieht, wie einſt im Mittelalter. Da habe ein reicher Mann ſich ſeiner angenommen, den mittelloſen, reichbegabten Jüngling für das Studium beſtimmt und ganz für ihn zu ſorgen verſprochen, wenn er Theologe würde. So ſei er Geiſtlicher geworden, und das Vaganten- und Künſtlerblut empöre ſich noch manchmal dagegen. — Ob etwas Wahres daran war? Wenn er von ſeiner Jugend erzählte, erwähnte er niemals dergleichen, und doch wußten wir eine ganze Menge Intimes davon. Denn wie er ſeine Seele hinausſang über die Köpfe des Auditoriums weg, ſo erzählte er auch manchmal wie im Selbſtgeſpräch, während die erſtaunte Selekta mit runden Augen ſtill daſaß. Es waren bisweilen köſtliche kleine Bilder. „Meine Eltern, die waren arme Bauersleute, ſie hatten eine ausgetrocknete Regentonne in der Stube ſtehen. In der ſaß ich und lernte. Oben auf den Rand ſetzte ſich mein Rotkehlchen, es guckte hinein, und ich ſah nicht auf, bis es piepte. Dann kam es auf meinen Kopf, und wir waren beide ſehr luſtig. Später in Berlin, da hatte ich's nicht ſo gut, meiſtens einen leeren Magen und manchmal keine Wohnung. Wie oft habe ich da mit meinem griechiſchen Teſtament unter dem Kopfe im Tiergarten geſchlafen, aber der liebe Gott half ſchon weiter.“ — Der Gönner mit dem vielen Gelde kommt in dieſen Geſchichten nicht vor, wie man ſieht. Daß die eigenartige Natur durch Kriſen gegangen ſein mußte, ehe ſie bei einem Pfarramt landete, war wohl wahrſcheinlich. Aber das Reſultat war keine gekappte Exiſtenz, ſondern einer jener Fälle, in denen große Gaben durch den ergriffenen Beruf hervorgelockt werden, ſtatt daß die Berufswahl auf ihnen beruht, wie ſonſt der Brauch. Fügte Gott es nicht manchmal ſo, dann würden in manchem Acker große Schätze nie gehoben werden. Wem war es gegeben — ſo dachte wenigſtens die Gemeinde — uns Gottes Wort ſo nahe zu bringen, wie dem Herrn Diakonus? „Als ob er mit dem Herrn Jeſus mitgegangen wäre,“ ſagte die Butterfrau. Eine kleine Lauſitzer Stadt heißt Schönberg. „Nain“ hat eine ähnliche Bedeutung. Er unterließ es nie, darauf aufmerkſam zu machen. Und wenn er dann mit der armen Mutter klagte: „und ſie war eine Witwe,“ und den Herrn an ihre Seite zu führen ſchien, „und die Träger ſtanden“ — wenn dann der feierliche Augenblick des „Jüngling, ich ſage Dir, ſtehe auf“ gekommen war, und der innere Jubel ihn faſt überwältigte, da wandte er ſich mächtig an die Herzen der Zuhörer: „Er iſt noch da, er ſucht auch uns auf in unſerem Leid, wie damals in Schönberg. Habt nur Augen, Glaubensaugen, aber Ihr habt keine, wir alle nicht. Selbſt die Träger ſtanden, gleichgültige Tröpfe, wer hat ſich nicht ſchon an ihnen geärgert, wenn ſie uns ein Liebes forttrugen, — ſie merkten, daß etwas vorging, als der Herr den Sarg anrührte. Und wir? Und wir? Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“ — In Thränen und Schweiß gebadet verließ er die Kanzel.

Es begab ſich auch einmal, daß er an einem zweiten Weihnachtsfeiertag zu predigen hatte, als ſein jüngſtes liebliches Kind am Weihnachtsabend geſtorben war. Wie er uns da, nachdem er ſtandhaft die frohe Botſchaft verkündigt hatte, am Schluß unter den Tannenbaum eines ſtillgewordenen Hauſes führte, den ein armer Vater ſeinem Kinde ans letzte Bettchen geſtellt hat, und das „Ehre ſei Gott in der Höhe“ in einem Schluchzen erſtickte, das den rieſengroßen Mann bis ins tiefſte Mark erſchütterte — das hat wohl keiner je vergeſſen.

Mit ſeinen Kindern hatte er viel Unglück. Die älteſte Tochter war hoffnungslos verwachſen; ein wunderſchöner Knabe von ſieben Jahren fand ein elendes Ende durch Ertrinken in einem Brunnen; die kleine Hanna ſtarb an Diphtheritis. Der andere Sohn, ihm äußerlich ſehr ähnlich, machte ihm Sorge und iſt gleichfalls jung geſtorben. Zwei Töchter, vielgefeierte Mädchen, haben ſich nach ſeinem Tode verheiratet. Sein Lieschen, die Verwachſene, verlor er, als ſie achtzehnjährig war, und das machte ihn müde, wie nichts zuvor. Er hatte keine Luſt mehr an ſeinem Königreich, der Schule; was ſie an Einnahmen gebracht, hatte Lieschens Zukunft ſichern ſollen. Man war ihm bei der Stadt nicht mehr ſo günſtig geſinnt, bemäkelte das allzu Individuelle mancher Schuleinrichtungen und trug ihm unbeſonnene Worte nach. So lange ſeine Friſche da war, kämpfte er gegen dergleichen mit Luſt. Nun wollte es nicht mehr gehen. — Die Schule iſt jetzt längſt in anderen Händen eine korrekte Anſtalt geworden. Er ſelbſt lebte noch einige Jahre ſeinem Predigtamt. Dann hat ihn Gott zu Anfang 1880 abgerufen, und eigenartig wie ſeine Perſönlichkeit war ſein Sterben. Er war zu einer Kindtaufe über Land geweſen und hatte auf dem Rückwege zur Freude und Erbauung ſeines Kutſchers einen Choral nach dem andern mit kräftiger Stimme geſungen. Dann war er daheim ins Zimmer getreten, und als ihn ſeine Lieben begrüßten, ſank er, eine gefällte Eiche, vom Schlage getroffen, zu Boden. —

Wie die Kunde bei uns einſchlug, ſeinen alten Schülerinnen! Wie man unter Thränen lächelnd an kleine Scenen dachte, die ſein goldenes Herz, ſeine impulſive Natur auf draſtiſche Weiſe zeigten. Wie er den Fleiß durch ein paar Würſtel belohnte, die die Schulfrau holen und die Prämiierte ſofort in der Stunde verzehren mußte. Wie an ſeinem Geburtstage, dem 25. November, der Ruprecht kam und klein und groß, nicht zum wenigſten die ſich teilweiſe zum Examen vorbereitende Selekta, in tollem Jubel unter die Bänke kroch um einen Apfel oder ein paar Pfeffernüſſe! Wehe der, die ſich dafür zu erwachſen gehalten hätte, ſie wäre Zeit ihres Schullebens das Epitheton „hochmütig“ nicht wieder los geworden. — Wundervoll ſchmeckte die Birne, die er einer kranken Schülerin ſchickte, und die Gänſefettſchnitte aus ſeinem eigenen Frühſtückspäckchen geſpendet, wenn er guter Laune war. Wie inkorrekt und unvergeßlich war die folgende Scene: „Wo kommt das Sträußchen auf dem Katheder her?“ „Von mir, Herr Diakonus!“ — „Von Dir? Und ich habe Dich doch geſtern ‚in die Rüge‘ geſchrieben! Brav, Du trägſt nicht nach!“ Sprach's und ſtrich die Rüge. Und dann, wenn der Ruf erſcholl: „Selekta geht heute mit mir in die Peterskirche.“ Wir hatten keine Kunſtgeſchichte auf dem Lehrplan, aber dieſe eingeſtreuten Stunden machten uns die Augen auf für das Schöne von deutſcher Art und Kunſt. „Leider haben die Franzoſen den gotiſchen Stil erfunden,“ pflegte er zu ſagen, „aber ich glaube, das hat unſer Herrgott ſo eingerichtet, damit die Deutſchen nicht hochmütig werden ſollten. Gebaut haben ſie die ſchönſten gotiſchen Kirchen.“ Und nun erklärte er mit dem Schwung, der ihm eigen, bis uns die Gewölbrippen der Peterskirche zu den verſchlungenen Kronen des deutſchen Waldes, jeder phantaſtiſche Waſſerſpeier ein in Stein verwandelter böſer Geiſt, das alte Wahrzeichen des fallenden Steinmetzen hoch oben ein erſtarrtes Lebendiges geworden war, und das Dunkel der Krypta myſtiſche Schauer erweckte. Die Farbenſymbolik, die Geſtalten der vier Evangeliſten mit ihren Sinnbildern und Luthers, der ihm wie ein fünfter war in der deutſchen Kunſt, das Leben der erſten Chriſten, der Bluttod der Märtyrer — von einem zum anderen trug ihn ſeine geflügelte Rede. Nach Jahren ſtand ich mit einer einſtigen Mitſchülerin, einer jungen Offiziersfrau, im Straßburger Münſter. „Er iſt mir hier in der fremden Garniſon ein Stück Heimat geworden,“ ſagte ſie, „denkſt Du noch an den Herrn Diakonus?“ — Ob ich noch oft an ihn gedacht habe!

Den Schülerinnen, für deren Eigentümlichkeit er ein beſonderes Intereſſe hatte, gab er gern einen Spitznamen. Welchem Umſtand ich den meinigen verdanke, weiß ich nicht. Ich will aber dieſe Erinnerungsblätter mit demſelben unterzeichnen, damit die Leſerinnen, welche meine glückliche Schulzeit teilten, wiſſen, wer dies ſchrieb: **Karline.**

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Fortſetzung.)

12. Kapitel.

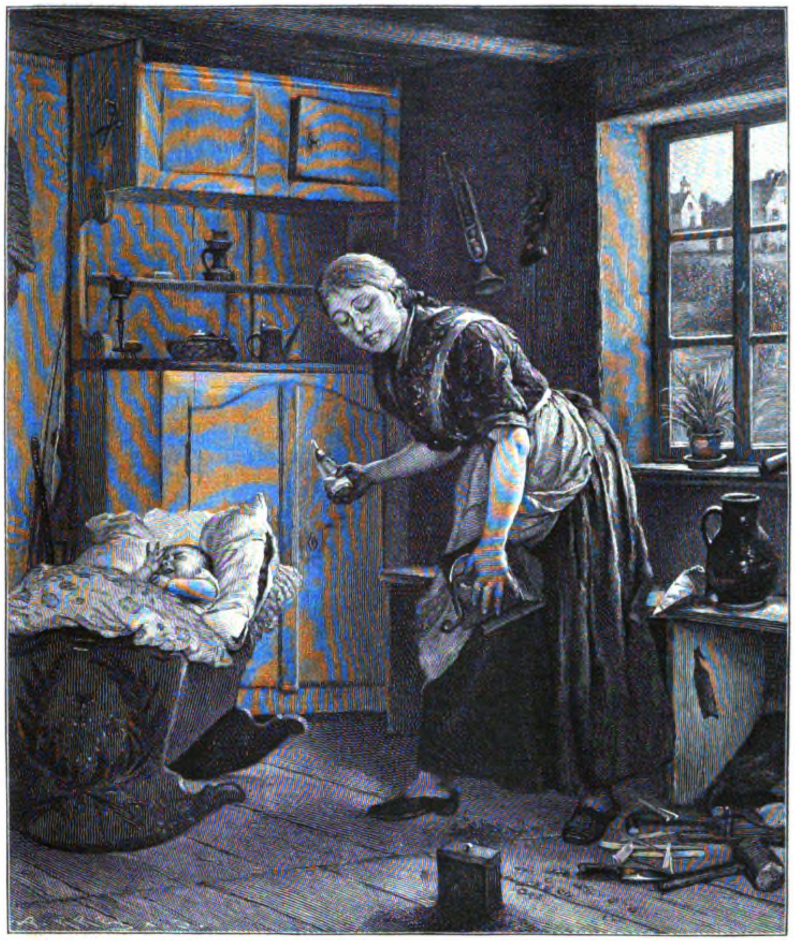
Der Frühling war gekommen. Zwar noch nicht der rechte Lenz mit ſeinem Blühen und Duften, aber doch der kalendermäßige Frühling. Das Wetter war unfreundlich, dann und wann huſchte ein verſpäteter Schneebraus über das Land und duckte die erſten verwegenen Veilchen. Der Tiergarten war noch blätterlos, nur hier und dort grünte es leiſe in den Büſchen, und wenn um die Mittagsſtunde die elegante Welt von der Luiſeninſel aus quer durch den Park nach der Stadt pilgerte, dann machte ſie auf ihre Art Frühling mit hechtgrauen Sommerpaletots und luftigen Hütchen.

Mit dem Frühling hatte auch die Berliner Bauthätigkeit begonnen — ebenfalls kalendermäßig. So recht in Fluß wollte ſie nämlich heuer gar nicht kommen. Es hatte ſich im letzten Jahre eine große Überproduktion an Wohnungen bemerkbar gemacht; im vornehmen Weſten zumal ſtanden ganze Häuſerreihen in gähnender Leere, und die armen Hausbeſitzer legten, anſtatt daß ſie behaglich lächelnd die Mietzinſe einſtreichen konnten, die Hypothekenzinſen aus ihrer Taſche aus — ſoweit dieſe Taſche nämlich noch leidlich gefüllt war. Wo dies nicht der Fall war, und man ſagte, es ſei nicht ſelten, ſtundeten vorläufig die großen Hypothekenbanken großmütig in der Hoffnung auf beſſere Zeiten und um allzu viele Subhaſtationen zu vermeiden. Aber die Schreiber auf den Grundbuchämtern begannen ſich doch ſchon neue Federn auf Vorrat zuzuſchneiden.

Drinnen in der Stadt ſah es beſſer aus. Die Umwandlung einer ganzen Anzahl von Wohnhäuſern in reine Geſchäftshäuſer in der Leipzigerſtraße und im Centrum erweckte wenigſtens äußerlich den Anſchein einer regeren Thätigkeit. Und dann beſchäftigte der Bau der neuen Paſſage ja Hunderte von Händen. Ja — was der Dornberg anfaßte, und wozu die Herren Knyſper und Geltmann ihre Hilfe liehen, das hatte Hand und Fuß!

St. Michael.
Schnitzfigur in Schloß Matzen in Tirol.

Vorläufig ſah man freilich noch nicht allzu viel auf der Bauſtätte. Auf beiden Straßenſeiten gewaltige Gerüſte; dahinter eine lange öde Strecke, auf der man mit den Aufräumungsarbeiten beſchäftigt war; Berge von Schutt, ſorgſam aufgeſtapelte graurote Mauerſteine und Balken aus den abgebrochenen Häuſern — tiefe Gruben für die Fundamente der neuen Mauern, in denen die Arbeiter wie die Ameiſen kribbelten und wibbelten mit ihren Karrenzügen und Hebezeugen. Ziemlich in der Mitte die ſtattliche Bauhütte mit den Büreaus der Architekten, daneben das Häuschen für die Dampfmaſchine, welche die Pumpen trieb, mit denen das recht läſtige Waſſer aus den Fundamentgruben geſchafft werden mußte; ſpäter ſollte ſie, die ſchon jetzt den Bauplatz elektriſch beleuchtete, auch die Elektromotoren treiben, mit denen Knyſper und Geltmann die teuren Steinträger teilweiſe zu erſetzen dachten. An beiden Seiten der breiten Zukunftsſtraße die Seitenwände der altersmorſchen Nebenhäuſer in ihrer traurigen Kahlheit, hier ausgeflickt und dort mit mächtigen Balkenvorrichtungen abgeſtützt. An der größten Hauswand hatte der Berliner Lokalanzeiger bereits ein hellblaues, ungeheures Reklameſchild anbringen laſſen, in dem der Welt mit Rieſenlettern verkündet wurde, daß der Lokalanzeiger die geleſenſte aller deutſchen Zeitungen ſei. Unterhalb dieſer öden, ruinenhaft ausſehenden Wände trennte ein niedrigerer Bauzaun ein ſchmales Terrain ab. „Eigentum des Arbeiterwohl. Gemeinnützige Baugeſellſchaft“ ſtand an einigen Stellen angeſchrieben. Hinter dieſem Zaune war von irgend welcher Thätigkeit noch nichts zu ſpüren. Dornberg



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München. Copyright 1893 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Aus Rand und Band. Nach dem Gemälde von S. Hirſchfelder.

vertrat entſchieden die Anſicht, daß vor allen Dingen das Fortſchreiten der Hauptbauten möglichſt gefördert werde, die Intereſſen des Arbeiterwohls aber zunächſt zurückſtehen müßten, und die Herren Knyſper und Geltmann ſtimmten ihm — obwohl ſie neuerdings in mancher Beziehung abweichender Meinung waren — in dieſem Punkte vollſtändig zu. Die „paar Arbeiterbaracken“ ſeien ja im Herbſt ſchnell „hingekleckſt“.

Klaus von Barten war geſchäftlich vollſtändig in Dornbergs Fahrwaſſer geraten, währↄend ſeine geſellſchaftlichen Beziehungen zu der Villa in der Tiergartenſtraße nicht mehr ganz ſo intim waren, wie ehedem.

Es kam mancherlei zuſammen, daß eine gewiſſe Erkältung eingetreten war, die von Barten ausging. Bei der Wiedererneuerung ihrer Bekanntſchaft in Berlin hatte Dornberg nach jeder Richtung hin den vornehmen Mann herausgeſtrichen, allmählich mochte ihm die ſorgſame Beobachtung der äußeren Formen etwas läſtig geworden ſein. Er ließ ſich gehen, wurde leicht einmal familiär, und unter der Schminke von Vornehmheit kam bisweilen der Protz hervor. Auch die Leute, mit denen Barten wohl oder übel im Dornbergſchen Hauſe zuſammengetroffen war, behagten Klaus mit wenigen Ausnahmen durchaus nicht. Der forciert geiſtreichelnde Ton, den Frau Nanny in ihrer unmittelbaren Umgebung liebte, ſagte ihm ebenſowenig zu, wie der übermütig freie, in dem ſich die Herren um Dornberg gefielen. Es waren recht ungeſchliffene Patrone unter dieſen Herren — ſeit Barten erlebt hatte, daß ſich die beiden Gebrüder Denghardt in einem Reſtaurant, wo er mit einigen Offizieren zu Abend ſpeiſte, ungeniert an ſeinen Tiſch ſetzten, um in ihrem unleidlichen Börſenjargon zu witzeln, war er vorſichtig geworden. Er hatte Dornberg ſogar geradezu gebeten, ihn nicht mehr mit den beiden Herren zuſammenzubringen, und dieſer hatte lachend zugeſtimmt: „Scheußliche Kerle und mit Vorſicht zu genießen, hab ich' Ihnen wohl ſchon einmal geſagt. Aber ſie machen ein Bombengeſchäft und haben das dumme Publikum am Bändel. Was will man machen?“

Das alles war's aber ſchließlich doch nicht, was Barten den Verkehr im Dornbergſchen Hauſe ſo ſehr verleidet hatte, denn auch er ſah bereits ein, daß man unter Umſtänden mit den Wölfen heulen müſſe. Das Verhältnis zwiſchen Mann und Frau war's, das ihn veranlaßte, ſich, ſoviel es ging, zurückzuziehen. Unter der Maske des aufmerkſamſten Gatten war Dornberg ein unleidlicher Tyrann, und die ſanfte, rührende, ewig lächelnde Hingabe von Frau Nanny war auch nur eine Maske, die ihr von der Furcht aufgezwungen ſchien, und hinter der ſich eine tiefgehende Abneigung gegen das gute „Franzl“ verbarg — eine Abneigung, die faſt an Haß grenzte. Frau Nanny aber glaubte in Klaus ein mitfühlendes Herz entdeckt zu haben und ſuchte ihn mehr und mehr in ihr geheimes Leid einzuweihen. Anfangs hatte ſie ihn aufrichtig gedauert, dann aber hatte er erkannt, daß ſie auch mit ihm Komödie ſpielte, wie mit aller Welt — wie vielleicht mit ſich ſelbſt. Daß dem ſo war, wußte er ſeit dem Tage, an dem er durch Zufall erfahren, daß Frau Nanny nicht „um einer alten Mutter willen zur Bühne gegangen,“ wie ſie ihm ſo rührend erzählt, ſondern daß ſie einer alten Theaterfamilie entſproſſen war, die ſeit fünf Jahrzehnten eine ſtattliche Zahl von Naiven auf die Bretter geſchickt hatte.

Geſchäftlich war indeſſen bisher kein Mißton zwiſchen Dornberg und Barten hervorgetreten — im Gegenteil. Je länger Klaus jenen kannte, deſto mehr mußte er die Umſicht, Energie und Arbeitskraft Dornbergs bewundern. Die Vorentwickelung des Unternehmens war keineswegs ſo glatt verlaufen, wie man anfangs gehofft. Die ernſte geſchäftliche Kriſe, die, von den Vereinigten Staaten ausgehend, ſich über ganz Europa verbreitet hatte, zog auch den Berliner Markt ſtark in Mitleidenſchaft. An die Stelle des allgemeinen Vertrauens trat die äußerſte Vorſicht, die Kapitaliſten hielten ſich zurück.

Aber Dornberg verſagte nie, er war nie um ein Hilfsmittel verlegen. Ja ſelbſt die ſchwere Kriſis, welche auf dem geſamten Handel ruhte, wußte er in die Dienſte ſeines Unternehmens zu ſtellen. Jetzt zeigte ſich erſt, welch geniale Idee ſein Gedanke geweſen war, mit der Paſſage ein Warenmagazin allergrößten Stils zu verbinden. Hunderte von Fabrikanten, die ſich in ihrem Export beſchränkt ſahen, aber ihre Produktion mit Rückſicht auf die Konkurrenz nicht einſchränken wollten oder konnten, ſahen in dem Magazin eine günſtige neue Gelegenheit zum Abſatz ihrer Erzeugniſſe, und wenn der eine oder andere „Vorſichtmeier“ jede Beteiligung ablehnte, ſo ſprangen für ihn ſofort zehn andere mit meiſt nicht unbedeutenden Kapitalbeteiligungen ein — natürlich gegen die Verpflichtung, daß ihnen in ihren Branchen die Lieferung geſichert blieb.

Dornberg hatte die Hypothekenfragen geregelt; Dornberg hatte dank der von ihm ausgezeichnet inſcenierten Zeitungsreklame jetzt bereits eine große Anzahl der Geſchäftslokalitäten im voraus vermietet; Dornberg war die Seele des Ganzen, und nie hatte Klaus auch nur den Schein einer Unreellität bei ihm entdecken können. Ja, wenn Herr Knyſper einmal etwas „freigeiſtig“, wie er es nannte, ſchalten und walten wollte, ſo war ihm gerade Dornberg ſtets in den Weg getreten. Auch die Einführung der Aktien der Kronprinzenpaſſage an der Börſe hatte er vermittelt. Die Gebrüder Denghardt waren wagehalſig genug geweſen, die Einführung unternehmen zu wollen: Dornberg wies ſie kurzer Hand zurück und gewann eine ältere angeſehene Firma für die Aufgabe, die bei der ſchweren Zeit und der großen Vorſicht des Börſenkommiſſariats keine leichte war. Die Aktien wurden mit 95 ausgegeben — jetzt ſtanden ſie nach mannigfachen Schwankungen auf 93,50 — eigentlich ein Scheinkurs, da ſie ſo gut wie gar nicht ins Publikum gelangten. Die wenigen Stücke, die an den Markt kamen, nahm das Emiſſionshaus vorläufig ſtets ſelbſt auf — auf Rechnung von Dornberg und auf Rechnung von deſſen Hintermännern.

Klaus ſaß mit ſeinem Vetter Eberhard, der ſeit dem 1. April zum Generalſtab kommandiert war, in ſeiner Wohnung beim Nachmittagskaffee und hörte geduldig des Leutnants Lamentos an. Der arme Burſche hatte wohl Grund zum Lamentieren, denn ſeine Herzensangelegenheit war auch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen. Mit Mühe und Not hatten einige guten Freunde das Duell zwiſchen Willberg und ſeinem Vater ausgeglichen — nicht ohne harten Widerſtand auf beiden Seiten. Und wenn der offene Zweikampf unterblieben war, ſo raſte der ſtille Zwiſt zwiſchen den alten Trotzköpfen in ungeminderter Heftigkeit fort, und ſeine Opfer blieben Aſta und Eberhard. Und wenn der gute Junge ſein Los mit Ergebung trug und auf beſſere Zeiten harrte, ſo war Jungfrau Aſta viel zu ſehr ihres Vaters Tochter, als daß ſie ſich auch in die gleiche Geduld fügen ſollte, die ihr doch als dem ſchwächeren Teil ſo wohl angeſtanden hätte.

Eberhard hielt einen Brief in der Hand, der mit nicht ſehr ſchönen, aber ſehr energiſchen, ſteilen und in der Linienführung ſtark aufwärts ſtrebenden Schriftzügen bedeckt war. Er ſah kläglich zu dem Vetter empor.

„Darf ich Dir vorleſen?“

„In Gottes Namen — mein Gedächtnis iſt ein Grab.“

„Die Einleitung kann ich mir erſparen.“ Eberhard überſchlug die erſten fünf Seiten — man war in Sternheim ſchreibſeliger, wie früher, ſo ſchien es. Die Liebe bewirkt Wunder.

„Ich hab's ſatt — ganz ſatt!“ las er dann. „Papa faucht, Mama weint. Die Großmama ſcheint gar nichts mehr von mir wiſſen zu wollen. Von Dir darf ich zu keinem Menſchen reden, ohne hier Thränen und dort eine Woge von Scheltworten zu entfeſſeln, die übrigens nicht Dir gelten, mein kleiner Eberhard, ſondern, mit Verlaub zu vermelden, Deinem Herrn Vater. Dir wenigſtens nur inſofern, als Du eben deſſen Sohn biſt, und Papa Dich, ebenfalls mit Verlaub zu vermelden, einen Hans Haſenfuß nennt. Weißt Du: ich ſchließe mich ſubmiſſeſt — wie unſer Kantor ſchreibt — beſagtem Urteil aus dem väterlichen Weisheitsmunde an. Nichts für ungut, Du zukünftiger Herr Moltke, bei dem es auch zu heißen ſcheint, daß das Wagen erſt lange nach dem Wägen kommt. Du ſiehſt, ich bin ganz ſtrategiſch gebildet — Du wirſt einſt Deine Freude an mir haben, wenn ich Dir Deine Winterarbeiten abſchreiben darf.

Alſo — ich habe es ſatt, gründlich ſatt! Und damit die Sache ein Ende nimmt, und weil ein Ende mit Schrecken immer noch beſſer ſein ſoll, als ein Schrecken ohne Ende, und weil ich ſchließlich doch weiß, daß Papa uns ſo wohl will, wie er nur über ſein ſtreitſüchtiges Herz bringen kann, ſo bitte ich Dich hiermit: entführe mich!“

Klaus lachte ſo laut auf, wie ſeit langer Zeit nicht, und ſchlug ſich mit der flachen Hand auf die Knie: „Das Mädel iſt toll — rein toll! Aber ſie ſpaßt ja nur!“

„Ja und nein — wie Du es nehmen willſt!“ gab Eberhard etwas melancholiſch zurück. „Höre nur weiter: ‚Den ganzen Inhalt meiner Sparkaſſe — 64 Mark 50 Pfennig, mein Schatz, für ein armes Agrariertöchterchen doch eigentlich gar nicht ſo übel — würde ich hingeben, wenn ich in dieſem Augenblick Dein entſetztes liebes Antlitz ſehen könnte. Eberhard Engersheim, der muſterhafteſte aller Premierleutnants, ſeine eigene Kouſine entführen — es iſt ja auch unglaublich. Und daß die Landpomeranze das dem Herrn Leutnant nun gar ſelbſt vorſchlägt, iſt einfach empörend. Aber beruhige Dich, vieltapferer Kriegsmann, hinterm Berge wohnen auch noch Leute, und zu dieſen zählt Aſta Willberg, bildet ſie ſich wenigſtens in aller Beſcheidenheit ein. Die Geſchichte mit der Entführung iſt nicht ganz ſo ſchlimm, wie Du beim erſten Schrecken wohl gedacht haben wirſt. Sie ſollen zu Hauſe und in Grunwald nur denken, Du hätteſt mich entführt, damit ihnen ein kleiner heilſamer Schreck in die Glieder fährt.‘“

„Seh' mir 'mal einer die Aſta an!“ konnte ſich Klaus nicht enthalten, einzuſchalten. „Der Apfel fällt nicht weit vom Birnbaum! Schwager Willy und mein Schweſterchen können ja noch was erleben.“

„Weißt Du, wie ſie dem armen Mädchen zugeſetzt haben, Barten? Urteile nicht vorſchnell,“ meinte Eberhard trübe und fuhr dann im Vorleſen fort: „Bei Großmama in Natten war zu Weihnachten und dann noch einmal im Februar eine Berlinerin zu Beſuch, Fräulein Borel, die ſie ganz in ihr Herz geſchloſſen hat, und mit der ich mich auch ſehr angefreundet habe. Sie hat mich wiederholt zu ſich eingeladen — kurz und gut, zu ihr ſollſt Du mich entführen. Ich denke mir die Sache ſo: wir verabreden einen Tag. Du, mein tapferer Ritter, erwarteſt mich in Waltersdorf auf der Bahn, wohin ich mich mit einem kleinen Köfferchen ſchon ſelbſt durchſchlagen werde — ohne irgend eine beſtimmte Nachricht zu hinterlaſſen, was ich vorhabe — und dann dampfen wir gemeinſam nach Berlin zu Anna Borel. Sie darf natürlich nichts ahnen, denn ſie iſt ein Tugendbold mit Eichenlaub und Schwertern, und, nebenbei bemerkt, ſo bildhübſch, daß ich Dich warne, mein Schatz! Ernſtlich warne! Bin ich dann von der Sternheimer Bildfläche verſchwunden, und iſt dort der blaſſe Schrecken — ach, Du mein Gott, meine arme Mama thut mir doch ſehr, ſehr leid! — ſo wird ſich das Weitere ſchon finden. So — da haſt Du meinen Feldzugsplan oder vielmehr mein Plänchen, deſſen Begutachtung und Bearbeitung ja bei einem halben Generalſtäbler in den allerbeſten Händen liegt!‘ Und ſo weiter!“ ſchloß Eberhard aufſeufzend. „Was ſagſt Du dazu, Vetter?“

„Daß Deine Aſta ein famoſes Mädel iſt! 'n bißchen verdreht, aber doch kreuzbrav, mein guter Junge!“ Klaus war aufgeſtanden und ſpazierte mit langen Schritten im Zimmer herum. „Wir ſind wohl beide darüber einig, daß ihr romantiſcher Feldzugsplan Unſinn iſt — was?“

Eberhard nickte ſtumm. „Leider“ ſchien in dieſer verneinenden Bewegung zu liegen.

„Aber ein kleiner geſunder Kern ſcheint mir in des Trotzkopfs Vorſchlag doch enthalten, und wir wollen ihn ſchon herausſchälen. Wie wär's nämlich, wenn Aſta anſtatt der romantiſchen Entführung nach Berlin ſich auf einen einfachen ſoliden Beſuch bei Fräulein Borel beſchränkte. Du könnteſt ſie dann häufig ſehen, Vetterchen —“

„Du kennſt die Familie, Klaus?“

Barten nickte. Er mochte nicht näher auf die Frage eingehen. In den letzten Monaten hatte es ihn wieder und immer wieder zu Borels hinausgetrieben, und Anna Borel war gleichſam zum Mittelgliede geworden, durch das er Nachrichten von der Mutter, und dieſe von dem Sohn erhielt.

Aber er fühlte, daß Anna mit ihrem Herzen, mit ihrem Verſtande ganz auf Seite der Mutter ſtand, und das verletzte ſeine Eitelkeit tief. Jedesmal, wenn er bei Borels geweſen war, hatte er einen ſtillen Vorwurf aus Annas Augen herauszuleſen vermeint, und jedesmal hatte dieſer unausgeſprochene Vorwurf ihn ſo verſtimmt, daß er ſich vornahm, ſeinen Beſuch nicht zu wiederholen. Und doch war er kaum vierzehn Tage ſpäter von einem inneren unwiderſtehlichen Verlangen nach einem Blick aus denſelben Blauaugen wieder hinausgetrieben worden nach dem äußerſten Oſten Berlins —

„Gewiß kenne ich den Profeſſor,“ ſagte er endlich. „Erinnerſt Du Dich nicht, er hatte Beziehungen zu meinem Freunde Brakendorf. Ich kann Dich dort einführen, das wird ſich alles ſchon machen laſſen — der Profeſſor iſt ein prächtiger Mann. Schreib Deiner Aſta nur, ſie ſoll ſich die Erlaubnis zum Beſuch bei Fräulein —“ er hatte Anna ſagen wollen, aber er verbeſſerte ſich ſofort — „bei Fräulein Borel erwirken. Durch Mama am beſten — aber das wird der kleine Schlaufuchs ſchon ſelbſt einzufädeln wiſſen.“

Eberhard packte, ſichtbar erleichtert, den Schreibebrief ſeines unternehmungsluſtigen Herzensſchatzes wieder in ſein Portefeuille. „Sehr gute Idee — ich danke Dir herzlich, Vetter!“ Er ſchien aufbrechen zu wollen, druckſte aber ſchließlich doch ſo lange herum, daß Klaus ihn endlich fragte: „Haſt Du noch etwas auf dem Herzen, nur ’raus damit! Ich bin ganz zu Deinen Dienſten.“

„Eigentlich nicht, Klaus! Es iſt ja doch nur ein dummes Gerede,“ meinte er verlegen und rührte mit dem Löffel krampfhaft in ſeiner Kaffeetaſſe herum, als ob der Zucker von Granit wäre. „Du haſt ſchon genug Sorgen — und Gram — mit der Großtante — ich weiß ja! Und es iſt wohl unrecht von mir, daß ich —“

Jetzt war Barten denn doch aufmerkſam geworden. „Halloh — was heißt das, Vetter! Nun erſt recht: heraus mit der Sprache! Wo brennt es?“

Der Leutnant ſchüttelte den Kopf. „Mich geht’s nicht an, aber Dich! Es betrifft Herrn Dornberg —“

Klaus fuhr herum: „So —? Etwa eine Mitteilung über Sternheim durch Aſta? Na, dann ſpar’ Dir die Mühe, Vetter!“

„Nicht doch. Ah — vielleicht iſt es unrecht, daß ich Dich überhaupt damit behellige: mein Papa — Du weißt ja, daß Du bei ihm ſtets einen beſonderen Stein im Brett hatteſt, und daß er ſich für Dich und Dein Thun ſehr intereſſiert — ſchreibt mir ſo beiläufig, ob es denn mit Dornberg faul ſtünde. Er habe die Klitſche, die er bei uns in der Nähe gekauft oder vielmehr für ein Haus in Berlin eingetauſcht hat, furchtbar devaſtieren laſſen. Das ganze Holz ſei heruntergeſchlagen, und jetzt werde die ſchöne Beſitzung à tout prix ausgeſchlachtet. Lauter kleine Parzellen, Du weißt ſchon — wie um Geld um jeden Preis zu machen.“

„Weiter nichts?“ Barten lachte. „Du — um Dornbergs Geldbeutel brauchen wir armen Leutchen uns nicht zu kümmern. Der ſteht feſt!“ Es ſollte ſehr überzeugt klingen, und Klaus redete ſich auch ſelbſt vor, daß er nur ſeiner innerſten Überzeugung Ausdruck gebe. Trotzdem ſaß der Stachel, und das Blut wallte Barten gewaltſam zum Herzen. Wenn doch etwas Wahres an der Sache wäre?! Aber wie um ſich zu übertäuben, wiederholte er noch einmal: „Nein, — da können wir beide ganz unbeſorgt ſein! Wer weiß, was Dornberg für Gründe haben mag — jedenfalls entſpringen ſie keiner pekuniären Verlegenheit! Guten Tag, Vetterchen! Laß Dich bald mal wieder ſehen und überlege Dir die Geſchichte mit Aſta und Borels — hörſt Du!“

Als Eberhard gegangen, wollte Klaus ſich an ſeinen Arbeitstiſch ſetzen, auf dem ein ganzer Stoß Briefe aufgeſpeichert lag, der der Erledigung harrte. Geſchäftliche Schreiben, die Paſſage und das Arbeiterwohl betreffend, und die üblichen Bittbriefe, mit denen er jetzt in Überfülle heimgeſucht wurde, ſeit ſein Name in den Zeitungen häufiger genannt wurde. Seine Korreſpondenz war in letzter Zeit ſo groß geworden, daß er ſchon daran gedacht hatte, einen Sekretär anzunehmen. Die Thätigkeit, die er früher ſo ſchmerzlich entbehrt, war faſt überreichlich gekommen, und er war das zufrieden — obſchon er ſie ſich bisweilen etwas anders gewünſcht hätte. Es hatte doch auch ſo ſeine zwei Seiten mit den ewigen geſchäftlichen Aufregungen; man mußte ſchon Dornbergs Nerven beſitzen, um ſich nicht durch ſie niederbeugen zu laſſen, um immer mit gleicher Kraft und Freudigkeit ſeine Pflicht zu thun.

Ja — Dornberg! Die Mitteilung Eberhards wollte Klaus nicht aus dem Sinn. Gewiß war ſie mindeſtens gewaltig übertrieben. Natürlich! Aber etwas Wahres pflegt doch immer an derartigem Gewäſch zu ſein. Im Grunde: was that es ihm! Vielleicht brauchte Dornberg wirklich Geld, denn auf ihm laſteten ja doch die Sorgen um die Beſchaffung der flüſſigen Mittel in erſter Reihe, und ſie konnten erſt aufhören, wenn die Aktien wirklich im Publikum Aufnahme fanden — was wohl noch im weiten Felde ſtand! Aber was kam bei jenem Bedarf die verhältnismäßig geringe Summe, die Dornberg aus dem Gut herausſchlagen konnte, in Betracht?! Es war ja Unſinn — ſicher, es war Unſinn, was der gute Eberhard erzählt hatte.

Und Barten ergriff ſeufzend den Brieföffner, um an die Arbeit zu gehen. Er hatte jedoch kaum die erſten drei Schreiben erledigt, als es beſcheiden an die Thür pochte, und auf ein etwas unwilliges „Herein!“ ſeine Wirtin eintrat.

„Laſſen Sie das Kaffeegeſchirr nur noch ſtehen, Frau Berger!“ — Er wollte nicht geſtört ſein. Aber Frau Berger trat mit einem entſchuldigenden Wort näher an den Schreibtiſch heran, und als er ihr nun ins Angeſicht ſah, bemerkte er, daß ſie heftig geweint haben mußte. Die ſaubere Schürze lag ſogar noch in ihrer Rechten, als ob ſie ſchon wieder auf dem Wege zu den feuchten Augen ſei.

Barten mochte die Frau ſehr gern. Der Kummer, der in den letzten Monaten auf ihr und den Ihrigen gelaſtet, war ihm nahe gegangen — er hätte gern geholfen, wenn ihn nicht ſeine eigenen Intereſſen ſo völlig in Anſpruch genommen hätten! Ein viel in Anſpruch genommener Geſchäftsmann kann nicht allen Regungen ſeines Herzens nachgeben —

Aber heute ſah die gute Frau doch gar zu kummervoll aus. Sein altes Mitleid überkam ihn. „Sie machen ja ein ſo bekümmertes Geſicht, Frau Berger. Wollen Sie ſich mir nicht anvertrauen? Vielleicht finden wir doch Rat —“

Sie ſchüttelte energiſch den Kopf. „Ach nee — Herr Baron! Ich wollte man — ich kam man —“ So ging es augenſcheinlich nicht, und ſie fing von vorn an: „Heute iſt der fünfzehnte, Herr Baron — und da möcht’ ich — muß ich —“ Der Redeſtrom verſiegte ſchon wieder.

Barten meinte, Bergers ſeien vielleicht in einer augenblicklichen dringlichen Verlegenheit. Er nahm ſein Checkbuch zur Hand und ſagte: „Sprechen Sie offen, Frau Berger. Mit wieviel kann ich Ihnen helfen? Wenn’s in meinen Kräften ſteht, geſchieht’s gern — ſehr gern!“

Sie ſchüttelte wieder den Kopf: „Ach nee, Herr Baron — was ich man ſagen wollte — ick muß Ihnen zum Erſten kündigen!“ Nun war’s endlich heraus, aber zugleich flog auch die Schürze an die Augen, und unter ihr hervor klang ein wehmütiges Schluchzen.

„Kündigen —? Aber weshalb denn in aller Welt, Frau Berger? Wir haben uns doch immer gut miteinander verſtanden. Wenn Ihnen aber die Miete vielleicht zu gering iſt, ſo —“

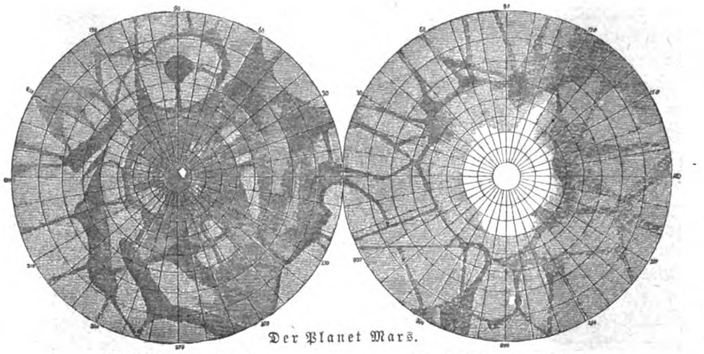
„Nee — nee — Herr Baron!“ Der blau- und weißgeſtreifte Kattun ſank langſam wieder herab und ließ das vergrämte Antlitz frei. „Nee — Herr Baron! ’nen beſſren Mietsherrn, als den Herr Baron, kriegen wir ja nich wieder. Aber — mein Mann hat heute ’s Haus verkaufen müſſen, un der neue Beſitzer will partout ſchon zum Erſten inziehn; da müſſen wir ’raus —“

(Fortſetzung folgt.)

Neues vom Himmel. Von Dr. Klein.

I.

Sicher gibt es für jedes Gebiet menſchlicher Thätigkeit Zeiten, in denen die Arbeit lebhafter, der Fortſchritt raſcher und das Ergebnis reicher iſt als zuvor. Bisweilen iſt es ein einzelner, der ſolche glücklichen Perioden anbahnt, meiſt aber treten ſie ein durch ſcheinbar zufälliges Zuſammentreffen günſtiger Umſtände. Eine ſolche Epoche ergebnisreichſter Forſchung hat gegenwärtig die Aſtronomie zu verzeichnen, und zwar infolge des Zuſammenwirkens ſehr verſchiedener Umſtände. Solche ſind: die Herſtellung neuer Sehwerkzeuge von bis dahin unmöglich ſcheinender Kraft, die Vervollkommnung der Photographie und Spektroſkopie und nicht zum wenigſten das Eintreten verſchiedener hochwichtiger Vorgänge im Weltenraume innerhalb weniger Jahre. Selbſt in den erſten Zeiten nach Erfindung der Spektralanalyſe iſt kaum ſo viel Überraſchendes am Himmel entdeckt worden, wie während des letzten Dezenniums. Naturgemäß wächſt damit gleichzeitig das Intereſſe des gebildeten Publikums an der Erforſchung des Himmels, und dieſes Intereſſe wirkt wieder günſtig auf letztere zurück. Denn viele und ſehr wichtige Ergebniſſe auf aſtronomiſchem Gebiete ſind nur errungen worden dadurch, daß reiche Privatperſonen in edlem Wetteifer die erforderlichen großen, bisweilen Millionen betragenden Mittel zur Erbauung von Rieſeninſtrumenten ſpendeten, welche die Tiefen des Weltraumes erſt den Blicken der Menſchen zugänglich machten. So iſt der Name des Kaliforniers James Lick unſterblich geworden durch ſeine Schöpfung der Sternwarte auf dem Mount Hamilton, die das mächtigſte Fernrohr der Welt beſitzt; gleiches gilt von Biſchoffsheim in Paris, der den Wunderbau der Sternwarte bei Nizza errichten ließ, und ebenſo hat ſich Yerkes ein Denkmal geſetzt in dem neuen Rieſenfernrohre für Chicago, welches ſelbſt das Lickteleſkop noch übertreffen wird. Im allgemeinen befindet ſich die Himmelsforſchung gegenwärtig auf dem Standpunkt, daß ſie erfolgreich nur mit ſehr großen Inſtrumenten weitergeführt werden kann; dieſe aber erfordern zu ihrer Ausführung und Aufſtellung geradezu ungeheure Summen, wobei freilich nicht zu vergeſſen iſt, daß das Wichtigſte am Inſtrument immer der Mann bleibt, der es benutzt! Die früheren Aſtronomen, ſelbſt diejenigen, deren Thätigkeit noch in die erſte Hälfte unſeres Jahrhunderts reicht, die Herſchel, Olbers, Beſſel und andere würden ſich nicht wenig wundern, wenn ſie ein Obſervatorium wie dasjenige auf dem Mount Hamilton oder bei Nizza betreten könnten und innerhalb einer Drehkuppel, welche die Kuppel des Pantheons an Größe übertrifft, haushohe Rieſenfernrohre erblickten, zu denen der Beobachter emporgehoben wird mitſamt dem Boden, auf dem er ſteht.



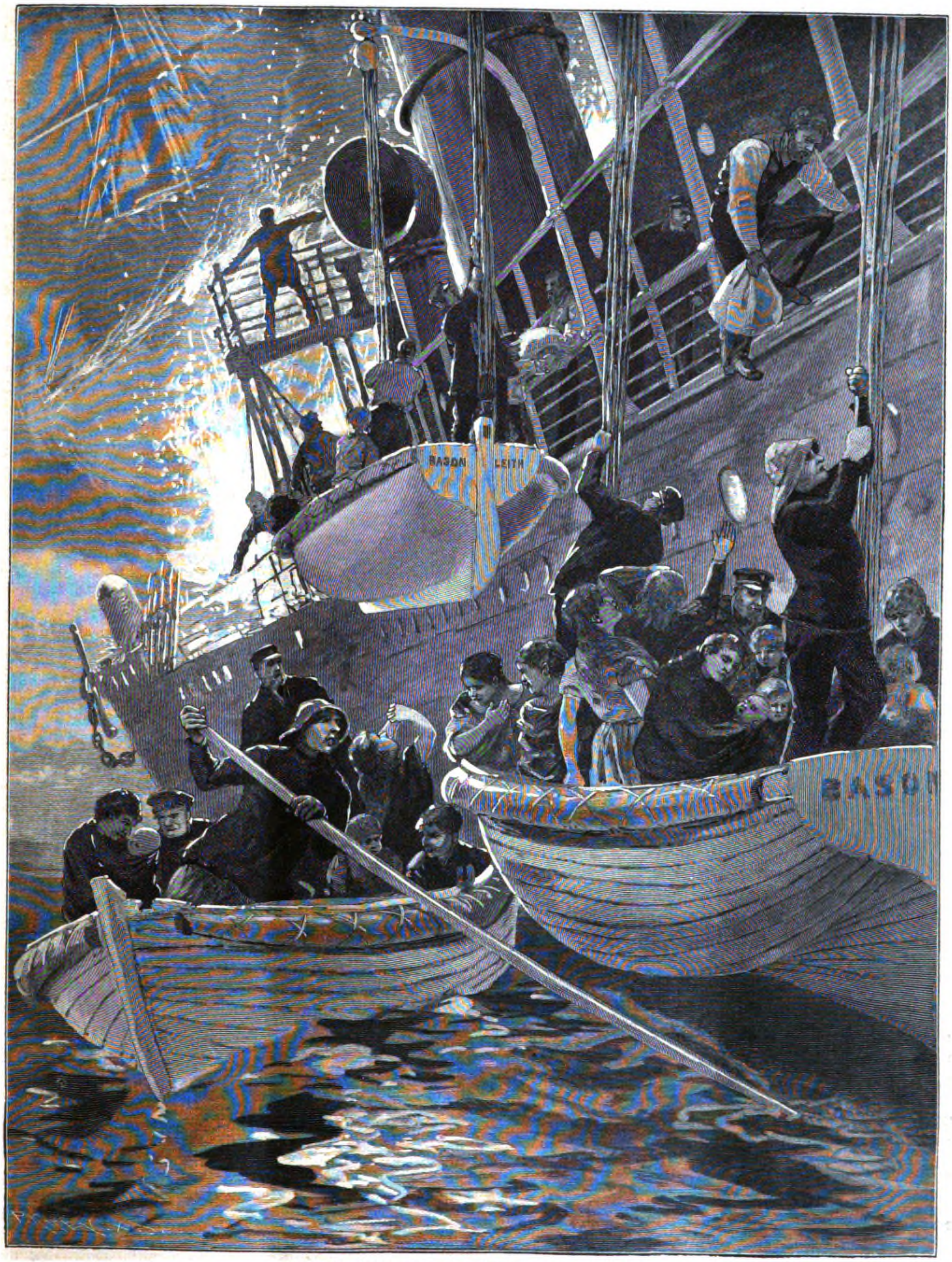
Der Planet Mars.

Die ſüdliche Hemiſphäre. Die nördliche Hemiſphäre.

Doch es iſt nicht meine Abſicht, auf eine Schilderung der heutigen Rieſeninſtrumente näher einzugehen, vielmehr möchte ich einige der wichtigſten Ergebniſſe der neueren aſtronomiſchen Forſchungen dem Leſer vorführen.

Das vornehmſte, wenngleich durchaus nicht das dankbarſte Objekt der Unterſuchung bildet für den Himmelsforſcher die Sonne. Die ungeheure Lichtmenge und Wärmſtrahlung derſelben iſt nämlich ein großes Hindernis für die Beobachtung, ſo daß die mächtigſten Inſtrumente ſchon aus Gründen der Vorſicht hierbei niemals zur Anwendung kommen. Durch das Spektroſkop wiſſen wir, daß die Sonne ein in überaus hohem Stadium der Glut befindlicher Weltkörper iſt, wahrſcheinlich ein glühender Gasball. Wie hoch aber ihre Temperatur ſelbſt an der Oberfläche ſei, läßt ſich ſchwer ermitteln. Nach Anſicht William Thomſons würde die Wärme etwa 3000 Grad betragen, neuere Unterſuchungen von Prof. Scheiner in Potsdam lehren, daß dieſe Temperatur höher als jene des elektriſchen Bogens (3000 bis 4000 Grad), aber jedenfalls niedriger als die des Funkens einer Leydener Flaſche (10 000 bis 15 000 Grad) ſein muß. Damit ſind zum erſtenmal wenigſtens gewiſſe Grenzwerte für die an der Sonnenoberfläche herrſchende Temperatur gegeben, wie hoch aber die Hitze im Innern des ungeheuren Sonnenballs ſein mag, entzieht ſich jeder Schätzung, ja jeder Vorſtellung. Auch über Urſprung, Alter und Dauer der Sonnenwärme iſt man bis heute nur zu mehr oder weniger wahrſcheinlichen Hypotheſen gekommen. Am plauſibelſten erſcheint die Annahme, daß die Sonne und ihre Glut vor unermeßlich langer Zeit erzeugt wurde durch den Zuſammenſtoß ſehr kleiner Körperchen. Sir William Thomſon hat auf Grund dieſer Vorſtellungsweiſe phyſikaliſch nachgewieſen, daß die Sonne unſere Erde wahrſcheinlich nicht während eines Zeitraums von 100 Millionen Jahren beſchienen hat — völlig gewiß nicht bereits 500 Millionen Jahre leuchtet. Für die Zukunft aber können wir mit gleicher Gemäßheit behaupten, daß die Bewohner der Erde nicht für eine große Zahl von Jahrmillionen auf die Fortdauer der Sonnenwärme rechnen dürfen, es wäre denn, daß jetzt unbekannte Quellen neuer Sonnenwärme ſich eröffnen. Solches iſt indeſſen höchſt unwahrſcheinlich, während kein Zweifel darüber bleiben kann, daß ſchon lange vor dem Erlöſchen der Sonne das irdiſche Leben aus Mangel an Wärme den Untergang gefunden haben muß.

Überhaupt laſſen die neueſten Forſchungen immer klarer erkennen, daß die Bedingungen zur Entwickelung und Erhaltung organiſchen Lebens auf den einzelnen Planeten unſeres Sonnenſyſtems nur ausnahmsweiſe angetroffen werden dürften, und daß daher Skizzen, welche an der Hand einer lebhaften Phantaſie die ſämtlichen Weltkörper unſeres Syſtems mit denkenden Weſen bevölkert glauben, ſich in einem großen Irrtum befinden. Der nächſte Planet bei der Sonne iſt Merkur, er empfängt von der Sonne ſiebenmal mehr Wärme (und Licht) als eine gleich große Fläche unſerer Erde, und ſtatt der täglichen Bewegung, welche bei uns in vierundzwanzigſtündiger Periode Tag und Nacht hervorbringt, beſchreibt die Sonne für ein Auge auf dem Merkur nur einen kleineren Bogen, in dem ſie innerhalb 88 Tagen am Himmel langſam hin und her ſchwingt, und die Lage dieſes Bogens bleibt ewig die gleiche. Schiaparelli in Mailand hat nämlich vor einigen Jahren durch ſeine Beobachtungen nachgewieſen, daß Merkur ſich in der nämlichen Zeit einmal um ſeine Achſe dreht, in welcher er ſeinen Umlauf um dieſe vollendet. Jahr und Tag haben alſo für dieſen Planeten die gleiche Dauer (von nahe 88 Tagen) und $^{3}/_{8}$ der Oberfläche des Merkur ſehen die Sonne ſtets, ohne daß ſie untergeht, die entgegengeſetzten $^{3}/_{8}$ ſeiner Oberfläche


BASON LEITH
BASON

Feuer an Bord. Nach einer Zeichnung von Hans Bohrdt.

ſehen ſie nie und haben ewige Nacht. Das übrig bleibende Viertel der Merkurfläche kennt allein einen Wechſel von Tag und Nacht. So wird alſo eine Hemiſphäre des Merkur ſeit unzähligen Jahrtauſenden ununterbrochen von den Strahlen einer glühenden Sonne erhitzt, während die entgegengeſetzte in ewiger Nacht und Kälte liegt. Mit dem Planeten Venus verhält es ſich nach den Forſchungen Schiaparellis ſehr wahrſcheinlich ebenſo, nur daß da die Geſamtdauer von Tag und Nacht 225 unſerer Tage beträgt. Erſt jenſeits unſerer Erde treffen wir im Mars einen Planeten, welcher in der kurzen Zeit von 24 Stunden 37 Minuten der Sonne alle Teile ſeiner Oberfläche zuwendet und dadurch eine große Ähnlichkeit mit der Erde verrät. Auch noch in anderen Beziehungen iſt Mars unſerem Weltkörper ähnlich, denn er beſitzt wie dieſer Feſtländer und Meere, Berge und eisbedeckte Polargegenden und eine Atmoſphäre mit Waſſerdampf und Wolken. Damit iſt die Ähnlichkeit aber auch ziemlich erſchöpft, denn nach den Beobachtungen von Schiaparelli, welche auf der Lickſternwarte und in Nizza beſtätigt worden ſind, erſcheinen die Kontinente des Mars von einem überaus komplizierten Netzwerk ſchmaler, dunkler Meeresſtraßen oder Kanäle durchzogen, die in ſchnurgeraden Linien verlaufen, an einzelnen Stellen zu drei, vier und ſelbſt ſieben zuſammentreffen und dort eine dunklere Stelle, einen kleinen See, bilden. Noch merkwürdiger ſind dieſe Kanäle dadurch, daß viele davon zu gewiſſen Zeiten ſich verdoppeln. Der Vorgang vollzieht ſich ſo, daß in wenigen Tagen (oder vielleicht ſogar Stunden) an Stelle eines einzigen, zwei ſehr nahe bei einander befindliche, völlig parallele und einander durchaus gleiche Kanäle ſichtbar werden. Es ſcheint, daß dieſer Vorgang mit den Jahreszeiten auf dem Mars zuſammenhängt; im Jahre 1890 war er ſo lebhaft, daß die Verdoppelung ſogar größere Marsteile ergriff, indem beiſpielsweiſe der ſogenannte Sonnenſee durch einen hellen Strich in zwei Teile getrennt war. Die neueſten, in Amerika von P. Lowell angeſtellten Beobachtungen haben es ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß dieſe Marskanäle künſtlichen Urſprungs, alſo das Werk denkender Weſen ſind und dazu dienen, den Feſtländern Waſſer zuzuführen. Wenn dies ſich beſtätigt, ſo iſt damit eine höchſt merkwürdige, völlig unerwartete Entdeckung gemacht.

Jenſeits des Mars kreiſt um die Sonne ein Schwarm überaus kleiner Weltkörper, der Planetoiden oder Aſteroiden. Die meiſten derſelben haben eine ſo geringe Helligkeit, daß ſie nur in den mächtigſten Teleſkopen wahrgenommen werden können. Seit einigen Jahren geſchieht, nach dem Vorgange von Prof. Wolf in Heidelberg, die Suche nach noch unbekannten Planetoiden mit Hilfe der Photographie, und dadurch haben ſich die Entdeckungen außerordentlich gehäuft. Man wird dies leicht begreifen, wenn man erwägt, daß nach den Erfahrungen auf der Sternwarte zu Nizza nur 3 Stunden heiteren Himmels genügen, um mit Hilfe der Photographie beim Forſchen nach einem Planeten ebenſoviel zu leiſten, als früher bei 80ſtündiger Arbeit. Die Lichtſchwäche der in jüngſter Zeit aufgefundenen Planetoiden führt zu dem Schluſſe, daß dieſe höchſt winzige Weltkörper ſein müſſen; bei einigen derſelben erreicht der Durchmeſſer vielleicht kaum eine deutſche Meile, ſo daß die geſamte Oberfläche mancher ſolcher Weltkörper kaum ſo groß ſein kann als der Flächenraum, den London bedeckt. Dieſe geringe Größe, verbunden mit dem Fehlen merklicher Atmoſphären, muß zur Folge haben, daß derartige kleine Weltkörper im Laufe der Zeit einer Art Verwitterung unterliegen und auseinander fallen, ja ſie könnten ſich in Meteorſchwärme auflöſen.

Jenſeits des Schwarmes dieſer „Taſchenplaneten“ kreiſt der Jupiter um die Sonne, an Volumen unſeren Erdball 1335 mal übertreffend, an Maſſe (Gewicht) 308 mal. Dieſer ungeheure Planet iſt wahrſcheinlich noch nicht in den Zuſtand vollſtändiger Erkaltung übergegangen, vielmehr iſt es wahrſcheinlich, daß er noch heißflüſſig und in geringem Grade ſelbſtleuchtend iſt. Die erſte Anwendung des Fernrohrs durch Galilei (1660) lehrte, daß Jupiter von vier Monden umkreiſt wird. Dieſelben ſind, mit Ausnahme des zweiten, größer als unſer Erdmond, und es ſchien, daß ſie ein abgeſchloſſenes Syſtem bildeten; niemand dachte daran, daß außer ihnen noch ein anderer Mond vorhanden ſein könnte. Am 9. September 1892 gegen Mitternacht beobachtete Prof. Barnard auf der Lick-Sternwarte den Jupiter, und das Rieſenteleſkop zeigte ihm einen äußerſt feinen Lichtpunkt, dicht dem Planeten folgend. Nach kurzer Zeit verſchwand dieſes Pünktchen in dem hellen Schein, der den Jupiter umgab. Barnard vermutete ſogleich, es könne ein kleiner Mond des Jupiter ſein, der jetzt hinter dieſen Planeten getreten ſei, und achtete ſorgfältig darauf, ob er am anderen Rande wieder hervorkommen werde, allein bis zum Tagesanbruch konnte er nichts ſehen. In der folgenden Nacht ſah er dagegen das Lichtpünktchen wieder, als es ſich vom Planeten entfernte, und nunmehr war der Beobachter überzeugt, daß es ſich um einen äußerſt kleinen, noch unbekannten Mond handle. Fernere Beobachtungen ergaben, daß dieſer Mond in nur 11 Stunden 28 Minuten 22 Sekunden den Jupiter umkreiſt. Dieſe Entdeckung war eine ſo völlig unerwartete, daß die erſte Nachricht davon in Europa mit Zweifel aufgenommen wurde. Jetzt wird die außerordentliche Lichtſchwäche und Kleinheit des Mondes als Urſache dafür betrachtet, daß er bis dahin den Wahrnehmungen der Aſtronomen entging. Ohne die wunderbare Kraft des Lick-Fernrohres würde man ihn ſicherlich nicht gefunden haben, obgleich er, nachdem ſein Vorhandenſein einmal feſtſtand, allerdings auch von kleineren Rieſenfernrohren geſehen worden iſt. Man hat indeſſen die Frage aufgeworfen, ob dieſer innerſte Mond des Jupiter vielleicht erſt in neuerer Zeit entſtanden, gewiſſermaßen eine Eroberung des Jupiters ſei? Dieſe Möglichkeit iſt nicht ohne weiteres von der Hand zu weiſen, denn infolge ſeiner großen Maſſe und der dieſer entſprechenden gewaltigen Anziehungskraft hat der Planet Jupiter ſchon wiederholt Kometen, die in ſeine Nähe kamen, aus ihrer bisherigen in eine neue Bahn geworfen, und es iſt theoretiſch annehmbar, daß er auch einen Himmelskörper zum Umlauf um ihn als Mittelpunkt zwingen könnte. Nun iſt es ſehr merkwürdig, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1889 ein Komet erſchien, welcher ſich in einer Bahn mit 7 Jahren Umlaufsdauer um die Sonne bewegte. Er hätte alſo ſchon in früheren Jahren geſehen werden können, allein niemals iſt vordem eine Spur desſelben wahrgenommen worden. Die Berechnung durch Dr. Chandler klärt indeſſen die Sache dahin auf, daß dieſer Komet 1886 dem Jupiter ſehr nahe kam und durch dieſen damals erſt in ſeine heutige Bahn geworfen wurde, während er früher eine weit größere Bahn beſchrieb, in welcher er für die Erde nicht ſichtbar ſein konnte. Aber noch mehr! Dr. Poor fand, daß jener 1886 dem Jupiter ſo überaus nahe gekommen iſt, daß er ſich eine Zeitlang innerhalb der Bahn des erſten Jupitermondes bewegte, wahrſcheinlich die Oberfläche des Jupiter geſtreift hat, jedenfalls aber mit mehreren Jupitermonden zuſammengetroffen ſein muß. Dieſer Vorgang, welcher, wenn es denkende Weſen auf dem Jupiter gäbe, für dieſelben ein wahres Weltereignis darſtellt, fand ſtatt am 20. Juli 1886. Natürlich kann er für den Kometen ſelbſt nicht folgenlos verlaufen ſein, vielmehr iſt dieſer wahrſcheinlich teilweiſe zerriſſen oder aufgelöſt worden, und unmöglich wäre es nicht, daß ein Teil im Jupiterſyſtem verblieb und den neuen Mond gebildet hat. Genaueres hierüber werden erſt die weiteren Rechnungen ergeben, welche Dr. Poor in Ausſicht ſtellt. Daß der Komet nicht ohne Schaden vom Jupiter wieder abgekommen iſt, beweiſt der Umſtand, daß in ſeiner Nähe mehrere kleine Kometen geſehen worden ſind, die jedenfalls Abtrennungen desſelben waren. Als Prof. Bredichin die Bahn des hellſten dieſer Nebenkometen berechnete, fand er, daß derſelbe die Bahn des Hauptkometen an einem Punkte ſchnitt, wo dieſer letztere nahe der Mitte des Jahres 1886 ſich befunden haben muß. Das war aber ſo genau, als man nur verlangen kann, in der kritiſchen Zeit, als der Komet dem Jupiter nahe kam, und ſomit iſt es äußerſt wahrſcheinlich, daß jene kleinen Kometen damals abgetrennt wurden.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Unſere beiden ganzſeitigen Bilder ſind Werke bekannter Meiſter. Otto Gebler in München gilt als einer der erſten lebenden Tiermaler, und er hat dieſen Ruf gerade ſeinen Schafbildern zu danken. Seine „Kunſtkritiker im Schafſtall“ (in der Berliner Nationalgalerie) werden mit Recht als ein Werk allererſten Ranges bezeichnet. Auch diesmal iſt ſein Vorwurf — das Bild führt uns einen Schäfer vor, der ſeine Herde zur Stadt treibt und ſich bei Schneegeſtöber verirrt hat — ausgezeichnet ausgeführt. Hans Bohrdt, der treffliche Berliner Marinemaler, ſchildert aus eigener Anſchauung die ſchreckensvollen Momente, welche ein „Feuer an Bord“ heraufbeſchwört. So ſicher unſere großen Dampfer den Ozean durchkreuzen, ſo wenig Beſatzung und Paſſagiere Sturm und Wogenprall zu fürchten brauchen, der unheilvolle Ruf „Feuer an Bord“ trägt auch in die ſtärkſten Herzen Grauſen und Schaudern. — Ein anmutiges Genrebild, Mutter und Baby darſtellend, das „außer Rand und Band“ iſt, gab uns S. Hirſchfelder. Zu dem reichen bildlichen Schmuck der Nummer ſteuerte endlich M. Röbbecke, der bekannte Illuſtrator in München, ein kleines ſtimmungsvolles „Stillleben im Winter“ bei, während wir der plaſtiſchen Kunſt durch die Wiedergabe einer alten Holzſtatue des St. Michael gerecht werden, welche ſich in der Kapelle des Schloſſes Matzen bei Brixlegg im Unterinnthal befindet, und die einem Bildſchnitzer Pacher zugeſchrieben wird. Die Statue iſt auch dadurch intereſſant, daß ein thörichter Reſtaurationsverſuch den Erzengel in den Drachentöter St. Georg verwandelt hat; urſprünglich trug die 183 cm hohe, aus Lindenholz trefflich geſchnitzte Figur nämlich ein Schwert in der Rechten und eine Stola.

Univerſitäten.

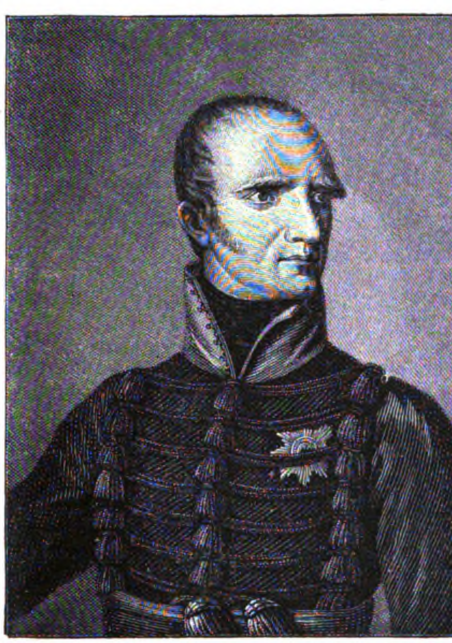
Die Berliner Univerſität hat jetzt die höchſte Beſucherzahl der Hochſchulen aller Länder. Im letzten Sommer wurden ihre Vorleſungen von 8343 Hörern beſucht. Am nächſten ſtanden Madrid mit 5867, Wien mit 4856, Neapel mit 4822 und Moskau mit 3967 Hörern. Übertroffen wird die Univerſität Berlin nur von den „Fakultäten“ in Paris, die eine Beſuchszahl von 10643 aufweiſen. Auch unter den techniſchen Hochſchulen nimmt die in Berlin-Charlottenburg mit 2405 Hörern die erſte Stelle ein. Es folgten München mit 1323, Boſton mit 1157, Zürich mit 994, Riga mit 984 und Wien mit 980.

Völkerkunde.

Vor einigen Jahren wurden unweit Schaffhauſen eine Anzahl von menſchlichen Skeletten aufgedeckt, zuſammen mit Knochen vom Edelhirſch, dem Bären, Alpenhaſen, Schneehuhn ꝛc., mit Steinwaffen und Topfreſten, die darauf hinweiſen, daß hier der Menſch in vorgeſchichtlicher Zeit ſein Standquartier aufgeſchlagen hatte und als Jäger lebte. Profeſſor Kollmann in Baſel hat nun die Skelette näher unterſucht und glaubt gefunden zu haben, daß dieſelben zum Teil einer Pygmäenraſſe angehörten, deren Körpermaße denen der afrikaniſchen Zwergvölker annähernd entſprachen. Er zieht daraus, in Übereinſtimmung mit den Forſchungen des Profeſſor Sergi in Rom, den Schluß, daß auch in Europa einſt ein Zwergengeſchlecht heimiſch war, das vielleicht teils vom Oſten, teils von Afrika her eingewandert war, und von dem ſich Spuren trotz aller Vermiſchung mit den hochgewachſenen Raſſen auch noch bis heute erhielten. Um dieſe letztere Behauptung zu bekräftigen, weiſen beide Forſcher auf das unverhältnismäßig häufige Vorkommen minder großer Wehrpflichtiger in einzelnen ruſſiſchen Gouvernements und auf ähnliche Erſcheinungen in Italien hin, wo unter den Geſtellungspflichtigen nicht ſelten kleine Leute von nur 1200—1450 mm Körpergröße erſcheinen. Es ſei hier des Vergleichs halber angefügt, daß die Akkas Emin Paſchas 1360 mm groß waren, daß Fritſch das Skelett einer Hottentottin auf 1350 mm beſtimmte, und daß auch in Aſien Zwergraſſen von ähnlichen Abmeſſungen gefunden wurden, wie z. B. die Kurumbas, deren Weiber im Durchſchnitt nur 1310 mm hoch ſind, oder die Andamanen (1370 mm); auch die Japaner und die Ainos (1570 mm) zeigen ſchließlich eine gewiſſe Verwandtſchaft mit den Pygmäenvölkern.

Pflanzenkunde.

Über die Gewächſe der dunklen afrikaniſchen Wildnis hat Major Jephſon, Stanleys Begleiter, Mitteilungen gemacht, die des Wiſſenswürdigen mancherlei enthalten. Der große Wald von Centralafrika iſt nicht ſo reich an verſchiedenartigen Blumen und Orchideen, wie die Wälder von Mexiko oder Braſilien oder ſelbſt wie die Gebüſche Indiens und Ceylons. Er iſt beſonders reich an blühenden Rankgewächſen, Lilien und Begonien. Außerdem kommen Farnkräuter in großer Menge vor. Unter den Orchideen war eine dem Hyacinthus caudicans ähnlich, eine andere hatte große roſenfarbige Blüten mit gelber Mitte, die einen wundervollen Eindruck machten. Sumpflilien, weiß mit Karmin und von köſtlichem Geruche kamen in feuchtem Gelände vor, eine andere Lilie, ſcharlachrot mit faſt metalliſchem Glanz, wuchs überall, ſelbſt in den dunkelſten Verſtecken des Waldes. Für den europäiſchen Blumenzüchter birgt das Innere Afrikas noch viele ungehobene Schätze. St.



Friedrich Wilhelm, Herzog zu Braunſchweig-Lüneburg-Öls.

Technik.

Sollte man es wohl glauben, daß erſt vierzig Jahre verfloſſen ſind, ſeit die erſte Nähmaſchine nach Berlin kam! Thatſächlich gelangte 1854 die erſte Maſchine, aus Amerika importiert, in den Beſitz des Schneidermeiſters Pommerenke, und das Aufſehen, das ſie erregte, war ſo groß, daß König Friedrich Wilhelm IV. perſönlich die Werkſtätte aufſuchte, um ſich die „eiſerne Nähmamſell“, wie er ſagte, im Betrieb anzuſehen; eine Steppjacke für den Monarchen war ihr erſtes Werk in Berlin. Auch der alte Wrangel beſuchte den Schneidermeiſter, in deſſen Familie die Maſchine heute noch aufbewahrt wird. Kaum eine zweite Erfindung hat ſich übrigens ſo ſchnell eingebürgert, als die Nähmaſchine. Auf der Londoner Weltausſtellung von 1851 waren nur drei, in Paris 1856 erſt vierzehn Maſchinen, auf der nächſten Weltausſtellung zu London im Jahre 1861 hatten aber bereits 33 Fabrikanten ausgeſtellt.

Litteratur.

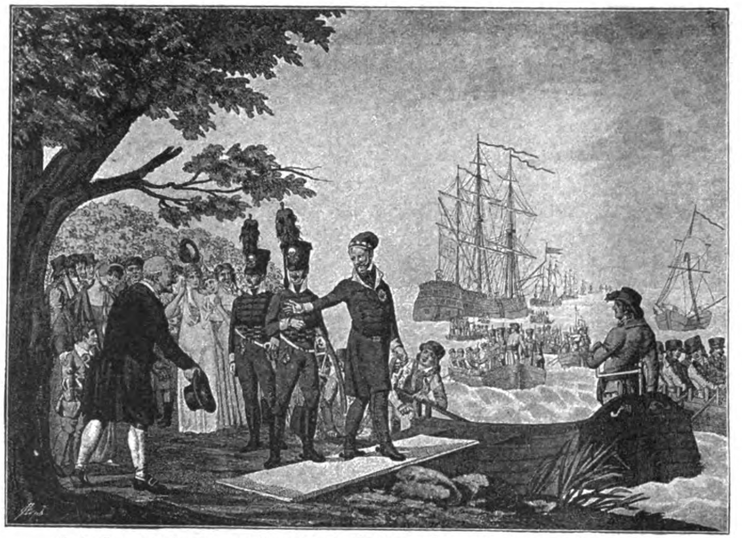
„General Johann Adolf Freiherr von Thielmann, ein Charakterbild aus der Napoleoniſchen Zeit. Von Hermann von Petersdorf“ erſchien kürzlich bei S. Hirzel (Leipzig). Der Held des feſſelnden, warmherzigen und gründlichen Werkes iſt der bekannte ſächſiſche, ſpäter ruſſiſche, dann preußiſche General von Thielmann, der aus einem begeiſterten Verehrer Napoleons zu einem ſeiner ſchärfſten Widerſacher, aus einem Franzoſenfreund zu einem deutſch-national geſinnten Manne wurde. Der Wendepunkt ſeines thatenreichen Lebens lag in ſeinem Verhalten als Kommandant von Torgau, wo er zugleich in den Frühjahrstagen des Jahres 1813 den Kern des ſächſiſchen Heeres befehligte, und das er, als ſein König ihm befahl, die Feſtung an den franzöſiſchen General Reynier zu übergeben, ohne den Abſchied von ſeinem oberſten Kriegsherrn erhalten zu haben, verließ, um zu den Verbündeten überzugehen. — Der Verfaſſer gibt ſich viele Mühe, das Verhalten Thielmanns in dieſer Epoche zu rechtfertigen; bei aller Anerkennung des deutſch-patriotiſchen Geiſtes, der — freilich erſt etwas ſpät — in Thielmann zum Durchbruch gekommen war, wird man deſſen Handlungsweiſe aber ſowohl vom militäriſchen, wie vom ſittlichen Standpunkt kaum entſchuldbar finden dürfen. Zumal ein Vergleich mit der That Yorks dürfte kaum zutreffen. Das Buch des Herrn von Petersdorf muß übrigens, auch wenn man im einzelnen anderer Anſicht iſt, als ein außerordentlich intereſſanter Beitrag zur Geſchichte jener Zeit anerkannt werden.

Der Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg-Öls 1809.

Ein alter Stich von Jean Meno Haas, im Jahre 1810 zu Berlin erſchienen, liegt vor uns. Es ſtellt den Augenblick dar, in dem der ſchwarze Herzog, der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Öls, ſich auf der Weſer einſchifft, um ſeine tapfere Schar vor den nachdrängenden, übermächtigen Scharen Napoleons auf engliſches Gebiet zu retten.

Eine der denkwürdigſten Epiſoden der Vorläufer des großen Befreiungskampfes fand damit ihren Abſchluß, und eine der merkwürdigſten und vielbewundertſten Perſönlichkeiten jener Zeit war ihr Held.

Das Schickſal hatte den jungen deutſchen Fürſten (Friedrich Wilhelm war am 9. Oktober 1771 geboren) ſchwer und hart getroffen. Nach der Doppelſchlacht von Jena und Auerſtedt ſah er nur auf kurze Momente ſeinen unglücklichen Vater, der auf den Tod verwundet war; bei Lübeck wurde er, der ſich dem Blücherſchen Heereskörper angeſchloſſen,

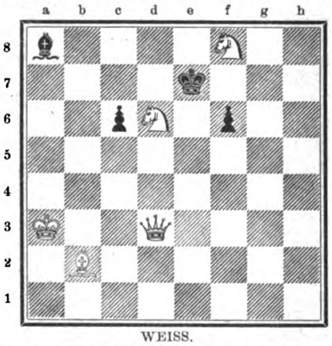


Einſchiffung des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg-Öls am 7. Auguſt 1809 zu Elsfleth.

nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen; auf Ehrenwort entlaſſen, konnte er nur der Leiche ſeines Vaters das letzte Geleit geben und mußte dann flüchten — ſein Herzogtum wurde von Napoleon dem neugeſchaffenen Königreich Weſtfalen zugeteilt. Bitteren Haſſes voll gegen den Räuber ſeines Thrones, den Unterdrücker ſeines Volkes, weilte er in den nächſten Jahren bei ſeiner Schwiegermutter, der Markgräfin von Baden, in Bruchſal. Als aber im Jahre 1809 Öſterreich den Kampf gegen Napoleon aufnahm, als Rußlands Hilfe bereit ſchien, ließ es ihm keine Ruhe. In öſterreichiſche Dienſte mochte er nicht treten; als deutſcher Reichsfürſt verbündete er ſich mit dem Kaiſerſtaat in aller Form und bildete in Böhmen, in Braunau und Nachod, ein ſelbſtändiges Korps. Von allen Seiten ſtrömten ihm Freiwillige zu, zumal ehemals preußiſche und braunſchweigiſche Offiziere; das Korps, für deſſen Uniform der Herzog die ſchwarze Farbe gewählt hatte, die ſpäter ſo lange für das braunſchweigiſche Kontingent charakteriſtiſch blieb, wuchs ſchnell auf über 2000 Mann. Die „Schwarzen" nannten ſie ſich, auch wohl „das Korps der Rache", und auf dem Tſchako trugen ſie den Totenkopf mit kreuzweis gelegten Totengebeinen. Der Herzog rückte in Sachſen ein und operierte in Verbindung mit einer größeren öſterreichiſchen Heeresabteilung anfangs erfolgreich, aber der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Wagram auf dem Hauptkriegstheater brachte bald ſeine Pläne zum Scheitern. In der Hoffnung, in Norddeutſchland einen allgemeinen Aufſtand durch ſein Erſcheinen wachzurufen, wandte ſich der Herzog, nachdem er ſeinen Offizieren und Mannſchaften das Verbleiben beim Korps freigeſtellt, nach Norddeutſchland -- ſein denkwürdiger Zug bis an die Nordſee begann. Am 25. Juli war das Korps in Leipzig, am 29. ſchlug es ein weſtfäliſches Regiment bei Halberſtadt, am 31. traf der Herzog in Braunſchweig ein. Aber die allgemeine Erhebung des Volkes war ausgeblieben, die weitere Hoffnung auf eine Landung der Engländer erwies ſich als nichtig. Nur einen Tag konnte Friedrich Wilhelm in ſeiner Hauptſtadt bleiben, um feierlichſt von dem Erbe ſeiner Väter Beſitz zu ergreifen — dann bahnte er ſich durch die Feinde den Weg zur Weſer. Hier, bei den Dörfern Brake und Elsfleth, ſchiffte er ſich auf einigen kleinen Fahrzeugen ein und wurde dann an der Weſermündung von einer engliſchen Flotille aufgenommen. In vierzehn Tagen hatte der Herzog ſeine kleine Schar, von einem zehnfach ſtärkeren Gegner gehetzt, den er in elf Gefechten ſchlug, quer durch Deutſchland glücklich bis zum Meere geleitet, und war auch ſeine urſprüngliche Abſicht geſcheitert, den Freiheitsgedanken des deutſchen Volkes hatte ſie neu belebt: „Braunſchweig-Öls und ſeine Schwarzen" wurden Volkshelden, und Napoleon ſelbſt ſagte von ihm: „c'est un vaillant guerrier!" — Das heldenhafte Ende des ſchwarzen Herzogs iſt bekannt. 1813 in ſein Land zurückgekehrt, nahm er 1815 an dem Feldzug gegen Frankreich teil, und fiel an der Spitze ſeiner Tapferen am 16. Juni bei Quatrebras, als er durch ſein perſönliches Eingreifen den ſchwankenden Kampf zum Stehen brachte.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von B. Hülſen in Beelitz.



Weiß zieht an und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Homonym.

Als Sinnbild roher Kraft bin ich bekannt;
Doch urteil' nicht zu raſch, nimm mich zur Hand.
Staunend wirſt meines Geiſtes Tiefen Du erkennen,
Und eines Dichterfürſten größtes Werk mich nennen.

A. K.

2. Verwandlungsaufgabe.

Chor	Schah	Raſt	Maſt
Zeile	Paris	Mais	Tonne

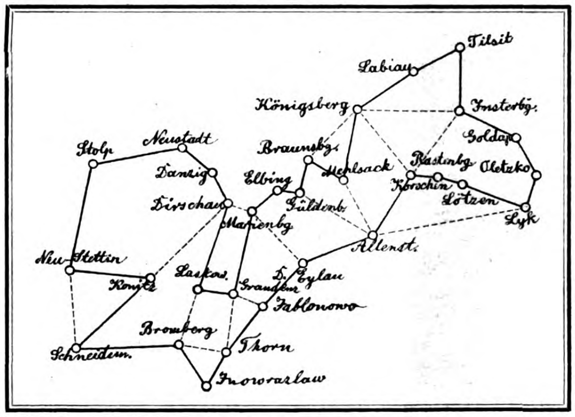
Aus jedem der obigen acht Wörter läßt ſich durch Veränderung eines Buchſtaben ein anderes Wort bilden. Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo nennen die bei der Verwandlung fortgelaſſenen Buchſtaben einen beliebten Dichter. Die bei der Verwandlung neu aufgenommenen Buchſtaben ergeben (aber in umgekehrter Reihenfolge) den Vornamen dieſes Dichters.

3. Wechſelrätſel.

Meiſter der Töne war ich. Manch Kunſtwerk hab' ich geſchaffen.
Ändert Ihr Kopf mir und Fuß, bin ich Sozialdemokrat.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 16.

1. Aufgabe.



Bilderrätſel.

Allein das Schild lockt die Kundſchaft.

Lafontaine, fables VII, 15.

2. Vierſilbige Scharade.

Madagaskar.

3. Ergänzungsrätſel.

„Urania."

Fiume
Parade
Daniel
Diana

Inhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Der Herr Diakonus. — Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns v. Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Neues vom Himmel. Von Dr Klein. I. Mit einer Illuſtration. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Stilleben im Winter. Von M. Röbbecke; Verfehlter Weg. Von O. Gebler; St. Michael, Schnitzfigur in Schloß Matzen in Tirol; Aus Rand und Band. Von S. Hirſchfelder; Feuer an Bord. Von Hans Bohrdt. — Univerſitäten. — Völkerkunde. — Pflanzenkunde. — Technik. — Litteratur. — Der Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Öls 1809. Mit einem Porträt und einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Februar 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 18.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Kroneck ſaß auf dem „Grünſeidenen“, trank ſeinen Morgenkaffee und rauchte eine lange Pfeife dazu. Die Herbſtſonne ſchien freundlich herein, und auf dem Schreibtiſch lag ein Bündel Akten, die der Amtsrichter am Abend zuvor zu Hauſe erledigt hatte. Er hatte ſich in den paar Wochen ſeiner Amtsthätigkeit bereits das häusliche Arbeiten angewöhnt, denn die abendlichen Sitzungen bei Lämmrich entſprachen ſeinen Neigungen nur in mäßigem Grade. Ganz konnte er ja nicht zurücktreten, aber die Unterhaltung bewegte ſich ewig in denſelben engen Grenzen, und höchſtens, wenn irgendwo ein Sechzehnender geſchoſſen worden war, gingen die Wogen des Geſprächs über das flache Ufer hinaus.

Kroneck begann ſich recht einſam zu fühlen, und wenn er ſeine ziemlich geräumige Wohnung — geräumig im Sinne der Breitenauer — durchſchritt, dann ertappte er ſich manchmal dabei, über die einzelnen Gelaſſe in einer wenig junggeſellenhaften Weiſe zu disponieren. „Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Schlafzimmer — das hätte Platz für zwei Betten, wenn man ſie lang ſtellt — und dann dahinter ein allerliebſtes Boudoir mit dem Blick auf den Garten — es könnte ſich allenfalls machen. Was meinen Sie, Frau Welſch, ließe ſich die Etage nicht zu einer Familienwohnung einrichten?“

Die letzte laut geſtellte Frage war an Gramanns Haushälterin gerichtet, welche ſoeben eingetreten war, um das Kaffeegeſchirr abzuräumen.

Die „Welſchen“ hatte „ihren Amtsrichter“ in das Herz geſchloſſen; „er iſt viel menſchlicher, als mein altes Ekel,“ pflegte ſie ihren Bekannten gegenüber zu äußern, „und von Mauſen iſt zwiſchen uns noch nie die Rede geweſen — —“

Auf die unerwartete Frage Kronecks ſetzte ſie ſich auf den nächſten Stuhl und ſtrich ſich die Schürze glatt.

„Das iſt man ſo 'ne Sache, Herr Amtsrichter,“ ſagte ſie nachdenklich, „wo ſoll denn die junge Frau kochen? In der guten Stube ſteht ja ein Kochofen, aber wenn 'mal was anbrennt, dann riecht es ſo eklig.“

An die Küche hatte Kroneck freilich nicht gedacht, und bei Erwähnung der „jungen Frau“ war er ordentlich verlegen geworden. „Es war ja nur ſo'n Gedanke von mir, Frau Welſch,“ entgegnete er qualmend, „man kommt in der Einſamkeit manchmal auf allerlei Ideen.“

„Ja, die Einſamkeit,“ entgegnete die Witwe ſeufzend. „Als mein Seliger auf dem Sterbebette lag, da ſagte er zu mir: ‚Rieke,‘ ſagte er, ‚wenn ich tot bin, dann mußt Du Dich nach einem anderen Manne umthun, es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.‘ Das iſt ſchön geſagt, Herr Amtsrichter, aber wie und wo? Mein alter Bullerjahn da unten hätte mich ſchließlich noch genommen, denn ich war damals gar nicht ‚ohne,‘ aber Gott ſoll mich bewahren, dafür war mir die Frau Sanitätsrat zu teuer, wenn mein Seliger auch nur Subalterner geweſen iſt. Bei Ihnen iſt das freilich ganz was anderes, und das Mädchen, worauf Sie Ihr Auge geworfen haben, kann ſich glücklich ſchätzen.“

Kroneck hatte halb verlegen, halb beluſtigt zugehört. Nun ſtellte er ſeine Pfeife beiſeite und ſchlug ein Bein über das andere.

„Mit dem ‚Werfen‘ hat das gute Wege, Frau Welſch. Wiſſen Sie vielleicht eine für mich?“

„Ach, Spaß, Herr Amtsrichter, Sie ſollten ſich noch nicht umgeſehen haben und ſind doch in Amt und Würden?“

„Sie können ſich drauf verlaſſen, Frau Welſch,“ ſagte Kroneck ernſthaft.

„Wirklich? Na, da wäre zum Beiſpiel gleich die Roſamunde von Dekans.“

„Die iſt zu alt für mich.“

„Richtig, ſie kommt nächſtens aus dem Schneider. Oder Apothekers Lina?“

„Aber Frau Welſch, das iſt ja noch ein halbes Kind?“

Die beiden Menſchen ſaßen einander ſtumm gegenüber. Der Amtsrichter ſuchte nach einer Ablenkung des Geſprächs. Er hatte die dunkle Empfindung, daß doch vielleicht irgend ein Name genannt werden möchte, deſſen Klang ihm nicht ganz gleichgiltig war. Und wenn er von der Trägerin dieſes Namens auch nichts weiter geſehen und gehört hätte, als ein blondes Haupt und ein helles Lachen.

Da rief Gramann die Treppe herauf: „Welſchen, wo ſtecken Sie denn nur? Die junge Schulmeiſtern von Oberndorf läßt mich rufen, und ich kann mein Beſteck nicht finden!“

„Du grundgütiger Himmel,“ ſtöhnte die Witwe, „nun ſoll ich das wohl auch beiſeite gebracht haben! Ich komme ja ſchon, Herr Rat. Es liegt gewiß im Wagenkaſten!“

Als ſie zur Thür hinausgeſchoſſen war, trat der Amtsdiener Seiffarth ein und fragte mit ſeiner melancholiſchen Stimme, ob der Herr Amtsrichter Akten hätte.

„Da auf dem Schreibtiſch, Seiffarth. Sonſt nichts zu melden?“

„Nichts von Belang. Der Acker iſt geſtern abend nach Verbüßung ſeiner Strafe wieder entlaſſen worden.“

„Alſo er hat ſich doch richtig geſtellt. Na, das freut mich.“

„Der iſt nicht ſchlecht, Herr Amtsrichter,“ ſagte Seiffarth, ſeine Akten aufhockend. „Und wenn er es wäre, dann hätten die Leute ihn dazu gemacht. Kommen der Herr Amtsrichter heute herauf?“

„Gleich — gehen Sie nur voraus.“

Als Kroneck die Straße betrat, ſtieg Gramann juſt auf ſeinen Wagen. „Es iſt ein Elend mit den Weibſen,“ ſagte er brummig, „ſie kriegen ihre Kinder immer zur Unzeit. Da ſoll ich nun nach Oberdorf hinauf und habe hier unten Impftermin. Na, erſt muß man den Schreihälſen doch zum Leben verhelfen, bevor man ſie impfen kann. Hott, Felix!“

Auf dem Schreibtiſch in Kronecks Büreau lag nur ein Brief, deſſen Adreſſe eine altfränkiſche ſchnörkelhafte Handſchrift zeigte. Während der Amtsrichter denſelben gleichgiltig erbrach, fragte er den eintretenden Wendel nach der Regiſtrande.

„Alles glatt, Herr Amtsrichter,“ entgegnete dieſer mit fröhlichem Grinſen. „Termine haben wir nicht, und die übrigen paar Sachen habe ich abreſolviert. Es iſt heute ſehr ſchönes Wetter.“

„Ein letzter Herbſttag.“

Der lange Menſch ſchlenkerte mit den Beinen.

„Es juckt einem ordentlich, Herr Amtsrichter.“

„Wo?“

„Na, im Zeigefinger. Wenn man den am Abzug der Flinte hätte und ein Volk Rebhühner vor dem Lauf — ich glaube, daß es losginge!“

„Sie möchten wohl gerne 'mal auf die Jagd?“

„Das Fleiſch iſt willig.“

„Da muß ich es wohl auch ſein. Sie beſitzen doch einen Jagdſchein?“

„Na, ob! Ein herzoglicher Beamter! Wollen der Herr Amtsrichter nicht auch mit? Ich habe zwei Flinten.“

„Danke beſtens,“ ſagte Kroneck lächelnd, „ich bin kein Jäger. Aber gehen Sie nur mit Gott, Herr Regiſtrator, Sie haben mir treulich geholfen, die Reſte aufzuarbeiten. Dafür darf der Menſch ſich ſchon einen freien Tag gönnen.“

Dann blickte er auf das offene Schreiben in ſeinen Händen, drehte es mechaniſch herum, um die Unterſchrift zu betrachten, und vertiefte ſich plötzlich ſo in den Inhalt, daß er gänzlich überſah, wie der Kopiſt Helm mit einigen Reinſchriften eintrat und in abwartender Stellung hinter ſeinem Stuhle ſtehen blieb. Der in halb amtlicher, halb privater Form gehaltene Brief ſtammte vom Pfarrer Weyland in Oberdorf und war an die Vormundſchaftsbehörde gerichtet. Der alte Geiſtliche ſchrieb in etwas umſtändlicher Weiſe, daß er es in ſeiner Eigenſchaft als Kirchen- und Schulvorſtand nicht länger mit anſehen könne, wie der Glasbläſer Wilhelm Acker, Ortseinwohner von Oberdorf, ſeine elterlichen Pflichten vernachläſſige. Die Ehefrau des pp. Acker habe ſchon ſeit Jahren das Zeitliche geſegnet, und der einzige aus dieſer Ehe ſtammende Sohn ſei ſich vollſtändig ſelbſt überlaſſen, da der Vater, ein mit Zuchthaus beſtrafter Menſch, einen unſteten Lebenswandel führe und den Knaben nicht einmal zur Schule anhalte. Insbeſondere mit Rückſicht auf die bevorſtehende Konfirmation des Kindes erſcheine es dringend wünſchenswert, daß ein wohllöbliches Vormundſchaftsgericht ſich der Sache annehme und eventuell für die Unterbringung des pp. Acker jun. in eine ſtaatliche Erziehungsanſtalt Sorge trage. — —

Kroneck hatte das Schreiben, welches unten am Rande mit Bleiſtift einen „Gruß an den Herrn Amtsrichter“ trug, langſam durchgeleſen und wurde nun durch ein leiſes Geräuſch auf den Kopiſten aufmerkſam. Er drehte ſich um, ſah die etwas blöden Augen des wunderlichen Menſchen auf dem Papier ruhen und fragte unwillkürlich: „Sagen Sie 'mal, Helm, kennen Sie eigentlich dieſen Acker?“

Er bereute im nächſten Augenblick die Frage, denn es fiel ihm ein, daß der Oberförſter Helm durch die Hand jenes Menſchen ſeinen Tod gefunden haben ſollte. Um ſo größer aber war ſein Erſtaunen, als der Kanzliſt vollkommen ruhig und gelaſſen entgegnete: „Ich ſoll ihn wohl kennen, Herr Amtsrichter, die Leute ſagen ja, daß er meinen Vater erſchlagen habe. Man ſteckte ihn dafür ins Zuchthaus, und nun — verzeihen Sie, Herr Amtsrichter, daß ich in den Brief geſehen habe — will man ſeinen Sohn wohl auch dahin bringen.“

Kroneck nahm die Reinſchriften und begann ſeinen Namen zu unterzeichnen. „Doch nicht, Helm,“ ſagte er währenddeſſen, „eine öffentliche Erziehungsanſtalt iſt kein Zuchthaus.“

„Die Leute zeigen doch mit Fingern auf einen,“ entgegnete Helm leiſe. „Ich bin ja ſelbſt darin geweſen, Herr Amtsrichter, ich weiß das. Freilich, mein Vater und meine Mutter waren tot, aber der Wilhelm Acker lebt doch noch. Gehen Sie nicht zu hart mit ihm um, Herr Amtsrichter, er iſt kein ſchlechter Menſch, er iſt nur am Zaun geboren worden, das iſt ſein ganzes Unglück.“

Der ſtille, wortkarge Menſch ſchwieg und griff nach ſeiner Gewohnheit zum Tintenfaß, um dienſteifrig abzuſanden, aber Kroneck hatte, durch Erfahrung gewitzigt, das gefährliche Inſtrument beiſeite geſtellt, und ſo begnügte Helm ſich damit, das ganze Sandfaß über die eine Unterſchrift auslaufen zu laſſen, während er ſtarr vor ſich hinblickte.

„Nun iſt es wohl genug,“ ſagte Kroneck freundlich und trat an das Fenſter, ſah aber, als er ſich nach einer Weile umdrehte, wie Helm die Sandbüchſe beiſeite geſtellt hatte und den Sand ſorgfältig in das Tintenfaß zurückſchüttete.

„Woran denken Sie eigentlich immer, Helm?“ fragte Kroneck in ſtiller Verzweiflung.

„Ach, Herr Amtsrichter, ich weiß es eigentlich ſelbſt nicht. Es paſſiert mir ſo oft, daß ich eine Geſtalt vor mir ſtehen ſehe. So zum Beiſpiel vorhin. Ich möchte die Züge des Geſichts gerne herauskriegen, aber es iſt immer ein Schatten dazwiſchen. Wenn ich das Geſicht 'mal erkennen könnte, dann wäre mir vielleicht geholfen, aber ich weiß nur, daß es nicht der Acker ſein kann. So — nun iſt der Sand wieder am richtigen Platze, und ich empfehle mich gehorſamſt.“

Kroneck blickte kopfſchüttelnd hinter ihm drein und ſchellte Seiffarth herbei. „Schütten Sie den Brei aus,“ ſagte er, auf das mißhandelte Tintenfaß deutend, „und reinigen Sie das Ding.“

„Das iſt wohl wieder Helm geweſen?“ fragte der Diener wehmütig.

„Natürlich. Haben wir etwa zunehmenden Mond?“

„Seit geſtern.“

„Na ja. Dann geben Sie gut acht heute, wenn ich nicht da bin. Der Menſch iſt im ſtande, das Amtsgericht für eine Pfeife Tabak anzuſehen, und ein Streichholz daran zu halten.“

„Gehen der Herr Amtsrichter fort?“

„Ja, ich will nach Oberdorf. Kann ich den Weg allein finden?“

„Ganz leicht. Der Herr Amtsrichter gehen nur zum Thor hinaus gerade aus, dann bei der großen Eiche links ab und bei der Edeltanne wieder rechts. Mit einem kleinen Bogen nach links kommen der Herr Amtsrichter dann auf den Nordfleck, und von da aus iſt der Weg zwiſchen den beiden Buchen durch, die da früher ſtanden, nicht gut zu verfehlen.“

„Danke ſchön, Seiffarth, das iſt ja ein reines Kinderſpiel. Von den beiden Buchen ſind wohl wenigſtens noch die Stümpfe vorhanden?“

„Ich glaube nicht, Herr Amtsrichter.“

Kroneck hatte den Entſchluß, nach Oberdorf zu wandern, erſt in der letzten Minute gefaßt. Durch mündliche Rückſprache mit dem Geiſtlichen ließ ſich alles am beſten regeln, und außerdem — —

Es war natürlich nur ein flüchtiger Gedanke, der ihn ſtreifte, wie der Traum in der Morgenſtunde. Aber wenn man behaupten will, daß in den Träumen der Menſchen hier und da goldene Fäden ihr Netz ſpinnen, und daß glänzende Mädchenhaare bisweilen dieſen goldenen Fäden gleichen, ſo hätte Adolf Kroneck gegen dieſe Auslegung ſeiner heimlichſten Gedanken nur mäßige Einwendungen zu erheben vermocht. Er begab ſich hinüber in das Büreau des Aktuar Höck, um ſeine Gewalt in deſſen Hände niederzulegen, und traf das dürre Männchen damit beſchäftigt, eine letzte einſame, an der Fenſterſcheibe ſummende Herbſtfliege mit einem mächtigen Hypothekenfolianten zu erdrücken. „Das wird eine Fenſterſcheibe koſten, Herr Aktuar,“ ſagte Kroneck warnend. „Warum laſſen Sie das arme Vieh nicht leben?“

„Es ſummt und brummt mir ſchon ohnehin im Kopfe,“ entgegnete der Alte unwirſch. „Ich habe da ſoeben einen Auszug aus dem Hypothekenfolio des Bezirksmüller Lutz gemacht, das iſt ja, ſubmiſſeſt zu vermelden, eine Schweinearbeit.“

„Wer hat denn dieſen Auszug beantragt?“

„Na, der alte Halsabſchneider in Altenbach — der Traugott Böhm. Da braut ſich was zuſammen.“

„Sie meinen, daß es zur Subhaſtation kommen könnte?“

„Das iſt ſchon möglich. Dem Bezirksmüller gehört kein Stein in ſeiner Mühle. Da! Nun hab' ich das Vieh endlich!“

„Der Menſch iſt ein grauſames Weſen,“ ſagte Kroneck lachend, „guten Morgen, Herr Aktuar, ich gehe auf den Wald.“

Höck ſah dem Davonſchreitenden nach und nickte ſtill vor ſich hin. „Es iſt doch hübſch, Chef zu ſein,“ ſagte er leiſe. „Unſereins hat auch ſtudiert und liegt an der Kette des Büreaudienſtes. Na, Du lieber Gott, was wollte ich alter Knochen denn auch im Walde beginnen — etwa auf die Jagd gehen?“

Kroneck hegte nicht dieſe Abſicht, denn er war nach ſeiner eigenen Ausſage kein Jäger. Aber er kleidete ſich dennoch zu Hauſe um und legte eine flotte Joppe mit grünen Aufſchlägen an, die ihm nach dem Gutachten des Schneiders beſonders gut ſtand. Auch ein Lodenhut mit Spielhahnfedern fand ſich vor. Als er das Haus verließ, guckte die Welſchen aus der Küche und ſagte, die Hände zuſammenſchlagend: „Gottes Wunder, Herr Amtsrichter, was ſehen Sie flott aus! Wenn Ihnen ein hübſches Mädchen begegnet —“

Er war ſchon um die Ecke und ſteuerte zum Thor hinaus.

Über der buntgefärbten Spätherbſtlandſchaft lag ein milder, freundlicher Sonnenſchein; Schwärme von Wandervögeln zogen nach Süden, nur ein einſamer Rabe krächzte mißmutig auf ſeinem Weidenſtumpf.

„Wir beiden bleiben hier, Alter,“ ſagte Kroneck im Vorbeiſchreiten. „Der Winter wird kommen und uns einſpinnen. Laß ihn kommen. Du haſt doch eine Frau Rabe daheim in Deinem Aſtloch? Ich habe noch keine und weiß auch nicht, woher ſie nehmen, aber man muß halt auf die Jagd gehen.“

Da war denn auch ſchon die große Eiche, wo der Weg links führte. Eine Thingſtätte, wie es ſchien, oder vielleicht noch ein Wodansbaum. Auch Hollunder ſtand am Wege, der heilige Strauch Freias. Der Amtsrichter dachte an ſeine Kinderzeit, wie er mit den kleinen Mädchen Ringelreihe geſpielt und dazu geſungen hatte:

„Drei der Kinder, huſch, huſch, huſch,
Sitzen am Hollunderbuſch —“

Er lachte fröhlich: „Drei iſt eine glückliche Zahl! Wenn die mir 'mal durch Frau Freia beſchert werden ſollte, ich wär's zufrieden!“

Faſt hätte er darüber den Weg verſäumt, wenn das überhaupt ein Pfad war, den er unter ſeinen Füßen ſpürte.

Es war eine ſeltſame Wanderſchaft. Die leichte, friſche Bergluft hob ſeine Gedanken über den Dunſt des Lebens, die glitzernden Lichter des Waldes woben bunte Phantaſieen hinein, auch etwas Himmelsblau lugte durch die Kieferkronen und lockte zum planloſen Streifen — faſt zu ſehr.

Die klaſſiſche Wegebeſchreibung Seiffarths mochte doch wohl an erheblichen Mängeln leiden, denn die Edeltanne, bei welcher man „rechts, mit einem kleinen Bogen nach links“ gehen ſollte, wollte ſich durchaus nicht zeigen, oder die ſämtlichen Tannen ſtammten aus edlem Geblüt. Uralt und moosbedeckt ragten ſie wie Säulen eines Doms empor, aber die Sänger dieſer Hallen ſchwiegen. Es war ringsum ſo ſtille, daß man ſchon aus weiter Ferne das einförmige Hämmern eines Spechtes vernahm und das Kniſtern der Baumrinde, wenn ein Eichhörnchen darüber hin huſchte.

Es war Nachmittag geworden.

Kroneck ſetzte ſich endlich auf einen Baumſtumpf, trocknete den Schweiß von der Stirn und lugte nach einer Lichtung des endloſen Waldes. „Ich habe mich vor der Tinte geflüchtet und ſitze nun doch darin,“ murmelte er ärgerlich lachend, „den Seiffarth ſoll der Geier holen! Haliahoh!“ Es kam ein Laut zurück, den man für ein Echo hätte halten können, aber derſelbe klang tiefer und rauher.

Und als Kroneck ſeinen Weidmannsruf wiederholte, vertauſchten ſich auch die widerhallenden einzelnen Silben.

„Holiaha!“

Der Amtsrichter ſtand auf und ſchüttelte den Kopf.

„Das iſt ein ganz merkwürdiges Echo, das fängt von hinten an. Ich werde mich genötigt ſehen, in dieſe verwünſchte Schlucht da vorn hinabzuklettern, um der Sache auf den Grund zu kommen. Oder ſteigen die Bäume der Schlucht zu mir herauf?“

Es hatte faſt den Anſchein, als ob eine der knorrigen Zwergkiefern, die, mit wirren grauen Moosflechten bedeckt, am Fuße des ſteilen Abhanges wuchſen, ihre Wurzeln aus dem Erdreich gelöſt und eine Wanderung nach oben begonnen hätte. Bei genauerem Hinſehen entpuppte ſich dieſes rübezahlartige Weſen aber als ein Menſch, wenn auch als das ſonderbarſte und vorzeitlichſte Exemplar ſeiner Gattung. Die kurze, mächtig breite Geſtalt war in einen Stoff gekleidet, deſſen Grundfarbe ehemals graugrün geweſen ſein mochte, der aber unter den Einflüſſen von Regen und Sonnenſchein, Schnee und Nebel auch die letzte Erinnerung an beſſere Zeiten eingebüßt hatte. Nur halberblindete Meſſingknöpfe und ein gewiſſer uniformähnlicher Schnitt ließen erraten, daß der Träger dieſer ſonderbaren Gewandung in amtlichen Beziehungen zu ſeiner Umgebung ſtehen und als Beherrſcher der ihn umgebenden Wildnis angeſehen werden mußte. Sein verwittertes, rotbraunes Geſicht war von den Schläfen und Backenknochen ab mit einem ungeheuren grauweißen Barte bedeckt, deſſen zottelige Enden auf die Bruſt niederhingen. In der Hand hielt der Mann einen derben Stock mit eiſerner Zwinge, während Jagdtaſche und Doppelflinte ſich an ihrem vorſchriftsmäßigen Platze befanden.

So ſtand er, aus einer kurzen Pfeife qualmend, in ſeiner ganzen urwüchſigen Selbſtherrlichkeit vor dem Amtsrichter, beſchrieb mit der Spitze ſeines Waldklobens einen Kreis und ſagte: „Verlaufen, he?“

„Ich glaube faſt,“ entgegnete Kroneck lächelnd. „Wenigſtens möchte ich gern wiſſen, wie man aus dieſen verflixten Bäumen heraus und auf einen ordentlichen Weg kommt.“

Walachiſcher Poſtſchlitten im Schnee. Skizze von Adolf Schreyer.

„So — hm — verflixte Bäume! Wer ſie nicht leiden mag, kann ja zu Haus bleiben! Wohinaus wollen Sie denn?“

„Nach Oberdorf.“

„Na, da haben wir's! Führt 'ne großmächtige Landſtraße hinauf, aber im Walde muß man ſich auskennen. Dann ſoll der Wald ſchuld ſein. Mitkommen!“

Er wandte ſich ab und ſtieg die Schlucht hinab. Kroneck folgte ihm, ſo gut es gehen wollte. Als er über einen Baumſtumpf ſtolperte, ſah der Alte zur Seite. „Natürlich, Stadtſtiefel! Nixnutziges Zeug, kein feſter Tritt! Woher?“

„Die Stiefel?“

„Dummes Zeug! Selbſt, meine ich.“

„Aus Breitenau.“

„Unſinn, kenne dort alle Leute. Na, mir kann's egal ſein.“

Kroneck amüſierte ſich im ſtillen über den Grobian. Aber weiter konnte er die Sache doch nicht gut gehen laſſen.

„Ich bin der neue Amtsrichter,“ ſagte er trocken.

Die Wirkung dieſer Worte entſprach den an ſie geknüpften Erwartungen nur in mäßigem Grade, oder wenigſtens nicht ſofort. Der Alte ſtampfte zunächſt eine Weile ſtillſchweigend vorwärts und räuſperte ſich. Dann blieb er plötzlich ſtehen, bohrte ſeinen Stock in die Erde und ſagte: „Das kann denn allenfalls möglich ſein. Man wird 'was kurz angebunden unter all dem Pack, was hier im Walde herumläuft. Alſo Servus, Herr Amtsrichter, ich bin der Förſter Bulle aus Oberdorf.“

Er ſog noch immer haſtig aus ſeiner Pfeife, fuhr dann mit derſelben an die Hoſennaht und hob die andere Hand mit ſamt dem Stock an den Mützenſchirm. Es ſah aus, als wenn er zuhauen wollte, aber ſein breites Geſicht verzerrte ſich dabei zu einem Grinſen, und das milderte das Drohende der Haltung. Dann gingen die beiden einträchtig weiter.

„Sie haben wohl einen ſchlimmen Stand mit den Leuten?“ nahm Kroneck das Geſpräch auf.

„Wie man das nimmt, Herr Amtsrichter. Totſchlagen thun ſie einen juſt nicht, wenigſtens nur bisweilen, aber die Mauſerei ſteckt ihnen in den Knochen. Sie ſagen: ‚Holz kammt von holt's‘, und das beſorgen ſie denn auch redlich. Wenn's nur bei einem abgebrochenen Fichtengiebel bliebe, dann wollt' ich's den armen Kerlen noch gönnen, denn allzu ſcharf macht ſchartig. Aber wenn ſie mir die beſten Bäume heimſchleifen, dann ſoll der Geier dreinſchlagen!“

„Und das Wildern?“

Bulle ſpuckte verächtlich aus. „Das wäre noch was, Herr Amtsrichter. So um Mitternacht auf der Lauer ſtehen und aufpaſſen, wie einer anſchleicht, da liegt Muſik drin! Piff, paff! Wer's Gewehr zuerſt an der Backe hat, ſpielt Trumpf aus. Aber ſo reißen die Kerls aus, wenn man an den Holzſchlitten herankommt, und es gibt höchſtens eine Axt zu pfänden und einen Namen aufzuſchreiben. Dafür ſitzen ſie dann ein paar Tage in Breitenau bei Seiffarthen, und die Schinderei geht wieder von neuem los.“

„Alſo eigentliche Wilddiebe gibt es nicht mehr im Bezirk?“

Der Förſter pfiff zwiſchen den Zähnen. „Hm — ſo hier und da. Aber man kann ihnen nicht recht ans Leder, ſie ſind zu ſchlau. Zu wem wollen Sie denn eigentlich in Oberdorf, Herr Amtsrichter, mit Verlaub?“

„Zu einem, der nicht ſchlau genug geweſen iſt,“ entgegnete Kroneck ernſt. „Ich meine den Wilhelm Acker. Sie deuteten vorhin an, Herr Förſter, daß ſolche Nachtſtücke mit ‚Piff Paff‘ nicht mehr vorkämen — früher ſind ſie doch vorgekommen, wenn man mich recht berichtet hat.“

Bulle antwortete nicht. Er hatte die Pfeife ausgehen laſſen und ſteckte ſie in die Jagdtaſche; dann rückte er ſeine Flinte zurecht und ſchritt weiter. Kroneck glaubte in ſeinem Geſicht einen finſteren Zug zu entdecken und ſchwieg ebenfalls.

So waren ſie auf eine Lichtung gekommen.

Eigentlich verdiente der Platz dieſen Namen nur inſofern, als er von Bäumen entblößt war, im übrigen lag er tief unten am Boden der Schlucht, und die ihn umgebenden uralten Waldrieſen verliehen ihm ein düſteres, unheimliches Gepräge. Es war, als ob niemals ein Sonnenſtrahl in dieſe feuchte Tiefe gefallen ſei, als ob es hier ſpäter Tag und früher Nacht werden und die dazwiſchen liegende Dämmerung von der unendlichen Stille und Einſamkeit noch dunkler gefärbt werden müßte. In den fächerartig herabhängenden Zweigen der Tannen ſang kein Vogel, in dem feuchten, langen Graſe des Bodens zirpte keine Grille, zwiſchen den von keinem Lufthauch durchwehten Halmen blühte nicht eine einzige Herbſtblume, um das moosbedeckte Geſtein wucherte nur Schierling und Fingerhutkraut. Mitten hindurch führte ein wenig betretener Pfad. An dem einen Ende desſelben ſtand, ſchon halb im Waldſchatten, ein altes morſches Holzkreuz, das andere Ende verlief zwiſchen zwei Baumſtümpfen, deren mächtige Wurzeln den Boden aufgeriſſen hatten.

Kroneck blieb ſtehen und blickte ſich um. Es überkam ihn eine plötzliche Erinnerung an irgend eine Beſchreibung, und er frug: „Iſt das der ſogenannte Mordfleck?“

„Sie haben auch ſchon von dem Platze gehört?“ entgegnete der Förſter. „In meinen jungen Jahren hatte das Wild hier ſeinen Wechſel, aber ſchon ſeit langer Zeit betritt es nicht mehr dieſe Stelle. Wollen wir weitergehen, Herr Amtsrichter?“

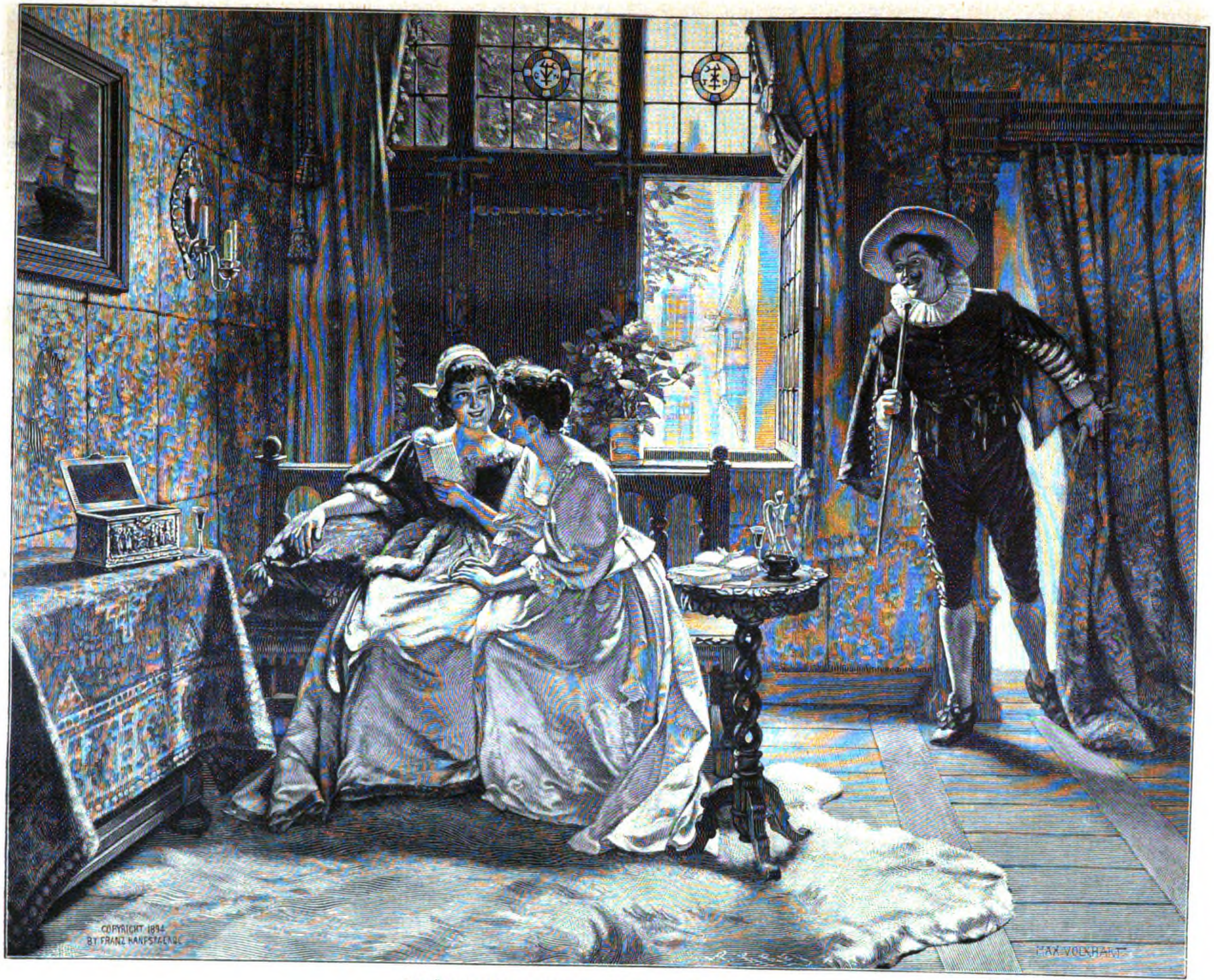
Kroneck ſetzte ſich auf einen der beiden Baumſtümpfe.

„Laſſen Sie uns einen Augenblick ausruhen, es iſt hier ſo ſchön kühl. Was bedeutet das Kreuz da drüben?“

Auch Bulle hatte Platz genommen und den Stock zwiſchen ſeine Füße geſtemmt. Er wühlte mit der Zwinge in dem feuchten Waldboden, als ob er nach irgend etwas ſuchen wollte, dann ſagte er endlich: „Ich ſehe, daß ich nicht darum herumkomme. Ich erzähle die Geſchichte nicht gerne, obwohl dreißig Jahre darüber vergangen ſind, und heute vielleicht niemand außer mir genau damit Beſcheid weiß. Vielleicht, Herr Amtsrichter, ſage ich, denn wir ſind alle menſchlichen Irrtümern unterworfen, und ich möchte nicht mit der Hand auf dem Bibelbuche beſchwören, daß gewiſſe Dinge ſich ſo oder ſo zugetragen haben. Alſo zunächſt möchten Sie wiſſen, ob das alte verfaulte Holzkreuz, welches wir da vor uns ſehen, und das nun auch bald in die Erde geſunken ſein wird, zur Erinnerung an einen Unglücksfall oder an eine Unthat aufgerichtet worden iſt, denn daß man an dieſer unheiligen Stelle keinen Menſchen begraben haben wird, das können Sie ſich allenfalls denken. Nein, nicht begraben, Herr Amtsrichter, aber erſchoſſen mit einem verfluchten Stück Blei und aus einer richtigen Wildſchützenflinte, das iſt die Wahrheit, und das habe ich beſchworen, denn die Kugel iſt dicht genug an meinem eigenen Kopfe vorbeigegangen, und hier, wo wir jetzt ſitzen, hat der aufgebrochene Rehbock gelegen.“

„Sie ſprechen von dem Tode des Oberförſters Helm, und Sie ſind zugegen geweſen?“ unterbrach Kroneck den alten Mann.

(Fortſetzung folgt.)


COPYRIGHT 1894
BY FRANZ HANFSTAENGL
MAX VOLKHART

Die Überraſchung. Nach dem Gemälde von Max Volkhart.

Neues vom Himmel.

Von Dr. Klein.

II.

Die neueren Forſchungen haben dargethan, daß die Kometen ſehr veränderliche Weltkörper ſind, die ſich durch Teilung an Zahl vermehren und ſich dann, nach mehr oder minder langem Beſtand, auflöſen. Der große Septemberkomet von 1882 näherte ſich der Sonnenoberfläche bis auf 60 000 Meilen, zog alſo durch die glühende Sonnenatmoſphäre hindurch, wodurch ſein Kern aufgebläht und länglich wurde und ſogar im Oktober jenes Jahres in vier geringere Kerne zerfiel, die ſich immer weiter von einander enfernten. Jeder dieſer Kerne beſchrieb dann eine Bahn um die Sonne mit beſonderer Umlaufszeit, und im 26. bis 29. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung werden 4 Kometen wieder erſcheinen, welche nichts anders ſind als die Trümmer des großen Septemberkometen von 1882. Eine Dauer vergleichbar derjenigen unſerer Erde oder der übrigen Planeten, haben die Kometen nicht, ſie werden vielmehr im Laufe verhältnismäßig kürzer, aber doch erſt nach Jahrtauſenden zu ſchätzender Zeitperioden ſchwächer und löſen ſich endlich ganz auf. Solches iſt ſeit 1872 bei dem Biela'ſchen Kometen eingetreten, von dem ſeit jener Zeit keine Spur mehr wahrgenommen wurde. Als aber die Erde in der Nacht vom 27. zum 28. November 1872 in die Nähe ſeiner Bahn kam, ereignete ſich ein großartiger Sternſchnuppenfall, bei welchem Millionen von Meteoren in die Erdatmoſphäre drangen, hier aufleuchteten und verbrannten. Zuſammenſtöße von Kometen mit Planeten liegen durchaus nicht im Bereiche des Unmöglichen, wie ſchon der erwähnte Vorgang beim Jupiter lehrt. Da nun die Anzahl der Kometen jedenfalls ſehr groß und das Alter unſerer Erde ſehr bedeutend iſt, ſo darf man annehmen, daß auch dieſe ſchon in nähere Berührung mit Kometen gekommen iſt, und andererſeits dürfte ihr ſolches auch zukünftig noch bevorſtehen. Wie ſich ein ſolches Zuſammentreffen im Einzelnen geſtalten, und welches die Folgen derſelben ſein müßten, mag unerörtert bleiben. Flammarion hat den Vorgang romanhaft verwertet und läßt dabei einen Teil der Menſchheit umkommen, dem Reſt aber ſchenkt er großmütig das Leben — auf einige Jahrtauſende, nach deren Verlauf er die ganze Menſchheit aus Mangel an Waſſer nach und nach abſterben läßt. Sieht man aber auch von ſolchen phantaſtiſchen Schilderungen ab, ſo kann anderſeits doch nicht beſtritten werden, daß die neueſten Forſchungen den alten Wahn eines ſchier ewigen Beſtandes der Dinge auf Erden und am Himmel gründlich beſeitigt haben.

In erſter Linie gehören hierhin die Unterſuchungen über den neuen Stern in der Konſtellation des Fuhrmann. Derſelbe wurde am 23. Januar 1892 von einem Liebhaber aſtronomiſcher Beobachtungen, Dr. Anderſon, zufällig aufgefunden. Nach Bekanntwerden dieſer Entdeckung forſchte man auf der Sternwarte zu Cambridge (Nordamerika), woſelbſt regelmäßige photographiſche Aufnahmen des Himmels gemacht wurden, unter dieſen nach und fand, daß das Geſtirn ſchon faſt zwei Monate lang, dem bloßen Auge ſichtbar, am Himmel geſtanden hatte, ehe es von jemand wahrgenommen wurde. Die photographiſchen Platten hatten indeſſen den Lichteindruck des Sternes treu bewahrt, und ſie lehrten, daß letzterer am 2. November 1891 ſchwächer als elfte Größe geweſen ſein muß, daß er am 1. Dezember die ſechſte Größe erreichte und bis zum 10. an Helligkeit zunahm. Er wuchs noch mehr und erreichte ſeinen größten Glanz (4. bis 5. Größe) am 20. Dezember, nahm dann mit Schwankungen ab bis zum 23., wo er ſchwächer als fünfte Größe war und von Anderſon geſehen wurde. Sofort nach Bekanntwerden dieſer Entdeckung machten ſich die großen aſtrophyſiſchen Obſervatorien in Europa und Amerika an die Beobachtung des neuen Geſtirns. Der Stern erſchien natürlich, wie alle Fixſterne, als ein kleiner Lichtpunkt, an dem außer etwaigen Helligkeitsſchwankungen nichts weiter wahrzunehmen blieb. Erſt die Anwendung des Spektroſkops, beſonders die photographiſchen Aufnahmen des Spektrums, wie ſie in Cambridge, London, Pulkowa und beſonders auf dem aſtrophyſikaliſchen Obſervatorium bei Potsdam ausgeführt wurden, ließen das wahre Weſen des Vorgangs, der ſich tief im Himmelsraum abſpielte, klar erkennen. Die Aufſchlüſſe, welche auf dieſe Weiſe erhalten wurden, waren merkwürdig genug; ſie lehrten unzweideutig, daß es ſich bei dem Vorgange um eine ungeheure Weltkataſtrophe handelte, dergleichen auch der Flug der erhabenſten menſchlichen Phantaſie ſich nicht in ihrer ganzen Größe vorſtellen kann. Das Aufleuchten des vorher unſichtbaren Sternes wurde veranlaßt durch Zuſammentreffen mehrerer Himmelskörper mit einander, von denen der eine mit einer Geſchwindigkeit von mehr als 100 geographiſchen Meilen in der Sekunde ſich in der Richtung auf uns zu bewegte, während ein zweiter mit etwa halb ſo großer Geſchwindigkeit ſich in der entgegengeſetzten Richtung entfernte. Nach der Anſicht von Vogel iſt der Vorgang ſo zu deuten, daß der eine dieſer Körper bei ſeinem Lauf durch das Univerſum einem Syſtem von Weltkörpern begegnete und durch nahen Vorübergang oder Zuſammenſtoß mit letzteren in hohen Glühzuſtand verſetzt wurde. Prof. Seeliger nimmt an, daß ein mit großer Geſchwindigkeit begabter Weltkörper in eine kosmiſche Wolke von ſehr dünn zerſtreuter Materie eingetreten ſei. Sobald dies geſchehen, wird eine oberflächliche Erhitzung eintreten, es werden ſich Verdampfungsprodukte um den Körper bilden und dieſe ſich zum Teil von ihm ablöſen, wobei ſie ſehr ſchnell diejenige Geſchwindigkeit annehmen, welche die nächſten Teile der Wolke beſitzen. Merkwürdigerweiſe wurde der neue Stern, nachdem er Ende April völlig unſichtbar geworden war, im Auguſt plötzlich wieder heller und blieb unter kleinen Lichtſchwankungen etwa zehnter Größe. Das Ausſehen des Sternes hatte ſich, nach den Wahrnehmungen auf der Lick-Sternwarte, erheblich geändert, denn er erſchien wie von einer feinen Nebelhülle umgeben, und ſein Spektrum war völlig übereinſtimmend mit denjenigen der kosmiſchen Nebelflecke. Auch dieſe Wahrnehmungen ſprechen durchaus für die Annahme, daß der Vorgang als Zuſammenſtoß kosmiſcher Maſſen aufzufaſſen iſt. Denkt man ſich ſolche Maſſen, etwa zwei Fixſterne, aufeinander prallend, ſo muß augenblicklich infolge des Zuſammenſtoßes eine ſo ungeheure Wärmeentwickelung ſtattfinden, daß beide Körper völlig vergaſen. Ihre nunmehr in den gasförmigen Zuſtand übergangene Materie wird ſich nach allen Richtungen hin ausdehnen und einen Nebelfleck bilden, deſſen Größe von der Maſſe und Geſchwindigkeit der aufeinander geſtoßenen Körper abhängt. Dieſe Ausdehnung kann aber nicht momentan erfolgen, ſondern braucht Zeit, welche bei den ungeheuren Dimenſionen, um die es ſich hier handelt, nach Wochen und ſelbſt nach Monaten zu bemeſſen iſt. In dem Grad aber, wie die Nebelmaſſe ſich ausdehnt, muß ihre Temperatur ſinken, ihre Leuchtkraft vermindert ſich, und das ganze Gebilde, welches ſich aus Fixſternentfernung geſehen als heller Stern darſtellt, muß an Helligkeit verlieren.

Zuletzt zeigt ſich die Maſſe nicht mehr als Stern, ſondern als kosmiſcher Nebel. Dieſe Erklärung des Vorgangs, welche ich bereits früher gegeben, findet in den Beobachtungen an dem Stern des Jahres 1892 ihre vollſtändige Beſtätigung. Weil der Stern zuletzt das Ausſehen eines kleinen runden Nebels mit einem ſternartigen Punkt im Centrum zeigte, iſt die Vermutung nicht ohne Grund, daß andere Nebelflecke des Himmels, die ebenſo ausſehen, und welche man, weil ſie ein rundes Scheibchen zeigen, planetariſche Nebel nennt, auf gleiche Weiſe entſtanden ſind. Die Anzahl dieſer nur in mächtigen Teleſkopen ſichtbaren planetariſchen Nebel iſt gering, und aus den photographiſchen Aufnahmen einiger derſelben ſchließt Prof. Scheiner, daß deren centrale Sterne durchaus keine Fixſterne in dem gewöhnlichen Sinne ſind, ſondern nebelige Verdichtungen von bisweilen unregelmäßiger Form.

Die Nebelflecke des Himmels ſind überhaupt höchſt merkwürdige Gebilde, die aber wegen ihrer großen Lichtſchwäche ſich bis in die neueſte Zeit der genauen Unterſuchung entzogen. Herſchel I, welcher ſich zuerſt anhaltend mit ihrer Beobachtung beſchäftigte, erklärte ſie für kosmiſche Dunſtmaſſen, aus denen ſich im Laufe unzählbarer Jahrtauſende Fixſterne bilden, und ſagte ſehr richtig, daß die Menge des im Weltraum ausgeteilten Nebels die Begriffe des Menſchen überſteige. Durch die Spektralanalyſe wiſſen wir heute, daß dieſe kosmiſchen Nebel ſehr verdünnte glühende Gasmaſſen ſind, deren Temperatur bei weitem nicht ſo hoch ſein kann, als diejenige der Fixſterne und unſerer Sonne. Die Anwendung der Photographie hat nun in den letzten Jahren einen ungeheuren Reichtum des Univerſums an ſolchen kosmiſchen Nebeln enthüllt. An Stellen des Himmels, wo ſelbſt die mächtigſten Teleſkope keine Spur von Nebelflecken erkennen laſſen, zeigt die photographiſche Platte, nachdem ſie ſtundenlang exponiert worden, große und merkwürdig geformte Nebel, welche nicht ſelten durch lange Arme mit anderen oder auch mit Sternen in Verbindung zu ſtehen ſcheinen. Im Sternbilde des Orion hat Lord Roſſe vor Jahren mit ſeinem Rieſenteleſkop einen ſchwachen Nebel in der Nähe eines hellen Sterns entdeckt; als Prof. Wolf dieſe Region im Jahre 1891 photographiſch aufnahm, fand er nach $5^{1}/_{2}$ ſtündiger Expoſition ſeiner Platte, daß der Roſſe'ſche Nebel nur einen kleinen Teil der dort wirklich vorhandenen Nebelmaſſe bildet, daß dieſe den Anblick eines rieſigen Wirbels darbietet, den oben erwähnten hellen Stern umſchließt und durch Ausläufer mit anderen in Verbindung ſteht. Auch im Sternbild des Schwanes hat der genannte Aſtronom weit ausgedehnte Nebel entdeckt, von denen nur die hellſten Teile von den größten Fernrohren direkt geſehen werden können. Viele helle Sterne erſcheinen dort durch Nebelmaſſen mit einander und mit der Milchſtraße in Verbindung. Barnard hat auf der Lick-Sternwarte im Dezember vorigen Jahres die Umgebung des bekannten Sternhaufens der Plejaden photographiſch aufgenommen. Die Platte wurde zwei Abende nach einander genau auf den nämlichen Punkt des Himmels gerichtet und am erſten Abend 5, am nächſten $5^{1}/_{4}$ Stunden lang exponiert. Als ſie dann entwickelt worden, zeigte ſich, daß die ganze Umgebung der Plejaden von großen Strömen nebeliger Materie umgeben iſt, auch innerhalb dieſer Sterngruppe zeigten ſich Nebel, (welche ſchon bekannt waren), und dieſe bilden einen Teil der größeren Nebelſtröme. Das ſind höchſt unerwartete, merkwürdige Ergebniſſe, die weite Perſpektiven eröffnen, aber zum Teil noch der Erklärung harren. Die wahre Ausdehnung dieſer Nebelſtröme im Univerſum beträgt zweifellos viele Milliarden, vielleicht ſogar Billionen Meilen, und die Rolle, welche ſie im Haushalt der Schöpfung ſpielen, iſt ſicherlich eine dieſer Größe entſprechende, aber ſie iſt uns noch unbekannt und harrt der Aufklärung durch weitere Forſchungen.

Zum Schluſſe muß ich noch einiger Unterſuchungen gedenken, deren bisherige Ergebniſſe von ganz beſonderem Intereſſe erſcheinen. Man kennt am Himmel eine Anzahl von Sternen, die in gewiſſen Zeitperioden ihre Helligkeit wechſeln, und welche deshalb veränderliche Sterne genannt werden. Unter ihnen iſt einer der merkwürdigſten der Stern Algol im Bilde des Perſeus. Wie Montanari im Jahre 1667 zuerſt bemerkte, zeigt dieſer Stern alle 2 Tage 21 Stunden eine Abnahme ſeiner Helligkeit, die aber nur auf 8 bis 9 Stunden beſchränkt iſt. Zur Erklärung dieſes Lichtwechſels hat man die verſchiedenſten Hypotheſen aufgeſtellt, darunter auch die, daß die Helligkeitsabnahme durch Vorübergang eines dunklen Körpers vor dem Algol ſtattfinde, daß ſich alſo für den Anblick von der Erde aus alle 2 Tage 21 Stunden eine teilweiſe Verfinſterung des Algol ereigne. Am Fernrohr läßt ſich ſolche natürlich nicht genau erkennen, da Algol wie alle Fixſterne ſich nur als Lichtpunkt zeigt. Da iſt es nun die Spektralphotographie, welche das Problem gelöſt hat. Im Winter 1889/90 wurden auf dem aſtrophyſikaliſchen Obſervatorium zu Potsdam photographiſche Aufnahmen vom Spektrum des Algol erhalten. In dieſem Spektrum zeigen ſich feine dunkle Linien, und die Ausmeſſung derſelben ergab, daß ſie, wenn der Stern an Licht abnimmt, etwas gegen das rote Ende des Spektrums verſchoben ſind, dagegen während der Lichtzunahme etwas gegen das blaue Ende. Nun lehrt die Phyſik, daß, wenn ein leuchtender Körper ſich mit großer Geſchwindigkeit dem Beobachter nähert, alsdann die Linien in ſeinem Spektrum gegen das blaue Ende verſchoben werden; entfernt er ſich dagegen von dem Beobachter, ſo zeigen ſie eine Verſchiebung gegen Rot. Aus der Größe dieſer Verſchiebung kann man außerdem die Geſchwindigkeit der Bewegung des leuchtenden Körpers berechnen. Wendet man dieſe Sätze auf die Wahrnehmungen am Spektrum des Algol an, ſo ergibt ſich, daß letzterer ſich während der Lichtabnahme von der Erde entfernt, während der Lichtzunahme aber ihr wieder nähert. Dieſes kann aber regelmäßig nur ſtattfinden, wenn Algol von einem weniger hellen oder dunklen Körper umkreiſt wird, oder genauer, wenn beide ihren gemeinſamen Schwerpunkt umkreiſen. Die Geſchwindigkeit der Bahnbewegung des umlaufenden Begleiters ergibt ſich zu 12 Meilen in der Sekunde, und da man die Dauer ſeines Umlaufs, welche 2 Tage 21 Stunden beträgt, kennt, ſo kann man den Umfang ſeiner kreisförmigen Bahn und daraus den Durchmeſſer derſelben leicht berechnen, ebenſo aus der 8—9ſtündigen Dauer der Lichtzu- und abnahme die Durchmeſſer beider Sterne. Prof. Vogel findet auf dieſe Weiſe für den Durchmeſſer des Algol 230000 Meilen, für den Durchmeſſer ſeines Trabanten 180000 und für den Abſtand der Mittelpunkte beider 700000 Meilen. Ein Körper, der ſich in dieſer Entfernung von unſerer Sonne befände, würde ſeinen Umlauf um dieſe in kürzerer Zeit vollbringen, weil die Sonne eine größere Maſſe hat. Daraus kann man ſchließen, daß die Maſſe (das Gewicht) des Algol und ſeines Trabanten zuſammen nur $^{2}/_{3}$ der Sonnenmaſſe ausmacht. Wenn man bedenkt, daß der Stern Algol auch im größten Fernglaſe nur als unteilbarer Punkt erſcheint und ſein Begleiter unſeren Augen überhaupt entzogen iſt, ſo muß man mit Recht erſtaunen über den Scharfſinn des menſchlichen Geiſtes, dem es gelungen iſt, die Größe jener fernen Sonne zu meſſen und den Stern mit ſamt ſeinem unſichtbaren Begleiter gleichſam auf einer Wage zu wiegen! Noch bei einem anderen veränderlichen Sterne, der ſich in der Konſtellation der Leyer befindet, und deſſen Lichtwechſel ſich in nahe 13 Tagen vollzieht, hat die Spektralphotographie die Urſache der Helligkeitsänderungen darin erkennen laſſen, daß wenigſtens zwei, vielleicht auch mehrere helle Sterne in großer Nähe einander umkreiſen. Stehen beide Sterne für den Anblick von der Erde neben einander, ſo kann ſie zwar kein Fernrohr einzeln zeigen, denn wegen ihrer ungeheuren Entfernung zeigt ſich auch dann nur ein einziger Lichtpunkt, derſelbe iſt aber jetzt am hellſten. Treten dagegen während des Umlaufs die beiden Sterne vor oder hinter einander, indem einer den anderen bedeckt, ſo iſt die Helligkeit am geringſten. Die Unterſuchungen über dieſen Stern ſind jedoch noch nicht abgeſchloſſen, ſodaß über die Bahn und Größe desſelben Genaueres der Zukunft vorbehalten bleiben muß. Jedenfalls zeigen dieſe neueſten Unterſuchungen, daß die heutige Aſtronomie Wege mit Glück beſchritten hat, welche völlig ungeahnte Aufſchlüſſe verheißen. Vieles, was unſeren Vorfahren unmöglich erſchien, iſt möglich geworden, ganz neue Probleme ſind hervorgetreten, und am Schluſſe des gegenwärtigen Jahrhunderts kann die Aſtronomie mit Stolz zurückblicken auf die Aufſchlüſſe, welche ſie über das Univerſum errungen hat. Zwar die Grenze des welterfüllten Raumes hat kein Rohr erreicht, und niemand kennt das Ziel, nach welchem die Millionen von Sternen hineilen, aber immer mehr lüftet ſich das Dunkel, welches uns von allen Seiten umgibt, und in großen Zügen wird uns allmählich eine Weltordnung erkennbar, von der die Vergangenheit keine Ahnung beſaß, eine Weltordnung, in der auch intelligente Weſen außerhalb unſerer Erde eine Rolle ſpielen.

Im Nebel der Großſtadt.

Dicht ſchleicht und grau der Nebel durch die Straßen
Und legt ſich feucht auf Angeſicht und Kleid,
Und durch den trüben Schmutz der dumpfen Gaſſen
Treibt raſtlos fort das Leben unſrer Zeit.

Der Räder Raſſeln, abgetrieb'ner Gäule
Ungleicher Hufſchlag macht ſo müd' das Ohr,
Und, ein Atom im wirren Menſchenknäule,
Kommt ſich die Seele fremd und einſam vor.

Da dringt durch Dunſt und Nebel, Lärm und Brauſen
Ein wunderbarer, weicher, hehrer Klang,
Als töne durch das anſpruchsvolle Sauſen
Des Zeitenrades himmliſcher Geſang.

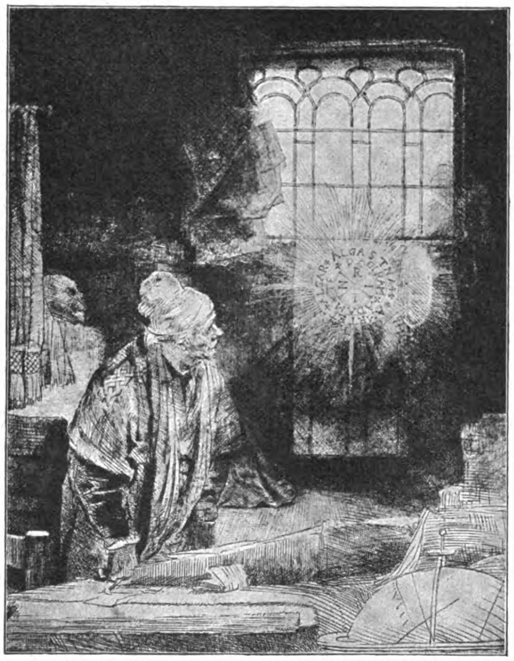
Es ſchwebt wie Friedenshymnen, Heimatlieder,
Wie traute Freundesſtimme an das Herz —
Ja, Sonntag iſt's! — jetzt weiß ich es erſt wieder —
Und Kirchenglocken rufen himmelwärts.

So lang' *die* Stimme noch durchs Weltgebrauſe
Und durch die dichten Nebelſchleier bricht,
So lang' gedenkt man Dein im Vaterhauſe,
So lang', o Menſchenherz, verzage nicht.

H. von Krauſe (C. v. Hellen).

Der geſchichtliche Fauſt.

Von Karl Kieſewetter.



Dr. Fauſt. Radierung von Rembrandt aus dem Jahre 1648.

Es iſt eine allgemeine geſchichtliche Erfahrung, daß jedesmal dann, wenn eine alte Weltanſchauung ſich überlebt hat und eine neue Zeit herauſſteigt, ſich weiter Bevölkerungsſchichten ein wahrer Heißhunger nach dem Überſinnlichen, dem Geheimnisvollen bemächtigt. So war es in den Jahrhunderten kurz vor und nach Chriſtus; ſo war es in der Reformationszeit, ſo iſt es in der Gegenwart. Überall ſehen wir mehr oder weniger feſt geſchloſſene Sekten, geheime Geſellſchaften, myſtiſche Philoſophenſchulen und einzelne Perſönlichkeiten auftreten, welche der Reiz des Geheimnisvollen, des Magiſchen umgibt. Aus der altchriſtlichen Zeit will ich nur an die verſchiedenen Gnoſtikerſekten, an die Neuplatoniker, an Apollonius von Tyana und an Simon Magus, aus der Gegenwart aber an die mindeſtens 20 Millionen zählenden Anhänger der verſchiedenen ſpiritiſtiſchen Schulen erinnern.

Dieſes Treiben erreichte während der Reformationszeit ſeinen Höhepunkt: einerſeits verbrannte man die Hexen zu Tauſenden, andererſeits beſchäftigten ſich zahlreiche Fürſten und hohe katholiſche Geiſtliche mit den Geheimwiſſenſchaften; gelehrte Magier, Alchymiſten und Aſtrologen ſtanden überall in hohem Anſehen, und der Schweizer Paracelſus konnte es wagen, auf dieſe Disziplinen ein neues Syſtem der Arzeneikunde zu gründen.

Hunderte berühmter Wundermänner könnten hier genannt werden, von denen jedoch keiner ſo mit dem Volksgeiſte verwachſen iſt, als der „weltbeſchreite“ Dr. Fauſt, deſſen Name zum Symbol deutſchen Forſcherdranges wurde, obgleich ſeine geſchichtliche Perſon ſehr wenig der Goetheſchen Idealgeſtalt entſpricht, und ſogar das Andenken an dieſe Perſon faſt gänzlich erloſchen iſt. Trotzdem hat der alte Hexenmeiſter ſo gut gelebt, wie jeder der geſchätzten Leſer, und wir können ihn vollkommen mit den modernen Hypnotiſeuren und Berufsmedien vergleichen.

Fauſts Name wird zum erſtenmal in einem Briefe des gelehrten Abtes Johann Trithemius an den kurpfälziſchen Hofaſtrologen Johann Wirdung in Haßfurt vom 20. Auguſt 1507 und zwar in höchſt unrühmlicher Weiſe genannt. Trithemius ſagt, daß er Fauſts Wege zu Gelnhauſen während ſeiner in das Frühjahr 1505 fallenden Rückreiſe vom Hofe Joachim Neſtors nach Speier gekreuzt habe. Fauſt habe jedoch ſeine Ankunft nicht abgewartet, ſondern ihm nur durch einen Bürger eine Art Viſitenkarte mit folgendem prahleriſchem Titel überſandt: „Magiſter Georg Sabellicus, Fauſtus junior, Quellbrunn der Nekromanten, Aſtrolog, Zweiter der Magier, Chiromant, Aeromant, Pyromant, Zweiter in der Hydromantie.“ — Außerdem erzählt Trithemius noch, Fauſt habe in Würzburg geprahlt, die Wunder Chriſti nachthun, und zu Gelnhauſen renommiert, die Werke des Plato und Ariſtoteles beſſer als vorher aus dem Gedächtnis herſtellen zu können, falls ſie verloren gingen. Endlich habe der von Trithemius „Landſtreicher, leerer Schwätzer und betrügeriſcher Strolch“ genannte Zauberer durch Vermittelung des Franz von Sickingen eine Schulmeiſterſtelle zu Kreuznach erhalten, von wo er jedoch wegen Sittlichkeitsvergehen geflohen ſei. So weit der gelehrte Abt, deſſen Zeugnis vielleicht nicht frei von Kunſtneid iſt, inſofern er ſelbſt einer der berühmteſten Magier ſeiner Zeit war.

Es könnte nun ſcheinen, als ſei der eigentliche Name dieſes Zauberers Georg Sabellicus geweſen, und Fauſtus junior nur ein Beiname, den ſich Sabellicus nach einem älteren berühmten Magier, in welchem man ganz irrtümlich den Mainzer Drucker Johann Fuſt ſehen wollte, beigelegt habe. In Wirklichkeit verhält ſich aber die Sache wohl anders, wie wir ſogleich ſehen werden.

Am 7. Oktober 1513 ſchreibt nämlich der Gothaer Kanonikus Mutianus Rufus an einen Freund, daß er vor acht Tagen einen Chiromanten, der ſich „Georg Fauſt, der Heidelberger Halbgott“, nenne, in einem Erfurter Gaſthaus habe aufſchneiden hören. An der Identität dieſer Perſönlichkeit mit der von Trithemius erwähnten iſt nicht zu zweifeln, und ſehr bemerkenswert iſt, daß der Name Sabellicus in Wegfall gekommen, die charakteriſtiſche Bezeichnung „der Heidelberger Halbgott“ aber hinzugetreten iſt.

In den alten Heidelberger Univerſitätsakten findet ſich nun die Nachricht, daß „Johannes Fauſt ex Simern“ am 15. Januar 1509 nebſt fünfzehn anderen Studenten unter dem Dekanat des Laurentius Wolff aus Speier zum Baccalaureus der Theologie promoviert wurde. In dem vormaligen Fürſtentum Simmern lag Knittlingen, welches nach dem Zeugnis Melanchthons, Wiers und Lercheimers die Heimat des von ihnen und anderen übereinſtimmend Johann Fauſt genannten Zauberers iſt. Eine bekannte Gelehrtenſitte des Mittelalters iſt aber, ſich nach dem Vaterland, nicht nach der Vaterſtadt zu nennen, wozu noch kommt, daß ſich obige Angabe, daß in Fauſts Promotion ſechzehn Studenten geſtanden, im älteſten Fauſtbuch von 1587 wiederholt, deſſen Manuſkript der Herausgeber Spieß aus Speier, der Heimat Wolffs, erhielt.

Faſſen wir nun alles Geſagte zuſammen, ſo kommen wir zu dem Schluß, daß der Georg Fauſt-Sabellicus und Johann Fauſt ein und dieſelbe Perſon ſind. Der aller Wahrſcheinlichkeit nach um 1490 zu Knittlingen geborene Johann Fauſt trieb ſich von etwa 1505 an als fahrender Schüler in Süddeutſchland umher und nannte ſich zur Bemäntelung ſeiner ſchlechten Streiche Georg Sabellicus, wohl nach dem italieniſchen Humaniſten gleichen Namens, deſſen Schriften er nach den Fauſtbüchern eifrig ſtudierte; Georg war vielleicht ſein zweiter Vorname, und ſeinem nom de guerre hängt er den verſchämten Appendix Faustus junior, der junge — nicht der jüngere — Fauſt an. In Heidelberg wird er unter ſeinem wahren Namen inſkribiert und nennt ſich auf weiteren Zügen in ſeiner prahleriſchen Weiſe den „Heidelberger Halbgott“, nur noch den unrichtigen oder halbrichtigen Vornamen Georg beibehaltend, bis er, durch den Erfolg kühn gemacht, der ſtaunenden Mitwelt unter ſeinem wahren Namen als der berühmte Zauberer Johann Fauſt entgegentritt.

Vroni. Nach dem Gemälde von F. von Defregger.

Unſerem Zauberer begegnen wir 1516 zu Kloſter Maulbronn wieder, wo er den noch erhaltenen Fauſtturm bewohnte und daſelbſt ſeinem Schulkameraden, dem Abt Johannes Entenfuß aus Unteröwisheim (1512 bis 1525), durch Künſte der Alchymie das infolge übergroßer Bauluſt ſchlaff gewordene Geldbeutelein wieder füllen ſollte. Eine Tradition behauptet irrtümlich, daß Fauſt zu Maulbronn geſtorben ſei.

Im Jahre 1519 befand ſich Fauſt in Bamberg, wo ihm nach einem alten Rechnungsbuch des dortigen biſchöflichen Hofes zehn Gulden Honorar für eine dem Biſchof geſtellte Nativität gezahlt wurden. Dieſer Biſchof war Georg III., Erbſchenk von Limburg (1505—1522), ein vertrauter Freund und Ratgeber von Kaiſer Maximilian I. Durch ihn könnte Fauſt vielleicht in Beziehungen zu dieſem Kaiſer, von welchen das Fauſtbuch von 1587 ſo viel erzählt, und die auch Johann Wier andeutet,*) gekommen ſein.

Nach dem Jahre 1520 taucht Fauſt in Erfurt auf, wo er anſcheinend an der Univerſität Vorleſungen hielt und als „ein fein gelehrter Mann“ galt. Auch hier rühmte er ſich, ähnlich, wie er bei Trithemius bezüglich Platos und Ariſtoteles’ that, die verlorenen Stücke des Plautus und Terenz wieder herzuſtellen, und ſoll den Studenten die Geiſter der homeriſchen Helden citiert haben, was mit Hilfe der von ſeinem Zeitgenoſſen Agrippa von Nettesheym in der Occulta Philosophia erwähnten Zauberlaterne leicht geſchehen konnte. Schließlich wurde er auf Veranlaſſung des von 1520—1556 amtierenden Franziskanerguardians und Dompredigers Dr. Klinge ausgewieſen. Von Fauſts Aufenthalt in Erfurt werden eine ganze Anzahl Zauberſchwänke erzählt, und noch heute iſt daſelbſt ſein Andenken ſehr lebendig, inſofern man ſein Wohnhaus und das Dr. Fauſtgäßchen zeigt.

Der proteſtantiſche Theologe Johann Gaſt traf hierauf Fauſt 1525 zu Baſel an und ſpeiſte mit ihm zu Nacht. Dem ehrlichen Gaſt will es bedünken, als ob Fauſts Pferd und Hund Teufel und die von dem Zauberer zur Mahlzeit geſpendeten Vögel hölliſchen Urſprungs ſeien. Auch erzählt er, daß Fauſt ungaſtlichen Mönchen einen Poltergeiſt ins Kloſter gebannt habe, eine Sage, welche auch die Zimmernſche Chronik berichtet.

In dem gleichen Jahre ſoll ſich Fauſt in Leipzig aufgehalten und den berühmten Faßritt aus Auerbachs Keller unternommen haben. Dieſe Nachricht von Fauſts Aufenthalt in Leipzig ſteht auf ſehr unſicherem Boden, inſofern ſie zuerſt 1717 bei dem Annaliſten Vogel vorkommt. Aber mag Fauſt auch wirklich in dieſem Jahr in Leipzig geweſen ſein, ſo kann er doch nimmermehr in Auerbachs Keller ſeine Schwänke getrieben haben, da Auerbachs Hof erſt 1530 erbaut wurde. Nun ſollen aber für das Jahr 1525 die beiden alten Fauſtbilder mit dieſer Jahreszahl in Auerbachs Keller, welche den Faßritt und das darauf folgende Bacchanal darſtellen, beweiſend ſein. Dem widerſpricht jedoch, daß auf dem einen Bild Fauſts um das Jahr 1541 fallender Tod erwähnt wird, und daß die Trachten der Studenten ꝛc. die ein volles Jahrhundert ſpäter üblichen ſind. Wahrſcheinlich wurden die Bilder im Jahre 1636 gemalt und die Jahreszahl 1525 aus Widmanns 1599 erſchienenen Fauſtbuch darauf geſetzt, weil in demſelben geſagt wird, daß Fauſt in dieſem Jahr ſein Treiben „erſt recht“ begonnen habe. Nirgends aber wird in einem der alten Fauſtbücher Auerbachs Keller erwähnt.

Eine Nachricht des oben angeführten Agrippa von Nettesheym aus dem Jahre 1528 von der Berufung eines berühmten deutſchen Zauberers an den franzöſiſchen Hof, welche mit größter Wahrſcheinlichkeit auf Fauſt bezogen werden kann, übergehe ich, weil Agrippa keinen Namen nennt. Ebenſo laſſe ich die ſpäteren unbedeutenden Fauſtnachrichten des Züricher Naturforſchers Geßner, des Droißiger Pfarrers Andreas Hondorff, des ſchweizeriſchen Reformators Heinrich Bullinger und ſeines Schwiegerſohns Ludwig Lavater, des brandenburger Hofalchymiſten Thurneyſſer, des Jeſuiten Delrio und des Juriſten Gödelmann beiſeite, während ich aus der Fauſtnachricht des 1539 ſchreibenden Wormſer Stadtphyſikus Begardi nur erwähne, daß nach dieſem Autor Fauſt „vor etlichen Jahren“ alle Länder durchſtrich, ſich einen Philosophus Philosophorum nannte, ſich ſeiner Kenntniſſe in der Medizin, Chiromantie, Nekromantie, Phyſiognomik und Kryſtallſeherei höchlichſt rühmte und unzählige Leute um ihr Geld prellte.

---

*) Der Raum geſtattet mir nicht auf Einzelheiten einzugehen, ich verweiſe jedoch auf mein Buch: „Fauſt in der Geſchichte und Tradition.“

Eine ſehr wichtige Nachricht verdanken wir Melanchthon, welcher ſagt, er habe einen gewiſſen, aus dem ſeiner Heimat (Bretten) benachbarten Städtchen Kundling**) gebürtigen Johann Fauſt gekannt, welcher zu Krakau die Magie ſtudiert habe und weit und breit umhergeſtreift ſei. In Venedig hätte er fliegen wollen und dabei beinahe ſein Leben eingebüßt. Er ſei ein ſehr ausſchweifender Menſch geweſen und aus Wittenberg entflohen, als ihn Johann der Beſtändige habe verhaften laſſen wollen; auch aus Nürnberg ſei er entflohen. Er habe geprahlt, durch ſeine Zauberei die Siege des Kaiſers in Italien erfochten zu haben, und ſei endlich in einem württembergiſchen Dorf vom Böſen getötet worden. Endlich habe Fauſt einen Hund von teufliſcher Natur mit ſich geführt.

Hier ſehen wir zum erſtenmal Fauſts Geburtsort von einem ſeiner Bekannten in unverdächtiger Weiſe ſicher geſtellt, ebenſo Beziehungen zu Wittenberg, von denen die Fauſtbücher ſo viel erzählen. Dabei will ich bemerken, daß daſelbſt das Fauſtſche Haus ermittelt wurde; es iſt noch erhalten und in der Bürgermeiſtergaſſe neben dem Hauſe Hans Luffts, des Lutherſchen Bibeldruckers, gelegen. Auch wurde unlängſt ein bald zu erwähnender, in Wittenberg gedruckter Höllenzwang Fauſts entdeckt. Was nun die Angabe anlangt, daß Fauſt zu Krakau Magie ſtudierte, ſo iſt zu bemerken, daß dort, wie in Toledo und Salamanca, die ſogenannte natürliche Magie, d. h. ein Gemiſch rudimentärer naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, naturhiſtoriſcher Fabeleien der alten Schriftſteller, Aſtrologie ꝛc., wirklich gelehrt wurde. Dabei liefen aber uralte von den Juden aus dem Orient gebrachte hypnotiſche Kunſtſtücke mit unter, die in jener Zeit verzweifelt nach Schwefel rochen. Das übrige mag auf Prahlereien Fauſts beruhen.

Auch in Luthers Tiſchreden wird Fauſt kurz erwähnt.

Ähnliche Angaben wie Melanchthon macht der berühmte Bekämpfer der Hexenprozeſſe, Fauſts Zeitgenoſſe, Johann Wier. Auch nach ihm iſt Fauſt in Knittlingen geboren, ſtudierte in Krakau die Magie und ſtarb in einem württembergiſchen Dorf um das Jahr 1540.

Der Juriſt Philipp Camerarius, Sohn von Melanchthons beſtem Freund, erzählt den von Goethe nach Auerbachs Keller verlegten Schwank von der Verwandelung der Naſen angeheiterter Zechbrüder in Trauben durch Fauſt. Dieſer Schwank könnte, wie viele andere von Fauſt berichtete, auf Hypnotismus beruhen; wenigſtens führte ihn Carl Hanſen in Meiningen auf meine Anregung unter großem Beifall der Zuſchauer aus.

Der Theologe Johann Prätorius, welcher unter dem Namen Auguſtin Lercheimer ſchrieb, beſtätigt in ſeinem „Bedenken von der Zauberei“ Melanchthons Angaben und erzählt eine Anzahl Fauſtanekdoten, welche in die Spieß- und Widmannſchen Fauſtbücher übergingen, die außerdem noch auf Fauſt übertragene Anekdoten von älteren Zauberern, Biographiſches, Tradition und freie Erfindung enthalten.

Der Graf Chriſtoph Froben von Zimmern ſagt endlich in ſeiner 1567 geſchriebenen Zimmernſchen Chronik, daß der „wunderbarliche nigromanta“ Fauſt in dem Städtchen Stauffen im Breisgau zur Zeit des Reichstags von Regensburg (1541) elend geſtorben ſei. Seine ſchriftliche Hinterlaſſenſchaft, um die ſich viele beworben, ſei an den Grafen (Anton) von Stauffen gekommen. Fauſt hat alſo thatſächlich Schriftliches hinterlaſſen, obſchon man bis zur Gegenwart annahm, ſämtliche ihm zugeſchriebene Zauberbücher ſeien untergeſchobene Machwerke. Indeſſen machte ich in meinem Fauſtbuch die Echtheit von wenigſtens einem der 16 exiſtierenden Höllenzwänge wahrſcheinlich. Mein Buch war kaum erſchienen, als mir Herr Geh. Hofrat Dr. Pertſch, Oberbibliothekar in Gotha, mitteilte, daß ſich auf der dortigen Bibliothek der — wohl allein noch exiſtierende — Originaldruck des Fauſtſchen Höllenzwangs, Wittenberg, 1540, befinde. Er ſtellte ihn mir mit größter Gefälligkeit zur Verfügung.

Das Buch iſt auf Pergament in deutſcher Sprache, 28 Seiten Oktav, gedruckt und enthält die Anweiſung zur Beſchwörung von ſechs böſen Geiſtern, ſowie die früher ſo berufene Kunſt, geſpenſtiſche Reiter ins Feld zu ſtellen. Der Einband des Höllenzwangs beſteht in mit Pergament überzogenen Holztafeln mit Meſſingecken und einer Schließkramme zur Aufnahme eines Vorlegeſchloſſes. Das Buch iſt keine Originalarbeit Fauſts, ſondern die von ihm herrührende deutſche Bearbeitung eines älteren lateiniſchen, von dem Hofmagier Kaiſer Friedrichs II., dem 1266 geſtorbenen Michael Scotus, geſchriebenen Zauberbuchs. Intereſſant iſt die mit Tinte auf dem Titelblatt entworfene Zeichnung eines Raben mit einem Blatt im Schnabel; dieſelbe beweiſt nämlich auf hier nicht zu erörternde Weiſe die Echtheit von zwei anderen Fauſt zugeſchriebenen Zauberbüchern, welche den Titel „Magia naturalis et innaturalis nigra etc.“ und „Miracul-Kunſt- und Wunderbuch oder die ſchwarze Rabe u. ſ. w.“ führen. Fauſt hinterließ alſo nachgewieſenermaßen drei Zauberbücher.

Was nun die Perſönlichkeit Fauſts anlangt, ſo wird derſelbe als ein „hochruckeriges (buckeliges) Männlein, eine dürre Perſon, habend ein kleines grauwes bärtlin“ geſchildert. Nach dieſer anſcheinend begründeten Schilderung Widmanns hat Rembrandt Fauſt gezeichnet und deſſen Schüler Jan Joris van Vlient um 1630 radiert.

---

*) Wahrſcheinlich aus der alten Form Cnudelingen entſtanden.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Verkaufen müſſen?“ fragte Barten erſchrocken. „Hat Ihr Mann denn wenigſtens leidlich verkauft, Frau Berger?“

„Ach du meine Güte! Leidlich verkauft, Herr Baron! Nich 'nen Nickel hat er 'rausgekriegt, un froh is er jeweſen, daß ihm der Holzfritze 's Haus man bloß abjenommen hat! Aber 's jing ja nich anners — denn ſeit der Schinka Pleite jejangen is, kam's Schlag auf Schlag — und nu is unſer ganzes bißchen Erſpartes, was hier im Hauſe ſteckte, hin, un mein armer Oller kann wieder von vorne anfangen —“

Barten kannte die Leidensgeſchichte mit Herrn Schinka wenigſtens in großen Umriſſen. Erſt jetzt aber brachte er die Einzelheiten aus der erregten Frau heraus. Wie Berger durch Dornberg veranlaßt wurde, für den Bauunternehmer Arbeit zu übernehmen — wie Dornberg ſich, ſo lange Schinka noch leidlich zahlungsfähig war, zunächſt mit ſeiner Reſtforderung an Berger bezahlt gemacht hatte — und wie der bedauernswerte Bautiſchler dann mit dem übrigen Teil ſeiner Forderung das Nachſehen gehabt habe. „Un der Schuft fährt nach wie vor mit Jummirädern, wenn och Exkution fruchtlos un der Jerichtsvollzieher Stammgaſt bei ihm is!“ ſchluchzte die Frau. „Niſcht hat er, aber 'ne Tante hat er, der allens jehört, un jetzt ſoll er ja mit Dornberg wieder 'n Geſchäft vorhaben. — Der Dornberg — wenn Sie wüßten, Herr Baron, was der ſchon vor 'ne Maſſe arme Handwerker uf 'n Jewiſſen hat —“ Sie ſchien noch mehr ſagen zu wollen, aber ſie brach plötzlich ab. Ihr fiel wohl ein, daß ja Herr von Barten auch mit Dornberg in Verbindung ſtand — in freundſchaftlicher ſogar.

„Sie urteilen gewiß zu hart in Ihrer Erregung, gute Frau, hart und ungerecht. Ich habe ſchon einmal mit Herrn Dornberg über die Angelegenheit geſprochen, und er hat mir auf das beſtimmteſte verſichert, daß er Ihren Mann ausdrücklich gewarnt hätte, dem Baumeiſter Schinka gegenüber vorſichtig zu ſein!“ fühlte ſich Klaus denn auch verpflichtet, den Abweſenden zu verteidigen.

Frau Berger lachte laut auf. „Mit der rechten Hand abgeraten und mit der linken jewinkt: wenn Du nich zugreifſt, ſchnür' ich Dir die Gurgel zu. Sand in die Augen, Herr Baron! Immer fein un vornehm — un nie nich zu faſſen: unſereiner kennt das! Unſereiner muß 's ja ausbaden, muß arbeiten, immer wieder arbeiten, und 's Fett, das ſchöpfen die Feinen ab! Davon wiſſen Sie nichts, Herr Baron, wie ſo'n Herr zu ſeinem Reichtum kommt — aber fragen Sie 'mal herum bei die kleinen Handwerker: die wiſſen's janz jenau! Wo was unſauber is mit 'nem Jeſchäft, denn is's natürlich nich der Herr Dornberg, der Herr Leutnant, jeweſen! Aber von ſeine Agenten hat jewiß einer die Finger im Spiel jehabt. Klappt's nicht, denn bleibt's auf dem hängen, der Herr Dornberg aber bleibt der feine Mann!“

Der Mißmut ſtieg in Barten empor. Das war auch ein ſolch unfaßbares Gerede, das ſich, wenn man zugreifen wollte, in ein Nichts verflüchtigte — er kannte das ſchon. Wohl möglich, daß Dornberg bisweilen rückſichtslos war, aber Geſchäfte laſſen ſich eben nicht mit Gefühlsduſeleien machen.

Nur die arme Frau hier, und auch ihr Mann, der fleißige Berger, der ſtets der erſte am Morgen in der Werkſtatt geweſen war und der letzte am Abend, die thaten ihm leid. Und das hübſche Töchterchen dazu — nun war's wohl mit deren ſtillen Herzensplänen zu Ende. Wenn hier geholfen werden konnte, ſo wollte er gern helfen. Vielleicht konnte Berger von Knyſper und Geltmann Arbeit bekommen.

Er ſprach verſtändig auf die Frau ein. Allmählich beruhigte ſie ſich ein wenig, aber mit der ſelbſtändigen Bautiſchlerei ſei es vorbei, meinte ſie doch. Berger müſſe wieder als einfacher Geſelle gehen. Ja — und „das Mächen! Das arme Kind!“ Ja — wie's mit der werden ſollte, das wiſſe ſie nicht! Sie ſchluchzte von neuem — dann jedoch regte ſich in ihr die geſunde Elaſtizität, die den Kern ihres Weſens bildete: „Un villeicht is's vor die Bertha janz jut ſo, wie's is. Erſt hat mein juter Oller immer oben 'raus jewollt, un der Otto hat ſe nich kriegen ſolln, außer daß er 'nen eignes Jeſchäft hätte. Nu kann der Olle wieder mit die Hobel jehn un braucht ſich nich zu ſchämen, wenn's der Sohn och thut — Un ſe ſind ja jung — alle beede — das kommt ſchon noch hoch!“

„Haben Sie eine neue Wohnung, Frau Berger?“ fragte Barten ſchließlich.

Sie ſah ihn erſtaunt an. Noch nicht — es ſei ja alles ſo plötzlich gekommen. Aber ſie wolle heute ſuchen gehen — für einfache Leute fände ſich ſchon leicht Stube und Küche, draußen irgendwo im Norden oder Oſten — ihre ſchönen Möbel müßte ſie ja doch verkaufen —

„Das ſollen Sie nicht! Es kommen ſchon wieder einmal beſſere Tage. Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen, Frau Berger: ſuchen Sie irgend eine hübſche Wohnung, in der ich meine beiden Stuben behalten kann. Nicht zu weit vom Tiergarten, in guter Lage! Ich will jedenfalls bei Ihnen wohnen bleiben!“

Frau Berger entfernte ſich unter tauſend Dankesworten — daß ſie ihre Möbel zu behalten Ausſicht hatte, hob ihren Mut weſentlich. Sie lächelte ſogar ein klein wenig, als ſie mit einem letzten Knix die Thür hinter ſich ins Schloß drückte. Er war doch ein guter Herr — ihr Baron!

Barten aber ſchritt ruhelos im Zimmer auf und ab. Was ſtürmte heute nicht alles auf ihn ein? Erſt der Eberhard mit ſeiner Nachricht über Dornberg — dann die Mitteilungen der Frau Berger — ah — wer ſollte da Ruhe und Sammlung zum Arbeiten finden! Schließlich zwang er ſich, ſeine Gedanken zu konzentrieren und die notwendigſten Briefſchaften zu erledigen. Kaum aber war dies geſchehen, ſo kleidete er ſich an und fuhr zu Dornberg hinaus. Er wollte doch einmal mit dieſem ein ernſtes Wort reden.

Als er das Vorzimmer betrat, in dem wieder wie gewöhnlich ein Dutzend Leute antichambrierte, kam einer der Gebrüder Denghardt gerade aus dem Privatkontor des Hausherrn heraus und grüßte mit jenem Gemiſch von Devotion und Unverſchämtheit, das die Brüder ſo unangenehm machte. „Sehr erfreut, Herr von Barten — wohl und munter? Famoſes Wetter heute. Kommen Sie nach Hoppegarten? Die diesjährigen Zweijährigen, prachtvolles Material!“ Und dann im vertraulichen Flüſterton: „Eben mit Dornberg ein ausgezeichnetes Abkommen getroffen — na, Sie werden ja hören, was! Und, Herr Baron, Sie werden auch ſehen, wie wir ins Zeug gehen. Empfehl' mich, Herr von Barten!“

Dornberg ſaß an ſeinem Arbeitstiſch, den Kopf in beide Hände geſtützt, als ſei er auf den Tod ermüdet. Vor ihm lag ein ganzer Berg von Akten und Papieren — auf einem kleinen Nebentiſch waren ſchwere Kontobücher aufgeſtapelt. Im Zimmer herrſchte eine ſchwüle dumpfſüßliche Luft — es mochte ſtark geraucht worden ſein, ägyptiſche Cigaretten mit Opium präpariert, wie Dornberg ſie neuerdings liebte. Der Hausarzt habe ſie ihm gegen aſthmatiſche Anfälle verordnet, hatte er geſagt, als ihn Klaus vor dem Zeug warnte.

Bei Bartens Eintritt richtete ſich Dornberg auf und zwang ſein abgeſpanntes Geſicht in eine ruhige Maske. Er ſtreckte Klaus herzlich die Hand hin: „Gut, daß Sie kommen, Sie rarer Gaſt! Ich wollte ſchon zu Ihnen ſchicken, es gibt mancherlei zu beſprechen. Ein Glas Wein? Nein? Unſinn — ich muß etwas haben — ich bin rein tot!“ Er ſchellte und beſtellte eine Flaſche alten Bordeaux: „84. Latour, Johann! Und öffnen Sie die Fenſter — es iſt ja zum Umkommen hier. Dieſer Denghardt qualmt — ſcheußlich!“

Die milde Frühlingsluft, die aus dem Vorgarten hereinſtrömte, ſchien ihn neu zu beleben. Er zog einen Seſſel für Barten herbei und brannte ſich eine Papyros an. Die kleine Schale vor ihm lag ſchon ganz voll von halb ausgerauchten Cigaretten. Klaus nahm das Wort. Er fragte direkt nach dem Gutsverkauf, von dem er aus der Heimat gehört habe. Dornberg lachte. „Ja — da bin ich ſchön hereingefallen und kann nun ſehen, wie ich einigermaßen wieder zu meinem Gelde komme. Zetern ſie, die guten Leute bei Ihnen zu Hauſe? Güterausſchlächter nennen ſie mich — was? Laſſen Sie reden, Barten! Ich habe Wichtigeres im Kopfe!“ ſagte er obenhin. „Die Zeit iſt doch herzlich ſchlecht, wir hätten klüger gehandelt, wenn wir mit der Kronprinzenpaſſage noch ein oder zwei Jährchen gewartet hätten.“

Der Ausſpruch ſchlug allem, was Dornberg bisher ſtets behauptet, ſo ins Geſicht, daß Barten erſchrak. Aber dann lachte jener ſchon wieder: „Sie machen ja eine Miene, als ob ich Ihnen, wer weiß, was für eine Schreckensbotſchaft verkündet hätte! So ſchlimm iſt es ja nicht — wiſſen Sie — wahrhaftig nicht! Aber die Knappheit des Geldmarkts beunruhigt mich. Ich hatte gehofft, die erſtſtelligen Hypotheken bald in Prioritätsobligationen umwandeln zu können — aber das iſt jetzt vorläufig Eſſig. Und ich ſehe die Stunde kommen — ſie ſteht ſogar greifbar nahe vor mir — in der wir Geld für die Bauleitung beſchaffen müſſen, denn Knyſper und Geltmann verſtehen keinen Spaß.“

„Soviel ich mich erinnere, können die Herren erſt im Juni die zweite Rate für die Bauausführung verlangen, und wir haben noch gegen ſechsmalhunderttauſend Mark in der Kaſſe, reſpektive gut bei der Bank.“

Dornberg ſah ſein Gegenüber an, als wolle er ſagen: „Sieh mal an, Du biſt ja merkwürdig gut unterrichtet.“ Laut meinte er dann achſelzuckend: „Gewiß! Aber wenn ſolch Rieſenbau einmal im Wachſen iſt, dann rollt einem das Geld ordentlich unter den Fingern weg. Davon wollte ich jedoch nicht ſprechen. Um die Paſſage iſt mir nicht bange, das Unternehmen iſt ſo vorzüglich, daß es ſich ſchon durchfrißt.“ Er trommelte nervös auf den Tiſch und ſtürzte dann haſtig ein Glas Wein und noch ein zweites hinunter. „Was mich beunruhigt, iſt die Teilnahmsloſigkeit des Publikums gegenüber unſeren Aktien. Da muß Wandel geſchafft werden, denn ich kann auf die Dauer nicht das ganze flottante Material, welches auf den Markt kommt, aufnehmen.“

„Ich ſah heute morgen auch, daß wir zwei und ein drittel Prozent eingebüßt haben.“

„Will an ſich nichts beſagen — morgen ſind wir wieder höher. Wir müſſen aber das Privatpublikum mehr heranziehen. Ich habe deshalb ſoeben mit dem Denghardt eine Vereinbarung getroffen.“

Barten ſprach ſich erregt gegen die Gebrüder aus, aber Dornberg lächelte überlegen: „Glauben Sie, mir ſind ſie angenehm? Wir brauchen ſie, das iſt alles. Die beiden Burſchen — gräßliche Geſellen, wie ich gern zugeben will — haben mit ihrem Börſenblatt einen Einfluß auf die dumme Maſſe gewonnen, den noch vor Jahresfriſt niemand für möglich gehalten hätte. Was gedruckt iſt, iſt wahr — das glaubt die blöde Menge nun einmal, und die Herren Gebrüder Denghardt verſtehen es, ihren Kunden jede Sache mundgerecht zu machen. Kurz und gut, ich habe ſie für unſere Geſchichte intereſſiert. Daß ich dafür bluten muß, ich, nicht die Aktiengeſellſchaft, wohlverſtanden — iſt ſelbſtverſtändlich!“

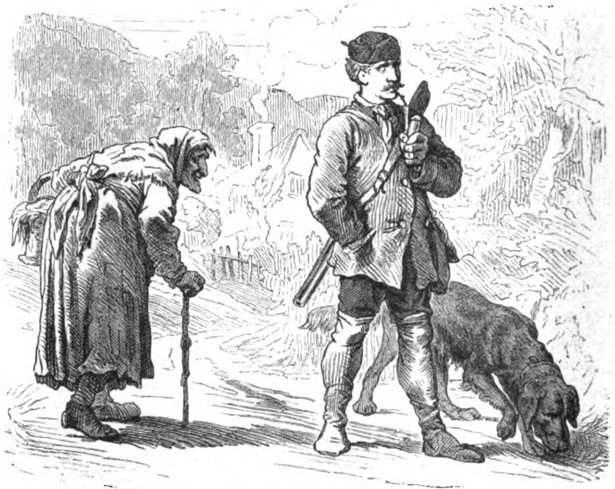
„Ich wollte, Sie hätten das unterlaſſen, Dornberg!

Dieſe Empfehlung wird uns bei dem ſoliden Publikum nur ſchaden.“

„Kind, das Sie ſind! Pardon, lieber Barten, aber fragen Sie ſich doch nur ſelbſt, wer lieſt denn von denen, die Sie als ſolides Publikum bezeichnen, das Börſenreſumé der Gebrüder Denghardt? Übrigens vertrete ich die Sache, wenn ſie im Aufſichtsrat zur Sprache kommen ſollte!“ Er brach kurz ab und ging auf einige andere geſchäftliche Dinge über, über die er ſich mit gewohnter Umſicht eingehend verbreitete. Erſt beim Abſchied kam Barten dazu, von Berger zu ſprechen. Dornberg hörte ihn ruhig an, ſcheinbar ruhig wenigſtens, aber als Klaus in ziemlich unverblümter Weiſe meinte, es ſei doch ein ſtarkes Stück geweſen, den armen Kerl an den Schwindler Schinka zu weiſen, zog er die Achſeln hoch: „Soll das ein Vorwurf gegen mich ſein?“

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß mich die Mitteilungen der Frau Berger recht peinlich berührt haben!“ entgegnete Barten kurz.

Dornberg ſah ihn ſcharf an. „So? Und auf dies Gewäſch hin werfen Sie mir ohne weiteres ein Urteil ins Geſicht, von dem Sie wiſſen, daß es mich tief kränken und verletzen muß! Habe ich Ihnen nicht ganz offen geſagt, daß ich dem Berger auf das entſchiedenſte zur Vorſicht mit dem Manne, dem Schinka, geraten habe — ja daß ich ihn ausdrücklich warnte: ‚Laſſen Sie mich nachher nicht hören, daß ich ſchuld bin, wenn Sie Ihr Geld verlieren!‘ Fragen Sie ihn doch, ob das wahr iſt oder nicht? Er wird es nicht leugnen — wiſſen Sie. Aber das iſt der Dank, den man ſtets erntet, wenn man gutmütig iſt. Ich wollte Ihnen gern den Ärger erſparen, Barten, aber Sie wollen es ja nicht anders: hier, leſen Sie 'mal dieſe kleine Notiz, die mir heute von irgend einem Schurken zugeſandt wurde, einem litterariſchen Revolvermann, der mir andeutete, daß nur durch ſeine Vermittelung die Veröffentlichung verhindert worden ſei —“



Böſes Omen. Gezeichnet von Wilh. Simmler.

Er reichte Klaus einen Zeitungsabzug, und als Barten abwehrte: „Was kann das mit Berger zu thun haben —“, beſtand er darauf: „Leſen Sie nur — ich bitte darum.“

Es war ein kleines gehäſſiges Expoſé, betitelt: „Zur Vorgeſchichte einer modernen Gründung“, und behandelte den Kauf des Döſtingſchen Grundſtücks durch Dornberg. Derſelbe war derart hingeſtellt, als habe dieſer den Leichtſinn des jungen Herrn von Döſting benutzt, um in Verbindung mit Wucherern und Spielern den Vater zum Verkauf des Hauſes zu zwingen. Die Notiz ſchloß: „Eine höchſt eigentümliche Rolle in der ganzen unſauberen Affaire, wie auch bei der ſpäteren Gründung der in Frage ſtehenden Aktiengeſellſchaft ſpielte ein bekannter märkiſcher Edelmann, deſſen Name unter unſeren Kolonialexplorateuren viel genannt worden iſt — er fungierte als Scheucher und Schlepper zugleich. Das ſind die Edelſten der deutſchen Nation!“

Klaus' Rechte zitterte vor Wut und Erregung: „Das iſt ja eine unerhörte Gemeinheit!“ rief er empört. „Sie haben die Angelegenheit natürlich ſofort als Erpreſſungsverſuch der Staatsanwaltſchaft übergeben?“

„Das wäre ſehr unklug geweſen, mein Beſter! In unſerer Lage Staub aufwirbeln, heißt geradezu, leichtſinnig das Unglück heraufbeſchwören. Was hätte ich denn im beſten Falle erreicht: eine gerichtliche Verurteilung, nachdem ich und wahrſcheinlich auch Sie ein halbes Dutzend mal vernommen worden wären, und nachdem die ganze Preſſe die pikante Gerichtsverhandlung in die Öffentlichkeit getragen hätte! Ich werde mich hüten! Nein — zuerſt wollte ich den Wiſch in den Papierkorb werfen, dann habe ich mich beſonnen und ihn als verſtändiger Geſchäftsmann mit einigen dankenden Zeilen beantwortet. Der Herr Verfaſſer wird ſich daraufhin wohl bei mir vorſtellen, um den Dank auch in klingender Münze in Empfang zu nehmen — wiſſen Sie — und wenn es nicht geſchieht, ſo weiß ich mein Teil: dann ſtecken nämlich die Herren Gebrüder Denghardt hinter der Geſchichte, die ſeit heute kein Intereſſe mehr haben, uns zu ſchaden!“

„Und mit dieſem Gelichter muß man ſich abgeben! Ich verſtehe Sie nicht, Dornberg — jetzt weniger, denn je!“

„Thut nichts, Barten! Ich wollte Ihnen ja nur zeigen, wie auch die beſte Handlung — und daß ich in der Affaire Döſting als Gentleman verfuhr, wiſſen Sie — einen armen Geſchäftsmann nicht vor Verleumdungen ſchützt!“ Dornberg warf ſich in die Bruſt. „Um aber auf den Berger zurückzukommen — wenn ich ihm mit einigen hundert Mark vielleicht —“

„Bitte, das überlaſſen Sie in dieſem Falle nur mir!“ wehrte Klaus kühl ab. Dornbergs indirekte Verteidigungsart verfing nicht mehr ſo gut, wie ehedem, und deſſen Verhalten dem offenbaren Erpreſſungsverſuch gegenüber entſprach erſt recht nicht Bartens Anſichten.

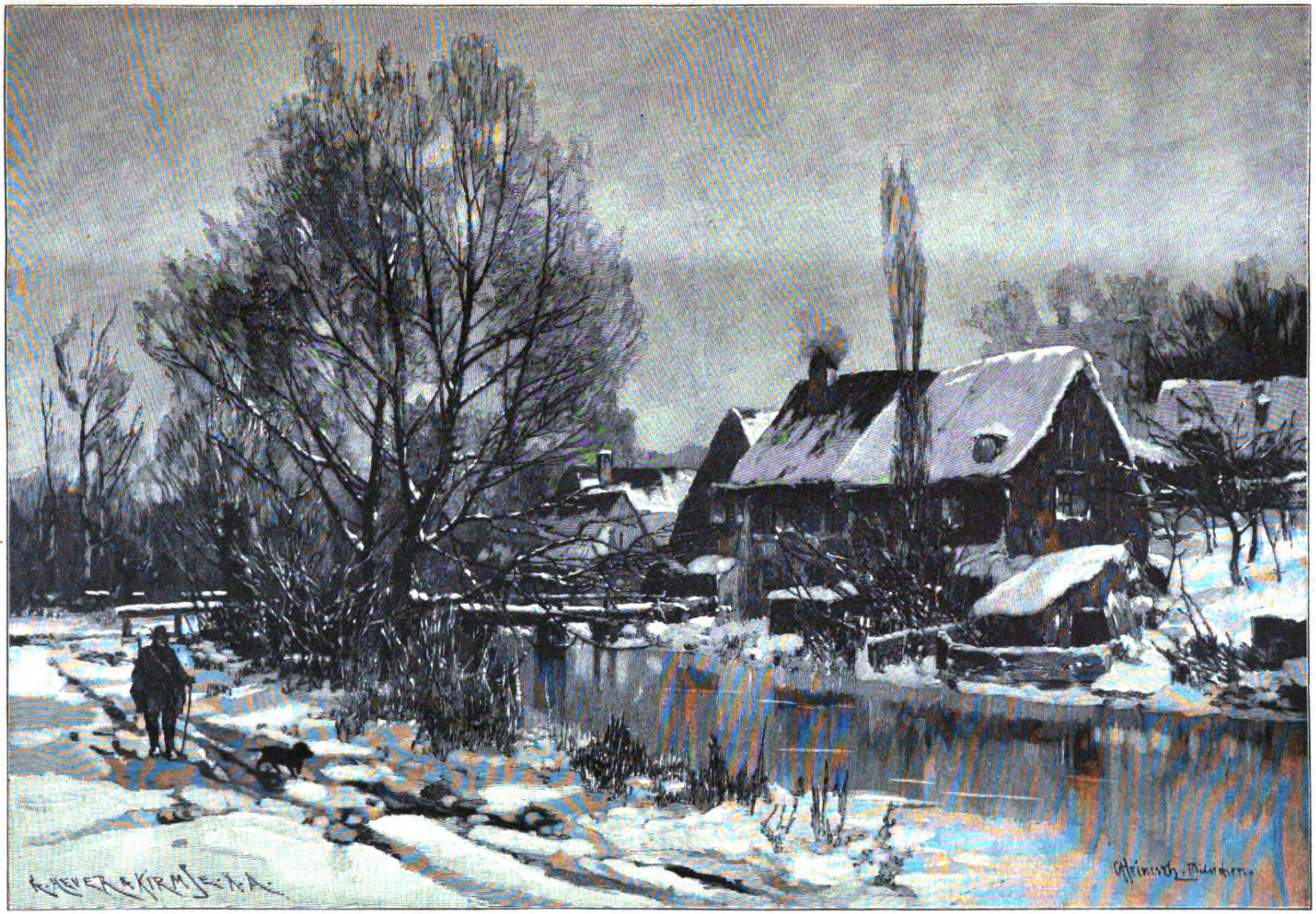
„Wie Sie wünſchen, lieber Barten. Laſſen Sie ſich bald einmal wieder bei uns ſehen. Meine geſtrenge Hausfrau macht mir ſchon Vorwürfe, daß wir ſo ſelten das Vergnügen haben — als ob ich daran ſchuld wäre! Adieu, Barten.“

Dornberg trat an das geöffnete Fenſter und ſah Klaus nach, während dieſer durch den ſauberen Garten ſchritt, deſſen zierliche Wege mit friſchem, gelbem Kies beſtreut waren, und auf deſſen kleinen Blumenroſetten zwiſchen den Raſenflächen die Krokuſſe blühten. Als Barten am Ausgang in die Straße einbog, grüßte Dornberg noch einmal, mit der Hand winkend, zu ihm hinüber. Aber ſah Klaus es nicht, oder wollte er es nicht bemerken, er beachtete den Gruß nicht, ſondern ging eilig weiter in der Richtung auf das Brandenburger Thor zu. Dornberg lachte gallig in ſich hinein: „Der Hochmutsteufel ſitzt ihm doch zu feſt im Nacken! Und die Philiſterhaftigkeit dazu — ich wollte, er wäre, wo der Pfeffer wächſt! Moralprediger kann ich nicht brauchen — jetzt weniger, als je!“

13. Kapitel.

Aſta Willberg war ſeit vierzehn Tagen in Berlin. Mit all ihrem unſchuldsvollem Raffinement hatte ſie den Eltern gegenüber ihre, durch Klaus' Eingreifen etwas veränderten Pläne durchgeſetzt und war eines Tages Anna Borel ins Haus geſchneit: „Hier bin ich, hier haben Sie mich, und nun werden Sie mich auch ſo bald nicht wieder los!“

Mit ihr zugleich traf ein Brief der Großmama an Anna ein, der den Wildfang deren ſchweſterlichem Schutze empfahl, und einige Tage ſpäter aus Sternheim eine große Kiſte mit ſämtlichen von Klein-Aſta vergeſſenen Notwendigkeiten, einem Rieſenſchinken dazu und einigen Würſten von anſehnlichem



Im Schnee. Winterlandſchaft von C. Heiniſch.

Photographie-Verlag von Franz Hanfſtaengl, A.-G., München.

Kaliber. „Ihre Frau Mama ſcheint zu denken, wir ſind in Berlin dem Hungertode nahe,“ hatte Anna lächelnd, aber doch ein wenig vorwurfsvoll geſagt, als der Logiergaſt ihr etwas verlegen die „Freſſabilien“ in die Küche brachte, in der ſie ſoeben am Herde ihres hausmütterlichen Amtes wartete.

„Denkt Mama auch!“ erwiderte Aſta ganz ernſthaft. „Wenigſtens vergleicht ſie ſicher täglich die Berliner Marktpreiſe in den Zeitungen mit meinem Rieſenhunger und bedauert Sie im ſtillen, Anneken! Wo ſoll ich dieſe Ausdrücke des mütterlichen Bedauerns hinpacken?“

„Bitte vorläufig auf den Küchentiſch, mein Herz!“ Anna ſchüttete noch etwas Suppenkraut in den Kochtopf, zog den Braten aus dem Ofen, betrachtete ihn mit wohlgefällig zufriedenem Blick, denn er ſah faſt maleriſch ſchön aus in ſeiner braunen Knuſprigkeit, und trat dann an den Tiſch, auf den ſich inzwiſchen der Gaſt neben die heimatlichen Schätze geſetzt hatte, obwohl der Küchenſchemel einladend genug unmittelbar daneben ſtand. Als aber jetzt das zierliche Hausmütterchen dicht vor Aſta hintrat, reckte dieſe ſich plötzlich und ſchlang ihre Arme ſo feſt und zärtlich um den Hals der neuen Freundin, daß die Bedrängte lachend feierlich proteſtierte: „Wollen Sie mich morden, Schatz?!“

„Ja — ja — vor Liebe nämlich! Sie ſind zu ſüß, Sie Einzige, Traute, Allerſchönſte! So —“ Aſta applizierte Anna einen ihrer kräftigſten Küſſe auf die linke Wange — „Und ſo —“ die rechte Wange mußte doch auch ihr Teil abhaben. Und ehe Anna ſich noch wehren konnte, folgte der dritte Kuß gerade auf die Lippen und ſofort auch die feierliche Verſicherung: „Wenn ich ein Mann wäre — Sie oder keine würde ich heiraten!“

Anna lachte herzlich: „Da nehmen Sie aber von den Männern doch wohl einen gewiſſen Jemand aus, für den Sie eine andere ſchöne Jungfrau beſtimmt haben, Aſta? Übrigens“ — das böſe Beiſpiel war zu verlockend, und ſie ſchwang ſich ungeachtet aller hausfraulichen Würde neben die Freundin auf den Küchentiſch — „übrigens — mit dem Heiraten: arme Mädchen bleiben ſitzen! Das iſt der Lauf der Welt ſo, und mir iſt's auch recht. Ich werde eine ganz paſſable alte Jungfer abgeben.“

„Na das fehlte noch!“ Aſta ſchlang zärtlich ihren rechten Arm um die ſchlanke Taille des Profeſſortöchterchens. „Ich halte die Männer zwar für ſehr dumm — einige wenige ausgenommen — aber für ſo dumm ſchätze ich ſie denn doch nicht, eine Anna Borel ſitzen zu laſſen, die ſogar Großmamas Herz im Sturm erobert hat.“

Jetzt errötete Anna. „Hat ſie mich wirklich ein klein bißchen gern — die verehrte alte Dame?“ fragte ſie leiſe.

„Ein bißchen gern? Na ſo was! Wenn ich Anlage zur Eiferſucht hätte — das heißt Männern gegenüber, glaube ich, habe ich ſie ſehr ſtark! — dann würde ich als einzige Enkelin einfach raſend werden. Und zuerſt war ich's auch, bis ich Sie nämlich beſſer kennen lernte und ſah, Anneken, daß Sie ſich nicht etwa ſchuſtern bei der Großmama. Ob Großmama Sie gern hat? Ganz verſchoſſen iſt ſie — einfach futſch!“ Aſta lachte ſtillvergnügt in ſich hinein, als wolle ſie das Beſte für ſich behalten. Aber das entſprach zu wenig ihrer Natur, und ſie platzte heraus: „Wenn der Klaus nicht die dummen Geſchichten gemacht hätte — wahrhaftig —“

„Die Suppe!“ rief Anna und rutſchte haſtig vom Tiſch herunter, um zum Herde zu eilen, wo wirklich der Suppentopf eine bedenkliche Neigung zum Überſchäumen zeigte. Vorbei war's zu Aſtas größtem Schmerz mit der hübſchen Plauderſtunde, denn die hausfraulichen Pflichten nahmen augenſcheinlich jetzt Annas Aufmerkſamkeit völlig in Anſpruch. Sie beugte ſich wenigſtens fortgeſetzt über die Töpfe und Pfannen, hantierte mit den Schöpflöffeln und warf ſchließlich ſogar Kohlen auf, obwohl das Feuer in der Maſchine noch ganz luſtig flackerte.

Und ſo war es jedesmal, wenn Aſta das Geſpräch auf Klaus brachte — irgend ein fatales Etwas kam immer dazwiſchen. Da hätte nun Aſta Willberg nicht Aſta Willberg ſein müſſen, wenn ſie nicht ſchließlich Lunte gerochen hätte, wie der Papa geſagt haben würde. Und nachdem ſie einmal gemerkt, wo der Haſe lief, legte ſie ihr zierliches Näschen in die luſtigſten Fältchen und pfiff ſich ein Lied: „Du biſt verliebt, mein Kind —!“ Und bei der nächſten Gelegenheit fiel ſie Anna mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ihres Kinderherzens um den Hals und ruhte nicht eher, als bis ſie Schweſternſchaft gemacht und dieſe mit feierlichem Kuß bekräftigt hatten.

Mit dem Profeſſor ſtand ſich Aſta ſchon nach den erſten zwei Tagen vortrefflich. Sie war noch genug Kind, um ſeiner Liebhaberei ein ganzes Intereſſe entgegenzubringen, und zugleich Rackerchen genug, um ſich in ihm einen geheimen Verbündeten zu ſichern. Stundenlang konnte ſie mit dem alten Herrn zwiſchen ſeinen Sammelkartons ſitzen, mit ihm die Marken fein ſäuberlich abwaſchen, ſortieren, preſſen, kleben und kleiſtern. Der gute Profeſſor war ja gerade jetzt in voller Arbeit. Die überraſchend bedeutenden Funde in Natten hatten ihm das Material an die Hand gegeben, eine ſchon früher begonnene Abhandlung zu vollenden, die in der philateliſtiſchen Welt ſeiner Meinung nach Aufſehen erregen ſollte: einer Unterſuchung über den Randdurchſtich der Marken der früheren deutſchen Kleinſtaaten, beſonders der braunſchweigiſchen Marken des Jahres 1864, der vielbeſtrittenen Raritäten, von denen er in den Briefſchaften eine ſtattliche Anzahl entdeckt hatte. Die ſonſt ſo queckſilbrige Aſta konnte ganz geduldig neben dem Profeſſor ſitzen und mit der Lupe ihm zur erbetenen Kontrolle die Anzahl der Durchſtiche nachzählen. Wenn er dann nachmittags ſeinen Spaziergang machte, dann ſchob ſie ihm dafür nicht ſelten ein Briefchen in die Hand: „Das beſorgen Sie mir, Papachen! Was? An meinen Vetter — Sie brauchen gar nicht ſo große Augen zu machen, an meinen leiblichen Vetter! Ich werde doch mit meinem Kouſin korreſpondieren können, Papachen!“

Verwöhnt wurde der gute Eberhard aber trotz der nahen Verwandtſchaft nicht!

Aſta hielt es nämlich für unbedingt erforderlich, die Männer ſchlecht zu behandeln — und den Mann, den man liebt, am ſchlechteſten. Das elterliche Beiſpiel mochte ihr vor Augen ſtehen; ſo ſtark ſie ſonſt mit dem Papa harmonierte, die Tyrannei, die er im Hauſe ausübte, empörte ſie im Innerſten. Das ſollte einmal anders werden bei Aſta Engersheim, geborenen von Willberg. Ganz anders! Mit Eberhard hatte ſie nun aber noch ein beſonderes Hühnchen zu pflücken. Daß er ihren Vorſchlag, ſie zu entführen, kühl zurückgewieſen, war ihm noch nicht verziehen — und wenn ſie ſich zehnmal ſagte, daß ihre Idee phantaſtiſch geweſen ſei und unausführbar, der arme Eberhard mußte es doch büßen, daß er nicht begeiſtert eingeſtimmt hatte.

Sie ſaß, ganz in ſich zuſammengekauert, wie ein kleines Kätzchen, während ſeines Beſuchs auf dem Sofa und ſah über ihn fort, als ſei er Luft. Als er ſich aber erlaubte, ſie direkt anzuſprechen, kam er erſt recht ſchlecht an. „Was haſt Du Dir denn in Berlin für einen ſcheußlichen näſelnden Ton angewöhnt, Vetter? Ich verſtehe ja kein Wort von dem, was Du ſagſt — iſt das jetzt Mode in der großen Bude?“

Er wiederholte mit einem bittenden Augenaufſchlag ſeine wohlgeſetzte, ſehr geiſtreiche Frage, wie es ihr in Berlin gefalle? Und er erhielt die ſchnippiſche Antwort, daß er in vier Wochen 'mal wieder anfragen ſolle.

„Wie geht es denn zu Hauſe, liebe Aſta?“

„Danke für gütige Nachfrage. So gut, als es meinem armen Papa gehen kann, der ſich halb zu Tode ärgern muß über gewiſſe Nachbarn. Haſt Du übrigens keinen geiſtreicheren Unterhaltungsſtoff, mein werter Herr Vetter?“ Und dann ſprudelte ſie plötzlich los und erzählte ihm von dem jungen Herrn von Döſting, der ſich in Natten aller Herzen gewinne — aller Herzen — „ein zu reizender Mann! Willſt Du Dir nicht einmal ſein Bild anſehen, lieber Eberhard? Es hängt im Nebenzimmer —“

(Fortſetzung folgt.)

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Von ihm haben ſie geplaudert, die beiden hübſchen Baſen — ſein letztes Gedicht „An Daphne“ las Louiſon der Kouſine vor, als er, unvermutet von der Reiſe heimgekehrt, leiſe ins Zimmer trat ... ſicherer jetzt, denn je, daß ſeine Liebe erwidert wird. Das mag der Inhalt der kleinen Novelle ſein, die Max Volkhart in ſeinem anmutigen Gemälde „Die Überraſchung“ erzählt. Der Künſtler iſt ein Düſſeldorfer Kind und ſeiner Heimatsſtadt, in der ſchon ſein Vater als erfolgreicher Hiſtorienmaler wirkte, immer treu geblieben. In Düſſeldorf hat er ſeine erſte Ausbildung genoſſen, in Düſſeldorf arbeitete er dann, nachdem er im Feldzug gegen Frankreich wacker mitgeſtritten, unter Ed. v. Gebhardt; in Düſſeldorf ſchlug er ſelbſt ſein Atelier auf. Schon eines ſeiner erſten Bilder: „Verbandſtube in Gravelotte“ machte bedeutendes Aufſehen; Kaiſer Wilhelm I. kaufte das Gemälde an. Seither iſt eine lange Reihe von Bildern auf der Staffelei des fleißigen Meiſters entſtanden. Hier ſeien nur genannt: „Die Audienz beim Bürgermeiſter“; „Ludwig XIV. im Straßburger Münſter“ (Daheim, Jahrgang 13) und das „Duell zur Zeit der franzöſiſchen Republik“ (Daheim, Jahrgang 21).

Ein echtes Winterbild, ein Dorf „im Schnee“, bringen wir von C. Heiniſch, einem jüngeren Münchener Landſchafter. Hoffentlich iſt der Förſter auf dem Gemälde glücklicher, als der andere Weidmann, den W. Simmler auf ſeiner kleinen humorvollen Zeichnung „Böſes Omen“ wiedergibt. Simmler iſt nicht nur ein trefflicher Jagdmaler, er iſt auch ſelbſt ein tüchtiger Nimrod, der ganz genau weiß, was ſolch arge Begegnung auf ſich hat. Denn den Weidmann möchte ich ſehen — und wenn er ſich noch ſo frei von Aberglauben dünkt —, der ſich über dies böſe Omen freut.

Ein Defreggerſcher Mädchenkopf ſpricht für ſich ſelbſt — er bedarf keiner erläuternden und keiner empfehlenden Worte.

Forſchungsreiſen.

König Menilek von Schoa (Südabeſſinien), welcher ſich, wie der „Globus“ meint, für geographiſche Fragen intereſſiert, hat eine Expedition in die ſüdlichen äthiopiſchen Landſchaften geſandt, welche die bisher nur ungenügend bekannten Seen Suaï, Hogga und Orroretſcha erforſchen ſollte. Die Expedition brachte die Nachricht zurück, daß auf den Inſeln des erſtgenannten Sees noch etwa 1000 Chriſten leben, deren Vorfahren ſich vor langer Zeit dorthin geflüchtet haben ſollen. Ihr Chriſtentum ſei allerdings ſtark im Verfall begriffen; ſie könnten weder leſen noch ſchreiben, ſtünden unter einem gemeinſamen Häuptling, wüßten Baumwolle zu weben und ſeien treffliche Fiſcher. Die Seen Suaï und Hogga ſollen, nach dem Italiener Traverſi, Abflüſſe durch die Wera (Webi-Sidama) zum Indiſchen Ozean haben.

Erdkunde.

In dem ſoeben zur Ausgabe gelangten 7. Band der neuen, außerordentlich reich ausgeſtatteten Ausgabe von Meyers Konverſationslexikon befindet ſich ein ſehr intereſſanter Aufſatz über Gletſcher, der u. a. Mitteilungen über deren geographiſche Verbreitung enthält. Danach ſind in Europa, von Island und Spitzbergen abgeſehen, die Gletſcher auf die norwegiſchen Gebirge, die Pyrenäen und die Alpen beſchränkt; in letzteren werden 1155 Gletſcher gezählt, die ein Gebiet von 3000—4000 Geviertkilometer bedecken. Der größte Gletſcher iſt hier der Aletſchgletſcher mit 24 km Länge und 1,8 km Breite; man darf die Eismächtigkeit auf 2—400 m annehmen. Von den europäiſchen Grenzgebirgen iſt der Ural gletſcherfrei, der Kaukaſus ſtark vergletſchert. Aſiens größte Gletſcher liegen im Himalaya, im Hindukuſch und im Karakorumgebirge. Afrika iſt bis auf eine unbedeutende Bildung am Kilima Ndſcharo gletſcherfrei, ebenſo Auſtralien; nur in Neuſeeland gibt es große Gletſcher. In Nordamerika konzentriert ſich die hauptſächlichſte Gletſcherbildung auf Grönland; als großartigſter Gletſcher iſt hier der Humboldtgletſcher bekannt. Im übrigen Nordamerika tragen die Gebirgszüge bis etwa zum 43. Breitengrade zahlreiche Gletſcher. In den Kordilleren zwiſchen den Wendekreiſen zeigen ſich nur Spuren von Gletſchern, aber ſüdlich mehren ſich dieſelben raſch und ſteigen ſchon in Chile bis zu 1800 m Meereshöhe herab. Der Artikel betont, daß hohe Kälte allein durchaus nicht als die Gletſcherbildung förderndes Moment aufgefaßt werden kann, wie zahlreiche gletſcherfreie Gebiete im hohen Norden beweiſen; eine um den Nullpunkt ſchwankende Temperatur in Verbindung mit reichlichen Niederſchlägen ſei vielmehr am geeignetſten zur Gletſcherbildung; ſo iſt z. B. die den waſſerbeladenen Meereswinden ausgeſetzte Südſeite des Himalaya weiter hinunter vergletſchert, als die von trockenen Landwinden beſtrichene Nordſeite.

Naturkunde.

Wir kennen alle die Eigenſchaft der Körper, in der Kälte zu erſtarren und in der Wärme flüſſig zu werden; bis vor kurzem war kein Körper bekannt, der das umgekehrte Verhalten aufweiſt. Eiweißſtoffe werden zwar in der Hitze feſt; ſind ſie aber einmal erſtarrt, ſo macht ſie die Kälte nicht wieder flüſſig. Jetzt hat aber C. E. Helbig einen Körper entdeckt, den er Cryoſtaſe nennt (von τὸ κρύος, der Froſt, und σταζειν, träufeln), und der wirklich im Gegenſatz zu allen übrigen bekannten Körpern in der Wärme erſtarrt und in der Kälte flüſſig wird. Cryoſtaſe beſteht aus gleichen Teilen Phenol, Kampfer und Zapon (für unſere, auf dem Gebiet der Chemie erfahrenen Leſer: eine Auflöſung von Collodiumwolle in Aceton, der ein wenig Terpentinöl zugeſetzt iſt.) Über die Urſachen der ſeltſamen Erſcheinung iſt man anſcheinend noch nicht völlig im Klaren.

Pflanzenkunde.

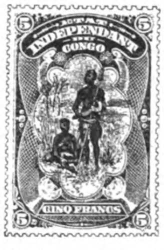
Die Cruciferen bilden eine artenreiche Pflanzenfamilie, zu der u. a. ſämtliche Kohlarten, dann die bei uns kultivierten Ölpflanzen, Raps, Rübſen ꝛc., der Waid, die Levkoje, der Goldlack gehören. Giftige Cruciferen kannte der Botaniker bisher nicht. Jetzt hat aber Prof. Zopf in Halle eine Crucifere, den pippaublättrigen Schotendotter (Erysimum crepidifolium), genauer unterſucht, von welcher die Gänſezüchter in Thüringen, am Harz und in Böhmen ſchon ſeit längerer Zeit behaupten, daß ſie für ihre Tiere ſchädlich ſei, und die ſie daher auch Gänſeſterbe oder kurz Sterbekraut nennen. Prof. Zopf beſtätigt dieſe Angaben vollauf; er konnte das Alkaloid der Pflanze herſtellen und fand, daß ſchon ganz geringe Gaben desſelben, einer Gans eingeſpritzt, das Tier töten; auch Fröſche ſterben davon, während Hühner und Ratten ſich weniger empfindlich zeigten. Als der Forſcher die Dämpfe des Salzes kurze Zeit einatmete, wurde er ſelbſt auch von Unwohlſein befallen. Der „Prometheus“, dem wir dieſe Notiz entnehmen, weiſt darauf hin, daß der Schaden, den die Pflanze für den Landwirt verurſacht, um ſo größer iſt, als Gänſe ziemlich gierig nach derſelben ſind. Übrigens ſcheint die Crucifere nur auf gewiſſen Bodenarten (Zechſtein- und Buntſandſteingebiet) zu gedeihen.

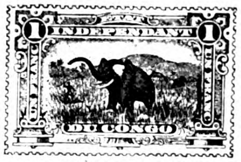
Tierkunde.

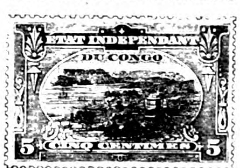
Wie ſchwimmen die Schnecken? Der Körper der Schnecken einſchließlich der Schale iſt an ſich etwas ſchwerer als das Waſſer, ganz eingezogen ſinken ſie daher langſam unter. Trotzdem können ſie ſchwimmen, wie man beſonders an unſeren luftatmenden Waſſerſchnecken zu beobachten vermag. Einmal ſtreckt das Tier, um an der Waſſeroberfläche zu ſchwimmen, ſeine Weichteile, Kopf und Fuß, möglichſt heraus und nimmt dadurch bei gleicher Maſſe einen größeren Raum ein, ſo daß ſein ſpezifiſches Gewicht geringer wird. Es füllt aber außerdem ſeine Atemhöhle mit Luft, ſo daß dieſe ähnlich wie eine Schwimmblaſe wirkt. Dazu kommt ſchließlich, wie in der „Naturwiſſenſchaftlichen Wochenſchrift“ ausgeführt wird, daß bei der ſchwimmenden Schnecke die Ränder des Fußes in der Ebene der Waſſerfläche ſich befinden, die Mitte der Fußfläche aber meiſt etwas vertieft iſt; es bildet ſich dadurch eine, wenn auch noch ſo flache Mulde, die ſich mit Luft anfüllt, da die Fußränder das Waſſer abhalten. So kriecht das Tier — in umgekehrter Lage — gleichſam an der Waſſeroberfläche. Will es niederſinken, ſo zieht es Kopf und Fuß durch Muskelkraft ein; damit ſchwindet nicht nur jene Mulde, ſondern auch der größere Teil der Luft aus der Atemhöhle. Nur ein Reſt von Luft bleibt zurück, und wenn die Schnecke wieder emporſteigen will, kann dieſer Reſt es erleichtern.

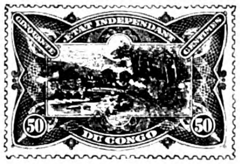
Kleine Zeitung.

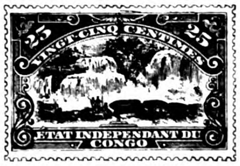
Der Erfolg der reizenden, ſogenannten Kolumbusmarken, welche die Poſtverwaltung der Vereinigten Staaten 1893 verausgabte, hat andere Staaten nicht ruhen laſſen. Immer zahlreicher werden die Poſtwertzeichen, welche auf der Vorderſeite förmliche Miniaturgemälde wiedergeben. Die Krone hat augenblicklich der Kongoſtaat mit ſeiner neuen Emiſſion abgeſchoſſen. Die „Serie“ bringt ſechs Landſchaftsbilder vom Kongo nach Dioramen von Mols und van Engelen, welche auf der vorjährigen Antwerpener Ausſtellung Aufſehen erregten. Der Wert zu 5 c. ſtellt den Hafen von Matadi, die Marke zu 10 c. die Stanleyfälle, zu 25 c. den Waſſerfall von Inkiſſi, zu 50 c. die Bahnbrücke über den Myozo dar; die Marke zu 1 fr. bringt eine Elefantenjagd, diejenige zu 5 fr. einen Häuptling mit ſeinem Weibe. Man kann billig bezweifeln, ob der Poſtverkehr des Kongoſtaates groß genug iſt, um die Ausgabe derartiger Wertzeichen zu rechtfertigen. Unzweifelhaft aber iſt, daß ſich die Ausgabe für die Anfertigung derſelben reichlich bezahlt machen wird, denn die alten und jungen Philateliſten reißen ſich ſelbſtverſtändlich um die kleinen Kunſtwerke, die faſt zu hübſch ſind, als daß man ſie poſtaliſch entwertet — d. h. abgeſtempelt — ſammeln dürfte.

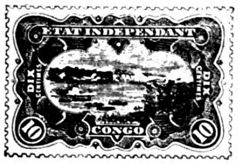




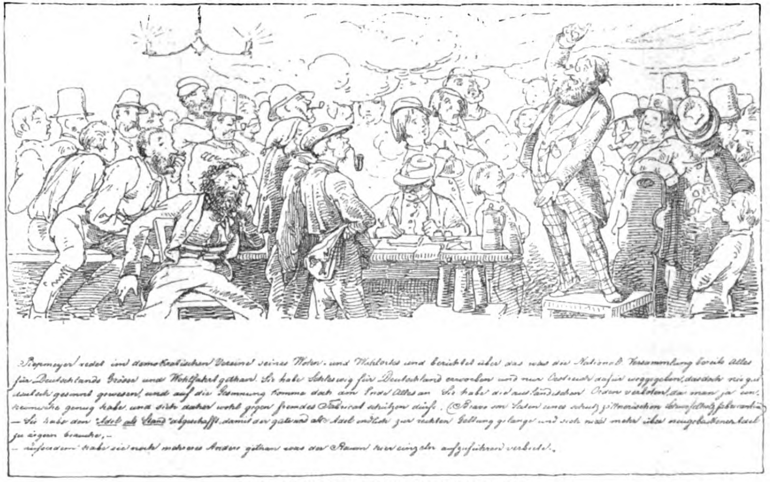








Eine politiſche Karrikatur aus bewegter Zeit.


Piepmeyer redet im demokratischen Vereine seines Wohn- und Wahlortes und berichtet über das was die National-Versammlung bereits Alles für Deutschlands Grösse und Wohlfahrt gethan. Sie habe Schleswig für Deutschland erworben und nur Ostreich aufsie weggegeben, das doch nie gut deutsch gesinnt gewesen, und auf die Gesinnung komme doch am Ende Alles an. Sie habe die ausländischen Orden verboten, da man ja einheimische genug habe und sich daher wohl gegen fremdes Fabricat schützen dürfe. (Bravo im Saale eines schutzzöllnerischen Baumwollfabrikanten)
— Sie habe den "Adel als Stand" abgeschafft, damit der gute und alte Adel endlich zur rechten Geltung gelange und sich nicht mehr über neugebackenen Adel zu ärgern brauche, —
— außerdem habe sie noch mehreres Andere gethan was der Raum hier einzeln aufzuführen verbietet.

Eine politiſche Karrikatur aus bewegter Zeit.

Im Sturmjahre 1848 fanden ſich in Frankfurt a. M. zwei Männer zuſammen, die es mit köſtlichem Witz und ſcharfer Satire unternahmen, der konſtituierenden Nationalverſammlung, die damals, um über Deutſchlands Zukunft zu entſcheiden, in der Mainſtadt tagte, in Wort und Bild die Wahrheit zu ſagen. Die Feder führte der Advokat J. H. Detmold, der Abgeordnete für Berſenbrück in Hannover, der auf der äußerſten Rechten der Verſammlung ſaß; der Zeichner war der treffliche Düſſeldorfer Maler Adolf Schrödter, ein Sohn der Reichsſandſtreubüchſe, aus Schwedt a. d. O. gebürtig. Das Werk, das ſie gemeinſam herausgaben, aber hieß: „Die Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur konſtituierenden Nationalverſammlung“ (Verlag von C. Jügel. Frankfurt a. M.). Es geißelt jene Politiker, die im unaufhörlichen Schwanken zwiſchen der Sucht nach Popularität und der eigenen Anſicht ſtets im Zweifel ſind, ob ſie ſich unter dem Druck der ſogenannten allgemeinen Meinung etwas weiter nach links begeben, oder ob ſie unter Berückſichtigung der Ereigniſſe lieber etwas weiter nach rechts rücken ſollen. Es fehlt dabei nicht an ſcharfen Hieben nach rechts und links, und der entſchlußunfähige deutſche Philiſter trägt die Koſten. Das Bildchen, das wir wiedergeben, ſpricht für ſich ſelbſt — auch in der Nutzanwendung auf unſere Tage.

In unſerer Spielecke.

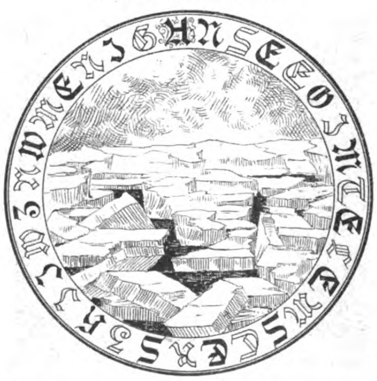
1. Rätſel.

Mein Wort hat manch ein frommes Lied geſungen —
Schau' in Dich! — Ob in Dir nicht eins erklingt?! —
Doch wenn ans Herz Dir keines je gedrungen,
Schau' um Dich, wo, von nerv'ger Fauſt geſchwungen,
Mein Wort das harte Eiſen zwingt. —

Und ich auch, den das zweite Wort Dir kündet,
Ein Dichter bin ich, voll von edler Kraft —
Des Herzens Weisheit, ewig unergründet,
Der Schönheit, die mein junges Herz entzündet,
Weih' ich mein Alter, unerſchlafft. —

Zuſammen magſt Du nun die Worte fügen —
Doch jedem nimm zuvor ein Zeichen fort: —
Ein Dichter, deſſen Geiſt zu ſtolzen Flügen
Dich aufwärts trug, ein Haupt mit edlen Zügen
Erſcheint, des Ideales Hort. P. W.

2. Problem: Das Eis.



3. Wechſelrätſel.

Eine der Städte bin ich, am Ufer des Rheines gelegen.
Ändert Ihr Kopf mir und Fuß, bin ich Sozialdemokrat.

4. Arithmetiſche Aufgabe.

Welche Zahl die größer als 8 500 000, aber kleiner als 10 000 000 iſt, ergiebt — mit 4/7 multipliziert — dieſelben ſieben Ziffern, aber in umgekehrter Reihenfolge?

5. Wechſelrätſel.

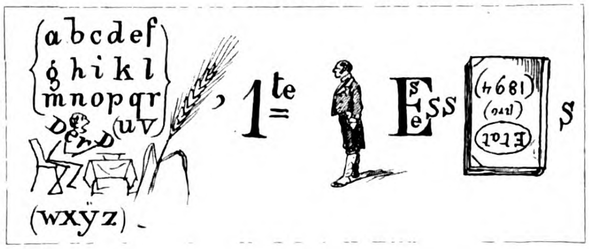
Immer in ſchwarzem Frack, und immer hämiſch und boshaft
Spricht er verächtlich und grob über die Menſchen ſich aus.
Aber ſorgfältig behütet vor ihm Juwelen und Goldſchmuck,
Nehmen, was andern gehört, iſt ihm ein hoher Genuß.

Nur ein Zeichen vertauſcht, und in hundert Zauberpokalen
Wird Euch ein Göttertrank zierlich und lieblich kredenzt.
Amoretten in heiterem Spiel und in trauter Umarmung,
Feſt an einander geſchmiegt, reichen die Becher Euch dar.

Wieder ein anderes Zeichen, und ſtatt der reizenden Feen
Steht eine Magd vor Euch, bäuriſch und kernig und derb,
Nie noch hat ſie ein Dichter in hohem Liede beſungen,
Aber in Küch' und in Feld preiſt ſie der nüchterne Sinn.

Nochmals verändert: es wendet manch ſchönes, weibliches Auge,
Forſchend ſich hin nach Paris, Brennpunkt der Staatspolitik;
Denn nicht die Männer allein, auch die Frauen wollen erobern,
Und ihr Hauptkriegesgeſchütz nennt Euch das fragliche Wort.
H. H.

Bilderrätſel.


abcdef
ghikl
mnopqr
(uv)
(wxyz)
, 1te
E s e ss
4681
s

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 17.

Schachaufgabe.

1. Lb2—d4 A. 1. .... f6—f5
Ke7—d6 :
2. Ld4—c5†† K∼ 2. Dd3—f5 : ∼
3. Ld6, Dd7, Sd7‡ 3. Df5—f6, d7‡
B. 1. .... ∼
2. Dd3—h7(†) ∼
3. Dh7—d7, f7 ‡

Der Verſuch 1. Dd3—d4 ſcheitert an 1. .... Ke7—d8 und 1. Dd3—g3 wird durch 1. .... La8—b7 widerlegt.

1. Homonym. Fauſt.

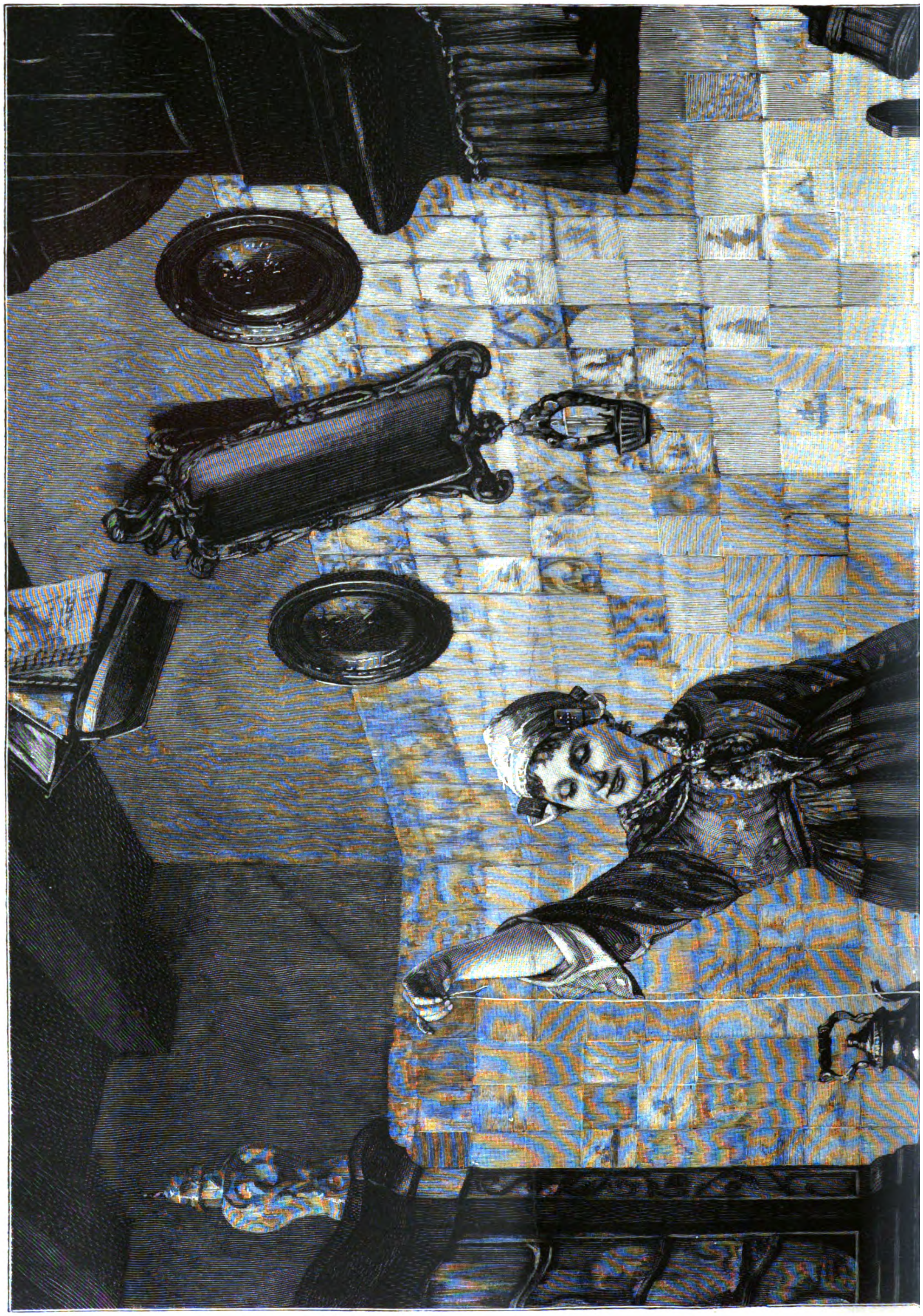
2. Verwandlungsaufgabe.
„Adalbert Chamiſſo.“

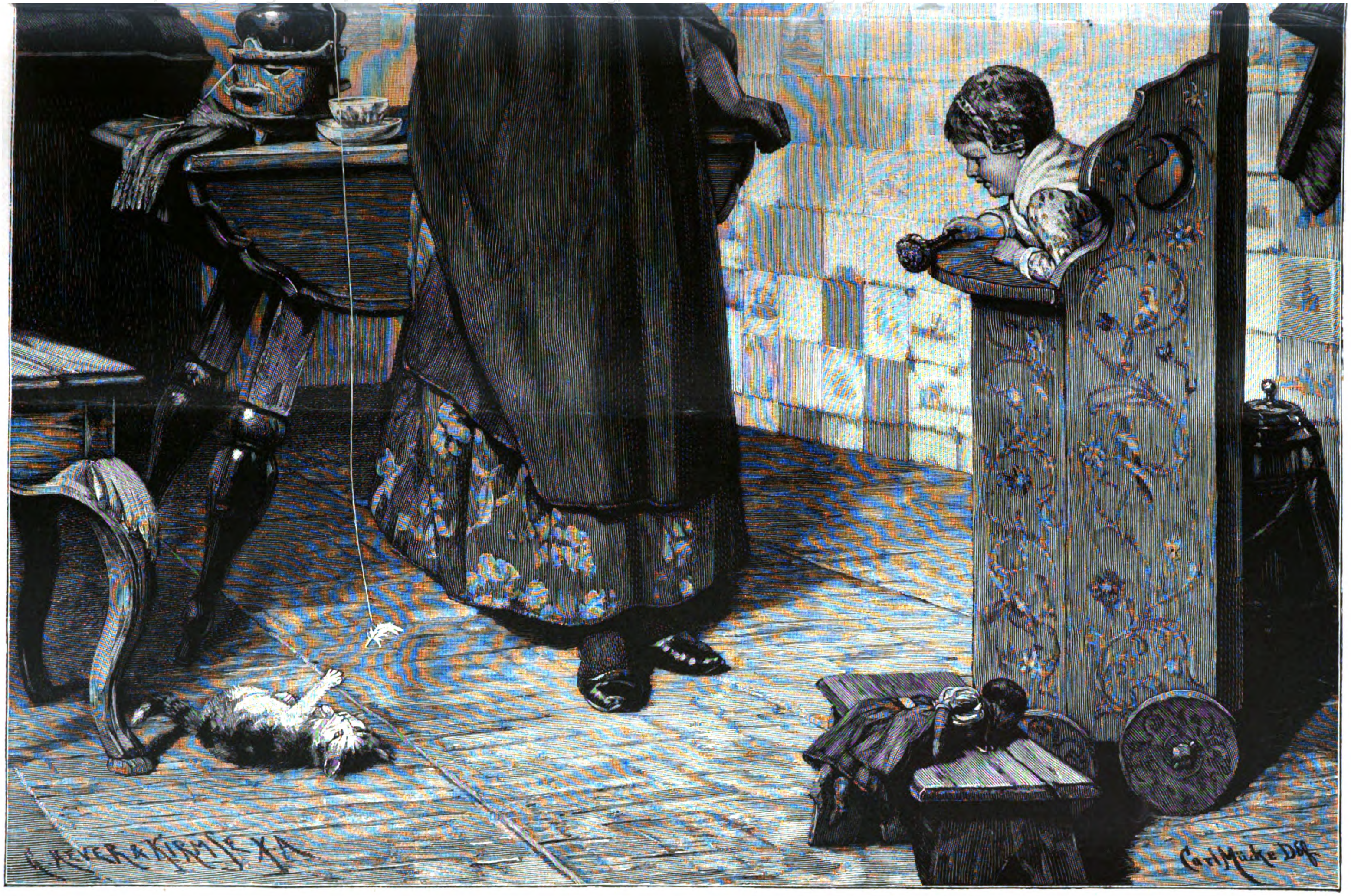
Thor	**Schar**	**Reſt**	**Baſt**
Zelle	**Paria**	**Maid**	**Tanne**

3. Wechſelrätſel. Weber, Bebel.

Inhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Neues vom Himmel. Von Dr. **Klein.** II. — Im Nebel der Großſtadt. Gedicht von H. v. Krauſe (C. v. Hellen). — Der geſchichtliche Fauſt. Von Karl Kieſewetter. Mit Bildnis. — Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns v. Zobeltitz. (Fortſ.) — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Die Überraſchung. Von Max Volkhart; Im Schnee. Von C. Heiniſch; Walachiſcher Poſtſchlitten im Schnee. Von Adolf Schreyer; Broni. Von F. v. Defregger; Böſes Omen. Von Wilh. Simmler. — Forſchungsreiſen. — Erdkunde. — Naturkunde. — Pflanzenkunde. — Tierkunde. — Kleine Zeitung. Mit ſechs Briefmarken-Abbildungen. — Eine politiſche Karrikatur aus bewegter Zeit. Mit einer Illuſtration.

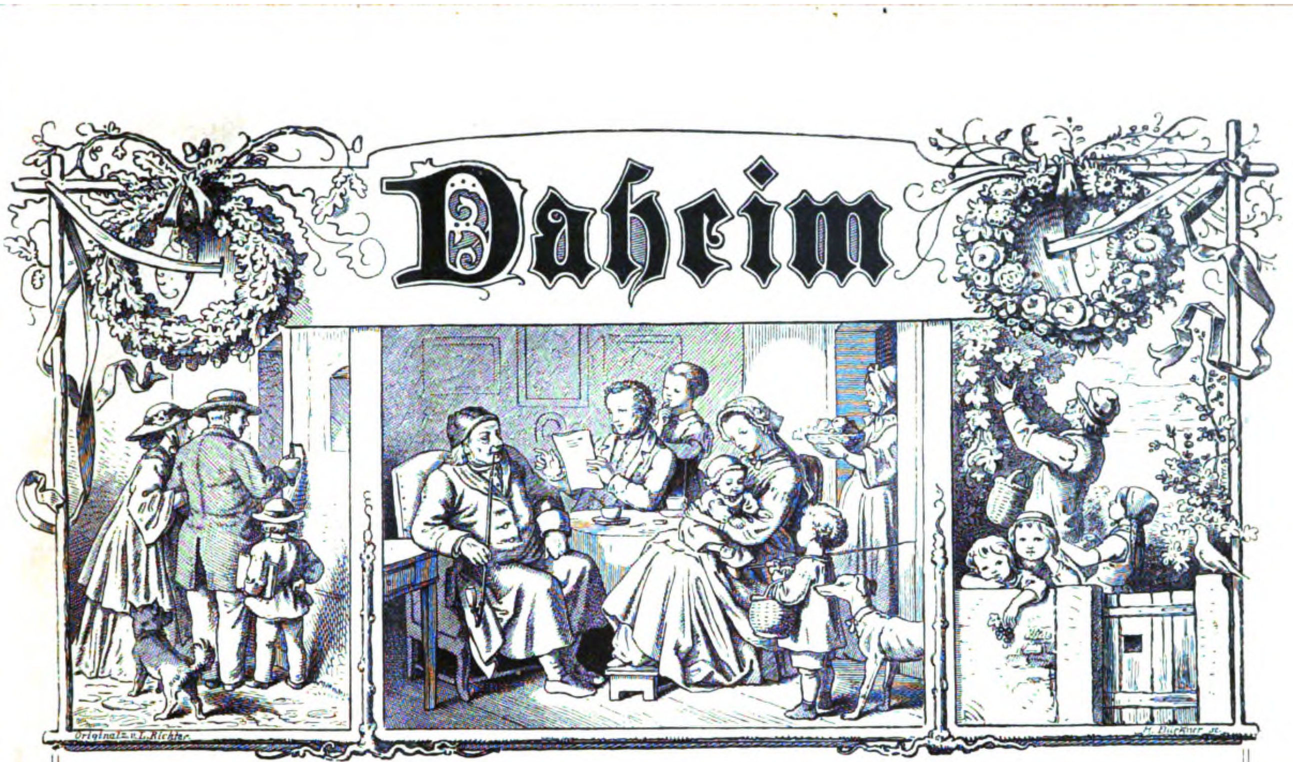
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**




Carl Mücke Dsf

Spielerei. Von Carl Mücke.

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 7.


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Februar 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 19.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.)

Ich war zugegen," entgegnete der Förſter. „Sie kennen die Akten, Herr Amtsrichter?"

„Nein. Vielleicht exiſtieren ſie überhaupt nicht mehr, das Verbrechen iſt ja geſühnt."

„Jawohl, ſo pflegen die Herren vom Gericht ſich auszudrücken, und es kann ja auch etwas Wahres dran ſein. Wollen wir jetzt wieder aufbrechen?"

„Nein, Sie wollten mir ja erzählen."

„Auch recht. Was ſoll ich denn erzählen?"

„Von dem Thäter, und wie es zuging."

Bulle grub mit ſeinem Stock emſig weiter. „Ja, Herr Amtsrichter, drüben ſtanden wir und hier die anderen. Aber ſo darf ich wohl nicht anfangen. Alſo ich war damals ſchon ein paar Jahre Förſter in Oberdorf, und Helm hatte ungefähr ebenſo lange die Oberförſterſtelle in Altenbach, wo jetzt der Herr Oberförſter Böhm ſitzt. Es gehört alles ringsum zur Oberförſterei, und dies hier iſt mein beſonderes Revier. Ich ſagte ſchon, daß hier früher ein ſtarker Wildwechſel geweſen iſt, und eines Nachmittags — es war Hochſommer und Schonzeit — finde ich juſt an dieſer Stelle, wo wir jetzt ſitzen, einen verendeten Rehbock. Der Schuß war ziemlich friſch, und das Tier war mit Tannenzweigen bedeckt, aber mein Hund hatte es doch aufgeſpürt. Es lag ja auf der Hand, daß der Rehbock gewildert ſei, und man konnte mit ziemlicher Beſtimmtheit annehmen, daß der Thäter zur Nacht kommen würde, um die Beute heimzuholen. So machen ſie es meiſtenteils, Herr Amtsrichter, denn unmittelbar nach dem Schuß iſt der Wald wach geworden, und dann iſt die Sache zu gefährlich. Ich mache alſo meinem Oberförſter Mitteilung, und wir bereden uns auf die Nacht zur Wacht. Hätte ich das nicht gethan, ſondern wäre ich allein hergegangen, dann würde mein Oberförſter vielleicht noch heute leben, und das Kreuz da wäre höchſtens für mich aufgerichtet, aber es hat wohl ſo kommen ſollen. Wir gehen alſo mit Dunkelwerden von Haus fort und treffen uns da drüben, wo das Kreuz angebracht iſt; es war aber damals noch mehr Unterholz vorhanden, und wir hatten ganz gute Deckung. Der Rehbock lag auch noch an ſeinem Platze, und ich muß befürworten, daß die beiden Buchen, auf deren Stumpf wir jetzt ſitzen, ebenfalls noch vorhanden waren und mit ihrem breiten Geäſt einen mächtigen Schatten warfen. Denn es war Mondſchein, Herr Amtsrichter, ſo daß man alle Gegenſtände ziemlich weit erkennen konnte, und die Lichtung iſt ja auch nicht ſehr groß. Es ging ſo auf Mitternacht, und wir wurden ſchon ungeduldig, da kamen denn richtig zwei Männer den jenſeitigen Saum der Lichtung entlang gepürſcht. Sie kamen von der Oberdorfer Seite, aber darauf will ich kein Gewicht legen, denn was ein richtiger Wilderer iſt, der geht nie in ſeiner eigenen Spur, wie man zu ſagen pflegt. Wir konnten ganz gut leiſe mit einander reden, denn es wehte etwas, und der Wind ſtand gegen uns, und da ſagt mein Oberförſter plötzlich: ‚Bulle,‘ ſagt er, ‚ich habe den Größeren erkannt, das iſt Wilhelm Acker.‘ Na, es war möglich, Herr Amtsrichter, aber ich hatte juſt den Hahn meiner Flinte unterſucht und deshalb nicht acht gegeben. Inzwiſchen aber waren die beiden in den Schatten der Buchen getreten, wo wir wohl ihre Geſtalten, nicht aber ihre Geſichtszüge zu unterſcheiden vermochten. Ich entgegnete alſo: ‚Sie können ſchon recht haben, Herr Oberförſter, und die Größe ſtimmt allenfalls, aber erkannt habe ich den Wilhelm nicht, und wenn die Kanaillen uns durch die Lappen gehen, dann müſſen Sie es auf ſich nehmen bei der Zeugenausſage.‘ ‚Ich werde es ſchon bezeugen,‘ ſagt er darauf, ‚ich bin meiner Sache zu ſicher. Aber wir kriegen ſie ſchon.‘ Die beiden hatten ſich inzwiſchen daran gemacht, den Rehbock aufzubrechen, und ſoweit wollten wir ſie nur haben. Denn die Herren vom Gericht fragen immer nach einem corpus delicti, und es iſt auch nicht angenehm, wenn man ſeine Haut umſonſt zu Markte getragen hat. Mein Oberförſter zwinkert mir alſo mit den Augen zu, nimmt ſein Gewehr hoch — es war eine einläufige Büchsflinte — und ruft hinüber: ‚Halt, im Namen des Geſetzes!‘ In demſelben Augenblick ſind auch die beiden drüben aufgeſprungen, und ich ſehe ganz deutlich mit dieſen meinen Augen, wie der Größere von ihnen die Flinte in Anſchlag bringt. Mein Oberförſter hat es natürlich auch geſehen, und nun war der Augenblick gekommen, wo es ſich darum handelt, wer zuerſt den Finger am Abzug hat. In dieſem Falle war das natürlich mein Oberförſter, und bevor ich nur ſelbſt das Korn finden konnte, da ſchnalzt es ſchon an meiner Seite, und eine Sekunde ſpäter blitzt auch drüben der Schuß auf. Ich war einen Schritt vorgeſprungen und ſpüre, wie es heiß an meiner Backe vorbeigeht, und dann ſchreit neben mir der Helm auf und ſchlägt lang nieder ins Gras. Drüben aber knackt es in den Büſchen, und dann wird's ſtill, ganz ſtill, Herr Amtsrichter, und wie ich meinen Oberförſter, der auf dem Geſicht lag, umwende, iſt er tot. Die Kugel des Wildſchützen hat ihn mitten in die Stirn getroffen, ein wahrer Meiſterſchuß. Drüben aber liegt der aufgebrochene Rehbock, ſonſt nichts. Der Oberförſter mußte alſo gefehlt haben, und er war ſonſt ein ausgezeichneter Schütze. Ich konnte natürlich zunächſt nicht an die Verfolgung der Thäter denken, und es hätte in dem dunklen Walde auch nichts geholfen. Da bin ich denn nach Altenbach gelaufen und habe Allarm geſchlagen, dann aber hat es für mich eine andere Arbeit gegeben. Der Oberförſter hatte doch zweimal mit größter Beſtimmtheit zu mir geäußert, daß er in dem einen der beiden Männer Wilhelm Acker erkannt habe, und weil der Acker in unſerer Gegend als Wilddieb bekannt war, ſo glaubte ich ſelbſt an die Geſchichte. Ich gehe alſo von Altenbach direkt nach Oberdorf herauf und lange mit dem erſten Morgengrauen bei der Wohnung des Menſchen an. Es iſt eine kleine Hütte, die etwas abſeits vom Dorfe liegt, und die Wilhelm, welcher damals noch ledig war, ganz allein bewohnte. Ich glaube, er hatte ſie von ſeinem Vater geerbt. Natürlich denke ich, daß er im Bett liegt und ein verſchlafenes Geſicht macht, denn er konnte ja inzwiſchen längſt daheim ſein, aber die Thür war unverſchloſſen und das Neſt leer. ‚Der hat ſich nicht getraut, heimzukommen,‘ denke ich und ſetze mich derweilen in die Kammer, um zu warten. Lang wurde mir die Zeit nicht, denn nach einer Viertelſtunde, juſt vor Sonnenaufgang, kommt er zur Thür herein. Denken Sie ſich, Herr Amtsrichter, mit dem Gewehr. — Er ſieht ganz blaß und erſchöpft aus, und wie er mich mit der Büchſe im Anſchlag aus der Kammer treten ſieht, da legt er ſein Schießzeug ganz ruhig auf den Tiſch und ſagt mit ſo 'ner recht müden, gleichgiltigen Stimme: ‚Das hilft denn wohl nichts, Förſter, nun habt Ihr mich doch erwiſcht, und es wird wohl ein paar Monate ſetzen.‘

‚Wenn's langt, Wilhelm,‘ ſage ich, nehme ſein Gewehr und thue den Ladeſtock hinein. Und was meinen Sie wohl, Herr Amtsrichter? Der Schuß iſt wirklich heraus, und im Laufe findet ſich friſcher Pulverſchleim. So 'ne Dummheit! Aber die Sache hat ſich aufgeklärt, es ſtellte ſich heraus, daß der Acker kein Pulver und Blei bei ſich führte. Er leugnete gar nicht, aus dem Gewehr geſchoſſen zu haben, ſondern er ſagte ſofort: ‚Es wird beſſer ſein, daß ich gleich die ganze Wahrheit bekenne, Förſter. Ich bin drüben am Saukopf geweſen und habe auf einen Hirſch gepürſcht, den Zwölfer, wißt Ihr, der dort ſeinen Wechſel hat. Ich muß ihn auch angeſchoſſen haben, denn es war Schweiß in der Fährte, aber es kann nur ein Streifſchuß geweſen ſein. Es war mein letzter Schuß, Förſter, und daß ich nicht wieder laden konnte, hat mich vollends hineingeritten. Ihr könnt mich nur gleich mitnehmen, damit die Geſchichte bald aus der Welt kommt.‘

Das war denn eigentlich verdammt kaltblütig geredet, Herr Amtsrichter, wenn man das Vorhergegangene ſo überlegt. Aber es war auch zu ſchlau. Wer fällt denn gleich ſo ohne weiteres und ungefragt mit einem Geſtändnis ins Haus, wenn nicht eine ſchlimmere Lüge dahinter ſteckt? Der Saukopf lag in der entgegengeſetzten Richtung von dieſem Platze, wo wir jetzt ſitzen, Sie können ihn von Oberdorf aus ganz gut ſehen. Das war alſo hübſch weit ab, und mit dem Zwölfer konnte die Sache auch plauſibel erſcheinen, denn der hatte wirklich ſeinen Wechſel an der Stelle. Aber Acker fehlte kein Stück, und wenns geknallt hatte, dann brauchte man nicht weit zu ſuchen. Das hätte dem Wilhelm juſt gepaßt, wenn er uns ſo an den Platz am Saukopf hinführen und ſagen könnte: ‚Da liegt das Stück, und das Loch iſt von meiner Kugel, ſucht nur nach!‘ aber das konnte er nicht, und den friſchen Pulverſchleim im Lauf konnte er auch nicht aus der Welt ſchaffen, da kam dann die Geſchichte mit dem Vorbeiſchießen aufs Tapet. — Notabene, Herr Amtsrichter, das waren die Gedanken, welche mir damals durch den Kopf gingen. Ich ſagte aber nichts, ſondern ich that, als ob mir das alles ganz plauſibel wäre. Nur daß ich beim Transport nach Breitenau den Amtsdiener von Oberdorf mitnahm, nur das hätte dem Wilhelm ein Licht aufſtecken können, und er ſagte auch 'mal unterwegs: ‚Ihr behandelt mich ja, als wenn ich ein Verbrechen begangen hätte, ſind denn die Hirſche bei Euch wie Menſchen?‘ Bei dem erſten Verhör bin ich nicht zugegen geweſen, Herr Amtsrichter, man hat es nur erzählt, daß der Wilhelm Acker beinahe umgefallen ſei, als man ihm die Geſchichte mit dem Oberförſter vorhielt. Dann iſt er aber wieder ruhiger geworden und hat ſeine Sache mit dem Saukopf vorgebracht und den Nachtwächter von Oberdorf zum Zeugen aufgerufen, der hätte den Schuß fallen hören müſſen. Natürlich, der Nachtwächter hat geſchlafen und nichts gehört. Aber es iſt noch eins hinzu gekommen. Die Kugel, welche man bei der Sektion in dem Schädel des Oberförſters vorfand, hat in den Lauf von Ackers Gewehr gepaßt, und dann iſt meine Ausſage hinzu gekommen. So haben ſie ihn wegen Totſchlag zu Zuchthaus verurteilt, ich weiß nicht mehr zu wie viel, aber es war eine lange Reihe von Jahren. Freilich, als er deren fünfe abgeſeſſen hatte, kam der Regierungswechſel, und bei der Gelegenheit iſt er mit begnadigt worden, Gott mag wiſſen, auf weſſen Fürſprache hin. Er zog dann wieder in ſein Häuschen nach Oberdorf, verheiratete ſich ſpäter mit einem Bettelmenſch und kriegte den unglücklichen Jungen. Nach dem Tode ſeiner Frau hat er dann ein unſtätes Leben angefangen, das heißt, er arbeitet wohl gelegentlich in der Glasfabrik, und man kann ihm bis auf einige Holzfrevel nichts nachſagen, aber gezeichnet iſt er doch nun einmal.“

Der Förſter Bulle hatte während dieſer Erzählung mit ſeinem Stock fortwährend in der Erde gewühlt und eine Humusſchicht nach der anderen abgehoben. Es war offenbar eine rein mechaniſche Thätigkeit, vielleicht ein Ausfluß jener Unruhe, die uns bei der Erinnerung an trübe, längſt vergangene Dinge zu beſchleichen pflegt. Nun bückte er ſich plötzlich, hob irgend einen Gegenſtand auf, der unter den verfaulten Blättern zum Vorſchein gekommen war, betrachtete denſelben einen Augenblick kopfſchüttelnd und ſchob ihn dann in ſeine Jagdtaſche.

Kroneck hatte nicht darauf acht gegeben, er ſah nur die letzte Bewegung und frug: „Was haben Sie da gefunden, Herr Förſter?“

„Nichts von Belang, Herr Amtsrichter. Wollen wir jetzt aufbrechen?“

Sie verfolgten den zwiſchen beiden Baumſtümpfen aufwärtsführenden Pfad, und Kroneck nahm zuerſt wieder das Wort:

„Das war eine ſonderbare Geſchichte, die Sie da erzählt haben. Was denken Sie denn eigentlich darüber?“

„Es iſt beſſer, gar nicht über Dinge nachzudenken, die man doch nicht ergründen kann,“ entgegnete der Alte ruhig. „Unſereiner hat nur die Pflicht, zu berichten, daß es ſo geweſen ſei und nicht anders, das übrige müſſen wir denen überlaſſen, die von Gott und Obrigkeit dazu geſetzt ſind. Dieſe Pflicht habe ich erfüllt, Herr Amtsrichter. Ich habe in jener Nacht den Wilhelm Acker nicht erkannt, aber er kann es geweſen ſein, und der Tote will ihn beſtimmt erkannt haben. Er hat es vor Gericht nicht mehr ausſagen können, aber er hat es wenige Minuten vor ſeinem Tode zweimal zu mir geſagt, und das mußte ich beſchwören. Mehr weiß ich nicht."

„Hat man den Zwölfer, von dem Sie vorhin ſprachen, ſpäter geſchoſſen."

„Hm — es iſt ſonderbar, daß auch Sie darauf verfallen, Herr Amtsrichter. Freilich, ein Jahr nach Ackers Verurteilung habe ich ihn ſelbſt geſchoſſen, denn er war überſtändig. Wir kennen ja jedes Stück in unſerem Revier, Herr Amtsrichter, da kann kein Irrtum vorkommen. Und ich habe auch die Narbe vorgefunden von einem alten Streifſchuß. Keine Kugel — das wäre noch was geweſen. Ich teilte es auch dem Herrn Juſtizamtmann mit, aber der ſchüttelte den Kopf und meinte, wenn die Gerichte auf ſolche Kleinigkeiten ein Gewicht legen wollten, dann würde es bald nicht mehr möglich ſein, einen Verbrecher ſeiner verdienten Strafe zu überliefern. Es iſt ja auch wenig genug, Herr Amtsrichter, und den Streifſchuß kann der Hirſch bei hundert anderen Gelegenheiten erhalten haben."

Kroneck hatte noch eine weitere Frage auf den Lippen, aber er ſcheute ſich faſt, ſie auszuſprechen.

Es war in der Erzählung noch von einer zweiten Perſon die Rede geweſen, deren Beteiligung an den Ereigniſſen jener Mordnacht unzweifelhaft feſtſtand. Dann ſchien dieſelbe plötzlich wie in einer Verſenkung verſchwunden zu ſein, und auch die Gerichte hatten offenbar die verlorene Spur nicht aufgenommen oder die aufgenommene wieder fallen laſſen.

Auch der Förſter redete nicht davon. —

Es erſchien nach juriſtiſchen Begriffen ſo ſeltſam, daß die ganze Wucht der Unterſuchung und die ganze Laſt der Verantwortung ſich nur auf eines Mannes Schulter gewälzt haben ſollte, wo doch der andere ſicherlich in bewußter Weiſe, wenn auch nicht unmittelbar eingreifend, mitthätig geweſen war.

Und er ſtellte endlich die Frage nach dem „Andern".

Der Förſter Bulle ſchwieg lange, bevor er ſich zu einer Antwort herbeiließ. Er blickte in die Kronen der Bäume, als wenn er jeden Aſt und jedes Blatt zählen wollte, und ſenkte dann wieder die Augen auf den ſteinigen Pfad.

„Es iſt Nacht geweſen, Herr Amtsrichter," ſagte er dann endlich, „und wer von Kindesbein an mit der Dunkelheit und dem Waldſchatten zu thun hat, der weiß, daß ſolche Nacht im ſtande iſt, unſer Auge zu äffen und unſere Gedanken zu verwirren. Freilich, ich habe auch den anderen geſehen und ſogar beſſer als den erſten, denn er ging zunächſt auf unſerer Seite. Seine Geſtalt, Herr Amtsrichter, aber nicht ſein Geſicht. Laſſen Sie 'mal einen vor ſich hergehen, der Ihnen bekannt vorkommt, Sie werden vielleicht ſagen, das iſt der und der, aber wenn Sie ihm ins Geſicht ſehen, dann iſt es doch ein anderer. Ich bin vor Gericht gefragt worden, ob ich den Begleiter des Wilhelm Acker erkannt hätte, und ich habe mit ‚nein' geantwortet. Das iſt die Wahrheit geweſen. Einer von den Geſchworenen hat mich gefragt, ob ich eine Vermutung hegte, und darauf habe ich ſtill geſchwiegen. Was ſind Vermutungen, Herr Amtsrichter? Daraufhin kann man keinen Menſchen verurteilen, aber ins Gerede kann man ihn bringen und ins Unglück. Es hat mich den Schlaf vieler Nächte gekoſtet, aber zuletzt bin ich doch zu der Überzeugung gekommen, daß ich recht gehandelt habe. So, Herr Amtsrichter, und nun habe ich Sie auf den Weg gebracht, da drüben liegt Oberdorf, und wenn Sie wirklich zu dem Wilhelm Acker wollen, dann gehen Sie nur in die erſte Hütte links. Es ſind lauter Baracken in dem Neſt, aber das Hundeloch findet ein jeder heraus. Ich muß noch auf den Schlag und zum Rechten ſehen, alſo Servus!"

Der Fahrweg führte aufwärts zwiſchen Kieferbeſtänden und eingeſprengten Buchen, die grauen Schindeldächer des kleinen Dorfes leuchteten in der Herbſtſonne. Der Ort lag ſehr hoch auf einer nackten abgerundeten Bergkuppe, nur wenige der benachbarten Gipfel überragten ihn um ein geringes. Man konnte ſich vorſtellen, daß im Winter der Schnee dieſe armſeligen Hütten bedecken, daß im Spätherbſt peitſchender Regen und Nebel ſie mit einem grauen Schleier umziehen müßte. Wenn auch an dieſem letzten ſonnigen Tage der Gedanke an die Unbilde der Witterung nicht aufkommen konnte, ſo gewährte dennoch die unverhüllte Armut einen um ſo traurigeren Anblick.

Vielleicht hatte auch die Erzählung des alten Mannes das Gemüt des Richters erſchüttert, und unter dieſem ſeeliſchen, von körperlicher Erſchöpfung vermehrten Druck betrachtete er kopfſchüttelnd die erſte in ſeinem Wege liegende Behauſung und frug ſich, ob es denn möglich ſei, daß ein Menſch unter ſolchen Bedingungen das Leben zu friſten im ſtande wäre.

Das Bauwerk war kein Haus, es war kaum eine Hütte zu nennen. Die rohen ungetünchten Lehmwände klafften an verſchiedenen Stellen handbreit auseinander, die Fenſterrahmen waren loſe hineingefügt, das Schindeldach hing windſchief und durchlöchert auf dem armſeligen Unterbau. Außer einigen wüſten, uneingezäunten und mit Kartoffelkraut überwucherten Beeten war keine Spur eines Gartens vorhanden, es wuchs kein Baum in der Nähe, der Schatten zu ſpenden, keine Blume, die das Auge in dieſer troſtloſen Einſamkeit zu erfreuen vermocht hätte, ja nicht einmal die Stimme irgend eines Haustiers unterbrach das tiefe Schweigen.

Wilhelm Acker ſaß vor ſeiner Thüre auf einem Holzblock und rauchte aus einer kurzen Pfeife. Neben ihm lag die Axt, und ein Haufen Späne und Reißig verriet die Arbeit, von der er ſich einen Augenblick ausgeruht haben mochte. Es hatte zunächſt den Anſchein, als ob er den Herankommenden nicht bemerkte oder gefliſſentlich nicht bemerken wollte, denn er ſtarrte hartnäckig vor ſich nieder und ſpielte mit dem Griff ſeiner Axt. Als aber Kroneck vor ihm ſtand und ihn anredete, da erhob er ſich doch und rückte mürriſch an ſeiner Mütze.

„Ich komme juſt des Weges, Acker," ſagte der Amtsrichter — „und da fällt mir ein, daß ich einige Worte mit Ihnen zu reden habe. Sie ſind doch nicht beſchäftigt?"

Der Mann machte eine verächtliche Handbewegung nach dem Haufen zerkleinerten Holzes.

„Das Gelumpe da iſt nicht der Rede wert, und was ſollte ich ſonſt wohl arbeiten? Wenn Sie mit mir zu reden haben, Herr Amtsrichter, dann will ich Ihnen einen Sitz holen. In das Loch da kann ich Sie doch nicht hineinführen."

Er deutete auf ſeine Behauſung, verſchwand in derſelben und kehrte mit einem offenbar ſelbſtgefertigten Holzſchemel zurück. Die Pfeife hatte er drinnen gelaſſen und eine vielfach geflickte Jacke übergeworfen.

„So" — ſagte er — „beſſer hab' ichs nicht. Was liegt denn jetzt wieder gegen mich vor?"

„Muß denn immer etwas gegen Sie vorliegen, Acker?"

„Das juſt nicht, aber wenn ſo 'n Herr mit mir reden will —"

Kroneck fühlte die bittere Wahrheit dieſer Bemerkung. Er war verlegen um eine Einleitung und ſagte zunächſt: „Sie haben einen Sohn, Acker, nicht wahr?"

„Ich habe einen Sohn. Es wäre vielleicht beſſer, wenn ich keinen hätte, aber er iſt nun 'mal da. Was iſt's mit ihm? Hat er einen totgeſchlagen?"

„Ich möchte den Knaben ſehen."

„Den Wildling?"

Der Mann hob zwei Finger an die Lippen und that einen ſchrillen Pfiff. Nach einer Weile raſchelte es in einem aufgeſchichteten Haufen dürrer Fichtenzweige, und eine ſeltſame Geſtalt kam zum Vorſchein. Es war ein etwa vierzehnjähriger verwachſener Junge mit blaſſen Wangen und ſcheuen Augen.

Er blieb in einiger Entfernung ſtehen, muſterte den Fremden von unten auf und zupfte an den Fetzen ſeines ſchlotterigen Rockes.

„Daniel“ — ſagte Acker — „der Herr Amtsrichter will Dich ſehen. Dreh' Dich 'mal um — ein hübſcher Kerl, he? Was er auf der Bruſt zu wenig hat, das hat er auf dem Rücken zu viel — die Natur weiß alle Dinge auszugleichen.“

Kroneck winkte den Knaben heran und ſagte: „Gib mir die Hand, Daniel. Es könnte nichts ſchaden, wenn Du ſie 'mal waſchen wollteſt, mein Junge, das koſtet nichts. Gehſt Du fleißig in die Schule?“

„Manchmal“ — entgegnete der Gefragte kurz und zog ſeine magere blaſſe Hand zurück.

„Warum nicht regelmäßig, Daniel?“

„Sie hauen mich!“

„Wer?“

„Die anderen Jungens!“

„Du ſollſt wohl bald konfirmiert werden?“

„Weiß nicht.“

„Kennſt Du die Gebote? Kannſt Du mir eins herſagen?“

Daniel Acker legte die Hände ineinander und ſah vor ſich nieder. Dann begann er eintönig: „Du ſollſt nicht töten. Was iſt das? Wir ſollen Gott fürchten und lieben —“

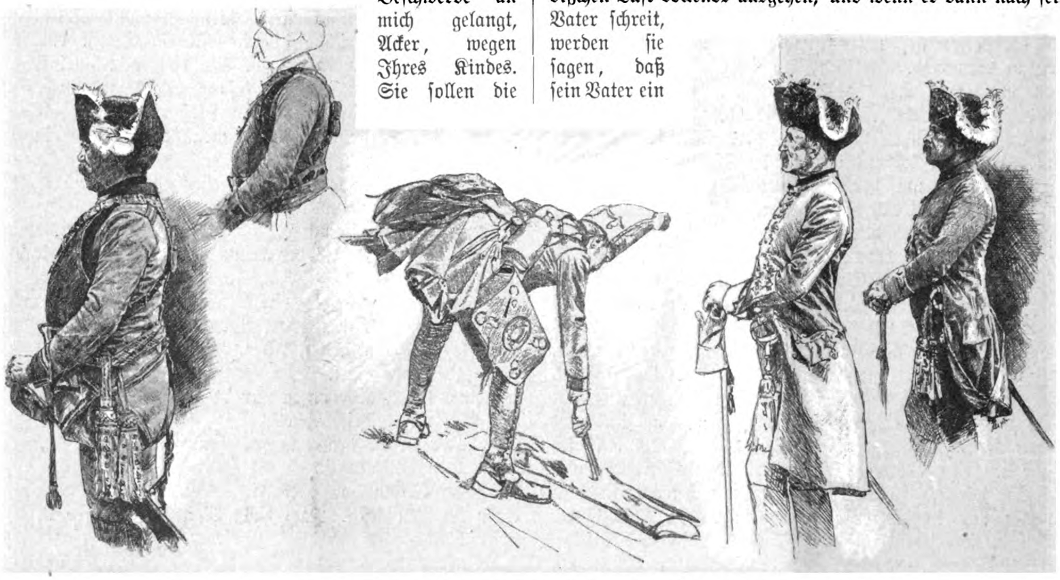
Studie von Fr. Seiler zu dem nebenſtehenden Bilde: Friedrich der Große im Walde von Parchwitz.

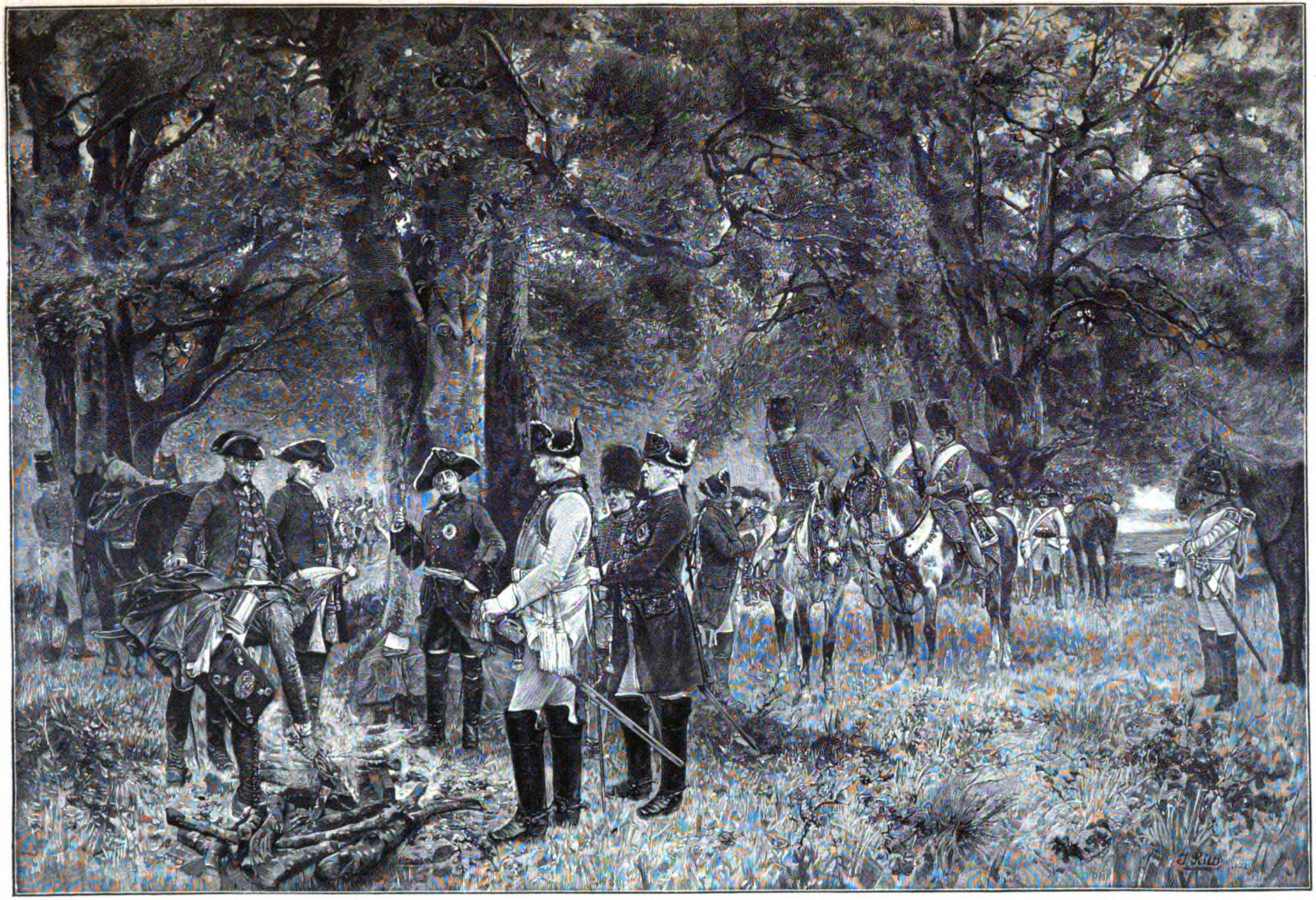
Es war ein ſeltſam ergreifender Anblick. Da ſtand der Sohn des Mannes, den ſie wegen Totſchlag ins Zuchthaus geſperrt hatten, und redete von der Sünde ſeines Geſchlechtes. Kroneck winkte mit der Hand. „Es iſt gut, mein Kind, jetzt kannſt Du wieder gehen. Aber vergiß nicht, was ich Dir wegen des Waſchens geſagt habe.“ Dann wandte er ſich wieder zu dem finſter daſitzenden Manne. „Es iſt eine Beſchwerde an mich gelangt, Acker, wegen Ihres Kindes. Sie ſollen die Erziehung desſelben vernachläſſigen und ihn wild aufwachſen laſſen.“

„Er iſt ein Wildling,“ entgegnete Acker ruhig. „Wie ſoll das denn auch anders ſein, Herr Amtsrichter. Sie hören ja, daß die anderen Jungens ihn mißhandeln, vielleicht weil er ausgewachſen iſt, vielleicht auch wegen was anderem. Ich habe es auf ihn vererbt, und ich habe es ſelbſt geerbt. Mein Vater iſt von den Leuten als kleines Kind auf einem Acker gefunden worden, keiner wußte, woher er ſtammte. Da haben ſie ihn Acker genannt, und die Gemeinde hat ihn aufgezogen. Was will man mit dem Jungen?“

„Es iſt der Vorſchlag gemacht worden, ihn in eine Rettungsanſtalt für verwahrloſte Kinder zu bringen.“

„Sie ſollen nur kommen,“ ſagte der Mann mit zuſammengebiſſenen Zähnen. „Weil man mir alles genommen hat, woran der Menſch hängt, die Ehre, und die Freiheit und die Anſprache und den Verdienſt, da denkt man, ich könnte auch mein Letztes hingeben! Mein Allerletztes, was ich habe! Glauben die Leute denn, daß ich mein Kind weniger lieb habe, weil wir beide unglücklich ſind? Meinen ſie denn, daß ich es haſſe und ſchlecht behandle, weil es ihm beſſer geweſen wäre, niemals geboren zu ſein? In die Rettungsanſtalt! Wenn mein Junge krank iſt, weil er einen elenden Körper hat, werden deshalb die fremden Leute nachts an ſeinem Bette ſitzen, wie ich es thue? Werden ſie ſich im Sturm und Regen die Füße wund laufen, um einen Doktor zu holen, wie ich es thue? Hier oben in der friſchen Luft kann er geſund werden, wenn es eine Rettung für ihn gibt. Da unten in dumpfen Mauern, die nicht beſſer ſind, als ein Zuchthaus, da unten wird ihm das bißchen Luft vollends ausgehen, und wenn er dann nach ſeinem Vater ſchreit, werden ſie ſagen, daß ſein Vater ein


Studien von Fr. Seiler zu dem nebenſtehenden Bilde: Friedrich der Große im Walde von Parchwitz.



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl. München.

Copyright 1893 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Friedrich der Große im Walde von Parchwitz. Nach dem Gemälde von C. Seiler.

Lump ſei, der ihm nichts vererbt hätte, als Fluch und Sünde! Sie ſollen nur kommen und den Verſuch machen, mir mein Kind zu nehmen! Bei dem allmächtigen Gott, ich habe noch keinen Menſchen erſchlagen, und wenn es tauſendmal in den Akten ſteht; aber an dem Tage, wo ein ſterblicher Menſch Hand an meinen Jungen legen will, nehme ich meine Axt und mache es wahr!“

Der ganze aufgeſpeicherte Groll einer verbitterten Menſchenſeele, der ganze Haß eines verlorenen und gehetzten Daſeins brach in dieſen grollenden Worten an das Licht.

Wilhelm Acker war aufgeſprungen, er nahm ſeine Axt und ſchlug ſie tief in das Holz des Blockes, auf dem er geſeſſen hatte. Dann bedeckte er plötzlich ſein wildes, durchfurchtes Geſicht mit den Händen und weinte.

„Herr Amtsrichter,“ ſagte er, „ich glaube, Sie ſind ein guter Menſch, denn Sie haben mich nicht behandelt wie ein Stück Vieh, als ich zu Ihnen kam und um Strafaufſchub bat, und Sie haben ſich nicht geſchämt, hier an offener Landſtraße neben mir zu ſitzen und meinen Jungen die Hand zu geben — helfen Sie mir! Unſer Paſtor meint es ja auch gut, ich will das gern glauben, aber er hat nicht ſo viel Jammer und Elend geſehen wie Sie, und er begreift nicht, was Sie vielleicht begreifen. Ich kann ja nichts ausrichten gegen die Macht, und ich bin ein gezeichneter Menſch, mit dem man kein Federleſen macht, aber es iſt nicht gut, einen Menſchen zur Verzweiflung zu treiben, und das werden Sie auch nicht wollen.“

Kroneck war erſchüttert. Er legte ſeine Hand auf die Schulter des erregten Mannes und ſagte: „Sie ſollen Ihr Kind behalten, Acker, ich verſpreche es Ihnen und werde deswegen mit dem Herrn Pfarrer Rückſprache nehmen. So ſeien Sie doch nur ruhig, Mann, wir ſind keine Menſchenräuber und leben in einem geordneten Staate. Aber thun Sie auch Ihrerſeits, was das Geſetz von uns allen fordert. Es iſt doch nicht zuläſſig, daß der Knabe ſo ohne allen Unterricht aufwächſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Friedensglocken.

Von Gerhard Schäfer.

Als Günther, Schwarzburgs edler Graf, ſtreitbar hat man ihn zubenannt,
Den Dänen wider Schweden half mit ſcharfem Schwert und ſtarker Hand,

Da traf er einſt in Feindesland urplötzlich eine Schwedenſchar,
Die nach des Dänenheeres Stand auf Kundſchaft ausgezogen war.

Graf Günther zauderte nicht lang, ſtolz hob er ſich im Sattel auf
Und rief, zu ſeinem Volk gewandt: „Jetzt, meine Thüringer, friſch drauf!“

Dann läßt er reichen ſich den Schild, legt ſeine Schlachtenlanze ein
Und ſprengt grad’ mitten in den Feind, ſein Kriegsvolk jubelnd hinterdrein.

Da prallte krachend Schild an Schild, es hub ein heißes Ringen an,
Die Schwerter tranken rotes Blut, todwund vom Roß ſank mancher Mann.

Groß war der Schwedenkrieger Zahl und klein nur Günthers Streiterſchar,
Doch endlich weicht der Schwedenleu, beſiegt von Arnſtadts ſtarkem Aar.

Die Feinde fliehn, der tapfre Graf ſetzt’ ihnen nach den ganzen Tag,
Bis er zu einem Thale kam, in deſſen Schoß ein Städtchen lag.

Still ruht der Ort im Abendſchein, und nur der Veſperglocken Klang
Schwebt feierlich und andachtsvoll das frühlingsgrüne Thal entlang.

Und wie der Graf die Glocken hört, da hat ihn plötzlich übermannt
Ein machtvoll ſchöner Frühlingstraum, er denkt ans ferne Heimatland.

Der Feind entkommt, das gilt ihm gleich; er lauſcht, bis das Geläute ſchweigt,
Dann endlich reitet er zur Stadt, gedankenvoll das Haupt geneigt.

Angſt treibt die Bürger zu ihm hin, ſie bieten reiches Löſegeld,
Damit er ſchone ihrer Stadt; doch gütig lächelnd ſpricht der Held:

„Mein Herz will nichts von alledem, was Ihr zu Eurem Eigen zählt,
Zur Beute hab’ ich einzig mir die Glocken Eurer Stadt erwählt.

Noch muß ich fechten für das Recht, denn dazu gab mir Gott mein Schwert,
Muß raſtlos reiten durch die Welt, wie ſehr mein Land nach mir begehrt,

Doch zieh’ ich einſt nach manchem Kampf in meines Arnſtadt Mauern ein,
Dann ſoll mir dieſer Glocken Klang der Bote ſteten Friedens ſein.“ —

Seitdem Graf Günther jene Beute ſich in der Schweden Land gewonnen,
Sind zwanzig Jahre, reich an Kämpfen, doch auch an Siegen reich, verronnen.

Er hatte für manch hohes Streben ſein vielgetreues Schwert gezogen
Und war auf ſeines Roſſes Rücken durch manches weite Land geflogen.

Zuletzt ſtach in den Niederlanden ihn Ritter Thanatos vom Pferde,
Im Sterben ſprach er: „Ich will ruhen in meiner lieben Heimat Erde.“

Sein Wille war der Gräfin heilig, und für den Sarg des edlen Grafen
Hat heute ſich die Gruft geöffnet, drin ſeine ſtolzen Ahnen ſchlafen.

Geſchmückt mit ſchwarzen Trauerkleidern, drängt ſich das Volk in allen Gaſſen,
Von nah und fern ſind ſie gekommen, kaum mag die Stadt ſie alle faſſen.

Da geht ein Flüſtern durch die Menge, und ehrfurchtsvoll weicht ſie zur Seite:
Vom Schloſſe her kommt langſam nahe Graf Günthers ernſtes Grabgeleite.

Ein Kreuz mit des Erlöſers Bilde wird vor dem Zuge hergetragen;
Stets folgte Günther ja dem Kreuze in guten wie in böſen Tagen.

Sein Streitroß, deſſen ſchwarze Decken im ſcharfen Herbſtwind flatternd wehen,
Führt man daher, es bäumt ſich wiehernd, iſt nicht gewohnt, im Schritt zu gehen.

Zwölf edle Ritter tragen ſchweigend den ſchlichten Totenſchrein vorüber;
Ein Seufzer ſchleicht ſich durch die Menge, und manchem gehn die Augen über.

Verſchleiert folgt dem Sarg die Gräfin; ihr edles Antlitz zeugt von Sorgen,
Doch Ruhe ſtrahlt aus ihrem Blicke, ſie weiß ſich wohl bei Gott geborgen.

Zur Kirche unſrer lieben Frauen bewegt der Zug ſich durch die Gaſſen;
Dort wird beim roten Schein der Fackeln der Sarg zur Gruft hinabgelaſſen.

Der Sarg ſinkt langſam in die Tiefe, ganz ſtill iſt’s in der weiten Halle,
Denn wenn der Tod ſpricht, ſchweigt das Leben. Horch! Plötzlich dröhnt mit lautem Schalle

Vom Turm des Gotteshauſes nieder vielſtimmig jubelndes Geläute;
Es ſind die Glocken, die einſt Günther aus Schweden heimgebracht als Beute.

Da ward des Grafen Wort vollendet, denn als vom Turm die Glocken klangen,
War Günther nach dem Kampf des Lebens zum ew’gen Frieden eingegangen.

Ein Ausflug nach den Pyramiden.

Von Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

Wer ſie ſah, die Wunderbauten Altägyptens, vergißt ihrer nie wieder: das Seltſame ihrer Geſtaltung prägt ſich tief ein und weckt die Fragen nach ihrem Zwecke, ihrer Bedeutung, um deren genügende Beantwortung die Gelehrten ſchon ſeit Herodots Zeiten bemüht ſind. Dem Forſcher wird das bearbeitete Geſtein zu ſtummen Rätſeln, die das Seelenleben eines längſt vergangenen Volkes bergen, eines Volkes, das ſo hoch ſtand, daß jene Völker von ihm lernten, die, wie das griechiſche und römiſche, ſpäter ſelbſt zu Kulturträgern wurden. Und je mehr der ägyptiſchen heiligen Schriften verſtanden werden, um ſo deutlicher zeigt ſich der ägyptiſche Einfluß auf das Volk Iſraels: Steininſchrift und Bibelwort ergänzen und decken ſich vielfach, vermittelnd und erklärend.

Zu den Weltwundern zählen die großen Pyramiden bei Kairo, die in nächſter Nähe des arabiſchen Dorfes Giſeh liegen. Sie ſind wohl die älteſten Baudenkmäler des Menſchengeſchlechts. Außer dieſen gibt es viele Pyramiden in Ägypten, die am Rande der lybiſchen Wüſte, auf einer Langſtrecke von etwa fünf geographiſchen Meilen, ſtehen: auf dem Totenfelde Altägyptens. Hier im Weſten, der untergehenden Sonne zu, wurden die Toten begraben. Unzählbar ſind die Mumien, die dort noch in Schächten und tiefen Kammern ruhen, nicht zu ermitteln iſt die Zahl der ausgegrabenen Balſamleichen, von denen etliche in die Muſeen wanderten, viele zu Malerfarbe verarbeitet, viele in dem holzarmen Lande von ſpäteren Geſchlechtern, ihrer harzigen Beſchaffenheit wegen, als Feuerung benutzt wurden. Bei Theben ſah ich Mumienteile unter dem Kochtopfe eines Fellachenweibes brennen und genugſam Gebein umherliegen, das den Gräbern entſtammte. Die meiſten Mumien wurden wohl als wertlos zerſtreut, nachdem die ihnen von frommen Angehörigen mitgegebenen Koſtbarkeiten geraubt waren.

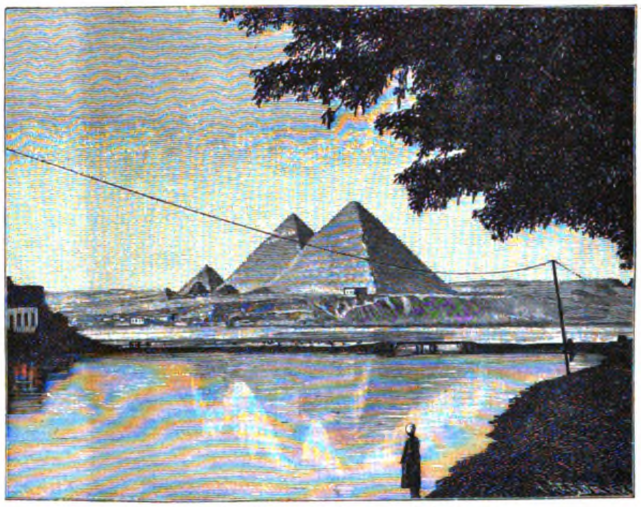


Abb. 1. Die Pyramiden von Giſeh.

Je nach Vermögen erfolgte die Beſtattung des Altägypters. Die Armen wurden in Natron gebeizt und geräuchert und dort begraben, wo der Platz wenig koſtete, in alten verlaſſenen Gräbern Reicher, in Bergſpalten, in Schachten oder Maſſengräbern. Was ihnen mitgegeben wurde, war: ein Paar lederne Schuhe, Sandalen, ein Wanderſtab für die himmliſchen Wege, Fingerringe aus gebranntem Thon, Armbänder aus blauen Perlen, Figürchen der Götter, namentlich des Ptah, Oſiris und der Hathor; nie fehlten die Skarabäen, Nachbildungen des heiligen Käfers, lauter Dinge, den Leichnam vor zauberiſchen Einflüſſen zu ſchützen und der Seele zu nützen, die den Körper von Zeit zu Zeit beſuchte und belebte.

Nach dem altägyptiſchen Glauben (ich folge hier Maſperos klarer Faſſung) war der Menſch aus mehreren verſchiedenen Weſen zuſammengeſetzt, von denen ein jedes ſein eigenes Leben hatte. Zuerſt kommt der Körper, das Stoffliche, durch Balſamierung zu Erhaltende, dann das Doppelweſen, Ka genannt, das ein getreues Abbild des Körpers iſt, aber aus einem leichten, ätheriſchen Stoffe beſteht. Die Ägypter dachten ſich für den Ka einen Stoff, wie unſere heutigen Naturkundigen ſich etwa den noch nie gefaßten Äther für die Erſcheinungen des Lichts zu Grunde gelegt denken.

Dieſer Ka iſt ein luftiger Abklatſch des Menſchen, den er Zug für Zug wiedergibt. Dann kommt die Seele, die vom Volke unter der Geſtalt eines Vogels gedacht wurde, und nach der Seele das Lichtweſen, ein vom göttlichen Feuer abgeteiltes Flämmchen. Keines dieſer Beſtandteile war von Natur unvergänglich, ſondern löſte ſich, ſich ſelbſt überlaſſen, ſehr bald in nichts auf, und der Menſch ſtarb dann zum zweitenmale den ewigen Tod. Die Frömmigkeit der Überlebenden ſchob durch Einbalſamierung die Zerſetzung des Körpers auf Jahrhunderte hinaus, durch Gebet und Opfergabe rettete ſie den Ka, die Seele und das Lichtweſen vor dem zweiten Tode. Der Ka verließ nie den Ort, wo die Mumie ruhte, die Seele und das Lichtweſen entfernten ſich, um den Göttern zu folgen, kamen aber wie ein Reiſender zurück, der in ſeine alte Wohnung heimkehrt.

Das Grab war daher das „ewige Haus.“ Des Armen ewiges Haus war ein Schlupfwinkel oder ein Maſſenlager, der Wohlhabende hatte ſeine Wohnung, darin, an den Wänden abgemalt, bildlicher Reichtum herrſchte, woran der Ka, das luftige Bild des Toten, ſich erlabte. Des Königs ewiges Haus aber war ein Palaſt: die gewaltige Pyramide, in deren Mitte die Mumie mit ihren Schätzen wohl geborgen ruhte. Erſt in ſpäterer Zeit wurden die Großen des Reiches bei Theben in den tiefen, langgeſtreckten Felſengräbern beigeſetzt.

So viel früher auch über die Pyramiden gedeutelt wurde — ſie ſollten die Kornkammern Joſephs ſein oder Waſſerbehälter oder Bauten, in deren Maßverhältniſſen das Geheimnis der Weltſchöpfung niedergelegt ſei — ſo iſt doch feſtgeſtellt, daß ſie Königsgräber ſind. Gewaltig iſt ihr Eindruck auf das Gemüt des Menſchen. Die Araber ſagen: ‚alles fürchtet die Zeit, die Zeit aber fürchtet die Pyramiden!‘ Und in der That, ſeit Jahrtauſenden trotzen ſie der Zerſtörung.

Da ein guter Weg nach Giſeh führt, kann man die Pyramiden von Kairo aus in anderthalb Stunden erreichen. Der Weg iſt mit ſchattenſpendenden Akazien bepflanzt; er wurde angelegt, als die Kaiſerin Eugenie zur Eröffnung des Suezkanals Ägypten beſuchte, und damit ſie am Fuße der Pyramiden frühſtücken könnte, ward raſch ein zweiſtöckiger Kiosk erbaut (Abb. 1). Die napoleoniſche Herrlichkeit, die ihren Anfang bei den Pyramiden nahm, iſt verblaßt; die Steine aber ſtehen noch, ſtumme Zeugen der Vergänglichkeit.

Die zweite und dritte Abbildung zeigen einen Palmenhain, Beduinen mit ihren Kamelen, waſſerſchöpfende Fellachen und eine Gruppe von Eſeltreibern mit ihren prächtigen Tieren. Es iſt die Zeit der Überſchwemmung, der Nil breitet ſein befruchtendes Waſſer über die Ebene, nach deſſen Abfluß es keimt und grünt und der Acker ſich beeilt, Frucht zu tragen, vielfältige Frucht, damit die Schuldzinſen des Landes an die Gläubiger entrichtet werden. Der Reichtum quillt aus dem

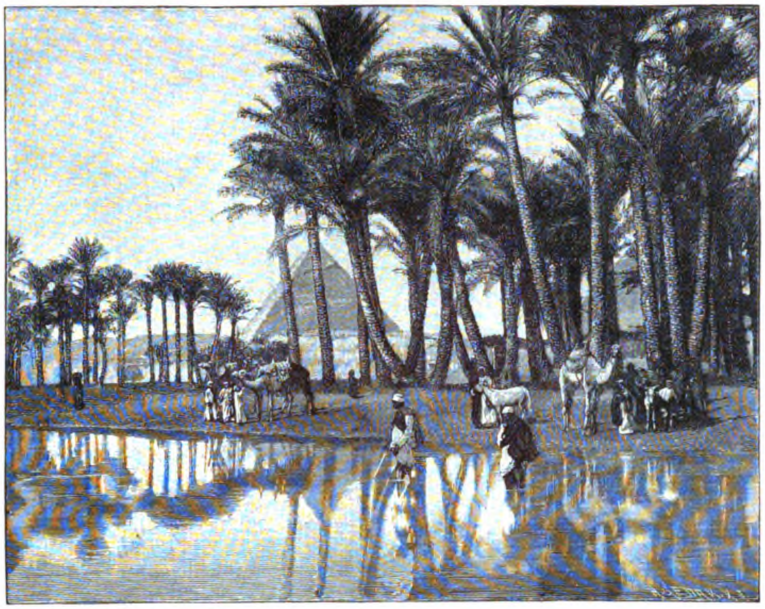


Abb. 2. Palmenhain und Nilüberſchwemmung.

nilgetränkten Erdboden. Wo aber das belebende Naß nicht freiwillig hindringt, müſſen Schöpfräder es heben, deren einfachen Bau und Betrieb uns die Abbildung 5 (S. 302) vor Augen führt. Man ſchätzt die Zahl der Schöpfräder in Mittel- und Unterägypten auf 50 000, die 1 800 000 Hektar Acker bewäſſern und von 200 000 Rindern getrieben werden, zu deren Beaufſichtigung 100 000 Menſchen nötig ſind. Immer aber iſt es der Nil, der heilige Fluß, der das Waſſer liefert, und nur wo Waſſer die Erde tränkt, lebt ſie in dieſem Lande, dem der Regen mangelt.

Gerade vor uns liegen jetzt die Pyramiden, die deutlicher aufwachſen, je näher wir kommen. Allmählich büßen ihre Außenlinien die Reinheit der Zeichnung ein; man erkennt das Zerriſſene und Zerklüftete der gewaltigen Steinmaſſen, von denen Menſchen Blöcke hinwegführten, um ſich Häuſer daraus zu bauen; war doch die ehemalige Stadt zu dieſem Totenfelde die Reſidenz Memphis, deren Mauerwerk in Kairo neu erſtand. Von Memphis ſelbſt ſind nur noch wenige Trümmer vorhanden. Auf ſein Antlitz gefallen liegt dort der Koloß Ramſes des Zweiten, der Anlaß zu der Sage gab: die alten Ägypter ſeien Rieſen geweſen, die mit einem Zauberſtabe Felsblöcke zu bewegen verſtanden. Groß und ſinnverirrend waren noch gegen Ende des XII. Jahrhunderts die Tempel- und Palaſttrümmer der Königſtadt Memphis nach der Beſchreibung Abdellatifs .... jetzt iſt ihre Stätte faſt verſchwunden.

Die Pyramiden aker ſtehen noch, wenn auch ausgeraubt und durchſucht. Dem Fremden ſind ſie eine Sehenswürdigkeit, den Beduinen und Fellachen vom Dorfe Giſeh eine unverſiegbare Quelle reicher Geldeinnahme für Führerdienſte und unverlangte Leiſtungen unglaublicher Art. Für das grinſend geſprochene „Pyramidal koloſſal, Herr Baron“ beanſprucht ſo ein ſchwarzbrauner Pharao-Enkel ſein Trinkgeld von dem erſtaunten Fremden, und ſo oft er mit auf die Pyramidenblöcke klettert, wenn Reiſende ſich photographieren laſſen (Abb. 4), drängt er rechthaberiſch auf Bezahlung.

An dieſer Abbildung erkennt man trefflich die Größe der Blöcke durch den Maßſtab der neben und auf ihnen ſtehenden Menſchen und kann ſich einen Begriff von der Pyramidenbeſteigung machen, wenn man bedenkt, daß dieſe Blöcke erſprungen werden müſſen, wobei das hilfreiche Ziehen und Nachſchieben der bakſchiſchgierigen Wüſtenſöhne kaum zu entbehren iſt. Die Ausſicht oben iſt lohnend, aber doch nicht in ſo hohem Grade, daß deshalb Damen, wie dies oft geſchieht, nötig haben, ſich in handgreiflichſter Weiſe von den braunen Jünglingen hinaufzerren zu laſſen. Außerdem greift dieſe Blockſpringprozeſſion auf die etwa 137 Meter hohe Cheopspyramide, deren Seitenlänge 173 Meter beträgt, ziemlich an. Es gibt in den Hotels zu Kairo ſtets einige Reiſende, die ſich im Bette von ihrer Pyramidenbeſteigung ausruhen. In das Innere zu kriechen, iſt durchaus unratſam, da man nichts Hervorragendes ſieht, und die Gräber von Sakkara bei größerer Bequemlichkeit des Bedeutungsvollen mehr bieten, als die ausgeraubten, dunklen, nach Fledermäuſen ſtinkenden Gänge und Kammern der Cheopspyramide, in denen ſtetig eine Temperatur von 24 Grad Celſius herrſcht.

Weshalb gaben die Ägypter den Königsgräbern die Geſtalt der Pyramide? Maſpero meint, ſie bildeten einen Erſatz für den Erdhügel, den man in vorgeſchichtlichen Zeiten über dem Leichnam der Heerführer zu errichten pflegte. Nach anderen Forſchern wurde die Pyramidenform gewählt, um den heftigen Winden und dem andringenden Wüſtenſande ſtärkſten Widerſtand entgegenzuſetzen. Erſt in der neuſten Zeit gelang es jedoch, einen überraſchenden Einblick in das Geheimnis der Pyramiden zu gewinnen, und zwar verdanken wir ihn den Unterſuchungen Hermann Gruſons, der in ſeinem vorzüglichen Buche „Im Reiche des Lichts“, (Braunſchweig. Weſtermann), eine Reihe ganz neuer, wichtiger Anſchauungen über das Weſen des Lichtes aufſtellt und hauptſächlich jene Erſcheinung behandelt, die als Tierkreislicht wohl bekannt, bisher aber immer noch ein unerklärtes Rätſel war.

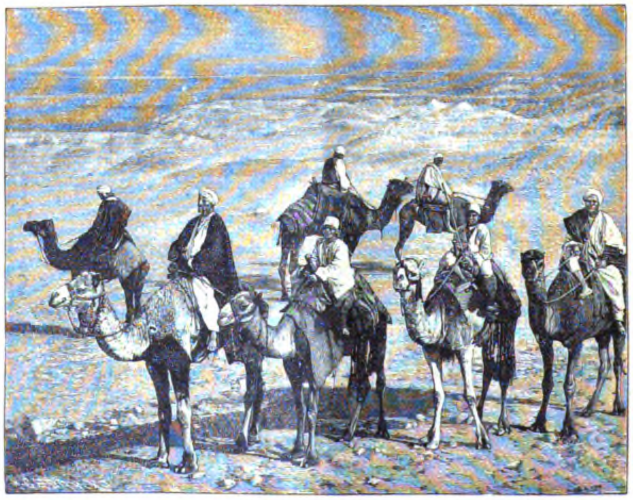


Abb. 3. Beduinen.

Zum erſtenmal erblickte ich dieſes Licht in ſeiner ganzen Herrlichkeit am Abend nach Sonnenuntergang bei Siut, wo der Dampfer wartete, uns nilaufwärts zu führen. Ich kannte es aus ſchlechten Abbildungen, aus Humboldts Schilderung, und hatte von jeher ſehnſüchtiges Verlangen, es in Wirklichkeit zu ſchauen. Nun ſtieg es am Abendhimmel auf, glänzender als die Milchſtraße, eine hohe Lichtpyramide über dem Orte des Sonnenunterganges. Ein Traum der Kindheit wurde in dem Augenblicke erfüllt, als ich es erkannte; es war aber ſchöner, wunderbarer als das Bild des Traumes, zu dem der Norden nur dürftige Hilfsmittel lieh.

Hermann Gruſon erklärt das Zodiakallicht als die von den Strahlen der Sonne getroffene, leuchtend gewordene Flutwelle unſerer Erdatmoſphäre. Über unſere Atmoſphäre rollen zwei ungeheure Flutwellen dahin, an ihren Gipfelpunkten bis zu 100 Kilometer Höhe emporſteigend, mit der Geſchwindigkeit eines Kourierzugs dahineilend. Ihre Entſtehung verdanken ſie, wie die Flutwellen des Ozeans, der Anziehung des Mondes und der Sonne; ſie ſind unmeßbar mit der ſchwankenden Queckſilberſäule des Barometers, wohl aber nachzuweiſen aus der Erſcheinung der Tierkreislichter. Wie dies alles zuſammenhängt, darüber gibt das hochintereſſante Buch leichtverſtändliche Auskunft, uns beſchäftigt hier nur die Geſtalt des Lichtes, die in ihrer ſchönſten Entwickelung der einer Pyramide gleicht, und zwar am Morgenhimmel vor dem Aufgang, am Abendhimmel nach dem Untergange der Sonne. Gruſon fiel auf, daß die alten Schriftſteller über das Zodiakallicht ſchweigen, ſo daß daraus gefolgert werden könnte, die Alten hätten dieſe Lichterſcheinung überhaupt nicht gekannt. In den ägyptiſchen Schriftwerken jedoch fand er Hinweiſe auf das Pyramidenlicht, und auf das eingehendſte von dem verſtorbenen Prof. Heinrich Brugſch, dem beſonnenſten Forſcher altägyptiſcher Vergangenheit, unterſtützt, gelang ihm die Feſtſtellung uralten Wiſſens vom Zodiakallichte.

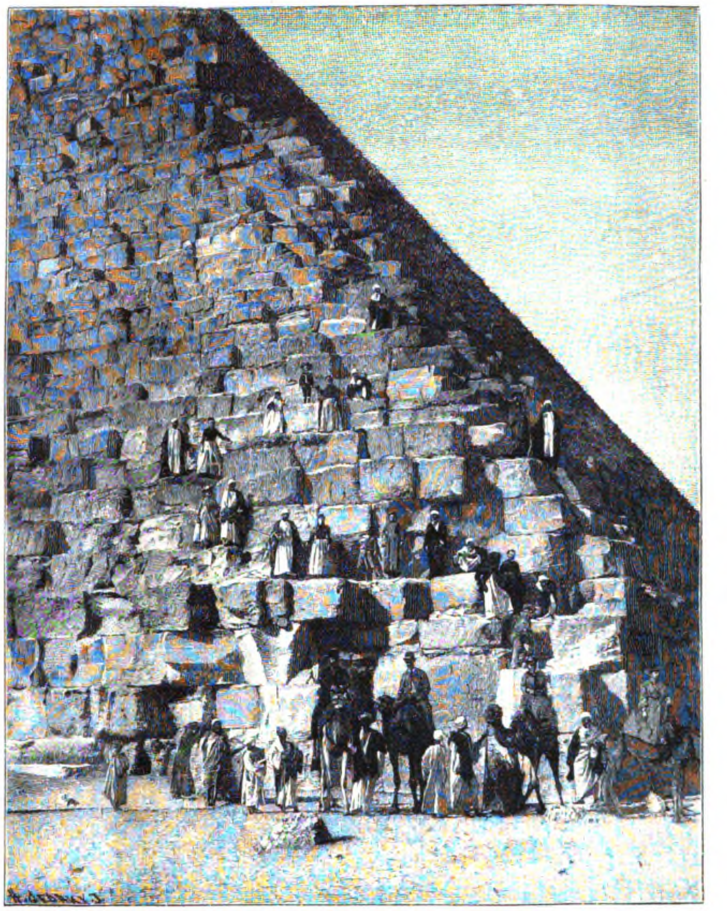


Abb. 4. An der Cheopspyramide.

Es wurde in einer Gottheit dargeſtellt, als ein Mann, der auf ſeinem Haupte das Dreieck trägt und „Herr des Oſtens" hieß; der Ort ſeiner Verehrung war Pi-ſapdu „das Haus des Dreieckigen," annoch in der Benennung des heutigen Dorfes „Saft" erhalten. In deſſen Nähe lag einſt Goſem, „die Stadt des Dreiecks," oder wie ſie von Brugſch genannt wird, „die Stadt des Dämmerungslichtes." Des letzteren heiliges Zeichen iſt eben ein Dreieck, deſſen richtige Deutung erſt durch Gruſons ſcharfſinnige Arbeit möglich wurde.

Über dieſen Gegenſtand hat die gelehrte Welt noch gar viel zu erwarten, vorläufig iſt es nach Brugſch zweifellos, daß die Pyramiden ſelber, jene weltberühmten Königsgräber am Rande der lybiſchen Wüſte, die Grundidee ihrer Geſtalt augenſcheinlich von jenem gleichſchenkligen Dreieck abgeleitet haben müſſen, in welchem ſich die Lichtpyramide in der Dämmerung des Oſtens und Weſtens mit ihrer abgeſtumpften Spitze gleichſam verkörpert darſtellt. — Sie ſind genau nach den Weltrichtungen geſetzt, die Oſtſeite bot ſich genau dem aufgehenden, die Weſtſeite dem untergehenden Lichte, die eine war dem ſcheidenden, die andere dem wiederkehrenden geweiht. Daß dieſe Anſicht wirklich mit der Pyramide verknüpft war, wird durch die zahlreichen in Gräbern gefundenen kleinen Pyramiden aus Granit, Alabaſter, Kalkſtein bewieſen, deren Seiten auf den Aufgang und Untergang des Sonnenſtrahls bezügliche Darſtellungen tragen.

Aus den Denkmälern ergibt ſich, daß von den älteſten Zeiten ihres Beſtehens bis zur Römerherrſchaft die Ägypter die Sonne als das Zeichen der höchſten Gottheit betrachteten.

Am Morgen, im Oſten ward ſie täglich neu geboren, im Weſten ſtarb ſie abendlich, während der Nacht war ſie als Oſiris in der Götterwelt. So ſtarb auch der Menſch und ward zum Oſiris. Wie aber die Sonne wiederkehrte, ſo ſollte auch er wiederkehren. Alſo lauten die Worte, die ein Verwandter des Einbalſamierten zum Steuermann des Totenſchiffes ſpricht: „Wende nach Oſten zu, dem Lande der Gerechten (zum Totenfelde). Die Weiber des Schiffes weinen ſehr. — In Frieden, in Frieden, zum Weſten, Du Geprieſener, komme in Frieden. Wenn der Tag zur Ewigkeit geworden iſt, ſehen wir Dich wieder, denn ſiehe, Du gehſt in das Land, das die Menſchen vermiſchet."

In ſeiner Sonnenverkörperung ward Gott geboren, ſtarb er und ward er wiedergeboren: aus der Naturbetrachtung ſchöpfte der Ägypter und dachte ſein Schickſal dem des ſichtbaren Gotteszeichens, der Sonne, ähnlich. Auch der Menſch ward geboren und ſtarb — ſeiner Wiedergeburt aber mußte er harren. Feſt glaubte er an ſie. Daher die Erhaltung des Körpers durch Balſam in feſten Gräbern, die Stärkung des

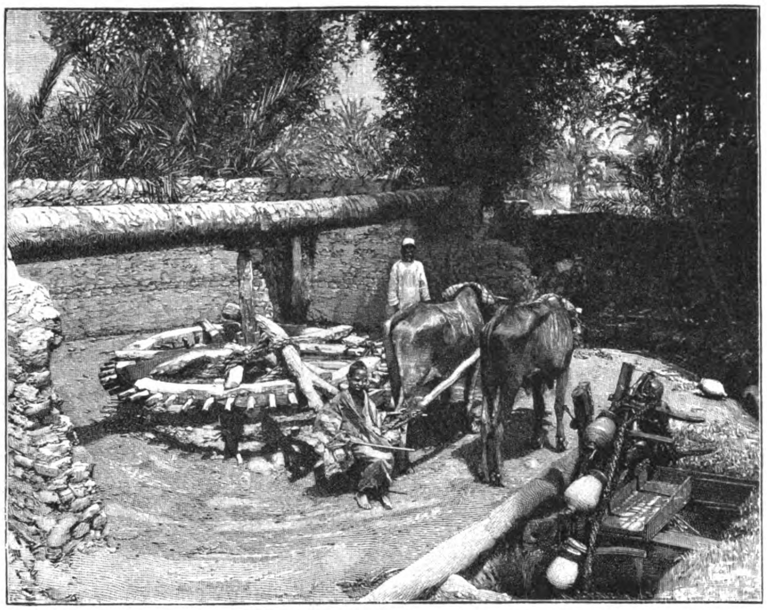


Abb. 5. Ein Schöpfrad im Betriebe.

Ka und der Seele durch Totenopfer und Gebet. Ehe jedoch die Sonne am Morgen geboren wird, verkündigt ſie der Herold, „der Herr des Oſtens“, das in Dreieckgeſtalt andämmernde Tierkreislicht. Darauf glüht der Himmel auf in den Glutfarben des Morgenrotes, und nun tritt er ſelbſt hervor, Re, das Auge Gottes, das Zeichen Gottes, für die Volksmenge Gott ſelbſt.

Auch die Morgen- und Abendröte iſt auf ägyptiſchen Denkmälern ſymboliſiert: die Sonnenſcheibe hat rechts und links buntfarbige, rote und gelbe Flügel, auch Iſis und Nephtys breiten ihre ebenſo gefärbten Flügel in Gräbern über die Bilder verſtorbener Perſonen — über den Oſiris — als Schutz vor verderblichen Einflüſſen. So finden wir die Flügel der Morgenröte des Pſalmiſten auch als einen uralten Beſtandteil ägyptiſcher Mythologie.

Die Pyramide des Tierkreislichtes iſt die erſte Verkündigung der aufgehenden Sonne, der Erneuerung des Lebens, ſie iſt im Weſten die letzte Spur des unſichtbar gewordenen Gottes, ein Schein ſeiner Weſenheit, ein luftiges Licht, eine Erinnerung an den Ka und die Seele, die für ſich beſtehen, wenn der Körper von ihnen getrennt ward. So ward das Pyramidenlicht zum Symbol des Lebens nach dem Tode und dem der Wiederkehr.

Nun verſtehen wir die Geſtalt der Königsgräber älteſter Zeit: ſie bezeichnet das Dämmerleben des Hingeſchiedenen. Gleichwie das Dreiecklicht leuchtet, ohne daß die Sonne ſichtbar iſt, ſo lebt das Unkörperliche des Menſchen nach ſeinem Tode. Die Pyramide aber iſt die ſteinerne Nachbildung jenes Lichtes. Die Leiche ruht gewiſſermaßen in dem Symbol der Unſterblichkeit, in der Kunde des Lebens nach dem Tode in dem weſtlichen Lichte — in der Verkündigung des Auferſtehens in dem öſtlichen Lichte. Jetzt erklärt ſich auch der Name der Cheopspyramide, die Chufu chut heißt, d. i. Glanzſitz des Chufu. Es iſt das glänzende Dreiecklicht, in dem die Königsmumie dem Aufgehen der Sonne entgegenſchlummert, das auch ihm den neuen Tag — die Ewigkeit, ewiges Leben — bringt.

Die Pyramiden ſind keine Steinhaufen, die Großſucht der Herrſcher prahlend zu zeigen, wie man meinte, ſondern wie wir jetzt einſehen, durch Gruſons aufſchließende Forſchung geleitet, Zeugniſſe von der Ewigkeitsſehnſucht der älteſten Pharaonen. Je größer die Pyramide war, je höher ſie zum Himmel ſtrebte, um ſo ähnlicher ward ſie dem Himmelszeichen, das den Glauben an Unſterblichkeit und ewiges Leben als erſtes aus der Nacht, als letztes vom Tage erweckte und ſtärkte — dem Tierkreislichte, dem leuchtenden Dreieck.

So weit die Löſung des Pyramidengeheimniſſes, das rätſelhaft aus der Geſtalt der Königsgräber ſeit Jahrtauſenden fragte. Vielleicht wird es auch noch gelingen, die volle Bedeutung der Sphinx (Abb. 6) zu erlangen, die Wache vor dem Totenfelde vom Memphis hält. Aus anſtehendem Felſen gehauen, blickt ihr Auge nach Oſten, der aufgehenden Sonne entgegen; ihr erſter Strahl trifft das ſchweigende Antlitz des Rieſengebildes.

Kein Bildwerk hat mich je ſo eigentümlich ergriffen als die Sphinx, der Vater des Schreckens, wie die Araber ſie nennen. Die Griechen nannten ſie **Harmachis**, die Ägypter **Har-em-chu**: die kindliche Sonne am Horizont, das junge Licht, das die Dunkelheit — die Seele, die den Tod — die Fruchtbarkeit, welche die Dürre beſiegt.

Als Wächter der Gräberſtadt verheißt die Sphinx den Toten die Auferſtehung; wie ihr Auge die aufgehende Sonne grüßt — es iſt genau nach Oſten gerichtet —, ſo werden einſt die Erwachenden die ewige Sonne begrüßen, das nie untergehende Licht des Lebens: Gott!

So reden die Steine bei Giſeh. Sie ſagen von weit vergangener Zeit, die uns von emſigen Forſchern nahe gebracht wird, ſie ſagen vom Glauben und Hoffen und dem Sehnen der Menſchheit nach Erlöſung.

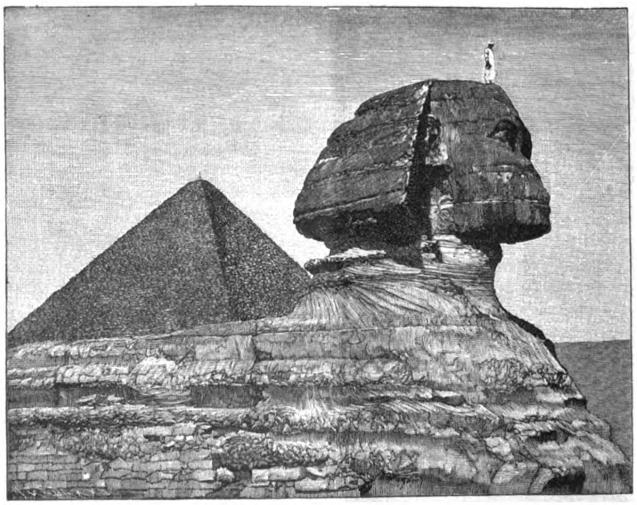


Abb. 6. Die Sphinx.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.)

Eberhard ſprang ſofort auf in der leiſen Hoffnung, daß Aſta ihm das Geleit in dies Nebenzimmer geben würde, aber ſie blieb nun gerade ſitzen und pruſchte in ihr Taſchentuch, als er nach einer Minute mit enttäuſchten Mienen zurückkehrte. „Nicht wahr, ein intereſſantes Geſicht, Vetterchen? Ich habe immer für die brünetten Männer geſchwärmt.“

Der hellblonde Eberhard wußte ganz genau, daß ſie ihn nur ärgern wollte, aber ſo ſehr er ſich bemühte, ihr den Gefallen nicht zu thun, der Stachel ſaß doch. Als er jedoch den Pikierten zu ſpielen anfing, kam er erſt gar an die Unrechte. „Die Herren Generalſtäbler ſind wohl geiſtig ſehr überanſtrengt? Du machſt mir einen ordentlich fatiguierten Eindruck, mein armer Vetter — weißt Du: nicht etwa körperlich. — Wäre es nicht am Ende wünſchenswert, daß Du gerade in den nächſten Wochen etwas auf Urlaub gingſt? Dein Papa würde ſich gewiß unendlich freuen — —“

Er war gewiß ein tapferer Offizier, der gute Eberhard, aber dieſen kleinen malitiöſen Nadelſtichen ſeines kratzbürſtigen Herzensſchatzes gegenüber hielt ſeine Kourage nicht Stand. Er begann auch zu ſchmollen, und die Unterhaltung fing an, ſich mühſam hinzuſchleppen.

Klaus hatte die Gelegenheit erſpäht, mit Anna Borel ein paar Worte unter vier Augen zu wechſeln. Er hatte ſie ſeit vierzehn Tagen nicht geſehen, und er brannte vor Verlangen, durch ſie irgend eine Nachricht über ſeine Mutter zu erfahren. Es war wie immer: er erſehnte dieſe Nachrichten, und er fürchtete ſie zugleich, fürchtete ſie, weil er den herben, ernſten Ausdruck in den Augen des Mädchens ſcheute, aus dem ihm ſtets ein leiſer, trüber Vorwurf zu ſprechen ſchien. So kam denn ſeine Frage: „Haben Sie Nachricht von Mama — aus Natten, gnädigſtes Fräulein?“ recht unſicher heraus.

Sie nickte. „Ihre Frau Mama hat mir einen längeren lieben Brief geſchrieben, Herr von Barten.“ Aber dann verſtummte ſie wieder, und er fühlte, daß der Brief eine Mitteilung enthalten habe, die ihn ſchmerzlich berühren müſſe.

„Mama iſt wohl?“

„Gott ſei Dank — ja! Körperlich wohl!“

Er zuckte zuſammen. „Sie verſchweigen mir etwas, Fräulein Borel —!“ fiel er haſtig ein.

Sie lächelte trübe. „Nein, Herr von Barten. Ich weiß nur nicht, ob ich recht thue, Ihnen das aus dem Briefe mitzuteilen, was für Sie wohl von Intereſſe ſein wird — was Ihnen gewiß aber ſehr weh thun muß.“

„Spannen Sie mich nicht auf die Folter, gnädiges Fräulein,“ gab er erregt zurück. „Was iſt geſchehen? Sie kennen ja die Verhältniſſe — ſeien Sie barmherzig, verbergen Sie mir nichts. Es iſt wahrhaftig beſſer, ich erfahre, was in der Luft ſchwebt, aus Ihrem Munde, als von irgend einer gleichgiltigen oder womöglich voreingenommenen Seite! Ach, — ich habe ſo viele Sorgen, ſo großen Kummer in den letzten Wochen und Monaten durchlebt — mir iſt's oft, als könnte ich nicht noch Schwereres ertragen.“

Das Lächeln auf ihren Lippen erſtarb. Einen kurzen Moment blickte ſie ihn mitleidsvoll an — dann ſenkten ſich die ernſten Blauaugen ſofort wieder. „Ihre Frau Mama rüſtet ſich, Natten zu verlaſſen —“ ſagte ſie leiſe und zaghaft.

„Ah —!“ ſtöhnte er auf. Er konnte nicht ſofort antworten, der Hals war ihm wie zugeſchnürt. Nur er wußte ja, was dieſer Entſchluß für ſeine Mutter bedeutete, die mit allen Fibern ihrer Seele an Natten hing, an der alten lieben Scholle, auf der ihre teuerſten Erinnerungen hafteten, wo ſein Vater ruhte — der alten treugehegten Scholle, mit der ſie verwachſen war ſeit langen Jahrzehnten. Nein — er wußte es nicht allein! Anna Borel, die mit im Schoß gefalteten Händen vor ihm ſaß und, ohne die Augen aufzuſchlagen, in ſeiner Seele las, wußte auch, was dieſer Entſchluß für beide, für die Mutter und für den Sohn, beſagte.

„Wiſſen Sie, wohin Mama gehen will — und wann?“ rang es ſich endlich von ſeinen Lippen, und wie eine Anlehnung ſuchend legte er auf einen flüchtigen Augenblick plötzlich ſeine Rechte auf Annas Arm. Sie ſchauerte leiſe zuſammen. „Nach Sternheim — vorläufig. Und etwa in Monatsfriſt,“ erwiderte ſie, ihrer Gewohnheit nach trotz aller Spannung der Seele doch beide Fragen präzis beantwortend. Und dann ſchlug ſie die Augen voll auf, und einem unwillkürlichen Herzensimpulſe folgend, fügte ſie in faſt flehendem Tone hinzu: „Geht es denn wirklich nicht anders, Herr von Barten? Es wird Ihrer Frau Mama ſo ſehr — ſehr ſchwer! Sie ſchreibt ſo unglücklich — ſie hat ſich ſehr verändert in letzter Zeit —“ Plötzlich brach ſie ab, als ſei ſie über ſich ſelbſt erſchrocken. Ihr Zartgefühl ſträubte ſich dagegen, ſich gleichſam zwiſchen Mutter und Sohn zu ſtellen.

Ihm hatte ihre bittende Frage weh und wohl zu gleicher Zeit gethan. Das Mitempfinden Annas mit der Mutter beglückte ihn, der Vorwurf, der ihm aus ihren Worten entgegenklang, ſchmerzte. Er wußte, dies ernſte Mädchen ſprach nichts ohne Grund; was ſie ſagte, war aus der Tiefe ihrer Seele gekommen. Alſo auch ſie hatte den Stab über ihn gebrochen, auch ſie urteilte, wie die anderen, hatte kein Verſtändnis für ſeine Eigenart, für die Triebfedern ſeines Handelns. Er überlegte nicht, daß Anna Borel ja nur nach den Darſtellungen, die ihr von der Mutter geworden, ſein Thun beurteilen konnte; reizbar, wie er in der letzten Zeit war, fühlte er ſich gekränkt, zu Unrecht verletzt. Hatte man alſo auch ihr gegenüber ſeine Perſönlichkeit in ein falſches, ungünſtiges Licht geſetzt! Und auch ſie hatte natürlich willig geglaubt, was man über ihn erzählt und geklatſcht haben mochte — die lieben Verwandten in Sternheim wahrſcheinlich in erſter Linie. Es quoll bitter in ihm auf, und indem er ſich erhob, wurde aus einem Dankeswort, das ihm ſchon auf den Lippen geſchwebt, ein faſt ſchroffes: „Von meiner Seite iſt geſchehen, was in meiner Macht ſtand. Mama iſt Herrin ihres Handelns — meine Bitte würde auch nur einer herben Zurückweiſung begegnen.“

Er mochte ein trotziges Schweigen oder eine ſcharfe Entgegnung erwartet haben. Aber beides traf nicht zu. Anna hatte ſich gleichfalls erhoben, blieb jedoch dicht neben ihm ſtehen und ſagte ſchlicht und warm: „Ich habe Ihnen weh gethan und wollte es doch wahrhaftig nicht, Herr von Barten! Ich bin kein Mann und kann daher vielleicht die tiefſten Urſachen des Zwieſpalts zwiſchen Ihrer Frau Mutter und Ihnen nicht beurteilen, würde mir das auch nie anmaßen. Ich habe die edle Frau, die mir ſo viel unverdiente Güte erwieſen, aber ſehr, ſehr lieb, und dieſe Liebe und Verehrung gibt mir, ſo ungewöhnlich es ſein mag, den Mut, Ihnen zu ſagen: laſſen Sie Ihre Mutter nicht aus Natten gehen, ohne noch einmal den Verſuch gemacht zu haben, die Teure zu verſöhnen.“ Die Befangenheit, die ſie vorhin beherrſcht, war gewichen, ihre Wangen waren zwar in dunkles Rot getaucht, aber ihre Stimme klang ſicher und beſtimmt, als ſie lebhafter fortfuhr: „Mögen Sie mich nachher thöricht und unbeſcheiden nennen, ich muß es ſagen: Sie dürfen Ihre Frau Mama nicht fortlaſſen von dem Boden, mit dem ſie verwachſen iſt, den ſie ſo ſehr liebt. Und wenn Ihre erſte Bitte wirklich auf eine herbe Antwort trifft, wie Sie befürchten — Sie müſſen ſie wieder und wieder wiederholen, bis ſie erhört wird. Das dünkt mich Sohnespflicht!“

Sohnespflicht!

Sie hatte es ganz einfach, ohne jede Emphaſe geſagt, und gerade darum traf das Wort ſo ſicher. Sohnespflicht! Hatte er wirklich ſeiner Sohnespflicht genügt? Hatte er im letzten Grunde nicht doch immer nur an ſich gedacht, nur aus ſelbſtſüchtigem Sinnen heraus gedacht und gehandelt! War es denn abgethan geweſen mit den paar Briefen, die er der Mutter geſchrieben, abgethan mit ſeinen geſchäftlichen Auseinanderſetzungen, durch die er ſie zu einer anderen Anſchauung bekehren wollte? Bitten, wieder und wieder Bitten — das wäre Sohnespflicht geweſen! Und mag das Haar des Mannes ſich ſilbern gefärbt haben, der Mutter gegenüber, die ihn in Schmerzen geboren, wird er zur Bitte nie zu alt!

Mit einemmal wußte er, daß dies Mädchen hier mit dem warmen Herzen das Rechte getroffen — das allein Richtige. Und es überkam ihn wie Scham vor ihr. Sein Trotz war geſchmolzen, und geblieben war in ihm der eine einzige Wunſch, daß ſein Bitten auch erhört werde.

„Ich will es verſuchen, Fräulein Anna!“ ſagte er leiſe. „Der Weg zu Mamas Herz wird freilich ſchwer zu finden ſein.“

Da lächelte ſie ihn an: „Wer recht ernſt will, der findet auch den rechten Weg, darum iſt mir nicht bange.“ Ihre Augen, die ſich in der Erregung gefeuchtet hatten, leuchteten wie im Bewußtſein eines frohen Sieges auf, als ſie mit einer vertraulichen Herzlichkeit, die ihn ganz ſeltſam berührte, hinzufügte: „Ach wie ich mich freue — um Ihrer lieben Frau Mama wegen freue! Nun wird alles gut werden!“

Nebenan klirrten Eberhards Sporen aneinander. Der Stuhl des Profeſſors rückte hörbar zur Seite, und Aſtas etwas ſcharfe Stimme klang herüber: „Adieu, Vetterchen! Du haſt Dich hoffentlich ſo ausgezeichnet amüſiert, daß Du bald wiederkommſt, wenn es nämlich der Herr Profeſſor erlaubt —?“

„Wird mir ein Vergnügen ſein, Herr von Engersheim,“ meinte Borel, der in der letzten Stunde, während der kleinen malitiöſen Spitzen, die Aſta gegen Eberhard verſchoſſen, wie auf einem gutgeheizten Kohlenroſt geſeſſen hatte.

„Wenn Sie erlauben, Herr Profeſſor, werde ich nicht verfehlen.“

Klaus beugte ſich über die Hand des jungen Mädchens — zum erſtenmale. „Ich danke Ihnen!“ ſagte er. „Und Gott gebe, daß Sie recht haben, daß wirklich alles noch gut wird!“

Eine Blutwelle ſtürmte ihr vom Herzen in die Wangen. Sie wollte ihm die Hand nicht laſſen, aber er hielt ſie feſt und preßte ſeine Lippen auf ſie. „Ich danke Ihnen!“ wiederholte er dann noch einmal. „Ich ſchreibe noch heute an Mama!“ Dann ging er, ſich von dem Profeſſor zu verabſchieden.

Der gute Eberhard war bereits völlig verſöhnt, als beide die Treppe hinabſtiegen. Klein-Aſta hatte ihm ſo kräftig die Hand gedrückt, ſie hatte dann im letzten Augenblick im halbdunklen Flur ſogar auf einen ganz kurzen Moment noch einmal ſeine Rechte erwiſcht und, während Klaus mit dem Profeſſor noch einige Worte in der Thür wechſelte, ihre Mauſezähnchen ſo ſcharf in den kleinen Finger hineingepreßt, daß er ganz beſeligt war. Es hatte einen höchſt zierlichen Negativabdruck von vier kleinen allerliebſten Beißerchen gegeben, die jedenfalls noch nie mit einem Zahnarzt Bekanntſchaft gemacht hatten — zwei kleine blutunterlaufene Reihen, die ſich ſcharf auf dem Fleiſch abzeichneten, und die er auf dem erſten Treppenabſatz einer liebevollen Okularinſpektion unterzog, ehe er ſie mit dem Handſchuh überdeckte.

Er war daher beſter Stimmung und plauderte luſtig, während Klaus ernſt und ſchweigſam neben ihm herſchritt. Eberhard mußte ſich Luft machen, mußte ſeiner Freude Ausdruck geben. Und nachdem er Aſtas Loblied in allen Tonarten geſungen, kam erſt der alte Profeſſor an die Reihe, und ſchließlich fiel auch über Anna ein ſanfter Bewunderungsregen: „Das iſt ja eine Schönheit, eine wirkliche Schönheit, dies ſtille Gelehrtentöchterchen! Weißt Du, nicht gerade ganz mein Geſchmack, mir etwas zu herbe. Aber was wahr iſt, muß wahr bleiben: ſchön iſt ſie! Und dabei etwas Sicheres, Beſtimmtes, das mir beſonders gefällt. Sagteſt Du etwas, Klaus?“

Nein — Klaus hatte nichts geſagt, gar nichts. Die Worte des Vetters kamen ihm unſagbar oberflächlich vor, aber ſie thaten ihm dabei doch wohl. Sie rauſchten an ſeinem Ohr vorüber, wie ein einſchmeichelndes Muſikſtück; es ließ ſich dabei ſo gut den eigenen Gedanken nachhängen, die aus dem ſchlichten Mädchenzimmer hinüberflogen nach Natten zur Mutter und wieder zurück zu Anna Borel — —

Eberhard hatte den Weg nach ſeiner im Weſten gelegenen Wohnung eingeſchlagen, und Klaus war mit ihm gegangen, ohne beſondere Überlegung. So kamen ſie in die Nähe der Kronprinzenpaſſage, und plötzlich tauchten die hohen Bauzäune derſelben mit dem gähnenden Durchblick dahinter vor ihnen auf. Eberhard blieb ſtehen, der Rieſenbau intereſſierte ihn. Gerade in dem Augenblick, als ſie vor der Eingangspforte ſtanden, fuhr der offene Einſpänner des Herrn Knyſper vor, und der Baumeiſter kam mit verbindlichem Gruß auf Klaus zu, der den Vetter mit ihm bekannt machte.

Auf die Aufforderung des Architekten traten ſie näher.

Der Bau war in den letzten drei Monaten raſch gefördert worden. Deutlich ließ ſich jetzt bereits die Anordnung des Grundriſſes erkennen, die breite Mittelſtraße, über welche ſich ſpäter das Glasdach ſpannen ſollte, und die vielgliedrige Einteilung des Erdgeſchoſſes. Wie für Jahrhunderte gebaut, reihten ſich hier die mächtigen Sandſteinquadern aneinander; ſtarke Eiſenträger durchzogen die Decken der Kellerräume und ragten aus dem roten Ziegelmauerwerk hervor, die Umrahmungen der Thüren und der Schaufenſter markierend. Spinnenfadendünn anſcheinend ſtieg darüber das hölzerne Baugerüſt empor mit ſeinen tauſend und abertauſend Balken und Querverbindungen, ſeinen Leitern und Aufzügen. Längs des Mittelwegs lief die Bohlenbahn für die Karrenzüge, welche in ununterbrochener Aufeinanderfolge das Steinmaterial den einzelnen Arbeitsſtätten zuführten. Quer über den freien Raum ſpannten ſich die ſtarken Drahtleitungen für die elektriſchen Bogenlampen, und wo ein freies Plätzchen geblieben war, ſtanden die Werkzeugkarren der Rohrleger. Von allen Seiten her dröhnte, hämmerte und raſſelte es. Auf den Auftritten ſtanden die Maurer in langen Reihen, durch die gähnenden Öffnungen im Mauerwerk des Erdgeſchoſſes ſah man bis zu den Zwiſchenwänden und bis in die dunkle Tiefe der Keller, aus denen hier und dort qualmendes Fackellicht emporleuchtete. Überall Arbeit, emſige, raſtloſe Arbeit, ſcheinbar oft in unentwirrbarem Durcheinander, und doch zielbewußt und wohlgeregelt bis ins kleinſte.

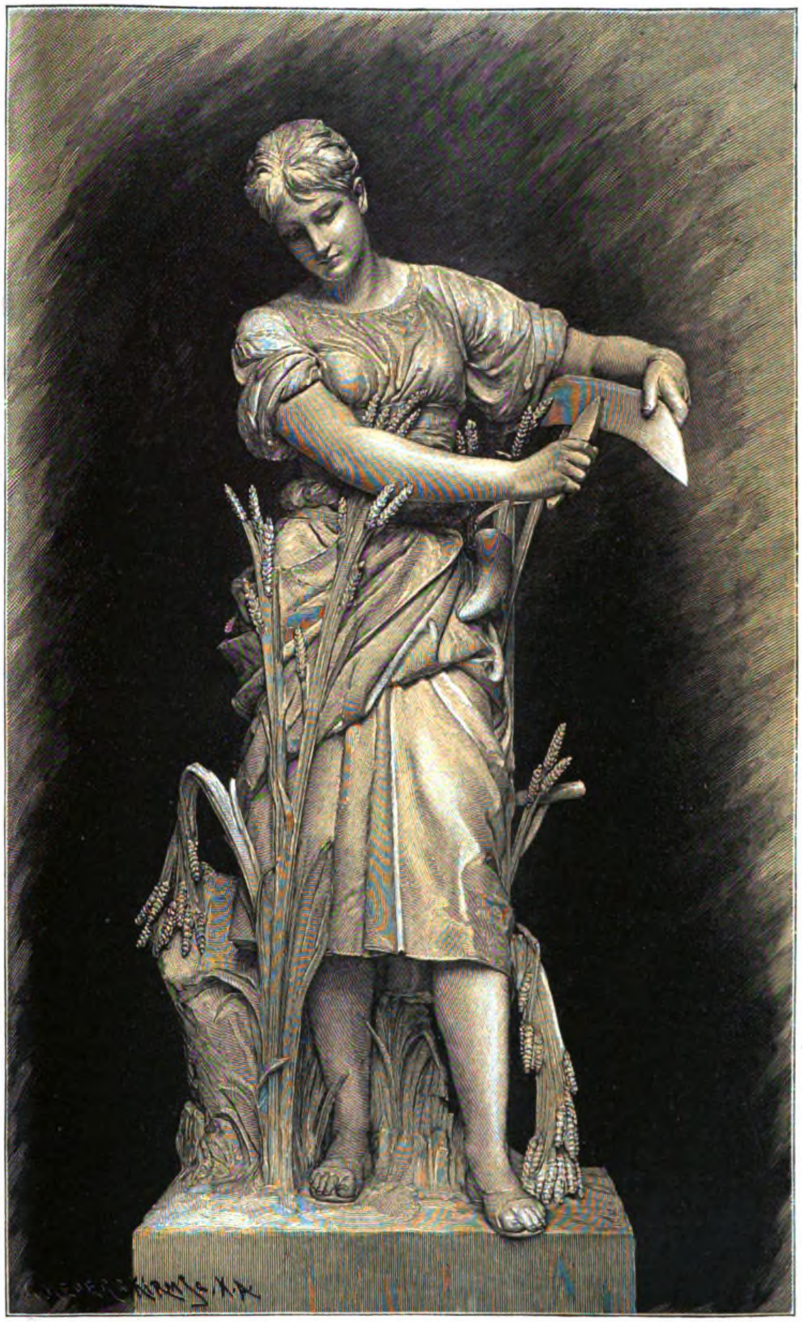
Herr Knyſper rieb ſich die Hände, und über ſein gelbliches Geſicht flog ein zufriedenes Lächeln, als er ſah, wie das Geſamtwerk den jungen Offizier intereſſierte. Er gab bald hier, bald dort eine knappe ſachliche Erklärung und griff hier und dort auch mit einer Weiſung, einem Befehl ein, während man langſam den Mittelweg entlang ſchlenderte. Dann bog er ſeitwärts in eine kleine Lücke im Gerüſt ein.

„Die Herren werden mir hoffentlich die Ehre geben, im Büreau ein Glas Wein zu trinken? Wir ſind zur Stelle.“

Wenige Schritte unter einem Gewirr von Balken und Trägern, und ſie ſtanden in der That vor einer Fachwerkwand, in welche eine ſchmale Thür eingelaſſen war. Der Baumeiſter ſchloß auf: „Sie müſſen vorlieb nehmen — ich habe mich hier nur kümmerlich eingeniſtet. Übrigens kommt ſpäter gerade an dieſe Stelle, wo ſich meine proviſoriſchen Baubüreaus befinden, der große Feſtſaal — wir können uns alſo wenigſtens mit der zukünftigen Pracht tröſten.“

Es war ein ganz behagliches Zimmer, halb büreaumäßig, halb als Wohnraum eingerichtet. Regale mit Plänen und Akten an den Wänden, neben der Thür ein mächtiger Geldſchrank, zwiſchen den Fenſtern ein Sofa mit einem runden Tiſch davor. Knyſper ſchellte, und der Büreaudiener brachte eine Flaſche Bordeaux nebſt drei Waſſergläſern. „Tablet vakat!“ lachte Knyſper und ſchenkte ein. „Der Herr Leutnant werden das ja kennen — wir Baumenſchen ſpielen immer ein bißchen Manöver.“

Eberhard amüſierte ſich ausgezeichnet, das Neue in der ganzen Umgebung reizte ihn. Herr Knyſper mußte die Pläne des Grundriſſes erläutern, die bereits im Entwurf fertige plaſtiſche Ausſchmückung der Eingänge und der Feſträume wurde erörtert, ſchließlich brachte Engersheim ſogar ein Hoch auf das ganze Unternehmen aus. Man hatte wohl eine halbe Stunde zuſammen geſeſſen, als Barten, der ein ziemlich ſchweigſamer Gaſt geweſen war, zum Aufbruch mahnte. Im letzten Augenblick rief ihn der Baumeiſter noch einmal zurück: „Eine Sekunde nur — ich habe noch etwas Aufſichtsrätliches für



Die Schnitterin. Statue von Johannes Schilling.

Sie!" meinte er, ſich entſchuldigend.

Als er mit Barten allein war, ſchloß er ſorgſam die Thür und fragte mit gedämpfter Stimme: „Pardon, aber mich bedrückt eine Sorge, die ich nicht los werden kann, Herr Baron! Können Sie ſich erklären, warum unſere Aktien in den letzten Tagen an der Börſe fortgeſetzt geworfen worden ſind?"

Klaus zuckte zuſammen. Er hatte geſtern den Kurszettel gar nicht nachgeſehen. „Geworfen?" wiederholte er.

„Vor drei Tagen ſtanden wir noch 95 — wir hatten gerade in letzter Zeit gute Fortſchritte gemacht — vorgeſtern notierte Paſſage 89, geſtern gar 82! Das macht 13 Prozent, die wir verloren haben, Herr Baron!"

„Sollte nicht die allgemeine Geſchäftsöde der einfachſte Grund für das Abbröckeln ſein?"

Der Baumeiſter ſchüttelte den Kopf. „Kann ich mir nicht denken. Es müſſen von irgend einer Seite ſtarke Verkäufe ſtattgefunden haben, die auf den Kurs drückten. Von Dornberg kann ich das nicht annehmen, von Ihnen, Herr Baron, weiß ich, daß es nicht der Fall iſt — ich bin ſchon auf die Vermutung gekommen, daß einer unſerer induſtriellen Freunde gegen alle Verabredung ſeine Aktien verkauft hat."

„Das iſt ganz unmöglich!" konnte Barten ſofort mit gutem Gewiſſen entgegnen. Die Fabrikanten, welche gegen die Zuſage ſeitens der Geſellſchaft, ihre Erzeugniſſe ausſchließlich in dem Warenhauſe zu führen, Aktien zu einem verhältnismäßig niedrigen Kurſe übernommen hatten, hatten ſich nicht nur verpflichten müſſen, dieſe Papiere innerhalb einer Friſt von zwei Jahren nicht zu verkaufen, gerade damit ein etwaiges auf den Markt-Bringen in einem ungünſtigen Augenblick nicht auf den Kurs drücke; ſie hatten die Aktien ſogar im Treſor der Geſellſchaft belaſſen müſſen und hatten ſelbſt nur einen Depotſchein in Händen. Barten kannte die Abmachungen genau, er hatte außerdem bei der letzten Reviſion der Wertbeſtände, zu der er vom Aufſichtsrat deſigniert worden war, die wohlverſiegelten Depots ſelbſt durchgeſehen.

„Das iſt ganz unmöglich!" wiederholte er noch einmal aus vollſter Überzeugung und erläuterte den Thatbeſtand. Knyſper ſchüttelte den Kopf: „Merkwürdig bleibt es doch. Sollte Dornberg ſeinen Aktienbeſtand zu Gelde gemacht haben? Er könnte es jetzt brauchen, fürchte ich, denn er war im letzten Monat an mindeſtens fünfzehn Subhaſtationen beteiligt. Aber ich kann's nicht glauben —!"

Die beiden Herren drückten ſich die Hände, und Barten nahm, nachdem er ſich von dem Vetter verabſchiedet, eine Droſchke, um möglichſt ſchnell nach Hauſe zu kommen. Eine innere Unruhe, wie er ſie noch nie empfunden, beherrſchte ihn, und immer wieder klangen ihm die mahnenden Worte Anna Borels in der Seele nach. Noch heute mußte er an die Mutter ſchreiben — noch heute!

Schreiben? War das das Rechte?

Nein! Auch der liebevollſte Brief konnte das geſprochene Wort nicht erſetzen. Er mußte ſelbſt zur Mutter fahren!

Ohne Aufſchub — ohne ſich vorher anzuſagen — heute noch. Und während er ganz ſachlich überlegte, welchen Zug er benutzen könne, überkam ihn plötzlich eine verzehrende Sehnſucht nach der Mutter, ein heißes Verlangen, ihr in die lieben Augen zu ſchauen, vor ihr zu knieen, endlich einmal wieder an ihrer Bruſt zu ruhen! Sie habe ſich ſehr verändert in der letzten Zeit, hatte Anna geſagt, und ihre Stimme hatte ſo traurig dabei geklungen. Sehr verändert —? Sie hatte ſich gehärmt um ſeinetwillen, und niemand hatte ihr in ihrem Gram zur Seite geſtanden. Das war nicht Willbergs und nicht der Schweſter Art, fremdes Leid zu verſtehen, es tragen zu helfen. So war die Mutter, die teure Mutter, denn ganz, ganz allein auf ſich angewieſen geweſen Tag um Tag und Woche um Woche —

Nein doch nicht — ganz allein und verlaſſen war ſie nicht geweſen. Gott ſei es gedankt, daß ſie Anna gefunden und in ihr ein kindlich ergebenes, mitfühlendes Herz! Wie ſeltſam doch, daß gerade Anna ihr zur töchterlichen Freundin geworden war! Und gerade in dieſer Zeit des Leides!

Und plötzlich mußte er mitten in ſeinen trüben, ſchmerzlichen Gedanken lächeln. Anna? Warum nannte er ſie Anna in ſeinem ſtillen Selbſtgeſpräch? Fräulein Borel — ah — das ging ja gar nicht mehr. Das paßte nicht zu ſeinem Empfinden ihr gegenüber. Es mußte ſchon bei der Anna bleiben —

Die Droſchke hielt vor ſeiner Hausthür. Er lohnte ſie eilig ab und ſtürmte die Treppen hinauf. Nur ſchnell den Koffer gepackt, in zwei Stunden ging der Zug nach Natten. Dem lieben, alten Natten!

Frau Berger öffnete ſelbſt. Es ſei eine Dame im Zimmer, flüſterte ſie. Die Dame habe ſich nicht abweiſen laſſen wollen — ſie müſſe den gnädigen Herrn ſelbſt ſprechen.

Gewiß eine Bettelei, ſolch eine aufdringliche, vornehme Großſtadtbettelei, die ſich nicht an der Thür abfertigen läßt. Wer ſollte es ſonſt ſein? Klaus verſtimmte die Ausſicht auf eine endloſe Auseinanderſetzung, und er war ſogar in der Vorausſicht des Kommenden unfreundlich gegen Frau Berger. Sie möge hineingehen und der Perſon ſagen, daß ſie ein andermal wiederkommen ſolle; er wolle ſo lange in das Wohnzimmer treten. Nach zwei Minuten kam die Wirtin zurück. Es ſei vergebens geweſen — die Dame, die ihren Namen nicht nennen wolle, habe beſtimmt erklärt, ſie müſſe unter allen Umſtänden Herrn von Barten perſönlich ſprechen.

(Fortſetzung folgt.)

Das Eisſchießen.

Ein ſüddeutſches Wintervergnügen.

Eis und Schnee bringen viele Winterfreuden. Die nordiſchen Länder haben z. B. dem Schlitten mancherlei Geſtalt gegeben und haben gelehrt, ihn auf flacher Bahn und im Gebirge geſchickt zu verwenden. Der Schlittſchuh hat in den letzten zwanzig Jahren große Verbeſſerungen erfahren und wird heute ſo feſt und elegant hergeſtellt und läßt ſich ſo raſch an den Fuß fügen und abnehmen, daß der Schlittſchuhſport in alle Volksſchichten eingedrungen iſt. Die Frauen, die vor dreißig, vierzig Jahren nicht daran dachten, ſchwimmen zu lernen oder Schlittſchuh zu laufen, ſind in beiden Übungen heute wohl erfahren, und es findet ſich ſelten noch eine junge Dame, die in und auf dem Waſſer ſich nicht geſchickt zu bewegen verſtände.

Neuerdings ſind zu den Winterſports hinzugekommen die kanadiſchen Segelſchlitten, mit denen man pfeilſchnell über weite Eisflächen fliegt, dann die Handſegel der Schlittſchuhläufer, die ebenfalls eine große müheloſe Geſchwindigkeit ermöglichen, ferner die Schneeſchuhe, die aus Norwegen eingeführt wurden, und neuerdings der ſogenannte Rennwolf, ein Schlitten, auf dem ſtehend der Fahrende ſich ſelbſt vorwärts ſchiebt.

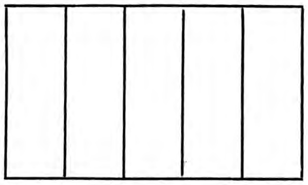
Den Schlitten ausgenommen, ſind faſt alle dieſe Mittel, auf Schnee und Eis ſich zu tummeln, aus dem Auslande eingeführt, und es mag deshalb geſtattet ſein, auch einmal aufmerkſam zu machen auf einen rein deutſchen Winterſport, der freilich nur in einem kleinen Teile unſeres Vaterlandes bekannt iſt. Das iſt das Eisſchießen, eines der geſundeſten und luſtigſten Wintervergnügen, das wohl verdiente, in weiten Kreiſen bekannt zu werden. Im bayeriſchen Hochgebirge iſt dieſer Sport allgemein beliebt, und wenn in der Nähe der einſamen Gebirgsdörfer die Seen zufrieren, dann ſchnallt der Hochlandsbauer nicht den Schlittſchuh an, den er nicht kennt oder doch nicht zu gebrauchen weiß, ſondern er nimmt ſeinen Eisſtock zur Hand. Vom Gebirge kam dieſer Sport allmählich in die Ebene, und wenn im Engliſchen Garten zu München der Teich gefroren iſt, ſo ſieht man alltäglich Hunderte von Leuten, die mit regſtem Eifer ihre Eisſtöcke über die glatte Fläche gleiten laſſen. Offiziere und Studenten, Leute aller Stände beteiligen ſich an den Spielen.

Ein einfacheres und billigeres Vergnügen gibt es nicht. Die notwendige Eisfläche hat genau die Größe einer Kegelbahn, und die Apparate beſtehen lediglich aus einem kleinen Holzpflock und ſo vielen Eisſtöcken, wie das Spiel Teilnehmer findet. Dieſe Eisſtöcke ſind kreisrunde, zweifingerdicke Holzſcheiben, von dem Umfange eines großen Tellers. Sie ſind mit einem Eiſenringe beſchlagen und mit einem einfachen Griffe verſehen. Setzt man nun eine ſolche Eisſcheibe (oder wie ſie genannt werden: Eisſtock) auf das glattgefegte Eis, ſo gleitet ſie bei einem mäßigen Schwunge raſch über die Fläche.

Das Spiel wird folgendermaßen ausgeführt: Die Spieler teilen ſich in zwei Parteien und ſtellen ſich am einen Ende der Bahn auf. Am anderen Ende befindet ſich, frei auf das Eis gelegt, der kleine Holzpflock (in Bayern die „Taube“ genannt), und diejenige Partei hat gewonnen, die mit einem ihrer Eisſtöcke der Taube am nächſten kommt. Nach kurzer Übung iſt es nicht ſchwer, den Schwung ſo zu bemeſſen, daß der Eisſtock bis dicht an die Taube herangleitet, nun aber folgt ein Spieler von der Gegenpartei, der jetzt mit ſeinem Eisſtocke den erſten ſo zu treffen ſucht, daß dieſer von der Taube fort geſchleudert wird. Hierauf folgt wieder ein Spieler von der erſten Partei und ſo abwechſelnd, bis jeder ſeine Eisſcheibe über die Bahn geſchickt hat. Natürlich iſt die Partei, welche den letzten Wurf hat, etwas im Vorteil, als Entgelt dafür muß die ſiegreiche Partei das nächſte Spiel eröffnen. Sobald die letzte Eisſcheibe abgeſchleudert iſt, laufen alle Spieler an das andere Ende der Bahn, um das Endreſultat feſtzuſtellen. Und dann geht das Spiel ſofort von neuem los.

Alle zwei bis drei Minuten iſt eine Partie zu Ende, und man kommt durch das Werfen und Hin- und Herlaufen ſo ſehr in Bewegung, daß die meiſten Spieler auch bei ſtarkem Froſt ſich ihrer Mäntel entledigen. Es iſt ein überaus luſtiges und animiertes Spiel, bei dem weniger die Kraft, als die Geſchicklichkeit zur Geltung kommt, und die Damen beteiligen ſich daran mit Vorliebe.

Damit die Eisſtöcke nicht über die eigentliche Bahn fortrutſchen, iſt dieſe rings von den zuſammengefegten Schneehaufen umgeben, und die kleinen Schneebarrieren wirken wie Billardbanden, ſo daß ihre richtige Verwendung von großem Vorteile iſt. Auf einem mäßig großen Teiche laſſen ſich viele Dutzende ſolcher Bahnen herſtellen, da eine neben der anderen liegt und jede einzelne, wie geſagt, nur den Flächenraum einer Kegelbahn beanſprucht. Wie ökonomiſch eine Eisfläche ſich dazu verwenden läßt, erſieht man aus folgender Skizze:



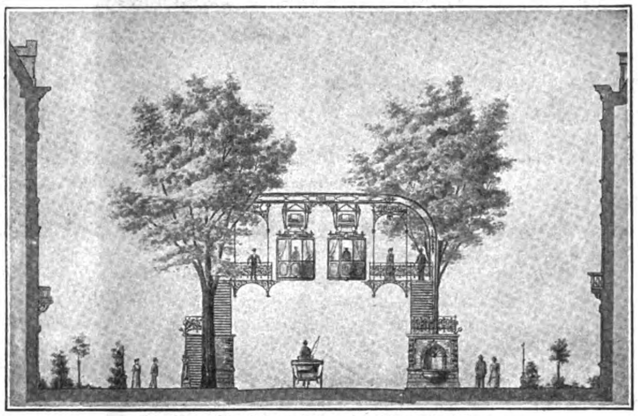
Ein Dutzend ſolcher Bahnen iſt mit der Schneeſchaufel und dem Beſen in kurzer Zeit hergeſtellt. Mit dem Kegeln läßt ſich dieſes Spiel wohl auch am eheſten vergleichen, aber durch die Kälte und das Spiel gezwungen, befinden ſich die Teilnehmer in fortwährender geſunder Bewegung, was beim Kegelſpiel bekanntlich durchaus nicht der Fall iſt.

Die Eisſtöcke, die, wie geſagt, nur aus einer Holzſcheibe mit einem Eiſenreife beſtehen (der letztere, damit die Scheiben nicht zerſplittern) ſind natürlich nichts weniger als teuer. Im Hochgebirge hat jeder Bauernburſche ſeinen eigenen Eisſtock, in München aber wird es meiſt ſo gehalten, daß der Beſitzer der Eisbahn die Eisſtöcke für zehn oder zwanzig Pfennige nachmittags verpachtet und dafür die Bahn unentgeltlich hergibt. Der gleiche Modus wäre auch wohl in Norddeutſchland der richtige, und mancher Unternehmer würde damit ein gutes Geſchäft machen. Das Eisſchießen iſt ein Spiel für alle Stände, und auch unbemittelte Leute können dasſelbe üben. Darin liegt ein großer Vorzug dieſes einfachen und volkstümlichen Sports, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß derſelbe in Norddeutſchland ebenſo Eingang finden möchte wie in Oberbayern.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Unſer erſtes Vollbild „Friedrich der Große im Walde von Parchwitz“ (vor der Schlacht bei Leuthen) gewinnt dadurch ein beſonderes Intereſſe, daß uns der Künſtler, Profeſſor C. Seiler, einige ſeiner Studien zu dem Bilde zur Verfügung ſtellte. Unſere Leſer werden gern die Figuren der Studien mit denen des Gemäldes vergleichen und danach forſchen, wie der Maler jene benutzte. Profeſſor Seiler iſt vor kurzem als Nachfolger des verſtorbenen Prof. Bokelmann nach Berlin berufen worden und wird hoffentlich dazu beitragen, in das Kunſtleben der Reichshauptſtadt einen friſchen Zug zu bringen. Der treffliche Künſtler, der am 3. Auguſt 1846 zu Wiesbaden geboren iſt, ſollte ſich urſprünglich dem Baufach widmen; erſt nach zweijährigem Studium auf der Berliner Bauakademie durfte er ſeinen Wunſch, Maler zu werden, verwirklichen. Er ging 1866 nach München und arbeitete dort unter Raupp, bis ihn das Jahr 1870 zu den Fahnen rief. Im Füſilier-Regiment Nr. 80 machte er den Feldzug gegen Frankreich mit, kämpfte bei Weißenburg, Wörth und Sedan, wurde vor Paris Reſerveoffizier und errang ſich das eiſerne Kreuz. Seit dem Friedensſchluß war er mit einer kurzen Unterbrechung in München thätig, wo er 1889 zum Profeſſor, im Jahre darauf zum Ehrenmitglied der Akademie ernannt wurde. Seiler wandelt in gewiſſem Sinne die Pfade des großen Franzoſen Meiſſonier; er unterſcheidet ſich aber von dieſem inſofern, als ſeine geiſtreich erfundenen und meiſt dramatiſch bewegten Scenen faſt ſtets eine größere Anzahl fein charakteriſierter Geſtalten vorführen.



Die Langenſche Schwebebahn: eine Station derſelben.

Außer den Illuſtrationen, welche den intereſſanten Artikel von Julius Stinde über die Pyramiden begleiten, geben wir noch eine Abbildung der ſchönen Statue „Die Schnitterin“ von Johannes Schilling, dem Schöpfer des Niederwalddenkmals. Die Idealgeſtalt ſymboliſiert den Ernteſegen in wundervoller Weiſe.

Forſchungsreiſen.

Der ſchwediſche Forſcher Swen Hedin, der ſich zur Aufgabe geſtellt hat, den 7630 m hohen Muſtag-Ata in Oſt-Turkeſtan zu beſteigen, hat bei einem zweiten Verſuch — bei dem erſten mußte er auf 5500 m Höhe umkehren — im Sommer vorigen Jahres den „Vater der Eisberge“ zwar nicht bis zum Gipfel, aber doch bis zu einer Höhe von 6000 m beſtiegen. Hedin nahm zunächſt Forſchungen am kleinen Kara-kul und Baſſik-kul vor und ſchlug dann mit ſeiner aus Kirgiſen beſtehenden Begleitung auf 4300 m Höhe das Lager auf. Von hier aus brach Hedin am 6. Auguſt zum Gipfel des Muſtag-Ata auf. Die Schneegrenze wurde auf 4950 m Höhe erreicht. Auf 5900 m Höhe bildete aber ſteiles Terrain mit Spalten und Verſchiebungen eine gefährliche Paſſage, ſo daß Hedin dieſen ſteilen Schneeabhang nicht betrat und, da auch der Tag zur Neige ging, ins Lager zurückkehrte. Am 11. Auguſt wurde beim Tſchal-tumak-Gletſcher ein neuer Aufſtieg unternommen. Da diesmal auf etwa 6000 m Höhe übernachtet werden ſollte, nahm Dr. Hedin eine Jurte, Feuerungsmaterial, Filze, Pelze und andere Ausrüſtungsgegenſtände mit. Angeſichts der höchſten, mit ſtahlblauem Panzereis bedeckten Spitze des Muſtag-Ata führte der Weg zunächſt auf den ſchneefreien Abhang vorwärts, bis dieſer Weg auf 4750 m Höhe unter dem Panzereis verſchwand. Bald machte aber ein Syſtem von Querriſſen den Marſch ungemein ſchwierig, und endlich mußte die Karawane, diesmal auf nur 5650 m Höhe, wiederum den Rückweg antreten. Mit vollſtändiger Ausrüſtung für zwei Tage und begleitet von ſechs Kirgiſen verſuchte Hedin am 16. Auguſt zum viertenmal den Muſtag-Ata zu beſteigen, und zwar diesmal auf dem Wege wie am 6. Auguſt. Auf der Stelle, wo man an jenem Tage den Rückweg angetreten hatte, wurde beſchloſſen, zu übernachten. Hier befand man ſich auf dem ſchneebedeckten Abhang eines der höchſten Berge der Erde, etwa 20000 Fuß über dem Meere. Hart am Lager blickte man in einen 400 m tiefen Abgrund von ſtahlblankem, blauglänzendem Eis hinab. Die Reiſenden litten alle an Kopfſchmerzen, und andere Symptome waren beſtändiges Klingen in den Ohren, einige Taubheit, ſchnellerer Puls, niedrige Körperwärme, völlige Schlafloſigkeit und hin und wieder Atemnot. Der Mond ging in einem ſo blendenden Glanz auf, daß er nur mit Anſtrengung betrachtet werden konnte. Er glich, wie Hedin mitteilt, einem blankpolierten ſilbernen Schild im Sonnenſchein oder einer rieſigen elektriſchen Lampe. Die Barometernadel zeigte auf 363,4 mm Luftdruck (bei 3,6 Gr. C.), die niedrigſte Temperatur war — 12 Gr. C. und das Waſſer kochte bei 80,53 Gr. C. Am Morgen herrſchte ein orkanartiger Südweſt, und der Gipfel war in undurchdringliches Schneegeſtöber gehüllt. Da der Sturm auch am Mittag nicht nachließ, mußte der Rückweg angetreten werden.

Technik.

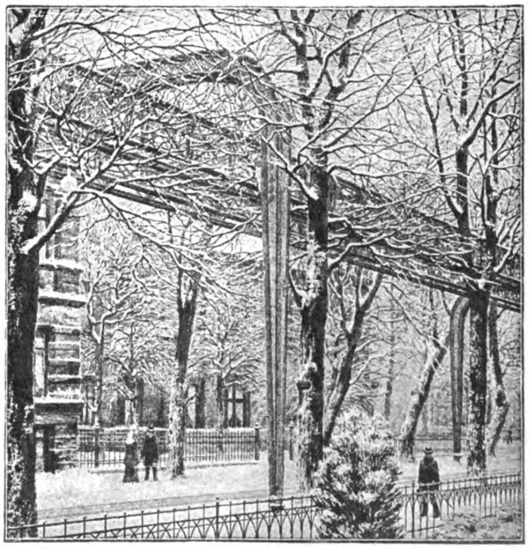
Seit langer Zeit ſind die Beſtrebungen der Heizungstechniker darauf gerichtet, den zumal in den Großſtädten überaus läſtigen Kohlenrauch zu beſeitigen, der vor allem durch die in ihm enthaltene ſchweflige Säure höchſt ſchädlich auf alle tieriſchen und pflanzlichen Organismen einwirkt, ja geradezu der Hauptverderber der Großſtadtluft iſt. Bisher waren die Erfolge auf dieſem Gebiet verhältnismäßig gering. Jetzt hat aber ein Herr Koopmann in München eine Erfindung gemacht, die gute Reſultate verſpricht. Er iſt nämlich, wie die „Naturwiſſenſchaftl. Wochenſchrift“ ausführt, durch die zunehmende Verwendung der Preßkohle auf den Gedanken gekommen, das Problem auf chemiſchem Wege zu löſen. Er ſetzt der gemahlenen Kohle vor dem Preſſen kohlenſauren Kalk zu, mit dem ſich beim Verbrennen die ſchweflige Säure zu ſchwefelſaurem Kalk verbindet, der in Pulverform in der Aſche zurückbleibt. Auf S. M. Jacht „Alexandra“ wird bereits ſeit einiger Zeit mit gutem Erfolge mit Koopmannſchen Preßkohlen gefeuert, und auch ſonſtige Verſuche ſollen günſtig ausgefallen ſein. Jetzt iſt in der Nähe von Stettin eine große Fabrik zur Herſtellung dieſer Preßkohlen errichtet worden, denen zugleich auch eine höhere Heizkraft, als ſelbſt der beſten weſtfäliſchen Steinkohle, nachgerühmt wird.

Die Langenſche Schwebebahn.

Vor einigen Monaten brachten wir bereits eine kurze Notiz über die eigenartige Erfindung des Geheimen Kommerzienrates Langen in Köln: die Schwebebahn. Inzwiſchen iſt ſie längſt aus dem Kreiſe der Vorverſuche herausgetreten, eine größere Probeſtrecke iſt in Deutz in Betrieb, und die Vertretungen der deutſchen Großſtädte intereſſieren ſich lebhaft für die Bahnkonſtruktion, welche eine für ſie überaus wichtige Frage der Löſung näher zu bringen ſcheint. Die Straßen unſerer großen Städte vermögen ſchon heute teilweiſe den auf ihnen laſtenden Verkehr kaum noch aufzunehmen, die Umwandlung der inneren Städte in reine Geſchäftscentren zwingt die Einwohner, mehr und mehr in die Vorſtädte hinauszuziehen; die zweckmäßige Verbindung der letzteren mit der Innenſtadt wird daher immer wichtiger. Auch die Pferdeiſenbahn genügt nicht mehr — ſie beengt außerdem die Straßen, und dies thun in noch weit höherem Grade die Hochbahnen, wenn ſie ſich nicht mit ungeheuren Koſten ihren Weg durch die Häuſerviertel außerhalb der Straßen ſuchen.

Hier ſoll die Langenſche Schwebebahn abhelfen.

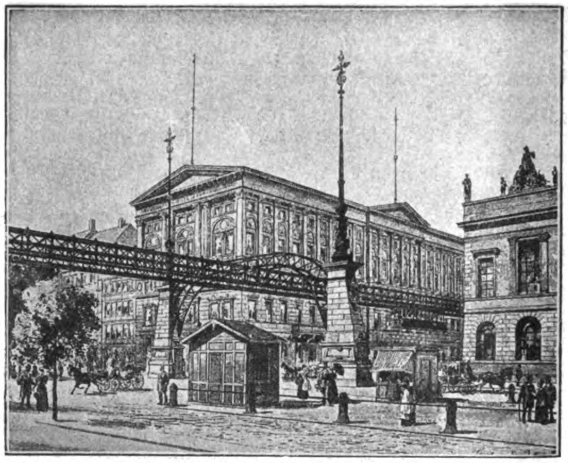
So ſchwierig es wäre, all die geiſtreich erdachten Einzelheiten der Konſtruktion zu er-



Teilſtück der projektierten Schwebebahn für Hamburg.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

klären, ſo einfach iſt das Grundprinzip derſelben: die Wagen der Bahn laufen nicht auf einem Geleiſe, ſie hängen an einem ſolchen. Das Geleiſe, wenn man dieſen Ausdruck überhaupt noch beibehalten darf, kann einſchienig oder zweiſchienig ſein; es liegt in den Untergurten eines kaſtenförmigen Fachwerkskörpers, der etwa alle 30 Meter durch ſchlanke, wenig Raum einnehmende Säulen unterſtützt wird. Die ganze Anordnung iſt derart, daß ſich die Bahn ſelbſt in ſehr ſchmalen Straßen unterbringen läßt, und daß ſie das Straßenbild nicht ſtört; ſelbſt in Alleen kann man die Bahn weiterführen, ohne daß die Bäume gefällt werden müßten. Der Betrieb iſt elektriſch und ſoll die läſtige Beigabe aller anderen Hochbahnen, das ſtörende Geräuſch, faſt ganz fortfallen. Die Schnelligkeit der Züge, welche entweder aus einzelnen Wagen oder aus mehreren zuſammengekoppelten Wagen beſtehen können, iſt auf 40 Kilometer in der Stunde geplant, während z. B. die Züge der Berliner Stadtbahn nur 27 Kilometer in der Stunde zurücklegen. Die Sicherheit des Betriebes wird als ungleich größer, denn bei den bisherigen Bahnen, angegeben. Trotz ihrer leichten und, faſt möchte man ſagen, zierlichen Konſtruktion ſcheint die Leiſtungsfähigkeit der Schwebebahn ſehr bedeutend zu ſein: ſie ſoll, bei einer Aufeinanderfolge der aus vier Wagen beſtehenden Züge mit einer Intervalle von je 1½ Minuten, in der Stunde gegen 8000 Perſonen in derſelben Richtung befördern können. Schließlich, und das iſt nicht zum mindeſten ausſchlaggebend, iſt ihre Anlage ſehr billig. Wenn man bedenkt, daß die Berliner Stadtbahn reichlich 5 Millionen Mark auf den Kilometer koſtete, daß heute bei den geſteigerten Grundſtückspreiſen eine Bahn in ähnlicher Ausführung noch weit teurer ſein würde, ſo fällt es ſehr ins Gewicht, daß der Kilometer der Langenſchen Schwebebahn noch nicht den zehnten Teil der Anlagekoſten erfordern würde, welche eine gleiche Strecke der Stadtbahn koſtete.


Projektierte Schwebebahn für Berlin: Kreuzung der Straße Unter den Linden im Zuge der Charlottenſtraße.

Ende vorigen Jahres hat ſich die Stadtverwaltung von Elberfeld-Barmen endgültig für die Anlage einer Bahn nach dem Langenſchen Syſtem entſchieden; für Berlin und Hamburg ſind die Konzeſſionen beantragt.

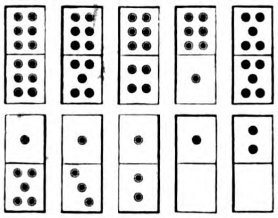
Der Erfinder geht indeſſen noch weiter. Er gedenkt ſein Syſtem auch für den Fernverkehr anzuwenden. Das Beſtreben der letzten Jahre, die Zuggeſchwindigkeit auf unſeren Eiſenbahnen zu ſteigern, findet ſeine Grenze an deren baulicher Einrichtung; ohne vollkommenen Umbau, der einem Neubau ziemlich gleichkäme, iſt eine weſentliche Erhöhung der Zuggeſchwindigkeit kaum ausführbar. Hier ſetzt Herr Langen ein. Seine Schwebebahn, die, ſchon weil ſie ſich dem Gelände überall anſchmiegen kann, im Bau ungleich billiger iſt, als ſelbſt der Umbau der alten Strecken, ſoll zwiſchen den Verkehrsmittelpunkten Verbindungslinien mit einer Verkehrsgeſchwindigkeit herſtellen, die erſtaunlich erſcheint. Heute legt der ſchnellſte Zug in Deutſchland, auf der Strecke Hamburg-Berlin, 90 Kilometer in der Stunde zurück. Herr Langen glaubt, auf ſeiner Bahn im Fernverkehr die Schnelligkeit auf 270 Kilometer in der Stunde ſteigern zu dürfen. Man würde dann von Berlin nach Köln in etwa 2¼ Stunden reiſen.

Jn unſerer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Acht Steine liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



Die Augenſumme auf den acht Steinen im Talon iſt um 6 größer, als die Augenſumme auf den zehn Steinen des B. Jm Talon liegt kein Doppelſtein.

A ſetzt 6—6 aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der ſechſten Runde mit 1—5 an Eins ſperrt. Die Augenſumme auf den vier Steinen, die er übrig behält, beträgt 10. B hat in der erſten, zweiten, dritten und fünften Runde geſetzt (in der zweiten und fünften Runde je einen Doppelſtein), in der vierten Runde gepaßt. Er behält ſechs Steine mit 36 Augen übrig.

Wie groß war die Augenſumme auf den acht Steinen im Talon? Wie groß auf den zehn Steinen des B?

Welche Steine ſetzte B? Welche Steine behielt B außer den Doppelſteinen übrig?

1. Wechſelrätſel.

Mit e liegt es in deutſchen Gauen,
Mit u iſt's an der Maas zu ſchauen.

2. Dreiſilbige Scharade.

Meinen Erſten ſich die Sonne
Spiegelt in dem ſtolzen Rhein,
Aber ſeiner Jugend Wonne
Büßt' er leider dort ſchon ein.

Laß nicht ſchwer Dir Opfer werden,
Wenn Dein Drittes ſie begehrt,
Das dem Edeln hier auf Erden
Über alles lieb und wert.

Freie Wahl die hohe Würde
Mit der Macht dem Ganzen gab,
Und nach Jahren legt die Bürde
Und den Glanz es wieder ab.

M. Sch. Kaſſel.

3. Arithmogriph.

a.

	1	2	3	
1				4
7				5
3				6
	5	3	3	

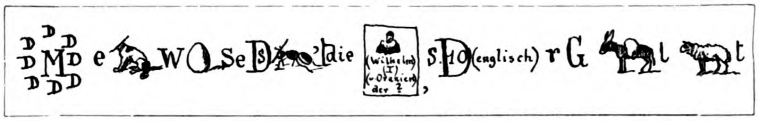
b.

	5	8	7	
6				5
5				5
9				8
	10	4	6	

Erſetzt man die Zahlen in den obigen Quadraten durch die richtigen Buchſtaben, ſo erhält man acht bekannte Wörter von je drei Buchſtaben. Sind die richtigen Wörter gefunden und in die Ecken der Quadrate die folgenden acht Buchſtaben: B E E G O S S T richtig eingefügt, ſo entſtehen in den vier wagerechten und in den vier ſenkrechten Reihen acht bekannte Wörter von je fünf Buchſtaben.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 18.

Bilderrätſel.

Der Fürſt iſt der erſte Diener ſeines Staates. (Friedrich der Große.)

1. Rätſel. Hammer, Lingg. — Hamerling.

2. Problem: Das Eis.

Vom verzierten A ausgehend, lieſt man die ſchwarzen Buchſtaben rechts und die weißen links herum; immer abwechſelnd zuerſt den erſten ſchwarzen, den erſten weißen Buchſtaben u. ſ. w. Alſo: A
1. ſchw. Buchſt. N
1. weiß. „ G
2. ſchw. „ E
2. weiß. „ N u. ſ. w.

Es ergibt ſich bei richtiger Löſung:

„Angenommne Weiſ' zerſchmilzt wie Eis.“

3. Wechſelrätſel. Bingen, Singer.

4. Arithmetiſche Aufgabe.
Die Zahl 8679594.

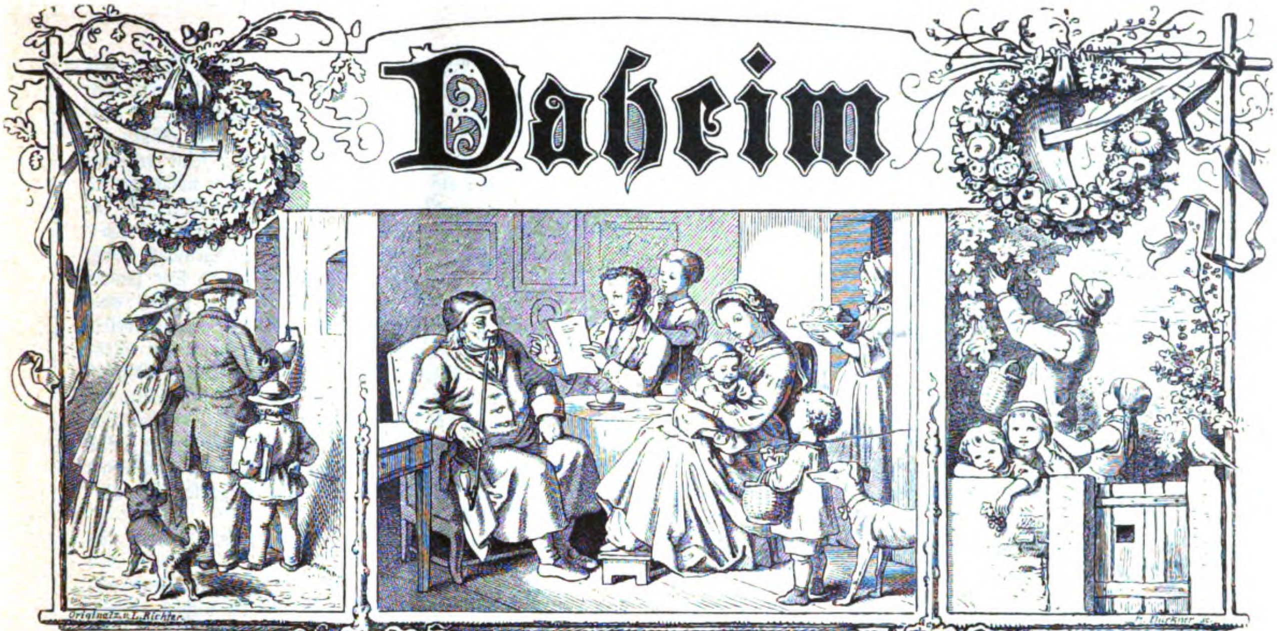
5. Wechſelrätſel. Rabe, Rebe, Rübe, Robe.

Jnhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Die Friedensglocken. Gedicht von Gerhard Schäfer. — Ein Ausflug nach den Pyramiden. Von Julius Stinde. Mit ſechs Jlluſtrationen. — Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Das Eisſchießen. Ein ſüddeutſches Wintervergnügen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Friedrich der Große im Walde von Parchwitz. Von C. Seiler; Die Schnitterin. Von Johannes Schilling. — Forſchungsreiſen. — Technik. — Die Langenſche Schwebebahn. Mit drei Jlluſtrationen. — Jn unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Jnhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Jnſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Februar 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. **1895. No. 20.**

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.)

Wilhelm Acker hatte ſich ſchnell gefaßt, der Ausbruch ſeiner Gefühle war, wie es bei Leuten ſeines Schlages geht, ebenſo raſch verflogen, wie er gekommen. Er nahm ſeine Arbeit wieder auf und ſagte nur noch: „Er wird wohl nicht mehr viel Unterricht brauchen, Herr Amtsrichter, ſeine Mutter iſt auch an der Schwindſucht geſtorben. Und was er weiß, das hat er doch von mir gelernt. Aber Sie ſollen ſehen, daß ich auf gute Worte höre. Haben Sie auch ſchönen Dank für Ihre Freundlichkeit, vielleicht thun Sie noch ein übriges, und reden gelegentlich mit dem Herrn Pfarrer. Die Stelle eines Totengräbers und Nachtwächters wird nächſtens frei, ich hätte dann doch wieder regelmäßige Arbeit und brauchte nicht —“ Er brach ab und ſchlug auf das Holz los.

Kroneck ging. In einiger Entfernung drehte er ſich noch einmal um, und ſah, wie Daniel Acker vor einem in der Nähe befindlichen Röhrenbrunnen ſtand und ſich eifrig Geſicht und Hände rieb. — —

Oberhalb des Dorfes, neben der Kirche und dem kleinen Friedhof, lag das Pfarrhaus. Es war freilich größer und ſauberer gehalten, als die ringsum verſtreuten Hütten, aber immer noch klein und beſcheiden genug, um in einem an die Behaglichkeit des Lebens gewöhnten Menſchen ein leiſes Gefühl des Mitleids wachzurufen. Kroneck ſtammte ſelbſt aus einer Pfarrfamilie, aber ſeine Heimat war reich im Vergleich zu dieſer armſeligen Gebirgsgegend, er hatte noch niemals die Bildung in der Verbannung geſehen.

Und ob nun die tiefſtehende Sonne und der beginnende Abendwind oder ein anderes Gefühl die Schuld trugen, er ſpürte ein leiſes Fröſteln durch ſeine Glieder rinnen. Der kürzeſte Weg zum Pfarrhauſe ſchien über den Friedhof zu führen, und als der Amtsrichter den letzteren betrat, ſah er Weyland in gebückter Stellung neben einem Grabe ſtehen. Der alte Mann war damit beſchäftigt, langes welkes Gras vom Rande der kleinen Sandſteinplatte, welche den Grabeshügel bedeckte, zu entfernen, und die darunter zum Vorſchein kommende Erde zu ebnen, und er gab ſich dieſer mühſamen und unfruchtbaren Arbeit mit ſolchem Eifer hin, daß er die Schritte des Kommenden erſt in unmittelbarer Nähe zu hören ſchien. „Ach, unſer Herr Amtsrichter,“ ſagte er dann, ſich aufrichtend und das graue Haar aus der Stirn ſtreichend. „Sie finden mich da bei einer Beſchäftigung, die ſo recht eigentlich eines Pfarrers würdig iſt. Auch in dem Garten unſeres Herrgotts wächſt oft mehr Unkraut als Blumenwerk. Entſchuldigen Sie, daß ich Ihnen keine Hand geben kann, es iſt zwar geweihte Erde, die daran klebt, aber ſie macht doch rechtſchaffen ſchmutzig.“

„Sie ſäuberten wohl das Grab eines Angehörigen?“ fragte Kroneck.

„Meines Jüngſten; und da drüben liegt auch die Mutter. Ja, lieber Herr, man ſagt, wo viel Tauben ſind, da fliegen Tauben zu, wo aber wenige ſind, da verlaſſen auch dieſe den Schlag und flattern als kleine Seelchen ihrer eigentlichen Heimat zu. Nun bin ich ja ſo ziemlich darüber hinaus, die Zeit legt ſich dazwiſchen, und das Gras wächſt; aber als ich zum erſtenmal dieſe Gräber reinigte, da fielen andere Tropfen darauf, als Schweißtropfen. Sie wollten doch hoffentlich zu mir, Herr Amtsrichter?,“

„Das war allerdings meine Abſicht, Herr Pfarrer, es iſt nur etwas ſpät geworden.“

„Ja, die Sonne geht nach Weſten,“ ſagte Weyland. „Meine Tochter iſt auch nicht zu Hauſe, aber ſie muß jeden Augenblick eintreffen. Sie hat die Agnes aus der Bezirksmühle begleitet, die beiden Mädchen halten gute Freundſchaft.“

Die Männer hatten indeſſen den Friedhof verlaſſen und waren an das hochgelegene Pfarrhaus herangekommen.

Weyland drehte ſich vor der Thür um und ſagte: „Iſt es nicht ſchön hier oben?"

„Mich dünkt, etwas düſter, Herr Pfarrer. Aber das hat ſeinen Grund vielleicht darin, daß die Sonne hinter eine Wolke getreten iſt."

„Ich ſehe keine Wolke; bitte, hier links vom Hausflur, wenn's gefällig iſt."

Die Pfarrſtube war ſchlicht wie das ganze Haus und von Tabak verräuchert. Durch die halboffene Thür ſah man in das Wohnzimmer, welches einen freundlicheren Eindruck machte und das Walten weiblicher Hände verriet. Hier und da lagen Stickereien auf den mit buntem Kattun überzogenen Möbeln, und an den Fenſtern ſtanden blühende Blumen. —

„Das hat die Hannah zuſammengehamſtert, und da hauſt ſie" — ſagte Weyland, eine Pfeife ſtopfend, und deutete mit der Spitze über die Schulter — „Sie rauchen doch?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, kramte er eine Cigarrenkiſte aus dem Kirchenſchrank und fuhr fort: „Ein bißchen feucht ſind ſie freilich, es zieht hier alles an, aber eine Pfeife kann ich Ihnen doch nicht anbieten, der Paſtorentabak ſteht in einem üblen Geruch."

Die beiden Männer ſaßen auf dem harten Lederſofa, und Kroneck berichtete unter krampfhaften Zügen aus ſeiner Cigarre, daß er bei Wilhelm Acker geweſen ſei.

Weyland qualmte wie ein Fabrikſchlot.

„Hm — ja —" ſagte er, „der Mann kann einem ja leid thun, er lebt hier wie ein Verfemter. Die Oberdörfer betrachten ihn als einen Eindringling, und dann kommt das Verbrechen hinzu. Er hat ſeine Strafe abgeſeſſen bis auf den geſchenkten Reſt, das iſt ſchon richtig, und ich rede ja auch genug zum Frieden und Vergeſſen, aber übel nehmen kann ich's keinem, der ihn meidet. Ich lebe hier nun ſchon über dreißig Jahre und kenne ihn, das Verbrechen allein hat ihn nicht ſo gemacht, ſondern die Erziehung. Und darum möchte ich den Jungen fort haben; wenn Sie aber dagegen ſind, werden Sie in dem Bürgermeiſter eine Unterſtützung finden, der ſchreit ſchon im voraus über die Koſten."

„Der Unglückliche ſcheint ſehr an ſeinem Kinde zu hängen" — meinte Kroneck.

„Strohfeuer, lieber Herr Amtsrichter. Er nennt ihn ſeinen ‚Wildling.' Wer hat denn den Jungen verwildern laſſen? Und mit Ihnen hat er wohl ein bißchen Komödie geſpielt. Das liegt hier in der Raſſe — ſie fluchen und weinen in einem Atem, auch die Beſſeren. Nehmen Sie nur meinen Bezirksmüller Lutz, das iſt auch ſo ein ſchwankendes Rohr im Winde und ‚ein Hans Dampf in allen Gaſſen'."

Das Geſpräch bot eine willkommene Ablenkung, und Kroneck griff ſie auf.

„Dieſer Lutz macht auf mich einen ſonderbaren Eindruck," ſagte er. „Unter ſeinem polternden Weſen liegt irgend etwas verſteckt; er will den humoriſtiſchen Biedermann ſpielen, und in ſeinen Augenwinkeln lauert das Gegenteil; ich glaube ſogar, daß ſein ruheloſes Wirtshausleben weniger einer angeborenen Neigung entſpringt, als einem ſchlechten Gewiſſen."

Weyland war plötzlich ſehr ernſt geworden. Er rauchte eine Weile ſtill vor ſich hin und fragte dann plötzlich: „Wie kommen Sie auf dieſe Idee, Herr Amtsrichter?"

„Durch meinen Beruf —" entgegnete Kroneck. „Unter denjenigen, die mit einem Richter in amtliche Berührung kommen, gibt es wohl ſehr wenige, die nicht durch ihr Auftreten, ihre Rede und ihr Mienenſpiel irgend etwas zu verhüllen beſtrebt wären; denn wer nicht eine Unwahrheit vorzubringen oder einen Fehler zu bekennen hat, der kommt ſelten auf das Gericht und wird noch ſeltener vor das Gericht gefordert. So lernen wir allmählich in den Zügen der Menſchen nach einer Geheimſchrift zu forſchen, deren Löſung unter Umſtänden ſchwierig oder ein Spiel des Zufalls ſein kann, deren Vorhandenſein aber um ſo ſicherer entdeckt wird, je weniger das betreffende Individuum von dem Firnis der Kultur und der Bildung überzogen iſt. Der Mann, von dem wir reden, gehört zu jenen Faſchingsgeſtalten, die eine Rolle ſpielen, ohne Schauſpieler zu ſein, und die ſich deshalb jede Stunde vor der Demaskierung fürchten. Ganz beſonders tritt aber dieſe Scheu zu Tage, wenn ſeine pekuniär bedrängte Lage ihn auf das Gericht führt, und er notgedrungen gerade mit denjenigen verkehren muß, deren Blick für die Nachtſeiten der menſchlichen Natur eine traurige Schärfe beſitzt."

„Und bisweilen ein Vorurteil —" ſagt Weyland ruhig. „Ich bin kein Freund des Bezirksmüllers, und Sie können aus dieſem Grunde mir gegenüber ohne Scheu reden, aber es berührt mich doch eigentümlich oder iſt mir zum mindeſten unverſtändlich, daß Sie einen notoriſch verkommenen Menſchen, wie dieſen Wilhelm Acker, in Schutz nehmen, während Sie über den anderen, deſſen Leben zum mindeſten ſtraflos verlaufen iſt, eine abfällige Meinung hegen. Wiſſen Sie denn, Herr Amtsrichter, welche Gründe der Abneigung Jakob Lutz gegen alles anzuführen vermöchte, was mit Recht und Gerechtigkeit, oder vielleicht mit deſſen Gegenteil im Zuſammenhang ſteht?"

„Er hat vor Jahren einen unglücklichen Prozeß geführt —"

„Jawohl, der Prozeß konnte füglich nicht anders verlaufen, als zu ſeinen Ungunſten, das will ich nicht beſtreiten. Das Unrecht lag in den vorausgehenden Ereigniſſen, und ich ſelbſt habe ſeiner Zeit meine Hand dazu bieten müſſen, dieſes Unrecht geſetzlich zu machen. Es iſt für mich immer eine unangenehme Erinnerung geblieben, aber weil wir nun einmal bei der Sache ſind und wenn der Vorgang Sie intereſſiert, kann ich es Ihnen haarklein erzählen. Die Hauptſachen ſtehen ja auch in den Akten, aber das eigentliche Beiwerk iſt außer mir wohl nur noch einer einzigen Perſon bekannt."

„Bitte," ſagte Kroneck, „je mehr ich von den Verhältniſſen meiner Amtseingeſeſſenen kennen lerne, um ſo beſſer werde ich imſtande ſein, Vorurteile zu vermeiden."

„Ich muß um dreißig Jahre zurückgreifen," nahm der Pfarrer das Wort. „Damals hatte ich dieſe Stelle erſt ſeit kurzem inne und verkehrte häufig in dem Hauſe des Holzhändlers Lutz, des Waldkönigs, wie er wegen ſeines verhältnismäßigen Reichtums in dieſer armen Gegend genannt wurde. Sie können ſein Haus da drüben liegen ſehen, es iſt jetzt in fremde Hände übergegangen und hat ſeinem jetzigen Beſitzer keinen Segen gebracht. Bernhard Lutz war damals ſchon ein hoher Achtziger, deſſen Frau und Kinder längſt das Zeitliche geſegnet hatten; er beſaß nur zwei geſetzliche Erben, nämlich von ſeinem Sohne den jetzigen Bezirksmüller Jacob Lutz, und von einer Tochter den alten Traugott Böhm in Altenbach. Die beiden Vettern waren damals ſo um die dreißig und ſtanden ſich beide mit dem Großvater gleich gut. Wenigſtens ſcheinbar, Herr Amtsrichter, denn daß die Sache in Wahrheit anders lag, ſollte ich nur zu bald erfahren. — Eines Tages tritt nämlich der Förſter Bulle — damals auch noch ein junger Kerl — in meine Studierſtube, beſtellt mir einen Gruß von dem Holzhändler Lutz, und ich möchte doch zu dem Alten kommen; der fühle ſich ſchwach und wolle ſein Teſtament machen. — Das kanoniſche Teſtament vor dem Pfarrer und zwei Zeugen war damals noch zu Rechten, Herr Amtsrichter, es iſt erſt ſpäter beſeitigt worden, und ich habe dazumal viele letztwillige Verfügungen aufgenommen. Es fiel mir nicht weiter auf, daß Bernhard Lutz ans Teſtieren dachte, denn wenn er auch die beiden geſetzlichen Erben hatte, ſo war doch ſeine alte Haushälterin vorhanden, die jedenfalls ein Legat erhalten ſollte, und vielleicht fiel auch noch etwas für Kirche und Schule ab. Was mir dagegen auffiel, war das Ausſehen des Förſters Bulle. Der Mann war ſo blaß und bekümmert, daß ich ſagte: ‚Na, Herr Förſter, Sie haben wohl Sorge um Ihren alten Nachbarn? Er iſt doch nicht krank, ſoviel ich weiß, und ein Teſtament iſt noch kein Begräbnis!' ‚Wir müſſen alle mal ſterben, Herr Pfarrer,' entgegnet er darauf, ‚und mit fünfundachtzig Jahren kann man's kein Unglück nennen.' Das war es alſo nicht, was ihn bekümmerte. ‚Sind Sie denn ſelber krank?‘ frage ich weiter, und er blickt ſo verloren beiſeite: ‚Daß ich nicht wüßte, Herr Pfarrer, aber wenn man erleben muß, was ich erlebt habe — —‘ Freilich, nun kam ich darauf. Es waren kaum zwei Wochen vergangen, ſeitdem die Geſchichte mit dem Oberförſter Helm paſſiert war, den die Wilddiebe erſchoſſen hatten. Alſo ich packe meine Papiere zuſammen, und Bulle ſteht daneben, als ob er noch etwas auf dem Herzen hätte. Er nimmt auch einen Anlauf und ſagt: ‚Herr Pfarrer, ich möchte Sie mal fragen, wie das eigentlich iſt. Wenn einer etwas weiß, was einen anderen in das Unglück bringen könnte, aber er weiß es nicht ſo genau, daß er einen Eid darauf leiſten möchte, muß er es dennoch ſagen, Herr Pfarrer?‘

Das war nun freilich eine Frage, deren Beantwortung weder in der Theologie, noch in der Philoſophie geſchrieben ſteht, man muß ſich vielmehr auf ſeinen geſunden Mutterwitz verlaſſen und kann dennoch Unheil anrichten. Ich entgegne alſo, das käme ganz auf die Lage des Falles an, vor allen Dingen aber darauf, ob und von wem man gefragt würde, und ob nicht etwa das Verſchweigen der Wahrheit — notabene, wenn man nicht gefragt würde — ebenfalls ein Unglück herbeizuführen im ſtande wäre. Kurzum, Herr Amtsrichter, meine Auskunft war noch unbeſtimmter, als die Frage ſelbſt, und Bulle ſchüttelt auch den Kopf und meint, das könne ihm nichts helfen. Ob er denn etwas auf dem Herzen habe, was er mir, vielleicht in der Beichte, anvertrauen möchte — frage ich weiter. Nein, ſagt er darauf, das müſſe er mit ſich allein ausmachen, und damit ſpringt er von der Sache ab und beginnt über das Wetter zu reden.

Ich entſinne mich noch heute, daß es ſtürmiſch war und bewölkt, ſo recht geeignet, um unſere Gedanken von der Welt abzuwenden und an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge zu gemahnen, und das mag denn auch der Grund geweſen ſein, weshalb Bernhard Lutz juſt an dieſem Tage den Entſchluß gefaßt hatte, ſeinen letzten Willen aufzuſetzen, an deſſen Abfaſſung wir ja meiſtenteils in geſunden Tagen nur ungern herangehen. So dachte ich wenigſtens damals, als ich über den Friedhof ging, hinein in das alte düſtere Haus, deſſen verfallenes Dach Sie jetzt da hinten aufragen ſehen. Ich fand den alten Holzhändler an ſeinem gewohnten Platz neben dem Ofen in dem Lehnſtuhl, welchen er ſchon ſeit mehreren Jahren nur ſelten und ungern verließ; es war auch ſonſt in ſeiner Umgebung keine auffällige Veränderung wahrzunehmen, höchſtens, daß einige Bücher und Dokumente neben ihm lagen, in denen er gerechnet zu haben ſchien.

Auf meine Frage nach ſeinem Befinden ſagte er: ‚Sie wiſſen, Herr Pfarrer, daß die Füße nicht mehr ſo recht vorwärts wollen, aber der Kopf iſt noch geſund, und ſolange das der Fall iſt, möchte ich meinen letzten Willen aufſetzen. Man kann nie wiſſen, in welchem Augenblick die Schwäche von unten nach oben ſpringt.‘

Er ſagte es ganz ruhig wie ein Mann, der mit ſeinem Alter zu rechnen gewohnt iſt, und ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß er im geſetzlichen Sinne vollkommen dispoſitionsfähig ſei. Ich legte alſo meinen Stempelbogen zurecht und fragte nach den Zeugen. Das ſchien ihn etwas in Verlegenheit zu bringen, denn er blickte den Förſter Bulle von der Seite an und erkundigte ſich, ob es denn abſolut zwei ſein müßten. ‚Bei Meidung der Nichtigkeit,‘ entgegnete ich, und er darauf: ‚Dann iſt es mir einerlei. Sie ſind der eine, Herr Förſter, ſehen Sie doch 'mal hinaus, ob mein Kutſcher auf dem Hofe iſt.‘

Der war denn zufällig zugegen und wurde hereingerufen. Es gab in ganz Oberdorf kaum einen verſoffeneren Kerl, aber gerade jetzt hatte er nicht getrunken, und ich konnte nichts gegen den Zeugen einwenden, ſondern ſagte nur leiſe: ‚Herr Lutz, findet ſich denn kein Beſſerer?‘ worauf der Alte entgegnete: ‚Ich weiß es, Herr Pfarrer, der Jochen iſt ein Trunkenbold, aber er hat doch die bürgerlichen Ehrenrechte, und das kann nicht ein jeder von ſich behaupten.‘

Somit geht denn der Akt vor ſich, ſelbſtverſtändlich mit der nötigen Feierlichkeit und Sorgfalt, aber ich habe doch das Gefühl, als ob nicht alles dabei in Ordnung ſei, und als ob demnächſt die Wolken drinnen ebenſo brechen müßten, wie ſie ſich draußen in einen unendlichen, alles verdüſternden Regen löſten. Zunächſt kamen einige Legate, die ſo reichlich ausfielen — unſere Kirche allein erhielt 5000 Thaler — daß es mir ordentlich warm ums Herz wurde.

Es iſt doch eine ſchöne Sache um den Reichtum — denke ich im Niederſchreiben der runden Summen — man kann mit vollen Händen geben, ohne denjenigen zu nahe zu treten, die der Herrgott uns als Nächſte geſetzt hat. Und wie ich das ſo denke, oder vielleicht auch halblaut vor mich rede, legt Bernhard Lutz ſeine harte, verarbeitete Hand — er hatte ſich niemals im Leben geſchont — auf den Haufen Dokumente an ſeiner Seite und ſagt mit einer ebenſo harten ruhigen Stimme: ‚Zum alleinigen Erben meines geſamten Nachlaſſes ernenne ich meinen Enkelſohn Traugott Böhm — und damit wäre unſer Geſchäft denn wohl beendigt.‘

Es waren nur wenige Worte, aber ſie machten doch einen ſeltſamen Eindruck. Der Kutſcher Jochen, ſo ſtupide er auch dreinſchaute, hörte doch auf, an den Nägeln zu kauen, richtete die blöden Augen verwundert auf ſeinen Herrn und murmelte etwas Unverſtändliches in den ſtruppigen Bart; der Förſter Bulle ſagte gar nichts, aber er war ſo blaß geworden, wie die getünchte Wand, und griff ſich in einemfort an die Halsbinde, als ob ihn dort etwas würgte.

Ich ſelbſt aber legte die Feder aus der Hand und ſagte: ‚Herr Lutz, Sie haben noch einen Enkelſohn, der obendrein Ihren eigenen Namen trägt, wie ſoll es mit dem werden?‘

‚Ich weiß es,‘ entgegnete der Alte ruhig. ‚Sie brauchen mich nicht daran zu erinnern, Herr Pfarrer, denn meine Gedanken ſind ganz klar.‘

‚Und Sie wollen Ihren Enkel Jakob Lutz wirklich enterben?‘

‚Wenn ich ſeinen Namen in meinem Teſtament nicht nenne, dann wird es wohl darauf hinauskommen.‘

‚Aber Sie müſſen Enterbungsgründe angeben, Herr Lutz.‘

Da verlor er zum erſtenmal ſeine Ruhe und blickte mich unſicher von der Seite an. ‚Muß ich das wirklich?‘

Nun, Herr Amtsrichter, ſo ganz genau war ich auch nicht mit der Sache vertraut, das heißt, ich wußte nicht, ob ſich das Noterbenrecht nur auf die Kinder, oder auch auf Enkel erſtreckt, ich entgegnete daher, daß es jedenfalls vorſichtiger ſei, einen Enterbungsgrund anzuführen, falls ein ſolcher vorhanden wäre. Daraufhin ſchwieg Bernhard Lutz und blätterte in ſeinen Dokumenten. Es war ganz ſtill im Zimmer geworden, und der Regen ſchlug gegen die Fenſter; vom Tageslicht war kaum noch ſo viel übrig geblieben, daß ich notdürftig die Buchſtaben zu erkennen vermochte.

‚Wollen Sie Licht, Herr Pfarrer?‘ fragt da der alte Mann plötzlich.

Ja freilich in dieſer Angelegenheit hätte ich gern Licht geſehen, aber ſo war die Frage nicht gemeint, und ich entgegnete daher, daß es wohl kaum dunkler werden würde.

‚Nein,‘ entgegnete er, ‚dunkler kann es nicht werden, da haben Sie wohl recht, Herr Pfarrer. Steht das alles ſo geſchrieben, wie ich es Ihnen angegeben habe? Dann laſſen Sie mich meinen Namen unter das Dokument ſetzen. Es iſt mir faſt, als ob eine Schwäche im Anzug wäre, und die Herren vom Gericht ſollen nicht ſagen, daß meine Hand bei dieſer Unterſchrift gezittert hätte.‘

Darauf nahm er die Feder, unterſchrieb mit ſeinem vollen Namen und winkte den beiden Zeugen, daß ſie ein Gleiches thun möchten.

Ich war aufgeſtanden und einen Schritt zurückgetreten, um den Leuten Platz zu machen, und ſo vermochte ich nicht ſo genau zu hören, was der Förſter Bulle mit halblauter Stimme ſagte, bevor er die Feder anſetzte, aber es klang faſt wie eine Entſchuldigung oder wie eine Bitte, die der Alte mit einer kurzen Handbewegung und einem harten Blick zurückwies; als dann der andere an die Reihe kam, blickte er einen Augenblick in die Luft, als ob er ſich auf ſeinen Namen oder auf die einzelnen Buchſtaben desſelben beſinnen müſſe, öffnete dann ſeinen großen Mund und ſagte: ‚Nu möchte ich man bloß wiſſen, Herr, wer denn hier eigentlich der Spitzbube iſt?‘ Darauf malte er ſeine Krähenfüße auf das Papier, und der Mund klappte wieder zuſammen, als ob er in alle Ewigkeit keine Rede mehr von ſich geben wollte.

Ich habe dann die Beglaubigung hinzugeſetzt, und bin meiner Wege gegangen, denn es ſtand mir nicht zu, den feſten und beſtimmten Willen des Teſtators in irgend einer Weiſe zu beeinfluſſen, aber ich nahm die Überzeugung mit mir, daß hier ein tiefes Geheimnis obwalte, deſſen Löſung Bernhard Lutz ſelbſt auf die Gefahr der Ungiltigkeit ſeines Teſtaments hin nicht preiszugeben gewillt war. Vielleicht hätte er es noch auf dem Totenbette gethan, Herr Amtsrichter, aber ungefähr eine Woche nach dieſen Vorgängen nahm ihn ein Schlagfluß plötzlich aus dieſem Leben hinweg, und bei der Teſtamentseröffnung hat ſich dann herausgeſtellt, daß die letztwillige Verfügung nach unſeren Geſetzen zu Recht beſtand. Der eine Zeuge jenes ſeltſamen Vorganges iſt längſt geſtorben, außer mir lebt nur noch einer, der ihm beigewohnt hat und vielleicht näheren Aufſchluß zu geben vermöchte, aber ſeine Lippen ſind faſt ebenſo ſtumm, wie diejenigen eines Toten, und Sie könnten ebenſo gut den Wald um ſeine Geheimniſſe befragen, als dieſen Mann, der von den Bäumen ſeines Reviers das Schweigen gelernt hat.“

Pfarrer Weyland ſtand auf und trat an das Fenſter ſeiner Studierſtube. „Dort kommt meine Tochter,“ ſagte er abbrechend, „ſie wird ſchelten, daß ich Ihnen noch keinen Imbiß vorgeſetzt habe, aber die Gedanken gehen bisweilen mit den alten Geſchichten durch, und dann weiß ich auch nicht, wo Hannah den Speiſekammerſchlüſſel hingelegt hat.“

Er ſteckte in der Taſche des Mädchens, das halb atemlos, mit roſig angehauchten Wangen und zerwehten Haaren über die Schwelle trat, und in der ſtillen, ehrſamen Pfarrſtube ſofort eine Revolution anzuſtiften begann.

Dem Gaſt gab ſie ohne Ziererei die kleine, feſte, arbeitsharte Hand, der Alte wurde mit einem Kuß in das Schlafzimmer und aus dem fragwürdigen Schlafrock herausgeſcheucht, endlich aber klopfte ſie mit jener bekannten, unnachahmlichen hausmütterlichen Bewegung auf die Kleidertaſche, um ſich von dem Vorhandenſein ſämtlicher Schlüſſel von Küche und Keller zu überzeugen. „Es iſt ein Elend mit den Männern,“ ſagte ſie zwiſchen Lachen und Schmollen. „Mein lieber Papa weiß ganz genau, daß er die Speiſekammer mit dem Küchenſchrankſchlüſſel öffnen kann, aber daran denkt er natürlich nicht, ſondern läßt Sie hier nach dem langen Wege hungrig ſitzen und ſeine greulichen Cigarren rauchen. Aber in einer Viertelſtunde ſoll alles beſorgt ſein —“

„Gnädiges Fräulein —“ warf Kroneck begütigend ein — da blieb ſie unter der Thür ſtehen und ſah ihn mit den munteren blauen Augen an. „Ach was, Herr Amtsrichter, das ſind wir auf dem Walde nicht gewohnt. Gnädig iſt der liebe Gott, und ich bin oft recht ungnädig. Für den Papa bin ich die Hannah, und für die Dorfleute das Hannah, wenn Sie noch eine dritte Form finden, ſoll’s mir recht ſein.“

„Alſo: Fräulein Weyland —“

Aber ſie war ſchon zur Thür hinaus.

Statt deſſen kam der Pfarrer wieder in einem ehrbaren ſchwarzen Rock herein und ſagte behaglich: „Sie iſt eine Zwirbellieſe, Herr Amtsrichter. Wenn die ’mal einen Mann kriegt, was Gott für die nächſte Zeit verhüten möge, dann wird ſie ſchön mit ihm abfahren. Es läßt ſich kaum ein größerer Unterſchied denken, als zwiſchen ihr und der Agnes Lutz, und dabei hängen die beiden Mädchen aneinander wie Pech. Warum machen Sie ein ſo nachdenkliches Geſicht?“

„Über den Egoismus der Väter,“ entgegnete Kroneck lächelnd. „Keiner will ſeine Tochter miſſen, und am Ende fliegt ſie doch davon.“

„Wie der Sonnenſchein von den Bergen,‘ beſtätigte Weyland mit einem wehmütigen Kopfnicken. „Was ſollte ich alter, einſamer Mann wohl hier oben beginnen, wenn meine Sonne das Haus verlaſſen hätte? Kommen Sie, Herr Amtsrichter, ich höre Hannah mit den Taſſen klappern, es wird noch gerade Zeit ſein, Ihnen meine Kirche zu zeigen, bevor wir unſere Hände nach dem ‚lecker bereiteten Mahl‘ ausſtrecken.“

Aus dem grauen Dämmerlicht des kleinen, unſcheinbaren Gotteshauſes traten ſie wieder hinaus in den letzten aufzuckenden Strahl des Abendrots, und Weyland erzählte ſeinem Gaſt, wie unendliche Mühe es gekoſtet habe, bis die Gemeinde ſich eine eigene Kirche zu bauen vermochte.

„Wir ſind im Winter oft wochenlang von der Welt abgeſchnitten,“ fuhr er fort, „da iſt dieſe heilige Stätte unſer gemeinſames Heim, aber die neue Glocke, ein Geſchenk unſeres Landesherrn, erfüllt auch irdiſche Zwecke. Nebel und Schneeſturm ſind unſere ärgſten Feinde, und deshalb läuten wir zu den verſchiedenſten Tageszeiten, um den Verirrten ein Zeichen menſchlicher Nähe zu geben.“

Während der Geiſtliche noch ſprach, kam plötzlich die Dämmerung. Ein kühler Wind ſtrich über die Höhen und rauſchte in dem welken Laub der Gartenhecke.

„Laſſen Sie uns hineingehen,“ bat Kroneck. „Ich muß mich erſt an die wilde Einſamkeit dieſer Natur gewöhnen, bevor ich ſie ſchön finden kann. Unter Ihrem Dache iſt es freundlicher, und ich ſehe, daß Fräulein Hannah die Lampe angezündet hat.“

Er dachte gar nicht an den langen und dunklen Heimweg.

In dem traulichen Wohnzimmer ſaßen ſie zu dritt um den einfachen Theetiſch und plauderten über den Wald und ſeine Bewohner. Kroneck fragte ſeine hübſche Nachbarin, ob ſie ſich nicht fürchte, in der hereinbrechenden Dämmerung den Weg von der Bezirksmühle nach der Pfarre zurückzulegen.

„Ich bin an ſolche Gänge gewöhnt,“ entgegnete ſie zuverſichtlich. „Fremde kommen faſt niemals in dieſe Gegend, und die Einheimiſchen kennen ‚Perners Hannah‘. Bisweilen habe ich auch Geſellſchaft, wie zum Beiſpiel heute.“

„Wohl Dein alter Verehrer?“ frug Weyland lächelnd.

„Natürlich! Sie müſſen nämlich wiſſen, Herr Amtsrichter, daß ich einen Liebhaber beſitze, der mir auf Schritt und Tritt folgt. Man könnte ſich vor ihm fürchten, denn er ſieht aus wie Rübezahl, aber von mir läßt er ſich den Bart zupfen.“

„Förſter Bulle?“

„Oh, Sie kennen ihn ſchon. Wenn es im Walde rauſcht, und mein Mädchenmut das Haſenpanier ergreifen möchte, ſteht er ſicherlich wie ein Wurzelmännchen hinter der nächſten Tanne und ſagt grinſend: ‚Fräulein Hannah, da hätte ich Sie bald für einen Wilddieb äſtimiert und losgepufft; es war aber nur ein Schmaltierchen, wie ich ſehe.‘ Der Alte kann wunderbare Waldgeſchichten erzählen, aber heute war nichts mit ihm anzufangen.“

„War ihm etwas in die Quere gekommen, Hannah?“

„Ich weiß nicht, Papa; höchſtens wohl meine Perſon. Er brummte in einem fort über das alte Gerümpel da unten — damit meinte er die Bezirksmühle — und fluchte dazwiſchen ganz unchriſtlich. ‚Reſpekt, Onkel Bulle,‘ ſagte ich, ‚da unten in dem alten Gerümpel wohnt Ihre zukünftige Frau Oberförſter.‘ Aber auch das ſchien ihn nicht zu erbauen.“

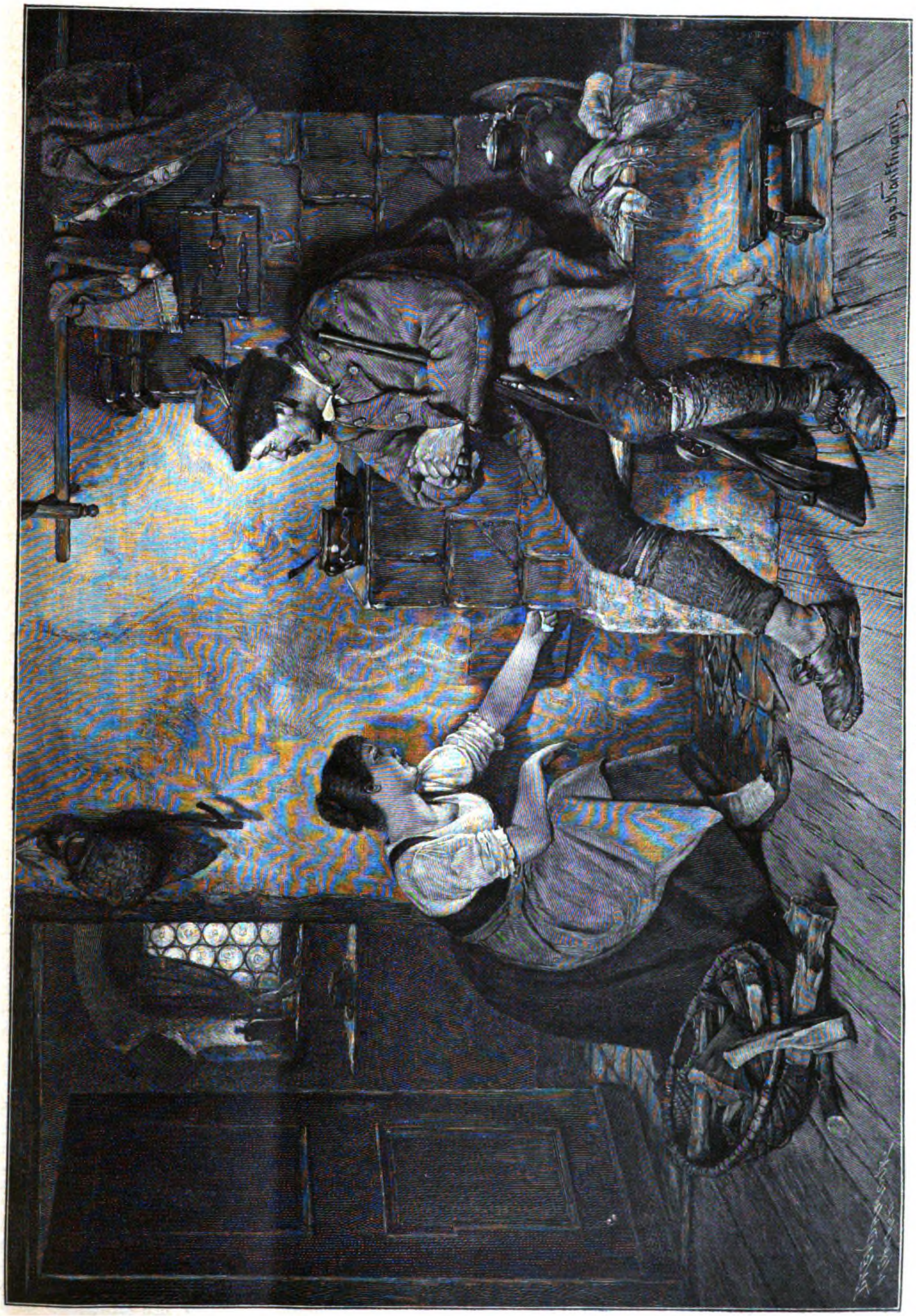
Weyland griff das letzte Wort auf. „Glaubſt Du wirklich, Hannah, daß aus dem Oberförſter und Agnes jemals ein Paar werden wird? Die Eltern ſind doch, ſo viel ich weiß, dagegen.“

„Sie haben ſich doch lieb,“ entgegnete das Mädchen unbefangen. „Muß denn dieſer alte dumme Prozeß ewig ſeinen Schatten werfen? Jakob Lutz iſt auch nicht ſo ſchlimm, wie die Leute ihn machen, er iſt nur wunderlich und ſchwach.“

Sie ſann einen Augenblick nach und lächelte.

„Wunderlich gewiß. Wir — die Agnes und ich — ſuchten heute Nachmittag auf dem Boden Wäſcheklammern, und dabei fand ich in einer verſtaubten Ecke ein altes roſtiges Gewehr.“

(Fortſetzung folgt.)


Hugo Kauffmann

Am Feuer. Nach dem Gemälde von Hugo Kauffmann.

Die Pagen im Hohenzollerndienſt.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Vor mir liegt eine verblichene Photographie, die einen jungen Menſchen mit etwas abſtehenden Ohren und ſehr dünnen Beinen darſtellt, in engen weißen Kniehoſen, weißſeidenen Strümpfen, Schuhen mit Silberſchnallen, der rote Musketärrock mit Silberlitzen beſetzt, die weiße Halsbinde mit Spitzenſchleifen, der ſchwarze Hut mit Straußenfedern geſchmückt. Der junge Menſch fand ſich ſehr ſchön, als er ſich vor nunmehr bald fünfundzwanzig Jahren im Hofe des alten Kadettenhauſes in der Neuen Friedrichſtraße in dieſem Koſtüm photographieren ließ. Ich weiß das genau, denn er und ich ſind eins, trotzdem ich ihn heute nicht mehr ſchön finde, — in beinahe fünfundzwanzig Jahren ändert ſich der Geſchmack. Außer ihm ſelbſt mag auch damals niemand ihn ſchön gefunden haben: als er Schleppe tragend hinter ſeiner Prinzeſſin durch die Bildergalerie ſchritt, mokierten ſich wenigſtens die Gaſſe bildenden Offiziere ſo laut über ſeine dünnen Beine, daß die Prinzeſſin bis über den Nacken errötete. Er ſelbſt natürlich auch. Und trotzdem Page! Die Zeiten haben ſich eben geändert. Vor fünfhundert Jahren würde man ihn wahrſcheinlich, als körperlich nicht wohlgebildet genug für den Hofdienſt, den Seinen zurückgeſchickt haben. Vor fünfundzwanzig Jahren kümmerte ſich niemand mehr um ſein Ausſehen, mit Ausnahme von ein paar jungen Offizieren, die die Langeweile des Hoffeſtes zum Witzeln verführte. Und wie vor fünfundzwanzig Jahren hält man es noch heute mit den Pagen am preußiſchen Hofe. Die Mitglieder des Hohenzollernhauſes, denen Leibpagen zuſtehen, halten es nicht einmal für notwendig, ſich die Kadetten, die Anwartſchaft auf dieſen Poſten haben, perſönlich vorſtellen zu laſſen, ehe ſie ihre Wahl treffen. Sie gehen nach der ihnen vorgelegten Namensliſte, wählen mit Vorliebe ſolche junge Leute, deren Väter ihnen perſönlich bekannt ſind oder ſich verdient gemacht haben, und die Hofpagen ernennt der Kommandeur des Kadettenhauſes in Groß-Lichterfelde ganz einfach nach der Anciennetät. Die Anwartſchaft iſt nur dadurch beſchränkt' daß man wie früher daran feſthält, zum Pagendienſt nur Söhne aus adligen Familien zu nehmen. Alſo es iſt eigentlich keine perſönliche Auszeichnung irgend welcher Art, wenn ein Kadett heute zum Pagen ernannt wird. Und dennoch möchte ich die Erinnerung an jene Tage nicht miſſen, Erinnerungen, die man noch mit der ganzen Eindrucksfähigkeit der Jugend in ſich aufgenommen hat, — die Erinnerung an das Dreikaiſerdiner im Sommer 1872, bei dem die Freundſchaft zwiſchen Deutſchland, Rußland und Öſterreich für viele Jahre feſt beſiegelt ſchien, die Erinnerung an die Hoffeſtlichkeiten des Winters von 1872 auf 1873 mit dem großen erſten Deutſchen Kaiſer als Mittelpunkt. Und wenn man auch nichts weiter zu thun hatte als Vortritt zu bilden oder Schleppe zu tragen — die Schleppe allerdings der damals liebreizendſten Mädchengeſtalt am preußiſchen Hofe, der Prinzeſſin Eliſabeth, jetzigen Erbgroßherzogin von Oldenburg, — Speiſen zu ſervieren und Toaſte zu überbringen, — allerdings nicht im Auftrage der Prinzeſſin, ſondern in dem des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, zu dem ich während des Dreikaiſerdiners kommandiert war, und der mich weidlich umherſchickte, zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm, ſpäterem Kaiſer Friedrich, zum Großfürſten Wladimir von Rußland, zum Fürſten Bismarck und zum Grafen Andraſſy, — wenn man alſo naturgemäß ſich auch ſehr klein und ſehr überflüſſig fühlte im Glanz dieſer Hoffeſte, ſo hatte man doch Augen, um zu ſehen, und Ohren, um zu hören. Und die Erinnerung, daß der große Schweiger Moltke bei dieſer Gelegenheit zu mir geſprochen hat, iſt mir auch etwas werth. Er ſaß bei einem Diner der Prinzeſſin gegenüber, die mir nach alter Sitte am Schluß einen Teller mit Konfitüren und Obſt überreichte, welche in den hinteren, mit Wachstaffet gefütterter Taſchen des Musketärrockes verſchwanden. Darunter auch eine große Weintraube. Als nach dem Diner in einem der Vorſäle des Weißen Saales der Kaffee ſerviert wurde, ſtand der Feldmarſchall neben mir, während ich die Schleppe der Prinzeſſin hütete. „Vergeſſen Sie nicht, daß Sie eine Weintraube in der Taſche haben. Setzen Sie ſich nicht drauf,“ ſagte er und ſchmunzelte. Der Feldmarſchall war ein ſcharfer Beobachter, — nicht nur auf dem Schlachtfelde. Es iſt beinahe lediglich ein Ehrendienſt, zu dem die Pagen heute noch verwandt werden, ſie ſind dekorativ wirkende rote Punkte in dem ſchillernden Farbenſpiel der Hoffeſtlichkeiten. Von praktiſchem Nutzen ſind ihre Dienſte faſt nur noch den fürſtlichen Damen, denen ſie die Hofſchleppe tragen. Denn dieſe Ungetüme von Schleppen, gewöhnlich mit Gold- oder Silberſtickereien bedeckt oder mit koſtbarem Pelz verbrämt, ſind ſo ſchwer, daß die Damen die Laſt ohne Hilfe kaum fortbewegen können. Die Prinzeſſin Eliſabeth ging in jenem Winter zum erſtenmal zu Hofe; ſie war noch nicht ſiebzehn Jahre alt und ſchüchtern wie alle jungen Mädchen. Das benutzten wir, ich und der andere Hofpage, der zu ihrem Dienſt kommandiert war, zu unpaſſendem Scherz. Die Korridore, die von der Wohnung des Prinzen Friedrich Karl im Schloß nach den Feſtſälen führten, waren mit rauhen Teppichen belegt. Wenn wir nun die Prinzeſſin über dieſe Korridore geleiteten, glaubten wir einen Witz zu machen, indem wir wie achtlos die Schleppe von Zeit zu Zeit auf den Boden aufſtoßen ließen. Die Prinzeſſin mußte dann ſtehen bleiben und ſah ſich hilflos nach uns um, was uns ein kindiſches Vergnügen machte. Man ſieht, die ſprichwörtliche Pagenkeckheit, um einen härteren, aber vielleicht paſſenderen Ausdruck zu vermeiden, war vor fünfundzwanzig Jahren noch nicht ganz ausgeſtorben. Schlimm genug, da Prinz Friedrich Karl und die Familie des Prinzen uns mit noch mehr Güte überhäuften, als den anderen Pagen von ihren Fürſtlichkeiten zu teil wurde. Denn wir aßen nicht mit an der gemeinſchaftlichen Pagentafel, an der nicht übermäßig geſchwelgt wurde, ſondern der Prinz ließ ſeinen Pagen ein Diner oder Souper in ſeiner Wohnung im Schloß ſervieren, ein Diner mit Champagner, bei dem er gegen Schluß ſelbſt zu erſcheinen und jedem ein freundliches Wort zu ſagen pflegte. Die Reſte des Deſſerts fanden wir dann wohlverpackt in den Hofwagen, die uns in das Kadettencorps zurückbrachten. Auch zu einem kleinen Hausballe, den die Prinzeſſinnen Marie und Eliſabeth an dem Geburtstage der letzteren in ihren Gemächern gaben, wurden wir als Gäſte, alſo in Kadettenuniform und nicht im Pagenkoſtüm, befohlen. Da ſaß beim Souper, das an kleinen Tiſchen ſerviert wurde, Prinz Friedrich Karl mitten unter den Kadetten und hatte offenbar eine ſehr vergnügte Stunde, als ſeine Güte und der Wein den Keckſten unter uns die Zunge löſte und ſie Kadettengeſchichten erzählen ließ. Denn nach Schluß des Balles mußte uns der Civilgouverneur des Prinzen Friedrich Leopold auf Befehl des Prinzen Friedrich Karl noch mit Champagner bewirten, und wir hatten alle einen kleinen Schwips, als wir entlaſſen wurden.

Pagendienſt iſt nicht immer lediglich ein Ehrendienſt geweſen. Am Hofe der Kurfürſten von Brandenburg wurden die Pagen, bis zum Regierungsantritt des Großen Kurfürſten noch einfach auf gut deutſch „Jungen“ genannt, tüchtig zu allerlei praktiſchen Dienſtleiſtungen herangezogen. Der Bibliothekar an der Hauptkadettenanſtalt zu Groß-Lichterfelde, Hauptmann von Scharfenort, hat ſich der mühevollen Arbeit unterzogen, die Entwickelung des Pagenweſens am Berliner Hofe nach archivaliſchen Quellen zu ſchildern. Sein Buch „Die Pagen am brandenburgiſch-preußiſchen Hofe 1415—1895“ (Berlin, Ernſt Siegfried Mittler & Sohn), enthält neben vielem, das nur für die Entwickelung des Pagenweſens intereſſant iſt, auch vieles, das einen höchſt intereſſanten Streifblick auf die Lebensgewohnheiten vergangener Zeiten und den Zuſchnitt des Berliner Hofes wirft. Allen, die gern ein Kapitel Kulturgeſchichte ſtudieren, ſei das

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Buch empfohlen. Mit der Erziehung der Pagen in allerlei Wiſſenſchaften, ritterlichen Künſten und höfiſchem Weſen iſt es am Hofe der Hohenzollern allezeit nur ſchwach beſtellt geweſen; die hohenzollerſchen Fürſten hatten eben Wichtigeres zu thun, als liebenswürdige und geſchniegelte Hofleute heranbilden zu laſſen. Aber Pagen erforderte nun einmal die Hofſitte, und die Jungens waren auch ganz nützlich zu verwenden, — ſie trugen die Speiſen von der Küche bis an den Eßtiſch, hatten morgens und abends für die leiblichen Bedürfniſſe ihrer Herrſchaft zu ſorgen, waren geſchickt zu allerlei Botengängen und zur Begleitung der Fürſten auf Jagden und Ausritten. Die älteſte vorhandene Inſtruktion trägt dem Pagenpräceptor Schramm auf, „die jungen Knaben von Adell beſcheiden leſen und ſchreiben zu lernen,“ — wollten ſie ſonſt Kenntniſſe ſammeln, ſo waren ſie — 1590 — auf ſich ſelbſt angewieſen oder auf das, was ſie das Leben lehrte, — was zu praktiſcher Verwertung übrigens zu allen Zeiten das Beſte geweſen iſt. Zahlreich ſind die Verordnungen, die ſich gegen ungebührliches Verhalten der Pagen richten und dasſelbe mit ſtrengen Strafen bedrohen. Die Pagen wohnten und aßen im Schloß, — ihrer ganzen Stellung nach bildeten ſie offenbar einen Teil des Hofgeſindes.

Unter dem Großen Kurfürſten finden wir die erſten Anfänge eines eigenen Pagenhauſes. Der Hofmeiſter gab ihnen Koſt und Logis — drei Stuben und drei Kammern für achtzehn Pagen — und man erwartete wohl von dieſer konzentrierten Aufſicht eine Abſtellung der mancherlei Beſchwerden, die ſich gegen die Pagen richteten. Übrigens hielt damals nicht nur der kurfürſtliche Hof, ſondern auch mancher vornehme Mann ſeine Pagen, und zwiſchen den kurfürſtlichen und den gräflich Dohnaſchen kam es von allerlei Straßenneckereien bis zu einem kleinen Straßenkrawall, über den der Pagengouverneur 1684 an den Kurfürſten berichten mußte: „Ob nun zwar dieſes unglückliche rencontre als des vorigen Abends hervorgegangenen misverſtändnis resultiret, ſo iſt es dennoch eine actio de novo intentata et post intervallum, ja eine offenbahre Gewalt mit Bruch des Straßenfriedens, den ein jeder sub salis Serenissimi billig ohngekränkt genießen ſoll und andere gnädigſte Herrſchaft durch deren gewaltſam unbefugte tractirung Ihrer Pagen beleidigt.“ Der Kurfürſt verfügte, „daß der Dohnaſche Page und ſeine complicen nach allem rigor zu beſtraffen ſei mit 6 Wochen Gefängniß bei mäßiger Koſt.“

Auch unter König Friedrich I. war zunächſt für die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Pagen noch wenig geſorgt. Der Tag begann mit Gebet, dann folgte dem Fachunterricht die Unterweiſung im Franzöſiſchen. „Sind die zwey exercitia absolviret,“ heißt es in der Verordnung, „dann können die Pagen bis elf Uhr im quartier ein gut Buch leſen oder Schreiben und Rechnen.“ Dann begann der Dienſt der Pagen im Schloß. Nachdem ſie an der Tafel aufgewartet hatten, wurden ſie ſelbſt beköſtigt. Sie ſollten ſich „nach laut verrichtetem Gebeth, wie es jungen Edelleuten geziemt, zu Tiſche ſetzen, modest ſich an der Tafel betragen, nicht unmäßig auf einmal in die Schüſſel fallen, ſondern einer nach dem anderen in aller beſcheydenheit Ihre portiones nehmen.“ Von zwei bis fünf Uhr nachmittags wurde auf dem Tanzboden des Schloſſes in drei Abteilungen Tanzunterricht erteilt, und die entlaſſenen Pagen ſollten ſich danach ſofort in das Pagenhaus zurückbegeben, „ohne daß man nicht Urſach habe, Sie auß anderen Orthen und vielleicht unanſtändigen Winkeln aufſuchen zu laſſen.“ Falls im Schloß Abendtafel gehalten wurde, mußten ſich die Pagen wieder dazu einfinden.

1712 wurde der Unterrichtsplan für die Pagen ein wenig erweitert. Der Informator Georg Schütze empfahl ſich als die geeignete Perſönlichkeit, „da er ſchon die observationes astronomicas im observatorio des Herren Geheimraths von Kroſig über ſich genommen, auch der Königin Pagen in der Geometrie und Fortification informiret habe. Da nun Se. Majeſtät allergnädigſt placidiret dero Pagen in nützlichen scientiis informiren zu laſſen, ſo offerire er die ſeinigen, um nach dem hohen Befehl bey Abwartung der Morgen- und Abendandachten in Geographia, Historie, ingleichen der latinität wie auch im Rechnen und Schreiben getreulich zu unterrichten. Für dieſe laboribus erhielt er 100 Thaler Gehalt.“ Überbürdet wurden die jungen Leute alſo noch nicht, trotzdem teilweiſe dazu noch Unterricht im Italieniſchen erteilt wurde

Körperliche Züchtigung figurierte immer noch unter den Strafen für die Pagen. Einer von ihnen hat unter Friedrich I. ſogar auf dem Schaffot geendet. Zwei Pagen, von Siegel und von Hohendorff, hatten ſich trotz der Todesſtrafe, die das Duell verbot, zum Zweikampf hinreißen laſſen. Der erſtere war der Provozierende geweſen. Er fiel. Wie eine grauſame Härte berührt uns heute der Befehl des Königs, „demzufolge nach gemeinem Recht alß in specie nach dem Duell Edict zu erkennen was Recht iſt. Wenn wir nun resolviret denen göttlichen und weldlichen geſetzen inſonderheit aber Unſerer bald nach antrettung unſerer Regierung publicirten höchſt verpoenten Duelledict demgemäß in der Sache verfahren und gebührende justiz adminiſtriren zu laſſen, ſo ſoll 1. da inqu. nicht provocans ſondern laut des entleibten eigenem Geſtändnis provocatus geweſen und 2. er animum occidendi nicht gehabt und 3. ſie beyde noch in minorem statum begriffen, wie denn inqu. ſeinem Vorgeben nach erſt 17 Jahre iſt und ob zwar ſolches alles den inqu. von dem dolo et ordinaria poena nicht befreyen könnten, ſo habe er ſich zum Tode und einem ſeligen Ende wohl und chriſtlich vorzubereiten, maßen die execution den dritten Tag nach der publication würde vorgenommen werden. Wir haben aber im übrigen in gnädigſter consideration ihrer Minorität und Jugend von unſerm Duelledict gnädigſt diſpenſiret, daß beyde Körper nicht nach rigueur des Churfürſtl. edicts von dem Schinder ſondern durch ehrliche Perſonen bekleidet, eingeſargt und beerdigt werden.“ Der ſiebzehnjährige Junge wurde wirklich, trotzdem er der Provozierte geweſen, hingerichtet. Die Exekution „iſt auf dem Spittelkirchhofe in Cölln verrichtet worden, den malificanten hat die Churfürſtliche garde bis an den orth der execution begleitet; der Scharfrichter hat den malificanten nicht angerührt.“

Sehr intereſſante Aufſchlüſſe bietet das Scharfenortſche Werk über den Luxus und das umſtändliche Ceremoniell am Hofe des erſten Preußenkönigs. Die Sparſamkeit ſeines Nachfolgers fand auch in der Beſchränkung des Pagenkorps ihren Ausdruck. Während Friedrich Wilhelm I. die Zahl ſeiner Pagen verminderte, ſah er es indeſſen gern, wenn ſeine Generale Pagen hielten. Auch die Generalspagen waren nämlich verpflichtet, bei feſtlichen Gelegenheiten am Hofe mitzubedienen, während ihre Herren natürlich die Koſten für ihren Unterhalt beſtreiten mußten. Zum erſtenmale wurde unter ihm die Aufſicht über die Pagen einem Offizier, dem Hauptmann von Schierſtädt, übertragen, der, bezeichnend für des Königs eigentümlichen Humor, den Titel „Pagenaga“ erhielt. Als er ſich begreiflicherweiſe durch dieſen Titel nicht ſonderlich geſchmeichelt fühlte und um Abänderung bat, wurde ſeine Bitte mit dem königlichen Beſcheide: „Soll Pagenaga heißen“ kurz zurückgewieſen. Eine Inſtruktion des Königs vom Jahre 1716 lautet: „Wie ſich der zeitige Pagenaga, der von Schierſtädt und Heſeler nebſt denen ſämbtlichen Pagen verhalten ſoll: Um 6 Uhr Aufſtehen, dann Betſtunde, nach der Betſtunde eſſen die Pagen ein wenig Frühſtück und werden dann vom Informator in vier Klaſſen eingeteilt. 1ſte Abtheilung Schreiben, 2te Rechnen, 3te Leſen und 4te Information im Chriſtenthum. Des Nachmittags wird ebenſo continuirt. Zum Frühſtück bekommen 2 und 2 eine Kule Brodt, ſo 3 gr. koſtet, auch ein wenig Butter. Alle Mittwoch und Sonnabend wird ein Examen aus dem catechismo gehalten, wobey alle Pagen erſcheinen müſſen, und müſſen diejenigen, ſo noch gantz unwiſſend ſeynd, a parte genommen werden. Zur Communion gehen ſie alle Vierteljahr, die Prediger von den cadets examiniren wieviel die Pagen in ihrem Chriſtenthumb avanciret ſeien. Kein Page darf ohne Vorwiſſen aus dem Hauſe gehen, keiner länger als eine Stunde beurlaubt werden, indem S. Majeſtät nicht haben wollen, daß ſie ohne höchſte Noth auf den Straßen herumlauffen ſollen. Nachts aber ſoll kein Page auszubleiben permission haben. Abends ſollen die Stuben viſitiret werden; keine Zuſammenkünfte ſind zu dulden, welches nur zum ſpielen und ſauffen Anlaß giebt.“ Daß es dem König nicht an Schönheitsſinn gebrach, beweiſt ein Paſſus ſeiner Verordnung für den Hofdienſt der Pagen: „Zur Aufwartung in Monbijou oder wo ſie ſonſt gebraucht werden, ſollen ſie propre ſein, und ſollen diejenigen ſo ausgeſchlagen oder die Krätze haben, zu keiner Aufwartung herangezogen werden.“

Unter Friedrich dem Großen wurde das Pagenkorps wieder vermehrt. Im Jahre 1756 beſtand dasſelbe aus acht Leibpagen, zwölf Hofpagen in Potsdam und dreißig Hofpagen in Berlin. Friedrich der Große liebte es, junge Leute in ſeiner nächſten Umgebung zu ſehen, und dieſe Vorliebe ſchuf den Pagen am preußiſchen Hofe eine Stellung und Bedeutung, die ſie vordem und nachher niemals wieder gehabt haben. Sie begleiteten ihn im Frieden und im Kriege, auf ſeinen Reiſen und auf Spaziergängen im Park von Sansſouci, und einzelne von ihnen wurden von ihm geradezu verwöhnt und mit Geſchenken überhäuft. Seine beſonderen Günſtlinge waren ein von Sydow und ein von Pirch; beide erwieſen ſich wenig dankbar für ſeine Gnade. Der erſtere verſilberte ſofort die königlichen Geſchenke, verſpielte auch zweimal die Summen, die ihm der König für ſeine Offiziersequipierung ſchenkte, und ging, als er zur Strafe nach Pillau verſetzt wurde, in ſächſiſche Dienſte, wo er als Oberſt geſtorben iſt. Auch dem von Pirch behagte das Regiment nicht, in das der König ihn ſteckte, nachdem er ihm tauſend dumme Streiche verziehen hatte. Er ſimulierte mehrere Monate hindurch Krankheit und reichte wiederholt ſeinen Abſchied ein, den der König endlich genehmigte. Sofort war er geſund, ging nach Paris, trat in franzöſiſche Kriegsdienſte und führte dort das preußiſche Reglement ein.

Mangelnde Beaufſichtigung und des Königs vielfache Gunſtbezeugungen hatten im Pagencorps eine ſo große Zuchtloſigkeit einreißen laſſen, daß nach dem Tode des großen Königs eine vollkommene Neuorganiſation oder gänzliche Auflöſung desſelben dringend geboten ſchien. Dem Vorſchlage des ſpäteren Generals von Rüchel, das Pagencorps gänzlich in dem Kadettencorps aufgehen zu laſſen, ſtimmte Friedrich Wilhelm II. inſofern bei, als das Berliner Pagencorps dieſem Schickſal verfiel, während das Potsdamer unter der Regierung dieſes Königs noch beſtehen blieb. Friedrich Wilhelm III., der ſich niemals von Pagen bedienen ließ, verfügte endlich auch die Auflöſung desſelben und leitete damit die gegenwärtige Stellung der Pagen ein, deren jetziges Koſtüm von Friedrich Wilhelm IV. entworfen wurde.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Als Barten die Thür aufdrückte, ſchrak er zuſammen.

Bei ſeinem Eintritt erhob ſich Frau Nanny Dornberg aus dem Sofa.

„Gnädige Frau —!“

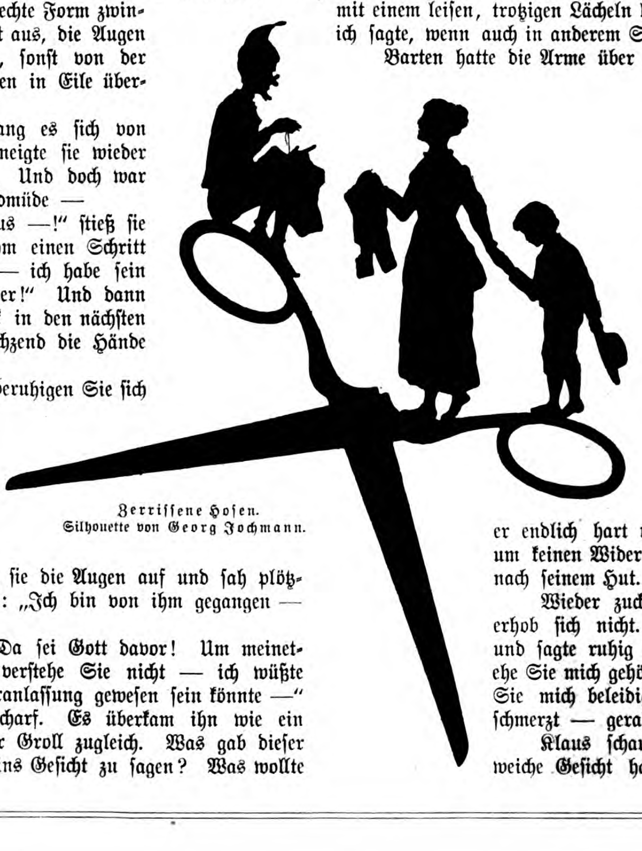
Sie lächelte ihm entgegen. Aber es war doch ein anderes Lächeln, als gewöhnlich auf ihrem hübſchen Geſicht lag. Ein grimaſſiertes Lächeln, als ob ſie unwillkürlich an der alten Maske feſthalte, unter dem Zwang der Gewohnheit, und doch die Züge nicht in die rechte Form zwingen könnte. Sie ſah verſtört aus, die Augen waren gerötet, ihr Anzug, ſonſt von der peinlichſten Akkurateſſe, ſchien in Eile übergeſtreift.

„Ah — endlich!“ rang es ſich von ihren Lippen, und dabei neigte ſie wieder ihr Köpfchen, wie immer. Und doch war auch das anders, müde, todmüde —

„Es iſt aus, alles aus —!“ ſtieß ſie leiſe hervor, indem ſie ihm einen Schritt entgegentrat. „Alles aus — ich habe ſein Haus verlaſſen! Für immer!“ Und dann ſchwankte ſie plötzlich, ſank in den nächſten Stuhl und ſchlug aufſchluchzend die Hände vor das Geſicht.

„Was iſt aus? So beruhigen Sie ſich doch nur, gnädigſte Frau!“ bat Barten. „Ihr Herr Gemahl —“

Sie ſtreckte abwehrend die Hände aus: „Ich habe ihn verlaſſen!“ wiederholte ſie. Ihre Stimme bebte, und dann ſchlug ſie die Augen auf und ſah plötzlich Klaus voll ins Geſicht: „Ich bin von ihm gegangen — um Ihretwillen!“



Zerriſſene Hoſen.
Silhouette von Georg Jochmann.

„Um meinetwillen! Da ſei Gott davor! Um meinetwillen? Wahrhaftig, ich verſtehe Sie nicht — ich wüßte nicht, inwiefern ich die Veranlaſſung geweſen ſein könnte —“ entgegnete er rauh und ſcharf. Es überkam ihn wie ein tiefer Ekel und ein heftiger Groll zugleich. Was gab dieſer Frau ein Recht, ihm das ins Geſicht zu ſagen? Was wollte ſie von ihm? Komödie ſpielen, wie ſie es ihr Lebenlang gethan hatte?

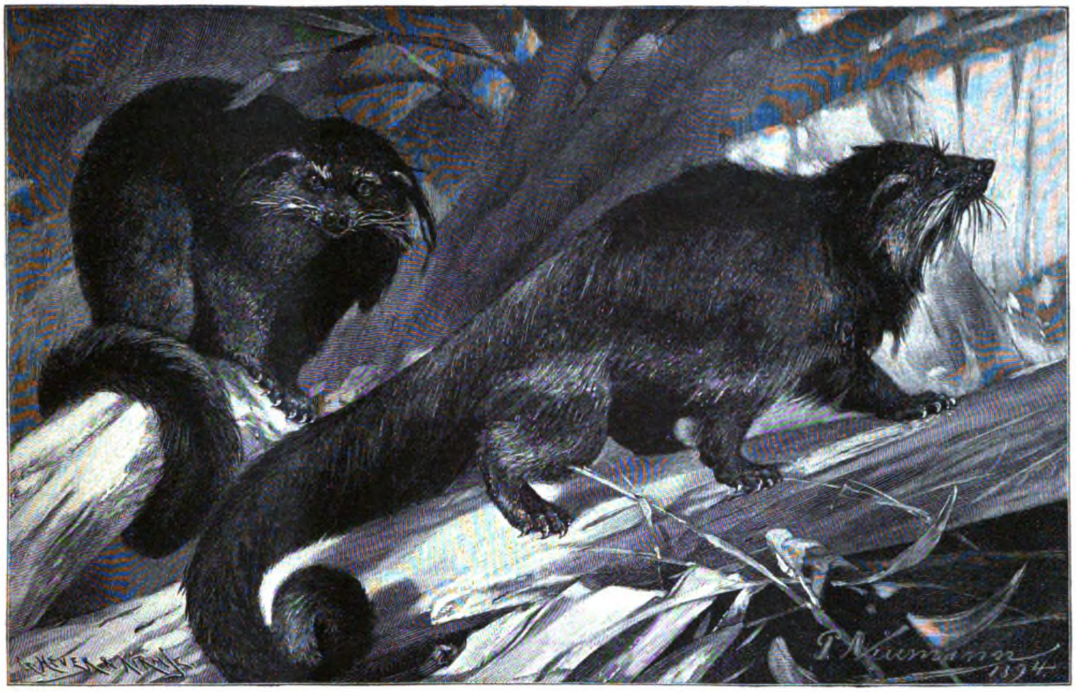
Sie zuckte zuſammen unter dem harten Ton ſeiner Stimme, und wieder neigte ſie den Kopf. Aber gleich darauf richtete ſie ſich wieder auf und ſagte mit dem ſcheuen Ausdruck eines geſcholtenen Kindes: „Zürnen Sie mir nicht — ohne mich gehört zu haben! Urteilen Sie nicht nach dem Schein, wie alle Welt urteilen wird.“ Und dann fügte ſie mit einem leiſen, trotzigen Lächeln hinzu: „Es iſt doch ſo, wie ich ſagte, wenn auch in anderem Sinne, als Sie annahmen!“

Barten hatte die Arme über die Bruſt gekreuzt und biß die Zähne feſt aufeinander. Das Gefühl des Widerwillens quoll in ihm immer ſtärker empor. Dieſes Weib vor ihm konnte lächeln, während ſie davon ſprach, daß ſie das Haus ihres Gatten verlaſſen habe — ſie hatte die Stirn, ihm ins Geſicht zu ſagen und dabei zu beharren, daß dies um ſeinetwillen geſchehen ſei! Ah, das war zu viel, das war zu ſtark! Das ſchloß jede Rückſicht aus.

„Ich darf Sie gewiß zu einer Droſchke geleiten, gnädige Frau!“ meinte er endlich hart und trocken und griff, wie um keinen Widerſpruch aufkommen zu laſſen, nach ſeinem Hut.

Wieder zuckte ſie zuſammen. Aber ſie erhob ſich nicht. Sie ſchüttelte den Kopf und ſagte ruhig und feſt: „Ich gehe nicht, ehe Sie mich gehört haben; auch nicht, wenn Sie mich beleidigen — ſo ſehr mich das ſchmerzt — gerade von Ihnen.“

Klaus ſchaute ſie prüfend an. Das weiche Geſicht hatte einen ſo entſchloſſenen



Marderbären im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Zeichnung von P. Neumann.

Ausdruck angenommen, daß er ſah, er mußte ſie gewähren laſſen, wenn er anders nicht brutal werden wollte. Und dieſer Ausdruck in den Zügen, der gemeſſene Ton ihrer letzten Worte ſchloſſen auch die Befürchtung aus, die er vorhin gehegt, daß er irgend einem Ausbruch langverhaltener Leidenſchaftlichkeit gegenüber auf Abwehr werde ſinnen müſſen. Frau Nanny kannte, trotzdem ihre Augen ſo feurig glänzen konnten, überhaupt wohl keine wirkliche Leidenſchaft —. „Ich höre!“ ſagte er endlich kurz.

Sie holte tief Atem. Einen Augenblick lehnte ſie ſich in den Seſſel zurück und ließ die Rechte über die Augen gleiten, als wolle ſie ihre Gedanken ſammeln, die rechten Worte für dieſe finden. Dann fing ſie an — —

„Ich bin ſehr unglücklich geweſen in meiner Ehe. Sie werden das ja längſt gemerkt haben, gerade Sie! Ich will mich auch nicht frei ſprechen von aller Schuld — ich bin immer gefallſüchtig und leichtlebig geweſen — nicht leichtſinnig, Herr von Barten! — Ich habe den Launen meines Mannes niemals eine ernſtere Widerſtandskraft entgegengeſetzt, die ihn vielleicht zu größerer Hochachtung gezwungen hätte. Sie haben mir einmal geſagt, die Kinderſtube mache den Menſchen: das mag wohl auch auf mich paſſen. Ich hatte nur gelernt, dem Augenblick zu leben, und das hat ſich gerächt. Aber, Herr von Barten, ich war Wachs in den Händen meines Mannes, und ich habe ihn aus Liebe geheiratet — damals, als er mich zum Altar führte, war er nicht der Millionär, und unſere Haushaltung begann in einer Manſardenſtube. Hätte er mich zu nehmen, im guten Sinne zu bilden gewußt, es wäre — vielleicht! — eine andere aus mir geworden. Doch ich war ihm ſtets nur die Puppe, die ſich heute ſtreicheln und morgen ſtoßen ließ und beim Streicheln und zum Stoßen lächelte. Und als dann das Spielzeug, die Puppe, aus ſich ſelbſt heraus wollte, da wurde er brutal, und das Püppchen, das doch ſo ſehr an dem Tand hing, mit dem er es behängte, fügte ſich. — — Da kamen Sie in unſer Haus.“

Frau Nanny unterbrach ſich ſelbſt, und es war auf einen kurzen Augenblick wieder das alte Komödiantenlächeln, mit dem ſie zu dem Manne emporſah, der ruhig, in höflicher, aber ſteifer Haltung vor ihr ſtand. Wie ein Blitz flog dies Lächeln über ihr Geſicht — — „Da kamen Sie in unſer Haus,“ begann ſie dann aufs neue. „Ich will Ihnen keine Schmeichelei ſagen — das wäre thöricht — und ich will Ihnen wahrhaftig noch weniger eine Liebeserklärung machen — ſorgen Sie ſich nicht! Aber ich würde aufs neue unwahr ſein, wollte ich das nicht geſtehen: ich gewann einen warmen Anteil an Ihnen. Ich fühlte, daß Sie in mir nicht nur die lachende Nanny, die Puppe, ſehen wollten — ich fühlte, daß Sie mir Achtung entgegenbrachten. Achtung, Herr von Barten! Sie wiſſen wahrſcheinlich nicht, wie dies ſelbſtverſtändliche Ding wohlthun kann! Sie überſchätzten mich damals vielleicht ſogar — ich habe es ſpäter ſchmerzlich genug empfunden, als ich ſah, wie Sie mich allmählich meinem wahren Wert entſprechend taxieren lernten. Sie ſehen, ich kann das ohne alle Bitterkeit ſagen: in dieſer Beziehung hat Dornbergs Erziehung gute Früchte getragen — ich weiß mich zu beugen!

Es kam aber noch etwas anderes hinzu, das ich nicht verſchweigen will. Sie waren ein anderer, als die Herren, die ich bisher kennen gelernt, als die Krethi und Plethi, die unſeren Umgang bildeten. Sie waren ein Ehrenmann und Sie gaben ſich in jenen Formen, die ich mit einem inſtinktiven Gefühl nicht vielleicht für das Gute, aber für ein ſchönes Ebenmaß an jenen vermißte.“ Frau Nanny ſah einen Augenblick wieder zu Barten empor, und wieder blitzte das leiſe, ſelbſtironiſierende Lächeln über ihr Geſicht, das ſo wenig mit ihren Worten in Einklang ſtand, und das Klaus immer wieder an deren Wahrhaftigkeit zweifeln ließ.

Während ſie bisher in der leiſen, langſamen, etwas rhetoriſchen Sprechweiſe, die ihr häufig eigen war, wenn ſie recht klar ſein wollte, beharrt hatte, färbte ſich ihr Organ lebhafter. „Ich weiß, wie ſich Ihre Anſicht über mich allmählich geändert hat, nicht zu meinen Gunſten — und ich fühle auch, daß ich ſelbſt die Schuld trage. Ich konnte eben nicht aus den Schuhen heraus, die ich zeitlebens getragen habe — aus den Theaterſchuhen! Aber in einem dürfen Sie nicht an

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

meinen guten ehrlichen und anſtändigen Abſichten zweifeln! In einem nicht, Herr von Barten! Ich ſah Sie in Ihr Unglück ſtürzen, und ich wollte Sie behüten, wie man einen guten Freund behüten möchte. Aber Sie achteten nicht auf meine ſchüchternen Warnungen, die deutlicher auszuſprechen, mich der harte Druck, unter dem ich lebte, hinderte — und meine eigene, elende Schwäche.“

„Was wollen Sie damit ſagen, gnädige Frau?“ rief Barten beſtürzt.

„Können Sie noch fragen? Ahnen Sie denn nicht, daß Sie gleich mir, nur eine Puppe, in Dornbergs rückſichtsloſer Hand waren, eine Karte in ſeinem feinen Spiel? Oh, er wußte ſeine Karten immer gut zu miſchen — bis das ganze Kartenhaus ſchließlich doch zuſammenbrechen mußte!“

Es zog ſich wie eine Wolke vor Bartens Augen zuſammen. Sprach dieſe Frau die Wahrheit — nur diesmal die Wahrheit? Sprach nicht der Haß aus ihr, der ſich nach langem, vergeblichem Ringen, nach jahrelanger Unterdrückung Luft machte? Aber wenn nur ein Bruchteil wahr war — —

Sie wartete keine Erwiderung ab. „Ich will Ihnen das Spiel aufdecken, das er mit Ihnen getrieben hat: ſo wahr in meinen Adern echtes Komödiantenblut rollt — er war und iſt der größere Schauſpieler. Zuerſt ſchmeichelte der Verkehr mit Ihnen nur der maßloſen Eitelkeit des Mannes, der ſich vergeblich müht, mit ſeinem elenden Gelde eine Stellung in der Geſellſchaft zurück zu erobern. O, wir wußten Sie fein zu umgarnen, wir alle beide, denn damals ſpielte ich von Herzen gern mit ihm Komödie! Komödie war alles: Komödie die Zurückhaltung, die er ſich auferlegte in ſeinen protzenhaften Neigungen, Komödie die Abneigung gegen alles Geſchäftliche, Komödie die Warnungen, die er zuerſt ausſpielte, als Sie ſich für ſeine Unternehmungen zu intereſſieren begannen! Dann aber zog er das zweite Regiſter auf. Er überlegte, ob er den Herrn von Barten ſchließlich nicht auch gebrauchen könne, ſo gut, wie er alle Menſchen für ſeine Zwecke gebrauchte. Und der Herr von Barten ging in das Garn. Seine Stellung in der Geſellſchaft, ſeine Beziehungen zum Hofe, ſein guter alter Name, all das von den Vätern Ererbte und Selbſterworbene: das gab Relief. Und ſchließlich dachte, wenn auch damals noch nicht, ſo doch ſpäter, der kluge Vogelſteller wohl auch an das ſolide fundierte Vermögen des Einzufangenden —“

Klaus hatte ſich geſammelt. So ſehr ſich ſeine Eitelkeit ſträubte, er mußte anerkennen, daß Frau Dornberg nicht grundlos ſprach. Aber er meinte doch zugleich, daß ſie die Farben zu ſtark auftrug — er hoffte es wenigſtens immer noch. Und indem er ſich zur Ruhe zwang, warf er kühl ein: „Sie übertreiben, gnädige Frau!“

Diesmal lächelte ſie nicht, ſondern ſah ihm ernſt in die Augen: „So wahr — Aber ich will nicht ſchwören; ein Schwur nimmt ſich ſchlecht aus in einem Munde, der wiſſentlich und unwiſſentlich ſo viel gelogen hat. Genug — ich übertreibe nicht. Mit dem Arbeiterwohl wurde der Köder geſtellt. Erinnern Sie ſich noch des Abends bei Dreſſel, als Dornberg ſeine menſchenfreundlichen Ideen zuerſt entwickelte — o hätten Sie nur damals ein klein wenig auf meine warnenden Worte gehört! Dornberg, der nur das eigene liebe Ich kannte, ein Arbeiterfreund? Er human, der mich zwang, meine gute alte Mutter zu verleugnen, weil ihm die Theatermama nicht in ſeine Kreiſe paßte! Aber ich will nicht von mir ſprechen — nur von Ihnen. Mit dem Arbeiterwohl alſo begann es — haben Sie vielleicht auch nur einen Ziegelſtein geſehen, der für die Armeleutehäuſer beſtimmt war? Und dann wurden Sie ſyſtematiſch an der Kronprinzenpaſſage intereſſiert, bis Sie freudig zuſtimmten, mitzuthun am großen Werke! Und wollen Sie von mir wiſſen, welchen Zweck dies ganze große Werk allein hatte? Ich kann es Ihnen ſagen, obwohl ich nie Einſicht in meines Mannes Bücher gewann. Aus dem Wechſel ſeiner Launen habe ich es herausgeleſen, bis es mir ſchließlich in den letzten Wochen zur Gewißheit geworden iſt: die ganze Gründung hatte nur den einen Zweck, Dornberg, deſſen künſtliches Gebäude ſchon ſeit Jahr und Tag morſch war, wieder flott zu machen!“

Barten ſtand nicht mehr vor ihr in der aufrechten, ſtolzen, zurückweiſenden Haltung von vorhin. Er war auf einen Stuhl geſunken, ſtützte das Geſicht in beide Hände, und in ſeinen erregten Mienen ſpiegelte ſich die Beſorgnis vor dem, was nun kommen würde. Jetzt wußte er, Frau Nanny Dornberg ſprach die Wahrheit — die volle Wahrheit! Und er ahnte, was dieſe Wahrheit für ihn bedeuten würde —

„Ich kann Ihnen keine Einzelheiten angeben, Herr von Barten, und das iſt wohl auch nicht erforderlich. Genug, daß er — mein Mann — ſich ſchon im vorigen Sommer in den ſchwerſten Verlegenheiten befand, die nur zum Teil durch die für die Paſſage erworbenen Grundſtücke herbeigeführt waren, zum größeren Teil durch anderweitige Spekulationen. Als durch den Erwerb des Döſtingſchen Hauſes — auch eine ſeiner feinen Komödien — endlich die Durchführung des Paſſageunternehmens möglich geworden war, atmete er ſichtbar auf: er glaubte wieder an ſeinen Stern. Aber das alte Glück, das ihn durch Jahre begleitet, war ihm nicht mehr treu; die Zeitverhältniſſe waren ungünſtiger geworden, bald kamen die Tage wieder, an denen ſeine Stimmung jäh umſchlug, an denen ich daheim, zwiſchen den verſchwiegenen vier Pfählen, ausbaden mußte, was ihm die Maske der ruhigen Zuverſicht, die er nach außen hin ſo vortrefflich zu behaupten wußte, koſtete. Und da begann ich mich immer mehr zu ſorgen und zu ängſtigen — um Sie! Um Sie allein, Herr von Barten — ſein Geſchick war mir gleichgiltig, wir waren längſt wett mit einander. Ja, ich hätte vielleicht die Stunde herbeigeſehnt, die ihn ſtürzte — ich haßte ihn ja, wie der Sklave ſeinen Herrn haſſen mag! Aber noch war ich Sklavin — bis in die letzten Wochen hinein. Als ich dann merkte, daß ſeine Situation ſich mehr und mehr verſchlimmerte, als ich ſah, wie er ſich des Nachts, von Sorgen gequält, ſchlaflos umherwälzte, wie er zu ſeinen künſtlichen Reizmitteln griff, zu der Kognakflaſche und den giftgeſchwängerten Cigaretten, da wußte ich, daß er va banque ſpielte. Wohl hundertmal habe ich mit mir gerungen, ob ich Ihnen ſchreiben ſolle. Ich traute mich nicht — nicht ſeines Zornes wegen, ſondern weil ich Ihre Verachtung fürchtete. Sie hätten mir nicht geglaubt, Sie hätten die Frau, die ihren Mann verriet oder verleumdete, nur mit Mißachtung geſtraft. Iſt's nicht ſo, Herr von Barten —?“

Er antwortete nicht. Aber ſein Schweigen mußte ihr wohl als Antwort, als Zuſtimmung dünken. „Geſtern nun kam die Entſcheidung,“ fuhr ſie, ſich vorbeugend, fort. „Ich mußte ihn wegen einer wirtſchaftlichen Angelegenheit ſprechen und ging zu ihm in ſein Zimmer. Er war in größter Erregung, und ehe ich mein Anliegen noch vorgebracht hatte, herrſchte er mich an, ich ſolle ihm meine Brillanten herunterholen. Ich wußte ſofort, was das bedeutete, aber ich eilte ſchweigend, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Mein Gott, Herr von Barten, ich bin eine thörichte, eitle Frau — wozu ſoll ich ein Hehl daraus machen, daß ich weinte, als ich den Schmuck zuſammenraffte, daß mir die Thränen noch in den Augen ſtanden, als ich die Steine dann vor ihn hinlegte. Zuerſt achtete er nicht darauf; er ließ die Juwelen durch die Finger gleiten und lachte roh: ‚Hoffentlich haſt Du kluge Schlange nicht die echten Steine in der weiſen Vorausſicht kommender Dinge durch unechte erſetzen laſſen?‘ Als ich nur ſtumm den Kopf ſchüttelte, ſah er auf und ſagte, meine verweinten Augen bemerkend: ‚Ja, ja — die Tage von Aranguez ſind nun vorüber, mein Kindchen — vorläufig wenigſtens — man muß zu retten ſuchen, was noch zu retten iſt!‘

Sehen Sie, Herr von Barten, ich hatte bis zu dieſem Augenblick nichts für ihn empfunden, als bitteren Haß! Aber wie ich ihn jetzt ſo vor mir ſitzen ſah, zuſammengeſunken, mit verglaſten Augen, da überkam mich plötzlich ein Gefühl, deſſen ich mich nicht mehr für fähig gehalten hätte. Das Gefühl des Mitleids mit ſeinem Unglück! Ich dachte in dieſem Augenblick nicht daran, was ich durch ihn erlitten, ſondern nur daran, daß ich doch auch ſo manches Gute durch ihn gehabt. Und ſo ſprach ich ihm ſo gut zu, wie ich konnte: es würde ſchon beſſer werden, er ſolle den Mut nicht verlieren, und wenn es uns ſchlecht ginge, dann würde ich auch das zu ertragen wiſſen — kurz, was eine Frau wohl in ſolcher und ähnlicher Lage ſagen mag. Hätte er nur ein gutes Wort, nur einen freundlichen Blick für mich gehabt, ich ſäße nicht hier! Aber er ließ mich nicht zu Ende ſprechen, er lachte mich aus, ſchalt mich eine Närrin und eine Komödianten! Und dann ſchien ihm plötzlich ein Mißtrauen gegen mich zu erfaſſen, als ob er glaube, ich könne ſeine gefährliche geſchäftliche Lage aller Welt verkündigen. Er lachte mich aus: ich ſolle doch nicht gleich das Schlimmſte denken, er habe ſchon ganz andere Kriſen überſtanden, und ſeine ſüddeutſchen Freunde könnten ihn nicht im Stich laſſen — es handle ſich nur um eine vorübergehende Verlegenheit. Er log — ich wußte es! Aber er log nicht in der Abſicht, mich zu beruhigen, er hatte einen anderen Hintergedanken.

Geſtern abend arbeitete er bis tief in die Nacht hinein auf ſeinem Zimmer. Mitternacht kam noch einmal der Depeſchenbote, und ich hörte, wie er dann, etwa eine Stunde darauf, den Diener zum Haupttelegraphenamt ſchickte. Es war wohl zwei Uhr, als er endlich heraufkam und ſich zu Bette legte. Ich lag noch längere Zeit wach, ſchließlich ſchlief ich aber doch ein. Als ich erwachte, hörte ich, wie er im Nebenzimmer mit dem Diener über den Koffer ſprach, den er mitnehmen wollte. Ich kleidete mich ſchnell an und ging hinüber. Er ſaß am Kaffeetiſch und rauchte ſcheinbar ganz ruhig eine Cigarre. „Ich muß nach Augsburg reiſen — auf einige Tage!“ ſagte er auf meine Frage. „Die guten Leute machen Schwierigkeiten. Laß Dir die Zeit nicht lang werden. Und wenn ſie Dir doch zu lang wird, mein Täubchen, dann kannſt Du ja den guten Barten bitten, Dir Geſellſchaft zu leiſten!“ Alles das in jenem Tone, den Sie wohl auch kennen, dem Tone, den der Fremde für liebenswürdig halten muß, von dem ich genau wußte, daß er nichts als den bitterſten Spott enthielt. Aber ich hörte in dieſem Augenblick nur Ihren Namen, und mich überkam wieder die Angſt um Sie. Ich fragte ganz ruhig — ich meine wenigſtens, daß ich ganz ruhig geſprochen habe — ob Sie denn auch in die geſchäftlichen Schwierigkeiten verwickelt wären, ob er auch der Freundespflicht Ihnen gegenüber gedacht hätte? — — Einen Augenblick ſah er mich ſtarr an, dann lachte er plötzlich ſchrill auf — und dann ſchleuderte er mir eine Beleidigung ins Geſicht, eine Beleidigung, die ich hier nicht wiederholen kann.“

Frau Dornberg hatte die letzten Sätze nur ſtockend herausgebracht, eine dunkle Röte lagerte ſich über ihre Wangen. Sie ſah ſcheu zu Klaus hinüber, und erſt als ſie bemerkte, daß er mit zu Boden geſenktem Blick, ohne ihren Augen zu begegnen, da ſaß, fuhr ſie etwas ſchneller fort: „Ich will kurz ſein, Herr von Barten. Ich war Dornbergs brutale Behandlung zu ſehr gewohnt, als daß ich nicht auch jene Beleidigung überwunden hätte. Aber es blieb nicht dabei. Als ich, auch heftiger werdend, mir die ungerechte Schmach, die er mir angethan, verbat, erfaßte ihn eine geradezu ſinnloſe Wut — — Genug davon! — Es gelang mir endlich, mich in mein Schlafzimmer zu flüchten und mich einzuſchließen. Eine Viertelſtunde ſpäter hörte ich den Wagen, der ihn zum Bahnhof brachte, davonrollen.“ Sie ſtand auf, und es war, als ob ihre biegſame Geſtalt ſich reckte, wie im Gefühl langentbehrter Freiheit.

Auch Barten erhob ſich. Aber ſein Haupt hing müde herab, und als er die Augen aufſchlug, hatten ſie einen ſtarren, ſtumpfen Ausdruck. „Und nun?“ fragte er endlich leiſe.

„Und nun?“ gab ſie zurück. „Und nun komme ich zu Ihnen, um Sie zu veranlaſſen, für ſich zu retten, was zu retten iſt. Nehmen Sie das als den ſchwachen Beweis eines ſchwachen Frauenwillens, der gut machen möchte, was er verſäumt hat.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Ich dachte in dieſem Augenblick nicht an mich — ich dachte an Sie, gnädige Frau — ſo weit ich überhaupt zu denken im ſtande bin. Was haben Sie für ſich beſchloſſen?“

Ein warmer Schein leuchtete über ihr Geſicht — es that ihr wohl, daß er über das eigene Leid das ihre geſtellt hatte, es freute ſie mehr, als lange Dankesworte. „Was ich für mich beſchloſſen habe?“ ſagte ſie dann ruhig. „Ich gehe zu meiner Mutter. Und wenn Sie auch das wiſſen wollen, vielleicht führt mich mein Lebensweg noch einmal auf die Bretter.“ Sie knöpfte an ihren Handſchuhen, und plötzlich tauchte wieder das alte Komödiantenlächeln um ihre Lippen auf, während ſie im leichten ſpöttiſchen Ton meinte: „Vielleicht hat man ja Nanny Abhofer noch nicht ganz vergeſſen, und über die paar Jahre, die zwiſchen dem ehedem und dem heute liegen, hilft mir wohl ein bißchen Schminke und ein bißchen Bühnenbeleuchtung hinweg.“ Die Handſchuhe waren geſchloſſen. Sie ſtrich ſie noch einmal ſorgfältig glatt und ſtreckte ihm dann die Rechte hin: „Adieu, Herr von Barten! Still —!“ ſie fühlte wohl, daß er ihr danken wollte, als er ſich, einer unwillkürlichen Bewegung folgend, über ihre Hand beugte. „Nichts davon! Nur eine Bitte noch: wenn Sie ſpäter einmal an mich zurückdenken ſollten — als an ein wunderliches Perſönchen vielleicht, zuſammengeſetzt aus wenig Verſtand und einem Gemiſch von Gut und Böſe — dann gedenken Sie meiner freundlich!“

Ihre Stimme zitterte doch bei den letzten Worten, aber gleich darauf lachte ſie wieder und neigte das Köpfchen: „Und wenn Sie mich vielleicht gar einmal auf der Bühne ſehen ſollten, hoffentlich nicht erſt als komiſche Alte, dann klatſchen Sie hübſch —“ Sie zog ſchnell die Hand aus der Rechten Bartens, nickte ihm noch einmal zu — und hinaus war ſie. Was braucht er die Thräne zu ſehen, die dumme, thörichte Thräne, die plötzlich zwiſchen ihren Augenwimpern perlte —

Er wollte ihr nacheilen, denn er fühlte, daß er ihr wenigſtens ein freundliches — ein Dankeswort mit auf den Weg geben ſolle. Aber es war, als ob ihm plötzlich die Kräfte verſagten. Er ſank auf den nächſten Stuhl und ſtarrte wie geiſtesabweſend gegen die Wand. So ſaß er, bis nach einer Viertelſtunde Frau Berger anklopfte und, als er nicht antwortete, ſchließlich hereintrat. Da fuhr er erſchrocken auf und nahm ihr mechaniſch die Rohrpoſtkarte aus der Hand. Und mechaniſch las er auch, trotzdem die augenſcheinlich in größter Eile hingeworfenen Buchſtaben einen Wirbeltanz vor ſeinen Augen ausführten:

„Soeben eingetroffene Nachrichten veranlaſſen mich, zu heute nachmittag fünf Uhr eine Aufſichtsratsſitzung einzuberufen. Ihre Anweſenheit iſt unbedingt erforderlich.

Hochachtungsvollſt
als Vorſitzender des Aufſichtsrats:
Ernſt Schmädler.“

14. Kapitel.

Die Börſe war heute recht flau. Schon ſeit Monaten herrſchte allgemeine Geſchäftsunluſt in der Burgſtraße, in den letzten Tagen ſchien ſie den höchſten Grad erreicht zu haben. Kein ſtürmiſcher Angriff der Baiſſe, der die leitenden Papiere um Prozente wirft, aber ein langſames, unheilverkündendes Abbröckeln aller Kurſe ohne jede deutlich erkennbare Bewegung. Es laſtete wie ein Alp auf der Börſe. Die allgemeine Stimmung des Weltmarkts, drohende politiſche Wirrniſſe in Griechenland, die weichenden Silberpreiſe, durch welche die Kaufkraft Nordamerikas lahm gelegt wurde, eine bevorſtehende Erhöhung der Börſenſteuer und vor allem die Abweſenheit faſt aller Aufträge aus den Kreiſen des Publikums wirkten zuſammen, das Geſchäft mehr und mehr einzuſchränken. Und zudem war die Zeit gekommen, in der die Börſenmatadore, die großen Spekulanten, die Winterſünden in Karlsbad abzuwaſchen pflegen. Auch ſie, die doch ſonſt noch dann und wann der Tagesſpekulation einen kleinen Impuls zu geben wußten, hielten ſich daher zurück — man geht nicht gern mit allzuviel ſchwebenden Engagements ins Bad.

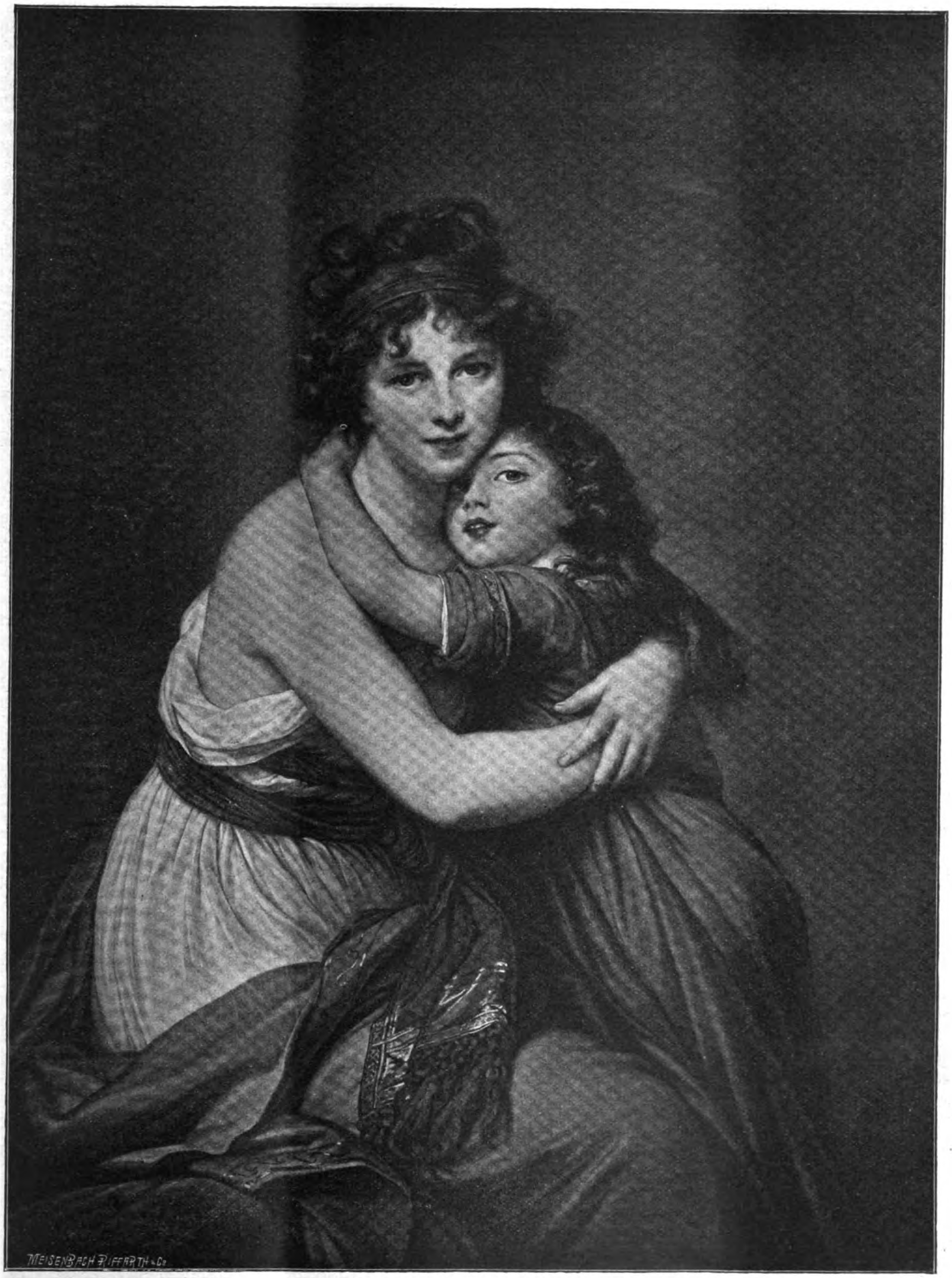
(Fortſetzung folgt.)

Allerlei Fragezeichen zur Diakoniſſenſache.

Von Th. Schäfer, Vorſteher der Diakoniſſenanſtalt zu Altona.

Je weiter weg die Menſchen von der breiten, vielbegangenen Heerſtraße wohnen, deſto eher gedeiht und konſerviert ſich eine beſondere Lebenshaltung, deren Einzelheiten vielen unbekannt bleiben, deren Urſprung und Zweck vielen unverſtändlich ſind. Die Alpen- und Inſelbewohner ſind dafür Zeugen; manche Berufsarten, wie die der Jäger, Schiffer, Bergleute, welche zum Teil ihre Eigenart ſogar in einer beſonderen Berufsſprache ausprägen, geben dafür Beiſpiele. Wenn man die Beſonderheit bei jenen, den Alpen- und Inſelbewohnern, aus der lokalen Trennung von anderen Menſchen ableiten möchte, ſo zeigen dieſe, die Jäger, Schiffer, Bergleute, die mitten unter anderen, zuweilen ganz vereinzelt, wohnen und doch ihre Sonderart feſthalten, daß dieſe Erklärung nicht ausreicht. Weit mehr, als das Beieinanderwohnen, das ja doch meiſt nur äußerlich bildet und abſchleift, formiert der Beruf, die tägliche Beſchäftigung, das, worum ſich das innerſte Geiſtes- und Herzensintereſſe dreht, die Menſchen.

Äußerlich zwar ſind die Diakoniſſen mitten in das flutende Volksleben hineingeſtellt. Aber ihr eigenartiger Beruf geſtaltet ihre Lebenshaltung zu einer beſonderen. Und je mehr die Formen ihres Lebens das enganſchließende und genau paſſende Kleid dieſes Berufes ſind, deſto eigenartiger werden ſie ſein, aber auch deſto weniger verſtändlich für die Mehrzahl derer, welche nicht dieſem Kreis angehören. Indem ich mich anſchicke, einige der hervorragendſten und wenigſt verſtandenen Eigentümlichkeiten des Diakoniſſenberufes zu beſprechen, bemerke ich gleich im voraus, daß mir nicht in den Sinn kommt, dieſelben entſchuldigen oder verteidigen zu wollen. Ich will ſie nur verſtehen lehren. Iſt mir das gelungen, dann bedarf's bei denen, die guten Willens ſind, weiter nichts mehr. Um die aber, welche nicht guten Willens ſind, möchte ich mich nicht vergeblich bemühen. In dieſem Sinn iſt das Wort „Fragezeichen“ in der Überſchrift gemeint. Möchte man Auffallendes, Unverſtandenes als eine Aufforderung nicht zum Aburteilen, ſondern zum Fragen und ſich Unterrichtenlaſſen anſehen. Zu den am häufigſten unverſtandenen Dingen gehört der *Wechſel der Schweſtern* auf auswärtigen Stationen. Man unterſcheidet bei den Arbeitsfeldern der Diakoniſſen Filialen und Stationen. Erſtere gehören dem Mutterhaus als Eigentum, ſind eigentlich nur Teile des Mutterhauſes und wie alle übrigen lediglich der Leitung des Hausvorſtandes unterſtellt. Letztere ſind Eigentum eines beliebigen anderen Lokalvorſtandes, dieſer hat allein darüber die Verfügung, und mit dem Diakoniſſenhaus ſteht die Station nur dadurch in Verbindung, daß jenes für dieſe in den Schweſtern die Perſönlichkeiten ſtellt, welche die Arbeit leiſten. Das Verhältnis zwiſchen Mutterhaus und Station iſt gegenſeitig vierteljährlich kündbar und kontraktlich geregelt. Ein ſehr wichtiger Punkt des Kontraktes iſt der, daß das Mutterhaus das Recht hat, jederzeit eine Schweſter abzurufen und durch eine andere zu erſetzen, wogegen der Lokalvorſtand auch das Recht hat, die Abberufung einer Schweſter zu beantragen. Von dieſem Recht wird ſehr ſelten Gebrauch gemacht, während der Wechſel von ſeiten des Mutterhauſes häufig vorkommt. Aus Freude am Wechſel als ſolchem wird derſelbe wahrlich nicht vorgenommen, ebenſowenig nach mechaniſchen Regeln vollzogen („keine Schweſter länger als zwei Jahre an einem Ort“). Auch wird man ja auf ſachlich begründete Wünſche des Lokalvorſtandes jede thunliche Rückſicht nehmen. Freilich haben dieſe Wünſche nicht ſelten nur in beſtimmten Geſchmacksrichtungen ihren Grund. „Manche trauen nur der alten, manche nur der jungen Schweſter etwas Gutes zu; die einen verlangen ein ſchlichtes, die anderen ein gewandtes Weſen; dieſer wünſcht eine reſolute und ſelbſtändige, jener eine ſanfte und lenkſame Schweſter. Aber wenn man gewahr werden will, daß Menſchenkenntnis etwas Seltenes iſt, dann braucht man nur mit den Ohren des Paſtors und der Oberin eines Mutterhauſes auf die Urteile des Publikums über die draußen arbeitenden Diakoniſſen zu hören. Wie oft bekommen die armen Schweſtern Tugenden und Fehler angedichtet, deren Gegenteil ſie wirklich beſitzen.“ Alſo zum allein Ausſchlag gebenden Faktor können die Wünſche des Lokalvorſtandes nicht gemacht werden. Sondern wie bei der Beſetzung einer Station, ſo bei der Verſetzung der Schweſtern wird der Vorſtand des Mutterhauſes die perſönlichen Verhältniſſe der Schweſtern, die Zuſtände der Station und des Mutterhauſes gleicherweiſe in gewiſſenhafte Erwägung ziehen und danach entſcheiden. In den eben genannten drei Inſtanzen kann nämlich der Wechſel ſeine Begründung haben. Wir ſehen zunächſt auf die Schweſter. Es hat z. B. eine das beſondere Talent, etwas einzurichten, eine Sache in Gang zu bringen; ſie weiß Menſchen für irgend einen Zweck heranzuziehen und zu intereſſieren, Unordnung in Ordnung zu verwandeln, eingeriſſenen Schlendrian zu reformieren. Dagegen im gewöhnlichen alltäglichen Trott der Arbeit erlahmt ſie allmählich oder leiſtet doch nicht das, was man nach dem erſten Anlauf erwarten ſollte. Das weiß der Lokalvorſtand nicht, glaubt es vielleicht nicht einmal, wenn man's ihm ſagen würde. Der Mutterhausvorſtand hingegen kennt ſeine Leute und läßt demgemäß einen Wechſel eintreten. Während der Lokalvorſtand der feſten Überzeugung iſt, daß die geſunde Weiterentwickelung, wohl gar die Exiſtenz der Station dadurch gefährdet werde, wird ſie thatſächlich befördert. Oder: eine Schweſter arbeitet auf einer Station unter Lebensbedingungen, körperlicher oder geiſtiger Überforderung, die ihr, vielleicht auch nur zeitweilig, ſchädlich ſind; während ſie ſtill und freundlich ihre Arbeit thut, muß ſie innerlich ſchwer tragen. Da läßt man einen Wechſel eintreten: der Perſönlichkeit iſt geholfen, ohne der Sache zu ſchaden. Oder: der Schweſter geht's gar zu gut; ſie hat für ihre Gaben nicht genug zu thun und ſteht in Gefahr, auf Allotria zu verfallen. Auch dann iſt ein Wechſel heilſam. Oder: eine jüngere Schweſter, die noch im Werden iſt, hat an einem Ort ſo viel gelernt, als ſie konnte. Es iſt für ihren Entwickelungsgang gut, nun einen Poſten zu erhalten, auf dem die Verantwortung größer iſt, der eine erfahrenere Perſönlichkeit verlangt ꝛc. — Die Zuſtände der Station ſind gleichfalls von der größten Bedeutung für unſere Frage. Die Verhältniſſe verſchieben ſich. Früher lag vielleicht das Hauptgewicht der Arbeit auf der Krankenpflege bei den Armen, da kommt eine Krippe, eine Kleinkinderſchule hinzu oder eine Suppenanſtalt — die ganze Phyſiognomie der Station iſt eine andere geworden. Es muß eine andere Perſönlichkeit in die Arbeit oder in die Leitung geſtellt werden. Oder: die Zuſammenſetzung, die Leitung des Lokalvorſtandes wird umgeſtaltet. In einer Menge von Einzelheiten verſteht man ſich nicht mehr. Die Schweſter war bisher eine gewiſſe Art der Arbeit und des Verkehrs gewohnt. Veränderte Verhältniſſe legen ihr darin ſchwere Laſten auf, während jene von einer anderen, einer neuen Kraft gar nicht ſchmerzlich empfunden werden. Oder: die Mitſchweſtern an dem betreffenden Ort ſind größtenteils weggekommen. Für den früheren Kreis war die Zurückbleibende nach ihrer Eigenart vielleicht ein beſonderer Segen, während ſie für die neue Generation ein Nichts oder eine Störung iſt. — Endlich wirken auch die Geſamtverhältniſſe des Mutterhauſes in die Station hinein. Daſſelbe hat gar viele Arbeitsfelder zu beſetzen; deren Zahl, die Zahl der Schweſtern wächſt. Da muß ein Ausgleich der verſchiedenen Orte und Perſönlichkeiten ins Werk geſetzt werden. — Lauter vollgiltige Urſachen zum Schweſternwechſel auf Stationen; doch iſt die Reihe der Möglichkeiten damit lange noch nicht erſchöpft. Die angeführten aber werden zur Genüge darthun, daß der Schweſternwechſel nur von Perſönlichkeiten abhängen kann, denen die genaueſte Kenntnis aller in Betracht kommenden Verhältniſſe eignet, d. h. von der Leitung des Mutterhauſes, und daß dabei nicht eine beamtenmäßige, ſondern eine paſtorale und pädagogiſche, väterliche und mütterliche Behandlung ſtattzufinden hat.


MEISENBACH RIFFARTH & Co

Madame Vigée Lebrun mit ihrer Tochter. Von ihr ſelbſt gemalt. Im Louvre.
Nach einer Originalphotographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Co., Dornach i. Elſaß, Paris und New-York.
(Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Nicht dem Gebiet der Organiſation, ſondern der Ethik gehört ein anderer oft völlig mißverſtandener Punkt an: das Diakoniſſengelübde. Man hält die Ablegung desſelben für ein Zeichen der Verwandtſchaft zwiſchen dem evangeliſchen Diakoniſſentum und dem römiſchen Nonnentum, für einen unüberwundenen mittelalterlichen Reſt. Und doch ſcheiden ſich gerade hier bis zu gegenſätzlicher Stellung die Wege der evangeliſchen und der römiſchen Kirche. Im Sinn der letzteren thut man ein Gelübde, indem man etwa in Not und Gefahr Gott etwas verſpricht für den Fall, daß er einen errettet. Man gelobt alſo Gott etwas, was man ihm nicht ſchon ohnedem ſchuldig iſt, womit man gleichſam ein Übriges thut. Das Gelübde iſt alſo ein Vertrag nach dem Rezept von „do ut des.“ Mit alledem ſteht die römiſche Kirche ganz auf dem alttestamentlich-geſetzlichen und nur äußerlich-religiöſen Standpunkt. Das evangeliſche Gelübde iſt etwas ganz anderes. Der evangeliſche Chriſt weiß ſich durch Taufe und Konfirmation ſeinem Gott völlig verbunden und verpflichtet. Er kann nicht mit Gott einen Vertrag ſchließen wollen: ich will noch mehr thun, als ich verpflichtet bin, wenn Du mir dafür etwas Beſonderes gibſt oder Dein beſonderes Wohlgefallen zuwendeſt. Er ſteht nicht mit Gott in einem Geſchäftsverhältnis des Lohnes, ſondern in einem Kindesverhältnis der Liebe. So gelobt die Nonne, was ſie Gott nicht ſchon als Chriſtin ſchuldig iſt, z. B. Armut, Eheloſigkeit, erwartet aber dafür zur Krone des ewigen Lebens noch ein beſonderes Krönlein. Die Diakoniſſin gelobt nur, was ſie ohnedem als Chriſtin ſchon verpflichtet iſt, zu thun: Gehorſam, Willigkeit, Treue, ſo lange Gott ſie in ihrem Beruf läßt. So heißt's z. B. in der Berufsordnung des Diakoniſſenhauſes Bethanien-Berlin:

> „Da der Chriſt verpflichtet iſt, ſich ſelbſt mit allem, was er hat, Gott zu opfern, ſo kann ihn kein Gelübde zu etwas verpflichten, wozu er nicht ſchon an ſich verpflichtet wäre. Alle Gelübde ſind ſchon im Taufgelübde beſchloſſen und ſind nur Folgerungen aus demſelben. Die Gelübde können deshalb nicht die Bedeutung haben, den Kreis unſerer Pflichten zu erweitern, ſondern nur die, uns unſere Pflichten lebendig zum Bewußtſein zu bringen. Sie ſind Rückerinnerungen und beſondere Anwendungen des Taufgelübdes.“

Demnach liegt der Diakoniſſenberuf nicht außerhalb des allgemeinen Chriſtenberufes oder auch nur um eines Haares Breite über demſelben, ſondern lediglich in demſelben. Deſſen Centrum iſt auch das ſeine. Und wie ein Chriſt in allem ſich der Führung ſeines Gottes überläßt, ſo auch die Diakoniſſin. Wieviel tauſendmal wird das Lied geſungen: „Jeſu, geh' voran auf der Lebensbahn“ ꝛc. Nichts anderes, als was dies Lied ſagt, will auch die Diakoniſſin. Sie legt deshalb kein ewiges Gelübde ab, ſie will nicht ihre eigene Vorſehung ſein. Sie überläßt es Gott, ihr Weg und Ziel zu weiſen, wie er will. Alſo nicht mit dem katholiſchen Nonnengelübde iſt ihr Gelübde in Parallele zu ſtellen, ſondern vielmehr mit dem Ehegelöbnis, dem Ordinationsgelübde des Geiſtlichen, dem Handſchlag oder dem Eid eines Beamten. In alledem liegt nichts anderes als das Verſprechen, ſich auch in dieſen beſonderen Lebensverhältniſſen als ein Chriſt zu halten.

Im Grund iſt damit auch ſchon für die dritte Frage, die ich hier beſprechen will, die Stellung zur Ehe, der rechte Geſichtspunkt gewonnen. Auch in betreff dieſes Punktes hat man die Diakoniſſenhäuſer in dem Verdacht, als huldigten ſie römiſchen Anſchauungen, da ſie die Verheiratung ihrer Schweſtern nicht gern ſähen. Ich darf beim Eingehen auf dieſe Sache wohl davon abſehen, daß auch hier wie anderwärts in der Welt Menſchlichkeiten vorkommen werden. Auch davon darf ich abſehen, daß etwa der plötzliche Austritt einer Schweſter den Anſtaltsvorſtand in eine überaus ſchwierige Lage verſetzen kann, wenn er für einen wichtigen, vielleicht eigenartige Gaben verlangenden Poſten nicht gleich einen Erſatz zu ſtellen vermag. Es handelt ſich hier vielmehr um ein Prinzip und deſſen Geltendmachung in der Praxis. Da frage ich denn: iſt es recht und billig, wenn man von ſeiten der Anſtaltsleitung die Verheiratung einer Schweſter etwa nicht mit dem üblichen Jubel begrüßt, dann die innere Stellung zu dieſer Einzelthatſache mit der Geſamtſtellung zur Ehe zu verwechſeln und zu ſagen: da ſieht man's, wie ſehr auch dies Diakoniſſenhaus vom römiſchen Sauerteig angeſteckt iſt. Sind denn Eltern immer mit der Verheiratung ihrer Kinder einverſtanden? Ganz gewiß nicht. Es mögen dabei zuweilen egoiſtiſche, hartherzige Geſinnungen mitwirken. Aber ſieht nicht oft gerade auch die allertreueſte Vater- und Mutterliebe mit Zittern aus dem eingegangenen Bündnis ein Leid erwachſen, das ihre Lebenserfahrung im voraus erkennt, während jugendliche Thorheit und Leidenſchaft völlig mit Blindheit geſchlagen iſt? Und wenn wahre Elternliebe zu mancher Söhne und Töchter Entſchließungen ſauer ſehen muß, wer gibt denn dem Unkundigen ein Recht, die zurückhaltende oder ablehnende Stellung einer Diakoniſſenhausleitung immer zum Böſen auszulegen? Ein weiteres: jede Schweſter genießt in ihrem Beruf und um desſelben willen eine Freiheit im Verkehr mit Männern, wie ſie ſonſt einem jungen Mädchen nicht gewährt wird. Man ſchenkt im allgemeinen der Schweſter das Vertrauen, daß ſie die Schranke, welche Zucht und Sitte, Bildung und feine Lebensart zieht, kennt und aufrecht erhält. Sie geht in allen Häuſern ohne Argwohn aus und ein, ſie dient in der Krankenpflege hoch und niedrig bei Tag und bei Nacht. Wo ſolche exceptionelle Freiheit gewährt wird, kann es nur geſchehen in der begründeten Erwartung der allerbeſtimmteſten Haltung und Feſtigkeit in Bewahrung der weiblichen Würde. Sonſt iſt dieſe Freiheit ſofort nach Sitte und Sittlichkeit nicht mehr zuläſſig. Wie nun aber, wenn eine Schweſter das ihr geſchenkte Vertrauen, durch Freiheit des Benehmens verſcherzt? Sie braucht ſich keine ernſte Verfehlung haben zu ſchulden kommen zu laſſen und verdient doch die Mißbilligung der Diakoniſſenhausleitnng. Denn wenn auf dieſem Punkt eine Laxheit des Urteils einträte, ſo wäre damit nicht nur zarter und echter Weiblichkeit im Diakoniſſenberuf das Grab gegraben, ſondern dieſer ſelbſt auch hätte mit dem Mangel des oben bezeichneten Vertrauens einen wichtigen Teil ſeiner Wirkungskraft verloren. — Zum Beweis aber, welche Grundſätze thatſächlich ſtatt jener erdichteten in betreff der Ehefrage in den Diakoniſſenhäuſern herrſchen, ſeien einige von den Sätzen mitgeteilt, welche P. Diſſelhoff auf der Generalkonferenz der Diakoniſſenmutterhäuſer zu Kaiſerswerth im Jahr 1891 unter allgemeiner Zuſtimmung aufgeſtellt hat:

> „Die Lehre unſerer Kirche von der evangeliſchen Freiheit des Chriſten muß in den Diakoniſſenhäuſern, als Töchtern der Kirche, Regel und Richtſchnur auch in der Anſchauung über die freiwillige Eheloſigkeit der Schweſtern, wie über Verheiratung einer eingeſegneten Diakoniſſin bleiben. — Weder die Not des Chriſtenvolkes und der Heidenwelt, noch das brennende Verlangen, durch den Liebesdienſt der Diakoniſſen dieſe Not unſererſeits möglichſt kräftig und unmfangreich bekämpfen zu helfen, darf uns verleiten, dem Gottesgeſchenk der evangeliſchen Freiheit irgend Abbruch zu thun. Dadurch würde der innerſte Kern der Diakoniſſenſache geſchädigt und die öffentliche Meinung im lebendigen Teile des evangeliſchen Volkes mit begründeten Vorurteilen erfüllt werden. — Wie die Diakoniſſin die Freiheit hat, ehelos zu ſein und zu bleiben, ſo behält ſie jederzeit die Freiheit, in rechtmäßiger Weiſe in die Ehe zu treten. Vor und bei der Einſegnung hat ſie nicht zu verſprechen, für immer ehelos bleiben zu wollen, ſondern ehrlich zu erklären, daß es nach reiflicher Prüfung vor Gott und ihrem chriſtlichen Gewiſſen ihr freier und feſter Entſchluß ſei, Diakoniſſin und damit ehelos zu bleiben, ſo lange es Gott gefällt. — Die Entſcheidung darüber, ob es bei einem etwaigen Heiratsantrage Gottes Wille ſei, ob die Diakoniſſin in ihrem Berufe bleibe oder die eheliche Gehilfin eines Mannes werde, muß nach der notwendigen Überlegung mit den Eltern und mit ihrem Mutterhauſe dem chriſtlichen Gewiſſen jeder Diakoniſſin und ihrer Verantwortung überlaſſen bleiben. Jede Maßregel, wodurch in einem ſolchen Falle die freie Gewiſſensentſcheidung die Diakoniſſin von ſeiten des Mutterhauſes beeinträchtigt würde, betrachtet das evangeliſche Bewußtſein als einen Eingriff in die perſönliche evangeliſche Freiheit.“

Es ſei genug. Hoffentlich reichen dieſe Andeutungen aus, um in jedem Leſer guten Willens die Überzeugung zu wecken, daß die Lebenshaltung der Diakoniſſenhäuſer auf wohlerwogenen, aus der Sache erwachſenen, mit der evangeliſchen Ethik übereinſtimmenden Überzeugungen beruht, und daß es wohlgethan iſt, wenn einem manches auf dieſem Gebiet unverſtändlich iſt und fremdartig anmutet, ſich vor dem abſchließenden Urteil nach gründlicher Belehrung umzuſehen, welche ja auch in der vorhandenen Litteratur leicht zugänglich iſt.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Aus der alten Hanſeſtadt Hamburg iſt Hugo Kauffmann, der ausgezeichnete Genremaler, hervorgegangen. Seine „Hochzeitsleute und Muſikanten“, ſeine „Biedermänner und Konſorten“, vor allem ſeine „Spießbürger und Vagabunden“, haben ihm in ihrer ſtarken Geſtaltungskraft und ihrem urwüchſigen geſunden Humor die Herzen erobert. Unſer Bild zeigt ihn uns, der längſt in München heimiſch geworden iſt, als Schilderer des Volkslebens in den oberbayeriſchen Bergen.

Das Selbſtporträt einer großen Künſtlerin, deren Ruhm um die Wende des vorigen Jahrhunderts Europa erfüllte, geben wir als zweites Vollbild. Eliſabeth Louiſe de Vigée wurde am 16. April 1755 in Paris geboren, genoß den Unterricht trefflicher Meiſter und malte ſchon mit fünfzehn Jahren ein Bildnis ihrer Mutter, das Aufſehen erregte. Im Jahre 1783 wurde ſie auf Grund ihres Selbſtporträts Mitglied der Akademie. Bei Ausbruch der Revolution verließ ſie, inzwiſchen mit dem Maler Lebrun vermählt, Frankreich, bereiſte als gefeierte Künſtlerin ganz Europa und kehrte erſt 1809 nach Paris zurück. Hier iſt ſie, noch als Greiſin durch die Friſche und Anmut ihrer Porträts eine vielbegehrte Bildnismalerin, 1842 geſtorben. Nicht weniger als 662 Porträts und 200 Landſchaften ſind auf der Staffelei der ebenſo fleißigen, wie hochbegabten Künſtlerin entſtanden.

Die Tiere, die wir heute unſeren Leſern vorführen, bilden den Übergang von den Bären zu den Schleichkatzen und ſind dadurch ſehr intereſſant. Der Marderbär oder Binturong, ſo heißt unſer Tier in ſeiner Heimat, hauſt in den Urwäldern der Malayiſchen Halbinſel und der großen Sundainſeln. Da das Tier ein Nachttier iſt, kommt es nur ſelten mit den Menſchen in Berührung. Es lebt und ſtirbt im Gezweige der Bäume, in dem es ſich vermittelſt ſeines Wickelſchwanzes leicht und ſicher fortbewegt. Hier findet es auch ſeine Nahrung, die in erſter Reihe aus Früchten beſteht, doch frißt es auch Würmer und Inſekten. Kann es Vögel oder kleine Säugetiere erwiſchen, ſo werden auch ſie als Leckerbiſſen verſpeiſt.

Die Kunſt des Silhouettierens, ſeit dem unvergeßlichen Konewka allzu wenig geübt, ſcheint wieder in Aufnahme zu kommen. Das luſtige Schattenbild „Zerriſſene Hoſen“ auf S. 316 iſt das Werk eines Liegnitzer Dilettanten in der liebenswürdigen Kunſt.

Arzneiwiſſenſchaft.

Ein neues Schlaf erzeugendes Mittel iſt die Chloraloſe, dargeſtellt aus Chloral und Glukoſe, ein weißes, kryſtallförmiges Pulver von deutlich bitterem Geſchmack. Die Verſuchstiere, denen davon beigebracht wurde, zeigten ein ganz eigentümliches Verhalten: ſie irrten mit offenen Augen im Laboratorium wie berauſcht umher, ohne zu ſehen und zu verſtehen, was um ſie hervorging. Trotzdem war ihre Erregbarkeit geſteigert, indem ſie bei dem geringſten Geräuſche zuſammenfuhren und von krampfhaftem Zittern ergriffen wurden. Charles Richet, der dieſe Verſuche anſtellte, ſagt: „Das Gehirn ſchläft, aber das Rückenmark wacht.“ Bei Menſchen angewendet, ſoll, nach Richet und anderen Ärzten, die Chloraloſe einen Schlaf verurſachen, der dem natürlichen ähnlicher iſt, als jeder andere durch irgend eine Arzenei herbeigeführte, und es iſt auch möglich, daß ſie in der Hand eines Heilkünſtlers treffliche Dienſte leiſtet. Gegen den beliebigen Gebrauch der Chloraloſe und ihre Anwendung durch Unverſtändige muß dringend gewarnt werden, denn bei manchen Leuten, insbeſondere Hyſteriſchen und Trinkern, ruft ſie, ſelbſt in mittleren Gaben, ſtatt eines ruhigen Schlafes einen mit körperlicher Aufregung, Muskelzuckungen, Zuſammenfahren bei geringen Geräuſchen verknüpften Zuſtand hervor, der an das Gebaren der vorhin erwähnten Verſuchstiere im Laboratorium erinnert. Von dieſer Unruhe während der eigenartigen Schlafbetäubung weiß der Kranke nach dem Erwachen nichts, da ja ſein Gehirn ſchlief, während das Rückenmark für Eindrücke empfänglich blieb, die nicht zum Bewußtſein kommen konnten. Unter den vielen Heilmitteln der Neuzeit, die der Chemiker darſtellte, iſt die Chloraloſe eins der merkwürdigſten. St.

Technik.

Mit einem Aluminiumſtift kann man auf Glas ſchreiben, wenn die Spitze des Stiftes metalliſch blank iſt, und das Glas mit ein wenig Waſſer angefeuchtet wird. Iſt die Oberfläche des Glaſes unrein oder fettig, gelingt der Verſuch nur mangelhaft, weshalb es richtig iſt, die zu beſchreibende Fläche mit etwas Spiritus oder Salmiakgeiſt abzuputzen und ſie dann anzufeuchten. Die Schrift erſcheint ſilbern und läßt ſich nicht wieder verwiſchen; ſelbſt mit Säuren und Laugen behandelt, bleibt ſie leſerlich, wenn auch der Metallglanz verſchwindet. In gleicher Weiſe läßt ſich auch ein Magneſiumſtift verwenden, obgleich die mit ihm erzielte Schrift vergänglicher iſt, als die durch Aluminium erhaltene. Aluminium und Magneſium ſchreiben auch auf Korund, Topas, Rubin und Smaragd, jedoch nicht auf Diamanten. Feuchtet man einen als Diamanten ausgegebenen Stein durch Anhauchen an und führt mit einem Aluminium- oder beſſer Magneſiumſtift einen Strich über ſeine Oberfläche, ſo iſt bei Glas und den anderen Edelſteinen der Strich zu ſehen, der Diamant hingegen zeigt keine Spur davon und unterſcheidet ſich dadurch von Nachahmungen. St.

Landwirtſchaft.

In einem höchſt intereſſanten Aufſatz beſpricht Dr. Krauſe-Schlettſtadt im „Globus“ das ehemalige und das heutige Verbreitungsgebiet der Kiefer in Deutſchland — intereſſant nicht zuletzt um der Urſachen willen, auf welche der Verfaſſer die heutige weite Verbreitung derſelben zurückführt. Nach der letzten Eiszeit iſt, geologiſchen Forſchungen zufolge, die Kiefer der vorherrſchende Waldbaum ganz Mitteleuropas geweſen; es begann aber dann eine Periode ihrer Verdrängung, und dieſe Periode reicht bis nahe an die Gegenwart heran. Die Kiefer hielt ſich nur da, wo ein rauhes Klima kein hartes Laubholz aufkommen ließ, auf der ſkandinaviſchen Halbinſel, in Schottland, auf den Bergen des Harzes, des Jura, des Schwarzwaldes und der Vogeſen. Eiche und Buche waren die kennzeichnenden germaniſchen Waldbäume geworden. Im 13. und 14. Jahrhundert war die Kiefer im weſentlichen in Weſt- und Süddeutſchland verſchwunden; ihre weſtlichſten Vorpoſten ſtanden in der Linie Roſtock-Brandenburg. Erſt vom 15. Jahrhundert an begann ſie ſich in Weſtdeutſchland und von Nürnberg aus auch in Süddeutſchland langſam wieder einzubürgern, das 17. Jahrhundert war dann aber in ganz Deutſchland neuen Kulturanlagen wenig günſtig; der neue große Eroberungszug der Kiefer hub erſt im 18. Jahrhundert an, und ging von Brandenburg-Preußen aus. König Friedrich Wilhelm I. vor allem ging mit den Aufforſtungen in ſeiner Grafſchaft Lingen voran, unter preußiſchem Einfluß wurden die Vorberge des Harzes mit Kiefern beforſtet, dem preußiſchen Beiſpiel folgte Hannover ſo erfolgreich, daß ſchon 1851 die Kiefernwälder, abgeſehen vom Harz, 40 Prozent der Geſamtforſtfläche ausmachten. In Weſtfalen faßte die Kiefernkultur erſt nach 1815 feſten Fuß, am Rhein noch ſpäter. Der Verfaſſer ſpricht es geradezu aus, daß er in der Kiefer ein Wahrzeichen der brandenburgiſch-preußiſchen Hegemonie in Deutſchland ſehe.

Rechtsrat.

Frage: In meinem nicht zur Feldflur, ſondern zur Dorflage gehörigen, mit Mauern umgebenen Hausgarten hält ſich ſeit Wochen ein zugeflogener Faſan auf, der durch mich gefüttert wird. Darf nun der Jagdpächter in meinen Garten dringen und das Tier gegen meinen Willen ſchießen? Darf ich ſelbſt es ſchießen? Weſſen Eigentum iſt es überhaupt?

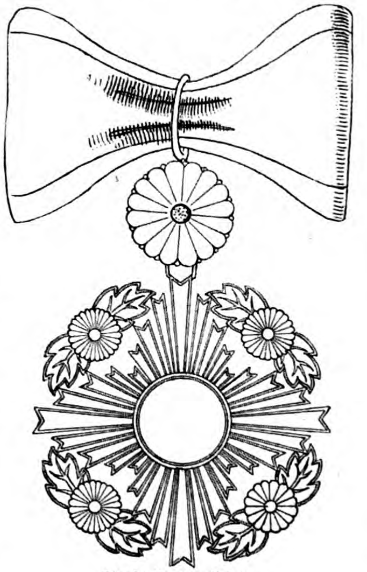
Pfarrer N. in Sp. (Provinz Sachſen.)

Antwort: Während das Allg. Landrecht (Teil II, Titel 16) demjenigen, welcher die Jagdgerechtigkeit in einem beſtimmten Bezirk erworben hatte, das dingliche Recht zuerkannte, in dieſem Bezirke, auch wenn der Grund und Boden einem anderen gehört, die Jagd auszuüben, iſt dieſes Recht durch das Geſetz vom 31. Oktober 1848 aufgehoben worden. Nach § 3 dieſes Geſetzes ſteht die Jagd jedem Grundbeſitzer auf ſeinem Grund und Boden zu. Auch das Jagdpolizeigeſetz vom 7. März 1850, welches aus Zweckmäßigkeitsgründen die Ausübung der Jagd auf eigenem Grund und Boden gewiſſen Beſchränkungen unterwirft, hat in § 2 b die Befugnis des Grundbeſitzers zur eigenen Ausübung des Jagdrechts auf allen dauernd und vollſtändig eingefriedeten Grundſtücken anerkannt.

Hieraus ergibt ſich, daß der Jagdpächter die Jagd nur auf demjenigen Grund und Boden ausüben darf, auf welchen ſich ſein Pachtrecht erſtreckt. Er darf alſo nicht in Ihren Garten eindringen und auch nicht von außen her den in Ihrem Garten ſich aufhaltenden Faſan ſchießen. Da der Pfarrer die Verwaltung und den Nießbrauch der Pfarrgüter hat, zum Nießbrauch aber auch der Genuß der Jagd gehört, ſoweit er nach den oben angeführten Jagdgeſetzen dem Grundbeſitzer zuſteht, ſo ſind allein Sie zur Ausübung der Jagd in dem Pfarrgarten berechtigt. — Der Jagdberechtigte hat nicht etwa Eigentum an den auf ſeinem Grund und Boden ſich herumtreibenden jagdbaren Tieren. Erſt dadurch, daß er ſie wirklich in ſeine Gewalt bringt (§ 9 Allg. Landrecht Teil I, Titel 9), ſei es durch Erlegen oder durch Unterbringen in umzäunten Gehegen, wird er Eigentümer der bis dahin herrenloſen Tiere.

Kleine Zeitung.

Das Chryſanthemum, die Lieblingsblume der Japaner, iſt zugleich die Wappenblume des ſo friſch aufſtrebenden oſtaſiatiſchen Reiches. Als daher Kaiſer Muts-Hito Ende 1877 einen Orden ſtiftete, wählte er ganz folgerichtig auch das Chryſanthemum als Ordenszeichen. Der Orden, der ausſchließlich an Souveräne, die Mitglieder fürſtlicher Häuſer und die Präſidenten



Chryſanthemum-Orden.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

von Republiken verliehen wird, beſteht nur aus einer Klaſſe, hat aber vier verſchiedene Abzeichen: die Halskette, das Band zum Ordenskreuz, das am Halſe zu tragende Ordenskreuz und den auf der rechten Bruſt zu tragenden Stern. Die Glieder der Kette beſtehen abwechſelnd aus goldenen, grün umkränzten Kiku-(Chryſanthemum-)Blüten und Medaillons mit Arabesken; das Band iſt dunkelrot mit violetten Streifen; Stern und Kreuz' ſind ſehr ähnlich, nur iſt der erſtere größer. Die Strahlen des Ordenszeichens ſind weiß gehalten, das Medaillon in der Mitte purpurn; in jedem der vier Winkel befindet ſich eine Kikublüte mit Blättern — jene gelb, dieſe grün emailliert. Der Orden iſt vor kurzer Zeit auch dem deutſchen Kaiſer verliehen worden.

Werner Frida Schanz. J. Stinde

Heinrich Seidel.

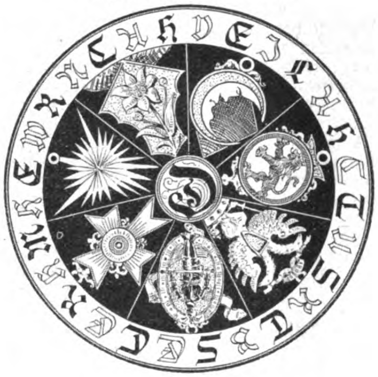
Bernhardine Schulze-Smidt

Aus unſerer Autographenmappe.

Den Autogrammen unſerer Mitarbeiter, welche wir in Nr. 5 wiedergaben, laſſen wir heute einige weitere folgen. Da iſt zuerſt die Namensunterſchrift des Contreadmiral a. D. Reinhold Werner, des ausgezeichneten Schilderers des Seelebens, der dem Daheim ſeit dem erſten Jahrgang ein treuer Mitarbeiter geweſen iſt. Ihm ſchließt ſich die liebenswürdige Dichterin Frau Frida Soyaux mit ihrem Mädchennamen, den ſie zugleich als Autornamen beibehalten hat, an. Dr. Julius Stinde iſt unſeren Leſern hauptſächlich in ſeinen ſtets intereſſanten, im beſten Sinne allgemein verſtändlichen Plaudereien aus allen Gebieten der Wiſſenſchaft entgegengetreten; daß er auch das Recht hätte, als „Wilhelmine Buchholz“ zu zeichnen, iſt aber wohl allerſeits bekannt. Heinrich Seidel, der gemütvolle humoriſtiſche Dichter, und Frau Bernhardine Schulze-Smidt, die gefeierte Verfaſſerin von „Tino Photinos“, „Der letzte Gaſt“, „In Marſch und Moor“, mögen für diesmal den Reigen ſchließen.

In unſerer Spielecke.

1. Problem: Die Orden.



2. Vierſilbige Scharade.

Den Erſten gib ein Kleines zu,
Daß ein Koloß erhebe ſich.
Den zeigt die Dritte Dir im Nu;
Die Vierte mehr' um einen Strich
Und ſieh, ein majeſtätiſch Tier
Naht ſich in halber Größe Dir.
Das Ganze ſucht in heitern Farbentönen
Mit ſeinem Düftemangel zu verſöhnen.

M. Sch. (Kaſſel.)

3. Rätſel.

Ich bin kein Ding, und doch
Verbind' ich alle Dinge.
Was wohl der Litterat
Ganz ohne mich anfinge?
Dem hochgelahrten Mann,
Dem dümmſten Fibelſchützen —
Erſtaunlich klingt's — ich muß
In gleicher Weiſe nützen.
Ob ohne Kopf ich bin?
Verſchiedene mir paſſen,
Mit M, K, F, S, L
Kann ich mich ſehen laſſen.
Vereint mit G und r,
Bin oft ich hoch an Wert,
Doch wertlos allemal,
Werd' ich mit Sch begehrt.

J. B.

4. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Name eines hervorragenden Meiſters beſteht aus ſechs Buchſtaben und läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen.

Setzt man die entſprechenden Zahlen ſtatt der Buchſtaben des Alphabets, alſo 1 ſtatt a, 2 ſtatt b u. ſ. w., ſo beträgt die Summe der ſechs Zahlen 78. Der Unterſchied zwiſchen der dritten und fünften Zahl iſt gleich dem Unterſchied zwiſchen der erſten und ſechſten oder zwiſchen der fünften und vierten, und zwar dreimal ſo groß als die zweite Zahl. Der Unterſchied zwiſchen der fünften und ſechſten iſt fünfmal ſo groß als die zweite Zahl. Die dritte Zahl iſt elfmal ſo groß als die zweite.

5. Aufgabe.

Vicomte de St. Julien

T. Sauler

U. S.

U. N. Terdi
Professore

Eden (Ohio)

An der Table d'hôte im Gaſthaus „Zum Adler“ in Wiesbaden aßen neulich vier Kurfremde, die mit einander bekannt wurden und gegenſeitig ihre Karten austauſchten. Der eine war ein Franzoſe, ein Vicomte de St. Julien, der zweite ein Amerikaner, Mr. T. Sauler, der dritte ein Italiener namens Terdi, Profeſſor am College zu Eden (Ohio), der vierte ein Deutſcher, der den nicht gerade ſeltenen Namen Müller führte. Letzterer legte die drei Karten der übrigen, nachdem er ſie eine Weile betrachtet und hin- und hergerückt hatte, derart auf einen Teller, daß eine gewiſſe Anzahl der Buchſtaben des Franzoſen von der Karte des Amerikaners verdeckt wurden. Daſſelbe war mit der Karte des Italieners der Fall, die eine Anzahl Buchſtaben des Amerikaners bedeckte und ſchließlich legte der Deutſche ſeine Karte, aber mit der Schriftſeite nach unten, in gleicher Weiſe auf die Karte des Italieners. Die nun von den zum Teil gedeckten Viſitenkarten übrig gebliebenen Buchſtaben ergaben zuſammengeleſen einen kompletten deutſchen Satz in Frageform.

Wie heißt der Satz?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 19.

Bilderrätſel.

Dumme und Weiſe ſind meiſt die Schweigſamſten in der Geſellſchaft.

Dominoaufgabe.

Die Augenſumme auf den acht Steinen im Talon betrug 54, auf den zehn Steinen des B 48.

B ſetzte 6—bl., bl.—bl., bl.—4, 1—1. Außer den Doppelſteinen behielt er 4—3, 4—2, 3—2 übrig.

1. Wechſelrätſel. Verden, Verdun.

2. Dreiſilbige Scharade. Cleveland.

3. Arithmogriph.

a.

G	E	M	S	**E**
E				R
I				A
S				T
T	A	S	S	**O**

b.

S	A	L	I	**S**
T				A
A				A
U				L
B	O	R	T	**E**

Inhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Die Pagen im Hohenzollerndienſt. Von Paul von Szczepański. — Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Allerlei Fragezeichen zur Diakoniſſenſache. Von Th. Schäfer, Vorſteher der Diakoniſſenanſtalt zu Altona. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Am Feuer. Von Hugo Kauffmann; Zerriſſene Hoſen. Silhouette von G. Jochmann; Marderbären im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Von P. Neumann; Madame Vigée Lebrun mit ihrer Tochter. Von ihr ſelbſt gemalt. — Arzneiwiſſenſchaft. — Technik. — Landwirtſchaft. — Rechtsrat. — Kleine Zeitung. Mit einer Illuſtration. — Aus unſerer Autographenmappe. Mit fünf Fakſimiles. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Februar 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. № 21.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Wie ich das alte Gewehr in die Hand nahm und betrachtete," fuhr Hannah fort, „kam der Müller die Treppe herauf und ſagte ganz verwirrt: ‚Das müſſen Sie mit Ihren reinen Händen nicht anfaſſen, Hannah, die Flinte hat ſchon hier geſtanden, als ich die Bezirksmühle übernahm, und wir können nicht wiſſen, was daran klebt.‘ ‚Roſt, Herr Lutz,‘ entgegne ich, und da nickt er ſeufzend mit dem Kopf und nimmt mir die alte Donnerbüchſe weg. Das war doch wunderlich, Papa."

„Er iſt ein Sonderling," meinte Weyland nachdenklich und ſchob ſeine Theetaſſe herüber. „Füll' mir 'mal nach, Hannah, und dann geh' an Deinen Klimperkaſten und ſinge uns ein munteres Lied, der Herr Amtsrichter iſt ganz melancholiſch geworden."

Der Pfarrer wurde in dieſem Augenblick abgerufen; er ging in ſeine Studierſtube hinüber, und die beiden jungen Leute waren allein. Hannah Weyland hatte vor dem alten Klavier Platz genommen und den Deckel zurückgeſchlagen, aber ſie ließ die Hände im Schoße ruhen und blickte nachdenklich auf die vergilbten Taſten.

„Es iſt ein alter Flügel," ſagte ſie dann halblaut, „meine Mutter hat ihn als junge Frau ins Haus gebracht; ich möchte ihn nicht miſſen, aber Sie kommen aus der großen Welt und ſind es beſſer gewohnt."

„Denken Sie bei der ‚großen Welt‘ an Breitenau?" fragte er lächelnd.

„Das gerade nicht, obſchon Breitenau für uns die nächſte Stadt iſt. Sie ſtammen doch weiter her, Herr Amtsrichter."

„Freilich, ich war zuletzt in Berlin. Aber ſpielen Sie deshalb getroſt, Fräulein Weyland. Was dieſer ehrwürdige Flügel vielleicht an Kraft eingebüßt hat, erſetzt die Erinnerung. Meine Mutter beſaß ein ganz ähnliches Inſtrument, und ſie hielt es ebenſo wert."

„Ihre Mutter lebt nicht mehr?"

„Nein, meine Eltern ſind beide tot."

Hannah machte ganz leiſe den Flügel wieder zu und wandte ſich um. „Wie einſam müſſen Sie ſich da in Breitenau fühlen," ſagte ſie teilnehmend. „Niemals ein Brief von lieber Hand und immer nur die ſtaubigen Akten!"

„Sie vergeſſen den Wald, Fräulein Weyland."

„Man muß doch wohl hier oben geboren ſein, um ihn lieb zu gewinnen. Ich ſah Sie vorhin mit Papa draußen ſtehen — Sie kamen aus der Kirche — und da blickten Sie gar nicht freundlich über unſere Berge. Wir können ja auch nichts bieten —"

„Als ein Heim," ergänzte er, „iſt das nichts?"

„O, das können wir uns überall ſchaffen," meinte ſie eifrig. „Papa ſagt, ich ſei ein Hamſter; meinetwegen, man muß ſich ſeine Schätze zuſammentragen. Hier ein bißchen Tand und da ein bißchen Tand —"

Kroneck ſah dem hübſchen Blondkopf in die Augen.

„Solche Hände können das, wir Männer ſind darin ungeſchickt. Und ob meine Welſchen — Sie kennen doch die Welſchen — geneigt iſt, für mich zu hamſtern, möchte ich doch noch bezweifeln."

Hannah lachte. „O, die Welſchen, wer ſollte die nicht kennen. Nein, Herr Amtsrichter, damit iſt es nichts, da müſſen Sie ſchon — —"

Es war plötzlich, als ob ein Engel durchs Zimmer geflogen wäre. Hannah Weyland ſtand, rot bis an die Schläfen, von ihrem Platze auf und machte ſich am Theetiſch zu ſchaffen. Auch Kroneck empfand einen Anfall von Verlegenheit, er öffnete das Klavier und ſchlug einige Töne an. Wehmütig zitternd kamen ſie zum Vorſchein, und als ob der Spielende

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ganz vergeſſen hätte, daß er ſich in einem ehrſamen Pfarrhauſe befände, formte er unbewußt unter ſeinen Fingern die leichtfertige Melodie:

„Mädel, ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite —
I hab' Dich gar ſo gern, i mag Dich leide —"

Da kam zum guten Glück Pfarrer Weyland herein. „Hannah," ſagte er eifrig, „drüben bei Lehrers hat es ſeine Richtigkeit. Er war ſoeben bei mir."

„Iſt's ein Junge?" fragte ſie, ohne ſich umzuwenden.

„Nein, ein Mädchen."

„Ach du lieber Gott, als ob es nicht genug Mädels auf der Welt gäbe!"

Kroneck hatte ſich verabſchiedet und auf den Heimweg gemacht. Es war ihm nicht gerade leicht geworden, aus dem kleinen traulichen Stübchen zu ſcheiden, und die freundlich angebotene Herberge wäre am liebſten angenommen worden. Aber am nächſten Morgen ſtand um neun Uhr ein großer Termin an.

Es war dunkel und ſtürmiſch geworden, aber bisweilen leuchteten doch die Sterne durch, und die Chauſſee, welche Kroneck jetzt zu verfolgen gedachte, ſchimmerte zu ſeinen Füßen. So ſchritt er tapfer darauf los und machte nur an der erſten Biegung des Weges Halt, um noch einmal zurückzublicken. Da oben leuchtete aus der Pfarrſtube das Licht. Vielleicht ſaß Weyland bei ſeiner Predigt, und Hannah mit einer Arbeit daneben; ſo hatte ſie es ihm geſchildert, und ſo wickelte ſich das Leben dieſer beiden einſamen Menſchen Tag für Tag im gleichen Kreislauf ab. Es iſt einförmig, aber wie wenigen blüht ein beſſeres Los, wie viel Tauſenden ein ſchlimmeres! Kroneck dachte an ſein eigenes kahles Heim; er ſah ſich ſelbſt über die Akten gebeugt, immer wieder leſend von Hader, Not und Verbrechen, er ſah ſich am Stammtiſch in der ausgeſeſſenen Sofaecke, immer wieder redend von demſelben Klatſch und immer wieder dieſelben Witze käuend — dieſes Leben war nicht zu ertragen, wenn ſich nicht von Zeit zu Zeit eine Hand auf ſeine Hand legte. — Und die Hand, an welche er dabei dachte, löſchte dort oben die Lampe aus. Nun war es ringsum dunkel, und der Wind ſchauerte in den Waldbäumen.

Man kann eine erloſchene Lampe wieder anzünden, man kann ein kahles Heim ſchmücken, aber es gibt Elende und Heimatloſe, die keinen Platz haben, wo ſie ihr Haupt hinlegen können, der Verworfenſte teilt mit dem Edelſten ein Los. Aus dem tiefſten Schatten des Waldes löſte ſich eine Geſtalt, die noch dunkler war, als das Dunkel der Nacht; ſie ſprang über den Chauſſeegraben und näherte ſich dem Richter, der abermals ſtehen blieb und ſeinen Stock faßte.

Jetzt begann der unheimliche Menſch zu reden, und der Stimme nach mußte es Wilhelm Acker ſein.

„Ich habe Ihnen hier aufgepaßt, Herr Amtsrichter," ſagte er, „aber Sie brauchen deshalb nicht zu erſchrecken. Ich bin kein Wegelagerer. Ich ſah Sie die Pfarre verlaſſen und bin vorausgelaufen, ich möchte gern wiſſen, wie es mit meinem Jungen wird."

„Sie ſollen den Knaben behalten, Acker."

„Schön, Herr Amtsrichter, das haben Sie alſo doch durchgeſetzt. Und nun wollen Sie bei der Dunkelheit nach Breitenau und wiſſen den Weg kaum am hellen Tage. Darf ich Sie führen?"

„Ich danke Ihnen, Acker, aber ich werde mich ſchon allein zurechtfinden."

„Es kommen ſehr einſame und dunkle Stellen, Herr Amtsrichter; ſolche, wie dieſe hier —"

Der ſonderbare Menſch war ſtehen geblieben und blickte ſich um. Es fiel gerade ein ganz ſchmaler Streifen Mondlicht auf die Chauſſee, und Kroneck bemerkte, daß Acker eine Axt unter dem Arme trug.

„Was wollen Sie damit?" fragte er.

„Je nun, Herr Amtsrichter, Sie ſind ja kein Forſtläufer, und Ihnen kann ich das ſchon ſagen. Wenn mir eine junge paßliche Fichte in den Weg kommt — es ſtehen ja genug herum — dann mache ich mir kein Gewiſſen daraus, ſie mitzunehmen. Sie wiſſen ja, wie oft ich darum geſeſſen habe. Der Winter kommt nun heran, und in meinem Loch da oben geht der Wind aus und ein. Sie müſſen das nicht hart nehmen, Herr Amtsrichter, ein jeder ſchlägt ſich durch, wie er am beſten kann, und ich brauche eine Axt dazu."

Der Cyniſmus, mit welchem der verkommene Menſch ſeinem eigenen Richter dieſe Worte in das Geſicht ſagte, hätte komiſch wirken können, wenn die Umgebung nicht ſo dunkel und unheimlich geweſen wäre.

Kroneck ſchwieg, und jener fuhr fort: „Alſo Sie mögen nicht meine Begleitung, Herr Amtsrichter. Es war gut gemeint, aber verdenken kann ich es Ihnen nicht. Übrigens höre ich hinter uns einen Wagen kommen. Das muß der Sanitätsrat ſein, und der kann Sie mitnehmen. Ich will mich ſeitwärts machen, damit der Alte nicht erſchrickt; er iſt ein Geizkragen, aber er hat doch manchem armen Lumpen hinübergeholfen, und das iſt auch was wert!"

Fort war er, und die Büſche ſchlugen hinter ihm zuſammen. Als Kroneck in die Nacht hinaus horchte, vernahm er das Knarren eines Wagens und gleich darauf die roſtige Stimme Gramanns: „Hüh, Felix, verdammter Racker, willſt Du mich in den Chauſſeegraben ſchmeißen?"

„Halloh, Herr Sanitätsrat!"

Der Alte hielt ſtille. „Nu ſoll der Geier dreinſchlagen, was machen Sie denn hier bei nachtſchlafener Zeit?"

„Ich gehe ſpazieren, wie Sie ſehen. Wollen Sie mich mitnehmen?"

„Meinetwegen, ſteigen Sie nur auf, Herr Amtsrichter, aber ſeitwärts, wenn ich bitten darf, der Felix hat es heute ein bißchen mit dem Schlagen. Sonſt beißt er nur gelegentlich, aber Katzen hat er nicht gefreſſen, hi hi hi! Sitzen Sie, ja? Na, hott, Felix!"

„Haben Sie gute Geſchäfte in Oberdorf gemacht?" frug Kroneck, als ſie langſam weitertrotteten, und der Alte ſchnob wie eine fauchende Katze.

„Reden Sie mir nicht von dem Neſt, das iſt ein Elend, ſag' ich Ihnen. Den ganzen Tag ſchlägt man ſich um die Ohren, und wie der Balg glücklich zur Welt iſt, wiſſen Sie, was der Schulmeiſter zu mir ſagt? ‚Gottes Lohn,' ſagt er, ‚und wenn ich Zulage kriege, dann ſollen Sie auch bezahlt werden.' So'n Kerl! Aber ich zeig's beim Konſiſtorium an —"

„Wen? Das Mädchen, das der Schulmeiſter gekriegt hat?"

„Er hätte auch was Beſſeres kriegen können," brummte Gramann, und dann deutete er mit der Peitſche nach links, „es iſt allemal ein böſes Omen, wenn zuerſt ein Mädel kommt. Von dem da habe ich's auch einklagen müſſen, als die Agnes geboren wurde, und das ſind nun bald zweiundzwanzig Jahre!"

Kroneck folgte mit den Augen der Richtung des Peitſchenſtieles; etwas abſeits vom Weg lag, tief in den Grund einer Waldwieſe gebettet, ein dunkler Gebäudekomplex, an deſſen äußerſter, dem Wege zugewandter Ecke ein kleines mattes Licht ausglimmte. Es mochte eine Nachtlampe ſein, denn auf dem ganzen Geweſe regte ſich kein Laut.

„Das iſt wohl die Bezirksmühle?" fragte der Amtsrichter.

„Das iſt ſie, juſt in derſelben Verfaſſung, wie mein Vater ſelig ſie ſchon gekannt hat, Mauern von Quaderſteinen, Herr Amtsrichter, wie für die Ewigkeit gebaut, aber doch wohl nicht feſt genug, um alles zu tragen, was darauf laſtet."

„Sie meinen die Hypotheken?"

Gramann ſchwippte mit der Peitſche durch die Luft. „Hypotheken ſind ein ſchlimmes Ding, wenn man ſie bezahlen muß. Aber ich meine, daß es noch ſchlimmere Sachen auf der Welt gibt. Haben Sie das Licht geſehen, Herr Amtsrichter? Die Leute auf dem Walde ſchlafen jetzt alle, aber das Licht geht nicht aus. Es brennt die ganze Nacht in ſeiner Kammer, denken Sie nur die Verſchwendung! Glauben Sie, daß das keinen Grund hat?"

„Er wird die Dunkelheit nicht leiden können, Herr Sanitätsrat."

„Natürlich, das iſt es. Aber warum mag einer die Dunkelheit nicht leiden zu einer Zeit, wo Chriſtenmenſchen ſchlafen ſollen? Darum, weil einer nicht ſchlafen kann! Und warum kann er nicht ſchlafen bei geſundem Leibe und müden Knochen? Das ſind die Gedanken, Herr Amtsrichter, die bei Nacht kommen.“

„Jawohl,“ entgegnete Kroneck bitter, „die Gedanken über das Gerede der Leute. Ich habe mich ſelbſt davon anſtecken laſſen und mußte mir deshalb eine verdiente Zurechtweiſung gefallen laſſen. Was will man dem Manne anhängen?“

„Ich weiß es nicht,“ ſagte Gramann nach einer Pauſe, „keiner weiß es. Es liegt in der Luft, wie ein Gewitter, ehe man die Wolken ſieht. Aber wo er hinkommt, rücken die Leute beiſeite, und wo er ſeine Späße macht, tritt Stillſchweigen ein. Es mag ſein, weil er mit ſeinem Vetter verfeindet iſt, und weil keiner den Traugott zum Feinde haben möchte, denn der Böhm beherrſcht mit ſeinem Gelde den Wald. Es kann ſein, mehr ſage ich nicht. Hott, Felix!“

Es war der erſte Schnee in dieſem Winter gefallen, und er fiel noch immer. Nicht wie drunten im Lande, wo die erſten Flocken dünn und zaghaft durch die Luft irren und, von der noch warmen Erde erſchreckt, wieder wegſchmelzen, ſondern er rieſelte mit dem zähen Behagen eines allmächtigen Beherrſchers Tag und Nacht vom bleigrauen Himmel und legte ſich dauerhaft auf Häuſer, Bäume, Flur und Straße.

Kroneck ſtand am Fenſter ſeines Büreaus und ſah hinunter in den tollen Wirbel. Die Arbeit hatte nachgelaſſen, ſeit zwei Tagen erſchienen immer weniger Menſchen auf dem Gericht, und es wurde daher eine Reviſion der Aktenrepoſituren vorgenommen, um die Zeit anſtändig auszufüllen.

Wendel war mit dieſer Arbeit betraut und hockte auf der Leiter; im Ofen bullerte das Feuer und knackten die Buchenſcheite.

„Wann wird der Schneefall wohl aufhören?“ ſagte der Amtsrichter.

„Niemals,“ entgegnete Wendel ernſthaft. „Das geht ſo weiter, bis wir in den Rauchfang ſteigen und den Kopf zum Schornſtein hinausſtecken müſſen, wenn wir friſche Luft ſchnappen wollen. Darum hat die Regierung auch keine ruſſiſchen Schlöte bauen wollen, die ſind zu eng.“

Kroneck nickte melancholiſch. „Es iſt gut, wenn man ſeinen Humor dabei behält, Herr Regiſtrator. Waren Sie geſtern abend bei Lämmrich?“

„Ja, aber das Bier geht auf die Neige, und die Fuhrleute können nicht mehr durch. Das letzte Faß ſoll mit Schneewaſſer verlängert werden, dann kommt der Sprit an die Reihe und zuletzt das Petroleum. Es iſt ein Elend.“

„War Geſellſchaft von auswärts da?“

„Pfarrer Weyland aus Oberdorf. Er war mit einem Ochſenſchlitten gekommen und wollte Proviant einkaufen. Von morgen ab geht auch kein Ochſe mehr durch den Schnee.“

Kroneck drehte ſich um. „War er allein?“

„Natürlich, Herr Amtsrichter. Gott ſoll mich bewahren, das iſt nix für junge Damen!“

Der Filou zwinkerte dabei trotz ſeiner unſchuldigen Miene ſo hinterliſtig mit den Augen, daß Kroneck rot wurde und haſtig entgegnete: „Daran hatte ich auch nicht gedacht.“

„Ach ſo,“ ſagte Wendel, ſtieg von der Leiter und ſtellte ſich an das andere Fenſter. „Wir könnten eigentlich die Bude zumachen, Herr Amtsrichter, es kommt doch kein Menſch bei dem Wetter. Ich glaube nicht einmal, daß May ſich durchwühlt, obgleich heute ſein Tag iſt, wo er ‚gehorſamſt zu rapportieren‘ hat. Alle Wetter, was iſt denn das?“

Über den Schnee bewegten ſich zwei Kopfbedeckungen heran. Vorne eine Pudelkappe, hinten eine Dienſtmütze. Die Träger derſelben mußten in einem niedrigen Jagdſchlitten ſitzen, aber die Schneewände des ausgeſchaufelten Weges verdeckten alles übrige.

„Das iſt der Schlitten von ‚Trau, ſchau, wem,‘ — ich wollte ſagen, von Traugott Böhm,“ bemerkte Wendel, „und unſer alter May hat ſich hinten aufgeklemmt. Ich bin ja nur bis Sekunda gekommen, Herr Amtsrichter, aber wie hieß es doch? ‚Post equitem sedet atra cura.‘ Wenn May den ’mal per Schub brächte, das wäre ein Gaudium. Na, wenn Traugott aufs Gericht kommt, dann ade, du ſchöner Friede!“ Der Schlitten hatte den Diener abgeſetzt und war weiter gefahren; nach Verlauf weniger Minuten trat May in das Büreau.

„Melde gehorſamſt, daß alles futſch iſt, Herr Amtsrichter,“ ſagte er ſchnaufend. „Der ganze Wald liegt unter Schnee, keine Menſchenmöglichkeit, jemand einzufangen.“ Er legte eine Handvoll roter Zettel auf den Tiſch und fuhr fort: „Da ſind die Arreturbefehle, ich kann nix dafür. Die Kranichen hat das elfte Kind gekriegt, und was ihre älteſte iſt, die kriegt nächſtens auch eins. Wir können in der Frohnveſte doch keine Wochenſtube einrichten, Herr Amtsrichter. Kappauf hat ſich beim Holzmauſen ins Bein gehackt, und der Schneider Beck hat keine Stiefel und ſagt, er könne nicht barfuß herunterlaufen. Die übrigen —“

„Nun, und die übrigen?“ fragte Kroneck.

Der alte Diener legte die Hand aufs Herz und blickte ſeinem Vorgeſetzten in das Geſicht. „Herr Amtsrichter,“ ſagte er, „es iſt ein Elend da oben. Nix zu beißen und zu brechen, kein Feuer im Ofen und Lumpen auf dem Leibe und dann all die Bälger! Wenn der Typhus erſt kommt, dann wird es noch ſchlimmer. Ich bin ſozuſagen auch nur ein Menſch, ich habe nicht das Herz dazu. Wenn ich komme, ſchließen die Leute das Haus zu oder legen ſich ins Bett. Ich kann doch nicht die Thüren aufbrechen und die Weibſen aus den Betten holen!“

Kroneck wandte ſich ab. Er wollte den Alten nicht merken laſſen, daß er auch nur ein Menſch ſei, denn dann ging die Disziplin vollends in die Brüche, aber er fühlte die Laſt ſeines Berufs. „Laſſen Sie die Haftbefehle einſtweilen da, May,“ ſagte er endlich, „ich will ſehen, was ſich machen läßt. Sonſt iſt nichts zu melden?“

„Daß ich nicht wüßte, Herr Amtsrichter. Kann ich gehorſamſt abtreten?“

Draußen in der Dienerſtube winkte er Seiffarth. Dieſer verſtand das Zeichen, holte aus einem verſteckten Eckſchränkchen eine Flaſche und bot ſie dem Alten. May trank.

„Unſer Herr Amtsrichter iſt doch ein guter Mann,“ ſagte er dann, die Lippen leckend, „Gott ſegne ihn. Er hat nicht ein bißchen gezankt, er iſt ein gemeiner Mann.“*)

Darauf nahm er noch einen Schluck und drehte ſich um. Wendel hatte ebenfalls die Amtsſtube verlaſſen und klopfte ihm jetzt auf die Schulter. „Na May, das Pumpwerk iſt noch in Ordnung. Euch hat wohl der Geier hergekarrt?“

„Sie meinen von wegen — Herr Regiſtratar? Beſſer gefahren, als geholt! Gern hat er mich nicht mitgenommen, darauf können Sie ſich verlaſſen, aber einem herzoglichen Beamten konnte er es doch nicht gut abſchlagen.“

Wendel drehte ſich lachend um. „Wenn Ihr noch immer vom Geier ſprecht, May, dann danke ich für das Kompliment, ich bin auch herzoglicher Beamter. Hat die alte Katze hier unten zu thun?“

Der Beidiener machte einen langen Hals und legte die Hand auf den Mund. „Die Schlinge ſitzt feſt, Herr Regiſtrator, es wird ‚Krrr‘ gemacht. Pſt, da kommt er!“

Traugott Böhm kam die Treppe herauf. Er trug einen großen Pelz und hatte eine Reiſedecke über dem Arme hängen. Trotzdem ſah man, daß ihn fror. „Ich möchte aufs Grundbuchamt,“ ſagte er mürriſch zu Seiffarth, „melden Sie mich an. Guten Tag, Herr Regiſtrator.“

„Guten Morgen, Herr Böhm,“ entgegnete Wendel grinſend, „Sie ſehen ſchlecht aus. Sie wollen ſich doch nicht eine Vormerkung auf dem Totenhof eintragen laſſen?“

„Gehen Sie zum Henker mit Ihrem Läſtermaul!“ knurrte Böhm.

---

*) Volkstümlicher Ausdruck für „herablaſſend.“ A. d. V.

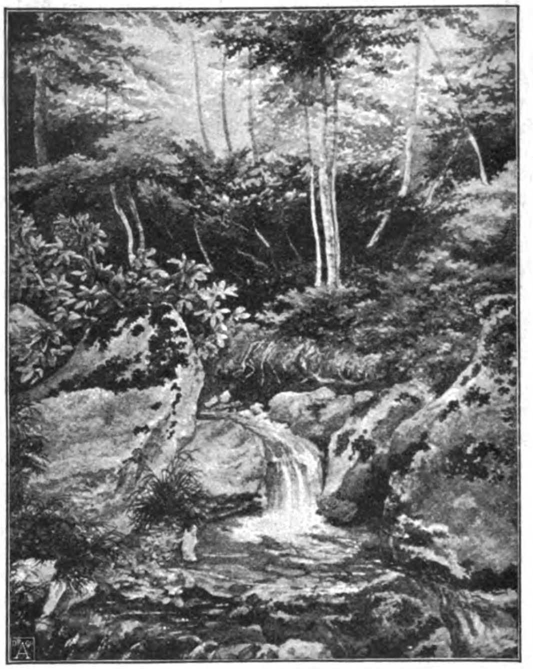
„Danke; der Weg nach Altenbach iſt verſchneit.“

Seiffarth kam zurück, und Böhm betrat das Amtszimmer des Aktuars. Hoeck ſaß wie gewöhnlich hinter ſeinen Folianten vergraben. Er war noch dürrer und kleiner geworden und trug jetzt über der Brille einen grünen Augenſchirm. Den ſchob er zurück und deutete auf einen Stuhl; in dieſem Augenblick öffnete Wendel die Thür, ſteckte ſeinen Kopf herein und ſagte: „Sie haben bei ſich eine Hitze wie in der Hölle, Kollege; ach ſo — hm —“

Traugott Böhm biß ſich auf die Lippen und nahm Platz. Es entſtand eine kleine Pauſe, dann ſagte der Aktuar: „Ich vermute, daß Sie einen Subhaſtationsantrag ſtellen wollen, Herr Böhm?“

„Woher vermuten Sie das, Herr Aktuar?“ fragte jener argwöhniſch, und der Alte legte ſeine Hand auf das nächſte Hypothekenbuch. „Sie thun es ja oft, Herr Böhm, aber das geht mich nichts an. Es hat einen anderen Grund. Wenn ich meine Bücher ſo durchblättere, dann findet ſich das eine und das andere Folium, welches bis unten an den Rand vollgeſchrieben iſt. Und dieſe Folien ſind dann gewöhnlich durchgeſtrichen. Das bedeutet, daß die darauf befindlichen Grundſtücke ‚sub hasta‘ gekommen ſind, unter die Rute, wie es in den alten Weistümern heißt. Es mag eine Zuchtrute ſein, Herr Böhm, aber ſie kehrt das Blatt rein, und ich kann von vorn anfangen, meine Einträge zu machen. Manche Folien ſind auch voll, ohne durchſtrichen zu ſein, aber dann ſehe ich das Ende kommen, und dann ſteht die Rute für mich ſchon am Himmel, wie ein Kometenſchweif.“

Die Bemerkung des alten Mannes klang ſonderbar in dieſen Räumen, wo ſonſt nur eine trockene Geſchäftsſprache gepflogen wurde. Höck ſchien auch zu fühlen, daß er ſich von ſeinen wunderlich grübelnden Gedanken hatte hinreißen laſſen, denn er legte ſich ſofort einen Bogen Papier zurecht, tauchte die Feder ein und ſtellte nunmehr ſeine Frage nach dem „Anbringen des Komparenten“ im vollkommenſten Juriſtendeutſch.



Am Wolfbach. Aquarellſtudie von Gottfried Keller.

„Ich will allerdings einen Antrag auf Zwangsverkauf zu Protokoll geben,“ ſagte Böhm mit leiſer, ſanfter Stimme und rieb ſeine weißen Hände ſachte gegen einander. „Es wird mir gewiſſermaßen ſchwer, dieſe Entſchließung zu faſſen, denn man hat ſozuſagen doch Familienrückſichten zu nehmen, aber früher oder ſpäter würde die Bezirksmühle doch unter den Hammer kommen —“

„Bezirksmühle — Folio 25 des Grundbuchs für Oberdorf —“ ſagte Hoeck mit halb geſchloſſenen Augen, als ob er die Zahl aus ſeinem Innern abläſe, „ich habe ſchon ein Zeichen hineingelegt und unten einen kleinen Raum frei gelaſſen für den Schließungsvermerk. Haben Sie es ſehr eilig damit, den Bezirksmüller auf die Straße zu ſetzen?“

Die Frage ſtand in einem ſo ſchneidenden Gegenſatz zu den vorhin erwähnten „Familienrückſichten,“ daß Traugott Böhm nahezu aus der Rolle eines ſchmerzlich bedauernden Mannes fiel. Er rieb ſeine Hände etwas heftiger und entgegnete: „Ich weiß nicht, Herr Aktuar —“

„Sie meinen, was mich zu dieſer Frage berechtigt? Dieſelbe war vielleicht etwas ungeſchickt geſtellt, Herr Böhm, aber ich hatte damit einen rein praktiſchen Zweck im Auge. Sie wiſſen doch, daß die beiden Licitationstermine — es kommt ja faſt immer zum zweiten, Herr Böhm — nach den geſetzlichen Vorſchriften an Ort und Stelle, alſo in dieſem Falle in Oberdorf abgehalten werden müſſen, und wir werden vorausſichtlich dieſen Winter ſo viel Schnee bekommen, daß eine Verbindung mit dem oberen Teile des Waldes bedeutend erſchwert und folgerichtig mit höheren Koſten verbunden ſein wird. Ich beſchäftige mich in meinen Mußeſtunden ein wenig mit meteorologiſchen Studien, Herr Böhm, und glaube daher an die Richtigkeit meiner Vorausſetzungen. Wenn Sie daher zu Protokoll geben wollen, daß die Anberaumung eines Verkaufstermins bis in das Frühjahr hinausgeſchoben werden kann, dann würden die Gerichtskoſten ſich vermindern, wenn ich auch anderſeits nicht verkenne —“

„Was?“ fragte Böhm, als der Aktuar ſtockte und mit der Fahne ſeines Gänſekiels ſorgfältig eine kranke Stubenfliege, die über ſein Papier kroch, beiſeite ſchob.

Hoeck verzog die ſchmalen Lippen zu einem flüchtigen Lächeln und fuhr fort: „Wenn ich auch anderſeits nicht verkenne, daß es grauſam iſt, einen Menſchen unnötig lange zappeln zu laſſen, bevor man ihn abthut. Aber Theorie und Praxis gehen in dieſer Beziehung auseinander. Sie ſehen, daß ich nicht einmal den Mut beſitze, dieſe arme Fliege zu zerquetſchen, obgleich ſie weder leben noch ſterben kann.“

Über das glatte, ewig lächelnde Geſicht Traugott Böhms glitt ſchnell auftauchend und ebenſo raſch verſchwindend ein Zug unendlicher Hinterliſt und Grauſamkeit. Er hörte mit dem ſanften Reiben der Hände auf, faltete dieſelben, legte ſie vor ſich auf den Tiſch und ſagte: „Schreiben Sie, Herr Aktuar, daß ich —“

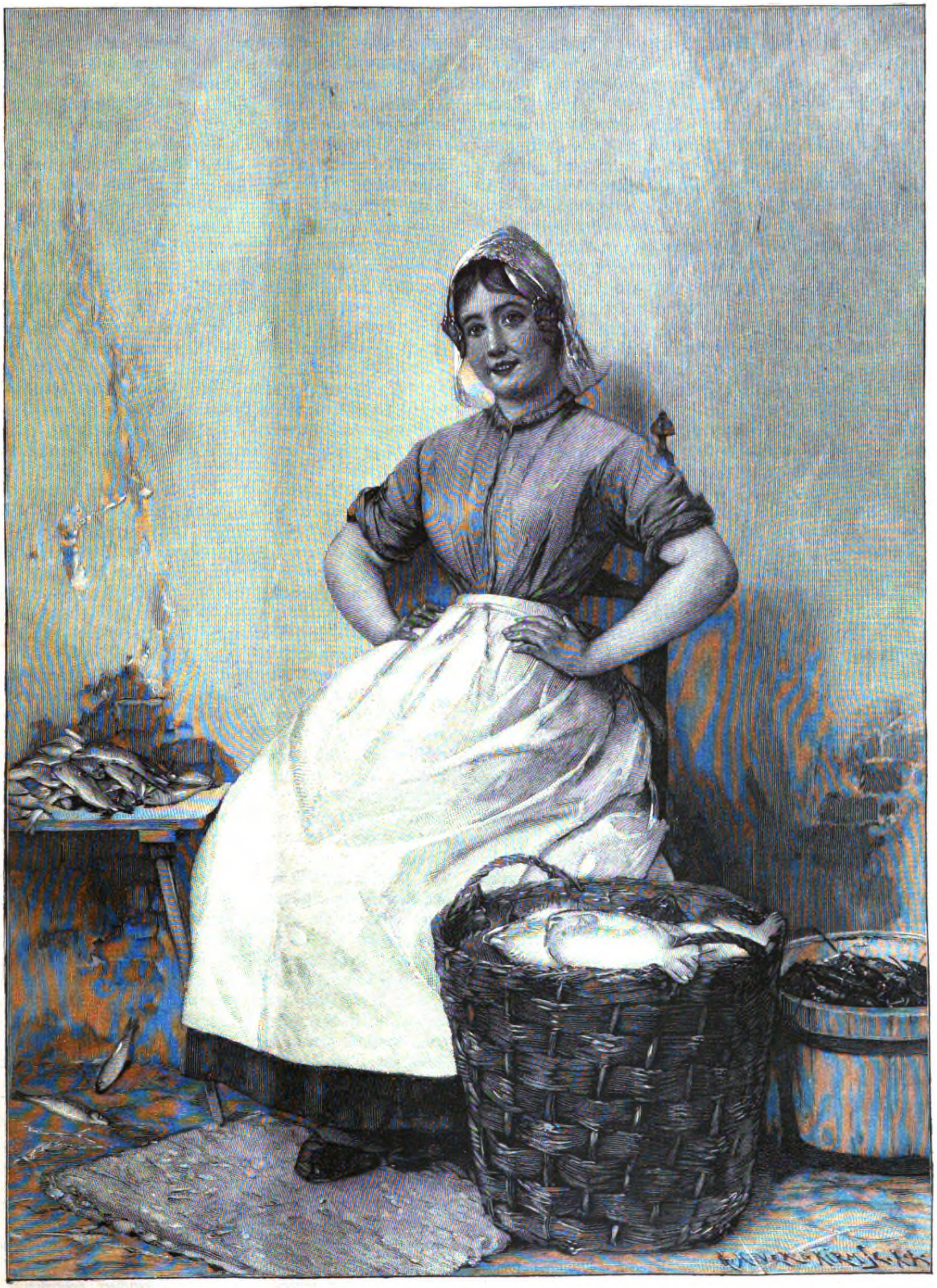
In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und der Kanzliſt Helm kam herein. Er ging wie gewöhnlich mit geſenktem Blick an eine Repoſitur, wo die zu mundierenden Sachen lagen, nahm einige Aktenſtücke heraus und wollte ſich auf demſelben Wege zurückziehen.

„Daß ich,“ fuhr Böhm fort, „die Anberaumung eines Termins bis in das Frühjahr hinauszuſchieben bitte, daß es jedoch mein Wunſch iſt, den Subhaſtationsaushang und die öffentlichen Bekanntmachungen ſo bald wie möglich bewirken zu laſſen.“

Bei dem Klang dieſer ſanften einſchmeichelnden Stimme blickte Helm auf, ohne daß es indeſſen den Anſchein hatte, als ob dieſelbe ein ſonderliches Intereſſe in ihm errege oder irgend eine Erinnerung in ihm wach würde. Es blieb auch unentſchieden, ob er Traugott Böhm überhaupt kannte, denn dieſer verließ ziemlich ſelten ſeinen Wohnort, und der Kanzliſt kam noch ſeltener über die Grenzen ſeiner Schreibſtube hinaus.

Dennoch kam, als er die Züge des alten Mannes ſchärfer ins Auge faßte, eine ſeltſame Unruhe über ihn, die er vergeblich zu bemeiſtern ſich bemühte. Er legte die Akten aus der Hand, ſtarrte vor ſich hin, fuhr ein paarmal mit der Hand durch die Luft und verließ dann plötzlich mit haſtigen Schritten das Zimmer, ohne den eigentlichen Zweck ſeines Erſcheinens weiter zu verfolgen.

(Fortſetzung folgt.)



Friſche Ware. Nach dem Gemälde von Otto Lingner.

Neue Bücher.

Von Th. H. Pantenius.

Sybel: Die Begründung des Deutſchen Reiches. — Poſchinger: Die Anſprachen des Fürſten Bismarck. — Horſt Kohl: Bismarck-Jahrbuch. — Georg von Ompteda: Unſer Regiment. — Sibiriſche Erzählungen. — Frida Schanz: Neue Gedichte.

Das monumentale Werk Heinrich von Sybels: „Die Begründung des Deutſchen Reiches durch Wilhelm I.“ (R. Oldenbourg. München und Leipzig) hat ſoeben mit dem ſechſten und ſiebenten Bande ſeinen Abſchluß gefunden. Leider verewigen dieſe Bände nicht nur die großen Thaten Kaiſer Wilhelms I., Bismarcks und der anderen gewaltigen Männer jener Tage, ſondern auch eine Handlung des „neuen Kurſes“. „Einige Monate nach dem Rücktritte des Fürſten Bismarck,“ erzählt Herr von Sybel in der Vorrede, „wurde mir die Erlaubnis, die Akten des Auswärtigen Amtes für mein Werk weiter zu benutzen, entzogen.“ Glücklicherweiſe ließ Herr von Sybel ſich dadurch nicht abhalten, ſein Buch zu beenden, und wer noch übrig iſt von den Führenden aus der großen Zeit, der beeilte ſich, ihm zur Verfügung zu ſtellen, was ihm für ſeine Zwecke irgend von Wert ſein konnte. So konnte das Sybelſche Werk in ſeinen letzten Bänden ebenſo zuverläſſig werden wie in den früheren.

Es iſt von höchſtem Intereſſe für jeden Deutſchen, zumal aber für den, der die in ihm geſchilderte Zeit als Erwachſener erlebte. Den Zeitgenoſſen blieb ja naturgemäß das innere Getriebe der politiſchen Vorgänge großenteils verborgen, er erlebte die Wirkungen, ohne doch die Urſachen recht verſtehen zu können. Da erregt es denn die lebhafteſte Teilnahme, dieſe jetzt an der Hand eines Meiſters hiſtoriſcher Darſtellung kennen zu lernen. Kraft ſeines Geſchickes liegen die ſo unendlich verwickelten Vorgänge und die aus ihnen ſich ergebenden Verhandlungen, die zur Begründung erſt des Norddeutſchen Bundes, dann des Deutſchen Reiches führten, ſo klar und verſtändlich vor dem Leſer, als ob es ſich um die einfachſten Dinge handelte. Im Mittelpunkt all dieſes Werdens aber ſtehen die herrlichen Geſtalten Kaiſer Wilhelms I. und des Fürſten Bismarck, und wir werden nicht müde, uns immer wieder an ihnen zu erfreuen.

Welch ein Segen für unſer Volk, daß der erſte Kaiſer des neuen Reiches ein ſolcher Mann war! Er iſt immer derſelbe: pflichttreu durch und durch, fromm im höchſten Sinne des Wortes, friedliebend in all ſeiner Macht, gut, treu, ſchlicht, rückſichtsvoll. Der Miniſter hat oft ſeine liebe Not mit ſeinem Herrn, wenn dieſer den Schwächeren gegenüber allzu vornehm empfindet, wenn er allzu friedfertig iſt.

Und nun dieſer Miniſter ſelbſt! Welche eine Verbindung von vorwärts drängendem Feuer und kluger Zurückhaltung! Wie wunderbar verſteht er es, das eben Erforderliche von dem nur Wünſchenswerten zu ſcheiden, das erſtere zu erreichen und das letztere für ſpäter zurückzuſtellen oder auch ganz liegen zu laſſen. Mit welchem Scharfblick ohnegleichen erkennt er rechtzeitig jede ſeinem Lebenswerk drohende Gefahr und weiß ſie vermöge ſeiner durchdringenden Menſchenkenntnis abzuwehren! Überall groß, iſt Bismarck doch als Diplomat am unerreichteſten. Die Bildung des Norddeutſchen Bundes, der Luxemburger Handel, die Einberufung des Zollparlamentes, die Erhaltung des Friedens mit Frankreich bis zum Jahre 1870, die Iſolierung Frankreichs beim Ausbruch des Krieges — das alles muß man bei Sybel nachleſen, um die ganze Bedeutung der diplomatiſchen Thätigkeit Bismarcks würdigen zu können.

Merkwürdig genug, daß der längſt erwartete franzöſiſche Krieg ſchließlich zum Ausbruch kam, als Bismarck es nicht erwartete. Auch der Klügſte und Genialſte hat eben doch damit zu rechnen, daß die Dinge einen anderen Verlauf nehmen, als er vorausſetzte. Wohl ihm, wenn er jeden Fall vorgeſehen hat und auch das Unerwartete ihn wach und gerüſtet findet. Gerade die Schilderung der zum Kriege führenden Vorgänge iſt bei Sybel von höchſtem Intereſſe. Die Behauptung, daß Bismarck den Krieg liſtig herbeigeführt habe, wird hier ſo ſchlagend widerlegt, und zwar auf Grund von ſo unbezweifelbaren Thatſachen, daß nur allen Gründen unzugängliche Voreingenommenheit ſie künftig noch in gutem Glauben wird ausſprechen können.

Die beiden letzten Bände des Sybelſchen Werkes beginnen mit den Anfängen des Norddeutſchen Bundes und führen bis zum Beginn des Krieges wider Frankreich. Die eigentliche Entſtehung des neuen Reiches iſt von Sybel nicht mehr dargeſtellt. Hoffentlich geſchieht das noch in einem neuen Werk, das ſich an die Begründung des Deutſchen Reiches anſchließt. Sybel lehrte uns, wie der Acker beſtellt, wie die Saat geſtreut wurde, möchte er uns in ſeiner wunderbar anſchaulichen Weiſe auch noch die Ernte ſchildern.

Nur vom Fürſten Bismarck handeln zwei andere Bücher, die gleichzeitig mit dem Sybelſchen erſchienen ſind: „Die Anſprachen des Fürſten Bismarck. Herausgegeben von Heinrich Poſchinger. (Deutſche Verlagsanſtalt) und „Bismarck-Jahrbuch.“ Herausgegeben von Horſt Kohl. (Berlin. O. Häring). Beide Herren Herausgeber haben es ſich zur Lebensaufgabe gemacht, das Verſtändnis für die Perſönlichkeit und das Lebenswerk des großen Mannes den weiteſten Kreiſen zu erſchließen, und man kann ſich über ihr Thun nur freuen.

Das Buch des Herrn von Poſchinger beginnt mit einer Rede, die Bismarck im Auguſt des Jahres 1848 in der Generalverſammlung eines „Vereins zur Wahrung der Intereſſen der Gutsbeſitzer und zur Förderung des Wohlſtandes aller Volksklaſſen“ in Berlin gehalten hat, und ſchließt mit den wundervollen Anſprachen an die huldigenden Poſener und Weſtpreußen am 16. reſp. 23. September des vorigen Jahres. Ein Perſonen- und Sachregiſter erleichtert den Zugang zu den hier gebotenen Schätzen.

Herr Dr. Kohl hat ſich durch eine 12 Bände umfaſſende Sammlung der Politiſchen Reden des Fürſten Bismarck als wohl legitimiert erwieſen, den Plan zu einem jährlich erſcheinenden Bismarck-Jahrbuch zu faſſen und auszuführen. Der erſte Band dieſes Unternehmens liegt als ein ſtattliches Buch von 32 Bogen vor mir. Veröffentlicht ſind in ihm 1. Urkunden und Briefe, 2. Gedichte auf den Fürſten, 3. eine Chronik über die Beziehungen Bismarcks zur Außenwelt im letzten Jahr, 4. Reden, die vom Fürſten Bismarck handeln, 5. ein Bericht über die Bismarck-Litteratur des Jahres.

Den intereſſanteſten Teil des Jahrbuches bilden naturgemäß diejenigen Beiträge, in denen der Fürſt ſelbſt zu uns redet, doch bietet es auch ſonſt mancherlei Feſſelndes, wie z. B. ſolche Artikel der Hamburger Nachrichten, von denen Herr Dr. Kohl annimmt, daß ſie auf unmittelbar eingeholte oder gegebene Informationen ſeitens des Fürſten zurückzuführen ſind. Man geht wohl nicht fehl, wenn man vorausſetzt, daß der Herr Herausgeber für dieſe „Annahme“ gute Gründe gehabt hat. Merkwürdig ſind auch ſechzehn Drohbriefe, die von 1866—1874 an den Fürſten gerichtet und hier veröffentlicht worden ſind. Sie bilden gewiß nur eine ſehr kleine Auswahl aus der Zahl derjenigen, die damals an ihn gelangt ſind. Es intereſſiert vielleicht unſere Leſer, zu erfahren, daß ich während einer langen Reihe von Jahren nie ein herzliches Wort über den Fürſten im Daheim veröffentlicht habe, ohne mir dadurch mehrere anonyme Briefe zuzuziehen, in denen ich ob meiner Servilität mit den gröbſten Schmähungen überſchüttet wurde. Es gab eben in der Nation immer eine große Anzahl Menſchen, die den großen Mann haßten wie den Tod und es nicht ertragen konnten, ihn gerühmt zu ſehen. Und dieſe Menſchen gehörten allen Schichten der Bevölkerung an.

Mit wie wunderlichen Schwierigkeiten Bismarck als Staatsmann mitunter zu kämpfen hatte, davon bringt unſer Jahrbuch ein beluſtigendes Beiſpiel: Als der Feldmarſchall

Wrangel 1864 in Schleswig kommandierte, kam er auf ſeine alten Tage auf den Gedanken, einen Ausflug in die hohe Diplomatie zu machen. Er beauftragte friſchweg den preußiſchen Geſandten in Stockholm, dem ſchwediſchen Miniſter des Auswärtigen mitzuteilen, daß die Wrangels ihr Stammland niemals verleugnen würden und daß deſſen Größe auch dem Feldmarſchall am Herzen liege. Der preußiſche Geſandte hütete ſich, dieſen merkwürdigen Auftrag ohne weiteres auszuführen, er fragte vielmehr zunächſt in Berlin an, wie er ſich zu ihm verhalten ſolle. Dieſe Anfrage veranlaßte Herrn von Bismarck zu einem köſtlichen Schreiben an die alte Excellenz, in dem es unter anderem heißt: „Ich weiß durch Ew. Excellenz eigene Mitteilungen, daß Hochdero Anſichten über auswärtige Politik mit den meinigen nicht durchgehends übereinſtimmen. Ich kann hinzufügen, daß auch meine Meinung über die Art, wie der Krieg auf der cimbriſchen Halbinſel zu führen wäre, nicht überall mit dem, was dort unter Ew. Excellenz Befehl geſchieht, in Einklang ſteht. Dennoch werde ich mir niemals geſtatten, einem der Ew. Excellenz untergebenen Offiziere meinerſeits militäriſche Aufträge zugehen zu laſſen. Aus denſelben Gründen glaube ich Hochdieſelben bitten zu dürfen, Mitteilungen, welche für die Beurteilung der preußiſchen Politik im Auslande von ſo weſentlichem Einfluß ſein können (sic!), wie die von Ew. Excellenz an den Herrn von Roſenberg gerichteten, nur nach vorgängiger Verſtändigung mit mir an die Kgl. Geſandten gelangen zu laſſen.“

Unter den der Unterhaltung gewidmeten Büchern nenne ich an erſter Stelle: „Unſer Regiment“ von Georg Freiherr von Ompteda. (Berlin. F. Fontane & Cie.) Wer „Unſer Regiment“ mit einem Umſchlag, auf dem ein Ulan hoch zu Roß durch ein Hufeiſen ſprengt, unvorbereitet in die Hände bekommt, dürfte den Band nicht ohne Mißtrauen betrachten. Das deutſche Heer und insbeſondere unſer Offizierkorps hat bisher in der Litteratur wenig Glück gehabt. Vor 1866 wurden unſere Offiziere meiſt mit Übelwollen behandelt. Waren ſie jung, ſo wurden ſie als fade Laffen dargeſtellt, waren ſie ſchon in höheren Würden, ſo erſchienen ſie als ungebildete, brutale Reaktionäre. Nach 1866 und erſt recht nach 1870 ſchlug der Wind um, und jeder, der eine Uniform trug, ward ein Held. Aber dieſe Helden waren einem gebildeten Leſer kaum weniger unſympathiſch, als ihre militäriſchen Vorgänger in der Litteratur. Der „ſchneidige“ Leutnant des Familienblattromans und nun gar der „Schwerenöter“ der Militärhumoreske gräßlichen Angedenkens waren zwar mit Liebe geſchaffen, aber es waren mißratene Kinder, die der Fremde mit wohlbegründeter Abneigung betrachtete. Das Beſte an dieſen hohlköpfigen Jünglingen, die ein abſcheuliches Deutſch ſprachen, ſich erdenkbar affektiert benahmen und beſtändig ganz gemeines Protzentum für Vornehmheit hielten, war, daß man ihnen nur in der Litteratur begegnete. Ich wenigſtens habe nie einen deutſchen Offizier kennen gelernt, der mit dieſen Herrſchaften einige Ähnlichkeit gehabt hätte. Immerhin empfindet man es als eine wahre Wohlthat, daß uns endlich einmal ein Offizierkorps geſchildert wird, wie es deren gewiß eine große Anzahl gibt, ein Offizierkorps, deſſen Bekanntſchaft man mit Vergnügen macht und von dem man begreift, daß es in dem Organismus der deutſchen Armee ſeinen Platz mit Ehren ausfüllt. „Unſer Regiment“ iſt kein Roman, überhaupt keine Erzählung. Herr von Ompteda ſchildert uns in 35 Bildern das militäriſche Leben, wie es ſich im Verlauf eines Jahres in einem Ulanenregiment abſpielt.

Er macht uns mit ſeinen Vorgeſetzten und Kameraden bekannt und führt uns die Wachtmeiſter und die Ulanen vor. Wir beſuchen mit ihm das Offizierkaſino und den Club Eintracht, in dem die militäriſche Geſellſchaft gelegentlich mit den Honoratioren des kleinen Garniſonſtädtchens Fühlung findet. Wir empfangen mit ihm die Rekruten, reiten mit ihnen und nachher mit den Offizieren, beteiligen uns am Schwadronsexerzieren und laſſen die Regimentsbeſichtigung über uns ergehen. Schließlich geht es ins Manöver.

Das alles iſt ja ſchon bis zum Überdruß geſchildert worden, aber in „Unſer Regiment“ geſchieht das ganz anders als bisher. Herr von Ompteda iſt eben nicht nur ein Mann, der mit ganzer Seele Reiteroffizier war — das gilt von manchem, der vorher zu gleichem Zweck zur Feder griff — ſondern auch ein Dichter. Das iſt das Neue, und das hebt „Unſer Regiment“ turmhoch hinaus über die Arbeiten ſeiner Vorgänger. Auch wer an ſich nicht das allermindeſte Intereſſe für militäriſche Dinge hat, kann unſer Buch mit vielem Vergnügen leſen. Die Charakteriſtik iſt ſo kräftig, die Luſt, mit der der Erzähler bei ſeinen Helden verweilt, ſo groß, der Humor, von dem die Schilderung durchtränkt iſt, ſo anſprechend, daß jeder Leſer von gleichem Behagen ergriffen wird. Dabei idealiſiert Herr von Ompteda nur im Geſamtton, die einzelnen Geſtalten ſind alles andere, als Helden. Als Menſchen ſind ſie reichlich mit menſchlichen Unvollkommenheiten behaftet, aber was ſie auszeichnet, iſt, daß ſie alle mit Luſt und Liebe bei ihrem Handwerk ſind. Dieſe Kavallerieleutnants haben gar nichts vom jungen Gelehrten. Damit ſoll natürlich nicht geſagt ſein, daß ſie etwas Beſſeres ſind — junge Gelehrte von der Sinnesart von Kavallerieleutnants wären ja auch zu gar nichts gut — wohl aber, daß ſie geeignet ſind, ihren Beruf an ihrem Teil ganz auszufüllen. Und infolgedeſſen hat auch der Leſer an ihnen ſeine helle Freude, ſelbſt dann, wenn er in ſeinem Leben nie etwas mit dem Militär zu thun gehabt hat.

Ich machte unſere Leſer im vorigen Jahre auf die „Sibiriſchen Briefe“ aufmerkſam, in denen ein anonym bleibender Verfaſſer, der als Geologe in Irkutsk lebte, die Verhältniſſe Sibiriens ebenſo zuverläſſig wie anregend ſchilderte. Das Buch hat den verdienten Beifall gefunden, und der Verfaſſer hat ihm jetzt einen Band „Sibiriſche Erzählungen“ folgen laſſen. (Leipzig. Duncker & Humblot). Einige dieſer Erzählungen ſind frei nach ruſſiſchen Originalen bearbeitet, die meiſten aber Originale.

Der Verfaſſer erweiſt ſich in dieſen Erzählungen, ebenſo wie vorher in den Briefen, als ein ebenſo gründlicher Kenner von Land und Leuten, wie als gewandter Erzähler. Das ungeheure Land mit ſeiner ſpärlichen, zum guten Teil aus Sträflingen beſtehenden Bevölkerung bietet dem, der es beobachtend durchſtreift, reichlichen Stoff, aber dieſer Stoff iſt freilich nicht nach jedermanns Geſchmack. Es gehören kräftige Nerven dazu, um ſich an dieſen „Sibiriſchen Erzählungen“ zu erfreuen. Die Scenerie und auch die Verhältniſſe, unter denen die Menſchen dort in der Wildnis leben, erinnern vielfach an das Kalifornien Bret Hartes, aber das Material, mit dem dieſer arbeitet, iſt ein unvergleichlich dankbareres. Der Auswurf der Angelſachſen, der ſich im Brüllatenlager ſammelt, beſteht aus Männern, die in die Wildnis zogen, weil ihnen die Freiheitsbeſchränkungen, welche die Civiliſation auferlegt, unerträglich erſchienen, während die Slaven, die im ſibiriſchen Urwald nach Gold graben, ſich vorher in den Zuchthäuſern Sibiriens unter den Peitſchenhieben der Büttel wanden. Das Ritterliche jener Germanen, ihr rauher Humor fehlt hier ganz, das Laſter erſcheint durchaus nur abſtoßend und ekelerregend. Einen äſthetiſchen Genuß kann die Schilderung dieſer Welt des Schnapſes und der Peitſche bei aller Kunſt des Erzählers nicht wachrufen, dem Europäer bleibt ſie eben doch ſchlechthin widerlich. Als Kulturbilder ſind die Erzählungen aber ſehr intereſſant. Möchten ſie an ihrem Teil dazu beitragen, daß man ſich in Rußland endlich entſchließt, die Deportation aufzugeben und das zum Teil ſo fruchtbare Land freiwilligen Einwanderern zu eröffnen. Die Deportierten werden dort doch nie heimiſch und bilden eine furchtbare Plage für die friedlichen Bewohner. „Kommt der Frühling,“ heißt es im Eingang der Erzählung „Onkel Wlas“, „ſo erwacht ein verzehrender Freiheitsdurſt bei allen Arreſtanten. Und es iſt dieſer, das Verrückteſte wagende Freiheitsdurſt nicht etwa eine lokale Epidemie, ſondern ein heftiges, alle Gefängniſſe Sibiriens ergreifendes Fieber. Auf der Inſel Sachalin haben die Flüchtlinge mit noch größeren Hinderniſſen zu kämpfen als auf dem Feſtlande. Das Meer wallt ihnen ent-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gegen, wohin ſie ſich auch wenden mögen. Und dieſem Ozean gegenüber kein rettendes Schiff, kein noch ſo armſeliges Boot. Nichts als der eigene müde Fuß, noch wund vom Druck der Ketten; nichts als die leere Hand und das für den Notfall im Stiefelſchaft verborgene Meſſer. Hier und da gelingt es zwar dem einen oder dem anderen Trupp von Flüchtlingen, ſich eines ſchlecht bewachten Bootes zu bemächtigen und darin das Weite zu ſuchen, ſolche Fälle ſind jedoch ſelten. Öfter geſchieht anderes. Die Verblendeten wiſſen ſich durch tauſend Liſten leere Fäſſer zu verſchaffen, ſägen dieſe der Länge nach durch und machen ſich in ſolchen Nußſchalen todesmutig auf die Seefahrt. Freiheit oder Untergang iſt ihr Wahlſpruch. Und ſie gehen unter, zu Dutzenden, zu Hunderten. Der erſte ſtärkere Windſtoß wirft die improviſierten Fahrzeuge um, die Nußſchalen treiben leer wieder zurück an das Land, die Freiheitsdurſtigen fanden ein naſſes Grab. Aber der Untergang eines ganzen Trupps von Flüchtlingen hat den Nachfolgenden noch nie als warnendes Beiſpiel gedient. In jedem Frühjahr ſpielt ſich auf Sachalin dasſelbe Trauerſpiel ab.“ — Iſt eine Strafvollſtreckung, die zu ſolchen Trauerſpielen alljährlich Gelegenheit bietet, eines Kulturſtaates irgend würdig?

Den zahlreichen Freunden und Freundinnen von Frida Schanz unter unſeren Leſern wird es ſehr willkommen ſein, zu erfahren, daß die Dame einen neuen Band Gedichte: „Neue Gedichte“ (Leipzig. J. J. Weber) herausgegeben hat und daß dieſer Band mit dem leider allerdings nicht ſehr ähnlichen Porträt der Verfaſſerin ausgeſtattet iſt. Die „Neuen Gedichte“ enthalten wieder viel ganz Eigenartiges, das aus eigenſtem Empfinden emporgequollen iſt und einen durchaus individuellen Charakter trägt. Von dem üblichen Reimgeklingel iſt hier keine Rede, die Dichterin dichtet nicht, weil ſie die Form beherrſcht, ſondern weil ſie etwas zu ſagen hat. Was Frida Schanz ſchafft, klingt immer noch lange im Leſer fort, ruft eine Stimmung wach, weil es aus einer ſolchen entſtand. Daran erkennt man aber unter den Lyrikern die wirklich Berufenen.

Zwei Lieder im Volkston.

Von Heinrich Seidel.

Der Königsſohn und die Schäferin.

⁂

Und willſt Du meine Königin ſein,
Da ſollſt Du trinken den roten Wein.
Meine Jungfraun ſollen Dich kleiden
In Sammet und in Seiden!

Den roten Wein, den mag ich nicht,
Dein'n Sammet und Seiden will ich nicht,
Ich trink' vom Quell auf der Heide
Und geh' im Linnenkleide!

Kein' Schönre find' ich auf der Welt!
Was nützt mir all mein Gut und Geld,
Was nützen mir Scepter und Kronen,
Willſt Du nicht bei mir wohnen!

O laß mich gehn, Du Königsſohn!
Du nimmſt mich doch nicht auf den Thron!
Du willſt nur mit mir ſpielen.
Das that'ſt Du wohl ſchon mit vielen!

Nun ſchwing' ich Dich auf mein ſchlohweiß Roß,
Wir reiten zur Hochzeit auf mein Schloß!
Davon in fernen Tagen
Soll man noch ſingen und ſagen!

Nun reiten wir durch den grünen Wald,
Die Vögel ſingen, daß es ſchallt!
Sie ſitzen auf jungem Triebe
Und ſingen von lauter Liebe!

⁂

In der Roſenlaube.

⁂

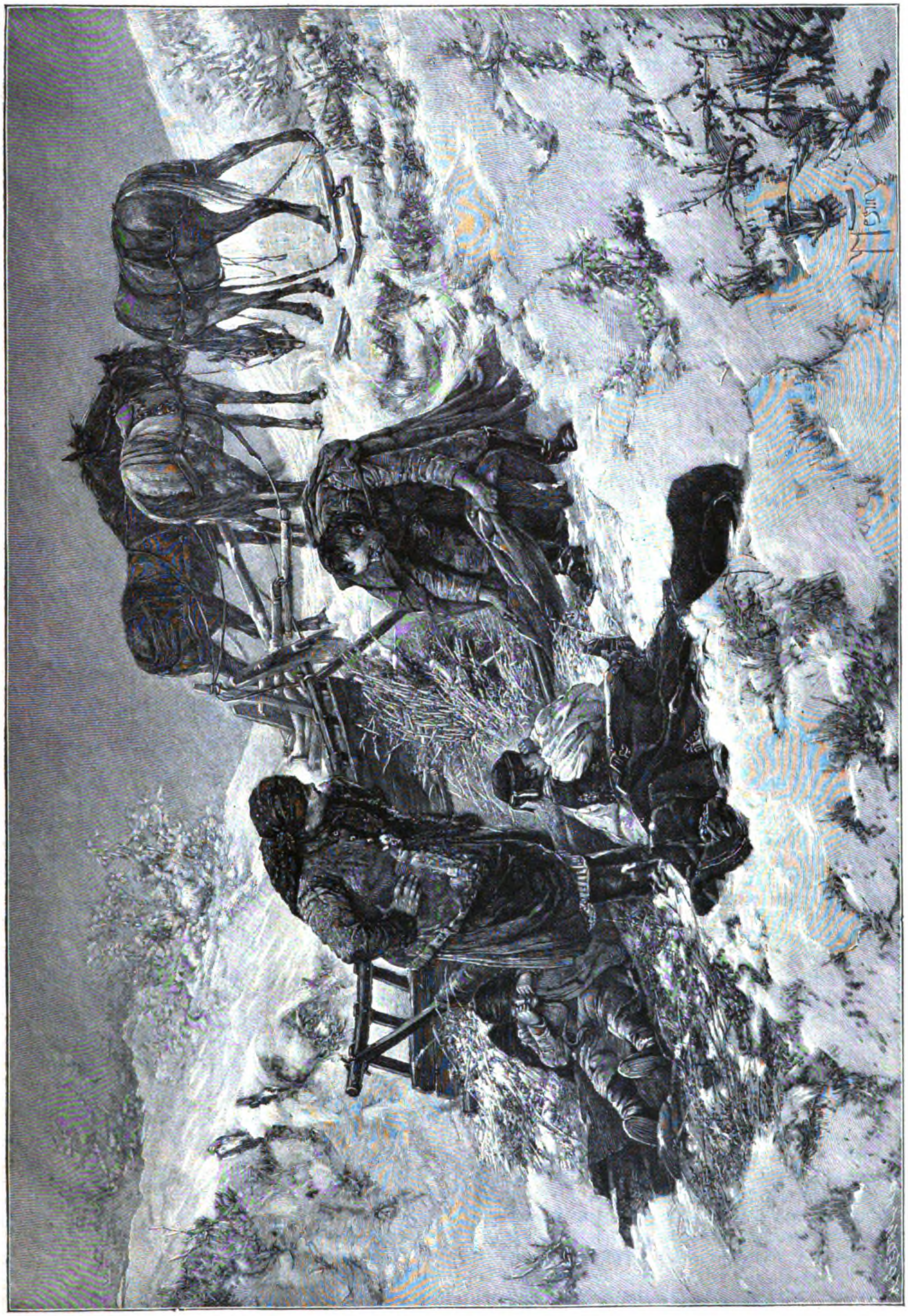
In der Roſenlaube ſaß ich,
Eine kleine Taube aß ich.
Roſenlaube,
Kleine Taube!
O, wie iſt die Welt ſo ſchön!

Und im Abendſonnenſcheine
Trank ich goldnen Wein vom Rheine.
Sonnenſcheine,
Wein vom Rheine,
Roſenlaube,
Kleine Taube!
O, wie iſt die Welt ſo ſchön!

Neben mir ſaß Krugwirts Käthchen,
War im Dorf das ſchönſte Mädchen!
Krugwirts Käthchen,
Schönſtes Mädchen,
Sonnenſcheine,
Wein vom Rheine,
Roſenlaube,
Kleine Taube!
O, wie iſt die Welt ſo ſchön!

Ei, nun kommt wohl was vom Küſſen?
Wer kann's ſagen, wer kann's wiſſen?
Was vom Küſſen?
Wer kann's wiſſen?
Krugwirts Käthchen,
Schönſtes Mädchen,
Sonnenſcheine,
Wein vom Rheine,
Roſenlaube,
Kleine Taube!
O, wie iſt die Welt ſo ſchön!

Abends war es um halb achte —
Nur die Sonne ſah's und lachte!
Um halb achte,
Sonne lachte.
Was vom Küſſen?
Wer kann's wiſſen?
Krugwirts Käthchen,
Schönſtes Mädchen,
Sonnenſcheine,
Wein vom Rheine,
Roſenlaube,
Kleine Taube!
O, wie iſt die Welt ſo ſchön!



Umgeworfen. Nach dem Gemälde von J. Veſin.

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von **Hanns von Zobeltitz**. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Jawohl, die Börſenberichte der Berliner Zeitungen würden gewiß in den Abendausgaben wieder von einer völlig luſtloſen Börſe, von dem gänzlichen Marasmus des Geſchäfts ſprechen. Wer freilich von der Galerie als Laie in den gewaltigen Saal hinab blickte, der glaubte ſicher nicht an dieſe Unkenrufe, denn es haſtete und kribbelte und wibbelte da unten von Hunderten und Aberhunderten geſchäftiger Menſchen, und wie ein dumpfes Brauſen drang das Stimmengewirr der Menge herauf, dann und wann zu einem orkanartigen Toben anſchwellend, dann wieder ebbend und herabſinkend zu einem eintönigen Geräuſch, das faſt klang, wie das gleichmäßige Heranraſſeln eines fernen Eiſenbahnzuges. Wer gar als Fremder ſelbſt unten durch die breiten hohen Glasthüren und die Drehkreuze eintrat in die Säle, der meinte ſicher, das Geſchäft ſtehe in allerhöchſter Blüte, meinte vielleicht ſogar, irgend eine neue wichtige Nachricht habe gerade im Augenblick ſeines Kommens eine beſonders lebhafte, ſtürmiſche Bewegung hervorgerufen. Wie ſich die Männer zuſammendrängten in dichten Gruppen, wie haſtig und erregt ſie geſtikulierten, und wie die Namen und Zahlen hin- und herſchwirrten! Ein Höllenlärm ringsumher in der ſtauberfüllten Luft, ein ewiges, unaufhörliches Kommen und Gehen, ein Schieben und Drängen, Haſten und Stoßen, als ob die nächſte Sekunde die Entſcheidung über Millionen bringen müſſe. Nur die Chefs der großen Häuſer, der leitenden Banken ſtehen ruhig auf ihren Plätzen längs der Wände, als ginge der ganze ungeheure Trubel und all die wilde, wüſte Erregung ſie gar nichts an. Sie wiſſen am beſten, daß der tobende Lärm nichts iſt, als die Gewohnheit der Börſe, und des alten Horaz Wort auch für dieſe gilt: parturiunt montes — nascetur ridiculus mus! Und dann und wann ſchreitet einer der großen Herren gemächlich zu ſeinem Nachbar hinüber und verabredet anſtatt einer wichtigen Transaktion eine Skatpartie zu heute abend im Millionärklub in der Behrenſtraße. Und auch von den in den Maklergruppen ſich ſtoßenden Männern lächeln ſich bisweilen die einen und anderen ſpöttiſch an, als lohne die ganze Geſchichte ja gar nicht der Mühe, drehen ſich um und erzählen ſich den neueſten Kalauer. Denn das iſt untrügliche Regel: je ſtiller das Geſchäft, deſto lebhafter die Produktion der Börſenwitze. — — — — — — —

Es mochte um die Stunde ſein, in der Klaus Barten und Eberhard Engersheim in dem Baubüreau der Kronprinzenpaſſage zuſammen ſaßen, als ſich ein Depeſchenbote längs der ſchmalen Gaſſe, die an der äußeren Wand des Saales der Effektenbörſe von den handelnden Gruppen freigelaſſen wird, bis zu dem Platze hindurchſchob, von dem aus Herr F. W. Kruſe mit recht gleichgiltigem Geſicht auf das Treiben hinabſah.

Der alte Herr nahm dem Boten das Telegramm ab, öffnete es langſam, indem er ſeinen Bleiſtift zwiſchen die Falten ſchob, ſetzte gemächlich den Kneifer auf die ſpitze Naſe und las. Nur ein ſehr feiner Beobachter würde vielleicht erkannt haben, daß der Inhalt der Depeſche ihn etwas erregte, daß die dünnen Lippen ſich ein wenig ſpitzten und der Daumen der Linken ſchneller als gewöhnlich, ſeine Rundreiſe um die ſchwarze Krawatte machte. Ruhig fältelte er das Formular wieder in die Kniffe und ſteckte die Depeſche in die Taſche, trat an ſeinen Tiſch, ſchrieb zwei Zeilen auf ein Blatt Papier und reichte ſie einem ſeiner jungen Leute: „Telephonieren Sie dies hier an das Geſchäft, Herr Kreling, der erſte Prokuriſt ſoll das weitere veranlaſſen.“

Einen Augenblick ſann er noch nach, dann durchquerte er den Saal mit gemeſſenen kleinen Schritten. An der Lombardenecke wurde er angehalten, machte ſich aber ſchnell frei; einen kurzen Moment blieb er ohne äußere Veranlaſſung dort ſtehen, wo die Gebrüder Denghardt einen Kreis kleinerer Tagesſpekulanten um ſich verſammelt hielten, und ſeine Lippen zogen ſich wieder etwas zuſammen, als aus dem Stimmengewirr das grelle Organ Adolf Denghardts zu ihm herüberdrang: „Kronprinz — $76^{3}/_{4}$ — $76^{1}/_{2}$!“ Er ſchüttelte, wie unwillkürlich, den Kopf und ſchritt gerade auf einen anderen Großen, den Kommerzienrat Schmädler, los, der in ſeiner ganzen Länge von ſechs Fuß preußiſch kerzengerade an der Wand lehnte und ſich mit einem kleinen Herrn über die diesjährigen Ausſichten für die Bordeauxweine unterhielt. Man nannte ihn nicht mit Unrecht den Spezialiſten für Bordeaux — ſeine rote Naſe legte dafür Zeugnis ab.

„Haben Sie einen Augenblick Zeit, Schmädlerchen?“ fragte der alte Herr.

„Mehr als zuviel! Womit kann ich dienen?“

Die beiden Herren traten etwas beiſeite.

„Ich wollte Sie nur fragen, alter Freund — aber ganz im Vertrauen — iſt der Herr von Barten wohl ſehr ſtark mit eigenen Mitteln bei Ihrer Paſſage beteiligt? Ich habe inſofern ein Intereſſe daran, als ſeine Mutter meine Klientin iſt,“ ſetzte er erläuternd hinzu, als der Kommerzienrat ihn mit einem etwas verwunderten Blick ſtreifte.

„Glaube nicht, Kruſe! Gewiß kann ich's freilich nicht ſagen, will mich aber erkundigen. Gegen hunderttauſend Mark Aktien hat er, glaub' ich, ſeinerzeit gezeichnet und abgenommen. Hören Sie 'mal, Alterchen, Sie pflegen aber nichts umſonſt zu ſagen und noch weniger zu fragen: welche beſonderen Gründe haben Sie, ſich für den Baron zu intereſſieren?“

„Ich ſagte Ihnen ja ſchon, die Mutter iſt meine Klientin, und er war es früher auch. Genügt das nicht?“

Schmädler blinzelte mit ſeinen liſtigen kleinen Augen: „Mir nicht ganz, wie ich meinen alten Freund Kruſe kenne. Nur heraus mit der Sprache, das Sperren hilft Ihnen doch nichts. Haben wohl Angſt wegen des Barons, und weil wir ein paar Prozent verloren —“

„Paar Prozent? Von 95 auf $76^{1}/_{2}$ — das ſind doch wohl mehr, als ein paar Prozent, Schmädler, Sie unverwüſtlicher Optimiſt.“

„Pah — was gut iſt, holt's ſchon wieder! Sonſt nichts?“

Herr Kruſe ließ die Hand wieder rund um den langen dünnen Hals gleiten, ſchüttelte dann aber den Kopf. „Nichts! Schönen Dank, Schmädler!“

„Keine Urſache!“ Damit wandte der Kommerzienrat ſich ab und ſchickte ſich an, das unterbrochene Geſpräch über Bordeaux im allgemeinen und erſtklaſſige Schloßabzüge im beſonderen fortzuſetzen, während der andere einige Schritte in den Saal hinein that. Plötzlich mußte Kruſe aber von einer anderen Idee erfaßt ſein; er machte kurz Kehrt und zog den Kommerzienrat noch einmal beiſeite: „Schmädler — auch im Vertrauen geſagt — die Augsburger Vereinsbank iſt in Zahlungsſchwierigkeiten!“

Die Worte wirkten auf den behäbigen Herrn wie ein Blitzſchlag. Sein Geſicht entfärbte ſich, und er konnte zunächſt nichts hervorbringen, als ein langgedehntes: „Ah —.“ Aber dann faßte er ſich doch ſchnell wieder und raunte Kruſe leiſe zu: „Iſt das poſitiv? Und woher wiſſen Sie es? Wir haben noch ein bedeutendes Guthaben bei den Augsburgern —“

„Dachte ich mir!“ gab jener ebenſo leiſe zurück. „Dank Ihrem Herrn Direktor Dornberg natürlich! Habe ich nun recht gehabt, Schmädler, wenn ich Sie warnte —“

„Woher haben Sie die Nachricht, Kruſe?“ wiederholte der Kommerzienrat dringend.

„Es war morgen eine Tratte auf die Bank fällig — 20 000 Mark — und ich erhielt ſoeben ein Telegramm aus Augsburg, daß ich ſelbſt für Deckung ſorgen müſſe, da die Bank gezwungen ſei, ein Moratorium nachzuſuchen.“

„Dank, Kruſe — das vergeſſe ich Ihnen nicht! Ich will ſofort eine Aufſichtsratsſitzung einberufen — fatale Geſchichte!“ Schmädler tauſchte noch einen Händedruck mit Kruſe und eilte dann nach dem Telephonzimmer. Als er an den Gebrüder Denghardt vorüberkam, hörte er gerade deren laute Rufe: „Kronprinzen — $70^{1}/_{2}$ — 70! — 69!“ —

An der langen grünbezogenen Tafel im Direktionszimmer der Geſchäftslokalitäten der Aktiengeſellſchaft Kronprinzenpaſſage hatten die ſechs Herren des Aufſichtsrats Platz genommen — an der Querſeite oben der Kommerzienrat Schmädler, ihm gegenüber Klaus von Barten.

Der Vorſitzende hatte ſoeben die Mitteilung gemacht, daß ſich die Augsburger Vereinsbank ſicheren Privatnachrichten zufolge in Zahlungsſchwierigkeiten befinde, und daß er die Herren zuſammenberufen habe, um über die Wahrung der Intereſſen der eigenen Geſellſchaft Beſchluß zu faſſen. Zunächſt ſeien die noch ſchwebenden Verpflichtungen der Bank der Kronprinzenpaſſage gegenüber buchmäßig feſtzuſtellen. „Ich habe Herrn Direktor Dornberg benachrichtigen laſſen —“ Schmädler ſah nach ſeiner Uhr — „und denke, er muß jeden Augenblick hier ſein!“

Barten erhob ſich. Er ſah blaß aus und abgeſpannt, aber ſeine Stimme klang feſt und beſtimmt. „Ich habe die Mitteilung zu machen, daß Herr Dornberg nicht in Berlin anweſend iſt; er iſt — angeblich nach Augsburg — heute ganz früh verreiſt. Ich habe weitere begründete Urſache, die ſofortige Reviſion der ganzen Geſchäftsgebarung und insbeſondere der Kaſſenbeſtände zu beantragen!“

Die Herren ſprangen auf. Die Stimmen ſchallten durcheinander, man ſprach auf Barten ein, der eine und der andere nahm lebhaft für den abweſenden Direktor Partei. Dazwiſchen klang die Glocke des Vorſitzenden, und dann drang endlich mühſam ſeine fette dicke Stimme durch das Gewirr: „Wollen Sie die Güte haben, Herr von Barten, Ihren Antrag näher zu begründen!“

„Ich bedaure, das ablehnen zu müſſen, denn ich kann leider die Quelle nicht nennen, auf welche meine Gründe zurückzuführen ſind —“

„Verleumdung —“ rief einer der Herren.

Eine Blutwelle übergoß Bartens Geſicht: „Ich habe nicht verleumdet!“ gab er ſcharf zurück. „Niemand würde glücklicher als ich ſein, wenn ſich, wie ich ſogar immer noch hoffe, alles in beſter Ordnung vorfindet. Aber ich muß bei meinem Antrag beharren und bitte, ihn zur Abſtimmung zu ſtellen.“

Schmädler ſah ſich im Kreiſe um. Auf ſeiner Stirn glänzten die Schweißtropfen. „So bitte ich denn abzuſtimmen —“ ſagte er endlich.

Keiner der Herren mochte ſich ſchließlich dem Antrag widerſetzen; die Verantwortung, ihn abzulehnen, nachdem er einmal geſtellt war, ſchien doch zu groß. Aber Barten bemerkte, wie die Blicke feindſelig auf ihn gerichtet waren.

Der erſte Kaſſierer wurde heraufgerufen und ihm der Beſchluß mitgeteilt. Er nahm ihn mit einem Lächeln entgegen. „Es iſt alles in untadelhafter Ordnung, ich werde ſofort die Bücher zur Stelle ſchaffen laſſen. Wollen die Herren nur einen Augenblick verziehen.“

Die kleine Pauſe wurde benutzt, um drei der Herren zur vorläufigen Reviſion der Bücher, zu der ſpäter ein vereideter Reviſor hinzugezogen werden ſollte, zu deſignieren. Drei andere, darunter der Kommerzienrat Schmädler und Barten, ſollten den Treſor aufnehmen.

Als dann dieſe drei Herren die Treppe zu den im Erdgeſchoß gelegenen Kaſſaräumen hinabſtiegen, klopfte Schmädler Barten wohlwollend auf die Schulter: „Sie ſind noch jung, Herr von Barten, und ein Heißſporn! Hätten den Antrag nicht ſtellen ſollen — gibt nur Mißtrauen und böſes Blut — ſtellen ſich die Sache überhaupt viel zu ſchlimm vor —“

„Gott gebe es!“ antwortete Klaus gepreßt, und als er dabei den Kommerzienrat anſah, erſchrak dieſer: „Sie ſchauen ja mordselend aus, Herr von Barten! Iſt's nur die natürliche Erregung, oder fühlen Sie ſich körperlich nicht wohl?“

„Beides, Herr Kommerzienrat!“

„Nehmen Sie nachher gleich ein paar Glas alten Bordeaux, erlaube ich mir zu raten. Das iſt beſſer als alle Medizin!“ Der dicke Herr lachte ſchon wieder. „Und machen Sie ſich keine unnötigen Gedanken, mein lieber Herr von Barten. Die Paſſage iſt ein ſo gutes Unternehmen, daß ſie ſchon einen kleinen Verluſt überwinden kann — und um mehr handelt ſich's keineswegs! Ah — da wären wir ja!“

Die maſſigen Flügelthüren des eiſengepanzerten, in die Wand eingelaſſenen Treſors waren weit geöffnet und ließen in den verſchiedenen Fächern des tiefen Raums die Goldrollen und die Kaſſetten mit Silber, die Portefeuilles mit den Wechſeln und Papieren, die Mappen mit den Aktien ſehen. Der erſte Kaſſierer ſtand mit dem Kaſſenauszug, dem Verzeichnis der Papiere und den Sortenzetteln in der Hand lächelnd neben der Thür: „Bitte, meine Herren!“

Die Reviſion nahm ihren Anfang. Es dämmerte bereits leicht, und die elektriſchen Glühlampen leuchteten über die Tiſche, auf denen der Inhalt des Treſors ausgebreitet wurde. Barten war die Aufgabe zugefallen, die Barbeſtände zu kontrollieren. Er mußte ſein ganzes Pflichtgefühl aufrufen, um die ihm ſo fremde Arbeit mit der erforderlichen Sorgſamkeit ausführen zu können. Die Goldrollen lagen ihm wie Blei in den Händen, und wenn er dann und wann die eine oder die andere, die nicht mehr den Originalverſchluß der Reichsbank zeigte, aufbrach und den gleißenden Inhalt in den zitternden Fingern fühlte, dann ſummte es ihm ohne Unterlaß in den Ohren: „Das verfluchte Gold! — Das verfluchte Gold!“

Endlich konnte er ſich aufrichten. Er ſummierte noch einmal auf dem vorliegenden Bogen Papier die Geſamtſumme.

„Sind Sie fertig, Herr von Barten?“

„Jawohl, Herr Kommerzienrat!“

„Und wieviel haben Sie?“ Schmädler hielt die Kaſſanachweiſung in der Hand.

„43 677 Mark und 95 Pfennig!“

„Stimmt! 43 677 Mark und 95 Pfennig! Ich habe die Guthaben bei der Reichsbank und bei der Augsburger Vereinsbank geprüft: dort 238 000 und hier 379 243 Mark — die Belege ſind in Ordnung! Wie ſteht es mit den Wechſeln, Herr Mäding?“ wandte er ſich an den dritten Herrn.

„85 025 Mark, Herr Kommerzienrat!“

„Stimmt! Und die in den verſiegelten Mappen befindlichen Aktien der Induſtriellen?“

„Nach den Aufſchriften im ganzen 890 600 Mark.

„Stimmt — Gottlob!“ ſagte Schmädler, und es ging wie ein Aufatmen durch den Raum.

Vor den Augen Bartens begannen die Glühlämpchen zu tanzen, die Erregung war zu ſtark geweſen, jetzt kam die Reaktion nach. Aber er fühlte ſich doch unendlich erleichtert, und im Herzen bat er Dornberg ſeinen häßlichen Verdacht ab. Mochte er geweſen ſein, wie er wollte: unrecht Gut hatte er nicht angegriffen.

„Na, Herr von Barten, Ihnen iſt wohl auch ein Centner von der Bruſt gefallen! Ich ſagte ja ſchon: 's iſt nichts ſo ſchlimm, als es zuerſt ausſieht, und es wird auch mit unſrem Verluſt bei den Augsburgern nicht ſo ſchlimm ſein. Packen Sie nur den Kram hübſch wieder ein, Herr Knieſing,“ meinte er dann zum Kaſſierer. „Und hören Sie: es iſt nicht nötig, daß man über die Reviſion ſpricht!“

„Jawohl, Herr Kommerzienrat!“ Der Kaſſierer machte ſich bereits an die Arbeit — die Herren wandten ſich der Thüre zu.

Da hielt ſie plötzlich ein geller Aufſchrei des Beamten zurück. Als ſie ſich umwandten, ſahen ſie den Mann ſtarr und ſtumm vor dem Treſor ſtehen — zu ſeinen Füßen lag eine der Aktienmappen, die ihm entglitten ſchien. Der Inhalt war herausgefallen. Anſtatt der ſchönen Aktien der Kronprinzenpaſſage aber breitete ſich auf dem Linoleumteppich ein Stoß alter vergrauter Zeitungen aus —

„Knieſing —“

Der Kommerzienrat war vorgeſtürzt und hatte den Beamten an die Schulter gepackt.

„Bei Gott dem Allmächtigen — ich bin unſchuldig!“ ſtammelte der Mann.

Dann fiel kein Wort weiter. Der Kommerzienrat, Barten und Mäding löſten mit zitternden Händen die völlig unverletzten Siegel der übrigen Mappen, und aus jeder derſelben fiel anſtatt der Aktien ein Stoß Zeitungspapier heraus. Nur eine, die einen kleineren Betrag enthalten ſollte, war unberührt.

Schmädler ſtrich ſich wieder und immer wieder mit der fleiſchigen Hand über den kahlen, wie poliert ausſehenden Schädel. Als endlich die letzte der Mappen geleert war, ſtöhnte er laut auf. „884 350 Mark — jetzt kann ich mir erklären, wo das Material für die Verkäufe herkam, die in den letzten Wochen auf den Kurs drückten.“ Und dann ſah er zu Barten hinüber, der mit fieberglühenden Wangen am Tiſche lehnte, und auf beider Lippen lag das eine unausgeſprochene Wort, der Name Dornberg!

Endlich gewann er ſeine Faſſung wieder: die Routine des erfahrenen Kaufmanns kam zu ſeinem Recht: „Es iſt notwendig, die Kriminalpolizei ſofort zu benachrichtigen. Ich werde einige Zeilen aufſetzen. Bitte, Herr Mäding, wollen Sie die übrigen Herren vom Aufſichtsrat inzwiſchen herunterbitten. Sie, Herr Knieſing, muß ich erſuchen, das Zimmer nicht zu verlaſſen.“

„Bei Gott dem Allmächtigen —“

„Schwören Sie nicht, Mann! Mir liegt es ganz fern, Sie im Augenblick der Schuld oder Mitſchuld zu bezichtigen. Gerade in Ihrem Intereſſe aber iſt es, daß die Unterſuchung möglichſt gefördert wird. Ohne eine grobe Nachläſſigkeit wäre der Diebſtahl jedenfalls undenkbar geweſen.“

„Es iſt niemand an die Kaſſe gekommen, Herr Kommerzienrat, außer mir — und —“

„Und —“

„Einigemal hat wohl der Herr Direktor den Treſor zur Aufbewahrung von Wertpapieren mitbenützt, wenn für ihn perſönlich Zahlungen an der Kaſſe zu leiſten waren.“

Wieder kreuzten ſich Schmädlers und Bartens Blicke.

Die Herren des Aufſichtsrats kamen mit verſtörten Geſichtern herab. Einer nach dem anderen nahm die geleerten Mappen zur Hand, beſchaute die in gleichmäßiger Kanzliſtenhandſchrift beſchriebenen Etiketten, welche die Namen der Fabrikanten und die Beträge der von ihnen in Depots gegebenen Aktien angaben — und einer nach dem anderen legte ſie wieder aus der Hand.

„Es wird notwendig ſein, daß wir uns als ſolidariſch haftbar für den Ausfall erklären —“ unterbrach endlich der Vorſitzende das dumpfe Schweigen.

Keiner der Herren antwortete.

„Ich werde eine bezügliche Erklärung in die Zeitungen lancieren, da ich vorausſetze, daß ich damit im Sinne der Herren handle, und nur durch eine unumwundene Aufklärung ſchlimmeren Gerüchten vorgebeugt werden kann,“ fuhr der Kommerzienrat mit leiſer eintöniger Stimme fort. „Sind die Herren auch damit einverſtanden?“

„Jawohl —“ entgegnete Barten. Es kam ganz feſt und ſicher heraus, aber dann ſchwanden ihm plötzlich die Sinne, und er mußte ſich auf einen der Stühle fallen laſſen. Der ganze Raum ſchien ſich um ihn zu drehen, die Glühlämpchen flatterten und tanzten vor ſeinen Augen, und der grünbezogene Tiſch mit den Goldrollen ſchwankte hin und her. Und dann war es ihm, als ob hinter der halbhohen Gardine, welche das eigentliche Kaſſenzimmer gegen den Raum für das Publikum abſchloß, die Geſtalt ſeiner Mutter auftauchte, und als ob aus ihrem vergrämten Antlitz das Wort zu ihm hinüberklänge: „Zu ſpät!“

Der Kriminalkommiſſar kam in Begleitung des Revierleutnants. Klaus hörte ſeine Fragen, aber er verſtand ſie nicht. Erſt als der Beamte das Wort an ihn ſelbſt richtete — ein-, zweimal ſeine Worte wiederholend — fuhr er empor.

„Die Herren haben mir mitgeteilt, daß von Ihnen, Herr von Barten, der Antrag auf die Reviſion des Treſors ausgegangen iſt. Ich muß Sie bitten, mir anzugeben, ob ſich Ihr Verdacht von Anfang an auf eine beſtimmte Perſönlichkeit gerichtet hat und auf Grund welcher Vorausſetzungen?“

Es vergingen einige Minuten, ehe Barten antwortete. Mit der äußerſten Anſpannung aller ſeeliſchen Kräfte gelang es ihm endlich, ſeine Gedanken zu konzentrieren. Das Blut pochte ihm gegen die Schläfe, ein lähmender Schmerz zuckte durch alle Nervenfäden — —

„Sie ſind unwohl, Herr von Barten! Ich will Ihnen ſchnell ein Glas Bordeaux von Eweſt herüberholen laſſen,“ meinte der Kommerzienrat gutmütig.

Klaus winkte abwehrend mit der Hand. „Ich erfuhr am Nachmittag, daß ſich Herr Dornberg in ſchwerer finanzieller Bedrängnis befindet,“ begann er zögernd und jedes Wort mühſam ſich abringend. „Zugleich hörte ich, daß er heute früh abgereiſt iſt — wie man bei ihm zu Hauſe glaubt, nach Augsburg. — Ich habe ferner eine — freilich unſichere Vermutung, daß er große Verkäufe in Paſſageaktien — durch das Bankgeſchäft Gebrüder Denghardt vorgenommen hat —“

Er kam nicht weiter. Schon die letzten Worte hatte er nur ſtockend herausgebracht — „Gebrüder Denghardt —“ wiederholte er noch einmal, dann ſank er zurück, und als der nächſtſtehende der Herren hinzuſprang, glitt er ihm in die Arme, und das Haupt fiel ihm ſchwer auf die Bruſt.

— — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag des nächſten Tages kurz nach drei Uhr hielt vor dem Hauſe, in dem Klaus von Barten wohnte, eine geſchloſſene Droſchke erſter Klaſſe. Langſam und bedächtig, über die „verflixte Engigkeit der vermaledeiten Stadtkutſchen“ brummend, ſtieg Herr von Willberg heraus. Als er ſeine vierſchrötige Geſtalt endlich aus dem Verließ gezwängt, drehte er ſich noch einmal um: „So, Agnes, da wären wir ja! Und nun kutſchier' Du zu der Aſta, und nachher treffen wir uns im Hotel. Und dem Kinde ſag' man, daß ſie eine verſtändige Göhre iſt, weil ſie mir gleich telegraphiert hat!“

Von drinnen klang noch ein dünnes Stimmchen: „Grüß' die Mutter, Willy, und ſie ſoll ſich nicht ſo aufregen — hörſt Du, lieber Willy —“ Dann zog der Braune an, und die Droſchke rollte in gemeſſenem Trabe davon.

Herr von Willberg hatte ſoeben die Hausthür hinter ſich geſchloſſen, als vor ihr eine zweite Droſchke Halt machte, aus der, mit faſt jugendlich elaſtiſchen Bewegungen, ein zweiter Herr ſprang: dünn und lang aufgeſchoſſen, mit einem ſcharf markierten Geſicht und brandrotem Henryquatre, der von einigen weißen Strähnen durchzogen war.

Der Herr lohnte den Kutſcher ſchnell ab, wobei er nicht unterließ, ihm eine bittere Bemerkung darüber zu machen, daß ſeine Roſinante ſchlecht geputzt ſei. Ohne die ſchnoddrige Gegenbemerkung abzuwarten, klingelte er an der Pforte und eilte dann leichtfüßig die Treppe hinauf.

Auf dem erſten Abſatz überholte er Herrn von Willberg. Die beiden Männer ſahen ſich einen kurzen Moment ſtarr ins Geſicht. Dann zogen ſie a tempo ihre Filze und machten, ehe dieſe ſtumme Grußbewegung noch völlig zum Abſchluß gekommen war, gleichzeitig Kehrt, als habe ſie plötzlich derſelbe Gedanke, umzukehren, erfaßt. Und wie es bisweilen auf der Straße zweien ſich Begegnenden ergeht, daß jeder höflich erſt nach der rechten Seite und gleich darauf jeder wieder nach der linken Seite ausweicht, ohne den Zweck der Übung zu erreichen, ſo geſchah es auch hier. Als Herr von Willberg ſah, daß der andere Kehrt machte, machte er Front und bemerkte erſt, als er wieder das Geſicht nach oben gewandt hatte, daß auch jener genau im gleichen Augenblick ſich umgedreht hatte. So ſtanden ſie wieder dicht neben einander und ſahen ſich bitterböſe an.

Und dann faßten ſie beide wieder an die Hüte, und das Manöver würde ſich vielleicht noch einmal wiederholt haben, wenn nicht Willy Willberg ſich kurz gefaßt und mit einem Geſicht, als ob er ſoeben ein wohlaſſortiertes Nadelkiſſen verſchluckte, geſagt hätte: „Zu wem willſt Du denn hier?“ Worauf der andere ungefähr mit dem gleichen Geſichtsausdruck, aber noch um fünfzig Prozent galliger im Ton, erwiderte: „Wüßte wahrhaftig nicht, was Dich das anginge!“

(Fortſetzung folgt.)

Schiffs-Zuſammenſtöße.

Eine Skizze aus dem Verkehr zur See von A. Oskar Klaußmann.

Wie eine Wolke umhüllt der Nebel den gewaltigen Dampfer, der nach Vorſchrift nur mit halber Kraft fährt!

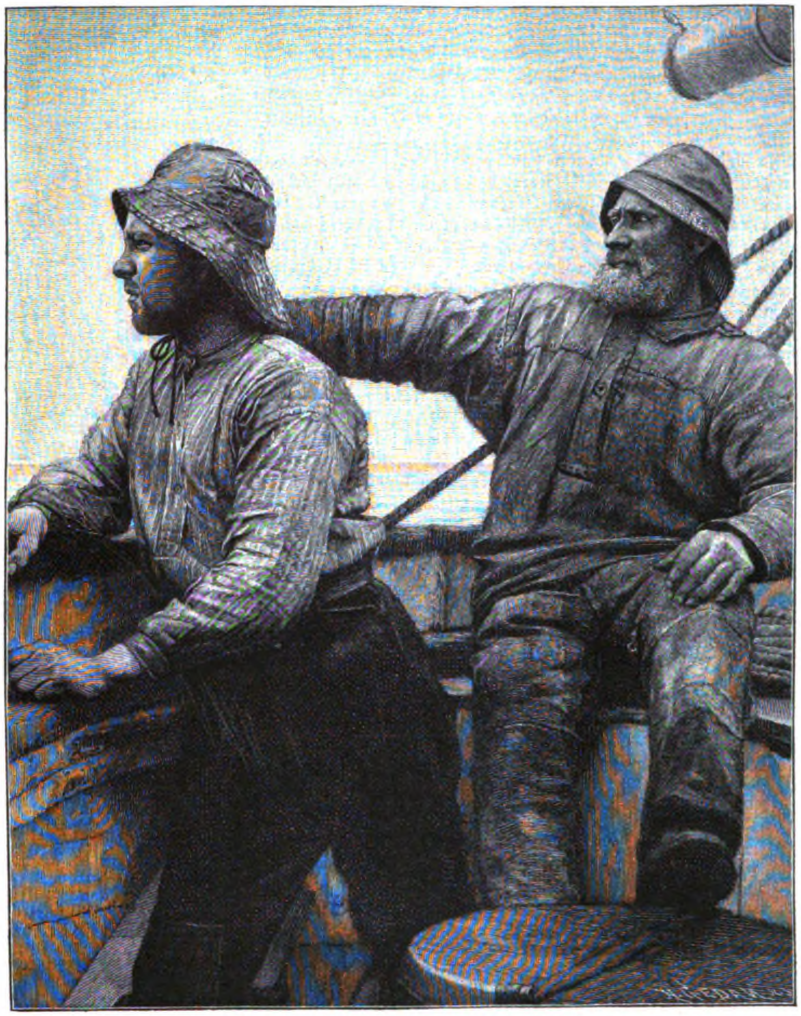
Jedes laute Sprechen an Bord, jedes überflüſſige Geräuſch ſind auf das ſtrengſte verboten. Der Kapitän auf der Brücke, der Offizier vorn auf dem Schiff, die Mannſchaften der Wache und im Ausguck lauſchen mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit nach rechts und links, nach vorn und hinten. In den vorſchriftsmäßigen Pauſen ertönt die Dampfpfeife des Schiffes und wird die Glocke angeſchlagen, aus näherer und weiterer Entfernung klingen Warnungsſignale von anderen Schiffen. Man iſt in einem gefährlichen, engen Fahrwaſſer, wo zahlreiche Schiffe verkehren, und der einzige Schutz für alle dieſe Fahrzeuge iſt das Beobachten der Signale, die von den anderen Schiffen gegeben werden. Wenn es nur nicht bei Nebel ſo erſchwert wäre, richtig zu hören. Die mit Waſſerdampf geſättigte Luft leitet den Schall ganz anders als trockene Luft, das geübteſte Ohr kann ſich über die Entfernung und über die Richtung, aus der die akuſtiſchen Signale kommen, außerordentlich täuſchen.

Da, an der Backbordſeite tönt eine Dampfpfeife bedenklich nahe!

Mit verhaltenem Atem lauſchen die Menſchen an Bord auf weitere Geräuſche, die Augen bohren ſich in die Nebelwand, aus welcher im nächſten Augenblicke ein Schiffskoloß erſcheinen kann ....

Da tönt die Dampfpfeife ſchon wieder, aber weiter zurück, der Dampfer hat das Schiff ſchon paſſiert.

Ein Brüllen eines Nebelhornes von vorn her: ein Segelſchiff befindet ſich dort. Die eigene Dampfpfeife gellt raſch hinter einander, um den Segler zu warnen, ſein Nebelhorn tönt bald mehr von Steuerbord her, auch er iſt glücklich an unſerem Schiff vorüber .....



Dort iſt's. Momentaufnahme von Dr. A. Vianna de Lima.

Dichter und dichter wird der Nebel!

Aus der grauen Nebelmaſſe vor dem Bug des Schiffes ſieht der Offizier, der auf der Back Ausguck hält, die geſpenſtiſchen Formen eines rieſigen Schiffes auftauchen ....

Da, da iſt er, ein gewaltiger Dampfer, mit dem man im nächſten Augenblick zuſammenrennen muß. Zwei Sekunden entſcheiden über das Schickſal der beiden Schiffe, über Hunderte von Menſchenleben! In der Hand des Offiziers auf der Back liegen in dieſem Augenblick Rettung und Untergang! In einer Sekunde muß er wiſſen, wie das gegneriſche Schiff entgegenkommt, ob ſpitz oder ſchräg von vorn, muß er das Kommando überlegt und auch gegeben haben. Ein Zögern, ein falſches Kommando verurſacht eine Kataſtrophe!

„Hart Backbord!“ gellt das Kommando des Offiziers.

In demſelben Augenblicke wiederholt es der Kapitän von der Brücke, der gleichzeitig den dunklen Schiffkörper aus dem Nebel auftauchen ſieht. Einige Momente atemloſer Spannung, in denen jeder ſchon das Krachen des Zuſammenſtoßes zu hören glaubt ...

Haarſcharf gleiten die beiden Schiffskoloſſe an einander vorüber!

Ein Klirren, Brechen, Krachen ertönt, von oben ſtürzen gebrochene Stengen und zerſplitterte Raaen herab! ...

Die Schiffe haben ſich ſo nahe geſtreift, daß die Takelage havariert und ein Stück der Schanzverkleidung, ſowie zwei Rettungsboote weggeriſſen wurden. Aber das Schlimmſte iſt noch im letzten Augenblicke abgewendet, man iſt eben mit einem „blauen Auge“ davongekommen.

Während man ſich mit aller Kraft bemüht, die Folgen der „Rempelei“ zu mildern und zu beſeitigen, tönt ſchon wieder ein Nebelhorn quer vor dem Bug, und die Gefahr eines Zuſammenſtoßes droht ſchon wieder ...

Wie bereits erwähnt, ſollen nach internationalen Abmachungen alle Schiffe unter Dampf und Segel langſamer fahren, wenn ſie ſich im Nebel befinden. Nur von den ſo außerordentlich gewiſſenhaften und pflichtgetreuen deutſchen Kapitänen aber kann man behaupten, daß ſie ſich an dieſe Vorſchrift ſtreng halten. Beſonders die Herren Engländer, die ſich noch immer für die Herren zur See anſehen, haben eine ganz andere Logik. „Ich kümmere mich den Teufel um die Vorſchrift,“ ſagt der engliſche Kapitän, „das Langſamfahren hält mich auf. Ich fahre einen der ‚Windhunde des Ozeans‘ und muß mit jeder Stunde Fahrzeit geizen. Ich kann nicht zwei Tage im Nebel wie eine Schnecke mich bewegen. Die größte Gefahr und gar keine iſt dasſelbe! Alſo voll Dampf voraus! Was fällt, das fällt! Wenn ich in voller Fahrt ein anderes Schiff treffe, das langſam geht, ſo bin ich noch im Vorteil bei einer Kolliſſion! Alſo los!“

Die Folgen dieſer Logik ſind die traurigen Kataſtrophen auf See, bei denen mehrere hundert Menſchenleben in wenigen Minuten verloren gehen. Schon ein kleines Schiff, das ein großes von der Seite und mittſchiffs rammt, kann dem Koloß den Untergang bringen.

Man macht ſich im Laienpublikum gar keinen Begriff davon, wie groß das Loch iſt, das in der Schiffswand durch das Anrennen eines anderen Schiffes entſteht. Nur wer Gelegenheit hatte, ein ſolches Leck zu ſehen, kann ſich von ſeiner Größe und Furchtbarkeit eine Vorſtellung machen. Ein Leck, welches zehn Meter unter und über die Waſſerlinie reicht und eine Breite von acht Metern hat, entſteht leicht durch das Zerſplittern der Eiſenplatten, aus denen die Schiffswand zuſammengeſetzt iſt. Welch fürchterliche Waſſermaſſe durch ſolches Leck in das Schiff hineindringt, kann man ſich ungefähr denken. Was ſollen die waſſerdichten Zwiſchenwände, die ſogenannten Kolliſionsſchote, in ſolchem Augenblicke helfen? Es iſt gar keine Zeit, ſie zu ſchließen, und gewöhnlich ſind ſie durch den furchtbaren Stoß, den das Schiff erhalten, ſo verbogen, daß ſie ſich gar nicht ſchließen laſſen. Der gefährlichſte Stoß iſt eben immer der, welcher das Schiff von der Seite trifft. Das hat man an dem letzten Unglück mit der „Elbe“ geſehen. Das Schiff, von dem die Elbe angerannt wurde, war ſehr klein, die Erſchütterung, die man im gerammten Schiffe empfand, war nach übereinſtimmenden Erklärungen aller Geretteten gar nicht groß, und doch ſank die Elbe ſchon nach wenigen Minuten fort, wie ein Stein. Welches ſind denn nun die Gründe für die grauenhaften Zuſammenſtöße auf See? Die Antwort lautet: Nebel, enges Fahrwaſſer, heftiger Sturm, Pflichtverletzung von ſeiten gewiſſer Schiffsführer, welche bei Nacht nicht die vorſchriftsmäßigen Laternen führen, die bei Nebel nicht die vorgeſchriebenen akuſtiſchen Signale geben und nicht die Fahrt verlangſamen, Unfähigkeit gewiſſer Schiffsführer in den Momenten der Gefahr, Kopfloſigkeit einzelner Schiffsoffiziere, Unaufmerkſamkeit der Poſten und Wachen, die das Herankommen eines fremden Schiffes zu ſpät melden, und niederträchtigſte Rückſichtsloſigkeit einzelner Kapitäne, die ſich nicht im geringſten um internationale Abkommen kümmern und denjenigen in Grund und Boden fahren, der ihnen nicht ausweicht, obgleich er zum Ausweichen gar nicht verpflichtet iſt. Solche rückſichtsloſe Menſchen entfernen ſich auch gewöhnlich nach einer Kataſtrophe, ohne die geringſte Hilfe zu leiſten, ſchon um ſich der Verantwortung und der Angabe ihres Nationales zu entziehen.

Laſſen ſich denn dieſe Übelſtände nicht beſeitigen und Vorkehrungen treffen, durch welche ein Zuſammenſtoßen der Schiffe überhaupt unmöglich gemacht wird?

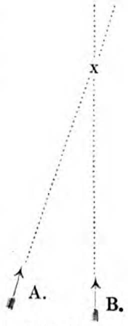
Es iſt wohl möglich, eine Verminderung der Unglücke herbeizuführen, aber eine gänzliche Beſeitigung iſt ausgeſchloſſen. Treten doch fürchterliche Kolliſionskataſtrophen ein, bei hellem Tage, bei beſtem Wetter, bei voller Pflichterfüllung, bei Vermeidung aller Fehler, bei der Abweſenheit alles böſen Willens und aller Rückſichtsloſigkeit.

Der Laie wird es für unmöglich halten, daß unter ſolchen Umſtänden zwei Schiffe auf offener See, die ganze Quadratmeilen Platz zum Ausweichen haben, noch zuſammenrennen können, und doch geſchieht dies, wie wir gleich ausführen werden.

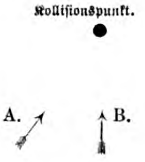
Vorher müſſen aber noch zwei Irrtümer berichtigt werden, die in Laienkreiſen vielfach anzutreffen ſind: betreffend die Manövrier- und Steuerfähigkeit der modernen Schiffe und die Wirkungen ihrer Dampfmaſchinen. Man darf nicht vergeſſen, daß die heutigen großen Dampfer bis zu vierhundert Fuß lang ſind und daß ſie gar nicht zu ſteuern ſind, wenn ſie ſich nicht in voller Fahrt befinden. Wenn vor einem Zuſammenſtoß der Kapitän die Fahrt „ſtoppt“ oder ſehr verlangſamt, verliert er damit auch die Herrſchaft über das Schiff. Dann darf man auch nicht glauben, daß ein ſolcher Schiffskoloß dem Steuer in der Weiſe gehorcht, wie ein kleiner Vergnügungskahn. Wenn das Steuer auch richtig gelegt iſt, ſo dauert es doch einige Zeit, bis ſeine Wirkung ſich vom hinteren Ende des langen Schiffes bis zur Spitze überträgt und dieſe nach rechts oder links abweicht. Auch hat man das Schiff niemals ſo in der Gewalt, daß man es durch Umſteuerung der Maſchine und Rückwärtsſchlagen der Schrauben auch zum ſofortigen Rückwärtsgehen veranlaſſen könnte. Schon bei einer Lokomotive, auf der man Kontredampf gibt, dauert es einige Zeit, bis die Lokomotive aus der Vorwärtsbewegung in den Stillſtand und dann erſt in den Rückwärtsgang kommt. Noch viel länger dauert dies bei einem Schiff, das ſich mit ſeinen Hunderttauſenden Zentnern toten Gewichtes in voller Fahrt befindet. Wenn alles klappt, dauert es mindeſtens zwei Minuten bis ein Schiff durch Umſteuerung der Maſchine nach rückwärts geht, und dieſe Minuten ſind eben bei drohendem Zuſammenſtoß das Verhängnisvolle.

Aber ſehen wir uns einmal an, wie ſolch ein Zuſammenſtoß bei beſtem Wetter auf offener See, unter Beobachtung aller Vorſicht auf beiden Schiffen, trotz Befolgung aller Vorſchriften entſteht.

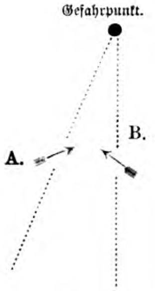
Zwei Schiffe A und B fahren in der Richtung, welche auf Skizze 1 die punktierten Linien andeuten. Punkt x wäre der Ort, in welchem die beiden Schiffe kollidieren würden, wenn ſie gleichzeitig dort ankommen würden. Die Schiffe ſind ziemlich nahe, auf beiden Fahrzeugen iſt alles auf dem Poſten und wird ſcharf beobachtet. In einem gewiſſen Augenblick ſtehen ſie ſo zu und neben einander, wie dies die Skizze 2 angibt.



Skizze 1.



Skizze 2.



Skizze 3.

Wenn die Schiffe jetzt beide weiterfahren, ſo iſt eine Kolliſſion unvermeidlich.

Was ſoll nun geſchehen?

Die internationale Abmachung beſagt: „Wenn die Kurſe zweier Dampfſchiffe ſich ſo kreuzen, daß die Gefahr eines Zuſammenſtoßes entſteht, ſo muß dasjenige Dampfſchiff aus dem Wege gehen, welches das andere an ſeiner Steuerbordſeite hat.“

Es hätte alſo das Dampfſchiff A ſeinen Kurs zu ändern, während B ſeine Fahrt fortſetzt. Sehen wir uns die Skizze 3 an. Der Käpitän von A will vorſchriftsmäßig ausweichen. Er wird dies dadurch thun, daß er ſein Schiff nach rechts ausbiegen läßt und ſeine Fahrt verlangſamt. Er läßt dann B vorüber und geht hinter deſſen Hinterteil, dem Heck, nach rechts auf ſeinen Kurs. Der Kapitän gibt die diesbezüglichen Kommandos.

Der Kapitän von B hat aber auch geſehen, in welch bedenklicher Weiſe ſich die Schiffe nähern. Er weiß nicht ſicher, ob der Kapitän von A ſich an die internationale Abmachung halten, ob er ausweichen wird. Er beſchließt das Schiff A vorzulaſſen, und um ihm Platz zu machen, biegt er nach links aus, um hinter dem Heck von A vorüberzugehen.

Die Kommandos werden auf beiden Schiffen gleichzeitig gegeben, und eine halbe Minute ſpäter ſehen die Kapitäne, daß eine entſetzliche Kataſtrophe, die den ſicheren Untergang beider Schiffe herbeiführt, unvermeidlich iſt.

Sie ſehen das beide, aber ſie können abſolut nichts dagegen thun.

Die nächſte Minute entſcheidet, und in dieſer Minute hilft kein Umlegen des Steuers mehr, kein Umſteuern der Maſchine. Ehe man die Schiffe zum Ausbiegen oder Rückwärtsgehen bringt, iſt das Unglück eben geſchehen. Ein Irrtum, eine Unſicherheit in der Schätzung der Diſtanz zwiſchen den beiden Schiffen, ein falſches Kommando, eine falſche Ausführung eines richtigen Kommandos führen in ſolchen entſcheidenden Augenblicken die furchtbarſten Kataſtrophen herbei.

Der Laie wird darauf fragen: „Ja warum bringt man ſich denn erſt in ſolche gefährliche Nähe zu einander? Warum weichen ſich die Schiffe nicht ſchon in weiter Entfernung und mit ſolchem Abſtand aus, daß an eine Kolliſion gar nicht gedacht werden kann?“

„Zeit iſt Geld,“ auch auf hoher See. Jeder Kapitän ſucht ſobald wie möglich nach dem nächſten Hafen zu kommen, nach dem er beſtimmt iſt. Wollte er jedem begegnenden Schiffe kilometerweit ausweichen, ſo würde er ſeine Reiſe ſehr aufhalten, dann aber würde die eigne Mannſchaft glauben, der Kapitän ſei nicht „klar im Kopf“.

Ohne Veranlaſſung fällt kein Seemann von dem beſtimmten Kurs ab, und am wenigſten bietet ihm Veranlaſſung dazu die Begegnung mit einem anderen Schiffe, deſſen Führung und Bemannung er gerade zeigen will, wie ſicher er auf ſeinem Kurſe liegt und wie „ſchneidig“ er fährt.

Auch der Seemann aller Nationalitäten hat ſein Standesbewußtſein und ſeine Standesvorurteile, und manchmal ſind letztere ſchon für ihn und andere Schiffe verhängnisvoll geworden.

„Navigare necesse est, vivere non est necesse.“

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Otto Lingner malt mit ausgeſprochener Vorliebe ſchöne Frauengeſtalten. Diesmal iſt es ein Mädchen aus dem Volke, eine junge holländiſche Fiſchersfrau, die er auf ſeiner Leinwand feſtgehalten hat. Es iſt in dem Bilde „Friſche Ware“ aber doch mehr enthalten, als nur ein hübſches Geſicht. Je länger man das Geſicht anſieht, deſto lebendiger ſpricht es zu dem Beſchauer, deſto mehr gewinnt es an Ausdruck. Eine naive Koketterie liegt in den reizenden Zügen, der lächelnde Mund und die frohen Augen erzählen von einem heiteren Sinn.

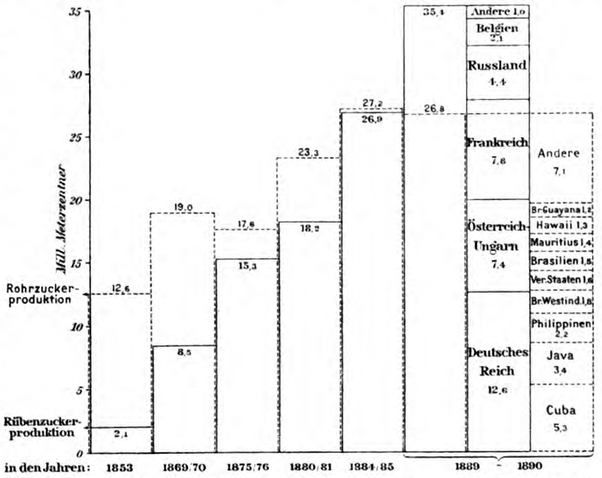
Der Künſtler, der uns unſer zweites Vollbild gab, J. Veſin, ſchließt ſich jener Gruppe polniſcher Maler an, die ſeit Jahren in München eine Stätte ihres Wirkens gefunden haben und ein weſentliches Element in dem Kunſtleben der Jſarſtadt bilden: Joſef Brandt, Chelminski, Wierusz-Kowalski, v. Czachorski ꝛc. Aus dem öſtlichen Europa, aus Polen, aus Galizien und Ungarn, wählen ſie faſt ausnahmslos die Stoffe zu ihren meiſt reichbewegten Bildern, in denen neben kriegeriſchen Aktionen, faſt ſtets mit ſtarkem patriotiſchen Empfinden dargeſtellt, Jagdſcenen, Vorwürfe aus der ſchneebedeckten Steppe, Roß, Reiter, Wagen und Schlitten häufig wiederkehren.

Das kleinere Bild „Dort iſt's!“ auf S. 337 bitten wir unſere Leſer einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Es iſt nämlich dadurch intereſſant, daß es nicht die Wiedergabe eines Gemäldes, ſondern einer Momentphotographie iſt. Die beiden in die Ferne ſpähenden Schiffergeſtalten ſind in ihrer charakteriſtiſchen Haltung, im Ausdruck ihrer Züge wahrlich ein Beweis dafür, zu welchen Leiſtungen heute die Lichtbildnerkunſt befähigt iſt — wenn nämlich die photographiſche Kamera in der richtigen Hand liegt.

Das Aquarellbild: „Am Wolfbach“ zeigt uns den großen Novelliſten Gottfried Keller als hervorragenden Maler, der es verſtand, die Natur als echter Poet zu ſchildern. Gottfried Keller wollte ſich auch anfänglich der Kunſt widmen, und war, um ſich als Landſchaftsmaler auszubilden, einige Jahre in München, wurde ſich aber bald darüber klar, daß ſein ſchöpferiſches Talent ihn weit mehr auf die Poeſie als auf die bildende Kunſt hinwies.

Altertumskunde.

Nur ein Teil unſerer Leſer wird vielleicht wiſſen, was man unter einem „Kjökkenmöddinger“ verſteht. Jn der Mitte unſeres Jahrhunderts wurde in Dänemark die Aufmerkſamkeit auf eigentümliche Anſchüttungen unweit der Meeresküſte gelenkt, die zahlreiche Schalenreſte, Knochen ꝛc. enthielten. Man glaubte zuerſt, dieſelben ſeien Anſchwemmungen aus dem Meere oder Ablagerungen des letzteren, die infolge von Hebung des Bodens auf das feſte Land gekommen ſeien. Bald ſtellte ſich aber heraus, daß dieſe Anſchüttungen künſtlichen Urſprungs ſind; man fand in ihnen neben Muſchelſchalen und Knochenreſten auch Thonſcherben und Kohlenreſte, nie aber Metallgeräte. Es waren daher augenſcheinlich Abfallhaufen (däniſch Kjökkenmöddinger) menſchlicher Wohnſtätten, die zu einer Zeit beſtanden hatten, in der der Menſch den Gebrauch der Metalle noch nicht kannte. Derartige Kjökkenmöddinger waren bisher an den deutſchen Küſten nur in einem Falle, nämlich 1874 in der Nähe von Tolkemit am Friſchen Haff, gefunden worden, es iſt daher ſehr intereſſant, daß kürzlich, wie die „Natur“ nach einer Mitteilung der Danziger Naturforſchenden Geſellſchaft berichtet, ein neuer großer Kjökkenmöddinger in Weſtpreußen entdeckt wurde. Derſelbe liegt am Ufer der Oſtſee, auf dem Gute Rutzau des Herrn von Below, und bildet eine ausgedehnte uralte Kulturſchicht. Sie enthält, ſchreibt die „Natur“, bearbeitete Feuerſteinſplitter, Reſte von Fiſchen, Kiefernſtücke und Hauer vom Wildſchweine und zahlreiche Seehundsreſte, aufgeſchlagene Röhrenknochen des Rindes, ferner Holzkohle eines Laubbaumes, etwas Bernſtein und Hunderte von Thonſcherben. Letztere beſtehen aus einem mit Sand reich verſetzten, ſchlecht gebrannten, unglaſierten Thon. Außer vielen Bodenteilen ſind zahlreiche, teilweiſe durchlochte Randſtücke gefunden. Die Hauptmaſſe der Scherben zeigt die für die Steinzeit charakteriſtiſchen Finger-, Strich- und Schnureindrücke, oft in ſehr ſauberer Ausführung. Viele tragen auch bereits mehr oder minder entwickelte und vervollkommnete Henkel, vom einfachen, rohen Knopfanſatz bis zum kräftig gebauten, öſenartig durchbohrten Knauf. Bezeichnend für dieſe Gefäße iſt das Auftreten hufeiſenförmiger Wülſte, die eine beſondere Form ſeitlicher Griffe darſtellen. Die Gefäße ſind keine Aſchenurnen, ſondern Töpfe, wie ſie in der Wirtſchaft gebraucht wurden. Außer dieſen ſind, ganz wie in Tolkemit, auch wannenförmige, flache Gefäße gefunden worden.



Rübenzucker- und Rohrzuckerproduktion von 1853—1890 (1 qcm = 5 Mill. Metercentner).

Statiſtiſches.

Die obenſtehende Skizze veranſchaulicht einen der intereſſanteſten Vorgänge, welche im Lauf des letzten halben Jahrhunderts auf dem Weltmarkt eintraten. Sie veranſchaulicht nämlich die Verſchiebungen, welche ſich ſeit 1853 in der Produktion des Rohrzuckers und des Rübenzuckers vollzogen haben. Zum Verſtändnis ſei hervorgehoben, was freilich der Kundige ohne weiteres aus der ſtatiſtiſchen Darſtellung herauslieſt, daß die mit unterbrochenen Linien eingefaßten Vierecke die Rohrzucker-, die mit geſchloſſenen Linien eingefaßten die Rübenzuckerproduktion in den (unter den Vierecken ſtehenden) Jahren bezeichnet; für die „Kampagne“, um ſich der Sprache der Zuckerinduſtriellen zu bedienen, 1889/90 ſind auch die auf die wichtigſten Produktionsgebiete entfallenden Mengen zum Ausdruck gebracht. Es iſt ohne weiteres einleuchtend, wie enorm die Rübenzuckererzeugung gegenüber der des Rohrzuckers ſeit 1853 geſtiegen iſt — eine auch für Deutſchland hocherfreuliche Thatſache. Hoffentlich ſorgt die Geſetzgebung dafür, daß unſere Rübenbauer und Zuckerfabrikanten dieſe Stellung auf dem Weltmarkte behaupten können. — Die intereſſante Skizze iſt der ſoeben erſchienenen neuen, ſtark vermehrten Auflage des geographiſchen Handbuchs zu Andrees Handatlas (herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher erſter Autoritäten von A. Scobel — Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld) entnommen. Das Werk bringt neben dem rein geographiſchen Jnhalt eine Fülle eingehender Mitteilungen über den Welthandel und die Produktion der wichtigſten Gegenſtände des erſteren.

Schiffahrt.

Störungen der Kompaßnadel haben leider nur ſchon zu oft ſchwere Unglücksfälle zur See veranlaßt, und wenn auch immer mehr der Einfluß des Eiſens, das ein Schiff an ſich hat, in Betracht gezogen wird, kommen dennoch Ablenkungen der Magnetnadel vor, deren Urſachen meiſt erſt nach der Kataſtrophe ergründet wurden. Jm Jahre 1890 ſtieß das Vollſchiff „Vandalia“, wie die „Hanſa“ berichtet, mit einem Dampfer zuſammen. Der Navigationsoffizier der „Vandalia“ gab ſeine Meinung dahin ab, daß die Petroleumladung des Schiffes die Kompaſſe beeinflußt haben müſſe. Es iſt aber nicht entſchieden, ob das Erdöl oder ob die Blechbüchſen, in die es gefüllt war, die Nadeln ablenkte. Der Dampfer „Creti“ lief bei Neuſeeland auf den Strand, weil Stangeneiſen in allzugroßer Nähe der Kompaſſe geſtaut war. Ein Schiffsführer behauptete, im Roten Meere beobachtet zu haben, daß die Nadel ſeines Schiffes eine Ablenkung von 10 Grad erfuhr, wenn die eine Breitſeite den Sonnenſtrahlen anhaltend ausgeſetzt war. Als Grund dieſer Erſcheinung gab er die durch einſeitige Erwärmung des Schiffes entſtandenen elektriſchen Ströme an. Zwiſchen Sable Jsland und Nantucket iſt die Oberfläche der See erwieſenermaßen in Streifen von verſchiedener Temperatur geteilt, was vielleicht zur Erklärung der in dieſen Gewäſſern häufig beobachteten Kompaßablenkungen dienen könnte, da die verſchiedene Erwärmung und Abkühlung elektriſche Ströme erzeugt, die ihrerſeits auf die Magnetnadel einwirken. Jm Jahre 1893 ſtrandete der Dampfer „Suſar E. Peck“ bei hellem Tage auf dem Oberen See (Kanada) infolge falſcher Angabe der Nadel. Später ſtellte ſich heraus, daß die Ablenkung der Nadel durch das Bein des Lotſen verurſacht wurde. Der Lotſe hatte nämlich ein künſtliches Bein aus — Stahl. Daß die Kompaßnadel während heftiger Wirbelwinde mit elektriſchen Ladungen alle Richtkraft verliert, iſt öfter beobachtet worden. Dieſen und anderen Ungeſetzmäßigkeiten auf die Spur zu kommen und Abhilfe zu ſchaffen, iſt die Aufgabe wiſſenſchaftlicher Forſchung. St.

Sprechſaal.

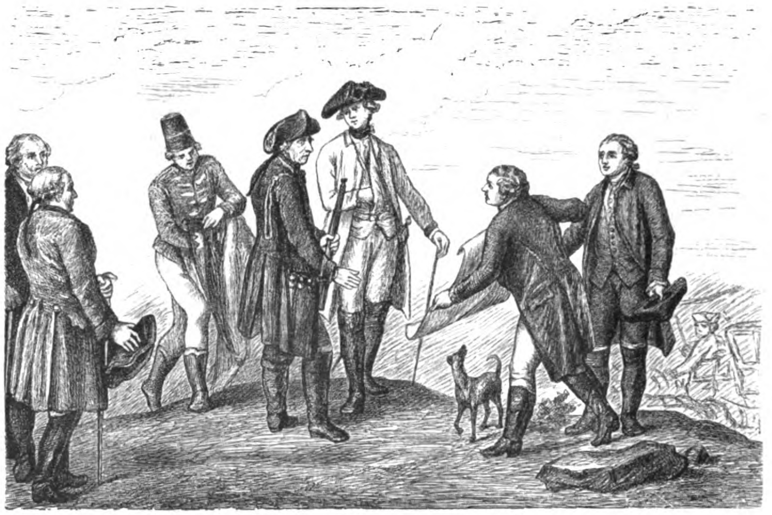
Jn einer politiſchen Verſammlung zu Hannover, ſo ſchreibt uns ein Leſer des Daheim, ſoll kürzlich ein Brief des Großen Kurfürſten an Ludwig XIV. verleſen worden ſein, in welchem erſterer dem franzöſiſchen König die deutſche Kaiſerkrone angeboten hätte. Was iſt Wahres an dieſer Sache?

Wir ſtellen die Frage zur Diskuſſion.

Friedrich d. Gr. und von Knobelsdorf auf der Höhe von Sansſouci.

Jm Hohenzollernmuſeum zu Berlin befindet ſich eine, aus dem Beſitz des Kaiſers Friedrich ſtammende Handzeichnung, welche wir hier wiedergeben. Sie iſt gerade jetzt von beſonderem Jntereſſe, weil vor wenigen Wochen 150 Jahre verfloſſen waren, ſeit Friedrich der

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Friedrich der Große prüft mit dem Baumeiſter von Knobelsdorf auf der Höhe von Sansſouci den Bauplan.

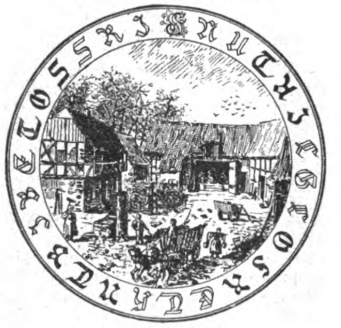
Große den Befehl zum Bau des Schloſſes Sansſouci gab: am 13. Januar 1745 nämlich. Am 15. April desſelben Jahres wurde der Grundſtein gelegt und der Bau, trotz der Ungunſt der kriegeriſchen Zeit, ſo gefördert, daß die Einweihung der neuen Reſidenz am 1. Mai 1747 ſtattfinden konnte. Unſere älteren Leſer mögen über die Baugeſchichte das Nähere in den ausführlichen, reich illuſtrierten Artikeln nachleſen, die Hofprediger Rogge im Jahrg. XXIII des Daheim veröffentlichte. Erwähnt ſei jedoch, daß der König, trotzdem er urſprünglich ſelbſt dem Schloß auf der Höhe des Potsdamer Weinbergs den Namen „Sansſouci“ gab, es meiſt ſchlechthin ſein „Weinhaus“ — „ma vigne“ — nannte, während er das ſpäter erbaute Neue Palais regelmäßig als „mon palais de sanssouci“ zu bezeichnen pflegte.

Einige kurze Lebensdaten über Hans Georg Wenzel von Knobelsdorf ſeien hier beigefügt. Er war am 17. Februar 1699 auf dem elterlichen Gut Kuckädel in der Lauſitz geboren und hatte ſich urſprünglich dem Militärſtande gewidmet. Als ſein Regiment 1729 nach Berlin verlegt wurde und er hier die Prachtbauten und Skulpturen Schlüters kennen lernte, als er dann mit einigen unter Dubois' und Pesnes Leitung gemalten Porträts und Landſchaften Beifall erntete, gab er ſeinen bisherigen Beruf auf, um ganz der Kunſt leben zu können, vornehmlich der Baukunſt, die ihn bald in erſter Linie feſſelte. Nach einer längeren Studienreiſe durch Italien gewann Knobelsdorf in Rheinsberg, wo er Aufnahme in den Freundeskreis des Kronprinzen Friedrich gefunden hatte, Gelegenheit, ſein Talent praktiſch zu bethätigen; die Vollendung des ſchon im Umbau begriffenen Schloſſes wurde ihm übertragen und von ihm mit dem Verſtändnis des gebildeten Landſchaftsmalers im Einklang mit der Parkumgebung durchgeführt. Bald nach der Thronbeſteigung ernannte ihn Friedrich zum Sur-Intendant ſämtlicher Schlöſſer und Gärten und directeur en chef aller königlichen Bauten. Der Flügelanbau des Schloſſes zu Charlottenburg, das Opernhaus entſtanden damals; weniger bekannt dürfte ſein, daß Knobelsdorf auch mit der Umwandelung des Wildgeheges zwiſchen Berlin und Charlottenburg, dem heutigen Tiergarten, begann. Bei dem Umbau des Stadtſchloſſes zu Potsdam kam es jedoch bereits zu Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen dem König und ſeinem Baumeiſter, bei dem Bau von Sansſouci traten dieſe noch ſchärfer hervor, ja hier ſind die Entwürfe Knobelsdorfs nur zum Teil zur Ausführung gelangt. Trotz eines äußerlichen Ausgleichs blieb das Verhältnis zwiſchen dem Herrſcher und Knobelsdorf ein geſpanntes, und erſt der Tod — Knobelsdorf ſtarb am 16. Sept. 1753 zu Berlin — glich die Gegenſätze des Lebens aus: Friedrich ehrte den Jugendfreund durch eine ſelbſtverfaßte Lobrede, die am 24. Jan. 1754 in der Akademie der Wiſſenſchaften verleſen wurde.

Knobelsdorf gehört unbedingt zu den hervorragenderen norddeutſchen Architekten. Trotz aller Beeinfluſſung durch das Rokoko, den Modeſtil ſeiner Zeit, hatte er — lange vor Johann Joachim Winckelmann — in der Rückkehr zur Geſetzmäßigkeit der Antike das ſicherſte Mittel zur Wiederbelebung der Kunſt erkannt, und er war dem Weſen der alten Kunſt näher gekommen, als irgend ein deutſcher Baumeiſter vor ihm. Das beweiſt vor allem der Bau des Berliner Opernhauſes, ſeines Meiſterwerkes.

In unſerer Spielecke.

1. Problem: Das Gut.



2. Wechſelrätſel.

Der Dichter, wie der Pädagog,
Bedarf den hellen Blick.
Doch ew'ge Nacht mein Aug' umzog
Und trübte mein Geſchick.
Verändert ſich der Laut am Schluß,
Schnell eine Pflanze treibt;
Des Südens Glut ſie reifen muß
Und heiß und ſcharf ſie bleibt.

M. Sch. (Kaſſel.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 20.

1. Problem: Die Orden.

Man nimmt zuerſt den in der Mitte ſtehenden Buchſtaben D. Die einzelnen Abteilungen werden alphabetiſch nach dem Anfangsbuchſtaben jedes einzelnen Ordens beſtimmt. Alſo: 1. Adler, 2. Blume, 3. Kreuz, 4. Löwe, 5. Mond, 6. Ritter, 7. Stern. — Die Buchſtaben der einzelnen Abteilungen werden in der Reihenfolge: erſt die weißen, dann die ſchwarzen geleſen. Alſo: D, dann Adler $\underbrace{\mathrm{U\ R}}_{\text{ſchwarz}}$ $\underbrace{\mathrm{S\ T}}_{\text{weiß}}$ u. ſ. w.

Man erhält bei richtiger Löſung: „Durſt nach Ehr' macht viel Beſchwer'!“

2. Vierſilbige Scharade.

Rododendron.

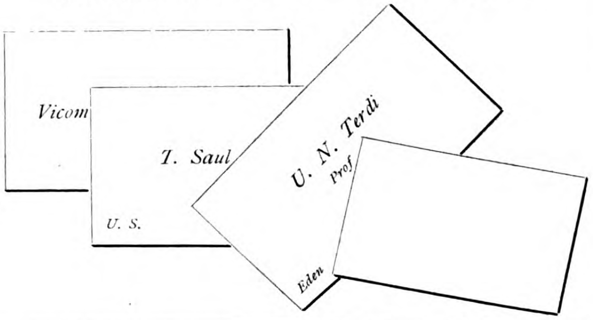
3. Rätſel.

„Und.“

4. Arithmetiſche Aufgabe.

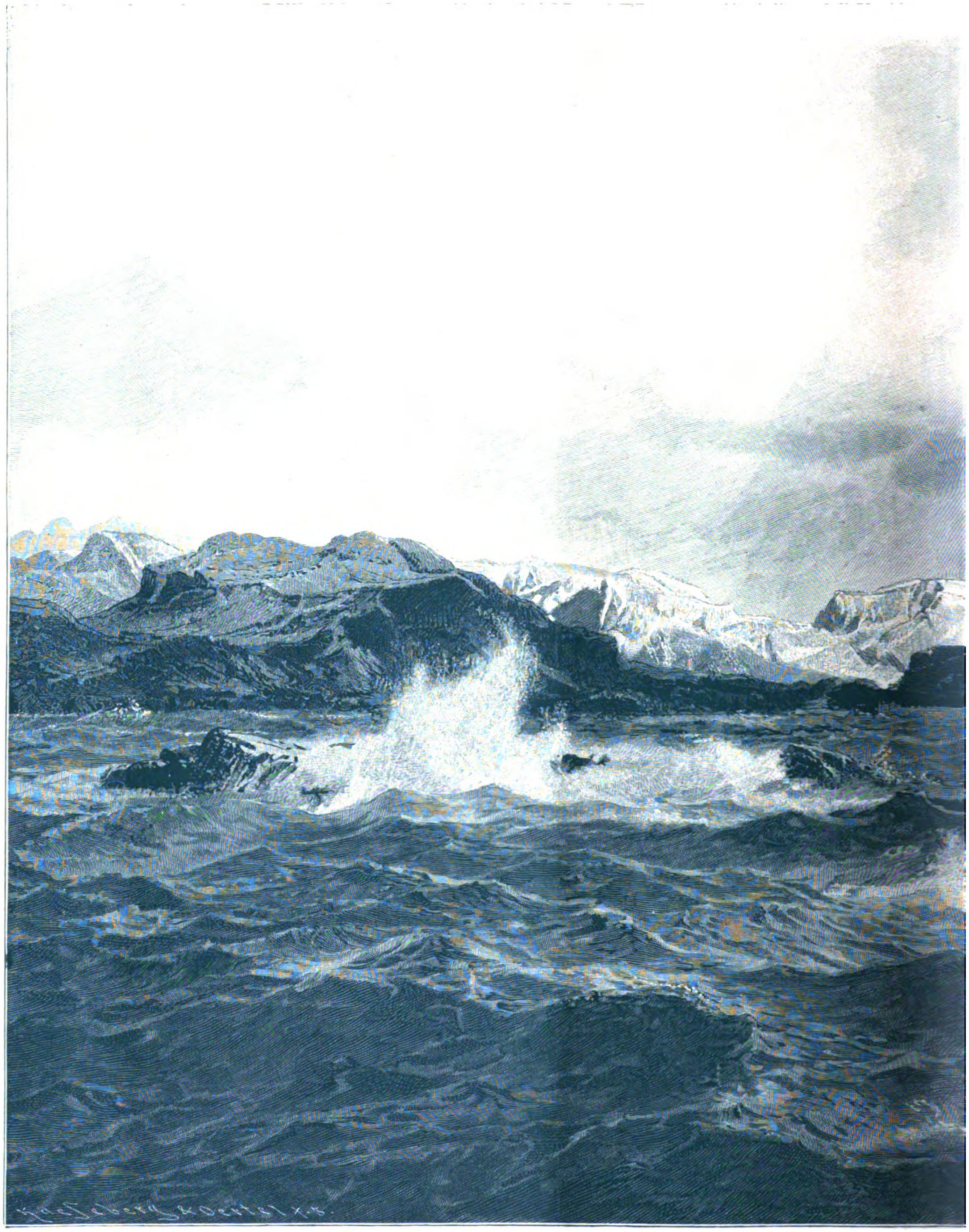
Wallot.

5. Aufgabe. „Wie kommt Saulus unter die Propheten.“



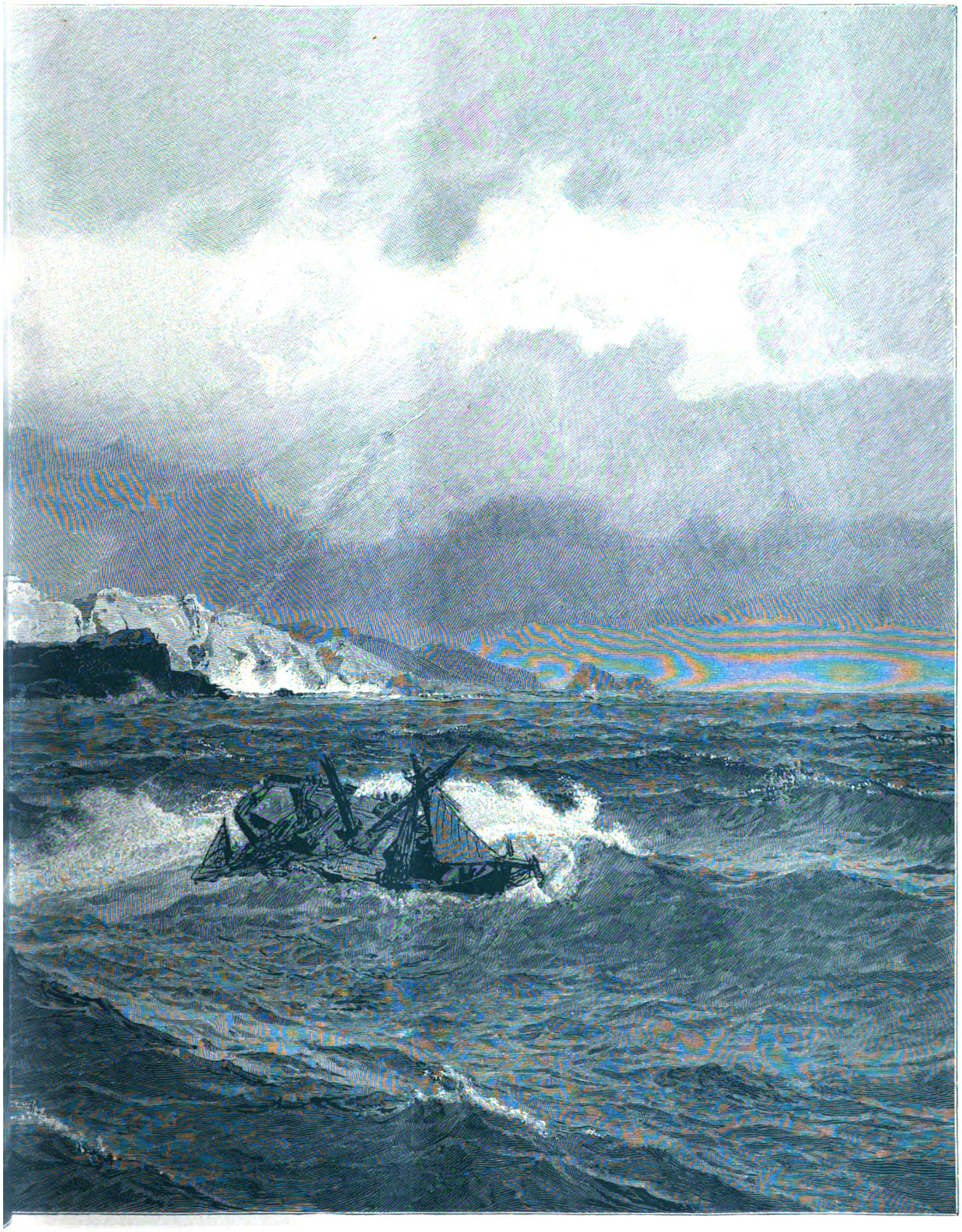
Inhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Neue Bücher. Von Th. H. Pantenius. — Zwei Lieder im Volkston. Gedichte von Heinrich Seidel. — Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Schiffs-Zuſammenſtöße. Eine Skizze aus dem Verkehr zur See von A. Oskar Klaußmann. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Friſche Ware. Von Otto Lingner; Umgeworfen. Von J. Beſin; Dort iſt's! Nach einer Momentaufnahme von Dr. A. Vianna de Lima; Am Wolfbach. Aquarelle von Gottfried Keller. — Altertumskunde. — Statiſtiſches. Mit einer Skizze. — Schiffahrt. — Sprechſaal. — Friedrich der Große und von Knobelsdorf auf der Höhe von Sansſouci. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Hasselberg & Oertel X.A.

Sturm an der ſchottiſch

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 8.



en Küſte. Von H. Gude.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 2. März 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 22.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Traugott Böhm ſah Helm verwundert und mißtrauiſch nach.

„Wer war denn dieſer wunderliche und aufgeregte Menſch, Herr Aktuar?“ ſagte er endlich nach einer Pauſe, „ich meine ſein Geſicht ſchon irgendwo geſehen zu haben, aber ich kann mich wirklich im Augenblick nicht entſinnen —“

„Ein Unglücklicher,“ entgegnete Hoeck, ohne von ſeinem Protokoll aufzublicken. „Ein Bemitleidenswerter, dem ruchloſe Hände ſchon vor ſeiner Geburt jedes Anrecht auf Menſchenglück geraubt und ihn einſam in die Welt hinausgeſtoßen haben. Er iſt ein nachgeborener Sohn des ermordeten Oberförſters Helm, und wir beſchäftigen ihn aus Mitleid als Kopiſten, denn ſein Geiſt iſt ſo trübe, wie ſeine Vergangenheit. — Alſo der Aushang ſoll ſofort, der Verkauf aber erſt ſpäter erfolgen, wenn ich Sie recht verſtanden habe.“

Der Aktuar ſchrieb, als er keine Antwort erhielt, ruhig weiter, beendigte das Protokoll, las es mit murmelnder Stimme vor und ſchob dann den Bogen zur Unterſchrift über den Tiſch. Er blickte dabei zum erſtenmal auf, nahm ſeine Brille ab und drehte das Geſicht nach dem in ſeinem Rücken befindlichen Fenſter. „Ja ſo, es ſchneit noch immer, und das gibt die ſonderbare Beleuchtung. Sie ſitzen in einem ſchlechten Licht, Herr Böhm, es macht Sie ganz elend ausſehen. Geht es mit der Feder, oder iſt ſie eingeroſtet?“

Nein, die Feder war ganz gut, aber Traugott Böhm ſchien dennoch nicht recht mit ihr zu ſtande kommen zu können. Er ſetzte zweimal an und machte dann einen Klex. Dabei murmelte er etwas von einer zittrigen Hand, und Hoeck entgegnete: „Freilich, Herr Böhm, wir werden mit der Zeit alt. Schnee auf dem Kopfe und Schnee auf den Bergen, wer kann es wiſſen, wie bald er auf unſeren Grabhügel niederfallen wird!“

Traugott Böhm nahm ſeinen Hut und entfernte ſich langſam aus dem Amtszimmer des wunderlichen Grüblers. Er ging etwas gebückt und machte in dieſem Augenblick den Eindruck eines Mannes, der ſchon am Ende ſeines Weges die aufgeworfenen Erdſchollen ſieht und nun die Schritte zu verkürzen ſtrebt, um den Anblick jener unheimlichen und unerbittlichen Grube um einige Herzensſchläge hinauszuſchieben.

Zu derſelben Zeit betrat der Amtsdiener Seiffarth das Büreau ſeines Chefs.

„Herr Amtsrichter,“ ſagte er, und ſeine wehmütige Stimme hatte einen Anklang natürlicher menſchlicher Bekümmernis, „Herr Amtsrichter, ich glaube, wir werden es mit dem Helm nicht mehr lange machen können, er wird jeden Tag vertrackter. Vor ein paar Minuten wollte er die Regiſtrande in den Ofen ſtecken, weil er ſie für ein Scheit Holz anſah, und jetzt hat er richtig das böſe Weſen. Soll ich ihn ein bißchen in den Schnee hinausthun, oder meinen Sie, daß es beſſer iſt, wenn wir den Sanitätsrat herbeirufen?“

* * *

Es war um zwei Wochen ſpäter. Der Schneefall hatte ungeachtet der gegenteiligen Prophezeiung Wendels allmählich aufgehört, und es war dafür Froſtwetter eingetreten.

Der ganze Wald lag unter einer ſtarren, glitzernden Hülle, und die Holzſchlitten begannen allmählich Bahn in die ungeheuren Schneemaſſen zu wühlen, deren wildes Treiben noch vor kurzem jeder Ausſicht auf Verkehr zu ſpotten ſchien. Dennoch belebte nur ſelten das Läuten eines Geſchirrs die tiefe Einſamkeit, und man konnte bisweilen eine Stunde zwiſchen den ſchneebelaſteten Kiefern dahinwandern, ohne einen anderen Laut zu vernehmen, als das Krächzen der hungernden Raben und das Krachen niederbrechender Stämme. Selbſt das Rauſchen des Waſſers war unter der Macht des Froſtes verſtummt, und aus dieſem Grunde ſtanden auch die Räder

der Bezirksmühle ſtille, als wenn ſie unter den ſie einhüllenden Eiszapfen erſtarrt und in Todesſchlaf verſunken wären. Vielleicht aber hätten ſie auch ohne dieſe Vergewaltigung durch Naturkräfte ihre Arbeit einſtellen müſſen.

Seit acht Tagen hing am Gerichtsbrett und an der Ortstafel von Oberdorf das Subhaſtationspatent über die Bezirksmühle, und dieſes längſt vorausgeſehene Ereignis hatte trotz der ungünſtigen Verkehrsverhältniſſe bereits in allen Hütten und Weilern der Umgegend Eingang gefunden und diente zum Gegenſtand gelegentlicher Unterhaltungen.

„Das Amt hat ſeine Hand darauf gelegt,“ ſagten die Leute, und dieſe Auffaſſung genügte, um jede Geſchäftsverbindung mit Jakob Lutz abzubrechen, denn man konnte nicht wiſſen, ob die Zahlung des Mahllohns noch giltig an den Müller erfolgen könne, außerdem aber erſchien es unwahrſcheinlich, daß der verlorene Mann ſich überhaupt der Erledigung erteilter Aufträge mit Gewiſſenhaftigkeit unterziehen werde. Er hatte es ſchon längſt nicht mehr gethan.

Bei der hereinbrechenden Dämmerung dieſes Wintertages ſaß er auf der Ofenbank des geräumigen Wohnzimmers und las in einem alten zerriſſenen Volkskalender. Seine Frau hatte ihren Platz am Fenſter eingenommen und ſtrickte an einem ungeheuer langen Wollſtrumpf. Sonſt befand ſich niemand im Zimmer, der das Schweigen der beiden Ehegatten hätte unterbrechen können. Die Frau legte endlich ihre Arbeit nieder, blickte zum Fenſter hinaus und ſeufzte leiſe.

„Es iſt ſo einſam,“ ſagte ſie, „man könnte ſich fürchten. Was nur die Agnes vorhaben mag, daß ſie juſt heute nach Altenbach fahren wollte? Mit dem bißchen Strickgarn hätte es auch Zeit gehabt, wir werden bald ſo wie ſo barfuß laufen müſſen.“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Lutz weiter leſend. „Wir brauchen das Pferd nicht, und wir brauchen den Mahlburſchen nicht, warum ſoll man ihr die kleine Zerſtreuung mißgönnen?“

„Sie thut nichts zum Vergnügen, Jakob. Sollte die Sache vielleicht mit Otto zuſammenhängen?“

Der Müller legte ſeinen Kalender beiſeite und ſtand auf. „Schweig, Margarethe, Du weißt, daß ich davon nichts hören mag. Es iſt ſchlimm genug, daß ich mit dem Vater des Oberförſters verwandt bin, ich möchte nicht obendrein mit ihm Gevatter werden. Übrigens hat es damit auch keine Gefahr, denn in dieſem Punkte denkt Traugott genau ſo wie ich.“

„Aber der Otto iſt ein braver Menſch,“ wandte die Frau ſchüchtern ein, „und er hat ſein gutes Auskommen. Es wäre für die Agnes zum mindeſten eine Verſorgung —“

„Der Geier ſoll die Verſorgung holen!“ brach der Müller los. „Wenn ich ſelbſt auch betteln muß, meine Tochter ſchmeiße ich darum nicht einer Lumpenfamilie an den Hals! Und wenn ich die Bezirksmühle dafür behalten könnte, ſo ſoll doch kein Menſch dem Jakob Lutz nachſagen, daß er zu Kreuz gekrochen iſt! Laß gut ſein, Alte,“ fügte er dann ruhiger hinzu, „die Weiber möchten alleſamt gern kuppeln, und einer Mutter kann ich die Sorge um das Kind nicht verargen. Aber ſeitdem das Subhaſtationspatent in mein Haus gebracht worden iſt, hat ſich der Riß zwiſchen ihm da drüben und mir, zwiſchen ſeiner Familie und meiner Familie unheilbar geſtaltet, und er ſoll nicht durch eine Heirat wieder zuſammengeflickt werden.“

Der Bezirksmüller drehte ſich nach dieſen Worten haſtig um und verließ die Stube. Er hatte keinen erſichtlichen Grund dazu, denn es harrte ſeiner nirgends eine Arbeit, und ſein Gebaren entſprach auch einem zweckloſen, ruheloſen Drang. Er begab ſich zunächſt in den Stall, ſtrich den beiden einzigen Kühen die mageren Flanken, ſcheuchte ein ſchlaftrunken umherirrendes Huhn auf ſeine Stange zurück und ſtieg dann hinunter in die leere, öde Mahlſtube, um ſich dort auf einem halbgefüllten Getreideſack niederzulaſſen. Er ſpürte nicht, daß die Kälte durch eine zerbrochene Fenſterſcheibe hereindrang und ſeine Glieder allmählich erſtarren machte, es entging ihm auch, daß vor eben dieſem Fenſter ein Schatten auftauchte, der noch dunkler war, als die herabſinkende Dämmerung, und daß endlich die nach außen gehende, unverſchloſſene Thür leiſe geöffnet ward. Dann ſagte eine Stimme: „Wenn man noch eine warme Stube hat, Herr Lutz, dann iſt es Dummheit, hier in der Kälte zu ſitzen und ſich das Gebein erfrieren zu laſſen. Die vereiſten Räder werden davon nicht lebendig, und wo kein Korn auf der Schütte iſt, da läuft auch kein Mehl in den Kaſten.“

Jakob Lutz erhob ſich langſam. Es war faſt ſo dunkel geworden, daß er die Züge des Eingetretenen nicht deutlich erkennen konnte, aber er entgegnete dennoch: „Ihr ſeid es, Acker! Was wollt Ihr bei mir?“

„Mich wärmen,“ ſagte der Mann. „Zu Hauſe iſt das Holz ausgegangen, und die paar Lumpen, welche mein Bett ausmachen, habe ich über den Wildling geſchmiſſen, daß er mir nicht umkommt. Ich wollte eine Fichte im Walde hacken, aber der Bulle iſt mir in den Wurf gekommen, und da habe ich Reißaus genommen. Kann ich bei Ihnen einen Augenblick verſchnaufen, Herr Lutz?“

„Kommt herein in die Stube, Acker.“

„Nein, nicht in die Stube. Ich ſehe ſo wüſt aus, die Frauensleute könnten ſich erſchrecken. Laſſen Sie uns in den Stall gehen, da iſt es auch warm.“

Der Müller ſchritt ſchweigend voraus, und jener folgte. Im Kuhſtall ſetzte er ſich wie erſchöpft auf einen Holzblock, während Lutz in einiger Entfernung von ihm ſtehen blieb.

Keiner ſah den anderen an, aber nach einer Weile nahm Acker wieder das Wort: „Als ich ein junger Kerl war, ſah das hier auch anders aus. Stück bei Stück, und alles blank und wohlgenährt. Jetzt ſehe ich lauter leere Stände, und die beiden armen Kreaturen werden es auch nicht lange machen.“

„Geht's Euch was an?“ fragte der Müller trotzig.

„Das juſt nicht, aber man hat ſo ſeine Betrachtungen. Oder doch — könnt Ihr mir ein paar Thaler Geld leihen?“

Es lag eine ſonderbare Veränderung in dem Weſen des Mannes. Er ſagte nicht mehr „Sie“ und nicht mehr „Herr“, es war, als ob die Anzeichen des Verfalles eine Schranke hinweggeräumt hätten.

Der Müller trat einen Schritt näher. „Ich thät's wahrhaftig gern, Acker,“ ſagte er faſt demütig, „glaubt mir, ich hülfe Euch lieber, als jedem anderen. Aber ich habe ſelber kein Geld.“

„Konnte mir's denken, es ſind überall harte Zeiten, und bei Euch beſonders. In Oberdorf hängt das Papier an der Ortstafel, juſt ſo wie ein Todesurteil mit Gnadenfriſt. Wißt Ihr, was ich thäte an Eurer Stelle?“

„Was denn?“

Acker hob langſam die Augen und ſah ſich im Dämmerlicht um. „Sitzt da oben auf dem Balken nicht ein roter Hahn? Nein, ich habe mich wohl geirrt, aber es würde ſich gut machen, wenn er dort ſäße oder meinetwegen auch auf dem Dache. Woran denkt Ihr eben, Müller?“

Jakob Lutz hatte die Hände in die Taſchen geſteckt und blickte finſter vor ſich hin. „Ich dachte —“ ſagte er.

„An das hübſche Haus mit Freiquartier, he? Ich ſage Euch, Müller, es iſt noch nicht das Schlimmſte auf der Welt, beſonders, wenn man auch wirklich was dafür gethan hat. Ohne das freilich —“

„Redet keinen Unſinn,“ unterbrach ihn der andere haſtig. „Was ſollte es mir für Nutzen bringen, wenn ich den Krempel anſtecke? Von der Verſicherung kriege ich doch keinen Heller heraus —“

„Und einen anderen zu ärgern hat keinen Zweck,“ vollendete Acker gelaſſen. „Es war auch ein Spaß von mir, und ich wollte mich eigentlich nur an Eurem Geſicht freuen. Es iſt zu dunkel, um das Geſicht genau zu ſehen, Müller, aber mich dünkt, daß Ihr die Sache verd… kaltblütig nahmt. Wenn einer die Kourage hat, an das eine zu denken, dann hat man ſie gewöhnlich auch, das andere zu thun. Verſteht Ihr mich?“

„Nein.“

„Wird ſchon kommen. Sind wir hier ungeſtört?“

„Vollkommen; meine Frau iſt ganz allein im Hauſe.“

„Um ſo beſſer. Kommt ein bißchen weiter mit in jene Ecke, Ihr braucht Euch nicht vor mir zu fürchten.“

Er zog den Müller mit ſich in einen vollkommen dunklen Winkel und begann: „Wir beide, Ihr und ich, befinden uns ſo ziemlich in der gleichen Lage, nur mit dem Unterſchied, daß ich mein ganzes Leben hindurch gehetzt worden bin, und bei Euch die Sache erſt losgeht. Stille, ich weiß, was Ihr ſagen wollt. Es mag ſein, daß auch Euch ein Unrecht zugefügt worden iſt. Ich will das nicht beſtreiten, denn ich kann in dieſe Dinge nicht hineinſehen. Aber es hat noch keines Menſchen Hand Euch dahin geſtoßen, wo Ihr nur die Wahl habt, entweder zu verhungern oder Euch gegen die Geſetze zu vergehen. Das wird nun kommen, Müller Lutz, verlaßt Euch auf mein Wort, denn ich kenne die Menſchen und weiß, daß es unbarmherzige Beſtien ſind. Wer einmal auf der Landſtraße mit dem Bündel ſteht, der kommt nicht wieder unter Dach und Fach, und wenn er ſich den Bauch füllen will, dann muß er betteln und ſtehlen. Ihr ſteht ſchon mit einem Fuß auf der Landſtraße, Müller Lutz. Haltet Euch meinetwegen feſt an den Pfoſten Eures Hauſes, ſie kommen und reißen Euch die Hände los, ſie hauen, wenn es ſein muß, die Finger ab — immer 'naus — 'naus — 'naus —! Wir gehen am beſten zuſammen.“

Wilhelm Acker machte eine Pauſe und blickte ſich um. „Es iſt hier dunkel und ſtille,“ fuhr er dann noch leiſer fort, „aber der Geier mag den Wänden trauen. Als ich da drinnen ſaß — Ihr wißt ja ſchon, Lutz — da winkten wir uns mit den Augen zu, wenn wir uns was zu ſagen hatten, denn in jedem Winkel ſteckte ein Aufpaſſer. Ich kann ſeitdem die Winkel und die Wände nicht leiden. Wenn's Euch recht iſt, gehen wir ein Stück in den Wald hinein, und dort zwiſchen den Bäumen will ich Euch was erzählen.“

Es war ſo dunkel geworden, daß ſelbſt der leuchtende Schnee eine graue Färbung angenommen hatte, und als die beiden Männer den Stall verließen, um dem angrenzenden Walde zuzuſchreiten, knirſchte es nicht mehr unter ihren Füßen.

Schwere Wolken zogen von Weſten über den Himmel, ſie verdeckten auch den letzten Widerſchein des verſinkenden Abendrots und ſandten feuchte Windſtöße aus ihrem dunſtigen Schoße. „Das Wetter ändert ſich,“ ſagte Acker, die Hand hebend. „Wir bekommen Tauwetter, Regen und dunkle ſtürmiſche Nächte. Ich habe es gern, wenn der Wald trieft und das Waſſer über Moos und Steine rinnt. Für unſereins kann es niemals zu dunkel werden — —“

Agnes Lutz war mit dem kleinen Rennſchlitten ihres Vaters nach Altenbach gefahren. Sie hatte in der Mühle nur von einigen kleinen Einkäufen geſprochen und über den eigentlichen Zweck ihres Vorhabens kein Wort laut werden laſſen, aber es wäre auch vergeblich geweſen, das ſtille, verſchloſſene Mädchen auszuforſchen. Am Eingange des Ortes ſtieg ſie aus und ſagte zu dem Mühlburſchen, der hinter ihr auf der Pritſche den zottigen Ponny lenkte: „Du kannſt den Schlitten beim Rathauswirt einſtellen, Heinrich. Wenn ich mit meinen Beſorgungen fertig bin, werde ich dorthin kommen.“

Dann blieb ſie mitten in der Fahrbahn ſtehen, wartete, bis das Gefährt verſchwunden war, und ſchlug den Weg nach Traugott Böhms Wohnung ein. So ſicher ihre kleinen Füße ſonſt auszuſchreiten pflegten, ſo müde und zögernd gingen ſie in dieſem Augenblick, aber es trat kein Augenblick ein, in welchem ſie den Verſuch gemacht hätten, ſtehen zu bleiben oder umzukehren.

Als Agnes den kleinen, jetzt unter Schnee vergrabenen Raſenfleck betrat, welcher das düſtere Haus von der Ortsſtraße trennte, hob ſie den Kopf ein wenig und glaubte hinter den Fenſterſcheiben des oberen Stockwerks ein weißes, altes Geſicht zu entdecken; ſie nickte darauf ſtill vor ſich hin, ſchöpfte noch einmal tief Atem und öffnete ſodann entſchloſſen die Hausthür. Es war drinnen wohl kaum kälter und unfreundlicher als draußen, aber dennoch fröſtelte das junge Mädchen, und während ſie die ausgetretene altertümliche Treppe emporſtieg, glitten ihre Augen mit einem Ausdruck heimlichen Grauens über die Spuren der Einſamkeit und des Verfalls, die überall aus dem vermorſchten Gebälk und den ſpinnenumwebten Ecken in das graue Dämmerlicht hineingrinſten.

Auf dem Flur des oberen Stockwerks trat Böhms Haushälterin ihr entgegen und fragte ziemlich unfreundlich nach ihrem Begehr. „Ich wünſche den Beſitzer dieſes Hauſes zu ſprechen,“ ſagte Agnes, ohne einen Namen zu nennen und ohne den ſie verhüllenden Schleier zurückzuſchlagen.

„Er iſt ausgegangen.“

„Er iſt daheim,“ entgegnete das Mädchen ruhig, „ich ſah ihn am Fenſter. Aber wenn ich mich getäuſcht haben ſollte, dann werde ich hier warten, bis er zurückkehrt.“

Die ſtille Gelaſſenheit, mit welcher dieſe Worte geſprochen wurden, ſchienen der ungebildeten Frau eine Art Reſpekt einzuflößen. Sie zupfte verlegen an ihrer Schürze, als plötzlich die Wohnſtubenthür geöffnet ward und Traugott Böhm hinausblickte. „Laſſen Sie die Perſon hereinkommen, Müllern,“ ſagte er, „ſie wird mich nicht aufeſſen. Nein, wir brauchen kein Licht, unſere Unterhaltung wird ſich wohl nicht bis Mitternacht ausdehnen.“

Agnes Lutz trat zum erſtenmal in ihrem Leben über die Schwelle ihres Oheims. Sie blieb dicht an derſelben ſtehen, ſchlug den Schleier, welchen ſie zum Schutz gegen die Kälte vorgethan hatte, zögernd zurück und ſagte leiſe: „Sie werden ſich wundern, Herr Böhm, daß die Tochter von Jakob Lutz zu Ihnen in dieſes Haus kommt, denn ſo viel ich weiß, haben die Angehörigen dieſer beiden Familien ſeit einem Menſchenalter niemals unter einem und demſelben Dache geweilt. Das iſt eine traurige Thatſache, Herr Böhm, und zugleich ein unnatürlicher Zuſtand, denn Sie und mein Vater hatten einen gemeinſamen Großvater, und von Rechts wegen ſollte ich Oheim zu Ihnen ſagen dürfen.“

Traugott Böhm hatte ſich vor ſeinen offenen Schreibſekretär geſetzt und die Hände nach ſeiner Gewohnheit gefaltet. Er betrachtete einen Moment mit unverhohlenem Intereſſe das ihm zugewandte und in der Dämmerung von weicheren Linien umfloſſene Geſicht des jungen Mädchens und nickte dazu ein paarmal mit dem Kopfe. Endlich ſagte er nicht gerade unfreundlich: „Alſo das iſt die kleine Agnes. Ich habe Dich nur ein einziges Mal in meinem Leben geſehen, Kind, und darüber ſind ſchon ſo viele Jahre vergangen, daß ich Dein Geſicht nicht wieder erkannte und Dich für irgend ein gleichgiltiges Frauenzimmer hielt. Du brauchſt darum keine feierliche Miene zu machen, Agnes, und ich will Dir auch gern erlauben, mich Oheim und ‚Du‘ zu nennen, denn unſere Verwandtſchaft läßt ſich nicht aus der Welt ſchaffen, und ich bin keineswegs ſo ungerecht, das Verhältnis zu dem Vater auch auf die Tochter zu übertragen. Alſo ſetze Dich dort auf jenen Stuhl und ſage mir, was Dich herführt. Kommſt Du im Auftrage von Jakob Lutz?“

Das junge Mädchen richtete erſtaunt die Augen auf den alten Mann und ſtrich ſich mit der Hand die dunkeln Haare aus der Stirn. Sie hatte einen ganz anderen Empfang erwartet, und die faſt gütigen Worte, ſowie der Umſtand, daß Traugott Böhm ihren Vornamen kannte, brachten ſie für den erſten Augenblick in Verwirrung. Dann aber faßte ſie ſich ſchnell, ſchob den angebotenen Stuhl etwas näher heran und entgegnete: „Ich komme nicht im Auftrage meines Vaters und nicht einmal mit ſeinem Wiſſen, aber dennoch um ſeinetwillen. Aber nein, das wäre eine Unwahrheit, und ich will in dieſem Augenblick mit keiner Lüge zu ſchaffen haben, ich komme auch für mich und für einen anderen. Darf ich weiter ſprechen?“

Traugott Böhm nickte. „Sprich, man hört die Wahrheit ſo ſelten.“

„Du biſt mit meinem Vater verfeindet, Oheim,“ fuhr Agnes tief aufatmend fort. „Ich kann mir nicht denken, daß Du lediglich um eines alten Prozeſſes willen dieſe Feindſchaft feſthältſt, denn Du haſt den Prozeß gewonnen, und es iſt viel Gras darüber gewachſen. Es muß noch etwas anderes zwiſchen Euch beiden ſtehen, und dieſes andere, was ich nicht kenne, muß ſo unüberwindlich und unvergeßlich ſein, daß alle Worte, die ein Menſch zu reden, und alle Thaten, die ein Menſch zu thun vermag, nicht im ſtande ſind, dieſe entſetzliche Feindſchaft auszulöſchen. Nein,“ fuhr ſie, die Hand aufhebend, fort, „Du kannſt mir darin nicht widerſprechen, denn Deine Handlungen würden Dich Lügen ſtrafen. Es hat Dich jahrelange Arbeit gekoſtet, und Du haſt mehr als Mühe, Du haſt auch Geld über Geld geopfert, um meinen Vater ganz und gar in Deine Hand zu bekommen, und nun es ſo weit gekommen iſt, wirſt Du ihn mit einem einzigen Schlage vernichten.“

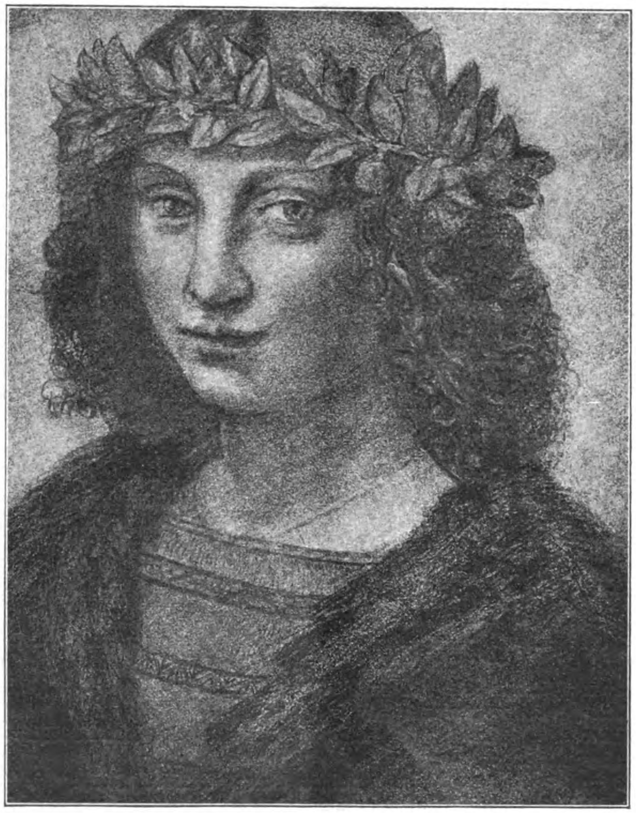
„Du haſt recht, Agnes,“ entgegnete Böhm ruhig, „ich werde ihn vernichten.“

Sie zuckte zuſammen, rückte aber dennoch ihren Stuhl noch näher an den ſeinen. „Deshalb wollen wir meinen Vater aus dem Spiel laſſen, Oheim. Das iſt Dein Haß — haſt Du auch eine Liebe in Deinem Herzen?“

Die Frage kam ſo plötzlich und unvermittelt, daß der alte Mann einige Sekunden verwirrt ſchwieg. Dann aber richtete er den Kopf auf und blickte ſich im Zimmer um. „Es ſieht hier nicht danach aus, Kind,“ ſagte er dann. „Ich wüßte auch wirklich nicht, wer beſonders an mir hängen ſollte, oder meinſt Du etwa, daß es diejenigen thun, denen ich mit Geld aus der Not helfe? Die Leute nennen mich einen Wucherer, und wenn ſich auch manches darauf entgegnen ließe, ſo will ich doch nichts entgegnen.“

„Ich habe nicht nach denen gefragt, die Dich lieben oder haſſen, ich frage nach Dir. Für wen ſcharrſt Du zuſammen?“

„Ich werde ja wohl einen geſetzlichen Erben haben,“ entgegnete Böhm mürriſch. „Warum fragſt Du mich danach?“



Bildnis eines jungen Mannes mit Lorbeerkranz.
Zeichnung von Sodoma in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Co., Dornach i. E., Paris und New-York.
(Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

„Weißt Du, Oheim, in welchem Verhältnis ich zu Deinem Sohne ſtehe?“

Das Geſicht des Alten wurde hart wie Stein. „Die Leute reden davon, daß Ihr eine Narrheit mit einander hättet. Ich bin nicht geſonnen, von dieſer Narrheit zu hören.“

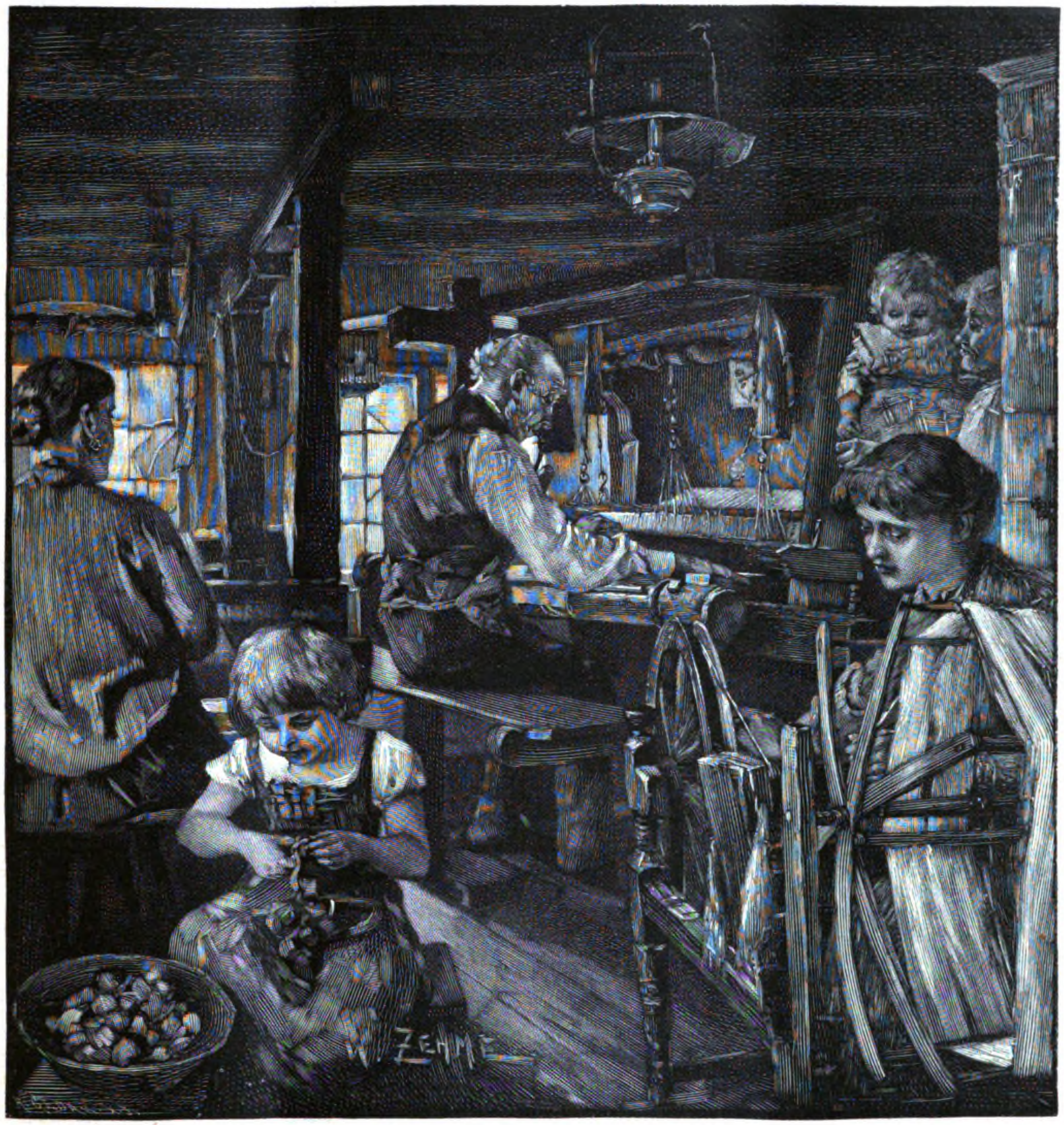
Abermals hob Agnes Lutz ihre Hand in die Höhe, und es hatte diesmal den Anſchein, als wenn ſie durch dieſe ſchlichte Bewegung den Namen eines höheren Weſens anrufen und dadurch ihren Worten einen größeren Nachdruck verleihen wollte. „Wenn die Liebe eine Narrheit geworden iſt, dann iſt die ganze Welt ein Narrenhaus,“ ſagte ſie mit glühenden Wangen. „Um Deines armen einſamen Lebens willen, das vielleicht niemals die echte Liebe kennen lernte, Oheim, will ich Dir recht geben. Du aber laß mir das Recht, meine Narrheit zu verteidigen. Ich habe Otto lieb, wie ein Weib einen Mann lieben kann, das iſt alles. Er hat mir nicht nachgeſtellt, wie die Männer wohl pflegen, und ich habe mich ihm nicht an den Hals geworfen, wie ein ſchamloſes Weib, es iſt über uns beide gekommen von oben her, wie die echte Liebe kommen muß. Darum bin ich aber auch geſonnen, ſie feſtzuhalten und ſie zu dem zu machen, was ſie ſein ſoll, nämlich zu der Liebe zwiſchen Mann und Frau. Du magſt das begreifen, Oheim, oder Du magſt es nicht begreifen, Du kannſt mich unweiblich ſchelten oder ſtarrköpfig, es iſt ſo und wird nicht anders werden. Wir wollen uns heiraten. — Wenn Du aber meinen Vater auf die Landſtraße treibſt und mich damit zu dem Kinde eines Bettlers machſt, dann können wir uns wohl heiraten, und wir werden es auch thun, aber Dein einziger Sohn kann nicht mehr in ſeiner amtlichen Stellung verbleiben, mit meinem Vater jagſt Du auch ihn aus dem Hauſe. Das bedenke. — Ich will nicht Dein Geld, Gott ſoll mich davor bewahren! Ich bitte nicht darum, daß Du von Deinen Forderungen auch nur einen Deut ſtreichſt, es ſoll Dein bleiben und Dein werden, nur laß meinen Vater in ſeinem Hauſe. Wir werden ſchaffen und ſparen, um die Zinſen zu decken, mein Vater iſt ein alter gebrochener Mann, er wird Deine Geduld nicht mehr lange in Anſpruch nehmen. Später —“ ſie zuckte zuſammen und fuhr mühſam fort, „ſpäter magſt Du mein Erbe verkaufen und das Geld verſcharren. Wir wollen nichts davon, wenn Du geſtorben biſt. Es iſt hart, daß ich ſo reden muß, unkindlich und unweiblich in einem Atem, aber wenn ich nicht alles ſagte, was ich geſprochen habe, dann möchteſt Du denken, es ſei doch nichts als Heuchelei und Erbſchleicherei, und wie die häßlichen Namen alle heißen mögen!“

Es war ganz dunkel geworden, und nur das bleiche Antlitz des Mädchens hob ſich faſt geiſterhaft aus dem tiefen Schatten.

„Biſt Du zu Ende, Kind?“ fragte Traugott Böhm.

„Es würde nur einen geringen Grad von Teilnahme verraten, wenn ich meinen Worten nichts hinzuzufügen hätte,“ ſagte Agnes mit einem weicheren Ausdruck in ihrer tiefen Stimme. „Als ich mich ohne das Wiſſen meiner Eltern auf den Weg machte, um Dein Haus aufzuſuchen, da war mein Herz ſehr ſchwer und ſorgenvoll, denn ich ging zu einem Manne, den die Leute einen harten Mann nennen. Als ich über die Schwelle Deiner Wohnung trat, da begann ich mich zu fürchten vor der unendlichen Stille, die mich umgab, und vor den Zeichen des Verfalls, die mir überall aus dem Dämmerlicht entgegenſtarrten, und ich wäre am liebſten wieder umgekehrt. Jetzt ſitze ich Dir gegenüber und ſehe ſelbſt in der Dunkelheit noch die Furchen Deines alten Geſichts, das doch eine Ähnlichkeit trägt mit denjenigen Zügen, welche mir die teuerſten auf der ganzen Welt ſein ſollen.“

(Fortſetzung folgt.)



Schleſiſche Weber. Nach der Originalzeichnung von Werner Zehme.

Ein Erdbeben in Konſtantinopel.

Von einem Augenzeugen.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1894 haben unheimliche, unterirdiſche Kräfte, deren Hervortreten wir Erdbeben nennen, die Menſchheit oft erſchreckt und geängſtigt. Aus Südeuropa, namentlich aus Konſtantinopel und Italien, aber auch aus anderen Ländern, verbreitete wieder und wieder der Telegraph Nachrichten von Erdſtößen und dem durch ſie angerichteten Schaden über die ganze Welt. Im allgemeinen aber kann man ſich, Gott ſei Dank, in Deutſchland keine rechte Vorſtellung von dem machen, was ein Erdbeben iſt, und daher ſind vielleicht die Mitteilungen eines Mannes intereſſant, der das größte Ereignis dieſer Art im vergangenen Jahre mitgemacht hat, das Erdbeben, welches am 10. Juli die Hauptſtadt des türkiſchen Reiches heimſuchte.

Am genannten Tage war die Sonne in gewohnter ſommerlicher Pracht aufgegangen, ein friſcher Nordoſt wehte vom Schwarzen Meere herüber, ſo daß man ſich keineswegs über allzu große Hitze beklagen konnte. Auch der Barometerſtand war ganz normal, daher ſchien alles die Sicherheit zu geben, daß der Tag, ſo heiter, wie er angefangen, auch zu Ende gehen würde.

Das Haus, in dem wir wohnen, liegt am Strande des Marmarameeres, innerhalb der Villenkolonie Moda, und reicht mit ſeinem, in Terraſſen abfallenden Garten bis zum Waſſer hinunter. Am Vormittag des 10. Juli ſaß ich in einem Zimmer des unteren Stockwerks und war damit beſchäftigt, einen Brief zu ſchreiben. In aller Seelenruhe hatte ich mir eine Cigarette angeſteckt und dachte an alles andere, nur nicht an ein plötzlich hereinbrechendes, furchtbares Naturereignis. Mit einemmale jedoch wurde ich aus meiner Ruhe aufgeſchreckt durch ein dumpfes, immer mächtiger werdendes Brauſen, das tief unter mir, aus der Erde herzukommen ſchien. Ich habe ein ähnliches Geräuſch gehört, wenn ein heftiger Windſtoß in die Takelage eines Schiffes hineinfährt, und das Rauſchen der Wogen ſich mit dem Heulen des Sturmes verbindet. Zu langen Betrachtungen über das, was ich hörte, hatte ich jedoch keine Zeit, denn plötzlich fühlte ich mich wie von einem elektriſchen Schlage durchſchüttelt und ſah, wie mit immer ſtärker werdendem Getöſe die Mauern um mich her anfingen zu wanken, und wie alles, was im Zimmer ſtand, entweder umfiel und zerbrach oder wenigſtens ſeinen Standort veränderte. Mit furchtbarem Schreck durchzuckte mich der Gedanke: „ein Erdbeben“ und, mehr inſtinktiv als mit Bewußtſein handelnd, lief ich auf den Balkon hinaus und von dort die Treppe hinab in den Garten, nur von dem einen Wunſche beſeelt, nicht von der herabſtürzenden Zimmerdecke erſchlagen zu werden. Im Vorübereilen ſah ich nur noch, wie die große, ſchwere Hängelampe in der Mittelhalle des Hauſes, gleichſam wie von unſichtbarer Hand in Bewegung geſetzt, in weiten Schwingungen hin und her pendelte, und hörte das Klirren und Knacken fallender und zerbrechender Gegenſtände. Im nächſten Augenblick ſtand ich gerettet im Freien, und ewig wird mir das Bild unvergeßlich bleiben, das ſich nun meinen Augen darbot. Ich ſah den Palaſt aus weißem Marmor, den unſer Nachbar, ein reicher Engländer, bewohnt, an allen Ecken und Enden in ganz unglaublicher Weiſe wanken und wackeln. Wie ein feſtes, ſteinernes Gebäude ſolche Bewegungen ausführen kann, ohne dabei in ſich zuſammenzufallen, bleibt mir ein Rätſel. Im Freien unten fand ich ſchon mehrere andere Hausbewohner vor, die eine noch größere Geſchwindigkeit an den Tag gelegt hatten, als ich, während aus den benachbarten Grundſtücken das angſtvolle Geſchrei von Frauen und Kindern zu uns drang, das ein junger Engländer durch den gellen-Ruf: „Out of the house!“ zu übertönen ſuchte. Jetzt erſt kam mir der Gedanke, daß meine Eltern, die ſich im oberen Stockwerk befunden hatten, dem Hauſe, das ich in meiner Aufregung ſchon mit lautem Gekrach zuſammenſtürzen ſah, noch nicht entronnen waren. Mit Blitzesſchnelle ſprang ich daher die Treppe wieder hinauf, mich nach ihnen umzuſehen. In der Thür jedoch wurde ich von einer weiblichen Geſtalt mit wehenden Haaren und fliegender Schürze umgerannt, die, gellende Laute ausſtoßend, das Weite zu gewinnen ſuchte. Es war unſer griechiſches Dienſtmädchen, Anaſthaſia, deren Flucht erbarmungslos über mich hinwegführte. In dieſem Moment, als auch meine Eltern, immer vier bis fünf Stufen auf einmal nehmend, die Treppe herunter kamen, hörte das Getöſe auf, und mit einem letzten Ruck ſtanden die Mauern ſtill.

Die ganze Scene hatte nur 20 bis 30 Sekunden gedauert; ſie iſt in der Erinnerung furchtbar, aber wir waren uns, als wir gleich darauf alle im Garten zuſammentrafen und ſahen, daß niemand fehlte, des Ernſtes der Situation bei weitem nicht klar. Unſere aufgelöſte, regelloſe Flucht hatte im erſten Moment ſogar etwas unglaublich Komiſches. Mein nächſter Gedanke war nun, nach unſeren Pferden zu ſehen, die in ihrem etwas baufälligen Stall leicht Schaden genommen haben konnten. Letzteres war jedoch nicht der Fall, der Reitknecht meinte nur auf Befragen, ob die Pferde ſich erſchreckt hätten: „Tschock tschaschtilati!“ („Sie haben ſich ſehr gewundert!“) Dann ging ich zum Gärtnerhäuschen, das von einer zahlreichen Familie mit kleinen Kindern bewohnt war, um zu ſehen, ob niemand verletzt worden ſei. Der Gärtner, ein alter Türke, ſaß ganz ruhig auf dem Dach ſeiner Wohnung, mit der Cigarette im Munde, und rief mir entgegen: „Das hat Allah gemacht!“

Indeſſen kam jemand mit der Nachricht gelaufen, die große Pulverfabrik bei Makrikioy ſei in die Luft geflogen und große Rauchwolken ſtänden über Stambul am Himmel. Wir begaben uns ſofort auf die Terraſſe im hinteren Garten, von wo ſich uns ein eigentümliches Bild darbot, welches uns ſofort belehrte, daß eine entſetzliche Kataſtrophe über das vor wenigen Minuten noch ſo ſtill und friedlich daliegende Land hinweggebrauſt ſei. Dichte Staubmaſſen lagerten ſich über der ganzen Stadt, deren gelbliche Färbung uns ſagte, daß ſie nicht von einer in die Luft geflogenen Pulverfabrik, ſondern von dem Einſturz vieler Gebäude herrühren mußten. Dasſelbe war bei den Prinzeninſeln der Fall; eine von ihnen, Oxia, zeigte ſogar eine merklich veränderte Geſtalt.

Das heftige Rauſchen unter unſeren Füßen zog unſere Blicke auf das Meer. Dieſes war durch die Erſchütterung der Erde ſo weit zurückgetreten, daß der kleine Bootshafen, welcher ſich vor unſerem Garten befindet und ſonſt mit Waſſer bedeckt iſt, vollſtändig trocken war. In kurzer Zeit jedoch kamen die Fluten in Kaskaden über die Riffe zurück und ſchäumten bald wieder in alter Weiſe gegen den Strand, der ſie ſo ungeſtüm zurückgeſtoßen hatte.

Die wichtigſte Frage war nun, was zu thun ſei, um einem erneuten Erdbeben gegenüber möglichſt gerüſtet zu erſcheinen. Eine nähere Unterſuchung des Hauſes ergab, daß dasſelbe in ſeinem oberen Stockwerk ziemlich bedeutende Riſſe erhalten hatte, und wir beſchloſſen daher, die Nacht in dem unteren Stockwerk zu verbringen.

Am Nachmittag gegen drei Uhr befand ich mich auf einem Spaziergang, als mit einemmale die Menſchen mit lautem Geſchrei und teilweiſe in den ſonderbarſten Koſtümen aus den Hausthüren hinaus ins Freie ſtürzten. Es handelte ſich erſichtlich um einen der ſchwächeren Stöße, welche ſelten nach einem größeren Erdbeben ausbleiben. Ich hatte denſelben gar nicht verſpürt und war nur Zeuge der Panik, die er hervorrief. Gegenüber der elementaren Gewalt einer Naturerſcheinung, wie ſie in dieſem Augenblick wiederum die Menſchen erſchreckte, die den Boden zu unſeren Füßen erzittern und ſich öffnen läßt, und die in einer Sekunde wüſt durcheinander würfelt, was wir in jahrelanger Arbeit errichtet, ſchwinden alle Bedenken, an die wir uns ſonſt mit großer Peinlichkeit klammern. Damen, die ſich nur in blendender Toilette ihrer Umgebung zu zeigen gewöhnt ſind, befinden ſich plötzlich im Negligee auf der Straße, und Männer, die in der Schlacht dem Tode ruhig ins Auge geſchaut, laufen, als ob ein böſer Geiſt ſie verfolge. Abends um ſieben Uhr ging der Spuk noch einmal los, und nun blieb niemand mehr, der in einem Steinhaus wohnte, zwiſchen ſeinen vier Wänden. Im Nu entſtanden in Gärten und auf freien Plätzen Zelte, die in aller Eile aus Teppichen, Strohmatten oder Segeltuch zwiſchen Bäumen oder eiligſt eingerammten Stangen hergeſtellt wurden. Da auch in den folgenden Tagen die leichten Erderſchütterungen fortdauerten, ſo begann man ſich, ſo gut es ging, zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in den Zelten vorzubereiten. Auf dieſe Weiſe entwickelte ſich ein ganz fröhliches Picknickleben, denn die laue Luft und die heitere, ſonnige Natur ließen eine ernſte, gedrückte Stimmung nicht aufkommen. Für die Kinder war das Erdbeben ſogar ein Hauptfeſt. Da die Schule erheblich gelitten hatte, gab es natürlich keinen Unterricht, und das Leben im Freien, ſowie das gemeinſchaftliche Schlafen in den Zelten boten manche intereſſante Abwechſelung. Es war zu drollig, die kleinen Mädchen mit der geretteten Puppe auf dem Arm und äußerſten wichtigen Mienen einherſtolzieren zu ſehen.

Anders, wie in der Villenkolonie Moda, ſah es in Stambul aus, wohin ich mich am nächſten Tage begab. Hatte dort die ſolide, europäiſche Bauart der Häuſer ein größeres Unglück verhütet, ſo war hier die jammervolle Beſchaffenheit derſelben der Grund zu all dem Elend, deſſen Zeuge ich bei meinem Gange durch die Straßen war. Faſt alle Häuſer zeigten Riſſe oder andere Beſchädigungen, und viele mußten von ihren Bewohnern geräumt werden. Obdachlos irrten die Familien umher, und ein Strom von Bettlern ergoß ſich über die ganze Stadt. Keines der großen ſtaatlichen Gebäude war unverſehrt geblieben, manche Straßen wurden durch Trümmerhaufen, unter denen man die Leichen hervorzuziehen ſuchte, vollkommen geſperrt, und viele enthauptete Minarets ragten traurig zum Himmel empor. Am ſchlimmſten ſah es im großen Bazar aus, der Stätte, wo ſich in der immer moderner werdenden Türkenſtadt das Leben und Treiben des Orients am reinſten erhalten hat, und der für jeden Fremden bis dahin die anziehendſte aller Sehenswürdigkeiten iſt. Der Bazar beſteht aus einem Labyrinth von Bogengängen, zu deren beiden Seiten in tiefen Niſchen die Verkäufer ſitzen. Ein reger Verkehr herrſcht hier vom Morgen bis zum Abend. Derſelbe erreicht in der Mittagsſtunde ſeinen Höhepunkt, in welcher der Bazar wohl 30 000 Menſchen beherbergt. Als nun alle dieſe handelnd und feilſchend vor den Magazinen ſtanden oder ſorglos bei Kaffee und Nargileh beiſammen hockten, begann mit einemmale das dumpfe Brauſen, das tief aus dem Schoß der Erde herzukommen ſchien, und in das ſich bald das gellende Angſtgeſchrei der Menſchen und das Krachen zuſammenſtürzender Gewölbe miſchten. Nur eine halbe Minute weiter, dann war all das bunte Leben vernichtet, und Hunderte von Menſchen lagen unter den Trümmern begraben.

Handel und Wandel ſtanden in den nächſten Tagen unter dem Eindruck des Erlebten natürlich gänzlich ſtill. Alle Läden waren geſchloſſen, die Straßen öde und leer; denn wer es ermöglichen konnte, ging auf das Land in hölzerne Häuſer. Die wenigen freien Plätze der Stadt waren der Biwakplatz der Obdachloſen, die nun alle ernährt ſein wollten, ohne zu arbeiten. Viele Hände, die ſonſt thätig waren, den Lebensunterhalt für die Hunderttauſende, die am Goldenen Horn wohnen, herbeizuſchaffen, hörten jetzt plötzlich auf, ihr Tagewerk zu thun. Das wird in einer großen Stadt ſehr leicht gefährlich, denn Hunger und damit Not, Elend und ſchließlich Gewaltthätigkeit ſind die Folgen davon. Außerdem begannen epidemiſche Krankheiten in erſchreckender Weiſe um ſich zu greifen. Schwere Gefahren lauerten alſo im Hintergrund und wären ſicher hereingebrochen, wenn ſich die empörten unterirdiſchen Kräfte nicht bald ganz beruhigt hätten.

Das Erdbeben bot in der nächſten Zeit den alleinigen Geſprächsſtoff. In den erſten Tagen war wenig Genaues über die Ausdehnung desſelben und die Verluſte an Gut und Menſchenleben zu erfahren, und erſt etwa eine Woche ſpäter nahmen die Gerüchte beſtimmtere Geſtalt an. Über die Zahl der Toten gingen die Angaben ungeheuer weit auseinander. Die erſte Depeſche, welche in Berlin ankam, ſprach, glaube ich, von ſieben Opfern, während man ſich in Beirut von 200 000 Toten zu erzählen wußte. Die wirkliche Zahl der letzteren hat nie ganz genau feſtgeſtellt werden können, aber man geht wohl richtig in der Annahme, daß ungefähr 2000 Menſchen getötet und verwundet worden ſind. Bis Adrianopel auf der einen, bis Angora auf der anderen Seite war die Erſchütterung verſpürt worden, und Städte wie Ismid und Ada-Bazar hatten bedeutend gelitten.

Die Zeitungen waren in den nächſten Nummern voll von neuen Theorieen über Entſtehung und Weſen der Erdbeben. Wirklich erklärt aber hat dieſelben noch niemand, und wir müſſen uns mit der Thatſache zufrieden geben, daß unſer Planet ſich an ſeiner Oberfläche fortwährend verändert. Es war nicht das erſte Mal, daß auch Konſtantinopel die Schreckniſſe eines Erdbebens erleiden mußte, wie denn überhaupt alle Küſten und Inſeln des öſtlichen Mittelmeerbeckens ein Hauptſchauplatz dieſer Naturerſcheinung ſind. Große Höhen und Tiefen wechſeln dort hart nebeneinander ab, und romantiſch zerklüftete Felsformationen vulkaniſchen Urſprungs bieten ſich dem Auge dar. Ein Blick auf die Karte beſtärkt die Annahme, daß die ganze Inſelwelt der Sporaden und Cykladen in vorhiſtoriſchen Zeiten einmal zum Feſtlande gehört hat, und daß ſie in einer Zeit, die nichts mehr von uns weiß, vielleicht ganz vom Erdboden verſchwunden ſein wird. Dann haben wohl auch der viel umſtrittene Bosporus und die Dardanellen eine andere Geſtalt angenommen, und die Meereswellen gehen über die Stelle hinweg, wo heute die Aja Sofia ſteht, die Sage aber erzählt geheimnisvoll von Byzanz, der verſunkenen Stadt.

v. G.

Der König Theodor von Korſika.

Von Hanns von Spielberg.

Am 13. März 1736 erſchien im Hafen von Aleria, an der Oſtküſte Korſikas, ein unter engliſcher Flagge ſegelnder Kauffahrer, der aber kriegsgemäß ausgerüſtet war und zehn Kanonen führte.

Das Schiff mußte erwartet worden ſein, denn die angeſehenſten Einwohner der Stadt und der Umgegend begaben ſich bald nach ſeinem Einlaufen an Bord. Am nächſten Morgen ging der Herr des Fahrzeugs an Land. Es war ein etwa fünfzig Jahre alter, vornehm ausſehender Mann in ſeltſam phantaſtiſchem Aufputz; er trug ein türkiſches Gewand von Scharlachtuch, mit Pelz gefüttert, auf dem Haupt eine ſtattliche Perücke, darüber einen dreieckigen Hut, an der Seite den Degen, in der Hand einen Stock. Jubelnd umdrängte das Volk ihn und ſein prächtiges Gefolge, in dem weder der Hauskaplan, noch die Mohren fehlten, wie ſie damals als Diener an fürſtlichen Höfen beliebt waren. Bald nachdem er das Fahrzeug verlaſſen hatte, begann die Ausſchiffung allerlei Kriegsgeräts: ſechs 12pfündige Kanonen wurden an Land gebracht, 7000 Flinten, eine große Anzahl Bajonette und Piſtolen, Kleidungsſtücke und Getreide, Pulver und Blei, und ſchließlich auch mehrere Kiſten mit gemünztem Gelde, wie es wenigſtens unter der Bevölkerung hieß. Der Fremde begab ſich nach dem nahen Campolore, wo er im erzbiſchöflichen Palaſte Wohnung nahm und ſich ſofort mit königlichem Prunk umgab; er ſpeiſte nur von Silber, vor ſeiner Wohnung wurden Kanonen aufgepflanzt, und Wachen ſchulterten; wenn er ausging, ſtreute er Geld unter die Menge. Aus allen Teilen der Inſel kamen die Vornehmſten des Landes, ihm aufzuwarten; nach wenigen Tagen hatten ſich über zweitauſend Männer und Jünglinge in die 24 Kompanieen, die er formierte, einreihen laſſen; er griff mit der ſchnell gebildeten Truppenmacht den nächſten Poſten der Genueſen, der bisherigen harten Herren der Inſel, an und ſchlug ſie in die Flucht. Am 15. April trat eine allgemeine Conſulta zuſammen, zu der Abgeordnete ſämtlicher Bezirke erſchienen — der Fremde wurde nach kurzer Beratung als Theodorus der Erſte zum erblichen König von Korſika und Capraja erwählt und, nachdem er den Wahlvertrag unterzeichnet, unter freiem Himmel, das Haupt gekrönt mit einer Krone von friſchem Laub, zum Herrſcher ausgerufen.

Als ſich die Kunde von dem ſeltſamen Vorgang auf dem Feſtlande verbreitete, wußten nur ſehr wenige Eingeweihte, wer der König Theodorus von Korſika war. Man riet auf die verſchiedenſten Perſönlichkeiten: auf einen britiſchen Prätendenten, auf einen portugieſiſchen Prinzen, auf den ſiebenbürger Fürſten Racoczi. Endlich wurde die Wahrheit bekannt. Der König von Korſika war der deutſche Baron Theodor von Neuhof.

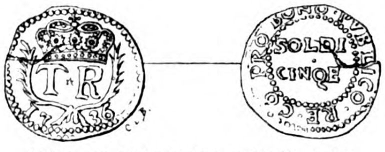
Ein buntbewegtes Leben lag bereits hinter dem Manne, als er die Laubkrone der Korſen ſich auf das Haupt drückte. Unter allen Abenteurern der an Glücksrittern überreichen Zeit war er wohl der merkwürdigſte.

Theodor Stephan Freiherr von Neuhof ſtammte aus einem alten weſtfäliſchen Geſchlecht, aber er ſelbſt wurde, wenigſtens ſagt es die Mehrzahl der Quellen, im Jahre 1686 in Frankreich geboren, wo ſein Vater als Kommandant eines kleinen Forts bei Metz lebte. Einer anderen Angabe nach hat ſeine Wiege in Altena in Weſtfalen geſtanden. Nach dem Tode des Vaters wurde er Page bei der Herzogin von Orleans, die ihm ſpäter eine Leutnantsſtelle in bayriſchen Dienſten verſchaffte. Dann finden wir ihn als Rittmeiſter in einem franzöſiſchen Reiterregiment; er quittierte aber auch dieſen Dienſt bald oder mußte ihn quittieren und lebte, mit ziemlichem Aufwande, wie erzählt wird, als Spieler in Paris. Es war die Zeit, in welcher der Ruf der Kriegsthaten Karls des Zwölften von Schweden Europa erfüllte. Der glänzende Stern im Norden lockte neben manchem Helden auch zahlreiche Abenteurer unter die ſchwediſchen Fahnen. Als der Boden von Paris daher dem Herrn von Neuhof zu heiß wurde, trat er in die Dienſte Karls und ſoll ſich als Soldat mehrfach ausgezeichnet haben. Wichtiger für ihn war, daß er ſich die Freundſchaft des Freiherrn von Görz gewann, des diplomatiſchen Beraters des Schwedenkönigs. Dieſer verwandte den klugen und verſchlagenen Mann mehrfach zu politiſchen Sendungen, und die zahlreichen und einflußreichen Verbindungen, die er dabei gewann, ließen ihn, als mit dem Tode Karls des Zwölften in den Laufgräben von Frederikshald ſeine weiteren Ausſichten in Schweden zertrümmert wurden, ſchnell anderswo feſten Fuß faſſen. Er ging nach Madrid, wurde ſpaniſcher Oberſt und der Günſtling der beiden zur Zeit mächtigſten Männer, des Miniſters Alberoni und des Herzogs Ripperda, der ſelbſt ein kaum minder großer Abenteurer war, als Theodor von Neuhof: ſchwang doch auch jener merkwürdige Mann ſich aus dem Nichts zum ſpaniſchen Staatsmann, zum Herzog, zum Granden, ſpäter zum erſten Miniſter auf, um ſchließlich, verbannt, in Marokko zum Islam überzutreten und als Günſtling des Sultans an die Spitze des marokkaniſchen Heeres zu treten!

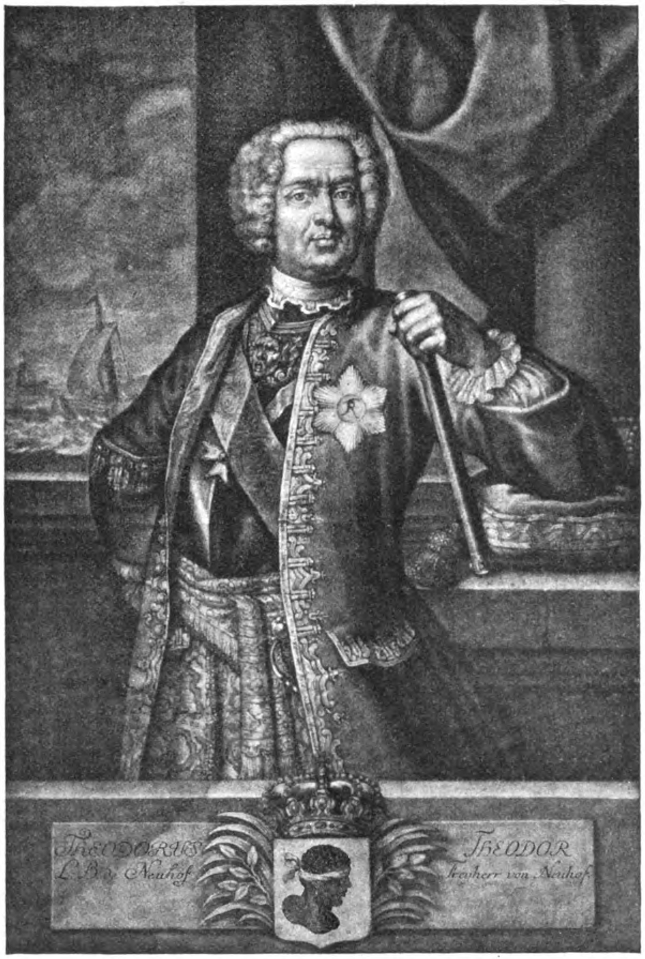
Es wimmelte damals in der Welt von Glücksrittern aller Art, und ſie fanden ſich allerorten zuſammen. Als nach einiger Zeit auch der Hof von Madrid dem Herrn von Neuhof kein rechtes Feld zur Entfaltung weiterer Thätigkeit zu bieten ſchien, ſchloß er ſich in Paris dem berüchtigten Finanzmann Law an, der damals Frankreich mit ſeinen Schwindeleien beglückte und das ganze Land, den Regenten an der Spitze, in den Zauberbann ſeiner phantaſtiſchen Schöpfungen verſtrickt hatte. Der Weſtfale gewann an den berüchtigten Miſſiſippiaktien ungeheure Summen und trieb einen Aufwand, der ſelbſt Paris in Staunen verſetzte, bis er ſich ſchließlich nach dem Sturz des ſchottiſchen Finanzkünſtlers einer Überlaſt von Schulden gegenüberſah, die ihn nötigte, der ſchönen Seineſtadt unter äußerſt mißlichen Verhältniſſen den Rücken zu kehren.

Das ſcheint Anfang des Jahres 1721 geweſen zu ſein. Neuhof verſchwand auf einige Zeit in der Dunkelheit, wir hören nur von verſchiedenen Irrfahrten durch Europa — dann aber taucht er plötzlich 1732 in einer höchſt angeſehenen Stellung wieder auf, ohne daß zu ergründen iſt, wie er zu derſelben gelangte. Er iſt Reſident Kaiſer Karls des Sechſten in Florenz, und hier ſcheinen ſich die erſten Fäden ſeiner Beziehungen zu Korſika anzuſpinnen.

Die Überlieferungen, wie jene Beziehungen ſchließlich zu ſeiner Landung auf der Inſel ausreiften, gehen vielfach auseinander. Nach einer Denkſchrift, welche der Sohn Neuhofs — unſer Abenteurer hatte ſich in Spanien mit einer Irländerin verheiratet — nach Mitteilungen des Vaters verfaßt hat, ſoll die Hohe Pforte dem Bei von Tunis anbefohlen haben, Theodor bei ſeinem Unternehmen in aller nur möglichen Weiſe zu unterſtützen, und ſein alter Gönner Ripperda, der inzwiſchen in Marokko zu Macht und Anſehen gelangt war, ſoll auch weſentliche Hilfsmittel beigeſteuert haben; nach einem, dem Anſehen nach echten Brief Neuhofs an einen ſeiner weſtfäliſchen Verwandten, in dem er dieſem ſeine Erhebung zum König anzeigt, wäre er dagegen auf dem Mittelmeer von tuneſiſchen oder algieriſchen Piraten gefangen genommen worden und hätte längere Zeit in Tunis als Sklave gelebt, um dann hier die Mittel zu ſeinem Zuge nach Korſika zu finden. Jedenfalls aber war er ſchon als kaiſerlicher Reſident in Florenz in Verbindung mit den Häuptern der korſiſchen Freiheitsbewegung getreten und hatte ſie überzeugt, daß er durch ſeine Verbindungen der rechte Mann ſei, an ihre Spitze zu treten, und jedenfalls kam er aus Tunis, als er in der Bucht von Aleria landete. Jedenfalls muß er auch über vorläufig noch reichlich fließende Quellen verfügt haben, denn bald nach ſeiner Landung trafen weitere Schiffe mit Kriegsgerät auf der Inſel ein. Übrigens leiſteten ſogar einige der weſtfäliſchen Verwandten ſeiner Aufforderung, ſich zu ihm zu begeben, Folge: „er wolle ſie ſchon nach Zufriedenheit employieren und ihnen an ſeinem Glücke Teil geben.“ Der Name ſeines Vetters von Droſt und ſeines Neffen Neuhof werden mehrfach in den ſpäteren Kämpfen genannt. Zunächſt ſchien es in der That, als ſollte die Länderkarte von Europa ſich wirklich um ein neues Königreich vermehren. Die Republik Genua freilich entwarf in ihrem Proteſtmanifeſt ein ſehr häßliches Bild von Theodor von Neuhof, und ſo manches, was darin geſagt wird, dürfte wohl einigermaßen zutreffend geweſen ſein: „er habe ſich bald Baron von Naraer, bald von Smihmer, bald von Niſſen genannt, habe auf Koſten anderer gelebt, Engländer, Franzoſen, Deutſche und andere von anderen Nationen betrogen.“ Aber die Korſen machten ſich nicht viel aus dem feierlichen Manifeſt, und Theodorus der Erſte beantwortete es ſogar in einem langen und höhnenden Briefe, in dem er den Genueſen ihre grauſame Härte gegen ſeine jetzigen Unterthanen und ihren niederen Kaufmannsſinn in ungemein draſtiſcher Weiſe vorführte.



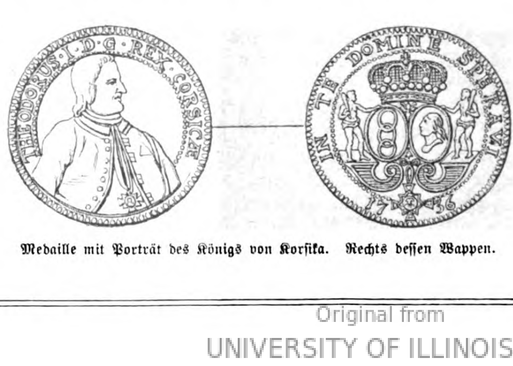
Münze, von König Theodor von Korſika geprägt.
Im kgl. Münzkabinet zu Berlin.



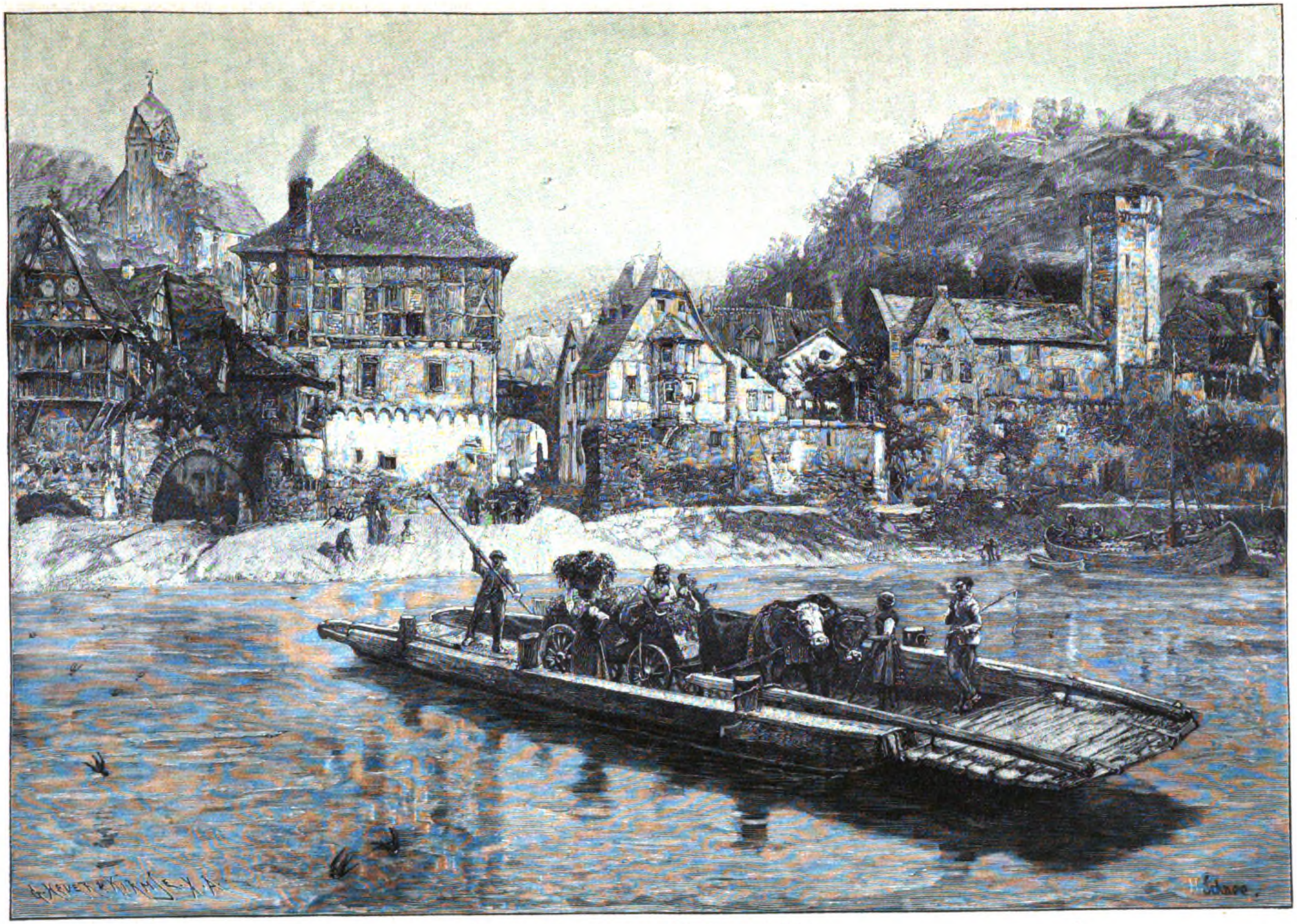
Baron Neuhof, König von Korſika. Nach dem Stich von J. J. Haid.

Neuhof hatte Glück mit ſeinen erſten Unternehmungen auf der Inſel. Er ſchlug die Genueſen mehrfach, ſein Heer verſtärkte ſich; ſchon prägte er Münzen mit ſeinem Bildnis, ſchuf Grafen und Marcheſen und ſtiftete ſogar, damit auch dies nicht fehle, einen „Orden der Befreiung.“ Prächtig kamen ſich die Korſen im azurblauen Ordensgewande vor, auf der Bruſt ein Kreuz, das in der Mitte einen Stern und in dieſem das Bild der Gerechtigkeit trug. Ein wenig Geldſpekulation war auch bei dieſem Orden; er koſtete nämlich 1000 Scudi, die den Einheimiſchen zwar meiſt erlaſſen, die aber von zahlreichen Fremden willig erlegt wurden. Und die Beihilfe, welche aus dieſem kleinen Ordensſchacher floß, war der königlichen Kaſſe recht bald von nöten. Allmählich verſiegten die auswärtigen Hilfsquellen, die Steuern aus der Inſel aber floſſen recht ſpärlich; die Bevölkerung war arm, und es war für die Maſſe der Ruf ſeiner unermeßlichen Reichtümer nicht zuletzt geweſen, welcher ſie für den König Theodorus den Erſten begeiſtert hatte. So lange er Kleider, Waffen, Geld, Getreide austeilen konnte, jubelte man ihm zu und war auch willig zum Kriegsdienſt; am Raufen hatten die Korſen ja ſtets ihre Freude gehabt. Als indeſſen die königliche Kaſſe verſiegte, begann ein leiſes Murren.

Das Schlimmſte aber war, daß Neuhof trotz ſeiner Erfolge im freien Felde den wohlbefeſtigten Stützpunkt der Genueſen, Baſtia, nicht einnehmen konnte. Vergebens lag er Woche auf Woche vor der Feſtung, die Baſtionen der Stadt ſpotteten aller ſeiner Anſtrengungen, und allmählich verſtärkten die Genueſen ihre Truppenmacht auf der Inſel mehr und mehr. Schließlich


THEODORUS I. D. G. REX CORSICÆ
IN TE DOMINE SPERAVI
1736

Medaille mit Porträt des Königs von Korſika. Rechts deſſen Wappen.



Fähre bei Dausenau. Nach dem Gemälde von H. Schnee.

ſah er ein, daß er ohne auswärtige energiſche Hilfe ſich nicht behaupten könne, und beſchloß, von Corſika zu ſcheiden, um den Beiſtand des Auslandes, vor allem feſtländiſche Finanzkräfte für ſein Unternehmen zu gewinnen. Aber nicht heimlich, nicht etwa als Flüchtling, verließ er ſein Reich, ſondern durchaus als König. In einer feierlichen Verſammlung nahm er von ſeinen Unterthanen Abſchied, ſetzte einen Rat zu ſeiner Vertretung ein und verſprach, in kürzeſter Zeit wiederzukommen. Am 11. November ſchiffte er ſich in Aleria ein, begleitet von ſeinem Sohne, ſeinem Kanzler La Coſta, einem Kammerherrn, einem Sekretär und zwei Pagen.

Die Genueſen triumphierten. Nicht mit Unrecht glaubten die klugen Kaufleute, daß es für Neuhof unmöglich ſein würde, eine irgendwie thatkräftige Unterſtützung für ſein abenteuerliches Unternehmen zu gewinnen. Nicht mit Unrecht anſcheinend meinten ſie, daß die Korſen, nachdem ihr erwählter König ſie verlaſſen, leichter zur Unterwerfung bereit ſein würden.

Sie täuſchten ſich im Charakter der Bevölkerung, ſie täuſchten ſich auch in Theodor von Neuhof. Die ungeheure Mehrzahl der Korſen ſtand noch immer feſt zu ihm, und er wußte unter den denkbar größten Schwierigkeiten immer neue Unterſtützungen nach der Inſel zu ſenden. Gewiß war er ein Glücksritter; die Anerkennung aber kann man ihm nicht verſagen, daß er mit einer Zähigkeit ohnegleichen an der errungenen Krone feſthielt, daß er mit erſtaunlicher Umſicht im Auslande für Korſika thätig war.

Zuerſt in Livorno, dann in Florenz und in Rom, endlich in Paris und im Haag ſuchte er ſich neue Quellen zu erſchließen. Verfolgt von den Genueſen, die einen hohen Preis auf ſein Haupt geſetzt hatten, mehrfach von ſeinen alten Gläubigern hart bedrängt, einmal wegen einer Wechſelſchuld in das Gefängnis geworfen, bisweilen mit der bitterſten Not kämpfend, gelang es ihm doch immer wieder, einzelne Sendungen an Kriegsbedarf nach Korſika zu ſchicken. Es iſt erſtaunlich und wird wohl nie aufgeklärt werden, wie er die Mittel fand; thatſächlich aber kamen im Lauf des nächſten Jahres mehrere von ihm geſandte Schiffe auf der Inſel an, brachten Kanonen, Gewehre, Munition, ja auch deutſche Offiziere, die er für ſeinen Dienſt geworben hatte. Der ſeltſame Mann muß eine wunderbare Kraft der Überredung beſeſſen haben, denn ſchließlich glückte es ihm wirklich, in Holland ein Konſortium angeſehener Kaufleute — genannt werden die Firmen Neuville und Luca Boom Tronchain — zu bilden, das ihm fünf Millionen Gulden vorſchoß, wogegen ihnen Theodor den ausſchließlichen Handel mit Korſika zugeſtand. Er glaubte augenſcheinlich felſenfeſt an ſich ſelbſt und wußte daher auch andere immer aufs neue von ſich und der Erfüllbarkeit ſeiner Zukunftshoffnungen zu überzeugen.

So erſchien er denn, zum Erſtaunen aller Welt, zum Jubel der Korſen, am 13. September 1738 zum zweitenmale vor Aleria. Und diesmal war ſeine Ausrüſtung weit, weit glänzender und machtvoller, denn bei ſeinem erſten Auftreten. Er kam mit drei Kriegsſchiffen und mehreren Transportfahrzeugen, führte 24 Geſchütze, 7300 Gewehre, 180 000 Pfd. Pulver, dazu Kriegsgerät aller Art mit ſich — kurz in der That die vollſtändige Ausrüſtung eines kleinen Heeres.

Inzwiſchen aber waren, von der Republik Genua zu Hilfe gerufen, franzöſiſche Streitkräfte auf der Inſel gelandet, und durch die klugen und umſichtigen Maßnahmen des Befehlshabers derſelben, des Generals Grafen Boiſſieux, wurde eine Spaltung zwiſchen den korſiſchen Patrioten herbeigeführt. Ein Teil der einflußreichſten Männer, darunter der Vater des ſpäter ſo berühmt gewordenen korſiſchen Freiheitskämpfers Paoli, der bisher treu zu Theodor gehalten, fiel von ihm ab. Dazu kam, daß ſeine Flottille, als die Ladung erſt zum kleinſten Teil ausgeſchifft war, plötzlich die Anker lichtete und in See ſtach; die holländiſchen Handelsherren hatten dem Kapitän Weiſungen gegeben, die zu ihrer Sicherung dienen ſollten, und als Neuhof ſeine Verſprechungen nicht erfüllen konnte oder wollte, brachte jener ſeine Ladung nach Neapel in Sicherheit. Kurz, kaum hatte König Theodor den Fuß zum zweitenmale auf den Boden ſeines Reichs geſetzt, erfüllt mit den froheſten Hoffnungen, als er ſich auch ſchon gezwungen ſah, auf deren Verwirklichung zu verzichten. Ja, er mußte froh ſein, daß es ihm gelang, ſich vor den Verfolgungen der Genueſen perſönlich auf das Feſtland zu retten.

Aber der Unermüdliche gab ſein Unternehmen noch nicht auf. Noch einmal glückte es ihm, engliſche Kaufleute zur Hergabe größerer Geldſummen zu bewegen, noch einmal — Anfang 1743 — erſchien er auf Korſika. Diesmal war indeſſen der Anhang, den er auf der Inſel fand, zu gering, als daß er hätte daran denken können, ſich zu behaupten. Nach kurzer Zeit ſchiffte er ſich wieder nach Italien ein. Seine Königsrolle war ausgeſpielt.

In den nächſten Jahren führte Neuhof ein unruhiges Wanderleben, bis er im Sommer des Jahres 1749 nach London kam. Hier traten, auf Betreiben des genueſiſchen Reſidenten, ſeine alten Gläubiger energiſch gegen ihn auf; er wurde in den Schuldturm geworfen, und Jahre vergingen, ehe er die Freiheit wiedererlangte. Erſt 1755 erſchien ein Geſetz, nach welchem Schuldner, deren gänzliche Zahlungsunfähigkeit erwieſen, freigelaſſen werden ſollten. Dies Geſetz kam auch dem durch Krankheit und Sorgen gebeugten Manne zu gute. Ja, ſeine Lage erregte das Intereſſe einiger vornehmer Briten. Horatio Walpole veranſtaltete eine Sammlung für ihn, deren Ertrag ihm eine Einigung mit ſeinen dringendſten Gläubigern ermöglichte und ſeinen Lebensunterhalt ſicherte. Er ſollte ſich ſeiner verbeſſerten Lage aber nur kurze Zeit erfreuen. Am 11. Dezember 1756 ſchon überraſchte den Greis, der nach allen Berichten auch im Elend ſtets auf die Aufrechterhaltung äußerlicher Würde bedacht geweſen war, der Tod. Auf dem St. Annenkirchhof von Weſtminſter wurde er beſtattet, und Lord Walpole ließ ihm als dem „König Theodor von Korſika“ eine klangvolle Grabſchrift ſetzen. Seine Nachkommenſchaft erloſch mit ſeinem Enkel, der unter fremdem Namen in engliſchen Dienſten ſtand. Aber das Neuhofſche Blut lebt — merkwürdig genug — in den Garibaldis fort: eine der Schweſtern des Königs von Korſika heiratete einen Arzt Garibaldi, deſſen Enkel, wie behauptet wird, der bekannte Freiſcharenführer und Freiheitsheld Giuſeppe Garibaldi war.

Es iſt ſchwierig, heute über den ſeltſamen Mann ein richtiges Urteil zu fällen. Ihn kurzer Hand lediglich als Betrüger und Schwindler zu bezeichnen, wäre ungeachtet aller ſeiner großen Charakterfehler nicht ganz gerecht. So tolldreiſt ſein Unternehmen auf den erſten Blick erſcheint, es lag doch wohl nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß es gelingen konnte. Anderenfalls würde es Neuhof gewiß nicht geglückt ſein, ſo viele ernſthafte und tüchtige Männer für ſich und ſeine Pläne zu gewinnen. Hätte er bei ſeinem erſten Aufenthalt auf Korſika den Genueſen Baſtia entriſſen, ſo hätte er ſich vielleicht dauernd behauptet. Aber es ſcheint, daß ihm bei allem perſönlichen Mut eigentliches Feldherrntalent und wirkliche Organiſationsgabe fehlten, und ſie waren für die Rolle, die er zu ſpielen unternahm, unerläßlich.

Warum hätte ein weſtfäliſcher Edelmann (ich will keineswegs ſagen, daß der deutſche Adel beſonderen Grund hatte, auf Theodor von Neuhof ſtolz zu ſein) warum hätte der Freiherr von Neuhof nicht König von Korſika werden können, wenn ein korſiſcher Artillerieleutnant — freilich einer von wuchtigerem Schlage, denn jener Glücksritter — wenig mehr denn ein halbes Jahrhundert ſpäter Kaiſer von Frankreich wurde und ſeinen Bruder zum König von Weſtfalen machte?!

* * *

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Beide, der von Engersheim und der von Willberg, klommen darauf gemeinſam die Stufen bis zum nächſten Treppenabſatz empor, auf dem Herr von Willberg Halt machte und fragte: „Du willſt doch nicht etwa zu meinem Schwager Barten?“

„Gerade zu ihm!“

„Iſt krank.“

„Weiß ich!“

„Und nur für die allernächſten Verwandten zu ſprechen.“

„Scher’ mich den Geier drum!“

Und ſie kletterten wieder einen Abſatz höher, Stufe um Stufe, und hier, wo die Viſitenkarte Bartens an der Thür klebte, wandte ſich Willberg, als er die Hand ſchon an der Klingel hatte, noch einmal an den Anderen. „Klaus hat ſchweren Kummer gehabt. Sorgen — geſchäftliche! Du kommſt zur ungelegenſten Zeit, Engersheim — wie immer!“

„So —?“

„Was willſt Du denn bei ihm?“

„Helfen — wenn’s geht!“

„Oho — das könnte Dir paſſen. Soll wohl Hohn ſein! Da komme ich als Schwager doch wohl zuerſt!“

„Dürfte nicht zulangen. Und er iſt mein Pate!“

Willberg ließ die Rechte langſam von der Klingel herabgleiten. „Woher weißt Du denn ſchon die Geſchichte? Krähen’s die Hähne ſchon in Grunwald?“

„Geht Dich zwar auch nichts an, aber wenn Du’s gern wiſſen willſt: Eberhard hat mir telegraphiert.“

„So — ſehr gütig!“ Und als ob er wüßte, daß dem anderen das ein beſonderer Stachel ſein müſſe, fügte er hinzu: „Und mir Aſta — wird wohl zuſammen aufgeſetzt ſein, das Telegramm.“

Mit einer unwillkürlichen Bewegung faßten beide Herren gleichzeitig in die rechte Taſche ihrer Sommerüberzieher und holten jeder ein zuſammengeknittertes Depeſchenformular heraus, und einer ſah dem anderen über die Schulter:

„Klaus infolge Zuſammenbruchs der Paſſage ſchwer erkrankt. Großmutter — (Großtante in Natten) — benachrichtigt. Deine Anweſenheit und Hilfe unbedingt erforderlich. Sofort kommen!“

Es ſtimmte. Die Telegramme konnten den gemeinſamen Urſprung nicht verleugnen. „Rackerchen!“ brummte Willberg. Herr von Engersheim war muckmäuschenſtill.

„Schweinehunde!“ ſagte der Major dann, als ob ihm eine plötzliche Eingebung gekommen ſei.

„Wer denn?“

„Die Berliner Bande — die Schwindler, dieſe Kanaillen!“ Und als ſei damit mit einemmale das Eis gebrochen, begann er auf den anderen einzureden und nach ſeiner milden Art ſeinem Herzen Luft zu machen. Je länger er aber redete, deſto intimer wurden ſeine kernigen Wendungen, und plötzlich hatte er die Hand ſchwer auf Engersheims Schulter gelegt, als ob nicht mehr der Todfeind vor ihm ſtünde, mit dem er ſeit Jahren im allerbitterſten Groll gelebt, ſondern der alte Engersheim, der Kamerad, der befreundete Gutsnachbar. „Hab’ ich recht oder nicht — iſt’s nicht ’ne Giftblaſe — Sprenkel?“ Da war ſie heraus, die alte Freundſchaftsbezeichnung von ehedem, der Spitzname, den Engersheim im Regiment gehabt hatte wegen ſeiner unglaublich dünnen Beine.

Sprenkel hatte das wohl gehört, aber er hielt es für angebracht, die gänzlich unpaſſende Intimität vorläufig zu ignorieren. Er pfiff nur durch die Zähne, nickte zuſtimmend und meinte dann: „Ich mag zwar ſonſt nichts mit Dir zu thun haben, Willberg — das bleibt beim alten. Aber um den Jungen, den Klaus, thut’s mir leid, und, hol’ mich der Geier, noch mehr faſt um das ſchöne Natten. Den von den Vätern ererbten Beſitz möcht’ ich ihm und der Familie erhalten helfen. Und wenn’s Dir recht iſt, wollen wir in dem Punkte — in dem einen Punkte — Waffenſtillſtand ſchließen!“

Da hatten ſie ſich auch ſchon die Hände gereicht, die beiden alten Streithähne, und ſchüttelten ſie, daß die Gelenke krachten. „In dem einen Punkte, Willberg!“ wiederholte Engersheim dann noch einmal.

„In dem einen Punkte — natürlich! Denn ſonſt — ich kenne Dich ja!“ Damit faßte Willberg wirklich zum Klingelgriff und zog an ihm mit einer Sanftheit, als ob er eine Hopfenſtange aus der Erde reißen wollte, ſo daß Frau Berger, als ſie die Thür öffnete, erſchrocken flüſterte: „Wir haben einen Kranken, meine Herren! Womit kann ich dienen?“

Das kümmerte freilich Willberg wenig. Er lachte die gute Frau an und meinte, auf Engersheim deutend: „Wenn der Kranke Herr von Barten iſt, Madame — wir ſind die Doktoren und bringen die richtige Medizin!“

Die richtige Medizin —!

Ja, wenn es ſich nur um das elende ſchnöde Gold gehandelt hätte?

Auf Klaus Barten laſtete mehr, als die materielle Sorge um die eigene Zukunft. Er war jung, vor ihm lag die Welt. Was er an materiellen Gütern heute verlor, das konnte ihm das Morgen wiederbringen. Aber er hatte mehr verloren als Geld und Gut. An jenem Unglückstage, deſſen Erregungen nur den letzten Abſchluß einer langen Reihe anderer gebildet, die ſeit Wochen auf ihn einſtürmten, war es ihm klar geworden, um welchen Preis er geſpielt: verloren hatte er, ſo meinte er, die Liebe der Mutter, verloren den Beſitz, der ihm vom Vater geworden, und den er nur zur Nutznießung gleichſam beſeſſen, um ihn weiter zu vererben auf die, die nach ihm kamen, entwürdigt ſeinen guten Namen! Mochte er ſich auch frei von Schuld wiſſen — und nicht einmal das konnte er! — das Urteil der Welt würde anders lauten! Er war der Betrogene, aber die Welt würde ſeinen Namen, als den eines betrogenen Betrügers, durch den Kot zerren!

Und er ſtand allein — ganz allein! Der Mann, auf den er gebaut, hatte ſein blindes Vertrauen auf das ſchmählichſte mißbraucht — alle, die er ehedem an Freunden beſeſſen, hatten ſich von ihm abgewendet. Er ſah ſie im Geiſte vor ſich — abweiſend die einen, achſelzuckend die anderen, verletzenden Mitleids voll die dritten! Mit den Fingern würden ſie auf ihn weiſen: „Haben wir es nicht immer geſagt, es iſt gekommen, wie es kommen mußte!“

Als er, von zwei Kollegen aus dem Aufſichtsrat nach ſeiner Wohnung gebracht, fiebernd in ſeinem Bett lag, da krochen ſie heran, die Schreckgeſtalten der Phantaſie: Berge Goldes lagen vor ihm, und wenn er nach ihnen greifen wollte, ſo verſchwanden ſie in das Nichts, und höhnend grinſte hinter dem Schatten, der plötzlich an ihrer Statt auftauchte, das Geſicht Dornbergs auf. Die himmelhohen Baugerüſte der Kronprinzenpaſſage umſpannten alle ſeine Glieder gleich Folterwerkzeugen, und der Baumeiſter Knyſper ſchickte ſich an, einen der granitenen Blöcke der Fundamente auf des Wehrloſen Bruſt zu wälzen. Und dann wieder war er in Natten: der Hammer des Auktionators, der das ererbte Gut verſteigerte, fiel mitten auf ſein Herz. Die Mutter ſtand daneben, angethan mit der Witwentrauer, und weinte. Aber Schwager Willberg rief dem Manne des Geſetzes zu: „Genau aufs Herz! Und ſicher treffen — er hat es nicht anders verdient!“

Alles dunkle, einſame Nacht plötzlich ringsum! Aber war das nicht eine Uniform an dem Fußende des Bettes? Das war wohl das militäriſche Ehrengericht, das über ihn aburteilte? Nein — nicht doch: Vetter Eberhard war’s, und noch ein anderer, und ſie flüſterten mit einander. Was ſie nur wollten? So laßt mich doch ſterben! Sie beugten ſich über ihn — und dann war wieder alles todesſtill — —

War das nicht Brakendorf, der treue Gefährte? Fürbaß zogen ſie durch das öde Steppenland, und das hohe Gras ſchlug zu beiden Seiten des engen Negerpfades faſt über ihnen zuſammen. Mit einemmale packte ihn der Mitwanderer an der Schulter — „Ich kehre nicht heim! Aber ich weiß daheim ein koſtbares Gut, das ich einſt ſelbſt zu erringen dachte in wunſchreichen Glücksſtunden. Ich vermache es Dir, Freund —!“ Da glänzte am fernen Horizont ein lichter Stern auf, kam näher und näher, greifbar faſt, aber dann ſanken plötzlich die Regenwolken herab, die freundliche Leuchte verloſch — die Flut ſtieg — höher und höher —

Was das nur für eine linde, milde Hand ſein mochte, die ſich ſo ſanft und kühl auf ſeine heiße Stirn legte? War's überhaupt eine Menſchenhand? Glitten Seraphsflügel über ihn hin? Es that ſo wohl — ſo wohl, wie ihm einſt, es war wohl undenkbar lange Zeiten her, Mütterchens Rechte gethan, als er krank war, und ſie ihm ſanft über die fieberglühende Stirn ſtrich. O nur einen Augenblick noch! Vielleicht — vielleicht —

„Er ſchläft!“ flüſterte Frau von Barten, als ſie in das Nebenzimmer trat und die beiden Todfeinde Willberg und Engersheim begrüßte, die wieder, wie geſtern, wie jetzt ſeit acht Tagen ſchon, alltäglich um die Mittagsſtunde gekommen waren, um ſich nach dem Befinden von Klaus zu erkundigen und Bericht zu erſtatten über ihre geſchäftlichen Bemühungen in ſeinem Intereſſe. „Er ſchläft!“ flüſterte ſie, und über das kummervolle Matronengeſicht flog ein Schimmer der Hoffnung, während ſie die dicken Vorhänge an der Thür des Schlafzimmers ſo geräuſchlos, wie es nur beſorgte Mutterhände können, herabließ. „Das Fieber ſcheint gebrochen —“

„Gottlob!“ ſagten beide wie aus einem Munde.

Die beiden alten Herren waren überhaupt in der letzten Woche von einer ſeltſamen Einſtimmigkeit der Anſchauungen. Das kam freilich eigentlich zunächſt nur daher, weil ſich ja ihr ganzes Thun und Denken immer nur um den „einen Punkt“ drehte; aber ein Unparteiiſcher würde doch auch ſchon Fälle haben konſtatieren können, in denen die Einhelligkeit über den „einen Punkt“ hinaus erfreuliche Fortſchritte machte. Geſtern hatte Sprenkel, als ſie zuſammen bei Borchardt dinierten, ſogar Rotſpon getrunken, während er ſonſt immer aus Oppoſition gegen Willberg, der den Weißen verſchmähte, zum Rheinwein hielt. Und als ſich bei dem gemeinſamen Mittag „ſo zufällig“ erſt Eberhard einfand, und dann Frau Agnes nebſt Fräulein Töchterlein, da hatte er zwar rieſige Telleraugen gemacht, war aber dann ganz nett zu Aſta geweſen — die große Schlange.

„Alſo es geht gut, Mama! Na, wir können leider nicht ganz das Gleiche berichten,“ meinte Willberg.

„Nicht ganz das Gleiche, Thereſe — aber Du mußt auch nicht das Schlimmſte annehmen,“ ergänzte Engersheim und fuhr, ſeinen rotweißen Spitzbart drehend, fort: „Wir haben heute zwei Stunden lang mit dem alten Kruſe und dem Kommerzienrat Schmädler gearbeitet, und das Reſultat iſt, daß wir Natten werden erhalten können. Allerdings ſehr ſtark belaſtet, aber wenn Klaus vernünftig wirtſchaftet —“

„Das heißt, Mama, wenn wir Natten halten können, ſo iſt das nur möglich, weil der Sprenkel hier für die letzte aufzunehmende Hypothek gut geſagt hat, abgeſehen von den Baribus, die er zuſchießt —“

„Laß doch die dummen Einzelheiten, Willy! Du ſiehſt doch, daß wir Thereſe nicht jetzt mit den Geſchichten kommen können. Hat ja auch Zeit, und 's iſt nichts als meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit!“

Die alte Dame ſprach kein Wort des Dankes, aber die beiden wußten auch ohne Worte, was die Thränen bedeuteten, die in den Augen der Mutter aufperlten.

„Ja, Mama, und dann — das muß ich Dir noch erzählen — dann war heute in aller Herrgottsfrühe Dein alter Profeſſor — wie heißt er doch gleich? — richtig Borel! — bei mir zuſammen mit dem Herrn von Döſting, dem Vater von dem Windhund, den Euer Piefke anbändigt. Schnurrige Käuze — nach einer langen Vorrede kam's endlich heraus, daß auch ſie Klaus gern helfen wollten. Na, Gottlob, daß wir's nicht nötig haben —“

Frau von Barten hatte die Hände im Schoß gefaltet und ſah ſtill vor ſich hin.

„Aber Thereſe wird gewiß gern wiſſen wollen, was die Polizei ermittelt hat — Du kannſt doch abſolut nicht im Zuſammenhang berichten, Willy,“ unterbrach Engersheim. „Alſo, Thereſe, die Sache iſt die, daß Dornberg thatſächlich die Aktien geſtohlen hat, einfach gemopſt. Er hat ſich Mappen anfertigen laſſen, ganz genau gleich denen, die im Geldſchrank lagen — ſogar bei demſelben Fabrikanten — ſie zu Hauſe hübſch mit Zeitungen vollgepfropft und dann bei der nächſten Gelegenheit mit den Originalen umgetauſcht. Die Polizei ſtaunte nur, wie er die Etiketten ſo genau fälſchen konnte, aber auch das hat ſich ſehr einfach aufgeklärt: es iſt nur eine gefälſcht, die übrigen hat er immer wieder im Original aufgeklebt, wenn er eine neue Mappe eskamotierte —“

„Und ſie haben auch herausbekommen, wie er das ohne Aufſehen zu erregen gemacht hat: er hat Accepte bei der Kaſſe der Geſellſchaft domiciliert und iſt am Tage vor dem Verfall gekommen, mit einer blauen Aktenmappe unterm Arm: ‚Ich lege nur eben die Valuta für das morgen fällige Papier in die Kaſſe —!‘ Das hat er denn auch gethan, aber gleichzeitig aus ſeinem Aktendeckel auch die Zeitungsmappe mit der Aktienmappe vertauſcht. — Übrigens iſt über das Dornbergſche Vermögen geſtern der Konkurs eröffnet worden.“

Frau von Barten hörte nur mit halbem Ohr zu — ſie lauſchte fortgeſetzt nach dem Nebenzimmer hinüber: was waren ihr alle dieſe geſchäftlichen Dinge gegenüber ſeinem Leben!

„Ja — und das muß ich Dir noch erzählen, Thereſe,“ begann Engersheim aufs neue. „Vorgeſtern iſt hier ein großes Bankgeſchäft — Gebrüder Denghardt oder ſo ähnlich — polizeilich geſchloſſen worden. Das ſind die Spießgeſellen Dornbergs geweſen, durch deren Vermittelung er die Aktien an der Börſe verwertet und in das Publikum gebracht hat. Banditen! ſagt der alte Kruſe. Es ſollen unglaubliche Betrügereien zu Tage gekommen ſein — alle Depots unterſchlagen. Die Inhaber ſitzen hinter Schloß und Riegel —“

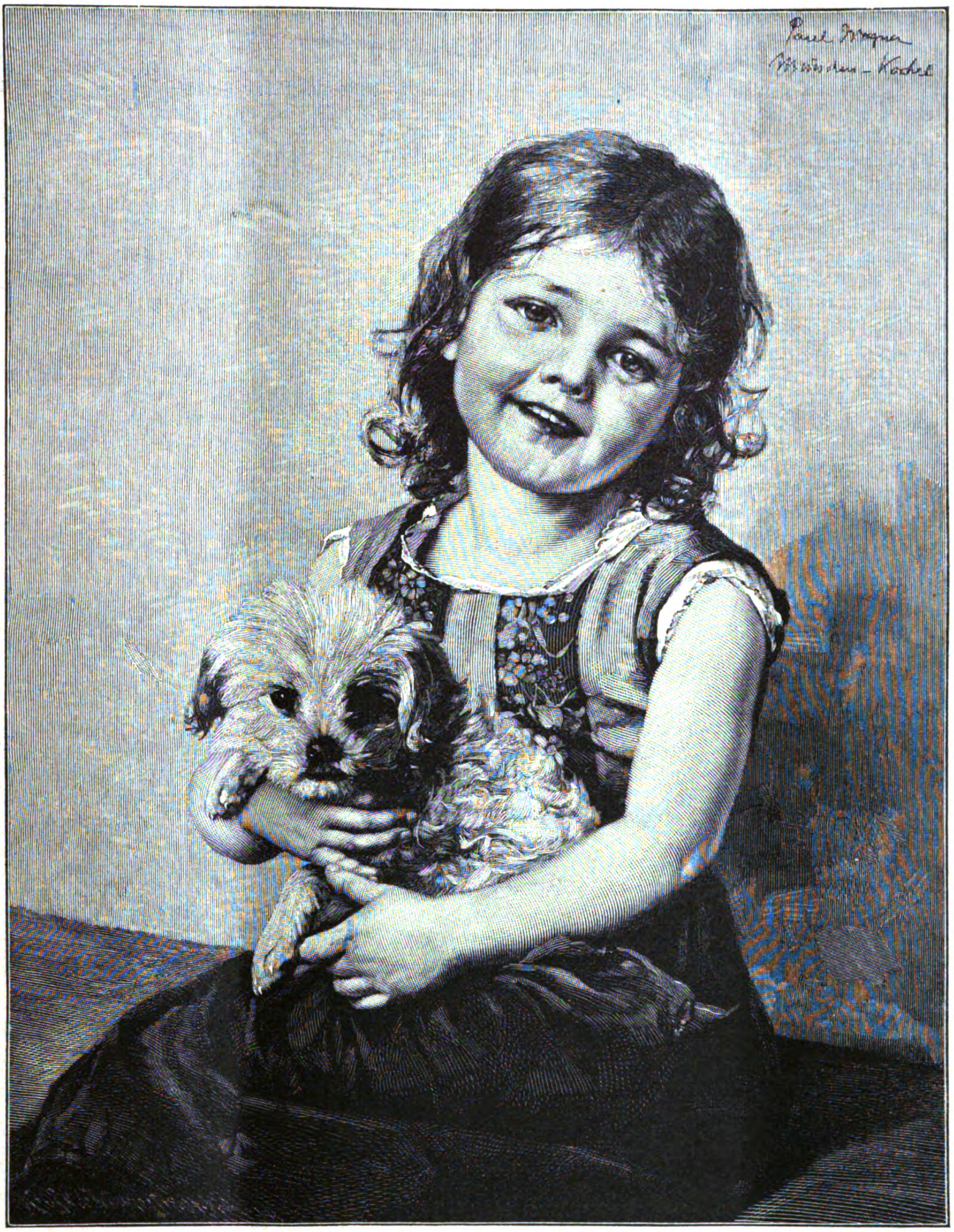
„Aber den Dornberg hat man immer noch nicht!“ ſchloß Willberg. Und dann fragte er plötzlich, während er ſich ſchon zum Gehen erhob: „Wo ſind denn die herrlichen Roſen da auf dem Tiſche her, Mama?“

Die Greiſin zog die Vaſe mit den duftenden Blumen zu ſich heran: „Von Anna Borel, Willy. Ich darf ſie Klaus nicht ins Zimmer ſtellen, der Arzt hat es verboten — nur eine Roſe habe ich ihm an ſein Bett geſetzt,“ ſagte ſie leiſe. „Ihr glaubt nicht, wie viele Anfragen und Erkundigungen über Klaus' Befinden einlaufen —“ meinte ſie dann lebhafter. „Er muß doch viel Liebe gehabt haben —“

Viel Liebe — —

Eins war ihm ſicher geblieben — die nimmermüde, immer zum Verzeihen

Im Löwenzwinger. Bleiſtiftſkizzen von Alex. Zick.



Stillvergnügt. Nach dem Gemälde von P. Wagner.

bereite Mutterliebe! Als Frau von Barten jetzt hinüberſchritt in das Krankenzimmer und an ſein Lager trat, da ſchlug Klaus plötzlich die Augen auf. Sie ſchauten nicht mehr wirr und fieberhaft um ſich, ruhig und ernſt blickten ſie aus dem blaſſen Geſicht zu ihr empor.

Es war nur ein ganz kurzer Augenblick. Aber er hatte ſie erkannt, ein glückliches Lächeln flog über ſeine Züge, und er flüſterte leiſe: „Mutter — liebe Mutter!“ Dann fielen die Lider wieder herab, und ſeine Bruſt hob ſich in den gleichmäßigen Atemzügen des geſunden Schlafs.

Die Mutter aber ſetzte ſich an ſein Bett und weinte ſtille Thränen — Glücksthränen —

15. Kapitel.

„Waffenſtillſtand in dem einen Punkte! Im übrigen bleibt alles beim alten!“ hatte Engersheim geſagt, und er hatte es genau ebenſo bitterernſt gemeint, als Willberg nicht daran zweifelte, daß dieſe Auffaſſung völlig dem Thatbeſtande entſpräche, wie er für die beiden kriegführenden Parteien allein möglich ſei. Die beiden alten Soldaten hatten leider — oder Gott ſei Dank! — überſehen, daß ein Waffenſtillſtand meiſt der Vorläufer des wirklichen Friedensſchluſſes iſt, ein Umſtand, der dem Generalſtäbler Eberhard ſo wenig verborgen war, wie dem Schlaukopf Aſta. Was wunder, daß die beiden ſich die nimmer wiederkehrende Gelegenheit zu nutze machten und das Eiſen ſchmiedeten, ſo lange es heiß war.

Indeſſen wäre ihnen das Kriegsglück vielleicht doch nicht ſo günſtig geweſen, wenn ſie nicht Verbündete gehabt hätten.

Da war einmal Frau Agnes. Da war zum zweiten Profeſſor Borel. Und um die glückbringende Dreizahl zu vollenden, geſellte ſich dieſen beiden Anna Borel hinzu. Die drei Hilfskorps aber rückten nach dem Geſetz der konzentriſchen Linien von drei verſchiedenen Seiten zum Angriff vor.

Auf Piepagnes hatte der Berliner Aufenthalt einen überraſchenden Einfluß gehabt. Sie fing auf ihre alten Tage an, aus ſich herauszugehen — „die Gnädige kommt ſich!“ meinte die Mamſell auf Sternheim. Mit einer Rechnung von Gerſon fing es an, und mit Aſtas Verlobung ſollte es aufhören. Über die Rechnung aus der Hölle der Ehemänner hatte der Haustyrann ein entſetzliches Geſchrei erhoben, als ob er wegen der 235 Mark 50 Pfennig bankerott gehen müſſe — trotzdem die Felder heuer ſo voll des lieben Gottesſegens ſtanden, wie ſeit Jahren nicht. Er ſchimpfte auch eigentlich nur aus Prinzip und Gewohnheit. Aber diesmal zog Frau Agnes nicht ihr gewohntes Schleuſenwerk auf, ſondern ſagte ganz gelaſſen: „Das Kind brauchte die Sachen. Wenn Du aber nicht ſelbſt bezahlen willſt, werde ich die Rechnung aus meiner Wirtſchaftskaſſe begleichen.“ Sagte es und räumte das Zimmer. Das ging dem Major gegen alle Subordination. Er ſtürzte wütend nach, um dieſer undisziplinierten Frau ordentlich den Standpunkt klar machen, fand ſie aber nicht, ſintemalen ſie zu Aſta geflüchtet war. Und als er am Nachmittag von beſagtem Caſus Gerſon anfing, da erwiderte ſie ihm, daß ſie das Geld bereits abgeſchickt habe. Er ſtarrte ſie an, ſchnaubte: „Deine Verſchwendungsſucht wird uns noch an den Rand des Abgrunds bringen!“ und war dann ſtill vor maßloſem Staunen. Der eine winzige Sieg aber gab der kleinen Frau ein Selbſtvertrauen, das ſie zu immer kühneren Thaten anſpornte, bis ſie ſich endlich entſchloß, dem geſtrengen Herrn und Gatten eine Vorleſung darüber zu halten, daß ‚das Kind‘ allmählich ins heiratsfähige Alter käme, und daß ſie als Mutter es nicht mit anſehen könne, wie ſich das Kind gräme. Mit dem Härmen und Grämen war es nun zwar nicht ſo ſchlimm, Aſtas Bäckchen wenigſtens blühten wie die Borsdorfer, aber es machte ſich doch ſehr gut aus dem beſorgten Muttermunde. Und wenn der Major zunächſt auch nur antwortete: „Kann ich dafür, daß der Sprenkel ſolch alter dreihäriger Dickkopf iſt!“ — ſo trug die ehegattliche Vermahnung doch ſpäter ihre Früchte.

Das kam nämlich ſo: als Willberg im Auguſt wieder einmal nach dem ‚nichtsnutzigen Waſſerkopf des Deutſchen Reiches‘ fuhr, um mit dem Bankier Kruſe in Bartens Intereſſe zu konferieren, ſuchte er auch den Profeſſor auf, und dieſer erzählte ſo harmlos von dem häufigen Zuſammenſein Eberhards und Aſtas, daß den Papa eine leiſe Angſt überfiel, das Töchterlein möchte am Ende ins Gerede der Leute kommen. Er nahm ſich vor, der Sache ein Ende zu machen. „So — oder ſo!“ meinte er dabei zwar für ſich, daß es aber nur „ſo!“ ſein könne, darüber war er ſich ſelbſt kaum noch im unklaren.

Frau Agnes und der Profeſſor waren gewiß höchſt achtbare Hilfstruppen, ausſchlaggebend für die Entſcheidung aber wurde doch Anna Borel, denn ſie griff den gefährlichſten Feind an. Herr von Engersheim hatte einen beſonderen Narren an dem jungen Mädchen gefreſſen, und das hatte wieder ſeinen beſonderen Grund. Der gefürchtetſte Grobian des ganzen Kreiſes beſaß nämlich eine geheime Paſſion äußerſt friedfertiger Art: er ſtickte mit Leidenſchaft. Als vor nun zwanzig Jahren die ſelige Frau von Engersheim geſtorben war, hatte er beim Kramen in deren Nachlaß eine angefangene Stickerei gefunden, und in den einſamen Witwerſtunden war ihm der Gedanke gekommen, ob er das hübſche Ding denn nicht vollenden könne — halb aus Liebe zu der Verſtorbenen und halb aus Langeweile. Während die ungelenken Finger ſich an die Arbeit machten, entſetzlich prudelnd anfangs, wurde die Stickerei ihm zu einem unentbehrlichen Zeitvertreib, ſchließlich zur Marotte. Und als er nun bei einem Beſuch im Borelſchen Hauſe eine der herrlichen Arbeiten Annas ſah, war er ſo begeiſtert, daß er die Bewunderung für die Stickerei bald auf die Stickerin übertrug. Er kam wieder und wieder, er plauderte ſich gern ein Stündchen feſt, wenn er, an dem Henryquatre zwirbelnd, neben Anna ſaß, und ſchließlich ſagte er ihr eines Tages, halb im Scherz und doch auch ein wenig im Ernſt: „Hören Sie 'mal, Fräuleinchen, wie gefällt Ihnen eigentlich mein Schlingel, der Eberhard?“

Anna erwiderte freimütig, daß der Herr Leutnant ſich durchaus ihres Lobes erfreuen dürfe, erſchrak aber nicht wenig, als der alte Herr harmlos fortfuhr: „Sie wären gerade die Frau, die ich mir als Schwiegertochter wünſchte.“

Sie erſchrak, aber dann lächelte ſie gleich wieder, was in der letzten Zeit nicht übermäßig oft der Fall war: „Danke für die Ehre! Muß aber leider verzichten.“ Er lachte auch, und Anna faßte ſich ein Herz und meinte: „Übrigens hat wohl Ihr Herr Sohn ſchon längſt über ſein Herz verfügt —“

„Oho! Läuft Häschen ſo?“ machte der alte Herr und ſchnitt ſein grimmigſtes Geſicht. „Sie ſpielen wohl auf die Kinderei mit dem Racker Aſta an, Fräulein? Dann wiſſen Sie auch, daß daraus nichts werden kann — ich mag Willbergs Tochter nicht als Frau meines Jungen.“

Das war deutlich, und der Ton, in dem die große Schlange es ſagte, lud nicht ſonderlich zu einer Fortſetzung der Unterhaltung ein. Anna war jedoch ein mutiges Mädchen; ſie ſtickte erſt ein Weilchen weiter und begann dann ganz harmlos: „Ich dachte, Sie, Herr von Engersheim, und Herr von Willberg hätten ſich völlig ausgeſöhnt.“

„So? Das haben Sie gedacht? Da ſind Sie aber recht falſch unterrichtet. Wir haben zwar aus verwandtſchaftlichen Rückſichten in dem einen Punkte — was nämlich den Klaus Barten betrifft — einen Strang gezogen. Im übrigen aber bleiben die Brücken zwiſchen Sternheim und Grunwald abgebrochen. Mit dem Manne iſt nicht auszukommen!“

Wieder eine kleine Pauſe, bis Anna ſagte: „Und darunter ſollen nun die beiden Menſchen, die ſich ſo ſehr lieben, leiden?“ Und dann energiſcher: „Ich hätte Sie für gerechter gehalten, Herr von Engersheim! Was haben Sie denn gegen Aſta?“

Der Spitzbart wurde erbarmungslos unter Engersheims dürren Fingern gezwirbelt. „Haben — ich — gegen Aſta? Gar nichts! Iſt ja eben mein Patchen ſo gut, wie der Klaus. Aber mit dem alten Bock iſt nicht auszukommen. Ja — wenn der ſein Unrecht einſehen wollte —“

„Das iſt wohl zu viel auf einmal verlangt, Herr von Engersheim. Unter uns geſagt: ich glaube, er ſehnt ſich ſelbſt nach einer vollſtändigen Ausſöhnung mit Ihnen. Aber den erſten Schritt zu thun, dazu iſt er nicht zu bewegen.“

„Na — ſoll ich das etwa! Das fehlte mir gerade.“

„War's nicht Bismarck, Herr von Engersheim, der einmal geſagt hat, das Leben ſetze ſich aus Kompromiſſen zuſammen? Ich denke, es müßte auch für den Fall Engersheim contra Willberg ſolch einen Kompromiß geben.“

„Seh' ich nicht ein, wie das möglich wäre.“

„Nehmen wir einmal an, Herr von Willberg zeigte Ihnen irgendwie, daß er herzensgern die Hand zur Verſöhnung reichen möchte, käme zu Ihnen nach Grunwald gefahren — der alte Streitpunkt bliebe ganz unberührt —“

„Hm! — Ja — aber das thut der nicht, da kenne ich den Trotzkopf beſſer, als Sie mit Ihrem jungen weichen Herzen —“

Noch an demſelben Tage flog ein Brieflein aus Berlin nach Sternheim, und infolge dieſes Briefes legte Aſta eine niedliche Mine gegen ihren Vater. Sie legte ſich nämlich zu Bett, der alte Landdoktor wurde geholt, und der gutgläubige Mann konſtatierte ſo etwas, wie eine bedenkliche Nervenaufregung. Frau Agnes zuckte die Achſeln, Aſta ſprach vom Sterben — und dann ſchlang ſie plötzlich die Arme feſt um den Nacken des Papas, erinnerte ihn daran, daß er einſt ſein Wort gegeben, treu zu ihr und Eberhard zu ſtehen, und meinte: „Fahr' wenigſtens einmal zu Onkel Engersheim hinüber, vielleicht nimmt er doch Vernunft an —“

(Schluß folgt.)

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

In die Werkſtatt ſchleſiſcher Weber führt uns Werner Zehme. Es ſind nicht die von Not und Elend verbitterten Geſtalten, welche Gerhard Hauptmanns vielbeſprochenes Schauſpiel auf die Bretter gebracht hat, ſondern arbeitsfrohe, geſunde Menſchen, die der Künſtler nach der Natur wiedergibt. Wohl mag es auch heute in den ſchleſiſchen Bergen noch Kummer und Sorge genug geben, aber der Staat und werkthätige chriſtliche Liebesthätigkeit haben doch dem Schlimmſten abgeholfen. Ihnen wird es auch gelingen, die noch beſtehenden Schäden allmählich auszugleichen.

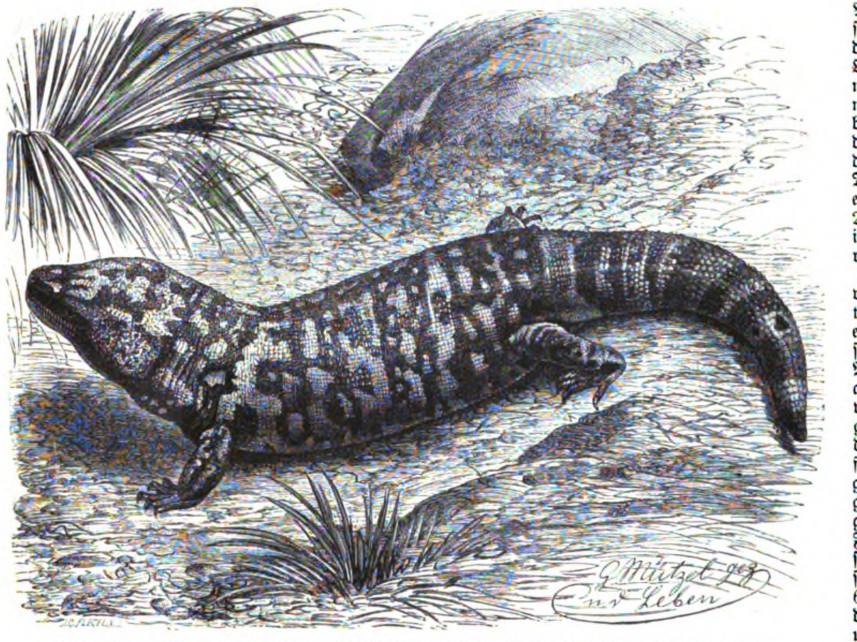
Von den Ufern der Lahn, aus einem altertümlichen Flecken zwiſchen Ems und Naſſau, holte ſich H. Schnee das Motiv zu ſeinem reizvollen Landſchaftsbilde: „Die Fähre zu Dauſenau“; Paul Wagner gab uns ein allerliebſtes Kinderbild: „Stillvergnügt.“ Aus unſerer Studienmappe fügen wir als das Blatt eines modernen Künſtlers „Im Löwenzwinger“ von Alexander Zick und als die Zeichnung eines alten Meiſters das „Bildnis eines jungen Mannes“ von Sodoma bei. Giovannantonio Bazzi, genannt il Sodoma, war ein halbes Jahrhundert vor Raffael in Vercelli geboren und lebte meiſt in Rom und Siena, wo er 1549 ſtarb. Von ſeinen Hauptwerken verdienen beſonders die „Hochzeit Alexanders und der Roxane“ (in der Farneſina zu Rom), ſein „gegeißelter Chriſtus“ (im Franziskanerkloſter zu Siena), der „heilige Sebaſtian“ (Galerie zu Siena) hervorgehoben zu werden. Sodoma iſt zumal von der neueren Kunſtkritik als einer der bedeutendſten Maler ſeiner Zeit gewürdigt worden, der an Innigkeit und Schönheit oft Leonardo gleichkommt.

Altertumskunde.

Die von Herrn W. Dörpfeld in Athen geleiteten Ausgrabungen des deutſchen archäologiſchen Inſtituts haben vor kurzer Zeit eine wichtige Entdeckung ans Licht gefördert. Es wurden nämlich in der Nähe des *Ἄρειος Πάγος* unter anderem zwei Inſchriften ausgegraben, durch welche die Exiſtenz von Tempeln der atheniſchen Heroen Dexion und Amynos zum erſtenmal beſtätigt wird, während der Perieget Pauſanias in ſeiner Reiſebeſchreibung von dieſen nichts zu berichten weiß.

Völkerkunde.

Schon vor dreißig Jahren behauptete der franzöſiſche Forſcher Bertillon, daß die germaniſche Raſſe ſich im Norden Afrikas nicht akklimatiſieren werde. Es handelte ſich damals um die während der erſten Hälfte des zweiten franzöſiſchen Kaiſerreichs in Algerien einwandernden Deutſchen. Ricoux' Statiſtik hat dieſe Vorausſage fortwährend beſtätigt, und die von Treille im ſtatiſtiſchen Kongreß zu Budapeſt mitgeteilten Ziffern geben dafür weitere Belege. Danach iſt die Zahl der in Algerien eingewanderten Deutſchen, die 1861 noch 5816 betrug, auf 3189 geſunken. Vorher war ſie einmal vorübergehend durch elſaß-lothringiſche Einwanderung auf 6513 hinaufgegangen, iſt alſo binnen zwanzig Jahren wieder um die Hälfte gefallen. Dieſe Verminderung beruht ſowohl in der Vermehrung der Sterblichkeit, wie in der Verminderung der Geburten. Man kann alſo annehmen, daß das eingewanderte deutſche Element in nicht ferner Zeit vollſtändig aus Nordafrika verſchwunden ſein wird. Somit läßt ſich die hiſtoriſche Thatſache, die leider den neueren Erfahrungen vermehrtes Gewicht gibt, nicht aus der Welt ſchaffen: der große germaniſche Volksſtamm der Vandalen, der Nordafrika damals in Beſitz genommen und dort ein großes Reich geſchaffen hatte, iſt überraſchend ſchnell zu Grunde gegangen und ſpurlos verſchwunden.



Das Gilatier (Heloderma horridum). Aus Brehms Tierleben (Verlag des Bibliogr. Inſtituts, Leipzig).

Tierkunde.

Zu den ſeltſamſten Kriechtieren gehört das Gilatier (Heloderma horridum), das in Mexiko und den unmittelbar angrenzenden Teilen der Vereinigten Staaten heimiſch iſt und beſonders in den letzten Jahren der Gegenſtand eifriger Unterſuchungen ſeitens der Zoologen geweſen iſt. Die Kruſtenechſe, deren Schuppen warzige Körner bilden, wird ausgewachſen bis 60 cm lang, iſt braun gefärbt, auf dem Rücken mit kleinen, von hellgelb bis rotbraun abändernden Flecken gezeichnet, während den plumpen Schwanz mehrere gelbe Binden umringeln. Sie iſt ein Nachttier und verbirgt ſich bei Tage in ſelbſtgegrabenen Löchern am Fuß der Bäume; erſt in der Dunkelheit geht ſie auf Jagd auf allerlei Kleingetier: ungeflügelte Kerfe, Regenwürmer, Tauſendfüßler ꝛc. aus. Das ſcheußlich ausſchauende Tier iſt gegen äußere Verletzungen äußerſt unempfindlich; ſeine harte Haut ſichert es gegen jeden Schlag, es ſtirbt nur infolge von Schuß- oder Schnittwunden. Die Unterkieferdrüſen des Gilatieres, das die Kreolen als Escorpion bezeichnen, ſondern einen klebrigen Geifer ab, und die Eingeborenen betrachten das Tier allgemein als giftig, ja fürchten ſeinen Biß mehr, als den der gefährlichſten Giftſchlangen. Die Zoologen waren bis in die letzten Jahre hinein dagegen über die Giftigkeit des Gilatiers in Zweifel, und erſt neuerdings iſt feſtgeſtellt worden, daß ſein Biß kleinere Tiere in wenigen Minuten tötet und auch auf Menſchen giftig, wenn auch nicht immer tödlich wirkt. Jedenfalls iſt das Gilatier, deſſen Abbildung wir der neueſten Ausgabe von Brehms Tierleben entnehmen, neben einem zweiten Gattungsgenoſſen, Helodorum suspectum, die einzig wirklich giftige Eidechſe.

Forſchungsreiſen.

In dem vor kurzem erſchienenen Hefte des deutſchen archäologiſchen Jahrbuchs veröffentlicht das Sekretariat in Athen das Programm für die unter Profeſſor W. Dörpfelds Leitung geplante diesjährige Peloponnesreiſe, die wiſſenſchaftliche Zwecke verfolgt. Sie beginnt am 15. April in Korinth und ſchließt am 30. desſelben Monats mit der Rückkehr nach Athen. Mehrere Tage ſind wie immer dem Beſuch von Olympia gewidmet, der diesmal aber ſeinen beſonderen Reiz dadurch erhält, daß am letzten Tage des Aufenthalts (am 27. April) die im Muſeum bereits aufgeſtellte Marmorbüſte von Ernſt Curtius feierlich enthüllt werden ſoll. In das Programm iſt auch ein Beſuch von Delphi aufgenommen worden, wo die fortdauernd von großem Erfolg gekrönten Ausgrabungen der Franzoſen beſichtigt werden ſollen. Am 6. Mai beginnt dann wieder unter Dörpfelds Führung eine archäologiſche Reiſe nach den Inſeln und Küſtenplätzen des Ägäiſchen Meeres, die mit einem Beſuch von Aſſos und Troja abſchließen ſoll.

Sprechſaal.

Einer unſerer Abonnenten ſchreibt uns: Ich beſitze als das Erbſtück einer Großtante ein kleines ovales Porzellanbüchschen, außen dunkelblau, auf dem Deckel eine kleine zierliche Schäfergruppe gemalt. Das Büchschen ſoll, der Überlieferung nach, gegen hundert Jahre in unſerer Familie, urſprünglich als Schminkdoſe, gedient haben und Meißener Porzellan ſein. Die untere Seite zeigt nun aber nicht die bekannte Kurſchwertermarke, ſondern einen verſchlungenen Namenszug, anſcheinend ein A und ein R. Kann mir jemand Auskunft geben, ob das Stück trotz des Fehlens des Kurſchwerterzeichens echt iſt?

Wir zweifeln nicht, daß ſich unter unſeren Leſern auch einige kundige Sammler von Vieux Saxe befinden, und bitten ſie um Auskunft.

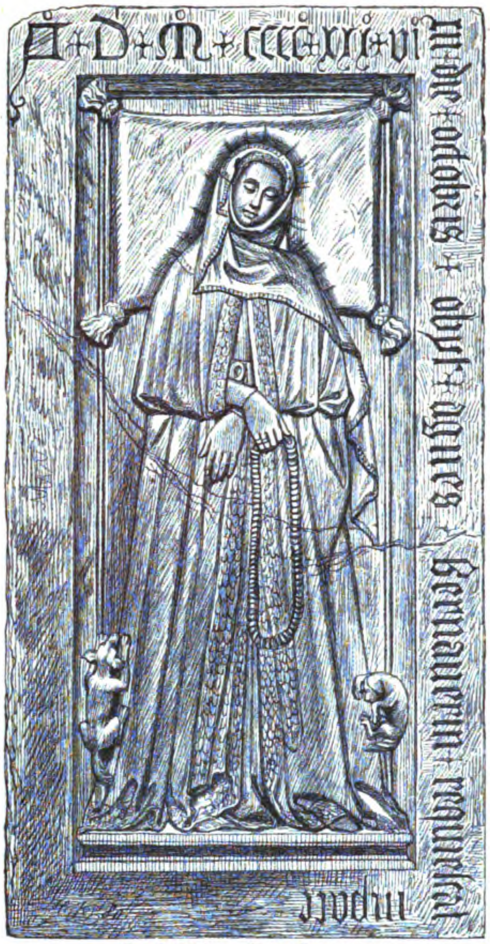
Der Grabſtein der Agnes Bernauerin.

In einer Kapelle auf dem St. Peterskirchhof zu Straubing an der Donau befindet ſich eines der ſchönſten und rührendſten

Grabdenkmäler mittelalterlicher Kunſt: ein in rotem Marmor ausgeführter Grabſtein, welcher die unglückliche Agnes Bernauerin, die ermordete Gemahlin des Herzogs Albrecht von Bayern, darſtellt. Das Haupt der jungen Frau ruht ſchwer auf einem Kiſſen, die Augen ſind geſchloſſen, um den Mund prägt ſich ein ſchmerzlich herber Zug aus; die Hände, deren eine einen Roſenkranz hält, liegen ſchlaff, wie im Tode, über einander, zu den Füßen ſind ein lebendes und ein totes Hündchen angebracht, die — im Hinblick auf die falſche Anklage, der Agnes zum Opfer fiel — die Treue im Leben und die Treue im Tode verſinnbildlichen ſollen. Die Umſchrift iſt zu leſen: „Anno domini millesimo quadringentesimo tricesimo quinto duodecimo die Octobris obiit Agnes Bernauerin. Requiescat in pace“ — „Im Jahre des Herrn 1435 am 12. Oktober ſtarb Agnes Bernauer. Sie ruhe in Frieden.“

Der Grabſtein weckt die Erinnerung an ein erſchütterndes Drama.

Agnes Bernauer war, ſo ſcheint jetzt feſtgeſtellt, die Tochter eines Baders, nicht aus Augsburg, ſondern aus Bieberach in Württemberg gebürtig. In Augsburg aber lernte ſie der Herzog Albrecht, der Sohn des regierenden Herzogs Ernſt von Bayern-München, kennen, verliebte ſich in das ſchöne Mädchen und vermählte ſich, dem Willen ſeines Vaters zum Trotz, mit ihr. Er führte ſie erſt auf ſein Schloß Vohburg, dann nach Straubing, umgab ſie mit einem fürſtlichen Hofſtaat und ließ ſie als Herzogin von Bayern ehren. Das junge Glück wurde aber bald jäh unterbrochen. Der ergrimmte Vater benutzte eine kurze Abweſenheit des Sohnes, bemächtigte ſich Agnes' und ließ ihr in wahrſcheinlich höchſt ſummariſcher Weiſe den Prozeß wegen Zauberei machen. Das Urteil lautete auf Ertränken. Die Unglückliche wurde ſofort an die Donau geführt und gebunden in den reißenden Strom geſtürzt. Es gelang ihr, einen Fuß aus den Feſſeln zu löſen und an das Ufer zu ſchwimmen. Der Henker aber eilte hinzu, umwickelte eine Stange mit ihrem langen, goldglänzenden Haar und ſtieß ſie ſo in die Flut zurück. Angeſichts des Todes ſoll ſie noch aufgefordert worden ſein, ihr Leben durch Verzicht auf ihren Gatten zu retten, aber dieſe Zumutung mit Entrüſtung zurückgewieſen haben.


xii die octobris + obyt + agnes + bernauerin + requiescat
in pace
Der Grabſtein der Agnes Bernauerin.

Als der Herzog heimkehrte, raſte er vor Schmerz und Wut. Er erklärte dem Vater offene Fehde und fiel, nachdem er ſich mit dem Herzog von Ingolſtadt verbündet, ſengend und plündernd in das Land ein. Erſt nach monatelangem erbittertem Kampf ließ ſich, auf die Mahnungen des Baſeler Konzils, der Sohn zur wenigſtens äußerlichen Verſöhnung bereit finden; am 17. Juli 1436 ſchloſſen Vater und Sohn Frieden. Jener ließ zur Sühne auf dem Kirchhof zu Straubing eine Kapelle erbauen und ſtiftete für die Ermordete eine tägliche Meſſe und einen „ewigen Jahrestag“ — elf Jahre ſpäter aber wurden die ſterblichen Reſte der unglücklichen Frau, einem ehedem von ihr geäußerten Wunſche entſprechend, nach dem Kloſter der Karmeliterinnen überführt. Herzog Albrecht vermählte ſich übrigens ſchon 1437 aufs neue mit Anna von Braunſchweig.

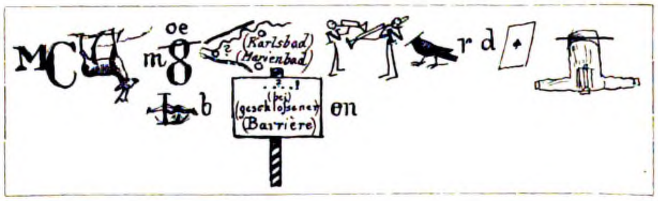
Die „ſchöne Bernauerin“ und ihr tragiſches Geſchick lebten nicht nur im Munde des Volkes fort, ſie wurden auch poetiſch vielfach behandelt, unter anderen haben Graf Törring, Julius Körner, Friedrich Hebbel, Melchior Meyr und Otto Ludwig den Stoff als Grundlage zu dramatiſchen Dichtungen verwandt.

In unſerer Spielecke.

1. Röſſelſprung.

	un	mann	prän	hee	rührt	gro	
to	ſei	re	be	ße	gen	ſiegs	ſich
mit	nein	ben	ner	ge	der	gleich	in
und	vom	ten	wenn	wie	den	zeigt	im
klän	in	bräut	dann	im	fels	und	tür
him	ſtür	gen	ein	es	mel	mee	waf
fürſt	ten	der	küh	ſteht	beim	ken	ſchlacht
met	mel	der	bei	trü	nen	fen	re
pe	ges	voll	rings	nur	und	der	wol
ſich	und	trom	krie	ſturm	der	**Nicht**	tanz

Bilderrätſel.



2. Zweiſilbige Scharade.

Die Erſte liegt am grünen Rhein,
Die Zweite iſt ein Kunſtwerk fein.
Verſchieden iſt es an Geſtalt,
Verſchiedener noch an Gehalt.
Der Menſch beſitzt es und das Tier,
Bei manchem iſt es hohe Zier,
Drum weh dem Mann — es kommt
wohl vor —,
Der ſeine Zweite je verlor
Und weiß dann nimmer, wie's geſchah.
Das Ganze liegt dem Zweiten nah,
Gar wertvoll iſt es, drum ſich's lohnt,
Daß man mit Fleiß das Ganze ſchont.

J. B.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 21.

1. Problem: Das Gut.

Vom oberen verzierten Buchſtaben F ausgehend, lieſt man zunächſt die erſten weißen Buchſtaben rechts herum, die erſten ſchwarzen links herum. Es folgen dann in derſelben Weiſe geleſen die zweiten weißen und ſchwarzen Buchſtaben u. ſ. w.

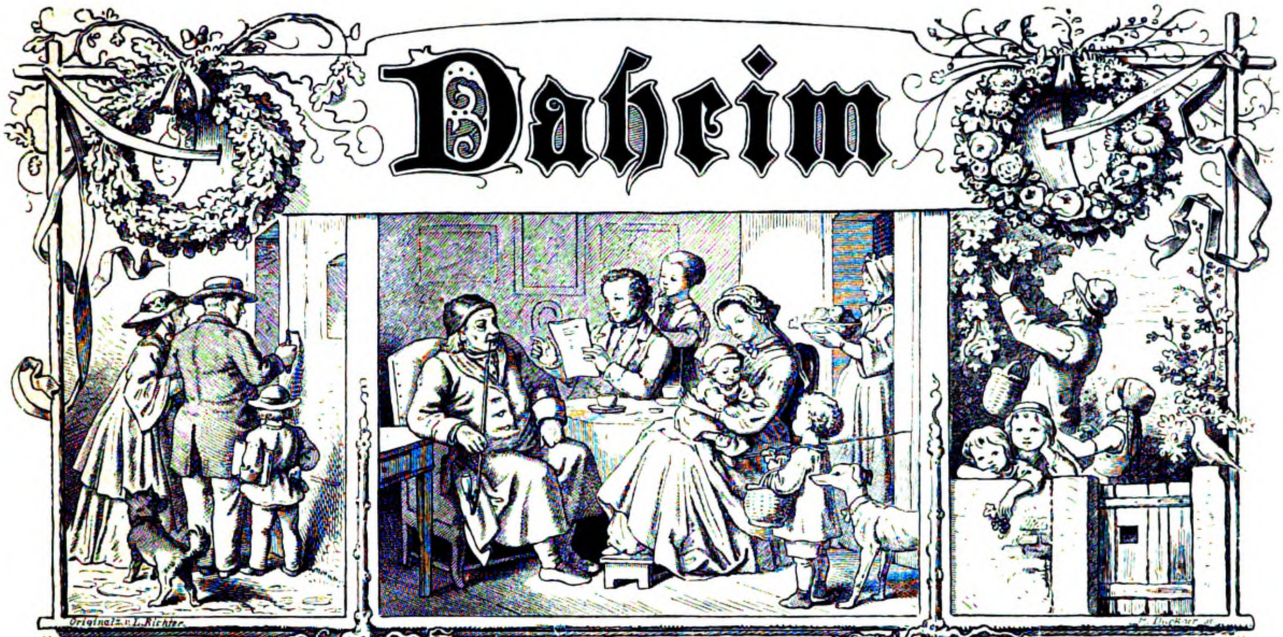
Alſo F; I. weiß: LEIS ſchwarz: SBRI
II. „ NGTBR „ OTFA ꝛc.

Es ergibt ſich bei richtiger Löſung:
„Fleiß bringt Brot, Faulheit Not!“

2. Wechſelrätſel. Pfeffel, Pfeffer.

Inhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Ein Erdbeben in Konſtantinopel. Von v. G. — Der König von Korſika. Von Hanns von Spielberg. Mit einem Bildnis und zwei Medaillen. — Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortſetzung.) — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Schleſiſche Weber. Von W. Zehme: Fähre bei Dauſenau. Von H. Schnee: Stillvergnügt. Von P. Wagner: Bildnis eines jungen Mannes mit Lorbeerkranz. Von Sodoma; Im Löwenzwinger. Bleiſtiftſkizzen von Alex. Zick. — Altertumskunde. — Völkerkunde. — Tierkunde. Mit einer Illuſtration. — Forſchungsreiſen. — Sprechſaal. — Der Grabſtein der Agnes Bernauerin. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 9. März 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 23.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Agnes ſchöpfte tief Atem. Dann fuhr ſie warm fort: „Ich fühle Mitleid in mir, Oheim, weil Du ſo ſehr einſam und verlaſſen durch das Leben gehſt. Wenn Du hart geworden ſein ſollteſt, dann hat die Einſamkeit Dich dazu gemacht, und wenn die Leute dieſes Haus meiden, dann trägt Deine Umgebung vielleicht einen größeren Teil der Schuld daran, als Deine Perſon und Deine Beſchäftigung. Nicht nur um unſer aller, ſondern auch um Deinetwillen; Oheim, möchte ich gern, daß in dieſer Beziehung eine Wendung zum Beſſeren eintritt, und ich glaube, daß keines Menſchen Hand geeigneter iſt, Dir Deine alten Tage freundlich zu geſtalten, als die Hand eines Weibes, das Deinen Sohn lieb hat. Vielleicht wird es Dir in der erſten Zeit ſchwer werden, Dein Herz wieder an die Liebe zu gewöhnen, vielleicht wirſt Du mit dem Mißtrauen zu kämpfen haben gegen die Aufrichtigkeit unſerer Sorge, aber wir wollen nicht ablaſſen, um Dein Vertrauen zu werben. Wenn dann einmal die letzte Stunde kommt, wo ein jeder von uns nach einer menſchlichen Hand greift, dann ſollſt auch Du nicht vergeblich danach ſuchen müſſen.“

Das junge Weib war bei den letzten Worten aufgeſtanden und hatte ihre warme Hand auf die Schulter des alten Mannes gelegt. Er nahm ſie von dort hinweg und hielt ſie einen Augenblick zwiſchen ſeinen welken, kühlen Fingern. Dann ließ er ſie ſanft niedergleiten und fragte wie vorhin: „Biſt Du jetzt fertig, Kind, oder haſt Du noch mehr zu ſagen?“

Der Klang ſeiner Stimme war nicht unfreundlicher geworden, aber auch nicht wärmer, und Agnes entgegnete leiſe: „Ich bin fertig, Oheim, nun gib mir Antwort.“

„Ich will damit beginnen,“ ſagte er, die Hände in ſeiner gewohnten Weiſe zuſammenlegend, „daß ich einen Ausdruck zurücknehme, der Deinem Herzen vielleicht weh gethan hat. Ich ſprach von Eurer Narrheit, und im allgemeinen iſt das Anknüpfen eines ausſichtsloſen Verhältniſſes auch als ſolche zu bezeichnen, weil die Vernunft niemals etwas unternimmt, deſſen Ausführung ſie von vornherein als unmöglich erkennen muß. Wer aber mit der ſtarken Neigung des Herzens jene außergewöhnliche Kraft des Willens verbindet, welche ich an Dir zu bewundern Gelegenheit hatte, der unterliegt bisweilen einer verzeihlichen Täuſchung über die Grenzen des Möglichen, und es wäre ungerecht, dieſe Selbſttäuſchung mit der gewöhnlichen Thorheit Verliebter auf eine Stufe zu ſtellen. — Damit, mein liebes Kind, haben wir nicht allein dieſen Punkt in freundſchaftlicher Weiſe erledigt, ſondern ich war zugleich im ſtande, meiner unveränderten Auffaſſung der Sachlage denjenigen Ausdruck zu verleihen, welchen mir ſchmerzliche Notwendigkeit als angemeſſen erſcheinen läßt. Deutlicher und ſchärfer würde dieſer Ausdruck dahin zu faſſen ſein, daß eine Heirat zwiſchen Dir und meinem Sohne zu dem Unmöglichen gehört. Verſtehe mich recht, mein Kind, ich rede nicht von einer geſetzlichen oder thatſächlichen Unmöglichkeit, denn ich bin mir vollkommen bewußt, daß meinem Sohne die freie, vom väterlichen Willen unabhängige Entſchließung in dieſer, wie in jeder anderen Beziehung vom Rechte gegeben iſt, und ich halte es zum mindeſten nicht für ausgeſchloſſen, daß Dein durch die elterliche Gewalt gebundener Wille hinreichend ſtark iſt, um den etwaigen Widerſtand Deines Vaters zu brechen. Die von mir angedeutete Unmöglichkeit liegt vielmehr in meiner eigenen perſönlichen Anſchauung, und wenn es Dir eine Beruhigung verſchaffen kann, ſo will ich gern einräumen, daß dieſe Anſchauung weder in Deiner Perſon, noch in dem feindſchaftlichen Verhältnis zwiſchen mir und Deinem Vater eine hinreichende Begründung findet. Auch die verwandtſchaftlichen Beziehungen, welche zwiſchen Dir und meinem Sohne obwalten, ſind in meinen Augen kein hinreichendes

Hindernis der Eheſchließung. Nach alledem haſt Du, mein Kind, ein Recht auf die Frage, aus welchen Gründen ich dennoch auf das entſchiedenſte meine Einwilligung verweigere, oder, weil man mich nicht um dieſelbe bitten wird, nach meiner Art und nach dem Maße meiner Kräfte die wirkſamſten Gegenminen zu legen gewillt bin."

Traugott Böhm machte eine Pauſe und blickte vor ſich hin in das Dunkel das Zimmers. Eine auf der Straße angezündete Laterne warf ihr unſicher flackerndes Licht durch die unverhüllten Fenſterſcheiben auf ſeine Geſtalt, und Agnes ſah, daß ſein bleiches Geſicht einen von Furcht und Kummer gemiſchten Ausdruck angenommen hatte.

„Es gibt Dinge," fuhr er leiſer fort, „Ereigniſſe oder Erfahrungen, die ſo fern in der Vergangenheit ruhen, daß man glauben ſollte, ihre Erinnerung ſei ausgelöſcht, und ihr Schatten rage nicht mehr in das Licht der Gegenwart. Und wenn wir in uns den Willen beſitzen, mit der Vergangenheit abzuſchließen und den Schlüſſel aus der Hand zu legen, dann kann es geſchehen, daß unſer Gebaren und unſere Miene den Stempel der Ruhe und Zufriedenheit tragen, ja es iſt durch lange Gewöhnung zu ermöglichen, daß wir nur in den einſamſten und dunkelſten Stunden das leiſe Pochen jener gebannten Geiſter hinter der verſchloſſenen Thür vernehmen. Wenn aber die geſamte Erbſchaft unſeres Lebens von anderen Händen übernommen wird, und wenn, ſage ich, alle Beziehungen unſerer Vergangenheit kraft eines Naturgeſetzes verſtärkt in dieſen Erben auferſtehen, dann kann es geſchehen, daß jene Hände den Schlüſſel, deſſen Geheimnis wir nicht mehr zu hüten vermögen, freiwillig tändelnd oder von einer dunklen Macht getrieben, aufgreifen, daß ſie die verſchloſſene Thür öffnen und die gebannten Geiſter zum eigenen Unheil über ihr Haupt heraufbeſchwören. Es kann geſchehen, und vielleicht muß es geſchehen. — Was ich in dieſer Stunde ausſpreche, mein Kind, das iſt unverſtändlicher, als die Zukunft, und dunkler, als dieſes Gemach; wenn ich ſchon in der letzten Dunkelheit ſtände, würden meine Lippen vielleicht deutlicher reden, ſo aber muß ich ſchweigen, und zu dem Rufe eines harten, unbarmherzigen Mannes, zum mindeſten in Deinen Augen, den Vorwurf eines abergläubiſchen Grüblers geſellen. Das iſt unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht zu ändern, und darum laß uns noch einmal zu dem eigentlichen Gegenſtand unſerer Unterhaltung zurückkehren.

„Wieder machte der alte Mann eine Pauſe und blickte ſinnend vor ſich hin. „Mein Einfluß," hub er dann wieder an, „hat ein langes Leben hindurch in der Macht des Geldes beſtanden, und wenn ich eine Heirat zwiſchen Dir und meinem Sohne zu verhindern beſtrebt bin, dann iſt es natürlich, daß ich zu ſeiner Macht greife. Ich könnte meinem Sohne mit Enterbung drohen, aber ſein Amt macht ihn von meinem Vermögen unabhängig, wenigſtens ſo weit unabhängig, daß er ohne dasſelbe eine Heirat einzugehen im ſtande iſt. Außerdem aber bleibt er mein Sohn, während Dein Vater mit mir in Feindſchaft lebt. Darum ſuche ich Deinen Vater zu vernichten, und zwar ſo vollſtändig zu vernichten, daß mit Rückſicht auf die amtliche Stellung meines Sohnes eine Heirat zwiſchen Dir und Otto zur Unmöglichkeit wird. — Aber ich bin nicht grauſam genug, um es ohne Bedingung oder gar zwecklos zu thun. Denn Du haſt Dich nicht geſcheut, mich in meiner Einſamkeit aufzuſuchen, Du haſt gütiger zu mir geſprochen, als ich es ſeit vielen Jahren von den Menſchen gewohnt bin, und dieſe mutige Liebe verdient einen Lohn. Wenn Du mir alſo Dein Wort gibſt, Agnes, daß von heute ab jede Beziehung zwiſchen Dir und Otto, die über ein verwandtſchaftliches Verhältnis hinausgeht, als abgebrochen gelten ſoll, dann werde ich nicht nur meinen Antrag auf den Verkauf der Bezirksmühle zurückziehen, ſondern ich bin auch bereit, die auf derſelben laſtenden Hypotheken bis zu dem Ableben Deines Vaters zinslos und unkündbar ſtehen zu laſſen. Du wirſt begreifen, Kind, daß ein ſolches Abkommen nicht die Grundlage eines förmlichen Vertrages werden kann, aber ſo lange Du bereit biſt, Dein gegebenes Wort zu halten, ſo lange wirſt Du auch auf das meinige bauen können, und ich glaube, daß Du nach allem, was zwiſchen uns verhandelt wurde, hinreichendes Verſtändnis beſitzeſt, um die ganze Tragweite meines Anerbietens überblicken zu können."

Traugott Böhm erhob ſich nach dieſen Worten und zündete die auf ſeinem Tiſche ſtehende Lampe an. Die haſtigen Bewegungen ſeiner Hände bei dieſer Beſchäftigung verrieten zur Genüge, daß die Ruhe und Gelaſſenheit, mit welcher er ſeine Auseinanderſetzungen beendet hatte, keineswegs einer gleichmütigen Stimmung ſeiner Seele entſprachen, daß vielmehr jene ſeltſamen und geheimnisvollen Andeutungen eine tiefgehende Erſchütterung in ihm hervorgerufen hatten, deren Nachwirkung ſelbſt ſeinem leiblichen Auge das umgebende Dunkel als furchtbar und unerträglich erſcheinen ließ.

Als er ſich umwandte, ſtand Agnes neben der Thür. „Ich habe Dich ausreden laſſen, Oheim," ſagte ſie, „weil Du mir gegenüber ein Gleiches gethan haſt, und weil ich bis zum letzten Augenblick die Hoffnung hegte, daß zwiſchen uns beiden doch noch eine Verſtändigung ſtattfinden würde. Nachdem Du mich in den Stand geſetzt haſt, auf Deinen Zügen die Unbeugſamkeit Deiner Entſchließung zu leſen, habe ich nur noch eine Frage an Dich zu richten. Glaubſt Du ſelbſt, Oheim, daß ich Deinen Vorſchlag einer Erwägung unterziehen werde?"

Er ſah an ihr vorüber und ſchüttelte den Kopf. „Ich wünſche es, Kind, aber ich glaube es nicht. Ich habe Dich mit einer Härte, deren Erklärung unmöglich iſt, zwiſchen Deinen Vater und den Mann geſtellt, welchen Du liebſt, und es ſteht geſchrieben, daß in ſolchen Fällen ein Weib Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne folgen wird. Es iſt immer ſo geweſen —"

„Leb' wohl," ſagte ſie. Und dann wandte ſie ſich noch einmal unter der geöffneten Thür zurück und legte die gefalteten Hände auf das Herz.

Dieſe ſtumme Bewegung, mit welcher ſie wie ein Schatten in das Dunkel hinwegglitt, hatte etwas unſäglich Rührendes, aber Traugott Böhm ſtand in dem hellen Lichtkreis der Lampe ſo regungslos, als ob ſoeben die Geſtalt eines Schickſals von ihm gegangen ſei, deſſen Wege wir nicht ändern und wenden können, weil es ſich mit unerbittlicher Gewißheit erfüllen muß.

Er lauſchte, bis von unten herauf das Schließen der Hausthür die Stille unterbrach, und als dann gleich darauf ſeine Haushälterin hereintrat, ſagte er, ſich gewaltſam aufraffend: „Müller'n, das war die Agnes aus der Bezirksmühle. Sie haben ja ihre Mutter in jungen Jahren gekannt, finden Sie nicht auch, daß die beiden Frauen einander aus dem Geſicht geſchnitten ſind?"

„Das kann wohl ſein, Herr Böhm," entgegnete die Alte, „aber jetzt ſieht man nicht mehr viel von der Ähnlichkeit."

Der Winter hatte die Erde verlaſſen, und es war Frühling in dem Walde geworden. Unter dem Leichentuch einer unendlichen Schneedecke ſpinnen ſich die Ereigniſſe nur langſam fort. Woche auf Woche verſchwindet inhaltslos in dem düſteren Grau der Jahreszeit, und wenn hier und da eine Begebenheit auftaucht, dann wird ſie nur langſam von Mund zu Mund getragen. Oft iſt es nicht einmal eine Begebenheit, ſondern nur ein Gerücht, das in veränderlichen, ungreifbaren Formen durch die Luft ſchwebt, wie Wolken und Nebel. — Ein ſolches Gerücht hatte ſich auch im Laufe des Winters unter den Waldbewohnern verbreitet, aber die Stimmen, welche davon redeten, ſenkten ſich zum Flüſtern herab, und es geſchah desſelben nur Erwähnung, wenn zwei oder drei im vertrauten Geſpräche beiſammen ſaßen. Es fielen auch nur vorſichtige Andeutungen.

„Das iſt wie damals," ſagten die älteren und älteſten Leute, und dann machten ſie eine Bewegung mit der Hand, als ob ſie in eine nebelhafte Vergangenheit zurückdeuten wollten, über welche im Laufe der Jahre viel Gras gewachſen ſei. „Das iſt wie damals und kann ebenſo kommen, wie es damals kam."

Einer vernahm nichts von dieſem Gerede. Es mochte ſeinen Grund darin haben, daß gerade in der Gegenwart dieſes einen das ſorgfältigſte Schweigen gehütet ward. Aber wenn Otto Böhm auch im ſtande geweſen wäre, aus den Mienen ſeiner Umgebung irgend ein ſeltſames Geheimnis zu ahnen, ſo hätten dennoch die eigenen Gedanken und Sorgen ihn gegen die Ereigniſſe der Außenwelt bis zu einem gewiſſen Grade blind und gleichgiltig zu machen das Recht beſeſſen. Er hatte das Haus ſeines Vaters ſeit jener letzten Unterredung nicht wieder betreten, aber er war durch einen freilich ſpärlichen Verkehr mit Agnes und durch die Thatſache der bevorſtehenden Subhaſtation hinreichend über die Sachlage unterrichtet, um zu wiſſen, daß eine günſtige Änderung derſelben nicht in dem Bereiche menſchlicher Thätigkeit liege, ſondern als ein halbes Wunder betrachtet werden müſſe. Die beiden jungen Leute waren nicht gerade geneigt, an Wunder zu glauben, aber ſie hatten dennoch beſchloſſen, vorläufig den Eintritt der nächſten Ereigniſſe abzuwarten, unter allen Umſtänden aber feſt an einander zu halten und vereint den drohenden Stürmen zu trotzen.

Es gewann den Anſchein, als ob die Natur für den erſten heißen Frühlingstag auch die erſte Erſchütterung in ihrem Schoße bereit halte. Nach längerer Regenpauſe war die Sonne in einem Wolkenſchleier aufgegangen und während der Vormittagsſtunden nicht im ſtande geweſen, den Dunſtkreis zu durchbrechen, der weißgrau über dem jungen Buchenlaub und Tannengrün der alten Waldbäume hing. Gegen Mittag hellte es ſich auf. Aber der Nebel war nicht auf die Erde niedergeſunken, ſondern hatte ſich in einzelne, fahl leuchtende Wolken verteilt, ein unſteter warmer Wind trieb dieſe Wolken in zerriſſenen Fetzen über den Himmel, und es ſtand zu erwarten, daß ſich auf den Abend oder ſpäteſtens zur Nacht das erſte Frühlingsungewitter zuſammenziehen werde.

Gerade um die Zeit des erſten trügeriſchen Sonnenſcheins hatte der Oberförſter durch einen Boten aus der Bezirksmühle einen Brief von Agnes erhalten. Das Mädchen ſchrieb:

„Lieber Otto!

Ich habe Dir eine wichtige Mitteilung zu machen, deren Aufſchub uns alle in das größte Elend ſtürzen kann. Komm heute Nachmittag um drei Uhr an den ‚Gottesſegen‘, ich werde dort auf Dich warten. Ich wage keinen anderen Ort in Vorſchlag zu bringen, denn ich fürchte, daß wir an jedem anderen belauſcht werden können.

Deine Agnes.“

Die Schriftzüge des Briefes verrieten, daß die Schreiberin ſich in einer großen Aufregung befunden haben mußte, denn ſie waren von einer unſicheren Hand geführt und liefen an mehreren Stellen durch einander. Auch die Wahl des vorgeſchlagenen Ortes deutete auf ein ſeltſames und gefährliches Geheimnis.

Der „Gottesſegen“ lag ungefähr eine Viertelſtunde von Altenbach entfernt abſeits von der Landſtraße. Es war ein alter Stollen, deſſen Betrieb ſchon ſeit Jahren eingeſtellt war und deſſen Nähe von den Leuten gemieden wurde, denn es knüpften ſich allerhand unheimliche Geſchichten an dieſen Platz, und das junge Mädchen wollte offenbar die abergläubiſchen Vorſtellungen der Bevölkerung benutzen, um ungeſtört von unberufenen Dritten die Zuſammenkunft mit dem Geliebten zu ermöglichen.

Um die angegebene Zeit machte Otto Böhm ſich auf den Weg, und als er in die Nähe des einſamen, von uralten Bäumen umſtandenen Platzes kam, ſah er ſchon von weitem das junge Mädchen vor der Thür des verfallenen Grubenhäuschens zwiſchen wuchernden Brenneſſeln auf einem Steine ſitzen. Der finſtere Eindruck des öden, menſchenverlaſſenen Platzes ward noch erhöht durch den gewitterſchweren Himmel, der ſeine Wolken immer tiefer auf die dumpfrauſchenden Gipfel der Bäume niederſenkte, und als der Oberförſter die ſchwarzgekleidete Geſtalt ſo regungslos unter dieſen Zeugen einer traurigen Vergangenheit und einer nicht minder düſteren Gegenwart verweilen ſah, überkam ihn ein Gefühl unſäglicher Beklommenheit, und er mußte ſich gewaltſam aufraffen, um nicht jenen dämoniſchen Einflüſſen zu unterliegen, mit denen Vorahnung und Aberglaube das menſchliche Leben zu umſpinnen beſtrebt ſind.

„Mein Liebling,“ ſagte er nach einer herzlichen Begrüßung, „ich hätte Dich lieber an jedem anderen Orte geſucht, als zwiſchen dieſen verlaſſenen Trümmern und halb verſchütteten Erdlöchern. Nimm meinen Arm und laß uns tiefer in den Wald gehen, man hört dort doch einen Vogel zirpen und ein Eichkätzchen raſcheln.“

Aber ſie faßte ihn bei der Hand und zog ihn unter das morſche Dach des Steigerhauſes. „Wenn ich einen Platz wüßte, Otto, der noch gottverlaſſener iſt, als dieſer Gottesſegen, dann würde ich Dich dorthin führen, denn es gibt nichts auf der Welt, was ſo traurig und entſetzlich ſein kann, als das, was ich Dir mitzuteilen habe. Sind wir hier vor jeder Überraſchung durch Menſchen geſichert?“

„Selbſt die Holzdiebe meiden einen Ort, wo nach dem Glauben des Volkes die Geiſter der Tiefe emporſteigen,“ entgegnete er. „Wir ſind hier vollkommen ungeſtört.“

Agnes hatte ſich auf einen Balken geſetzt und die Hände im Schoße gefaltet. Zu ihren Füßen öffnete ſich, von morſchen Brettern halb verdeckt, der Eingang des verlaſſenen Schachtes, und ſie blickte hinab in das unheimliche Dunkel. „Die Geiſter der Tiefe kommen zu mir herauf,“ ſagte ſie dann. „Welche Sünde laſtet auf unſerem Geſchlecht, daß ſie *mich* als Opfer derſelben verfolgen? Was ich Dir mitzuteilen habe, Otto, iſt nicht ſo ungewöhnlich und nach den Anſchauungen vieler vielleicht nicht einmal ſo verwerflich, als hundert andere Dinge, die auf Erden geſchehen. Das Unnatürliche liegt vielmehr in dem Umſtande, daß meine Lippen es Dir enthüllen müſſen. Aus Liebe und Pflicht, Otto. — Ich habe es in meiner Hand gehalten, das Unglück, welches vielleicht nicht unverſchuldet über mein Elternhaus hereingebrochen iſt, durch ein Opfer meiner eigenen Perſon abzuwenden, und wenn es ſich nur um mich allein gehandelt hätte, dann würde ich dieſes Opfer vielleicht gebracht haben. Aber die Liebe iſt nichts Einſeitiges, Otto, und ich durfte nicht allein über unſere Liebe verfügen. So iſt es gekommen, daß ich meinen Vater der Armut überliefern helfe. Wir können das wieder gut machen, Geliebter, und wir ſind darüber einig, daß es geſchehen ſoll; wie aber, wenn ſich zu der Armut die Schande geſellt?“ Sie ſchwieg und ſah ihm angſtvoll in die Augen. Er hatte einen Kieſel aufgenommen und ließ ihn langſam in die Tiefe rollen; man hörte von unten herauf das Klatſchen des Grubenwaſſers.

„Sprich weiter,“ ſagte er finſter.

„Mein Vater geht auf unrechten Wegen,“ fuhr das Mädchen zaghaft fort. „Schon im Laufe dieſes Winters habe ich einen unbeſtimmten Verdacht geſchöpft, aber es fehlten mir die Beweiſe, und Du darfſt es mir nicht verargen, wenn ich gefliſſentlich Augen und Ohren vor dem verſchloß, was um mich vorging. Ich bin ja doch das Kind meines Vaters, Otto. Die Vorgänge ereigneten ſich des Nachts, wenn es ſtürmte und ſchneite, und wenn alles auf der Mühle ſchlief. Ich habe nicht geſchlafen und häufig beobachtet, daß mein Vater das Haus verließ und erſt gegen Morgen wieder heim kam. Er verkehrte auch viel mit einem Menſchen, deſſen Weſen mir immer unheimlich, und deſſen Vergangenheit entſetzlich geweſen iſt — Du kennſt ihn, Otto, er heißt Wilhelm Acker. Was dieſer Menſch ſchon begangen hat oder begangen haben ſoll, das läßt auf alles ſchließen, deſſen er für die Zukunft fähig ſein wird. — Es thut mir in der Seele weh, meinen alten ſchwachen Vater in der Geſellſchaft jenes entſetzlichen, von Verbrechen befleckten Mannes zu ſehen, zu beobachten, wie ſie heimlich mit einander flüſterten, und wie mein Vater dann nach jeder Zuſammenkunft finſterer und ſcheuer und wortkarger wurde. Meine Mutter weiß nichts davon, ſie iſt faſt den ganzen Winter hindurch bettlägerig geweſen, und ſchon um ihretwillen mußte ich ſchweigen. Ich wußte ja auch nicht, um was es ſich handelte, und wenn mir eine Ahnung kam, dann ſcheuchte ich ſie weit von mir, es war ja doch möglich, daß ich einer argen Täuſchung unterlag. Aber geſtern abend iſt mir alles klar geworden. — Ich hatte der Dienſtmagd einen Auftrag zu erteilen und ſuchte ſie im Stall bei den Kühen. Als ich ſie dort nicht fand, ging ich in einen kleinen, neben dem Kuhſtall liegenden Raum, der zum Aufheben von Futtervorräten benutzt und nur ſelten betreten wird. Er war faſt ganz dunkel, und da ich ſelbſt ein ſchwarzes Kleid trug, konnte man meine Geſtalt nicht von außen erkennen. Die Magd war auch dort nicht zu finden, wie ich mich aber unter all den hängenden Spinngeweben umſehe, kommt mein Vater in Begleitung Wilhelm Ackers durch die Stallthüre hereingegangen. Sie bleiben dicht neben meinem Verſteck ſtehen, und mein Vater ſagt: ‚Hier ſind wir ganz ungeſtört, die Kathrin‘ — das iſt nämlich unſer Mädchen — ‚hat auf der Wieſe zu ſchaffen, und meine Tochter wird bei der Mutter ſein. Was gibt's?‘

Der Menſch deutet auf den dunklen Raum und entgegnet: ‚Wir wollen dort hinein gehen, wenn es Dir recht iſt,‘ und mein Vater erwidert darauf: ‚Laß uns hier bleiben, ſonſt haben wir nachher die ganzen Spinngewebe in den Kleidern.‘

Ach, Otto, mir zitterten ſchon die Kniee, als ich hörte, wie vertraut die beiden mit einander waren, und daß ſie ſich ‚Du‘ nannten. Aber zugleich faßte ich den Entſchluß, alles zu erfahren, und drückte mich deshalb ganz ſtill in die Ecke. Eine Weile iſt alles ruhig, dann ſagt Wilhelm Acker: ‚Ich habe wieder was ausgeſpürt.‘

‚Wo?‘

‚An der roten Wand.‘

‚Dieſe Nacht?‘

‚Nein. Du weißt, daß mein Wildling das Wechſelfieber hat, und heute iſt ſein Tag. Gegen Abend wird das immer ſo ſchlimm, daß ich ihn nicht allein laſſen kann, aber morgen wird's gehen. Wir haben dann auch Neumond.‘

Mein Vater ſchweigt darauf eine Weile und entgegnet dann leiſer: ‚Wilhelm, es iſt den ganzen Winter hindurch gut gegangen, aber vielleicht nur deshalb, weil wir uns drüben auf der anderen Seite gehalten haben. Die rote Wand gefällt mir nicht, das iſt Bulles Revier, und Du weißt, daß der Alte in den dunkelſten Nächten am ſicherſten draußen iſt.‘

‚Ich ſcher' mich den Geier um den Alten,‘ entgegnet Acker heftig. ‚Wir beiden, er und ich, haben ohnehin eine alte Rechnung.‘

‚Und der Oberförſter — Wilhelm?‘

Da höre ich den anderen grimmig in ſich hineinlachen. ‚Lutz,‘ ſagt er, ‚Du weißt doch, daß ich die Oberförſter auf mich nehme. Den einen haben ſie mir ſchon aufgemutzt, als ich noch ein junger Kerl war. Wenn es ſein muß, dann verdiene ich mir's nachträglich ab.‘

Darauf höre ich, wie die beiden ſich entfernen, und mehr habe ich nicht erfahren.“

Agnes Lutz machte eine Pauſe und blickte vor ſich hin. Dann fuhr ſie fort: „Otto, ich bin kein Kind und weiß, was ſolche Dinge bedeuten. Aber mit dürren Worten hat keiner von der Sache geredet, es iſt geweſen, als ob ſie ſich vor der Luft und vor den Wänden fürchteten. Darum hätte ich auch hingehen können in meine Kammer und hätte verſuchen können zu ſchlafen, und am nächſten Morgen wäre alles ein böſer Traum geweſen, denn in welchem Geſetze ſteht es geſchrieben, daß man den eigenen Vater verraten ſoll?“

Sie hob plötzlich ihre Hände empor und brach in einen Jammerlaut aus. „Ach, Liebſter, es iſt ja Dein Name dabei genannt worden! Wie ſollte ich es denn über mein Herz bringen, dieſen Namen zu vergeſſen, der doch für mich das Teuerſte auf der Welt bedeutet! Wenn es mein Vater allein geweſen wäre, dann hätte ich mich ihm zu Füßen geworfen und hätte ihn angefleht, von ſeinen ſchlimmen Wegen abzulaſſen, aber dieſer ſchreckliche Menſch, deſſen Hände mit Blut befleckt ſind, ſteht im Hintergrund, und ich ſehe ſchon im Geiſte ſeine Kugel in Deiner Bruſt! — Durfte ich da ſchweigen, Otto? Nun weißt Du alles, und nun ſage mir, was Du zu thun gedenkſt?“

Der Oberförſter zog das zitternde Mädchen an ſich und küßte es auf die bleichen Lippen. „Sei ruhig, mein Lieb,“ ſagte er tröſtend, „wir müſſen einen Ausweg finden. Deine Mitteilungen haben mich tief erſchüttert, aber wir wiſſen doch nicht, wie weit Dein Vater bereits gegangen iſt. Es läßt ſich nichts beweiſen, und wenn er wirklich gegen das Geſetz gehandelt hat, ſo ſcheint doch aus Deinen Andeutungen hervorzugehen, daß ich perſönlich bis jetzt keinen Grund habe, amtlich gegen ihn einzuſchreiten. Was die Zukunft angeht —“

Er brach ab und legte ſeinen Arm um den Leib des Mädchens. „Vor allen Dingen wollen wir dieſen unheimlichen Ort verlaſſen. Ich kann es nicht anſehen, daß Du fortwährend in die ſchwarze Tiefe ſtarrſt, als ob uns von dort eine Hilfe kommen könnte.“

„Ich wollte, ich läge da unten,“ ſagte ſie finſter. „Das wäre die beſte Hilfe für uns alle, denn mein armes Herz trägt die Schuld an dieſem ganzen Wirrſal. Wenn ich Dich laſſen könnte, dann lebteſt Du mit Deinem Vater in Frieden, mein Vater aber wäre kein verzweifelnder Mann, den Groll und Gram auf die Bahn des Verbrechens treiben.“

„Und mein Leben wäre einſam,“ entgegnete er ruhig.

Sie gingen neben einander Arm in Arm unter den rauſchenden Bäumen, und die ſchwüle Gewitterluft legte ſich um ihre Wangen. „Iſt das wahr?“ fragte ſie, ihren Kopf an ſeine Schulter ſchmiegend.

„Es iſt wahr, mein Liebling. Vielleicht kommt ein Verhängnis über uns, das die Erfüllung unſerer innigſten Wünſche hinausſchiebt oder ihnen eine andere Geſtalt verleiht, aber ſo wahr die Sonne dort im Weſten untergehen wird, ich will niemals von Dir laſſen, es müßte denn der Tod zwiſchen mich und Dich treten! Biſt Du nun beruhigt, liebes Herz?“

„Über Deine Treue war ich nie im Zweifel, Otto, aber was wirſt Du thun?“

„Was meine Pflicht von mir fordert, Kind,“ entgegnete er ruhig. „Dringe nicht weiter in mich und frage nicht, wie ich das zu machen gedenke, aber ich habe einen Plan, durch deſſen Ausführung die drohende Gefahr von uns allen abgewandt werden kann. Nur noch eine Frage: glaubſt Du, daß Acker Deinen Vater heute abend abholen wird, oder haſt Du Gründe zur Annahme, daß ſich die beiden Männer bei der roten Wand treffen wollen?“

Das Mädchen dachte einen Moment nach. „Ich glaube das letztere, Otto. Du bringſt mich jetzt erſt auf den Gedanken, und ich entſinne mich, daß ſie beim Fortgehen etwas von einem Zuſammentreffen redeten. Ich kann es nicht genau wiedergeben, Schatz, wie die Worte lauteten, aber der Sinn war es jedenfalls. Genügt Dir das?“

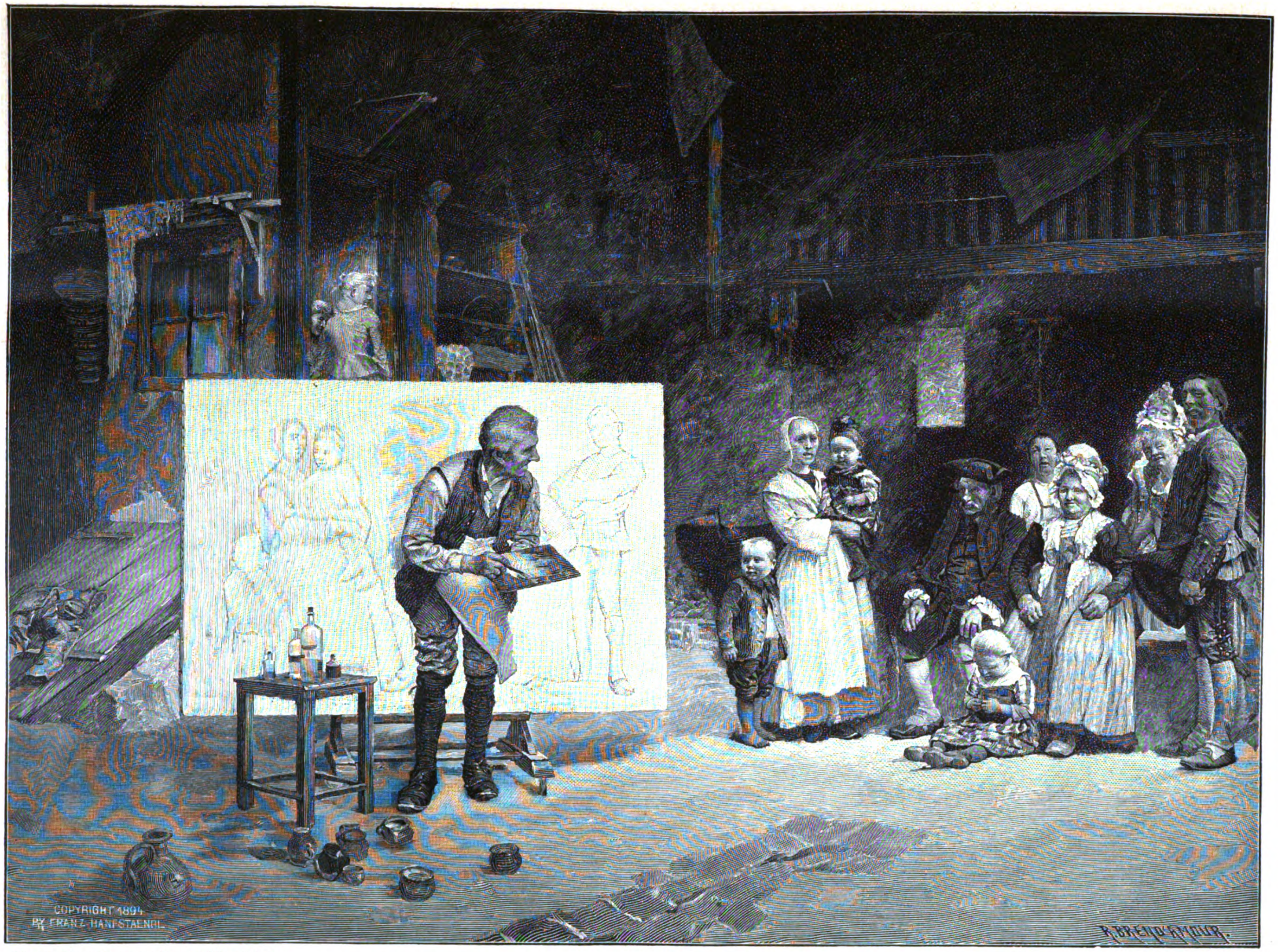
„Es genügt mir vollkommen. Kehre jetzt heim, Agnes, und mache nicht den Verſuch, Deinen Vater vom Fortgehen abzuhalten. Kümmere Dich möglichſt wenig um ihn, ſondern lege Dich frühzeitig ins Bett. Die Ausführung meines Planes hängt davon ab, daß er ſich vollſtändig unbeobachtet glaubt. Und noch eins. Ich gehe keiner Gefahr entgegen, Agnes, und verſtoße nicht gegen meinen Dienſteid. Ich werde ebenſowenig Deinen Vater gefährden und hoffe dennoch, ihn von ſeinem Vorhaben abzuhalten und für die Zukunft zu heilen.“

Sie blickte ihm zweifelnd in die Augen. „Ach, Schatz, wenn das alles wahr würde! Ich bin in Sorge —“

„Geh nur,“ drängte er, „was ich thun will, muß bald geſchehen. Hier ſcheidet ſich der Weg, wir müſſen uns auch trennen.“

Der Oberförſter ſah dem Mädchen nach, bis die ſchlanke Geſtalt unter den Bäumen verſchwunden war; dann wendete er ſich nach der entgegengeſetzten Seite und ging, auf ſeine Uhr blickend, mit raſchen Schritten einen Richtpfad entlang, der ihn in zehn Minuten nach Altenbach zurückführen mußte.

(Fortſetzung folgt.)


COPYRIGHT 1894
BY FRANZ HANFSTAENGL
R. BRENDAMOUR.

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtängl, München.

Dorfkünſtler. Nach dem Gemälde von Mayer-Mainz.

Copyright 1893 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Das geſtörte Feſtmahl.

Von H. Denarius.

(Abdruck verboten.)

Daß die Thüringer gern Kartoffelklöße eſſen, iſt nachgerade bekannt genug, und es iſt ja auch ſchon vieles darüber geſchrieben worden. Auch ein Mann, wie Guſtav Freytag, der doch die deutſche Volksſeele genau kennt und obenein meiſt in Thüringen lebt, würde ſich, wenn er einmal dieſen Gegenſtand behandeln wollte, etwa ſo ausſprechen: „Die Thüringer ziehen bei ihren Mahlzeiten gerundete Ballen aus der geſchätzten Erdfrucht allem anderen vor, weil ſie den Magen des Mannes feſtigen gegen unſinnige Einfälle.“ Oder ſo ähnlich. Genug — bei dem, was mein Junge, der gräßliche Fritz, in dieſen Tagen wieder angerichtet hat, habe ich nicht nötig, nach fremdem Ausdruck zu haſchen. Wer einen Schlingel beſitzt, über den er ſich jeden Tag ärgern muß, erwirbt ſich ſchon mit der Zeit ſeinen eigenen Stil, wenn dieſer auch mitunter etwas kräftig iſt.

Wohlan denn. Es war an einem der jüngſtvergangenen Wettertage. Um das Haus wirbelte der Schnee, die Sturmrieſen fuhren durch die Bäume, durch das Fenſter ſah man ein Stück des Himmels, der grau und ſchwer über der Männererde hing — doch ich wollte ja nicht in der Weiſe Freytags, ſondern nach meinem eigenen Schnabel ſchreiben. Alſo am vergangenen Sonntage, als gerade ein niederträchtiges Wetter war, hatte meine Frau beſchloſſen, Thüringer Kartoffelklöße zu kochen. Meine Landsleute werden die ſonnige Heiterkeit begreifen, die an jenem Vormittag mein ganzes Weſen ſiegreich durchleuchtete. Die Ausländer aber mögen es ſich geſagt ſein laſſen, daß meine Frau nicht allzu weit von jener Gegend Thüringens erzogen worden iſt, wo man an der Hand uralter Rezepte die größte Meiſterſchaft in der Behandlung dieſer äußerſt diffizilen Kochprodukte erlangt hat, was nun freilich die Umgegend nicht zugeben will. Wie geſagt, ich fühlte mich in Erwartung der kommenden Dinge ſehr behaglich und wanderte mit der Pfeife im Hauſe umher, aus meinem Zimmer in die Küche, von da durch das, was ich den Salon nenne, in die Wohnſtube und durch den Schlafraum an meinen Arbeitstiſch zurück. Ich ſcherzte mit meinem Töchterchen Frieda, die auf einem Stuhl Puppenwäſche bügelte, ich gönnte dem wilden Fritz, der in einer ſtillen Ecke Baukaſtenſteine mit einem aus der Küche gemauſten ſilbernen Löffel entzwei ſchlug, eine ernſte, aber wohlwollende Belehrung über den Wert von Induſtrieerzeugniſſen und Edelmetallen, ich erzählte meiner Frau von meiner Großmutter, deren Andenken an Kloßtagen immer in beſonderem Glanze aufleuchtet, ich munterte unſer Faktotum Minna durch gehaltene Anerkennung auf, als ſie auf dem Reibeiſen die Kartoffeln in der erwünſchten Weiſe zerkleinerte. Denn das iſt der Segen der rohen Kartoffelklöße, daß ſie auch dem Manne einen legalen Zugang eröffnen in die Küche, um deren glutdurchſtrahlte Räume ſonſt das Geſpenſt des geſchwungenen Kochlöffels drohend ſchwebt. Um es kurz zu ſagen: die Frauen können beim Auspreſſen der geriebenen Kartoffeln wegen mangelnder Körperkraft mit der Preſſe nicht fertig werden und ſind dabei auf männliche Hilfe angewieſen. Denn je ſtärker der Druck, um ſo weißer die Klöße — das hat tauſendfältige Erfahrung gelehrt. Auf dieſe Art erweitert ſich der eng begrenzte Wirkungskreis des Mannes, er trägt die Spuren ſeines Schaffens in eine neue Sphäre und lernt die ſtillgebändigte Kraft anwenden im Dienſte des Haushaltes und zum Segen einer rationellen Ernährung der Familie. Und das iſt der ethiſche Gewinn bei der Sache. Deshalb iſt es an ſolchen Tagen mein erſtes, die Kartoffelpreſſe einer genauen Beſichtigung und Prüfung zu unterziehen, die Kartoffelpreſſe, ohne die kein Thüringer Mädchen dem Manne ſeiner Wahl in eine ungewiſſe Zukunft folgt.

Das große Werk des Tages war noch nicht druckreif, und ſo ſetzte ich mich wieder an den Tiſch. Ich hatte mir für dieſe Stunde mit gutem Bedacht eine Arbeit aufgehoben, zu der man eine milde und verſöhnliche Stimmung ſich ſelbſt und der Welt gegenüber ſehr nötig hat. Bekanntlich häufen ſich in jedem Haushalt mit der Zeit Briefe an, deren Beantwortung grundſätzlich ſo lange aufgeſchoben wird, bis das ſtille Bewußtſein, die verbummelte Zeit durch verdoppelte Liebenswürdigkeit wieder gut machen zu können, bedenklich ins Wanken gerät. Wehe dem, der hierzu keine paſſende Stunde gewinnen kann! Er kommt bei ſeinen auswärtigen Freunden in den Ruf eines Egoiſten, den das Wohl und Wehe anderer Leute mit der Zeit kälter und kälter läßt. Meine Feder ging in gleichmäßig-ruhigem Tempo über das Papier, und als ich durch Fritz an die Preſſe berufen wurde, folgte ich ihm mit dem frohen Bewußtſein, das meiſte gethan zu haben.

Natürlich war es nun wieder der Junge, der die Weihe des Augenblicks, wie ſie ſich aus der Bewunderung männlicher Kraft von ſeiten anmutiger Weiblichkeit ergibt, unliebſam ſtörte. Er wollte durchaus die Schrauben der Preſſe mitdrehen, und als ihm das geſtattet war, verſäumte er nicht, ſich die Finger etwas quetſchen zu laſſen. Wann hätte er es jemals vermieden, die Harmonie über das Alltagsleben gehobener Momente durch ſchreiende Mißklänge zu vernichten! Endlich aber war es doch vollendet; in ſchneeiger Weiße entſtieg die gepreßte Maſſe dem hänfenen Sack. Ich ſah noch zu, wie ſie in einer großen Schüſſel mit der beſtimmten Menge gekochter und gequetſchter Kartoffeln vereinigt wurde — die Gewichtsproportion beider Beſtandteile iſt Familiengeheimnis — und ging mit Lobſprüchen beladen wieder an mein Schreibwerk.

Ich mußte noch nicht lange geſeſſen haben, da ertönte die Thürklingel, ich hörte eifriges Geſpräch, und meine Frau ſteckte den Kopf ins Zimmer. „Ich muß doch noch einen Augenblick ſtören. Frau Battke iſt da, ſie kocht heute auch Klöße, kann aber nicht damit fertig werden. Ich will eine Minute hinaufgehen, bitte, gib einſtweilen auf den Jungen acht, Minna habe ich fortgeſchickt.“ Und dann kehrte ſie noch einmal zurück. „Daß Du mir aber nicht etwa ſelbſt etwas anſtellſt!“ rief ſie lachend, und fort war ſie. Natürlich war ich bereit. Frau Battke wohnt eine Treppe höher, ſie ſpricht ſehr viel und verſteht auch von der Thüringer Küche nichts, aber ſie hat auch ihre guten Seiten und folgt mitunter einer gegebenen Anregung. So begab ich mich denn der Sicherheit wegen gleich in die jetzt menſchenleere Küche, um nach dem Rechten zu ſehen. Fritz, der ſich hinter mir hereingeſchlängelt hatte und mit verdächtigem Eifer um die Schüſſel mit der einladenden plaſtiſchen Maſſe herumſchwänzelte, wies ich energiſch hinaus, und da ich weiß, wie lange eine Minute bei Frauen dauert, ſo nahm ich ein Buch zur Hand, brannte mir die Pfeife an, ſetzte mich auf die Bank neben die große Schüſſel und hielt ſtill und treu die Kartoffelwacht. Minute um Minute verrann, ich merkte es nicht. Der Schneeſturm kniſterte am Fenſter, die Küchenuhr tickte, der Braten ziſchte im Grudeofen — wenn ich Fritz bei mir gehabt hätte, würde er geſagt haben: „Vater, mach' 'mal auf, da drin brillt was!“ Sonſt tiefſte Stille im Hauſe. Mit der Zeit aber fing ich doch an, unruhig zu werden. Mir kam die alte Erfahrung in den Sinn, daß es nichts Gutes bedeutet, wenn ein temperamentvoller Junge längere Zeit keinen Laut von ſich gibt. Endlich erhob ich mich, um nach Fritz auszuſchauen. Frieda, die gerade das letzte, ſpiegelglatt gebügelte Puppenkleid ſorgſam faltete und zu den übrigen legte, wußte von nichts, auch die von Fritz am meiſten beſuchten Ecken erwieſen ſich als leer. So ging ich denn in mein Arbeitszimmer. Und da, da war es, was ich dunkel geahnt hatte. Fritz rutſchte vom Stuhl herunter und ſagte, den Bruſtton biedermänniſcher Treuherzigkeit geſchickt nachahmend: „Ich wollte einen Schreibſtift haben und auch Papier!“ Aber wie ſah er aus! Die Hände und das Kleidchen ſchwarz von Tinte; und dabei hat der Bengel eine fatale Manier, ſich mit den Fingern quer durchs Geſicht zu fahren, beſonders bei Nordoſtwind, der ja bekanntlich die Jugend zu Erkältungen und Schleimhautkatarrhen ſehr geneigt macht —

laſſen Sie mich ſchweigen! Bald überzeugte ich mich, daß von meiner Arbeit nichts mehr zu retten war. Das Tintenfaß lag hilflos auf der Seite, dicke, ſchwarze Ströme überfluteten die ſauberen Briefbogen, die konzentrierteſten Liebenswürdigkeiten waren rettungslos verſunken in einem Meer bubenhafter Nonchalance. Ich ſtellte die Pfeife in die Ecke und rang nach ſtiller Sammlung; dann warf ich den Jungen hinaus und beſchloß, mich an dieſem Tage nicht mehr um ihn zu kümmern.

Ach, es thut nicht gut, wenn ein Mann, der mitten im Leben ſteht, ſeine Zeitgenoſſen dauernd ignorieren will. Das ſollte auch ich erfahren.

Noch ſuchte ich aus dem Schiffbruch zu bergen, was ſich bergen ließ, da gellte ein Doppelſchrei über den Korridor. Wie ich in die Küche gekommen bin — ich weiß es nicht. Dort ſtand die große Schüſſel auf dem Fußboden, daneben lagen fünf oder ſechs Gegenſtände, die offenbar Klöße vorſtellen ſollten. Sie waren aber nicht rund, ſondern von mehr flacher, unſymmetriſcher Form und zeigten ausnahmslos eine ſtumpfſchwarze Färbung. An verſchiedenen Stellen hoben ſich die Spuren von Fingern in intenſiverem Schwarz wirkungsvoll ab. Auch die Maſſe in der Schüſſel war offenbar kräftig durchgearbeitet worden. Mir fiel auf, daß das Schwarz einen Stich ins Grünliche zeigte, während doch meine Tinte, wenigſtens auf friſch beſchriebenen Blättern, ins Bläuliche hinüberſpielt. Ob ſich hier eine neue, bisher unbekannte chemiſche Verbindung gebildet hatte, vielleicht anderthalbfachtintenſaures Kartoffeloxyd? Wer kann das entſcheiden! Und dann fiel mir noch eins aufs Herz. Fritz hatte bewieſen, daß er alles, was ihm unter die Hände kommt, energiſch anzufaſſen verſteht, auch wenn es eine fremdartige Materie iſt. Aber die Fähigkeit der plaſtiſchen Geſtaltung iſt ihm leider verſagt. So wird er wohl kein Bildhauer werden, was übrigens auch kein Schade iſt, denn auf dieſem Gebiet wird die Konkurrenz immer größer. — Seltſam, wie dem Menſchen, wenn ihn ein heftiger Schrecken befällt, oft ganz fernliegende Gedanken blitzſchnell durch den Kopf ſchießen!

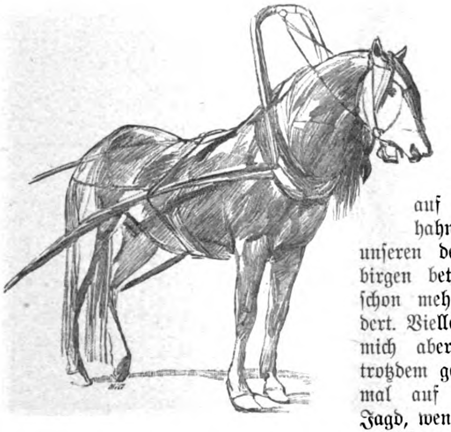
Endlich, endlich fand meine Frau die Sprache wieder. Sie erklärte mit der Ruhe, die für die Zunächſtbeteiligten immer etwas Drückendes hat, daß man ſolche Klöße unmöglich eſſen könne, wobei ſie andeutete, daß dies nicht einmal bei ſüdweſtlichen Winden geſtattet ſei. Das war mir neu, aber ſehr ſchmerzlich. Und dann zog ſie den Jungen aus der Ecke und ſchlug ihn, was mir gar nicht neu, aber auch gar nicht ſchmerzlich war.

Was ſoll ich noch weiter ſagen? Wir haben an jenem Tag keine Klöße gegeſſen. Möge aus dem herzzerreißenden Jammer jener Stunde wenigſtens für die Zukunft reicher Segen erblühen! Eins weiß ich gewiß: wenn Klöße gekocht werden, ſchreibe ich nie wieder Briefe! Niemals!

Auf der Auerhahnbalz im ruſſiſchen Urwald.

Von **Theophil Schröder**.

(Abdruck verboten.)



Das Daheim hat die Jagd auf den Auerhahn, wie ſie in unſeren deutſchen Gebirgen betrieben wird, ſchon mehrfach geſchildert. Vielleicht begleiten mich aber die Leſer trotzdem gern noch einmal auf eine ſolche Jagd, wenn dieſelbe im ruſſiſchen Urwald ſich abſpielt. Iſt doch die Scenerie in dieſem nicht nur eine völlig andere, ſondern auch an ſich eigenartig und reizvoll.

Eins freilich ſei von vornherein bekannt: den weidgerechten Jägern wird meine Schilderung ſchwerlich genügen, denn ich bin auf dieſem Gebiet ein Laie. Die Jagd, von der ich ſogleich erzählen werde, war die einzige, die ich in meinem Leben mitgemacht habe. Dafür kommt ein Deutſcher aber auch nicht leicht in den ruſſiſchen Urwald. Und unſere Abbildungen, die ein franzöſiſcher Künſtler entworfen hat, ſind durchaus zuverläſſig.

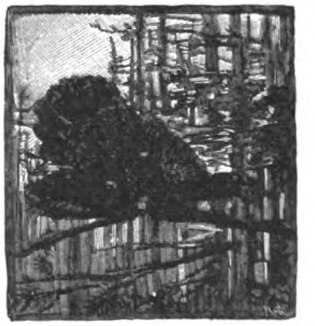
Es war vor einigen Jahren in der Faſchingzeit, als ich einen Bruder meiner Mutter beſuchte, der ſeit vielen Jahren in Petersburg lebt und dort eine große Weinhandlung beſitzt. Mein Onkel und ſeine Angehörigen nahmen mich mit jener bezaubernden Gaſtfreundſchaft auf, die für die Petersburger jeder Nationalität ſo charakteriſtiſch iſt. Ich war von der erſten Stunde an nicht etwa ein Gaſt, nein, ein lieber Hausgenoſſe, den man ſelbſtverſtändlich mitnahm, wenn man ſeine Freunde beſuchte, ins Theater ging oder im Dreigeſpann über das Eis auf die Inſeln fuhr. Wir können uns die Geſelligkeit der Petersburger gar nicht behaglich genug denken. Alle Verhältniſſe ſind breit angelegt, das Geld ſpielt, ſcheinbar wenigſtens, gar keine Rolle. Auch die Zeit nicht, wenn man danach urteilen darf, daß jedermann dem Gaſt immer zur Verfügung ſteht. Und dann: nirgends friert man ſo wenig wie in Petersburg. Draußen hat man eine Pelzmütze auf, ſteckt in einem Pelz und trägt Pelzgaloſchen. Drinnen aber im Hauſe iſt jeder Raum warm. Sogar das Treppenhaus. Man legt ſeine Überkleider unten beim Portier, beim „Schweizer“, ab und geht treppaufwärts, als ob man im Zimmer wäre. Bei 25 Grad Reaumur unter Null.

So vergingen mir die Wochen wie im Fluge. Ich hatte mir in der „Butterwoche“ den Magen mit köſtlichen Blinis und koſtbarem Kaviar verdorben; ich war in der Oſternacht in der Iſaakskathedrale, während die Lichter in den Händen der Andächtigen aufflammten, um ein Haar totgequetſcht worden; ich hatte den Eisgang auf der Newa erlebt — es war hoch an der Zeit, daß dieſe Phäakenexiſtenz ein Ende fand, und ich mich unſerem fleißigen, nüchternen Vaterlande wieder zuwandte. Da ſprach eines Tages mein Onkel nach dem Frühſtück alſo zu mir: „Ich fahre morgen auf die Auerhahnbalz. Willſt Du mitkommen?“

Ob ich mitkommen wollte! Ein Stückchen inneres Rußland ſehen! In den ruſſiſchen Urwald hineinfahren! Eine Auerhahnbalz anſehen!

Ich gab meinem Onkel auf gut ruſſiſch einen Kuß. Die Petersburger Küſſerei war mir ſonſt wenig ſympathiſch, aber ich muß zugeben, daß es Augenblicke gibt, in denen auch unter Männern ein Kuß einem tiefgefühlten Bedürfniſſe entſpricht.

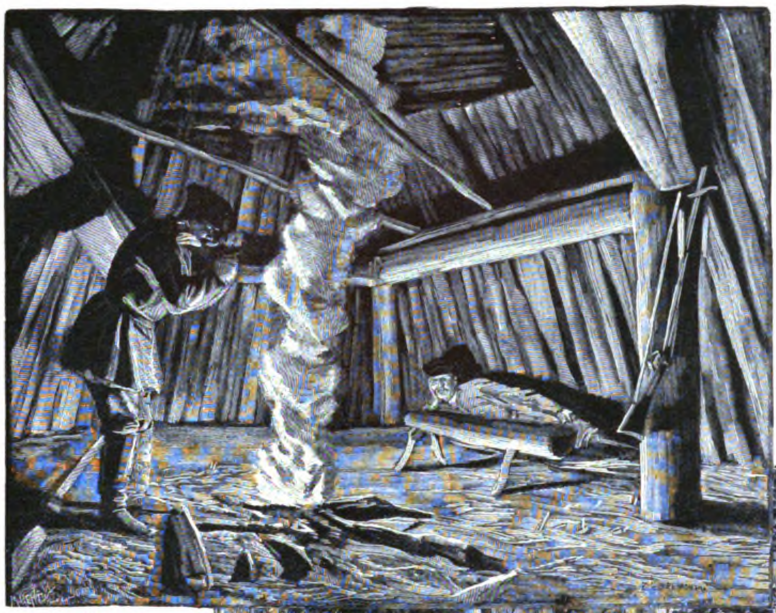
Mein Onkel, der ein leidenſchaftlicher Jäger iſt, hat ein Jagdterrain gepachtet, das, wenn ich nicht irre, gegen 60 000 Morgen umfaßt. Um dahin zu gelangen, fahren wir erſt drei Stunden mit der Eiſenbahn und dann ebenſo lange auf jammervollen Feldwegen durch aus Holzhäuſern beſtehende armſelige Dörfer,



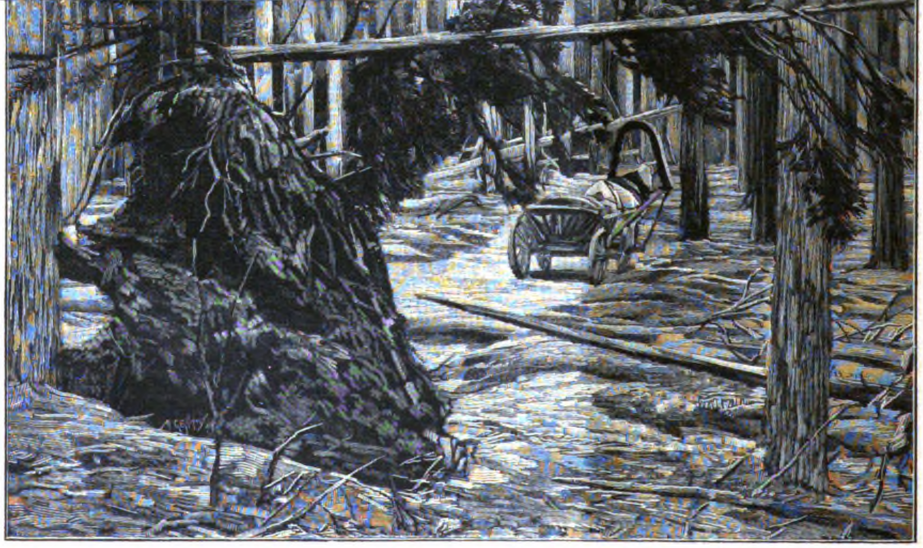
Balzender Auerhahn.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

über allerlei Unland, durch ſchlecht beſtandene Birkenwäldchen. Und wie fahren wir! Betrachte Dir, teilnehmender Leſer, das Fuhrwerk auf unſerer Abbildung! Als Sitz dient uns ein Strohſack, der ſich auf der rechten Seite unter dem Gewicht meines Onkels ſenkt, während er unter mir und mit mir emporſchnellt. Der kutſchierende Waldhüter balanciert auf einem Brettchen, das den Wagenkorb nach vorn abſchließt. Unſer Gaul, der eine ſchwere Mähne und einen vollen Schweif hat, iſt im übrigen ſo mager und klein, daß man kaum begreift, wie er unſer Fuhrwerk, einſchließlich des gewaltigen Krummholzes, fortbewegt. Dazu rieſelt ihm das Blut in winzigen Bächlein vom Rücken herab. Mückenſtiche ſollen die Schuld daran tragen.



In der Waldhütte.



Die Waldhütte von außen geſehen.

Der Weg iſt ſchauderhaft, und die Räder bewegen ſich langſam in unglaublich tief ausgefahrenen Geleiſen. Der Waldhüter auf dem Bock hat ſich halb umgedreht und erzählt meinem Onkel in dem mir unverſtändlichen Ruſſiſch von den Erlebniſſen des Winters. Von Zeit zu Zeit kehrt er ſich ſeinem Pferdchen zu, redet mit ihm, zerrt an den Zügeln oder gibt ihm einen Schlag mit dem Ende der Fahrleine.

Die Sonne geht allmählich zur Rüſte, und die roſaen Wolken im Zenith ſpiegeln ſich in den Pfützen, die wir durchfahren. In der Ferne rufen die Droſſeln einander zu, in den Büſchen ſingen die Rotkehlchen, hoch vom Himmel ertönt das Lied der Lerche. Von Oſten her weht uns der köſtliche Geruch des Fichtenwaldes entgegen, in den wir nun einlenken.

Dieſen Wald hat nicht Menſchenhand gepflanzt und gepflegt, wohl aber hat ihn Menſchenhand verwüſtet. Er iſt nicht ſchön, dieſer ruſſiſche Urwald. Nur kleine magere Fichten entſproſſen dem ſumpfigen Boden, den nur der nordiſche Winterfroſt einigermaßen bindet. Wind- und Schneebrüche haben hier und dort Lichtungen geſchaffen, auf denen die Bäumchen umgebrochen wirr durcheinander liegen. Von Zeit zu Zeit paſſieren wir tiefe Tümpel voll ſchwarz ausſehenden Waſſers. Als wir uns einem dieſer Tümpel nähern, rauſcht es aus ihm hervor, graue Ungetüme entſteigen ihm und brechen rauſchend durch das Gezweige. Es ſind Elche, die hier Schutz ſuchten vor den Quälgeiſtern dieſer Wildnis, den Mücken. Bis an die ungeſtaltete Naſe haben die Elche ſich vor dieſen Todfeinden im Waſſer verſteckt.

Ja, die Mücken! Längſt iſt uns jede beſchauliche Stimmung abhanden gekommen, über dem Kampfe mit ihnen. Sie erfüllen die Luft ganz und gar. Mit jedem Atemzuge ziehen wir die winzigen Tierchen in Mund und Naſe, ſie füllen unſere Ohren, ſie ſind zwiſchen unſeren Ärmeln, unter unſerem Hemdkragen. Erſt nach Sonnenuntergang ſind ſie verſchwunden.

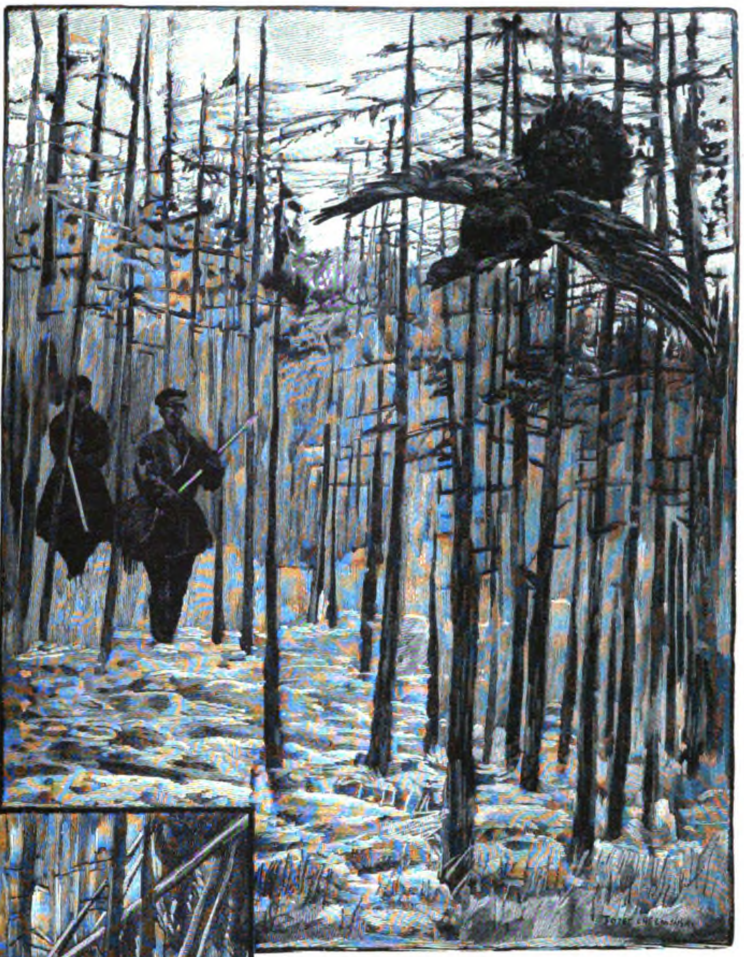
Der ruſſiſche Jäger freilich iſt an ſie gewöhnt. Da ſteht einer, die Doppelflinte unter dem Arm, die Jagdtaſche an der Seite, und lockt, an eine Fichte gelehnt, Haſelhühner an. Nur für einen Augenblick ſoll ſich der alſo irregeführte Hahn auf den Zweig niederlaſſen, aber dieſer Augenblick koſtet ihm das Leben, denn dieſe Schützen fehlen nie. Ein köſtlicheres Wildpret als das der Haſelhühner gibt es auf Erden nicht. Das wird jeder, der in Petersburg verweilte, bezeugen.

Endlich iſt unſere Hütte erreicht. Das Wort iſt im buchſtäblichſten Sinne zu nehmen. Man vergleiche die Abbildungen. In der Mitte der Bretterbude brennt unſer aus ein paar harzigen Knütteln beſtehendes Feuer und malt phantaſtiſche Bilder an die Wand. Der Rauch ſucht ſich einen Ausweg durch eine Öffnung in der Decke, es bleibt aber noch genug von ihm übrig, um unſere Augen rot zu beizen und uns das Atmen zu erſchweren.

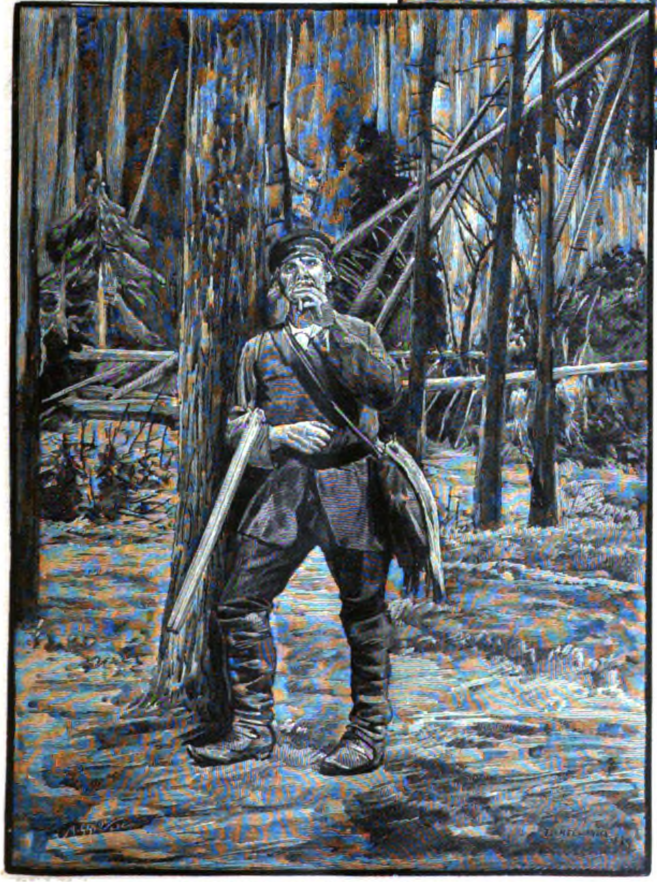
Wir verzehren die mitgebrachten kalten Kotelettes und ſpülen ſie mit einem köſtlichen Likör herunter, den mein Onkel beſonders liebt, und der, wenn ich mich recht entſinne, Stockmannshöfer heißt.

Wie wir uns in unſeren ruſſiſchen Koſtümen betrachten, brechen wir beide in ein luſtiges Gelächter aus.

Mein Onkel erklärt, daß, wenn wir jetzt ſchlafen wollten, keine Macht der Erde uns rechtzeitig erwecken könnte. Ich ſehe das ein, und ſo ſitzen wir denn bei einander und ſprechen von der Familie und unſerer gemeinſamen kleinen Vaterſtadt im Weimarſchen. Mein Onkel berichtet dann von dem ſchweren Kampf ums Daſein, den er in ſeiner Jugend in Petersburg geführt hat, und ich erzähle ihm von den fröhlichen Studentenjahren, die ſeine Güte mich in Halle verleben ließ. Dann kommen wir auf das Allgemeine. Mein Onkel kann ſich in dem neuen, dem preußiſchen Deutſchland nicht mehr zurechtfinden, und ich bemühe mich, ihm die Welt der Reſerveoffiziere einigermaßen verſtändlich zu machen.



Vor dem Auerhahn.



Haſelhuhnjagd mit der Lockpfeife.

Von Zeit zu Zeit öffnen wir die Thüre, die zugleich unſer Fenſter iſt, und blicken hinaus in die rabenſchwarze Finſternis, die den Urwald rings um uns bedeckt. Auch nicht der leiſeſte Ton läßt ſich vernehmen, es iſt, als ob wir beide ganz allein auf der Welt wären.

Dieſe Wahrnehmung veranlaßt uns, darüber zu philoſophieren, warum ein jeder von uns ſich höchſt unbehaglich fühlen würde, wenn er ganz allein wäre, während wir zu zweien keinerlei Gruſeln empfinden.

So vergeht der größte Teil der Nacht. Endlich ergreifen wir unſere Flinten — mir iſt, um das Handwerk zu grüßen, auch eine anvertraut worden — und treten hinaus vor die Hütte. Noch immer iſt kein Ton vernehmbar, aber mein Onkel bittet mich zu ſchweigen, und er ſelbſt ſcheint mir angeſtrengt zu lauſchen. Die Dunkelheit iſt jetzt vielleicht nicht mehr ganz ſo groß wie vorher, obgleich ich die öſtliche Himmelsrichtung noch nicht erkennen kann. Die Luft iſt herrlich, friſch und klar, und ich atme ſie mit Entzücken.

Da ertönt plötzlich das Schleifen eines Auerhahns. Der ſeltſamſte Ton von der Welt. Wer ihn je gehört hat, vergißt ihn nie, und doch läßt er ſich nicht beſchreiben. Er iſt nicht laut, aber man hört ihn weithin. Ich habe in Brehms Tierleben nachgeſchlagen und gefunden, daß deutſche Jäger ihn mit töd, öd, Glack oder Pellöp, pellöp, Klikop verzeichnet haben, aber ich finde, daß man ſich nach dieſen Worten doch keine richtige Vorſtellung machen kann.

Die Töne erklingen lauter und lauter, die Pauſen werden immer regelmäßiger. Jetzt leuchtet es auch wie ein heller Schein um die Wipfel der Bäume, es iſt der Vorbote der Morgenröte. Wir aber ſetzen uns in Bewegung und eilen, ſo ſchnell die Dunkelheit es zuläßt, dem Orte zu, von dem her die Töne kommen. Wohlverſtanden, wir bewegen uns nur, während der Hahn balzt, vorwärts und bleiben ſtehen, ſobald er verſtummt. Ich hatte mir das „Anſpringen“ ſchwerer gedacht, da ich mich aber genau nach meinem Onkel richte, und ich von Natur nicht ungewandt bin, ſo geht es überraſchend gut. Endlich erreichen wir eine an eine Schneuſe erinnernde längliche Lichtung, und jenſeits derſelben treibt auf einem ſtarken Zweige der rieſige Vogel ſein ſeltſames Liebesſpiel. Er hebt den Kopf gen Himmel empor oder ſtreckt ihn vertikal weit von ſich und breitet den Schwanz fächerförmig aus. Seine ſchwarze Geſtalt hebt ſich gegen den immer heller werdenden Himmel ab wie eine Silhouette. Plötzlich rauſcht es im Gezweige und plumpt dann herab wie ein Stein. Eine Henne. Eine zweite, eine dritte, eine vierte laufen aus dem Unterholz hervor. Der Hahn aber bewegt ſich noch immer in den ſeltſamſten Gebärden.

Mein Onkel legt die Flinte an. Ein Blitz, ein Knall, ein dumpfes Brauſen und ein ſchwerer Fall. Wie wir herbeieilen, bewegt ſich der Hahn nur noch in den letzten Zuckungen. Welch ein rieſenhafter Vogel! Man verſteht das „Ur“ vor ſeinem Namen. Man verſteht auch, daß der Urhahn in unſeren gepflegten Wäldern nicht gedeihen kann. Er iſt ein Kind der Wildnis und unlösbar an ſie gebunden.

Mein Onkel erzählte mir, daß die ruſſiſchen Jäger auch die Hennen ſchöſſen. Er für ſeine Perſon konnte ſich aber dazu nicht entſchließen, obgleich die Zahl der Auerhühner im nördlichen Rußland noch ſehr groß iſt. Man ſchießt im Herbſt die jungen Völker vor dem Vorſtehhunde wie bei uns die Rebhühner. Dieſe jungen Vögel ſind überaus ſchmackhaft.

Der Wildhüter holte uns am Morgen ab, und wir kehrten für den Tag bei einem Popen im nächſten Dorfe ein, verbrachten aber die nächſte Nacht wieder in der Hütte. Diesmal teilte der Wildhüter unſeren Aufenthalt. Mein Onkel unterhielt ſich mit ihm, und ich ſchlief auf einem Brett, bis ſie mich mit großer Mühe weckten. Denn ich bin, glaube ich, nie ſo müde geweſen. Der Ertrag des Morgens waren zwei Hähne. Mein Onkel wollte mich auch ſchießen laſſen, ich weigerte mich aber, denn ich hätte mein Ziel doch nicht getroffen und ihm nur die Jagd verdorben.

Auch ſo blieb mir die Auerhahnbalz im ruſſiſchen Urwald unvergeßlich.

Die Junggebliebne.

Ein paar Schweſtern, welk, in greiſen Haaren,
Kenn' ich — unbeglückt und unvermählt.
„Eine von uns ſtarb mit ſechzehn Jahren!“
Haben mir die Alten oft erzählt.

Häufig plaudern ſie im Dämmerſcheine
Von der einen, die ſo früh verſchied.
Zwiſchen den Betagten ſteht die eine
Friſch und lieblich wie ein Liebeslied,

Jung und feurig und noch nicht ernüchtert,
Noch mit Wangen, weiß und blütenrot,
Und noch nicht vom Leben eingeſchüchtert,
Und noch nicht gebändigt von der Not.

Arm und ängſtlich ſind die beiden Alten,
Kleinlich, vom Entbehrungszwang gedrückt,
— Geiſt und Leib voll Runzelſchrift und Falten —
Ungeliebt und müd' und unbeglückt.

Arme, aus dem Paradies Vertriebne!
Und dazwiſchen, ſchön und morgenklar,
Steht die Fröhliche, die Junggebliebne,
Mit dem Goldhauch ums gelockte Haar!

Frida Schanz.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die Kronprinzenpaſſage.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Papa Willberg knurrte noch vierundzwanzig Stunden. Dann ließ er wirklich anſpannen und fuhr, innerlich über den durch die abgebrochenen Brücken verurſachten Umweg mehr, als über alles andere fluchend, nach Grunwald. Eine Anfrage in Geldgeſchäften mußte den Vorwand abgeben, und jeder der etwas bekniffenen alten Herren ſpielte ſich ſelbſt und dem anderen ein Stückchen Komödie vor. Nachdem ſie aber über alles mögliche und noch einiges — nur nicht über Kartoffeln — geſprochen hatten, warf Willberg plötzlich ein: „Du, Sprenkel, der Weg über Topper iſt doch gar zu miſerabel. Wir könnten eigentlich die Pleiskebrücke wieder bauen — es iſt ſchon des Kirchgangs der Leute wegen.“

Engersheim ſah ihn liſtig an, trank ſchnell ſein Glas aus und entgegnete: „Ich hab' auch ſchon daran gedacht. Wenn Dir's recht iſt —“

Und dann lachten ſie ſich beide ins Geſicht und ſtießen mit einander an. Und dann meinte Engersheim: „Übrigens der Eberhard kommt in den nächſten Tagen auf Urlaub. Ich werd' 'mal mit ihm zu Euch 'rüber kommen —“

„Das thu nur, Sprenkel —!“

Worauf ſich das weitere von ſelbſt ergab. Acht Tage ſpäter war Aſta glückliche Braut, und vierzehn Tage darauf ſahen die Leute mit Staunen, daß der neue Zimmermeiſter, der ſich in der Kreisſtadt angeſiedelt hatte und der der beſondere Günſtling der alten Gnädigen auf Natten ſein ſollte — Berger hieß er — ſamt ſeinem Schwiegerſohn ſich an den Aufbau einer breiten Holzbrücke über den reißenden Pleiskebach zwiſchen Grunwald und Sternheim machte. Sie ſoll in Zukunft recht fleißig benutzt worden ſein, dieſe Brücke — nur Kartoffeln wurden grundſätzlich zu beiden Seiten des Verbindungsweges zwiſchen beiden Gütern nicht angebaut.

Wieder war es Herbſt geworden, und gerade jährig war es, ſeit Klaus Barten aus Afrika zurückgekommen.

Er hatte das Leid und all die Erregungen, die er in dieſem einen Jahre erfahren, noch immer nicht überwunden, wie auch die Mutter ihm die Seele zu kräftigen, und wie auch Mamſell Hanne ihm mit den beiden unübertrefflichen ländlichen Heilmitteln, mit friſchen Eiern und guter Milch, den Körper zu pflegen ſich bemühte. Es wollte nicht vorwärts gehen mit beiden, mit der Seele und mit dem Körper.

Wohl hatte er es dankbar empfunden, was all die guten Menſchen für ihn gethan, dankbar empfunden, daß durch ihr ſchnelles Eingreifen ſein guter Name unangetaſtet, daß ihm ſein Beſitz, ſein altes liebes Natten, erhalten geblieben war! Wohl beglückte es ihn, daß die Mutter ihn wieder mit der alten Liebe ans Herz geſchloſſen hatte — daß äußerlich alles war, wie ehedem.

Aber Geiſt und Körper blieben matt und ſiech, jede Spannkraft fehlte. Die Liebe, die man ihm entgegenbrachte, erſchien ihm nur als Nachſicht und Mitleid, und immer aufs neue weckte gerade ſie ihm neue Vorwürfe gegen ſich ſelbſt. Der kleinſte Anlaß brachte den Geneſenden um Tage zurück. Eine kurze Zeitungsnotiz, daß der bekannte Berliner Bauſpekulant Dornberg in Buenos-Ayres erkannt, und daß ſeine Auslieferung ſeitens des Auswärtigen Amtes beantragt ſei, verſetzte ihn in ſo hochgradige Aufregung, daß die Mutter das Schlimmſte befürchtete; die gelegentliche Mitteilung Willbergs, daß die Aktiengeſellſchaft Kronprinzenpaſſage in Liquidation getreten ſei, und die Herren Knyſper und Geltmann den Bau auf eigene Hand übernommen hätten, brachte faſt die gleiche Wirkung hervor.

Dann kamen wieder Tage, in denen er anſcheinend völlig teilnahmslos wurde. Er lag dann auf ſeinem Ruhebette auf der Veranda, ließ ſich pflegen wie ein Schwerkranker, dankte mit ſtillem Lächeln für jede Handreichung und ſchreckte vor jedem Geſpräch zurück. Höchſtens, daß er dann und wann Herrn von Döſting zu ſich bitten ließ und mit ihm über Borels plauderte; aber auch das ſtrengte ihn ſichtbar an — nach wenigen Minuten brach er meiſt die Unterhaltung kurz ab und ſchloß, wie auf den Tod ermüdet, die Augen.

Dieſe Perioden der Apathie, die je länger je mehr in den Vordergrund traten, erſchreckten Frau von Barten am meiſten. Sie hatte wohl verſucht, den Sohn herauszureißen, ihn mit neuem Lebensmut zu erfüllen, ihm wieder Intereſſe für die Fragen des täglichen Lebens einzuflößen. Aber jedesmal, wenn ſie auf ihn einſprach, lächelte er nur trübe, ſtreichelte ihre Hand und ſagte: „Das verſteht Ihr ja viel beſſer als ich — meine Schwingen ſind gebrochen!“

Da kam eines Tages Aſta auf ihrem Selbſtkutſchierer — ſage und ſchreibe, einem Geſchenk des ſonſt ſo ſparſamen Herrn von Engersheim senior — angefahren, und neben ihr auf dem hohen Geſtell ſaß eine andere ſchlanke Mädchengeſtalt.

Der Wagen war kaum in die Platanenallee eingebogen, als Klaus mit einer ungewohnt haſtigen Bewegung von ſeinem Ruhebett aufſprang, die Decke zuſammenraffte und in ſein Zimmer eilte. So ſchnell er's aber auch that, die vier ſcharfen Mädchenaugen hatten ihn doch erſpäht, und während Aſtas luſtige Guckerchen ſchelmiſch aufleuchteten, trübten ſich die anderen.

„Er geht Dir aus dem Wege — er will Dich nicht ſehen!“ dachte die eine.

„Das geht ſo nicht weiter! Und ſo wahr ich meinem Eberhard tüchtig unter den Pantoffel bekommen will, der Sache mache ich ein Ende!“ meinte Aſta für ſich.

Es war recht trübſelig heute in Natten, trotz des hellen Sonnenſcheins, der über Park und Garten lag. Die Großmama ſtill und ernſt, kaum daß ſie nach dem Profeſſor fragte, der zum allgemeinen deutſchen Philateliſtentag nach Prag gereiſt war und ſein Töchterchen inzwiſchen nach Sternheim beurlaubt hatte. Klaus blieb unſichtbar.

Das Milieu ſchien für Aſtas Pläne ſo ungünſtig, wie nur möglich, aber der kleine Schlaufuchs hatte nun einmal ſeinen Kopf für ſich und gab nicht ſo leicht auf, was er ſich vorgenommen.

Als die Großmama ſich nach dem Kaffee ein wenig zurückgezogen hatte, machten die beiden jungen Mädchen einen Spaziergang durch den Garten, und Aſta wußte es ſchließlich ſo einzurichten, daß ſie ſich beide auf eine Bank niederließen, die dicht am Hauſe unter der ſchattigen Pergola ſtand. Gerade über der Bank war ein Fenſter geöffnet — daß es juſt das Fenſter des Zimmers war, in dem Klaus ruhte, brauchte Anna Borel ja nicht zu wiſſen.

„Weißt Du, Ann' — höflich finde ich das nun gerade von dem Vetter nicht, daß er ſich verkriecht, wie ein Maulwurf, wenn wir hier ſind!“ fing der Racker aus Sternheim an.

Anna ſah erſtaunt auf: „Aber er iſt doch krank, Aſta!“ gab ſie faſt im Tone des Vorwurfs zurück.

„Na — ſo gar ſchlimm iſt das mit ſeiner Krankheit nicht. ‚Geiſtige Laſchheit!‘ ſagt Papa, und ich glaube, er hat nicht unrecht. Erſt Dummheiten machen und dann trübetümplich daſitzen, anſtatt ſelbſt zuzugreifen, um alles wieder ins richtige Geleis zu bringen — das iſt mir ſchon das Rechte.“

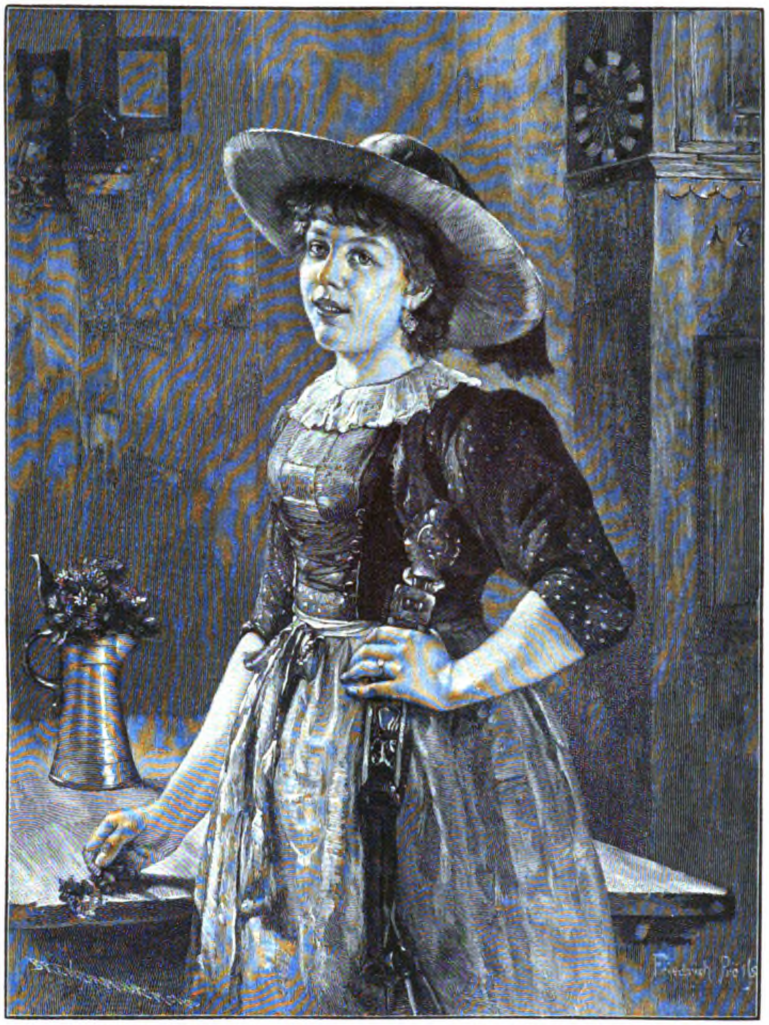
Sie brachte das alles ganz kaltblütig und überlegt hervor, die hinterliſtige Kreatur, und ſie erreichte ihren Zweck vollkommen.

Annas Wangen tauchten ſich in dunkles Rot: „So ſollteſt Du nicht reden, Aſta!“ ſagte ſie lebhaft. „Das iſt bitter unrecht, über einen ſo hart Geprüften den Stab zu brechen. Trägt er denn nicht ſchwer genug —“

„An einem ſelbſtverſchuldeten Schickſal!“ ſchloß jene trotzig.

„Wie Du das nur ſagen kannſt? Selbſtverſchuldet! Ihr verſteht ihn alle nicht. Wo lag denn ſeine Schuld? Unglück, Aſta, kann auch der Beſte haben.“

Aſta pfiff durch die Zähne — eine ſehr unſchickliche



Photographie u. Verlag von Franz Hanfſtaengl in München. Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Alpenröſerl. Nach dem Gemälde von F. Prölß.

Angewohnheit, die ſie aber von ihrem Herrn Papa geerbt hatte, und die ſich bei ihr jedenfalls hübſcher ausnahm, als bei ihm.

„So, alſo Du verteidigſt ihn! Natürlich, das haſt Du ja immer gethan. Warum aber mußte er ſich denn überhaupt in dieſe ganzen dummen Geſchichten ſtürzen — warum in aller Welt?“

„Weil er ein tüchtiger Mann war, der nicht nur erhalten, der auch ſchaffen wollte. O ich verſtehe das vollkommen. Hätte er nur hier einen größeren Wirkungskreis gefunden, es würde ihn nicht herausgetrieben haben in die Großſtadt. Aber ſo ſieh Dich doch nur um: hier geht alles in ſeinem alten Geleiſe, vortrefflich gewiß, aber doch engbeſchränkt. Die Mama gewohnt ſeit Jahrzehnten zu regieren, der alte Inſpektor eingearbeitet bis ins kleinſte, jede Einzelheit wie am Schnürchen geregelt. Wo iſt da Raum für einen Mann wie Klaus?“

Aſta überhörte ſcheinbar ganz, daß ihre Nachbarin den Vornamen des Vetters gebraucht hatte. Dieſe ſelbſt jedoch fuhr voll Eifer fort: „Mag dem aber ſein, wie ihm wolle — wie war es denn, als das Unglück geſchehen war: es iſt wahr, ſie kamen und halfen. Aber von all den Helfern — ſeine Mutter ausgenommen, Gott lohne es der edlen, großherzigen Frau — dachte ein jeder nur an das Materielle. Über die äußeren Sorgen iſt dem Ärmſten gnädigſt hinweggeholfen worden — um die geiſtigen Leiden, die das Scheitern aller ſeiner Hoffnungen mit ſich bringen mußte, kümmerte ſich kein Menſch. Und das war ungerecht, bitter ungerecht —“

„Ja aber —“ wollte Aſta unterbrechen. Anna Borel ließ ſich jedoch das Wort nicht entwinden; es mußte ausgeſprochen ſein, was ſie ſo lange ſtill im Innern mit ſich herumgetragen: „Ja aber — immer kommt Ihr mit dem ‚ja aber‘ dazwiſchen, anſtatt dem Kranken, dem ſeeliſch Kranken, durch ein volles Vertrauen die Grundlage zur Geneſung zu ſchaffen. Das iſt das leidige Splitterrichtertum der ſich allezeit korrekt Dünkenden, und — verzeihe, Aſta! — dieſe Korrektheit ſtammt doch zum guten Teil nur aus dem Mangel an Verſuchung. Vertrauen und Liebe, die fehlen Klaus —“

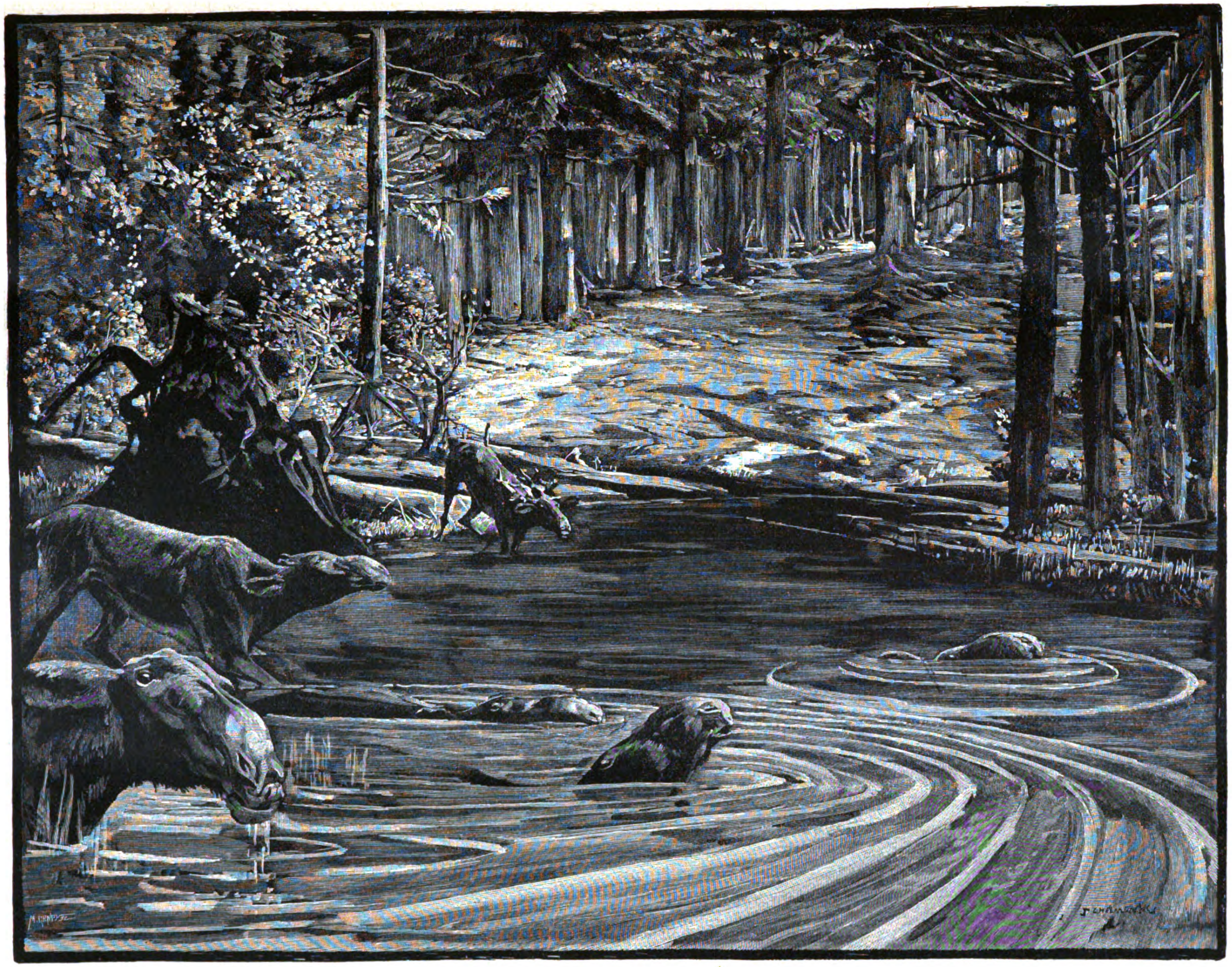
Mit einemmale brach ſie ab. Das Gefühl, zu viel geſagt zu haben, überkam ſie — eine plötzliche Schüchternheit, derer ſie nicht Herr werden konnte. Und dann ſchlang ſie die Arme um Aſtas Hals und ſchmiegte den Kopf dicht an die Schulter der Freundin.

Klein-Aſta fühlte ſich in dieſen Augenblicken ungeheuer. Sie war ſo lange das Kind geweſen, der Backfiſch, der auch zu dem klugen, ernſten, willensſtarken Profeſſorentöchterlein nur mit einer aus Scheu und Liebe gemiſchten Bewunderung aufzuſehen gewohnt geweſen war. Seit ſie ſich ihren Eberhard erkämpft hatte, erſchien ſie ſich gewachſen, heute kam ſie ſich Anna Borel beinahe überlegen vor. Es war doch zu herrlich, ſo die Vertraute und die Helferin einer ſtillen Liebe zu ſein!

Und ſie ſtreichelte die glühenden Wangen der Freundin und meinte, während ſie ſich ſelbſt mit der Hand über die feuchten Augen fuhr: „Haſt ihn wohl ſehr, ſehr lieb — den Klaus?“ Daß ſie das lauter ſprach, als man gemeinhin unter Schweſterherzen dergleichen Geſtändniſſe abverlangt, konnte dem Rackerchen in Anbetracht der beſonderen Umſtände niemand verargen.

Das „Ja!“ kam dafür um ſo leiſer, wie ein Hauch nur, über Annas Lippen. Falls aber wirklich jemand oben in der Stube ſaß, nicht allzu weit vom geöffneten Fenſter, ſo mochte dieſer Jemand dies „Ja“ doch hören und verſtehen können — falls das überhaupt noch erforderlich war, wie ſich Aſta zu ihrer Beruhigung ſagte. — — — — — —

Es geſchahen Wunder und Zeichen. Als die alte Gnädige nachher mit den beiden Mädchen in ihrem Arbeitszimmer ſaß, und Aſta der Großmama einen längeren Vortrag über den Salon hielt, den ſie ſich zur Ausſtattung wünſchte — eine Garnitur mit Kamelſätteldecken und einen echten Perſer —, erſchien plötzlich Klaus in der Thür. Er ſah wohl bleich und angegriffen aus, aber die Mutter bemerkte doch mit freudigem Staunen, daß er ſich aufrechter trug, als in der



Elentiere, die im Waſſer Schutz vor den Mücken ſuchen.
Zu dem Artikel: Auf der Auerhahnbalz im ruſſiſchen Urwald. Von Theophil Schröder.

letzten ſchweren Zeit, und daß ſeine Augen, wie froh erregt, glänzten. Und während er die jungen Damen begrüßte und Annas Rechte wohl etwas länger in der ſeinen hielt, als unbedingt notwendig ſchien, da ſchoß der alten Dame wieder, wie ſo oft ſchon, der Gedanke durch den Kopf: „Wenn es doch wahr wäre, und er die ſtille Neigung des lieben Mädchens erwidern wollte!“ Aber das war ja doch im beſten Falle ein frommer Wunſch! Hatte ſie ihn denn nicht wiederholt gefragt, ob ſie Anna einmal nach Natten einladen ſolle, und hatte er nicht ſtets nur ein kurzes Kopfſchütteln gehabt und ein bittendes: „Ich kann keine Menſchen ſehen!“

Auch jetzt ſaß Klaus, nachdem er wenige Worte mit Aſta gewechſelt, wieder ſtill und befangen in ſeinem Lehnſtuhl, mit niedergeſchlagenen Augen und nervös zitternden Händen. „Er hat ſich doch zu viel zugemutet,“ dachte die Mutter. „Und der Plappermund, die Aſta, kann auch nicht einen Augenblick ſeine Redeluſt zügeln. Das macht ja ſelbſt einen geſunden Menſchen nervös.“

Aus dieſer Erwägung heraus wurde das Fräulein Braut ſehr bald mit einer Kommiſſion zur Mamſell geſchickt: „Hanne bäckt Waffeln, Kind, ſieh' doch 'mal zu. Deine Mama bat mich neulich ſchon um das Rezept, und für Dich iſt es jetzt doppelt nützlich, wenn Du Dein Näschen in die Küche ſteckſt!“

Das Näschen zuckte einen Moment etwas impertinent, legte ſich aber dann gleich wieder in krauſe, übermütige Falten, und Aſta flog von dannen. Sie konnte indeſſen kaum die Regionen der Küche erreicht haben, als ſchon in ihrem Auftrage Johann erſchien: „Das gnädige Fräulein läßt die gnädige Frau doch recht ſchön bitten, und die gnädige Frau möchten doch 'mal auf'n Moment 'runterkommen — von wegen die Eier!“

„Wegen der Eier?“

„Zu Befehl, gnädige Frau, von wegen die Eier, haben das gnädige Fräulein geſagt.“

Großmama ſchüttelte den Kopf. „Das iſt ja Unſinn, Johann — Hanne hat die Schlüſſel.“

„Ja, aber das gnädige Fräulein hat Mamſell fortgeſchickt, weil gerade die Schweinemagd kam, weil das kleine Schwein mit die bunten Flecken nicht recht freſſen gewollt hat. Mamſell ſollte man gehn, hat's gnädige Fräulein geſagt, gnädiges Fräulein wollte ſchon alleine weiter backen. Aber wie die Mamſell knapp 'raus geweſen iſt, haben das gnädige Fräulein den Korb mit die Eier fallen gelaſſen —“

„Der Kindskopf!“ ſchalt die alte Gnädige und erhob ſich. „Da muß ich denn freilich ſchon ſelber nachſehen —“

Nun wollte Anna allerdings durchaus mitgehen, aber das gab Frau von Barten nicht zu. Und auch Klaus hob plötzlich den Kopf und fragte: „Warum wollen Sie mich denn allein laſſen, Fräulein Anna?“ — Dann ſaßen ſie ſich gegenüber. Der Diener räumte noch die Kaffeetaſſen ab, langſam und bedächtig. Nun ging auch er hinaus.

Klaus preßte die unruhigen Hände feſt zuſammen, und dann ſagte er mit leiſe bebender Stimme: „Fräulein Anna, — ich muß Ihnen ein recht inniges, herzliches Dankeswort ausſprechen. Sie haben mir heute, ohne es zu wiſſen, unſagbar wohl gethan, ja mehr, Sie haben mir neue Kraft gegeben, neuen Mut und neues Hoffen.“

Sie ſah erſtaunt, erſchrocken faſt zu ihm auf.

„Zürnen Sie mir nicht, Fräulein Anna: ich war heute der unfreiwillige Zuhörer bei einem Geſpräch, das Sie mit Aſta unter der Pergola hatten —“

„Oh —!“ Anna ſprang auf. Eine Blutwelle übergoß ihre Wangen. Ihr war's, als müſſe ſie von dannen eilen, aber die Füße verſagten ihr den Dienſt.

Auch Klaus hatte ſich erhoben. Er trat dicht zu ihr heran und faßte ihre Hand, und ſie hatte nicht die Kraft, ſie ihm zu entziehen.

„Fräulein Anna, ich hätte vielleicht den Platz räumen ſollen, als ich Ihre Stimme hörte — aber ich gewann es nicht über mich. Und jetzt bin ich ja ſo glücklich, daß ich es nicht gethan habe! Es that meinem Herzen ſo wohl, daß Sie — gerade Sie — für mich Partei nahmen in ſo hochherziger, in ſo warmer, lieber Weiſe. Sie haben zu gut von mir geſprochen — ich weiß es wohl. Ich weiß, ich habe gefehlt: ich habe unklug gehandelt und übereilt, ich habe, was ich von den Vätern ererbt, leichtſinnig auf das Spiel geſetzt — ich war, auch das muß ich Ihnen ſagen, nicht frei von ſchnöder Gewinnſucht. Und nun, da alles über mir zuſammenbrach, meinte ich, es müſſe auch alles aus ſein. Meine Angehörigen hatten mich gerettet, und ich glaubte, ihnen mit dem Verzicht auf jede freiere Regung meiner Seele danken zu müſſen. Ich glaubte ja, daß alle — auch Sie, Fräulein Anna — mich verurteilt hätten, ich hatte verlernt zu hoffen! Und da hörte ich heute Ihre lieben, lieben Worte, und es kam über mich, wie eine Offenbarung: es gibt noch ein Morgen für mich — dies glückliche Morgen, all meine Zukunft aber liegt in Ihrer Hand — —“

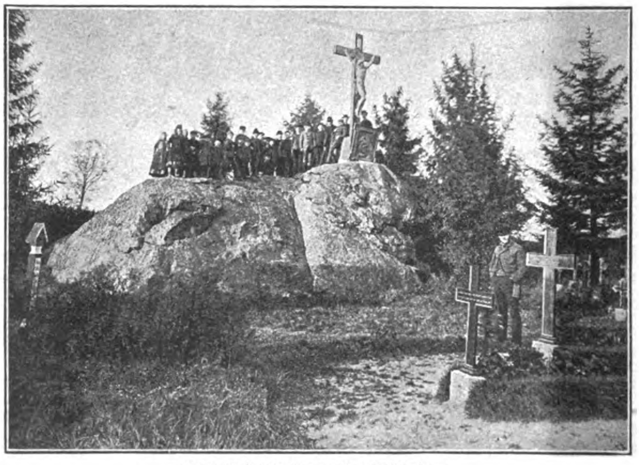
Er kam nicht weiter, aber es war auch nicht nötig. Denn gerade, als Aſta, in der Hand einen Teller mit dampfenden Waffeln, auf dem hübſchen Geſicht den Ausdruck erwartungsvollſter Spannung, in der Thür erſchien, hatte er Anna umſchlungen — feſt und innig — und als hinter dem Kobold die Großmama in das Zimmer trat, führte er ihr die Braut entgegen:

„Gib uns Deinen Segen, liebe Mutter!“

Der größte erratiſche Block Norddeutſchlands.

Der größte erratiſche Block in Norddeutſchland, ſchreibt Dr. Keilhack im „Prometheus“, liegt im Dorfe Groß-Tychow, einer Station an der Bahn Neuſtettin-Belgard in Hinterpommern.

Der ungeheure Block entragt dem aus Geſchiebemergel beſtehenden Untergrund nur zum Teil; dieſer Teil hat aber ſchon einen Umfang von 50 Metern und am vorderen Ende, wo er ſteil abfällt, eine Höhe von 3—4 Metern. Unter der Erde muß der aus granitreichem Gneiß beſtehende Block noch viel größer ſein; er ſoll bereits bis auf eine Tiefe von faſt 4 Metern umgraben worden ſein, ohne daß man ſein Ende fand. Aber auch wenn man dieſe Angabe als Übertreibung anſehen wollte, ſo bleibt immerhin noch ein Raumgehalt von mindeſtens 700 Kubikmetern.



Der Friedhof von Groß-Tychow.

Ein früherer Beſitzer von Groß-Tychow hat den Kirchhof des Ortes ſo legen laſſen, daß er den Stein einſchließt. Dadurch iſt derſelbe nicht nur vor der Zerſtörung zu Bauzwecken bewahrt geblieben, es iſt auch ein äußerſt ſtimmungsvolles Geſamtbild geſchaffen worden. Von der Höhe des Blockes ſchaut der Heiland auf den Friedhof hinab.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Wer kennt nicht das alte ſchöne Liedlein von dem Bauern, der ſeine Familie malen laſſen wollte:

„Mein Herr Maler, wollt Er wohl
All uns abkonterfeien,
Mich, den reichen Bauer Grohl,
Und mein Weib in Treuen —
Jochen, unſren ältſten Sohn,
Unſre Töchter kennt Er ſchon,
Gretel, Urſel, Stinen,
Haben hübſche Mienen —“

— das Lied, mit der tröſtlichen Honorarausſicht am Schluß:

„ . . bald hätt' ich's vergeſſen:
Er kann bei uns eſſen!“

Das luſtige Bild „Der Dorfkünſtler“ von Mayer-Mainz kann faſt als Illuſtration zu dieſem alten und ewig jungen Liedlein gelten.

Außer dem reichen bildlichen Schmnck, mit welchem wir unſeren Artikel „Auerhahnbalz in den Urwäldern Rußlands“ begleiten, geben wir noch auf S. 368 eins jener Bildniſſe, wie ſie durch den Vorgang Defreggers beliebt geworden ſind — ein ſchmuckes „Alpenröſerl“, das der Münchener Künſtler F. Prölß auf ſeiner Leinwand feſtzuhalten wußte.

Erdkunde.

Daß es in Frankreich einen noch thätigen Vulkan gibt, dürfte wohl wenigen unter unſeren Leſern bekannt ſein. Im Departement Aveyron im ſüdweſtlichen Frankreich in der Nähe von Decazeville liegt der einzige feuerſpeiende Berg unſeres Nachbarlandes Du Montet, der augenblicklich in lebhafterer Thätigkeit iſt. Nach den Erzählungen der Einwohner der dortigen Gegend befanden ſich dort achtzehn kleine Krater, die jetzt in einem vereinigt oder erloſchen ſind. Hauptſächlich im kalten Winter entfaltet der Krater eine ſehr bemerkliche Thätigkeit. So jetzt, wo man über dieſen Feuerberg dichte Rauchwolken aufſteigen ſieht. Nachts iſt das Schauſpiel ein großartiges und ſchauerliches. Der Boden dröhnt und bewegt ſich unter dem Fußtritt des Beſteigers. Nähert ſich derſelbe trotz des Rauches und des unter ſeinen Füßen brennenden Bodens dem Krater, ſo gewahrt er tiefe Öffnungen, aus denen ihm die glühende Lava entgegenſtarrt. Ein in die Erde geſteckter Stock brennt ſofort, aus dem dadurch entſtandenen Loch ſteigt Rauch auf. Erweitert man das Loch, ſo ſprühen oft Funken und Flammen hervor. Alle Tiere ſcheuen es, dieſen heißen Boden zu betreten, Pferde bäumen ſich, werden wild und gehen erſchreckt durch, wenn man ſie dazu zwingen will. Der kleine Feuerberg beſteht nachweislich ſeit Jahrhunderten. Seit 1870 war ſeine Thätigkeit nicht ſo bedeutend wie gegenwärtig.

Völkerkunde.

In dem intereſſanten Artikel „Wer iſt das?“ in Nr. 15 wurden die verſchiedenen Verfahren beſprochen, mittelſt derer die Polizei Verbrecher wiederzuerkennen ſucht. Es iſt dabei aber eines Verfahrens nicht gedacht worden, das von ausländiſchen Polizeibehörden neuerdings angewendet wird. Es werden nämlich Abdrücke der Hautfurchen der Fingerſpitzen von Verbrechern genommen, weil dieſe Furchen individuell ſind und ſich nicht verändern. Merkwürdigerweiſe iſt dieſe Thatſache indeſſen außerhalb Europas längſt bekannt. In China läßt ſich ſchon für das 12. Jahrhundert der Gebrauch feſtſtellen, daß bei Verbrechern Abdrücke der Fingerſpitzen genommen wurden. In Japan bekräftigten früher bei Eheſcheidungsanträgen Analphabeten ihre von anderen geſchriebenen Eingaben bei Gericht mit einem Fingerabdruck. Auch in Südindien ſind ähnliche uralte Gebräuche nachweisbar. Und unſere europäiſchen Polizeibeamten ſind heute ſtolz darauf, durch die von Galton angeblich zuerſt beobachtete Thatſache der Unveränderlichkeit der Fingerſpitzen eine ganz neue Methode gefunden zu haben!

Naturkunde.

Wir berichteten bereits vor einigen Monaten von einer merkwürdigen Entdeckung, welche die engliſchen Phyſiker Lord Raleigh und Profeſſor Ramſay gemacht zu haben glauben: von dem Vorhandenſein eines neuen Gaſes in der Atmoſphäre. Nach allen bisherigen Anſchauungen beſteht unſere — nicht durch Staub ꝛc. verunreinigte Atmoſphäre aus 21 Volumteilen Sauerſtoff und 79 Volumteilen Stickſtoff, wozu noch ein ganz geringer, ſehr veränderlicher Bruchteil Kohlenſäure (bei uns etwa 0,03) tritt. Dies Gemenge iſt ſo oft unterſucht worden, daß die Nachricht von dem Auffinden eines neuen Beſtandteils auf ſtarken Zweifel ſtieß. Inzwiſchen haben die Entdecker ihre Unterſuchungen fortgeſetzt, andere Forſcher haben nachgeprüft, und es ſcheint allerdings, als ob jene doch mit ihrer Behauptung recht behalten ſollten. Kürzlich hielt nun Profeſſor Ramſay unter ungeheurem Zudrang in der Aula der Londoner Royal Society einen Vortrag über das neue Gas, welches den Namen „Argon“ erhalten hat. Danach ſind er und Lord Raleigh durch die Beobachtung zu ihrer Entdeckung geführt worden, daß der Stickſtoff in der atmoſphäriſchen Luft eine andere Dichtigkeit aufweiſt, als der auf chemiſchem Wege erzeugte. Die Vermutungen, daß dies auf Verunreinigungen des einen oder des anderen, z. B. durch Waſſerſtoff, zurückzuführen ſei, erwies ſich als nicht zutreffend — ſchließlich gelang es, den „Argon“ rein darzuſtellen, und es wurde ermittelt, daß derſelbe im Verhältnis von 1 zu 100 in der atmoſphäriſchen Luft enthalten iſt. Über die Natur des Argon iſt man freilich noch nicht ganz im klaren, jedoch ſcheint das Gas die merkwürdige Eigenſchaft zu haben, mit keinem anderen aller bisher unterſuchten Körper irgend eine Verbindung einzugehen. Profeſſor W. Crookes, einer der größten lebenden Autoritäten, hat die Unterſuchungen beider Forſcher nachgeprüft und beſtätigt gefunden. Profeſſor Olszewski in Krakau iſt es ſogar gelungen, das Gas in den feſten Aggregatzuſtand überzuführen, in dem es weiße Kryſtalle bildete. Profeſſor Armſtrong, der Vorſitzende der engliſchen Chemiſchen Geſellſchaft, wie Profeſſor Rücker, der Präſident der Phyſikaliſchen Geſellſchaft, welche dem Vortrag Ramſays beiwohnten, ſprachen in der ſich anſchließenden Diskuſſion ihre Anſicht dahin aus, daß es ſich zweifellos um einen neuen Beſtandteil der atmoſphäriſchen Luft handele, über deſſen Eigenſchaften freilich die Meinungen noch auseinander gingen. Jetzt werden ſicher die Chemiker und Phyſiker der geſamten gebildeten Welt ſich eingehender mit der Prüfung des Argon beſchäftigen.

Wo bleibt das Aluminium? Ungeachtet aller Vorzüge, die man dem Metall nachrühmte, hat es bei dem kaufenden Publikum wenig Beliebtheit erlangt; die anfangs maſſenhaft aus Aluminium gefertigten Gebrauchs- und Kunſtgegenſtände fanden nur mühſam oder gar keine Käufer. Trotzdem mehren ſich die Aluminiumfabriken und erzielen guten Abſatz. Das ſcheinbare Rätſel löſt ſich, wenn man erfährt, daß heute der größere Teil des ganzen erzeugten Aluminiums in der Eiſen- und Stahlinduſtrie, bei der Kupfer- und Nickelproduktion Verwendung findet. Bei dem Schmelzen dieſer Metalle bilden ſich Oxyde, die in der flüſſigen Maſſe feſtgehalten werden und ſie nach dem Erkalten leicht ſpröde und brüchig machen; ein Zuſatz von Aluminium aber begünſtigt ihr Ausſcheiden mit der Schlacke. Es dürfte heute kaum noch ein Viertel alles Aluminiums ſein, das als reines Metall oder als Legierung deſſen mit Kupfer ꝛc. in den Handel kommt.

Technik.

In nächſter Zeit ſollen die großen Werke, mittelſt derer, wie wir ſchon früher einmal berichteten, dem Niagarafall ein Teil ſeiner Kraft „abgezapft“ wird, vollendet werden. Es ſind nach dem Bericht des beratenden Ingenieurs des Unternehmens bereits drei Rieſenturbinen, jede zu 5000 Pferdekräften, fertig zur Inbetriebſetzung; das Waſſer wird dieſen großen Turbinen in Stahlrohren von über 2 Meter Durchmeſſer zugeführt, die Kraftleiſtung in elektriſchen Strom umgeſetzt und dieſer den Abonnenten bis zur Verbrauchsſtelle zugeleitet. So ſoll ſich der elektriſche Strom noch in Buffalo, 24 Kilometer vom Niagara entfernt, bedeutend billiger ſtellen, als Dampfkraft. Das ganze Unternehmen iſt indeſſen, trotzdem es ſchon 12—15 Millionen Mark verſchlungen hat, nur als ein Anfang zu betrachten. Wenigſtens hat ſich die Geſellſchaft das Recht ausbedungen, noch die weitere Kleinigkeit von 200 000 Pferdekräften auf der amerikaniſchen Seite des Falls flüſſig zu machen, und will auf der kanadiſchen gar weitere 250 000 Pferdekräfte gewinnen. Der Niagarafall kann ſie freilich hergeben — ſeine Kraft wird auf 15 Millionen Pferdekräfte geſchätzt.

Verkehr.

Unwillkürlich iſt man zu der Annahme geneigt, daß die Erfindung der Schienengeleiſe unſerer Eiſenbahnen im engen Zuſammenhang mit der Erfindung der Lokomotive ſtehen müßte. Dies iſt jedoch keineswegs der Fall: das Schienengeleiſe iſt vielmehr weit älter, als die Lokomotive. Wie ein Artikel im „Archiv für Poſt und Telegraphie“ ausführt, benutzten ſchon die Ägypter, die Griechen und Römer ſteinerne, ſorgfältig ausgemeißelte Geleiſe; der deutſche Bergbau nahm ſpäter den Grundgedanken für ſeine Grubenbahnen wieder auf, verwendete aber Bohlengeleiſe, die ſich urkundlich zuerſt in einem 1557 in das Deutſche überſetzten Werke des Bürgermeiſters Agricola aus Chemnitz beſchrieben finden. Allmählich ging man dazu über, die Holzbohlen mit ſchmiedeeiſernen Stäben zu benageln, bis endlich um 1767 eine Kriſis der engliſchen Eiſeninduſtrie, durch welche die Eiſenpreiſe ſtark ſanken, zur Anwendung von Schienen aus Gußeiſen führte. Die Erfindung des Spurkranzes der Räder durch Jeſſop im Jahre 1789 und die Erfindung des Walzens der Schienen durch John Berkinſham im Jahre 1820 bedeuten die weiteren Hauptetappen in der Geſchichte der Schiene, erſt durch ſie wurde dieſe befähigt, die ſchnellfahrende Lokomotive ſicher zu tragen.

Sprechſaal.

Frage:

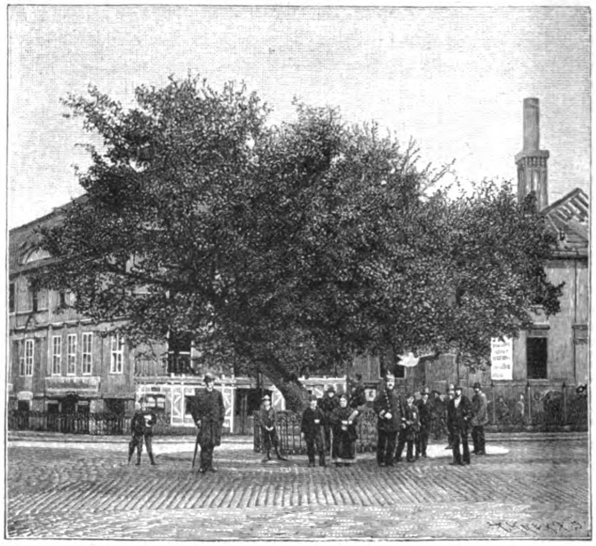
Hochweiſe Leiter des Daheim!
Drei Freunde möchten, wenn Ihr's wißt,
Gern hören, welcher Rebenſeim
Der edelſte der edlen iſt!
Kann es Johannesberger ſein?
Iſt's der von Rüdesheim am Rhein?
Iſt's Markobrunner Firnewein?
Wer iſt der Fürſt auf feuchtem Throne?
Und welcher Jahrgang trägt die Krone?
Nennt, bitte, des Erlauchten Namen
Drei braven Zechern lobeſamen.

Antwort:

Den braven Zechern beſten Gruß!
Non est disputandum de gustibus!
Doch denken wir, ob allem Streit
Und über allem Fehdeärger
Stehn ſchon ſeit altersgrauer Zeit
Steinberger und Johannisberger.
Zu ganz beſondrem Ruhme bracht' ſich
Der edle Jahrgang Sechsundachtzig,
Und, wartet nur, ein Wonnewein
Soll der von Dreiundneunzig ſein.
Wird der verſchenkt, ſo trinkt zum Lohn
Ein Glas aufs Wohl der Redaktion.

Buchhandel.

Unſer langjähriger Mitarbeiter, Generalmajor z. D. R. Wille, hat in einem hübſch ausgeſtatteten Bande: „Vor dreißig Jahren“ (K. Siegismund-Berlin) ſeine Kriegserinnerungen an den Feldzug gegen Dänemark 1864 veröffentlicht. Wie er ſelbſt ſagt, ſoll das Buch „eine anſpruchsloſe Schilderung der eigenartigen Kleinwelt geben, wie ſie ſich im Feldleben der einzelnen Truppe entfaltet, in Freud und Leid, in Anſtrengung und Ruhe, in Entbehrung und Überfluß, auf dem Marſch und im Gefecht.“ Wir begleiten den Herrn Verfaſſer, der damals als Leutnant bei einer Sechspfünderbatterie des Brandenburgiſchen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 3 ſtand, hinauf bis Friedericia, dann nach Düppel und zum zweitenmale nach Jütland bis zum Kap Skagen, und gerade in der, ſich an ſorgfältig geführte Tagebuchblätter anſchließenden Detailmalerei des Feldlebens liegt der Reiz des Buches. So mancher, der 1864 „mit dabei“ war, wird dieſe Erinnerungen mit Vergnügen leſen. Für den Berufsſoldaten, zumal für den Artilleriſten, aber haben ſie noch einen beſonderen Wert — ſie lehren nach ſo mancher Seite, welche gewaltigen Fortſchritte in den letzten 30 Jahren unſere Armee, und zwar nicht nur ihrer Stärke und Ausrüſtung nach, gemacht hat.



Die Bittſchriftenlinde zu Potsdam.
Nach einer Photographie von Otto Haſſelkampf in Potsdam.

Die Bittſchriftenlinde in Potsdam.

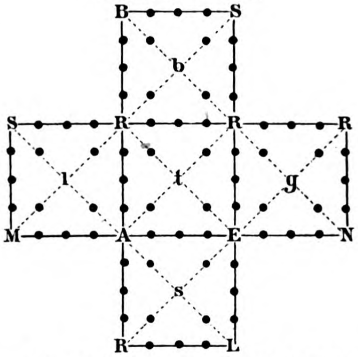
Wenn man in Potsdam vom Bahnhof über die Havelbrücke nach der Stadt geht, ſieht man, unmittelbar faſt vor den Kolonnaden des Stadtſchloſſes, mitten im Fahrdamm eine uralte Linde, die, ſorgfältig gepflegt, heute noch alljährlich grünt und blüht.

Der Baum hat ein hiſtoriſches Intereſſe: es iſt die vielgenannte „Bittſchriftenlinde“. Hier fanden ſich nämlich zur Zeit Friedrichs des Großen regelmäßig, wenn der König in Potsdam weilte, die Bittſteller ein, welche dem Herrſcher ein Anliegen unterbreiten wollten.

Unſere Abbildung zeigt die Bittſchriftenlinde nicht mit dem Hintergrund des Stadtſchloſſes; aber das Haus im Hintergrund der von einer anderen Seite aus aufgenommenen Photographie darf auch ein gewiſſes hiſtoriſches Intereſſe beanſpruchen. In ihm wohnte nämlich Voltaire in jener Zeit, in der die engeren Beziehungen zu ſeinem königlichen Gönner bereits erkaltet waren, nachdem er infolgedeſſen ſeine Wohnung im Stadtſchloß hatte aufgeben müſſen. Er wollte dem Königsſchloß wenigſtens möglichſt nahe ſein. Das alte, aus der Rokokozeit ſtammende, äußerlich übrigens ziemlich unanſehnliche Gebäude, „Humboldtſtraße Nr. 1“, iſt erſt ganz vor kurzem niedergeriſſen worden, um einem modernen Bierpalaſt Platz zu machen.

In unſerer Spielecke.

1. Ergänzungsrätſel.



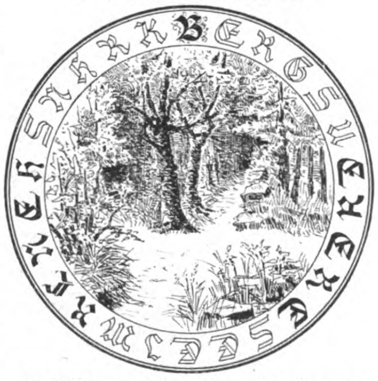
Die Punkte der Figur ſind ſo durch je einen Buchſtaben zu erſetzen, daß man 26 bekannte Wörter von je fünf Buchſtaben erhält.

Dieſe Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen: 1. eine Rätſelform, 2. eine Schachfigur, 3. einen Namen in dem Titel eines Dramas von Leſſing, 4. ein Schiffsgerät, 5. ein anderes Schiffsgerät, 6. einen deutſchen Komponiſten, 7. ein Nagetier, 8. eine Waffe 9. einen hervorragenden Künſtler unſerer Zeit, 10. einen Berg in den Alpen, 11. einen Städtenamen, bekannt aus dem Alten Teſtament, 12. einen Nebenfluß der Oder, 13. einen Nebenfluß der Donau, 14. einen Nachbar des Deutſchen, 15. einen Künſtler, 16. einen Vogel, 17. ein kriegeriſches Volk des Altertums, 18. eine Blume, 19. eine verwandtſchaftliche Bezeichnung, 20. einen römiſchen Feldherrn, 21. einen berühmten Geſchichtsforſcher, 22. einen altteſtamentlichen männlichen Namen, 23. einen Frauennamen, 24. eine preußiſche Induſtrieſtadt, 25. eine Münze, 26. eine Stadt im Königreich Sachſen.

2. Rätſel.

Willſt Du der Erde Lauf verſtehen
Und ſehn, wie Sonn' und Mond ſich drehen,
So bin ich da, um Dir zu zeigen,
Wie ſie vollführen ihren Reigen.
Die letzten Zeichen darfſt Du von mir trennen
(Als ein Verhältniswort wirſt Du ſie kennen),
So bleibt Dir noch der Name eines Helden,
Von dem uns die Geſchichte weiß zu melden,
Daß er durch kühnen Mut und raſche That
Von hartem Druck ſein Volk befreiet hat.
Und willſt Du wiſſen auch, wo ſeine Wiege ſtand,
Nicht ſchwer wirſt finden Du ſein Vaterland;
Denn an den Namen von dem kühnen Mann
Schließt ſich derjen'ge ſeiner Heimat an.

3. Problem: Der Kreuzweg.



(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 22.

Bilderrätſel.

Mancher möchte gern blaſen, aber das Mehl im Mund behalten.

1. Röſſelſprung.

Schlüſſel:

	69	32	25	64	71	30	
67	62	65	70	31	26	23	28
60	33	68	63	24	29	72	21
37	66	61	34	73	22	27	76
12	59	36	53	14	75	20	51
43	38	13	74	35	52	77	4
58	11	42	15	54	3	50	19
39	44	55	8	47	16	5	78
10	57	46	41	2	7	18	49
45	40	9	56	17	48	1	6

Auflöſung:

Nicht nur beim Waffentanz
Und bei Trompetenklängen
Im kühnen Sturm der Schlacht
Und in den Siegsgeprängen
Zeigt ſich der große Mann — nein,
Wenn es dräut und ſtürmet
Und rings der Himmel ſich
Voll trüber Wolken türmet,
Dann ſteht der Kriegesfürſt
Inmitten ſeiner Heere,
Vom Toben unberührt,
Gleich wie ein Fels im Meere.

2. Zweiſilbige Scharade. Kehlkopf.

Inhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Das geſtörte Feſtmahl. Von H. Denarius. — Auf der Auerhahnbalz im ruſſiſchen Urwald. Von Theophil Schröder. Mit einem Vollbild und ſechs Illuſtrationen. — Die Junggebliebene. Gedicht von Frida Schanz. — Die Kronprinzenpaſſage. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Schluß.) — Der größte erratiſche Block Norddeutſchlands. Mit einer Illuſtration. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Dorfkünſtler. Von Mayer-Mainz; Alpenröſerl. Von F. Prölß. — Erdkunde. — Völkerkunde. — Naturkunde. — Technik. — Verkehr. — Sprechſaal. Gedicht. — Buchhandel. — Die Bittſchriftenlinde in Potsdam. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter **Manuſkripte** ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 16. März 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 24.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Die Zuſammenkunft am Gottesſegen hatte ungefähr eine Stunde in Anſpruch genommen, und es war inzwiſchen vier Uhr geworden. Böhm machte bei der Feſtſtellung dieſer Thatſache ein bedenkliches Geſicht und richtete kopfſchüttelnd ſeine Augen auf das unbeweglich, aber drohend am Horizont ſtehende Gewitter. „Ich wollte, es käme noch nicht ſo bald,“ ſagte er leiſe, „ich kann's noch nicht brauchen.“

Endlich hatte er den Ort erreicht und wandte ſich ungeſäumt nach einem kleinen Hauſe, das zwiſchen größeren Nachbarn wie ein Schwalbenneſt eingeklemmt lag. Die Leute nannten es „Zur Mailuſt“, denn dort wohnte der alte Beidiener mit ſeinem Ehegeſponſt.

Böhm nahm ſich nicht die Zeit, einzutreten, ſondern pochte an die Fenſterſcheiben, und gleich darauf ſtreckte die alte May, mit dem Beinamen „der Aprilſchauer“, den dürren Hals auf die Straße. Als ſie den einflußreichſten Mann des Ortes erblickte, ging ein flüchtiger Sonnenſchein über ihre welken Züge, und ſie fragte, „was der Herr Oberferſchter zu befehlen hätte.“

„Iſt Ihr Mann zu Hauſe, Mayen?“

„Der Oale? Na, Herr Oberferſchter, er is in den Uert gegah.“

„Wann wird er zurückkommen?“

„Woaß i net, Herr Oberferſchter —“

„Schickt ihn ſofort zu mir.“

„Ju, ju, Herr Oberferſchter, das ſull geſchieh — —“

Böhm blieb nichts anderes übrig, als geduldig abzuwarten, er begab ſich daher in ſeine Wohnung, zündete eine Pfeife an und ging nachdenklich zwiſchen Schreibtiſch und Ofen auf und ab. Sein Geſicht wurde immer finſterer, und draußen umwölkte ſich der Himmel immer dichter. Endlich nach Verlauf einer guten Stunde erſchien die Geſtalt des alten May auf der Thürſchwelle. Er hatte offenbar ziemlich ſtark beim „Schnoaps“ geſeſſen, denn ſein verwittertes Geſicht glühte im roſigſten Schein, und die kleinen Äuglein glitzerten in feuchtem Schimmer. Aber er machte einen mannhaften Verſuch, die Würde zu wahren, und ſtand breitſpurig, die Hand an der Hoſennaht. „May,“ ſagte der Oberförſter, „ich habe eine Bitte an Euch. Wie ſteht es mit Wilhelm Acker, hat er nicht wieder 'was auf dem Kerbholz?“

„Zu Befehl, Herr Oberförſter, drei Tage von wegen einer dürren Stange.“

„Und Ihr ſeid im Beſitz eines Haftbefehls?“

„Juſtement, Herr Oberförſter. Übermorgen iſt die Subhaſtation der Bezirksmühle in Oberdorf, da wird er arretiert, wenn er nämlich zu Hauſe iſt.“

„Warum erſt dann?“

Der Alte nahm die Hand von der Hoſennaht und kratzte ſich den weißen Kopf. „Ja, Herr Oberförſter, das iſt ſo 'ne Sache. Der Wilhelm hat neulich geſagt, er wollte mich, wenn ich wiederkäme, zum Hauſe hinauswerfen, und das kann ſich ein Herzoglicher Beamter doch nicht gefallen laſſen. Aber übermorgen ſind der Herr Amtsrichter oben, und der Gendarm Donner iſt oben, da wird der Wilhelm ſchon mit ſich reden laſſen, denn er iſt nicht ſchlecht, Herr Oberförſter.“

„Ihr werdet Euch doch nicht vor ihm fürchten, May?“

„Ich habe dreißig Jahre mit meiner Alten zuſammen gelebt,“ entgegnete May grinſend. „Der Herr Oberförſter kennen meine Alte, ich fürchte mich vor niemand. Es iſt nur von wegen dem Hinausſchmeißen.“

„Unſinn, May, der Wilhelm wird ſich hüten. Ich möchte nämlich, daß Ihr ihn noch heute holtet, gleich auf der Stelle, Alter. Wenn Ihr unterwegs den Bulle trefft, ſo mag der Euch begleiten, ich werde ihm einen Zettel ſchreiben.“

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Was der Oberförſter befürchtet hatte, trat nicht ein. Das geſtellte Anſinnen war immerhin auffällig genug, um eine Frage nach dem Grunde desſelben zu rechtfertigen, zumal der Amtsbeidiener nicht zu Böhms Untergebenen gehörte, aber May warf nur einen raſchen Blick auf das halb abgewandte Geſicht des Oberförſters und nickte in einer beſonderen Art mit dem Kopfe. „Es wird ein Gewitter kommen,“ ſagte er dann, „und zur Nacht wird es blitzen und donnern. Wilhelm Ackers Junge liegt wieder mal auf dem Stroh, und ob er diesmal davon aufſtehen oder unter die Erde kommen wird, das weiß unſer Herrgott im Himmel allein. Es iſt wider die Menſchenmöglichkeit, Herr Oberförſter, zu einer ſolchen Zeit und Stunde einen Chriſten in die Fronveſte zu ſchleppen, aber der Dienſt fragt nicht nach der Menſchenmöglichkeit, und wenn es ſein muß, Herr Oberförſter, dann werde ich es auch ausführen.“

„Es muß nicht ſein, May, aber ich habe meine Gründe, die Sache für gut und nützlich zu erachten, und wenn Ihr meinen Wunſch ausführen wollt, dann ſoll es mir auf einen Gegendienſt nicht ankommen.“

„Zu Befehl,“ entgegnete der Alte und machte Kehrt. Er verließ das Haus, ſtackerte die Straße hinauf und brummte allerlei vor ſich hin. „Nein,“ ſagte er halblaut, „ich thäte es nicht um einen Sack voll Geld, ich thäte es nicht einmal um ein Viertel Schnaps. Aber der Oberförſter hat gefragt, ob ich Angſt hätte, und das kann ich nicht auf mir ſitzen laſſen. Ich werde den Bulle mitnehmen und im Namen des Geſetzes auftreten, aber hoffentlich iſt der Wilhelm nicht zu Hauſe.“ — —

Otto Böhm hatte ſeinen Plan entworfen und den erſten Schritt zur Vollendung hinter ſich. Es lag in ſeiner Abſicht, dem Müller ernſtlich in das Gewiſſen zu reden und ihm die Fortſetzung ſeines verbotenen Treibens unmöglich zu machen. Worin dasſelbe beſtand, konnte nach den Andeutungen des jungen Mädchens und den bekannten Neigungen Wilhelm Ackers keinen Augenblick zweifelhaft erſcheinen. Die Schwierigkeit der Sache lag lediglich in einer Beweisführung, welche es dem Oberförſter dennoch ermöglichte, ohne Verletzung der eigenen Amtspflicht von einer Anzeige Abſtand zu nehmen.

Böhm hatte zuerſt den Gedanken erwogen, ſich ſtehenden Fußes auf die Bezirksmühle zu begeben und dem Müller die Anſchuldigung des Wildfrevels ins Geſicht zu ſagen, aber es hätte ſich alsdann nicht vermeiden laſſen, die Quelle ſeiner Kenntnis anzugeben, und der Name der Geliebten ſollte unter allen Umſtänden ungenannt bleiben. Weit bedenklicher erſchien es aber, den beiden Wilddieben aufzulauern und ſie bei friſcher That zu überraſchen, denn alsdann wäre eine Anzeige unvermeidlich geworden, und mit dieſer ſchwand jede Hoffnung auf eine eheliche Verbindung mit der Tochter eines beſtraften Wilderers. Es mußte daher vor allen Dingen die Perſon Ackers beſeitigt werden, und der Oberförſter hegte die feſte Hoffnung, daß ihm die Löſung dieſer erſten Aufgabe nunmehr gelungen ſei. Die zweite beſtand darin, den Müller auf dem Wege zum Rendezvous und zwar zu einer Zeit abzufaſſen, wo die Ausführung des Jagdvergehens noch nicht begonnen hatte, die Abſicht, dasſelbe zu begehen, aber ſo klar zu Tage lag, daß ein Leugnen nicht mehr möglich erſchien.

In dieſer Beziehung war zweierlei zu erwägen. Die von den Geſetzen des Deutſchen Reichs unter hohe Strafe geſtellte unbefugte Ausübung der Jagd beginnt erſt mit einer auf Erlegen oder Fangen des Wildes gerichteten Handlung, und der Verſuch, eine ſolche Handlung zu begehen, unterliegt nicht den in dieſer Beziehung erlaſſenen Beſtimmungen. Wenn demnach der Oberförſter ſich an die rote Wand begab, dort dem Müller auflauerte und denſelben ſofort beim Betreten des Anſtandes abfaßte, dann war der Beweis des gewollten Jagdfrevels geführt, dieſer ſelbſt jedoch noch nicht verübt, und es konnte deshalb eine Anzeige nach dieſer Richtung hin unterlaſſen werden. Dennoch aber mußte eine ſolche, wenn auch aus einem milderen Geſichtspunkte, erfolgen. Denn ein anderes Geſetz belegt ſchon denjenigen mit Geldſtrafe, der ohne Befugnis auf einem fremden Jagdgebiet, außerhalb des öffentlichen Weges, zur Jagd ausgerüſtet betroffen wird.

Um alſo auch dieſe Klippe zu vermeiden, mußte das Zuſammentreffen zwiſchen Böhm und Lutz zu einer Zeit erfolgen, wo letzterer den Forſt noch nicht betreten hatte, und da die Bezirksmühle nur in einer geringen Entfernung vom Walde lag, beſchränkte ſich der dem Oberförſter zur Verfügung ſtehende Raum auf einige hundert Fuß Chauſſee. Außerdem aber war es dem Müller ein Leichtes, etwaige Vorhaltungen mit dem Hinweis zu entkräften, daß es nicht verboten ſei, ein Gewehr auf öffentlichen Wegen zu tragen. Ungeachtet dieſer Erwägungen war Böhm entſchloſſen, die letztere Maßregel zu ergreifen, denn es kam ihm vor allen Dingen darauf an, nicht zu einer Anzeige gezwungen zu werden, und der Umſtand, daß die kurze Chauſſeeſtrecke zwiſchen der Bezirksmühle und dem Walde an einer Stelle das geeignete Verſteck bot, ſchien ſeinem Vorhaben günſtig zu ſein.

Es war inzwiſchen dunkel geworden, und der Oberförſter rüſtete ſich zum Ausgang. Wenn auch ſein Weg ein friedlicher ſein ſollte, ſo lud er dennoch, alter Gewohnheit folgend, ſeine Doppelflinte, ſperrte die winſelnden Hunde in den Stall und verließ das Haus.

Das Gewitter war immer höher heraufgezogen und drohte über dem Haupte des vorwärts ſchreitenden Mannes. In kurzen Pauſen fegte ein ſchwüler Wind den Staub von der Landſtraße und raſchelte in den letzten vorjährigen Blättern, aber es fiel noch kein Regentropfen auf die Erde, und es donnerte noch nicht. Die gewöhnliche Dunkelheit der Abendſtunde verdichtete ſich raſch zu einer faſt unheimlichen Finſternis, und Otto Böhm begann die Befürchtung zu hegen, daß der Bezirksmüller ſich durch das ungaſtliche Wetter von der Ausführung ſeines Planes würde abhalten laſſen.

Er hatte eine Stelle des Weges erreicht, wo die Chauſſee ſich gabelte und ein Fußpfad ſeitwärts in den Wald bis zu der ſogenannten Mordſchlucht und von dort an die rote Wand führte. Auf dem durch die Spaltung gebildeten Raſenfleck ſtand eine uralte, dicke Eiche, und dieſe hatte der Forſtbeamte zu ſeinem Standort auserſehen, weil er von dort aus die Lichter der Bezirksmühle beobachten und zugleich den Eingang zum Walde im Auge behalten konnte.

Er ſetzte ſich auf die vorſpringenden Wurzeln des Baumes und legte die Büchſe quer vor ſich über die Kniee. Seine Blicke waren nach der Richtung gewandt, wo ein einziges erhelltes Fenſter die Lage der Mühle verriet.

Nach Verlauf einer halben Stunde ward dieſes Fenſter plötzlich dunkel.

In demſelben Augenblick zuckte der erſte Blitz hinter dem Kamm der Berge auf, und ein leiſes Murren in der Ferne verriet den Beginn des Unwetters. Dann trat eine lange Pauſe ein, und als das nächſte Leuchten über die Chauſſee hinfuhr, ſah der Oberförſter die Geſtalt eines Mannes langſam herankommen, und er ſah zugleich das Funkeln eines Gewehrlaufes. Die Zeit, welche ſeit dem Erlöſchen des Lichtes verſtrichen war, ſtimmte hinreichend, um in der herannahenden Perſon den Beſitzer der Mühle vermuten zu laſſen. Böhm drückte ſich daher an den Stamm der Eiche, und als jener ſich in unmittelbarer Nähe dem Waldſaum zuwandte, trat er mit einem halblauten „Guten Abend“ mitten in den Weg.

„Guten Abend, Herr Oberförſter,“ entgegnete eine tiefe, mürriſche Stimme, „haben Sie auch ſo'ne Ahnung, daß dieſe Nacht im Revier was vor ſich gehen wird? Dann können wir nur gleich zuſammen bleiben, wenn es Ihnen recht iſt, denn zwei Büchſen ſchaffen mehr als eine.“

Es war der Förſter Bulle. — —

Kein Menſch auf der weiten Erde hätte dem Oberförſter juſt in dieſem Augenblick ungelegener kommen können, als ſein eigener Untergebener, aber Böhm ſah ſofort ein, daß er gute Miene zum böſen Spiel machen müſſe und ſich wenigſtens Glück wünſchen durfte, den Namen des Müllers im Herantreten nicht genannt zu haben. Er entgegnete daher gleichgültig: „Ich war auf dem Heimwege und beobachtete von hier aus das Wetter. Was meint Ihr dazu, Bulle?"

„Es kommt," ſagte der Alte, „es kommt mit Macht. In einer halben Stunde wird der Wald heller ſein, als wenn wir Mondſchein hätten, und wir werden gut thun, uns bis dahin an Ort und Stelle zu befinden."

„Wo ſoll das ſein, Bulle?"

„An der roten Wand."

Der Oberförſter zuckte zuſammen, als er den Namen dieſes Platzes ſo ruhig und beſtimmt nennen hörte, und als wiederum ein Blitz aufleuchtete, ſah er ſeinem Untergebenen forſchend in das Geſicht. Wußte der alte Fuchs mehr, als er verraten mochte? Bulle ſtand breitſpurig im Wege und ſchnitt dem aufſteigenden Wetter eine Grimaſſe zu. Dann nahm er ſein Gewehr von der Schulter, wandte ſich langſam dem Waldpfade zu und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Es wird an der roten Wand eine Begebenheit geſchehen, Herr Oberförſter, Sie könnten ruhig Gift darauf nehmen. Heute, morgen, übermorgen, das kann niemand ſagen, aber eine Nacht wie dieſe iſt gut genug dazu. Woher ich das weiß, Herr Oberförſter? Ich könnte antworten, daß die Hirſche dort ihren Wechſel haben, und daß der Wilhelm Acker geſtern von einem Holzhauer dort geſehen worden iſt, und daß er heute vor ein paar Stunden ſeine Baracke verlaſſen hat. Ich könnte ſagen, daß es den ganzen Winter drüben über der Grenze geknallt hat, und daß die Halunken jetzt zu uns kommen, weil unſere Hirſche beſſer gefüttert ſind und Feiſt angeſetzt haben. Aber das alles iſt es nicht allein. Es liegt in der Luft. Vergangene Nacht hat mir geträumt, daß ich wieder mit meinem erſten Oberförſter auf dem Anſtand wäre, und ich hörte es knallen, wie damals — zwei Schüſſe auf einmal — dann iſt auch er in meiner Kammer geweſen und hat mir mit der Hand gewinkt. Meine Diana wird ihn geſehen haben, denn ſie war nicht zur Ruh' zu bringen und heulte die ganze Nacht. Ein alter Jäger hat ſeine Zeichen, Herr Oberförſter, und wenn Sie nicht daran glauben wollen, dann iſt das Ihre Sache und nicht die meine."

Sie gingen tiefer in den Wald hinein, und die Blitze kamen häufiger. Otto Böhm hatte jede Hoffnung aufgegeben, von dem Alten loszukommen, er mußte ihn, wenn er nicht für furchtſam gehalten werden wollte, auf dem dunklen, geheimnisvollen Wege begleiten, und ſeine einzige Hoffnung beſtand jetzt darin, daß irgend ein Zufall den Müller abgehalten haben mochte, mit Wilhelm Acker zuſammenzutreffen. — —

Auf der Mühle waren ſie frühzeitig ins Bett gegangen. Die Müllerin litt noch an den Folgen der überſtandenen Krankheit und pflegte mit dem Einbruch der Dunkelheit ihr Lager aufzuſuchen, Agnes hatte Kopfſchmerzen vorgeſchützt und war ihr bald gefolgt. Die beiden Frauen ſchliefen in derſelben Kammer und an dem einen Ende des Hauſes, während der Müller ſein Bett in einer entfernten Stube aufgeſchlagen hatte Er ſaß, zum Ausgehen gerüſtet, auf der Ofenbank und horchte in das allmählich immer ſtiller werdende Haus.

Jetzt hörte er, daß die Magd und der Mühlknappe, die zuſammen in der Küche geſeſſen hatten, einander „Gutenacht" ſagten, und daß die erſtere zur Bodenkammer hinaufſtieg, während der Burſche ſich in den Stall begab. Sie hatten beim Auseinandergehen noch mit lauter Stimme von dem heraufziehenden Gewitter geredet und einander die gegenſeitige Verſicherung gegeben, daß ſie trotzdem gut ſchlafen und nicht aufwachen würden.

Es war überhaupt nicht Sitte in der Mühle, beim Gewitter aufzuſtehen, denn das Gebäude lag tief im Grunde, und der nahe Wald lenkte die Gefahr ab. Das alles wußte Jakob Lutz, und er wartete nur noch, bis der Schlaf die Hausgenoſſen in ſeinen Arm genommen haben würde.

Nach Verlauf einer halben Stunde holte er hinter der Bettlade ein Gewehr hervor, prüfte ſorgfältig die Ladung desſelben, hing es über die Schulter und löſchte die Lampe aus. Dann verließ er auf den Fußſpitzen das Haus. Den leiſe winſelnden Kettenhund beruhigte er mit einigen geflüſterten Worten, und als er dann etwa hundert Schritte gegangen war und ſein Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, ſah er hinter dem Erlengebüſch am Mühlbach die Geſtalt eines Mannes ſtehen.

„Pſt!"

„Pſt!"

„Biſt Du es, Wilhelm?"

„Ja. Ich warte hier ſchon eine halbe Stunde, aber ich wagte mich des Hundes wegen nicht näher an die Mühle."

„Ich habe ihn an die Kette gelegt, Wilhelm."

„Narr, die Zähne fürchte ich nicht, ſondern das Gebell. Laß uns gehen."

„An der Eiche vorüber?"

„Nein, ich kenne einen kürzeren Weg, und den werden wir einſchlagen. Das Gewitter wartet nicht auf uns, und je ſchneller wir mit der Sache zu Ende kommen, deſto beſſer wird es ſein."

Die beiden Männer gingen eine Weile ſchweigend neben einander, dann ſagte Lutz: „Wir ſind bisweilen die ganze Nacht beiſammen geweſen, Wilhelm, und wir haben weder Sturm noch Regen verſpürt. Warum eilſt Du heute ſo?"

„Es ſteht noch immer nicht beſſer mit dem Wildling," entgegnete Acker düſter. „Heute iſt er fieberfrei, aber er lag ſo matt und hinfällig auf dem Stroh, daß es mich ſchier jammerte, und ich am liebſten zu Hauſe geblieben wäre. Aber er meinte, ich ſollte nur immer gehen, der Schlaf thäte ihm ſchon kommen."

„Weiß er darum?"

„Was ſollte er nicht darum wiſſen? Wenn er nicht ein elender Krüppel wäre, dann würde ich ihn mitnehmen. Das iſt kein Stehlen, Müller, was wir betreiben, ſondern ein altes Recht, welches uns die Herren genommen haben, und mein Daniel könnte es ſo gut ausüben, wie die anderen. Aber es wird nichts mit dem Jungen, es wird nichts, die Krankheit liegt ihm auf der Bruſt, und was einem Menſchen auf der Bruſt liegt, das kann nur der Tod fortnehmen."

„Sprich nicht ſo laut."

„Pah, wir ſind hier allein. Siehſt Du, wie es blitzt? Bei ſolchem Wetter iſt es nicht geheuer im Walde, da kriechen die Grünröcke ins warme Neſt. Aber die Hirſche ſtehen vom Lager auf und wechſeln über die Lichtungen. Sakra, das war ein Schlag!"

Der Müller faßte ſeinen Gefährten am Ärmel und hielt ihn zurück. „Wilhelm, ich kenne mich nicht mehr aus. Wo ſind wir?"

„Warte, bis es wieder hell wird, dann will ich's Dir weiſen." Abermals ſtand der Wald auf einige Sekunden in blendender Helle, und Wilhelm Acker hob die Hand auf.

„Das iſt die Stelle, Lutz, wo ich den Oberförſter Helm erſchoſſen haben ſoll — ich und ein anderer, den die Herren vom Gericht nicht nennen konnten. Es iſt eine Narrheit, davon zu reden, als ob man dabei geweſen wäre, und es iſt eine Narrheit, daran zu denken, daß man deshalb fünf Jahre im Zuchthauſe geſeſſen hat. Das iſt die Stelle, und da drüben ſteht das Kreuz."

Der Müller ſtöhnte. „Laß uns fort, Wilhelm, ich fürchte mich."

„Nein," entgegnete der andere leiſe, „wir müſſen ſtehen bleiben, drück' Dich hinter den Baum. Es iſt hier herum etwas nicht in Ordnung, ich habe einen Laut gehört."

Das Gewitter ſtand jetzt über dem Walde und entlud ſich in ſeiner ganzen furchtbaren Gewalt. Blitz auf Blitz zuckte zwiſchen den Stämmen nieder, die Lichtung war faſt ununterbrochen von Tageshelle beleuchtet, und das grüne Holzkreuz, welches vor dreißig Jahren zur Erinnerung an eine blutige That errichtet worden war, zeichnete ſich mit unheimlicher Deutlichkeit vor dem ſchwarzen Fichtengeäſt.

Plötzlich ſtreckte Jakob Lutz den Arm aus und ſchrie: „Herr Jeſus Chriſt, da ſteht er wieder wie damals und hat das Gewehr im Anſchlag! Duck' Dich, Wilhelm, die Toten kommen zurück!"

Seine angſtvoll gellende Stimme ward von dem rollenden Donner übertönt, aber in die atemlos ſtille Pauſe, welche nach dieſer jähen Entladung auf einige Sekunden eintrat, klang ein anderer Ruf: „Halt, im Namen des Geſetzes!“

Wilhelm Acker ſtand einen Augenblick wie erſtarrt. Es ſchien, als ob weniger dieſer letzte Anruf, als die demſelben vorausgegangene Scene ſeine Willenskraft gelähmt hatte. Dann aber bog er ſich mit der Geſchmeidigkeit einer Katze ſeitwärts, ſchlüpfte hinter den nächſten Baum und ſprang von dort unbekümmert um ſeinen Begleiter in wilden Sätzen durch das Gebüſch. — —

„Und wenn Sie nicht daran glauben wollen, dann iſt das Ihre Sache,“ hatte Bulle zu dem Oberförſter geſagt, als ſie immer tiefer in den Wald hineinſchritten.

Dann nahm er noch einmal das Wort in einer bei ihm ungewöhnlichen, unter den obwaltenden Umſtänden faſt ſeltſamen Geſprächigkeit. „Es iſt ſonderbar, daß ich jetzt ſo häufig an die Zeit zurückdenken muß, wo ich noch ein junger Kerl war und mit dem Oberförſter Helm zuſammen auf die Pürſche ging. Ich habe 'mal gehört, daß auch die ſchwerſten Verbrechen in dreißig Jahren verjähren, und daß alsdann keines Menſchen Hand mehr daran rühren ſoll. Die dreißig Jahre ſind nun herum, Herr Oberförſter, aber die That, welche damals unter meinen Augen begangen wurde, iſt nur halb geſühnt, oder ſie iſt auch gar nicht geſühnt, was weiß ich! Nun iſt das vorbei, und wenn es wirklich wahr iſt, daß die Toten bisweilen zurückkommen, dann ſollte es mich in dieſem Falle nicht wunder nehmen. Der Tote will doch ſein Recht, Herr Oberförſter, und was wir ihm nicht mehr verſchaffen können, das nimmt er ſich ſelbſt. Das ſind ſo Gedanken, die man ſich den langen Tag hindurch im einſamen Revier zurechtſpinnt, und wenn die Nacht kommt, dann werden ſie wieder lebendig.“

Er blieb ſtehen und ſchaute in die Wipfel der Bäume. „Nun hängt das Wetter über uns, Herr Oberförſter, und es will immer noch nicht regnen. Das iſt auch kein natürlicher Zuſtand. Wiſſen Sie, wo wir ſind?“

„Wir müſſen uns in der Nähe der Mordſchlucht befinden,“ entgegnete Böhm. „Der Weg nach der roten Wand führt daran vorüber.“

„Ganz recht. Zwanzig Schritt drüben ſteht das Kreuz.“

„Dort iſt auch ein Wechſel.“

„Nicht mehr, Herr Oberförſter. Der Platz iſt ſeit vielen Jahren ſo ſtille geworden, wie ein Totenacker, ich habe niemals auch nur einen Vogel dort ſingen hören.“

„Ich meine, wir ſollten doch hinüber gehen,“ entgegnete Böhm. „Wenn Ihr wirklich recht habt, Bulle, daß dieſe Nacht gewildert wird, dann erſcheint es mir wahrſcheinlicher —“

Er brach ab. Das Beſtreben, die Ankunft bei der roten Wand hinauszuſchieben, hatte ihm die letzten Worte in den Mund gelegt, und jetzt fand er keine Begründung für dieſelben. Aber der Förſter ging ſonderbarerweiſe ſofort darauf ein. „Es iſt möglich,“ ſagte er, „wir können auch das nicht wiſſen. Wenn unſer Herrgott eine Sache in die Hand nehmen will, dann thut er es nicht halb. Laſſen Sie uns hinübergehen, Herr Oberförſter.“

Von dieſem Augenblick an war das Benehmen des wunderlichen Alten vollkommen verändert. Während er zuvor, wie von einer ſeltſamen Unruhe getrieben, faſt laut geredet und kaum darauf geachtet hatte, wenn ſein Fuß auf einen dürren Aſt trat, ſchlich er jetzt plötzlich, nach weidmänniſcher Art leiſe anpürſchend, vorwärts und wartete jedesmal einen Blitz ab, bevor er ſeinen Standpunkt veränderte. Endlich blieb er ganz ſtehen, drängte ſeinen Begleiter hinter ſich und flüſterte, auf die vorne liegende Lichtung deutend: „Hier iſt der Platz, wo wir beide ſtanden, und da drüben — — Herrgott was — iſt das?“ — —

Es war jener Augenblick, wo der Wald eine einzige feurige Maſſe bildete. Drüben, am entgegengeſetzten Rande der Lichtung, wurden die Geſtalten von zwei Männern ſichtbar, genau an derſelben Stelle, wo vor langen Jahren die zwei Buchen geſtanden und das damals den Wald erhellende Mondlicht überſchattet hatten.

„Sie ſind es,“ ſagte Bulle leiſe. „Es ſoll nicht mehr geſchehen wie damals. Heute iſt die Rache an mir!“

Er nahm das Gewehr von der Schulter und ſtellte ſich vor den Oberförſter, ſo daß ſeine breiten Schultern die Bruſt des größeren Mannes deckten. Böhm wollte ihn zur Seite ſchieben, aber er wich und wankte nicht, ſondern ſchüttelte nur ſtumm den Kopf und hob die Büchſe in den Anſchlag. Dann kam jener furchtbare gleichzeitige Blitz und Donnerſchlag, und während von drüben ein halberſtickter Schrei ſich in das mächtige Rollen miſchte, rief Bulle laut und ruhig ſein: „Halt, im Namen des Geſetzes!“

Die darauf folgenden Augenblicke rannen zuſammen in der Verwirrung, welche plötzlich hereinbrechender Sturm, niederpraſſelnder Regen, ein Schlag auf Schlag die Luft durchzitterndes Getöſe und ein ſich jagender Wechſel zwiſchen grellem Licht und tiefer Finſternis hervorriefen.

Böhm hörte nur noch, wie der Förſter ihm einige unverſtändliche Worte zurief und dann ſeitwärts ins Gebüſch der flüchtenden Geſtalt des einen Wilderers nachlief. Er ſelbſt rannte halb beſinnungslos über die Lichtung und traf am entgegengeſetzten Ende derſelben in demſelben Augenblick ein, wo Jakob Lutz das Gewehr aus den Händen fallen ließ und beſinnungslos zu Boden ſtürzte.

Der Oberförſter ſah in das Geſicht des Gefallenen und erkannte bei dem Schein des nächſten Blitzes die Züge von Agnes' Vater. Er hatte es gewußt, aber ſeine Hand zitterte dennoch, als er ſie auf die Bruſt des Ohnmächtigen legte, um nach der Urſache dieſer ſeltſamen Erſcheinung zu forſchen.

Es war kein Schuß gefallen, nicht die Kugel aus irgend einem Gewehr hatte dieſes langſam ſchlagende Herz treffen können. Dennoch mußte ein Ereignis eingetreten ſein, deſſen Erſchütterung mächtiger zu wirken im ſtande war, als der Schrecken über die Entdeckung eines Jagdfrevels und die Furcht vor der darauf geſetzten Strafe.

Der beſinnungsloſe Mann ſtöhnte. Der Regen, welcher ihm jetzt unabläſſig in das Geſicht ſchlug, ſchien allmählich ein verſchleiertes Bewußtſein in ſeine Seele zurückzurufen, denn er öffnete die Lippen und begann einige unzuſammenhängende Worte zu murmeln. „Erbarmen,“ ſagte er, „habt Erbarmen. Ich habe es nicht gethan. Ich rufe Gott zum Zeugen an, wenn die Menſchen mir nicht glauben wollen. — Nein, nicht Gott! Er ſieht alles, und er wird mich Lügen ſtrafen. Fort, was willſt Du? Mir galt's! Mir allein!“

Das Unwetter hatte ausgetobt und ſchwieg. Jene mattgraue Dämmerung, die ſelbſt in mondloſen Frühlingsnächten nach einem Gewitter den gereinigten Himmel zu erfüllen pflegt, brach durch die finſtere Wölbung der Bäume herein und geſtattete ein Erkennen der nächſten Gegenſtände. Die Regentropfen fielen langſamer auf das Blätterdach und ſtörten kaum die tiefe, eingetretene Stille.

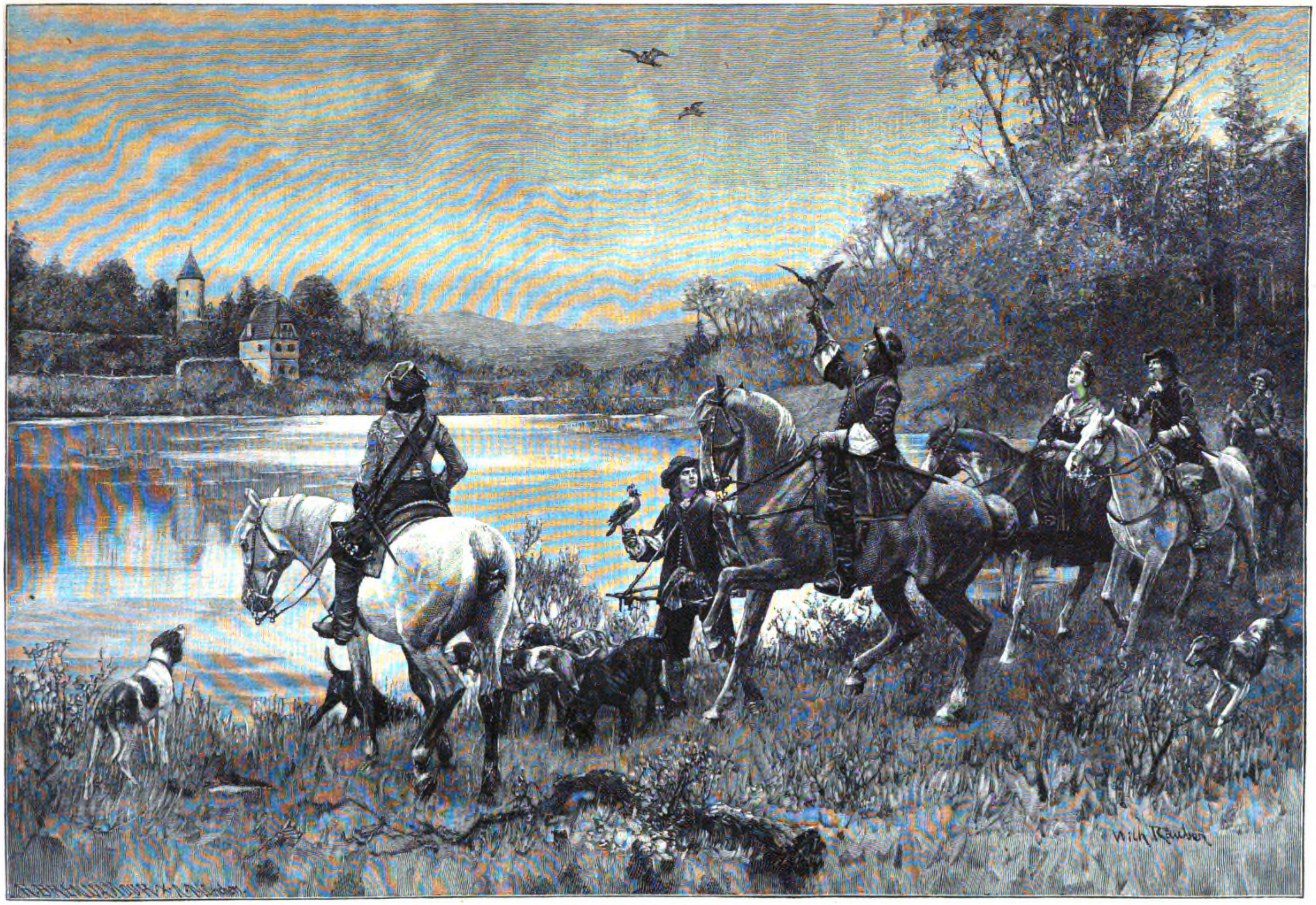
Otto Böhm lauſchte in den Wald. Er vernahm nirgends den Ruf einer menſchlichen Stimme oder das Rauſchen menſchlicher Schritte im Unterholz. Der Förſter mußte ſich bei der Verfolgung Ackers weit entfernt haben, aber es ſtand dennoch zu befürchten, daß er wieder zurückkehren werde.

Der Oberförſter beugte ſich abermals zu dem Müller nieder und rüttelte ihn an der Schulter.

„Oheim,“ ſagte er, zum erſtenmal in ſeinem Leben die verwandtſchaftliche Beziehung anwendend, „Oheim, komm zu Dir. Du mußt fort von hier, bevor man Dich entdeckt!“

Der alte Mann öffnete die Augen und fuhr mit einem Schrei empor. Es war wohl kaum möglich, daß er die Züge des vor ihm Stehenden unterſcheiden und aus der tiefen Ohnmacht heraus die Stimme desſelben erkennen konnte, aber er ſtreckte noch halb knieend die Arme aus und murmelte etwas von „Gnade.“

„Laß das,“ ſagte Böhm ernſt. „Ich bin bei Dir, ich, Dein Neffe Otto Böhm. Es hat Dich niemand außer mir erkannt, wir ſind allein. Nimm Dein Gewehr und verſuche,


Wilh. Räuber

Reiherbeize. Nach dem Gemälde von W. Räuber.
(Photographie-Verlag der Photographiſchen Union in München.)

ob Du zu gehen im ſtande biſt, ich werde Dich nach Hauſe bringen. Es iſt dunkel genug, und um dieſe Zeit wird uns keiner begegnen.“

Der Müller hatte ſich erhoben und ſtand auf ſeinen Füßen. Er war jetzt vollſtändig bei Beſinnung und ſchien zu wiſſen, wenn auch nicht zu begreifen, um was es ſich handelte. Er hing ſein Gewehr über, nahm den Arm des Oberförſters und ging ſchweigend an deſſen Seite, den Kopf geſenkt und ohne ein Wort zu reden. Auch Böhm ſchwieg. Er lauſchte nur von Zeit zu Zeit in den Wald, beſchleunigte dann ſeine Schritte und atmete tief auf, als ſie die Chauſſee erreichten und ſich in unmittelbarer Nähe der Mühle befanden.

Hier brach er zuerſt das Schweigen. „Biſt Du im ſtande, Oheim, ohne meine Hilfe das Haus zu erreichen?“

„Ja,“ entgegnete der Müller ſtumpf. „Wozu?“

(Fortſetzung folgt.)

Umſchau in der chriſtlichen Litteratur.

Von Robert Koenig.

Eugen Filtſch, Goethes religiöſe Entwickelung. — *Paul Lehfeldt*, Luthers Verhältnis zu Kunſt und Künſtlern. — *Ludwig Wieſe*, Die Macht des Perſönlichen im Leben. — *Ludwig Schneller*, Apoſtelfahrten. — *Rudolf Bode*, Die Unſichtbaren. — *M. Rüdiger*, Barbara. — *P. Ditfurth*, Der Gylſenhof. — *Deutſche Jugend- und Volksbibliothek* von J. F. Steinkopf.

Am 7. November 1895 werden es ſiebzig Jahre, daß die theologiſche Fakultät der Univerſität Jena dem „Weiſen von Weimar“ zu ſeinem fünfzigjährigen Dienſtjubiläum eine Votivtafel überſandte, worin ſie von ihm rühmte: „er habe nicht nur ihre Wiſſenſchaft und deren Grundlage oft ſinnvoll, tief und kräftigend gewürdigt, ſondern auch als Schöpfer eines neuen Geiſtes in der Wiſſenſchaft und im Leben und als Herrſcher im Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Intereſſe der Kirche und der evangeliſchen Theologie mächtig gefördert.“

Ein ſolches Lob wird allen denen ſeltſam dünken, die — hier bewundernd, dort verurteilend — in Goethe noch immer nur den ausgeſprochenen, dem geſchichtlichen Chriſtentum feindlich gegenüberſtehenden *Heiden* erblicken. Auch wird es in unſeren Tagen wenige Theologen geben, welche ihren Jenenſer Kollegen von 1825 unbedingt beiſtimmen. Und doch dürfte ihr Urteil nach den Ergebniſſen der neueſten Goetheforſchung manches Wahre enthalten. So hat neuerdings ein evangeliſcher Pfarrer Dr. *Eugen Filtſch* rückhaltlos bekannt: „Mir hat der große Dichtergenius eine zerſchlagene Welt wieder aufbauen helfen.“ Schon in ſeiner Doktordiſſertation, die 1879 in Zillers Jahrbuch für wiſſenſchaftliche Pädagogik erſchien, hatte er Goethes Stellung zur Religion zu würdigen verſucht — in dem Wunſche: „daß das außerordentliche Licht dieſes Geiſtes in alle Verhältniſſe und Beziehungen hineinleuchte und auch recht viele andere in dem Beſtreben unterſtütze, aus dem Nebel des Zweifels auf den Weg des Glaubens zu der einen Quelle alles Heils, zu dem Heiland und ſeinem Evangelium, zurückzugelangen.“ Sein Buch: „*Goethes religiöſe Entwickelung.* Ein Beitrag zu ſeiner inneren Lebensgeſchichte.“ (Gotha. F. A. Perthes. 1894) ſoll dieſem Zwecke nun eingehender und umfänglicher dienen. Ein gut geſchriebenes, höchſt leſenswertes Buch. Rein hiſtoriſch und meiſt mit Goethes eigenen Worten zeigt Filtſch, wie der reiche Geiſt des Dichters vom Knaben- bis zum Greiſenalter von einem tiefen Sehnen und Suchen nach der Wahrheit erfüllt war, wie er trotz häufiger kirchenfeindlich-heidniſcher Abirrungen doch immer wieder „zum überſinnlichen, zum perſönlichen Verhältnis zu Gott zurückſtrebte.“ Überſehen darf man dabei nicht, daß, wie ſchon Vilmar es betont, ihm „während ſeiner ganzen Lebenszeit nur *individuell angeregte einzelne Chriſten*, Chriſten mit chriſtlichen *Stimmungen*, aber keine chriſtliche Kirche mit der vollen Kraft ihres Glaubens entgegengetreten iſt.“ Filtſch faßt ſein Geſamturteil dahin zuſammen: „Im ganzen dürfen wir getroſt behaupten: Goethe war ein religiöſer Menſch, näherte ſich auch immer mehr dem Ideale, das wir mit dem Worte ‚Chriſt‘ bezeichnen, und ſtand in dieſem Streben auf proteſtantiſcher Seite.“

Der proteſtantiſche Sinn offenbart ſich vor allem in Goethes pietätvoller Ehrfurcht vor der hl. Schrift, die er auf das allergründlichſte kannte, und von deren An- und Nachklängen ſeine Sprache ganz durchzogen iſt. Wo hat wohl je ein weltlicher Dichter die Bedeutung der Bibel ſo markig gekennzeichnet, wie Goethe! Oft an Stellen, wo man es gar nicht vermuten ſollte. So ſagt er in der „Farbenlehre“ einmal:

> „Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geſchlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt ſie ihrem inneren Werte. Sie iſt nicht etwa nur ein Volksbuch, ſondern das Buch der Völker, weil ſie die Schickſale eines Volkes zum Symbol aller übrigen Völker aufſtellt, die Geſchichte desſelben an die Entſtehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdiſcher und geiſtiger Entwickelungen, notwendiger und zufälliger Ereigniſſe bis in die entfernteſten Regionen der äußerſten Ewigkeiten hinausführt.“

Und an einer anderen Stelle:

> „Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer ſchöner wird, je mehr man ſie verſteht, d. h. je mehr man einſieht und anſchaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffaſſen und im beſonderen auf uns anwenden, nach gewiſſen Umſtänden, nach Zeit- und Ortsverhältniſſen einen eigenen beſonderen und unmittelbar individuellen Bezug hat.“

Sehr bedeutſam iſt ein anderes Wort:

> „Kein Schade geſchieht den heiligen Schriften, wenn wir ſie mit kritiſchem Sinne behandeln, der eigentliche innere Ur- und Grundwert geht nur deſto lebhafter und reiner hervor. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es iſt in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirkſam, die von der Perſon Jeſu Chriſti ausging, und die ſo göttlicher Art war, wie nur je das Göttliche auf Erden erſchienen iſt. Fragt man mich, ob es in meiner Art ſei, ihm anbetende Ehrfurcht zu beweiſen, ſo ſage ich: ja, durchaus.“

Neben dieſer Hochachtung vor Gottes Wort ging durch Goethes Leben das „Chriſtentum der That“, von dem ſeine Freunde im Frommannſchen Hauſe rühmten:

> „Goethe hat ſeine chriſtliche Geſinnung in ſeinem langen Leben immer mehr bewährt durch ſeine Pietät, ſeine Treue in der Freundſchaft, ſein Wohlwollen, ſeine Wohlthätigkeit im Verborgenen, ſeine freudige Anerkennung fremden Wortes und Verdienſtes, ſeine Neidloſigkeit und vor allem durch ſeine Wahrhaftigkeit. — Alſo nehmen wir ihn, wie ihn Gott geſchaffen hat, und wie er unter ernſter Arbeit an ſich ſelbſt geworden iſt, danken wir Gott, daß wir ihn gehabt haben und in ſeinen Geiſteswerken noch beſitzen, verlangen wir von einem, der ſo viel geleiſtet hat, nicht allſeitige Vollkommenheit, die keinem Menſchenkinde beſchieden iſt.“

„Allen denen aber,“ ſo ſchließt Filtſch ſein Buch, „die an ſeine Irrungen und Verirrungen ſich klammernd, ihn richten wollen, rufen wir ſein Wort zu:

> „Über Abgeſchiedene eigentlich Gericht halten zu wollen, möchte niemals der Billigkeit gemäß ſein. Wir leiden alle im Leben; wer will uns, außer Gott, zur Rechenſchaft ziehen? Nicht was ſie gefehlt und gelitten, ſondern was ſie geleiſtet und gethan, beſchäftige die Hinterbliebenen.“

Hat es ein berechtigtes Intereſſe, zu forſchen, wie der Dichter Goethe ſich zu Religion und Chriſtentum geſtellt, ſo darf man wohl auch fragen: „Wie hat der Glaubensmann Luther ſich zur Kunſt geſtellt?“ Dieſe Frage beantwortet Paul Lehfeldt in ſeinem Buche: „*Luthers Verhältnis zu Kunſt und Künſtlern*“ (Berlin. W. Hertz) auf Grund ſorgfältiger Quellenſtudien, insbeſondere der eigenen Äußerungen des Reformators. Allbekannt iſt, wie Luther Poeſie und Muſik geliebt und geübt — beides wird deshalb von dem gelehrten Verfaſſer nur flüchtig geſtreift. Das Hauptaugenmerk iſt auf die *bildenden* Künſte gerichtet. Luther beſaß für dieſe nur ein geringeres Verſtändnis. So ſind ſeine Reflexionen über das, was er auf ſeiner Romreiſe von Bau- und Bildwerken kennen gelernt, ſtets praktiſcher Art; „nie zieht er die Denkmäler, die er einſt geſehen, in ſeinen ſpäteren Erinnerungen um ihrer ſelbſt willen heran, ſondern immer nur, weil er eine Nutzanwendung anzuknüpfen weiß.“ Auch in ſeinem Verkehr mit Künſtlern (Albrecht Dürer, Lukas Cranach) gewinnt man nicht den Eindruck, daß das Intereſſe an der

Kunſt hierbei ſonderlich mitgewirkt hätte. War er aber auch wenig kunſtverſtändig, ſo beſaß er doch ein reges Gefühl für die Macht der bildlichen Darſtellung. „Es äußerte ſich dieſes Bewußtſein der Wirkung der Kunſt z. B. in der Furcht vor der Wirkung des katholiſchen Andachtsbildes auf das Volk; ebenſo drängte es ihn, dafür Darſtellungen rein evangeliſchen Inhaltes als Bildungsmittel eintreten zu laſſen.“ Luther ſagt ſelbſt mit Bezug auf die Bilderſtürmer:

> „Ich bin nicht der Meinung, daß durchs Evangelium ſollten alle Künſte zu Boden geſchlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeiſtliche vorgeben. Sondern ich wollte alle Künſte gern ſehen im Dienſte des, der ſie gegeben und geſchaffen hat.“

Aus der Fülle der allwinterlich gehaltenen und meiſt ſchnell vergeſſenen Vorträge ragen die Ludwig Wieſes durch ihre fortdauernde Wirkung bedeutſam hervor. Viele davon ſind wiederholt aufgelegt worden. Auf einen, der ſoeben in zweiter Auflage erſchienen, möchte ich nachdrücklich aufmerkſam machen. Derſelbe iſt betitelt: „Die Macht des Perſönlichen im Leben“ (Berlin, Wiegandt & Grieben) und trägt, wie alles, was aus Wieſes Feder hervorgegangen, das Gepräge einer geiſtesmächtigen Perſönlichkeit. Der Vortrag geht von den Erweiſungen der Perſönlichkeit in Welt- und Kirchengeſchichte, in Kirche und Schule, in „der magnetiſchen Kraft der Liebe und Freundſchaft“ aus und ſteigt empor zu den „göttlichen Lebensquellen der Perſönlichkeit.“

> „In des Menſchen Perſönlichkeit ſoll ſich Gottes Perſönlichkeit widerſpiegeln;“ ſagt Wieſe, „jeder einzelne tritt in ein unmittelbares Verhältnis zu ihm, ſeinem Schöpfer, Vater und Erhalter.“ „In Chriſtus hat ſich Gott perſönlich geoffenbart. — „Erſt in Jeſu Chriſto und durch ihn iſt der unendliche Wert der freien menſchlichen Perſönlichkeit offenbar geworden. Daß das Wort Fleiſch ward, daß die Wahrheit und die Liebe Gottes zu den Menſchen perſönlich in dieſe irdiſche Zeitlichkeit eintrat, iſt das größte, folgenreichſte Ereignis, welches die Welt des Geiſtes und der Geiſter bewegt hat.“

Der unverändert wiedergegebene Vortrag wird durch einen wertvollen Anhang ergänzt, in welchem der im Greiſenalter noch ſelten geiſtesfriſche Verfaſſer „die Gedanken, welche das Wiederleſen jetzt in ihm anregte,“ ausgeſprochen hat. Beſonders beachtenswert ſind darin die Winke, die er aus ſeiner reichen Erfahrung für die häusliche Erziehungsaufgabe unſerer Zeit und die Thätigkeit der öffentlichen Schulen für die Herausbildung der Perſönlichkeit der ihnen anvertrauten Jugend gibt. Wie er ſelbſt einſt in dieſem Sinne gewirkt, bezeugt ihm einer ſeiner Schüler, R. Bendixen, in warmen Worten. Er ſagt:

> „Mit welcher Meiſterſchaft dieſer Pädagoge zum Beiſpiel damals, als er die Gymnaſien der neuen preußiſchen Provinzen beſuchte, in den Unterricht einzugreifen verſtand und mit Hilfe weniger einfacher Fragen etwas vom Geiſte der Geſchichte in ungeahnter Weiſe dem Primaner zu enthüllen wußte, gilt dem Referenten noch heute als ein unvergeßlicher Beweis für die Macht des Perſönlichen im Leben. Mehr, als der 88jährige Meiſter weiß, lebt ſein Gedächtnis in Schülerkreiſen fort, ob auch die Schüler nun ſchon längſt ſelbſt lehren und das Netz auswerfen.“

Ein neues Buch von Ludwig Schneller wird jedem Freunde der chriſtlichen Litteratur willkommen ſein. Vor ſechs Jahren wies ich im Daheim (XXV. Jahrg. S. 456 ff.) darauf hin, wie dieſer Deutſch-Paläſtinenſer einen beſonderen Beruf habe und eine beſondere Gabe beſitze, den Bibelleſern zum Führer in Chriſti Geburtsland zu dienen. Sein damals erſchienenes Erſtlingswerk: „Kennſt Du das Land?“ iſt ſeitdem in vielen Tauſenden von Exemplaren verbreitet worden, und nicht geringeren Beifall haben die „Evangelienfahrten“ (1892) gefunden, welche Bilder aus dem Leben Jeſu „in der Beleuchtung des Heiligen Landes“ bis zu ſeinem Kreuzestode darbieten. Daran ſchließen ſich nun die „Apoſtelfahrten“ (Leipzig, Wallmann), welche „den auferſtandenen und in Herrlichkeit durch ſeine Apoſtel waltenden Herrn“ dem Chriſtenvolk vorführen wollen. Eine kurze, ſtimmungsvolle Skizze, die den Kaiſer Tiberius auf Capri in wirkungsvollen Gegenſatz zu dem aus dem Grabe ſiegreich hervorgehenden Lebensfürſten ſtellt, eröffnet das Buch. Darin heißt es:

> „Welcher Kontraſt zwiſchen dieſen beiden Zeitgenoſſen, Chriſtus und Tiberius! Der eine wie der blutige Sonnenuntergang einer alternden, in ihrer Sünde verſinkenden Welt auf dem Felſen von Capri, der andere wie goldener Sonnenaufgang der Welt auf dem Felſen des ſtillen Gartengrabes vor Jeruſalem. Der eine in unerſättlicher Habgier die ganze Welt gewinnend und an ſich reißend, aber dadurch ſeine Seele und alles verlierend; der andere in beiſpielloſer Liebe alles hingebend, bis er endlich auch das einzige, was er noch hat, hingibt, ſein Leben, aber dadurch alles gewinnend und die Weltherrſchaft zur Rechten Gottes antretend. Der eine wie der andere ſeinen Namen mit blutigen Zügen in die Weltgeſchichte ſchreibend; aber Tiberius mit dem Blute von Tauſenden ſeiner gequälten Opfer, Chriſtus mit ſeinem eigenen Blute, das er aus Liebe für ſeine Feinde vergoß. Der eine ſein wonniges Capri zu einem Felſengrabe elender Lüſte und Sünden und hingemordeter Menſchen machend, der andere das Felſengrab des Joſeph von Arimathia zum Felſenthor des ewigen Lebens für alle ſeine Erlöſten wandelnd.“

Darauf folgen die großen Thatſachen der drei Feſte: Oſtern, Himmelfahrt, Pfingſten und die erſten Entwickelungsſtufen der chriſtlichen Kirche bis zur Ausſendung des Apoſtels Paulus aus Antiochia zu den Heiden. Alles ohne romanhafte Beimiſchung und im Anſchluß an das Bibelwort, aber durch die Lokalfarbe der naturtreuen landſchaftlichen Schilderungen, die Städtebilder (Damaskus, Tarſus, Joppe), die weltgeſchichtliche Beleuchtung ꝛc. unſerer Anſchauung und unſerem Verſtändnis näher gerückt. Die nach den beſten und neueſten Photographien hergeſtellten Bilder der geweihten Stätten und die Karten ſind eine wertvolle Beigabe. Die Phantaſiebilder hingegen (z. B. der Auferſtehungsengel und die zum Teil recht geſchmackloſen Kopfleiſten über den einzelnen Kapiteln) würde ich gern entbehrt haben. Sie wirken oft geradezu ſtörend.

In die Zeit des XVII. Jahrhunderts verſetzt uns Rudolf Bode in ſeinem erzählenden Gedicht: „Die Unſichtbaren“ (Hannover, L. Oſt). Es iſt eine in Wolffſcher Manier ausgeführte tiefſinnige Sage aus dem Harz, die man für eine Volksſage halten könnte ohne den etwas pathetiſch frommen Schluß aus Engelsmund, der dem Stoff nicht entſpricht. Die „Unſichtbaren“ ſind die kleinen Berggeiſter des Harzes, die ſich mittels Tarnkappe mit dem Leben der Menſchen in Verbindung ſetzen. Ein boshafter kleiner Zwerg ſpielt dem im Dreißigjährigen Kriege viel umhergetriebenen und nach dem Frieden zum Förſter gewordenen Studenten der Gottesgelahrtheit, Liborius Güldenkron, der ihn wegen eines Frevels gezüchtigt, aus Rache ſeine Kappe in die Hände. Das Zauberding bringt dem Finder lauter Unſegen, obgleich er es nach den erſten ſchlimmen Erfahrungen beiſeite gelegt hat. Ein früherer Kriegskamerad, dem er Obdach gewährt, treibt nämlich allerhand böſen Unfug damit, der auf ſeine Rechnung kommt. Vor das peinliche Gericht gebracht, durch die Folter verſtümmelt und faſt geblendet, endlich freigelaſſen, kommt er zur Erkenntnis ſeiner Schuld:

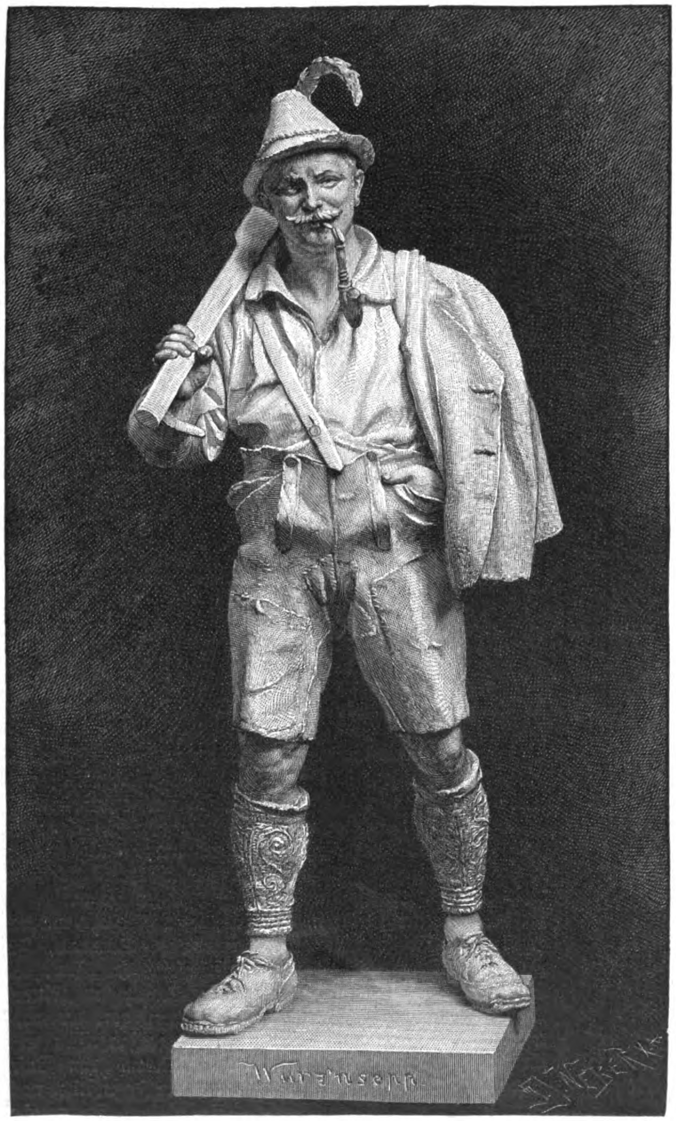
„Ach, ich darf nicht zürnen Deinen Händen
Die mir zahlen den erworb'nen Lohn!
Mag der Leib der Seele Blindheit büßen!
Nur dies eine gib, o Gottesſohn:
Wenn der Erde Lichter ſich verdunkeln
Laß mir Deiner Gnade Sonne funkeln!“

Seiner Braut Katharina gelingt es, den Bann der Unſichtbaren zu brechen, dadurch daß ſie mutig in ihre Welt hinabſteigt. Dem boshaften Zwerge wird es von ſeinem Könige zur Sühne auferlegt, Liborius zu heilen. Derſelbe erlangt ſein Geſicht wieder, wird geſund und kräftig und endlich auch ſeinem urſprünglich erſtrebten Berufe zurückgegeben. Die treue Katharina führt er als ſein Weib in ſein Pfarrhaus. Das alles anſprechend und gefällig erzählt, feſſelt den Leſer bis zuletzt und erhebt ſich beträchtlich über die verwandte Durchſchnittsdichtung der letzten Jahre.

Noch weiter zurück in die Mitte des XIV. Jahrhunderts greift der hiſtoriſche Roman „Barbara“ (Schwerin, Fr. Bahn) von Frau Rüdiger, der Verfaſſerin der „Frau des Ratmannen.“ Barbara, die verwaiſte Tochter des Ritters Diether von Hunenburg, und ihre Mutter, von der vorreformatoriſchen Bewegung der Gottesfreunde ergriffen und für die evangeliſche Wahrheit durch Nikolaus von Baſel gewonnen, flüchten vor den Blutſchergen der Inquiſition nach Straßburg, wo ſie unter Taulers Einfluß innerlich wachſen und an dem weiblichen Liebeswerke in der Peſtzeit hingebenden Anteil nehmen. Zu früh auf das bei Kreuznach gelegene heimatliche Schloß zurückgekehrt, geraten ſie aufs neue in die Hände der römiſchen Peiniger. Die Mutter bewahrt ein natürlicher Tod vor dem Martyrium. Barbara wird verbrannt, nachdem ihr vorher von einer treuen Freundeshand im Schlafe ein raſch tötendes Gift eingeflößt worden iſt. Dieſe Freundeshand iſt die eines durch ſie dem Chriſtentum nahegebrachten jungen Iſraeliten, der ſie hoffnungslos liebt, während ihr Jugendgeſpiele, Graf Egbert, deſſen Liebe ſie erwidert, keine Hand rührt, um ſie zu befreien. Von einem verborgenen Fenſter ſieht er ihrer Verbrennung zu und beſchließt danach ſein Leben in einer Einſiedelei. So intereſſiert uns der energiſche, kluge Joel mehr, als der ſchmachtende, thatenloſe Grafenſohn. Auch Barbara tritt uns menſchlich nicht recht nahe. Die innige, ſie ganz erfüllende Liebe zu ihrem Heilande drängt alles irdiſche Empfinden bei ihr in den Hintergrund, und man hat eigentlich nie das Gefühl, daß ſie einen ſchweren inneren Kampf kämpft, als ſie ihr Liebesglück um ihrer Glaubenstreue willen von ſich weiſt. Als eine Hauptfigur in den religiöſen Kämpfen jener Zeit iſt ſie aber ebenſo vortrefflich gelungen, wie ihre beiden berühmten Lehrer. Auch an anderen feſſelnden Erſcheinungen fehlt es nicht. Dazu gehört Egberts Oheim, der einſt Barbaras Mutter geliebt, ins Kloſter gegangen iſt und dort um den inneren Herzensfrieden ringt. Dazu gehören die Vertreter der römiſchen Kirche, auch Joels Mutter mit ihrem ſtarren Haß gegen das Chriſtentum. Als religiöſes Stimmungsbild der Zeit aufgefaßt, iſt das neue Werk Frau Rüdigers darum ganz vortrefflich und ſehr leſenswert, wenn es auch denen, die einen ſpannenden Roman erwarten, weniger gefallen dürfte.

Wer Spannung ſucht, greife zu der Erzählung: „Der Gylfenhof“ (Leipzig, A. Deichert) von P. Ditfurth (Frau Paula Burkhardt, der Verfaſſerin von „Sanct Katharinen“). Das Familiengeheimnis des meiſterhaft beſchriebenen düſteren Gylfenhofes, um das es ſich handelt, wird erſt am Schluſſe des Buches dem Leſer enthüllt. Dabei entbehrt aber die Erzählung nicht eines tieferen ethiſchen Gehaltes. Die Heldin der Geſchichte, die verwaiſte Renata, wirkt ebenſo anziehend durch Pflichttreue und Energie, wie durch die Reinheit ihres Charakters und ihr ſchlichtes, anmutiges Weſen.

Unter den erfreulichen Bemühungen des Buchhandels um eine geſunde chriſtliche Volkslitteratur nimmt die von J. F. Steinkopf in Stuttgart altbegründete „Deutſche Jugend- und Volksbibliothek“ eine Hauptſtelle ein. In ihren bis auf 150 angewachſenen Bändchen ſind die beliebteſten Volksſchriftſteller vertreten; von älteren, bereits geſchiedenen: Barth, Caſpari, Jeremias Gotthelf, Schubert und Stöber; von lebenden: Joh. Bonnet, Emil Frommel, Karl Hackenſchmidt, Theodor Schott, R. und G. Weitbrecht. Neben guten Geſchichten finden ſich da friſch erzählte Lebensbilder (Theodor Körner, Neithard von Gneiſenau, Freiherr vom Stein, Kaiſer Wilhelm I., Moltke ꝛc.) und anregende Geſchichtsbilder („Aus der franzöſiſchen Revolution,“ „Napoleons Kriegszug nach Moskau,“ „Hugenottengeſchichten“ ꝛc.); auch mancherlei Launiges aus alter und neuer Zeit („Äſops und anderer Meiſter Fabelſchatz“ — „Deutſche Märlein und Schwänke“ — „Wunderliche Schickſale des armen Simplex,“ von Gotthold Klee ſehr geſchickt bearbeitet. Die neueſten Bändchen bekunden im Äußeren (Papier und Illuſtrierung) einen entſchiedenen Fortſchritt gegen die früheren und ſtehen innerlich ihnen nicht nach. Zu den beſten derſelben gehören Hackenſchmidts „Alte und neue Geſchichten aus dem Elſaß“, die zum Teil in das Mittelalter zurückführen, zum Teil die Erinnerungen von 1870/71 aus eigener Anſchauung mit warmer Liebe zu Kaiſer und Reich erzählen. Gottl. Weitbrecht hat ſchon in ſeinen klaſſiſchen Konfirmationsbüchern („Heilig iſt die Jugendzeit“ — „Martha und Maria“) wie in dem unlängſt von mir empfohlenen „Fels in den Wellen“ (XXX. Jahrg. S. 508) ſeine Erzählergabe hier und da bekundet. Dieſelbe kommt vollends zur Geltung in den Geſchichten, die er zu der deutſchen Jugend- und Volksbibliothek beigeſteuert hat („Dreiſam“ — „Kämpfe und Siege“). Er bewährt ſich darin als ein echter Volkserzähler. Friſch aus dem Leben gegriffen, anregend und ſpannend erzählt, von ungeſuchter Frömmigkeit erfüllt, werfen ſeine Geſchichten helle Streiflichter auf die Kämpfe des ſozialen Lebens, z. B. in der Erzählung „Auf der Lokomotive“, und können manchem Irrenden um ſo mehr zurechthelfen, als ſie eine verſtimmende Abſicht niemals hervortreten laſſen.



Der Wurz'nſepp. Modelliert von George Dotti.

Eine Stunde bei dem jüngſten Durchquerer Afrikas.

(Abdruck verboten.)

Graf Götzen.

Graf Götzen war ſo liebenswürdig, auf meine Anfrage, ob ihm mein Beſuch genehm, ſofort zuſagend zu antworten.

Als ich zum Kontinentalhotel fuhr, wo der Graf abgeſtiegen — es war an einem der kälteſten Tage dieſes kalten Winters und zu einer für Berliner Verhältniſſe recht frühen Morgenſtunde — dachte ich unwillkürlich daran, wie es einem Manne zu Mute ſein muß, der faſt unmittelbar aus Centralafrika in unſer nordiſches Klima zurückverſetzt iſt. Dieſe übergangsloſe Heimkehr, ohne den üblichen Zwiſchenaufenthalt in Madeira oder Kairo, kam mir recht bedenklich vor; ich war darauf gefaßt, den jüngſten erfolgreichen Durchquerer des ſchwarzen Erdteils in ſtark erkältetem Zuſtande anzutreffen.

Aber nichts von alledem. Im Gegenteil! Ich hatte Graf Götzen ſeit zwei Jahren nicht geſehen, und er erſchien mir heute vielleicht noch friſcher und elaſtiſcher, als da ich ihn damals in ſeinem eleganten Junggeſellenheim gegenüber dem Landesausſtellungspalaſt in Alt-Moabit beſuchte, nahe der Kaſerne des 2. Garde-Ulanenregiments, deſſen Offizierkorps er als Sekondeleutnant aktiv angehörte, à la suite deſſen er auch heute noch ſteht.

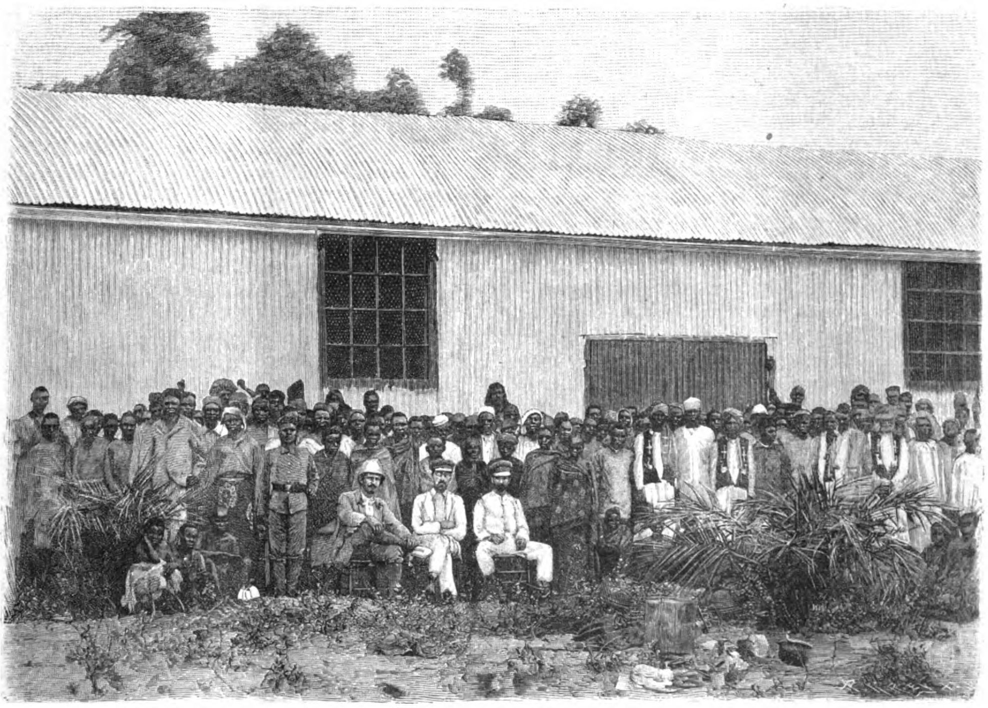
Graf Götzen iſt heute erſt 29 Jahre alt. Am 12. Mai 1866 wurde er auf Schloß Scharfeneck in der Grafſchaft Glatz geboren; nach abſolviertem Gymnaſium ſtudierte er fünf Semeſter Jura, trat dann als Avantageur in ſein Regiment ein und wurde 1887 Offizier. Sehr frühzeitig gelangte er zum Beſuch der Kriegsakademie, wurde auf ein Jahr — 1890/91 — zur Botſchaft nach Rom kommandiert und unternahm im Sommer 1891 eine Jagdexpedition nach dem Kilima Ndſcharo. Dieſer „Ausflug“ gab mittelbar die Veranlaſſung zu der großen Reiſe, von welcher Graf Götzen ſoeben heimgekehrt war — es iſt ja eine bekannte Thatſache, daß Afrika, trotz aller Gefahren und ungeachtet aller Anſtrengungen, welche den Reiſenden im ſchwarzen Erdteil erwarten, auf jeden, der es einmal betreten, eine geradezu geheimnisvolle Anziehungskraft ausübt.

Wir ſaßen bald über einer großen Karte vertieft, und Graf Götzen wollte ſoeben beginnen, mir die Route, die er verfolgte, eingehender zu ſchildern. Aber das Perſönliche ging mir im Augenblick doch noch über das Sachliche. Und ſo ſchob ich denn die Karte, welche die Spuren vielfachen Gebrauchs trug — denn es war das Blatt, welches der Graf während ſeiner Reiſe täglich benutzt hatte — etwas zurück und fragte: „Vor allem, wie iſt es Ihnen ſelbſt — körperlich — ergangen, Herr Graf?“

„Vortrefflich!“ war die prompte Antwort.

„Und das böſe Fieber?“

„Habe ich kaum kennen gelernt, und auch meine europäiſchen Begleiter ſind faſt gar nicht von ihm beläſtigt worden,“ gab Graf Götzen Auskunft, um dann hinzuzufügen: „Ich ſchreibe das nicht zum kleinſten Teil den vortrefflichen hygieiniſchen Maßregeln zu, welche der Arzt meiner Expedition getroffen hatte und ſtreng durchführte, mein Reiſegefährte Dr. med. Kerſting, der augenblicklich noch auf der Rückreiſe nach Oſtafrika begriffen iſt, um unſere Träger nach ihrer Heimat zu bringen. Dann aber, glaube ich, iſt es für uns alle vom größten Vorteil geweſen, daß wir, einmal auf dem Marſch, uns den Alkoholgenuß in jeder Form ſo gut wie



v. Prittwitz. Graf Götzen. Dr. Kerſting.

Das Expeditionskorps des Grafen Götzen in Banana (Kongomündung).

vollſtändig verſagten. In der Woche ein Glas Kognak bildete unſere beſondere Belohnung! Wir waren überhaupt ſehr mäßig: zwei von uns rauchten z. B. gar nicht. Übrigens — mein zweiter Reiſekamerad, Herr Dr. von Prittwitz, wohnt nur wenige Zimmer entfernt, ich werde ihn rufen.“

Auch Dr. jur. von Prittwitz iſt Schleſier und faſt gleichalterig mit Graf Götzen, während der Arzt der Expedition, Dr. Kerſting — von Geburt Balte, aber deutſcher Unterthan — etwa zwei Jahre älter iſt, als die beiden Herren. Herr von Prittwitz iſt Gerichtsaſſeſſor, jetzt aber in das Auswärtige Amt berufen und Reſerveoffizier im 2. Garde-Ulanen-Regiment.

„Am 21. Dezember 1893 brachen wir von Pangani auf,“ begann Graf Götzen dann, „ungefähr 600 Mann ſtark, von denen jedoch nur ein Teil beſtimmt war, an der ganzen Reiſe teilzunehmen; 200 Träger waren heimkehrende Karawanenleute und in Uſukama, ſüdlich des Viktoriaſees, zu Hauſe, welche für mich nur bis in die Seengegend die Tauſchwaren tragen ſollten, deren ich zum Einkauf von Lebensmitteln bedurfte. Wir hatten eine kleine militäriſch geſchulte Truppe von 35 Mann mit Mauſergewehren, M. 71, bewaffnet, eine bunt gemiſchte Geſellſchaft, die ſich zum Teil ſchon bei den Expeditionen von Stanley, Emin-Stuhlmann, Peters und Baumann bewährt hatte; ſie, wie unſere Träger, waren ausnahmslos an der Küſte angeworben, denn Sanſibar kann man jetzt ganz umgehen. Ich möchte auch betonen, daß ich faſt die geſamte Expeditionsausrüſtung in Deutſchland, in dem Warenhaus für Armee und Marine, gekauft habe, und mit ihr bis zum Schluß außerordentlich zufrieden war.“

„Sie hatten zwei indiſche Elefanten mitgenommen, Herr Graf, mußten dieſelben aber bald zurücklaſſen,“ warf ich ein.

„Jawohl. Die Tiere weigerten ſich, den Pagani zu durchſchwimmen. Das heißt, ich glaube faſt, die Schuld lag mehr an den Elefantenwärtern, welche die weite gefahrvolle Reiſe fürchteten, als an den Elefanten ſelbſt — das aber glaube ich beſtimmt ſagen zu können, daß ſie mir mindeſtens auf dem erſten Teil meiner Reiſe mehr Schwierigkeiten, als Nutzen bereitet haben würden. Was übrigens aus den Tieren geworden iſt, weiß ich bis heute noch nicht.“

„Wir durchzogen die Landſchaft Uſeghua, die Nguruberge, die Maſſaiſteppe und langten Ende Januar in Kondoa in der Landſchaft Irangi an,“ begann Graf Götzen ſeine Erzählung. „Hier konnte ich meine weitere Reiſeroute ſchon beſtimmter ins Auge faſſen; ich wollte zunächſt den Guruiberg erſteigen, dann, alle von Süden nach Norden zum Viktoriaſee führenden Karawanenſtraßen durchſchneidend, die Miſſion Uſhirombo erreichen, um von dort den Kagera zu überſchreiten und in das Herz von Ruanda vorzudringen. In letzter Linie war meine Abſicht, zu konſtatieren, ob einer der ſüdlich des Albert-Edwardſee liegenden Vulkane noch thätig ſei. Ruanda zu beſuchen, hatte für mich einen beſonderen Reiz. Was man bisher von der Landſchaft und ihrer Bevölkerung wußte, grenzte an das Sagenhafte. Man berichtete von ungeheuren Amazonenheeren, von großen Flotten auf einem rieſigen See, man erzählte von Zwergen, auf deren Schultern der mächtige König des Landes, der Kigeri, umhergetragen würde. Jedenfalls mußte die Bevölkerung ſehr kriegeriſch ſein. Stanley hat Ruanda vorſichtig umgangen, Dr. Baumann war, als er die Grenzen auf ſeinem Zuge durch das benachbarte Urundi vorübergehend berührte, gezwungen, zu den Waffen zu greifen, und — am bemerkenswerteſten — noch hat kein Araber in Ruanda Fuß zu faſſen gewußt. Ich war auf alles Mögliche vorbereitet, mindeſtens glaubte ich, daß mir der Kigeri von Ruanda, der den ſchönen Namen Luabugiri führt, den Übergang über den Kagera, der die Oſtgrenze ſeines Reiches bildet, ſtreitig machen würde.

Dies traf indeſſen nicht zu. Am 3. Mai überſchritten wir dieſen Fluß ohne jede Schwierigkeit —“

„Sie kennen das während Ihrer Abweſenheit erſchienene Werk des Dr. Baumann, Herr Graf,“ unterbrach ich. „Der glückliche Reiſende glaubt in dem Kagera oder vielmehr in deſſen Quellfluß Ruvuvu auch den Quellfluß des Nil entdeckt und damit die uralte Frage nach der Nilquelle endgiltig gelöſt zu haben.“

„Ich für mein Teil glaube nicht, daß der Ruvuvu der Hauptquellfluß des Kagera iſt,“ meinte Graf Götzen. „Einmal unterſcheiden die Bewohner Ruandas deutlich zwiſchen Ruvuvu und Kagera; dann habe ich den Kagera unterhalb und oberhalb der Mündung des Ruvuvu geſehen und keinen weſentlichen Unterſchied in der Waſſermenge, die er führte, bemerkt; endlich aber durchfließt in vielfachen Windungen Ruanda ein mächtiger Fluß, der Nyavarongo, den ich zweimal überſchritt, und der in Verbindung mit einem zweiten, dem Akenyaru, jedenfalls den Kagera bildet. Übrigens iſt es wiſſenſchaftlich von keinem großen Wert, ob dieſer oder jener der Kageraquellflüſſe der Hauptquellfluß iſt. Es wird ſich auch bei dem außerordentlich wechſelnden Waſſerſtande ſchwer genau feſtſtellen laſſen. Schließlich könnte man ja vielleicht gar die Virungaberge als Nilquelle hinſtellen, denn von ihnen herunter ſtrömt Regenwaſſer zum Albert-Edwardſee. Aber laſſen Sie ſich von Ruanda erzählen und ſeinem Herrſcher.

Hier beginnt wohl der intereſſanteſte Teil meiner Reiſe, denn nun betrat ich bisher völlig unbekanntes Gebiet. Ruanda iſt ein prächtiges, wohlangebautes Land. Überall durchſchritten wir ſaftige Hochweiden, auf denen Rinder mit Rieſenhörnern weideten, und die häufig von großen Bohnen- und Erbſenfeldern unterbrochen waren; Dörfer gab es nicht, wohl aber viele einzelne Gehöfte. Das ackerbauende Volk iſt ein Bantuſtamm, aber ſeit langer Zeit von den von Norden eingewanderten, hellfarbigen Wahumas oder Watuſi unterjocht. Dieſe bilden noch heute den Adel des Landes; überall ſitzen einzelne der Watuſi als Statthalter des gefürchteten Kigeri und halten die Ordnung durch ein ſtraff organiſiertes Polizeikorps aufrecht, deſſen Glieder einem beſonderen Stamm entnommen ſind und Batwas genannt werden. Ruanda iſt für Deutſchland ein ſehr wertvoller Beſitz. Ich glaube nicht, daß in der ſchönen, klaren Bergluft Bedingungen zur Entwickelung der Malaria gegeben ſind.

Hoch in den Bergen lag des Kigeris Reſidenz, die er im übrigen häufig zu wechſeln liebt. Als ich vor ihm ſtand, war ich geradezu betroffen von ſeiner Erſcheinung und der ſeiner Würdenträger. Es waren außergewöhnlich große Geſtalten, ſchön und edel gewachſen, in feingegerbte Ziegenfelle mit geſchmackvoller Perlenſtickerei gekleidet. Der Kigeri trug auf dem Haupte einen Kranz von grünen Blättern, und unwillkürlich mußten wir alle drei bei ſeinem Anblick an einen römiſchen Imperator denken.

Wir ſchienen dem hohen Herrn übrigens nicht übel zu gefallen, zumal unſere weiße Hautfarbe erregte ſein Erſtaunen. Charakteriſtiſch war eine Äußerung ſeines Sohnes: ‚Wenn ein Mädchen mit ſo weißer Haut nach Ruanda käme, würde ſie auf den Händen durch das ganze Land getragen werden.‘

Ich hatte ſchon während des Aufſtiegs zu der Reſidenz des Kigeri von ferne die hohen Kegel der Virungavulkane geſehen und war, trotz des etwas ſpöttiſchen Lächelns des Landesfürſten, entſchloſſen, die Beſteigung zu verſuchen. Der weſtlichſte dieſer Kegel war thätig, denn allabendlich rötete ſich über ſeinem Gipfel der Himmel. Nach überaus anſtrengenden Märſchen erreichten wir den Fuß des Feuerberges. Sie können ſich gar nicht vorſtellen, mit welcher Freude wir unſer endlich erreichtes Ziel vor uns liegen ſahen. Veſuv und Ätna können mit dieſem Bergrieſen kaum in Vergleich gezogen werden.

Ich begann mit Herrn von Prittwitz und etwa zwanzig Mann ſofort den Aufſtieg. Drei und einen halben Tag mußten wir uns unausgeſetzt durch den dichteſten Urwald hindurcharbeiten — Schritt für Schritt — dann hörte endlich die hindernde gewaltige Vegetation auf. Noch drei Stunden mühſamen Kletterns, und wir ſtanden am Rande des ungeheuren kohlſchwarzen, von roten Adern durchzogenen Kraterkeſſels, deſſen Wände ſteil nach außen und — wohl 300 m tief — nach innen abfallen. Tief auf dem Grunde entſtrömen zwei gewaltigen Öffnungen unausgeſetzt, unter gewaltigem Donnern, mächtige Dampfwolken.

Aber ich muß kurz ſein. Die nächſte Zeit brachte uns, wie Sie wahrſcheinlich ſchon durch die Zeitungen wiſſen, an die Ufer des großen, inſelreichen, herrlichen Kivuſees, den ich zum erſtenmal ſeiner Lage und Größe nach beſtimmen konnte. Er iſt gewiß 80 km lang und etwa halb ſo breit, und ſeine Ufer haben mich oft an die Geſtade unſerer oberitalieniſchen Seen erinnert. Während ich auf Kanus die Nordhälfte des Sees befuhr und eine Triangulation vornahm, führte Dr. von Prittwitz die Karawane um das Nordende auf das Weſtufer, und beſuchte Dr. Kerſting eine ausgebreitete Lava-Ausflußſtelle, die nordweſtlich des Hauptkraters ſichtbar geworden war. Nach aller Ausſagen muß der ſüdliche Abfluß des Sees, der Ruſiſi, eine Verbindung mit dem Tanganyikaſee bilden, eine Vermutung, die aber bei dem enormen Höhenunterſchied zwiſchen letzterem und dem Kivu — gegen 672 m — noch der Aufklärung bedarf.

Ich ſtand nun vor der Frage, ob ich zur oſtafrikaniſchen Küſte zurückkehren, oder ob ich mich zum Kongo wenden ſolle? Nur zweimal vor mir war der große centralafrikaniſche Urwald von Europäern durchſchritten worden: einmal von Stanley — bedeutend nördlicher und in entgegengeſetzter Richtung, als er zu Emin Paſcha nach der Äquatorialprovinz zog, das andere Mal von Emin Paſcha ſelbſt auf jenem letzten Zuge, der mit ſeinem Tode endete.

Nachdem ich meinen Patronenvorrat überſchlagen hatte — ich mußte ja vielleicht auf erbitterte Kämpfe mit den Arabern gefaßt ſein — entſchloß ich mich zum Aufbruch nach Weſten.

Dieſer letzte Teil meiner Reiſe war überaus beſchwerlich, ja bisweilen wurden die Anſtrengungen faſt übermenſchlich. Das bergige Grasland Butembo, das wir durchzogen, ehe wir den großen Wald betraten, war ungemein dünn bevölkert, die kümmerlichen Reſte der Einwohnerſchaft, durch die arabiſchen Sklavenjagden eingeſchüchtert und verängſtigt, flohen meiſt bei unſerer Annäherung. Die Verproviantierung war daher äußerſt ſchwierig.

Dann begann endlich der Urwald ſelbſt.

Ich muß geſtehen, daß ich mir nach Stanleys Schilderungen ein ganz anderes Bild von ihm gemacht hatte —“ Graf Götzen wandte ſich an ſeinen Begleiter — „nicht wahr, Prittwitz, wir waren eigentlich ſehr enttäuſcht! Es iſt ja nicht ausgeſchloſſen, daß der Wald am Aruwimi auf der Route Stanleys einen anderen Charakter trägt; wahrſcheinlich iſt es nicht. Stanley und wir — wir haben vielleicht den Wald mit anderen Augen angeſehen, es mag viel Temperamentsſache dabei mit unterlaufen. Jedenfalls aber hatten wir nie den Eindruck überwältigender Großartigkeit, vielmehr eher den tötender Langeweile. Den hohen Laubdom, durch den kein Sonnenſtrahl dringt, haben wir nicht kennen gelernt, ja wir fragten uns bisweilen, ob wir denn wirklich ſchon in dem eigentlichen Urwald wären. Aber endloſe Märſche durch verſumpfte Strecken, in denen man tagelang bis an die Kniee im Moraſt waten mußte, ſchreckliche Hungertage, unaufhörliche Schwierigkeiten wegen des weiteren Vorwärtskommens über die unzähligen Waſſerläufe — die lernten wir zur Genüge kennen.

Ehe wir den Lowa, den großen Zufluß des Kongo, erreichten, hatten wir noch einmal in der Niederlaſſung Kaware-wares, eines Anhängers der Araber, Gelegenheit, uns zu verproviantieren. Inmitten ausgedehnter Reiskulturen leben hier gegen 5000 Menſchen, und ich empfand ſofort, als wir die Anſiedelung erreichten, daß die Waffen des Kongoſtaates inzwiſchen endgiltig gegen die Araber entſchieden haben mußten. Die Chefs der Niederlaſſung waren wenigſtens von einer Unterwürfigkeit, die nichts zu wünſchen übrig ließ. Nachdem ich den reißenden Lowa mit Hilfe eines Kanus und eines aus aufgeblaſenen Ziegenfellen konſtruierten Floſſes überſchritten hatte, drangen wir aufs neue in den Wald ein. Nur noch einmal trafen wir auf eine kleine Niederlaſſung — dann begannen ſchlimme Hungertage. Die Waldfrüchte waren meiſt ungenießbar, die Jagd gänzlich unergiebig — ſelten daß wir eine verwilderte Bananenpflanzung fanden! Für mich iſt die Erinnerung an dieſe Tage beſonders traurig durch den Umſtand, daß ſie uns noch dreißig Menſchenleben koſteten — freilich faſt nur junge Burſchen, die leichtſinnig mit ihrer Ration umgegangen waren. Schade um die braven Leute, mit denen ich ſonſt ſehr zufrieden war.

So kam der 21. September 1894 heran, an dem wir endlich den breiten Kongoſtrom vor uns ſahen und zugleich die erſten Spuren europäiſcher Kultur. Unfern der Station Kirunda war es, wo die belgiſchen Herren meine Expedition und die deutſche Flagge, die uns ſtets entfaltet vorangegangen war, begrüßten. Sie waren, trotzdem ich einen Boten vorausgeſandt hatte, nicht wenig erſtaunt über das plötzliche Auftauchen der kleinen bewaffneten Macht aus dem Urwald — ahnten ſie doch nichts von meinem ganzen Unternehmen. Ich wurde aber mit der allergrößten Liebenswürdigkeit aufgenommen, und ihr verdanke ich es, daß ich verhältnismäßig ſchnell, nach $2^{1}/_{2}$ Monaten, nach Banana, an die Küſte, gelangte.“

„Welchen Eindruck haben Sie vom Kongoſtaat und ſeiner Regierung gehabt, Herr Graf?“ warf ich ein.

„Den allerbeſten!“ entgegnete er. „Die Belgier ſind an ihre große Aufgabe mit ganzer Kraft und vielem Verſtändnis gegangen. Jetzt, nachdem der Araberwirtſchaft endgiltig ein Ende gemacht iſt, werden ſich auch die Früchte zu zeigen beginnen — nicht zuletzt dadurch, daß man erkannt hat, ein wie wichtiges Kulturelement die Araber in Afrika ſind, wenn ſie von ſtarker Hand in Schranken gehalten werden.“

„Sie gedenken doch jedenfalls die Reſultate Ihrer Reiſe in einem größeren Werke niederzulegen?“

„Wahrſcheinlich — ja! Zwar bin weder ich, noch ſind meine beiden Begleiter Geographen oder Naturforſcher von Fach, aber das Ergebnis meiner Expedition iſt ja doch derart geweſen, daß ich einige wichtige Aufſchlüſſe über Centralafrika verzeichnen darf. Ich habe auch möglichſt viel wiſſenſchaftliches Material, nach allen Richtungen hin, geſammelt und vor allem äußerſt gewiſſenhaft, für jede fünf Minuten, meine ganze Reiſeroute feſtgelegt.“

Ich verabſchiedete mich — es war eine intereſſante Stunde geweſen, die ich mit Graf Götzen verplaudert hatte. Nicht nur durch ſeine Mitteilungen über die Expedition ſelbſt. Ebenſoſehr vielmehr, weil mir die Perſönlichkeit des vom wohlverdienten Erfolg gekrönten Reiſenden näher getreten war — ſeine Liebenswürdigkeit, ſein ruhiges, zielbewußtes und dabei ſo beſcheidenes Weſen. Dürfen wir uns nicht freuen über den jungen deutſchen Edelmann, der auf eigene Koſten ein derartiges Unternehmen plant und durchführt — ein Unternehmen, das mit einem Schlage das Kartenbild Afrikas von der Grenze Deutſch-Oſtafrikas bis zum Kongo ausfüllt!

Ich leſe ſoeben, daß die Geſellſchaft für Erdkunde dem Grafen Götzen die große Karl Ritter-Medaille verliehen hat. Er hat ſie vollauf verdient, und er wird ſie ſchätzen und hochhalten, als ſein ſchönſtes Ehrenzeichen.

Hanns von Spielberg.

Preetzen's und ihre Tiere.

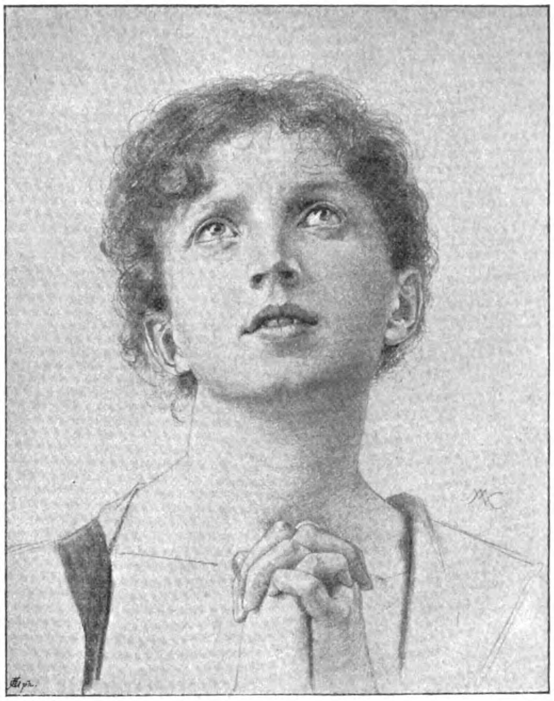
Skizze von Hans Arnold.

(Abdruck verboten.)

Vor einigen Tagen ſah ich im Schaufenſter eines Konditorladens eine Sorte Oſtereier, die jeden Oſterhaſen zu entrüſtetem Proteſt bringen würde, daß er etwas ſo Geſchmackloſes ſollte gelegt haben. Es waren aus Zucker oder Glas geformte Dinger, auf denen ein Menſchenkopf befeſtigt war, der den Eindruck machte, als lächle er wohlwollend auf ſein mit Fruchtbonbons oder ähnlichen guten Dingen gefülltes Bäuchlein hernieder.

Bei dieſem Anblicke tauchte in meiner Erinnerung plötzlich ein alter, guter Freund empor, der in ſeiner Geſtalt ganz auffallend an dieſe originellen Oſtereier erinnerte, indem er auf den erſten Blick auch nur aus Kopf und Bauch zu be-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Studie zu dem gegenüberſtehenden Bilde von Max Nonnenbruch.

ſtehen ſchien. Erſt bei genauem Hinſehen zeigten ſich auch noch zwei Beinchen dem Beſchauer, die unter der ungeheueren Wucht des Oberkörpers langſam und mühſelig ihren Weg durchs Leben machten. Dieſer Mann war der Bauinſpektor Preetz, der mit ſeinem Haushalt in unſerer unmittelbaren Nachbarſchaft wohnte und durch manche Abſonderlichkeiten, die ihm ſowohl, wie ſeiner ganzen Familie eigen waren, mir und gewiß vielen Zeitgenoſſen noch lebhaft im Gedächtnis geblieben iſt.

Was der Herr Bauinſpektor gebaut hatte, blieb ewig in geheimnisvolles Dunkel gehüllt, in jedem Fall hatte er in ſeiner Perſönlichkeit ein äußerſt ſolides Bauwerk errichtet, das ſchon eines Inſpektors für ſich allein benötigen konnte.

Er beſaß außer ſeinem Titel auch eine Frau, die in weiblicher Ausgabe genau ſo dick und unförmig war, wie ihr Mann, ihn dafür aber um Kopfeslänge überragte! Die Sage überlieferte eine kleine Geſchichte darüber, wie der Herr Bauinſpektor das Herz ſeiner Frau gewonnen hätte. In dem Hauſe, das ſeine und ihre Eltern gemeinſam bewohnten, hatte eine läſtige Mäuſeplage überhandgenommen, und die ſpätere Frau Bauinſpektorin, wie viele andere Leute auch, fürchtete und graute ſich vor Mäuſen. Da zog Herr Preetz, ein zweiter Ritter Delorges, zum Kampf gegen die Mäuſe aus, fing und tödtete dreißig Stück von dieſer Landplage, ſchnitt ihnen die Schwänze ab, band dieſe mit einem roſa Bändchen zuſammen und überreichte ſie als eigenartiges Sträußchen der Dame ſeiner Wahl, die ihm als Gegengabe Herz und Hand verlieh.

So waren Bauinſpektors zuſammengekommen. Daß Frau Preetz alle Erforderniſſe zu einer glücklichen Ehe in ſich vereinigte und namentlich auch gut kochte, dafür legte ja ihre und ihres Gatten Erſcheinung das beſte Zeugnis ab, und beide ſchleppten ihre Fettlaſt keuchend, aber ſehr vergnügt durch die Welt.

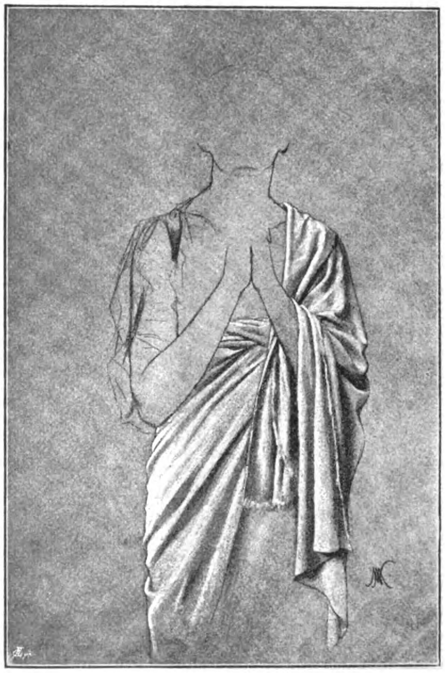
Die dritte im Bunde dieſes Haushaltes war die Frau Amtmann Ruſemann, die Schweſter der Frau Bauinſpektorin, die ebenſo mager war, als das Ehepaar wohlbeleibt, und bei uns Kindern infolgedeſſen das größte Mitleid erweckte, weil wir uns immer einbildeten, die beiden anderen äßen ihr alles weg, und ſie käme nicht auf ihre Rechnung.

Dem war aber nicht ſo, im Gegenteil! Die drei alten Leute lebten ſehr glücklich und zufrieden mit einander in ihrem netten, gemütlichen Häuschen, welches zwiſchen Hof und Garten lag und ihnen für ihre Hauptleidenſchaft, das Halten und Verpflegen von allerlei Haustieren, den unbegrenzteſten Spielraum gewährte.

Für den Uneingeweihten war es recht ſchwierig und geiſtanſtrengend, hinter die verwandtſchaftlichen Beziehungen der drei guten Menſchen zu kommen. Die Frau Preetz nannte nämlich ihren Mann „Onkel", er nannte ſeine Gattin „Tante", und beide Eheleute redeten die Schweſter, reſpektive Schwägerin mit „Mutter" an!

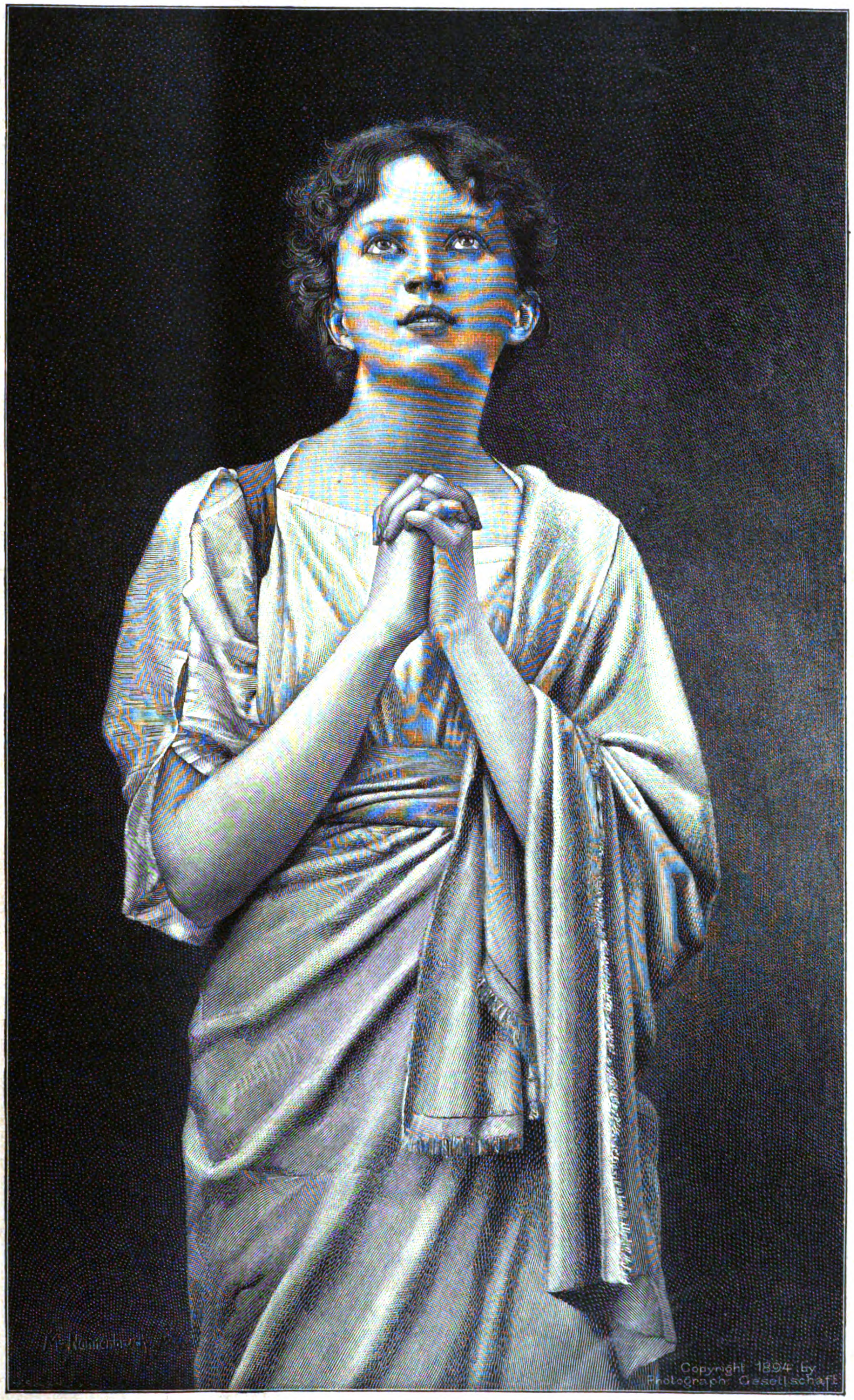
Dieſe verwickelte Verwandtſchaft hatte den äußerſt einfachen Grund darin, daß die Frau Amtmann Ruſemann eine Tochter beſaß, die für die drei alten Leute der Mittelpunkt jedes Intereſſes und jeder Zärtlichkeit geweſen war und ſie ganz naturgemäß mit Onkel, Tante und Mutter angeredet hatte. Als dieſe Tochter ſich verheiratete und ſpäter, in noch jungen Jahren, ſtarb, behielten die drei ihre Bezeichnungen bei, und nach dem Princip jener Dame, die ſich „Mühlenbeſitzerin" unterſchrieb, weil ſie eine Kaffemühle hatte und „es ja niemand ſchadete", ließ ſich auch von keinem Standpunkt etwas dagegen einwenden, wenn Preetzens ſich nach Bedarf Mutter, Onkel und Tante anredeten.

Der alte Preetz! Mit einer gewiſſen Rührung rufe ich mir ſoeben ſein niedliches Bild zurück — das komiſche, kleine Geſicht mit der runden winzigen Naſe und der ungeheueren Unterlippe, um das bei aller Grämlichkeit doch ein Zug unverkennbarer Bonhomie und eines gewiſſen, trockenen Humors ſchwebte. Er trug eine ganz abſonderliche fuchſige Perücke, an der, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinigen, der Backenbart gleich mit feſtgemacht war, ſo daß dieſer bei etwaigen Verſchiebungen des Hauptſchmuckes einmal ſenkrecht an der Wange herunterlief oder wagerecht auf die Naſe zuſtand, was aber der Schönheit des Bauinſpektors weiter keinen Eintrag that. — Der alte Herr zeichnete ſich nebenbei durch eine faſt ſprichwörtlich gewordene Kurzſichtigkeit



Studie zu dem gegenüberſtehenden Bilde von Max Nonnenbruch.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


M. Nonnenbruch
Copyright 1894 by
Photograph. Gesellschaft

Chriſtliche Römerin im Gebet. Nach dem Gemälde von M. Nonnenbruch.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

aus, — es wurde ihm nacherzählt, daß er beim Whiſt die Theeſerviette ausgeſpielt und ſich mit dem Karo-Aß den Mund gewiſcht habe. Auch behauptete eine kühne Sage, er ſei mit einem Herrn ſeiner Bekanntſchaft ſpazieren gegangen, als ein kleiner Schuljunge vor den beiden auf den Bürgerſteig hinfiel, und habe ſeinen Begleiter mit den höflichen Worten: „Sie haben Ihr Portemonnaie verloren!“ auf den Unfall aufmerkſam gemacht.

Sah der alte Preetz wenig, ſo aß er deſto mehr. In unſerer Familie erinnert man ſich noch heute mit Vergnügen an ein großes Staatsdiner, dem der Herr Bauinſpektor als Rekonvalescent nach einer längeren Krankheit beiwohnte. Seine beſorgte Gattin, die übrigens Florchen hieß, war vorher bei uns geweſen und hatte flehentlich gebeten, ihrem Manne nur ein Krankenſüppchen vorzuſetzen, da er auf ausdrücklichen, ärztlichen Befehl noch auf knappe Koſt geſetzt ſei. Alſo nur ein Krankenſüppchen!

Dies wurde denn auch mit Sorgfalt zubereitet, und der alte Preetz, der ſich die Serviette immer, auch in Geſellſchaft, um den Hals band, da ſie von ſeinem Bauch rettungslos abgerutſcht wäre, löffelte behaglich ſein Hafergrützſüppchen aus — aß aber dann ſämtliche Gänge des großen Diners mit dem erfreulichſten Appetit hinterher.

Wenn ſeitdem in unſerer Verwandſchaft jemand über Mangel an Eßluſt klagt und dann recht Anerkennungswertes in dieſer Richtung leiſtet, heißt es noch heute: „Du ißt wohl das Krankenſüppchen vom alten Preetz?“

Der Haushalt des Bauinſpektors beſtand außer aus den ſchon erwähnten drei Perſonen auch noch aus ebenſo vielen Dienſtboten, die in ihrer Art der Herrſchaft nichts an Originalität nachgaben.

Der Kutſcher Gottlieb, auf den ich ſpäter noch zurückkomme, war ein alter graubärtiger Mann, der ſehr mürriſch ausſah, ſich aber wohl ungeahnter pädagogiſcher Talente erfreuen mußte. Wir Kinder wurden wenigſtens bei beſonderen Ungezogenheiten und Greuelthaten immer bedroht: „Du kommſt zum Preetzkutſcher in Penſion!“ eine Verſicherung, die mich noch als älteres Weſen mit einem namenloſen Grauen erfüllte, trotzdem der Preetzkutſcher es ſehr gemütlich hatte und in einer glühend überheizten Stube neben ſeinem Pferdeſtall wie ein Bratapfel ſchmorte und ſein kurzes Pfeifchen rauchte.

Als Nebenſonne am Preetzſchen Küchenhimmel fungierte außer Gottlieb eine alte Köchin, die auf den ſchönen Namen Modeſta hörte, die Krankenſüppchen und Zubehör herrlich zu bereiten verſtand und ſtets von Sauberkeit und Appetitlichkeit blinkte und blitzte.

Ein langer, blaſſer, etwa ſechzehnjähriger Junge mit einem ungeheuren Lockenkopf, der den Eindruck machte, als wenn er ſich aus einer Roßhaarmatratze den Haarwuchs rekrutierte, hieß „Dienſtag“ und ging ihr als eine Art Faktotum und Prügeljunge zur Hand. Er mußte die Kaffeemühle drehen und das Gemüſe putzen, das Waſſer ſchleppen und den Zucker auf einer Art Miniatur-Guillotine zerklopfen, die jetzt auch aus der Kulturwelt verſchwunden iſt, zu meiner Zeit aber in keinem Haushalt fehlen durfte. — Zu Modeſta ſtand der vielſeitige Dienſtag in einem Verhältnis, das nie aufgeklärt wurde, jedenfalls aber auf eine Art Leibeigenſchaft ſchließen ließ, denn er wurde von ihr geknufft und gepufft, daß es eine Luſt war. Auch bewies ſie die gegenſeitige Intimität dadurch, daß ſie einen Vorrat der ſeltſamſten Schimpfworte über den armen Dienſtag ergoß, ihn mit dem fremdartigen Beinamen „Du Teigaffe!“ verunzierte und ihn zornig aufforderte: „zinne nicht, wie ein Heftelmacher!“ welche Bezeichnungen es immerhin verdienen, in den deutſchen Sprachſchatz überzugehen, und namentlich den Erziehern der Schuljugend zur Abwechſelung nicht warm genug empfohlen werden können.

Daß die Modeſta an jedem Sonnabend Flur und Treppen mit dem Lockenkopf des Dienſtag ſcheuerte, wurde behauptet, aber ich kann es nicht verbürgen, da ich es nie mit angeſehen habe! Der Dienſtag führte ſeinen ſonderbaren Namen übrigens deshalb, weil er als herrenloſes Wickelkind an einem Dienſtag auf der Treppe von der Modeſta gefunden worden war, der er übrigens recht ähnlich ſah!

Modeſta ſelbſt war ein großes, ſtarkknochiges Frauenzimmer mit einem groben Munde, den ein Unzarter ſchon Maul genannt hätte, und einer Menge ganz dünner, hellbrauner Zöpfchen, die in regelrechteſter Schneckenform neben den Ohren auf ihren Backen ſaßen, eine Haartracht, die früher gebräuchlich war. Der Hauptcharakterzug Modeſtas war eine unbegrenzte Leidenſchaft für Tiere, die ſie ihrer alten Dienſtherrſchaft faſt unentbehrlich machte, da, wie ſchon oben erwähnt, Tiere jeder Gattung das Hauptintereſſe der Familie ausmachten.

Modeſta hatte vor allem den Hühnerhof unter ſich und ſtand in perſönlicher Beziehung zu jedem Huhn, hatte leidende Exemplare in ihrer Küche und prügelte zänkiſche Hühner mit dem Kochlöffel durch, worauf ſie behauptete, daß ſie „wie neu geboren“ wären.

Als anerkennenswerteſte Leiſtung der Modeſta muß der Nachwelt die Thatſache überliefert werden, daß ſie einmal ein Ei ausgebrütet hatte, das von einer herzloſen Henne acht Tage zu früh verlaſſen war. Modeſta nähte das Ei in ein mit Watte gefülltes Beutelchen und hing es ſich unter dem Kleide um den Hals, wo es Tag und Nacht hängen blieb, allerdings unter der Vorausſetzung, daß Modeſta, wie jene Dame, die ſich nur einmal in der Woche friſierte, „vorſichtig ſchlief.“

Aber die Bemühungen der braven alten Hühnermutter wurden von glänzendem Erfolge gekrönt! Wir Kinder beſuchten ſie natürlich in jener Zeit unaufhörlich, um es mit zu erleben, wenn „der Modeſta ihr Ei“ auskröche, und hatten die Genugthuung, eines Morgens von ihr die merkwürdige Verſicherung zu hören: „heute kommt's 'raus — ich habe es mir ans Ohr gehalten, und es pop nicht nur, es broll richtig in dem Ei!“

Das auf ſo beſondere und auszeichnende Weiſe ins Leben beförderte Hühnchen genierte ſich aber vor uns. Wir konnten uns allerdings durch den „Ohrenſchein“ überzeugen, daß es wirklich „pop“ und „broll“, aber es kroch gemeinerweiſe erſt aus, als wir ſchon wieder zu Hauſe waren, und wurde uns am nächſten Tage von Modeſta mit beſcheidenem Stolz vorgeſtellt. Es ſah maßlos verdrießlich und elend aus, ſaß in einem Cigarrenkiſtchen voll Watte und ſchien den peſſimiſtiſchen Vers zu ſeinem Motto erkoren zu haben:

„Dem ſeligen Nichts entſtiegen,
Der ewigen Ruh',
Um ruhelos zu fliegen —
Wozu? Wozu?“ —

Ich will übrigens gleich an dieſer Stelle bemerken, daß das auf ſo abenteuerliche Weiſe ins Daſein genötigte Huhn auch keines natürlichen Todes ſtarb, ſondern nach etwa vierwöchentlichem Daſein als Selbſtmörder, und noch dazu als rückfälliger, endete.

Es flog zuerſt ins Waſchfaß, wurde herausgeholt, abgetrocknet, mit Kognak zum Bewußtſein gebracht und lebte noch acht Tage. Dann band es ſich, wie wir Kinder uns mit Grauſen gegenſeitig verſicherten, einen kleinen Stein um den Hals und flog in die Gießkanne, wo es dann nicht mehr gerettet wurde, ſondern ſein Leben beſchloß und gebührenderweiſe „am Zaun“ im Preetzſchen Garten begraben wurde.

Zu dem geflügelten Inventar außerhalb des Hauſes, auf dem ſehr geräumigen Hofe — auf die Vogelwirtſchaft im Innern komme ich in gebührender Reihenfolge dann zu ſprechen, wenn wir uns aus dem Hofe in das Haus begeben haben — alſo zu dem Federvieh, das der Aufſicht der Modeſta unterſtellt war, gehörte auch ein Storch, der ſich vor ſeinesgleichen auszeichnete. Er war einſtmals, wohl bei einem zu frühen Flugverſuch, auf das Steinpflaſter des Preetzſchen Hofes geſtürzt und hatte ſich ein Bein gebrochen.

(Schluß folgt.)

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Aus dem deutſchen Oſten ſtammt Wilhelm Räuber. Im Jahre 1849 in Marienwerder geboren, ſtudierte er an der Königsberger Akademie, ging dann aber nach München, um unter Wilhelm Diez zu malen, der in den ſiebziger Jahren eine ſtattliche Schar begabter Schüler um ſich verſammelte. Im engen Anſchluß an den Meiſter behandelte Räuber beſonders Soldaten- und Jagdſcenen aus dem XVII. Jahrhundert, von denen zuerſt ſein „Jagdrecht“ die Aufmerkſamkeit auf den hochbegabten Künſtler lenkte. Dann aber ſchuf er eine Reihe größerer Kompoſitionen, von denen in erſter Linie „Die Übergabe von Warſchau an den Großen Kurfürſten“ und „Der Tod Guſtav Adolfs bei Lützen“ erwähnt werden müſſen. Immer wieder griff Räuber jedoch gern zu ſeinem urſprünglichen Stoffgebiet zurück, dem ja auch unſer erſtes Vollbild „Reiherbeize“ — eine Jagd mit dem Falken — entnommen iſt.

M. Nonnenbruch malt mit Vorliebe ſchöne Frauen und Mädchen. Aber er begnügt ſich nicht mit der Wiedergabe der äußerlichen Schönheit, mit Formenreiz und koloriſtiſcher Vollendung, er ſucht ſeinen Geſtalten ein ſtarkes Empfinden aufzuprägen, das ſie über das Alltägliche erhebt. Das iſt ihm auch bei der „chriſtlichen Römerin im Gebet“ gelungen; aus dem Antlitz des betenden Mädchens ſpricht fromme Zuverſicht, ein tiefes Gottvertrauen und die Unſchuld eines reinen Herzens. Das Bild gewinnt ein beſonderes Intereſſe dadurch, daß der in München lebende Künſtler die Liebenswürdigkeit hatte, uns zwei ſeiner Studien zu dem Gemälde zur Verfügung zu ſtellen: eine Gewandſtudie und die erſte Studie zu dem Haupt der Römerin. Vielleicht vergleicht der Leſer die letztere beſonders ſorgfältig mit dem ausgeführten Bilde. Er wird dann — wenigſtens iſt es mir ſo ergangen — erkennen, wie der Künſtler auf letzterem den zuverſichtlicheren, glaubensfroheren Ausdruck ſchärfer herausarbeitete. Die Gegenüberſtellung der Studie und des Bildes geſtattet übrigens auch, die beiden jetzt üblichen Reproduktionsmethoden — die Zinkätzung und den Holzſchnitt — unter beſonders günſtigen Verhältniſſen zu vergleichen. Man wird dem edlen Holzſchnitt gewiß alle ſeine großen Vorzüge — die größere Klarheit und Tiefe vor allem — laſſen müſſen; man muß aber zugeſtehen, daß die Zinkätzung ſo manchen charakteriſtiſchen Zug, vielleicht darf man ſagen: „der Handſchrift des Künſtlers!“ — intimer, unmittelbarer wiedergibt. Deshalb eignet ſie ſich auch beſonders zur Reproduktion von Studien.

Ein Werk moderner Plaſtik: „Der Wurz’nſepp“ von George Dotti iſt auf S. 380 eingeſchaltet. Geſunder Realismus tritt uns in der Geſtalt des urwüchſigen oberbayeriſchen Holzknechts entgegen, der dargeſtellt iſt, wie er, gemächlich ſein Pfeifchen ſchmauchend, die Axt über der Schulter, nach gethaner Arbeit dem Heimatsdorf zuſchlendert. Eine prächtige, lebensfriſche Geſtalt! Das Werk hat auf den letztjährigen Ausſtellungen in München, Berlin und Dresden ein gewiſſes Aufſehen erregt, und man ſieht der weiteren Entwickelung Dottis mit um ſo größerem Intereſſe entgegen, als er kein Berufsbildhauer iſt, ſondern nur ein Liebhaberkünſtler.

Altertumskunde.

Es iſt wenig bekannt, daß ſich faſt unmittelbar vor den Thoren Ofens, der Schweſterſtadt von Peſth, ein bedeutendes Ausgrabungsfeld befindet. Hier erhob ſich einſt der römiſche Ort Aquincum, das Standlager der Hilfslegion der Provinz Pannonien, unter Septimius Severus (193—211) zur Kolonie erhoben. Der Ort blühte, bis Valentian das römiſche Heer nach Italien zurückzog. Dann erſt drangen die Hunnen, ſpäter die Avaren plündernd in Pannonien ein, und die Anſiedler wanderten, ſchutzlos geworden, aus; Aquincum ſelbſt mag erſt im elften Jahrhundert, gleichzeitig mit der Gründung von Alt-Ofen, zerſtört worden ſein. Nach einem kleinen Bericht von v. Pelſer im „Centralblatt der Bauverwaltung“ ſind ſchon jetzt recht bemerkenswerte Gebäude freigelegt, u. a. das auf 6000 Perſonen berechnete Amphitheater, ein Mithrastempel, das Marktgebäude (macellum), eine Turnhalle (palaestra), mehrere Badehäuſer und Wohngebäude. Trotzdem iſt erſt der kleinſte Teil des Ausgrabungsgebietes durchforſcht — namentlich iſt die Lagerſtätte der Legion noch gar nicht berührt. Da der römiſche Boden ſich nur etwa einen Meter unter dem heutigen befindet, werden ſich die weiteren Ausgrabungen ohne beſonders hohe Koſten ausführen laſſen, vorausſichtlich aber intereſſante Funde gewähren.

Vor faſt 60 Jahren machte ein junger preußiſcher Offizier, der einer Miſſion nach der Türkei zugewieſen und hier mit dem Studium von Befeſtigungsarbeiten an der Donau betraut war, auf ein höchſt merkwürdiges altrömiſches Denkmal in der Dobrudſcha, unweit Raſſowa, aufmerkſam: „eine kuppelartig gewölbte, ſolide Steinmaſſe, früher mit Reliefs und Säulen bekleidet . . . wahrſcheinlich das Grabmal eines römiſchen Feldherrn.“ Der damalige Hauptmann, ſpätere Generalfeldmarſchall Graf von Moltke meinte das Monument von Adamkliſſi, das neuerdings der Gegenſtand eingehender Ausgrabungen und Forſchungen geweſen iſt, an denen — in dem jetzt rumäniſch gewordenen Lande — zuerſt der Senator Toſilesco, dann der Wiener Gelehrte W. Niemann hervorragenden Anteil hatten. Das Denkmal iſt ein mächtiger, maſſiver Rundturm, in ſeiner die ganze Runde der einſamen Landſchaft beherrſchenden Anlage an den Eindruck St. Peters in der Campagna erinnernd, und ſteht im Zuſammenhang mit der ſtarken, von der Donau zum Meer ſich hinziehenden Befeſtigungsanlage, dem ſogenannten Trajanswall. Es iſt unzweifelhaft geworden, daß Kaiſer Trajan es zur Erinnerung an denſelben Sieg über die Dacier (im Jahre 107) errichten ließ, den er in Rom ſelbſt mit der Errichtung der Trajansſäule feierte. An Großartigkeit hat das am Schauplatz des Sieges ſelbſt errichtete Denkmal demjenigen in der Hauptſtadt anſcheinend kaum nachgeſtanden. Die eigentliche Siegestrophäe, ein Pfahl mit der Rüſtung des geſchlagenen Gegners, von gefeſſelten Barbaren umgeben, erhob ſich auf einem gewaltigen Poſtament, das auf ſiebenſtufigem Unterbau emporragte und mit 54 großen Reliefbildern geſchmückt war. Darüber wölbte ſich das ungeheure Dach. Gewaltige Prunktrophäen ſollen auch Druſus an der Elbe, Germanicus an der Weſer aufgeſtellt haben; jene Rundhalle des Trajan aber iſt das einzige uns im Aufbau erhaltene Werk dieſer Art.

Erdkunde.

Die Deutſche Seewarte hat gebeten, daß behufs Erforſchung der Meeresſtrömungen die Schiffskapitäne dann und wann Flaſchen auswerfen, welche Zettel mit der Angabe des Ortes und der genauen Zeit der Überbordſetzung enthalten; die Flaſchenzettel ſollen dann nach der Auffindung, wieder mit einem genauen Vermerk über Ort und Zeit, der Seewarte zugeſtellt werden. Nahe dem Äquator ſetzte man nun, bei St. Pauls Rocks im Atlantiſchen Ozean, am 24. Februar 1893 zehn Flaſchen über Bord. Zwei derſelben ſind wirklich an die Seewarte zurückgelangt. Aber welche Reiſe hatten dieſelben zurückgelegt: die eine war nach 377 Tagen an der Küſte von Nicaragua, die andere nach 196 Tagen an der Küſte von Sierra Leone gelandet — ſie hatten alſo, dieſe Beobachtung dürfte zum erſtenmal gemacht worden ſein, einen ganz verſchiedenen, ja entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen, obwohl ſie zugleich ausgeſetzt worden waren. Die erſte Flaſche hatte, beiläufig bemerkt, täglich 9,1 Seemeilen — die zweite 5 Seemeilen zurückgelegt.

Naturkunde.

Der Begriff der Reinheit des Waſſers iſt ein ſehr relativer. Waſſer, das wir zum Baden gebrauchen und als rein empfinden, gilt als Trinkwaſſer als unrein, und der Chemiker muß, will er exakte Forſchungen anſtellen, auch das klarſte Quellwaſſer als unrein zurückweiſen. Aber auch ſein deſtilliertes Waſſer iſt ſchließlich doch nur relativ rein oder wird wenigſtens bei jeder Art der Aufbewahrung faſt ſofort wieder unrein. Die moderne Phyſik hat nun, wie wir der Halbmonatsſchrift „Himmel und Erde“ entnehmen, ein höchſt intereſſantes Verfahren gefunden, jede Verunreinigung von Waſſer, auch wenn ſie noch ſo gering iſt, nachzuweiſen. Es hat ſich nämlich herausgeſtellt, was vielen unſeren Leſern neu und überraſchend ſein dürfte, daß der elektriſche Strom von abſolut reinem Waſſer gar nicht oder faſt gar nicht fortgeleitet wird, daß es dagegen die Verunreinigungen des Waſſers ſind, welche dasſelbe leitend machen. Neuerdings hat man in Berlin Waſſer deſtilliert, wohl das reinſte, welches bisher jemals gewonnen wurde, und 1 mm dieſes Waſſers ſetzte dem elektriſchen Strom denſelben Widerſtand entgegen, wie es ein Kupferdraht von gleichem Querſchnitt, aber ſolcher Länge thun würde, daß man ihn tauſendmal um die Erde legen könnte. Wie ſchnell und leicht ſich das Waſſer verunreinigt, zeigte ſich aber auch hier: ſchon die bloße Berührung mit der Luft ſteigerte deſſen Leitungsvermögen für den elektriſchen Strom auf annähernd das Zehnfache.

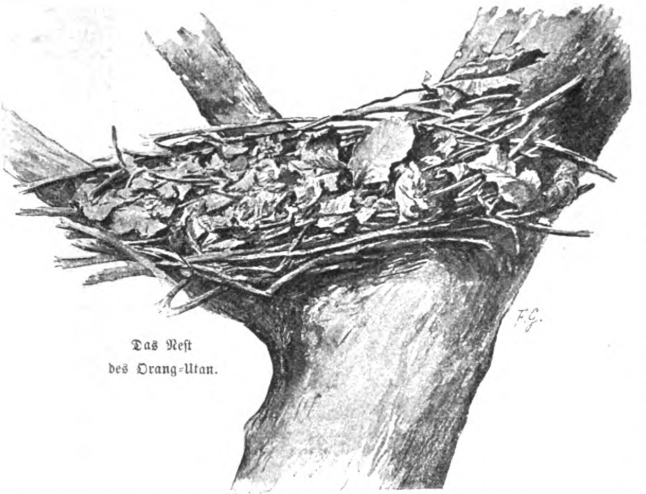
Das Alter eines kaliforniſchen Mammutbaumes (Sequoya gigantea) wurde kürzlich durch ſorgfältiges Zählen der Jahresringe feſtgeſtellt, ſoweit dies möglich, denn nicht immer erfolgt die Bildung eines Ringes genau in dem Zeitlaufe eines Jahres. Der Baumſtamm, an deſſen Durchſchnitt Herr Corruthers die Zählung vornahm, hatte einen Durchmeſſer von $4^1/_2$ Meter. Der Baum war vor zwei Jahren gefällt und ſtark und kräftig im Wachstum geweſen. Die Ringe zeigten ein merkwürdig gleichmäßiges Wachſen auf allen Seiten des Stammes. Für die erſten fünf oder ſechs Jahrhunderte war das jährliche Wachstum des Stammumfanges beträchtlich, es nahm jedoch mit der Dickenzunahme des Baumes ab und war in den letzten drei Jahrhunderten nur gering. Das Geſamtalter des Baumrieſen iſt nach den Ringen auf 1330 Jahre zu ſetzen. St.

Verkehr.

Bisher vermittelte in Centralamerika nur die Panama-Eiſenbahn — nebenbei bemerkt, jetzt das einzige greifbare Beſitztum der verkrachten franzöſiſchen Panamakanal-Geſellſchaft — den Verkehr zwiſchen dem Atlantiſchen und dem Stillen Ozean. Vor kurzem iſt ihr aber eine gefährliche Konkurrentin erwachſen: die Eiſenbahn über die Landenge von Tehuantepec wurde nämlich vollendet. Die Strecke hat eine ſchier ſtaunenswert lange Bauzeit; ſie wurde ſchon 1842 begonnen, der Bau blieb aber immer wieder liegen. Sie beginnt bei Coatzacalcos am Golf von Mexiko, iſt 192 Meilen lang und endet bei Salina Cruz am Stillen Weltmeer. Der Reiſeweg von New York nach San Francisco über Panama beträgt 6107 engliſche Meilen, der gleiche Weg über den Iſthmus von Tehuantepec dagegen nur 4325 Meilen. Übrigens ſollte über die Landenge von Tehuantepec auch eine ſogenannte Schiffseiſenbahn — zum Transport ſelbſt der größten Ozeandampfer von einem Ozean zum anderen — gebaut werden. Das Projekt ſcheint aber über die Vorarbeiten nicht herausgekommen zu ſein.

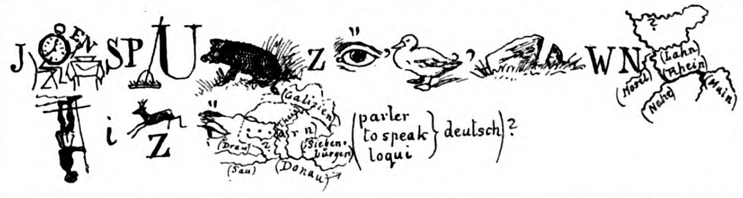
Das Neſt des Orang-Utan.

Das zoologiſche Muſeum in Berlin beſitzt ſeit kurzer Zeit das Originalneſt, richtiger vielleicht „Schlaflager“ eines Orang-Utan. Wallace, dem wir die beſten Schilderungen aus dem Freiheitsleben des „Meias“ oder „Mawas“ — „Waldmenſch“, wie der Affe auf Borneo genannt wird, verdanken, hat auch zuerſt die Neſter desſelben erwähnt. „Seine langen mächtigen Arme“ — ein ausgewachſener Orang-Utan, den er erlegte, war 1,35 m hoch, klafterte aber mit ausgeſtreckten Armen 2,4 m — „befähigen ihn, mit Leichtigkeit die höchſten Bäume zu erklimmen, Früchte und junge Blätter von dünnen Zweigen, welche ſein Gewicht nicht aushalten würden, zu pflücken und Äſte und Blätter zu ſammeln, um ſich ein Neſt zu bauen. Als ich einen Meias angeſchoſſen hatte, kletterte er höher im Wipfel des Baumes hinauf und begann, ganz hoch oben, ſofort ringsherum Zweige abzubrechen und ſie kreuz und quer zu legen. Der Ort war ungemein geſchickt gewählt, und nach wenigen Minuten hatte der Meias eine geſchloſſene Maſſe von Laubwerk gebildet, die ihn meinen Blicken völlig entzog. Ein ähnliches Neſt benutzt der Meias auch faſt in jeder Nacht zum Schlafen; nur wird dieſes meiſt niedriger, in der Regel kaum höher als 8 — 15 m, auf einem kleinen Baume angebracht, wohl weil es ſo weniger den Winden ausgeſetzt iſt, als in großer Höhe. Der Meias ſoll ſich jede Nacht ein neues Neſt bauen. Ich halte dies jedoch nicht für ſehr wahrſcheinlich, weil man ſonſt die Neſtüberreſte häufiger finden würde.“ Das Neſt im zoologiſchen Muſeum ſtammt aus Borneo, beſteht aus abgebrochenen Zweigen und Blättern eines Flügelfruchtbaumes und lag, 11 m über dem Erdboden, auf einer Aſtgabel.


Das Neſt des Orang-Utan.

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Dreiſilbige Scharade.

Sag', wer biſt Du, mächtig Weſen, das noch keiner je ergründet?
Allen Schwachen, allen Kranken Heil und Troſt und Frieden kündet? —
Ernſt und ſchweigſam, macht er Ende allen frohen Feſtgelagen
Spiel und Tanz und Jubilieren will durchaus ihm nicht behagen.
Schweigen ſoll in ſeiner Nähe aller Frohſinn, alles Leben,
Aber wunderſame Schätze will er dafür wiedergeben.
Seinem Zauberblick erlieget, wie der Ärmſte, ſo der König,
Selbſt des Kindes Flehn und Weinen rührt ſein ſtrenges Herz ſo wenig;
Dennoch heißt man hochwillkommen den Erlöſer von den Plagen,
Und, wen er beharrlich meidet, ach, der möchte ſchier verzagen.
Von ihm weg das ſinn'nde Auge auf die nächſten beiden lenken,
Möcht' wohl manche höh'ren Weſen, und das nicht mit Unrecht, kränken.
Ihre Dienſte: edle Teile gegen Wind und Wetter ſchützen,
Gelten nur noch nebenſächlich, dürften nur noch wenig nützen.
Doch die wechſelfrohe Mode hat ſich ihrer angenommen
Und ſo iſt zu hohen Ehren ſie durch ihre Gunſt gekommen.
Hohl und leer im Innern, prangt ſie auf dem Ehrenſitz hoch oben.
Bald gar vornehm ſich verneigend, bald das Haupt gar ſtolz erhoben.
Selbſt ihr alter, ſchlichter Name — und den bitt' ich mir zu nennen —
Ward ihr zu gering, man ſollte nur an fein'ren ſie erkennen.
In die Küche, in die Schule ward das biedre Wort verwieſen.
Doch genug, eh' ich's verrate, laßt mich eilig, eilig ſchließen.
Und das Ganze? Lieber möcht' ich von dem argen Worte ſchweigen,
Niemand wird vor ſolchem Titel wohl hochachtend ſich verneigen.
Zwar nach Titeln und nach Würden jagen viele, viele Thoren;
Doch wer dieſen ſich errungen, wäre beſſer nie geboren.

H. H. (Neuſalz).

2. Dechiffrieraufgabe.

v4g3m l1m rbg15ſ m5q rbgm22 5mc 23r
c2q g3ll2k ſq15 c32 2qc2 v23rr
g23 v32 c2q v3mc r4 k5rſ3f nd23dſ
g23 v32 2q 3m c32 z1bh2m hm23dſ
c4bg l23mſ 2qr l3ſ c2m k25ſ2m f5ſ
2qdq3rbgſ 5mc rſ6qhſ l1bgſ dq4g2m l5ſ
3gq rſ5z2mg4bh2q rbg6l2ſ 25bg
h4llſ l3ſ g2q15r ſg5ſ 2r 5mr ſk23bg
z23 v3mc 5mc rbgm22 15d ſk1ſſ2q z1gm
c1 g2zſ 2qrſ q2bgſ c2q 35z2k 1m

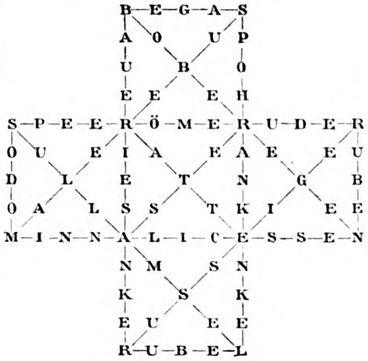
3. Wechſelrätſel.

Einſtmals kam ich von Oſten, die Länder des Weſtens verheerend;
Ändert zwei Zeichen ihr um, bin ich ein reißendes Tier.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 23.

1. Ergänzungsrätſel.



2. Rätſel. Tellurium.

3. Problem: Der Kreuzweg.

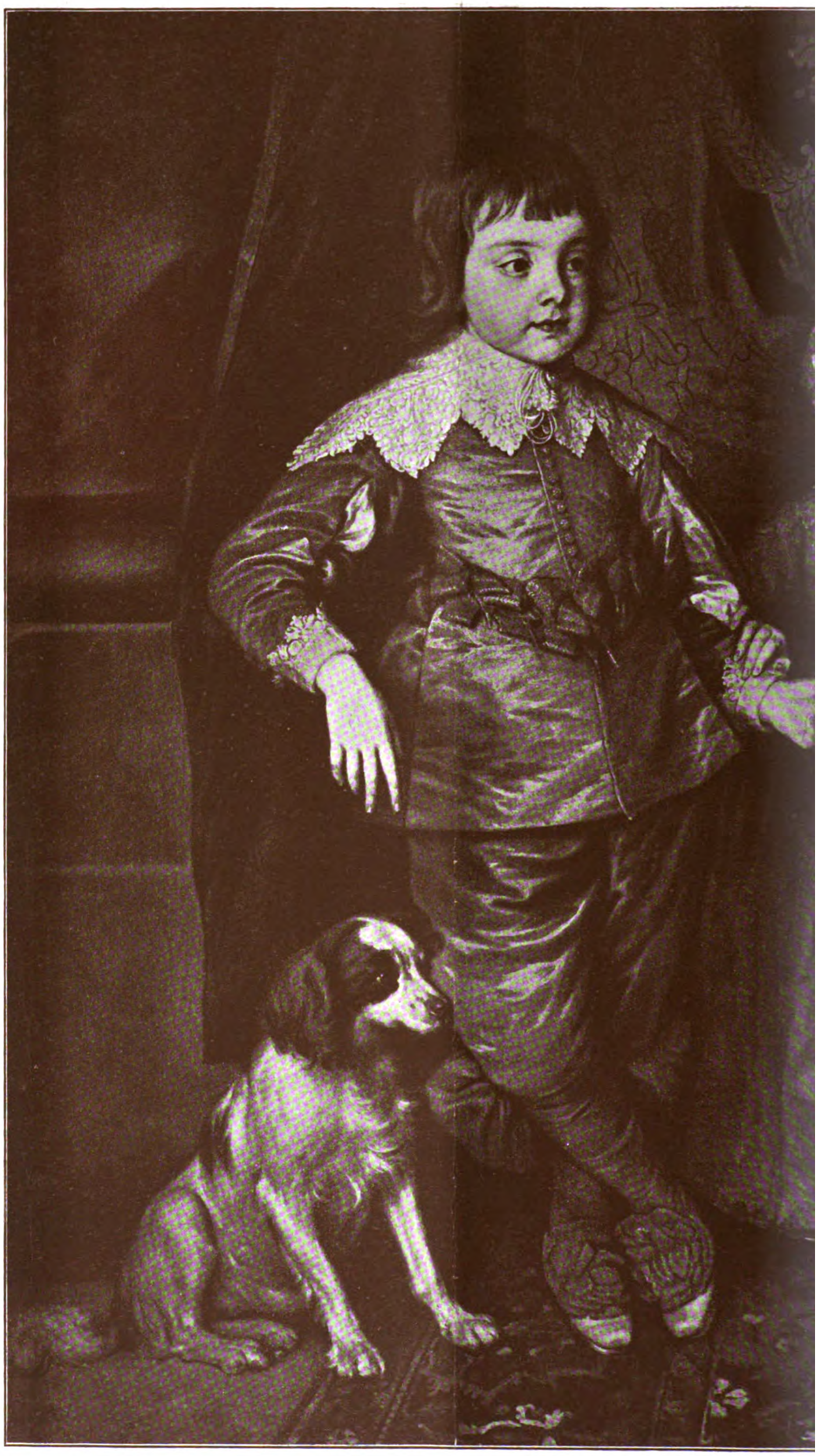
Man beginnt mit dem verzierten Buchſtaben B. Dann nimmt man von den weißen Buchſtaben überall den erſten, darauf auch von den ſchwarzen Buchſtaben. Es folgen dann die letzten Buchſtaben bei weiß und ſchwarz. Dann werden überall die zweiten Buchſtaben, darauf die vorletzten und endlich die noch übrig gebliebenen mittleren Buchſtaben geleſen. (Immer zuerſt weiß, dann ſchwarz.)

Alſo: B
erſte Buchſt. weiß ESS
„ „ ſchw. ER
letzte „ weiß UMK
„ „ ſchw. EH u. ſ. w.
Man erhält bei richtiger Löſung:
„Beſſer umkehren, als irre gehen!“

Inhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Umſchau in der chriſtlichen Unterhaltungslitteratur. Von Robert Koenig. — Eine Stunde bei dem jüngſten Durchquerer Afrikas. Von H. v. Spielberg. Mit einem Bildnis und einer Illuſtration. — Preetzens und ihre Tiere. Skizze von Hans Arnold. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Reiherbeize. Von W. Räuber; Chriſtliche Römerin im Gebet, mit zwei Studien. Von M. Nonnenbruch; Der Wurz'nſepp. Statue von George Dotti. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Naturkunde. — Verkehr. — Das Neſt des Orang-Utan. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

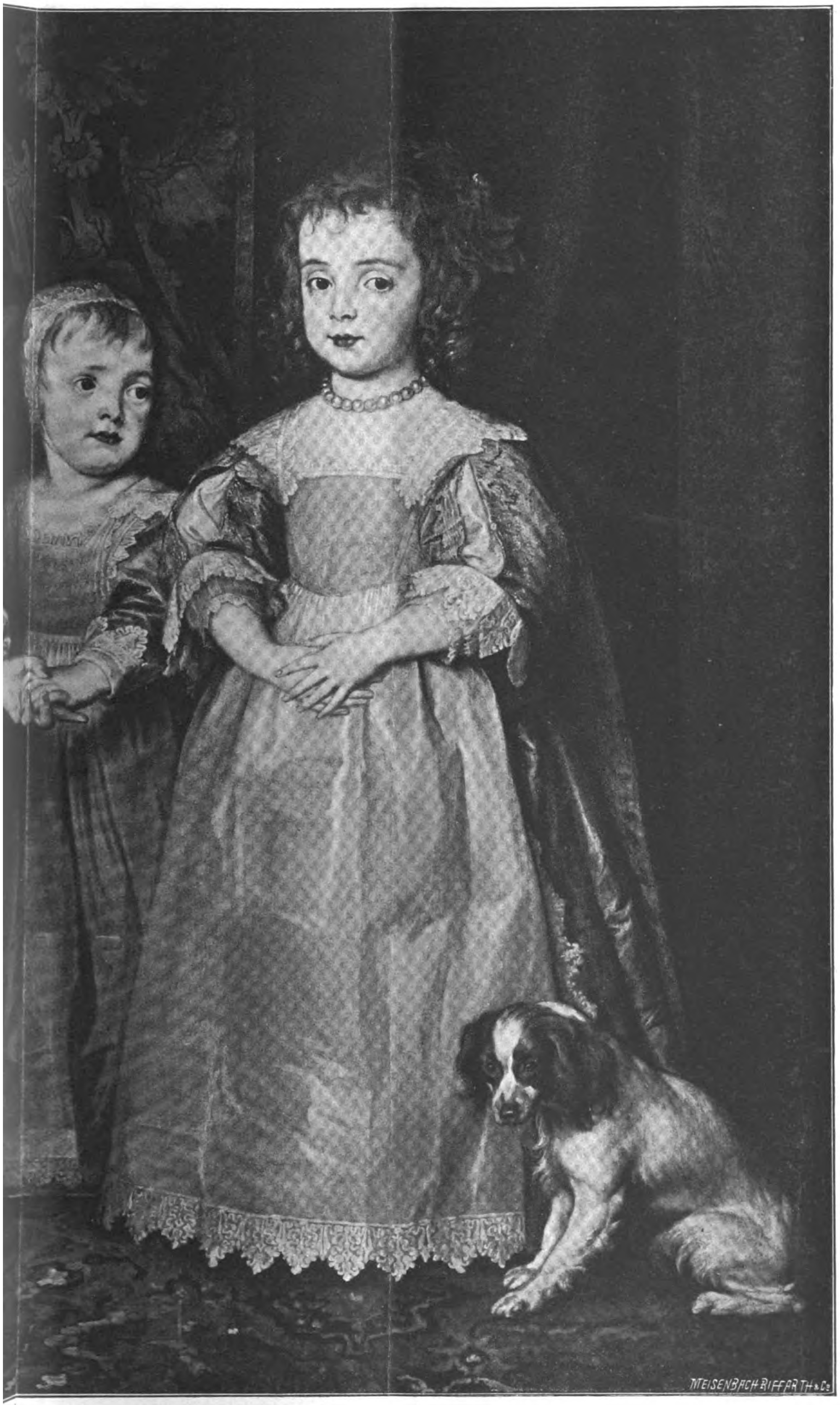
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter **Manuſkripte** ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** **Briefe nur:** An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



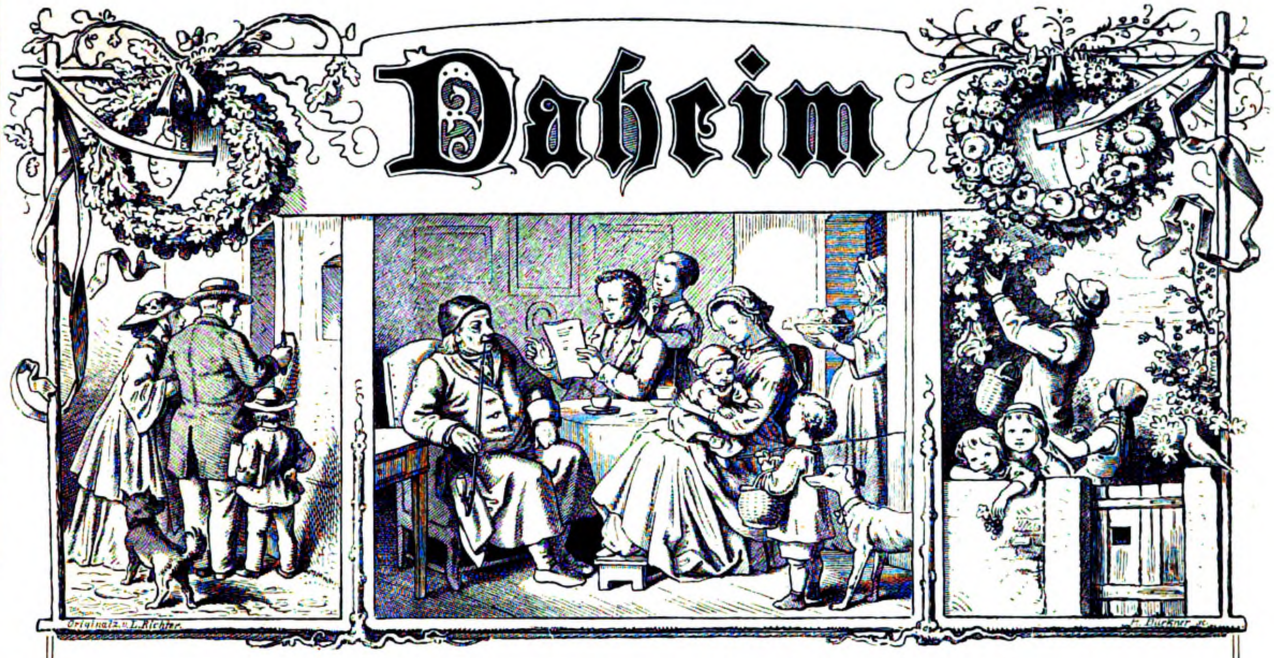
Die Kinder Karls I. Gemalt von Anton
(Nach einer Aufnahme von Ad. Braun & Co., Brau

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 9.


MEISENBACH RIFFARTH & Co

n Dyck. In der Kgl. Gemälde-Galerie zu Dresden.
Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.)

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
E. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 23. März 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. № 25.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Man darf uns nicht beiſammen ſehen,“ fuhr Böhm langſam fort. „Keiner weiß, was geſchehen iſt, Du wirſt Schweigen bewahren. Um mich kümmere Dich nicht, ich weiß ein Mittel, das auch mir geſtattet, zu ſchweigen. Ich werde es anwenden, aber nicht um Deinetwillen. Gute Nacht.“

Dann drehte er ſich um und ging mit ſchwerfälligen Schritten die Chauſſee entlang.

Die kurze Frühlingsnacht neigte ſich ihrem Ende zu, und als Böhm die erſten Häuſer von Altenbach erreicht hatte, ſtieg im Oſten das Morgenrot herauf. Der bleiche, erſchöpfte Mann blieb ſtehen und blickte in das lichte Gewölk, welches, einen ſonnigen Tag verkündend, die Linien der Berge umſäumte. Da ſah er die Geſtalt eines Mannes in der Morgendämmerung auftauchen und langſam näher herankommen. Es war der alte May. Sein ſonſt ſo rotes Geſicht war um einen Schatten bläſſer als gewöhnlich, und auf ſeinen gutmütigen verſchwommenen Zügen lag ein ebenſo ungewöhnlicher Ernſt. Er blieb vor Böhm ſtehen, hob die Hand feierlich in die Höhe und ſagte: „Herr Oberförſter, ich habe ein langes Leben hinter mir, und kein Menſch kann mir jemals nachſagen, daß ich mich gefürchtet hätte. Aber die Nacht will ich in meinem Andenken behalten, bis man mich auf den Schragen legt.“

„Ihr kommt vom Walde, May, und das Wetter hat Euch überfallen?“

„Unſer Herrgott iſt überall,“ entgegnete der alte Mann ruhig. „Es iſt mir bisweilen ſchwach geworden, wenn die Blitze ſo an den Baumſtämmen entlang fuhren, aber ſie haben das Gute, daß ſie den Weg hell machen. Das iſt es nicht, was mir in den Gliedern liegt, es iſt ’was anderes.“

Böhm nahm das Gewehr von der Schulter und ſtützte ſich auf den Lauf. Er fühlte, daß ſeine Kniee zitterten. „Iſt Euch etwas paſſiert, May?“

„Ich ſollte doch den Wilhelm holen, Herr Oberförſter. Als ich nach Oberdorf heraufkam, hatte er ſich natürlich aus dem Wege gemacht. Die Sorte riecht es in der Luft, wenn eine Uniform in der Nähe iſt. Er wäre ſonſt wohl daheim geblieben, Herr Oberförſter, denn als ich in die Stube trat — einen Riegel hat er nicht an der Thür — da lag der Daniel, was ſein Junge iſt, auf dem Stroh, und ich ſah es dem armen blaſſen Geſicht an, daß es ſchlimm um ihn ſtand.

‚Daniel,‘ ſage ich, ‚wo iſt Dein Vater?‘ Und er entgegnet: ‚Mein Vater iſt ausgegangen, ich habe ihn fortgeſchickt. Soll er wieder in die Fronfeſte, Herr May?‘

Ich hätte mir lieber die Zunge abgebiſſen, Herr Oberförſter, als die Wahrheit geredet, und wenn der Wilhelm in dieſem Augenblick hereingekommen wäre, vor mir hätte er Ruhe gehabt. ‚Es iſt nichts, Daniel,‘ ſage ich, ‚man kann auch ſo zu den Leuten kommen. Wie geht es Dir?‘

‚Das Geblüt iſt gekommen,‘ entgegnete er leiſe, ‚ich muß ſterben.‘

Da ſetze ich meine Laterne in ſtand und ſehe das Elend. Der Doktor hat immer geſagt, daß es ’mal plötzlich eintreten könnte, und nun war es da. Er bat mich, bei ihm zu bleiben, Herr Oberförſter, es wäre ihm ſo angſt. Reden that er wenig, nur zuletzt ſagte er noch: ‚Mein Vater hat mich ſeinen ‚Wildling‘ genannt, weil ich ausgewachſen bin. Glauben Sie, Herr May, daß das im Himmel auch ſo ſein wird?‘

Ich tröſtete ihn und meinte, daß die lieben Englein nur Flügel an den Schultern hätten und keinen Buckel, und da lächelte er und redete noch von ſeinem Vater. Der hätte ihn doch lieb gehabt, ſagte er, und es wäre gut, daß er dies Letzte nicht ſehen könnte. — Ich habe es geſehen, Herr Oberförſter, und um Mitternacht, als das Gewitter hoch kam, iſt es zu Ende geweſen. Ich habe das arme Wurm zurechtgelegt und mich dann auf den Heimweg gemacht, mitten durch den Wald bei Donner und Blitz. Und ich bin vom Wege abgekommen, denn die Laterne ließ ich bei der Leiche brennen.“

Der Alte fuhr ſich mit der Hand über die Augen und nahm die Mütze von den weißen Haaren.

„Guten Morgen, Herr Oberförſter. Ich habe noch gehorſamſt zu vermelden, daß der Blitz am Gottesſegen eingeſchlagen und das ganze Gerümpel niedergebrannt hat. Der Schacht liegt offen zu Tage, und wenn auch keine Menſchenſeele in die Gegend kommt, ſo wird es doch am Ende gut ſein, wenn ein paar Bohlen darüber gelegt werden, man kann nicht wiſſen, wie der Geier ſein Spiel treibt.“

Er entfernte ſich, ohne eine Antwort abzuwarten, und der Oberförſter ſetzte langſam den Weg nach ſeiner Wohnung fort. Nur einmal blieb er ſtehen und blickte nach dem Hauſe ſeines Vaters hinüber, wo die herabgelaſſenen Vorhänge jene tiefe Ruhe der erſten Morgenſtunde verrieten.

„Ich wollte,“ ſagte er leiſe, „daß dort nicht nur meines Vaters Haus, ſondern auch mein Vaterhaus wäre. Dann könnte ich hineingehen und mit dem alten Manne reden. Aber ich bin auch ſein Wildling, und ich glaube, wir würden uns weniger verſtehen, als jener Unglückliche und ſein totes Kind ſich verſtanden haben.“

In dem Lichte der erſten aufflammenden Sonnenſtrahlen ſaß Otto Böhm vor ſeinem Schreibtiſch. Mit einer blaſſen, übernächtigen, unbeweglichen Miene ſchrieb er langſam, aber ohne abzuſetzen, ein kurzes Geſuch an das herzogliche Miniſterium, in welchem er um ſofortige Enthebung von ſeinem Poſten und um Entlaſſung aus dem Staatsdienſte bat. Er gab keine Gründe an, ſondern fügte nur hinzu, daß es ihm unmöglich geworden ſei, diejenigen Pflichten zu erfüllen, welche unbedingt von ſeiner Stellung gefordert werden müßten.

Nachdem er dieſes Schreiben geſchloſſen, verſiegelt und mit der Adreſſe verſehen hatte, wiſchte er ſorgfältig ſeine Feder aus, lehnte ſich in ſeinen Arbeitsſtuhl zurück und verfiel nach wenigen Minuten in den tiefen Schlaf körperlicher und geiſtiger Erſchöpfung.

„Geehrter Herr Amtsrichter!

Wir haben beide morgen ein trauriges Geſchäft zu verrichten. Sie ſollen einen alten Grundbeſitz unter den Hammer, ich ſoll einen jungen Menſchenleib unter die Erde bringen, und es wird beides ohne viel Sang und Klang vor ſich gehen.

Nach ſolcher Arbeit werden wir beide der Erholung bedürfen, und ich bitte Sie deshalb, an meinem beſcheidenen Tiſche vorlieb zu nehmen, ſintemal Sie bei Stoffel, dem Gemeindewirt, kaum eine anſtändige Atzung finden könnten.

Hannah wird Waldklöße zurichten.

Mit dieſer Ausſicht grüßt Sie

Ihr ergebenſter
Weyland, Pfarrer.“

Kroneck ſtand in der Morgenfrühe am Fenſter ſeiner Wohnung und durchlas noch einmal den obigen Brief, welchen ein Bote ihm tags zuvor überbracht hatte.

Er wartete auf den Gerichtswagen, der ihn nach Oberdorf zur Subhaſtation der Bezirksmühle bringen ſollte, und legte kopfſchüttelnd das Papier aus der Hand.

„Es geht nicht,“ ſagte er halblaut, „es geht wahrhaftig nicht. Der Aktuar fährt heute mit, und ich kann den alten Mann nicht allein im Wirtshaus eſſen laſſen.“

Dabei ſeufzte er hörbar. Die Welſchen, welche hinter ihm aufräumte, hob den Kopf. „Warum jaulen Sie ſo, Herr Amtsrichter?“ fragte ſie teilnehmend. „Haben Sie auch unter der ſchlechten Nacht gelitten? Aber ich kann nichts dazu, unſer Felix hatte einen Anfall von Hungertyphus, und da war der Herr Sanitätsrat ganz außer ſich.“

„Nein, Frau Welſch, das iſt es nicht. Ich bin vom Pfarrer Weyland auf Waldklöße eingeladen.“

„Eſſen Sie die nicht gern?“

„Das wohl, aber der Aktuar fährt mit —“

„Ach, Du lieber Gott, das alte dürre Wurm wird ſie Ihnen nicht wegeſſen.“

„Sie verſtehen mich nicht, Frau Welſch. Das iſt es eben. Der Aktuar iſt nicht mit eingeladen, und er gehört doch dazu.“

„Thut er auch,“ ſagte die Welſch und ſchwenkte ihr Wiſchtuch. „Mein Seliger war nur Regiſtrator und kein Studierter, aber der ließ ſich nicht die Butter vom Brot nehmen. Bringen Sie den Aktuar ruhig mit in die Pfarre, Waldklöße halten vor, und die Hannah kocht nicht zu wenig. Überhaupt, was die Hannah iſt — — ach, Du lieber Gott, da haben Sie das ‚Grünſeidene‘ richtig durchgeſeſſen!“

Kroneck drückte geziemend ſein Bedauern aus und fragte dann ſo hinten herum: „Sie wollten noch etwas ſagen, liebe Frau Welſch —“

„Daß ich nicht wüßte,“ entgegnete die Alte hartmäulig. „Aber es iſt hohe Zeit, Herr Amtsrichter, daß Sie auf neue Möbels zu ſitzen kommen, es brauchen ja juſt keine ſelbſtgekauften zu ſein. Daß Gott erbarm', der Älteſte von Ihrer Waſchfrau läuft mit Ihren beſten Vorhemden herum, Ihre Röcke haben keine Hängſel und die Hoſen keine Knöpfe, und wenn ich nicht bisweilen aus chriſtlicher Menſchenliebe mit der Nadel dermang führe, dann wäre es bald Matthäi am letzten. Eine tüchtige Frau, wie die Hannah Weyland ſein könnte, die würde ſchon Ordnung in ſo'n Junggeſellengreuel hineinbringen, und die ſollte Ihnen auch ſchon die Backen wieder rot machen mit Waldklößen und mit Liebe! — So, und nun habe ich mir die Seele geläutert, wie unſer Super'ndent zu ſagen pflegt, und nun ſetzen Sie ſich mitſamt Ihrem Aktuar in Lämmrichs Marterkaſten und laſſen ſich von dem alten Aktenwurm erzählen, was es mit dem Ledigbleiben auf ſich hat. Guten Morgen, Herr Amtsrichter!“

Weg war ſie, und da kam auch ſchon Seiffarth die Treppe heraufgeſchlichen. Er hielt einen anſehnlichen Schmiedehammer in der Hand und ſagte wehmütig: „Herr Amtsrichter, der Wagen iſt vorgefahren, und weil es doch Ihre erſte Subhaſtation iſt, wollte ich nur gehorſamſt fragen, ob Sie auch den Hammer zum Zuſchlagen mitnehmen werden — der Herr Rat hat ihn extra dafür angeſchafft.“

„Gott ſoll mich bewahren,“ brummte Kroneck, als er die Treppe hinunterſtieg, „ich gehe doch nicht auf Mord und Todſchlag aus, ſondern allerhöchſtens — —“

Im Wagen ſaß bereits eine kleine Geſtalt, die trotz der warmen Frühlingsluft von einem altväteriſchen Radmantel vollſtändig verdeckt wurde. Das war der Aktuar Hoeck. Er hatte die Vorarbeiten für das Subhaſtationsverfahren erledigt und ſollte nun auch in den Mitgenuß der Diäten treten; ſo war es althergebrachter Brauch bei dem Herzoglichen Amtsgericht Breitenau. Neben dem Wagen ſtand Gramann, und ſeine ſcharfe Stimme klang weithin über die ſtille Gaſſe.

„Wie ein Froſch blies er ſich auf, und die Beine ſtreckte er von ſich, daß es ausſah wie ein Dudelſack! Na, Herr Aktuar, Sie haben ja keinen Pferdeverſtand, und Sie wiſſen nicht, was das zu bedeuten hat, aber ich weiß es.“

„Haben Sie einen Patienten, Herr Sanitätsrat?“ fragte Kroneck, herantretend. „Drinnen im Stall liegt er,“ entgegnete der Alte unwirſch, „der Viehdoktor iſt zur Bullenſchau nach Grünthal, da habe ich ſelbſt eingreifen und dem Felix ein Lavement geben müſſen. Er hat ſich überfreſſen, Herr Amtsrichter.“

„Na, na,“ warf Lämmrichs Kutſcher ein.

„Und nun wird von der Bezirksmühle geſchickt,“ fuhr jener fort. „Es ſoll mit dem alten Lutz nicht zum beſten ſtehen. Wenn ein Gut unter den Hammer kommt, dann geht der Beſitzer meiſtenteils auch flöten. Sie könnten mich eigentlich mitnehmen, Herr Amtsrichter, und mich unterwegs bei der Mühle abſetzen, was?“

„Natürlich, Herr Sanitätsrat, ſteigen Sie nur ein.“

Der Aktuar ſetzte ſich ſtumm auf den Rückſitz hinüber und ſchüttelte den Kopf, als Gramann proteſtierte. „Ich weiß, was ich meiner Stellung ſchuldig bin, ich gehe als Protokollführer mit,“ ſagte er einfach und verſenkte ſeinen Kopf in den Mantelkragen.

So fuhren ſie ab. Es war ein ſchönes, freundliches Wetter, nur ganz hinten am Horizont ſtand eine kleine dunkle Wolke. Keiner von den Männern achtete auf dieſes unſcheinbare Zeichen eines bevorſtehenden Wechſels. Keiner fragte danach, ob die Wolke wieder hinter den Bergen verſinken, oder ob ſie höher heraufſteigen und den blauen Himmel mit jenem düſteren Grau umziehen werde, das ihn zu einem Gleichnis des menſchlichen Lebens macht. — — Vielleicht lag es dennoch wie eine Ahnung auf den Gemütern.

Sie redeten wenig mit einander, und das Wenige hatte einen gleichgiltigen Inhalt. Nur einmal, als ſchon die Bezirksmühle in Sicht war, hob Gramann den Kopf, ſah nach dem alten, einſamen Bau hinüber und ſagte: „Ich möchte nur bloß wiſſen, wer das Gerümpel heute kaufen wird. So lange die Mühle ſteht, hat kein Segen darauf geruht. Es wäre am beſten, man riſſe den ganzen Kram zuſammen und ließe den Wald darüber wachſen.“

Und der Aktuar entgegnete: „Sehen Sie nicht die Waldecke vorſpringen? Die Wurzeln der Bäume laufen ſchon bis an den Mühlbach. Was Sie da ſagen, kann früher eintreten, als man denkt.“ — — —

Als Gramann dann ausgeſtiegen war, ſagte Kroneck zum Aktuar: „Der Weg beginnt hier beſchwerlich zu werden, und der Wagen kommt nur langſam vorwärts. Wie wär's, wenn wir die letzte Strecke zu Fuß zurücklegten?“

„Ich bin einverſtanden,“ entgegnete der Alte. „In meinen jungen Jahren war ich ein tüchtiger Fußgänger und lief viel im Walde umher. Es kann nichts ſchaden, wenn man die alten Erinnerungen 'mal wieder auffriſcht.“

Als ſie eine Weile gegangen waren, griff Kroneck das letzte Wort auf. „Alte Erinnerungen,“ ſagte er, „das hat einen wehmütigen Klang. Warum vergraben Sie ſich unter Ihren Akten? Die Natur iſt uns immer nahe.“

Hoeck nickte. „Freilich, wenn der Herbſt kommt, dann wandere ich auch bisweilen vors Thor und ſehe zu, wie die Blätter, eins nach dem anderen, auf die Erde niederfallen. Ich denke auch ganz gerne daran, wie man ſelber ſo ſachte abzufallen beginnt, und wie das Wehen des Windes für meine Jahre eine beſondere Bedeutung hat. Aber mit dem Grünen und Blühen um uns hat es eine beſondere Bewandtnis. Andere, die, wie ich, nicht mehr im Frühling ihres Lebens ſtehen, denken doch mit lachendem Herzen an jene Zeit zurück und werden in der Erinnerung wieder jung. Woran ſoll ich denken, Herr Amtsrichter? Ich habe niemals ein Mädchen geküßt, ich war zu ehrlich, um eine Tändelei, und zu arm, um eine Heirat daraus zu machen. Ich konnte auch das Studium nicht vergeſſen und die Anſprüche, welche ſich daran knüpfen. So iſt der Frühling an mir vorübergegangen, und wenn er draußen wiederkehrt, ſetze ich mich am liebſten hinter meine Hypothekenbücher, mit denen ich, wie die Leute ſagen, von Rechts wegen verheiratet bin.“

Er ſchwieg eine Weile und atmete mühſamer aus ſeiner ſchmalen Bruſt. Dann nahm er abermals das Wort: „Man könnte fragen, was mir ſchwerer geworden iſt, Herr Amtsrichter, der Verzicht auf Familienglück, oder die ſubalterne Lebensſtellung. Aber über das letztere bin ich nun gründlich hinaus. Sie ſehen mich verwundert an, denn Sie meinen, daß der Ehrgeiz die Liebe überdauert, und bei den meiſten Menſchen mag dieſe Regel auch zutreffen. Ich bin wohl anders geartet, als die übrigen Menſchen; ich wollte gern Tag für Tag meine beſcheidene Arbeit mit Freuden verrichten, wenn es mir nur vergönnt wäre, abends meine Hand in eine andere Hand zu legen, in eine Hand, die mit mir alt und welk geworden iſt. Das iſt ein beſcheidener Wunſch, Herr Amtsrichter, aber die Regierung hat es nicht für angemeſſen erachtet, mir die Mittel zur Erfüllung desſelben zu gewähren. Ein guter Beamter muß auch damit zufrieden ſein.“

„Sie ſollten Familienverkehr ſuchen,“ ſagte Kroneck. „Ich bin heute in die Pfarre eingeladen, kommen Sie mit.“

Aber der Aktuar hob abwehrend die Hand. „Laſſen Sie mich beiſeite, Herr Amtsrichter. Ich bin eingeroſtet, und wenn zwei akademiſche Männer mit einander reden, kann ich nicht folgen.“

„Unſinn, das iſt kein Grund!“

Da lächelte der Alte ganz fein und leiſe. „Wenn Sie ihn nicht gelten laſſen wollen, Herr Amtsrichter, ſo wüßte ich noch einen anderen. Wo Jugend mit Jugend beiſammen iſt —“ Er brach ab und bog ſich nieder, um eine Frühlingsblume vom Wege zu pflücken. Die beiden Männer ſtanden auf der Höhe und ſahen die grauen Schieferdächer von Oberdorf vor ſich liegen. Ein Meer von Sonnenſchein flutete über die bewaldeten Berge, und die Lerchen ſangen jubelnd in der blauen Luft. Kroneck ſpürte die Vollkraft des Lebens durch ſeine Glieder rinnen und atmete tief auf.

„Laſſen Sie uns an der Pfarre vorüber gehen,“ ſagte er, „ich glaube, daß der Weg näher iſt.“

Und Höck entgegnete beiſtimmend: „Freilich, er führt mitten über den Friedhof.“

Als ſie näher heran kamen, bemerkten ſie einen Mann, der ſich zwiſchen den Kreuzen der Totenſtätte zu ſchaffen machte. Man konnte nicht genau unterſcheiden, ob er ein Grab ſäuberte oder ein neues grub, aber Kroneck mußte unwillkürlich daran denken, daß er bei ſeinem erſten Eintritt in dieſes ſtille Gebirgsdorf den Pfarrer bei einer ähnlichen Beſchäftigung angetroffen hatte.

Heute war es ein anderer.

Bei dem Laut der näher kommenden Stimmen richtete der Mann ſich aus ſeiner gebückten Stellung empor, und nun ſah Kroneck, daß es Wilhelm Acker war, der im Begriff ſtand, ein friſch aufgeworfenes Grab wieder zuzuſchaufeln.

Der Amtsrichter trat heran und ſagte: „Guten Morgen, Acker — ſind Sie nun doch Totengräber geworden?“

„So ein Stück davon, Herr,“ entgegnete der Mann. „Es bringt mir nichts ein, ſondern ich muß dabei zuſetzen, aber an das Grab laſſe ich keine fremde Hand.“

„Ich verſtehe Euch nicht, Acker. Wen habt Ihr zu begraben?“

Der Gefragte ſtützte ſich auf ſeinen Spaten und blickte in die Grube, aus der noch die Ecke eines rohen Fichtenſarges hervorragte. „Meinen Jungen,“ ſagte er dann, „meinen Wildling. Nimmt Sie's wunder, Herr Amtsrichter, daß er geſtorben iſt?“

„Wann iſt das ſo plötzlich gekommen?“ fragte Kroneck erſchüttert.

„Wiſſen Sie, wann das große Gewitter war?“

„Vorgeſtern nacht.“

„Da iſt es geweſen. Die Stunde weiß ich nicht genau, es wird auch keiner danach fragen. Die Menſchen ſterben zu allen Stunden, und eine iſt ſo gut oder ſo ſchlimm, wie die andere.“

„Woran iſt er geſtorben, Acker?“

„An der Bruſt oder am Herzen; was weiß ich?! Das Zuchthaus hat mir einen Knax gegeben, er wird's geerbt haben. Wir erben alles von unſeren Eltern, zuletzt auch das Sterben, hat der Pfarrer geſagt.“

„Und nun iſt er ohne Läuten und Rede begraben worden?“

„Nicht ganz, Herr, nicht ganz. Unſer Pfarrer hat ein Gebet geſprochen. Es war gut von ihm gemeint, und ich hatte nichts dagegen. Dann iſt er gegangen, das Letzte muß ich doch ſelbſt thun.“

Kroneck bog ſich ſchweigend nieder und warf eine Hand voll Erde in die Grube.

Höck, der ebenfalls herangetreten war, that ein Gleiches.

„Danke, meine Herren,“ ſagte Acker. „Es iſt eine letzte Ehre, ich nehme ſie nicht für mich, ſondern für den da unten. Er war ein Wildling, aber er hatte kein ſchlechtes Herz, das iſt alles, was ich von ihm ſagen kann, aber es iſt genug.“

Als die beiden Männer fortgegangen waren, griff Wilhelm Acker wieder zum Spaten und ſetzte ſeine Arbeit fort. Er ſchaufelte langſam Scholle auf Scholle in die Grube, und nur als die letzte Ecke des Sarges verſchwunden war, hielt er einen Augenblick inne und ſah mit einem ſonderbaren Blick weithin über die Berge, als ob alles, was Gottes Hand an Schönheit und Pracht dort ausgebreitet hatte, in ein leeres Nichts verſunken ſei. Über ihm ſang eine Lerche. Als er dann den Grabhügel ſorgfältig aufgeſchichtet und mit einigen mitgebrachten Tannenzweigen bedeckt hatte, ſchulterte er ſeinen Spaten und verließ mit ſchwerfälligen Schritten den Friedhof. An der Pforte blieb er noch einmal ſtehen und ſah zurück. Er hob ſeine Hand auf und bewegte die Lippen, als ob ſie irgend ein Gelübde ausgeſprochen hätten — dann verſchwand er in der Richtung ſeiner elenden und jetzt gänzlich vereinſamten Behauſung.

— — — — — — — — — — — —

Wenn ſchon jene ſtürmiſchen Verſteigerungen, bei welchen die bewegliche Habe der Armen und der Verſchwender unter dem eilenden Hammer des Auktionators dahinſchmilzt mit ihrem Feilſchen und Geſchrei, mit ihrem Anpreiſen und Herunterreißen einen peinlichen Eindruck in der Seele des unbeteiligten Zuſchauers hinterlaſſen, ſo erhöhen die ernſten und feierlichen Formen, unter welchen ein ehrwürdiger Familienſitz von dem Munde des Richters einem Fremden zugeſprochen wird, jene peinliche Empfindung zu dem Gefühle der Trauer und des Schmerzes. An dem Schmuck, dem Gerät, dem Kleidungsſtück hängt ein Schweißtropfen, ein Seufzer, eine Thräne; tauſend Schweißtropfen, Seufzer und Thränen haften an der Scholle. Ihr Verluſt macht uns nicht nur habe-, ſondern auch heimatlos.

Kroneck hatte während ſeiner kurzen richterlichen Laufbahn nur wenige Subhaſtationen geleitet, und bei dieſen wenigen war ihm die Anweſenheit des Gemeinſchuldners, das finſtere Brüten desſelben, jeder Ausbruch des Schmerzes oder des ohnmächtigen Zornes als die herbſte Beigabe ſeines ernſten Amtes erſchienen. Heute tröſtete er ſich mit dem Gedanken, daß die körperliche Hinfälligkeit des Bezirksmüllers deſſen Erſcheinen verhindern werde.

Um ſo größer war ſein Erſtaunen, als er beim Eintritt in das Terminlokal Lutz an einer Ecke des Tiſches ſitzend vorfand. Der Mann ſah furchtbar verändert aus. Der trügeriſche Schein von Geſundheit, den ein beſtändiger Aufenthalt in der freien Luft auf ſeine Wangen gezaubert, war von einer fahlen Bläſſe hinweggewiſcht, die Augen blickten ſtumpf, ſeine Hände zitterten. Er begrüßte den Richter mit einem ſtummen Kopfnicken, und als dieſer der Verwunderung Ausdruck gab und des Arztes Erwähnung that, ſagte er mit einem Anflug ſeines alten bombaſtiſchen Weſens: „Der Bezirksmüller läßt ſich nicht ſo leicht unterbringen, Herr Amtsrichter, und wenn die Weibſen zehnmal zum Doktor ſchicken, Jakob Lutz erſcheint pünktlich, wenn das Amt ihn ruft.“

„Aber es war doch kein Zwang, Herr Lutz —“

Das verzerrte Lächeln ſchwand von den Lippen des Müllers und machte dem Ausdruck tiefen Haſſes Raum.

„Herr Amtsrichter,“ ſagte er mühſam, „wir ſind bis jetzt allein in der Stube, Sie, ich und der Herr Aktuar. Es wird ſich auch kein Bieter einſtellen, denn wer möchte wohl alles Unglück der dreimal verfluchten Bezirksmühle mit in den Kauf nehmen! Aber er wird kommen — Sie wiſſen, wen ich meine. Es handelt ſich um ſein Geld, noch mehr, es handelt ſich um ſeinen Haß. Was er jahrelang vorbereitet hat, das wird er ſich heute nicht aus den krummen Fingern ſchlüpfen laſſen, er wird kommen, und wenn der Satan mit einer Legion Teufel am Wege lauerte. Das will ich mit erleben, Herr Amtsrichter. Seit vielen Jahren haben er und ich uns nicht mehr in die Augen geſehen, heute ſoll der Tag ſein, wo es wiederum geſchieht. Zu dieſem Tage würde ich aus dem Grabe herauskriechen, wenn es nicht anders ſein könnte, bloß um ihm wieder in die Augen zu ſehen, und um zu erfahren, ob er die Kurage hat, mir den letzten Schimpf anzuthun. Hören Sie? Da kommt er ſchon!“

Es fuhr ein Wagen vor, und Traugott Böhm trat gleich darauf in die Gaſtſtube, wo der Termin abgehalten werden ſollte. Er legte ſeine Reiſedecke auf einen Stuhl, wandte ſich händereibend mit ſeinem ſanften Lächeln an den Amtsrichter und bemerkte jetzt erſt die in der Ecke zuſammengedrückte Geſtalt des Bezirksmüllers.

Er mußte wohl von deſſen Krankheit gehört haben, denn er trat plötzlich einen Schritt zurück und ſtarrte jenen an, als ob er die Erſcheinung eines Geiſtes geſehen hätte.

„Guten Morgen, Traugott,“ ſagte der Müller ruhig. „Du ſiehſt, daß ich zur Stelle bin, ſo gut wie Du. — Wir ſind beide vor den Richter geladen, Du und ich, und wir ſind beide gekommen. Der Herr Amtsrichter meinte, daß es nicht nötig geweſen ſei, aber wir wiſſen das beſſer. Du verſtehſt mich, Traugott.“

Böhm gab keine Antwort. Er warf einen ſcheuen Blick hinter ſich, nahm ſeinen Platz am entgegengeſetzten Ende des Tiſches ein und legte das Subhaſtationspatent neben ſich.

Die Terminſtunde war herangekommen. Es war der ſeltſamſte Zwangsverkauf, den die Wände dieſes Gemaches wohl jemals mit angeſehen hatten. In dem zweiten anſtoßenden Schenkzimmer, deſſen Thüre offen ſtand, hatten ſich wohl einige Gäſte eingefunden, aber es war offenkundig, daß nur die Neugier Veranlaſſung ihres Kommens geweſen, denn als der Aktuar Hoeck mit ſeiner geſchäftsmäßigen Stimme die Verkaufsbedingungen verleſen und jeden Bieter aufgefordert hatte, das Terminzimmer zu betreten, rührte ſich keine Hand und kein Fuß, und Kroneck ſagte mitten in der tiefen Stille: „Es ſcheint, daß ſich kein Kaufliebhaber eingefunden hat. Wollen Sie ſelbſt bieten, Herr Böhm?“

„Ich bin in dieſer Abſicht hergekommen, Herr Amtsrichter, aber ich werde mir die Sache überlegen. Wie lange Zeit habe ich dazu?“

„Wenn niemand bietet, wird der Termin in Gemäßheit geſetzlicher Vorſchrift eine Stunde nach ſeiner Eröffnung geſchloſſen werden.“

„Eine koſtbare Stunde,“ ſagte Lutz aus ſeiner Ecke. „Du haſt eine ganze Stunde Zeit, Traugott, um Dir zu überlegen, ob der Hammer niederfallen ſoll. Du verſtehſt doch, Traugott, was ich damit meine?“

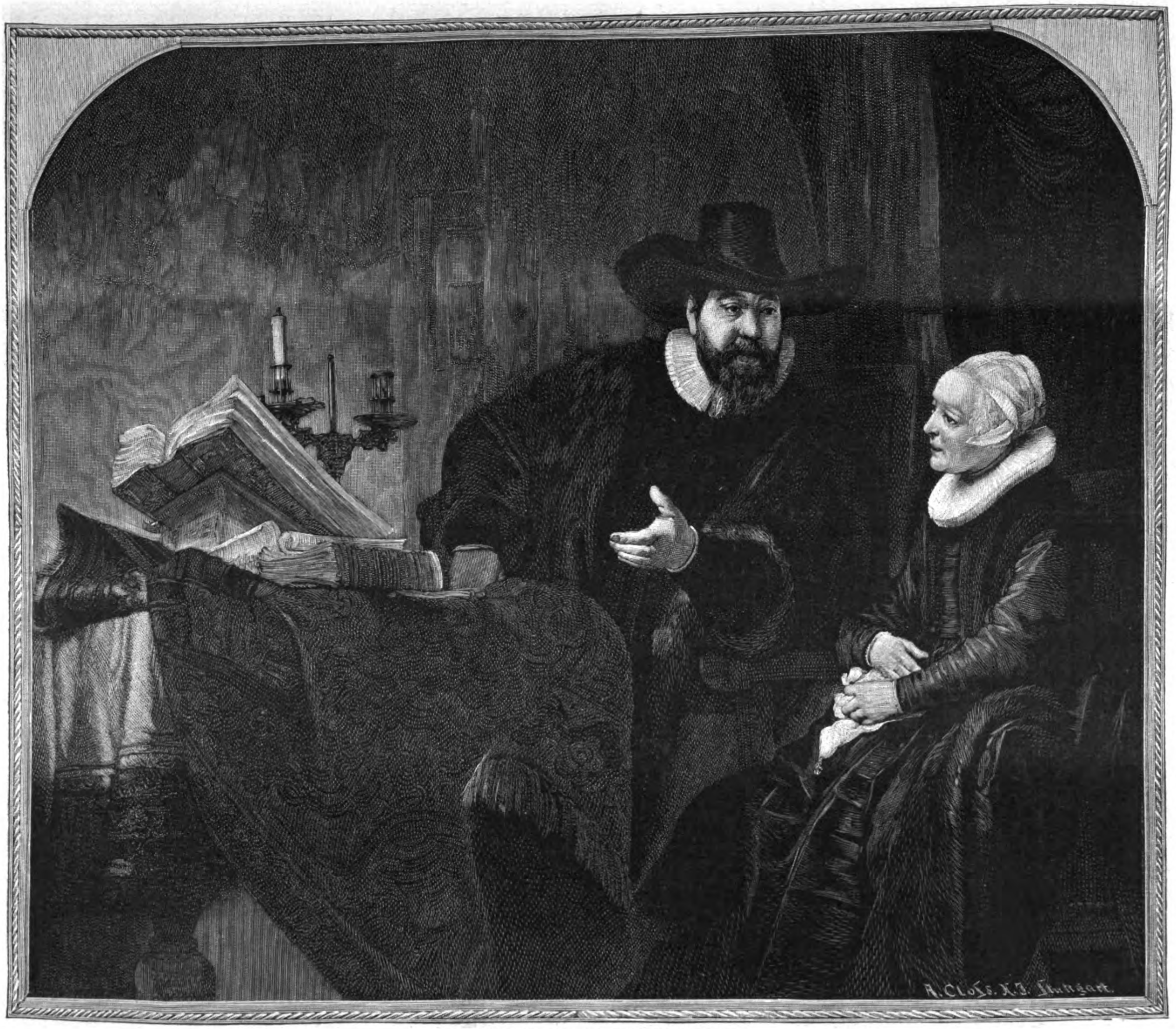
Es war die zweite ſeltſame Andeutung, deren Sinn den Anweſenden dunkel blieb, und auf welche auch Traugott keine Antwort zu geben vermochte. Er hatte ſeine Uhr vor ſich hingelegt, und blickte ſtarr auf die Zeiger. Endlich ſchien er ſich zu einem Entſchluß aufzuraffen. Er richtete, ohne die Augen aufzuheben, zum erſtenmal das Wort an ſeinen Vetter: „Ich möchte unter vier Augen mit Dir reden, Jakob.“

„Ich nicht,“ entgegnete der Müller ruhig. „Was Du und ich mit einander zu verhandeln haben, das kann vor dem Richter geſprochen werden und müßte es wohl von Rechts wegen. In Deiner Hand liegt es, Traugott, ob es geſchehen ſoll. Mit dem Glockenſchlag — mit dem Hammerſchlag.“

Es entſtand in dem Nebenzimmer eine kleine Bewegung. Dort war jemand eingetreten, der als eine gewiſſe Reſpektsperſon gelten mußte, denn die Leute grüßten und rückten beiſeite. Der Angekommene ging aber geradeswegs durch den Vorderraum und trat in das Zimmer, wo der Termin abgehalten wurde.

Es war der Förſter Bulle. Er machte vor dem Amtsrichter ſein kurzes militäriſches Honneur, ſetzte ſich dann ohne weiteres auf einen Stuhl und legte ſein Gewehr quer vor ſich auf die Kniee. Sein Gebaren erſchien auffällig genug, aber der Termin war für jedermann zugänglich, und Kroneck kannte die Wunderlichkeiten des Alten. Er ſagte daher nur lächelnd: „Wollt Ihr auch mit bieten, Bulle?“

Der Förſter ſchüttelte den grauen Kopf. „Es wird ja wohl erlaubt ſein, zuzuhören, Herr Amtsrichter. Wenn man zu ſo einer Beſcherung, wie die da, gewiſſermaßen Pate geſtanden hat, dann kriegt man ein Intereſſe an der Sache. Und dann wollte ich noch eins im Vorbeigehen.“ Er wandte ſich an den Bezirksmüller und neſtelte in ſeiner Jagdtaſche. „Sehen Sie ’mal, Herr Lutz, wie das bisweilen wunderlich zugeht. Da habe ich — Sie verzeihen wohl, Herr Amtsrichter, aber


A. Closs. X.A. Stuttgart

Cornelis Claes Anslo und eine Witwe.
Nach dem für die Berliner Gallerie erworbenen Gemälde von Rembrandt.

es bietet ja doch keine Menſchenſeele — alſo da habe ich auf einem meiner Waldgänge etwas gefunden, was möglicherweiſe Ihnen gehören könnte. Es lag an einer Stelle, Herr Lutz, wohin die Leute ſonſt nicht zu kommen pflegen, weil ſie närriſch ſind und ſich vor allerhand Spukgeſchichten fürchten. Alſo auf der Stelle lag es, ganz tief unter Laub und Moder, ſo daß man wohl auf die Vermutung kommen kann, es hätte dort ſchon recht lange, vielleicht viele Jahre gelegen."

Förſter Bulle nahm einen Gegenſtand aus ſeiner Jagdtaſche und hielt denſelben gegen das Licht der Sonne. Es war ein altes, gänzlich von Roſt zerfreſſenes Klappmeſſer, ein Genickfänger, wie er häufig von Jägern zum Ausweiden des Wildes gebraucht wird. Die Hornſchale des Griffes war ſtellenweiſe abgeſprungen, und der Reſt durch die Einflüſſe von Erde und Näſſe modrig geworden, dennoch aber konnte man über die urſprüngliche Beſtimmung nicht im Zweifel ſein.

„Es iſt vielleicht ein wunderlicher Gedanke von mir, Herr Lutz, daß dieſes Meſſer juſt Ihnen gehören ſoll," fuhr Bulle nach einer kleinen Pauſe fort. „Aber ich habe hier ganz unten einen Buchſtaben eingebrannt gefunden, der zwar ein wenig verwiſcht iſt, aber doch noch recht gut für ein ‚L' gelten kann, und wohl auch ein L ſein ſoll. Und wenn ich ſo in meinem alten Kopfe die Namen durchlaufe, dann komme ich immer wieder darauf zurück, daß das Meſſer ebenſogut Ihr Eigentum ſein kann, wie dasjenige eines anderen, und wenn das der Fall iſt, dann möchte ich Ihnen Ihr Eigentum wieder zurückerſtatten, Herr Lutz. Wenn es auch nicht mehr viel wert iſt, ſo iſt es doch vielleicht eine Erinnerung."

Die Scene war zu ſonderbar, um nicht einen unbeſtimmten Argwohn zu erregen, und ſowohl Kroneck wie der Aktuar erhoben ſich von ihren Plätzen, um näher zu treten.

Auch Traugott Böhm war aufgeſprungen, während der Müller ſitzen blieb und mit einem ſtumpfen, gleichgiltigen Blick das alte Meſſer betrachtete.

„Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen, Herr Förſter," ſagte er ruhig und offenbar aufrichtig, „ich kenne das Ding da nicht, ich habe es nie beſeſſen und niemals in Händen gehabt. Es iſt ein ſonderbarer Gedanke von Ihnen, mich zum Eigentümer dieſes wertloſen Stück Eiſens machen zu wollen; ich bitte, laſſen Sie mich in Frieden, Sie ſehen doch wohl, daß ich heute an wichtigere Sachen zu denken habe."

Er wandte den Kopf ab und ſah zum Fenſter hinaus, während Bulle das Meſſer mechaniſch in ſeine Taſche zurückſchob und einen beſtürzten hilfloſen Blick um ſich warf.

„Alſo nicht," ſagte er halblaut, „alſo wirklich nicht. Und ich hätte mich damals getäuſcht, und dieſes wäre nun das Ende!" Dann trat er einen Schritt vor und ſtreckte die Hand aus. „Herr Lutz —"

Da erhob auch Traugott Böhm ſeine Stimme. Nicht ſo gelaſſen und glatt, wie er ſonſt zu reden pflegte, ſondern mit einem leiſen Anklang nervöſer Haſt ſagte er, zu Kroneck gewandt: „Herr Amtsrichter, ſo viel ich weiß, haben wir hier einen Termin und keine Komödie. Wenn Sie die Güte haben wollen, das dieſem alten Manne klar zu machen, dann erbitte ich mir das Wort zu einem Antrage. Ich habe es mir überlegt, daß die Bezirksmühle ſchwerlich einen Käufer finden wird, und daß ich mein Geld wahrſcheinlich weggeworfen habe. Es mag denn darum ſein, ich ziehe meinen Subhaſtationsantrag hiermit zurück und übernehme die Koſten des Verfahrens. Schreiben Sie es nieder, Herr Aktuar, wenn ich darum bitten darf. Ich verzichte auf Verleſung des Protokolls, und wünſche den Herren allſeitig einen guten Morgen."

Mit dieſen Worten ergriff er ſeine Reiſedecke und hatte das Zimmer verlaſſen, bevor die Anweſenden ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen vermochten.

— — — — — — — — — — — —

Wilhelm Acker hatte ſeinen „Wildling" begraben und den Friedhof verlaſſen. Er hatte im Fortgehen noch einen Blick zurückgeworfen und ſeine Hand emporgehoben, als wenn er irgend ein Gelöbnis dorthin ſenden wollte, wo die Geiſter unſerer Abgeſchiedenen, mögen ſie im Licht oder im Schatten ſchweben, jedenfalls von den Erinnerungen an dieſe Erde nicht mehr gepeinigt werden. In tiefe Gedanken verſunken, ging er ſeiner Wohnung zu. Als er die armſelige Hütte, in deren ſchauerlich nackten Wänden von jetzt ab die troſtloſe Einſamkeit ſein einziger Genoſſe ſein ſollte, betreten hatte, begann er vor allen Dingen ſorgfältig alle Gegenſtände zuſammenzuſuchen, welche dem Verſtorbenen gehört hatten oder zuletzt von ihm benutzt worden waren. Sie nahmen keinen großen Raum ein. Ein abgetragener, vielfach geflickter Anzug, einige halbzerfetzte Schulbücher, eine Taſſe, deren Henkel abgebrochen war, ein Meſſer mit verbogener Klinge — das war alles. Er betrachtete jeden dieſer Gegenſtände lange und aufmerkſam, legte ſie dann einzeln mit einer Sorgfalt, die rührender erſchien, als Worte und Thränen, in eine kleine hölzerne Kiſte und fügte den Deckel auf die letztere. Dann holte er ſeine Axt nebſt einigen Nägeln und ſchlug die Kiſte zu, langſam und feſt, aber ohne mehr Geräuſch dabei zu verurſachen, als unbedingt notwendig war zur Vollendung dieſer Arbeit.

Nachdem er ſo gewiſſermaßen zum zweitenmale einen Sarg über ſeiner Erinnerung geſchloſſen hatte, begab er ſich vor ſeine Hütte und ſetzte ſich auf den dort liegenden Holzblock. Wer ihn ſo daſitzen ſah, der konnte nicht zweifelhaft darüber ſein, daß jenes finſtere, müßige Hinſtarren nicht ein Ausdruck laut- und faſſungsloſer Trauer ſei, daß ſich vielmehr in der Seele dieſes Mannes irgend ein beſtimmter Gedanke bewegte, deſſen dämoniſche Gewalt allmählich ſein ganzes Weſen zu beherrſchen begann.

Wilhelm Acker wartete auf das Eintreten eines Ereigniſſes. Zuerſt regungslos, dann allmählich immer unruhiger. Er blickte wiederholt den von Oberdorf nach Altenbach führenden und ſeine Hütte ſtreifenden Weg hinauf, murmelte unverſtändliche Worte und faßte ſich an das Halstuch.

Endlich vernahm er das Knarren von Wagenrädern, ſprang auf und ſtellte ſich mitten in den Weg.

Der leichte Einſpänner, welcher auf der unebenen Landſtraße nur langſam vorwärts kam, wurde von einem einzelnen alten Manne gelenkt, der, zuſammengebückt und in eine große Reiſedecke gewickelt, nachläſſig und zerſtreut die Zügel hielt. Es war Traugott Böhm, der, auf der Heimfahrt von der Subhaſtation begriffen, dieſen Weg wählen mußte, um nach Altenbach zu gelangen. Er war ſo tief in ſeine Gedanken verſunken, daß er den am Wege ſtehenden Mann erſt in Entfernung weniger Schritte bemerkte. Er richtete ſich raſch auf und griff nach der Peitſche, um das Pferd anzutreiben.

Wilhelm Acker aber hob ſeine rechte Hand ein wenig auf und ſagte: „Mit Verlaub, Herr Böhm, ich möchte einige Worte mit Ihnen reden. Es iſt keine eilige Sache, aber der Weg nach Altenbach hinunter koſtet Zeit, und ich habe mir heute juſt einen Feiertag machen müſſen. Wenn Sie vielleicht ausſteigen möchten, Herr Böhm, auf der Landſtraße können wir die Angelegenheit doch nicht gut mit einander abmachen."

Der alte Mann rückte unruhig auf ſeinem Sitze hin und her. „Ich wüßte nicht, was ich mit Ihnen zu ſchaffen hätte," ſagte er endlich, indem er ſich offenbar bemühte, eine gewiſſe Sorge unter mürriſchem Weſen zu verbergen. „Überdies kann ich das Pferd nicht ohne Aufſicht laſſen —"

„Wenn mein Daniel noch lebte, dann könnte er es Ihnen halten," entgegnete Acker ruhig, „aber mein Daniel iſt tot. Das Pferd wird nicht davonlaufen, Herr Böhm, und Sie ſelbſt ſollen es nicht bereuen, mich angehört zu haben, ich ſchwöre es Ihnen bei allem Elend, das die Erde jemals getragen hat und noch tragen wird."

Der Ton, in welchem der Mann ſprach, war ſo ſeltſam und feierlich, daß Traugott Böhm unwillkürlich gehorchte und den Wagen verließ. Acker führte das Pferd abſeits, warf ihm eine Handvoll Gras vor und deutete auf die Thür ſeiner Wohnung. „Dahinein, Herr Böhm, wenn es Ihnen recht iſt. Geſtern hat noch eine Leiche darin gelegen, aber Sie brauchen ſich nicht zu fürchten, ich habe ſie unter die Erde gebracht. Sie liegt auf dem Friedhof, aber ſie läßt mir keinen Frieden. Es muß erſt alles herunter vom Herzen."

(Fortſetzung folgt.)

Die Zuchtwahllehre in Darwins Abſtammungstheorie.

Von Hans Willmack.

(Abdruck verboten.)

Unter allen Theorieen, welche aufgeſtellt worden ſind, um das Rätſel der Tier- und Pflanzenerſchaffung zu löſen, hat keine einen ſo großen äußerlichen Erfolg gehabt, wie der Darwinismus, die nach ihrem Begründer, dem 1892 verſtorbenen engliſchen Naturforſcher Charles Darwin, benannte Entwickelungslehre. Zwar wurde auch der Darwinismus bei ſeinem Auftreten von den meiſten, die ſich mit ihm beſchäftigten, bekämpft. Indeſſen hat niemand es ſo gut verſtanden, unbequeme Gegner totzuſchweigen, wie die Anhänger Darwins. Darwin veröffentlichte ſein Hauptwerk im Jahre 1859, und ſchon zehn Jahre ſpäter war der Erfolg ſeiner Lehre ein beiſpielloſer. Nach weiteren zehn Jahren war die Herrſchaft des Darwinismus eine ſo unbeſchränkte, daß es nur ſelten jemand wagte, gegen die Theorie des britiſchen Naturforſchers aufzutreten. Wiederum zehn Jahre ſpäter war die Darwinſche Schule ſo ſehr von ihrem alleinſeligmachenden Glauben überzeugt, daß ſeine Vertreter anfingen, die wildeſten Orgien zu feiern. Die Herren bedachten dabei nicht, daß ihr Gebaren notwendigerweiſe den Darwinismus ſchwer ſchädigen mußte, und daß es die Oppoſition, die niemals gänzlich vernichtet war, zu lebhaftem Widerſpruch herausfordern mußte. So iſt denn heute aufs neue ein heftiger Kampf zwiſchen den Darwiniſten und ihren Gegnern entbrannt, und wer es nur einigermaßen verſteht, Lehren aus der Geſchichte der Wiſſenſchaften zu ziehen, der gelangt zu der Überzeugung, daß dieſer Kampf mit der Niederlage der Darwinſchen Theorie endigen muß.

Ich gehöre zu denjenigen Naturforſchern, die bei der Würdigung wiſſenſchaftlicher Theorieen jede Rückſicht auf hergebrachte Anſchauungen beiſeite laſſen und neue Lehren nicht nach dem Maßſtabe alter Vorurteile, ſondern lediglich nach ihrem wiſſenſchaftlichen Werte beurteilen. Auch die folgende Kritik des Darwinismus wird eine rein ſachliche ſein.

Wer die Berechtigung einer naturwiſſenſchaftlichen Theorie prüfen will, hat ſich über deren Inhalt genaue Auskunft zu verſchaffen. Wir fragen deshalb zunächſt: was iſt Darwinismus? Wodurch unterſcheidet ſich dieſe Schöpfungslehre von anderen?

Die meiſten Laien werden auf die Frage nach der Beſonderheit der Lehre Darwins antworten, daß dieſer Naturforſcher die Abſtammung des Menſchen von dem Affen behauptet habe. Nichts kann indeſſen verkehrter ſein. Darwin hat die Frage nach der Abſtammung des Menſchen keineswegs in den Vordergrund ſeiner Lehre geſtellt. In ſeinem berühmten Hauptwerke „Über die Entſtehung der Arten“ ſpricht er nur mit wenigen Worten davon, daß durch ſeine Lehre auf den Urſprung des Menſchen Licht geworfen werden würde. Im übrigen läßt dieſes Werk den Menſchen völlig beiſeite, denn es iſt lediglich der Begründung des eigentlichen Darwinismus gewidmet, der nicht die Abſtammung des Menſchen oder irgend eines anderen beſtimmten Lebeweſens zum Gegenſtand hat, ſondern darzuthun ſucht, auf welche Art und Weiſe höhere Tiere von niederen, vollkommenere Pflanzen von unvollkommeneren abſtammen. So wäre denn Darwinismus gleichbedeutend mit Abſtammungslehre? Keineswegs! Die Abſtammungslehre beſtand längſt, ehe Darwins Hauptwerk erſchien. Darwin wurde im Jahre 1809 geboren, und in demſelben Jahre erſchien die Philosophie zoologique von Lamarck, in welcher die Abſtammungslehre zum erſtenmal zur Erklärung der Tierſchöpfung herangezogen wurde. Es iſt deshalb falſch, wenn man, wie es ſo häufig auch von ſeiten der Naturforſcher geſchieht, die Abſtammungslehre mit dem Darwinismus verwechſelt. Zwar nimmt der Darwinismus die Abſtammungslehre an, allein ſein eigentlicher Zweck iſt es, darzulegen, auf welchen Wegen die Umbildung der Tier- und Pflanzenarten vergangener Zeiten zu den heutigen Formen ſtattgefunden hat. Das Gangwerk der ſtammesgeſchichtlichen Entwickelung iſt es, das Darwins Theorie von der „natürlichen Zuchtwahl“ zu verfolgen ſucht, und einzig und allein dieſe Lehre, welche gewöhnlich kurz Selektionstheorie genannt wird, ſollte bei allen Erörterungen über die Abſtammungslehre als „Darwinismus“ bezeichnet werden. Alle Anhänger des Darwinismus ſind zwar Anhänger der Abſtammungslehre, aber nicht alle Naturforſcher, die eine Abſtammung der heutigen Tiere und Pflanzen von anders gearteten Vorfahren annehmen, erblicken in dem Darwinismus eine zuläſſige Erklärung der nach ihrer Anſicht im Laufe der Zeiten erfolgten Umbildung der Tier- und Pflanzenformen. Deshalb iſt es verkehrt, alle diejenigen, welche die Abſtammungslehre angenommen haben, als Darwiniſten zu bezeichnen.

Was iſt nun der Inhalt dieſer Lehre von der Naturausleſe oder Selektion?

Dieſe Frage läßt ſich mit wenigen Worten dahin beantworten, daß Darwin durch die ihrer Thätigkeit unbewußte Natur das vollführen läßt, was der Tier- und Pflanzenzüchter mit Bewußtſein und Abſicht vollbringt.

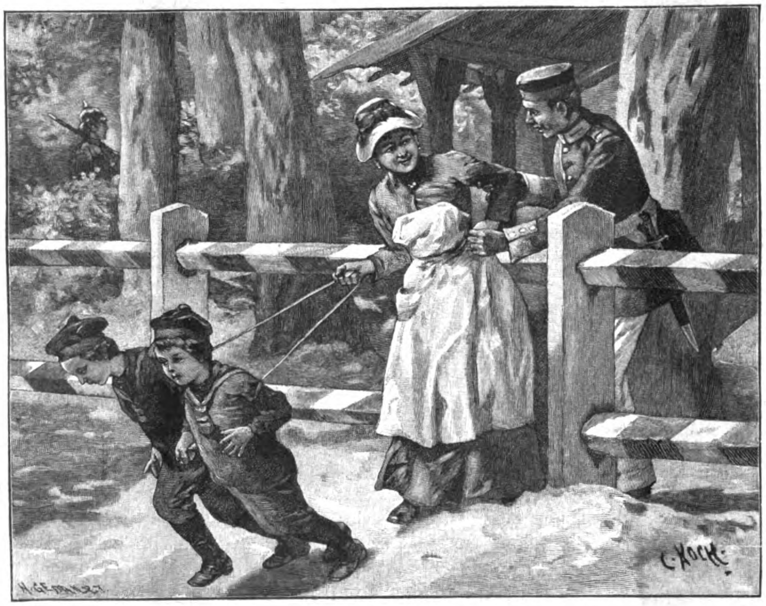
Die Thätigkeit des züchtenden Menſchen wird ermöglicht durch die Thatſache, daß kein Individuum einer Haustier- oder Kulturpflanzenart genau mit einem zweiten Individuum derſelben Art übereinſtimmt, und durch den Umſtand, daß die Eigentümlichkeiten der einzelnen Tiere und Pflanzen oft durch Vererbung auf die Nachkommen übertragen werden. Der Tier- und Pflanzenzüchter arbeitet alſo mit den ihm durch die Natur gegebenen individuellen Unterſchieden, die er an den in den menſchlichen Haushalt übergegangenen Tier- und Pflanzenarten beobachtet, und mit der Vererbung. Was der Züchter an Verſchiedenheiten unter den einzelnen Individuen vorfindet, gibt ihm die Möglichkeit einer Ausleſe, und was er ausgeleſen und zur Nachzucht beſtimmt hat, das muß mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſeine Eigentümlichkeiten auf die Nachkommen vererben.

Manche Gartenblumen mit weißer Blüte beſitzen z. B., wie man zu ſagen pflegt, die „Neigung,“ gelegentlich bläuliche oder rötliche Blüten hervorzubringen. Geſetzt nun, ein Gärtner wollte aus einer Pflanze, die ſich durch dieſe Eigentümlichkeit auszeichnet, ein Gewächs mit blauen Blüten züchten, ſo wird er ſorgfältig diejenigen Exemplare, deren Blüten einen bläulichen Anflug haben, zur Nachzucht benutzen. Er wird nur von dieſen Samen einſammeln, um ihn wieder auszuſäen, und aus den ihm entſprießenden Pflanzen wieder die Stücke auszuleſen, die das ſatteſte Blau aufweiſen. Der züchtende Gärtner benutzt alſo die nicht etwa von ihm, ſondern von der Natur hervorgebrachten blaublühenden Stücke im Vertrauen darauf, daß ſie die blaue Färbung, bis zu einem gewiſſen Grade wenigſtens, auf alle oder doch auf einzelne Nachkommen vererben. Unter dieſen Nachkommen wählt er zur Weiterzucht wieder diejenigen aus, die ſeinen Abſichten, aus einer urſprünglich weiß blühenden Pflanze ein Gewächs mit blauer Blüte zu züchten, am beſten entſprechen. Wenn unſer Blumenzüchter Generationen hindurch immer nur den Samen von Blüten mit dem lebhafteſten Blau einſammelt und wieder ausſät, ſo kann er allmählich eine Pflanze heranzüchten, deren Blüten den höchſten Grad blauer Färbung, die der betreffenden Art überhaupt möglich iſt, erreicht haben. Der Gärtner hat es aber in den allermeiſten Fällen nicht in der Hand, die Färbung und die ſonſtigen Eigentümlichkeiten der Pflanzenblüten und anderer Organe der Gewächſe umzuändern, er muß vielmehr die Abweichungen benutzen, die ihm die verſchwenderiſche Natur darbietet.

Der an unſerem Beiſpiele geſchilderten künſtlichen Zuchtwahl, die dazu beſtimmt iſt, Tiere und Pflanzen nach einer gewollten Richtung hin umzuzüchten, ſofern dieſe Richtung überhaupt möglich iſt, hat nun Darwin ſeine natürliche Zuchtwahl gegenübergeſtellt. Nicht nur die Individuen der Haustiere- und Kulturpflanzenarten ſind unter einander verſchieden, ſondern auch die der wildlebenden Tier- und Pflanzenarten.

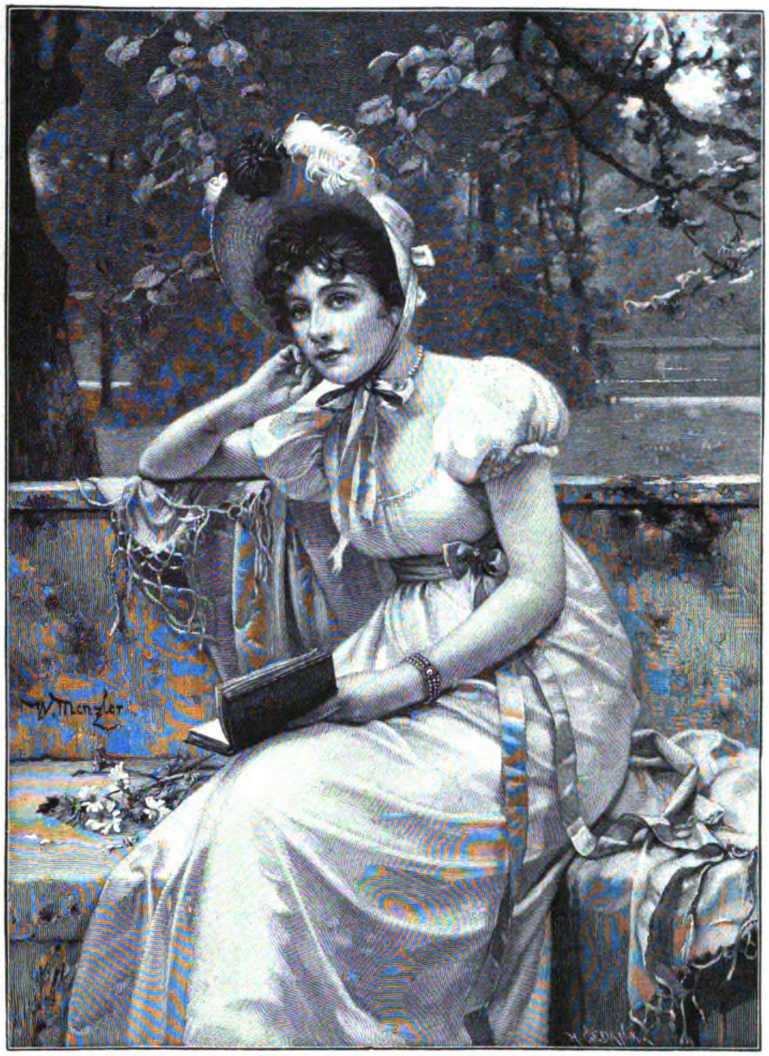
Von dieſer Thatſache geht Darwins Theorie der Naturausleſe aus. Sie betont, daß es nicht möglich iſt, zwei abſolut gleiche Individuen irgend einer Tier- oder Pflanzenart zu finden, daß deshalb in der vom Menſchen unbeeinflußten Natur ebenſo gut die Möglichkeit einer Ausleſe gegeben ſei. Daß die Vererbung hier wie dort dieſelbe Rolle ſpielt, iſt eine fernere Vorausſetzung der Darwinſchen Lehre. Außerdem galt es aber, in der Natur etwas aufzufinden, was der auswählenden Thätigkeit des Tier- und Pflanzenzüchters entſpricht, und das glaubte Darwin in dem „Kampfe ums Daſein“ gefunden zu haben. Um ein Wettringen um die Exiſtenz unter den wildlebenden Tieren und Pflanzen nachzuweiſen, ging Darwin von der Thatſache aus, daß jahrein, jahraus viel mehr Individuen von Tieren und Pflanzen erzeugt werden, als neben einander auf der Erde Platz haben würden, wenn alle heranwachſen wollten. Auch dieſe Thatſache iſt nicht zu beſtreiten. Um ſie uns in anſchaulicher Weiſe vor Augen zu führen, brauchen wir nur im Frühjahr in einen Buchenwald zu gehen. Dieſer lehrt uns, daß auf einem Platze von feſt umſchriebener Größe nur ein einziger Buchenbaum von beſtimmter Höhe und Kronenweite ſtehen kann. Jeder Baum bedarf einer gewiſſen Menge von Luft und Licht, von Regen und Sonnenſchein, von Grund und Boden, um üppig wachſen zu können, und deshalb ſorgt der Forſtmann bei ſeinen Kulturen zur rechten Zeit dafür, daß die Anzahl der Bäume, die auf einer begrenzten Fläche ſtehen, nach und nach verringert wird, ſo daß jedem einzelnen Baume ein genügendes Quantum jedes ſeiner Lebensbedürfniſſe befriedigt wird. Ehe aber die fürſorgliche Hand des Forſtwirtes eingriff, mußten die einzelnen Buchen ſelbſt um ihren Anteil an dem, was zu ihrem Gedeihen nötig iſt, kämpfen, und bei dieſem Kampfe mußten unzählige Individuen unterliegen. Das ſehen wir ſofort, wenn wir die im Frühlinge aufgekeimten jungen Buchenpflanzen zählen, wenn wir ſehen, daß an der Stelle, wo nur ein einziger großer Baum ſteht, Tauſende und Abertauſende von Keimpflanzen der Buche hervorſprießen, und wenn wir bedenken, daß, von einzelnen Ausnahmen abgeſehen, jahraus, jahrein von jedem Buchenbaume, der eine beſtimmte Größe erreicht hat, zahlloſe Buchnüſſe zur Erde fallen, um dort zu keimen und junge Pflänzchen aufgehen zu laſſen, die faſt alle einem baldigen Untergange geweiht ſind. Von ſämtlichen Nachkommen eines Buchenbaumes, die im Laufe der Zeit erzeugt werden, kann in einem ſich ſelbſt überlaſſenen Walde in der Regel nur ein einziger wieder auf dem von dem elterlichen Baume eingenommenen Raume zu der Größe heranwachſen, die der elterliche Baum bei ſeinem Zuſammenbruch erreicht hatte. Dieſe Betrachtungen lehren uns, daß in der Natur thatſächlich ein Kampf ums Daſein ſtattfinden muß, daß nicht alle Tier- und Pflanzenindividuen, welche entſtehen, den nötigen Anteil an dem, was zum gedeihlichen Leben erforderlich iſt, finden können. Die allermeiſten Tiere und Pflanzen, welche erzeugt werden, fallen einem baldigen Untergange anheim, und durchſchnittlich hat jedes Tierpärchen nur ein einziges Pärchen Nachkommen, jede Pflanze nur einen einzigen Nachfolger. Wäre es anders, würden z. B. alle Tiere, welche geboren werden, am Leben bleiben, ſo würde die Erde bald zu klein ſein. Manche Fiſche legen Millionen und Abermillionen von Eiern. Wenn die jungen Fiſchchen, die dieſen entſchlüpfen, alle heranwachſen und ſich wieder fortpflanzen würden, wenn jedes Weibchen unter ihnen wieder Millionen Eier legen würde, ſo wären Meere und Flüſſe in kurzer Zeit viel zu eng, um alle Fiſche zu faſſen. Ähnliches gilt für jede Tier-, für jede Pflanzenart. An der Thatſache alſo, daß von allen erzeugten Individuen einer Tier- oder Pflanzenart nur eine kleine Anzahl wiederum zur Fortpflanzung gelangt, iſt nicht zu zweifeln. Der Kampf ums Daſein ſpielt gewiß in der Natur eine große Rolle. Fraglich iſt es nur, ob durch den Kampf ums Daſein eine Ausleſe im Sinne Darwins ſtattfindet.

Dieſe Ausleſe dachte ſich Darwin folgendermaßen: er ſagte, die Tier- und Pflanzenarten ändern ſich in ihren einzelnen Individuen nach allen möglichen Richtungen ab, ſo daß der Kampf ums Daſein alle möglichen Formen vorfindet, um unter dieſen die zur Nachzucht beſtimmten wählen zu können. Wer den Anforderungen, die das Leben an ihn ſtellt, am beſten genügt, wer durch ſeinen Körperbau ſo begünſtigt iſt, daß er den Unbilden der feindlichen Welt trotzen kann, der überlebt; wer das nicht thut, geht zu Grunde. Deshalb ſoll der Kampf ums Daſein unbewußt und ohne Abſicht die Rolle ſpielen, die der menſchliche Tier- und Pflanzenzüchter planmäßig ausübt. So wäre beiſpielsweiſe das grüne Kleid unſeres Laubfroſches herangezüchtet worden. Die Vorfahren des Laubfroſches hätten ein anderes Kleid gehabt, eine Färbung, die nach verſchiedenen Richtungen abänderte und unter dieſen auch Abweichungen nach dem Grün hin zeigte. Die Tiere mit dem ſchönſten Grün wären erhalten geblieben, während die anderen, deren Färbung von der umgebenden grünen Pflanzenwelt zu ſehr abſtach, von den Feinden der Fröſche verzehrt worden ſeien und ſich den Inſekten, von welchen ſie lebten, zu bemerklich gemacht hätten. Nur ſolche Fröſche wären am Leben geblieben, deren Färbung mit der Farbe der Umgebung einigermaßen übereinſtimmte und deshalb mehr oder weniger unauffällig geweſen wäre. Die Nachkommen dieſer Fröſche hätten zum Teil allerdings wieder ein auffälligeres Kleid gehabt, zum Teil aber auch dieſelbe Färbung wie die Eltern, zum Teil endlich eine noch weniger auffällige. Wer am beſten durch ſeine Färbung in der umgebenden grünen Pflanzenwelt geborgen geweſen wäre, wäre von fröſcheraubenden Tieren verſchont geblieben und hätte auch nicht zu verhungern brauchen. Er hätte



Ein aſtronomiſches Rätſelbild von C. Koch.
Auflöſung ſiehe Seite 403 im Text: „Zu unſeren Bildern.“

ſeine Eigentümlichkeiten wohl noch in geſteigertem Maße auf ſeine Nachkommen übertragen können, und die am beſten geſchützten unter den Nachkommen wären wiederum erhalten geblieben, ſo daß allmählich ein Kleid herangezüchtet worden wäre, wie es unſer Laubfroſch zeigt, deſſen grüne Färbung zweifellos viel dazu beiträgt, das Tier den Blicken ſeiner Feinde und der Inſekten, auf die er lauert, zu entziehen. Gleich der grünen Färbung des Laubfroſches ſollen auch alle anderen nützlichen und zweckmäßigen Einrichtungen, die wir an den Tieren und Pflanzen bewundern, allmählich durch den blind wirkenden Kampf ums Daſein herangezüchtet worden ſein. Das iſt die Darwinſche Theorie der natürlichen Zuchtwahl, die Lehre vom Überleben der begünſtigten Individuen im Kampf ums Daſein.



Im Park. Nach dem Gemälde von W. Menzler.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der Darwinismus außerordentlich beſtechend iſt, und wir begreifen und verzeihen es deshalb, daß er ſo viele begeiſterte Anhänger gefunden hat. Einer eingehenden Prüfung hält er aber nicht ſtand. Es läßt ſich vielmehr zeigen, daß eine derartige Züchtung durch den Kampf ums Daſein, wie ſie Darwin nachzuweiſen ſuchte, überhaupt nicht ſtattfinden kann, daß der Vergleich der natürlichen Züchtung durch den Wettbewerb um die Exiſtenz mit der künſtlichen Züchtung durch den Menſchen unzuläſſig iſt. Es fällt uns nicht ein, zu leugnen, daß fortwährend viel mehr Lebeweſen erzeugt werden, als neben einander fortkommen können, daß der größte Teil von ihnen wieder ohne Nachkommenſchaft zu Grunde gehen muß, daß alle Individuen einer Tier- oder Pflanzenart ſich von einander unterſcheiden, daß nur diejenigen überleben, die den an ſie geſtellten Anforderungen genügen, und daß eine Vererbung individueller Eigentümlichkeiten ſtattfinden kann. Allein der Kampf ums Daſein wählt in ganz anderer Weiſe aus, als der menſchliche Züchter. Dieſer achtet ſorgfältig darauf, daß Individuen, deren Eigentümlichkeiten er erhalten zu ſehen wünſcht, nur mit ſolchen Stücken ihrer Raſſe gepaart werden, welche dieſelben Beſonderheiten zeigen. Ein Taubenzüchter z. B., der etwa weiße Pfauentauben mit ſchwarzen Flügeln zu züchten wünſcht, wird eine Pfauentaube von dieſer Färbung und Zeichnung nicht mit einem Möwchen paaren, auch wenn es ebenſo gefärbt und gezeichnet iſt, weil er weiß, daß aus der Paarung wahrſcheinlich Tauben mit anderen als den gewünſchten Merkmalen hervorgehen werden, denn Pfauentaube und Möwchen gehören verſchiedenen Taubenraſſen an, und bei der Kreuzung verſchiedener Raſſen erfolgen häufig Rückſchläge auf die Urfarbe der Haustauben, auf die der blauen Stammmutter, der wilden Felſentaube. Wenn nun dieſes Beiſpiel auch nicht ganz zutreffend iſt, weil der Taubenzüchter in der Regel keine Angehörigen verſchiedener Raſſen mit einander paart, ſo kann es uns doch dazu dienen, auf die Sorgfalt hinzuweiſen, mit welcher der Züchter verfährt. Jede Haustaubenraſſe zeichnet ſich durch mehr als eine Eigentümlichkeit vor anderen Raſſen aus, und der Züchter wird diejenigen Individuen, welche die geſchätzten Eigentümlichkeiten am ſchönſten zeigen, ſorgfältig vor einer Paarung mit anders beſchaffenen Stücken bewahren, weil die Nachkommen ſonſt nicht die geſchätzten Raſſeneigentümlichkeiten zeigen würden. So ſorgfältig wie der Züchter kann der Kampf ums Daſein in der freien Natur nicht vorgehen. Sämtliche Tier- und Pflanzenarten zeichnen ſich durch eine große Anzahl von Eigentümlichkeiten ihres Baues aus. Nun müſſen in jeder Art die Individuen, denen die Möglichkeit zum Gedeihen und zur Fortpflanzung gegeben ſein ſoll, zwar ſo beſchaffen ſein, daß ihr Bau im großen und ganzen den Anforderungen des Kampfes ums Daſein genügt, es kommt jedoch nicht darauf an, daß jedes einzelne ihrer Organe die durchſchnittliche Güte aller zeigt. Ein Beiſpiel wird dieſes klar machen: die Springmäuſe ſind Wüſtentiere mit langen Sprungbeinen und ſandfarbenem Kleide, beides Einrichtungen, die ſie ihren Verfolgern entziehen. Aber es iſt nicht zu bezweifeln, daß Individuen, deren Sprungbeine nicht ganz ſo gut ſind wie die anderer, dieſen Nachteil dadurch ausgleichen können, daß ſie in bezug auf die Färbung ihres Kleides mehr dem Wüſtenſand ähneln, als jene. Umgekehrt kann eine mangelhafte Beſchaffenheit der Schutzfärbung durch eine größere Schnelligkeit bei der Flucht vor Feinden aufgewogen werden. Was hier für die Haarfärbung und die Schnelligkeit der Springmäuſe gilt, findet auf ſämtliche übrige Eigentümlichkeiten aller Tier- und Pflanzenarten ſeine Anwendung. Es kommt nur darauf an, daß der Geſamtdurchſchnitt der Organe ein genügender iſt. Wenn nur dieſes erforderlich iſt, — und das kann keinem Zweifel unterliegen — dann kann überhaupt keine Züchtung durch den Kampf ums Daſein im Sinne Darwins ſtattfinden, denn es muß, um bei dem Beiſpiele der Wüſtenſpringmäuſe zu bleiben, ſehr oft der Fall vorkommen, daß ein Männchen mit guten Beinen und mangelhafter Färbung ſich mit einem Weibchen mit unvollkommener Sprungfähigkeit und gut ſchützendem Kleide paart, und umgekehrt, ſo daß weder eine Fortzüchtung der Eigentümlichkeiten der Beine, noch eine ſolche der Pelzfärbung ſtattfinden kann. Was das eine Individuum zu viel hat, das hat das andere zu wenig, und da es ſich immer um eine große Anzahl von Organen handelt, ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß ſich zwei Individuen, die in bezug auf den Bau ſämtlicher Organe genau übereinſtimmen, mit einander paaren, äußerſt gering. Wir können faſt ſagen, es iſt ſicher, daß ſich nur ſolche Individuen zuſammenfinden, die zwar in bezug auf den Geſamtdurchſchnitt ihrer Organe gleichwertig, hinſichtlich der Ausbildung der meiſten einzelnen Organe aber durchaus verſchieden ſind. Eine Fortzüchtung der Eigentümlichkeit jedes einzelnen Organs iſt deshalb unmöglich. Die Paarung ungleicher Individuen, die nicht zu vermeiden iſt, ſorgt für eine fortgeſetzte Nivellierung. Der Kampf ums Daſein ſorgt deshalb wohl dafür, daß nur ſolche Individuen leben bleiben, die überhaupt zum Leben befähigt ſind, aber er kann die Tüchtigkeit der einzelnen Organe bei einer Tier- oder Pflanzenart nicht ſteigern, am allerwenigſten aber vermag er das einzelne Organ nach einer beſtimmten Richtung hin weiter zu züchten.

Die außerordentlich große Unwahrſcheinlichkeit einer Fortzüchtung der Tier- und Pflanzenarten im Darwinſchen Sinne läßt ſich leicht an einem Beiſpiele darthun: geſetzt, eine Tierart ſei durch zehn verſchiedene Organe gekennzeichnet, und jedem Organe wäre die Möglichkeit gegeben, nach zehn verſchiedenen Richtungen hin abzuändern, Annahmen, wie ſie denen des Darwinismus entſprechen. Unter den zehn möglichen Veränderungen, die jedes Organ nach unſerer Vorausſetzung erleiden kann, wird aber, ſo dürfen wir weiterhin annehmen, nur eine ſein, die im höchſten Grade günſtig iſt. Die Wahrſcheinlichkeit, daß es nach dieſer Richtung hin abändert, iſt alſo für jedes einzelne Organ $^{1}/_{10}$, d. h. unter zehn möglichen Fällen iſt ein günſtiger. Da wir nun im ganzen zehn Organe haben, ſo erhalten wir die Wahrſcheinlichkeit, mit welcher ſämtliche zehn Organe in günſtiger Weiſe abändern, wenn wir unſere zehn Wahrſcheinlichkeitsbrüche miteinander multiplizieren. Das ergibt aber die Wahrſcheinlichkeit 1 : 1 000 000 000, d. h. unter tauſend Millionen möglichen Fällen iſt nur ein einziger wirklich günſtig. Mit anderen Worten: ein allen Anforderungen entſprechendes Tier, das ſich durch zehn Organe mit je zehn-Abänderungsmöglichkeiten, von denen eine günſtig iſt, auszeichnet, muß tauſend Millionen Nachkommen haben, falls unter den Nachkommen ein einziger ſein ſoll, der allen Anforderungen genügt. Aus dieſer Berechnung geht hervor, wie unwahrſcheinlich iſt, daß eine Züchtung durch den Kampf ums Daſein im Darwinſchen Sinne ſtattfindet; es wird zwar immer eine genügend große Anzahl von Individuen geben, bei denen der Geſamtdurchſchnitt der Organe den Anforderungen des Kampfes ums Daſein genügt, aber bei den einen wird dieſes, bei den anderen jenes Organ in günſtiger, die übrigen Organe aber in unvorteilhafter Weiſe abgeändert worden ſein, und die Pärchen werden ſich kaum jemals derart zuſammenfinden, daß auch nur ein einziges aus genau gleichen Individuen beſteht. Was dem einen Gatten in überreichem Maße zugefallen iſt, hat der andere nur in ungenügender Entwickelung aufzuweiſen, ſo daß bei den Nachkommen notwendigerweiſe von einer Steigerung erwünſchter Eigentümlichkeiten nicht die Rede ſein kann.

Die Annahmen in unſerer Wahrſcheinlichkeitsrechnung ſind aber ſehr beſcheidene. In der Regel iſt die Anzahl der Organe bei den Tier- und Pflanzenarten weit größer als zehn, desgleichen die Anzahl der Variationsmöglichkeiten für jedes einzelne, wodurch die Wahrſcheinlichkeit, daß eine Züchtung im Sinne Darwins ſtattfindet, ganz erheblich verringert wird. Dieſe Wahrſcheinlichkeit iſt in der That ſo minimal, daß uns die Annahme des Darwinismus unmöglich wird.

Wir wollen aber einmal annehmen, dieſer Nachweis von der Unzulänglichkeit der Darwinſchen Lehre wäre durchaus hinfällig, es fände in der That eine Züchtung der Tier- und Pflanzenarten und ihrer Eigentümlichkeiten durch den Kampf ums Daſein genau ſo ſtatt, wie Darwin und ſeine Anhänger es annehmen. Wäre damit irgend etwas für die Erkenntnis der Urſachen der organiſchen Entwickelung gewonnen? Wir müſſen antworten: nicht das Allergeringſte! Darwin hätte dann wohl erläutert, warum nur lebensfähige Tiere und Pflanzen gedeihen und zur Fortpflanzung gelangen; das will aber nichts bedeuten, weil es ſelbſtverſtändlich iſt, daß ein Geſchöpf, das leben und ſich fortpflanzen ſoll, auch lebensfähig ſein muß. Durch welche Urſachen aber der zweckmäßige Bau des Tier- und Pflanzenkörpers zu ſtande gekommen iſt, das hätte Darwin nicht erklärt, auch wenn ſeine Theorie richtig wäre, denn wohlgemerkt: der Kampf ums Daſein Darwins wählt nur unter dem aus, was er ſchon als gegeben vorfindet. Woher aber die Abänderungen der Tiere und Pflanzen kommen, was die Unterſchiede der Individuen einer Art hervorbringt, das hat uns Darwin nicht gezeigt. Es iſt deshalb ungerechtfertigt, zu behaupten, daß Darwin die zweckmäßige Beſchaffenheit des Tier- und Pflanzenkörpers erklärt habe. Vielmehr hat Darwin nicht das Allergeringſte gethan, um uns die überaus zweckmäßige Einrichtung der Lebeweſen begreiflich zu machen, denn der Kampf ums Daſein ſchafft nicht das Zweckmäßige, ſondern wählt nur aus unter dem, was bereits geſchaffen und vorhanden iſt. Man hat die Thätigkeit des Kampfes ums Daſein in treffender Weiſe mit einem Gärtner verglichen, der diejenigen Zweige eines Baumes abſägt, die ihm mißfallen, die übrigen aber ſtehen läßt, der ſelbſtverſtändlich aber nichts dazu beigetragen hat, die Zweige des Baumes in der Eigentümlichkeit ihrer Art wachſen zu laſſen. Die Darwinſche Theorie leiſtet alſo gerade das nicht, was man ihr ſtets nachrühmt: ſie läßt die Urſachen der Entſtehung des Zweckmäßigen durchaus unerklärt.

Preetzens und ihre Tiere.

Skizze von Hans Arnold. (Schluß.)

Die tierliebenden alten Leutchen hatten den Storch aufgenommen, trotzdem ſie als kinderloſes Ehepaar keinerlei Pietätsrückſichten gegen ihn zu nehmen brauchten, hatten ihn verpflegt und ihm vom Tiſchler einen Stelzfuß machen laſſen, auf dem er nun wie ein Invalide, nur ohne Leierkaſten, gravitätiſch im Hofe herumſtieg und ſich im Winter durch die Pferdeſtallwärme und -atmoſphäre den ſonnigen, duftenden Süden mit großer Faſſung erſetzen ließ. Man darf daher wohl annehmen, daß ihm die poetiſche Zugvogelnatur gleichzeitig mit dem Beine abhanden gekommen war. — Im Hauſe bei Bauinſpektors ſelbſt flog, zwitſcherte und kreiſchte es auch ſo von Vögeln aller Arten, daß man oft ſein eigenes Wort nicht vernahm. Noch heute ſind es drei Dinge oder eigentlich vier, die mir ſofort die Wohnſtube bei Preetzens lebhaft zurückrufen: eine gemütliche Miſchung von Pfeifenqualm und dem Duft ſehr guten Kaffees, Vogelgeſchrei und Hundegebell! — Durften die Vögel nach Herzensluſt lärmen, ſo waren ſie anderſeits wieder ſehr wohlgezogen!

Herr Preetz brauchte nur mit ſeiner langen Pfeife eine gebieteriſche Bewegung nach dem Käfig hin zu machen und dazu zu ſagen: „marſch, marſch!“ ſo begab ſich das ganze luſtige Geſindel gehorſam und pünktlich aus der goldenen Freiheit in die Gefangenſchaft zurück.

Neben dem kleinen Volk der Zeiſige, Stieglitze und Kanarienvögel thronte in der Ecke in einem großen Prachtkäfig ein rotbunter Papagei, Jack. Der Krummſchnäbler hatte eine ungemein boshafte Fratze und erkundigte ſich als einziger Beweis von Bildung bei jedem Eintretenden mit ſchnarrender, krächzender Anmut: „Wie geht's Dich denn? Geht's Dich ein bißchen beſſer?“ daher er wohl ein Berliner von Geburt geweſen ſein mag.

Das Wohlwollen dieſer Frage war aber die ſchnödeſte Heuchelei, denn der buntſcheckige Kerl biß und hackte jeden, der ihm nahe kam, ohne Anſehen der Perſon.

Eine Zeitlang hatten Preetzens der Anſicht gehuldigt, daß die Einzelhaft den Charakter ihres Jacks verdorben hätte, und es wurde nach längeren Beratungen beſchloſſen, ihm eine Genoſſin zu geben, einen kleinen Graupapagei, der, ſchon das Schlimmſte ahnend, den Käfig ſeines prädeſtinierten Lebensgefährten in tödlicher Verlegenheit betreten und ſich ſcheu und ängſtlich in die entfernteſte Ecke gekauert hatte. Die ganze Familie ſtand erwartungsvoll um die beiden herum und paßte auf, wie ſich die gegenſeitigen geſelligen Beziehungen geſtalten würden.

Die Angelegenheit verlief aber überraſchend und betrübend. Jack ſah ſeinen Logierbeſuch einen Augenblick ſtarr an, ſtürzte ſich dann wütend auf ihn los und hackte ihm niederträchtigerweiſe ſofort ein Auge aus. Dann erkundigte er ſich als liebenswürdiger Wirt noch obendrein: „Wie geht's Dich denn? Gehts Dich ein bißchen beſſer?“

Nach dieſem deprimierenden Erfolg wurde dann kein Verſuch mehr gemacht, Jack zur Geſelligkeit zu erziehen. Der kleine Graue feierte übrigens den Triumph, einäugig, aber zufrieden ſeinen Feind zu überleben und noch ungezählte Jahre auf dem Kaffeetiſch und zwiſchen den Semmelkrumen herumzuwatſcheln, ein Vorzug, deſſen er als Entſchädigung für ſein trauriges Schickſal ſich allein von allen Vögeln der Familie Preetz zu erfreuen hatte.

Daß zu dieſer tierliebenden Familie auch Hunde gehörten, bedarf wohl keiner Verſicherung. Ich hätte bei den Geräuſchen in der Preetzſchen Wohnſtube vorhin nicht das gemütliche, flatternde Schütteln vergeſſen dürfen, mit dem alle Augenblicke irgend ein Ami, Fidel oder Karo aus dem Schlaf erwachte, durch den ſich Hunde immer von ihrem grenzenloſen Müßiggang zu erholen pflegen.

Ich will aber von der ganzen Kollektion, die den Beſuch je nach ihren Charaktereigentümlichkeiten bläffend, hüpfend zerrend oder wedelnd begrüßten, nur einen erwähnen, weil dieſer eine einen ganz bedeutenden Einfluß auf die Lebensgeſtaltung der Frau Amtmann Ruſemann, der „Mutter“, gehabt, und gewiſſermaßen der Grund geweſen, weshalb ſie zum „Onkel“ und zur „Tante“ gezogen war.

Dieſer eine, der „Pimmerle“ hieß, hatte mit der „Mutter“ eine Zeitlang ſehr glücklich und harmoniſch in einer kleinen ſchleſiſchen Stadt gelebt. Pimmerle, ein Dachs von unermeßlicher Länge und mit Augen wie ein Romanheld, unterſchied ſich von anderen ſeinesgleichen durch die ſonderbare und unerklärliche Gewohnheit, daß er faſt nie lief, ſondern was normale Hunde nur bei Reueanwandlungen zu thun pflegen, kriechend auf dem Bauch rutſchte, wie eine Schlange, was naturgemäß ſeiner Erſcheinung etwas Groteskes gab.

Die „Mutter,“ die ihn überall und immer mit ſich nahm, mußte die oft höhniſchen Bemerkungen über die auffälligen Manieren ihres Pimmerle anhören, und ſie fühlte ſich durch die kleinſtädtiſche Unfähigkeit ihrer Mitbürger, ſich über geniale Außergewöhnlichkeiten eines ſonſt ſo ſchätzbaren Weſens hinwegzuſetzen, ſo gekränkt, daß ſie die Stadt verließ und mit dem Pimmerle zu ihren Geſchwiſtern zog. Preetzens hatten natürlich das vollſte Verſtändnis für den Pimmerle, und er durfte im Hauſe und im Hofe ſo oft auf dem Bauche rutſchen, wie es ihm irgend beliebt, daher er ſich dann naturgemäß ſehr glücklich fühlte und ſeine Anlage bis zur Vollkommenheit ausbildete.

Außer dieſen dauernden Tiereinwohnern des gemütlichen Hauſes — den krönenden Beſitz, den Schimmel Alkuin, nicht zu vergeſſen! — gab es nebenbei beſtändige Paſſanten.

Wenn ich jetzt von den Auswüchſen unſerer überhumanen Zeit, von Tierpenſionen, Tierkliniken und Tierhospitälern leſe und höre, ſo muß ich immer an meine alten Preetzens denken, die entſchieden die erſten Vorbilder für dergleichen Anſtalten geweſen ſind.

Wenn Frau Preetz auch mit einer nicht unberechtigten Wehmut zu verſichern pflegte „mir gedeiht alles zu Speck!“ ſo hatte der Speck bei ihr das warme Herz nicht zu überwachſen vermocht. Sie war die reine Tierdiakoniſſin und wurde von der mageren Schweſter dabei eifrig unterſtützt, während der „Onkel“ von ſeinem Lehnſtuhl aus mit männlicher Autorität angab, was in beſonders ſchwierigen Fällen zu thun ſei.

Wo in der Nachbarſchaft ein Kanarienvogel den Pips, ein Hund die Staupe oder eine Verwundung auf dem Felde der Ehre bekam — alle wurden zu Preetzens gebracht.

Die Vögel wurden mit Speiſeöl getränkt, mit Leinöl eingerieben, und wenn alles nichts half, wenigſtens mit Ehren begraben. Bei den Hunden waren die Reſultate aber meiſt glänzende. Oft ſtand in jeder Ecke des Zimmers ein Korb mit einem geduldigen, winſelnden Patienten, neben dem die Mutter kauerte, als die einzige in der Familie, deren Statur das Kauern geſtattete. Durch Milch, Schwefelblüte und tröſtlichen Zuſpruch gewann ſie den Kranken dem Leben und ſeinem Beruf wieder. Da es immer noch Hundefreunde giebt — ich bin ſelbſt einer! — will ich an dieſer Stelle zum Beſten aller Pudel, Möpſe und Teckel das mir überlieferte, in unzähligen Fällen erprobte Rezept zur Hundemedizin der alten Preetzens der Öffentlichkeit übergeben! Es beſteht aus 1 Lot Antimonium, $^1/_4$ Lot Rhabarber, $^1/_4$ Lot Schwefelblume, $^1/_2$ Lot natrum depuratum. Dies alles läßt man ſich pulveriſiert aus der Apotheke holen, wickelt etwas davon — es ſieht kohlſchwarz aus! — in Butter, bittet einen guten Freund, dem betreffenden Ami das Maul aufzuſperren, und ſteckt ihm das gräßliche Klößchen früh und abends hinein, wobei er ſich meiſt ſehr gefährlich anſtellt, aber nach wenigen Tagen geſund zu ſein pflegt! Ich habe zahlloſe Amis und einen mir ſelbſt gehörenden „Schorſch“ erfolgreich und wiederholt damit kuriert, kann daher ſagen: „probatum est!“

Beim erſten Ausgang eines ſolchen Kranken, der an ſonnigen Tagen auf den Hof gewagt wurde, ging die ganze Familie mit, und ich entſinne mich noch des halb komiſchen, halb rührenden Anblickes, als das gute, alte Ehepaar einen noch recht angegriffenen fettſüchtigen Mops ſpazieren führte, der wankenden Schrittes zwiſchen ihnen ging und ihnen ſo frappant ähnlich ſah, daß man ihn ohne weiteres für ihr eigenes Kind hätte halten können.

Beſorgte Modeſta den Hühnerſtall, beſorgten Onkel, Tante und Mutter die Hunde und Vögel, ſo war dem ſchon erwähnten Kutſcher Gottlieb die Sorge für das Pferd und die kleine Equipage anvertraut, mit Dienstag als erſten Aſſiſtenten, der ſich im Stall ganz anſtellig und durchaus nicht wie ein Teigaffe benahm, womit ich übrigens der gewiß ſehr ehrſamen und mir nur leider perſönlich unbekannten Zunft der Teigaffen in keiner Weiſe zu nahe treten will.

Gottlieb, Pferd und Wägelchen hatten die ſchwere und ehrenvolle Aufgabe, die Familie Preetz ſpazieren zu fahren. Eine jede ſolche Ausfahrt mußte ſehr künſtlich in Scene geſetzt werden nach dem Wolf- und Kohlkopfprinzip, denn je nachdem Herr oder Frau Preetz zuerſt einſtieg und ſich hinſetzte, ſank der Wagen mit einem tiefen Seufzer auf die eine Seite, und erſt, wenn das Gewicht gleichmäßig verteilt war, dergeſtalt, daß die Tante auf der einen, der Onkel auf der anderen Seite ſich niederließen — a tempo, wobei Gottlieb zählte, und auf „drei!“ alles ſitzen mußte — erſt dann war die Sache in Ordnung, und die Ausfahrt konnte vor ſich gehen.

Der brave Schimmel Alkuin, der ſchon vor Alter über und über lange Locken hatte, ſetzte ſich dann bedächtig in Bewegung und wieherte dabei immer in einem Tone, der klang, als ob er bitterlich über die ihm geſtellte Zumutung weine.

Die ſeltſame Equipage kam aber immer wieder glücklich nach Hauſe — immer, bis auf ein Mal, das nicht kein Mal war, und das ich ſelbſt miterlebt habe.

Gottlieb, der ſich in jedem Sinne der Schwere ſeiner Verantwortlichkeit voll bewußt war, hatte ſich im Laufe der Jahre vom untergebenen Kutſcher ſeiner Herrſchaft zum blinden Tyrannen derſelben aufgeſchwungen, vor dem das ganze Haus, vom Bauinſpektor bis zum Dienſtag, zitterte und bebte.

Von Zeit zu Zeit hatte der alte Preetz galante Anwandlungen und forderte irgend eine befreundete Familie auf, mit ihm eine Spazierfahrt zu machen, ein freundliches Anerbieten, das er in der originellen Form ſchriftlich vorzubringen pflegte: „ich bitte Sie, teilweiſe eine kleine Wagenfahrt mit mir zu unternehmen“ — eine Wendung, die jedermann ſo zu verſtehen hatte und ſo verſtand, daß nur ein Teil der Familie dem Preetzſchen Einſpänner einverleibt wurde. Natürlich fuhren auch Preetzens nur „teilweiſe“ mit, denn bei der Zumutung, Onkel und Tante und noch Gäſte obendrein durch die Stadt zu ziehen, wäre der Schimmel Alkuin wohl ohnmächtig zuſammengebrochen.

Unſere Familie wurde auch durchſchnittlich zweimal im Jahre zu einer ſolchen Luſtfahrt aufgefordert, die für uns Kinder ein Ereignis und ſchon deshalb von aufregendſtem Wert war. Eines Tages erſchien wieder Dienſtag in einer Phantaſielivree und forderte unſere Mutter und eins der Kinder — mich! wie ich mit gerechtem Stolz nicht verſchweigen werde! — auf, heute nachmittag mit dem Herrn Bauinſpektor ſpazieren zu fahren.

Zur beſtimmten Stunde rollte der kleine Wagen mit ſeiner ſüßen Laſt bei uns vor, wir ſchachtelten uns ein, wobei es für das mitfahrende und auf dem Rückſitz placierte Kind eine beſonders ehrenvolle Aufgabe war, nicht von ſeinem vis à vis, dem Herrn Bauinſpektor, platt gequetſcht zu werden. Fort ging es nun durch die Stadt in ein nahe belegenes Dorfwirtshaus, wo der „Onkel“ uns mit großer Freigebigkeit auf eine Taſſe Kaffee und mehrere Zuckerzwiebäcke „ſtieß,“ wie der Volksmund ſagt. Ob nun Gottlieb ſich außer dem ihm zuſtehenden Glaſe Bier noch auf verſchiedene Schnäpſe „geſtoßen“ hatte, blieb dahingeſtellt — in jedem Falle zeichnete ſich ſeine Fahrkunſt durch eine gewiſſe Launenhaftigkeit aus! Er hieb zweimal mit der Peitſche nicht auf, aber nach dem Schimmel, was Herrn Preetz zu einem lauten und unwilligen Brummen veranlaßte, da Alkuin ſo etwas noch nicht vorgekommen war! Außerdem aber fuhr Gottlieb wild und unregelmäßig — kurz, zeigte eine gewiſſe Ausgelaſſenheit, die den Onkel zu dem nicht ungerechtfertigten, vorſichtshalber im fremden Idiom geäußerten Verdacht veranlaßte: „Je crois, que Gottlieb est ivre — ce n’est pas la première fois!“

Während wir noch grauſend die Mitteilung in uns aufnahmen, begab ſich etwas Unerhörtes! Der Wagen hielt an — mitten auf der offenen Landſtraße, im ſtarken Dämmern des hereinbrechenden Abends — Gottlieb ſtieg vom Bock, legte die Zügel nieder und ſagte mit großem Nachdruck: „Halten zu Gnaden, Herr Bauinſpektor, wenn Sie kein Vertrauen mehr zu mir haben und lateiniſch auf mich reden, dann können Sie ſich alleine fahren!“ Sprach’s und ging, ohne auf das dreiſtimmige Zetergeſchrei der ihm anvertrauten Fahrgäſte zu achten, taubſtumm und wütend in einen Querweg hinein und ward nicht mehr geſehen.

Da ſaßen wir! Alkuin, der doch bei der Sache entſchieden am meiſten beteiligt war, zeigte ſich, wie es ſeinen Jahren zukam, zunächſt äußerſt verſtändig. Er blieb ſtehen wie angemauert und wartete ab, wer die Zügel der Regierung ergreifen würde.

Es konnte ſich in dieſem Falle nur um einen Prätendenten für den wichtigen Poſten handeln, und zwar um den Onkel! — Meine Mutter hatte nie einen Zügel in der Hand gehabt, und ich war ein Kind von ſieben oder acht Jahren! Alſo der Onkel mußte ins Feuer!

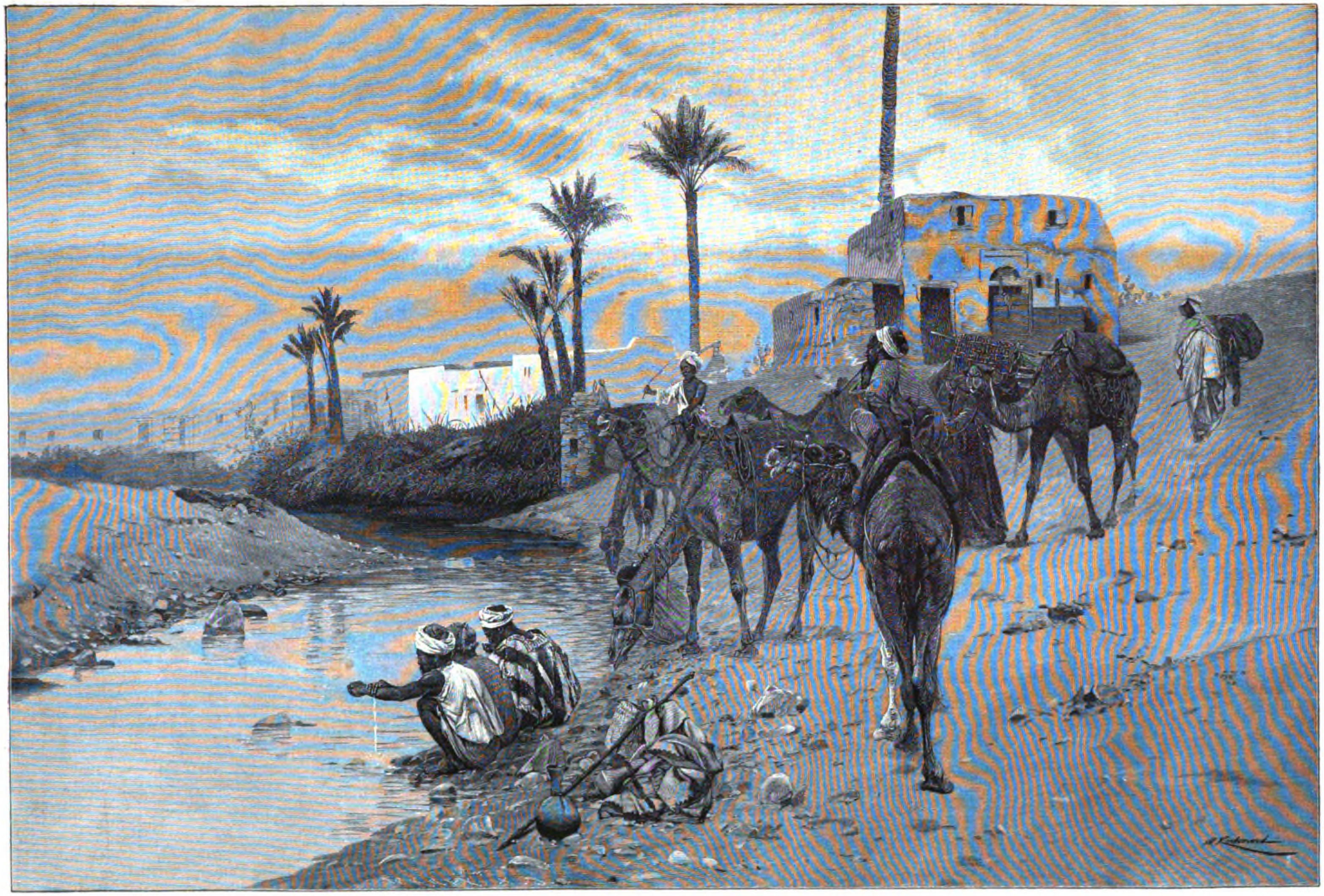
Die erſte und nächſte Schwierigkeit beſtand darin, ihn auf den Bock zu bekommen, und die war namenlos! Der Onkel kroch, ſank wieder zurück — erholte ſich ein paar Augenblicke — kroch unermüdlich von neuem — wir beide ſchubſten, ächzten, hoben — endlich! endlich war er oben, und nun ging die Fahrt los — aber fragt mich nur nicht, wie!

Wir Inſaſſen des Wagens machten unſere Rechnung mit dem Himmel, und ich verfügte in Gedanken letztwillig über einen ausgeſtopften Kolibri, der mir damals das Teuerſte auf Erden war, und den inzwiſchen die Motten gefreſſen haben. Der Wagen, von dem faſt blinden alten Herrn gelenkt, flog wie ein Schiff auf ſturmgepeitſchter See nach rechts und links und nahm gerecht und gewiſſenhaft jeden Prellſtein mit. Noch heute iſt es mir ein ungelöſtes Rätſel, daß wir unumgeworfen nach Hauſe kamen — beſonders wenn ich mir das Bild des Herrn Preetz zurückrufe, der wie ein rieſiger Gummiball immer auf dem Kutſcherbock auf und ab ſchnellte und bald mit der Naſe auf dem Pferde zu liegen ſchien, bald ſich mit übermenſchlicher Kraftanſtrengung überrücks und uns beinahe auf den Schoß warf.

Das blieb unſere letzte Spazierfahrt mit dem Bauinſpektor, da wir wirklich diesmal faſt „teilweiſe“ wieder nach Hauſe gekommen wären! Abgeſehen davon erklärte ſich aber der Schimmel Alkuin von dem Tage an mit großer Entſchiedenheit für penſioniert und genoß hinfort nur noch das Gnadenbrot. Er hatte ſich nämlich bei der Fahrt entſetzlich überanſtrengt und erkältet, und als ich am nächſten Tage zu Bauinſpektors geſchickt wurde, um mich zu erkundigen, wie Herrn Preetz die wilde Jagd bekommen wäre, wurde ich von Gottlieb, der ſehr beſchämt und mürriſch ausſah, nach dem Stall gewieſen, wo der Herr ſich aufhielt. Den Anblick, der mir da zu teil wurde, vergeſſe ich in meinem ganzen Leben nicht! An der Stallwand ſaß auf den Hinterfüßen, wie ein dreſſierter Pudel, der alte Schimmel und huſtete fürchterlich. Vor ihm ſtand, beinahe weinend vor Angſt um ſeinen Alkuin, der Herr Bauinſpektor und gab ihm aus einer Selterwaſſerflaſche Kamillenthee zu trinken. Es ſah wahrhaft geſpenſtiſch aus, und ich blieb mit offenem Munde ſtehen und vermochte mein Gewerbe kaum anzubringen.

Zur Beruhigung etwa um Alkuin beſorgter Gemüter will ich hier gleich erzählen, daß der Schimmel ſeinen Katarrh glücklich überwand und noch ſehr lange lebte, wie denn überhaupt ſämtliche Bewohner des Hauſes ein fabelhaft hohes Alter erreicht haben.

Als ich vor kurzem wieder einmal in meine Heimat kam und nach den Schickſalen der Familie Preetz fragte, da hörte ich freilich, daß inzwiſchen Onkel, Tante, Mutter und Gottlieb das Zeitliche geſegnet hätten, daß aber drei von meinen alten Bekannten noch lebten, und zwar die Modeſta, der Dienſtag und der graue Papagei mit einem Auge, den ich ſonach hätte fragen können: „Wie geht’s Dich denn? Geht’s Dich ein bißchen beſſer?“ wenn ich nicht hätte fürchten müſſen, damit zu unangenehme Erinnerungen bei ihm wachzurufen. Der Dienſtag war, nach der überraſchenden Verſicherung meines Gewährsmannes, ſogar Badedirektor geworden und hatte die Modeſta und den grauen Papagei zu ſich genommen, was, wenigſtens ſoweit es die Modeſta anlangt, ein beredtes Zeugnis für ſeine Gutmütigkeit ablegt. Da der Dienſtag ſeinen Badedirektorpoſten auffälligerweiſe in meiner Vaterſtadt ſelbſt ausüben ſollte, die nie das geringſte Talent zu einem Badeort gezeigt hat, ſo war ich denn doch geſpannt, was es damit für eine Bewandtnis habe, und beſchloß, ihn zu beſuchen — ich halte immer viel auf Jugendfreunde! Das Rätſel löſte ſich inſofern, als ich den Dienſtag mit kurzen Ärmeln beſchäftigt fand, in einer öffentlichen Badeanſtalt eben den Inhalt einer Wanne auf die hergebrachten 28 Grad zu unterſuchen. Es hatte ſich alſo in dieſem Fall nur um den



Am Ziele einer Wüſtenwanderung. Nach dem Ölgemälde von W. Kuhnert.

geringfügigen Unterſchied zwiſchen Badedirektor und Badediener gehandelt. Da das letzte Wort nur eine Silbe weniger hat, als das erſte, kann ja nur ein Pedant daran Anſtoß nehmen! Bei uns heißt es immer noch: „Der Dienſtag iſt Badedirektor geworden.“

Mit der Modeſta verhielt es ſich aber wirklich ſo, wie man uns berichtet hatte — ſie lebte mit dem grauen Papagei bei Dienſtag, pflegte den erſteren und kujonierte den letzteren immer noch, ſoweit es ihre ſchon etwas nachlaſſenden Kräfte geſtatteten.

Der Dienſtag hatte ſich übrigens verheiratet und zwar mit einer Frau, die in Rot einen ebenſolchen Wuſchekopf hatte, wie er in Braun, ſo daß die Modeſta, wenn ſie noch immer mit den Köpfen der Ihrigen ſcheuert, wenigſtens nicht um Abwechſelung beſorgt zu ſein braucht. Teigaffe nennt ſie ihn aber nicht mehr. Das wäre auch zu arg!

Ein Pfarrerwitwenheim.

„Als Luther zu ſeiner Zeit ſeine Katharina heimführte, hat er auch ſchwerlich geahnt, zu wie mannigfachem Elend ſein kühner Schritt führen würde!“

„Aber Tantchen! Wie kannſt Du ſo etwas ſagen!“

„Ja, Mieze, es iſt aber doch wahr! Wenn die Paſtoren heut noch nicht heiraten dürften, würden ſolche Würmer wie Du und ich nicht auf der Welt ſein!“

Mieze ſah aus, als könne ſie ſich nicht recht zu der Anſchauung ihrer Tante aufſchwingen. Sie lehnte am Fenſter des ländlichen Pfarrhauſes, über das die Zweige der Linde ihren kühlen Schatten warfen. Leuchtende Kelche ſtolzer Lilien ſandten ihren ſüßen, faſt betäubenden Duft ihr zu, und Kletterroſen langten mit ihren zarten Zweigen liebkoſend zum Fenſter hinein. Emſige Bienen, unzählige Käfer und Schmetterlinge flatterten, wiegten, ſummten und ſchwankten um die Blüten der Roſen und der Sommerblumen, die ihre Hand ſo treu gepflegt hatte, und von der Linde ſchlug des Finken Lied in einzelnen Abſätzen ſchmetternd zum Fenſter hinein. Sie war noch ſo jung — faſt noch ein Kind, und ihr kurzes Leben war bisher ſo froh und ſorgenlos in der Hut des lieben Vaterhauſes verfloſſen. Und ſie ſollte die Bedingungen ihrer eigenen lebensfrohen Exiſtenz nicht vorhanden wünſchen? Ach es war grauſam hart und unnatürlich!

Einen Augenblick ſtand ſie ſchweigend und blickte hinauf zu dem Sonnenlichte, das durch die ſchwankenden Blätter fröhlich niederblitzte, und ein paar große Thränen rannen langſam über ihr junges Geſicht, das aus der ſchwarzen Trauerkrauſe unnatürlich bleich herausſchaute. Dann wiſchte ſie ſie ſchnell ab und kniete vor der ſchwachen zuſammengekrümmten Geſtalt nieder, die ſich neben ihr im Korbſeſſel zurücklehnte. „Armes Tantchen,“ ſagte ſie zärtlich. „Du biſt gar ſo verzagt. Schauen nicht die Lilien gerade ins Fenſter hinein, und ſchlägt nicht der Fink ſo fröhlich, als wollte er uns das liebe Wort ins Herz hineinſingen: ‚Sorget nicht! Schauet die Lilien an und die Vögel unter dem Himmel, die ſo herrlich gekleidet ſind und ſo freundlich genährt; ob ſie gleich weder ſäen noch ſpinnen! — Seid Ihr denn nicht viel mehr denn ſie?‘“

Die Tante ließ das ſorgenſchwere Haupt an die Schulter des Mädchens ſinken und ſeufzte tief. „Ach, Mieze, glaube mir, es gibt kein härteres Los, als das der Pfarrtöchter auf dieſer Welt! — Ich bin herumgeſchlagen worden von Ort zu Ort und habe meine Kräfte aufgezehrt in mancherlei Dienſt. Jetzt bin ich alt und krank. Arbeiten kann ich nicht mehr. Ich hoffte meine Tage beſchließen zu können in meines lieben Bruders Haus. Und jetzt? — Soll ich wieder hinaus? — Wohin?“

Es klang ſo mutlos, ſo verzweifelt, des Mädchens Herz ſank. Ach, ſollte auch ſie einmal ſo klagen, ſo verlaſſen daſtehen! — Aber ſie faßte ſich noch einmal. „Nicht doch, Tante Julchen! Faſſe Mut! Du biſt noch ſchwach von den vielen Nachtwachen, von all der Angſt bei des lieben Vaters Tod! — Wart’ nur, übers Jahr wird alles viel anders ſein!“

Aber die Tante wollte ſich nicht tröſten laſſen. „Übers Jahr?“ ſagte ſie. „Ja, anders wird’s ſein. Über Deines Vaters Grab wird der Epheu wachſen und die kahlen Schollen verdecken, ſo wie neue Intereſſen ſein Andenken in der Gemeinde. Hier wird ein anderer wohnen, und Du magſt vielleicht einen Ort finden, wo Du mit harter Anſtrengung unter Fremden Dein Brod ißt. Aber ich?“

Was aus Tante Julchen und ihrer Mieze geworden iſt, wiſſen wir nicht. Vielleicht hat Gott das Seufzen der Schwachen gehört, die ihre Kraft verzehrt hatte in lebenslanger Arbeit und nun nicht den Mut mehr fand zum vertrauensvollen Ausblick in die Zukunft. Daß aber ähnliche Sorgen, ähnliches Seufzen das Sterbelager manches treuen Geiſtlichen umwehen und erſchweren, das wiſſen wir. Das Gehalt des Geiſtlichen erlaubt es nicht, und ſein Beruf verbietet es, „ſich Schätze zu ſammeln auf Erden.“ Seine Angehörigen bleiben vielfach in der dürftigſten Lage zurück. Es gibt manche Predigerwitwen und ſehr viele ältliche Predigertöchter, deren Arbeit niemand mehr begehrt oder die durch Alter und Krankheit leiſtungsunfähig ſind, die in der bitterſten Not ihr Daſein friſten; eine Not, die ſie, zu beſſeren Verhältniſſen erzogen und an ſolche gewöhnt, um ſo bitterer empfinden.

Die Kenntnis ſolcher ſchweren Notlage, wie ich ſie vielfach angetroffen habe, drängt mich dazu, die Aufmerkſamkeit der Leſer noch einmal auf das neue Heim hinzulenken, das für mittelloſe Predigerwitwen und Predigertöchter im Norden Berlins, Schönhauſer Allee Nr. 142, erbaut worden iſt Ein freundliches ſauberes Haus, ohne die bei den neueren Bauten häufig an unpaſſender Stelle angebrachte Pracht der Außenſeite, liegt es, vom Lärm der Straße abgekehrt, auf dem Grundſtück der alten Zionskapelle, welche die Vorderfront einnimmt und jetzt, da ihre Benutzung als Kirchengebäude durch die Erbauung der Gethſemanekirche unnötig geworden, zum Vereinshaus der Gethſemanegemeinde umgeſtaltet iſt. Durch das Vereinshaus hindurch, über einen kleinen grün angelegten Hof führt der Weg ins neue Heim. Keine großen prächtigen Räume grüßen hier den Beſucher; kleine, ſaubere, trauliche Zimmer, dem Bedürfnis der Bewohner angemeſſen, öffnen ſich rechts und links von der einfachen Holztreppe, — ſtille Zufluchtsſtätten für ſolche, die von der Arbeit und dem Kummer des Lebens wund geſchlagen und müde geworden ſind. Zu jedem der Zimmer gehört eine kleine Küche, in welcher die Bewohnerin ſelbſtändig ſchaltet. Kein Anſtaltsleben, keine erzwungene Gemeinſchaft heterogener Elemente fügt hier zur Wohlthat den Druck. — Gebrechliche Geſtalten begegnen uns im Flur und auf der Treppe, vom Alter gebeugt, von der Sorge gezeichnet; auf den Geſichtern aber malt ſich das Gefühl, Ruhe gefunden zu haben nach dem traurigen Kampf um die Exiſtenz. Manche hat hier eine Zuflucht gefunden, die nicht wußte, wohin ſie ihr Haupt legen ſollte, und noch für andere bietet ſich Raum. — Alles macht den Eindruck von Ruhe und Frieden, vom traulichen Stübchen der Vorſteherin droben an bis herab zu der einfachen Bank, die unten auf dem mit freundlichem Grün bepflanzten Hof zum Ausruhen einladet.

Je mehr man aber ſo den Eindruck gewinnt, welch’ ein ſegenbringendes Unternehmen man hier vor ſich hat, deſto dringender iſt der Wunſch, es nicht mehr mit ſo ſchweren Exiſtenzſorgen ringen zu ſehen. Private Mildthätigkeit hat den Grund dazu gelegt, aber die Mittel, es ſicher zu ſtellen, ſind noch nicht gefunden. Eine ſchwere Schuldenlaſt liegt auf der jungen Anſtalt; durch hohe Mieten die Zinſen dafür aufzubringen geht nicht an — wo bliebe ſonſt die Wohlthat? — Möchten ſich doch milde Hände finden, ſie kräftig zu ſtützen! Möchten doch alle die, denen das Glück einer geſicherten Exiſtenz zu teil geworden iſt, — die auf ihre Kinder, auf ihre Angehörigen mit dem Bewußtſein blicken dürfen, daß ſie für die Zukunft, ſoweit der Menſch imſtande iſt ſie zu überſehen, geborgen ſind, ſich der Hilfloſen und Elenden erinnern!

Das ganze Unternehmen ſteht augenblicklich auf dem Punkt, aus den Privathänden der Stifter in die Hände eines Kuratoriums überzugehen, das ſeine Angelegenheiten in geſchäftsmäßiger Weiſe fortführen und es rechtlich in den Stand ſetzen ſoll, größere Gaben, namentlich auch Legate, entgegenzunehmen. Die Wohlthätigkeit in dieſer Form iſt ſelten geworden unter uns; nur die unzählbaren milden Stiftungen aus alter Zeit erinnern uns an den unberechenbaren Segen, der aus der treuen Fürſorge mildthätiger Vorfahren bis auf unſere Zeit gefloſſen iſt und noch fließt. Auch heute gibt es ſo viele, die mit reichen Gütern geſegnet ſind und niemanden haben, der ihnen nahe ſteht. Es wird gar viel geſprochen in unſerer Zeit über die Schädlichkeit der Anſammlung des Kapitals in einzelnen Händen. Wäre hier nicht vielleicht ein Mittel, dem Übel wenigſtens in gewiſſem Maße zu ſteuern? — eine Art von geſundem Sozialismus, durch den das angeſammelte Gut wieder zurückgelenkt wird in die Adern des Volkslebens?

„Lutherſtift“ iſt der Name, den man dem Heim für arme Predigerwitwen und -töchter zu geben gedenkt, zur Erinnerung an den Mann, der dem deutſchen Volke das evangeliſche Pfarrhaus geſchenkt hat. Unberechenbarer Segen iſt von dieſem auf alle Kreiſe des Volkslebens gefloſſen. Möge man dem deutſchen Pfarrhaus lohnen und ſeinen Stifter ehren dadurch, daß man ſeine Verlaſſenen und Hilfloſen nicht elend verkommen läßt!

Anmerkung: Wer näheres über das neue Heim zu hören wünſcht, dem wird Herr Pfarrer Werkenthin von der Gethſemanegemeinde, Stargarderſtr. 6, oder die Vorſteherin des Heims, Fräulein Klara Sauberzweig, Schönhauſer Allee 142, gern weitere Auskunft geben.

L. Thiele.

* * *

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Die lange Reihe von Meiſterwerken Rembrandts, die das Berliner Muſeum aus altem Beſitz und aus neuen Erwerbungen geſammelt hat, iſt im Herbſte vorigen Jahres durch ein neues aus der Glanzzeit des großen Meiſters bereichert worden, das der Direktor der Galerie, Wilhelm Bode, mit raſchem Entſchluß und glücklicher Hand dem engliſchen Privatbeſitz, den Erben der Witwe Lord Aſhburnhams, entzogen und der kunſtliebenden Welt zugänglich gemacht hat. Es iſt ein Werk aus der Zeit, wo Rembrandt ſein berühmtes Helldunkel zu höchſter Virtuoſität entfaltet hatte, wo er in den Fluten goldigen, warmen Lichtes alle Lokalfarbe untertauchte. Das von 1641 datierte Gemälde zeigt zwei lebensgroße Figuren in ernſtem Geſpräch. Der Mann mit dem Hut, den er zum Zeichen ſeiner Würde nach der Gewohnheit der damaligen Zeit auch im Zimmer aufbehält, iſt der Mennonitenprediger Cornelis Claes Anslo, eine in dem ſektenreichen Amſterdam ſehr populäre Perſönlichkeit, die Frau, die mit thränenden Augen in Trauerkleidern neben ihm ſitzt, offenbar eine Witwe, die allmählich den Troſtgründen des Geiſtlichen Gehör zu geben ſcheint. Auch ſie iſt augenſcheinlich ein Porträt, vielleicht die Beſtellerin des Bildes, die den Seelſorger damit ehren und ihm und ſich ein Erinnerungsmal an ſchwere Zeiten ſtiften wollte.

W. Menzler, ein jüngerer Münchener Künſtler, gab uns in ſeinem Gemälde „Im Park“ einen liebenswürdigen Mädchenkopf mit träumeriſch in die Ferne ſchauenden Augen. Der Orientmaler W. Kuhnert führt uns an die Grenze der Sahara; „Am Ziel einer Wüſtenwanderung“ heißt ſein Bild. Nach anſtrengendem Marſche iſt die Karawane endlich zur Oaſe gelangt, und Menſchen und Tiere drängen zum labenden Waſſer.

„Ein aſtronomiſches Rätſelbild“ nennt C. Koch ſein kleines Bild auf S. 396. Wir zweifeln zwar nicht, daß viele Daheimfreunde in der Sternenwelt wohlerfahren ſind — wahrſcheinlich würden auch ſie aber dieſes Rätſelbildes Löſung ſchwerlich finden. Und doch iſt ſie einfach genug: „Venus, angezogen durch Kaſtor und Pollux und durch Mars.“ Ein niedlicher Scherz — nicht wahr?

Forſchungsreiſen.

Der deutſche Reiſende Oskar von Fiſcher iſt von der chileniſchen Regierung mit einem ſeltſamen Auftrag betraut worden. Er ſoll nämlich einen „verlorenen“ Paß „wiederfinden.“ Die Jeſuiten beſaßen Anfang des vorigen Jahrhunderts am Nahuelkuapiſee eine Niederlaſſung, zu der 1715 Pater Guillelmo von Südchile einen Weg fand, der für Maultierkarawanen wohlbenutzbar war. Nachdem dann der Pater von den Indianern vergiftet und die Niederlaſſung 1727 durch die Pehuelchen vollkommen zerſtört worden war, ging die Kunde jenes Weges über den Buriloche- (Menſchenfreſſer) Paß vollkommen verloren, es wollte trotz wiederholter Bemühungen nicht gelingen, ihn wiederzufinden. Herr von Fiſcher glaubt nun auf der rechten Spur zu ſein, und man mißt ſeinen Forſchungen um ſo größere Bedeutung bei, als der verloren gegangene Paß vorausſichtlich auch die kürzeſte Verbindung Südchiles mit der atlantiſchen Seite des Erdteils darſtellen würde.

Naturkunde.

Zur Bekämpfung der unſeren Kulturpflanzen ſchädlichen Tiere hat man neuerdings mehrfach verſucht, Pilzkrankheiten künſtlich unter den Tieren hervorzurufen durch Impfung einzelner ſolcher Tiere mit Pilzen, von denen man weiß, daß ſie tödliche anſteckende Krankheiten bei der betreffenden Tiergattung erzeugen. So iſt vorgeſchlagen, den Engerling zu vertilgen durch künſtliche Verbreitung eines Pilzes (Botrytis tenella) im Boden, der den Engerling in eine Mumie verwandelt. Um die Wirkſamkeit dieſes Vorſchlages zu prüfen, unternahm Profeſſor Paul Sorauer einige Verſuche. Die eigentümliche Art, wie der Pilz auf die Larve wirkt, erlaubte einen ſehr ſicheren Schluß, ob ein bei den Verſuchen zu Grunde gegangener Engerling wirklich dem Pilze oder einer anderen Urſache erlegen war. Es wurden vier Glaskäſten mit Erde gefüllt und dieſe mit einer beſtimmten Zahl geſunder Engerlinge an verſchiedenen Stellen beſetzt, dazu mit Salat bepflanzt. Ferner wurden zwei ähnlich vorbereitete Kübel im Garten des Berliner pomologiſchen Inſtituts eingegraben, während die Glaskäſten ins Kalthaus geſtellt und dort beobachtet wurden. Zum Vergleiche waren die Engerlinge in zweien der Glaskäſten in Reinkulturen der Botrytis herumgewälzt, die der anderen beiden nicht. In den beiden Kübeln war je die Hälfte der Verſuchstiere geimpft worden. Die Einrichtung der Verſuchsgefäße hinderte das Herauskriechen der Engerlinge oder das Hineinkriechen anderer von außen. Nun hielt man zwei Glaskäſten, nachdem die Salatpflanzen angewachſen waren, möglichſt trocken, und zwei andere, immer einen mit geimpften, den anderen mit ungeimpften Tieren, möglichſt feucht. Der eine Kübel wurde ebenfalls ſehr feucht gehalten. Anfang September wurden die Anfang Juni begonnenen Verſuche abgeſchloſſen, die verſchiedenen Gefäße ſorgfältig nach Engerlingen und Engerlingreſten durchſucht. Da zeigte ſich zunächſt nirgends ein mumifizierter Engerling, auch kein weſentlicher Unterſchied in der Zahl der übriggebliebenen Tiere bei geimpften gegenüber den ungeimpften Abteilungen. Dagegen waren in den trocken gehaltenen Gefäßen weit mehr Tiere am Leben geblieben, als in den naſſen, und endlich fanden ſich deutliche Beweiſe für die ſchon früher vermutete Thatſache, daß ſich die Engerlinge untereinander auffreſſen. Sorauer ſpricht auf Grund dieſer und anderer Verſuche die Anſicht aus, daß eine Bekämpfung der Engerlinge mittels künſtlicher Verbreitung von Botrytis tenella nicht zu erwarten iſt, daß vielmehr Witterungsverhältniſſe, namentlich Näſſe im Boden, weit ſchädlicher für die Tiere ſind, und daß man deshalb, wo angängig, die Vertilgung dieſer und anderer Inſekten durch Überſtauung der Acker- und Gartenflächen mit Waſſer verſuchen ſoll.

Geſundheitspflege.

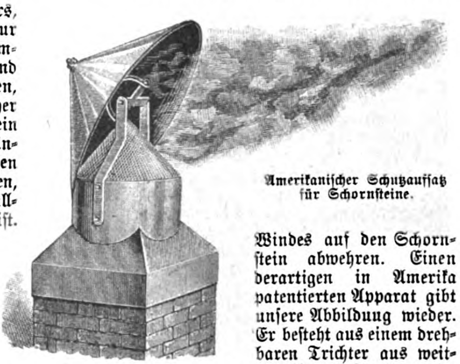
Überanſtrengungen des Körpers, wie ſolche mißverſtändlicherweiſe zur Förderung der Geſundheit unternommen oder zum Brüſten mit Kraft und Leiſtungsfähigkeit ausgeübt werden, ſind wie alle Gewaltthätigkeiten eher ſchädlich als nutzbringend. Selbſt ein anſtrengender Marſch bringt bei Ungeübten körperliche Veränderungen hervor, die auf das deutlichſte zeigen, wie wichtig und unerläßlich die allmähliche Erziehung zur Abhärtung iſt. Profeſſor Dr. Teiſſier in Lyon legte kürzlich der Akademie in Paris eine Arbeit vor, worin die Ergebniſſe genauer Beobachtungen bei einem Wettmarſche auf achtzig Kilometer behandelt werden. An dem Marſche nahmen zwanzig junge Leute teil. Bei den meiſten ließ ſich nach dem Marſche eine beträchtliche Erweiterung der rechten Herzkammern feſtſtellen. Die Herzſpitze war um etwa zwei Centimeter nach links gerückt, jedoch nicht geſenkt. Die Venen, namentlich die Halsadern waren erweitert, ſo daß der Hals durchſchnittlich drei Millimeter mehr maß, als vor dem Marſche. Der Druck in den Schlagadern hatte dagegen eine Verminderung erfahren. Während vor dem Marſche die Zuſammenziehungen des Herzmuskels ſich kräftig und ruhig vollzogen, arbeitete das Herz nachher haſtig und kurz und hatte ſeine Widerſtandskraft gegen die Ausdehnung eingebüßt. Die Muskelkraft war bedeutend verringert, die Muskeln ſelbſt zeigten übermäßige Reizbarkeit bei Anwendung des elektriſchen Stromes. Zwei Drittel der Verſuchsperſonen ſchieden nicht nur größere Mengen von Harnſtoff aus, ſondern ſogar Eiweiß, was auf ſtarke Inanſpruchnahme des Stoffwechſels hindeutet, die den Eindruck einer vorübergehenden Erkrankung macht. St.

Phyſik.

Die gasförmige Kohlenſäure kann durch Druck zu einer Flüſſigkeit verdichtet und unter Mitwirkung der Verdunſtungskälte in feſten Schnee verwandelt werden, der ſich ſtark zuſammenpreſſen läßt. Wird ein Stück ſolcher feſten Kohlenſäure mit Metallen in Berührung gebracht, ſo entſteht ein lauter Ton. Sehr ſchön gelingt der Verſuch, wenn man auf eine Scheibe oder Walze aus gepreßter Kohlenſäure eine kleine Meſſingkugel legt und beides auf den Schallkaſten einer Stimmgabel ſtellt; der entſtehende Ton wird durch das ganze Zimmer gehört und verſtärkt ſich beim Aufdrücken der Kugel gegen die Unterlage von feſter Kohlenſäure bis zur Unerträglichkeit. Die Bildung des Tones iſt dem Ziſchen verwandt, das durch die Berührung eines Waſſertropfens mit einer heißen Fläche hervorgebracht wird, nur iſt in unſerem Falle die kalte Kohlenſäure die Fläche und die warme Metallkugel die beſchleunigende Urſache der außerordentlich lebhaften Verdunſtung. St.

Technik.

„Es raucht!“ Wer kennt dieſes Leidenswort nicht, wer wäre nicht ſchon von ingrimmigem Haß gegen Schornſteine und Schornſteinfeger erfüllt geweſen, wenn eines Morgens die Wohnung mit dichtem Qualm erfüllt iſt und die Dienſtboten eifrig verſichern, ſie hätten gewiſſenhaft und mit aller Vorſicht „geheizt: ſo gut wie alle Tage.“ Meiſt tragen ſie in der That keine Schuld. Vielmehr wird der Zug der Schornſteine dadurch unterbrochen, daß der Wind hineinweht, Schnee oder Regen in ſie hineingerät. Man hat zwar längſt Kappen für die Schornſteine erfunden, welche dem Rauch zwar den Austritt geſtatten, aber die Niederſchläge abhalten. Bisweilen werden dieſe Kappen neuerdings auch ſo eingerichtet, daß ſie ſich nach der Windrichtung einſtellen und ſo auch die Einwirkung des Windes auf den Schornſtein abwehren. Einen derartigen in Amerika patentierten Apparat gibt unſere Abbildung wieder. Er beſteht aus einem drehbaren Trichter aus weitmaſchigem Drahtgewebe, über dem an einer Wippe ein Blechdach angebracht iſt. Der Apparat ſtellt ſich durch die Kraft des Windes ſtets ſelbſt ſo ein, daß er jenem den geringſten Widerſtand bietet, und ſchützt dann die Schornſteinöffnung.



Amerikaniſcher Schutzaufſatz für Schornſteine.

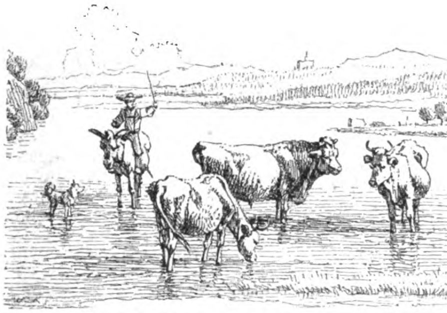
Rechtsrat.

Frage: Ich habe von einer Firma für 100 Mark Waren bezogen und habe den Preis ſeinerzeit auch angenommen, weil ich über den wirklichen Wert keine Kenntnis hatte. Es iſt ein Artikel, der ſonſt noch gar nicht vorgekommen iſt. Nun bringe ich nachträglich in Erfahrung, daß mein Lieferant mindeſtens 300 Proz.

Nutzen für ſich gerechnet hat, obſchon er nichts daran gearbeitet, noch die Ware auf Lager gehalten hat. Bin ich nun verpflichtet, den verabredeten Preis voll zu zahlen, oder kann ich die Sache auf eine Klage ankommen laſſen, weil ich doch offenbar übervorteilt bin?

J. K. in B.

Antwort: Es handelt ſich hier um ein Handelsgeſchäft, für deſſen rechtliche Beurteilung die Beſtimmungen des Handelsgeſetzbuches maßgebend ſind. Nach Artikel 286 des Allgem. deutſchen Handelsgeſetzbuchs können Handelsgeſchäfte wegen übermäßiger Verletzung, insbeſondere wegen Verletzung über die Hälfte, nicht angefochten werden. Sie müſſen ſonach den vollen vereinbarten Preis bezahlen.



Seeufer in Oberbayern. Radierung von W. Kobell.

Seeufer in Oberbayern. Radierung von W. Kobell.

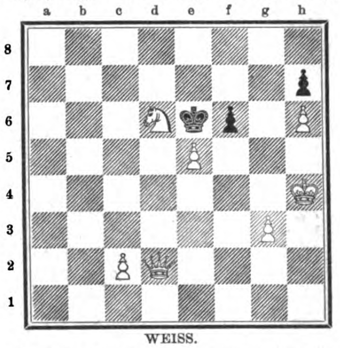
Eine der intereſſanteſten Künſtlerfamilien aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die Kobells. Ihr Ahnherr war der aus Oberheſſen ſtammende Bürger von Frankfurt a. M. Johann Heinrich Kobell, und drei kunſtübende Mitglieder des Geſchlechts — Ferdinand, Franz und Wilhelm — gehörten der deutſchen, fünf — Hendrik, Anna und drei Jan — der holländiſchen Malerſchule an, jeder in ſeinem Fach eine geachtete Stellung einnehmend. Die deutſche Linie der Familie lebte in Mannheim und München; die Brüder Ferdinand und Franz zählten, in ihrer künſtleriſchen Ausbildung weſentlich gefördert durch die freigebige Unterſtützung des Kurfürſten Karl Theodor, zu den bedeutendſten Malern und Radierern ihrer Zeit. Im Gegenſatz zu der damals herrſchenden Künſtelei ſuchten beide beſonders in Landſchaften und Tierbildern der Wirklichkeit ihre Poeſie abzulauſchen.

Bedeutender als Künſtler war Ferdinands Sohn Wilhelm. Geboren 1766, hatte er unter ſeines Vaters Leitung in Mannheim, ſpäter in Düſſeldorf ſtudiert und ſich, nach einem Aufenthalt in Rom, in München niedergelaſſen. Hier entſtand u. a. eine größere Reihe von Schlachtenbildern. Zuerſt — recht bezeichnend für die damalige Zeit — eine Anzahl Gemälde, die Kobell im Auftrag des Marſchalls Berthier malte, und welche Erfolge der franzöſiſchen Armee darſtellten. Später folgten Bilder aus dem Jahre 1814/15, u. a. die Schlacht bei Hanau und die Schlacht von Bar ſur Aube. Heute ſchätzen wir Kobell indeſſen hauptſächlich wegen ſeiner Landſchaften; auf dieſem Gebiet wirkte er, im Verein mit Wagenbauer und Dorner, in München geradezu bahnbrechend. Seine Landſchaften ſind nicht nur korrekt gezeichnet, ſie atmen auch Wärme und Empfindung und fußen auf einer geſunden Naturbeobachtung. Beſonders hervorragend aber war er als Radierer, ſei es, daß er ſelbſtändige Blätter ſchuf, ſei es, daß er Gemälde der älteren Niederländer meiſterhaft als Aquatintablätter (Radierungen in getuſchter Manier) wiedergab.

W. Kobell wurde von König Ludwig I. beſonders hochgeſchätzt. Der Monarch verlieh ihm den Civilverdienſtorden, erhob ihn 1833 in den erblichen Adelſtand und war ein fleißiger Beſucher ſeines Ateliers. Erſt im hohen Alter von 87 Jahren ſtarb der Greis, der zu den beliebteſten Perſönlichkeiten Alt-Münchens zählte.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von B. Hülſen in Beelitz.



Weiß zieht an und ſetzt mit dem vierten Zuge Matt.

1. Vierſilbige Scharade.

Frühmorgens, wenn kaum der Tag erwacht,
Wird vom erſten Paar oft ſchon ein Ständchen gebracht.
Gar drolliger Weſen eine fröhliche Schar
Bringt jubelnd ihr Morgenopfer dar.
Die ſchelmiſchen Dinger! ſie lieben das Necken
Und ſpielen mit ihren Gaben Verſtecken,
Derweilen ſie ihre Heldenthaten
Laut preiſend der ganzen Welt verraten.

Meine nächſten Zwei würdig zu beſingen,
Keinem Sterblichen dürft' es wohl je gelingen.
Der Geiſt der Gottheit, der uns beſeelt,
Hat ſich dies Wunder zum Spiegel erwählt.
Das leuchtet, das ſtrahlt, das bedroht, das entzückt,
Das vernichtet, entlarvt, begeiſtert, entrückt.
Was Himmel und Erde uns Herrliches zeigen,
Durch ſie erſt wird es unſer eigen.

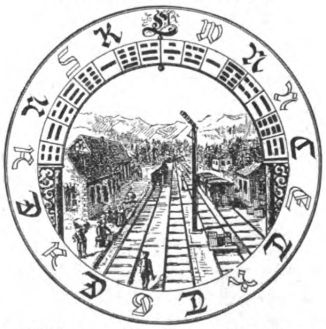
Was aber ſoll ich vom Ganzen ſagen?
's iſt eine der leidigſten Erdenplagen,
Zum Sterben nicht juſt, doch das Fröhlichſein
Beſorgt ein abſcheulicher Kobold allein,
Der zwickt und der zwackt Dich, es iſt eine Schmach,
Du trippelſt, Du ſeufzeſt, was fragt er danach?
Dich lockt es zum Tanze? Du ſpringſt in die Höh',
Nicht vor Luſt, Dich durchzuckt es mit grimmigem Weh.
Gar hart iſt ſein Panzer, doch deckt er kein Herz,
Sein einziger Lebenszweck iſt nur Dein Schmerz.

H. H.

2. Wechſelrätſel.

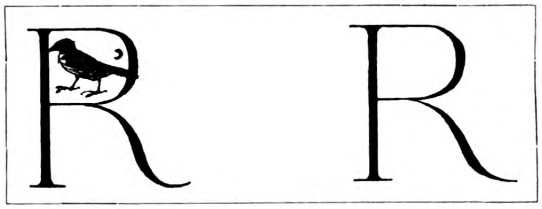
Unter den Meiſtern der Töne bin ich der gefeiertſten einer;
Ändert ihr Kopf mir und Fuß, werd' ich zum Dichter ſogleich.

3. Problem: Der Bahnhof.



(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 24.

Bilderrätſel.

Juriſten ſprechen am überzeugendſten, wenn ſie gegen ihre Überzeugung ſprechen.

1. Dreiſilbige Scharade.

Schlafmütze.

2. Schlüſſel und Auflöſung der Dechiffrieraufgabe.

Setzt man ſtatt der Zahlen der Chiffreſchrift die entſprechenden Vokale, alſo a ſtatt 1, e ſtatt 2, i ſtatt 3, o ſtatt 4, u ſtatt 5, ä ſtatt 6, und ſtatt jedes Konſonanten der Chiffreſchrift den folgenden Konſonanten des Alphabets, ſo erhält man:

Wohin man ſchaut, nur Schnee und Eis,
Der Himmel grau, die Erde weiß;
Hei, wie der Wind ſo luſtig pfeift,
Hei, wie er in die Backen kneift!
Doch meint er's mit den Leuten gut,
Erfriſcht und ſtärkt, macht frohen Mut.
Ihr Stubenhocker, ſchämet Euch,
Kommt mit heraus, thut es uns gleich.
Bei Wind und Schnee auf glatter Bahn,
Da hebt erſt recht der Jubel an.

3. Wechſelrätſel.

Hunne, Hyäne.

Inhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſ.) — Die Zuchtwahllehre in Darwins Abſtammungstheorie. Von Hans Willmack. — Preetzens und ihre Tiere. Skizze von Hans Arnold. (Schluß.) — Ein Pfarrerwitwenheim. Von L. Thiele. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Cornelis Claes Anslo und eine Witwe. Von Rembrandt; Am Ziele einer Wüſtenwanderung. Von W. Kuhnert; Im Park. Von W. Menzler; Ein aſtronomiſches Rätſelbild. Von C. Koch. — Forſchungsreiſen. — Naturkunde. — Geſundheitspflege. — Phyſik. — Technik. Mit einer Illuſtration. — Rechtsrat. — Seeufer in Oberbayern. Radierung von W. Kobell. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 30. März 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 26.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Wilhelm Acker ging voran, deutete auf den einzigen vorhandenen Holzſchemel, wartete, bis Böhm Platz genommen hatte, und ſetzte ſich dann ſelbſt auf die Kiſte, welche alle Erinnerungen ſeiner Liebe barg.

„Laſſen Sie mich zuerſt von ihm reden,“ ſagte er endlich. „Ich kann heute keinen Gedanken faſſen, ohne dabei an ihn zu denken, und ob ich die Augen öffne oder ob ich ſie ſchließe, ich ſehe ihn immer vor mir auf dem Stroh liegen. Die verfloſſene Nacht lag er noch wirklich dort, und ich habe bei ihm Wache gehalten, wie es ſich gehört, aber ich glaube, daß er auch in den künftigen Nächten da ſein, und daß er nicht früher unter die Erde gehen wird, als bis alles Unrecht, das ihm in ſeinem armſeligen Leben zugefügt wurde, ausgeglichen iſt. Sie wiſſen, daß ich von meinem Daniel ſpreche, Herr Böhm, und wenn Sie überhaupt glauben, daß es ſich lohnt, von einem ſolchen Wildling zu reden, ſo werden Sie jedenfalls nicht begreifen können, was gerade Sie damit zu ſchaffen haben. Ich bitte nur um ein klein wenig Geduld. Es geht alles in meinem Kopfe durcheinander, und wenn ich Ordnung hineinbringen will, dann muß ich wieder bei ihm anfangen — —“

Wilhelm Acker ſtützte beide Ellenbogen auf die Kniee, legte den Kopf zwiſchen die beiden Hände und blickte ſtarr auf die Stelle hin, wo nach der Meinung ſeines krankhaft erregten Hirns die Leiche ſeines Sohnes liegen ſollte.

„Als mein Daniel geboren ward,“ fuhr er dann fort, „war er ſchon ein armes krankes Geſchöpf mit verkrümmtem Rückgrat und ſchwachen Lungen, und ich hätte nur die Hand eine Sekunde lang auf ſeinen Mund legen dürfen, dann wäre es aus geweſen für alle Zeit. Ich habe mich geſchüttelt vor dem Gedanken und habe den Jungen ſtatt deſſen mit Ziegenmilch aufgepäppelt. Seine Mutter iſt von mir gegangen und irgendwo auf der Landſtraße verreckt! Sie hat mich allein gelaſſen mit dem Buben. Ich trug ihn bei Tag in die Sonne, und ich wärmte ihn bei Nacht mit meinem Körper, ich bettelte ſeinetwegen um Arbeit, ich wurde für ihn zum Wilddieb und zum Holzfrevler. So ward er mein, und wenn er mir mit ſeinen mageren Händchen die Backen ſtreichelte, dann konnte ich mitten im Elend vor Freude lachen. Als er größer wurde und in die Schule mußte, da warfen ihn die Dorfjungens mit Kot und ſchlugen ihm das Geſicht blutig. So behielt ich ihn meiſt bei mir, und er iſt aufgewachſen wie ein Wildling und ausgewachſen wie ein Wildling. Nun iſt er tot. Wenn einer tot iſt, dann denkt man darüber nach, warum das alles ſein, und warum das alles ſo kommen mußte. Warum mußte mein Daniel ein Weibsmenſch zur Mutter haben, das kein anderer Kerl anſieht, warum mußte er mit einem kranken Leib geboren werden? Warum war es nötig, daß ſein Vater bettelte und ſtahl, warum wurde er allein von allen anderen geſtoßen und geſchlagen? Man könnte ſagen, weil mein Vater auf einem Acker gefunden wurde, und weil wir Fremdlinge ſind. Aber in der Glasfabrik, wo ich dann und wann Arbeit kriege, ſind Italiener, Ungarn und Polacken. Allerhand Zaunkönige, die nicht wiſſen, wie ihr Vater hieß, die am Waldfeuer kochen und im Heuſchober nächtigen. Die läßt man in Frieden, wenn ſie Fäuſte haben zum Arbeiten, und man fragt nicht danach, ob ſie bucklig ſind oder gerad. Aber ich und mein Junge, wir waren gezeichnet — —“

Wilhelm Acker ſtand auf und reckte ſeine verwilderte Geſtalt empor, dann warf er wiederum einen ſcheuen Blick nach der bewußten Ecke.

„Ich konnte es tragen, Herr, daß ich im Zuchthaus geſeſſen habe, meine Schultern ſind breit genug dazu, und mein Fell iſt dick genug. Aber die Laſt fiel auf ſeine armen Schultern, und unter der Laſt iſt er zuſammengeknickt. Er war feiner als ich, und die Laſt lag auf ſeiner Seele, daß er ſchier nicht mehr atmen konnte. Das iſt mir klar geworden, ſeitdem er tot iſt und nicht weichen will, obgleich ich ihn in geweihter Erde mit meinen eigenen Händen eingegraben habe. Er will das Recht ſeines ehrlichen Namens, und er will die Beſtrafung desjenigen, der mich darum gebracht und verſchuldet hat, daß ich im Zuchthaus ſitzen mußte für einen anderen."

Es hatte faſt den Anſchein, als ob die finſteren und zum Teil verworrenen Worte, welche Wilhelm Acker bisher geſprochen hatte, eine Macht beſäßen, denjenigen, an welchen ſie gerichtet waren, in ihren eigenen Ideenkreis zu ziehen und ſeine Seele mit dem gleichen abergläubiſchen Gefühl zu erfüllen, welches den Redenden offenbar beherrſchte.

Traugott Böhm hörte plötzlich auf, die Hände in nervöſer Ungeduld an einander zu reiben. Er hob ſie abwehrend in die Höhe und ſagte: „Laßt die Toten begraben ſein, Acker, und mit ihnen die alten Geſchichten. Wenn man Euch anhört, könnte man ſich ſchier fürchten. Kommt zur Sache —"

„Ich komme dazu," entgegnete Acker finſter, „aber von den Toten muß ich doch ſprechen. Sie wiſſen, Herr Böhm, daß ich ins Zuchthaus geſteckt wurde, weil ich den Oberförſter Helm erſchoſſen haben ſollte, und weil meine Verteidigung von den Richtern nicht mehr geachtet wurde, als wenn ſie Luft geweſen wäre. Es mag den Herren wohl hinterdrein ſelbſt angſt und bange geworden ſein, denn ich glaube nicht, daß man mich bloß um meiner guten Aufführung willen, und weil juſt ein Erbprinz geboren wurde, ſchon nach fünf Jahren wieder herausließ. Es war wohl mehr als Gnade dabei im Spiele. Aber ungeachtet deſſen könnte ich heute wie vor dreißig Jahren meine Hände aufheben und bei dem Namen des Gekreuzigten meine Unſchuld beteuern, es würde vielleicht keiner mich ins Geſicht einen Lügner heißen, aber auch keiner würde ſagen, daß ich die Wahrheit rede. Ich müßte Beweiſe bringen und einen Namen nennen. Bis vorgeſtern konnte ich weder das eine noch das andere, aber heute bin ich wenigſtens im ſtande, mit dem Finger auf denjenigen zu weiſen, der die That gethan und das Unheil über mich gebracht hat. Nicht auf ſein Grab, Herr, ſondern auf ſein Geſicht, denn er läuft noch unter den Lebenden herum, und der Blitz hat ihn noch nicht erſchlagen. Das ſoll erſt kommen."

Traugott Böhm ſprang auf. Er griff ſich mit der Hand nach der Kehle, rang mühſam nach Atem und ſagte endlich: „Ich will Euch alles glauben, Acker, aber nennt den Namen nicht. Es ſind dreißig Jahre darüber vergangen, das Geſetz hat nichts mehr mit der Sache zu ſchaffen —"

„Aber ich," entgegnete der Mann, die Fauſt ſchüttelnd. „Ich kehre mich den Teufel um das Geſetz, für mich gibt es keins, denn es hat mich verſtoßen. Und gerade Sie ſollen den Namen wiſſen, denn es iſt der Mann, den Sie am meiſten von allen Menſchen haſſen, und den Sie am beſten von allen Menſchen vernichten können — es iſt Ihr Vetter Jakob Lutz!"

Die Stille, welche nach dieſen Worten eintrat, war tief und unheimlich. Böhm hatte ſich wieder auf ſeinen Platz zurückgeſetzt und bewegte die Lippen, ohne einen Laut hervorzubringen; auch Acker redete während mehrerer Minuten kein Wort. Es hatte den Anſchein, als ob ſein Gemüt durch Nennung des Namens entlaſtet, und als ob an Stelle der Erinnerung an eine ſchreckliche Vergangenheit das ſanftere Gefühl der gegenwärtigen Trauer wieder in ihm wach geworden ſei.

Er machte eine Bewegung mit der Hand in die leere Luft und fuhr fort: „Bei ſeinen Lebzeiten würde er mich vielleicht gebeten haben, die Sache ruhen zu laſſen, weil geſchehene Dinge nicht zu ändern ſind. Nun aber iſt er tot, und ich muß mir Ruhe vor ihm verſchaffen. Ich bin nicht zugegen geweſen, als er ſtarb, aber vielleicht in derſelben Minute, als die Augen ihm zufielen, hat Jakob Lutz ein Wort zu mir geſprochen, aus dem ich die ganze Wahrheit erfahren mußte. Er hat es nicht gern geſprochen, es wurde ihm aus dem Munde geriſſen an einer Stelle, wo er nicht gewagt haben würde, zu lügen, und zu einer Zeit, wo die Toten ſelbſt die Wahrheit ans Licht bringen. Vielleicht hat mein Daniel ſchon damals hinter ihm geſtanden, wie er jetzt da vor mir in der Ecke liegt, und wenn die offen gebliebenen Augen eines Toten auf uns blicken, dann müſſen wir thun, was der Tote von uns fordert. Ich habe geſtern," fuhr Acker nach einer Pauſe mit leiſerer Stimme fort, „geſtern und dieſe Nacht daran gedacht, meine Vergeltung ſelbſt in die Hand zu nehmen und den Jakob Lutz zu erſchlagen, wie einen Hund. Er hat es nicht beſſer von mir verdient, denn von dem Augenblick an, wo man mich verurteilte, war es ſeine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, ſich ſelbſt anzugeben. Das thut auch ein Spitzbube, wenn er Ehre im Leibe hat. Aber ich bin davon abgekommen. Er konnte ſein Lebtag kein Blut leiden, nicht einmal an einem gewilderten Rehbock, und wenn ich den einen totſchlage, dann wird der andere neben mir ſtehen, und er wird mich mit ſeinen Augen anſehen. Es wäre dann alles umſonſt gethan, denn ich will nichts um meinetwillen, ſondern damit er ſeine Ruhe hat. Darum bin ich auf Sie verfallen, Herr Böhm. Die Leute ſagen, daß Sie ein Herz hätten von Stein, und daß es für denjenigen, den Sie verderben wollen, beſſer wäre, er ginge hin und hinge ſich auf. Ich glaube, was die Leute ſagen, denn Sie ſtammen aus einem verfluchten Geſchlecht, und auf Ihrem Geſicht ſteht es geſchrieben, daß Sie grauſamer ſein können, als die Wildkatze draußen im Forſt. Sie haben auch einen alten Haß auf Jakob Lutz. Woher der ſtammt, weiß ich nicht, es mag um Erbſchaft ſein oder um etwas anderes, mich geht es nur an, daß er zäh iſt, wie ein richtiger Haß ſein ſoll. Sie können ihn von Haus und Hof und auf die Landſtraße jagen und ihn hinter der Hecke verrecken laſſen wie einen Hund. Das alles kann ich nicht, denn wenn ich auf die Gerichte gehe, dann fragen ſie nach Beweiſen, und wenn ich Beweiſe bringe, dann ſagen ſie, es ſei verjährt. Sie werden es beſſer beſorgen als ich, ſchon um deswillen, weil Ihr Sohn, der Herr Oberförſter, dem Müllersmädchen nachläuft, und weil es Ihnen nicht paſſen kann, auch noch Gevatter zu werden mit einem Totſchläger. Und darum habe ich juſt Ihnen das alles erzählt, damit Sie es wiſſen, und damit Sie in Ihrem klugen Kopfe ausſpintiſieren, wie man den Lutz am beſten unter die Erde kriegt — Zoll für Zoll." —

Wilhelm Acker hatte wohl noch niemals in ſeinem Leben ſo lange und ſo zuſammenhängend geſprochen, vielleicht nicht einmal in jenen ſchrecklichen Tagen, als er vor den Schranken eines hohen Gerichtshofes ſtand und um die Freiheit kämpfte. Es hatte ſich damals nur um ſeine eigene Perſon gehandelt, deren Wertſchätzung durch eine elende Jugend herabgeſtimmt und abgeſtumpft worden war, aber heute redete aus jedem ſeiner Worte die aus Liebe und Aberglauben gemiſchte Überzeugung, daß er eine Vergeltung üben müſſe um der Grabesruhe eines anderen willen. Von dieſer bis zu körperlichen Viſionen geſteigerten Wahnidee beherrſcht, ſetzte er ſich wieder auf die Kiſte zurück, legte den Kopf in die Hände und blickte unverwandt nach der Ecke, wo der Gegenſtand ſeiner einzigen Liebe und ſeiner letzten Totenwache gelegen hatte.

Draußen ſcharrte das Pferd ungeduldig mit den Hufen, und Traugott Böhm ſtand auf. Er that es mit einer unſicher taſtenden Bewegung, als ob das Alter plötzlich mit zehnfacher Gewalt über ihn gekommen ſei, oder als ob das Vernommene ſeine Glieder vor Entſetzen gelähmt hätte. Dennoch widerſprachen ſeine nächſten Worte dieſer Annahme. „Acker," ſagte er, „Ihr ſeid ein Narr. Oder nein, wenn Ihr mir auch das Zeugnis eines harten Mannes ausgeſtellt habt, ſo will ich dennoch nicht hart mit Euch ſprechen. Ich glaube, daß Ihr unſchuldig geſeſſen habt, ich will es zum wenigſten nicht verreden. Aber juſt, wenn ſo ein Unglück über den Menſchen gekommen iſt, dann wird er hinterſinnig und grübelt über allerlei Möglichkeiten, und zuletzt ſieht er Spukgeſtalten. Wenn Ihr Euren Daniel da hinten auf dem Stroh liegen ſeht, ſo iſt das eine Täuſchung Eurer Sinne, und dieſe

Thatſache iſt für mich ein Beweis, daß Ihr auch in der anderen Sache das Opfer eines Irrtums geworden ſeid. Ich kenne meinen Vetter Lutz. Er iſt ein verſoffener Kerl und Maulheld, aber ſolche Leute begehen keine Handlungen, bei denen Blut fließt, und wenn es dennoch geſchehen iſt, dann vermögen ſie nicht das Geheimnis dreißig Jahre mit ſich herumzutragen. Legt Euch ins Bett, Ihr ſeid krank. Ich kenne das, wenn die Gedanken ſo zum Hirn heraufkriechen, und allerlei Geſtalten vor den Augen herumtanzen, es iſt ein Nervenfieber im Anzuge, und ein Nervenfieber iſt ſchon halbe Tollheit. Ich will vergeſſen, was Ihr alles geredet habt, morgen wißt Ihr es ſelber nicht mehr. Und nun laßt mich zu meinem Wagen zurückkehren, es iſt hohe Zeit, daß ich fortkomme."

Traugott Böhm griff noch einmal unſicher in die Luft, dann raffte er ſich gewaltſam zuſammen und ſchlüpfte durch die Thür in das Freie.

Gleich darauf tönte das Rollen des Wagens durch die Stille, aber Wilhelm Acker vernahm es nicht; er ſaß auf ſeiner Kiſte und blickte ſtumpf vor ſich nieder.

„Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen, Herr Amtsrichter," ſagte der Aktuar Hoeck zu Kroneck, indem er die unerwartete Beendigung des Subhaſtationsverfahrens zu den Akten vermerkte und alsdann ſeine Papiere ſorgfältig zuſammenpackte. „Sie werden jetzt doch hinüber in die Pfarre gehen, und ich habe Ihnen ſchon auf dem Herwege auseinandergeſetzt, aus welchen Gründen meine Perſon bei dieſem Beſuche überflüſſig erſcheint. Wenn Sie mir geſtatten wollen, mich allein zu Fuß auf den Heimweg zu machen, dann iſt uns beiden geholfen: Sie haben die vollſtändige freie Verfügung über Ihre Zeit, ohne auf meine Perſon Rückſicht nehmen zu müſſen, und mir altem Kerl wird es geſund ſein, wenn ich meine Lungen 'mal ordentlich in Waldluft ausbade."

„Und unterwegs liegen bleibe," ſetzte Kroneck hinzu. „Sie ſind ein eigenſinniger Mann, Herr Aktuar, aber wenn Sie es denn nicht anders wollen, ſo nehmen Sie wenigſtens den Wagen zur Rückfahrt. Ich kann in der That die Stunde meines Aufbruchs nicht beſtimmen, es kommt darauf an —"

Über das Geſicht des alten Mannes flog ein ganz feines Lächeln, ſo daß der Amtsrichter ſich veranlaßt ſah, abzubrechen und an das Fenſter zu treten. Er betrachtete ein Schwalbenpaar, welches emſig bemüht war, unter dem Dache des gegenüberliegenden Hauſes ſein Neſt zu bauen, und als die fleißigen Tierchen eine Pauſe machten, um mit einander zu ſchnäbeln, nahm er ſeinen Hut und verließ nachdenklich die Gaſtſtube.

Sein Weg führte ihn diesmal nicht unbedingt über den Friedhof, aber dennoch machte er die paar Schritte abſeits, denn das Bild jenes unglücklichen Mannes, der einſam und verlaſſen mit eigenen Händen ſeinem einzigen Kinde dort ein Grab gegraben hatte, trat wieder vor ſeine Seele, und er hatte die Abſicht, einige auf der Waldwanderung gepflückte Blumen an dem nackten Erdhügel niederzulegen.

Es war ihm ſchon jemand zuvorgekommen. Hannah Weyland kniete neben dem Grabe Daniel Ackers auf dem ſonnenwarmen Sande. Sie hielt einige mit den Wurzeln ausgehobene Immergrünpflänzchen in den Händen und war emſig bemüht, dieſelben in das lockere Erdreich einzuſenken.

Bei der eifrigen Arbeit hatte ſich eine Flechte ihres blonden Haares gelöſt und ſchmiegte ſich, über die Schulter fallend, an die weiche, runde, blühende Mädchenwange; ſie achtete nicht darauf und gewährte einen reizenden Anblick in ihrem ſtillen Samariterwerk.

Kroneck blieb ſtehen und hielt die Blumen unſchlüſſig in der Hand. Er mochte nicht ſtören und konnte doch ſeine Augen nicht abwenden.

Da drückte Hannah die Erde um das letzte Pflänzchen feſt und erhob ſich. Sie ſteckte die Haarflechte mit einer leichten hübſchen Bewegung auf und erblickte jetzt erſt den Mann in ihrer Nähe.

„Willkommen, Herr Amtsrichter," ſagte ſie dann etwas befangen. „Ich ſollte wohl eigentlich mit Vorbereitungen für Ihren Empfang beſchäftigt ſein, aber mitten in der Arbeit überkam mich der Gedanke an dieſes arme kleine Grab. Werden die Blumen in Ihrer Hand demſelben Zweck dienen?"

„Sie ſollten es, Fräulein Hannah," entgegnete Kroneck, neben das junge Mädchen tretend. „Aber Ihre Fürſorge hat einen beſſeren Schmuck gefunden, und es kann den zarten Kindern des Waldes erſpart bleiben, bis Sonnenuntergang zu verwelken. Darf ich Ihnen die Blumen ſchenken?"

Hannah nahm den Strauß und blickte vor ſich nieder auf das Grab. „Ich beraube ihn," ſagte ſie leiſe, „aber er wird mir wohl nicht mehr darum zürnen. Der arme Junge hatte die Blumen gern. Jedesmal, wenn er an unſerem Garten vorüberging, blieb er ſtehen und ſah mit ſeinen großen Augen hinein. Es war ein armſeliges Geſchöpf, aber dieſe Augen werde ich doch nicht vergeſſen."

„Behalten Sie ihn im Andenken, Fräulein Hannah. Er wird ſonſt wohl wenig Erinnerung auf Erden zurücklaſſen."

„Sagen Sie das nicht," entgegnete das Mädchen eifrig. „Die Leute reden, daß der Vater des Verſtorbenen wegen einer ſchweren Übelthat im Zuchthauſe geſeſſen habe, und ſie meiden ihn um deswillen. Es iſt gewiß ſehr traurig, wenn ein Menſch vom rechten Wege ſo weit abirrt, daß die Gerichte ihn als Verbrecher beſtrafen müſſen, aber verliert er darum die Fähigkeit, wie ein Menſch zu denken und zu empfinden? Je einſamer Wilhelm Acker war, mit um ſo größerer Liebe hing er an ſeinem Kinde, und wenn er jemals in ſeinem ſpäteren Leben die Geſetze übertreten hat, ſo that er es vielleicht jedesmal in dem Beſtreben, dieſen einzigen Gegenſtand ſeiner Liebe nicht hungern und frieren zu laſſen."

„Sie urteilen milde, Fräulein Hannah —"

„Sie thun es ja ſelbſt, Herr Amtsrichter. Ich weiß, daß Sie dem unglücklichen Manne Strafaufſchub gewährten, als ſein Kind krank war, daß Sie ihn in ſeiner elenden Hütte aufgeſucht und ihm beigeſtanden haben, als die Gemeinde das Kind wegnehmen wollte. Ich habe ſelbſt geſehen, wie Sie heute früh eine Handvoll Erde auf den Sarg warfen, und dieſe Blumen — —"

Hannah Weyland brach verwirrt ab. Sie drückte das glühende Geſicht in den Strauß und befeſtigte ihn dann an ihrer Bruſt. Die beiden jungen Leute ſtanden einander ſtumm gegenüber; zwiſchen ihren Füßen lag das Grab, und über ihnen ſchien die Sonne. „Kommen Sie," ſagte Hannah endlich, „mein Vater erwartet uns. Warum haben Sie Ihren Begleiter nicht mitgebracht?"

„Es iſt ein alter wunderlicher Mann," entgegnete Kroneck. „Er hat ſtudiert und gehört eigentlich zu uns, aber er iſt ein Junggeſell geblieben, und ich hege den Verdacht, daß er ſich in Frauengeſellſchaft unbehaglich fühlt."

Sie hatten den Friedhof verlaſſen, und Hannah lachte. „Alſo ausgeriſſen? Es iſt nur gut, daß nicht alle Juriſten ſo denken. Was ſollte ſonſt aus meinem Mittageſſen werden —?"

„Und aus unſerem Stande?" fügte Kroneck hinzu. — —

Nach dem Mittageſſen machte Weyland den Vorſchlag, ins „Eichenwäldchen" zu gehen und dort Kaffee zu kochen.

Der Gedanke fand allſeitigen Beifall, die nötigen Gegenſtände wurden in einen Tragkorb gepackt, und Hannah ſagte, ſie wolle „Beidiener May" ſpielen und einen Schuljungen zum Tragen einfangen. Kroneck bot zu dieſer „Verhaftung" ſeinen juriſtiſchen Beiſtand an, und während die beiden jungen Leute ſchäkernd auf die Suche gingen, trat der Pfarrer in ſein Studierzimmer, um dort noch einiges zu ordnen. Er blieb einen Augenblick am Fenſter ſtehen und ſah nach dem Platze hinüber, wo ſeine Lebensgefährtin ſeit vielen Jahren unter dem Raſen lag. Der lebendige Verkehr mit der Jugend hatte alte Erinnerungen in ihm wachgerufen, und durch ſeine Seele zog es wie eine Ahnung, daß abermals jene Tage der Einſamkeit für ihn heraufziehen könnten.

Da kam der Förſter Bulle die Dorfſtraße entlang gegangen und bog in den Weg zur Pfarre ein. Das war ſeit Menſchengedenken nicht mehr der Fall geweſen, und heute

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

mußte eine beſondere Veranlaſſung den Alten herführen, denn ſein bärbeißiges Geſicht war ſorgenvoll und bekümmert.

Als er in die Pfarrſtube trat, gingen Kroneck und Hannah gerade durch den Vorgarten, und Bulle ſagte, hinausdeutend: „Sie haben Beſuch, Herr Pfarrer, und Sie werden mich nicht brauchen können. Aber ſeit heute früh treibt mich die Unruhe von einem Fleck zum anderen, und da meinte ich, es wäre das Beſte, mit Ihnen zu reden und mir bei Ihnen Rat zu holen.“

Weyland ſchob den Alten einen Stuhl hin, öffnete das Fenſter und rief hinaus: „Hannah, geht einſtweilen voraus, ich habe noch zu thun und werde nachkommen.“

Dann ſetzte er ſich auf ſein Kanapee, langte nach der Pfeife und ſagte: „Immer zu, Alter, das junge Volk findet ſeine Wege allein, und auf die Weiſe kann ich wenigſtens meine Nachmittagspfeife rauchen.“

„Wenn ſie Ihnen nur nicht ausgehen wird, Herr Pfarrer,“ ſagte der Förſter kopfſchüttelnd. „Ich muß bei dem, was ich Ihnen erzählen möchte, weit zurückgreifen in eine Zeit, Herr Pfarrer, wo wir beide, Sie und ich, noch jung waren, und ich werde dabei Dinge berühren müſſen, die am beſten für alle Ewigkeit begraben blieben. Sie wiſſen doch, daß heute die Bezirksmühle zur Subhaſtation kommen ſollte?“

„Aber nicht dazu gekommen iſt, Bulle.“

„Richtig, Herr Pfarrer, nicht dazu gekommen. Sie iſt ſo elend und ſo heruntergewirtſchaftet und verrufen, daß kein Menſch einen Groſchen daran wagen will, und geſtern noch würde ich geſagt haben, daß die gerechte Hand Gottes darauf ruhe, aber heute bin ich mir nicht mehr ſicher, ob es nicht vielmehr die Thorheit der Menſchen iſt und eine Folge unſerer elenden jammervollen Kurzſichtigkeit.“

Der alte Mann hob ſeine Hand auf und deutete durch das Fenſter. „Sehen Sie da drüben das zerfallene Dach des Hauſes, in welchem der ‚alte Lutz‘, wie wir ihn in unſeren jungen Jahren nannten, ſeine Augen geſchloſſen hat? Und entſinnen Sie ſich des Tages, Herr Pfarrer, wo ich zu Ihnen kam und Sie in jenes Haus rief, weil der alte Lutz ſein Teſtament machen wollte?“

„Ich entſinne mich,“ ſagte Weyland kopfnickend, „es war ein dunkles ſtürmiſches Wetter.“

„So dunkel und ſtürmiſch, wie es ſein muß, wenn der Teufel irgendwo ſeine Hand im Spiele hat. Entſinnen Sie ſich auch noch, Herr Pfarrer, welche ſonderbare Beſtimmung der Erblaſſer in ſeinem Teſtamente verfügte?“

„Natürlich, das war ja die Hauptſache. Er enterbte ſeinen Enkel Jakob Lutz, und keiner von uns wußte den Grund dieſer harten und ungerechten Maßregel.“

„Keiner, ſagen Sie, Herr Pfarrer. Es war doch einer vorhanden, der ganz genau wußte, warum dieſe harte und ungerechte Maßregel verfügt wurde, und der ſie in ſeinem Herzen weder das eine noch das andere nannte. Dieſer eine war ich.“

Pfarrer Weyland lehnte ſeine Pfeife in die Ecke und ſtand auf. „Ihr, Bulle?“

„Ich war noch mehr, als ein Mitwiſſer,“ fuhr der Alte fort. „Ich bin ſogar die Veranlaſſung geweſen, daß dieſes Teſtament errichtet wurde. Ich muß Ihnen auch das erzählen, damit Sie den Zuſammenhang begreifen.“

Der Förſter faltete ſeine braunen runzligen Hände zwiſchen den Knieen und ſenkte den Kopf tief auf die Bruſt. Dann fuhr er fort: „Einige Wochen vor jener Teſtamentserrichtung war der Oberförſter Helm an meiner Seite von Wilddieben erſchoſſen worden. Sie entſinnen ſich der Gerichtsverhandlung, Herr Pfarrer, und wiſſen, daß Wilhelm Acker deswegen zu einer Zuchthausſtrafe verurteilt worden iſt. Nicht auf mein Zeugnis hin, ſondern auf das Zeugnis eines Toten, und weil noch andere Umſtände zuſammentrafen, die ihn in den Augen der Richter hinreichend belaſteten. Ich habe ihn nicht erkannt, Herr Pfarrer, aber er mag es geweſen ſein und er mag ſeine Strafe mit Recht erhalten haben — meine Rede geht von dem anderen —“

„Dem anderen?“ ſagte Weyland unruhig, „man hat nie erfahren, wer es geweſen iſt.“

„Man hat es nie erfahren, Herr Pfarrer. Ich bin vor dem Gerichte gefragt worden, ob ich den anderen erkannt hätte, und ich habe an meine Eidesworte gedacht und mit ‚nein‘ geantwortet, und das iſt die Wahrheit geweſen. Denn ich hatte ihn nicht ſo erkannt, wie man einen Menſchen erkennen muß, wenn man es beſchwören ſoll, und wenn von dem ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ eine Zuchthausſtrafe abhängt. Aber vor meiner Überzeugung ſtand er klar genug, und wenn ſtatt eines menſchlichen Richters unſer Herrgott, der alles weiß, mich gefragt hätte, ‚Bulle, an wen denkſt Du?‘ dann würde ich geantwortet haben: ‚Herr, ich denke an den Jakob Lutz.‘“

Da war es heraus, und nach den Worten kam eine tiefe Stille.

Weyland wollte dieſelbe endlich unterbrechen, aber der Alte hob die Hand auf und fuhr fort: „Es iſt in einer mondhellen Nacht geſchehen, Herr Pfarrer, und wir haben kaum dreißig Schritte von einander entfernt geſtanden.“

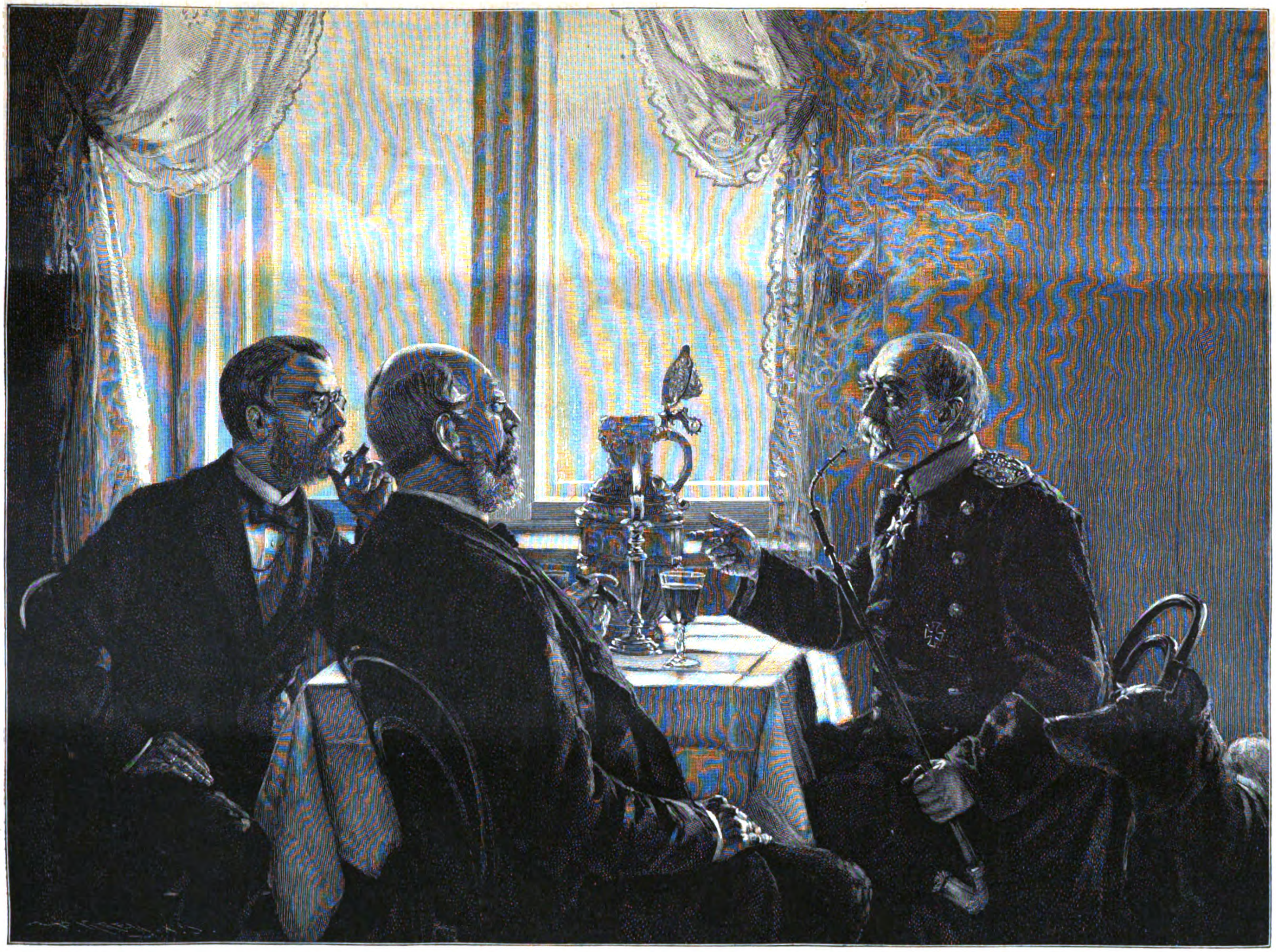
(Fortſetzung folgt.)

Hausmuſik.

Von Dr. E. von Sallwürk.

(Abdruck verboten.)

Wer Muſik in ihrem eigentlichſten Weſen empfindet, ihr nicht nur huldigt als einem der vielen Reizmittel des modernen Bildungsluxus, dem wird ſie eine treue Freundin in Trauer und Freude, eine Tröſterin ſeiner einſamen Stunden, eine mächtige Stimme in ſeinem Innern, die ihm ſagt, was keine Worte auszudrücken vermögen. Dieſe Macht iſt der Muſik nicht gegeben, weil ſie größere und tiefere Gedanken auszudrücken vermöchte als die Sprache; nein, die Muſik iſt, wenn ſie mit der Sprache ſich meſſen will, unendlich arm: der Vorrat an Begriffen und Gedanken, den ein zweijähriges Kind beſitzt, iſt reicher als das Tiefſte und Höchſte, was die Muſik von J. S. Bach und Beethoven an ausſprechbaren Gedanken enthält. Die Kunſt der Töne darf nicht nach der ſcharfen Deutlichkeit des Wortes ſtreben; ihr Gebiet iſt die Welt der Gefühle. Luſt und Leid, Mut und Verzagtheit, ſpielenden Schmerz und laſtenden Gram weiß ſie Dir in die Seele zu ſingen; aber ſie kann Dir nicht ſagen, was zwei kurze Worte mit vollſter Deutlichkeit auszudrücken vermögen. Dafür dringt ſie in Dein innerſtes Herz, wo das grelle Licht der Gedanken Dich nicht beunruhigt, und regt das wunderbare Spiel der Gefühle an, in dem Du frei und von der Laſt des lärmenden Tages nicht gedrückt biſt. Wenn der Tag erwacht, führt er die bunte Welt der Erſcheinungen vor Deinen Sinn, ein Reiz, der Dich belebt, aber Deine geiſtige Kraft raſch verbraucht; im Raume der Gedanken wird es lebendig; Rätſel, Zweifel, kühne Entwürfe ſteigen in Dir auf, eine Arbeit, die nicht ruhen läßt, wenn der Kopf auch ermüdet iſt; unterdeſſen lärmt das Leben durch die Gaſſen, und das Rad der menſchlichen Geſchicke rollt unabläſſig weiter, eine Mahnung, die auch Dich angeht. So füllen ſich die Stunden mit Arbeit und Sorgen und laſſen manchen Gedanken als ungelöſten Reſt der Arbeit dem nächſten Tage



Vom letzten parlamentariſchen Frühſchoppen beim Fürſten Bismarck. Nach dem Gemälde von E. Henſeler.

zurück. Der Abend ſinkt herunter; eine Glocke tönt vom Turm; heitere Menſchen feiern mit Geſang den Augenblick, der ſie von der Bürde des Tages löſt; Kinder ſingen ihr Abendlied, und wenn das Dunkel der Nacht Haus und Flur überdeckt, ſchmettert das Lied der Nachtigall, und die Hand der Nacht ſtreicht ſegnend Dir den Gram von der Stirne. Dieſen Abendfrieden ſpendet die Muſik zu jeder Stunde dem, der ihr mit Ernſt und Liebe dient. Sie erfriſcht den gedankenſchweren Kopf und löſt das von Sorgen bedrängte Herz aus ſeiner Feſſel. Es iſt kein Wunder, daß das deutſche Haus der Zauberin eine ſo trauliche Stätte bereitet hat; nur iſt ihr Troſt karger geworden in dieſen bedrängten Zeiten, die ihres beruhigenden Segens ganz beſonders bedürften. Sehen wir, was ſie uns ſein könnte, und was ſie dagegen von uns fordert.

Alle Muſik hat ihre Heimat im Geſange. Nun hören wir viel Rühmens vom deutſchen Lied und Volksgeſang; es iſt aber vielfach zu Ungebühr. Das Volk ſingt in Deutſchland mehr als in anderen Ländern abgeſchmackte, oft rohe Texte zu recht geſchmackloſen Melodieen. Der alte Schatz unſerer Volkslieder ſchwindet im Volke immer mehr zuſammen. Bei den Gebildeten liegen die Dinge anders, aber auch nicht viel beſſer. In den Geſellſchaften ſingen die jungen Damen Arien, welche Situationen illuſtrieren, an die nur zu denken eine Mutter ihrer Tochter verbieten würde. Die Herren ſingen in den Vereinen von Vaterland, Wein und Liebe zumeiſt verkünſtelte Melodieen, welche durch den in Stimmführung und Harmonie ſo beſchränkten Geſang der männlichen Stimmen noch unleidlicher werden; der Volksgeſang findet im Männerchor eine immer ärmlichere Vertretung. Das Oratorium und das geiſtliche Lied haben an Beliebtheit verloren, und doch iſt das religiöſe Lied das beſte und ſtimmungsvollſte, weil die Muſik dem religiöſen Empfinden aufs innigſte verwandt iſt. Nun haben wir freilich durch Schubert, Mendelsſohn, Schumann und Brahms eine außerordentlich reiche Litteratur für das einſtimmige Lied erhalten; aber das iſt ganz und gar Kunſtgeſang, der auch vom begleitenden Klavier eine ganz ausgebildete Technik verlangt, vom Sänger zu geſchweigen, der mit dem heute üblichen Maße von Kunſt und Geſchmack dieſen Tonſchöpfungen nicht gerecht werden kann. Wir reden hier von der Hausmuſik, die einfache Weiſen in einfacher Form verlangt, in die man nicht techniſch, ſondern inhaltlich ſich vertiefen ſoll, Melodieen, die man leicht faſſen und leicht ausführen und bei jeder Wiederholung mit echterem Empfinden genießen kann. Dieſe Lieder mögen dann ſo beſcheiden ſein, wie Mozarts Wiegenliedchen, oder ſo groß angelegt, wie des nämlichen Meiſters „Abendempfindung“; ſie ſollen nur einen ernſten, gehaltvollen Text haben und von einem Meiſter komponiert ſein, der in Tönen wirklich empfindet, nicht bloß dem Ohre und ſeinem wechſelnden Geſchmack zuliebe muſikaliſche Wendungen an einander reiht. Von ſolchem Geſange aber kennt das deutſche Haus ſehr wenig mehr, und doch ließe ſich für die Stunden der Erholung und Sammlung, in denen nach der zerſtreuenden Arbeit des Tages die Familie wieder ſich zuſammenfindet, keine edlere und geiſtig geſundere Beſchäftigung denken, als ſolch ein Hausgeſang. Wäre er in der rechten Weiſe überall gepflegt, ſo würde auch das geiſtliche Lied in unſeren Familien wieder Eingang finden, und der Sinn, den des Lebens Not und Haſt heute ganz gefangen nimmt, ſich wieder zu ernſteren und friedevolleren Stimmungen erheben. Der Anfang zu einer Beſſerung kann aber nur in der Schule gemacht werden, und dieſe kämpft hier allerdings mit größeren Schwierigkeiten, als ſie in der Regel nur weiß. Der Schulgeſang iſt heute faſt ein Muſter für den Verderb der Stimmen und des Geſchmackes. Die menſchliche Stimme iſt ein viel empfindlicheres Inſtrument als Geige und Klavier. Wo findet man aber in den Schulen eigentliche Bildung der Stimme? Wäre es notwendig, einen leidlichen Tenoriſten für die kurze Theaterſaiſon mit den allerhöchſten Beſoldungen zu lohnen, wenn nicht in dem muſikaliſchen Deutſchland die Stimmen grundſätzlich verwahrloſt oder verdorben würden? Kinder im erſten Schuljahr haben einen Umfang von nicht mehr als fünf Tönen; ihre Stimme liegt in den Grenzen, welche dem Geiger auf der zweitunterſten Saite in der ſogenannten erſten Lage gezogen ſind. Aber man macht ſich kein Gewiſſen daraus, dieſen Umfang ſofort zu überſchreiten, wodurch nicht bloß die Stimme, ſondern auch die Geſundheit geſchädigt werden kann; beſonders geſchieht dies durch das Kirchenlied, das nicht nach dem Stimmumfange der jugendlichen Sänger, ſondern nach dem Texte, nicht durch die Lehrer, ſondern durch die Kirchenbehörden ausgewählt wird. Eine noch größere Rückſichtsloſigkeit findet ſtatt während der Zeit, in welcher die Stimme mit dem Menſchen völlig auswächſt. Hier werden zumal die männlichen Stimmen auf das unverſtändigſte geſchädigt; nur iſt daran die Schule nicht allein ſchuld, ſondern noch mehr das Haus, das auf die für die Stimme meiſtens den Ausſchlag gebende Entwickelung gar nicht achtet. Daß auch die weiblichen Stimmen in dieſer Zeit der behutſamſten Behandlung bedürfen, wird deshalb meiſtens nicht beachtet, weil ihr Umfang und ihre Lage dabei ſich nicht weſentlich verändern. Die Behandlung der nun wieder feſt gewordenen Stimmen iſt aber ebenfalls nicht leicht; die männlichen Stimmen müßten nach der Mutation vollſtändig neu geſchult werden. Durchaus aber müßte nicht bloß das Nachſingen von Liedern, die Kenntnis der Noten und das Treffen der Intervalle Gegenſtand des Schulunterrichts ſein, ſondern ebenſo die Bildung der Stimme und der richtige Einſatz des Tones.*) Man wird mir entgegnen, daß mit ſolchen Forderungen die natürliche Singfreudigkeit der Kinder unterdrückt werde. Man mache aber nur einmal den ernſtlichen Verſuch, und man wird bald ſehen, wie viel größer die Freudigkeit in unſeren Geſangſtunden ſein wird, wenn die Kinder ihre Stimmen leicht und ungezwungen zu behandeln und einen der mannigfachſten Abſchattungen fähigen, in ganzer Naturreinheit lautenden Ton zu erzeugen gelernt haben. Oder ſollten das Geſchrei, das uns ſo oft aus den Schulſtuben entgegentönt, und die verzweifelten Verſuche unſerer jungen Tenöre und Bäſſe, in die geforderten Tonlagen hinauf- und hinabzukommen, den Sängern eine wirkliche Freude bereiten? Den Hörern iſt es jedenfalls eine Qual. Nun gibt es ja Eltern genug, welche heute ihre Kinder vom Schulgeſange befreien laſſen, weil Sohn oder Tochter zu Hauſe in der Muſik unterrichtet werden. Bei dieſer Sachlage wäre es gewiß im Intereſſe der Schulen, dafür zu ſorgen, daß man ihnen nicht nachſage, ſie verlieren ihre Geſangsſchüler, weil ſie deren Stimmen verderben. Über den inneren Gehalt der Muſikſtücke, welche die Schulen wählen ſollen, mag es bei einer kurzen Bemerkung ſein Bewenden haben; denn ich möchte gern, daß das, was ich über Stimm- und Tonbildung geſagt habe, als das vorläufig Allerwichtigſte in unſerer Frage erſchiene. Wenn die Schule Stimme und Geſchmack zu bilden gelernt hat, dann wird ſie für den Haus- und Volksgeſang maßgebend geworden ſein. Danach treffe ſie die Auswahl ihrer Lieder. Das einfache Volkslied, mit all der Kunſt, die der Schule zu Gebote ſteht, vorgetragen, und das geiſtliche Lied, dem Charakter des Textes entſprechend ſchlicht, rein und ernſt wiedergegeben, wird das erſte Recht in der Auswahl beanſpruchen. Zum mehrſtimmigen Liede gehe man erſt über, wenn die Stimmen feſtgeſtellt und in dem dazu erforderlichen Umfang entwickelt ſind. Nur ein tadelloſer Stimmanſatz und eine leichte, natürliche Tonbildung können den Forderungen des mehrſtimmigen Liedes gerecht werden. Man laſſe unſere Vereinschöre einen einfachen Satz von Paleſtrina ſingen: man wird erkennen, wie wenig ſie Stimme und Ton in der Gewalt haben. Man übe ſie aber an dieſen ernſteren Aufgaben und mache ſie von der Klavierbegleitung möglichſt unabhängig, dann wird auch ein ſtrengerer Geſchmack bei den Sängern ſich einſtellen. Der Geſang von vier gemiſchten Stimmen iſt das Reinſte und Schönſte, was die Hausmuſik leiſten kann; aber er erfordert eine viel ernſtere und ſorgfältigere Schulung, als ſie heutzutage im Geſange üblich iſt.

---

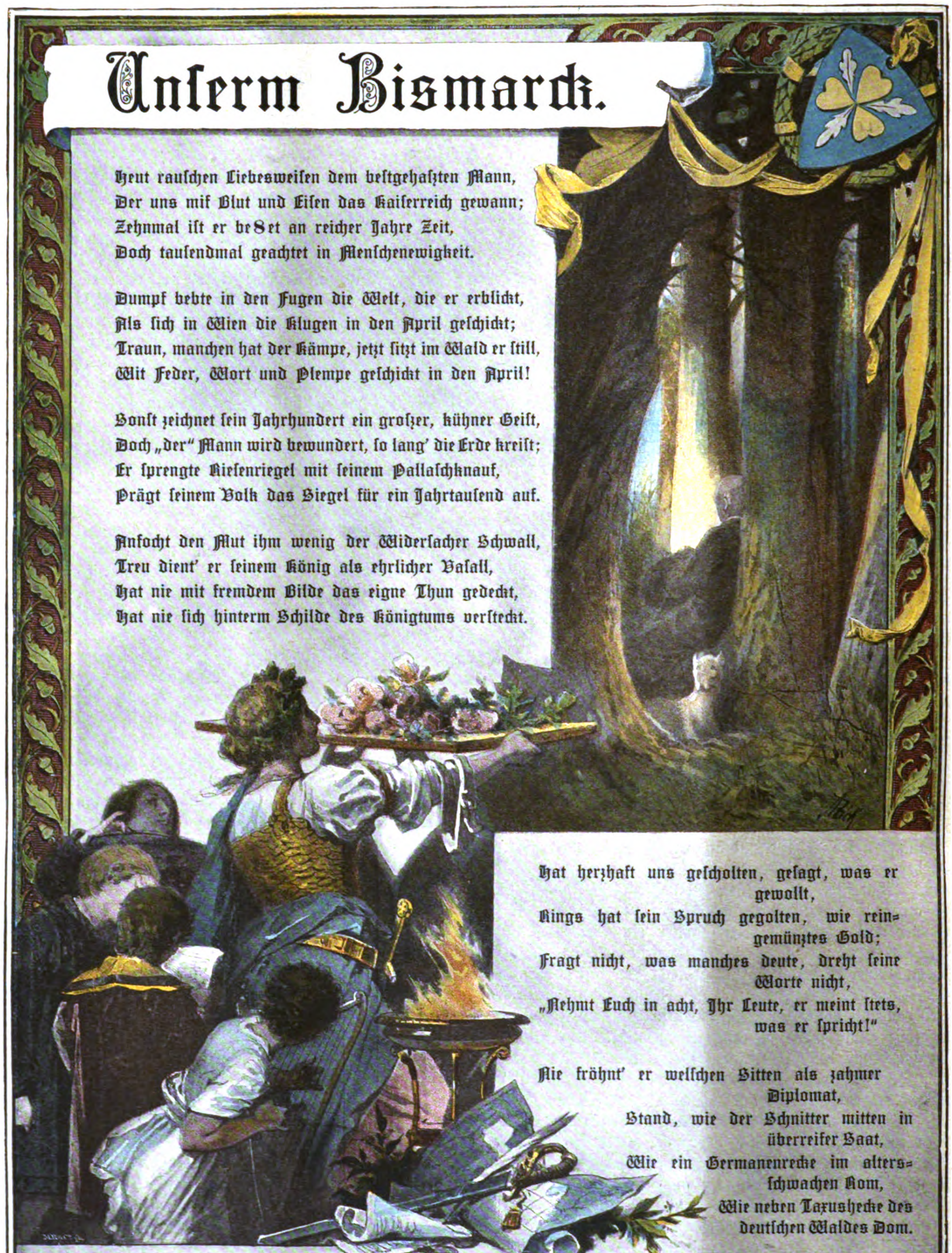
*) Der Verfaſſer hält ſich verpflichtet, diejenigen, welchen das oben Vorgetragene wichtig genug ſcheint, auf die erfolgreiche Wirkſamkeit des ihm befreundeten Sängers Engel in Karlsruhe hinzuweiſen, dem auch eine Reihe von Schauſpielern die Wiederherſtellung ihrer im Berufe unfähig gewordenen Stimmmittel verdankt.

Das Spiel der Inſtrumente, urſprünglich nur eine Stütze oder ein Erſatz der Singſtimmen, iſt durch die ausübende und erfindende Kunſt zur Selbſtändigkeit erhoben und gerade in Deutſchland in eifrigſter Pflege ausgebildet worden. Die Hausmuſik bevorzugt heute mit Recht Geige und Klavier. Die erſtere gilt als ein ſehr ſchweres Inſtrument, ſchon weil man die Töne darauf ſelbſt finden muß. Das iſt aber bei den Blasinſtrumenten eigentlich noch in höherem Grade der Fall, und wer nicht rein ſingen oder rein hören kann, ſollte eben überhaupt kein Muſikinſtrument ſpielen. Im Violinunterricht ſcheitern ſo viele Zöglinge, weil er unmethodiſch erteilt wird. Die Anfänge erfordern hier freilich auch für den Liebhaber die nämliche Genauigkeit und dieſelbe fleißige Übung, wie für den zukünftigen Künſtler; aber heute gibt mancher das Studium des Inſtrumentes wegen mangelnden Erfolges auf, den ein beſſerer Unterricht vielleicht zur Künſtlerſchaft gebracht hätte. Ein ungeſchickter Unterricht kann ſchon die erſten Stunden des Violinunterrichts zur unerträglichen Qual machen. Die Schwierigkeiten des Inſtrumentes liegen vornehmlich im Gelenk der rechten Hand; wer einmal einen geſunden, reinen Ton auf der Geige ſpielen kann, überwindet, die allgemeine muſikaliſche Anlage und ein mäßiges körperliches Geſchick vorausgeſetzt, alles übrige leicht. Der rechten Hand darf alſo keine Anſtrengung, die das Spiel erfordert, erſpart werden. Viele Lehrer aber laſſen, wie es in den meiſten Violinſchulen vorgeſchrieben iſt, mit dem Abſtrich anfangen, beſſern, bevor ſie einen Strich ziehen laſſen, lange an der Handhaltung herum und ermüden die Hand, bevor ſie einen Ton ſtreicht, dermaßen, daß ſie nichts mehr leiſten kann, während beim Anfang mit dem Aufſtrich aus der bequemſten Lage des Armes und Gelenkes bis zu der ſchwierigeren und anſtrengenderen, welche die Hand einnehmen muß, wenn ſie bis zu den Saiten emporgehoben iſt, ein müheloſer Weg führt. Nicht minder ſchwer und ermüdend iſt die Haltung der linken Hand. Da kann aber im Anfange ohne Schaden Nachſicht geübt werden; man fordere nur, daß die Geige faſt wagerecht gehalten werde. Das wird den Anfängern ſehr ſchwer und iſt den Unerwachſenen ſchon wegen der flacher abfallenden Bruſt und Schultern höchſt unbequem. Man füge dem Inſtrument daher gleich den Kinnhalter an und, wenn die Haltung auch dadurch noch nicht ganz ſicher wird, laſſe man den Schüler ein geballtes Tuch zwiſchen Bruſt und Rock ſchieben. So werden die erſten Übungen, von denen ſo vieles abhängt, leicht von ſtatten gehen. Nun haben aber viele Lehrer eine begreifliche Scheu vor dem Spielen von unterhaltenden Muſikſtücken im elementaren Unterricht. Ganz gewiß ſollen die erſten Übungen nicht dem Unterhaltungsbedürfnis des Schülers aufgeopfert werden. Aber der Schüler ſoll empfinden, was er ſpielt, damit er immer deutlich fühle, was ſeiner Tongebung fehlt. Aus dieſem Grunde ſind einfache Liedſätze für dieſe Stufe des Violinunterrichts von unſchätzbarem Wert. Es wäre aber gut, wenn dazu gleich eine gute Klavierbegleitung gefügt und das Stück ſo oft geſpielt würde, daß es der Schüler auswendig ſpielen kann; denn wenn er aufs Notenblatt ſehen muß, wird er immer ſeine Haltung wieder vernachläſſigen, und die daraus entſpringende Unreinheit des Tones und Strichs wird ihm dieſe erſten Übungen, bei denen man lange verweilen muß, bald entleiden. Die weiteren Schritte ſind leicht; die linke Hand zumal leiſtet auf der Violine ſelbſt bei lebhaftem Spiel nicht mehr, als andere Inſtrumente verlangen. Wenn einige Fertigkeit in den erſten Lagen erzielt iſt, nehme man die Sonaten der alten italieniſchen Geiger vor, welche für die Bildung eines kräftigen, edlen Tones und eines gediegenen formalen Geſchmackes das Beſte leiſten. Derartiges iſt in einer hübſchen Sammlung unter dem Titel „Vorſtudien zur hohen Schule des Violinſpiels“ von Ferdinand David zuſammengeſtellt und nach dem bezifferten Baſſe der Originalien mit einer ziemlich anſprechenden Klavierbegleitung verſehen worden (Leipzig, bei Breitkopf & Härtel). Die Zeiten, wo man ſolche Sachen auf zwei Streichinſtrumenten allein geſpielt hat, ſind längſt vorbei; aber man ſchwärmt heute für den gefühlvollen Geſang des Violoncells und läßt daher auch Kinder ſchon dieſe kleine Baßgeige ſpielen. Davor muß gewarnt werden. Das Violoncell kann nur von einem Manne recht geſpielt werden; aber der Geiger erwirbt ſich trotz der ſtark abweichenden Bogenführung des Violoncells ſehr bald eine genügende Fertigkeit auf dieſem Inſtrument, um im Streichquartett, der herrlichſten Gattung der Hausmuſik, die nur eben im Konzertſaale nicht zur ganzen Wirkung kommt, den Baß ſpielen zu können. Ebenſo bedarf es nur einiger Übung im Leſen des geänderten Schlüſſels, wenn der Violinſpieler ſich für die Viola befähigen will. So ſetzt ſich aus einigen Geigern bald ein Inſtrumentenchor zuſammen, der das Höchſte und Edelſte bieten kann, was die deutſche Muſik geſchaffen hat. Dem Violoncellſpieler wird es dann niemand wehren, wenn er auch allein auf ſeinem Inſtrumente glänzen will; aber es muß leider zugeſtanden werden, daß die Litteratur dieſes Inſtrumentes im Soloſpiel zum Schwächſten gehört, was die Kompoſition hervorgebracht hat. Die großen Sonaten von Beethoven und Mendelsſohn verlangen ſchon ein künſtleriſch ausgebildetes Spiel.

Das Klavier iſt ein unentbehrliches Surrogat für Orcheſtermuſik; aber es überſchätzt als ſolches ſeine Kräfte. Die Virtuoſen des Inſtrumentes ſuchen möglichſte Klangfülle zu erreichen und haben daher eine Vollgriffigkeit eingeführt, welche die Technik des Klaviers außerordentlich belaſtet und dem Dilettanten es oft unmöglich macht, neuere Kompoſitionen ihrem Sinn entſprechend vorzutragen. Ein großer Teil dieſer Tonſchöpfungen verdient auch ein anſtrengenderes Studium nicht. Aber wir haben eine reichere ältere Litteratur, welche beſcheidenere Anſprüche an die Finger, höhere jedoch an den Ernſt des Ausführenden ſtellt. In früheren Zeiten freilich lernte man mit dem Klavier überhaupt Muſik, während heute die verſtandloſe Technik die Aufmerkſamkeit des Schülers und meiſtens auch des Lehrers allein in Anſpruch nimmt. Das iſt ein großer Mißſtand; denn auch eine ganz einfache Begleitung eines Liedes erfordert Einſicht in die Bewegung der Stimmen und den Gang der Harmonie. Überdies müßte unſer vielſtimmiges Spiel den Wunſch nahelegen, die einzelnen Stimmen, die da zuſammenwirken, in ihrer Bewegung verfolgen und in ihrem Zuſammenhange verſtehen zu können. Endlich befördert die Einſicht in die Stimmführung die Selbſtändigkeit der ſpielenden Finger, und nach dieſer muß jeder Klavierſpieler doch eifrigſt trachten. Man ſpiele daher viel alte Muſik, die keine Füllſtimmen kennt und die obligaten Stimmen ganz ſelbſtändig führt. Hiſtoriſche Muſik fördert zudem das muſikaliſche Verſtändnis in hervorragendem Maße und bietet einen um ſo größeren Genuß, da ſie uns nicht bloß, wie alle ernſte Muſik, aus dem werkeltägigen Leben wegzieht, ſondern auch noch unſerer Zeit entrückt und damit einen von allen gegenwärtigen Zuſammenhängen freien, reinſten Genuß bietet.

Wir möchten nun noch gern von den Blasinſtrumenten reden und etwa noch von der einſt angebeteten poetiſchen Harfe. Aber die liebliche Flöte mit ihren trockenen Tönen übt auf die muſikaliſche Gegenwart keinen Zauber mehr aus; die kräftigere Klarinette erinnert an den Jahrmarkt; die zarte Oboe iſt bei geringer Leiſtungsfähigkeit ſehr anſpruchsvoll; Horn und Trompete greifen zu grob in die Stille des Hauſes ein; die Harfe verſagt auch unter den Händen des Virtuoſen oft. Möchten unſere Zeilen nur dem ernſten Geſang und der fleißigen, gediegenen, kunſtverſtändigen Hebung der beiden Hausinſtrumente, dem vielgeſchäftigen Klavier und den ſelbſt mit der Menſchenſtimme wetteifernden Streichinſtrumenten das Wort geredet haben, und möchten Geſang und Saitenſpiel dem deutſchen Hauſe tagaus tagein ihre Feierſtunden ſchenken!

Unſerm Bismarck.



Heut rauſchen Liebesweiſen dem beſtgehaßten Mann,
Der uns mif Blut und Eiſen das Kaiſerreich gewann;
Zehnmal iſt er be8et an reicher Jahre Zeit,
Doch tauſendmal geachtet in Menſchenewigkeit.

Dumpf bebte in den Fugen die Welt, die er erblickt,
Als ſich in Wien die Klugen in den April geſchickt;
Traun, manchen hat der Kämpe, jetzt ſitzt im Wald er ſtill,
Wit Feder, Wort und Plempe geſchickt in den April!

Sonſt zeichnet ſein Jahrhundert ein großer, kühner Geiſt,
Doch „der" Mann wird bewundert, ſo lang' die Erde kreiſt;
Er ſprengte Rieſenriegel mit ſeinem Pallaſchknauf,
Prägt ſeinem Volk das Siegel für ein Jahrtauſend auf.

Anfocht den Mut ihm wenig der Widerſacher Schwall,
Treu dient' er ſeinem König als ehrlicher Vaſall,
Hat nie mit fremdem Bilde das eigne Thun gedeckt,
Hat nie ſich hinterm Schilde des Königtums verſteckt.

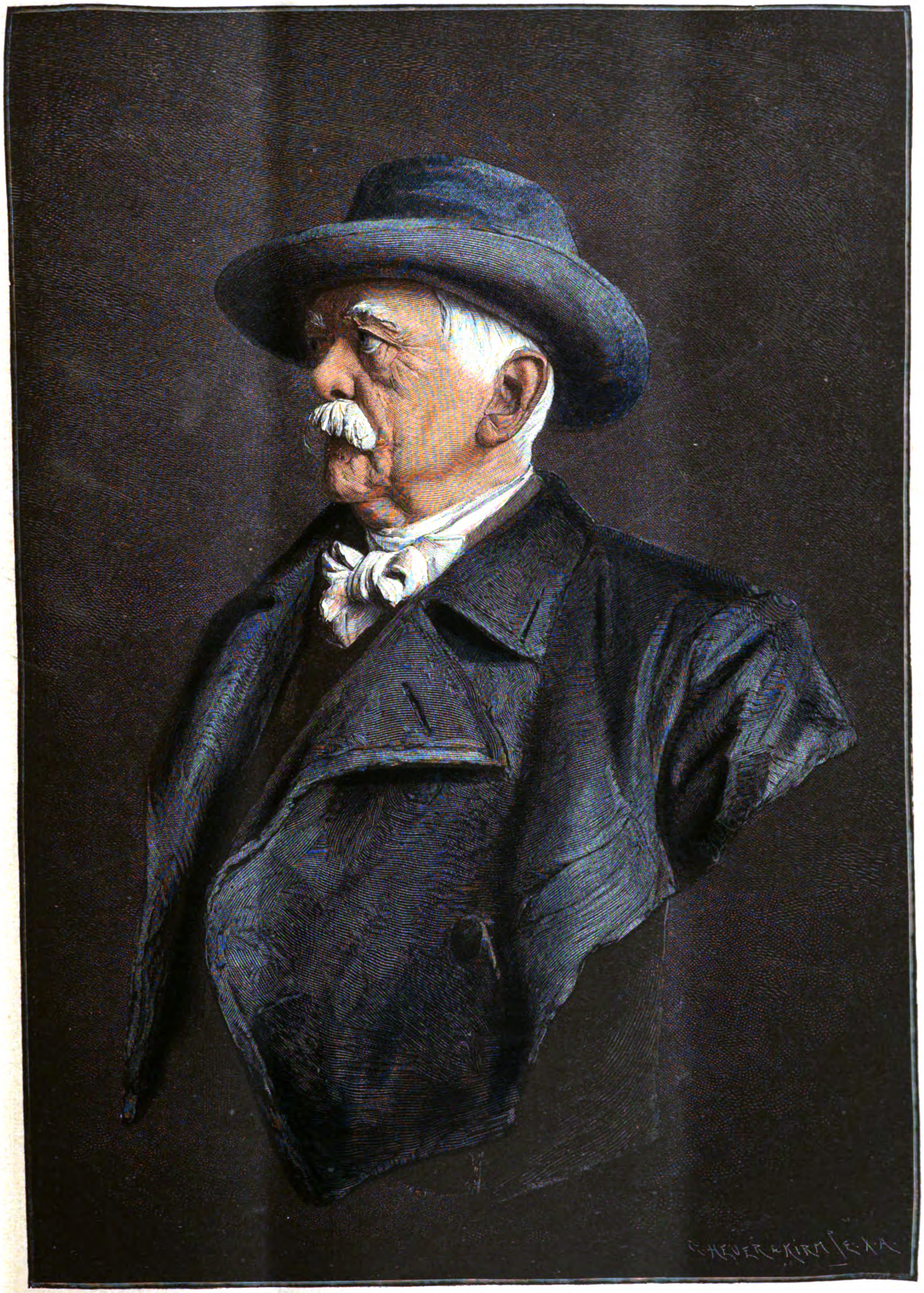
Hat herzhaft uns geſcholten, geſagt, was er gewollt,
Rings hat ſein Spruch gegolten, wie reingemünztes Gold;
Fragt nicht, was manches deute, dreht ſeine Worte nicht,
„Nehmt Euch in acht, Ihr Leute, er meint ſtets, was er ſpricht!"

Nie fröhnt' er welſchen Sitten als zahmer Diplomat,
Stand, wie der Schnitter mitten in überreifer Saat,
Wie ein Germanenrecke im altersſchwachen Rom,
Wie neben Taxushecke des deutſchen Waldes Dom.

Wo ſich ſein Bild mag finden in Häuſern groß und klein,
Viel treue Wünſche winden heut deutſche Herzen ein,
Die jungen wie die alten, dem grünen Ehrenkranz:
„Gott wolle lang' erhalten, Dich, Heros unſres Lands!

Manch Jahr noch ſoll entweichen vor Deiner Kraftgeſtalt,
— Die Adler und die Eichen, die werden beide alt —
Tritt auf die letzte Schwelle zur ſtolzen Hundert hin,
Bleib' auch an dieſer Stelle Held Weißbarts Paladin!"

Georg von Rohrſcheidt.


R. HEUER & KIRMSE X.A.

Fürſt Bismarck. Bemalte Büſte von H. Magnuſſen.

Neues Leben.

Von Hans Warring.

(Abdruck verboten.)

Die Nachmittagsſonne warf bereits ſchräge Strahlen über den Raſenplatz vor dem ſtattlichen Landhauſe und verlängerte die Schatten der hohen, breitäſtigen Linden, die jenſeits den Kiesweg umſäumten. Sie ließ ihren goldenen Schein auch durch das Laubwerk gleiten, das die Säulen der Veranda umrankte. Es war ein heißer Tag geweſen, der ſich jetzt ſeinem Ende zuneigte. Auch jetzt noch laſtete die Schwüle mit erdrückender Macht auf aller Kreatur. Nur die Spatzen ſchienen unberührt von der allgemeinen Erſchlaffung, ſie trieben ihr Weſen im Sande des Weges und kamen mit ihrer Gaſſenjungenkeckheit die Stufen emporgeflattert, um lärmend und ſchreiend die junge Frau, die regungslos im Schaukelſtuhle lag, an das gewohnte Veſperbrot zu mahnen. Sie aber hatte ihrer nicht acht. Mit großen ernſten Augen blickte ſie ins Weite, nach jenem Durchhau hin, an deſſen jenſeitigem Ende der Spiegel der See blaute. Sie war eine zarte, ſchmächtige Geſtalt, in das tiefe Schwarz der Trauer gekleidet. Ihr feingeſchnittenes Geſicht war ſchmal und farblos und trug den Ausdruck matter, trauervoller Reſignation. Thränenſpuren um die Augen erhöhten den Eindruck eines tiefen Seelenſchmerzes. Ringsum war es ſtill, ſelbſt auf dem großen Wirtſchaftshofe jenſeit des Hauſes regte ſich nichts. Alle Welt war draußen auf den Feldern, wo heute das große Kornſchneiden begonnen hatte. Hin und wieder drang durch die ſtille Luft ein Ton des fernen frohen Lebens zu der mutlos Trauernden herüber: das luſtige Schärfen der Senſen und das frohe Jauchzen der Schnitter, wenn ſie eine Mahd beendet.

Plötzlich wurde die Stille durch raſchen Hufſchlag unterbrochen, und gleich darauf hörte man einen leichten, federkräftigen Schritt an der Giebelſeite des Hauſes. Im nächſten Augenblick ſtob die Sperlingsſchar auseinander, der ſauſende Hieb einer Reitgerte hatte ſie von Weg und Stufen fortgefegt. Die junge Frau fuhr leicht zuſammen und richtete ſich empor, und etwas wie Schreck und Abwehr einer unerwünſchten Störung lag noch auf ihrem Geſichte, als ſie es zu dem Manne erhob, der mit zwei raſchen Sätzen die Treppe genommen hatte und jetzt hoch aufatmend vor ihr ſtand.

„Das iſt heute ein Erntewetter — dabei kommt man vorwärts! Es iſt eine Luſt, die Leute arbeiten zu ſehen!“ rief er, den leichten Strohhut auf den Tiſch werfend und ſich durch das blonde Haar fahrend, das ihm feucht an der Stirn klebte. „Freilich mancher Schweißtropfen fließt heute dabei. Merkwürdig, die Leute freuen ſich das ganze Jahr hindurch auf das Kornhauen, und doch iſt es faſt die ſchwerſte Arbeit in der Landwirtſchaft.“

Seine Stimme klang friſch und froh, und friſch und froh und lebensvoll war ſeine ganze Erſcheinung. Sein blühendes, ſonnengebräuntes Geſicht, ſeine elaſtiſche. kraftvolle Geſtalt bildeten einen ſcharfen Kontraſt zu der müden Schlaffheit und dem blaſſen Leidensgeſichte ſeiner jungen Frau.

„Das iſt heuer eine Ernte, wie ich ſie hier noch nicht erlebt. Halme wie Rohr — kaum zu bewältigen! Und die Ähren lang und voll — die geben mehr als zwei Scheffel vom Schock. Das wird ein thätiger und glücklicher Winter werden, Edith! Reichlich für die Leute und reichlich für uns, wir werden uns manchen Wunſch erfüllen können.“

Sie hatte den Kopf wohl zu ihm emporgehoben, aber er ſah, daß ihre Augen abweſend ins Leere ſtarrten. Seine Worte hatten ihr Ohr erreicht, aber waren nicht im ſtande geweſen, ſie aus ihrer Verſunkenheit zu reißen. Er machte wieder die Erfahrung, die er in den letzten Monaten ſo oft hatte machen müſſen. Alles, wofür er lebte und wirkte, war ihr gleichgültig geworden, ſeine Arbeit, ſein Schaffen, ſeine Freuden fanden keinen Anteil bei ihr. Er wartete einen Augenblick, da ſie aber ſtill blieb, ſtieß er einen ungeduldigen Seufzer aus. Dann ſagte er in plötzlich ganz verändertem Tone: „Ich habe meine Anordnungen für den Abend getroffen, ich bin jetzt entbehrlich hier. Du weißt, wir werden für den Abend in Beidritten erwartet — ich werde jetzt anſpannen laſſen zur Fahrt.“

„Für mich nicht, Robert — ich möchte lieber zu Hauſe bleiben.“

„Warum?“

„Mein Sinn ſteht noch nicht nach Geſelligkeit — ich bin nicht ſo glücklich, ich kann nicht vergeſſen!“ Ihre Lippen zuckten und zitterten, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

„Iſt das ein Vorwurf für mich?“

„Nein, ich mache Dir keinen Vorwurf, — wenn Du meine Worte aber als ſolchen empfindeſt, ſo iſt das nicht meine Schuld.“

Es blieb eine Weile ſtill. Die Ungeduld wollte in dem Manne aufwallen, aber das Mitleid ſiegte. Er trat näher und ſagte warm und herzlich: „Edith, raffe Dich auf, — was ſoll aus dieſer jammervollen Mut- und Hoffnungsloſigkeit werden! Es iſt faſt ein halbes Jahr her, daß wir unſer liebes Kind verloren. Weiß Gott, ich habe es tief und ehrlich betrauert, ich hätte mein Herzblut hingeben mögen, es uns zu erhalten. Aber das Leben geht fort, auch über den größten Schmerz hinweg, und jeder Tag fordert das ſeine. Von meinem Thun und Laſſen hängt das Wohl vieler ab, ihret- und meinetwegen muß ich das Leben friſch anfaſſen. Thu' es auch, — blick' auf — uns iſt ja ſo viel Schönes und Gutes gegeben. Wir wollen es froh genießen und nicht undankbar über den einen großen Schmerz brüten, der uns getroffen.“

„Vielleicht ſpäter — jetzt noch nicht — ich kann nicht!“ Er hatte ſich zu ihr geſetzt, jetzt ſprang er ungeduldig auf.

„Wie Du willſt — jeder nach ſeiner Art! Du willſt alſo nicht nach Beidritten kommen?“

„Nein — in dieſes Haus weniger, als in jedes andere.“

„Alſo noch ein zweiter zwingender Grund. Darf ich dieſen nicht auch erfahren?“

Ja, es war noch ein Grund vorhanden, ein Verdacht, ein böſer, quälender Verdacht, der ihr den Schlaf der Nächte raubte, der ſie mit einem neuen Verluſte bedrohte, mit dem des Mannes oder was gleichbedeutend für ſie war, mit dem ſeiner Liebe. Aber dieſem Verdachte Worte geben? Niemals, lieber ſterben! Er hätte ihn vielleicht in ihrem Geſichte und in ihren großen angſtvollen Angen geleſen, wenn er ſie angeſehen hätte. Aber er blickte mit gerunzelten Brauen über ſie hinweg und ſchlug ungeduldig mit der Gerte an ſeine Reitſtiefel.

„Nun?“

„Ich halte dieſen Umgang, gerade dieſen, nicht paſſend weder für Dich noch für mich. Der Mann iſt ein alter Schwätzer, und die Frau — eine allbekannte Kokette.“ Die Gemütsbewegung hatte ihrer Stimme einen eigentümlich ſcharfen Klang gegeben, ihre Worte klangen herber, als ſie beabſichtigt hatte.

„So? — Du urteilſt ſehr ſtreng über ſie, und doch ſind es unſere nächſten Nachbarn, die uns in vielen Fällen Freundliches erwieſen haben. Ich, der ich nicht auf der Höhe einer ſelbſtgefälligen Unfehlbarkeit ſtehe, urteile milder. Ich erfreue mich an dem heiteren Geiſt, der im Hauſe herrſcht, — ich lege die harmlos gemeinten kleinen Scherze des Hausherrn nicht auf die Goldwage, — ich bin der liebenswürdigen Frau dankbar, die es verſteht, jedem ihr Haus lieb und angenehm zu machen.“

„O ja, Dir ſo ſehr, daß Du faſt Deine ganze freie Zeit darin zubringſt!“ Die Lippen der jungen Frau zuckten in ausbrechender Bitterkeit.

Er hatte ſich zum Gehen gewendet, jetzt kehrte er jäh zurück. Seine Augen blitzten zornig.

„Kannſt Du es mir verdenken, daß ich ein Haus fliehe, das Du trübſelig und öde machſt, und dafür eins aufſuche, in dem heitere Lebensfreude herrſcht? — Ich bin nicht anſpruchsvoll, ein wenig Licht und Leben könnten mich halten. Ich wünſche nichts Beſſeres! Aber hier den ganzen Tag ſitzen und mit Dir Trübſal blaſen, das geht wider meine Natur. Ich brauche Menſchen, — ich will Leben, Plaudern, heitere Geſichter. Kannſt oder willſt Du mir dies nicht gewähren, ſo zwingſt Du mich, es anderswo zu ſuchen.“

Er wandte ſich raſch fort, durchſchritt mit hallendem Schritt den Flur und warf die Thür ſeines Zimmers unſanft hinter ſich ins Schloß.

Sie blieb unbeweglich, die Hände feſt ineinander gepreßt, die Augen ſtarr auf die Stelle geheftet, wo er geſtanden. Sie fühlte ſich wie gelähmt von einer plötzlich über ſie gekommenen fürchterlichen Erkenntnis.

Kleine Mißverſtändniſſe, die ungeduldige Worte zur Folge gehabt hatten, waren zwiſchen ihr und ihrem Gatten, beſonders in letzter Zeit, öfter vorgekommen. Aber noch niemals hatte er ihr ſo herbe, rückhaltsloſe Vorwürfe gemacht, noch niemals ihr ſo offen die Kluft offenbart, die ſich zwiſchen ihnen aufgethan. Sie hatte wohl auch früher dunkel empfunden, daß nicht alles ſo ſei, wie es ſollte, und wie es früher geweſen, aber erſt heute hatte ſie die ganze Bitterkeit erkannt, die ſich im Herzen ihres Gatten gegen ſie angeſammelt. Er hatte harte Worte zu ihr geſprochen, und das nur, weil ſie den Schmerz um ihr liebes Kind nicht ſo leicht überwinden konnte, wie er. Er beanſpruchte doch das Recht, ſeiner Natur gemäß zu leben, in vollem Maße für ſich, warum gönnte er ihr nicht das gleiche? Und wie konnte es zwiſchen zwei, die ſich lieben, zu einer Scene kommen, wie die eben durchlebte! Die ſich lieben — liebte er ſie denn, — konnte er überhaupt lieben? Hatte er das Kind geliebt, das er ſo raſch vergeſſen? Hatte er ſie geliebt?

Ein Gefühl unausſprechlicher Bitterkeit wallte in ihr auf. O ja, damals, als ſie jung und blühend und hübſch war, als ſie ohne Sorgen und ohne Kummer dahinlebte und ihm ſtets ein lachendes Geſicht zeigte, damals hatte er ſie geliebt. Aber dieſe Liebe hatte nur ihrer jungen Schönheit gegolten und war mit ihr verflogen. Die vergrämte, blaſſe Frau, die kummervolle Mutter konnte nicht mehr der Gegenſtand jener heißen, leidenſchaftlichen Regung ſein, die der Mann Liebe nennt. Er ging, um ſie anderswo zu ſuchen.

Sie ſtand raſch auf, ging wankenden Schrittes durch den Flur und betrat jenſeit desſelben das Wohnzimmer. Sie wollte, ſie konnte ihn jetzt nicht wiederſehen. Sie ſtand hinter dem Fenſtervorhang und ſpähte hinaus, wo eben der leichte Kutſchierwagen, mit den beiden ſchönen, ſchlanken Braunen beſpannt, vorfuhr. Wie oft hatte ſie neben ihm auf dem hohen Vorderſitz geſeſſen und ihre Freude an ſeiner ſicheren Zügelführung gehabt! Damals ſtand noch nichts zwiſchen ihnen, — die glücklichen Zeiten ſind vorbei, auf immer vorbei!

Ihr Mann trat auf die Rampe heraus. Mit einem ſeltſam beklemmenden Angſtgefühl im Herzen ſah ſie, wie ſorgfältig er Toilette gemacht hatte. Weiße Wäſche — der hellgraue Anzug, der ſeiner ebenmäßigen Geſtalt ſo gut ſtand. Er blieb einen Augenblick ſtehen, während er ſich die Fahrhandſchuhe auf die Hände ſtreifte. Seine Augen ſuchten an den Fenſtern umher, aber ſie ließ ſich nicht finden, ſie blieb hinter dem Fenſtervorhang verborgen. Ein Zug von Unmut ging über ſein Geſicht. Mit einer ungeduldigen Bewegung warf er den leichten Staubmantel über die Schulter und ſchwang ſich auf den Wagen. In der nächſten Minute rollte derſelbe davon, ſie ſtarrte ihm nach, bis er hinter den Gebäuden des Wirtſchaftshofes verſchwunden war. Sie war allein, allein im weiten leeren Haus, ſie war einſam jetzt und in alle Zukunft!

Sie irrte verſtört durch die Zimmer. Einſt hatte ſie ihre Freude an der ſchönen Einrichtung derſelben gehabt, jetzt blickte ſie gleichgiltig darüber hinweg. Neben ihrem großen Schmerze erſchien ihr alles ſo nebenſächlich, ſo gering. Sie empfand mit Schreck, daß ſie die Zuſammengehörigkeit mit dem Leben und ihrer Umgebung verloren, eine ungeheure Öde und Einſamkeit gähnte ſie an, — ſie war fremd geworden im eigenen Hauſe, fremd und überflüſſig. Wenn ſie ginge, um nicht wiederzukehren, wer würde ſie vermiſſen? Nur eine einzige Stelle in der Welt und im Hauſe gab es, wo dieſes troſtloſe Gefühl der Überflüſſigkeit ſie verließ, wo ſie ſich unentbehrlich und unerſetzbar fühlte. Es war das hübſche Zimmer, das ſie damals, ſeliger Hoffnung voll, eingerichtet hatten für den erwarteten Liebling. In dieſem Raum brachte ſie täglich mehrere Stunden zu, gleichſam ſchwelgend in ihrem Schmerze. Hierher kam niemand, hier war ſie ungeſtört, denn ihr Mann mied dieſen Raum ebenſo gefliſſentlich, wie ſie ihn ſuchte. Wohl hatte ſie das Gefühl, daß er recht gehabt, als er ſie einſt gebeten, dieſe immer wiederkehrende Auffriſchung ihres Kummers zu vermeiden, aus ihrem Schmerze keinen Kultus für das Dahingegangene zu machen. Aber das, was ſie empfand, war ſtärker als ſie, unwiderſtehlich zog es ſie zur Stätte ihres kurzen Glückes. Und auch jetzt ſtand ſie wieder vor der Thür des geheiligten Raumes, nach kurzem Zögern trat ſie ein. Sie empfand einen körperlichen Schmerz im Herzen, als ſie die kleinen Dinge erblickte, die einſt von dem warmen Leben ihres Kindes durchhaucht geweſen waren und jetzt ſo kalt und tot umherſtanden. Dort in der Ecke die verhangene Wiege, daneben der Tiſch mit dem ſpitzenbeſetzten Wickelkiſſen, alles ſo wie damals, und doch wie anders, wie ſchrecklich anders! Als ſie den kleinen Schrank öffnete, in dem ſie die Habſeligkeiten des Kindes aufbewahrte, ſtrömte ihr ein Duft von Veilchen und Reſeda entgegen. Da lagen in Päckchen zuſammengebunden die kleinen Hemden, Jäckchen und Röckchen, die ihr liebes Kind getragen, und der ſchwache Hauch der welken Blumen, mit denen ſie die kleinen Wäſcheſtücke beſtreut, wirkte auf ſie, wie eine linde körperliche Berührung. Sie ſank in die Knie nieder, die Spannung löſte ſich, und ein lautloſes, herzbrechendes Weinen erſchütterte ihre Geſtalt.

Ein dumpfes Grollen wie ferner Donner erweckte ſie aus ihrer Verſunkenheit. Im Zimmer war es faſt finſter geworden, obgleich der Abend noch nicht hereingebrochen war. Am Himmel jagten ſchwarze Wolkenmaſſen vorüber, wie von einem Sturm getrieben, der unten noch nicht fühlbar war. Noch ſtanden die Parkbäume unbeweglich in unheimlicher Ruhe, aber ihre Gipfel waren angeſtrahlt von einem fahlgelben Licht, das gegen Weſten den ganzen Horizont färbte. Als ſei die Natur in eine ſchreckhafte Erſtarrung verfallen und harre in Bangen dem Ausbruch einer verderbenbringenden Kataſtrophe entgegen, ſo unheimlich ſtill war es ringsher. Im Hauſe wurden Stimmen laut, raſche Schritte eilten her und hin, auch ſie beſann ſich auf ihre Hausfrauenpflichten. Der Diener raffte das Zeltdach der Veranda ein, Gärtner und Gärtnergehilfen legten auf dem Raſenplatze die großen Kübel der Orangerie nieder. Mit zitternden Händen hatte ſie die Beſtecke mit dem Silberzeug aus dem Büffet genommen und zuſammengeſtellt. Sie hatte das Bewußtſein der Pflicht, aber keine Freudigkeit bei Erfüllung derſelben. —

Die gutgeſchulte Dienerſchaft beſorgte das Notwendigſte im Hauſe. Auch die Außenwirtſchaft war gut verſorgt. Der alte Inſpektor, der ſchon viele Jahre auf dem Gute war und ihren Gatten faſt ſeit ſeiner Geburt kannte, hatte ſich ſchon in vielen ſchwierigen Fällen als zuverläſſig und umſichtig bewährt. Sie ſtand am Fenſter und ſah, wie er mit den Leuten vom Felde kam, wie er ruhig und beſonnen ſeine Anordnungen bei den Ställen traf. Alle waren auf ihrem Poſten, nur er war nicht da. Er ließ ſie allein in dieſer herzbeklemmenden Angſt, — allein und hilflos in einem Augenblicke, wo Menſch an Menſch ſich hilfeſuchend und hilfegewährend feſter aneinander ſchließt.

„Jetzt kommt's!" ſagte der alte Inſpektor, der über den jetzt totenſtill daliegenden Hof gelaufen kam und zu ihr ins Zimmer trat. „Wir haben gethan, was wir konnten, jetzt müſſen wir ſtille halten. Das Vieh iſt losgekoppelt, die Pferde aufgeſchirrt, — jeder Mann bei ſeinem Geſpann. — Herr Gott, es kommt toller, als ich gefürchtet hab'."

„Sie bleiben doch bei mir, Herr Claaß, — ich ängſtige mich ſo ſehr!"

„Freilich, gnädige Frau, deshalb bin ich ja hereingekommen. Um den Herrn ängſtigen Sie ſich nicht, — der iſt unter Dach und Fach in Beidritten, und da muß er nun bleiben, bis das Wetter vorüber iſt, ob er will oder nicht."

Sie nickte ſtumm. Ob er wohl an ſie und ihre Angſt denken mochte? Ob er wünſchte, bei ihr zu ſein? Sie verneinte dieſe Frage entſchieden, — was war ſie ihm noch?

Und nun brach draußen ein ſinnverwirrendes Toben und Brauſen los. Unaufhörlich zuckten Blitze durch die Finſternis, der Donner hörte nicht auf zu grollen, und doch wurde er übertönt von dem Wüten des Sturmes und dem fernen Toſen der Wellen. Die junge Frau drückte die Hände über die Augen, ſie meinte, der Weltuntergang ſei gekommen.

„Was iſt das?" fragte ſie emporfahrend, als ein lautes Praſſeln und Knicken den Wirrwarr draußen übertönte.

„Wahrſcheinlich eine der alten Linden drüben am Raſenplatz."

„O mein Gott, die lieben alten Bäume, — ſie waren ſo ſchön und ſtark!"

„Nicht alle. Die es ſind, werden den Sturm überdauern, ein paar aber waren morſch und hohl, ſie hätten ſchon ſeit Jahren fort müſſen. Aber die Lücken ſollten vermieden werden, und wir füllten die Höhlung mit Steinen und Ziegeln aus. Nun hat der Sturm ſie wie Halme geknickt. Ja, ja, in der Natur hat nichts Beſtand, was halb und krank und morſch iſt, ſie beſeitigt es und ſetzt etwas Geſundes, Lebensſtarkes an ſeine Stelle. Das wiſſen wir Landwirte, — wir ſollen nicht halten wollen, was ſich nicht halten läßt."

Nicht halten wollen, was ſich nicht halten läßt! Das Geſicht in den Händen verborgen, ſaß ſie da, — ſie kam über dieſe Worte nicht hinweg. Der alte Mann hat recht, tauſendmal recht! Was mürbe und morſch iſt und auseinander fallen will, ſoll man fallen laſſen. Die Natur hat ja Erſatz für alles, ſie wird die Lücke ſchon ausfüllen, die ſie zurückläßt, wenn ſie geht.

Die Wut des Gewitters hatte ausgetobt, der Sturm war vorübergezogen. Dafür rauſchte jetzt der Regen in Strömen herab, praſſelte gegen die Fenſter und hatte in wenig Minuten den Wirtſchaftshof überſchwemmt.

„In einer Viertelſtunde wird ſich das Waſſer wieder verlaufen haben," ſagte der alte Mann vom Fenſter aus. „Vor großem Schaden hat uns der Herr in Gnaden bewahrt, die Gebäude ſtehen unverſehrt, Vieh und Pferde ſind geborgen. Den kleinen aber, den uns das Unwetter gemacht, wollen wir ſchon wieder ausbeſſern. Die Hocken, die auf dem Erntefeld umgeworfen ſind, richten wir morgen wieder auf. Ja, ja, die böſen Stunden vergeſſen ſich ſchnell, wenn die Sonne wieder ſcheint. Und jetzt will ich wieder auf meinen Poſten gehen, — die Gefahr iſt ja vorüber."

Wenn die Sonne wieder ſcheint, — wird ſie ihr jemals wieder ſcheinen? In ihr war es Nacht, — mechaniſch räumte ſie die herausgenommenen Dinge wieder in Fächer und Schubkäſten. Dann ſtand ſie am Fenſter und blickte auf den Hof hinaus, wo jetzt das eingedämmte Leben wieder luſtig zu pulſieren begann. Alles atmete erhöhten Lebensmut. Knechte und Mägde lachten und ſchäkerten an den Ställen, die Kinder des Kutſchers ſprangen jauchzend mit hochgezogenen Röckchen im lauen Waſſer herum und ließen im abfließenden Strom Schiffchen ſchwimmen. Das Vieh in den Ställen brüllte wohlig vor den gefüllten Krippen. —

Und wie luſtig mochte es jetzt nicht in Beidritten hergehen! Da wurde das Haus nie leer von Gäſten, die lebensfrohe Hausfrau verſtand es, ſie zu halten. Um dieſe Stunde, kurz vor dem Abendeſſen, pflegte ſie zu muſizieren, dann war alles um ſie im Saal verſammelt. Natürlich war das auch heute ſo, und er, — ihr Gatte, der ſie in Sturm und Gefahr allein gelaſſen hatte, ſtand hinter dem Stuhl der ſchönen Frau und wandte ihr die Notenblätter um, — ſie ließ ſich dieſen Dienſt am liebſten von ihm leiſten. Und für ſie hatte er nur liebenswürdige bewundernde Worte, zu dieſer Frau ſprach er anders, als zu ihr! Die harten Worte, die er geſprochen, hallten noch in ihrem Ohre nach. Wie lieblos, wie herzlos es geklungen! Das böſe, höhniſche „Trübſal blaſen" konnte ſie aus ihrem Gedächtnis nicht bannen.

Sie warf ein leichtes Tuch über und trat in die Veranda hinaus. Eine wundervoll erquickende Luft ſtrömte ihr entgegen. Auf dem Raſenplatz hantierte der Gärtner an den Orangenbäumen.

„Haben ſie Schaden gelitten?" fragte ſie.

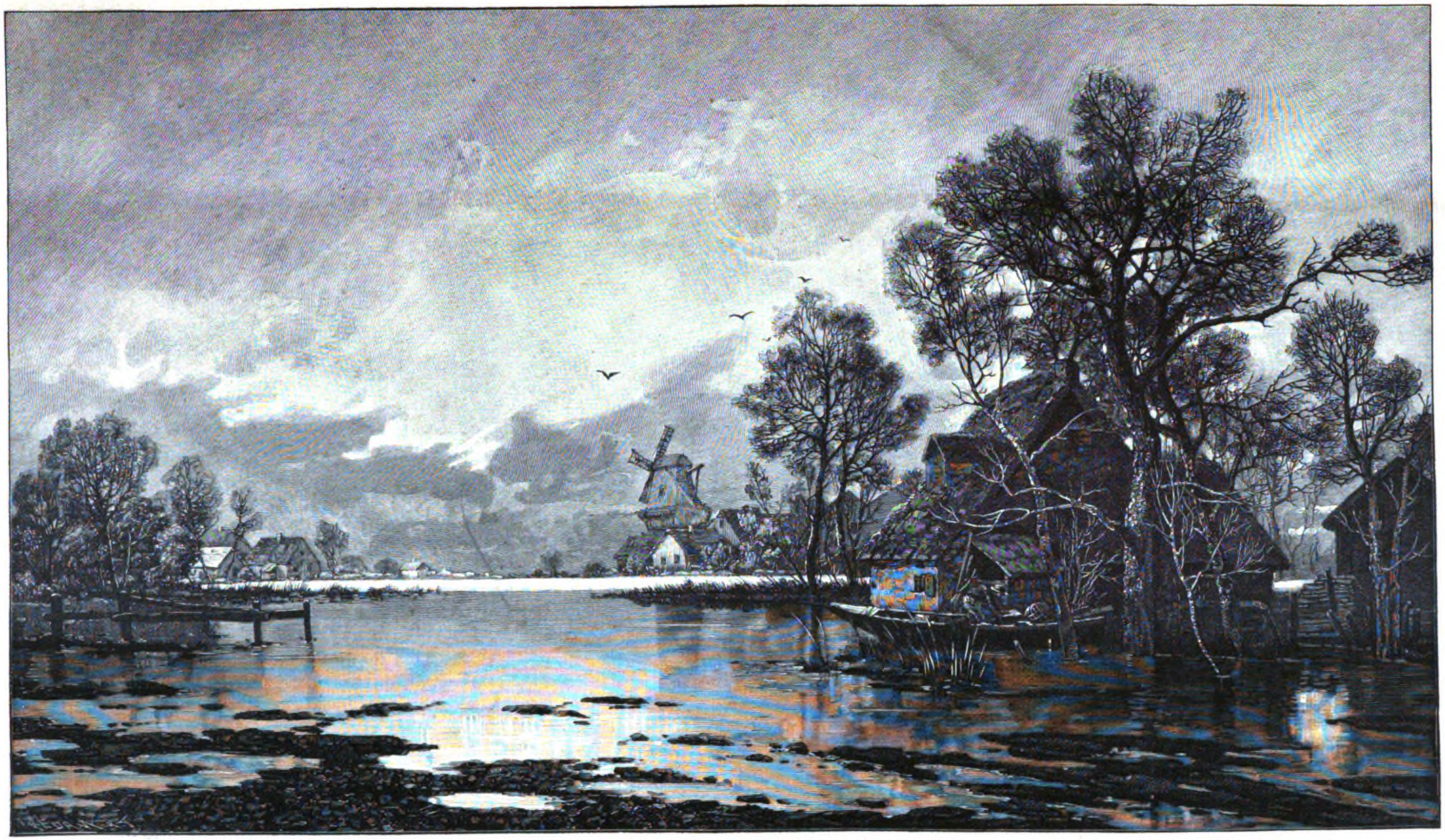
„Es geht, — zu Grunde gegangen iſt keiner, — der Schaden wird ſich ausheilen. Aber auf der Strandhöhe ſieht's böſe aus, da hat Sturm und Regen unbarmherzig gewütet. Das Lieblingsplätzchen der gnädigen Frau iſt ganz fort, — abgeſtürzt, und die ſchöne junge Eſche wird nachſtürzen. Die Regengüſſe haben das Erdreich von den Wurzeln gewaſchen."

Ehe er ausgeſprochen, war ſie auf dem Wege zu der bezeichneten Stelle. Wie ein böſes Omen war die Nachricht ihr aufs Herz gefallen. Seit dem erſten Abend ihres Hierſeins, als er ſie am Hochzeitstage aus dem Elternhauſe auf ſein Gut geführt, war in ihrer Vorſtellung ſie und ihr Schickſal mit dieſem Baume verknüpft geweſen. Hier unter dieſer Eſche hatten ſie am erſten Abend geſtanden und auf das weite Meer hinausgeblickt, hier hatten ſie unvergeßliche Worte, ernſte, tiefempfundene Gelübde ausgetauſcht.

„Zuſammenhalten bis in den Tod, — gemeinſam tragen, was das Leben bringt, Schönes und Schweres, — treu ſein bis über das Grab hinaus!" ſo hatten ſie gelautet. Was war aus dieſen Vorſätzen geworden? Nicht der Tod, wohl aber das Leben hatte ſie getrennt, ſie waren ſich fremd geworden, jedes ging ſeinen eigenen Weg und ließ des Tages Laſt und Sorge ungeſchmälert die Seele des anderen bedrücken. Und wie oft war ſie an dem ſchönen, ſtarken Baume vorübergegangen, ohne jener inhaltsſchweren Stunde zu gedenken. Erſt jetzt da er zu Grunde gegangen, erinnerte ſie ſich ihrer Vorſätze. —

Sie ſtand an der Unglücksſtelle neben dem armen, dem Verderben geweihten Baum. Er ſchwankte jammervoll über dem jähen Abgrunde, nur mit der Minderzahl ſeiner Wurzeläſte haftete er noch im Erdreich, die anderen, bloßgelegt durch die abſtürzenden Waſſerfluten, ſtreckten ſich haltlos, wie hilfeſuchend ins Leere. Der leiſeſte Windhauch mußte ihn hinunterſtürzen. Und als ob der Baum ſein Schickſal kennte, ging ein Zittern und Beben durch Stamm und Wipfel, obgleich kein Lüftchen ſich regte. Sie ſtand und ſah mit ſchwerem Blick auf ihn hin, ihr war zu Mute, als ſtehe ſie an dem Sterbebette eines lieben Freundes. Sie trat dicht an ihn heran und legte, wie liebkoſend, die Hände um die glatte, ſilbergraue Rinde. Vielleicht könnte er noch gerettet werden? Aber wozu? Die Natur vernichtet ihre ſchwachen, kranken Kinder, ſie räumt ſie aus dem Wege, um geſunden, ſtarken Geſchöpfen Platz zu machen. Für jedes Geſtorbene bietet ſie hundertfachen Erſatz. Das wiſſen ja auch die Landwirte, ſie verſchwenden ihre Mühe nicht an etwas ſo Zweifelhaftes. Alſo fallen laſſen, was ſich ſelbſt nicht halten kann! Fort mit dem Abgeſtorbenen, daß an ſeine Stelle friſches Leben, kraftvolle Jugend treten kann!

Tief erſchüttert von der Grauſamkeit dieſes Naturgeſetzes, das ſie in der Verſtörtheit ihres Gemütes auch den Handlungen der Menſchen zu Grunde legte, wandte ſie ſich dem



Überſchwemmt. Nach dem Gemälde von J. L. Guyot.

Heimwege zu. Das Haus war ſchon dunkel und ſtill, nur in ihrem Zimmer brannte hinter den niedergelaſſenen Vorhängen noch Licht. Ihr Mädchen wartete auf ſie, ſie ſchickte es fort und entkleidete ſich allein. Die Gemütsbewegungen des Tages wirkten nach; ſie fühlte ſich wie zerſchlagen in allen Gliedern. Und trotz ihrer ſchweren Gedanken forderten Jugend und Ermüdung ihr Recht, ſie ſank in einen tiefen, traumloſen Schlaf. So feſt hatte er ſie umfangen, daß ſie das Vorfahren des Wagens nicht hörte, als ihr Gatte früher als gewöhnlich zurückkehrte, daß ſie auch den vorſichtigen Schritt nicht vernahm, der ſich über den Teppich des Wohnzimmers leiſe bis an die Thür ihrer Schlafſtube ſtahl und dann ebenſo vorſichtig, um ſie nicht zu wecken, wieder zurückſchlich. Als ſie erwachte, lag goldener Sonnenſchein hell auf dem feuchten Raſen vor ihren Fenſtern, und von draußen tönte das Geräuſch neuerwachten Lebens in ihr ſtilles Zimmer herein.

Sonſt hatte ihr Gatte ſie im Frühſtückszimmer, Zeitungen leſend, erwartet. Heute war er nicht da. Ein Schreck ergriff ſie. Sollte er noch nicht zurückgekehrt, konnte ihm ein Unglück widerfahren ſein?

Das Mädchen, das eben mit dem Theegeſchirr hereintrat, beruhigte ſie. Schon ſeit Tagesanbruch ſei der Herr draußen im Park, wo der Sturm viel Unglück angerichtet habe. Er laſſe die beiden großen Linden wegräumen, eine Menge Leute ſeien mit Äxten und Sägen thätig. Der Gärtner ſolle gleich junge Bäume an ihre Stelle pflanzen. Sie nickte ſtumm. Ja wohl, fort mit dem Alten, Unhaltbaren!

„Und in Beidritten und Umgegend muß das Wetter faſt noch toller gehauſt haben, als hier,“ fuhr das Mädchen zu plaudern fort. „Der Joſeph ſagt, er vergißt die Fahrt nicht, und wenn er hundert Jahre alt würde.“

„Sind ſie denn draußen geweſen, während des Sturmes?“ fragte ſie erſchreckt.

„Ja, wie es angefangen hat zu drohen, hat der Herr anſpannen laſſen, er hat gehofft, noch vor Ausbruch nach Hauſe zu kommen. Und dann ſind ſie abgefahren trotz alles Abmahnens. So gefahren, ſagt der Joſeph, iſt er ſein Lebtage noch nicht. Wie der Wind iſt's gegangen, der Herr hat die Pferde kaum halten können, Bäume und Häuſer ſind nur ſo vorübergeflogen, — zum Schwindeln iſt's geweſen. Und um ſie herum ſchwarze Nacht, und immer Blitz auf Blitz und Donner auf Donner. Und dann iſt der Sturm losgebrochen, und er hätte Wagen und Pferde und Menſchen von der Chauſſee heruntergefegt und zerſchmettert, wenn ſie nicht noch gerade Hubnicken erreicht hätten. Da ſind ſie im Kruge eingefahren und haben das Ärgſte abgewartet. Und dann noch im vollen Regenguß wieder vorwärts. Aber die Hubnicker Brücke hinter dem Dorfe war weggeſchwemmt, alſo zurück über Poſtnicken! Meilenweit haben ſie Umwege machen müſſen, überall waren die Wege verſperrt von umgeſtürzten Bäumen, überall zerſtörte Brücken. Über Acker und durch Gräben iſt's gegangen, und endlich um elf Uhr ſind ſie nach Hauſe gekommen, ſo müde, ſagt Joſeph, als hätten ſie hundert Meilen gemacht.“

Und ſie hatte geglaubt, er amüſiere ſich in Beidritten und habe ſie vergeſſen. Wie unrecht ſie ihm gethan hatte! Und plötzlich kam ihr das Bewußtſein, daß dies auch ſchon früher geſchehen ſei, daß ſie tief in ihrem Innerſten oftmals ein hartes, ungerechtes Urteil über ihn gefällt habe. Und ſie ſelbſt, konnte ſie ſich freiſprechen von aller Schuld? Hatte ſie ſich keiner Verſäumnis, keiner Liebloſigkeit anzuklagen? Wie Schleier fiel es vor ihrem Blick, daß ſie jetzt auch ihr Unrecht erkannte. Ihre Gleichgültigkeit, ihre Teilnahmloſigkeit hatten ihn ihr entfremdet. Das war ihre Schuld: ſie hatte auf ſeine Liebe wie auf ihr unveräußerliches Eigentum gebaut und nicht bedacht, daß auch die Liebe, wie jeder andere Beſitz hienieden, mit jedem neuen Morgen neu erworben und gepflegt und behütet werden muß.

Sie hörte ſeinen Schritt im Flur. Er trat in ſeiner gewöhnlichen raſchen, etwas ungeſtümen Art zu ihr ein.

„Guten Morgen, Edith! Wir ſind ſchon ſeit Stunden an der Arbeit, wieder Ordnung zu ſchaffen in Feld und Park, Der alte Claaß hat mir erzählt, daß Du Dich geſtern bei dem Unwetter geängſtigt haſt, armes Kind! Du ſiehſt wirklich ganz blaß und angegriffen aus!“

„Ich habe von Eurer ſchrecklichen Fahrt gehört.“

Er lachte.

„Ja, die vergeſſe ich nicht, ſolange ich lebe. Aber das Böſeſte war doch die Sorge um Dich und Haus und Hof!“

„Du haſt alſo an mich gedacht, Robert?“

„Wie kannſt Du ſo thöricht fragen! — Nun, Gott ſei Dank, der die Gefahr an uns vorübergeführt hat! Der Schaden, den wir erlitten, iſt zu ertragen.“

„Und die Bäume im Park? Und die ſchöne ſtarke Eſche auf der Strandhöhe?“

„Um die alten Linden wollen wir nicht trauern, ſie waren morſch bis ins Mark hinein. Freilich, Dein Plätzchen auf der Strandhöhe iſt dahin, die Bank, die ich für Dich aufſtellen ließ, iſt ſpurlos verſchwunden. Die Regengüſſe haben ſie mit dem Erdreich zugleich hinuntergeſpült, und die Wellen haben ihre Trümmer hinweggeleckt. Die Eſche aber, Dein Schickſalsbaum, wie Du ihn nannteſt —“

„Ja, ich weiß,“ fiel ſie ihm ins Wort, „ich war geſtern noch hingegangen. Es war ein jammervoller Anblick — mir that er weh, als ſollte ich einen lieben Freund verlieren.“

„Das wußte ich, und deshalb —“ er unterbrach ſich. „Komm, wir wollen zuſammen hingehen!“ — Als ſie in ſein froh belebtes Geſicht ſah, kam ein Gefühl von Hoffnungsfreudigkeit über ſie, aber Zweifel und Mutloſigkeit gewannen bald wieder die Herrſchaft.

„Was einmal zerſtört und tot iſt, kann nicht wieder belebt werden“, ſagte ſie leiſe, „und ihr rationellen Landwirte verſchwendet Mühe und Zeit nicht an etwas Ausſichtsloſes.“

„Freilich, ſolche Thorheit begehen wir nicht, wo es aber gilt, etwas Junges, Starkes, Lebensfähiges zu erhalten, da ſetzen wir unſere ganze Kraft ein.“

„Und die Regengüſſe, die einmal die Wurzeln bloßgelegt haben, können es jeden Tag wieder thun.“

„Man kann vorbeugen, — komm und ſieh!“

Sie folgte ihm ins Freie, wo alles in Friſche und erneuter Lebenskraft prangte.

„Siehſt Du,“ ſagte er, als ſie die Stelle erreicht hatten, „ſo ganz ausſichtslos ſcheint mir, was ich unternommen habe, doch nicht zu ſein. Der Baum ſchwankt und zittert nicht mehr, er fühlt, daß er wieder feſten Boden unter ſich hat. Er wird ſich wieder einwurzeln. Was wirklich lebensfähig iſt, überwindet einen Stoß.“

Es war während der Morgenſtunden hier viel geſchafft worden. Statt des abgeſtürzten Erdreichs war neues herbeigeſchafft worden, das die Wurzeln deckte. Arbeiter waren beſchäftigt, Pfähle einzurammen, um der friſch aufgeſchütteten Erde Halt zu geben. Sie nahm die Hand des Gatten und drückte ſie. Dann ſtanden ſie lange ſchweigend Hand in Hand. In dem Herzen der jungen Frau ging Wunderbares vor. Nein, das grauſame Naturgeſetz, daß untergehen muß, was ſich ſelbſt nicht ſtützen kann, iſt nicht Alleinherrſcherin in der Welt. Ein Gefühl freudiger Hoffnung, die Zuverſicht, daß ihr Lebensglück nicht für immer vernichtet, daß es wieder aufzubauen ſei, überkam ſie. Ihr wurde ganz feierlich zu Mute. Sie hob das Geſicht und ſchaute in den Himmel empor, der dunkelblau und ſonnendurchglänzt ihr gerade ins Herz hineinſchien.

„Ich will auch wieder Wurzel faſſen im Leben und in Deinem Herzen,“ ſagte ſie leiſe. „Ich will wieder feſtſtehen an Deiner Seite. Hilf mir nur ein bißchen, wie Du dem Baum da geholfen haſt.“

„Das will ich,“ ſagte er ganz leiſe an ihrem Ohr, indem er ſie an ſich zog. „Geſtern, während der raſenden Fahrt, ſind mir allerlei Gedanken gekommen. Wir haben beide gefehlt, Edith! Jetzt, unter unſerem wiedererſtandenen Schickſalsbaum, wollen wir unſer Gelübde erneuern und noch einen Paragraphen darin aufnehmen: neben Liebe und Treue, Geduld und Nachſicht.“

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Dem Fürſten Bismarck, dem allverehrten Altreichskanzler, gilt heute der bildliche Schmuck unſerer Nummer.

Auf der vorjährigen Berliner Kunſtausſtellung fanden wir eine höchſt charakteriſtiſche Büſte des Fürſten — den erſten Verſuch wohl, die Züge des großen Mannes auf einem plaſtiſchen Werk farbig wiederzugeben. Die Büſte, eine Schöpfung des Bildhauers Magnuſſen, geben wir ebenfalls polychrom wieder.

Das kräftige, ſchwungvolle Gedicht G. von Rohrſcheidts hat A. Zick mit einer ſtimmungsvollen Illuſtration geſchmückt: Germania bringt, von der heranwachſenden jubelnden Jugend umringt, dem greiſen erſten Kanzler des Reichs, der unter den hundertjährigen Stämmen ſeines Sachſenwaldes raſtet, ihre Huldigungen dar.

Profeſſor E. Henſeler hält in ſeinem Gemälde, unſerem erſten Vollbilde, einen geſchichtlichen Augenblick feſt — eine Scene aus „dem letzten parlamentariſchen Frühſchoppen“ im Reichskanzlerpalais.

Ein kleines Interieur endlich aus dem Fürſtenhauſe zu Friedrichsruh gibt unſer Bildchen am Familientiſch — die Stelle, an welcher ein Gemälde des Fürſten von Lenbachs Meiſterhand ſeinen Platz gefunden hat. Profeſſor von Lenbach hat den Fürſten ſo oft gemalt, wie kein anderer Künſtler, und es heißt nicht einen anderen kränken, wenn man ſagt: keiner iſt gleich berufen dazu geweſen, denn er. Nicht nur, weil Lenbach der erſte deutſche Bildnismaler iſt, ſondern auch, weil kein zweiter Künſtler ſo viel Gelegenheit hatte, den Fürſten auch im engeren Kreiſe zu beobachten, wie der Münchener Meiſter, der dem Altreichskanzler und ſeinem ganzen Hauſe in jahrelanger Freundſchaft verbunden iſt.

Himmelskunde.

Einen neuen Erklärungsverſuch für die Entſtehung der vielerörterten Marskanäle bringt die „Gaea“ in einer Zuſchrift von A. E. Törnebohm-Stockholm. Die Geradlinigkeit und die trianguläre Anordnung der ſogenannten Marskanäle, ſagt dieſe Zuſchrift u. a., ſcheinen es auszuſchließen, daß ſie natürliche Gebilde ſind; künſtliche Kanäle können ſie in Betracht ihrer Breite auch nicht wohl ſein. Was ſind ſie denn? Wir dürfen annehmen, daß auf dem Mars große Wüſtenflächen vorhanden ſind. Wenn nun der Planet wirklich von intelligenten Weſen bewohnt iſt, ſo läßt ſich denken, daß ſie Verkehrswege durch dieſe Wüſten angelegt haben, weiter, daß ſie längs dieſer Verkehrswege eine künſtliche Bewäſſerung zu ſtande brachten. Infolge davon entſtanden Vegetationsſtreifen, die uns, von der Erde aus geſehen, natürlich dunkler erſcheinen, als die umgebende Wüſte. Wo zwei oder mehrere der ſogenannten Kanäle zuſammenſtoßen, findet ſich in der Regel ein dunkler Fleck: wir könnten ihn uns als eine größere Anſiedelung denken, wie ſie gerade an dem Schnittpunkt von großen Verkehrsſtraßen zu entſtehen pflegt.

Naturkunde.

In den Vereinigten Staaten iſt man auf den glücklichen Gedanken gekommen, zur Bekämpfung der Kulturpflanzenſchädlinge Raub- und Schmarotzerinſekten aus anderen Ländern einzuführen, ein Gedanke, der vielleicht auch in Europa zu größerer Anwendung gelangen wird. So hat der amerikaniſche Entomologe Koebele wiederholt Reiſen nach Auſtralien unternommen, um dort heimiſche Feinde verſchiedener Schildläuſe aufzuſuchen und nach den Vereinigten Staaten zu bringen. Unter den Coccinelliden (Marienkäferchen, bekanntlich grimmige Feinde aller Blatt- und Schildläuſe), deren Einführung gelang, iſt beſonders Vedalia cardinalis zu erwähnen, die ſich in Kalifornien äußerſt raſch vermehrte und die Schildläuſe Icerya Purchasi ſogleich in erfolgreichſter Weiſe angriff, ſo daß ſie im Lande ſchon allgemein bekannt iſt. Die Regierung von Waſhington war ſo zuvorkommend, an dieſen nützlichen Erwerbungen auch andere warme Länder, beſonders die mit Icerya Purchasi zu kämpfen haben, teilnehmen zu laſſen. Aus Ägypten, wohin Vedalia cardinalis aus Nordamerika eingeführt wurde, kam durch Admiral Blomfield die Nachricht, daß ſie ſich nicht nur auf der urſprünglichen Einwanderungsſtelle vermehrte, ſondern bald danach auch in einem Garten zu Ramleh, drei Meilen davon entfernt, zeigte. Auch die Raupen gewiſſer Schmetterlinge, der Thalpochares-Arten, nähren ſich von Schildläuſen. Aus dieſem Grunde wurde Thalpochares cocciphaga, ein Feind der Ölbaum-Schildlaus (Lecenium Oleae), ebenfalls aus Auſtralien nach Los Angeles in Kalifornien eingeführt und auf Ölbäume geſetzt. Der Entomolog Riley hat auch den europäiſchen Schmarotzer der Heſſenfliege (Semiotellus nigripes Lind.) nach Amerika verſetzt.

Interieur aus dem Fürſtenhauſe zu Friedrichsruh.

Geologie.

Eine arge Enttäuſchung werden manchem Sammler von Geſteinsabdrücken die Forſchungen des Privatdozenten Dr. Ranff bereiten. Derſelbe hat nämlich von einer bedeutenden Anzahl ſogenannter Dünnſchliffpräparate nachgewieſen, daß viele eigentümliche Gebilde, welche man bisher als Reſte oder Spuren von Organismen, von Pflanzen oder Tieren, anſah, durchaus kein Heimatsrecht in der Paläontologie, der Petrefaktenkunde, haben, daß ſie vielmehr rein mechaniſchen Urſachen ihre Entſtehnng verdanken. Zu dieſer Gruppe von Gebilden gehören nach der „Gaea“ z. B. die paläozoiſchen Phykoden, der größte Teil der Chondriten, die Nereiten, Harlanien, Nemertiten, zahlreiche Fucoiden ꝛc. Alle dieſe Körper ſind jetzt — ſo ſchön ſie die Wiſſenſchaft auch ſchon klaſſifiziert und benannt hatte — lediglich als Druckerſcheinungen zu betrachten, die unabhängig von der Mitwirkung irgendwelcher Organismen durch Preſſung, Faltung, Stauchung der Geſteinsmaſſen, ſowie durch Zerreißung, Schieferung, Spaltung ꝛc., kurz durch mehr oder minder komplizierte mechaniſche Umformung der Geſteine entſtanden. Dr. Ranff hat bisher, obwohl ſeine Unterſuchungen noch nicht annähernd abgeſchloſſen ſind, ſchon etwa 270 „Arten“ ſolcher Pſeudoorganismen als rein anorganiſche Bildungen nachgewieſen.

Erdkunde.

Eine eigentümliche Wirkung des Windes auf die Temperatur des Seewaſſers iſt von John Murray erkannt worden, indem er die Beobachtung machte, daß ein Wind, der von der Küſte wegweht, das Oberflächenwaſſer vor ſich her treibt. Dieſes Waſſer wird durch Waſſer von unten erſetzt, das fortwährend aufſteigt, um die Stelle des vertriebenen einzunehmen. Da nun die tieferen Schichten in allen Fällen kälter ſind, als die der Oberfläche, ſo erfolgt eine Erniedrigung der Temperatur, und in der That findet man, daß nahe an den Seeküſten, von denen weg ein ſtetiger Wind weht, das Waſſer kühler iſt, als weiter ſeewärts. Dieſer Umſtand erklärt, weshalb die Lage eines Badeortes an derſelben See günſtigere, angenehmere Bäder bedingt, als die eines anderen, wo die Durchſchnittswindrichtung das Waſſer von der Küſte treibt. Ferner ergiebt ſich aus dieſem Naturgeſetz eine Erklärung für das Fehlen der Korallen an allen Weſtküſten der großen Kontinente, von denen weg die Paſſate wehen, während an den Oſtküſten, die von warmen Strömungen getroffen werden, die Riffe zahlreich ſind, denn das Korallentier gedeiht, wie bekannt, ſtets nur im Waſſer oberhalb einer beſtimmten Temperatur. St.

Technik.

Seit langer Zeit mühen die Chemiker ſich um einen künſtlichen Erſatz für das Kautſchuk, bisher aber ohne Erfolg. Jetzt ſoll es gelungen ſein, die ſo vielfach verwendbare Celluloſe — das Zellengewebe der Pflanzen — auch für dieſen Zweck dienſtbar zu machen. Aus Celluloſe iſt heute, wie unſere Leſer wiſſen werden, bereits die größte Menge alles Papiers gefertigt, Celluloſe mit Kampfer behandelt, liefert das allbekannte Celluloid, Celluloſe wird zu Schießbaumwolle, zu rauchloſem Pulver, zu Kollodium verarbeitet. Die Umwandlung in eine kautſchukähnliche Maſſe ſoll durch Behandlung mit Natron geſchehen. Noch mehr aber: die „mercerierte“ Celluloſe — ſo genannt nach dem Franzoſen Mercier, der das Verfahren zuerſt in Vorſchlag brachte — ſoll ſich unter gewiſſen Vorbedingungen auch in eine feſtere Maſſe umwandeln laſſen, die geeignet erſcheint, das, bei der fortſchreitenden Ausrottung der Elefanten, immer ſeltener werdende Elfenbein zu erſetzen.

Sprechſaal.

Der Artikel „Der König von Korſika“ in Nr. 22 des Daheim hat mehrere Anfragen — auch von den Nachkommen deutſcher Verwandten des Theodor von Neuhof — hervorgerufen. Bei dem Intereſſe, welches der merkwürdige Mann erweckt, bitten wir im Auftrag des Verfaſſers jenes Aufſatzes diejenigen unſerer Leſer, welche vielleicht im Beſitz beſonderen Materials über den „König von Korſika“ ſind, uns dasſelbe freundlichſt leihweiſe oder abſchriftlich zur Verfügung zu ſtellen.

Unter anderem wäre eine Aufklärung über folgende Punkte beſonders erwünſcht:

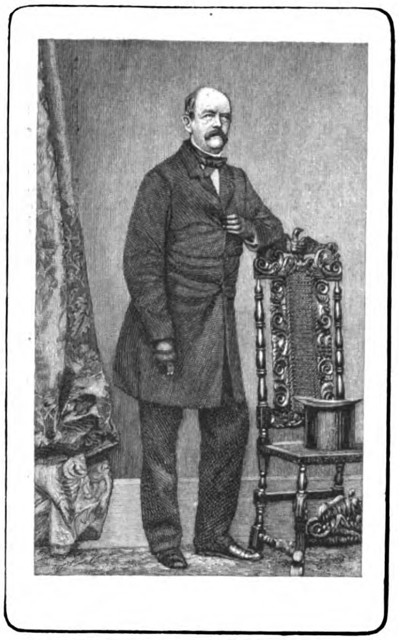
1. Hat Theodor von Neuhof die Kette in ſeinem Wappen (ſ. die von uns abgebildete Medaille) ſchon vor ſeiner erſten Landung auf Korſika geführt oder ſie erſt zur Erinnerung an ſeine Gefangenſchaft bei den Barbaresken aufgenommen?

2. Hatte er zwei Schweſtern? Und läßt es ſich urkundlich nachweiſen, daß Garibaldi der Enkel der einen Schweſter iſt? Eine Schweſter ſcheint mit einem franzöſiſchen Grafen vermählt geweſen zu ſein.

Kleine Zeitung.

Im „Globus“ erzählt Ernſt H. L. Krauſe-Schlettſtadt von „Neuen Wahrzeichen des Elſaſſes.“ Gegen die Annahme von Wappen und Flagge des Deutſchen Reiches haben die Kreiſe der eingeborenen Elſaſſer ſich immer noch vielfach ablehnend verhalten, aber da ſie doch ſolche Zeichen nicht entbehren mochten, auf die Zeichen des alten Reiches zurückgegriffen. In Ermangelung einer altelſäſſiſchen Flagge nahm man dabei diejenige von Straßburg an — weiß-rot, wie die der meiſten Reichsſtädte. Die Regierung duldete dies, der urſprünglich proteſtleriſche Gedanke verſchwand allmählich, und heute ſpielt die weiß-rote Flagge im Elſaß ungefähr dieſelbe Rolle, wie die ſchwarz-weiße in Preußen oder die weiß-blaue in Bayern. Sie ſteht als traditioneller Schmuck neben der Reichsfahne, tritt jedoch auch gelegentlich demonſtrativ auf, wo man den Reichsfarben keinen Raum gönnen will. — Aus kleinem Anfang hat ſich ein zweites elſäſſiſches Wahrzeichen entwickelt. Im Jahre 1878 ſchlug Profeſſor Enting das Stechpalmblatt als Vereinszeichen des Vogeſenklubs vor — ſeither bürgert es ſich als allgemeineres Zeichen des Elſaß mehr und mehr ein, ähnlich wie etwa das Edelweiß für die Alpen oder die Edeltanne für den Schwarzwald.

Vielleicht berichtet uns der eine oder andere unſerer zahlreichen Leſer in den Reichslanden weiteres beſonders über dieſes letztere Wahrzeichen und ſeine Verbreitung.



Bismarck als Geſandter in Paris (1862).
Photographie von Numa Blanc in Paris.

Die älteſte Photographie des Fürſten Bismarck.

Einem Freunde unſeres Blattes verdanken wir die nebenſtehend wiedergegebene Photographie des Fürſten Bismarck, aller Wahrſcheinlichkeit nach wohl die erſte, welche von Herrn von Bismarck-Schönhauſen überhaupt aufgenommen wurde. Sie ſtammt nämlich aus dem Jahre 1862, iſt von Numa Blanc in Paris angefertigt, jedenfalls in den kurzen Sommermonaten, während derer Bismarck Preußen am napoleoniſchen Hofe als Geſandter vertrat. Im Mai 1862 wechſelte er den Botſchafterpoſten von St. Petersburg mit dem von Paris — ſchon Ende September desſelben Jahres wurde er nach Berlin berufen, um zunächſt den interimiſtiſchen Vorſitz im Staatsminiſterium zu übernehmen. Nach der Verſicherung des Einſenders gibt es keine frühere Aufnahme des Herrn von Bismarck-Schönhauſen — wir ſelbſt haben in den zahlreichen illuſtrierten Bismarckwerken auch keine Reproduktion einer ſolchen gefunden.

Vielleicht dürfen wir mit unſerem Dank gegen den Herrn Einſender die Bitte an unſere Leſer verbinden, uns Bilder und Photographieen von ähnlichem Intereſſe, die ſich in ihrem Beſitz befinden, ebenfalls zuwenden zu wollen. Wir werden jedenfalls für jede Anfrage, ob uns die Einſendung des einen oder anderen ſeltenen Stückes genehm wäre, herzlich dankbar ſein und kommen für etwa entſtehende Koſten gern auf.

In unſerer Spielecke.

1. Verwandlungsaufgabe.

Aus zwei gegebenen Wörtern iſt durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. So entſteht z. B. „Reichstag“ aus Gera, Tiſch.

In derſelben Weiſe entſteht aus:

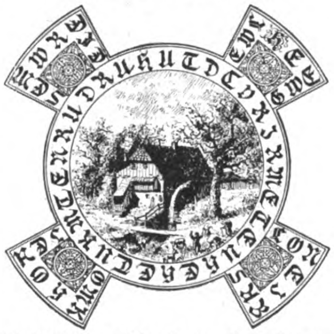
1. Ar, Silbe ein berühmter Feldherr des Mittelalters,
2. Tira, Leine die Bewohner eines europäiſchen Königreichs,
3. Lech, Siam ein muſikaliſches Inſtrument,
4. Note, Morgen ein Fürſtentum,
5. Bart, Adel der Vorname eines beliebten Dichters,
6. Sorge, Ger ein deutſcher Dichter unſerer Zeit,
7. Inn, Eſche ein aſiatiſches Volk,
8. Arm, Pauken ein Ort in Galiläa.

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Namen eines von allen Patrioten hochverehrten Mannes.

2. Aufgabe.

Der Name eines hochberühmten Mannes beſteht aus acht Buchſtaben und läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen. Setzt man ſtatt der Buchſtaben des Alphabets die entſprechenden Zahlen, alſo 1 ſtatt a, 2 ſtatt b u. ſ. w., ſo iſt die Summe der acht Zahlen gleich 72. Die erſte Zahl iſt zweimal, die ſiebente dreimal ſo groß als die fünfte, die zweite dreimal ſo groß als die ſiebente, die dritte doppelt ſo groß als die zweite. Die Summe der fünften und ſechſten iſt gleich der dritten Zahl. Die achte Zahl iſt fünfmal ſo groß als die erſte. Welcher Name iſt gemeint?

3. Problem: Die Mühle.



(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 25.

Bilderrätſel.

Rabiner. Karabiner (Ka [kein] Rab' in R).

1. Vierſilbige Scharade. Hühnerauge.

2. Wechſelrätſel. Weber, Hebel.

3. Problem: Der Bahnhof.

Man nimmt zuerſt den verzierten Buchſtaben L. Die einzelnen Signale des Signalbogens geben auf der linken Seite die Ordnung der weißen, auf der rechten Seite die Ordnung der ſchwarzen Buchſtaben an.

Alſo: L
1. Signal (6 Zeichen) = 6. w. Buchſt. A
2. „ (2 „ = 2. „ „ N
3. „ (5 „ = 5. „ „ G ꝛc.

Es ergibt ſich bei richtiger Löſung:
„Langes Warten neckt!“

Schachaufgabe.

1. Sd6—f5	A. 1..... Ke6—e5:
Ke6—f5 :	
2. Dd2—d5	2. c2—c4
f6—e5 :	Ke5—f5:
3. Dd5—d6 ~	3. Dd2—d5 †
4. g3—g4,	Kf5—g6
Dd6—d3 ‡	4. Dd5—h5 ‡
2. .... Kf5—g6	2. .... Ke5—e6, e4
3. Dd5—e6	3. Dd2—d5 ‡
Kg6—h6 :	
4. De6—f6 : ‡	
B. 1. .... f6—e5 :	C. 1. .... Ke6—f7
2. Dd2—d6 †	2. Dd2—d7 †
Ke6—f5 :	Kf7—g6
3. Kh4—h5 ~	3. Kh4—g4
4. g3—g4,	f6—e5 :
Dd6—d3 ‡	4. Dd7—g7 ‡
2. .... Ke6—f7	2. .... Kf7—f8
3. Dd6—e7 † ~	3. Dd7—g7(e7)†
	Kf8—e8(g8)
4. De7—e6, g7 ‡	4. Dg7—e7(g7)‡

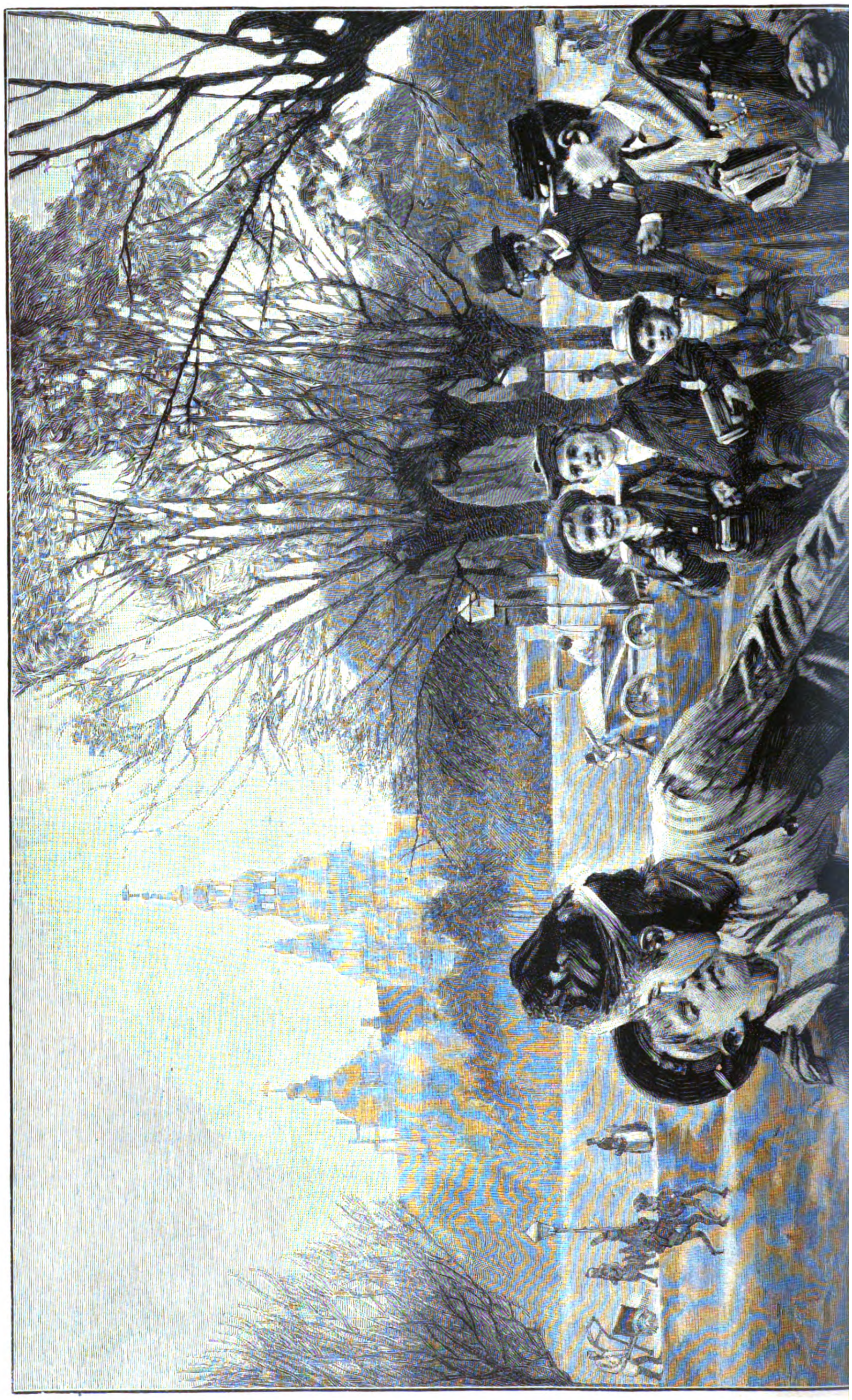
Zur gefälligen Beachtung.

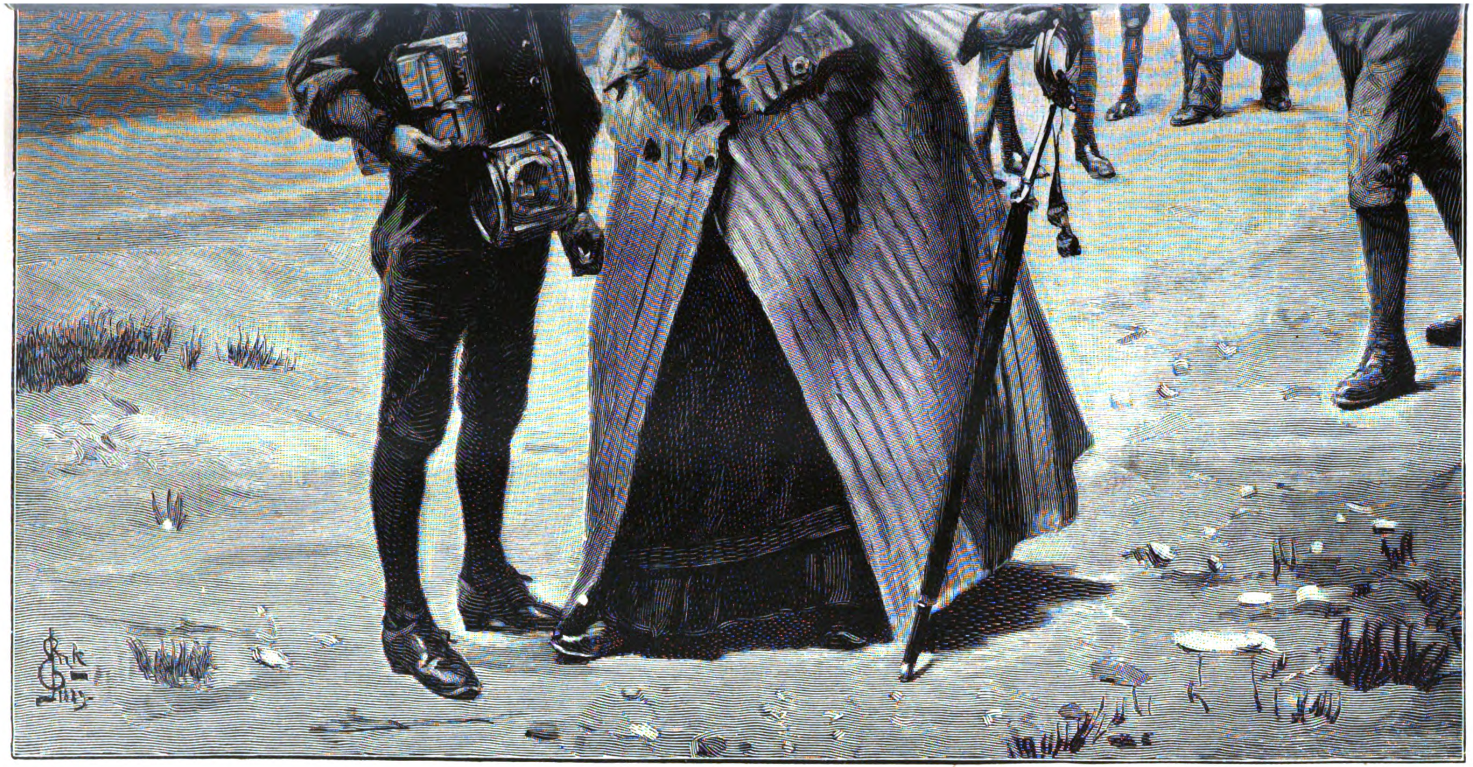
Mit der nächſten Nummer beginnt das dritte Quartal. Neben dem Schluß des Romans „Waldmoder“ veröffentlichen wir zugleich einen neuen: **„Die ſieben Gernopp“** von **Georg Freiherrn von Ompteda.** An dieſen wird ſich **„Ahn und Enkel“** von **Joachim von Dürow** anſchließen. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, Beſtellungen auf das neue Quartal ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

Die Daheim-Expedition. Leipzig, Poſtſtr. 9. **Die Redaktion des Daheim. Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53.

Inhalt: Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Hausmuſik. Von Dr. E. von Sallwürk. — Unſerm Bismarck. Gedicht von Georg von Rohrſcheidt. — Neues Leben. Von Hans Warring. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Ein Frühſchoppen beim Fürſten Bismarck. Von E. Henſeler; Fürſt Bismarck. Bemalte Büſte von H. Magnuſſen; Überſchwemmt. Von J. L. Guyot; Interieur aus dem Fürſtenhauſe zu Friedrichsruh. — Himmelskunde. — Naturkunde. — Geologie. — Erdkunde. — Technik. — Sprechſaal. — Die älteſte Photographie des Fürſten Bismarck. Mit Bildnis. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

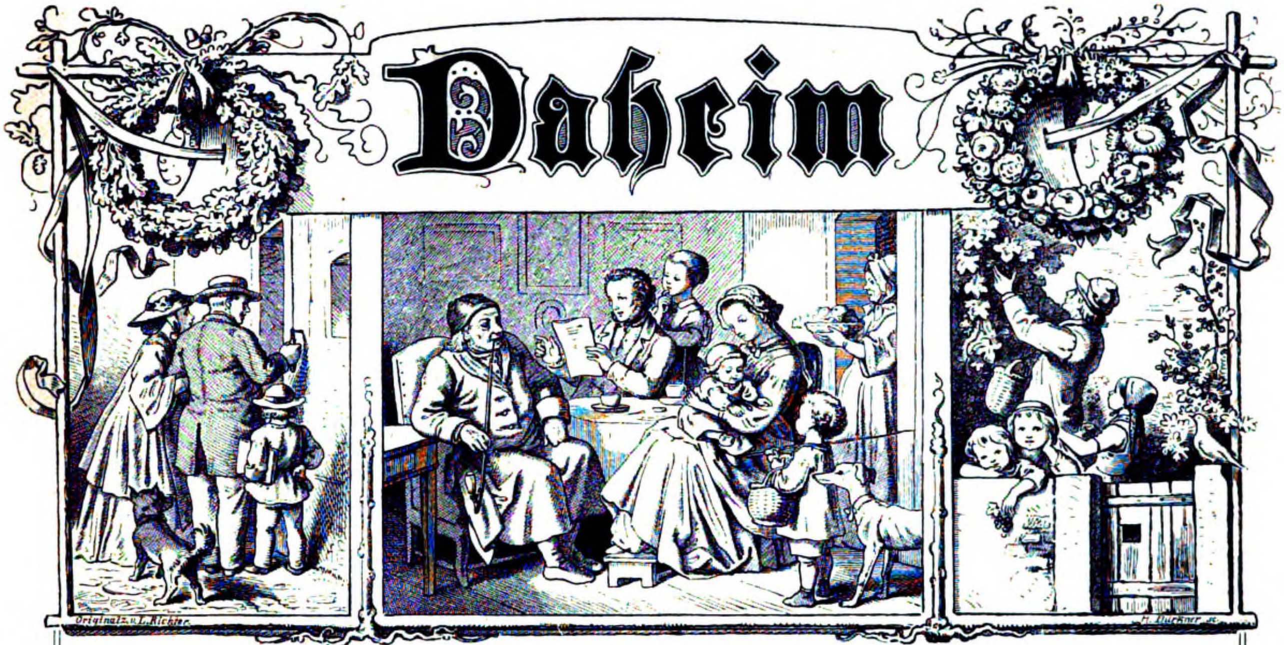
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An** die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**





Der erſte Schulgang. Nach dem Gemälde von Erik Henningſen.

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 10.



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 6. April 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. № 27.

Die ſieben Gernopp.

Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda.

I.

Leutnant von Deyner hatte kaum den Gutshof von Groß-Schmiemig im Trabe mit ſeiner kleinen Fuchsſtute verlaſſen, und Herr von Gernopp war eben in ſein Zimmer zurückgekehrt, als auch ſchon ſeine Frau in der Thür erſchien: „Auguſt, nu rücke 'mal gleich 'raus! Was wollte er denn?“

Herr von Gernopp antwortete abſichtlich nicht ſofort, weil er gern ſeiner Gattin unbezähmbare Neugier auf die Probe ſtellte, ſondern ſuchte erſt nach einer Cigarre, die er gemächlich in Brand ſteckte.

Sie ereiferte ſich: „Wird's bald? Du kannſt ruhig warten mit Deinem ewigen Rauchen!“

Aber der große Mann mit dem dicken, rötlichen Geſicht, von dem ſich der graue Schnauzbart und die dichten, kurzgeſchorenen Haare abhoben, beeilte ſich nicht um eine Sekunde. Er ließ ſich bequem in ſeinen Rohrſchaukelſtuhl am Fenſter nieder, blies den Rauch ſeiner Cigarre langſam von ſich und ſprach: „Der Deyner hat um unſere Lisbeth angehalten?“

„Was? Wer?“

„Der Deyner!“

Frau von Gernopp war wie aus den Wolken gefallen. Sie konnte zuerſt gar keine Worte vor Aufregung finden, bis ſie herausplatzte: „Und das ſagſt Du ſo pomadig, als ob Du mir ſagteſt: wir wollen heute um halb zwei eſſen, ſtatt um eins?“

Er zuckte die Achſeln, ſcheinbar ganz gleichgültig, dabei blickte er jedoch ſeine Frau, liſtig mit den Augen zwinkernd, von der Seite an, und als ſie ihn, ganz außer ſich geratend, fragte, warum er Leutnant von Deyner denn fortgelaſſen, ohne ſie zu rufen, antwortete Herr von Gernopp nur: „Weeßte, Emilie, Du biſt immer ſo gleich druff. Wir müſſen doch erſt 'mal die Sache überlegen.“

„Überlegen, Auguſt, bei ſieben unverſorgten Kindern? Da willſt Du noch groß überlegen?“

Herr von Gernopp war nun ſeiner Sache doch nicht ganz ſicher. Er meinte unter Umſtänden vielleicht doch eine Dummheit gemacht zu haben und lenkte ſofort mit der Erklärung ein, daß er Leutnant von Deyner durchaus nicht abgewieſen, ſondern ſich nur Bedenkzeit ausgebeten bis zum nächſten Mittag. Da ſollte der junge Offizier auf Groß-Schmiemig wieder vorſprechen. Er hatte ja von ſeiner kleinen Garniſon Sebenbach, wo das ganze Huſarenregiment lag, kaum eine halbe Stunde herüberzureiten.

Nun war die dicke Frau von Gernopp, die einen blonden falſchen Scheitel trug zu ihren bereits leicht im Nacken und an den Schläfen ergrauenden Haaren, ziemlich beruhigt, rückte einen Stuhl zu dem ihres Mannes und begann mit ihrer Lieblingsredensart, die ſtets den Anfang von Heiratsplänen machte: „Die Sache müſſen wir 'mal erſt in aller Ruhe erörtern! Du haſt recht, Auguſt!“

Dann wurde zuerſt die Perſönlichkeit des Bewerbers feſtgeſtellt, als: hübſch, gute Familie, recht vermögend, ſogar möglicherweiſe ſehr vermögend — lauter treffliche Eigenſchaften, die ihn zum Schwiegerſohn geeignet machten. Ein einziger Fehler ſtand dem entgegen: eine für das Alter von fünfundzwanzig Jahren ziemlich anſehnliche Sicherheit im Benehmen, die Frau von Kohlſtein auf Nieder-Zirbig, die älteſte Dame der Gegend, ſogar einmal unverblümt als „Frechheit“ bezeichnet hatte.

Und darauf baute Herr von Gernopp ſeinen Plan: „Weeßte, Emilie, eigentlich bin ich nicht gerade wild auf die Geſchichte. Unſere Lisbeth iſt die hübſcheſte von unſeren

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Mädchen. Rede nicht gegen — ſie iſt es. Sie iſt ſogar, wie man ſo ſagt, eene ‚beauté‘. Die bringen wir allemal unter! Und wenn's uns bis jetzt noch nicht gelungen iſt, ſo darf nicht vergeſſen werden, daß ſie erſt ſiebzehn Jahre alt iſt, alſo noch Zeit genug hat. Und dann iſt ſie die Jüngſte und hat ſechs Schweſtern vor ſich, die auch nicht als alte Jungfern ins Gras beißen möchten. Nu ſagſt Du, die alte Kohlſteinen, die wirklich oft recht viel Kohl redet, hätte gemeint, der Deyner wäre ‚frech‘. Das ſchadet uns doch nichts, Emilie! Aber nützen kann's uns doch, nützen, ſage ich Dir!“

Frau von Gernopp ſchüttelte ſich plötzlich vor Lachen, daß ihr dicker Körper auf- und niederwogte, als ſie das verſchmitzte Geſicht ihres Mannes ſah, der ſie anblickte, als habe er etwas ganz Beſonderes gefunden. Sie fragte ſpöttiſch: „Auguſt, Du haſt wohl wieder 'mal einen Plan gemacht?“

„Stimmt!“ gab er zurück, und ſie hörte nicht auf, zu lachen, denn ſeitdem er in feſter Erwartung eines Sohnes Groß-Schmiemig zum Majorat gemacht, worauf dann ſeine Hoffnung ſiebenmal getäuſcht worden war, wurden ſeine Pläne von aller Welt etwas zweifelnd angeſehen. Aber dieſes Mal ließ er ſich nicht irre machen, ſondern ſprang auf und flüſterte ſeiner Frau zu, als befürchte er ſeine Liſt vorzeitig zu verraten: „Der Deyner ſoll 'n biſſel ‚frech‘ ſein. Na, den Mund hat er auf dem richtigen Fleck, und er iſt ſchlau, der Junge. Gut, hör' zu. Dann ſagen wir ihm morgen ganz einfach: ‚Große Ehre, Herr von Deyner, ſehr ſchmeichelhaft, reizend, ſehr liebenswürdig, aber die Jüngſte zuerſt weggeben — nee. Die anderen verheiraten ſich ja doch bald, ganz beſtimmt, das ſteht ja ganz feſt, bombenfeſt ſogar — nur biſſel Zeit natürlich. Und dann, wenn erſt 'mal eine oder die andere weg iſt, dann, verehrter Herr, kommen Sie, bitte, wieder.‘“

Triumphierend ſah er Frau von Gernopp an, doch ſie hatte zu oft ſeine glänzendſten Pläne zerrinnen ſehen und fragte daher ganz nüchtern: „Und wenn er nicht wiederkommt, dann ſoll Lisbeth wohl ſitzen bleiben?“

„Warum ſoll er denn nicht wiederkommen?“

„Er kann ſich doch vielleicht die Sache überlegt haben! Und dann ſchnappt er ab. Vielleicht denkt er ſchon nach vier Wochen anders!“

Sie war ganz beſorgt geworden in dem Gedanken, der in endlicher Ausſicht ſtehende erſte Schwiegerſohn möchte ihnen entgehen, doch Herr von Gernopp teilte ihre Befürchtungen nicht. Ein ſeliges Lächeln glitt über ſein Geſicht; vergnügt rieb er ſich die Hände und dachte an ſeinen Plan. Schon ſah er alle ſieben Mädchen gleichzeitig mit ihren Auserwählten vor dem Altar der kleinen Dorfkirche des Rittergutes ſtehen, und ſeine Augen wurden feucht in dem Gedanken, er möchte etwa zu annähernd gleicher Zeit den reichen Segen von ſieben Enkelkindern im Arme halten. Frau von Gernopp riß ihn aus ſeinen Träumen: „Auguſt, nu erkläre Dich 'mal, wenn er nun nach vier Wochen nicht mehr will?“

Er fuhr auf und betrachtete nachdenklich ſeine ſchiefbrennende Cigarre, und dabei kam ihm, wie immer, wenn er ſein geliebtes Kraut in Händen hielt, eine Eingebung: „Weeßte, Emilie, wie wir am einfachſten dahinterkommen?“

„Nun?“

„Wir fragen direkt die Lisbeth, wie ſie mit ihm ſteht.“

Und dieſes Mal fand ſie den Plan gut. Sie ging ſofort nach dem Garten, der nach der entgegengeſetzten Seite des Wohnhauſes lag, um ihre Tochter zu holen. In einer Laube an der Straße nach Sebenbach, ganz hinten im Grün verborgen, fand ſie die Schweſtern alle verſammelt, bis auf Marie, die älteſte, die in der Wirtſchaft zu thun hatte. Die zweite und dritte, Stephanie und Adda, die aus der erſten Ehe des Herrn von Gernopp ſtammten, ſaßen auf der einen Seite neben einander, beide groß, blond, ſtark in den Knochen. Die fünfundzwanzigjährige Stephanie mit ſchönen, friſchen Farben, regelmäßigem, hübſchem Geſicht, und Adda, zwei Jahre jünger, genau wie ſie, nur vielleicht noch etwas hübſcher, aber ſtark und übermäßig entwickelt, ſo daß ſie älter ausſah, als ſie war.

Ihnen gegenüber, zärtlich einander umſchlungen haltend, befanden ſich die älteſten der rechten Kinder der Frau von Gernopp: Cläre und Fips, die Zwillinge. Einander ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Zierlich und niedlich, mit zwei Puppengeſichtchen, rotbäckig, friſch, lebendig, aber zu klein, zu ſehr Nippes, wie zwei Figürchen aus Meißener Porzellan. Bei den Herren wegen ihrer Kleinheit und ihren roten Wangen, ſeitdem ſie einmal krautgrüne Kleider getragen, auf Vorſchlag eines Spaßvogels „Radieschen“ genannt. Der Name war ihnen geblieben.

Auf der dritten Bank der Laube, zwiſchen den beiden Schweſterpaaren, ſaß ſtill die achtzehnjährige Bertha, ein großes, blondes Ding, häßlich, mit großer Naſe und zu langen Armen, mit denen ſie nichts anzufangen wußte, die ihr etwas gnomenhaft Unausgewachſenes gaben.

Alle hörten ſie dem Neſthäkchen Lisbeth zu, einem großen, ſchlanken, bildhübſchen Ding, das mit der ganzen Heiterkeit und Lebensluſt ihrer ſiebzehn Jahre auf der Kante des Tiſches in der Mitte der Laube balancierte und mit den Beinen ſtrampelte, daß ihr kurzes weißes Waſchkleid immer in den Lüften war. Sie predigte von Leutnant von Deyner, der eben auf der Sebenbacher Chauſſee vorübergeritten.

„Übrigens reitet er von allen Leutnants des Regiments am beſten. Das hat er mir ſelber geſagt!“

Den Zwillingen ſchien das ſehr großen Eindruck zu machen. Sie blickten ſich voll Bewunderung an, und auch die dicke Adda ſchien ſich darüber zu freuen. Nur Stephanie, die älteſte der Anweſenden, die Lisbeths Vorträgen mit einem gewiſſen überlegenen Geſicht zuhörte, antwortete etwas ſpitz: „Wenn er Dir's ſelbſt geſagt hat, muß es ja wahr ſein.“

Da ſprang Lisbeth vom Tiſch, ſtellte ſich vor die Schweſter und ſagte voller Würde: „Er lügt nie!“

„Was verſtehſt Du denn davon! Das kannſt Du gar nicht wiſſen!“ meinte Stephanie verächtlich und ſtand auf, um zu gehen, aber die Jüngſte ſchoß wie eine Katze auf die ältere Schweſter los, pflanzte ſich vor ihr auf und überſchüttete ſie mit nicht zu dämmendem Redeſchwall: „Glaubſt Du, Du weißt's beſſer? Wenn ich auch acht Jahre jünger bin, das weiß ich doch beſſer! Denke nur nicht ſo was. Oder vielleicht meinſt Du, klüger zu ſein, wie wir. Ja! Das wiſſen wir ja ſchon längſt! Und wenn Du auch zehnmal den Dante geleſen haſt, kapiert haſt Du ihn doch nicht. Denn das hat er mir geſagt, den Dante kapiert überhaupt keiner.“

Stephanie zog die dicke Adda beim Arme aus der Laube fort und rief nur noch boshaft: „Herr von Deyner wird wohl allerdings den Dante nicht geleſen haben. Ich weiß überhaupt gar nicht, was der uns angeht. Dich auch nicht. So'n junges Ding, wie Du, Lisbeth, kann ſo wie ſo noch nicht ans Heiraten denken. Erſt —“

Aber Lisbeth ließ ſie nicht weiter reden. Wie auf Kommando hatte ſie die Thränen in den Augen, halb vor Ärger, halb vor Wut, und ſchrie: „Du freilich. Mit Deinen fünfundzwanzig. Du ſollteſt Dich überhaupt ſchämen, noch keinen Mann zu haben. Pfui, ſo alt!“

Stephanie blieb regungslos ſtehen und ſprach nur verweiſend mit bemutterndem Ton: „Pfui ſage ich! Du biſt ſchlecht, Lisbeth! Schlecht!“

Und nun fing auch ſie an zu weinen, während ihr die dicke Adda liebkoſend die Wange ſtrich. Da that das voreilige Wort Lisbeth leid, ſie umarmte die ältere Schweſter, und dann küßten ſie ſich alle verſöhnt reihum, auch die Zwillinge Cläre und Fips und ſogar die häßliche Bertha mit der großen Naſe, die doch eigentlich die ganze Scene nichts anging. Die Rührung war allgemein und übertrug ſich auch auf Frau von Gernopp, die von allen ſechs, eigenen, wie Stieftöchtern, gleichmäßig abgeküßt ward, ohne daß ſie den Grund erfuhr.

Nachdem ſich der erſte Sturm gelegt, wollten die Mädchen wiſſen, was Leutnant von Deyner beim Vater gewollt, aber die Mutter ſagte nur: „Lisbeth, Du ſollſt ſofort 'mal zu Papa kommen, und Ihr laßt uns 'mal jetzt allein!“

Der eine Zwilling, Fips geheißen, deſſen wahren Taufnamen ſogar die Schweſtern nicht recht wußten, weil ſie nur immer „Fips" gehört, murmelte ein naſeweiſes: „Aha!"

Dann lief er mit Cläre davon, den Gartenweg hinauf, wobei ſie beide rechts und links die Blätter von den Bäumen rupften. Die älteren beiden gingen nach der anderen Seite. Nur die häßliche Bertha blieb allein in der Laube und ſenkte ihre große Naſe in ein Buch.

Als Lisbeth mit ihrer Mutter beim Vater eintrat, empfing er ſie ſehr feierlich. Frau von Gernopp ſetzte ſich würdevoll, und Herr von Gernopp legte ſein freundliches rotes Geſicht in ernſte Falten: „Meine Tochter, Deine Eltern haben heute ein ernſtes Wort mit Dir zu reden. Eine ſchwerwiegende Frage mußt Du beantworten. Zum erſtenmal vielleicht in Deinen achtzehn Jahren —"

Da wurde Lisbeth, die ſich auf einen Wink geſetzt hatte, unruhig, wenn ſie auch nichts zu ſagen wagte gegen die Alterszulage, die ihr der Vater angedeihen ließ. Dafür aber unterbrach ihn Frau von Gernopp: „Auguſt —"

„Laß mich doch 'mal ausreden, Emilie —"

„Du weißt nie, wie alt Deine Kinder ſind! Lisbeth iſt ſiebzehn —"

Herr von Gernopp ſchlug mit der flachen Hand auf den Tiſch, daß der Aſchenbecher in die Höhe ſprang, auf deren Rand ſeine ſchiefgebrannte Cigarre qualmend gelegen, und rief: „Das habe ich doch geſagt!"

„Achtzehn haſt Du geſagt!"

„Siebzehn — weeßte, Emilie, das weiß ich nu zufällig ganz genau."

Und beide Eltern wandten ſich in einem Atem an Lisbeth, die entſcheiden ſollte, wer recht hätte. Darüber war der ganze Ernſt der Lage hin, und das junge Mädchen wagte es, allmählich ruhig mit den Beinen zu ſchlenkern, nach ihrer Gewohnheit, und als Vater und Mutter noch eine kleine Auseinanderſetzung darüber hatten, inwieweit die bei dem Schlage heruntergefallene, noch glimmende Cigarre ein Loch in die Tiſchdecke gebrannt oder nicht, platzte ſie plötzlich mit der Frage ganz naiv heraus: „Was habt Ihr denn Herrn von Deyner wohl geantwortet?"

Herr von Gernopp war gewohnt, nie feierlich genommen zu werden, und ging deshalb ſofort auf den Ton ein: „Was möchteſt Du denn gern?"

„‚Ja' natürlich!"

„Liebt Ihr Euch denn?"

„Schon lange, Papa!" antwortete ſie lachend und umarmte ihren Vater, ſtreichelte und liebkoſte ihn, zog ihn am Schnurrbart und fuhr ihm durch die Haare, daß ſie beide lachten und nun erſt recht jeder Ernſt verloren war.

Nur Frau von Gernopp blieb gemeſſen. Sie ſagte, nachdem das Spiel eine Weile gedauert hatte: „Auguſt, Du läßt Dich aber immer gleich überrumpeln. Reden wir nun eigentlich mit unſerer Tochter, oder unſere Tochter mit uns?"

Da wurde er etwas kleinlaut und wehrte Lisbeth ab, die der Mutter Rede und Antwort ſtehen mußte, wie ſie als wohlerzogenes junges Mädchen dazu komme, zu erklären, ſie liebe einen Leutnant „ſchon lange".

Und nun kam es heraus, daß ſie den Offizier früher nur von weitem verehrt, wenn ſie ihn einmal zufällig geſehen, ſei dies beim Exerzieren des Regiments, dem ſie öfters zugeſchaut, bei Felddienſtübungen in der Nähe von Groß-Schmiemig oder vor allem beim Frühlingsfeſt, das die Sebenbacher Huſaren vor vierzehn Tagen gegeben. Dabei habe ſich die Sache entſchieden.

„Hat er Dir's denn geſagt?" fragte ſtreng Frau von Gernopp, und Lisbeth meinte verdutzt: „Natürlich, ſonſt wüßte ich's doch nicht!"

Da blickte die Mutter verſtändnisinnig ihren Gatten an: „Auguſt, nun erkläre 'mal, hat Frau von Kohlſtein recht gehabt?"

Er fing trotz eines empörten Blickes ſeiner Frau laut an zu lachen, nahm Lisbeth bei der Hand und fragte: „Wie hat er's denn geſagt, mein Kind?"

„Sehr ſchön!" meinte ſie andächtig, und nun fing Frau von Gernopp ſchon an, gerührt zu werden, während er weiter wiſſen wollte: „Ja, ſage 'mal, was hat er denn geſagt?"

Die Tochter dachte einen Augenblick nach, ward ein wenig rot, was ihr bei ihrem durchſichtigen, zarten Teint öfters widerfuhr, und entgegnete verſchämt: „Das kann ich nicht ſo recht mehr ſagen, aber es war ſehr gut und ſchön."

Herr von Gernopp wußte nicht, was er noch fragen ſollte, um den Grad von Leutnant von Deyners Verliebtheit feſtzuſtellen, und da ihm, ſobald er anſetzte, ſeine Frau ein Zeichen machte, zu ſchweigen, weil ſie fürchtete, er möchte wieder einmal alles verderben, ſo blieb er mäuschenſtill. Lisbeth aber verkündete plötzlich mit heftig atmender Bruſt und ſelig verklärten Blicken: „Papa, er hat mir geſagt, er würde alles für mich thun, ſogar, da er nun ſieben Jahre ſchon Offizier iſt, noch ſieben Jahre um mich dienen, wenn Ihr ‚Nein' ſagtet. Wie der in der Bibel, ſagte er — er wußte den Namen nicht mehr —, um die — den Namen wußte er auch nicht mehr. Iſt das nicht ſchön von ihm?"

Jähe Freude leuchtete über der Eltern Geſichter, und Herr von Gernopp ſprach triumphierend, als hätte er allein wieder einmal die Sache ins Geleis gebracht: „Emilie: vici!"

„Was meinſt Du, Papa?" fragte Lisbeth, und die Eltern überhäuften ſie mit Küſſen.

II.

Am nächſten Tage erſchien Leutnant von Deyner zu Pferde und wurde ſofort in das Zimmer des Herrn von Gernopp geführt. Der junge Offizier war ein großer, vielleicht etwas zu magerer, hübſcher Menſch mit keck in die Höhe gewirbeltem, blondem Schnurrbärtchen, dem ſeine ſchwarze Huſarenuniform mit den ſilbernen Schnüren vortrefflich ſtand.

Sobald er eingetreten war und ſich im Zimmer allein ſah, blickte er ſich fröhlich um und betrachtete die Photographieen, die auf einem kleinen Schränkchen zwiſchen den zwei Fenſtern ſtanden. Lauter Bilder der ſieben Mädchen, nur in der Mitte ein größeres der Mutter, aus früheren Jahren, denn ſie trug darauf noch ihr eigenes Haar. Die Töchter waren in allen Altersſtufen dargeſtellt, vom Kind über den Backfiſch bis zum jungen Mädchen, und bei der älteſten, Marie, die nun ſchon ſiebenundzwanzig Jahre zählte — ſogar bis zum alten Mädchen.

Leutnant von Deyner betrachtete ſich vor allem Lisbeth, die auf den zwei Photographieen, die es von ihr gab, ganz reizend ausſchaute. Vorſichtig blickte er ſich um, ob ihn niemand ſähe, dann hob er das eine Bild vom Schrank, um es mehr in der Nähe in Augenſchein zu nehmen, und gerade in dieſem Augenblick trat Herr von Gernopp ein. Er trug nicht die Jagdjoppe, von der er ſich auf dem Gut und im Hauſe nur zu beſonderen Gelegenheiten trennte, ſondern ausnahmsweiſe, das Feierliche des Augenblickes anzudeuten, einen ſchwarzen Rock.

Der junge Offizier ſtellte die Photographie weg, machte eine leichte Verbeugung und ſagte: „Herr von Gernopp, ich bitte um Verzeihung, daß ich hier etwas heruntergenommen habe, aber da ich ſelbſtverſtändlich noch kein Bild Ihres Fräulein Tochter beſitze, ſo wollte ich mir's wenigſtens mittlerweile 'mal anſehen!"

Das „noch" und „mittlerweile" klang ſo ſiegesgewiß, als würde er in den nächſten fünf Minuten ohne jeden Zweifel eines geſchenkt erhalten, ſo daß Herr von Gernopp, der ſich einen genauen Plan gemacht und eine große Rede zurecht gelegt, plötzlich ganz gegen den eigenen Vorſatz begann: „Aber ſo leid es mir thut, verehrter Herr von Deyner, ich weiß doch nicht, ob Sie ein ſolches Bild ſobald werden bekommen können."

Deyner lächelte nur, als könne ihm kein Korb drohen: „Sie ſind ſo gut, Herr von Gernopp, daß ſich die Sache ſchon machen wird."

Im ſtillen dachte Herr von Gernopp, daß die alte Kohlſtein doch wohl recht hatte, aber er ließ ſich nichts merken, ſondern bot dem Leutnant eine Cigarre an, um ſelbſt rauchen zu können. Dann ſetzten ſie ſich, und eine Weile ſchwiegen ſie beide, bis Deyner gemütlich begann: „Haben Sie was gegen mich?“

„Nee, das nicht, aber ich weiß nicht, ob's gehen wird.“

„Warum denn nicht?“ Und mit einemmale kam ihm die Idee, weil es in der Gegend hieß, daß die Gernopps kein Vermögen hätten, das noch dazu in ſieben Teile gehen ſollte, und Groß-Schmiemig durch ſeines Beſitzers eigenen Leichtſinn als Majorat an einen Vetter fiel, ſein Schwiegervater in spe möchte Bedenken tragen, ob das junge Paar auch zu leben haben würde. Deshalb fügte er noch hinzu: „Ich habe übrigens genug für uns beide. Ich bin ſelbſtändig und in recht annehmbaren Verhältniſſen!“

Aber Herr von Gernopp ſchüttelte den Kopf: „Das iſt es nicht. Wiewohl ich Ihnen offen ſagen muß, daß es mir ſehr lieb iſt, das zu hören, denn ich bin leider nicht in der Lage, meine Töchter in ihrer Ehe allein zu unterhalten. Sie wiſſen, Groß-Schmiemig iſt leider Majorat —“

Leutnant von Deyner unterbrach ihn plötzlich, blickte ihn vorwurfsvoll an, aber ſo treuherzig dabei, daß der alte Herr ihm nicht zürnen konnte bei den Worten: „Aber, Herr von Gernopp, warum haben Sie das eigentlich gemacht mit dem Majorat?“

Es klang etwas Ähnliches heraus, wie: „ſo eine Dummheit,“ und der unglückliche glückliche Majoratsherr geſtand ihm ganz beſchämt: „Ich konnte doch nicht annehmen, daß ich lauter Mädel haben würde. Und ich ſage Ihnen, ſo ſieben Mädchen, die wollen erzogen ſein!“

Sofort fiel Deyner ein: „Sehen Sie 'mal, Herr von Gernopp, wenn Sie mir eine geben, ſind's bloß noch ſechſe.“

„Es geht aber nicht!“

„Warum denn nicht?“

Der alte Herr ſuchte ängſtlich nach einem Grunde, da er den wahren nicht ſagen wollte, und in ſeiner Not verſchanzte er ſich hinter ſeiner Frau: „Meine Frau will's nicht!“

Der Leutnant ſchien böſe zu werden, deshalb verteidigte ſich Herr von Gernopp ſofort: „Mein verehrteſter lieber Herr von Deyner, wir haben ja gar nichts gegen Sie, aber auch gar nichts, und ich thäte es gewiß, aber in ſo etwas muß ich doch auf meine Frau hören.“

Deyner machte ein finſteres Geſicht: „Alſo gnädige Frau hat etwas gegen mich?“

„Glauben Sie nur das nicht!“

„Weshalb ſoll ich denn nun aber Ihr Fräulein Tochter nicht bekommen? Sie will. Das kann ich Ihnen nur gleich ſagen, Herr von Gernopp. Wir ſind ganz einig. Und wenn Ihre Frau Gemahlin etwas gegen mich haben ſollte, ſo, bitte, ziehen Sie doch Erkundigungen über mich ein beim Kommandeur oder ſonſt irgendwo.“

Nun bekam es Herr von Gernopp mit der Angſt, Deyner, der ſich durchaus nicht einſchüchtern ließ, möchte etwa ſeiner Frau ſagen, er habe gehört, ſie habe etwas gegen ihn, und ſie ſollte ihm ſagen, was. Deshalb ging er endlich auf ſein Ziel los: „Ich will Ihnen ſagen, um was es ſich handelt. Wir haben perſönlich gar nichts gegen Sie. Und bitte um Gotteswillen, reden Sie mit meiner Frau nicht davon. Die Sache iſt einfach die: Lisbeth iſt die Jüngſte —“

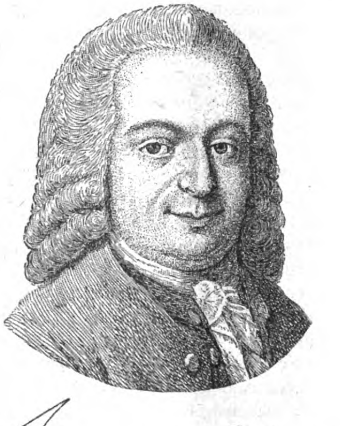
(Fortſetzung folgt.)

Zu Johann Chriſtian Günthers zweihundertjährigem Geburtstage.

Von Robert Koenig.

(Abdruck verboten.)

Im ſiebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ hat Goethe mit unübertroffener Meiſterſchaft in kurzen Zügen das Bild eines Dichters des XVIII. Jahrhunderts entworfen, der vorher in ſeiner vollen Bedeutung nie erkannt und der im Jahre 1812 ſchon faſt ganz vergeſſen war. Es war **Günther**, der „letzte Schleſier“, deſſen Gedichte 1764 — einundvierzig Jahre nach ſeinem Tode — kurz bevor Goethe die Leipziger Univerſität bezog, eine ſechſte Auflage erlebt hatten.



Johann Christian Günther von Striegau aus Schlesien [illegible]

1719.

„Einen Poeten im vollen Sinne des Wortes“ nennt ihn der Dichtergreis, „ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtnis, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchſten Grade, rhythmiſch bequem, geiſtreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet: genug, er beſaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben.“

Dabei überſieht Goethe die Schattenſeiten — „das Rohe und Wilde“ — in Günther keineswegs. Dafür zeugen die viel citierten Worte: „er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten.“

Trotzdem hat Günther den Samen für kommende Zeiten geſtreut. **Berthold Litzmann**, der Herausgeber einer muſterhaften Auswahl ſeiner Gedichte,*) ſagt in der biographiſch-kritiſchen Einleitung dazu:

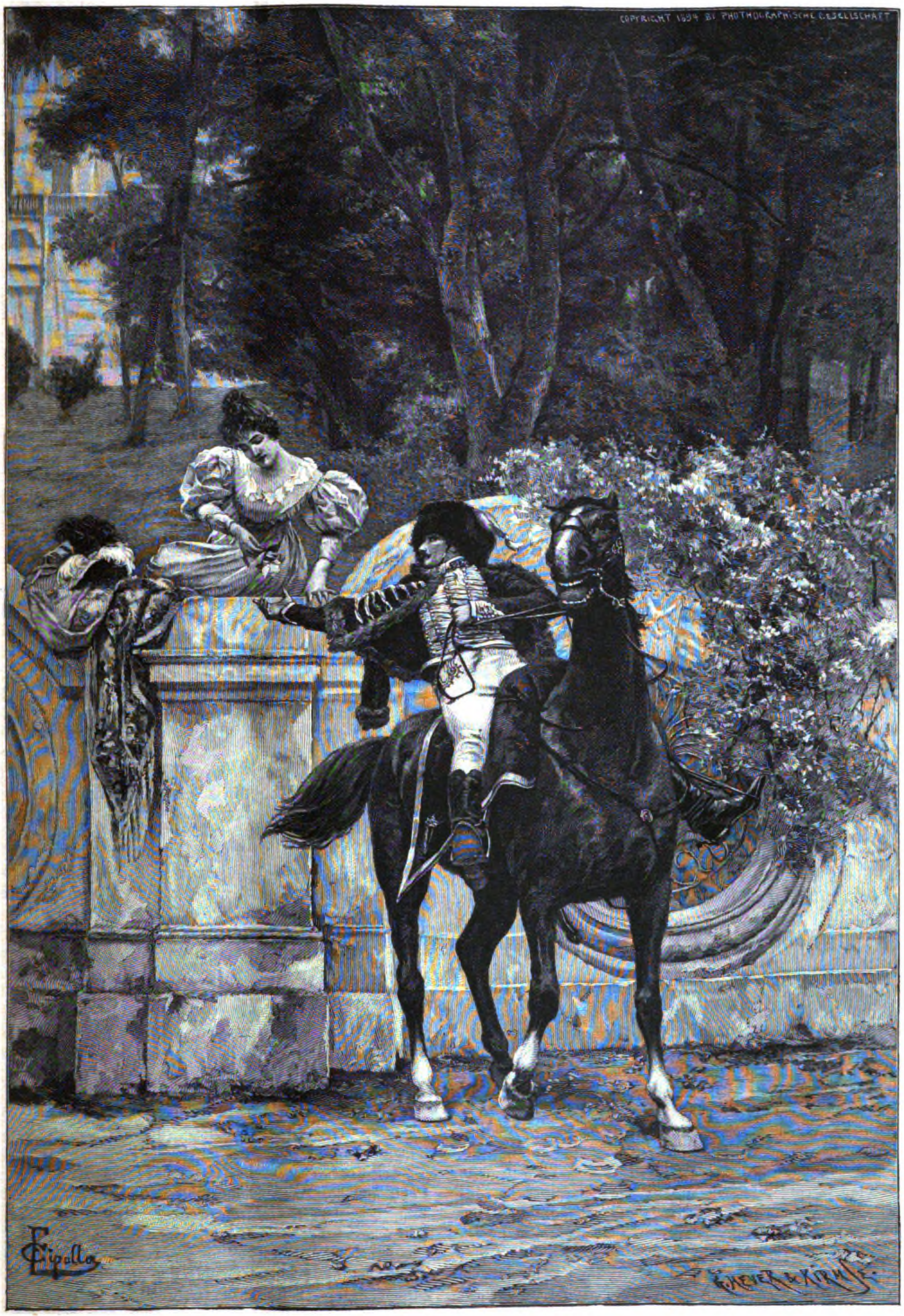
> „Die Tiefe und Innigkeit ſeiner Liebeslieder, die Energie und der Reichtum ſeiner Sprache, der Wohllaut ſeiner Verſe üben noch heute auf uns eine Wirkung aus, die ſich nur mit der der Goetheſchen Lyrik vergleichen und die uns in ihm den direkten Vorläufer jenes erkennen läßt. Und es iſt außer allem Zweifel, daß Goethe ſich deſſen am klarſten bewußt war.“

Litzmanns gründliche Durchforſchung der Nachrichten über Günthers Leben läßt auch ſeine Verirrungen in etwas milderem Lichte erſcheinen. Auf Grund dieſer neueſten Biographie möchte ich bei der zweihundertſten Wiederkehr ſeines Geburtstages ſein eng zuſammengehöriges Leben und Dichten den Daheimleſern kurz vorführen.

Johann Chriſtian Günther wurde am 8. April 1695 in der kleinen ſchleſiſchen Stadt **Striegau** geboren. Sein Vater, ein vielbeſchäftigter, karg bemittelter Arzt, leitete den erſten Unterricht des einzigen Sohnes mit liebevollem Eifer ganz allein. Von ihm lernte der hoffnungsvolle Knabe Lateiniſch und Griechiſch, daneben auch die Elemente der Medizin. Dankbar und wehmütig zugleich gedenkt Günther dieſer väterlichen Unterweiſung in mehreren ſeiner Gedichte, auch noch zu einer Zeit, als das elterliche Haus ſich ihm ganz verſchloſſen hatte.

---

*) Bei Reclam erſchienen. Eine umfangreichere hat **Ludwig Fulda** in Kürſchners „Deutſcher Nationallitteratur“ herausgegeben.


COPYRIGHT 1894 BY PHOTOGRAPHISCHE GESELLSCHAFT
ECipolla
MEIER & KIRMSE

Ein Liebesgeſchenk. Nach dem Gemälde von E. Cipolla.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

In einem ſeiner ergreifendſten Lieder: „Wo iſt die Zeit, die goldne Zeit?“ gedenkt er der religiöſen Eindrücke ſeiner Jugend. Im Herbſt 1706 war Karl XII. durch Schleſien gezogen. Jeden Morgen und Abend hatte er für ſeine Soldaten eine Betſtunde halten laſſen. Darauf beziehen ſich die folgenden Verſe:

„Der Schweden Beiſpiel weckt' einmal
In uns viel Andachtsflammen,
Wir knieten in gehäufter Zahl
Auch öffentlich zuſammen — —
Wie ernſtlich war ich dort ein Chriſt!
Wie brannt' oft mein Verlangen,
Dich, der Du unſer Heiland biſt,
Perſönlich zu umfangen!“

In einem anderen Gedicht („Letzte Gedanken“) gedenkt er ſeines früh aufkeimenden dichteriſchen Triebes, der ſeinem Vater im höchſten Grade zuwider war:

„Sonderlich ergetzt' ich mich an Natur- und Weltgeſchichten,
Aber noch weit eifriger fühlt' ich einen Trieb zum Dichten,
Daß auch weder Ernſt noch Zuruf, ja wohl gar kein Prügel galt,
Wenn mein Vater auf die Arbeit dieſer leeren Brotkunſt ſchalt.“

Ängſtlich verſteckte ſeitdem der Knabe ſeine Erſtlingsverſuche vor dem zornigen Vater, aber zugleich entfremdete er ſich ihm dadurch innerlich und begrüßte es als eine Erlöſung, als ein wohlhabender Gönner, Dr. Thiem, es ihm 1710 ermöglichte, die erſt zwei Jahre zuvor errichtete evangeliſche „Gnadenſchule zur heiligen Dreifaltigkeit“ in Schweidnitz zu beziehen. Nun konnte er nach Herzensluſt dichten. Der Rektor Leubſcher, ein warmer Freund der deutſchen Poeſie, begrüßte das junge Talent aufs wärmſte und beförderte es auf alle Weiſe. Durch den Inſpektor ſeiner Schule, den berühmten Paſtor Benjamin Schmolck, wurde er ſchon damals zu manchem kindlich-innigen geiſtlichen Liede angeregt. Früh kam auch der Zauber der Liebe über ihn und begeiſterte ihn zu einer Reihe der ſchönſten Lieder, die unſere vorgoethiſche Lyrik aufzuweiſen hat.

Günther mochte neunzehn Jahre alt ſein, als er auf dem väterlichen Gute eines Schulfreundes ein junges Mädchen kennen lernte, das auf ſein Leben und Dichten einen dauernden Einfluß gewann. Wer ſie geweſen, iſt unaufgeklärt geblieben. Unter dem Namen Leonore aber lebt ſie fort in ſeinen Liedern.

Im Herbſt 1715 kam Günthers Schulzeit zum ehrenvollen Abſchluß. Ehe er Schweidnitz verließ, führten ſeine Mitſchüler ein von ihm verfaßtes Trauerſpiel: „Die von Theodoſio bereute Eiferſucht“ mit Bewilligung des Rektors Leubſcher auf. Es war ſein erſter und einziger dramatiſcher Verſuch, der ungeachtet mancher lyriſch ſchöner Stellen und trotz der eingemiſchten komiſchen Zwiſchenſcenen doch deutlich bewies, daß er recht that, ihm keine weitere Folge zu geben. In einem ſchmerzbewegten Liede nahm er von Leonore Abſchied:

„Wohin ich geh', begleitet mich Dein Bild,
Kein fremder Zug wird mir den Schatz entreißen;
Es macht mich treu und iſt ein Hoffnungsſchild —“

Aber nicht lange hielt ſeine Treue Stand.

In Frankfurt a. O., wohin er zunächſt ging, um an der dortigen Univerſität ſeine mediziniſchen Studien zu beginnen, hielt er es zum Ärger ſeines Vaters nicht lange aus. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin mit ſeinen „ſchön- und weltberühmten Linden“ an der „ſchwarzen Spree“ begegnen wir ihm bereits im Januar 1716 in Wittenberg, wo er anfangs fleißig ſtudiert haben ſoll. Aber nur zu ſchnell ließ er ſich von dem wüſten Studententreiben der Zeit fortreißen. Um ſeine Ausgaben beſtreiten zu können, mußte er bald Feſt-, bald Trauergedichte, wie ſie die Mode mit ſich brachte, für Geld anfertigen. Dieſe handwerksmäßige Gelegenheitsreimerei widerte ihn aber ſo an, daß er nun erſt recht ſich in den Strudel der wilden Luſt ſtürzte, um ſich zu betäuben.

Endlich raffte er alle ſeine Kraft zuſammen, um aus dieſen marternden Zuſtänden herauszukommen. Im Sommer 1717 gelang es ihm, ſeine Schulden loszuwerden und nach Leipzig überzuſiedeln. Dort fand er manche alte Schulkameraden aus Schweidnitz, vor allem aber in dem Profeſſor Burchard Menke (als Dichter: Philander v. d. Linde), dem Stifter der „deutſchübenden poetiſchen Geſellſchaft“, einen väterlichen Freund, der ihn zunächſt veranlaßte, ſein arg vernachläſſigtes Berufsſtudium wieder aufzunehmen, der aber auch für ſeine dichteriſchen Beſtrebungen ein liebevolles Verſtändnis hatte. Als der berühmte Prinz Eugen von Savoyen 1718 nach der Schlacht von Belgrad durch den Frieden von Paſſarowitz den Türkenkrieg höchſt ehrenvoll beendet hatte, regte Menke den jungen Dichter zu einem Lobgedicht auf den heldenhaften Prinzen an, deſſen erſte Zeile: „Eugen iſt fort. Ihr Muſen nach,“ lange als geflügeltes Wort im Umlaufe blieb. Wer das Gedicht in dem von Schnörkeln und Längen befreiten Abdrucke Litzmanns lieſt, wird noch heute verſtehen, daß es durch ſeinen feurigen und kühnen Ton, durch ſeine patriotiſche Begeiſterung und realiſtiſche Treue die Zeitgenoſſen zur Bewunderung hinreißen konnte. Am Kaiſerhofe zu Wien wurde das Gedicht gänzlich ignoriert. Dafür genoß er die Genugthuung, ſeinen Namen in ganz Deutſchland gerühmt zu hören. Auch veranſtalteten ſeine Verehrer eine Geldſammlung, die ihn in den Stand ſetzte, ſeine Studien weiter fortzuführen. Das gab ihm neue Freudigkeit zum Dichten. Damals entſtand u. a. ſein bekanntes Studentenlied: „Brüder laßt uns luſtig ſein.“ Auch ein vorübergehendes Liebesverhältnis, das bald durch ſeine Eiferſucht gelöſt wurde, bot ihm neuen Liederſtoff.

Inzwiſchen hatte er ſich im Sommer 1719 — auf den Rat Menkes und von ihm empfohlen — in Dresden um die vakante Stelle eines Hofpoeten bei Friedrich Auguſt dem Starken beworben, dieſes Glück aber — wie Goethe es mild ausdrückt — „durch ein unfertiges Betragen verſcherzt“; d. h. er war in ſo berauſchtem Zuſtande vor dem König erſchienen, daß er ſehr ungnädig entlaſſen wurde. Damit war ihm aber auch Leipzig verſchloſſen. Wie hätte er dem durch ſein Auftreten bei Hofe ſtark kompromittierten Menke wieder vor die Augen treten können! Da dachte er in ſeiner Verzweiflung an die Heimat und an das dort einſt genoſſene Glück; da tauchte das Bild Leonorens, die er ſo treulos vergeſſen, und die ihn gewiß noch liebte, in ſeiner Seele auf, und es überkam ihn ein herbes Heimweh. In die Heimat beſchloß er deshalb zu reiſen und ſeines Vaters und Leonorens Verzeihung zu erflehen.

Es iſt kein Zweifel, daß Günther reumütig heimkehrte, wie einſt der verlorene Sohn des Evangeliums. Aus vielen ſeiner Lieder geht überzeugend hervor, daß er ſeiner Schuld ſich voll bewußt war, daß er mit ganzem Ernſte gegen ſeine wilden Leidenſchaften rang und Gott um Beſtändigkeit im Guten anflehte. Aber ſein Vater glich nicht dem des Evangeliums. Hart und rauh wies er dem „Vagabunden“ d. h. dem Poeten, die Thür. Seine Jugendgeliebte fand er unverändert. In vier Trennungsjahren hatte ihre Treue keinen Augenblick gewankt, nie hatte ſie ihm gezürnt. Ein neues Leben ſchien ihm aufzugehen. Vereint mit ihr glaubte er allem Ungemach trotzen zu können. Er jubelte:

„Die Liebe ſchenkt aus güldnen Schalen
Mir einen Wein zur Tapferkeit.“

Schweren, aber tapferen Herzens ſchied er nach kurzer Zeit von Leonoren, um ſeine Studien zu beendigen und ſich ſo ſchnell als möglich eine Exiſtenz zu gründen. In ſeiner Leipziger Studentenzeit hatten ihm einige angeſehene Breslauer, die ſeine Dichtungen ſchätzten, reichliche Unterſtützung zufließen laſſen. Nach Breslau richtete er deshalb ſeinen Weg.

Mit den beſten Vorſätzen kam er dort im Dezember 1719 an; aber die Vorſätze ſollten ſich nur zu bald als ein Weg, der abwärts führt, erweiſen. Von allen Seiten kam man ihm auf das freundlichſte entgegen. Herr von Breßler und ſeine geiſtvolle, dichteriſch begabte Frau nahmen ihn in ihr Haus auf. Aber „er wußte ſich nicht zu zähmen.“ Wie Vilmar meint, „hatte er die Krankheit, niemals nüchtern ſein zu können.“ So wiederholte ſich denn auch bald der Vorgang von Dresden, als eines Tages Breßler ihn bei der Tafel dem Grafen Schaffgotſch vorſtellte, der einen Erzieher für ſeine Kinder ſuchte. Dadurch entging ihm eine ſehr einträgliche und für ſeine Zukunft in jeder Beziehung förderliche Stellung. Aber er ließ ſich dadurch nicht warnen. Von weiblicher Schönheit und Anmut ſtets raſch entzündet, ſchlug er bald in ſeinem Verkehr und namentlich in ſeinen Gedichten an Frau von Breßler einen Ton an, der die Grenze zuläſſiger Bewunderung und Verehrung überſchritt. Auch ſonſt ließ er ſich Taktloſigkeiten zu ſchulden kommen, welche ſeine vornehmen Gaſtfreunde peinlich berührten. Es war denſelben daher höchſt willkommen, als ſich eine Gelegenheit bot, den ſo freundlich aufgenommenen Dichter mit guter Manier loszuwerden. Ein Leipziger Univerſitätsfreund Schubart hatte ihm nämlich den abenteuerlichen Vorſchlag gemacht, ſich mit ihm in ſeiner Vaterſtadt Lauban als Arzt niederzulaſſen. Breßler gewährte ihnen ein reichlich bemeſſenes Reiſegeld. Sehr gemach und ſorglos zogen die beiden Freunde zu Fuß dem neuen Ziele entgegen. Wo ein guter Trunk und luſtige Zechgenoſſen zum Verweilen einluden, kehrten ſie ein. Leonore hatte der Dichter ſeit der letzten Begegnung nie vergeſſen. Aus Breslau hatte er oft an ſie geſchrieben. Nun ſuchte er ſie unterwegs auf. Zum drittenmal gelobte er ihr Treue, zum drittenmal trennten ſie ſich ſchmerzbewegt, doch gefaßt.

Am 29. Februar 1720 richtete er an ſie aus Lauban den erſten poetiſchen Gruß. „Die Trennung dient zu größ'rer Freude" ꝛc. ſuchte er ſie zu tröſten. Ihm ſelbſt war es ſchwer ums Herz. Auf die fröhliche Fahrt war eine bittre Enttäuſchung gefolgt. In Schubarts Elternhauſe herrſchte Mangel und Not. Rückſichtslos gab man ihm zu verſtehen, daß er ein ſehr unerwünſchter Gaſt ſei. Die erhofften Patienten wollten nicht kommen. Schon wollte er wieder aufbrechen, da erkrankte er. Wochen und Monate gezwungener Unthätigkeit und ſchmerzlichen Leidens unter den peinigendſten Verhältniſſen folgten. Frühling und Sommer brachte er in einer ärmlichen Hütte auf dem Siechenlager zu. Aber ſeine poetiſche Schaffenskraft verſiegte nicht. Überraſchend zahlreiche Gedichte aus jener Leidenszeit ſchildern in erſchütternden Tönen, was damals durch ſeine Seele ging. Die Hoffnungsfreudigkeit, mit der er anfangs Leonoren und ſich ſelbſt zu tröſten geſucht, weicht bald vor der Erkenntnis ſeiner hoffnungsloſen Lage. Er ſeufzt zu Gott:

Herr, verzeih der Ungeduld,
Denn jetzt ſeh' ich Deine Stärke;
Und die große Vaterhuld
Wird an mir zum Wunderwerke.

Bald aber murrt er wider Gott und wirft ihm Grauſamkeit gegen einen „Wurm" vor. In ſeiner Verzweiflung läſtert er ihn zuletzt. Dumpfe Reſignation iſt das Ende ſeines ohnmächtigen Aufbäumens. Dazwiſchen leuchtet auch einmal das alte Gottvertrauen auf, aber nur zu ſchnell verſinkt er in die finſtere Stimmung zurück. Endlich kann er — ein körperlich und geiſtig gebrochener Mann — ſein Krankenlager verlaſſen. Von ſeinen Gönnern unterſtützt, geht er nach Striegau und fleht nochmals um ſeines Vaters Verzeihung. Wiederum völlig umſonſt. Da gibt er Leonoren das fünf Jahre treu gehaltene Wort zurück:

„Brich Bild und Ring entzwei
Und laß die Briefe lodern,
Ich gebe Dich dem erſten frei
Und habe nichts zu fodern."

Im ſtillen hoffte er dabei, daß ſie ſeinen Verzicht nicht annehmen würde. Ja, er malte es ſich ſanguiniſch aus, was ſie ihm antworten würde.

„Ach liebſter Schatz, verdient mein Herz
So hart verſucht zu werden?"

läßt er ſie entgegnen und ſein Opfer zurückweiſen. In Wirklichkeit nahm ſie ſeine Abſage an und vermählte ſich kurz darauf mit einem anderen. Die Nachricht davon traf ihn ſchwer und verleitete ihn zu ungerechten Beſchuldigungen gegen die Geliebte. Allmählich beruhigte er ſich, und als er zwei Jahre danach den Tod ihres Kindes erfuhr, ſuchte er ſie in Liedern zu tröſten, die von der Tiefe ſeines Gemütes zeugen.

Solche Stimmungen waren aber nur von kurzer Dauer. Seit Leonorens Vermählung hatte Günther den letzten Halt verloren. Alle Bemühungen ſeiner Freunde, ihm zu einem ſeßhaften Leben zu verhelfen, ſcheiterten an ſeiner Charakterſchwäche und an der Unverſöhnlichkeit ſeines Vaters. Ein Verſuch, ſich in Creuzburg, einem polniſchen Grenzſtädtchen, als Arzt niederzulaſſen, ſchien anfangs zu gelingen, aber der Verführungen waren bei der dortigen polniſchen Wirtſchaft für den trinkluſtigen Mann zu viele. Wohlmeinende Freunde rieten ihm, zu heiraten, dann würde ſein Leben geordneter und regelmäßiger werden. Eine Braut fand ſich in der Tochter des Pfarrers von Biſchdorf, Eva Chriſtina Littmann. Er willigte ein. Im März 1721 fand die Verlobung ſtatt. Unter dem Namen Phyllis beſang er ſie in zierlichen und überſchwenglichen Verſen, denen die tiefempfundene Innerlichkeit der Leonorenlieder völlig abgeht. Aber auch dieſe beſcheidene Lebenshoffnung ſollte ſich ihm nicht erfüllen. Die von Pfarrer Littmann geforderte Ausſöhnung mit dem Vater konnte Günther auch diesmal nicht erlangen.

Seitdem irrte der unglückliche Dichter von Stadt zu Stadt durch Oberſchleſien, erwarb ſich ein kärgliches Brot durch Anfertigung von Gelegenheitsreimereien und träumte dabei ſeltſamerweiſe noch immer von einer Verbindung mit ſeiner Braut. In Landshut fand er in dem reichen Kaufherrn Elias von Beuchel und ſeinem Sohne wohlwollende Gönner, die ſich auf jede Weiſe bemühten, ihm förderlich zu ſein. Aber die Schatten ſeiner Leidenſchaft lagerten immer ſchwerer über ihm und vereitelten alle ihre Bemühungen. Rückfälle in ſeine frühere Krankheit kamen dazu.

Überraſchend iſt die Wahrnehmung, daß bei dem offenbaren körperlichen Hinſiechen ſeine Dichtung an Gedankenreichtum und Formvollendung immer mehr ausreift. Sein ſchönes „Abendlied", vielleicht ein Jahr vor ſeinem Tode gedichtet, zeigt ihn uns an der Schwelle der Meiſterſchaft:

„Der Feierabend iſt gemacht,
Die Arbeit ſchläft, der Traum erwacht,
Die Sonne führt die Pferde trinken;
Der Erdkreis wandert zu der Ruh,
Die Nacht drückt ihm die Augen zu,
Die ſchon dem ſüßen Schlafe winken."

Man kann ſich des tiefſten Mitleids mit dem hin und her ſchwankenden, ſeiner Trunkſucht immer wieder nachgebenden, oft im Rauſche dichtenden Manne nicht erwehren, wenn man die beiden ergreifenden Gedichte lieſt, in denen er von Landshut aus noch einmal „den Unwillen eines redlichen, getreuen Vaters als ein gehorſamer Sohn zu beſänftigen" ſuchte. In dem zweiten heißt es:

„Ach Vater, biſt Du, was Du heißt,
So höre mein gerechtes Sehnen.
Ich küſſe Dich mit Mund und Hand,
Du kannſt ja wohl dies Ehrfurchtspfand
Nicht ganz und gar zurücke ſchlagen.
Verſchmähſt auch Du dies Löſegeld,
Zu welchem ſoll ich auf der Welt
Mehr Neigung, Herz und Zuflucht tragen?

Aber wiederum — zum viertenmale — ſcheiterte des Sohnes ernſtes Bemühen um Vergebung an des Vaters grimmerfülltem Herzen. Nach einem entſetzlichen Auftritt aus dem Elternhauſe hinausgeſtoßen, wollte er dennoch — auf den Rat und mit Hilfe ſeiner Freunde — ſeine Studien nach dreijähriger Unterbrechung wieder aufnehmen und zu Ende führen. Es war zu ſpät. Als er im Dezember 1722 in Jena ankam, erwies es ſich, daß ſeine Kräfte dem Studium nicht mehr gewachſen waren. Noch ein paar Monate ſchleppte er ſich elend hin. In ſeinen „Bußgedanken" rüſtete er ſich auf den Tod. Reumütig betete er:

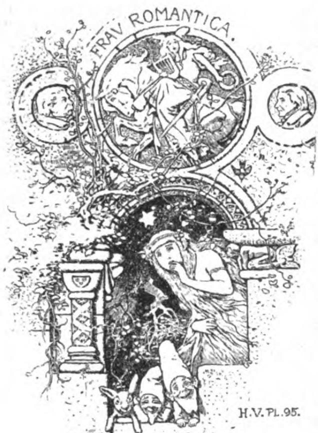
„Mein Schatz, Immanuel, mein Heiland, meine Liebe!
Verleih doch, daß ich mich in Deinem Wandel übe,
Verdirb mir alle Koſt, die nach der Erde ſchmeckt;
Verbittre mir die Welt durch Deines Kreuzes Frieden,
Vertreib, was mich und Dich durch mein Verſehn geſchieden,
Und hüll' in Dein Verdienſt, was Zorn und Rache weckt."

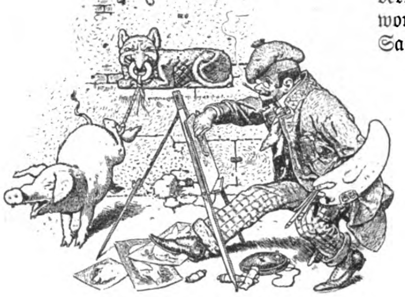
Ehe er das 28. Lebensjahr vollendet, nahm ihn ein plötzlicher Tod am 15. März 1723 hinweg aus dem Leben, das ihm wenig Lichtblicke gegönnt hatte.

Günthers Leben und Dichten macht den Eindruck einer Tragödie. Manches wirkt darin unerquicklich. Aber des Schönen und dauernd Wertvollen iſt ſo viel in ſeiner Poeſie, daß ſie auch nach zweihundert Jahren unvergeſſen bleiben ſollte.

Hermann Vogel.

Von Fritz von Oſtini.



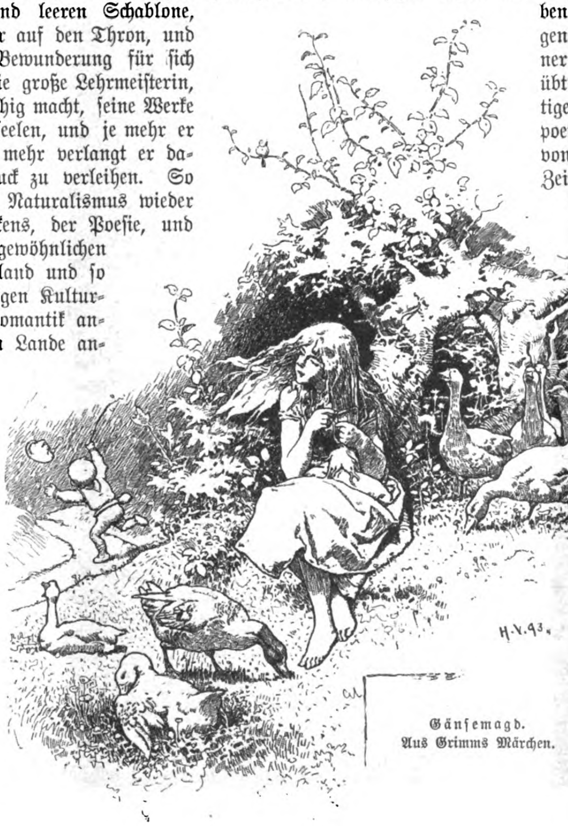


Der öffentliche Kunſtgeſchmack bewegt ſich im Kreiſe, wie ſo manches Ding auf der Welt, von dem der befangene Beobachter glaubt, es ginge auf irgend einem ſchnurgeraden Wege einer idealen Vollkommenheit entgegen. Alles hat ſeine Zeit, vergeht und kommt wieder nach ewig gleichen Geſetzen, höchſtens ändern ſich die Schlagworte, welche der Sache für eine beſtimmte Kunſtepoche einen Namen geben. Da iſt irgend ein Verfall zu merken, und alsbald erhebt ſich als ganz natürliche Reaktion das Verlangen nach Formenſtrenge. Es gelangt der Klaſſizismus an die Herrſchaft, und wenn er die Leute genugſam gelangweilt hat mit ſeiner kalten und leeren Schablone, dann erheben ſie die Natur auf den Thron, und zunächſt nimmt jene die Bewunderung für ſich allein gefangen. Sie iſt die große Lehrmeiſterin, welche den Künſtler erſt fähig macht, ſeine Werke mit geiſtigem Gehalt zu beſeelen, und je mehr er bei ihr gelernt hat, deſto mehr verlangt er danach, dem letzteren Ausdruck zu verleihen. So folgt oft auf den derbſten Naturalismus wieder die Herrſchaft des Gedankens, der Poeſie, und auf dieſem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ſind wir in Deutſchland und ſo ziemlich auch in den übrigen Kulturländern wieder bei der Romantik angelangt. Sie hat in jedem Lande andere Formen angenommen, vollendet edle in England, wo ihr die Präraphaeliten huldigen und ihre Epigonen, etwas weniger geſunde in Frankreich, wo myſtiziſtiſche Roſenkreuzereien das naive Weſen der Romantik vielfach verfälſchen; ſie lebt in Deutſchland wieder auf, wo ſie eigentlich immer am allerbehaglichſten ſich zu Hauſe fühlte, wo ſie ſo goldechte und warmherzige Menſchen und Künſtlerindividualitäten hat reif werden laſſen, wie Moritz von Schwind und Ludwig Richter. — Man muß ein bißchen weiterſehen als der normale Ausſtellungsbummler, um zu bemerken, wie mächtig ſich der Sinn für das Romantiſche in der deutſchen Kunſt neu zu regen beginnt, wie die tiefinnerliche Beziehung zwiſchen Menſch und Natur, welche die Romantik ausmacht, wieder beginnt, köſtliche Blüten zu treiben. Manchen überzeugungstreuen Realiſten hat die Natur wider Willen und ohne ſein Merken zum Romantiker gemacht, und oft iſt Einer ein ſolcher vom reinſten Waſſer, der ſich empört mit Händen und Füßen gegen dieſen Titel wehren würde.

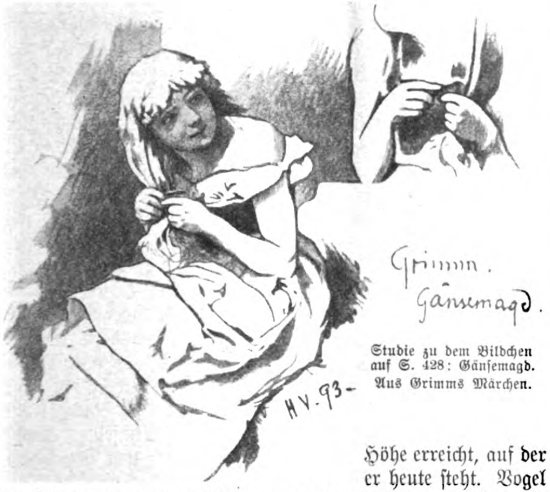
Hermann Vogel.

Einer aber, der ſich gegen den Titel nicht wehren wird, einer, deſſen Zauberſtab uns ſo manchen wunderſamen Märchenwald erſchloſſen, den Riegel manches verwunſchenen Schloſſes geſprengt hat, einer, der Schmollis gemacht hat mit allen Elementargeiſtern germaniſcher Lehre, der weiß, was die Tiere des Waldes treiben und was die Vögel in den Zweigen ſchwatzen — iſt der ſächſiſche Zeichner und Maler Hermann Vogel. Er übt eine Kunſt, ſo deutſch wie der prächtige Ludwig Richter, ſo innig und ſo poeſiereich wie der gottbegnadete Moritz von Schwind, und es iſt nachgerade die Zeit gekommen, wo auch er in weiten Kreiſen die Würdigung dieſer ſeiner Kunſt erfährt. Er macht wenig genug aus ſich, ſonſt wäre wohl ſein Name ſchon früher einer der allerpopulärſten geweſen in unſerem Vaterlande. Denn urdeutſch iſt ſein Weſen, kindlich naiv und ſchönheitsfreudig wie unſer Märchen, dem er ſeine beſte Kraft geweiht hat, und traulich, unendlich traulich weiß er zu erzählen.

Schon war Vogel vielen als Illuſtrator wohlbekannt, als er vor einer Reihe von Jahren ſeine Kunſt in den Dienſt der überall geleſenen „Fliegenden Blätter“ ſtellte. Jetzt zählt er zu deren beliebteſten künſtleriſchen Mitarbeitern, und man darf ſagen, er hat erſt im Schaffen für dieſes Inſtitut, das ihm ſo vielerlei und vielſeitige Aufgaben ſtellen konnte, die künſtleriſche

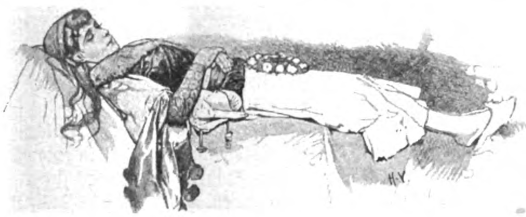


Gänſemagd.
Aus Grimms Märchen.

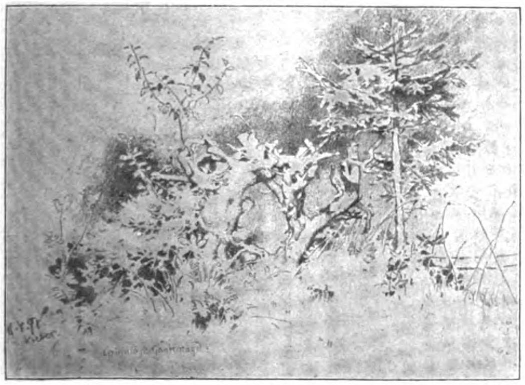


Studie zu dem Bildchen auf S. 428: Gänſemagd. Aus Grimms Märchen.

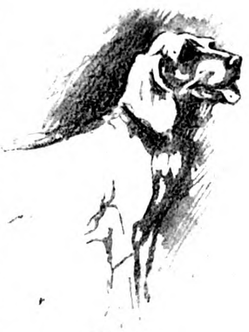
Höhe erreicht, auf der er heute ſteht. Vogel hat ſich überhaupt von jeher nur an den Aufgaben gebildet, die man ihm ſtellte, die er fand. Denn er iſt ein vollkommener Autodidakt — nicht daß er gar keine Schulen beſucht hätte, aber, was er kann, verdankt er den beſuchten Schulen ſicher nicht. Was er kann, das hängt bei ihm, wie bei jedem echten Künſtler, aufs innigſte mit dem zuſammen, was er iſt.



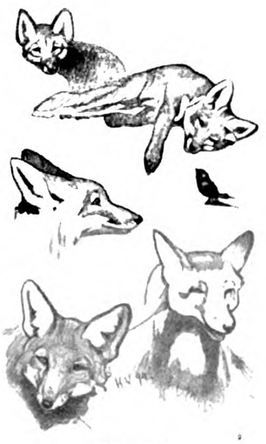
Studie.



Landſchaftliche Studie zu dem gegenüberſtehenden Bildchen: Gänſemagd. Aus Grimms Märchen.

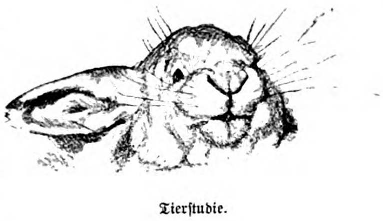


Tierſtudie.



Tierſtudien.

Hermann Vogel iſt heute etwa 39 Jahre alt. Sein Vater, ein feinſinniger Mann, war Baumeiſter in Plauen im Vogtland. Auch ihm war der Keim des Künſtlertums ins Herz gelegt, aber die Not ums Brot wies ihn zum Handwerk. Vogel nannte ſelbſt einmal pietätvoll das, was er dem kunſtbegabten, ſchlichten Manne abſah, die einzige Schule, die er überhaupt gehabt. Den Sohn beſtimmte der wackere Maurermeiſter, der einſt als Geſelle nichts Geringeres unternommen hatte, als das Illuſtrieren der Bibel, zur juriſtiſchen Laufbahn, und im Jahre 1873 bezog Hermann Vogel, dem lange ſchon das Künſtlertum im Kopfe ſteckte, in Leipzig die Univerſität. Da intereſſierte ihn aber Kunſtgeſchichte weit mehr, als alle Weisheit des Juſtinian, und ein Jahr nach Beginn ſeiner akademiſchen Laufbahn fand dieſe denn auch ſchon ihr Ende, und Vogels Vater geſtattete dem Sohne, Künſtler zu werden. Dabei gab Viktor von Scheffels Zureden den Ausſchlag, und auch in der Folge empfahl Scheffel, der in dem jungen Romantiker wohl verwandtes Weſen erkannte, dieſen weiter. Der fühlte ſich übrigens fürs erſte in der Kunſtakademie zu Dresden durchaus nicht beſonders wohl, und das Zeichnen nach Gipsköpfen befriedigte ihn ebenſowenig, als es je irgend einen anderen Kunſtſchüler befriedigt hat. Es drängte ihn ſo ſehr nach eigenem Schaffen, er hatte Kopf und Herz ſo voll von Geſtalten, die ans Licht wollten und nach Form rangen, und ſtatt dieſem Drängen zu folgen, ſollte er ſtill ſitzen und tote Gipslarven geduldig abkonterfeien. Da verſchaffte ihm ein Freund einen Auftrag, eine erlöſende Arbeit. Er ſollte für den Verlagsbuchhändler O. Spamer die nordiſchen Heldenſagen von W. Wägner illuſtrieren und führte die Aufgabe auch zur Zufriedenheit ſeiner Auftraggeber aus. Er ſelbſt denkt heute nicht allzu hoch von dieſen Leiſtungen, und doch verdienen ſie die höchſte Anerkennung. Es iſt gar manches darin von großem Reichtum der Phantaſie, von großer dramatiſcher Wucht, und faſt alles iſt, der Natur der Aufgabe entſprechend, vielleicht etwas pathetiſch, aber ſicherlich ſchön komponiert. Und dazu muß man erwägen, mit welch geringen künſtleriſchen Hilfsmitteln das geſchaffen wurde, ohne rechte Vorſchulen, ohne Modelle und Studien! Materiell war der junge Künſtler nach Abſolvierung ſeines erſten Auftrages wohl geborgen. Er bekam Arbeit in Hülle und Fülle und verdiente, wie er einſt in einer launigen Zuſchrift an die Münchener „Kunſt für Alle“ erzählte, ganz unakademiſch viel Geld. Im Jahre 1875 kehrte er der Dresdener Akademie, die ſich ſeiner wahren Liebe nie ſo recht erfreut hatte, den Rücken und illuſtrierte nun flott weiter drauf los, ſo Spamers Weltgeſchichte und eine ganze Reihe von Jugendſchriften. Die Bilder zu Muſäus' Volksmärchen, die er für Thienemanns Verlag damals lieferte, zeigen ſchon recht deutlich ſeine heutige Art, die ſich nur inzwiſchen vertieft und verfeinert hat.



Tierſtudie.

Einmal machte Hermann Vogel, der durchaus nicht ſelbſtgenügſamer Natur war und alles das Sichquälen und Anſichzweifeln durchgemacht hat, welches keinem Künſtler von echter Raſſe erſpart bleibt, noch einen Anlauf, ſich einen akademiſchen Meiſter zu ſuchen. Scheffel gab ihm ein Empfehlungsſchreiben an A. v. Werner, und mit jenem begab

Hermann Vogels Jagdhäuschen im Vogtland.

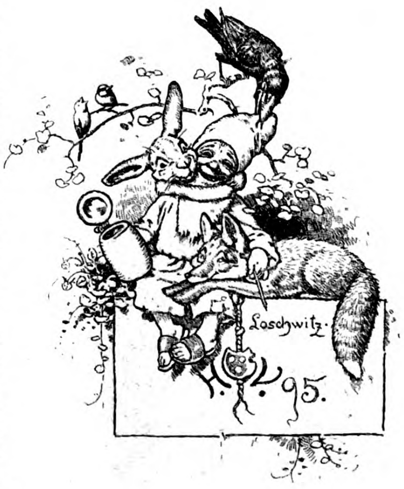
ſich Vogel nach Berlin. Als aber der Begehrte nicht zu Hauſe war, da machte unſer Kunſtjünger ſchleunigſt wieder kehrt und kam nicht zurück. So iſt er Autodidakt geblieben, und wenn er in der Folge auch heftige Kämpfe mit ſich ſelber ausfocht, Kämpfe zwiſchen Wollen und Vermögen, zwiſchen Zweifel und Selbſtvertrauen, er hat ſich doch ſchließlich durchgerungen durch alle Miſèren, er fing für ſich ſelber wieder zu lernen an. Er zeichnete fleißig und zielbewußt nach der Natur, ſein Skizzenbuch füllte ſich, und er hub an, mit ſich ſelber wieder zufrieden zu werden — ſoweit Einer, wie er, jemals mit ſich ſelber zufrieden ſein kann und darf.

Und immer mehr iſt er ſeitdem ein Liebling ſeines Volkes geworden, ein Liebling aller derer, die Sinn haben für die Poeſie der Welt im kleinen, der Blumen am Rain und der Pilze im Moos, aller derer, denen auch einmal ein halb behaglicher Schauer über den Rücken läuft, wenn ſie allein ſind im Wald, und es kniſtert im Buſch oder raſchelt im dürren Laub. Was Vogel in den „Fliegenden Blättern“ bisher geboten hat, ſteht faſt immer in irgend einer Beziehung zu deutſchen Mären oder dem Ernſt und Humor alter Sagen und Geſchichten oder doch wenigſtens zur Romantik überhaupt. Er iſt ein feiner Stiliſt und zugleich auch realiſtiſch genug in den menſchlichen Typen, die ſein Griffel feſthält; er iſt ein „Tierpſycholog“ erſten Ranges, der unendlich ſcharf nicht nur die Formen und Bewegungen ſeiner Lieblinge beobachtet hat, ſondern auch ihr inneres Weſen. Er kennt auch das Weſen der Pflanze und der Bäume vor allem genau, und alles hat bei ihm eine Seele und einen Sinn. Und darum iſt er ſo recht ein Maler des deutſchen Märchens, und es war ganz beſtimmt zu erwarten, daß er ſein Meiſterſtück leiſten werde, als an ihn die Aufgabe herantrat, eine Bilderreihe zu zeichnen für den ſchönſten Märchenſchatz, den wir haben, für die „Kinder- und Hausmärchen“ der Gebrüder Grimm. Zehn Jahre lang hatte ſich Vogel ſchon mit dem Wunſche getragen, für dieſes Buch einen Bilderſchmuck zu ſchaffen, aber er konnte keinen Verleger für ſeine Idee gewinnen. Nach manchen fehlgeſchlagenen Verhandlungen und nach mancher Abſage deutſcher Buchhändler geriet er ſchließlich an die Herren Braun und Schneider in München, bei denen der geſchätzte Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter“ ſofort das bereitwilligſte Entgegenkommen fand. Aber Illuſtrationen im landläufigen Sinne kann man die reizenden und ſinnreichen Zeichnungen nicht heißen, die er ſchuf. Das iſt ſchon mehr, das iſt ſchon ein Nachdichten mit dem Zeichenſtift, ein Erweitern und Zuthun aus eigenem, ein Überſetzen in die eigene Individualität. Und dabei ſchmiegt ſich die köſtliche Bilderreihe doch ſo wunderbar dem Weſen der alten, uns von Kindheit an vertrauten Geſchichten an, daß uns davor die Empfindung ergreift, genau ſo, wie Vogel es ſchildert, müſſe es zugegangen ſein und nicht anders. Selten genug kommt auf dieſer Welt ein Künſtler dazu, eine Aufgabe zu löſen, die ſo ſehr ſeiner ureigenſten Art entſpricht, und noch ſeltener er löſt ſie dann ſo vollendet wie Hermann Vogel.

Anmut, groteske Phantaſie und echter Humor einen ſich harmoniſch in dieſen Bildern, aus denen bald die naive Drolerie eines Kinderliedes, bald die echte Poeſie der Romantik ſpricht. Bei Vogel ſpielt auch die Landſchaft, das Getier und das ornamentale Beiwerk ſtets eine große Rolle — ganz wie bei Moritz v. Schwind —- und alles hat beſtimmte, ſtilvoll umriſſene Formen. Und wie es Vogel auch ſonſt gerne zu treiben pflegt, ſo hat er auch hier in ſeine Märchenbilder allerhand ſatiriſche Betrachtungen verwoben, die einer weſentlich ſpäteren Kulturepoche zu Leibe gehen als der, da noch die Zwerge auf Erden hauſten und die Vögel redeten. Ganz beſonders reich an Gemüt und Laune aber ſind die kleinen Schlußvignetten, die er unter die einzelnen Märchen ſetzt. Er ſchildert ein Duell zwiſchen einem Vertreter der alten Schule und einem Kunſtjünger realiſtiſcher Art und gibt damit auch ſeinen Standpunkt an, er widmet eine Vignette ſeinen guten Beziehungen mit den Auftraggebern in München und hat pietätvoll auch denen ein Blättchen gezeichnet, von denen er gelernt hat: hier läßt er ein Zwerglein am Grabe Ludwig Richters beten, dort zeigt er uns, wie aus einem bemooſten Stein im Walde Gnomen ein Denkmal für Moritz von Schwind aushauen — ſieben Raben ſehen ihnen zu; er zeigt uns am Ufer eines ſtillen Waldweihers eine Gedenktafel für die beiden Grimm, die Nixe ſchwimmt heran und hängt einen Kranz an dem Bildſtöcklein auf, Reh, Eichkätzlein und Waldvöglein lauſchen, und ein winziger Wicht harrt mit einem Blumenſtrauß, bis auch er dazu komme, den beiden zu huldigen, die ſein Geſchlecht der Vergeſſenheit entriſſen haben. In manchem lachendem Gnom hat Vogel unverkennbar ſich ſelbſt gemeint.

Es iſt ein ganzes, ein großes Werk, das der feinſinnige Künſtler da hinter ſich hat, und es iſt ſo wohlgelungen, ſo reich und ſo harmoniſch in allen Teilen, daß man ſich eine weitere Vervollkommnung des liebenswürdigen Schilderers kaum vorſtellen kann. Aber er iſt jung genug, noch weitere Höhen zu erklimmen, und wird dies auch thun. Noch manches herrliche Dichterwerk wäre zu finden, für das er einen prächtigen Interpreten abgäbe. Illuſtriert iſt freilich unſere ganze deutſche Litteratur bereits, und das Allerunillustrierbarſte zuerſt — aber fragt mich nur nicht wie!

Seit einigen Jahren lebt Vogel als einſamer Junggeſelle zu Loſchwitz bei Dresden. Dort hat er ſich ein Heim eingerichtet auf luftiger Bergeshöhe, „von deſſen Fenſtern es ſich im Frühjahr gar vorzüglich hinausſchaut über all die Blütenpracht in das lachende Elbthal, vergnüglich auch im Winter, wenn der Schneeſturm über den Giebel ſauſt; letzteres allerdings nur für den Kenner.“ So ſchreibt er ſelbſt. Seine engere vogtländiſche Heimat hat er darum aber nicht vergeſſen, und wenn im Sommer die Zeit kommt, wo der Rehbock aufs Blatt ſpringt, da zieht Vogel alljährlich mit Sack und Pack in ſeine heimat-



lichen Berge, wo er ſich gegenüber dem grauen Kloſtergemäuer des Burgſtein an der bayriſchen Grenze ein Jagdhäuschen in Wald und Feld hineingebaut hat; dort unter den rauſchenden Fichten iſt ein guter Teil der Grimmbilder entſtanden, und die Landſchaftsmotive des Buches entſtammen alle den Bergen zwiſchen Elſter und Saale, und auch die Haſen und Rehe, die ſich kaum einen ſchonenderen Jagdherrn wünſchen könnten, ſind auf Vogels eigenem Revier gewachſen. Hier lebt er, einer gewiſſen Verbauerung ausgeſetzt, als ein halber Einſiedelmann, der mit vielen modernen „Kulturerrungenſchaften“ auf etwas geſpanntem Fuße ſteht. Darum iſt er aber fröhlichem Verkehr in engerem Freundeskreiſe durchaus nicht abgeneigt, und wer das Weinſtübchen der „Mutter Unger“ in Loſchwitz beſucht, der mag leichtlich an den Wänden die Spuren davon erkennen. Freilich rückt die „Kultur“ ihm jetzt in dem idylliſchen Dörflein Ludwig Richters mit Eiſenbrücken, Mietskaſernen und Drahtſeilbahnen gar arg auf den Pelz, und da kann's leicht geſchehen, daß auch er wieder weiter zieht. Vielleicht glückt's dann auch einmal ſeinen Münchener Verlegern, den Herren Braun und Schneider, ihn von Angeſicht zu ſehen. Bis jetzt wiſſen ſie ſo wenig wie ſeine vielen Bewunderer, ob er groß iſt oder klein, blond oder braun, bärtig oder kahl. Sie wiſſen nur eins:

Daß er gut iſt, der Maler Hermann Vogel!

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Es war in mondheller Nacht, aber das Sonnenlicht wäre mir doch lieber geweſen,“ fuhr Bulle nach einer kleinen Pauſe fort. „Ein alter Jäger weiß, daß der Mond äffen und necken kann, ſo daß wir ſchließlich unſeren eigenen Augen keinen Glauben ſchenken mögen, weil doch immerhin eine Täuſchung nicht zu den unmöglichen Dingen gehört. Ich wollte nur, daß ich überall ſo geſchwiegen hätte, wie vor Gericht, dann würden die Sachen heute anders liegen, und ich brauchte mich nicht mit ſchweren Gewiſſensbedenken zu plagen. Aber was ich ſpäter den Richtern gegenüber nicht auf meinen Eid zu nehmen wagte, das habe ich dem alten Lutz im Vertrauen mitgeteilt, nicht als eine Gewißheit, Herr Pfarrer, aber doch als eine Vermutung, deren Aufrichtigkeit er mir an den Augen ableſen konnte. Sie kannten den alten Mann und wiſſen, wie ſtreng und redlich er in ſolchen Dingen zu urteilen pflegte, ich durfte mich nicht wundern über das, was nun geſchah. Das unſelige Teſtament! Ich mußte ſelbſt als Zeuge zugegen ſein, und wenn ich nicht die felſenfeſte innere Überzeugung gehabt hätte, daß mit dieſem Teſtament nur eine Handlung der Gerechtigkeit begangen würde, dann wäre ich noch im letzten Augenblick dazwiſchen getreten. So aber habe ich dazu geſchwiegen und mußte es nach meiner Auffaſſung thun. Habe ich recht gehandelt, Herr Pfarrer?“

„Ich weiß es nicht, Bulle,“ entgegnete Weyland beklommen. „Es iſt ſchwer, in ſolchen Dingen das eigene Gewiſſen abzuwägen, aber ich meine, daß Ihr vor Gericht nicht mit einer Vermutung hättet zurückhalten ſollen, die ſo feſt begründet war, daß jenes Teſtament ohne Euren Einſpruch abgefaßt werden konnte.“

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Der Eid, Herr Pfarrer, der Eid! Ich danke Gott, daß ich auf den Eid hin geſchwiegen habe, es iſt auf dieſe Weiſe zum mindeſten verhütet, daß vielleicht ein Unſchuldiger außer Hab und Gut auch noch Ehre und Freiheit verlor.“

„So ſind Euch ſpäter Zweifel gekommen?“ fragte der Geiſtliche geſpannt.

„Nicht im Laufe von dreißig Jahren,“ entgegnete Bulle finſter, „nein, nicht einen Augenblick in dieſer langen Zeit. Aber da hat ſich im verfloſſenen Herbſt ein Ereignis zugetragen, welches mich anfangs in meiner Überzeugung beſtärkte, bis heute — wollen Sie es hören, Herr Pfarrer? Ich bitte Sie darum, denn dieſe Begebenheit iſt die Veranlaſſung, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin und dieſe alte vergeſſene Geſchichte wieder aufgegraben habe.“

„Sprecht, Bulle,“ ſagte der Pfarrer freundlich. „Ich weiß zu viel, um nicht alles zu erfahren.“

„Alſo es war im vergangenen Herbſt. Ich traf damals zufällig mit unſerem Herrn Amtsrichter zuſammen, und weil wir uns juſt in der Mordſchlucht befanden, wo damals jene Geſchichte paſſiert iſt, ſo erzählte ich ihm den ganzen Hergang mit allen Einzelheiten. Wir ſaßen juſt an derſelben Stelle, wo die beiden Wilddiebe in jener Mordnacht von Helm und mir bei dem Ausweiden eines Hirſches betroffen worden waren, und wie ich ſo im Laufe meiner Erzählung mit der Zwinge des Stockes ganz in Gedanken das Laub und die Humusſchichten aufwühle, da finde ich das hier!“

Bulle griff in die Taſche und legte einen Gegenſtand auf den Tiſch. Dann fuhr er in ſeiner Erzählung fort: „Sie ſehen, Herr Pfarrer, daß es ein altes verroſtetes und am Griff halb verfaultes Meſſer iſt, ein ſogenannter Genickfänger, mit dem wir Jäger das Wild abzuthun und aufzubrechen pflegen. Dasſelbe muß ſchon viele Jahre in der Erde gelegen haben, aber wenn Sie bedenken, daß der Wald jedes Jahr ſein Laub herabwirft, und daß eine Blätterſchicht unter der anderen vermodert, dann läßt ſich die Zeit ſo ungefähr berechnen, und ich meine, es können an die dreißig Jahre geweſen ſein. Wer anders, als ein Wilderer oder ein Jäger ſollte denn auch einen Genickfänger im Walde verlieren, wie ſollte es, weil er offen war, auch anders geſchehen, als bei dem Aufbrechen des Wildes, und wer, frage ich, hätte wohl jemals ſeit jener Nacht an dieſer verfluchten und gezeichneten Stelle zum zweitenmal gefrevelt? Nein, Herr Pfarrer, es iſt mir ſicher genug, daß dieſes Meſſer von einem der beiden Wilddiebe herſtammt, daß ſie es bei ihrer Flucht zurückgelaſſen und dann ſpäter vergeſſen oder nicht wiedergefunden haben, wenn ſie dann überhaupt einen Platz zu betreten wagten, an dem ſie Menſchenblut vergoſſen hatten. Ich glaubte auch zu wiſſen, wer der Eigentümer des Genickfängers geweſen iſt. Sie ſehen ſelbſt, Herr Pfarrer, daß der Griff nur teilweiſe vermodert, zum Teil aber noch ſo gut erhalten iſt, daß man noch heute mit einiger Deutlichkeit ein eingebranntes Zeichen auf demſelben erkennen kann. Ich halte es für ein ‚L‘, Herr Pfarrer, für ein großes deutſches ‚L‘, und dieſer Buchſtabe bedeutet den Namen Lutz. Wenn man damit die Thatſache zuſammenhält, daß ich den Müller in jener Nacht faſt mit abſoluter Sicherheit erkannt zu haben glaube, dann werden Sie begreifen, daß die Sache für mich nunmehr feſtſtand, und daß ich nur deshalb nicht an die Gerichte gegangen bin, weil die Sache ja doch verjährt iſt, und ein Aufwühlen derſelben keinem Menſchen einen Nutzen zu bringen vermag. So ganz ſicher bin ich meiner Sache dennoch nicht geweſen, Herr Pfarrer. Es iſt ſonderbar, ſo lange man keine greifbaren Beweiſe in Händen hat, erſcheint uns alles reinlich und klar, aber wenn wir nun unſeren Augen trauen ſollen, dann fangen wir an zu drehen und zu wenden. Den ganzen Winter hindurch habe ich es gethan, und ſo oft ich dieſes alte armſelige Ding in die Hand nahm, wurde es mir immer ſchwerer und ſchwerer, gerade als ob meine Gedanken mit Unrecht oder Irrtum daran hingen. So beſchloß ich endlich der Sache ein Ende zu machen und meinem Gewiſſen Ruhe zu verſchaffen. Ich wollte das Meſſer Jakob Lutz in die Hände legen und wollte ihn fragen, ob er dasſelbe als ſein Eigentum anerkenne. Es ſollte kein Wort darüber hinaus geſprochen werden, ſeine entſetzten Augen allein ſollten mir die ganze Schuld verraten, und dann wollte ich mich zufrieden geben mit dem Bewußtſein, daß ihm damals mit dem Teſtamente kein Unrecht geſchehen iſt, und daß er ſein jetziges Elend als Folge ſeiner alten Miſſethat anzuſehen hat. Juſt heute ſollte das ſein. Denn heute iſt das Ende von dem Anfang, und wenn ein Menſch jemals im ſtande iſt, die Stimme ſeines Gewiſſens zu hören, dann muß er es in der Stunde ſein, wo die ganzen Folgen ſeiner Sünde über ihm zuſammenbrechen. Heute ſollte es ſein, und ich wollte, Herr Pfarrer, daß ich meinen Entſchluß nicht ausgeführt hätte. — Wenn ich jemals in meinem Leben einen kranken, gebrochenen Mann vor mir geſehen habe, einen Mann, der nichts mehr an Widerſtandskraft in ſeiner Seele hat, und der im Angeſicht des Henkers die blutigſte That ſeiner Vergangenheit ohne Zögern geſtehen würde, dann war es in dieſen Morgenſtunden, als ich vor Jakob Lutz hintrat und ihn fragte, ob er das Meſſer kenne.

‚Ich kenne es nicht,‘ ſagte er zu mir, und das war eine Antwort, Herr Pfarrer, welche nicht nur von ſeinen Lippen, ſondern auch von ſeinem Gewiſſen gegeben wurde, denn ich ſah ihm dabei in die Augen, und er hat ſie nicht niedergeſchlagen. So weiß ich mir nun nicht mehr mit meinen Gedanken zu raten und zu helfen, und in meiner Not komme ich zu Ihnen, Herr Pfarrer, und habe Ihnen alles berichtet. Aber ich weiß recht gut, daß auch Sie mir keinen Troſt ſagen, und daß auch Sie geſchehene Dinge nicht wenden können, es iſt nur, daß man eine Menſchenſeele hat, der man ſich ausſprechen kann — —“

Pfarrer Weyland hatte während dieſer Erzählung den Genickfänger in die Hand genommen und die Schale des Griffes einer aufmerkſamen Unterſuchung unterzogen. Jetzt nahm er eine Lupe, mit welcher er Pflanzen zu unterſuchen pflegte, aus der Taſche, hielt dieſelbe längere Zeit vor das Auge und ſagte endlich kopfſchüttelnd: „Ich weiß in der That nicht, Bulle, was ich von der Sache denken ſoll. Dieſer Buchſtabe, den ich mit Hilfe des Glaſes ziemlich genau zu erkennen vermag, ſieht in der That wie ein geſchriebenes großes deutſches ‚L‘ aus, aber an dem Ende der unteren Schlinge befindet ſich noch irgend ein kaum erkennbares Zeichen, und wenn ich nicht von der Schärfe Eurer eigenen Erinnerung und Eures eigenen Gedächtniſſes felſenfeſt überzeugt wäre, dann möchte ich faſt die Behauptung aufſtellen, daß dieſer Genickfänger dermaleinſt Euer eigenes Beſitztum geweſen und von Euch ſelbſt bei irgend einer Gelegenheit verloren worden iſt — —“

— — — — — — — — — — — — —

Wenn man der Anſicht Ausdruck geben wollte, daß Kaffeekochen und Kaffeetrinken zu denjenigen Beſchäftigungen gehören, welche beſonders geeignet ſind, die Herzen zweier Menſchen von verſchiedenem Geſchlecht und annähernd gleichem Lebensalter zuſammenzuführen, dann dürfte dieſe Anſchauung über die höchſte Poeſie des Daſeins einem nicht unerheblichen Widerſpruch begegnen. Allerdings führt der braune Trank der Levante vielfach die Menſchen zuſammen, aber es ſind zumeiſt gereifte Vertreter desſelben Geſchlechts, und die böſe Welt behauptet, daß dabei unter Umſtänden mehr Ehen zerriſſen, als geſchloſſen werden. Indeſſen beſtätigen Ausnahmen die Regel, und es kommt überdies nicht unerheblich auf die begleitenden Umſtände an.

Kroneck und Hannah kochten Kaffee im Eichenwäldchen. Der kleine, von kaum einem Dutzend uralter Bäume beſchattete, etwa zehn Minuten vom Dorfe entfernte Platz gewährte nach allen Seiten den herrlichſten Blick in das maigrüne Thal, und an einer vorſpringenden Stelle hatte Pfarrer Weyland eine Bank zimmern laſſen.

„Für mich,“ ſagte Hannah, „und wenn mein Name nicht ſo garſtig proſaiſch wäre, dann hätte ich ihn darnach getauft, aber ‚Hannahruh‘ iſt zum Zungenverrenken.“

„Hannah gefällt mir ſehr gut,“ hatte Kroneck entgegnet, „aber was den Vatersnamen betrifft, ſo ließe ſich darüber ſtreiten, ob der meinige nicht hübſcher iſt.“

Es war gut, daß der Kaffee gerade überkochte und eine Ablenkung dieſer bedenklichen Geſprächswendung herbeiführte, bevor die beiden jungen Leute ſich durch den Klang überzeugen konnten, ob „Hannah Kroneck“ beſſer auszuſprechen ſei, als „Hannah Weyland.“

Dennoch blieb eine kleine Stille zurück, in welcher man kaum das Zirpen eines Vogels vernahm, jenes tiefe Schweigen, in welchem unſer Ohr dennoch die Stimme des Schickſals zu hören glaubt und am Klopfen des eigenen Herzens die Nähe ſeiner allmächtigen Hand ſpürt. Dann ſtreben wir danach, Gleichgültiges zu reden. — Hannah ſagte: „O weh, der Kaffee iſt angebrannt!“ worauf Kroneck entgegnete: „Ich wollte, ich könnte ihn niemals anders trinken.“

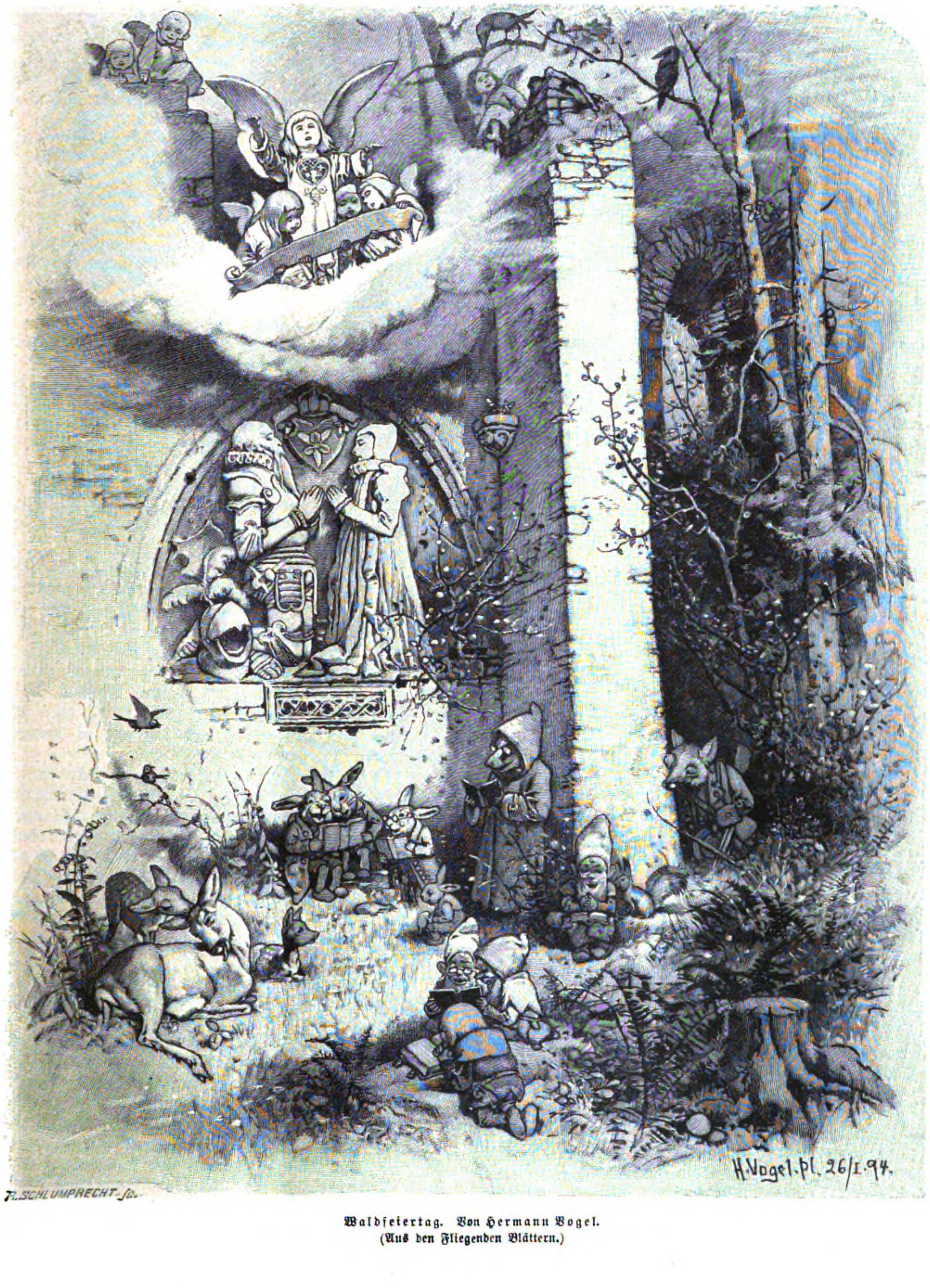
Es iſt eben unmöglich, Gleichgültiges zu ſagen, auch das unbedeutendſte Wort gewinnt eine geheime Bedeutung und wendet ſeine Spitze dem einen Punkte zu, wie die Magnetnadel ſich nach Norden dreht.

Es iſt niemand dabei geweſen, der den weiteren Verlauf dieſer Unterhaltung belauſcht hat. In ſpäteren Jahren behauptete Hannah Weyland, oder richtiger und beſſer: Hannah Kroneck, daß der abſcheulichſte aller Männer ſich neben ſie auf die enge kleine Bank geſetzt, daß er ohne ſpezielle Erlaubnis den Arm um ſie gelegt und ſie gefragt hätte, ob ſie ihm das ganze Leben hindurch Kaffee kochen wollte. Aber wer Hannahs rote lachende Lippen gekannt hat, der iſt überzeugt, daß dieſe Behauptung eine böswillige Verleumdung iſt, die an den roten lachenden Lippen genau auf dieſelbe Weiſe geſtraft werden muß, wie dieſe Lippen damals im Eichenwäldchen von einem anderen Mund gefragt worden ſein mögen. — —

Als Weyland, nachdenklich und zerſtreut durch die Erzählung des Förſters, langſam dem Eichenwäldchen zuſchritt, kam ihm das junge Paar ſchon Hand in Hand entgegen, und Kroneck verſuchte mit einer humoriſtiſchen Wendung ſeinen zukünftigen Schwiegervater aufzuklären und denſelben von der Notwendigkeit einer bevorſtehenden Hochzeit zu überzeugen. Aber ſeine Worte wurden weich und herzlich, als er bemerkte, wie der alte Mann zuerſt verſtändnislos von einem zum anderen blickte, und als er endlich die Sachlage vollſtändig begriffen hatte, mit einem faſt hilfloſen, verlegenen Ausdruck in den bekümmerten Mienen die kahle Stirn rieb.

„Ich ſollte mich ja freuen, lieber Herr Amtsrichter,“ ſagte er, „daß meine Hannah ſich künftig einem beſſeren Schutze anvertrauen wird, als meine ſchwachen und müden Hände zu gewähren vermögen, und ich werde auch den Verſuch machen, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß meines Kindes Glück zugleich mein eigenes Glück ſein ſoll. Aber Sie müſſen Nachſicht mit mir haben, wenn ich eine neue Gewohnheit nur allmählich anzunehmen vermag und inzwiſchen häufiger an meine eigene Zukunft denke, als es einem ſelbſtloſen Diener der Kirche zukommt. — Ich hatte,“ fuhr er ſich umblickend fort, „die Hoffnung gehegt, daß mein Kind in dieſer immer tiefer herabſinkenden Einſamkeit ein Licht und Troſt meiner alten Tage werden ſollte, aber ich ſehe nun wohl ein, daß ich ſie hergeben muß, wie nach Gottes Willen ſo viele Väter ihre Tochter hergeben mußten, damit ſie dem Manne ihrer Wahl folgt. So will ich denn ſtille ſein und Eure Hände, meine Kinder, in Gottes Namen zuſammenlegen, nicht nur in meinem eigenen Namen, liebe Hannah, ſondern auch in dem Namen derjenigen, die mich ſchon früher verlaſſen hat, und die in dieſer Stunde ihr Gebet mit dem meinigen vereinen wird.“

Hannah fiel ihrem Vater weinend um den Hals, und der alte Mann küßte ſie mit zitternden Lippen auf den blonden Scheitel. Dann faßte er ſich, reichte dem bewegten Kroneck die Hand und ſagte: „Ich denke, lieber Sohn, wir kehren jetzt nach der Pfarre zurück und laſſen in der Stille meiner bald noch ſtilleren Räume die Ereigniſſe dieſes Tages ausklingen. Es ſind noch andere, meine Gemeinde betreffende Sorgen über mich gekommen, und es wird vielleicht gut ſein, wenn die Gedanken an das eigene Schickſal ſich mit den Pflichten des Amtes teilen, auf dieſe Weiſe werden wir am beſten im ſtande ſein, das notwendige Gleichgewicht der Seele für die Außenwelt zu bewahren.“ — —


R. SCHLUMPRECHT-sc.
H.Vogel.pl. 26/I.94.

Waldfeiertag. Von Hermann Vogel.
(Aus den Fliegenden Blättern.)

Als die Sonne an dieſem bewegten und in ſeinen Begebenheiten noch nicht erſchöpften Tage zur Rüſte ging, nahmen Kroneck und Hannah unter den Bäumen des Waldes von einander Abſchied. Das junge Mädchen hatte den Geliebten bis an die Bezirksmühle begleitet, und als Kroneck ſeine Beſorgnis über den Heimweg ausſprach, lachend verſichert, daß ſie nirgends beſſer behütet ſei, als im Walde, wo der Geiſt Rübezahls — damit meinte ſie den alten Bulle — neben ihr hergehe und jeden ihrer Schritte bewache. Als ſie dann der davonſchreitenden Geſtalt Kronecks bis zur nächſten Wegbiegung nachgeſehen und noch eine Kußhand in die Luft geworfen hatte, wandte ſie ſich zurück und nach der kaum fünfzig Schritt entfernten Mühle hinüber.

Dort ſah ſie Agnes am Gartenzaun ſtehen und winkte ſofort eifrig mit dem Taſchentuch. Das Mädchen kam langſam näher, und Hannah lief ihr entgegen. „Du,“ ſagte ſie halb atemlos, „ich habe Dir eine große Neuigkeit mitzuteilen! Sahſt Du, wer da ſoeben von mir Abſchied nahm?“

„Nein, Kind,“ entgegnete Agnes zerſtreut. „Wer war es?“

„Mein Schatz, der Amtsrichter Kroneck!“

„Ihr habt Euch mit einander verlobt?“

„Heute Nachmittag im Walde, beim Kaffeekochen! O, ich bin ſo glücklich, Agnes — und Du ſtehſt da und gratulierſt mir nicht einmal?“

„Verzeih, mein Liebling,“ ſagte das ernſte Mädchen und küßte die Freundin auf die heiße Wange, „verzeih mir, es kam ſo überraſchend. Und dann bin ich ſelber in Sorgen —“

„Um Deinen Vater, Agnes? Es iſt doch, wie ich höre, alles geregelt?“

„O ja,“ entgegnete das Mädchen bitter, „auf eine Galgenfriſt. Für ihn vielleicht hinreichend, Hannah, denn ich fürchte, er iſt ſehr krank.“

„Er war doch heute früh in Oberdorf bei der — nun Du weißt ja.“

„Er liegt auch nicht zu Bett, Hannah, ich wollte, er thäte es. Wir hatten ſchon heute früh heimlich zum Doktor geſchickt, aber bevor der Sanitätsrat kam, war er auf und davon. Dann kam er gegen Mittag zurück, und ſeitdem hat er keine Ruhe. Es treibt ihn irgend etwas von einer Stube in die andere, ich weiß nicht, was es iſt. Es muß wohl eine innere Krankheit ſein, die nicht ausbrechen kann. Ach Hannah, ich meine, die Sorge wäre ſchon groß genug, und nun kommt noch das andere —“

„Was, Agnes?“

„Es wird ja doch kund,“ ſagte das Mädchen düſter. „Otto ſchreibt mir, daß er bei dem Miniſterium um Entlaſſung aus dem Staatsdienſte eingekommen ſei, er könne ſein Amt nicht länger verwalten. Das Nähere will er mir mündlich mitteilen, aber ich kenne den Grund auch ohnehin. Er thut es meinethalben, Hannah, weil er von mir nicht laſſen will, und weil meine Familie verfemt iſt.“ Sie ſchlug die Hände vor das Geſicht und brach in Thränen aus.

Hannah Weyland wollte tröſten, aber ſie war ſelbſt ſo erſchrocken, daß die Worte ihr nicht über die Lippen wollten, und als ſie ſich endlich gefaßt hatte, war Agnes mit einem flüchtigen Gruße fortgeeilt und ließ ſie einſam und beſtürzt am Waldesrande ſtehen.

Langſam begab ſie ſich auf den Heimweg, aber die Dämmerung überraſchte ſie ſchon unter den Bäumen. Ein unheimliches Leben und Weben erhob ſich im Forſt, und Hannah Weyland war ſchließlich froh, als ſie das erſte Licht ihres heimatlichen Dorfes aufleuchten ſah. Es gehörte der einſamen, abſeits gelegenen Hütte Wilhelm Ackers an und war gegen die Sitte der Gegend in dieſer frühen Stunde angezündet worden, denn um die Zeit der Dämmerung pflegten die Waldbewohner vor ihren Häuſern zu ſitzen, wenn ſie nicht ſchon mit den Hühnern ins Bett gegangen waren.

Dieſes Licht brannte ſo verlaſſen und trübe und dem Verlöſchen nahe, daß Hannah unwillkürlich an jenes andere kleine, armſelige Licht erinnert wurde, welches neuerdings an jener gemiedenen Stelle mitten in der Nacht erloſchen war, und das herzliche Mitleid, jenes Mitleid, welches mit der Empfindung des eigenen Glückes ſo unendlich wächſt, bewog das junge Mädchen, einen Augenblick in die Hütte einzutreten, um dem verlaſſenen Vater ein Wort des Troſtes zu ſagen.

Sie war als Pfarrkind daran gewöhnt, überall freundlich oder zum mindeſten achtungsvoll empfangen zu werden, und weder die Vergangenheit des Zuchthäuslers, noch ſein finſteres menſchenſcheues Weſen waren für ſie eine Veranlaſſung, auch nur den Gedanken an eine Ausnahme aufkommen zu laſſen.

Wilhelm Acker ſaß an ſeinem ſelbſtgezimmerten rohen Tiſche auf der Kiſte, welche er von jetzt an als ſeinen einzigen Ruheplatz zu betrachten ſchien. Er hatte den in einer Branntweinflaſche ſteckenden Reſt einer Unſchlittkerze vor ſich ſtehen und ſchnitzte an einigen Stücken Tannenholz, die offenbar dazu beſtimmt waren, zu einem ſchlichten Kreuze zuſammengefügt zu werden. Der Bettſtelle, in welcher Daniel geſtorben war, hatte er den Rücken zugewandt. Die von dem elenden Wohnraum unmittelbar ins Freie führende Thür ſtand weit offen, ſo daß Hannah nicht anklopfen konnte, ſondern unter derſelben ſtehend, die Aufmerkſamkeit des Mannes durch ein Geräuſch auf ſich ziehen mußte.

Wilhelm Acker legte das Meſſer aus der Hand, ſtützte, ohne aufzuſtehen, beide Ellenbogen vor ſich auf den Tiſch und ſagte unfreundlich: „Was wollen Sie in dieſem Hundeloch, Fräulein? Sie tragen ein hübſches helles Kleid, nehmen Sie ſich in acht, daß es keine Flecken bekommt.“

Hannah trat mutig einen Schritt näher, ſah mit ihren freundlichen blauen Augen in das finſtere Geſicht des Mannes und entgegnete ſanft: „Ich bemerkte im Vorbeigehen, daß Sie ſchon Licht hatten, Acker, und ich dachte —“

Er unterbrach ſie mit einer mürriſchen Handbewegung. „Freilich, es iſt mein letztes. Wenn das ausgebrannt iſt, dann ſitze ich wieder im Dunkeln. Sie können nicht wiſſen, was das bedeutet, im Dunkeln zu ſitzen.“

„Doch, Acker, wir wiſſen das alle, und ich verſtehe recht gut, was Sie damit meinen. Es iſt ſehr traurig, wenn das Licht, an dem wir unſere Freude hatten, erloſchen iſt, aber wir müſſen immer daran denken, daß es da oben ſchöner und heller angezündet wird, und daß wir es dermaleinſt wiederfinden werden.“

„Sie ſprechen von ihm,“ entgegnete Acker mit einer halben Wendung des Kopfes. „Sie können recht haben mit dem ‚da oben‘, Fräulein Weyland, ich weiß es nicht und will es nicht beſtreiten. Aber mein Wildling iſt nicht oben, er iſt noch hier unten in meiner Nähe, ſo nahe, daß ich nur in jene Ecke zu blicken brauche, um ihn zu ſehen. Darum habe ich das armſelige Licht angezündet, und darum drehe ich jener Ecke den Rücken zu, denn die Dunkelheit kommt früh genug, und je länger ich ſie hinausſchiebe, deſto beſſer iſt es für mich und andere.“

Über den Nacken des jungen Mädchens rann ein ſeltſamer Schauder. Sie konnte die ſonderbaren Worte des verdüſterten Mannes nicht vollkommen begreifen, aber ſie ahnte dennoch, daß irgend eine abergläubiſche oder krankhafte Wahnvorſtellung ihn peinige, eine Vorſtellung, welche ſein Gemüt ſtärker erſchütterte, als menſchliche Trauer und das Gefühl irdiſcher Einſamkeit jemals zu erſchüttern im ſtande ſind.

Getrieben von einer Empfindung echt weiblichen Mitleids trat ſie noch näher heran, legte ihre kleine zitternde Hand auf ſeine rauhe harte Rechte und ſagte leiſe: „O Acker, wenn ich gewußt hätte, daß Gram und Sorge und Verlaſſenſein einen Menſchen ſo tief zu beugen im ſtande ſind, daß ſeine Gedanken in Verwirrung geraten, und daß er wähnt, ſelbſt von denjenigen gepeinigt und verfolgt zu werden, die ihm im Leben am teuerſten waren, wenn ich das alles gewußt hätte, Acker, dann wäre ich ſchon früher gekommen, um Ihnen den Glauben und die Liebe zu Ihren Mitmenſchen zurückzugeben.“

(Fortſetzung folgt.)

Ein Liebesgeſchenk.

(Zu dem Bilde auf Seite 425.)

Eine Roſe noch im Vorüberritt,
Daß mich etwas von Dir begleite,
Daß es iſt, als ginge Dein Atem mit,
Als ging Dein Bild mit ins Weite.

Ich kenne den Traum, der Dein Herz durchglitt,
Ich ſehe Dein Glühn und Zagen.
Eine Roſe noch im Vorüberritt,
Du darfſt ſie mir nicht verſagen.

Ich bitte nicht um Dein Ringelein,
Die Roſe ſollſt Du mir ſchenken!
Du weißt, wo ich weile, gedenk' ich Dein,
Ich weiß, Du mußt mein gedenken!

Du weißt, Geliebte, auf Schritt und Tritt
Weht ein goldener Traum mir zur Seite.
Eine Roſe noch im Vorüberritt, —
Daß mich etwas von Dir begleite!

F. Reimund.

Univerſitätsweſen.

In einer ſehr intereſſanten ſtatiſtiſchen Abhandlung von Profeſſor Dr. A. Peterſilie über „die preußiſchen und die deutſchen Univerſitäten" finden wir zunächſt eine Zuſammenſtellung der Koſten des Hochſchulweſens im Deutſchen Reich. Danach verurſachten die deutſchen Univerſitäten im Etatsjahre 1891/92 einen Geſamtaufwand von 24 732 393 Mark, wovon 19 912 913 Mk. auf die ordentlichen, 4 819 480 Mk. auf die außerordentlichen Ausgaben entfielen. An dieſen Aufwendungen partizipierten die elf preußiſchen Univerſitäten (einſchließlich der Akademie zu Münſter und des Lyceums zu Braunsberg) mit 14 180 878 Mk. Bemerkenswert erſcheint die äußerſt verſchiedene Höhe, in welcher ſich auf den einzelnen Univerſitäten dieſe Aufwendungen, auf den einzelnen Studenten berechnet, verteilen. Wir finden u. a. München mit 264 Mk., Berlin mit 486 Mk., — dagegen Jena mit 1011 Mk., Straßburg mit 1068 Mk., Königsberg mit 1326, Göttingen mit 1334, Kiel ſogar mit 1381 Mk. verzeichnet. Der Lehrkörper der deutſchen Univerſitäten ſetzte ſich im Winterſemeſter 1891/92 aus 2325 Profeſſoren und Privatdozenten zuſammen (nebſt 127 Lektoren und Fachlehrern), dieſen ſtanden gegenüber 27 410 Studierende. Die letzteren verteilten ſich im ganzen Studienjahr 1891/92 auf die einzelnen Fakultäten derart, daß entfielen: auf die evangeliſch-theologiſche Fakultät 3792, die katholiſch-theologiſche 1320, die juriſtiſche 6760, die mediziniſche 8137, die humaniſtiſchen Fächer der philoſophiſchen Fakultät 3720, die naturwiſſenſchaftlichen Fächer derſelben Fakultät 3759 Studierende. Wir kommen auf die Abhandlung noch einmal zurück.

Altertumskunde.

In der großen Pyramidengruppe von Dahſchur wurde bereits im vorigen Jahre ein großer Goldfund gemacht, über den wir ſeinerzeit berichteten. Jetzt iſt ein weiterer Schatz an der gleichen Stelle entdeckt worden, der an Umfang und Schönheit jenen noch weit übertreffen ſoll. Die Geſamtzahl der aufgefundenen, bereits im Muſeum zu Gizeh aufgeſtellten Gegenſtände beträgt nicht weniger als 5520 Stück. Darunter befindet ſich zunächſt ein herrlicher Goldſchmuck in wunderbarer Filigranarbeit, der als Mittelmedaillon eine Moſaik trägt, die mit einer Feinheit hergeſtellt ſein ſoll, welche unſere heutigen Juweliere gar nicht kennen. Sehr merkwürdig iſt, daß in den Motiven eines Blätterkranzes ſechs richtige Malteſerkreuze enthalten ſind. Ferner wurden Halsbänder aus Goldperlen, goldene, reich mit Edelſteinen verzierte Tigerklauen, goldene Sperberköpfe ꝛc. gefunden. Der Schmuck gehörte, wie aus Inſchriften hervorgeht, den Prinzeſſinnen Ita und Kumnit, die zur Zeit des Pharao Amenemhat aus der XII. Dynaſtie (etwa um 2400 v. Chr.) lebten.

Am Familientiſch.

Erdkunde.

Die Franzoſen beſchäftigen ſich in letzter Zeit ſehr energiſch mit der wiſſenſchaftlichen Durchforſchung der Sahara. Die Hoffnung, ihre nordafrikaniſchen Beſitzungen mit ihren weſt- und centralafrikaniſchen früher oder ſpäter in engere Verbindung zu bringen, iſt bei jenen Beſtrebungen in erſter Linie maßgebend. Hierher gehört auch das ſtets von neuem auftauchende Projekt der Sahara-Eiſenbahn, die Algier mit Timbuktu verbinden ſoll. Es iſt nun ſehr weſentlich, daß ſich neuerdings gegen alle Erwartung in der Sahara Steinkohlen gefunden haben. F. Foureau hat nämlich das Vorhandenſein eines großen Kohlenflötzes feſtgeſtellt, das ſich von NW. nach SO. zwiſchen 27° und 28° n. Br. und 5° bis 6° 30′ L. ausbreitet.

Das nördlichſte Bergwerk der Erde liegt am Fiſchfluß im äußerſten nordweſtlichen Teile Alaskas, in der Nähe der Golovinbay. Die Omalikmine liefert Bleiglanz in reicher Menge und vorzüglichſter Beſchaffenheit; das Erz enthält 75 Prozent Blei und auf die Tonne 143 Unzen Silber. Der Abbau kann der hohen nördlichen Lage wegen aber im Winter nicht fortgeſetzt werden; die Arbeiter kommen in jedem Frühjahr aus Kanada und den Vereinigten Staaten, bleiben während des Sommers, der in Alaska warm und mild iſt, und verlaſſen die Mine im Frühherbſt wieder; ſelbſt die Nahrungsmittel müſſen von auswärts eingeführt werden. Auch Eskimos werden von der Mine beſchäftigt und als anſtellig gerühmt.

Pflanzenkunde.

Eine Wahrſage-Pflanze iſt den Berichten nach die in Nordmexiko, von den Eingeborenen Peyotl genannte Kaktusart. Sie beſitzt, wie viele Kakteen, giftige Eigenſchaften und bringt, in geeigneter Menge genommen, Schlaf und nervöſe Erregung hervor, die von „Prophetengabe" begleitet iſt. Die Leute geraten nach dem Genuß von Peyotl in Verzückung und beginnen alsdann in dichteriſcher Sprache zu reden und ſowohl verborgene Dinge zu offenbaren, als auch in die Zukunft zu ſchauen. Es iſt möglich, daß Peyotl ähnlich wirkt, wie früher die Hexenſalben und -Tränke, die künſtlichen Somnambulismus herbeiführten, der dann als Teufelswerk galt. Vielleicht gelingt es durch die mexikaniſche Wahrſagepflanze, Aufſchlüſſe über die Wirkung der alten Zaubertränke zu gewinnen, deren Zuſammenſetzung verloren gegangen iſt. St.

Erfindungen.

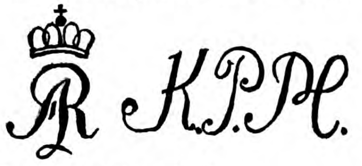
Künſtliche Milch, aus Fetten, Schleimſtoffen, Salzen und Waſſer zuſammengeſtellt, kommt ſeit einiger Zeit in Frankreich in den Handel. Meillère, der dies Kunſterzeugnis unterſuchte, ſchreibt, daß ſie der natürlichen Milch ziemlich ähnlich ſieht, aber in ihrer Zuſammenſetzung ſehr verſchieden ausfällt, was er als einen Beweis für die liederliche Herſtellung der Kunſtmilch anſieht. Es kann aber auch ſein, daß ſie, die ſchon an ſich eine Fälſchung iſt, ebenſo gefälſcht wird, wie die Naturmilch. Von dieſer unterſcheidet ſie ſich zunächſt dadurch, daß ihr Fettſchleimgerinnſel ſich nach unten abſetzt, während ſonſt die Sahne ſich oben ſammelt. Weiter aber, und das iſt das Bedenklichſte, ergaben Ernährungsverſuche, daß junge Tiere, Ratten und Kaninchen, mit dieſer Milch gefüttert, ſämtlich ſtarben. Ob Kinder die Kunſtmilch vertragen — das bezweifelt unſer Gewährsmann. St.

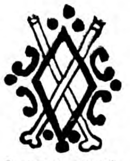
Landwirtſchaft.

Die Meinung, daß ſtrenge Winterkälte der Vernichtung ſchädlicher Inſekten Vorſchub leiſte, iſt nach dem Stande der heutigen Wiſſenſchaft und nach genauen Beobachtungen nicht mehr haltbar. Pflanzenſchädlinge verharren im Winter in einer Art von Verpuppung, ſo daß die Feuchtigkeit ihnen nichts anhaben kann, und ſind ſie einmal vor Kälte erſtarrt, ertragen ſie Temperaturen bis 20 Grad unter Null. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß überwinternde Inſekten in den Monaten ſtrenger Kälte weniger Gefahren ausgeſetzt ſind, als in warmer Zeit, da die Kälte das Wachstum ihrer Feinde aus der Pilzwelt hindert. Der ſtrenge Winter 1879/80 erweckte in Frankreich Hoffnungen auf den Untergang der landwirtſchaftlichen Schädlinge, aber ſchon im Mai konnte Maurice Girard berichten, daß die ungewöhnlich niedrige Wintertemperatur den Inſekten günſtig geweſen ſei, da ſie maſſenhafter auftraten, als ſeit langer Zeit erinnerlich war. St.

Sprechſaal.

Auf unſere Anfrage in Nr. 22 haben eine ganze Anzahl Leſer liebenswürdige Auskunft erteilt. Übereinſtimmend geht aus dieſen Mitteilungen hervor, daß die königliche Porzellanmanufaktur außer dem Kurſchwert noch andere Marken führte, u. a. auch das verſchlungene A. R. (Augustus Rex) mit oder ohne Krone. Wir bilden nachſtehend die Marke ab, welche bis zum Jahre 1726 in Gebrauch war und angeblich auf ſolchen Stücken Verwendung fand, die für den Hof ſelbſt, deſſen Dienerſchaft ꝛc. beſtimmt waren. Übrigens kommt auch das Zeichen K. P. M. — „Königliche Porzellan-Manufaktur" — vor, und als für die Gräfin Coſel ein beſonderes Service gefertigt wurde, erhielt dies eine gänzlich abweichende Marke.





Service der Gräfin Coſel.

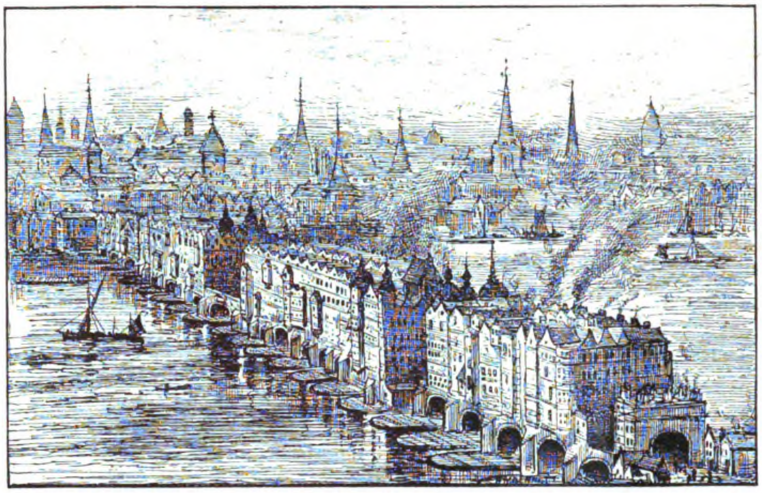
Nicht unintereſſant dürfte endlich ſein, daß gerade Stücke mit dieſen älteren, ſelteneren Marken häufig gefälſcht werden. Als Erkennungszeichen für die Echtheit gilt u. a., daß die Marke unter der Glaſur gemalt ſein muß.

Rechtsrat.

Frage: Verliert ein Preuße ſeine urſprüngliche Staatsangehörigkeit, wenn er die Staatsangehörigkeit eines anderen Staates im Deutſchen Reich erwirbt? Hört alſo jemand auf, preußiſcher Staatsangehöriger zu ſein, wenn er ſächſiſcher oder bayeriſcher Staatsangehöriger wird? S. H. in K.

Antwort: Für Ihre Frage kommen in Betracht die §§ 13 Ziffer 1, 14 und 15 des für das ganze Reich geltenden Geſetzes über die Erwerbung und den Verluſt der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 (Bundes-Geſetzbl. S. 355). Danach geht jemand der Staatsangehörigkeit in einem Bundesſtaate nicht ſchon dadurch verloren, daß er in einem anderen Bundesſtaate die Staatsangehörigkeit erwirbt, ſondern erſt durch eine förmliche Entlaſſung aus der früheren Staatsangehörigkeit, welche nur auf Antrag des Betreffenden und nach Erbringung des Nachweiſes, daß er in einem anderen Bundesſtaate die Staatsangehörigkeit erworben hat, durch eine von der höheren Verwaltungsbehörde des Heimatsſtaates ausgefertigte Entlaſſungs-Urkunde erteilt wird. Bis dahin bleibt der Betreffende im Beſitze einer doppelten Staatsangehörigkeit. — Vergleichen Sie übrigens den ebenfalls die Frage der doppelten Staatsangehörigkeit behandelnden Rechtsrat in Nr. 42 (S. 687) des vorigen Jahrgangs.

Die Old London Bridge.



Die Old London Bridge.

Bis zum Jahre 1822 verband die merkwürdige Brücke, welche unſere Abbildung zeigt, die einſt weltberühmte Old London Bridge, die City von London mit den gegenüberliegenden Stadtteilen. Im 12. Jahrhundert war ſie erbaut worden, und ihr Baumeiſter, Peter of Colechurch, hatte an dem in zwanzig gewaltigen Bogen die Themſe überſpannenden Werk, das für ſeine Zeit als techniſche Leiſtung nicht viel weniger bedeutete, als heute etwa die Forthbrücke, dreiunddreißig Jahre ſeines Lebens gearbeitet. Es war überhaupt die erſte Steinbrücke über die Themſe; bis zum Jahre 993 hatte eine Fähre den Verkehr übermittelt, dann waren wiederholt Holzbrücken über den Strom geſchlagen, aber ſtets wieder fortgeſchwemmt worden — erſt Peter of Colechurch gründete ein der Zeit trotzendes Verkehrsmittel.

Was hat dieſe Old London Bridge nicht geſehen! Ein gut Teil der Geſchichte Londons, die wiederum die Geſchichte Englands war, ſpielte ſich an den beiden Ufern, die ſie verband, ab. Als die Einwohnerzahl der Rieſenſtadt wuchs, die ſich bei den mangelhaften Verkehrsmitteln des Mittelalters doch nicht nach außen ausdehnen konnte, vielmehr ſich immer enger im Innern zuſammenſchob, wurde auf der Brücke Haus an Haus erbaut, ja jene wurde, um mehr Platz zu gewinnen, wieder und wieder verbreitert. Auch eine große Kapelle wurde, nach der ſchönen Sitte alter Zeit, auf ihr errichtet — auf dem Zugangsthor aber wurden noch bis zum Jahre 1725 die Köpfe hingerichteter Staatsverbrecher aufgeſpießt und zur Schau geſtellt.

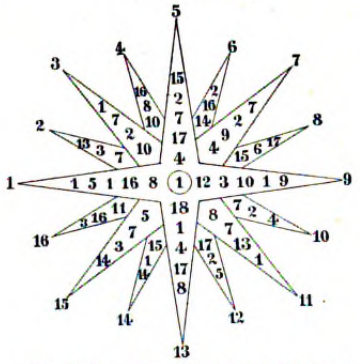
Der ehrwürdige Bau war im Lauf der Jahrhunderte immer baufälliger geworden; das durch die ſtetig verbreiterten Pfeiler eingeengte Waſſer nagte mit ſolcher Macht an den ſteinernen Pfeilern, daß unausgeſetzt Reparaturen und Umbauten nötig wurden. So mußte die Old London Bridge endlich ihrem Schickſal verfallen. Sie wurde abgetragen, und an ihrer Stelle erhob ſich die heutige Brücke, die mit einem Koſtenaufwand von faſt 30 Millionen erbaut und 1831 eröffnet wurde. Freilich iſt ſie längſt nicht mehr das einzige Verbindungsglied zwiſchen beiden Ufern; nicht weniger als vierzehn Brücken ſind heute über die Themſe geſchlagen — trotzdem aber dürfte der Verkehr, der auch jetzt noch täglich über die London Bridge flutet, an Maſſenhaftigkeit gewiß von dem keiner anderen Brücke der Welt erreicht werden.

In unſerer Spielecke.

1. Rätſeldiſtichon.

Sucht mich auf Deutſchlands Karte, am Bodenſee könnt Ihr mich finden.
Ändert Ihr Kopf mir und Fuß, bin ich als Dichter berühmt.

2. Sternarithmogriph.



Die Zahlen ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die einzelnen Strahlen (von außen nach innen geleſen) ergeben: 1. Eine der Hauptrollen in einem Drama von Schiller, 2. einen Frauennamen, 3. einen Kampfplatz, 4. einen Frauennamen, 5. eine der Hauptrollen in einer Oper von Meyerbeer, 6. eine der Hauptrollen in einer Oper von Wagner, 7. eine der Hauptrollen in einem Drama von Leſſing, 8. ein Orcheſter-Inſtrument, 9. einen berühmten Künſtler, 10. eine Göttin der Griechen, 11. eine Stadt in Italien, 12. einen Frauennamen, 13. eine griechiſche Inſel, 14. eine Landſchaft in Arabien, 15. eine gefeierte Künſtlerin, 16. einen Frauennamen.

Sind die richtigen 16 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Namen eines beliebt. Dichters.

3. Zweiſilbige Scharade.

Das Erſte kann das Denken weihn,
Vor Zug uns ſicher ſchützen,
Dem Mut beſondern Reiz verleihn,
Doch nie dem Geber nützen.

Das Zweite freut ſich der Natur,
Iſt's edler Art, vor allen,
Wär' ſein Beruf das Morden nur,
Wem möcht' er wohl gefallen?

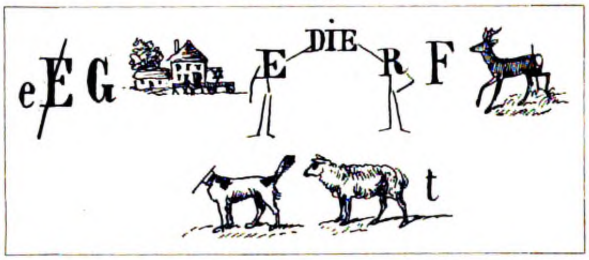
Das Ganze treu ergeben war
Melpomene, der hehren,
Und ob es ruht ſchon manches Jahr,
Sein Name bleibt in Ehren.

Mit einem großen Genius
Auf anderem Gebiete,
Erſchloß der Muſen Weihekuß
Ihm reiner Freundſchaft Blüte.

Und als der Töne Meiſter ſchied,
Das Ganze ihm am Grabe,
Mit tief ergriffenem Gemüt,
Bot eines Dichters Gabe. M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 26.

1. Verwandlungsaufgabe. „Bismarck.“ Beliſar, Italiener, Schalmei, Montenegro, Adalbert, Roſegger, Chineſen, Kapernaum.

2. Aufgabe. Bismarck.

3. Problem: Die Mühle.

Vom verzierten Buchſtaben H des äußeren Kreiſes ausgehend, lieſt man die Buchſtaben des letzteren, immer einen des inneren Kreiſes dazwiſchen ſetzend. Alſo:

Äußerer Kreis H E E u. ſ. w.
Innerer „ U T D

Dann lieſt man die übrigen Buchſtaben einer jeden Flügelabteilung nach einander, immer einen Buchſtaben des inneren Kreiſes dazwiſchen ſtellend. Alſo:

I. Flügel: E W L G W E II. Flügel: L O N
Innerer Kr.: M E T E U H E H E
u. ſ. w.

Man erhält bei richtiger Löſung:

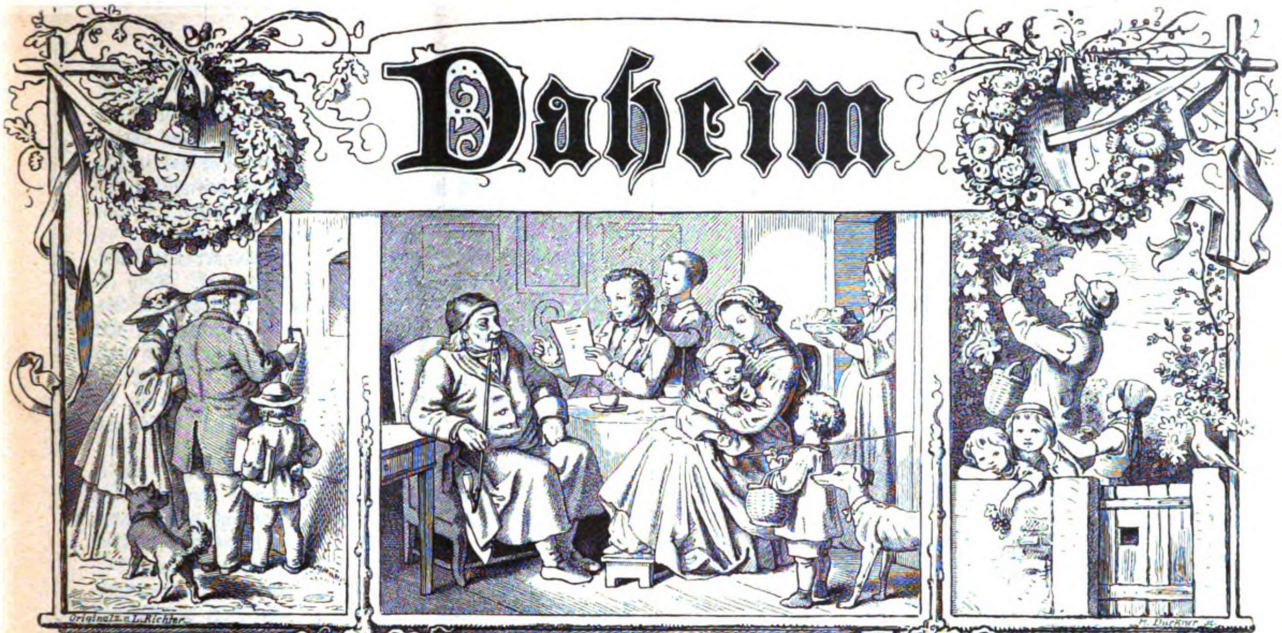
„Hüte Dich vor wirrem Weltgewühle,
Ohne Staub kommt keiner aus der Mühle!“

Inhalt: Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. — Zu Johann Chriſtian Günthers zweihundertjährigem Geburtstage. Von Robert Koenig. Mit einem Bildnis. — Hermann Vogel. Von Fritz von Oſtini. Mit einem Vollbild, einem Bildnis, ſechs Studien und vier Illuſtrationen. — Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Am Familientiſch: Ein Liebesgeſchenk. Gedicht von F. Reimund Zu dem gleichnamigen Bilde von E. Cipolla. — Univerſitätsweſen. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Pflanzenkunde. — Erfindungen. — Landwirtſchaft. — Sprechſaal. Mit drei Abbildungen Meißener Porzellan-Marken. — Rechtsrat. — Die Old London Bridge. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Dürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 13. April 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 28.

Die ſieben Gernopp.

Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Herr von Gernopp hielt inne, denn er erwartete von der Konſtatierung der Thatſache, daß Lisbeth die Jüngſte ſei, einen großen Erfolg, doch Leutnant von Deyner nickte nur und ſchwieg, ſo daß Herr von Gernopp bedeutungsvoll mit Nachdruck wiederholte: „Sie iſt die Jüngſte!“

Aber der Offizier antwortete nur mit fröhlichem Lachen: „Deſto beſſer, dann gibt ſie den älteren Schweſtern ein gutes Beiſpiel.“

„Aber das iſt eben der Grund, weshalb wir ſie nicht hergeben können. Sie iſt ſiebzehn Jahre alt, hat noch ſechs unverheiratete Schweſtern vor ſich, drei Stiefſchweſtern und drei richtige, und die älteſte iſt zehn Jahre älter, und nun ſoll ſie anfangen? Sehen Sie, mein verehrteſter, liebſter Herr von Deyner, das geht eben nicht. Das iſt eenfach unmöglich. Das gäbe Neid und Mißgunſt und Scheelſucht und Mord und Totſchlag .... nee, das geht eenfach nicht. Das ſehen Sie doch ein?“

Leutnant von Deyner antwortete mit dem unbefangenſten Geſicht der Welt: „Nein, eigentlich ſehe ich das nicht ein.“

Da es Herr von Gernopp im Grunde genommen auch nicht einſah, ſo wußte er ſich nicht anders zu helfen, als zu ſeinem letzten Auskunftsmittel zu greifen. Er ſtand auf und ſchritt ſchnell nach der Thür zum Nebenzimmer, der ſogenannten „Wohnſtube“, öffnete ſie haſtig und rief hinaus: „Emilie, vielleicht redeſt Du auch 'mal mit Herrn von Deyner!“

Dabei gab es aber einen Krach und einen lauten „Au“-Ruf, denn Frau von Gernopp hatte gehorcht, und die Thür war ihr gerade gegen die Bruſt geſchlagen.

Leutnant von Deyner lachte aus vollem Halſe, und es gelang ihm nur mit Mühe, ſich etwas zu beruhigen, als ſeine Schwiegermutter in spe nach einer Weile erſchien und in der Thür keuchend ſagte: „Auguſt, wer wird denn ſo aufmachen! Ich wollte gerade eintreten, und mir iſt ganz der Atem vergangen, ſo haſt Du mich getroffen. Guten Tag, Herr von Deyner. Nehmen Sie wieder Platz. Ich weiß alles. Ihre Abſicht iſt uns ſehr angenehm. Aber leider, leider —“

Da ſchöpfte Herr von Gernopp wieder Mut und nahm ihr das Wort vom Munde weg in der Befürchtung, ſie möchte ſich zu ſehr ins Zeug legen und dadurch den erſten Freier um ſeine ſieben Töchter abſchrecken: „Alſo, Herr von Deyner, kurz geſagt, jetzt geht es leider noch nicht. Sie ſind uns als Schwiegerſohn ſehr willkommen, aber erſt müſſen die älteren Schweſtern dieſen wichtigen Schritt ins Leben gethan haben, dann mag die Jüngſte folgen und ſehr gern, von Herzen gern Ihre Frau werden. Und glauben Sie mir, es iſt für Eltern nicht leicht, ſo eins um das andere herzugeben. Doch das Glück unſerer Kinder ſteht uns am höchſten. Hören Sie, mein lieber, junger Freund: wenn wir alle unſere Kinder hergegeben hätten und uns bloß noch die Jüngſte übrig bliebe, und Sie kämen dann wieder, ſo würden wir auch ſie mit Freuden ziehen laſſen, obgleich es uns bitter ankommen würde. Bitter genug.“

Und wie er das geſagt hatte, wurde er ganz weich, nicht im Gedanken daran, daß er die Letzte aus dem Hauſe gegeben hätte, ſondern im Vorgeſchmack der Möglichkeit, alle ſieben an den Mann zu bringen. Auch Frau von Gernopp war den Thränen nahe. Nur Leutnant von Deyner war nicht ernſt, ſondern ärgerlich geſtimmt. Er ſagte etwas weniger zuverſichtlich, als ſonſt ſeine Sprechweiſe war: „So lange ſollen wir warten?“

In der Angſt, er möchte etwa ganz abſpringen, lenkte Herr von Gernopp ſofort etwas ein: „Es brauchen ja nicht alle Schweſtern Lisbeth voranzugehen.“

Frau von Gernopp unterſtützte ihn mit noch etwas unſicherer Stimme von ihrer Rührung von vorhin: „Nein, alle nicht, alle nicht.“

Einen Augenblick war Leutnant von Deyner doch etwas beſtürzt geweſen, nun gewann aber ſchnell ſeine natürliche Zwangloſigkeit die Oberhand. Er wirbelte ſich den kleinen blonden Schnurrbart in die Höhe, klemmte ſich ins rechte Auge das Einglas, das er eigentlich nie benutzte und nur zum Schießen trug, und fragte, ſich gegen den alten Herrn verbeugend, verbindlich mit Betonung jedes einzelnen Wortes: „Darf ich wiſſen, wieviel es ſein müſſen?“

Dabei lächelte er ſo freundlich, daß man ſeiner Frage die Bosheit nicht anmerkte, und die Eltern waren dermaßen in Verlegenheit geſetzt, daß ſie zuerſt gar keine Antwort fanden. Endlich meinte Herr von Gernopp mit einem ungewiſſen Blick auf ſeine Frau: „Wiſſen Sie, Herr von Deyner, wenn nur überhaupt Lisbeth nicht die erſte iſt —“

Frau von Gernopp ſchien damit eigentlich nicht ganz einverſtanden zu ſein, doch ihr Gatte zwinkerte ihr auf eigene Art mit den Augen zu, was ſoviel bedeutete, daß er wieder ’mal einen Plan hatte.

Leutnant von Deyner erhob ſich: „Gnädigſte Frau, unter dieſen Bedingungen ziehe ich mich alſo für heute zurück. Sobald alſo eine Ihrer anderen Fräulein Töchter — oder — eine und die andere — verlobt ſind — darf ich anfragen?“

Feierlich gab ihm Frau von Gernopp die Hand, die er küßte, und ſagte in faſt mütterlich vorahnendem Tone: „Ein ſo liebenswürdiger junger Mann, wie Sie, Herr von Deyner, wird uns ſtets als Schwiegerſohn willkommen ſein.“

„Herzlich willkommen ſein!“ verbeſſerte der alte Herr.

Leutnant von Deyner verbeugte ſich und, halb ſchon in der Thür, murmelte er etwas wie: „Alſo in — ein paar Wochen werde ich mir erlauben —“

Gleichzeitig faſt griff das Ehepaar das hoffnungsvolle Wort auf:

„Wie, in —?“

„In — was — Wochen —?“

Deyner meinte, als ſagte es das Selbſtverſtändlichſte von der Welt: „Nun ja, in ein paar Wochen, höchſtens ein paar Monaten denke ich, wird doch die erſte Verlobung ſein!“

Die zehn Jahre, die ſich Herr von Gernopp nun bemüht, ſeine Älteſte zu verheiraten, kamen ihm plötzlich ins Bewußtſein, verſtärkt durch alle fehlgeſchlagenen Verſuche, die übrigen unter die Haube zu bringen, und es entrang ſich ihm ein zweifelnder Seufzer: „Uff! So ſchnell?“

„Warum nicht? Wenn man’s richtig anfängt!“

Da trat Frau von Gernopp zum Retter in der Not, auf den ſie ihre ganze Hoffnung zu ſetzen begann, und fragte mit dem ganzen Gefühl eines beſorgten Mutterherzens: „Auf welche hoffen Sie denn wohl, Herr von Deyner?“

Er hatte nur ſo darauflos geſprochen, in grenzenloſem Gottvertrauen, wie ſein ganzes Leben ihm bisher vergangen, und eigentlich hatte er ſich über dieſe Frage nie den Kopf zerbrochen. Nun wußte er wirklich nicht, wie er ſich helfen ſollte, deshalb ſprach er die ſieben jungen Mädchen der Reihe nach durch, wobei ihn Frau von Gernopp noch einmal auf den Stuhl zurückzog: „Ich darf wohl zu dieſer Gelegenheit die jungen Damen beim Vornamen nennen? Alſo Fräulein Lisbeth — käme nicht in Frage — hors de concours. Fräulein Marie, hm — wird ſich gewiß machen. Fräulein Stephanie iſt ’ne ſichere Sache, ſobald ein Mann gefunden iſt, an Kenntniſſen und Tiefe ihr gewachſen. Fräulein Adda! Gnädigſte Frau, wer ſo hübſch, ich möchte faſt ſagen, ſchön iſt — lächerlich. Dann die gnädigen Fräuleins Cläre und Fips — ah ſo, pardon, ja ich weiß nur den Namen Fips —“

Frau von Gernopp meinte atemlos: „Bitte, ſagen Sie nur ruhig Fips —“

Und er fuhr fort: „Alſo die beiden jungen Damen — nichts leichter als das. Alſo Sie ſehen, gnädige Frau: ich bin jedenfalls guten Mutes.“

Doch Frau von Gernopp fragte: „Und Bertha? Die haben Sie ausgelaſſen.“

„Ah ſo. Ja. Hm. Das dürfte ſchwerer — ſein — oder nicht ganz ſo leicht — Den inneren — Wert —“

Herr von Gernopp rettete ihn, indem er faſt heiter, ſeiner Sache ſicher, ſagte: „Um die habe ich keine Bange. Wie die wird, kann man gar nicht wiſſen. Sie hat ja kein Äußeres, was gleich in die Augen ſticht, wie bei unſerer Lisbeth, aber wir Gernopps entwickeln uns alle ſpät. Die kann noch ’mal eine große Überraſchung bringen!“

„Jawohl, ganz beſtimmt!“ pflichtete Deyner mit ſauerſüßer Miene bei und erhob ſich zum zweitenmal. Doch ehe er ging, bat er noch ſchlankweg um eine Photographie Lisbeths. Zuerſt war Frau von Gernopp ſehr erſchrocken und meinte, ſie dürfe das nicht thun, denn ſie wären doch nicht verlobt, aber der junge Offizier antwortete nur immer, als habe er ſchon die Anträge für die ſechs Schweſtern in der Taſche: „Es iſt ja nur eine Frage der Zeit! Rein eine Frage der Zeit!“

Schließlich konnten die Eltern nicht widerſtehen, und er bekam ſie unter dem Verſprechen, ſie niemals irgend jemand zu zeigen und äußerlich ſo zu thun, als ob nichts vorgefallen ſei. Auch Lisbeth dürfe von dem Bilde nichts wiſſen, ſonſt würde ſie das ihres zukünftigen Verlobten verlangen.

Als er das Zimmer verließ und ſich mit Herrn von Gernopp die Hand ſchüttelte, ſagte jener: „Alſo, Herr von Deyner, Sie wiſſen — ſobald Lisbeth nicht die *erſte* iſt!“

„Unſere Intereſſen ſind ja die gleichen!“ antwortete der junge Offizier.

Beide hatten ſich verſtanden.

Sobald er gegangen war, packte Frau von Gernopp ihren Mann beim Arm: „Auguſt, weshalb haſt Du nur *eine* ausgemacht?“

„Das wird ſich finden!“ und er lachte verſchmitzt dabei.

Sie drohte: „Du haſt wohl wieder ’mal einen Plan?“

Er nickte und ſprach: „Weeßte, Emilie, das erfährſt Du ſeinerzeit, man muß nie vorher über Sachen reden, ſonſt wird’s nichts. Und iſt’s nicht geglückt mit dem Deyner? Nun ſage noch ’mal was über meine Pläne! Und die Kohlſteinen ſoll mir ’mal kommen. Ich wünſchte jedem Familienvater, alle Leutnants wären nur ſo ‚frech‘ wie der!“

Als Leutnant von Deyner die Chauſſee nach Sebenbach herabkam, ritt er Galopp trotz der knüppelharten Straße. Heute waren ihm alle Pferdebeine einerlei. Vor lauter Wonne bemerkte er nicht die Schweſtern, die wieder in der Laube ſaßen. Und als er knapp vorüber war, warf ihm der eine Zwilling, das Radieschen Fips, die gern Dummejungenſtreiche machte, eine abgefallene, unreife Birne nach. Sie traf zum Schreck der Mädchen den Gaul auf die Kruppe, daß er einen Bockſatz machte. Aber auch das merkte der junge Offizier kaum. Nur Fips bekam dafür von Lisbeth mit der Nähnadel einen Stich, daß ſie laut ſchrie.

III.

Die erſten Einwirkungen von Leutnant von Deyners Wirkſamkeit machten ſich bereits in den nächſten Tagen bemerkbar. Bis dahin hatten in Groß-Schmiemig nur der Kommandeur der Sebenbacher Huſaren und ein paar ältere Offiziere Beſuch gemacht, die Gernopps aus der Zeit kannten, wo die älteſten Mädchen ein paar ſchüchterne Ausgehverſuche unternommen. Die übrigen waren nicht erſchienen, weil, wie man wußte, Gernopps „nichts gaben“.

Nun kamen die Leutnants alle einzeln, um ihren Beſuch zu machen. Leutnant von Deyner hatte nämlich im Kaſino verbreitet, die Groß-Schmiemiger ſeien gewillt, aus ihrer bisherigen Zurückgezogenheit gänzlich herauszutreten. Sie würden Bälle geben, Gartenfeſte, italieniſche Nächte mit Gondelfahrt, Illumination und Feuerwerk, Diners, Jagden und im folgenden Winter Theaterabende. Vor allem möchten doch die Kameraden herumſagen, daß Frau von Gernopp jeden Sonntagnachmittag empfinge.

Da nun aber die Sonntage in Sebenbach, wo es keinen Dienſt gab, den meiſten Offizieren unerträglich ledern vorkamen, ſo ward der Gedanke eines „jour fix“ mit allgemeiner Begeiſterung aufgegriffen, und Deyners Rittmeiſter, Graf Weſterbrant, der vor allem unter den Sonntagen litt, meinte: „Der Deyner iſt doch ein Prachtkerl! Wenn wir den nicht hätten! Der geborene Manager!“

Und damit wurde in der allgemeinen Freude Leutnant von Deyner eine populäre Perſon in ganz Sebenbach, denn auch die Spitzen der Behörden, die Juſtiz, wie die Landwirte der Umgegend langweilten ſich Sonntags zum Schwarzwerden.

Die Flut der Beſucher in Groß-Schmiemig wuchs und wuchs, und hatten ſich Gernopps zuerſt bei jedem neu Erſcheinenden — vor allem Herren — gefreut, ſo begann ihnen doch allmählich bange zu werden. Geradezu eine Panik aber brach aus, als folgender Brief Deyners eintraf:

„Hochgeehrter Herr von Gernopp!

Wie Sie aus dem regen Beſuch erſehen, der Groß-Schmiemig zu teil wird, bin ich an der Arbeit. Es wird Sie freuen, zu hören, daß meine Bemühungen von beſtem Erfolge begleitet ſind, ſo daß ich Ihnen für nächſten Sonntag, gering gerechnet, das Erſcheinen von zwanzig Perſonen in Ausſicht ſtellen kann. Ich bitte jedoch, ſich unter Umſtänden auf dreißig gefaßt zu machen. Unmöglich iſt es nicht, wenn auch nicht wahrſcheinlich, daß ſich noch mehr einfinden. Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen nämlich das Geſtändnis machen, daß ich in Ihrem Namen und, wie Sie wiſſen, nur in Ihrem Intereſſe es für unumgänglich nötig gehalten habe, Groß-Schmiemig in Mode zu bringen. Mode iſt alles, aber auch alles. Da die Leute aber nun einmal ſo egoiſtiſch ſind, ſich mit Worten nicht abſpeiſen zu laſſen, ſondern Thaten ſehen wollen, ſo war ich genötigt, ihnen nicht nur die Liebenswürdigkeit der Wirte zu rühmen und die Anziehungskraft der gnädigen Fräuleins, die ſie in unſeren ſelbſtſüchtigen, materiellen Zeiten allein nicht zu einem Beſuche ermuntert hätte, ſondern ihnen auch Sicheres in Ausſicht zu ſtellen. Vor der Hand that ich dieſes mit einem ‚jour fix‘, den ich mir erlaubt habe, gleich auf Sonntag feſtzulegen. Ich ließ ahnen, es würden allerhand Scherze folgen, wie: Gartenfeſte, Waſſerpartien, italieniſche Nächte, Schlittenfahrten, Jagden, Bälle, Feuerwerk, Diners, Illumination, Schlittſchuhläufe, Picknicks u. ſ. w.

Mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Töchtern zu Füßen zu legen, und in der Hoffnung, mit Ihnen, Herr von Gernopp, am nächſten Sonntag das Weitere beſprechen zu können, habe ich die Ehre zu ſein

Ew. Hochwohlgeboren
hochachtungsvoll ergebener
Ernſt von Deyner.“

Als Herr von Gernopp den Brief geleſen hatte, warf er ihn wütend auf den Schreibtiſch, lief wie raſend im Zimmer auf und ab und rief einmal über das andere: „Die alte Kohlſteinen hat doch recht! Sie hat doch recht!“

Aber ſeine Frau, die ſich freute, aus dem zurückgezogenen Leben ein wenig herauszukommen, begann Deyner zu verteidigen und machte ihrem Manne ernſtliche Vorwürfe, er ſorge nicht genügend für ſeine Kinder, denen nun endlich einmal Gelegenheit geboten werde, zu ihrem Glücke zu gelangen. Doch er war nicht ſo leicht zu bewegen, ſeine Einwilligung zu geben, denn ſeit Jahren legte er beiſeite, ſo viel er konnte, um Frau und Töchtern bei ſeinem Tode, da ihnen doch das Gut entging, ein Vermögen zu ſchaffen.

Eine Weile ſchwankte der Meinungskampf hin und her, bis Herr von Gernopp endlich ſagte: „Gut, ich will Euch Frauenzimmern den Willen thun, aber ich mache mir meinen Plan. Eine gewiſſe Summe ſetze ich mir im Kopfe feſt, und ſobald ſie erreicht iſt, Emilie — iſt's aus mit der ganzen Herrlichkeit.“

Damit war Frau von Gernopp einverſtanden. Sie dachte, bis dahin würde ſich ſchon Rat finden, und rief ſofort ihre Kinder.

Zuerſt kamen die beiden Radieschen, die unzertrennlich waren, wie ſie, ſeit ſie ins Leben getreten, alles gemeinſam unternommen. Sie hatten auch ihr Zimmer für ſich, das die anderen Schweſtern, vor allem aber Stephanie, nur mit ihrer beſonderen Erlaubnis betreten durften, weil es bei Cläre und Fips immer allerhand Wichtigthuerei und Geheimnisvolles gab.

„Setzt Euch dorthin, Papa will mit Euch allen ſprechen,“ ſagte Frau von Gernopp, und die beiden winzigen, zierlichen Dinger ließen ſich auf dem großen Paneelſofa des Vaters nieder, in deſſen Kiſſen ſie faſt zu verſchwinden drohten.

Darauf trat Stephanie ein mit einem Buch, in dem ſie geleſen, gefolgt von der dicken Adda, die geſchlafen hatte, wie gewöhnlich nach Tiſch, und deren Backe, auf der ſie gelegen, darum ganz rot war.

„Setzt Euch, Kinder, Papa will mit Euch allen ſprechen,“ wiederholte die Mutter und ſagte es ein drittes Mal, als die Älteſte, Marie, erſchien. Sie war, wie ihre beiden rechten Schweſtern, groß, blond und auffallend knochig, ſah eigentlich noch älter aus, als die ſiebenundzwanzig Jahre, die ſie zählte, ging viel einfacher gekleidet, als die übrigen, und trug eine kleine weiße Schürze zum Zeichen ihrer Herrſchaft in Küche, Keller, Haus und Hof.

Sie nahm nicht ruhig Platz, wie die anderen, ſondern näherte ſich Herrn von Gernopp, der ſich wieder in eine undurchdringliche Rauchwolke gehüllt hatte: „Vater, ich habe Bertha in den Garten geſchickt, um Lisbeth zu holen. Sie müſſen gleich zurück ſein. Vielleicht warteſt Du noch einen Augenblick. Aber ich kann wohl gehen, ich habe zu thun?“

Er ſtreichelte ihre Hand und ſah ſie zärtlich an: „Du ſollſt es gerade hören. Da ſage ich's den beiden ſpäter. Nicht wahr, Emilie?“

Frau von Gernopp aber fand es viel wichtiger, daß ihre Kinder es vernähmen, denn die wollte ſie verheiraten, an der Älteſten war doch Hopfen und Malz verloren! Und ſchon drohten ſich die Eltern über dieſen Punkt in die Haare zu fahren, als die beiden Vermißten eintraten. Sie waren beide vollkommen außer Atem, ſo waren ſie gelaufen.

„Ihr ſollt nicht immer ſo weit von Hauſe fort, Lisbeth! Ich hab's ſchon ſo oft verboten!“ tadelte die Mutter, ohne ihrer Jüngſten jedoch damit irgendwelchen Eindruck zu machen, die lachend erwiderte: „Ich habe in der Hängematte gelegen, und die hängt gerade in der Ecke nach Sebenbach zu.“

Herr von Gernopp ereiferte ſich: „Die kannſt Du doch wo anders hinhängen!“

„Nee! Sonſt kann ich die Kaſerne nicht ſehen, Papa!“

„Was iſt das nun wieder für 'ne Antwort!“

Er war böſe geworden, darum lief Lisbeth zu ihm hin, ſtrich ihm die Wange, that ſchön, küßte ihn und zog ihn ſchließlich bei den Haaren, bis er ſchrie — immer ein Zeichen, daß er verſöhnt war.

Währenddeſſen hatten die Radieschen angefangen, auf dem Sofa heimlich zu wippen, ſo daß ſie nun ſchon ganz hoch flogen. Sie hielten ſich dabei aneinander feſt und waren puterrot geworden bei der Mühe, die ſie ſich gaben, mit Lachen an ſich zu halten. Stephanie hatte ſtillſchweigend ihr Buch wieder vorgenommen, da ſie merkte, daß des Vaters große Mitteilung, zu der die ganze Familie zuſammengetrommelt worden, noch immer nicht erfolgen ſollte. Die dicke Adda war noch ſchläfrig und wollte eben wieder einnicken in ihrer Ecke, als Herr von Gernopp endlich begann: „Kinder, nun hört mich 'mal an. Eure Eltern haben beſchloſſen, ein ganz neues Leben zu beginnen von jetzt ab. Ihr ſollt in die Welt eingeführt werden, ausgehen, Euch vergnügen nach Herzensluſt!“

Weiter kam er nicht, denn nach ſeinen Worten erhob ſich ein derartiges Jubelgeſchrei, daß man ſeine Stimme nicht mehr vernahm. Lisbeth tanzte im Zimmer herum, die dicke Adda lachte aus vollem Halſe, und ſogar Stephanie warf ihr Buch auf einen Stuhl und ging zum Vater, ihn zu umarmen. Die Radieschen aber gaben ſich einen Freudenruck und Abſtoß mit den kurzen Beinchen, daß ſie hoch in die Luft flogen, und Frau von Gernopp verweiſen mußte: „Macht nicht die Springfedern kaput, ſonſt ſollt Ihr mal ſehen!“

Als ſich der Jubel etwas gelegt hatte, fuhr Herr von Gernopp fort: „Nächſten Sonntag wird der Anfang gemacht!“

Erneute Freudensausbrüche, bis er ſtolz erklärte, als habe er höchſteigenhändig die Entdeckung gemacht: „Eure Eltern haben nämlich einen ‚jour fixe‘ eingeführt. Nächſten Sonntag iſt der erſte!“

Aber nun war es aus, die Eltern wurden von den Radieschen, Lisbeth, Adda, Stephanie derart umlagert, beſtürmt, geküßt, umarmt, daß ſie kaum mehr Atem ſchöpfen konnten. Nur die älteſte, Marie und die häßliche Bertha, nahmen nicht daran teil. Sie ſchienen ſich auch zu freuen, doch ſie zeigten es nicht ſo wie die anderen. Und als nun die Schweſtern plötzlich in alle vier Winde zerſtoben, um auf ihren Zimmern ſich die Kleiderfrage theoretiſch wie praktiſch zu überlegen, blieben die beiden ganz ruhig zurück.

„Ihr freut Euch wohl nicht?“ fragte Herr von Gernopp teilnehmend, aber ein bißchen gereizt, denn er war ſelbſt gerührt über ſeine Großmut, ſo viel Geld zu opfern für ſeine Töchter. Die häßliche Bertha war etwas verlegen geworden und wollte Marie die Antwort überlaſſen. Sie ſprach wenig und hatte ſich daran gewöhnt, Lisbeth oder einer anderen Schweſter für ſich das Wort zu geben. Die Älteſte ſagte denn auch: „Bertha hat nichts Rechtes anzuziehen, Vater, und ſie ſollte doch nicht zurückſtehen hinter den Schweſtern.“

Herr von Gernopp witterte eine neue Ausgabe: „Weeßte, Marie, Bertha hat genau ſo gut ihr Taſchengeld bekommen, wie Ihr anderen, um ſich davon anzuziehen. Eine verwendet es eben geſchickter als die andere. Das kann ich nicht ändern. Nicht wahr, Emilie?“

Frau von Gernopp ſtimmte ihm bei, und Bertha ging, ohne ein Wort zu ſagen, davon. Die Älteſte blieb zurück, um Wirtſchaftsangelegenheiten zu beſprechen. Sie wollte wiſſen, für wie viel Perſonen ſie am Sonntag zu ſorgen habe, denn ſie machte in der That alles. Die Mutter hatte von Küche und Haus nie eine Ahnung gehabt und überließ ſchon ſeit über zehn Jahren alles Marie, wenn ſie auch ſtöhnte unter der Laſt aller Pflichten, die ſie nicht hatte.

Nach ein paar Minuten fingen die Auseinanderſetzungen über Kalbsbraten, „Bemmchen“, Bowle, harte Eier, Käſe, Anchovis, Thee, Kaffee, Bier an, Frau von Gernopp tödlich zu langweilen, und ſie verſchwand ganz leiſe.

Nun faßte der Vater ſein Kind zärtlich um die Taille und fragte: „Sage mir mal, Marie, wie hat denn Bertha das angefangen, daß ſie nichts anzuziehen hat?“

„Sie hat Kläre und Fips von ihrem Gelde abgegeben, auch wohl Lisbeth mal, und ich glaube Adda wohl auch! Stephanie nicht, die verbraucht am wenigſten! Und wenn's nötig iſt, helfe ich der ſchon aus.“

Herr von Gernopp ſchwieg eine Weile, dann gab er Marie in Anbetracht der bevorſtehenden erhöhten Koſten Wirtſchaftsgeld, und ſchließlich ſteckte er ihr noch heimlich ein Zwanzigmarkſtück zu mit den Worten: „Mein liebes Mariechen, da haſt Du eine Kleinigkeit für Dich, ich weiß ja, daß Du immer alles weggibſt, und Du ſollſt Dich auch bißchen nett machen für Sonntag!“

Sie lächelte nur, dankte und wollte gehen. Er aber fragte ſie noch einmal, ob ſie auch ganz beſtimmt das Geld für ſich verwenden werde. Da antwortete ſie: „Vater, ich brauche es nicht! Wirklich nicht. Ich will es der armen Bertha geben, die iſt ſo gut! Wie ich ausſehe, iſt ganz einerlei, denn ich kann doch nicht viel bei den Gäſten ſein. Ich habe zu thun. Und ſieh mal, Vater, heiraten will ich und kann ich doch nicht. Wer ſollte denn dann das Haus beſorgen! Die gute Mama verſteht nichts davon.“

Dabei entwand ſie ſich ihm und huſchte hinaus trotz ſeines Rufens.

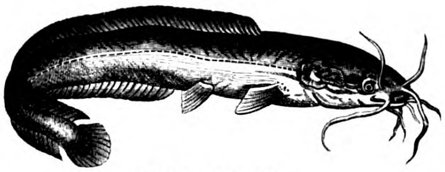
(Fortſetzung folgt.)

Welche Fiſche fingen die Apoſtel im See Genezareth?

Von Profeſſor W. Marſhall in Leipzig.

(Abdruck verboten.)

Ein jeder gebildete Menſch muß und wird ſich, ſein religiöſer Standpunkt ſei, welcher er wolle, für alles intereſſieren, was das heilige Land betrifft, für ſeine Geſchichte und ſeine Länderkunde und gewiß auch für ſeine Pflanzen- und Tierwelt. Wir alle ſind durch zahlloſe Fäden mit dieſer kleinen Scholle Erde verknüpft! Von Kindesbeinen an haben wir gehört vom Berge Libanon und ſeinen Cedern, von der Wüſte und ihren Heuſchrecken und nicht am wenigſten vom See Genezareth mit ſeinen Fiſchen und Fiſchern. Sind doch vier der Jünger Chriſti, die Brüderpaare Simon Petrus und Andreas und die Kinder Zebedäi, Jakobus und Johannes, Fiſcher an jenem See geweſen, bevor der Herr ſie zu Menſchenfiſchern berief.



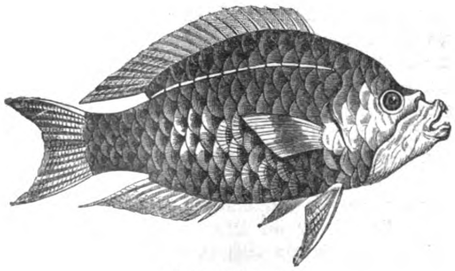
Clarias macracanthus.

Der See Genezareth oder Tiberias, auch das Galiläiſche Meer und im Alten Teſtamente Meer von Kinnereth oder Kinnaroth genannt, hat die Geſtalt eines Dreiecks mit abgerundeten Ecken; ſeine kürzeſte Seite verläuft von Südweſt nach Nordoſt, ſeine längſte genau von Süd nach Nord und die dritte von Südoſt nach Nordweſt. Seine größte Länge beträgt 21, ſeine größte Breite 9,5 Kilometer, ſeine Tiefe 50 bis 60 m, ſtellenweiſe aber doch 250 m. Das Niveau des Sees liegt 212 m tiefer, als die Oberfläche des Mittelmeers, denn das Thal des Jordans iſt eine Falte im Kreidegebirge, die ſich wahrſcheinlich bildete, als ſich die vulkaniſchen Maſſen öſtlich vom See hoben. Im Nordoſten und Nordweſten ſind die Ufer des Sees flach und ſumpfig, im Norden ziehen ſich die Berge von Safed, im Weſten die Hügelketten von el-Hamma und Hattin hin. Im Oſten treten die Ausläufer des vulkaniſchen Plateaus von Jaulan an den See, „überragt durch große erloſchene Vulkane und durch den majeſtätiſchen Gipfel des großen Hermon, deſſen weiße Schneehaube, wenn ſie in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne erglüht, wundervoll in dem azurblauen See ſich widerſpiegelt“ (Lortet).

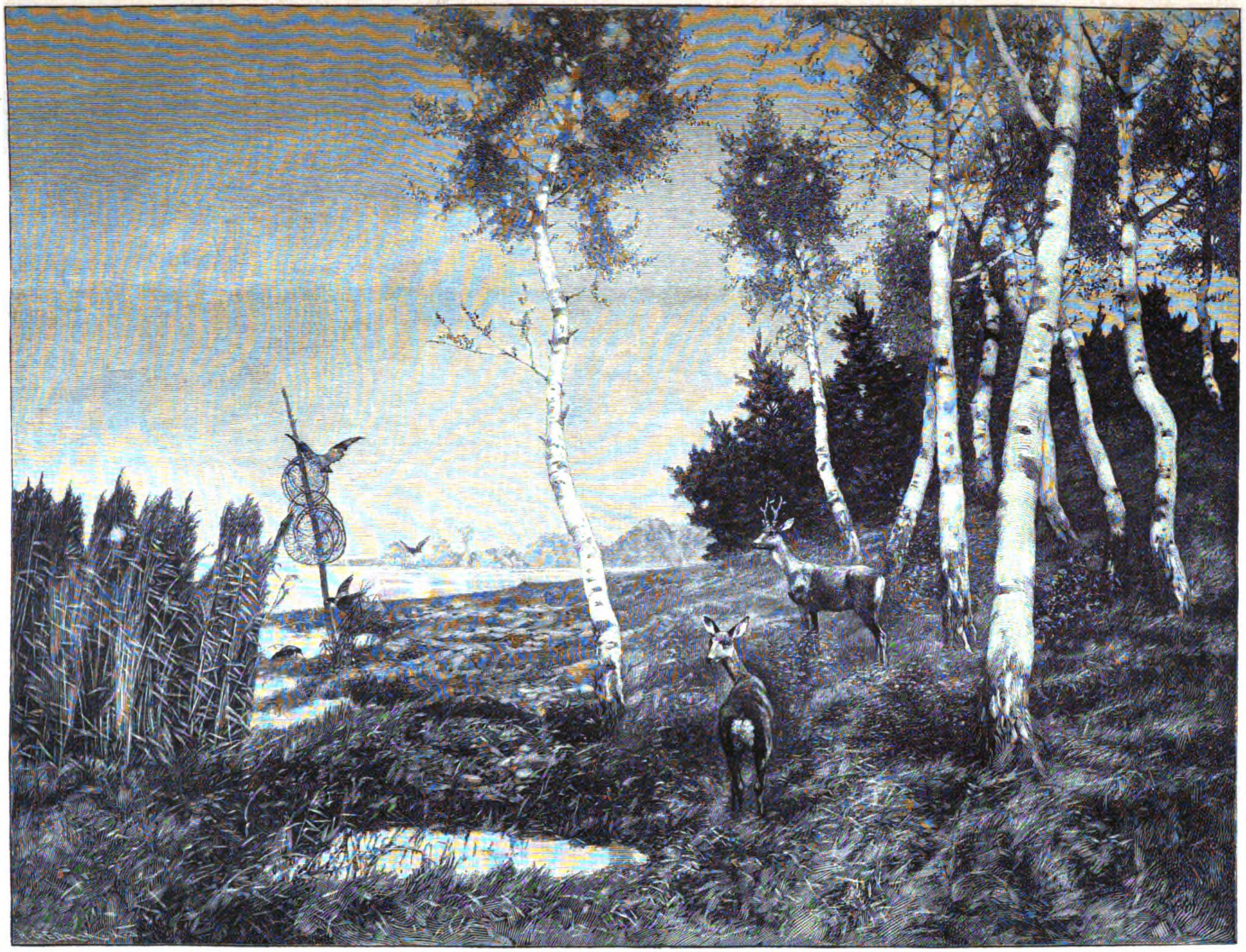
Von der Schönheit und Fruchtbarkeit der Seeufer gibt Flavius Joſephus in ſeinem jüdiſchen Krieg (3. Buch, 10. Kapitel) eine begeiſterte Schilderung, und auch der franzöſiſche Zoolog Lortet, der 1875 und 1880 den See und ſeine Umgebung durchforſchte, hebt die Reize der dortigen Natur vielfach rühmend hervor. An vielen Stellen des Ufers wachſen meterhohe Stauden der Papyruspflanze, die hier und an dem vom Jordan weiter nördlich gebildeten kleinen See von Huleh die Oſtgrenze ihrer Verbreitung erreicht und am Orontes, Tigris und Euphrat nicht mehr gefunden wird. Hin und wieder heben Palmen ihre zierlichen Blattwedel in die Luft, und faſt das ganze Ufer iſt bedeckt mit Oleanderbüſchen. „Nichts,“ bemerkt Lortet, „kann ſchöner ſein, als dieſer roſenrote Gürtel, der ſich in dem blauen, durchſichtigen Waſſerſpiegel und gegen den tiefen Azur des herrlichen Himmels harmoniſch abhebt.“

Das Waſſer dieſes weltgeſchichtlich bedeutendſten Sees wird von Flavius Joſephus gar ſehr als gut zum Trinken gerühmt, aber Lortet iſt der ganz entgegengeſetzten Meinung: es röche moderig, ſchmecke fad und abgeſtanden und laſſe einen ſalzigen Geſchmack zurück.

Dieſe widerſprechenden Urteile können zwei Urſachen haben:



Chromis niloticus.



Rehe am See. Nach dem Gemälde von Georg Koch.

entweder der Orientale des Altertums war hinſichtlich des Trinkwaſſers weniger anſpruchsvoll als der moderne Abendländer, oder das Waſſer hat ſich im Laufe der Zeiten geändert. Das letztere würde der Fall ſein, wenn jene Anſchauung richtig iſt, nach der der See mit dem Jordan in ſeinem ganzen Verlaufe ſeit jener Zeit tiefer zu liegen gekommen wäre und ſein Waſſer im Verhältnis zur Zufuhr ſtärker verdunſtete, wie früher. Salzlager ſtehen allerdings mit ihm in Verbindung, und man findet wohl die Vermutung ausgeſprochen, es ſtände ihm das Schickſal des Toten Meeres in ferner Zukunft bevor. Eine von Lortet beobachtete Thatſache ſcheint das Sinken des Seebodens zu beſtätigen. Dieſer Forſcher ſah nämlich im Norden und Oſten des Sees hohe Palmenbäume im Waſſer von mehreren Fuß Tiefe und 8—10 Meter vom gegenwärtigen Uferrande entfernt. Da es ausgeſchloſſen iſt, daß die Bäume im Waſſer gekeimt haben, ſo vollzieht ſich der Vorgang des Sinkens ziemlich raſch.

Das Tierleben in und an dem See iſt ein äußerſt reiches. Zahlreiche Völker des Haubentauchers ſchwimmen auf ſeiner Oberfläche, in dem ſeichten Waſſer ſeiner Ufer liegen Pelikane in Scharen von Tauſenden dem Fiſchfang ob. Die Steine am Ufer ſind bedeckt von kleinen Schildkröten, die beim Nahen eines Menſchen ſich mit lautem Plumpen in das Waſſer werfen, andere, von einer Länge von 40 bis 50 cm, ſieht man hurtig über den Boden laufen. Am Ufer finden ſich zahlreiche ſchwarze Waſſerſchnecken, und im Schlamm der Tiefe haben ſich Malermuſcheln eingewühlt. Über die naſſen Kieſel laufen hurtige große Krabben (Telphusa fluviatilis), den heftig kneipend, der ſie unvorſichtig anfaßt. Auf den Sandbänken machen Scharen von Strandläufern auf rötlich-weiße Krebschen (Orchestia Tiberiadis) Jagd, die in großen Sprüngen zu entfliehen ſuchen.

Mitten in dieſer Tierwelt, teils ſie freſſend, teils ſie fütternd, leben zahlreiche Fiſcharten (20) in einer teilweiſe unglaublichen Menge von Individuen. Der See wimmelt von ihnen, und ſie bilden einen Hauptbeſtandteil der Nahrung für die Bewohner der am See gelegenen Städtchen, Dörfer und Flecken. In wenigen Minuten kann eine Barke bis zum Bordrande mit gefangenen Fiſchen auch heutigen Tages gefüllt ſein: „und ſie kamen und fülleten beide Schiffe voll, alſo, daß ſie ſunken“ (Evang. Lucä 5, 7). Die Fiſchgeſellſchaft des Sees Genezareth iſt eine ſehr merkwürdige, wie ſchon Flavius Joſephus recht wohl wußte, wenn er ſagt: „Der See enthält eigentümliche Arten von Fiſchen; in Geſchmack und Geſtalt verſchieden von denen anderer Gewäſſer.“

Zu Chriſti Zeit ſcheint der Fiſchfang auf dem See eifriger als gegenwärtig betrieben worden zu ſein. Zebedäus fiſchte außer mit ſeinen beiden Söhnen auch noch mit Tagelöhnern (Ev. Marci 1, 20), und es iſt doch wohl zu vermuten, daß die Zahl der Fiſcher eine bedeutende geweſen ſein muß, wenn vier von ihnen ſich bereit fanden, dem Herrn zu folgen. Fiſche ſcheinen damals ein beliebtes Volksnahrungsmittel in Paläſtina geweſen zu ſein, wahrſcheinlich in geräuchertem Zuſtande. So waren ſie leicht transportabel, und die Wärme des ſubtropiſchen Klimas war ihnen wenig ſchädlich. Bei Jeruſalem waren Fiſchteiche, von denen der eine, Struthia genannt, von den Römern unter Titus bei der Belagerung der Stadt abgedämmt wurde. Man fiſchte zur Zeit Chriſti und ſchon vordem (Jeſaias 19, 8) mit dem Wurfnetz, wie es heute noch auf dem See Genezareth geſchieht, im Jordan, wie es ſcheint, auch mit Stellgarnen, von denen Heſekiel (47, 10) redet: „Von Engeddi bis zu En-Eglaim wird man die Fiſchgarne ſpannen.“

Am zahlreichſten, den Arten (6) und Individuen nach, iſt eine Fiſchgattung im See Genezareth vertreten, von der nur noch aus Afrika Formen bekannt ſind, und die mit der Papyrusſtaude ihre Oſtgrenze im heiligen Lande erreicht. Das iſt die Gattung Chromis, Fiſche, etwa von der Geſtalt der Karpfen, aber ſeitlich ſtärker zuſammengedrückt, mit viel längerer, zahlreiche Floſſenſtacheln enthaltenden Rückenfloſſe und mit unmittelbar unter den Bruſtfloſſen gelegenen Bauchfloſſen. Auch ſind die Kiemendeckel wie der Körper mit ziemlich großen Schuppen bedeckt. Unſer Landsmann Günther, der berühmte Fiſchkenner und Direktor der zoologiſchen Abteilung des Britiſchen Muſeums, hat zwei Arten, die im See Genezareth vorkommen, nach Fiſcher-Apoſteln benannt, die eine Simonis, die andere Andreae, eine dritte heißt Magdalenae, eine vierte Tiberiadis ꝛc. Chromis Simonis wird bis 20 cm lang, iſt auf dem Rücken grünlichbraun mit ſieben dunkelbraunen Querbinden, am Bauche bläulichſilberig. Tiberiadis wird bis 40 cm lang, iſt ſilberig-grün, mit grünlicher Bruſt-, After- und Rückenfloſſe und roſenroter Bauchfloſſe; ſeine Schwanzfloſſe iſt rötlich mit grünen Flecken und ziegelrotem Randſaum. Dieſe Art iſt im See beſonders gemein, und man kann von ihr in wenigen Minuten leicht mehrere Hundert fangen. Man findet ſie und eine andere Art (niloticus) ſtets auf dem Markt des Städtchens Tiberias, und im Winter werden ſie bis Nazareth und Safed verſchickt. Sie lieben ruhiges Waſſer mit ſchlammigem Untergrund zwiſchen den Waſſerpflanzen, von denen ſie ſich ernähren. Geraten ſie in ſtarke Strömungen, mit denen der Jordan den See durchfließt, ſo werden ſie bis in das Tote Meer und in ihr Verderben geriſſen. Hier ſieht man ſie zu Tauſenden auf der Oberfläche ſchwimmen, den Bauch nach oben wenden und in kürzeſter Zeit abſterben. Ihre Leichen werden täglich in ungeheuren Mengen auf die Sandbänke vor der Mündung des Jordans in das Tote Meer geworfen, ein Fraß den Raben und anderen Vögeln. Galen kannte die Thatſache, daß die Fiſche, die aus dem Jordan in das Tote Meer geraten, hier ſofort abſterben, und vielleicht ſpielt Heſekiel (29, 5) auf ſie an, wenn er ſagt: „Ich will Dich mit den Fiſchen aus Deinen Waſſern in die Wüſte wegwerfen, Du wirſt … den Tieren auf dem Lande und den Vögeln des Himmels ein Aas werden.“

Sehr merkwürdig iſt die Brutpflege dieſer Fiſche, die Lortet bei Chromis Simonis genau verfolgt hat. Das Weibchen legt etwa 200 Eier von ſchön dunkelgrüner Farbe und ſo groß wie Schrot Nr. 4 in eine von ihm ſelbſt in den Schlamm gewühlte Grube. Das Männchen nimmt dieſe Eier einzeln in das Maul, wo ſie, ohne eigentlich klebrig zu ſein, in den Backenräumen und Kiementaſchen haften bleiben. Hier durchlaufen die Jungen in verhältnismäßig kurzer Zeit ihre Entwickelung, ſie wachſen raſch und liegen in der väterlichen Rachenhöhle, die ſie ſo ſtark ausdehnen, daß ihr Erzeuger ſeine Kiefer nicht mehr zu ſchließen vermag, dicht aneinander gepackt, mit dem Kopfe dem Maule des Alten zugekehrt. Hier finden ſie Schutz vor Nachſtellungen und mit dem Strom des Atemwaſſers, der durch das Maul des Vaters eintritt und durch die Kiemenſpalte abläuft, erhalten auch ſie Sauerſtoff und als Nahrung feinſten pflanzlichen Detritus, was durch ihre Lage, mit dem Maule dem eintretenden Waſſerſtrom entgegen, weſentlich begünſtigt wird. Hier bleiben ſie liegen, bis ſie etwa 10 mm lang und fähig ſind, für Nahrung ſelbſt zu ſorgen und ihren Feinden zu entfliehen. Es iſt ein Rätſel, wie der Alte es anfängt, ſich zu ernähren, ohne ſeine Nachkommen mit zu verſchlingen. Nimmt man einen ſolchen Fiſch, der das Maul voll Kinder hat, aus dem Waſſer, ſo fallen die Kleinen, die durchaus ſilberig glänzen, heraus wie Queckſilbertropfen.

Die Chromisarten ſind ſehr wohlſchmeckend, und das wiſſen die Pelikane und Haubentaucher auch. Wenn die letzteren ſatt ſind, ſo freſſen ſie nicht den ganzen Fiſch, den ſie etwa noch fangen, ſondern genießen bloß ſeine Augen als einen Leckerbiſſen. Mit einem einzigen Hieb ihres ſchlanken ſpitzen Schnabels hauen ſie beide Augen mitſamt ihrer Scheidewand zugleich heraus, ſo prompt, wie es nur ein geſchickter Chirurg beſorgen könnte. Die Fiſche ſcheinen dieſe fürchterliche Verwundung leicht zu überſtehen. Lortet fing nicht ſelten welche, bei denen der künſtlich vom Vogel quer durch das Geſicht gehauene Kanal völlig vernarbt war und die augenſcheinlich ſchon vor langer Zeit die Verletzung erhalten hatten, ſich aber, obwohl blind, ſo wohl befanden, wie ihre ſehenden Geſchwiſter.

Mit Chromis nahe verwandt und eigentlich nur durch den Bau der Zähne verſchieden iſt die Gattung Hemichromis, von der neun Arten das weſtliche und das centrale Afrika bis zu den großen Seen bewohnen, während im öſtlichen und nordöſtlichen keine gefunden werden, woher das Vorkommen einer Art (Hemichromis sacra) im See Genezareth um ſo auffallender iſt. In ihrer Lebensgewohnheit, namentlich auch hinſichtlich der Brutpflege ſtimmten dieſe Fiſche mit den Arten der Gattung Chromis überein, und Lortet meint, ſie würden ſich wie dieſe vortrefflich für die Aquarien eignen. Man könnte die Fiſche ohne Schwierigkeit nach Haifá ſchaffen, von wo aus ſie die Dampfer des öſterreichiſchen Lloyd in kurzer Zeit nach Europa bringen würden. Hemichromis sacra, deren Fleiſch ſehr wohlſchmeckend iſt, wird bis 30 cm lang, iſt oben gleichmäßig braun, unten ſilberig und hat gelbgrüne Floſſen.

Zwei zu den karpfenartigen Fiſchen gehörende Gattungen haben einen aſiatiſchen Charakter, nämlich Discognathus und Capoëta. Die erſtere enthält bloß eine 15—20 cm lange Art (Discognathus Lamet), die auf dem Rücken grünbraun, am Bauche goldgelb iſt und gelbe Floſſen hat. Die Schwanzfloſſe iſt grau gerandet. Dieſer Fiſch findet ſich über ein ungeheures Gebiet von Aſſam bis Abyſſinien verbreitet, und die Berggewäſſer wimmeln teilweiſe von ihm.

Die Gattung Capoëta umfaßt fünfzehn Arten, die hauptſächlich weſtaſiatiſch ſind, indeſſen dringt eine bis Abyſſinien vor. Der See Genezareth beherbergt vier Arten, die teilweiſe anſehnlich und ſchön gefärbt ſind. So wird Capoëta syriaca bis 50 cm lang, iſt oben auf dem Kopfe ſchön dunkelgrün, auf dem Rücken ſilberiggrün, am Bauche vorn ſilberig, hinten lebhaft goldgelb und entlang der Seite verläuft eine roſenrote Linie, die Seitenlinie. Die Rücken-, Bruſt- und Schwanzfloſſen ſind grün, die Bruſt- und Afterfloſſe aber gelb. Das Fleiſch dieſer Fiſche iſt weichlich und wenig wohlſchmeckend.

Auch die europäiſch-nordaſiatiſche Fiſchfauna hat Vertreter im See Genezareth, nämlich die Steinpeitzker (Nemachilus) und die

Lauben (Alburnus), die erſtere in zwei, die letztere in einer Art. Barben (Barbus), die in etwa zweihundert Arten in den Gewäſſern der tropiſchen und gemäßigten Teile der alten Welt verteilt ſind, haben zwei Vertreter im Meere von Galiläa: die Hundsbarbe (Barbus canis) und die langköpfige Barbe (Barbus longicephalus). Beide ſind ſehr gemein und erreichen eine Länge von 40 cm. Mit wenig Netzzügen kann man von erſterer Art unglaubliche Maſſen fangen, aber ihr Fleiſch iſt weniger gut, als das der anderen Fiſche des Sees, es iſt weichlich und hat einen ſtarken Modergeſchmack; die Fiſcher werfen die gefangenen Tiere in das Waſſer zurück. Die langköpfige Barbe, die auch im Jordan vorkommt, hier aber in dem ſtrömenden Waſſer nicht ſo groß wird wie in dem ſtehenden des Sees, iſt im Gegenteil ſehr wohlſchmeckend.

Einer der intereſſanteſten Fiſche des Galiläiſchen Meeres und in gewiſſer Beziehung der berühmteſte iſt ein Wels, der Clarias macracanthus. Dieſe Fiſchgattung umfaßt zwanzig Arten, die die Gewäſſer Aſiens und Oſtindiens bewohnen und zum Teil eine anſehnliche Größe erreichen. Die in Rede ſtehende Art wird durchſchnittlich 50 cm lang, nicht ſelten werden aber auch meterlange Individuen gefangen. Der Kopf iſt breit und groß, etwa ein Drittel ſo groß, wie der ganze Körper ohne Schwanz, mit einer merkwürdigen Armatur von Knochenſchildern verſehen. Das Maul iſt groß und geräumig und hat an jeder Seite zwei paar Barteln. Die Rückenfloſſe und die abgerundete Schwanzfloſſe ſind lang, die Farbe des Rückens iſt ſchwarzbraun, die des Bauches gelblichweiß. Die Gräten des Fiſches ſind auffallend weiß, knorplig, faſt ſchleimig, ſeine Schwimmblaſe ſteht in offenem Zuſammenhange mit der Speiſeröhre und kann als Lunge funktionieren, daher der Fiſch im ſtande iſt, mehrere Tage ohne Waſſer zu leben und in kleineren Gewäſſern die trockene Jahreszeit im eingetrockneten Schlamme vergraben zu überdauern. Wenn man den gefangenen Wels, der ſich im Netz lebhaft wie eine Schlange windet, anfaßt und auf den Uferſand wirft, gibt er laute knurrende, miauende Töne wie eine wütende Katze von ſich, woran jedenfalls auch die beſonderen Verhältniſſe im Bau der Schwimmblaſe ſchuld ſind.

Das Tier iſt im See Tiberias ſehr häufig, es ſucht ſchlammige Stellen zwiſchen dem Wurzelwerk der Waſſerpflanzen, beſonders der Papyrusſtauden auf. Das Fleiſch des Fiſches iſt ſehr wohlſchmeckend.

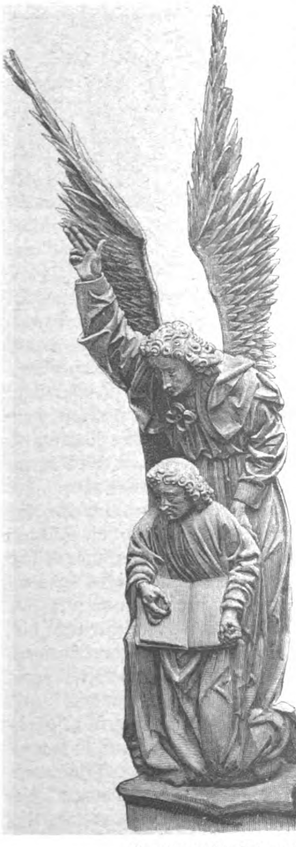
Clarias macracanthus iſt ein ſehr naher Verwandter, vielleicht nur eine lokale Klaſſe einer im Nil gemeinen Art (Clarias anguillaris), wie man ſchon zur Zeit des Flavius Joſephus wußte. Dieſer Hiſtoriograph nennt den Fiſch Rabenfiſch, Coracinus, und erwähnt einer äußerſt kräftigen Quelle, „die man im Lande Kaphernaum (nicht mit der gleichnamigen, im Neuen Teſtamente Kapernaum genannten Stadt zu verwechſeln!) nennt, und für eine Ader des Nils hält, weil ſie Rabenfiſche, wie der See bei Alexandria erzeugt.“ Dieſe Quelle iſt vielleicht die nämliche, die jetzt Ain el-Munda heißt, und in deren Krautwerk es, obwohl ſie nur einen Durchmeſſer von 30 m hat, nach Lortet von rieſigen Individuen des Clarias wimmelt.

Im Altertum nahm man einen unterirdiſchen Zuſammenhang der Gewäſſer Syriens und Paläſtinas mit dem Nil an, weil man ſich ſonſt die Gegenwart ähnlicher oder gleicher Fiſche in beiden nicht erklären konnte. Und in der That, die Urſache, aus der ſich im See Genezareth eine ſo gemiſchte Fiſchgeſellſchaft vorfindet, die Repräſentanten dreier großer Faunengebiete, des afrikaniſchen, indiſchen und europäiſch-nordaſiatiſchen oder paläarktiſchen, umfaßt, iſt ſchwer zu erklären. Es kann auch nicht meine Abſicht ſein, hier auf dieſe Sache einzugehen, was uns weit in das Hypothetiſche hineinbringen würde. Mir war es bloß darum zu thun, dem werten Leſer an der Hand neuerer Unterſuchungen eine kleine Schilderung der Fiſche zu geben, die von den Apoſteln im See Genezareth gefangen wurden.

Die Grablegung Chriſti in der bildenden Kunſt.

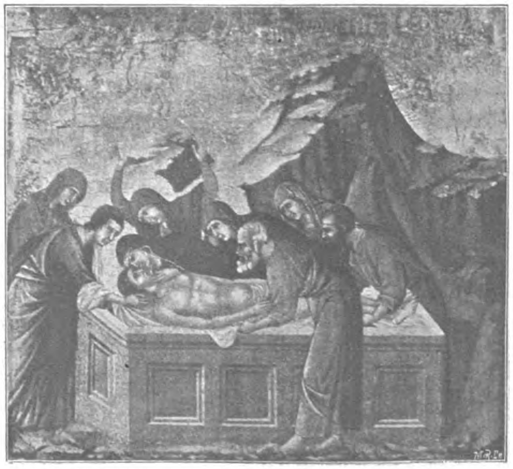
Von H. Knackfuß.

(Abdruck verboten.)



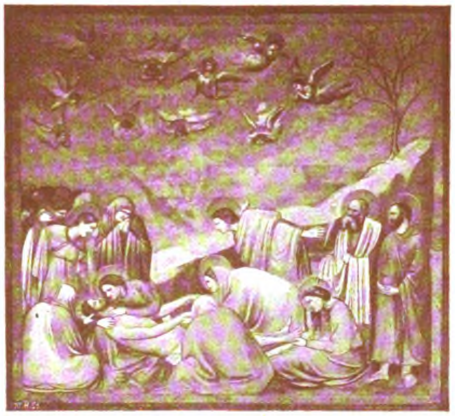
Der Evangeliſt Johannes. Gruppe von der Bekrönung des Marienaltars von Heinrich Douwermann in der Pfarrkirche zu Kalkar.

Die älteſte chriſtliche Kunſt vermied jede Darſtellung des Heilandes als eines Leidenden. Bilder des Gekreuzigten laſſen ſich ſeit der Schlußzeit des VI. Jahrhunderts nachweiſen; aber auch in dieſen Bildern bevorzugte man noch lange Zeit hindurch eine ſinnbildliche Auffaſſung, welche nicht den am Kreuze Sterbenden, ſondern den am Kreuze Siegenden darſtellte. Als es in der Folgezeit immer mehr gebräuchlich wurde, an den Wänden der Kirchen, in Evangelienbüchern, und wo ſonſt geeignete Plätze waren, das Erlöſungswerk in Bilderreihen geſchichtlichen Inhalts zu veranſchaulichen, konnte hierbei ſelbſtredend die Darſtellung der Kreuzigung nicht umgangen werden; aber immer noch vermied man im allgemeinen ein weiteres Eingehen auf das Leiden des Erlöſers. Insbeſondere widerſtrebte es der Empfindung eines harten Heldenzeitalters, wie es das frühe Mittelalter war, neben Bildern, welche „die Thaten Gottes“ ſchilderten, auch ſolche zu ſehen, in denen der Held, der Erlöſer als willenloſer entſeelter Leichnam gezeigt wurde. Erſt das weichere Gefühlsleben, das im Zeitalter des Rittertums und der Gotik ſich nach ſo vielen Richtungen hin äußerte, führte die weiteſten Kreiſe zu einer innigeren Betrachtungsweiſe der Geſchichte des Heilandes, und es wurde ein Bedürfnis der Volksſeele, gerade die ſchmerzhaften Geheimniſſe ſich recht eindringlich im Bilde vorführen zu laſſen. Wie überall in der Kunſtgeſchichte, zeigte es ſich auch hier, daß die Befähigung der Kunſt den an die Kunſt geſtellten Anforderungen genau entgegen kam. Sobald die Kunſt des Malers und des Bildners ſich im ſtande fühlte, durch die glaubhafte Wiedergabe ſeeliſcher Vorgänge auf die Seele des Beſchauers einzuwirken, vertiefte ſie ſich mit Hingabe in den Darſtellungsſtoff, welchen die Leidensgeſchichte des Erlöſers bot. Innerhalb dieſes Stoffgebietes wurde neben der Kreuzigung die Grablegung Chriſti ein mit beſonderer Vorliebe behandelter Gegenſtand der bildenden Kunſt.



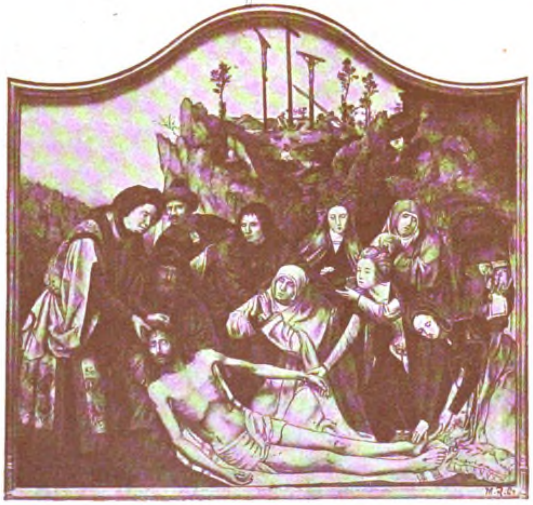
Grablegung. Von Duccio da Siena. Teil einer Altartafel im Dom zu Siena

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

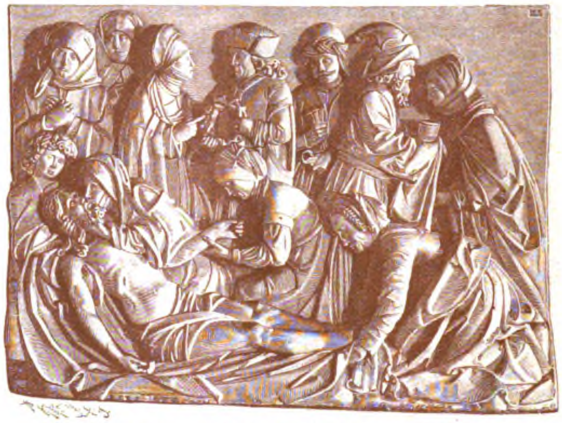


Grablegung. Von Giotto.
Freskogemälde in S. Maria dell' Arena zu Padua.

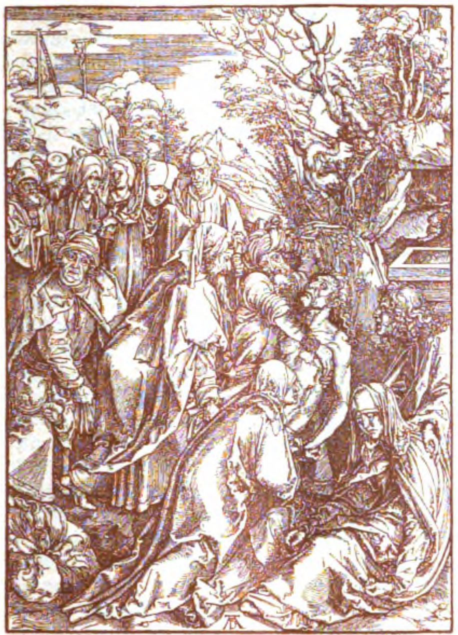
Ich weiß nicht, ob es eine ältere Darſtellung der Grablegung Chriſti gibt, als diejenige, welche ſich auf der koſtbaren im Jahre 1181 durch einen Meiſter Nikolaus aus Verdun angefertigten Altarbekleidung in der Kirche des Stifts Kloſterneuburg bei Wien befindet. In dieſem Prachtwerk iſt jedem einzelnen der in Email ausgeführten Bilder nur ein enger Raum zugewieſen und die Zahl der Figuren daher auf das denkbar geringſte Maß beſchränkt. Das Bild der Grablegung zeigt zwei Männer, welche ſich anſchicken, den in ein Leintuch gehüllten Leichnam in den Steinſarg hinabzuſenken; die Mutter Maria ſteht daneben und verbirgt ihr Geſicht mit der Hand. — Die Reihe der Darſtellungen, welche von dem ſchlicht erzählenden Ton der älteren Werke zu einem dramatiſch belebten Vortrag übergegangen ſind, wird an der Schwelle des XIV. Jahrhunderts durch zwei hochbedeutende Meiſterwerke eröffnet. Die umfangreiche Altartafel, welche Duccio von Siena gemäß einem im Jahre 1308 ihm erteilten Auftrag für den Dom ſeiner Vaterſtadt malte, enthält eine Schilderung des Leidens Chriſti in 26 Bildern, darunter auch die Grablegung. Der Leichnam iſt eben in den granitenen Sarg gebettet worden; Joſeph von Arimathia faßt den Saum des unterliegenden Leintuchs, um den Körper zu verhüllen. Es iſt der Augenblick, wo zum letztenmal ein Blick auf das geliebte Antlitz geſtattet iſt. Alle Anweſenden verſenken ſich in dieſes letzte Anſchauen, alle Augen haben das eine Ziel. Wie die gebückt daſtehenden Männer, ſo beugen ſich auch die Frauen über den Toten; am tiefſten die Mutter Maria, die ihr Geſicht noch einmal an dasjenige des Sohnes drückt, noch einmal ihm die Wange ſtreichelt. Das ſchmerzzuckende Leben der Züge Marias ſteht in ergreifendem Gegenſatz zu der regungsloſen, ſtarren Todesruhe in dem Haupte Chriſti, welches Johannes den Liebkoſungen der Mutter ſanft entgegenhebt, während er mit Anſtrengung aller Geſichtsmuskeln gegen das Weinen ankämpft. Nur eine von den Frauen macht ihrem Leid in einer lebhaften Geberde der Klage Luft, und dieſer Ausbruch des Jammers macht die Tiefe des lautloſen Schmerzes der Mutter und der neben Johannes ſtehenden Maria Magdalena doppelt fühlbar. — Mit einer kindlichen Formenſprache hat Meiſter Duccio es verſtanden, ein ergreifendes Ereignis ſo zu ſchildern, daß auch der Beſchauer davon ergriffen wird. — Neben Duccio ſteht der große Giotto. Deſſen Fresken in der kleinen Kirche S. Maria dell' Arena zu Padua ſind um anderthalb Jahrzehnte früher entſtanden, als Duccios Altartafel. Aber die Werke des jüngeren Florentiners bezeichnen denjenigen des älteren Sieneſen gegenüber einen weiten Schritt in der Entwickelung der Kunſt. Der große Zug der Linien in den wohlabgewogenen Maſſen ſeiner Kompoſitionen und die ſcharfe Beobachtung des Lebens in der Mannigfaltigkeit der Bewegungen ſind Vorzüge, die jedem in die Augen fallen, wenn auch die Einzelformen bisweilen noch mangelhafter erſcheinen mögen, als bei jenem. Giotto zeigt in ſeiner Darſtellung der Grablegung in der Reihe der genannten Fresken das Grab ſelbſt nicht. Sein Gemälde ſchildert den Augenblick vor dem Hinwegtragen des Leichnams, der noch in den Armen der Mutter ruht. Wie Maria, zwiſchen anderen Frauen am Boden ſitzend, den Oberkörper des toten Sohnes im Schoße hält, wie Magdalena deſſen Füße gefaßt hat, und wie andere ſeine Hände ergreifen; wie Joſeph von Arimathia und Nikodemus ruhig und doch tief erſchüttert des Augenblickes harren, wo ſie den heiligen Leichnam aufheben werden, während Johannes, vom Schmerz plötzlich übermannt, aufſchreiend die Arme zurückwirft; wie in der gedrängten Schar der übrigen Leidtragenden die tiefe Trauer in verſchiedener Weiſe zum Ausdruck kommt: das alles iſt mit einer Einfachheit und Größe, einer Kraft und Wahrheit vor unſere Augen geführt, daß wir ganz mit hineingeriſſen werden in den Vorgang. Auch die wie geängſtigte Vögel in der Luft umherflatternden Englein tragen weſentlich zur Stimmung des Ganzen mit bei, und ſelbſt das kahle Bäumchen auf der Felſenſpitze iſt nicht gleichgültig für den Eindruck. — In rein künſtleriſchem Sinne, als dichteriſche Geſtaltung, war ein Meiſterwerk wie die Schöpfung Giottos nicht zu überbieten. Das XV. Jahrhundert erfreute ſich rieſenhafter Fortſchritte an Kenntniſſen



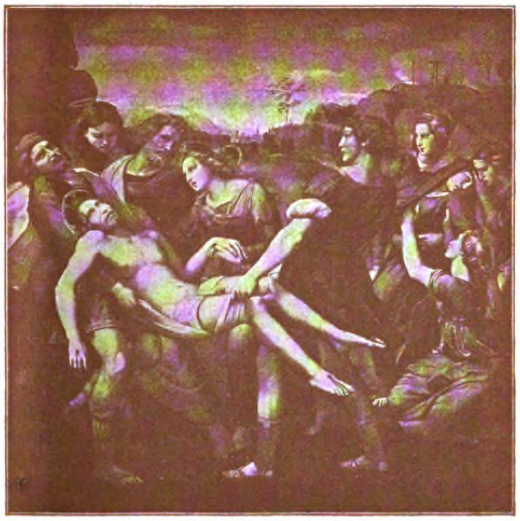
Grablegung. Von Quentin Maſſys.
Im Muſeum zu Antwerpen.



Die Grablegung aus Adam Krafts Kreuzwegſtationen
bei Nürnberg.



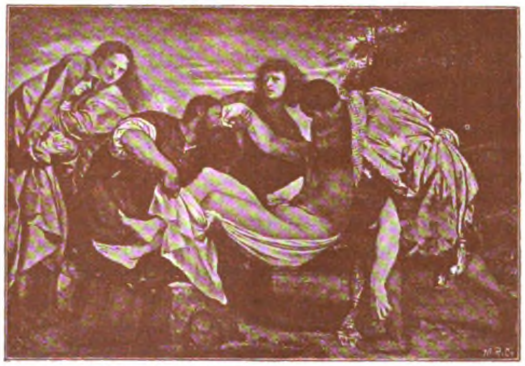
Grablegung. Von Albrecht Dürer.
Aus dem Holzſchnittwerk Die „große Paſſion“.



Grablegung. Von Raffael.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris u. New York. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

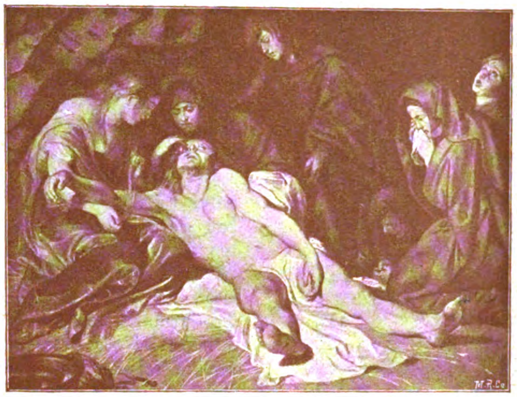
und Geſchicklichkeiten, und die neuen Errungenſchaften wurden gern zur Schau geſtellt. Durch die Naturwahrheit der Erſcheinung, in Bezug auf den Gemütsausdruck durch Geberden und Mienenſpiel und in Bezug auf die Körperbildung, gewinnen Grablegungsbilder wie die Erzgüſſe Donatellos oder die Gemälde Mantegnas ihre beſondere Anziehungskraft. Der italieniſchen Kunſt trat in eben dieſem Jahrhundert die niederländiſche Kunſt ebenbürtig an die Seite. Der Eigentümlichkeit des germaniſchen Gemüts, ſich mit einer beſonderen Hingabe in das Schmerzliche zu verſenken, entſprach es, daß die Grablegung Chriſti ein Lieblingsgegenſtand der nordiſchen Kunſt wurde. Mit ſchneidender Schärfe wurde da die Klage zum Ausdruck gebracht. Die Ausführlichkeit der Naturwiedergabe in allem einzelnen und die eckige Herbheit in den Bewegungen der nordiſchen Geſtalten laſſen dieſe Darſtellungen mit doppelter Eindringlichkeit zum Beſchauer reden. In den Gemälden iſt dabei auch noch die tiefpoetiſche Farbe ein ſtarkes ſtimmungerregendes Mittel. Wegen der Eigenartigkeit der Auffaſſung verdient eine kleine Darſtellung beſondere Erwähnung, die einen Beſtandteil von einem inhaltreichen, dem Roger van der Weiden zugeſchriebenen Altarwerk (im Muſeum zu Madrid) bildet: Joſeph von Arimathia und Nikodemus legen den Deckel auf den Marmorſarg, der Leichnam iſt den Blicken entzogen, und Maria ſinkt händeringend in den Armen des Johannes zuſammen. Ein vorzüglich ſchönes Werk iſt das im Antwerpener Muſeum befindliche Gemälde von Quentin Maſſys, der die Art und Weiſe der großen niederländiſchen Meiſter des XV. Jahrhunderts in das XVI. Jahrhundert hinüberführte. Auch hier iſt die Wahl des Augenblickes neu. Vor dem Eingang zu der Felſengruft iſt der von Golgatha herabgebrachte Leichnam niedergelaſſen worden; erſt jetzt kommt man dazu, die Dornenkrone von dem heiligen Haupt zu entfernen, das im Schoße eines der Männer ruht; Maria kniet in heißem Gebete neben dem Toten, und die anderen Frauen berühren die Wunden an deſſen Händen und Füßen. — In der gleichzeitigen deutſchen, der niederländiſchen innerlich verwandten Kunſt ſind es zunächſt die Werke der Bildnerei, welche unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, da in ihnen früher als in der Malerei die Formen zu einer gewiſſen Vollkommenheit durchgebildet wurden. Neben den Holzſchnitzereien der Altarſchreine enthalten die meiſtens in Stein ausgeführten Kreuzwegſtationen mannigfaltige Darſtellungen der Grablegung. Der Nürnberger Adam Kraft, zu deſſen beſten Werken die Kreuzwegbilder beim Johanniskirchhof ſeiner Vaterſtadt gehören, hat den letzten Kuß dargeſtellt, den die Mutter auf die Lippen des Sohnes drückt; echt deutſch und bürgerlich iſt in dieſem Bildwerk das Verhalten der Umſtehenden: ſie ergehen ſich weder in lauten Klagen, noch ſtehen ſie ſtumm in ſtarrer Ergriffenheit, ſondern ſie unterhalten ſich mit gedämpfter Stimme bei der Betrachtung der Dornenkrone und der anderen Werkzeuge der Qualen. In einer Kapelle auf dem Johanniskirchhof hat Kraft ſpäter die Grablegung noch einmal dargeſtellt, und zwar in lebensgroßen freiſtehenden Figuren. Die Aufſtellung von lebensgroßen Gruppen in den Kirchen, welche, in Holz oder in Stein ausgeführt, die Einbettung des heiligen Leichnams in den Sarg darſtellen, kam in jener Zeit in mehreren Gegenden Deutſchlands auf und wurde bald eine allgemein verbreitete Sitte. In vielen Kirchen ſind dieſelben auf ihren Plätzen erhalten geblieben, und wenn auch nicht gerade alle große Kunſtwerke ſind, ſo ſpricht doch aus allen eine ehrfurchtsvolle Auffaſſung des Gegenſtandes und die ſchlichte und aufrichtige Abſicht, das Gemüt des Beſchauers zu rühren.

Ein Hauptmittel, um durch die Kunſt auf die Maſſe des Volkes einzuwirken, war in Deutſchland am Ende des XV. und im XVI. Jahrhundert die Verbreitung von Holzſchnitten und Kupferſtichen. Da ſind vor allen die Meiſterwerke unſeres Dürer in den verſchiedenen Folgen der Leidensgeſchichte des Herrn, die



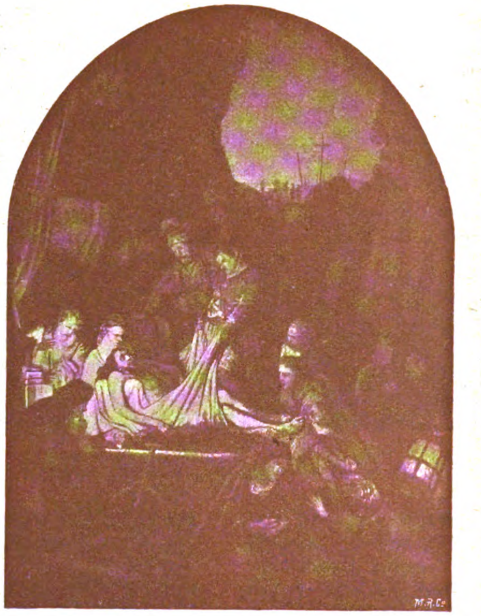
Grablegung. Von Tizian. Im Louvre zu Paris.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris u. New York. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

er herausgegeben hat. Bisweilen ſo ungelenk in den Formen, daß der heutige Beſchauer ſich beim erſten Anblick von ihnen ebenſo befremdlich berührt fühlt, wie von der Schriftſprache jener Zeit, enthalten dieſe Blätter eine unermeßliche Fülle innerlicher Schönheit, die ſich einem immer mehr erſchließt, je öfter und je länger man ſie betrachtet. In dem Grablegungsbild der unter dem Namen „die große Paſſion“ bekannten Folge von Holzſchnitten wird der Leichnam Chriſti eben aufgehoben, um in das Grab getragen zu werden; willenlos und kraftlos bleibt Maria, von Johannes gehalten, am Boden ſitzen. Erſchütternder hat kein Künſtler den Gegenſtand behandelt.



Die Beweinung Chriſti. Von Rubens.
In der Kaiſerl. Gemäldegallerie zu Wien. Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Um dieſelbe Zeit wie Dürers „große Paſſion“ entſtand Raffaels berühmtes Gemälde der Grablegung. Mit Raffael hatte die italieniſche Kunſt das Höchſte in der Durchbildung der Formenſchönheit erreicht. Auch bei dieſem Bilde hat der Künſtler in dem Reiz der ſchönen Köpfe und Geſtalten und in dem weichen Fluß der Linien ſein Mittel, dem Heiligen Huldigung darzubringen, geſucht und gefunden — ein wenig auf Koſten desjenigen inneren Gehalts, der bei vertiefterer Betrachtung nachhaltigen Eindruck zurückläßt. Seit Raffael wurde nach deſſen Vorbild das Tragen des Leichnams das bevorzugte Motiv der Grablegungsbilder.



Die Grablegung. Von Rembrandt.
In der Kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfſtaengl in München.

So iſt auch in dem wunderbaren Prachtwerk von Tizian (im Louvre) das Tragen zum Grabe dargeſtellt. Man ſieht, daß hier das Suchen der ſchönen Form den Künſtler nicht mehr beſchäftigt. Die Stimmung wird wieder hingebender, inniger, und als ſtärkſtes Mittel des Stimmungsausdrucks entfaltet die Farbe ihre ganze Zaubermacht. Wie im hellen Sonnenlicht eines ſüdlichen Frühlingstages die Männer den Verblichenen von der gebrochen ſtehen bleibenden Mutter hinwegtragen, um ihn in das kalte Dunkel des Grabes zu verſenken, darin liegt eine maleriſche Poeſie von allerhöchſtem Rang. Auch die vlämiſchen Maler, die den nächſtfolgenden Höhepunkt in der Geſchichte der Kunſt bezeichnen, haben den Gegenſtand in ergreifenden Farbendichtungen behandelt; ſo Rubens in dem zu Wien befindlichen Gemälde, welches vor dem ſchwarzen Eingang des Felſengrabes den heiligen Leichnam, dem Maria die Augen zudrückt, von vollem Licht überflutet zeigt.

Dann kam Rembrandt und fand in einer tiefdüſteren Stimmung eine neue, auf das Gemüt des Beſchauers mächtig einwirkende Auffaſſung. Wir ſind in dem nachtdunklen Innern der Felſengruft, durch deren Öffnung man im flimmernden Dämmerlichte Golgatha erblickt; mit einer trüben Laterne hat man ſich in der Finſternis den Weg geſucht; bei dem grellen Schein einer Kerze, welche die Schatten unheimlich flackern macht, wird mit Hilfe eines Leintuches der Leichnam in das Grab hinabgelaſſen.

Faſt noch weiter in der düſteren Stimmung als Rembrandt in dieſem zu München befindlichen Gemälde ging Murillo in einem für ein Kloſter zu Sevilla gemalten Bilde der Beweinung Chriſti. Da ſtehen in nächtlicher Finſternis zerriſſen und vereinzelt die Helligkeiten, welche den mit dem Kopf auf dem Schoß der Mutter gebetteten Toten, die Klagegeberde Marias und die mit Thränen teilnehmenden Engel erkennen laſſen, ſo grell und ſchneidend, daß der Beſchauer eine Wirkung wie von ſchrillen Klagelauten empfängt. Die farbenmuſikaliſche Bearbeitung des Stoffes in den Schöpfungen von Rembrandt und Murillo bilden den Abſchluß der mit einfach erzählender Darſtellung beginnenden Reihe mannigfaltiger künſtleriſchen Löſungen der erhabenen Aufgabe, die Grablegung des Heilandes der Betrachtung der Gläubigen im Bilde vorzuführen. Während eines halben Jahrhunderts hatten die beſten Meiſter, jeder in ſeiner Art, ihre beſte Kraft und ihren heiligſten Ernſt an dieſe Aufgabe geſetzt. Nun ſchien die Fähigkeit zur künſtleriſchen Geſtaltung eines ſolchen Stoffes erſchöpft. Die verflachte kirchliche Kunſt des XVIII. Jahrhunderts bot nur leeres Formenſpiel, und als im Anfange unſeres Jahrhunderts deutſche Künſtler ſich bemühten, eine neue, ernſte chriſtliche Kunſt ins Daſein zu rufen, wußten auch die Beſten unter ihnen für die Grablegung Chriſti keine andere Form zu finden, als eine Überſetzung oder Umſchreibung deſſen, was Raffael geſagt hatte — und allem Nachahmeriſchen fehlt die innere Kraft.

Ob die künſtleriſchen Beſtrebungen unſerer Zeit, die ſo vieles Neue bewegen, und die auch die Grablegung Chriſti mehrmals als Bildſtoff benutzt haben, wohl auch die Wege zu einer lebensſtarken und weihevollen kirchlichen Kunſt wieder finden werden?

◆

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Hannah ſah Acker freundlich in das finſtere Geſicht, und dann fuhr ſie fort: „Wir haben uns vielleicht alle an Ihnen verſündigt, aber von heute ab ſollen Sie nicht mehr einſam und allein ſein, von heute ab ſollen Sie nie mehr die Dunkelheit fürchten müſſen und nie mehr anders an Ihren toten Liebling denken dürfen, als mit der freudigen Zuverſicht, die uns alle bei dem Gedanken an unſere Toten erfüllt. Gewiß ſoll der Geiſt Ihres Daniel um Sie ſein, aber nicht als ein friedloſer Schatten, ſondern in der freundlichen lichten Geſtalt eines Engels, und wenn er zu Ihnen redet und Ihre Hand faßt, dann ſoll es durch den Mund und die Hand derer ſein, die Ihnen viel, unendlich viel aus der Vergangenheit abzubitten haben!“

So ſchön und lieb und hold ſtand Hannah Weyland mit glühenden Wangen neben dem verwahrloſten, geächteten Menſchen, ſo ſehr erinnerte der Laut ihrer Stimme an jene tröſtende Sprache, die wir dereinſt am Ende allen Erdenleides zu vernehmen hoffen, daß Wilhelm Acker ſein Haupt, welches er auf die verſchränkten Arme gelegt hatte, emporhob und mit einem ſcheuen zweifelnden Ausdruck in den verbitterten Zügen das Antlitz des Mädchens betrachtete.

„Ich wollte, es könnte ſo ſein,“ ſagte er dann langſam. „Und wenn jemals ein Menſch im ſtande wäre, mit ſeinen Händen alles hinwegzunehmen, was die ganze Menſchheit an Haß und Verachtung und Schlechtigkeit in meinem Herzen aufgehäuft hat, dann glaube ich, daß dieſe kleine unſchuldige Hand dazu im ſtande wäre. Aber wenn das auch niemals der Fall ſein wird, ſo danke ich Ihnen doch, Fräulein Weyland, daß Sie in Ihrem hellen Kleide in meine dunkle Hütte gekommen ſind, und ich danke Ihnen —“

Wilhelm Acker brach plötzlich ab und wandte den Kopf nach jener Ecke, die er bis dahin mit ſeinen Blicken gefliſſentlich vermieden hatte. Er ſprang plötzlich empor, ſtreckte die Arme aus, bewegte einige Augenblicke lautlos die Lippen und rief dann plötzlich laut: „Er iſt fort, er iſt verſchwunden, ich ſehe ihn nicht mehr! Er iſt gegangen vor der lichten Geſtalt, und er wird ſeine Ruhe im Grabe haben! O Du allmächtiger Gott, ich danke Dir, daß Du Deinen Engel geſandt haſt, nun kann die Nacht kommen und die Einſamkeit.“

„Er iſt fort,“ ſagte Wilhelm Acker noch einmal und hob die Hände über ſein Haupt — „er iſt fort!“ — —

In der dritten Stunde dieſes denkwürdigen Nachmittags kam der Aktuar Wendel wie gewöhnlich auf das Gericht.

Nicht ganz ſo pünktlich und nicht ganz ſo dienſteifrig, wie es an anderen Tagen der Fall zu ſein pflegte, vielmehr hatten die langen Schritte, welche er nahm, etwas katzenartig Schleichendes, der Klemmer hing nur auf der Naſenſpitze, und das Geſicht war in komiſch groteske Falten gelegt.

„Nichts Neues vorgekommen, Seiffarth?“ ſagte er beim Durchſchreiten der Dienerſtube, indem er die Stimme und den Tonfall des Amtsrichters leicht nachahmte, und als jener ſtumm und verdroſſen den Kopf ſchüttelte, fügte er ſelbſtironiſierend hinzu: „Sollten Sie in ſchwierigeren Dingen Entſcheidung wünſchen, Seiffarth, ſo wenden Sie ſich nur vertrauensvoll an die leitende Stelle.“ Damit verſchwand er in ſeinem Büreau. Das Bewußtſein der alleinigen Vertretung des Gerichts ſchien ihm ein bedeutendes Gefühl der Überlegenheit einzuflößen, welches ſeinen nächſten und natürlichſten Ausdruck in vollſtändiger Unthätigkeit zu finden bemüht war. Von dieſem paſſiven Verhalten ging Wendel indeſſen bald zu einer gewiſſen Aktivität über. Er zündete ſich eine Cigarre an, verſetzte der am Fußboden liegenden Regiſtrande einen Tritt und durchſchlenderte langſam die Büreauräume, bis er in dem engen Zimmerchen Halt machte, wo Helm auf einem hohen Lederbock ſaß und, die Feder hinter dem Ohr, den Bleiſtift im Munde, in der Rechten ein Lineal und in der Linken ein Sandfaß, eifrig kollationierte.

„Morjen, Helm,“ ſagte er gemütlich und ſetzte ſich rittlings auf einen Stuhl, „finden Sie nicht auch, daß es heute unanſtändig langweilig in dieſem alten Kaſten iſt?“

Der Kopiſt fletſchte die Zähne, weil der Bleiſtift ihn am Sprechen hinderte, ſchwang abwehrend ſein Lineal und ſtülpte das Sandfaß über den vor ihm liegenden Bogen.

„So,“ fuhr Wendel fort, „bis dieſe Wüſte Sahara beſeitigt iſt, kann ich meine Rede anbringen. Wiſſen Sie eigentlich, Helm, daß draußen die Sonne ſcheint? Wiſſen Sie, daß es Frühling iſt? Wiſſen Sie überhaupt, daß es noch andere Dinge im Leben gibt, als dieſe verwünſchte, traurige, elende Schinderei?“

Helm nahm den Bleiſtift aus dem Munde, legte beide Arme auf das Pult und begann an den Fingern zu zählen. „Das ſind drei Fragen auf einmal,“ ſagte er langſam, „und ich ſehe von keiner den Grund ein. Was ſoll ich mit der Sonne? Sie ärgert mich, wenn ſie mir aufs Papier ſcheint! Was nützt mir der Frühling, wenn er mir Kopfſchmerzen und unruhige Nächte bringt? Was hab' ich von allen Dingen im Leben, wenn ſie nicht mein ſind und niemals mein ſein werden? Laſſen Sie mich in Ruh'!“

Wendel ſchüttelte den Kopf. „Ich werde Sie nicht in Ruh' laſſen, Helm, das iſt ungeſund. Haben Sie niemals in Ihrem Leben einen dummen Streich gemacht?“

„O ja,“ entgegnete jener, und begann wieder an den Fingern zu zählen. „Da iſt meine fortwährende Verwechſelung zwiſchen Sand und Tinte, da iſt ferner der Umſtand, daß ich bisweilen ein Aktenſtück für ein Holzſcheit anſehe, oder die Seife für Radiergummi —“

„Unſinn,“ ſagte Wendel, „das ſind Dummheiten, aber keine dummen Streiche. Dumme Streiche ſind ſehr geſcheit, darin liegt der Unterſchied. Haben Sie noch niemals einen Spitz gehabt?“

„Ich kann die Hunde nicht leiden.“

Der Regiſtrator lachte. „Sie ſind ein Kind, dem man auf die Sprünge helfen muß. Geld haben Sie wohl auch keins?“

Der Kopiſt zählte an den Fingern weiter. „Für dreißig Seiten Reinſchrift, die Seite zu zwanzig Zeilen, und die Zeile zu zwölf Silben, macht es gerade zwei Mark und zehn Pfennige täglich. Das ſind, wenn ich die Sonntage mitrechne, ſiebenhundertſechsundfünfzig Mark im Jahr, ohne der verdorbenen Bogen zu gedenken. Es iſt viel, wenn man die Arbeit anſieht, und wenig genug an Lohn. Aber es langt.“

Wendel klimperte mit der Hand in der Hoſentaſche. „Na, Helm, ich bin auch kein Kröſus, aber ich verdiene bisweilen extra. Mit den Kontrakten, wiſſen Sie. Da habe ich juſt zwei Thaler eingenommen, die ſind rund und wollen rollen. Unſer Alter iſt heute auf die Pürſche nach einer Frau, ſchmeißen Sie den Krempel in die Ecke und laſſen Sie uns lumpen. Bayriſch Bier und Eisbeine mit Sauerkraut, Helm, ich zahl's!“

Der Kanzliſt blickte über ſein Papier hinweg und leckte ſich die Lippen. „Hier in Breitenau?“ fragte er vorſichtig.

„Gott behüte, man will ſich doch Hunger und Durſt laufen. Wir gehen nach Altenbach hinauf und halten da oben einen fidelen Gerichtstag. Gilt's?“

Da ergriff Helm begeiſtert das Tintenfaß, ſchüttete es über die letzte Seite, wiſchte gelaſſen die Finger in den Hoſen ab, reichte die ſchwarze Rechte dem Regiſtrator und ſagte gerührt: „Topp, es gilt! Sie ſind ein braver Kerl, Wendel, geben Sie mir Ihre Hand. Und wenn wir heute abend fidel beiſammen ſitzen, dann will ich Ihnen auch ein Geheimnis verraten, das ich bisher mit mir allein herumgetragen habe. Die anderen würden lachen, wenn ſie es erführen, aber Sie ſind eine ehrliche Haut, und Sie ſollen mein Geheimnis erfahren.“ — — — — —

Inzwiſchen ſchwebt ein anderes Geheimnis über dem finſteren Dache der Bezirksmühle und ſtreckt ſeine bleichen, geſpenſtergleichen Hände in das graue Dämmerlicht, welches nach Sonnenuntergang vom Waldesſaum herüber in die niedrigen Wohnräume eingezogen iſt. Dieſes Geheimnis beſitzt die ſeltſame und unheimliche Eigenſchaft, daß es wohl von ſämtlichen Bewohnern des Hauſes geahnt und empfunden, aber nur von einem einzigen gleichſam mit leiblichen Augen geſehen, gleichſam mit leiblichen Händen getaſtet, dennoch aber niemals gebannt und in die dunklen Tiefen ſeines Urſprungs zurückgeſcheucht werden kann. Es iſt ein aufdringliches, häßliches, furchtbares und grauenhaftes Geheimnis, das ſein von Runzeln durchfurchtes, von Spinngeweben umflattertes Haupt aus einem vergeſſenen, verſtaubten Winkel emporhebt und nach langem Schweigen die geſchwätzigen Gewohnheiten des Alters anzunehmen droht.

Nord und Süd.

Ein Oſterhymnus.

Daheim zur Oſterzeit der letzte Schnee kaum ſchwand,
Und ſchüchtern duftend ſich das erſte Veilchen fand,
Wenn dann hoch im Gezweig, ſchon brauner Knoſpen voll,
Der Stare Frühlingsgruß im Flötenchor erſcholl,
Und wenn ums Abendrot die Erde keuſch ſich hüllt'
In blauen Nebelduft — dann ſchien die Welt erfüllt
Von Oſterſehnſucht, ja von großer Sabbathruh',
Als frage hoffend ſie: „Herr, wann erſteheſt Du?“ —
Heut aber, iſt es Traum? ein Blick in Edens Thor?
Heut klingt das Oſterlied mir wie im höh'ren Chor.
Ich ſteh' im Pinienhain, der ſeine Kronen wiegt
In azurblauer Luft — zu meinen Füßen ſchmiegt
Sich würz'ger Rosmarin, der Ciſtusröschen Schnee,
Die zarte Erika und purpurfarbner Klee,
Sieh, Alpenveilchen auch, und drängend, Zweig an Zweig,
Sprießt Myrt' und Lorbeer, dicht, wie Dornenröschens Reich.
Geheimnisvoll im Moos ein alt' Gemäuer ruht —
O, horch, die Nachtigall! Und fern die grüne Flut,
Das wundervolle Meer, es rauſcht ſein ewig' Lied,
Wie Well' auf Welle kommt und Well' auf Welle flieht,
Und durch das alles klingt und jubelt es empor:
„Erſtanden iſt der Herr! Hallelujah im Chor!“ —

H. von Krauſe (von Hellen).

Wenn die Nacht niederſinkt, und die dunklen Häupter der Kiefern ſich in jener ſeltſamen Weiſe zu regen beginnen, deren Urſprung mehr in der tiefen Stille, als in einem Hauch des Windes zu ruhen ſcheint, wenn ein vollkommen lichtloſer Himmel ſich über dem feuchten Grunde, in welchem die einſame Mühle eingebettet liegt, auszuſpannen beginnt, oder auch, wenn ein verirrter Mondſtrahl, ähnlich den ruheloſen Geiſtern Verſtorbener, mit fußloſem Gang über den ſchwarzen Moorboden ſtreicht, dann breitet jenes dunkle Geheimnis ſeine Schwingen aus, dann wächſt ſein ſchattenhafter Leib ins Ungeheure, dann rauſcht es in allen Winkeln des Hauſes, pocht, ſchabt und kratzt an den verborgenſten Stellen ſeines Gebälks und nickt, das graue Haupt zum Schornſtein hervorſtreckend, in vertraulicher Weiſe zu dem Walde hinüber, als wenn dort ſeine Heimat wäre, und als ob es nur durch die Macht einer unbarmherzigen Gerechtigkeit an die Wohnſtätte ſterblicher Menſchen gebannt wäre.

Das ſind die Stunden, in denen der Müller in ſeiner Schlafkammer Licht brennt, in denen er bisweilen, wenn alles ſchon von tiefem Schlafe umfangen liegt, ſein Lager verläßt und mit geräuſchloſen Schritten nach der Mahlkammer und von dort nach dem Stalle ſchleicht, in allen ſtummen Winkeln horcht und an allen verſchloſſenen Thüren rüttelt. Das ſind die Stunden, in denen das biedere Lachen, welches er tagsüber vor den Leuten zur Schau trägt, auf ſeinem Geſicht zu einem elenden, bleichen, furchtſamen Zuge zuſammenſchrumpft, in denen er nur einen Genoſſen, Freund und Tröſter, nur einen Schutz gegen die quälende Einſamkeit der Gedanken kennt, einen Kameraden, deſſen betäubender und lähmender Kraft er doch wiederum Mißtrauen und Abſcheu entgegenbringt — die Flaſche.

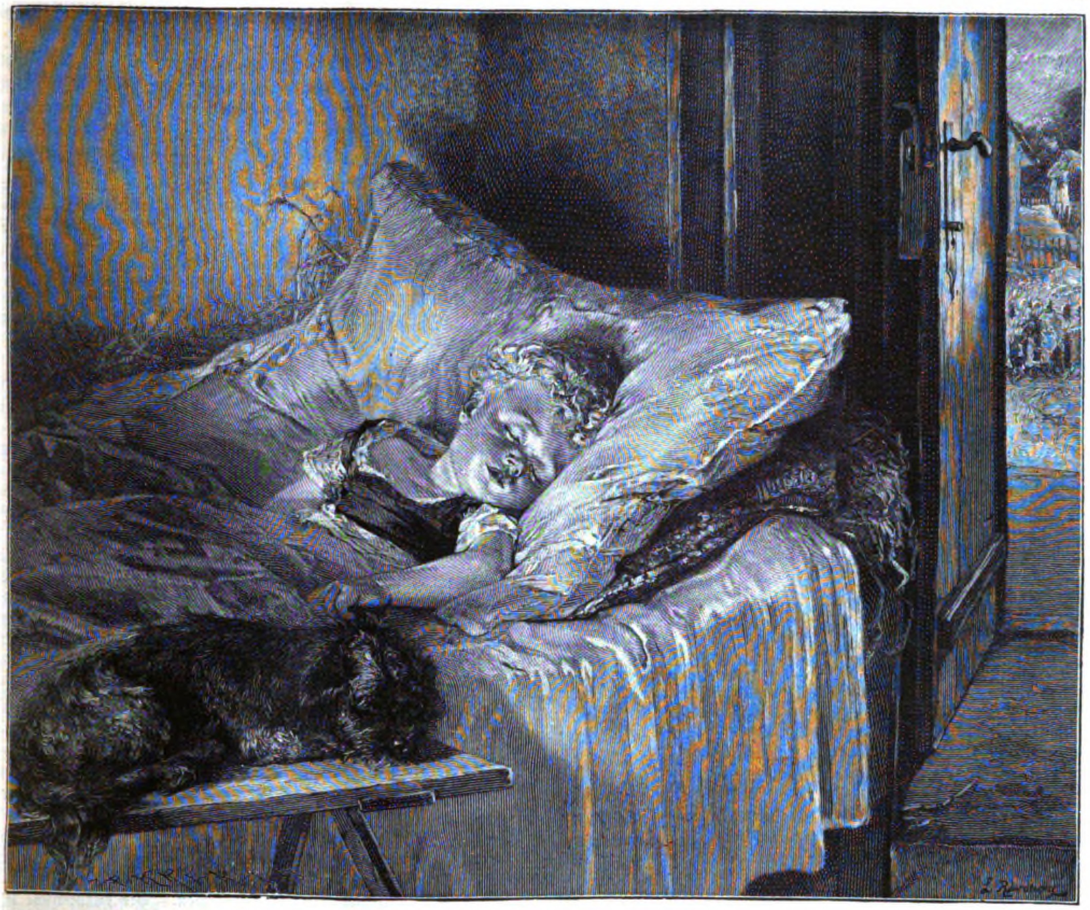
Die Leute ſagen, er ſei ein kranker Mann, und er iſt in der That an Leib und Geiſt zerrüttet, aber ſeine eigentliche Krankheit beſteht weniger in dem traurigen Laſter der Trunkſucht, als vielmehr in der traurigeren Genoſſenſchaft jenes dunklen, alten, verſtaubten, geſchwätzigen Geheimniſſes. Und ſie hat ihn auch in dieſer Nacht gepackt, mächtiger, als in allen vorhergehenden, ſo mächtig, daß man glauben könnte, ſie ſei heute gekommen, um ihn endlich in ihren unbarmherzigen Armen barmherzig zu erwürgen.

Jakob Lutz liegt auf ſeinem Alkovenbette, welches ſich gerade dem dichtverhängten Fenſter gegenüber befindet, und deſſen Gardinen weit zurückgeſchlagen ſind. Er würde dieſe Gardinen gern ſo dicht zuſammenziehen, daß ſie ſich wie ein ſchützender Mantel um ihn breiten, aber es iſt ihm zu einem unabweisbaren Bedürfnis geworden, unter dem vollen Scheine des Nachtlichtes einzuſchlafen, und ſo oft er die Augen öffnet, in die ſtille, tröſtliche Flamme zu blicken.

Er liegt ſeiner Gewohnheit gemäß halb angekleidet mehr auf, als in den Kiſſen, und zwar ſo, daß er mit der rechten Hand eine alte, über dem Bette hängende Reiterpiſtole, mit der Linken dagegen eine Flaſche zu erreichen vermag, welche halb gefüllt neben dem Nachtlicht ſteht, und durch ihren ſcharfen Geruch den feurigen Inhalt verrät. Es geht ſchon auf Mitternacht, und der Mond ſcheint draußen ſo hell, daß ſeine Strählen durch die Fenſtervorhänge dringen und mit dem dunſtigen Nachtlicht um die Herrſchaft ſtreiten. Und es iſt Totenſtille ringsum.

In dieſer tiefen, bedrückenden, unendlichen Stille vernimmt der Müller plötzlich einen Laut. Das Geräuſch, ein leiſes Klirren oder ein leiſes Kniſtern, kommt nicht aus dem Innern des Hauſes, ſondern mehr ſeitwärts, aus der Richtung, wo ſich der Stall an das Hauptgebäude anſchließt: es kann auch auf dem weiter vorne liegenden Hofe entſtanden ſein, allein dieſe Annahme iſt um deswillen unwahrſcheinlich, weil ſich auf dem Hofe die Hütte des Kettenhundes befindet,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Langſchläfer. Nach dem Gemälde von L. Roſenberg.

und weil die angekettete Dogge nicht nur ſehr bösartig iſt, ſondern auch außerordentlich wachſam zu ſein pflegt.

Der Hof iſt aber auf der einen Seite durch den Stall begrenzt, und die eine Thür des letzteren, gerade diejenige, welche ſchlecht ſchließt und am leichteſten geöffnet werden kann, iſt von der Hofſeite abgewendet, ſo daß ſie nicht von dem Hunde bewacht zu werden vermag.

Aus der Schlafkammer des Müllers gelangt man durch einen kleinen Gang in den Stall, und die beiden verbindenden Thüren beſitzen kein Schloß. An alles dieſes denkt der Müller, während er mit aufgeſtütztem Ellenbogen daliegt und angeſtrengt auf das leiſe ungewohnte Geräuſch horcht.

Es iſt nicht wohl anzunehmen, daß Diebe einen Einbruch in die Mühle zu machen beabſichtigen, denn in der ganzen Gegend weiß jedermann zur Genüge, daß der Müller ſich im Konkurs befindet, und daß vor einer Woche die letzte Kuh vom Gerichtsvollzieher verkauft worden iſt.

Nein, wenn die Hand eines Menſchen an der Thür des leeren Stalles taſtet, dann begehrt ſie etwas anderes als Hab und Gut, und dieſer Gedanke reißt den Müller mit unwiderſtehlicher Gewalt vom Lager empor, obgleich er ſich am liebſten in die Kiſſen ſeines Bettes vergraben, und alle Sinne vor jenen unheimlichen Vorgängen verſchließen möchte. Er nimmt die halbverroſtete Piſtole — eine ſchwache, unzuverläſſige Waffe in dieſer Bedrängnis — vom Nagel, unterſucht mit zitternden Fingern, ob das Zündhütchen auf dem Piſton feſtſitzt, und ſchleicht, den Finger am Drücker, zur Kammerthüre hinaus, um von dort in den leeren Stall zu gelangen.

Denn der Mühlknappe, welcher ſonſt ſeine Schlafſtelle im Kuhſtall hat, iſt ſeit einigen Wochen wegen Mangels an Arbeit aus dem Dienſt entlaſſen, und ſeitdem befindet ſich nur die Familie des Müllers nebſt einer jungen Dienſtmagd auf der einſam gelegenen Mühle.

Durch das blind gewordene Stallfenſter wirft der Mond ein unſicheres Licht, und die Schatten der verſchiedenſten Gegenſtände zeichnen ſich ſo wunderlich verzerrt in den Ecken und Winkeln, daß niemand zu ſagen vermöchte ob ſich dort ein Arm vorſtreckt, oder ob es ein hingeworfener Stallbeſen iſt, ob ſich hier der Rumpf eines Menſchen zuſammenkauert, oder ob nur ein mit Korn oder Spreu gefüllter Sack die Laune hat, Ähnlichkeit mit einer menſchlichen Geſtalt nachzuäffen.

Dieſe graue, geſpenſtige, in jedem Augenblick wechſelnde Umgebung gewährt zumal bei dem Herannahen der Mitternachtsſtunde einen ſo unheimlichen, ſchier unerträglichen Anblick, daß Jakob Lutz ſchon am Eingang des Stalles umkehrt, auf den Zehen in die Schlafkammer zurückſchleicht, eine auf dem Tiſche ſtehende Kerze am Nachtlicht anzündet und nun abermals, das Licht in der Linken und die Waffe in der Rechten dem ſonderbaren Geräuſche nachgeht, welches er noch immer hört, oder zum mindeſten zu hören glaubt. Es iſt nicht lauter geworden, ſondern klingt gedämpft, ungefähr ſo, als ob eine unendlich vorſichtige Hand an irgend einem Gegenſtande rüttelte und ungeachtet der größten Aufmerkſamkeit doch nicht im ſtande wäre, ein entgegenſtehendes Hindernis vollkommen lautlos zu beſeitigen. Oder ſollte es ihr dennoch bereits gelungen ſein?

Jakob Lutz bleibt plötzlich ſtehen, hebt das Licht in die

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Höhe und ſtarrt regungslos auf einen Gegenſtand, der weiß oder grau in Umriſſen vor ihm aufwächſt, die kaum einen Zweifel an ihrem Urſprung aufkommen laſſen. Da iſt ein Geſicht, deſſen unendlich bleiche Züge von zwei dunklen unbeweglichen Augen nicht belebt, ſondern gleichſam abgetötet zu werden ſcheinen, da ſind Arme, die ſchlaff niederhängen und, anſtatt in Hände, in ſonderbare Franſen auslaufen, da iſt ein Gewand —

Nein, es iſt kein Gewand, wie lebende Menſchen dasſelbe zu tragen pflegen, ſondern eine ſchlotternde, flatternde, zerfreſſene, modrige Hülle, die nach unten hin kein Ende zu haben ſcheint, die vielmehr ganz allmählich in Dunſt und Schatten zerfließt. Und dieſe ganze unfaßliche Erſcheinung, welche vielleicht nur durch Zeit und Ort hervorgezaubert, vielleicht aber auch durch jene mitternächtliche Miſchung von Licht und Dunkel entſtellt wird und daher wirklich vorhanden iſt, dieſe Erſcheinung bewegt ſich jetzt langſam vorwärts —

Und dann ereignet ſich plötzlich noch etwas anderes.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſch-Oſtafrika.

Wer ſich über Deutſch-Oſtafrika unterrichten wollte, der war bisher auf die Berichte der Reiſenden oder auf das Material angewieſen, das hier und da in den wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften veröffentlicht worden iſt. Ein Handbuch, das auf Grund unſerer derzeitigen Kenntniſſe ein Bild von Deutſch-Oſtafrika entwarf und den Leſer befähigte, ſich ſchnell über Land und Leute im großen und im einzelnen zu unterrichten, fehlte. Da wird es denn gewiß allſeitig mit Freuden begrüßt werden, daß Herr Dr. Peters amtlich den Auftrag erhielt, ein ſolches auszuarbeiten. Es iſt ſoeben unter dem Titel: „Das Deutſch-Oſtafrikaniſche Schutzgebiet“ im Verlage von R. Oldenbourg erſchienen.

Ich bekenne, daß ich das Buch mit einem ſtarken Vorurteil in die Hand nahm, denn die früheren Schriften des Herrn Dr. Peters waren mir im höchſten Grade unſympathiſch, ich bin aber ſehr angenehm überraſcht worden. Ein kühles Abwägen aller Verhältniſſe wird man verſtändigerweiſe von einem Manne nicht erwarten können, der in der Erwerbung dieſer Kolonie ſeine Lebensaufgabe ſah, man wird aber, glaube ich, allſeitig anerkennen, daß trotz eines ſtarken Optimismus, der der Schilderung zu Grunde liegt, die Urteile, die der Herr Verfaſſer fällt, ſich durch ebenſoviel Beſonnenheit auszeichnen wie die Vorſchläge, die er im Intereſſe der Kolonie macht. Das Buch iſt nicht nur mit warmer Liebe für das Land, ſondern auch außerordentlich geſchickt geſchrieben. Herr Dr. Peters wendet ſich nicht an die Gelehrten, ſondern an die Männer des praktiſchen Lebens, und dieſe werden ihm für ſeine Darſtellung, die immer geradeswegs auf die Hauptſache losgeht und ganz gemeinverſtändlich iſt, gewiß dankbar ſein.

Hören wir, wie Herr Dr. Peters die Sachlage in Deutſch-Oſtafrika anſieht. Er ſchätzt die geſamte Landfläche der Kolonie auf 16 500 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 3 850 000 Menſchen. Von dieſem Gebiet ſind 8300 Quadratmeilen durch ihre Beſchaffenheit der unmittelbaren Bearbeitung durch Europäer entzogen: „Es ſind dies Länder, welche dauernd der ſchwarzen Raſſe gehören, und unſere Aufgabe wird ſich dort darauf beſchränken, durch Schutz von Leben und Eigentum, ſowie Anleitung zu neuen Kulturen und Arbeiten allmählich die Bevölkerung emporzuheben und dadurch dieſe Gebiete handelspolitiſch wertvoller zu machen.“ Man nennt das Kultivation. Etwa 970 Quadratmeilen eignen ſich für Plantagenwirtſchaft; 2580 Quadratmeilen ſind unbewohnte Steppe; 4000 Quadratmeilen ſind von Europäern landwirtſchaftlich zu benutzen.

So Herr Dr. Peters, der in Bezug auf die landwirtſchaftliche Benutzbarkeit folgendes ausführt: „Als Beſiedelungsland betrachte ich ſolche Gebiete, welche durch ihre Höhenlage im weſentlichen malariafrei ſind und dabei genügend Feuchtigkeit für landwirtſchaftliche Kulturen aller Art haben.“

Sollte Herr Dr. Peters mit dieſer Annahme recht haben, ſollten in Deutſch-Oſtafrika wirklich 4000 Quadratmeilen von deutſchen Menſchen beſiedelt werden können, ſo würden wohl auch die hartnäckigſten Gegner dieſer Kolonie jeden Widerſtand aufgeben und den Augenblick ſegnen, in dem Herr Dr. Peters den erſten Schritt zu ihrer Erwerbung that. Bisher ſind die übrigen Kenner jenes Landes freilich — ſoweit ich ſehen kann — ſehr weit davon entfernt, dieſe Anſchauung zu teilen. Meiſt ſchätzt man den Umfang des überhaupt kultivierbaren Landes auf etwa $^{1}/_{10}$ des ganzen Gebietes. Viele andere ſind der Meinung, daß dort von der Beſiedelung durch deutſche Bauern überhaupt keine Rede ſein könne. Jene, mehr als 1200 Meter über dem Meer liegenden Landſchaften, führen ſie aus, ſind auch nur unter der Vorausſetzung fieberfrei, daß der weiße Bewohner nicht ſelbſt arbeitet. Sobald er ſelbſt zu Pflug und Hacke greift, erkrankt er früher oder ſpäter ausnahmslos. Er erkrankt, obgleich er die ganze Kraft ſeiner nordiſchen Heimat mitbrachte. Wie ſoll das aber erſt in der zweiten Generation werden!

Hierüber laſſen ſich ja allerdings nur Vermutungen aufſtellen, denn noch iſt kein deutſches Kind in jenen Gegenden geboren, geſchweige denn aufgewachſen, aber die Analogie Indiens läßt das Schlimmſte vermuten. Alle in Indien aufwachſenden Engländer verkommen körperlich und geiſtig. Kein germaniſches Volk kann unter der Tropenſonne gedeihen. Deutſch-Oſtafrika kommt für uns nur in ſo weit in Frage, als ſich in ihm mit Vorteil Plantagenbau treiben läßt.

Hören wir nun, wie Herr Dr. Peters über dieſe Frage denkt. „Wenn ich mein Urteil über die klimatiſchen Verhältniſſe Oſtafrikas abſchließend zuſammenfaſſe,“ ſchreibt er, „ſo meine ich demnach, daß die Gebirge und Hochländer von 1200 Meter an für den Deutſchen heute ſchon bewohnbar ſind, und daß ſie, ſoweit ihre übrigen Verhältniſſe dies geſtatten, ſofort beſiedelungsfähig ſein werden, ſobald ſie durch Eiſenbahnen in unmittelbare Verbindung mit der Küſte und Europa gebracht ſein werden. Aber ich bin überzeugt, daß die Zone der Bewohnbarkeit mit der fortſchreitenden Erſchließung und Civiliſierung des Landes fortdauernd wachſen wird und daß ihre Grenze nicht durch die Temperatur- ſondern die Bewäſſerungsfrage beſtimmt werden wird. Mit der entwickelten Technik und mediziniſchen Prophylaktik werden ſchließlich auch tiefer gelegene Landſtriche für deutſche Einwanderung geöffnet werden. Freilich wird eine deutſche Bevölkerung im Verlaufe der Geſchlechter hier ebenſo der Degeneration verfallen müſſen, wie dies den Portugieſen in Braſilien und Indien und den Spaniern auf den Philippinen und in Mexiko geſchehen iſt, eben deshalb, weil die abhärtenden Einflüſſe, welche gerade in den ungünſtigen Eigenſchaften des europäiſchen Klimas liegen, hier ſo ganz fehlen. Die europäiſche Raſſe wird ſich im Verlaufe der Zeit phyſiologiſch der Eigenart des centralafrikaniſchen Klimas anpaſſen, und dies muß ſelbſtverſtändlich im Verlaufe der Generationen zur Verweichlichung und Entartung führen. Schließlich kann unſere Raſſe ihre volle Eigenart nur in den klimatiſchen Verhältniſſen erhalten, wo ſie dieſelben entwickelt hat, in Europa ſelbſt; und überall ſonſt, auch in Nordamerika und Auſtralien, wird ſie ſich Umwandelungen ausgeſetzt ſehen, welche zum wenigſten keine Verbeſſerung darſtellen. Mit dieſem Vorbehalt aber wird man auch Deutſch-Oſtafrika der Reihe der beſiedelungsfähigen Gebiete anſchließen dürfen.“

Wie man ſieht, ſind die Ausſichten, die Herr Dr. Peters etwaigen Auswanderern nach Oſtafrika eröffnet, nicht beſonders verlockend. Er iſt im übrigen beſonnen genug, zu erklären, daß vorläufig von einer ſolchen Auswanderung überhaupt noch nicht die Rede ſein kann. Erſt wenn umfaſſende Eiſenbahn- und Wegebauten den Erzeugniſſen des Landes einen Zugang zur See eröffnet haben werden, wäre daran zu denken, mit der Koloniſierung praktiſche Verſuche zu machen und auch das nur in der Form, daß kapitalkräftige Geſellſchaften dem Einwanderer die Wege ebneten.

In Bezug auf den Bau von Eiſenbahnen und Landſtraßen macht Herr Dr. Peters eine Anzahl Vorſchläge, über deren praktiſche Verwendbarkeit mir ein Urteil nicht zuſteht. Sie klingen maßvoll und verſtändig. Dasſelbe gilt von ſeinen Ausführungen zur Arbeiterfrage u. ſ. w.

Eine Anzahl Abbildungen und drei Karten ſind dem Buche beigegeben. Von den letzteren iſt beſonders die „Wertſchätzungs-Karte des deutſch-oſtafrikaniſchen Schutzgebietes“ intereſſant, weil auf ihr die Hoffnungen, die Herr Dr. Peters in Bezug auf die künftige wirtſchaftliche Entwickelung der Kolonie hegt, kartographiſch zum Ausdruck gelangen. Sollte ſich auch nur ein ſehr kleiner Teil dieſer Hoffnungen verwirklichen, ſo würde man ſich mit der Erwerbung des Landes und den Opfern, die ſie bereits gefordert hat und noch fordern wird, wohl ausſöhnen können.

Th. H. Pantenius.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Außer dem reichilluſtrierten Aufſatz „Die Grablegung Chriſti“ von Profeſſor H. Knackfuß, dem feinſinnigen Verfaſſer der „Deutſchen Kunſtgeſchichte“ und der „Künſtler-Monographieen“, geben wir in der vorliegenden Nummer zwei größere Bilder. Das erſte: „Rehe am See“, iſt eine echt märkiſche Landſchaft, wie ſie Georg Koch ſeiner Heimat ſo trefflich abzulauſchen verſteht: am flachen, binſenbeſäumten Ufer dunkles Nadelholz, im Vordergrund eine eingeſprengte Birkengruppe; Fiſcherreuſen, zum Trocknen aufgehängt, von Krähen umflattert — — eine Scenerie vielleicht von einem der Havelſeen, unſern Potsdam. — Ein anmutiges Kinderbild ſind die „Langſchläfer“ von L. Roſenberg: neben dem reizenden Jungen, der, von Geſundheit ſtrotzend, in ſeinen Kiſſen der Mittagsſonne entgegenſchläft, der treue Pintſch, der ſich die verlängerte Nachtruhe auch gern gefallen zu laſſen ſcheint. Ein gut erzogener Hund übrigens. Nach meinen Erfahrungen hätte der gute Pintſch ſchon längſt den Sprung ins Bett zu ſeinem jungen Herrn gethan.

Himmelskunde.

Bisher war die Anſicht unter den Aſtronomen vorherrſchend, daß die Kometen urſprünglich nicht zu unſerem Sonnenſyſtem gehören, ſondern als fremde Körper aus unendlich entfernten Welträumen gekommen ſein ſollen. Man ſchloß dies hauptſächlich aus den Beobachtungen, daß die Kometen nach allen möglichen Richtungen ihren Weg durch unſer Sonnenſyſtem nehmen, daß ihre Bahn ſich ferner nur in ſeltenen Fällen als eine elliptiſche, alſo in ſich ſelbſt zurücklaufende Bahn um die Sonne beſtimmen ließ, und daß ſelbſt in letzteren Fällen ſich dieſe Bahn öfter erſt aus der Anziehung der Planeten, beſonders des Jupiter, nachweiſen ließ. Jetzt ſcheint ſich die Anſchauung der Aſtronomen zu ändern; wie G. D. E. Weyer in der Zeitſchrift „Himmel und Erde“ mitteilt, weiſen neuere Unterſuchungen darauf hin, daß die uns bekannt gewordenen Kometen, wenn ſie auch aus einem Teil des Weltraumes kommen, der weit über die uns bekannten Planeten hinausreicht, doch als urſprüngliche Glieder unſeres Sonnenſyſtems zu betrachten wären.

Völkerkunde.

Zu den Volksſtämmen, die im Ausſterben begriffen ſind, gehören die Oſtjaken und Samojeden, die urſprünglichen Bewohner Sibiriens, und es dürfte nicht mehr lange dauern, bis die Gegenden, die von dieſen Volksſtämmen bewohnt werden, in öde Tundren verwandelt ſind. Als Urſachen hiervon werden der Mangel an Nahrung und der überhandnehmende Branntweingenuß bezeichnet. Die Hauptſchuld in dieſer Beziehung trifft die ruſſiſchen Handelsleute, die alljährlich nach den Samojedenniederlaſſungen kommen, und deren Praxis darin beſteht, daß ſie die Samojeden, mit denen ſie Tauſchhandel treiben, zuerſt betrunken machen und dann mit ihnen Geſchäfte abſchließen. Die Ruſſen bieten dann den Eingeborenen drei blanke Knöpfe eines alten Uniformrockes als Schmuck für die Frauen an, wofür ſie Pelzwaren im Werte von ſechs bis ſieben Rubel erhalten. Dieſe Betrügerei hat die Eingeborenen in Not und Elend gebracht und trägt in hohem Grade zu deren Untergang bei.

Pflanzenkunde.

Große Dürre wirkt auf die Farben einzelner Blüten. Gillot bemerkte, daß in dem heißen und trockenen Sommer von 1893 Weißdorn, Robinie (die ſog. Akazie unſerer Anlagen), Bärenklau, Deutzia und der Schneeball, die er ſonſt an den betreffenden Stellen ſtets nur mit rein weißen Blüten angetroffen hatte, in jenem Jahre ſehr häufig roſa gefärbte Blüten trugen. Mehr als die Dürre, wird das Licht Einfluß ausgeübt haben, denn die rote Farbe ſchwächt die Wirkung des Lichtes ab. Aus ähnlichen Gründen ſondert die Haut des Menſchen im Sonnenſchein braunroten Farbſtoff ab, der einen Schutz gegen ſchädigendes Lichtübermaß bildet, ſie „brennt ein“. Die rötliche Färbung der weißen Blüten in einem dürren, weil ſonnenſcheinreichen Sommer dürfte ebenfalls als Schutzeinrichtung gegen das Licht aufzufaſſen ſein.

St.

Verkehr.

In Deſſau iſt kürzlich die erſte Straßenbahn mit Gasmotorenbetrieb eröffnet worden. Man denkt bei einem Gasmotor meiſt zuerſt an die anſcheinend mit ihm unlöslich verbundene Gaszuleitung, an das Rohrnetz, und kann ſich nicht leicht vorſtellen, wie ein rollendes Beförderungsmittel ſich ſolch einen Gasmotor nutzbar macht. Die Sache iſt aber ganz einfach: der Gasmotor liegt unter einer der beiden Bänke des Perſonenwagens, eines Wagens, der ſich äußerlich von einem Pferdebahnwagen nicht unterſcheidet. Zwiſchen den Achſen liegen drei Behälter für das komprimierte Gas, die von Zeit zu Zeit auf der Station neu gefüllt werden, deren Inhalt aber für 12 Kilometer Fahrt ausreicht. Der Betrieb ſoll gegenüber dem Pferdebahn- und dem elektriſchen Betrieb billiger und ſehr zuverläſſig ſein; ebenſo ſind die Anlagekoſten gering. Im Winter bietet das Syſtem noch den weiteren Vorzug, daß die Wagen ohne beſondere Mehrkoſten geheizt werden.

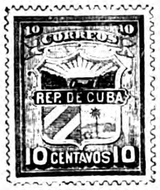
Buchhandel.

Vor dreißig Jahren erzählte Max Reichard den Daheimleſern von einem franzöſiſchen Geiſtlichen, den er „einen Mann nach dem Herzen Gottes“ nannte (II. Jahrgang S. 155 ff.). Es war Adolf Monod, der bedeutendſte franzöſiſche Prediger unſeres Jahrhunderts und einer der größten Kanzelredner aller Zeiten. Männer, wie der Hiſtoriker Michelet und der Abbé Lacordaire, hatten in Paris zu ſeinen Füßen geſeſſen und waren durch ſeine Beredſamkeit hingeriſſen und erſchüttert worden. Und doch verſtanden ihn auch die Geringſten und Einfältigſten unter ſeinen Zuhörern und achteten auf ſeine Worte um ſo mehr, als ſein Leben im vollſten Einklange mit dem ſtand, was er von der Kanzel verkündigte. Er war nicht nur ein redneriſches Genie, er war auch ein ganzer Chriſt, der glaubte, was er ſagte, und beſaß, was er glaubte. Seine aufopfernde Selbſthingabe an die Gemeinde, ſeine Seelſorgertreue bis auf das Sterbebett gewannen ihm alle Herzen. Wer auch nicht ſofort von ihm überzeugt wurde, mußte ihn doch hochachten und lieben. — Als jene feſſelnde Skizze im Daheim erſchien, war Monods Stimme längſt verſtummt, aber in ſeinen Schriften lebte er und lebt bis heute noch. Nicht nur in ſeinem Vaterlande. Wo immer Evangeliſche wohnen, lieſt man ſeine Reden im Original oder in Übertragungen. Nicht am wenigſten in Deutſchland, wo einige ſeiner Bücher fünf-, ſechsmal überſetzt worden ſind. Für die beſte Überſetzung halte ich die Seineckeſche. Sie iſt auch als ſolche anerkannt. In zwei ſtarken Auflagen verbreitet, wird ſie immer noch begehrt. Soeben iſt eine dritte Auflage — „Adolf Monods ausgewählte Schriften. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Ferd. Seinecke. 3. Aufl., Pr. geb. 3,50 M. in feinſtem Geſchenkband mit Goldſchnitt M. 5. Velhagen & Klaſing. Bielefeld und Leipzig“ — erſchienen, welche vielen willkommen ſein wird, da ſie in einem handlichen Bande das Herrlichſte vereinigt, was Monod hinterlaſſen: die Reden über den Apoſtel Paulus, die Reden über das Weib und die Abſchiedsworte, die er in den letzten ſechs Monaten ſeines Lebens von ſeinem peinvollen Schmerzenslager an ſeine Freunde und an die Kirche gerichtet hat. Dazu ein warmgeſchriebenes biographiſches Vorwort. Durch die Weglaſſung der weniger wichtigen kleinen Reden iſt es auch möglich geworden, den Preis zu ermäßigen. In ſeiner neuen ſchönen Ausſtattung eignet ſich das reichhaltige Buch vorzüglich zu Geſchenken für alt und jung an Konfirmations- und Geburtstagen und ſei dazu aufs neue warm empfohlen.

Robert Koenig.

Sprechſaal.

Ein „Daheimleſer in Magdeburg“ ſendet uns eine Poſtmarke mit nachſtehender Bitte: Eifriger Philateliſt, der ich bin, habe ich vor einigen Wochen ein größeres Album gekauft, in dem ſich das anliegende Poſtwertzeichen befindet. Seiner ganzen Erſcheinung nach möchte ich dasſelbe für echt halten. Es gibt ja aber keine Republica de Cuba — ich vermag das Poſtwertzeichen auch in keinem der mir zur Verfügung ſtehenden Handbücher zu finden. Vielleicht gibt einer Ihrer Leſer mir Auskunft?

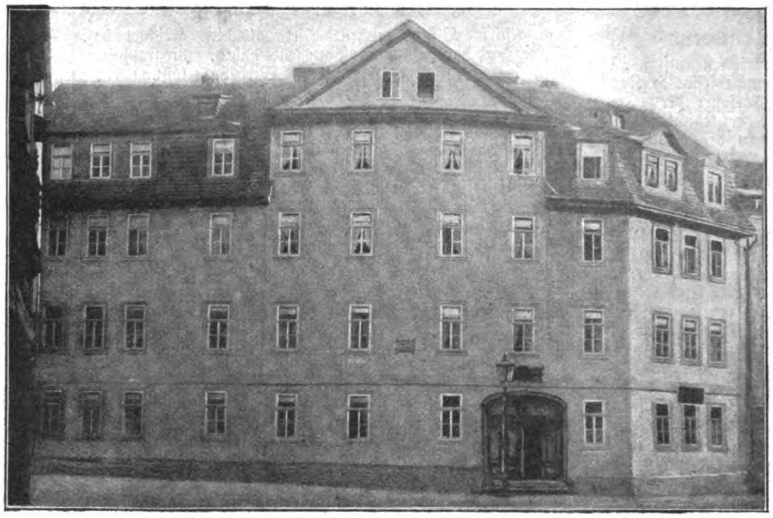


Aus Perleberg unterbreitet W. R. den Daheimleſern eine noch ſchwierigere Frage. Ich beſitze zwei franzöſiſche Kupferſtiche, deren Motive ich mir nicht erklären kann, über deren Stecher ich auch gern Näheres wüßte. Auf dem einen Bilde ſteht in der Mitte eine königliche Frau mit hoch erhobener Linken und zeigt dem entſetzt dareinſchauenden König mit der Hand ein auf einem Stuhl ſchlafendes Kind, aus deſſen Haupt eine hohe Flamme emporſchlägt; im Hintergrund links drei Dienerinnen, rechts zwei Krieger. Die Trachten vielleicht griechiſch oder altteſtamentlich (?). Dessiné par Boizot. Gravé par B. Roger, dirigé par Copia. — Auf dem zweiten Blatt ſitzt in der Mitte eine vornehme Frau, mit einer Handarbeit beſchäftigt, links im Vordergrund ſtehen drei Krieger, ſich umſchlungen haltend; ſie ſcheinen der Frau (Königin, Königstochter?) einen Wunſch zu unterbreiten. Vor der Hauptfigur rechts ſitzt eine ältere Dame, im Hintergrund ſtehen drei Dienerinnen, alle ſehen erſtaunt und furchtſam auf die Krieger. Gezeichnet auch von Boizot. Gravé par la C^{ne} Géorget, sous la direction du C^{n} Clement.

Die „Schrammei“ in Jena.

Als Schiller im Frühjahr 1789 nach Jena kam — am 26. Mai hielt er, von den Studenten begeiſtert empfangen, ſeine erſte Vorleſung — hatte er in der Jenerſtraße 23 Wohnung genommen. Das große Gebäude war in der ganzen Univerſitätsſtadt als die „Schrammei“ bekannt, nach den beiden „Demoiſellen“ Schramm alſo benannt, die es beſaßen und zu Nutz und Frommen der zahlreichen Studenten bewirtſchafteten, welche alle drei Stockwerke bewohnten. Bis etwa 1840 haben die beiden Schweſtern, die nach Schillers Zeugnis „ſehr dienſtfertig, aber auch ſehr redſelig waren,“ hier gewaltet. Der Weimariſche Rat Profeſſor Dr. Friedrich Schiller bewohnte die vorderen Zimmer des erſten Stockes: „es ſind drei Piecen, die in einander laufen, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenſtern und alles entweder ganz neu oder gut konſerviert. Meubles habe ich reichlich und ſchön; zwei Sofas, Spieltiſch, drei Kommoden und anderthalb Dutzend Seſſel mit rotem Plüſch ausgeſchlagen.“ Nach eigener Beſtellung hatte er ſich eine „Schreibkommode“ anfertigen laſſen, ſein „wichtigſtes Möbel“, wonach er lange getrachtet. Den Mittagstiſch nahm er bei Schramms ſelbſt, um zwei Groſchen, während er in Weimar deren vier hatte bezahlen müſſen.

Auch nachdem Schiller ſich, am 22. Februar 1790, mit ſeiner geliebten Charlotte



Die „Schrammei“, Schillers erſte Wohnung, in Jena.

von Lengefeld vermählt hatte, blieb er in der Schrammei wohnen. Man war anſpruchsloſer damals als heute, und das junge Paar mußte ſich ſehr einſchränken. In ſeinem prächtigen Werk „Schiller. Dem deutſchen Volke dargeſtellt“, deſſen kürzlich erſchienener neunter Lieferung wir unſere Abbildung entnehmen, gibt Dr. Wychgram den intereſſanten Briefwechſel zwiſchen Frau von Lengefeld, Charlottes Mutter, und Schiller wieder, welcher der Verlobung voranging; die beſorgte Mutter, ſchreibt zunächſt: „Ja, ich will Ihnen das Beſte und Liebſte, was ich noch zu geben habe, meine gute Lotte, geben,“ und erbittet dann eine Aufklärung über die pekuniäre Lage Schillers; offen antwortet der Dichter: „Mit 800 Rthlrn. können wir in Jena leidlich gut auskommen; wir könnten es mit etwas weniger, wenn man ſich in den erſten Jahren gleich zu helfen wüßte,“ und ſetzt dann auseinander, wie er 300 Thlr. aus Vorleſungen hat, wie ihm 150—200 Thlr. der Herzog „nicht verſagen könne“ — 400 Thlr. will er aus ſeinen Schriften verdienen. Bei dem damaligen Geldwert, der Billigkeit aller Lebensbedürfniſſe, mochte in der That dieſe Jahreseinnahme von 800 Thlrn. ſehr wohl zu einer ſtandesgemäßen Lebensführung ausreichen, und wenn vielleicht nun auch die Wohnung — es wurde nur ein viertes Zimmer dazu genommen — etwas dürftig erſchien, dem Glück des jungen Paares that es keinen Eintrag. Eine eigene „Menage“ führten ſie freilich noch nicht; die Schweſtern Schramm beſorgten um ein Billiges die Verpflegung. Bis zum Jahre 1793 blieb Schiller in der Schrammei wohnen. Dann bezog er eine andere Wohnung vor dem Thor; nun wurde auch eine eigene Menage eingerichtet, und man lebte, wie Schiller ſich ausdrückte, „mehr en famille.“

In unſerer Spielecke.

1. Rätſel.

Es hat die Erſte der Poet,
Die Zwei und Drei auf Stelzen geht.
Die Vier und Fünf kannſt Du erſchau'n
Bei Männern ganz und halb bei Frau'n.
Die Letzte naht bei nächt'gem Dunkel,
Bei Mondſchein auch und Sterngefunkel.
Und endlich froh im Frühlingsglanze
Begrüßet Euch das ſchöne Ganze. J. B.

2. Kreuzrätſel.

a	a	a	a	a	ä	c	c	c
d	d	e	e	e	e	e	e	e
e	e	e	f	f	g	g	h	h
i	i	i	i	i	i	i	k	l
l	l	l	l	n	n	n	n	n
o	o	o	o	o	o	p	p	r
r	r	r	r	r	r	s	s	s
s	s	s	s	t	t	t	t	t
t	t	t	t	t	t	u	u	z

Die Buchſtaben in den Feldern des Quadrats ſind ſo zu ordnen, daß die ſenkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet, und daß die neun wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine Blume, 2. ein Land in Aſien, 3. die Hauptſtadt eines europäiſchen Königreichs, 4. einen berühmten franzöſiſchen Kardinal, 5. ein Feſt, 6. ein Muſikdrama von Richard Wagner, 7. einen klaſſiſchen Dichter der Franzoſen, 8. einen ruſſiſchen Kriegshafen, 9. den Vornamen einer beliebt. Klaviervirtuoſin.

3. Ergänzungsrätſel.

O..e.n r.ſ.t A.ſ.r.t..e
A.s d.m W..t.r...l.. N.t.r
H.l..r F.üh...g k..m u.d g..e
G.h a.s W..k i. H..n u.. F..r
L.ß d.. W..t n.ch ſ.n..e.n T.g..
W. d.. L..t d.s L.b..s ſ.hw..g
L... ſ.. w..d.r ſ.e.d.g ſ.a..n
St.rr.r T.. w. i.t d..n S..g

Erſetzt man die Punkte durch die richtigen Buchſtaben, ſo erhält man acht Verszeilen von Hammer.

4. Arithmetiſche Aufgabe.

Welcher Tag läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen?

Addiert man zu der 110fachen Datumszahl die 88fache Monatszahl, ſo erhält man die um 3 verminderte Jahreszahl. Subtrahiert man von der 141fachen Datumszahl die 19fache Monatszahl, ſo bleibt als Reſt die um 3 vermehrte Jahreszahl.

5. Röſſelſprung.

O	die	lie	ge	o	hen	ſtill	und
der	um	**pank**	um	die	nie	er	ſte
gruft	ſter	kla	hen	ſte	ein	auf	der
die	hal	hen	gibt	belnd	ſe	gel	auf
herz	him	bei	der	en	es	ju	re
len	tönt	ein	chriſt	nen	auf	nen	ſie
mels	es	die	der	wie	zu	hö	gen
durch	wie	ſang	naht	luft	ſtei	um	wei

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 27.

Bilderrätſel. Kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft.

1. Rätſeldiſtichon. Lindau, Pindar.

2. Sternarithmogriph. Adalbert Chamiſſo.

Amalia
Dora
Arena
Lina
Bertha
Elſa
Recha
Tuba

Canova
Hera
Adria
Meta
Ithaka
Saba
Sorma
Olga

3. Zweiſilbige Scharade. Anſchütz.

(Der große Tragöde Anſchütz trug am Grabe Beethovens, mit dem er nahe befreundet war, eine Dichtung Grillparzers vor.)

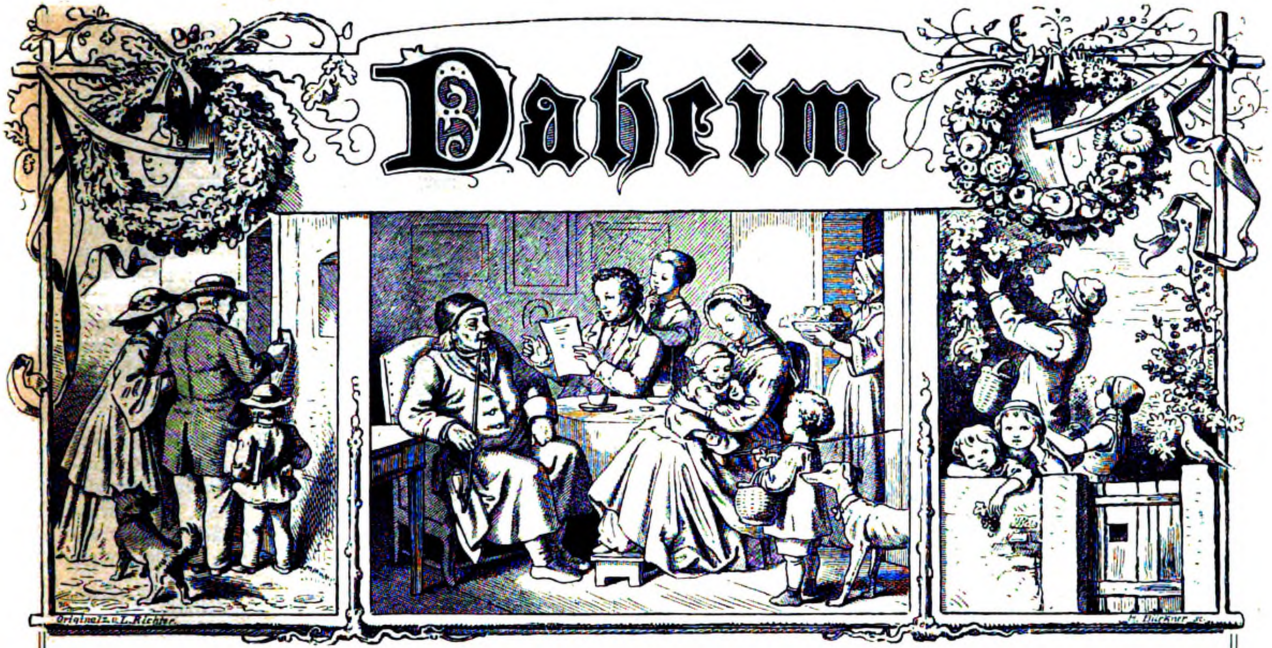
Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das dritte Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXXI. Jahrgang Nr. 27) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pfg. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pfg. (2 Nummern 60 Pfg., 3 Nummern 85 Pfg.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Inhalt: Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.) — Welche Fiſche fingen die Apoſtel im See Genezaret? Von Profeſſor W. Marſhall in Leipzig. Mit zwei Illuſtrationen. — Die Grablegung Chriſti in der bildenden Kunſt. Von Profeſſor H. Knackfuß. Mit neun Illuſtrationen. — Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Nord und Süd. Ein Oſterhymnus. Von H. von Krauſe (von Hellen). — Deutſch-Oſtafrika. Von Th. H. Pantenius. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Rehe am See. Von Georg Koch; Langſchläfer. Von L. Roſenberg. — Himmelskunde. — Völkerkunde. — Pflanzenkunde. — Verkehr. — Buchhandel. — Sprechſaal. Mit einer Marken-Abbildung. — Die „Schrammei“ in Jena. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 20. April 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. **1895. No. 29.**

Die ſieben Gernopp.

Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

IV.

Endlich war der heißerſehnte Sonntag gekommen, und mit ihm in ganz Groß-Schmiemig die fieberhafteſte Erregung. Man hatte auf das erſte Eintreffen von Beſuchern auf drei Uhr gerechnet. Doch es wurde fünf, ehe jemand erſchien. Ein paar Minuten nach fünf Uhr zeigte ſich endlich auf der Sebenbacher Chauſſee eine Staubwolke. Die Schweſtern hatten ſie faſt gleichzeitig bemerkt, denn Lisbeth hatte durch ihren Ausguck von der Hängematte nichts voraus. Sie trug ein friſchgewaſchenes weißes Kleid mit roſa Gürtel, und die Mutter hatte ihr eingeſchärft, es nicht zu zerknüllen, ehe die Gäſte kamen.

Die Staubwolke entpuppte ſich als Leutnant von Deyners kleiner Dogcart, aus dem er fröhlich grüßte. Er wurde empfangen wie ein König. Herr und Frau von Gernopp gingen ihm entgegen, und in einiger Entfernung folgten die ſechs Schweſtern. Marie war im Hauſe beſchäftigt. Die Mädchen waren alle in hellen Waſchkleidern. Die beiden Radieschen trugen gleichen Schnitt und gleiche Farben.

Leutnant von Deyner nahm den Empfang ſehr huldvoll entgegen und begrüßte ſofort ſeine zukünftige Braut, die ſehr ſtolz auf ihn war und heute in ſich eine gewiſſe beſondere Bedeutung fühlte. Über ſeinen Brief ſprach er gar nicht, ſondern ſetzte mit der ihm eigenen liebenswürdigen Sicherheit voraus, daß Gernopps mit allem einverſtanden ſein müßten. Er beſichtigte alle Maßregeln, die getroffen worden, und gab ſchnell noch ein paar Ratſchläge, denn mehrere Wagen aus Sebenbach mußten in ein paar Minuten eintreffen, wie er meinte.

„Wenn ich mir erlauben darf, etwas zu ſagen, Herr von Gernopp —“

„Bitte, bitte —“ antwortete der alte Herr in neuem ſchwarzem Rock, den er zu des jungen Offiziers Empfang getragen. Dabei gab er den Mädchen einen Wink, ein bißchen zur Seite zu treten, und Deyner ſagte: „„Wiſſen Sie, Herr von Gernopp — aber bitte, ſeien Sie mir nicht böſe —“

„Gewiß nicht!“

„Sie müſſen die gnädigen Fräuleins anders aufbauen. Den Feldzugsplan halte ich nicht für gut. Sie wollen durch die Maſſe wirken, die jungen Damen haben Sie ſozuſagen hinter ſich maskiert. Ich bin zwar kein großer Stratege, aber ich glaube, es iſt doch richtig: getrennt marſchieren — vereint ſchlagen. Der Angriff auf die armen Männerherzen mag à tempo angeſetzt werden, vorher jedoch würde ich raten, die Damen zu verteilen. Etwa eine oder zwei mit Ihnen. Eine im Salon. Die Rad . . — die Zwillingsſchweſtern in die Laube, das vorletzte gnädige Fräulein mag ſich dann im Garten ergehen und unverſehens beim Nahen des Beſuches hinter einem Boskett hervortreten. Ich luſtwandle währenddeſſen mit dem gnädigen Fräulein Lisbeth . . .“

Herr von Gernopp blickte ihn ſcheinbar ernſt an, während es ihm lächelnd um den Mund zuckte: „Letzteres ſcheint mir die Hauptſache zu ſein!“

Da knirſchte auch ſchon der friſch aufgeſchüttete Sand unter der Einfahrt im Gutshofe, und ſofort zerſtreuten ſich die Mädchen auf der Eltern Geheiß nach allen Seiten.

Leutnant von Deyner ging mit Lisbeth eilig auf einem Nebenweg davon.

„Habe ich das nicht großartig gemacht?“ fragte er, ſobald ſie außer Gehörsweite waren.

Sie ward dunkelrot und meinte: „Wir ſind ſehr zufrieden geweſen, Herr von Deyner, über den jour fix!“

Er bemerkte ihr Erröten und war nun plötzlich ſelbſt nicht mehr ſo ſicher wie ſonſt, während das kecke, aufgeweckte

Mädchen, dem man gar keine Verlegenheit zutraute, neben ihm herſchritt, noch immer glühend überflammt. Er fragte: „Wiſſen Sie, gnädiges Fräulein, was mir Ihr Herr Vater geſagt hat, wie ich um Sie anhielt? Ich konnte es Ihnen nicht früher mitteilen!“

Bei ihrem: „Nun?“ wagte ſie kaum aufzublicken, und er fuhr fort: „Ihr Herr Vater hat mir geſagt, ich ſollte ſpäter wiederkommen, wenn erſt einmal Ihre älteren Fräulein Schweſtern verheiratet oder doch verlobt wären. Alſo wir müſſen ſo lange warten! Iſt das nicht traurig?“

„Papa hat mir nichts davon erzählt. Ich weiß, daß er nicht gleich ‚ja‘ geſagt hat, aber ich dachte, es — es — es ſollte bei nächſter Gelegenheit gemacht — werden . . .“

Nun, wo ſie traurig geworden war, hatte ſie auch die Verlegenheit überwunden und ward plötzlich ſehr böſe: „Was denkt ſich denn Papa nur? Wie lange ſollen wir denn da warten! Da wird man ja noch wer weiß, wie alt! Und ich will nicht warten! Will, will nicht!“

Und ſchon perlten ihr die Thränen in den Augen. Er tröſtete ſie: „Es iſt ja nicht ſo ſchlimm! Sobald eine Ihrer Fräulein Schweſtern ſich verlobt, kommen wir ja auch an die Reihe! Und nun ſehen Sie, gnädiges Fräulein, darum je eher — je beſſer. Wir müſſen bißchen helfen!“

Verwirrt fragte ſie: „Wie meinen Sie das?“

„Wir müſſen den Herren Gelegenheit bieten, überhaupt Ihre Fräulein Schweſtern kennen zu lernen. Wen man nicht kennt, kann man auch nicht lieben. Wenn Sie nicht auf unſer Frühlingsfeſt gekommen wären, hätte ich Sie doch auch nun und nimmer kennen gelernt. Und — und — es iſt doch eigentlich recht gut, daß wir uns kennen gelernt haben — ich finde doch —“

Er hielt inne. Sie waren ſtehen geblieben, und er faßte nach ihrer Hand, die ſie ihm ruhig überließ, aber ſie war wieder puterrot geworden. Einen Augenblick kämpfte er mit ſich, dann faßte er einen Entſchluß, zog ſie plötzlich an ſich, um ſie zu küſſen. Doch ſie entſchlüpfte ihm und drehte ſich ſchnell zum Gutshauſe herum, deſſen Dach über die Sträucher ſchielte, und ſagte ängſtlich: „Man kann uns ſehen!“

Er entſchuldigte: „Aber wir ſind doch eigentlich theoretiſch verlobt!“

Doch der wiederholte Ruf Herrn von Gernopps: „Lisbeth, Lisbeth!“ ſchreckte ſie auf, und ſie gingen ſchnell dem Hauſe zu. Dort wimmelte es ſchon von Menſchen auf dem Sitzplatz an der Gartentreppe. Faſt das ganze Offizierkorps aus Sebenbach mit ſeinen Damen war erſchienen. Dazu ein paar Herren von der Regierung und Juſtiz. Man ſtand in einem Haufen herum, und es ging ein wenig ſteif zu, denn niemand übernahm es, Leben und Bewegung in die Geſellſchaft zu bringen. Lisbeth mußte ſich den Damen bekannt machen und ſich die Herren vorſtellen laſſen.

Frau von Gernopp lief in ihrer Verlegenheit, da ſie es nicht gewohnt war, die Wirtin zu ſpielen, von einem zum anderen, ohne doch genügend mit den Leuten zu ſprechen. Dann verſchwand ſie für ein paar Augenblicke im Hauſe, ſcheinbar, um ihre Anordnungen zu treffen. In Wirklichkeit jedoch ging ſie in den Salon, dann in das Zimmer ihres Mannes, hob ein paar Zeitungen auf, als habe ſie etwas zu ſuchen, rückte die Stühle hin und her, ſchob vor dem Spiegel ihren falſchen Scheitel zurecht und kehrte dann eilfertig zurück.

Von allen Seiten wurden Gernopps zu der reizenden Idee beglückwünſcht, aus der Zurückgezogenheit heraustreten zu wollen, und vor allen Dingen, dieſe Sonntage eingerichtet zu haben. Oberſt von Meerling reckte ſeine kleine, unanſehnliche Geſtalt, ſtrich ſich den ſchwarzen Schnurrbart und ſagte zu Herrn von Gernopp aufſehend, wobei er zwei Finger der rechten Hand in die Knebel des Attila einhing: „Wir wußten es ja längſt, lieber Herr von Gernopp, daß Sie Ihre Fräulein Töchter bald herausbringen würden. Das wäre ja auch gar nicht anders möglich geweſen, denn meine Leutnants müſſen doch jemand zum Tanzen haben. Es fehlt ſehr an jungen Damen. Sie ſehen, wir ſind auch nahezu vollzählig erſchienen!“

Dabei lachte er freundlich in meckerndem Tone, und Herr von Gernopp ſtimmte ein.

Leutnant von Deyners Rittmeiſter, der ebenſo mager und noch größer war, wie ſein Leutnant, der ſchöne Graf Weſterbrant mit dem unendlich langen blonden Schnurrbart, ſprach mit den beiden Radieschen. Und es ſah faſt lächerlich aus, den langen Offizier neben den winzigen Mädchen zu ſehen, die ſich die Hälſe verrenken mußten, um ihn anzublicken. Er fühlte das ſelbſt, doch es gelang ihm nicht, loszukommen, denn Kläre und Fips überſtürzten ſich förmlich in Fragen, die ſie an ihn richteten. Sie waren froh, in der allgemeinen Verlegenheit jemand gefunden zu haben, der Rede und Antwort ſtand, und ſie waren entſchloſſen, ihn nicht ſo bald wieder freizugeben.

Die dicke Adda befand ſich gleichfalls in tödlichſter Verlegenheit, denn ſie unterhielt ſich mit der Frau eines Rittmeiſters, die, ſeit kurzem erſt verheiratet, weder Sebenbach noch Groß-Schmiemig, noch irgend etwas kannte, aber gleichfalls nicht zum Entſchluß kommen konnte, ſich jemand anderem zuzuwenden in der Furcht, vom Regen in die Traufe zu geraten.

Stephanie ließ ſich vom beſcheidenen kleinen Leutnant von Warnitz die Beſchwerden des Dienſtes verraten, ſtatt wie ſie gehofft, eine „ſtarkgeiſtige“ Unterhaltung zu finden, und die häßliche Bertha ſtand verlegen, ganz verlaſſen in einem Winkel. Ab und zu blickte ſie wohl einer der Herren an in der Abſicht, mit ihr zu reden, da er aber in der Eile des Vorſtellens nicht gehört, wer ſie war, und ſie ſich weder durch Ähnlichkeit noch gleiche Kleidung als Schweſter der übrigen Töchter des Hauſes verriet, ſo hielt er ſie für eine Gouvernante oder Geſellſchafterin und ging an ihr vorüber, weil er meinte, es nicht nötig zu haben, ſich mit ihr zu langweilen.

Nur Leutnant von Deyner litt nicht unter der allgemeinen Verlegenheit, ſondern beobachtete die Geſellſchaft wie ein Feldherr ſeine Truppen. Aber das Bild ſchien ihm nicht zu gefallen, und er näherte ſich Herrn von Gernopp, um ihm etwas mitzuteilen. Nur konnte er ihn noch nicht von der alten Frau von Kohlſtein auf Nieder-Zerbig los bekommen, die ſeit fünf Minuten gleichfalls das Feſt durch ihre Gegenwart verſchönte.

Mit der Alten ſprach er grundſätzlich nicht, weil ſie ihn mit „junger Herr“ anzureden pflegte, und er ihr einmal im Ärger in der Dinerlaune mit „alte Dame“ geantwortet hatte, was eine Beſchwerde beim Kommandeur zur Folge hatte.

Eine Weile ſtand Deyner in der Nähe und zwinkerte Herrn von Gernopp zu, bis dieſer endlich die häßliche Bertha aus ihrem Winkel herbeiwinken konnte und ſie nun ihrem Schickſal in Geſtalt der alten Kohlſtein überließ. „Was iſt denn los?“ fragte er ängſtlich Leutnant von Deyner, nicht anders meinend, als daß irgend ein fürchterlicher Mißgriff geſchehen ſei, der alle Pläne über den Haufen werfen könnte. Der junge Offizier ſagte: „Das geht nicht ſo! Unmöglich!“

„Aber mein liebſter, beſter Herr von Deyner, ſo ſagen Sie doch was!“

„Die Leute bocken ſich ja blödſinnig!“

Der alte Herr war ganz erſtaunt: „So, ſo, ich finde es reizend! Alle freuen ſich ſo über unſeren Sonntag!“

„Das ſagen ſie Ihnen nur ſo. In Wirklichkeit, wenn das ſo fortgeht, kommt keiner wieder!“

Nun war Herr von Gernopp tief erſchrocken: „Keiner wieder? Aber was dann? Wir wollen ja alles thun, mein liebſter, beſter Herr von Deyner! Was könnten wir denn thun? Was machen wir denn falſch? Um Gotteswillen, ſo helfen Sie doch!“

Leutnant von Deyner zog ihn ein wenig zur Seite in einen Weg, ſo daß die Büſche ſie verdeckten, denn Herr von Gernopps Jammer war ſo laut geworden, daß ſich ſchon ein paar der Eingeladenen umgedreht hatten: „Sie müſſen die

Leute ein bißchen verteilen. Nicht alle ſo auf'n Klumpen. Sie müſſen die richtigen, die zu einander paſſen, auch auf einander hetzen. Sie müſſen dieſem vorſchlagen, er ſoll im Garten ſpazieren gehen, jenem, der bequem iſt, er ſoll ſich ſetzen. Einer muß eine Cigarre kriegen, daß er zufrieden iſt, ein anderer eine Pulle Wein. Den müſſen Sie in die Sonne ſetzen, den in den Schatten. Den würdigſten alten Herren müſſen Sie einen Skat vorſchlagen, die alte Kohlſtein nageln Sie in irgend eine Ecke mit einer Partie Whiſt feſt, damit ſie den Mund hält und Ihnen nicht die Leute vertreibt. Die junge Welt muß Geſellſchaftsſpiele ſpielen u. ſ. w. Das iſt doch nicht ſchwer. Verzeihen Sie, Herr von Gernopp, aber Sie verſtehen nicht die Sache zu deichſeln."

Herr von Gernopp ſtand da wie vom Blitze getroffen. Er wußte ſich gar nicht zu helfen. Leutnant von Deyner meinte luſtig nach einer Weile: „Sehen Sie, Herr von Gernopp, wenn Sie einen Schwiegerſohn hätten, ſo könnte der offiziell die Geſchichte machen —"

Dabei ſah er fragend den alten Herrn an, doch dieſer that nicht im geringſten, als ob er die Anſpielung verſtünde, ſondern ſagte ſchnell: „Machen Sie doch einfach die Honneurs!"

„Kann ich doch nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Die Leute müſſen ſich dann doch fragen: was hat dieſer Kerl, der Deyner, eigentlich dabei zu thun, was geht den das eigentlich an?"

„Ja, was machen wir da?" fragte ganz faſſungslos Herr von Gernopp.

Leutnant von Deyner hielt nun den Augenblick für gekommen, um ſich einen Vorteil zu verſchaffen, und ſprach ſcheinbar ganz gleichgültig: „Ich weiß, was ſich machen ließe. Erlauben Sie mir, das Gerücht zu verbreiten, daß ich als Schwiegerſohn im Prinzip angenommen bin, mir aber geſagt worden iſt, weil das gnädige Fräulein zu jung ſei, ſolle ich — ſpäter wieder anfragen. Später — ſpäter — man braucht ja nicht zu ſagen, wann —"

Einen Augenblick zögerte Herr von Gernopp, in der Abſicht, erſt mit ſeiner Frau Rückſprache zu nehmen. Da es der Zufall jedoch wollte, daß er gerade den kleinen Oberſt von Meerling fürchterlich gähnen ſah, ſo bekam er einen ſolchen Schreck, es möchten alle Pläne ins Waſſer fallen, daß er ſofort zuſagte. Worauf Deyner ſich mit den Worten an die Arbeit machte: „Paſſen Sie 'mal auf, Herr von Gernopp, ich bin nämlich ein großartiger Manager, wie der Engländer ſagt. Sie ſollen 'mal ſehen, wie das flutſcht!"

Fünf Minuten ſpäter ging ſchon eine leiſe Erregung durch die Menge. Irgendwer hatte unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes mitgeteilt, daß Leutnant von Deyner und Lisbeth von Gernopp heimlich verlobt ſeien, und man öffentlich nur noch nicht davon ſprechen dürfe, weil in Anbetracht des jugendlichen Alters des jungen Mädchens die Eltern einen Aufſchub auf „kurze Zeit" verlangt hätten. Dieſen Aufſchub fand man ganz reizend in jeder Beziehung. Es gab der ganzen Sache etwas ſo Neugieriges, Verſtecktes, Rätſelhaftes und reizte die Damen angenehm, in einer Angelegenheit hinter dem Vorhang zu ſtecken, die noch immer tiefſtes Geheimnis bedeutete. Und dann freute man ſich im ſtillen über die Vernunft der Eltern, die, ſtatt darauf zu brennen, bei — immerhin ſieben Töchtern — nun endlich eine unter die Haube zu bringen, das Glück ihres Kindes lieber ſichern wollten, indem ſie ihm Zeit gaben, ſich erſt noch etwas mehr in der Welt umzuſehen und auch noch andere Herren kennen zu lernen, um einen Vergleich zu ziehen, ehe es ſich auf ewig band.

Doch die anderen Herren hielten ſich nun gerade von Lisbeth fern. Jeder kam zwar heran, um ein paar Worte zu ſagen, die ſo viel hießen, als: ‚ich weiß auch von der Geſchichte, die niemand wiſſen darf, und ich würde in Worten Glück wünſchen, wenn es nicht eben verboten wäre', aber nachdem ſie das geſagt, beziehungsweiſe nicht geſagt, machten ſie ſich davon. Sie meinten: mit ſo einer heimlichen Braut darf man nicht zu viel reden, ſonſt ſieht es ſo aus, als wollte man der Herr ſein, nach dem ſie ſich eventuell noch umſehen ſoll, und dann kriegt man's mit dem verſteckten Bräutigam zu thun. Außerdem iſt hier doch nichts mehr zu wollen — wenden wir uns alſo lieber anderen zu.

Das hatte den Vorteil, daß nun Lisbeth außer Gefecht geſetzt ward, und das Angebot ſich um eine verringerte.

Das Ereignis hatte den Anſtoß gegeben zu regerem Gedankenaustauſch, der nahezu zu erſterben gedroht. Nun fühlte ſich jeder im Beſitz eines Beſonderen, wenn er zum anderen ging und, ſich ſcheu umſehend, ſagen konnte: „Wiſſen Sie es eigentlich ſchon —"

Und nun, wo er eine gewiſſe Folie beſaß, trat auch Leutnant von Deyner aktiv in Kraft. Zunächſt wurden junge und alte Leute getrennt. Der Oberſt, Herr von Gernopp und zwei ältere Herren wurden in das Innere des Gutshauſes abgeſchoben, ſie wollten oder ſie wollten nicht, und mußten dort Skat ſpielen. Die „alte Kohlſteinen", die dicke Frau Oberſt von Meerling, die ihren Herrn Gemahl um eine Kopflänge überragte, dann Frau Landrat Stickfuß und Frau von Gelliſtow auf Aicha, die eine zwanzigjährige Tochter mitgebracht als einziges junges Mädchen, wurden zu einem Whiſt in den Salon geſetzt.

Frau von Gernopp hatte abgelehnt, weil ſie als Wirtin ſich um alle kümmern mußte.

Die jungen und jüngeren Leute blieben am Sitzplatz an der Gartentreppe verſammelt. Man beratſchlagte, was geſpielt werden ſollte, denn Leutnant von Deyner fand, ein Geſellſchaftsſpiel ſei das beſte. Dabei wurde gelacht und Ulk gemacht, und vor allem behielt er die Leitung mehr in der Hand: es konnte ſich niemand gelangweilt abſeits in den Schmollwinkel begeben.

Jemand ſchlug „Drittenabſchlagen" vor, doch das wurde als „zu kindiſch" abgelehnt. An Materialien befand ſich im Hauſe nur ein Croquet und ganz hinten im Garten ein ſogenannter „Galgen" zum Kegelſpielen mit einer an einem Strick hängenden Kugel. Die meiſten entſchieden ſich für Croquet, aber das fand wieder nicht Deyners Beifall: „Beim Croquet entſteht immer Streit! Und wir wollen uns doch nicht zanken!" meinte er. Auch für das Kegelſpiel war er nicht ſehr, obwohl die Schweſtern ohne Ausnahme dafür ſtimmten, denn ſie ſpielten es immer und hofften, ſich dabei zeigen zu können.

„Was haben Sie denn gegen die Kegelei?" fragte Rittmeiſter Graf Weſterbrant und ſtrich ſich den endlos langen Schnurrbart.

Deyner ſagte: „Wir ſind zu viele dazu, einer kann immer nur ſpielen, und die anderen neunzehn langweilen ſich."

„Neunzehn? Neunzehn? Neunzehn?" hieß es von allen Seiten, und da es niemand glauben wollte, zählte Leutnant von Deyner ſchnell ab: „Rittmeiſter Graf Weſterbrant = 1. Rittmeiſter von Pellbeck = 2. Frau von Pellbeck = 3. Fräulein von Gelliſtow = 4. Dann Warnitz = 5. Dann Frau von Wünne = 6. Rittmeiſter von Wünne = 7. Dann 1. 2. 3. 4. 5. 6. Leutnants = 13. Dann 7 Fräulein von Gernopp = 20."

Es waren aber bloß ſechs, denn Marie war abweſend, und ſo hatte Deyner recht. Darüber war das Kegelſpiel vergeſſen worden, und der Vorſchlag, „Kämmerchen vermieten" zu ſpielen, fand ſofort Anklang. Auf dem großen Raſenplatz vor dem Hauſe ſtanden mächtige Bäume. Die wurden als Standpunkt der einzelnen feſtgeſetzt. Einer ward ausgeloſt, der in der Mitte zu ſtehen hatte und beim Wechſel einzelner von einem Baum zum anderen ſuchen mußte, den freigewordenen Platz vor dem neuen Beſitzer zu erreichen. Bis ihm das gelang, blieb er in der Mitte, und glückte es ihm, ſo mußte der in die Mitte, dem er zuvorgekommen.

Das Los fiel auf Fips, das eine Radieschen, das darüber ſehr unglücklich war, denn als nun das Spiel begann, wollte es ihr mit ihren kurzen Beinchen durchaus nicht glücken, einen der anderen abzufangen. Und als ſie darob weidlich ausgelacht ward, ſchien ſie den Thränen nahe. Deshalb opferte ſich Leutnant von Deyner für ſie, ſtellte ſich ungeſchickt und ließ ſie einen Baum vor ihm erreichen. Thränen durften heute ums Himmelswillen nicht fließen.

Nun war ſie ſehr glücklich.

Rittmeiſter Graf Weſterbrants Baum ſtand neben dem der dicken Adda, und ſo kam es, daß die beiden, die am nächſten zu einander hatten und ſich etwas abſeits von den übrigen befanden, öfters die Plätze mit einander tauſchten. Dadurch lachten ſie zuſammen und kamen in engeres Geſpräch. Adda gab ſich möglichſte Mühe, liebenswürdig zu ſein, angeregt zu thun und dem Rittmeiſter zu gefallen. Er fragte erſtaunt: „Gnädiges Fräulein, wie kommt es nur eigentlich, daß Sie ſich gar nicht in Sebenbach gezeigt haben?“

„Die Eltern wollten immer nicht!“ antwortete ſie, verſchwieg aber wohlweislich dabei, daß ſie vor fünf Jahren ſchon einmal auf einem Kaſinoball der Huſaren erſchienen war, als Herr von Gernopp noch ſeine Töchter erſter Ehe ein paarmal ausführte. Damals war ſie jedoch ganz ſchlank und mager geweſen und Graf Weſterbrant noch nicht im Regiment, ſo daß keine Gefahr des Erinnerns beſtand.

Der Rittmeiſter betrachtete mit wohlgefälligem Auge ihre rundliche Geſtalt, als fragte er ſich: ‚wie iſt es möglich, daß ſolch ein Mädchen ſo im Verborgenen eine halbe Stunde von Sebenbach blüht, ohne daß ich etwas davon weiß?‘ Und er begann Intereſſe an ihr zu nehmen. Er verließ ſeinen Baum nicht mehr, um mit einem der Nachbarn den Platz zu tauſchen, ſondern kreuzte die Hände im Rücken, legte ſich an die Rinde und begann mit der dicken Adda zu ſchwatzen, zu ſchwatzen, wie er es gar gern that ohne Zweck und Ziel, bloß ſo ins Blaue hinein.

„Ja es iſt ſehr hübſch hier bei Ihnen. Dieſe Stille auf dem Lande, dieſe Ruhe und ein ſchöner großer Garten, man möchte faſt ſagen Park. Das iſt ganz ſo das, wie ich es liebe. So habe ich's auch zu Hauſe. Ich beſitze nämlich ein Gut in der Mark, Altmark, genau ſo wie hier. Auch ein hübſcher parkartiger Garten. Denn wiſſen Sie, gnädiges Fräulein, ewig treibe ich's ja doch nicht. Ich bin erſt dieſes Jahr Rittmeiſter geworden und bleibe am Ende noch ein paar Jahre dabei, aber dann gehe ich. Und nicht zu ſpät, daß ich nicht zu nahe an den Major herankomme, denn Rittmeiſter a. D. klingt doch noch hübſcher. Da hört man gleich den Kavalleriſten heraus. Ja, wenn ich verheiratet wäre, dann wüßte ich, was ich thäte — ja, dann ginge ich gleich — aber wiſſen Sie, ſich ſo allein auf ein Gut ſetzen — nee —“

Er ſchwieg, wohlig ſich in Zukunftsträumen wiegend. Am liebſten hätte Adda ihm gleich geſagt, daß ſie mitgehen würde auf ſein Gut, wenn er nur wolle, denn ihr gefiel der große hübſche Offizier mit dem prächtigen langen blonden Schnurrbart. Aber das ging doch nicht. Deshalb fragte ſie nur, ein wenig langſam nach ihrer Art: „Haben Sie denn keinen Ehrgeiz, Graf Weſterbrant?“

„I wo! Keine Spur! Aber nicht die Idee!“ gab der Rittmeiſter zurück und lachte. Er meinte, ſie fände das unrecht, und es gefiele ihr nicht: „Das begreifen Sie wohl nicht bei einem Manne?“

„O doch!“

„Aber Sie finden es nicht gut? Sie mögen das nicht?“ Sein Ton hatte faſt ängſtlich geklungen, und er ſah ſie ganz beſorgt an, doch Adda lachte.

„Gerade! Ich mag das ſehr gern! Ich finde das ſehr gut!“

„Sie finden, ein Mann brauche keinen Ehrgeiz zu haben?“

Er wollte es gar nicht glauben, denn in ſeiner bisherigen Dienſtzeit hatte er ſich daran gewöhnt, die Frauen immer als Sporn und Antrieb ihrer Männer anzuſehen, um ja bis zum letzten Atemzuge weiter zu dienen und unbedingt Excellenz zu werden. Und nun entdeckte er plötzlich ein junges Mädchen, das keinen Ehrgeiz zu verſtehen ſchien.

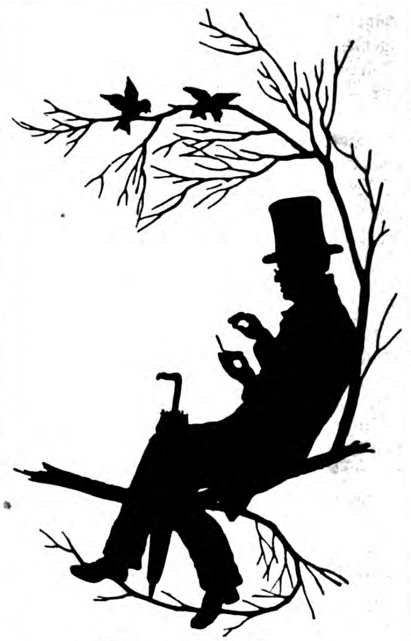
Als Adda nun antwortete: „Wozu Ehrgeiz? Das Leben iſt doch ganz ſchön ſo!“ da war er außer ſich vor Wonne, verließ ſeinen Baum in der Freude ſeines Herzens, ging auf die dicke Adda zu, pflanzte ſich vor ihr auf und meinte freudig erſtaunt, als habe er einen glücklichen Fund gethan: „Donnerwetter, Sie ſind mein Fall!“

Er wollte noch weiter reden, doch allgemeines Geſchrei und Gelächter machte ihn darauf aufmerkſam, daß ſein Baum während ſeiner kurzen Abweſenheit beſetzt war, und er nun in die Mitte mußte. Das Radieschen Cläre hatte ſchon ſeit geraumer Zeit ratlos dageſtanden und einen Mitſpieler mit dem anderen tauſchen geſehen, ohne daß es ihr gelungen wäre, jemand zuvorzukommen. Die Beinchen waren zu kurz. Nun war ſie an des Rittmeiſters Platz geſprungen.

Leutnant von Deyner war wütend. Er hatte längſt Graf Weſterbrant und die dicke Adda mit einander ſprechen und warm reden ſehen, und nun hatte der eine Zwilling ihm und der eigenen Schweſter alles verdorben. Doch ſie wären ſowieſo aus einander getrieben worden, denn es war Zeit zum Abendeſſen, und Marie war im Auftrag der Mutter erſchienen und hatte gebeten zu kommen.

Das Spiel ward unterbrochen und alles ſtrömte dem Hauſe zu.

„Haben Sie die Herrſchaften placiert, Herr von Gernopp?“ fragte in aller Eile Leutnant von Deyner.



Frühling. Von Georg Jochmann.

„Nee, mein lieber Herr von Deyner, das gerade nicht! Iſt ja auch nicht nötig, denke ich!“ antwortete freudeſtrahlend der alte Herr, der eben einen „Grand mit Vieren“ gewonnen hatte und in der Freude darüber das Glück ſeiner ſieben Töchter vollkommen vergeſſen hatte.

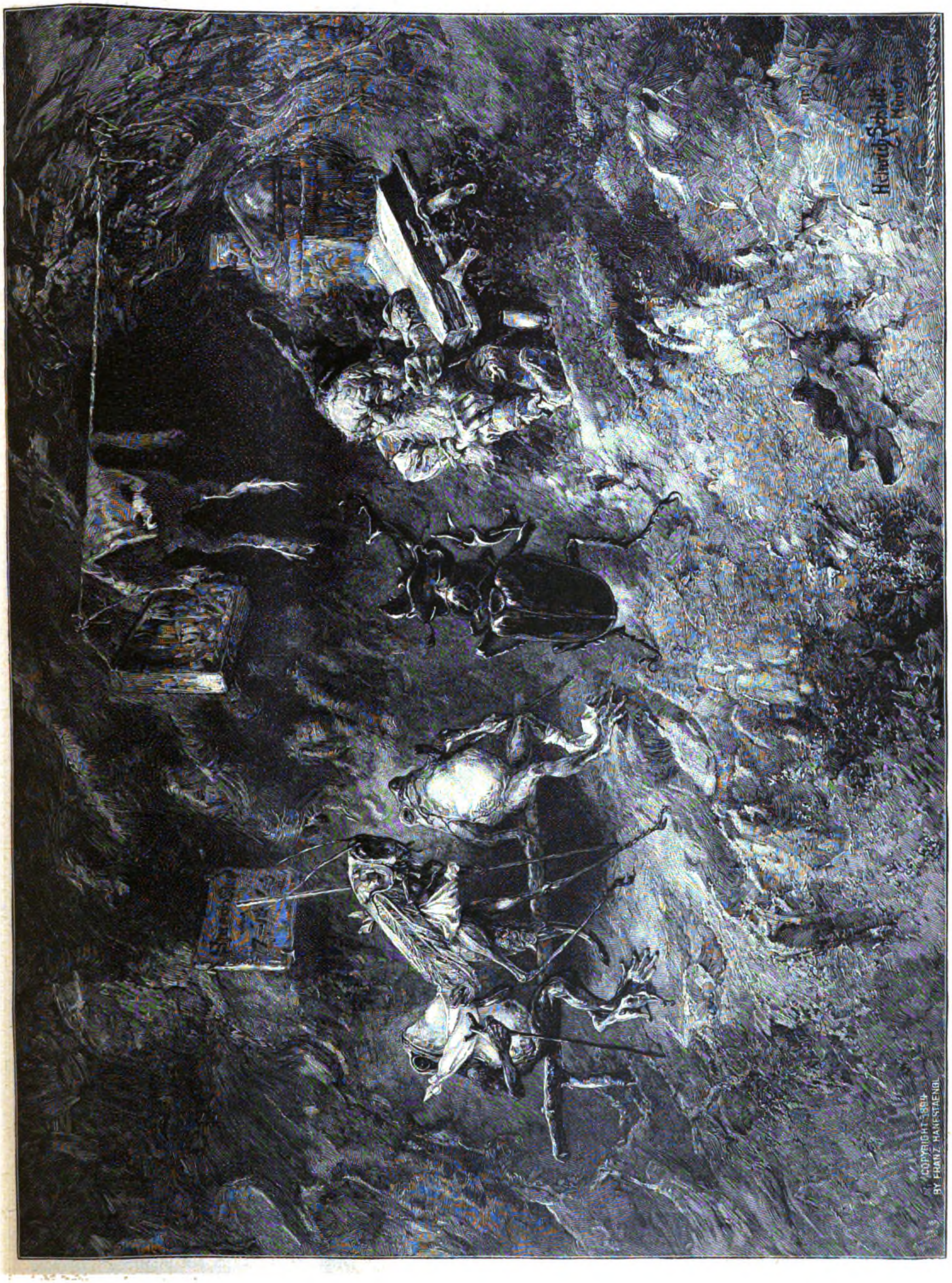
Doch der junge Offizier ward böſe: „Erlauben Sie, Herr von Gernopp, das iſt ſogar ſehr wichtig!“

Und ſofort eilte er von einem zum anderen, ihm zuflüſternd, wen er zu führen habe, und jedesmal begann er: „Frau von Gernopp läßt bitten —“

Frau von Gernopp aber war vollſtändig verſchwunden. In ihrer Aufregung und Verlegenheit hatte ſie ſich auf fünf Minuten in die Speiſekammer geflüchtet (in der ſich jedoch nicht einmal auch nur noch eine Wurſtſchale befand), um, wie ſie entſchuldigend zur Frau von Meerling geſagt, „nach dem Rechten zu ſehen.“

Deyner hatte alles verteilt, ſo wie er meinte, daß die Paare gut zuſammen paßten, und das Abendeſſen begann. Er ſelbſt ſaß neben Lisbeth, Graf Weſterbrant neben der dicken Adda. Dem etwas äſthetiſch und ſchwärmeriſch angelegten Leutnant von Warnitz war Stephanie zugeteilt, aber es gelang den beiden beim beſten Willen nicht, an einander zu kommen.

(Fortſetzung folgt.)


Heinrich Schlitt
München
COPYRIGHT 1894
BY FRANZ HANFSTAENGL

Photographie Verlag von Franz Hanfſtaengl, München.

Der Walddoktor. Nach dem Gemälde von Heinrich Schlitt.

Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Ein Lenzgedicht.

Von

Frida Schanz.

Sonnenhelle Lenzeszeit! —
Nach des Winters Zähren
Hochzeitsbunte Herrlichkeit,
Wie in alten Mären!

Golden leuchtet's ins Gemüt.
Unterm Dach der Weide
Duftet es und blaut und blüht —:
Veilchenfarb'ge Seide!

Myrtenweiße Blütenſchar
Wirbelt in die Gaſſen.
Auf dem Dachfirſt pfeift der Star,
Luſtig, ausgelaſſen.

Junker Frohmut ſchirrt ſein Roß,
Sprengt durchs Land im Trabe;
Und der Hirt treibt ſeinen Troß,
Bunten Kranz am Stabe.

Lauter helles Flötenſpiel,
Lauter Liebeslocken!
Überall an zartem Stiel
Glöckchen klein und Glocken!

Duft'gen Teppich weit und breit
Weben Gras und Ähren. —
Hochzeitsbunte Herrlichkeit,
Wie in alten Mären!

Torquato Taſſo.

Von Leopold Witte.

Am 25. April werden es dreihundert Jahre, daß der Dichter des „Befreiten Jeruſalem“ ſeine müden Augen geſchloſſen hat. Wie ſein romantiſches Epos noch immer im Volksmunde der Italiener lebt und auf den Straßen der Städte, in den Fiſcherbarken Venedigs und Neapels mit ſüdländiſchem Feuer deklamiert wird, ſo gehört die Geſtalt Torquato Taſſos zu dem eiſernen Beſtande der deutſchen höheren Bildung, ſeit Goethe den unglücklichen, ſelbſtquäleriſchen, an krankhafter Empfindlichkeit zu Grunde gehenden Hofpoeten Ferraras in ſeinem Schauſpiele der Welt ſo unnachahmlich treu vor die Augen gemalt hat. Es iſt bekannt, daß im übrigen die geſchichtlichen Züge des Goetheſchen Schauſpiels mannigfache Verzeichnungen aufweiſen. Vor allem war Herzog Alfons nicht der hochherzige, großdenkende Mann, wie er von Goethe, mit abſichtlicher Anlehnung an das Bild Karl Auguſts von Weimar, dargeſtellt worden iſt. Vielmehr zeigte ſich der Ferrareſe in Wirklichkeit als ein roher, grauſamer und willkürlicher Tyrann, der an dem traurigen Geſchicke Taſſos einen großen Teil von Schuld getragen hat. Auch die Prinzeſſin Leonore von Eſte hat der deutſche Dichter idealiſiert; nicht einmal dafür gibt es beſtimmte und unzweideutige Beweiſe, daß Taſſo ſein Herz an die hohe Dame verloren, oder gar dieſe dem armen Edelmanne am Hofe ihres Bruders ihre Neigung geſchenkt habe. Aber Taſſo ſelbſt hat Goethe mit bewundernswürdiger Meiſterſchaft gezeichnet. „Die Dichtkunſt keines Volkes,“ ſagt Karl Hillebrand in ſeinen „Profilen“, „bietet ein Bildnis von ſo entſprechender Ähnlichkeit und Individualität bei ſo allgemeiner Giltigkeit.“ Der weimarſche Dichter, der vor allerhand Unerträglichkeiten der kleinen thüringiſchen Reſidenzſtadt nach Italien floh, ſchrieb dort mit dem eigenen Herzblute die Geſchichte ſeines „Bruders in Apoll“ und ſchüttelte nach ſeiner Art in der Dichtung ab, was ihn ſelbſt quälte. „Der Reiz, der mich zu dieſem Gegenſtande (Taſſo) führte,“ ſchrieb er aus Italien an ſeinen Herzog, „iſt aus dem Innerſten meiner Natur entſtanden.“ Und einen „geſteigerten Werther“ nannte er ſpäter Eckermann gegenüber ſeinen Taſſo, den er geſchrieben habe, „um ſich zu befreien.“

Indeſſen ein Zug iſt von Goethe in dem Bilde Taſſos dennoch überſehen worden, der allerdings während ganz anders gearteter Zeitläufte in ſeine eigene Entwickelung nicht mit der leiſeſten Spur eingegriffen hat. Und doch iſt er für die Seelengeſchichte des armen italieniſchen Dichters der entſcheidende geweſen. Die Tragödie, welche Taſſo in Wirklichkeit erlebte, und an der er zu Grunde ging, war noch unendlich erſchütternder und qualvoller, als was Goethe ihn durch Liebeskämpfe und nervöſen Ehrgeiz erleben läßt. Der Dichter des befreiten Jeruſalem iſt in ſeinem Wahnſinn und in ſeinem frühen Tode ein Opfer der herben Gegenreformation geworden, in welcher die Kirche Roms, den vernichtenden Anklagen der ihr durch die religiöſe Bewegung in Deutſchland entfremdeten Nationen gegenüber, ſich endlich wieder zuſammenraffte und mit unerbittlicher Strenge einen Schein kirchlicher Lebensformen erzwang, welchen Jahrzehnte hindurch in den von der Renaiſſancebildung beherrſchten Gemütern keine innere Wahrheit entſprach. Die ſtarken religiöſen Charaktere und die unbeugſamen Glaubenshelden in Italien beſiegelten ihre Treue auf dem Scheiterhaufen und in den Kerkern der Inquiſition oder kehrten dem verdüſterten Lande den Rücken. Eine weiche Natur wie die Taſſos ging aus den Fugen, wenn ſie vor den Konflikt zwiſchen der lachenden Lebensluſt humaniſtiſcher Weltanſchauung und den ſtarren Forderungen eines mönchiſch gefärbten kirchlichen Rigorismus geſtellt wurde. Die Angſt, dennoch vielleicht dieſen Forderungen nicht völlig zu genügen, hat den edlen Geiſt des für alle, auch die zarteſten Eindrücke ſo rückhaltlos offenſtehenden Mannes zuletzt unheilbar verwirrt.

Schon in früher Jugend mußte Taſſo unter dem Umſchwunge in der offiziellen Beurteilung kirchlicher Dinge ſchwer leiden.

Die in Deutſchland und der Schweiz zur Zeit der Reformation wieder verkündeten religiöſen Wahrheiten hatten auch in Italien trotz ſeiner ausgeſprochen liberalen Neigungen ein lebhaftes Echo gefunden. Die gebildeten Kreiſe waren ſämtlich mehr oder weniger von den neuen Lehren berührt. Die Schriften der Reformatoren gingen, oft unter fremdem Titel und Namen, von Hand zu Hand. Ganze Städte, wie Lucca und Modena, galten als von den Meinungen der Reform erobert. Auch Neapel wurde ein Herd ernſter religiöſer Bewegung. Juan Valdés, der edle Spanier, war Jahre lang der geiſtige Mittelpunkt der in „dem ſeligen Artikel von der Rechtfertigung durch den Glauben“ lebenden Kreiſe. Der Auguſtinermönch Pietro Martire Vermigli, der Kapuzinergeneral Bernardino Ochino, die vornehmen Frauen

Vittoria Colonna, Giulia Gonzaga, Iſabella di Briſegna, die Schweſter des ſpaniſchen Großinquiſitors Manriquez, der Dichter Flaminio, der päpſtliche Protonotar Carneſecchi u. a. ſcharten ſich begeiſtert um das ſtrahlende Licht, das damals noch innerhalb der päpſtlichen Kirche ihnen leuchten durfte.

Aber bald ermannte ſich die römiſche Kurie zu einer umfaſſenden Reaktion. Der geſchmeidige Farneſe Papſt Paul III. berief im Anfange ſeiner Regierung eine Kommiſſion von ernſten, einer kirchlichen Reform geneigten Männern zur Beratung der behufs einer ſolchen zu ergreifenden Maßregeln. Ihre Vorſchläge blieben fromme Wünſche. Als eines ihrer Mitglieder, der fanatiſche Neapolitaner Caraffa, ſelbſt unter dem Namen Paul IV. Papſt geworden war, ſetzte er die Liſte dieſer Vorſchläge unter die erſten Nummern der „verbotenen Bücher.“ Am 27. September 1540 wurde der Jeſuitenorden vom Papſte beſtätigt. Die Bulle vom 21. Juli 1542 errichtete für Italien den furchtbaren Gerichtshof der in Spanien bereits ſeit einem Jahrhundert fungierenden Inquiſition, an deren Spitze der unheimliche Caraffa trat. Und nun begann in der unglücklichen Halbinſel die lange Reihe der entſetzlichen Blutgerichte, welche mit Feuer und Schwert die reformatoriſchen Regungen allerorten gewaltſam erſtickten.

Auch Neapel wurde endlich in den finſteren Strom des Fanatismus hineingezogen. Als der Vizekönig Don Pedro di Toledo 1547 die Inquiſition im Königreiche einführen wollte, empörte ſich noch die ganze Stadt wider die verhaßte Maßregel; und Kaiſer Karl V., von beiden Teilen zur Entſcheidung angerufen, ließ die Verordnung zurücknehmen: „Beſſer das Reich ohne Inquiſition, als die Inquiſition ohne das Reich“ ſagte er in ſeiner lakoniſchen Art. Dennoch hat ſich auch Neapel nach wenig Jahren die Inquiſition gefallen laſſen müſſen; und der unter Toledo herrſchende Geiſt war auch ohne das heilige Offizium für die freieren Regungen verderblich.

In dieſe Zeit der ſpaniſch-jeſuitiſchen Reaktion fiel die Kindheit Taſſos.

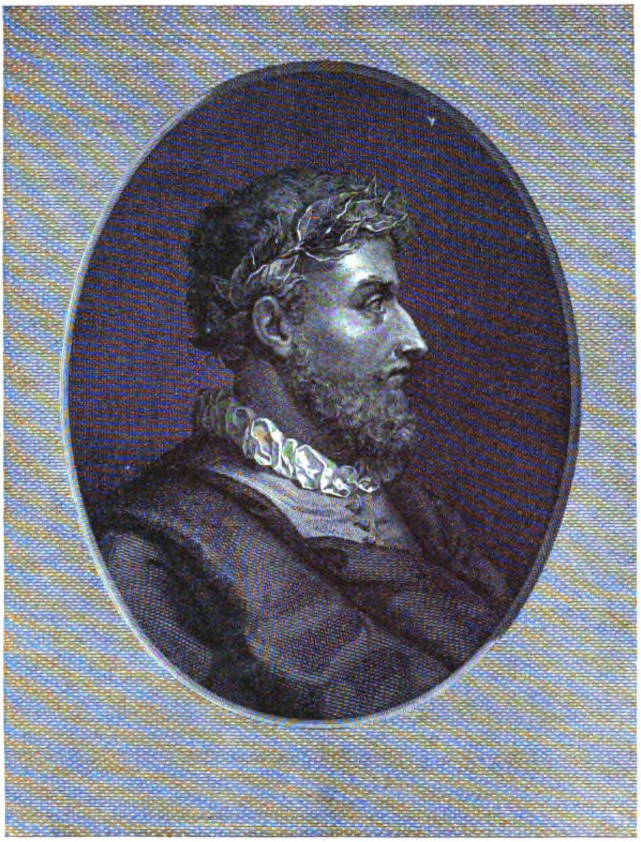
Am 11. März 1544 war er im ſchönen Sorrento bei Neapel geboren. Sein Vater Bernardo Taſſo, ein Edelmann aus Bergamo, ſelbſt ein begeiſterter Dichter, hatte nach vielem Hin- und Herirren endlich im Dienſte des edlen Fürſten Sanſeverino von Salerno Ruhe und Heimat gefunden. Dort gründete er auch ſeinen Hausſtand mit Porzia de'Roſſi aus Neapel, welche ihm drei Kinder ſchenkte: Cornelia, eine zweite vor der Taufe geſtorbene Tochter, und Torquato, den heißgeliebten einzigen Sohn. Sanſeverino war es, der, an die Spitze des Widerſtandes gegen die Einführung der Inquiſition tretend, mit Bernardo Taſſo nach Deutſchland reiſte, um Kaiſer Karl zum Eingreifen zu bewegen. Es gelang, wie wir berichteten. Den Fürſten perſönlich aber traf die Rache des Vizekönigs. Sanſeverino wurde als Rebell des Landes verwieſen, ſeiner Güter beraubt, und da Bernardo Taſſo ſeinen Herrn nicht verlaſſen mochte, ſo folgte auch er ihm, unter Zurücklaſſung der Seinen, in die Verbannung. Der ſtille Familienfriede des Taſſoſchen Hauſes zu Sorrent war damit für immer zeriſſen. Die Mutter umfaßte den verwaiſten Knaben Torquato, ein überaus begabtes und frühreifes Kind, mit verdoppelter Zärtlichkeit. Die Seufzer und Thränen der Verlaſſenen fanden in der jungen Bruſt einen nie mehr verwiſchten Wiederhall und weckten eine ſinnende, ahnungsvolle Wehmut, die ſich dem Gemüte Torquatos für ſein ganzes Leben einprägte.

Bernardo hatte ſeinem Sohne einen trefflichen Lehrer, Angeluzzo, gegeben, der die brennende Wißbegierde und die erſtaunliche Faſſungskraft des Knaben wohl zu leiten verſtand. Als aber Porzia, um einen Familienanhalt zu finden, nach Neapel überſiedelte, wurde Torquato der ſoeben dort gegründeten Jeſuitenſchule übergeben. Auch hier, wo man es ſo meiſterlich verſtand, die Lichter leuchten zu laſſen, ſtrahlte des Kindes Geiſt in ungewöhnlichem Glanze. Mit acht Jahren „konnte“ Torquato Lateiniſch und Griechiſch, machte italieniſche Gedichte und Reden und ſagte lange Stücke aus Homer und Vergil her. In gleichem Alter wurde er aber auch von ſeinen jeſuitiſchen Erziehern bereits zum heiligen Abendmahle zugelaſſen. Daß er von der Feier nicht das mindeſte verſtanden habe, berichtet er ſelbſt in einem ſpäteren Briefe; „aber die Würde des Ortes, die Zieraten und Ceremonien, das Murmeln und Sichbekreuzen des Volkes gewährten mir eine eigentümliche Befriedigung.“

Bernardo Taſſo, der im Dienſte ſeines Fürſten mannigfaltig thätig war, wollte ſeine Familie aus Neapel nach Rom überſiedeln laſſen. Allein die Verwandten ſeiner Frau weigerten derſelben die Aushändigung der nicht unbeträchtlichen zu erwartenden Erbſchaft, falls ſie außer Landes gehen würde. So ſuchte Bernardo, um die Seinen vor der neidiſchen und mißgünſtigen Verwandtſchaft zu ſchützen, ihnen im neapolitaniſchen Kloſter San Feſto eine Zufluchtsſtätte zu verſchaffen. Daß Porzia bei dieſem Schritte ſich von ihrem Torquato trennen mußte, der im Frauenkloſter keine Aufnahme fand, brach der zärtlichen Mutter das Herz; ſie ſiechte noch eine Weile hin, dann ſtarb ſie 1554. Der im tiefſten Innern getroffene Knabe zog weinend, troſtlos, zehn Jahre alt, zu ſeinem Vater nach Rom.

Doch hier begann, fern von dem Druck und Drill der Jeſuitenſchule, ein neues Leben für Torquato. Ein überaus geſchickter Lehrer, Maurizio Cattaneo, an Formen ein Kavalier, an Wiſſen ein Meiſter, im Unterricht ein Feind alles pedantiſchen Schulkrams, förderte den Knaben in der günſtigſten Weiſe. Körperliche Übungen wechſelten ab mit der ernſten Beſchäftigung des Geiſtes. In Bergamo, wohin nach zwei Jahren Bernardo, im Wechſel der politiſchen Verhältniſſe ſelbſt aus Rom verbannt, den Sohn mit Angeluzzo ſchickte, ſonnte ſich Torquato zum erſtenmale in der Bewunderung und dem Staunen der väterlichen Verwandten. Von dem Herzoge von Urbino erhielt Bernardo aufs neue Anſtellung und Brot. Er nahm ſeinen Sohn wieder zu ſich, und dieſer fand in dem jungen Prinzen Francesco Maria nicht nur einen gleichaltrigen Studiengenoſſen, ſondern auch einen treuen Freund und guten Kameraden für allerlei ritterliches Spiel und höfiſchen Frauendienſt. Aber auch hier war für den unruhigen Geiſt des Vaters kein Bleiben. Er ging nach Venedig, um dort ſein Ritterepos „Amadis“ dem Drucke zu übergeben. Vater und Sohn überwachten miteinander die Drucklegung; in fortwährendem Gedankenaustauſche klärte ſich in Torquatos Geiſte je länger je mehr die Idee des romantiſch-chriſtlichen Heldengedichtes. Dantes großes Epos zog ihn ſo gewaltig in ſeine Zauberkreiſe, daß er es wagte, ſiebzehnjährig, einen Kommentar zu der tiefſinnigſten aller chriſtlichſten Epopöen zu ſchreiben; ſeine Erſtlingsarbeit, welche über den Beruf Torquatos entſchied. Zwar wollte Bernardo den Sohn nicht in die gleiche bedrängnisvolle Lage bringen, die ihm ſelbſt die Ruhe und das Glück ſeines Lebens gekoſtet hatte. Er ſollte nicht als bloßer Dichter von der Gunſt und Laune der Großen abhängig werden. So ging Taſſo auf den Wunſch ſeines Vaters nach Padua, um dort Jurisprudenz zu ſtudieren und ſich auf die ſtaatsmänniſche Laufbahn vorzubereiten. Allein ganz andere Beſtrebungen zogen den Jüngling an, als das trockene Recht. Philoſophie und Poeſie traten immer klarer in den Mittelpunkt ſeines Lebens. Auf dem Gebiete der philoſophiſchen Forſchung geriet der junge Geiſt, der bei den Jeſuiten Neapels die unbedingte Unterwerfung unter das kirchlich feſtgeſetzte Dogma gelernt hatte, auf Bedenken und Zweifel, die er zu löſen außer ſtande war. Je drohender die angeblichen Reſultate der Philoſophie: die Unmöglichkeit der Wunder, der Schöpfung aus nichts, der Unſterblichkeit der Seele auf ihn eindrangen und ſeinen Kinderglauben in Frage ſtellten, um ſo unruhiger wurde er, um ſo erſchreckender verfolgte ihn das Geſpenſt möglichen Irrglaubens und ketzeriſcher Verfehlungen, um ſo andächtiger ſuchte er in Beichte und prieſterlicher Beratung Schutz und Halt.

Zu gleicher Zeit aber wagte Torquato den kühnen Wurf einer erſten epiſchen Dichtung, die dem Jünglinge von acht-



Torquato Taſſo. Nach einer Zeichnung von Longhi. Geſtochen von Gir. Scotto unter der Leitung von Raffael Morghen.

zehn Jahren einen italieniſchen Ruf erwarb: er veröffentlichte in zwölf Geſängen das Ritterepos „Rinaldo.“ Hier ſchon waren die Mängel ſeiner Vorgänger auf dem Gebiete der romantiſchen Dichtung zum Teil überwunden. Die burlesken Figuren aus Pulcis Morgante fehlen gänzlich, die auch noch im „Verliebten Roland“ des Grafen Bojardo eine unverhältnismäßig breite Rolle ſpielten. Die phantaſtiſche Romantik im „Raſenden Roland“, mit der Arioſt in einer Fülle unglaublicher, bunt an einander gereihter Abenteuer ſchwelgte, machte hier einer ernſthaften, zu befriedigendem Schluſſe in feierlicher Vermählung des Heldenpaares führenden einheitlichen Dichtung Platz. Der Erfolg war ein großartiger. Man begann an den kleinen Höfen Italiens ſich faſt ſchon um die Perſon des Dichters zu ſtreiten. Der Günſtling der Muſen wechſelte indeſſen erſt noch einmal die Univerſität. Der Prokurator der Hochſchule von Bologna, Kardinal Ceſi, lud ihn in einem ſchmeichelhaften Schreiben ein, der dortigen Univerſität durch ſeine Gegenwart einen höheren Glanz zu verleihen. Taſſo kam; allein der junge Mann, dem der Ruhm zu Kopfe geſtiegen war, fand nicht, was er ſuchte. Mit den Studenten ſchlug er ſich in poetiſchen Fehden herum, bei denen er wohl Sieger blieb, aber nicht ohne ſeine Gegner hier und da empfindlich zu verletzen. Sogar die Polizei wurde ihm auf den Hals geſchickt; ſie erbrach in ſeiner Abweſenheit Tiſche und Schränke und konfiszierte Papiere und Bücher, weil Taſſo alcuni versi infamatori, allerhand Schmähgedichte, verfertigt haben ſollte. Es war eine Erlöſung für den mißtrauiſchen, geärgerten und geängſtigten Dichter, als ihn der Kardinal Luigi d'Eſte auf ſeinen Landſitz Caſtelvetro berief und ihn dann 1565 am Hofe ſeines Bruders, des Herzogs Alfons II. von Ferrara, vorſtellte. Damit begann die Glanzzeit im Leben Taſſos und doch zugleich der innere Kampf, den Goethe mit ſo unvergleichlichem poetiſchen Hauche umwoben hat.

Auch in Ferrara herrſchte bereits der neue Geiſt. Jeſuitenorden, Inquiſition, Tridentinum hatten bitteren Ernſt in die Religion gebracht. Afons II. war es, der ſeine eigene Mutter, die berühmte Freundin Calvins und der Reformation, Renata, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, deren Sekretär einſt Bernardo Taſſo geweſen, dem Papſte Pius IV. zuliebe um „ihres ketzeriſchen Verhaltens“ willen im September 1560 nach ihrer franzöſiſchen Heimat zurückgeſchickt hatte, wo die edle Frau, getrennt von ihren Töchtern Lucrezia und Leonora, erſt 1575 den erſehnten Tod fand. Die beiden Prinzeſſinnen, nach Taſſos Urteil „Gelehrſamkeit mit Begabung, Majeſtät mit Lieblichkeit vereinend,“ bereiteten gleich ihrem Bruder dem verwöhnten Jünglinge die ſchmeichelhafteſte Aufnahme. Eine Reiſe Taſſos mit dem Kardinal Luigi nach Paris, die für den Dichter in verſchiedenen Beziehungen lehrreich war, unterbrach ein Jahr lang das ſüße Stillleben in Ferrara. Dann nahm ihn Alfons unter ſeine „Cavalieri“ auf, mit einem monatlichen Gehalt von 52 Lire. „Eine hochgeſpannte Natur, welche Liebe und Freundſchaft gleich der Dichtkunſt nur als reine, hohe Flamme zu empfinden vermochte, fühlte ſich der junge Taſſo in Geſellſchaft der ſchon reifen Lucrezia und der kränkelnden Leonora, der Schülerin des Plato, in einer Region, wo alles Gemeine ſchwand; anerkennungsbedürftig ſchlürfte er hier den vollen Becher feinſten und berauſchendſten Lobes, kredenzt von den zarteſten Händen.“ Und dennoch ging er zu Grunde. Hillebrand nennt ihn eine „Herdernatur,“ die überall unglücklich geweſen wäre.

Ende 1574 beſchloß Taſſo, nachdem er das Jahr vorher in zwei Monaten das Schäferſpiel „Aminta“ gedichtet hatte, das am Hofe mit vielem Beifalle aufgeführt wurde, ſein großes chriſtliches Epos „Goffredo,“ bei der Veröffentlichung „Gerusalemme liberata“ benannt. Dreizehn Jahre lang hatte er daran gearbeitet. Seine ganze Seele war in das romantiſche Epos hineingedichtet, das in einer Zeit drohender Türkeneinfälle die Chriſtenheit zu einem neuen Kreuzzuge ins heilige Land begeiſtern ſollte. Immer wieder feilte er an dem ſchon fertig Geſtellten; ſein Dichtergenius konnte ſich nie genug thun. Zuletzt ſchickte er das Manuſkript nach Rom, wohin er 1575 ſelbſt ging, um ſein Werk dem Urteile einer gelehrten Kommiſſion zu unterbreiten.

Dies Urteil lautete vernichtend. Die gelehrten Herren, ganz von dem neuen Geiſte kirchlicher Herbigkeit und Strenge geleitet, wollten alles aus dem Gedichte entfernt ſehen, was ſich auf Liebe und Zauberei beziehe. Der heilige Gegenſtand vertrage ſo weltliche Dinge nicht. Eine Dichtung mit dem erhabenen Titel „Das befreite Jeruſalem“ müſſe nicht für die Unterhaltung der Höfe beſtimmt ſein, ſondern für die Erbauung der Mönche und Nonnen. Anfangs ſetzte ſich Taſſo den Zumutungen ſeiner devoten Kritiker gegenüber tapfer zur Wehr. Allmählich aber ſiegte die Macht ſeiner jeſuitiſchen Erziehung. Er unterwarf ſich der fremden Meinung. Immer troſtloſer wurde dadurch der Unſelige an ſich ſelbſt irre. Eine dumpfe Gewiſſensangſt überkam ihn. Ganze Tage weilte er in den Kirchen Roms, wo er ſich verzweifelten Andachtsübungen hingab. Nach Ferrara zurückgekehrt, quälte er ſich mit erſchreckenden Selbſtanklagen. Er gab ſich ſchuld, allerlei Ketzereien verfallen zu ſein; gegen ihn geſpielte Hofintriguen brachte er mit ſeinem Argwohn in Zuſammenhang. Zuletzt ſtellte er ſich ſelbſt dem Inquiſitionstribunal zu Bologna. Das ſprach ihn frei. Dennoch wichen die Beängſtigungen nicht. Er forderte eine Reviſion des Urteils durch den

Großinquiſitor. Auch ſie lautete günſtig. Umſonſt. Die Kataſtrophe brach herein.

Am 17. Juni 1577 überfiel Taſſo im Zimmer der Herzogin von Urbino, der ehemaligen Prinzeſſin Lucrezia, einen Diener, der ihm verdächtig war, und verwundete ihn mit einem Meſſerſtich. Das war das erſte Zeichen des beginnenden Irrſinns. Aus dem Gewahrſam bei den Franziskanern, dem Alfonſo ihn überwieſen hatte, floh Taſſo am 21. Juli 1577 verkleidet zu ſeiner Schweſter Cornelia nach Sorrent. Aber da duldete es ihn nicht lange. Flehentlich bat er, an den Hof von Ferrara zurückkehren zu dürfen. Im März 1578 wurde es ihm geſtattet. Aber nach wenigen Wochen brach Taſſo aufs neue aus und irrte unſtät im Lande umher. Anfang 1579 trieb's ihn noch einmal zurück. Man rüſtete ſich am Hofe gerade auf die zweite Vermählung des Herzogs mit Margherita Gonzaga. Für den ſchon unbequem Gewordenen hatte kein Menſch recht Zeit. Da ergoß ſich Taſſo in bittere Schmähungen auf den Hof und die herzogliche Familie. Alfonſo riß die Geduld; er ließ Taſſo feſtnehmen und als wahnſinnig nach dem Irrenhauſe von Santa Anna bringen.

In dieſem Hauſe des Elends hat der Dichter volle ſieben Jahre verlebt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ſein Geiſt unter all den ſelbſtbereiteten Qualen und Beängſtigungen wirklich gelitten hatte. Auch die alte Schaffenskraft war gebrochen. Was ihn noch zur Arbeit drängte, war das Verlangen, aus ſeinem Gedichte alles zu entfernen, das irgendwie nach weltlicher Luſt und heiterer Lebensfreude ſchmecken konnte. So arbeitete er das ganze Werk um und machte aus der Gerusalemme liberata die Gerusalemme conquistata, — ein wehmütiges Zeugnis von der Verdunkelung des feineren poetiſchen Sinnes, welcher gerade die liebenswürdigſten und anmutigſten Stücke der Dichtung zum Opfer fielen.

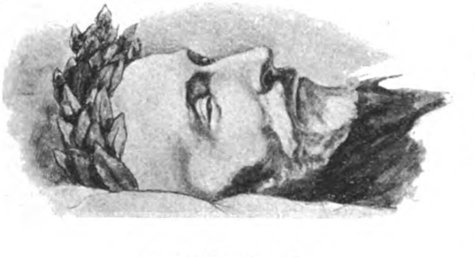
Erſt am 13. Juli 1586 erhielt Taſſo vom Herzoge die Freiheit wieder. Aber die Unruhe ſeiner früheren Jahre war durch die lange Haft nicht erſtorben. Wir denken nicht daran, den unglücklichen Mann, den noch fortwährend eingebildete Geiſtererſcheinungen peinigten, auf ſeinem raſtloſen Jagen durch alle Teile Italiens zu begleiten. Auch in Loreto war er einmal, um im heiligen Hauſe von Nazareth den Frieden zu ſuchen, der ihn überall floh. Endlich ſchien es, als ſollte Rom ihm noch einen ſtillen Feierabend vor dem Abſchiede gewähren. Bei den Hieronymiten des hochgelegenen Kloſters Sant' Onofrio am rechten Tiberufer mit der unbeſchreiblich herrlichen Ausſicht im vielbeſuchten Kloſtergarten hatten ihm die Ärzte ein Aſyl vorgeſchrieben, in dem der abgehetzte Dichter gern weilte. Ja, die päpſtliche Familie der Aldobrandini bereitete für den gehorſamen Sohn der Kirche die höchſte Dichterehre vor, die ſeit Petrarca keinem Sterblichen mehr beſchieden war: er ſollte auf dem Kapitol mit dem Lorbeerkranze gekrönt werden. Da raffte ein plötzlicher Tod am 25. April 1595 den Lebensmüden hinweg. Die freundlichen Mönche gewährten ihrem berühmten Gaſte auch nach ſeinem Abſcheiden ein bleibendes Quartier. In ihrer Kirche S. Onofrio hat vor dem Marmorgrabmal Taſſos ſchon mancher Romreiſende dem tragiſchen Geſchicke des letzten Romantikers unter den Poeten Italiens ein wehmütiges Andenken gewidmet.

Das „Befreite Jeruſalem“ wird in Deutſchland wohl nur noch ſelten geleſen. Es fehlt ihm die treibende Kraft der Urſprünglichkeit, die pulſierende Wärme tiefſter Herzensüberzeugung. Was Hermann Hettner in ſeinen „Italieniſchen Studien“ über die bildende Kunſt dieſer Reaktoinszeit ſchreibt, das gilt auch von Taſſos Dichtung: „ihren krankhaft überreizten Urſprung kann ſie nicht verleugnen. An die Stelle echter Kunſtidealität tritt das aufgeputzt Pathetiſche, das ſentimental Schwärmeriſche, das pfäffiſch Abſichtliche, das leidenſchaftlich Gewaltſame.“

Deſanctis in ſeiner „Geſchichte der italieniſchen Litteratur“ nimmt von Taſſos Beſprechung mit folgenden Worten Abſchied, mit denen wir ſchließen wollen: „Italien hatte ſeine Stellung in der Welt verloren. Nachdem ihm jeder Zweck nationaler Thätigkeit abhanden gekommen war ..., wurde ſeine Litteratur immer mehr eine konventionelle, von dem Leben getrennte Form, ein Spiel des Geiſtes ohne jeglichen Ernſt, und deshalb auch unter dem heroiſchſten und ernſthaf-

Der Kampf mit dem Drachen. Nach dem Gemälde von W. Gräbhein.

teſten Anſcheine im innerſten Weſen frivol und rhetoriſch. Torquato Taſſo iſt der unbewußte Märtyrer dieſer Tragödie. Er ſchwebt zwiſchen Reminiscenzen und Vorgefühlen, zwiſchen einer ritterlichen und einer hiſtoriſchen Welt. Trotz der Regeln ſeiner Poetik, der Strenge ſeiner Logik, ſeiner realiſtiſchen Anſichten und ſeiner klaſſiſchen Vorbilder iſt er romantiſch und phantaſtiſch. Wie in dem praktiſchen Leben, ſo iſt er auch in ſeiner dichteriſchen Welt geſpalten, beunruhigt und voll Reue. Ein beklagenswertes Spielzeug ſeines Herzens und ſeiner Phantaſie, fand er hier ſein Martyrium und ſeinen Ruhm. Indem er in einem bereits erſchöpften Repertoir eine äußere und epiſche Welt ſuchte, legte er ſich ſelbſt, ſeinen Idealismus, ſeinen ſchwermütigen und ritterlichen Geiſt hinein und fand darin ſeine Unſterblichkeit. In ihm fühlt man die ganze Tragödie des italieniſchen Verfalls. Hier ſang die Poeſie ihren Schwanengeſang und ſchuf in Tancred die Ahnung einer neuen Poeſie, welche Italien erhoffen darf, wenn es würdig ſein wird, ſie zu erhalten.“



Taſſos Totenmaske.

Neues Licht.

Während die wundervollen elektriſchen Verſuche des Amerikaners Nikola Tesla, die unter der etwas ſchaubudenmäßig klingenden Bezeichnung „das Licht der Zukunft“ gerechtes Staunen hervorrufen, für praktiſche Beleuchtungszwecke noch nicht über die Erwägung von Möglichkeiten hinausgekommen ſind, kommt aus Amerika die Meldung einer Entdeckung, die in der That nicht nur neues Licht, ſondern eine Menge eingreifender Änderungen in unſer Kulturleben mit ſich bringt.

In Deutſchland wird gegrübelt; der Amerikaner probiert mehr, als daß er ſtudiert. Er macht es wie die Alchymiſten, die das Widrigſte zuſammenthaten, um zu ſehen, ob nicht doch der Stein der Weiſen daraus entſtände; er verſucht und hofft auf klingenden Gewinn.

Durch das Zuſammenſchmelzen von Sand und Kohle in der furchtbaren Glut des elektriſchen Ofens hatte Acheſon das Carborundum erhalten, einen diamantharten Körper, der als Schleifmittel von hohem Wert iſt und dem glücklichen Schmelzer viele Dollars einträgt. Ein anderer Mann, mit dem Namen J. L. Wilſon dachte ſich: „Wenn Kohle und Sand einen Handelsartikel ergaben, wie das Carborund, was wird dann wohl, wenn ich Kohle und Kalk der elektriſchen Hitze ausſetze?“ — J. L. Wilſon führte den Verſuch aus und erhielt einen Fluß, der nach dem Erkalten zu einem Block erſtarrte, der jedoch, da er nichts Carborundartiges an ſich hatte, weggeworfen wurde.

Das Glück wollte, daß der Block in ein Gefäß mit Waſſer fiel, aus dem alsbald Gasblaſen aufbrauſten, die ſo übel rochen, daß ſie bemerkt werden mußten. Angezündet brannte das Glas mit leuchtender, rußender Flamme und wurde von unterſuchenden Chemikern als reines Acetylen erkannt. Darüber gerieten dieſe außer ſich und ſprachen: „Von jetzt an wird ſich ein Umſchwung in der techniſchen Chemie vollziehen, dem ähnlich, wie er ſich nach der Einführung der Teerprodukte vollzog.“ Auch waren ſie glücklich, mit ſo großen Mengen Acetylen Verſuche anſtellen zu können, denn ſeine bisherige Darſtellung war ſo umſtändlich und teuer, daß nur wenig Chemiker mit ihm gearbeitet haben.

Acetylen findet ſich in geringer Menge im Leuchtgaſe, das der Hauptſache nach aus Waſſerſtoffgas und Grubengas beſteht, die an der Luft mit ſchwachleuchtender blauer Flamme verbrennen; ſeine Leuchtkraft erhält das Gas erſt durch die Anweſenheit kohlenſtoffreicher Verbindungen, die beim Verbrennen Kohlenſtoff abſcheiden, der durch ſein Glühen das Leuchten der Flamme bewirkt.

Von allen gasförmigen Kohlenwaſſerſtoffen iſt das Acetylen der kohlenſtoffreichſte, denn es enthält auf zwei Gewichtsteile Waſſerſtoff vierundzwanzig Gewichtsteile Kohle. Durch Zuführung von Acetylen kann das Leuchtgas angereichert werden, daß ſeine Leuchtkraft ſich ganz bedeutend erhöht. Man wird mit weniger Gas eine größere Lichtwirkung erzielen, als bis jetzt, und dieſer Umſtand hat zur Folge, daß Brenner und Lampe zur vollen Ausnutzung des kohlenſtoffreichen Gaſes mancherlei Wandlungen durchmachen müſſen. Das gibt Arbeit für Erfinder und Werkſtätten.

Das Acetylen läßt ſich unſchwer zu einer Flüſſigkeit verdichten. In Stahlröhren kann es ebenſo wie die Kohlenſäure verſandt werden. Jedes von einer Gasanlage entfernte Landhaus kann ſeine Acetylengasbeleuchtung haben. Es kann auch die trockene Kohlenkalkſchmelze, das Calicumcarbid, in den Handel gebracht und in geeigneten Gaſometern durch bloßes Zuführen von Waſſer Acetylenleuchtgas nach Bedarf daraus entwickelt werden. Nur ſind kupferne und ſilberne Röhrenleitungen zu vermeiden, denn mit Kupfer und Silber bildet das Acetylen Knallverbindungen, die auf Stoß und Erſchütterung furchtbar platzen. Auch iſt es eingeatmet ein ebenſo heftiges Gift wie das Kohlenoxyd, aber da es übel riecht, wird es leicht erkannt, wenn es aus einer Undichtheit hervordringt.

Das Acetylen wird ferner im ſtande ſein, das Leuchtgas bei den Gasmotoren zu erſetzen, ſo daß dieſe nützlichen Kraftſpender nicht nur in der Stadt, ſondern auch auf dem Lande zum Betrieb von Maſchinen benutzt werden können. Der Arbeitgeber wird ſich durch einen Acetylengasmotor den Vergewaltigungen ſtrikender Geſellen leichter entziehen, als wenn er ausſchließlich auf Menſchenkraft angewieſen iſt. Zumal werden der kleinere Handwerksmeiſter und auch wohl der Landmann ihren Vorteil hierin erſehen.

Die Fragen der Beleuchtung und des Motorenbetriebes durch Acetylen wollen wir hier bloß andeuten und ſie den Ingenieuren, denen ſich viele neue Aufgaben ſtellen, zur Beantwortung überlaſſen und nur noch die chemiſche Seite der Entdeckung berühren. Beim Erhitzen verwandelt ſich das Acetylen leicht in Benzol, aus dem Benzol ſtellt der Chemiker das Anilin dar, deſſen Induſtrie alljährlich Hunderte von Millionen in Umſatz bringt. Die leichte Verwandlungsfähigkeit des Acetylens wird es zu einem Ausgangspunkte zahlreicher bekannter und vielleicht auch ganz neuer Verbindungen machen. Die Chemiker werden ſehr viel zu thun bekommen.

Den Nichttechnikern überraſchend wird die Mitteilung ſein, daß Acetylen in Berührung mit Schwefelſäure ſich in Alkohol verwandelt. Kohle, Kalk, elektriſcher Ofen und Schwefelſäure werden die Stützen der Zukunftsbrennerei ſein; wo Kraft vorhanden iſt, werden die Fabriken entſtehen, worin mit Hilfe der in Elektrizität verwandelten Kraft Calicumcarbid dargeſtellt wird, woraus Benzol und Alkohol und die unzähligen Erzeugniſſe hervorgehen, denen dieſe zu Grunde liegen. Nicht nur neues Licht, eine neue Induſtrie folgt dem Acetylen. Schon rühren ſich Banken und Geldinſtitute, das Acetylen gewinnbringend in Beſchlag zu nehmen.

Auch ſind bereits Wege erſonnen, das Calicumcarbid ohne Elektrizität herzuſtellen, und der wahre Wert der Erfindung wird ſich erſt zeigen, wenn ſich das Verhältnis ihrer Koſten zu den bisherigen Leiſtungen der betreffenden Induſtrien feſtſtellen läßt.

Das Calicumcarbid iſt — wie ſo vieles andere — zuerſt in Deutſchland und zwar von Wöhler (1862) dargeſtellt, der auch die Acetylenentwickelung mit Waſſer beſchrieb, aber Wöhlers Beobachtungen blieben „wiſſenſchaftlich“ in den Büchern. Nun kommt der Amerikaner, tappt zu und findet den Stein der Weiſen, von dem Wöhler vor zweiunddreißig Jahren bereits volle Kunde gab, aufs neue durch Anwendung der modernen Hilfsmittel. Schade, daß in Deutſchland ſo ſelten die großen Mittel vorhanden ſind, Ideen nicht bloß zu ſtudieren, zu ergrübeln, ſondern ſie im großen auszuprobieren und nutzbar zu machen.

Julius Stinde.

Waldmoder.

Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Der ganze Raum, in welchem ſich Jakob Lutz mit ſeinem ſtummen Genoſſen befindet, wird von einem ungeheuren, dröhnenden Schlage erſchüttert. Eine rote, feurige Lohe zuckt in Verbindung mit dieſem Schlage als ſeine Veranlaſſung oder ſeine Folge für den Bruchteil einer Sekunde auf, dann fliegt es wie ein kleiner leuchtender Stern durch die raſch wieder eintretende Dämmerung, und endlich, wenn noch ein menſchliches Ohr vorhanden iſt, um den Schluß dieſer Begebenheiten zu vernehmen, dann würde dieſes Ohr ein dumpfes Poltern und ein entſetzliches Stöhnen hören, auf welches tiefe, unendliche, grauenhafte Stille folgt. — — — —

Die zwei Thaler, vermittelſt deren Wendel ſämtliche Grundſätze des Kopiſten Helm dermaßen in Verwirrung gebracht hatte, daß ein höherer, ſatter Staatsbeamter an dem Vorhandenſein irgend eines moraliſchen Fonds in der Bruſt dieſer leichtſinnigen jungen Leute gezweifelt haben würde, dieſe zwei Thaler waren den Weg alles Vergänglichen gewandert und hatten einen Zuſtand hervorgerufen, welchem der Regiſtrator durch ſchmunzelndes Streicheln ſeiner dürren, unendlichen Magengegend Ausdruck verlieh, während Helm ſich damit begnügte, die Lippen zu lecken und von Zeit zu Zeit Luft zu ſchlucken.

Die beiden Schlemmer ſaßen in der Honoratiorenſtube des Ratskellers zu Altenbach, und hatten ſich zum letztenmale die Seidel füllen laſſen, „denn,“ ſagte Wendel, „zu einem Schnitt langt es nicht mehr, und ich bitte Sie daher, Helm, dieſes edle Naß mit Verſtändnis hinunterlaufen zu laſſen. Übrigens iſt die Mitternachtsſtunde ziemlich nahe, und wenn Sie mir heute noch das Geheimnis, von welchem Sie ſprachen, mitteilen wollen, dann dürfte es nachgerade an der Zeit ſein.“

Der Kanzliſt war plötzlich ſehr ernſt geworden. Er ſtützte den Kopf in die Hände, ſtarrte wie geiſtesabweſend vor ſich hin und ſagte endlich: „Sie haben recht, Wendel, es iſt an der Zeit. Die Mitternacht iſt ſogar eine ſehr gute Zeit, denn dann läßt ſich am beſten von Dingen reden — na, Sie werden mich ſchon verſtehen, ich bin nicht im ſtande, das richtige Wort zu finden. Halten Sie mich auch für verrückt, Wendel, wie die anderen es alle thun?“

„Na,“ entgegnete der Regiſtrator etwas verdutzt, „das iſt ein ſchöner Anfang. Nein, mein alter Junge, für verrückt halte ich Sie keineswegs, ſonſt würde ich nicht ſo ruhig neben Ihnen ſitzen. Ich glaube nur, daß Sie manchmal ein bißchen zerſtreut ſind, wiſſen Sie, ſo in höheren Regionen — hängt das vielleicht mit Ihrem Geheimnis zuſammen?“

„Es hängt damit zuſammen,“ ſagte Helm leiſe. „Wenn ich des Abends vom Büreau nach Hauſe komme, und wenn ich nicht ſchlafen kann, dann leſe ich viel in mediziniſchen Büchern, und da habe ich herausbekommen, daß es Leute gibt, die mehr ſehen, als andere. Es iſt ein ſchweres fremdes Wort, und ich kann es nur buchſtabieren, aber das Wort bedeutet eine Helligkeit, wo es bei anderen Menſchen dunkel iſt, und es bedeutet zugleich eine Krankheit. Ich bin von Kindesbeinen an krank geweſen, Wendel. Ich glaube kaum, daß ich eine ganz geſunde Stunde durchlebt habe, und meine Krankheit beſteht darin, daß ich mit geſchloſſenen Augen weit hinaus zu ſehen vermag, und daß es für mich irgendwo einen hellen Punkt gibt, der für alle übrigen Menſchen nicht vorhanden iſt. Verſtehen Sie mich, Wendel?“

„Na, ſo ungefähr,“ ſagte jener und ſchüttelte ſich ein wenig. „Ich habe auch ſchon von der Sache gehört. Sie meinen ſo'ne Art Clairvoyance, nicht wahr?“

„Das iſt das Wort. Die mediziniſchen Bücher ſagen, daß es bei Mondſchein am ſchlimmſten ſei, und auch das habe ich an mir erfahren. In ſolchen Stunden, aber auch ſonſt, ſehe ich das, woran ich denke —“

„Und woran denken Sie, Helm?“

„Es gibt nur einen Gedanken, der nicht von mir gehen will,“ erwiderte der Kanzliſt düſter. „Es iſt der Gedanke an jene That, die mich zu früh ins Leben hinausgeſtoßen, die mich krank und einſam und arm und elend gemacht hat, an jene That, die niemals aufgeklärt worden iſt, die Leute mögen noch ſo viel das Gegenteil behaupten. Wiſſen Sie, Wendel, wer meinen Vater erſchlagen hat?“

„Es ſteht in den Akten,“ entgegnete der Regiſtrator ſich umblickend, „aber ich will nicht mit ‚ja‘ antworten. Es ſtehen viel Lügen in den Akten, und ich bin nicht hellſehend. Wiſſen Sie es, Helm?“

Jener fuhr mit der Hand durch die Luft. „Das iſt der helle Punkt, und mitten darin ſteht eine Geſtalt. Aber über der Geſtalt liegt ein Schleier, und ich kann nur ihre Umriſſe, nicht aber ihre Geſichtszüge erkennen. Es iſt nicht Wilhelm Acker, den ſie dafür beſtraft haben, das will ich beſchwören — es iſt ein anderer. Und je öfters ich dieſe Erſcheinung habe, deſto deutlicher wird ſie. In der verfloſſenen Nacht habe ich etwas von den Geſichtszügen geſehen —“

Der Unglückliche ſchwieg und ſtarrte wieder vor ſich hin. Wendel aber bog ſein blaß gewordenes Geſicht über den Tiſch und fragte atemlos: „Und Sie haben die Geſtalt erkannt, Helm? Iſt das Ihr Geheimnis?“

„Was heißt erkennen?“ ſagte Helm mit zuſammengebiſſenen Zähnen. „Ich verwechſele ja die einfachſten Dinge, es kann mir auch hier paſſieren. Wenn ich im ſtande wäre, mit Gewißheit zu ſagen, der iſt es und kein anderer, dann würde ich vielleicht auch im ſtande ſein, einen Mord zu begehen. Ich darf nicht daran denken, und ich darf nicht davon reden — es iſt Mitternacht, laſſen Sie uns gehen —“

Es war Mitternacht, und der Mond ſchien ſehr hell.

Wendel hatte ſeinen Begleiter untergefaßt und ging mit ihm langſam durch die ſtille Straße. Vor ihm her wandelte ſein langer, jetzt ins Unendliche gedehnter Schatten, und Helm ſprach von Zeit zu Zeit ein abgeriſſenes Wort, aus deſſen dunkeln Tiefen zu entnehmen war, daß auch ſein umdüſterter Geiſt ſich mit Schatten beſchäftige, die vorwärts oder rückwärts, unſtät ſchwankend und rieſengroß, ihre geſpenſterhaften Umriſſe in das menſchliche Leben werfen. So gelangten ſie in eine einſame Gegend, wo der Pfad unter ihren Füßen von Gras überwachſen war, und die Waldbäume ein Schweigen zu bewahren ſchienen, welches tiefer war, als die tiefſte Stille der Nacht. „Dieſer Weg mag eine Abkürzung ſein,“ ſagte Helm plötzlich, „aber er iſt unheimlich, und ich beginne mich zu fürchten. Laſſen Sie uns ſchneller gehen, daß wir wieder auf die Chauſſee kommen.“

„Wir befinden uns in der Nähe des ‚Gottesſegen‘,“ entgegnete Wendel, ſich umblickend. „Wenn wir über die Stelle hinaus ſind, dann gabelt ſich der Fußpfad, und wir müſſen uns rechts halten, um nicht nach Oberdorf zu geraten. Sie haben recht, Helm, es iſt einſam unter dieſen Bäumen, und wenn der weiße Dunſt, den wir da vorn entlang ziehen ſehen, aus dem alten Erdloch hervorquillt —“

„Man hat es zum Teil zugeſchüttet,“ unterbrach Helm ſeinen Begleiter. „Ich hörte neulich davon reden, das Steigerhäuschen iſt bei einem Gewitter niedergebrannt, und da mag die Gefahr wohl zu groß geweſen ſein.“

„Meinetwegen. Wenn man guten Weg unter den Füßen hat und Mondſchein über dem Kopfe — oder will der alte Geſelle ſchon untergehen?“

„Wonach ſehen Sie?“ fragte Helm, als der Regiſtrator plötzlich ſtehen blieb, „der Mond befindet ſich in unſerem Rücken, ich ſpüre ordentlich, wie ſein Licht mir über den Nacken läuft.“

Wendel rieb ſich die Augen. „Bin ich denn auch hellſehend geworden? Da drüben hinter den Bäumen fährt ein Schein über den Himmel — Herrgott, das muß Feuer ſein!“

Eine ſprühende Garbe hob ſich empor und überſtrahlte die Wipfel der Tannen mit rotem Licht — ſie ſank in ſich zuſammen und flammte aufs neue heller empor. Es brannte irgendwo. „Das kann nicht weit ſein,“ ſagte Wendel haſtig, „höchſtens eine Stunde. So viel ich weiß, liegt nach jener Richtung auf dieſe Entfernung nur ein Haus — die Bezirksmühle. Kommen Sie, Helm, wir wollen hinüberlaufen und ſehen, wo ſich helfen läßt. So kommen Sie doch!“

Aber Helm ſtand unbeweglich und blickte ſeitwärts nach einer anderen Richtung. Es war, als ob ein lähmender Bann über ihn gekommen ſei, und erſt, als Wendel ihn heftig an der Schulter faßte, hob er langſam den Arm und ſagte: „Laſſen Sie brennen, was brennen muß! Sehen Sie nicht, daß dort aus dem Nebel mein Geheimnis emporſteigt? Wie es jahrelang vor meinen Augen geſtanden hat, ſo ſteht es wieder mitten im Licht, aber der Schleier iſt zerriſſen, und ich ſehe — —“

Er ſchrie plötzlich laut auf und ſtürzte vorwärts. Wendel ſah ſeine Geſtalt in langen Sprüngen durch den mondhellen Nebel eilen — faſt wie ein Raubtier — ſagte er ſpäter aus.

Und dann ſah der Regiſtrator eine zweite Geſtalt vor der erſten hinfliehen, er ſah, wie beide einander näher kamen, und hörte, daß ein zweiter furchtbarer Schrei durch die Stille der Nacht hallte. Dann war die andere Geſtalt verſchwunden. Als Wendel herzukam, fand er den Kanzliſten mit verſtörten Zügen am Rande des halb verſchütteten Gottesſegen ſtehen und unverwandt in die dunkle Tiefe hinabblicken.

Aus dieſer Tiefe klang ein leiſes Stöhnen, und Helm ſagte, den Arm ſeines Gefährten packend: „Dort iſt er auf der Flucht vor mir hinabgeſtürzt. Meine Hand hat ihn nicht berührt, Gottes Hand iſt es geweſen. Aber er iſt ein Menſch, und es iſt noch Leben in ihm, wir müſſen Hilfe ſuchen.“ —

Es iſt ein unheimliches und für die Jahreszeit unnatürliches Wetter eingetreten, ein Wetter, welches weit mehr geeignet ſcheint, uns an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge zu erinnern, als an die grünende, blühende Liebe, die aus dem Schoße des Frühlings aufzuwachſen von altersher berufen war. Über den Wald geht ein kalter, mit Regen und Nebel gemiſchter Sturm, es ächzt und pfeift und knarrt in allen Wipfeln und Gründen und um alle Dächer und Schlöte, und es iſt noch um die zehnte Vormittagsſtunde ſo dunkel, daß der Aktuar Hoeck ſeine Hypothekenbücher zuklappt und ſich an das Fenſter ſtellt, um auf die menſchenleere Gaſſe hinabzuſtarren, während Wendel hinter ihm auf dem Aktentiſche ſitzt, mit den langen Beinen baumelt und in gedämpftem Tone von den Erlebniſſen der verfloſſenen, jetzt aufs neue über die Welt herabgekommenen Nacht berichtet.

„Wenn ich ſo alt werden ſollte, wie Sie geworden ſind,“ ſagt er, „und wenn die Leute dann behaupteten, daß ein Aktenmenſch, wie unſereins, nichts erlebt, dann will ich dieſelbe Geſchichte wieder erzählen, ſo genau, wie ſie in meiner Erinnerung geſchrieben ſtehen wird, und dann ſollen ſich die Leute graulen. Von dem Augenblick an, wo ich glaubte, daß Helm wirklich verrückt geworden ſei, noch verrückter, als er von Amts wegen iſt, bis dahin, wo ich ſelbſt verrückt zu ſein und ein Geſpenſt zu ſehen vermeinte, und bis zu dem Ende dieſer ſeltſamen Geſchichte, als wir ihn mit Hilfe von Stricken und Leitern aus dem Schacht heraufgeholt hatten, und er bloß und blutig vor uns lag. Er hat vieles auf ſeinem Gewiſſen, was in unſeren Büchern ſteht, und er mag noch mehr auf dem Herzen haben, wovon wir nichts wiſſen, aber in dem Augenblick fühlte ich doch Mitleid mit ihm, und das Greulichſte von allem dünkt mich, daß er nicht tot war, ſondern wieder zu ſich kam, als wir ihn nach Altenbach zurück in ſeine einſame Höhle trugen. Denn ich glaube nicht, daß er am Leben bleiben kann, wenn er aber davonkommt, dann bleibt er für den Reſt ſeiner Tage ein Krüppel, um den die Leute ſich nicht viel mehr kümmern werden, als wenn er ein Hund wäre, der nicht mehr beißen kann.“

„Bloß darum, weil er ein Krüppel iſt?“ fragt Hoeck mit ſeltſamer Stimme, und Wendel dreht den Kopf hinter ſich in das dämmrige Zimmer, als ob er von dort eine Antwort auf die Frage erlauſchen möchte. „Ich weiß nicht, ob es nur aus dieſem Grunde ſo ſein würde, oder vielleicht auch deshalb, weil er ein hartherziger Wucherer geweſen iſt. Ich glaube faſt, daß die Leute noch eine andere Urſache haben würden, ihn einſam verrecken zu laſſen. Sie ſollten nur hören, was Helm über ihn redet. Nicht in deutlichen Worten, Herr Aktuar, denn ich glaube, daß es mit dem bißchen Licht in Helms Kopf auf immer vorbei iſt, aber juſt ſeine verworrenen Andeutungen haben einen entſetzlichen Hintergrund, und ich möchte ihn nicht zum Hintergrund meines eigenen Lebens haben, nicht um alle Schätze der Welt.“

Es war ſelten, daß der lange, luſtige, immer zum Lachen aufgelegte Wendel ſo ernſthafte und nachdrückliche Worte redete, aber ſie machten einen um ſo tieferen Eindruck. Es war, als ob man die Sonne auf ein wüſtes Trümmerfeld leuchten ſieht.

Und dieſer ſelbige Gedanke ſchien auch den alten Aktuar zu beſchäftigen, denn er fragte, ohne ſeinen Standpunkt am Fenſter zu verändern: „Sie ſind auch an der anderen Stelle geweſen. Wie ſieht es denn dort aus?“

„Mit Sonnenaufgang waren wir dort,“ entgegnete der Gefragte. „Es war noch nicht ſo trübe und ſtürmiſch, wie in dieſer Stunde, aber der Rauch lag über dem ganzen Walde. Nichts als Schutt und verkohlte Balken, die Bezirksmühle hat aufgehört, zu exiſtieren. Der Müller und ſeine Angehörigen ſind gerettet worden und befinden ſich zur Zeit in der Oberdorfer Pfarre, mehr weiß ich nicht, und ob der Gendarm Donner, der ſich vor einer Viertelſtunde bei dem Herrn Amtsrichter hat melden laſſen, mehr weiß, möchte ich vor der Hand bezweifeln. Nur ſo viel habe ich gehört, daß der Müller Lutz ganz hinterſinnig geworden ſei und auf keine Frage eine Antwort zu geben vermöge.“

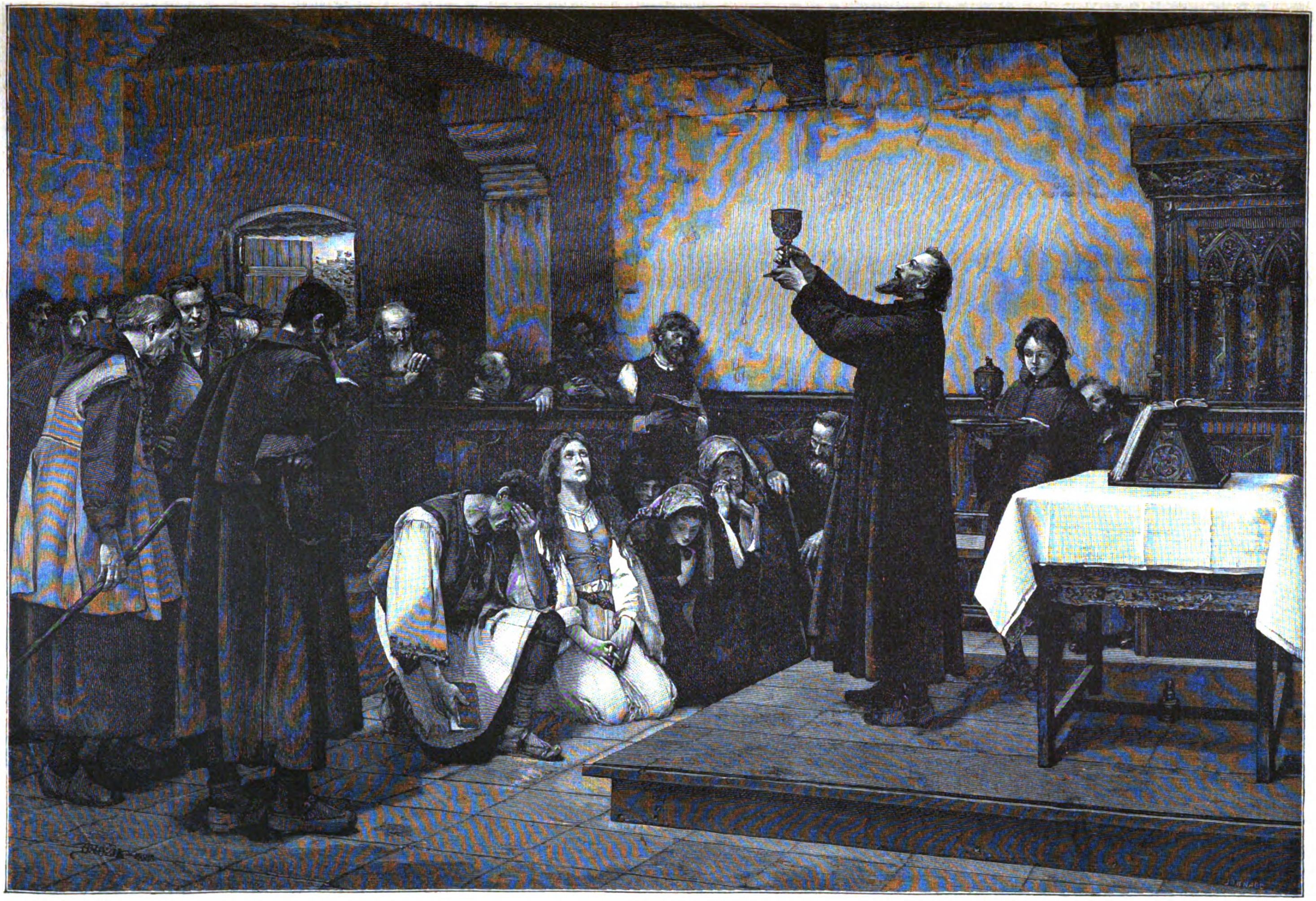
„Und kein Verdacht nach irgend einer Seite?“ fragt Hoeck wie vorhin.

„Er ſchwebt vielleicht augenblicklich in der Luft, wie der Rauch und wie der Nebel. Haben Sie keine Sorge, Herr Aktuar, die Unterſuchung wird ſchon nach irgend einer Perſon greifen, im ſchlimmſten Falle findet ſich überall ein Sündenbock, der es lediglich deshalb gethan haben muß, weil er ſchon andere Dinge begangen hat oder begangen haben ſoll. Muß es denn überhaupt einer begangen haben, oder ſind Ihnen nicht ſchon Fälle begegnet, daß irgend ein Ereignis lediglich deshalb eingetreten iſt, weil es von rechtswegen eintreten mußte? Gibt es nicht“ — der Regiſtrator rutſcht vom Tiſche herunter und hebt die Hand ungefähr bis an die Decke des Zimmers — „gibt es nicht vielleicht doch Einen über uns, der die Funken aus dem Stein ſchlägt, wenn Er das Feuer zu ſeinem Werkzeug auserſehen hat?“

Und der alte Mann am Fenſter nickt dazu: „Ich glaube auch an dieſe Hand, Wendel — ich habe ſie zu oft in meinem Leben geſpürt.“ — — —

Anders reden ſie in dem anſtoßenden Büreau, wo keine Privatunterhaltungen gepflogen werden, in denen die Meinung des Herzens zum Ausdruck gelangt, wo vielmehr die ernſte, amtliche, ſachgemäße Erwägung von der Anſchauung ausgeht, daß ein Verbrechen angenommen werden müſſe, bis der Beweis des Gegenteils mit Sonnenklarheit erbracht iſt.

Der Gendarm Donner ſteht in ſtrammer dienſtlicher Haltung vor dem Amtsrichter Kroneck und rapportiert, das Notizbuch in der rechten Hand haltend, mit ſeiner hellen, durchdringenden Unteroffiziersſtimme: „Der Verſuch, den Bezirksmüller Lutz zu einer Ausſage zu bewegen, iſt daran geſcheitert, daß er entweder thatſächlich geiſtesgeſtört iſt oder aber eine geiſtige Störung ſimuliert. Ich glaube indeſſen das erſtere, denn er war bereits durch übermäßigen Alkoholgenuß ſeit längerer Zeit vollſtändig zerrüttet, und der plötzliche Schreck mag das übrige gethan haben. Nach Ausſage der Frauensleute ſind dieſelben ungefähr um Mitternacht durch eine heftige Detonation aus dem Schlafe geweckt worden. Sie haben den Müller ohnmächtig in ſeiner Schlafkammer vorgefunden, und der Stall hat bereits zu jener Zeit in Flammen geſtanden. Ich habe keine Veranlaſſung, an der Richtigkeit dieſer Mitteilungen Zweifel zu hegen, und wenn man weiter erwägt, daß der Müller an dem Niederbrennen der Mühle



Böhmiſche Huſſiten empfangen das Abendmahl in beiderlei Geſtalt. Nach dem Gemälde von V. Brozik.

kein Intereſſe haben konnte, daß er ſelbſt möglicherweiſe in den Flammen hätte umkommen können und daß er im Falle eigenhändiger Brandſtiftung jedenfalls geräuſchlos zu Werke gegangen ſein würde, ſo ergibt ſich für mich die Überzeugung von ſeiner Unſchuld, während anderſeits die erwähnte Detonation, die möglicherweiſe ein Schuß geweſen ſein kann, darauf hindeutet, daß es nicht ſowohl auf die Mühle, als vielmehr auf das Leben des Müllers abgeſehen geweſen iſt.“

„Und der Thäter?“ fragte Kroneck, den Kopf in die Hand ſtützend.

Der Gendarm zog den Kopf ſo tief zwiſchen die Schultern, als der Reſpekt es erlaubte, und ſagte etwas leiſer als vorhin: „Der Herr Amtsrichter wiſſen vielleicht, welches Gerede unter den Leuten in Beziehung auf den Bezirksmüller umging. Ich habe mich nie viel darum gekümmert, denn es iſt eine Sache der Forſtbeamten, aber ſo viel ſteht feſt, daß man ihn öfters mit dem ſchlechten Subjekt, dem Wilhelm Acker, zuſammen geſehen hat, und über den brauche ich wohl kein weiteres Wort zu verlieren. In der allerletzten Zeit — ich meine eigentlich in den letzten Tagen — will man dagegen bemerkt haben, daß die beiden nicht mehr ſo gut mit einander ſtehen, und da wäre es denn denkbar und möglich —“

Der Beamte räuſperte ſich. Er mochte ſelbſt fühlen, wie geringfügig die Verdachtsmomente waren, welche er gegen denjenigen vorbrachte, auf deſſen Schultern jedes dunkle Geheimnis abgeladen wurde, und er beeilte ſich daher, hinzuzufügen: „Man kann ſich ja bei dem alten Zuchthäusler der That verſehen, Herr Amtsrichter, und ich meine daher, wenn der Herr Amtsrichter ſeine Vorführung befehlen wollten — es braucht ja nicht gleich ein Haftbefehl zu ſein, obgleich ein Haftbefehl ſtets beſſere Wirkung thut —“

Kroneck war an das Fenſter getreten, und ſeine Augen blickten mit demſelben ernſten und wehmütigen Ausdruck in das trübe, ſtürmiſche Wetter, wie der alte Mann in der Nebenſtube vielleicht in dem gleichen Momente es that. Nur die Gedanken beider waren verſchieden. Während jener durch alle Schatten und Täuſchungen eines langen Lebens die Hand der Gerechtigkeit zu erkennen glaubte, dachte dieſer junge, hoffnungsfreudige Mann mit tiefem Schmerz an die traurige Thatſache, daß ein einziges menſchliches Vergehen ſeinen Schatten durch das längſte Leben wirft, und an die entſetzlichere Erfahrung, daß ein einziger menſchlicher Irrtum der Vater von tauſend Irrtümern wird. Er gab dieſen Gedanken keinen Ausdruck, denn er wußte, daß ſie in der Seele des ſubalternen Hüters der Geſetze keinen Widerhall finden würden, aber er ſagte: „Ich danke Ihnen für den Rapport, Gendarm Donner. Stellen Sie weitere Nachforſchungen an, und berichten Sie mir im Laufe der nächſten Tage. Was den Haftbefehl gegen Acker anlangt, ſo wollen wir das Unglück dieſes Mannes nicht dadurch vergrößern, daß wir lediglich aus dieſem Unglück einen Verdachtsgrund herleiten — das Papier, auf welchem Haftbefehle geſchrieben werden, iſt koſtbares Papier, Gendarm Donner —“

In dieſem Augenblick erſchien Seiffarth unter der Thür, legte den Kopf ſeiner Gewohnheit gemäß auf die linke Schulter und ſagte mit weinerlicher Stimme: „Melde gehorſamſt, Herr Amtsrichter, daß ein Bote aus Altenbach da iſt, der dem Herrn Amtsrichter einen Brief zu überbringen hat, und daß der Bote ſagt, die Sache ſei ſehr eilig.“

Es war ein kurzer Brief von der Hand Gramanns. Der Sanitätsrat ſchrieb:

„Im Auftrage des Herrn Traugott Böhm wird um das ſofortige Erſcheinen einer Gerichtskommiſſion gebeten.“

Das Regenwetter, welches die Tiefen der Thäler mit grauem Dämmerlicht anfüllt, hat ſich auf den Bergen zu einem vom Sturm durchwühlten Nebel verdichtet. Die Dunkelheit iſt ſo groß, daß diejenigen, welche etwa, ohne Geneſung erhoffen zu dürfen, auf dem Krankenbette liegen, die Augen angſtvoll aufreißen und ihre Umgebung fragen, ob es denn wirklich ſo gar arg draußen ſei, aber trotz der Beſtätigung bei ſich ſelbſt glauben, daß die ewige unendliche Nacht ihre brechende Pupille zu bedecken beginne. Und unter dieſen Kranken befindet ſich auch einer, der ein Anrecht beſitzt, den letzteren Glauben zu hegen, der aber dennoch am häufigſten von dem Wetter redet, und der es ſich gar nicht düſter genug ſchildern laſſen kann, nur um dem Wahne leben zu können, daß jene Schatten, die er ſieht, von außen kommen, und nicht von innen.

Traugott Böhm, den ſie um die Mitternachtsſtunde als einen blutenden, beſinnungsloſen Mann aus dem Gottesſegen heraufgezogen haben, deſſen letztes Schickſal nebſt dem dasſelbe begleitenden Umſtänden für den ganzen Ort zu einem grauenhaften Rätſel geworden iſt, Traugott Böhm will nicht ſterben. Er denkt in dieſen langen Stunden vielleicht weniger an die aufgeſpeicherten Schätze, von denen er nicht mehr unter die Erde mitzunehmen befugt iſt, als der Wert eines Leichenhemdes ausmacht — er denkt vielleicht am wenigſten an dieſe oder jene Thräne, die trotz alle und alledem auch um ihn fließen würde. Es ſind ſo unendlich viel Flüche über ihn geſprochen worden, und von dieſen Verwünſchungen haben ſo viele die verſchloſſenen Thüren ſeines Hauſes zu durchdringen verſtanden, daß er mit Grauen daran denkt, es möchte ein Bruchteil noch weiter dringen, hinüber in ein unerbittlich helles unbekanntes Licht. Er fürchtet ſich vor dem Tode.

Es hat ſo unendlich viel Einſamkeit ſein Leben umſchattet, daß er dieſelbe füglich als einen vertrauten Freund zu betrachten berechtigt wäre, aber in den letzten Stunden vor Eintritt der größeren und tieferen Einſamkeit greifen wir unwillkürlich hinter uns nach einer menſchlichen Hand, und Traugott Böhm trägt ſich mit der Sorge, daß ihm auch dieſe einzige Hand fehlen möchte. Und er empfindet ein Grauſen vor dem Sterben.

Vielleicht martert noch ein anderer Gedanke ſein Hirn, ein Gedanke, den er durch viele Jahre mit ſich herumgetragen hat. Aber er ſchließt die Lippen feſt zuſammen und ſchweigt.

Der Oberförſter iſt, vielleicht zur näheren Begründung ſeines Abſchiedsgeſuchs tags zuvor nach der Reſidenz berufen worden. Man hat ihn jetzt telegraphiſch von dem eingetretenen Ereignis benachrichtigt, aber es kann Abend werden, bevor ſeine Rückkehr zu erwarten ſteht, und ſo ſitzt in dieſem Augenblicke nur der Sanitätsrat Gramann an dem Bette des Kranken, in der Hand ſeine dicke ſilberne Uhr, an welcher er die Pulsſchläge dieſes zögernden Lebens mißt.

Das Wiſſen des alten Mannes iſt in vielen Dingen nicht mit der Zeit fortgeſchritten, aber die Anzeichen des Todes ſind ſeit tauſend Jahren dieſelben geblieben, und Gramann ſieht ſie eines nach dem anderen hervortreten.

Nicht ſo deutlich zwar, daß er eine beſtimmte Stunde zu bezeichnen vermöchte. Seine Diagnoſe iſt mehr negativer Art, und ſie lautet dahin, daß ein Menſch, deſſen Lebenskraft erſchöpft iſt, dem Grabe verfallen ſei. Er ſagt es nicht mit Worten, aber auf ſeinem lederfarbenen, von Wetter, Alter, Arbeit und Sorgen durchfurchten Geſicht, in ſeinen ſtumpf gewordenen Zügen, die doch nicht ganz den Menſchen mit der ärztlichen Maske verdecken, in dieſen Zügen ſteht es geſchrieben.

Und Traugott Böhm fragt plötzlich: „Herr Sanitätsrat, ich werde davonkommen, nicht wahr?“

Der Alte ſchweigt, und Böhm greift eine Saite tiefer mit der zweiten Frage: „Doktor, werde ich es überleben?“

Abermals ſchweigt jener, und nun muß die dritte Frage das entſetzliche Wort einfaſſen. Sie bricht elementar hervor, ohne Titel und ohne Vorbehalt: „Muß ich ſterben?“

„Ich bin nicht allwiſſend,“ entgegnete Gramann mürriſch und ſteckt ſeine Uhr ein.

„Sie ſind Arzt,“ ſagt Böhm haſtig, „Sie müſſen es wiſſen. Es iſt Ihre Pflicht, die Wahrheit zu ſagen.“

Der Sanitätsrat nimmt eine Prieſe und klappt den Deckel der Doſe zu, bevor er entgegnet: „Ich habe nur dann eine Pflicht, die Wahrheit zu ſagen, wenn etwas davon abhängt. Soviel ich weiß, ſind Ihre Verhältniſſe ſämtlich geordnet.“

Deutlicher könnte kaum eine Antwort ausfallen, und Böhm legt ſich in die Kiſſen zurück. Aber dann reißt es ihn wieder empor: „Ich muß das Gericht haben!“ (Schluß folgt.)

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Der „Walddoktor“ iſt ein liebenswürdiger alter Gnom — gerade ſo liebenswürdig, wie es die Herren Doktoren ſtets ſind. Seine Sprechſtunde im ſtillen Waldwinkel iſt denn auch ſtark beſucht. Die ozonreiche Waldluft läßt zwar keine Bacillen aufkommen, aber an äußeren Verletzungen fehlt es nicht, und für ſie iſt der Walddoktor Spezialiſt. Wo nur Heinrich Schlitt den alten Herrn und ſeine Thätigkeit belauſcht haben mag?

Der Vorwurf von „Der Kampf mit dem Drachen“, unſerem zweiten Bilde, hat nichts mit dem Lindwurm oder mit dem Ritter Georg zu thun. Es iſt das Kinderſpielzeug, welches vom Winde in ein Storchneſt getrieben wurde und hier Unheil anrichtet. W. Gräbhein hat die verzweifelte Situation trefflich wiedergegeben, zumal das alte Storchenpaar. Augenſcheinlich weiß weder der Storchenpapa, noch die Storchenmama — ſonſt bekanntlich weltweiſe Leute — was ſie mit dem Ungeheuer beginnen ſollen. In Anbetracht der unſterblichen Verdienſte von Storch und Störchin um die menſchliche Nachkommenſchaft wird ſich hoffentlich auch ein mitleidiger Menſch finden, der die Adebarkinder aus ihrer peinlichen Lage befreit.

Im Salon, der großen Pariſer Kunſtausſtellung des vorigen Jahres, erregte unſer letztes Vollbild „Böhmiſche Huſſiten empfangen das Abendmahl in beiderlei Geſtalt“ berechtigtes Aufſehen. Der Künſtler, Wenzel Brozik, iſt bereits mehrfach mit bedeutenden Hiſtorienbildern hervorgetreten. Meiſt wählt er ſeine Stoffe aus der Geſchichte ſeines engeren Vaterlandes — Brozik iſt Tſcheche und 1852 zu Tremoſchna bei Pilſen geboren. Er ſtudierte in Prag, dann unter Piloty in München, ließ ſich aber ſpäter ganz in Paris nieder. Schon 1874, als er ſein erſtes großes Gemälde: „Abſchied des Böhmenkönigs Ottokar vor ſeinem letzten Kampf mit Rudolf von Habsburg“ ausſtellte, prophezeite man dem jungen Künſtler eine große Zukunft; daß dieſe Erwartungen zutrafen, bewies vor allem ſeine „Böhmiſche Geſandtſchaft bei der Brautwerbung am Hofe Karls VII. von Frankreich“, welche die Berliner Nationalgalerie ſchmückt. Die Gemälde von Brozik zeichnen ſich nicht nur durch eine äußerſt feſſelnde Kompoſition, ſondern vor allem durch ein wunderbares Kolorit aus.

Univerſitäten.

In der von uns bereits in Nr. 27 erwähnten Schrift des Profeſſors Peterſilie wird auch das Religionsbekenntnis der reichsangehörigen Studenten auf den preußiſchen Univerſitäten behandelt. In den Studienjahren 1886/87 bis 1890/91 befanden ſich unter 100 ſtudierenden Reichsinländern 71,96 Evangeliſche, 18,73 Katholiken und 8,98 Juden. Wenn man die theologiſchen Fakultäten beiſeite läßt, ſo waren unter je 100 Studenten immatrikuliert bei

	Evangeliſche	Katholiſche	Juden
der juriſtiſchen Fakultät	72,66	18,78	8,22
der mediziniſchen Fakultät	59,72	21,35	18,55
der philoſophiſchen Fakultät	74,92	16,44	8,10
alſo der drei nichttheologiſchen Fakultäten	68,80	18,82	11,95

Das Zurückbleiben der beiden chriſtlichen Bekenntniſſe hinter den Juden tritt hier deutlich hervor, wie anderſeits auch der geringere Anteil der Katholiken an den Berufskreiſen, welche die Erwerbung höherer Bildung in Ausſicht ſtellen. Noch kraſſer tritt dieſelbe Erſcheinung bei der weiteren Berechnung ins Auge, nach der auf je 10000 männliche Bewohner des betreffenden Bekenntniſſes in Preußen kommen: 8,37 evangeliſche, 4,45 katholiſche, aber 57,13 jüdiſche Studenten. Mit anderen Worten: von der jüdiſchen Bevölkerung werden 13mal mehr Studierende, als von der katholiſchen, und immer noch 7mal mehr, als von der evangeliſchen zur Univerſität geſtellt! Die Schlußfolgerungen liegen nahe.

Altertumskunde.

Bei den Ausgrabungen der franzöſiſchen Schule in Delphi wurde bekanntlich im vorigen Jahre ein Hymnus auf Apollo entdeckt. Jetzt berichtet der Leiter der Ausgrabungen, Homolle, von der Auffindung eines neuen Hymnus, der gleichfalls mit Muſikzeichen verſehen iſt und aus 28 Zeilen beſteht, die faſt vollſtändig lesbar ſind. Profeſſor Henri Weil in Paris hat nach eingehender Prüfung die verſtümmelten Fragmente wieder hergeſtellt. Der Hymnus, der von hohem poetiſchen Wert iſt, iſt in zwei Kolumnen auf einer Marmortafel von 0,80 m Höhe und 0,61 m Breite eingehauen. Er beſingt die Geburt des Apollo und die Stadt Delos, die Ankunft des Gottes in Delphi und ſeinen Sieg über den Drachen, und ſchließt mit einer Fürbitte für Griechenland und die Römer. Neben dieſem Hymnus hat man noch Marmorbruchſtücke mit der Muſiknotierung des berühmten Kriegsgeſanges der Griechen, des Päan, gefunden; leider iſt jedoch ein großer Teil dieſes Geſanges verſtümmelt und infolgedeſſen unleſerlich. Die Profeſſoren Reinach und Weil arbeiten daran, dieſe Teile mit der größtmöglichen Wahrſcheinlichkeit zu rekonſtruieren.

Im Dezember v. J. wurde im Salzigen See bei Eisleben in der Nähe einer Pumpſtation ein Einbaum gefunden. Der Kahn lag in einer Tiefe von $2\frac{1}{2}$ m; er war bedeckt von zähem, grauem Thonſchlamm und iſt faſt ganz unverſehrt. Äußerſt kunſtfertig iſt er aus einem Rotbuchenſtamme gearbeitet, hauptſächlich mit Hilfe des Beiles, doch auch mit Hilfe des Feuers. Seine Länge beträgt 6,20 m, ſeine Breite im Lichten, dem Durchmeſſer des Baumes entſprechend, hinten 0,63 m, vorn 0,50 m; die obere Öffnung des Kahnes iſt natürlich ſchmäler. Im Hinterteil iſt ein Sitzplatz ausgearbeitet. Der Hohlraum ſelbſt iſt, nicht ganz in der Mitte, durch eine Querwand geteilt, die nicht etwa eingeſetzt, ſondern aus dem Stamme ſelbſt ſtehen gelaſſen iſt. Sie diente als Sitzbank und verlieh zugleich dem Ganzen größere Feſtigkeit gegen Außendruck. Die Seitenwände ſind oben nur $1\frac{1}{2}$ cm ſtark, ſie nehmen nach unten an Stärke nur wenig zu; der Fußboden zeigt eine Dicke von 5 bis 9 cm. Das Alter des Einbaums wird auf mindeſtens 2000 Jahre geſchätzt.

Erdkunde.

Aus der Kapkolonie kommt die Nachricht, daß dort ausgedehnte Lager an Kaliſalpeter entdeckt worden ſind. Nun erſchienen bisher die Vorräte, welche die Erde an ſalpeterſauren Salzen aufwies, im Vergleich zu anderen Mineralſchätzen nicht bedeutend, was um ſo bedauerlicher war, als die Nitrate in der Induſtrie, aber vor allem auch in der Landwirtſchaft eine höchſt wichtige Rolle ſpielen. Lange Zeit haben wir uns mit dem ſalpeterſauren Kalium begnügen müſſen, welches in Indien, Ägypten und Ungarn in den ſogenannten Salpeterplantagen gewonnen wurde. Etwa um die Mitte unſeres Jahrhunderts begann die Ausbeutung der neu entdeckten Salpeterfelder von Chile, welche uns allerdings nicht das Kalium-, ſondern das Natriumſalz liefern. Für die landwirtſchaftliche Verwendung, die erſt nach der Entdeckung der chileniſchen Läger möglich wurde, macht dies keinen Unterſchied, auch für viele induſtrielle Verwendungen iſt das Natriumſalz wohl geeignet, während für diejenigen Zwecke, für die das Kaliumſalz unbedingt erfordert wird, dasſelbe künſtlich unter Zuhilfenahme des Staßfurter Chlorkaliums hergeſtellt werden kann. Die Erſchließung eines neuen großen Salpeterlagers wäre ſicherlich mit Freuden zu begrüßen, ſchon weil dadurch, wie der „Prometheus“ hervorhebt, der Konſum unabhängig würde von den durch die politiſchen Umwälzungen in Südamerika und durch kaufmänniſche Spekulationen hervorgebrachten Schwankungen des Salpetermarktes.

Naturkunde.

Ängſtlichen Gemütern, die darüber erſchrecken, daß in jedem Schluck Trinkwaſſer zahlreiche Bakterienkeime vorhanden ſind — in einem Liter Berliner Waſſerleitungswaſſer fand man kürzlich derer 75—85000, und das iſt ein ſehr günſtiges Reſultat — mögen ſich beruhigen. Dieſe großen Zahlen bedeuten gar nichts. Selbſt Hunderttauſende von Keimen ſind für unſere Geſundheit in den meiſten Fällen nicht nachteilig, ja ſie kommen uns ſogar zu gute, indem ſie die Verdaulichkeit der Speiſen ermöglichen. Gefährlich werden die Keime nur, wenn ſich unter ihnen krankheitserregende in beſonders großer Zahl vorfinden — ſelbſt dann aber überwindet eine geſunde Natur den unſichtbaren Feind meiſt. Nach einer Notiz in der Zeitſchrift „Himmel und Erde“ ſoll Geheimrat Koch Waſſer ſelbſt zur Zeit einer Choleraepidemie für brauchbar erklärt haben, in dem pro Kubikcentimeter nicht mehr als tauſend, mithin pro Liter nicht über eine Million Keime enthalten waren. Die wirklich ſchädlichen Keime ſind eben doch ſelten. So ergab jene neuere Unterſuchung des Berliner Leitungswaſſers, daß die gefundenen Bakterienarten ſämtlich durchaus unſchuldiger Natur ſeien.

Tierkunde.

Von den geiſtigen Kräften der Fiſche hat man im allgemeinen wohl eine recht geringe Meinung. Um ſo überraſchender dürften die Mitteilungen Fr. Guitels über das Gedächtnis der Fiſche, nach ſeinen Forſchungen auf der zoologiſchen Station Bangues-ſur-mer, ſein. Nach der „Natur“ zeigten die Fiſche — es waren einige Schleimfiſche — zunächſt ein höchſt beachtenswertes Ortsgedächtnis: entfernte man das Männchen vom Neſt, in welches das Weibchen die Eier gelegt hatte, ſo fand jenes die Stelle faſt ſofort wieder. Allerdings verzögerte ſich das Auffinden, wenn man die Männchen ſehr lange vom Neſt entfernt hielt, aber einzelne Tiere fanden es ſogar nach vierzigſtündiger Entfernung wieder, und in verſchiedenen Fällen trat durch die Wiederholung der Verſuche eine deutliche Beſſerung des Ortsgedächtniſſes ein. Merkwürdig war auch die Erſcheinung, daß ein Männchen regelmäßig floh, wenn es den Draht erblickte, mit dem es mehreremal von ſeinem Neſt vertrieben worden war.

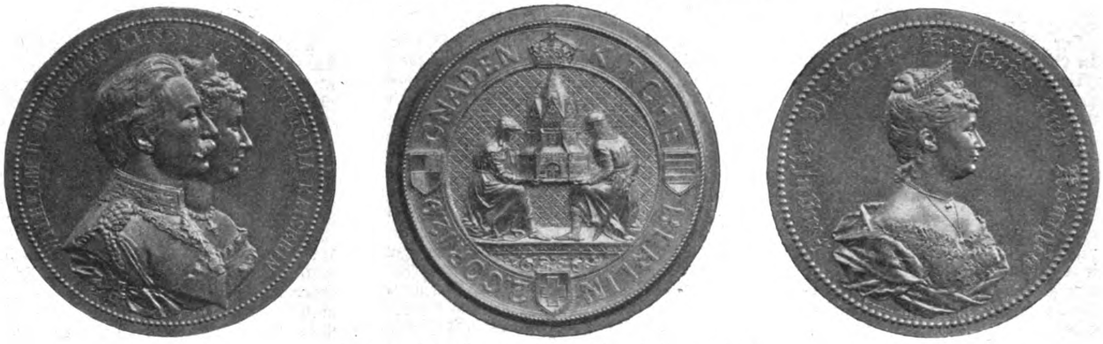
Landwirtſchaft.

Die Herz- oder Trockenfäule der Zuckerrübe iſt einer der ſchwerſten Schäden unſeres Rübenbaues und war beſonders 1893 von bedenklichſtem Einfluß auf denſelben. Jetzt hat Profeſſor Frank in Berlin die Urſache der Krankheit in einem winzigen Pilz (Phoma betae) entdeckt, der von geradezu unheimlicher Fruchtbarkeit iſt; in jeder einzigen Kapſel des Pilzes fanden ſich mindeſtens 100000 Sporen. Weder Rajolen, noch Desinfektionsmittel halfen gegen die Krankheit. Das einzige Mittel ſoll, nach Profeſſor Frank, ſein, daß man für den Anbau hohe, an Trockenheit leidende Lagen vermeidet. Das Verfüttern der infizierten Rübenblätter ſchadet dem Vieh übrigens nicht; der Magenſaft der Tiere tötet den Pilz.

Sprechſaal.

Eine Leſerin in Auburn (Verein. Staaten) befragt uns wegen eines Gemäldes „Titians pupil and Irene von Spilimberg in the Gondola of Deaths“, welches 1893 auf der Weltausſtellung in Chicago in Woman's Building. Fine Art Group ausgeſtellt war und nach einem Katalog von Clara von Rappard, nach einem anderen von Hermine von Preuſchen-Hockendorf gemalt geweſen ſein ſoll. Unſere Abonnentin möchte gern Näheres über den Vorwurf, welchen das Bild behandelt, wiſſen.

Die Einweihung der Gnadenkirche in Berlin.



Die bei der Einweihung der Gnadenkirche verliehenen Medaillen.

Am 22. März wurde die Gnadenkirche (Kaiſerin Auguſta-Gedächtniskirche) in Berlin in Gegenwart des Kaiſerpaares eingeweiht. Wir haben des herrlichen Gotteshauſes bereits im Daheim Jahrgang 29 Nr. 46 ausführlicher in Wort und Bild gedacht.

Bei der weihevollen Feier verliehen die Allerhöchſten Herrſchaften, außer anderen Auszeichnungen, an die Mitglieder des engeren Ausſchuſſes des evangeliſch-kirchlichen Hilfsvereins, als des Bauherrn der Kirche, und an einige andere um die Erbauung derſelben beſonders verdiente Perſönlichkeiten wundervoll geprägte ſilberne Erinnerungsmedaillen, die auf der Vorderſeite teils die Bildniſſe des Kaiſerpaares, teils nur das Bildnis der Kaiſerin, auf der Rückſeite das Siegel der Gnadenkirche zeigen.

Was ein ernſter, feſter Wille, was das Vertrauen zu einer guten Sache vermag, zeigt ſo recht die Entwickelung, welche die Kirchenbaufrage im letzten halben Jahrzehnt in Berlin genommen hat. Den Aufrufen des evangeliſchen Kirchenbauvereins wohnte eine wahrhaft werbende Kraft inne: während in dreißig Jahren in Berlin nur vier neue Kirchen gebaut wurden, iſt ſeit dem Jahre 1894, ſeit der Begründung des unter dem Protektorat Ihrer Majeſtät der Kaiſerin und Königin ſtehenden Kirchenbauvereins an 27 neue Gotteshäuſer Hand angelegt worden! — Im Herbſt dieſes Jahres, vorausſichtlich am 1. September, ſoll auch die Weihe der Kaiſer Wilhelms-Gedächtniskirche — wahrſcheinlich bald darauf die der Kaiſer Friedrichs-Gedächtniskirche ſtattfinden. Noch freilich fehlt es allerorten zur völligen Durchführung der Bauten, zumal der inneren Ausſchmückung, an Mitteln. Wo aber ein gutes Ziel iſt, da finden ſich auch die Wege — das hat ſich bisher gezeigt, das wird ſich auch fürderhin bei dem Bau all dieſer Gotteshäuſer als wahr erweiſen, die für das kirchliche Leben Berlins einem längſt tief und ſchmerzlich empfundenen Bedürfnis entſprechen.

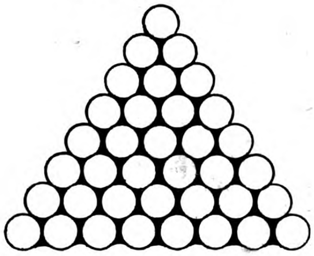
In unſerer Spielecke.

1. Ergänzungsrätſel.

a al nach ne pla ri rich ro ti to

Zu ſuchen ſind fünf dreiſilbige Wörter, deren Anfangs- und Endſilben oben gegeben ſind. Hat man die richtigen Wörter gefunden, ſo kann man ſie ſo ordnen, daß ihre Mittelſilben einen hervorragenden Maler unſerer Zeit nennen.

2. Kugelpyramide.

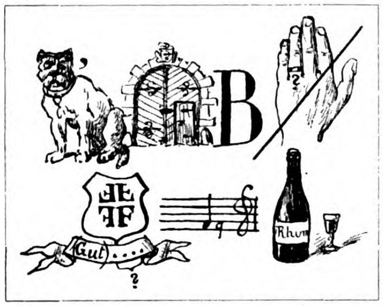


Die Kugeln ſind mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. Beginnt man mit der unterſten Reihe, ſo entſteht jede folgende durch Weglaſſen eines Buchſtaben aus der vorhergehenden. Umſtellen der Buchſtaben iſt geſtattet.

Der oberſte Buchſtabe bezeichnet eine Note. Die ſieben wagerechten Reihen — aber in anderer Folge — ſollen ergeben: 1. Ein Feſt, 2. eine Note, 3. eine Stadt in Italien, 4. ein kleines Hüſing, 5. einen großen See im ſüdlichen Auſtralien, 6. einen Fluß in Öſterreich-Ungarn, 7. den Vornamen eines dramatiſchen Dichters unſerer Zeit.

Zu verwenden ſind die folgenden 36 Buchſtaben: 8 e, 6 n, 4 o, 6 r, 7 ſ, 5 t.

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

3. Ergänzungsrätſel.

Oſtern rufet: Auferſtehe
Aus dem Winterſchlaf, Natur!
Holder Frühling, komm und gehe,
Geh ans Werk in Hain und Flur!
Laß die Welt nach finſtren Tagen,
Wo die Luſt des Lebens ſchwieg,
Laß ſie wieder freudig fragen:
Starrer Tod, wo iſt Dein Sieg?

4. Arithmetiſche Aufgabe.

Der erſte Oſterfeiertag dieſes Jahres
14. 4. 1895.

5. Röſſelſprung.

Schlüſſel:

1	38	3	20	63	36	17	14
4	21	64	37	18	15	52	35
39	2	19	62	53	50	13	16
22	5	54	49	12	61	34	51
55	40	23	60	33	48	11	26
6	43	58	47	24	27	32	29
41	56	45	8	59	30	25	10
44	7	42	57	46	9	28	31

Auflöſung:

Oſterlieder
Hallen wieder,
Steigen jubelnd auf und nieder!
Still' die Klagen um die Deinen,
Höre auf, um ſie zu weinen;
Engel ſtehen um die Gruft,
Himmelsſang tönt durch die Luft:
Chriſt, es gibt ein Auferſtehen!
Herz, es naht ein Wiederſehen!
O. Pank.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 28.

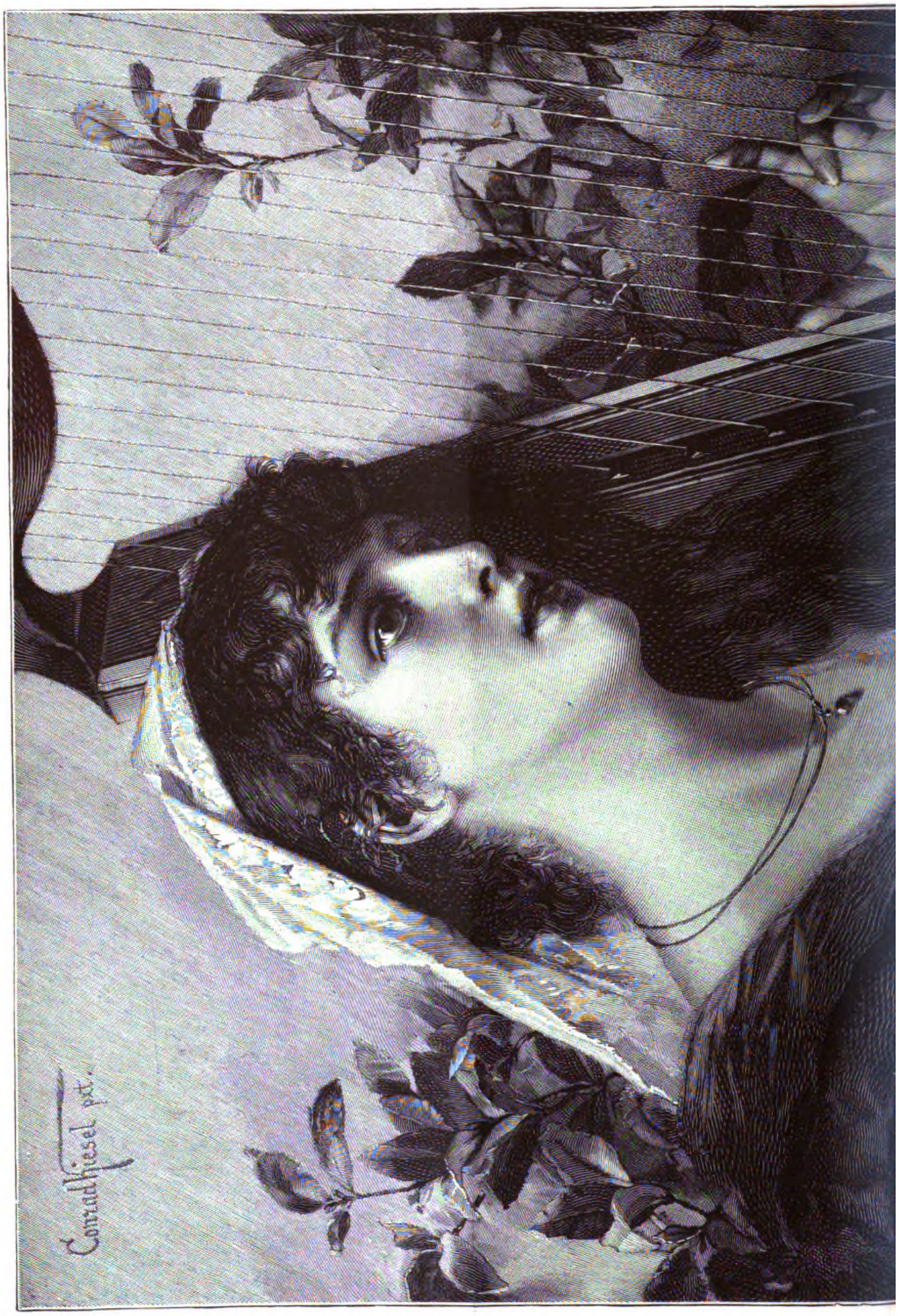
1. Rätſel. Oſtern.

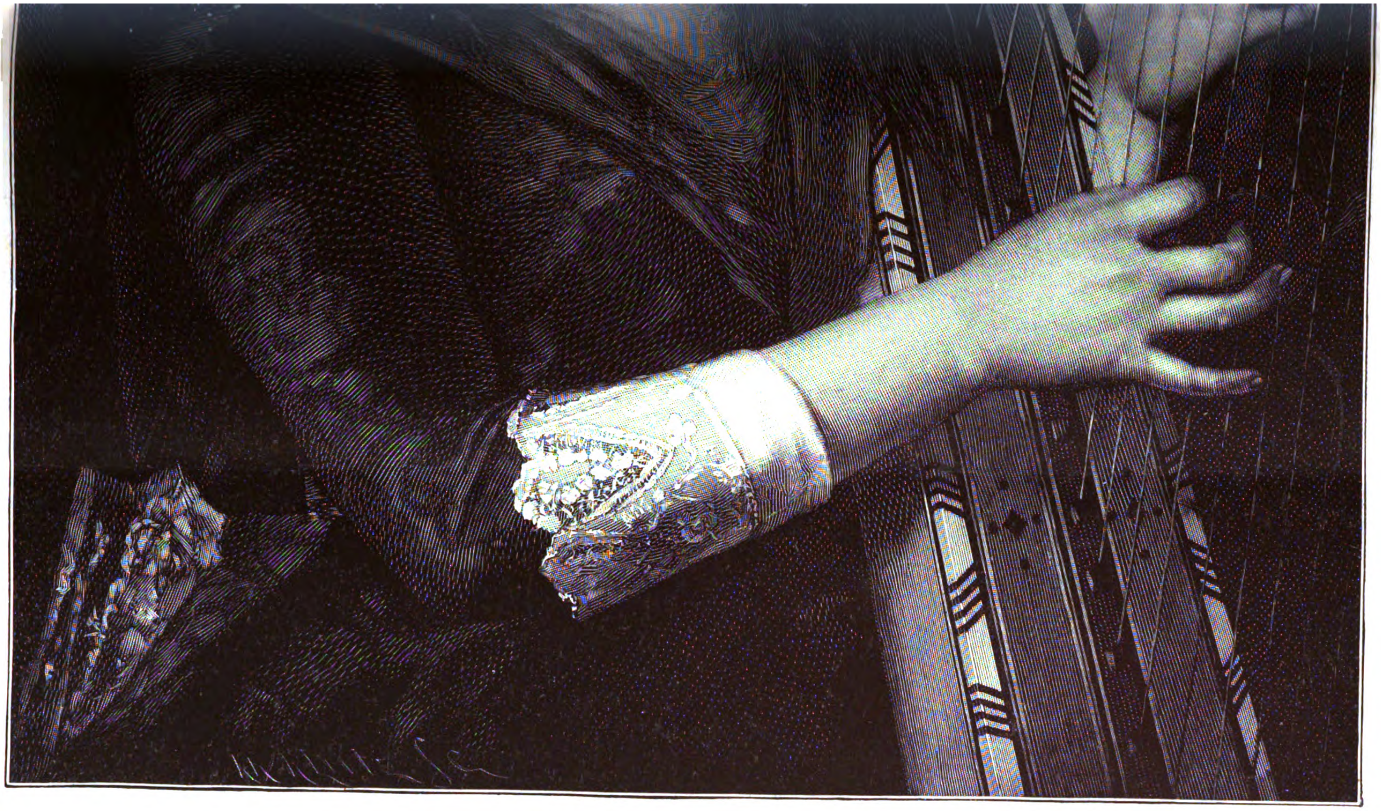
2. Kreuzrätſel.

H	e	l	i	**O**	t	r	o	p
P	a	l	ä	**s**	t	i	n	a
S	t	u	t	**t**	g	a	r	t
R	i	c	h	**e**	l	i	e	u
O	**s**	**t**	**e**	**r**	**f**	**e**	**s**	**t**
S	i	e	g	**f**	r	i	e	d
C	o	r	n	**e**	i	l	l	e
K	r	o	n	**s**	t	a	d	t
C	o	n	s	**t**	a	n	z	e

Inhalt: Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.) — Ein Lenzgedicht. Von Frida Schanz. — Torquato Taſſo. Von Leopold Witte. Mit Bildnis und Totenmaske. — Neues Licht. Von Julius Stinde. — Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Fortſ.) — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Der Walddoktor. Von H. Schlitt; Der Kampf mit dem Drachen. Von W. Gräbhein; Böhmiſche Huſſiten empfangen das Abendmahl in beiderlei Geſtalt. Von V. Brozik; Frühling. Silhouette von R. Jochmann. — Univerſitäten. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Naturkunde. — Tierkunde. — Landwirtſchaft. — Sprechſaal. — Die Einweihung der Gnadenkirche in Berlin. Mit drei Medaillen-Abbildungen. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Conrad Kiesel pxt.



Die Muſik. Nach dem Gemälde von Konrad Kieſel.

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 11.

Originalz. v. L. Richter.
H. Bückner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 27. April 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 30.

Die ſieben Gernopp.

Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Der junge Herr von Warnitz ahnte nichts von Stephanies ſchöngeiſtigen Intereſſen und ſprach krampfhaft immer weiter von Dienſt, Pferden, vom eben verfloſſenen „Kämmerchen vermieten“. Stephanie aber ward ſteifer und ſteifer.

Die Radieschen dagegen unterhielten ſich königlich. Sie waren rings von den Leutnants umgeben, nur war ein ein bißchen ſpöttiſcher Ton eingeriſſen, ſo daß die Gefahr beſtand, Cläre und Fips möchten nicht recht ernſt genommen werden. Doch Marie bildete ein gewiſſes Gegengewicht. Sie ſprach lebhaft mit Rittmeiſter von Wünne, ihrem Nachbar, der ſie jedoch nicht geführt hatte. Leutnant Heydrich war ſie zugeteilt, aber der kümmerte ſich nicht um ſie, ſondern ſcherzte mit den Radieschen. Als er ein paar Gläſer getrunken hatte, die ihm, wie gewöhnlich, die Zunge löſten, fragte er plötzlich Fips, weil ſie faſt noch winziger ſchien, als Cläre: „Gnädiges Fräulein, wiſſen Sie denn, warum Sie das Gras wachſen hören?“

Der Zwilling erblickte darin eine Artigkeit, denn er galt in der Familie für die Witzigſte, weil er gern allerhand Schabernack trieb, plötzlich die Lampe ausblies, vor dem Setzen den Stuhl wegzog und dergleichen. Er errötete ein ganz klein bißchen und fragte geſchmeichelt: „Nun, warum denn?“

Leutnant Heydrich meinte trocken: „Weil Sie nicht weit davon ſind.“

Die ganze Ecke fing an zu lachen, laut und ſchallend, ſo daß die älteren Herrſchaften oben am Tiſch ſich erſtaunt umſahen und wiſſen wollten, was geſchehen war.

„Nicht ſagen! Bitte nicht ſagen!“ rief Fips, glühend rot geworden. Natürlich reizte das erſt recht die Neugierde, und einer trug den Scherz dem anderen zu.

Auch Rittmeiſter von Pellbeck, ein älterer, blatternarbiger, etwas ſtiller Mann mit ganz ergrautem Kopfhaar, wollte es wiſſen. Er wandte ſich an ſeine Nachbarin, die häßliche Bertha, die er bekommen, obwohl er verheiratet war, weil ſie als ausſichtslos ja ganz aus dem Spiel blieb: „Weshalb lachen die denn ſo, gnädiges Fräulein?“

„Leutnant Heydrich hat einen Witz über meine arme Schweſter gemacht!“ antwortete das junge Mädchen einfach und mit leiſem Vorwurf.

Der Rittmeiſter fragte: „Iſt das etwas ſo Schlimmes?“

„Über körperliches Unglück ſollte man nie ſcherzen, finde ich! Der Betreffende iſt ſchlimm genug daran und kann doch nichts dafür!“

Er blickte ſie plötzlich teilnahmsvoll an: „Das iſt hübſch gedacht! Wie kommen Sie auf ſolche Gedanken?“

Sie ſagte einfach und ohne Bitterkeit: „Ich weiß es durch mich ſelbſt.“

Er verſtand, aber er ſtellte ſich aus Artigkeit nicht ſo: „Aber wieſo denn?“

„Wenn man ſo häßlich iſt wie ich!“

„Aber, gnädiges Fräulein!“ Und plötzlich erklärte er in jähem Gedankengang mit einem Blick auf ſeine hübſche kleine Frau ſchräg gegenüber: „Sehen Sie 'mal, ich bin doch wahrhaftig kein Adonis, und ich habe doch mein Glück noch gemacht!“

Sie antwortete nicht, aber nach dem Abendeſſen rief der Rittmeiſter ſeine Frau heran, nahm ſie beim Arm und ſagte zu ihr: „Alice, hole doch Fräulein von Gernopp einmal mit Deinem Ponywagen ab, wenn ich Dienſt habe. Ihr werdet ſehr gut zu einander paſſen! Sie iſt ſehr gut!“

Bald darauf wurde aufgebrochen, zum großen Ärger des Grafen Weſterbrant, der ſich in die dicke Adda, die ſo gut

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zu ihm paßte, ohne Ehrgeiz, nur ländliche Ruhe liebend, gründlich verſchoſſen hatte. Er verſicherte Herrn und Frau von Gernopp einmal über das andere, er habe ſich außerordentlich gut unterhalten und werde zum nächſten jour fix, wenn ſie es geſtatteten, ſich ſelbſtverſtändlich wieder einfinden. Zu Adda ſagte er halblaut beim Abſchied: „Wenn nun der Ehrgeizloſe doch einen Ehrgeiz hätte?“

Eine Antwort wartete er nicht ab, doch ſie blickte ſeinem langen, wehenden Schnurrbart mit atmender Bruſt nach und achtete kaum auf die anderen, die Gute Nacht ſagten.

Die alte Kohlſtein war mit Frau von Gelliſtow und Tochter ſchon früher fortgefahren, weil ſie die Nachtluft nicht mehr vertragen konnte, und allmählich leerte ſich das Haus. Nur Leutnant von Deyner blieb noch zurück. Er fuhr allein in ſeinem Dogcart, und als heimlich Verlobter fand es alle Welt nur natürlich, wenn er noch ein paar Minuten verweilte.

„Ich habe Ihnen was Wichtiges zu ſagen,“ ſprach er zu Lisbeth und zog ſie, die mit den anderen den Davonfahrenden bis auf den Hof das Geleit gegeben, in den Schatten des Thorweges. Schnell nahm er ſie bei der Hand und fragte: „Sind wir nicht eigentlich verlobt?“

„Im ſtillen, ja!“ meinte ſie etwas verlegen, denn ſie wußte nicht, wohinaus er wollte.

Und er küßte ſie in aller Eile herzhaft auf die Backe, indem er murmelte: „Na dann alſo.“

Lisbeth ſchrie nicht.

Dann nahm er im Hellen vor den anderen Abſchied. Als er Frau von Gernopp, die von allen ihren Anſtrengungen ſehr angegriffen war, die Hand küßte, ſagte ſie gerührt, faſt mütterlich: „Sie ſind ein lieber Menſch!“

Herr von Gernopp nahm ihn beiſeite und fragte: „Nun ſagen Sie 'mal, Herr von Deyner, haben Sie denn was gemerkt?“

„Und Sie?“

„Adda!“ antwortete nur ſtolz der glückliche Vater.

Leutnant von Deyner aber ſprach: „Bin ich nicht ein großartiger Manager?“

„Ein Prachtkerl!“ klang es zurück, und der junge Offizier rollte von dannen.

Dann verſammelte ſich die Familie im Salon, um noch die Reſter zu eſſen, aber nur Lisbeth und die dicke Adda waren guter Laune. Sie ſangen und liefen herum, zupften den Vater bei den Haaren und lachten ununterbrochen. Herr von Gernopp freute ſich über die Ausgelaſſenheit der ſonſt ſo ruhigen Adda, zog ſie ans Herz, küßte ſie und ſprach: „Meine liebe Dicke, Du wirſt uns noch alle glücklich machen! Das war ein ſchöner Tag!“

Stephanie aber rümpfte die Naſe: „Ich habe mich rieſig gemoppſt. Dieſer Herr von Warnitz iſt ein Kamel!“

Damit ging ſie zu Bett, gefolgt von den Radieschen, die noch von Leutnant Heydrichs Bemerkung verſchnupft waren.

Als die anderen Schweſtern folgten, lag Frau von Gernopp in einem Fauteuil und nahm ſehr gerührt für die Nacht Abſchied von ihren Kindern, indem ſie elegiſch ſagte: „Wenn man die Haushaltungsſorgen nicht hätte, käme man noch mehr zum Genuß!“

Und wie ſich die Thür hinter den Töchtern geſchloſſen, meinte Herr von Gernopp boshaft: „Weeßte, Emilie, wenn Du nicht wärſt — was ſollte dann aus der Wirtſchaft werden!“

Sie ſah ihn böſe an und antwortete, während er ſich in ſeine beliebte Rauchwolke hüllte: „Ich bin abgearbeitet heute abend, ſonſt würde ich Dir antworten!“

Oben aber im Zimmer, wo die beiden Jüngſten, Lisbeth und die häßliche Bertha, zuſammen ſchliefen, tanzte die heimliche Braut fröhlich herum, während ſie ſich für die Nacht die Zöpfe flocht. Da näherte ſich ihr Bertha ganz beſcheiden, küßte ſie innig und ſagte herzlich: „Nun kann ich Dir ja auch Glück wünſchen, Lisbeth!“

Und jene erwiderte ganz naiv, die Häßliche anſchauend: „Nicht wahr, ich bin glücklich!“

V.

Da dieſer erſte Tag ſich ſo gut anzulaſſen ſchien, wurden nun in Groß-Schmiemig die umfaſſendſten Maßregeln getroffen, um ſich in den Geſellſchaftsſtrudel zu ſtürzen.

Zunächſt hieß es, das Fuhrwerk in Stand ſetzen. Um neun Perſonen zu befördern, reichten weder Wagen noch Pferde aus. Es gab nur einen Jagdwagen zu vier Perſonen und einen alten Landauer, der gleichfalls vier aufnehmen konnte, ſowie zur Not — Herrn von Gernopp auf dem Bock. Das ging aber nicht, denn bei Regen und ſchlechtem Wetter wären die Inſaſſen des Jagdwagens ganz durchweicht worden und Herr von Gernopp nicht minder.

„Aber auf dem Bock ſitzen kannſt Du ſchon, Auguſt, wenn Du Deinen Regenmantel anziehſt!“ meinte Frau von Gernopp. Doch ihr Gatte war ſehr entrüſtet über dieſen Vorſchlag.

„Einmal habe ich Anlage zu Rheumatismus, der durch Naßwerden wohl nicht geheilt werden dürfte, und dann muß ich, denke ich, von der ganzen Familie gerade am allermeiſten geſchont werden. Denn wenn ich ſterbe, iſt's aus mit der ganzen Herrlichkeit, und Ihr müßt fort von Groß-Schmiemig. Es iſt alſo Euer Intereſſe, daß ich möglichſt geſund bleibe!“

„Ich ſterbe doch vor Dir! Sieben Kinder groß ziehen, das regt auf und iſt kein Spaß!“ antwortete elegiſch Frau von Gernopp, aber er lachte ſie aus wie immer, wenn ſie angegriffen und müde that.

Nun wurde die Wagenfrage vor der Hand fallen gelaſſen, bis am nächſten dienſtfreien Nachmittag Leutnant von Deyner mit ſeinem Dogcart erſchien. Er brachte ſeinen Rittmeiſter mit, der ſofort in den Salon zu den Damen geführt ward. Herr von Gernopp behielt den jungen Offizier gleich im Hofe, und ſie gingen zuſammen in den Schuppen, um Landauer und Jagdwagen zu beſichtigen.

„Wie machen wir denn das mit dem Fortkommen?“ fragte der alte Herr.

„Kaufen Sie doch einfach einen Omnibus, Herr von Gernopp! Da brauchen Sie bei den guten Wegen, die wir haben, nur ein paar Pferde und bringen gleich alle mit fort auf einmal! Einen Omnibus zu zehn Plätzen.“

„Wir können doch nicht gleich alle neun auf einmal Beſuch machen, mein liebſter Herr von Deyner!“

„Warum denn nicht?“

„Das geht doch nicht! Ich kann doch nicht mit ſieben Töchtern auf die Bälle gehen!“

„O bitte, gerade, Herr von Gernopp. Heutzutage kann man bloß Eindruck auf die blaſierten Menſchen machen durch Zahl. Erlauben Sie, wenn Sie auf einem Balle mit ſieben der gnädigen Fräuleins ſind, ſo können Sie nicht überſehen werden. Sie repräſentieren dann einfach eine Macht. Eine Macht, mit der wohl oder übel zu rechnen iſt. Sieben Schweſtern auf einmal können nicht totgeſchwiegen, können nicht überſehen werden, können nicht ſchimmeln. Sie treten eben mit einer Wucht auf, der das Schlachtfeld unbeſtritten gehört —“

Herr von Gernopp ließ ſich überzeugen und beſchloß am nächſten Tage in Sebenbach einen Omnibus mit Deyners Hilfe zu kaufen. Dann gingen ſie in den Salon.

Rittmeiſter Graf Weſterbrant ſaß neben der dicken Adda und Frau von Gernopp, die ſehr verlegen war, weil durchaus kein Geſpräch in Gang kommen wollte. Adda war befangen, und Lisbeth ſchmollte darüber, daß ihr der Vater den heimlichen Bräutigam entführt. Die Radieschen aber hockten zuſammen in einer Ecke und waren nicht zu bewegen geweſen näher zu kommen. Auf Frau von Gernopps leiſes Mahnen, ſogar auf ihren halblauten Befehl hatten ſie nur geantwortet: „Mama, wir ſtören ja doch nur. Graf Weſterbrant kommt doch nicht unſertwegen!“

Die anderen Schweſtern wußten noch nichts vom Beſuch. Marie war mit der häßlichen Bertha zu einer Kranken ins Dorf gegangen, und Stephanie ſaß irgendwo auf einer verſteckten Bank im Garten, um zu leſen.

Als Herr von Gernopp und Deyner eintraten, ſagte der

Rittmeiſter: „Ich bin noch vor Sonntag wieder gekommen, wie ich den Damen ſchon erklärt habe, weil es wirklich zu nett war. Wir haben heute Nachmittag keinen Dienſt, da hat mich mein Leutnant überredet, mitzufahren.“

„War es wirklich nicht langweilig?“ ſagte Frau von Gernopp, und Leutnant von Deyner bot ſeinen ehrlichen Ton auf, machte ein treuherziges Geſicht, klemmte ſich das Einglas ins Auge und ſprach überzeugt: „Sonſt würden wir es doch ſagen!“

Frau von Gernopp begriff nicht recht, meinte jedoch, es müſſe eine Schmeichelei geweſen ſein und antwortete deshalb: „Ja allerdings, das iſt richtig.“

Nach ein paar Redensarten wurde ein Spaziergang durch den Garten vorgeſchlagen, und dabei traf es ſich, daß Graf Weſterbrant mit der dicken Adda vorausſchritt und die übrigen folgten. Kaum waren ſie jedoch ein paar Schritte vom Hauſe entfernt, ſo wurde Frau von Pellbeck gemeldet, die mit ihrem kleinen Ponnywagen gekommen war, um, wie ausgemacht, Bertha abzuholen. Deshalb blieben die Eltern mit ihr und den beiden Radieschen zurück, während Adda mit dem Rittmeiſter längſt voraus war, und Lisbeth mit ihrem heimlichen Bräutigam einfach die Flucht ergriffen hatte, um endlich allein zu ſein.

Sobald ſie keine Schritte mehr hörten, zog Deyner ſeine halbe Braut an ſich und küßte ſie herzhaft. Sie wollte ſich wehren, da es hell war, doch er ließ ſie nicht los. Aber rot ward ſie doch. „Das geht nicht! Geht nicht, was ſollen denn die Schweſtern denken!“

Doch er redete ihr tauſend Dinge ein, daß ſie doch verlobt wären, wenn auch noch nicht öffentlich, und, daß ſie damit keine Sünde begingen. Es mußte einmal ſo ſein, es würde immer ſo gemacht und ſchadete gar nichts. Als ſie es jedoch nicht recht glauben wollte, ſetzte er ihr auseinander, wie es einfach nur noch eine Frage von Stunden oder höchſtens Tagen ſei, bis ſich die dicke Adda mit Graf Weſterbrant verloben würde. Jener habe ihm zugeredet, heute hierher zu fahren, und er nicht ſeinem Rittmeiſter. Unterwegs auf der Fahrt nach Groß-Schmiemig hätte er eigentlich von gar nichts anderem geſprochen, als nur von Adda.

„Nun wird er es ihr wohl ſchon geſagt haben!“ meinte Deyner plötzlich, und dabei wurden ſie ganz nachdenklich und Lisbeth ſagte, als ob ſie für die ältere Schweſter zu wachen hätte: „Wir dürfen ſie nicht ſo lange allein laſſen. Wenn wir lieber ihnen nachgingen?“

„Haben Sie ſolche Angſt?“

„Ja!“

„Was ſoll denn geſchehen?“

„Ich weiß nicht! Es iſt vielleicht beſſer!“

„Warum beſſer?“

Da lachte ſie etwas verlegen, denn ſeit er ſie am hellen lichten Tage geküßt, wagte ſie ihm nicht mehr recht in die Augen zu ſehen, und ſie fragte ihn mit geſenkter Stirne: „Iſt es nicht unrecht, was wir thun?“

„Wie ſo denn?“

„Daß ich — ich — wir —“

„Wir uns küſſen?“

„Ja!“

Er zögerte eine Sekunde und meinte darauf beruhigend: „Das iſt immer ſo!“

Und wie er ſie nun haſchen wollte, entrann ſie ihm und lief ſpornſtreichs den beiden anderen nach, ſie zu ſuchen. Er folgte lachend in langen Sätzen.

Frau von Pellbeck wurde von den Eltern, von Bertha und den Radieschen empfangen und ſofort befragt, wie ihr und ihrem Herrn Gemahl denn der Sonntag bekommen ſei. Sie blieb nicht lange, ſondern erklärte, ſofort noch ein oder zwei Stunden ſpazieren fahren zu wollen. Da ſie nun zur Einleitung begann: „Ich habe noch einen Platz im Wagen —“ ſo fuhren die beiden Zwillinge ſofort auf: „Ja — ja — jawohl —“

Doch ſie waren bitter enttäuſcht, als Frau von Pellbeck erklärte, ſie habe es am vorigen Sonntag Bertha verſprochen. Die Häßliche ging ſofort hinauf, um einen Hut aufzuſetzen. Sie traf im erſten Stock, wo die Schlafzimmer lagen, Marie auf dem Flur: „Kommſt Du denn nicht herunter? Es iſt Beſuch da, Marie!“

„Ich weiß, ich komme ſchon, ich will nur fürs Abendeſſen ſorgen, denn die beiden Herren werden wohl bleiben!“

Und ſie wog mit einer kleinen Handwage ein winziges, ſparſames Stückchen Vanille ab zur ſüßen Speiſe für den Abend, denn die Vorratsſchränke ſtanden oben.

Als Bertha mit ihrem Hut zurückkam, rückte ihn Marie noch einmal zurecht, huſchte ſchnell in ihre Kammer und erſchien mit einer roten Schleife, die ſie der jüngeren Schweſter um den Hals band. Der Vater hatte ſie ſeinem Liebling Marie heimlich mitgebracht, als er das letzte Mal in Sebenbach geweſen.

„Ach laß doch, Marie, wozu?“ wehrte Bertha ab.

„Du ſollſt nett ausſehen, mein Liebling!“ meinte die ältere Schweſter trotz der Abwehr und küßte ſie herzlich. Dann eilte die häßliche Bertha die Treppe hinab und fuhr freudeſtrahlend mit Frau von Pellbeck davon. Den Eltern aber fiel plötzlich ein, daß ja die beiden Offiziere mit den jungen Mädchen noch irgendwo im Garten ſteckten, und Frau von Gernopp ſagte etwas erſchrocken: „Das iſt eigentlich höchſt unpaſſend! Was meinſt Du, Auguſt?“

Er zuckte die Achſeln. Über eines war er ſich vollkommen klar, daß er nämlich bei der Hitze nicht noch im Garten herumlaufen wollte. „Wer weiß, wo die jetzt 'rumkrebſen!“ entgegnete er gleichgültig, und ſeine Ruhe brachte Frau von Gernopp in Harniſch.

„Hör' mal, Auguſt, ,'rumkrebſen' nennſt Du das? Du biſt verantwortlich für Deine Kinder. Alſo nun, kümmere Dich 'mal drum! Du kannſt doch unſere Gäſte nicht allein laſſen, das ſchickt ſich nicht. Und ſie können doch nicht den ganzen Nachmittag mit den Mädeln allein bleiben, das ſchickt ſich noch weniger.“

Er war jedoch nicht umzuſtimmen, ſondern ſuchte ſein kühles Zimmer auf mit den Worten: „Das iſt Sache der Mutter, es ſind nun 'mal Deine Töchter!“

Frau von Gernopp war aber auch zu bequem, um in der Sommerglut noch den ganzen, ziemlich ausgedehnten Garten abzuſuchen, und gab den beiden Zwillingen den Auftrag, die Schweſtern und die Gäſte ins Haus zu rufen. Dann ſtieg ſie ſtöhnend und pruſtend die Gartentreppe zum Salon hinan, um ſich von ihren vielen Pflichten auszuruhen.

Die Radieschen hakten ſich ein und ſchritten langſam den erſten beſten Weg hinab, den ſie fanden.

„Mama iſt nur zu bequem!“ ſagte Fips.

„Papa auch!“ antwortete Cläre. Dann brummten ſie im ſelben Gedankengang und faſt in den gleichen Worten, daß ſie nun „die Dummen“ ſein und ſich abhetzen ſollten.

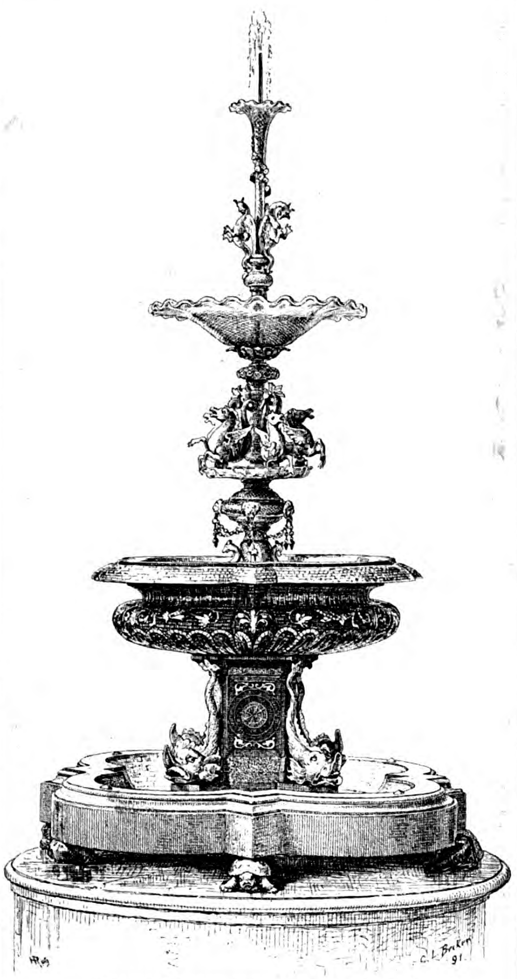
„Die verirren ſich doch nicht!“ meinte Cläre.

Das Radieschen Fips hatte einen Einfall: „Wenn wir ſie nun gar nicht ſuchten?“

Sie freuten ſich kindiſch über die gute Idee, blickten ſich ſcheu um, riefen ein paarmal — nicht zu laut: „Lisbeth! Lisbeth! Lisbeth! — Adda! Adda! Adda!“ Dann äugten ſie wieder ſcheu nach allen Seiten und ſchlichen ſich, möglichſt den Raſen benutzend, daß man es nicht hören ſollte, von hinten über den Gutshof in das Haus. Auf den Zehen gingen ſie die Treppe hinauf in ihr Zimmer, und dort wollten ſie ſich kugeln vor Lachen über den gelungenen Scherz. Dabei brachten ſie die gegenſeitigen Beruhigungsverſuche, damit man es unten nicht hören ſolle, noch mehr zum Lachen, ſo daß Fips ſchließlich in der Furcht, man möchte es doch vernehmen, den Kopf in die Bettdecke ſteckte. Aber darüber bekam ſie das Schlucken und wurde rot wie ein Krebs. Es würgte ſie ab, daß ſie zu erſticken meinte. Auch das Klopfen Cläres mit der flachen Hand auf den Rücken wollte nicht helfen, bis ſie endlich ein Glas Waſſer trank. Das erholte ſie.

Nun aber ſaßen ſie ganz gebrochen, ermattet, todmüde einander gegenüber und legten die Hände auf die Kniee. Sie konnten nicht mehr lachen, nicht ſprechen, hatten ganz dicke Augenlider bekommen, und die Thränen waren ihnen über die Backen gelaufen.

Nach einer Weile ſtanden ſie auf und betupften ſich beide das Geſicht mit dem Schwamm. Das half ein wenig, daß ſie wenigſtens nicht gar ſo arg ausſchauten. Da ihnen aber nun auch die Haare ganz zerzauſt waren, ſo ſetzten ſie ſich vor den Spiegel und fingen an, ihr Haar zu löſen, um es neu zu ordnen. Doch nur ein Spiegel war da, vor dem ſie beide Platz genommen, und da ſie, eng aneinander gerückt, ſich beim Aufbinden der Flechten mit den Ellenbogen ſtörten, ſo mußten ſie ſich etwas von einander ſetzen. Nun reichte das Geſichtsfeld des Spiegels wiederum nicht.



Springbrunnen aus Glas von Salviati.

Sie ſchoben ihn von einer Seite zur anderen, bis er an die Kante kam, rutſchte, fiel und zerbrach.

Es hatte einen großen Krach gegeben. Nun war Stille. Sie blickten ſich erſchrocken an und wagten ſich nicht zu regen. Eine Weile horchten ſie, ob niemand die Treppe herauf käme, dann fingen ſie an, nachdem ſie ſorgfältig die Thür verriegelt, die Scherben aufzuleſen, indem ſie ſich gegenſeitig mütterlich ermahnten, ſich in acht zu nehmen, um ſich nicht zu ſchneiden. Sorgſam wurden dann die Splitter in ein Stück Packpapier eingeſchlagen und verſteckt. Der leere Rahmen wanderte hinter Cläres Bett.

Sie halfen ſich nun gegenſeitig beim Friſieren, und wie ſie ſich allmählich dabei von ihrem Schreck erholten, gewannen ſie auch die Sprache wieder.

„Du biſt es geweſen, Fips!“

„Du haſt ihn ſo ſchnell geſchuppſt!“

„Aber nicht ’runtergeworfen!“

„Doch!“

„Nein!“

„Doch!“

Und ſie waren auf dem beſten Wege, ſich zu zanken. Doch ſo weit kam es bei den Zwillingen nie, ſondern ſie gaben beide nach und küßten ſich zärtlich auf den Mund. Dann fingen ſie an, jede an ihre Kommode zu gehen und zu kramen.

Das Zimmer war klein und enthielt, wie bei den Schweſtern allen, nur Betten, Schränke, die Kommoden und die Waſchtiſche. Der Tiſch war gemeinſam mit einem großen Tintenfaß in der Mitte, das ſchon für Marie gedient hatte, als ſie ihre erſten Schreibverſuche gemacht.

Fips blätterte in einem, in roten Plüſch gebundenen Album, das nur ein paar Bilder der Eltern, Geſchwiſter und einiger Verwandten enthielt, und rief, nachdem ſie ein paarmal die Seiten hin und her gewälzt, Cläre herüber, und ſie betrachteten zum ſoundſovielten Male gemeinſam die Photographieen. Bei einem Vetter, einem Ulanenoffizier, der in Berlin ſtand, blieben ſie immer halten. Er verbarg unter einem mächtigen Schnurrbarte, der ihm ein entſchiedenes Ausſehen verlieh, ein ziemlich nichtsſagendes Geſicht. Cläre fragte: „Findeſt Du nicht, daß Ernſt dem Weſterbrant ähnlich ſieht?“

„Wegen des großen Bartes?“

„Nein, ſo!“

„Ja wirklich!“

Und ſie beſahen ihn ſich noch einmal. Es war der einzige jüngere männliche Verwandte im Album, und im ſtillen liebten ſie ihn beide, obwohl ſie ihn, ſeitdem ſie erwachſen waren, nicht wieder geſehen hatten. Nun ſtörte es ſie jedoch, daß Graf Weſterbrant und er ſich ähnlich ſahen. Sie hockten vor der Kommode und ſchwiegen eine Weile. Dann ſchob Fips das Album wieder in das Fach und ſagte: „Eigentlich hat doch Adda Glück!“

„Und ſie iſt gar nicht ’mal ſo hübſch!“

„Daß ſie Gräfin werden ſoll! Nein, wenn ich das denke! Aber hübſch iſt ſie doch!“

Cläre überlegte: „Ich weiß nicht, ob nicht Stephanie doch hübſcher iſt!“

„Die will immer alles beſſer wiſſen.“

„Ja, Fips, aber eigentlich iſt doch Stephanie ſehr ſchön!“

Fips jedoch, die ſich am ſchlechteſten mit der „gelehrten“ Schweſter ſtand, wollte es nicht gelten laſſen: „Lisbeth iſt doch noch hübſcher, viel hübſcher! Sie hat doch auch ſofort Herrn von Deyner gefallen —“

Beide Radieschen hingen ihren Gedanken nach, bis Fips plötzlich den Arm um Cläres Hals legte und leiſe fragte: „Nicht wahr, Cläre, wir heiraten nur zuſammen?“

Cläre ſchlug die Hände freudig an einander: „Am ſelben Tage!“

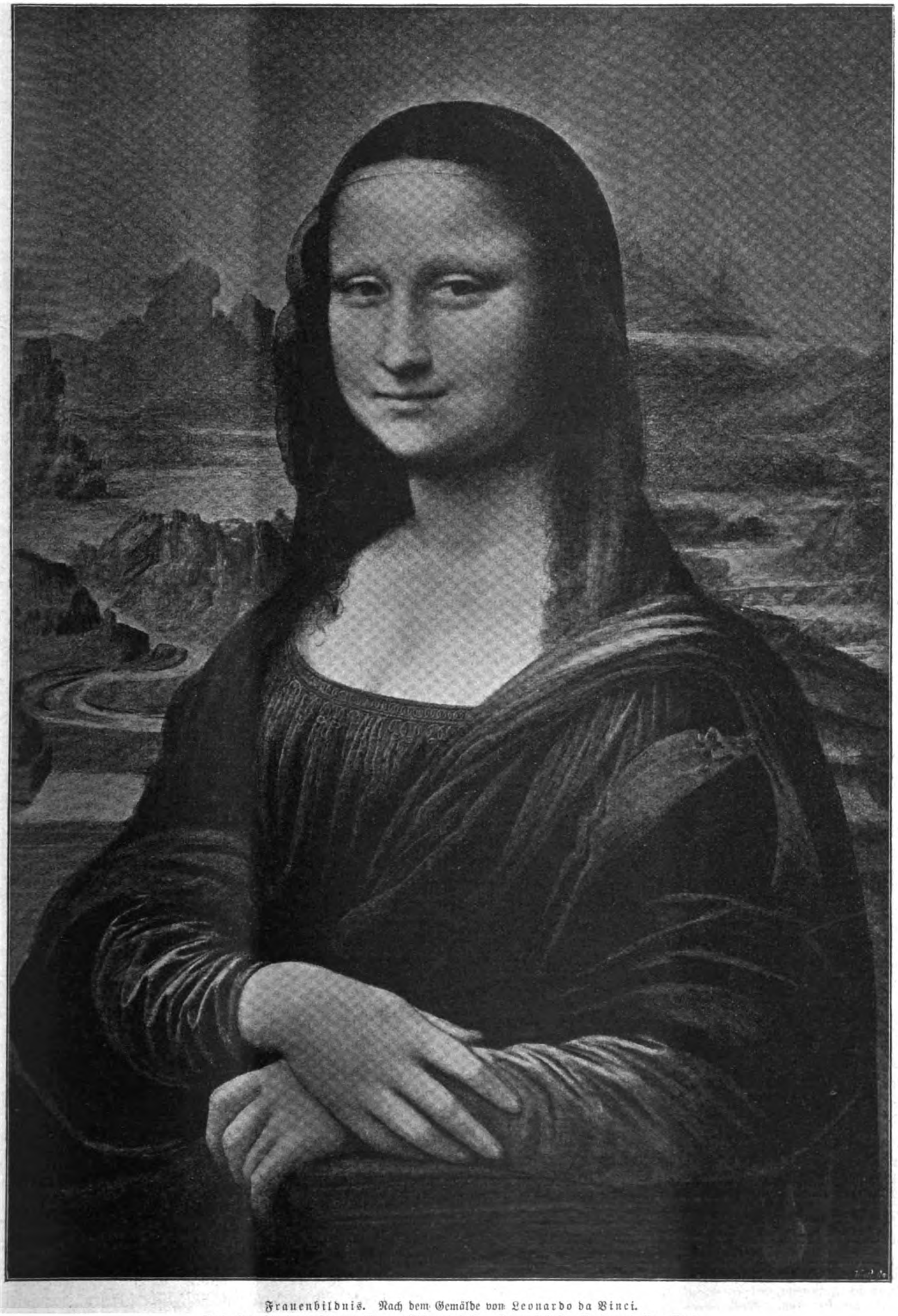
Aber beiden fiel ein, daß ja davon überhaupt noch gar nicht die Rede war, und ſie fragten ſich nur noch, eng Wange an Wange ſchmiegend, wer ihnen von den Herren am Sonntag eigentlich am beſten gefallen habe. Und es kam dabei heraus, daß ihnen eigentlich keiner einen beſonderen Eindruck gemacht, abgeſehen von Leutnant Heydrich, deſſen Scherz über ihre Kleinheit ſie noch immer nicht vergeſſen konnten.

Als ſie noch träumten und leiſe mit einander ſchwatzten, ging die Thür auf, und Marie kam herein: „Mama hat nach Euch gefragt und Euch überall im Garten geſucht. Ihr ſolltet doch die anderen herein holen!“

Die Radieschen blickten ſich ganz erſchrocken an. Es waren ſchon zwei Stunden vergangen, und ſie hatten alles vergeſſen gehabt. Deshalb folgten ſie eilig der älteren Schweſter in den Salon.

(Fortſetzung folgt.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Frauenbildnis. Nach dem Gemälde von Leonardo da Vinci.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Co., Dornach i. E., Paris und New-York.

Neue Bücher.

Von Th. H. Pantenius.

Schindler: Albert von Seld. — Roſcher: Geiſtliche Gedanken. — Freiherr von Ompteda: Irrfahrten eines Diplomaten. — Krauß: Eduard Mörike. — Hans Hoffmann: Wider den Kurfürſten. — Stinde: Memoiren von Wilhelmine Buchholz. — Fuchs: Strandgut. — Langewieſche: Im Morgenlicht.

Denjenigen unter unſeren Leſern, die ſich für die innere Miſſion intereſſieren, wird der Name Seld nicht unbekannt ſein. Die Beſtrebungen gegen die Trunkſucht, an denen ſich in den vierziger Jahren des Jahrhunderts weite Kreiſe beteiligten, und die die erfreulichſten Folgen hatten, waren großenteils das Werk des Herrn von Seld. Aber auch auf anderen Gebieten hat der treffliche Mann höchſt ſegensreich gewirkt. Jetzt hat ſein Schwiegerſohn, der Geheimrat Karl Schindler, ihm in einer höchſt anſprechenden, ganz volkstümlich gehaltenen Biographie ein würdiges Denkmal errichtet: Baron Albert von Seld (Baſel. Jaeger & Koler).

Die Biographie ſolcher Männer wie Albert von Seld zu ſchreiben, iſt deshalb ſchwer, weil ihre Bedeutung weniger in dem liegt, was ſie leiſten, als was ſie ſind. Von dieſen Männern gehen die ſegensreichſten Anregungen aus, und jeder, der das Glück hat, ihnen näher treten zu dürfen, ſieht darin ein Geſchenk Gottes; ihre Perſönlichkeit aber für künftige Generationen feſtzuhalten, kann immer nur zum Teil gelingen. Da iſt es denn ſchön, wenn nahe Verwandte ein ſolches Werk unternehmen, denn herzliche Liebe kann der Aufgabe immerhin am nächſten kommen.

Das Leben des Herrn von Seld, der 1799 geboren, war in ſeiner Jugend bewegt genug, und es dauerte lange, bis er ſich für die Thätigkeit entſchied, in der er ſo große Erfolge haben ſollte. In die Enthaltſamkeitsſache trat er erſt in ſeinem vierundvierzigſten Lebensjahr ein. Dann freilich auch mit ſeiner ganzen Energie, die ihn auch aufrecht erhielt, als er körperlich durch ſchwere Krankheit gebrochen wurde. Im April 1867 iſt er heimgegangen.

Unſere Biographie eignet ſich, wie noch bemerkt ſein mag, infolge ihres volkstümlichen Charakters, ganz vorzüglich für Volksbibliotheken jeder Art. War doch Herr von Seld nicht nur ein ausgezeichneter Chriſt, ſondern auch ein treuer und eifriger Patriot.

Das gilt auch von dem großen im Juni 1894 heimgegangenen Nationalökonomen Wilhelm Roſcher, von dem ſein Sohn Dr. Karl Roſcher ſoeben ein nachgelaſſenes Werk: „Geiſtliche Gedanken eines Nationalökonomen“ herausgegeben hat (Dresden. v. Zahn & Jaenſch). Dieſe geiſtlichen Gedanken enthalten Aufzeichnungen, deren Inhalt Roſcher im Kreiſe ſeiner Familie in ſtillen Stunden beſprach, und die er nach ſeinem Tode herausgegeben ſehen wollte. Die Niederſchrift der Gedanken hat Roſcher als dreiunddreißigjähriger Mann begonnen, die meiſten aber ſind nach dem ſechsundfünfzigſten Lebensjahr entſtanden. Der Sohn und Herausgeber hat dieſen Aufzeichnungen noch eine Auswahl verwandter Betrachtungen, die er den bereits gedruckten Werken ſeines Vaters entnahm, hinzugefügt.

Die „Geiſtlichen Gedanken“ wirken in hohem Grade anregend. Das iſt ſo recht ein Buch, zu dem man in ſtillen, einſamen Stunden gern zurückkehrt, um ſeinen Inhalt auf ſich wirken zu laſſen. Nicht daß man mit jedem von den Gedanken einverſtanden wäre. Dazu ſind ſie viel zu bedeutend, viel zu ſehr das Erzeugnis eigenen Nachdenkens, eigener Lebenserfahrungen, aber anregend wirken ſie auch, wenn ſie den Widerſpruch wachrufen. Es iſt doch vom höchſten Intereſſe, zu beobachten, wie der große Gelehrte, der ja vielfach mit ganz unchriſtlichen Kollegen im intimſten Verkehr ſtand, immer wieder die Verſöhnung zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft findet, ja wie ihm ſchließlich kein Zwieſpalt zwiſchen ihnen zu beſtehen ſcheint. Man höre den folgenden Gedanken:

> „Keine menſchliche Einrichtung verträgt ihre äußerſten Konſequenzen; ebenſo keine menſchliche Lebensklugheit, weil ſie ja immer, ſei es in größerem, ſei es in geringerem Maße mit Irrtum und Sünde behaftet ſind. Wollte man die Grundſätze irgend eines vergötterten Genies in ein Syſtem bringen und dieſes Syſtem auf alle Menſchen ausdehnen, welche ungeheuerliche, unmögliche Welt müßte dabei herauskommen! Nur das wahre Chriſtentum verträgt ſeine volle Konſequenz; die Erde würde zum Himmel werden, wenn es dieſe volle Konſequenz der Durchführung ſchon auf Erden erreichte. Dies iſt der ſicherſte Beweis ſeiner Ewigkeit und Göttlichkeit. Denn was man Übertreibungen des chriſtlichen Prinzipes nennt, alle die Übel, welche von geiſtlicher Tyrannei, Betrügerei, Unduldſamkeit herrühren, ſind aus dem wahren Chriſtentum, wie es in der ganzen Bibel vorliegt, ſehr leicht als unchriſtliche Ausartungen nachzuweiſen. Corruptio optimi pessima. (Die Verderbnis des Beſten iſt die ſchlimmſte.)“

Ein andermal heißt es vom Chriſtentum:

> „Man empfiehlt jetzt ſo häufig die Gründung von Volksbildungsvereinen gegen die Sozialdemokratie. Und doch gibt es ſchon einen ſolchen, ſeit beinahe zwei Jahrtauſenden, deſſen Bildung für den ärmſten Proletarier nicht zu hoch, für den tiefſten Denker nicht zu flach iſt, durch gleichmäßige Stärkung und Verfeinerung aller Seelenkräfte frei von jeder Gefahr der Verſchraubung und Verbitterung, allein im ſtande, die ganze Welt zu überwinden, weil er die ganze Welt ſelig machen kann.“

Der letzte der „Gedanken“ lautet ſo:

> „Der wiſſenſchaftliche Hochmut unſerer ‚Gebildeten‘ ſollte billig ſchon durch den Gedanken herabgeſtimmt werden, daß zwei Grundbegriffe, die wir faſt ununterbrochen anwenden müſſen, Zeit und Raum, für uns doch in Wahrheit unbegreiflich ſind. Beide müſſen doch entweder endlich oder unendlich ſein. Wir können uns aber ebenſowenig einen unendlichen Raum, eine unendliche Zeit vorſtellen, wie daß beide endlich wären. Im letzteren Falle bleibt immer die Frage, was denn jenſeits liegt; wie es vor oder nach der endlichen Zeit und außerhalb des endlichen Raumes ausgeſehen hat und ausſehen wird.“

Dieſe Proben werden genügen, um unſeren Leſern zu zeigen, wie reiche Anregung und Belehrung ſich aus den „Geiſtlichen Gedanken“ ſchöpfen läßt.

Freunden der Geſchichte, und insbeſondere der Kulturgeſchichte, wird ein Buch willkommen ſein, das der Freiherr Ludwig von Ompteda (nicht zu verwechſeln mit ſeinem Neffen Georg) unter dem Titel: „Irrfahrten und Abenteuer eines mittelſtaatlichen Diplomaten“ (Leipzig, S. Hirzel) veröffentlicht hat. Das Buch wendet ſich nicht an die Gelehrten, ſoll vielmehr, wie der Herr Verfaſſer in der Vorrede ſagt, ein Leſebuch für allgemein gut unterrichtete Freunde der Geſchichte ſein. Dieſe Abſicht iſt vollſtändig erreicht worden.

Der Held unſeres Buches iſt ein Freiherr Friedrich von Ompteda, der im Jahre 1772 in Regensburg als Sohn des Hofgerichtsaſſeſſors Dietrich von Ompteda geboren wurde. Nachdem er in Erlangen und Göttingen ſtudiert hatte und Hofjunker in Hannover geworden war, veranlaßte ihn der Zuſammenbruch Hannovers, in die Dienſte des Königreichs Weſtfalen zu treten. Als Geſandter König Jeromes wirkte er in Frankfurt, Darmſtadt und ſchließlich in Wien. Als dies Königreich von Napoleons Gnaden in den Untergang ſeines Protektors verſtrickt war, begab ſich Ompteda wieder nach Hannover und erhielt dort den Auftrag, die unglückſelige Prinzeſſin Karoline von Wales, die in Italien weilte, zu beobachten. Dieſer Auftrag verwickelte ihn in die ärgerlichſten Händel mit der Prinzeſſin, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſein plötzlicher Tod, der im Jahre 1820 in Rom eintrat, mit dieſen zuſammenhing.

Friedrich von Ompteda war ein liebenswürdiger, geſcheidter Lebemann, aber keine hervorragende Perſönlichkeit, das Schwergewicht des Buches liegt deshalb auch weniger in dem Intereſſe, das er ſelbſt einflößt, als in den uns heute ſo fremdartig anmutenden Verhältniſſen, in die er immer wieder verſetzt wurde, und die ſein Biograph, deſſen anziehende Schreibweiſe ja unſeren Leſern aus dem im Daheim veröffentlichten Roman: „Der Anhänger“ bekannt iſt, höchſt anſchaulich zu ſchildern weiß.

Welch ein Kurioſum bildete ſchon der Reichstag in Regensburg! Stimmberechtigte Mitglieder dieſer „hochanſehnlichen und fürtrefflichen“ Verſammlung waren: 1) Der Kaiſerliche Prinzipalkommiſſarius, ein Reichsfürſt, der nur zu repräſentieren hatte; 2) der Kaiſerliche Konkommiſſarius, der wirkliche Vertreter der Reichsregierung; 3) das Reichstagsdirektorium; 4) das aus acht Mitgliedern beſtehende Kurfürſtliche Kollegium; 5) der 100 Stimmen zählende Fürſtenrat; 6) Die wetterauiſche, weſtfäliſche, ſchwäbiſche und fränkiſche Grafenbank; 7) die rheiniſche und die ſchwäbiſche Städtebank. Die erſtere vertrat 22, die letztere 37 Städte. Die Reichsritter und die Reichsdörfer (120) waren nicht vertreten.

„Wenn ein Reichsſtern vom deutſchen Reichshimmel verſchwand, ſo war deſſen ‚Ausziehung‘ entweder totalis, er war völlig abgeriſſen, wie z. B. Straßburg, oder ſie war nur partialis, wenn ein größerer Reichsſtand einen kleineren durch Heirat oder Heimfall verſchlungen hatte. Übernahm jener für den von ihm aufgeſogenen die Laſten, ſo hieß das: ‚Ausziehung mit Geld.‘ Wenn aber der Reichsſtand die verſchluckten kleinen Biſſen, etwa ein Städtchen, als landſäſſig beanſpruchte, ſo war letzteres ausgezogen ohne Geld. Dieſerhalb ſollte dann von Reichs wegen ein fiskaliſcher Prozeß angeſtrengt werden, allein, bemerkt ein Zeitgenoſſe, es haben weder dieſe noch andere fiskaliſche Prozeſſe im heil. römiſchen Reiche jemals weder Erfolg noch Nutzen gehabt.“

Die meiſten Reichsſtände thaten ſich zuſammen, um einen gemeinſamen Geſandten zu halten, andere wurden durch Regensburger Domherren vertreten, wieder andere, wie z. B. Augsburg und Nürnberg, hatten in richtiger Erkenntnis der Sachlage darauf verzichtet, ſich überhaupt vertreten zu laſſen.

Hält man nun noch feſt, daß alle dieſe Gruppen auch noch je nach ihrer Konfeſſion in das Corpus Catholicorum und das Corpus Evangelicorum zerfielen, ſo kann man ſich einen ungefähr zutreffenden Begriff von der „hochanſehnlichen und fürtrefflichen“ Verſammlung machen.

Viel Pläſierliches bringt natürlich auch die weſtfäliſche Epiſode. Als der König „Morgenwiederluſtik“ ſeine Reſidenz Kaſſel auf Nimmerwiederſehen verließ, nahm er außer 19 Millionen Francs auch alle geſchnittenen Steine aus dem Muſeum mit. Übrigens waren dieſe Schätze ſchon früher in Angriff genommen worden. Im Jahre 1810 erſchien Madame Lätitia (die Mutter Napoleons und Jeromes) von Aachen aus in Kaſſel. Sie hatte ihrer Schwiegertochter reiche Geſchenke gebracht. Zu den Gegengeſchenken mußte das Muſeum herhalten. Man beſuchte es, und die Königin Katharine (eine württembergiſche Prinzeſſin) war ſo entzückt, daß ſie in die Worte ausbrach: ‚Ici il faut voler!‘ („Hier muß man ſtehlen).“ Man ſtahl denn auch eine Doſe und einen Ring.

Da war der angeſtammte heſſiſche Allergnädigſte von anderem Kaliber. Der kümmerte ſich nicht um geſchnittene Steine. Als er auf Wilhelmshöhe wieder einzog, begrüßte ihn der Amtmann Möller mit einer ſchwungvollen Anrede. „Da erhob der Kurfürſt ſeinen Stock und ſchrie: ‚Kerl, wo hat Er ſeinen Zopf?‘ — ‚Halten zu Gnaden, Durchlaucht, der iſt nicht mehr Mode.‘ — ‚Ach was Mode,‘ rief der heimgekehrte Landesherr, ‚die Mode hat der Franzos ins Land gebracht. Aber im Zopf allein ſitzt die Treue und die Ehrlichkeit, und wer ſeinen Zopf abſchneidet, der iſt kein treuer Heſſe.‘“ Worauf denn die Treuen und die Ehrlichen unter den Heſſen ſich ſchleunigſt wieder einen Zopf anſchafften.

Da ich annehme, daß ein Teil der Eduard Mörike-Gemeinde zu unſeren Leſern gehört, ſo mache ich dieſe Herrſchaften auf ein Buch von Rudolf Krauß: „Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter“ (Deutſche Verlagsanſtalt) aufmerkſam. Es enthält allerlei Gereimtes und Gezeichnetes, von dem der Dichter annahm, daß es eine Veröffentlichung nicht verdiene. Nach meiner Anſicht hatte der Dichter recht. Aber ich gehöre nicht zur Mörike-Gemeinde, und dieſe urteilt vielleicht anders.

Hans Hoffmann hat in einem dreibändigen Roman: „Wider den Kurfürſten“, die Kämpfe behandelt, die der Große Kurfürſt 1677 um den Beſitz des damals noch ſchwediſchen Stettin führte. Die Pommern, die ja überdies ſeit Jahrhunderten in den Brandenburgern die Erbfeinde geſehen hatten, hielten mit deutſcher Treue an den fremden Herren feſt und wehrten ſich verzweifelt. Das thut auch ihr Führer Jürgen Wichenhagen, obgleich er den Brandenburger in hohem Maße verehrt. Als Herrn will auch er ihn nur anerkennen, wenn der Kurfürſt ſich durch die That als der Stärkere erweiſt. Der echte Stettiner von damals dachte wie der Großvater Jürgens, der köſtlich gezeichnete alte Grobſchmied Tobias Wichenhagen:

> „Als ich jung war, da hießen wir Pommern und hatten unſeren Herzog und waren ſtolz darauf, und konnten den Brandenburger für'n Tod nicht leiden. Und dann kam der große Krieg und das große Elend, und als wir darnach ſchwediſch wurden, gewöhnten wir uns leicht, denn wir dankten Gott, daß wir bloß Ruhe kriegten. Aber jetzt zum drittenmal ſich umſchmieden laſſen, ne, das hält ein altes Eiſen nicht mehr aus. Wenn ich brandenburgiſch werden ſoll, dann kann ich nachher auch wohl noch preußiſch und mecklenburgiſch werden; aber das iſt mir zu viel, das geht nicht mehr in meinen Kopf. Die Jungen lernen's; darum ſag' ich, die Leute werden immer klüger.“
>
> „Wir lernen es auch noch,“ ſagte Puſt vergnügt, „bloß muß der Brandenburger das Segeln noch lernen. Aber das wird er.“

Der Roman wirkt trotz des Pulverdampfes, der ihn erfüllt, ſehr behaglich, und viele der in ihm vorkommenden Geſtalten, wie außer dem alten Tobias, der Schiffer Puſt und der Rektor Bambinus ſind mit prächtigem Humor geſchaffen. Immerhin ſcheint mir Hans Hoffmanns Stärke nicht eigentlich im Roman zu liegen. Sein Beſtes gibt er in ſeinen Novellen.

Julius Stinde hat wieder einen Buchholz-Band herausgegeben, der diesmal: „Wilhelmine Buchholz' Memoiren“ (Berlin. Freund & Jeckel) heißt, obgleich die Buchholzen ſich im Vorwort dagegen ſträubt, Memoiren zu ſchreiben. Es wird die Freunde der heißblütigen Dame intereſſieren zu erfahren, daß Emmys Mann Sanitätsrat geworden iſt.

Stinde bedient ſich auch in dieſem Bande wieder der Frau Buchholz, um in drolliger Form allerlei Satiriſches unter die Leute zu bringen. Sehr ergötzlich iſt z. B. ein Abend geſchildert, den Frau Wilhelmine im „Verein zur Verbreitung ethiſcher Prinzipien“ verbringt. — „Halten Sie das öfter aus?“ fragt die Dame. Unbegreiflicherweiſe beantworten bekanntlich eine ganze Anzahl ſonſt nicht dummer Leute dieſe Frage durch die That mit: „Ja.“ Sie ſind halt „überſtudiert.“

Unter den neuerdings veröffentlichten Gedichten dürften „Strandgut“ von Reinhold Fuchs (Gera. Karl Bauch) und „Im Morgenlicht“ von Wilhelm Langewieſche verdienen, erwähnt zu werden. In beiden Bändchen finden ſich anſprechende Gedichte, die eigenartig ſind, neben jenen unbewußten Nachdichtungen, die in der deutſchen Lyrik heutzutage faſt nie fehlen und wohl auch gar nicht mehr fehlen können, denn es gibt wohl kaum noch eine Stimmung, der nicht bereits unſere großen Lyriker einen klaſſiſchen Ausdruck gegeben haben.

Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Schluß.)

(Abdruck verboten.)

„Das iſt etwas anderes,“ ſagt Gramann aufſtehend zu Traugott Böhm. Die angeborene Hochachtung vor Geld und Geldeswert macht ſeine Bewegungen lebhafter — „ich werde ſofort einen Boten nach Breitenau ſenden — ſofort!“

Da hebt der totkranke Mann ſeine Hand auf, winkt den Arzt ganz nahe zu ſich an das Lager und flüſtert mit trockenen Lippen: „Herr Sanitätsrat, es wäre ſchrecklich, wenn das Gericht käme, und — und wenn ich hinterdrein am Leben bliebe. Und es iſt faſt ebenſo entſetzlich, wenn ich ſterben muß ohne das Gericht. Verſtehen Sie, was ich meine?“

Nein, dieſe Worte ſind zu dunkel und zu verworren, als daß der alte Mann ihren Sinn vollkommen zu erfaſſen im ſtande wäre, aber eine Ahnung überkommt ihn dennoch, daß in dieſem Augenblick die rückſichtsloſeſte Wahrheit von ihm gefordert ſei, und daß ein Spiel mit derſelben Frevel genannt werden müſſe.

Frevel gegen was oder wen? —

Gramann vermöchte es nicht zu ſagen, wenn er auch ſcharfſichtiger wäre, als er iſt, denn es hängt mit jenem Geheimnis zuſammen, das hinter den Lippen Traugott Böhms lauert. Aber dennoch nimmt er abermals die plumpe Uhr heraus, an deren Zifferblatt er ſo viele letzte Herzſchläge abgezählt hat, richtet ſeine kleinen grauen Augen feſt auf dieſelbe und entgegnet: „Herr Böhm, nach meinem ärztlichen Gutachten ſind Sie ein toter Mann, wenn die Mitternachtsſtunde gekommen iſt. Ich kann mich darin irren, Herr Böhm, aber in dem einen irre ich mich nicht, daß alle Wiſſenſchaft zu Ende iſt und jede Rettung ausgeſchloſſen. Soll ich nach dem Gerichte ſenden?“ — —

In einer Stunde iſt der Bote unten, und nach weiteren anderthalb Stunden hält die Lämmrichſche Halbchaiſe vor dem einſamſten und düſterſten Hauſe in Altenbach. Die Pferde dampfen, aber Lämmrich hat zu dem Kutſcher geſagt: „Fahr zu, Kerl, und wenn die Bieſter draufgehn. Wir liquidieren den Schaden bei der Böhmſchen Erbmaſſe.“

Sie denken alle an das Geld des Sterbenden, und auch Kroneck glaubt nicht anders, als daß es ſich um ein Teſtament handele. Nur der Aktuar Hoeck, deſſen Vorrecht es iſt, bei Teſtamentserrichtungen als Protokollführer zugezogen zu werden, ſcheint nicht daran zu glauben. „Sie hätten Wendel mitnehmen ſollen, Herr Amtsrichter,“ hat er unterwegs geſagt, „denn ich glaube, wir werden viel ſchreiben müſſen, und ſeine Feder geht raſcher über das Papier.“

„Meinen Sie?“ entgegnet Kroneck nachdenklich, „es wird ſich höchſtens um einige Legate handeln, denn der Oberförſter iſt geſetzlicher Erbe.“

Darauf hat Hoeck keine Antwort, ſondern bemerkt nur beiläufig: „Sehen Sie, wie der Nebel jagt. Ich möchte nur wiſſen, ob es heute noch ſo hell wird, daß man alles ſehen kann, was jetzt verhüllt iſt — —“

Und dann treten ſie ein in das Haus des Todes. —

Die Spinngewebe am Gebälk, das Nagen des Holzwurms in den Truhen, es deutet alles darauf hin, daß dieſes Haus längſt dem Untergange verfallen ſei, daß es nur noch in ihm umgeht mit Geiſterſchatten, und die verwitterte Geſtalt Gramanns, die am Fuße der Treppe ſteht, paßt vollkommen in die düſtere Umgebung. „Gehen Sie nur hinauf,“ ſagte er kopfnickend, „es iſt alles parat. Er iſt bei vollkommenem Bewußtſein, aber er muß ſterben. Ich habe ihm eine Medizin verſchrieben, davon geben Sie ihm zehn Tropfen, wenn er ſchwach werden ſollte. Es iſt Gift, aber den Tod kann man nur mit Gift aufhalten, similia similibus. — Guten Morgen, Herr Amtsrichter, ich bin zu einer Wöchnerin gerufen. Die Menſchen wollen nicht aufhören geboren zu werden, und ſie müſſen doch ſterben. Guten Morgen, Herr Aktuar!“

So iſt das Gericht mit dem Gerichteten allein.

Es ſteht eine brennende Kerze auf dem Tiſche, dicht neben dem Bette Traugott Böhms, und neben dieſem trüben Lichte breitet der Aktuar eine Anzahl Bogen aus, während Kroneck an der entgegengeſetzten Seite Platz nimmt und ein Geſetzblatt aufſchlägt, in welchem die Erbfolgeordnung des Landes enthalten iſt. Der Kranke verfolgt jede ſeiner Bewegungen mit aufmerkſamen Blicken, und dann fragt er plötzlich: „Sie haben da ein Buch mitgebracht, Herr Amtsrichter. Iſt es das Strafgeſetzbuch?“

Kroneck blickt argwöhniſch zum Aktuar hinüber, als ob er deſſen Meinung über den Geiſteszuſtand Böhms einholen wollte. Der alte Mann aber nickt nur mit dem Kopfe, greift in die Bruſttaſche, nimmt ein weit kleineres Buch aus derſelben hervor und entgegnet an Stelle ſeines Vorgeſetzten: „Wenn Sie ein Strafgeſetzbuch wünſchen, Herr Böhm, dann bin ich mit demſelben verſehen. Sie brauchen nur anzugeben, welche Paragraphen Ihnen mitgeteilt werden ſollen, und ich bin überzeugt, daß der Herr Amtsrichter —“

Der Kranke zupft an der Decke. „Jawohl, gewiß. Alſo die Stelle über Verjährung — oder nein, die kenne ich auswendig. Alſo vom Verſuch, wenn ich bitten darf.“

Faſt mechaniſch erfüllt Kroneck das ſonderbare Verlangen, und verlieſt die krauſe, ſchwerfällige Beſtimmung, deren Auflöſung für den Laien ſo unendliche Schwierigkeiten bietet.

„Ja, ſo ſteht es geſchrieben,“ ſagt Böhm zögernd. „Aber was heißt das, ‚der Anfang der Ausführung?‘ Iſt einer ſchon ſtrafbar, wenn er ſich zur Ausführung des Verbrechens auf den Weg macht und unterwegs durch irgend einen Umſtand aufgehalten wird?“

„Nein,“ entgegnet der Richter.

„Wiſſen Sie das ganz ſicher, Herr Amtsrichter?“

„Ganz ſicher. Es iſt niemals eine andere Entſcheidung gefällt worden, ſie wird auch in Zukunft nie anders ausfallen.“

„Gut, ich glaube Ihnen — alſo nicht ſtrafbar, und das andere mit der Verjährung ſtimmt auch.“

Traugott Böhm legt ſich auf einen Moment in die Kiſſen zurück und ſcheint dem Brauſen des Sturmes zu horchen, der mit verdoppelter Heftigkeit um das Haus fährt.

„Ich habe ein Geſtändnis abzulegen, Herr Amtsrichter,“ ſagt er dann plötzlich, „und Sie ſollen es niederſchreiben laſſen. Ich wollte das Geheimnis mit mir ins Grab nehmen, aber ich fürchte, daß es mir keine Ruhe laſſen wird, und dann lebt auch noch einer, dem die Wahrheit Nutzen bringen kann. Ich habe den Oberförſter Helm erſchoſſen!“

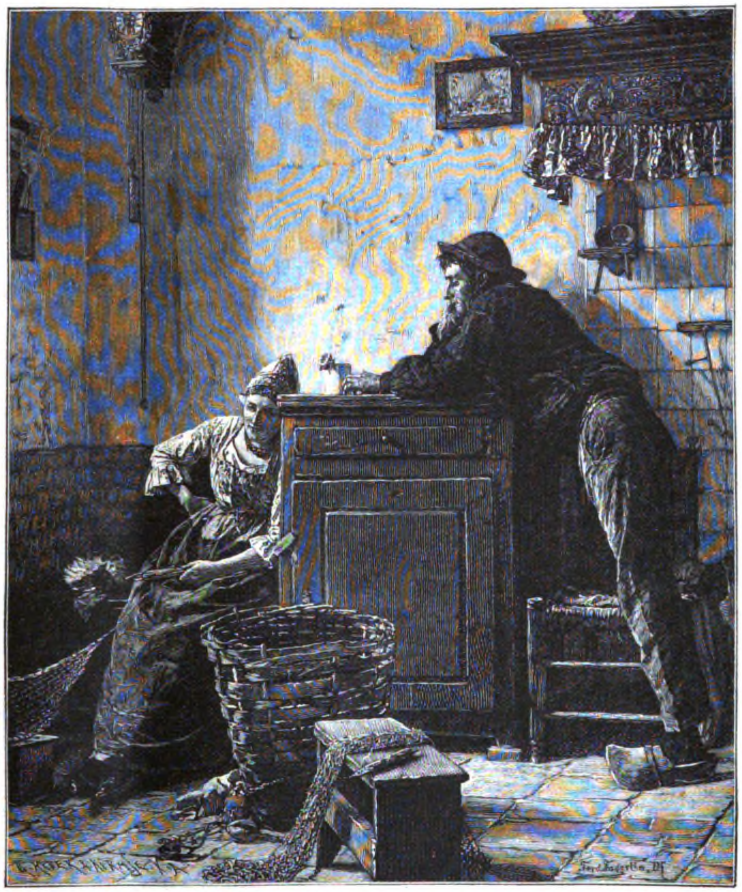
Dieſe wenigen Worte ſind von einer ſonderbaren Wirkung.

Der Amtsrichter läßt das Strafgeſetzbuch aus der Hand fallen und ſitzt da, wie vom Blitz getroffen. Der Aktuar Hoeck nickt nur ganz leiſe vor ſich hin und ſchreibt gelaſſen den Kopf ſeines Protokolls in langſamen, ſteifen Zügen. Der Mann aber, den die Sache am nächſten angeht, ſcheint plötzlich ein anderer geworden zu ſein. Die Miſchung von Haſt und Zögern, welche bisher jedes ſeiner Worte beherrſchte, iſt verſchwunden; er ſpricht von jetzt an klar und ruhig und ohne jede andere Unterbrechung, als die ſekundenlangen Pauſen, welche ein kürzer werdender Atem ihm auferlegt.

„Ich habe es allein gethan,“ ſagt er mit einem leichten, bekräftigenden Heben der rechten Hand, „das heißt, die That iſt von mir, aber die Veranlaſſung zu derſelben und der Gedanke dazu von einem anderen. Ich will nicht mehr auf mich nehmen, als ich muß, er ſoll auch ſein Teil daran tragen. Ich ſpreche natürlich von meinem Vetter Lutz und von keinem anderen. Wir waren damals beide jung, Herr Amtsrichter, und Jugend hat keine Tugend. So machten wir es, wie viele andere es auch gemacht haben, und wilderten. Natürlich nicht um die paar Thaler, welche dabei herauskamen, ſondern aus Liebe zur Sache und aus Freude an der Gefahr. Denn wir liefen nicht nur Gefahr, beſtraft zu werden oder eine Kugel abzukriegen, ſondern vor allen Dingen mußten wir unſer Treiben vor dem Großvater geheim halten, der in ſolchen Sachen keinen Spaß verſtand. Er hatte das Geld, Herr Amtsrichter — das Geld. — In jener verfluchten Nacht, wo mein Elend anhebt, waren Lutz und ich hinausgegangen, um einen tags zuvor geſchoſſenen Hirſch auszuweiden und über die Grenze zu bringen. Wir waren beide mit Gewehren ausgerüſtet, obgleich ich mich dagegen ſträubte, denn wir wollten nichts ſchießen; aber Lutz hatte es angeraten, und Lutz war der Anführer bei ſolchen Dingen. Er hatte mich auch zum Wildern verführt, Herr Amtsrichter. — Wie wir den Hirſch ausweiden wollen, bemerkt mein Vetter, daß er ſeinen Genickfänger vergeſſen hat, er nimmt daher den meinigen und macht ſich an die Arbeit. Ich ſtehe mit dem Gewehr daneben — es iſt ganz ſtille und mondhell. Da kommt drüben von der Lichtung das ‚Halt!‘, und ich will mich zur Flucht wenden. Mein Vetter kniet noch am Boden, er kann die Flinte nicht erreichen, und er ſagt: ‚Schieß'!‘“

Traugott Böhm macht eine Pauſe und bittet ſich einige Tropfen von der Medizin aus, dann fährt er tiefatmend fort: „So hat Jakob Lutz zu mir geſprochen, Herr Amtsrichter, ſo mit einem einzigen Wort. Ich lüge nicht, denn ich muß ja ſterben. ‚Schieß'!‘ hat er geſagt, und in demſelben Augenblick iſt mir auch die Kugel des Oberförſters am Ohr vorbeigeziſcht. Vielleicht habe ich zugleich geſchoſſen, ich weiß es nicht mehr. Aber geſchoſſen habe ich, es ſind nur zwei Kugeln herüber und hinüber gegangen, das iſt die Sache. — Es iſt ſchrecklich, daß ein Menſchenleben darüber zu Grunde gehen mußte.“

Der Aktuar Hoeck legt ſeine Feder hin und beugt ſich vor. Mit einem Ernſt, der das alte, faltenreiche Geſicht in die Miene eines furchtbaren Richters umwandelt, hebt er die Hand auf und zählt an den Fingern: „Eins — zwei — drei — vier Menſchenleben, Herr Böhm, warum reden Sie nur von dem *einen*?“



Eine Herzensfrage. Nach dem Gemälde von Ferd. Fagerlin.

Und Traugott Böhm kriecht in ſeinem Bette bis an die Wand zurück. „Wenn ein Menſch alle nicht gewollten und nicht geahnten Folgen ſeines Handelns tragen ſollte,“ entgegnet er furchtſam und ſcheinbar an dem Wert ſeiner eigenen Worte zweifelnd, „dann müßte er vor der Zeit unter der Laſt ſeiner Verantwortung zu Grunde gehen. — Laſſen Sie mich fortfahren, meine Herren. Es iſt hinreichend bekannt, welche bittere Feindſchaft ſeit jenen Tagen zwiſchen Jakob Lutz und mir beſtanden, und wem das Schickſal die Macht in die Hände gegeben hat, dieſe Feindſchaft zu bethätigen. Und es iſt ſonderbar, daß die Leute ſtets auf die falſche Urſache rieten. Wenn unſer gemeinſamer Großvater meinen Vetter in der Annahme enterbt hat, daß jener mit dem begangenen Verbrechen in Verbindung ſtehe — ſo konnte das für mich, als den Hauptſchuldigen, doch keine Urſache zur Feindſchaft ſein, ſondern es hätte höchſtens den vermehrten Reichtum doppelt ſchwer in meiner Hand machen müſſen. Aber einmal iſt mir niemals der Grund jener Enterbung vollkommen deutlich geworden, und dann traf die Strafe auch keinen Unſchuldigen. Die gemeinſame Schuld, der gegenſeitige Vorwurf der Anſtiftung und Begehung — das alles hat uns aus einander geriſſen, nicht jener Prozeß, oder zum mindeſten nicht dieſer allein. — Ich könnte noch eine andere Andeutung machen. Jakob Lutz und ich, wir bewarben uns um dasſelbe Mädchen, und das Mädchen gab dem Enterbten den Vorzug. Wenn meine eigene Ehe, die ich bald hernach einging, glücklich geweſen wäre, dann wollte ich über dieſe Erinnerungen hinweggehen, aber ſo war ſie eine Bitterkeit mehr in dieſem elenden, umnachteten Leben, in dieſer beſtändigen Angſt in dieſer Überlaſt von Reue und Gewiſſenspein. *Jhm* mag es ähnlich ergangen ſein, und *er* ſuchte bei der Flaſche ſeinen Troſt. Meine Natur war anders geartet, ich habe mich dem Erwerb in die Arme geworfen, und Sie wiſſen, wie derſelbe bisweilen beſchaffen war. So wuchſen unſere Kinder heran, und ich mußte noch den Gram erleben, daß mein Sohn gegen meinen Wunſch den Beruf deſſen ergriff, den ich getötet habe, und daß er endlich ſogar die gleiche Stellung einnahm. Da ſollte nach kurzſichtiger, menſchlicher Auffaſſung die Feindſchaft zwiſchen Jakob Lütz und mir ein Ende erreichen in der Liebe unſerer Kinder. Ach, meine Herren, es iſt ja kein Menſch ſo ſchlecht, daß er nicht wenigſtens an ſeinem eigenen Fleiſch und Blut hängt, und ich würde dieſe aufkeimende Neigung geſegnet haben, wenn nicht das gemeinſame Verbrechen über unſeren Häuſern geſchwebt hätte. Einer, vor deſſen Richterſtuhl ich ſtehen werde, hat geſagt, daß er die Sünden der Väter heimſuchen will, wie wird dieſe Heimſuchung ausfallen, wenn ſie aus einer doppelten Quelle ſtammt! Es durfte nicht ſein, und um es zu verhüten, griff ich zu einem Mittel, das mir der Haß eingab. Ich wollte Jakob Lutz vernichten; um auf dieſe Weiſe der Heirat meines Sohnes entgegenzuwirken, und ich ſtand ganz nahe vor der Erfüllung meiner Pläne. — Da kam das Letzte. —“

Traugott Böhm legt ſich erſchöpft in die Kiſſen und lauſcht hinaus. Der Sturm iſt plötzlich verſtummt, man hört nur das Tropfen des Regens auf die Dachrinne. Und dieſer dumpfe, gleichmäßige, unaufhörliche Ton übt in der tiefen, unerwarteten und deshalb um ſo größeren Stille eine faſt grauenhafte Wirkung. Man muß dabei denken an eine tote Unendlichkeit, die mit nichts ausgefüllt iſt, als mit Nacht,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

und die keinen Laut kennt, als das Ticken der Weltuhr, auf deren Zifferblatt jede Sekunde ein Jahrtauſend bedeutet. — Man kann auch an ein Menſchenleben dabei denken, das in die Einſamkeit hinausgeſtoßen und in die Dunkelheit eingeſchloſſen wurde, an den Tropfenfall eines einzigen Gedankens, der bis zum Wahnſinn zu treiben im ſtande iſt —

„Ich wollte ſeinen Namen nicht nennen,“ fährt Traugott Böhm mit einer Stimme fort, die ſchon kaum mehr der Gegenwart anzugehören ſcheint, „aber es läßt ſich nicht vermeiden. Er hat vielleicht manches begangen, von dem wir nichts wiſſen, und was nicht zur Beſtrafung gekommen iſt, aber wenn das hundertfach der Fall wäre, es würde doch nicht das Entſetzliche einer unſchuldigen Strafe beſeitigen. Und weil ich es duldete, daß dieſe Strafe über ihn verhängt wurde, ſcheute ich mich, auch nur ſeinen Namen nennen zu hören, vermied ich den Weg, der an ſeiner elenden Hütte vorbeiführte. Aber geſtern mußte ich dennoch dieſen Weg fahren, als ich von der Subhaſtation zurückkehrte, und Wilhelm Acker bat mich um eine Unterredung. Ich würde ſie ihm gewährt haben, wenn er auch die Abſicht gehegt hätte, mich zu ermorden, und ich ging mit ihm hinein in das Loch, in dem er jahrelang gemeinſchaftlich mit ſeinem Kinde gehauſt hat. Das Kind war geſtorben, und er erzählte mir von dem Toten und von ſeinem Elend, und jedes Wort war für mich wie ein Keulenſchlag. Dann kam er auf jene That zu reden, wegen deren er unſchuldig geſeſſen hat, und er teilte mir mit, daß er den Thäter kenne. Er nannte nicht meinen Namen, Herr Amtsrichter, ſondern den Namen meines Vetters, und forderte mich auf, für ihn die Vergeltung in die Hand zu nehmen, weil er ſelber nicht dazu im ſtande ſei. Es klingt wie Hohn, meine Herren, aber es iſt doch wahr. — Da überkam mich eine entſetzliche Angſt, denn das Geheimnis, welches ſo lange Jahre zwiſchen Jakob Lutz und mir geruht hatte, befand ſich zum Teil in einer dritten Hand, und wenn man meinen Vetter, ſei es auch nur, um Wilhelm Acker gerecht zu werden, zur Verantwortung zog, dann mußte auch mein Name ans Licht kommen. So beſchloß ich — —“

Traugott Böhm griff mit der Hand in die Luft, als ob er irgend einen Schatten hinwegbannen wollte, und Kroneck wiederholte: „So beſchloſſen Sie —“

„Ich weiß nicht, ob es ein feſter, ausgereifter Vorſatz geweſen iſt,“ entgegnete jener leiſe. „Es iſt mir nicht mehr klar, ob ich Jakob Lutz wirklich beiſeite bringen, oder ob ich ſein Stillſchweigen auf andere Weiſe herbeiführen wollte. Jedenfalls bin ich in der verfloſſenen Nacht bereits auf dem Wege nach der Bezirksmühle geweſen, und es hätte möglicherweiſe zu dem alten Verbrechen ein neues hinzutreten können, wenn nicht das Unglück geſchehen wäre, an deſſen Folgen ich jetzt ſterben muß. Dieſe Sache iſt für mich wie ein Traum. Ob der Geiſt eines Toten auferſtanden iſt, um ſich mir in den Weg zu ſtellen, oder ob es, wie die Leute ſagen, der unglückliche Sohn dieſes Toten war, der mich bei Nacht und Mondlicht erſchreckte und verwirrte, das mag der entſcheiden, deſſen Gnade ich in dieſer Stunde anflehe. Die irdiſchen Ereigniſſe treten für mich immer weiter in den Hintergrund, ſelbſt die Kunde von dem Brande der Bezirksmühle berührt mich nur inſoweit, als ich Sie, meine Herren, inſtändig bitte, keinen Verdacht auf jenen Unglücklichen zu werfen, der ſchon einmal ſo furchtbar unter einem ungerechten Verdachte gelitten hat. — —“ Traugott Böhm hob ſeine Hände auf und ließ ſie wieder zurückſinken. Seine letzte Kraft war erſchöpft, und er bewegte nur bisweilen zuſtimmend die Lippen, während Kroneck mit langſamer, deutlicher Stimme das Protokoll dem Aktuar in die Feder diktierte. — —

So kam der Abend dieſes Tages heran. Das Gericht hatte ſich entfernt und den Sterbenden ſeiner Einſamkeit überlaſſen. Erſt am folgenden Tage verbreitete ſich die Kunde, daß Traugott Böhm geſtorben ſei, wie er gelebt hatte — ohne daß die Hand der Liebe ſeine erkaltende Hand berührt hätte. Aber die Leute erzählten ſich weiter, daß kurz nach ſeinem Hinſcheiden zwei Menſchen in dem verödeten Hauſe zuſammengetroffen ſeien, deren Lebenspfade der Wille des Toten vergebens zu trennen bemüht geweſen, und daß dieſe beiden Menſchen mit der Abſicht gekommen wären, die letzte Pflicht der Barmherzigkeit an dem Sterbenden zu erfüllen.

Was ſie mit einander geredet haben, das iſt in den Mauern des Sterbehauſes verſchloſſen geblieben, und nur der hat es gehört, der die Sünden der Väter nicht mehr nach einem düſteren Glauben an den Kindern heimſuchen, nein wahrlich, der ſie in der Flamme ewiger Liebe reinigen will.

Aus der Moderhülle, die den Waldboden bedeckt, blüht ein neues Leben empor.

Einige ſind wohl hinabgeſunken, um nach dem Geſetze der Welt Raum zu ſchaffen für ein nachfolgendes Geſchlecht, aber ſie hinterlaſſen keine Lücke, oder das brauſende Leben füllt dieſe aus. —

Zu den erſten, die jenen abwärts führenden Weg gegangen ſind, gehört Jakob Lutz. Die Nacht, welche ſich auf ſeinen Geiſt ſenkte, iſt nur einmal auf wenige Stunden ſo weit erhellt worden, daß er über die letzten Begebenheiten in der Bezirksmühle berichten und jeden Zweifel an einem unglücklichen Zufall beſeitigen konnte. Es ſteht feſt, daß ſeine eigene, vom ausbrechenden Irrſinn geleitete Hand im Entſetzen vor einem Phantom das Licht in die aufgehäuften Strohmaſſen geworfen, und daß ſeine eigene Hand das Piſtol auf dieſes Phantom abgefeuert hat. Man hat dieſes Reſultat in die Akten verzeichnet, welche über den Geiſteskranken angelegt, aber ſchon nach wenigen Wochen mit einem Kreuz auf dem Umſchlag geſchloſſen worden ſind. —

Ein anderes Kreuz iſt über der ſterblichen Hülle des alten Förſters Bulle errichtet worden.

Man fand ihn vom Tode überraſcht an jener Stelle des Waldes, wo er zweimal ſein Leben für andere in die Schanze ſchlug, und ſo hat ſich demnach ſein langgehegter Wunſch erfüllt, und er iſt im Dienſte heimgegangen. —

Der Oberförſter Böhm iſt mit ſeinem jungen Weibe übers Meer gezogen und lebt als glücklicher Plantagenbeſitzer in Braſilien. Die Aufſicht über ſeine zahlreichen Arbeiter führt Wilhelm Acker, dem durch die Gerichte eine ſpäte, aber vollkommene Genugthuung zu teil geworden iſt.

Nach den herübergelangten Berichten ſoll er eine beſondere Befriedigung darüber empfinden, daß er in der neuen Welt, ohne dafür in die Fronfeſte wandern zu müſſen, Bäume umhauen darf, ſo viel es ihm beliebt. Aber derſelbe Brief teilt auch mit, daß er bisweilen, im Anblick eines kleinen, verkrüppelten Baumes verſunken, die Axt aus der Hand lege und geheimnisvolle Worte von einem „Wildling“ vor ſich hinmurmele. Von einem Wildling, an deſſen Erinnerung ſein rauhes Herz mit unendlicher Zärtlichkeit hängt, und deſſen Grab in der fernen alten Welt nicht mit langem traurigem Gras, ſondern mit freundlichen blühenden Blumen bedeckt iſt. Die Hand freilich, welche dieſe Blumen pflanzte, hat jetzt andere, lebende Menſchenblumen zu hegen.

Nach der Anſicht verſtändiger Leute iſt die Wohnung, welche der Amtsrichter Kroneck noch immer bei dem alten Gramann inne hat, trotz eines Anbaues allmählich zu klein geworden, und der Staat wird für Abhilfe ſorgen müſſen. Frau Hannah aber behauptet, in den alten verräucherten Räumen ſei ihr das junge Eheglück aufgeblüht, unter dem Schutze des niedrigen Eichengebälks habe ſie ihren Kindern das Leben gegeben, und wenn ihr Herzliebſter nicht zum Präſidenten befördert werden ſollte, wozu er übrigens das Zeug habe, dann wolle ſie in dieſen ſelbigen Räumen ſterben und nur als Engel dieſelben verlaſſen.

Als ob ſie nicht ſchon auf dieſer Erde allen Bedürftigen und Kranken ein guter Engel wäre, und als ob Frau Hannah ſich ſchon jetzt mit Sterbegedanken trüge! Nein, ſie thut es faſt ſo wenig, wie der alte Gramann, der die Praxis inzwiſchen jüngeren Händen übergeben hat und den Reſt ſeiner Tage vornehmlich auf dem „Grünſeidenen“ verbringt.

Man hat es ihm nach der Heirat des Amtsrichters hinuntergeſtellt, und er verabſäumt niemals, ein Taſchentuch unterzubreiten, bevor er ſich auf der verblichenen Pracht niederläßt. Der Anblick des einzigen Stückes, das von einer flüchtigen Gebelaune und von einem verrauſchten Glücke zeigt, ſcheint einen beſänftigenden Eindruck auf ſein verroſtetes Herz nicht ganz zu verfehlen. Seltener als früher wirft er der „Welſchen“ Diebſtahl und ähnliche verbrecheriſche Neigungen vor, ſanfter als in den Zeiten rüſtiger Kraft ſchnarcht ſeine ewige, mit einem Streichholze dem Erſtickungstode nahe gebrachte Pfeife, und häufiger als ſonſt ſchläft er in der Lämmrichſchen Sofaecke ein, wenn der Regiſtrator den alten Witz von Felix und der aufgefreſſenen Katze aus dem Salz holt. Gramann beginnt den immer ſchattiger werdenden Weg raſcher hinabzueilen, aber er am wenigſten denkt dabei an das Sterben, denn ſeine Seele kann ſich nicht loslöſen von den vielen kleinen Hypotheken, mit denen er die Häuſer ſeiner einſtigen Patienten belaſtet hat, und er vergißt darüber die Gewißheit, daß über kurz eine Handvoll Erde ſeinen eigenen Sargdeckel belaſten wird.

So lebt er einſam und könnte dennoch, wenn er wollte, eine Trias bilden mit dem Pfarrer Weyland und dem Aktuar Hoeck. Die alten Knaben ſind beide in Penſion gegangen und wohnen in Breitenau Flur an Flur. Sie haben die Entdeckung gemacht, daß ſie dereinſt vor vielen, vielen Jahren bei demſelben längſt verſchollenen Profeſſor Logik gehört, und ſie ſitzen ſeitdem, ſoweit Frau Hannah es duldet, allabendlich zuſammen, um in den feierlichen Wendungen der alten Schule eine gelehrte Unterhaltung zu pflegen.

Mit dem Subalternenrock hat der Aktuar das ſcheue, linkiſche Weſen abgelegt, und wenn er Sonntagabends bei Kronecks ſeinen Thee trinkt, dann kann er ſogar neckiſch werden und Frau Hannah nach dem Liebeszauber fragen, den ſie damals — und er hebt halb ſcherzend, halb ernſthaft die welke Hand — in die Waldklöße hineingemiſcht habe.

„Wenn ich damals mitgegeſſen hätte, Frau Amtsrichter,“ ſagt er, „wer weiß, was dann noch alles geſchehen wäre —“

Wenn der Schneeſturm über den Wald hinbrauſt, dann geht bisweilen ein alter Mann langſam und mühſelig durch den rauſchenden Forſt. Sein weißes Haar und das rote Geſicht bilden einen ſonderbaren Gegenſatz, und in der Taſche des verwitterten vielfach geflickten Dienſtmantels trägt er rote beſchriebene Zettel, die er mit zittriger Hand hervorholt und kopfſchüttelnd zuſammenzählt. Ach, ſie wollen nicht weniger werden, dieſe ominöſen Haftbefehle, ſie ſchwellen oft im Gegenteil lawinenartig an, und man könnte ein Buch daraus binden voll Leid und Gram und Sorge, ein Buch, in welchem die Schuld tauſendfach aufgewogen wird von der Not. Die Maler aller Zeiten haben den Lenzmonat anders gebildet, als die Geſtalt dieſes verwitterten Mannes gezeichnet werden kann, und dennoch, wenn er eine verſchneite Dorfſtraße betritt, ſingen die zerlumpten Kinder mit lachenden, froſtblauen Lippen:

„Der May iſt gekommen —“

und die ſchuldbewußten Forſtfrevler machen die Fortſetzung des Liedes wahr:

„Da bleibe, wer Luſt hat, mit Sorgen zu Haus —“

Aber er iſt nicht ſchlimmer geworden, der alte May. Er tritt noch immer mit ſeinem freundlichen Lächeln in die armſeligen Hütten, er hört noch immer mit ſeiner gläubigſten und mitleidigſten Miene die Klagen und Bitten und Verſprechen, und dann geht er, ſorgſam ſeine Haftbefehle zählend, am Sonnabend aufs Gericht, um zu referieren: „Melde gehorſamſt, Herr Amtsrichter, daß es nicht menſchenmöglich war, jemand einzufangen, denn die Not war zu groß!“

Gottes Segen über Dich und Dein gutes Herz, Du alter Mann. Sie gehen damit um, Dich in den Ruheſtand zu verſetzen, aber Kroneck berichtet jedes Jahr, daß er Dich, alter May, nicht entbehren könne, und wenn Du dereinſt in den letzten Ruheſtand eingehſt, und der ewige Richter Dein Schuldkonto verleſen ſollte, dann wird wohl der Mund des Engels für Dich bitten, dem die Schwingen nicht mehr aus verkrüppelten Schultern aufſproſſen. — — —

Von der Inſel der Sirenen.

Von Frida Schanz.

Welcher deutſche Reiſende ſtreifte nicht allen Ernſt, alle Schwere des Denkens ab, ließe ſich nicht freudig dahintragen vom weichen Sonnenduft der Tage, vom ſchmeichelnden Hauch der Nächte dieſes olympiſchen Eilands, von welchem Arthur Fitger in ſeinem Capri-Preislied ſingt:

„Das kühle Meer lag ſtill und träumte,
Von fernher klang der Schiffer Ruf.
Des Abends goldner Glanz umſäumte
Das Rauchgewölk auf dem Veſuv.

Und der Orangen Blütendüfte
Umwogten ſchmeichelnd uns das Haupt,
Die unten tief am Strandgeklüfte
Ein feuchter Zugwind ſich geraubt.

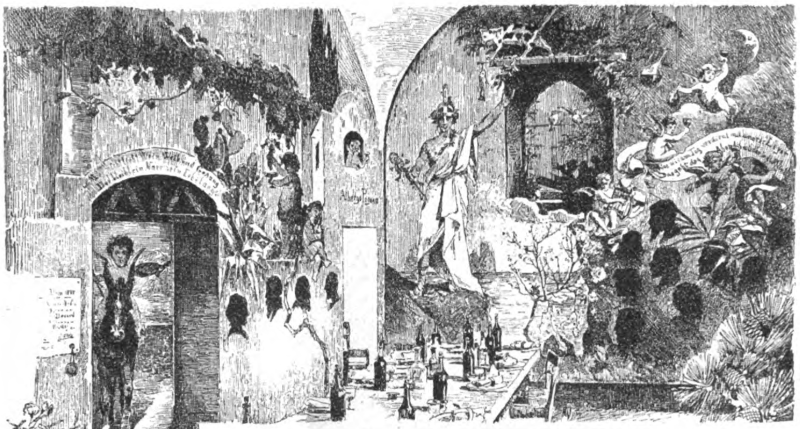
Und Don Paganos Palme wiegte
Sich über uns im Blau der Nacht,
Und in den deutſchen Herzen ſiegte
Des Capri bianco Feuermacht.“

Capri iſt durch ſein bevorzugtes Klima eine berühmte Krankenſtation geworden. Ja, es iſt ſo recht ein Aufenthalt zum Aufatmen, zum Geſunden!

Die Deutſchen vor allem haben die Inſel zu ihrem Lieblingsaſyl erkoren. Es iſt, als ob der erlöſende, entzückende Hauch heiterer Schönheit, der ſie umſchwebt, gerade im Herzen der Deutſchen den rechten Widerhall fände.

Du kommſt aus dem brauſenden Neapel; Dein Ohr iſt erfüllt von dem gellenden Lärm des bunteſten und lauteſten Volkslebens der Welt. So laut iſt Neapel, daß Du hoch, hoch über der Stadt auf dem Belvedere des Bergkloſters St. Martino ſtehend, ein ſeltſames gleichförmiges Rollen und Wogen vernimmſt; Du meinſt, es ſeien brandende Meereswellen oder etwa ſtampfende Maſchinenräder, und beluſtigt machſt Du Dir endlich klar, daß es das ſchreiende, toſende, lärmende Neapel iſt, deſſen Widerhall ſich hier droben, zu rhythmiſchem Schwunge aufgelöſt, an Deinem Ohre bricht.

So laut iſt Neapel; — und die liebe ſchöne Inſel ſo traumhaft ſtill. Das mag viel dazu beitragen, den reiſenden Deutſchen die Raſt hier ſo lieb machen. Wenn man von Sorrent aus Capri naht, wie es gewöhnlich geſchieht, ſo genießt man ein Farben- und Formenſpiel ohnegleichen. Bald ſcheint die Inſel von den roten, zackigen Kalkfelſen des öſtlichen Vorgebirges völlig gedeckt; dann wieder ſchmiegt ſich die ſchlanke Sphinxgeſtalt in ihrer ganzen Anmut weich und läſſig ins amethyſt- und azurblaue Naß; grüne Thalſättel treten hervor,



Speiſeſaal im Albergo Pagano.

leuchten und verſtecken ſich wieder hinter ſtarrem Geklüft. An einer einzigen Stelle, der Marina grande im Norden der Inſel, treten die Felſen ſo weit vom Ufer zurück, um die Landung zu ermöglichen; eine Flottile von Booten fährt den Dampfern entgegen; halb im weichen Capreſerdialekt, halb in gebrochenem Deutſch ſchallt uns der Willkommengruß der braunen Schiffer entgegen.

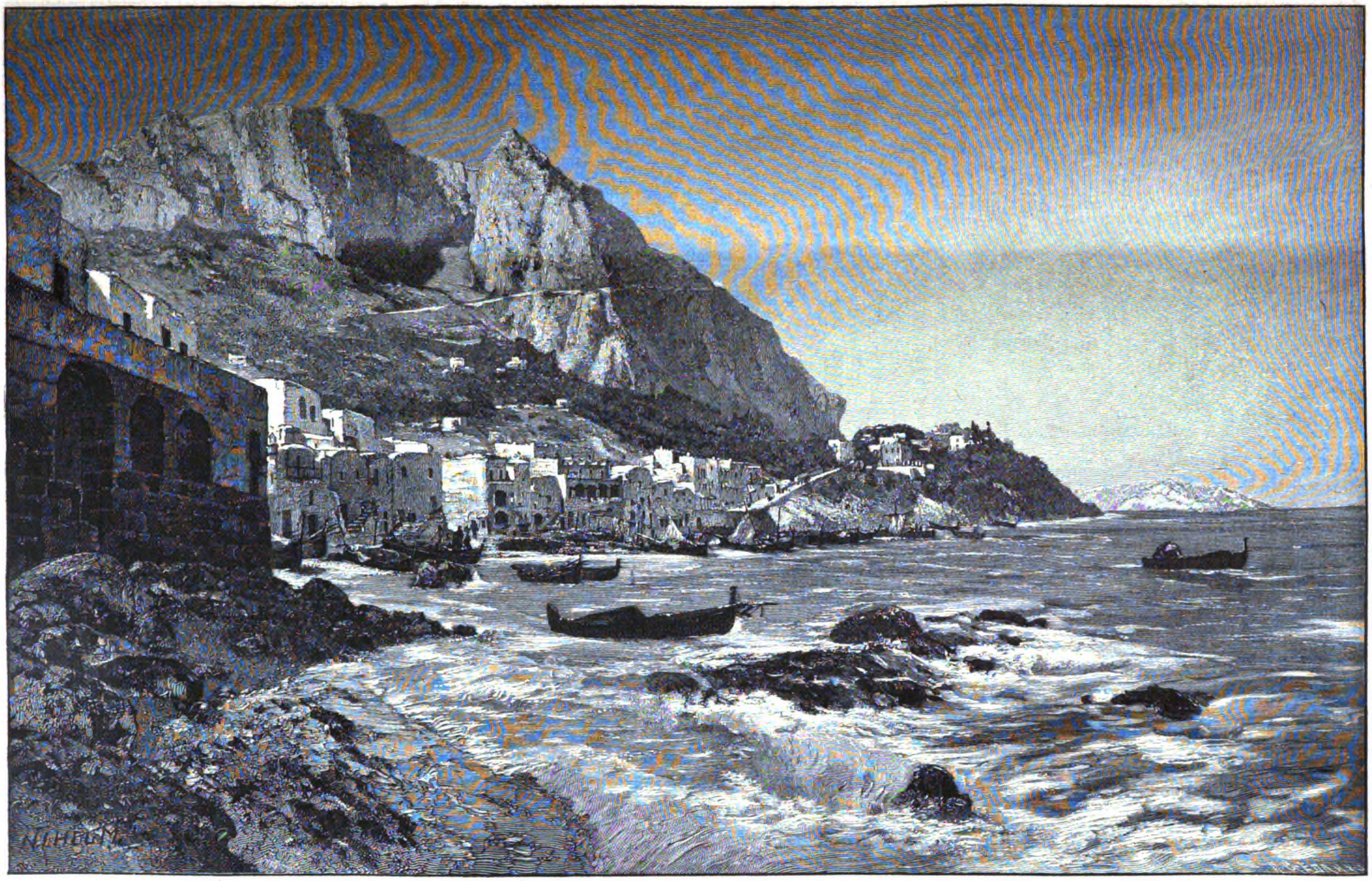
Wo wir im hochgelegenen Städtchen wohnen? Da wir Deutſche ſind, natürlich im Albergo Pagano. Es iſt längſt nicht mehr das einzige, auch nicht ſchlechtweg das beſte Hotel, aber für uns der natürlichſte, gewiſſermaßen vorgeſchriebene Aufenthalt. Wir ſind heimiſch, ehe wir vom ſchmalen Mauergäßchen in die von Kletterroſen umrahmte Pforte treten. Hat uns doch der „Kater Hidigeigei,“ ein kleines Kaffeehaus, an dem wir eben vorbeikamen, den Weg gewieſen; da, über uns, wiegt auch die berühmte Scheffelpalme ihr herrliches Fiederhaupt; — alſo: entriamo! — Daß wir den Komfort des Berliner Monopolhotels nicht zu erwarten haben, wiſſen wir von vornherein; Riegel an den Thüren und Klingeln für die Bedienung gibt es nicht. Mit den Blicken einer deutſchen Hausfrau dürfen wir manche Einzelheit unſerer kleinen Camera nicht prüfen; die Fenſterſcheiben ſind trübe, aber wenn wir ſie öffnen, ſo quellen Ströme von Orangen- und Roſendüften zu uns herein; Möbel und Betten ſind primitiv, dafür aber tragen die Thürfelder erlauchten Schmuck: ein paar Landſchaftsſkizzen, die ein Sohn der Muſen dem gaſtlichen Hauſe zum Andenken hinterlaſſen hat. Im übrigen ſind wir ja in Italien, wo es heißt: nicht vergleichen, ſondern genießen! hie und da die Augen ſchließen, um ſie an anderer Stelle um ſo weiter zu öffnen! Im Vergleich zu manchem anderen Gaſthof am Golf von Neapel herrſcht, nebenbei geſagt, bei Pagano wie überhaupt auf Capri eine faſt holländiſche Reinlichkeit. Man ſieht es dem kleinen Hotelanweſen an, wie es, dem wachſenden Zuſpruch nachgebend, allmählich ins Breite wuchs. Hier, da und dort iſt in maleriſcher Willkür und Unregelmäßigkeit ein und das andere Häuschen an das Hauptgebäude angeflickt, ein kleines Labyrinth von Brückchen und Gängen hält das Ganze zuſammen; Reben, Roſen und Orangen füllen die Lücken. Die köſtlichſten Eckchen in dieſem idylliſchen Wirrwarr haben ſich natürlich die Schoßkinder Paganos, die Maler, zu ihren Studios erkoren; dieſes luſtige Völkchen hat hier das erſte Privileg und das Recht zu allem Übermut; der biedre Engländer, der ſein Stiefelpaar eines Morgens nach langem Suchen hoch oben auf der Paganopalme ſtatt vor ſeiner Thür entdeckte, weiß davon zu erzählen. Zum Heil und Wohl der fröhlichen Muſenſöhne ſoll der alte Don Michele Pagano, der Vorfahr der jetzigen Beſitzer, den billigen Penſionspreis von 6 Fr. pro Tag — für längeren Aufenthalt gar nur 4 Fr. — für ewige Zeiten teſtamentariſch feſtgenagelt haben. Dafür gibt's Wohnung, Collazione (erſtes Frühſtück), warmes Dejeuner und abends um ſechs Uhr ein tüchtiges Pranzo mit ſoviel Gängen, daß, wer ſich z. B. für gebratene Seepolypen nicht begeiſtern kann, ſie einfach ausfallen läßt, ohne zu kurz zu kommen, und dazu ſoviel vom dunkelgranatfarbigen Capri roſſo, als man trinken mag.

Den fröhlichen Dank der Künſtler für dieſe günſtigen Aufenthaltsbedingungen kann man von allen Wänden des Albergo leſen. Im Speiſeſaal reiht ſich ein farbenfrohes Fresko an das andere; alle Zimmer ſind mit guten Bildern geſchmückt; vor der Wandmalerei des beſcheidenen Treppenhauſes ſteht man voll entzückter Überraſchung ſtill; vier lebensgroße Grazien von klaſſiſcher Schönheit ſtellen hier die Jahreszeiten dar; es ſind die Töchter des Hauſes, von dem franzöſiſchen Maler Benner, der ſich das holdeſte der holden Urbilder als ſein junges Weib mit in die Heimat nahm, auf der blendendweißen Tünche der Wand verewigt.

Die Geſtalt Capris iſt, wie ſchon geſagt, ungefähr die einer langgeſtreckten liegenden Sphinx. Im Weſten und Oſten hebt ſich die ſteile himmelanſtrebende Felsmaſſe zu den höchſten Punkten, hier zum 610 Meter hohen Monte Salaro, dort zum bekannten Tiberiusfelſen. Dazwiſchen ſtreckt ſich die maleriſche grüne, in verſchiedene kleinere Thäler auslaufende Thalmulde, über der auf einem Höhenplateau zwiſchen Vignen und Oliveten der weißſchimmernde Flecken Capri hingegoſſen liegt. Unſäglich reizvoll hebt er ſich ab; die niedrigen Kuppeldächer tragen ſchon ein echt morgenländiſches Gepräge; die winzigen Häuschen alle mit Terraſſen und Veranden; die kleine Piazza mit Thor und Kirche und einer Reihe von Handelsſtänden mit feuergelben und purpurnen Früchten. Ganz ſeltſam poetiſch wirkt dieſe trauliche Enge im Gegenſatz zu der übermächtigen Natur, der grenzenloſen Meeresweite, die das Städtchen umgibt.

Das kühne Kalkgeklipp der Inſel ſchafft im Verein mit der märchenhaften Vegetation eine Mannigfaltigkeit der landſchaftlichen Schönheiten, einen Reichtum der Ausſichtspunkte, wie man es auf ſo kleinem Bezirke ſchwerlich wiederfindet.

Am Hotel Quiſiſana vorbei führt der ſteile ſteinige Pfad zur Punta Tragara. Unermeßlich weit liegt die blaue Meeres- und Himmelsferne hier nach Süden offen; die ſpitzen, unzugänglichen Faraglioneklippen leuchten zu unſeren Füßen nicht viel weniger feurig, als ſie der übermütige Spötter in der Oſteria des Berliner Ausſtellungsparkes dargeſtellt hat; das klare Kornblumenblau der zwiſchen den Felſen eingeſchloſſenen Meeresſtellen könnte mit allen Farbentuben der Welt nicht intenſiver dargeſtellt werden. Der tollſten Übertreibung möchte man die Natur hier manchmal zeihen, ſo kühn, ſo ſtrahlend und leuchtend trägt ſie ihre Farben auf. Daß es auf den Faraglioneklippen wirklich und wahrhaftig topasblaue Eidechſen gibt, hielten wir ſelbſtverſtändlich für ein Märchen, bis wir ſolch ein Tierchen in der braunen Hand des



Die Marina grande auf Kapri. Nach dem Gemälde von N. J. Helm.

Schiffers, der die Landung an den Klippen zuweilen unternimmt, mit eigenen Augen ſahen.

Das berühmteſte Panorama der Inſel thut ſich den Blicken von der Spitze des Tiberiusfelſens auf. Der überſättigte, ſich und der Welt grollende Imperator wußte wohl, was er that, als er hier im Jahre 27 die zwölf marmornen Villen den Göttern errichten ließ und die prunkendſte, die Villa di Giove, zu ſeinem eigenen Wohnſitz erkor. Die Vorſtellung von der damaligen Herrlichkeit der Inſel hat etwas Überwältigendes. Alle dieſe ſchroffen Pfade, dieſe herrlichen Straßen, dieſe Wildnis, dieſe Blumengärten mit Marmorbildern und Kaskaden, dieſe Felshäupter mit den ſchimmernden Säulenreihen helleniſcher Baukunſt gekrönt! Nur wenige in Vignen und Kuhſtälle verwandelte Gewölbe, umhergeſtreute Marmortrümmer und zerbröckelte Moſaike der Villa Giove ſind von der ganzen Herrlichkeit übrig; von den übrigen elf Göttertempeln ſind alle Daſeinsſpuren verweht; aber der Blick auf die ſchimmernde Meeresferne, auf die ſanftgeſchwungene, vom Äther der See umflorte Feſtlandskette iſt heute noch ſo zauberſchön wie einſt. Päſtum, Kap Campanella, das alte Kap Minervae, von dem einſt der Tempel der Göttin herübergrüßte, und Sorrent löſen ſich deutlich aus dem Uferſaum; der Veſuv zeigt ſeinen mächtigen, von leichten Rauchſchleiern gekrönten Doppelgipfel, und aus dem Dufte der Ferne taucht die unvergleichliche Halbrundlinie des verklärten Neapel.

Vom Salto di Tiberio ſoll der vor Größenwahn und Menſchenverachtung wohl halb geiſteskranke Tyrann die Opfer ſeiner Willkür ins Meer geſtürzt haben. Der ſilberbärtige Eremit im Liliengärtchen bei der nahen Kapelle Maria del Soccorſo erzählte es uns, zitternd und bebend vor Zorn und Erregung, als ſeien alle die ſagenhaften Greuel geſtern oder heute vor ſeinen Augen geſchehen; dieſe naive Entrüſtung teilen alle Capreſer; der alte „Timberio“ iſt ihnen eine ungeheuer intereſſante Perſönlichkeit, der Gegenſtand ihrer Entrüſtung und doch auch ihres Stolzes; ſie ſpucken aus, wenn ſie von dem alten Cattivo ſprechen und können doch das Reden über ihn nicht laſſen; viel Vergnügen hat es uns gemacht, als wir einmal einen widerſpenſtigen Eſel von ſeinem zornigen Reiter einen alten „Timberio“ titulieren hörten. Es muß jeden wunder nehmen, wie nüchtern und trocken dieſe flammenden Capreſer in Bezug auf Naturſchönheiten ſind. Da wölbt ſich jenſeits der intereſſanten, aus Neros Zeiten ſtammenden Mithrasgrotte, ein phantaſtiſches, wie von Cyklopen getürmes Felsthor, ein Wunderwerk der Natur, mit einem Fuß in den Wellen, mit dem anderen in einem Walde wirrer Kalkſteinſchroffen ruhend. Wie hätte nordiſche Phantaſie den Ort dichteriſch belebt und ſchwungvoll benannt! Der Italiener nennt dieſes Triumphthor der Schönheit ſachlich und bündig: arco naturale, natürlicher Bogen.

Das berühmte Panorama des Monte Tiberio wird übrigens von dem des Monte Salaro noch bei weitem übertroffen. Von einer Höhe von 610 Metern ſchweift der entzückte Blick in ſtiller Trunkenheit über den Wunderbau der Inſel und über die ätherklare Meeresweite hinüber nach den Golfen von Neapel, Gaeta und Salerno. Die Tempelruinen von Päſtum heben ſich bei reiner Luft leuchtend ſchön vom ſanftgrünen Grunde der Appeninnen.

Von Capri nach dem Schweſterdörfchen Anacapri führt eine kühn angelegte, vielfach gewundene Felsſtraße, die mir ebenſo durch ihre weite ozeaniſche Fernſicht unvergeßlich iſt, wie durch ein ſüßes, veilchenäugiges Kind im frauenhaft langen Röckchen, ein bekanntes Capreſer Modell. ,,E una carina,“ ſagte der blinde Bettler, den das liebliche Engelskind tagein tagaus an der ſchönſten Ausſichtsſtelle — vielleicht der Welt — ſanft und freundlich entlang führt: „Und ich habe ſie nie mit meinen Augen geſehen!“

Um die ſchönſten Kinder, die man ſich denken kann, zu ſchauen, muß man nach Anacapri wandern. Es iſt, als gediehe überhaupt hier, im Frieden dieſer ſtillen kleinen Vignen, dieſer ſchneeweißen Häuschen mit den nelkenbeſetzten Balluſtraden eine ganz beſondere Art holder, klarer Menſchenſchönheit. Nicht umſonſt pilgern die deutſchen Maler, denen es mehr um wirklich ernſte Arbeit, als nur um den Rauſch froher Eindrücke und ungebundenen Künſtlerlebens zu thun iſt, nach Anacapri und niſten ſich für einige Monate ſtill hier ein.

Kinder und Blumen überbieten ſich an ſüßem Reiz. Je zarter und ſamtweicher die kleinen bräunlichen Bambinogeſichter, um ſo mächtiger und ſchwärzer ſind immer die großen Augen, um ſo kräftiger die Wimpern, um ſo röter der kleine Mund. Entweder ſolch ein Geſchöpfchen auf dem Arm oder einen Rieſenblumenſtrauß in der Hand, anders mochte ich’s in den Feſttagen auf Capri nicht haben.

Achthundert verſchiedene Pflanzenſpezies weiſt die Inſel auf, darunter allen voran die ſtolze Palme, die bläuliche Olive und den knorrigen Feigenbaum, dieſe drei, welche die Landſchaft ſo echt ſüdlich ſtimmen. Unſchön und doch von großartiger dekorativer Wirkung iſt der alle Grundſtücke umſäumende ſtachliche Feigenkaktus mit ſeinen rieſigen Blattgelenken und den ſchwefelgelben Blütenbüſcheln. Die ſtabförmige, mannshohe, ſaftige Agave ſpringt meiſt über Thoren oder Felsbrüſtungen mit maleriſchem Schwunge ſchräg in die Luft. Die ſüdlichen Inſelhänge bekleiden über und über blühende Myrten, während auf der Iſchia zugewandten Nordſeite ganze Gold- und Duftbäche von ſtrauchhohem Ginſter die Schluchten füllen. Atlaszarte ſeltene Orchisarten, prunkende Diſteln und eine einfache weiße Roſe von ganz beſonderem, unbeſchreiblichem Arom durchwirken das Geſtrüpp. Von den Thoren der Vignen nickt gern die veilchenfarbige Paſſionsblume nieder, und der zierlich modellierte, feine Blütenſtern des Caperngeſträuchs wiegt ſich zwiſchen dem Mauergeſtein. Dazu aus allen Gärten Orangendüfte! Es iſt eine wahre Verſchwendungswut der überreichen, übermütigen Natur.

,,Ne quittez pas la grotte d’Azur sans voir Capri!“ mahnt ein ſeltſamer Heiliger in Paganos intereſſantem Fremdenbuch. — Nein! Aber umgekehrt kommt es zuweilen vor.

Die blaue Grotte, das Kleinod der Sireneninſel, gibt ſich nicht bedingungslos jedem neugierigen Auge preis, und gar mancher fährt nach wochenlangem Harren ſeufzend ab, ohne es geſehen zu haben. Schon eine mäßige Sturmbewegung der See macht die Einfahrt unmöglich; ſelbſt die waghalſigen Bootsleute ſind in dieſer Beziehung ſeltſam vorſichtig. Bemerkenswert iſt noch ein anderer Umſtand: nicht jedem Beſucher entſchleiert die Grotta azzura ihre Schönheit auf gleiche Weiſe. Die einen ſind überwältigt von ihrem Anblick, die anderen enttäuſcht. Daß dies nur Geſchmack- und Empfänglichkeitsſache iſt, glaube ich nicht. Ich vermute, die Tageszeit des Beſuches iſt ganz allein maßgebend für den Eindruck. Man muß die blaue Grotte morgens ſehen und zwar allein, nicht wenn noch andere Boote ſie beleben; das Sonnenlicht muß unter einem ganz beſtimmten Winkel von der Meeresoberfläche in die Höhle reflektiert werden, um das eingeſchloſſene Waſſer in flüſſigen Saphir, die Tropfſtein-Wände und -Säulen in reines Silber zu verwandeln, wie wir es geſehen haben. Iſt einem Wind und Wetter günſtig, ſo rudert man wohl von der blauen Grotte aus noch weiter um die Inſel herum, um auch die grüne, die rote, die weiße Grotte zu beſichtigen. An der Piccola marina, dem kleinen Bootslandeplatz der Südſeite, ſteigt man dann ans Land. Wie eine Pilzanſiedelung wachſen die weißen Malerſonnenſchirme um die Hafenrundung her. Wie viel Landſchafts- und Seeaquarelle wohl täglich auf Capri entſtehen? Sehr viele gewiß. Capri hat ſogar ſeine Miniatur-Kunſtausſtellung am winzigen Korſo. Weſſen Reiſekaſſe nicht dagegen ſpricht, der benutze doch die Gelegenheit, billig und vorzüglich einzukaufen und nehme ſich ein Stück gemalter Capri-Herrlichkeit mit nach Haus. Der Beſitz wird ihn vielleicht ein klein wenig tröſten, wenn ihn daheim das böſe, unvermeidliche Heimweh nach der ſonnenüberfluteten Inſel der Sirenen übermannt.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

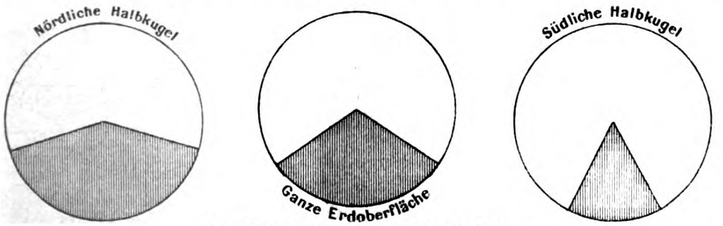
Unter den Bildniſſen Leonardo da Vincis gilt dasjenige, welches wir heute geben, als das ſchönſte. Unter dem Namen Mona Liſa bekannt, ſtellt es die Gattin des Franzisko del Gicondo dar, und wurde von Leonardo wahrſcheinlich kurz nach dem Jahre 1500 gemalt, als er nach dem Sturz der Sforzas Mailand verlaſſen und in Florenz eine neue Heimat gefunden hatte. Die Mona Liſa iſt ein Werk von beſtrickendem Zauber; auf dem Bildnis tritt alles das hervor, wodurch Leonardo für die Porträtmalerei überhaupt bahnbrechend wurde: daß er in ſeinen Köpfen vor allem nicht nur die Wiedergabe der äußeren Formen anſtrebte, daß er in ihnen vielmehr auch das geiſtige Leben und die Empfindungen der dargeſtellten Perſon zum Ausdruck zu bringen ſuchte. Das Bildnis der Mona Liſa befindet ſich gegenwärtig im Louvre zu Paris.

Außer dem Helmſchen Landſchaftsbilde von der Marina grande zu Capri, das Frau Frida Schanz mit einem aus eigenſter Anſchauung herausgeſchriebenen Artikel über die Inſel der Sirenen und der Maler Neſtel mit zwei kleineren Originalzeichnungen begleitete, geben wir noch ein allerliebſtes Bild des Düſſeldorfers Ferd. Fagerlin, das die uralte und doch ewig neue „Herzensfrage“: „Liebſt Du mich?“ im Rahmen eines holländiſchen Fiſcherhauſes behandelt. Sie zögert noch ein wenig mit der Antwort, die ſchmucke Fiſchertochter, aber, ohne Zweifel, ſchließlich wird ſie doch aufſpringen und dem zaghaften Freier mit einem jubelnden Ja! um den Hals fallen.

Erdkunde.

Bei der erſten Triangulation des europäiſchen Rußlands, vor etwa vierzig Jahren, wurde in der Umgebung von Moskau eine merkwürdige Beobachtung gemacht: die Lotlinie erlitt nämlich dort eine nicht unbedeutende Ablenkung von der normalen Richtung. Dieſe Ablenkung — doppelt auffallend in einer faſt völlig ebenen Gegend — wurde in einer Zone beobachtet, die ſich etwa 40 km von Nord nach Süd und ungefähr 180 km von Oſt nach Weſt erſtreckt. Neuerdings hat man, wie die Zeitſchrift Gaea berichtet, durch ſorgfältige erdmagnetiſche Meſſungen des Rätſels Löſung gefunden. Es ſtellte ſich nämlich heraus, daß um Moskau unter dem Erdboden ungeheure Eiſenlager vorhanden ſein müſſen. Wie tief dieſe Maſſen unter dem Erdboden liegen, läßt ſich nicht mit Sicherheit behaupten; H. Fritſche, der die Meſſungen ausführte, glaubt aber berechnen zu können, daß der Eiſenrücken der mittleren Zone ſchwerlich weniger als 35000 engliſche Fuß tief liegt. Bei dieſer Tiefe von mehr als 10000 Metern iſt freilich an eine Nutzbarmachung der Lager nicht zu denken.

Wie verhält ſich auf der Oberfläche unſeres Planeten die Landfläche zur Waſſerfläche? Wahrſcheinlich macht ſich ein nicht kleiner Teil unſerer Leſer trotz aller geographiſchen Kenntniſſe davon doch eine nicht ganz richtige Vorſtellung. Zunächſt geben wir die Zahlen: von 510 Millionen qkm der Erdoberfläche ſind etwa 144 Millionen dem Lande, 366 Millionen dem Meere zuzurechnen, wobei angenommen iſt, daß am Südpol ein größeres zuſammenhängendes Land vorhanden, der Nordpol dagegen größtenteils vom Meere bedeckt iſt. Deutlicher vielleicht als die Zahlen aber ſpricht die graphiſche Darſtellung, welche wir dem trefflichen Geographiſchen Handbuch zu Andrees Handatlas, herausgegeben von A. Skobel, entnehmen; die ſchraffierten Flächen entſprechen in der Zeichnung dem Lande, die nicht ſchraffierten dem Waſſer.



Das Flächenverhältnis von Waſſer und Land.

Pflanzenkunde.

Daß Samen längere Zeit im Boden ruhen und ihre Lebensfähigkeit bewahren können, iſt vielfach angezweifelt worden, aber nach einer von Thomas Meehan kürzlich gemachten Beobachtung dennoch möglich. Vor zehn Jahren erhielt der genannte Herr von einem Freunde kaliforniſchen Samen, aus denen er Antiochinum glandulosum zog, das in ſeiner Gegend nicht vorkam. Im folgenden Jahre wurde die Stelle, wo die Pflanzen erwachſen, infolge eines Hausbaues mit Erde aus dem Keller etwa zwei Meter hoch beſchüttet. Seitdem iſt keine dieſer Pflanzen dort erſchienen, bis jetzt nach einer Friſt von zehn Jahren, als die Erde an einem Fleck abgegraben worden war, ein Stück jener Pflanzenart aufging und blühte. St.

Forſchungsreiſen.

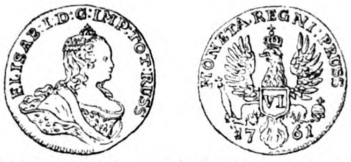
Im Juni wird von New York aus eine Expedition nach Nord-Grönland zur M'Cormickbai, dem Winterquartier Pearys, gehen, um dieſen zurückzuholen. Während das Fangſchiff „Falcon“ den größten Teil der Teilnehmer der zweiten Pearyſchen Expedition von 1893/94 im vorigen Herbſt zurückgebracht hatte, iſt Peary ſelbſt nebſt dem Zoologen Lee im Winterquartier an der M'Cormickbai, 78° 35' nördl. Br. belegen, zurückgeblieben, um dort abermals zu überwintern und nun im Frühjahr wiederum eine Schlittenreiſe zu unternehmen. Im vorigen Jahre war Peary ſchon am 6. März, zwei Wochen nach Beendigung der Polarnacht, vom Winterquartier aufgebrochen, doch mußte er infolge von Schneeſtürmen ſeine Schlittenreiſe unterbrechen und erfolglos umkehren. Das wichtigſte Ergebnis aus jener Expedition waren die Forſchungen des Norwegers Aſtrups an der Küſte der Melvillebai, durch die feſtgeſtellt wurde, daß die Melvillebai eine Hauptabflußſtelle für das grönländiſche Inlandseis bildet. Wenn es auch nicht wahrſcheinlich iſt, daß Peary ſeine diesjährige Schlittenreiſe wieder ſo zeitig wie im vorigen Jahre antritt, ſo iſt er doch in gegenwärtigem Augenblick gewiß in vollſter Thätigkeit. Im vorigen Jahre wollte er mit acht Mann geradeswegs zur Independencebai gehen, dem Endpunkt der Pearyſchen Expedition von 1891/92, und hier ſollte ein Teil die Landgruppen an der grönländiſchen Nordküſte, ein anderer die noch völlig unbekannte Küſtenſtrecke von Independencebai bis Kap Bismarck erforſchen. An die Durchführung dieſes Programms kann Peary unter den gegenwärtigen Verhältniſſen gar nicht denken, auch wenn er, wie es in ſeiner Abſicht liegt, einige Eingeborene zur Schlittenreiſe heranziehen will. Die Koſten des Unternehmens werden auf 10000 Dollar berechnet, die mit je 1000 Dollar von zehn wiſſenſchaftlichen Anſtalten aufgebracht werden, von denen auch je ein Vertreter an der Expedition teilnimmt. Ein Walfiſchfangſchiff bringt die Expedition an der Weſtküſte von Grönland entlang bis zur Mac Cormickbai.

Technik.

Außerordentlich intereſſant ſind die Anwendungen des neuen Slowianowſchen elektriſchen Gießverfahrens in der J. Pinſch'ſchen Fabrik in Berlin. Es werden damit Leiſtungen ausgeführt, welche man bisher für ganz unmöglich hielt; ſo kann man z. B. an einer Stahlkurbel oder an einem gußeiſernen Lokomotivrade ausgebrochene Teile ſo vollkommen wieder angießen, daß das verletzte Stück thatſächlich als neu in Gebrauch genommen werden darf. Der „Prometheus“ gibt eine kurze Schilderung des eigentümlichen Verfahrens. Dort, wo der Neuguß erfolgen ſoll, wird aus einer entſprechenden plaſtiſchen Maſſe eine Gußform angeſetzt. Das verletzte Stück wird dann mit dem einen Leitungsdraht eines elektriſchen Starkſtromes verbunden, mit dem anderen dagegen wird ein dünner Stab des gleichen Metalles, aus dem das beſchädigte Stück beſteht, verbunden. Wird nun dieſer Stab dem defekten Stück genähert, ſo bildet ſich ein elektriſcher Flammenbogen, in welchem der Stab abſchmilzt. Das Metall tropft in die Form und ſchmilzt auf das innigſte mit dem verletzten Stück zuſammen. Durch Ausbreitung einer dünnen Schicht geſchmolzenen Glaſes auf der Oberfläche des flüſſigen Metalles wird einer raſchen Oxydation desſelben durch den Luftſauerſtoff vorgebeugt. Der ausführende Arbeiter ſteht hinter einem Schirm von ſehr dunklem Glaſe und beobachtet durch denſelben hindurch den Fortgang der Arbeit, da es ganz unmöglich wäre, mit ungeſchütztem Auge die enorme Lichtentwickelung eines ſolchen Flammenbogens zu ertragen. Mit Hilfe dieſes Verfahrens gelingt es auch, die verſchiedenſten Metalle an einander zu gießen. Kupfer vereinigt ſich auf das innigſte mit Stahl und Gußeiſen, Meſſing mit Blei ꝛc. Die fertigen Stücke werden von der Gießform befreit und in gewohnter Weiſe durch mechaniſche Bearbeitung für den Gebrauch zugerichtet.

Sprechſaal.

Ein alter Abonnent überſendet uns die untenſtehend abgebildete Münze mit der Bitte um Auskunft, wie das ſeltſame Stück entſtanden ſein könnte?



Sechsgroſchenſtücke unter Eliſabeth I. von Rußland in Preußen geprägt 1761.

Es iſt in der That ein ſeltſames Stück, denn es zeigt auf der Vorderſeite die Zarin Eliſabeth mit der entſprechenden Umſchrift, die ſie als Kaiſerin aller Reußen bezeichnet, auf der Rückſeite aber nicht den ruſſiſchen Doppelaar, ſondern den preußiſchen Adler mit einer Umſchrift, welche das Geldſtück als eine Münze des Königreichs Preußen kenntlich macht. Indeſſen iſt die Erklärung dieſes ſcheinbaren Widerſpruchs doch nicht ſchwierig. Die Münze iſt 1761 geprägt, zu einer Zeit, in welcher die Zarin als Gegnerin Friedrichs des Großen Anteil am ſiebenjährigen Kriege hatte, in der ruſſiſche Truppen die Provinz Preußen beſetzt hielten. Die Zarin hat alſo augenſcheinlich in der Hoffnung, der vorübergehende Beſitz könne zu einem dauernden werden, für Preußen bereits Geld mit ihrem Bildnis ſchlagen laſſen. Bekanntlich ſtarb ſie ſchon am 5. Januar 1762, und der erſte Schritt ihres Nachfolgers, Peter III., beſtand in der Losſagung von dem Bündnis mit den Gegnern des preußiſchen Heldenkönigs, den er perſönlich aufs höchſte verehrte und bewunderte, und mit dem er ſchon am 5. Mai 1762 ein Offenſiv- und Defenſivbündnis ſchloß.

Ein Vereinshaus des Vaterländiſchen Frauenvereins.

Vereinshaus des Vaterländiſchen Frauenvereins zu Zehlendorf.

Wie ein Vereinshaus aus den allerbeſcheidenſten Grundlagen entſtehen kann, mag die kleine Geſchichte des von uns abgebildeten Häuschens des Vaterländiſchen Frauenvereins zu Zehlendorf bei Berlin beweiſen. Der Verein ſelbſt wurde 1877 von drei älteren Damen begründet, nachdem bis dahin in dem ganzen Ort noch kein Verein für wohlthätige Zwecke beſtanden hatte. In kurzer Zeit hatten die Begründerinnen 47 Mitglieder geworben, die einen monatlichen Beitrag von 50 Pfennigen zu zahlen hatten; die ganze erſte Jahreseinnahme betrug 372 Mark, und es wurden zunächſt, ſoweit die Mittel reichten, Arme, Kranke und Verlaſſene bedacht, auch traten die Mitgliedsdamen zu einem Nähverein zuſammen, der für Kinderzeug für arme Wöchnerinnen ſorgte. Dann wurde der Wunſch laut, für die kleinen Kinder der Landarbeiterfamilien ein Heim zu zu ſchaffen für die Zeit, in der die Mütter außerhalb des Hauſes beſchäftigt waren. Durch kleinere und größere Liebesgaben wurden die Mittel hierfür zuſammengebracht, eine Wohnung im Dorf wurde gemietet, eine ſogenannte „Tante“ für die Beaufſichtigung der Kinder engagiert. Am Eröffnungstage fanden ſich 12 Kinder ein — jetzt, nach 14 Jahren, ſind es täglich 40—50 Kinder, die dem Heim anvertraut werden; für jedes Kind werden täglich 5 Pfennige erhoben, wofür es mittags Suppe und nachmittags Milch erhält. Nicht lange, ſo trat zu dem Kinderheim eine Kaffeeſtube hinzu, in der Handwerksburſchen und armen Wanderern für 5 Pfennige ½ Liter Kaffee und eine Schrippe gereicht wurden. Hieraus entwickelte ſich nach nicht langer Zeit eine Volksküche, und nun entſtand der Wunſch, die verſchiedenen Wohlthätigkeitseinrichtungen unter einem eigenen Dache zu vereinigen. Der Zweigverein ſelbſt beſaß zwar nur 1200 Mark, aber Liebesgaben aller Art halfen das Werk fördern. Schließlich fehlten freilich noch 15000 Mark, um den Grund und Boden zu kaufen, und der Bau ſelbſt war auf 20000 Mark veranſchlagt. Aber auch da wurde Rat. Der Verein erhielt die Erlaubnis, mit 4% verzinsliche Anteilſcheine zu 100 Mark auszugeben, und an Abnehmern für dieſe fehlte es nicht. So konnte das ſchmucke Haus wirklich aus dem Erdboden wachſen. Es iſt ſehr zweckmäßig gebaut: im Erdgeſchoß links der große Kaffeeſaal, rechts der Eingang zum Kinderheim, aus zwei geräumigen Stuben beſtehend und gut mit kleinen Tiſchen und Bänken, ſogar mit Matratzen für den Nachmittagsſchlaf der Kleinen ausgeſtattet. Hinter dem Hauſe befindet ſich ein großer Spielplatz; ein Hofgebäude hat die Waſchküche und ein Volksbrauſebad aufgenommen. Die oberen Räume des Haupthauſes dienen zur Wohnung für das Verwalterpaar; hier hat auch die Konferenzſtube des Vereins Platz gefunden.

Die kleine Entſtehungsgeſchichte mag allen denen, die ähnliche Einrichtungen ſchaffen möchten, eine Ermutigung ſein und ein Beweis, daß ſich auch gleichſam aus dem Nichts etwas Gutes erreichen läßt. Es gehört, wie die Oberin des Vereins ganz richtig ſagte, nur Liebe, Treue und Ausdauer dazu.

In unſerer Spielecke.

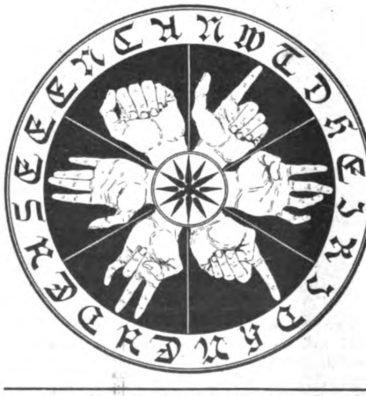
1. Rätſel.

Mit „der“ ein Ding, das die Frauenwelt
Wie im Zauberbanne gefeſſelt hält,
Dem neue Formen und Farben zu geben,
Zahlloſe Prieſter des Schönen ſtreben.
Von ſeinen Standesgenoſſen allen
Iſt keinem ſo hohes Los gefallen,
Daß ſo viele Geiſter all ihr Denken
Auf ihn, als höchſte Zierde, lenken.
Doch leider deckt oft — man glaubt es kaum —
Sein ſtolzeſter Glanz — einen leeren Raum.

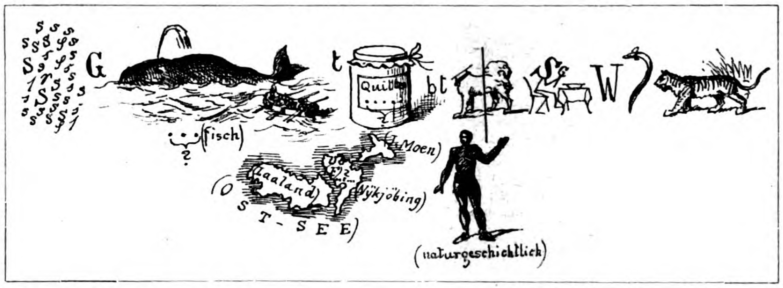
Mit „die“ ein freundlich ſchirmend' Dach,
Du flüchteſt dahin im Ungemach.
Komm kindlich vertrauend, leg' ab Deine Sorgen,
Ein mächtiger Arm hält Dich geborgen.

H. H. Neuſalz.

2. Problem: Die Hände.



Bilderrätſel.



3. Füllrätſel.

	O	A	H	B	
O					n
A					t
H					e
B					a
	n	t	e	a	

Die 16 leeren Felder ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die vier wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Wörter von je ſechs Buchſtaben ergeben.

4. Anagramm.

Wenn zu der Fabelwelt Weſen ich auch im Grunde gehöre,
Nah' ich im Leben doch heut Dir in mancher Geſtalt;
Mag ich zu Reichtum und Ehren, mag zum Genuſſe ich laden,
Prüfe die Wege genau, ob nicht Gefahren Dir droh'n!
Umgeſtellt, bin ich am ſchönſten in der Erinn'rung zuweilen,
Lehre Dich doppelt auch wohl ſchätzen das heimiſche Glück.
Wieder verſchoben ſah ſtolz von oben herab ich auf andre,
Aber in Sagen faſt nur lebt noch mein hohes Geſchlecht.
Nochmals verändert, ſei's immer, gilt es das Gute, Dein Wille
Und Deine Widerſtandskraft, wenn die Verſuchung Dir naht.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 29.

Bilderrätſel.
Doktor Behrings Heilſerum.

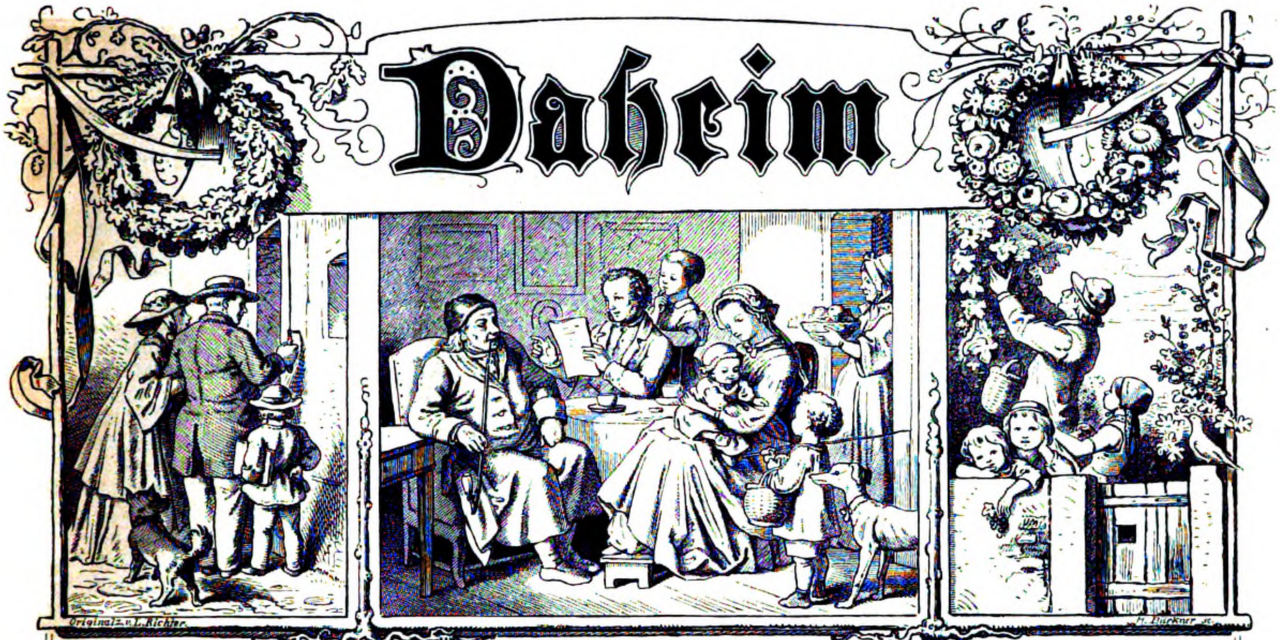
1. Ergänzungsrätſel.
„Alma Tadema.“
Rialto
Amati
Platane
Roderich
Almanach

2. Kugelpyramide.
E
Es
Ens
Neſt
Ernſt
Oſtern
Torrens
Sorrento

Inhalt: Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.) — Neue Bücher. Von Th. H. Pantenius. — Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobſen. (Schluß.) — Von der Inſel der Sirenen. Von Frida Schanz. Mit einem Vollbild und zwei Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Bildnis einer Dame. Von Leonardo da Vinci; Herzensfrage. Von Ferd. Fagerlin. — Erdkunde. Mit drei Skizzen. — Pflanzenkunde. — Forſchungsreiſen. — Technik. — Sprechſaal. Mit einer Münz-Abbildung. — Ein Vereinshaus des Vaterländiſchen Frauenvereins. Mit einer Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 4. Mai 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 31.

Die ſieben Gernopp.

Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Frau von Gernopp empfing die Zwillinge ſehr böſe: „So kann man ſich alſo auf Euch verlaſſen? Papa iſt wütend. Nun bin ich natürlich an allem ſchuld. Mir hat er die Sorge und Aufſicht über Lisbeth und Adda übergeben, und ich übergab ſie Euch. Das heißt, ich ſagte Euch, Ihr ſollt ihnen folgen, weil es nichts ſchadet, wenn Ihr jungen Leute alle zuſammen ſeid, da ich ſolche Heimlichkeiten nicht leiden kann. Denn es iſt ſehr unpaſſend, daß ſie ſo zu vieren herumlaufen. Alſo, wo ſind ſie nun?“

Und ehe die erſchrockenen Zwillinge antworten konnten, erſchien Herr von Gernopp mit noch röterem Kopf wie ſonſt, daß der weiße Schnurrbart ſich leuchtend abhob, und fing nun ſeinerſeits an: „Um Gotteswillen, Kinder, da könnt Ihr ſchöne Dinge angerichtet haben. Wenn nun erzählt wird, ja in Groß-Schmiemig, da laufen die Leutnants ſtundenlang allein mit den Töchtern im Garten herum. Da konntet Ihr wenigſtens was davon ſagen! Das iſt einfach unglaublich! Wenn Ihr uns in ſolchen Ruf ſetzt, dann wird's wohl bald mit den Sonntagen aus ſein!“

Und als ſollte ſofort das Schlimmſte Beſtätigung finden, kam Stephanie mit ihrem Buche atemlos hereingeſtürzt. Sie wollte anfangen, zu ſprechen, doch mit einem Blick auf die jüngeren Schweſtern hielt ſie inne, und Herr von Gernopp ſchickte die Radieschen hinaus. Dann begann ſie den beſtürzten Eltern zu erzählen: „Ich muß Euch leider etwas ſagen, was ich — was ich von Lisbeth nicht gedacht hätte — ich ſchäme mich eigentlich darüber. Denkt Euch, ich ſitze ganz ruhig auf der Bank am zweiten Wege zum Gewächshaus, wo die Linde ſteht, da höre ich jemand kommen, und ich klappe mein Buch zu und gehe nach dem Gewächshaus, weil ich weiter leſen wollte, denn ich bin gerade bei etwas, wo ich nicht gern aufgehört hätte, es iſt nämlich ſchon —“

Haſtig unterbrach ſie Herr von Gernopp, nahm ſie bei der Hand, blickte ihr angſtvoll in die Augen und ſagte: „Mach' 'mal! Alſo ſchnell, was denn?“

„Alſo da kommt Lisbeth mit Herrn von Deyner gegangen, und denkt Euch, einfach Arm in Arm — einfach Arm in Arm. Und gerade, wie ſie vorbeikommen, fährt der freche Menſch herum und gibt ihr einen Kuß —“

Herr von Gernopp fuhr auf: „Seht Ihr's, ſeht Ihr's, was die Kohlſteinen ſagt! —“

Aber Frau von Gernopp wollte ſie verteidigen: „Na, Auguſt, ſie ſind doch im Prinzip verlobt.“

Doch er ereiferte ſich: „Prinzip iſt nicht Wirklichkeit! Das verbitte ich mir, ſo was. Aber das kommt eben davon, daß Du die jungen Leute ohne Aufſicht läßt. Das thut nie gut. Niemals. Und Du biſt als Mutter verantwortlich, Emilie!“

„Und Du, Auguſt, als Vater!“ warf ſie ſchnell ein, während Stephanie etwas gouvernantenhaft meinte: „Ich habe mich geſchämt für meine Schweſter!“

Herr von Gernopp lief wie raſend auf und ab, und während er noch im höchſten Zorn war, traten die beiden Sünder ganz gleichgültig ein. Lisbeth vielleicht ein bißchen verlegen, Leutnant von Deyner jedoch freundlich lächelnd mit den Worten: „Es iſt immer noch recht heiß draußen!“

„Das ſcheint ſo,“ erwiderte der alte Herr und blickte Deyner wütend an. Dann ſchickte er Lisbeth mit Stephanie auf ihr Zimmer. Das junge Mädchen warf, ehe ſie ging, ihrem heimlichen Bräutigam noch einen ängſtlichen Blick zu, doch der junge Offizier lächelte freundlich und fragte: „Verzeihen Sie, Herr von Gernopp, was iſt denn eigentlich los?“

„Wie kommen Sie dazu, meine Tochter zu küſſen, ehe

Sie offiziell verlobt ſind?" ſchnauzte ihn der alte Herr diesmal wirklich grob an, aber Frau von Gernopp fügte ängſtlich hinzu: „Auguſt, mäßige Dich, ſie ſind ja doch für einander beſtimmt!"

Doch Leutnant von Deyner erfaßte ſofort die Lage, und da ſein Rittmeiſter auf der ganzen Fahrt nach Groß-Schmiemig und ſeit Sonntag täglich beim Einrücken vom Exerzierplatz immer nur von Adda, von Gernopps, von Groß-Schmiemig geſprochen und zuletzt ſich auch noch erkundigt, wie wohl die dicke Adda über ihn dächte, ſo meinte er, an ſeinen Abſichten nicht zweifeln zu können, und ſprach mit keckem Entſchluß: „Das gnädige Fräulein ſollte nur nicht die erſte ſein. Sobald ſie das nicht mehr iſt, ſteht uns doch wohl nichts mehr im Wege. Und ſie iſt es nicht mehr. Deshalb war ich doch im Recht, ihr den Verlobungskuß zu geben!"

Die Eltern blickten ſich ganz erſchrocken an. Allmählich aber begannen ſie ſich klar zu werden, was geſchehen ſein mußte, und Frau von Gernopp ſprach, indem ſie ſich langſam ſetzte und ihr Taſchentuch an die Augen drückte: „Adda?"

Herr von Gernopp aber ging dem jungen Offizier entgegen, reichte ihm beide Hände und ſagte mit vor Rührung bebender Stimme: „Sie ſind wirklich ein Prachtkerl!"

Leutnant von Deyner war ſelbſt über ſein Wagnis verdutzt und bekam es nun eigentlich unter der Rührung und beim Dank ſeiner zukünftigen Schwiegereltern etwas mit der Angſt. Doch die Sache war nun einmal gemacht und mußte durchgefochten werden. Deshalb erklärte er ſofort, die beiden neuen Jungverlobten aus dem Garten holen zu wollen. Ehe Herr von Gernopp „ja" oder „nein" ſagen konnte, war er auch ſchon davon.

Er hatte ſie bald gefunden, denn ſie gingen eben dem Hauſe zu. Schweigſam neben einander, denn beide waren nicht ſehr lebhaft und geſprächig, aber eigentlich ſchauten ſie ſo aus, als ob zwiſchen ihnen bereits alles im klaren ſei, und das Glück leuchtete ihnen aus den Augen.

Deyner hatte ſie kaum bemerkt, als auch ſchon ſein Rittmeiſter ihm zurief: „Sie können gratulieren!"

Die dicke Adda ſchämte ſich und benutzte die Gelegenheit, um vorauszulaufen, ſich ſofort der Mutter zu entdecken.

„Ich werde gleich in aller Form anhalten!" ſagte Graf Weſterbrant zu ſeinem Leutnant, wobei er ihm kräftig die Hand drückte, doch Leutnant von Deyner entgegnete: „Das brauchen Sie gar nicht!"

„Sie meinen, es iſt dem Alten recht?"

„Nein, das nicht, das iſt ſelbſtverſtändlich, aber —"

„Aber ich muß doch meine Verhältniſſe auseinanderſetzen, daß ich eine Frau ernähren kann, denn Gernopps —"

Leutnant von Deyner ſagte ganz großartig, als ob er alles geleitet und vorgeſorgt hätte: „Iſt ſchon alles in Ordnung. Die Alten haben ſchon ‚Ja' geſagt."

Der Rittmeiſter war ſtarr, dann drückte er Deyner nochmals die Hand und ſprach: „Ich hab's doch immer geſagt, Deyner: Sie ſind der geborene Manager!"

Und ſie ſtürmten im Laufſchritt dem Hauſe zu, wo ſchon die glückliche Braut mit den Eltern ihrer wartete.

VI.

Nun war eitel Wonne und Freude in Groß-Schmiemig, denn bisher war alles über jegliches Erwarten ſchnell und glücklich abgelaufen, und ſchon überlegte Herr von Gernopp, ob es unter dieſen Umſtänden noch nötig ſein würde, den teueren Omnibus zu kaufen. Frau von Gernopp war dagegen.

„Auguſt, wenn die Adda und Lisbeth weg ſind, da ſind wir doch bloß noch ſieben. Und mit ſieben geht's am Ende ſo!"

Aber Herr von Gernopp lächelte verſchmitzt: „Weeßte, Emilie, wer ſagt Dir denn eigentlich, daß Lisbeth weggeht?"

Sie fiel aus allen Himmeln: „Sie iſt doch verlobt jetzt? Ganz richtig verlobt?"

„Und was ſchadet das?"

„Nun, über kurz oder lang müſſen wir doch da eine Doppelhochzeit machen!"

Doch er lächelte immer verſchmitzter: „Das iſt ja gerade mein Plan! Ich bin's ja gewohnt, daß Ihr Frauenzimmer im Hauſe von meinen Plänen nicht viel haltet. Aber darum ſind ſie doch gut. Wer ſagt Dir denn, daß Deyner — ich meine Egon — nun partout heiraten muß? Haben wir nicht noch fünf unverſorgte Kinder? Nun?"

Und ſie verſtand.

Als dann Egon von Deyner mit Graf Weſterbrant am ſelben Tage — denn ſie kamen nun täglich — erſchien, richtete es Herr von Gernopp ſo ein, daß zuerſt über den Termin der Hochzeit nicht geſprochen wurde. Und das Glück der beiden Paare war auch ſo groß, daß ſie nicht daran dachten und ſich mit dem Augenblick begnügten. Nur beim Abendeſſen, das ziemlich ſtill zuging, weil alles nur Augen und Aufmerkſamkeit für die Brautpaare hatte, fing Deyner einmal an: „Wenn nur das dumme Manöver nicht wäre. Man weiß nicht, ſoll man vorher heiraten und ſich trennen, oder nachher und zuſammenbleiben."

„Zuſammenbleiben!" rief laut Lisbeth, die ſeit der richtigen Verlobung ein wenig vorlaut geworden war.

Das Thema paßte Herrn von Gernopp gar nicht, und er brach alle Erörterungen darüber ab, indem er in väterlichem Tone ſagte, bedeutungsvoll ſeine Frau anblickend: „Ihr müßt Euch nicht jetzt ſchon durch ſolche Überlegungen Euer Glück trüben. Wie ich verlobt war, da hing mir der ganze Himmel voller Geigen, und ich hätte die erſte Zeit für keine trockenen Berechnungen Sinn gehabt."

Deyner lag immer irgend eine ſpitze Bemerkung auf der Zunge, und er mußte ſich förmlich Mühe geben und ſich überwinden, um nicht zu fragen, ob ſein demnächſtiger Schwiegervater ſeine erſte oder zweite Verlobung meine? Aber damit war vor der Hand die drohende Terminfrage hinausgeſchoben.

Die beiden Paare ſaßen bei Tiſch neben einander. Die dicke Adda hielt unausgeſetzt unter der Tiſchdecke die Hand ihres Verlobten und blickte ihn, ohne viel zu ſagen, mit ihren großen guten Augen an, während ſie tief atmete. Auch Graf Weſterbrant ſprach wenig. Er war ſo bequem und fühlte ſich ſo glücklich in ſeiner behaglichen Ruhe, daß er kein Bedürfnis empfand, ſie zu ſtören. Nur ab und zu einmal flüſterten ſich die beiden etwas zu, oder der Rittmeiſter antwortete laut auf eine Frage des Herrn von Gernopp über die landwirtſchaftlichen Verhältniſſe in jenem Teil der Mark, in dem Weſterbrants Gut lag.

Auch Lisbeth hatte ihres Verlobten Hand erfaßt und drückte ſie, doch auf dem Tiſche, ohne etwas zu verbergen. Und ſie war im Gegenteil ſehr lebendig, lachte, ſchwatzte und führte das große Wort.

„Iſt es nicht verrückt, daß wir uns jetzt plötzlich alle ‚Du' nennen? Stephanie, haſt Du meinen Egon auch ſchon ‚Du' genannt?"

Die gelehrte Schweſter mochte ſolche Scherze nicht leiden und zeichnete einfach nicht darauf, ſo daß Lisbeth doch etwas kleinlaut ward und ganz ſchwieg, als auch die Radieschen auf ihre Frage nicht antworten wollten. Nun entſtand plötzlich eine längere Pauſe. Herr von Gernopp aber hatte noch immer Angſt, Egon möchte vom Hochzeitstage ſprechen, deshalb lenkte er die Unterhaltung mit einemmal auf etwas ganz Neues.

„Kinder, wißt Ihr denn, daß wir einen neuen Gutsnachbarn bekommen haben oder werden? Vielleicht ſchon haben."

„Wer denn? Wo denn? Wie heißt er?" fragte man von allen Seiten, und Stephanie erriet ſofort das Gut: „Röhnsdorf!"

Herr von Gernopp fragte lachend: „Warum?"

„Weil das alle Jahre ein anderer kauft!"

„Von dem, der drauf Pleite gemacht hat!" ergänzte Egon, und Graf Weſterbrant beteiligte ſich nun auch am Geſpräch, indem er als Landwirt ſein Urteil in die Wagſchale warf: „So weit ich den Boden kenne, muß dort auch jeder Pleite machen!"

„Es iſt dieſelbe Lage wie Groß-Schmiemig!" entgegnete ein wenig verprellt Herr von Gernopp, doch Egon von Deyner machte ſofort die Sache wieder gut, indem er, ſich höflich verneigend, ſprach: „Um ſo größer die landwirtſchaftliche Kunſt unſeres verehrten Schwieger . . . oder vielmehr Papas! Und in dieſem Sinne, lieber Mitſchwiegerſohn in spe, wollen wir die Gläſer ergreifen —“

Er mußte einen Augenblick Pauſe machen, bis die jungen Mädchen Wein in ihre Gläſer gegoſſen, zwar nur einen Fingerhut voll jede, aus doppelter Furcht, zu viel zu verbrauchen und ſich einen kleinen Schwips anzutrinken. Dann hob er ſein Glas und fuhr fort: „Und nun Lisbeth, Bertha, Fips, Cläre, Adda, Stephanie, Marie — pardon die Anciennetät, iſt doch richtig geweſen — natürlich vom Jüngſten angefangen, wie beim Standgericht — alſo geneigteſte und liebwerteſte Braut, teure und vielgeliebte Schwägerinnen, erhebt Eure Gläſer und trinkt auf das Wohl der beiden, die zu Eltern zu wählen Ihr eine fabelhafte Vorſicht entwickelt habt — Sie leben hoch, hoch, hoch!“

Die Eltern wußten gar nicht, wie ihnen geſchah, aber Herr von Gernopp war doch geſchmeichelt bis ins Innerſte ſeiner Seele, und Frau von Gernopp tief gerührt, ſo daß ihr faſt die Augen feucht geworden wären. Alle Bande der Tiſchordnung wurden plötzlich unterbrochen, alles ſtand auf und lief durch einander, „proſit“ rufend, anſtoßend und an den Gläſern nippend, in denen nichts war. Und in der allgemeinen Rührung nahm Herr von Gernopp ſeine Frau beim Kopfe und gab ihr unter erneutem Hochruf der Familie, die an offizielle Zärtlichkeitsbeweiſe zwiſchen den Eltern nicht gewohnt war, einen Kuß, ſchmatzend und knallend, auf den Mund, indem er rief: „Weeßte, Emilie, Du biſt doch meine gute alte Dicke!“

Wie er um ihren Kopf herumgegriffen, hatte ſich zwar die falſche Friſur verſchoben, ſo daß plötzlich Frau von Gernopp linksgeſcheitelt war, aber ſie rückte ſchnell ihren Kopfſchmuck wieder zurecht und erwiderte die Zärtlichkeit des Gatten noch geräuſchvoller mit dem Ausruf: „Mein guter alter Auguſt!“

Währenddeſſen benutzten Egon und Lisbeth die Gelegenheit, die ſich ihnen bot, um ohne Worte zwar, aber nicht weniger nachdrücklich in einer Ecke dem Beiſpiele der Eltern zu folgen. Graf Weſterbrant wollte ein Gleiches thun, doch die dicke Adda neigte ihr Geſicht, ſo daß ſeine Lippen nur ihre Stirn berührten. „Nicht hier, Joachim!“ flüſterte ſie dabei.

Die ganze Scene war ſo unvermutet gekommen, daß die Frage, wer nun eigentlich das Nachbargut Röhnsdorf gekauft hätte, vollkommen vergeſſen worden war. Herr von Gernopp war nach dem Abendeſſen in roſigſter Laune. Man ſaß im Salon, die Mädchen mit Arbeiten beſchäftigt, Marie ab und zu gehend in Hausſorgen, Stephanie zeichnend, Bertha ſtickend, die Radieschen flüſternd in einer Ecke und die beiden Brautpaare zuſammen teils leiſe plaudernd, teils in allgemeiner Unterhaltung. Joachim Weſterbrant und die dicke Adda hielten ſich ruhig umſchlungen, Lisbeth und Egon neckten ſich. Sie machte vergebliche Verſuche, ſich ihres Verlobten Einglas ins Auge zu zwängen.

Frau von Gernopp lächelte, freute ſich des Glückes ihrer Kinder und erholte ſich von Herrn von Gernopps Umarmung. Dieſer ſtand plötzlich auf, um ſich aus ſeinem Zimmer eine neue Cigarre zu holen. Egon folgte ihm.

„Du haſt wohl keine Cigarre mehr?“ fragte Herr von Gernopp.

„Nein, Papa, das nicht. Ich möchte nur ſo annähernd wiſſen, wann wir heiraten können, Lisbeth und ich?“

„Was wollt Ihr?“

„Nun der Konſens, das geht ja ſchnell. Und von meiner Seite ſind ja keine Schwierigkeiten. Aber es handelt ſich, denke ich, nur ob vor oder nach dem Manöver.“

Herr von Gernopp that ganz erſtaunt und antwortete, während er in den Cigarrenkiſten kramte, ganz ruhig: „Dann iſt Lisbeth doch noch immer nicht viel älter wie jetzt?“

„Aber ſie iſt nicht die erſte, die heiratet.“

„Wenn Ihr mit Joachim und Adda zuſammen heiraten würdet — doch — mit die erſte.“

„Wir können ja einen Tag ſpäter heiraten.“

„Das geht nicht, dann würden uns ja die Leute für verrückt halten, mein lieber Egon!“

Aber Egon von Deyner war entſchloſſen, nicht loszulaſſen: „Papa, Du haſt mir doch Hoffnung gemacht, daß ich Lisbeth kriegen ſollte. Nur ſollte ſie als Jüngſte nicht anfangen!“

Herr von Gernopp wagte nicht, ihm ins Geſicht zu ſehen, ſondern kramte immer weiter, während er ſprach: „Erſtens ſollte ſie überhaupt etwas älter werden — das haben wir doch den Leuten geſagt, wie Ihr heimlich verlobt waret. Zweitens iſt es eine Stiefſchweſter, die heiratet, und ihre richtigen Schweſtern, die älter ſind, wie ſie — Cläre und Fips und Bertha — ſitzen noch immer da.“

„Bertha haben wir überhaupt hors de concours geſetzt — es iſt zwar meine Schwägerin — aber, Papa, weiß Gott, das kannſt Du niemand zumuten!“

„Pardon, lieber Egon, Du kannſt gar nicht wiſſen, muß ich Dir immer ſagen, wie die noch wird. Wir Gernopps —“

Da riß Leutnant von Deyner die Geduld, und er ſagte ganz wütend: „Ich habe doch, weiß der Geier, mein Möglichſtes gethan! Und Adda iſt doch weg, was, Papa? Das mußt Du doch zugeſtehen, ſchnell genug iſt's gegangen!“

„Aber die Falſche!“

„Schlimm genug!“

Herr von Gernopp zuckte die Achſeln und meinte, ſich umdrehend: „Es thut mir leid, mein lieber Egon, aber das iſt Dein Pech.“

Dann nahm er ſeinen zukünftigen Schwiegerſohn freundſchaftlich beim Arm, zwinkerte mit den Augen und redete ihm eine ganze Weile zu. Er ſagte, es könne ja gar nicht fehlen, daß eine oder alle Schweſtern bald folgen würden, es wäre ja einfach eine Frage der Zeit, und er ſolle nur noch ein ganz klein bißchen warten, die Sache würde ſich ſchon machen. Eine Gräfin wäre ein recht guter Anfang, und eine zöge dann immer die andere nach, denn wenn es erſt einmal eine Verheiratete im Regiment gäbe, ſo würden die Schweſtern bald ins Regiment hineinheiraten, wie von ſelbſt. Dann ſagte er Egon von Deyner noch allerhand Schmeichelhaftes über ſeine Geſchicklichkeit und machte ihn immer gefügiger, bis der junge Offizier endlich ſeufzend ſprach: „Na alſo, Papa, wenn Du 'mal nicht willſt, da iſt eben nichts zu machen. Alſo dann vorwärts, ſtürzen wir uns in den Strudel 'rein — aber, Papa, bei der nächſten Verlobung kriege ich Lisbeth — oder ich brenne einfach mit ihr durch. Paß 'mal auf!“

Und mit den Worten des Herrn von Gernopp: „Egon, wirklich und wahrhaftig, Du biſt ein Prachtkerl!“ traten die beiden Herren wieder in den Salon.

Frau von Gernopp fragte ſofort: „Was habt Ihr denn gemacht, Auguſt?“

„Cigarren geholt, Emilie.“

Doch in der Aufregung hatte er richtig die Cigarren vergeſſen und mußte noch einmal umdrehen, während Egon von Deyner ſeinen Rittmeiſter und Schwager beiſeite nahm und ihm ſagte: „Joachim, geh' 'mal ſofort zum Alten herein und frage ihn, wann Ihr heiraten könnt. Ich habe Euch, Adda und Dich, doch als redlicher Elefant unterſtützt. Alſo bitte — denn er hat mir eben geſagt, daß wir nicht heiraten dürfen, ehe Ihr nicht längſt aus dem Hauſe ſeid.“

Lächelnd ſtand Graf Weſterbrant auf, denn die dicke Adda hatte ihm einen Stoß gegeben vor Wonne. Sie freute ſich ſchon auf die Ruhe des märkiſchen Gutes, daß ſie bald nach der Hochzeit beziehen wollten, da der Rittmeiſter entſchloſſen war, als junger Ehemann den Abſchied zu nehmen.

Durch die verſchiedenen heimlichen Geſpräche im Zimmer ihres Mannes war Frau von Gernopp eiferſüchtig geworden. Auch ſie wollte in Familienangelegenheiten mitſprechen. Deshalb ſtand ſie ſchnell auf und folgte den beiden Herren hinüber.

Und nun machte ſich Egon von Deyner einen Spaß, um ſich ein bißchen ſchadlos zu halten für ſeine geſcheiterten Hoffnungen. Als die Zwillinge wiſſen wollten, was denn nur fortwährend in des Vaters Zimmer verhandelt würde, ſagte er flüſternd geheimnisvoll, ſcheu ſich umblickend: „Denkt Euch nur, der Herr, der Röhnsdorf, das ewige verkrachende Röhnsdorf gekauft hat, iſt ſiebenfacher Millionär und ſucht eine Frau. Außerdem iſt er ſehr ſchön und hat — denkt Euch nur — Papa um Rat gefragt, weil der doch ſein Nachbar wird und alle Leute in der Gegend kennt, welches Mädchen er ihm empfehlen könnte!“

Alle horchten auf, ſogar Stephanie machte große Augen, und die Zwillinge zitterten vor Aufregung.

„Wer iſt es denn?“

„Wie heißt er denn?“

„Hat das Papa wirklich erzählt?“ ging es durch einander.

Egon machte ein ganz ernſthaftes Geſicht und drückte Lisbeth die Hand, damit ſie ruhig ſein ſollte. Er wußte gar nichts von dem Käufer von Röhnsdorf, nicht einmal den Namen, deshalb konnte er auch nicht antworten. Doch Bertha, die den ganzen Abend kein Wort geſprochen und nur ihre große häßliche Naſe immer auf ihre Stickerei geſenkt gehalten hatte, hob plötzlich das Geſicht mit einem Anflug von Rot auf den Wangen und ſagte beſcheiden: „Ich kenne ihn.“

Erſtaunt fuhren ſie alle auf und bedrängten die häßliche Schweſter mit Fragen, daß ſie ſich ihrer kaum erwehren konnte. Auch Egon war ſehr erſtaunt.

„Woher denn?“ fragte er ſie.

„Von Pellbecks, dort war er nachmittags, wie ich neulich da war.“

„Wie heißt er denn?“

„Pellbeck! Herr von Pellbeck iſt ein Vetter von ihm und hat ihn beredet, ſich hier anzukaufen.“

„Iſt er — iſt er — nett?“ wollte da Stephanie wiſſen, und Bertha gab einfach zurück: „Er hat mir gefallen.“

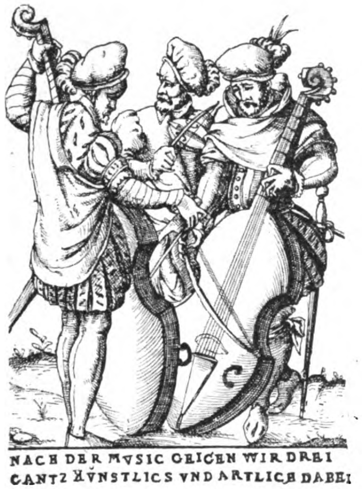
Nun war das Erſtaunen und die Aufregung groß. Nach einer Weile fragten die Zwillingsradieschen wie in einem Ton, während ſie ſich freundlich der Schweſter näherten: „Warum haſt Du denn das gar nicht erzählt, Bertha?“

Die häßliche Bertha blickte ſie gerade an: „Ihr habt mich ja gar nicht gefragt, wie es bei Pellbecks war!“

VII.

Noch immer hatten Gernopps den Omnibus nicht angeſchafft, denn nun, wo es ausgemachte Sache war, daß Egon und Lisbeth nicht eher heiraten durften, ehe nicht noch eine der Schweſtern verlobt wäre, konnte man ja drei als mit Sicherheit untergebracht betrachten. Deyners erneute Bemühungen mußten über kurz oder lang doch ihre Früchte tragen, und dann gab es nur noch vier Schweſtern und zwei Eltern. Für ſechs Perſonen war ja ein Omnibus unnütz. Dennoch hätten ſie ihn gut brauchen können, da das Offizierkorps der Sebenbacher Huſaren zu Ehren ſeiner beiden verlobten Kameraden Weſterbrant und Deyner ein Feſt gab. Die Herren wollten ſich im voraus revanchieren für die Einladung zu Addas Hochzeit, die richtig noch vor dem Manöver ſtattfinden ſollte.

Nun trat die große Frage an Herrn und Frau von Gernopp heran, wie viele und welche ihrer Töchter ſie mitbringen ſollten. Lisbeth und Adda wären ja unnötig geweſen, da ſie ſich glücklich in feſten Händen befanden, doch ihnen zu Ehren fand im Grunde genommen das ganze Feſt ſtatt. Man konnte ſie alſo keinesfalls zu Hauſe laſſen.


NACH DER MVSIC GEIGEN WIR DREI
GANTZ KVNSTLICH VND ARTLICH DABEI

Streichterzett. Nach einem Kupferſtich von Balthaſar Jenichen (XVI. Jahrh. 2. Hälfte).

Marie hatte von Anfang an erklärt, zu verzichten, und Frau von Gernopp hatte ſich gern darein gefügt, nur Herr von Gernopp wollte ſie durchaus mithaben.

„Man ſoll von ſeinen Kindern keines bevorzugen, aber eher möchte ich eine andere zu Hauſe laſſen, als gerade Marie. Die älteſte hat auch das meiſte Anrecht, finde ich, denn ſie vertritt ſozuſagen das Majorat, das doch dem Älteſten zufällt!“ meinte Herr von Gernopp, während ſeine Frau hinzufügte: „Bloß mit dem Unterſchied, Auguſt, daß ſie's nicht kriegt!“

Er konnte ſolche Anſpielungen auf ſeine Majoratsgründung nicht vertragen und entſchied daher, einmal energiſch werdend, Stephanie ginge mit, bei den übrigen möchte ſie es halten, wie ſie wollte. Und die Folge davon war, daß ſie beſchloß, von ihren eigenen Kindern nicht ein einziges auszunehmen.

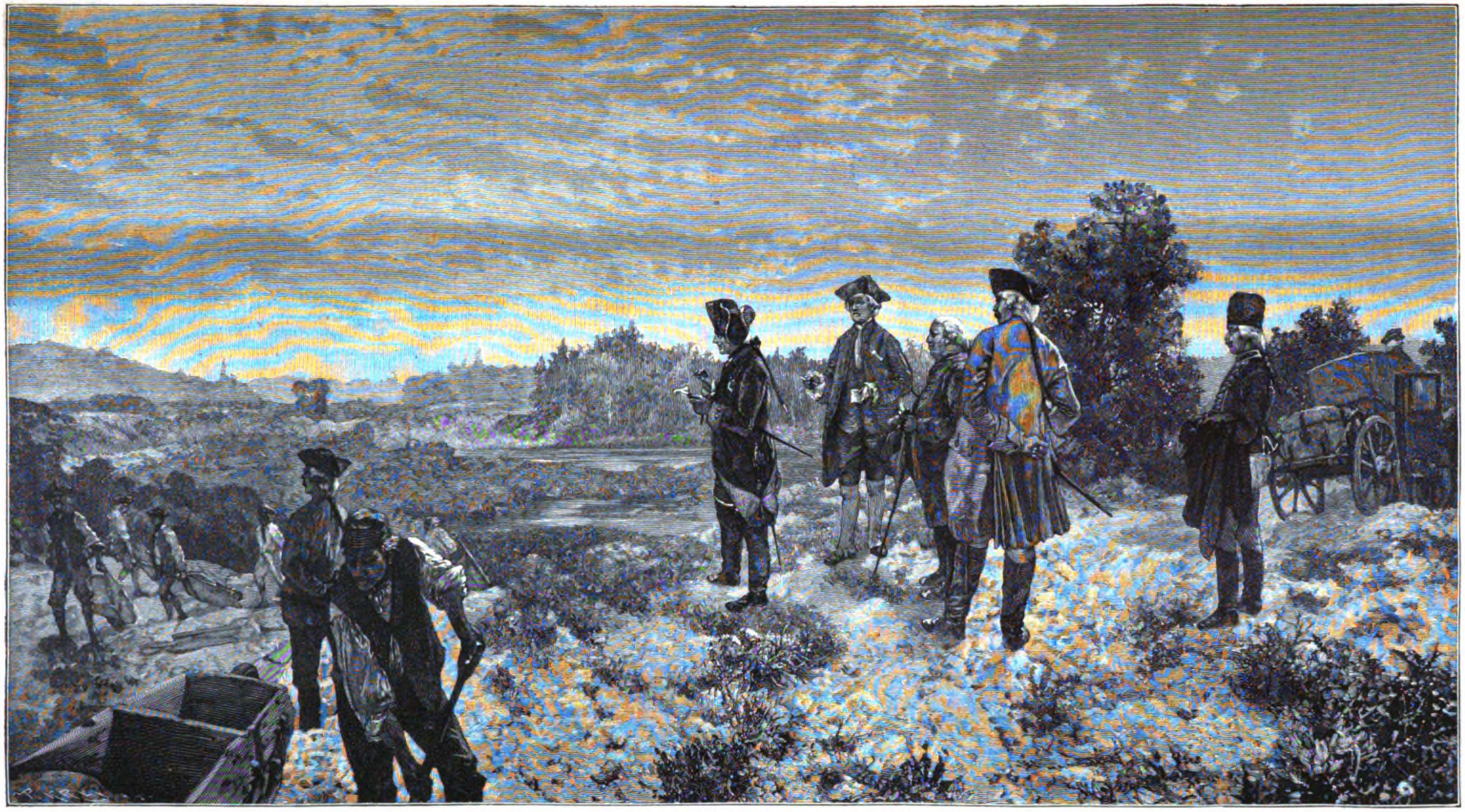
So fuhren denn Gernopps mit ſechs Töchtern nach Sebenbach. Die alte Kohlſtein, die durch Groß-Schmiemig ſowieſo mußte, nahm die beiden Radieschen mit. Daher brauchte nur der Landauer angeſpannt zu werden — ſehr zum Glück, denn für den Jagdwagen hätten Ackergäule genommen werden müſſen. Es war ſchönes warmes Wetter, ſo ging es ſehr gut, daß ſich Herr von Gernopp zum alten Kutſcher Heinrich auf den Bock ſetzte. Frau von Gernopp und Adda — die beiden ſtärkſten — nahmen auf dem Rückſitz, Lisbeth, Bertha und Stephanie auf dem Vorderſitze Platz. Lisbeth als Jüngſte mußte in der Mitte halb auf den Knieen der beiden anderen ſitzen und des Vaters Cylinder halten. Herr von Gernopp trug ſtatt deſſen bis Sebenbach eine Jagdmütze. „Damit ich mit dem ſchwarzen Anzug, weißer Krawatte und Cylinder nicht für den Diener gehalten werde!“ wie er meinte.

Das Feſt fand im Kaſino ſtatt, das ſich die Huſaren in einem Privathauſe eingerichtet hatten. Und da es ziemlich ſpät begann, ſo war es ſchon dunkel, als Gernopps ankamen. In der Garderobe wurde ſorgſam Toilette gemacht, die Falten vom Sitzen im Wagen glatt geſtrichen, Kopftücher und Umhänge abgelegt und die Friſur geordnet. An der Thür der Damengarderobe warteten ſchon Joachim und Egon auf ihre Verlobten mit Blumen in der Hand, die ſie ihnen beim Heraustreten überreichten. Dann ſchritten Gernopps in den Eßſaal des Kaſinos, der zum Tanzen eingerichtet worden war, und als der dichte Schwarm der ſechs Mädchen, zwei Eltern und zwei Verlobten eintrat, da wendeten ſich aller Blicke freundlich lächelnd nach dem Eingang.

„So denke ich mir den Einbruch der Hunnen!“ ſagte Leutnant von Warnitz zu Rittmeiſter von Pellbeck.

Oberſt von Meerling ging mit ſeiner großen ſtarken Frau den Gernopps entgegen und reckte ſich, ſo viel er konnte, um größer zu ſcheinen und äußerlich dem Anſturm gewachſen zu ſein. Zuerſt blieben die jungen Mädchen auf einen Haufen geballt, bald aber begannen ſie ſich etwas mehr auseinanderzuziehen, unter Einwirkung der Offiziere, die von allen Seiten kamen, um ihre Tanzkarten zu füllen. Nur die Radieschen wagten es nicht, ſich von einander zu trennen, und blieben ängſtlich zuſammengeklebt. Sie fanden den meiſten „Ankratz“, abgeſehen von den beiden Bräuten, denn faſt jeder näherte ſich ihnen mit dem Wunſche, auch einmal mit den „ulkigen kleinen Puppen“ zu tanzen.

Bei Stephanie ging es ſchon weniger gut. Leutnant von Warnitz erſchien wieder pflichtſchuldigſt und begann wie-



Friedrich der Große bei dem Austrocknen von Sümpfen. Nach dem Gemälde von C. Koch für das Teltower Ständehaus zu Berlin.

derum von der Temperatur zu ſprechen, ſtatt vom Quattrocento, vom Wege nach Groß-Schmiemig, ſtatt von den neueſten Forſchungsreiſen in Centralafrika, wie ſie erwartet hatte. Dann ließen ſich noch die beiden zukünftigen Schwäger je einen Tanz geben und endlich Rittmeiſter von Pellbeck eine Quadrille. Damit war es aber auch zu Ende, und Stephanie wandte ſich ganz ängſtlich an ihren Vater, ihr im geheimen zu helfen. Der wieder ſagte es Egon von Deyner.

(Fortſetzung folgt.)

Die Naturökonomie und die Ausbeutung der Kräfte durch die Energieübertragung.

Von Franz Bendt.

Die Gegenwart unterſcheidet ſich dadurch weſentlich von der Zeit unſerer Väter, daß es gelungen iſt, das Weſen der Naturkräfte zu entſchleiern und ſie ſelbſt in den Dienſt des Menſchen zu zwingen. Wo daher auch immer in der weiten Welt ſich Kräfte entwickeln — mögen ſie ſich im Falle des Waſſers, im Stoße der Luft oder in der Gewalt der Flut offenbaren — können ſie gebrauchstüchtig gemacht werden! Wir verehren heute in der Natur nicht nur das Schöne, ſondern daneben auch das Nützliche. Erſcheint doch dadurch das vielumworbene Ziel näher gerückt, allen Individuen die Möglichkeit zu verleihen, ſich an der Schönheit dieſer Welt zu erfreuen. Die moderne Naturwiſſenſchaft, und in ihrer Folge die Technik, tragen in ſich die Heilmittel gegen manche wirtſchaftlichen Leiden der Zeit. Sie ſind fähig, die Feſſeln, in denen das Menſchengeſchlecht ſchmachtet, wenn nicht zu löſen, ſo doch in ihrer Schwere zu mindern.

Die praktiſche Ausnutzung der Naturkräfte im Kleinen, iſt nicht neu. Wir erinnern nur an die Wind- und Waſſermühlen, deren erſtes Hervortreten ſich im Dunkel der Vergangenheit verliert. Eine wirklich planmäßige Ausnutzung der Energiemengen, die unſere Erde birgt, beginnt aber erſt mit dem Aufſchwunge der Naturwiſſenſchaft. — Es waren zunächſt die kondenſierten Sonnenſtrahlen, die als Kohlen im Schoße unſeres Planeten ruhen, welche zur Kraftausgabe gezwungen wurden. Es entwickelte ſich die Dampftechnik; und jedes Blatt der Geſchichte aus den erſten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts erzählt von der revolutionären Umwälzung, welche die Maſchine James Watt hervorrief. Die Dampftechnik leitete das Zeitalter des Verkehrs und der Induſtrie ein; aber unter ihrem Einfluſſe bildete ſich zugleich ein vierter Stand, und die ſoziale Frage trat als das rote Geſpenſt drohend in das Leben der Gegenwart ein. Die neuen Methoden der Kraftübertragung ermöglichen es vielleicht, dieſe Übel wiederum zu vernichten.

Die Länder ſind nicht gleich mit Naturkräften geſegnet. Die moderne Technik gibt die Mittel, einen Ausgleich der Kräfte herbeizuführen. So kann beiſpielsweiſe ein an Waſſerkräften reiches Land, wie die Schweiz, anderen Gebieten, die arm an ſolchen Quellen ſind, einen Teil ſeiner Energiemittel zuwenden. — Kraftübertragungen ſolcher Art wurden erſt ſeit der Erfindung der Dynamomaſchine durch den Großmeiſter der Elektrotechnik, Werner von Siemens, möglich. Eine Dynamomaſchine beſteht der Hauptſache nach aus zwei Teilen; aus einem feſten Gerüſt von Elektromagneten und aus einem beweglichen Teile, dem Anker. Wird dieſer durch irgend eine Kraft gedreht, dann entſtehen elektriſche Ströme. Ihre wunderbare Beweglichkeit geſtattet, ſie allüberall nach beliebigen Orten zu führen, wo ſie fähig ſind, Kraftformen jeder Art anzunehmen. So iſt der Waſſerfall, der hoch vom Fels in die Tiefe ſtürzt, im ſtande, wenn er mittels Turbinen den Anker einer Dynamomaſchine in Bewegung ſetzt, ſeine Kraft in Licht, Wärme, chemiſche Energie zu verwandeln. — Durch die Verbindung zweier Dynamomaſchinen vermag man ſogar mechaniſche Energie wiederum direkt in mechaniſche Energie umzuſetzen; d. h. die Arbeit, welche die Natur im Stoß des Waſſers u. dgl. leiſtet, meilenfern zu überführen und dort wiederum in Wirkſamkeit treten zu laſſen. Um das zu ermöglichen, verbindet man leitend durch Drähte den Anker einer Dynamomaſchine mit den Elektromagneten einer zweiten Dynamo. Wird der Anker der erſten Maſchine gedreht, ſo entſtehen, wie wir ſahen, Ströme, die, wenn ſie in die zweite Maſchine einfließen, den Anker derſelben zwingen, zu rotieren. So bietet die zweite Maſchine gleichſam ein Spiegelbild der erſten dar, gleichgiltig, ob ein Kilometer oder ob der Umfang unſerer Erde ſich dazwiſchen ausſpannt! Die Techniker bezeichnen die erſte Maſchine, die den Strom erzeugt, als den Generator, die zweite Maſchine, welche die bewegende Kraft empfängt, als den Motor.

In ſolcher Weiſe zwingt man beiſpielsweiſe den König der Waſſerfälle, den Niagara, die Städte im weiten Umkreiſe mit Licht zu verſorgen. Auch dürfte die Zeit nicht mehr fern ſein, wo in jenen — in Werkſtatt und Fabrikſaal, im Bergwerk und auf der Eiſenbahnſtrecke — einzig und allein er herrſcht! — In der Schweiz trägt man ſich jetzt mit der Durchführung ähnlicher Pläne. Schon im Mai 1892 erteilte der Große Rat den Gemeinden Nidau, Biel, Teuffelen, Hagenek, Erlach und Neuenſtadt die Konzeſſion zur Ausnutzung der Waſſerkraft, welche bei der Ableitung der Aare in den Bielerſee gewonnen wird. Sie entſpricht der reſpektablen Energie von 5000 Pferdeſtärken.

Um zu zeigen, in welcher Weiſe der elektriſche Strom zu allen möglichen Zwecken, der durch eine Waſſerkraft erzeugt wurde, dienen kann, dafür eignet ſich als vortreffliche Illuſtration eine Kraftübertragung zu Alt-Benatek in Böhmen. Die Waſſerkräfte, die hier zur Verfügung ſtehen, bewegen zwei mächtige Waſſerräder, von denen jedes eine Leiſtung von 200 Pferdekräften zu entwickeln vermag. Die Königin der Mechanismen, die Dynamomaſchine, die hierdurch ihren Antrieb erhält, veranlaßt in einer Entfernung von einem Kilometer die Beleuchtung eines Schloſſes, einer Brauerei und einer Zuckerfabrik. Eine zweite Dynamomaſchine ſendet wiederum ihren Strom viele Kilometer weit zu einer Anzahl Motoren, die Arbeitsmaſchinen aller Art in Bewegung ſetzen.

Auch die Luft, die über unſerem Haupte dahinſtreicht, kann gezwungen werden, uns Dienſte zu leiſten. So hat z. B. zu St. Lunaire der Beſitzer einer Villa ſein Heim vermittels eines praktiſch konſtruierten Windrades mit allem Komfort verſorgt, mit dem ſich der moderne Menſch ſo gern umgibt. Der Windmotor, der einen Durchmeſſer von etwa $3^1/_2$ Meter beſitzt und faſt 10 Meter oberhalb des Erdbodens auf dem Turme des Gebäudes angebracht iſt, bewirkt durch eine geſchickte Überführung den Betrieb einer Dynamomaſchine. Der elektriſche Strom, der ſich ſo bildet, wird in Accumulatoren aufgeſpeichert, die eine große Anzahl elektriſcher Glühlampen ſpeiſen und einen Elektromotor befähigen, das nötige Trink- und Gebrauchswaſſer auf das Dach des Hauſes in ein Reſervoir zu heben.

Nachdem die Methoden einmal gegeben und praktiſch erprobt ſind, um die Naturkräfte gebrauchstüchtig zu machen, ſchreckt der menſchliche Geiſt vor keiner Aufgabe zurück. Sir William Siemens' altes Problem z. B., die Flut, die an den Küſten brandet, den Erdenſöhnen zu erſchließen, ſcheint jetzt auch zu einem durchführbaren Plane gereift. Der Ingenieur Ducoeur unterbreitete, um das zu bewirken, der franzöſiſchen Regierung folgendes Projekt. Bei Havre befindet ſich ein Terrain von etwa 7000 Hektar, das von jeder Flut überſchwemmt und damit der Verwendung entzogen wird. Hier beabſichtigt der franzöſiſche Techniker, zwei Baſſins von entſprechender Größe zu bauen. In das eine ſtürzt bei der Flut das Waſſer über einen zu dieſem Zwecke errichteten Damm, aus dem anderen läuft es bei der Ebbe wiederum ab. An der Ein- und Austrittsſtelle ſollen Turbinen aufgeſtellt werden, die durch die Energie der Flut ihren Antrieb erhalten und Dynamomaſchinen befähigen, Strom zu entwickeln! Nach den Rechnungen Ducoeurs läßt ſich auf dieſe Weiſe eine Jahreseinnahme von etwa $8^1/_2$ Millionen Frank erzielen. Die elektriſchen Ströme beabſichtigt der Erfinder nach Paris zur Beleuchtnng der Hauptſtadt zu leiten. Nicht minder intereſſant iſt ein Vorſchlag des Hauptmanns a. D. Pleſſner. Er empfiehlt auf dem nicht verwendbaren Boden der Lüneburger Heide oder an gewiſſen von Dünenſand überſchütteten Flächen der Nordſeeküſte, kreisförmige viergeleiſige Eiſenbahnen von etwa 1000 Meter zu erbauen. Die Schienen ſollen Wagen tragen, welche mit mächtigen Segeln bewehrt ſind, die ſich gegen einander unter Winkeln von 45 Grad neigen. Der Wind zwingt die Wagen zum Rollen, und die ſo der Luft entzogene Kraft ſoll für Dynamomaſchinen Verwendung finden. — Erwägt man, daß bisher nur im geringen Maße ſolche Kraftäußerungen zur Ausnutzung gelangen, dann erkennt man, wie verſchwenderiſch die Natur arbeitet, und wie weit das Menſchenkind noch davon entfernt iſt, ſich als Herrn des Planeten fühlen zu können.

Der elektriſchen Kraftübertragung iſt ſeit etwa ſechs Jahren in der Druckluft ein Konkurrent entſtanden. Die Erfinder der neuen Methode ſind, und zwar unabhängig von einander, Viktor Popp in Paris und Sturgeon in Birmingham. Die Pariſer Anlagen, welche in ſehr ausgedehnter Form durchgeführt wurden, können als vorbildlich für ähnliche Kraftübertragungsanlagen gelten. Die Arbeiten der Druckluftanlagen vollziehen ſich, in großen Zügen betrachtet, etwa in der folgenden Weiſe. Mittels Dampfmaſchinen wird in Cylindern — den ſogenannten Kompreſſoren — Luft verdichtet, und das mit innerer Spannkraft begabte Gas in mächtigen Windkeſſeln aufbewahrt. An ſie ſchließt ſich ein Röhrennetz an, welches durch die ganze Stadt führt und die Luft zu den Cylindern von Maſchinen leitet, die etwa der Dampfmaſchine entſprechen. Betreibt in der Dampfmaſchine der Dampf den Kolben, ſo veranlaßt dasſelbe bei der Poppſchen Übertragung die geſpannte Luft. Eine große Anzahl von Vorrichtungen dienen dazu, den Druck auf einer gewiſſen mittleren Höhe zu erhalten. Die geſchilderte einfache Dispoſition leidet aber an einem fundamentalen Fehler. Tritt z. B. die im Winter ſtark erkältete Luft in den Cylinder ein, ſo wird ſie ſich durch die plötzliche Ausdehnung, welche ſie bei der Bewegung des Kolbens erleidet, ſo ſtark abkühlen, daß die Gefahr des Gefrierens eintritt. Popp hat dieſen Übelſtand durch einen Vorwärmer gehoben, den er jeder Maſchine vorſetzt; eine Einrichtung, über deren wirtſchaftliche Berechtigung die Techniker ſehr verſchiedener Meinung ſind. In Paris iſt, wie wir ſchon bemerkten, die Kraftübertragung durch Druckluft in größter Form zur praktiſchen Durchführung gelangt. Sie dürfte aber kaum im ſtande ſein, ihrer gewaltigen Schweſter, der elektriſchen Kraftübertragung, auch fernerhin Konkurrenz zu machen. Um gerecht zu ſein, wollen wir übrigens feſtſtellen, daß für Bergwerke, in Feſtungen und in einigen Induſtriezweigen die Druckluft dadurch ſehr ſchätzenswert iſt, daß ſie den Räumen fortdauernd friſche kühle Luft zuführt. In Paris werden beiſpielsweiſe in der Bourse de la Commerce die Aufbewahrungskammern für Lebensmittel, im Intereſſe der Konſervierung, mit Druckluft beſchickt.

Es iſt nunmehr die Aufgabe des Technikers, jede Kraft, welche die Natur darbietet und die uns zugänglich iſt, in der Weiſe umzuwandeln, daß ſie dem Menſchengeſchlechte dienſtbar und nützlich werde. Das Ziel iſt erreicht, wenn keine Naturkraft ſich ungenutzt entwickelt. So führt gewiſſermaßen die Naturwiſſenſchaft und in ihrer Folge die Technik zu einer neuen Wiſſenſchaft, der Naturökonomie, die in Zukunft einen fundamentalen Teil der Nationalökonomie bilden muß. Will man ſtreng in ſeiner Forderung ſein, ſo hat beiſpielsweiſe der Landwirt den Windzug, der unverwendet über ſeinem Hauſe dahinſtreicht, und den Waſſerfall, der, ohne Nutzen zu bringen, zu Grunde ſtürzt, als einen Verluſt zu buchen. Welche Kraftmengen ſich auf unſerer Erde entwickeln, dafür können als ein prächtiges Beiſpiel die Niagarafälle gelten, deren wir bereits gedachten. Nach einer Rechnung, die von Wilhelm Siemens, dem Bruder unſeres vor Jahresfriſt geſtorbenen Werner, angeſtellt wurde, entwickelt allein der Hauptfall eine Kraft, die 16 800 000 Pferdeſtärken gleichkommt. Sollte dieſe ungeheure Energiemenge durch Dampf erzeugt werden, ſo würden hierzu im Jahre 266 000 000 Tonnen Kohlen notwendig ſein. Die geſamte Kohlenmenge, die auf unſerem Planeten zu Tage gefördert wird, erreicht dieſe Zahl nicht. — Wir haben übrigens nicht nötig, wenn wir die Kraftfülle der Natur ſchildern wollen, bis zu den Amerikanern zu gehen, entſprechen doch beiſpielsweiſe die geſamten Waſſerkräfte der Schweiz $4^1/_2$ Millionen Pferdeſtärken.

Ein zweiter, vielleicht nicht minder bedeutungsvoller Fortſchritt, den die Kraftübertragung darbietet, liegt darin, daß ſie zur Centraliſation leitet. Schon jetzt wird bekanntlich in den Großſtädten, zumeiſt in Centralſtationen, Elektrizität im Großen erzeugt und die Ströme dann im Intereſſe der Beleuchtung durch Kabel nach allen Richtungen der Stadt geſendet. Seit kurzem werden die Ströme auch zum Betriebe von Elektromotoren verwendet, von denen wir oben bereits ſprachen. Der Elektromotor zeichnet ſich vor der Dampfmaſchine dadurch aus, daß er ohne Rauch und Ruß und faſt geräuſchlos arbeitet, daß jede Feuersgefahr ausgeſchloſſen iſt, und daß man daher zu ſeiner Aufſtellung keines Unterbaues und keiner polizeilichen Erlaubnis bedarf. Man darf den Elektromotor geradezu als eine ideale Arbeitsmaſchine bezeichnen. Jedoch auch in wirtſchaftlicher Beziehung ſteht der Kraftübertragung mit Hilfe des Elektromotors eine große Zukunft bevor. Durch die Dampftechnik wurde ſeinerzeit die Großinduſtrie begründet, und hierdurch nach und nach das Handwerk erdrückt. Großmaſchinen arbeiten relativ billig, und der menſchliche Muskel iſt nicht im ſtande, mit der Maſchine zu konkurrieren! Die ſozialen Übel, von denen das weſentlichſte in der Bildung eines abhängigen Arbeiterſtandes beſteht, dürften durch die geſchilderte Centraliſation der Kräfte und durch die Energieübertragung zu heilen ſein. Die Centrale überſendet jedem Abnehmer Kraft zu dem gleichen Preiſe, wie ſie ſonſt nur der Kapitaliſt zu erwerben vermag; und durch den Elektromotor können ohne koſtſpielige Fabrikbauten dieſe Kräfte gebrauchstüchtig gemacht werden. Man hat es häufig bedauert, daß das Kunſthandwerk nicht mehr im ſtande iſt, mit der Fabrikarbeit gleichen Schritt zu halten. Mit Hilfe der neuen geſchilderten Methoden dürfte nunmehr ein neuer Aufſchwung im Gebiet des Handwerkes zu erhoffen ſein.

Bei dem rieſenhaften Anwachſen des Menſchengeſchlechtes hat der vorſichtig rechnende Ingenieur nunmehr auch auf eine möglichſt ökonomiſche Verwendung der gegebenen Kraftmengen zu denken. Im Jugendalter unſeres Geſchlechtes nahm das Individuum planlos, faſt ſpielend, wie es Kinderart iſt, aus der Überfülle des Gegebenen, was zunächſt lag, um es halb gebraucht zu verwerfen. — Wir Nachgeborenen ſind gezwungen, ſparſam zu wirtſchaften und auch aus den Abfällen früheren Reichtums Schätze zu münzen. — Aber auch die heutige Technik arbeitet noch verſchwenderiſch. So werden z. B. von der ſonſt ſo hoch entwickelten Dampfmaſchine nur zehn Prozent der verbrannten Kohle thatſächlich ausgenutzt; neunzig Prozent gehen durch Ausſtrahlung und durch den Schornſtein verloren. — Durch den neueſten Zweig der angewandten Naturwiſſenſchaft, der Elektrochemie, iſt man ſeit einiger Zeit zur kalten Verbrennung der Kohle in elektriſchen Gasbatterieen gelangt, welche einen Nutzen von etwa dreißig Prozent geſtattet. Es iſt mit Gewißheit zu erwarten, daß man dieſe Neuerung nur als den erſten Schritt auf dem erſchloſſenen Gebiete zu betrachten hat. Die Zeit dürfte nicht mehr fern ſein, wo in unſeren Werkſtätten und Fabriken kein Rauch mehr die Luft verdirbt, und keine Hitze mehr den Arbeiter beläſtigt, ſondern die Kohle mittels kalter Verbrennung in Form elektriſcher Ströme ihre Arbeit verrichtet. Bei der Aufſtellung des großen Kraftbudgets hat alſo nunmehr der Techniker alle Kraftäußerungen, die wir in der Natur beobachten, mit in die Rechnung zu ziehen. Daß keine Energie ſich ungenutzt entwickelt, daß kein Reſt bleibt ohne Verwendung, das iſt das ideale Ziel der Naturökonomie.

Gemeinnützige Anſtalten für deutſche Lehrerinnen und Erzieherinnen.

Von Direktor Dr. Gotthold Kreyenberg in Iſerlohn.

(Abdruck verboten.)

Feierabendhaus zu Steglitz bei Berlin.

Feierabendhaus zu Kleinburg bei Breslau.

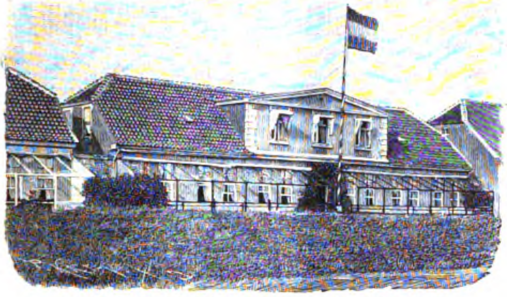
Wohl kein Stand hat ſich neuerdings ſo günſtig und in verhältnismäßig kurzer Zeit aus einem vielfach verkannten zu einem allgemein geſchätzten, weil zielbewußt wirkenden, herausgebildet, wie derjenige der Lehrerinnen. Dieſe haben die goldenen Worte aus dem Wilhelm Tell: „Wir könnten viel, wenn wir zuſammenſtünden“ oder: „Verbunden, werden auch die Schwachen mächtig“ beherzigt und praktiſch auf ſich ſelber angewendet, indem ſie ſich zu Vereinen zuſammenthaten, Fachorgane gründeten, gemeinnützige Einrichtungen ſchufen und hauptſächlich durch eine trefflich arbeitende Stellenvermittelung für ihr gegenſeitiges Fortkommen ſorgten. Vor allem auch auf Grund der gedeihlichen beruflichen Thätigkeit der Lehrerinnen ſind ihre Erfolge nicht ausgeblieben. Vor noch ungefähr zwei Jahrzehnten ſchrieb Marie Calm in einer Broſchüre über „die deutſche Lehrerin“: „Wir kennen viele Lehrerinnen, die im Alter darben; wir kannten ſolche, die in Armut und Not geſtorben ſind.“ Seither haben ſich die Verhältniſſe zwar weſentlich gebeſſert. Jedoch nur ein beſchränkter Teil der deutſchen Lehrerinnen kann feſte Stellungen erringen; und dann ſind ſelbſt dieſe keineswegs ſo einträglich, daß, namentlich bei früher eintretender Dienſtunfähigkeit, das entſprechende Ruhegehalt ſtets eine ſorgenfreie Exiſtenz verbürgt. In der Regel aber verbraucht ſich die Kraft der Lehrerin viel ſchneller, als die des Lehrers. Völlig unſicher ſcheint jedoch noch immer die Zukunft der Lehrerinnen an Privatſchulen oder der Klavier-, der Zeichenlehrerinnen, der Kindergärtnerinnen ꝛc., falls nicht beſondere Vorkehrungen getroffen ſind. Und wie geſtaltet ſich das Schickſal der Erzieherinnen, ob ſie nun ins Ausland gingen, um dort vielleicht eine Art Kulturmiſſion auf einem entlegenen Poſten zu erfüllen, oder ob ſie im Lande blieben und einer Familie nach der anderen dienten? Schließlich alt und müde, öffnet ſich ihnen in den ſeltenſten Fällen ein Heim!

Daß hier Notſtände noch bis auf den heutigen Tag vorliegen, wird niemand zu beſtreiten wagen, auch wenn keine ſtatiſtiſchen Hilfstruppen im beliebten Parademarſch aufziehen. Vieles iſt bereits geſchehen, um eine Beſſerung herbeizuführen. Aber die thatkräftige Menſchenliebe darf gerade auf ſolchem Gebiete nimmer ruhen. Deshalb ſei zur Erweckung des weiteren Intereſſes für dieſe Beſtrebungen im Nachſtehenden der bisherige Verlauf derſelben mit ſeinen ſchon recht erfreulichen Ergebniſſen kurz geſchildert.

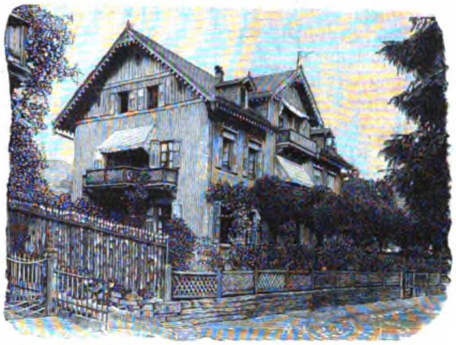
Nach einigen älteren Einrichtungen, wie die im Jahre 1862 zu Berlin gegründete Amalie Stubbe-Stiftung, welche ſich aber mit der Zeit als unzureichend erwieſen, geſchah die erſte Anregung, für das Alter der Lehrerinnen in größerem Stile zu ſorgen, auch damals, als die deutſchen Mädchenſchulpädagogen zu einer erſten Verſammlung 1872 in Weimar behufs Förderung der höheren Mädchenſchulen zuſammentraten. Zwar nicht ſchon hier, indes wenig ſpäter auf dem zu Eiſenach ſtattfindenden Frauentage, vor den die Angelegenheit als Frauenſache auch zunächſt gehörte, brachte Schreiber dieſes die „Gründung eines Penſionsfonds für deutſche Lehrerinnen und Erzieherinnen“ kurz zur Sprache. Nicht lange darauf hatte er die Freude, eine verwandte Anregung in einem weſtdeutſchen Blatte zu finden. Ein evangeliſcher Lehrerinnenverein in Rheinland-Weſtfalen nämlich, aus dem nachher der Wilhelm-Auguſta-Lehrerinnenverein entſtand, erſtrebte die Anſammlung eines Fonds zur Errichtung eines Heims für arbeitsunfähige oder nur erholungsbedürftige Kolleginnen. Danach ſcheint, daß die Idee der „Feierabendhäuſer“ für Lehrerinnen nicht zuerſt dem Kopfe oder vielmehr dem Herzen der Oberlehrerin an der königlichen Auguſtaſchule in Berlin, Fräulein Jeanne Mithène, entſprang, ſondern ſchon vorher im Weſten erwogen war. Noch wahrſcheinlicher freilich iſt, daß dieſe Idee, wie ſo manche andere zeitgemäße der Gegenwart, gleichſam in der Luft lag und gerade damals an mehreren Stellen zugleich gefaßt wurde.

Feierabendhaus zu Waren in Mecklenburg-Schwerin.

Feierabend- und Erholungshaus zu Gandersheim.



Erholungshaus für Lehrerinnen zu Norderney.



Feierabendhaus zu Baden-Baden.

Aus verſchiedenen Kundgebungen, ſo namentlich der einer ungenannten ſchleſiſchen Erzieherin in der Teubnerſchen Zeitſchrift für weibliche Bildung zu Anfang des Jahres 1874, iſt erſichtlich, daß die Lehrerinnen zur Begründung der Penſionskaſſe an eine Vereinigung von Selbſthilfe und Unterſtützung aus denjenigen Kreiſen dachten, für die eine Art von moraliſcher Verpflichtung wohl vorlag. Dieſe Kreiſe mit der ganzen Angelegenheit bekannt zu machen, verſuchte ein „Wort an die deutſchen Frauen,“ das, in Familienblättern und politiſchen Zeitungen abgedruckt, die „Ehrenpflicht“ der deutſchen Frauen hervorhob, für die gute Sache einzutreten. Gab doch die damalige Kronprinzeſſin des Deutſchen Reiches das beſte Beiſpiel, indem ſie auf die Bitte des rheiniſch-weſtfäliſchen Vereins für das Töchterſchulweſen das Protektorat über die zu jener Zeit in der Gründung begriffene „Allgemeine Deutſche Penſionsanſtalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen“ am 14. Juli 1874 übernahm. Das Statut der Anſtalt wurde am 15. Oktober 1875 landesherrlich beſtätigt. Noch heute iſt Kaiſerin Friedrich Protektorin derſelben.

Auch bei dieſer größten und in ihrer Art erfolgreichſten der gemeinnützigen Veranſtaltungen für Lehrerinnen iſt die Verbindung von Selbſthilfe und Unterſtützung der rote Faden des Gewebes, obſchon für die eigentliche Penſionskaſſe das Prinzip der Selbſthilfe der Lehrerinnen vorherrſcht und auch vorherrſchen muß. Eine Lehrerin, die ihr Lebenlang von ihrem beſten Beſitztum hatte geben und immer wieder geben müſſen, konnte ſelbſt in ihrem Alter nicht nehmen, wenigſtens nicht willkürliche Unterſtützungen, ohne der eigenen Würde etwas zu vergeben. Daher ſollte und mußte die Penſionskaſſe an ſich werden, wie R. von Gneiſt ſagte, welcher der Anſtalt als ſtellvertretender Vorſitzender des Kuratoriums angehört, „die gemeinſame Inſtitution eines kräftig aufblühenden, ehrenvollen Berufsſtandes.“ Dieſer Teil ruht alſo auf ſtreng rechnungsmäßiger Grundlage. Jedoch neben ſolchem feſten Teile der Anſtalt beſtand von vornherein ein beweglicher, ein Hilfsfonds, um älteren Lehrerinnen die Beiträge zu erleichtern, in Fällen von Krankheit und augenblicklicher Not die Mitglieder zu unterſtützen 2c., der jetzt jährlich 14500 Mark zu verteilen hat. Zur Fundierung desſelben wurden in vielen deutſchen Städten, meiſtens auf Anregung aus Töchterſchulkreiſen, Bazare, Jahrmärkte, Verloſungen veranſtaltet, ſo ein Bazar im Prinzeſſinnenpalais zu Berlin im November 1876, zu dem aus ganz Deutſchland wohl 8000 Geſchenke eingeſandt waren, und der einen Reinertrag von etwa 30 000 Mark ergab. Durch die Veranſtaltungen in den anderen Städten kamen 105 000 Mark zuſammen. Der in dieſer Weiſe geſicherte Hilfsfonds erhielt ſpäter einen namhaften Zuwachs durch die Großmann-Stiftung, das Vermächtnis einer Schulvorſteherin. So hat die Anſtalt, unter kundiger Leitung, den auf ſie geſetzten Hoffnungen entſprechen können. An ihrer Spitze ſteht ein Centralverwaltungsausſchuß, deſſen Direktor ſeit Gründung des Inſtituts bis zu ſeinem vor kürzerer Zeit erfolgten Tode der Wirkliche Geheime Rat Greiff war; ſtellvertretender Direktor iſt Schulvorſteher a. D. Stäckel in Berlin. Außerdem wirkt ein Kuratorium. In den einzelnen Landesteilen ſind Bezirksverwaltungsausſchüſſe thätig. Ende 1893 zählte die Anſtalt 2679 Mitglieder. Der Penſionsfonds betrug annähernd 4 Millionen Mark. Über 350 Mitglieder beziehen bereits Penſion.

Feierabendhaus zu Wiſſen a. d. Sieg.

Wenn nun auch „alle im Deutſchen Reiche geborenen oder naturaliſierten, von einer deutſchen Behörde geprüften — oder auch ſtaatlich zugelaſſenen — wiſſenſchaftlichen oder techniſchen Lehrerinnen, einſchließlich Kindergärtnerinnen, ohne Rückſicht auf den Ort ihrer Wirkſamkeit, ohne Rückſicht des religiöſen Bekenntniſſes, ob ſie verheiratet ſind oder nicht, — ſofern ſie das fünfzigſte Lebensjahr noch nicht überſchritten haben,“ der Anſtalt beitreten könnten, ſo fehlt es doch häufig am nötigſten! Oder die zu erſchwingende Penſion iſt ſpäter zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel! Daher durften die Penſionskaſſen nicht die einzigen Einrichtungen bleiben, um den Lehrerinnen Beiſtand zu leiſten. Sehr erſprießlich wirken hierfür auch die neuerdings entſtandenen Krankenkaſſen, und zwar um ſo ſicherer, je mehr ſie unter einheitlicher Leitung ſtehen. Eine weſentliche Ergänzung der Penſionskaſſe bildet aber das herrliche Inſtitut der „Feierabendhäuſer“; oder dieſe haben die erſtere nicht ſelten zur Vorausſetzung.

Deſſenungeachtet erfuhr gerade die Idee der Feierabendhäuſer für Lehrerinnen manche Anfechtung, obgleich Stifte für weibliche Standesangehörige, adelige und bürgerliche, letztere Anſtalten auch wohl von den Beguinen gegründet, doch gar nichts Ungewöhnliches waren. Aber man glaubte hier vor einem ſozialen Experiment zu ſtehen, das ebenſo gut auch mißglücken könnte, weil alte Lehrerinnen, von ihrer früheren Thätigkeit her ans Herrſchen gewöhnt, ſich ſchwer dem nötigen Zwange fügen und überhaupt in einer engeren Gemeinſchaft nicht friedlich leben würden. Die bisherigen Erfahrungen haben nun dieſe Beſorgniſſe glänzend widerlegt. In der That hatte aber die ſchon genannte Vorkämpferin für die Sache der Feierabendhäuſer, Fräulein Jeanne Mithène, zuerſt doppelte Schwierigkeiten zu überwinden. Vielleicht brachte ſie auch deswegen die ganze Idee noch nicht ſo zur Ausführung, den gerade hauswirtſchaftlich manchmal wenig geübten Damen die Sorgen nach dieſer Richtung gänzlich abzunehmen und ihnen die volle Häuslichkeit zu bieten. In der Hinſicht war folglich die Sache noch entwickelungsfähig und iſt auch ſpäter erfreulich ausgeſtaltet worden, unbeſchadet des bleibenden Verdienſtes der nie ermüdenden Jeanne Mithène, die bahnbrechend gewirkt und das erſte deutſche Feierabendhaus für Lehrerinnen, zu Steglitz bei Berlin, gegründet hat. Es war ihr Werk und das des Berliner Vereins deutſcher Lehrerinnen und Erzieherinnen, den ſie leitete, welcher auch ein namhaftes Kapital hergab und das Haus weiter unterſtützt. Ein in den Feſtſälen des Berliner Rathauſes veranſtalteter Bazar brachte, obſchon er gleichzeitig mit dem oben erwähnten ſtattfand, 38 000 Mark ein. Bedeutende Geſchenke vermehrten den Baufonds, und da die Berliner Kaufherren Gebrüder Schultze ein Grundſtück in Steglitz unentgeltlich überlaſſen hatten, konnte 1878 das Haus erbaut werden, deſſen feierliche Einweihung am 14. Juni 1879 ſtattfand.

Noch unter freundlicher Führung des unlängſt heimgegangenen Fräuleins Mithène ſelbſt beſuchte ich vor einigen Jahren das Steglitzer Haus, welches am äußerſten Ende des bekannten Berliner Vororts liegt und darum einen freien Ausblick über eine freundliche Landſchaft geſtattet. Zum Hauſe gehört ein geräumiger Garten. Die zweiunddreißig Stellen ſind beſetzt. Aus der Zahl der Stiftsdamen wird eine Oberin gewählt — es iſt ſchon ſeit längerer Zeit Fräulein Franz — welche aber hauswirtſchaftliche Verpflichtungen nicht zu übernehmen hat. Jede Dame erhält zur koſtenfreien Benutzung zwei mit Heizvorrichtung bezw. Kochgelegenheit verſehene freundliche, wenn auch nicht große Zimmer, für deren Reinigung, Beleuchtung und Heizung ſie zu ſorgen hat, da das Haus koſtenlos nur eine tüchtige Quantität Preßkohlen liefert. Frei iſt ebenfalls die ärztliche Behandlung. Die Mahlzeiten außer dem Mittageſſen pflegen ſich die Damen ſelbſt zuzubereiten. Dieſes wird durch die Frau des Hauswarts zum Preiſe von 40 Pf. für die Wochentage, 50 Pf. für den Sonntag hergeſtellt und nach dem Beiſpiel der neueren Feierabendhäuſer auch wohl gemeinſam im Saale eingenommen. Sämtliche Damen, mit denen ich damals ſprach, fühlten ſich behaglich. Verwaltet wird das Haus von einem aus neun Mitgliedern beſtehenden Kuratorium in Berlin. Das Eintrittsgeld beträgt 400 Mark.

Ähnlich iſt das zweite Feierabendhaus, das ſchleſiſche Lehrerinnenſtift zu Kleinburg bei Breslau, eingerichtet, nur daß hier ſelbſt ein Eintrittsgeld nicht erhoben wird. Ferner ſcheint in dieſem Heim der Charakter der Gemeinſchaft noch weniger ausgeprägt, weil eine Vereinigung bei den Mahlzeiten noch gar nicht ſtattfindet, wenn auch die gemeinſamen Räume nicht ganz fehlen. Dagegen hat jede der neunzehn Damen — das Haus iſt eigentlich für achtzehn beſtimmt, es war aber möglich, noch eine unterzubringen — eine ziemlich große Stiftswohnung, nämlich ein zweifenſtriges Wohn- und ein einfenſtriges Schlafzimmer, deſſen Ofen mit Kocheinrichtung ausgeſtattet iſt. Die Reinigung und Heizung der Zimmer, ſowie die Bedienung der Damen geſchieht von ſeiten des Hauſes; auch der Arzt iſt frei, die Arznei nicht. Wie in Steglitz, wird eine Vertrauensdame aus der Zahl der Stiftsdamen ernannt, zur Zeit Fräulein Reymann. Auch ſie hat nichts mit dem eigentlichen Haushalte zu thun. Das Mittageſſen liefert auf Wunſch der Hausverwalter zu 50 Pf., falls die Damen nicht vorziehen, ſich ganz ſelbſt zu beköſtigen. Das Stift, ein ſtattliches, obſchon eigentlich erſt zur Hälfte vollendetes Heim, wurde 1882 von den auf nicht mehr ungewöhnlichem Wege durch einen Bazar, Konzerte ꝛc. geſammelten Geldern erbaut. Es kommt ſolchen in Schleſien geborenen oder dort wirkenden Lehrerinnen zu gute, die mit Perſonen aus anderen Ständen zu einer das Inſtitut erhaltenden Stiftungskaſſe beiſteuern. Die Provinz gibt einen Jahreszuſchuß von 1500 Mark. Kleinburg, im Süden Breslaus, iſt mit dieſem durch die Pferdebahn verbunden und wird von einer wohlhabenden Bevölkerung bewohnt, die dort ihre von Gärten umgebenen Villen beſitzt. Inmitten dieſer Landhäuſer liegt das Feierabendhaus.

Das dritte derartige Inſtitut, zu Gandersheim im Herzogtum Braunſchweig, die erſte Schöpfung des ſchon genannten, gelegentlich der goldenen Hochzeit des Deutſchen Kaiſerpaares neu gebildeten „Wilhelm-Auguſta-Lehrerinnenvereins,“ ging nun einen weſentlichen Schritt weiter, indem die arbeitsmüden Lehrerinnen außer freier Wohnung, Heizung, Beleuchtung und ärztlicher Behandlung auch vollen Unterhalt gegen ein Eintrittsgeld von 300 Mark und eine jährliche Zahlung desſelben Betrags erhalten. Thatſächlich wird nicht einmal in allen Fällen die ganze Summe entrichtet; auch beſteht eine Freiſtelle. Der Sitz und Gerichtsſtand des Vereins, deſſen Vorſtand aus fünfundzwanzig Perſonen beſteht, befindet ſich in Weſtfalen, wo Superintendent König zu Witten den Vorſitz und Kaufmann G. Banſi zu Bielefeld die Kaſſe führt. Das „Wilhelm-Auguſta-Stift“ aber wurde, nachdem die im Statut geforderte Summe von 30 000 Mark zuſammengebracht war, im Herzen Deutſchlands, an der Wirkungsſtätte der berühmten Stiftsdame Hroswitha, erbaut und am Pfingſtdienſtage 1883 feierlich eröffnet. Das auf der Höhe nordöſtlich hinter der Stadt am Saume von Buchenwaldungen freibelegene, eine Zier der Gegend bildende Heim umfaßt zweiundzwanzig heizbare Zimmer, zwölf im unteren, zehn im oberen Stockwerk, außerdem einen Saal und Veranden. Im Souterrain befinden ſich Küche und Speiſekammer, Kellergelaſſe ꝛc. Die achtzehn Stiftsſtellen ſind vollbeſetzt. Auch im Dachgeſchoß mit ſeinen ganz freundlich eingerichteten Logierzimmern herrſcht während der Ferien ein reges Leben, da dieſes Haus ſich das Ziel inſofern noch weiter ſteckte, als es auch für die jüngeren Lehrerinnen ein Erholungshaus ſein will, und ſolche Vereinsmitglieder zu einem billigen Preiſe (2 Mk. für den Tag) außer der Wohnung gute Verpflegung empfangen. Sodann liegt am Fuße des Stiftsgartens das heilkräftige, den Stiftsbewohnerinnen beſondere Vorteile bietende Herzog-Ludolfsbad. Eine angeſtellte Oberin, Fräulein E. Hindorf, leitet das Ganze und ſorgt, unterſtützt von einigen Stiftsdamen, die freiwillig einzelne Ämter übernommen haben, für das Wohl der Hausgenoſſinnen. Freilich zieht es die jüngeren Lehrerinnen noch mehr in das vom Verein 1890 gegründete Erholungshaus zu Norderney, welches ihnen zu dem Penſionspreiſe von täglich nur 2 Mark 50 Pf. (3 Mk. 50 Pf. für Nichtmitglieder) die Vorzüge eines Weltbades neben noch anderen Vorteilen gewährt. Das dortige Lehrerinnenheim, deſſen Vorſteherin in der verfloſſenen Saiſon Fräulein O. Brinkmann war, vermag etwa zwanzig Damen aufzunehmen. Dasſelbe liegt in der Marienſtraße unfern der Landungsbrücke auf der vor Seeſtürmen wie vor dem allzu lebhaften Badeverkehr bewahrten ſüdlichen, durch erquickendes Grün verſchönten Seite des Eilandes und findet von Jahr zu Jahr lebhafteren Zuſpruch. Die dritte Schöpfung des Wilhelm-Auguſta-Lehrerinnenvereins iſt ein neues, in der reizvollen Gegend des Siegthals zu Wiſſen an der Bahn Deutz—Gießen belegenes Feierabend- und Erholungshaus „Friedheim“, bei deſſen Herrichtung durch den Kölner Baumeiſter Kurth manche Erfahrung auf dieſem Gebiete Verwertung fand. Der 14. Oktober 1894 war der Tag der Weihe. Zwanzig bis zweiundzwanzig Lehrerinnen finden unter den Gandersheimer Bedingungen ſtändig Aufnahme, vorläufig auch Damen anderer Kreiſe. Oberin iſt Fräulein Körting.

Das Feierabendhaus zu Waren in Mecklenburg verdankt dem mecklenburgiſchen Verein für das höhere Mädchenſchulweſen und in demſelben nicht zuletzt der Schulvorſteherin in Waren, Fräulein A. Sprengel, ſeine Entſtehung. Genannte Stadt ſchenkte auch ein geeignetes, am See Tiefwaren idylliſch gelegenes Baugrundſtück. Das Haus wurde bereits am 4. Oktober 1891 ſeiner Beſtimmung übergeben. Dieſes Heim ſorgt für achtzehn emeritierte Lehrerinnen ungefähr in der Art, wie Gandersheim; nur verfügen ſie, wie auch in Wiſſen, über größere Räume. Das Stift iſt ebenfalls Erholungshaus.

Das anſehnliche, unter dem Protektorate der Deutſchen Kaiſerin ſtehende Auguſte-Viktoriaſtift zu Straßburg i. E., vom Verein des Elſaß-Lothringiſchen Lehrerinnenheims gegründet (Vorſitzende Frau Landgerichtsrat Burguburu), begann 1895 ſeine Thätigkeit. Der verdienſtvolle Verein chriſtlicher Lehrerinnen in Göttingen unter Leitung von Fräulein O. Mejer legte am 26. April 1894 den Grundſtein zu ſeinem Feierabendhauſe, welches demnächſt eröffnet wird. In Wolfenbüttel iſt die Vorſteherin der Schloßanſtalten, Fräulein Vorwerk, in Danzig, in Thüringen und Heſſen ſind die Lehrerinnen rüſtig an der Arbeit, ſolche Heime zu errichten.

Gemeinnützige Inſtitute, die mehr dem zeitweiligen Aufenthalte von Lehrerinnen dienen, wenn auch der ſtändige nicht ausgeſchloſſen iſt, ſind die Lehrerinnenheime zu Dresden, Cranachſtraße 11 (Hausverwalter Stadtſchulrat Dr. Prietzel), zu Friedrichshafen am Bodenſee und vor allem zu Lichtenthal bei Baden-Baden, wo in entzückender Umgebung die dem Verein badiſcher Lehrerinnen gehörende Villa Marie, nach der Protektorin Prinzeſſin Wilhelm von Baden ſo genannt, den Vereinsmitgliedern für den Penſionspreis von 1 Mk. 50 Pf. bis 2 Mk. 50 Pf. das ganze Jahr offen ſteht; dicht daneben ſoll noch ein beſonderes Feierabendhaus gebaut werden. Endlich möge das Erholungshaus zu Böllinghauſen bei Soeſt Erwähnung finden, obſchon es nicht allein für Lehrerinnen beſtimmt iſt.

Sogar in London, Paris und anderen Großſtädten des Auslandes ſind blühende gemeinnützige Anſtalten für die deutſchen Lehrerinnen vorhanden. Wenn alſo vor Jahren die Schriftſtellerin Meta Wellmer auf die deutſchen Lehrerinnen und deren Zukunft das Dichterwort anwendete: „Was nützt das Schwimmen, wenn kein Ufer winkt?“ — ſo grüßt, wie wir ſehen, jetzt ſchon mancher Strand, der aber häufig ſelbſt den Beteiligten noch ſehr unbekannt iſt. Daher erſcheint die Gründung eines „Allgemeinen deutſchen Verbandes der gemeinnützigen Anſtalten für Lehrerinnen“ als Centralauskunftsſtelle und zum gegenſeitigen Austauſch der Erfahrungen zunächſt geboten.

Die erſten Schuhe.

Erzählung von B. Renz.

(Abdruck verboten.)

Die „feindlichen Brüder“ hieß man ſie in der ganzen Stadt, und wenn mein Vater von ihnen ſprach, dann ſchüttelte er immer unwillig den Kopf und meinte: „Noch dazu Zwillingsbrüder! Die beiden alten Menſchen ſollten doch endlich vernünftig werden.“ Wenn ich dann nach dem Grunde des Zwiſtes fragte, erhielt ich keine Antwort.

In der Katharinenſtraße wohnten ſie, und unter den mächtigen alten Patrizierhäuſern dieſes Stadtteiles war das der Gebrüder Schlüter das größte und ſchönſte. Auf dem Schulwege blickte ich immer mit achtungsvollem Staunen hinauf zu dem hohen, von zwei rieſenhaften Steinfiguren getragenen Portale und zu den wunderlichen Drachenköpfen, die das Regenwaſſer bis mitten auf die Straße ſpieen. Die ſechs Fenſter des Hochparterres waren von maſſiven, gebauchten Gittern verwahrt und durch eiſerne Läden geſchloſſen; nie habe ich ſie geöffnet geſehen. Im zweiten Stock bedeckten graue Rouleaux die Fenſter, nur der mittlere Stock, die Beletage, war bewohnt, aber dichte Gardinen verſchloſſen auch hier die Ausſicht. Nie ſah man ein lebendes Weſen am Fenſter, und nur abends ſtahl ſich manchmal ein ſchwacher Lichtſchein durch die Vorhänge, verratend, daß dort Menſchen hauſten.

Mich intereſſierte das alte Haus ganz ungemein. Allmählich erfuhr ich auch mancherlei über ſeine Bewohner. Und das ging ſo zu. Wie die meiſten alten Häuſer der guten Stadt, beſaß auch dieſes eine Kellerwohnung, welche an eine Hökerfrau vermietet war. Das noch junge, freundliche Weib handelte mit Gemüſe und Obſt; mitunter ſah man auch Kokosnüſſe, Apfelſinen oder Datteln, wie es gerade die Jahreszeit mit ſich brachte, ausgeſtellt auf der allezeit feuchten, ſteinernen Treppe, die in den Keller hinunterführte, und die Verſuchung war dann für mich groß. Mein Taſchengeld floß ziemlich regelmäßig hinab in dieſes Verließ, und die Geſchäftsverbindung mit Frau Sievers wurde nach und nach eine ganz intime. Manche halbe Stunde habe ich bei ihr geſeſſen und mir erzählen laſſen von den Brüdern oben im Hauſe, und immer wieder mußte ich dann ewige Verſchwiegenheit geloben.

„Sie gehen täglich zweimal aus,“ erzählte Frau Sievers, „aber einzeln, während ſie doch früher ſtets Arm in Arm zur Börſe wanderten und ins Speiſehaus und abends in den Klub. Sie könnten ſich doch vertragen, ſie haben doch alles, was man ſich nur wünſchen kann, aber ſie ſind trotzig; ſie ſpeiſen noch in demſelben Lokal, aber jeder an einem anderen Tiſch, denn keiner will dem anderen weichen; ebenſo gehen ſie noch abends in den Klub, aber keiner kennt den anderen. Das einzige, was ſie gemeinſam haben, iſt die Aufwärterin. Aber was werden ſoll, wenn die alte Perſon ſtirbt — na, mir ſoll's egal ſein. Aber reich ſind ſie,“ fuhr Frau Sievers nach einer kurzen Pauſe fort, „unermeßlich reich. Wer die 'mal beerbt, kann ſich bene thun.“

Und eines Tages, ich war ſchon Sekundaner, ſah ich beide Flügel der Hausthüre weit geöffnet, und auf dem Flur ſtand ein Sarg, der eben fortgetragen werden ſollte.

„Die alte Aufwärterin iſt's,“ erzählte mir eine Stunde ſpäter Frau Sievers, in deren Kellerſtube ich am warmen Ofen ſaß, während ihr Mann, der Ewerführer, blinzelnd ins Feuer ſah und aus einer kurzen Pfeife rauchte, denn bei dem Froſt ruhte ſein Geſchäft. „Und die neue Wirtſchafterin iſt auch ſchon da,“ ſetzte ſie hinzu; „ich habe ein Laufen davon gehabt, aber nun wird's wieder ins alte Geleis kommen.“

Ich fragte nach der neuen Aufwärterin und hörte dann, daß ſie die Tochter der Steuermannswitwe Janſen ſein, die draußen in der Vorſtadt, im St. Georgs-Stift wohnte, wo Herr Schlüter ſelig ſie vor Jahren eingekauft hatte. „Sie hat ſich einſt der Zwillinge erbarmt dort oben,“ erläuterte Frau Sievers, „als drei Tage nach ihrer Geburt die Mutter geſtorben war. Jetzt gibt ſie ihre Margreth her, um den beiden Krakehlern die Wirtſchaft zu führen. 's iſt ein ſchwächliches, ſtilles Mädchen, die Tochter, aber die Alte, trotz ihrer ſiebzig Jahre, die hat Haare auf den Zähnen und hat heute den Brüdern da oben nicht ſchlecht die Leviten geleſen und geſagt, ſie ſollten ſich vertragen und die Dummheiten laſſen, und hat ſie wie grüne Jungens angefahren, den Hans Jochen ſowohl wie den Hans Jürgen.“

„Wie alt ſind denn die Herren?“ erkundigte ich mich.

„Anno 1786 ſind ſie geboren,“ ſcholl es aus einer mächtigen Rauchwolke, in die Herr Sievers ſich hüllte, „ſie ſind ſomit aus dem Schwabenalter heraus und werden zum nächſten Sylveſter juſt einundfünfzig Jahr."

„Am Sylveſter?" fragte ich neugierig.

„Juſt am Sylveſterabend," beſtätigte der Mann und ſtieß den Pocker in die Glut, daß die Funken hoch aufſprühten, „juſt am Sylveſterabend oder vielmehr in der Sylveſternacht, denn der Hans Jochen beſchrie die Wände kurz vor Mitternacht, und der Hans Jürgen zwei Stunden ſpäter, und ſomit iſt der Hans Jochen der Ältere und ſoll ja auch der Vernünftigere ſein. Na, ich weiß es nicht — Unheil haben ſie beide genug angerichtet —"

„Sie iſt gerade oben, die Alte," unterbrach Frau Sievers ihren Eheherrn, „und wird uns nachher beſuchen, ſie gehört zu unſerer Freundſchaft und hat uns auch die Kellermiete verſchafft von dem Herrn Schlüter."

Indem kam die Frau die Treppe herab und trat in die niedrige Stube. Ein rieſiges Weib in der maleriſchen Tracht der Landbevölkerung unſerer Gegend, auf dem Kopfe eine Pelzhaube, unter der ein paar graue klare Augen hervorſahen. „Heff den beiden Jungens mal den Kopp waſchen," wendete ſie ſich an das Ehepaar, halb plattdeutſch, halb hochdeutſch, „und will nu nach Hauſe gehen." Indem erblickte ſie mich, und vor mir ſtehen bleibend, da ich mich unwillkürlich vom Stuhle erhoben hatte, ſah ſie mich ſo durchdringend an, daß ich die Augen niederſchlug.

„So, ſo — 'n lütten Sekundaner," meinte ſie, meine Mütze gewahrend, die ich, geziert mit dem weißroten Bande, in der Hand trug. „Na, Moſchü, lichten Se man die Anker und legen weiter hinaus; muß mit der Hanne noch ein paar Worte ſprechen."

„Der Moſchü iſt der Sohn von Doktor Ivens," erklärte Hanne Sievers, „und will auch auf Doktor ſtudieren."

„So? Na denn kann Er ſeine Mutter grüßen von der alten Janſen, und ſie läßt ihr wünſchen, daß der Sohn ein ebenſo guter Doktor wird, wie ſein Vater."

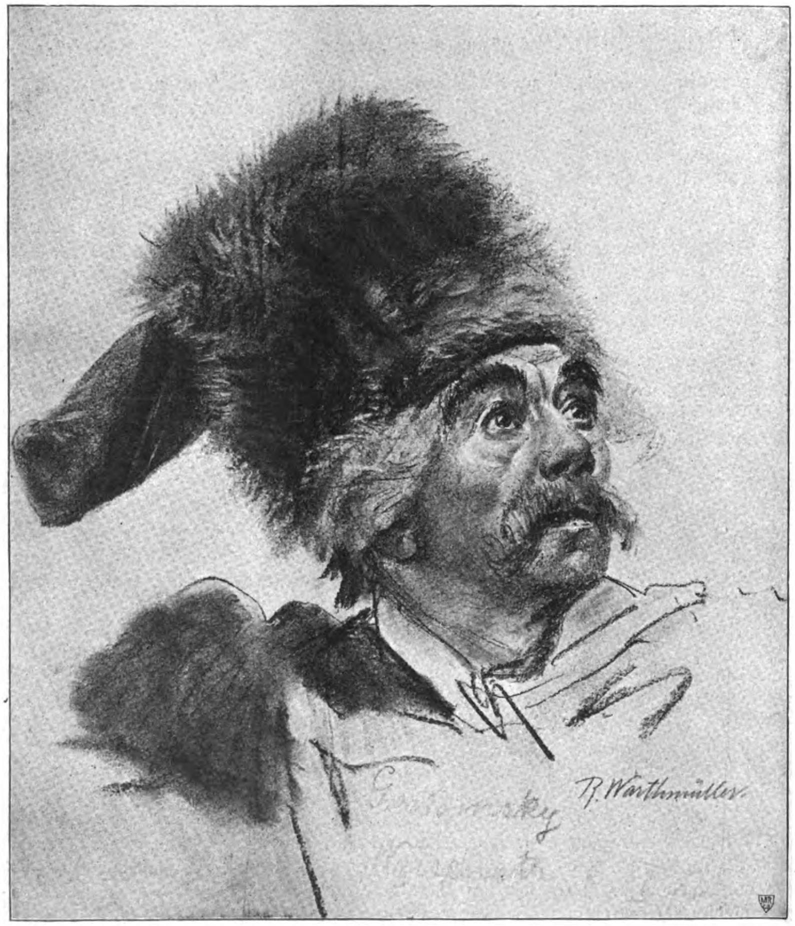
Sie gab mir eine Hand, wie die Floſſe eines Seehunds ſo groß, und ich ging verdutzt meiner Wege. — —

Wie raſch entſchwindet der Jugend die Zeit! Ich hatte mein Maturitätsexamen längſt beſtanden, hatte Heidelberg, und Halle beſucht, war ein Jahr in Wien geweſen und kehrte gegen Ende September nach einer Abweſenheit von fünf Jahren in meine Vaterſtadt zurück, um ſelbſtändig zu werden.

Die nächſtfolgenden Wochen nahmen die ärztliche Staatsprüfung in Anſpruch und das Suchen nach einer paſſenden Wohnung in der Vorſtadt. Meines Vaters Einfluß erleichterte mir übrigens den Weg zur praxis aurea ſehr, und ſchon wenige Wochen ſpäter war ich wohlbeſtallter Armenarzt in der Vorſtadt und vertrat außerdem meinen Vater in beſonderen Fällen, wo ſeine Zeit und Kraft nicht ausreichte. Nun kamen noch die unvermeidlichen Viſiten und Vorſtellungen bei den Behörden und vornehmen Kollegen, ſo daß ich gar nicht zu dem Gedanken gelangte, meine alte Geſchäftsfreundin im Keller des Schlüterſchen Hauſes einmal aufzuſuchen.

Als ich aber eines ſchönen Oktobertages durch die Katharinenſtraße ſchritt, fiel mir dieſe Vernachläſſigung plötzlich ſchwer aufs Herz; und da war auch ſchon das alte, prächtige Gebäude. Wie ſchmuck ſah es aus! Die Faſſade ſchien neu geſtrichen, die Scheiben der Bel-Etage glänzten im Sonnenlichte wie eitel Gold, und durch die geöffneten Vorhänge konnte mein Blick in das Innere der Zimmer dringen. Auch das Hochparterre hatte ſich gänzlich verändert; die Läden waren verſchwunden, ſchneeweiße Gardinen zierten die Fenſter, zahlreiche Blumenſtöcke verbargen zum Teil die Eiſengitter, und ein hübſcher Knabenkopf blickte mich an; hinter ihm ſtand eine ſchwarzgekleidete ältere Frau. Und als ich noch ganz erſtaunt dies Wunder betrachtete, öffnete ſich die Hausthür, und ein alter Mann trat heraus, ſchritt vorſichtig die wenigen Stufen hinab bis auf den Fahrweg, und dann folgte noch ein alter Mann in derſelben Weiſe, und nun faßten ſie ſich unter und gingen Arm in Arm die Straße entlang.

Ich hatte ſie ſofort erkannt: ſie waren es, die feindlichen Brüder, aber — Arm in Arm? Alſo doch noch verſöhnt? Wie mochte das zugegangen ſein? Noch ehe ich es ausdachte, ſtand ich in der Kellerſtube, aber unbekannte Geſichter kamen mir entgegen. Es wohnten jetzt fremde Leute hier, und aus dem Gemüſehandel war ein Korbgeſchäft geworden. Von der Inhaberin desſelben erfuhr ich, daß vor zwei Jahren Herr Sievers geſtorben und die Witwe nach der Vorſtadt in das St. Georgenſtift gezogen ſei.



General Ziethen. Studienkopf von R. Warthmüller.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Im Frühling. Nach dem Gemälde von Marie Laux.

Die nächſten Wochen nahmen meine ganze Thätigkeit in Anſpruch, denn mein Vater erkrankte und ließ ſich von einigen älteren Kollegen und von mir vertreten; das heißt, von mir in der ſogenannten Mittelſtandspraxis. Für vornehme und reiche Kranke war ich viel zu jung. — So kam der November heran, und eines Morgens erhielt ich ein Billet vom Vater mit der Aufforderung, mich recht bald nach dem St. Georgsſtift zu begeben, um daſelbſt eine alte Frau Janſen zu beſuchen. „Sie iſt eine ungeduldige Patientin,“ ſchrieb er, „und wird ſiedend grob, wenn man ſie warten läßt.“

„Janſen? Janſen?“ fragte ich mich, und plötzlich ſtand das Bild der alten großen Frau vor meinen Augen, die damals in der Kellerwohnung mir den Rat gab, ſchleunigſt die Anker zu lichten. Daß die grob werden konnte, war mir keinen Augenblick zweifelhaft; und ſo lenkte ich denn meine Schritte zuerſt nach dem Stiftshauſe und klingelte vorſchriftsmäßig. Die Pförtnerin wies mich über einen mit hohen Linden beſtandenen großen Hof nach dem Seitenflügel; aber ehe ich dorthin gelangte, redete mich eine andere Frau an: „Wie geht's, Herr Doktor? Schön, daß Sie uns auch 'mal beſuchen, habe lange darauf gewartet.“

„Frau Sievers?“ fragte ich, erſtaunt und erfreut zugleich. „Neulich wollte ich Sie in der Katharinenſtraße aufſuchen, hörte aber leider —“

„Ja, mein Alter iſt tot, iſt in ſeinem Berufe geſtorben,“ unterbrach mich die Frau und nahm den Zipfel ihrer ſchneeweißen Schürze einen Augenblick hoch. „In ſeinem Berufe,“ wiederholte ſie, die Augen trocknend, aber ohne ſich auf weitere Details einzulaſſen. „Ich glaube, die alte Janſen will Ihren Vater ſprechen, ſie ſoll krank ſein, und er iſt ja Stiftsarzt.“ Erſt ſpäter erfuhr ich von anderer Seite, daß der biedere Herr Sievers am Delirium tremens eingegangen ſei; allerdings auch eine Art Berufskrankheit.

„Mein Vater kann nicht kommen und ſchickt mich,“ ſagte ich möglichſt würdevoll.

„Na, dann wünſche ich Glück,“ erwiderte die Frau, geheimnisvoll den Kopf wiegend. „Da können Sie was erleben! Seitdem ſie ihre beiden Jungens ausgeſöhnt hat — ich meine die Schlüters —“ ſetzte ſie erklärend hinzu, „iſt mit ihr gar nicht mehr auszukommen. Sie will alles beſſer wiſſen wie andere Leute und wird rabiat, wenn's nicht nach ihrem Kopfe geht. Aber eine kluge Frau iſt ſie, das hat ſie bei den beiden bewieſen. Wer hätte je gedacht, daß die ſich wieder vertragen würden nach zweiundzwanzig Jahren!“

„Wie ging denn das zu?“ fragte ich.

„Hm! Laſſen Sie ſich's von ihr erzählen, Herr Doktor; werde mich hüten. Aber feierlich iſt's geweſen, ſehr feierlich. Wird nun nächſtens ein Jahr.“

An der Thür, die zu einer der größeren und beſſeren Wohnungen führte, las ich „Emilie Janſen, Witwe.“ Auf mein Klopfen wurde geöffnet, und die kleine verwachſene Margreth ſtand vor mir, freundlich und fragend mich anſehend.

„Mein Vater, Doktor Ivens ſchickt mich,“ ſagte ich. „Er iſt erkrankt und kann nicht kommen.“

„Dummes Zeug!“ klang die tiefe Stimme der alten Frau aus der Schlafkammer. „De Olle ſall kommen, das ſag' ihm, Margreth. Ich bün nich vor junge Doktors und will mein Recht haben.“ Die Stimme ſcholl ſehr kräftig und keineswegs wie die einer Schwerkranken.

Margreth ſah mich bittend an. Sie war augenſcheinlich in größter Verlegenheit, was da zu thun?

„Mein Vater iſt krank!“ wiederholte ich laut und ein wenig ärgerlich, „und — —“

Aber die Alte war mir über: „Junge Doktors ſind Gift für alte Leute, das ſag' ihm, Margreth. Soll erſt einen Kirchhof voll kurieren, ehe er mitſprechen kann! So'n Kiekindiewelt will olle Lüd bedoktern? Sag' ihm das, Margreth.“

Ich ärgerte mich nun wirklich. Die Blamage, ſo abziehen zu müſſen, war doch zu arg, und die Gefahr, lächerlich gemacht zu werden, keineswegs ausgeſchloſſen. Dazu kam, daß die alte Dame, als älteſte der kleinen Gemeinde, einen Einfluß übte, der ſich bis weit über die Grenzen des Stiftes hinaus erſtreckte. „Die Frau ſcheint wirklich ſehr krank zu ſein," bemerkte ich laut genug zu Margreth, um in der Kammer gehört zu werden.

„Süh mal an, woher weiß er das? Frag' ihn, Margareth," tönte es zurück.

„Sie gelten bei meinem Vater ſowohl wie überhaupt bei allen Ihren Bekannten als eine beſonnene, vernünftige Frau," erklärte ich ſehr ruhig und verſtändlich. „Wenn aber beſonnene Leute plötzlich anfangen, Unſinn zu ſchwatzen, d. h. zu phantaſieren, ſo ſteckt gewiß ein ſchweres Fieber dahinter. Wiederholen Sie ihr das, Fräulein Margreth."

Eine momentane Stille folgte, dann ein leiſes Kichern aus der Krankenſtube und endlich: „Margreth, ſett em 'nen Stohl hen und komm herin to mi." — Nach einer Weile kehrte das alte Mädchen zurück: die Mutter würde aufſtehen und hereinkommen; drinnen in der Kammer ſei es gar zu enge, um Beſuch zu empfangen.

„Worüber klagt denn Ihre Mutter?" fragte ich.

Sie lächelte. „Ach, Herr Doktor, ich glaube, die Mutter iſt, trotz ihrer vierundachtzig Jahre, ganz geſund; aber ſie muß immer etwas haben, worüber ſie ſich Sorgen macht. Da hat ſie ſich nun jahrelang gegrämt über die Brüder in der Katharinenſtraße und hatte für nichts anderes Sinn. Aber ſeit vorig Neujahr ſind die Brüder verſöhnt — na, ſie hat's ja zuwege gebracht — und nun macht ſie ſich neue Sorgen und glaubt, wir müſſen verhungern, und wenn ſie ſtirbt, muß ich betteln gehen. Lieber Gott, ich bin ja erſt in den Sechzigern und habe noch gute Augen zum Nähen und Sticken und behalte ſpäter die freie Wohnung im Stift und wöchentlich einen Thaler."

„Verhungern?"

„Nun ja," fuhr Margreth fort, „es koſtet ihr alles zu viel, und ſie hat doch ſo reichlich zu leben. Aber ſie will ſparen, immer ſparen. Sie hat eine ſo ſchöne Wohnung und freie Feuerung und auch das Gemüſegärtchen, und Schlüters geben ihr monatlich ein hübſches Witwengeld und haben erſt neulich wieder Kaffee und Thee und Schinken und Wein geſchickt, die ganze Speiſekammer iſt voll. Aber ſie will nicht eſſen und trinken — ſie muß ſparen."

Indem kam die alte Frau herein, aufrecht und feſten Trittes wie eine Fünfzigjährige, das kluge Auge noch ebenſo klar wie damals, als wir uns zum erſtenmal in der Kellerwohnung begegneten, das Haar aber ſchneeweiß. Sie gab mir die Hand, und dann ſetzte ſie ſich auf das Sofa, und ich mußte neben ihr auf einem Stuhle Platz nehmen.

„Will Ihnen ſagen, was mir fehlt," begann ſie ohne Umſchweife, „bin matt und kann nicht mehr ordentlich ſchlafen, die Sorgen ſind ſchlimmer als die Jahre. Aber davon verſtehen die jungen Dokters nichts, die können wohl Brechmittel und Mixturen verſchreiben, aber was einen alten Menſchen quält —"

„Will Ihnen auch was ſagen, Frau Janſen," fiel ich ihr in die Rede, nachdem ich ihre Hand ergriffen und beiläufig den Puls gefühlt hatte, „ich meine, Sie haben in Ihrer Lebensweiſe irgend eine tiefgreifende Veränderung vorgenommen. Und das ſollten alte Leute unterlaſſen, das verſtimmt die Nerven und erzeugt dumme Gedanken. Aber es läßt ſich gewiß bald wieder einrichten, es ſcheint ja ſonſt alles bei Ihnen in beſter Ordnung zu ſein!"

„Herrje! Was ſo'n junger Doktor klug iſt!" rief ſie aus und lachte ganz zufrieden. „Aber das gefällt mir beſſer, als wenn er gleich ein ellenlanges Papier aus der Taſche zieht und den Bleiſtift anleckt und anfängt, zu ſchreiben. Eingreifende Veränderung! Na, die Margreth hat wohl ſchon aus der Schule geſchwatzt? — meinetwegen. 's iſt aber ſo, die Zeiten werden ſchlechter, und alles wird teurer, die Butter koſtet ſchon einen halben Thaler. Was ſoll aus dem Gör werden, wenn ich ſterbe?"

„Für das Gör wird auch geſorgt," rief ich laut lachend. Es kam mir zu komiſch vor, ein dreiundſechzig Jahre altes Mädchen mit faſt weißem Haar ſo zu bezeichnen.

„Ach, Mutter, quäle Dich nicht darum," bat auch Margreth, „wir haben mehr, als wir gebrauchen, ſatt eſſen kannſt Du Dich wenigſtens. Und ſpäter — — ich behalte ja meine Stelle hier, bin alt genug dazu. Was werden Schlüters ſagen, wenn ſie nächſtens kommen und ſolchen Unſinn hören?"

„Ja," beſtätigte ich, „die werden nicht ſchlecht räſonnieren, und wenn ſie mich fragen ſollten nach Mutter Janſens Krankheit, — die Wahrheit müßte ich ihnen doch ſagen!"

„Dat laten Se man hübſch blieben!" rief die alte Dame erſchreckt, „die brauchen das gar nicht zu wiſſen."

„Dann genießen Sie auch, was die Herren Ihnen ſchicken, ſonſt erzähle ich es ihnen und auch meinem Vater."

„Kennen Sie ſie denn?"

„Gewiß!" verſicherte ich dreiſt. „Habe ſie erſt geſtern noch geſehen und mich gefreut, wie einträchtig ſie ſind."

„So —!" ſchmunzelte die alte Frau. „Ja, dat hett ſik noch ſo makt. Na, kann ja auch ein bisken eſſen."

Sie hatte offenbar Furcht vor ihren „Jungens", und Margreth benutzte die augenblickliche Stimmung und tiſchte in aller Geſchwindigkeit ein kleines Frühſtück auf nebſt einer Flaſche Portwein, und die Alte langte herzhaft zu.

„Beſöken Se mi man recht oft," ſchloß ſie gegen Ende des Mahles, „Sie gefallen mi, Sie ſind nicht ſo'n niemodiger Doktor. Und grüßen Sie Ihren Ollen."

Von dieſem Tage an beſuchte ich die muntere alte Frau recht oft und hatte bald bei ihr einen Stein im Brette. Nach nicht zu langer Zeit brachte ich ſie auch dahin, mir die Geſchichte der beiden feindlichen Brüder zu erzählen. Sie erzählte überhaupt gar zu gern, und, was die Hauptſache, ſie hatte viel zu erzählen aus ihrem bewegten Leben. Die Geſchichte der beiden Brüder aber, die ich an einem trüben, naßkalten Novemberabend erfuhr, iſt folgende.

(Fortſetzung folgt.)

Zwei Sprüche von J. Trojan.

Vertröſtung.

Nicht bleibt vergeblich rechtes Müh'n,
Iſt Dir's auch oft ſo erſchienen;
Ob Blumen noch ſo verborgen blühn,
Sie werden gefunden von Bienen.

* * *

Am Meeresſtrand.

Am Meeresſtrand
Wächſt allerhand,
Das iſt nicht zart,
Sondern ſtarr und hart;
Wie hielt es ſonſt ſtand
Dem Wind und den Wellen am Meeresſtrand!

* * *

Zu unſeren Bildern.

Ein Stück innerer Koloniſation führt uns C. Koch in ſeinem Gemälde vor: „Friedrich der Große bei dem Austrocknen von Sümpfen.“ Der große König hatte bereits in den Pauſen zwiſchen ſeinen Feldzügen den Meliorationsarbeiten im Oder- und Warthebruch, die übrigens ſchon ſein Vater begonnen, ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet; nach dem ſiebenjährigen Kriege verdoppelte ſich dieſe Thätigkeit. Aber nicht nur an der Oder und Warthe, auch in der Mark wurden große Strecken urbar gemacht — die Havelgegend, die Niederungen des Rhin ꝛc. boten ja dazu reiche Gelegenheit. Das Kochſche Gemälde befindet ſich in dem Ständehaus des Kreiſes Teltow, das, mit vielleicht ſogar zu großem Luxus, in der Viktoriaſtraße in Berlin errichtet worden iſt. — Marie Laux, ſeit Jahren als eine der erſten deutſchen Blumen- und Vogelmalerinnen bekannt, gab uns ein echtes Frühlingsbild. Was könnte beſſer zum ſchönen Wonnemond Mai paſſen, als die Schwalben um den blütenſchweren Apfelbaum. — Aus unſerer Studienmappe geben wir die Zeichnung R. Warthmüllers — einen Ziethenkopf voll feſſelnder Charakteriſtik; die Freunde der Inſtrumentenkunde endlich wird die Reproduktion des Stiches „Streichterzett“ auf S. 488 intereſſieren.

Altertumskunde.

Über das babyloniſche Maß- und Gewichtsſyſtem hat Dr. C. F. Lehmann intereſſante Unterſuchungen angeſtellt, die er in den Verhandlungen der Berliner Geſellſchaft für Anthropologie und Urgeſchichte veröffentlichte. Danach ſcheint es erwieſen, daß das Sexageſimalſyſtem der Babylonier, in welchem jede höhere Einheit das Sechzigfache der niederen iſt — worauf u. a. die Teilung der Stunden in 60 Minuten beruht —, ein direktes Reſultat aſtronomiſcher Berechnungen iſt. Aber die Babylonier ſcheinen auch ihr Maß, die Doppelelle, auf aſtronomiſchen Berechnungen begründet zu haben und zwar auf ſolchen, die eine klare Erkenntnis des Geſetzes der Schwerkraft erforderten; die Doppelelle kommt nämlich der, nach bekannten Geſetzen gegen den Äquator hin ſich verkürzenden Länge des Sekundenpendels nahe, der für die Heimat der babyloniſchen Kultur 992,35 mm beträgt, während die Doppelelle 996 mm maß. Merkwürdig iſt auch, daß ſich aus altbabyloniſchen Steingewichten, welche nach den Inſchriften als Normalgewichte erkannt wurden, die „ſchwere Mine“ als gleich dem Gewicht eines Würfels deſtillierten Waſſers von einer Seitenlänge von 99,5 mm ergab. Dieſe Länge von 99,5 mm aber war die „Handbreite“, das Grund-Normalmaß der Babylonier, ſo daß der Schluß nahe liegt, ſie hätten ihr Gewichtsmaß auf ganz ähnliche Weiſe aufgebaut, wie wir unſer Kilogramm und unſer Liter auf das Zehntel des Meters gründen. Dr. Lehmann glaubt, daß dies babyloniſche Maßſyſtem, entſtanden vor etwa 5000 Jahren, grundlegend für das Maßweſen der ganzen Antike geweſen iſt, ja daß ſich ſeine Spuren bis auf den heutigen Tag verfolgen laſſen.

In Valik, im ſüdlichen Rußland, wo im Altertum griechiſche Kolonieen ſich niedergelaſſen hatten, iſt man auf ſieben antike Statuen geſtoßen, die zuſammen mit den Mauern und Pfeilern, die bei dieſer Gelegenheit gefunden ſind, den Ort eines antiken Tempels anzeigen. Die beiden am beſten erhaltenen Statuen ſcheinen einen Zeus und einen Pan darzuſtellen. Gewißheit läßt ſich jedoch nicht erlangen, weil die Köpfe und die Hände mit den Attributen fehlen. Die angebliche Zeusſtatue ſtellt die Gottheit auf einem Thronſeſſel ſitzend dar; an dem Seſſel iſt eine Weihinſchrift angebracht.

Wetterkunde.

Drei Hauptformen des kalten Winters treten bei uns auf, wie Dr. J. von Bebber mitteilt. Es ſind dies 1) der feuchtkalte Winter, der entſteht, wenn durch hohen Barometerſtand (Hoch) über Nordweſt- oder Weſteuropa und Tiefſtand (Tief) über Mitteleuropa ein kalter Luftſtrom aus dem hohen Norden hergeführt wird; 2) der kalte, niederſchlagarme Winter, mit Hoch über Nordeuropa und Tief über Südeuropa, wodurch öſtliche und nordöſtliche Winde bedingt werden, die dem nördlichen Rußland entſtammen und eiſig kalt und dampfarm ſind. Trotzdem iſt die Witterung meiſt ziemlich trübe. Dringt der Tiefdruck nordwärts nach der Oſtſee vor, dann ſtellen ſich Schneefälle ein und Schneeverwehungen, die zu Verkehrsſtockungen führen. Die dritte Form iſt der Strahlungswinter. Dann liegt Hoch über Mitteleuropa; die Luftbewegung iſt ſchwach und veränderlich, ſo daß nicht die großen Winde, ſondern örtliche Einflüſſe die Witterung beſtimmen. Die Bewölkung und die Schneedecke kommen dann in hohem Grade zur Geltung. Daß dieſe Hauptformen während eines Winters nicht ohne Schwankungen auftreten und mehr oder minder wechſeln, bedarf keiner Begründung, denn nichts iſt beweglicher als die Wetterlage. Wohl aber iſt zu beachten, daß, wenn einmal eine ausgeſprochene Form zur Herrſchaft gelangt iſt, ſie die Neigung zeigt, beſtändig zu bleiben oder langſam in eine andere Form übergeht. Gewöhnlich leitet die feuchtkalte Form das Froſtwetter ein, dann folgt die zweite, dann die dritte Form. St.

Forſchungsreiſen.

In dieſen Tagen — Anfang Mai — geht an Bord des Kreuzers „Ingolf“ eine däniſche wiſſenſchaftliche Expedition, deren Zweck die Erforſchung der Meeresteile um Grönland iſt, von Kopenhagen ab. Sie wird vier Monate in Thätigkeit bleiben und im nächſten Sommer die Forſchungen fortſetzen. Die Mittel hierzu hat der Reichstag im Betrage von 150000 Kronen bewilligt. Führer der Expedition iſt der Direktor des Seekartenarchivs Kommandeur Wandel. Sein wiſſenſchaftlicher Stab, neben den Offizieren des Fahrzeugs, beſteht aus den Zoologen Dr. Jungerſen, Dr. H. Hanſen und Kand. Lundbeck, ſowie dem Botaniker Oſtenfeld-Hanſen und dem Chemiker Knudſen. Einen Teil des diesjährigen Programms bildet die Erforſchung der Davisſtraße und der Baffinsbai. Da infolge der Eisverhältniſſe ratſam iſt, die Davisſtraße nicht vor Mitte Juni zu befahren, ſollen vorher im Norden von Island wiſſenſchaftliche Arbeiten ausgeführt werden. Zur Verſorgung der Expedition mit Kohlen werden Vorräte ſowohl zur isländiſchen Weſtküſte, wie nach mehreren der däniſchen Kolonieen Weſtgrönlands gebracht werden.

Rechtsrat.

Frage: Anläßlich einer mir zu teil gewordenen Ordensverleihung ſind mir von völlig unbekannten Leuten unter der Form von Glückwünſchen Bettelbriefe zugegangen und zwar unter gleichzeitiger Überſendung von wertloſen Druckſchriften zum Teil über die Geſchichte des Ordens, zum Teil auch anderen, für mich völlig gleichgültigen Inhalts. Die Briefe, in denen um Ankauf der Schriften gebeten wird, ſind mechaniſche Vervielfältigungen, woraus die Gewerbsmäßigkeit derartiger Unternehmungen deutlich erhellt. Einer der Abſender hatte ſogar die Dreiſtigkeit, in dem vervielfältigten Schreiben mitzuteilen, daß der Verfaſſer der überſandten Schrift, ein Militärinvalide, bei ihm in Schlafſtelle gewohnt und bei ſeinem Tode ihm den Reſt der Druckſchrift hinterlaſſen habe. — Darf ich derartige wertloſe Druckſchriften ohne weiteres dem Papierkorb überantworten?

Antwort: So berechtigt ein derartiges abgekürztes Verfahren auch erſcheinen mag, dürfte es doch vom ſtrengen Rechtsſtandpunkt aus ſeine Bedenken haben. Das frühere preußiſche Obertribunal hat in folgendem Falle zur Zahlung verurteilt: Ein Cigarrenhändler hatte einem Privatmann ohne Auftrag eine Kiſte Cigarren zugeſandt und auf deſſen Aufforderung ſie nicht wieder abholen laſſen. Der Empfänger der Cigarren hatte die Kiſte in einer Kammer unverſchloſſen niedergelegt. Als nach Jahr und Tag der Händler Zahlung oder Rückſendung der Cigarren beanſpruchte, ſtellte es ſich heraus, daß der Inhalt der Kiſte inzwiſchen — vermutlich in der Perſon des Hausſohnes — einen Liebhaber gefunden hatte. Wegen Außerachtlaſſung der erforderlichen Sorgfalt bei der Aufbewahrung erfolgte Verurteilung zur Zahlung des Wertes der Cigarren. — Wir würden in Fällen der vorliegenden Art, die übrigens in der Geſtalt dieſer wenig verſchämten Bettelei bei Ordensverleihungen, Beförderungen und ähnlichen für den Adreſſaten freudigen Anläſſen ſehr häufig ſind, als zweckmäßig empfehlen, entweder von vornherein die Annahme der Poſtſendung zu verweigern oder die Sendung, je eher deſto beſſer, unfrankiert zurückgehen zu laſſen. Ein Recht, die gegen unſeren Wunſch in unſeren thatſächlichen Beſitz gelangten Sachen zu vernichten oder zu „derelinquieren“, beſteht nicht, ſofern die Sachen, wenn auch nicht für uns, noch irgendwelchen Wert haben. Behalten wir ſie in unſerem Gewahrſam, ſo müſſen wir auch für ihre Aufbewahrung ſorgen, um ſie eventuell auf Erfordern zurückgeben zu können.

Sprechſaal.

L. R. in B. ſchreibt uns: In meiner Heimat an der Weſer ſind die Ruinen einer Burg aufgedeckt worden, welche im Mittelalter vielleicht eine vorgeſchobene Befeſtigung mächtiger Dynaſten, vielleicht der Grafen von Everſtein oder Homburg, geweſen ſein kann. Beim Ausgraben der Umfaſſungsmauern haben ſich außer einigen, 2 Zoll langen eiſernen Pfeilſpitzen, Topfſcherben, Ziegeln ꝛc., viele rundliche Steine in der Größe eines Gänſeeies vorgefunden; anſcheinend ſind dieſelben durch Schleudern der Belagerer in die Mauern, welche, 3 Fuß breit, die Burg umgaben, hineingeworfen. Die Steine ſcheinen große Kieſel des eine Viertelſtunde entfernten Weſerſtromes zu ſein. Bis wie lange hat man nun wohl Wurfgeſchoſſe in Form von rundlichen Steinen angewandt? Ich möchte gar zu gern die Zeit der Zerſtörung beſagter Burg näher erforſchen. Wer kann mir zu dieſem Zweck auf obige Frage Auskunft geben?

Frage:

O ſchlechte, böſe Redaktion!
Seit vierzehn Tagen wart' ich ſchon!
Ich frug nach einem Buchverfaſſer —
Von Tag' zu Tage werd' ich blaſſer
Vor Abonnentenungeduld!
Erſtick' ich noch, biſt Du dran ſchuld!

Friedr. B.

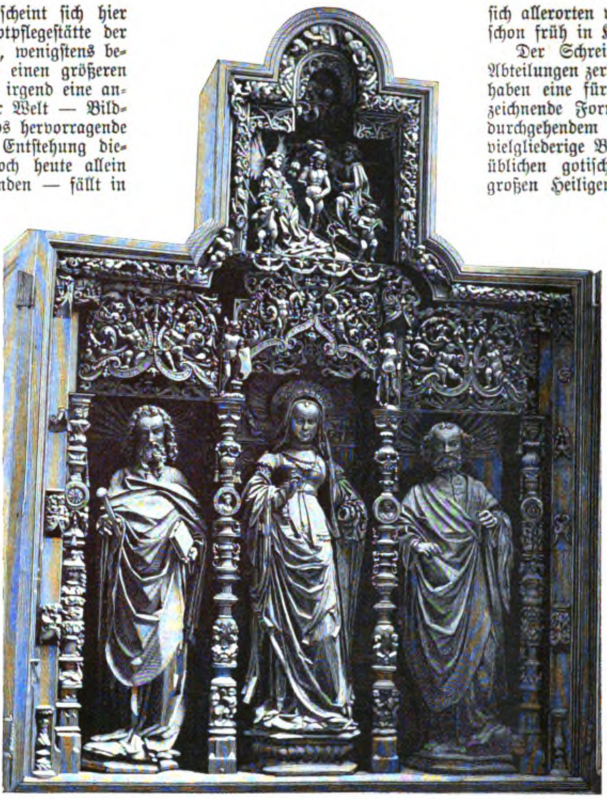
Antwort:

Oho, geduldig, Freund, geduldig!
Wir ſind an keinem Unglück ſchuldig!
Drei Wochen braucht die fleiß'ge Leitung
Zu jeder Nummer Vorbereitung.
Eh'r kommt die Antwort nie zu Tage!
Dann: Frage braucht oft Weiterfrage!
Nicht jede Antwort liegt bereit,
Und wiſſe, auf Allwiſſenheit,
Die F. A. Brockhaus überſteigt,
Sind wir bis heute nicht geaicht!
Drum, bitte, Freund, nicht dieſen Ton!
Wir ſind

Die „liebe“ Redaktion.

Ein Holzſchnitzwerk aus dem 16. Jahrhundert.

Der rheiniſche Marktflecken Kalkar erfreut ſich des Beſitzes einiger Holzſchnitzwerke, die an Schönheit nicht viele ihresgleichen in deutſchen Landen haben. Es ſcheint ſich hier ſchon im Mittelalter eine Hauptpflegeſtätte der Holzbildnerei befunden zu haben, wenigſtens beſitzt die St. Nikolai-Pfarrkirche einen größeren Schatz von Bildſchnitzereien, als irgend eine andere Kirche oder Sammlung der Welt — Bildſchnitzereien, die faſt ausnahmslos hervorragende Kunſtwerke ſind. Die Zeit der Entſtehung dieſer Meiſterwerke — es ſind noch heute allein ſieben reiche Schnitzaltäre vorhanden — fällt in die Zeit von 1440 bis 1540. Da iſt u. a. der wundervolle Schrein des heiligen Georg (um 1450 entſtanden), der Altar der heiligen Anna, den Derik Boegert im Jahre 1490 vollendete, der Altar zu den ſieben Freuden Marias, als deſſen Verfertiger die Meiſter Arnt (Arnold) und Everhard von Monſter genannt werden, und der in dem Jahrzehnt von 1483 bis 1493 entſtand. Faſt ein halbes Jahrhundert ſpäter ſchuf Heinrich Douvermann den Altar zu den ſieben Schmerzen Marias. Etwa in derſelben Zeit, in welcher dieſer Altar vollendet wurde (1518), wurde die Kirche auch mit einem weiteren Altarſchrein geſchmückt, den wir heute abbilden. Das reizvolle Werk iſt in kunſtgeſchichtlicher Beziehung ſehr intereſſant. Während nämlich bei den übrigen Kalkarer Schnitzwerken meiſt noch die Gotik vorherrſcht, macht ſich bei ihm der Einfluß der Renaiſſance deutlich bemerkbar. Die „antikiſchen“ Bau- und Zierformen, deren Kenntnis damals zumal durch Holzſchnittblätter ſich allerorten verbreitete, hatten augenſcheinlich ſchon früh in Kalkar Anhänger gefunden.



Altarſchrein in der St. Nikolaikirche zu Kalkar.

Der Schrein wird durch Säulen in drei Abteilungen zerlegt, und dieſe Trennungsglieder haben eine für die Frührenaiſſance höchſt bezeichnende Form. Es ſind keine Säulen mit durchgehendem Schaft, ſondern phantaſtiſche, vielgliederige Bildungen. Die Stelle des ſonſt üblichen gotiſchen Maßwerkes über den drei großen Heiligengeſtalten nimmt hier ein Geflecht von Akanthusranken, zwiſchen denen nackte Kinderengel erſcheinen, ein. Einzelne Figürchen, welche andere Teile des Schreines ſchmückten, ſind leider nicht mehr vorhanden; ſie ſind — unglaublich, aber wahr — in unſerem Jahrhundert von rohen Kunſtliebhabern geſtohlen worden. Die großen Heiligenbildniſſe ſtellen die heilige Magdalena und die Apoſtel Petrus und Paulus dar und ſind von überraſchender Kraft und Schönheit; auch an ihren Gewändern iſt aber bereits ein, wenn auch nur entfernter Anklang an antike Stilgeſetze unverkennbar.

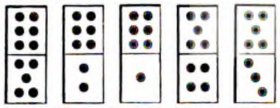
Die Meiſter von Kalkar haben übrigens Schule gemacht. In weitem Umkreis iſt die Bildnerei von ihnen beeinflußt worden, wenigſtens finden ſich in manchen niederrheiniſchen und weſtfäliſchen, kleineren und größeren Orten Schnitzarbeiten, welche denen zu Kalkar vielfach ähnlich ſind und deren Eigentümlichkeiten, vor allem ihre ſchlicht natürliche Darſtellung und ihre lebenswahre Empfindung, zeigen.

In unſerer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je fünf Steine auf. Acht Steine, darunter ſechs Doppelſteine, mit zuſammen 51 Augen liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



B hat auf ſeinen fünf Steinen 14 Augen mehr als C, aber 7 Augen weniger als D.

A ſetzt aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird.

D behält einen Stein, und zwar einen Doppelſtein, übrig. B und C können keinen einzigen Stein ſetzen.

Wie groß iſt die Augenſumme auf den fünf Steinen des B? Wie groß auf denen des C? Welche Steine lagen außer den Doppelſteinen im Talon? Welche fünf Steine hatte D?

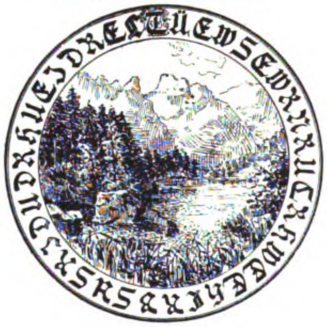
2. Arithmetiſche Aufgabe.

59	81	88	59	81	88	59	81	88
59	81	88	59	81	88	59	81	88
59	81	88	59	81	88	59	81	88
88	88	88	88	88	88	88	88	88

Von den 36 zweiziffrigen Zahlen in den Feldern der Figur ſollen zwölf geſtrichen werden und zwar ſo, daß die Summe der übrig bleibenden 24 Zahlen **1895** beträgt. Jede der drei Zahlen 59, 81, 88 ſoll wenigſtens einmal geſtrichen werden und wenigſtens einmal übrig bleiben. — Wie vielmal muß man die Zahl 59, wie vielmal die Zahl 81, wie vielmal die Zahl 88 ſtreichen?

(Anmerk.: 59 Geburtsjahr Kaiſer Wilhelms II.; 81 Vermählung Kaiſer Wilhelms II.; 88 Thronbeſteigung Kaiſer Wilhelms II.)

3. Problem: Der See.



4. Rätſeldiſtichon.

Unentbehrlich bin ich den Ruſſen in Handel und Wandel;
Meiſter der Töne bin ich, ändert Ihr Kopf mir und Fuß.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 30.

Bilderrätſel.

Vieles Gewalt'ge lebt und nichts iſt gewaltiger als der Menſch.

(Sophokles, Antigone 332—333.)

1. Rätſel. Hut.

2. Problem: Die Hände.

Man ordnet die einzelnen Abteilungen nach der Anzahl der ausgeſtreckten Finger, von der Fauſt ausgehend. Hat man dieſe Reihenfolge feſtgeſetzt, ſo nimmt man zunächſt von jeder Abteilung den erſten Buchſtaben, dann den zweiten u. ſ. w.

Alſo:				
Fauſt	1.	Buchſt.	E	
ein Finger ausgeſtr.	1.	„	I	
zwei „ „	1.	„	N	
drei „ „	1.	„	E	ꝛc.

Bei richtiger Löſung erhält man:

„Eine Hand wäſcht die andere!“

3. Füllrätſel.

	O	A	H	B	
O	s	t	e	r	n
A	t	h	l	e	t
H	e	l	e	n	e
B	r	e	n	t	a
	n	t	e	a	

4. Anagramm.

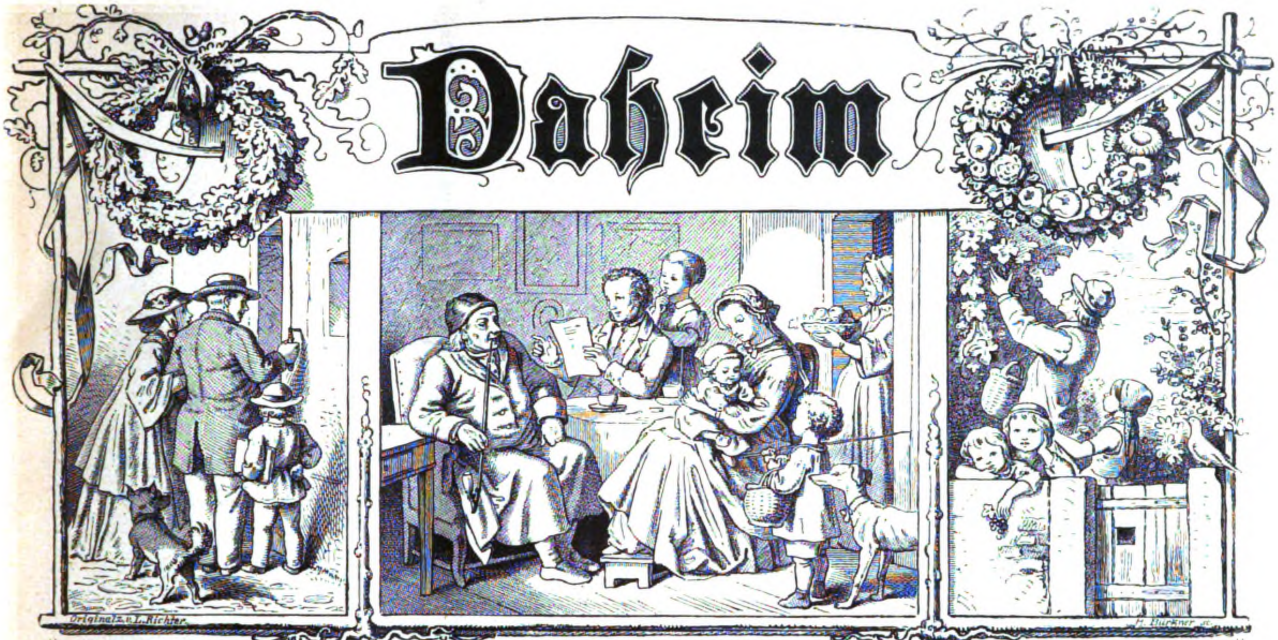
Sirene.
Reiſen.
Rieſen.
Eiſern.

Inhalt: Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.) — Die Naturökonomie und die Ausbeutung der Kräfte durch die Energieübertragung. Von Franz Bendt. — Gemeinnützige Anſtalten für deutſche Lehrerinnen und Erzieherinnen. Von Direktor Dr. Gotthold Kreyenberg in Iſerlohn. Mit ſieben Illuſtrationen. — Die erſten Schuhe. Erzählung von B. Renz. — Vertröſtung. Am Meeresſtrand. Zwei Sprüche von J. Trojan. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Friedrich der Große bei dem Austrocknen von Sümpfen. Von C. Koch; Im Frühling. Von Marie Laux; General Ziethen. Von R. Warthmüller; Streichterzett. Von Balthaſar Jenichen. — Altertumskunde. — Wetterkunde. — Forſchungsreiſen. — Rechtsrat. — Sprechſaal. — Ein Holzſchnitzwerk aus dem 16. Jahrhundert. — Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An** die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig,** Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Mai 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 32.

Die ſieben Gernopp.

Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Ich glaube, der Fehler liegt daran,“ meinte Deyner, „daß die Herren Stephanie für ſo gelehrt halten, daß ſie nicht mitkönnen und ſich nun ſcheuen, mit ihr anzubinden. Der einzige, der ſtandhalten kann, iſt Warnitz, und der paßt wirklich ganz famos für ſie, denn er weiß alles und intereſſiert ſich für alles.“

„Da hole ihn doch 'mal 'ran, Egon! Es iſt ja unſer erſtes öffentliches Auftreten. Da möchte ich doch nicht, daß das ſchief abläuft!“ antwortete faſt flehend der alte Herr, der in dieſem Augenblicke von Frau von Gelliſtow gefragt wurde, wo ihre Tochter ſei, ſo daß Egon nur noch antworten konnte: „Warnitz iſt ſchon vorgeſehen, Papa!“

Herr von Gernopp hatte erklärt, keine Ahnung zu haben, wo Fräulein von Gelliſtow ſtecke, da er es von ſeinen eigenen Töchtern nicht einmal wiſſe, worauf Frau von Gelliſtow etwas ſpitz erwiderte: „Die ſind auch ſchwerer zu überblicken!“

Herr von Gernopp fragte noch einmal ängſtlich: „Mein lieber Egon, wer iſt vorgeſehen?“

Leutnant von Deyner zog ſein Notizbuch aus der Innentaſche der Attila, ſchlug eine Seite auf, wo der Bleiſtift lag, und ſprach wie ableſend: „Warnitz iſt für Stephanie beſtimmt.“

Dabei blickte ihm der alte Herr über die Schulter und konnte das Blatt überfliegen, auf dem er las:

	contra:	Gattung:		eventuell paſſend:
Erſter Ehe	Marie 27 J.	gereifter ernſter Mann	—	vacat.
	Stephanie 25 J. ...	Schöngeiſt	—	Lt. v. Warnitz.
	Adda 23 J.	Gemütsmenſch	—	Rittm. Graf Weſterbrant.
Zweiter Ehe	Cläre 19 J.	Radieschenähnliches	—	?
	Fips 19 J.	Minimalgewächs	—	?
	Bertha 18 J. ...	Ach du mein Schreck, da iſt Hoffen und Harren weg!		
	Lisbeth 17 J. ...	frech à la Kohlſtein	—	Ego.

Herr von Gernopp fühlte ſich über dieſe geſchäftsmäßige Aufzählung ein wenig gekränkt und fragte daher ſeinen zukünftigen Schwiegerſohn ſehr ernſt: „Mein lieber Egon, weißt Du, Du machſt Dir wohl einen Ulk daraus? Ich kann Dir nur ſagen, daß mir meine Kinder alle ſehr ans Herz gewachſen ſind, ſie mögen ſonſt ſein, wie ſie wollen. Ich gebe ja zu, daß Deine Lisbeth die hübſcheſte iſt, aber Du mußt die anderen nicht veralbern, Egon. Es ſind alles ſehr gute Mädchen, und ſo was thut einem Vater doch 'n bißchen weh, verſtehſt Du! Und wenn ich es als Vater für meine Pflicht halte, für die Zukunft meiner Töchter zu ſorgen, ſo iſt das nichts Böſes, denn ich habe nun 'mal die Dummheit mit dem Majorat gemacht. Jawohl, es iſt eine Dummheit, gebe ich vollkommen zu, aber Hunger leiden die Mädel nicht, das kann ich Dir ſagen, und an den erſten beſten gebe ich ſie nicht, das haben ſie nicht nötig. 52 000 Mark und die Ausſteuer kriegt ſchon jede mit, und je länger ich lebe, deſto mehr wird's, Egon —“

Leutnant von Deyner hatte verſucht, ein Wort der Erklärung zu ſagen, doch der Redeſtrom war nicht zu unterbrechen geweſen. Glücklicherweiſe ſtanden ſie etwas abſeits, und Herr von Gernopp hatte ſehr leiſe geſprochen. Nun bekam er jedoch Angſt, er möchte zu viel geſagt und ſeinen demnächſtigen Sohn ernſtlich erzürnt haben. Deshalb lenkte er ſofort wieder ein: „Mein lieber Egon, verzeih', das fuhr mir bloß 'mal ſo 'raus, damit ich nicht in den Verdacht käme, ich wollte meine Mädel als Habenichts und Ballaſt einem aufhängen. Sie zu verheiraten, iſt und bleibt meine Pflicht, nur ohne Neigung ſollen ſie nicht heiraten, und deshalb gerade habe ich nie geſagt, was ſie kriegen, ſo daß man denken konnte, ſie kriegten gar nichts. Denn ein Mädel, das nichts hat, die nimmt einer doch bloß, wenn er in ſie verſchoſſen iſt! Was? Und glücklich ſollen die Würmer werden, Egon! Was?“

Bei den letzten Worten hatte er aber dennoch ſeine Stimme erhoben, ſo daß nun Frau von Gernopp herbeikam und neugierig fragte, was geſchehen. Er ſetzte es ihr nicht auseinander, ſondern meinte bloß: „Emilie, es war eine kleine Unterhaltung von uns Herren unter uns!“

Sie warf ihm einen böſen Blick zu und rauſchte davon.

Egon von Deyner war etwas kleinlaut geworden. Er fühlte, daß ſein Schwiegervater im Grunde vollkommen recht hatte, aber er ſah in ſeinem Scherz nichts Böſes. Er liebte Spaß, hatte es gern, ſich als „Manager“ zu fühlen, wie er es ſelbſt nannte, und erblickte nichts Arges darin, ſeine Schwägerinnen auf harmloſe Weiſe unter die Haube zu bringen. Zwingen konnte er ja doch niemand; nur fand er, brauchten die Mädchen nicht gerade ihr Licht unter den Scheffel zu ſtellen, wie ſie es eigentlich bisher gethan.

Und die 52 000 Mark, die jede mitbekommen ſollte, erleichterten die Sache noch mehr, denn die Männer, die im ſtande waren, ein junges Mädchen zu heiraten, das gar nichts beſaß, waren in Sebenbach dünn geſät, obwohl in dem Regiment meiſtens wohlhabende Leute dienten. Nun wußte er auch jemand für die Radieschen, denen er bisher noch keinen Beſtimmten zugedacht hatte, ſogar zwei Brüder, und er ging ſofort quer über den Saal, in dem ſchon der erſte Walzer getanzt wurde, auf Leutnant von Zundt I zu, einen kleinen, hübſchen Kerl von echter Huſarenfigur.

„Du, Zundt, tanze doch 'mal mit meinen kleinen Schwägerinnen, es wäre mir als Schwager in spe doch fatal, wenn ſie ſchimmelten! Sie ſind wirklich ſo nette Mädel. Aber wenn ein Mädchen fremd iſt, kriegt ſie nicht ſo leicht einen Tänzer. Paß 'mal auf, wenn die erſt öfters ausgegangen und bekannt ſind, dann gehen ſie jeden Abend weg, wie beim Bäcker die warmen Semmeln!“

Leutnant von Zundt I ſtrich ſich das ſpärliche ſchwarze Schnurrbärtchen und zögerte noch. Er glaubte, daß Deyner Stephanie meinte, die eben ein paar Schritte von ihnen von Warnitz abgeſetzt worden war, und er meinte halb verlegen, weil ſeine Winzigkeit ſein wunder Punkt blieb: „Weißt Du, Deyner, offen geſtanden, thu' ich's nicht gern. Sie iſt mir zu groß; wenn ich mit einer Dame tanze, die ſo viel größer iſt, wie ich, ſo ſieht das lächerlich aus!“

Egon bekam faſt einen Lachkrampf, indem er an die Radieschen dachte, aber er verbiß ſich jede Bemerkung über ihren Miniaturwuchs und nannte ſie auch nicht bei ihrem botaniſchen Namen, den jeder kannte, in der Befürchtung, ſie lächerlich zu machen und ſeinen Kameraden dadurch abzuſchrecken. Er ſagte nur: „Nein, Stephanie meine ich nicht. Ich meine eine von den beiden Kleinen!“

Und da gerade Fips am Arm eines Huſaren vorbeiflog, zeigte er ſie an Zundt: „Da! Die!“

„Ach ſo! O die ſehr gern!“ Sofort ging er zu Fips hinüber, die nun, da Tanzpauſe war, allein ſtand und ſich ängſtlich nach ihrem Zwillingsradieschen umſah.

„Gnädiges Fräulein, haben Sie etwa noch einen Tanz für mich?“

Sie lachte ein wenig verlegen, neſtelte ihre Tanzkarte vom Fächer ab und reichte ſie Leutnant von Zundt I, der ſie zu Boden fallen ließ, weil Fips ſie ungeſchickt gab. Die Kleine ſprach: „O weh! — So — danke ſchön —. Ich weiß wirklich nicht — bitte, ſchreiben Sie ſich ein.“

Der kleine Huſar klappte die doppelte Karte auf, beim Kotillon fand er bereits verzeichnet: „Zundt.“ Alſo ſein Bruder. So machte er denn eine „II“ hinter den Namen und ſchrieb ſich ſelbſt, nachdem es ihm Fips zugeſtanden, für den Souperwalzer auf. Da ſie den nächſten Tanz nicht engagiert hatte, ſo bat er darum; doch um nicht unſchicklicherweiſe zweimal mit ihr zu tanzen — als Extratour.

„Tanze ich zu ſchwer?“ fragte Fips, als ſie wieder landeten, wo ſie begonnen.

„Aber bitte, gnädiges Fräulein, wie eine Elfe!“

Sie wiegte verſchämt den Kopf zur Seite, und er wollte wiſſen, warum ſie das glauben könnte.

„Ich habe gar keine Übung,“ antwortete ſie.

„Es iſt ja wahr, Sie ſind noch gar nicht ausgegangen, gnädiges Fräulein.“

„Nein, bis jetzt nicht.“

„Das kommt aber nun.“

„Ja von jetzt ab.“

„Es iſt nur leider den Sommer jetzt wenig Gelegenheit! Oder gar keine mehr!“

„O, bitte, bei der Hochzeit meiner Schweſter ſoll getanzt werden.“

„Wann iſt ſie denn?“

„In vierzehn Tagen —“

„Ach ja, wir ſind ja alle eingeladen. Es iſt zu liebenswürdig von ihrem Herrn Vater —“

Und dann fragte Leutnant von Zundt I noch weiter, ob denn nicht vorher noch einmal getanzt werden würde. Als ſie ſagte, am nächſten Sonntag beim jour fixe in Groß-Schmiemig würde es wohl möglich ſein, da war er ſofort Feuer und Flamme dafür, und, „um ſich gut einzutanzen“, wie er meinte, machte er ihr eine Verbeugung und ſchwebte mit ihr davon. Als er nun gar ſcherzweiſe um den erſten Galopp für nächſten Sonntag bat, da war Fips glückſelig. Sie ſuchte ſofort Cläre auf und teilte ihr das große Erlebnis flüſternd, mit hochroten Wangen, mit.

Lisbeth hatte mit Egon getanzt, Adda mit Joachim, Stephanie mit Leutnant Heydrich, der, wie immer, bereits anfing, etwas ſehr guter Laune zu werden. Leutnant von Warnitz hatte ſie endgültig aufgegeben, da es ihm nicht gelang, mit ihr ins Geſpräch zu kommen.

Nur die häßliche Bertha war ohne Tänzer geblieben, nachdem ſie den erſten Walzer getanzt. Sie ſaß neben der Mutter, in ihr Schickſal ergeben, ganz ruhig, ohne Ärger noch Beſchämung. Sie machte ſich nichts aus dem Tanz, obwohl ſie ihn noch kaum kannte. Sie wußte, daß ſie häßlich war, daß ſie keine Zukunft hatte, keine Eroberungen machen würde, und ſie war auch nur aus Pflichtgefühl mit auf den Ball gegangen, weil die Eltern es wünſchten. Sie fürchtete ſich nur davor, daß ſie der Mutter läſtig fallen könnte, und daß ſie etwa ſich ihrer ſchämen möchte, weil ſie ſitzen blieb.

Und nun machte es ihr Frau von Gernopp noch beſonders ſchwer: „Ich finde, Bertha, daß ſich Egon und Joachim recht wenig um uns kümmern, ſonſt würden ſie doch einen Tänzer herſchicken!“

Bertha ſchwieg, doch der Tänzer kam im nämlichen Augenblick.

Ein bartloſer, doch nicht mehr ganz junger Herr mit ſtark ergrautem Haar und tiefen, auffallenden Narben rechts und links am Halſe, von einer Operation. Er lächelte freudig über das ganze Geſicht, als er Bertha ſah, und näherte ſich ihr ſchnell mit den Worten: „Gnädiges Fräulein, da ſind ſie ja! Denken Sie, ich habe Sie die ganze Zeit ſchon geſucht!“

Während er noch ſprach, fragte Frau von Gernopp verſtohlen die Tochter: „Wer iſt denn das?“

Und Bertha, die ein wenig unſicher geworden, getraute ſich nicht zu antworten, weil der fremde Herr es hören mußte. Er half ihr aus der Verlegenheit: „Gnädiges Fräulein, bitte wollen Sie mich bekannt machen — wohl Ihre Frau Mutter?“

Sie nickte, erhob ſich linkiſch zur Hälfte, weil ſie in ſolchen Lagen ſich noch nicht zu bewegen wußte, und ſagte, mit einer etwas ſteifen Handbewegung auf den Herrn deutend: „Herr von Pellbeck!“

Sofort wurden Frau von Gernopps Züge freundlicher, denn ſie hatte gehört, er ſollte ſehr vermögend ſein, und wußte, daß es der neue Gutsnachbar war. So ſagte ſie denn: „Wir ſind doch Nachbarn geworden, Herr von Pellbeck?“

„Jawohl, gnädige Frau. Wir werden es. Ich habe Röhnsdorf allerdings gekauft. Und ich hätte Ihnen auch bereits den nachbarlichen Beſuch gemacht, wenn ich nicht am ſelben Tage wieder nach Berlin zurückgefahren wäre, um erſt heute wiederzukommen. Ich war nur ein paar Stunden neulich in Sebenbach bei meinen Geſchwiſtern. Und dort habe ich Ihr Fräulein Tochter kennen gelernt.“

Frau von Gernopp nickte beſonders freundlich: „So, ſo! Und Sie haben meine Tochter gleich wiedererkannt?“

Im ſtillen fühlte ſie ſich geſchmeichelt darüber für Bertha, doch Herr von Pellbeck lachte fröhlich und meinte: „Gewiß habe ich ſie wiedererkannt, ſofort auf den erſten Blick. Aber, gnädige Frau, wiſſen Sie, eine beſondere Kunſt war das nun gerade nicht: mein Bruder hat nämlich geholfen und hat ſie mir eben gezeigt. Ich habe nämlich gerade kein gutes Phyſiognomieengedächtnis und hätte ſie wohl am Ende nicht wiedergefunden unter den vielen Menſchen — von denen ich übrigens auch nicht einen kenne —“

Und dabei ſah er Bertha freundlich an und ließ einen ſchnellen Blick über ihre nicht häßliche Figur gleiten, an der nur die zu langen Arme ſtörten, mit denen ſie immer nichts Rechtes anzufangen wußte. Dann bat er ſie ſofort um den Tanz und legte die Hand um ihre Taille.

Während das Paar im Saale war, kam Frau von Kohlſtein heran: „Wer iſt denn dieſer gräßliche Menſch, Emilie, mit dem Deine Bertha tanzt?“

Frau von Gernopp fühlte ſich für den Ritter ihrer Tochter etwas eingenommen und antwortete pikiert: „Dieſer gräßliche Menſch iſt der reiche Herr von Pellbeck, der Röhnsdorf gekauft hat!“

„Ach, ſo ſieht der aus?“

Und ſofort erſchien auch Herr von Gernopp bei ſeiner Ehehälfte: „Du, Emilie, der fehlt auch gerade noch, um mit Bertha zu tanzen. Der iſt ja ſcheußlich. Der freche Dachs, der Heydrich, hat eben hinter mir geſagt: ‚Gleich und gleich geſellt ſich gern.‘ Man darf ja als Vater nicht ſo thun, als hörte man ſo 'ne unverſchämte Bemerkung, aber unſer Kind muß möglichſt ſehen, daß ſie mit ſolchen Leuten nicht tanzt. Wer iſt denn dieſer Uhu?“

„Uhu? Das iſt gar kein Uhu! Das iſt Herr von Pellbeck!“

„Der Röhnsdorfer?“

„Eben!“

„Nu brat' mir einer einen Storch! Ja dann!“

Da ſetzte aber auch ſchon Herr von Pellbeck bei den Eltern Bertha ab, die ihm einen kleinen Knix machte. Er ließ ſich flüchtig Herrn von Gernopp bekannt machen und ſtellte ſeinen Beſuch für die nächſten Tage in Ausſicht, dann aber verabſchiedete er ſich, um noch die anderen Damen und Herren kennen zu lernen.

„Wie iſt er denn?“ fragte Herr von Gernopp ſeine Tochter. Sie antwortete ganz offen, er gefiele ihr gut, und dann ward ſie von einem der Offiziere nach dem anderen zu einer Extratour geholt, als ob es nur eines Anfanges bedurft hätte, um ſie ins Fahrwaſſer zu bringen.

Sobald ſie fort war, ſprachen die Eltern zuſammen über Herrn von Pellbeck, und Herr von Gernopp wiederholte einmal über das andere ſeine Anſicht als Landwirt: „Wer Röhnsdorf kauft, der muß entweder ein Stier ſein oder ein landwirtſchaftliches Genie, oder er muß ſchmähliches Geld haben. Nun fragt ſich's bloß, was der Pellbeck von den dreien iſt.“

Da kam Egon in die Nähe mit Lisbeth, und Frau von Gernopp rief ihn herbei, um etwas über den neuen Gutsnachbar in Erfahrung zu bringen. Er wußte nichts von ihm, als daß er der Bruder Rittmeiſter von Pellbecks war.

„Liebe Mama, habe keine Angſt. Ich werde die Sache ſchon managen und alles herauskriegen, was Du willſt, meinetwegen wieviel Haare er auf dem Kopfe hat. Komm, Liſel, wir wollen nicht einen Takt verſäumen —“ Dabei raſte er mit der ſchon ganz ſchnell atmenden Braut davon, ohne Frau von Gernopps Mahnung zu hören, er möge Lisbeth ein bißchen Ruhe gönnen.

Als das Souper herankam, ſuchte der kleine Leutnant von Zundt I eifrig überall Fips, die er für den Souperwalzer engagiert hatte, zuerſt ohne ſie entdecken zu können. Er fragte den großen Grafen Weſterbrant, der eben mit der dicken Adda vorbeikam und dem Eßſaal zuſtrebte: „Herr Graf, helfen Sie mir um Gotteswillen! Wo iſt Ihr Fräulein Schwägerin? Ich meine die Kleine —“

„Cläre?“ fragte Adda, ſich herüberbeugend. Leutnant von Zundt I glaubte, „die Kleine“ könnte nur „Cläre“ ſein, und ſo ging er, ſobald ſie ihm gezeigt worden, auf das Radieschen zu, das allein daſtand und ſich hilflos umblickte, da Leutnant von Zundt II, der ebenſo ausſah wie ſein Bruder, ſie für das Souper engagiert hatte und nicht erſchien.

Als Zundt I ſich ihr näherte, ihr eine Verbeugung machte und den Arm bot, kam er ihr zwar eine Sekunde lang fremd vor, doch der Offizier war ſeiner Sache ſo ſicher, daß ſie nicht daran zweifeln konnte, er ſei der Rechte.

Leutnant von Zundt II, dem man als jüngeren Bruder, und weil man behauptete, er ſei noch eine Linie kleiner, den Komparativ zuerkannte und ihn nur „Zünder“ hieß, hatte Fips zu Tiſche geführt. Sie hatte überhaupt keinen Unterſchied wahrgenommen und glaubte beſtimmt, neben Leutnant von Zundt I zu ſitzen, wie er auf ihrer Tanzkarte verzeichnet war.

Während des ganzen Soupers bemerkten die Radieschen auch den Irrtum ebenſowenig, wie Zundt und Zünder. Die Unterhaltung war ſehr rege auf beiden Seiten, und die Paare freuten ſich übers Kreuz gleichmäßige gefunden zu haben, vor allem die beiden jungen Offiziere, denen es ſelten gelang mit Damen zu tanzen, die weſentlich kleiner waren als ſie. So entſpann ſich allmählich zwiſchen den vieren eine ſtille Harmonie, ſo daß nach Tiſch Leutnant von Zundt I zu Egon von Deyner ſagte, der auf einen Augenblick zufällig neben ihm ſtand: „Man fühlt ſich doch als Mann, wenn die Dame kleiner iſt!“

Jener benutzte ſofort die Gelegenheit, ihm zuzuflüſtern: „Du, Zundt, gefällt Dir denn meine Schwägerin?“

„Welche?“

„Na hier die Kleine!“

Er wollte nicht geradezu antworten und wich aus: „Es ſind ja zwei —“

„Was ſchadet denn das?“

„Ach! Es ſchadet nichts, Deyner, ſie ſehen ſich nur ſo ähnlich —“

„Weil's Zwillinge ſind!“

Sie hätten lauter ſprechen können, da ein anderer Offizier eben Cläre auf eine Extratour fortgeholt. Nun fragte Zundt I: „Sage 'mal, Deyner, wie heißen denn eigentlich Deine Fräulein Schwägerinnen?“

Egon von Deyner wollte eben ſagen: „Fips und Cläre!“ als er ſich beſann, daß der Name „Fips“ vielleicht keinen günſtigen Eindruck auf ſeinen Regimentskameraden machen möchte und ihn gar zum Lachen bringen könnte, wobei es dann mit jeder zarten Regung ein Ende haben mußte. Er hielt inne, ſagte: „Cläre — und —“

Darauf zögerte er ein wenig und überlegte ſich ſchnell, wie „Fips“ wohl getauft ſein möchte. Beim beſten Willen wußte er es nicht, denn er hatte niemals etwas anderes gehört als eben „Fips“. Doch „Friederike“ ſchien ihm das einzig mögliche, und er wiederholte: „Cläre und Friederike —“

Da kam das Radieschen auch ſchon zurück, und Zundt I flog mit ihr davon. Und auch Cläre fragte ihn, mit denſelben Worten, die Fips bei der Extratour gebraucht, als er ſie eben kennen gelernt: „Tanze ich zu ſchwer?“

„Aber bitte, gnädiges Fräulein, wie ich mir ſchon vorhin zu ſagen erlaubte: wie eine Elfe!“

„Vorhin?“ fragte ſie erſtaunt.

„Nun ja, als ich die Ehre hatte, Ihre Bekanntſchaft zu machen, und wir vor dem Souper die Extratour zuſammen tanzten.“

Cläre blickte ihn ganz erſchrocken an: „Ich habe keine Extratour mit Ihnen getanzt!“

„Dann kann es bloß Ihr Fräulein Schweſter geweſen ſein!“

„Fips!“ entfuhr ihr unwillkürlich, und Zundt I horchte auf.

„Deyner ſagte — verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ſind Sie nicht — Friederike?“

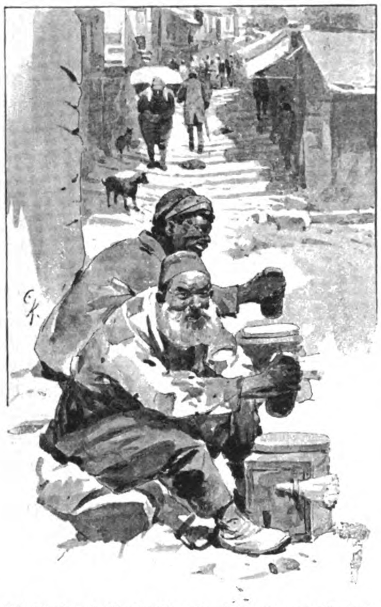
Ganz verlegen und beſcheiden antwortete ſie: „Ich heiße Cläre, und meine Schweſter —“

„Friederike, ach ſo —“

„Nein, Helene. Wir nennen ſie Fips.“

Nun wußte Zundt I gar nicht mehr Beſcheid und erzählte, wie Deyner ſie genannt. Dann blickte er in ihre Tanzkarte und ſah den Namen ſeines Bruders. Und dabei kam ihm ein kühner Plan, als er die Verwechſelung entdeckte: „Gnädiges Fräulein, ich habe jetzt alſo fälſchlicherweiſe für meinen Bruder getanzt. Wenn ich nun den Kotillon für mich tanzte?“

Sie wußte nicht, was ſie ſagen ſollte, doch da ihr die Mutter eingeſchärft, ſtets Kotillon und Souper als beſondere Gnade zu betrachten, die ſie den Herren zu erteilen hätte, dann aber nie mit einem und demſelben zwei Tänze an einem Abend zu tanzen, ſo fragte ſie, den zierlichen kleinen Herrn verſchämt anguckend: „Geht denn das?“



Stiefelputzer in Konſtantinopel. Zeichnung von C. Koch.

„Warum denn nicht?“

„Schickt es ſich denn?“

Er wurde ſtutzig, ſchwankte eine Sekunde und ſprach: „Es merkt ja kein Menſch!“

Und er tanzte richtig mit ihr auch den Kotillon, während der Zünder mit Fips das Gleiche that, da ihm der Kotillon ja von Rechts wegen zukam.

Die ganze Geſellſchaft aber freute ſich darüber, Zundt und Zünder mit den Radieschen ſo glücklich zu ſehen. Wie ſie zuſammen gehörten, darüber zerbrach ſich niemand den Kopf, denn die Offiziere und Damen konnten die Radieschen nicht aus einander halten, und Gernopps nicht die Zünder.

Als der Ball zu Ende war, und die Gäſte allmählich ſich entfernten, brachen auch Gernopps auf, denn Herr von Gernopp ſagte zu ſeiner Frau: „Emilie, wir dürfen nicht die letzten ſein, ſonſt ſieht es ſo aus, als ob wir noch ſchnell eine verloben wollten.“

Der Herr von Pellbeck empfahl ſich mit dem Verſprechen, in den nächſten Tagen ſeinen Antrittsbeſuch zu machen und ſagte Bertha als älteſter Bekannten beſonders herzlich gute Nacht.

In dem zur Garderobe hergerichteten Raum waren nur Gernopps mit den beiden zukünftigen Schwiegerſöhnen. Die dicke Adda hing an Joachims Arm, hingebungsvoll, etwas müde. Sie hatte wenig getanzt und auch er ſich geſchont, dafür hatten ſie lieber in einer bequemen Ecke geſeſſen, ſich verſtohlen die Hand zu drücken und das Treiben zu beobachten.

Die Radieschen ſtrahlten in ſeliger Erinnerung vor Glück und Wonne.

Stephanie ſchien etwas mißmutig, und Egon fragte ſie, während Lisbeth bleich vom unausgeſetzten Tanzen ihn halb umſchlungen hielt: „Nun, gnädige Schwägerin, geruhen Euer Gnaden, ſich amüſiert zu haben?“

Sie rümpfte die Naſe und wollte wiſſen: „Wie nennt man ein Kamel mit zwei Höckern?“

„Trampeltier!“ antwortete Egon ſofort, und Stephanie erklärte: „Herr von Warnitz iſt zu zwei Höckern avanciert!“

Sie gingen. Deyner beugte ſich zu Herrn von Gernopp: „Ich weiß, warum ſich der Herr von Pellbeck angekauft hat. Ich habe alles heraus!“

Die häßliche Bertha horchte auf und die Eltern fragten beide: „Nun?“

„Er ſoll heimlich in Berlin verlobt ſein und will ſich anſäſſig machen, weil es die Braut verlangt, ehe es öffentlich wird!“

Bertha ſah ihn mit großen angſterfüllten Augen ſtarr an.

VIII.

In Groß-Schmiemig wurde von nichts anderem mehr geſprochen, als von dem verfloſſenen Ballfeſt bei den Huſaren, und die Schweſtern fanden nicht Worte genug, der zu Haus gebliebenen Marie all das Herrliche zu ſchildern, das ſie erlebt. Die Radieschen ſchwärmten vor den anderen von allem, was ſie erlebt, aber ſie vermieden es krampfhaft, von Zundt und Zünder zu reden. Nur wenn die beiden allein in ihrem Zimmer ſaßen, nach dem Eſſen, wo jeder ſich auf eine Stunde zurückzog, weil die Eltern beide ihr Nachmittagsſchläfchen hielten, oder abends, wenn ſie „Gute Nacht“ geſagt hatten, dann fingen die Zwillinge an, von den Brüdern zu ſprechen. Ganz leiſe und heimlich, damit es niemand hören ſollte. Sie fragten ſich, wie ihnen dieſer und jener gefallen von all den Herren, die auf dem Balle mit ihnen getanzt, und immer gingen ſie dann eine Weile wie die Katze um den heißen Brei, ehe die eine oder die andere kühner ward und das Eis zu brechen wagte mit einer Anſpielung oder mit gerader Frage nach den Zündern, die ihnen Herz und Sinne unausgeſetzt beſchäftigten.

Der Vetter aus dem Album mit dem ſchönen Schnurrbart war ganz vergeſſen.

Cläre war mehr für Zundt I, Fips neigte zum Zünder, doch ſie kamen überein, daß eigentlich alle beide ganz gleichmäßig nett und liebenswürdig geweſen ſeien. Zwar war früher der Radieschen Ideal ein großer, mächtiger Mann geweſen mit gewaltigem Bart, ein Rieſe, an dem ſie ſich bergen könnten, der ſie beſchützen würde, wie ein Vater, ein Gewaltiger, der, wie ſie von Auguſt dem Starken durch die Gouvernante in der Geſchichtsſtunde gehört, Hufeiſen zerbrach und mit ſteifem Arm Trompeter zum Fenſter hinaus hielt. Aber ganz plötzlich hatten ſich ihre Träume verſchoben. Ein Ebenbild, das ihnen gleich ſei, fanden ſie nun doch eigentlich das richtige.

„Haſt Du geſehen, wie zierliche Hände er hat?“ fragte Fips, und Cläre gab nickend zurück: „Meiner auch! Und die kleinen Füßchen!“

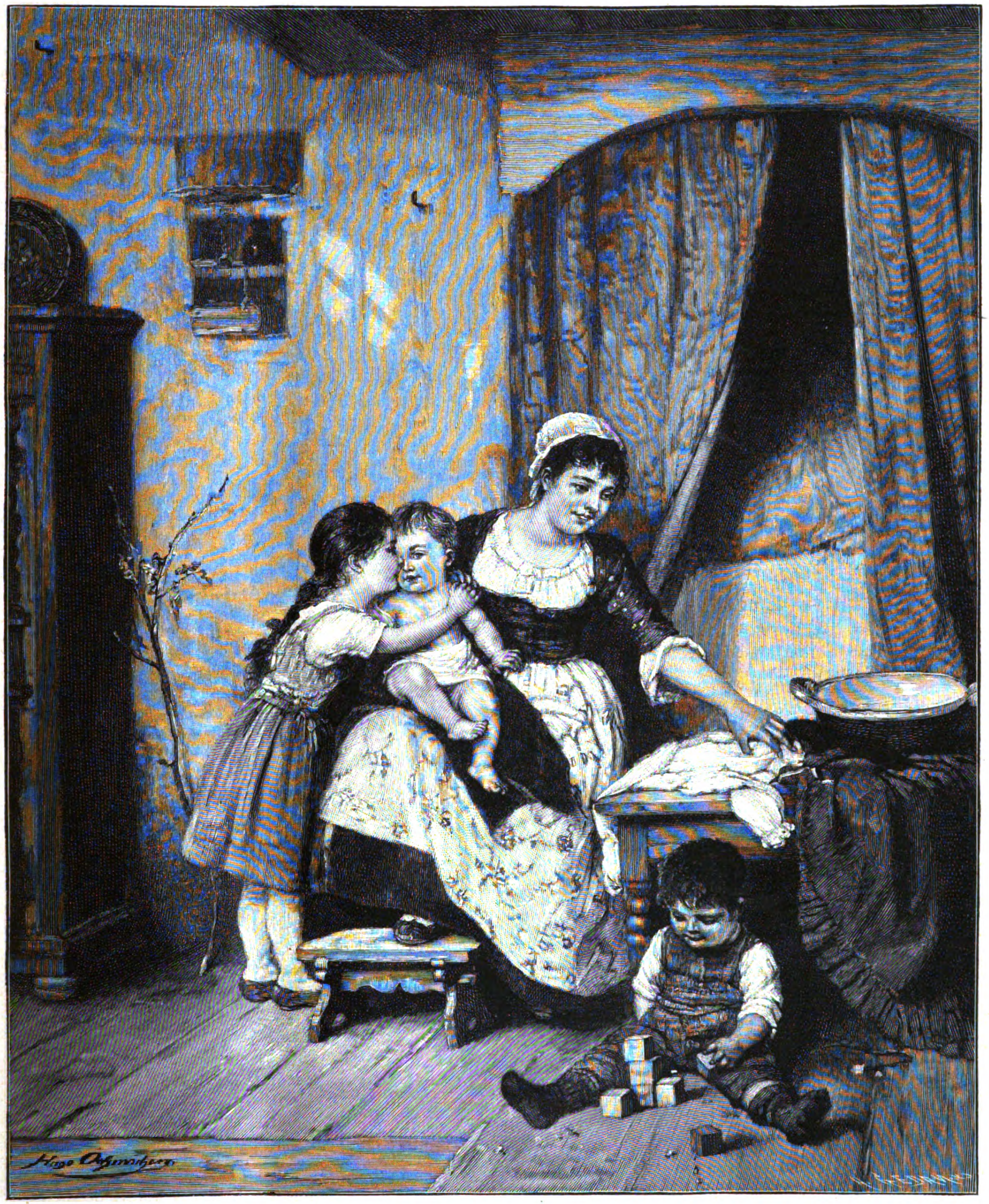
„Bei meinem habe ich auch die Stiefel angeſehen. Ganz Lack, und die ſchöne goldene Borte d'rum 'rum!“

„Meiner hat auch hübſche Stiefel, ganz ſpitz.“

Da ſie nun einmal den Ausdruck „meiner“ gefunden hatten, ſo quälten ſie ſich nicht mehr vor einander mit „Herr von Zundt“ ab, was immer etwas Steifes gab und ſie hinderte, ſich recht auszuſprechen, ſondern das „mein“ und „meiner“ ſchwirrte fröhlich hin und her. Es deutete ſo anheimelnd die Zugehörigkeit an, es klang wie leiſer Vorgeſchmack des Beſitzes.

Herr von Gernopp hatte von der ſtillen Schwärmerei der Radieschen ebenſowenig etwas bemerkt, wie ſeine Frau. Wohl dachten ſie einen Augenblick daran, daß die Herren von Zundt vielleicht recht gut zu den Zwillingen paſſen könnten, da die Schweſtern, die bisher von ihrem Eintritt in die Welt ab unzertrennlich geweſen, dann in derſelben Familie bleiben würden. Aber es hieß, Zundt und Zünder müßten reiche Frauen haben, da ſie ſelbſt nicht übermäßig mit Glücksgütern geſegnet wären.

(Fortſetzung folgt.)



„Guten Morgen, Brüderchen!“ Nach dem Gemälde von Hugo Oehmichen.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

Die Franzoſen in Tonking.

Die Erfahrung hat uns längſt gelehrt, daß Kolonieen nicht eine Quelle leichtfließender Reichtümer ſind, daß es vielmehr Blut, Schweiß, Geduld und Geld koſtet, ehe das Mutterland einen Nutzen von ihnen erwarten darf. Nicht nur wir Deutſchen, als ein des Koloniſierens in eigener Regie ungewohntes Volk, haben für dieſe Erfahrung teures Lehrgeld zu zahlen. Es mag uns ein Troſt ſein, daß es den Franzoſen auch heute noch nicht beſſer ergeht, trotzdem ihre kolonialen Erfahrungen weit zurückreichen. Je jünger Frankreichs Kolonieen, um ſo mehr Koſten und Sorgen machen ſie dem Mutterlande, ganz gleichgültig, ob die Natur ſie verſchwenderiſch ausgeſtattet hat oder nicht — das lehrt Tonking, die jüngſte und von Natur vielleicht reichſte der franzöſiſchen Kolonieen. Über die Fortſchritte der Franzoſen in Tonking hat man bisher faſt nur aus franzöſiſchen Quellen erfahren, und das franzöſiſche Nationalbewußtſein iſt noch heute ſo ſtark, daß es zu beſchönigen und zu verſchleiern liebt. Da iſt es intereſſant, einen Reiſenden zu hören, den der Zufall nach Tonking verſchlagen hat, und den keinerlei Intereſſen und Abſichten dorthin führten. Otto E. Ehlers, der bekannte deutſche Weltreiſende, hatte, von Moulmein in Burma aus zu Pferde ſeinen Weg durch die nördlichen Schanſtaaten nehmend, die Abſicht, den Mekong zu überſchreiten und China zu durchqueren. Aber er hatte die Rechnung ohne die Chineſen gemacht. Ein chineſiſcher Mandarin verweigerte ihm den Übertritt über die Grenze, und da Ehlers nicht einfach auf demſelben Wege, auf dem er gekommen war, zurückzukehren Luſt hatte, bog er — mit einer Karawane von ganzen vier oder fünf Mann — ab und fiel von Weſten her in das von den Franzoſen annektierte Tonking ein, ſich einen Weg nach der Küſte zu bahnen — ohne böſe Abſichten zwar, aber auch ohne franzöſiſchen Paß und ohne franzöſiſche Empfehlungsbriefe. Otto E. Ehlers hat dieſe Reiſe in einem ſoeben erſchienenen zweibändigen Prachtwerk: „Im Sattel durch Indo-China“ (Berlin, Allgemeiner Verein für deutſche Litteratur) ſehr unterhaltend geſchildert. Daß der Teil des Werkes, der die halb unfreiwillige Tour durch Tonking und ſpäter den Aufenthalt in Siam behandelt, der intereſſantere iſt, liegt weder an der Darſtellung noch an den Erlebniſſen, ſondern lediglich daran, daß Tonking und Siam „aktueller“ ſind als Burma und die nördlichen Schanſtaaten.

Als gänzlich unbefangener Beobachter in Tonking kann freilich Otto E. Ehlers nicht gelten; das muß betont werden, gerade weil es ſich um eine franzöſiſche Kolonie handelt. Ehlers iſt ein zu leidenſchaftlicher Anglomane, um unbefangen zu ſein. Erklärlich genug, denn er hat, mit ausgezeichneten engliſchen Empfehlungsbriefen ausgerüſtet, überall in den engliſchen Kolonieen jene großartige engliſche Gaſtfreundſchaft und Rückſichtnahme genoſſen, die jedem, aber auch nur dem zu teil werden, der ſich auf ſolche Empfehlungsbriefe ſtützen kann und durch ihren Vorweis den Engländern als ein Mann von Bedeutung erſcheint. Über franzöſiſche Empfehlungen verfügte Ehlers nicht, und die engliſchen waren ihm in Tonking natürlich eher hinderlich als nützlich; denn der Franzoſe iſt ſchon lange klug genug, um von engliſcher Kolonialfreundſchaft nichts Gutes zu erwarten. So iſt es denn ganz erklärlich, daß der ſich in ſeinem ganzen Weſen engliſch gebende, aus der engliſchen Intereſſenſphäre kommende und mit engliſchen Empfehlungsbriefen ausgerüſtete Reiſende von den franzöſiſchen Stationskommandanten in Tonking mit mißtrauiſchen Augen angeſehen und für einen engliſchen Spion oder für einen engliſchen Händler gehalten wurde, bemüht, einen neuen Schleichweg zu ſuchen, um vom Innern her Waffen und Pulver über die Grenze in die Hände der Schwarzflaggen zu ſchmuggeln. Unter dieſen Umſtänden erſcheint es ſchon anerkennenswert genug, daß Ehlers überhaupt franzöſiſche Gaſtfreundſchaft erfuhr, denn engliſche Thüren würden ſich ihm unter gleichen Verhältniſſen zweifellos gänzlich verſchloſſen haben. Ehlers meint: „Die franzöſiſche Gaſtfreundſchaft iſt leider wenig geeignet, den Gaſt zu längerem Verweilen zu veranlaſſen. Sie iſt zu oſtentativ, ſie erſcheint nicht gleich ihrer engliſchen Schweſter im Hauskleide, ſondern in großer Toilette, und dabei zuweilen derartig ſtark dekolletiert, daß man nicht umhin kann, mehr von ihren Blößen zu gewahren, als einem lieb iſt. Sie iſt gepudert, geſchminkt, affektiert und unaufrichtig.“ Das mag dem unwillkommenen Gaſte gegenüber der Fall und auch inſofern zutreffend ſein, als der Franzoſe, gleich dem Deutſchen, dem Gaſte etwas Beſonderes zu bieten liebt. Aber ein Vergleich mit engliſcher Gaſtfreundſchaft läßt ſich daraus nicht herleiten, weil der Engländer niemals in die Lage kommt, unwillkommene Gäſte zu beherbergen. Er ſieht nur Leute bei ſich, die ihm angenehm ſind, denen er etwas ſchuldig zu ſein, oder von denen er etwas erwarten zu können glaubt. Einem Weltreiſenden aber dürfte in der Wildnis eine mit affektierter Höflichkeit geöffnete Thür immer noch lieber ſein, als eine, die ihm ganz verſchloſſen bleibt.

Zudem hatte Ehlers gleich auf einer der erſten franzöſiſchen Militärſtationen ein Unglück, das ſehr geeignet war, das Mißtrauen, das ſein unerwartetes Erſcheinen einflößte, zu verſtärken. Er entdeckte in der von einem europäiſchen Sergeanten befehligten Station drei Karten von Tonking, von denen er gern eine mitgenommen hätte, weil es ihm an allem Orientierungsmaterial fehlte. Der Sergeant geſtattete Ehlers indeſſen nur, die Reiſeroute aus einer der Karten abzuzeichnen, weil die Karten offenbar nicht ihm perſönlich, ſondern zur Stationsausrüſtung zugehörten. Als nun Ehlers am nächſten Morgen die Station verlaſſen hatte, ereignete ſich eine Scene, ganz ähnlich jener, die in der Bibel von Jakob erzählt wird, nachdem er Laban verlaſſen hatte. „Wir waren noch keine zehn Minuten unterwegs,“ berichtet Ehlers, „als der Sergeant keuchend hinter uns hergerannt kam und aus Leibeskräften ſchrie, wir möchten ſtillhalten. Ich dachte natürlich, der Mann hätte im letzten Augenblick Gewiſſensbiſſe bekommen, daß er mir ohne Paß weiterzuziehen geſtattet hatte, erfuhr aber bald zu meiner Beruhigung, daß er in dem von mir bewohnten Zimmer eine der Tonkingkarten vermißte und gekommen war, ſich nach dem Verbleib derſelben zu erkundigen. Es ſtellte ſich nun heraus, daß mein Diener Fritz dieſelbe mit der von mir angefertigten Kopie in meinen Koffer gepackt hatte. Ich erklärte dem Sergeanten, ich würde ſie ihm mit dem Führer von unſerem nächſten Lagerplatze zurückſchicken. Er war aber in einer ſolchen Aufregung, als befände ſich mindeſtens der Verteidigungsplan von Paris und nicht eine, nebenbei bemerkt miſerable, höchſt ungenaue Karte von Tonking in meinen Händen, und verlangte ſofortige Herausgabe, ſo daß mir nichts weiter übrigblieb, als das eine der Maultiere wieder entlaſten, das Gepäck loslöſen und den Koffer öffnen zu laſſen.“ Dieſer Aufenthalt mag Ehlers unangenehm genug geweſen ſein. Aber Ehlers reiſte zu ſeinem Vergnügen, während der Sergeant ſich auf ſeinem verlorenen Poſten in Tonking ſicher nicht amüſierte, und Ehlers war das Opfer einer Unbeſonnenheit ſeines Dieners, während der Sergeant nicht mehr und nicht weniger als ſeine Pflicht und Schuldigkeit that, — will man nicht ungerecht ſein, ſo kann man in dieſem Falle unmöglich Partei für den deutſchen Landsmann nehmen.

Aber trotz einer gewiſſen Reizbarkeit, die ſich offenbar des liebenswürdigen, aber auch von indiſchen Fürſten und engliſchen Kolonialbehörden ein bißchen verwöhnten Ehlers in Tonking angeſichts der franzöſiſchen Zugeknöpftheit bemächtigt hat, bewahrt er ſich doch Objektivität genug, um zu loben, was an der franzöſiſchen Verwaltung zu loben iſt. Eine Schilderung der Militärſtation in Phong-Tho, bei deren Kommandanten Leutnant Regnier Ehlers das freundlichſte Entgegenkommen fand, offenbart die guten und die ſchwachen Seiten der franzöſiſchen Herrſchaft in Tonking, wenn auch nur in kleinen Verhältniſſen, aber doch charakteriſtiſch. „Ich war,“ erzählt Otto E. Ehlers, „da die Station Laichau verſäumt hatte, meine Ankunft und Abreiſe zu melden, völlig überraſchend gekommen, irgend welche Vorbereitungen zu meinem Empfange hatten daher nicht getroffen werden können, und wenn die Station trotzdem ausſah wie ein Schmuckkäſtchen, ſo beweiſt das, unter welch tüchtigem Leiter ſie ſtand. Sobald mein erſter Durſt gelöſcht war, nahm ich die Beſichtigung der etwa ein halbes Hektar bedeckenden, von hoher Mauer umgebenen Stationsanlage vor. Die Wohnung des Kommandanten befindet ſich über dem maſſiv erbauten Waffenmagazin und iſt durch einen ſchmalen Gang mit einem als Speiſeraum dienenden achteckigen Holzpavillon verbunden. Abſeits dieſes Gebäudes zu ebener Erde liegt das aus zwei getrennten Wohnungen beſtehende Offiziersquartier, welches jedoch, nachdem die Beſatzung der Station vor kurzem weſentlich vermindert worden war, leer ſtand und mir ſomit zur Verfügung geſtellt werden konnte. Wenige Schritte davon entfernt ſteht das Haus für europäiſche Unteroffiziere, von denen zur Zeit zwei auf der Station anweſend waren. Ich fand ihre Kammern für die klimatiſchen Verhältniſſe viel zu klein, entſetzlich heiß und höchſt mangelhaft ventiliert. Als Meſſe dient ihnen ein hoch und frei gelegener Pavillon, in dem ſie, wie ich vermute, auch wohl in der Regel genächtigt haben werden; denn in ihren Kammern war die Luft ſchier zum Erſticken. Konnte ich es doch ſelbſt in der ungleich geräumigeren und luftiger gelegenen Offizierswohnung nicht aushalten und ſah mich genötigt, mein Bett auf die das Haus umgebende Veranda zu ſtellen. Am beſten aufgehoben iſt unſtreitig die aus fünfzig Annamiten beſtehende Beſatzung, denn ihr ſteht der zweite Stock eines ſcheunenartigen, gut ventilierten Gebäudes, deſſen untere Räume als Proviantlager dienen, zur Verfügung. Die

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

meiſten Gebäude ſind maſſiv und zwar aus am Orte gebrannten Ziegeln erbaut. Muſterhaft fand ich die Bäckerei, die auf die Lieferung von fünfhundert Rationen für den Tag eingerichtet iſt, zur Zeit aber nur das Brot für die drei auf der Station anweſenden Europäer lieferte. Zu beiden Seiten des Stationsthores befinden ſich ebenfalls hoch gelegene Pavillons, die den Wachtpoſten als Auslug dienen und nebenbei in hohem Grade dekorativ wirken. Alle die vorhin aufgezählten Gebäude, zu denen noch Küchen, Stallungen ꝛc. hinzukommen, gruppieren ſich um einen weiten, kurzgehaltenen, von Hibiskus, Bananen, Ananas und Blumenbeeten eingefaßten Raſenplatz. Außerhalb der Station liegen der Exerzierplatz, ſowie die Küchengartenanlagen, in denen alle möglichen guten Gemüſearten gedeihen. Von einem Ende bis zum anderen war die Station ſo ſchmuck und ſauber gehalten, als ſollte ſie, wie ſie daſtand, am nächſten Tage zu einer Weltausſtellung geſchickt werden. Man konnte ſich kaum eine hübſchere und in Bezug auf das äußere Arrangement zweckmäßigere Anlage denken, und man muß es den Franzoſen laſſen — ich ſpreche, nachdem ich etwa noch ein Dutzend andere Stationen geſehen habe — ſie verſtehen es wie keine zweite Nation, mit verhältnismäßig geringen Mitteln nicht nur ſolide, ſondern auch geſchmackvoll zu bauen. Sie begehen dagegen hier im Lande den unverzeihlichen Fehler, jede Rückſicht auf das Klima Tonkings bei ihren Bauten außer acht zu laſſen. So verſchwenderiſch ſie mit dem Raum umgehen, wo es ſich um die Anlage der Station ſelbſt handelt, ſo geizig ſind ſie mit demſelben beim Häuſerbau, und wo immer ich eine Station beſichtigt habe, überall habe ich mich von neuem über die jammervollen Wohnungen der Europäer gewundert. Ich gebe zu, daß beim Bau großer Kaſernen in Hanoi, Sontai, Hung Hoa und Yenbai neuerdings für die Mannſchaften leidliche Quartiere geſchaffen worden ſind, die Wohnungen der Offiziere dagegen habe ich faſt durchweg ungenügend gefunden. Dabei ſind nicht allein Sparſamkeitsrückſichten die Urſache der engen, kleinen, ſchlecht gelüfteten Wohnungen, ſondern die Offiziere und Beamten wollen es gar nicht beſſer haben. Von Jugend auf, von ihrer Heimat her, kennen ſie es nicht anders als in Räumen zu leben, die einem Engländer als Badezimmer ſelbſt zu eng wären, ſie ſind gewohnt, ihre Fenſter nur bei Feſtzügen, Straßentumulten und Feuersbrünſten zu öffnen und die Ventilation ihren Kaminen zu überlaſſen. Der Ehrgeiz des Franzoſen iſt ſcheinbar der, in Tonking alles genau zu haben wie daheim, und deshalb zerrt er neben ſeinen ſchlechten franzöſiſchen Tabaken, ſeinem Abſynth und Amer Piçon auch ſeine engen Stuben und ſeine mangelhaften Badeeinrichtungen hinter ſich her, ſitzt, wenn irgend möglich, den ganzen Tag in einem hermetiſch verſchloſſenen Stübchen, macht ſich die denkbar geringſte Bewegung, trinkt und ißt allerlei unverdauliches Zeug und raucht womöglich noch Opium, um ſich nachher darüber zu wundern, daß er in Tonking körperlich und geiſtig noch ſchneller herunterkommt, als es unter denſelben Verhältniſſen in Paris der Fall geweſen wäre.“

Die Folge dieſer mangelnden Anpaſſungsfähigkeit an die Bedürfniſſe und Forderungen des Klimas iſt eine unverhältnismäßig große Sterblichkeitsziffer unter der europäiſchen Beſatzung von Tonking. Es ſtehen in Annam und Tonking an europäiſchen Truppen drei Regimenter „Infanterie de Marine“ und zwiſchen 2—3000 Fremdenlegionäre. Dazu kommen ungefähr 12000 Mann eingeborener Truppen, die von franzöſiſchen Offizieren und zum großen Teil auch franzöſiſchen Unteroffizieren befehligt werden. Ehlers wohnte einem Exerzieren annamitiſcher Truppen bei und fand, „daß die Leute einen Vergleich mit den eingeborenen Truppen in Indien oder unſeren Sudaneſen und Zulus in Oſtafrika nicht aushalten können. Vor allem fehlen die Strammheit der Haltung und die Schnelligkeit in der Ausführung des Kommandos, dagegen ließ die Sauberkeit von Menſchen, Uniformen und Waffen nichts zu wünſchen übrig.“ Die Eingeborenen werden in der Regel auf ſechs Jahre angeworben und erhalten einen Sold von 20 Francs monatlich, für den ſie ſich ſelbſt beköſtigen müſſen. In Anbetracht der Billigkeit der Lebensmittel erſcheint das ſehr viel, und franzöſiſche Offiziere meinten, die annamitiſchen Soldaten gewöhnten ſich infolge deſſen während ihrer Dienſtzeit an eine ſo luxuriöſe Lebensweiſe, daß ſie dieſelbe nach ihrer Entlaſſung nur als Piraten fortſetzen könnten. „Thatſache iſt, daß ſich unter den Piraten neben chineſiſchem Geſindel und chineſiſchen beurlaubten Soldaten auch vielfach entlaſſene annamitiſche Söldlinge befinden, die um ſo gefährlicher ſind, da ſie die Verhältniſſe des Landes und namentlich der einzelnen Stationen genau kennen. Nur dadurch, daß dieſe verräteriſchen Geſellen ihre früheren Kameraden durch Beſtechung dahin bringen, den Piraten zur geeigneten Stunde die Thore zu öffnen, iſt es erklärlich, daß es letzteren zuweilen gelingt, bei nächtlichen Überfällen ganze Stationen aufzuheben. Überhaupt haben die Franzoſen gegen die Piratenbanden, welche in den Bergen Tonkings ihr Weſen treiben und — man kann wohl ſagen — bis jetzt immer noch im Lande die eigentlichen Herren ſind, einen ungewöhnlich ſchweren Stand. Tonking iſt im nördlichen Teile heute noch ebenſo unſicher, wie vor der Beſetzung durch die Franzoſen.“

Die Fremdenlegionäre ſind größtenteils auf die inneren Stationen des Landes verteilt und erfreuen ſich auch in Tonking der rückſichtsloſeſten Behandlung. Auf ſeiner Fahrt den Roten Fluß abwärts waren Ehlers von dem Stationskommandanten von Coc Léou — mehr zu ſeiner Bewachung als zu ſeinem Schutz — eine Anzahl von Fremdenlegionären beigegeben, unter denen ſich mehrere Deutſche befanden. Der eine von ihnen, deſſen Bekanntſchaft Ehlers unterwegs machte, erzählte: „— — nahezu zwei Drittel der geſamten Legion ſind ja Deutſche, Öſterreicher und Schweizer, der Boden hier im Lande iſt überall mit deutſchem Blute durchtränkt; mit deutſchem Blute, wenn auch nicht gerade dem edelſten, hat Frankreich ſozuſagen Tonking erkauft,“ und weiter: „Von 125 Legionären, die gleichzeitig mit mir vor kaum einem Jahre von Algier hierher kamen, ſind nur noch 21 im Lande, der Reſt iſt gefallen, dem Klima erlegen oder wegen Krankheit heimgeſandt worden.“ Die Verpflegung in den Garniſonen iſt ausreichend, während der Expeditionen aber höchſt mangelhaft, weil es gewöhnlich an Trägern fehlt, die Löhnung dreiundzwanzig Centimes täglich, von denen Seife, Putzzeug u. dergl. beſchafft werden müſſen, für Deutſche, nur wenn ſie ſich naturaliſieren laſſen, eine verſchwindend geringe Ausſicht auf Avancement, und nach fünfundzwanzigjähriger Dienſtzeit eine Jahrespenſion von 900 Franken, — das ſind, neben dem Vergnügen, mit dem Abſchaum aller Nationen vereinigt zu ſein, die Chancen eines franzöſiſchen Fremdenlegionärs. Und dennoch werfen ſich dieſem Schickſal alljährlich nicht nur landflüchtige Verbrecher, ſondern auch eine ganze Anzahl von Deutſchen, die nur Abenteuerluſt oder ein Dummerjungenſtreich aus dem Lande treibt, in die Arme!

„Das Verwaltungsſyſtem in Tonking,“ ſchreibt Otto E. Ehlers, „iſt nach chineſiſchem Muſter eingerichtet. Das Land iſt in ſiebzehn Provinzen eingeteilt, die von Mandarinen verwaltet werden. Unter den Mandarinen ſtehen Präfekten, unter dieſen Unterpräfekten, und ſchließlich folgen die Gemeindevorſteher. Die franzöſiſche Regierung hat, nachdem laut Vertrag von Hué das Protektorat über Tonking vom Kaiſer von Annam an Frankreich abgetreten worden iſt, die innere Verwaltung des Landes in den Händen der eingeborenen Mandarinen belaſſen, deren Thätigkeit aber von franzöſiſchen Reſidenten überwacht wird. Es gibt Reſidenten erſter, zweiter und dritter, ſowie Vicereſidenten erſter, zweiter und dritter Klaſſe. Ein Reſident erſter Klaſſe bezieht ein Gehalt von 40000 Francs, ein Vicereſident zweiter Klaſſe ein ſolches von 12000 Francs fürs Jahr. Nominell nur unter Schutzherrſchaft ſtehend, iſt Tonking in der Praxis nichts anderes als eine franzöſiſche Kolonie, die mit Cochin-China unter dem Namen franzöſiſches Indo-China gemeinſam von einem Generalgouverneur regiert wird. Das Gehalt dieſes Generalgouverneurs beträgt einſchließlich Repräſentationsgeldern 180000 Francs fürs Jahr.“ Das Reſultat dieſer Verwaltung war für Tonking im Jahre 1890 ein Defizit von fünfundzwanzig Millionen Franks, von denen dreizehn Millionen von Frankreich, zwölf Millionen von Cochinchina gedeckt wurden. Wie weit daran jene Zuſtände beteiligt ſein mögen, deren Aufdeckung vor wenigen Monaten zu der plötzlichen Abberufung und Inhaftnahme des Generalgouverneurs von Indo-China, de Laneſſan, geführt hat, mag dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls ſind die Verhältniſſe nicht dazu angethan, um uns den Beſitz von Tonking beneidenswert erſcheinen zu laſſen.

Paul von Szczepański.

Die erſten Schuhe.

Erzählung von B. Renz. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Am Sylveſter war es, da wurden in dem ſchönen, alten Patrizierhauſe der Katharinenſtraße Zwillinge geboren, zwei Knaben, prächtige Jungen. Als die kluge Frau den glücklichen Eltern den Erſtgeborenen reichte und dabei verkündete, es werde bald noch ein zweiter Erdenbürger erſcheinen, befeſtigte der Vater ein rotes Band um den rechten Arm des Kindes. Dies geſchah um elf Uhr nachts, in der letzten Stunde des Jahres 1786. Zwei Uhr morgens, als man ſchrieb 1787, war ein zweiter Knabe da, und der Vater band ihm ein grünes Band um den linken Arm; und die Farben

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Trotzköpfchen.

Von Alice Freiin von Gandy.

Trotzköpfchen ſteht am Fenſter
Und ſchaut hinaus ins Land,
Im Mund den Schürzenzipfel,
Ein Sträußchen in der Hand.

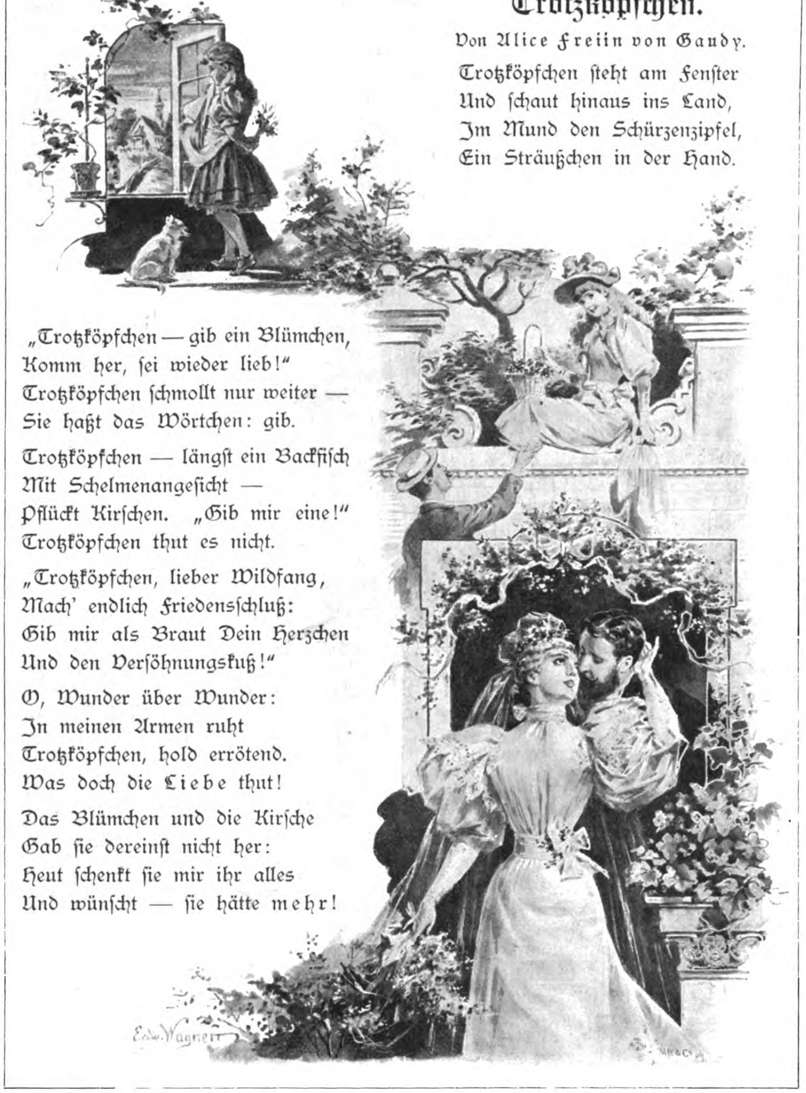
„Trotzköpfchen — gib ein Blümchen,
Komm her, ſei wieder lieb!“
Trotzköpfchen ſchmollt nur weiter —
Sie haßt das Wörtchen: gib.

Trotzköpfchen — längſt ein Backfiſch
Mit Schelmenangeſicht —
Pflückt Kirſchen. „Gib mir eine!“
Trotzköpfchen thut es nicht.

„Trotzköpfchen, lieber Wildfang,
Mach’ endlich Friedensſchluß:
Gib mir als Braut Dein Herzchen
Und den Verſöhnungskuß!“

O, Wunder über Wunder:
In meinen Armen ruht
Trotzköpfchen, hold errötend.
Was doch die Liebe thut!

Das Blümchen und die Kirſche
Gab ſie dereinſt nicht her:
Heut ſchenkt ſie mir ihr alles
Und wünſcht — ſie hätte mehr!



Rot und Grün ſind immer die Lieblingsfarben der beiden geblieben.

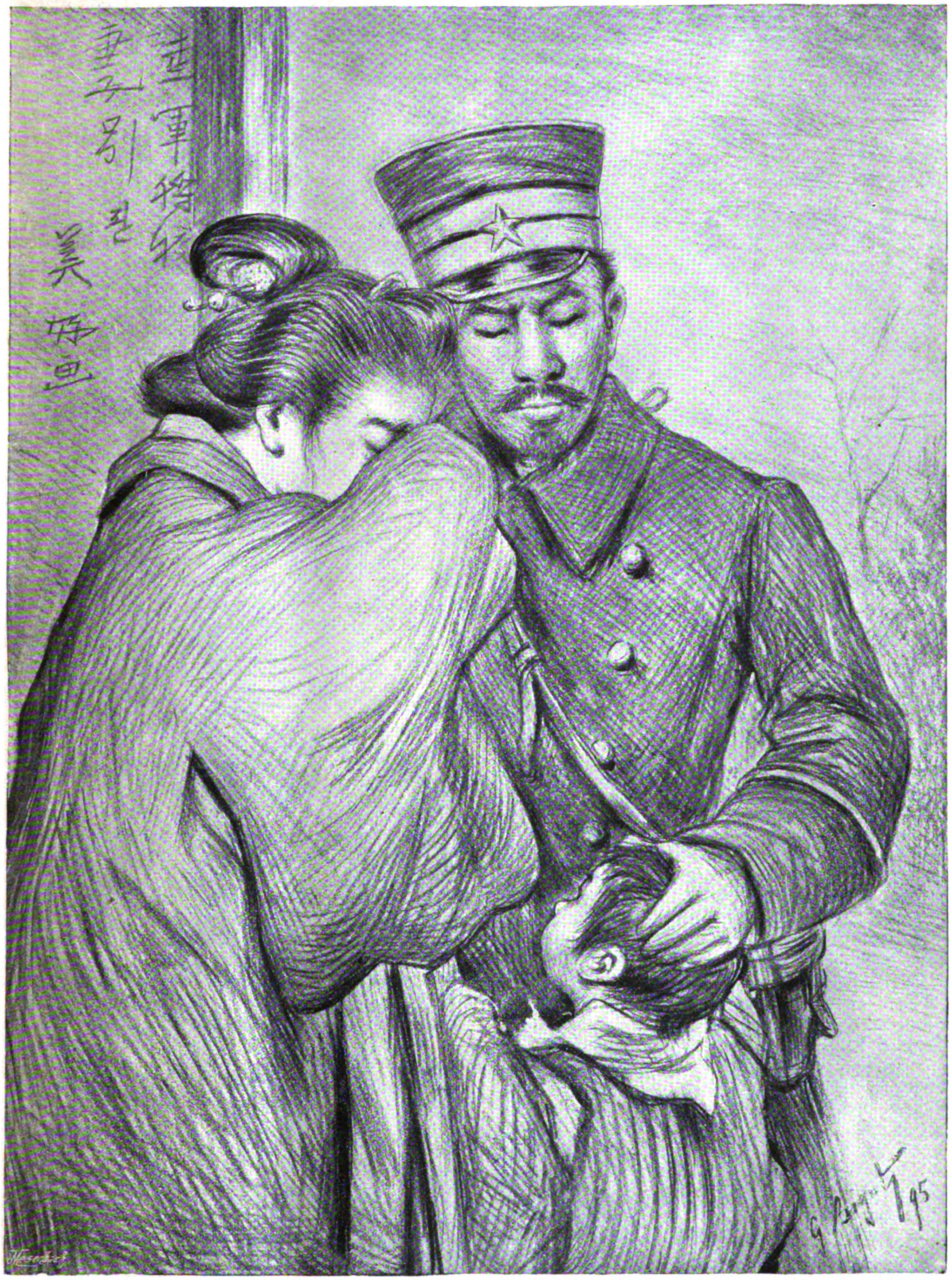
Herr Hans Joachim Schlüter war der glücklichſte Mann der Welt — drei Tage hindurch. Da kehrte Trauer ein in das alte Haus, denn ſein Weib, die Mutter ſeiner Kinder, ſchlummerte hinüber in ein beſſeres Jenſeits und ließ ihn ſchier verzweifelnd zurück. Sie war immer eine ſchwächliche, nervöſe Frau geweſen und mochte wohl ſchon lange eine Ahnung gehabt haben von dem traurigen Ausgange des Ereigniſſes, welches gleichwohl beide Ehegatten ſo freudig erſehnt hatten. Und ſo traf ſie bei völlig klarem Bewußtſein noch in letzter Stunde verſchiedene Beſtimmungen, darunter auch die, daß die junge Frau des erſten Steuermannes auf einem der Schlüterſchen Schiffe, Frau Janſen, ſofort zu den Kindern geholt werden ſolle, um dieſe zu nähren und ihnen die Mutter zu erſetzen. Frau Janſen, eine äußerſt kräftige und dabei hübſche Perſon, hatte tags zuvor ihr Kindchen verloren, einen vier Wochen alten Knaben; der Mann war auf dem Wege nach Hongkong und kehrte vorausſichtlich innerhalb der nächſten zwei bis drei Jahre nicht zurück. So erſchien dieſe Wahl in jeder Beziehung als eine zweckmäßige und iſt es auch geweſen. Frau Janſen kam mit ihrem dreijährigen Töchterchen noch an demſelben Tage ins Haus. Frau Schlüter konnte ihr die beiden Kinder übergeben und, im wahren Sinne des Wortes ans Herz legen, ehe ſie die Augen ſchloß für immer.

Die Kinder gediehen prächtig unter den treuen Händen der Steuermannsfrau, die ihnen eine zweite Mutter ward, für lange Zeit, denn die Bark „Sophie“ kehrte nicht wieder aus den oſtindiſchen Meeren, die Mannſchaft mußte endlich von Gerichts wegen für tot erklärt werden. Frau Janſen ertrug dieſe ſchwere Zeit des Hangens und Bangens mit wahrer Seelenſtärke; muß doch das Weib eines Seemannes mehr gewappnet ſein mit Mut, wie jede andere Frau. Herr Schlüter aber kaufte die Pflegerin ſeiner Kinder zu jener Zeit in das St. Georgen-Witwenſtift ein, um ihr ein Aſyl für ſpätere Tage zu ſichern, ihr und der Tochter, einem kränklichen, verwachſenen Mädchen.

Bis zur Konfirmation der Zwillinge blieb Frau Janſen im Schlüterſchen Hauſe, dann bezog ſie ihren Witwenſitz in der Vorſtadt. Herr Schlüter wünſchte es ſo. Die Knaben hatten ſich gar zu ſehr an die Frau attachiert, ſie hingen an ihr mit einer Zärtlichkeit, die dem Vater übertrieben erſchien, und waren auch von ihr ein wenig verzogen worden. Dem mußte entgegengewirkt werden. Sie traten nun beide als Lehrlinge in das Kontor des Vaters; ſpäter ſollten ſie die Tour durch die großen Handelsſtädte machen und ſchließlich das väterliche Geſchäft übernehmen.

Es waren ſchlanke, hübſche Jungen geworden, von gleicher Größe, gleichem Wuchſe und gleicher Tiefe der prächtigen blauen Augen. Und eine wahrhaft ſchwärmeriſche Liebe verband ſie mit einander; was der eine wollte, war Geſetz für den anderen, was der eine ſann und dachte, erriet der andere, nie hatte der geringſte Wortwechſel ihr brüderliches Verhältnis getrübt. Hand in Hand waren ſie bisher durchs Leben gewandert, im eigenſten Sinne des Wortes. Hans Joachim, gewöhnlich Hans Jochen genannt, war der ſtillere, ernſtere von beiden, er bemutterte ſozuſagen den Bruder ein wenig, er ſchützte ihn in der Schule und auf der Straße, obgleich Hans Georg ebenſo derbe Fäuſte beſaß. Das Geheimnis lag eben darin, Hans Jochen war der ältere, er fühlte ſich als Erſtgeborener, wenn auch der Unterſchied nur wenige Stunden betrug. Er glaubte Hans Jürgen mit Rat und That beiſtehen zu müſſen. Gleichwohl beſaßen beide, ein Erbteil des Vaters, eine tüchtige Portion Trotz und einen unzähmbaren Jähzorn, den ſelbſt Frau Janſen nicht hatte ausrotten können.

Während der Lehrzeit, die ſie unter ſtrenger Kontrolle des Vaters und der Kontorbeamten einhalten mußten, war ihre ſchönſte Erholung, wenn ſie nach der Vorſtadt gehen und Mutter Janſen in ihrem kleinen gemütlichen Heim beſuchen durften. Namentlich Sonntags führte ihr Weg ſie regelmäßig dorthin, und dann hatten ſie Gelegenheit, die Kochkunſt ihrer Freundin Margreth zu bewundern, wenn ſie mit Er-


陸軍将校
妻子別れ
美好画
G. Bigot 95

Abſchied eines japaniſchen Offiziers von ſeiner Familie.
Nach der Zeichnung von G. Bigot, Spezialartiſten auf dem chineſiſch-japaniſchen Kriegsſchauplatz.

laubnis des Vaters den Tag über „draußen“ blieben. Auch als ſie nach Ablauf der Lehrjahre zu Kommis avancierten, wurden die Beſuche im St. Georgenſtift mit derſelben treuen Anhänglichkeit fortgeſetzt, bis ſie die Heimatſtadt verließen. Das geſchah etwa zwei Jahre ſpäter, als der Vater ſie auf Reiſen ſchickte; aber er trennte jetzt die Brüder, in dem berechtigten Wunſche, ſie ſelbſtändiger zu machen. Jeder ſollte endlich für ſich ein Ganzes ſein, ſollte allein urteilen, allein handeln lernen, ohne die Stütze des Bruders neben ſich zu wiſſen. Hans Jochen wurde nach Rotterdam geſchickt, um einige Jahre in einem befreundeten Geſchäft thätig zu ſein, Hans Jürgen ging nach London. Allein, wie Frau Janſen mit thränenden Augen dem alten Herrn Schlüter prophezeit hatte, das Experiment mißlang; Hans Jürgen erkrankte ſehr bald an Sehnſucht nach dem Bruder, und Hans Jochen, froh, einen plauſiblen Grund gefunden zu haben, ließ Geſchäft — Geſchäft ſein und reiſte nach London, indem er dem Vater die Erklärung übermittelte, er werde ſich nun unter keinen Umſtänden wieder von ſeinem Bruder trennen.

Was war da zu thun? Anfangs zürnte der alte Herr ſchwer, er ließ ſogar Frau Janſen rufen und machte ihr Vorwürfe, die Jungen zu weichlich erzogen zu haben. Schließlich mußte er doch nachgeben. Die Brüder blieben beiſammen und beſuchten mehrere Jahre hindurch die großen Handelsplätze London, Antwerpen und Havanna. So lernten ſie den Welthandel kennen und kehrten nach drei Jahren als fertige Männer in die Heimat und in das väterliche Geſchäft zurück. Das war gegen Ende des Jahres 1813.

Die ſchweren Zeiten hatten auch ſchweren Einfluß geübt auf die Firma H. J. Schlüter; der Handel ruhte damals faſt ganz infolge der Kontinentalſperre, und die Langeweile blickte aus jedem Winkel des Kontors der Katharinenſtraße. Bald nach Rückkehr der Brüder kamen indes andere beſſere Zeiten, die neue junge Kraft machte ihr Recht auf Erfolg geltend, und der Erfolg blieb nicht aus; das Geſchäft blühte auf in einem Umfange, an den der Vater der Zwillinge nie geglaubt hatte. Nur eins fehlte ihm noch zu ſeinem Glücke, er ſehnte ſich nach Schwiegertöchtern und Enkeln, das alte Haus war ja geräumig genug für alle! Allein er hoffte vergebens; die Brüder waren ſich eben alles, ſie dachten nicht — wenigſtens vorläufig nicht — an Heiraten, und Herr H. J. Schlüter ſchloß im Jahre 1820 die Augen, ohne ſeinen heißen Wunſch erfüllt zu ſehen.

Dann folgte eine Reihe glücklicher Geſchäftsjahre, begünſtigt durch den tiefen Frieden Europas. — Die Brüder hatten die Wohnung im erſten Stock bezogen, die der Vater bisher inne gehabt; nach vorn beſaß jeder zwei hübſche Zimmer, getrennt durch ein gemeinſchaftliches Entree, nach hinten lagen die Schlafzimmer, Küche und Geſindewohnung; eine entfernte Verwandte wirtſchaftete ihnen. Der obere Stock blieb unbewohnt, deſto lebhafter ging es im Parterre zu, wo die Kontore lagen, Bodenmeiſter und Hausdiener wohnten und ſtetig ein großer Verkehr von Maklern und anderen Geſchäftsleuten ſtattfand. — Das Leben der Brüder war ein ſehr regelmäßiges; mittags vom Kontor zur Börſe und von der Börſe ins Kontor zurück, Diner in einem faſhionablen Speiſehauſe, nach Tiſche ein Gang durch die prachtvollen Anlagen der alten Stadtwälle und dann in ein elegantes Kaffeehaus, wo der Mokka bei einer Partie Domino ausgeſpielt wurde. Um fünf Uhr ging man wieder ins Geſchäft und abends in den Klub oder ins Theater. Sie lebten nur für ſich; man ſah ſie auf der Straße nie anders als Arm in Arm, und nur in einer Beziehung wußte der eine nie, was der andere that, wo es nämlich galt, im ſtillen Wohlthätigkeit zu üben. Und doch kam auch ihre Stunde! Sie verliebten ſich beide mit jener ſtürmiſchen Heftigkeit, die man mitunter bei Leuten beobachtet, welche über die erſte Jugend hinaus ſind, als ob das Herz nachzuholen trachtet, was es ſo lange verſäumt hat. Sie liebten, aber ſie liebten beide dasſelbe Mädchen, und was unter anderen Verhältniſſen auf den Gipfel des Glückes erhebt, ihnen brachte es Elend und Jammer und ſprengte jäh die innigen Bande, die nichts bis dahin hatte lockern können. Wie das zuging?

In dem Kaffeehauſe, welches ſie täglich nachmittags beſuchten, ſaß eines Tages eine neue Büffettdame, ein bildſchönes, ſchlankes, ſchwarzäugiges Mädchen, die es verſtand, die kleinen Geldbeträge mit freundlicher Grazie in Empfang zu nehmen. Sie war die Tochter eines unbemittelten Subalternbeamten namens Süerſen, deſſen Tod die kränkliche Mutter in troſtloſe Lage verſetzt und die einzige Tochter gezwungen hatte, dieſe Stellung anzunehmen. — Zunächſt fiel den beiden Brüdern die neue Erſcheinung angenehm auf, der Verlierer bei der täglichen Dominopartie zahlte mit Vergnügen, um des Vorzuges willen, mit der Dame einige Worte wechſeln zu können. Schließlich litt die Aufmerkſamkeit für das Dominoſpiel ſelbſt unter dem Intereſſe, mit welchem beide das Büffett im Auge behielten, bei beiden ein nie gekanntes Gefühl erzeugend, das die größte Ähnlichkeit mit ein wenig Eiferſucht hatte. Ja, eines Tages wurde dies Gefühl in ihnen ſo mächtig, daß ſie zwar mitſammen nach Hauſe gingen, aber ohne ſich den Arm zu bieten, ohne ein Wort mit einander zu reden. Dann kam eine Zeit, wo ſie nach der Börſe nicht mehr gemeinſchaftlich nach dem Kontor wanderten, wo jeder ſeinen eigenen Weg ging und — wo ſie ſich eines Tages zu gänzlich ungewohnter Stunde plötzlich am Büffett des Kaffeehauſes gegenüberſtanden.

Auf die junge Dame übte das auffallende Benehmen der Brüder entſchieden einen erheiternden Einfluß; ſie lachte und ſcherzte mit ihnen, ſie trieb, wie ſpäter Augenzeugen behaupteten, in der mutwilligſten Weiſe ihren Spaß mit den Verliebten, weigerte ſich aber aufs entſchiedenſte, die oft recht wertvollen Geſchenke derſelben anzunehmen. — Jetzt wurde jeder der Spion des anderen; jeder wußte zweifellos, daß der andere das Mädchen liebte, daß er die feſte Abſicht habe, ſie heimzuführen. Längſt ſchritten die Brüder nicht mehr zuſammen über die Straße, längſt hatten ſie das gemeinſchaftliche Mittageſſen zu umgehen gewußt; ſie redeten überhaupt mit einander nur noch über geſchäftliche Dinge, und auch das nur in Gegenwart des alten Prokuriſten des Hauſes. Es ſchien, als fürchte jeder das Geſtändnis des anderen zu hören, das Geſtändnis ſeiner Liebe.

Eines Tages war das Büffett im Kaffeehauſe verwaiſt, und Herr Veli, der Beſitzer des Etabliſſements, teilte den Gäſten mit, daß die Mutter des Mädchens plötzlich geſtorben ſei. Die alte Dame habe ihren Wohnſitz in Schönfelde gehabt, einem zwei Stunden entfernten Dorfe auf däniſchem Gebiet. Wenige Tage ſpäter erſchien Toni wieder, gekleidet in Halbtrauer, die ihre Schönheit noch beſonders hob. Und hätte irgend etwas den Wahnſinn der Brüder noch zu ſteigern vermocht, ſo war es dieſe Toilette und das zur Schautragen eines ſcheinbar wahren und tiefen Seelenſchmerzes, der ihr wunderbar lieblich ſtand. Mittlerweile hatte das kopfloſe Benehmen der beiden Herren Schlüter längſt die Neugier und den Spott der übrigen Gäſte geweckt; man achtete auf ſie, wenn ſie kamen und gingen, man achtete auf das Benehmen der jungen Dame und fand heraus, daß ſie ſich offenbar über die beiden Herren beluſtigte, und, ſtatt ſich abweiſend zu verhalten, deren Leidenſchaft nur noch nährte. So war die Geſchichte auch endlich zu den Ohren der Frau Janſen gekommen, die ſofort beſchloß, ihren Jungens den Kopf zu waſchen.

Da kam ſie aber ſchön an. Hans Jochen empfing ſie, wie immer, freundlich und herzlich, hörte ihre Rede bis zu Ende, nickte mehrfach beifällig mit dem Kopfe und ſagte endlich: „Mutter Janſen, kümmere Dich nicht um Dinge, die Dich nichts angehen. Ich liebe das Fräulein, habe zwar noch nicht ihre feſte Zuſage, aber doch das Verſprechen, ſolche zu erhalten, und warne jeden, wer es auch ſei, mir in den Weg zu treten; es würde auf ſeine Gefahr geſchehen. Ich verteidige mein Gut, und ſollte ich zum äußerſten greifen!“

Hans Jürgen dagegen wurde maßlos heftig gegen die alte Frau. Er ſchlug auf den Tiſch, daß die Taſſen klirrten, und rief: „Ich weiche niemandem, ich gehe auch nicht aus dieſem Hauſe, wie mein Herr Bruder zu wünſchen ſcheint; ich wähle kein anderes Kaffeehaus, vor allem — ich laſſe nicht von meinen Anſprüchen an das Mädchen, das mir freundlich entgegen kommt und mich auf die nächſte Zeit vertröſtet hat, wo ich meine Werbung in aller Form anbringen darf! Ich kann nicht von ihr laſſen — lieber den Tod!“

„Ihr ſeid alle beide nicht recht bei Troſte,“ ſagte die alte Frau und blickte den Mann ſtaunend und ſchmerzlich an. „Was ſoll aus Euch werden, aus dem alten Geſchäft? Kommt doch zur Beſinnung, vertragt Euch! Wißt Ihr denn, ob das Mädchen Euer wert iſt?“

„Ich weiß nur, daß jeder mein Feind iſt, der gegen das Mädchen ein Wort laut werden läßt!“ erwiderte Hans Jürgen in tobender Wut.

„Ich bin nie Euer Feind geweſen,“ ſagte die Alte reſigniert, „das weißt Du ſo gut, wie Jochen. Mag Gott Euch beide in ſeinen heiligen Schutz nehmen!“ Damit verließ ſie ſchluchzend das Haus. Aber ſie that noch einen Schritt. Sie erinnerte ſich, geleſen zu haben, daß heute die Auktion des Nachlaſſes der verſtorbenen Frau Süerſen ſein ſollte, und ſo nahm ſie einen Mietwagen und fuhr nach Schönfelde, in der Hoffnung, dort die Tochter zu treffen und ungeſtört ein Wort mit ihr reden zu können. Sie fand richtig die ſchöne Toni, die mit überſtürzender Eile die geſamte Hinterlaſſenſchaft der Eltern verſteigern ließ, und es kam auch zu einer Unterredung. Aber Toni behandelte das ernſte Thema in völlig humoriſtiſcher Weiſe, erlaubte ſich kleine boshafte Bemerkungen über die Eiferſucht ihrer beiden Anbeter und ſagte ſchließlich, ſie könne vorläufig keine Entſcheidung treffen. Das müſſe ſich alles ſpäter finden, ſie heirate nicht den erſten beſten. Die ernſten Worte der alten Frau verfehlten völlig ihr Ziel, nur das fühlte ſie heraus, daß das Mädchen keinen von beiden liebte. Tief bekümmert zog ſie endlich von dannen mit dem Bewußtſein, dieſe Toni Süerſen ſei keine Frau für ihre Pflegeſöhne, ſei überhaupt ein Unglück für das alte Haus in der Katharinenſtraße. In der Thüre ſich umwendend, ſagte ſie: „Mamſell, ich habe Ihre Mutter recht gut gekannt, ſie war eine brave Frau — vielleicht täuſche ich mich in Ihnen. Aber, Mamſell, wenn Sie ſich jemals eines beſſeren beſinnen ſollten, des Rates oder der Hilfe bedürfen — ich wohne in der Vorſtadt, im St. Georgenſtift Nr. 13 — Gott lenke Ihre Wege!“

Ein glockenhelles Lachen war die Antwort geweſen.

Und immer trüber ſenkten ſich die Wetterwolken auf das alte Kaufmannshaus herab und auf ſeine beiden Beſitzer. Eine Kataſtrophe konnte nicht ausbleiben; und ſie kam, kam wuchtiger, als ſelbſt der ärgſte Peſſimiſt erwartet hätte.

Das holde Pfingſtfeſt erſchien, die Sonne lachte über grünen Fluren und den prächtigen Anlagen der alten Stadt; überall frohe Geſichter, Maiengrün und Blumenduft. Die Läden und Kontore wurden am Sonnabend früher geſchloſſen, als gewöhnlich. So auch im Geſchäft von H. J. Schlüter, zur großen Freude der jüngeren Herren, namentlich aber auch des alten Prokuriſten, dem die Feiertage ſehr willkommen waren.

Am Pfingſtſonntag vormittags ging es ſehr lebhaft zu im Café. Herr Veli ſtand hinter dem Büffett und ſprach, lebhaft geſtikulierend, zu einer Anzahl bekannter Herren, ſeinen täglichen Gäſten. „Und geſtern abend,“ fuhr er fort, „ſo gegen acht Uhr, als es anfing, dunkel zu werden, da ſagte ſie, ſie habe Migräne und müſſe bitten, hinaufgehen zu dürfen. Und heute morgen war der Vogel ausgeflogen und hat ihren ganzen Plunder mitgenommen, nur die Liebesbriefe und die Heiratsanträge gewiſſer Leute, Sie wiſſen ja, meine Herren, ſind liegen geblieben — —“

Die Herren lachten. „Wer iſt denn nun der Glückliche?“ fragte einer derſelben.

„Wer kann's wiſſen,“ meinte ein anderer, „feurige Liebhaber ſind ſie alle beide.“

„Ja, leider,“ ſagte Herr Veli. „Das Mädchen war höchſt brauchbar im Geſchäft, ein wahrer Schatz. Ich dachte immer nur, ſie treibe ihren Scherz mit den verliebten alten Knaben, und nun — fort! Wer weiß wohin? Genug, ſie iſt fort!“

„Wer iſt fort?“ ließ ſich jetzt eine angſtvolle Stimme vernehmen. Die Menge teilte ſich, und Hans Jochen Schlüter ſtand leichenblaß am Büffett. „Wer iſt fort?“

„Sie iſt fort!“ ſchrie der Wirt mit zornrotem Geſicht, „und Ihnen beiden verdanke ich das! Aber ich werde ſie ſuchen laſſen, und wenn nicht anders, durch die Polizei, Sie —“

„Herr!“ fuhr nun auch Hans Jochen auf, „ich ſelbſt werde —“ Aber er ſtockte plötzlich, denn ſein Bruder, ſich gewaltſam Bahn brechend durch die immer mehr wachſende Menge, hatte ſich vor ihn geſtellt und betrachtete ihn mit einer an Wahnſinn grenzenden Wut.

„Nun machen Sie's unter ſich aus, wo die Dame ſteckt,“ lachte Herr Veli ingrimmig, „aber, wenn ich bitten darf, nicht hier in meinem Lokal, der Skandal hat lange genug gedauert! Können auch Ihre Korreſpondenz oben einzeln vom Fußboden aufleſen mitſamt den Heiratsanträgen.“ Er zog einige Briefe aus der Rocktaſche und entfaltete ſie. „Hier der Antrag des Herrn Hans Joachim Schlüter, der alſo lautet —“

Glücklicherweiſe waren unter den Herren verſtändige Leute, die weiteren Skandal um jeden Preis zu verhindern ſuchten. Indes ſo leicht gelang es nicht. Schäumend vor Wut ſprang Hans Jürgen vor, entriß dem Wirt das Schreiben und, ſich zu ſeinem Bruder wendend, ſprudelte er heraus: „Mir hat ſie bis heute mittag die entſcheidende Antwort zugeſagt! Mir allein! Wahre Dich, ſage ich Dir, wahre Dich!“

„Schauſpieler! Lügner!“ tönte es ihm entgegen, und ein verächtlicher Zug legte ſich um Hans Jochens Mund.

Mit einem Sprunge ſtürzte ſich Hans Jürgen auf ihn, und der Streit würde wahrſcheinlich einen ſehr traurigen Ausgang genommen haben, wenn man die beiden nicht mit Gewalt getrennt hätte.

„Sie ſind jetzt hier unmöglich geworden,“ ſagte leiſe ein ehrwürdiger alter Herr, der Senator Amberg, und faßte Hans Jochen unter den Arm, indem er ihn hinausführte. „Ich war ein intimer Freund Ihres Vaters und ſpreche zu Ihnen, wie Ihr Vater es gethan haben würde, hätte er das Traurige erlebt. Sie ſind auch an der Börſe unmöglich geworden nach dem heutigen Auftritt, wenigſtens auf längere Zeit. Ich rate Ihnen, verreiſen Sie auf ein Jahr, oder beſſer — liquidieren Sie das Geſchäft und trennen Sie ſich von Ihrem Bruder.“

„Nimmermehr!“ lautete die kurze Erwiderung. „Ich gehe nicht fort von hier, ich weiche ihm nicht! Ich muß das Mädchen finden, das er geſtohlen hat. Sie wollte mein Weib werden, ſie hat meine Werbung nicht abgelehnt!“

„Ach was!“ ſagte der Senator, „heute will ich keine Antwort von Ihnen; übermorgen, Dienſtag, werde ich Sie beſuchen und dann ſprechen wir weiter darüber, baſta! Hier iſt Ihr Haus — überlegen Sie ſich die Sache — und nun Gott befohlen!“

Hans Jochen war wenigſtens äußerlich ziemlich ruhig, wenn es innerlich auch ſtürmte und kochte. Hans Jürgen dagegen legte ſich keinen Zwang an, und wenig hätte gefehlt, ſo wäre er über das Büffett geſprungen, um den Wirt thätlich anzugreifen. Die Briefe wollte er haben, die Details der Flucht wollte er wiſſen, und nur der energiſche Widerſtand veranlaßte ihn, das Lokal zu verlaſſen. Wie ein Wahnſinniger eilte er zu einem bekannten Polizeiagenten und bot dieſem Summen, wenn er den Aufenthalt des Mädchens ausfindig machte. „Beobachten Sie meinen Bruder,“ ſagte er, „das leitet Sie ſicher auf die Spur, er weiß, wo ſie geblieben iſt!“ Erſt als der Agent verſprochen hatte, das Äußerſte verſuchen und die Nachforſchungen ſofort beginnen zu wollen, beruhigte ſich der furchtbar erregte Mann ein wenig; freilich auf Koſten eines anderen Gefühles. Er ſagte ſich dasſelbe, was Senator Amberg vorhin ſeinem Bruder geſagt hatte: „Du biſt unmöglich geworden, ſowohl an der Börſe wie in öffentlichen Lokalen, Du biſt ſchmählich blamiert und lächerlich gemacht!“

(Schluß folgt.)

Von den Katzen.

Nach Selbſterlebtem erzählt von Anna Aldenhoven. Mit 6 Illuſtrationen von J. Adam. (Abdruck verboten.)

In meiner Jugend war ich mit den mir ſpäter ſo lieb gewordenen Katzen kaum näher bekannt. Mit dreiunddreißig Jahren kam ich aber in ein kleines Städtchen, in ein Haus, in welchem ſich bei meiner Ankunft zunächſt nur zwei Hunde befanden, die mit größter Sorgfalt gepflegt wurden. Schon ſeit etwa ſechs Jahren wurde der „Puhß“ gehalten, ein mittelgroßer Rattenfänger, ein häßliches, doch ſehr wachſames Tier. Er folgte dem Hausherrn beſonders gern auf ſeinen Touren, die dieſer in ſeiner Halbchaiſe, von „Fritz“ gezogen, täglich unternahm. — Wenn Puhß und Fritz dann zurückkehrten, freute ſich aber „Harras“ beſonders, der große, ſchwarze Neufundländer; er hört’s zuerſt von uns allen, läuft ans Fenſter, wo er ſich zum Hinausſchauen mit beiden Vorderpfoten auf die Fenſterbank legt. — Er darf ja nur ſelten mit, der arme Harras, er iſt gar zu unbändig, noch ſo ſpielluſtig in ſeinem jugendlichen Alter von kaum zwei Jahren. Die Kinder ſind ſchon häufig umgefallen, wenn er ſie beim Laufen und Spielen anſtieß, aber Böſes gethan hat er noch niemandem. Wie gern ſpielt er mit allem, was ſich irgendwie dazu eignet; er bringt mir ein Stöckchen, einen Stein oder abgenagten Knochen, ſtößt damit an meine Hand, um mich zum Spielen einzuladen. Bei Tiſche ſitzt Harras zwiſchen dem Hausherrn und der Hausfrau auf dem Hinterleibe, ſehnſüchtigen Auges alle ſchöne Sachen muſternd, welche der Tiſch trägt, und des Augenblicks harrend, da für die Hunde die Schüſſeln zurechtgemacht werden. Stets iſt aber des anderen Tieres Schüſſel beſſer, als die eigene.

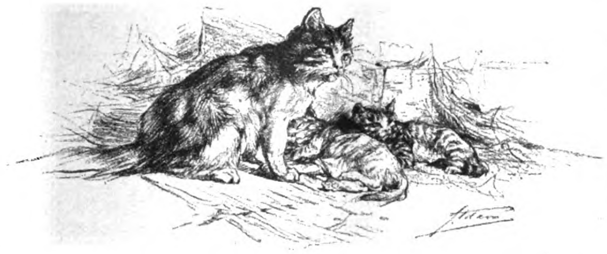
Nach der Oſterzeit kam unſer erſtes kleines Kätzchen. Es war wohl ſechs Wochen alt, nicht länger als eine kleine Hand, mit unregelmäßig gezeichnetem, ſchwarz-weißem Fell. Das arme Tierchen ſchrie, zitterte und wollte ſich verkriechen, aber durchaus nicht die ſchöne, warme Milch trinken, die ihm vorgehalten wurde. Angſtvoll ſah es uns an mit ſeinen damals noch ſo ſchönen blauen Augen, deren ſchwarze Pupillen nicht wie bei den ausgewachſenen Tieren ein ſchwarzer Strich, ſondern ſchön gerundet waren. — Ich nahm die kleine „Monni“ auf meinen Schoß, ſie wurde müde und ſchlief ein. Bald wurde dies ihr Lieblingsplatz. Wenn ſie ſich müde geſpielt hatte, kroch ſie herauf und legte ſich behaglich zur Ruhe; hatte ſie genug geſchlafen, dann verfolgte ſie unſer Nähen, Häkeln, Stricken ꝛc. mit größtem Intereſſe, ſuchte den ſtets entwiſchenden Faden zu erhaſchen oder gar die ſich bewegenden Finger zu umfaſſen und leicht zu beißen. O die Finger, die Hände, das waren ſchöne Spielgeſellen, die dann auch freilich Spuren von dieſen Vergnügungen trugen, da die ſpitzen Krallen manchen kleinen Riß machten.

Auch Harras wurde allmählich bekannt mit dem kleinen Kätzchen, deſſen Gebaren er in der erſten Zeit nur mit erſtaunten Augen und geſpitzten Ohren verfolgte, uns oft mit Verwunderung ausdrückenden Blicken befragend. Dann beſchnupperte er es, und nach und nach fing er, der Rieſe, mit dem kleinen, zarten Ding zu ſpielen an, ſich mit ihm zu jagen, es ſogar im Maule fortzutragen. — Das Kätzchen fand auch Gefallen an dem ſchwarzen Untier, beſonders an ſeinem ſchönen Schwanzwedel, an welchem es heraufſprang, wenn Harras lag, und, mit uns beſchäftigt, freundlich mit dem Schwanz auf die Stubendiele klopfte. Auch nach den Pfoten griff das kleine Ding, biß hinein und krallte ſich feſt; das war aber dem guten Harras nur Zeitvertreib und Vergnügen und — wenn er nicht gerade gar zu faul war — eine Aufforderung, durch alle Räumlichkeiten des Hauſes ſich mit Miezchen zu jagen.

Mit Puhß war das anders. Klein-Miezchen ſuchte ſich, wie alle Kätzchen, ſtets die bequemſten Plätze und wollte ſich dann auch wohl zu dem alten Herrn auf deſſen Kiſſen legen — aber, o weh! Er knurrt, ſowie er Miezes Nähe wittert, mag ſie auch noch ſo leiſe, wie mit böſem Gewiſſen daherſchleichen. Bleibt ſie nun trotz des Knurrens liegen, ſo ſteht Puhß auf, ſieht ſie verächtlich an und trippelt zur anderen Ecke der Stube. Miezchen aber bleibt Beherrſcherin des weichen Platzes und ſetzt ſich bequem auf den Hinterkörper; vorn ſind die Beine, halb im weichen Fell verſteckt, noch halb zu ſehen; der Schwanz ſchlängelt ſich um den Körper, mit der Spitze die Pfoten warm haltend; die Ohren ſpitzen ſich noch ein Weilchen nach hinten oder vorn, je nachdem von welcher Seite gerade ein Geräuſch kommt; ſie blinzelt mit den Augen, allmählich fallen ſie ganz zu, und Miezchen nickt ein Weilchen — bis das tolle Spielen, Klettern und Jagen von neuem anfängt.

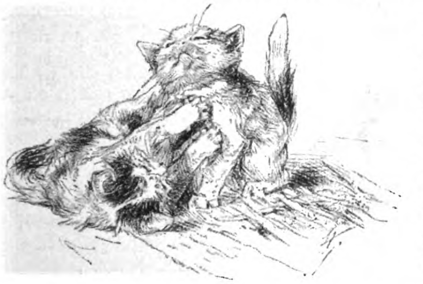
Der allerbequemſte Platz in der Wohnſtube iſt aber der Lehnſtuhl mit der Nackenrolle. Dieſe hat Miezes Vorgängern ſchon zum Ruhen und Spielen gedient, das ſieht man ihrer Verfaſſung an, aber herrlich weich iſt ſie und rundlich ausgelegen, die Quaſten und Litzen laden immer von neuem zum Spielen und zu den köſtlichſten Purzelſprüngen ein. Und gibt es nichts anderes, ſo dient der eigene Schwanz noch als Spielzeug, der dem danach haſchenden Miezchen auf ihr unfaßbare Weiſe immer wieder entwiſcht.

Nach einigen Wochen darf Mieze auch in den Garten; da ſieht ſie viel Neues, da gibt es viel lauſchige Plätzchen bei Kraut und Büſchen, ſich zu verſtecken; und geht man ahnungslos ſeines Weges — huſch, ſchießt ſie, wie ein echter Wegelagerer, hervor. Immer aber iſt ſie in der Nähe, wie ein Hund folgend. Noch größer geworden, unternimmt ſie allein Spaziergänge in die Nachbargärten. Pünktlich zur Eſſenszeit jedoch iſt Miezchen wieder da; meldet ſich durch Miauen vor der Hausthür oder, als ſie ſchon hoch klettern und ſpringen konnte, auf dem Vorſprung am Fenſter. Stand gar jemand Fremdes vor der Hausthür und zog die Glocke, ſo hörte ſie das in weiter Entfernung, ſpringt in großen Sätzen herbei, um bei dieſer Gelegenheit mit eingelaſſen zu werden. Es gab auch immer gar zu Schönes zu ſpeiſen! Und das verzogene Miezchen durfte ſich alles herausnehmen, ſpazierte auf Sofa, Tiſch und Stühlen, erſtieg die Schränke und warf wohl allwöchentlich den Nähkorb der Hausfrau um; durch Harras Hilfe lag auch wohl der ganze Nähtiſch auf dem Fußboden. Indeſſen ein drohender Finger, ein



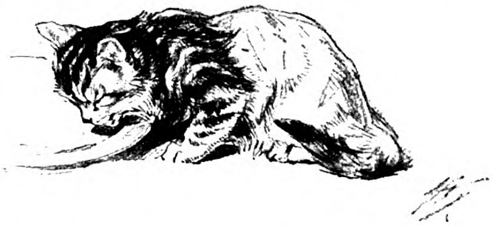
ſcharfes, lautes „Mieze!“ hielten ſie gehorſam in beſcheidenen Grenzen. Von mir allein an Gehorſam gewöhnt, hörte ſie mein Locken und Pfeifen in weiter Entfernung, kam dahergeraſt in Windeseile und ſtand ſchon bei mir, mich verwundert muſternd, wenn ich noch mit Locken fortfuhr. Allmählich war ſie eine große, ausgewachſene Hauskatze geworden. Die Mäuſe hatten gewaltigen Reſpekt vor ihr; nur zu ſchnell hatte Mieze ſie am Kragen, trug ſie, im Genick gepackt, daher und ſuchte ſich auf dem Hof ein ſtilles Plätzchen, wo ſie dieſelben ungeſtört verſpeiſen konnte; d. h. zuerſt wurde lange, lange mit ihr geſpielt und ab und an ein harter Schlag mit der Tatze auf das geängſtete Tier ausgeführt, das immer wieder zu entwiſchen ſuchte, bis es zum Tode ermattet vor ihr lag. Aber auch die Hühner und Tauben wagten ſich nicht gern in ihre Nähe. Kam Miezchen herangeſchlichen, leiſe von hinten her, um ſich eine von den niedlichen Täubchen zu erhaſchen, während dieſe mit den Hühnern einträchtiglich ihr Futter aufpickten, ſo flogen ſie haſtig, mit klapperndem Flügelſchlag in die Höhe, und Mieze hatte das Nachſehen, wenngleich ſie, einige Fuß hoch ſpringend, ſich in die Luft ſchleuderte, um ſie beim Auffliegen zu ergreifen. Die Hühner ließ ſie mehr in Ruhe, auch fürchteten ſie ſich nicht ſo viel vor ihr; wenn Miezchen wirklich einmal einen Angriff wagte, ward ſie ſelbſt zu ſehr erſchreckt, wenn jene, ſchreiend und mit den Flügeln ſchlagend, Reißaus nahmen.

In meiner Stube war Monni am liebſten, da gab's ſo vielerlei zu beſchnüffeln, zu betaſten und zu erklettern: dunkle Winkel, weiche Plätzchen und auf dem Fenſterbrett ein intereſſanter Ausblick auf die Straße; nebenbei Fliegen zu fangen, bei welchem Geſchäft ſie eine merkwürdige Geſchicklichkeit entwickelte. Dabei wußte ſie, wenn ſie nicht gejagt ward, ſo gewandt allen kleinen Sächelchen auszuweichen, daß durch ſie nie etwas zerbrochen wurde. Die Katzen ſuchen gern eine recht hoch gelegene Stelle zum Aufenthalt auf, im Zimmer die Möbel, im Freien die Bäume und Dächer. Unſer Miezchen wurde ſogar mitunter im Stall auf Fritzes Rücken ſchlafend gefunden. Gut gewöhnte Katzen freſſen oft eigenwillig nur aus dem Schüſſelchen, in dem ſie ſtets ihre Nahrung bekommen. Dann hört das Stehlen gänzlich auf, unbeſchadet ihrer Jagdluſt auf Mäuſe und Vögel. Miezchen war auch ganz ungemein ſauber; ſobald ſie von draußen hereinkam, wurde das Fell mit großer Ausdauer geputzt, und die rauhe Zunge erſetzte den feinſten Kamm; ihr Fell war ſo glänzend und weiß, wie friſch gefallener Schnee. Auch wurde gleich nach dem Freſſen geputzt, ſelbſt der lange Schwanz mit ſeiner Spitze. Dieſe war überaus empfindlich, dabei aber auch ſehr beweglich, jeder Gemütsbewegung gab ſie ſprechenden Ausdruck. Werden die Katzen doch erſt durch ihre lebhaften, immer wechſelnden Bewegungen zu den zierlichen, unterhaltenden Geſchöpfen. —

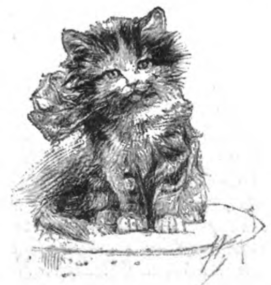


Bald bekam Monni eine Spielgefährtin, ein hübſches Tier mit langen, ſelbſt am Schwanz langen, ſeidigen, tigerfarbenen Haaren und mit großen, braunen, eulenartigen Augen.

In der Folge hatte Monni wichtigere Geſchäfte, es zeigte ſich ein ſchwarzer Kater galant, der ſich in den benachbarten Gärten mit ihr Stelldicheins gab. Mieze war nur ſelten mehr im Hauſe zu finden, bis es eines guten Tages nach Oſtern hieß: in einem weichen Neſt auf dem Heuboden ſeien zwei Kätzchen, ſo klein wie Mäuſe. Die mußten wir doch in Augenſchein nehmen. Wir fürchteten, Mieze möchte uns ziſchend vor Zorn davon abhalten; aber ſiehe, das liebe, anhängliche Tier fing an zu ſchnurren vor Freude und überließ uns ruhig ihre unförmlichen, blinden, kleinen Nachkömmlinge, die ſie mit rührender Gewiſſenhaftigkeit verpflegte. Jedoch als die Jungen am neunten Tage ihre Augen geöffnet, ward ihr die Geſchichte zu langweilig. Mit dem einen Kätzchen im Maul kam ſie die Heubodentreppe herab, ſchleppte das Tierchen, es oftmals auf die Erde legend und ſich ausruhend, quer über den Hof; dabei genierte es ſie gar nicht, daß Harras auf dem Hofe lag und ſie hart an ſeiner Schnauze vorbei mußte, ſelbſt dann nicht, als das Junge dicht bei Harras auf die Erde fiel. Sie legte es vor meine Füße, miaute in ängſtlichen Tönen und ſah mich bittend an. Mit Befriedigung erſah ſie, daß ich das Kätzchen auf meinen Schoß hob. Nun wußte ſie aber, daß es da nicht immer bleiben konnte, zerrte es deswegen wieder herab, nahm es wiederum ins Maul und quälte ſich mit ihm einige Stufen der Haustreppe hinauf, um wohl ein bequemes Lager in der Fremdenſtube zu ſuchen. Es erfreute ſie ſehr, als ich ihr das Junge abnahm und mich mit ihm meiner Stube zuwandte. Noch immer war aber nicht Zweck und Ziel ihres Vorhabens erreicht; ſie wollte offenbar durchſetzen, daß den Jungen bei uns im Hauſe ein ſicheres Lager bereitet würde. Deutlich genug zeigte ſie mir, daß ein Bett ſehr dafür geeignet ſei. Nun — ich that ihr den Gefallen, legte das Junge ſicher auf die Bettüberdecke. Welche Freude für die ſorgſame Mutter! Sie ſchnurrte, leckte das Junge, tänzelte freundlich um mich herum und war jetzt ſo beruhigt, daß ſie mich in den Garten begleitete. Freilich nur kurze Zeit; ſie war plötzlich verſchwunden, ich fand ſie erſt vor meiner Stubenthür wieder mit dem zweiten Kätzchen. In einem Korb ward ihr und den Kleinen nun ein Platz in einer der anderen Stuben angewieſen. So hatte ſie ihren Zweck erreicht.



Der Mieze Mutterſorgen wuchſen ſehr mit dem Größerwerden der Kinder; denn daß dieſelben wirklich ausreichend durch uns verpflegt würden, war in ihrem Sinne wohl nicht ohne weiteres anzunehmen; auch mußten ſie lernen, die von ihr gefangenen Vögel und Mäuſe zu behandeln. Richtig rochen die Jungen gleich den Braten, der unter dieſer rauhen Hülle ſteckte; ſie griffen eifrigſt darnach, jagten ſich's einander ab und knurrten ganz gewaltig dabei, eines die an-



deren warnend, doch nicht in ihre Nähe zu kommen. Bekam doch ſelbſt die Alte gehörige Ohrfeigen und ward ingrimmig angeſpieen, wenn ſie ſich bei ſolcher Gelegenheit heranwagte. Es ward aber doch hohe Zeit, daß die kleinen Kätzchen aus dem Hauſe kamen; nichts war mehr vor ihnen ſicher. Sie erkletterten die hohen Fenſtervorhänge, wie die beſten Turner, ſie ſpielten mit den herabhängenden Zipfeln der Tiſchdecken, ſo daß mehr als einmal ein auf dem Tiſche ſtehendes Geſchirr mit herabgezerrt ward, und jagten mit einander, wie auch mit den Alten und dem Harras, im ganzen Hauſe herum; es war eine tolle Wirtſchaft! Auch war die Sorge für die Kleinen für die alte Mieze übergroß; ſie ſchleppte mehr und mehr Wildpret herbei, ſelbſt einen Maulwurf. Eines Tages trug ſie ſchwer an einem jungen Haſen, mit dem ſie kaum das Haus zu erreichen vermochte. Das überſtieg doch faſt die Kräfte des kleinen zierlichen Tieres, ſetzte auch wirklich aller mütterlichen Fürſorge die Krone auf. Es mußte ein Ende gemacht werden. Am folgenden Tage wurden die Jungen fortgebracht. Wohl ſuchte die Mutter ſie überall im Hauſe — aber nach wenigen Tagen waren ſie vergeſſen.

Nun konnte Monni wieder ihre volle Zuneigung unbehindert ihren menſchlichen Beſchützern zuwenden. Sie ſuchte ſich in unſerer Nähe aufzuhalten, ſchmiegte ſich an uns und behauptete ihren Platz auf des Hausherrn weichem Schlafrock, wenn er mittags ſein Schläfchen hielt. Eines Tages, in der Mittagshitze des Hochſommers, als den Händen des Hausherrn Zeitung und Pfeife im Schlafestaumel entglitten waren, vernahmen Miezchens wachſame Öhrchen einen ziſchenden Laut, dann erblickte ſie ein ſchlängelndes Ding, das ihrem langen Schwanz nicht unähnlich ſah; lautlos glitt ſie zu Boden, ſchlug nach ihm mit ihrer Tatze, ſprang dabei zur Seite, zugleich den Fuß des Hausherrn kräftig ſtoßend, ſo daß er aus dem Schlaf erwachte. Mit dem Rohr ſeiner langen Pfeife ſchlug er die Unholdin nieder. Jetzt war auch Harras aufmerkſam geworden, und er, ſowie Miezchen, machten ſich über die Siegesbeute her, ſo daß nicht mehr feſtzuſtellen war, ob ſich eine harmloſe Blindſchleiche ins Haus verirrt hatte oder durch Miezes Wachſamkeit und Kühnheit der Hausherr dem giftigen Biß einer Natter entronnen war.

Aber noch mehr: Miezchen liebte es gar zu ſehr, einem ſtrengen Verbot entgegen, die Nächte in der warmen Küche zu verbringen, wenn nicht materielle Jagdgelüſte oder erneute Liebesſeligkeit ſie dem Hauſe entfremdeten. So war ſie mit großartig angewandter Schlauheit auch eines Abends in der Küche verblieben. Ihre auf das leiſe Nagen der Mäuſe geübten Ohren vernahmen bald ein Kniſtern. So erweckt, ward ſie durch einen hellen Feuerſchein erſchreckt. Das durch Nachläſſigkeit entſtandene Feuer drohte ihr den Weg zum Flur abzuſchneiden, bedrohte zugleich die anſtoßenden Zimmer und die Haustreppe. Kühn und gewandt ſetzt ſie über das Feuer mit einem Sprung hinweg, eilt zu meiner Stubenthür, mit kläglichem Geſchrei und durch wiederholtes Springen an den Thürgriff Einlaß begehrend. Als ich öffne, ſtürzt ſie mit zum Teil verſengtem Fell herein, zugleich wälzt ſich eine dicke Rauchwolke durch die Thüröffnung. — Mit vereinten Kräften konnten wir nur mit genauer Not des Feuers Herr werden. Unſere Dankbarkeit aber gegen die tapfere Hauskatze, die uns vor großer Gefahr bewahrte, kannte keine Grenzen!

Mein Urgroßvater und der alte Fritz.

Von W. Bruchmüller.

Allgemein bekannt iſt wohl die Geſchichte: „Der alte Fritz und der Müller von Sansſouci.“ Aber gänzlich unbekannt iſt, glaube ich, die Geſchichte, die meinem Ururgroßvater, dem Oderbruchmüller, mit dem alten Fritz paſſiert iſt. Und doch iſt es eine wahre Begebenheit, deren Hergang ſich mündlich in unſerer Familie fortgeerbt hat.

Unter den vielen Koloniſten, die aus dem außerpreußiſchen Deutſchland dem Ruf des großen Friedrich in das von ihm urbar gemachte Oderbruch folgten, befand ſich auch mein Ururgroßvater. Er muß ein lebhafter, energiſcher und unternehmender Mann geweſen ſein, den eine gewiſſe unruhige Thatenluſt zu immer neuen Unternehmungen anreizte. Zunächſt ließ er ſich im Ober-Oderbruch im Dorfe Manſchnow bei Frankfurt an der Oder nieder, wo er auf einem Sandberge die erſten drei Windmühlen, die das Oderbruch ſah, erbaute. Von dieſen Windmühlen erhielt er den Namen Bruchmüller, ſo daß ſein alter Name über dieſem neuen vollkommen in Vergeſſenheit geraten iſt. Nur einige Jahre jedoch hielt er es in Manſchnow aus. Als auch das Mittel-Oderbruch durch Dämme trocken gelegt worden war, ging er nach ſeiner alten Heimat, ins Anhaltiniſche, zurück, führte von dort eine Schar Koloniſten ins Mittel-Oderbruch und begründete dort mit ihnen in der Nähe von Wriezen das Dorf Neurüdnitz, wofür er das erbliche Lehnſchulzenamt daſelbſt erhielt. Kaum, daß die Koloniſten angefangen hatten, in der neuen Heimat etwas warm zu werden, da erſchienen ruſſiſche Agenten im Oderbruch, um im geheimen Auftrag ihrer Kaiſerin, die ja bekanntlich eine anhaltiniſche Prinzeſſin war, deutſche Auswanderer nach Rußland in die Wolganiederungen zu locken. Auch der Lehnſchulz von Neurüdnitz ließ ſich gewinnen — er ſoll, ſo erzählt man ſich bei uns, die Kaiſerin in ihrer Jugend perſönlich gekannt haben, da ſie als Prinzeſſin bei ihren Ausfahrten öfters in dem Gehöft ſeines Vaters ſich ein Glas Milch hatte reichen laſſen, und wegen dieſer Jugendbekanntſchaft ſoll er ſich goldene Berge und hohe Ehren in Rußland verſprochen haben. —

Sei dem, wie es wolle, der Lehnſchulze wollte wandern, und dem bewährten Führer ſchloß ſich das ganze Dorf an. Überall wurde in der Stille gepackt und das Bündel geſchnürt, und die eben erſt eingenommene, neue Heimat ſollte wieder verlaſſen werden. Da kam plötzlich, wenige Tage vor dem zum Aufbruch feſtgeſetzten Termin, ein Kommando Huſaren ins Dorf geſprengt, umſtellte den Schulzenhof, hob meinen Ururgroßvater auf und ſchleppte ihn nach der Feſtung Spandau. Die Behörden hatten nämlich von den möglichſt geheim betriebenen Wanderzurichtungen doch Wind bekommen und beſchloſſen, ohne viel Lärm zu machen, nur den als Führer bekannten Bruchmüller aufheben zu laſſen. Der Zweck war erreicht, die Neurüdnitzer ſahen ſich führerlos und packten wieder aus, froh, ohne weitere Strafe davonzukommen. Nur in das Haus des Lehnſchulzen war die Trauer eingekehrt. Der Vater war der Familie entführt worden, und Tage um Tage vergingen und wurden zu Wochen, ohne daß von ſeiner Freilaſſung irgend etwas verlautet wäre; ja, die junge, verlaſſene Frau hörte, daß der gefangene Bruchmüller einer ſtrengen Beſtrafung entgegenſehe, die ihm eine lange Reihe von Jahren hinter den Spandauer Feſtungswällen einbringen würde. Endlich nach einigen Wochen des Hangens und Bangens faßte die Frau ſich ein Herz und machte ſich mit ihrem vierjährigen Jungen, meinem Urgroßvater, nach Potsdam auf, um den alten Fritz ſelbſt um Gnade anzuflehen.

Es gelang ihr auch wirklich, König Friedrich auf einem ſeiner einſamen Spaziergänge allein anzutreffen. Der König machte, als er ſah, daß die Frau mit dem Jungen an der Hand ihn anreden wollte, ein ermutigendes Zeichen, daß ſie reden ſolle: „Hoher Herr König, ick bün de Brockmöllerſche un wull Sei ſchön bidden — —“

Weiter kam ſie nicht. Friedrich, der mit ſeinem umfaſſenden Geiſte große und kleine Regierungsangelegenheiten mit gleichem Intereſſe umſpannte, war der Name Bruchmüller nur zu gut bekannt. Und dieſer Name hatte jetzt in ſeinem Ohr keinen allzu guten Klang; denn ſo gern er es ſah, daß Fremde in ſein Land kamen, ſo ſehr erregte es ſeinen Zorn, wenn preußiſche Unterthanen auswandern wollten. Unwirſch ſtampfte er deshalb mit dem Fuß und erhob drohend den berühmten und berüchtigten Krückſtock. Die arme, heftig erſchrockene Frau ſtand wie verſteinert vor dem zürnenden König. Die Sache meines Ururgroßvaters ſchien verloren, da griff der kleine Bruchmüller als rettender Engel ein. Ängſtlich ſeine Mutter am Rock zupfend, rief der Burſche: „Modder, kum weg, de Kerl will di ſlahn!“ Der Zorn des Königs war augenblicklich erſtickt in einem lauten Lachen über den komiſchen Ausruf des Kleinen, und die Frau wurde mit freundlichen und ermutigenden Worten entlaſſen. Schon nach wenigen Tagen kehrte der gefangene Bruchmüller ohne jede Strafe zu ſeiner Frau zurück. Er hatte nur Urfehde ſchwören müſſen, nie wieder auswandern zu wollen. Und er hat Wort gehalten, die Wanderluſt war ihm gänzlich vergangen. Sein Sohn und Enkel folgten ihm auf dem Lehnſchulzenhofe, und noch jetzt baut der größte Teil ihrer zahlreichen Nachkommenſchaft in Neurüdnitz und den umliegenden Dörfern als kernhafte Bauern ihre Scholle. Und noch jetzt danken alle Bruchmüllers es dem alten Fritz, daß ſein Eingreifen uns in dem Vaterlande zurückgehalten hat, während wir ſonſt jetzt vielleicht im fernen Rußland um unſere Nationalität ringen müßten oder gar ſchon ruſſifiziert wären.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Ein echtes Familienbild, voll Gemüt und anmutiger Friſche, iſt „Guten Morgen, Brüderchen!“ von Hugo Oehmichen, einem der Künſtler der Düſſeldorfer Schule, die immer noch in der Wiedergabe häuslicher Scenen ihre oberſte Aufgabe ſehen. Und daß das deutſche Volk nach ſolchen Bildern verlangt — trotz aller Neuerer, welche die Ziele der Kunſt in ganz anderen, vielfach entgegengeſetzten Richtungen erblicken — beweiſt ihr Erfolg.

Auch als ein Familienbild, aber aus dem fernſten Oſten, erſcheint unſer zweites Vollbild auf S. 509, die Originalzeichnung eines vom Londoner Graphic nach dem Kriegsſchauplatz entſandten trefflichen Künſtlers, Mr. Bigot. Ich habe, als ich die Zeichnung ſah, mich recht der Tage erinnert, die nun bald ein Vierteljahrhundert hinter uns liegen, der Mobilmachungstage von 1870. Das menſchliche Herz iſt wohl überall gleichen oder doch ſehr ähnlichen Empfindungen unterworfen — bei uns, wie in Japan.

Außer den allerliebſten Zeichnungen des berühmten Münchener Katzenmalers Adam und einer kleinen Studie „Der Stiefelputzer“, die C. Koch von einer Studienreiſe am Bosporus heimbrachte, geben wir noch auf S. 508 eine Illuſtration von Erdmann Wagner zu dem Gaudyſchen Gedicht „Trotzköpfchen“; Gedicht und Zeichnung werden beſonders unſeren jungen Leſerinnen Freude machen.

Altertumskunde.

Die von den deutſchen Geſchichts- und Altertumsforſchern längſt gewünſchte Herſtellung von naturgetreuen Abbildungen der Reliefs der Marc Aurel-Säule auf der Piazza Colonna in Rom ſoll endlich Thatſache werden. Unſeres Kaiſers perſönliche Verwendung hat das italieniſche Kultusminiſterium, nachdem frühere Geſuche ſämtlich abſchlägig beſchieden worden waren, bewogen, die Erlaubnis zur Herſtellung von Photographieen dieſer Reliefs zu erteilen. Es iſt zu dem Zwecke an der 29 Meter hohen Säule ein ſchwebendes, verſtellbares Gerüſt, auf welchem der Photograph arbeiten wird, angebracht werden. Von jeder der 28 Relieftafeln, die in 20 Spiralen die Säule umgeben, ſollen drei Aufnahmen, eine gerade von vorn, die anderen ſchräg von rechts und links gemacht werden. Die Reliefs, auf welchen die Kriegszüge des Kaiſers in den Donauländern, ſeine Siege über die Markomanen und andere Stämme dargeſtellt werden, enthalten wertvolle Bildereien zur älteſten deutſchen Geſchichte.

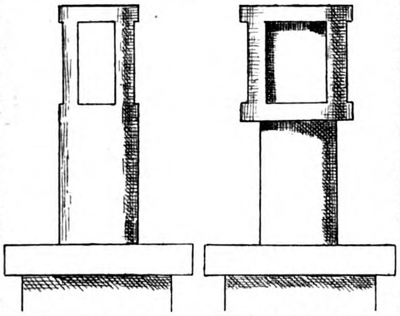
Völkerkunde.

Der amerikaniſche Cenſusbeamte H. Ganett hat eine Studie über die Statiſtik der Negerbevölkerung in den Vereinigten Staaten veröffentlicht. Nach derſelben gab es 1790 gegen 750 000 Farbige, 1890 gegen 7 500 000. In hundert Jahren vermehrte ſich die farbige Bevölkerung alſo um das Zehnfache. In demſelben Zeitraum wuchs übrigens die weiße Bevölkerung von 3 auf nahezu 55 Millionen, alſo um rund das Achtzehnfache; hier hat jedoch die Einwanderung, wenigſtens in den letzten fünf Jahrzehnten, weſentlich mitgeſprochen. Die große Maſſe der Negerbevölkerung lebt noch immer in den Südſtaaten; in Louiſiana und Miſſiſſippi bildet ſie mehr als die Hälfte, in Südkarolina drei Fünftel der Geſamtbevölkerung. Im Norden und Weſten ſind durchſchnittlich nur 5 Prozent der letzteren, in manchen Staaten nur 1 Prozent farbig. Sehr ungünſtig für die Farbigen geſtaltet ſich die Verbrecherſtatiſtik; auf 10 000 Farbige kommen 33, auf 10 000 Weiße nur 9 Beſtrafungen; meiſt ſind es jedoch kleinere Vergehen, wegen derer die erſteren ſchuldig befunden wurden.

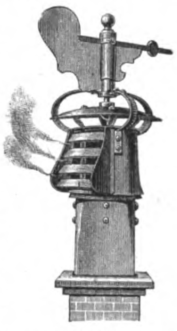
Technik.

Die Abbildung des amerikaniſchen Schornſteinaufſatzes in Nr. 25 hat einige Abonnenten angeregt, uns ähnliche Konſtruktionen zu unterbreiten. Da auch zahlreiche anderweitige Fragen wegen derſelben Angelegenheit eingingen, die beweiſen, daß dieſe von allgemeinerem Intereſſe iſt, ſo wollen wir nachſtehend noch zwei Konſtruktionen wiedergeben.

Herr W. Stein in Langenberg, Rheinland, ſendet uns die erſte, die ſich, wie er uns ſchreibt, ſehr bewährt hat, und auf der keine Patentkoſten ruhen. Auf den Schornſtein wird ein ſtarkes Stück 60 cm langes, 20 cm breites Ofenrohr geſetzt, das vier Schlitze von je 10 cm Breite und 20 cm Höhe zeigt; über dies Rohr ein Hut von 30 cm Durchmeſſer, mit vier Schlitzen, je 15 cm breit und 20 cm hoch. Die Schlitze im Hut kommen gegen die geſchloſſenen Stellen im Rohr zu ſtehen. Schmiedemeiſter Auguſt Lüttringhaus in Langenberg (Rheinland) fertigt dieſe ſehr einfache Schutzvorrichtung an.



Über eine zweite unterrichtet uns Herr H. Faulhaber in Schwäb.-Hall, der zugleich Fabrikant der „Windſchutzhaube Patent Koch“ iſt. Dieſelben ſollen den ſicherſten Schutz gegen das Zurückdrängen von Rauch, Dunſt ꝛc. bieten, den Zug vermehren, und es ſoll bei ihnen ein Einroſten ꝛc. völlig ausgeſchloſſen ſein.



Als Licht- und Kraftgeberin iſt die Elektrizität längſt geſchützt. Als Wärmevermittlerin iſt ſie bisher weniger in Betracht gekommen. Da iſt es intereſſant zu hören, daß im letzten Winter in einem der kleineren Londoner Theater ein höchſt erfolgreicher Heizungsverſuch mittelſt Elektrizität durchgeführt wurde. Setzt man dem elektriſchen Strom ſtarke Widerſtände entgegen, ſo wird er in Wärme verwandelt, das iſt eine längſt bekannte Thatſache; man glaubte aber bisher, daß die ſo erzeugte Wärme ſehr viel koſtſpieliger ſei, als die durch Verbrennung erzielte. In unſerem Falle ſcheint das Gegenteil bewieſen worden zu ſein. Die Heizung wurde hier durch 20, an verſchiedenen Stellen des Hauſes angebrachte Käſten — Öfen kann man kaum ſagen — vermittelt, die, an den Strom angeſchloſſen, eine angenehme, gleichmäßige und leicht zu regulierende Wärme ausſtrömen. Wenn das Innere des Theaters auf 15 Grad erwärmt wurde, koſtete die Heizung pro Stunde nur etwa 3 Mark. Die Heizung hat außerdem den Vorzug faſt abſoluter Feuerungefährlichkeit.

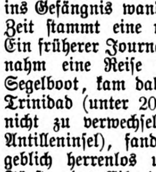
Geſundheitspflege.

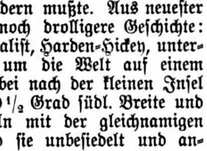
Die Übertragung typhusartiger Krankheiten durch Auſtern iſt neuerdings wiederholt in England beobachtet worden und zwar dann, wenn die Schaltiere der ſogenannten Mäſtung (fattening) unterworfen waren, wobei die Auſtern einige Wochen vor ihrer Verwendung in fließendem Waſſer belaſſen werden. Befinden ſich ſolche Mäſtſtellen in der Nähe von Abzugskanälen, ſo nähren ſich die Auſtern von den ihnen zugeführten Auswurfſtoffen, und waren den Kanälen Häuſer angeſchloſſen, in denen Typhuserkrankungen ſtattfanden, nahmen ſie die Erreger dieſer Erkrankungen auf und übertrugen ſie auf ihre Verzehrer. Im Jahre 1890 wurden in Dublin einige Fälle von Typhus Auſtern zugeſchrieben; 1894 brach in Middletown (Connecticut) unter den Studierenden der dortigen Univerſität eine Typhusſeuche aus, bei der nachgewieſen werden konnte, daß alle Erkrankten Auſtern von demſelben Händler bezogen hatten, die in der ſoeben angedeuteten Weiſe gemäſtet worden waren. Auch in Neapel werden Auſtern gefangen, die neben der Einmündung der Hauptkloake in den Golf leben. Man thut gut, dieſe unangenehm grünlich ausſehenden Tiere zu vermeiden, ihr Genuß — ſie ſchmecken überdies nicht einmal gut — hat ſchon manchem Reiſenden die Keime zu einer Krankheit übermittelt, die auf der Rückreiſe ausbrach und geſunde Städte, wie Florenz u. a., in den Verdacht von Typhusſtädten brachte, während die neapolitaniſche „Maſt“-Auſter die Schuld hatte. St.

Sprechſaal.

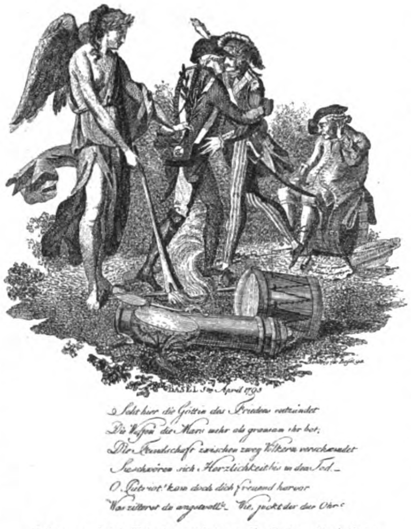
Mit gewohnter Liebenswürdigkeit hat eine große Anzahl Abonnenten die Frage des „Leſers aus Magdeburg“ wegen der cubaniſchen Briefmarke beantwortet. Die Marke hat ſogar jetzt, wo auf der Perle der Antillen der Aufruhr tobt, ein gewiſſes aktuelles Intereſſe. Sie iſt nämlich auch zur Zeit eines früheren Aufſtandes — in den ſiebziger Jahren — wahrſcheinlich von den Aufſtändiſchen ſelbſt, die Cuba bereits als Republik ſahen, emittiert worden; ſie hat alſo nie wirklich dem Verkehr gedient und iſt, kurz geſagt, eine Schwindelmarke.

Unſere Leſer ſandten uns übrigens bei dieſer Gelegenheit noch einige andere ähnliche, recht ſcherzhafte Marken ein, die beweiſen, wie auf den Geldbeutel der armen „Philateliſten“ ſpekuliert wird. Tauchte da vor einigen Jahren ein Franzoſe, Marquis tel et tel, auf, behauptete in Hinterindien ein eigenes kleines Königreich, Sedang mit Namen, errichtet zu haben und gab von Brüſſel aus, zu Nutz und Frommen der Sammler, ſchleunigſt eine Serie Marken heraus, die — unglaublich, aber wahr — auch Abnehmer fanden, bis der Herr Marquis ſich als Schwindler entpuppte und ins Gefängnis wandern mußte. Aus neueſter Zeit ſtammt eine noch drolligere Geſchichte: Ein früherer Journaliſt, Harden-Hickey, unternahm eine Reiſe um die Welt auf einem Segelboot, kam dabei nach der kleinen Inſel Trinidad (unter 20 1/2 Grad ſüdl. Breite und nicht zu verwechſeln mit der gleichnamigen Antilleninſel), fand ſie unbeſiedelt und angeblich herrenlos und — erklärte ſich zum Fürſten des Eilands. Er errichtete thatſächlich in New York eine fürſtliche Kanzlei und ſoll an alle Mächte Rundſchreiben mit der Bitte um Anerkennung als „James I. von Trinidad“ erlaſſen haben. Die ganze Geſchichte aber iſt in Wirklichkeit nur ein Vorwand für einen philateliſtiſchen Schwindel: James I. emittierte nämlich ſofort eine ganze Serie Marken im Werte von 5 cts. bis 5 frcs. — und es fehlte nicht an Thoren, die dieſe „Poſtwertzeichen“ auch kauften.





Ein Zeitbild auf den Baſeler Frieden.



Fliegendes Blatt auf den Baſeler Frieden. Geſtochen von Bonnefay, Baſel 1795.

Aus der Sammlung eines liebenswürdigen Leſers iſt uns der Stich zugänglich gemacht worden, den wir nebenſtehend wiedergeben, und der ſeinerzeit anläßlich des Baſeler Friedens in Umlauf geſetzt wurde. Bildchen und Vers ergänzen ſich gegenſeitig: die Friedensgöttin verbrennt die Kriegswaffen, ein preußiſcher und ein franzöſiſcher Soldat umarmen ſich — im Hintergrund aber ſitzt der deutſche Patriot und kraut ſich hinter dem Ohr —

„O Patriot! Komm doch Dich freuend hervor.
Was zitterſt Du angſtvoll? Wie, juckt Dir das Ohr?“

ſagt das Verschen ironiſch.

Es gab wohl die Stimmung in Deutſchland nicht unzutreffend wieder. Der ganz vor kurzem hundertjährig gewordene Friede zu Baſel (5. April 1795), den Preußen mit Frankreich nach dreijährigen, im ganzen recht erfolgloſen Kämpfen ſchloß, und durch den es ſich zugleich von der erſten Koalition gegen die franzöſiſche Republik losſagte, fand in Deutſchland eine ſehr ungünſtige Beurteilung. Man zieh Preußen des Bruchs der Bundesbrüderſchaft, man warf ihm vor, daß es den Franzoſen den Rhein preisgegeben habe.

In der That iſt der Friedensſchluß für Deutſchland unheilvoll genug geworden, denn er ſtärkte die Stellung der franzöſiſchen Republik gerade in einem Augenblick ungemein, in dem ſie von inneren Wirren ſchwer genug bedroht wurde; er enthüllte vor der Welt die Schwäche eines Staates, den man ſchon gelernt hatte, als den Vorkämpfer Norddeutſchlands anzuſehen; die deutſchen Kleinſtaaten verloren den Glauben an Preußen, und die ſpätere Bildung des Rheinbundes iſt ſo vielleicht am 5. April 1795 mit verſchuldet worden.

Trotzdem hat die neuere Geſchichtsforſchung bewieſen, daß der Friedensſchluß für Preußen ein Gebot bitterer Notwendigkeit war. Nicht nur um ſeiner wenig guten finanziellen Lage willen. Nicht nur auch, weil der Krieg, urſprünglich von König Friedrich Wilhelm II. nur aus ritterlicher Teilnahme für König Ludwig XVI. und aus Abneigung gegen die revolutionäre Bewegung begonnen, Preußen nur Laſten auferlegte, denen vorausſichtlich kein Gewinn gegenüberſtehen konnte. Hauptſächlich vielmehr, weil Preußens Bundesgenoſſen, Öſterreich vor allem, eine zweideutige Rolle ſpielten. Öſterreich hatte ſchon in den erſten Januartagen des Jahres 1795 mit Rußland einen geheimen Vertrag geſchloſſen, ein Schutz- und Trutzbündnis, das ſich u. a. auch gegen die preußiſchen Anſprüche auf Polen richtete; Öſterreich ſchien auch ſeinerſeits in Paris über einen Frieden mit Frankreich zu verhandeln, um in Polen und der Türkei gegenüber freiere Hand zu bekommen. So konnte Preußen kaum anders, als ſein Heer, die einzige Stütze ſeiner Machtſtellung, verfügbar zu machen, um gegen die ihm drohenden Gefahren geſichert zu ſein. Wenn es augenblicklich im Frieden von Baſel auch das Odium des Vertragsbruchs ſeinen bisherigen Bundesgenoſſen gegenüber allein auf ſich nahm, die wirkliche Schuld trägt Öſterreich mit ihm gemeinſam. Beide Mächte haben ſie ſpäter in der napoleoniſchen Periode ſchwer büßen müſſen.

In unſerer Spielecke.

1. Metamorphoſen.

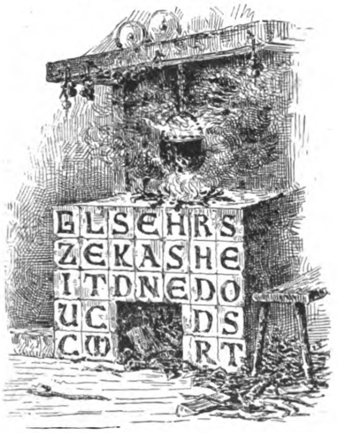
W	o	c	h	e
		*	*	
*	*			
*				*
	*		*	
M	o	n	a	t

Wie gelangt man von „Woche“ über vier Zwiſchenſtationen zu „Monat“?

Man erhält jedes neue Wort aus dem vorhergehenden, indem man zwei Buchſtaben verändert und die drei anderen beibehält.

Diejenigen Stellen, an denen eine Buchſtabenveränderung eintreten ſoll, ſind durch Sternchen bezeichnet. Eine der Zwiſchenſtationen iſt ein vielgenannter Ort in Oberitalien.

2. Problem: Der Herd.



3. Vierſilbige Scharade.

Die Erſten exiſtieren zwar
Nicht ſelten auch im Alltagsleben,
Doch ſind ſie dann der Würde bar,
Die Einem Mächt’gen nur gegeben.

Die Dritte hört wohl jeder gern,
Betrifft es das Vergeſſenwerden,
Beim Lieben aber wünſcht ſie fern,
Wer jung und hoffnungsfroh auf Erden.

Die Vierte leitet ein das Mahl,
Doch kann vor Unruh’ ſie nicht ſtehen,
Sie führet immer in das Thal
Und meidet alle Bergeshöhen.

Des Ganzen Name ſtrahlt noch heut’
Als heller Stern in der Geſchichte,
Denn ſolch’ hochherz’ge Tapferkeit
Beſteht auch vor dem Weltgerichte.

M. Sch. (Kaſſel).

4. Rätſel.

Mit meinem ſchönen Farbenglanze
Siehſt Du mich oft in buntem Kranze;
Ich glänz’ in vielen Farbenarten
Und ſchmücke Fenſter Dir und Garten.

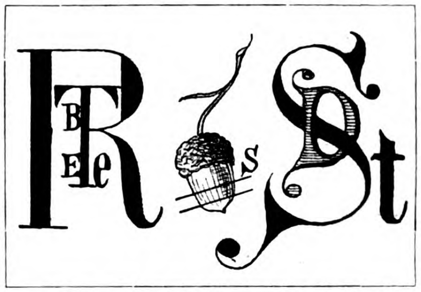
Stellſt Du ein Zeichen mir voran —
In welchen Abgrund ſchauſt Du dann!
Das Gottesbild im Menſchen iſt entſtellt,
Wir ſehen eine jammervolle Welt,
Die immerfort ſich leere Brunnen gräbt
Und nach der Lebensquelle nicht mehr ſtrebt.

Zwei weitre Zeichen mir zum Anfang ſchenke,
Und anerkennend auch daran gedenke,
Wie oft Du Schmerz empfandſt in Deinen Wunden
Und wie durch mich Du Heilung haſt gefunden.
Indes ganz harmlos bin ich dennoch nicht,
Denn mancher Reiſende von mir verächtlich ſpricht,
Daß er mich holperig und ſtolperig gefunden
Und manchen Rippenſtoß durch mich empfunden.

U. S.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 31.

1. Dominoaufgabe.

Die Augenſumme auf den fünf Steinen des B beträgt 27, auf denen des C 13.

Außer den Doppelſteinen lagen im Talon bl.—6, bl.—5.

D hatte 6—4, 6—3, 5—2, 5—1, 1—1.

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Man muß die Zahl 59 zweimal, die Zahl 81 ſiebenmal, die Zahl 88 dreimal ſtreichen.

3. Problem: Der See.

Vom oberen verzierten Buchſtaben T ausgehend, lieſt man rechts herumgehend einen Buchſtaben nach dem andern, immer den gegenüberliegenden dazwiſchen ſtellend.

Alſo: T Ü E W S E
gegenüberſt. R B S A S R u. ſ. w.

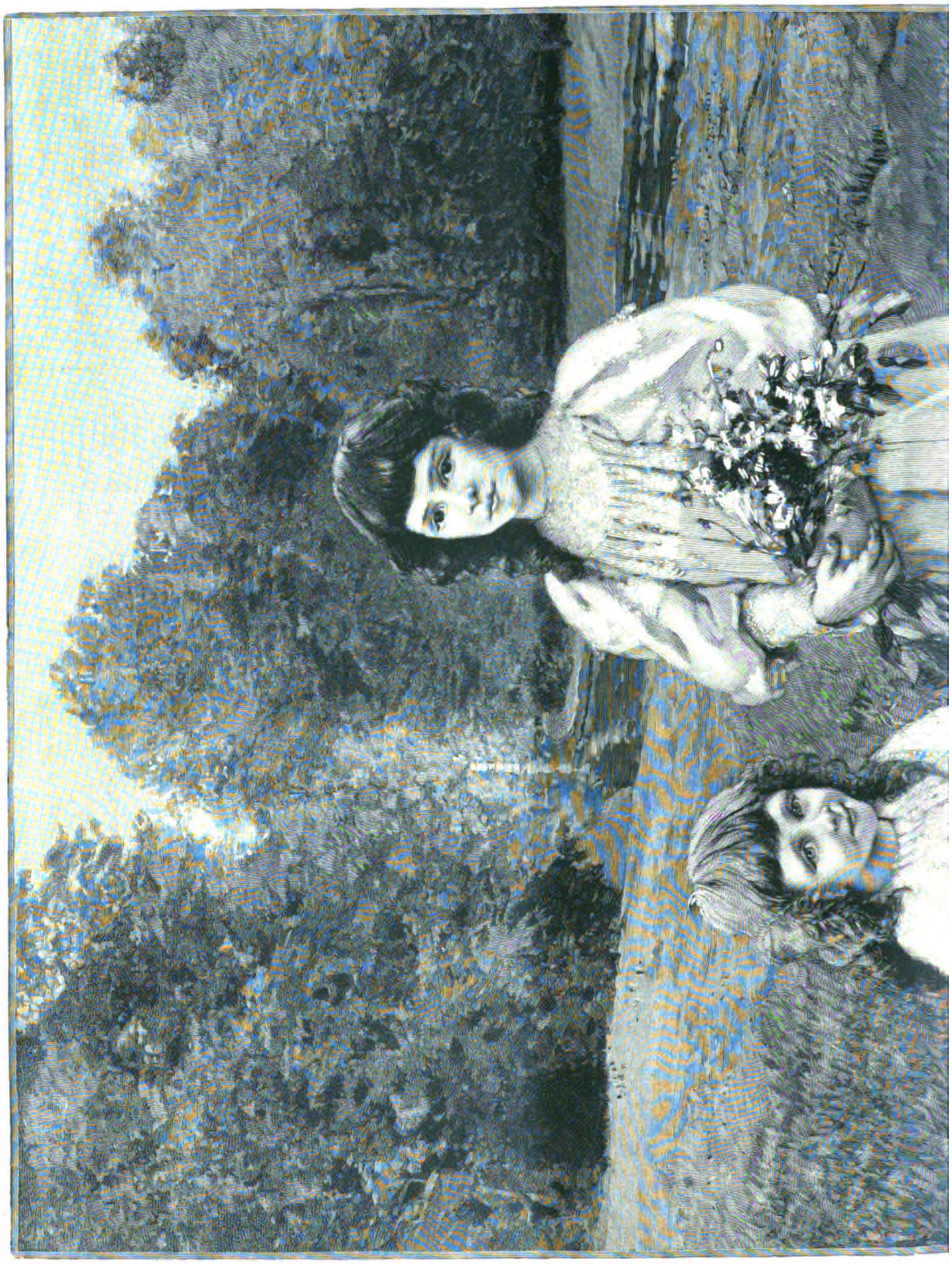
Man erhält bei richtiger Löſung:

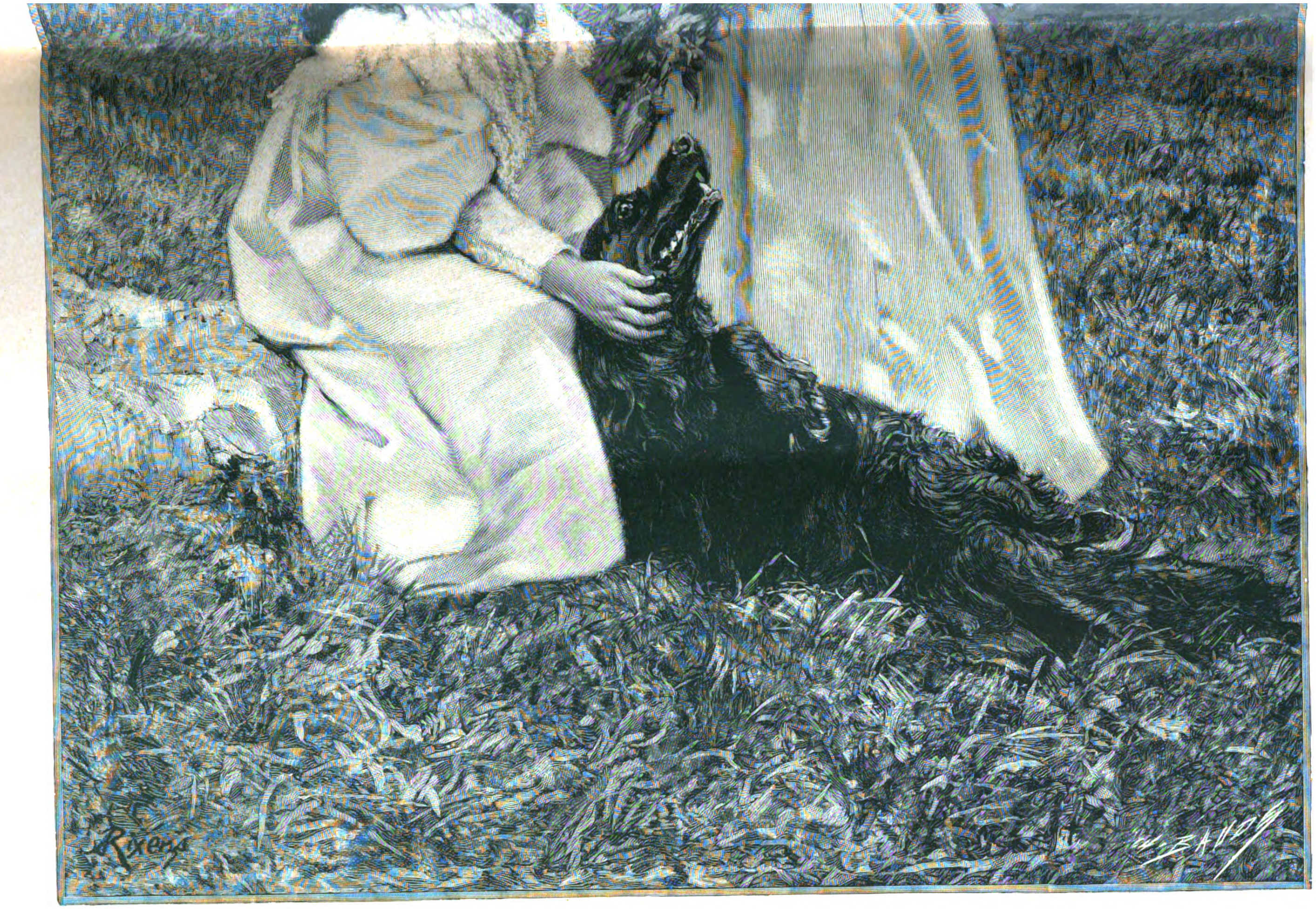
„Trübes Waſſer wird nur durch Ruhe wieder hell!“

4. Rätſeldiſtichon. Rubel, Auber.

Inhalt: Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſ.) — Die Franzoſen in Tonking. Von Paul v. Szczepanski. Die erſten Schuhe. Erzählung von B. Renz. (Fortſetzung.) — Trotzköpfchen. Gedicht von Alice Freiin von Gaudy. Mit einer Illuſtration von Erdmann Wagner. — Von den Katzen. Nach Selbſterlebtem erzählt von Anna Aldenhoven. Mit ſechs Illuſtrationen von J. Adam. — Mein Urgroßvater und der alte Fritz. Von W. Bruchmüller. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: „Guten Morgen, Brüderchen!“ Von Hugo Oehmichen; Abſchied eines japaniſchen Offiziers von ſeiner Familie. Von G. Bigot; Stiefelputzer in Konſtantinopel. Von C. Koch. — Altertumskunde. — Volkskunde. — Technik. Mit vier Abbildungen. — Geſundheitslehre. — Sprechſaal. Mit zwei Marken-Abbildungen. — Ein Zeitbild auf den Baſeler Frieden. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

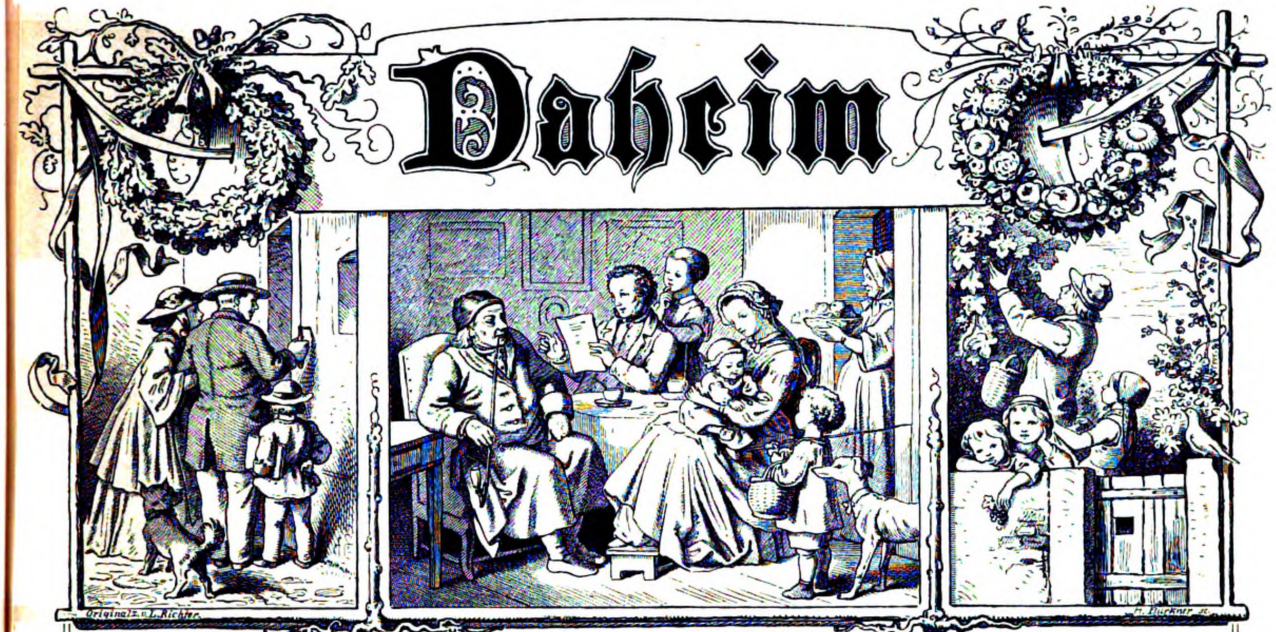




Im Garten. Nach dem Gemälde von Rixens (J.-André).

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 12.

Daheim


Originalz. v. L. Richter.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 18. Mai 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 33.

Die ſieben Gernopp.

Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Ich ſehe noch kein Land, Auguſt!“ meinte Frau von Gernopp, und ihr Gatte antwortete ſpöttiſch: „Kolumbus ſah auch keines und fand doch endlich Amerika!“

„Nun mache 'mal keine faulen Witze, Auguſt, die Zukunft unſerer Töchter iſt wichtig genug! Ich kann nicht finden, daß uns der Ball 'was genützt hätte, und ich weiß nicht, wie das werden ſoll!“

Herr von Gernopp ſtrich ſich den weißen-Bart und antwortete nicht, weil er wußte, daß es ſeine Frau ärgerte. Er wollte ſie aber heute ärgern, denn ſie hatte ihm nun ſchon den dritten Tag an ſeiner grauen Hoſe, die er immer trug, einen abgeriſſenen Knopf weder angenäht, noch durch die Töchter annähen laſſen, ſo daß die Hoſenträger ſchief ſaßen, und er infolgedeſſen fortwährend mit der linken Schulter zuckte.

„Weshalb antworteſt Du denn nicht?“ fragte ſie.

„Ich denke nach!“

„Worüber denn?“

„Über das Schickſal unſerer Kinder!“

„Danach frage ich Dich ja eben!“

Er ſtellte ſich böſe: „Ich kann nicht ſo antworten, wie aus der Piſtole geſchoſſen!“

„Das ſollſt Du ja auch gar nicht!“

„Na, dann laſſe mich doch nachdenken, Emilie!“

Sie blieb eine Weile vor ihm ſtehen, dann meinte ſie boshaft: „Dein Nachdenken geht recht langſam heute!“

Herr von Gernopp ärgerte ſich eigentlich gar nicht, ſondern amüſierte ſich heimlich wie ein König über ſeine Frau, wenn ſie ſich ſo erboſte. Er wußte, es war nur eine Schwäche von ihr, und ſie vertrugen ſich im Grunde ſehr gut. Deshalb ſtellte er ſich ganz verzweifelt, drehte ſich mit heftig zuckender Schulter herum und ſprach: „Wie ſoll man ſich 'was überlegen, wenn man ſich nicht 'mal richtig anziehen kann?“

„Warum ſollſt Du Dich nicht anziehen können?“

„Weil mir 'n Knopp fehlt!“

Scharf blickte ſie ihn von der Seite an: „Ich habe genug im ganzen Hauſe zu thun. Weißt Du, Auguſt, wer ſieben Kinder groß gezogen hat, denn die drei älteſten habe ich doch auch übernehmen müſſen und habe mir Mühe mit ihnen gegeben, wie mit eigenen, — der —!“

Er kannte genau dieſe Redensart und machte ein ganz ergebenes Geſicht, bis ſie fertig war, worauf er ihr zugeſtand: „Ich weiß ſehr wohl, Emilie, daß Du gut gegen die Kinder geweſen biſt —“

Da wurde Herr von Pellbeck gemeldet.

„Sehr angenehm!“

Und als der Diener verſchwunden war, ſagte Frau von Gernopp: „Empfange Du ihn 'mal lieber allein. Ich komme vielleicht ſpäter, Auguſt! Wenn er heimlich verlobt iſt, ſo intereſſiert er uns doch eigentlich, finde ich, nicht mehr, als irgend ein anderer Gutsnachbar. Warum überhaupt heimlich? Was ſoll das? Da muß höchſtens noch irgend 'was Dummes dahinter ſtecken!“

Ehe Frau von Gernopp ging, ward ſie jedoch gewahr, daß ihr Gatte noch Pantoffeln trug, und ſie ſchickte ihn deshalb ſchleunigſt davon, um Stiefel anzuziehen: „Das kommt davon, ſich ſo gehen zu laſſen, Auguſt!“

Doch er rief ihr zu, während er in der Thür verſchwand: „Weeßte, Emilie, ſorge Du 'mal lieber für die Hoſenknöppe Deines Mannes!“

Da kam auch ſchon Herr von Pellbeck, und ſie mußte ihn empfangen, aber ſie machte, nachdem er ſchon ein paar

Minuten da war, noch immer keine Anſtalten, eine von den Töchtern zu rufen.

„Sind die gnädigen Fräuleins nicht zu Haus?“ fragte er, und ſie gab zurück: „Ich glaube, meine Töchter werden im Garten ſein, aber unſer Garten iſt ſehr groß, und bis man ſie aufſtöbert, kann lange Zeit vergehen!“

„Ich habe auch einen Rieſenpark in Röhnsdorf, nur ſehr ſchlecht gehalten. Das ganze Gut ſcheint mir überhaupt niedergewirtſchaftet zu ſein.“

Herr von Gernopp kehrte zurück mit Stiefeln an den Füßen, die er ganz ſtolz verſtohlen ſeiner Frau zeigte, und das Geſpräch über Röhnsdorf ward fortgeſetzt. Nach einer Weile fragte der alte Herr plötzlich ſeinen jüngeren Nachbar: „Bitte, ſagen Sie mir bloß eins, Herr von Pellbeck, warum haben Sie eigentlich Röhnsdorf gekauft?“

Dabei blickten ſich die Gatten fragend an, denn nun mußte es doch kommen, und er that ihnen auch den Gefallen, ſie genau aufzuklären: „Ich verſtehe, daß Sie ſich wundern, Herr von Gernopp, wie ich Röhnsdorf kaufen konnte. Vom Standpunkte des Landwirtes aus iſt wohl Röhnsdorf auch kein guter Kauf. Aber ich bin gar nicht Landwirt, ſondern ich habe meinem Bruder geſagt: ich ſuche ein Gut mit hübſchem Wohnhaus, Schlößchen oder dergleichen, nicht zu groß, mit guter Jagd und hübſchem Garten. Ich bin nämlich leidenſchaftlicher Jäger. Es darf nicht weiter wie eine halbe Stunde von der Eiſenbahn ſein, in der Nähe einer Stadt oder Garniſon, damit ich Verkehr finde von — verzeihen Sie, da Sie ja Landwirt ſind, Herr von Gernopp — von Nicht-Landwirten! Ich habe das deshalb geſagt, weil ich mir unter Landwirten allein wie ein weißer Rabe vorgekommen wäre und abſolut nicht hätte mitreden können —“

„Und Ihr Herr Bruder? Der Rittmeiſter!“ fragte Frau von Gernopp.

„Mein Bruder — jawohl, gnädige Frau, der Rittmeiſter, ich habe nur den einen — mein Bruder alſo riet mir eben, Röhnsdorf zu kaufen, weil es alles das aufweiſt, was ich ſuche. Nebenbei — auch ein Vorteil — war es billig —“

Mehr ſagte er nicht, und von der heimlichen Verlobung war nichts zu erfahren, aber da er Gernopps gut und immer beſſer gefiel, ſo beruhigten ſie ſich, und Frau von Gernopp rief ſogar ihre Töchter herbei, die trotz ihrer Behauptung, ſie ſeien ſo ſchwer zu finden, nach ein paar Minuten zur Stelle waren.

„Pfui, bei Tage iſt er doch noch garſtiger!“ flüſterte das eine Radieschen dem anderen zu, das verſtohlen antwortete: „Da ſehen ‚unſere‘ doch anders aus!“

Marie lernte Herrn von Pellbeck erſt kennen, und mit ihr unterhielt er ſich am meiſten, da ſie gerade neben ihm Platz genommen hatte, während die häßliche Bertha ſich ſo entfernt von ihm niedergelaſſen hatte, daß ſie außer der erſten Begrüßung kein Wort mit einander wechſelten.

Da tönten plötzlich Trompeten von draußen, und im Nu waren ſämtliche junge Mädchen aufgeſprungen. Die Radieschen liefen ſofort in den Garten, ſie hofften, es möchte eine Schwadron ſein, bei der ein Zünder ſtünde. Lisbeth lief ihnen nach, und die dicke Adda folgte etwas langſamer: Egon und Joachim konnten dabei ſein. Vielleicht war es ſogar Graf Weſterbrant, der ſeine Schwadron abſichtlich hier vorüberführte. Marie verſchwand ſofort im Hauſe, denn wenn etwa die Huſaren Halt machten, ſo kamen auch die Offiziere in den Hof, und es galt, ihnen irgend ein ſchnell beſchafftes Frühſtück vorzuſetzen, und wenn es auch nur ein Glas Wein war und etwas Butterbrot.

Die übrigen traten mit Herrn von Pellbeck auf die Gartentreppe. Als dann aber das Trompeterkorps einen Marſch blaſend auf den Gutshof rückte, war alles verſchwunden, denn Herr und Frau von Gernopp mußten die Honneurs machen. Nur Bertha blieb zurück. Er fragte etwas ſpöttiſch, weil ihn alles verlaſſen und er plötzlich allein ſtand: „Gehen Sie denn nicht auch zur Muſik, gnädiges Fräulein?“

„Ich bleibe ebenſo gern hier,“ antwortete ſie nur.

Er fragte weiter: „Macht Ihnen denn die Muſik keinen Spaß?“

„O ja! Wir hören ſie ja hier, ſie iſt laut genug!“

„Und die ſchönen bunten Uniformen?“

Sie ſchüttelte den Kopf. Verwundert meinte er: „Eine junge Dame, der Huſaren keinen Eindruck machen? Ich glaubte, das gäbe es gar nicht.“

„Meine Schweſtern ſind ja da, Herr von Pellbeck, und wir ſind ſieben. Da können wir uns doch nicht alle auf die Offiziere ſtürzen!“

„Stürzen?“

Nun meinte ſie ein unrechtes Wort gebraucht zu haben und entſchuldigte ſich. Doch er ſchien nicht ſehr darauf zu achten, ſondern betrachtete ſie nur von der Seite, wie ſie etwas linkiſch mit den langen Armen an ihrem Kleide zupfte.

„Wir wollen doch lieber auch auf den Hof gehen, gnädiges Fräulein!“ meinte er, und ſie traten durch den Flur in die Vorfahrt, wo ſchon alle die anderen verſammelt waren. Das Trompeterkorps der Huſaren hielt im Halbkreis um den Stabstrompeter, beſtaubt und ſchmutzig vom Exerzieren, und blies aus Leibeskräften ein Potpourri aus dem „Vogelhändler“. Es ſchallte und dröhnte im Echo von den Wänden, ſo daß ſich die Radieschen ein wenig geziert die winzigen Öhrchen zuhielten.

Oberſt von Meerling, der immer große Pferde ritt, ſprach vom Sattel aus mit Frau von Gernopp. Herr von Gernopp lief von einem der Herren zum anderen, um ihnen die Hand zu ſchütteln, und die jungen Mädchen brachten ſchon den Offizieren einen Schluck zu trinken und ein Butterbrot. Das ganze Offizierkorps war gekommen, und von allen Seiten hieß es: „Gnädiges Fräulein, wie iſt Ihnen der Abend bei uns bekommen?“ — „Freuen Sie ſich nicht auf die Hochzeit?“ — „Wie viel Perſonen werden es denn ſein?“ — „Iſt es nicht eine gute Idee vom Oberſt, beim Einrücken mit dem Regiment in Groß-Schmiemig zu halten?“

Die Zünder hatten ſich ſchon an die Radieschen herangemacht. Zuerſt hatten ſie mit Stephanie geſprochen, doch dieſe überließ ſchnell den Schweſtern das Schlachtfeld, als Rittmeiſter von Pellbeck ſich ihr näherte. „Mein Bruder iſt ja gerade da! Was ſagen Sie dazu, daß ich ihn zu Ihrem Nachbar gemacht habe?“ meinte er, und Stephanie entgegnete: „Ich glaube, daß Papa ſehr zufrieden damit iſt, denn nun wird er endlich einen Nachbar haben, der bleibt. Die anderen gingen ja immer ſchon ſehr bald, ſowie ſie abgewirtſchaftet hatten.“

„Dazu iſt ja allerdings keine Gefahr, denn mein Bruder will das Gut verpachten. Aber ob er nun gerade ſehr ſeßhaft ſein wird?“ Und dabei lächelte der Rittmeiſter, als wollte er ſagen: ich glaube nicht.

Die häßliche Bertha hatte die Worte gehört. Sie war ein Stück abgekommen von Herrn von Pellbeck, denn die Mutter hatte ſie gerufen, um dem Oberſt guten Tag zu ſagen. Rittmeiſter von Pellbeck erblickte ſie und fragte, wann ſeine Frau ſie wieder abholen ſolle — ob es ihr paſſe am Nachmittag. Bertha ſagte zu, und da die Brüder ſich nun die Hand ſchüttelten, ſo ſtand ſie plötzlich allein mit ihnen, denn Stephanie war mit dem Oberſtabsarzt in ein Geſpräch geraten über Baccillen, nach denen ſie gefragt, und die jetzt in Milliarden aus den Worten des Arztes auf ſie eindrangen.

Herr von Pellbeck ſagte zu ſeinem Bruder, dem Rittmeiſter: „Denke Dir, iſt das zu glauben, das gnädige Fräulein hatte gar keine Eile herauszukommen, um die Muſik zu hören und Euch zu ſehen!“

Bertha antwortete ſchnell etwas verſtimmt in einer leichten Aufwallung von Ärger: „Die Schweſtern ſind ja da!“

Die Herren lenkten das Geſpräch ab. Sie ſahen, daß es ihr unangenehm geweſen, und ſie ſprachen von der Hochzeit, aber mehr der Rittmeiſter, während ſich ſein Bruder etwas zurückhielt, da er noch nicht eingeladen war wie die anderen, weil er eben erſt ſeinen Beſuch gemacht hatte.

Endlich ſtand Bertha wieder ganz allein neben ihm.

Sie hatte ſo Sonderbares über ihn gehört, daß er heimlich verlobt ſei, daß ſein Bruder ihn „nicht ſeßhaft" genannt, und doch war er der einzige der Herren, der ſich um ſie kümmerte. Während die anderen zwar artig gegen ſie waren, aber bald zu einer der Schweſtern übergingen, war er immer gleichmäßig gegen ſie geblieben, und wenn er ſie auch nicht irgendwie auszeichnete, ſo ließ er ſie doch nicht zurücktreten gegen die anderen. Er war häßlich, ſehr häßlich, das geſtand ſie ſich ein, er war nicht mehr jung, wie er ihr ſelbſt geſagt, ſchon faſt vierzig Jahre alt, und die tiefen roten Narben entſtellten ihn ſehr, aber er war gut gegen ſie geweſen. Und plötzlich kam ihr eine Frage auf die Lippen, ihrem Gedankengang Ausdruck gebend, ehe ſie ſich noch recht die Worte überlegt: „Weshalb hat Ihr Herr Bruder gemeint, Sie würden wohl nicht lange — bleiben — in Röhnsdorf?"

„Hat er das geſagt?" fragte er ein wenig in einem Ton, als ſpräche er nicht gern über ſeine Privatangelegenheiten.

Bertha erſchrak, doch ſie hatte einmal gefragt und mußte es eingeſtehen: „Ja, das hat er geſagt!"

Herr von Pellbeck runzelte etwas die Stirn: „Vielleicht hat er einen Scherz gemacht!"

Sie war ſehr beſchämt und geärgert. Sie fühlte das Bedürfnis, es gut zu machen, und ſprach: „Sie ſind böſe darüber, Herr von Pellbeck. Es war auch nicht recht, daß ich das geſagt habe, und ich bitte, zürnen Sie mir nicht deshalb. Ich bin doch eben erſt herausgekommen. Neulich in Sebenbach war es mein erſter Ball, und ich mache noch Fehler."

Faſt demütig hatte ſie das geſagt. Er wandte ſich ihr plötzlich ganz zu: „Weshalb ſoll ich böſe ſein, gnädiges Fräulein?"

„Weil ich das gefragt habe!"

„Warum ſollen Sie denn nicht fragen?"

„Ich — es war nur wohl Neugierde von mir —"

„Sind Sie denn neugierig, etwas zu erfahren, was mich betrifft?"

Bertha ſchwieg. Es ſchoß ihr durch den Kopf, einfach zu ſagen, es wäre nur eine Frage ſo geweſen, um etwas zu fragen, aber ſie wollte nicht lügen und eine andere Antwort fand ſie nicht. Herr von Pellbeck ſprach plötzlich: „Gnädiges Fräulein, ich will es Ihnen ſagen. Mein Bruder könnte am Ende recht haben, denn ſeitdem ich in Unterhandlung — oder vielmehr er, denn durch ihn ging es — in Unterhandlung, ſage ich, um das Gut trat, hat ſich einiges bei mir geändert. Der Abſchluß wurde gemacht halb ohne meinen Willen. Das heißt, ich konnte es nicht mehr ändern, aber wenn ich es hätte rückgängig machen können, ſo hätte ich es noch gethan. Und — und — mein Gott, ich könnte ja das Gut wieder weiterverkaufen. Ich weiß nur nicht beſtimmt — noch nicht — es iſt ja möglich — ich thu's überhaupt noch — das weiß ich eben noch nicht —"

Bertha hatte ihn, während er ſprach, allmählich angeblickt, aber in ihren Augen konnte man leſen, daß ſie durchaus nicht verſtand, um was es ſich eigentlich handelte. Und er bemerkte es: „Sie haben mich nicht verſtanden?"

„Nein!"

„Ich bin eben unverſtändlich. Ich habe einen Grund, einen beſtimmten Grund — einen — einen ſehr traurigen Grund — und ich ſpreche nicht gern darüber — wiewohl — nein — es iſt mir ſchwer, und ich habe es den Leuten bisher nicht auf die Naſe gebunden — weil man mich bloß mißverſtehen würde oder gar nicht verſtehen! Vielleicht war es gerade falſch, darüber zu ſchweigen, umſomehr, da man wahrſcheinlich hinter meinem Rücken darüber redet!" —

Wieder ſchwieg er, und Bertha hatte das Gefühl, daß er es ihr ſagen würde und gern wollte, ſobald ſie ihn nur danach fragte. Doch ſie konnte ſich nicht überwinden, die paar Worte über die Lippen zu bringen. Sie ſah, wie er wartete, aber die Kehle blieb ihr wie zugeſchnürt. Sie meinte, daß es ſie eigentlich nichts anginge, und daß er es ihr nur ſagen wollte wie halb aus Mitleid, halb auch vielleicht, weil durch Zufall das Geſpräch nun einmal dieſe Wendung genommen.

Da fingen die Trompeter ein neues Stück an, einen Marſch, mit dem ſie aus dem Gutshofe rückten, und die Inſtrumente gellten derartig, daß man kein Wort mehr verſtand. Zu gleicher Zeit verabſchiedeten ſich allerſeits die Offiziere und ritten auch an Bertha und Herrn von Pellbeck heran, um Lebewohl zu ſagen.

Nun war es zu Ende, und ſie wußte, daß er es ihr jetzt nicht mehr erklären konnte.

IX.

Zu Addas Polterabend wurden die umfaſſendſten Vorbereitungen in Groß-Schmiemig getroffen. Die Radieschen mußten ihre Zimmer räumen und für zwei Tage mit Lisbeth und Bertha zuſammen ziehen, worüber ſie ſehr unglücklich waren. Sie verſchloſſen ſorgſam alle ihre Heimlichkeiten und ließen ſich wiederholt verſprechen, daß auf keinen Fall irgend jemand ihre Schränke öffnen werde.

Frau von Gernopp irrte unſtät im ganzen Hauſe umher, ohne ernſtlich etwas anderes zu beſorgen, als durch unausgeſetztes Weinen der dicken Adda den Abſchied vom Elternhauſe beſonders ſchwer zu machen, und Herr von Gernopp zählte jedesmal, wenn er an ſeinen Schreibtiſch kam, die halbjährlichen Zinſen der 52 000 Mark, die er jeder Tochter gab, und die für den jungen Ehemann ſchon bereit lagen.

Stephanie kümmerte ſich um gar nichts. Da es die ganze Zeit ſchönes Wetter war, ſo nahm ſie ein Buch und zog ſich in den Garten zurück, um zu leſen. Lisbeth aber ſteckte fortwährend mit Egon zuſammen, der unter dem Vorwand, alles in Groß-Schmiemig vorbereiten zu müſſen, ſich von jedem Dienſt, wo es nur irgend möglich war, dispenſieren ließ.

Am Tage vor der Hochzeit ſchloß er ſich mit Herrn von Gernopp in deſſen Zimmer ein.

„Wir wollen nicht geſtört ſein, denn das Ceremoniell muß feſtgeſtellt werden, Emilie!" hatte der alte Herr zu ſeiner Frau geſagt, und als dieſe mit zugezogen zu werden wünſchte, hatte er noch hinzugefügt, etwas mit den Augen dabei zwinkernd: „Du haſt ja in Deiner Wirtſchaft ſoviel zu thun, daß Du jetzt für andere Sachen nicht Zeit haſt und ſie ſchon uns Männern überlaſſen mußt!"

Als er dann mit ſeinem zukünftigen Schwiegerſohn allein war, zündete er ſich erſt gemütlich eine Cigarre an, gab ihm auch eine und fragte, nachdem ſich die beiden eine Weile in blaue Rauchwolken gehüllt hatten: „Nun, Egon, haſt Du beſondere Wünſche für heute?"

„O ja, Papa, wir könnten am Ende über unſeren Hochzeitstag ſprechen!"

„Gewiß, wenn —"

Der alte Herr hielt verſchmitzt inne. Er hatte fragen wollen, ob Egon ihm einen Antrag brächte, aber er wollte ſich nicht verraten und ſeine Rolle weiter ſpielen, wenn er auch wußte, daß ſein Schwiegerſohn den wahren Grund ahnte, weshalb er Lisbeth noch immer nicht bekommen ſollte. Deshalb fuhr er fort: „Ich meine, Egon — wenn Lisbeth ein Jahr älter geworden iſt, dann läßt ſich ja über Euere Hochzeit reden! Fips und Cläre ſind zwei Jahre älter und denken noch nicht ans Heiraten!"

„Und wenn ſie nun dächten?"

„Was?"

„Und wenn?"

„Iſt nicht möglich!"

„Ich weiß es nicht gewiß, aber, mein lieber Papa, das will ich Dir nur ſagen, losgeſchoſſen muß werden, heute oder morgen. Es kommt nur darauf an, es richtig zu managen. Darf ich die Sitzordnung beim Hochzeitsdiner machen?"

Herr von Gernopp geſtand es ihm in freudiger Aufregung zu, holte die Liſte der Hochzeitsgäſte und begann mit Egon, Herren und Damen zu verteilen. Er fügte ſich in alles, und nach einer halben Stunde waren ſie fertig. Es war auch höchſte Zeit, denn es gab noch tauſenderlei Anordnungen in Haus und Hof zu treffen. Joachim hatte keine Eltern mehr, ebenſowenig wie Egon, aber einen Bruder, eine Schweſter, einen Onkel mit Frau. Die wollten alle in Groß-Schmiemig untergebracht ſein.

Gegen Abend trafen ſie ein, von der ganzen Familie freudig empfangen.

Graf Ludwig Weſterbrant, Joachims jüngerer Bruder, der ihm täuſchend ähnlich ſah, nur etwas kleiner war, erſchien Gernopps zuerſt wenig vorteilhaft. Er lehnte jede Höflichkeit ſehr entſchieden ab und zog ſich ſofort auf ſein Zimmer zurück, weil er von der Reiſe ermüdet ſei.

„Dein Herr Bruder ſcheint nicht ſehr zufrieden mit Deiner Heirat zu ſein!“ ſagte Herr von Gernopp ein wenig geärgert zu Joachim, doch der Rittmeiſter behauptete, das reine Gegenteil ſei der Fall. Nur wäre ſein Bruder unglaublich verlegen und verſtecke das unter einem brüsken Weſen, das ihm ſchon oft geſchadet habe.

Ehe Graf Ludwig Weſterbrant wieder erſchien, traf Joachims Onkel ein mit Frau und Nichte, der Schweſter des Rittmeiſters. Baron Leers, deſſen Frau eine geborene Weſterbrant war, ein ſchöner alter Herr mit weißem Vollbart und kurzen grauen Löckchen um die ſehr hohe Stirn, begrüßte Gernopps äußerſt liebenswürdig: „Gnädigſte Frau, wir bedanken uns vielmals, daß Sie uns bei ſich aufnehmen wollen. Es freut mich, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl endlich mündlich ausſprechen zu können, wie uns die Wahl unſeres Neffen beſonders ſympathiſch iſt.“

Dann bekam Adda, die von Frau von Gernopp als Hauptperſon heute in den Vordergrund geſchoben wurde, von der ſtillen ewig lächelnden Baronin Leers und von Joachims Schweſter, die, ihm wie aus den Augen geſchnitten, nur für ein junges Mädchen zu männliche Züge hatte, einen herzhaften Kuß. Sie war purpurrot geworden, und ihre Verlegenheit ſtieg noch, als Frau von Gernopp ſie bei der Hand nahm und ſprach: „Und nun, Addachen, ſage 'mal Deiner Tante, daß Du ihr eine gehorſame Nichte ſein willſt!“

Die dicke Adda wußte durchaus nicht, was ſie ſagen ſollte, weil ſie ſich nicht getraute, die Worte der Mutter einfach zu wiederholen: „Ich werde — eine gehorſame Nichte ſein!“

Sie wußte nicht einmal, ob ſie denn eigentlich die ſoeben neuerworbene Tante „Du“ nennen dürfe. Doch der Onkel riß ſie aus der Verlegenheit, indem er ihr die Hand bot, ſie dann an ſich zog und ihr einen Kuß gab mit den Worten: „So, Adda, jetzt machen wir Brüderſchaft —“

Dann blickte er ſie freundlich an und ſprach zu ſeinem Neffen gewendet: „Joachim, ich gratuliere zu Deinem Geſchmack. Ich habe mir zwar nach der Photographie ſchon ein Bild gemacht, aber doch nicht ein ſo hübſches von meiner lieben Nichte —“ Man ſtand immer noch im Kreiſe herum, und Herr von Gernopp dankte Baron Leers für die Schmeichelei, die er ſeiner Tochter geſagt. Nun wurden Lisbeth, Bertha, Cläre, Fips, Stephanie, Marie vorgeſtellt, denen Joachims Schweſter ſofort der Reihe nach einen Kuß verſetzte: „als Schwippſchwägerin!“ wie ſie ſagte.

Die Lage drohte jetzt peinlich zu werden, denn Frau von Gernopp verſtand es nicht, Gäſte zu beſchäftigen, ſondern ließ immer noch einzelne Geſpräche weiter führen. Da ſprang Egon helfend ein, indem er darauf aufmerkſam machte, als Feſtordner und Vortänzer, daß in nicht allzu langer Zeit die Gäſte aus Sebenbach zum Polterabend eintreffen würden. Sofort gingen nun die Neuangekommenen nach ihren Zimmern hinauf, von Marie und Herrn von Gernopp geleitet. Frau von Gernopp nahm unterdeſſen die dicke Adda in den Arm und tröſtete ſie leiſe: „Das muß jedes Mädchen durchmachen. Der Schmerz, das Vaterhaus zu verlaſſen, der kommt meiſtens erſt nach. Aber die neue Familie kennen zu lernen, das iſt ſchlimm, nicht wahr, Addachen?“

Die Tochter ſchmiegte ſich ſo nahe an das Mutterherz, als es in Anbetracht des beiderſeitigen Umfanges möglich war, während ſich die anderen leiſe entfernten. Frau von Gernopp fuhr fort zu tröſten: „Ja mein liebes Kind, das iſt eben das Traurige im Schickſal einer Frau! Was und wen man lieb hat, den muß man verlaſſen, um dem Manne zu folgen, den man ja gewiß lieb hat, aber — aber — traurig bleibt es doch. Und der Entſchluß — denke Dir nur, und die Eltern, die dann zurückbleiben, wie es denen zu Mute iſt! Das ahnt ſo ein kleines Ding nicht, das ſo leichtherzig in die Welt hinausgeht. Es iſt doch ſehr bitter für uns, wenn Du nun überall fehlſt — und Du kommſt doch auch zuerſt in eine ganz fremde Umgebung. Denke Dir alles, alles fremd! Das will etwas heißen —“

Da fing endlich die dicke Adda, die bis dahin wohl verlegen geweſen, doch nicht eigentlich traurig, herzzerbrechend an zu ſchluchzen, und die Verſuche der Mutter, den Thränenſtrom, den ſie erſt heraufbeſchworen, wieder zu dämmen, dauerten ſo lange, bis Herr von Gernopp im Frack erſchien und entſetzt ausrief: „Um Gotteswillen, Kinder, Ihr ſeid noch nicht angezogen — Emilie, und nun heult unſere Adda auch noch? Sie ſoll recht ſchlecht ausſehen heute abend? Dann werden die Leute wohl ſagen, die Gernoppſchen Mädchen ſind ſo glücklich zu Hauſe, daß es ihnen Kummer macht, fortzugehen, und man kommt am Ende noch ſchief an, wenn man eine wegholen will?“

Richtig waren denn auch Mutter und Tochter nicht da, als die erſten Gäſte eintrafen, und auch Graf Ludwig Weſterbrant war noch nicht wieder herabgekommen.

(Fortſetzung folgt.)

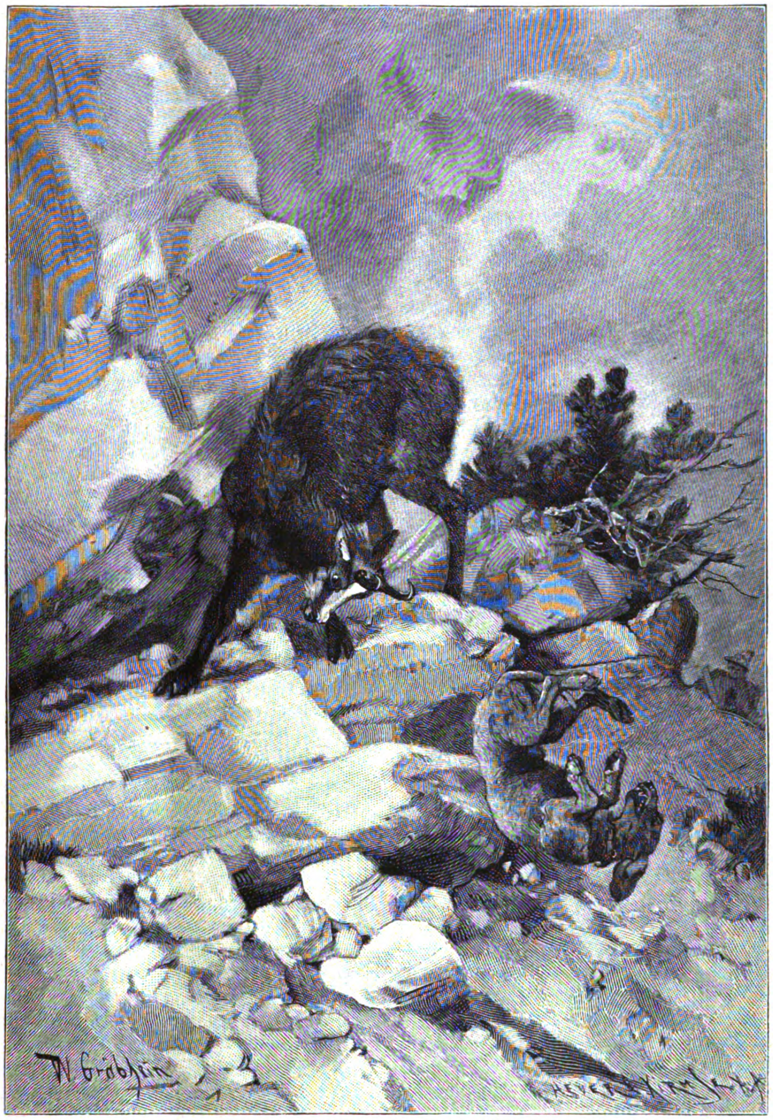
Mutterpflichtenübende Tiermännchen.

Von Wilhelm Haacke.

(Abdruck verboten.)

In meiner Jugend nahm außer der damals noch erlaubten Vogelſtellerei der Fiſchfang einen großen Teil der Zeit, die mir die Schule ließ, in Anſpruch. Mein Vater beſaß mehrere Teiche, und in der Nähe unſeres in der Lüneburger Heide gelegenen Dorfes führten etliche Bäche ihr klares Waſſer der unweit vorbeifließenden Ilmenau zu. Ehe ich ſo weit herangewachſen war, daß es mir geſtattet werden durfte, den Angelſport nach allen Regeln der Kunſt in unſerem nicht ungefährlichen Fluſſe zu betreiben, ſuchte ich auf jede mögliche Weiſe den kleineren Fiſchen in Teichen und Bächen beizukommen, beſonders zu dem Zwecke, ſie in meine kleinen ſelbſt gegrabenen Fiſchteiche zu ſetzen. Ich verſchmähte dabei auch die kleinſten unter den heimatlichen Fiſchen nicht, den allbekannten mit drei Rücken- und zwei Seitenſtacheln bewehrten Stichling und deſſen nahen Verwandten, den mit einer größeren Anzahl von Rückenſtacheln verſehenen Zwergſtichling. Während der letztere verhältnismäßig ſelten war, wimmelte es in den Teichen und an manchen ruhigen Stellen der Bäche, namentlich aber in Tümpeln, die von den kleinen Heidewäſſern geſpeiſt wurden, von Fiſchen der gewöhnlichen Art. Da ich zu der Zeit, als ich auf Stichlinge fiſchte, noch keinen Angelhaken beſaß und die Tiere, die meine Teiche bevölkern ſollten, auch nicht verletzen mochte, nahm ich zu einem höchſt einfachen, aber ſehr wirkſamen Mittel meine Zuflucht. Ich band an ein Stöckchen einen Zwirnsfaden und an deſſen unteres Ende einen Regenwurm. Gewöhnlich brauchte ich nicht lange zu warten, bis ein Stichling den Wurm halb verſchluckt hatte, was ich bei der Reinheit des Waſſers unſerer Heidebäche unſchwer von oben ſehen konnte. Mit dem Köder wurde dann zugleich der kleine Fiſch auf das Trockene gezogen, um neben anderen Gefangenen vorläufig in einem Topfe Unterkunft zu finden. Bei dieſer primitivſten Art der Angelkunſt konnte ich mancherlei Studien treiben, die mit dazu beigetragen haben, daß ich Naturforſcher, insbeſondere Zoolog, geworden bin.

Eine mir höchſt erwünſchte Beobachtung war die, daß die Stichlinge ſich außerordentlich gierig auf den Köder ſtürzten, ſo daß es nicht ſelten vorkam, daß ſich gleichzeitig



Abgeſchlagen. Nach dem Gemälde von W. Gräbhein.

zwei Stichlinge darin verbiſſen, an jedem Ende des in ſeiner Mitte am Zwirnsfaden befeſtigten Regenwurmes einer. Was mich aber öfters trotz der reichen, von mir gemachten Beute recht unzufrieden ſtimmte, war der Umſtand, daß es mir nur ganz ausnahmsweiſe gelang, eines der weniger zahlreichen Exemplare mit prachtvoll metalliſch grünem Körper, lebhaft rotem Bauche und ſchönen blauen Augen zu berücken. Die Stichlinge, die ein ſolches Prunkkleid angelegt hatten, waren meiſtens durchaus nicht zu bewegen, meinen Regenwurm zu würdigen, und ich mußte danach trachten, ihrer auf andere Weiſe habhaft zu werden. Hatte ich nun einmal eines der herrlichen Geſchöpfe mit einem kleinen Handnetz erbeutet und es glücklich in meinem Gefäße untergebracht, ſo verſchwand der wundervolle Schmuck leider ſehr bald. Mein ſeltener Fiſch war ſchon nach kurzer Gefangenſchaft nicht viel anders gefärbt, als die gemeinen übrigen. Mit der Zeit lernte ich die Urſache des mir ſehr unliebſamen Verblaſſens der Farbe kennen: ich hatte männliche Stichlinge von ihrem geliebten Neſte weggefangen und ſie durch die von mir verurſachte Trauer über den Verluſt ihrer mit der größten Aufopferung bewachten Brut zum Ablegen des prächtigen Kleides veranlaßt. Denn keine Kinderwärterin, nicht einmal eine Mutter kann hingebender ſein als der Stichlingsvater. So lange dieſer die Freude über die von ihm beſchützte Brut genießt, ſchmückt er ſich mit den lebhafteſten ihm zu Gebote ſtehenden Farben. Nach der Laich- und Brutzeit aber ſchwindet der Schmuck.

Die von mir beim Stichlingsfang gemachten Entdeckungen waren leider nicht neu. Als ich dazu gelangte, die Berichte der Naturgeſchichtsbücher über den Stichling kennen zu lernen, erfuhr ich, daß die eigentümliche Brutpflege der Stichlinge, die hier nicht durch die Weibchen, ſondern durch die Männchen geübt wird, ſchon lange bekannt war. Freilich hatte ſich das, was deutſche und engliſche Forſcher über den Neſtbau und die Wachſamkeit der Stichlinge veröffentlicht hatten, keine Geltung zu verſchaffen gewußt. Erſt als Coſte im Jahre 1844 der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften neue Mitteilungen über den Stichling gemacht hatte, gelangten die ſchon hundert Jahre früher von John Hall und 1829 aus Schottland, 1832 aus der Umgegend von Würzburg berichteten Beobachtungen über die männliche Brutpflege des Stichlings zur allgemeinen Kenntnis.

Das Stichlingsmännchen erbaut ſein Neſt aus Wurzelfaſern oder anderen Pflanzenſtoffen entweder auf dem ſandigen Grunde klarer Gewäſſer oder zwiſchen Waſſerpflanzen ſchlammiger Gräben und Teiche. Beim Neſtbau verfährt es mit großer Sorgfalt. Nachdem es das geeignete Baumaterial beſchafft hat, wozu etwa vier Stunden nötig ſind, werden die Neſtſtoffe durch einen von dem Baumeiſter abgeſonderten Schleim zuſammengekittet. Das Neſt wird nach innen und außen hin abgerundet, wobei es an der Seite ein Schlupfloch erhält. In der Regel iſt es länglich rund und nach oben vollſtändig bedeckt. Iſt der Bau unter Sorgen und Mühen, die beſonders dadurch verurſacht werden, daß fremde Stichlinge, Molche, Waſſerkäfer, Waſſerſkorpione und andere Tiere die Arbeit ſtören, endlich fertig geſtellt, ſo verſucht das Männchen, in der Nähe herumſchwimmende Weibchen dazu zu bewegen, ihre Eier dem Neſte anzuvertrauen. Durch Liebkoſungen und, wenn dieſe nichts nützen, durch einen Stoß mit dem Stachel oder einen Schlag mit der Schwanzfloſſe wird das Weibchen oder, falls es ſich nicht fügt, eine zweite Stichlingsfrau dazu gebracht, etliche Eier, in der Regel nur wenige, in das Neſt zu legen. Hierbei erhält das Neſt noch eine zweite Öffnung, dadurch nämlich, daß das Weibchen der Eingangsöffnung gegenüber auch eine Ausgangsöffnung durch die Neſtwand bohrt. In der Folge führt das Stichlingsmännchen noch einige andere Weibchen ſeinem Neſte zu, und auch dieſe müſſen ihre Eier in dem Brutraume laſſen. Erſcheint die Menge des abgelegten Laiches dem Männchen als genügend, ſo beginnt die eigentliche Brutpflege. Die Bewachung, die das Männchen nunmehr ſeinem Neſte angedeihen läßt, iſt eine außerordentlich ſorgfältige. Wer Gelegenheit dazu hat, wird leicht beobachten können, daß das Männchen unausgeſetzt vor dem Neſte ſteht und dieſem durch die Bewegung ſeiner Bruſtfloſſen einen ſtetigen Strom friſchen Waſſers zuführt. Sind endlich die Jungen den Eiern entſchlüpft, ſo verdoppeln ſich die Anſprüche an die Aufopferungsfähigkeit des Neſtwärters. Wer von den Kleinen vorwitzigerweiſe das Neſt zu früh verläßt, wird vom beſorgten Vater mit dem Maule ergriffen und wieder in das Neſt zurückgeſpieen. Erſt wenn die Jungen zu ſelbſtändiger Ernährung befähigt ſind, werden ſie vom Stichlingsmännchen verlaſſen.

Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich alle die ſchönen Beobachtungen, die im Laufe der Zeit über die hingebende, ihn auch von meinen Ködern fernhaltende Brutpflege des männlichen Stichlings bekannt geworden ſind, berückſichtigen. Der Stichling bietet eines jener merkwürdigen Beiſpiele von Tierarten, bei welchen die Sorge für die Eier und Jungen nicht dem Weibchen, ſondern dem Männchen zufällt. Wir ſind ſo ſehr daran gewöhnt, die Tiermutter ſich ausſchließlich um die Brut bekümmern zu ſehen, daß es uns zunächſt nicht recht glaubhaft erſcheinen will, wenn Fälle berichtet werden, wo das Männchen Mutterpflichten übt und die Geſchäfte der Weiber beſorgt. In der That verdienen die Vorkommniſſe von männlicher Brutpflege bei den Tieren auch ganz beſondere Beachtung, da ſie immerhin zu den ſeltenen Ausnahmen gehören. Und was darüber ermittelt werden konnte, iſt manchmal ſo merkwürdig, daß es billigerweiſe unſere Verwunderung erregen muß.

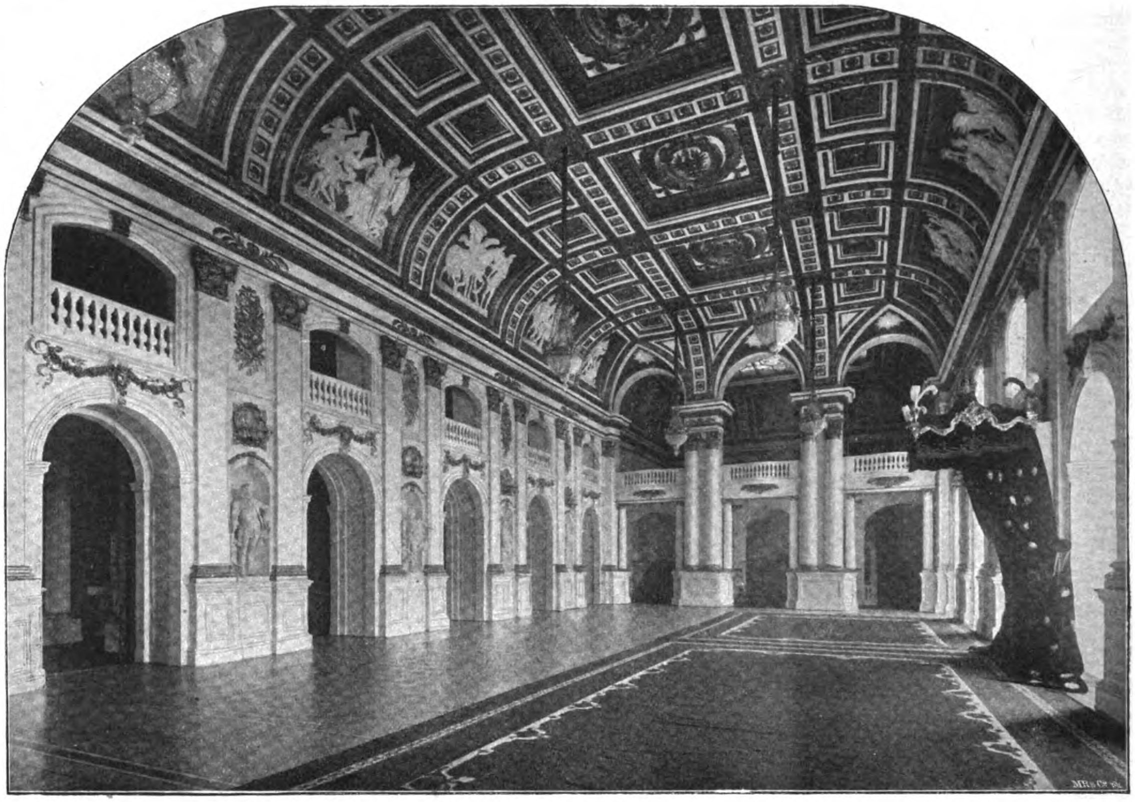
Kunſtvoller noch, als der Neſtbau des gemeinen Süßwaſſerſtichlings, der freilich auch im Meere, wenigſtens an den Küſten, vorkommt, iſt der des ziemlich viel größeren Seeſtichlings. Auch bei dieſer Art baut das Männchen ein Neſt, deſſen Bauſtoffe es aber nicht einfach zuſammenleimt, ſondern mit langen Fäden aus einem von ihm abgeſonderten Schleime, das Neſt in Kreiſen umſchwimmend, feſt umwickelt. Fiſche mit männlicher Brutpflege ſind auch die Seenadeln und Seepferdchen unſerer Nord- und Oſtſee. Bei ihnen beſitzt das Männchen eine aus Hautfalten gebildete Taſche, in welcher die von dem Weibchen gelegten Eier untergebracht werden. Dieſe Bruttaſche fehlt zwar bei einigen ausländiſchen Seepferdchenarten, aber bei ihnen werden die Eier einfach an der Unterſeite des Männchens feſtgekittet und von dem Vater bis zum Ausſchlüpfen der Jungen herumgetragen. Solche Seepferdchen habe ich in den auſtraliſchen Meeren zu beobachten Gelegenheit gehabt. Noch ſonderbarer iſt ein Fall von männlicher Brutpflege, den ich bei einer die Flüſſe Neuguineas bewohnenden Welsart kennen lernte. Hatten wir uns am Fly oder am Stricklandfluß durch eine im Waſſer explodierende Dynamitpatrone Fiſche für das Frühſtück oder die Abendmahlzeit verſchafft, ſo fanden wir darunter nicht ſelten kleine männliche Welſe, deren Maul mit großen, mehr als erbſendicken Eiern, oder auch mit ziemlich ſtarken jungen Fiſchen angefüllt war. Hier bewahrt alſo das Männchen die von dem Weibchen gelegten Eier in ſeinem Maule, und zwar in ſo großer Menge, daß es während der Dauer der von ihm geübten Brutpflege vollſtändig am Freſſen verhindert wird. Derartige Fälle, die auch bei anderen Fiſchen beobachtet worden ſind, erinnern an die eigentümliche Art und Weiſe, auf welche das Männchen einer chileniſchen Froſchart für ſeine Jungen zu ſorgen weiß. Es beſitzt gleich unſerem Laubfroſch einen Kehlſack, der aber nicht bloß, wie bei dem allbekannten Wetterpropheten, als Schallblaſe dient, ſondern zeitweilig die vom Weibchen gelegten Eier aufzunehmen beſtimmt iſt. Der ſonderbare Brutbeutel erreicht, wenn er mit Eiern oder jungen Fröſchen angefüllt iſt, eine gewaltige Ausdehnung; er ſchiebt ſich zwiſchen die den Bauch bedeckende äußere Haut und die Eingeweide des Froſches bis zu deſſen Hinterende hinein, und iſt zu der Zeit, wo die Jungen nahe am Verlaſſen des Vaters ſind, prall angefüllt, ſo daß er die ganze Unterſeite des Froſches einnimmt.

Es iſt ſehr beachtenswert, daß gerade bei den Amphibien, die den Fröſchen bekanntlich nahe ſtehen, männliche Brutpflege verhältnismäßig häufig iſt. Wohl kaum gibt es bei den Amphibien einen Fall, wo das Weibchen ganz allein die Pflichten gegenüber der jungen Brut ausübte. Das Männchen unſerer europäiſchen Geburtshelferkröte wickelt ſich die vom Weibchen abgelegten Eierſchnüre um die Hinterbeine und trägt ſie bis zum Ausſchlüpfen der Jungen mit ſich herum, und bei der ſüdamerikaniſchen Wabenkröte beteiligt ſich das Männchen wenigſtens inſofern an der Sorge um die abgelegten Eier, als es den Laich dem Weibchen auf den Rücken ſtreicht, wo Waben zur Aufnahme der Eier und ſpäter der Jungen gebildet werden.

Bei den warmblütigen Tieren, bei Säugetieren und Vögeln alſo, iſt männliche Brutpflege viel ſeltener, als weibliche. Bei den erſteren beteiligt ſich das Männchen allerdings hier und da am Schutze der Jungen, in der Regel hat aber das Säugetierweibchen allein ſeinen Pflichten obzuliegen. Arten, bei denen das Männchen anſtatt des Weibchens die Jungen ſäugte, ſind nicht bekannt; indeſſen iſt ab und zu der ſeltene Fall beobachtet worden, daß ein Ziegenbock Milch liefert, und ſelbſt bei Menſchen kommt es gelegentlich vor, daß der Mann die Kinder ſäugt. Einen ſolchen Vater hat Alexander von Humboldt in Südamerika kennen gelernt. Abgeſehen aber von dergleichen abnormen Vorkommniſſen iſt über männliche Brutpflege bei Säugetieren nicht viel zu ſagen. Dagegen gibt es eine zwar kleine, aber immerhin nennenswerte Anzahl von Vogelarten, wo das, was wir als Mutterpflichten zu betrachten gewohnt ſind, ausſchließlich dem Männchen zufällt.

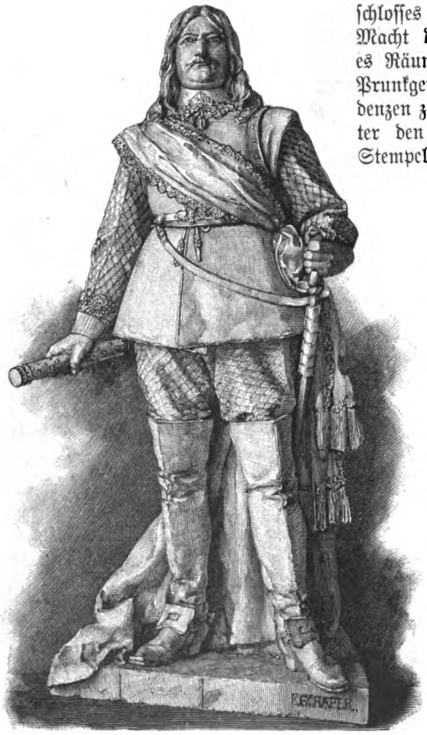
Bei den meiſten Vögeln beteiligt ſich das Männchen zwar am Neſtbau und an der Auffütterung der Jungen; es trägt auch wohl dem brütenden Weibchen Nahrung zu und mauert bei den Nashornvögeln das in einem Baumloche auf den Eiern ſitzende Weibchen ſo weit ein, daß dieſes nur den Schnabel herausſtrecken kann. Aber die Hauptſorge um Neſt, Eier und Junge hat bei den Vögeln in der Regel das Weibchen zu übernehmen. Oft iſt's die Mutter allein, die ſich um die Nachkommenſchaft kümmert. Um ſo merkwürdiger ſind die Vogelarten, wo das Männchen an Stelle des Weibchens in der Ausübung der Brutpflege angetroffen wird. Zu dieſen gehören die ſtraußartigen Vögel, ſowohl die echten in Afrika lebenden Strauße, als auch die ſüdamerikaniſchen Nandus und die auſtraliſchen Emus und Kaſuare. Der männliche afrikaniſche Strauß bebrütet in der Regel die von einer Anzahl von Weibchen gelegten und vom Männchen in die Neſtmulde geſammelten Eier allein, und Nandu-, Emu- und Kaſuarmännchen widmen ſich der Bebrütung der Eier und der Pflege der Jungen mit derſelben Liebe, wie bei anderen Vögeln die Weibchen. Auch ſie ſammeln die Eier mehrerer Weibchen und bebrüten ſie dann lange Zeit mit Hingebung, bis die Jungen ausgeſchlüpft ſind und nunmehr vom Vater herumgeführt werden. Im zoologiſchen Garten zu Frankfurt hatte ich öfter Gelegenheit, das große Intereſſe, das die männlichen Nandus an den Eiern ihrer Art nehmen, zu beobachten. Sie werden nicht müde, damit herumzuſpielen, rollen ſie fortwährend in dem von ihnen bewohnten Gehege umher, ſammeln ſie in eine Vertiefung des Bodens, um ſie hier auch ab und zu mit ausgeriſſenen Grasbüſcheln und dergleichen zu bedecken. Weit mehr aber noch, als dieſe Vögel, wußten mich in Neuguinea die Großfußhühner zu feſſeln. Mit den langzehigen Füßen, von denen es ſeinen Namen hat, trägt das männliche Großfußhuhn in Neuguinea trockenes und halbvermodertes Laub zuſammen und bildet daraus kreisförmige Haufen, die manchmal einen Durchmeſſer von über fünfzehn Metern haben und gewöhnlich mehrere Meter hoch ſind. Wahrſcheinlich werden derartige Haufen lange Zeiträume hindurch benutzt, um alljährlich in der Brutperiode vergrößert zu werden. Zu der Zeit, wo der Großfußhahn an der Ausbeſſerung und Vergrößerung dieſer mächtigen Laubhügel arbeitet, iſt der Boden des Urwaldes oft ringsum auf weite Strecken vom herabgefallenen Laub, das ihn ſonſt zu bedecken pflegt, entblößt. Das Männchen des Großfußhuhnes hat alles auf ſeinen Bruthügel getragen. In die Haufen hinein legen die Weibchen ihre Eier, wobei dieſe ziemlich tief in den modernden Laubhügel verſenkt werden. In deſſen Innerem entwickelt ſich bald eine beträchtliche Gärungswärme, welche die Eier (in beſtimmter Friſt) zeitigt. Im zoologiſchen Garten zu London, wo man Großfußhühner gehalten hat, beobachtete man, daß ſich ausſchließlich das Männchen um die Eier bekümmerte. Es ſieht von Zeit zu Zeit nach, ob im Bruthügel alles in Ordnung iſt, und findet es die Hitze zu groß, ſo werden die Eier gelüftet, indem das Männchen ein Loch bis zu ihnen hinunter gräbt. Das Ausſchlüpfen der Jungen wird von dem Männchen ſorgfältig überwacht, und die Kleinen werden in den erſten Tagen des Abends wieder warm mit Laub bedeckt. Aber freilich ſind ſie bei ihrer Geburt ſchon ſo weit entwickelt, daß ſie nach wenigen Tagen ihre eigenen Wege gehen können.

Unter den übrigen Vögeln, bei welchen männliche anſtatt weiblicher Brutpflege vorkommt, intereſſieren uns vor allem die Laufhühnchen, und zwar deshalb, weil bei dieſen nicht, wie es ja ſonſt die Regel iſt, das Männchen, ſondern das Weibchen ein prächtiges Gewand anlegt. Bei faſt allen höheren Tieren, bei denen die Kleider der Geſchlechter verſchieden ſind, iſt das Männchen ſchöner als das Weibchen gefärbt und bunter gezeichnet. Bei den Laufhühnchen dagegen ſind dem Männchen nicht nur die bei anderen Vögeln dem Weibchen zufallenden Mutterpflichten aufgebürdet, ſondern es trägt auch das unſcheinbarere Gewand, das ſonſt den weiblichen Vögeln eigen zu ſein pflegt. Übrigens ſteht dieſer Fall nicht vereinzelt da. Auch bei den Seenadeln, deren männliche Brutpflege wir oben kennen gelernt haben, iſt nicht das Männchen das größere und ſchönere Tier, ſondern das Weibchen. Aus ſolchen Thatſachen darf aber nicht etwa der Schluß gezogen werden, daß das Männchen immer dort, wo männliche Brutpflege beſteht, weniger ſchön als das Weibchen gefärbt und gezeichnet iſt. Wir haben ja ſchon den Stichling als einen Vertreter ſolcher Tierarten kennen gelernt, bei denen zwar das Männchen alle Brutgeſchäfte beſorgt, ſich aber auch zur Brutzeit mit prächtigen Farben ſchmückt. Die Natur iſt eben nicht ſchablonenhaft; ſie weiß auf vielen Wegen zu ihren Zielen zu gelangen. Neben Tierarten, wo Männchen und Weibchen gleich gefärbt ſind und ſich in gleicher Weiſe um die Brut bemühen, gibt es andere, bei denen zwar das Kleid, nicht aber die Pflichten, die hier vorwiegend der Mutter zufallen, die gleichen ſind. An ſolche Arten reihen ſich andere an, bei denen dem Weibchen nur geringe oder auch gar keine Hilfe ſeitens des Männchens bei der Brutpflege zu teil wird, und wo es ein düſteres Kleid trägt, während das des Männchens bunt und farbenprächtig iſt. Dann kommen Fälle, in denen, wie wir geſehen haben, das Männchen zwar für die Nachkommenſchaft ſorgt, aber auch das ſchönere Kleid trägt; endlich ſolche, wo das Weibchen nicht nur der Mutterpflichten enthoben, ſondern auch durch ſchöne Farben geſchmückt iſt. Bei alledem iſt aber eine gewiſſe Regel zu beobachten. Bei niederen wirbelloſen Tieren iſt das Weibchen, häufig wenigſtens, größer als das Männchen. Steigen wir nun zu den höheren Tiergruppen hinauf, ſo finden wir zunächſt Fälle von männlicher Brutpflege bei Arten, bei denen das Weibchen auch durch ſein Ausſehen dem Männchen gegenüber bevorzugt iſt. Dann treffen wir Tiere an, bei denen ſchon das Männchen ſchöner iſt, aber immer noch Weibergeſchäfte beſorgt. Darauf kommen die Fälle, wo das unſcheinbare Weibchen in der Erfüllung ſeiner Mutterpflichten durch das ſchönere Männchen unterſtützt wird. Zuletzt finden wir bei den höchſten Tieren häufig gleichgefärbte Eltern mit gleichverteilter oder ausſchließlich weiblicher Brutpflege. Wüßten wir mehr über die Brutpflege der Tiere, ſo würden wir vielleicht auch dahin gelangen, eine ſtrenge Geſetzmäßigkeit in Bezug auf den Anteil, den Männchen und Weibchen in den verſchiedenen Tiergruppen an ihr nehmen, feſtzuſtellen. Denn obwohl die Natur kein einſeitiger Pedant iſt, herrſchen doch überall Geſetz und Ordnung.

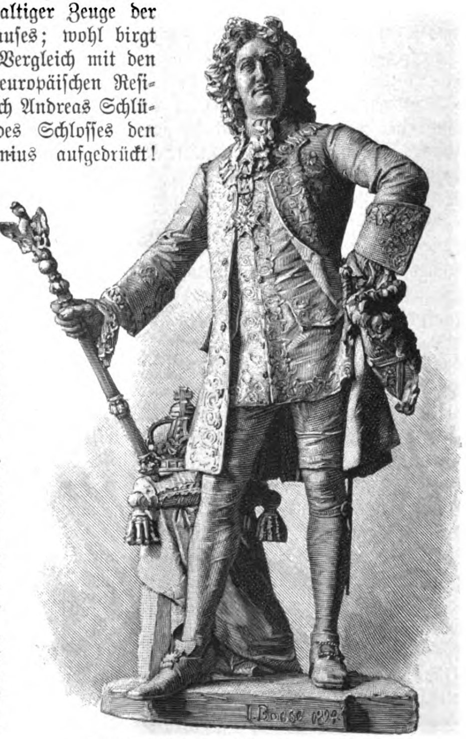


Der Umbau des Weißen Saales im Königlichen Schloſſe zu Berlin.

Wohl iſt der ſtolze Bau des Hohenzollernſchloſſes an der Spree ein gewaltiger Zeuge der Macht des preußiſchen Königshauſes; wohl birgt es Räume, deren Pracht keinen Vergleich mit den Prunkgemächern aller übrigen europäiſchen Reſidenzen zu ſcheuen braucht: hat doch Andreas Schlüter den bedeutſamſten Teilen des Schloſſes den Stempel ſeines gewaltigen Genius aufgedrückt! Aber mit dem unvergleichlichen Anwachſen der Macht des Hohenzollernhauſes hat das alte Schloß doch nicht Schritt halten können. Den Bedürfniſſen kaiſerlicher Repräſentation, den Anſprüchen des modernen Lebens größten Stiles vermochte der Bau, der mehr eine monumentale Geſchichte in Stein als ein einheitlicher Königspalaſt iſt, längſt nicht mehr zu genügen. Während nun eine Ausdehnung des Schloſſes, wie ſie einſt Schlüter durch Anbau der Flügel um den Weſthof geſchaffen, bei den gegebenen Raumverhält-

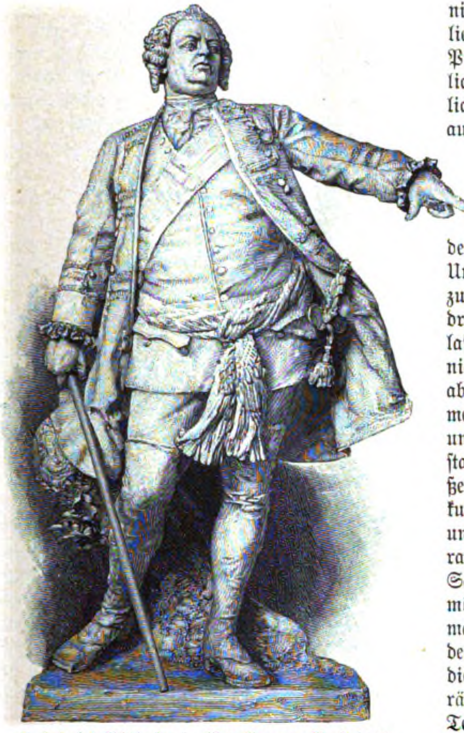


Der Große Kurfürſt. Modelliert von F. Schaper.

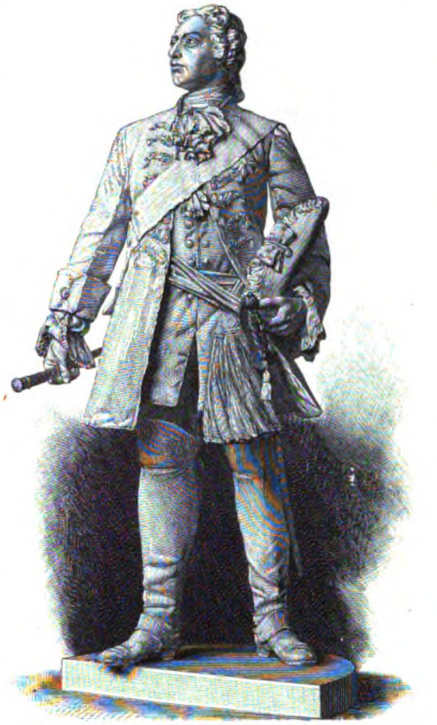


König Friedrich I. Modelliert von J. Boeſe.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



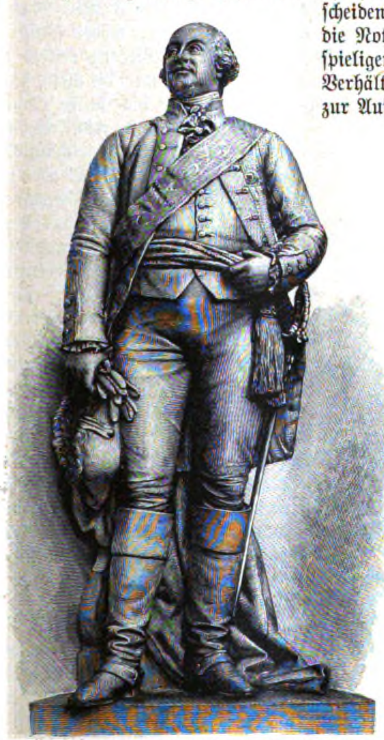
Friedrich Wilhelm I. Modelliert von W. Schott.



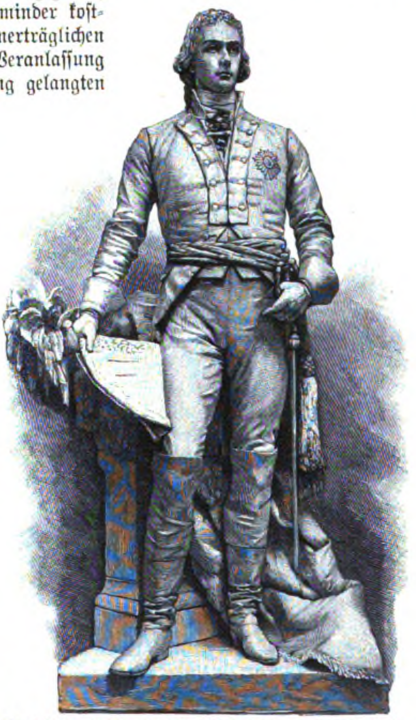
Friedrich der Große. Modelliert von R. Toberentz.

niſſen ausgeſchloſſen iſt, ließ ausgeſprochenes Pietätsgefühl, namentlich unſeres unvergeßlichen erſten Kaiſers, auch keine Möglichkeit frei, durch Beſeitigung größerer Teile des alten Baubeſtandes für eine zeitgemäße Umgeſtaltung Raum zu ſchaffen. — Aber drängende Forderungen laſſen ſich nun einmal nicht auf die Dauer abweiſen. Es war namentlich ein geradezu unerträglicher Übelſtand, daß bei den großen Hoffeſten eine Cirkulation der Gäſte nach und von dem Hauptraume, dem Weißen Saale, faſt ganz unmöglich war. Mußte man doch bei dem Ordensfeſte, an welchem die Ritter aus den Feſträumen im weſtlichen Teile des Luſtgartenflügels nach der Schloßkapelle in der Kuppel über dem Eoſanderſchen Portal geführt werden, im Weißen Saale, der die einzige Verbindung zwiſchen beiden Teilen bildete, den Aufbau der Tafeln für das Bankett nach der kirchlichen Handlung zunächſt jedesmal durch Tücher verhängen, um dem feierlichen Zuge wenigſtens den Anblick der gedeckten Tiſche zu entziehen!

So hatte denn Kaiſer Friedrich bereits den Plan eines durchgreifenden Umbaues des Schloſſes ins Auge gefaßt, bei welchem, an Stelle des kunſtgeſchichtlich wenig wertvollen ſogenannten Küchenflügels zwiſchen den beiden Innenhöfen, ein neuer Flügelbau gewaltige Feſträume aufnehmen ſollte. Dieſes weit ausſchauende Projekt wurde nach dem allzufrühen Hinſcheiden des kunſtbegeiſterten Herrſchers aufgegeben; die Notwendigkeit, ſchnelleren und minder koſtſpieligen Wandel in den beſtehenden unerträglichen Verhältniſſen zu ſchaffen, dürfte die Veranlaſſung zur Aufſtellung des jetzt zur Ausführung gelangten Entwurfes gegeben haben.

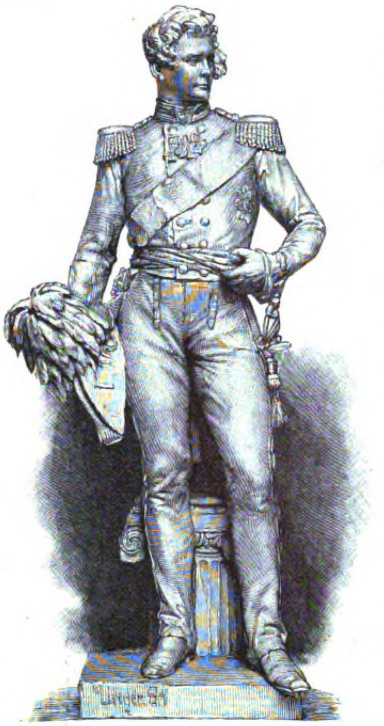


Friedrich Wilhelm II. Modelliert von A. Calandrelli.

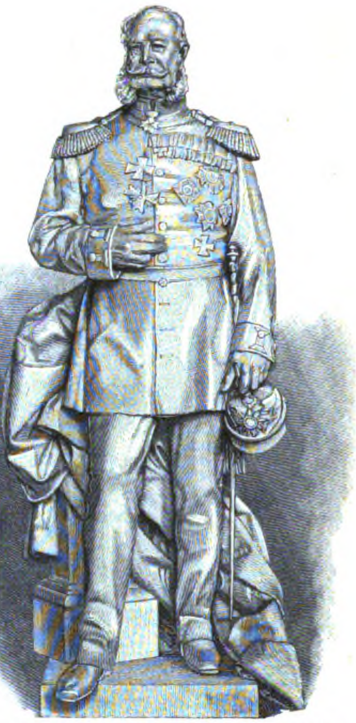


Friedrich Wilhelm III. Modelliert von G. Eberlein.

Dieſer, vom Hofbaurat Ernſt Ihne ausgearbeitete Entwurf ging von dem Grundgedanken aus, zwiſchen den Paradekammern und der Schloßkapelle eine neue Verbindung dadurch herzuſtellen, daß an der Hofſeite des Weſtflügels neben dem Weißen Saale eine 6,70 m breite Galerie angebaut würde, die ſich als Fortſetzung des nunmehr nach der Rückwand zu geöffneten ſogenannten Zimmers der Königin darſtellte. Man wird daher nunmehr bei Feſtzügen den Weg durch die alte Bildergalerie und die neue Galerie nach der prächtigen, ebenfalls umgebauten Treppe nehmen können, die ſich zwiſchen den Weißen Saal und die Schloßkpelle veinfügt.



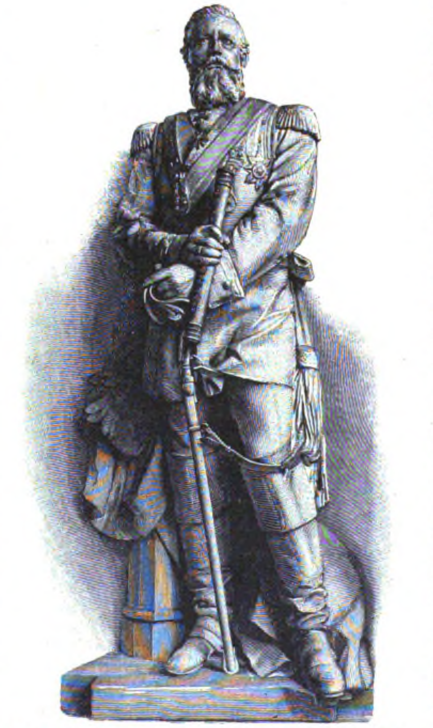
Friedrich Wilhelm IV. Modelliert von M. Unger.



Kaiſer Wilhelm I. Modelliert von E. Hundrieſer.

Durch dieſe Galerie iſt die Hoffront des Weſtflügels nördlich vom Eoſanderſchen Portal um mehr als 7 Meter in den Hof vorgerückt; durch einen Vorbau an dem ſüdlichen Teile und Vorziehung des großen Portales wird jedoch ſpäter, wenn auch nicht ohne äſthetiſche Schwierigkeiten in bezug auf den Anſchluß der Schloßkuppel, die Unregelmäßigkeit der Hofgeſtaltung beſeitigt werden. Mit dem Anbau der Galerie iſt aber auch eine durchgehende Umgeſtaltung des Weißen Saales ſelbſt Hand in Hand gegangen. Eine Vergrößerung konnte er freilich nur ſcheinbar erfahren, und zwar dadurch, daß die ſäulengetragene Muſikertribüne an der Luſtgartenſeite in Fortfall kam; jedoch hat neben einer allerdings nicht allzu bedeutenden Höherlegung der Decke eine durchgreifende Umgeſtaltung der Architektur ſtattgefunden.

Die frühere Ausgeſtaltung des Saales rührte bekanntlich von Stüler her und durfte als eines der reifſten Werke dieſes überaus feinſinnigen Künſtlers gelten. Allerdings entbehrten die ungemein anmutigen Verhältniſſe und die keuſchen, zum Zierlichen, Weiblichen hinneigenden helleniſchen Formen des Pompes und der Üppigkeit des Barockſtils und damit des organiſchen Anſchluſſes an die Feſträume an der Luſtgartenſeite. Es iſt daher erklärlich, daß für den Raum, in welchem ſich die höchſte Pracht des neuen Kaiſerreiches entfalten ſoll, bei einer Umgeſtaltung, die doch einmal nicht ganz zu vermeiden war, die Formen des „Schlüterſtils“ für die neue Architektur beſtimmend wurden.



Kaiſer Friedrich III. Modelliert von M. Baumbach.

Wie die Aufgabe künſtleriſch gelöſt worden iſt, werden unſere Leſer aus der Abbildung, die mich jeder eingehenden Beſchreibung überhebt, ſelbſt zu erſehen vermögen. Auch wäre es nach meinem Empfinden wenig taktvoll, an dieſer Stelle auf eine Kritik des Geleiſteten einzugehen, denn es handelt ſich bei dem Schloßbau nicht um ein öffentliches Gebäude, ſondern um den Privatbeſitz unſeres Kaiſerhauſes; den perſönlichen Geſchmack aber einer öffentlichen Kritik zu unterziehen, ſollte wohl allgemein ausgeſchloſſen erſcheinen. Ich habe daher nur noch einiges Thatſächliche hinzuzufügen, wie es ſich aus der Abbildung nicht unmittelbar ergibt.

Bei der Schnelligkeit, mit welcher der Umbau zu Ende geführt werden mußte, iſt die Ausſtattung des Weißen Saales zunächſt nur eine proviſoriſche geblieben. Fertig iſt nur die Decke, deren ornamentale Teile von Weſtphal herrühren, während die, auf Krieg und Frieden in ihren Segnungen und Schädigungen hinweiſenden Reliefdarſtellungen von Otto Leſſing modelliert ſind. Aber auch an der Decke muß die jetzige Bronzevergoldung ſpäter noch durch echte erſetzt werden.

Die Wände dagegen ſollen ſpäter noch durchgängig in edelſtem Material hergeſtellt werden, wobei auch eine reichere farbige Wirkung erzielt werden wird, denn nur die Wandflächen zeigen alsdann die weiße Tönung edlen Marmors und rechtfertigen ſo auch ferner noch die Bezeichnung als „Weißer Saal“; die Sockel aber werden aus grünlichem Pyrenäenmarmor, die Säulen und Pilaſter aus Pavonazzetto, die Figurenniſchen aus Giallo antico ausgeführt werden. Unentſchieden iſt es gegenwärtig noch, ob die Geſtalten der letzten neun Herrſcher aus dem Hohenzollernhauſe in Bronze oder in weißem Marmor zur Aufſtellung gelangen ſollen. Unſere Abbildungen zeigen dieſe, den wirkſamſten und bedeutſamſten Schmuck des Saales bildenden Statuen nach den jetzt zur Aufſtellung gelangten Gipsmodellen, welche von den Künſtlern bekanntlich in ungewöhnlich kurzer Zeit und zur großen Befriedigung unſeres Kaiſers ausgeführt worden ſind.

Dieſe Geſtalten haben ein ganz beſonderes Intereſſe dadurch gewonnen, daß die Forderung geſtellt worden war, die Herrſcher durchweg etwa in dem Lebensalter wiederzugeben, in welchem ſie zur Regierung gelangten.

Decken ſich aber deshalb die Auffaſſungen von einzelnen Regenten nicht überall mit dem Bilde, in welchem ſie in der Phantaſie des Volkes fortleben, ſo erwecken dieſe Geſtalten doch faſt blitzgleich neue Gedankengänge, die uns einer richtigen Auffaſſung des Lebensweges der einzelnen Hohenzollern näher führen. So zeigt Schapers Großer Kurfürſt den in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges geſtählten Soldaten, nicht den durch Schlüters Auffaſſung volkstümlich gewordenen Imperator, ſo die Statue Friedrichs des Großen von Toberentz den Sieger im erſten Schleſiſchen Kriege, nicht den Rauchſchen „Alten Fritz“, ſo Eberleins Friedrich Wilhelm III. den jugendlichen Gemahl der Königin Luiſe, der ſich vor die ſchwerſten Aufgaben einer ſchweren Zeit geſtellt ſah.

Hans Schliepmann.

Die erſten Schuhe.

Erzählung von B. Renz. (Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Hans Jochen aber maß nicht ſich, er maß ſeinem Bruder die ganze Schuld bei und beſchloß, demſelben nicht einen Zollbreit zu weichen, möge auch die alte Firma darüber in Grund und Boden gehen!

Der Dienſtag nach Pfingſten brach an; in dem Kontor der Katharinenſtraße war es heute ſehr lebhaft, wie immer in ſo großen Geſchäften nach Feſttagen. Der alte Prokuriſt Herr Menzendahl berechnete eben die heute fälligen Zahlungen und hatte ſich ſchon wiederholt nach dem Kaſſierer umgeſehen, weil bereits mehrere Leute warteten, um Wechſel oder Rechnungen zu präſentieren und Gelder zu empfangen. Der alte Herr ſchien arg verſtimmt; das Geſchäft war ihm über den Kopf gewachſen, er fühlte ſich nicht mehr ſtark genug der großen Verantwortlichkeit gegenüber, ſeitdem die beiden Chefs ſich um nichts mehr kümmerten. „Es geht nicht länger! Es geht nicht länger!“ ſtöhnte er. „Es muß etwas geſchehen! Herr im Himmel, wer hätte das gedacht! Das alte ſolide Haus — und ein Frauenzimmer wirft es aus den Fugen! — Wo nur der Menſch bleibt, der Meder? — —“

Er ſtützte ſorgenvoll den Kopf auf den Arm; es waren in letzter Zeit doch zu viele Verluſte geweſen. Wenn nur der Kaſſierer — er erinnerte ſich plötzlich, daß der Mann während der letzten Wochen ſehr unpünktlich im Kontor erſchienen war, ja neulich zwei Tage ganz gefehlt hatte. Auf Befragen hatte er ſich ſehr zweideutig geäußert: Privatangelegenheiten des Herrn Hans Jürgen ſeien ſchuld geweſen. Und Hans Jürgen war jetzt ſo unberechenbar und Hans Jochen nicht minder.

Der Kaſſierer erſchien immer noch nicht, anſtatt deſſen betrat Senator Amberg das Kontor und begrüßte Herrn Menzendahl mit dem ſtereotypen: „Wie geht's?“

Der alte Mann ſeufzte. „Bergab, Herr Senator, bergab! Ich habe die ſchlimmſten Ahnungen. Wenn die Herren doch das Geſchäft ſchließen möchten, ehe größere Verluſte eintreten! — Ich bin alt, ich zwinge es nicht mehr.“

„Ich komme heute, um mit Herrn Hans Joachim über eben dieſen Punkt zu ſprechen,“ ſagte der Senator. „Sie haben ganz recht, nach den vorgeſtrigen Ereigniſſen bleibt nichts übrig, als zu liquidieren. Laſſen Sie ihn wiſſen, daß ich hier bin und ſchaffen Sie die Leute fort, die dort warten.“

„Wenn nur der Kaſſierer da wäre!“ ſtöhnte Herr Menzendahl abermals. „Es iſt über zehn Uhr!“

„Wer iſt Kaſſierer?“ fragte Senator Amberg und zog ſeine Uhr ebenfalls. „Auffällig, höchſt auffällig!“

„Der Sohn des verſtorbenen Syndikus Meder,“ erwiderte Herr Menzendahl. „Aus guter Familie, auch immer ziemlich auf ſeinem Poſten geweſen, nur eben nicht in letzter Zeit, ſonſt immer apart, ſehr apart.“

„Na, da haben Sie wohl nichts zu fürchten,“ tröſtete der Senator. „Führt er die Kaſſe allein?“

„O nein, Herr Senator,“ berichtete der Prokuriſt, „ich führe den einen Schlüſſel, und den anderen — aber — hm! hm!“ Der alte Mann hatte ſein Pult geöffnet, um den Kaſſenſchlüſſel herauszunehmen, aber er ſuchte ihn vergebens, der Schlüſſel war fort, das verſchließbare Fach, in dem er ſtets aufbewahrt worden, erbrochen und leer. Ein tiefes Stöhnen, dann ein „Gott ſei mir gnädig!“

In dieſem Augenblick trat Hans Jochen in das Kontor. Der Mann war kaum wieder zu erkennen, ſo bleich, ſo gebrochen erſchien er, das ſonſt dunkle Haar faſt ergraut. Er wurde mit den eigentümlichen Verhältniſſen bekannt gemacht, zuckte aber teilnahmslos die Achſeln und ſagte ehrlich: „Unſere Schuld! Menzendahl konnte es nicht allein überſehen. Laſſen Sie meinen Bruder rufen, er hat die Kaſſengeſchäfte unter ſeiner Kontrolle. Meine Vollmacht zu allem, was geſchehen muß, haben Sie, Herr Senator, das notarielle Inſtrument erhalten Sie in den nächſten Tagen.“

„Alſo kein Vergleich?“

„Mit wem, Herr Senator?“

„Mit Ihrem Zwillingsbruder, Herr Schlüter!“

Das „Zwillingsbruder“ wurde mächtig betont.

„Nimmermehr!“ lautete wieder die Antwort, und der unglückliche Mann verließ das Kontor.

Hans Jürgen dagegen brauſte heftig auf, als ihm die Sachlage offenbart wurde und wendete ſeinen Zorn gegen den alten ehrlichen Mann, ſeinen Prokuriſten. Allein Senator Amberg wies ihn derb in die Schranken zurück, indem er ihn geradezu für unfähig erklärte, in dieſer kritiſchen Epoche korrekt zu handeln, und ihn aufforderte, eine Vertrauensperſon zu ernennen, mit welcher gemeinſam ein Arrangement der Brüder ins Werk gerichtet werden könnte. „'s iſt nicht zu halten,“ ſchloß er, „an die Börſe gehen Sie nur gar nicht wieder nach der neulichen Affäre — indes, ich bin Ihres Bruders Ratgeber und nicht der Ihre —“

Hans Jürgen fügte ſich, auch ihm erſchien die Auflöſung der Firma das einzig Richtige. Inzwiſchen hatte Senator Amberg ein Billet an ſeinen Kollegen, den Polizeichef, geſendet; Beamte erſchienen, ein Kunſtſchloſſer kam mit Geſellen, und als endlich der eiſerne Treſor geöffnet ward, lag wohl das Kaſſabuch darinnen — richtig geführt bis zum letzten Sonnabend: aber die große Summe, die vorhanden ſein mußte, war verſchwunden.

Der alte Prokuriſt ſtand da, leichenblaß und mit ſchlotternden Knieen. „Wie können Sie auch den Kaſſenſchlüſſel hier im Kontorpult verwahren?“ fuhr Hans Jürgen auf ihn los.

„Er iſt ſtets ſo verwahrt worden, Herr Schlüter,“ ſagte der greiſe Mann. „Als Ihr Herr Vater ſelig noch den Schlüſſel führte, benutzte er dieſes ſelbige Pult und dieſen ſelbigen Verſchluß; den anderen Kaſſenſchlüſſel iſt der Kaſſierer verpflichtet ſtets bei ſich zu tragen; — daß der Mann ein Dieb iſt, konnte ich nicht wiſſen. Er ſteht unter Ihrer ſpeziellen Kontrolle, Herr Schlüter, iſt in der letzten Zeit ſehr unregelmäßig hier erſchienen und behauptete ſtets, in Ihrem beſonderen Intereſſe anderweitig beſchäftigt zu ſein.“

„Wahrſcheinlich nach London entwiſcht,“ meinte der Polizeiagent, „Sonnabend nacht ging die ‚City of London‘ in See — werden's ja erfahren. Im Falle — reiſen Sie wohl hinterdrein, Herr Schlüter; vielleicht lohnt es?“

„Ich gehe nicht aus dem Hauſe, nicht aus der Stadt,“

verſicherte dieſer mit Nachdruck. „Habe meine Gründe, und wenn zehnmal mehr auf dem Spiele ſtände!“

Es verhielt ſich in der That ſo, wie nach einigen Wochen — unterſeeiſche Telegraphen gab es damals noch nicht — ſich herausſtellte, als der Kapitän der „City of London“ vernommen wurde. Eine ſteckbriefliche Verfolgung des Herrn Meder fand nicht ſtatt, da ſeine Verwandten Erſatz für die geſtohlene Summe leiſteten.

Senator Amberg löſte die alte Firma auf. Und nun führten die beiden Menſchen in dem Hauſe der Katharinenſtraße eine Art Scheinleben, einſam, verbiſſen, Jahre hindurch; keiner dem anderen weichend, jeder den anderen als den Schuldigen bezeichnend, der ſein Glück gebrochen habe.

Von der ſchönen Toni aber war keine Spur zu entdecken geweſen, trotz der ſorgfältigſten Nachforſchungen ſeitens beider Brüder. Jeder glaubte, der andere kenne ihren Aufenthalt.

Nach Jahren ſtarb die langjährige Haushälterin. Da wußten ſich die Brüder keinen Rat, bis Hans Jürgen der Mutter Janſen ſich erinnerte. Sie gab ihre Margreth als Aushilfe, bis eine andere Wirtſchafterin gefunden ſei. — —

„Und die iſt gefunden, was Margreth?“ rief die alte Frau triumphierend. Dann ſchloß ſie einen Moment die Augen; die Erzählung hatte ſie ſichtlich angegriffen. Aber bald erholte ſie ſich wieder und lächelte ſo vor ſich hin, als wollte ſie andeuten: „Jetzt kommt erſt das Beſte!“

„Und nun ſind ſie doch noch verſöhnt?“ fragte ich.

Sie nickte. „Will's Ihnen erzählen, Herr Doktor, ſonſt wär's ja unvollſtändig. Alſo, jetzt ſind wir im November, und da wird's im nächſten Monat jährig. Juſt in der Feſtwoche war's, am zweiten Weihnachtstag, 'n Wetter wie heute, Schnee und Regen und ein ſteifer Nordweſter mit Böen dazwiſchen, da klopft es buten an de Husdoer. Ich hatte grad' an die beiden gedacht und an all das Elend, das ein Weib über ihr altes Haus gebracht, und ſo ſtand ich verdrießlich auf, denn die Margreth war noch immer bei denen in der Katharinenſtraße und öffnete die Hausthür, die mir der Sturm faſt aus den Händen riß.

Ja, da ſtand ein Weib! Ich konnte es im flackernden Scheine der Flurlampe erkennen. Ein Weib — ich ſage nicht zu viel — in Lumpen gehüllt; und an der Hand ein Kind, ein Knabe von ſo etwa zwölf Jahren, ebenſo elend und zerlumpt. Warum ich plötzlich ſo verbaſ't war? Ich weiß es nicht, aber es war mir, als ob eine Stimme mir ins Ohr flüſterte: ‚Das iſt ſie, an die Du eben gedacht, und Gott hat ſie gerichtet!‘ — Und nun ſprach ſie; es klang ein wenig fremd, wie auch ich einſt ſprach, als ich mit meinem Mann aus Amerika zurückkehrte, und ihre Rede lautete: ‚Wenn Sie des Rates oder der Hilfe bedürfen, ich wohne hier draußen im St. Georgenſtift! So ſagten Sie einſt zu mir —!‘ Ein krampfhaftes Schluchzen unterbrach ſie, und das Weib ſank vor mir auf den Eſtrich hin und umfaßte meine Kniee und ſchrie: ‚Um meines Kindes willen, des letzten, das mir geblieben!‘

‚Toni!‘ Mi ſtörten de Thranen ut de Ogen, und ich hob das elende Weib auf und führte ſie und das Kind in die warme Stube und brachte ſie an den Ofen; dann lief ich nebenan und holte die alte Thormannen, daß ſie Thee machen mußte. Und ſo tauten die Verklamten auf, und wir gaben ihnen trockene Kleider und brachten ſie ins Bette. Und am anderen Tag, da mußte ſe mi vertellen. — Herr Doktor, was hab ich hören müſſen von Schuld und Elend und Verzweiflung! Und ich lernte wiederum erkennen, wie wunderbar oft der Herr die Seinen führt.

Sie war damals geflohen — an der Hand des untreuen Kaſſierers von Schlüters Erben, des Moſchü Meder. Er hatte das Mädchen von Kindesbeinen an gekannt und hatte ſie geliebt, aber die Furcht vor ſeiner vornehmen Verwandtſchaft hatte ihn abgehalten, ſonſt wurde ſie längſt ſein Weib, und er blieb vielleicht 'n ehrlicher Kerl. Da, als Tonis Mutter auf dem Totenbette lag, da hett de olle Paſtor ut'n Dörp, ein Verwandter der Frau Süerſen, auf inſtändiges Bitten der Sterbenden die beiden getraut. Er wollte nicht, er habe auf jeden Fall eine Strafe zu gewärtigen, ſagte er, aber er ließ ſich endlich erweichen, denn die jungen Leute verſprachen ernſt und feierlich, die Ehe ſolle geheim bleiben und Toni ſofort wieder in ihre alte Stellung zurückkehren, — ſpäter wollten ſie dann nach Amerika auswandern. Und der alte Mann that es und ſegnete ſie ein. Er ſtarb bald darauf.

Herr Doktor, ſie bekannte reuig ihre Schuld, und daß ſie gegen die Gebrüder übermütig und ſchlecht gehandelt habe. Aber ſie ſagte auch, daß die immer ſtürmiſchere Bewerbung derſelben den Ausſchlag gab. Die jungen Eheleute beſchloſſen deshalb, ſchon jetzt zu fliehen, und da er arm war, an ſeine Verwandten ſich nicht wenden durfte, zugleich aber einen grimmigen Haß auf ſeine Brotherren geworfen hatte, ſo wurde es dem frivolen Menſchen nicht ſchwer, ſich an ſeines Herrn Gut zu vergreifen. Toni ſchwört, ſie habe dies nie gewußt, nie eine Ahnung davon gehabt; erſt viel ſpäter, auf amerikaniſchem Boden, habe ſie nach und nach begriffen, daß ihr Mann ein bodenlos leichtſinniger Menſch ſei. Nirgends glückte es ihnen drüben, nirgends fanden ſie eine bleibende Stätte; von Ort zu Ort zog er, verſuchte Hunderterlei und wurde überall erkannt und zurückgewieſen, bis er vor einem halben Jahre in St. Louis bei einem Streit im Spielhauſe erſchoſſen ward. Mitleidige Deutſche ſammelten für die Witwe und ihren Knaben das Reiſegeld in die Heimat.

Ach, Herr Doktor, was war aus der ſchönen Toni geworden! Ein altes, vergrämtes Weib, grauhaarig und gebeugt; und ſie iſt doch erſt Mitte der Vierziger. Und der hübſche Junge, ſo hohläugig und mager! Mein Groll war hin — aber was konnte ich thun? Und da fiel mir ein: geh' nach der Katharinenſtraße, erzähle den Brüdern offen und ehrlich die Geſchichte, vielleicht gelingt's, vielleicht wird ihr Herz weich — —. Ich mochte es gar nicht ausdenken, ſo regte es mich auf. Und es kam, wie es kommen ſollte — wunderbar!

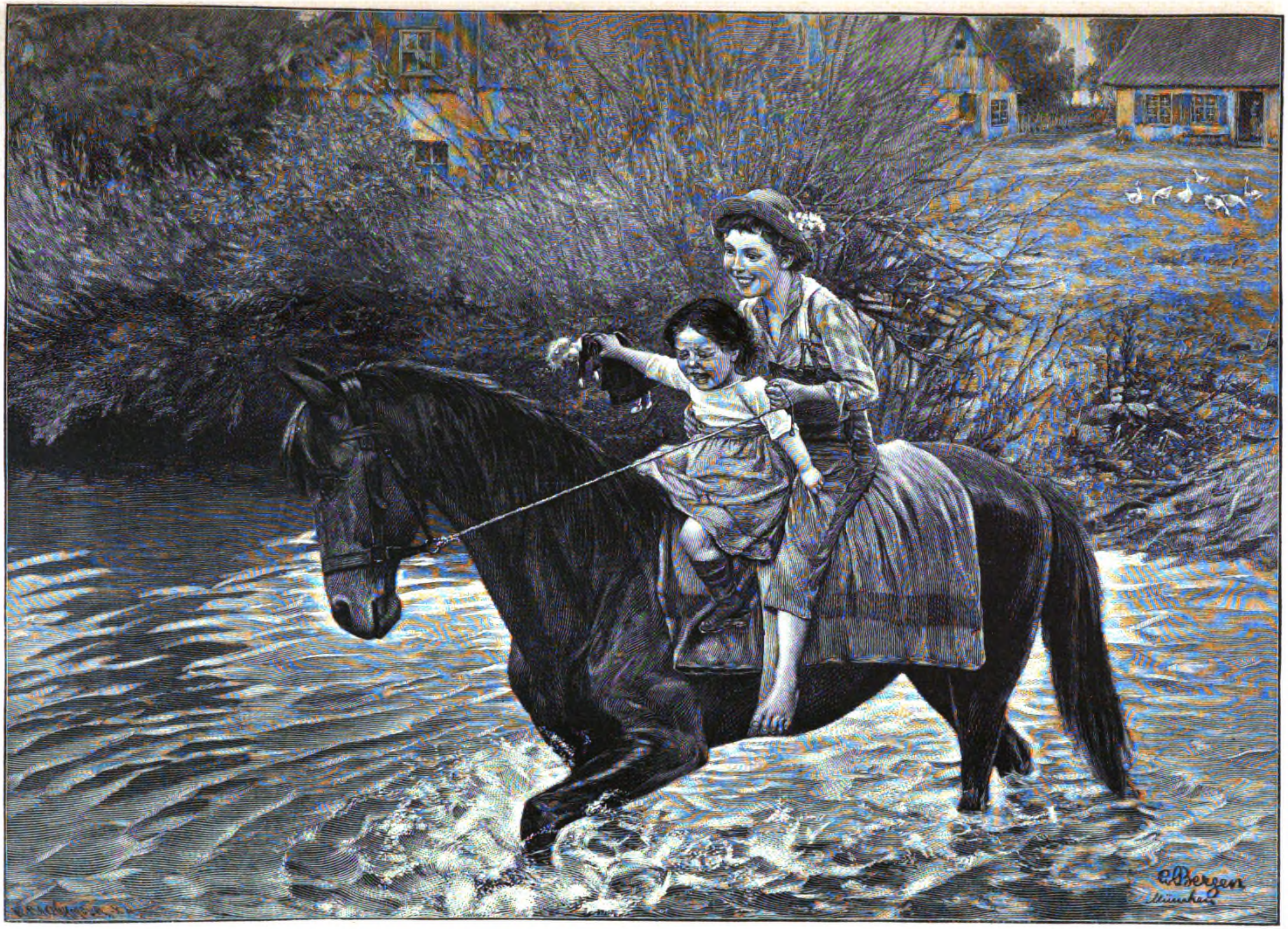
Als ich dann ſo eines Tages in meiner alten Truhe wühle und nach allerlei ſuche, was die Toni brauchen kann zur Kleidung, da kommt mir eine kleine Schachtel in die Hände, die ich ſeit Jahren nicht geſehen hatte; und als ich ſie öffne — — ja, da fiel mir's wie Schuppen von den Augen, da kam mir ein Gedanke, und ich habe ihn glücklich ausgeführt, mit Seiner Hilfe, Herr Doktor. — Sie wiſſen, ihr Geburtstag iſt am Sylveſter. So fuhr ich denn am 31. Dezember morgens nach der Katharinenſtraße, denn gehen kann ick nich mehr ſo wit, um meinen Glückwunſch zu bringen; ſeit wenigſtens acht Jahren zum erſtenmale wieder. Ich hatte es nicht mehr gewagt, mich dort ſehen zu laſſen. Und die Margreth war bei der Hand und ließ mich zu Hans Jochen ins Zimmer, ohne mich anzumelden, denn er hätte mich vielleicht nicht angenommen. Da ſaß er am Kamin unter dem Bilde ſeiner ſeligen Mutter, aber erſchreckt ſprang er auf, als er mich erkannte. Ja, ich bin alt geworden, ich bin Mitte der Achtziger, aber ich hätte nicht mit ihm getauſcht, ſo greiſenhaft erſchien er mir in dem Augenblick.

‚Hans Jochen,‘ ſagte ich, ‚ich komme wohl zum letztenmale zu Dir, denn meine Tage ſind gezählt. Ich habe Dir Wichtiges zu berichten, aber auch Trauriges, ſehr Trauriges. Du mußt mich hören, und Hans Jürgen muß mich auch hören.‘

‚Laß das,‘ wehrte er ab und ſetzte ſich wieder, ‚Trauriges habe ich genug. Erzähle mir lieber, wie es Dir ergeht.‘

‚Jochen, Du wirſt mich hören,‘ bat ich. ‚In Deiner Mutter Namen komme ich heute, die vor ſechzig Jahren Dich und Deinen Bruder in meine Arme legte, wenige Stunden vor ihrem Tode. Sieh ſie an, ob es nicht wahr iſt! Wie willſt Du ihr einſt entgegentreten?‘ Und als er noch immer ſchwieg und vor ſich niederblickte, ſetzte ich hinzu: ‚Ich habe Toni Süerſen geſehen und geſprochen.‘

Da fuhr er jäh herum, und tiefe Röte überzog ſein Geſicht. ‚Du haſt Toni Süerſen geſehen und geſprochen?‘ fragte er tonlos, Wort für Wort wiederholend.



C. v. Bergen
München

Mitgeritten — mitgelitten. Nach dem Gemälde von C. v. Bergen.

Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl, Munich.

‚Ja!‘ ſagte ich, ‚und ihretwegen bin ich heute gekommen zu Dir und zu Jürgen. Euch beiden gilt meine Mitteilung, und Ihr beide müßt mich hören.‘

‚Ich träume wohl gar,‘ meinte er und faßte ſich an die Stirn. ‚Alſo Toni lebt — — Mutter Janſen, ſprichſt Du die Wahrheit?‘

‚Schließ' Deine Thüre auf, Hans Jochen,‘ bat ich, ‚die Thüre nach der Vorſtube. Ich will zu Hans Jürgen, er ſoll herauskommen, und dann ſollt Ihr alles erfahren und — glaube mir — Euch wird beſſer werden. Belogen habe ich Euch nie!‘

Sehen Sie, Herr Doktor, da ſtand er willig auf und ging zur Thüre, die in das Entree führt, und öffnete ſie mir. Aber er war leichenblaß geworden. ‚Bleib hier in Deiner Stube, Hans Jochen!‘ ſagte ich, ‚werde Dich rufen, ſo es Zeit iſt.‘ Und dann ging ich über den Flur und durch Hans Jürgens Schlafkammer in ſeine Wohnſtube. Auch er ſaß vor dem Kamin und hatte auf dem Sims eine Flaſche Portwein ſtehen und las die Zeitung. Und als er mich ſah, erkannte er mich auch gleich und lachte: ‚Mutter Janſen, was bringſt Du mir zum Geburtstag?‘

‚Was Gutes,‘ ſagte ich, ‚ſehr Gutes, Jochen, und zugleich ſehr Ernſtes.‘

‚Na, na,‘ meinte er und lachte wieder, ‚das klingt ja faſt tragiſch? Aber komm, ſetze Dich und trink ein Glas Wein mit mir.‘

‚Nachher, Jochen,‘ bat ich, ‚erſt mußt Du mich hören, denn heute komme ich wohl zum letztenmal, will auch die Margreth holen; ich kann nicht mehr allein bleiben. Alſo —‘

‚Mutter Janſen,‘ unterbrach er mich und ſah dabei ganz ernſthaft aus, ‚da kann ich Dir nicht helfen, die Margreth muß bleiben, bis ich einen Erſatz gefunden habe.‘

‚Soll auch!‘ rief ich, ‚ſoll auch! Denke, ich habe einen Erſatz für Euch beide thörichte Menſchen. Und nun komm ins Vorzimmer, ich will Euch doch zuſammen haben.‘

‚Mutter Janſen, Du ſpaßt!‘ ſagte er. — ‚Hans Jürgen,‘ gab ich zurück und ſah ihn gerade ſo an, wie vor Jahren, wenn er einen recht dummen Jungenſtreich gemacht hatte. ‚Hans Jürgen, Du kümmſt mit mi, oder ich erzähle Deinem Bruder allein, was ich von der Toni Süerſen weiß!‘

Da fuhr er ebenſo herum, wie Hans Jochen und wurde ebenſo rot. — ‚Du!‘ ſagte er bloß.

‚Ja, ich!‘ erwiderte ich. ‚Mach' nicht viel Worte, ſondern ſchließ auf nach dem Entree. Dein Bruder wartet.‘

Der Name ‚Toni‘ mußte eine große Gewalt auf die beiden unglücklichen Menſchen ausüben. Er hatte keine Widerrede, er ſchloß die Thüre auf und ich nahm ihn an der Hand und zog ihn hinaus in die Vorſtube, und dann öffnete ich die Thüre zu Hans Jochens Wohnung und winkte ihm, und nun ſtanden ſich die beiden feindlichen Brüder gegenüber, zum erſtenmale ſeit vielen Jahren.

‚Hört zu,‘ ſagte ich und ſetzte mich, denn mir zitterten die Beine. ‚Vor ſechs Tagen abends bei dem Unwetter klopfte es an meine Thür, und ein zerlumptes Weib trat ein und fiel auf die Kniee vor mir, und das war Toni Süerſen.‘ Und als die beiden ſchwiegen und blaß wie der Kalk an der Wand auf mich blickten, ſagte ich: ‚Ihr ſeid unſchuldig an ihrem Verſchwinden, alle beide. Der Schuldige iſt tot, es war Euer ſauberer Herr Meder.‘ —

Da war es, Herr Doktor, als ob ihnen eine Laſt von der Seele fiel, und zuerſt nahm Hans Jochen meine Hand und küßte de olle runzlige Hand, und dann erfaßte Hans Jürgen ſie auch und ſagte: ‚Weiter, Mutter Janſen, weiter!‘

‚Kinder, mir iſt auch ein Stein vom Herzen,‘ begann ich wieder, ‚der Meder war ihr ſchon angetraut, als ſie vom Sterbebette ihrer Mutter kam, heimlich natürlich, wegen ſeiner vornehmen Sippe. Sie kannten ſich ſchon lange und waren längſt einig. Er wollte mit ihr auswandern; aber dann drängtet Ihr beide das Mädchen mit Euren Anträgen, und ſie wußte nicht mehr aus noch ein, denn ſie hatte jedem von Euch Hoffnung gemacht, und Meder hatte Schulden, und ſo trieb es ihn zur Flucht. Er haßte Euch und beſtahl Euch und floh mit ihr über England nach Amerika. Sie hat nichts von dem Diebſtahl erfahren, bis zuletzt, wo er auf dem Totenbette es ihr geſtand, er hat auch alle ihre Briefe vernichtet, aus guten Gründen, die ſie nach der Heimat ſchrieb, und nun iſt ſie da, mit ihrem Knaben, dem letzten von drei Kindern, ſiech und elend. — Seid Ihr nicht recht thörichte Jungen geweſen?‘

‚Mutter Janſen,‘ fragte Hans Jochen, ‚wo iſt das unglückliche Weib?‘ Seine Stimme war ganz heiſer.

‚Bi mi, Kinner,‘ ſagte ich, ‚wo ſollte ſie auch hin? Sie iſt gebrochen an Leib und Seele, und, glaubt mir, ſie bereut manches bitter — ich brauche Euch nicht zu ſagen, was?‘

‚Und der Mann iſt tot?‘ fragte Hans Jürgen, und ſeine Stimme klang faſt ſo weich, wie einſt. — ‚Ja, in einer Spielhölle in St. Louis erſchoſſen und ſterbend ihr ins Haus getragen,‘ ſagte ich.

Dann wurde es ſtill im Zimmer. Beide mochten mit ſich kämpfen und erwägen, was nun? Der alte Zwieſpalt war zu feſt geworden in den vielen Jahren. Wer ſollte nachgeben? Sie ſtanden zwar neben einander, aber halb abgewendet und ſahen ſtier zu Boden. Ein unglückliches Wort, und alles war verloren.

‚Wo dat denn ſo geiht,‘ begann ich wieder und holte ein Päckchen aus der Taſche. ‚Als ich neulich in meiner alten Truhe nach Wäſche und allerlei ſuchte für das unſelige Weib und ihren Jungen, da fiel mir auch was in die Hände, das ich Euch gern längſt gebracht hätte; dachte immer eine paſſende Gelegenheit zu finden, aber heut paßt es am beſten.‘ Und ich wickelte das Paket auf und nahm vier kleine Kinderſchuhe heraus. ‚Sieh, Hans Jochen, dat ſünd Dine erſten, die aus rotem Saffian, und dat ſünd Dine, Hans Jürgen, die grünen, und als ich ſie Euch zum erſtenmal anzog, das war hier in dieſer ſelbigen Stube, da freutet Ihr Euch ſo, und Du, Hans Jürgen, fielſt hin bei dem erſten Verſuch zu gehen, und Du, Hans Jochen, Du biſt der Älteſte, Du bückteſt Dich und reichteſt ihm die Hand und wollteſt ihm aufhelfen und fielſt auch, und da nahm ich Euch beide hoch, und Ihr lachtet und hattet Euch lieb, ſo lieb — —‘“

Hier ſchluchzte die alte Frau laut auf, fuhr aber gleich wieder fort: „Sehen Sie, Herr Doktor, ich holte mein Taſchentuch heraus und hielt es vor die Augen, weil ich all des Jammers gedenken mußte, der über dies Haus gekommen war. Und als ich wieder aufſah, da ſtanden die beiden alten Menſchen noch auf demſelben Fleck. Aber ſie hatten ſich an der Hand gefaßt wie damals, als ſie noch dumme Kinder waren, und dicke Thränen liefen über die gefurchten Backen. Da wußt' ich's, das eine Wort hatte das Eis gebrochen.

‚Bruder komm,‘ hörte ich Hans Jochens Stimme, ‚komm hier herein, wir müſſen überlegen, was wir für die Frau thun können.‘ Und — ‚Ja, Bruder,‘ tönte es weich zurück, ‚das müſſen wir auf jeden Fall.‘ Und beide gingen in Jochens Stube, und ich blieb allein am Fenſter ſitzen, Herr Doktor; ich hatte nichts mehr hinein zu reden. Aber mir war ſo leicht, wie noch nie. — Das war prächtiger Sylveſter!

Und es iſt gekommen, wie es kommen mußte, denn Er leitet unſere Herzen. Meine Margreth kam zurück zu mir, gleich nach Neujahr, und die Toni zog ein mit ihrem Jungen in das alte Haus und führte die Wirtſchaft und wohnte dort im Parterre. Und die beiden alten Knaben ſind ordentlich wieder jung geworden ſeitdem. — Und nun, Herr Doktor, 'n Glas Win, ich habe mir die Kehle ganz trocken gekloent.“

* * *

Zwölf Jahre habe ich noch die alten Herren geſehen und hin und wieder auch geſprochen. Jetzt ſind ſie tot. Auch die Toni iſt geſtorben, und zuerſt von allen die alte brave Mutter Janſen, der die Tochter bald nachfolgte. Nur der Sohn der Toni lebt noch, und die Brüder haben redlich für ihn geſorgt. Ehre ihrem Andenken!

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Das Bild aus dem Hochgebirge „Abgeſchlagen“ ſtellt einen intereſſanten Vorgang dar, wie er wohl nur ſelten beobachtet werden kann. Ein Teckel hat eine Gemſe angegriffen, dieſe aber ſchleudert den kleineren Widerſacher mit energiſchem Stoß den ſteilen Abhang hinunter. W. Gräbhein hat die Scene ſehr lebendig wiedergegeben — zumal die Körperhaltung der beiden Tiere zeigt eine außerordentlich ſcharfe Naturbeobachtung.

Ein heiteres Frühlingsbild iſt „Mitgeritten — mitgelitten“ von C. v. Bergen: Der ältere Bruder, der das Pferd des Vaters zur Schwemme reitet, hat das kleine Schweſterchen vor ſich auf den Rücken des braven Vierfüßlers gehoben. Anfangs war Lieschen gewiß ſehr begeiſtert über die ungewohnte Liebenswürdigkeit des Herrn Bruders; nun es aber weiter hinein ins naſſe Element geht, bekommt ſie es doch mit der Angſt. Es hilft ihr aber nicht: „Mitgefangen — mitgehangen! Mitgeritten — mitgelitten.“ Lange wird die Angſt ja auch nicht dauern, dann iſt Lieschen wieder auf dem Trocknen.

Altertumskunde.

In einem im „Institut de Carthage“ in Tunis gehaltenen Vortrag über den Unterricht in der Logik an der großen Moſchee von Tunis legte Herr Lapie dar, daß die an dieſer arabiſchen Hochſchule für dieſen Gegenſtand gebrauchten Lehrbücher und Lehrmethoden keine anderen als diejenigen des 305 in Rom geſtorbenen Neu-Platonikers Porphyrius ſeien. Selbſt der von ihm gewählte Titel „Iſagoge“ findet ſich, in Iſagogi umgewandelt, wieder. Die darin gelehrte Logik iſt aber nun wieder keine andere, als die des Ariſtoteles, wie ſie, von den Scholaſtikern überkommen, heutiges Tages noch auch auf den vom Vatikan abhängigen Univerſitäten, an der Minerva in Rom z. B., gelehrt wird. Nach Herrn Lapie hätten aber die Araber die Ariſtoteliſche Lehre getreuer und vollſtändiger bewahrt; jedenfalls ſei es ſehr merkwürdig zu ſehen, wie Ariſtoteles im XIX. Jahrhundert im arabiſchen Lande genau ſo vorgetragen und kommentiert werde, wie es 400 Jahre n. Chr. geſchah, und daß derſelbe große Name bei der Einführung in zwei ſo verſchiedenen Religionswiſſenſchaften, wie die katholiſche und muſelmaniſche, glänze.

Erdkunde.

Über die unlängſt erfolgte Erbohrung einer Erdölquelle in Sandusky County — Ohio — berichtet der „Globus“ in intereſſanter Weiſe. Zuerſt erſchien eine Waſſerſäule von 8—10 Fuß Höhe; dieſer folgte ein ſchwarzer Strom von Schmutz und Sand, der nach und nach ins Gelbe überging. Mit betäubendem Geräuſch ſtrömte ſchließlich das Gas empor, das ganze Bohrgerüſt in dichte Wolken hüllend. Nachdem dieſe ſich verzogen hatten, ſah man eine kompakte goldene Säule von einem Fuß Durchmeſſer etwa hundert Fuß hoch in die Höhe ſteigen; oben teilte ſie ſich in einen Sprühregen, der auf eine Viertelſtunde im Umkreis niederfiel. Volle fünf Stunden ſchoß die Säule in dieſer Stärke empor. Bald war der Boden in der nächſten Umgebung mehrere Zoll tief mit Petroleum bedeckt, und während mehrerer Stunden floß meilenweit in allen Gräben und Rinnſalen das Öl. Dämme wurden errichtet, um die Menge der entſtrömenden Flüſſigkeit zu faſſen, aber im Nu wurden dieſelben überflutet und durchbrochen. Man ſchätzt die Produktion der erſten 24 Stunden auf etwa 14 000 000 Gallonen. Dem Beſitzer der Quelle wurden ſofort 500 000 Dollar für ſie geboten — er ſoll freilich vorläufig eine Tagesproduktion von 18 000 Faß im Werte von 10 000 Dollar erzielen. Und dabei wird das Petroleum immer teurer!

Naturkunde.

Im Volke iſt vielfach der Glaube von altersher verbreitet, daß die Spitzmäuſe giftig ſeien, daß ſie beſonders in Pferdeſtällen die Pferde durch ihre Biſſe ſchwer krank machen könnten. Die Männer der Wiſſenſchaft haben für dieſe Behauptung bisher meiſt nur ein leiſes Lächeln übrig gehabt, ſchon weil die Spitzmaus, an der außerdem keine Giftdrüſen nachweisbar ſind, gar nicht im ſtande ſei, ihr Mäulchen ſo weit zu öffnen, daß ſie die doppelte Haut eines Pferdes durchdringen könne. Nun bringt aber der „Prometheus“ eine Notiz, nach der ein franzöſiſcher Forſcher, Remy Saint Coup, doch zu etwas anderen Reſultaten gekommen iſt. Er glaubt zunächſt beobachtet zu haben, daß die moſchusduftenden Tiere ſehr gefürchtet ſind. Durch das Geſchrei eines kleinen Tieres wurde er eines Abends zu einem Platze gerufen, an welchem dieſes kleine Tier von drei Katzen in die Enge getrieben war, die fortwährend danach ſprangen, ohne zu wagen, es ernſtlicher anzugreifen. Er warf ſein Taſchentuch darauf und fing eine Spitzmaus, die er in einen Käfig ſetzte. Er gab ihr eine gewöhnliche Maus zur Geſellſchafterin und ſah nun, wie ſich dieſes faſt doppelt ſo große Tier ängſtlich in die Ecke duckte, trotzdem aber von der wütenden Spitzmaus in die linke Hinterpfote gebiſſen wurde. Die gebiſſene Maus erſchien alsbald krank, und als ſie aus dem Käfig genommen wurde, um ſie von ihrer Angſt zu befreien, waren die hinteren Gliedmaßen gelähmt. In ein kleines Neſt aus Watte gelegt, wurde ſie am anderen Morgen tot gefunden, ohne ſich vom Platze gerührt zu haben. Da die Wunde unbedeutend war, ſieht ſich der Berichterſtatter gezwungen, anzunehmen, daß der Biß der Spitzmaus wirklich, wie die Alten glaubten, giftig iſt, wenigſtens für die Hausmaus, ſei es nun, daß nur der Speichel oder alle Säfte des Tieres ſolche ſchädlichen Eigenſchaften haben.

Tierkunde.

Der zu den Schnabeltieren gehörende Ameiſenigel, eines der ſonderbaren Geſchöpfe Auſtraliens, iſt neuerdings an Ort und Stelle von Richard Semon beobachtet worden, ſoweit die ungemeine Scheu des Tieres näheres Eingehen in ſeine Lebensgewohnheiten geſtattet, das, obgleich es über ein halbmal größer als unſer Zaunigel iſt, von vielen Anſiedlern, die ſonſt jedes Tier und jede Pflanze im Buſch kennen, nie geſehen wurde. Der Ameiſenigel lebt in den für Auſtralien charakteriſtiſchen Dickichten von Eukalyptus und Akazien in zerriſſenen, unzugänglichen Felſengegenden. Wachſen in ihrer Nähe menſchliche Anſiedelungen auf, ziehen ſich die Igel zurück, ſie fühlen ſich ſelbſt bei ihrer nächtlichen Lebensweiſe nicht mehr ſicher. Ihr Gebaren iſt ſcheu und geräuſchlos, ſelbſt in der Gefangenſchaft geben ſie keinen Ton von ſich. Droht ihnen Gefahr, dann ſtellen ſie ihre Wanderung ein und verſchwinden in wenigen Minuten lautlos im Boden, indem ſie ſich eingraben. Um ſie zu fangen, bedarf es des Spürſinnes und des Falkenauges der auſtraliſchen Eingeborenen, die den Ameiſenigel als Leckerbiſſen hochſchätzen. Die Mutter ernährt ihr Junges — zwei Junge wurden nur einmal gefunden — in ihrem Beutel, wie das Känguru; bei ihren nächtlichen Streifereien legt ſie es, wenn es bis zur hinderlichen Laſt herangewachſen iſt, in eine Höhle, die ſie für ihren Sprößling gräbt, den ſie nach beendigter Jagd wieder zu ſich nimmt. Es ſteht zu erwarten, daß der Ameiſenigel in abſehbarer Zeit ausgerottet oder doch ſehr ſelten ſein wird. St.

Volkskunde.

In einem Aufſatz von T. Keller im „Globus“: „Die Bevölkerungsverhältniſſe in Elſaß-Lothringen“ ſind intereſſante Betrachtungen über die Namen der Elſaß-Lothringer eingeſchaltet. In Lothringen, ſagt der Verfaſſer, iſt natürlich die Zahl der franzöſiſchen Namen eine ziemlich bedeutende, aber die Namen der Elſäſſer waren von jeher meiſtenteils deutſch. Welch geringe Zahl die Nationalfranzoſen in Straßburg trotz der faſt 200-jährigen Zugehörigkeit der Stadt zu Frankreich erreicht hatten, erſieht man aus einer Zuſammenſtellung der Namen Straßburger Bürger, zu welcher der „Almanach alsacien“ von 1854 und das „Annuaire des adresses“ von 1860 benutzt wurde.

Jahr	deutſch Prozent	franzöſiſch Prozent	italieniſch Prozent	ſlaviſch Prozent	andere Prozent
1854	79,1	19,2	0,7	0,08	0,9
1860	76,5	21,6	0,7	0,09	1,1

Von 1796 bis 1869 ſind im „Annuaire du Bas-Rhin“ unter den Bürgermeiſtern Straßburgs nur vier mit Namen franzöſiſchen, einer italieniſchen, aber zwölf deutſchen Urſprungs verzeichnet. — Wie die Verhältniſſe ſich neuerdings geſtaltet haben, erſieht man aus folgender Zuſammenſtellung der Namen aus dem Adreßbuch des Jahres 1884:

Jahr	deutſch Prozent	franzöſiſch Prozent	italieniſch Prozent	ſlaviſch Prozent	andere Prozent
1884	88,9	7,2	0,9	0,7	2,3

Baukunſt.

In Athen ſoll das alte Stadion, der Raum für die olympiſchen Spiele, zu neuem Leben erſtehen. Ein reicher Grieche, deſſen Name — Averoff — mit einer Reihe von Stiftungen und nützlichen Einrichtungen verknüpft iſt, hat ſich bereit erklärt, die Koſten aus ſeinen Mitteln zu beſtreiten; ſie betragen nach vorläufiger Berechnung 60 000 Drachmen. Die Einrichtung des Stadions iſt in folgender Weiſe geplant: eine ringsum laufende Umſchließung des Platzes, aus Marmor hergeſtellt, ſoll zwiſchen der Arena und den auf dem Hügel befindlichen Sitzplätzen errichtet werden; danach ſollen 10 000 hölzerne Sitze — ein Teil davon vielleicht auch aus Marmor — amphitheatraliſch angeordnet werden. Beſondere Eſtraden aus Marmor werden für die königliche Familie, für hervorragende Perſönlichkeiten, Fürſtlichkeiten ꝛc. erbaut. Für die Wettkämpfer werden beſondere Baracken zur Erholung errichtet. Die Fläche des Stadions ſelbſt ſoll mit einem zweckentſprechenden Material beſtreut werden, wie ſolches in England vielfach zur Verwendung kommt. Der Eingang zu dem Stadion wird keine architektoniſch hervorragende Aufbauten in Form von Propyläen erhalten, ſondern einfach nur mit drei niedrigen Türmen verſehen ſein, der an den Feſttagen mit Blumengewinden und nationalen Symbolen geſchmückt werden ſoll.

Vereinsweſen.

Die diesjährige 48. Hauptverſammlung des Geſamtvereins des Evangeliſchen Vereins der Guſtav Adolf-Stiftung findet in den Tagen vom 10. bis 12. September 1895 in Hannover ſtatt. Anträge, welche auf der Verſammlung zur Beratung gelangen ſollen, ſind ſpäteſtens bis 10. Juli a. c., beabſichtigte Vorträge aber bis ſpäteſtens 1. September a. c. beim Centralvorſtand in Leipzig, Thomaskirchhof 25. II. anzumelden.

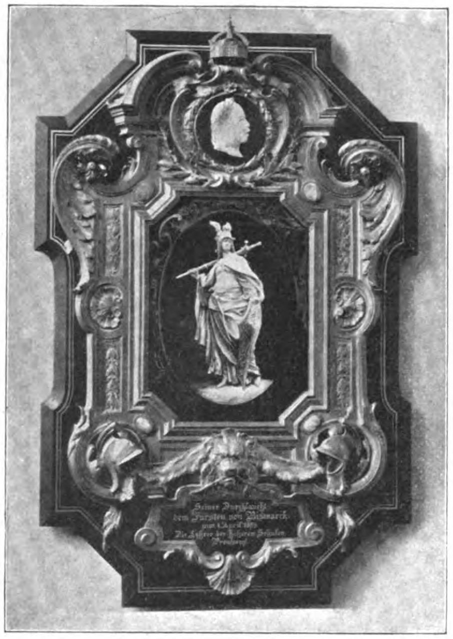
Sprechſaal.

Auf die Anfrage in Nr. 28 über franzöſiſche Kupferſtiche gingen uns zahlreiche Antworten zu. Die Mehrzahl derſelben deutet das Motiv des erſten Bildes dahin, daß die Königin Tanaquil dem römiſchen König Tarquinius Priscus den ſchlafenden Sohn einer Sklavin zeigt, aus deſſen Haupt eine Flamme emporſteigt — den ſpäteren König Servius Tullius. Das zweite Bild hat keine gleich unmittelbare Deutung gefunden. Von beſonders geſchätzter Seite erfahren die Bilder indeſſen eine andere Auslegung: beide Stiche

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſind während der franzöſiſchen Revolution entſtanden; Boizot war Bildhauer, Mitglied der Akademie, und lebte in Paris 1743—1809. Georget war Porzellanmaler, ein Schüler Davids, lebte von 1760—1823. Das C^{n} bedeutet Citoyen. Man liebte nun damals ſymboliſche Darſtellungen ſehr, die ſich auf revolutionäre Ideen bezogen. So könnte die königliche Frau des erſten Stiches „Frankreich" bedeuten, der entſetzt dreinſchauende König wäre Ludwig XVI., das ſchlafende Kind wäre der erwachende Freiheitsgeiſt; die Dienerinnen und die Krieger erklären ſich unſchwer. Bekannt iſt die Vorliebe der damaligen revolutionären Geſellſchaft für das griechiſche Koſtüm in der bildenden Kunſt und auf dem Theater; auch die phrygiſche Mütze gehört hierher. — Auf dem zweiten Stiche könnte die ältere Dame vielleicht das durch die revolutionären Armeen beunruhigte und erſchreckte Europa bedeuten. —

Ein „alter Abonnent" in Fren. bittet um Angabe eines geeigneten Anſtrichs für das Innere einer Kirche, die, wie er ſchreibt, aus Trachit und Kalkmörtel erbaut iſt; Anſtrich mit Kalk ſei zwecklos, da ſich an den Wänden eine ſchneeähnliche, ſtark ſalzige Maſſe (vermutlich Salpeter) und grüne moosartige Flecken bildeten. Die Kirche ſteht hoch und trocken.



Votivtafel. Ehrengabe der höheren Lehrerſchaft an Fürſt Bismarck.

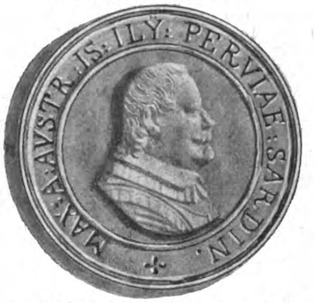
Ehrengabe der höheren Lehrerſchaft an den Fürſten Bismarck.

Unter den zahlreichen Ehrengeſchenken, welche dem Fürſten Bismarck anläßlich ſeines 80. Geburtstages überreicht wurden, nimmt dasjenige, welches ihm die Lehrer der höheren Schulen Preußens widmeten, eine beſondere Stellung ein. Es iſt eine große Votivtafel, die an die welthiſtoriſchen Thaten des Altreichskanzlers mahnen ſoll. Die Mitte der Tafel zeigt, in Limoges-Emaille von Profeſſor Baſtanier ausgeführt, die bekannte Siemeringſche Germaniageſtalt. Darüber iſt das Porträt Kaiſer Wilhelms I. angebracht, eine von Haſeroth geſchnittene Onyxgemme, die ſowohl durch die Größe und Schönheit des Edelſteines, wie durch die Kunſtfertigkeit des Schnittes ausgezeichnet iſt. Das Ganze iſt von einem in Silber getriebenen, ſtark vergoldeten Rahmen umgeben, der von einer Kaiſerkrone überragt wird, während die unteren Ecken mit Trophäen — franzöſiſchen Küraſſierhelmen — geſchmückt ſind.

Der Entwurf der koſtbaren Tafel rührt von dem Königlichen Baurat Heyden her; ausgeführt wurde ſie von den Hofgoldſchmieden D. Vollgold & Sohn in Berlin.

In unſerer Spielecke.

1. Rätſelhafte Inſchrift.



Vorſtehende Abbildung einer ſilbernen Denkmünze wurde uns mit der Bitte übergeben, die Bedeutung der Worte „PERVIAE SARDINIAE" erklären zu wollen. Die Umſchrift auf derſelben lautet zweifelsohne:

MAXIMILIANUS, ARCHIDVX
Maximilian Erzherzog
AVSTRIAE, ISTRIAE, ILLYRIAE,
von Öſterreich, Iſtrien, Illyrien
PERVIAE SARDINIAE.
des offenen Sardiniens.

Da wir nicht in der Lage ſind, die Bedeutung der Umſchrift dieſer Denkmünze zu entziffern, übergeben wir ſie hiermit der Öffentlichkeit und bitten fachkundige Numismatiker um gef. Aufklärung.

2. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte fragt und treibt auch an,
Die Zweite feſt vereinen kann,
Die Dritte aber konſequent
Der Genitiv und Dativ nennt.
Das Ganze, munter wie die Welle,
Bewohnt' und ſchützte Fluß und Quelle.

M. Sch. (Kaſſel.)

3. Rätſel.

Was mag das für ein Wörtchen ſein?
Es ſcheucht der Gemütlichkeit Sonnenſchein,
Gar mancher Hoffnung kindliche Freude
Stürzt es als eitel Kartengebäude,
Und doch ein Wörtchen voll Kern und Kraft,
Mit dem viel Großes wird geſchafft;
Ja ſelbſt die edle Erziehungskunſt
Iſt ohne das Wort nur blauer Dunſt.
Ein Wörtchen, ſo leicht und doch ſo ſchwer,
Gar mancher erlernet es nimmermehr.
Gar manches hochgelehrte Haus
Bringt dieſes Wörtchen nicht heraus,
Dem würdigen Manne Ehr' und Preis
Der's zu rechter Zeit zu ſagen weiß.
Doch wer's zum Lebensſpruch ſich wählt,
Der hat ſein Lebensglück verfehlt,
Mitten im Golde ein darbender Mann,
Den man bedauern, doch nicht lieben kann.

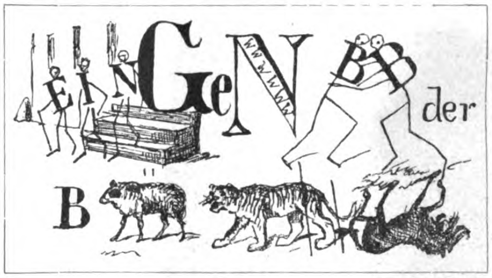
H. H. Neuſalz.

4. Füllrätſel.

	E	A	T	A	
E					r
A					e
T					n
A					s
	r	e	n	s	

Die 16 leeren Felder ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die vier wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bezeichnen — aber in anderer Reihenfolge —: 1. eine Stadt, 2. einen Namen, bekannt aus der Geſchichte des trojaniſchen Krieges, 3. eine Göttin, 4. einen altteſtamentlichen Namen.

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 32.

Bilderrätſel. Beamte im Reichsdienſt.

1. Metamorphoſen.

W	o	c	h	e
W	o	n	n	e
T	a	n	n	e
M	a	n	n	a
M	o	n	z	a
M	o	n	a	t

3. Vierſilbige Scharade.

Leonidas.

4. Rätſel.

Aſter.
Laſter.
Pflaſter.

2. Problem: Der Herd.

Man lieſt abwechſelnd je einen Buchſtaben der erſten und dritten Zeile.

Alſo: G (erſte Z.) I (dritte Z.)
L „ „ T „ „
S „ „ D „ „ u. ſ. w.

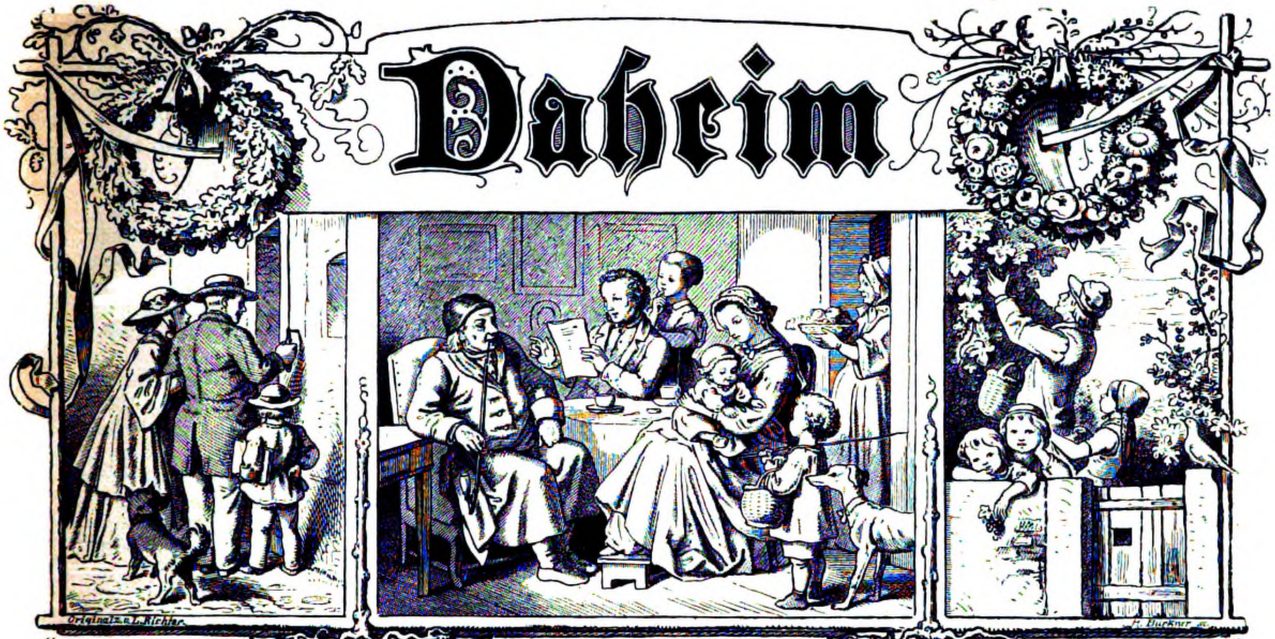
In gleicher Weiſe werden die Buchſtaben der zweiten und vierten reſp. fünften Zeile geleſen.

Man erhält bei richtiger Löſung:
„Gilt's den Herd, ſo zück' das Schwert!"

Inhalt: Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.) — Mutterpflichtenübende Tiermännchen. Von Wilhelm Haacke. — Der Umbau des Weißen Saales im Königlichen Schloſſe zu Berlin. Von Hans Schliepmann. Mit zehn Illuſtrationen. — Die erſten Schuhe. Erzählung von B. Renz. (Schluß.) — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Abgeſchlagen. Von W. Gräbhein; Mitgeritten — mitgelitten. Von C. von Bergen. — Altertumskunde. — Erdkunde — Naturkunde. — Tierkunde. — Volkskunde. — Baukunſt. — Vereinsweſen. — Sprechſaal. — Ehrengabe der höheren Lehrerſchaft an den Fürſten Bismarck. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Mai 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 34.

Die ſieben Gernopp.

Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Graf Weſterbrant iſt am Ende vor lauter Verlegenheit in ſeinen Waſſerkrug gekrochen und ertrunken!“ ſagte Egon von Deyner mit ernſthafteſtem Geſicht.

Endlich kam aber der vermeintlich Verunglückte mit Frau von Gernopp und Adda. Sie wurden von allen Seiten begrüßt. Die Braut mußte rechts und links Rede und Antwort ſtehen, und Joachim blieb bei ihr, um ihr behilflich zu ſein. Er liebte ſeine Ruhe über alles, und ihm war der heutige Tag ſehr unangenehm. Er hatte auch keinen offiziellen Polterabend haben wollen, aber Herr von Gernopp hatte unter Egons Einfluß darauf beſtanden, die ganze Hochzeitsgeſellſchaft ſchon zum Abend vorher einzuladen, damit die jungen Leute Gelegenheit hätten, ſich recht genau kennen zu lernen. „Eine Hochzeit zieht die andere nach ſich wie's Bretzelbacken!“ meinte der alte Herr. Er überließ heute abend alles Egon, der ſo viel zu thun hatte, daß er ſich faſt gar nicht um ſeine Lisbeth kümmern konnte. Sie machte ihm einen Vorwurf daraus: „Egon, Du thuſt ſo, als ob ich gar nicht mehr auf der Welt wäre, und eigentlich hätte das doch auch unſere Hochzeit ſein müſſen!“

Er küßte ſie verſtohlen aufs Haar und brummte: „Warum biſt Du zu jung, Lieſel!“

„Ich kann mich doch nicht älter machen!“

„Dann muß ich's eben thun!“

„Wie meinſt Du das?“

„Ich muß die der Anciennität nach Ältere wegſchaffen, bis Du avancieren kannſt!“

Und mit ganz ernſtem Geſicht, aus dem doch ſeine hübſchen Augen lachten, klemmte er ſich wichtig thuend das Einglas feſt und eilte davon, indem er rief: „Thätig! Thätig! Keine Müdigkeit vorſchützen!“

Während man ſich unterhielt und in den Zimmern, für den Thee dankend, herumſtand, den der Diener, der alte Kutſcher Heinrich und die Burſchen Egons und Joachims herumreichten, näherte ſich Herr von Gernopp ſeinem Schwiegerſohn: „Du, Egon, Du haſt doch Herrn von Pellbeck nicht vergeſſen? Der ſteht nicht auf der Liſte, weil ich ihn erſt ſpäter eingeladen habe!“

„Nein, lieber Papa, der iſt beſorgt und aufgehoben!“

„Er hat doch eine Dame gekriegt? Ganz jung iſt er nicht mehr, mindeſtens Rittmeiſterrang.“

Egon verzog die Lippen: „Gewiß, er hat eine Dame. Ich habe ganz die richtige erwiſcht, die ebenſo hors de concours iſt wie er, da er doch ſchon verlobt iſt.“

„Und die wäre?“

„Bertha!“

Herr von Gernopp war ſehr zufrieden, aber das väterliche Gefühl regte ſich doch ein bißchen in ihm, und er drehte ſich noch einmal um: „Weißt Du, mein lieber Egon, Du haſt ſehr recht damit — für jetzt — ſpäter, in ein paar Jahren, kannſt Du Dich aber doch noch irren, denn die Bertha wird am Ende noch ganz nett —“

„Wir Gernopps —“ fuhr im ſtillen der Schwiegerſohn fort, während er in den Garten eilte, um nach den Vorbereitungen für die Illumination zu ſehen, die er für den Abend vorbereitet hatte.

Die Radieschen hatten ihm dazu ihre Hilfe zugeſagt, weil ſie ſich dabei ein bißchen wichtig machen konnten. Jetzt ſtanden ſie mit Zundt und Zünder in einer Ecke und kicherten, wenn die beiden Leutnants etwas Scherzhaftes zu ihnen ſagten. Die Brüder hielten ſie dermaßen beſetzt, daß es den Eindruck machte, als wollten ſie keinen ihrer Kameraden heranlaſſen. Ab und zu erſchien wohl ein anderer, doch die Zünder warfen ihm ſo böſe Blicke zu, daß die anderen Herren

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ihnen die Zwillinge überließen. Es ärgerte ſich auch keiner darüber, denn es galt nicht als kameradſchaftlich, einem anderen das Spiel zu verderben. Doch den ganzen Abend bis zum Eſſen konnten die Zünder unmöglich mit den Radieschen ſprechen, das ſahen ſie auch ein und zogen ſich endlich zurück, um auch anderwärts ihren Kratzfuß zu machen.

Zuerſt ging Zundt I, aber er fühlte förmlich die Notwendigkeit, ſich zu entſchuldigen: „Gnädiges Fräulein, wir haben uns hier ſo feſtgeſchwatzt, ich — ich muß — mich doch Weſterbrants Schweſter vorſtellen laſſen, das habe ich ganz verpaßt.“

Cläre hatte ſchon ein paar drohende Blicke von Frau von Gernopp bekommen, welche fürchtete, das tête à tête in der Ecke möchte Anlaß zu übler Deutung geben, aber ſie verſtand die Winke der Mutter nicht ſo ganz und meinte herauszufühlen, daß ſie aus irgend welchem Grunde zu ihr kommen ſollte. Deshalb ſprach ſie eifrig: „Ja, das iſt wahr. Ich ſoll auch wahrſcheinlich mit jemand ſprechen. Meine Mutter ruft mich ſchon.“

Und nun gingen ſie mit einander davon, ſtatt ſich zu trennen, und blieben auch dann noch in der Nähe von Frau von Gernopp zuſammen ſtehen, ſo daß Leutnant Heydrich ſagte: „Na wenn die ſich nun nicht bald verloben, dann wird's einfach ſtaatsgefährlich!“

Dann lief er von einem zum anderen mit der Rätſelfrage: „Zundt I hat das eine Radieschen glücklich unterm Hut. Wenn ſie nun heiraten, wie nennen wir dann die Kinder?“

Niemand wußte es, und er tuſchelte die Löſung jedem ins Ohr: „Zündhütchen!“

Auch der Zünder trennte ſich von ſeinem Radieschen, doch Fips ging nicht mit, ſondern blieb in der Ecke ſtehen, und nun wagte ſich keiner der anderen Herren mehr an ſie heran, weil man ſie einmal als vergeben betrachtete. Sie wartete eine ganze Weile, ängſtlicher und ängſtlicher werdend, doch niemand erbarmte ſich ihrer, denn die Leutnants meinten, der Zünder müſſe doch jeden Augenblick wieder an ihrer Seite auftauchen.

Fips blieb regungslos ſtehen, und allmählich füllten ſich ihre Augen mit Thränen. Da kam Bertha zu ihr heran und mit ihr Herr von Pellbeck, der die Runde machte, um mit allen zu ſprechen.

„Iſt Ihnen etwas geſchehen, gnädiges Fräulein?“ fragte er beſorgt, als er ſah, daß ſich Bertha möglichſt unbemerkt um ſie mühte. Fips wollte zuerſt nicht antworten, dann ſagte ſie aber, nun ſchon wieder lächelnd: „Ich fühlte mich ſo einſam.“

„Das geht manchem ſo, aber deswegen muß man nicht verzagen —“ ſprach Herr von Pellbeck, ohne aufzublicken.

Da ging es zum Abendeſſen. Egon hatte, wie er mit ſeinem Schwiegervater ausgemacht, die Gäſte geſetzt, und alle waren damit wohl zufrieden. Abſichtlich war Stephanie trotz ihres Sträubens wieder neben Leutnant von Warnitz gekommen. Egon von Deyner hielt nun einmal Warnitz für den Rechten und wollte es durchſetzen, die beiden an einander zu bringen. Ehe man ſich niederließ, flüſterte er ſeinem Freunde noch zu: „Du biſt zu thöricht, Warnitz, daß Du mit meiner Schwägerin auf keinen grünen Zweig kommen kannſt, denn mit der kannſt Du wirklich von den tiefſinnigſten Sachen quatſchen, wie Du das liebſt, nur nicht gerade von Stallpflege und Skelettexerzieren.“

Und diesmal gab ſich der junge Offizier die redlichſte Mühe: „Haben Sie ‚Stine‘ geleſen?“

„Von wem iſt das?“

„Von Theodor Fontane.“

„Nein, Herr von Warnitz, neuere Belletriſtik leſe ich nicht. Ich leſe nur wirkliche Dichtungen.“

„‚Stine‘ iſt eine Dichtung.“

Damit hatte er ſie jedoch geärgert, denn ſie ging von der Anſicht aus, daß nur Verſe, womöglich gereimte, den Namen Dichtung verdienten.

Ihr Nachbar auf der anderen Seite, Graf Weſterbrant, den Egon neben ſie geſetzt, weil er morgen mit ihr Brautführer ſein ſollte, hatte das Geſpräch gehört. Bis dahin hatte er faſt nichts geſprochen, nun fragte er plötzlich: „Leſen Sie viel?“

„O ja!“

„Dann intereſſieren Sie ſich vielleicht für Reiſewerke?“

Sie lächelte über das ganze Geſicht: endlich hatte ſie einen Menſchen gefunden, mit dem man vernünftig reden konnte und nicht ſo nichtsſagendes Zeug zu ſprechen brauchte, wie mit den Leutnants allen, denen ſie ſich bergehoch überlegen wähnte. Reiſen war auch Graf Ludwig Weſterbrants Steckenpferd.

„Sie ſind wohl in der ganzen Welt ſchon herumgekommen?“ fragte bewundernd Stephanie, und er antwortete etwas gewunden: „Wenn auch das nicht, ſo habe ich doch mancherlei geleſen!“

Nun begannen ſie ſofort von fremden Ländern zu ſprechen, die ſie beide nur aus Büchern kannten. Der Faden riß nicht mehr ab. Mit Warnitz wechſelte Stephanie nicht mehr ein Wort, und die beiden blieben in ihren Geſprächen ganz für ſich, nur einmal, als Graf Weſterbrant behauptete: „Die Geyſirgebiete des Yelloſtowneparkes ſind unüberboten in der ganzen Welt!“ warf Herr von Pellbeck, der gegenüber neben Bertha ſaß, ein: „Pardon, die in Neuſeeland ſind ungleich großartiger!“

Graf Weſterbrant ward in Verlegenheit geſetzt und entgegnete: „Verzeihen Sie, Herr von Pellbeck, aber Sie können es mir ſchon glauben.“

„Ich kenne beide!“ entgegnete ruhig Herr von Pellbeck. Der andere dagegen ereiferte ſich und polterte los in der etwas barſchen Manier, die ihm eigen war, wenn er verlegen wurde: „Ich — ich habe mich eingehend damit beſchäftigt!“

Stephanie nickte freudig, doch Herr von Pellbeck fragte: „Eine Frage nur, bitte, woher kennen Sie dieſe Gebiete?“

Überlegen klang es zurück: „Aus tauſend wiſſenſchaftlichen Werken!“

Herr von Pellbeck antwortete artig: „So, ſo — ich bin am Yellowſtoneriver geweſen und in Neu-Seeland längere Zeit! Aber ich kann mich ja irren!“

Die häßliche Bertha hatte ihn mit den Augen verfolgt. Nun ruhte ihr Blick faſt bewundernd auf ihm, und als ſie aufgeſtanden waren, ſagte ſie im Lärm des Stühlerückens, wie ein Kind, gläubig und ſich ganz unterwerfend: „Sie kennen wohl alles?“

„O nein! Sehr wenig! Ich bin nur früher gereiſt!“ gab er zurück.

Dann ging es in den Garten, wo die Illumination beginnen ſollte. Die Herren gaben ihren Damen den Arm, ſie die dunkle Treppe hinabzugeleiten. Dort unten faßte Bertha Mut. Ihr Herz klopfte, ſie war ganz aufgeregt, und ehe ſie die Worte herausbrachte, fragte ſie ſich noch angſterfüllt, ob ſie ihm nicht läſtig falle mit indiskreter Neugierde. Doch ſie konnte nicht anders, ſie mußte es wiſſen: „Welchen Grund haben Sie — gehabt, — Röhnsdorf zu kaufen?“

Sie bemerkte, wie er ſie anſah, und ſie fühlte, daß er unwillkürlich mit dem Arm eine Bewegung machte. Er antwortete nicht gleich, ſondern zögerte noch, führte ſie ein Stück abſeits in die Dunkelheit hinaus und ſprach dann mit gedämpfter Stimme: „Ich muß eigentlich erklären, warum ich Ihnen das ſage, was ich bisher nicht gerade den Leuten beſonders mitgeteilt habe. Ich hätte es Ihnen neulich geſagt, wenn Sie gefragt hätten. Aber Sie fragten mich ja nicht, und ich erwartete es eigentlich von Ihnen. Ihnen gerade will ich es aber ſagen, weil — weil Sie ernſt ſind und vielleicht ſo was verſtehen können. Sie werden es ſchon verſtehen. Alſo hören Sie, ich bin verlobt geweſen. Geweſen! Und richtig verlobt, jawohl! Meine Braut aber ſagte, ſie hätte kein Zutrauen zu meiner Seßhaftigkeit, weil ich nämlich in früheren Jahren, bisher überhaupt, viel gereiſt bin. Das Geld hatte ich nun 'mal dazu, und zwar durch meine erſte Frau, die vor vierzehn Jahren ſchon geſtorben iſt. Um nun, wie ſie ſagte, eine Sicherheit zu haben, ſollte ich mich ankaufen, in Deutſchland, ſei es, wo es ſei. Und aus dieſem Grunde waren die Verhandlungen wegen Röhnsdorf. Ich habe mich aber wieder entlobt und zwar glücklicherweiſe noch bei Zeiten, weil ich eine Entdeckung machte, für die ich den Beweis habe. Gehört nicht hierher, welchen. Dieſe Entdeckung iſt: ſie wollte nicht mich — ſondern mein Geld. Sie wollte das Gut ihr zugeſchrieben haben, auf ihren Namen! Ich war dumm genug, das nicht früher zu merken. Ich war eitel genug, mir einzubilden, eine Frau könnte mich lieben, mich Scheuſal — Scheuſal allerdings, das noch dazu vierzig Jahre alt iſt. Meine erſte Frau damals, die hatte ſehr viel Geld und ich nichts, alſo, wenn die mich nahm, ſo mußte die mich wirklich lieb haben. Aber die? — Verſtehen Sie jetzt?“

Bertha hatte ſeinen Arm losgelaſſen und ſtand ihm nun gegenüber. Sie wußte und kannte nichts von der Welt, ſie ahnte nicht, wie es zuging. Sie, die kaum einmal über Sebenbach hinausgekommen war, fühlte ſich wie vernichtet von dieſer Geſchichte. In ihrem einfachen Herzen, ihrer kindlichen Seele, ihrem guten, reinen Sinn fand ſie kein anderes Wort, als ein faſt flehendes: „Nein, ſo ſchlecht können doch die Menſchen nicht ſein!“

Da flammten von allen Seiten die Lichter auf, die Illumination begann. Kleine Lämpchen waren längs der Wege rundum auf die Raſenränder geſtellt. Papierlampions ſchaukelten ſich an langen Schnüren von Baum zu Baum, von einem Strauch zum anderen. Überall blitzte und flackerte und leuchtete es.

Bertha ſah ihrem Begleiter ins Geſicht, er verzog nicht eine Miene. Nur nach ein paar Augenblicken ſprach er, als hätte er ihr nie etwas von ſeinem Kummer erzählt: „Sehen Sie doch, gnädiges Fräulein, das iſt hier ſehr nett gemacht!“

Sie verſtand ſeine Faſſung nicht, denn ſie fühlte ſich ſo tief bewegt, wie noch nie in ihren achtzehn Jahren.

Ein kleines Feuerwerk ward von Egon als beſondere Überraſchung abgebrannt. Die Radieschen thaten ſich wichtig, ihm die Feuerwerkskörper zu reichen, und Fips erhielt ſogar die Erlaubnis, einen Froſch anzuzünden. Doch ſtatt ihn beizeiten wegzuwerfen, ließ ſie ihn einfach fallen, und er platzte zu ihren Füßen. Sie floh, er ſprang ihr nach und machte einen Satz auf ihre Kleider, ſo daß ſie plötzlich ſchrie: „Hilfe, ich brenne!“

Da ſchwappte Egon, als eilfertiger Retter, einen ganzen Eimer voll Waſſer, den er für Nothilfe ſtehen hatte, über ſie, ſo daß ſie pudelnaß ward von oben bis unten, und das arme Radieschen ſchnell hinauf mußte, um ſich umzuziehen.

Leutnant Heydrich aber ſagte ganz laut: „Wie ſoll der Zünder Feuer fangen, wenn ſie naß iſt?“

Glücklicherweiſe platzte jedoch gerade eine knallende Leuchtkugel, ſo daß man es nicht verſtand.

X.

Vormittags hatte in Sebenbach die ſtandesamtliche Trauung ſtattgefunden. Mittags war die kirchliche Feier in der Dorfkirche von Groß-Schmiemig. Die ganze Hochzeitsgeſellſchaft vom Abend vorher war wieder verſammelt.

„Haben Sie ſich denn von dem Bade geſtern abend erholt?“ fragte Oberſt von Meerling das verunglückte Radieschen, das roſig ausſah, wie ein Apfel, als ob nichts vorgefallen wäre. Fips machte einen Knix und tauchte dann hinter die Schweſtern zurück, denn Frau von Gernopp hatte ihr noch beſonders eingeſchärft, jeder Auseinanderſetzung über ihren geſtrigen Brand und Egons ſummariſchen Löſchverſuch auszuweichen, um nicht ins Lächerliche gezogen zu werden.

„Ein Mädchen, über das man lacht — liebt man nicht!“ hatte Herr von Gernopp ſehr ernſt geſagt. Doch es gelang Fips nicht gänzlich, das Ereignis mit Stillſchweigen zu übergehen, weil Leutnant Heydrich ſich im Salon an ſie heranmachte und fragte: „Waren Sie verſichert, gnädiges Fräulein?“

Egon nahm ſich ihrer an und antwortete, um Heydrich zur Ruhe zu bringen: „Nein, ſie war nicht verſichert, Heydrich.“

So ſchnell ließ er ſich aber nicht abweiſen, ſondern fügte noch hinzu: „Das ſchadet auch nichts, denn meiſtens iſt bei den Bränden der Waſſerſchaden größer als der Feuerſchaden!“

Fips wollte ihm eins verſetzen, weil ſie ſich ärgerte, daß die Geſchichte noch immer nicht zur Ruhe kommen ſollte, und erwiderte ſchnippiſch: „Ich hatte ein Waſchkleid an, dem ſchadete das Waſſer gar nichts, das iſt es gewohnt —“

„Ah ſo, gnädiges Fräulein, Sie waſchen es alſo immer auf die Art —“

Das Radieschen war ganz verzweifelt, denn ſie merkte ſchon, daß ſie von ihrem Peiniger nicht ſo bald loskommen würde. Doch da erſchien das Brautpaar, und der Zug zur Kirche ordnete ſich. Die dicke Adda war ſehr bleich und ſah in ihrem weißen Kleide ein wenig angegriffen aus, aber man fand das recht intereſſant und wehmütig. Frau von Gernopp fürchtete, ſie möchte unwohl werden, doch Onkel Leers tröſtete ſie, indem er an ihre Fülle dachte: „Gnädige Frau, ich meine, bei Addas Körperkonſtitution iſt wohl eine unmittelbare Beſorgnis eigentlich ausgeſchloſſen.“

Herr von Gernopp führte die Baronin Leers, und als Brautjungfern ſchritten hinter dem jungen Paare Stephanie mit Graf Ludwig Weſterbrant und Joachims Schweſter mit Rittmeiſter von Mengsfeld. Stephanie war glückſelig, denn ſie unterhielt ſich vorzüglich mit ihrem Brautführer, der ſie immerfort von der Seite anlächelte.

Dann kam die ganze Hochzeitsgeſellſchaft nach Egons Plan und Anordnung. Er ſelbſt führte natürlich Lisbeth, die Zünder die Radieschen, Herr von Pellbeck Bertha, Rittmeiſter von Pellbeck Marie, Oberſt von Meerling die alte Kohlſtein. Sämtliche Huſaren waren zur Stelle, dazu Landrat Stickfuß mit Frau, und Frau von Gelliſtow auf Aicha mit ihrer Tochter.

Der Zug ging langſam vom Salon aus die Gartentreppe hinab und durch die Anlagen der Kirche zu, die gen Sebenbach nicht weit vom Ende des Gartens lag. Da die Wege nicht gerade gingen, ſondern ſich in Schlangenlinien wanden, ſo trafen ſich oft Anfang und Ende unterwegs wieder, nur durch ein meterbreites Raſenſtück von einander getrennt. Jedesmal riefen ſich bei dieſer Gelegenheit die Leutnants verſtohlen Bemerkungen zu und ſuchten die Damen zum Lachen zu bringen. Bei den Radieschen geſchah dies denn auch mit größtem Erfolge, und Cläre verſchluckte ſich dabei dermaßen, daß ſie zu erſticken drohte. Doch Leutnant von Zundt I getraute ſich nicht, ihr auf den Rücken zu klopfen, um zu helfen, bis Egon, der für ſein Programm zitterte, ihm zurief: „Zundt, nur Mut — vorwärts!“

Aber es war ſchon wieder gut, nur entſtand durch den Zwiſchenfall unter den Leutnants hinten eine ſolche übermütige Laune, daß einige von den Herren, ohne an die Feierlichkeit der Stunde zu denken, luſtig und ausgelaſſen umherhüpften.

Unterdeſſen ging der Zug weiter, immer langſam und gemeſſen, und das Brautpaar blickte erſchrocken auf, ob ſie denn noch nicht bald am Ziele angelangt wären. Dadurch verfehlten ſie an einer Wegegabel die Richtung und gerieten in eine Sackgaſſe.

Joachim gewahrte es noch rechtzeitig, um den Fehler wieder gut zu machen. Doch einen anderen Pfad einſchlagen konnte er nicht mehr, und es blieb nichts anderes übrig, als entweder umzukehren und eine Strecke an dem Zuge entlang zu gehen oder den Raſen zu überſchreiten.

„Es iſt trocken!“ flüſterte der Bräutigam der Braut zu, und Stephanie hob ſchon leicht ihr weißes Seidenkleid, um die grüne Fläche zu betreten, als Herr von Gernopp, der eiferſüchtig über ſeinen Garten und vor allem über das engliſch geſchnittene Gras wachte, ganz außer ſich rief: „Nicht über den Raſen!“

Der Zug ſtockte. Frau von Gernopp ſchämte ſich und ſagte zu ihrem Mann: „Auguſt, heute iſt's doch was anderes!“

„Nee, nee, der wird heute ſo gut zu Schanden gemacht wie ein anderes Mal!“

Dabei blieb es, und ſie mußten mit „ganzer Tetenſchwenkung“, wie Egon wütend ſagte, auf ihren eigenen Spuren wieder zurück. Nun, wo ſie ganz nahe an einander vorbeikamen, hielt Leutnant Heydrich plötzlich unvermutet den winzigen Zünder beim Schwungriemen ſeines Säbels feſt, ſo daß er nicht mehr weiter konnte und die Kolonne ganz in Unordnung zu kommen drohte.

Fips hatte es nicht geſehen und rief ängſtlich, als ihr Herr mit einemmal ſtehen blieb: „Herr von Zundt, ſo kommen Sie doch!“

„Ich kann nicht!“ antwortete der Zünder dunkelrot vor Lachen, denn er liebte ſolch kleine Späße.

Voran ſchritten kleine Mädchen aus dem Dorfe mit kleinen Körbchen voll Blumen, die ſie auf den Weg ſtreuen ſollten. Der Schullehrer hatte ihnen noch beſonders eingeſchärft, ja mit ihrem Vorrat haushälteriſch umzugehen, damit ſie unbedingt bis an den Altar reichten und womöglich ſogar zum Rückwege noch ein paar Blüten übrig hätten. Dazu ſollten ſie nicht einherſchleichen wie zum Begräbnis, ſondern luſtig hüpfen und ſpringen. Doch die kleinen Dinger ahnten nichts von den Irrfahrten, die dem Zuge beſchieden waren, und hatten ſchon im Garten, ehe ſie noch die Kirche betraten, ihren geſamten Vorrat verbraucht. Nun ließen ſie traurig die leeren Körbe hängen. Nur ein ganz kleines Mädchen mit ſtrohblonden waſſergetränkten Zöpfen und fröhlich laufendem Näschen war ſparſam geweſen und beſaß noch einigen Vorrat. Sie ſuchte, wie der Lehrer es geboten, luſtig zu hüpfen und zu ſpringen, dabei ereilte ſie aber ihr Schickſal, und ſie fiel der Länge nach zu Boden, indem die Blumen ihrerſeits nun luſtig umherſprangen.

Studie von Daniel Chodowiecki.

Endlich war die Kirche erreicht. Am Eingang zwiſchen dem gutsherrlichen Garten und dem Gotteshauſe bildeten die Ortseinwohner von Groß-Schmiemig eine Gaſſe, um die ſchönen Uniformen zu ſehen und die Braut zu bewundern. Sie brachen beim Nahen des Zuges in ein Hoch aus.

An der Kirchenthür ſtand der Küſter und ſchritt nun voran. Das Brautpaar ging bis zum Altar, gefolgt von Brautführern und Brautjungfern, während die übrige Geſellſchaft ſich auf den engen ſchmalen Bänken der kleinen Dorfkirche niederließ.

„Können Sie ſitzen ſo?“ fragte Herr von Pellbeck Bertha. Sie nickte ſtumm und ſchob ihr Kleid zurecht.

Dann begann die Orgel, die bis dahin von dem Geſang der Dorfjugend unterſtützt worden, leiſer zu klingen; ſie ſchwieg endlich, um einen Choral der Regimentskapelle ertönen zu laſſen. Der Pfarrer, ein alter Mann mit mildem freundlichem Geſicht und langen ſilbergrauen Locken, trat vor den Altar, und die heilige Handlung fing an. Leider trat dadurch eine kleine Störung ein, daß beim Ablegen des Säbels Graf Ludwig Weſterbrant nicht zeitig genug zugriff, dem Bräutigam die Waffe abzunehmen, die leiſe klirrend hinfiel.

Frau von Gernopp weinte, daß ihre Schultern nur ſo zuckten, und auch Herr von Gernopp war den Thränen nahe. Baron und Baronin Leers dagegen lächelten in freudiger Erregung. Auch der Radieschen rotbäckige Geſichter verklärte ein leiſer Freudenſchimmer. Der Abſchied von der Schweſter that ihnen zwar leid, doch dachten ſie in ſeliger Ausmalung zukünftiger Bilder an die Möglichkeit, einmal früher oder ſpäter mit „ihren“ hier vor demſelben Altar zu ſtehen.

Marie war ſehr ernſt, ſie freute ſich über Addas Glück, doch auch ihr ſchoß der Gedanke durch den Kopf, wie es wäre, wenn ſie ſtatt Addas zuerſt von den ſieben den großen Schritt aus dem Vaterhauſe gethan hätte. Sie wußte beſtimmt, daß ſie ihn nie in ihrem Leben thun würde; ſie war zu vernünftig und in ihr Schickſal ergeben, als daß ſie ſich Träume erſonnen hätte, die nach menſchlicher Berechnung eben immer Träume bleiben würden. Und ſie fühlte ſich glücklich in ihrer Wahl, im Hauſe zu bleiben, um jetzt ſchon den Eltern die Arbeit im Hauſe abzunehmen und ihnen dermaleinſt einen ſtillen glücklichen Lebensabend durch ihre Fürſorge, Liebe und Treue zu bereiten. Sie empfand das Erhebende, das als Troſt für ihren Verzicht darin lag, daß ſie eine Pflicht erfüllte, nach ihrer Weiſe dienen konnte und ſich nützlich machen für die Strecke Weges, die ihr auf dieſer Erde angewieſen ſein würde. Aber den kurzen Traum von Glück, den Gedanken nur auf ein paar Sekunden, meinte ſie ſich gönnen zu dürfen. Der nüchterne Ernſt der Arbeit kehrte ja doch nach der flüchtigen Phantaſie in ihr Herz zurück.

Nur Bertha betrachtete ſie mit ängſtlichem Auge. Marie liebte die häßliche kleine Schweſter ſo ſehr und gönnte ihr alles Glück, alles Liebe und Schöne. Sie ſollte einen Mann finden, der ihr das bot, denn ihr eigenes Opfer für die Eltern war genug; Bertha mußte glücklich werden, wenn ſie auch zehnmal häßlich war. Vielleicht gerade deshalb, weil die Natur ihr nicht äußere Reize verliehen, ſo daß ſie Befriedigung darin hätte finden können, anderen angenehm und wohlthuend für Blick und Gefühl zu ſcheinen.

Die häßliche Bertha ſaß ſtill neben Herrn von Pellbeck, die Augen auf das Paar gerichtet, das vorn am Altar neben einander kniete. Ihr war das Herz ſo ſchwer, ſo wunderſam war ihr zu Sinn, ſo ernſt, ſo feierlich und doch ſo bewegt. Unwillkürlich ſchweiften ihre Gedanken davon und blieben bei ihrem Nachbar hängen, bei dem unglücklichen Schickſal, das ihn getroffen. Sie begriff nicht, wie man des Geldes halber heiraten konnte, weil ſie überhaupt den Wert des Geldes nicht kannte. Sie verſtand überhaupt nicht, was jene andere, mit der er verlobt geweſen, mit Geld hatte beginnen wollen. Und in ihre Seele ſchlich immer mehr ein tiefes Mitleid mit dieſem betrogenen Mann, deſſen Zukunft und Lebensglück eben geſcheitert waren.

Häßlich war er, ja ſehr häßlich mit ſeinem bartloſen Geſicht, dem früh ergrauten Haar, das alt machte, und den Narben, die ihn entſtellten. Gerade jetzt ſchob er das Kinn zurück, und die Verletzungen traten noch mehr hervor als ſonſt, aber er ſchien doch gut zu ſein, er war freundlich gegen ſie geweſen, wenn niemand gegen ſie freundlich war, er hatte ſich um ſie gekümmert, wenn die anderen ſie in der Ecke ſtehen gelaſſen hatten. Sie fühlte ſich ganz beſonders zu ihm hingezogen, nicht bloß aus Mitleid, wie ſie meinte, ſondern weil er Mitleid mit ihr gehabt.

Wie ſie ſo in Gedanken war, hätte ſie faſt das Schlußgebet verpaßt, und nun ſtanden auch ſchon alle auf, und unter erneuten Klängen der Regimentsmuſik ging es aus der Kirche hinaus. Herr von Pellbeck hatte ihr wieder den Arm geboten, er war ſehr ernſt und ſprach während des ganzen Rückweges kein Wort. Vielleicht dachte er daran, daß auch er bald vor den Altar hatte treten wollen.

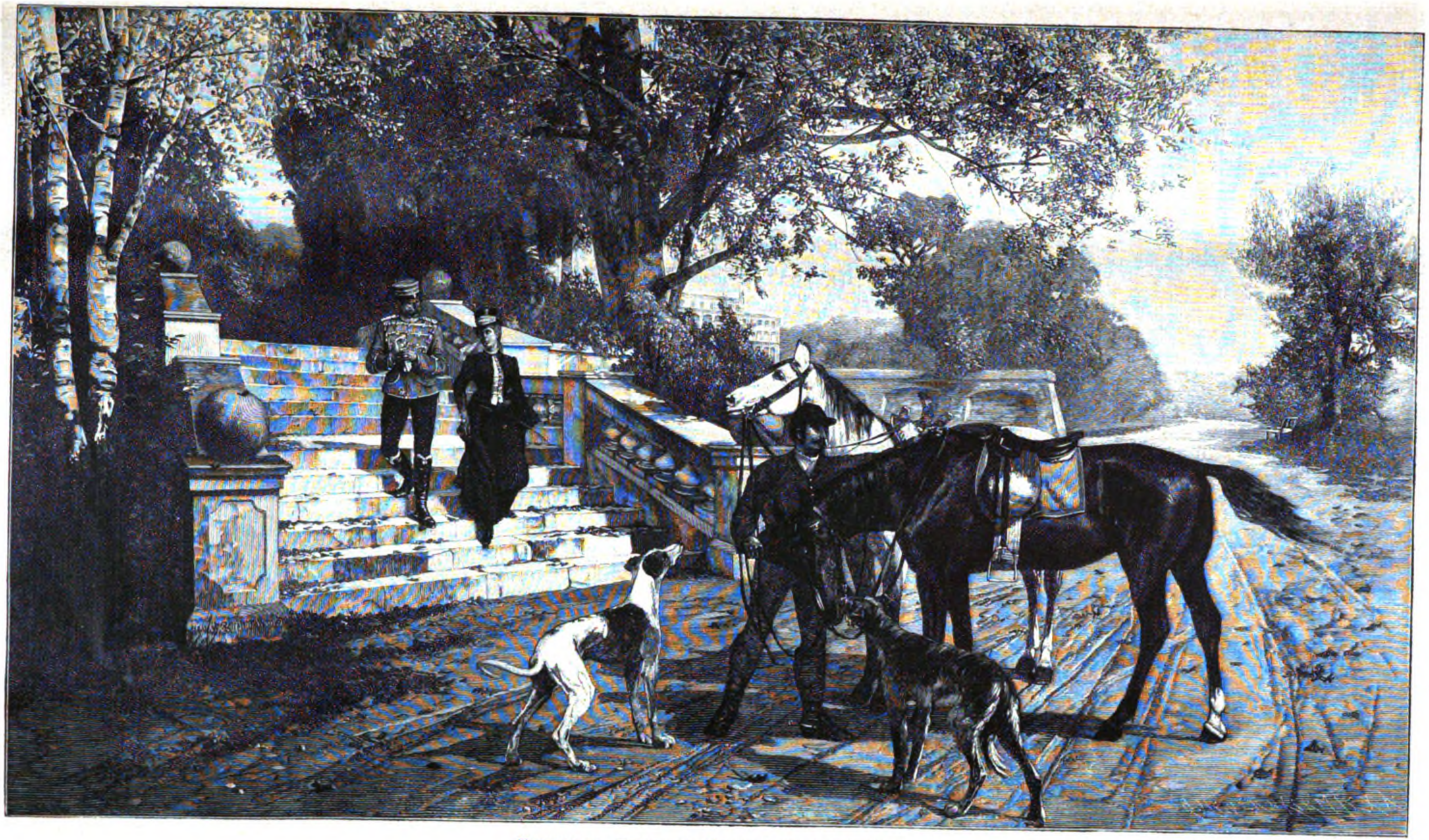
Beim Rückweg ging es nicht mehr ſo feierlich langſam, ſondern viel eiliger, ſo daß die kleinen Mädchen mit den leeren Blumenkörben laufen mußten, um mitzukommen.

Man unterhielt ſich faſt nur von der Rede des Pfarrers.

„Es waren ſehr ſchöne Gedanken darin!“ meinte Baronin Leers, und Herr von Gernopp erzählte ihr mit einem gewiſſen Selbſtbewußtſein: „Ich habe ihm den Gedankengang gegeben!“ Doch ſeine Gattin wollte es nicht gelten laſſen. „Auguſt, die Daten doch höchſtens!“ rief ſie dazwiſchen.

„Nun ja, das iſt doch das Skelett zum Ganzen!“ antwortete er gereizt, weil er ſich nicht von den Leers bloßſtellen laſſen wollte.

(Fortſetzung folgt.)



Morgenritt. Nach dem Gemälde von Hans W. Schmidt.

Chaſot.

Ein Gedenkblatt zur 150jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745). Von **Karl Theodor Gaedertz.**

I.

Am 17. Juli im Jahre des Heils 1760 war die enge Papenſtraße in der Reichsſtadt Lübeck von einer zahlreichen Menſchenmenge angefüllt, die ſich vor der kleinen katholiſchen Kapelle zu einem Knäuel ballte. An der Ecke der Gaſſe, beim Eingange zu dem angrenzenden großen freien Platze, Parade genannt, hielten prächtige Staatskaroſſen, und dahinter ſtauten ſich ſchier unabſehbare Scharen von Zuſchauern, Kopf an Kopf dicht gedrängt.

Auf aller Lippen war das Ereignis des Tages: die Vermählung des neuen — am 30. Oktober 1759 ernannten — Stadtkommandanten Grafen Iſaak Franz Egmont von Chaſot und der Komteſſe Camilla Torelli de Monterico. Ein Sagenkreis umgab Bräutigam und Braut.

Chaſot, des Königs Friedrich II. von Preußen Freund, einer der Helden bei Hohenfriedberg, von Geburt Franzoſe, — und ſeine Herzensdame Camilla, des berühmten Malers Stefano Torelli Tochter, eine Italienerin, — beide jetzt Bürger und Bürgerin der alten deutſchen Hanſaſtadt.

„Wißt Ihr, wie eigentlich unſer Kommandant zu ſeiner Braut kam?“ fragte ein ehrbarer Handwerker einen am Portal in Galatracht Wache haltenden Diener.

„Jawohl!“ lautete die Antwort. „Wenn einer, ſo weiß ich Beſcheid, durfte ja aufwarten beim Gaſtmahl, das Ein Edler und Hochweiſer Rat dem gefeierten Künſtler, dem Schöpfer der allegoriſchen Bilder im Audienzſaal, veranſtaltete. Torelli bot unſerem Präfekten eine Priſe an. Der erblickte auf dem Deckel der Doſe das Porträt eines liebreizenden Mädchens, des Meiſters ſechzehnjähriges Töchterlein, und war flugs Feuer und Flamme. Verdenken kann man's ihm nicht, denn, ich ſchwöre Euch, nie zuvor ſah ich holdere Geſichtszüge. Die oder keine! Der Maler ſchien gar nicht abgeneigt, hielt's aber für unmöglich, daß eine Dame in dieſen Kriegsläuften aus Dresden nach Lübeck reiſe. ‚Dafür laßt mich ſorgen,‘ erklärte Chaſot und ſchrieb an den großen Friedrich mit der Bitte um freies Geleit des Fräuleins durch das preußiſche Lager.“

„Und der König?“ erſcholl es von allen Seiten.

„Se. Majeſtät ſagten gnädig zu und ſtellten bloß die Bedingung, die Auserwählte ſeines ehemaligen Kameraden perſönlich kennen zu lernen. Ein Huſarenrittmeiſter von Reitzenſtein — ſeht Ihr, ſogar den Namen hab' ich behalten! — mußte die Dame in Empfang nehmen und in das königliche Zelt führen. Fridericus rex zeigte ſich ſehr huldvoll, hat ſie bewirtet und beim Abſchied auf die Stirne geküßt. Dann iſt ſie weiter eskortiert worden und glücklich zu ihrem Vater nach Lübeck gelangt.“

„Nein, wie intereſſant!“ liſpelte eine aufmerkſam zuhörende Bürgerstochter, „ganz wie in einem Ritterroman!“

„Und der alte Junggeſelle war endlich in Feſſeln geſchlagen?“ forſchte eine ſchmachtende Schönheit neugierig.

„Alter Junggeſelle?! Der Herr Kommandant iſt erſt vierundvierzig Jahre, groß, geſund, ſtattlich und lebhaft,“ rief der Erzähler begeiſtert, „ein Hüne und ein Held! Was Wunder, wenn er ihr und ſie ihm ſofort gefiel! Na, aber bildhübſch iſt auch die Komteſſe, und ſingen thut ſie ſo herrlich, daß die Engel im Himmel es nicht beſſer können.“

„Verzeihung!“ miſchte ſich ein biederer Bürger ins Geſpräch. „Ihr ſcheint ja ſehr genau unterrichtet. Wißt Ihr auch, ob es wahr iſt, daß Chaſot durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs unſerem Rat empfohlen worden iſt?“

„Hm,“ verſetzte geſchmeichelt der Gefragte, „etwas muß wohl an dieſem Gerücht ſein, ob ich gleich einen ſolchen Brief nicht geſehen habe. Im Staatsarchiv iſt ein Schwager von mir Kanzliſt, ein rechter Geheimniskrämer. Nun, hinterm Kruge Eimbecker Bier berichtete er von einem älteren Briefe, anno 1747, den habe der Herr Archivarius mit Andacht mehrmals laut geleſen, ſo daß er jedes Wort vernommen und im Gedächtnis behalten. Darin dankt der König den ‚Ehrenveſten, Wollweiſen und Hochgelahrten, lieben Beſonderen‘ für einen erwieſenen Dienſt: ‚So angenehm Mir nun dieſe Eure bezeugte Attention geweſen, ſo ſehr werde Ich bemühet ſeyn, Euch und der guten Stadt alle möglichen Proben von Meiner gnädigen Propension bei jeden Vorfällen zu ertheilen, und thätlich an den Tag zu legen, wie ſehr ich ſey Euer ſehr affectionirter‘ ꝛc.“

„Und daraus ſchließt Ihr, daß, nach dem Tode unſeres braven Oberſt Detlef von Bradtke, Ein Hochweiſer Rat ſich an Se. Majeſtät von Preußen um einen tüchtigen Nachfolger wandte?“

„Kann ſein, kann nicht ſein,“ zuckte der Ratsdiener mit den Achſeln. „Immerhin bleibt es auffallend, daß unter den Bewerbern von vornherein Chaſot als der geeignetſte erſchien. Sein kriegeriſcher Ruhm war und iſt freilich in aller Munde. Vielleicht hat, was mein Schwager ebenfalls ausplauderte, die ſtolze Stelle in der Eingabe dem unabhängigen Bürgerſinn gefallen: ‚es ſei von einer Denkungsart weit entfernt, ſeine Wünſche durch hohe Empfehlungsſchreiben unterſtützen zu laſſen,‘ oder juſt ſie bewog unſere worthabenden Herren Bürgermeiſter, in Berlin Erkundigungen einzuziehen, die ſehr günſtig ausfielen; kurz und gut, er bekam den ſchönen Poſten mit dem höchſten Gehalte von 4500 Mark Lübſch Courant.“

In dieſem Augenblicke wurde die Thür der kleinen Kapelle geöffnet, Orgelklang und Geſang erſchallte hinaus auf die Straße; mehrere Kirchendiener erſuchten die Menge, etwas zurückzuweichen. Von der Parade fuhr der Hochzeitswagen vor, und jetzt erſchien im Portal die hünenhafte Geſtalt des mit dem Orden pour le mérite, am ſchwarz-weißen Bande, geſchmückten Stadtkommandanten, am Arm ſeine ihm eben angetraute Gemahlin. Aber während Chaſot alle um Haupteslänge überragte, verſchwand die kleine zierliche Figur der jungen Frau, ſo daß nur die Nächſtſtehenden ſich ihres Anblickes erfreuen konnten. Ein unbeſchreibliches Gedränge der neugierigen hinteren Volksmaſſen entſtand. Chaſot war eine Sekunde in Verlegenheit, wie durch dies Chaos ſich Bahn zu ſchaffen; ſchon beſorgte er, ſein Weibchen könnte erdrückt werden. Da, kurz entſchloſſen, nahm er Camilla auf ſeine ſtarken Arme, trug ſie, hoch gehoben, jedem Auge ſichtbar, raſch durch die Menſchenmenge und ſetzte ſie behutſam und zart in die Kiſſen der Galakutſche.*)

„Fürwahr, ein galanter Mann!“ — „Ein genialer Einfall, ganz eines kühnen Ritters würdig!“ — „Welche Geiſtesgegenwart!“ — „Eine rechte Kriegsliſt, ſich glücklich aus der Affaire zu retten und ſeine Beute in Sicherheit zu bringen!“ Solche und ähnliche bewundernde Ausrufe wurden laut.

Selten hat in der alten norddeutſchen Reichsſtadt Lübeck eine Trauung und Hochzeit ſo allgemeine Teilnahme erregt, wie die des Grafen Chaſot mit Camilla Torelli.

II.

Auf dem lieblich am Ufer der Wackenitz gelegenen Landgute Marly vorm Burgthore mit dem Blicke auf die im Waſſer ſich ſpiegelnden Kirchtürme lebte das Paar fortan im Sommer und Herbſt und bezog für den Winter ein dem Domkapitel gehöriges Stadthaus an der Parade.

Der neue Kommandant war nicht nur ein erfahrener Kriegsmann, ſondern bewährte ſich auch, zum Vorteil der

---

*) Authentiſch. Ich verdanke dieſe für das ſchnell entſchloſſene Weſen Chaſots charakteriſtiſche Epiſode einer noch lebenden Urenkelin, welche den kleinen Vorfall von ihrer Urgroßmutter, die bis ins höchſte Alter einen heiteren, friſchen Sinn ſich bewahrte, wiederholt gehört hat. Ihrem ritterlichen Beſchützer auf der Brautfahrt blieb Gräfin Chaſot freundſchaftlich zugethan, und als ihre jüngſte Enkelin den ſpäteren General von Reitzenſtein heiratete, hegte ſie für denſelben, des Namens wegen, beſondere Vorliebe. Gräfin Camilla Chaſot ſtarb am 18. Januar 1827 zu Magdeburg und iſt im herrſchaftlichen Kirchengewölbe zu Menz beigeſetzt.

Stadt, welche ſeine zweite Heimat wurde, als geſchickter Diplomat. Heiter und anregend in der Unterhaltung, verſchmähte er nicht die Tafelfreuden. Die Schönheit, Liebenswürdigkeit und Geſangskunſt ſeiner Gattin wirkten bezaubernd. So konnte es nicht fehlen, daß ihr Heim bald den Mittelpunkt der vornehmen Geſellſchaft bildete; oft und gern kehrten auch die durch Lübeck reiſenden fürſtlichen Perſonen dort als Gäſte ein, vor allem der Kronprinz, nachmalige König Friedrich VI. von Dänemark.

Der überaus glücklichen Ehe entſprangen zwei Knaben. Die Taufe des Erſtgeborenen, Friedrich, geſchah im Juni 1761 mit höchſtem Glanze auf Marly. „Mein lieber Chaſot, Ich nehme den Rekruten, welcher Ihnen ſein Leben verdankt, ſehr gern an, und Ich werde Pathe des Kindes ſeyn,“ hatte Friedrich der Große geſchrieben und ſeinen Miniſter beim niederſächſiſchen Kreiſe, den Wirklichen Geheimen Rat von Hecht, als Stellvertreter abgeordnet; für ſeine erlauchte Schweſter, Königin Ulrike von Schweden, hielt die Kammerherrin Baronin von Albedyll das Kindlein; namens der Reichsſtadt und des Rats erſchien als Zeuge der Domprobſt Syndikus Dr. Dreyer. Der glückliche Vater ſchilderte dem Könige von Preußen kurz die feierliche Handlung und ſchloß mit der kräftigen Verſicherung: „Wenn der Junge mir gleicht, Sire, wird er nicht einen Blutstropfen in ſeinen Adern haben, der nicht Ew. Majeſtät gehört.“

Im Oktober 1763 kam der zweite Sprößling, Ludwig, zur Welt. Diesmal ging der Taufakt im Stadthauſe vor ſich. Gevatter waren Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz nebſt Gemahlin und der Biſchof von Lübeck, Herzog Friedrich Auguſt von Holſtein-Gottorp.*)

Stefano Torelli, der Großvater, hatte nur der erſten Feier beigewohnt, nach Vollendung der Gemälde im Audienzſaale Lübeck verlaſſen und ſich, auf Einladung der Kaiſerin Katharina, die ihn mit Aufträgen überhäufte, nach Petersburg begeben. Vor ſeiner Abreiſe fertigte er zwei lebensgroße Knieſtücke ſeines Schwiegerſohnes und ſeiner Tochter.**)

Siebenunddreißig ungetrübte Jahre floſſen dahin. Während dieſes langen Zeitraumes folgte Chaſot, der inzwiſchen den Titel eines Generalleutnants erhalten hatte, wiederholten Einladungen nach Sansſouci, mehrmals auf Monate. Am 24. Januar 1784, dem Geburtstage des Königs, feierten dort beide das Jubiläum ihrer fünfzigjährigen Freundſchaft; ſie ſahen ſich zuletzt 1785, im Sommer darauf entſchlief Friedrich der Große.

Unauslöſchlich hafteten beſonders die ſchönen Tage von Rheinsberg im Gedächtniſſe Chaſots, des „Matador meiner Jugend“, wie der Kronprinz ihn genannt hat; ſogar das Flötenſpiel pflegte er noch bis in den Tod, ganz verſunken in Friedericianiſche Erinnerungen.

Donnerstag den 24. Auguſt 1797, in der Frühe des Morgens, hauchte er ſeine unſterbliche Seele aus.

Ein ernſtes, eigentümliches, nie zuvor in der alten Reichsſtadt Lübeck geſehenes Schaugepränge ereignete ſich in der Nacht vom 26. Auguſt. Hunderte von Leidtragenden hatten ſich auf dem Gute Marly eingefunden, um dem in allen Schichten der Bevölkerung beliebten Entſchlafenen die letzte Ehre zu erweiſen. Unter den ſchwermütigen Klängen des Trauermarſches, den der Heimgegangene noch zuletzt auf der Flöte geblaſen, beim weithin leuchtenden Schein vieler Fackeln und Kerzen — ſo hatte es in Pietät und nach italieniſcher Sitte die Witwe gewünſcht — geleitete man den föhrenen Sarg hin zum Ufer der Wackenitz, wo ein großer, ſchwarz drapierter Kahn zu ſeiner Aufnahme bereit lag. Ihm folgten die Teilnehmer in kleinen Booten. Über die glitzernden Fluten des Waſſers ging langſam die traurige Fahrt hinüber nach dem Hüxterthor. Dort wurde der Sarg auf einen Wagen gehoben; lautlos bewegte ſich der Zug durch das Mühlenthor nach dem Domshof zum Stadthauſe auf der Parade.

Daſelbſt blieb die Leiche aufgebahrt. Mancher Bürger und Soldat hat noch einmal das jetzt totenblaſſe Antlitz des verehrten Kommandanten, des kühnen Kriegers und Siegers, geſchaut.

Im Morgengrauen des 30. Auguſt, um vier Uhr, wurde Chaſot beſtattet und zwar militäriſch. Seine Leiche ward vom Regimentstambour mit rotſamtenem Laken aufgeziert, darauf der Degen lag und der dreieckige Hut mit dem Federbuſch. Den Sarg trugen zwölf Unteroffiziere. Es begleiteten ihn in der Stille nach dem Dom die Soldaten freiwillig, ohne dazu kommandiert zu ſein. Die fremden Werber rangierten ſich mit ihnen, ferner die Hautboiſten und Tambours; vor denſelben, hinter dem Sarge ſchritten drei Paar in ſchwarzer Kleidung, Chaſots Bedienten. Vorauf ging der Totenbitter mit langem ſchwarzem Mantel. In der Kathedrale trug man den Sarg in den Chor und ſenkte ihn, nachdem das Gefolge ſeine Gabe in den Gotteskaſten geworfen, mit einem ſtillen Vaterunſer hinab in die ausgemauerte Gruft.

Morgens und nachmittags ward für Chaſot zu St. Jakobi, weil ſein Gut in dem Kirchſpiele lag und er da geſtorben, und im Dom, weil er auf dem Domshofe gewohnt und ſeine Leiche dorthin gekommen, mit der Puls geläutet.

Am ſelben Tage aber laſen Lübecks Einwohner mit wahrer und warmer Teilnahme in den „Anzeigen“ nachſtehende Zeilen:

„Am 24. Auguſt dieſes Jahres endigte ſeine irdiſche Laufbahn Herr François Egmond Graf von Chaſot, General-Lieutenant, Commandant dieſer Stadt und Ritter mehrerer Orden, im 82ſten Jahre ſeines ruhm- und thatenvollen Lebens.

Die Geſchichte gab ihm den Namen eines Helden, und Alle, die ihn näher kannten, den erhabeneren eines Menſchenfreundes.

Die Zeit mag die Wunde, die uns dieſer Verluſt ſchlug, verharſchen, heilen wird ſie ſie nie.

Des Verſtorbenen Wittwe und Söhne.“

III.

„Die Geſchichte gab ihm den Namen eines Helden“ — fürwahr, auf die Ehrentafel der deutſchen Geſchichte hat Klio den Namen Chaſot mit ihrem Griffel geſchrieben für ewige Zeiten, vor allem an jenem Tage, dem 4. Juni 1745, der für Friedrichs II. und Preußens Glück und Macht von entſcheidender Wichtigkeit geweſen iſt. Durch eine Niederlage bei Hohenfriedberg hätte das Geſchick unſeres engeren wie weiteren Vaterlandes eine ſchlimme Wendung genommen. Der glänzende Sieg machte durch den bald darauf in Dresden geſchloſſenen Frieden Schleſien endgiltig zur preußiſchen Provinz.

Den hervorragenden Anteil Chaſots beſonders bei Hohenfriedberg in das rechte Licht zu ſetzen und ſeinen Mitbürgern die hiſtoriſche Bedeutung ihres jüngſt verſtorbenen Kommandanten vor Augen zu führen, erachtete der Obergerichtsprokurator und Protokolliſt bei der Kriegsſtube Matthias Eberhard Kröger für eine Ehrenpflicht. Auf Grund der von Chaſot ſelbſt in franzöſiſcher Sprache verfaßten (ſpäter leider verbrannten) Memoiren hielt dieſer würdige Lübecker in der litterariſchen Geſellſchaft an drei Abenden, im Dezember 1797, höchſt intereſſante Vorleſungen.*)

Dieſelben enthalten u. a. den genauen Wortlaut eines

---

*) Graf Friedrich, des großen Königs Pathenkind, ſtarb als Rittmeiſter, unvermählt, ſchon 1800; der jüngere Bruder, Graf Ludwig, Flügeladjutant Friedrich Wilhelms II., Ritter des Ordens pour le mérite, Kommandant von Berlin, nachmals Oberſt in ruſſiſchen Dienſten, Organiſator der ruſſiſch-deutſchen Legion, hat in der Geſchichte der Freiheitskriege eine ehrenvolle Rolle geſpielt; er ward plötzlich durch Fieber 1813 dahingerafft. Mit ihnen erloſch in männlicher Linie das Geſchlecht der Grafen Chaſot in Deutſchland.

**) Beide Gemälde befinden ſich jetzt im Beſitze des Urenkels, Generalmajors Freiherrn Egmont von Reitzenſtein, und werden hier, mit ſeiner gütigen Erlaubnis, zum erſtenmal vervielfältigt (S. 541). Zu bemerken iſt, daß Gräfin Camilla ſitzend dargeſtellt iſt, wodurch ihre Figur größer erſcheint.

*) Von mir kürzlich aufgefunden und veröffentlicht in der Schrift „Friedrich der Große und General Chaſot. Nach der bisher ungedruckten Handſchrift eines Zeitgenoſſen. Von Karl Theodor Gaedertz.“ (Bremen, C. Ed. Müllers Verlag. 1893.)

Briefes, welchen Chaſot über den unvergleichlich herrlichen Sieg von Hohenfriedberg niedergeſchrieben hat, mit ſpeziellem Hinblick auf ſeine eigene Beteiligung bei dem großartigen Reiterangriff der Bayreuther Dragoner.

Es kann hier nicht näher eingegangen werden auf die Ordre de bataille des preußiſchen Heeres und der verbündeten öſterreichiſch-ſächſiſchen Truppen; auf beiden Seiten ſtanden ſich ungefähr 70 000 Mann gegenüber.

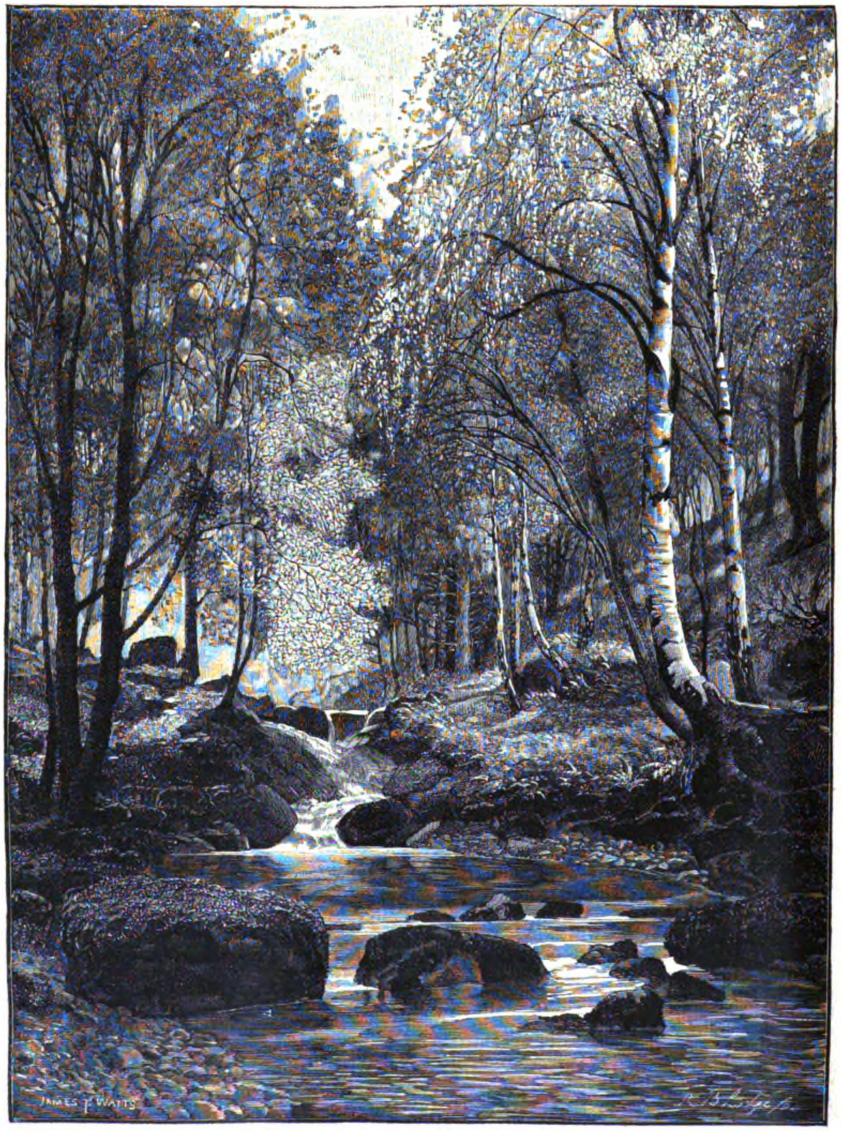
Im Zwielicht der Morgendämmerung erfolgte auf dem rechten preußiſchen Flügel der Angriff gegen die überraſchten Sachſen; ſie wurden geſchlagen. Inzwiſchen hatten die Oeſterreicher ihre Schlachtordnung gebildet. Der linke preußiſche Flügel rückte vor, bald unterſtützt von dem rechten, jedoch ohne völlig die Oberhand zu gewinnen.

Da plötzlich ſchmettern Trompeten, die pommerſchen Dragoner vom Regiment Bayreuth reiten an, General von Geßler, Oberſt von Schwerin und Major von Chaſot als Führer — den Säbel in der Rechten, vorgebeugten Leibes, auf ſchnaubenden Roſſen ſprengen die drei voraus — im Sturmwind hinterdrein jagen zehn Schwadronen — niedergehauen werden die öſterreichiſchen Grenadiere, über den Haufen geworfen durch eine geſchickte Schwenkung ſechs feindliche Infanterieregimenter: hiermit war der Sieg den Preußen.

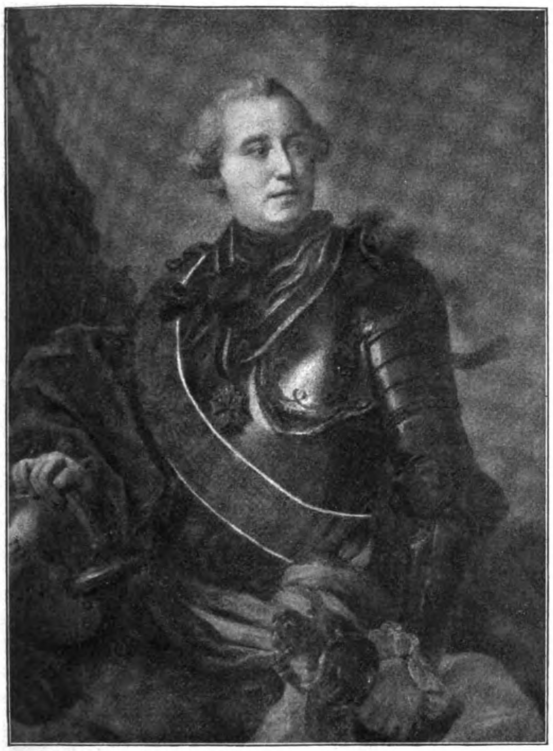
Friedrich der Große hatte von einer Anhöhe den Entſcheidungskampf aufmerkſam beobachtet. Die letzten Vorgänge auf dem linken Flügel beunruhigten ihn; er ſah Fliehende, verfolgt von blauer Kavallerie. Heftig heiſchte er Auskunft. In dieſem Moment kam Marquis von Valory vom linken Flügel, wohin er zur Erledigung eines Auftrages geſandt worden, zurück und verſicherte, die blauen Dragoner thäten Wunder der Tapferkeit. „Wie iſt das?“ erwiderte der König. „Ich habe keine blauen Dragoner.“ — „Und doch,“ antwortete Valory, „habe ich mit Chaſot geſprochen, der blau gekleidet war und an der Spitze eines Regiments ſtand, das dieſelbe Farbe hatte.“ Friedrich verſetzte darauf: „Das Regiment Bayreuth hat alſo die Nacht an der Toilette zugebracht. Ich habe noch geſtern abend, zwar in der Dunkelheit und ohne ihn zu ſehen, mit Chaſot geſprochen, und er hat Mir auch nicht ein einziges Wort von der neuen Montierung, die Ich noch in Schweidnitz zu ſein glaubte, geſagt. Es mag ihm indeſſen dieſe Art, ſie zum erſtenmal zu tragen, hingehen.“

Es war in der Morgenfrühe um neun Uhr. Ein preußiſches Kavallerieregiment hatte 2500 Gefangene gemacht und 66 Fahnen erobert: ein erſtaunlicher Erfolg, unerhört in den Annalen der Kriegsgeſchichte.

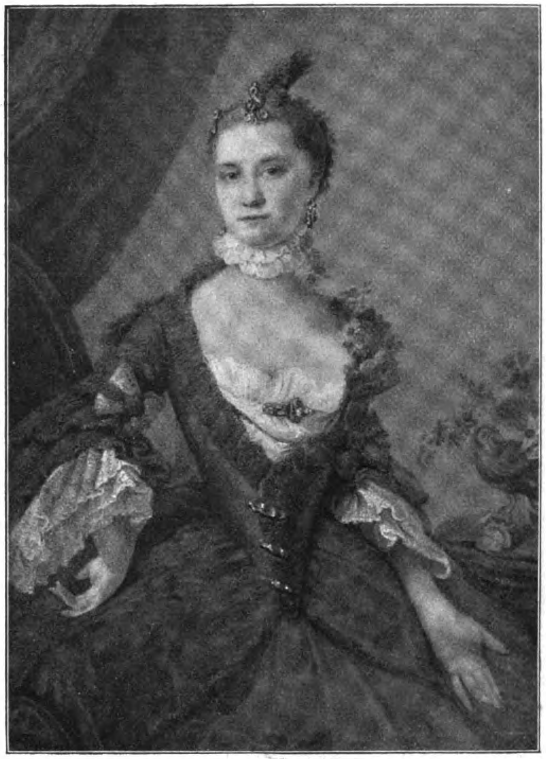
Der König bezog als Hauptquartier das nahe gelegene Schloß Rohnſtock und erwartete am nächſten Tage das Abbringen der erbeuteten Siegestrophäen. Chaſot wurde die Ehre des Empfanges zu teil. Er ſelbſt ſchildert die von ihm angeordnete Prozeſſion alſo: „24 Tambours, denen 27 Dragoner, neun in jeder Reihe, folgten, eröffneten den Zug. Sodann kamen 32 Dragoner, wovon zwei und zwei eine dem Feind abgenommene Fahne trugen. 24 Dragoner, acht in jedem Gliede, machten das Centrum, denen wieder 34 Dragoner folgten, welche, gleich den vorhergehenden, zwei und zwei die ſchönſten feindlichen Fahnen trugen. Endlich ſchloſſen 27 Dragoner, neun in jeder Reihe, wie bei der Avantgarde, den Zug. Wie wir dem Schloſſe Rohnſtock auf hundert Schritte nahe waren, ſchickte ich einen Offizier an den König, ihn um die Erlaubnis zu bitten, daß ich mit meinen Dragonern kommen und ihm ein auf dem Schlachtfelde gewundenes Boukett überreichen dürfte. Der König ließ mir antworten: ich würde willkommen ſein, und ging ſogleich aus dem



Frühling. Nach der Zeichnung James S. Watts.



Generalleutnant Graf Iſaak Franz Egmont von Chaſot.



Gräfin Camilla von Chaſot, geb. Gräfin Torelli de Monterico.

Schloſſe, uns zu empfangen. Ehe wir in den großen und ſchönen Vorhof kommen konnten, mußten wir ein Gewölbe paſſieren, das nur drei Mann im Gliede zu gehen erlaubte; auch mußten aus eben dieſer Urſache die Fahnen, die noch eingewickelt waren, geſenkt werden. Sobald wir uns aber auf dem Hofe ſelbſt befanden, ließen wir die Fahnen flattern, und wurden von der Avantgarde wieder neun Mann in jedes Glied geſtellt. Wir langten endlich bei dem König an, der ſich einen ſolchen Ort gewählt hatte, von wo er unſeren ganzen Zug mit einem Blick überſehen konnte. Wie die Dragoner des Centrums unter dem Thorwege waren, ſo hielt er ſie für die Arrièregarde, nahte ſich meinem Pferde und ſagte in vollem Entzücken und mit beiden Händen meine Stiefelſtolpe faſſend, ganz laut zu dem Marquis von Valory: ‚Chaſot iſt doch der galanteſte Mann. Er bezahlt reichlich die Pferde, die ihm ſeine Freunde ſchicken. Ich will Mich gern verbinden, ihm immer für einen ſolchen Preis ſeine Kavallerie vollzählig zu machen.‘ Meine Antwort darauf war, daß ich mich meiner Schuld gegen Se. Majeſtät noch nicht entledigt hätte und Sie erſucht haben wollte, das Ende meines Bouketts abzuwarten. ‚Nein, nein!‘ ſagte der König, ‚Ich habe ja ſchon die Arrièregarde geſehen!‘ — ‚Um Vergebung, Sire, es war nur das Centrum der Eskorte. Ew. Majeſtät ſollen noch etwas Beſſeres, als was Sie jetzt ſahen, erblicken. So iſt es der Gebrauch in Frankreich, daß man allemal die ſchönſten Zierate am Schluß einer Prozeſſion anbringt.‘ Der König kehrte darauf nach ſeinem vorigen Platz zurück und ſagte, als er noch 34 Fahnen, die faſt ganz neu waren, erblickte, zum Marquis: ‚Ich muß geſtehen, einen ſo glänzenden und vollſtändigen Strauß erwartete Ich nicht. Da ſind ja ſo viel Fahnen, daß man damit, wenn nicht eine ganze Armee verſehen, doch wenigſtens Ihre ganze Pariſer Kathedralkirche behängen könnte.‘ Als Se. Majeſtät hierauf die Prozeſſion, die en front aufmarſchiert war, in Augenſchein genommen hatte, mußte ich die Fahnen ins Schloß bringen laſſen, damit ſie in ſeinem Zimmer aufgeſtellt werden könnten, welches denn unter Rührung aller Trommeln und mit den gewöhnlichen Ceremonien geſchah. Demnächſt ließ ich diejenigen, welche die Fahnen getragen hatten, wieder zu dem Trupp gehen, formierte daraus eine Eskadron von 144 Dragonern und ließ ſie, zwölf Mann in jedem Gliede, dem Könige vorbeipaſſieren, um ſie ins Lager zurückzuführen. Der König, der über allen Ausdruck vergnügt war, ſagte im Vorbeigehen zu mir: ‚Kommen Sie bald zurück und eſſen Sie mit Uns unter den Lorbeeren, die Sie allda erwarten, und die Sie und das brave Regiment verdient haben!‘“

Bei Tiſche drehte ſich natürlich das Geſpräch um die Einzelheiten der Bataille. Chaſot durfte dem Könige gegenüber ſitzen. Auf Friedrichs Frage, wie es ihm möglich geweſen, über ſo viel Gräben, einen hinter dem anderen, in ſo guter Ordnung zu ſetzen, erwiderte er beſcheiden, auf Geßler, der den Platz neben dem Monarchen hatte, hinweiſend: „Sire, wenn man von einem ſo braven General geführt wird, iſt man bei dem, was man vorhat, nie in Verlegenheit. Er iſt es, dem wir unſer Glück verdanken.“

Unter dem friſchen Eindruck jener glorreichen Begebenheit ſchrieb der König am 6. Juni dem Feldmarſchall Fürſt Leopold von Deſſau: „Da Ich ehegeſtern noch nicht im ſtande war, eine ausführliche Nachricht der ſelbigen Tages vorgefallenen Aktion und des erhaltenen Sieges zu geben, ſo habe Eurer Liebden nunmehro hiebei eine fidele Relation davon zuſenden wollen.“ Zum Schluß des Berichtes heißt es: „Der Erfolg iſt zu danken den Generalen Geßler und Schmettau, dem Oberſt Schwerin und dem tapferen Major Chaſot, deſſen Tüchtigkeit und Führung ſich in drei Schlachten gleichermaßen bewährt hat.“ Gemeint ſind die Gefechte bei Czaslau, Kammerburg und bei Mollwitz, wo er den König aus Lebensgefahr befreite.

Friedrichs Dankbarkeit gegen Chaſot, der bereits den Orden pour le mérite beſaß, bekundete ſich in Verleihung einer Wappenvermehrung mit den Buchſtaben H F (Hohen Friedeberg) und der Zahl 66 (Hinweis auf die erbeuteten

Standarten). Die Mutter des Helden erhielt bald darauf eine goldene, diamantenbeſetzte Doſe mit einem ſchmeichelhaften Handſchreiben.

In ſeinem Gedichte Palladion hat Friedrich II. Chaſot beſungen. Hier die Hauptſtelle in freier Überſetzung aus dem Franzöſiſchen:

Vor allen andern that ſich hervor
Des kühnen Degen Chaſot Korps;
Kriegserfahrene alte Soldaten,
Die, in der Ebene ſchweifend umher,
Schnell wie der Blitz ſich zuſammenthaten,
Ihrem Führer folgend vereint
Stürmten wider den wartenden Feind.
Schwerter ſauſten, bei jedem Hieb
Tödlich getroffen ein Gegner blieb. —

Wie iſt Dein Name? — Bin Chaſot genannt,
Als der Tapferſten einer bekannt. —

Singe mir, Muſe, wie Chaſot erſtrahlt,
Da er mit feindlichen Köpfen zahlt!
Jupiters Bild mit dem Blitze gleicht
Chaſot, vor dem der Feind entweicht.

Des Königs Abſicht, Chaſot zum Chef des Regiments zu erheben, blieb unausgeführt; eine noch nicht ganz aufgeklärte Differenz veranlaßte 1752 den Abſchied des erprobten Offiziers aus dem preußiſchen Heere.

Nach längeren Reiſen ward letzterer ſieben Jahre ſpäter Kommandant der freien Reichsſtadt Lübeck. Schon vorher hatte ein Ausgleich, eine Verſöhnung zwiſchen Friedrich II. und dem „Matador ſeiner Jugend“ ſtattgefunden. Ein inniges Freundſchaftsband verknüpfte fortan die zwei wahlverwandten Naturen, die einſtigen Kriegs- und Siegesgefährten, den König und ſeinen Adjutanten, bis beide zur großen Armee abberufen wurden.

Heute, da das ehemalige Regiment Bayreuth, jetzt Paſewalker Küraſſiere Nr. 2, genannt Königin, den Ruhmestag der Schlacht bei Hohenfriedberg feſtlich begeht, da beſonders in Schleſien die hundertundfünfzigſte Wiederkehr des für die Geſchichte Preußens und ſomit unſeres geeinten Deutſchen Reiches wichtigen Sieges, an Ort und Stelle, mit einem Feldgottesdienſt feierlich eingeweiht wird, wollen wir dankbar gedenken auch des Helden Chaſot.

Das alte Thor.

An dem Thor der alten Mauer, die mein trautes Heim umfriedet,
Ruht' ich jüngſt, vom heißen Glanze eines Sommertags ermüdet.
Seine dicken grauen Pfeiler ſind von friſchem Grün umzogen,
Und breitäſtige Kaſtanien wölben ſich darob zum Bogen.

Durch die dunkeln Blätter huſchten ſpielend goldne Sonnenfunken,
Müde über meine Augen ſind die Lider mir geſunken.
Wachend träumt' ich — und im Träumen ſah ich längſt verblichnes Leben
Durch den alten Thoresbogen langſam mir vorüberſchweben.

Hier der Ahnherr, der vor Zeiten einſt die Heimat uns erbaute,
Und an ſeinem Arm die Gattin, glückverklärt, die Blonde, Traute;
Unter Blumenkränzen führt er ſie dem neuen Heim entgegen,
Und des Dorfs Bewohner jauchzen ihrer Herrin „Heil und Segen!“

Auf dem Raſen, durch die Büſche, ſeh' ich Kinderkleider ſcheinen,
Doch das alte Thor am Garten iſt das liebſte Ziel der Kleinen.
Leichte Kinderfüßchen huſchen — dunkle Kinderaugen ſpähen,
In die weite Welt da draußen ahnungsvoll hinauszuſehen.

Und der ſchlanke, kecke Junge, ſeiner Eltern Stolz und Hoffen,
Wächſt heran — ihm ſteht des Lebens Glück und Kampf und Streben offen.
Segnend drückt des Vaters Rechte ſeine weichen Locken nieder —
„Geh' mit Gott, mein Sohn, und kehre brav, wie Du gegangen, wieder!“

Ihren Liebling muß die Mutter bis zum Thore noch geleiten —
„Mein Gebet, mein Kind, beſchütze Dich vor Schuld und Fährlichkeiten!“
Da er ſeine Blicke wendet, einmal noch zurückzuſehen,
Sieht er ſie mit naſſen Augen in der Heimat Pforte ſtehen.

Nun ein Zug in bunten Farben, ſorgenloſe Sommergäſte —
Denn ſie wiſſen, ihrer harren liebe Wirte, frohe Feſte;
Selbſt des Abſchieds leiſe Wehmut kämpfen ſie mit Scherzen nieder,
Und im Thor noch klingt es voller Zuverſicht: „Wir kommen wieder!“

Volle Kirchenglocken klingen. Ihre Hand — ihr junges Leben
Hat das holde Kind des Hauſes dem Geliebten hingegeben;
Kinderzeit und Mädchenjahre, wie ſie flüchtig doch vergehen —
Und nun ſollſt Du, zarte Blüte, ſchon auf eignen Füßen ſtehen!

Ob auch ihre klaren Augen voll von ſtrahlendem Vertrauen,
Kindergleich und unerſchrocken in die ferne Zukunft ſchauen,
Muß ſie doch im Thoresbogen ſich noch einmal rückwärts kehren:
„Wird mir wohl das Leben wieder ſolch geliebtes Heim beſcheren?“ —

Welch ein Tag voll Vogelſingen, Blütenduft und Frühlingswehen —
Ja, das erſte Enkelkindchen hat das alte Thor geſehen!
Jetzt ein zartes junges Leben noch, vom Mutterarm umſchlungen,
Ein Verſprechen holder Zukunft, wenn die Knoſpe aufgeſprungen.

Wieder tönen Kirchenglocken — und ein Zug, ein ernſter, trüber,
Folgt der kranzbedeckten Bahre — trauernd wallen ſie vorüber.
Durch die Zweige geht ein Schauern. Heute iſt's ein greiſes Leben,
Morgen wohl ein kaum erwachtes, dem ſie das Geleite geben.

Zeiten fliehn. Des Hauſes Kinder kehren noch nach langen Jahren
Wieder zu der trauten Stätte, wo ſie jung und glücklich waren;
Mit bewegten Blicken grüßen ſie das Thor, die alten Bäume,
Die verklärt vom lichten Schimmer längſt verwehter Jugendträume.

Manche, die in Stolz und Hoffen lebensfreudig ausgezogen,
Kommen mit gebeugtem Haupte, um Vertrau'n und Glück betrogen.
Denen ſtatt erſehntem Ziele herbes Leid und Weh beſchieden,
Kehren wieder, zu geſunden im geliebten Heimatfrieden.

Und Geſchlechter auf Geſchlechter ſeh' ich ſo vorüberziehen,
Winterreif deckt dunkle Haare, Knoſpen welken und erblühen —
Wieder ſcheinen zu erſtehen halb vergeſſ'ne Menſchenleben,
Um vor meinem Blick aufs neue farbenfriſch ſich zu erheben.

Kinderluſt und Frauenliebe — Todesſchmerz und Lebenshoffen,
Die des Glückes Sonne küßte — die des Jammers Hauch getroffen,
Kommen all vorbeigezogen — die mit Lächeln — die mit Zagen —
Hier ein Bild aus tiefem Dunkel, dort ein Traum aus Sommertagen.

— Eines Vögleins Stimme weckte mich aus ſelbſtvergeſſ'nem Träumen.
Ein verlornes Abendwehen flüſtert in den alten Bäumen —
Unerſchüttert ſtehn die Pfeiler, ſteht der laubgekränzte Bogen,
Unter dem ſo ungemeſſen Glück und Leid dahingezogen.

Hedwig Gräfin Rittberg.

Farbenbedeutung.

Die gelbe Jacke, die der Kaiſer von China ſeinen Würdenträgern als höchſte Gunſt zuerkennt oder aberkennt, je nachdem die Sonne ſeiner Gnade leuchtet oder ſich verfinſtert, erſcheint manchem Barbaren des Weſtens, dem Orden und Titel höchſt erſtrebenswert dünken, ſeltſam und wenig begehrbar. Im Reiche der Mitte aber iſt das gelbſeidene Kleidungsſtück die Sehnſucht aller nach der oberſten Auszeichnung Ringenden, denn ſie zeigt ſchon aus der Ferne durch ihre Farbe die kaiſerliche Gunſt an. Gelb iſt die Farbe des Kaiſers, der über das ganze Land gebietet, denn in der Farbendeutung iſt Gelb die Farbe Chinas.

Die alten aſiatiſchen Völker bezeichneten die vier Weltgegenden mit Farben. In einem zur Zeit Alexanders des Großen verfaßten, aus Aſſyrien ſtammenden und in China bekannten Kalender wird die Nordſeite ſchwarz, der Süden rot, der Oſten grün, der Weſten weiß, das Reich der Mitte aber gelb zubenannt. Ebenſo iſt in den öſtlichen Städten Chinas das nördliche Stadtthor ſchwarz, das ſüdliche rot, das öſtliche grün, das weſtliche weiß angeſtrichen, und dieſelben Farben finden die gleiche ſinnbildliche Anwendung in Tempeln, deren Götter mit den Himmelsrichtungen in Beziehung ſtehen. Selbſt die Klaſſenunterſchiede werden durch die Farben angezeigt. Die Sonnenſchirme der kaiſerlichen Familie ſind goldgelb, die der höchſten Würdenträger grünlich, die der niederen Staatsbeamten rot, die der Bürger ſchwarz mit bunten Verzierungen.

In dem Geſichte des Propheten Zacharias (Kap. 6, 1—8) werden vier Wagen beſchrieben, die zwiſchen ehernen Bogen hervorgehen und mit roten, ſchwarzen, weißen und ſcheckigten Roſſen beſpannt ſind. Auf die Frage, was dieſe bedeuten, antwortet der Engel: „Es ſind die vier Winde unter dem Himmel, die hervorkommen, daß ſie treten vor den Herrſcher aller Lande.“ Damit iſt beſtätigt, daß zur Zeit des altteſtamentlichen Propheten Zacharias oder Sacharja die chaldäiſch-aſſyriſche Farbenbezeichnung der Himmelsrichtungen, wie ſie jetzt noch in China im ſtaatlichen Leben und im Kultus nachweisbar iſt, nicht auf das Reich der Mitte beſchränkt war.

Den Weltgegenden entſprechend wurden auch die Meere ſinnbildlich nach Farben benannt. Der öſtlich von Syrien gelegene Perſiſche Meerbuſen hieß das grüne, das weſtliche Mittelländiſche Meer das weiße, das in der Mitte liegende Kaſpiſche Meer, wie ein Teil des Chineſiſchen Meeres hießen die gelben Meere, und das nördliche Schwarze Meer und der Arabiſche Meerbuſen heißen heute noch das ſchwarze und das rote Meer.

Einige erklären den Namen des Roten Meeres von den rothäutigen Einwanderern aus einem fernen Himmelsſtriche, da die Färbung ſeines Waſſers keineswegs rötlich iſt und die Ufer von denen anderer ſüdlicher Meere ſich nicht durch auffallendes Erdrot unterſcheiden. Bei Anwendung des gleichen Rätſelſchlüſſels müßten aber die Völker am Schwarzen Meere ehemals Neger, die am Kaſpiſchen Meere gelbe Mongolen, die am Perſiſchen Meere ſogar grünfarbiger Art geweſen ſein.

Durch den Farbenſymbolismus erhalten wir dagegen befriedigende Auflöſungen. Waren einſt ſchwarz und nördlich, rot und ſüdlich gleichbedeutend, ſo erklärt ſich einfach, warum das ſchönblaue, von Fruchtufern umrahmte ruſſiſche Binnenmeer noch heute das ſchwarze und der ſüdlich gelegene, oft tiefblau erſcheinende Arabiſche Meerbuſen der rote heißt.

Der Norden — der Teil der Himmelsgegend, den die Sonne meidet — war das Sinnbild des Todes, der Nacht, und ſtand dem glühenden Mittag, dem heißen Süden, als Mitternacht gegenüber. Seine Farbe war daher die Abweſenheit des Lichtes: Schwarz. Und dem Tod — der Abweſenheit des Lebens — gab das Altertum, wie wir in jahrtauſendelanger Nachfolge, ebenfalls Schwarz. Die wiederkehrende, aufgehende Sonne bringt den Frühling und ſproſſendes Leben, und darum fiel dem Oſten die grüne Farbe zu. Schon in Ägypten galt Grün als Sinnbild der Erfüllung. Wie die grünende Saat auf dem Felde der Ernte entgegenwächſt, ſo dachte man ſich unter dem Grün die Verwirklichung in Ausſicht ſtehender Hoffnungen. Grün war die Farbe der Freude und der Luſt, und der Smaragd der glückbringende Stein.

Bei den Indiern wurde die Farbenbedeutung zur förmlichen Farbenmyſtik, und da beinahe jedes ihrer Hausgeräte mit Formen und Farben ausgeziert wird, die Beziehungen zur Götter- oder Sittenlehre haben, ſo bildet faſt jedes Ding, das uns vom Oſten gebracht wird, für uns einen Rebus, in dem Form, Zeichnung oder Farbe, zumal alle möglichen Farbenabſtufungen, allen denkbaren guten oder böſen Geiſtern entſprechen. Anderſeits aber üben die geheimnisvoll ſprechenden Farbenzuſammenſtellungen einen großen Reiz auf den Unkundigen aus, und wenn wir den Farbenſinn der Orientvölker bewundern, erkennen wir oft damit den tieferen Sinn an, der in der Bemalung ihrer Geräte, in den Zeichnungen und Farben ihrer Gewebe verborgen iſt.

Bei den Naturvölkern und den Alten, die mit dichteriſchem Sinne auch das Tote belebten, iſt die Bedeutung der Farbe überall nachweisbar; wir Kulturmenſchen zehren nur noch von überlieferten Reſten in der großen Allgemeinheit. Die Fabriken ſchleudern Ware hinaus, deren Färbung nur den einen großen Zweck hat, den der Verkäuflichkeit. Dem Empfinden und dem Nachdenken bietet ſie nichts mehr, denn das Verſtändnis für die Deutung des Sinnbildlichen iſt abhanden gekommen.

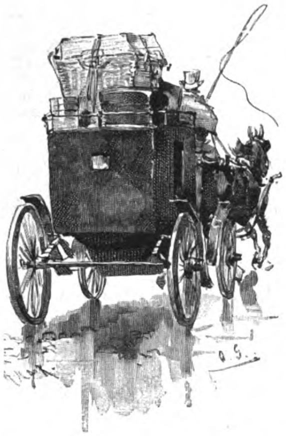
Die Namen für das Schwarze und Rote Meer ſind geblieben; weshalb ſie ſo genannt wurden, das läßt ſich aus dem alten chineſiſchen Kalender und dem Propheten Zacharias ableiten, aber nur für den, der weiß, wie wichtig in alter Zeit die Farbenbedeutung war, wie ſie ſich unverändert im Oſten erhielt, zumal im Lande der gelben Jacke.

Julius Stinde.

* * *

Wenn man verreiſt iſt!

Kriminaliſtiſche Skizze von A. Oskar Klaußmann. (Abdruck verboten.)



Es war gegen das Ende meiner rechtsanwaltlichen Sprechſtunde, als eine diſtinguierte Dame mein Büreau betrat und mir erklärte, ſie bedürfe meiner Hilfe.

„Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?“

„Ich bin auf der Durchreiſe und gezwungen, Ihre Hilfe in Anſpruch zu nehmen. Ich möchte vor allem fragen, ob jemand in einer Klageſache verurteilt werden kann, wenn er verreiſt iſt?“

„Dieſe Frage läßt ſich nicht ohne weiteres beantworten, meine Gnädige! Handelt es ſich um einen Civil- oder Kriminalfall?“

„Es handelt ſich um einen Wechſel!“

„Dieſer Wechſel iſt eingeklagt worden, weil er nicht bezahlt wurde und der Beklagte verreiſt iſt, nicht wahr?“

„Ja, ich glaube wohl, die Sache verhält ſich ſo! Ich muß aber wohl weiter ausholen,“ erklärte mir die Dame. „Hier iſt meine Viſitenkarte. Ich wohne ſonſt in Danzig und bin zufällig nach Berlin gekommen, um die Hilfe des früheren Legationsrates Grafen A. in Anſpruch zu nehmen. Dieſer Herr, welcher, wie Sie ſehen, den gleichen Namen führt, wie ich, iſt der Bruder meines verſtorbenen Gatten, alſo mein Schwager. Dieſer Herr befindet ſich in ſehr guten Vermögensumſtänden! Ich will offen geſtehen, daß ich mit meinen Kindern mich nicht in gleicher Lage befinde. Ich bin hierher gekommen, um meinen Schwager um Hilfe zu bitten. Mein Schwager bewohnt eine Villa in der Königgrätzer Straße, und nach dieſer fuhr ich direkt vom Bahnhofe. Ich erfuhr leider, daß mein Schwager für drei bis vier Monate verreiſt iſt, ohne anzugeben, wohin er ſich gewendet hat. Der Portier der Villa, welche mein Schwager, der Junggeſelle iſt, ganz allein bewohnt, hat mir erzählt, die Abreiſe meines Schwagers ſei ganz plötzlich erfolgt. Er habe die Miete für die Villa noch für die Dauer des Kontraktes, der in ſechs Monaten abläuft, bezahlt und erklärt, er würde wohl erſt kurz vor Ablauf des Kontraktes zurückkehren, um die Villa zu räumen. Zu meinem Erſtaunen erfuhr ich aber noch weiter von dem Portier, daß bald nach der Abreiſe meines Schwagers dieſem eine gerichtliche Vorladung zugegangen ſei, die der Briefträger dem Portier übermittelte. Vierzehn Tage ſpäter ſei ein Gerichtsvollzieher gekommen, welcher wegen eines nicht bezahlten und ausgeklagten Wechſels in Höhe von 7000 Mark das geſamte Mobiliar in der Villa verſiegelt hat; dasſelbe ſoll übermorgen zur Verſteigerung abgeholt werden. Nun hat das Mobiliar meines Schwagers zum mindeſten einen Wert von 25 000 Mark. Ich weiß, daß mein Schwager in glänzenden Verhältniſſen lebt und es nicht nötig hat, Wechſel auszuſtellen; vor allem iſt er außerordentlich pünktlich in ſeinen Geldſachen und wäre nicht ohne weiteres verreiſt, wenn er gewußt hätte, daß dieſer Wechſel auf ihn läuft.“

„Soviel ich Sie verſtehe, gnädige Frau, nehmen Sie an, daß dieſer Wechſel gefälſcht iſt?!“

„Das kann ich nicht behaupten, obgleich ich die feſte Überzeugung habe, daß irgend etwas nicht in Ordnung iſt. Vor allem aber liegt mir daran, das Mobiliar meines Schwagers zu retten!“

„Das kann nur geſchehen, wenn die 7000 Mark Wechſelforderung nebſt allen Koſten in der Gerichtskaſſe deponiert werden.“

Die Dame zuckte die Achſeln. „Ich verfüge nicht über eine ſolche Summe. Es wäre doch aber himmelſchreiend, wenn mein Schwager um ſein geſamtes Mobiliar gebracht werden ſollte, wenn vielleicht der Wechſel gefälſcht iſt.“

„Ihr Herr Schwager, gnädige Frau, hat ſehr unvorſichtig gehandelt, als er verreiſte und ſeine Adreſſe nicht zurückließ. Ebenſo unvorſichtig war er, daß er nicht für die Zeit ſeiner Abweſenheit irgend einen Vertreter beſtellte. Der Staatsbürger, beſonders derjenige, welcher Vermögen hat, kann nicht ohne weiteres auf mehrere Monate verſchwinden, denn die Polizei-, die Juſtiz- und andere Behörden haben Anſpruch auf ſeine eventuelle Anweſenheit! — Wollen Sie mir die Adreſſe des Portiers angeben, gnädige Frau, ſo will ich mich erkundigen und zu erfahren ſuchen, wer denn der Kläger aus dem Wechſel iſt.“

Ich bat die Dame, am nächſten Morgen zur Sprechſtunde wiederzukommen und begab mich gegen Abend ſelbſt nach der Königgrätzer Straße. Der Legationsrat wohnte in einem Villenhof, deren es in dieſer Straße mehrere gab.

Die Hofvilla lag ganz vereinſamt, nur im Souterrain hauſte als Portier ein biederer Schuſter, bei dem ich mich einführte.

„Et is eene zu dämliche Sache,“ meinte Meiſter Knieriem, „mit die Pfändung. Ick hätte jar nich jejlobt, det eenen ſo die janze Bude ausjereimt werden könnte. Der Herr wird ſcheene mit die Ogen klappern, wenn er wiederkommt und hier die Proſtemahlzeit ſieht.“

„Hat denn der Herr Graf keinen Vertreter, keinen Freund, den Sie kennen?“

„Nich in die Hand! Ick bin überhaupt erſt ſeit drei Monaten hier in det Haus und mit die Verhältniſſe da oben jar nich bekannt. Et jung ooch ſehr ſtille da oben zu. Et war bloß een Diener da, und der is mit den Jrafen auf Reiſen jejangen.“

„Wo iſt denn die Vorladung zum Termin, die dem Herrn Grafen zugeſtellt worden iſt?“

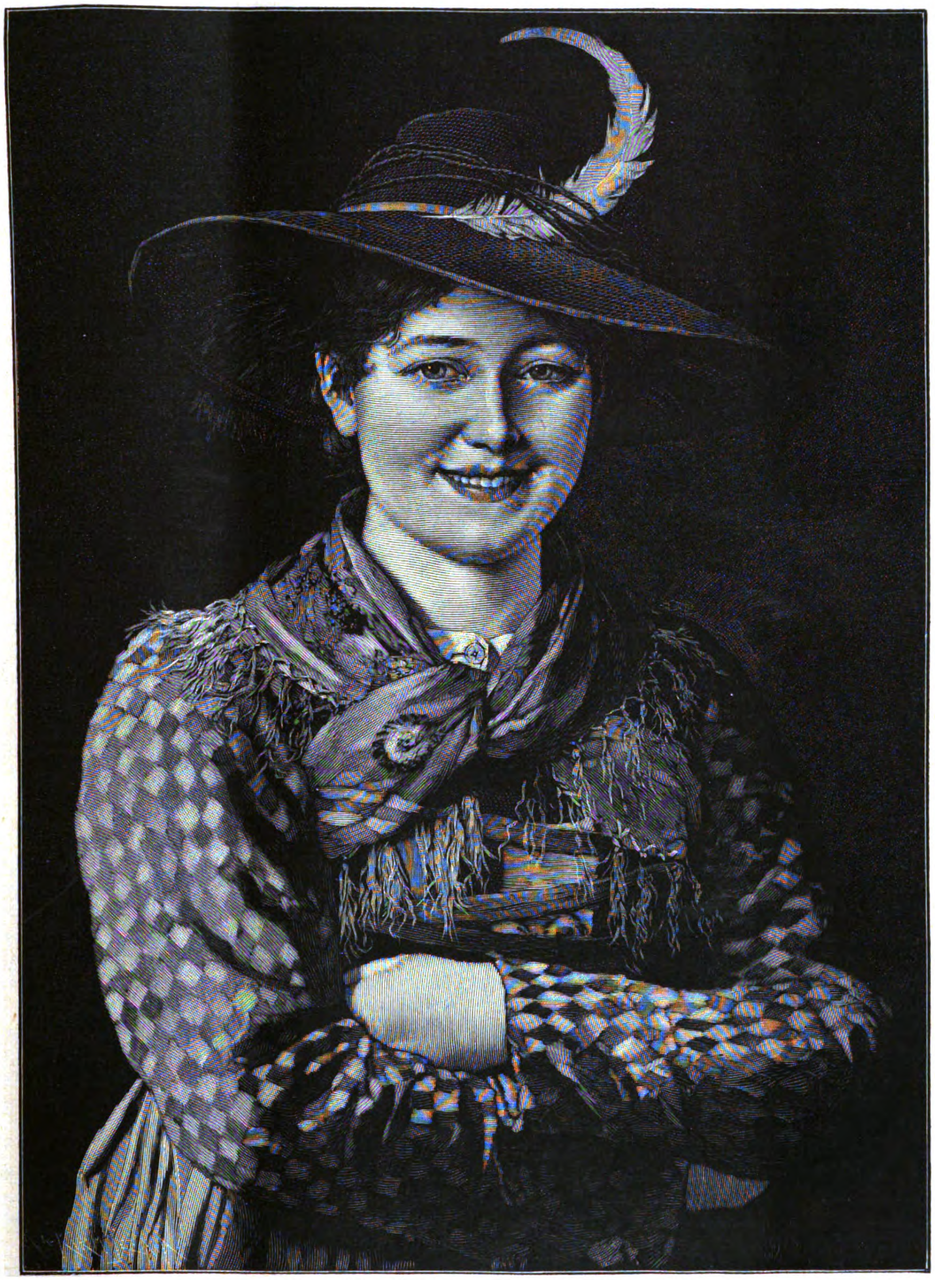
„Ick hab' ſe hier. Der Briefträger hat ſie mir ja ufjedrängt. Ick hab' ſe nich ufjemacht, wat jehn mir die Sachen von'n Jrafen an!“

„Es muß noch ein Formular bei der Vorladung ſein, auf dem der Name des Gerichtsvollziehers ſteht! Haben Sie es da?“

„Da is et. Et is die reene Affenſchande. Der Jerichtsvollzieher meente ooch, wat det Mobiljar da oben is, det hätte ſeine 30 000 Mark mindeſtens jekoſtet, aber bei ſo'ne Auktion, wo bloß die Trödler dran fett werden, da kommt ja niſcht 'raus. Nich eenmal die 7000 Märkelchen mit die Koſten. Ick ſage bloß ſchon, nee is det eene Jeſchichte. Keen Menſch kümmert ſich hier um die Sache. Bloß eene Dame war da, die fragte, ob ick nich die Adreſſe von den Jrafen wüßte, die machte ſcheene Ogen, wie ſe hier von den Klumpatſch hörte. Die Adreſſe konnte ick ihr ooch nich ſagen, ick kenn' ſe ja alleene nich. Wie der Jraf wegfuhr, fragt' ick noch, wat ick ſagen ſollte, wenn eener käme, oder wegen die Poſtſachen, aber er meente, et käme niſcht Wichtiges, und er wiſſe ſelber noch nicht, wo er hinfahre. Wat ſoll man nu machen?“

Ich verließ den redeſeligen Schuſter, um den Gerichtsvollzieher aufzuſuchen, deſſen Namen auf dem Beſtellformular der Vorladung ſtand.

Der Wechſel war vollſtändig in Ordnung. Er war von Graf A. acceptiert und von einem bekannten Geldmann ausgeſtellt. Er war dann durch mehrere Banken gegangen, und auch die Klägerin aus dem Wechſel war eine gutbeleumundete Bank. Ich ſagte am nächſten Tage meiner Klientin, als ſie wieder in meine Sprechſtunde kam, daß ich gar keine Möglichkeit ſähe, die Verſteigerung der Mobilien und der Villa zu verhindern, wenn nicht die 7000 Mark bei der Gerichtskaſſe niedergelegt werden.



A liabes Dirndl. Nach dem Gemälde von Paul Felgentreff.

„Wenn auch der Wechſel gefälſcht iſt, ſo hat doch der Kläger das Recht, ſich mit Hilfe der Gerichte und des Geſetzes an den Mobilien Ihres Herrn Schwagers ſchadlos zu halten. Ihr Herr Schwager müßte hier ſein, um den Wechſel für gefälſcht erklären zu können. Man müßte wenigſtens ſeine Adreſſe haben, um ihm telegraphiſch mitzuteilen, was hier geſchehen iſt. Der Herr hat es beliebt, ſpurlos zu verſchwinden und muß nun die Folgen ſeiner Unvorſichtigkeit tragen.“

Es gelang der Dame, die meine Hilfe in Anſpruch genommen hatte, einen Bekannten aufzufinden, der die ſiebentauſend Mark bei der Gerichtskaſſe deponierte. Durch dieſen Bekannten erfuhren wir auch, daß Graf A. eine Reiſe nach Italien angetreten habe, und daß er die Fahrt mit einer der Stangenſchen Reiſegeſellſchaften mache. Damit hatten wir die Adreſſe, die wir uns aus dem Stangenſchen Reiſebüreau holen konnten, und wir ſetzten uns mit Graf A. durch das Kabel in Verbindung.

Der Wechſel war wirklich gefälſcht! Ein früherer Diener des Grafen hatte zuſammen mit einem heruntergekommenen Geldmann den Schwindel in Scene geſetzt, und nur der Zufall, daß die Schwägerin des Abweſenden nach Berlin kam, verhinderte die Verſchleuderung des geſamten Mobiliars und die Ausplünderung — mit Hilfe des Gerichts. Es ſtellte ſich heraus, daß die beiden Gauner noch zwei Wechſel zu zwanzigtauſend und zu dreißigtauſend Mark auf den Namen des Grafen A. ausgeſtellt hatten. Dieſe Wechſel waren noch nicht im Umlauf und ſollten erſt präſentiert werden, nachdem die Mobiliarverſteigerung vorüber war. Die Gauner wußten, daß Graf A. bei zwei Banken größere Depots hatte, und dieſe Depots wollten ſie eventuell pfänden laſſen. Kam die zufällige Entdeckung nicht, ſo fand Graf A. bei ſeiner Rückkehr nicht nur ſeine Wohnung gänzlich ausgeräumt, ſondern ſich auch um fünfzigtauſend Mark Bargeld gebracht und zwar durch rechtskräftiges Erkenntnis eines legitimen Gerichtes. Das Gericht kann eben auf die zufällige Abweſenheit eines Beklagten keine Rückſicht nehmen. Wollte es dies thun, ſo brauchte ein Mann, der eine Rieſenſumme von Schulden auf ſich genommen hat, nur beſtändig auf Reiſen zu ſein, um ſich jeder Verantwortung und jedem rechtlichen Angriff zu entziehen. Es muß ein jeder Menſch, der auf längere Zeit verreiſt, ſeine Adreſſe an ſicherer Stelle zurücklaſſen. Thut er dies nicht, ſo kann es ihm in ſehr unangenehmer Weiſe zu Gemüte geführt werden, daß der Staatsbürger keineswegs ſo frei iſt, wie er glaubt, ſondern daß er mit mehr als einem Faden gewiſſermaßen an die Scholle der Heimat gekettet iſt. Reiſt jemand ab, ohne ſeine Adreſſe oder einen rechtsgiltigen Vertreter zurückzulaſſen, ſo darf er ſich nicht wundern, wenn er ſchwere Verluſte erleidet, oder wenn er eines Tages in den Zeitungen ſeinen Steckbrief findet. Es kann durch falſche Beſchuldigungen, durch ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden ein Verreiſter in den Verdacht kommen, ein Verbrechen begangen zu haben. Wenn er ſeine Adreſſe nicht zurückgelaſſen hat, muß die Behörde annehmen, daß er flüchtig iſt, und muß hinter ihm einen Steckbrief erlaſſen. Durch Vorführung dieſer beſonders eklatanten Fälle ſoll niemandem das Reiſen verleidet werden! Die Leute, die auf Reiſen gehen, ſollen nur vorſichtig ſein. Dieſe Vorſicht iſt nicht einmal mit Umſtänden verknüpft. Wenn eine Familie im Sommer ein Bad beſucht oder in eine Sommerfriſche geht, iſt es doch wirklich nichts Großes, irgend eine Perſon zu mieten, welche während der Abweſenheit mindeſtens täglich einmal in der Wohnung nachſieht, die Fenſter öffnet und lüftet, die Jalouſieen hochzieht und danach ſieht, daß ſie auch alles noch in Ordnung findet. Ich kann Ihnen einen Fall aus meiner Praxis als Offizialverteidiger erzählen, der ſich auch in Berlin abgeſpielt hat und ſehr lehrreich iſt. Die Familie eines höheren Beamten verreiſte mit Kind und Kegel auf mehrere Wochen und glaubte beim Verlaſſen der Wohnung durch Zuſchließen derſelben und das Mitnehmen des Schlüſſels ſich genügend geſchützt zu haben. Damit die Möbel nicht von der eindringenden Sonne leiden ſollten, hatte man die Jalouſieen vor der Abfahrt herunter gelaſſen; und dieſe Tag und Nacht geſchloſſenen Jalouſieen machten vorübergehende Einbrecher darauf aufmerkſam, daß da oben ſich eine verlaſſene und unbeaufſichtigte Wohnung befinde. Erſt wurde das Haus beobachtet und feſtgeſtellt, daß niemand die Wohnung betrat, weil tagelang keine Jalouſie hochgezogen und kein Fenſter geöffnet wurde. Dann ſchickten die Einbrecher einen Dienſtmann mit einer irgendwo aufgegabelten Viſitenkarte zu dem Geheimen Regierungsrat, dem die Wohnung gehörte; und der Dienſtmann, der die Wohnung verſchloſſen fand, erkundigte ſich bei dem Portier, um hier zu erfahren, daß der Geheimrat mit ſeiner ganzen Familie verreiſt ſei und erſt in drei Wochen wiederkehre. In der nächſten Nacht drangen die Einbrecher in die Wohnung. Sie ſtahlen hier alles, was von Wäſche, Kleidungsſtücken und anderen wertvollen Gegenſtänden vorhanden war; nur die Betten ließen ſie zurück, denn ſie hatten die Frechheit, ſich für drei Wochen in die Geheimratswohnung einzulogieren. Niemand im Hauſe ahnte, daß eine Verbrechergeſellſchaft in der verlaſſenen Wohnung hauſte. Die Verreiſten hatten eben die Schlüſſel mitgenommen, und niemand, auch der Portier des Hauſes nicht, kümmerte ſich um die Wohnung.

Die Verbrecher waren aber nicht mit dem Einbruch und dem Logis zufrieden, ſie machten noch einen Coup, der faſt unglaublich wäre, wenn er nicht aktenmäßig feſt ſtünde. Sie wandten ſich an einen Hehler und verkauften dieſem das ganze Mobiliar aus der Wohnung des Geheimrats. Der Portier erhielt für ſich und ſeine Familie von unbekannter Hand (natürlich von den Einbrechern) Billets zu einer Vorſtellung in einem benachbarten Sommertheater. Er ſuchte mit ſeiner Familie dieſes Lokal abends auf und in ſeiner Abweſenheit fuhren zwei Möbelwagen vor, auf welche die Einbrecher das geſamte Mobiliar aus der Wohnung luden, um es zu dem Hehler zu ſchaffen, der ihnen einen Spottpreis für die Möbel zahlte. Als der Geheimrat nach drei Tagen mit ſeiner Familie zurückkehrte, fand er: „das Neſt leer.“ Nur einen Teil der Möbel erhielt er zurück. Hätte er vor ſeiner Abreiſe irgend jemand beauftragt, die Wohnung hin und wieder zu revidieren, hätte er die Schlüſſel beim Portier gelaſſen und dieſen gebeten, gegen eine beſondere Vergütigung täglich die Wohnung zu lüften, ſo wäre den Einbrechern weder das Logieren in der Wohnung, noch der Verkauf der Möbel möglich geworden. Nun wäre es ja möglich, daß der Portier ſelbſt unehrlich iſt, und man hätte dann den Bock zum Gärtner gemacht. Aber auch gegen dieſe Eventualität kann man ſich ſchützen! Wer verreiſt, ſollte es ſich zum Grundſatz machen, alles Wertvolle, mit Ausnahme der Möbel, aus ſeiner Wohnung zu entfernen, wenn er nicht in der Lage iſt, einen ſicheren Hüter oder eine gute Beaufſichtigung der Wohnung zurückzulaſſen. Kleidungsſtücke, Wäſche, Betten, Gold- und Silberſachen ſind in Kiſten zu verpacken und an einem Ort unterzubringen, der feuer- und diebesſicher iſt. Solche Orte ſind wohlverwahrte Keller bei Bekannten und beſonders bei Geſchäftsleuten, mit denen man in Verbindung ſteht. Dann Speditionsſpeicher, die Keller der Banken und — falls man nicht an dieſer Form Anſtoß nimmt — die Lagerräume des Leihamtes. Um nicht zu viel Zinſen zu zahlen, kann man im Leihamt eine geringe Summe auf die dort untergebrachten Sachen zahlen laſſen, man muß aber natürlich dafür ſorgen, daß die Leihhausverwaltung die Sachen auf ihren wirklichen Wert taxiert und demgemäß gegen Feuerſchaden verſichert. Wer ſo alles Wertvolle aus ſeiner Wohnung entfernt hat, wer dann einen rechtsgiltigen Stellvertreter zurückläßt, dem er in beſtimmten Zwiſchenräumen ſeine wechſelnde Adreſſe mitteilt, kann auf zehn Jahre verreiſen, ohne daß ihm auch nur der geringſte Schaden geſchieht. Wer aber in ſeiner Wohnung alles Wertvolle zurückläßt, wer ſie in dem Zuſtande läßt, in dem er ſie ſonſt benutzt, und dann abfährt ohne Vorſichtsmaßregeln zu treffen, darf ſich nicht wundern, wenn ſchon eine Abweſenheit von wenigen Tagen ihm empfindlichen Schaden zufügt!

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Ein Junimorgen, wie er nicht duftiger und ſchöner ſein kann, leuchtet dem Beſchauer aus dem flotten Bilde „Morgenritt“ von Hans W. Schmidt entgegen. Die beiden auf der kühl beſchatteten Terraſſe, vor der der Groom mit den edlen Raſſepferden harrt, haben's gut. Man hört ordentlich, wie die ruſſiſchen Windhunde vor Ungeduld bellen, man ſieht die Raſenflächen im Parke grünen und die lockende Ferne blauen. Wer der ſchmucke Huſar und die graziöſe Reiterin wohl ſein mögen?! Am Ende iſt's einer der Sebenbacher blauen Huſaren mit ſeiner jungen Frau, einer geborenen von Gernopp, denkt vielleicht dieſe und jene Leſerin. Wer weiß!

Daß die „Moni“ auf dem zweiten größeren Bilde „a liabes Dirndl“ iſt, ſieht man auf den erſten Blick. Das Lachen ſteht ihr allerliebſt, bildſauber überhaupt hat Paul Felgentreff das feſche Dirndl mit der forſchen Hahnenfeder auf dem kecken Hütl gemalt. — Frühling iſt's auf dem ſonnigen Bilde des engliſchen Malers James S. Wath; goldgrün und durchſichtig wiegt ſich das junge Waldlaub über dem plätſchernden Bach, und die Farnfächer ſproſſen noch zart und licht zwiſchen den Stämmen. — Sonſt enthält unſere Nummer die Porträts des Grafen Chaſot und ſeiner jungen Frau, eine kleine Skizze von Daniel Chodowiecki, dem Berliner Griffelmeiſter aus der Friedericianiſchen Epoche, und eine flotte Zeichnung O. Gerlachs zu dem Klaußmannſchen Artikel.

Altertumskunde.

Die Ausgrabungen der Amerikaner am Heraion in Argos, die unter Leitung von Profeſſor Waldſtein wieder aufgenommen worden ſind, haben recht bemerkenswerte Entdeckungen ans Licht gebracht. Außer den zwei Tempeln und fünf anderen Gebäuden, die bereits früher freigelegt wurden, wurde in einer Tiefe von 25 Fuß eine Säulenreihe in einer Länge von 45 Metern ausgegraben. Die gemachten Funde umfaßten Teile von Metopen, zwei Marmorköpfe aus der Blütezeit der griechiſchen Kunſt, hundert kupferne und ſilberne Gegenſtände, Kleinodien, Gefäße, Thonwaren aus der homeriſchen Epoche, Trinkgefäße, argiviſche Inſchriften auf Kupfer. Die Ausgrabungen, die ſich über vier verſchiedene Epochen erſtrecken, ſtehen rückſichtlich ihrer Bedeutung denen in Delphi gleich, da ſie ſich über ſämtliche Perioden des griechiſchen Lebens erſtrecken. Beginnend mit der prähiſtoriſchen Zeit, reichliche Belege der homeriſchen Periode darbietend, haben ſie nicht minder zahlreiche Proben der Architektonik und Bildhauerkunſt der Perikleiſchen Epoche ans Licht gefördert und die Geſchichte der älteſten Keramik vortrefflicher beleuchtet, als irgend eine der früheren Ausgrabungen, ſelbſt die von Schliemann nicht ausgenommen.

Ein großes prähiſtoriſches Gräberfeld iſt bei Kuxhaven im Amte Ritzebüttel aufgefunden worden. Bis jetzt ſind dem Gräberfeld 38 Urnen aller Größen entnommen. Es wird vermutet, daß ſie einer noch etwa 800 Jahre vor Chriſti Geburt liegenden Zeit entſtammen. Sie dürften ſämtlich germaniſchen Urſprungs ſein. Es befinden ſich unter den Urnen auch mehrere der intereſſanteſten Buckelurnen. Ihr Inhalt iſt noch nicht näher unterſucht. Die gefundenen Urnen kommen nach Hamburg.

Naturkunde.

Vor mehr als hundert Jahren fand Beccaria, daß eine luftleer gemachte Glaskugel beim Zerbrechen im Dunkeln ſchwach leuchtet. Dieſe Erſcheinung wurde jedoch nicht weiter von den Gelehrten verfolgt, bis neuerdings John Burke jenen Verſuch wiederholte, zumal außer Gebrauch geſetzte Glühlampen ſich trefflich dazu eignen und nicht ſchwer zu erlangen ſind. Wird eine Glühlampe im Dunkeln mit einem Hammer zerſchlagen, ſo nimmt das ausgeruhte Auge in der That regelmäßig ein ſchwaches, weißes Glühen wahr, das einen ſehr kleinen Bruchteil einer Sekunde anhält. Die Stärke des Lichts hängt von der Größe der Kugel ab, ſo daß kleine Kugeln von 2 Centimeter Durchmeſſer nicht mehr dem Auge wahrnehmbar leuchten. Bei großen Kugeln entſteht ein Strom weißen Lichtes, der den Behälter erfüllt und große helle Flecke enthält, die der Größe der Glasſcherben entſprechen. Die Urſache dieſer Erſcheinung bleibt noch zu ermitteln, nur ſo viel ſteht feſt, daß ſie elektriſcher Natur nicht iſt.

St.

Witterungskunde.

Das Wetterleuchten, d. h. das Erſcheinen von Blitzen ohne Donner, iſt nach Wilh. Meinardus zweierlei Art. Die eine beſteht aus elektriſchen Entladungen, die überhaupt ſtill, ohne Geräuſch, vor ſich gehen, die andere umfaßt Entladungen, deren Blitz der Beobachter ſieht, deſſen wirklich vorhandenen Donner er jedoch nicht hört. Vielfach wird beim Herannahen eines Gewitters noch kein Donner vernommen, ſelbſt wenn der Himmel von grellen Blitzen erleuchtet wird, es verſtreichen nach dem Blitze 40—50 Sekunden geräuſchlos, worauf überhaupt kein Donner mehr zu erwarten iſt. Die Hörweite des Donners überſteigt in der Regel 15 Kilometer nicht, eine im Vergleich mit der Stärke des Schalles ſehr kleine Strecke; da aber bei Verſuchen mit Nebelhornſignalen ſich zeitweilig ähnliche Verhältniſſe ergaben, muß die beſondere Beſchaffenheit der ſchalleitenden Luft die Urſache der Dämpfung ſein. Wenn nämlich Luftſchichten von verſchiedener Dichte über einander liegen, ſo wirkt jede Schicht wie eine Wand, die den Schall zurückwirft. Vor einem Gewitter iſt die Temperaturabnahme in der Höhe bedeutend, während der Wind auf der Erde ſchwach weht, wodurch eine ſchallzurückwerfende Schichtung entſteht, und deshalb wird wohl der Blitz aus nicht allzu ferner Höhe geſehen, ſein Donner jedoch nicht gehört. Nach mathematiſchen Berechnungen beträgt die Hörweite des Donners auf der Erdoberfläche 12 Kilometer; ſchreitet ein Gewitter 15 Meter in der Sekunde fort, ſo wird erſt 15 Minuten vor ſeinem Ausbruch der erſte Donner gehört. Je höher der Beobachter ſich über der Erdoberfläche befindet, deſto größer wird die Schallweite. Als praktiſche Regel iſt aus dieſen Unterſuchungen abzuleiten, daß bei dem erſten ſchwachen Donner, der bei Wetterleuchten vernommen wird, man ſich beeilen muß, etwaige Vorkehrungen zu treffen oder ſich unter Dach und Fach zu bringen, da das Gewitter nur eine Entfernung von 12 Kilometern zu durcheilen hat, die es je nach der Windſtärke gar bald zurückgelegt haben kann.

St.

Tierkunde.

Über die Zitterrochen (Torpedo) und ihre elektriſchen Entladungen haben in der zoologiſchen Station zu Neapel angeſtellte Unterſuchungen von R. Schönlein neue, wiſſenswerte Aufſchlüſſe ergeben. Die Fiſche wurden in mit fließendem Seewaſſer durchſtrömte Behälter gethan, deren Boden mit einer Bleiplatte belegt war, die ihrerſeits mit einem Telephon in Verbindung ſtand, deſſen zweites Ende geeignet an die Waſſeroberfläche ſchloß. Hierdurch ward es möglich, die elektriſchen Schläge eines Zitterrochens leichtlich abzuhören, zumal dieſe Tiere die Gewohnheit haben, feſt angeſogen platt auf dem Boden zu liegen, und die Schläge faſt unmittelbar in das leitende Blei übergingen. Auch die ſchwächſten Entladungen wurden auf dieſe Weiſe hörbar. Es ſcheint, als ob die Torpedos gegen ihren eigenen Schlag und den ihrer Genoſſen unempfindlich ſind, weil der Schlag durch die Verteilung des elektriſchen Stromes im Waſſer abgeſchwächt wird; auch andere Tiere ſind ſie zu töten nicht im ſtande, noch ſie zu lähmen, ſelbſt dann nicht, wenn es auf Beutefang abgeſehen. Der Schlag dient bloß zur Abwehr oder zur Überraſchung durch Schreck. Es iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß im Meere Lebeweſen vorkommen, die der Rochen mit Hilfe ſeiner Elektrizität fängt. — Die Alten benutzten den Zitterrochen in der Heilkunde, denn etwa zur Zeit des Veſpaſianus riet der gelehrte Arzt Baſſus ſeinen Kollegen, ihren über Kopfſchmerz klagenden Patienten ein ſolches Tier an die Schläfe zu halten und einige jener Erſchütterungen durch den Kopf hindurchgehen zu laſſen, die den ſeltſamen Fiſch auszeichnen. Hiernach wäre die Elektrotherapie auch nicht mehr eine Errungenſchaft der neueſten Zeit.

St.

Länderkunde.

Zu den geſundeſten, fruchtbarſten und landſchaftlich ſchönſten Gegenden des äquatorialen Afrika ſoll die Landſchaft Tikar in Kamerun gehören, welche ſich am Südfuße der Gebirge von Adamaua vom oberen Mbam- bis zum Balilande erſtreckt. Leutnant von Stetten war der erſte Europäer, welcher ſie im Jahre 1893 betrat. Das Land iſt meiſt leicht gewellte Savanne, nur von einzelnen Höhen unterbrochen, doch zieht ſich nördlich vom Mbam eine mächtige baumloſe Bergkette hin (von Stetten die Prinz Luitpold-Berge genannt) mit ſanften Formen, überwuchert von hohem und dichtem Graſe. Die Ölpalme tritt ſtellenweiſe in ganzen Hainen auf, und in dieſen haben ſich größere, ſchmucke Niederlaſſungen eingeniſtet. Nirgends in ganz Kamerun trifft man auf ſo weit ausgedehnte und ſorgfältig bearbeitete Kulturen von Mais, Durrha und Erdnüſſen. Trotzdem gibt es noch viel Wild, auch Elefanten, beſonders am Südrande des Gebirges. Die Bewohner ſind heidniſche Sudanneger, die aber auf einer ziemlich hohen Kulturſtufe ſtehen. Die äußerſt ſauber gehaltenen Hütten ſind rund, aus Lehm aufgeführt und haben ſehr ſpitze Dächer. Merkwürdig iſt die Anlage der Städte; ſie haben einen Umfang von 8 bis 18 Kilometer und ſind durch ſtarke Wälle und tiefe Gräben wohl befeſtigt. Tikar iſt kein ſelbſtändiger Staat. Stetten wurde hier überall ſehr freundlich aufgenommen. Die Verbindung dieſes paradieſiſchen Fleckes Erde mit unſeren Handelsniederlaſſungen am Kamerunfluſſe wäre eine ziemlich leichte, hätte nicht der Gouverneur Zimmerer die von Dr. Zintgraff mühſam errungene Baliſtation aufgegeben und dadurch den bequemen Zugang nach Norden und Nordoſten wieder verſchüttet.

Sprechſaal.

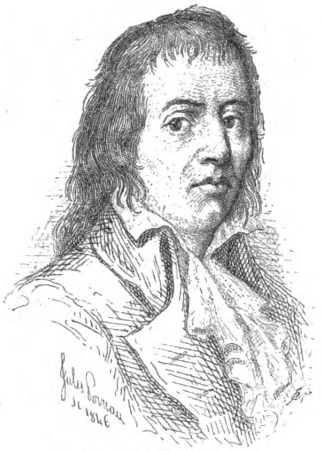
Frau Martha. Sie haben ganz recht, anzunehmen, daß Bodmers Homerüberſetzung vor der Voſſiſchen herauskam. Sie war übrigens keineswegs die erſte. Gottſched hatte bereits 1737 den Anfang der Ilias in „alexandriniſche, reimloſe Verſe“, wie er die Hexameter nannte, überſetzt. Unter vielen anderen, die ſich an die Homerüberſetzung vor Voß wagten, ſind die nennenswerteſten: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, der ſich des Hexameters bediente, und Bürger, der den jambiſchen Vers von zehn Silben wählte. Aber alle dieſe Überſetzungen waren raſch vergeſſen, als Voß im Jahre 1781 mit ſeiner Odyſſeeüberſetzung hervortrat. Und ſie ſind mit Recht vergeſſen geblieben, da ſie weder dem Original gerecht wurden, noch eine wirkliche Verdeutſchung darboten. Deshalb durfte ich in meiner Litteraturgeſchichte ſagen, daß Voß zuerſt unſerem Volke die Dichtungen Homers zugänglich machte und einen deutſchen Homer ſchuf. Daß er den Homer zuerſt überſetzte, habe ich weder dort noch in meinem Daheimartikel über die neue Homerüberſetzung von Hubatſch (XXX. Jahrg. Beil. 11) geſagt.

Robert Koenig.

Gracchus Baboeuf.

Unter den zahlloſen Umſturzmännern, welche die franzöſiſche Revolution hervorbrachte, nahm Camil François Noël (Gracchus) Baboeuf eine beſondere Stellung ein — ihm genügte der Umſturz aller ſtaatlichen Verhältniſſe, den die Revolution hervorgerufen, noch nicht, er war der Meinung, daß jene auf halbem Wege ſtehen geblieben ſei: die gänzliche Zertrümmerung aller beſtehenden Geſetze, die gänzliche Umwandelung aller Beſitzverhältniſſe, die Vernichtung alles Eigentums — das waren die Schlagworte, welche Baboeuf auf ſein Panier ſchrieb. Er war, und das macht ſeine Perſönlichkeit intereſſant, der Anarchiſt und Kommuniſt der Revolutionszeit.

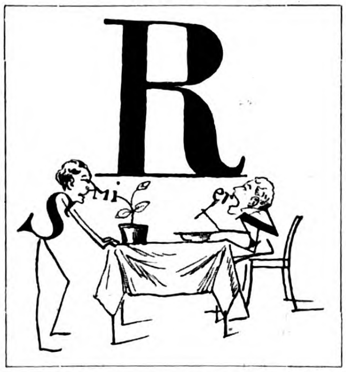
Im Jahre 1764 zu St. Quentin geboren, war er beim Ausbruch der Revolution — merkwürdig genug — Grundbuchskommiſſar. Mit voller Begeiſterung warf er ſich in die Bewegung, trat 1793 in Paris als der Radikalſte der Radikalen auf, ſchrieb in ſeinem berüchtigten Journal „Tribun du peuple“ die leidenſchaftlichſten Angriffe gegen jede bürgerliche Ordnung und legte ſich, nach berühmten Vorbildern, den Namen Gracchus bei. Mehrmals verhaftet, blieb er auch nach Robespierres Sturz der wütende Feind der herrſchenden Gemäßigten. Nachdem er faſt ein Jahr im Gefängnis geſeſſen hatte, gründete er, durch die Amneſtie von 1795 befreit, ſeinen „Klub des Pantheon“, auch „Klub der Gleichen“ (Égaux) genannt, und wußte bald den ganzen übriggebliebenen Auswurf der Schreckenszeit um ſich zu ſcharen. Unwillkürlich wird man an ſo manche Erſcheinungen der neueſten Zeit erinnert, wenn man die Tiraden lieſt, mit denen er die Maſſe bethörte; es fehlte weder die Behauptung, „daß die Erde niemand gehöre, ihre Früchte aber der ganzen Welt,“ noch die feierliche Verſprechung, daß ſein Syſtem „bei täglich nur zweiſtündiger Arbeit eine neue glückliche Zeit für die ganze Welt“ heraufbeſchwören würde — es fehlten auch nicht die wütendſten Schmähungen gegen alle Beſitzenden, beſonders aber gegen die fünf Direktoren (Barras, Rewbell, Letourneur, Lareveillère-Lepeaux und Carnot), die er die „fünf aufgeputzten Mauleſel“ zu nennen liebte. — Der Anhang Baboeufs ſtieg in bedenklichſter Weiſe. Die erſte Schließung ſeines Klubs, die kein anderer als der General Buonaparte in eigener Perſon im Februar 1796 vollzog, hatte nur geringen Erfolg. Schon war der 11. Mai zu einem großen Schlage, zu einer allgemeinen Volkserhebung auserſehen, da wurde der Plan derſelben von einem der „Genoſſen“ dem Direktorium verraten. Bezeichnenderweiſe hatte ſich der wackere Barras in der letzten Zeit bereits bemüht, mit den Verſchworenen Fühlung zu gewinnen, um im Fall des Gelingens ſich auf ihre Seite zu ſchlagen. Carnot aber ordnete ſofort die Verhaftung der Rädelsführer an — nach endloſen Verhandlungen endete der große Volkstribun am 26. Mai 1797 unter der Guillotine, nachdem er ſich vorher noch theatraliſch, aber ungefährlich mit einem Dolchſtoß verwundet hatte. Einer ſeiner Mitſchuldigen, der italieniſche Sänger Buonarotti, der zur Deportation verurteilt worden war, ſchrieb dreißig Jahre ſpäter ein Buch über die ganze Verſchwörung, das nicht wenig dazu beigetragen hat, den kommuniſtiſchen Ideen Baboeufs zur weiteren Verbreitung zu verhelfen.



Gracchus Baboeuf.
Nach einem gleichzeitigen Bilde.

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Arithmetiſche Aufgabe.

Drei Freunde, A, B und C, wollen Geldſkat ſpielen, und jeder von ihnen legt eine gewiſſe Summe in ſeinen Talon. A weniger als B, C mehr als A, aber weniger als B.

Das erſte Spiel verliert A und zahlt an B und C zuſammen den zehnten Teil ſeines Geldes. B verliert das zweite Spiel und hat an A und C zuſammen $^2/_7$ ſeines jetzigen Beſtandes zu zahlen. C verliert das dritte Spiel und zahlt an A und B zuſammen den ſechſten Teil von ſeinem Talon-Inhalt. Jeder der drei Freunde hat dann 5 Mark in ſeinem Talon. — Wie viel hatte jeder vor dem erſten Spiel in ſeinen Talon gelegt?

2. Rätſeldiſtichon.

Eine der Städte des Südens bin ich, am Meere gelegen;
Ändert Ihr Kopf mir und Fuß, dien' ich der Umſturzpartei. H.

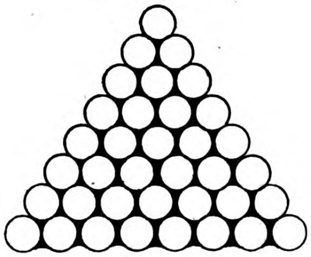
3. Rätſel.

Willſt Du die Kaſtanien rauſchen
Hören an des Ebro Strand,
Mandolinenklängen lauſchen
In dem fernen, fremden Land, —
Dann tritt Dir auf allen Wegen
Auch das Rätſelwort entgegen.

Aber ſchnell iſt es verſchwunden,
Wird ſein n durch l erſetzt:
Läſſeſt wohl im Herbſt Dir munden
Was es lockend bietet jetzt,
Oder magſt in ſeinen Reihn
Selbſt bei ſchöner Feier ſein.

M. Sch. (Kaſſel.)

4. Kugelpyramide.



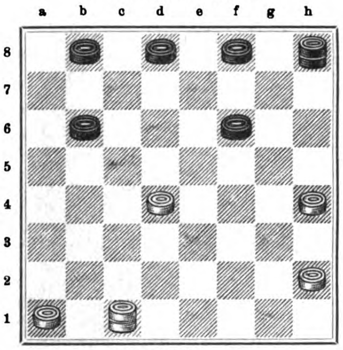
Die Kugeln ſind mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchſtaben zu erſetzen.

Beginnt man mit der unterſten Reihe, ſo entſteht jede folgende durch Weglaſſen eines Buchſtaben aus der vorhergehenden. Umſtellen der Buchſtaben iſt geſtattet.

Der oberſte Buchſtabe bezeichnet eine Note; auch die beiden Buchſtaben, welche die oberſte Reihe bilden, ſollen den Namen einer Note ergeben. Die unterſte wagerechte Reihe nennt einen von ſieben Brüdern, die folgende einen bekannten Kurort.

Zu verwenden ſind die folgenden 36 Buchſtaben: 8 a, 1 d, 3 e, 6 g, 2 i, 4 n, 7 ſ, 5 t.

5. Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 33.

Bilderrätſel. Einkommen aus gewinnbringender Beſchäftigung.

1. Rätſelhafte Inſchrift.
Max! A Auſter iß i lieber wie ac Sardin'!

2. Dreiſilbige Scharade.
Najaden.

3. Rätſel.
Nein.

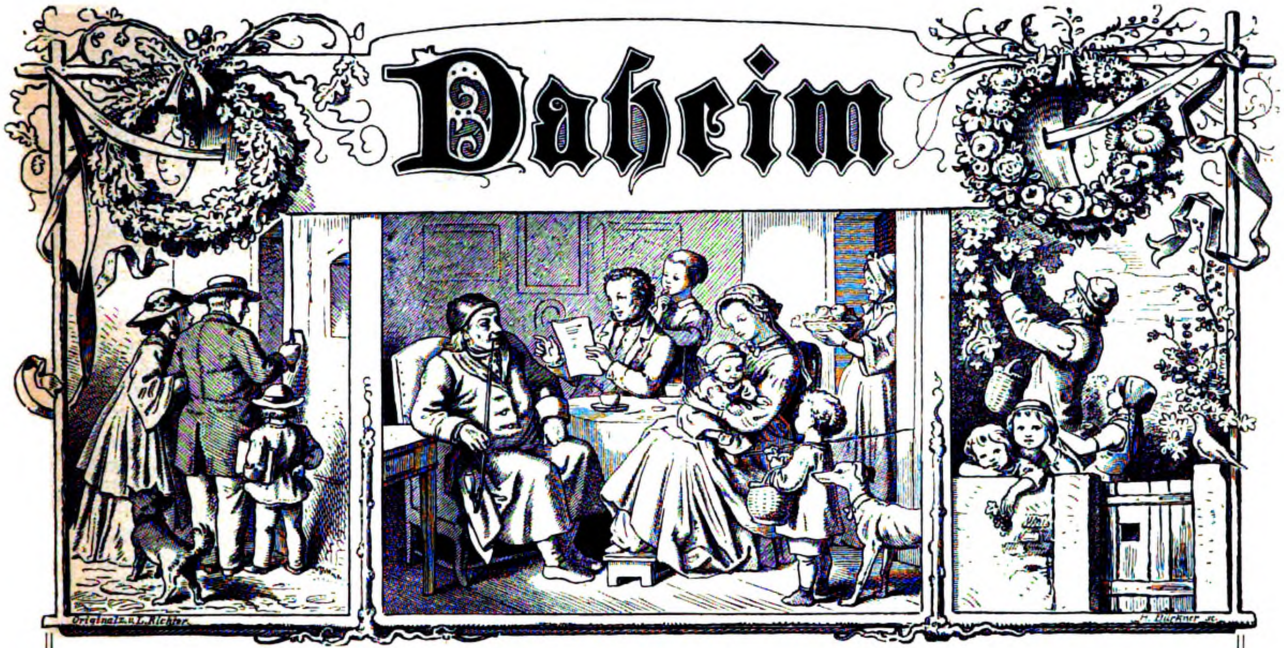
4. Füllrätſel.

	E	A	T	A	
E	s	t	h	e	r
A	t	h	e	n	e
T	h	e	b	e	n
A	e	n	e	a	s
	r	e	n	s	

Inhalt: Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.) — Chaſot. Ein Gedenkblatt zur 150 jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Hohenfriedberg. Von Karl Theodor Gaedertz. Mit zwei Bildniſſen. — Das alte Thor. Gedicht von Hedwig Gräfin Rittberg. — Farbenbedeutung. Von Julius Stinde. — Wenn man verreiſt iſt! Kriminaliſtiſche Skizze von A. Oskar Klaußmann. Mit einer Vignette. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Morgenritt. Von Hans W. Schmidt; Frühling. Von James S. Wath; A liabes Dirndl. Von Paul Felgentreff; Studie von Daniel Chodowiecki. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Witterungskunde. — Tierkunde. — Länderkunde. — Sprechſaal. — Gracchus Baboeuf. Mit Bildnis. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 1. Juni 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 35.

Die ſieben Gernopp.

Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Baronin Leers ſprach freundlich: „Gewiß; der Herr Paſtor hat nur das ſtatiſtiſche Material verwertet, genau ſo, wie er als Geiſtlicher doch eben nur auf Grund der heiligen Schrift ſpricht!“

Weiter hinten im Zuge ſagte Leutnant von Zundt I zu ſeinem Radieschen: „Wie fanden Sie die Rede?“

Sie blickte ihn glücklich an: „Wundervoll! So rührend!“

„Ein bißchen lang!“ meinte Zundt, und Cläre fragte: „Warum?“

„Ich hatte ſo lange nicht mit Ihnen geſprochen, gnädiges Fräulein!“

Sie kicherte nur, und der junge Offizier blickte ſich vorſichtig um, ehe er fortfuhr: „Ich habe Ihnen nämlich ſo viel zu ſagen!“

Cläres Herz ſchlug faſt hörbar, aber ſie hatte eine ungeheuere Angſt mit einemmal vor dem, was kommen ſollte, und wagte nicht ein Wort zu erwidern, ſo daß auch er jetzt den Mut verlor und ſchwieg. Als ſie nun ſtumm neben einander weiter ſchritten, ärgerte ſie ſich doch im ſtillen über ſich ſelbſt, aber die gute Gelegenheit war einmal verpaßt und nichts mehr zu machen, denn Zundt I brachte nicht eine Silbe mehr über die Lippen.

Auch Fips und Zünder hatten ſich nichts zu ſagen. Er fühlte ſich ein wenig verlegen, weil er am Morgen mit ſeinem Bruder eine längere Auseinanderſetzung gehabt, an deren Schluß Zundt I erklärt, über kurz oder lang werde er doch einmal um Cläre anhalten, während er ſelbſt ſich nicht für Fips entſcheiden konnte. Er war eine ſchwankende, unſichere Natur und grübelte fortwährend hin und her. Der Schritt erſchien ihm ſo wichtig, daß er von allen Seiten überlegt werden mußte und gar nicht genug überlegt werden konnte. Theoretiſch war er davon überzeugt, daß Fips eine ganz gute Frau für ihn ſein könnte, aber zum Entſchluß konnte er vor lauter Bedenken nicht kommen.

Vor allem war der Geldpunkt nicht ganz außer acht zu laſſen. Sie waren beide nicht im ſtande, eine Frau zu heiraten, die gar nichts beſaß, und Gernopps traute man in dieſer Hinſicht nicht allzu viel Gutes zu. Das mußte alſo eigentlich erſt feſtſtehen — fand Zünder —, ehe er weitere Schritte unternehmen konnte.

Sofort ging es nun vom Salon aus in das Eßzimmer, einen großen hallenartigen Raum, der früher Vorſaal geweſen, als der Eingang noch von der anderen Seite her ſtattfand. Das Brautpaar ſaß in der Mitte neben einander. Joachim hatte an ſeiner Seite Frau von Gernopp, die dicke Adda rechts von ſich Baron Leers, den neuen Onkel, der ſozuſagen die Stelle des Schwiegervaters vertrat. Gegenüber ſaßen der Pfarrer, Herr von Gernopp und Baronin Leers, dann Oberſt von Meerling mit Frau von Kohlſtein, während Frau von Meerling auf der anderen Seite neben dem Geiſtlichen Platz gefunden hatte. Daran reihten ſich die anderen.

Egon hatte ſich mit Lisbeth quervor geſetzt, um alles beobachten und leiten zu können.

Die Diener, durch Burſchen und Leute vom Gute verſtärkt, begannen ſofort zu ſervieren. Zuerſt herrſchte ziemliche Stille am Tiſch, und das Geſpräch wollte nicht recht in Gang kommen. Die Teller klapperten beim Gewechſeltwerden unter den ungeſchickten Händen der Gutsleute, es rutſchte wohl einmal eine Gabel zu Boden, aber es blieb ruhig, und Stimmung wollte nun einmal nicht aufkommen, bis ſich der Pfarrer erhob, um ſeinen Toaſt auf das Brautpaar auszubringen.

Er ſprach ſehr lange und ſehr langſam, ſehr bewegt und bewegend davon, daß er die junge Frau bei ihrem Eintritt ins Leben ſelbſt getauft, daß er ſie eingeſegnet, daß er ſie nun auch getraut habe. Und dem guten würdigen, alten Herrn überkam dermaßen die Rührung über ſeine eigenen Worte, daß er ſchließlich nicht mehr weiter konnte.

Bis dahin hatte alles auf die Teller geblickt, ſich ſtill verhalten, mit Brot, Gabel, Meſſer, Löffel oder dem Glaſe geſpielt, um den Schluß der Rede abzuwarten. Nun trat eine längere Pauſe ein. Die Gäſte blickten auf und ſahen ſich fragend an, was nun eigentlich werden ſollte. Aber immer noch konnte ſich der Pfarrer nicht faſſen.

„Wir wollen doch einfach anſtoßen!“ ſchlug Egon in ſeiner Ecke vor, und ſchon hoben die Leutnants mit ihren Damen unten am Tiſch die Gläſer, als ſich der Redner endlich wieder geſammelt hatte und ſein Hoch ausbringen konnte, in das nun unter allgemeinem Jubel eingeſtimmt ward.

Die Rede hatte den Erfolg gehabt, daß die Stimmung gehoben ward und das Geſpräch in Fluß kam.

„Wo ſoll denn die Hochzeitsreiſe hingehen?“ fragte Leutnant Heydrich, und Egon antwortete als Vortänzer, Manager, demnächſtiger Schwager und Anwalt des Hauſes Gernopp: „Das iſt noch Geheimnis!“

Worauf ſofort Zundt I von ſeinem Radieschen wiſſen wollte: „Wo würden Sie denn die Hochzeitsreiſe hin machen?“

Cläre zierte ſich eine Weile, bis ſie leiſe ſprach: „Nach Italien!“

„Im Sommer?“

„Alſo nach Rom!“

Ihr Widerſacher Leutnant Heydrich hatte das gehört und verneigte ſich ſpöttiſch artig gegen Cläre: „Rom liegt auch in Italien!“

„Sie wiſſen ganz gut, was ich meine, ich will ſagen in eine Stadt. In den Marmorpaläſten von Rom iſt es doch kühler!“ entgegnete das geärgerte Radieschen. Aber auch damit hatte ſie kein Glück, denn er erwiderte, es ſei ihm ſehr zweifelhaft, ob ſie nun gerade in Rom in einem Marmorpalaſte wohnen würde. Sie gab ſich noch immer nicht gefangen, ſondern ſagte: „Dann gehe ich aufs Land in die Nähe!“

„In die pontiniſchen Sümpfe — großartige Idee.“

Cläre warf Zundt I einen flehenden Blick zu, ihr doch zu helfen, und er wandte ſich auch ſofort an ſeinen Regimentskameraden: „Warum wollen Sie nur das gnädige Fräulein fortwährend ärgern, Heydrich!“

Er hatte keine Zeit, zu antworten, denn Baron Leers hatte ſich erhoben, um als älteſter Verwandter Joachims die junge Frau in der neuen Familie willkommen zu heißen. Die Rede war kurz, laut, formvollendet und dabei doch ſehr herzlich, und der alte Herr ſah wunderſchön aus, während er ſprach, leicht die Hand auf die Tiſchplatte geſtützt. Ein kurzes, dreimaliges Hoch erklang, dann trank Baron Leers noch beſonders ein ſtilles Glas mit ſeiner Nichte und ſetzte ſich wieder.

Es war ſehr ſchnell vorüber, ſo daß Herr von Pellbeck erfreut zu Bertha ſagte: „Ich kann die langen Tiſchreden nicht leiden! So wie dieſe, das iſt mein Geſchmack. Höchſtens zwei Minuten, dann muß alles vorbei ſein, ſonſt wird's langweilig. Was man auf dem Herzen hat, kann man in zwei Minuten, denke ich, ſehr bequem ausdrücken.“

Und kaum hatte er das geſagt, ſo fing ein ſtürmiſches langgedehntes Glasläuten an, um ſich ja verſtändlich zu machen. Herr von Gernopp erhob ſich, wiſchte ſich noch einmal heftig und eifrig den weißen Schnurrbart mit den gelben Streifen vom Rauchen, warf ſeine Serviette hinter ſich auf ſeinen Stuhl, räuſperte ſich ein paarmal übermäßig laut und blickte dann die Tafelrunde an. Er wartete, bis jedes Geſpräch zum Schweigen gekommen war und alle ſich in Poſitur geſetzt hatten, um ihm zu lauſchen. Darauf, als er alles bereit glaubte, erhob er den Kopf und wollte eben beginnen, als Frau von Gernopp noch ſchnell den Dienern einen Wink gab, die etwa leeren oder halbgefüllten Gläſer zu füllen, damit auch alle bei dieſer Hauptrede zu trinken hätten.

Sie tuſchelte dabei und geſtikulierte hier und dorthin deutend, wohin die Diener gehen ſollten, weil ſie zu ſehen glaubte, daß ſich dort ein leeres Glas befand.

Solche Störungen konnte Herr von Gernopp gar nicht leiden, und er rief ihr mit gedämpfter Stimme zu, wobei er mit ſeinem Glaſe eine ſo heftige Bewegung machte, daß der Sekt überſchwappte: „Kannſt Du denn nicht eine Minute warten mit Deinen Geſchichten!“

„Wenn die Herren nichts zu trinken haben?“

„Sie werden ſchon ſelbſt für ſich ſorgen. Verdurſten thun ſie ſchon nicht, das kannſt Du mir wahrhaftig glauben, Emilie.“

Frau von Gernopp ſagte gar nichts, um ihren Mann endlich anfangen zu laſſen, aber nun mußte er ein zweites Mal ans Glas klopfen, denn die mühſam errungene Ruhe war längſt wieder davon.

„Es ſcheint nichts zu werden!“ hieß es, und man begann wieder zu ſchwatzen, bis das zweite Läuten erklang.

Nun fing Herr von Gernopp endlich wirklich an: „Meine Damen und Herren! Wir feiern heute einen ſchönen Tag. Beſonders ſchön für die Eltern, wenn auch eigentlich traurig, denn eine Tochter herzugeben, iſt immer hart. Und ich muß geſtehen, wie unſer lieber Schwiegerſohn anhielt um unſere Adda, da haben wir Eltern uns doch geſagt: ‚muß es ſein? Müſſen wir uns von der geliebten Tochter trennen?‘ Wenn wir nicht überzeugt geweſen wären, daß es das Glück unſerer Tochter war, das auf dem Spiele ſtand, wir hätten am Ende ‚nein‘ geſagt. Aber wir haben es uns zum Grundſatz als Eltern gemacht, nie ‚nein‘ zu ſagen —“

Er hielt inne und blickte triumphierend in die Runde. Egon hatte alles andere erwartet, nur nicht gerade dieſe Wendung, und er war ſo verdutzt, daß er, ohne es ſich weiter zu überlegen, plötzlich halblaut „Bravo!“ rief. Nur ſeine Nachbarn hatten es verſtanden,. und Leutnant von Zundt I warf ihm einen Blick zu, der ſo viel bedeutete als: „Ganz meine Anſicht: Eltern, die nie ‚nein‘ ſagen wollen — bravo!“

Herr von Gernopp fuhr fort: „Ich meine ‚nie nein ſagen‘ ſo, daß wir nicht ‚nein‘ ſagen dürfen aus Egoismus, um das geliebte Kind bei uns zu behalten. Denn das Schickſal des Mädchens iſt ja nun einmal, in eine neue Familie treten zu müſſen. Eine zweite Tochter —“

Nun ging eine Bewegung durch die Tiſchgeſellſchaft, und alles blickte Lisbeth an, die trotz ihrer ſonſtigen Unbefangenheit die Augen auf das Tiſchtuch heftete.

„Eine zweite Tochter, ſage ich — wird uns in abſehbarer Zeit — auch entführt werden. Und wer weiß, wir müſſen uns darein ergeben, wie wir noch geprüft werden als Eltern, — geprüft in dem Sinne, die Kinder eines nach dem anderen aus dem Hauſe geben zu müſſen. Wir thun's ja gern — wenn es ſein muß, denn ſie bringen uns ja wiederum liebe Söhne ins Haus, die wir väterlich und mütterlich mit tauſend Freuden an unſere Herzen drücken wollen, wie wir es mit dem gethan, der uns heute unſer erſtes Kind entführt und ſich ſelbſt dafür wiedergegeben hat. Er iſt daran ſchuld, daß unſere Familie nun mit ſeiner Familie die engen Bande der Verwandtſchaft verknüpfen, die uns eine beſondere Ehre und Freude ſind. Und um dem Ausdruck zu geben, bitte ich Sie, mit mir das Glas zu erheben auf das Wohl unſerer neuen Verwandten: Baron Leers, Baronin Leers, Graf Ludwig Weſterbrant und Gräfin Eliſabeth Weſterbrant, ſie leben hoch!“

„Hoch!“

„Und nochmals hoch!“

„Hoch!“

„Und zum drittenmale hoch!“

„Hoch!“

Zuerſt wollte man nicht aufſtehen und ſich nur von weitem zutrinken, aber allmählich kam es doch dazu, daß ſich dieſer und jener erhob, und ſchließlich war die ganze Hochzeitsgeſellſchaft auf den Beinen und rannte hin und her, um mit einander anzuſtoßen. Jeder hatte ſich vorgenommen, in erſter Linie mit dieſem oder jenem zu trinken, den er für den Wichtigſten hielt, oder der ihm ſonſt näher ſtand. Aber natürlich ſuchte ihn der Betreffende auch, und ſo kam es, daß oft einer vor dem anderen floh, und ſie ſich um den Tiſch herumhetzten. Alle jedoch ſtießen mit dem Brautpaar an, das ſich zwar erhoben hatte, aber auf ſeinem Platz in der Mitte der Tafel geblieben war.

Die dicke Adda ſah ſehr angegriffen aus und hatte halb vor Bangen und Aufregung, halb vor Rührung immerfort Thränen in den Augen. Joachim, der als Bräutigam den Paradeanzug trug, ſuchte ſie zu tröſten, doch ohne rechten Erfolg. Sie drückte ihm nur immer von Zeit zu Zeit die Hand, als Zeichen des Vertrauens und der Liebe.

Die Regimentskameraden, die mit dem Brautpaar anſtießen, ſagten meiſtens irgend ein paar freundliche Worte, daß ſie ſich über die neue Regimentsdame freuten, daß ſie gute Nachbarſchaft halten wollten.

Herr von Gernopp umarmte heftig ſeine Tochter, mußte ſie jedoch ſofort wieder loslaſſen, weil er in der Eile ihren Schleier überſehen und mit dem um den Hals gelegten Arm ihr die ganze Friſur nach hinten herunterzog. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre der Brautkranz herabgefallen.

„Aber, Papa!“ wehrte ſich Adda und machte ſich frei, um den Schleier wieder zurechtzuſchieben, doch er nahm ſie nun bei der Schulter und küßte ſie kräftig, rechts und links auf die Wange, indem er ſprach: „Mein liebes Kind! Mein liebes Kind!“

Dann umarmte er ſeinen Schwiegerſohn, und währenddeſſen wiſchte ſich die Braut verſtohlen die Backen ab, weil der Vater den Schnurrbart naß gehabt hatte vom Champagner.

Frau von Gernopp umarmte lange die Tochter und gab auch Joachim einen herzhaften Kuß mit den Worten: „Mache ſie nur glücklich, mein lieber Sohn!“

Dann kamen die Schweſtern an die Reihe. Die Radieschen waren ſchnell fertig, denn ſie wurden unausgeſetzt von den Zündern verfolgt und ſchämten ſich, Adda vor ihnen längere Zeit abzuküſſen. Stephanie blieb länger, am längſten Marie und Bertha, die gemeinſam mit der Braut ſprachen.

Herr von Pellbeck fragte die häßliche Bertha, als ſie neben einander ihrem Platze wieder zuſtrebten: „Haben Sie Ihre Schweſter ſo lieb?“

„Ja!“

„Das freut mich!“

„Warum?“

„Weil ich es gern mag und gern ſehe, wenn Geſchwiſter gut mit einander ſind.“

„Das iſt doch ſelbſtverſtändlich!“

„Ja, das finden Sie vielleicht, gnädiges Fräulein, aber meiſtens iſt das gar nicht ſelbſtverſtändlich in der Welt. Ich habe wenigſtens ſo oft erlebt, daß es eben nicht ſo iſt.“

Und er blickte ſie dabei mit beſonderem Wohlgefallen an, während ſie etwas vorausging, weil der Raum hinter den Stühlen zu eng war, um zwei neben einander ſchreiten zu laſſen. Er fand, daß ſie doch eine hübſche Figur beſaß.

Egon ſtieß eben mit Joachim und der dicken Adda an, indem er zu ihr ſcherzend ſagte: „Frau Gräfin, auf gute Schwagerſchaft!“

Es war das erſte Mal, daß ſie jemand bei ihrem Frauennamen nannte. Sie antwortete freundlich: „Wir wollen zuſammenhalten, Egon.“

Und er wandte ſich gemeinſam an das Brautpaar: „Hört 'mal, wer iſt denn eigentlich an Eurem Glücke ſchuld?“

Sie lachten ihn aus, darum fuhr er fort: „Na, wenn ich nicht den jour fix eingerichtet hätte!“

Dann kreuzte er ſich mit Herrn von Gernopp, der eben von der anderen Seite her auf ſeinen Platz zurückkehren wollte und ihn beim Ärmel faßte: „Mein lieber Egon, war der Toaſt nicht gut? Was?“

„Famos, Papa! Ganz famos!“

„Na ja, alſo!“

„Hör' 'mal, Papa, wenn Du nun noch einmal redeteſt?“

„Wieſo?“

„Beim Deſſert, bei den Knallbonbons!“

Herr von Gernopp blickte Egon zuerſt ganz erſtaunt an, dann ward er jedoch mißtrauiſch, denn das Geſicht des jungen Offiziers ſah ſo verſchmitzt und liſtig aus, daß er vermutete, es möchte irgend etwas Beſonderes im Spiele ſein. Deshalb fragte er vorſichtig: „Was ſoll ich denn da ſagen?“

„Unſeren Hochzeitstag bekannt machen!“ antwortete keck Egon und ſetzte ſich ſein Einglas auf als Zeichen, daß er nun entſchloſſen war, ſeine Sache durchzufechten.

Doch Herr von Gernopp meinte ſcheinbar ganz ernſt: „Gut, mein lieber Egon, alſo welche Deiner Schwägerinnen macht mit? Und mit wem?“

Er fing an zu lachen, und ſchließlich lachten beide. Da aber Herr von Gernopp ſchon mehrere Gläſer Champagner getrunken hatte, ſo ließ er plötzlich die Maske fallen und ſagte leiſe zu ſeinem Schwiegerſohn: „Na mach' 'mal, daß Du noch ein paar oder meinetwegen auch nur eine an den Mann bringſt, und dann ſollſt Du Deine Lisbeth kriegen. Das iſt ja der ganze Witz, und das Alter iſt mir ganz ſchnuppe. Meinetwegen könnte ſie ſechzehn ſein, wenn ſie nur gleich ein paar andere mitreißt.“

„M. W. Machen wir!“ rief Egon fröhlich, und indem er den alten Herrn anblinzelte, fragte er: „Sag' mal, Papa, glaubſt Du wirklich, ich hätte das nicht ſchon weggehabt? Wir Auguren kennen uns doch unter einander!“

Aber Herr von Gernopp war ihm doch über und ſtellte ſich nun, als ob er ihn abſolut nicht verſtünde: „Auguren? Auguren, was iſt das?“

Und ehe es ihm Egon noch weiter erklären konnte, hob er einfach ſein Glas, in dem noch eine Neige Sekt war, ließ es an das des dereinſtigen Schwiegerſohnes klirren und ſprach: „Proſit, Egon!“ Dann machte er ſich los und ſteuerte ſeinem Platze zu.

XI.

Oberſt von Meerling hatte noch eine kleine Rede gehalten, in der er die junge Frau ſeitens des Regiments willkommen hieß, und Egon hatte die eingelaufenen Glückwünſche und Telegramme verleſen, wobei äußerlich alles gelächelt, im ſtillen jedoch der Telegraph verwünſcht wurde, denn die eine Hälfte der Abſender kannte Gernopps nicht und die anderen kannten nicht Leers und Weſterbrants. Dann wurde aufgeſtanden.

Das Diner hatte über drei Stunden gedauert, und die meiſten Herren befanden ſich in ziemlich animierter Stimmung. Im Salon und in Herrn von Gernopps Zimmer ſtand man herum und trank Kaffee und Likör. Die Radieschen ſollten die Honneurs dabei machen, aber ſie vernachläſſigten ihre Pflichten, denn die Zünder ließen ſie nicht los. Schließlich blieb Marie nichts anderes übrig, wie auch das zu übernehmen, zu allem, was ſie that. Bertha bat ſie ſich dazu als Hilfe aus. Als ſie die Schweſter von Herrn von Pellbeck fortholte, fragte dieſer: „Sie beide müſſen wohl alles beſorgen?“

„Ich führe die Wirtſchaft, Herr von Pellbeck!“ ſagte Marie, und er fragte: „Aber Ihr Fräulein Schweſter?“

„Ja die nicht, aber die iſt ſo gut!“

Und dabei nahm die Ältere die Jüngere liebreich bei der Hand und ſah ſie lächelnd an. Doch Bertha erwehrte ſich ihrer und meinte bitter: „Ich gut? Ich bin ſo ſchlecht!“

„Wie ſo denn ſchlecht?“

„Ich habe ſo viel ſchlechte Eigenſchaften!“

Marie verteidigte ſie jedoch: „Glauben Sie's nicht, Herr von Pellbeck! Meine Schweſter iſt wirklich ein herzensgutes Ding.“

Da rief Frau von Gernopp herüber: „Bertha, komm 'mal her, die Herren bekommen abſolut keine Sahne!“

Bertha benutzte die Gelegenheit, um zu verſchwinden, und auch Marie wollte mit, doch Herr von Pellbeck hielt ſie zurück: „Bitte, gnädiges Fräulein! Einen Augenblick — und wenn die Herren auch wirklich keine Sahne bekämen.“

Sie war ſehr erſtaunt, weil ſie nicht verſtand, was er wollte. Er ging auch nicht ſofort auf ſein Ziel los, ſondern wußte zuerſt die Worte nicht recht zu finden, bis es ihm immer beſſer und beſſer gelang, ſie auszufragen über tauſend Sachen, die eigentlich nur Gernopps im allgemeinen, Groß-

Schmiemig, die Nachbarſchaft betrafen, in Wirklichkeit ſich jedoch alle um Bertha drehten. Er fragte nach den Schweſtern allen, doch immer nur in Beziehung auf ſie. Und ſchließlich ſagte er mit einiger Bewegung, deren er kaum Herr ward: „Nicht wahr, Ihr Fräulein Schweſter iſt das, was ſie vorhin ſagten: herzensgut?“

„Die iſt wirklich herzensgut! Wirklich, ja wirklich!“ antwortete Marie mit Nachdruck, und ſie, die bisher das Ganze nur für nachbarliches Intereſſe gehalten, weil ſie doch nun einmal wahrſcheinlich für Jahre neben einander leben würden und der neue Gutsherr ſich möglichſt bald und ſchnell einbequemen mußte, begann ihn plötzlich zu verſtehen. Nun mochte ſie nicht weiterreden. Aber es war auch gar nicht erforderlich, denn er ſchien befriedigt zu ſein. Sie blickte ihn aufmerkſam an und gewahrte eine außerordentliche Erregung an ihm, ſie ſah, wie ſich ſeine Unterlippe krampfhaft bewegte, ſie bemerkte eine Unruhe an ihm, ein Händeſpiel, das ſie nie wahrgenommen.

Er fragte plötzlich: „Gnädiges Fräulein, wollen Sie mir einmal ein paar Fragen ehrlich und offen beantworten, die Ihnen vielleicht ſehr ſonderbar erſcheinen mögen, die ich — die — ich weiß niemand, dem ich ſie ſtellen könnte? Doch — es iſt möglich, daß ich jemand weiß, aber es iſt beſſer, wenn Sie ſie mir erſt einmal beantworten wollen —“

Sie ſtanden nun ganz allein im Salon. Die Hochzeitsgeſellſchaft hatte ſich auf der Veranda, auf der Gartentreppe und vorn im Garten verteilt. Niemand hörte ſie, und ſie konnten ohne Rückſichtnahme reden. Und Herr von Pellbeck fragte noch einmal: „Wollen Sie mir antworten?“

Marie empfand eine leiſe Angſt. Ganz flüchtig, wie ein Blitz, kam ihr doch noch der Gedanke, ſollte es ihr gelten? Aber ſie ſchämte ſich ſelbſt über die Vermutung und ſagte: „Gern will ich Ihnen antworten, wenn ich es kann.“

Er nickte befriedigt und begann: „Hält man mich hier in der Gegend für vermögend?“

„Ich glaube, ja!“ — „Für reich?“ — „Reich?“ — „Ja, für reich, für ſehr reich?“

Da fiel ihr ein, daß Egon den Scherz gemacht mit dem neuen Gutsnachbar, der beſonders ſchön ſein ſolle und ſiebenfacher Millionär, und ſie ſagte, wie ſie verſprochen, offen und ehrlich: „Es hat jemand von Ihnen geſagt, daß Sie ſiebenfacher Millionär wären, Herr von Pellbeck. Das weiß ich allerdings!“

Er antwortete nur kurz: „So! Alſo doch!“

Marie wollte ſich irgendwie verbeſſern, denn dieſe Antwort ſchien ihm ſehr unangenehm geweſen zu ſein, deshalb fuhr ſie fort: „Aber Herr von Pellbeck, der Betreffende, der das erzählte, hatte überhaupt keine Ahnung —“

„Warum, gnädiges Fräulein, ſoll er nicht Beſcheid gewußt haben?“

Nun war es ihr Beſtreben, ihn gänzlich davon abzubringen, und darum wiederholte ſie, um es möglichſt natürlich darzuſtellen, ſo etwa Egons Worte: „Er ſagte wirklich rein als Scherz — er wußte nicht einmal den Namen — der neue Gutsnachbar ſoll nicht nur ſehr ſchön ſein, ſondern auch ein ſiebenfacher Millionär!“

Herr von Pellbeck ſprach nur bitter: „Sehr ſchön? Ich? Ich ſehr ſchön?“

Dann lachte er, und Marie wußte auch nichts weiter, als noch einmal zu wiederholen: „Es war wirklich nur Spaß!“

Herr von Pellbeck dankte für ihre Antwort, dann gingen ſie der Gartentreppe zu, und Marie wußte noch immer nicht, was ſie eigentlich aus der ganzen Sache machen ſollte. Als ſie heraustraten, ſprach Leutnant Heydrich zu einem der Kameraden, mit dem er auf der Veranda am Fenſter geſtanden, ſo daß er den Salon hatte überblicken können: „Ich glaube wahrhaftig, jetzt iſt der Herr von Pellbeck auf die älteſte, die alte Jungfer, hereingefallen.“

Und der andere meinte: „Warum nicht? Schön iſt er nicht und doch auch kein Jüngling mehr!“

Währenddeſſen hatte Egon zu Lisbeth geſagt, er müſſe ſie einmal ihrem Schickſal überlaſſen, da er „Staatsgeſchäfte“ zu erledigen habe, und trotz ihres Ärgers darüber war er davon gegangen. Wenn er ihr den Hochzeitstag nennen konnte, würde ſie ſchon wieder verſöhnt ſein. Nun hieß es aber, an die Arbeit gehen, alſo los. Und da er während des ganzen Diners auf das Wohl ſeiner Lisbeth getrunken, ſo fehlte ihm jetzt auch nicht der Mut. Er beſchloß, nun, da er ſich mit ſeinem Schwiegervater offen ausgeſprochen, einfach gerade auf ſein Ziel loszugehen. Ein Opfer mußte heute fallen, welches, war ihm ganz gleich.

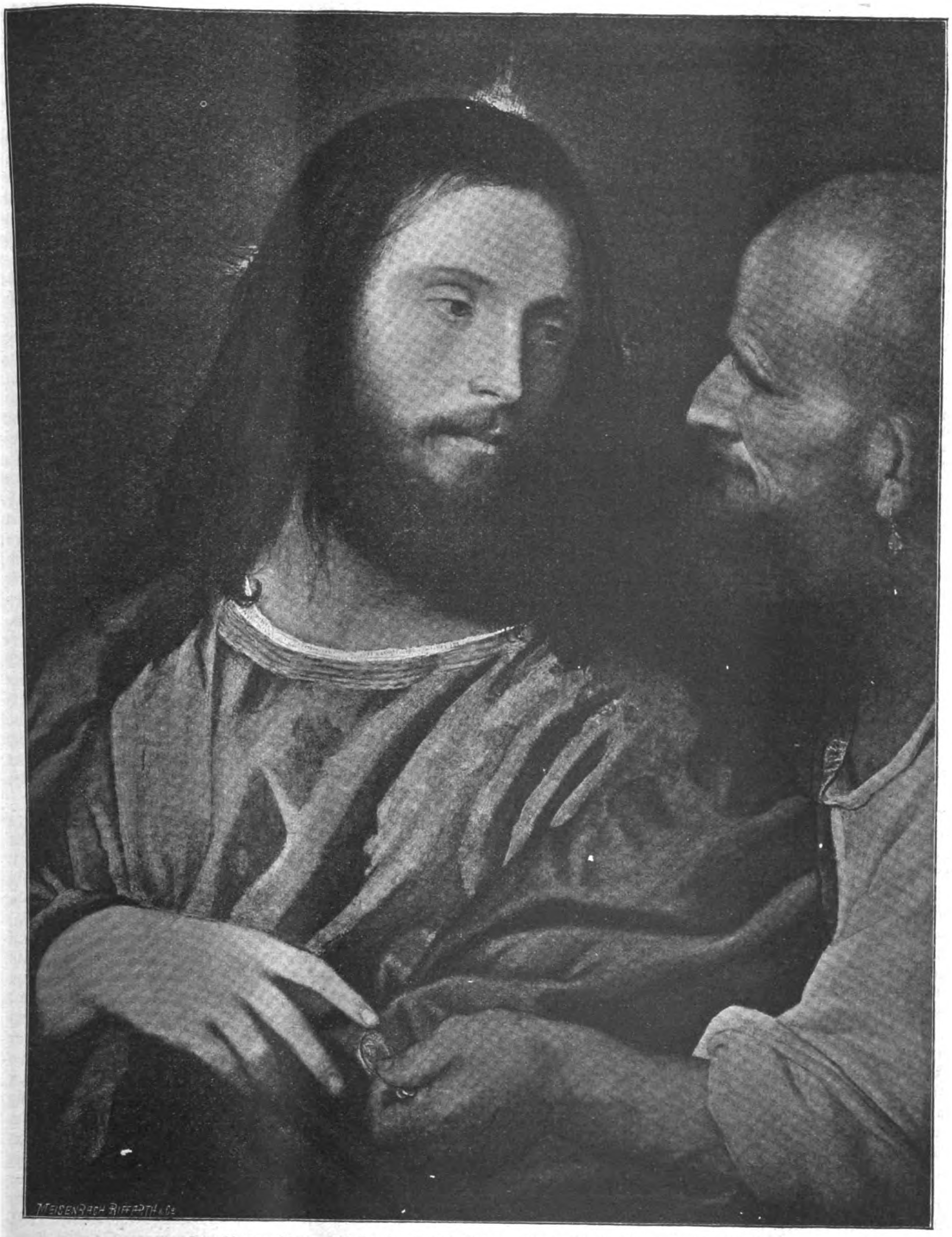
(Fortſetzung folgt.)

Pfingſt-Regen.

Er kommt, er kommt — der langerſehnte Regen,
Nicht loſe Tropfen nur auf heißen Sand,
In vollen Strömen rauſcht er uns entgegen,
Mit durſtgen Lippen trinkt das dürre Land.
Er kühlt der Eiche ſturmerprobtes Haupt,
Die ſchwache Pflanze, die am Weg verſtaubt;
Er füllt den Kelch von ſchimmerndem Kryſtalle,
Der irdne Tiegel iſt ihm nicht zu ſchlecht:
Kein Unterſchied, die Gabe iſt für alle,
Wenn nur die Leere und das Dürſten echt.

O Geiſt der Pfingſten, Du biſt auch ein Regen,
Von dem ein einz'ger Tropfen ſchon erquickt!
Nach Deiner Kraft, nach neuem Heil und Segen
Mit leerer Hand die Bitte ſehnend blickt.
O ſtärke, was verzagt die Waffen ſtreckt,
O waſche, was vom Erdenſtaub befleckt;
Und wenn in lautrer Seelen heil'ge Stille
Du Deinen Troſt und ſel'gen Frieden gieß'ſt,
Auch dieſes Herz, den armen Scherben fülle,
Der leer und durſtend ſich für Dich erſchließt!

Stephanie v. Goßlar.


MEISENBACH RIFFARTH & Co

Der Zinsgroſchen. Nach dem Gemälde von Tizian. In der kgl. Gemäldeſammlung zu Dresden.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris u. New York. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Zur Erinnerung an Guſtav Freytag.

Von Robert Koenig.

Als im Sommer 1886 unſer Volk ſich anſchickte, den ſiebzigſten Geburtstag Guſtav Freytags feſtlich zu begehen, lehnte der darüber erſchreckte Dichter ſehr entſchieden jede laute Feier ab. Er that das in einem Schreiben an die „Kölniſche Zeitung“, das zu dem Reizendſten und Launigſten gehört, was aus ſeiner Feder hervorgegangen iſt. Er dachte ſich dabei in die Geſtalt ſeines Konrad Bolz hinein und äußerte ſich in deſſen Weiſe:

> „Ich frage kummervoll: Liebe Herren, was brauen Sie mir da für eine Bowle? Iſt das die Folge der ‚Journaliſten‘ und meiner anderen Schreiberei, daß Sie zuletzt mich ſelbſt als Oberſten a. D. behandeln, mir ein Feſt redigieren und Briefe, Gedichte, Adreſſen und Deputationen in das Haus leiten? Das fügen wir von der Preſſe wohl einmal mit guter Laune anderen Erdenbürgern zu, aber doch nicht uns unter einander! Was ſollen unſere lieben Deutſchen ſonſt noch Wohlthuendes für den erwähnten Tag erfinden? Sollen ſie etwa gar Geld ſammeln? Dagegen müßte ich mich erklären wie der arme Schmock, nur mit beſſerem Grunde; ich habe alles in Ordnung, Rock und Stiefel, ich habe ſo viel Geld in der Taſche, als ich für mich und die Meinigen irgend brauche, ich mag gar nicht mehr haben und bin für keine Art von Dotation, Schenkung, Ehrenſpende ein geeigneter Gegenſtand. — — — Was bleibt alſo zuletzt noch übrig zu erhebender Feſtfeier? Das alte deutſche Zweckeſſen mit Toaſten und Liedern. Aber wenn unſer Freund Piepenbrink uns im Feſtſaale feierliche Reden hält, ſo wiſſen wir von der Feder ja im voraus ganz genau, was er ſagen wird, und was wir hochachtungsvoll und mit männlicher Rührung zu antworten haben. Auch wahre Empfindung qualmt bei ſolchen Gelegenheiten faſt unvermeidlich in Phraſen. Und ich habe zuweilen die bange Beſorgnis, daß wir Deutſche ſeit zwanzig Jahren nach dieſer Richtung viel zu viel thun, und daß dieſes unabläſſige Toaſten und Feſtfeiern keine gute Bürgſchaft für die Dauer unſeres Wohlbefindens iſt. — Darum bitte ich herzlich, mich an dem genannten Tage meinen Gedanken zu überlaſſen, meinen Angehörigen, den perſönlichen Freunden, welche mir das Schickſal noch erhalten hat, und den Amſeln meines Gartens, welche ſchon am frühen Morgen im ſchwarzen Frack den Feſtgeſang anzuſtimmen gewillt ſind.“

Nichts charakteriſiert den am 30. April aus unſerer Mitte geſchiedenen liebenswürdigen Dichter ſo treu, wie dieſes humorvolle Ablehnungsſchreiben. Eine durch und durch vornehme Natur, ſelbſtbewußt und doch anſpruchslos, allem lauten Parteigezänke, aller perſönlichen Ruhmgier, allem Strebertum von Grund der Seele abhold, ein kerngeſunder, echt deutſcher Mann, einzig bemüht, in ſtillem Schaffen ſeinem Volke Dichtungen zu geben, die im Boden des Vaterlandes, ſeiner Geſchichte und Geſittung wurzeln, Dichtungen, in denen er „die in allem Wandel der Zeiten unverwüſtliche Kraft des deutſchen Gemütes treu und liebevoll, wie keiner der lebenden Dichter, ſchilderte“ (Treitſchke zum 13. Juli 1886) — ſo war Guſtav Freytag ſein Lebenlang, ſo wurde er der Liebling unſeres Volkes.

In den „Erinnerungen aus meinem Leben“, deren inhaltreiche Kürze und treuherzige, obgleich zurückhaltende Darſtellung wohlthuend gegen die ſelbſtbeſpiegelnde Breite mancher neueren Autobiographieen abſticht, hat er als Siebziger „über ſeine Jugend und über die Erfahrungen, welche ſeinen Arbeiten Inhalt und Farbe gaben, einen einfachen Bericht“ erſtattet.

Guſtav Freytag war ein Schleſier. Am 13. Juli 1816 in Kreuzburg geboren, entſtammte er aus altem proteſtantiſchem Blute. Seine Ahnen waren Freibauern, dann Erb- und Gerichtsſcholzen, ſein Großvater ein Geiſtlicher, ſein Vater Arzt und ſpäter Bürgermeiſter, die Mutter eine Predigerstochter — „eine helle Geſtalt, welche ſich und anderen das Leben angenehm zu machen verſtand.“ In einen warmen Patriotismus war er gleichſam hineingeboren. Er ſagt:

> „Daß es für mich leicht wurde, in den Kämpfen meiner Zeit auf der Seite zu ſtehen, welcher die größten Erfolge zufielen, das verdanke ich nicht mir ſelbſt, ſondern der Fügung, daß ich als Preuße, als Proteſtant und als Schleſier unweit der polniſchen Grenze geboren bin. Als Kind der Grenze lernte ich früh mein deutſches Weſen im Gegenſatz zu fremdem Volkstum lieben, als Proteſtant gewann ich ſchneller und ohne leidvolles Ringen den Zugang zu freier Wiſſenſchaft, als Preuße wuchs ich in einem Staat auf, in dem die Hingabe des einzelnen an das Vaterland ſelbſtverſtändlich war.“

Vom Gymnaſium zu Öls zog er als Neunzehnjähriger auf die Univerſität Breslau. Hoffmann von Fallersleben führte ihn dort in das weite Gebiet der germaniſchen Altertümer ein. Ein Jahr darauf ging er nach Berlin, wo ihm Lachmann die Welt der Nibelungen und der mittelalterlichen Litteratur erſchloß. Im Theater, das er fleißig beſuchte, ging ihm das Verſtändnis für Shakeſpeare auf. Das veranlaßte ihn, ſich auch mit dem deutſchen Drama zu beſchäftigen. Seine Doktorſchrift: „Über die Anfänge der dramatiſchen Poeſie bei den Deutſchen“ war das Ergebnis dieſer Studien. Eine weitere Frucht war die Abhandlung über die dramatiſche Dichterin Roswit, mit der er ſich 1839 um das akademiſche Lehramt in Breslau bewarb. Kaum hatte der Dreiundzwanzigjährige dadurch die hoffnungsreiche Stellung eines Privatdozenten gewonnen, als es die höchſte Zeit wurde, ſeiner Militärpflicht zu genügen. Da er ſich zu ſpät gemeldet, wurde er als Gemeiner für drei Jahre in Eid und Pflicht genommen, unterbrach aber ſeine akademiſchen Vorleſungen darum nicht. So geſchah es, daß er zuweilen, wenn er gerade aus der Kaſerne kam, in der Kommißjacke das Katheder beſtieg, was bei ernſten Profeſſoren großen Anſtoß erregte. Nach einer ſchweren Krankheit als Armeereſerviſt entlaſſen, erſchien er ſeitdem um ſo eleganter vor ſeinen Zuhörern. Karl Weinhold hat den ſchlanken blonden Privatdozenten ſpäter im blauen Frack mit gelben Knöpfen, gelben Glacés und hohem Cylinder nach dem Hörſaal ſchreiten ſehen, in dem er über die neueſten Erſcheinungen der deutſchen Lyrik las. Über ſeine eigenen lyriſchen Gedichte urteilt er ſehr offenherzig. „Ich war kein lyriſcher Dichter,“ geſteht er. Ein Bändchen Gedichte: „In Breslau“, das 1845 erſchien, beſtätigte ſeine Selbſtkritik. Sein dramatiſches Erſtlingswerk: „Die Brautfahrt oder Kunz von der Roſen“, ein fünfaktiges Luſtſpiel, das einzige romantiſche, das er geſchrieben, war dagegen vorbedeutend für ſeine dichteriſche Zukunft. Der Held dieſes friſch anmutenden Stückes war der aus der Geſchichte bekannte luſtige Rat des Erzherzogs Maximilian von Öſterreich, deſſen Abenteuer während der Bewerbung um das burgundiſche Erbe den hiſtoriſchen Hintergrund bilden. Das Jugendſtück, in Berlin preisgekrönt und auf verſchiedenen Theatern aufgeführt, behauptete ſich jedoch nirgends. Er ſelbſt lernte aus dem Mißerfolge, wie er es anders machen müſſe. Hinfort wandte er ſich als Dramatiker dem modernen Leben zu.

In einem bald darauf folgenden Jambenſtücke: „Der Gelehrte“, welches Bruchſtück blieb, ſpiegeln ſich die ſchwülen politiſchen Strömungen der vierziger Jahre wieder. „Ich hatte den erſten Akt niedergeſchrieben,“ geſteht er in den „Erinnerungen“, „bevor dem letzten Akt eine befriedigende Handlung erfunden war.“

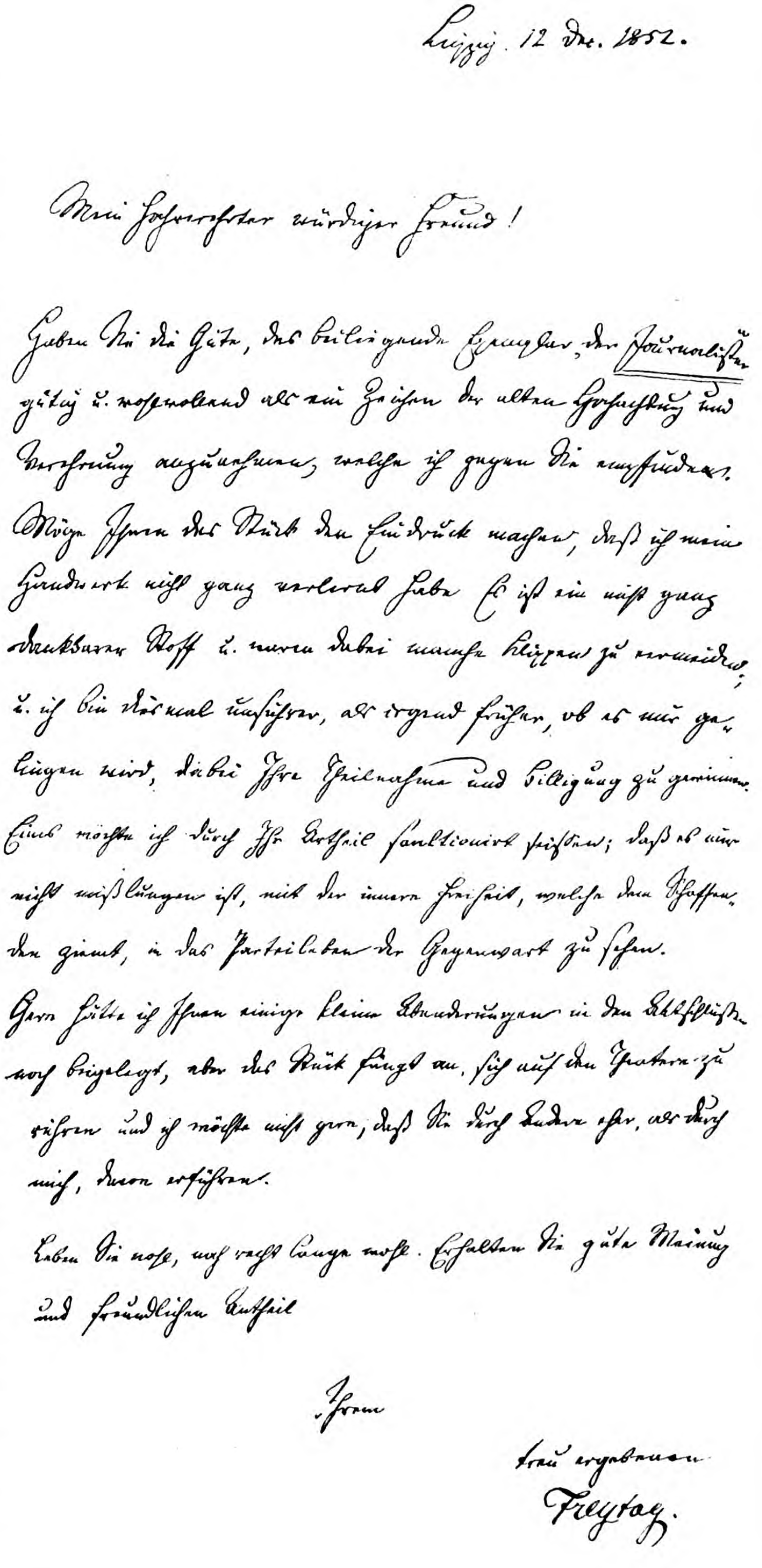
Bühnengewandter und erfolgreicher waren die darauf folgenden Schauſpiele: „Die Valentine“ und „Graf Waldemar“. Sie bewegten ſich in den Gedankenkreiſen des „Jungen Deutſchland“ und behandelten ſoziale Zuſtände mit ſtarker Betonung der vornehm-liederlichen, wie der kleinbürgerlich-ſittlichen Lebensſphäre, doch ohne die ſchroffe Tendenz der Jungdeutſchen, vielmehr mit der ihm eigenen milden Liebenswürdigkeit und geiſtreichen Ironie.

Bald nach der Vollendung der „Valentine“ hatte Freytag Breslau verlaſſen. Es war ihm ſchon längſt in dem akademiſchen Leben nicht ſo recht behaglich geweſen. Die Weigerung der Fakultät, ihm eine beabſichtigte Vorleſung über deutſche Kulturgeſchichte zu geſtatten, reifte in ihm den Entſchluß, ſeine Dozentenlaufbahn aufzugeben und „unter die Journaliſten zu gehen.“ Zunächſt ging er im Winter 1846 nach Leipzig, um zu lernen, „wie man ein Stück in Scene ſetzt.“ In ſeiner Gegenwart wurde die „Valentine“ einſtudiert und mit Beifall aufgeführt. Im nächſten Jahre ſiedelte er nach Dresden über. Dort entſtand der „Graf Waldemar“. Bald darauf lernte er Ludwig Tieck kennen, der „gegen ihn von anmutiger Herzlichkeit“ war, ſich für das neue

Stück warm intereſſierte und es in Berlin einſtudieren half. Es wurde meiſterhaft aufgeführt, ging aber mitten im Straßenlärm des Juni 1848 über die Bühne, und der Verfaſſer ſaß im Parkett faſt allein. Dennoch ſetzte ſich das Stück allmählich auf den Theatern feſt.

Inzwiſchen aber ſchwieg ſeine dramatiſche Muſe volle fünf Jahre lang. Noch im Juli 1848 hatte er ſich durch Julian Schmidt bewegen laſſen, in die Redaktion der „Grenzboten“ als Partner und Kollege einzutreten. Gemeinſam fochten ſeitdem die beiden Freunde im politiſchen Teile für das Ausſcheiden Öſterreichs aus Deutſchland und für Preußens Führung, während ſie im litterariſchen „alle die ungeſunden Richtungen, welche durch die jungdeutſche Abhängigkeit von franzöſiſcher Bildung und durch die Willkür der alten Romantik in die Seelen der Deutſchen gekommen waren,“ feſt und ſtreng kritiſierten. Die „grünen Blätter“ gediehen vortrefflich unter der Redaktion ihrer Leiter, die zugleich fleißige Mitarbeiter waren. Zu den gewichtigſten Beiträgen Freytags gehörten die kulturgeſchichtlichen Skizzen aus dem deutſchen Leben, die er ſpäter geſammelt und vermehrt als „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit“ (1862) in fünf Bänden erſcheinen ließ: die beſte Kulturgeſchichte unſeres Volkes, die wir beſitzen, oder wie Alfred Dove ſie nennt: „eine Geſchichte des deutſchen Volksgemütes aus den abſichtslos naiven Selbſtbekenntniſſen der einzelnen Gemüter.“

Aus den Erfahrungen, die Freytag als Redakteur gemacht, war ſchon vorher (1853) das beliebteſte und lebenswahrſte ſeiner Stücke, das Luſtſpiel: „Die Journaliſten“, erwachſen. In drei Sommermonaten ſchrieb er es in dem ſtillen Dorfe Siebleben bei Gotha nieder. Dort hatte er ſich 1851 ein „altfränkiſches“ Haus mit Garten erworben, das er ſeitdem alljährlich bezog, „ſobald die Obſtbäume blühten und Fink und Star ihre Stimmchen erhoben“ und das er bewohnte, bis der Winterſturm ihn nach Leipzig zurücktrieb. „Die Journaliſten“ haben ſich nun — über vierzig Jahre lang — eines unwandelbaren Beifalls zu erfreuen gehabt und gelten mit Recht als das beſte deutſche Luſtſpiel, das gleich hinter Leſſings „Minna von Barnhelm“ ſeine Stelle einnimmt. Mit ſprudelndem Humor iſt darin das moderne Parteitreiben und der Einfluß der Preſſe im konſtitutionellen Staate „in ſeinen rein menſchlichen, ethiſchen und poetiſchen Grundzügen“ durch typiſche Figuren geſchildert. Obgleich die Vorliebe des Dichters für



Leipzig. 12 Dec. 1852.

Mein hochverehrter würdiger Freund!

Haben Sie die Güte, das beiliegende Exemplar der Journalisten gütig u. wohlwollend als ein Zeichen der alten Hochachtung und Verehrung anzunehmen, welche ich gegen Sie empfinde. Möge Ihnen das Stück den Eindruck machen, daß ich mein Handwerk nicht ganz verlernt habe. Es ist ein nicht ganz dankbarer Stoff u. waren dabei manche Klippen zu vermeiden; u. ich bin diesmal unsicherer, als irgend früher, ob es mir gelingen wird, dabei Ihre Theilnahme und Billigung zu gewinnen. Eins möchte ich durch Ihr Urtheil sanktionirt wissen; daß es mir nicht mißlungen ist, mit der innern Freiheit, welche dem Schaffenden ziemt, in das Parteileben der Gegenwart zu sehen.

Gern hätte ich Ihnen einige kleine Abänderungen in den Aktschlüssen noch beigelegt, aber das Stück fängt an, sich auf den Theatern zu rühren und ich möchte nicht gern, daß Sie durch Andere eher, als durch mich, davon erführen.

Leben Sie wohl, noch recht lange wohl. Erhalten Sie gute Meinung und freundlichen Antheil

Ihrem

treu ergebenen
Freytag.

die Liberalen durchzumerken iſt, herrſcht doch eine liebenswürdige Gutmütigkeit in der Charakteriſtik der Gegner darin vor; auch die Schwächen des Liberalismus finden ihre gebührende Beleuchtung, ſo daß dieſes Zeitſtück wohl ein treues Kulturbild aus dem XIX. Jahrhundert genannt werden darf.

Guſtav Freytag †.

Im Dezember 1852 ſandte Freytag ſein berühmtes Luſtſpiel an den Altmeiſter Ludwig Tieck mit einem Geleitſchreiben, das ich für die neueſte Auflage meiner Litteraturgeſchichte habe fakſimilieren laſſen. Darin heißt es:

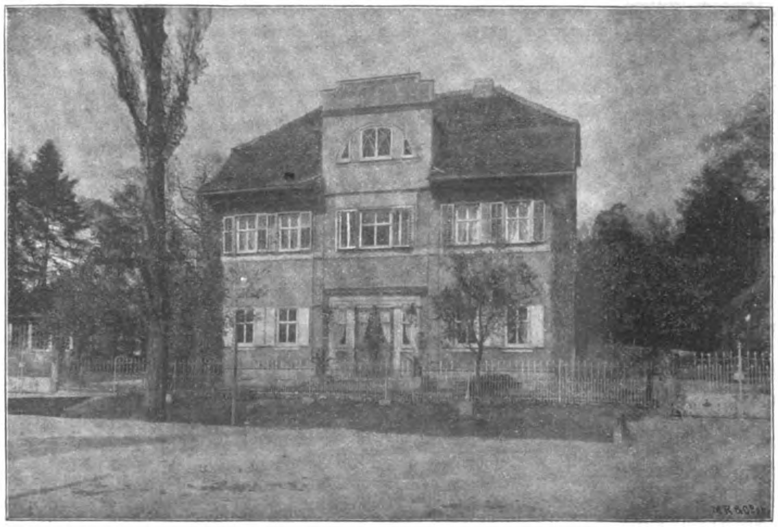
> „Es iſt ein nicht ganz dankbarer Stoff und waren dabei manche Klippen zu vermeiden; und ich bin diesmal unſicherer als irgend früher, ob es mir gelingen wird, dabei Ihre Teilnahme und Billigung zu gewinnen. Eins möchte ich durch Ihr Urteil ſanktioniert wiſſen: daß es mir nicht mißlungen iſt, mit der inneren Freiheit, welche dem Schaffenden ziemt, in das Parteileben der Gegenwart zu ſehen.“

Leider ſcheint ſich Tiecks Antwort nicht erhalten zu haben. In einem Briefe vom 26. November 1894, den ich von Freytag auf meine Bitte, ſeinen Brief vervielfältigen laſſen zu dürfen, erhielt, ſchrieb er an mich:

> „Hat er überhaupt darauf geantwortet — er iſt kurz nachher geſtorben — ſo liegt ſeine Antwort wahrſcheinlich irgendwo in einer Autographenſammlung. Denn für dieſe Piratenneſter bin ich oft geplündert worden.“

Auf meine Andeutung, daß ich noch lieber eine Seite des Manuſkriptes der „Journaliſten“ fakſimilieren laſſen würde, erwiderte er:

> „Gern würde ich Ihnen ein MS. der Journaliſten zur Benützung ſenden, aber ich habe nicht Bogen nicht Blatt. Sie wiſſen ja, Herr Kollege, wie ſehr einem Redakteur die Pietät gegen Manuſkripte ſchwindet, vollends gegen die eigenen. Und zu allermeiſt, wenn dieſe abgeſchrieben oder diktiert ſind, um gedruckt zu werden. So kommt es, daß ich keine meiner gedruckten Arbeiten in der Handſchrift beſitze.“



Guſtav Freytags Wohnhaus in Siebleben. Nach einer Photographie von L. Held in Weimar.

Sechs Jahre nach den „Journaliſten“ brachte Freytag ſeine dramatiſche Dichtung zum Abſchluß durch die im ſtrengen Tone des antiken Dramas gehaltene Römertragödie: „Die Fabier“, in welcher der Untergang der ſtolzen römiſchen Patrizierſchaft durch frevelnden Übermut und ſtarren Trotz gegen die Forderungen der Plebejer dargeſtellt wird. Der Schillerpreis hat auch dieſem Drama, wie ſo manchem anderen, kein Leben auf der Bühne ſichern können. Freytag hat ſich in den „Erinnerungen“ ausführlich über die Gründe dieſes Mißerfolges ausgeſprochen. Kurz und überzeugend, wie mich dünkt, faßt Karl Weinhold ſein Urteil darüber in den folgenden Worten zuſammen: „Ein guter Dichter hat auch hier gedichtet, der Bau iſt kunſtgerecht, die einzelnen Geſtalten ſind gut von einander abgehoben, es fehlt auch nicht an packenden Scenen. Allein die Wirkung des Ganzen verſagt etwas. Wir fühlen uns dieſen junkerlichen Frevlern ſowie denen, die durch ſie untergehen, nicht unmittelbar nahe gebracht. Es bleibt eine geſchichtliche Luftſchicht zwiſchen ihnen und uns.“

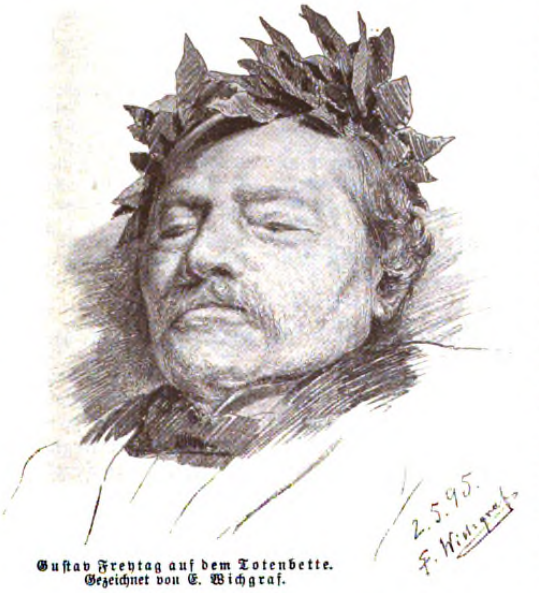
Aus den Beobachtungen, die Freytag über die eigenen Dramen gemacht, und aus ſeinem langjährigen Studium der dramatiſchen Meiſterwerke aller Nationen erwuchs 1863 ſein grundlegendes wiſſenſchaftliches Werk: „Die Technik des Dramas“, das er dem Überſetzer Shakeſpeares, Graf Wolf Baudiſſin, zueignete. Seiner eigenen Dramen hat er darin unter den hundert angezogenen Beiſpielen mit keinem Worte gedacht.

Als dieſes Werk herauskam, war Guſtav Freytag bereits ein berühmter Mann. Nicht allein durch die „Journaliſten“, viel mehr noch durch ſeinen Roman: „Soll und Haben“, der 1855 erſchienen war. Darin offenbarte ſich mit einem Schlage ſeine ganze dichteriſche Stärke. Aus ſeinen „Erinnerungen“ und aus Alfred Doves Mitteilungen iſt die Entſtehungsgeſchichte dieſer Dichtung bekannt. Die Kritik empfing den Roman keineswegs wohlwollend. Man rügte „die Ideenarmut, den platten, auch nicht von ſtarken Gefühlsſchwingungen belebten Philiſterverſtand, der aus dem Buche ſpreche“, und warf dem Dichter geradezu vor: „er habe die Alltäglichkeitsgeſinnung des deutſchen Spießbürgers verherrlicht und dadurch dem flachen litterariſchen Denken des deutſchen Publikums erheblich Vorſchub geleiſtet.“ Wolfgang Menzel meinte: „der Roman habe raſch ungeheuren Ruhm erlangt, nicht wegen ſeines poetiſchen Wertes, ſondern weil er im Sinne moderner Lebenspraxis der Poeſie Hohn ſprach.“ Unſer Volk urteilte anders darüber. Es fühlte die deutſche Eigenart darin heraus, wie ſie in wenigen Romanen ſo voll und ganz ſich ausprägt. Freytag hatte

Guſtav Freytags Arbeitszimmer in Siebleben. Nach einer Photographie von L. Held in Weimar.

damit, wie er ſelbſt in der Widmung an den Herzog Ernſt von Koburg-Gotha ſagt, deſſen Mahnung beherzigt: „in einer Zeit der Mutloſigkeit und Abſpannung der Nation dem Volke einen Spiegel ſeiner Tüchtigkeit vorzuhalten zur Freude und Erhebung.“ Und bei aller realiſtiſchen Wahrheit liegt doch ein idealer Duft über der Erzählung, der ſie als Dichterwerk erſten Ranges kennzeichnet. Daher der gewaltige, bis heute fortdauernde Erfolg; daher die alljährlich — jetzt ſchon vierzig Jahre — ſich erneuernden Auflagen; daher der Genuß, den das erneute Leſen dieſes köſtlichen Bürgerromanes, den man ebenſogut einen humoriſtiſchen, wie einen kulturhiſtoriſchen nennen könnte, gewährt. — Nicht als ob das Buch ohne Fehler ſei. Welches Dichterwerk wäre das! Freytag ſelbſt urteilt beſcheiden darüber: „Im ganzen hatte ich die Stimmung — ich habe es ungefähr ſo gut gemacht, als ich konnte, nun mögen die andern ſehen, wie ſie damit fertig werden.“ Auch ſonſt geht er mit ſeinem Werke ernſt ins Gericht. Wie frei von Selbſtüberſchätzung er war, davon zeugt noch folgender Zug. Eine junge Freundin von mir, die in Amerika als Lehrerin wirkte, gab 1893 in Boſton eine ſtark gekürzte und auf ein Drittel zuſammengedrängte Ausgabe des Romans für die amerikaniſche Schuljugend heraus und ſandte dem Dichter ein Exemplar zu. Manch ein anderer wäre über dieſe — allerdings ſehr geſchickte — Zurichtung ſeines Werkes entſetzt geweſen. Freytag ſchrieb der Landsmännin einen ſehr liebenswürdigen Antwortbrief, in dem es hieß:

> „Mit herzlichem Anteil habe ich das Buch durchblättert, mich über Ihre erklärenden Bemerkungen gefreut und mit Reſpekt die Kürzungen betrachtet, welche Sie für den Zweck der Ausgabe als nötig betrachteten. Möge Ihnen Ihre Arbeit auch durch Erfolg Freude und Lohn gewähren! Ein deutſcher Schriftſteller bleibt Ihnen für die hingebende und kluge Sorge, welche Sie auf ſein Buch verwandten, immer dankbar.“



Guſtav Freytag auf dem Totenbette.
Gezeichnet von E. Wichgraf.

Neun Jahre waren nach dem Erſcheinen von „Soll und Haben“ vergangen. 1861 war Julian Schmidt aus der Redaktion der Grenzboten geſchieden. Freytag ſetzte die Arbeit mit Max Jordan fort und vollendete daneben ſeine „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.“ Den Winter verlebte er in Leipzig in Schriftſteller- und Profeſſorenkreiſen, den Sommer in Siebleben, verkehrte aber auch gern am Hoſe des Herzogs Ernſt II. von Koburg-Gotha und freute ſich „über die vielen merkwürdigen und bedeutenden Perſönlichkeiten, welche dort aus und ein zogen.“ Aus der Fülle aller dieſer neuen Beobachtungen und Geſtalten erwuchs im ländlichen Stillleben ein zweiter Roman. Es war „Die verlorene Handſchrift“, die im Herbſt 1864 erſchien. Die Idee dieſes Romans hatte große Ähnlichkeit mit der von „Soll und Haben“. Dort die Kaufmannswelt und der Adel, hier das Gelehrtentum und die Hofwelt im Konflikt. Aber ſo geiſtreich auch die Behandlung, ſo reich an humoriſtiſchen Epiſoden die Erzählung, die gelehrten Originale konnte doch nur voll genießen, wer „etwas mit akademiſchem Waſſer getauft war.“ Der Cäſarenwahn des Fürſten berührt befremdlich und unwahrſcheinlich, die religiöſen Konflikte und die geiſtige Entwickelung der anmutvollen Heldin Ilſe wehmütig. Freytags Widerlegung ſeiner Kritiker in den „Erinnerungen“ wirkt in dieſem Falle nicht überzeugend. Dennoch wird auch dieſer Roman eine wertvolle Quelle für die Sittenkunde unſeres Jahrhunderts bleiben.

Ende 1870 ſchied Freytag von den „Grenzboten“. „Was Traum und Sehnſucht meiner Jugend geweſen war,“ ſagt er, „das war auf den Schlachtfeldern und in den Kabinetten durch die Tapferkeit unſerer Soldaten und durch die Größe unſerer politiſchen Führer Wirklichkeit geworden: ein machtvoller deutſcher Staat! Ich kehrte zu meinen Büchern und zu meiner Dichterarbeit zurück.“

Die Frucht des großen Krieges, deſſen gewaltigſte Thaten der Dichter im Hauptquartier des Kronprinzen verlebte, war der ſechsbändige Romancyklus: „Die Ahnen“. Darin führte er eine deutſche Familie — ſeine eignen Vorfahren, wie er ſie poetiſch ſich dachte — zurück auf ein vandaliſches Königsgeſchlecht und ließ die wichtigſten Entwickelungsſtufen unſerer Geſchichte in feſſelnden Bildern an uns vorübergehen. Wie kritiſch man ſich dieſem „Nationalepos in

Romanform“ auch gegenüberſtellen, wie ſehr man es bedauern mag, daß der jüngſte Sproß des Geſchlechtes am Kampfe um Deutſchlands Einheit und Größe keinen Teil hatte, — wir beſitzen doch in dieſem letzten Werke Freytags eine großartige Dichtung voll idealen Gehaltes, vaterländiſcher Begeiſterung und geſchichtlich zuverläſſiger Belehrung.

In dem eingangs erwähnten Ablehnungsſchreiben Freytags heißt es zum Schluß:

„Wer durch ſeine Bücher den Anteil und die Freundſchaft der Leſer gewonnen hat, der genießt den Vorzug, vielen ein Hausfreund geworden zu ſein. Wenn die Eltern dem jungen Geſchlecht ſeine Werke in die Hand legen, weil ſie hoffen, daß der Inhalt, der ſie befriedigt und erhoben hat, auch den Späteren zum Heile gereichen werde, ſo iſt dieſes Vertrauen der beſte Lohn des Schaffenden, und wenn ſolche Freunde ſeiner Arbeit in der Stille ſeiner ſelbſt herzlich gedenken, ſo iſt dies für ihn der ſchönſte Feſtgruß, der nicht an einem Tage hängt, ſondern der ihm alle Tage des Jahres weihen kann. Daß mir das Glück geworden iſt, in dieſer Weiſe mit meinem Volke verbunden zu ſein, das iſt meine höchſte Ehre, und der Stolz, den ich auch an meinem ſiebzigſten Geburtstage, wenn mir vergönnt wird, ihn zu erleben, mit inniger Dankbarkeit gegen eine gnadenvolle Vorſehung fühlen werde.“

Die wiederholt angebotene Ehrung durch einen Adelsbrief hat Guſtav Freytag ſtets zurückgewieſen, aber es freute ihn, als der greiſe Kaiſer Wilhelm befahl, ſeinem von Staufer-Bern gemalten Bildnis einen Ehrenplatz in der Nationalgalerie anzuweiſen. Auch der Lorbeerkranz, den unſer regierender Kaiſer auf ſeinen Sarg niederlegen ließ, würde ihn erfreut haben, wenn er ihn noch hätte ſehen können. Bis an den Tod aber iſt es ſeine größte Freude geweſen, der dauernden Liebe ſeines Volkes gewiß zu ſein. Und dieſe Liebe wird ihm auch fernerhin bleiben. Das Beſte, was er geſchaffen, wird die Zeiten überdauern und noch in ſpäten Jahrhunderten geleſen und genoſſen werden.

Guſtav Freytags Anſichten über den Beruf des Geiſtlichen.

Von Pfarrer Dr. Seyfarth in Herbsleben i. Thür.

Während des Sommers 1889 bereitete ich den Sohn Guſtav Freytags fürs Gymnaſium vor und hatte dabei faſt täglich Gelegenheit, mit dem großen nun Heimgegangenen zu verkehren. Er war eine von den Perſönlichkeiten, deren ſtets gleichbleibende, wohlwollende Liebenswürdigkeit die Menſchen gleichſam magnetiſch anzieht, und man empfand in ſeinem Umgang die Wahrheit des Humboldtſchen Wortes: „wenn man einem edlen und wahrhaft großen Charakter nahe tritt, ſo geht es wie ein Hauch von ihm auf uns über.“

Manches bedeutungsvolle Geſpräch das wir, in dem ſchönen Garten ſeines Landſitzes zu Siebleben, den er beſonders liebte, mit einander führten, wird mir für ewig unvergeßlich bleiben. Ich pflegte einiges, das er mir ſagte, zu Hauſe ſofort niederzuſchreiben, um für ſpätere Zeiten auch möglichſt den Wortlaut ſeiner Geſpräche aufzubewahren. Dieſe Blätter liegen heute vor mir, und ich finde darunter eines, das mir immer von ganz beſonderer Wichtigkeit geweſen iſt.

Es enthält ſeine Anſichten über den Beruf der Geiſtlichen, die er mir, dem damaligen Kandidaten, gegenüber ausſprach, und für die ich ihm noch übers Grab hinaus danke. Da dieſelben auch für die Allgemeinheit von hohem Intereſſe ſein müſſen, ſo gebe ich ſie, wohl beinahe wortgetreu, wie er ſie ausgeſprochen hat, hier wieder.

„Man ſagt, das religiöſe Bewußtſein und Bedürfnis in den Menſchen habe in unſerer Zeit abgenommen. Glauben Sie das nicht, es iſt heute dasſelbe wie vor hundert Jahren, und die ſtille Sehnſucht nach Befriedigung desſelben lebt heute noch ebenſo in den Menſchen, wie ſie immer in ihnen gelebt hat und immer in ihnen leben wird. Und deswegen iſt der Beruf des Geiſtlichen ſo hoch und ſchön, weil er ſich zur Aufgabe macht, dieſe ſtille Sehnſucht im Menſchenherzen zu ſtillen. Wenn der Geiſtliche ſeine Stellung richtig auffaßt, und wenn er das Zeug dazu hat, ſie gebührend auszufüllen, ſo iſt ſeine Thätigkeit die bei weitem ſchwerſte, ſein Einfluß aber auch der allergrößte. Er iſt dazu berufen, Seele und Gemüt des Menſchen zu bilden, und das iſt nur dann möglich, wenn er wirklich auch Einfluß auf das Seelenleben der einzelnen gewinnt. Das kann er aber nicht nur durch ſeine Predigten, ſondern dazu gehört Teilnahme an dem perſönlichen Geſchick jedes einzelnen der Gemeinde und vor allem die Fähigkeit, ſich das Vertrauen derſelben zu erwerben. Iſt das letztere nicht vorhanden, ſo iſt die ganze Thätigkeit des Geiſtlichen unfruchtbar und undankbar. Leider aber gibt es genug, welche dieſe Fähigkeit nicht beſitzen und infolgedeſſen auch ihrer Sache immer mehr ſchaden als nützen. Einfaches Wortemachen auf der Kanzel thut es nicht, der Geiſtliche muß die Bedürfniſſe ſeiner Gemeinde kennen und auf ſie eingehen. Er ſoll Seelſorger ſein — ſo hat er auch für alles zu ſorgen, was die Seele bewegt. Er muß brennende Tagesfragen vom ethiſchen Geſichtspunkt aus auch von der Kanzel aus beleuchten und beſprechen und muß dafür ſorgen, daß das Verſtändnis für dieſelben geweckt wird. Darin liegt die Bedeutung eines Mannes wie Stöcker, die auch ſeine größten Gegner anerkennen müſſen, — daß er es ſtets verſteht, ſeine Zuhörer zu packen, indem er jedes allgemein intereſſierende Ereignis, ſowohl aus dem ſozialen wie aus dem politiſchen Gebiet, in den Kreis ſeiner Betrachtung zieht und auch von der Kanzel herab ethiſch beleuchtet. Das erweckt Zutrauen im Volke, und die Leute gewöhnen ſich daran, den Geiſtlichen als ihr Haupt und als ihren perſönlichen Berater zu betrachten — das muß der Fall ſein, wenn ſein Amt ein erfolgreiches und ſeine Thätigkeit eine geſegnete ſein ſoll. Aber das iſt freilich ſehr ſchwer, ſowohl auf dem Lande, als namentlich in der Stadt, wo das Publikum auch äſthetiſch befriedigt ſein will. Mir ſelbſt iſt es mehr als einmal ſo gegangen, daß ich aus reinem Herzensdrang in die Kirche ging und dort während der ganzen Predigt ein unangenehmes und peinliches Gefühl nicht von mir fern halten konnte über das „mühſame Zuſammenſtoppeln fremder Gedanken“, das ich anſtatt origineller geſunder Ideen fand, nach denen ich mich ſehnte. Aber das wird nicht zu ändern ſein, daß viele — leider zu viele — das geiſtliche Amt verwalten, ohne dazu hinreichend befähigt zu ſein, denn die Nachfrage iſt groß, und die Zahl derer, die wirklich mit Leib und Seele für ihren Beruf leben, verhältnismäßig gering. So kommt es, daß gar viele aus äußeren Gründen und nicht aus innerem Drange dieſen Beruf wählen, und ſie ſind es, die entweder nichts nützen oder aber unendlich viel ſchaden.

Der Beruf des Geiſtlichen, richtig verſtanden und ausgeführt, iſt der ſchönſte, den es gibt, der befriedigendſte und vor allem der wichtigſte für die ganze Entwickelung der ſozialen Verhältniſſe.“ —

Dies ſind die Anſichten Guſtav Freytags über den Beruf der Geiſtlichen. Gewiß voll warmer Anerkennung für die Bedeutung und Schönheit desſelben und aus dem Munde eines Mannes, der auf den Höhen des geiſtigen Lebens ſeiner Nation ſtand, doppelt bemerkenswert für alle, die in dieſem Berufe ſtehen und danach ſtreben, möglichſt ſegensreich zu wirken. —

Bibel und Muſik.

Von Konſiſtorialrat D. Gerhard Goebel.

(Abdruck verboten.)

Ich darf wohl vorausſetzen, daß die Leſer an jedem der beiden in der Überſchrift neben einander geſtellten Dinge ein lebendiges Intereſſe haben. Unter den Büchern, welche die Nahrung unſeres Geiſtes bilden, iſt die Bibel allerdings vielleicht nicht das von uns am häufigſten geleſene, aber jedenfalls das Buch, welches den beſtimmendſten Einfluß auf unſer inneres Leben geübt hat und übt. Unſere erſten religiöſen Erkenntniſſe ſtammen aus der Bibel, deren heilige Geſchichten dem Kinde ſchon verſtändlich ſind und an erziehlichem Wert von nichts anderem übertroffen werden, und jeder Fortſchritt an wahrer religiöſer Erkenntnis hat an der Bibel Quelle und Maßſtab. So unerſchöpflich iſt der Schatz ihrer Wahrheiten, daß kein Menſchenleben ſie je ausgelernt hat. Aus der Bibel haben wir die Richtſchnur unſeres ſittlichen Handelns gewonnen, an den zehn Geboten, an den Worten unſeres Heilandes iſt unſer Gewiſſen gebildet. Und ob manch einer, ja unzählige dies heilige Buch vielleicht lange aus dem Auge verlieren: wenn die Stunde der Not kommt, und das Herz Troſt bedarf und Licht und Kraft — wie wunderbar klingt das Bibelwort als die Stimme aus dem Vaterhauſe, wie lind legt es ſich auf die Wunde, wie kräftig belebend durchſtrömt es die Adern, wie einſchneidend richtet es das Gewiſſen, wie gewaltig zerbricht es das verhärtete Herz, wie troſtreich leuchtet es dem verdüſterten Gemüt!

Die Muſik andererſeits iſt die elementarſte und unmittelbarſte und darum wirkungsvollſte aller Künſte. Ihr erſtes und urſprüngliches Organ, die menſchliche Stimme, iſt der unmittelbarſte und vollkommenſte Ausdruck des Seelenlebens und teilt die innere Erregung der eigenen Stimmung durch die Schallwelle direkt dem Ohr und dadurch der Seele des anderen mit. Die Muſik iſt ein unerſchöpflicher Quell der Freude, von Gott dem Herrn uns armen, unter den Disharmonien des Erdenlebens ſeufzenden Menſchenkindern als köſtliche Gabe freundlich geſchenkt. Dr. Luther ſagt:

> „Vor allen Freuden auf Erden
> Kann niemand kein feiner werden,
> Als die ich geb mit mein'm Singen
> Und mit manchem ſüßem Klingen.
> Hie kann nicht ſein ein böſer Mut,
> Wo da ſingen Geſellen gut,
> Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
> Weichen muß alles Herzeleid,
> Geiz, Sorg' und was ſonſt hart anleit
> Fährt hin mit großer Traurigkeit.
> Auch iſt ein jeder des wohl frei,
> Daß ſolche Freud kein Sünde ſei,
> Sondern auch Gott viel baß gefällt,
> Denn alle Freud der ganzen Welt."

Lacht uns nicht das Herz, wenn wir unſere Kinder in der Kinderſtube ſingen hören, wie ſie die Töne zu finden ſuchen, die ſie gehört haben, und wie ſie in unerſchöpflicher Freude die aufgefaßte Melodie mit fröhlichen Stimmchen erklingen laſſen? Wie trüb und traurig eine Jugend ohne Lied und Ton! Mag man noch ſo ſehr „die jugendlichen Opfer gewiſſer Anſichten von moderner Bildung beklagen, die an das Klavier geſchmiedet werden, um ohne natürliche Begabung und Neigung eine ſtammelnde Ausdrucksfähigkeit in einer ihnen doch fremd bleibenden Tonſprache zu erlernen," unendlich groß iſt doch der Wert der Muſik für die Erziehung; nur daß ſie zur Freude gelehrt und geübt werde und nicht zur Qual. Und kann ſie nicht jeder ausüben, ihrer Wirkung unterſtehen wir alle. Die Kinder, die auf den Gaſſen um die Drehorgel tanzen, nicht minder wie ein gebildetes Konzertpublikum, das den Tönen eines Streichquartetts lauſcht; die Volksmenge, die mit der Militärmuſik marſchiert, wie die feſtliche Gemeinde, die dem Herrn in gottesdienſtlicher Verſammlung ihre Lieder ſingt; die jugendliche Schar, die bei fröhlichem Beiſammenſein mit hellem hohem Klang ſich durch das Lied der Lieder begeiſtert, wie der Einſame, dem das Lied des Türmers in dämmernder Abendſtunde heilige und ſüße Erinnerungen weckt.

Wir Deutſche ſind vor vielen Völkern darin bevorzugt, daß wir dieſe beiden Gaben, die Bibel und die Muſik, jede in beſonderem Maße haben und ſie beide zuſammen beſitzen. Weil wir die Bibel haben, haben wir unter allen muſikaliſchen Völkern die beſte Muſik, die je gemacht worden iſt, und weil wir vor anderen die Gabe der Muſik haben, hat unſer in der Bibel wurzelndes religiöſes Leben muſikaliſche Mittel des Ausdrucks gewonnen, wie ſie keinem anderen Volke der Erde in gleicher Schöne und Wirkungsfähigkeit gegeben ſind. Italien übertrifft uns vielleicht in urſprünglicher muſikaliſcher Begabung und natürlichem Wohllaut, aber der italieniſchen Muſik fehlt die Kraft und die Seele, der Ernſt und die Tiefe, die nur die Religion der Bibel geben kann. Und England übertrifft uns darin, daß die Bibel dort noch mehr Volksbuch iſt, als bei uns, und noch mehr das ganze Leben durchdringt und beſtimmt; aber dort fehlt dem Volk die tiefere muſikaliſche Anlage, und ſo hat es trotz aller Liebe und Luſt zur Muſik nie Großes auf dem Gebiet der religiöſen Muſik hervorzubringen vermocht.

Wenn ich nun beides, Bibel und Muſik, in meinem Thema neben einander ſtelle, ſo wird aus dem Geſagten bereits erhellen, in welcher Abſicht dies geſchehen iſt. Die Darlegung der Beziehungen zwiſchen beiden Gottesgaben, des Verhältniſſes der Bibel zur Muſik und der Muſik zur Bibel, iſt geeignet, beide uns nach einer beſonderen Seite hin lieb zu machen, und wenn die folgenden Worte eine Ermunterung in ſich trügen, die eine wie die andere Gottesgabe recht zu werthen und beide zuſammen recht zu treiben, würde es mir eine beſondere Freude ſein. Denn das muß ich gleich vorausſchicken: ich glaube, daß die beiden das rechte Verhältnis zu einander in der Gegenwart vielfach verloren haben, und daß vor allem die Kunſt, aber auch die Religion darunter leiden. Wo ſie ſich fremd geworden ſind, gerät die Kunſt auf Irrwege, und die Religion vereinſamt und verarmt. Und doch ſind ſie auf einander angewieſen und müſſen einander helfen, denn ſie haben einen gemeinſamen Beruf: beide ſollen, jede an ihrem Teile, das irdiſche Leben mit der Ahnung des Ewigen verklären und die Herzen zu Gott emporziehen.

I. Wie verhält ſich die Muſik zur Bibel?

Alle menſchlichen Künſte ſind in ihrem Urſprung mit der Religion und dem Kultus der Menſchen verbunden, aber bei keiner iſt dies in dem Maße der Fall wie bei der Muſik. Wir ſagen nicht, daß die Muſik in der Religion ihren Urſprung hat; berichtet uns doch die Bibel ſchon auf ihren erſten Blättern, daß die Inſtrumentalmuſik in dem von Gott abgefallenen weltlichen Geſchlechte Kains erfunden worden ſei. Und in der That hat jede Kunſt und ſo auch die Muſik ihre Wurzel in einem natürlichen Trieb und hat demzufolge natürliche Geſetze, die immer wieder die Feſſeln zerbrechen, die menſchliche Stilgeſetze, ſeien ſie kirchlicher oder weltlicher Art, ihr aufzwängen. Wir erkennen es an, daß die Kunſt Urſache hat, auf ihre innere Selbſtändigkeit eiferſüchtig zu ſein. Gleichwohl iſt es eine geſchichtliche Thatſache, daß die Muſik als Kunſtübung im großen Stil, ſofern ſie für die Kultur der Menſchen und ihre geſchichtliche Entwickelung bedeutſam iſt, von Anfang an mit der Religionsübung verbunden geweſen iſt und von dieſer Verbindung Jahrtauſende hindurch die Impulſe ihrer Entwickelung erhalten hat. Insbeſondere auch die Muſikgeſchichte des Abendlandes zeigt uns dies. Die Tongeſetze, nach denen ein Jahrtauſend lang das Abendland ſang und ſpielte, waren vom Papſt Gregor dem Großen für die Kirchenmuſik feſtgeſtellt. Auch die ſpecifiſch weltliche Muſik, die nebenher ging, die Minnelieder der Ritter und die Reime der Meiſterſänger, die provençaliſchen Madrigale und die Leiſen der Wallfahrer kannten wohl andere Weiſen, aber keine anderen Tonarten als die kirchlichen, die heute noch ſpecifiſch dieſen Namen tragen. Und ſo reich ſich der weltliche Geſang des Mittelalters entfaltete und ſo ſchöne Blüten die Tonkunſt an den Höfen kunſtſinniger Fürſten trieb, für die Entwickelungsgeſchichte der Muſik als Kunſt war der weltliche Geſang und das Saitenſpiel des Volks wie der Gebildeten bis zur Reformation ohne weſentliche Bedeutung. Es iſt uns nichts davon übriggeblieben als die Kunde davon und vielleicht eine oder die andere alte Weiſe ungewiſſen Urſprungs. Erſt am Ende des 16. Jahrhunderts unter dem Einfluß des Humanismus entſtand in der Oper eine ſelbſtändige weltliche muſikaliſche Kunſtgeſtaltung, aus der dann allmählich in ſtufenweiſer Entfaltung unſere ganze moderne Muſik in ihrer reichen Mannigfaltigkeit erwachſen iſt. Es war dieſelbe Zeit, wo auch die kirchliche Muſik eine weſentliche Umgeſtaltung erfuhr und in eine neue Periode eintrat, einerſeits durch die großartige Erneuerung und Reinigung des kirchlichen Stils durch Paleſtrina, andererſeits durch die neue Kirchenmuſik der Reformation, von Luthers Chorälen und Goudimels Pſalmen bis zu den Oratorien Händels und Bachs.

Es war im Geſetz der Entwickelung begründet, daß die enge Verbindung der Muſik mit der Religion ſich zu ihrer Zeit löſen mußte. Die Kunſt gewann zu derſelben Zeit ihre Freiheit, wo der Freiheitsgedanke auch in die Kirche eindrang und das kirchliche Leben umgeſtaltete. Es ſollte für beide heilſam ſein. Die irdiſche Kunſt ſollte hinfort zunächſt ihre eigenen Wege gehen und mit Anſpannung aller freigewordenen Kräfte erproben, wie weit ſie das ewige Kunſtideal mit rein weltlichen Mitteln erreichen könne, die Religion hinwiederum, die zu derſelben Zeit durch die Reformation auf ihr eigenſtes Weſen zurückgeführt wurde, ſollte zu der freien Kunſt ein neues Verhältnis gewinnen; ſtatt ſie äußerlich zu beherrſchen, ſie von innen heraus neu beſeelen und befruchten und aus ihrer reichen und mächtigen Entfaltung für die eigene Lebensentfaltung und Aufgabe an der Menſchheit reichen Erwerb gewinnen.

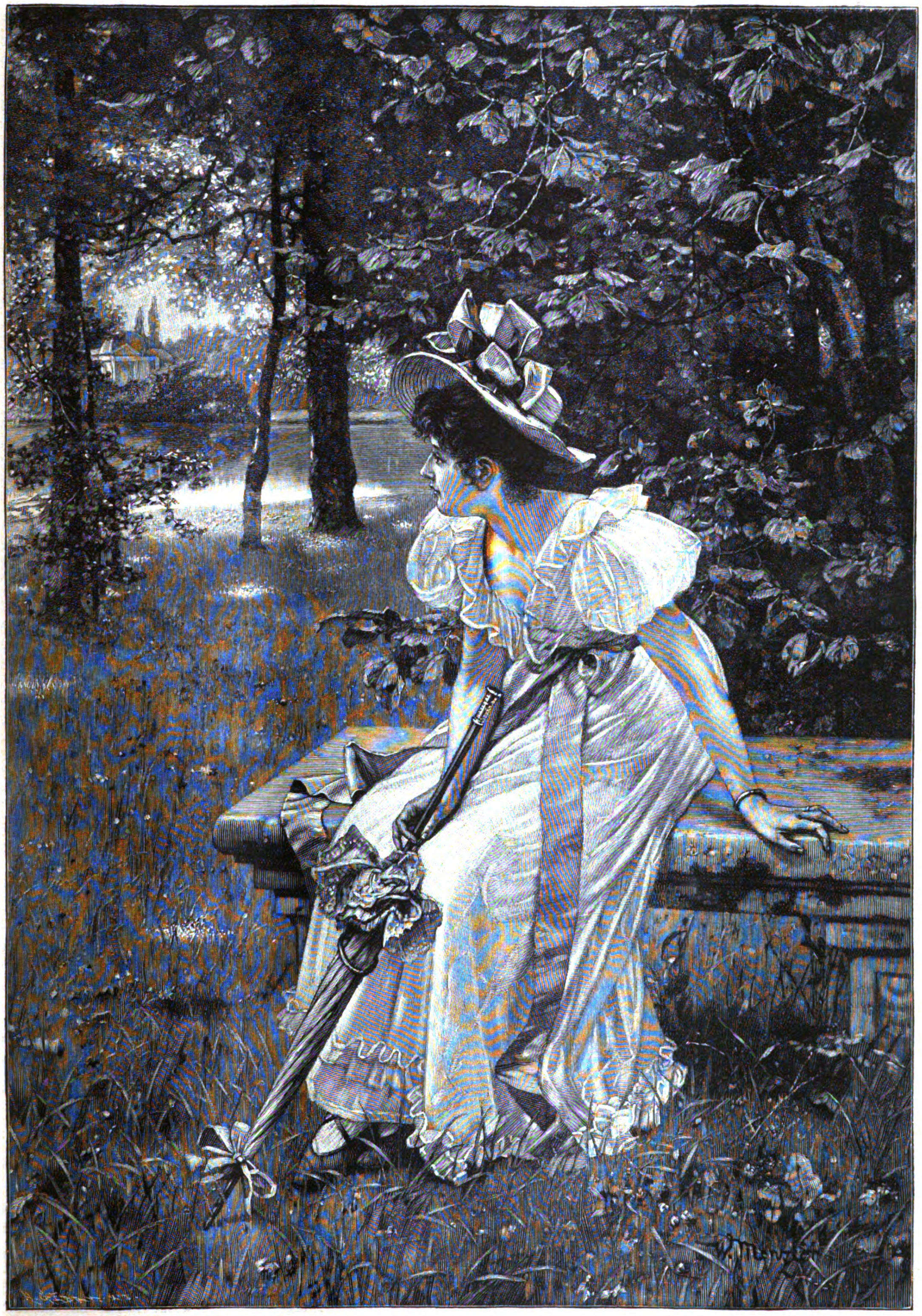
Über drei Jahrhunderte ſind ſeit dem Beginn dieſer neuen Periode verfloſſen. In welchem Stadium ſtehen wir jetzt? Es will uns ſcheinen, als ob wir wieder an einem Knotenpunkt der Entwickelung angelangt wären. Die gärende Zeit ringt nach neuen Geſtaltungen auf allen Gebieten. Vor allem auch tobt der Kampf um die Stellung der Religion im modernen Leben. Wie wird's mit der Muſik der Zukunft werden? Wird's zu einem vollkommenen Bruch kommen zwiſchen Muſik und Bibel, wie ihn auf allen Lebensgebieten viele Leute erſtreben und als unumgänglich weisſagen? Oder gibt's noch einen Weg der Verſöhnung, eine neue lebendige Syntheſe von Kunſt und Religion? Wir würden an der Zukunft der Muſik nicht nur, ſondern der Kultur überhaupt und unſeres Volkes insbeſondere verzweifeln, wenn wir die letzte Frage verneinen müßten.

Vergegenwärtigen wir uns, wie es heute ſteht. Die weltliche Muſik hat ſich zu einer Höhe verſtiegen, auf der es uns ſchwindelt, und von der wir in der eingeſchlagenen Richtung eine heilſame Weiterentwickelung nicht abſehen können. Sie baut den babyloniſchen Turm des Kunſtwerks aller Kunſtwerke, durch das die Nation, ja die Welt erlöſt werden ſoll; aber eins hat ſie verloren: das Heimweh nach dem Paradieſe. Eins verſteht ſie nicht mehr: die Sprache des lebendigen Wortes Gottes. In myſtiſchen Klängen ſucht ſie auch die Religion in den Kreis ihres Zaubers zu ziehen, aber es iſt nur der Naturboden der Religion, unklares ſinnliches Gefühl, das ſie erregt, es iſt unheiliges Feuer, das ſie auf ihre Opferaltäre bringt. Mit einem Wort: ſie hat die Bibel verloren. Statt den lebendigen Gott und Schöpfer Himmels und der Erden und die gekreuzigte Liebe des Menſchenſohnes zu preiſen, berauſcht ſie ſich an dem ſchäumenden Quell der Natur ohne Gott und predigt eine Erlöſung nicht zum Leben, ſondern zum Tode.

Auf dem Kinderſpielplatz. Originalzeichnung von G. Koch.

Immerhin, eins iſt richtig und bedeutſam in dem modernen muſikaliſchen Kunſtſtreben, das durch den Namen Richard Wagner bezeichnet iſt: es iſt die Erkenntnis, daß die Muſik als Kunſt nicht in dem Wohlklang und Rhythmus der Töne allein ihre Aufgabe hat, ſondern daß ſie einen Inhalt haben muß, den ſie darſtellt und zum Ausdruck bringt. Richard Wagner ſelbſt hat aus dieſer Erkenntnis unſeres Erachtens nicht die richtigen Folgerungen gezogen, aber das berührt uns hier nicht, wir halten nur den Grundgedanken feſt. Allerdings kann die Muſik als reine Inſtrumentalmuſik niemals der Ausdruck für begriffliche Gedanken ſein oder die Darſtellung beſtimmter Ereigniſſe geben; das Geheimnis der Dreieinigkeit in einer beſtimmten Harmonie vernehmbar machen zu wollen, wie Liszt, oder in einer Symphonie eine Reiſe nach Italien zu erzählen, wie Berlioz es gethan, iſt Thorheit. Die Muſik ohne Wort kann nur wortloſe Stimmungen oder Gefühle zum Ausdruck bringen. Unendlich aber ſteigert ſie ihre Ausdrucksfähigkeit, wo ſie ſich mit dem Worte vermählt und dieſem zum Ausdruck dient. Hier erreicht ſie ihre höchſte Stufe und gewinnt wirklich geiſtigen Inhalt. Der Vogel ſingt nur Töne, der Menſch Worte. Die Muſik hungert nach dem Wort. Gerade weil ſie für ſich ſelbſt durch den Ton an ſich, ſeinen Wohllaut und ſeine Gliederung nur äſthetiſches Gefühl erregen, aber klare Vorſtellungen in der Seele nicht geſtalten und ſittliche Ideen nicht vermitteln kann — ſo wenig wie bloße Zuſammenſtellungen von Farben und rein architektoniſche Zeichnungen — verlangt ſie nach dem Inhalt, der ihr durch das Wort gegeben wird. Indem ſie den geiſtigen und ethiſchen Inhalt des Wortes zum künſtleriſchen Ausdruck bringt, erfüllt ſie die höchſte Aufgabe der Kunſt und wirkt nicht nur auf eine Seite des menſchlichen Weſens, ſondern auf den ganzen Menſchen, mit im tiefſten ergreifender Macht und in unendlicher Mannigfaltigkeit des Ausdrucks. Auf dieſer Stufe bemißt ſich freilich ihr Wert nicht nur nach der künſtleriſchen Form, ſondern nach dem Inhalt, den ſie ſich wählt, und den zu geſtalten ſie ihre Mittel darbietet. Ein dürftiger, geſchmackloſer oder ſchlechter Text, wie ſo viele Opern ihn haben, entwürdigt auch die Muſik, mit der er umkleidet wird. Andererſeits, wie adelt ein gewaltiger, wirklich poetiſcher und tiefer Text die Muſik, die ihn zum Ausdruck bringt. Da muß der Muſiker ſelbſt zum Dichter werden, der mit aller Kraft ſeiner Seele, ſeines Geiſtes und ſeines Herzens ſich dem Gegenſtand ergibt und ihn in ſich neu gebiert. Da reicht gewöhnliches muſikaliſches Können, Beherrſchung der Ausdrucksmittel, Fruchtbarkeit der Erfindungsgabe, melodiſches Gefühl, techniſche Schulung u. dgl. nicht mehr aus; inneres kongeniales Verſtändnis, originales künſtleriſches Erfaſſen des Inhalts wird hier vom Künſtler gefordert. Da iſt die Muſik nicht mehr Tongeklingel und Ohrenreiz, ſondern eine Offenbarung.

Der tiefſte und gewaltigſte Inhalt aber und zugleich der ſchönſte und erhabenſte iſt der Muſik, wie jeder der erhabenen Künſte, in dem ewigen Wort gegeben, das die Offenbarung des ewigen Geiſtes iſt. Nach der Ausſprache dieſes Wortes ringt die Schöpfung in ihrem mannigfaltigen Tönen: der Donner der Wolken, das Wehen des Windes, der den Wald wie im Saitenſpiel rauſchend erklingen läßt, das Toſen des Meeres in ewig gleichmäßigem Takt des Wellenſchlags, das Murmeln des Bachs in lieblichem Flüſtern, das Zirpen der Grille und das Lied der Vögel, das ganze Tönen und Klingen, das durch die Natur geht und uns nur zum geringſten Teil vernehmbar wird, iſt's nicht eine Offenbarung der Herrlichkeit des Gottes, der im Ton wie im Licht ſich offenbart? Vernehmen wir nicht die Stimme des Herrn über den Waſſern, in den Wolken und in den Wäldern? Und wenn wir am Himmel die lichten Geſtirne ihre Bahnen ziehen ſehen, ahnen wir nicht eine Muſik der Sphären, eine unendlich Harmonie, die das All durchklingt und in überirdiſchem Zuſammenklang alle Disharmonien auflöſend dem Schöpfer einen himmliſchen Lobgeſang ſingt? Und wir



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München. Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Erwartungsvoll. Nach dem Gemälde von W. Menzler.

Menſchen möchten und ſollen mit einſtimmen in den Preis des Ewigen. Wo iſt das Wort, in das wir's faſſen können, was unſere Seele bewegt?

Nun, wir brauchen nicht hinauf gen Himmel zu fahren, um es herabzuholen, und nicht hinab in die Tiefe, um es zu vernehmen: „Das Wort iſt dir nahe, nämlich in deinem Munde und in deinem Herzen.“

Aus den Jahrtauſenden der vorchriſtlichen Zeit iſt von den Liedern aller Völker und Zungen ein Textbuch uns erhalten, das ewig jung und friſch immer neu den Geiſt der Töne in den Herzen der Menſchen wachruft; eine Sammlung heiliger Worte haben wir, zu der wir immer wieder greifen, wenn wir den wahrſten und ſchönſten Ausdruck ſuchen für das, was Menſchenherzen im tiefſten Inneren bewegt: das ſind nicht die Chöre des Sophokles und die Feſtgeſänge der Myſterien, ſondern die Pſalmen Davids und der heiligen Sänger Israels. Die ausgeprägteſte Volkstümlichkeit des exkluſivſten aller Völker, die ſie an ſich tragen, hat ſie nicht gehindert, zum Gemeingut aller Nationen zu werden. Die Worte, die von den Tempelchören in Jeruſalem am Paſſahfeſt und Laubhüttenfeſt geſungen wurden mit Begleitung der Pſalter und Harfen Israels, die Lieder, in denen die Frommen des alten Bundesvolks in den dunkelſten Tiefen der Anfechtung wie auf den lichteſten Höhen ſeligen Gottvertrauens und freudigen Dankes ihre Seele ausgeſtrömt haben, ſie haben ein Jahrtauſend lang der Kirchenmuſik aller abendländiſchen Völker in den Zeiten der Einheit der Kirche den allen gemeinſamen Text dargeboten. Zu lebendigerem Leben noch ſind ſie erwacht, als ſie, in die Volksſprachen überſetzt und in die nationale Form heimiſcher Dichtkunſt umgegoſſen, zum volkstümlichen Kirchenlied der Völker der Reformation wurden. Nicht vom Klerus nur in unverſtandener Sprache, ſondern vom Volk geſungen, gewannen ſie mit der neuen dichteriſchen Geſtalt auch eine neue muſikaliſche Form. Nicht in ermüdendem Pſalmodiren, nicht in kunſtvoll gebauter Motettenform, ſondern in der volkstümlichen Liedform trat der deutſche Choral, der franzöſiſche Pſalm auf den Plan. „Ein feſte Burg iſt unſer Gott“ — „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ — „Aus tiefer Not ſchrei' ich zu Dir“ — und wiederum: „Wie nach einer Waſſerquelle“ — „O Gott, der Du ein Heerfürſt biſt“ — „Lobe den Herrn, meine Seele“: hier hatte die Muſik Worte gefunden, an denen die Kunſt in den einfachſten Formen das Größte leiſtete: Gottes Ehre zu verkünden und die Menſchenherzen im tiefſten Grunde zu erfaſſen und zu erheben.

Und weiter noch. Iſt das Lied die höchſte Stufe der Muſik, weil hier in der einfachſten Form der tiefſte Inhalt unmittelbar ſich den ſchönſten Ausdruck gibt, ſo iſt es doch nur eine Form unter vielen anderen, in denen der künſtleriſche Geſtaltungsdrang ſich äußert. Aber auch von den größeren und weiteren Formen muſikaliſcher Werke gilt dasſelbe: ſie gewinnen ihre erhabenſte Würde, ihre edelſte Geſtalt, ihre tiefgreifendſte Wirkung da, wo ein heiliger Text, eine heilige Geſchichte den Tonkünſtler über das Irdiſche hinaushebt und zum Werkzeug und Verkündiger göttlicher Gedanken und Thaten macht. Aus der Oper entſtand das Oratorium. Die weltliche Arienform, wie veredelte ſie ſich, als Händel den Bibelſpruch mit ihr umkleidete: Er weidet ſeine Herde — Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt! Der leichtgeſchürzte Chorgeſang des Singſpiels, zu welcher Höhe erhob er ſich, als Händel ſein Hallelujah anſtimmte und das Oratorium ausklang in dem Lobgeſang der Offenbarung: Würdig iſt das Lamm, zu nehmen Preis und Stärke und Weisheit und Macht!

Auch die weltliche dramatiſche Muſik hat in unſeren Tagen in der nationalen Sage ſich einen großen ideenreichen Inhalt gewonnen, den ſie mit ganz neuem Zauber von Tonwirkungen umkleidete. Aber der höchſte und beſte Inhalt, den die Kunſt ſucht, iſt es doch nicht. Nicht als ob wir nur die Kunſt mit direkt religiöſem Inhalt anerkennten. Nichts weniger als das. Die religiöſe Kunſt iſt immer nur eine Gattung der Kunſt neben anderen gleichberechtigten, und ſie hat auch wie die anderen ihre beſtimmten Grenzen und darum notwendige Einſeitigkeiten und Unvollkommenheiten. Das aber verlangen wir allerdings von jeder Kunſt und von der Muſik vor allem, daß ſie von ſittlichem Geiſt beſeelt ſei und ſittlich veredelnd wirke. Der Geiſt des Maßes und der Harmonie, der Selbſtbeherrſchung und Selbſtbeſchränkung iſt die Seele aller guten Muſik. Darum ſoll ſie ſich auch unſittlichem Inhalt verſagen. Das aber vermiſſen wir leider bei manchem der geprieſenſten Kunſtwerke. Alle wahre Kunſt iſt im tiefſten Grunde fromm. Sie ſchaut die Welt, die ſie darſtellt, im Licht der ewigen Schönheit, die mit der Wahrheit und Güte eins iſt. Dies Licht leuchtet aber nicht in peſſimiſtiſchen Philoſophemen und nicht im modernen unklaren Gefühlspantheismus, noch weniger im Straußſchen Materialismus, der ſich zu Beethovens Symphonien retten will, um etwas von Andacht zu fühlen, nachdem er den Heiland verloren hat. Dies Licht leuchtet in dem Wort der Wahrheit, das heißt eben in der Bibel. Sie allein offenbart Anfang und Ende der Dinge, lehrt uns das Weſen im Schein erkennen, und das Geheimnis des Menſchenlebens und der Welt und damit unſer eigenes Herz verſtehen. Und die Kunſt, die von dieſem Licht erleuchtet und von dieſem Geiſt beſeelt iſt, trügt nicht und verwirrt nicht, verlockt nicht und verdirbt die Menſchen nicht, ſondern ſie reinigt und erhebt und beſſert den Menſchen. Sie ſät nicht auf das Fleiſch, ſondern auf den Geiſt.

Unſere Hoffnung auf die Zukunft der Muſik geht darum ebenſo wie unſere Hoffnung auf die Zukunft der Kunſt und unſeres Kulturlebens überhaupt auf eine Erneuerung des religiöſen Geiſtes. Sie kann nur dadurch geſchehen, daß die Muſik in den Herzen frommer Meiſter ihr altes Verhältnis zur Bibel wiederfindet, daß ſie ſich, ob auch in neuen Formen, wie ſie der Gegenwart entſprechen, von dem Geiſt wieder durchdringen läßt, der einſt Händel und Bach zu ihren unvergänglichen Schöpfungen begeiſterte. Sie muß ſich auf ihr wahres Weſen und ihre höchſten Ziele neu beſinnen, ſonſt verliert ſie das Erbteil der Väter und muß zuletzt ſich von Träbern nähren.

Mancherlei Anſätze zu der von uns gehofften Umkehr zur Erneuerung und Wiedergeburt ſind ja vorhanden. In Verbindung mit dem Neuerwachen des religiöſen Lebens in unſerem Jahrhundert und im Anſchluß an das wiedergewonnene Verſtändnis der großen proteſtantiſchen Tonmeiſter iſt eine moderne religiöſe Muſik entſtanden, die ja freilich an jene Heroen weit nicht hinanreicht, die aber doch manche ſchöne verheißungsreiche Blüte entfaltet hat und den Weg zu einer beſſeren Zukunft wenigſtens weisſagt. Viele kleine Quellen und Bächlein ſind aus dem Sande der Verflachung entſprungen und rieſeln fröhlich und Erquickung ſpendend durch unſer Volksleben hindurch. Mendelsſohns Oratorien erbauen uns, auch Löwe wollen wir nicht vergeſſen und den Zeitgenoſſen Meinardus. Bortnianski, Neidhart, Grell, Hauptmann, Bernhard Klein, Albert Becker und andere haben die Motette wieder belebt und den Kunſtpſalm. Die Kirche hat die Schönheit ihres Chorals wieder entdeckt, und tüchtige Meiſter haben die echten Harmonieen desſelben uns wieder ins Ohr und Herz tönen laſſen. Und iſt's nicht verheißungsreich, daß in der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo dem weltlichen Volkslied das Couplet mit Erfolg den Rang ſtreitig zu machen ſcheint, das religiöſe Volkslied neu erſtanden iſt, und eine Fülle neuer Melodieen, mögen ſie auch verſchiedenwertig ſein, dem religiöſen Gefühl der Gegenwart neuen Ausdruck gegeben hat?

Mit einem Wort: will die Muſik ihre höchſte Kulturaufgabe erfüllen und den Menſchen durch wahre edle Freude reinigen, beſſern, erheben, dann grabe ſie in die Tiefe und verſenke ſich in das ewige Wort. „In ihm iſt das Leben, und das Leben iſt das Licht des Menſchen.“ Das gilt auch für die Kunſt.

(Schluß folgt.)

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Unter den Gemälden religiöſen Inhaltes, welche uns von Tizian, dem Großmeiſter der venetianiſchen Malerei, erhalten ſind, iſt das von uns heute wiedergegebene „Chriſtus mit dem Zinsgroſchen“ eines der bedeutendſten und zugleich eines der früheſten. Das herrliche Bild, heute eine der edelſten Perlen der Dresdener Galerie, iſt das Meiſterwerk aus Tizians Jugendperiode — aus jener Zeit, in der er mit dem genialen Giorgione um die Gunſt der kunſtliebenden Venetianer wetteiferte. Hoheit der Auffaſſung und Tiefe der Charakteriſtik einen ſich in dem Gemälde mit maleriſcher Schönheit. Wie klar und überzeugend leuchtet aus dem Angeſicht des Heilands die ruhige Gotteshoheit — wie fein iſt der liſtige Phariſäer charakteriſiert, der da mit dem Zinsgroſchen in der Hand an Jeſus herantritt, auf den Lippen die hinterliſtige Frage: „Iſt es recht, daß man dem Kaiſer Zins gebe oder nicht?“

Im frühlingsduftigen Park zeichnet W. Menzler eine anmutige Mädchengeſtalt, die „erwartungsvoll“ in die Laubengänge hinausſpäht, hinüber zu dem jenſeits des Weihers aus dem Grün auftauchenden Schlößchen. Es wäre nicht ſchwer, eine kleine Novellette zu dem Gemälde zu ſchreiben — etwa die uralte und ſich, gleich dem Frühling, immer wieder erneuernde Geſchichte von den beiden Königskindern, die einander ſo lieb hatten und doch nimmer zuſammenkommen konnten.

Auch ein Frühjahrsbild — aus dem Zoologiſchen Garten — gab uns G. Koch. Alle Kinder aus Berlin W. ſchwärmen für ihren „Zo“, wie ſie den prächtigen Tierpark abkürzend nennen, und die Verwaltung ſorgt für die Kleinen wirklich in muſtergiltiger Weiſe. Nicht nur, indem ſie gegen geringes Entgelt eine ſtolze Karawane, vom Ziegenbock bis zum Kamel, zur Verfügung ſtellt, ſie hat auch die Spielplätze vortrefflich einrichten laſſen. Es iſt eine Freude, die lufthungrigen Vorſtadtkinder dort umhertollen zu ſehen.

Erdkunde.

Welches ſind die größten auf der Erde gefundenen, aus metalliſchem Eiſen beſtehenden Meteoriten? Im Jahre 1772 fand Pallas in Sibirien einen Meteor, der gegen 655 kg wog (nach anderen 800 kg); 1784 wurde zu Bendego in Braſilien ein Meteor von 5600 kg aufgefunden. Sehr bekannt ſind dann die von Nordenſkiöld 1870 entdeckten Meteoreiſen von Ovifak in der Nähe von Godhavn an der Oſtküſte Grönlands: der größte Block von etwa 2 m Durchmeſſer, der nach dem Stockholmer Riksmuſeum geſchafft wurde, wird auf 25 000 kg, der zweitgrößte, der ſich jetzt, ſoviel wir wiſſen, in Kopenhagen befindet, auf 10 000 kg geſchätzt. Es war bereits bekannt, daß ſich in der Nähe des Kap York auf Grönland noch eine zweite große Lagerſtätte von Meteoreiſen befindet. Als Kapitän John Roß im Auguſt 1818 mit ſeinen beiden Schiffen „Iſabella“ und „Alexander“ in der Melvillebucht, öſtlich vom Kap York, im Packeis eingeſchloſſen lag, brachten ihm Eskimos einige rohe Meſſer, deren Schneide aus Eiſenſtücken beſtand. Die Leute erzählten, daß ſie dieſes Eiſen von einem Berge in der Nähe der Küſte holten, wo ſich zwei große Eiſenſteine befänden. Weder Roß noch ein ſpäterer Polarfahrer hat die Lagerſtätte dieſer Eiſenmaſſen aufgeſucht, doch ſtellte die Unterſuchung der Meſſer die meteoriſche Herkunft derſelben außer Zweifel. Erſt im vorigen Jahre hat R. E. Peary, während er mit ſeinem Schiffe „Falcon“ bei Kap York lag, nach dieſen Meteoreiſenmaſſen geforſcht und wenigſtens eine von ihnen auch wirklich gefunden. Der Stein liegt am Abhang eines Berges, 113 Fuß über dem Meeresſpiegel und 400 m vom Ufer einer Bucht, die ſich etwa 25 engl. Meilen ſüdöſtlich von Kap York in das Land hinein erſtreckt. Die durchſchnittliche Dicke (über der Erde) beträgt 1 bis $1^1/_2$ Fuß. Das Gewicht iſt wahrſcheinlich nicht unter 2400 kg, möglicherweiſe aber auch doppelt ſo groß, falls der Meteorit, was nicht feſtgeſtellt werden konnte, noch tiefer, als angenommen wurde, in den Boden hinabgehen ſollte. Die Farbe ſeiner Oberfläche iſt ein dunkles Braun, das mit kleinen grünen Flecken untermiſcht iſt. Der Stein, den die Eskimos die „ſitzende Frau“ nennen, beſteht nach Peary aus reinem Eiſen und zeigt, wenn man ihn mit dem Meſſer ſchabt, die glänzend ſilberweiße Farbe des Meteoriten. Er iſt früher viel größer geweſen, aber durch das Abſchlagen von Stücken ſeitens der Eingeborenen allmählich verkleinert worden.

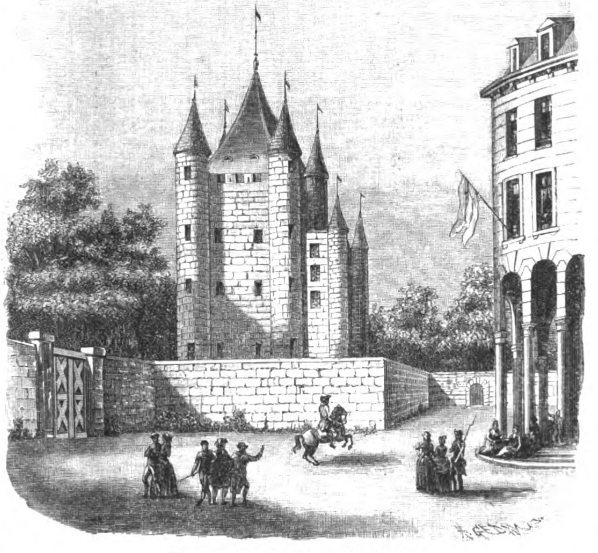
Tierkunde.

In den Pittsburger Gefrierhäuſern, die zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln dienen, hatte man Jahre hindurch keine Ratten und Mäuſe bemerkt; den Nagern ſchien die niedere Temperatur, die ſtets einige Grade unter Null gehalten wird, nicht zu behagen. Endlich fanden ſich die Ratten aber doch wieder ein, wurden ſogar ſehr läſtig, vermehrten ſich ſehr ſtark — zeigten aber, gefangen, ein einigermaßen verändertes Ausſehen. Sie hatten nämlich — ſo berichtet der „Prometheus“ nach amerikaniſchen Quellen — ein viel dichteres und ſtärkeres Pelzwerk, als ihnen ſonſt eigentümlich iſt. Als man nun Katzen in die Gefrierhäuſer brachte, gingen die erſten zu Grunde; allmählich aber fand man Tiere, die ſich gegen die Kälte widerſtandsfähiger erwieſen. Bei deren Nachkommenſchaft jedoch trat eine ähnliche Erſcheinung, wie bei den Ratten, auf: auch dieſe Katzen hatten einen beſonders dicken Pelz, merkwürdigerweiſe aber auch — und hierfür bleibe die Verantwortung der amerikaniſchen Quelle überlaſſen — einen doppelt ſo langen Schnauzbart, wie andere Katzen. Das letztere, glaubt man, ſei wohl mehr als eine Anpaſſung an die ſtändige Dunkelheit dieſer Räume aufzufaſſen, als an die Kälte, inſofern als verlängerte Schnauzenhaare als Taſtorgane in der Dunkelheit nützlicher ſind.

Sprechſaal.

Eine „Landratte“ in Brſch. fragt an: „Ich habe neulich in einer Zeitung geleſen, daß irgend ein Kanonenboot ‚18 Knoten in der Stunde läuft‘. Iſt dieſe Bezeichnung wohl ſeemänniſch richtig? Ich habe mir an Bord eines Dampfers einmal eine Logleine zeigen laſſen und geſehen, daß an dieſer die Knoten in ziemlich kurzer Entfernung von einander angebracht ſind, ſo daß eine Geſchwindigkeit von 18 Knoten in der Stunde ja eine ganz minimale wäre. Gewiß kann einer der ſeeerfahrenen Leſer des Daheim eine kurze und allgemein verſtändliche Auskunft geben.“

Ein anderer Leſer unterbreitet uns eine heraldiſche Frage: „Meine Familie, die ſeit mehreren Jahrhunderten in der Mark Brandenburg, in Schleſien und der Lauſitz anſäſſig iſt und ſtets zum niederen Adel gehörte, führt im Wappen den alten deutſchen zweiköpfigen Reichsadler. Wann und von wem uns dies Wappen verliehen iſt, wiſſen wir nicht. Vermag mir jemand zu ſagen, wann der Reichsadler in ſeiner gebräuchlichen Form aufkam, und aus welchen Veranlaſſungen derſelbe in Wappen aufgenommen zu werden pflegte?“



Der Temple zur Zeit der Revolution.

Zum hundertjährigen Todestag Ludwigs XVII.

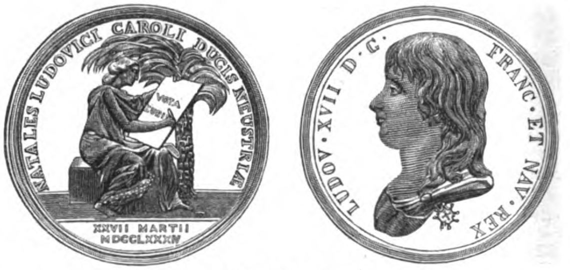
Am 8. Juni 1795 wurde der kleine königliche Märtyrer, der in den Blättern der Geſchichte als Ludwig XVII. verzeichnet ſteht, in ſeinem Gefängnis im Temple von ſeinen namenloſen Leiden durch einen ſanften Tod erlöſt.

Ludwig Karl, Herzog von der Normandie, war am 27. März 1785 als der zweite Sohn Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes geboren; ſeit vier Jahr ſpäter der erſtgeborene Sohn geſtorben, ging auf Ludwig Karl die Würde des Dauphin über. Nie hat wohl das Thronfolgeramt ſchwerer gelaſtet, denn auf den ſchwachen Schultern des unglücklichen Knaben!

Am 13. Auguſt 1792 wurde die königliche Familie in den Temple überführt; am 21. Januar 1793 fiel das Haupt Ludwigs XVI. — am 3. Juli trennte man Mutter und Sohn: „Die Nation, immer groß und großmütig, wie ſie iſt, wird für ſeine Erziehung ſorgen!“ war das Troſtwort, das man der Mutter ſagte. Die „Erziehung“, welche die „immer großmütige Nation“ dem unglücklichen Sohne des gütigſten und wohlwollendſten Monarchen, den Frankreich vielleicht je beſeſſen, angedeihen ließ, wurde dadurch eingeleitet, daß man ihn den Händen des Flickſchuſters Simon übergab. Der Bürger Simon war ein beiſpiellos roher Patron, ganz geeignet, die ihm übertragene Aufgabe im Sinne der Staatsleiter zu erfüllen: der Knabe, der das Unglück des Anrechts auf den Thron von Frankreich hatte, ſollte phyſiſch und moraliſch verkommen — er ſollte ohne direktes Blutvergießen langſam zu Tode gequält werden. Schläge und ge-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

waltſam eingezwungener Schnaps, die denkbar brutalſte Behandlung waren die Mittel, welche der Schuſter Simon als beſonders geeignet für ſeinen Zweck hielt, die er überreich anwandte. Länger als ein halbes Jahr war der unglückliche achtjährige Knabe den roheſten Mißhandlungen ausgeſetzt; wenn er ſich anfangs wie ein Verzweifelter gewehrt hatte, ſo war er ſchließlich faſt ganz verſtummt — ſeine Quäler konnten ihm wohl noch Schmerzſchreie, aber kein Wort entlocken. Schließlich wurde Meiſter Simon ſeines Amtes überdrüſſig, er legte es in die Hände ſeiner Auftraggeber zurück. Und nun wurde das Kind in ein einſames Gemach eingeſperrt, deſſen Thür man verſiegelte; nur eine kleine Öffnung blieb frei, durch welche ihm ſeine kärgliche Nahrung gereicht wurde, und wieder verging ein halbes Jahr, in dem der Knabe hier in dem nie gelüfteten, nie geſäuberten Raum, gefoltert von entſetzlicher Geſpenſterfurcht, langſam dahinſiechte.

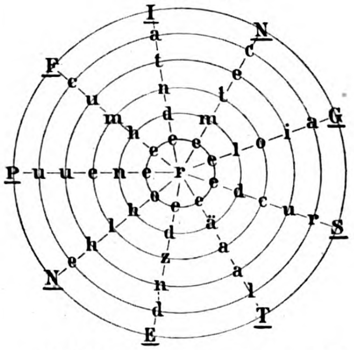

NATALES LUDOVICI CAROLI DUCIS NEUSTRIAE
XXVII MARTII
MDCCLXXXV
LUDOV · XVII D · G · FRANC · ET NAV · REX

Medaille auf Ludwig XVII.

Die Schreckenszeit war vorbei; Danton, Hébert, Robespierre hatten auf der Guillotine geendet. Man erinnerte ſich endlich auch der Gefangenen im Temple — außer dem Dauphin ſchmachtete ja hier auch, von ihm getrennt, ſeine ſechzehnjährige Schweſter Marie Thereſe Charlotte. Als die Thür des Gefängniſſes geöffnet wurde, fand man den Knaben in einem bejammernswerten Zuſtande, faſt bewegungsunfähig, mit geſchwollenen Gelenken, den Leib bedeckt mit Beulen, die Nägel an den Händen und Füßen zu Krallen ausgewachſen, das Geſicht totenfahl. Wohl ließ man ihm jetzt die notwendigſte äußerliche Pflege angedeihen, aber es war zu ſpät — nach kaum Jahresfriſt, nach ſchwerem Siechtum verſchied er am 8. Juni in den Armen ſeines treuen Wärters Lasne: ſeine letzten Worte galten der Schweſter, die man auch jetzt noch in ſinnloſer Barbarei von ihm fern gehalten hatte. Sein Leichnam wurde bei Nacht und Nebel verſcharrt — es iſt niemals gelungen, die Stätte, wo er ruht, aufzufinden.

In unſerer Spielecke.

1. Ringrätſel.

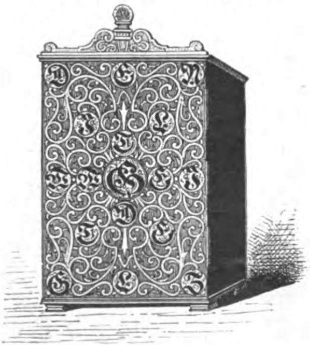


Die fünf inneren Ringe ſind unter Beibehaltung der Reihenfolge ihrer Buchſtaben ſo zu drehen, daß die neun Halbmeſſer neun bekannte Wörter von je ſieben Buchſtaben mit dem gemeinſamen Endlaut r ergeben.

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Die Querſumme einer gewiſſen Zahl iſt 12; ſtellt man die einzelnen Ziffern in umgekehrte Reihenfolge, ſo iſt dieſe Zahl um 729 kleiner, als die urſprüngliche, und nennt das Todesjahr eines berühmten lutheriſchen Glaubenshelden. Welche Zahl iſt gemeint? P.

3. Problem: Der Geldſchrank.



4. Dechiffrieraufgabe.

ſ1p n15pxd2q ſ1p n32p2gq ſ1p n3kk2q p4 pxdk2gg
ſ1p wg3qvq 3k z2n p4kk2 ſ1p pxd3hh2nq p4 d2gg
5kz 1gp 3xd p4 bn1cq2 z1 h5nh2gq z2n w1xd
z2n bn7dg3kc z2n bn7dg3kc z2n bn7dg3kc 3pq ſ1xd

ſ1p ſk4pl2q ſ1p ſ23h2q ſ1p z5bq2q p4 g3kz
ſ1p cn7k2q p4 bn6dg3xd ſ1p bg7pq2nq 3h ſ3kz
5kz 1gp 3xd p4 bn1cq2 z1 n15pxdq 2p 3h d13k
z2n bn7dg3kc z2n bn7dg3kc z2n bn7dg3kc v32dq 23k

ſ1p ſg3kc2q ſ1p ſg1c2q ſ1p bg6q2q p4 ſg1n
ſ1p 315xdv2q ſ1p 35w2gq p4 ſ5kz2nw1n
5kz 1gp 3xd p4 bn1cq2 z32 k1xdq3c1gg pxdg5c
z2n bn7dg3kc z2n bn7dg3kc z1 ſ5ppq 3xd c2k5c

5. Ergänzungsaufgabe.

W.e — k.n..t — d. — l.ng.. — ſ.u.en
J. — e.g.n — ſ.i.l.n — H..s
Z..h — a.s — d.. — d.m.ſ.n — R..m..
J. — a.l — d.. — P.a..t — h.na..
Fü.l — w.. — a.s — n..dr.. — S.a..e
D.e — S..l. — ſ..h — e.h..t
U.d — ſ.l..r — G.t..sg...b.
D.r — t..ſ — d.. — H..z — d.r.h..bt

Erſetzt man die Punkte durch die richtigen Buchſtaben, ſo erhält man eine Strophe aus einem Gedichte von H. Zeiſe.

6. Arithmogriph.

10	3	11	14	2	15	**12**	6	8	12	14
15	15	4	10	9	**1**	10	**5**	9	15	16
6	9	2	13	**8**	12	15	11	**11**	1	9
15	**5**	7	**13**	11	11	9	10	7	**1**	15
13	11	**10**	15	7	9	15	7	7	2	**12**

Erſetzt man die Zahlen in den Feldern der Figur durch die richtigen Buchſtaben, ſo ergeben die elf ſenkrechten Reihen — aber in anderer Folge: 1. Ein Reich in Aſien, 2. einen Namen in dem Titel eines Dramas von Leſſing, 3. einen Namen in dem Titel eines Dramas von Goethe, 4. eine der Hauptperſonen in einem Drama von Schiller, 5. einen berühmten General Napoleons I., 6. ein muſikaliſches Inſtrument, 7. ein anderes muſikaliſches Inſtrument, 8. das Zeichen einer hohen Würde, 9. einen hervorragenden deutſchen Komponiſten dieſes Jahrhunderts, 10. eine Blume, 11. einen vielgenannten Afrika-Reiſenden.

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo ergeben die Buchſtaben, an den durch ſtärkeren Druck hervorgehobenen Stellen, den Namen eines Feſtes (i=j).

7. Magiſches Kreuz.

			a	a	e			
			e	e	e			
			e	e	f			
f	g	g	g	g	i	i	i	i
l	l	l	m	m	m	m	n	n
n	n	n	o	o	p	p	s	s
			s	s	t			
			t	u	u			
			u	u	v			

Die Buchſtaben in den Feldern des Kreuzes ſind ſo zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Wörter von je neun Buchſtaben ergeben.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 34.

Bilderrätſel. Unterrichtsminiſter.

1. Arithmetiſche Aufgabe.
A 4 Mk., B 6,10 Mk., C 4,90 Mk.

2. Rätſeldiſtichon.
Suez, Auer.

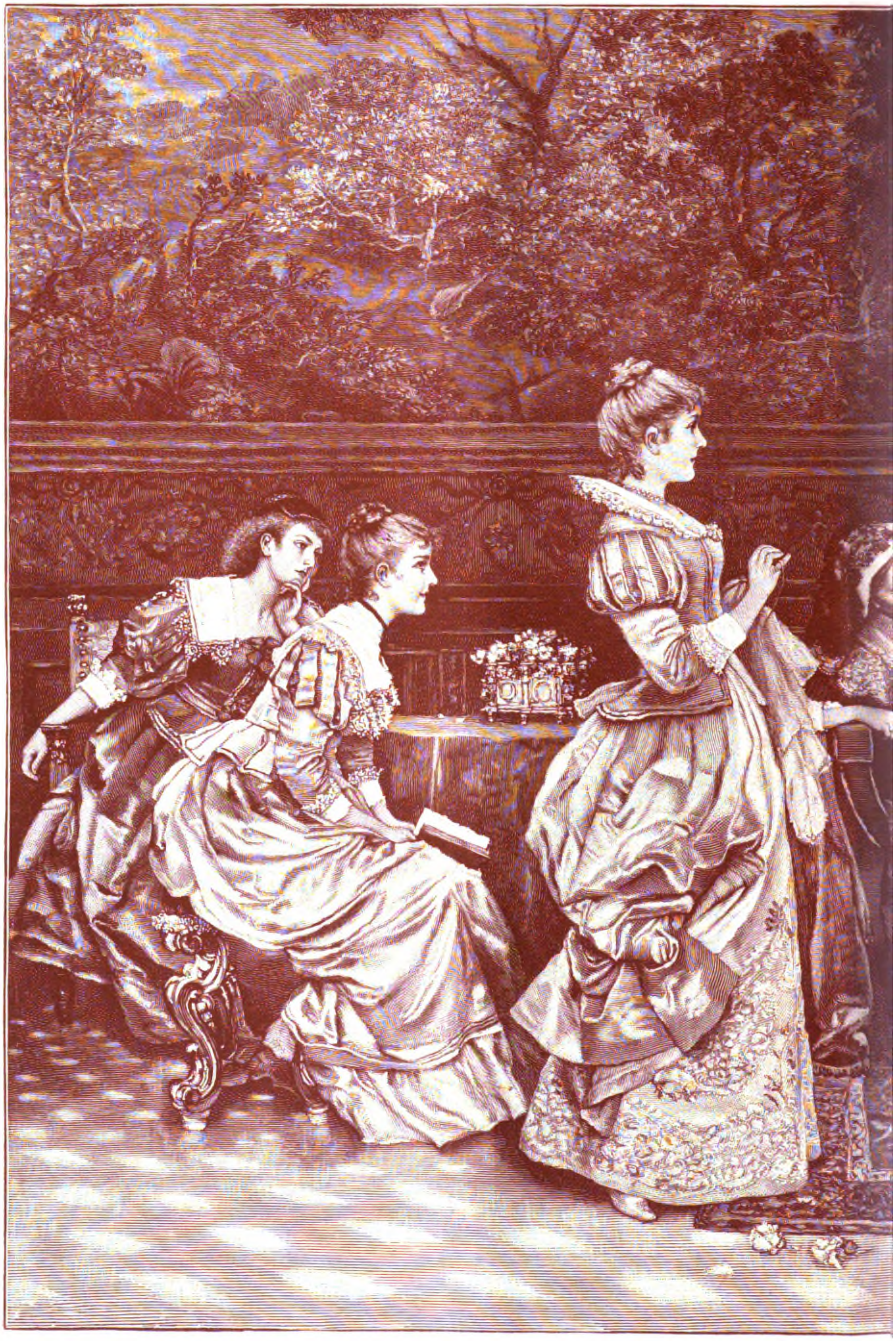
3. Rätſel.
Spanier, Spalier.

4. Kugelpyramide.
a
As
Gas
Gaſt
Angſt
Stange
Gaſtein
Dienstag

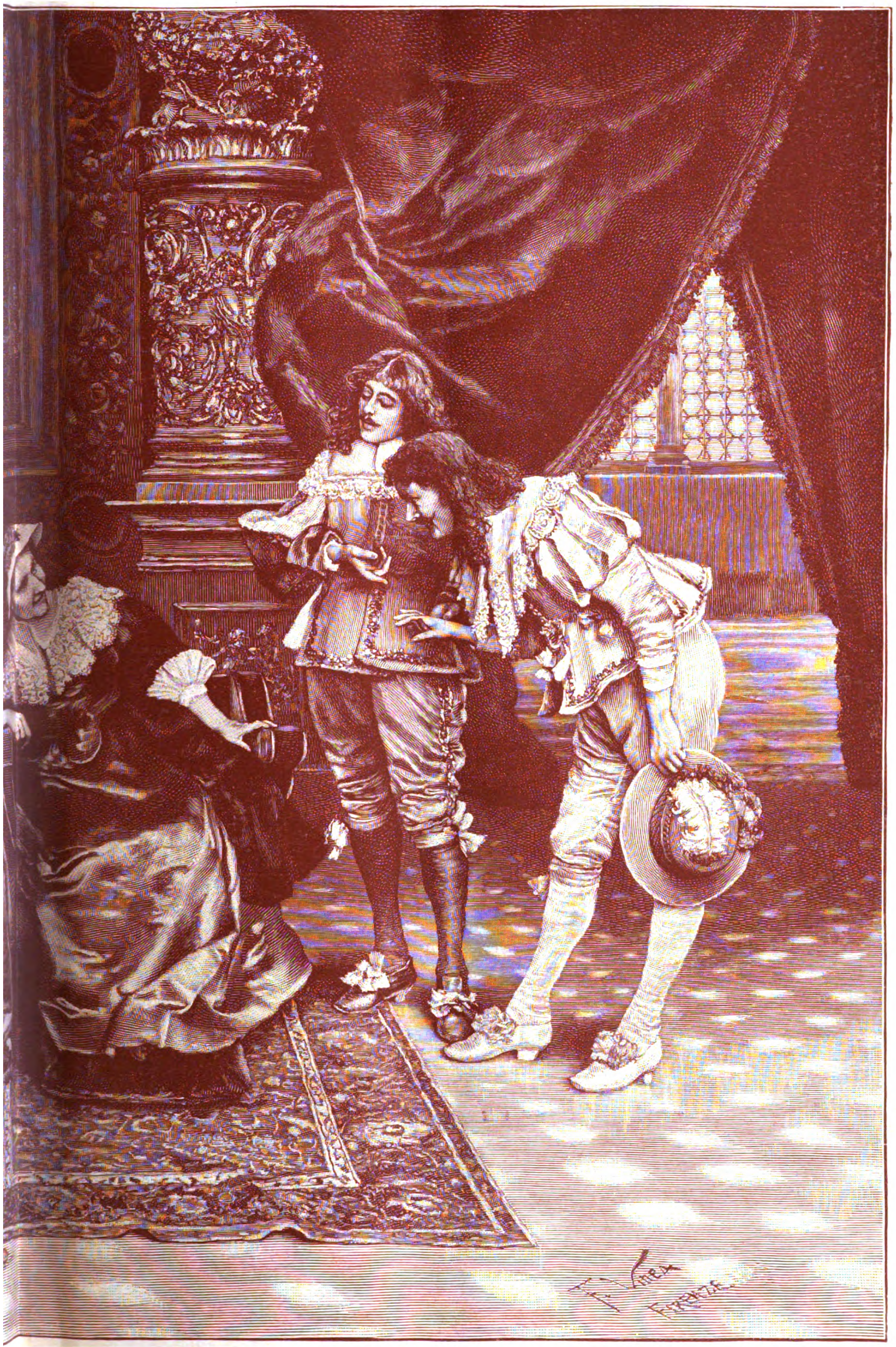
5. Damespielaufgabe.
1. h4—g5 f6—h4 †
2. Dc1—b2 Dh8—c3 †
3. Db2—a7 † † und gewinnt.

Inhalt: Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſ.) — Pfingſtregen. Gedicht von Stephanie v. Goßlar. — Erinnerung an Guſtav Freytag. Von Robert Koenig. Mit einem Bildnis, zwei Illuſtrationen, einer Totenmaske und einem Fakſimile. — Guſtav Freytags Anſichten über den Beruf des Geiſtlichen. Von Pfarrer Dr. Seyfarth in Herbsleben i. Thür. — Bibel und Muſik. Von Konſiſtorialrat D. Gerhard Goebel. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Der Zinsgroſchen. Von Tizian; Erwartungsvoll. Von W. Menzler; Auf dem Kinderſpielplatz. Von G. Koch. — Erdkunde. — Tierkunde. — Sprechſaal. — Zum hundertjährigen Todestag Ludwigs XVII. Mit einer Illuſtration und einer Medaillen-Abbildung. — In unſerer Spielecke.

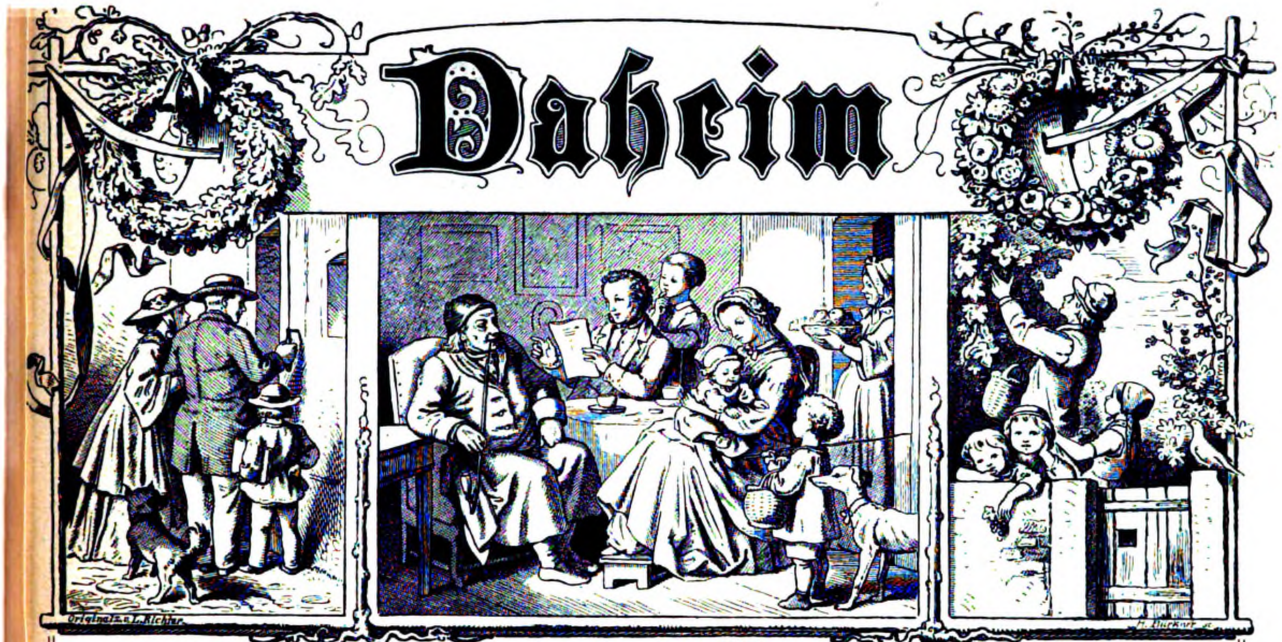
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Die Vorſtellung des Kavaliers. Nac
(Mit Genehmigung der Photogra


F. Vinea
Firenze

ch dem Gemälde von Francesco Vinea.
phiſchen Geſellſchaft in Berlin.)



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Juni 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 36.

Die ſieben Gernopp.

Eine luſtige Geſchichte von **Georg Freiherrn von Ompteda**. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Eigentlich konnte es ſich bei dieſem „Opfer“ nur um eines der Radieschen handeln, denn die Spekulation Stephanie-Warnitz ſchien vollkommen mißglückt, und mit dieſem unglückſeligen Wurm, der Bertha, war ja nichts anzufangen.

Während Deyner noch unſchlüſſig auf der Treppe ſtand, immer in der Gefahr, bei dem leichten Schwanken, das ihm heute abend zu eigen war, abzuſtürzen und im kühlen Graſe, das dort unten wuchs, ſich von allen ſeinen Hochzeitsſorgen auf ewig zu erholen, kam plötzlich Zundt I an ihn heran: „Deyner, ich möchte mal ein Wort mit Dir reden!“

„Rede!“

„Aber hier nicht.“

„Wo denn?“

„Unter vier Augen!“

Egon verſtand und fragte ſofort: „Alſo Zundt, wohin?“

Er ſchlug vor, in den Garten zu gehen, und die beiden jungen Offiziere ſchritten nun neben einander her, Egon immer zögernd, ob ſein Begleiter noch nicht ſtehen bleiben würde, Zundt ihn immer weiter ziehend in der Befürchtung, man könnte ſie doch hören. Sie wären noch weiter gegangen, wenn nicht die Gartenmauer ihnen ein Ziel geſetzt. Dort lehnten ſie ſich an, und Leutnant von Zundt I begann, nachdem er ſich noch einmal vorſichtig umgeblickt und über die Mauer geſehen: „Es iſt ſo eine eigene Sache, was ich Dir ſagen möchte. Ich muß Dir nämlich eine Mitteilung machen und Dich zu gleicher Zeit etwas fragen. Aber erſt muß ich Dir noch 'was anderes ſagen, daß Du mich nicht falſch beurteilſt —“

Egon lachte: „Alſo was wird denn nun eigentlich, Zundt?“

„Ja ich muß etwas ausholen.“

„Hole.“

„Wenn ich einmal daran dächte zu heiraten — ſo —“

Egon unterbrach ihn ſofort und legte ihm die Hand auf den Arm: „So iſt das das Schlauſte, was Du überhaupt machen kannſt!“

„Meinſt Du wirklich?“

„Beſtimmt. Beim Schuß nur nicht zögern, nicht den Moment verpaſſen, wer mal den Anſchluß nicht mehr erreicht hat, der ſtumpft ſo langſam hin, und es wird doch nichts.“

„Alſo wenn ich dran dächte, ſo müßte ich mir doch erſt mal 'was überlegen. Ich habe zwar einen ſehr ſchönen Zuſchuß, und mein Vater gibt mir, wenn ich heirate, noch 'was dazu, aber ob das ganz langt, weiß ich denn doch nicht —“

„Du brauchſt ja keine zu heiraten, die gar nichts hat,“ warf Egon ſo leicht hin, aber Zundt antwortete ganz betrübt: „Wenn ſie nun aber gar nichts hat.“

Da vergaß ſich Egon und ſprach eilig: „Etwas hat ſie ſchon!“

Und Zundt I fragte erſtaunt: „Wieſo denn? Was willſt Du denn davon wiſſen?“

Er half ſich ſofort wieder: „Na weißt Du, etwas hat doch eigentlich jede.“

„Kann man nicht wiſſen.“

„Ach Gott, und wenn's nur die Ausſteuer wäre! Aber im übrigen, das ließe ſich doch vielleicht in Erfahrung bringen! Ich denke, das iſt doch nicht ſo übermäßig ſchwer.“

Nun meinte Zundt I, erleichtert aufatmend: „Das will ich ja eben gerade!“

„Und ich ſoll Dir helfen?“

„Ja! Willſt Du?“

„Gern, warum nicht?“

„Gott ſei Dank!“

Er drückte Egon herzlich die Hand und fuhr fort: „Ich möchte nämlich nicht in den Verdacht kommen, daß ich etwa eine Geldheirat machen wollte.“

„Kommſt Du nicht, Zundt!“

„Wiederum kann ich aber, wie ich ſchon ſagte, eine Frau nicht heiraten, die gar nichts hat. Und da möchte ich denn einfach gern von Dir wiſſen, wieviel ſie ſo annähernd mitbekommt?“

Egon that ganz erſtaunt und fragte: „Ja wer denn? Wie heißt ſie denn?“

„Deine Schwägerin Cläre natürlich!“

„Ach die? Nein, ſo was!“ meinte Egon, als ob er friſch aus den Wolken gefallen ſei und Leutnant von Zundt I ſagte ganz paff: „Hat man denn wirklich nichts gemerkt?“

„Daß Du ihr den Hof machſt?“

„Ja!“

„Ja freilich — das ſchon, aber ich dachte nicht ernſtlich. Meine Schwägerinnen bekommen die Ausſtattung und 52000 Mark. Natürlich ſpäter noch mehr, und je länger mein Schwiegervater lebt, deſto reichlicher.“

Zundt I lächelte vergnügt und meinte gnädig: „Weißt Du, Deyner, da kann man ihm ja nur recht gute Geſundheit wünſchen, damit er recht lange am Leben bleibt.“

„Siehſt Du, deshalb bin ich auch immer ſo nett gegen ihn, damit er ſich nicht ärgert und an Gewicht abnimmt!“ ſcherzte Egon.

Doch Zundt I hörte nicht mehr zu, ſondern ſchien halblaut für ſich zu rechnen, ohne jedoch damit zu ſtande kommen zu können. Endlich fragte er etwas unſicher und zögernd: „Wieviel Prozent kann man eigentlich rechnen? Bei vier macht's etwa 2000 Mark.“

Und Egon, der ebenſowenig eine Ahnung von Geldſachen hatte, obwohl er ein ſelbſtändiges Vermögen beſaß, antwortete, in der Weinlaune alles im roſigſten Lichte ſehend: „Zundt, alter Kunde, es gibt doch Spekulationspapiere! Mein Bankier hat mir 'mal Flöhaer Dampfnudelfabrik gekauft, die gaben mindeſtens ſechs!“

„Das wäre über 3000?“

„Selbſtverſtändlich!“

Einen Augenblick überlegte Zundt I noch, dann ſagte er: „Es geht auch mit 2000.“

Und ſpornſtreichs rannte er davon. Unterwegs überlegte er, ob er gleich zu Herrn von Gernopp gehen oder erſt mit Cläre ſprechen ſollte. Das hielt er eigentlich nicht für nötig: er fürchtete ſich ein wenig davor, es ihr zu ſagen. Deshalb ſuchte er überall nach Herrn von Gernopp, ohne ihn jedoch finden zu können, denn er war hinauf in die erſte Etage, um von der dicken Abda Abſchied zu nehmen.

Das Brautpaar hatte ſich heimlich entfernt, um ſich zur Reiſe umzukleiden. Joachim ſtand ſchon in Civil da, und wartete auf ſeine junge Frau.

Als ſie mit Frau von Gernopp in einem einfachen grauen Reiſekleid heraustrat, fing ſtatt des Abſchiedes Herr von Gernopp an zu ſchimpfen: „Emilie, Du hatteſt mir doch verſprochen bei den Gäſten zu bleiben und die beiden allein wegfahren zu laſſen?“

„Thu nur nicht groß, Auguſt, was machſt Du denn hier? Du wollteſt doch auch unten bleiben!“ antwortete ſie jedoch geſchwind, und während ſie ſich noch über das gegenſeitig gebrochene Verſprechen Vorwürfe machten, erſchien Marie auf der Treppe mit der Meldung, der Wagen ſei im Hofe vorgefahren, und im ſelben Augenblicke tappſte es die Stufen herauf, und die Radieschen fielen der dicken Abda um den Hals: „Meine gute Abda, wir müſſen Dich doch auch noch mal ſehen!“

„Laß Dir's nur gut gehen, Abda!“

Herr von Gernopp wollte ernſtlich böſe werden, doch Joachim brach alle Weiterungen dadurch ab, daß er, nachdem ſich alle geküßt, ſeine junge Frau beim Arme nahm und mit ihr die Treppe hinab entfloh. Unten aber hatte er noch den Abſchied mit Stephanie zu überſtehen, die ihren Tiſchnachbar Graf Ludwig Weſterbrant als Verwandten gleich mitgebracht hatte, und als ſich das junge Paar in den Wagen ſchwang, fand es unter Blumen, Taſchen, Hutſchachteln und Schirmen Lisbeth verſteckt, die der Geſellſchaft entflohen war und ſich mit Egon heimlich ganz ſtill in den Wagen geſetzt.

Die beiden Verlobten ſtießen ein Jubelgeſchrei aus, als ſie entdeckt wurden. Herr von Gernopp wollte böſe werden, aber Egon rief kurz entſchloſſen: „Papa, nicht böſe ſein! Eigentlich iſt das unſere Fuhre! Wenn es rechtmäßig zugegangen wäre, müßten wir eigentlich jetzt fortfahren und Joachim und Abda uns Adieu ſagen!“

Und weil er ein bißchen oft auf Lisbeths Wohl getrunken, ſo ergriff er im Scherz die Peitſche, kletterte auf den Bock und rief dem alten Kutſcher Heinrich, der neben ſeinen faſt ebenſo alten Pferden ſtand, ein fröhliches und energiſches: „Platz da, Heinrich!“ zu, ſo daß der Alte zur Seite ſprang, um nicht überfahren zu werden, denn die Pferde trotteten davon.

„Wo wollt Ihr denn hin, Kinder?“ rief ihnen ganz verzweifelt Frau von Gernopp nach. Egon aber hatte ſich wieder einmal ſein Schießeinglas ins Auge geklemmt, hielt die Zügel ſtraff, ſchwang die Peitſche und zog ſie kurz ſauſend durch die Luft, daß es laut knallte. Dabei rief er, ſich zurückwendend: „Wir machen die uns ſchon lange zuſtehende Hochzeitsreiſe!“

Und wieder knallte er fröhlich mit der Peitſche. Die alten Tiere legten ſich in die Stränge, wie ſie es noch nie gethan, die Zügel ſtanden ſtraff an, während ſie ſonſt immer müde hingen, und das Sattelpferd fing förmlich an die Knie zu werfen und zu treten, als wollte es auf ſeine alten Tage noch einen Traberpreis nach Groß-Schmiemig bringen.

Lisbeth hatte von der Spazierfahrt nichts geahnt und wollte zuerſt ängſtlich aufſtehen, doch auch ſie freute ſich über den Scherz, da ihr Egon zurief: „Lieſel, bleib ſitzen!“

Nun war ſie nur noch beſtrebt, die verſchiedenen Gepäckſtücke zu halten, damit nichts verloren ginge, was in Anbetracht der ſcharfen Ecken, die ihr Verlobter um den Hof herumfuhr, ſehr ſchwierig war.

Herr von Gernopp war außer ſich, und er geriet in noch größere Aufregung, weil der alte Heinrich ſo um ſeine Pferde jammerte, denen doch gar nichts geſchah.

Währenddeſſen hatte die Hochzeitsgeſellſchaft ſich allein befunden. Ein Mitglied der Familie Gernopp nach dem anderen war heimlich verſchwunden. Nun hörten ſie Peitſchenknallen und Wagenrollen, Pferdetritte und Rufen vom Hof, und es überkam einzelne der Herren die Furcht, im Gutshofe müßten irgend ein paar Wagenpferde durchgegangen ſein. Deshalb öffnete Leutnant Heydrich kurz entſchloſſen die große Thür, die vom Garten nach dem Hofe führte, und ſtürzte mit Rittmeiſter von Pellbeck, von Wünne, von Mengsfeld, den Zündern, Warnitz und noch ein paar Leutnants auf den Hof. Oberſt von Meerling, Frau von Meerling, das landrätliche Paar, Frau von Gelliſtow mit Tochter, Baron und Baronin Leers folgten. Zuletzt ganz atemlos die alte Kohlſtein, die fürchterliche Angſt hatte, etwas zu verſäumen.

Als ſich das Thor aufthat, jammerte gerade die dicke Abda, ſich zärtlich an ihren jungen Mann ſchmiegend: „Wir verpaſſen noch den Zug!“

Und Frau von Gernopp kreiſchte, da ſie eine runde Schachtel auf dem Bocke ſchwanken ſah: „Um Gotteswillen, der Marzipan!“

Aber Egon parierte die Pferde vor dem Hauſe, ſprang vom Bocke und ſagte bloß: „Es war Zeit, daß die 'mal wieder ein bißchen an die Zügel herangefahren wurden!“

Herr von Gernopp war dunkelrot geworden. Als ſein zukünftiger Schwiegerſohn wieder neben ihm ſtand, packte er ihn feſt beim Handgelenk und flüſterte ihm zu: „Egon, Du kannſt lange warten, bis Ihr heiratet, wenn Du uns alle blamierſt!“

Und die alte Kohlſtein keifte: „'s iſt doch ein frecher Dachs, der Deyner!“

Darauf fuhr das junge Paar unter Jubeln und Lachen, Tücherſchwenken und Hochrufen der geſamten Hochzeitsgeſellſchaft ganz heimlich davon.

XII.

Die einzigen, die bei der Abfahrt nicht anweſend geweſen, waren Herr von Pellbeck und die häßliche Bertha. Sie hatten ſich kaum um die anderen gekümmert, ſondern nachdem er längere Zeit mit dieſem und jenem, mit dieſer und jener geſprochen, und ſie während der Zeit ſtumm und ſtill bei den älteren Damen geſeſſen, wandte er ſich ihr wieder zu.

Nun gingen ſie neben einander auf dem Wege, den ſie heute zur Kirche benutzt, auf und nieder in ſcheinbar völlig gleichgiltigen Geſprächen. Er fragte nach Sebenbach, nach den Leuten dort, ſo weit ſie Bertha kannte, nach den Gütern und Gutsbeſitzern der Nachbarſchaft, nach denen vor allem, die bisher Jahr um Jahr wechſelnd auf Röhnsdorf geſeſſen. Er ſprach gleichmäßig ernſt im Ton und gleichmütig, wie einer ſich unterhält, dem es daran liegt, das Geſpräch ja nicht ausgehen zu laſſen, ſondern es immer von neuem anzufachen, wenn es zu erſterben droht.

Bertha ſchritt neben ihm und fühlte deutlich ſein Beſtreben heraus, aber ſie verſtand nicht, warum er ſo war, und ſie ängſtigte ſich über die Änderung, die in ſeinem Weſen vor ſich gegangen. Eine Zeitlang kämpfte ſie mit ſich, ob ſie davon anfangen ſollte mit ihm offen zu ſprechen und ihn fragen, ob ihn etwas bedrücke, oder was ihm ſei. Dann ließ ſie den Plan fallen. Sie getraute ſich nicht, davon anzufangen. Sie meinte, er müßte finden, ſie kümmere ſich um Dinge, die ſie nichts angingen.

Aber allmählich mangelte der Geſprächsſtoff zwiſchen ihnen. Sie fühlte ſich ſo bedrückt, eine ſolche Angſt erfüllte ſie, daß ſie keine Worte mehr fand, und er ging an ihrer Seite ſtumm vor ſich hinbrütend. Es war ihr ſo peinlich, daß ſie hätte aufſchreien mögen. Ein Gefühl überkam ſie, als müſſe ſie ihn einfach ſtehen laſſen und davon laufen ſo ſchnell ſie konnte.

„Warum ſprechen Sie nicht?“ fragte ſie ganz plötzlich in ihrer inneren Angſt.

Er blickte ſie an, als verſtünde er nicht recht, was ſie eigentlich damit meinte. Da bat ſie noch einmal: „Herr von Pellbeck, bitte, ſo reden Sie doch etwas!“

„Es iſt unhöflich von mir, ſo lange zu ſchweigen. Ich weiß es!“ antwortete er einfach, doch noch immer ſprach er nicht. Sie waren in der Nähe des Hauſes, drehten nun um und ſchritten den Weg in den Garten hinaus zurück. Der Sand knirſchte unter ihren Füßen, ein leichter Lufthauch ſtrich über die Raſenflächen und wehte ihnen etwas Kühlung entgegen in der Hitze des Sommerabends. Die Grillen zirpten im Graſe, auf dem noch immer die Sonne lag, während es ſchattig war auf dem Wege, den ſie gingen. Und nun, wo ſie in den Schatten untergetaucht waren, kam wieder eine große Beklemmung über Bertha, was werden ſollte, warum er immer noch nicht ſprach. Sie fühlte ſich in ſeiner Gegenwart ſo glücklich, ſie hatte ſich die kurze Zeit, die ſie ihn geſehen und gekannt, jedesmal ſo von ganzem Herzen auf die Worte gefreut, die er mit ihr gewechſelt, er, der einzige von all den Herren, der ſich wirklich um ſie gekümmert, der gleich von Anfang an gut gegen ſie geweſen war. Und daß es nun, wie ſie fürchtete, nicht mehr ſo ſein ſollte, das that ihr ſo bitter wehe. Sie fühlte ſich ganz verlaſſen und nun auch vom letzten aufgegeben, den ſie gehabt.

Da ward ſie ihrer Stimmung nicht mehr Herr, und langſam ſtiegen ihr die Thränen in die Augen. Sie wagte es nicht einmal, das Taſchentuch zu nehmen und ſie zu trocknen, weil ſie ſich ſchämte, es ihn merken zu laſſen, daß ſie weinte. Sie fürchtete ſich, er möchte fragen, weshalb ſie die Thränen vergöſſe, denn ſie konnte es ihm ja nicht ſagen, ſie wollte es ihm nicht ſagen.

Und da wandte er ſich auch ſchon zu ihr und fing endlich an zu ſprechen: „Gnädiges Fräulein, was iſt denn? Bin ich denn daran ſchuld?“

Sie bezwang ſich, ſo ſehr ſie konnte: „Woran?“

„Weil Sie weinen!“

„Ich?“

Dabei rollten ihr ein paar große Perlen herab, und er ſagte: „Das ſind doch Thränen! Oder meinen Sie nicht?“

Und darüber fing ſie an, zu lächeln und ſah ihn an mit halb verſchleierten Augen: „Ja, ich darf doch weinen!“

„Warum denn aber?“

„Ich möchte weinen!“

„Habe ich Ihnen denn etwas gethan?“

„Sie ſprechen nicht mit mir!“

„Ja, ich bin ungezogen — und ich will's doch nicht ſein —“

Dann erſtarben ſeine Worte, und ſie ſchritten weiter ſtumm neben einander her immer den Gartenweg hinab. Aber als ſie an die Stelle gekommen waren, an der ſie bisher immer umgedreht, dachte keiner von beiden daran, und ſie ſetzten ihren Weg fort, immer weiter unter den Büſchen, die ſo eng ſtanden, daß ſie ſich über den Köpfen des Paares laubenartig trafen. Er fragte endlich, wieder das Geſpräch beginnend: „Liegt Ihnen denn etwas daran, daß ich mit Ihnen ſpreche?“

„Ja!“

„Warum?“

Und dabei blieb er plötzlich ſtehen, ſo daß ſie ihn anſehen mußte. Bertha blickte ihm ſcheu in die Augen, dann vermied ſie ihn. Sie wußte nicht, was ſie darauf antworten ſollte, und er fragte, langſam ſprechend: „Liegt denn überhaupt jemandem daran, mit mir zu ſprechen?“

Sie fand ihren Mut zurück und entgegnete, als ſpräche ſie etwas durchaus Selbſtverſtändliches: „Ich unterhalte mich gern mit Ihnen, Herr von Pellbeck!“

„So? Wirklich? Und ich ſpreche doch nichts Beſonderes oder manchmal überhaupt nichts, wie jetzt!“

„Ich — ich bin nicht böſe darüber. Ein Mann hat an alles mögliche zu denken — nur vorhin hatte ich ſolche Angſt, weil Sie nicht mit mir ſprachen, denn dann ſpricht niemand mehr mit mir!“

„Niemand?“

„Nein.“

„Warum denn niemand?“

Da zögerte Bertha ein wenig, bis es nicht böſe, nicht anklagend von ihren Lippen kam, ſondern nur ein bißchen traurig, als müſſe das etwas ganz Selbſtverſtändliches ſein: „Ich weiß ſchon, die Herren kümmern ſich nur um die hübſchen Mädchen. Wenn ſie mit einer reden, die nicht hübſch iſt, ſo iſt es eben nur der Form halber, und weil es ſonſt zu unartig wäre. Oder weil die dann vielleicht ſehr amüſant und klug iſt, und das bin ich ja nicht —“

Herr von Pellbeck hatte ſie teilnahmsvoll betrachtet, während ſie ſprach. Er war ihr genau mit den Augen gefolgt, nun unterbrach er ſie: „Aber warum —“

Doch ſie fuhr ſehr eifrig fort, faſt predigend, als wollte ſie ſich alles vom Herzen abwälzen: „Nein, nein, nein, ich bin nicht klug. Wovon ſoll ich auch mit den Herren reden können! Ich bin doch nie fortgekommen von Groß-Schmiemig, und nicht einmal Sebenbach kenne ich recht, und auf faſt keinen Bällen bin ich geweſen, nirgends, nirgends, nirgends. Darum iſt's ſchon ganz richtig, wenn man nicht mit mir ſpricht! Ich nehme es ja auch keinem Menſchen übel. Ich kann es gar niemand verdenken — ich bin ja ſo dumm —“

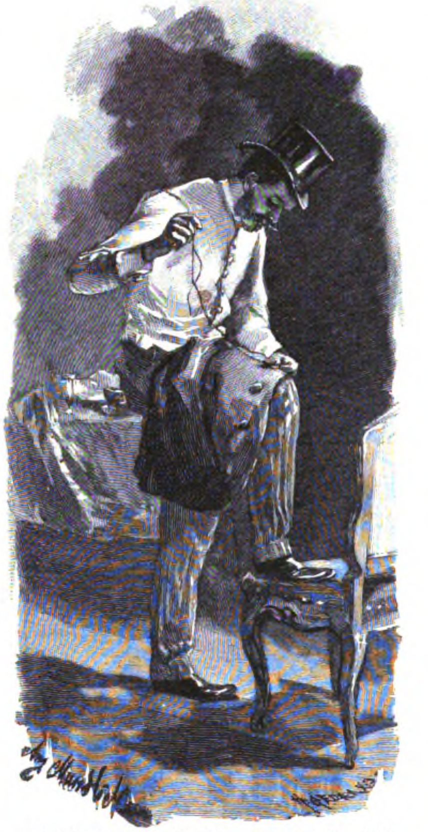
Sie wandte ſich zur Seite und ſchlug den Nebenweg ein, der zum Sitzplatz an der Sebenbacher Chauſſee führte.

Er war ganz verdutzt von dieſem Gefühlsausbruch und folgte ihr langſam: „Gnädiges Fräulein, wollen Sie mich einmal ruhig anhören? Was haben Sie denn nur, warum ſind Sie denn ſo? Sie weinen ja wieder.“

Sie drehte ihr rotes, thränenüberſtrömtes Geſicht ihm zu: „Ich weine nicht! Ich will nicht weinen.“

Da ergriff er ihre Hand und ſtreichelte und drückte ſie leiſe, während er, ſo weich er konnte, zu ihr ſprach: „Sagen Sie einmal ehrlich: habe ich nicht immer mit Ihnen geſprochen? Und habe ich Sie denn unintereſſant gefunden? Ich habe mich doch immer um Sie gekümmert. Das müſſen Sie doch zugeſtehen. Wahrhaftig, das dürfen Sie mir doch nicht abſtreiten. Oder doch? Nein, ſehen Sie — Aber — aber es lag Ihnen wohl nichts daran, daß ich mich um Sie kümmerte? Sie wollten wohl die anderen lieber um ſich haben?“

Sie vergaß ihre Thränen und ſuchte ihre Hand aus der ſeinen loszumachen: „Nein, Herr von Pellbeck. O nein! Ich habe nicht nach den anderen gefragt. Die — die — ob die ſich um mich kümmern — nein — die ſind mir ganz gleich!“



„Selbſt iſt der Mann!“ Zeichnung von A. Mandlick.

„Warum klagen Sie dann?“

Dabei griff er wieder nach der Hand des jungen Mädchens und zog ſie an ſich. Sie atmete heftig und ſuchte nach der Antwort. Er fragte weiter: „Iſt es Ihnen nicht gleich, ob ich mich mit Ihnen unterhalte oder nicht? Ich alter Kerl, ich — ich — obgleich ich ſo häßlich — ſo ſcheußlich bin —“

„Sie ſind nicht häßlich!“ antwortete ganz ruhig Bertha, ſicher und feſt.

Er fuhr fort: „Meinen Sie wirklich, daß ein Mädchen das überſehen könnte?“

„Da iſt doch nichts zu überſehen!“

„Es vergeſſen —“

„Wozu vergeſſen?“

„Glauben Sie, daß es ein Mädchen nicht ſehen würde? Ja?“

„Ja!“

„Und nicht daran denken, daß ich vierzig Jahre alt bin?“

„Nein!“

„Und Witwer — und wieder verlobt — und daß ich dieſe Verlobung aufgelöſt habe, weil, — weil man nur mein Geld wollte? Hören Sie, das Geld nur! Glauben Sie, daß es ein Mädchen geben könnte, das nie daran dächte, das nie darauf ſpekulierte? Dem das Geld ganz, ganz gleich wäre? Glauben Sie das wirklich?“

Nun blickte ſie ihn faſt verwundert an, ohne eine Antwort zu finden, aber in ihrem Blick lag ſolches kindliche Staunen über dieſe Annahme, über die Frage, über die Vermutung überhaupt, daß der Ausdruck ihrer Augen mit ihrem halben Nichtverſtehen ihm ſo beredte Sprache redeten, daß er begriff, ohne daß ſie die Lippen öffnete. Und er ſchwieg eine Sekunde, blickte ihr feſt in die Augen und ſagte ſehr warm, mit zitternder Stimme, immer noch ihre Hand in der ſeinen haltend: „Wollen Sie meine Frau werden?“

Sie beſann ſich nicht und ſprach, ohne den Blick zu ſenken: „Ja!“

Er hob ihre Hand und führte ſie an die Lippen.

Dann traten ſie hinauf an den Sitzplatz an der Straße unter die hohen Bäume, die dort dichten Schatten warfen, und dort blieben ſie neben einander regungslos ſtehen, indem ſie hinausblickten in die Landſchaft, die gelben kornſchweren Felder, die im Abendwinde wogten, den dunklen Nadelwald, die Dächer des fernen Städtchens mit den Doppeltürmen, der alten Kirche, auf die Heimat Berthas, des einzigen Stückes Erde, das ſie kannte, und auf dem ſie nun bleiben würde, an der Scholle haftend, die ſie geboren.

Sie hatte ſich dieſe Stunde im ſchüchternen Mädchentraum ihrer Phantaſie nicht ſo ausgemalt. Sie hatte davon geträumt, die Liebe müßte über ſie kommen mit gewaltigem Ungeſtüm, mit unſäglichen Wonnen und Schauern, Schmerz und Pein, Leiden und Lachen. Nun war ſie eingezogen ganz ſtill, faſt ohne Erklärung, ruhig, ohne Erregung und Herzensnot. Ein ſtürmiſches Glück hatte ſie ſich erſonnen, wenn ſie einmal ganz heimlich daran gedacht, nun war es verſtohlen gekommen, ernſt faſt wie ihr ganzes Leben. Ein ſicheres Glück und, wie ſie wußte, ein dauerndes. Still, aber feſt für alle Zeiten.

Sie träumten beide, da raſſelte es auf der Sebenbacher Chauſſee, und ſie fuhren auf.

„Ein Wagen!“ ſagte Bertha mechaniſch. Und im nächſten Augenblick rollten die beiden jungen Eheleute vorüber. Joachim ſprach eifrig mit Adda, ſo daß ſie nicht aufblickten, als ſie vorüberkamen. Sie bemerkten nicht, daß die beiden oben an der Mauer ſtanden und ihnen nachſahen. Da beugten ſich im Wagen Mann und Frau zu einander und gaben ſich einen Kuß.

Bertha zuckte zuſammen, er aber nahm ſie leiſe beim Kopf, und als er ſich ihr näherte, ſenkte ſie nicht das Geſicht, daß er ihre Stirn berühre, ſondern lang und heiß fanden ſich ihre Lippen.

Dann gingen ſie in den Weg hinein, der zum Hauſe führte, und er ſprach: „Ich werde es nicht gleich den Eltern ſagen, ſondern erſt wenn ich ganz herkomme in vier Wochen. Dann kann es hier bekannt werden, daß ich mich von der anderen in Berlin getrennt habe. Und erſt dann werde ich fragen. Es iſt beſſer ſo für uns beide. Dazu will ich gleich abreiſen, um alles zu ordnen.“

Sie war zuerſt traurig darüber, doch ſie ſah es ein, und ſie beſchloſſen, daß er ſofort von den Eltern Abſchied nehmen ſollte.

Ehe ſie den laubenartigen Gang verließen, hielt er noch einmal inne: „Wir trennen uns jetzt, Bertha, aber nicht traurig ſein! In vier Wochen bin ich wieder da!“

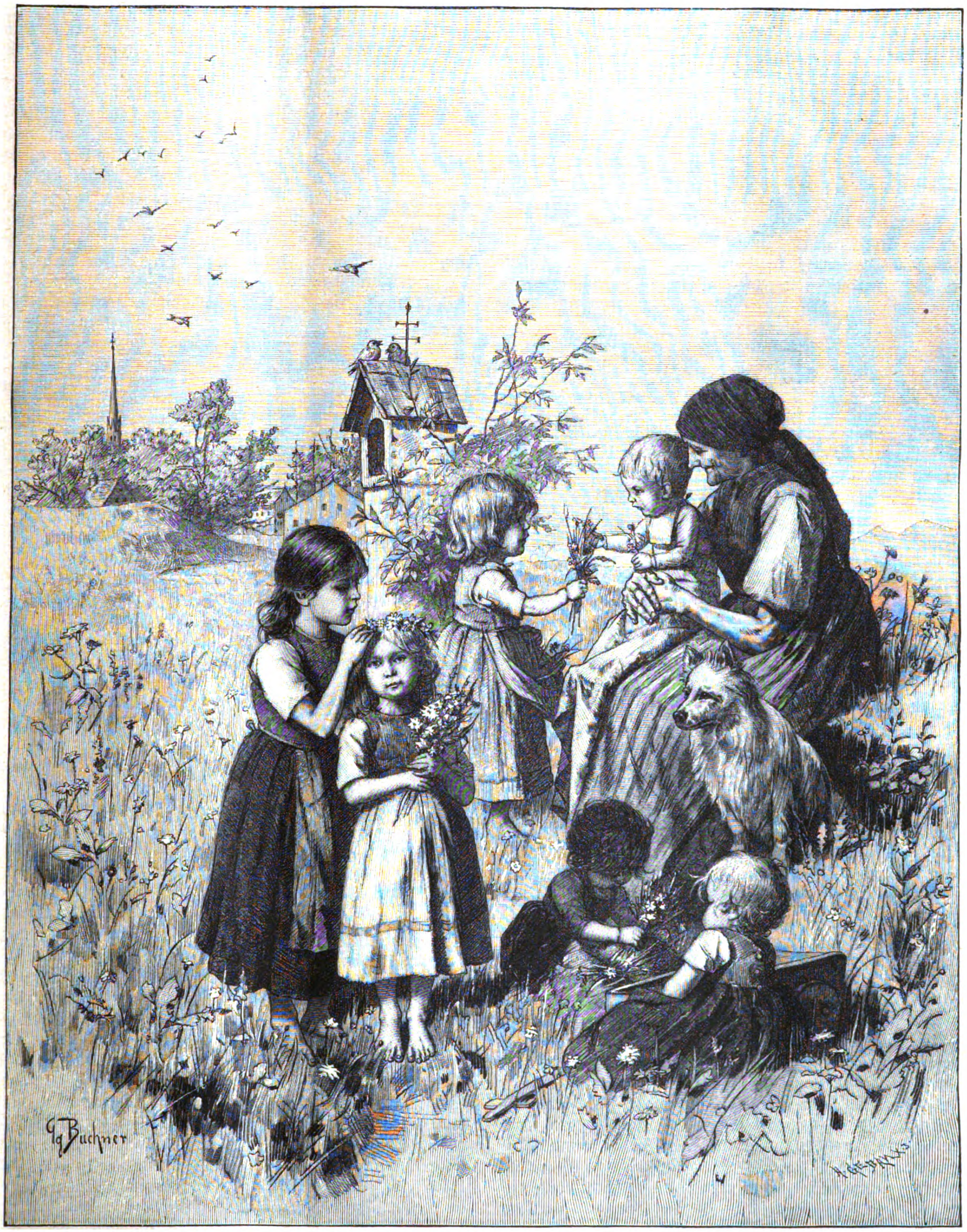
Und ohne daß er ſie bat, legte ſie ihm die Arme um den Hals, und er ſprach mit vor Ergriffenheit etwas unſicherer Stimme, während er ihre Hände mit Küſſen bedeckte:

„Dank! Dank! Tauſend Dank!“

Als die häßliche Bertha wieder unter die Menſchen trat, leuchteten ihre Augen, und ſie trug glückſelig lächelnd den Kopf aufrecht.

Herr von Gernopp aber ſagte verſtohlen zu Egon, mit dem er ſich wieder verſöhnt: „Hör’ ’mal, ich behalte recht: die Bertha, die wird noch — paß’ mal auf!“

(Schluß folgt.)



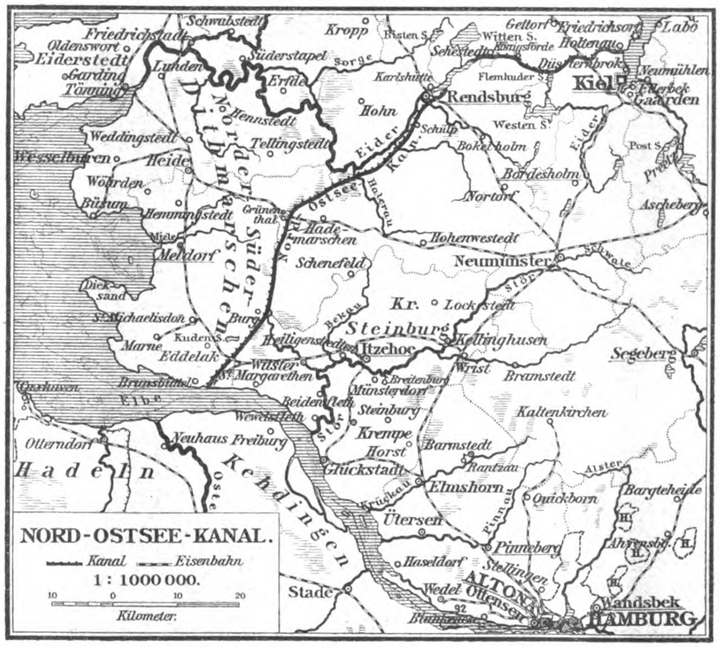
Unter Blumen. Originalzeichnung von Georg Buchner.

Zur Eröffnung des Nord-Oſtſeekanals. I.

Von Hanns von Zobeltitz. Mit Abbildungen von Hans Bohrdt.

In wenig Tagen wird Deutſchland ein Feſt feiern, wie es in unſerem Vaterlande noch nicht begangen wurde; es gilt der Vollendung eines der größten techniſchen Werke des Jahrhunderts, der Eröffnung des Nord-Oſtſeekanals! Es iſt ſicher nicht zu viel geſagt, wenn man die gewaltige Waſſerſtraße zwiſchen Nord- und Oſtſee, deren Abmeſſung den tiefgehendſten mächtigſten Kriegs- und Handelsſchiffen freie Fahrt von Meer zu Meer geſtatten, eines der größten Werke unſeres im Zeichen des Verkehrs ſtehenden Jahrhunderts nennt; überflügelt wird es an allgemeiner Bedeutung nur von dem Suezkanal, erreicht von dem Bau der amerikaniſchen Pacifikbahnen, von den Durchtunnelungen der Alpen.

Unter der Beteiligung faſt aller ſeefahrenden Nationen wird die Eröffnungsfeierlichkeit vor ſich gehen. Trotzdem müſſen wir das ganze Werk ſeinem Plan, ſeinen Zielen, ſeiner Durchführung nach als ein echt nationales, als ein deutſches anſehen. Der Nord-Oſtſeekanal wird nie eine Weltverkehrsſtraße, gleich dem Suezkanal, werden; er wird, wenn er ſelbſtverſtändlich auch den Schiffen aller Völker offenſtehen ſoll, in erſter Linie den Intereſſen des deutſchen Handels, er wird vor allem als eine ſtrategiſche Waſſerſtraße den Zwecken der Landesverteidigung, der beſſeren günſtigeren Ausnutzung unſerer Seeſtreitmacht dienen. Und wenn bei allen ähnlichen gewaltigen techniſchen Werken, abgeſehen vielleicht von den neueren großen Bahnbauten Rußlands, die Projektierung, die Kapitalsbeſchaffung, die Baudurchführung eine internationale war, ſo blieb bei dem Nord-Oſtſeekanal Plan und Durchführung ganz in deutſchen Händen. Mit einigen ganz unbedeutenden Ausnahmen — irre ich nicht, ſo handelt es ſich nur um eine beſondere Art ſchwediſcher Steine — iſt auch das im Bau verwendete Material ausſchließlich deutſchen Urſprungs. So bleibt der Ruhm des Rieſenwerks der deutſchen Bauverwaltung, der deutſchen Ingenieurkunſt auch allein; dieſer Ruhm aber iſt um ſo größer, als, zum erſtenmal unter allen Unternehmungen von annähernd gleicher Bedeutung, die für den Bau vorgeſehene Friſt innegehalten und die von vornherein ausgeworfene Bauſumme nicht überſchritten wurde. Ja, es gelang ſogar, trotz mannigfacher unvorhergeſehener Erſchwerungen, aus dem gegebenen Baukapital, wie wir ſehen werden, bedeutend mehr zu leiſten, als urſprünglich in Ausſicht genommen war.


NORD-OSTSEE-KANAL.
Kanal
Eisenbahn
1 : 1000000.
10
0
10
20
Kilometer.
Friedrichstadt
Schwabstedt
Kropp
Oldenswort
Eiderstedt
Garding
Tönning
Lunden
Süderstapel
Sorge
Erfde
Friedrichsort
Labö
Holtenau
Sehestedt
Königsförde
Düsternbrok
Neumühlen
Kiel
Ellerbek
Gaarden
Karlshütte
Rendsburg
Hohn
Hennstedt
Tellingstedt
Norder
Süder
Dithmarschen
Weddingstedt
Wesselburen
Heide
Wöhrden
Büsum
Hemmingstedt
Meldorf
Eider
Nord-Ostsee Kanal
Schülp
Bokelholm
Bordesholm
Nortorf
Westen S.
Preetz
Aschebery
Grünenthal
Hademarschen
Hohenwestedt
Neumünster
Schwale
Schenefeld
Diek-sand
St. Michaelisdon
Burg
Kuden S.
Marne
Eddelak
Kr.
Lockstedt
Steinburg
Kellinghusen
Bekau
Heiligenstedten
Itzehoe
Segeberg
Wilster
St. Margarethen
Brunsbüttel
Cuxhaven
Elbe
Wrist
Bramstedt
Breitenburg
Münsterdorf
Beidenfleth
Steinburg
Kaltenkirchen
Wewelsfleth
Stör
Krempe
Horst
Barmstedt
Otterndorf
Neuhaus
Freiburg
Hadeln
Kehdingen
Oste
Glückstadt
Rantzau
Alster
Elmshorn
Quickborn
Bargteheide
Krückau
Ütersen
Pinnau
Pinneberg
Ahrensbg.
Haseldorf
Stellingen
ALTONA
Ottensen
Wedel
Stade
Blankenese
Wandsbek
HAMBURG

Es iſt mir vergönnt geweſen, im Daheim zu verſchiedenen Malen über den Nord-Oſtſeekanal zu berichten. Als ich die Strecke zum letztenmale, im Herbſt 1892, bereiſte, um unſeren Leſern ein Bild der Baufortſchritte geben zu können, war nur die öſtliche Hälfte, die Linie Kiel-Rendsburg, bereits ſo weit vorgeſchritten, daß ſie im Bett des Kanals ſelbſt befahren werden konnte. Als ich jetzt, faſt unmittelbar vor der Eröffnung, den Kanal beſuchte, konnte ich dagegen dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Bauverwaltung, welche mir ihre eigenen kleinen Streckendampfer und Petroleumboote zur Verfügung ſtellte, den ganzen Kanal von Brunsbüttel bis Holtenau befahren. Ich denke, es wird unſere Leſer intereſſieren, dieſe Fahrt im Geiſte mit mir zu machen; es wird ſich dabei auch die Gelegenheit finden, die ganze Baugeſchichte des Kanals noch einmal zuſammenzufaſſen, und endlich mag meine kleine Schilderung allen denen, welche in der nächſten Zeit den ſtolzen Bau perſönlich kennen lernen wollen, als Führer dienen. Ohne Zweifel wird der Kanal ja auf Jahre hinaus ein allgemein beliebtes Reiſeziel ſein.

In etwa vier Stunden iſt von Hamburg aus zu Dampfer die Weſtmündung des Kanals bei Brunsbüttel zu erreichen. Augenblicklich beſteht noch keine regelmäßige tägliche Verbindung, wie ſie in Zukunft ſicher eingerichtet werden wird. Wer mit der Zeit knapp iſt, mag daher die Bahn über Itzehoe-St. Margarethen benutzen: lohnender iſt entſchieden die Fahrt den ſchönen Elbſtrom hinunter.

Breit dehnt ſich in der Höhe der Einmündung des Kanals der mächtige Fluß, deſſen verhältnismäßig ſchmale Fahrtrinne gerade hier ſich hart an das öſtliche Ufer heranwendet und ſelbſt bei Niedrigwaſſer eine Tiefe von 11 bis 13 Metern aufweiſt, die auch den größten Schiffen reichlich genügt. Schon von weitem werden die ungeheuren Molen ſichtbar, die ſich von der Brunsbüttler Schleuſe aus in ſchöngeſchwungenem Bogen weit in das Flußbett hineinziehen und den Zweck haben, den Schiffen das Einlaufen zu erleichtern. Es ſind gewaltige Steindämme, deren feſtgefugten Maſſen man die Kraft anſieht, auch den gefährlichſten Hochfluten zu trotzen; 280 Meter lang die kleinere öſtliche, faſt 500 Meter lang die weſtliche, von deren umbrandetem Endpunkt ein Leuchtfeuer ſeine führenden und warnenden Strahlen über den Strom ſendet. Die ungefähr 400 Meter breite Einfahrt zwiſchen beiden Molen leitet in den Vorhafen, hinter dem unmittelbar das ſchimmernde maſſige Mauerwerk der Schleuſe und die eiſernen ſchwarzen Thore der letzteren emporſteigen, weit überragt von dem Pegelturm, deſſen große uhrartige Zeiger den Waſſerſtand im Vorhafen einerſeits und im Kanal andererſeits anzeigen. Links zur Seite liegen im friſchen Grün zahlreiche Dienſt- und Beamtenhäuſer, rechts erheben ſich rotleuchtend das Lotſenhaus und der ſtolze Bau des Maſchinenhauſes, in dem die Kraft für die Bewegung der Schleuſen und für die elektriſche Beleuchtung erzeugt wird.

Der Nord-Oſtſeekanal iſt in ſeiner ganzen Länge von 98,6 Kilometern — nebenbei bemerkt iſt der Suezkanal 160 Kilometer, der vielgenannte Kanal von Korinth 5,8 Kilometer lang, der Panamakanal ſollte 73 Kilometer lang werden — ohne

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Schleuſen von Meer zu Meer durchgeführt worden, da die Schleuſungen der durchgehenden Schiffe viel Zeit erfordern, und es darauf ankam, die Durchfahrtszeit ſo ſehr als möglich abzukürzen. Dagegen konnten an der Mündung in die Oſtſee, im Hafen von Kiel, und in der Nordſee oder genauer in der Elbe, Schleuſenanlagen nicht entbehrt werden, weil es hier galt, Sicherung gegen die zeitweiſe wechſelnden Waſſerſtände der Oſtſee und gegen die Ebbe und Fluth in der Elbmündung zu ſchaffen. Indeſſen wird die Oſtſeeſchleuſe faſt das ganze Jahr, die Schleuſe an der Elbe wird wenigſtens faſt täglich einige Stunden offen bleiben können; das letztere iſt ſchon um deswillen erforderlich, weil ein gewiſſes Ausſtrömen des Waſſers aus dem Kanal in die Elbe bei der ganzen Anlage vorgeſehen iſt. Der Kanal ſoll nämlich im weſentlichen, abgeſehen von dem Zufluß, den er, wie wir ſpäter ſehen werden, aus der Obereider empfängt, durch Oſtſeewaſſer geſpeiſt werden: dies Waſſer wird ſeines Salzgehaltes wegen das Zufrieren, wenn nicht verhindern, ſo doch verlangſamen. Die Ausſtrömung an der Elbe ſoll aber zugleich auch die Zufahrt zu der dortſeitigen Mündung des Kanals und den Vorhafen, die leicht in Gefahr kommen könnten durch die viel Schlick führende Elbe zu verſanden, freihalten. Man rechnet, daß täglich nicht weniger als acht Millionen Kubikmeter Waſſer aus dem Kanal in die Elbe ſtrömen werden! Intereſſant iſt, wie trotzdem das Oſtſeewaſſer nur langſam und allmählich die Oberherrſchaft über das Süßwaſſer gewinnt; als ich in den erſten Maitagen die Strecke befuhr, konnte ein Salzgeſchmack im Waſſer nur bis zum Schirnauerſee, alſo noch nicht einmal bis Rendsburg, geſpürt werden.

Die Schleuſenanlagen bei Brunsbüttel und bei Kiel-Holtenau ſind im allgemeinen gleich. Hier wie dort beſtehen ſie aus zwei neben einander liegenden Kammern, die abwechſelnd zum Durchſchleuſen benutzt werden können; hier wie dort ſind dieſe Kammern in der Mitte ihrer Längsrichtung noch mit einer Art Gitterthor verſehen, das dann in Anwendung kommen ſoll, wenn man bei Sturmfluten den gewaltigen Waſſerdruck nicht auf einmal auf die eiſernen Hauptthore wirken laſſen will; hier wie dort ſind auch die Abmeſſungen ganz gleich.

Und um welche Abmeſſungen handelt es ſich! Es gibt auf der ganzen Welt — mit alleiniger Ausnahme der im Bau begriffenen Schleuſe im Kaiſerhafen von Bremerhaven — keine gleich gewaltigen Schleuſen. Der Ingenieurkunſt waren hier ganz neue Aufgaben geſtellt. Nicht weniger als 150 Meter lang ſind die rieſigen Schleuſenkammern, deren Breite 25 Meter, deren Tiefe faſt 10 Meter beträgt. Dieſe Dimenſionen geſtatten die Durchſchleuſung unſerer größten Kriegsſchiffe; unſere mächtigſten deutſchen Panzer ſind z. B. nur 112 Meter lang, 22 Meter breit und haben nur 8 Meter Tiefgang. Allein die allergrößten Ozeanſteamer treffen bei der Durchſchleuſung auf Schwierigkeiten. Die neueſten Schnelldampfer der Hamburg-amerikaniſchen Paketfahrtgeſellſchaft und des norddeutſchen Lloyd z. B. ſind etwa fünf Meter länger, als die Schleuſen, und können dieſe daher nur bei geöffneten Thoren paſſieren.

Kompakten Hausvierteln gleich türmt ſich das Mauerwerk der rieſigen Bauten. Und ein ganzes Syſtem von Kammern und Gängen, Kanälen und Rohrleitungen bergen dieſe Mauern in ihrem Innern. Hier, in dieſen elektriſch beleuchteten Innenräumen, fällt vor allem die ſinnreiche Maſchinerie zur Bewegung der Schleuſenthore ins Auge.

Hoch oben auf der Höhe der Schleuſe ſteht der Schleuſenmeiſter, die Hand an einer anſcheinend nur ſchwachen Stange, unmittelbar neben ſich das Sprachrohr, das in das Innere der quadratiſchen Mauerkaſten hinabführt. Ein Griff, ein kurzes Kommando, und die hydrauliſchen Maſchinen drinnen beginnen zu ſpielen; das unter hohem Druck gehaltene Waſſer in den Rohrleitungen wirkt auf Kurbeln und Zahnſtangen — leicht und elegant drehen, öffnen oder ſchließen ſich die gewaltigen eiſernen Rieſenthore in ihren Angeln.

An die Schleuſen ſchließt ſich binnenwärts ein weitausgedehnter Innenhafen an, der eine ganze Anzahl auch größerer Fahrzeuge aufzunehmen vermag, falls ſie auf das Durchſchleuſen warten müſſen. Hier wird ſich die Marine vorausſichtlich ein Etabliſſement für ihre beſonderen Zwecke erbauen, auch iſt ein großes Kohlenlager vorgeſehen.

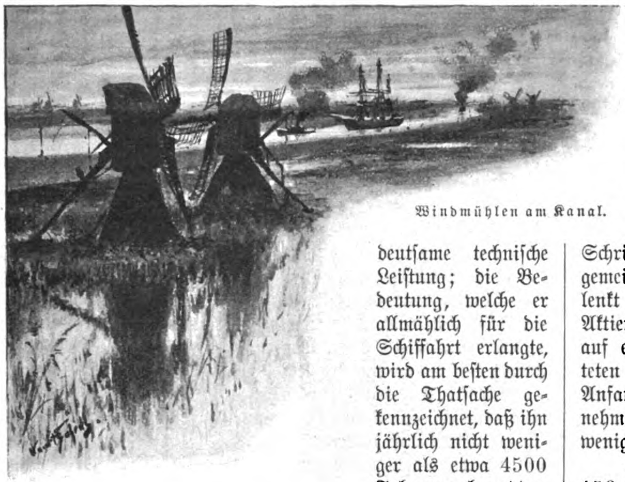
Nun geht es endlich hinein in die eigentliche Kanallinie, die ſich zunächſt durch das reiche fruchtbare Marſchenland hinzieht. Die Ufer ſind noch niedrig, das Auge blickt, wenn man ſich im Boote aufrichtet, auf die grünen Wieſenflächen zu beiden Seiten. Zur Rechten bleibt der kleine Bahnhof Brunsbüttel liegen, neben ihm eine ſtattliche Anzahl neu erbauter Häuſer und eins der Barackenlager, wie ſie für die Arbeiter längs der ganzen Strecke errichtet wurden. Überall regt ſich hier die Bauthätigkeit; erwartet man doch, ob mit Recht oder Unrecht, kann erſt die Zukunft lehren, für Brunsbüttel, den einſt als Seeräuberneſt ſelbſt von den ſtolzen Hanſen gefürchteten Ort, ein fröhliches Aufblühen. Um dem Rechnung zu tragen, hat die rührige Gemeinde ſich ſogar bereits nach amerikaniſchem Muſter einen großartigen Bebauungsplan für eine Zukunftsbevölkerung von, ſage und ſchreibe, hunderttauſend Menſchen aufſtellen laſſen. Faſt dem entſprechend ſollen auch ſchon die Preiſe von Grund und Boden in die Höhe gegangen ſein.

Luſtig pufft das kleine Motorboot vorwärts. Einige Fähren werden gekreuzt — auf der ganzen Kanalſtraße gibt es deren ſechzehn —, dann taucht die luftige eiſerne Gitterbrücke auf, welche die Eiſenbahn von Itzehoe nach Heide, die ſogenannte Marſchbahn, über den Kanal führt. Wir kommen gerade zurecht, um zu ſehen, mit welcher Schnelligkeit die langgeſtreckte Brücke um ihren Pivotpunkt ſchwenkt — in noch nicht zwei Minuten iſt die Bewegung ausgeführt und die Kanallinie frei, ſo daß hochbemaſtete Schiffe ſie paſſieren können. Auch hier geſchieht die Drehung mittels hydrauliſcher Maſchinen; damit aber das Waſſer in den Röhrwerken im Winter nicht der Gefahr des Einfrierens ausgeſetzt iſt, iſt es mit Glycerin verſetzt.

Allmählich hebt ſich die Uferlinie, das Boot gleitet zwiſchen den höher und höher anſteigenden Dämmen hin, die Ausſicht nach den Seiten iſt geſperrt. Bisweilen öffnet ſich rechts oder links die kleine Sperrſchütze eines alten Waſſerlaufs, bisweilen wird auf der Dammhöhe eine Windmühle ſichtbar, die, um eines der ſpeziellen Kanalſcherzworte zu gebrauchen, „Waſſer malt“, das heißt, Waſſer in die Gräben, welche das angrenzende Land durchziehen, hebt. Noch arbeiten hier einzelne Bagger von größter Leiſtungsfähigkeit; ſolch ein gefräßiges Ungeheuer fördert in der Tagesſchicht bis zu 3000 Kubikmeter Boden, und drei Dampfer müſſen allezeit bereit ſein, die ausgehobenen Maſſen bis zu den, bisweilen recht entfernten Ablagerungsſtellen zu bringen. Wir werden ſpäter noch ſehen, wie dieſe Ablagerungen auf einzelnen Kanalſtrecken die Gegend landſchaftlich geradezu umgeſtaltet haben.

Die Fahrt iſt etwas eintönig geworden; wir haben Zeit und Muße, die Vorgeſchichte des Kanals uns noch einmal kurz ins Gedächtnis zurückzurufen.

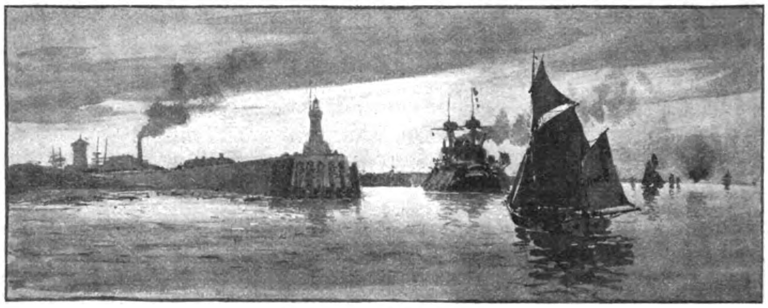
Ich brauche dabei wohl kaum auf die älteſten geplanten und wirklich ausgeführten Verbindungen zwiſchen den größeren Zuflüſſen der Oſt- und Nordſee zurückzugreifen, auf den Stecknitzkanal z. B., den ſich die betriebſamen Lübecker Kaufherrn ſchon im XIV. Jahrhundert erbauten, oder auf den Alſterkanal, der im XVI. Jahrhundert zu ſtande kam; auch daß Oliver Cromwell einſt in Verbindung mit der holländiſchen Republik eine Waſſerſtraße für Seeſchiffe zwiſchen beiden Meeren herſtellen wollte, daß Wallenſtein ſich als „des Oceaniſchen und Baltiſchen Meeres General“ mit einem gleichen Plan trug, hat ja nur hiſtoriſches Intereſſe. Der erſte, wirklich für Seeſchiffe — wenn auch nur für kleinere — zur Ausführung gelangte Kanal zwiſchen Oſt- und Nordſee war dagegen der Eiderkanal, den König Chriſtian VII. in den Jahren von 1777 bis 1784 bauen ließ. Unſtreitig war dieſer Kanal, deſſen Ausführung nach unſerer Währung über neun Millionen Mark koſtete — für das XVIII. Jahrhundert eine ungeheure Summe — eine für ſeine Zeit höchſt be-



Windmühlen am Kanal.

deutſame techniſche Leiſtung; die Bedeutung, welche er allmählich für die Schiffahrt erlangte, wird am beſten durch die Thatſache gekennzeichnet, daß ihn jährlich nicht weniger als etwa 4500 Fahrzeuge benutzten.

Die Bewegung zu Gunſten eines großen Schiffahrtskanals zwiſchen beiden deutſchen Meeren datiert aus den ereignisreichen Jahren 1848/49; damals bearbeitete der Kieler Flottenausſchuß der deutſchen Nationalverſammlung bereits ein Projekt Brunsbüttel-Kiel, das jedoch das Schickſal der deutſchen Flotte jener Tage ſelbſt teilte; nicht beſſer erging es einigen anderen Projekten der nächſten Zeit, und erſt als das Jahr 1864 die Entſcheidung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage brachte, kam die Kanalangelegenheit wieder in Fluß. Wir wiſſen heute, daß der preußiſche Miniſterpräſident, Herr von Bismarck-Schönhauſen, ſchon bei ſeinen erſten Verhandlungen mit dem Herzog von Auguſtenburg über die zukünftige politiſche Geſtaltung der meerumſchlungenen Herzogtümer die demnächſtige Durchführung des Kanals und deſſen Sicherſtellung im großdeutſchen Intereſſe ins Auge faßte.



Mole bei Brunsbüttel.

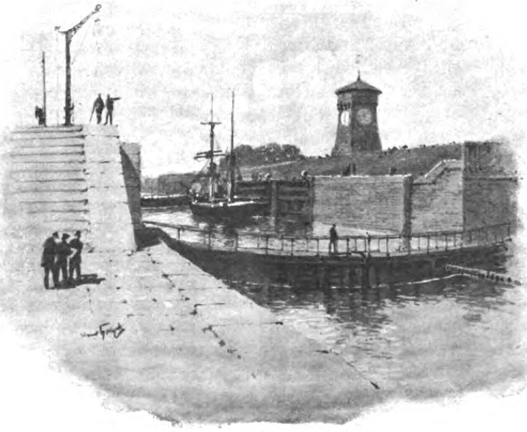
Und doch ſollten noch lange Jahre vergehen, ehe der erſte Spatenſtich geſchah. Preußen und Deutſchland hatten nach den Feldzügen von 1866 und 1870 ſo viele andersgeſtaltete Aufgaben zu erfüllen, der Ausbau der unmittelbaren maritimen Machtmittel, unſerer Flotte, trat ſo ſehr in den Vordergrund, daß man an ihre mittelbare Verſtärkung durch den Kanal noch nicht zu denken wagte. Es kam ohne Zweifel hinzu, daß ſich damals Feldmarſchall Moltke nicht ſonderlich günſtig über den Kanal ausſprach; einſchaltend mag hier bemerkt ſein, daß er ſpäter ſeine Anſicht ſelbſt geändert und dem Bau das allergrößte Intereſſe gewidmet hat. Nicht weit von Rendsburg ſteht noch heute am Ufer des Kanals ein kleiner Holzpavillon, von dem aus er ganz kurz vor ſeinem Tode den Arbeiten an der dortigen Strecke zuſchaute.

Es iſt unſtreitig das Verdienſt des Hamburger Rheders H. Dahlſtröm, durch ſeine 1878 erſchienene Schrift „Die Ertragsfähigkeit des Nord-Oſtſeekanals“ die allgemeine Aufmerkſamkeit wieder auf das große Unternehmen gelenkt zu haben. Herr Dahlſtröm wollte urſprünglich eine Aktiengeſellſchaft zum Bau des Kanals begründen, wobei er auf einen ſtaatlichen Zuſchuß rechnete; die von ihm veranſtalteten Vorarbeiten übertrug er aber, als das Deutſche Reich Anfang der achtziger Jahre den Bau ſelbſt in die Hand zu nehmen ſich entſchloß, an die Regierung, und ihre Grundzüge wenigſtens ſind maßgebend geblieben für die Bauausführung.

Durch Reichsgeſetz vom 16. März 1886 wurden dann 156 Millionen Mark als Baufond für den Kanal beſtimmt, wovon Preußen aber 50 Millionen Mark als beſonderen Zuſchuß leiſtete, entſprechend dem Betrage, den ein Ausbau des alten Eiderkanals für die Zwecke der modernen Seeſchiffahrt mindeſtens erfordert haben würde.

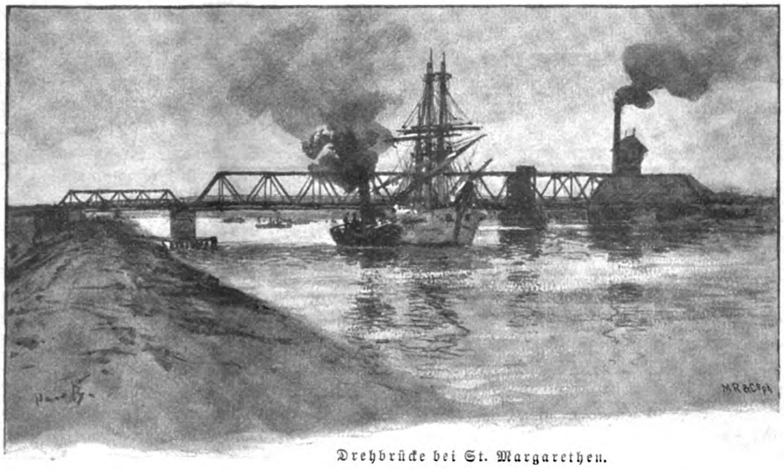
„Herr, gleich kommt die Brücke von Grünenthal heraus!“ ruft mir der Schiffsführer zu und deutet mit ausgeſtreckter Rechten nach vorn. Sein wetterbraunes Geſicht leuchtet dabei förmlich auf: die Hochbrücke bei Grünenthal, die Überführung der weſtholſteinſchen Bahn, iſt der Stolz aller „Kanalmänner.“

Das Motorboot ſchießt noch immer zwiſchen hohen Ufern dahin. Die Ausſicht iſt auch nach vorn eine immerhin beſchränkte, da der Kanal hier nicht geradlinig, ſondern in einem Bogen von 3000 Meter Radius geführt iſt. So taucht auch zuerſt nur ein Bruchteil der Brücke vor uns auf, einer der gewaltigen und doch ſo überaus eleganten Pfeilertürme und anſchließend ein Stück der Eiſenſpannung, die aus der Entfernung geſehen faſt ſpinnfadendünn erſcheint. Aber nun ſieht man den einen kühn gewölbten Bogen, der die Fahrbahn trägt, ſchnell wachſen bis zu ſeiner ganzen ſtolzen Breite von 156,5 Metern und in ſeiner imponierenden Höhe von 42 Metern über dem Waſſerſpiegel. Ich habe nie eine eiſerne Brücke geſehen, die einen äſthetiſch gleich befriedigenden Eindruck auf mich gemacht hätte. Eiſen iſt im allgemeinen ein ſprödes Baumaterial, und es gelang bis vor kurzem auch künſtleriſch begabten Baumeiſtern nur ſelten, ihm wirklich gefällige Formen abzuzwingen. Die Hochbrücke von Grünenthal aber iſt mehr als gefällig, ſie iſt ſchön! Keine Zeichnung vermag von der erſtaunlichen Leichtigkeit, von dem großen Schwung der kühnen Konſtruktion ein ganz anſchauliches Bild zu geben; man muß es ſelbſt geſehen haben, wie leicht und graziös der gewaltige Bogen über der ſtillen breiten Waſſerfläche ſchwebt, wie faſt beängſtigend zierlich ſeine Ausläufer ſich gegen die zinnengekrönten granitbeklei-



Schleuſe bei Brunsbüttel.

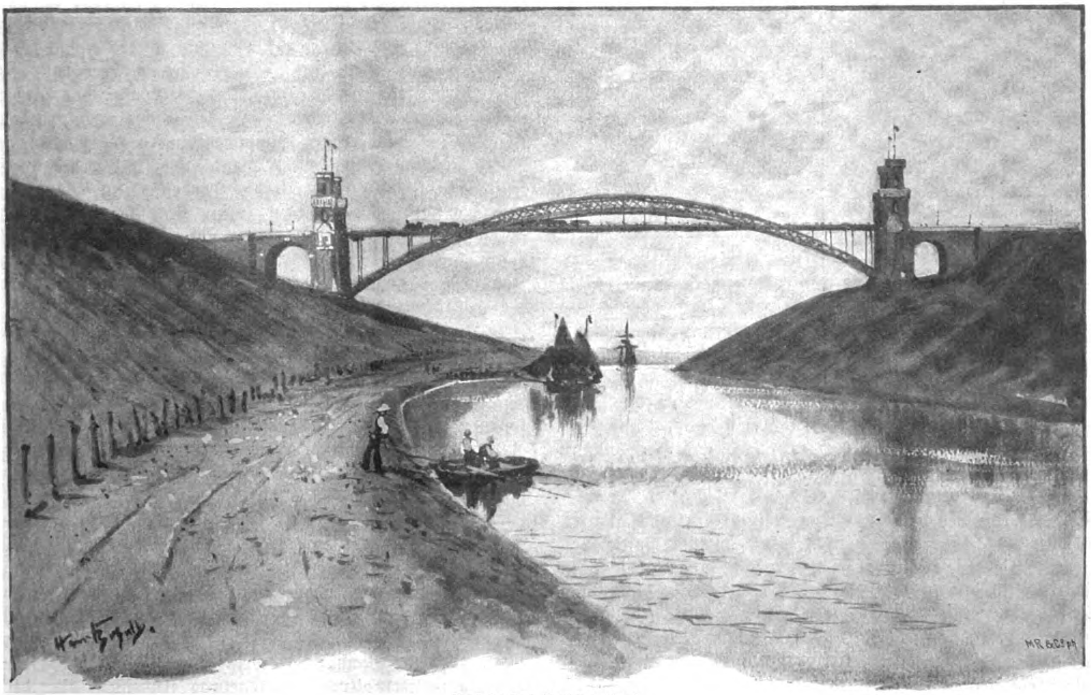
deten Mauertürme ſtützen! Ein prachtvolles Bauwerk, das ſeinen Konſtrukteuren, dem Bauinſpektor Greve, den Baumeiſtern Hinkeldeyn und Eggert, zur höchſten Ehre gereicht; aber auch die Maſchinenbau-Aktiengeſellſchaft Nürnberg, welche den genialen Entwurf ausführte, muß hier anerkennend erwähnt werden!



Drehbrücke bei St. Margarethen.

Nahe der Brücke von Grünenthal erheben ſich wieder umfangreiche Barackenlager. Zur Hauptbauzeit war hier ein reges Leben von faſt internationalem Anſtrich, denn zahlreiche polniſche und italieniſche Arbeiter waren hier beſchäftigt. Und da ſich weit und breit kein beſſeres Wirtshaus befand, ſo ließ einer der Unternehmer für die „Honoratioren“ des Baues flugs ein ſolches aus dem Nichts entſtehen. Sintemalen er ein Bayer war, verſchrieb er ſich auch eine bayriſche Wirtin dazu, und es gab wohl kaum einen der Kanalbeſucher, dem dieſe oder ihre ſchmucken ſittſamen Nichten nicht einen ſchäumenden Krug Echtes und einen Enzian gereicht haben. Das bayriſche Wirtshaus in Grünenthal war bald eine der Sehenswürdigkeiten am Kanal geworden. Jetzt denkt die Schenkin ſchon ans Zuſammenpacken, um mit „ihrem Unternehmer“ nach Öſterreich oder gar nach Serbien zu gehen, wo er neue Bauausführungen übernommen hat.

Es iſt doch ein großartiger Geſchäftsbetrieb, der ſolch eines Bauunternehmers. Es waren, wenn ich recht unterrichtet bin, in erſter Linie ſieben verſchiedene Firmen an dem Nord-Oſtſeekanal beteiligt, von denen einzelne „Loſe,“ wie der techniſche Ausdruck lautet, im Betrage von 10, 20, ja über 30 Millionen Mark auszuführen unternommen hatten. Das war natürlich nur möglich, wenn ſie von vornherein ſich in großartigſtem Maßſtabe „inſtallierten.“ Der Laie kann gar nicht ahnen, welche Summen ſolch eine Inſtallation, eine Betriebsausrüſtung erfordert, ich glaube aber nicht allzu ſehr zu irren, wenn ich den Wert derjenigen des bedeutendſten Unternehmers auf über zwei Millionen ſchätze; dazu gehören Naß- und Trockenbagger, die Dampfer und Motorböte, die Lokomotiven und Bahngeleiſe, Hunderte von Lowrys und Tauſende von Karren, Baracken und Schuppen und noch unzählige andere Dinge. Standen doch in der Hauptarbeitsperiode im Ganzen 66 große Dampfbagger, 133 Schleppdampfer und Kähne, gegen 50 ſtationäre Dampfmaſchinen, 90 Lokomotiven und gegen 3000 Transportwagen längs der Bauſtrecke, an der damals über 8000 Arbeiter und Beamte thätig waren, im Betrieb! Galt es doch, von allem anderen abgeſehen, allein 77 400 000 Kubikmeter Erde auszuheben und wieder abzulagern und 1 232 000 Quadratmeter Böſchungsfläche mit Steinen zu belegen!



Brücke bei Grünenthal.

Bibel und Muſik. II.

Von Konſiſtorialrat Gerhard Goebel. (Schluß.)

Und nun das andere: Wie verhält ſich die Bibel zur Muſik?

Die Muſik iſt auf die Bibel angelegt. Die Tonkunſt hungert nach dem ewigen Wort, nach der Offenbarung der höchſten Ideen, die ſie beleben und beſeelen ſoll. Aber ebenſo verlangt das Wort nach dem Ton, der Pſalm nach der Melodie, die Bibel nach der Muſik.

Die Bibel iſt voll Poeſie in der heiligen Geſchichte wie im heiligen Lied. Und ſo weit die Poeſie ihrem Weſen nach zum muſikaliſchen Ausdruck treibt, ſo weit verlangt auch die Poeſie der Bibel nach heiliger Muſik und ruft ſie hervor. Mit innerer Notwendigkeit iſt das Oratorium entſtanden, als die Muſik anfing, ſich dramatiſcher Stoffe zu bemächtigen. Aber vor allem drängt die heilige Lyrik nach muſikaliſchem Ausdruck. Wo das Evangelium die Herzen ergreift, quillt das fromme Lied aus der Volksſeele und mit ihm die ſüßen und gewaltigen Melodieen, die es beſeelen, und in denen das Unausſprechbare des Gefühls nach dem ſeinem Weſen entſprechenden Ausdruck ringt. Die Geſchichte zeigt uns, daß jeder religiöſe Aufſchwung von einer muſikaliſchen Bewegung begleitet geweſen iſt und ein Echo in neuen Melodieen gefunden hat. Bis auf die heutige Zeit leben noch Melodieen aus der Zeit der Kreuzzüge und der religiöſen Volksbewegungen vor der Reformation unter uns, die das Volk ſich ſchuf, als ihm in der Kirche durch den lateiniſchen Chorgeſang der Mund verſchloſſen gehalten wurde. Wie beweglich klingen die ſinnigen Weiſen der böhmiſchen Brüder, wie herrlich und machtvoll tönt der Oſtergeſang aus jener Zeit:

Chriſt iſt erſtanden von der Marter alle,
Des ſollen wir alle froh ſein,
Chriſtus will unſer Troſt ſein. Kyrie eleiſon.

Wie ergreifend das alte Volkslied voll tiefen, ſinnigen Naturgefühls, das uns auf die Felder und in die Wälder hinausführt und der Sonne und des Mondes Schönheit betrachten heißt, um Jeſu Schönheit herrlicher zu preiſen:

Alle die Schönheit Himmels und der Erden
Iſt gefaßt in Dir allein.
Nichts ſoll auf Erden mir lieber werden
Als Du, o Jeſu, Liebſter mein.

Aus jener Zeit ſtammen auch einige unſerer köſtlichſten Weihnachtsmelodieen; ich erinnere nur an das kindlich fröhliche:

Nun ſinget und ſeid froh,
Jauchzt alle und ſagt ſo:
Unſres Herzens Wonne
Liegt in der Krippen bloß
Und leuchtet als die Sonne
In ſeiner Mutter Schoß.
Du biſt A und O! Du biſt
A und O!

Wo iſt der Freuden Ort?
Nirgends mehr denn dort,
Da die Engel ſingen
Samt den Heiligen all,
Und die Pſalmen ſingen
Im hohen Himmelsſaal.
Eija, wär'n wir da! Eija,
wär'n wir da!

Wem klingt die Melodie nicht im Gemüte nach, wenn er die Worte lieſt?

Vor allem aber in der Zeit der Reformation iſt ein neuer Quell köſtlicher Melodie aus dem Herzen unſeres Volkes entſprungen. Das neue ſelige Leben im Glauben an die allgenugſame Gnade Gottes in Chriſto Jeſu machte die freien und frohen Herzen überfließen in glaubensfröhlichen und herzbewegenden Liedern. „Gott hat unſer Herz und Mut fröhlich gemacht durch ſeinen lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Erlöſung von Sünden, Tod und Teufel,“ ſchreibt Dr. Luther damals. „Wer ſolches mit Ernſt gläubet, der kann's nicht laſſen, er muß fröhlich und mit Luſt davon ſingen und ſagen. Wer aber davon nicht ſingen und ſagen will, das iſt ein Zeichen, daß er's nicht gläubet und nicht ins neue, fröhliche Teſtament, ſondern unter das alte, faule, unluſtige Teſtament gehört.“ Damals erklangen zum erſtenmal die neuen Weiſen voll unvergänglicher Kraft und Schönheit: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“, „Vom Himmel hoch da komm ich her“, „Nun freut Euch lieben Chriſteng'mein“, „Es iſt das Heil uns kommen her“ und ſo manche andere, aus denen Reformationsluft uns anweht.

Und als ein Jahrhundert ſpäter zu Paul Gerhardts Zeiten eine zweite Periode kirchlicher Dichtkunſt anhob, waren es wieder neue unvergängliche Weiſen, in die ſie von den großen Kantoren jener Zeit gekleidet wurden. Es offenbart ſich in ihnen der milde, innige und gelaſſene Geiſt, der die Frömmigkeit des Zeitalters beſeelte und die evangeliſche Kirche durch ſchwere Stürme und andauernde Wehen hinübertrug. Welcher Schatz unvergleichlicher muſikaliſcher Erbauung und Erhebung iſt unſerem Volk aufgeſchloſſen worden durch Lieder wie: „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Wie ſoll ich Dich empfangen“, „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“, „Warum ſollt' ich mich denn grämen“, „Nun ruhen alle Wälder“ 2c. Ihre Melodieen ſingen uns heute noch Gottes Frieden ins Herz hinein und zeugen, „daß kein ſchönerer Geſang iſt als der deutſche, welcher dem Herrn Jeſu Chriſto gilt.“

Auch die pietiſtiſche Zeit hat ihre beſonderen Weiſen gehabt — ich erinnere nur an Freylinghauſen und die Lieder der Brüdergemeinde — und ebenſo die Erweckung in den erſten Jahrzehnten unſeres Jahrhunderts. Wer kennt nicht das Lied Cäſar Malans: „Harre, meine Seele“ — bis hinab zu den Melodieen der Heilsarmee, die ein treues Spiegelbild der religiöſen Verzerrung ſind, in der ſich das Chriſtentum in dieſen Kreiſen zeigt.

Es iſt eine innere Notwendigkeit, daß die Bibel mit dem religiöſen Gefühl, das ſie erweckt, auch den muſikaliſchen Trieb befruchtet. Eben darin iſt ihr aber auch von Gott ein wirkungsvolles Mittel gegeben, um die Aufgabe zu erreichen, die ſie an den Menſchen zu erfüllen hat. Die Bibel bedarf der Tonkunſt, um ihre Wahrheit auch auf dieſem Wege zu offenbaren und den Menſchen teuer und wert zu machen. „Auf eine gute Predigt gehört allezeit ein guter Geſang.“ Wir Evangeliſche können uns die Predigt des göttlichen Wortes ohne Geſang der Gemeinde nicht denken. Der geiſtliche Geſang iſt ſelbſt eine Gemeindepredigt. Wir wiſſen, wie Auguſtin davon ergriffen worden iſt: „O, wie weinte ich über Deine Lobgeſänge und Lieder, o Gott,“ ſchreibt er, „als ich durch die Stimme Deiner lieblich ſingenden Gemeinde kräftig gerührt ward. Die Stimmen floſſen mir ins Ohr, und Deine Wahrheit wurde mir ins Herz gegoſſen.“ Wer hat's noch nicht erlebt, wie das Weihnachtslied der Kinder das Herz ergreift, wie das Pſalmwort auf den Schwingen erhabener Melodie im wunderbaren Zuſammenklang der Stimmen ſeine Tiefen unſerem Gemüt enthüllt und das Herz bewegt! Welche Hilfsmacht für die Bibel in der Tonkunſt liegt, können uns auch die Miſſionare erzählen, wenn ſie unſere Kirchenlieder in die fremden Zungen überſetzen und unſere köſtlichen Melodieen ihre Gemeinden in Afrika und Indien ſingen lehren. Und was wäre unſere Schule, unſer Kindergottesdienſt ohne den geiſtlichen Geſang!

Und hieraus ergibt ſich ganz von ſelbſt unſere zweite Folgerung. Wenn wir im Intereſſe der Muſik die Tonkunſt zur Bibel zurückrufen und in der Beſeelung der Kunſt mit dem Geiſt wahrer Religioſität das Heil ihrer Zukunft ſehen, ſo rufen wir ebenſo im Intereſſe der Bibel alle, denen die Zukunft der Religion in unſerem Volk am Herzen liegt, zur Muſik. Die Künſtler ſollen in die Bibel ſich verſenken, und die Frommen ſollen die Muſik lieben lernen.

Wir können uns nicht verhehlen, daß es hoch not iſt, daß wir alle Mittel anwenden und alle Wege betreten, die geeignet ſind, dem Gemüt unſeres Volkes, das ſich mehr und mehr der Bibel entfremdet und in einer falſchen Stellung zur Religion verödet, die beſeligende und erlöſende Macht des Evangeliums wieder nahe zu bringen. Der kritiſch zerſetzende Verſtand, die Macht der chriſtentumsfeindlichen Zeitideen laſſen die Bibel allzu ſehr als etwas erſcheinen, über deſſen Wert oder Unwert die Kritik und die moderne Wiſſenſchaft zu entſcheiden hätte. Sie iſt aber für den ganzen Menſchen da und richtet ſich in erſter Linie an das Herz. Nun wiſſen wir wohl, daß die Entſcheidung für oder wider die Wahrheit nicht auf dem Gebiet des Innenlebens liegt, das durch Tonwellen erregt wird. Durch die Muſik kann man den Menſchen nicht bekehren. Aber wie die Redegewalt der Propheten, wie die Dichtkunſt heiliger Sänger der Wahrheit Kraft verleiht und Zugang zu den Herzen der Menſchen verſchafft, ſo auch die heilige Tonkunſt. Und wo das gepredigte Wort nicht verfängt, weil es an der Reflexion des zweifelnden Verſtandes ein unüberwindliches Hindernis findet, da findet heilige Muſik noch den Weg zum Herzen und macht das Gemüt empfänglich für den Eindruck, daß in der Religion eine erhebende und beſeligende Macht liegt, die nichts anderes auf der Welt geben kann. Naturwiſſenſchaft und kritiſche Philoſophie kann man nicht in Muſik ſetzen — wenigſtens iſt's bisher noch keinem gelungen, ſie durch muſikaliſche Mittel zu verbreiten.

Wir wünſchten vor allem, daß das chriſtliche Haus den geiſtlichen Geſang mehr pflegte. Er iſt für die Erziehung der Kinder zu religiöſer Empfänglichkeit von ungemeiner Bedeutung. In der That ſteht es aber ſo, daß zwar faſt in jedem Hauſe Muſik gemacht wird — wenigſtens hat faſt jedes Kind Klavier- oder Geigenſtunde — aber die Häuſer ſind zu zählen, in denen Choräle und geiſtliche Lieder geſungen werden. Das überläßt man der Schule oder der Kirche und läßt ſo einen koſtbaren Schatz ungehoben für das häusliche Leben. Die erwachſene Tochter lernt vielleicht ſpäter, wenn ſie beſonderes muſikaliſches Talent und eine gute Stimme hat, eine Arie oder zwei von Händel oder Mendelsſohn ſingen; aber auch dies als Kunſtleiſtung und kaum um des Inhalts willen. Wenn aber ſo zwiſchen dem religiöſen Leben, das auf Unterricht und Kirchenbeſuch in ſeiner Bethätigung beſchränkt iſt, und zwiſchen der Kunſtübung im Hauſe und in der Geſellſchaft ein Zwieſpalt klafft — was wunder, daß die Muſik in Oberflächlichkeit verweltlicht und die Religion in Kälte ihren Einfluß auf das Gemüt nicht gewinnen kann?

Ich bin der Schule, insbeſondere der Volksſchule, von Herzen dankbar für die unſchätzbaren Dienſte, die ſie dem Volke durch die Pflege des religiöſen Geſanges leiſtet. Aber auch da ſteht uns ein Ziel vor der Seele, das vielerorts nicht erreicht iſt. Wir trauern, wenn wir hören, was unſere Jugend oft für Zeug ſingt, wenn ſie aus der Schule entlaſſen iſt. Bibel und Muſik in der Schule vereint, wie müßten ſie das Herz der Jugend ergreifen und bilden zur Freude an beiden ihr Lebenlang! Ob wohl der Geſangunterricht der Schule in Choral und Motette immer oder auch nur häufig den religiöſen Wert hat, den er haben könnte, daß die heiligen Geſänge und herrlichen Melodieen die Herzen auch für ihren Inhalt erwärmten — und ob der Religionsunterricht immer den Erfolg hat, die Herzen zum Glaubensgeſang fröhlich zu machen, wie es Luther ſchildert? Muſik und Religion gehen auch da oft neben einander her und kennen ſich nicht von Herzen, und mancher Abiturient mag tüchtigen Religionsunterricht genoſſen haben und hat doch nie empfunden, welche religiöſe Kraft im chriſtlichen Lied und welche Anregung zu edelſter Kunſtübung in der Religion liegt. Freilich darf man den Unterricht in geiſtlicher Muſik nicht losgelöſt von dem Verſtändnis und Erfaſſen des Inhalts geben, wie ich es einmal bei einer Weihnachtsfeier in einer höheren Töchterſchule erlebt habe, wo beim brennenden Chriſtbaum vor der Schar der geladenen Gäſte vom Chor der Schülerinnen dreiſtimmig angeſtimmt wurde: „Ich bin allein auf weiter Flur."

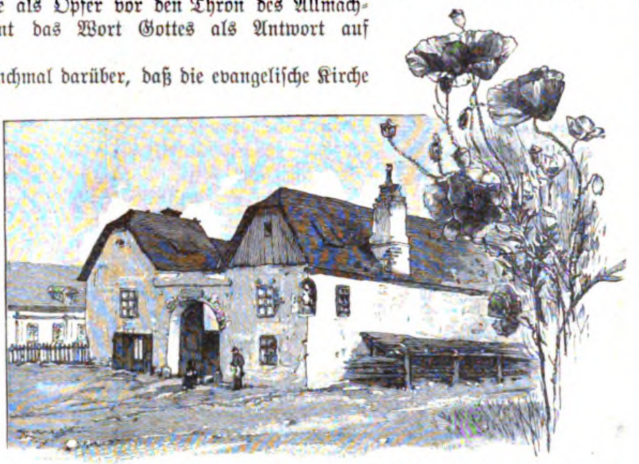
Ähnliches erleben wir auch in geiſtlichen Konzerten in der Kirche. Leider werden ſie ja allzu oft nur gehalten, entweder um Geld für irgend einen guten Zweck zu erhalten oder um unter dieſer Firma einen oder den anderen Künſtler zu Gehör zu bringen. Dem entſprechen dann auch meiſt die Programme, die nur nach muſikaliſchen oder perſönlichen Geſichtspunkten zuſammengeſtellt ſind, ohne eine Spur von Berückſichtigung des Inhalts der religiöſen Geſänge und ihrer Wirkung auf das Gemüt, die doch eine harmoniſche und einheitliche ſein ſollte. Fühlt man nicht, daß es eine Verſündigung an der Religion iſt, wenn man ſie als Modellpuppe benutzt? Letzthin fand ich die Träumerei von Schumann, „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt", von Händel, eine Hymne von Haydn, Variationen von Liszt über das Crucifixus der H-Mollmeſſe, das Bußlied von Beethoven, Schumanns Abendlied, den 100. Pſalm für Männerchor mit noch ſechs oder ſieben anderen Stücken in einen Strauß zuſammengebunden — eine Tortur für das religiöſe Empfinden, das in einem geiſtlichen Konzert Befriedigung ſucht. Derartiges zeigt uns, abgeſehen von dem künſtleriſchen Ungeſchmack, der in der Zuſammenſtellung ſolcher Menus liegt, wie wenig wir es noch verſtehen, die Übung religiöſer Kunſt in den Dienſt der Religion zu ſtellen. Über das verſtändnisloſe Treiben geiſtlicher Muſik ließe ſich ein großes Kapitel ſchreiben. Ich denke an manches Oratorium, deſſen ungeiſtliche Ausführung und ungeiſtliche Aufnahme die Mitwirkenden wie die Hörer keineswegs frömmer und beſſer machte, wie es doch ſein ſollte, an manchen Chorgeſang in der Kirche, der vielleicht künſtleriſch ſehr gut ausgeführt, religiös völlig wertlos war.

Umgekehrt laſſen ſich große religiöſe Wirkungen auch mit geringen Kunſtmitteln erzielen, wo inneres Verſtändnis der Ausführenden und fromme Empfänglichkeit der Hörer ſich begegnen. Als Beiſpiel erwähne ich die jährlich ſtattfindenden großen geiſtlichen Muſikfeſte in Herford, die unter dem Namen des Poſaunenfeſtes bekannt ſind. Sie zeigen in hervorragender Weiſe, wie die Muſik als wirkſames Mittel religiöſer Erbauung im großen Stil verwertet, und wie das Bibelwort in Ton und Geſang den Herzen des Volkes nahe gebracht werden kann.

Die Ravensberger Poſaunenchöre in Stadt und Land ſind ja weithin bekannt. Aber nicht ſo bekannt iſt, daß neben ihnen auch eine große Zahl von Singechören beſteht in Jünglings- und Jungfrauenvereinen, die, weithin auf den Dörfern verbreitet, ſich die Pflege des geiſtlichen Geſanges angelegen ſein laſſen. Das Schöne und Beſondere dabei iſt nun, daß dieſe Vereine, die Poſaunenchöre wie die männlichen und weiblichen Singechöre alle unter einer muſikaliſchen Centralleitung ſtehen und gemeinſam arbeiten. Im Herbſt werden die Lieder ausgewählt und die Noten hergerichtet, wie ſie für die Vereine paſſen. Und wenn dann im Winter in den einzelnen Vereinen tüchtig geübt worden iſt und der Sommer herannaht, dann wird ein großes Feſt gefeiert, an dem die Vereine zeigen, was ſie gelernt haben, und ihre Gaben zur Erbauung der chriſtlichen Gemeinde darbringen.

Am Nachmittag des Himmelfahrtstages oder auch an einem anderen Tage wird in dem großen ſchönen Münſter zu Herford, das mehrere tauſend Menſchen faßt, das Vereinsfeſt abgehalten, das im Munde des Volkes den Namen Poſaunenfeſt trägt. — Wenn der beſtimmte Tag kommt, ſtrömt es von allen Seiten zu Fuß und zu Wagen nach der Stadt des Feſtes. Lange vor Beginn der Feier ſind die weiten Hallen des Münſters überfüllt. Alle Gänge ſind beſetzt bis vor die Thüren hinaus. Im hohen Chor haben die Poſaunen Aufſtellung genommen, davor der Chor der Männerſtimmen. Wo das Chor an das Schiff der Kirche anſtößt, ſteht der Liturg an einem kleinen Altar. Auf der Orgelbühne gegenüber ſitzt rechts und links von der Orgel die große Schar der Jungfrauen und auf einer kleinen Seitenempore ein Chor von Kinderſtimmen. Und nun beginnt die Feier. Sie beſteht im weſentlichen in der Aufführung eines großen aus Liedern und Geſängen zuſammengeſetzten Volksoratoriums über irgend ein Thema der Heilsgeſchichte oder Heilslehre, meiſt eingerahmt von einer kurzen Liturgie, verbunden durch Spruchlektionen und belebt von mehreren Anſprachen, die von der Kanzel herab gehalten werden. Es ſind durchſchnittlich fünfzig Nummern, die zur Aufführung kommen, und die ganze Feſtfeier währt gegen drei Stunden; aber der Reichtum des Inhalts, die immer neue Abwechſelung der Form, die Macht des Eindruckes bringt es mit ſich, daß wohl keinem der Tauſende von Hörern die Zeit zu lange währt. Es wäre ja verkehrt, an die Aufführung einen feinen künſtleriſchen Maßſtab anlegen zu wollen, wie er bei ſonſtigen großen Muſikfeſten oder Oratorienaufführungen am Platze iſt, wo die Kunſt als ſolche der Hauptzweck iſt. Aber dieſe Vereinsfeſte haben vor jenen den großen Vorzug, daß die Muſik von allen verſtanden wird und der Gegenſtand derſelben in aller Herzen Wiederhall findet. Die große Schar der Hörer bildet mit den Singechören ein großes Ganzes, wie auch die Gemeinde, abwechſelnd die Frauen- und Männerſtimmen oder alle zuſammen, mit Orgel- oder Poſaunenbegleitung mit ihrem Geſang in den Gang der Feier eingreift, mitſingt und mitbetet. So wird ein Eindruck hervorgerufen, der das Herz tief bewegt, erbaut und ergreift. Die ganze große Menge legt ihre Lobgeſänge als Opfer vor den Thron des Allmächtigen und vernimmt das Wort Gottes als Antwort auf ihre Gebete.

Man klagt manchmal darüber, daß die evangeliſche Kirche ſo wenig volkstümlich ſei. Hier iſt Volkstümlichkeit der Muſik und Volkstümlichkeit der Religion verbunden, eins dem anderen ſegensreich dienend. Daß ſolche Muſikpflege zugleich ein unſchätzbares Bildungsmittel iſt, erwähne ich nur nebenbei. Wenn weſtfäliſche Bauernmädchen neben den alten lieben Volksliedern und den hohen Chorälen das Miſerere von Allegri und die Improperien von Paleſtrina ſingen, wie ich es gehört habe, und es lernen, ſich an Arien zu erfreuen wie: „Er ward verſchmäht“ und „Tröſtet mein Volk“ — ſo iſt das etwas Großes, unendlich eindrucksvoller, als die unnatürlichen Stimmen der ſixtiniſchen Kapelle, und auch von größerem religiöſem Wert, als die Konzerte des Berliner Domchors.



Haus in Heiligenſtadt, in welchem Beethoven die Eroica (1804) und die Paſtoralſymphonie (1807/1808) komponierte.
Originalzeichnung von W. Gauſe.

Seit einigen Jahrzehnten geht ja eine erfreuliche Bewegung durch unſer Volk, die immer weitere Kreiſe zieht. Die alten Schätze geiſtlicher Muſik werden wieder ans Licht gezogen und im Volk verbreitet, der Choralgeſang wird verbeſſert, der geiſtliche Geſang gepflegt, Kirchenchöre gebildet und Vereine geſtiftet zur Pflege edler geiſtlicher Muſik. Fürwahr, hier iſt ein verheißungsvolles und freudenreiches Arbeitsfeld. Hier iſt ein Gebiet, wo einen mitten in der Not dieſer Zeit voll Ruinen und Totengebeine ein Frühlingshauch anweht. Wohlan denn, die wir unſer Volk lieb haben, die wir helfen möchten, es zu erlöſen von dem Bann der kalten Gleichgültigkeit, der geiſtlichen Erſtorbenheit, der weltlichen Blaſiertheit, der ſinnlichen Verſunkenheit — hier iſt ein Schlüſſel zu den Herzen, ein Stab, Waſſer aus dem Felſen zu locken, ein Tau, die Herzen zu erweichen, die ſich nicht durchbohren laſſen.

Was ich unſerem Volk wünſche, iſt die Bibel für die Muſik und die Muſik für die Bibel, und durch beides gemeinſam eine Geſundung der Kunſt und eine Belebung des religiöſen Volkslebens. Daß dies nicht eine bloße Hoffnung bleibe, dazu möchte ich jeden auffordern, mit Hand anzulegen, der ein Ohr und ein Herz hat. Singen und klingen zu Gottes Ehre, das iſt ein köſtlich Ding und ein ſegensreiches Werk. „Singet dem Herrn ein neues Lied,“ heißt es im Alten Bunde. „Die Gemeinde der Heiligen ſoll ihn loben. Sie ſollen loben ſeinen Namen im Reigen, mit Pauken und Harfen ſollen ſie ihm ſpielen.“ Und im Neuen Teſtament leſen wir: „Redet unter einander in Pſalmen und Lobgeſängen und geiſtlichen Liedern, ſinget und ſpielet dem Herrn in Eurem Herzen.“ — Das iſt die Mahnung der Bibel zur Muſik. Ihre Weisſagung aber zeigt uns, wie Himmel und Erde, Engel und Menſchen einſt in der Vollendung zuſammenklingen und ſingen in einem ewigen Hallelujah. Die Vollendung des Gottesreiches wird auch die Vollendung der Kunſt ſein und die Offenbarung der ewigen Harmonie.

Altväterhausrat.

O wie lieb' ich's, Raſt zu halten,
O wie ruht ſich's aus
Bei dem alten Mann, im alten,
Lieben, ſtillen Haus!

Überall, im Ernſten, Schlichten,
Langen Lebens Spur!
Hundertjährige Geſchichten
Weiß die kleine Uhr.

In den Käſten, in den Schränken,
Jedes Ding umher,
Lauter ſtille Angedenken
An ein „Niemals mehr.“

Jede Sache mahnt zum Sinnen,
Lädt zum Träumen ein:
Altes Silber, altes Linnen,
Alte Stickerei'n.

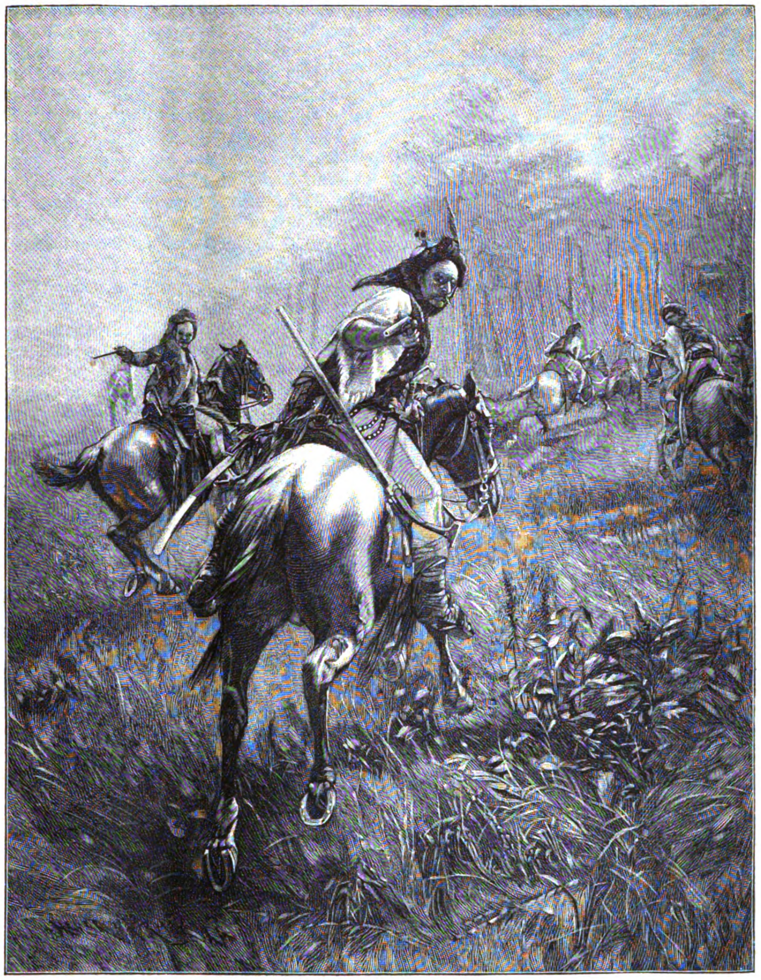
Lauter teure, trauterworbne
Gaben lieber Hand!
Lauter freundliche Verſtorbne
Blicken von der Wand.

Jedes Ding von Lieb' umgeben,
Schonungsvoll genützt. — —
O wie traut iſt langes Leben,
Das die Ordnung ſtützt!

Wie Du herzig plauderſt, Alter,
Freundlich, klug und zart!
Du Erinnerungsverwalter,
Treu haſt Du geſpart!

Mögſt Du Deinen Schatz verwalten
Noch jahrein, jahraus!
O, wie weilt ſich's gut im alten
Lieben, ſtillen Haus!

Frida Schanz.



Auf der Flucht. Nach dem Gemälde von G. v. Boddien.

Ein lieber Gaſt in unſerem Garten.

Es iſt eine eigentümliche Wahrnehmung, daß der Menſch ſein Augenmerk meiſt nach dem Großen und Fremden richtet und dabei oft das ſcheinbar Kleine und Gute in ſeiner Nähe völlig überſieht. Einer ſeltenen Ausnahme von dieſer Regel jedoch erfreut ſich ein Käferchen, das von der erſten Einkehr einer milden Witterung bis zum Spätherbſt faſt allenthalben angetroffen wird. Da dieſes Tierchen bisweilen ſchon zu Lichtmeß zum Vorſchein kommt, hat man ihm den Namen Marienkäfer gegeben; doch heißt es auch Sonnenkäfer, weil es ſich gern in der Sonnenwärme aufhält, Herrgottsvogel, Gottesſchäfchen, Vache à Dieu, Lady-cow ꝛc., und überall findet es trotz ſeiner Einfachheit bei jung und alt freundliche Aufnahme.

Das kleine Geſchöpf verdient aber auch dieſe ſchonende Behandlung im höchſten Grade; denn es iſt ein ungemein nützliches Tierchen, das in unſeren Gärten, Feldern und Wäldern die Gewächſe von einer Unzahl läſtiger Feinde befreit. Es gehört zu unſeren kleinen Freunden in der Natur.

Die Körpergeſtalt der Marienkäferchen (Coccinella) iſt meiſt halbkugelig, nur bisweilen etwas länglich. Ihr Kopf iſt klein und ſchließt in einen Ausſchnitt des Bruſtſchildes ein, das an ſeinem Grunde den Flügeldecken genau angepaßt iſt und nach vorn ſich ſcharf abrundet. Die ſtark gewölbten Flügeldecken ſind ziemlich weich und etwas größer, als der eigentliche Leib des Käfers, weshalb ſie nach den Seiten und nach hinten zu über ihn hinausragen. Noch viel länger ſind die eigentlichen Flügel, die zuſammengefaltet unter den Decken ruhen und wie Segel ausgeſpannt werden, wenn das Tierchen davonfliegen will.

Mit ſeinen verhältnismäßig dünnen Beinchen vermag der Marienkäfer ziemlich ſchnell zu laufen; in der Ruhe aber legt er Schenkel, Schienbein und Fuß neben einander, und droht ihm Gefahr, ſo zieht er die Glieder feſt an den Leib und läßt ſich fallen.

Betrachten wir den zierlichen Fuß unſeres Käfers, ſo ſcheint derſelbe aus drei Gliedern zu beſtehen; bei genauerer Prüfung überzeugen wir uns jedoch, daß das ſehr kleine dritte Glied in einer Rinne des zweiten Gliedes eingeſchloſſen liegt und demnach eigentlich vier Tarſen vorhanden ſind. Ebenſo eigentümlich gebaut zeigen ſich die äußeren Freßſpitzen (Taſter), die aus vier Gliedern zuſammengeſetzt ſind, von denen das folgende immer etwas breiter und dicker, als das vorhergehende iſt, und das letzte nach vorn breit beilförmig ausgeht. Dieſe Taſter befinden ſich bei dem dahinkriechenden Inſekt in fortwährender Bewegung, und da es damit alles betaſtet, was ihm in den Weg kommt, ſo ſcheinen ſie ihm als Taſtorgane zu dienen, deren er um ſo nötiger bedarf, da ſein ganzer Körper mit einer hornigen, empfindungsloſen Haut bekleidet iſt.

Unſere Marienkäferchen ſind reich an Arten; es finden ſich ſolche mit ſieben, andere mit fünf und noch andere mit zwei ſchwarzen Punkten. Außer dieſen gibt es aber noch ſchwarze mit roten, gelbe mit ſchwarzen, ſowie gelbe mit weißen Punkten und würfelig zierlich gezeichnete. Die roten Käferchen mit ſchwarzen Punkten ſind die bekannteſten, und auf dieſe beſonders ſcheint ſich der Namenreichtum zu beziehen, den die Volksſprache für ſie erfunden hat.

Um die Entwickelungsgeſchichte dieſer intereſſanten Tierchen kennen zu lernen, bietet uns die Beobachtung der Metamorphoſen des ſog. Siebenpunktes (C. septempunctata) die beſte Gelegenheit, da wir demſelben faſt überall begegnen. Bald nach der Paarung klebt das Weibchen desſelben ſeine kleinen länglichen, ſchmutziggelben Eier truppweiſe auf die Rückſeite der Blätter ſolcher Pflanzen, auf denen ſich Blattläuſe angeſiedelt haben, wie der Lindenbäume, der Hollunderſträucher, zwiſchen die Rinde mancher Obſtbäume und mit beſonderer Vorliebe an Roſenſträucher. Nach und nach werden die Eier orangefarbig, und nach einiger Zeit ſchlüpfen dann die anfangs ſchwärzlichen kleinen Larven daraus hervor, die ſich faſt zuſehends entwickeln und ſich während der erſten Zeit ihres Lebens in der Nähe der zuſammengeſchrumpften Eihäute herumtummeln. Auch ſpäter zerſtreuen ſie ſich nicht weit von einander, häuten ſich mehreremal und werden dabei jedesmal etwas heller. Völlig erwachſen ſehen ſie ſchiefergrau aus, während die Seiten des erſten, vierten und ſiebenten Gliedes ſowie eine Längsreihe zarter Rückenpunkte, die zwiſchen zwei Reihen ſchwarzer, mit borſtigen Härchen beſetzten Wärzchen ſtehen, rot ſind. Ebenſo zeigen ſich Kopf und Beine borſtenhaarig ausgeſtattet.

Wer dieſe kleinen munteren Eidechschen auf den Sträuchern und krautartigen Gewächſen erblickt, ſtaunt über die Gewandtheit, mit der ſie ſich dahinbewegen. Sie ſind weit flüchtiger, als gewöhnliche Blattkäferlarven, und beſitzen dabei die gute Eigenſchaft, daß ſie weder eine Blüte noch ein Blatt, auf dem ſie ihre Exkurſionen ausführen, verunſtalten oder auch nur verletzen. Wo ſie aber in größerer Anzahl erſcheinen, wird man gewiß auch an den Blättern Blattläuſe bemerken, deren Jagd zu ihren Lieblingsbeſchäftigungen gehört.

Ende Juni oder Juli geht die Larve in den Puppenzuſtand über, wobei ſie ſich mit der Warze des letzten Hinterleibsringes mittels einer von dieſer ausgeſchiedenen klebrigen Flüſſigkeit an einem Blatte oder Zweige, auf dem ſie bis dahin wohnte, anheftet. Darauf ſchrumpft ihr ganzer Körper zuſammen; nach einigen Tagen gleitet die Haut bis zum Schwanze herunter und präſentiert uns dann die nach vorwärts gekrümmte, rötlichgelbe Puppe, die auf der Rückſeite mit zwei Reihen ſchwarzer Punkte beſetzt iſt.

Nach zehn bis vierzehn Tagen, während welcher Zeit das in der Puppenhülle eingeſchloſſene Weſen ſeine Umbildung zum vollkommenen Inſekt erleidet, geht mit ihm auch äußerlich eine Veränderung vor. Es ſchwillt nämlich nach und nach an, die Hülle wird immer weiter und ſtraffer, bis ſie zuletzt, aufs höchſte geſpannt, zerplatzt und den Käfer erſcheinen läßt. In den erſten Augenblicken nach ſeiner Enthüllung iſt das Tierchen noch weich und von blaßgelber Färbung; bald jedoch wird es durch den Einfluß der äußeren Luft hart, die Flügeldecken färben ſich ſchön rot, und auf denſelben zeigen ſich die charakteriſtiſchen ſchwarzen ſieben Punkte. Nur das Bruſtſtück verändert ſich nicht mehr, es iſt bereits ſchwarz und in den Vorderecken auch mit den gelblichweißen Flecken ausgeſtattet. In dieſem letzten Stadium ſeiner Entwickelung bedarf das nunmehr vollkommene Inſekt anfangs immer noch der Schonung; denn wollte man es beunruhigen, ſo könnte es weder die nötige Härte, noch die bekannte Färbung erhalten und würde die ſchwarzen Punkte einbüßen, an denen wir es von weitem erkennen.

Der kaum drei Linien große Käfer ſelbſt iſt ſo bekannt, daß er keiner Beſchreibung mehr bedarf. Wenn wir aber hören, daß er neben den oben bereits angeführten Namen auch noch den des Blattlauskäfers trägt, ſo geſtattet uns dieſe Bezeichnung zugleich einen Blick in ſeine Lebensgeſchichte; denn ſowohl der ſonſt ſo harmloſe Käfer, als auch ſeine ſtets hungrige Larve, die unter dem Namen Blattlauslöwe eine Rolle ſpielt, ſind für die Blattläuſe, was der Wolf für die Schafe iſt.

Mögen die Käfer vielleicht auch etwas vom Saft der Pflanze in ſich aufnehmen, ſo leben ihre Larven doch ausſchließlich von Blatt- und Schildläuſen, von den Larven mancher Cicaden und anderer kleinen Inſekten. Dadurch aber werden ſie uns ſo ungemein nützlich und ſind überall, wo man ſie kennt, willkommen geheißene Gäſte. Jedermann wünſcht die Blattläuſe weit hinweg ſowohl wegen ihres unſchönen Ausſehens, als beſonders um des Schadens willen, den ſie den zarten Gewächſen unſerer Gärten zufügen. Wie ſind nicht die Roſen oft von ihnen beſudelt, ſo daß man kaum eine abpflücken kann, ohne ein Dutzend von jenen Schmarotzern zwiſchen den Fingern zu zerdrücken. Doch ſiehe, da kommt ein kleines Marienkäferchen als freundlicher Retter und verfolgt die langbeinigen Übelthäter würgend und vernichtend von Blatt zu Blatt, von Knoſpe zu Knoſpe.

Bisweilen findet man an einem Zweige oder auf Blättern eine Menge trockener Häute, die nur mittels feiner Härchen hängen blieben. Das ſind die dürftigen Überreſte einer Blattlauskolonie, und wir ſehen dann ein Schlachtfeld des Blattlauskäfers oder ſeiner Larve vor uns, die jenen die Säfte ausſogen und nur den Balg zurückließen. Solche Schlachten gereichen aber unſeren zarten Gewächſen zur größten Wohlthat, zumal da die Blattläuſe geſellig leben und ſich ins Unglaubliche vermehren. Wir ſind kaum im ſtande, das Ergebnis dieſer fabelhaften Vermehrung während eines Sommers durch Zahlen zu veranſchaulichen, denn es iſt nachgewieſen worden, daß eine einzige Blattlaus nach Verlauf von nur ſechs Wochen auf eine Nachkommenſchaft von 64 Millionen herabſchauen kann.

Was ſollten wir anfangen, wenn uns die Natur nicht zu Hilfe käme! Man hat wiederholt beobachtet, daß in Jahren, in denen jenes Geziefer in ſolcher Menge auftritt, daß es als Mehltau die Pflanzen befällt, ſich auch die Marienkäfer in außerordentlicher Zahl mit ihren Larven einfinden, gleichſam von der Vorſehung beſtellt, das gehörige Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Und wie hurtig klettern dieſe Tierchen an den Zweigen empor, die eben ringsum mit Blattläuſen beſetzt ſind. Man hat geſehen, wie ein Siebenpunkt in kaum zehn Minuten ſieben ſolcher Tierchen verzehrte. Danach läßt ſich denn leicht berechnen, welche ungeheure Menge von ihnen vertilgt wird, wenn man an die große Zahl dieſer kleinen Käfer denkt. Als man einmal einen Hollunderſtrauch ganz ſchwarz mit Hollunderblattläuſen bedeckt fand, ſah man denſelben bald auch mit einem zahlloſen Heer von Marienkäferchen wie mit roten Sternchen überſäet.

Am mordluſtigſten aber zeigt ſich der Blattlauslöwe, und wie das Eichhörnchen die Nuß, führt er mit ſeinen kräftigen Vorderbeinen ein unglückliches Opfer nach dem anderen zu den Freßzangen und ſaugt die weichen Teile aus, den behaarten Balg als Siegeszeichen auf dem Schlachtfelde liegen laſſend. Immer weiter vorwärts drängt er ſeinen ſchwerfälligen Körper und treibt ihn wie einen Keil in die Reihen der Schlachtopfer, bis er ſich in ihrer Mitte bequem einrichten kann. Geſättigt, ſtreckt er ſich behaglich aus, um zu verdauen; doch die Luſt nach Beute läßt ihn nicht lange ruhen, und der Hunger ſtellt ſich auch bald wieder ein, denn zu ſeinem raſchen Wachstum bedarf er reichlicher Nahrung. Doch immer lichter werden die Reihen der Blattläuſe, und bald haben ſie eine völlige Niederlage erlitten.

Doch hier eine andere Scene. Zwei hungrige Käferlarven irren vergebens nach Beute umher, denn keine Blattlaus iſt mehr zu finden. Hunger aber thut weh, und wütend kämpfen ſie mit einander um Leben und Tod. Eine muß ſterben, um die andere zu ſättigen. Der Sieger bohrt endlich ſeine harten Kiefer in den Leib ſeines Kameraden und ſtillt ſeinen Hunger an deſſen Fleiſch und Blut, vielleicht ſchon fühlend, daß es die letzte grauſame Mahlzeit des gefräßigen Larvenzuſtandes ſei und ihm eine vierzehntägige Faſtenzeit bevorſtehe, bis er in erneuter Geſtalt ſeine Verheerungszüge wieder aufnehmen kann.

So zahlreich indes unſere Marienkäferchen mit ihren heißhungerigen Larven auch bisweilen auftreten mögen, ſo ſind ſie doch nicht im ſtande, unter den Blattläuſen ſo weit aufzuräumen, daß dieſe uns nicht mehr beläſtigten. Je mehr wir aber von dieſen Käfern in unſeren Gärten einführen, um ſo beſſer iſt es um dieſe beſtellt. Oder haben wir Topfgewächſe, die von Blattläuſen heimgeſucht werden, ſo kann man nichts Beſſeres thun, als einige von dieſen Tierchen oder mittels eines Pinſels einige ihrer Larven auf die gefährdeten Pflanzen zu übertragen. Sie werden bald reine Wirtſchaft machen. Ein einfaches, aber untrügliches Mittel, wodurch meine Roſenkultur ſtets von dieſem Ungeziefer befreit blieb. L. Haſchert.

* * *

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Ganz Deutſchland ſteht in dieſen Tagen unter dem Zeichen des Nord-Oſtſeekanals. So nehmen auch im Daheim heute die trefflichen Zeichnungen, die Hans Bohrdt in unſerem Auftrag am Kanal aufnahm, einen breiten Raum ein. Der ausgezeichnete Marinemaler verſteht es, allem, was mit ſeinem Element, dem Waſſer, in Verbindung ſteht, einen beſonderen intimen Reiz abzugewinnen.

Georg Buchner, von dem wir eine Kindergruppe: „Unter Blumen“, reproduzieren, wird vielen unſerer Leſer als einer der beliebteſten Zeichner der Münchener „Fliegenden Blätter“ bekannt ſein. G. v. Boddien iſt einer der jüngeren Münchener Schlachtenmaler; die meiſten ſeiner Gemälde, die auf den letzten Ausſtellungen vielfache Anerkennung fanden, behandeln Motive aus unſeren neueren Kriegen, diesmal aber hat er weiter zurückgegriffen und ſtellt eine Scene aus einem Gefecht der Bosniaken vor. Trefflich ſind, wie ſtets bei den Boddienſchen Bildern, die Pferde gezeichnet.

Eine heitere Zeichnung von A. Mandlick: „Selbſt iſt der Mann“, gibt eine Epiſode aus dem traurigen Leben eines Strohwitwers wieder; von dem Wiener W. Gauſe endlich ſchalteten wir eine Zeichnung des Hauſes ein, in welchem Beethoven einige ſeiner herrlichſten Werke komponierte.

Altertumskunde.

Der berühmte Ägyptologe Flinders Petri iſt bei ſeinen letzten Forſchungen auf die Denkmäler einer bisher im Pharaonenlande ganz unbekannten Raſſe geſtoßen. Etwa 48 Kilometer nördlich von Theben, nicht weit von der ebenfalls neu aufgefundenen ägyptiſchen Stadt Nupt deckte er gegen 2000 Gräber auf, in denen auch nicht ein Gegenſtand der altägyptiſchen Kultur gefunden wurde, auch waren die Körper der Toden nicht mumifiziert; dagegen deuteten mancherlei Zeichen darauf hin, daß dieſe Bewohner dem Anthropophagismus huldigten. Während ſie auf der einen Seite auf einer recht niederen Kulturſtufe geſtanden zu haben ſcheinen — ſie kannten weder Schrift noch Bilderſchrift —, müſſen ſie in einzelnen techniſchen Zweigen ganz Hervorragendes geleiſtet haben; beſonders fanden ſich ausgezeichnete Töpferei- und Steinarbeiten, beſonders ſchöne Gefäße, aus weichem Alabaſter bis zu ſolchen aus dem härteſten Syenit kunſtreich geformt. Geräte aus Eiſen ſind nicht gefunden worden, dagegen kupferne Nadeln und trefflich bearbeitete Feuerſteingeräte.

Schule.

Prof. Dr. Gemß veröffentlicht in der wiſſenſchaftlichen Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Luiſengymnaſiums in Berlin eine intereſſante Statiſtik der Gymnaſialabiturienten im Deutſchen Reich während der letzten drei Schuljahre (auch als Separatabdruck erſchienen). Die 434 deutſchen Gymnaſien entließen in der bezeichneten Zeit etwa 19 600 Abiturienten, von denen der weitaus größte Teil (exkl. 273) ſich über die Wahl des Berufes bereits entſchieden hatte. Und zwar wollten ſtudieren bezw. ſich widmen der Rechtswiſſenſchaft 4786 (24,75 %), Medizin 3429 (17,74 %), katholiſchen Theologie 2290 (11,9 %), evangeliſchen Theologie 2140 (11 %), dem Militärſtand 1498 (7,74 %), Poſtfach 835 (4,32 %), der Philologie 503 (2,6 %), dem Baufach 456 (2,3 %), den Ingenieurwiſſenſchaften 433 (2,24 %), dem Forſtfach 375 Abiturienten. Aus den übrigen Berufszweigen greifen wir nur noch einige heraus: Kaufmannsſtand 257, Chemie 168, Bergfach 167, Naturwiſſenſchaften 158, Steuerfach 158, Elektrotechnik 148, Landwirtſchaft 128, Bankfach 119, jüdiſche Theologie 29, Muſik 21, Malerei und Bildhauerkunſt 10. Im ganzen widmeten ſich $73\frac{3}{4}$ % dem Studium, $26\frac{1}{4}$ % anderen Berufsarten. Wir kommen auf die Abhandlung noch einmal zurück.

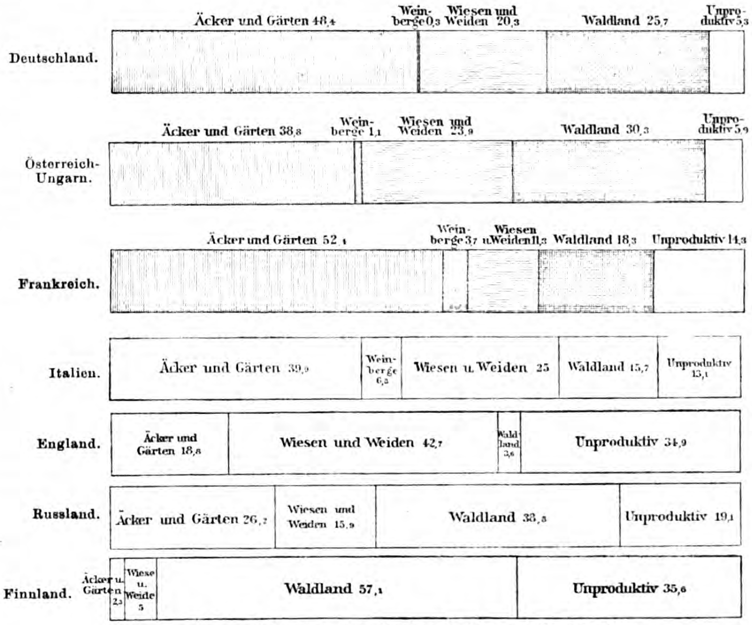
Verkehr.

Die Bahn auf den Gipfel der Jungfrau ſoll nun alſo wirklich zur Ausführung gelangen. Es iſt bereits eine Kommiſſion zur Beratung aller einſchlägigen Fragen zuſammenberufen worden, zu der u. a. auch Profeſſor K. Koppe aus Braunſchweig, der ſchon beim Gotthardtunnel thätig war, hinzugezogen wurde. Die elektriſche Bahn ſoll von Scheidegg aus in zweiſtündiger Fahrt den Paſſagier von etwa 2000 Meter über dem Meeresſpiegel bis auf 4166 Meter Höhe heben, und es fragt ſich nur noch, ob die dabei unvermeidliche ziemlich plötzliche Veränderung des Luftdrucks nicht geſundheitsſchädlich wirkt, was von vielen Fachmännern allerdings beſtritten wird, zumal die Fahrt mit kleinen Unterbrechungen ausgeführt werden ſoll. Die techniſchen und äſthetiſchen Bedenken der Bahn hat man dadurch zu beſeitigen geſucht, daß man ſie in der Schneeregion bei einer Geſamtlänge von 12,3 Kilometern auf 10,5 Kilometer ganz in Tunnels führt. Für die Kenner des Jungfrau-Aufſtiegs ſei bemerkt, daß die Strecke fünf Stationen: Eigergletſcher, Grindelwald-Galerie, Eiger, Mönch und Guggigletſcher-Galerie erhalten und auf der Station Jungfrau enden ſoll, von wo aus ein Elevator die Fahrgäſte noch 66 Meter höher bis auf den eigentlichen Gipfel heben wird.

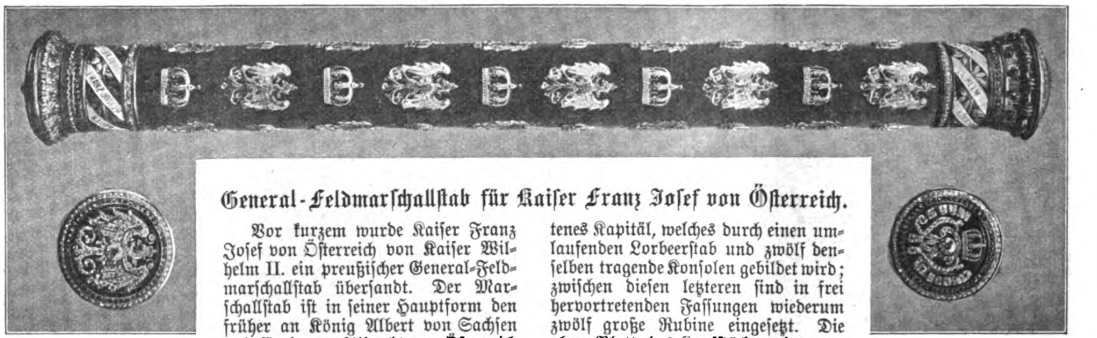
Das Archiv für Poſt und Telegraphie bringt ſoeben die amtlichen Angaben über den poſtaliſchen Verkehr, der ſich anläßlich des 80. Geburtstages des Fürſten Bismarck in Friedrichsruh entwickelte. Danach wurde das Perſonal des Poſtamts in Friedrichsruh ſchon vom 25. März ab um 17 Beamte und 6 Unterbeamte verſtärkt, und es wurden ihm 5 unmittelbare telegraphiſche Leitungen nach Hamburg und 4 nach Berlin zur Verfügung geſtellt; ebenſo mußte das Telegraphenamt in Hamburg um 50 Beamte verſtärkt werden. Vom 25. März an ſchon nahm die Zahl der in Friedrichsruh aufgegebenen und angekommenen Telegramme ſtetig zu; bis zum 2. April wurden im ganzen 1660 Telegramme mit 123 893 Wörtern aufgeliefert und 9815 Telegramme mit 329 367 Wörtern kamen an; insgeſamt alſo wurden 11 475 Telegramme mit 453 260 Wörtern befördert. In der gleichen Zeit kamen in Friedrichsruh 979 gewöhnliche Pakete, 265 Wert- und Einſchreibpakete, 995 Einſchreibbriefe und rund 450 000 gewöhnliche Briefe, Poſtkarten und Druckſachen an.

Landwirtſchaft.

Über die Bodenbenutzung in den europäiſchen Großſtaaten geben die kleinen ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellungen, die wir dem ausgezeichneten Geographiſchen Handbuch zu Andrees Handatlas von A. Scobel (Verlag von Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig) entnehmen, überſichtliche Auskunft. Der Vergleich ergibt mancherlei lehrreiche Nutzanwendungen. So zeigt die Skizze der Bodenbenutzung des Deutſchen Reichs, daß hier nahezu die Hälfte des Bodens aus Acker- und Gartenland beſteht; dem entſpricht auch die Thatſache, daß ſich zwei Fünftel unſerer Geſamtbevölkerung der Landwirtſchaft widmen. Für Öſterreich-Ungarn tritt beſonders der große Anteil des Waldes, dann der der Wieſen und Weiden hervor. Die Frankreich betreffende Skizze beweiſt, wie außerordentlich ſorgfältig und fleißig der Boden ausgenutzt wird; von hervorragender Bedeutung iſt hier der Weinbau, auffallend gering der Anteil des Waldes, der durch die große Revolution und die Weidewirtſchaft ſehr gelitten hat. Die höchſt ungünſtige Verteilung des Bodens in England darf wohl als ein warnendes Beiſpiel bezeichnet werden, wohin die Vernachläſſigung der Landwirtſchaft führt: in Großbritannien iſt der Umfang der Ackerfläche ſeit 20 Jahren in ſtetem Rückgang begriffen, die Wieſen und Weiden nehmen zu, die ganz unproduktiven Strecken, an denen freilich die iriſchen Moorflächen und die ſchottiſchen Felsgegenden einen großen Anteil haben, wachſen. Bei der ungeheuren Ausdehnung Rußlands hat die ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung, die für den ganzen europäiſchen Teil des Zarenreiches gilt, ein nur bedingtes Intereſſe; auffallend iſt trotzdem, daß die unproduktiven Flächen weit geringer, daß die dem Ackerbau gewonnenen Gebiete dagegen bedeutend größer ſind, als in England. Wie verſchieden aber innerhalb Rußlands die Bodenbenutzung ſich geſtaltet, mag die Finnland betreffende Skizze zeigen, die keiner erklärenden Worte bedarf.



Zuſammenſtellung der Bodenbenutzung in den europäiſchen Großſtaaten.



General-Feldmarſchallſtab für Kaiſer Franz Joſef von Öſterreich.

Vor kurzem wurde Kaiſer Franz Joſef von Öſterreich von Kaiſer Wilhelm II. ein preußiſcher General-Feldmarſchallſtab überſandt. Der Marſchallſtab iſt in ſeiner Hauptform den früher an König Albert von Sachſen und Erzherzog Albrecht von Öſterreich verliehenen ähnlich gehalten, und beſteht aus einer mit kornblumenblauem Samet überzogenen Hülſe, welche abwechſelnd mit goldenen preußiſchen Adlern und preußiſchen Königskronen belegt iſt, deren Mützen in durchſcheinender roter Emaille ausgeführt ſind.

Die Kopfſtücke, welche den Stab nach oben und unten abſchließen, ſind in verſchiedenfarbigem Golde, d. h. die ſämtlichen Blattpartieen in Grüngold, die übrigen ornamentalen Teile in Gelbgold, gehalten. Die Schriftbänder, welche die Widmungsinſchrift: „Wilhelm II., König von Preußen, ſeinem hochverehrten Bundesgenoſſen“ oben, und: „Kaiſer Franz Joſef von Öſterreich, König von Ungarn, 27. Febr. 1895“ unten tragen, zeigen auf weißer Emaille goldene Buchſtaben; der von dieſen Bändern umſchlungene Lorbeerzweig liegt auf durchſcheinendem rotem Emaillefond. Gegen den Stab hin werden dieſe beiden Bänder durch einen Reifen von Brillanten nach der einen Seite, durch einen Reifen von Rubinen nach der anderen Seite hin abgeſchloſſen. Es entſprechen dieſe beiden Farben, weiß und rot, den Farben des öſterreichiſchen Maria Thereſiaordens.

An dem oberen Kopfſtück entwickelt ſich ein ornamental gehaltenes Kapitäl, welches durch einen umlaufenden Lorbeerſtab und zwölf denſelben tragende Konſolen gebildet wird; zwiſchen dieſen letzteren ſind in frei hervortretenden Faſſungen wiederum zwölf große Rubine eingeſetzt. Die obere Platte des Kopfſtückes zeigt, von einem Kranz von Brillanten und Rubinen umgeben, auf durchſcheinender orangefarbiger Emaille den königlichen Namenszug W. R. mit Königskrone und die Deviſe: „Suum cuique.“

Der Namenszug ſowohl wie die Umſchrift ſind dicht mit Brillanten beſetzt und in der Mitte durch einen großen Brillanten abgeſchloſſen.

Die untere Platte, welche ebenfalls von einer Reihe Brillanten und einer Reihe Rubinen umgeben iſt, trägt auf gleichfalls orangefarbenem Emaillegrund den preußiſchen Adler, der auch ſeinerſeits reich mit Brillanten beſetzt iſt und auf der Bruſt einen großen Brillanten als Abſchluß trägt.

Der Kommandoſtab iſt nach einem Entwurfe des Herrn Profeſſor E. Doepler d. J. in den Werkſtätten der königl. Hofgoldſchmiede Sy & Wagner in Berlin hergeſtellt worden; zu den beſonderen techniſchen Schwierigkeiten der Ausführung rechnen die komplizierten Emailarbeiten, deren an dieſem Kommandoſtabe weit mehr angebracht ſind, als bei den früheren, ebenfalls von Sy & Wagner gelieferten Kommandoſtäben.

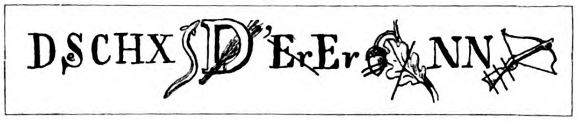
In unſerer Spielecke.

Vierſilbige Scharade.

Ob die Erſten mit Verlangen
Und voll Hoffnung Du begrüßt,
Ob Du zaghaft und mit Bangen
Ihnen trüb' entgegen ſiehſt —
Häufig wohl, was ſie Dir bringen,
Der Erwartung nicht entſpricht:
Was Du wünſcheſt, mag mißlingen,
Was Du fürchteſt, trifft Dich nicht.
Wem die Letzten reich geſpendet
Die Natur und das Geſchick,
Wohl ihm, wenn er ſie verwendet
Fördernd ſein und andrer Glück.
Und das Ganze? Mögen Roſen
Holder Liebe es umblüh'n,
Daß es den vereinten Loſen
Gleichſam nur das Blättergrün!

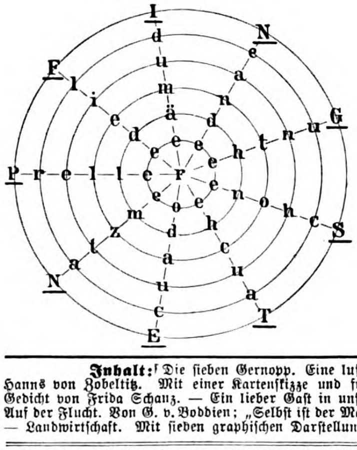
M. Sch. (Kaſſel.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 35.

1. Ringrätſel.



2. Arithmetiſche Aufgabe.

Die Zahl 2361. — 1632 Schlacht bei Lützen; Todesjahr Guſtav Adolfs.

3. Problem: Der Geldſchrank.

Man nimmt zuerſt den in der Mitte ſtehenden Buchſtaben G, lieſt die äußeren Buchſtaben in ſenkrechter [E L], ſchräger [D Z], wagerechter [W I] und wieder ſchräger [N G] Richtung, und ordnet die übrigen Buchſtaben in derſelben Weiſe. Man erhält bei richtiger Löſung: „Geld zwingt die Welt!“

4. Dechiffrieraufgabe.

Was rauſchet, was rieſelt, was rinnet ſo ſchnell?
Was blitzt in der Sonne, was ſchimmert ſo hell?
Und als ich ſo fragte, da murmelt der Bach:
„Der Frühling, der Frühling, der Frühling iſt wach!“
Was knoſpet, was keimet, was duftet ſo lind?
Was grünet ſo fröhlich, was flüſtert im Wind?
Und als ich ſo fragte, da rauſcht es im Hain:
„Der Frühling, der Frühling, der Frühling zieht ein!“
Was klinget, was klaget, was flötet ſo klar?
Was jauchzet, was jubelt ſo wunderbar?
Und als ich ſo fragte, die Nachtigall ſchlug:
„Der Frühling, der Frühling!“ — Da wußt' ich genug!

Heinrich Seidel.

5. Ergänzungsrätſel.

Wie kannſt Du länger ſäumen
Im engen, ſtillen Haus!
Zieh' aus den dumpfen Räumen
In all die Pracht hinaus!
Fühl', wie aus niedrem Staube
Die Seele ſich erhebt,
Und ſel'ger Gottesglaube
Dir tief das Herz durchbebt!

6. Arithmogriph.

J	H	E	M	O	A	**T**	P	G	T	M
a	a	b	i	r	**s**	i	**f**	r	a	u
P	r	o	n	**g**	t	a	e	**e**	s	r
a	**f**	l	**n**	e	e	r	i	l	**s**	a
n	e	**i**	a	l	r	a	l	l	o	**t**

7. Magiſches Kreuz.

			P	S	M			
			f	i	a			
			i	n	u			
P	f	i	n	g	s	t	e	n
S	i	n	g	v	o	g	e	l
M	a	u	s	o	l	e	u	m
			t	g	e			
			e	e	u			
			n	l	m			

Inhalt: Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortſetzung.) — Zur Eröffnung des Nord-Oſtſeekanals. I. Von Hanns von Zobeltitz. Mit einer Kartenſkizze und fünf Illuſtrationen. — Bibel und Muſik. Von Konſiſtorialrat D. Gerhard Goebel. (Schluß.) — Altväterhausrat. Gedicht von Frida Schanz. — Ein lieber Gaſt in unſerem Garten Von L. Haſchert. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Unter Blumen. Von Georg Buchner; Auf der Flucht. Von G. v. Boddien; „Selbſt iſt der Mann!“ Von A. Mandlick; Wohnhaus Beethovens. Zeichnung von W. Gauſe. — Altertumskunde. — Schule. — Verkehr. — Landwirtſchaft. Mit ſieben graphiſchen Darſtellungen. — General-Feldmarſchallſtab für Kaiſer Franz Joſef von Öſterreich. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Juni 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 37.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow.

(Abdruck verboten.)

1. Kapitel.

In alter Pergamente gebräunter Schrift war zu leſen, daß ſie vierhundert Jahre vor dem Beginn unſerer Erzählung einander wacker befehdet hatten; — männiglich in der Provinz wußte zu berichten, daß ſie ums Jahr 1859 nachbarlich neben einander wohnten, nämlich die von Rönnebergs auf Warnsdorf und die von Vollandens auf Willmersdorf.

In gleicher Entfernung von Warnsdorf wie von Willmersdorf, gewiſſermaßen als die Spitze des Dreiecks, lag in ziemlich reizloſer Gegend eine kleine Stadt. Schwarzenberg hieß die Stadt, der Mund des oſtpreußiſchen Mannes nannte ſie „Schwartebarg“, und in Bezifferung ihrer Einwohner war man über die vierſtellige Tauſendzahl immer noch nicht hinausgekommen.

Die Vorſtadt von Schwarzenberg bilden einſtöckige Häuschen, in deren baumloſen Vorgärten die Wäſche im Winde weht, deren Ställchen auf Pfählen über der Düngergrube ſchweben, und aus deren Hausthüren ſich raſſeloſe Köter mit verzweifelter Energie auf alles Vorbeipaſſierende ſtürzen.

Vereinzelt taucht hier und da ein Anweſen auf mit einer Hollunderlaube vor der Thüre, auf deſſen begrenzender Zaunlatte das Wort „Kegelbahn“ zu leſen iſt. Die Abſtände zwiſchen den erſten zweiſtöckigen Häuſern werden kürzer, die Chauſſee geht in Pflaſter über, und hart auf rundlichem Geſtein raſſelt eine ſtattliche Landequipage heran. In der ganzen Stadt iſt der ſchwerfällige Wagen bekannt, aber es iſt immer ein ſeltenes Ereignis, wenn die Warnsdorfer Herrſchaften einmal perſönlich hereinkommen; demzufolge erhebt ſich neugierig hier ein Haupt, das ſich über den zu beſohlenden Stiefel, und da eins, das ſich über den dampfenden Waſchzuber gebeugt hatte.

Als die Equipage dann hart unter den Fenſtern des ſtädtiſchen Hoſpitals vorüberrollt, erſcheinen an mehr oder minder blinden Scheiben müde, runzelvolle Antlitze.

„J, dat ſin je de Warnsdörper,“ ſagt in befriedigtem Selbſtgeſpräch eine der Bewohnerinnen dieſes Spitals, worauf der Strickſtrumpf zuſammengerollt, der ſpärliche Scheitel mit ein wenig Waſſer geordnet, und das ſchwarze Kirchentuch aus dem Kommodenſchube hervorgeholt wird.

Weiter rollt der Wagen; vorbei an dem unfreundlich dreinſchauenden Hotel, in dem die Offiziere der Garniſon ſpeiſen; — vorbei an den beſcheidenen Läden der Hauptſtraße, in der die Herren ſich in dienſtfreier Zeit zu ergehen pflegen, die Flächen der weiß behandſchuhten Hände läſſig nach hinten gekehrt, das Auge halb geſchloſſen und trotzdem ſpähend, ob es nicht etwas erſchaue.

Stagnierend, wie die Fläche des Stadtgrabens, der, mit ſeinem Abfluß immer auf geſpanntem Fuße, regenbogenfarbige Lichter am Uferrande erglänzen läßt, iſt das Leben in einer kleinen Garniſon. Mehr oder weniger intereſſiert, wenden ſich daher die Häupter der Offiziere dem heranrollenden Wagen zu, und ſchleunig fährt die Hand an die Mütze, noch über die Grenzen der Höflichkeit hinaus im Gruß verharrend.

„Wer iſt denn das?“ fragt einer der Herren, der, da er ſo fragt, naturgemäß ein ‚neu Herverſetzter‘ ſein muß; „Gäule und Kutſcher wie auf dem Schlachtfeld von Tannenberg ausgehoben — Inſaſſe Meergreis und Genoſſin.“

„Es iſt der alte Freiherr von Rönneberg auf Warnsdorf.“

„Warnsdorf?“ ſchnarrte der Neue. „Name nicht bis zu mir gedrungen. Verkehr dort möglich?“

„Je nachdem,“ nahm der Regimentsadjutant Leutnant von Holm das Wort. „Das Regiment rechnet es ſich allerdings zur großen Ehre, von dem Freiherrn empfangen zu werden. Es paſſiert nur nicht einem jeden, Herr Kamerad.“

Der nun ſprach, war wieder der Neue, gänzlich ungeduckt: „Gute Marke im Schwange? Schöne Töchter vorhanden?“

„Marke vorzüglich, von Töchtern keine Spur. Der alte Herr hatte überhaupt nur einen einzigen Sohn, der, ſeinerſeits jung verwitwet, beim Rennen geſtürzt und auf der Stelle tot geblieben iſt. Die ganze Erbfolge beruht auf zwei Augen — dem Enkel. Der Freiherr ſelbſt iſt ebenfalls, daß Ihr mit allem orientiert ſeid, Witwer ſeit anno Schnee.“

„Hatte doch aber ſo 'ne Art von ‚Olle‘ neben ſich, wie?“

„Kouſine, die das Hausweſen am Bändel hält. Fräulein Jeanette, oder Johanna, oder Jenatovia von Treuenfels, je nachdem dem alten Herrn die Mütze ſteht.“

„Hört 'mal, Freundchen,“ nahm jetzt wieder einer der Herren das Wort, „Ihr könnt Eure ganze märk'ſche Streuſandbüchſe um und um kehren, ehe Ihr auch nur annähernd ein ſolch herzerfriſchendes Original herausſchüttelt, wie dieſer alte Recke eines iſt; werdet's ſpüren, werdet's ſpüren! Muß übrigens 'ne ganz beſondere Veranlaſſung ſein, die ihn perſönlich aus ſeiner feudalen Ruhe heraus in die verpeſtete Stadtluft führt. Holt vermutlich ſeinen Enkel einmal höchſtſelbſt von der Poſt. Der Kulmer Kadett graſſiert jetzt.“

Die Warnsdorfer Equipage hatte mittlerweile vor der Ausſpannung zum blauen Hecht Halt gemacht. Zwar war ſelbiger Hecht nur ein Fiſch dritten Ranges, da aber die Warnsdorfer ſchon zur Zeit der Franzoſen dort untergefahren waren, ſo fuhr man auch heute dort unter, unbekümmert darum, daß mittlerweile ein ſchwarzer Adler ſeine Fittiche über die Stadt gebreitet, und daß eine goldene Kugel in mächtigem Schwung herangerollt worden war.

Den Freiherrn aber, eine Hünengeſtalt im ſchlohweißen Haar, die dunkelblauen Augen aus dem friſch getönten, regelmäßigen Geſicht ſcharf hervorleuchtend, ſah man über den Marktplatz ſchreiten, wie ſchon ſein Vater und ſein Großvater ſelig darüber hingeſchritten waren. „Merkwürdig,“ hatte der letztere einſt bei Gelegenheit einer Reiſe nach Berlin geſagt, „daß die Leute in mir ſofort den alten Edelmann zu ſpüren meinen. Muß wohl ſo'n Schmiß in die Beene haben, den die anderen nicht zuwege kriegen.“ Vielleicht hatte der Enkel dieſen gewiſſen ‚Schmiß in die Beene‘ geerbt, ſintemalen die Hüte nach rechts vor ihm flogen und nach links auch. Als er dann — ein wenig ſteif die dahin führenden Stufen nehmend — eine Konditorei betrat, eilte der Herr des Geſchäfts, Herr Dreier, ſelbſt hinter dem Ladentiſche hervor, ihm Hut und Stock aus der Hand zu nehmen.

Der Zufall in Geſtalt eines großen Platzregens hatte ſeinerzeit die Beziehungen zwiſchen dieſen beiden Perſönlichkeiten angebahnt.

Es war ein beſcheidener Anfänger geweſen, jener Konditor Dreier, der in entlegener Gaſſe mit ſeiner jungen Frau in ſpärlicher Auslage einiger Kuchenſorten ſein Geſchäft begründet. Die zwei Leute hatten eines Nachmittags den ziemlich hoffnungsloſen Blick in den ſtrömenden Regen hinausgeſandt, als die Thür aufgeflogen und ein vornehmer Herr, den das Unwetter in das erſte beſte Haus getrieben, ſeine hohe Geſtalt beugend, eingetreten war.

„Guten Tag, Leute! Hundewetter das! Naß bis auf die Knochen. Habt Ihr 'nen Kümmel oder ſo was bei der Hand?“

Nein; — man führte keine Getränke, aber wenn der gnädige Herr vielleicht mit einem Töpfchen Bierſuppe vorlieb nehmen wollte? Das habe die junge Frau noch gerad' von Mittag in der Röhre ſtehen.

Weiter ſtrömte der Regen, weiter heulte der Sturm, und während der Baron mit Behagen ſein Warmbier trank, faßte er die blitzblanke Sauberkeit um ihn herum ins Auge, das blütenweiße Häubchen der Frau und die ſorgliche Ausbeſſerung des Tafeltuches.

„Solltet Euch Getränke zu Eurem Kuchen da halten, Mann. Würdet beſſer fahren.“

Vielſagend war das Räuſpern des Mannes, ſchüchtern die Entgegnung der jungen Frau, daß man das Bedürfnis der Stadt für eine Konditorei höherer Art ja längſt ins Auge gefaßt, es fehle jedoch das Anlagekapital. Darauf nur ein kurzes Hin- und Herreden, gefolgt von einem kräftigen Handſchlag.

Anderen Tages ſah man den Kutſcher aus Warnsdorf vor der Thür des Ladens Halt machen. Er trug einen großen Leinenbeutel mit hundert baren Thalerſtücken, deren Klang beim harten Niederſetzen auf die Thonbank verheißend durch den ſtillen Laden drang. Einen ſorglich in Papier gewickelten Schuldſchein nahm er dagegen mit.

Da nun hundert Thaler von „dazumal“ bedeutend ſchwerer wogen, denn dreihundert Mark der Nachfolge, ſah man bald an der Ecke des Marktplatzes, an der ſie noch heutzutage ſtand, das allmähliche Erblühen einer ſchwungvollen Konditorei mit daranſtoßendem Reſtaurant. Daher die Befliſſenheit, mit welcher der Herr des Geſchäftes dem Baron den Hut aus der Hand genommen und ſeinen Stock in eine Ecke geſtellt hatte.

Ganz im Gegenſatz zu den Kreistagen, den landwirtſchaftlichen Vereinen und den Pferdemärkten, wo die Fülle der Geſtalten das Licht verdunkelte, der Duft der Cigarren ſich, zumal zur Herbſteszeit, mit dem Dunſt von feuchten Kleidern miſchte, und Rede und Gegenrede in einem allgemeinen Summen ausklang, war es heute ungewöhnlich ſtill im Lokal. Hin und wieder kam ein Offiziersburſche und gab mehr oder weniger deutlich die Kuchenſorte für die gnädige Frau zum Kaffee in Beſtellung. Es kam auch wohl ein Dienſtmädchen, das mit leerem Korbe eintrat und mit gefülltem ging, oder ein Kind, das um einen Groſchen Abfall bat und ſchüchtern nur einen Zweipfenniger auf die Thonbank legte.

Man hörte, während der Freiherr ſchweigend ſeinen Kaffee trank, ſogar das ſtumpfe Anprallen der Fliegen gegen die Fenſterſcheiben. Als daher ſie, „die Dreierin“, im Vorübergehen einen Blick in das Lokal warf, wußte ſie, was ihres Amtes war, und ihre jetzt ſo behäbige Geſtalt füllte den Rahmen der Thür.

Wenn ſich das Geſchäft des Herrn Dreier im Laufe der Jahre gefeſtigt, ſo gebührte der Löwenanteil bei dem Aufſchwung unſtreitig Frau Dreier; Herr Dreier war die Hand und der Kopf, ſie aber war die Seele des Ganzen. Ihr vertraute man an, was an Leid und Freud' den Landmann traf. Sie war ebenſo genau über den brillanten Stand des Weizens beim Sorbeter orientiert, wie über den ausgewinterten Raps beim Vornheimer. Man that gut, ihr im Vertrauen mitzuteilen, daß dieſer oder jener der Söhne wieder einmal Schulden gemacht, oder daß man beim Pferdekauf übers Ohr gehauen worden ſei. Jeder Vertrauensmißbrauch war ja gänzlich ausgeſchloſſen. Wo aber das Siegel nicht auf die Lippe gelegt war, nun — da ſprach die Lippe eben.

„Allerunterthänigſter Diener, Herr Baron, lange nicht die Ehre gehabt. Iſt doch keine unangenehme Veranlaſſung, die den Herrn Baron heute nach der Stadt führt?“

„I bewahre! Hole mir bei dem hübſchen Wetterchen den Jungen 'mal ſelbſt von der Poſt ab. Setzen Sie ſich, Dreierchen. Was gibt's denn Neues in der Gegend?“

„Du lieber Himmel, Herr Baron, das iſt ja jetzt mit den Gütern der reine Schacher. Kein Tag vergeht beinah, wo man nicht von einem neuen Verkauf hört. Daß Bellguhnen dem Kommiſſionär übergeben iſt, wiſſen doch der Herr Baron?“

„Iſt der Bellguhner toll? Ein altes Familiengut nach dem anderen!“

Frau Dreier zuckte die Achſeln: „Ja, wer fragt bei die heutigen Zeiten danach, wo die Eiſenbahn noch ganz anderen Umſturz in die Gegend bringen wird! Die Eiſenbahn kommt für unſere Stadt, Herr Baron, und die Eiſenbahn iſt unſer Ruin!“

Der Freiherr rührte haſtig in ſeiner Taſſe und legte dann den Löffel nieder, daß es klirrte: „Reden Sie nicht, was Sie nicht verantworten können, Dreierin!“

„Mein Herr Baron, die Eiſenbahn kommt! Haben wir's aus erſter Hand, Mann, oder haben wir's nicht?“

„Freilich, freilich, geſtern iſt der Herr von Stein direktement aus Berlin gekommen, hat den Handelsminiſter ſelbſt geſprochen, und der Bau ſteht feſt. Für die großen Städte, na, da liegt der Vorteil ja auf der Hand. Aber die kleinen werden Station, verkommen allmählich, und unſereins verkommt mit.“

Der Baron hatte ſich erhoben. Die Eiſenbahn war ſein Geſpenſt. Wie ihn dieſes Geſpenſt angrinſte, bewies neben dem ſtattlichen Reſt Kaffees in ſeiner Taſſe der Umſtand, daß er beinahe vergeſſen hätte, ſich aus dem Gulden einen Achtehalber herausgeben zu laſſen.

Wieder ſah man den alten Herrn über den Markt ſchreiten. Dieſes Mal der Endſtation, dem Poſthauſe, zu, während von der anderen Seite, einige Pakete am Herzen, Fräulein Jeanette von Treuenfels dem gleichen Ziele zuſtrebte, gerade um die Zeit, als in ihrem gemütlichen Trab er der Braune, wie ſie die Braune um die Ecke bogen. — Dem Wagen folgte, leicht an die Hyäne ſtreifend, wenn ſie dem Schakal folgt, die Geſtalt jener Witwe aus dem Spittel, deren Auge beim Anblick der Warnsdorfer Equipage aufgeleuchtet war. Aber düſter wie das ſchwarze Kirchentuch legte es ſich über ihr Antlitz, als aus dem Dunkel der kleinen Nebenſtraße die Geſtalt einer anderen Witwe ſichtbar wurde. Beider Blicke ſenkten ſich in einander, wie die der Hähnlein, wenn ſie ſich geſenkten Hauptes gegenüber ſtehen, beide aber konnten den Troſt mit nach Hauſe nehmen, daß keine vor der anderen etwas voraus gehabt. Allerdings hatte der Freiherr der unverſchuldeten Armut gegenüber nach Rönneberger Art beim Druck der Witwenhand den Nachdruck nicht verabſäumt. Aber über ſeiner Stirn hatte eine dunkle Wolke gelagert, bedrohlich genug, um die Bitte, das Fuderchen Kartoffeln zur Herbſteszeit betreffend, auf der welken Lippe zu bannen. Es war der Schatten, den die Eiſenbahn vorausgeworfen.

Mittlerweile war Fräulein Jeanette von Treuenfels wegen Beſchleunigung des Schrittes ein wenig echauffiert herangekommen. Sie war eine große ſchlanke Dame, deren gereiftes Alter das Häubchen auf dem ſorglich geglätteten Scheitel rechtfertigte, und dennoch ein jeder Zoll das alte Fräulein.

„Laſſe nur die Hälfte Deiner Pakete wieder abladen, Johanne,“ befahl der Freiherr ein wenig barſchen Tones, „neuer Kraſſel für das Haus und Vermehrung der Dormeuſen für Deine eigene Perſönlichkeit ſind der Zweck dieſer Reiſe nicht.“

Es war alter Rönneberger Brauch, jede notwendige wirtſchaftliche Anſchaffung ſchlechtweg als „Kraſſel“, den Inhalt jedes unerſchloſſenen Paketes auf „Weiberputz“ zu taxieren, und der Befehl an ſich wirkte weniger erſchreckend, denn das auf dunkle Stimmung deutende: „Johanne“.

Niemand hätte zu ſagen vermocht, auf welchen Namen Fräulein von Treuenfels eigentlich getauft worden war. „Jeanette“ hatte ſie der Vater genannt, „Jenatovia“ die Großmutter, geborene Menſuroff; „Johanne“ ſagte die urdeutſche Großmutter väterlicherſeits, in dunklen, liebeloſen Zeiten einfach ausklingend in „Hanne“.

So hielt’s der Freiherr weiter: Jeanette deutete auf Gemütlichkeit mit kleinem Sonnenſtrahl; Johanna kündigte Sturm, und Hanne war die Entfeſſelung desſelben; „ruſſiſch“ hatte ſie der Freiherr nur zweimal angeredet: „Jenatovia, es iſt ein Bub’,“ als ihm der Enkel geboren war, und dann im ſtillen Schmunzeln: „Der Weizen kommt dieſes Jahr auf vier Dahler, paß auf, Jenatovia.“

„So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage!“ tönte es aus der in den Markt einmündenden Seitengaſſe, und heran ſchwankte der Poſtwagen, in deſſen Kabriolett die rote Kadettenmütze ſichtbar wurde; nichts weiter, denn ein zwei Finger breiter dünner roter Streifen und doch angethan, Licht in ein altes Augenpaar zu werfen, ja, ſogar den Schatten der Eiſenbahn von einer gerunzelten Stirn zu bannen.

Der Bub’ ſelbſt aber erſchrak ein kleines: Tauſend ja! Da ſtand ja der Großvater hoch und hehr in eigener Perſon, und wenn’s ans Begrüßen ging? — Der Großvater pflegte zu umarmen, oder er pflegte zu rüffeln, je nachdem, gänzlich unbekümmert um den Schauplatz. Hier war der Schauplatz nun der Markt, und wenn zufällig einer der Offiziere, — hm —

Vielleicht ſprach der Umſtand mit, daß der nicht ganz taktfeſte Poſtillon mit dem Hinterrade ins Schiefe gefahren war. Vielleicht war’s der Schwung der ſieghaften Freude, genug, Jung-Heinz flog mit mächtigem Satz aus dem Wagen bis in den Flur des Poſthauſes, zunächſt in Tante Jeannettens weitgeöffneten Armen landend.

Da trat denn auch der Großvater dazu: „Junge, biſt ja in die Höhe geſchoſſen, wie ’ne —“ Edeltanne, wollte der Freiherr ſagen, dämpfte aber das Lob und wählte die weniger ſchmeichelhafte Bohnenſtange. „Wirſt wirklich Deinem Vater immer ähnlicher. So nimm doch die Mütze ’mal ab! — Donnerwetter, was iſt das? Bengel, wie ſiehſt Du mir denn aus? He?“

Tante Jeanette hatte ihrerſeits den Neffen bei den Schultern erfaßt: „Tritt einmal ein wenig öſtlich, Heinz, daß das Licht auf Dein Geſicht fällt. Wahrhaftig, Du gleichſt“ — und dann im leiſen Flüſterton — „Mozart!“

„Mozart? Wer hat ſich hier zu Mozarten? Der eine iſt ein Spielmann, und der andere iſt ein königlich preußiſcher Kadett! Feſt ſteht es, mein Sohn, daß Du mir mit der Mähne nicht über die Grenze kommſt, ebenſo feſt, wie daß ich mit Deinem Hauptmann ein ſchriftliches Wort wegen unvorſchriftsmäßiger Friſur ſeiner Kadetten reden werde. Nichts beſſer in derlei Fällen, als die neu gekaufte Schafſchere. Du, Ferdinand, lauf’ mal zum ‚Balbier‘, er ſoll auf der Stelle herkommen.“

Allerdings waren die Haare des Kadetten Heinz von Rönneberg vielleicht um einen Viertelzoll länger, denn die der anderen Jungen. Daß ſie ſämtlich einen Schwung nach rückwärts hatten, war der Bürſtenarbeit zu danken, der man während der langen Reiſe eifrig obgelegen, während das Einlenken in den alten Kammſtrich durch die Überrumpelung des Großvaters verabſäumt worden war.

Unter verdroſſenem Schweigen der Anweſenden that in dem Stübchen der Frau Poſthalterin die neue Schafſchere ihr Werk. Der Blick des Freiherrn hatte die Hand des Balbiers gelenkt, das Haupt des Kadetten glich einer Kugel, aber düſter blickten die Augen daraus hervor.

2. Kapitel.

Es war am Tage nach Heinzens Ankunft. — Die Stimmung, mit der der Freiherr, da es Abend werden wollte, aus der Thür ſeines Hauſes getreten, war immer noch eine dunkle, und nur allmählich verſpürte er etwas von dem ſänftigenden Einfluß des ſich neigenden Tages, als er, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, längs der Grenze von Warnsdorf dahinſchritt; hier die Kluten auf dem Acker, wie ſie die Dürre auf hartem Lehmboden gezeitigt, mit dem Stock zerkleinernd, dort in angeborenem Ordnungsſinn einen Ziegelſtein aufhebend, um ihn zu dem am Wege angeſammelten Häuflein zu tragen, gleichviel, ob ſolcher Stein ſein eigen, oder der des Nachbars von Vollanden war.

Sie blieben einander in Treuen zugethan, trotz kräftiger Befehdung in der Vorzeit und allerlei Streitigkeiten mannigfacher Art, wie ſie die Gegenwart im Gefolge hatte — ſei dies nun, daß der Herr von Vollanden in Beziehung auf Wegebeſſerung einer der Säumigſten des ganzen Kreiſes war, ſei es um der Warnsdorfer Hirten halber, von denen der Willmersdorfer behauptete, daß ſie ihrem Herdengemiſch von Ziege, Schwein und Gans ein paar Köpfe fremden Klees mit Genugthuung vorzuſetzen pflegten.

Vor allem aber handelte es ſich um eine Reihe prächtiger Birken auf Willmersdorfer Terrain, von denen der Freiherr von Rönneberg behauptete, ſie ſtänden der Grenze ſo nahe, daß ihr fallendes Laub ſeinen Acker auslauge. Derlei

Häddereien und Prozeßlein waren aber für die beiden Herren, was die Leimrute für die Fliege, was das Licht des Leuchtturms für fahrendes Gevögel iſt. Selbſtverſtändlich mußte der Säckel des einen der Herren bluten, aber ungebrochen erſtieg aus der Aſche des alten Streites der Kampfesmut für den neuen.

Heute war's mit dem Ausgraben der Streitaxt nichts, inſofern ſich der Freiherr im Banne von allerlei Gedanken befand.

Da hatte er vorhin ſeinen alten Platz in der Veranda innegehabt, die Taſſe Kaffee neben ſich, die Pfeife in der Hand, genau ſo, wie ſein Urgroßvater, ſein Großvater und ſein Vater vor eben dieſem ſelben Hauſe geſeſſen hatten. Sie alle der dunklen Düngerfuhre den Blick des Intereſſes, dem hellen Weizenfuder den der Genugthuung nachſendend.

Sie waren ſich bewußt, auf ihrem ſchuldenfreien Gute unter den „Ständen“, aus denen ſich das Staatsweſen zuſammenſtellt, der unbeſchränkteſten einer zu ſein. Kein Vorgeſetzter, nach dem ſie den Blick hinzuwenden hatten, keinerlei Notwendigkeit für ein „Puckeln“ irgend welcher Art hatten ſie gekannt. Und nun ſollte es ſich vor den eigenen Augen des Freiherrn abſpielen, daß durch ſeine blühenden Felder der Schienenſtrang quer hindurchgelegt wurde. Geld ſollte er haben: dafür mußte er dem Schnitt in ſein Fleiſch ſtille halten, mußte ohne zu mucken zuſehen, wie ihm ſeine ganze Wirtſchaft dicht vor ſeinen Augen geradezu halbiert wurde, ohne Rückſicht, daß die Fuder wegen der Entlegenheit der Übergangsſtelle mindeſtens eine Viertelmeile (die Viertelmeile hatte nach oſtpreußiſchem Sprichwort der Fuchs mit Hinzugabe des Schwanzes gemeſſen) umfahren mußten, was natürlich die Anſchaffung zwei neuer Geſpanne zur Folge hatte. Zwei neue Geſpanne aber hatten, ganz abgeſehen davon, was die Pferde ſelbſt fraßen, zwei neue Knechte im Gefolge, was natürlich wieder die Vermehrung des Deputates nach ſich zog; abermals abgeſehen davon, daß für dieſe Geſpanne ein neuer Stall, und für jene Knechte eine Vergrößerung des Speiſeraums nötig wurden. — Das Raſſeln der Züge, das Schnaufen der Lokomotiven würde die feudale Ruhe ſeines Beſitzes zur Chimäre machen, würde die Eulen aus ihren Löchern, darinnen ſie hundertjährigen Grundbeſitz genoſſen, die Nachtigallen aus ſeinem Park vertreiben. Vagabunden, Strohmer und Wühler, ſonſt vereinzelt, würden in Eilmärſchen und in Pleno kommen. Was aber von allem das ſchlimmſte war, der Freiherr mußte — zum erſtenmal im Leben mußte er, trotz inneren Bäumens!

Eines aber mußte er nicht! Kein Menſch konnte, kein Menſch ſollte ihn zwingen, daß er jemals den Fuß in eines jener Vehikel ſetzte, in dem je nach Zufall oder Laune des Kondukteurs, er, der alte Rönneberg, gezwungen ſein ſollte, mit irgend einem, ihm widerhaarigen Subjekt zuſammengepfercht zu werden, rettungslos, bis daß das Vehikel ſich ausgeſchnauft hatte! Mit Dampf — alles mit Dampf! — Und wo blieb bei ſolchem Raſen durch die Welt, bei ſolchem Durcheinandermengen der Völker das Wort „Heimat“ mit dem Zauber ſeines Klanges — mit den unzerreißbaren Banden, die es dem Menſchen anlegte, daß er wußte: Hier iſt der Ort, wo er raſten kann — wo er, dem inneren Haſten wohlthätig zu begegnen, raſten muß? Heimat — Seßhaftigkeit vom Ahn zum Enkel; das ſei es, worauf der Staat ſeinen Schwerpunkt legen — das Fundament, worauf er ſeinen Bau begründen müſſe, anſtatt in unverantwortlicher Weiſe in dem Volke die Wanderluſt zu ſchüren! Was würde die Folge ſein? Anwachſen des Proletariats in den Städten, und damit Anwachſen von Zuchtloſigkeit, Irreligioſität — einer macht's dem anderen nach, während das Land in ſeinen Provinzen verödet. Nein, nein, ob auch der verhaßte Schienenſtrang die Warnsdorfer Felder durchſchnitt, ob der Pfiff der Lokomotive, vom Abendwinde getragen, das Wild aus ſtillem Forſte aufſcheuchte — ſeine Perſon würde für alle Zeit dem zermalmenden Räderwerk fern bleiben, das da mit jeglicher Umdrehung einen Schritt vorwärts machte — hinein ins Verderben! Und während der Freiherr ſo grübelte, während der ſtille Zorn ſich in ſein Inneres hineinfraß, hatte es um ihn herum geſummt, wie von einem leidigen Inſekt, obſchon juſtament nichts von Mücke oder Weſpe zu verſpüren war. Eigentlich war's ein richtiges Summen nicht, es war vielmehr ein Klang, der da anderen Ohren, als denen des Freiherrn, zum Wohlgefallen geworden wäre.

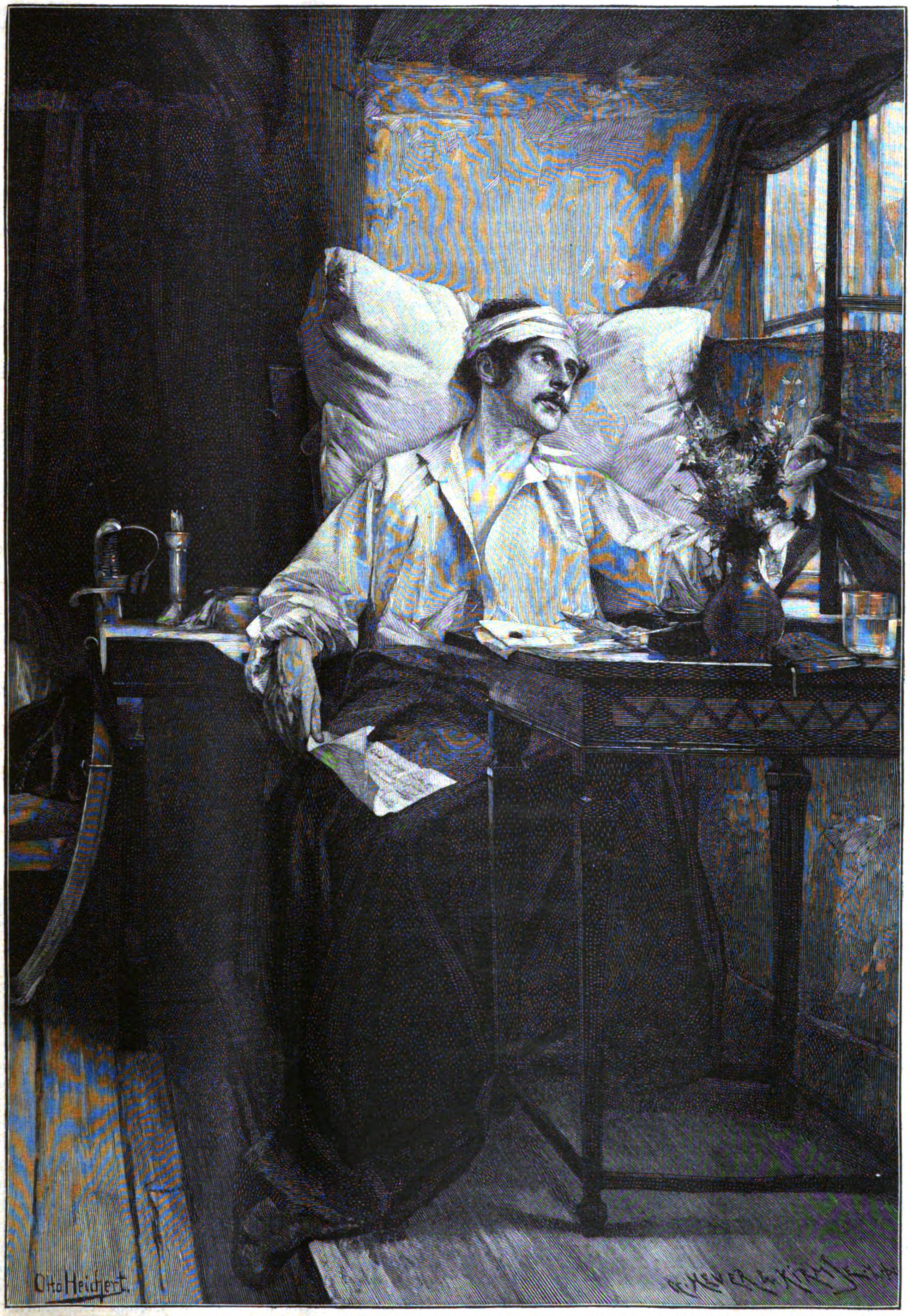
(Fortſetzung folgt.)

Auf der Weide. Silhouette von Georg Jochmann.

Ein Lippeſcher Erbfolgeſtreit aus alter Zeit.

Graf Simon VII. zur Lippe war im Jahre 1627 geſtorben und hatte aus erſter Ehe zehn, aus zweiter Ehe drei Kinder hinterlaſſen, von denen aber faſt die Hälfte in früher Jugend an den Blattern ſtarb. Da ſein älteſter Sohn Simon Ludwig erſt ſiebzehn Jahre alt war, übernahm Graf Chriſtian von Waldeck die vormundſchaftliche Regierung, bis ſein Mündel im Jahre 1631 für mündig erklärt wurde und ſich mit Katharina von Waldeck, einer Tochter ſeines Vormunds, vermählte. Simon Ludwig ſtarb aber ſchon 1636 im ſiebenundzwanzigſten Lebensjahre und hinterließ zwei Söhne im Alter von vier und drei Jahren; ein dritter Sohn wurde erſt nach des Vaters Tode geboren. Der Mutter fiel ſelbſtverſtändlich die Vormundſchaft über ihre Kinder zu; da ſie aber erſt vierundzwanzig Jahre alt war, wählte ſie ihren Vater, den Grafen Chriſtian, der den Bewohnern des Landes als redlicher Mann bekannt war, zum Mitvormund.

Die jüngeren Brüder des verſtorbenen Grafen, Johann Bernhard, Otto Heinrich und Hermann Adolf, befanden ſich nach der Sitte der damaligen Zeit mit ihrem Hofmeiſter Adolf von Poſt auf Reiſen im Auslande, doch eilten ſie bei der Nachricht vom Tode ihres Bruders nach Detmold zurück und wurden von der gräflichen Witwe aufs herzlichſte auf-


Otto Reichert.

Theodor Körner nach dem Überfall bei Kitzen. Nach dem Gemälde von Otto Reichert.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

genommen. Sie ahnte nicht, daß Johann Bernhard den feſten Entſchluß gefaßt hatte, die Vormundſchaft, und damit die Regentſchaft, an ſich zu reißen und eine Teilung des Landes zu erwirken. Mit erſterem Anſpruch trat er bald offen hervor und fand in ſeinem Oheim, dem Grafen Simon von Brake, und deſſen Rat, Dr. Sobbe, den kräftigſten Beiſtand. Einige Adlige, wie auch die Ritterſchaft und die Deputierten der Städte traten auf ſeine Seite, da ſie Katharina und ihren Vater als Fremde betrachteten und glaubten, daß ein Mann in dieſer traurigen und bewegten Zeit beſſer für das Wohl des Landes ſorgen könne, zumal wenn er der nächſte Agnat des Hauſes war. Indes hatte Katharina nicht die mindeſte Abſicht, auf ihre Rechte, die vom Reichskammergericht ausdrücklich anerkannt waren, zu verzichten und ſah mit Ruhe den kommenden Ereigniſſen entgegen. Johann Bernhard hatte jedoch großen Anhang im Lande, und da ihn auch die Landſtände als rechtmäßigen Vormund und Landesregenten anerkannten, war es ihm leicht, ſich in Beſitz des Detmolder Schloſſes und der Regierungsgewalt zu ſetzen. Er ernannte ſeinen bisherigen Hofmeiſter von Poſt zum Landdroſten, ſchickte ihn mit Notar und Zeugen in die Städte und Amthäuſer des Landes und ließ feierlich Beſitz von ihnen ergreifen. Die Schlüſſel der herrſchaftlichen Gebäude mußten ausgeliefert werden, die Diener, denen er nicht traute, wurden entlaſſen, die Beamtenſtellen mit ſeinen Anhängern beſetzt, und die Schloßwache mußte ihm den Eid der Treue ſchwören.

Gegen dies Vorgehen erwirkte Gräfin Katharina ein Mandat des Reichskammergerichts, worin die Klägerin und ihr Vater in der Vormundſchaft geſchützt wurden. Sie veröffentlichte dies Erkenntnis durch Anſchläge, was nicht verfehlte, großen Eindruck auf die Anhänger Johann Bernhards zu machen. Dieſer aber ließ die Anſchläge wieder abreißen, erklärte das Mandat für null und nichtig und reichte beim Reichskammergericht eine Erbſchleichungseinrede ein.

Indeſſen war der Gräfin nichts übrig geblieben, als der offenen Gewalt zu weichen; einſam und verlaſſen ſaß ſie auf ihrem Zimmer im Schloſſe. Nur zwei Männer waren ihr treu geblieben, der Rat Hermann Hunold und Dr. Nevelin Tilhen aus Lemgo, die mit unerſchütterlichem Mute und großer Klugheit der Gräfin anhingen. Aber ſelbſt dieſe wurden bald nicht mehr ins Schloß gelaſſen. Die Lage der Gräfin wurde nun immer unerträglicher, man verweigerte ihr ſogar Holz zur Feuerung, um ſie durch Entbehrungen zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Johann Bernhard erklärte ihr Wittum für verwirkt, um ihr die fernere Prozeßführung abzuſchneiden. Katharina war aber jetzt weniger als jemals willens, von ihren Rechten zurückzutreten, denn Kaiſer Ferdinand III. beſtätigte ſie als Vormünderin und Regentin, nahm ſie in des Reiches Verſpruch, Schutz und Schirm und verbot jede Störung ihrer Rechte bei ſchwerer Strafe. Wer ſollte aber dieſem Schutzbrief den gehörigen Nachdruck verſchaffen? Die Grafſchaft Lippe lag ſo recht im Mittelpunkte planloſer Streifzüge raubluſtiger Abenteurer, ſie war ein ewiger Zankapfel der kriegführenden Parteien, die das Land von allen Seiten mit kleinen, umherſchweifenden Heerhaufen bedrängten. Johann Bernhard hätte wohl in eine Teilung des Landes gewilligt, dazu aber wollte ſich Katharina durchaus nicht verſtehen.

Als im März 1638 der Mitvormund Graf Chriſtian von Waldeck ſtarb, hielt es Johann Bernhard für geraten, der Mutter auch die Kinder zu entziehen. Auf irgend eine Weiſe muß Katharina Kunde von ſeinen Abſichten erhalten haben, denn ſie kam ihnen zuvor. Sie gewann den heſſiſchen Hauptmann Hoyer, der mit einem Detachement Soldaten nach Herberhauſen bei Detmold zog, um die Prinzen nötigenfalls mit Waffengewalt zu entführen. Da aber die gräflichen Brüder auf der Hirſchjagd im Walde waren, gelang es, ihm die Knaben ohne Aufſehen zuzuführen, worauf er ſie zum Landgrafen von Heſſen brachte, der damals in Marburg reſidierte und verſprach, die Knaben in ſeinen Schutz zu nehmen und ſie ſtandesgemäß erziehen zu laſſen.

Dieſer Lippeſche Prinzenraub erregte überall Aufſehen und verſetzte Johann Bernhard in die größte Entrüſtung. Er ließ ſogleich die Landſtände zuſammenkommen und bezeichnete die Entführung als einen Verrat am Vaterlande. Aber vergeblich verſuchte er, die Kinder wieder in ſeine Gewalt zu bekommen. Immer mehr trat jetzt bei ihm die Abſicht hervor, das Land nicht im Namen ſeines Neffen, ſondern vermöge Erbrechts in ſeinem und ſeiner Brüder Namen zu regieren. Vor allen Dingen war er bemüht, das Primogeniturrecht zu beſtreiten. Beide Teile beſtrebten ſich, in und außer Landes Freunde und Anhänger zu gewinnen.

Endlich traten die Landſtände auf die Seite Katharinas und erklärten, daß das Succeſſionsrecht des jungen Prinzen unzweifelhaft ſei und ſie Johann Bernhard die Vormundſchaft nur deshalb übertragen hätten, weil während der gefährlichen Kriegsſtürme die Zügel der Regierung beſſer in den Händen eines Mannes, als einer Frau lägen. Sie erkannten alſo die Gräfin als geſetzliche Vormünderin an, verhielten ſich aber im übrigen paſſiv, um nicht das Zeichen zur Empörung gegen die thatſächliche Gewalt zu geben. Einem Aufrufe Bernhards, zu einem Landtage zuſammenzutreten, leiſteten ſie keine Folge, waren jedoch bereit, einer Aufforderung Katharinas entſprechend, im Schloſſe zu einer Beratung zuſammenzukommen. Dies verbot ihnen Johann Bernhard bei 500 Goldgulden Strafe und ließ die Zugänge zum Schloß ſperren. Nun kamen die Landſtände aus eigenem Recht in Lemgo zuſammen und gaben der Wahl des Landgrafen von Heſſen zum Mitvormund ihre Zuſtimmung. Durch einen Spruch des Reichskammergerichts wurde Johann Bernhard aufgefordert, die Regierungsgewalt in die Hände der Gräfin zurückzulegen; aber von dem papiernen Mandate bis zur faktiſchen Vollziehung war ein weiter Schritt, obgleich die Unzufriedenheit im Lande mehr und mehr wuchs. Unaufhörlich war Lippe den Verheerungen bald dieſer, bald jener kriegführenden Partei ausgeſetzt, und doch nahm im Hofhalt der nachteiligſte Luxus immer mehr überhand. Statt dreier Räte waren jetzt zehn bis zwölf angeſtellt, die Schloßwache wurde von 30 auf 80—90 Mann erhöht und ſtand unter dem Befehle eines Schloßhauptmanns. Im Schloſſe wurde koſtbare Tafel gehalten, während Zölle und Steuern das Volk drückten. Johann Bernhard verſetzte herrſchaftliche Güter, um dafür eine Präbende am Domſtift in Bremen zu erwerben, kurz, die Schulden des Landes wurden in drei Jahren um 80 000 Thaler vermehrt. Obgleich nun auch Johann Bernhard mit den Städten wegen der Ratswahlen in Streit geriet, wurde die Lage Katharinas dadurch um nichts gebeſſert, ſo daß ſie ſchrieb: „Gott möge mir verleihen, daß ich auch einmal in Freuden ernten und meine Garben, die mit Thränen geſäet worden, heimtragen möge. Aber lieber will ich alles Ungemach ausſtehen, als meine Waislein um guter Tage willen den Ihren vergeben und ihrem Widerwärtigen zum Raube laſſen wollen.“ Allem Leide bot ſie mit bewundernswertem Mute Trotz, und nichts vermochte ſie, das Schloß zu verlaſſen, um nicht den Anſchein zu erwecken, als ob ſie auf ihre Rechte verzichte, ſelbſt dann nicht, als Johann Bernhard drohte, ihr Küche und Keller ganz zu verſagen.

Da entſchloß ſich die Gräfin endlich, den gordiſchen Knoten, den niemand ſchien löſen zu können, zu durchhauen. Sie ſchickte ihren treuen Magiſter Hunold nach Hamm zum Grafen von der Wahl, einem bayeriſchen General, der als Feldmarſchall die kaiſerlichen Truppen befehligte, und lud ihn zu einem Beſuche in Detmold ein. Er traf auch im Mai des Jahres 1640 mit ſeinem Gefolge, 400 Mann Fußſoldaten und 140 Reitern, in Detmold ein, um „en passant den gräflichen Perſonen die Hände zu küſſen.“ Die Grafen waren keineswegs über den Beſuch erfreut, gingen aber doch dem General, der mit klingendem Spiel auf den Schloßplatz rückte, entgegen, um ihn als ihren Gaſt zu begrüßen. Sein Verlangen, die Mannſchaften im Schloſſe einzuquartieren, lehnten ſie entſchieden ab. Als aber Graf von der Wahl drohte, wieder umzukehren, wenn nicht mindeſtens 60 Mann das Schloß beſetzten, willigten ſie ein, daß 25 Mann von den Kaiſerlichen bis an das Wachthaus auf der vorderſten Brücke rücken ſollten. Dies wurde zugeſtanden. Aber während Johann Bernhard mit dem General voranging, drängten etwa 40 Mann von den Kaiſerlichen unter Trommelſchlag bis an die oberſte Fallbrücke nach, die der General und Johann Bernhard eben verlaſſen hatten. Als dies der Schloßhauptmann Wrede ſah, ließ er die Zugbrücke aufziehen und ſchnitt dadurch das Gefolge, worunter ſich auch die beiden jüngeren Grafen befanden, vom Eingange ab. Der General rief ſeinen Leuten zu, die beiden Grafen niederzuſtoßen, wenn ihm ein Leid geſchähe. Johann Bernhard befahl, die Brücke wieder niederzulaſſen, und nun drängten die Kaiſerlichen bis an das Thorgewölbe der Burg und trieben die Schloßwache in den Hof. Der General ging darauf, begleitet von ſeinen Offizieren, in die Gemächer der hocherfreuten Gräfin. Ohne Zweifel war durch Vermittelung des Magiſters Hunold ein Handſtreich verabredet worden, und nun gab die voreilige Handlungsweiſe des Schloßhauptmanns dem General einen erwünſchten Vorwand, dieſen Handſtreich mit einem Scheine des Rechts auszuführen. Am anderen Morgen ließ er das Schloß mit ſeinen Truppen beſetzen, die Schloßſoldaten wurden unter Trommelſchlag aufgefordert, ihre Waffen niederzulegen. Die Brüder waren voll Schrecken über dieſe offenen Feindſeligkeiten, doch der General beſchuldigte ſie der Abſicht, ihn gefangen zu nehmen und das Schloß den Feinden auszuliefern. Eine ſolche Beſchimpfung ſeiner Perſon und der kaiſerlichen Majeſtät könne er nicht ungeahndet laſſen. Als die Brüder ſeine Aufforderung, nunmehr ihre Anſprüche fallen zu laſſen, abwieſen, ließ er 100 Mann unter dem Befehle des Hauptmanns Mehler mit der Weiſung zurück, alle Perſonen in Arreſt zu nehmen, die ſich den kaiſerlichen Mandaten und den Befehlen der Gräfin widerſetzten. So kam Gräfin Katharina gleichſam aus dem Kerker wieder auf den Thron. Aber die Kaſſen und Speicher waren leer, weder Kontributionen noch Pachtgelder konnten beigetrieben werden, und die Gläubiger der herrſchaftlichen Kammer wurden immer drängender. Endlich ſchloß ſie mit den gräflichen Brüdern einen Vertrag ab, der ihnen und der erbherrlichen Linie eine Apanage ſicherte, und der dem langen Streite ein Ende machte.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die weiteren Schickſale der handelnden Perſonen.

Nachdem Gräfin Katharina die Zügel der Regierung drei Jahre mit feſter Hand geführt hatte, vermählte ſie ſich mit dem Herzog Philipp Ludwig von Holſtein, der als Oberkommandant der kaiſerlichen Truppen in Lemgo ſtand. Nachdem ſie ihrem Schwager, dem Grafen Emich von Leiningen-Weſterburg, die vormundſchaftliche Regierung übergeben hatte, zog ſie als neue Herzogin nach Höxter, wo ihr Gemahl ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Auch der jüngſte Sohn der Gräfin wurde nun nach Marburg gebracht, damit er dort mit ſeinen Brüdern erzogen würde. Als aber die heſſenkaſſelſche Armee in das Land einfiel und auch Marburg bedrohte, brachte man die jungen Prinzen nach Gießen. Hier ſtarben die beiden jüngeren Knaben an den Blattern und wurden am 2. November 1646 mit großem Pompe in der Stadtkirche zu Gießen beſtattet. Dieſe Nachricht erregte in Detmold große Beſtürzung, denn die ganze Hoffnung des Landes beruhte nun allein auf dem vierzehnjährigen Simon Philipp. Der Vormund und die Landſtände wünſchten, daß er nach Detmold zurückkehren möge, und auch Katharina teilte dieſen Wunſch, aber der Landgraf von Heſſen weigerte ſich, dem nachzukommen. Doch die energiſche Katharina fand auch hier einen Ausweg. Sie erfuhr, daß ſich der Prinz mit ſeinem Präceptor in Frankfurt aufhalte, und reiſte ſogleich dahin ab; aber keine Bitten und Drohungen konnten den pflichttreuen Lehrer bewegen, ihr den Knaben auszuliefern. Sie gab ſcheinbar nach, nur bat ſie ihn, noch einmal mit dem Knaben zu ihr zu kommen, damit ſie Abſchied von ihrem Sohne nehmen könne. Dieſen Wunſch glaubte der Präceptor Mylius nicht abſchlagen zu dürfen und begab ſich am folgenden Tage mit dem jungen Prinzen und mehreren Dienern in die Wohnung Katharinas. Hier fand er eine große Zahl vornehmer Herren und Damen verſammelt und folgte arglos der Aufforderung Katharinas, mit ihr in ein Nebenzimmer zu treten, während der junge Prinz in der Geſellſchaft blieb. Katharina wiederholte ihre Bitten, der Präceptor ſeine Weigerung, bis die Herzogin nach geraumer Zeit dem erſchrockenen Manne erklärte, ihr Sohn ſei jetzt ſchon draußen vor dem Thore und auf der Abreiſe begriffen; er möge dem Landgrafen berichten, daß man einer Mutter den Sohn nicht entziehen könne. Der Knabe war in der That auf Anordnung der Mutter entführt worden und kehrte nach zehnjähriger Abweſenheit nach Detmold zurück. Simon Philipp beſuchte ſpäter die berühmte Univerſität Leyden, machte dann eine Reiſe nach Paris und durch die Schweiz nach Florenz, wo er im Februar 1650 mit ſeinem Hofmeiſter von Oeynhauſen ankam und vom Großherzog Ferdinand von Medici mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Von einer Reiſe nach Rom zurückgekehrt, wurde er von einem heftigen Fieber befallen und ſtarb im achtzehnten Lebensjahre nach ſechstägigem Krankenlager an den Blattern. Seine Mutter ſollte dieſen Schmerz nicht mehr erleben, denn ſie war ihrem Sohne ſchon im November 1649, 37 Jahre alt, im Tode vorangegangen.

Kehren wir jetzt zu den gräflichen Brüdern zurück. Johann Bernhard lebte von der Präbende, die er am Domſtift zu Bremen erworben hatte, die beiden jüngeren Brüder nahmen Kriegsdienſte, und alle drei erhielten nach dem erwähnten Vertrage eine Apanage. Als Katharina ſich verheiratete und die vormundſchaftliche Regierung dem Grafen von Leiningen übertrug, ſuchte Johann Bernhard darum nach, ihm und ſeinem Bruder Hermann Adolph das Schloß Sternberg als Wohnſitz einzuräumen, und da der Regent nichts dagegen einzuwenden hatte, verließ er Bremen und lebte von jetzt an mit ſeinem Bruder zuſammen wieder in der alten Heimat. Der dritte Bruder, Graf Otto Heinrich, war indeſſen von einem unerwarteten und traurigen Schickſal heimgeſucht worden, indem er von einem Vetter des Regenten, dem Grafen Johann Caſimir von Leiningen, einem feigen und tückiſchen Manne, ermordet wurde. In der Nähe des Schloſſes Hartenſtein in der Pfalz ſchoß ihm ſein Mörder nach kurzem Wortwechſel zwei Kugeln in den Kopf. Graf Otto ſank lautlos vom Pferde und war ſofort tot. Dieſe heimtückiſche That erregte um ſo tiefere Entrüſtung, als Otto, eine ritterliche, liebenswürdige Perſönlichkeit, allgemein hochgeſchätzt worden war. Obgleich ein peinlicher Prozeß gegen den Grafen von Leiningen anhängig gemacht wurde, ſo blieb doch die ehrloſe That ungeahndet.

Nach dem Tode Simon Philipps trat Johann Bernhard ſogleich die Regierung an, die der Graf von Leiningen niederlegte. Die Präbende am Domſtift zu Bremen erhielt Jobſt Hermann, der Halbbruder Johann Bernhards, der Stifter der Linie Lippe-Bieſterfeld.

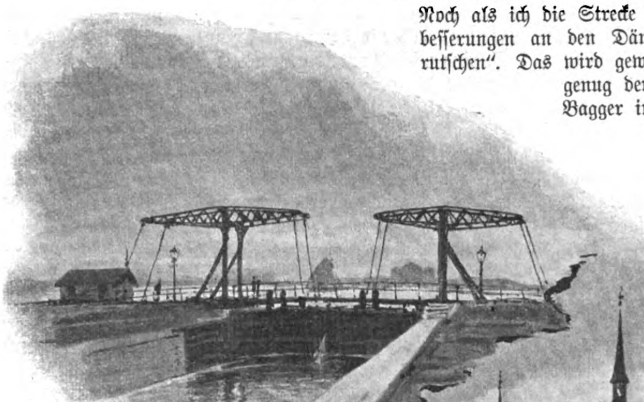
Johann Bernhard blieb unverheiratet und ſtarb ſchon am 10. Januar 1652. Ihm folgte ſein Bruder Hermann Adolf, von dem alſo die jetzt regierende Linie abſtammt, deren letztes Glied, einer unheilbaren Krankheit verfallen, in einer Nervenheilanſtalt ſeinem Tode entgegengeht. Das Geſchlecht Jobſt Hermanns, des ſiebenten Sohnes Simons VII., ſteht noch in friſcher Kraft und Blüte und macht nach dem Erlöſchen der Hauptlinie Anſprüche auf den erledigten Fürſtenſitz.

Ein Bild aus bewegter Zeit hat ſich vor unſeren Augen entrollt. Wer etwas mehr über dies Geſchlecht und ſeine Schickſale im Laufe der Zeit erfahren möchte, dem empfehlen wir die Beiträge zur Geſchichte des Fürſtentums Lippe von A. Falkmann, die auch der obigen Darſtellung als Quelle gedient haben. Wer aber die Geſchichte der Gräfin Katharina im anmutigen Gewande der Dichtung leſen will, den verweiſen wir auf die Erzählung von Bülau: „Dunkle Geſchichten und rätſelhafte Menſchen.“

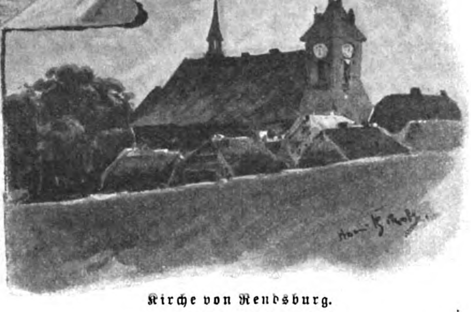
Friedrich Frevert.

Zur Eröffnung des Nord-Oſtſeekanals. II.

Von Hanns von Zobeltitz. Mit Abbildungen von Hans Bohrdt.



Neue Eiderſchleuſe bei Rendsburg.



Kirche von Rendsburg.

Die Kanalſtrecke zwiſchen Brunsbüttel und Rendsburg durchzieht verſchiedene gewaltige Moorſtrecken, die dem Bau die allergrößten Schwierigkeiten bereiteten. Es war in dieſen ausgedehnten Mooren ebenſo unmöglich, einen Bagger in Thätigkeit zu ſetzen — er wäre einfach in die unergründliche Tiefe verſunken —, wie die Ausſchachtung des Kanalbettes mit dem Spaten zu bewerkſtelligen. Und ſelbſt wenn dieſe Möglichkeit an ſich vorgelegen hätte, ſie wäre ſchon im Beginn daran geſcheitert, daß ſich jede ausgehobene Grube ſofort wieder mit ſeitlich einquellendem Moor füllte. Es mußte eine beſondere Arbeitsweiſe für dieſe Strecken erfunden werden.

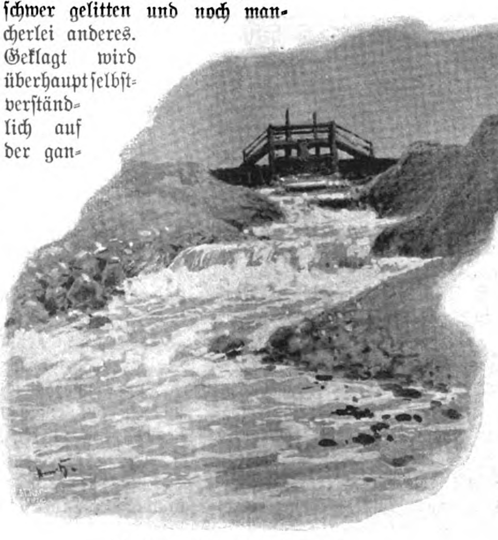
Auf ſtelzenartigen Holzböcken wurde eine ſchwanke Brücke in das Moor hineingebaut, gerade ſtark genug, ein leichtes Geleiſe und leichte Lowrys zu tragen. Dann förderte man, oft aus weiter Entfernung, Sand herbei und ſchüttete nun zwei parallele Dämme. Weiter und weiter wurden dieſe vorwärts getrieben, und je ſchneller ſie im ſcheinbar grundloſen Moor verſanken, deſto beſſer! Denn ſie waren beſtimmt, gleichſam die beiden zukünftigen Uferwälle des Kanals zu bilden, und erſt wenn ſie ſich gehörig geſackt hatten, was ſich nicht ſelten ſeitlich durch mächtige Auftreibungen kundgab, ſetzte man zwiſchen ihnen die Bagger und Exkavatoren an, die nun endlich die Moormaſſen aus der Mitte heraushoben. Nicht immer fand ſich in der Nähe ein geeigneter Platz für die koſtenloſe Ablagerung des geförderten Bodens, ein Seebecken, das, wie etwa das des Kudenſees, zum großen Teil zugeſchüttet werden ſollte. Dann mußten große ſeitliche Flächen erworben werden, und mit den Exkavatoren verbanden ſich kräftig wirkende Spülmaſchinen, die mit ihren Rieſenarmen weit über die Dämme hinweg reichten und die halbflüſſigen Maſſen, die im Kanalbett gehoben waren, über jene hinausſpülten. Es galt als einer der beliebten Kanalwitze, den übermäßig neugierigen und übermäßig naiven Beſuchern, an denen nie Mangel war, wichtig zu erzählen: „das ſeien die Maſchinen, mittels derer den Arbeitern die Suppe nach der Arbeitsſtelle befördert werde, denn auf andere Weiſe ließe ſich das bei der Größe des Betriebes gar nicht bewerkſtelligen.“

In den Moorflächen am Kudenſee, am Mekelſee, im ſogenannten Reitmoor vor allem hat es lange gewährt, ehe die Erdbewegung zu dem erforderlichen Stillſtand gekommen iſt. Noch als ich die Strecke befuhr, waren zahlreiche Arbeiterkolonnen mit Ausbeſſerungen an den Dämmen beſchäftigt, die bald hier, bald dort „nachrutſchen“. Das wird gewiß auch noch nach der Eröffnung des Kanals häufig genug der Fall ſein. Dann müſſen natürlich auch die rieſigen Bagger immer wieder in Thätigkeit treten, um das Fahrbett von den hineingeſtürzten Erdmaſſen zu befreien, und man kann ſchon zufrieden ſein, wenn nicht gelegentlich ſolch ein gefräßiges Ungeheuer obendrein ſchlechter Laune wird und ſich den Erdmaſſen, die es heben ſollte, zugeſellt, d. h. ſinkt, wie ich es jüngſt erlebte. Das freilich iſt dann eine höchſt peinliche Sache, denn die Hebung eines Baggers iſt keine von heute auf morgen zu erledigende Kleinigkeit.

Mit welchem Riſiko übrigens die Unternehmer rechnen müſſen, davon lieferte mir ein geſunkener Bagger einen ſprechenden Beweis: dem Unternehmer erwuchs durch den einen unglücklichen Zufall, trotzdem er den Bagger leidlich unbeſchädigt wieder heraus bekam, ein Verluſt von annähernd 60 000 Mark!

In der Ferne taucht wieder eine Brücke auf. Diesmal iſt es aber kein kühn geſchwungener Bogen, der den Kanal überſpannt, ſondern eine niedrige Drehbrücke. Soeben ſchwenkt der langgeſtreckte Gitterträger um ſein Pivot — unheimlich ſchnell faſt, wenn man die rieſige Maſſe, die bewegt werden muß, bedenkt.

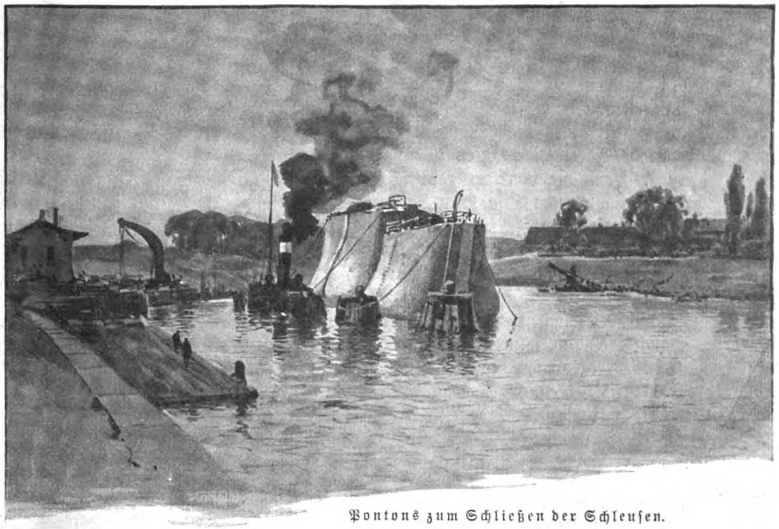
Wir nähern uns Rendsburg; jene Brücke führt die Chauſſee Rendsburg-Jevenſtedt über den Kanal. Im weiten Bogen umgeht er — was die guten Rendsburger ihm und ſeinen Erbauern immer noch nicht verzeihen können — ſüdlich die hübſche kleine Stadt. Sie ſind jetzt überhaupt nicht mehr ſo gut auf den Kanal zu ſprechen, als ehedem, wo ſich jeder Rendsburger eine kleine Stange Goldes von ihm verſprach. Sie meinen, die löbliche Stadtverwaltung habe von der Kanalkommiſſion eine zu geringe Abfindung erhalten, ſie klagen, ihre Waſſerverhältniſſe hätten ſchwer gelitten und noch mancherlei anderes. Geklagt wird überhaupt ſelbſtverſtändlich auf der gan-



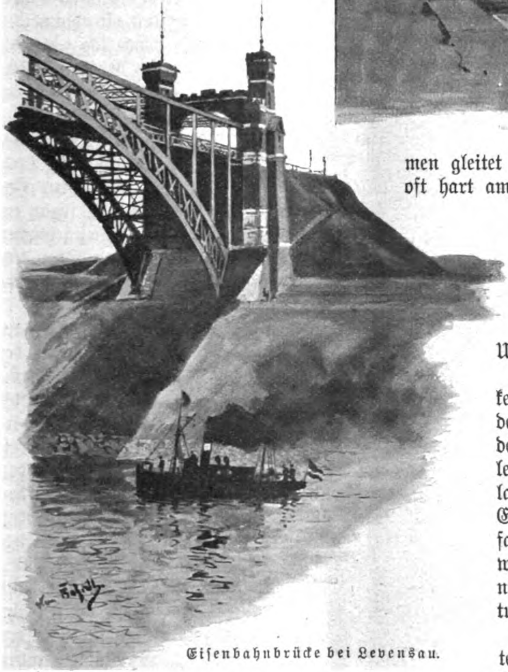
Waſſerfall am Flemhuder See.

zen Kanallinie über die böſe Kommiſſion, denn ſie konnte es beim beſten Willen nicht allen recht machen und mußte vielfach auf das Klagerecht jedes deutſchen Staatsbürgers — ſei es vor Gericht oder im Freundeskreis bei einem ortsüblichen Theepunſch — hinweiſen!

Die Rendsburger werden ſchon noch ſehen, daß ihnen der Kanal wenn auch nicht die Verwirklichung der anfangs zu hoch geſpannten Erwartungen, ſo ſicher doch mancherlei ſchätzenswerte Vorteile bringt. Wenn auch die ungeheure Mehrzahl aller den Kanal paſſierenden Schiffe von Brunsbüttel bis Kiel ohne Aufenthalt durchgehen wird, ſo muß doch ſo mancher Verdienſt bei der einzigen Stadt an der ganzen Strecke hängen bleiben. Und das um ſo mehr, als hier, bei Rendsburg, nicht nur die Eiſenbahn Hamburg-Flensburg den Kanal ſchneidet — auf zwei je eingeleiſigen Drehbrücken, damit der Verkehr auch dann weitergeführt werden kann, wenn bei der einen einmal eine Betriebsſtockung vorkommen ſollte — ſondern auch weil hier, nördlich der Stadt, die Eider mittels einer mächtigen Schleuſe und einer bis zum Audorfer See geführten Fahrrinne an den Kanal angeſchloſſen iſt.



Pontons zum Schließen der Schleuſen.



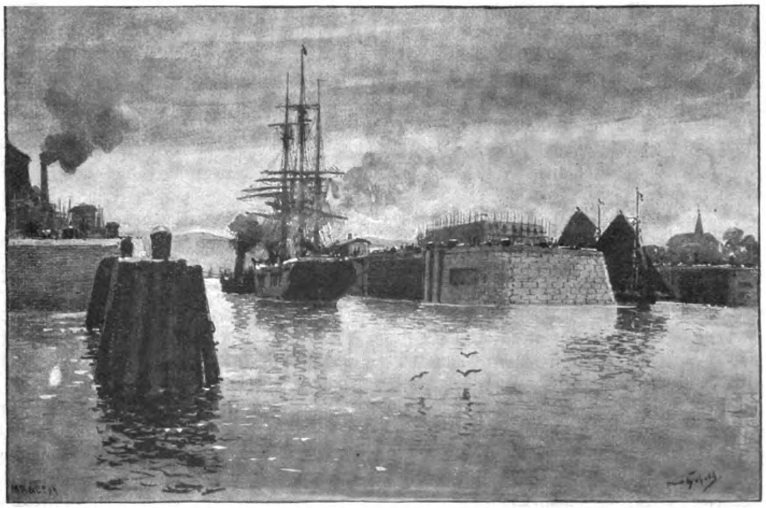
Eiſenbahnbrücke bei Levensau.

Nordöſtlich einbiegend gewinnt im Audorfer See auch der Kanal das Seengebiet der Eider und geht durch den großen langgeſtreckten Schirnauer See auf Königsföhrde zu.

Hier beginnt landſchaftlich der ſchönſte Teil der Kanalfahrt. Zwiſchen wechſelnd hohen grünen Dämmen gleitet das Dampfboot hin; freundliche Dörfer bleiben rechts und links oft hart am Ufer liegen, dann und wann ſchieben ſich prächtige Buchenwälder und leichtgeſchwungene Anhöhen kouliſſenartig vor dem nach vorn ſpähenden Blick zuſammen. Wenn es mir vergönnt ſein ſollte, die Fahrt noch einmal zu machen, will ich mir eine ſchöne mondhelle Sommernacht dazu ausſuchen. Es muß ſich herrlich dahingleiten durch die anmutige, tiefen Frieden atmende Gegend, längs der ununterbrochenen Reihe der elektriſchen Lichtſpender an den Ufern des Kanals.

Denn die große Waſſerſtraße wird auch in der Nacht dem Verkehr dienen. Sie mußte daher eine Beleuchtung erhalten, die mindeſtens die Ufer überall deutlich erkennbar bezeichnete, um dem Lotſen, der jedes Schiff begleitet, ſeine verantwortungsvolle Thätigkeit zu erleichtern. In Brunsbüttel und in Holtenau wurden großartige Anlagen zur Erzeugung des elektriſchen Lichts angelegt. Von beiden Endpunkten aus wird die Leitung zur Speiſung der Glühlampen bis faſt nach Rendsburg geführt; nur in dem Seengebiet um Rendsburg, wo die Ufer ſo weit auseinanderrücken, daß das Licht der Glühlampen nicht bis zur Fahrtrinne reichen würde, fällt die elektriſche Beleuchtung aus und wird durch kleine Leuchttürme mit Ölgasflammen erſetzt.

Ich habe ehedem jahrelang in Rendsburg gelebt; unſer beliebteſter Ausflugsort war damals der ſchmucke Ort Achterwehr am Flemhuder See. Nicht nur — obwohl das auch nicht zu unterſchätzen iſt — der vorzüglichen Aale wegen, die es dort gab, ſondern weil der

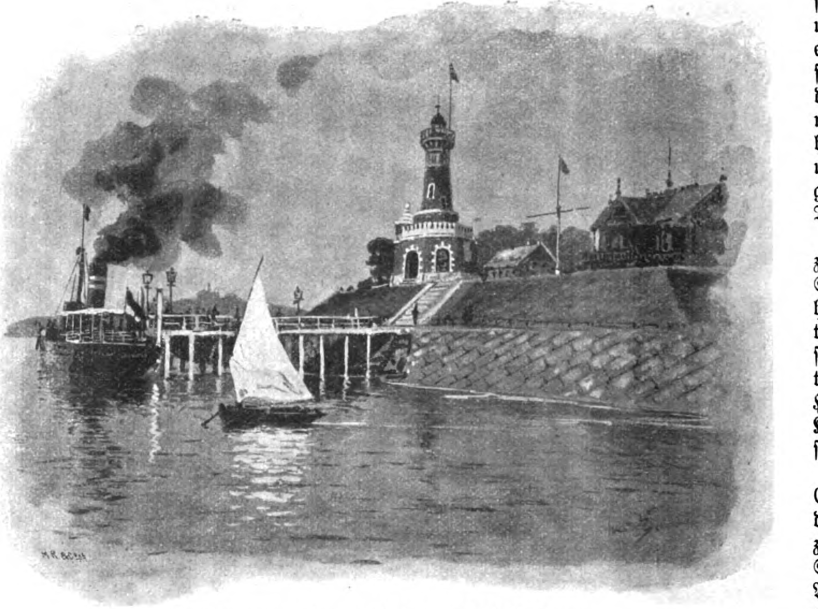


Schleuſe bei Holtenau.

Flemhuder See und die Fahrt bis zu ihm wirklich voller Reize waren. Die Aale ſind Achterwehr geblieben, ja die Kanalkommiſſion hat ſogar eigene Aalleitern für die trefflichen Tiere und die Leutchen aus dem Dorfe gebaut, aber mit der Schönheit des Flemhuder Sees iſt es leider vorbei. Die liebenswürdige Gattin eines der leitenden Herren vom Kanalbau, die uns beide bei meiner letzten Fahrt begleitete, hatte ſo unrecht nicht, wenn ſie von der rauhen Hand der Baukünſtler ſprach, als wir vom Kanal aus auf meinen Wunſch in den Flemhuder See einbogen. Aber der geſtrenge Herr lächelte nur überlegen: „Es ging nicht anders."

Es mag ja wirklich nicht anders gegangen ſein. Aber ſchade iſt es doch.

Der Flemhuder See lag ſieben Meter höher, als der Waſſerſpiegel des Kanals. Man mußte den Spiegel des mächtigen Waſſerbeckens daher entſprechend ſenken; da dadurch aber die Waſſerverhältniſſe in der ganzen Umgegend ſich auch verändert haben würden, ſo hat man zu einem ganz eigenartigen Ausweg gegriffen: man hat nämlich um den größten Teil des Sees einen Ringdamm geführt; außerhalb desſelben iſt die frühere Waſſerhöhe in einer ſchmäleren Rinne erhalten geblieben, innerhalb liegt der Reſt des weſentlich verkleinerten Sees. So ſieht man denn heute, wo ſich ehedem grüne Wieſen hinzogen, hohe öde Sanddämme. Nicht genug aber damit: in der Mitte des Sees iſt durch die Bodenablagerungen eine rieſige ſchwarze Moorinſel entſtanden, die ausſchaut wie ein ungeheurer Tintenklex. Dafür kann ſich ein phantaſiereiches Gemüt freilich an einem recht ſtattlichen, ſieben Meter hohen Waſſerſturz erbauen, der von der Höhe des Ringdammes in einigen Abſätzen herunterkommt. Mich hat er nicht getröſtet, und ich lege bei der Kanalkommiſſion hiermit ein gutes Wort ein, daß ſie wenigſtens ein übriges thut und für die Beſamung der Sandmaſſen und des ſcheußlichen Moddereilandes ſorgt.



Leuchtturm am Eingange des Kanals bei Holtenau.

Unfern des Sees, der wohl einen kleinen Dankespreis ſeitens der Kanalkommiſſion verdient, denn er iſt bei ſeiner immerhin noch beträchtlichen Größe in Zeiten niederen Waſſerſtandes der Oſtſee eine wertvolle Stütze für die Erhaltung des Niveaus im Kanal, ein gewaltiges Reſervoir gleichſam, — unfern des Sees liegt die letzte der ſechs Ausweicheſtellen, welche auf der Kanalſtrecke eingeſchaltet ſind. Hier iſt auf eine Länge von je 450 Meter der Querdurchſchnitt — das Profil — des Kanals ſo weſentlich verbreitert, daß auch die größten Panzer nebeneinander vorüberfahren können; die gleiche Gelegenheit bietet ſich aber auch in den Rendsburger Seen. Im übrigen iſt das Profil der Waſſerſtraße auf der ganzen Strecke ſo ausgiebig bemeſſen, daß ſich dem Durchſchnittsverkehr auch bei einem Begegnen zweier Fahrzeuge kein Hindernis bietet. Es iſt das Verdienſt der leitenden Perſönlichkeiten — es geziemt ſich wohl, an dieſer Stelle der Thätigkeit des Herrn Wirklichen Geheimen Ober-Baurats Baenſch, Geheimen Baurats Fülſcher und Geheimen Regierungsrats Löwe zu gedenken —, daß noch im Lauf der Bauperiode den inzwiſchen geſteigerten Anſprüchen in dieſer Beziehung Rechnung getragen wurde. Aus erſparten Geldern wurden für den ganzen Kanal die Tiefe um 0,5 Meter, die Spiegelbreite des Kanals um 5 Meter gegen den urſprünglichen Entwurf vergrößert. Erſtere beträgt jetzt 9, letztere bei mittlerem Waſſerſtande 65 Meter; unſere neuen großen Panzer, z. B. Brandenburg, Weißenburg, Wörth, haben, wie hier zum Vergleich bemerkt ſei, nur 7,5 Meter Tiefgang und eine Breite von noch nicht 20 Metern.

Der Flemhuder See liegt etwa noch zwölf Kilometer von Holtenau entfernt, und der Kanal folgt hier, wie ſchon ſeit dem Audorfer See, im allgemeinen dem Lauf des alten Eiderkanals, deſſen vielfache Krümmungen er freilich oft abſchneidet, und deſſen früheres Bett auch bedeutend höher lag, als die heutige Waſſerſtraße. Hier und dort ſind einzelne abgeſchnittene Teile des alten Kanals ſogar erhalten geblieben und bilden jetzt ganz ſtattliche Teiche.

Ungefähr auf zwei Drittel der Strecke Flemhuder See-Holtenau überſpannt die zweite der beiden Hochbrücken den Kanal, über den ſie die Kiel-Eckernförder Chauſſee und die Eiſenbahn zwiſchen beiden Städten führt. Auch ſie iſt ein auffallend ſchöner, ſtattlicher Bau, der ihrem Konſtrukteur, dem Baurat Kuntze, allgemeine Bewunderung eingetragen hat. Vielleicht mag ein erfahrener Fachmann ihr ſogar den Vorzug vor der Brücke von Grünenthal geben, inſofern durch ihre etwas maſſigere, wenn ſchon auch ſehr elegante Konſtruktion der Charakter des Baumaterials, des Eiſens, mehr gewahrt geblieben iſt. Ich für mein Teil muß aber doch der Grünenthaler Brücke in ihrer faſt unübertrefflichen Anmut die Palme zuerkennen. Die Brücke war übrigens im urſprünglichen Projekt nicht vorgeſehen und iſt erſt auf beſonderen Wunſch des Kaiſers und auch aus Geldern gebaut worden, welche bei der ſonſtigen Bauausführung erſpart wurden.

Wir ſind am Ziel. Von den leichtgeſchwungenen Höhen grüßen die ſchmucken Häuſer der an der Kanalmündung neu entſtandenen Ortſchaft herüber; zur Seite bleiben die ſchweren Pontons liegen, die von der Kanalverwaltung beſchafft wurden, um bei Reparaturen an der Schleuſe deren Thore zu erſetzen, und die an Bord eine äußerſt kräftige Dampfpumpe tragen, mittels derer dann die Schleuſenkammern ausgepumpt werden können; ſchon ſteigen auch die Dienſtgebäude an der Schleuſenanlage und das maſſige Mauerwerk derſelben ſelbſt empor. Weit offen ſind die breiten Thore. Ohne Aufenthalt gleitet der kleine Dampfer, der zwiſchen den ungeheuren Mauern faſt einem winzigen Spielzeug gleicht, durch die Kammer in die herrliche Kieler Föhrde. Hoch oben am linken Ufer der Kanalmündung thront der mächtige Leuchtturm, ein prächtiger monumentaler Bau; ihm zu Füßen dehnt ſich der Feſtplatz, auf dem Kaiſer Wilhelm die Eröffnung des großen Werkes feierlich verkünden wird; auf der breiten, buchenumkränzten Föhrde liegt das ſtolze Kriegsgeſchwader des Deutſchen Reichs vor Anker. Deutlich erkennbar ſind linker Hand die ragenden Baſtionen von Friedrichsort, zur Rechten ziehen ſich, aus frühlingshellem Grün hervorlugend, die ſtattlichen Hotels, die Marinebauten und dann die reizenden Villen von Düſternbrook bis nach Kiel hin, während am jenſeitigen Ufer, bei Gaarden, die Rieſenanlage der Kaiſerlichen Werft ſich abzeichnet.

Unwillkürlich muß ich des Tages gedenken, an dem ich hier unſeren greiſen, vielgeliebten Heldenkaiſer zum letztenmale ſah. Am 3. Juni 1887 war es. Der Kaiſer hatte draußen bei Holtenau den Grundſtein zum Nord-Oſtſeekanal geweiht. Nun fuhr er auf der Pommerania nach Kiel zurück. Das Wetter war rauh und unfreundlich, aber in ſeiner großen Pflichttreue ließ ſich der Monarch nicht bewegen, in die Kajüte zu gehen. Er blieb auf Deck, um das im Hafen ankernde Geſchwader zu beſichtigen — an jenem Tage legte er den Keim zu einer Erkältung, die ihn wochenlang an das Zimmer feſſelte.

Mit welch warmherzigem Intereſſe hatte Kaiſer Wilhelm die Vorbereitungen zum Bau des Nord-Oſtſeekanals durch alle ihre wechſelnden Phaſen verfolgt! Mit welcher Freude begrüßte er den endlichen Beginn des Baues! Und wie bewegte es uns an jenem Junitage, als der ehrwürdige hohe Herr den Stahlhammer ergriff und ihn dreimal mit feſter Hand gegen den Grundſtein führte: „Zu Ehren des geeinigten Deutſchlands! Zu ſeinem fortſchreitenden Wohle! Zum Zeichen ſeiner Macht und Stärke!“

Niemand vermag heute mit auch nur annähernder Gewißheit zu ſagen, in welchem Umfang ſich die Hoffnungen, welche man an den Nord-Oſtſeekanal als eine große Schiffahrtsſtraße von alters her geknüpft hat, verwirklichen, ob die Berechnungen zutreffen werden, nach denen er einen bedeutenden, vielleicht den größeren Teil des Verkehrs, der heute um das für die Schiffahrt ſo verderbliche Kap Skagen geht, an ſich ziehen wird. Niemand kann ermeſſen, ob er einen eigenen neuen ſtarken Verkehr zwiſchen dem Oſten und dem Weſten unſeres Vaterlandes ſchaffen wird. Das kann nur die Zukunft entſcheiden, und es iſt daher auch hinfällig, Berechnungen über ſeine Rentabilität anzuſtellen.

Das aber iſt eine unbeſtreitbare Thatſache, daß er für unſere Flotte die Möglichkeit einer freieren, von keinem Feinde zu hindernden Verwendung in beiden deutſchen Meeren ſchafft, den Wert unſerer maritimen Streitkräfte, um einen Ausſpruch des Feldmarſchall Moltke zu wiederholen, faſt verdoppelt. In Verbindung mit dem Beſitz von Helgoland und mit deſſen Befeſtigung wird der Kanal unter allen Umſtänden auch verhindern helfen, daß eine feindliche Flotte ungeſtraft die Elbmündung blockieren kann, er wird endlich hindern, daß durch eine Sperrung des Sundes der ganze Oſtſeehandel brach gelegt werden kann.

So wird das gewaltige Werk beſtehen und ſeine Aufgaben erfüllen, wie Kaiſer Wilhelm es ausſprach:

„Zu Ehren des geeinigten Deutſchlands!
Zu ſeinem fortſchreitenden Wohle!
Zum Zeichen ſeiner Macht und Stärke!“

Die ſieben Gernopp.

Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Schluß.) (Abdruck verboten.)

XIII.

Leutnant von Zundt I hielt jetzt den Augenblick für geeignet, mit Herrn von Gernopp zu ſprechen, denn die älteren Herrſchaften hatten ſich empfohlen, und nur noch ein paar Leutnants waren zurückgeblieben. Er benutzte die Gelegenheit, als der alte Herr allein in ſein Zimmer hinaufgegangen war, um Cigarren zu holen, und ging ihm nach.

„Ah, Herr von Zundt! Wollen Sie eine Cigarre?“ fragte Herr von Gernopp freundlich, und Zundt that ſo, als ob das der eigentliche Grund ſei, weshalb er gekommen. Er nahm die Cigarre an. Beide ſteckten ſich ihr Kraut an, und der Leutnant blieb unſchlüſſig neben dem alten Herrn ſtehen, der in ſeiner Cigarrenſammlung herumkramte. Vom Bücken, von der Freude und Aufregung war er noch röter als ſonſt, und als er ſich aufrichtete und Zundt ihn anblickte im Kampf mit den Anfangsworten zur Eröffnung, die er ihm machen wollte, hatte Herr von Gernopp ein wenig das Gefühl, als fände ſein Gegenüber die Röte auf den Wangen unnatürlich. Er dachte ſich: ich ſehe ſo aus, als ob ich zu tief ins Glas geſchaut hätte. Und ſofort fühlte er das Bedürfnis, dieſe Meinung zu korrigieren: „Mein lieber Herr von Zundt, Sie ahnen gar nicht, wie einem Vater an ſolch einem Tage zu Mute iſt! Ich weiß nicht, ſoll ich glücklich ſein über das Glück meiner Tochter, oder ſoll ich daran denken, daß mir nur noch ſechs im Hauſe geblieben ſind! Und bald einmal nur noch fünf bleiben werden!“

Dabei klopfte er Leutnant von Zundt freundlich-vertraulich auf die Schulter, und der junge Offizier machte mit ihm ein Geſicht, als wiſſe auch er nicht, ob er lachen oder weinen ſollte. Endlich ſagte Zundt: „Wenn aber noch mehr Ihrer Fräulein Töchter heiraten?“

Herr von Gernopp blickte ihn an: „Thun ſie nicht!“

„Das kann man doch nicht wiſſen!“

„Ich ſage Ihnen, ein Vater mit ſieben Töchtern verſteht ſich auf ſo was!“

„Na, na!“

„Sie meinen, die Mädel könnten mir was vormachen?“

„Das wäre doch nicht unmöglich!“

„Kann mir nicht paſſieren!“

„Herr von Gernopp, meine Schweſter war ein Jahr lang heimlich verlobt, ohne daß mein Vater 'was gemerkt hat.“

Da fing Herr von Gernopp unbändig an zu lachen und ſprach nun, purpurn vor Blutandrang nach dem Geſicht: „Mein junger Freund, dann iſt Ihr Herr Schwager — denn ich nehme doch an, ſie iſt jetzt verheiratet —“

„Jawohl. Sie hat ſchon einen Jungen in Tertia.“

„Sehen Sie, um ſo mehr. Das war früher! So unternehmungsluſtig ſind unſere jungen Leute nicht mehr!“

Dabei zwinkerte er ihm fröhlich zu, als erwarte er jeden Augenblick die Mitteilung, daß Zundt ſich mit Cläre ſchon vor vier Wochen habe heimlich trauen laſſen. Der Leutnant war nun in noch größerer Verlegenheit. Er drehte ſein kleines Bärtchen und konnte zu keinem Entſchluß kommen. Imponieren würde er ja mit ſeinem Antrage nicht einmal Herrn von Gernopp, der ſich ſofort erkundigen würde, ob er mit Cläre bereits einig geworden, und der ihn, wenn er geſtand, daß er noch nicht einmal mit ihr geſprochen, doch vielleicht über die Achſel anſehen mußte. Deshalb fragte er nicht erſt, ſondern zog unverrichteter Sache wieder ab.

Der alte Herr ſah ihm ganz enttäuſcht nach.

Leutnant von Zundt I verlor jedoch ſein Ziel nicht aus den Augen. Nun war er zu allem entſchloſſen. Er ging ſofort die Gartentreppe hinab und ſuchte Cläre.

Die Radieschen ſtanden mit Baron und Baronin Leers abſeits, ſehr verlegen und ängſtlich, denn der Zünder ſtrich immerfort in einiger Entfernung um ſie herum. Nun kam auch Zundt dazu. Die Brüder verſtändigten ſich ſchnell: „Wir müſſen ſie loseiſen von den beiden Alten!“

„Wie ſollen wir denn das fertig kriegen?“

„Deyner muß helfen!“ meinte ſchließlich der Zünder, und beide gingen zu Egon, dem ſie ihre Not klagten. Er überlegte, dann zog er Zundt I beiſeite und fragte ihn, ob er mit Cläre geſprochen.

„Noch nicht!“

Egon erſchrak: „Was haſt Du denn ſo lange gemacht? Es iſt höchſte Eiſenbahn! In einer Viertelſtunde iſt allgemeiner Aufbruch, und dann iſt's aus für heute. Alſo los jetzt!“

Und ſofort rief er, ohne die Radieschen dabei anzuſehen, als wüßte er nicht, wo ſie wären: „Cläre! Cläre! Komm mal ſchnell zu Lisbeth — aber ſchnell!“

Dann verſchwand er mit Zundt I in einem Seitenwege, gefolgt von Cläre, die herbeilief, ſobald ſie den Ruf vernommen. Schnell kam ſie in Anbetracht der kurzen Beinchen zwar nicht vom Fleck, doch ſie gab ſich redliche Mühe, und ſobald ſie in Sicht war, ſchlug ſich Egon in die Büſche.

Nun war Zundt I mit ſeinem Radieschen allein.

Sie machten ihrem Wuchſe entſprechend beide ganz kleine Schritte und trippelten neben einander her. Lange fand er nicht den Mut zu reden, bis ihm endlich ein Stein den Anſtoß gab, über den er ſtolperte: „Hopplah!“ begann er.

„Sie wären faſt gefallen?“ fragte voll innigſten Mitleides das Radieschen, und er meinte lächelnd: „Beinahe!“

„Die Wege ſind ſo ſchlecht gehalten!“

„Das finde ich eigentlich nicht!“

„Aber es liegen ſo große Steine herum!“

Er wollte die Beſitzung und Gartenpflege ſeines erhofften Schwiegervaters nicht ſchlecht machen und antwortete daher: „Der Stein war ganz klein!“

Und durch die Kleinheit des Steines fand er glücklich die Beziehung zu ihnen beiden: „Sie wiſſen — oder Sie wiſſen wohl nicht, mein gnädigſtes Fräulein, wie ſchwer es für mich iſt, eine paſſende Dame zu finden. Zum Beiſpiel auf dem Ball. Wer körperlich nicht ein Hüne iſt, für den iſt es ungeheuer ſchwierig, unter unſeren heutigen Damen eine zu entdecken, die an Größe für ihn paßt. Denn die Damen, die auf den Bällen erſcheinen, ſind jetzt alle ſo rieſig. Finden Sie nicht?“

Sie zierte ſich ein klein wenig, bis ſie ſprach: „Ich finde auch, daß die Damen ſo groß ſind. Das iſt gar nicht hübſch.“

„Nein, gar nicht. Gar nicht.“

„Sie finden es auch, Herr von Zundt?“

„Jawohl, ich finde, es hat ſo etwas Unweibliches! Dieſe Küraſſiere! Für einen Herren, der kein Rieſe iſt, wie ich —“

Cläre liſpelte, ihn unterbrechend, verſchämt: „Ich finde das gerade hübſch!“

Er blieb ſofort ſtehen und wandte ſich ihr zu: „Sie finden mich nicht zu klein?“

„Aber im Gegenteil.“ — „Wirklich?“

„Wenn ich mit ſo rieſig großen Herren tanzen ſoll, das iſt — ſo unbequem — und es ſieht auch nicht gut aus.“

Er griff es ſofort auf: „Nein, nein, allerdings nicht. So meine Figur, das iſt das Größte für Sie, denke ich.“

„Nein, das iſt gerade gut —“

Nun kamen ſie aber gar nicht mehr weiter. Und ſie ſtanden ſich eine ganze Weile immer noch gegenüber, Angeſicht gen Angeſicht, ohne daß eines von beiden etwas paſſendes zu reden fand. Sie getrauten ſich auch nicht weiter zu gehen.

Leutnant von Zundt I wollte ein paarmal den Fuß heben, um ſich wieder in Bewegung zu ſetzen, doch er hielt jedesmal wieder inne, weil er meinte, erſt etwas ſprechen zu müſſen, und die kalte Aufforderung, weiter zu gehen, erſchien ihm in dieſer glücksſchwangeren Stimmung, kurz ehe er ihr ſeine Zuneigung geſtand, zu banal.

Das arme Radieschen kämpfte mit ſich, was ſie thun ſollte, doch ihr fiel nichts ein. Da hoben ſie die Blicke und ſchauten ſich an, lange, daß Cläre die Augen anfingen überzugehen. Und ſie verſtanden ſich nun auch ſo ohne Worte. Er neigte ſich gegen ſein kleines Gegenüber, und da ſie in der Größe genau zu einander paßten, ſo fand ſich Mund auf Mund in einem ganz winzigen Küßchen, wie ſie ſelber waren.

Dann trennten ſie ihre Lippen. Sie wagten nicht wieder ſich einander zu nähern, bis er ſich mit einemmale Herrn von Gernopps Äußerung über den mangelnden Unternehmungsgeiſt der heutigen Herren erinnerte. Nun umarmte er ſtürmiſch ſein kleines Radieschen, zog es an ſich und hielt es an ſeine Bruſt gepreßt, bis es ganz leiſe wimmerte, weil der Silberdraht der Huſarenſchnüre ihr weh gethan hatte mit den vielen kleinen nadelartig abſtehenden Spitzen.

„Was iſt denn?“ fragte er zärtlich. Sie antwortete, zu ihm aufblickend, mit ihrem kleinen Porzellanfigürchengeſicht: „Es ſticht!“

Erſchrocken ſtrich er ihr die Wange und drückte einen Kuß auf die etwas rote Stelle: „War es der Bart?“ wollte er wiſſen.

„Nein, die Attila!“

Sie bekam von neuem einen Kuß zur Beruhigung. Doch plötzlich machte ſie ſich los: „Dürfen wir denn das eigentlich?“

„Warum nicht?“ — „Ehe die Eltern es wiſſen?“ — „Was ſchadet das!“ — „O, Papa dürfte das nicht ſehen!“

„Das iſt ganz einerlei. Er hat mir vorhin erſt geſagt, die Herren hätten gar keinen Mut mehr. Der freut ſich im Gegenteil rieſig darüber!“

„Wirklich?“ Schüchtern blickte ſie ihn an, bis ſie zögernd meinte, als er genickt: „So, dann!“

Und nun ließ ſie ſich ganz ruhig von ihm einen Kuß nach dem anderen geben, was er auch gründlich beſorgte. Faſt andächtig erfüllte er ſeine Pflicht, und ernſt und gefaßt nahm ſie ſeine Huldigungen entgegen. Erſt als das eine Weile gedauert, erinnerte ſie ſich, daß die Gäſte, die noch dageblieben waren, ſchon an den Abſchied gedacht hatten und möglicherweiſe bereits fortgefahren waren. Cläre überkam die Angſt, ihr Fehlen möchte unangenehm aufgefallen ſein. Deshalb ſchmiegte ſie ſich eng an ihren Zünder und ſprach beſorgt: „Wir müſſen gehen, damit Mama nicht böſe wird!“

Aber immer noch eingedenk der Worte des Herrn von Gernopp, hatte Zundt I keinerlei Befürchtung, umfaßte ihre Taille und ſchritt mit ihr, ſo langſam er nur konnte, dem Hauſe zu, indem er ihr faſt bei jedem Schritt einen Kuß gab.

Dort fanden ſie keinen Menſchen, denn die Offiziere waren bereits fortgefahren, wie Egon es prophezeit, und Baron Leers mit Frau und Nichte war auf ſeinem Zimmer, um die Koffer in Ordnung zu bringen zur Abreiſe am Abend. Stephanie ſtand mit Graf Ludwig Weſterbrant an einem Fenſter des erſten Stockes. Aber als das Paar erſchien, das ſich losgelaſſen, ehe es ins Freie trat und nun ganz kalt und fremd nebeneinander ſchritt, verſchwand ſie eiligſt im Inneren.

Da kamen Marie und Bertha die Gartentreppe herab. Sie hielten ſich eng umſchlungen, und die jüngere Schweſter erzählte der älteren etwas. Als ſie Cläre und Zundt erblickten, ſchwiegen ſie.

„Wo iſt Fips?“ fragte das glückſtrahlende Radieschen.

Marie, die ſonſt immer Antwort gab, zuckte nur die Achſeln und eilte mit Bertha in den Garten hinab. Doch die beiden Glücklichen merkten nichts davon, ſondern huſchten in den Salon, blickten ſich vorſichtig um und küßten ſich, als ſie niemand ſahen. Sie wollten ſofort in Herrn von Gernopps Zimmer, Hand in Hand ihn mit der vollzogenen Thatſache zu überraſchen, doch die Thür war zu, und als ſie klopften, tönte des Vaters Stimme: „Einen Augenblick!“

Da zogen ſie ſich denn zurück und ſetzten ſich zuſammen auf das Sofa, wo die Radieschen immer zuſammenhockten.

„Wir wollen wippen!“ bat Cläre in ihrer überſeligen Laune, und die beiden Kleinen, deren Beine auf den hohen Kiſſen kaum den Boden erreichten, hielten ſich umfaßt und wippten, daß ſie faſt auf den Tiſch flogen.

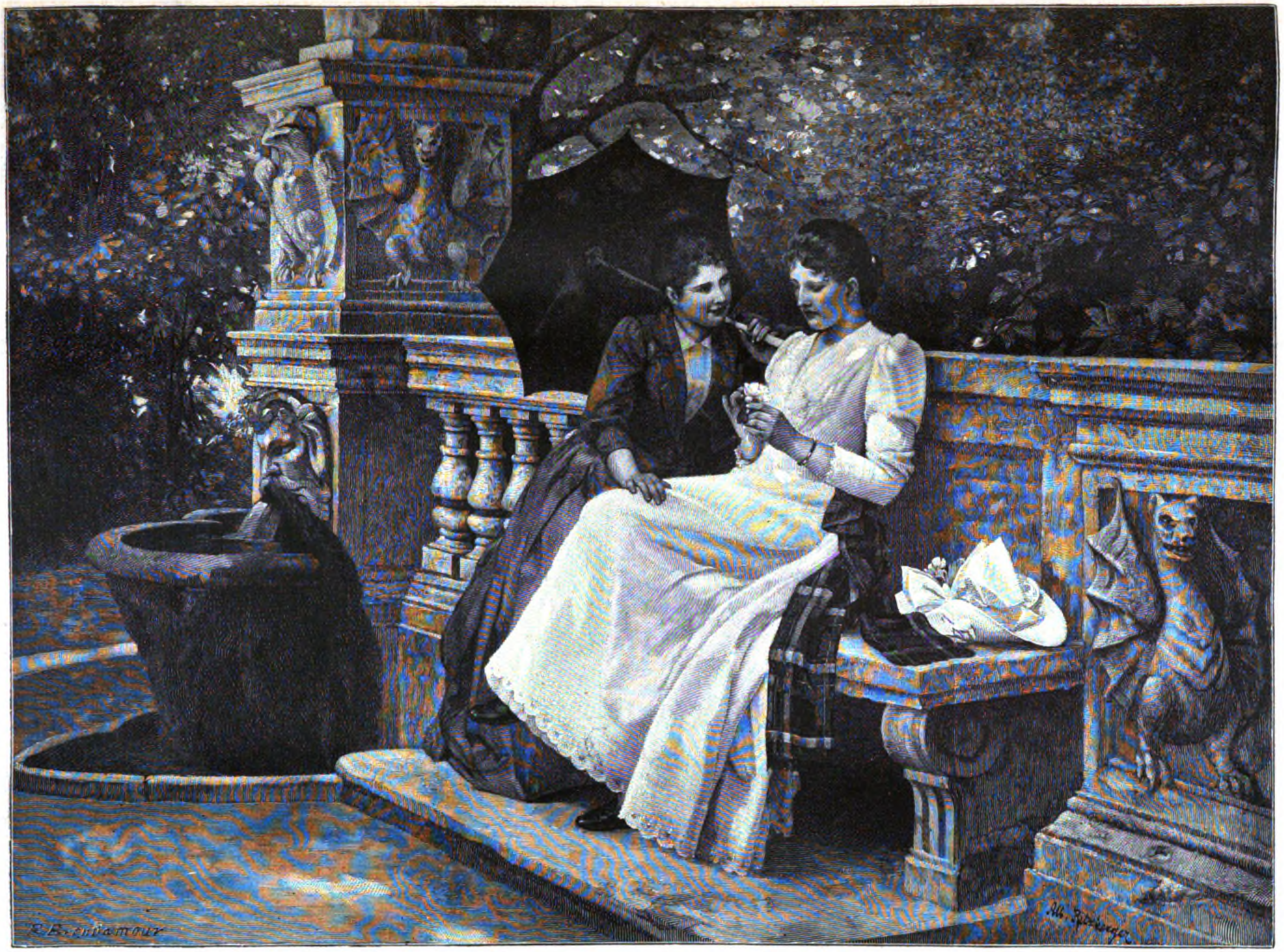
XIV.

Im Zimmer des Herrn von Gernopp ſaß der Hausherr dem Zünder gegenüber. Fips war mit der Mutter oben, um einpacken zu helfen.

„Alſo, Herr von Zundt, was ſteht zu Dienſten?“

Der Zünder war entſchiedener als ſein Bruder. Er fiel mit der Thüre ins Haus: „Ich möchte mich verheiraten!“

„Ah, das iſt ja eine ſehr gute Idee.“


R. Brend'amour
Alb. Ritzberger

Eine Herzensfrage. Nach dem Gemälde von Alb. Ritzberger.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

„Ja, aber dazu gehören zwei!“

„Gewöhnlich — ich will ſagen — immer!“

„So meine ich das nicht, pardon, ich meine, es gehört die Einwilligung der Herren — pardon, der verehrten Eltern dazu.“

Herr von Gernopp erhob ſich und ſagte ſo freundlich er konnte: „Welche iſt's denn alſo!“

„Friederike!“ — „Gibt's nicht —“ — „Ich meine Helene, Herr von Gernopp —“

Und der alte Herr ſetzte gemütlich hinzu: „Alſo, wie ſie für den Hausgebrauch genannt wird, Fips.“

Dabei machte er ein ſo freundliches Geſicht, als wollte er ſie ſofort rufen und dem Zünder in die Arme führen, doch er räuſperte ſich noch einmal, ſetzte ſich und begann ſehr feierlich die Rede, die er ſich längſt als neuen Plan zurechtgelegt: „Zunächſt, mein lieber und verehrter Herr von Zundt, muß ich Ihnen als Vater im Namen meiner Frau und Tochter für die Ehre danken, die Sie uns durch Ihren Antrag zu teil werden laſſen. Sie können verſichert ſein, daß wir ſie wohl zu ſchätzen wiſſen. Ich kann Ihnen zugleich die Verſicherung geben, daß uns — und ich weiß, daß ich im Sinne meiner Frau ſpreche — daß uns kein Schwiegerſohn willkommener ſein würde, als gerade Sie, von dem ich erſt heute von Ihrem Kommandeur die ſchmeichelhafteſten Dinge gehört habe. Aber — die Sache hat nämlich ein Aber —“

Der Zünder hatte glückſelig vor ſich hingelächelt. Er war nicht entſchloſſen geweſen, bis er aus einer Andeutung zu erſehen geglaubt, daß ſie ſich ohne Sorge vor dem leidigen Geldpunkt heiraten könnten, und nun verſtand er gar nicht, welches „Aber“ ihm im Wege ſtehen ſollte. Er machte ein langes Geſicht und ſah Herrn von Gernopp ſo verdutzt an, daß dieſer ſogleich fortfuhr und nun ſeinen neuen Plan enthüllte.

„Sie dürfen mir nicht böſe ſein, mein lieber und verehrter Herr von Zundt, aber — genug, hören Sie. Sie wiſſen, daß meine beiden Töchter Cläre und Fips zuſammen das Licht der Welt erblickt haben, zuſammen getauft ſind, zuſammen leſen lernten, zuſammen, möchte ich ſagen, die erſten Klappſe bekamen, denn ihre Dummheiten machten ſie gemeinſam, zuſammen eingeſegnet worden ſind. Da bin ich denn im ſtillen der Anſicht, daß zwei Mädchen dieſer Art nur dann die Trennung von einander überwinden können, wenn ſie unter gleichen Verhältniſſen von einander ſcheiden. Verheiratet ſich die eine und die andere nicht, ſo möchte am Ende im Herzen der Übrigbleibenden ein bitteres Gefühl Platz greifen, und durch den Kummer wäre es nicht unmöglich, daß — Genug, ich finde, die eine Schweſter hat in dieſem Falle nicht nur Rückſicht auf die andere zu nehmen hat, ſondern daß es einfach ihre Pflicht iſt, auf die andere zu warten. Ich bin daher feſt entſchloſſen, dieſe beiden nur —“

Zur rechten Zeit hielt er noch inne, denn in ſeinem Redefluß hatte er fortfahren wollen: „paarweiſe abzugeben.“ Er zögerte ein bißchen, dann ſagte er: „Ich bin feſt entſchloſſen, der einen wie der anderen das zu erſparen!“

Der Zünder lächelte: „Dem könnte ſchon abgeholfen werden! Soviel ich weiß, geht mein Bruder mit demſelben Gedanken um.“

Nun reichte ihm Herr von Gernopp ſtrahlend beide Hände: „Was? Das iſt ja aber vorzüglich! Da holen Sie ihn doch 'mal her, damit wir die Angelegenheit erledigen!“

Und als ſie zur Thür gingen, kam ihnen ſchon Egon entgegen: „Papa, ich bringe Dir einen Bewerber um Cläre. Wann iſt Lisbeths und meine Hochzeit?“

Herr von Gernopp überlegte noch eine Sekunde, ob er etwa Egon wieder vertröſten und ihm Stephanies Verlobung als letzten Preis ausſetzen ſolle, doch er ſchämte ſich und antwortete: „Mit Cläre und Fips zuſammen!“

Zundt I gab aber, um ſeine Unternehmungsluſt in das rechte Licht zu rücken, vor Herrn von Gernopps Augen, ohne ihn zu fragen, ſeinem Radieschen einen herzhaften Kuß.

„Der Wagen iſt vorgefahren!“ meldete da der Diener, und alles geriet in die größte Aufregung, ſtürzte durch einander und rief und küßte ſich ab. Zundt I — Cläre, der Zünder — den mittlerweile erſchienenen Fips, Egon — Lisbeth, und Herr von Gernopp tief gerührt — ſeine Frau, die mit den Gäſten herabgekommen war. Er ſagte: „Weeßte, Emilie, ich habe doch immer geſagt, unſere Mädel machen noch ihr Glück!“

Frau von Gernopp aber ſchien ärgerlich, daß ſie nicht dabei geweſen war: „Auguſt, ſeit wann hat denn die Mutter nicht mehr über ihre Töchter zu beſtimmen?“

Er tröſtete ſie, indem er ihr, was ſelten geſchah, einen Kuß auf den Mund drückte, der bei der Umarmung faſt den falſchen Scheitel in Gefahr gebracht hätte. Dabei flüſterte er ihr zu: „Seitdem der Vater die Pläne macht.“

Egon ſtand dicht daneben und nahm nun, da er es gehört, die Ehre für ſich in Anſpruch. Sie konnten ruhig mit einander reden, denn alle waren mit Glückwünſchen beſchäftigt, ſo daß man vor lauter Lachen, Schwatzen, vor Freude und Glückſeligkeit ſein eigenes Wort nicht verſtand.

„Lieber Papa, Du weißt doch, wem Du das alles verdankſt? Ich muß doch mindeſtens Dein Lieblingsſchwiegerſohn werden!“

Herr von Gernopp machte ein etwas zweifelhaftes Geſicht und ſagte ihm ins Ohr: „Na, Egon, Du biſt zwar ein großartiger Prachtkerl, aber eigentlich kommt doch nur die Abda auf Dein Konto, weil Du den Joachim mitgebracht haſt. Mit den beiden Radieschen, wie Ihr ſagt — denn ich weiß ſchon, daß ſie ſo heißen — iſt es von ſelbſt geworden; an die Zünder — ich weiß auch, daß ſie ſo heißen — hatteſt Du gar nicht gedacht. Meine gute Marie, die ſoll bei uns bleiben — aber mit Stephanie haſt Du auch daneben getippt, denn mit dem Warnitz wird mein Lebtag nichts, und Bertha, die läuft heute noch 'rum wie im Frühjahr, als Du kamſt. Aber Du biſt trotzdem ein Prachtkerl. Du ſollſt auch zur Belohnung immer 'ne Cigarre kriegen mit 'ner Leibbinde!“

Egon klemmte ſein Einglas ein: „Angenommen, Papa. Aber mit den Radieschen ſtimmt das nicht ganz, denn die Zünder wußten zuerſt nicht, welche, und hätten ſie die eine nicht gewollt, ſo würde ich ihnen die andere untergeſchoben haben. Sie ſehen ſich ja ſo ähnlich!“

In dieſem Augenblick erſchienen Marie und Bertha Arm in Arm in der Gartenthür, um auch ihrerſeits Leers und Weſterbrants Lebewohl zu ſagen. Die Augen der häßlichen Bertha funkelten, ſie hatte ſich das Haar frei aus der Stirn geſtrichen, ſie trat lebhaft auf, nicht ſchüchtern wie ſonſt. Ihre Wangen hatten Farbe, ſie ſah ganz friſch und anders aus mit einem hübſchen Lächeln um den Mund.

Frau von Gernopp blickte ſie erſtaunt an: „Bertha, was iſt denn mit Dir?“

Sie drückte nur der Mutter die Hand und ſagte laut, innig und fröhlich: „Mutter, ich bin ſo glücklich!“

Frau von Gernopp erſchrak faſt, und plötzlich verſtand ſie. Leiſe ſprach ſie zu ihr: „Du auch?“

Baron Leers aber nahm in dem allgemeinen Tumult des Abſchiedes ſich Herrn von Gernopp beiſeite: „Hören Sie 'mal, mein verehrter Herr von Gernopp, ich muß Ihnen doch noch etwas erzählen. Eben komme ich die Treppe herunter, da ſehe ich draußen auf dem Flur meinen Neffen Weſterbrant mit Ihrer Stephanie ſtehen. Ich that ſo, als ſähe ich nicht hin und ging ganz ſtumm vorbei. Aber hören Sie 'mal, hören Sie 'mal: ich glaube, am Ende wird da noch ſpäter 'mal was. Sie müſſen nur den Ludwig im Herbſt 'mal zur Jagd nach Groß-Schmiemig einladen!“

Herrn von Gernopp ward nun faſt bange, doch er faßte ſich, nickte freundlich und ſprach: „Aber natürlich, verehrter Baron, mit tauſend Freuden!“

Und Baron Leers ſtrich ſich den weißen Bart und meinte liſtig: „Sagen Sie mir bloß noch eins, ehe wir ſcheiden. Ich habe zwar nur eine Nichte, für die ich zu ſorgen habe, aber man möchte doch auch nichts verſäumen: ſagen Sie 'mal, wie machen Sie das eigentlich?“

Herr von Gernopp that ganz unſchuldig: „Da läßt ſich gar nichts weiter machen! Man muß es eben dem Zufall überlaſſen. Das iſt unbedingt das Sicherſte.“

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Der Überfall von Kitzen am 17. Juni 1813 bildet eines der ſchmachbeladenen Blätter in der Geſchichte der Kriege Napoleons. Als im Frühjahr 1813 der Waffenſtillſtand zwiſchen den kriegführenden Mächten geſchloſſen war, befand ſich der Major von Lützow mit ſeiner Freiſchar auf einem kühnen Streifzug nach Thüringen, an dem Theodor Körner als Adjutant des Führers teilnahm. In Plauen erfuhr Lützow den Abſchluß des Waffenſtillſtands und ſchickte ſich, gemäß deſſen Feſtſetzungen, ſofort an, bis öſtlich der Elbe zurückzugehen. Gegen jedes Kriegs- und Völkerrecht ließ Napoleon die Freiſchar bei Kitzen mit großer Übermacht überfallen; ſie wurde teils gefangen, teils zerſprengt. Der Kaiſer haßte die Lützower, „ces brigands,“ wie er ſich ausdrückte, mit beſonderem Ingrimm; die Freiſchar galt ihm nicht nur als das kennzeichnendſte Symptom der Erhebung des deutſchen Volkes, er wußte auch, daß er in ihr die Blüte der deutſchen Jugend traf. In der That hat ſich die „wilde verwegene Jagd“ nie wieder erholen können von dem ſchweren Schlag, der ſie bei Kitzen traf. Lützow ſelbſt war glücklich entkommen; Theodor Körner wurde durch zwei Säbelhiebe verwundet, rettete ſich aber in das nahe Gebüſch und wurde hier von Bauern aufgefunden, die ihn nach dem benachbarten Ort Groß-Zſchocher brachten. Hier mag der wunde Sänger geruht haben, wie ihn Otto Reichert auf unſerem erſten Vollbilde darſtellt. Von Groß-Zſchocher aus ging er bald nach dem vom Feinde beſetzten Leipzig, und es gelang ſeinen Freunden, ihn dort verborgen zu halten, bis er nach einigen Tagen über die öſterreichiſche Grenze geleitet werden konnte. In Karlsbad heilte er ſeine Verwundungen aus, und ſchon Mitte Auguſt traf er wieder in die Reihen ſeines Korps — am 26. Auguſt fiel er in dem Gefecht bei Gadebuſch.

Eine „Herzensfrage“ nennt Alb. Ritzberger ſein Gemälde. Ein Zwiegeſpräch im Park zwiſchen zwei Freundinnen ſtellt es dar; die eine ernſt, als prüfe ſie das eigene Herz — die andere, mit einer Frage auf den Lippen, die Fürſprecherin eines Abweſenden, wie es ſcheint. Und ſie lächelt ſo heiter und froh, als wiſſe ſie längſt, daß das Herz der Freundin ſchließlich doch Ja ſagen wird.

Schule.

Profeſſor Gemß bringt in ſeiner, in der vorigen Nummer erwähnten Schrift auch über die Religionsverhältniſſe der Abiturienten der deutſchen Gymnaſien intereſſante Daten. Wir greifen hier Preußen heraus: von deſſen 11171 Abiturienten der letzten drei Schuljahre waren 7360 evangeliſch = 66 %, 2903 katholiſch = 26 %, 899 moſaiſch = 8 %, 3 diſſidentiſch, während der Prozentſatz der evangeliſchen Geſamtbevölkerung 64,4 %, der katholiſchen 34,4 %, der jüdiſchen 1,2 % beträgt. Es fällt zunächſt auf, wie bedeutend die Zahl der jüdiſchen Abiturienten über dem Durchſchnitt, die der katholiſchen unter dem Durchſchnitt ſteht. Noch auffallender aber wird das Verhältnis, wenn man die Prozentzahlen der zum Studium übergehenden Abiturienten mit dem Glaubensbekenntnis vergleicht. Es ſtudierten nämlich von jenen 11171 Abiturienten 4948 Evangeliſche = 61,6 %, 2324 Katholiken = 28,7 %, 755 Juden = 9,4 %. Von den 755 Abiturienten moſaiſchen Glaubens wandten ſich nicht weniger als 270 den Rechtswiſſenſchaften, 374 der Medizin zu!

Sehr intereſſant iſt die Frage nach dem Herkommen der Abiturienten, denn es iſt vielleicht der Kernpunkt der ganzen Zuſammenſtellung, zu konſtatieren, aus welchen Kreiſen ſich die einzelnen Berufsarten ergänzen. Die evangeliſchen Theologen ſind in der relativ höchſten Zahl Söhne von Paſtoren, 325 von 1220; von den 683 Paſtorenſöhnen unter den Abiturienten bleiben alſo faſt 50 % dem väterlichen Berufe treu. Von den 793 Söhnen nicht ſtudierter Lehrer widmen ſich 228, von den 993 Kaufmannsſöhnen 147 der evangeliſchen Theologie. Die katholiſchen Theologen ſtammen zum großen Teil aus den Kreiſen der Landwirte, namentlich der Bauerngutsbeſitzer. Von den 2356 Juriſten entſtammen über 26 % dem Kreiſe der Kaufleute und Induſtriellen; von den 1949 Medizinern haben gar 30 % Kaufleute zu Vätern — nur 176 Söhne von Ärzten widmeten ſich wieder der Medizin. Auch die Philologen kommen zum größten Teil aus Kaufmannsfamilien, nämlich 58 von 242; ihnen reihen ſich 41 Söhne von nicht ſtudierten Lehrern, 23 von Landwirten, 22 von ſtudierten Lehrern an. — Unter den 772 Aſpiranten für den Dienſt in der Armee und Marine finden wir 127 Söhne von Landwirten, 117 Söhne von Juriſten, 116 Söhne von Militärs, 112 Söhne von Kaufleuten, 52 Paſtorenſöhne; unter den 758 Abiturienten, welche ſich dem Baufach und den ſonſtigen techniſchen Fächern widmen, 225 Söhne von Kaufleuten und Induſtriellen, 75 von Architekten; unter den 555 Poſteleven 170 = 30 % Söhne von Poſtbeamten.

Geſundheitslehre.

Die wachſende Erkenntnis von der Wechſelwirkung zwiſchen krankheiterregenden Bazillen und der Widerſtandsfähigkeit des menſchlichen Körpers hat der Forſchung neue Gebiete eröffnet und der Heilkunſt neue Hilfen zugeführt, zu denen ſeit längerer Zeit die Desinfektionsmittel gehören. Daß aber auch der lebende Körper Stoffe erzeugt, die bazillenvernichtend wirken, daß er von ſelbſt im geſunden Zuſtande ſich gegen die ſchädlichen Eindringlinge wehrt, ohne der chemiſchen Erzeugniſſe zu bedürfen, die der Arzt zu geeigneter Zeit anwendet, iſt kürzlich feſtgeſtellt. Bekannt war bereits, daß Abſcheidungen der Schleimhäute, insbeſondere der Speichel, unter Umſtänden gewiſſe antiſeptiſche Eigenſchaften beſitzen, woraus ſich erklärt, warum nicht die täglich und ſtündlich durch den Mund eingehenden Keime zu ſchädigender Entwickelung gelangen; nunmehr hat Edinger den wirkſamen Stoff in dem Rhodankalium gefunden, das im Speichel vorkommt. Das Rhodankalium iſt eine Verbindung von Schwefel, Cyan und Kalium und in größeren Mengen für Warmblüter narkotiſch giftig; es wirkt, wie andere Rhodanide, tödlich auf Bazillen. Ein neuerdings dargeſtelltes Chinolinrhodanid ſoll ſchon in Löſungen von drei zu tauſend den Cholerabazillus in einer Minute und in der dreifachen Stärke den Diphtheriebazillus in derſelben Zeit töten. Aus ferneren Verſuchen ergab ſich, daß dies Rhodanid die Wirkung der Karbolſäure und des Sublimats beſitzt und dabei für den Menſchen unſchädlich iſt. Der Speichel, zumal der nüchterne, ſpielt in der Volksheilkunde eine große Rolle, und Tiere halten ihre Wunden durch Lecken rein und bringen ſie ohne Eiterung raſch zur Heilung. Der Nachweis des Rhodans im Speichel iſt ein ſehr leichter und überraſchender. Bringt man nämlich eine Spur Eiſenchlorid, ſoviel wie an einem Holzſtäbchen haftet, mit Speichel zuſammen, ſo färbt dieſer ſich blutrot. Dieſe rote Eiſenfärbung gab den ſchwefelblauſauren Verbindungen den Namen Rhodana, da Rhodon die Roſe iſt. St.

Bergbau.

Die Weltproduktion an Schwefel beträgt jährlich 500000 Tonnen, wovon auf Italien allein gegen 400000 Tonnen entfallen. Die Zeitſchrift „Gaea“ gibt an, daß mit dem Abbau in Italien in 394 Gruben rund 26000 Arbeiter beſchäftigt ſind; die Gruben liegen teils in Sizilien (Catania, Calſamicetta, Girgenti, Palermo), teils in der Romagna; einige auch im Neapolitaniſchen und um Rom. Sizilien allein beſitzt 344 Gruben, aus denen 1889 327672 Tonnen Schwefel im Werte von über 22 Millionen Franken gewonnen wurden. Leider ſind die Abbauverhältniſſe auf den Gruben die denkbar trübſten, die Vorſichtsmaßregeln für die Arbeiter äußerſt gering, der Lohn ungemein karg. Unglücksfälle treten häufig auf, da die Gruben jeder künſtlichen Ventilation entbehren, die Waſſerhaltung mangelhaft iſt und die Streckenzimmerung faſt allgemein fehlt. Die Förderung erfolgt immer noch, wie vor Jahrhunderten, faſt ausnahmslos auf dem Rücken oder dem Kopf der Arbeiter.

Pflanzenkunde.

Die Walderdbeere iſt eine der verbreitetſten Pflanzen der Welt. Sie kommt in Europa von den Shetlandsinſeln und Lappland vor bis herab nach den gebirgigen Gegenden des Südens in Spanien, Madeira, Sicilien, Griechenland, wo ſie ihren natürlichen Wohnſitz hat. In Aſien tritt ſie vom nördlichen Syrien und Armenien bis nach Taurien urſprünglich auf und gehört der Neuen Welt von den Vereinigten Staaten bis nach Mexiko an. Ob ſie dort von Anfang an heimiſch geweſen iſt, bleibt fraglich, denn man muß ihre leicht durch Vögel und kleine Vierfüßler herbeigeführte erſte Verbreitung durch Samenverſchleppung in Betracht ziehen. Die Verpflanzung in Gärten der Kolonieen iſt mit ſolchem Erfolge gelungen, daß ſie weit von den Niederlaſſungen auf Jamaika, Mauritius und Bourbon an ſchattigen Orten als verwilderte Pflanze maſſenhaft wächſt und köſtliche Früchte zeitigt. Den Griechen und Römern war die Walderdbeere als angebaute Nutzpflanze unbekannt, erſt im 15. oder 16. Jahrhundert wurde ihre Kultur in Italien eingeführt, viel ſpäter als in England und Frankreich. Übrigens ſtammen nach Alphonſe de Candolle die meiſten unſerer Gartenerdbeeren nicht von der Walderdbeere ab, ſondern ſind als das Ergebnis verſchiedener Kreuzungen der chileniſchen oder Rieſenerdbeere mit der virginiſchen anzuſehen. St.

Verkehr.

Der Bau des Nord-Oſtſeekanals hat Dänemark nicht nur veranlaßt, in den letzten Jahren Kopenhagen in eine ſtarke Feſtung umzuwandeln, er hat auch dahin geführt, daß die Hafenverhältniſſe der däniſchen Hauptſtadt eine durchgreifende Veränderung erfuhren, um der Schiffahrt den Verkehr durch den Sund angenehmer erſcheinen zu laſſen. Im November dieſes Jahres wird der neue große Freihafen von Kopenhagen dem Verkehr übergeben werden. Der Hafen, der im Norden der Stadt liegt, iſt in kaum $3^1/_2$ Jahren erbaut und zum großen Teile dem Meere abgewonnen worden. Der Bau des gewaltigen Werkes erforderte rund $11^1/_4$ Millionen Mark, die Einrichtung des Betriebes $4^1/_2$ Millionen.

Sprechſaal.

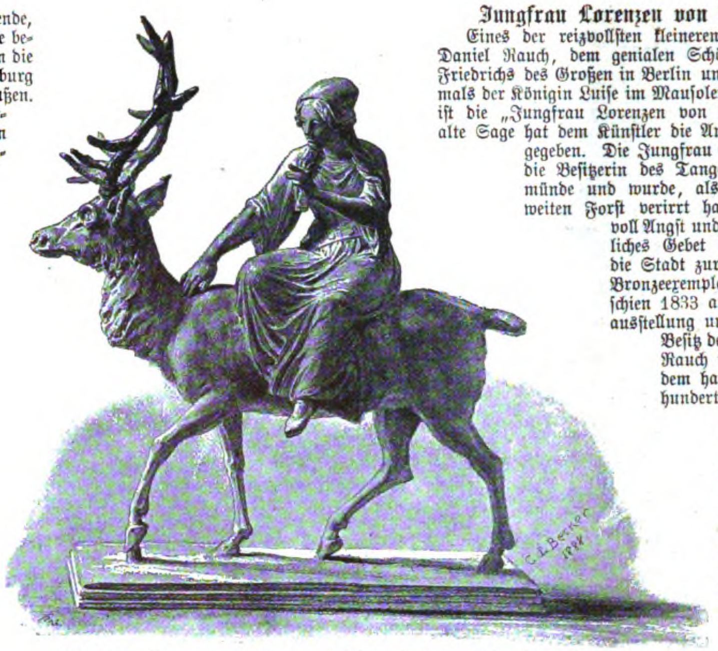
Elſ. v. S.-Gn. wirft folgende Frage auf: „Aus welcher Zeit ſtammt wohl der Gebrauch der Viſitenkarte? Und wie könnte man das Wort ‚Viſitenkarte‘ durch ein deutſches erſetzen? Webers Handbuch der Fremdwörter gibt ‚Einladungskarte‘ an, was jedenfalls nicht zutrifft. ‚Beſuchskarte‘ deckt ſich aber auch nicht völlig mit dem Begriff, den wir heute mit der Viſitenkarte verbinden.

Kleine Zeitung.

Wie ſich vor hundert Jahren der Poſtverkehr von Berlin aus geſtaltete, darüber berichtet das Archiv für Poſt und Telegraphie aus einem „Genealogiſchen Kalender, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung auf das Jahr 1795, mit Genehmhaltung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften.“ Es gab damals 18 Poſtkurſe, die in Berlin ihren Ausgangspunkt hatten. Es verkehrten auf

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

dieſen Kurſen ſowohl reitende, wie fahrende Poſten, und die bedeutendſten von ihnen waren die nach Breslau, Cleve, Hamburg und nach der Provinz Preußen. Nach Hamburg muß der Verkehr beſonders groß geweſen ſein. Während nach den anderen Richtungen nur zweimal wöchentlich eine reitende und ebenſo oft eine fahrende Poſt abgingen, beſtand mit Hamburg eine ſechsmalige Verbindung in der Woche, abgeſehen von einer ſog. „Küchenpoſt“, die zweimal wöchentlich ging. Dieſelbe beförderte, wenn wir recht unterrichtet ſind, hauptſächlich Delikateſſen ꝛc. für den Königlichen Hof. Daß zwiſchen Berlin und Potsdam die „Journalière“ täglich zweimal ging, erſchien beſonders bemerkenswert. Wer nach Königsberg reiſte, mußte Sonntags oder Donnerstags Vormittags 11 Uhr Berlin verlaſſen und traf am nächſten Mittwoch oder Donnerstag am Ziel ein; er brauchte alſo drei Tage — der Paſſagierpreis betrug 21 Thaler und 3 gute Groſchen. Nach Cleve reiſte man Dienstag oder Sonnabend Abend ab und traf Donnerstag oder Montag Nacht ein; Fahrtpreis 18 Thaler 6 Groſchen.



Jungfrau Lorenzen von Tangermünde. Gruppe von Chr. Dan. Rauch.

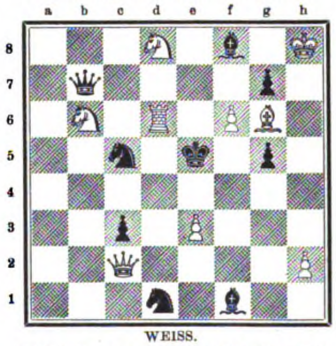
Jungfrau Lorenzen von Tangermünde.

Eines der reizvollſten kleineren Werke von Chriſtian Daniel Rauch, dem genialen Schöpfer des Standbildes Friedrichs des Großen in Berlin und des herrlichen Denkmals der Königin Luiſe im Mauſoleum zu Charlottenburg, iſt die „Jungfrau Lorenzen von Tangermünde“. Eine alte Sage hat dem Künſtler die Anregung zu der Gruppe gegeben. Die Jungfrau Emerentia Lorenz war die Beſitzerin des Tangerwaldes bei Tangermünde und wurde, als ſie ſich einſt in der weiten Forſt verirrt hatte, nach einer Nacht voll Angſt und Sorge auf ihr flehendliches Gebet von einem Hirſche in die Stadt zurückgetragen. Das erſte Bronzeexemplar der Statuette erſchien 1833 auf der Berliner Kunſtausſtellung und befindet ſich jetzt im Beſitz des Hauptmann d'Alton-Rauch in Diedenhofen. Seitdem hat die Gruppe in vielen hundert Exemplaren, in Bronze und Gipsabgüſſen, Verbreitung gefunden.

In kunſtgeſchichtlicher Beziehung hat dies Rauchſche Werk ein beſonderes Intereſſe. Der Meiſter wurzelte bei all ſeinem Schaffen ſtets auf dem Boden der klaſſiſchen Kunſt und verhielt ſich zeitlebens ablehnend gegen alle romantiſchen Strömungen. Nur in dieſem einen Falle iſt eine Ausnahme feſtzuſtellen, nur von ihm werden wir heute darauf hingewieſen, daß Rauch im Zeitalter der Romantik lebte. Aber auch hier ſpricht ſich das nur in der Wahl des Stoffes aus, keineswegs dagegen in der Auffaſſung und Durchführung.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von A. Stabenow.



WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt im zweiten Zuge Matt.

1. Homonym.

Hoch auf zum Himmel es ſteigt und bietet Dir herrliche Rundſchau
Weit in geſegnetes Land, Labe für Auge und Herz.
Aber der Schönheit der Welt nicht nur läßt der Name gedenken,
Den ein Unſel'ger einſt trug und ihn belaſtet mit Fluch.
Ob er ſein ſchmachvolles Thun auch ſpäter erkannt und verzweifelnd
Selbſt ſich dem Tode geweiht, ſühnen nicht ließ ſich die Schuld.

M. Sch. (Kaſſel.)

2. Dreiſilbige Scharade.

In fernem Land ſiehſt Du die Erſte fließen,
Die Dir auch fremd nicht iſt als Bindewort;
Doch wo ſich des Stromes Fluten ergießen,
Ach! lieber Leſer, nicht gut weilt ſich's dort.

Doch ſucheſt Du Schutz vor tobenden Stürmen,
So freue Dich, wenn die Zweite Dir nah';
Vortrefflich vermag ſie Dich zu ſchirmen,
Ohne ſie wärſt Du das Ganze ja.

Wohl Dir, wenn Du von der Dritten kannſt ſagen:
Gefallen iſt ſie aufs lieblichſte mir!
Doch wolle auch dann ſie geduldig ertragen,
Ward ſchwer auch und hart ſie beſchieden Dir.

Wie viele gibt es der Elenden, Armen,
Die da erfahren, das Ganze zu ſein.
Ein inniges Mitleid, ein herzlich' Erbarmen
Laß wohnen für ſie im Herzen Dein!

3. Wechſelrätſel.

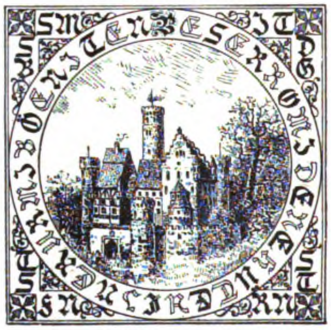
Meiſter der Töne bin ich, manch' Kunſtwerk hab' ich geſchaffen.
Gibt man ein h mir ſtatt l, nenn' ich ein Grafengeſchlecht.

4. Füllrätſel.

	S	T	P	A	
S					z
T					s
P					a
A					s
	z	s	a	s	

Die 16 leeren Felder der Figur ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die vier wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Namen von je ſechs Buchſtaben ergeben.

5. Problem: Die Burg.



6. Wechſelrätſel.

Tyrannei regiert nicht lange,
Unterliegt dem Freiheitsdrange,
Den ſie knechtend grade nährt —
So hat ſich's bei G bewährt.

Eint Muſik der Poeſie
Sich zu ſchöner Harmonie,
Treiben friſche, duft'ge Blüten,
Wie ſie N verſtand zu bieten.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 36.

Bilderrätſel.

Dein Schickſal ruht in Deiner eignen Bruſt.
(Jungfrau von Orleans. III. Akt, 4. Scene.)

Vierſilbige Scharade. Morgengabe.

Inhalt: Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. — Ein Lippeſcher Erbfolgeſtreit aus alter Zeit. Von Friedrich Frevert. — Zur Eröffnung des Nord-Oſtſeekanals. II. Von Hanns von Zobeltitz. Mit ſechs Illuſtrationen von Hans Bohrdt. — Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte von Georg Freiherrn von Ompteda. (Schluß.) — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Theodor Körner nach dem Überfall bei Kitzen. Von Otto Heichert; Eine Herzensfrage. Von Albert Ritzberger; Auf der Weide. Von Georg Jochmann. — Schule. — Geſundheitslehre. — Bergbau. — Pflanzenkunde. — Verkehr. — Sprechſaal. — Kleine Zeitung. — Jungfrau Lorenzen von Tangermünde. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Juni 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 38.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Was der Freiherr von einer, anſcheinend auf den Meiſter hindeutenden Hand geſpielt hörte, war die Lisztſche Rhapſodie. Als er ſich erhoben, um dem für ihn unbehaglichen Summen endlich ein Ende zu machen, ſah er vor ſich genau das, was er zu ſehen erwartet hatte.

Am Klavier ſaß Heinz. Dank dem geſtrigen rationellen Verfahren nicht etwa mit Künſtlerlocken, wohl aber mit Künſtleraugen; Augen, in denen ſeine ganze Seele lag, der Ausdruck ſeines roſigen, friſchen Jünglingsgeſichts vergeiſtigt, dazu die Lippen zuſammengepreßt, als ſolle kein Hauch ihn um die Stimmung bringen. An dem Thürpfoſten aber lehnte, in der läſſig herabhängenden Hand das Schlüſſelbund, Fräulein Jeanette, ebenfalls die Augen voll Seele.

Er, der Freiherr, der für einen zeitgemäßen, taktfeſten Schleifer und zumal für einen flotten Marſch durchaus nicht unempfindlich war, hatte ſich nun der Thatſache gegenüber befunden, daß ein Wuſt von Tönen im engen geſchloſſenen Raume einem Menſchen über den Abendfrieden da draußen, die zitternde Luft, den Wald- und Wieſenduft und das milde Geläute der glatten Rinder gehen konnte! Und der Knabe, der junge Muſiker, war Blut von ſeinem Blute; das war der, den Gott zum Herrn über das, was ihm das Höchſte auf Erden dünkte, auserſehen.

Der alte Mann hatte ein Gefühl gehabt, als rieſele ihm jeder dieſer perlenden Koloraturen, in dem Schauder vor einer unbekannten Gefahr zuſammenfließend, den Rücken herunter, und dröhnend war die Thür ins Schloß gefallen!

Mannigfache Naturſtimmen da draußen, als da ſind das leiſe Rauſchen, unter dem das Schöpfrad im Gehänge der Weiden arbeitet, energiſches Quaken und ſanfter Unkenſang, vereint mit dem Ruf des Kiebitzes, an die erſten Klagen junger Kätzlein erinnernd, hatten das Ihre thun müſſen, der Koloraturen Herr zu werden. Mit dem Eintritt in den Schatten des Waldes aber waren die Geiſter gebannt worden.

So hatten die Tannen gerauſcht, als der Freiherr, damals ein zehnjähriger Bub', in hellem Jubel ſeinen erſten Haſen an den Läufen emporgeriſſen, ſo hatten ſie geflüſtert, als er, nunmehr „junger Mann“ in einer Muſterwirtſchaft, des Jaworts der Geliebten gewiß, durch ſeinen Wald nach Warnsdorf geſprengt kam. Die Tannen hatten den alternden Mann, der zu ihnen geflüchtet war, weil man ihm im Hauſe den einzigen Sohn aufgebahrt, aufgenommen. Sie würden ihrer Pflicht eingedenk ſein, wenn der Heinz dereinſt als Herr auf dem Boden ſeiner Väter wandeln würde! Ja gewiß! —

Horch! war das nicht der bekannte Indianerpfiff?

Hihihihi —! klang es plötzlich ſchrill aus dem Dickicht heraus, und als der Freiherr, wenn auch in weniger hoher Tonlage, antwortete, hörte man es durch den Kadick, die Schlehe, die Brombeere und anderes Geſträuch, wie es den Untergrund des preußiſchen Waldes bildet, ſich herausarbeiten.

Ein dicker Fuchspony, aalglatt, die Mähne kurz, den Kopf zurückgeworfen; und auf ihm, wie feſtgewachſen, ein kleines Mädchen von zwölf Jahren, dem man jedoch wegen des feinen Gliederbaues gern einige Jahre weniger gegeben hätte. Sie trug einen kurzen Knabenkittel über den bis zum Knie reichenden Pumphöschen; das blonde Gelock wehte, wie es wehen wollte; an dem rotbebänderten Hütchen ſteckte der Eichenbruch, und die großen grauen Augen ſchauten aus dem mageren Geſichtchen unbekümmert in die Welt.

„Onkel Rönneberg, Du allein?“

Wenn auch in dem Tone ein Schatten von Enttäuſchung lag, ſo ſchwang ſich die Kleine doch blitzſchnell von ihrem Pony, dieſem das Nachkommen anheimſtellend, und die braune, ungepflegte Hand legte ſich in die bereitgehaltene des Freiherrn.

Das war die Eva von Vollanden.

Er, der alte Vollanden, hatte aus erſter Ehe zwei Söhne; aus zweiter zwei Töchter, und da auch dieſe zweite Frau geſtorben und ſeine Kinder alle das Vaterhaus verlaſſen, um dem Manne, reſpektive dem Weibe zu folgen, hatte er in ſpäteren Jahren zum drittenmal „einen Coup riskiert“. Nicht gerade im Verhältnis jenes Kurfürſten von der Pfalz, der da in umgekehrter Zahlenſtellung, als einundſiebzigjähriger Mann die ſiebzehnjährige Braut in das Heidelberger Schloß geführt, wohl aber annähernd. Als nun ein kleines Mädchen geboren worden war, ſo ergab es ſich naturgemäß, daß die Erziehungsprinzipien der Eltern ſcharf auseinander gingen; demgemäß man es um des lieben Friedens halber am erſprießlichſten fand, daß die Kleine ſich ſelber erzog.

„Sag' 'mal, Onkel,“ plauderte Eva im Gehen, „was hatt denn Heinz Vorteilhaftes über Euren neuen Rappen geſagt, wie?“

„Gar nichts hat er geſagt.“

„Gar nichts? Zu dem Staatstier?“

„Wenn einer etwas über einen Rappen ſagen will, muß er den Rappen doch erſt ſehen, und der Heinz hat weder Rappen noch Schimmel geſehen; der ſchlägt das Spinett, und die Tante verdreht die Augen dazu, wie 'n Papagei, wenn man ihm den Kopf krault. — Flieg' mal auf, Mariellchen, trab' 'rüber und ſchaff' mir den Bengel vom Klimperkaſten weg. Morgen ſchließ' ich den zu und ritze, ratze mit dem Schlüſſel in den Teich. Punktum.“

Klein-Eva ſchüttelte das Köpfchen, während in ihren Augen ein ſorgenvoller Ausdruck erſchien.

„Das ſchafft's nicht, Onkel, wirklich nicht. Sieh' einmal, das Klavier iſt ſein Pony und ſein Wald; wenn mir aber einer meinen Pony nimmt und Dir einer Deinen Wald, dem vergeſſen wir das unſer Lebelang nicht, und dann denken wir erſt recht an nichts anderes, denn an den Pony und an den Wald. Iſt's nicht ſo?“

Wie das Kind jetzt wieder in den Sattel gekommen war, hätte der Freiherr nicht zu ſagen vermocht; jedenfalls aber trabte Eva, Pferd und Reiterin wie aus einem Guß, bereits längſt des Weges dahin.

„Hör' 'mal, — Du — Eva!“

Kehrt machte die Kleine, aber herankam ſie nicht; das überließ ſie dem Freiherrn.

„Kannſt dem Vater noch was beſtellen, ehe ich's vergeſſe, Kind; wegen Eurer zackermentſchen Birken dort, deren Laub und deren Schatten mich dieſes Mal wieder um den halben Erdruſch des Weizens bringt. Bis vor zwei Jahren iſt ja die Geſchichte dem Geſetz nach gegangen. Jetzt ſind aber die Bäume ſo in die Höhe geſchoſſen, daß die Diſtanz von der Grenze überſchritten iſt. Entweder die Bäume werden gefällt, ſagſt Du dem Vater, oder es gibt unter neuen Umſtänden einen neuen Prozeß.“

Scharf blickten die Augen der Kleinen zu den Birken hinüber: „Weißt Du, was Vater antworten wird, Onkel?“

„Na, ſchieß' los!“

„Vater wird ſagen: Wenn arger Sturm iſt, dann könnte es ſein, daß er die Birken 'mal ein bißchen weit herüberbiegt; aber erſt muß Sturm ſein, und dann muß der Sturm gerad' vom Walde herkommen. Aus dem Walde kommt aber kein Sturm, und darum wird kein Baum gefällt. Das wird Vater ſagen.“

„Naſeweiſe Krabbe, mach', daß Du fortkommſt.“

Ein Tannenzapfen flog durch die Luft, aber er erreichte ſein Ziel nicht mehr.

Sie kannten einander „von immer“, der lange Heinz Rönneberg und die kleine Eva Vollanden, wenigſtens kannten ſie ſich von deren Tauftage an.

Ein unbewußter Drang zum Eheſtiften „bei Zeiten“ hatte den Freiherrn veranlaßt, bei ſelbigem Feſte neben der eigenen Gevatterſchaft auch den dreijährigen Enkel ins Treffen zu führen; zumal weil der Junge die erſten Stiefel trug, und männiglich der Sippe ſich des herzſtärkenden Anblicks freuen ſollte. Später hatten Heinz in Warnsdorf und Eva in Willmersdorf gleichzeitig die Maſern gehabt, während es mit dem Scharlach nicht ſo ganz auf einen Tag gefallen war. Sie hatten zur Winterszeit mit einander Schaf und Wolf geſpielt und im Herbſt reichlich Strohberge genommen. Das Unglück war nur, daß — wie klein Eva ſagte — Heinz, gleich dem Pferde, das nach dem Stalle drängt, dem Klavier zuſtrebte, daß darüber hier und da eine Pürſche unterblieb, der Blick in ein Vogelneſt oder ein Streifzug nach dem Haſelbruch, darinnen es doch von Nüſſen wimmelte.

Vielleicht hing es damit zuſammen, daß Eva, trotz entſchieden muſikaliſcher Begabung nach einander vier Lehrerinnen zur Verzweiflung gebracht, und daß ſie ſchließlich beim „lieben Auguſtin“ haften geblieben war: „Inſofern das Klavierſpiel den Menſchen um die äußere Forſchheit brächte.“

Gänzlich ungetrübt war das Miteinanderleben der beiden Kinder nur zu einer Zeit ihres jungen Lebens geweſen. Es war eine entfernte Tante derſelben geſtorben, zu deren Begräbnisfeier man die Kinder mitgenommen. Selbſtverſtändlich war das Klavier im Trauerhauſe verſchloſſenes Gebiet, und wie nun das Erbteilen bisweilen allen anderen Intereſſen des Lebens voranzugehen pflegt, hatte man die Kinder meiſt ſich ſelbſt überlaſſen. Die Streifereien in Garten und Wald waren hin und wieder durch den ſtillen Schauer unterbrochen worden, mit dem man das ſchwarz verhängte Gemach, darinnen der geſchloſſene Sarg ſtand, umſchlich. War es doch ſogar geſchehen, daß man einen kleinen Wettſprung über den ſchwarzen Tuchſtreifen, der den Boden bedeckte, gemacht, von Heinzens Seite durch einen ſchüchternen Kobolz gekrönt.

War da ferner ein bockender Eſel geweſen, der jeglichen der Dorfjungen zu Falle gebracht, nur den Heinz nicht; nein den nicht! War da auch eine Kahnpartie auf dem Weiher in der Tiefe des Gartens in Scene gegangen, nicht gerade wörtlich zu nehmen, inſofern der Kahn ein Waſchfaß war. Jedenfalls war klein Eva paddengleich ins Waſſer geplumpſt, und Heinz hatte ſie herausgezogen, wennſchon es ihm ſelber bis über den Kopf gegangen war. Er hatte ſie dann wegen Ungeſchicklichkeit ein wenig „durchgewalkt“, welche Strafe von Eva mit dem Hochgefühl hingenommen wurde, mit dem Kriemhilde berichtet, daß Siegfried ſie „wacker gebläut.“

Am Morgen der Abreiſe — die einen nach Warnsdorf, die anderen nach Willmersdorf — hatte Eva ſich leiſe in das Zimmer geſchlichen, darinnen der Onkel Rönneberg logierte, hatte die Thüre ſorgſam zugemacht und ſich zur Verhütung von Überfällen noch mit dem Rücken gegen dieſelbe gelehnt.

„Onkel Rönneberg, der Heinz iſt nämlich ein ganz gut zu brauchender Junge. Nur das andere in ihm — das bekommt die eigentliche Art unter —“

„Es ſoll ſie aber nicht unterkriegen!“ hatte der Freiherr ihr entgegengedonnert.

Eva mußte des Wortes gedenken, als ſie, übrigens in ziemlich unbehaglicher Stimmung, dem Warnsdorfer Herrenhauſe zutrabte. Wenn's nach rechten Dingen gegangen wäre, würde Heinz nach Willmersdorf gekommen ſein und nicht ſie zu ihm. Freilich geſchah ſolches nur, weil's der Onkel Rönneberg ſo befohlen hatte. Nein! Das war Unſinn; ſie konnte thun, was ſie wollte, und ſie that's.

Hart an dem Wege, längs deſſen Eva hintrabte, lag die Kleebrache, die man augenblicklich den Warnsdorfer Puten zur Weide überwieſen hatte. Demgemäß ſaß in ihrer Mitte, auf einem Häuflein über einander gelegter Raſenſtücke, die alte Berendtin, der Puten redliche Hüterin, den blauen Strumpf in der welken Hand, ein mächtiges Kohlblatt auf dem geſenkten Haupt.

Unter den Verſorgungspoſten, mit denen die Warnsdorfer Ortsarmen betraut wurden, war der beim Federvieh der bevorzugteſte, inſofern damit neben dem „Eſſen im Hofe“ auch eine eigene Stube im Inſpektorhauſe verbunden war.

„Na, die Berendtin lebt doch aber ackerat wie 'ne Fürſchtin,“ pflegte manch ein Mund im Dorfe, ohne daß der

Neid ſich geradezu herauswagte, zu ſprechen, inſofern die Berendtin nicht nur Heinzens Wärterin, ſondern — dazumal eine junge roſige Wittib — ſchon die Wärterin von Heinzens Vater geweſen war.

Wie man es bei pflichttreuen, werktüchtigen Perſönlichkeiten ſo oft findet, war auch die Berendtin — trotz mächtigen Wortſchwalls, wo er eben not that — eine in ſich abgeſchloſſene Natur, deren Herzenswärme ſich, kinderlos, wie die Alte war, nur auf einen Punkt zu konzentrieren vermochte. Dieſer Punkt war einſtens „der Kardelchen“ geweſen, und nun war es „der Heinzchen“! Der Berendtin halber konnten die Männer und Weiber des Dorfes im übrigen rumoren oder nicht rumoren, ſich ſchlagen und vertragen, ſich putzen und bereichern, ſo lange dieſes nicht zu ſehr auf Koſten der Herrſchaft geſchah. In welch letzterem Falle die Berendtin freilich doch ihren Ton mitzureden pflegte.

Die Alte wandte den Kopf der Richtung zu, von der her der kurze Trab von Evas Pony ſich hören ließ, und ihr Blick bekam etwas Lauerndes, Geſpanntes: „Richtig. Als ob das je hätte unterbleiben können — natürlich!“

Nach ſcharfer Wendung den Graben nehmend, war nämlich die Kleine, wie das ſo ihre Mode war, mitten unter die Puten geſprengt, daß dieſe breitbeinig nach allen Himmelsrichtungen auseinanderſtoben, welcher Sport, an ſich ſchon lohnend genug, noch das prickelnde Nachſpiel hatte, die Berendtin einmal ordentlich ſchimpfen zu hören. Hart an der Alten Seite parierte der Pony.

Alles ſtill.

„Berendtin, red't Dein Mund kein Wort?“

„Ne, was ſoll er ſegge? De Pute kome jo all wedder torück.“

„Berendtin, haſt Hitze im Kopf?“

„Ne. Wieſo?“

„Wegen dem Kohlblatt meine ich.“

„Ich denk', ich bin alt genug. Warum ſoll ich kein Blatt auf dem Kopf tragen?“

„Berendtin, haſt's Reißen im rechten Arm?“

Der Finger der rechten Hand deutete auf den Oberarm: „Katzenfell drauf!“

Jetzt beugte ſich Jung-Eva vom Pferde herab: „Berendtin, hat Dir der Heinz nicht guten Tag geſagt?“

Das war der Schuß ins Schwarze!

„Freilich hat er mir guten Tag geſagt, mit 'nem Kopfnicker aus dem Wagen, als wie der Herr König dem Unterthan. Hätt' bloß gefehlt, er hätt' mir 'nen Sechſer in den Sand geworfen. Na, den hätten meintswegen de Puten aufpicken können, und gedankt für ſeinen Kopfnicker hab' ich ihm auch nicht. Darum mußte das liebe Vieh, was nämlich hier die Puten ſind, 'ne halbe Stunde früher retour in ſeinen duſteren Stall; wollt' ihm entgegen gehen bis an die Grenze.“

Jetzt ſtand die Alte hoch aufgerichtet an Evas Seite, und ihre welke Hand legte ſich an den Zügel: „Fräuleinchen, liebes, der Kardelchen, das war der Kardelchen; aber der Heinzchen, das iſt der Kardelchen nicht.“

Eva ſchwieg, und, ſachte vor ſich hinnickend, fuhr die Alte fort: „Wie war es ſonſten, und wie iſt es anitzo? Kaum, daß der Kardelchen ſeinen Kaffee getrunken hatte, wenn er von der Poſt geholt worden war, da ging es, noch den Stritzel, mit wenigſtens 'nem Finger hoch Butter drauf, in der Hand, auf den Hof. War keine Thür, die er nicht aufgemacht, kein Stall, in den er nicht hinein geſehen, juſt als wollte er dem lieben Vieh zu wiſſen thun: das ſeid Ihr nun —, und das, das bin ich! Und dann, wo ich ſchon am Fenſter geſeſſen hab' und nach ihm ausgeſehen, wie 'n abſterbender Buſch, der ſeine paar Blätter doch noch nach dem Licht dreht, dann treppauf zu mir. — Kindchen liebes, Sie verſtehen davon noch rein nichts nicht, aber ein jedere Frauensperſon muß im Leben ihren Momang haben, wo das Herz ihr bibbert, wenn ſie einen beſtimmten Schritt vor ihrer Thüre hört.“

„Hat's bei Deinem alten Berendt gebibbert?“

„Ach, bei dem ſchon gar nicht! — War ein Saufaus, den ſie mir angefreit hatten. Gott hab' ihn dennoch ſelig! Aber ſehen Sie 'mal — gerad' weil ich beim Berendt in der Jugend zu kurz gekommen war, da mußt' es ſich nun nachträglich einſtellen, denn ob das, was da in einem zittert, die Brautliebe iſt oder ſo ein Stückchen Mutterliebe, dat is partout eingal. Wenn dann die Thüre aufflog, ſo weit ſie konnte, und in der Füllung ſtand der Kardelchen, Backen wie die Äppelchens, die Augen zwei blaue Sterne, wie hat's denn gehießen: ‚Guten Tag, Berendtin, und wie geht's Dir denn, Berendtin?‘ Und dann mir nichts, Dir nichts den Arm mir um die Mitte, mit 'nem Schott'ſchen auf und nieder und mit 'nem Schleifer rund. — Und wieder, wenn er ſeinen ‚dollen Tag‘ gehabt hat, dann mußte alles in der Stube um und um gedreht werden: die Stühle auf den Tiſch, die Karafine aufs Himmelbett und die bunten Oſtereier auf den Ofen; und wenn ich dann gerufen hab': ‚Na wart'!‘ dann das große Tuch vom Nagel und mir um den Kopf gewirbelt, daß mir Hören und Sehen und das Reden erſt recht verging. Einen Tag aber — er war ſchon ein Herr Leutnant in ſeiner vollen Pracht — da ſitzt er ganz duſemand am Fenſter, die Hände auf dem Säbel gekreuzt, und guckt immer auf den Hof, obſchon da rein nicht nichts zu ſehen war, weil's gerad' Mittagszeit war. ‚Berendtin,‘ hat er geſagt, ‚kannſt mir nicht 'nen Dahler pumpen?‘ Nein, die Ehr', Fräuleinchen liebes, die Ehr'!“

Klein-Eva kannte die Geſchichte; vielleicht kannte der Pony ſie auch, inſofern ſein Gebaren ein unruhiges wurde.

„Sei ruhig, Berendtin, ich ſchicke Dir den Heinz.“

„Schicken? Ne! Schicken is nich. An meine Thür braucht Heinzen nicht zu klopfen, wenn's ihm von alleine nich den Finger krumm gemacht! Baſta, Streuſand up!“

Wennſchon häusliche Pflichten Tante Jeanette dem Bann der Töne entzogen hatten, ſo ſaß Heinz doch immer noch am Klavier, als ihm geradeüber der Kopf des Ponys im Fenſter erſchien. An dieſe Art der Begrüßung gewöhnt, beſchrieb Heinz nur mit dem Finger einen Halbkreis, — andeutend, daß der Beſuch um das Haus herum den Weg durch die Thür in den Gartenſaal wählen möge. Er ſelbſt aber blieb ſitzen.

„Guten Tag auch, Du knuſprige Spinatwachtel, Du. Komm einmal näher heran, Eva von Vollanden, nimm mit meiner linken Floſſe vorlieb — ich kann die rechte nicht loslaſſen, ehe ich die Melodie gefunden habe. Alſo ſchlag ein, wenn Deine kleinen Pfoten nicht zu ſchmutzig ſind, nämlich!“

„Ich habe ſie mir ja Dir zuliebe expreß noch im Schnellgraben gewaſchen. Dafür komm' aber auch heraus.“

„Wart', wart'! Kannſt es Dir denn gar nicht denken — nein, natürlich kannſt es Dir nicht denken — wie's einen quälen thut, wenn's den ganzen langen Weg über um einen geſchwirrt und geklungen hat, und man meint, es wäre nur ein Zugreifen, ſobald man erſt am Klavier ſäße! — Wäre ja ſonſt längſt nach Willmersdorf gekommen. Na, wie geht's Euch denn ſo? Neues Tierzeug angerückt, wie?“

„Heinz, iſt es Dir ſchon 'mal gelungen, in Seelenruhe einem Fuchs hinterm Ohr zu kraulen?“

„Warte — warte — warte — jetzt hab' ich's, jetzt muß ich's haben! — Was ſagteſt Du doch: Fuchs kraulen? Ich kraule nie Fuchs!“

„Dieſen Fuchs habe ich nämlich ſo lange im Stalle gehalten, bis — nun, bis Du kamſt, Heinz.“

„Bloß wegen Kraulens, oder iſt ſonſt noch was dabei?“

„Gib acht, das Schöne kommt erſt: morgen nämlich fahren wir auf den Mühlenberg. Ich kutſchiere, und Du ſitzeſt hinten, mit dem Fuchs im Sack. Dann ſteigen wir aus, nehmen den Sack herunter, lüften ihn ein klein wenig, daß der Fuchs den Wald erſt ordentlich ſieht und den Himmel über ſich; wenn er dann wild wird, decken wir noch einmal zu, daß er meint, nun ſei alles wieder vorbei — und dann — dann — geben wir ihn frei! — Nein, das Wetzen und das Stieben!“

Die Wangen der Kleinen glühten, ihre Augen leuchteten, und gefeſſelt ließ Heinz die Hand endlich vom Klavier ſinken, während Eva, dadurch ermutigt, fortfuhr: „In unſerer Krähenhütte iſt auch ein neuer Uhu, den Vater direkt aus Steiermark hat kommen laſſen. Das Schnabelknacken, das Pluſtern, das Augenrollen! Ich ſage Dir, Heinz, Du wirſt 'was erleben!“

Die ſtrahlenden Kinderaugen hatten die Gedanken des Knaben für eine Weile im Bann gehabt; die des Uhu thaten es nicht, und wieder ſuchte die Hand nach der Melodie.

„Störe mich nicht, Eva, ſtöre mich nur jetzt nicht! Himmel, ſo gehe doch weg und benimm Dich nicht, wie ein um mich ſummendes Inſekt. Was willſt Du denn nun wieder hinter mir?“

„Ich ſah nur nach dem geiſtig geſträubten Haarkamm auf Deinem Rücken.“

Jetzt war Heinzens Geduld zu Ende: „Bin ich Dein Teckel?“ herrſchte er ſie an.

„Nein, Du biſt kein Teckel, denn Hunde ſind treu, und Du —“

„Wem hab' ich denn treu zu ſein?“

„Allem hier — dem Großvater, dem Hauſe und dem Garten, den Pferden und den Bildern an der Wand. Ich kann's ja nicht ſo ſagen, Heinz, aber wenn eines nach einem halben Jahr nach Hauſe kommt, dann möcht' er doch alles umarmen vor Freude und hockt nicht in der Stube, wenn die Lerchen jubilieren und die Störche klappern — und all ſo was.“

„Komm einmal heran, Eva. Kannſt Du es Dir denn gar nicht vorſtellen, daß es einem Menſchen, dem die Muſik doch nun einmal alles iſt, in dem fürchterlichen Kadettenkorps unter den Mauern, den Jungen, den Lehrern, den Stiefeln und den Wichskaſten zu Mute iſt, wie einem dürſtenden Tier in der Wüſte, wenn es nach der friſchen Quelle lechzt?“

Eva ſtand bereits an der Thür, den Drücker in der Hand: „Weißt Du, was das für Tiere ſind, die da dürſtend durch die Wüſte ziehen? Kamele ſind's! Nun haſt's gehört.“

„I, Du biſt ja eine ganz gemeine Flöte.“

Aber bereits fiel die Thüre ins Schloß, und ohne Abſchied ſprengte Eva Vollanden vom Hofe herunter.

3. Kapitel.

Um die Oſterzeit war es, und das Feſt fiel in dieſem Jahre früh genug, daß der Untergrund der gefrorenen Wege ſich noch hielt; demgemäß mußten die günſtigen Verhältniſſe zum gegenſeitigen Beſuch ausgenutzt werden. Die Willmersdorfer waren herüber gekommen, wobei der Freiherr von Rönneberg und der alte Herr von Vollanden ihren Waffengang zur gegenſeitigen Erheiterung gemacht hatten. Nicht allein, daß wegen eines Rehbocks, den der Warnsdorfer Förſter geſchoſſen, und von dem der Willmersdorfer behauptet hatte, er ſei übergetreten, die Unterſuchung eingeleitet worden war; nicht allein, daß der Warnsdorfer die Klage wegen der herangewachſenen Birken wieder aufgenommen hatte — der Bau der Eiſenbahn hatte wenigſtens das Gute gehabt, daß er ein ganz neues Streitobjekt zu Tage förderte.

Alten, aufgeſtöberten Vermeſſungsplänen gemäß ging nämlich die Grenze zwiſchen Warnsdorf und Willmersdorf nicht genau da, wo ſie bisher gegangen war, und während die beiden Herren in dem geräumigen Gemach auf und nieder ſchritten, brauſte es Unheil drohend, daß der Nachbar Rönneberg den Nachbar Vollanden nun erſt recht kennen lernen ſollte, obſchon ſie einander nun ſchon ſechzig Jahre kannten! Worauf man, durch ſolche Scharmützel geſtärkt, auf dem harten Roßhaarſofa in dem Schreibzimmer des Herrn von Rönneberg mitſammen Platz nahm.

„Zünde Dir doch die Pfeife an, Willmersdorfer. Ich hoffe, Jeanette ſoll uns einen ordentlichen Grog ſchicken.“

Da ſaßen ſie, die beiden. —

Allerdings war der alte Herr von Vollanden im Gegenſatz zu der Hünengeſtalt des Freiherrn nur ein verſchrumpeltes Männeken; war jedoch ein lebhafter Geſellſchafter, aus deſſen hellen Augen es mit jugendlichem Feuer blitzte. War von jeher ein richtiger Schlauberger geweſen, der ſchon als Knabe mit raſchem Blick erfaßte, was bei dem ſchwerfälligen Warnsdorfer erſt des Rückens in das rechte Licht bedurfte. Wußte ſich zu ſchicken und wußte ſich zu winden — ſtand auch mit der Eiſenbahn auf gutem Fuß. —

Während nun in hin und her fliegender Wechſelrede dies und jenes berührt wurde, ſowohl ins Perſönliche wie ins Nationale hinüberſtreifend, ein biſſel Tratſch und ein biſſel Klatſch mit unterlaufend, hatten die Rauchwolken ſich um die beiden Herren verdichtet, und draußen begann es Abend zu werden. Juſt die Zeit der Gemütlichkeit für das wohltemperierte Zimmer.

„Hilft Dir nichts, Rönneberg, hilft Dir nichts! Magſt Dich und Deine Klitſche mit Vorurteilen umgeben, deren jeglicher ſich als Ziegelſtein zu einer ſtattlichen Mauer geſtaltet, die Zeit kommt doch und ſchießt Dir Breſche hinein. Es iſt alleweile im Leben ſo geweſen, nur daß der Zeitgeiſt heutzutage nicht in ſachter Entwickelung der Dinge kommt, ſondern daß er in Eilmärſchen geradezu auf ſein Ziel losgeht!“

Herr von Rönneberg hatte, der Dämmerung und dem ununterbrochenen Redefluß des Nachbarn zu gleichen Teilen Rechnung tragend, ſeine Gedanken ein wenig ſpazieren geführt.

„Wer naht in Eilmärſchen? Die Ruſſen etwa?“

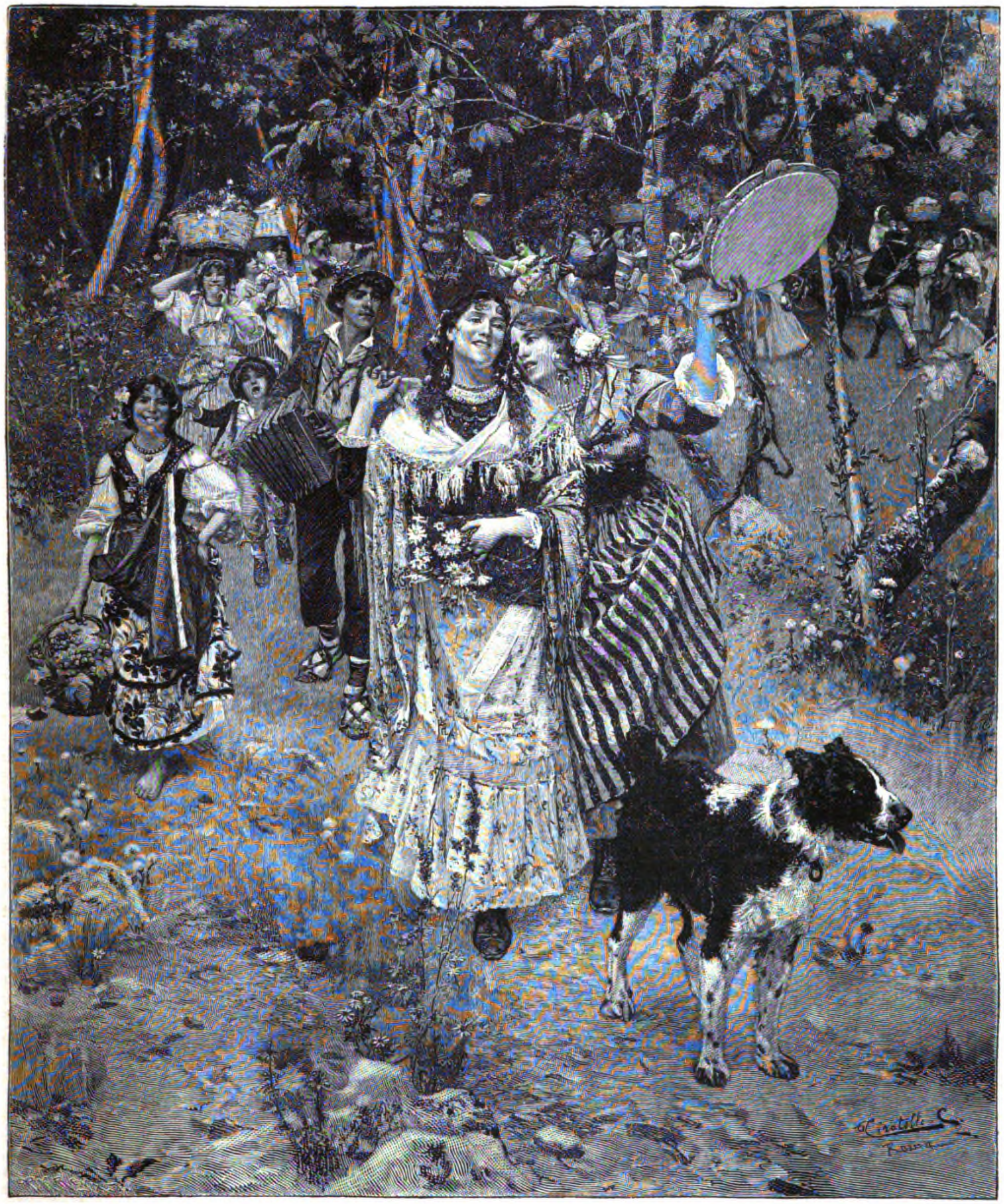
„I Gott bewahre, der Zeitgeiſt.“

„Ach ſo, Du warſt immer ſo bilderreich, Vollanden! Alſo denn nur weiter vom marſchierenden Zeitgeiſt — hol' ihn der Geier!“

Herr von Vollanden erhob ſich: „Aber Rönneberg —“

„Hand aufs Herz, Willmersdorfer — was kommt wohl von dem, was da als der Kulturfortſchritt bis zu den Sternen hochgehoben wird, dem Menſchen in ſeinem Seelenleben wirklich zu gute? Dem materiellen Genuß kommt's zumeiſt zu paß, dem Sündenleben in den großen Städten, der Verweichlichung des inneren wie des äußeren Menſchen! Sieh Dir 'mal zum Exempel das Kaſino für die Herren Offiziere, ſelbſt hier in unſerem doch als vermufft geltenden Schwarzenberg, an! Da thut jeder was dazu, daß es wie in der großen Garniſon werde! Und wie iſt es da! Trümeaux und Büffett und ein jeglicher ſein eigenes Beſteck. Drei Gerichte und dann ein unzufriedenes Sichumſehen, ‚wo bleibt der Nachtiſch?‘ Nachtiſch! O du liebe Zeit von dazumal! Du warſt nicht Offizier, Vollanden, Du gingſt immer auf dem Wege des Studierens und Meditierens, weißt's nur von Hörenſagen, daß zu meiner Zeit die Frau des Rittmeiſters zugleich die Pflegemutter für uns Leutnants von der Schwadron war. Da verſammelte man ſich in dem Eßzimmer mit den weißgetünchten Wänden — reichlich mit Sand ausgeſtreut, wegen des Bodens, der an den Stiebeln hing; Tannenäſtchen um die Fenſterbretter, wie um die vier hölzernen Näpfe in jeglicher Ecke. Die Teller waren von Zinn, wie die mächtige Terrine. Den Rittmeiſtergöhren die Serviette umzubinden, war verdammte Pflicht und Schuldigkeit, und kein Menſch unterſtand ſich auch nur zu muckſen bei Rindfleiſch wie Rhinozeroshaut und einer Brühe wie aus dem toten Meer! Und das waren die, die ſich doch das Kreuz bei Waterloo geholt hatten!“

„Haſt in einer Beziehung recht, Rönneberg, und in der anderen wieder nicht! Wer ſich in dem Gedränge nicht mit ſchieben läßt, der kommt eben unter die Füße! Jegliche Uhr, die nicht zur Zeit aufgezogen wird, geht nach. Kann Dir nicht helfen, alter Kunde, aber Du verſäumſt es, Dich aufzuziehen, und Du gehſt zurück, während alle Geiſtesuhren um uns herum nur danach trachten, ſich vor zu ſtellen. Es iſt nun einmal nicht anders in der Zeit, in der wir leben. Was ſonſt als ein ſich allmählich bahnbrechender Fluß ſachte herangeſchlichen kam, das kommt jetzt mit einem großen Schwall. Denk' 'mal ein biſſel nach! Du und ich, wir waren doch ſchon angeſeſſene Kerls, als unſer hochſeliger Friedrich Wilhelm hölliſch ſcharf wurde, weil das Verbot, im Tiergarten in



Photographie-Verlag von Franz Hanfſtängl, München.

Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Heimkehr. Nach dem Gemälde von Tiratelli.

Berlin zu rauchen, durch die Zeitungen dahin poſaunt worden war, wo die Geſchichte keinen was anging. Würd' ſich ſtark alterieren, unſer Hochſeliger, wo jetzt jeder Federfuchſer rufen kann: Freiheit für die Freſſe! Freiheit für die Preſſe! Wir haben ihn beiderſeits gekannt, unſeren alten Poſtmeiſter, den Nagler, der über die Eiſenbahn ungefähr ebenſo dachte, wie der Rönneberg auf Warnsdorf über ſie denkt. Und nun denke Dir den heutzutage Auge in Auge mit dem ſchneidigen Courierzug! Beſinnſt Du Dich wohl, wie ein Büchelchen verboten worden, weil eine darin vorgekommene umgefallene Poſtkutſche Naglern an die Ehre gehen könnte? He?"

„Was Du nicht alles auszukramen verſtehſt, Vollanden; jedenfalls hat das Verbot das Gute gehabt, daß dadurch ein Buch weniger in die Welt geſchickt worden iſt! So viel weiß ich wohl: als unſer hochſeliger Dritter das Feiern der vierhundertjährigen Buchdruckerkunſt unterſagt hatte, wäre ich der erſte geweſen, ihm mein ‚Danke, Majeſtät‘ zu entbieten, inſofern er mich nämlich gefragt hätte; aber vom Fragen hielt der König nichts — und auch darin hatte er recht."

(Fortſetzung folgt.)

Querulanten.

Eine kriminaliſtiſche Skizze von A. Oskar Klaußmann.

(Abdruck verboten.)

„Ich verlange Wiederaufnahme meines Verfahrens, denn die gegen mich verhängten Strafen ſind ungerecht. Die Zeugen haben Meineide geſchworen, die Polizeibeamten ſind meine Feinde; man hat die Protokolle gefälſcht, hat die Sache vollſtändig umgedreht und etwas ganz anderes niedergeſchrieben, wie die Zeugen und wie ich ausgeſagt haben. Ich verlange mein Recht und werde nicht ruhen, bis ich dasſelbe erlangt habe."

Der Beamte, der dieſes ſonderbare Schriftſtück lieſt, lächelt. Dann nimmt er den Bleiſtift und ſchreibt links oben in die Ecke: „Verfaſſer iſt Querulant. Zu den Akten." Damit iſt die fürchterliche Anklage gegen Zeugen und Polizeibeamte, die der Schreiber losgelaſſen hat, erledigt.

Was iſt denn ein Querulant? Man bezeichnet mit dieſem Worte, das von dem lateiniſchen „Querela", die Klage, abſtammt, einen Menſchen, welcher den Behörden durch unbegründete und läſtige Beſchwerdeführung unnütze Arbeit und allerlei Ungelegenheiten bereitet.

Bleiben wir bei dem Fall, auf den ſich der oben angeführte Brief bezieht. Ein Gaſtwirt war wegen Duldens von Hazardſpiel in ſeinem Lokal richterlich beſtraft, es war ihm von der Polizei mit Entziehung der Konzeſſion gedroht worden. Der Mann beruhigte ſich aber nicht bei dem richterlichen Erkenntnis, ſondern verſuchte immer wieder ein zweites Verfahren herbeizuführen, durch welches ſeine Freiſprechung bewirkt werden ſollte. Als die Rechtsanwälte nicht mehr auf ſeine Ideen eingehen wollten, wendete er ſich an die Winkelkonſulenten, die jeden Menſchen als Klienten annehmen, der ihnen nur Geld zahlt, und nun war der Querulant in ſeinem Elemente. Täglich regnete es Schriftſtücke an die Gerichtsbehörde und an die Polizei, in welchen die ungeheuerlichſten Beſchuldigungen gegen Zeugen, Beamte, ja gegen die Richter ſelbſt vorgebracht wurden. Die Beſchwerden wurden in der erſten Zeit unterſucht, und da man fand, daß ſie durchaus unbegründet waren, erfolgte natürlich ſtets ein ablehnender Beſcheid Darauf wandte ſich der Gaſtwirt an die höheren Inſtanzen und beſchwerte ſich hier über die unteren Organe. Er ging endlich ſelbſt mit einem Gnadengeſuch und mit einer direkten Beſchwerde an den Monarchen, an die Miniſter, an das Parlament, an die Staatsanwaltſchaft. Er zog ſich ſchwere Verurteilungen wegen verleumderiſcher Beleidigung durch die Schriftſtücke zu, die er in alle Welt ſchickte, und das Schlußreſultat war der Bankerott des Mannes und der Selbſtmord.

Man wird ſich ſagen, ſolches Gebaren ſtreift an Verrücktheit, und in der That haben wir es hier mit einem Fall von ſogenanntem „primärem Wahnſinn" zu thun, das heißt, mit einer Geiſteskrankheit, die ſich nur in einer ganz beſtimmten Form äußert. Der Kranke iſt ſonſt ganz vernünftig, nur in bezug auf ſeine Rechthaberei, in bezug auf die Sache, die er verficht, iſt er notoriſch geiſtesgeſtört. Die Wiſſenſchaft belehrt uns darüber, daß der Querulantenwahnſinn, wie ſie ihn nennt, erblich übertragbar iſt, daß er ſich aber auch nach ſchweren Krankheiten und nach leichten Verletzungen des Gehirns einſtellt. Bekannt ſind ja die ſogenannten „Prozeß-Hanſel", Menſchen, die ſich und ihre Familien dadurch ruinieren, die ſich vom Reichtum dadurch an den Bettelſtab bringen, daß ſie ungezählte Prozeſſe um der nichtigſten Vorwände willen anfangen. Auch dieſe Leute ſind höchſt wahrſcheinlich geiſtesgeſtört, und man thäte viel beſſer, ſie zu entmündigen und in einer Heilanſtalt unterzubringen, als zu dulden, daß ſie ſich und ihre Angehörigen pekuniär nnd ſozial ruinieren und den Behörden eine unglaubliche Arbeitslaſt verurſachen.

Es gibt kaum eine Behörde, ſei es Polizei, Gericht, Verwaltung, Magiſtrat ꝛc., bei welcher nicht mindeſtens ein oder zwei Leute als Querulanten bekannt wären. Man läßt dieſen Leuten gegenüber immer noch inſofern Milde walten, als man ihre verrückten Schriftſtücke einfach zu den Akten legt und ſo thut, als ob ſie gar nicht vorhanden wären. Würden jedesmal auf die ungeheuerlichen Verleumdungen und Anklagen hin, die in einem ſolchen Schriftſtück ſtehen, amtliche Schritte gegen den Schreiber gethan, ſo würden ſolche Leute gar nicht aus dem Gefängnis herauskommen.

Das Querulieren wird gerichtlich beſtraft, und einer der eklatanteſten Fälle iſt wohl der aktenmäßig feſtſtehende, nach welchem im Jahre 1888 ein Zuchthäusler mit drei Monaten Gefängnis reſpektive zwei Monaten Zuchthaus dafür beſtraft wurde, daß er ſelbſt im Zuchthauſe das Querulieren nicht laſſen konnte. Es war das ein Strafgefangener des Zuchthauſes Kronthal. Im Jahre 1883 wurde derſelbe, der Bäckergeſelle und ſpätere Kommiſſionär und Winkelkonſulent Stefan Manderle, wegen Körperverletzung mit tödlichem Erfolge — er hatte die Mietsfrau Fraſunkiewicz mit einem Meſſerſtich in die Bruſt getötet — zu ſechs Jahren Zuchthaus verurteilt, die er in der Strafanſtalt Kronthal verbüßte. Nachdem er zwei Jahre lang ſeine Strafe ſchweigend ertragen hatte, trat er im Jahre 1885 plötzlich mit der zu Protokoll abgegebenen Erklärung auf, daß die Zeugen, welche gegen ihn ausgeſagt, falſche Eide geleiſtet, ferner daß ein Polizeiſergeant und der Polizeikommiſſarius E. ſie zu dieſem Meineide verleitet hätte. Die Strafkammer wies den Angeklagten mit ſeinen Beſchuldigungen ab. Nunmehr ließ er ſich wieder zu Protokoll vor dem Amtsgericht in Krone an der Brahe vernehmen, wo er ſeine Beſchuldigungen aufrecht erhielt und gegen den obigen Beſchluß der Strafkammer Beſchwerde einlegte. Auch dieſe Beſchwerde wurde vom Oberlandesgericht zurückgewieſen. Der Angeklagte beantragte hierauf wieder ſeine gerichtliche Vernehmung zu Protokoll und verlangte Wiederaufnahme des Verfahrens mit der wiederholten Behauptung, daß mehrere gegen ihn vernommene Zeugen einen Meineid geleiſtet hätten. Auch dieſes Geſuch wurde durch Beſchluß der Strafkammer verworfen, ebenſo wurde auch die von dem Angeklagten gegen dieſen Beſchluß eingelegte Beſchwerde vom Oberlandesgericht zu Poſen zurückgewieſen. Damit beruhigte ſich der Angeklagte aber noch nicht, ſondern wiederholte ſeine Beſchuldigungen und Beſchwerden. Durch Ausſagen zu gerichtlichen Protokollen erhob er die unſinnigſten Anſchuldigungen gegen die Richter, welche in ſeinem Prozeſſe mitgewirkt hatten, gegen die Polizeibeamten, gegen die Gefängnisdirektion ꝛc. Dieſe Geſuche wurden ſtets zurückgewieſen, und im April 1887 wurde ihm endlich zu Protokoll bedeutet, daß, wenn er ſeine ſchon oft vorgebrachten und ſtets als unbegründet zurückgewieſenen Denunziationen wegen Meineides und Freiheitsberaubung, ſeine Anträge auf Wiederaufnahme des Verfahrens nochmals in unbegründeter Weiſe wiederholen ſollte, er ſeine Beſtrafung wegen Querulierens zu gewärtigen habe. Gleichwohl hielt er in ſeinen Beſchwerden ꝛc. nicht inne, und ſchließlich beklagte er ſich darüber, daß die Staatsanwaltſchaft gegen ihn eine unrechtmäßig verhängte Strafe gewaltſam vollſtrecke und die Sache bemäntele und verſchleiere. Auch dieſe Beſchwerde wurde durch Beſchluß des Oberlandesgerichts als unbegründet zurückgewieſen. Damit war aber auch die Geduld der Behörde erſchöpft, und es erfolgte die Erhebung der Anklage.

Der Querulantenwahnſinn entſteht gewöhnlich nicht auf einmal, ſondern entwickelt ſich allmählich bei den von ihm befallenen Perſönlichkeiten. Geradezu gefährlich iſt er für Leute mit einem ausgeprägten Rechtsbewußtſein. Wenn ſolchen Individuen einmal durch irgend einen Zufall amtlich ein Unrecht geſchieht, ſo laſſen ſie ſich nur gar zu leicht dazu fortreißen, ihr Recht mit einer Hartnäckigkeit und ſchließlich mit einem Beſtehen auf Kleinigkeiten zu verteidigen, bis ſie allmählich zu Querulanten werden. Bei manchen Menſchen hört dieſe Luſt am Querulieren auf, ſobald ſie ihr Recht erreicht haben. Andere aber begnügen ſich mit dem günſtigen Erfolge nicht, ſondern ſuchen immerfort wieder nach neuen Streitpunkten, um von neuem Krakehl anfangen zu können. Sie treiben das Querulieren als Sport; das Herumſtreiten mit den Behörden iſt ihnen zu einem wahren Bedürfnis geworden, ohne das ſie nicht mehr leben können.

Es iſt aber nicht einmal nötig, daß die Leute Prinzipien verfechten oder ihr Recht ſuchen. Es gibt Querulanten, die ſchon zufrieden ſind, wenn ſie eine Behörde „ärgern“ können. Ein klaſſiſches Beiſpiel in dieſer Beziehung iſt ein Rittergutsbeſitzer von G., der in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts das Rittergut G....... in der Nähe von Berlin beſaß, und der ſich durch ſein Querulieren mit den Behörden glücklich an den Bettelſtab brachte.

Dieſer ſonſt recht vernünftige Herr geriet mit jeder Behörde, an die er ſchrieb, dadurch in Differenzen, daß er ſich den ſogenannten Kurialien nicht fügte, das heißt, daß er den Behörden die Titel verweigerte, die ihnen geſetzlich damals wenigſtens zukamen. Heute darf man ohne weiteres ſchreiben: „An das Königliche Kammergericht in Berlin.“ Damals verlangte es die Vorſchrift, daß man ſchrieb: „An das Hochlöbliche Königliche Kammergericht in Berlin.“ Herr von G. führte mit dem Fiskus einen Prozeß wegen einer hölzernen Brücke, die auf ſeinem Gute über einen Bach führte. Der Fiskus behauptete, G. habe die Brücke im Stande zu halten, dieſer behauptete, das wäre Sache des Fiskus. Er machte eine Eingabe an das Kammergericht und ließ das Wort „Hochlöblich“ weg. Darauf wurde ihm der Brief uneröffnet zurückgeſchickt und er aufgefordert, die Titulatur „Hochlöblich“ vorzuſetzen, widrigenfalls er in Strafe genommen werden würde. Flugs ſetzte er ſich hin und ſchrieb: „An das Hochlöbliche Jammergericht in Berlin.“ Reſultat: fünfzig Thaler Strafe.

Damit hatte der Krieg begonnen. Faſt täglich ſchrieb der Querulant einen Brief an das Kammergericht, den er durch einen reitenden Boten nach Berlin hineinſchickte, und in jedem Briefe befand ſich irgend ein Verſtoß gegen die Titulatur oder eine direkte Beleidigung der Behörde. Die Strafen wuchſen ganz koloſſal. Für einzelne dieſer Briefe hatte G. fünfhundert Thaler Strafe zu bezahlen. Aber er ließ nicht nach, bis man ihm mit Einſperren drohte. Dann machte er noch einen letzten Streich. Er ließ die Brücke, wegen welcher er den Prozeß führte, eines Tages abbrechen und ſchickte ſie auf vier großen Laſtwagen nach Berlin an das Kammergericht mit einem Schreiben, worin er bat, „die Brücke zu den Akten zu heften.“ Reſultat: dreihundert Thaler Strafe.

Da G. ſelbſt in Hofkreiſen eine ſonſt recht angeſehene Perſönlichkeit war, wurden endlich Unterhändler zu ihm geſchickt, die ihn aufforderten, in ſeinem eigenen Intereſſe dieſen thörichten Kampf mit dem Kammergericht aufzugeben. Es wurde ihm anderſeits verſprochen, daß nun auch das Kammergericht das Kriegsbeil gegen ihn begraben würde. Darauf beruhigte ſich der Querulant, und die Sache ſchien damit aus der Welt geſchafft.

Kaum ein halbes Jahr ſpäter hatte er ſchon wieder einen Skandal, und zwar diesmal mit dem Vormundſchaftsgericht. Die Abteilung des Vormundſchaftsgerichts, welche ſich mit der Verwaltung der Mündelgelder befaßt, führte den Namen „Königliches Pupillenkollegium.“ Erſtens unterließ natürlich G. wieder, dieſe Behörde „Hochlöblich“ zu nennen, und wurde infolgedeſſen in fünf Thaler Strafe genommen. Außerdem monierte ihn die Behörde, weil er am Schluſſe ſeiner Briefe den ſogenannten Submiſſionsſtrich weggelaſſen habe, das heißt jenen Haken, den man nach altem Kurialſtil zwiſchen dem Worte „ergebenſter“ und dem tiefer darunter geſetzten Namen zu machen pflegt. Sofort ſetzte ſich G. hin, malte mehrere Bogen voll Haken der verſchiedenſten Größe und Länge, ſchickte den Brief an das Pupillenkollegium und bat die Herren, ſich den paſſendſten Haken auszuſuchen. Reſultat: fünfzig Thaler Strafe wegen Verhöhnung der Behörde. Der nächſte Brief, in dem er ſich über dieſe Strafe beſchwerte, trug die Adreſſe: „An das Königliche Pillen-Kollegium.“ Reſultat: hundert Thaler Strafe. Darauf remonſtrierte G. wieder und adreſſierte das betreffende Schriftſtück: „An das unmündige Kleinkinder-Kollegium in Berlin.“

Auch dieſer Kampf dauerte jahrelang und koſtete G. ein Vermögen. Er mußte ſchließlich, da er ja nicht nur mit den beiden angeführten Behörden allein krakehlte, ſein Gut aufgeben und ſtarb in ſehr dürftigen Verhältniſſen, angewieſen auf die Unterſtützung ſeiner Verwandten.

Ein außerordentlich markantes Beiſpiel von Querulantenwahnſinn iſt das nachfolgende, bei dem es ſich ebenfalls nicht um einen Rechtsanſpruch oder um verletztes Ehrgefühl handelt, ſondern bei dem ſich der Querulantenwahnſinn in einer eigentlich ſehr harmloſen Form zeigt. Über den intereſſanten Fall geben uns Akten Bericht, welche man vor einer Reihe von Jahren in der Univerſitätsſtadt Gießen vorfand, und aus denen Profeſſor Dr. Buchner einen intereſſanten Auszug geliefert hat. Die Akten beziehen ſich auf die Zeit vom Oktober 1736 bis zum Juli 1761, alſo faſt auf ein ganzes Menſchenleben.

Ein Studioſus der Theologie, Jughard in Gießen, richtete im Jahre 1736 an die Königliche Regierung die Mitteilung, er habe eine Heilquelle entdeckt. Er bitte auf das dringendſte, dieſe Heilquelle zu faſſen und in guten Zuſtand zu ſetzen, weil vorausſichtlich für die Stadt Gießen ein immenſer Nutzen daraus entſtehen könnte, wenn Gießen ein Heilbad werden würde. Die Regierung nahm die Sache ernſt; ſie hätte ſich wahrſcheinlich ſelbſt gefreut, wenn Gießen zu einem Badeort erſten Ranges geworden wäre, und beauftragte daher die ſtädtiſchen Behörden, die berühmte Heilquelle zu unterſuchen. Die Behörde berichtete darauf, der Jughard irre ſich; die ſogenannte Heilquelle ſei ein Tümpel, in dem ſich Waſſer von den umliegenden Feldern anſammle, und ſei nicht einmal eine direkt aus der Erde kommende Quelle. Das Waſſer ſei ſchlammig und als Getränk nicht genießbar.

Von dieſem Augenblick an begann Jughard, um ſich mit der Quelle Recht zu verſchaffen, einen Kampf, den er bis zu ſeinem Tode geführt hat. In Verſen und in Proſa ſchrieb er faſt täglich Briefe an die Regierung in Darmſtadt, in denen er ſich beſchwerte über die Indolenz des Magiſtrats, über die Feindſeligkeit der Behörden ihm gegenüber und über die Nachläſſigkeit, mit der die außerordentlich wichtige Quelle behandelt wurde. Sobald er nur irgend jemand, und ſei es einen vorübergehenden Ackersmann, aus der Quelle trinken ſah, ſetzte er ſich flugs hin und ſchrieb an die Regierung einen Bericht, daß er wieder einen neuen Zeugen dafür gefunden habe, von welch außerordentlicher Heilkraft das Waſſer ſei, das er ſtändig nach ſich ſelbſt den Jughard-Brunnen nannte.

Sein unabläſſiges Schreiben hatte nach drei Jahren doch den Erfolg, daß die darmſtädtiſche Regierung den Magiſtrat von Gießen energiſch aufforderte, etwas für die Quelle zu thun. Darauf wurde eine Reinigung des Waſſers vorgenommen und Nachgrabungen angeſtellt, welche dazu dienen ſollten, das Fundament einer ſteinernen Einfaſſung für die Quelle aufzunehmen. Je tiefer man aber kam, deſto weniger Waſſer gab es, und durch die Ausgrabung wurde feſtgeſtellt, daß es ſich in der That nicht um eine Quelle, ſondern lediglich um ein Durchſickern von Waſſer aus den Erdſchichten der benachbarten Felder handle. Die Arbeit wurde eingeſtellt und über das Ergebnis derſelben an die Regierung berichtet. An Jughard erging darauf von der Regierung der Beſcheid, ſich zu beruhigen; es ſei mit dem Brunnen nichts anzufangen.

Der Querulant aber ließ nicht nach. Immer wieder machte er Eingaben in Verſen und in Proſa, täglich hatte er von neuen Heilfällen zu berichten. Blinde waren ſehend, Wahnſinnige geiſtig geſund geworden, nachdem ſie von dem Waſſer getrunken hatten. Er ſelbſt konnte von den wunderbarſten Heilerfolgen berichten, die dies Waſſer gehabt hatte. Als er eines Tages, wahrſcheinlich in der Trunkenheit, von der Treppe fiel und ſich die Spitze ſeiner Pfeife durch die Zunge ſtieß, kurierte er ſich angeblich in vier Tagen mit dem Wunderwaſſer vollſtändig aus, und dieſen Fall trat er nun in mindeſtens hundert Eingaben an die Regierung breit.

Daß bei dieſem permanenten Schreiben für den Studioſus keine Zeit zum Studieren blieb, war wohl eigentlich ſelbſtverſtändlich. Er wurde ein altes, bemoſtes Haupt, lebte ſchließlich von Almoſen und ließ doch nicht mit dem Petitionieren um Inſtandſetzung des Brunnens nach. Die ganze Studentenſchaft hatte er zu Feinden; man verhöhnte ihn, wo er ging und ſtand. Um ihn zu kränken, warf man die ekelhafteſten Sachen in den Brunnen, wie Unrat, tote Katzen und Hunde ꝛc. Jeder dieſer Vorfälle wurde wieder Veranlaſſung für Jughard, neue Berichte an die Regierung nach Darmſtadt abgehen zu laſſen.

Faſt muß man aber die Geduld der Regierung in Darmſtadt noch für größer halten, als den Querulantenwahnſinn des Studenten, denn beinahe zwölf Jahre reagierte die Regierung faſt auf jede Zuſchrift. Dann ſuchte ſie ſich den Querulanten dadurch vom Halſe zu ſchaffen, daß ſie ihm einen Thaler — ſage und ſchreibe: einen Thaler — Gratifikation für ſeine Bemühungen um den Brunnen zuſprach, ihn aber gleichzeitig aufforderte, ſie fortan mit ſeinen Eingaben in Ruhe zu laſſen. Das half aber natürlich bei Jughard nichts. Er bedankte ſich für den Thaler, erklärte aber, da er notoriſch verarmt ſei, ſei es nur eine Forderung der Gerechtigkeit, wenn man ihm wenigſtens das Papier bewillige, auf dem er neue Eingaben an die Regierung ſchreiben könne. Auch dieſer Wunſch wurde ihm gewährt. Nun hatte Jughard Schreibmaterial, und er konnte wieder luſtig ſeine Berichte über den wunderthätigen Brunnen an die Regierung ſchmieden. Nach einem Vierteljahr ſchon verweigerte die Botenmeiſterei in Gießen aber die Hergabe von Schreibmaterialien an den Studenten, weil er ungeheuerliche Quantitäten davon verbrauchte. Wie die Akten ergaben, hatte er in einem Monat verſchrieben: zwei Buch Baſeler Weiß, zwei Buch Regiſterpapier, zwei Buch Konzeptpapier. Dazu hatte er ein Gebund Federkiele und eine Stange Siegellack verbraucht.

Als Jughard das Dienſtpapier verwehrt wurde, bettelte er ſich Schreibmaterialien von mildthätigen Leuten zuſammen. Nun berichtete aber auch der Magiſtrat an die Regierung, daß Jughard durch ſeine Verrücktheit vollſtändig verarmt, und daß es wohl nötig wäre, etwas für ihn zu thun. Ein Amt als Lehrer auf einem Dorfe wolle er nicht annehmen, da er durch nichts von ſeinem Brunnen zu trennen ſei. Die Regierung machte darauf den wenig geiſtvollen Vorſchlag, auf das heilkräftige Waſſer eine Art Abgabe zu legen und die Einkünfte aus dieſer Abgabe Jughard zu überlaſſen. Der Magiſtrat teilte ſofort mit, daß es keinem Menſchen einfiele, Waſſer umſonſt aus dem Tümpel zu nehmen, geſchweige denn gegen Bezahlung, und ſo blieb wieder jahrelang die Sache beim alten. Jughard lebte von Almoſen, hungerte und ſchrieb Berichte an die Regierung, in denen er ſie immer wieder aufforderte, etwas für den Brunnen zu thun, ihn mit Parkanlagen, Alleen und Brunnenhäuſern zu umziehen, damit Gießen ein großartiger Badeort würde.

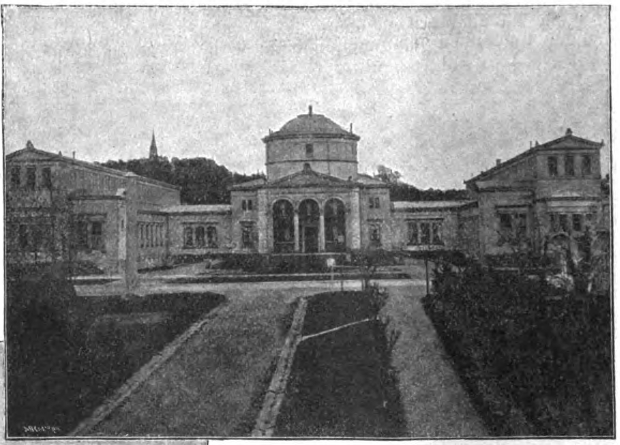
Im Jahre 1761 ſchließt dieſe Korreſpondenz. Jughard war in Armut und Elend geſtorben, ein Opfer ſeines ſonderbaren Querulantenwahnſinns.

Ein Gedenkblatt zum fünfzigjährigen Beſtehen des Bades Oeynhauſen.

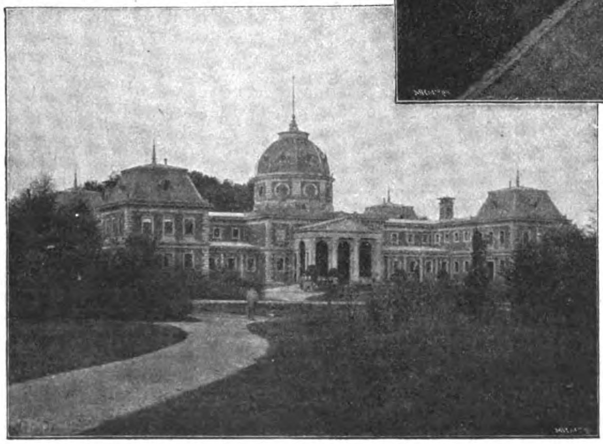
Karl Freiherr von Oeynhauſen,
der Begründer des Bades Oeynhauſen.

Am Einfluß der Werre in die Weſer, eine Wegſtunde weſtlich von der Porta Weſtphalica, liegt, umgeben von den mannigfachen Reizen einer freigebigen Natur, jenes freundliche Städtchen, das vor nunmehr fünfzig Jahren gegründet, trotz ſeiner Jugend weit über die Grenzen der engeren Heimat, ja ſelbſt über das große Weltenmeer hinüber einen gefeierten Namen hat. Sieht man von den gigantiſchen Thorpfoſten der Porta, deren einen Gipfel demnächſt das majeſtätiſche Kaiſerdenkmal der Provinz Weſtfalen ſchmücken ſoll, hinüber in das liebliche Thal, welches ſich dem Weſerlaufe anſchmiegt, ſo wird das Auge des Beſchauers angenehm überraſcht durch die bunte Mannigfaltigkeit und den reizvollen Wechſel von Berg und Ebene, von Wald und Feld, von Dorf und Weiler, und inmitten des idylliſchen Zwickels lugen als die einzigen Zeugen induſtrieller Thätigkeit im Schoße einer Ackerbau treibenden Gegend die hohen Schlote der königl. Saline Neu-Salzwerk und die dampfenden Eſſen zweier Thonwarenfabriken neugierig zum Firmament empor, um ſchon aus der Ferne dem Fremden die Stelle zu bezeichnen, wo die ſegensreiche Schöpfung Friedrich Wilhelms IV, das heilkräftige Bad Oeynhauſen, ſich ausbreitet.

Aus dem unſcheinbaren Dörfchen, das vor fünfzig Jahren hier ſtand und in der ihm eigentümlichen Zerſtreutheit der Gehöfte noch ganz den Charakter einer ländlichen Niederlaſſung trug, iſt jetzt eine moderne Stadt geworden, ausgeſtattet mit all den Errungenſchaften erprobter Technik, wie ſie der bequemen Behaglichkeit des heutigen Kulturlebens entſprechen. Wo vor fünf Luſtren noch das Haus des emſigen Kolonen inmitten eines Buchen- oder Eichengürtels ſtand oder die Lehmhütte des Heuerlings, umbellt vom wachſamen Hofhunde, als die letzte Zeugin ſagenhafter Vergangenheit an den ſtolzen Sachſenherzog Wittekind gemahnte, da erheben ſich jetzt ſtattliche Villen inmitten herrlicher Parkanlagen, palaſtartige Hotels mit jener raffinierten Ausſtattung, wie ſie ſonſt wohl nur die Großſtadt dem verwöhnten Gaſte zu bieten vermag. Der Erdboden, einſt durchfurcht vom Pfluge des Landmannes, birgt jetzt die zahlloſen Kanäle und Rohrleitungen, welche die Anlage des Gas- und Waſſerwerkes im notwendigen Gefolge hat, und nur ſelten erinnern noch der weißleinene Rock und der ſchwarze Filzhut des Mannes, das beknöpfte, kurzgeſchnittene Mieder, die ſpitzengezierte Stirnbinde und die rotgelbe Bernſteinkette um den Hals der Frau an die Zeit, in der hier einſt ein betriebſames Geſchlecht im harten Ackerbau des Leibes Notdurft und Nahrung ſich errang. Immer weiter ſtreckt der unaufhörlich wachſende Ort ſeine Arme aus, um bald hier, bald dort einen alten ſtillen Weiler in den Kreis des modernen Badelebens hineinzuziehen, und die beiden Heerſtraßen, zwiſchen welche ſein Weichbild hingelagert iſt — die Bahn von Berlin nach Köln und die Linie Halle-Vienenburg-Löhne — ſorgen unaufhörlich ebenſo für den Zuzug neuer Anſiedler nach dem friedlichen Idyll, wie ſie Heilung ſuchenden Kranken den Weg zu den lindernden Bädern erleichtern und abkürzen.



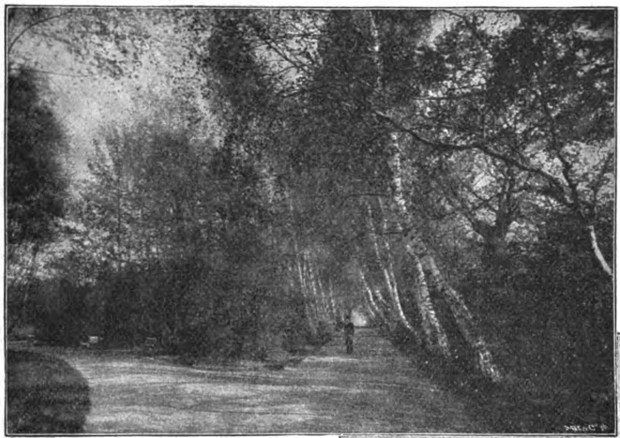
Thermalbadehaus in Bad Oeynhauſen.



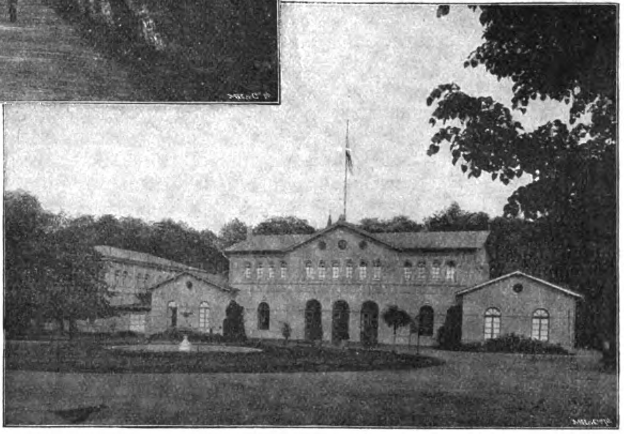
Solbadehaus in Bad Oeynhauſen.

Seit der Errichtung des Bades vor nunmehr fünfzig Jahren hat daſſelbe in ſeiner Entwickelung ſtets zugenommen, und nachdem der Ort im Jahre 1885 eine ſelbſtändige und zugleich ſtädtiſche Verfaſſung erhalten hat, zählt er jetzt bereits — ausſchließlich des ihn an Einwohnerzahl übertreffenden Stammdorfes Rehme — mehr denn 3000 Einwohner, die — großenteils aus der Fremde eingewandert — durch unermüdlichen Fleiß, durch fortwährende Förderung des Komforts im Bunde mit der Freigebigkeit der kgl. Badeverwaltung das Bad zu einem Kurorte umgewandelt haben, der allen Anſprüchen genügt, die man an einen Badeort erſten Ranges zu ſtellen berechtigt iſt. Der über 180 preußiſche

Morgen große Kurpark, der faſt alljährlich ſich ausdehnt, zählt zu den ſchönſten Gartenanlagen, welche in irgend einem deutſchen Bade dem Gaſte geöffnet worden ſind, und noch heute ſtaunt der Beſucher über die bewundernswerte Kunſt, mit welcher der große Gartenkünſtler Lenné aus unſcheinbaren und regellos gepflanzten Baumgruppen, aus weiten Grasflächen, wie er ſolche hier urſprünglich vorfand, ein Werk ſchuf, das ſelbſt den verfeinerten und verwöhnten Geſchmack des weitgereiſten Kurgaſtes nicht unbefriedigt laſſen kann. Inmitten von buntfarbigen Blumenbeeten, hier und dort begrenzt von kleinen Hainen, plätſchernden Springbrunnen oder freundlichen Teichen, erhebt ſich das monumentale Solbadehaus in ſeinem heiteren Stile der franzöſiſch-italieniſchen Renaiſſance; dicht am Kurgarten nahe der Herforderſtraße, liegt das große Thermalbad, wie jenes in der Mitte einen mächtigen mit Vorhallen verſehenen Kuppelbau zeigend, ſonſt aber in den klaſſiſchen Formen griechiſcher Baukunſt gehalten. Von keinem Geringeren, als dem hochherzigen Könige Friedrich Wilhelm IV. aus der Privatſchatulle erbaut und in Gegenwart des hohen Gönners im Jahre 1857 eingeweiht, hat dieſer Bau lange Jahre als Muſter für die Anlage derartiger Anſtalten gedient.

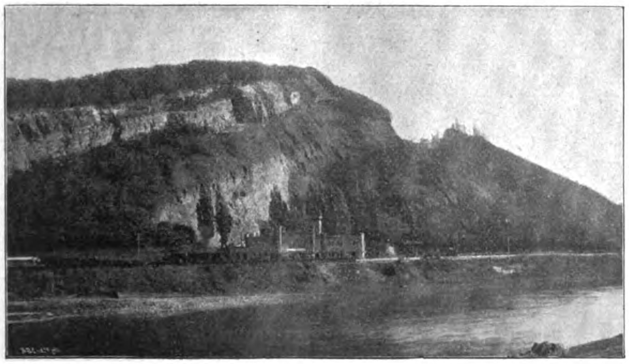


Im Park.



Theater in Bad Oeynhauſen.

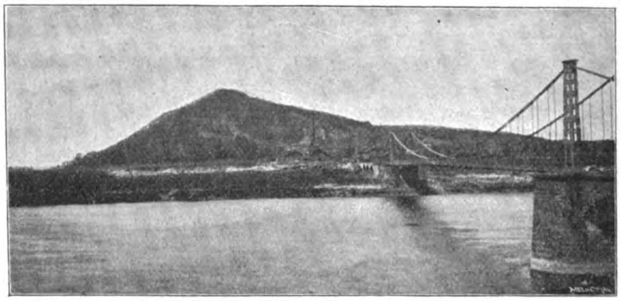
Unter den Kurmitteln nimmt — abgeſehen von dem durch lebhafte Luftſtrömung aus den Thälern der Werre und Weſer ſelbſt im Hochſommer angenehm gekühlten Klima — die infolge ihres Kohlenſäuregehaltes ſtark ſchäumende Thermalſole die erſte Stelle ein; ihr reihen ſich würdig die kalten, kohlenſäurefreien Solen an, wozu endlich die in den Gradierwerken erzeugte Gradierluft hinzukommt, die mit ihrem reichen Salzgehalt beſonders bei gewiſſen Erkrankungen der Atmungsorgane von ſo unſchätzbarem Werte iſt. Die Bäder ſelbſt erweiſen ſich bei den vielfachen Erkrankungen des peripheren und centralen Nervenſyſtems, bei Skrophuloſe, Rheumatismus, Herzkrankheiten und allen jenen Leiden als heilend oder wenigſtens lindernd, welche die Folge mangelhafter Körperernährung, der Erſchöpfung nach ſchwerer Krankheit ꝛc. ſind. Während bis zum vorigen Jahre nur allein in den Sommermonaten, vom Mai bis September, die Bäder der Benutzung der Kurbedürftigen offen ſtanden, werden ſeit dem vergangenen Winter auch in der kalten Jahreshälfte Bäder verabreicht; im übrigen bietet das mit allen Vorzügen ärztlicher Routine eingerichtete „Sanatorium“ Gelegenheit, ohne die Straße paſſieren und die großen Badehäuſer aufſuchen zu müſſen, im eigenen Hauſe die Kurmittel zu benutzen. Ein „Schulſanatorium“ endlich ermöglicht Knaben, welche neben der Kur ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung nicht vernachläſſigen ſollen, auch außerhalb der Ferienzeit ein auftauchendes chroniſches Leiden im Keime zu erſticken.



Jakobsberg.

Eine ſtetig zunehmende Zahl kranker Gäſte eilt denn auch alljährlich „der Perle Weſtfalens“ zu, um hier Geneſung zu ſuchen und zu finden. Neben dem Rollſtuhl des geſprächigen Schwaben und gemütlichen Sachſen ſteht derjenige des ernſten Mecklenburgers und ſchweigſamen Pommern; der Yankee trifft ſeinen Halbbruder John Bull; die würdevolle Matrone, deren Haupthaar von der Zeit und der Arbeit gebleicht iſt, wird durch die Schar leichtfüßiger Mädchen, die auf dem ſchattigen Spielplatz ſich den Reizen des Lawn-Tennis hingeben, an die Maienzeit der eigenen Jugend erinnert. Gar mancher von den Beſuchern mag, ehe er den gaſtlichen Pforten des Bades ſich zuwendet, zunächſt noch bangenden Zweifel im Herzen getragen haben, ob auch wirklich der geprieſene Quell das halte, was der ſieche Körper von ihm erhoffen darf; aber wenn der Kranke ſieht, wie die Leidensgenoſſen, zumal ſolche, welche anfänglich jeglicher Bewegung der Extremitäten beraubt waren, nach und nach geſunden, um ſchließlich — mit Ausnahme der „Rückenmärker“, denen wenigſtens Stillſtand ihres Leidens gewährleiſtet wird — ganz ohne fremde Hilfe und im Vollbeſitz aller körperlichen Kräfte wieder den heimatlichen Penaten zuzueilen, dann durchzieht auch ſeine Seele ein Strahl freudiger Hoffnung, die melancholiſche Stimmung weicht einem zuverſichtlichen Optimismus, der täglich wächſt, je deutlicher die Erfolge der eigenen Kur in ihrem, wenn auch vielleicht langſamen, ſo doch ſicheren Fortſchreiten ſich bemerkbar machen. Mit dem Gefühl aufrichtigen Dankes ſcheidet der Geneſene von der Stätte, wo er Heilung gefunden, und gar zahlreich und zum Teil koſtbar ſind die äußeren Zeichen dankbarer Geſinnung, welche dieſer oder jener Glückliche den fürſorglichen Wirtsleuten oder dem Bade ſelbſt gewidmet hat. Den prägnanten Ausdruck dieſes überſchwellenden Gefühls bildet der vornehme granitne Obelisk, der inmitten üppiger Vegetation neben dem Thermalbade ſich erhebt und die bedeutungsvolle Inſchrift trägt:

Dem königlichen Berghauptmann
Karl Freiherrn von Oeynhauſen,
dem Entdecker der Heilquelle,
ſtiftet dieſes Denkmal zum
ewigen Andenken
ein Kurgaſt.
22. März 1886.



Wittekindsberg.

Gleichfalls dem Gründer des Bades iſt das Denkmal beſtimmt, das demnächſt bei der Feier des Badejubiläums von der kgl. Verwaltung im Bunde mit der dankbaren Einwohnerſchaft des Ortes errichtet werden wird: auf einem hohen Sockel aus Granit, getragen von vier mächtigen ſich ſtufenweiſe verjüngenden Syenitplatten, wird die bronzene, in anderthalbfacher Lebensgröße gehaltene Büſte des Verewigten ruhen, das Geſicht jener Stätte zugewendet, die mit ihren erquickenden Thermalbädern ſchon ſo manchen herben Schmerz gelindert, ſo manche Thräne der Verzweiflung hat trocknen laſſen.

Eine entzückende Umgebung harrt des Naturfreundes, der es ſich nicht verdrießen läßt, ſich der Unbequemlichkeit eines Ausfluges zu unterziehen. Mag auch die Landſchaft nicht die Romantik bieten, wie die ſtolze Rheingegend ſie aufzuweiſen hat, mag ihr auch der gigantiſche Charakter verſagt ſein, mit dem die Alpenwelt den Fremden bezaubert, ſo entſprechen doch gerade der Naturgenuß, den ſie zu gewähren verſteht, der Wechſel zwiſchen Berg und Thal, der Reiz pittoresker Partieen und die Beruhigung des ländlichen Friedens, die Einſchränkung des Blickes zwiſchen maleriſchen Formen und ſeine Ausdehnung in liebliche Fernen dem im Menſchen einmal liegenden Bedürfnis nach harmoniſcher Vielheit, mag derſelbe nun im Wagen oder zu Fuß die freundlich lächelnde Natur durchwandern.

Hermannsdenkmal.

Am Siel wird die Miene des Dulders im Rollſtuhl erheitert, wenn er unter ſchattigen Bäumen ſitzend und umtönt von nimmer raſtendem Rauſchen des Waſſerfalles ſein Auge zu dem Abendhimmel ſchweifen läßt. Im Oſten wird der Horizont durch das Weſergebirge begrenzt und zugleich durch die Porta erweitert.

In Bergkirchen, gelegen in einer anmutigen muldenförmigen Einſenkung des Höhenzuges und in ungefähr einſtündiger Fahrt erreichbar, umfängt den Epigonen der Geiſt alten germaniſchen Heidentums, wenn er aus der Quelle ſchöpft, die der Chriſtengott zum Beweiſe ſeiner angezweifelten Allmacht dem vor Durſt faſt zum Tode ermatteten Sachſenherzog Wittekind erſchloſſen haben ſoll. Zwar war der ſtolze Heerkönig ſchon getauft, aber willig lag die Seele noch in den Banden des ererbten Aberglaubens, und erſt ſolch draſtiſcher Mittel bedurfte es, um das zähe Heidenherz zu erweichen und den Geiſt für die Heilslehren chriſtlicher Nächſtenliebe empfänglich zu machen. Unvergeßlich wird ferner jedem, der ihn jemals gemacht hat, der Maienſpaziergang über den Bergrücken oſtwärts bis zur Weſerſcharte ſein. Entzückender Buchenwald nimmt den Wanderer auf, im Gezweige das kecke Gezwitſcher des Finken, das Zirpen der Droſſel, das ſehnende Brautlied der Nachtigall, in den Lichtungen der Blick in die weite glückliche Ebene mit ihrer friedlich-ſtill ſich hindurchſchlängelnden Weſer und den ſchönen Ruhepunkten, wie ſie dichte Gruppen knorriger Eichen oder himmelanſtrebender Buchen dem Auge gewähren. Weithin endlich die klaffende Breſche inmitten des Höhenzuges, die vor ungezählten Jahren die urwüchſige Kraft des einſtigen Waſſerrieſen gebrochen haben ſoll. Kein Kurgaſt verſäumt, an dieſem Naturgenuß ſich zu erlaben, mag er nun als rüſtiger Fußgänger oder im bequemen Landauer dieſe durch die Schönheit der Natur wie ihre hiſtoriſche Vergangenheit gleich bedeutſamen Stätten aufſuchen. Wer Tagestouren liebt, fährt auch wohl nach dem benachbarten Detmold, der hübſchen Reſidenz des jetzt vielumſtrittenen Fürſtentums, oder nach der etwa eine Stunde ſüdweſtlich davon gelegenen Grotenburg mit dem impoſanten Hermannsdenkmal, dem Wahrzeichen germaniſcher Kraft und deutſchen Freiheitstriebes, und von dort durch die dichten Buchenwaldungen der wildreichen Wiggengrunde zu jener Stätte des Teutoburger Waldes, die mit der ernſten Majeſtät ihrer Erſcheinung ebenſo ſchon unſere heidniſchen Altvordern mit frommem Schauder erfüllte, wie ſie ſpäter die Benediktinermönche zur Pflege eines entſagungsvollen Chriſtentums einlud — die Externſteine mit ihren charakteriſtiſchen Reſten längſt vergangener altdeutſcher Skulptur. —

Das Jubiläum eines fünfzigjährigen Beſtehens, dem das Bad am 30. Juni entgegenſieht, erinnert unwillkürlich an den immerhin eigentümlichen Zufall ſeiner Entſtehung: Im April 1830 ließ der erwähnte Berghauptmann Freiherr von Oeynhauſen nahe bei der ſchon faſt ein Säkulum beſtehenden Saline Bohrarbeiten vornehmen, um ein vorher gemutetes Salzlager zu erſchließen; nachdem man zunächſt auf Süßwaſſer geſtoßen, ſtellte ſich, als das Bohrloch ſchließlich bis zu einer Tiefe von 617 Metern niedergebracht worden war, — allerdings kein Salzlager ein, wohl aber entquoll ihm jener mächtige warme, kohlenſäurereiche Waſſerſtrahl, der da berufen ſein ſollte, Tauſenden und Abertauſenden von Kranken Heilung ihrer ſchmerzhaften Leiden zu ſchaffen. Bald genug wurde der Wert des koſtbaren Fundes erkannt; die erſchloſſene Quelle floß über das Grundſtück des Kolonen Meyer ab, und dieſer und die Beamten des Bohrunternehmens legten bereits im Jahre 1839 vier, wenn auch zunächſt nur höchſt primitive Badehäuſer an, die bald genug den Zielpunkt der aus der Umgebung herbeieilenden Kranken bildeten. Die glücklichen Erfolge bewährten, ſelbſt bei dieſer unvollkommenen Einrichtung, die ausgezeichnete Heilkraft der immer reicher und kohlenſäurehaltiger gewordenen Sole, worauf ſchließlich der geheime Staats- und damalige Finanzminiſter, Herr von Flottwell, von welchem der Betrieb der Bohrarbeit reſſortierte, die Kgl. Regierung zu bewegen verſtand, den Badebetrieb ſelbſt in die Hand zu nehmen. Allerdings ſollte es, ehe dieſes Ziel erreicht werden konnte, noch einen harten Kampf mit dem querköpfigen Beſitzer der Parzelle geben, ein Prozeß, der in ſeinen Einzelheiten gar ſehr an das Geſchichtchen der Mühle von Sansſouci zu erinnern geeignet iſt. Trotz aller Überredungskünſte und trotz des mehr als das Dreifache des Wertes betragenden Angebotes weigerte der Kolon Meyer den Verkauf ſeines koſtbaren Ackers, und es bedurfte erſt eines langwierigen, durch drei Inſtanzen geführten Prozeſſes, um den Widerſtand des weſtfäliſchen Trotzkopfes zu brechen und im Wege der Expropriation die Quelle ihrem großen Berufe, „ein ſegensreiches Heilmittel, eine Pflanzſtätte neuen Kulturkeimes, ein Centrum der Thätigkeit und des Erwerbes vieler Menſchen“ zu werden. Die von der Gartenlaube, 1861, Heft 3, gebrachte Notiz, als hätten Schweine die Quelle eigentlich entdeckt, gehört demnach in das Gebiet der Fabel wie ebenſo die Angabe, es hätte der Eigentümer wegen gewaltſamer Vertreibung von ſeinem Grund und Boden den Verſtand verloren, ſich als legendenhaft erwieſen hat: in Wahrheit iſt der Kolon Meyer als reicher Mann auf einem benachbarten Hofe an einer Herzkrankheit geſtorben, und ſeine Verwandten, die Erben ſeines anſehnlichen Vermögens, ſitzen noch heute in hieſiger Gegend und erfreuen ſich des Segens, den die Erſchließung der erſten Heilquelle beſonders auch für ſie im Gefolge gehabt hat.

Ein Rückblick auf die Entwickelung von Oeynhauſen während der erſten fünf Dezennien ſeiner Geſchichte — den Namen verdankt der Ort dem pietätvollen Entſchluß des ſchon genannten Monarchen, dem Entdecker der heilkräftigen Quelle ein „monumentum aere perennius“ zu ſtiften — erinnert an den ſprudelnden Werdetrieb einer amerikaniſchen Stadt und beweiſt, was Menſchenhände in einem halben Jahrhundert ſchaffen können, wenn die Liberalität eines königlichen Gönners und ein reger Eifer und die verſtändnisvolle Intelligenz der Behörden mit der betriebſamen Geſchäftigkeit und einer weitblickenden Erkenntnis des Volkes Hand in Hand gehen. Dabei hat nicht die laute Reklame geſchäftsmäßiger Spekulation den ſtillen Entwickelungsgang zu ebnen gebraucht, ſondern, wie überall, ſo hat auch hier das Gute und Wahre als ſolches, wenn auch beſcheiden und ſchüchtern, ſo doch mit urkräftiger Sicherheit ſich ſeinen Weg gebahnt. Mag die fernere Entwickelung diejenige des erſten bedeutſamen Lebensabſchnittes nicht Lügen ſtrafen — der leidenden Menſchheit zum Segen, der Arbeit zum Lohne und dem allgütigen Spender des heilbringenden Bornes zur Ehre!

Ferdinand Teetz.

Im Ahnenſchloß.

Jagdſkizze von Anton Freiherrn von Perfall.

„Von Greifenberg die Greifen, die kommen mit Singen und Pfeifen,“ ſo ſteht zu leſen in dem großen Raumerſchen Turnierbuche. Es waren offenbar gar luſtige lebensfriſche Geſellen, die damals auf mächtigem Roß mit Speer und Schild, die alte Römerſtraße entlang ritten, gegen München zur fröhlichen Turnei, bis der letzte ihres Stammes, Hans der Greif, der blondgelockte bayeriſche Landherr, zu ernſterem Strauß desſelben Weges zog, um niemals zurückzukehren zur heimatlichen Burg — in der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis von den Türken gefangen genommen, ſtarb er mit 10 000 Schickſalsgenoſſen 1396 von Henkershand zu Konſtantinopel.

„Gehabt Euch wohl, Brüder! Auf Wiederſehen in der anderen Welt. Unſer Blut fließt für das Wohl Gottes, heute noch ſind wir ſeine himmliſchen Kinder,“ waren ſeine letzten Worte. Und dieſem Henkerſtreich habe ich es zu danken, daß ich heute dieſelbe Straße fahre, meiner alten Heimat zu, dem alten Greifenberg am Ammerſee, in welchem, ſeit dieſem blutigen Unglückstage deutſcher Ritterſchaft im fernen Oſten, meine Sippe hauſt.

Der Echinger Berg iſt glücklich überwunden, die Braunen verſchnaufen, und dort aus dem Grün uralter Fichten blitzt der Turm. Da hat er wohl noch Halt gemacht, der brave Hans mit ſeinen Getreuen, und einen wehmütigen Blick zurückgeworfen auf die Heimat, die er nimmer wieder ſchauen ſollte.

Wer kennt ſie nicht, dieſe thränenreichen Plätze, die den letzten Rückblick gewähren auf alles Teure, dieſe ſchmerzensvollen Augenblicke, in denen eine Welt verſinkt und nichts zurückbleibt wie bitteres Weh!

Er geht mir nicht aus dem Sinn, dieſer blonde Hans. Wenn er mich jetzt ſähe, mit meinem Repetiergewehr, in den üppigen Kiſſen eines Landauers — ſein Lachen möcht’ ich hören.

„Wohin denn, mein lieber Nachkomme, mit den zwei dünnbeinigen Krappen da vorn?“

„Aber, lieber Hans, morgen iſt ja der 1. Juni — ja ſo, das kannſt Du ja nicht wiſſen — das iſt nämlich der Termin — der Tag will ich ſagen, an welchem die Jagd aufgeht. Herrgott, wie ſchwer es doch iſt, mit einem Ahn ſich zu verſtändigen — der Tag alſo, an welchem wieder gepürſcht werden darf.“

Das Viſier fällt dem guten Hans vor Lachen über das bärtige Geſicht. „Dürfen? — Ja, wer hat denn hier zu befehlen?“

„Der Staat, lieber Hans, welcher ſeine weiſe Fürſorge auch dem Getier des Waldes angedeihen läßt,“ erwidere ich.

Erneutes Gelächter, dabei ſchlägt er an das Wehrgehänge, daß die Braunen die Ohren ſpitzen. „Ach, der ſollte mir kommen, der Staat, auf meiner Wildbahn! Und auf was pürſcht Du denn?“ fragte er, höhniſch an mir herabblickend.

„Auf Rehböcke!“

„Auf Rehböcke!“ Schild und Speer und Schwert und Harniſch raſſeln von homeriſchen Gelächter. „Hirſch und Bär und Eber läßt Du wohl von den Knechten jagen?“

Jetzt blitzt heller Zorn auf in den Blauaugen, und er zieht das Gezäume an, daß der ſchwarze Hengſt ſich bäumt.

„Ein ſauberer Weidmann! — Rehböcke pürſcht der Kerl — pfui Geier!“

Dabei gibt er dem Hengſte den Sporen und ſprengt den Echinger Berg hinunter.

„Aber, guter Hans, ſo höre mich doch! — Es gibt ja gar keine Hirſche und Bären und —“

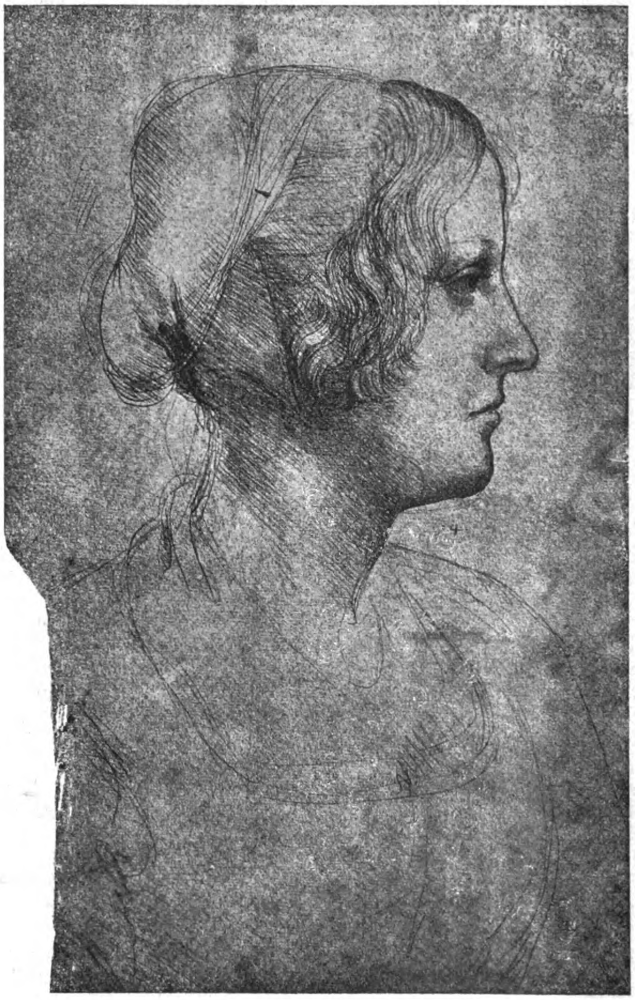
Alles umſonſt! Er winkt nur verächtlich mit der Lanze und verſchwindet in einer Staubwolke.

Die dünnbeinigen Braunen ſetzen ſich in flotten Trab. Ich ſchließe die Augen und träume verdroſſen weiter. „Verdammter Eiſenfreſſer! Die ganze Laune hat er mir verdorben mit ſeinem Hirſch, Bären und Eber!“

„Von Greifenberg die Greifen, die kommen mit Singen und Pfeifen!“ klingt es wieder in meinem Sinn als Leitmotiv, bis dasſelbe plötzlich, zur Wirklichkeit verdichtet, mir in die Ohren gellt. Wie ich nun entſetzt mich aufrichte — hatte ich doch genug an dem höhniſchen Hans — da raſſelte es ſchon an mir vorüber mit hollah hu, ho. Peitſchenknall, das Hüt'l auf dem rechten Ohr — richtige Greifenberger — Leibeigene, hätte der Hans geſagt — ohne Gruß und Referenz. Dann rollt der Wagen durch die Dorfſtraße, an den lieben, alten Häuſern vorbei; maleriſches Geraffel, ſtrohgedeckt, luſtig blitzen die Fenſter zwiſchen Reb' und Geißblatt, fetter Stallgeruch, bekannte Geſichter, aus denen meine Jugend mich anlacht. Die böſen Buben von damals ſind würdige Männer, und die Mädels ſind dralle Weiber geworden. Da und dort huſcht's wie ſonnige Erinerung über die arbeitsharten Züge.

„Jeſſas, der Baron Anton!" —

Eine kunſtgerechte Kurve nach links an der alten Dorflinde vorbei, und ariſtokratiſcher Kies knirſcht unter den Rädern. Über die zierliche eiſerne Brücke, welche den alten Burgwall überſpannt, ſtrömt vielköpfige Jugend, den Onkel umdrängend. Büchſe und Ruckſack werden erobert. Der gaſtliche Burgherr, der Bruder, heißt mich willkommen, und die edle Hausfrau, das Jüngſte am Arme, und der alte Max, der treue Diener, machen ſich um mich zu ſchaffen. Er hielt mir die Taufkerze. Und der Förſter, der Graubart; und der Waldl, der Feldmann, der Lux heulen im Zwinger, während Cäſar, der Wächter, das Vorrecht der erſten Begrüßung genießt. Und die alten treuen Eichen und Buchen und das ehrwürdige altersgraue Gemäuer, weit hinausragend in das herrliche Land, das die bayeriſchen Alpen ſtolz begrenzen!



Porträtſtudie von Leonardo da Vinci (im Windſor-Schloſſe).

Herz, jetzt juble, geſchwellt von ſüßer Erinnerung, und du, heimatlicher Boden, ſtröme von neuem deiner Wunder Kraft in meine Glieder! Fünfzehn Jahre war ich ferne, über Land und Meere, ſchon glaubte ich in meiner Weltweisheit die Fäden längſt zerriſſen, die mich an dieſen Boden, dieſes alte Gemäuer knüpften — auch ſo ein Stück Altväterhausrat, das ausgerottet ſein ſollte au fin du siècle — ja, hat ſich was! Aus allen Ecken heraus umſpinnen ſie mich, immer unlöslicher wird der Knäuel, und ich wehre mich gar nicht mehr dagegen, fühle mich heidenmäßig wohl in dieſem heimlichen Geſpinſt.

Ich hielt mich ſonſt ſtreng an den Erſten, aber der Abend iſt ſo verlockend, und der Hans hat mir's angethan mit ſeinem Lachen. Die Begleitung des Jägers wird abgelehnt, ſelbſt ſein Rat verſchmäht. Wir haben uns gar viel zu fragen und zu erzählen, was niemand zu hören braucht, mein Jugendfreund, der Wald, und ich. — „Unverbeſſerlich!" meint der Schloßherr, da ich mir nicht einmal zum Thee Zeit laſſe. Er iſt kein Jäger; und die Jugend blickt ſtarr auf den ſchwarzbärtigen Onkel, der von weit über das Meer gekommen, mit der Flinte auf der Schulter, der leibhaftige Lederſtrumpf.

Im Parke blühen die Kaſtanien, entſenden die Blumenbeete ſchon ihren Abendduft. Im Dorfe iſt alles beim alten, als wenn ich es geſtern verlaſſen. Das ſtille Wirtshaus mit dem ſchalen Biergeruch, die Miſthaufen vor den Thüren, die ſtolzen, bunten Gockel darauf, die gurrenden Tauben auf den bemooſten Giebeln, die halbnackten, kriechenden Kinder, die gebeugten Mütterchen, die dengelnden Knechte. Oh, Ihr glücklich Wandelloſen! Und ich — — niemand kennt mich! Ja, das Leben draußen führt einen ſpitzen Griffel.

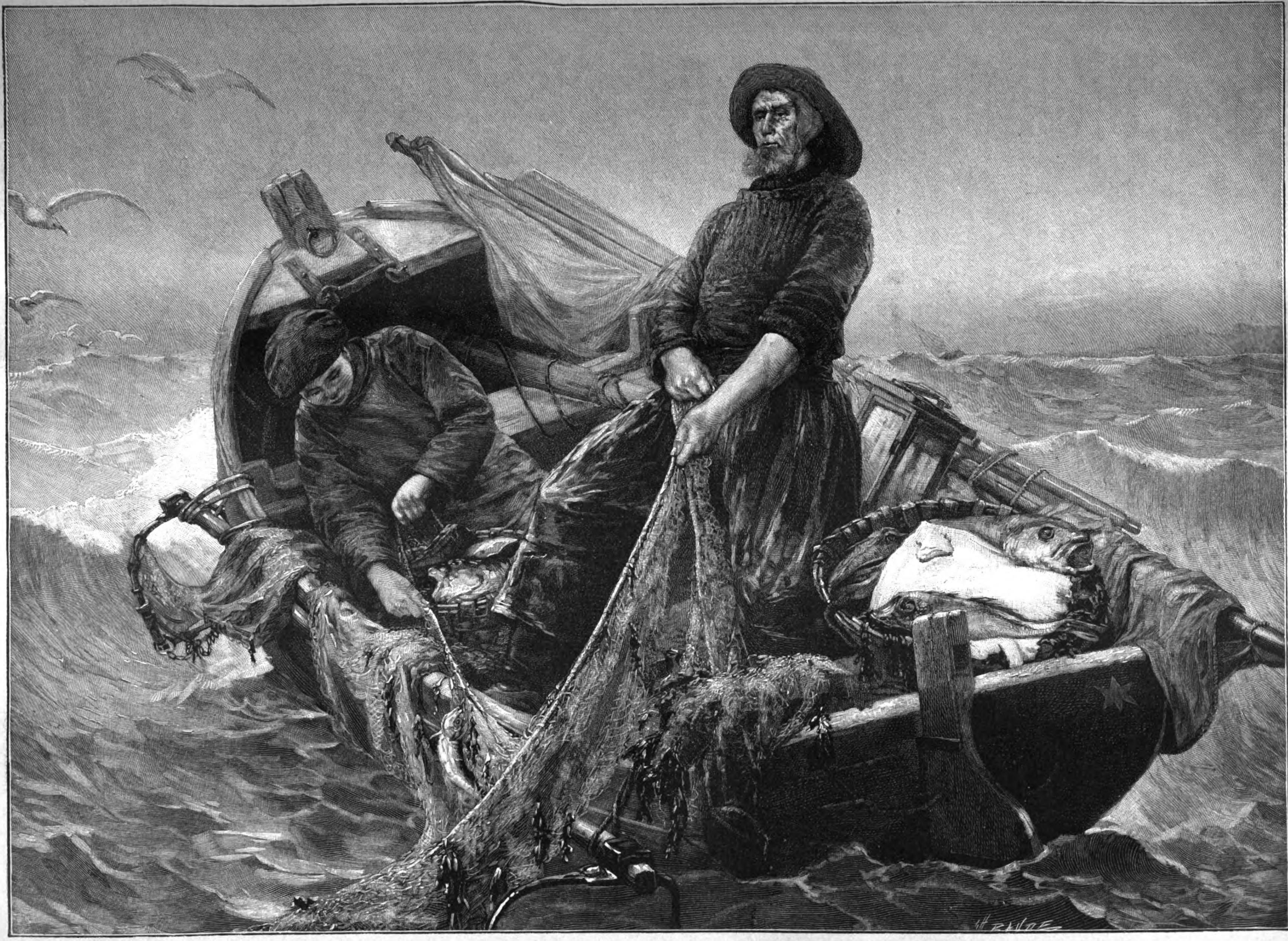
Dann abſeits, auf engem Fußweg, zwiſchen ſilberwogendem Korn, dem Walde zu, deſſen ſchwarzer Mantel herabwallt bis auf die Ährenſpitzen. Kühle Dämmerung nimmt mich auf, die alten Stimmen flüſtern, nur andere Worte wie damals, inhaltsvollere: „Weißt Du noch —?" Oh, ich weiß alles und leider noch mehr. Die Eichhörnchen kluckſen, boshafte Nußhäher kreiſchen.

Aus der Höhlung jener Eiche dort ſchoß ich einen ſchneeweißen Kauz, eine zarte Fichte wächſt jetzt aus dem wohlgedüngten Moder; von der Tauſendjährigen daneben, wie ſie der Volksmund nennt, ſteht nur mehr eine ſchwarze Wand. Der rote Staub ringsum, in welchem der Fuß verſinkt, iſt der Reſt. Weiter — ſchon rieſeln rote Lichter die weißen Stämme herab.

O weh, nüchterne Helle dringt in den feierlichen Dom, eine endloſe Fläche liegt vor mir. O dieſe Wirtſchaft! Ringsum die verſtümmelten Ränder des Hochwaldes, wie ein Knochengerüſt leuchten die grauen kahlen Stämme; doch zwiſchen dem zarten Riedgraſe des Schlages reckt ſich ſchon friſche Jugend an das Licht. Wenn nur die ſtarre Ordnung nicht wäre, das nüchterne Geſetz.

O Hans, mit Deinen Bären und Sauen, was würdeſt Du für Augen machen!

Ein Reh ſchmählt im Hochwald! — das kommt vom Träumen! Und dort hebt ſich ſchon ein Grind aus dem Riedgras. Auffallend rot. Feldſtecher heraus! Richtig, ein Gabler! Das wär' der rechte Anfang, noch dazu am 31. Mai! Und doch kribbelt's wie Ameiſen in allen Knochen — das macht die erſte Pürſch. Alles Schauen iſt umſonſt, es bleibt ein Gabler! Der Grind verſchwindet wieder.



Beim Einholen der Netze. Nach dem Gemälde von G. Haquette.

Ich pürſche den Rand des Hochwaldes entlang, auf jedes leiſe Zittern des Riedgraſes achtend, kleine Vögelchen äffen mich, ſich auf den zarten Halmen ſchwingend. „Miſerable Schlagpflege! Muß ja alles erſticken in dem Wuſt!“ läſtere ich für mich hin, einen unvermeidlichen Zuſammenſtoß ahnend.

Aau — Aau — hat ihn ſchon! Natürlich hinter dem kleinen Fichtenneſt, das mir jede Ausſicht raubt. Warum darf ſich denn gerade das Zeug ſo hoch herandrängen, wenn ſchon einmal Ordnung ſein muß?

Eine gute Stimme! Ich bewege kein Glied und ſpähe durch das wirre Geäſt.

Reine Bosheit! Gerade der Grind iſt verdeckt, nur die Lichter blitzen durch wie Tollkirſchen, — allerdings die Stimme — aber es gibt ja auch Mannweiber — immer zorniger ſchallt's, und die Läufe ſtampfen den Boden. Die Sonne ſinkt hinter den Buchenwald im Weſten, und die koſtbare Zeit geht verloren. Mancher verträgt einen raſchen Sprung zur Seite, und ich gehöre gerade nicht zu den Langſamen.

Alſo! Eingetupft, ein energiſcher Schritt nach rechts. — Da geht's ſchon dahin, in hoher Flucht, einen Augenblick, wie zum Hohne, blitzen die weißen Enden, dann decken den Bock die Halme. Da hat man's wieder — warten! Dieſe verdammte Ungeduld! Und unterdes kommt die Nacht! Aber die Stimme! Nein, nach der Stimme ſchießt kein Weidmann!

Vor allem den Schlag verlaſſen, den Schlag mit dem verhaßten üppigen Graswuchs. Er ſenkt ſich hinab zu einem Erlengrund, feuchte Kühle weht herauf. Oder ſoll ich den Klee aufſuchen, der ſo ſaftig auf der anderen Seite winkt? Doch ich mag's nicht, das ſtumpfſinnige Anſitzen und troſtlos hinterliſtige Niederknallen.

Duftige Nebel ſteigen auf zwiſchen den Erlenbüſchen, welche bereits in maſſiges Schwarz zuſammenfließen — es iſt höchſte Zeit! Quer durch rieſelt der Bach über heimliche kleine Wieſen, bald tiefbraune Tümpel bildend, bald leuchtende Sandbänke; überall Deckung, nur der ſchwerfällige Lattich erſchwert den leiſen Tritt. Ich ſpähe um die Büſche, hebe und ſenke vorſichtig den Fuß. — Die Mücken ſind wie toll. — Bleierne Schwüle.

Halt! Ein Reh — und ſchon wirft es auf und äugt nach mir, mit den Luſern den Mücken wehrend, äſt wieder und wieder auf. Der Verdacht will nicht mehr ruhen. Ein Schmalreh! — Kann ich denn fliegen! Jetzt wird gleich das Geſchall wieder los gehen — dann iſt Schluß.

Da kniſtert ein Äſtchen, das Reh wirft den Grind herum, es iſt ſichtlich im unklaren, woher die Gefahr kommt.

Ich hebe langſam die Büchſe — zur Not iſt noch Licht — jetzt gilt's! Das Schmalreh macht einen luſtigen Seitenſprung, es hat wohl den nahenden Genoſſen erkannt und freut ſich ſeines Irrtums. — Na wird's? Der Erlenbuſch vor mir zerfließt ſchon mit dem dunklen Hintergrund!

Da tritt er heraus, der Erſehnte! Das Gefühl ſagt es mir, daß er es iſt, aber nach dem Gefühle ſchießt man noch weniger, als nach der Stimme, und noch erkenne ich kein Gehörn. — Das iſt zum Herzſchlag treffen!

Einmal erſcheint ein Rieſengewächs zwiſchen den Luſern, dann wieder leer — völlig leer — aber der kurze Hals, das ganze gedrungene Weſen, das leuchtende intenſive Rot! Alles umſonſt! Nur poſitive Wiſſenſchaft kann hier nützen und noch zwei Gänge, und er iſt verſchwunden. Da hilft nur eins noch. Ich ſpüre ein Äſtchen unter der Sohle — knack! Da wirft er den Grind hoch, und kohlſchwarz heben ſich die mächtigen Stangen vom orangefarbenen Firmament.

Das iſt Jägerluſt, wenn das Korn ſich ſenkt, Blitz und Rauch — gleichviel, ob Hirſch oder Bär, es iſt derſelbe rätſelhafte Funke, der überſchlägt, dasſelbe Aufglühen und zehnfache Leben in einer Sekunde. Der Bock iſt im Rauch geſtürzt und ſchlägt mit den Läufen das feuchte Gras. Die alte Freude zieht ein ins Jägerherz, als wär's der erſte vor zwanzig Jahren. Der erſte Griff gilt dem G'wicht'l. Dunkelbraun, weitgeſtreckt, geperlt bis zu den ſchneeweißen Enden.

Ein guter Anfang! Die Lichter leuchten ſchon ſmaragdgrün aus dem dunklen Graswald. Die Nacht ſenkt ſich in den Wald, im Weſten grollt der Donner. Der Ruckſack umſpannt kunſtgerecht in wenigen Minuten die ganze Pracht das ſtrotzende Leben.

Da lob' ich mir doch den Morgen, wenn Sonnenglanz und Vogeljubel den Erfolg verherrlichen. Nur das Käuzchen ruft jetzt, und Fledermäuſe umſchwirren den Mörder, gegen welchen mit tragiſcher Wucht ſchwarzes, blitzdurchzucktes Gewölk ſich wälzt. Wie mächtig doch die Natur zu uns ſpricht. Der Bock drückt mich, wie das böſe Gewiſſen, oder macht es nur die entſetzliche Schwüle im finſtern Wald? Unter jedem Wipfel flüſtert es, regt es ſich, hebt es ſich — Waldmännchen ruht nimmer! Um die maſſigen Stämme, die dunklen, ſchwermütigen Wedel webt die Waldfrau ihre Schleier, in tief verborgenen Tempeln, unter dem Silbergeflecht der Erlen, heben ſchneeige Schultern grünlich leuchtenden Schlamm — es kichert und ſeufzt und gurgelt aus rätſelhafter Tiefe. Nimmer zerrinnt Dein Märchen, Tannwald!

Blitz und Donner, der Sturm fährt in die Wipfel — Wodan reitet aus, der Einäugige auf weißem Pferd und ſchwingt ſeinen Speer „Gungnir“ mit Hallo, huhu, hotto! gefolgt von Walhallagenoſſen und Walküren — der Wode jagt. Ich beſchleunige meine Tritte, oft blendet mich das grelle Licht, groteske Formen erſcheinen, um ebenſo raſch in Finſternis zu verſinken. Schwarze, zerzauſte Eichen, flatternde Tannen, in den Stangenhölzern knarrt und ächzt es.

Endlich öffnet ſich der Wald, und im Glaſte eines Blitzes wogen die bleiernen Felder, leuchten über blauem, ſturmgepeitſchtem Laubwerk die Mauern des Schloſſes mir entgegen.

Wenn er mir jetzt begegnete, der Hans, heimgepeitſcht vom Sturm, durchnäßt, unter der Laſt der Beute gekrümmt — und das alles um den von ihm ſo verachteten Rehbock.

Im wohnlichen Erkerſaale ſitzt der Burgherr mit Weib und Kinderſchar, hinter dem Stein die Pfeife ſchmauchend. Mein Anblick erhöht nur ſein Behagen, noch mehr der des Bockes in meinem Ruckſack.

„Der hat ſchon viele Pflanzen auf dem Gewiſſen — höchſte Zeit!“ ſagt er, das braune Gehörn betrachtend.

Friſche Toilette, tüchtige Mahlzeit und ein ſchäumender Trunk, dann eine gute Cigarre — da rede mir einer noch von Peſſimismus. — „Na, wie hat Dir denn der Wald gefallen?“ beginnt der Bruder.

„Na, hübſch angepackt haſt Du ihn ſchon.“

„Aber auch hübſch gepflegt — was ſoll denn das überſtändige Zeug!“

„Ja, das ſchon, aber vom Standpunkt des Jägers aus —“

„Des alten Hans Greif, ſag' es doch gleich,“ entgegnet er erregt. „Du, ein moderner Menſch — ſchäme Dich doch —“

Wie kommt er denn gerade heute auf den Alten — der verächtliche Ton reizt mich, wir waren doch alte Freunde, der Hans und ich. „Schämen? Denke nicht daran. Der alte Hans war jedenfalls ein höchſt ehrenwerter Herr — ja mehr — eine ſeelengute Haut, ein Gentleman durch und durch. Ich kenne ihn etwas beſſer als Du. Jawohl! Staune nur. Wir haben uns erſt heute geſprochen —“

Ein Blitz erhellt den Park, und ein Geknatter und Gepolter geht los dicht über unſeren Köpfen. Die Kinder ſehen mich entſetzt an, ſelbſt der Bruder ſchweigt.

„Ich glaube, Du haſt Dir das Fieber geholt in dem Hundewetter,“ ſagt er dann lächelnd.

Ich erzähle zur allgemeinen Beluſtigung meine Unterhaltung mit Hans, dem Greif. Das Gewitter iſt verzogen, der Mond blickt durch zerriſſenes Gewölk. Balſamiſcher Duft ſteigt auf aus dem triefenden Park, der bald in tiefe Schatten ſich birgt, bald in blauem Lichte ſchwimmt. Weitum in ſanfte Schleier gehüllt liegt die Landſchaft.

Und da ſprechen ſie von begrabener Romantik in ihren dumpfen Gaſſen und nüchternen Stuben.

Ein Dankgebet erhebt ſich aus meiner Bruſt für all die Größe und Schöne, die ich empfinde. — Und morgen wieder Frühpürſch! —

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

In den ſonnigen Süden führt uns Tiratelli — nehmen die italieniſchen Künſtler ihre Motive doch faſt ausſchließlich aus der eigenen Heimat, aus der farbendurchglühten Landſchaft der Appenninenhalbinſel, aus dem bunten Volksleben ihres Vaterlandes. Die „Heimkehr“ nennt der Künſtler ſein Bild; Landleute ſind es, die von einem frohen Feſte in der Nachbarſchaft unter den Klängen der Muſik zum heimatlichen Dorfe zurückwandern. Im Vordergrund zwei ſchmucke Mädchengeſtalten — echte Süditalienerinnen — dahinter im langen Zug Männer, Frauen und Kinder, alle von friſcher Lebensluſt erfüllt.

Von einer nordiſchen Küſte ſtammt das Motiv unſeres zweiten Bildes. Haquette ſtellt die erſte Ausfahrt dar, zu welcher der Vater, der in Sturm und Wetter ergraute Mann, ſeinen Jüngſten mit hinausgenommen hat — den Spätling, den er ſelbſt in ſein gefährliches und doch ihm ſo liebes Gewerbe einführen will.

Die beiden Bilder ſind durch den Gegenſatz intereſſant. Auf dem erſten alles Licht, Farbe; man glaubt das fröhliche Lachen, das Raſſeln des Tambourins, den Geſang und den Klang des Dudelſacks zu hören. Auf dem zweiten der düſtere Ernſt des Meeres, ernſt und feſt, ſtraff und zäh auch die beiden Menſchen im Boot. Es lohnt ſich wohl, die beiden Bilder auch einmal darauf hin vergleichsweiſe zu betrachten, wie der Holzſchneider mit ſeinem Stichel der ſo grundverſchiedenen Stimmung, die über den Bildern liegt, nachgekommen iſt, wie er das italieniſche Bild mit allen ſeinen Feinheiten in minutiöſer Arbeit wiedergegeben, ſeinen Farbenreichtum auch im Schwarzdruck gerecht geworden iſt, während der Schnitt des Seebildes in großen kräftigen Strichen ausgeführt iſt.

Neben den beiden modernen Gemälden wird unſeren Leſern die Reproduktion der Zeichnung von Leonardo da Vinci willkommen ſein. Die herbe Schönheit des Frauenkopfs weiſt, verglichen wiederum mit unſerem erſten Bilde, recht deutlich auf den Unterſchied hin, der zwiſchen der klaſſiſchen Kunſt und der des modernen Italien beſteht.

Altertumskunde.

In den „Mitteilungen des archäologiſchen Inſtituts“ iſt vor kurzem eine genaue, von Dr. F. Noack beſorgte Aufnahme der im Kopaisſee in Böotien gelegenen Ruine Gla — wie die Umwohner des Sees ſie nennen — veröffentlicht worden. Gleichzeitig berichtet der franzöſiſche Gelehrte de Ridder über ſeine dort kürzlich vorgenommenen Ausgrabungen in einer franzöſiſchen Zeitſchrift. Auf dieſe Weiſe iſt uns dieſe gewaltige uralte Seefeſtung bekannt geworden, ein imponierendes Zeugnis der Kultur der alten Minyer. Noack glaubt nachweiſen zu können, daß in der Feſtung, die in der Nähe des heutigen Dorfes Topalia liegt, die altböotiſche Stadt Arne zu erkennen iſt. Vortreffliche Pläne und Skizzen, die de Ridders Mitteilungen über den von ihm ausgegrabenen Palaſt in der Mitte der Burg ergänzen, führen uns die großartige Burg der Minyer vor Augen. Einen beſonderen Wert erhält Noacks Arbeit auch noch dadurch, daß ſie aus eigener Anſchauung über die wichtigen Entdeckungen berichtet, welche die zur Trockenlegung des Kopaisſees gegründete franzöſiſche Geſellſchaft vor mehreren Jahren gemacht hat, und welche ſeiner Zeit Ernſt Curtius zur Abfaſſung einer tiefgreifenden Unterſuchung über die mächtigen Deichbauten der Minyer beſtimmt haben. Durch dieſe Deichbauten war aus dem Kopaisſee in uralter Zeit eine überaus fruchtbare Gegend geworden, durch deren Ertrag die Blüte von Alt-Orchomenos und des Minyerreiches allein hervorgerufen worden war. Jahrhunderte kamen dann, in welchen die Gegend verſumpft dalag, ohne Wert für die Umwohner, verderbenbringend durch ihre Fieberluft. Jetzt iſt durch die glücklich erreichte neue Trockenlegung des Kopaisſees die Hoffnung auf eine neue Blüte dieſes Gebietes vorhanden.

Völkerkunde.

Steinwerkzeuge, wie ſie bezeichnend für die Steinzeit ſind, waren bis vor nicht allzu langer Friſt ſelbſt noch bei den Ruſſen Sibiriens in Gebrauch. Die Koſaken im Tokutthale benutzten die zahlloſen Steinwerkzeuge, die auf den Hügeln um Tunka gefunden wurden, wo man umfangreiche Herſtellungsorte von Steingerät aus prähiſtoriſcher Zeit entdeckt hat. Es gibt dort noch Leute, die ſich erinnern, daß ihre Großeltern den Rat der Mongolen, wegen des mangelnden Eiſens Nephritbeile zu benutzen, Folge leiſteten. Man erzählt ferner, daß einzelne Koſaken die Kunſt verſtänden, ſolche Steinwerkzeuge anzufertigen. Wenn man bedenkt, wie ſchwierig es vor kaum dreißig Jahren noch war, in Sibirien Eiſen zu bekommen, erklärt ſich die Thatſache ungezwungen, daß älteſte Kulturformen in die moderne Kultur hineinragen, wie die Spitzen verſunkener Höhen aus der Flut. Durch den Ausbau der ſibiriſchen Eiſenbahn werden auch dieſe Reſte der Vorzeit zum Verſchwinden gebracht. St.

Erdkunde.

In ſeiner vor kurzem erſchienenen Schrift: „Geogenetiſche Beiträge“ veröffentlicht Herr Dr. O. Kuntze einige auf einer Reiſe durch Chile und Bolivia gemachte Beobachtungen über den Urſprung der Ablagerungen von Salpeter an den Weſtabhängen der Anden, die zu dem Ergebnis führen, daß die Exkremente der zahlloſen Lamaherden auf den Hochebenen an der Entſtehung des Salpeters beteiligt ſind. Die Lamas, Vicugnas und Guanacos haben die Angewohnheit, ihre Loſungen herdenweiſe ſtets auf einen Haufen abzuſetzen. Dies geſchieht häufig auf Salzboden, und dann erklärt ſich die Bildung des Salpeters ohne weiteres; immer aber wird der Lamamiſt auf ſteinigem Boden oder Wegen, an Bächen abgeſondert, wo er leicht durch Regenwaſſer ausgelaugt und zum Teil weggeſchwemmt wird, ſo daß ſeine Stickſtoffverbindungen mit ſalzhaltigem Waſſer und Boden zuſammenkommen und ſich in Salpeter umſetzen. Soweit nun dieſe ſtickſtoffführenden Gewäſſer den Lagunen und Seen der Hochebene zufließen, wo ſie zu Salzpampas austrocknen, müſſen ſalpeterhaltige Salzlager entſtehen. Würde die Loſung auf der Weide ſelbſt abgelagert, ſo würde die Erde und die Pflanzen den Stickſtoff aufnehmen. Wir verdanken alſo bloß dieſer reinlichen Gewohnheit der Lamas die Entſtehung des Chiliſalpeters. Die eigentlichen Lamas kommen jetzt nur noch gezüchtet vor; Kuntze hat ſie jedoch in unglaublichen Mengen auf der Hochebene neben dem Lago de Poopo zu ſehen bekommen; es iſt kaum zu bezweifeln, daß ſie früher noch häufiger waren. Nach einem anderen Reiſenden, Namens Roth, ſind manche Miſthaufen bis zu 150 Fuß lang. Auch nach Brehm kommen die wilden Lamas nicht ſelten in Rudeln von mehreren 100 Stück vor; Darwin hat einmal eine Herde von 500 Stück geſehen. Zur Zeit der Inkas wurden jährlich einmal große Treibjagden abgehalten, wobei oft bis gegen 40 000 dieſer Tiere zuſammengetrieben ſein ſollen. Die Lamas haben ſich an den Genuß ſalzhaltigen Waſſers gewöhnt und trinken es ebenſo gern als ſüßes Waſſer; ihre Ausſcheidungen werden daher ſchon eine gewiſſe Menge des zur Salpeterbildung notwendigen Natrons enthalten. Daß Salpeter aus Dünger beſteht, iſt nichts Neues. Auch in Ungarn ſoll der Kehrſalpeter aus dem Dünger der in der Pußta weidenden zahlreichen Viehherden entſtehen. Im tropiſchen Oſtafrika ſind neuerdings Salpeterlager entdeckt worden, die ſich wohl nur auf Antilopen zurückführen laſſen; auch von dieſen Tieren haben nach Brehm manche Arten die Eigenſchaft, ihre Loſungen an beſtimmten Stellen abzuſetzen.

Über ein merkwürdiges Phänomen berichtet Dr. Riedel-Haag im Globus. Längs der Weſtküſte der Inſel Aalor oder Ombaai, einer der kleinen Sundainſeln auf ungefähr 124° 20′ öſtlicher Länge und 8° 10′ ſüdlicher Breite gelegen, fließt jährlich im Monat April und ſpäter, ſo lange der Oſtmonſum dauert, bei jedem Neumonde ein eiskalter Waſſerſtrom, ſo kalt, daß Fiſche von mittlerer Größe, beſonders ſchwach beſchuppte, die hineingeraten, darin ſterben. Die Eingeborenen, welche die an der Oberfläche der See längs der Küſte treibenden toten Fiſche ſammeln, nennen dieſe Erſcheinung wurah kalnang und ſchreiben ſie der Bewegung einer großen Seeſchlange zu, die bei Kap Kalnang wohnt, der ſie auch opfern. Iſt dieſe Erſcheinung wohl ſchon irgendwo beſchrieben und eine Erklärung verſucht worden?

Handel.

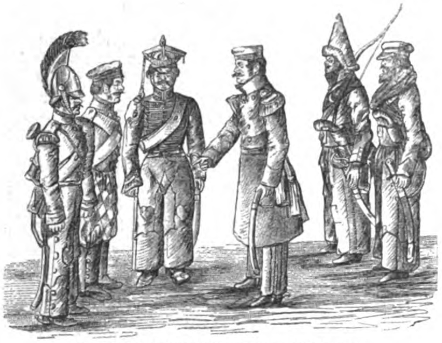
Bei der enormen Steigerung, welche die Petroleumpreiſe in der letzten Zeit erfuhren — ſie ſtiegen dank der rückſichtsloſen amerikaniſchen Spekulation im Monat April 1895 faſt um das Doppelte — iſt es intereſſant, einen Blick auf die gegenwärtige Erdölproduktion zu werfen. Vorweg bemerkt, rechnet man bei derſelben nach Barrels (Fäſſern) zu etwa 42 Gallons = je etwa 4½ Liter. Am meiſten Petroleum liefern noch immer die Vereinigten Staaten, und in dieſen ſind wieder die wichtigſten Quellgebiete die ſogenannten appalachiſchen im weſtlichen Pennſylvanien, im Staate New York und in Weſt-Virginien; dann Gebiete in Ohio, Indiana, Kolorado, Kalifornien. Doch finden ſich Ölfelder auch in Kentucky, Miſſouri, Texas. Der Ertrag betrug 1859 nur 82 000 Barrels, er ſtieg bis 1891 auf 54 291 890 Barrels, iſt ſeitdem allerdings in langſamem Fallen begriffen und ſoll 1893 nur 48 412 666 Barrels betragen haben. Rußland (Baku) lieferte 1880 noch nicht 1½ Millionen, 1893 dagegen 24 381 139 Barrels. Galizien ergab 1890 den bisher größten Ertrag mit 816 000 Barrels; Kanada gegen 600 000, Rumänien (1889) 530 000 Barrels, Elſaß und Hannover 51 000 Barrels. In Aſien kommen noch die Ölfelder von Indien, beſonders Birma, in Betracht, deren Ertrag 1891 auf etwa 6 Millionen Gallons angegeben wurde; weit geringer iſt die Ausbeute in Japan, Java, Sumatra — bedeutender in Peru; die ganze Ausbeute Aſiens und Südamerikas wurde 1889 auf 300 000 Barrels geſchätzt. Die Zeitſchrift Gaea, der wir die Mehrzahl dieſer Zahlen entnehmen, bemerkt treffend, daß es zweifellos noch zahlreiche, nicht erſchloſſene Ölgebiete gibt. Im Augenblicke werden aber nur die leicht zugänglichen, reichen Quellen ausgebeutet und dies in recht habſüchtiger Weiſe.

Verkehr.

Während der Verbrauch des Leuchtgaſes in langſamer Abnahme begriffen zu ſein ſcheint, wozu in erſter Linie die Einführung des elektriſchen Lichtes beiträgt, ſteigert ſich die Verwendung des Gaſes als Heizgas und zum Betrieb von Motoren fortgeſetzt. Neulich berichteten wir über die durch Gasmotoren betriebene Straßenbahn in Deſſau. Jetzt kommt aus Frankreich die Nachricht, daß dort ein Flußfrachtboot mit Gasbetrieb für den Verkehr zwiſchen Havre-Rouen-Paris gebaut worden iſt. Auch hier iſt eine Gaskraftmaſchine der treibende Motor, das Gas wird in Stahlcylindern mitgeführt. Selbſtverſtändlich iſt ein derartiges Boot nur dort anwendbar, wo ſich auf der Fahrtſtrecke Gelegenheit bietet, in gewiſſen Abſtänden jene Stahlcylinder wieder mit komprimiertem Gaſe zu füllen, bezw. die geleerten gegen bereit gehaltene gefüllte umzutauſchen.

Kleine Zeitung.

Die Zuſammenſtellung beſonders merkwürdiger Sammlungen bringt die Berliner Zeitſchrift „Der Sammler“. Selbſtverſtändlich iſt England beſonders reich vertreten. Wir finden da den Earl von Lonsdale mit einer Peitſchenſammlung; Lord Avergavenny beſitzt eine Sammlung, die von ſelbſt wächſt — es iſt nämlich eine Sammlung von Eichen, die von berühmten oder doch bekannten Perſönlichkeiten ſelbſt gepflanzt ſind: es gibt da eine Königin Viktoria-, eine Gladſtone-, eine Kaiſer Friedrich- und auch eine Kaiſer Wilhelms-Eiche. Der Prinz von Wales ſammelt indiſche Waffen und Gefäße, ſowie Autographen; der Herzog von York beſitzt eine der größten Briefmarkenſammlungen; Lord Aſhburnham ſammelt alles, was auf Thronprätendenten Bezug hat — beſonders intereſſant ſollen ſeine Carliſten- und ſeine Naundorfkollektion ſein. Prinzeſſin Beatrix, ſelbſt eine treffliche Photographin, hat eine großartige photographiſche Sammlung. Mrs. Cleveland, die Gattin des Präſidenten der Vereinigten Staaten, ſammelt nur ihre eigenen Photographieen aus illuſtrierten Zeitſchriften der ganzen Welt. De Martini in Neapel ſoll die umfaſſendſte Sammlung von Totenmasken beſitzen.



Ein Soldatenbildchen aus dem Jahre 1815.

Ein Soldatenbildchen aus dem Jahre 1815.

Aus dem Nachlaß eines preußiſchen Generals ſtammt unſer kleines Bild. Der Zeichner war 1815 als Hauptmann zum Blücherſchen Stabe kommandiert, und ſeine Bleiſtiftzeichnung ſtellt einen preußiſchen Generalſtabsoffizier dar, der von den zu ihm kommandierten Meldereitern umgeben iſt.

Ohne weiteres ſind unter dieſen Kriegsleuten ein Schotte, ein bayeriſcher Trompeter und zwei brave moskowitiſche Reitersleute (darunter wohl ein Baſchkire) zu erkennen, deren Raſſencharaktere auch gut beobachtet und mit Humor zum Ausdruck gebracht ſind. Trotzdem kann man ſich eines leiſen Zweifels an der Echtheit der Scene nicht recht erwehren. Wenigſtens erſcheint es uns einigermaßen zweifelhaft, ob 1815 bei der Blücherſchen Armee ruſſiſche Meldereiter geweſen ſind, und auch der bayeriſche Raupenhelm will nicht recht in die uns bekannte Zuſammenſetzung jenes Heeres und der mit ihm in nähere Verbindung gekommenen Truppenverbände paſſen. Für den Feldzug des Jahres 1814 würde aber wiederum der Schotte nicht unterzubringen ſein. Vielleicht kann einer unſerer in der Kriegsgeſchichte und Uniformkunde bewanderten Leſer genauere Auskunft über das originelle Bildchen geben.

In unſerer Spielecke.

1. Zweiſilbige Scharade.

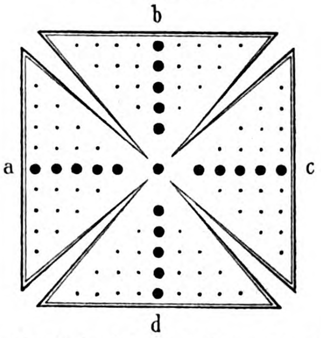
Mein Erſtes ſchleicht umher in dunkler Nacht,
Mein Zweites hat ſchon manchen kalt gemacht,
Mein Ganzes hat noch keinem Glück gebracht.

H.

2. Rätſeldiſtichon.

Wenn Ihr finden mich wollt, ſo ſuchet mich unter den Bäumen;
Badeort werd' ich ſogleich, ändert Ihr Kopf mir und Fuß.

3. Ergänzungsaufgabe.



Die Punkte ſind mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. In a und c ſind die einzelnen Reihen von oben nach unten, in b und d von links nach rechts zu leſen. Die wagerechte Mittelreihe nennt eine der Hauptperſonen in einem Drama von Schiller, die ſenkrechte einen Dichter der Gegenwart. Beide Mittelreihen haben einen gleichen Anfangs- und einen gemeinſamen Mittelbuchſtaben.

Die einzelnen Reihen bezeichnen:

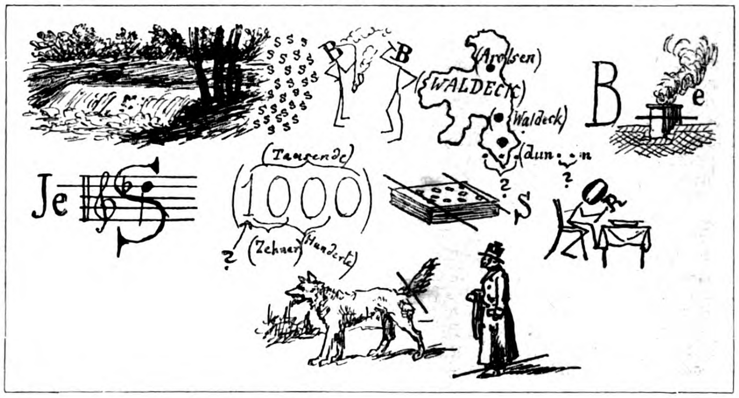
In a. 1. eine Stadt in der preußiſchen Provinz Sachſen,
2. eine beliebte Oper,
3. eine Univerſitätsſtadt,
4. eine Singſtimme.

In c. 1. eine der Frauengeſtalten des Nibelungenliedes,
2. einen Himmelskörper,
3. einen Feldherrn des Mittelalters,
4. ein Drama von Guſtav Freytag.

In b. 1. eine beliebte Nummer aus Wagners „Siegfried“,
2. einen Gott der Römer,
3. ein Saiteninſtrument,
4. einen Vornamen.

In d. 1. einen Schweizer Kanton,
2. einen dramatiſchen Dichter,
3. die Hauptſtadt eines europäiſchen Königreichs,
4. einen berühmten Komponiſten.

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 37.

Schachaufgabe.

	1. D c2—g2	D b7—g2 :	2. S d8—f7 ‡
A.	1.	L f1—g2 :	2. S b6—c4 ‡
B.	1.	K e5—d6 :	2. D g2—g3 ‡
C.	1.	S c5—e4, e6	2. T d6—e6 ‡
D.	1.	L f8—d6 :	2. D g2—g5 : ‡
E.	1.	D b7—e4, f3	2. S d8—f7 ‡
F.	1.	~	2. D g2 - g3 ‡

1. Homonym. Pilatus.

2. Dreiſilbige Scharade. Obdachlos.

3. Wechſelrätſel. Brüll, Brühl.

4. Füllrätſel.

	S	T	P	A	
S	c	h	a	n	z
T	h	o	m	a	s
P	a	m	i	n	a
A	n	a	n	a	s
	z	s	a	s	

5. Problem: Die Burg.

Man lieſt zuerſt den verzierten oberen Buchſtaben B. Darauf nimmt man je zwei Buchſtaben des Kreiſes und fügt einen des umſchließenden Vierecks dazwiſchen. Dabei werden die Buchſtaben der wagerechten Linie ſenkrecht und die der ſenkrechten wagerecht geleſen.

Alſo: B Kreis ES Viereck S
„ ER „ F
„ RO „ M u. ſ. w.

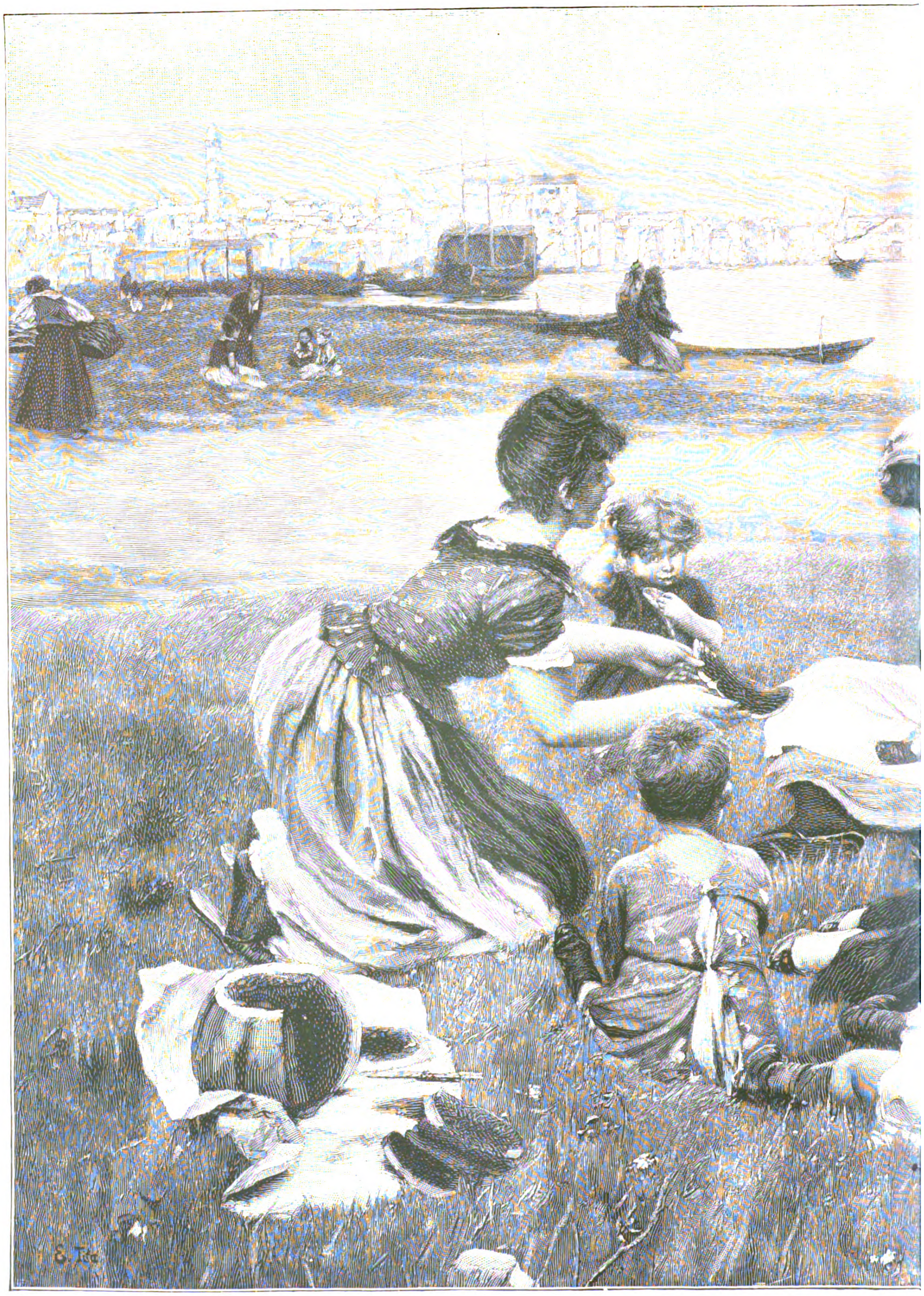
Man erhält bei richtiger Löſung:

„Beſſer fromm in Deiner Hütten,
Als in der Burg mit böſen Sitten!“

6. Wechſelrätſel. Geßler, Neßler.

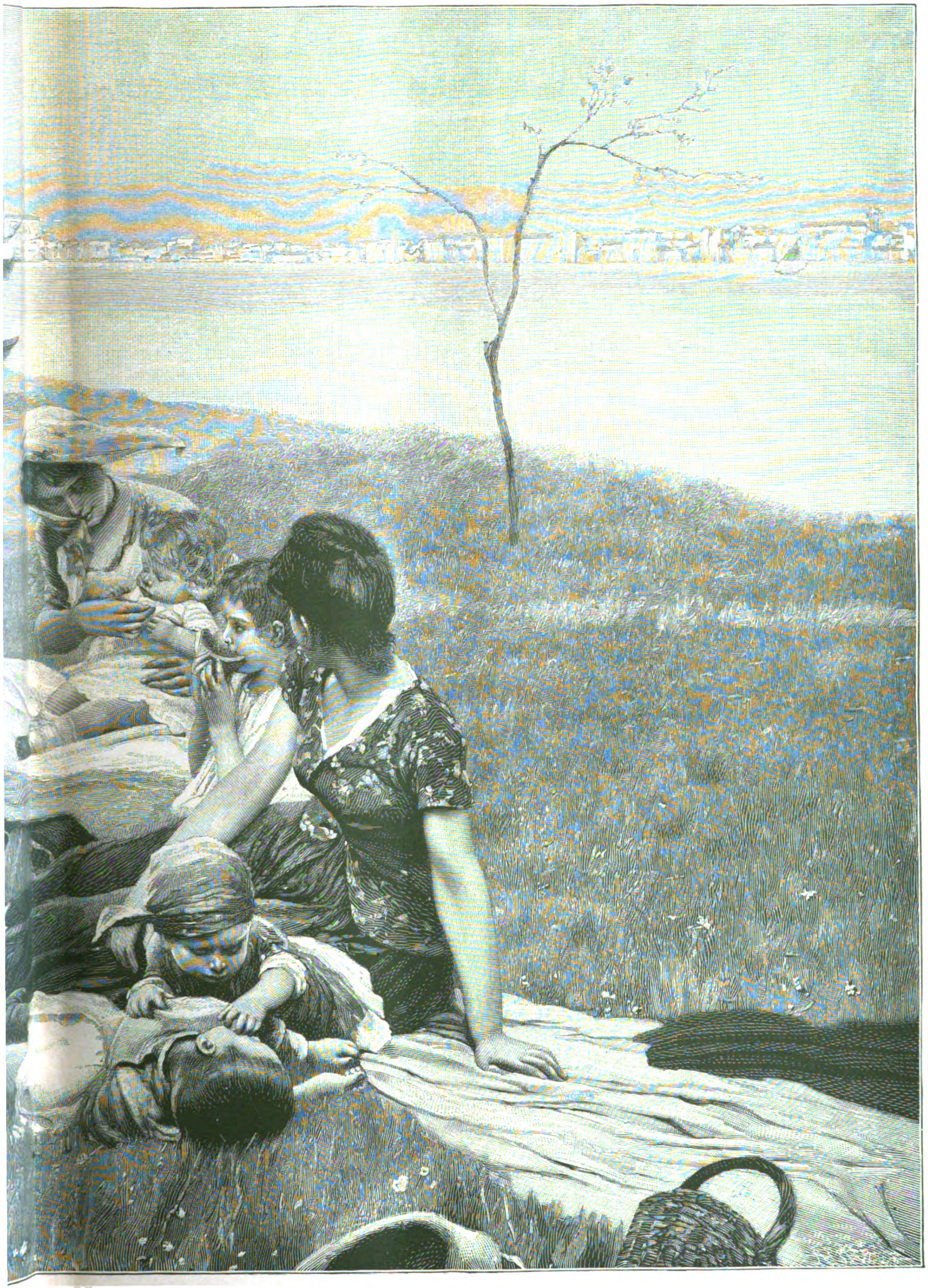
Inhalt: Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Querulanten. Eine kriminaliſtiſche Skizze von A. Oskar Klaußmann. — Ein Gedenkblatt zum fünfzigjährigen Beſtehen des Bades Oeynhauſen. Von Ferdinand Teetz. Mit einem Bildnis und ſieben Illuſtrationen. — Im Ahnenſchloß. Jagdſkizze von Anton Freiherrn von Perfall. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Heimkehr. Von Tiratelli; Beim Einholen der Netze. Von G. Haquette. — Porträtſtudie von Leonardo da Vinci. — Altertumskunde. — Völkerkunde. — Erdkunde. — Handel. — Verkehr. — Kleine Zeitung. — Ein Soldatenbildchen aus dem Jahre 1815. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

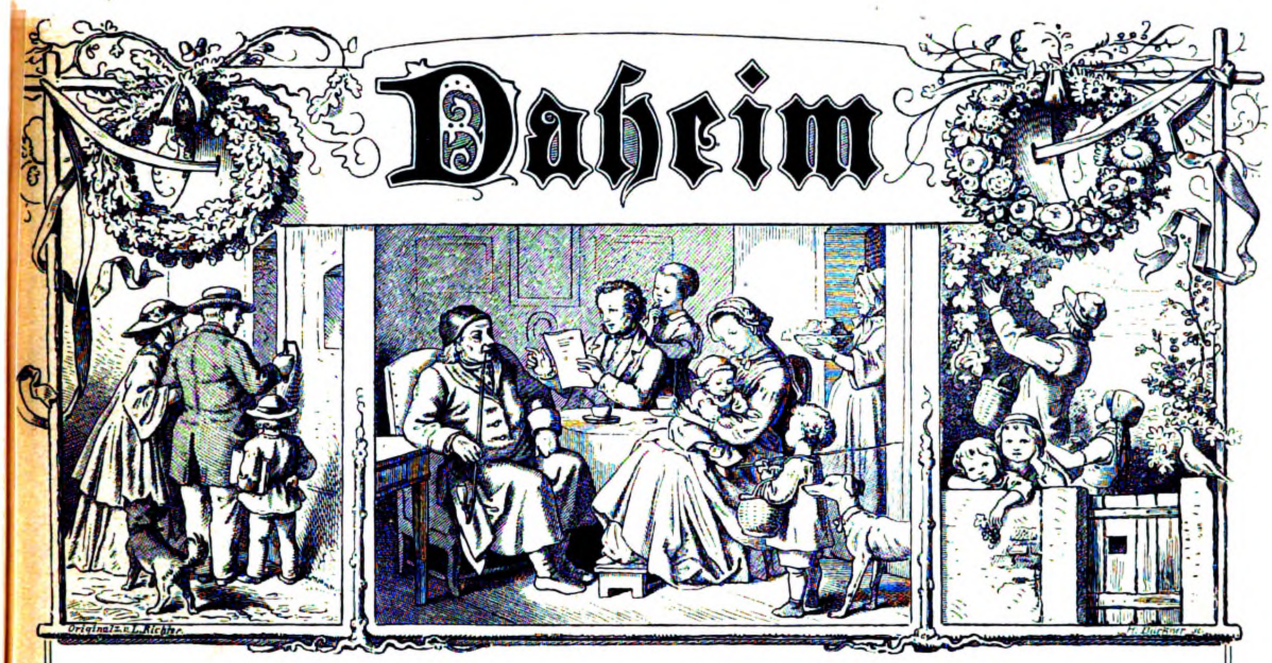


Meloneneſſer am Strand von Santa Marto b

(Photographieverlag von Fra



Ma ei Venedig. Nach dem Gemälde von Ettore Tito.
von z Hanfſtaengl in München.)


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bückner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Juni 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 39.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Herr von Vollanden rückte ein wenig unruhig auf ſeinem Sitz hin und her und ſagte dann: „Zieh' Deine Uhr auf, Rönneberg, zieh' Deine Uhr auf! Mußt doch der Thatſache ins Auge ſehen, daß vor dem Schnauben des Dampfes, dem Rollen des Goldes, dem Schall der vielen ungewaſchenen Worte das Rauſchen unſerer alten Stammbaumzweige nicht mehr aufkommt. Kannſt nach allen Seiten Umſchau halten und wirſt überall der großen Umkrempelung begegnen, inmitten derer zu leben auch ſein Gutes hat. Und nicht nur in Europa allein: wenn unſereiner jetzt in Berlin ſo mir nichts Dir nichts 'nem Chineſen begegnet, ohne daß ein Menſch ſich viel nach ihm umſieht. — ‚Hoho!' ſchwebt's auf der Lippe, ‚hat auch Eure berühmte, heimatliche Mauer ihren geiſtigen Zuſammenbruch erlitten?' Freilich hat ſie das, oder meinſt Du etwa, Rönneberg, daß ſolch ein vertrackter Mandarine ſich heutzutage, wie ſich doch für 'nen richtigen Chineſen, oder ſind's die Japaneſen, gehört, in Wirklichkeit noch den Bauch aufſchlitzen thut? Nicht rühr' an, ſage ich Dir — ein wenig mit dem Meſſer ritzen, gewiſſermaßen nur pro forma, im übrigen Kopf abſchlagen laſſen durch den Diener. Sind auch bequem geworden!"

„Nu ſieh' 'mal an, dieſe abtrünnigen Kerls."

„Die natürliche Folge ſolcher äußeren Umkrempelungen, Rönneberg, iſt aber die, daß allmählich auch der innere Menſch ein anderer wird. Der Sohn will heutzutage nicht mehr die Stege gehen, die des Vaters Fuß ihm feſtgetreten hat."

Der Freiherr hatte ſeine Pfeife weggeſtellt, eine ſchwüle Pauſe trat ein: „Wo willſt Du hinaus, Vollanden?"

Wohl hatte Herr von Vollanden ſeinen Fidibus an der Platinamaſchine glücklich angezündet, aber es bedurfte doch einiger kräftiger Züge, ehe die Pfeife richtig in Brand geſetzt war.

„Alſo Dein Heinz, Rönneberg, kommt dieſes Mal wirklich nicht auf Urlaub?"

„Nein."

Der Ton, in dem dieſes „Nein" geſprochen wurde, hätte jede weitere Erörterung abſchneiden müſſen. Freund Vollanden wurde aber, wie der Freiherr meinte, wenn's ihm darauf ankam, nicht nur zum Aal, er wurde ſogar zum geölten Aal, der überall eine Ritze fand.

„Hat's Krach zwiſchen Euch gegeben, Warnsdorfer?"

„Krach? — Nein! Ich habe dem Muſje einfach geſchrieben, daß er entweder bei ſeinem Urlaub das Pianoforte nicht anrührt, oder — er kommt eben nicht."

„Nun — und?"

„Da kommt er eben nicht! Nennt es Tyrannei und Beeinträchtigung ſeiner Menſchenrechte. Das iſt ja wohl die Frucht des Zeitgeiſtes, dem Du Dich unterfängſt, das Wort zu reden, Vollanden, wie?" — — —

Heinzens Urlaub kam heran, und — die Poſttaſche enthielt wirklich nicht, wie ſonſt, den Brief mit der Bitte ihn von Schwarzenberg abzuholen. Aber ſollte der Heinz nicht dennoch kommen?

Vielleicht geſchah es in unbewußtem Drange am Tage der beginnenden Ferien und juſt zur Zeit der ankommenden Poſt, daß der Freiherr den Richtſteg entlang ſchaute, der durch die Wieſen nach der Stadt führte, denſelben Weg, den die lahme Botenfrau alltäglich machte, den entlang er ſelbſt als Junge oft genug getrabt war, wie weiland ſein Herr Vater und ſein Großvater auch. Der Freiherr mußte da gerade nach den Pflügern ſehen, wo der Sonnenſtrahl auf den blanken Knöpfen aufblitzte! Richtig, — die Augen des

Freiherrn wurden wirklich ſchon ſchwach, — das war ja der Michel, der ſich auch 'mal was Blankes an ſeine Jacke geleiſtet hatte. Ja, ja, der Michel war es.

Dann wieder — es war um die Zeit, die der Freiherr den Stallungen zu widmen pflegte — deuchte es ihm, als rumore es da drinnen weit über die Gebühr. Vielleicht wollte es ſich der Braune nicht gefallen laſſen, daß jemand ihn ſeitlich in die Box drängte, um ſich darin zu verſtecken? Aber nein, der Braune hatte nur ſo ſeine Fiſematenten im Kopf. Alter Komödiante, der! —

Als dann nach langer Wanderung bis tief in die Dunkelheit hinein die Fenſter des Herrenhauſes aufleuchteten, kam die Frage, warum wohl in der gelben Stube heute das Licht brennen mochte? Da aber das Licht weiter wanderte, von dem Boden bis zum Keller, ſo war's wohl nur Tante Jeanette, die da abendlich noch 'mal nach dem Rechten ſehen wollte — natürlich!

Ja, wenn der Junge es aushalten konnte, der Alte hielt's ſchon aus.

4. Kapitel.

Wieder einmal hatte man in Warnsdorf unter dem Auf und Nieder des äußeren Lebens, wie in dem Innerſten des Menſchenherzens, das liebe Weihnachtsfeſt herankommen ſehen. Es iſt dies eine Zeit, die Gedanken und Hände, zumal der Hausfrau vom Lande, reichlich in Anſpruch nimmt, wenn auch die Willfährigkeit der Dienſtboten, ob ſie vielleicht auch nicht ganz lauterer Quelle entſpringt, erleichternd mit eingreift.

Mit unverkennbarem Hochgefühl entläßt der alte Viehfutterer das unter dem Zauber des Erſtlings im Jahr ſtehende Vorſtentier zur Schlachtbank. Der Müller wird ermahnt, in Anbetracht der Fladen nicht etwa das Mehl zu vertauſchen, und der ſchweren Arbeit des Honig-Abſtechens unterzieht ſich ohne Murren auf kalter Vorratskammer die blaugefrorene Hand.

Die herzerwärmende Sorge für die Kleinen des Hauſes fällt in Warnsdorf wie in Willmersdorf fort. Heinz iſt ein ſchon etwas verſpäteter Primaner, und auch Jung-Eva hat die Kinderſchuhe ausgetreten.

„Euer Evchen iſt ja nun doch ins Wachſen gekommen,“ ſagte die Berendtin zu dem Willmersdorfer Kutſcher, als dieſer die ‚Schleife‘, in der Eva herübergefahren war, über Seite brachte.

„Man en bißken tau ſpillrich is ſe noch.“

„Kommt alles zurecht,“ meinte gelaſſenen Tones der alte Gottfried. „Unſ' Willmersdorfer Freileins ſind ackerat wie die jungen Vagels: erſt ſehen ſe en bißken ungeſchlacht aus, und nachher dann kommt es. Zumeiſt mit einem Schwung! — Ja, ja!“

In der That war der erſte Eindruck, den man von der nun hoch aufgeſchoſſenen Eva von Vollanden mitnahm, der einer gewiſſen Eckigkeit und Herbheit. Nur die grauen Augen ſchauten in ihrem alten Kinderglanz, die Haare hatten ihren goldigen Ton und die Stimme ihren ſympathiſchen Klang behalten.

Sie war herübergekommen, um Fräulein Jeanette bei den Pfefferkuchen ein wenig an die Hand zu gehen, ſintemal dieſe als Spezialität von unerreichter Feinheit in Warnsdorf von jeher ſtark kultiviert worden waren.

Demgemäß hatten ſie ſich zu gemeinſamer Werkthätigkeit in dem behaglichen, altmodiſch möblierten Gemache, an deſſen mächtigem grünem Ofen Tante Jeanette „anzuteigen“ pflegte, geeint, und zwiſchen Beifügung des Ingwers, der Pomeranzenſchale und der Bearbeitung des Teiges bis zum Blaſenſchlagen flogen der Reden manche weidlich hin und her.

Das alte Fräulein und das junge Mädchen hatten immer einen Zug zu einander gehabt, obſchon Tante Jeanette den Vergleich zwiſchen Eva und einem munteren Fiſchlein, dem es wegen innerer Wohligkeit nur ums Schwänzchenrühren zu thun iſt, zu brauchen pflegte, — ſich ſelbſt aber als bemooſten Karpfen ins Treffen führte. Jung-Eva jedoch wies ſolches Bild zurück: „Von außen Aſter und im Herzen Primel,“ pflegte ihr Vater, der alte Herr von Vollanden, in Bezug auf Fräulein Jeanette zu ſagen, und dabei ſollte es bleiben.

Nicht etwa, daß das Leben mit ſeinem Lenz um Tante Jeanette einen Bogen gemacht hätte. Auch ihre Zeit war gekommen, als man in das Haus ihrer Eltern einſt einen jungen Leutnant ins Quartier gelegt, behufs topographiſcher Vermeſſungen, und das juſt in der Zeit, da die Fliederdolden dufteten, der Maikäfer ſchwerfällig und die Waſſerjungfern gaukelnd durch die laue Luft zogen.

Wäre Tante Jeanette ſo verſtändig geweſen, wie ſie es heutzutage auch noch nicht war, ſo hätten für das unbemittelte Mädchen die fünf Thaler Zulage, deren ſich der junge Mann zu erfreuen hatte, von Haus aus dämpfend auf den hohen Flug einwirken müſſen, ebenſo wie der Umſtand, daß „ſie und er“ zuſammen gerade neununddreißig Jahre zählten.

„Wir werden ſchon älter werden,“ hatten ſie ſich bei der Verlobung geſagt, und in der That wurde man — ſie mit mutigem, er mit reſigniertem Blicke — älter, ohne daß eine Zunahme des Mammons in erfreulichen Vermerk zu nehmen geweſen wäre.

Mittlerweile waren, ſowohl ſeitens ſolcher Leute, die da mit Vorliebe dunkle Winke geben, wie ſeitens wirklich Wohlmeinender, indirekte Warnungen an Fräulein Jeanette gekommen. Es ſei ein ſchlechter Geiſt in dem Regimente ihres Verlobten, die Offiziere ſuchten die Geſellſchaft weiblicher Elemente, mit denen man gewünſcht hätte, ſie lieber nicht zu ſehen u. ſ. w., u. ſ. w.

Fräulein Jeanette hatte immer noch in der Hochflut ihres Glückes derlei Andeutungen von ſich abgeſchüttelt, wie der Schwan das Pfützenwaſſer, und als ihr eines Tages ſeitens eines freundlichen Verwandten harmlos der Vorſchlag gemacht wurde, den Platz in ſeinem Schlittchen zu teilen, da er gerade Geſchäfte in ihres Bräutigams Garniſon hatte, hatte ſie Freudenthränen geweint.

„Die ſechs Meilen über Land lohnten ſich ſchon,“ hatte der wohlmeinende Onkel geſagt. „Nicht allein wegen der hübſchen Überraſchung, ſondern auch wegen der guten Schauſpielertruppe, die augenblicklich im Städtchen gaſtiert. So etwas paſſiert einem in der ländlichen Stille nicht alle Tage.“

Hart war für Jeanette der weite Weg in ſcharfer Kälte. Kaum daß man ſich des wärmenden Trunkes im Kruge hingeben konnte, inſofern man kräftig zufahren mußte, um zum Theater noch zurecht zu kommen.

Als Jeanette in den kleinen Vorraum trat, der den Eingang in den Saal abſchloß, ſchlug ihr der Duft von Öllampen faſt erſtickend entgegen. Die Billetverkäuferin ſaß, das Haupt mit einer Roſenhaube bedeckt, ein graues Wolltuch um die Taille gekreuzt, die Füße über dem Kohlenbecken, ihres Amtes zu warten, und ſchier endlos dünkte Jeanette die Zeit, bis ſie, mit den erſtarrten Fingern in einer Cigarrenkiſte ſcharrend, das nötige Kleingeld zur Herausgabe abgezählt hatte. Endlich aber ſchlug ſich der Teppich, der den Zuſchauerraum abtrennte, zurück.

„Die Herren Offiziere ſind meiſt alle im Theater,“ hatte der Wirt des Hotels, in dem man abgeſtiegen war, zuvorkommend geſagt.

„Herr von Lilienſtröm auch?“

„Jawohl! Ich habe Herrn Leutnant eben hingehen ſehen.“

Alſo jenſeits dieſes Teppichs, da mußte er ſtehen.

Die ganze Vorderreihe der Zuſchauer war von Offizieren beſetzt. „Aber Lilienſtröm iſt nicht dabei,“ ſagte der Onkel, nachdem er die Bank entlang gegangen war und ſich hier und da ſpähend vorgebeugt hatte.

Mit dem Platz war's übrigens eine ſchlimme Sache, obſchon der Direktor in eigener Perſon ſich um die fremden Herrſchaften mühte. In den erſten Reihen war er ja noch, wenn auch gerade an der Ecke, wo man ein wenig zu deutlich ſah, ſogar in die Kouliſſen hinein.

Über Halms „Sohn der Wildnis“ ging der Vorhang auf, und wenn auch die ganze Truppe mit ihren Requiſiten nur knapp auf der Grenze der „Schmiere“ balancierte, ſo riß die Parthenia doch die Sache heraus. Wie kam nur dieſes ſchöne begabte Geſchöpf unter die Geſellſchaft?

Bei der ſeltenen Gelegenheit, die ſich in Jeanettens Leben für Theaterbeſuche geboten, war ihr das Stück neu, ſie fühlte ſich trotz der getäuſchten Hoffnung, an Lilienſtröms Seite ſich dem Genuß hinzugeben, von der Sprache hingeriſſen, und als nun Parthenia vom Felſen herabſtieg — —

Der Felſen war, wie man von Jeanettens Platz nur zu deutlich ſah, ein dürftig verhüllter, wankender Aufbau von Kiſten, ſo daß Parthenias ſchöne Geſtalt ein wenig ſchwankte. Da ſtreckte ſich ihr aus den Kouliſſen heraus aus einem roten Ärmelaufſchlag eine Hand entgegen, an deren viertem Finger ein Jeanetten nur zu wohlbekannter Ring ſteckte.

Jetzt wußte Jeanette mit einemmale, daß die Leute, wenn ſie ihr von dem wüſten Treiben der Offiziere erzählt, damit immer nur den einen gemeint hatten, der für ihr Auge das Licht, für ihr dunkles Leben der Morgenſtern geweſen war. Sie verſtand jetzt vieles, was ſie nicht hatte verſtehen wollen, und während für die Dichtung dort auf der Bühne Thränen der Rührung floſſen, hatte für die ſich in einem jungen Menſchenherzen abſpielende Tragödie niemand einen Gedanken.

Später allerdings, als die Verlobung gelöſt war, hatte man neben flüchtigem Mitleid ein Achſelzucken für die kleine Thörin bereit. Es war ja von Hauſe aus eine hoffnungsloſe Geſchichte geweſen, und unter ſolchem Achſelzucken, ſolchem Mitleid war über die Seele des Mädchens allmählich die Ruhe der Entſagung gekommen.

Mittlerweile hatte der Vetter Guſtav Rönneberg ſeine Frau verloren. Als Jeanette erſt proviſoriſch, dann allmählich feſten Fuß faſſend, in ſein Haus gekommen war, hatte ſie gewähnt, ſich mit der Pflicht im Leben abzufinden, bis zu jenem ſchweren Tage, an dem man dem Freiherrn ſein verwaiſtes Enkelkind ins Haus ſchickte.

Die kleinen Hände, die ſich nach ihr ausgeſtreckt, der warme weiche Körper, der ſich vertrauend an den ihren geſchmiegt, hatte ſie plötzlich einen heißen, vom Herzen ausgehenden Strom ſpüren laſſen. Sie hatte mit unnennbarer Wonne gefühlt, daß ſie doch noch „zu lieben“ vermochte, und von dem Augenblick an liebte ſie das Kind, wie nichts anderes auf der Welt. Der Junge wurde ihr ein und ihr alles, und da ſie in dem Entwickelungsgange des Knaben das Wehen eines Geiſtes ſpürte, der mit dem, was da bisher in der Sippe der Rönnebergs geweht hatte, nicht das mindeſte gemein hatte, erfaßte es ſie mit einem faſt heiligen Schauer vor etwas Ungekanntem, dem ſie ſich zu beugen habe.

„Es hätte dieſen Weihnachten wieder einmal gemütlich werden können,“ hub Jung-Eva an. „Ich fürchte aber, es wird nichts daraus.“

„Halt ein wenig ein mit der Pomeranzenſchale, Eva! Wird nichts daraus? — Wie verſtehſt Du das, mein Kind?“

„Sieh 'mal, Tante —: Vater hat nämlich die Sache mit Heinzen in die Hand genommen. Demgemäß hat er ihm ungefähr ſo geſchrieben: das Weihnachtsfeſt ſei nun einmal die Zeit, in der der Egoismus geduckt werden müſſe, inſofern einem jeglichen darum zu thun ſei, dem anderen eine Freude zu machen. Ob Heinz ſich nicht auch auf die Seite der Gebenden ſtellen und freiwillig auf das verzichten wolle, was ihm der Großvater nun nicht mehr abfordere. Du verſtehſt ſchon, Tante, keine Taſte anzurühren, ſo lange der Urlaub dauert.“

Fräulein Jeanette bearbeitete kräftig den Teig. Man wußte nicht, ob ihm zum Wohle, oder in Abtötung der eigenen inneren Unruhe: „Und das nennſt Du gemütliche Weihnachten?“

„Nein, Tante, das nenne ich ſie eben nicht. Thun wird's der Heinz, wie ich ihn kenne, aber unſer Heinz wird's nicht ſein.“

„Ein wenig mehr Zimt, Kleine —“ und dann aufſeufzend — „nein, unſer Heinz wird's nicht ſein.“

Schwüle Feſttage waren es, trotzdem keiner der kleinen Geſellſchaft den auf ihr laſtenden Druck auf einen beſtimmten Punkt zurückzuführen, die Anklage auf ein Etwas oder einen Jemand niederſchmetternd fallen zu laſſen vermochte. Das ſo oft hinaus gerufene Zorneswort des Freiherrn: „Kein Urlaub ohne Verdruß,“ hatte ſeine Berechtigung in der Art eingebüßt, daß Heinzens ganzes Weſen keinerlei Anhalt zum Verdruß bot. Nicht allein, daß er es mit der Muſik genau ſo hielt, wie Vollanden, der allezeit wohlmeinende, es in Anregung gebracht, er that auch alles, was der Großvater ſonſt an ihm vermißt hatte. Er inſpizierte ſofort nach ſeiner Ankunft ſämtliche Pferdeſtälle, erging ſich des näheren über gutes Einſchlagen des letzten Jahrganges der Kälbchen, er ſpielte ungezählte Partieen Sechsundſechzig mit dem Großvater, und doch ſchaute dieſer um ſich, juſt als ob ihm etwas fehle.

In Beziehung auf Geſelligkeit hätte niemand ſagen können, daß ſich das Leben nicht zum angenehmen Saus und Braus geſtaltet hätte. Es ſauſten die Warnsdorfer zu den Willmersdorfern, worauf ihrerſeits die Willmersdorfer zu den Warnsdorfern brauſten.

Was die leiblichen Genüſſe anbetrifft, ſo befanden ſich Punſch und Marzipan auf der Höhe, und doch hatte ein jegliches das Gefühl, daß es einen unter ihnen hungerte und dürſtete.

Während Tante Jeanette den Umſtand, daß auf der Kammer die Äpfel umgedreht werden mußten, als eine Art Erlöſung aus dem reizenden Frieden des Wohnzimmers begrüßte, ſaß der Freiherr, ſtille vor ſich hinnickend, in der gewohnten Sofaecke. Die Pfeife war der Hand entglitten, das Haupt ſank auf die Bruſt, ohne daß es darum jedoch zu einem ehrlichen Schläfchen gekommen wäre. Was nur der Junge, der ſich ſachte davongeſchlichen, im Nebenzimmer trieb? Er hatte ihn doch fortwährend blättern gehört, und dazu ein ſeltſames Summen. Man mußte der Sache doch einmal näher treten! Natürlich, Noten waren es, — Noten! Schon graute es dem Freiherrn vor den dicken Köpfen auf den unverhältnismäßig dünnen Hälſen, und außerdem war da wieder ein für den Freiherrn total neuer Komponiſt gedruckt: „Klavierauszug aus Lohengrin. Oper von Richard Wagner“! Wagner? Beethoven hieß der eine, Mozart der andere; Gluck und Liszt und Weber und Konſorten —, aber Wagner? Und was ſtand dort unten in der Ecke? Der Freiherr hielt das Blatt, weitſichtig, wie er war, weitab vom Auge und las: „In geiſtiger Kameradſchaft ihrem lieben Heinz — Tante Jeanette.“

„Da ſchlag' denn doch der Geier mit Bomben und Granaten mitten hinein!“ Jetzt hatte der Freiherr gefunden, was all' die Tage in der Luft geſchwebt, und was nun plötzlich als die verkörperte Intrigue vor ihm ſtand. — Das war's, was die Tante unter die Geſchenke des Jungen, die eigene Hoſe, die Wappenknöpfe und die Taſchenbürſte mit Spiegel, gleichſam eingeſchmuggelt hatte! Das war mehr als Demagogie und Aufhetzung und alles, was da auf den Flügeln des Zeitgeiſtes herangebrauſt kam, das war einfach Konſpiration.

„Links der Gravenſteiner, rechts die Calville,“ war der Gedanke, der Tante Jeannettens ordnende Hand lenkte, als der wuchtige Schall eines ungewohnten Trittes auf der Treppe ſie beſorgt das Haupt emporheben ließ.

Der Freiherr pflegte ſonſt in Monden nicht die Region der Kammern zu betreten, es ſei denn, daß ein Leck im Dache in Vermerk zu nehmen war, behufs beſſerer Orientierung auch, wenn es irgendwo in der Nachbarſchaft brannte.

Nichts davon heute. Seines feſten Gefüges aber erfreute ſich heute das Dach — kein Nachbargut ſtand in Flammen. Der Freiherr ſchritt direkt auf die Vorratskammer zu, deren ſchmale Thür durch ſeine mächtige Geſtalt geradezu ausfüllend. Gleich drohendem Gewölk verdunkelte er das Licht.

„A propos, Johanna, ich habe mit Dir einen Ton unter vier Augen zu reden, wobei meine Art, ohne Präliminarien direkt mit der Attacke vorzugehen, Dir bekannt ſein dürfte! Wie nennſt Du dieſes Notenbuch hier in meiner Hand?

Ich meinerſeits ſehe in ihm die Beſtätigung für einen Satz, den ein großer franzöſiſcher Diplomat aufgeſtellt, daß nämlich bei allem Unheil in der Welt irgendwo das Weib im Hinterhalte ſteckt. Habe alleweile ein Achſelzucken dafür gehabt, ſintemalen die Weiber von jeher mir gar wenig imponiert! Heute ſag' ich, der Mann hat recht, und wenn er fragt, ‚où est la femme?‘ ſo deute ich mit dem Finger gerade aus! Punktum!“

„Wo willſt Du hinaus, Guſtav?“

„Wo ich hinaus will? Wo Du hinaus willſt, möchte ich fragen, mit Konſpirieren und Intriguieren und heimlichem Ölguß in Flammen, die im erſten Glimmen zu unterdrücken, Deine Pflicht und Schuldigkeit geweſen wäre! Wer war es, der dem Jungen, der da jetzt unten um das Klavier herum ſchleicht, wie die Krähe um das kranke Ferkel, den Blick für ſeine ſogenannte Künſtlerſchaft geweckt? Wer? ſage ich! Wer hat gelächelt und geſtrahlt, wenn der Junge, anſtatt ſich aufs Pferd zu werfen oder den Drachen ſteigen zu laſſen, das Klavier bearbeitete? Wer hat die Augen verdreht und gehimmelt, wenn er einen Wuſt von Tönen herunter haſpelte, daß einem ordentlichem Menſchen davor graute, anſtatt im Walde den Haſen eins auf den Pelz zu brennen! — Wer hat zur Beſchönigung der Stubenhockerei den Oſtwind ins Treffen geführt und von angeſchwollenen Mandeln gefabelt, als ob je ein Rönneberg ſich darum gekümmert, woher der Wind bläſt, und mit ſeiner Geſundheit Federleſen gemacht hat! Meinſt Du etwa, es ſei mir entgangen, daß für den Schafſortierer letzthin nur ein verſchaltes Glas Bier aufzutreiben war, während der Klavierſtimmer ſich an Grog mit Arak von meinem beſten die Lippen leckte? Drehe Deine Äpfel um, Hanne von Treuenfels, ſintemalen ſich das Weib bei ſolcher Arbeit in ſeinem Beruf befindet. Hüte Dich aber, Dich in Verlockung junger Seelen als alternde Sirene aufzuſpielen, zumal hier ein rechtzeitiges Binden an den Maſt nicht nur nützlich, ſondern von Hauſe aus dringend geboten geweſen wäre! Baſta!“

Das Weitere verhallte.

Calville und Gravenſteiner fuhren durch einander. Um die Stirne das gewiſſe weiße Migränentuch, die Oberlippe den Verhältniſſen entſprechend verlängert, ſchwankte Tante Jeanette die nächſten Tage im Hauſe umher.

O, nur eine Abziehung von außen, und ſei es in Geſtalt eines rechtſchaffenen Ärgers!

Auch dieſer ſollte kommen.

An dem, dem Abſchluß des Jahres vorangehenden Sonntage ſollte als der Nachfolger des emeritierten Predigers ein neuer Paſtor ſeine Probepredigt halten, und im ganzen Bewußtſein ſeiner Würde ſaß auf dem lederbezogenen Lehnſtuhl der Freiherr als Kirchenpatron.

Das Ergebnis der Prüfung dünkte ihm auf den erſten Blick ein befriedigendes zu ſein: aus den freundlichen Zügen des Kandidaten ſprach kein düſterer Asketismus, ſondern im Gegenteil etwas, das auf den gemütlichen Geſellſchafter hinwies. Das Organ in ſeiner Fülle dünkte dem Freiherrn ausreichend. Auch die Worte gaben ein durchaus anſchauliches Bild des Menſchenlebens im Erſtehen und Vergehen, in der Anlehnung an die Natur: „Am Himmel zieht ſichtbar flüchtig die Wolke — lautete der Vergleich — unſichtbar, aber ſtetig ziehen die Geſtirne. Es zieht der Herbſtwind an unſeren Forſten vorüber, und mit ihm ziehen die Wandervögel. Wir ſehen das Haus an, in dem unſer Vater und Großvater gewohnt, und doch wiſſen wir, daß es ihnen die Herberge, aber nicht die Heimat geweſen iſt. Die Kinder, die uns erblühen, ſind die Gefährten unſerer Reiſe, aber unſer Eigentum ſind ſie nicht. Wir laſſen ſie zurück auf dem Wege nach dem großen Ziel, das noch niemand geſehen, von dem niemand berichtet hat, und an das zu glauben doch das Zehrgeld auf der Reiſe ſein muß. Nicht aber der irdiſche Ballaſt, der den Paſſagier nur beſchwert.“

Bis dahin hatte der Freiherr ſtill vor ſich hin genickt, in plötzlichem Ahnen erhob er jetzt das Haupt:

„Und wenn wir die Reiſe gemacht haben,“ fuhr der Prediger fort, „wenn wir an dem Ziele angelangt ſind, dann fragt keine Stimme: ‚Sage an, Menſch, ob Du erſter, zweiter oder dritter Klaſſe durchs Leben gefahren biſt.‘“

Jetzt ſchallte aus dem Kirchenſtuhl ein energiſches, faſt drohendes Räuſpern. Alſo darauf hatte es gezielt! Die Eiſenbahn ſollte hinauf, in das Gebiet der Allegorie! Ihr Verflechten in die Predigt brauchte der liebe Gott ſich nicht gefallen zu laſſen, und er als Kirchenpatron ebenſowenig: der Mann bekam die Pfarre nicht.

Da war er, der geſunde Ärger, und für eine Weile wenigſtens war es ihm gelungen, alles andere einfach „unterzubekommen.“

4. Kapitel.

Die Specialität von Warnsdorf war von jeher der Weizenbau geweſen, während ſich in Willmersdorf die Pferdezucht alle Zeit auf der Höhe befunden hatte. Von beiden Gütern konnte man nur ſagen, daß ſie heuer das Ihre, ein jegliches in ſeiner Branche, geleiſtet hatten. Schwarz und glänzend ſchmiegte ſich der Warnsdorfer Boden zu neuer Beſtellung um die Pflugſchar, während Herr von Vollanden mit behaglichem Schmunzeln zu berichten vermochte, daß bei dem Verkauf der Remonten auch nicht ein einziges Tier zurückgeſtellt worden ſei.

Es hatte von alters her zu den Gepflogenheiten der Vollandens gehört, alltäglich zu den Fohlen hinauszuwandern, und zumal hatte dieſe Wanderung ihren erhöhten Reiz, wenn, wie in dieſem Jahre, die Weide ſich um die Waldecke herumzog.

Gefolgt von Schnackeduz, dem Hof- und Hühnerhunde, den Strohhut am Arm, hat auch Eva die Wanderung unternommen. Sie zögert jedoch ein wenig, ehe ſie ſich unter die Horde, die ihrer noch nicht gewahr geworden iſt, begibt. Es iſt ſo fein ſtille am Waldesſaum, die alte Tanne ſcheint mit leiſe wogendem Geäſte zu winken, und in ihrem Schatten denkt es ſich gut über allerlei Worte nach, die an des Mädchens Ohr geſchlagen ſind. Man will ſie behufs Abſchleifung durch den Verkehr mit Altersgenoſſen in das Altenburger Fräuleinſtift in Penſion geben — das ſind für ſie Worte, die ſich anhören, wie das Knirſchen des im Schloſſe umgedrehten Schlüſſels!

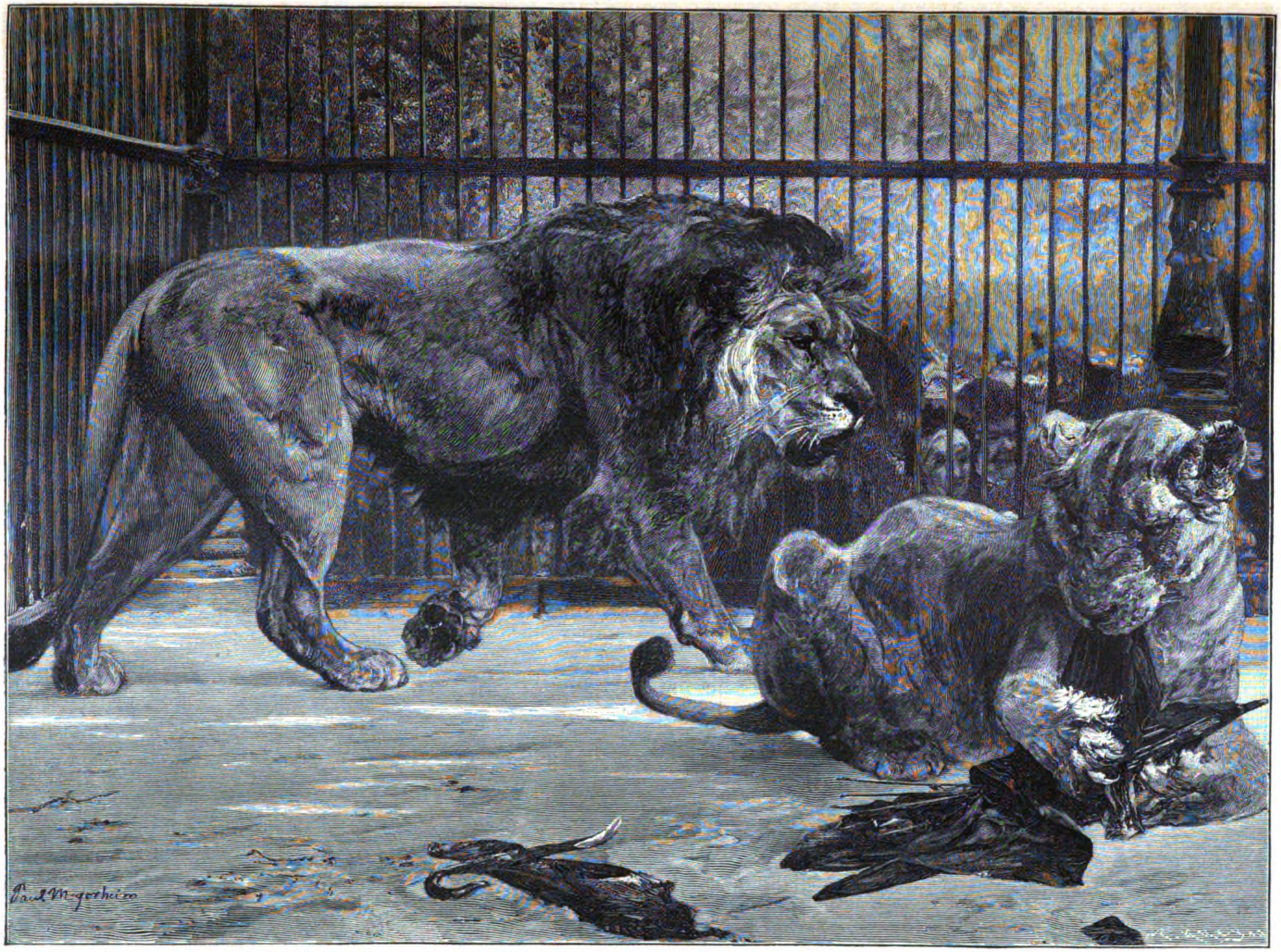
Sie hat das Gefühl, als ſolle ſich hier draußen löſen, was ihr den ganzen Tag wie ein eiſerner Reifen um die Bruſt gelegen hatte, und von dem ſie doch zu niemandem ſprechen mochte. Zu anderen Zeiten wäre vielleicht der Vertraute Heinz geweſen, Heinz, von dem ſie weiß, daß er auf ſeinen ganz beſonderen Wunſch diesmal zu den kurzen Herbſtferien nach Warnsdorf gekommen iſt. Sie weiß, daß ſein Urlaub morgen abgelaufen ſein wird. Daß er trotzdem in der ganzen Zeit nicht einmal in Willmersdorf drüben geweſen, das weiß ſie auch!

„Warum hebt Schnackeduz den Kopf?“ Schnackeduz denkt ſich ſein Teil.

Auf der anderen Seite des Kleefeldes haben ſich die Füllen in Galopp geſetzt, die Rotte brauſt demgemäß in geſchloſſener Kolonne um die Waldecke herum.

Als ſie unvermutet des Mägdleins und Schnackeduz', der beim Anblick der Herde zur Statue erſtarrt, anſichtig werden, ſtutzen ſie, und was brauſender Galopp war, wird federnder Trab. Alle Schwänze wagerecht, alle Köpfe geſenkt nahen ſie in ſchnaufender Neugier, — erſt das eine, dann das andere — zuletzt ihrer ſchier ein Dutzend. Enger und enger wird der Kreis gezogen, da jedoch Schnackeduz ſich immer noch als ſteinerner Hund aufſpielt, wagt es das eine, ihn leicht am Behang zu zupfen. Ungerochen bleibt die That! In geſteigertem Mute ergreift ein zweites Füllen des lang geſtreckten braunen Schwanzes weiße Spitze, während ein drittes den warmen Hauch der weichen Schnauze wohlig über Schnackeduzens Rücken hinſpielen läßt.

(Fortſetzung folgt.)


Paul Meyerheim

Im Löwenkäfig. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim.

Neue Wege der Gärungskunde.

Von Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

Es iſt gar nicht lange her, ſeitdem man weiß, was eigentlich bei der Gärung vor ſich geht, obgleich die Völker, ſoweit die Geſchichte reicht, gegorene Getränke kannten und ſchätzten, den Wein ſowohl, wie das Bier, und Brauerei und Brennerei bereits große volkswirtſchaftliche Bedeutung erlangt hatten. Noch im Jahre 1870 verſuchte Liebig ſeine Anſchauung, wonach die Gärung ein rein chemiſcher Vorgang ſein ſollte, feſtzuhalten, aber ſchon zehn Jahre vorher wies Paſteur unbeſtreitbar nach, daß die Gärungserſcheinungen in untrennbarem Zuſammenhange mit den Lebensvorgängen niederer Kleinweſen ſtehen. Damit war die Erforſchung der Gärung nicht mehr ausſchließlich dem Chemiker unterſtellt, ſondern Tier- und Pflanzenkundigen fiel die Aufgabe zu, Art und Eigenſchaften jener Kleinweſen zu ergründen; gemeinſames Arbeiten wurde nötig. Freilich, Brauer, Brenner und Winzer erzeugten Bier, Branntwein und Wein, wie ſie gewohnt waren, nach den Regeln der Erfahrung, ohne ſich, wie die Gelehrten, den Kopf über das Weſen der Gärung zu zerbrechen. Sie hatten damals keine Ahnung, von welcher Wichtigkeit die Forſchungen der Männer für ſie werden ſollten, die, unbekümmert um den Nutzwert, ſich mit den Naturerſcheinungen nur in der Abſicht abmühen, neue Wahrheiten aufzufinden. Wir werden ſehen, wie die ſcheinbar zweckloſen, rein wiſſenſchaftlichen Arbeiten dem Praktiker von unberechenbarem Vorteile wurden, als Erkenntnis ſich an Erkenntnis reihte und Geſetzmäßigkeiten erſchloſſen waren, über die der Menſch verfügen konnte, nachdem er ſie erkannt.

Wenn man reife Weintrauben auspreßt und den ſüßen Saft — den Moſt — ſich ſelbſt überläßt, ſo trübt er ſich nach einigen Tagen: es ſteigen kleine Bläschen auf, und nach etlichen Wochen liegt am Boden des Gefäßes ein gelblicher Satz, während die darüberſtehende Flüſſigkeit nicht mehr wie der friſche Traubenſaft mundet, ſondern geiſtig riecht und ſeine Süße verloren hat. Aus dem Moſt iſt Wein geworden und zwar junger Wein, der noch geraumer Zeit bedarf, um ſich in alten, klaren Wein abzulagern.

Jener gelbliche Satz hat die größte Ähnlichkeit mit der bekannten Hefe, die im Haushalt zum Backen, in den Brauereien zum Vergären des Malzabſudes dient, ſie zeigt, unter dem Mikroſkop betrachtet, ähnliche Geſtaltung, wie die Bierhefe und beſteht aus unzähligen kleinen derbhäutigen Zellen.

Woher kommen dieſe Zellen, deren tägliche Zunahme in dem gärenden Moſt man trefflich beobachten kann, wenn der Traubenſaft in eine Flaſche von weißem Glaſe gethan wird? Früher glaubte man, es fände eine Urerzeugung ſtatt: Hefe, Infuſorien und derartige Weſen entſtünden freiwillig in zerſetzbaren, zumal faulenden Stoffen, und wenn dieſe Anſicht auch teilweiſe Widerſpruch fand, ſo bewies doch erſt Paſteur, daß die Keime dieſer Geſchöpfe von außen in die zerſetzbaren Flüſſigkeiten gelangten, daß aber weder Gärung noch Fäulnis ſtattfand, ſobald die Flüſſigkeiten gekocht und vor dem Zutritt ungereinigter Luft bewahrt wurden. Theodor Schwann hatte ſchon 1838 bei ſeiner Unterſuchung über die Urzeugung gefunden, daß jene Körper, welche, von der Luft getragen, in gärungsfähige Flüſſigkeiten gelangen und ſich darin fortentwickeln, Organismen ſein müßten, und ausgeſprochen, daß der Zuſammenhang zwiſchen der Weingärung und der Entwickelung der Hefe nicht zu verkennen ſei, aber ſeine Anſchauung wurde von den Fachgelehrten in höhniſcher Weiſe abgelehnt. In einer Spottſchrift, zu deren Veröffentlichung ſich ſogar eine rein wiſſenſchaftliche Zeitſchrift hergab, hieß es, die von Schwann als Urſache der Gärung angeſehenen Organismen ſeien Tiere, die den in der Flüſſigkeit vorhandenen Zucker aufzehrten, dafür Alkohol und Kohlenſäure abgäben und ſich ſchließlich ſelbſt auffräßen. Schwanns Arbeiten wurden dem Moloch des Autoritätsglaubens geopfert, ſie gerieten faſt ein Vierteljahrhundert in Vergeſſenheit, bis Paſteur, merkwürdigerweiſe ebenfalls durch Unterſuchungen über die Urerzeugung, zu ganz denſelben Ergebniſſen geführt wurde, die jetzt die Grundlage der Gärungschemie bilden.

In der That wachſen die Hefezellen in zuckerhaltigen Flüſſigkeiten, denen jedoch mineraliſche und eiweißartige, zum Aufbau der Zelle unentbehrliche Stoffe nicht fehlen dürfen. Sie nähren ſich vom Zucker und jenen Stoffen; was ſie davon für ihren Leib und ihr Leben gebrauchen, behalten ſie, was ihnen nicht paßt, ſcheiden ſie aus. Kurz geſagt: die lebenden Hefezellen zerſetzen die ihnen zuſagende Nahrung. Ihre Hauptſpeiſe iſt der Zucker, den ſie in Alkohol und Kohlenſäure zerlegen und in noch einige andere Spaltungen, auf die wir zurückkommen.

Jede gärende Flüſſigkeit wird warm. Es iſt die Lebenswärme der Hefe, die ſich bemerklich macht. In der Flüſſigkeit ſteigen Bläschen auf, es iſt dies Gas aus dem Stoffwechſel der Hefe hervorgegangene Kohlenſäure. Nach einiger Zeit macht ſich der weinige Geruch und Geſchmack immer deutlicher bemerkbar, es iſt der Alkohol, den die Hefe aus dem Zucker erzeugte. Um den Alkohol zu haben, nahmen ſich die Völker der Gärung an und ſuchten ſie zu leiten, denn nach dem Zeugnis der alten Schriftſteller verſtand man ſchon zur Zeit der Pharaonen, nicht allein Weine unterſchiedlicher Güte zu gewinnen, ſondern auch verſchiedene Biere zu brauen. Die alten Ägypter kannten ein dunkles Bier, ein ſüßes Bier, ein ſtarkes Bier, das vielfach zur Arzeneibereitung diente. Im neuen Reiche tranken ſie mit Vorliebe fremdes, d. h. aus der Landſchaft Qede in Kleinaſien eingeführtes Bier. Auch wie das Bier ſchmeckte, erfahren wir und zwar durch Diodor von Sicilien, der wiederholt ſchreibt, „daß das nach der Lehre des Oſiris aus Gerſte bereitete Getränk an Wohlgeruch und Stärke dem Weine nicht weit nachſteht“.

Dieſen Umſtand wollen wir beſonders beachten, da das, was Diodor von dem ihm bekannten Biere ſagt, thatſächlich mit den allerneueſten wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften übereinſtimmt.

Neben der Kohlenſäure und dem Alkohol entſtehen bei der Gärung ferner flüchtige, riechende Verbindungen. Einige ſind ſo üblen Geruches, daß ſie dem Menſchen Mißbehagen verurſachen, für dieſe gilt die Bezeichnung Fuſel. Andere duften lieblich und wirken erheiternd und erfreuend. Wir geben ihnen den Namen: Blume, Bouquet. Dieſe anmutig riechenden Duftſtoffe der Gärung ſpielen eine Hauptrolle in der Wertung der Weine, ſie ſind es vornehmlich, die den deutſchen Weinen, zumal denen des Rheins, der Moſel und der Pfalz, den erſten Platz in der Weltrangliſte der Weine verſchaffen.

Es hat vieler ſorgfältiger Verſuche bedurft, bis feſtgeſtellt wurde, daß nicht allein der Weinſtock und der Boden, auf dem er wächſt, Einfluß auf die Entſtehung der jeder Lage eigentümlichen Art des Weines haben, ſondern daß auch ein mindeſt ebenſo großer, wenn nicht bedeutſamerer Anteil an der Bouquetbildung der Hefe zugeſchrieben werden muß, die die Gärung bewirkt. Mit Bierhefe läßt ſich aus dem Moſt der beſten Trauben kein Edelwein erzielen, im Gegenteil: ſie erzeugt einen ſchaudervollen Trank. Woran dies liegt, das lehrt zunächſt die mikroſkopiſche Unterſuchung, die zeigt, daß die Bierhefe weſentlich anders geſtaltet iſt als die Weinhefe. Schon in der äußeren Bildung unterſcheiden ſie ſich, noch mehr aber in der Weiſe ihrer Lebensvorgänge, wie aus den Endprodukten, Bier auf der einen, Wein auf der anderen Seite, hervorgeht. Es gibt jedoch nicht nur zwei Hefearten — Bierhefe und Weinhefe — ſondern, wie die bahnbrechenden Arbeiten von Hanſen in Kopenhagen zuerſt in umfaſſender Weiſe darthaten, eine große Anzahl verſchiedener Hefen, und jede Hefenart bewirkt in der gleichen Nährflüſſigkeit die ihr entſprechende Gär.

Wie bei den Bazillenzüchtungen wurden Reinkulturen von Hefen gezogen. Je ein einziges Hefekorn wurde gefangen und in keimfreier Würze (das iſt bis zur Vernichtung aller fremden Keime erhitzter Malzabſud) zur Vermehrung gebracht. Nun hatte man die Ausſaat für größere Würzmengen, um nach ihrer Vergärung Geruch und Geſchmack feſtzuſtellen, chemiſche Analyſen zu machen, die entſtandenen Duftſtoffe zu ſcheiden und zu erkennen. Weil die letztgenannten zum Teil nur in geringer Menge auftreten, mußten die entſcheidenden Verſuche in großem, beträchtliche Geldmittel erforderndem Maßſtabe ausgeführt werden. Von wiſſenden Männern konnten die drei Haupthebel angeſetzt werden, die vereint meiſt den Erfolg auslöſen, nämlich: Fleiß, Zeit, Geld, und er blieb zum ungeheuren Vorteil aller Gewerbe, die mittelbar oder unmittelbar von der Gärung abhängen, nicht aus.

In den Bierbrauereien wird die Hefe allmählich ſchwach, d. h. die Güte des von ihr erzeugten Bieres fängt an, ſich zu verringern. Sobald dies bemerkt wird — oft zum großen Nachteil der Brauer zu ſpät — wechſelt der Brauer die Hefe, indem er friſche aus einer Brauerei bezieht, die einen vorwurfsfreien Trank liefert. Eine genaue Unterſuchung der ſchwachen Hefe ergibt, daß ſie nicht aus Bierhefezellen allein beſteht, ſondern daß ihr allerlei anders geformte Gebilde beigemengt ſind: es iſt Unkraut unter ſie gekommen. Da ſind Hefen, die Fuſel erzeugen oder ſonſt Schmackſtoffe, die dem Trinker das Bier verleiden, da ſind Gebilde, von denen man weiß, daß ſie den Zucker ſtatt in Alkohol in Milch- und Eſſigſäure zerlegen und auf das Verderben des Bieres hinarbeiten. Gegen dieſes Unkraut unter der Hefe kann ſich der Brauer durch Anwendung reiner Hefe ſchützen, und dieſe ſtellt er ſich nunmehr durch Reinkulturen dar. Ja, indem er unter den Reinkulturen ſolche Hefe zur Ausſaat in den Großbetrieb nimmt, die die reinſte und angenehmſte Gär zeigt, hat er es in der Hand, mit größerer Sicherheit, als früher möglich war, ein gleichmäßig treffliches Gebräu zu erzielen.

Mit dem Weinmoſt verhält es ſich ähnlich, wie mit der Bierwürze. Auf der Traube niſten verſchiedene Gärweſen: zuerſt die Weinhefe und neben ihr allerlei Gärungserreger, die einen kranken, ſelbſt ungenießbaren Wein erzeugen, wenn ſie die Oberhand gewinnen. In guten Jahren hat die Weinhefe das Übergewicht und läßt die böſen Genoſſen nicht zur Entwickelung während der Gär gelangen; in ſchlechten Jahren aber reden dieſe mit, und weder Winzer noch Trinker haben Freude an dem Wein.

Aus Erfahrung iſt bekannt, daß ein und dieſelbe Rebenart Wein gibt, der nach dem Standort des Weinackers — nach der Lage — verſchieden iſt. Die Beſchaffenheit des Bodens iſt dabei von großem Einfluß, ebenſo die Beſonnung, den Hauptanteil aber hat die Weinhefe, die in der Lage vorkommt. Es gibt, um einen Vergleich anzuwenden, unter den Weinhefen ebenſo gut Abarten wie unter Kartoffeln, Obſt und anderen Gewächſen, und wie z. B. die Teltower Rübe ihre ganze Eigenart nur in der Gegend von Teltow, der Gravenſteiner Apfel ſich nur an der Seeküſte echt entwickelt und im Süden ausartet, ſo iſt die Weinhefe zu Rüdesheim von den Hefen verſchieden, die zu Johannisberg daheim ſind oder in der Pfalz oder bei Bordeaux oder wo ſonſt Reben gepflanzt werden. Denn die Trauben ſind die Wirte der Hefen, und der Paraſit — die Hefe — hat ſich ihrem Wirte im Laufe der Zeit angepaßt. Daß dies in der That der Fall iſt, geht daraus hervor, daß unſere rheiniſchen Weinhefen nicht im ſtande ſind, den zuckerreichen Moſt ſüdlicher Trauben in derſelben Weiſe zu vergären, wie z. B. die Hefen der ſpaniſchen Weinberge. Die in Kalifornien angepflanzten rheiniſchen Reben geben keinen Rheinwein, ſondern ein an feurige Südweine erinnerndes Getränk, weil die im ſonnigen Klima zuckerreicher gewordene Traube ſich einen Hefenpilz herangezogen hat, der die Blume nicht erzeugt, die wir an den deutſchen Weinen ſchätzen.

Seit Jahren werden Verſuche gemacht, den Weinmoſt mit Reinkulturen von Edelweinhefe zu vergären und, wie ſich herausſtellte, mit außerordentlichem Erfolg. Wenn es auch nicht möglich iſt, aus einer Schattenſeite Kabinettswein zu erzielen, ſo wird innerhalb der von der Natur geſteckten Grenzen doch erreicht, daß das ſonſt durchaus Unerfreuliche erfreulich und das Gute beſſer wird. Das Allerbeſte bleibt unberührt, wie es ſeit Jahrhunderten zu ſeinem hohen Ruhme heranwuchs und ſich im Keller ausbaute. Der Gewinn der Reingär beſteht darin, daß der billige Wein, ohne Aufſchlag im Preiſe an Güte gewinnt, wodurch dem künſtlichen Zurechtmachen ungenießbarer Weine allmählich ein naturgemäßes Ende bereitet wird. Was der Geſetzgebung zu erreichen ſchwer fällt, das gelingt der Wiſſenſchaft.

Es lag nun nahe, zu unterſuchen, was entſteht, wenn Weinhefe zum Vergären der Bierwürze, des Malzauszuges, genommen wird. Schon Paſteur ſtellte dieſen Verſuch an und erhielt eine Art von Bier, die weinartig roch, aber durchaus nicht wie Wein ſchmeckte. In den achtziger Jahren hatten gleichzeitig Jacquemin in Paris und Dr. Sauer in Schöneberg bei Berlin praktiſche Verſuche zur Herſtellung gegorener Getränke aus Malzwürze durch Weinhefe gemacht. Jacquemin ließ ſein Verfahren in England patentieren, aber es kam nicht zur Ausnutzung. Dr. Sauer dagegen arbeitete ſein Verfahren in der Stille weiter aus und benutzte vornehmlich die Hefen ſüdlicher Weingegenden, die, auf Trauben hohen Zuckergehaltes ſproſſend, einen ſo hohen Grad von Vergärung bewirken, wie ihn die Heferaſſen nördlicher Länder niemals erreichen. Das Ergebnis vieler langjähriger Verſuche iſt nun die Erzeugung von Wein aus Malz, die Herſtellung von Malzwein.

Auf dem 1895 in München tagenden 13. Kongreß für innere Medizin wurden die Malzweine zuerſt der Öffentlichkeit inſofern übergeben, als den Ärzten Proben zur Verwendung in der Krankenpflege zur Verfügung geſtellt und das Hochgärungsverfahren Dr. Hr. Sauers dargelegt wurde. Die Ueberraſchung war eine außerordentliche. Malzwein! Was konnte Malzwein ſein? Doch nur höchſtens eine Art Bier, vielleicht ein, brauchbares Stärkungsmittel für Schwache, nimmer aber Wein. Man koſtete. — Wirklich, das war Wein. — Der Malzſherry ſchmeckte wie der beſte Xeres, der je am Guadalquivir erzeugt wurde; der Malzmadeira erwies ſich als trefflichſter Madeira, der Malzmalaga glich ſeinem Vorbilde zum Verwechſeln, der Malztokayer aber ſtellte an charakteriſtiſcher Blume und Feinheit des Geſchmackes alle Tokayerproben in den Schatten, die zu hohen Preiſen als echter Tokayer bezogen worden waren.

Die Gärpilze, die durch Reinkulturen von in Spanien und Tokay heimiſchen Weintrauben gezüchtet wurden, hatten Malzauszug je nach ihrer Art vergoren und wahre Süßweine erzeugt, ſo feurig und lieblich, wie ſie die Traube nur in den beſten Jahren liefert. Die Wiſſenſchaft feierte einen Triumph, denn ſie iſt es, die die Wege zu dieſem glänzenden Ziele wies. Mit der Koſtprobe allein war es jedoch nicht gethan und auch nicht mit den von Profeſſor Freſenius ausgeführten chemiſchen Analyſen, es galt zumal die Bekömmlichkeit zu ermitteln, denn die Malzweine ſind zunächſt beſtimmt, als Medizinalweine den Kampf mit den Kunſtprodukten aufzunehmen, die, wenn ſie nicht ſonſt geſchmiert ſind, ausnahmslos Spritzuſatz erhalten haben. Wenn Ungarwein mit Roſinen gekocht und mit Spiritus vermiſcht wird, ſo entſteht ein Getränk, das als Medizinalwein unter die Leute gebracht wird, es iſt aber vom Standpunkt der Hygieine zu verwerfen. Der Malzwein iſt dagegen ein reines Naturprodukt, frei von allen künſtlichen Zuſätzen; die ihm eigene Säure iſt durch reine Milchſäuregärung in der Malzwürze entſtanden, ſein Alkohol, ſein Aroma ſind Ergebniſſe der Weinhefegärung. Die angenehme, milde Milchſäure findet ſich im Magenſafte, ſie hilft bei der Verdauung, die ſie befördert. Fehlt ſie, dann gibt der Arzt ſie entweder in reinem Zuſtande, oder er verordnet Molken oder ſaure Milch, worin ſie ebenfalls vorhanden iſt. Dazu kommt, daß der Malzwein die nährenden Süßſtoffe und die zum Aufbau des Körpers erforderlichen Salze enthält, namentlich iſt er reich an Phosphaten, viel reicher als jeder Süßwein. Deshalb ſprechen die bis jetzt in Hoſpitälern und Pflegeanſtalten gemachten Erfahrungen auch für die ungemeine Bekömmlichkeit der Malzweine und ihren Nutzen zur Hebung der Kräfte bei Geneſenden und Kranken, vor allem bei Kindern. Es iſt das leicht verſtändlich: wenn Malzauszug durch Gärung zu Wein wird, ſo verbindet dieſer die Vorzüge des Weines mit denen des Malzes.

Von beſonderer Wichtigkeit iſt die Abweſenheit jener Gärungsprodukte, die wir Fuſelöle nennen. Das ſchlimmſte Fuſelöl bildet ſich am reichlichſten bei der Vergärung von Kartoffelmaiſche mit gewöhnlicher Hefe, der Amylalkohol. Er iſt ein wahres Gehirngift, der eigentliche Grund des Trinkerelendes jener Gegenden, wo der Kartoffelſchnapps herrſcht. Die leichten Duftäther der Weinhefen-Malzgärung hingegen beleben und regen an, ohne zu betäuben und zu erſchlaffen. Dies ſind Punkte von weſentlicher Bedeutung für das Volkswohl, denn jede Geſundung, jede Geneſung iſt ein wiedergewonnener volkswirtſchaftlicher Wert.

Intereſſante Lektüre. Zeichnung von H. Oehmichen.

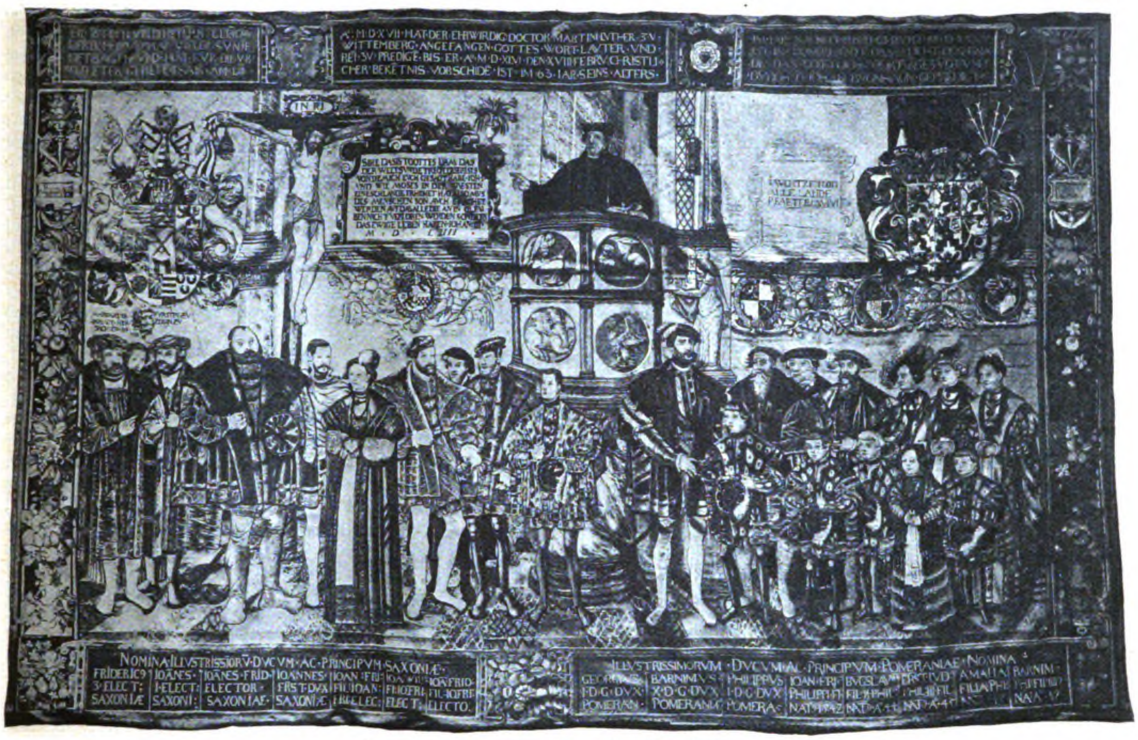
Deutſchlands Spiritusausfuhr nach Spanien hat faſt ganz aufgehört. Früher gebrauchte Spanien Maſſen von Spiritus, die es ſeinen Weinen zuſetzte, denn ausnahmslos iſt der ſpaniſche Wein geſpritet. Neuerdings aber brennen die Spanier ihren Spiritus ſelbſt und zwar aus Mais, der auch ſchwere Fuſelöle ergibt. Malaga, Xeres, Alikante, Madeira, Portwein ſind Weine, die mit eingekochtem Moſt und Spiritus zurecht gemacht werden. Was die verſüßten und geſpriteten Ungarweine anbetrifft, ſo iſt darüber nur zu ſagen, daß auch ſie unter die Kunſtprodukte einzuordnen ſind. Deutſchland bezieht in den ausländiſchen Süßweinen koloſſale Mengen von ausländiſchem Spiritus zu dem billigen Zollſatz von 20 Mark für hundert Liter. Ungarn ſchickte im Jahre 1889 allein 13 150 000 Kilo Wein, wovon der größte Teil verſüßt und geſpritet war.

Das Dr. Sauerſche Hochgärverfahren, in allen Ländern durch Patente geſchützt, eröffnet viel verheißende Ausſichten. Wenn unſer heimiſches Getreide und unſer Zucker, im eigenen Lande nach der neuen Art vergoren, Weine hergeben, die den Südweinen nicht nur gleich kommen, ſondern ſie an Reinheit und Nährwert übertreffen, ſo können wir jene ſüdlichen Kunſtprodukte entbehren und brauchen uns die in dieſen Weinen ſtattfindende Spirituseinfuhr nicht länger gefallen zu laſſen. Ja noch mehr. Die hervorragende Güte der Malzweine wird auch den Wettbewerb mit den Südweinen auf dem Weltmarkte aufnehmen. Führt der Kampf zum Siege, dann iſt Deutſchland um einen Ausfuhrartikel reicher, der auf den Landbau wohlthätig zurückwirkt. Um kräftig vorgehen zu können, wendet die deutſche Malzweingeſellſchaft in Hamburg ein Kapital von 6 Millionen Mark an, nachdem die Verſuche im Laufe von acht Jahren und die Anlage der Fabrik — eine Anſtalt zur Hefenreinkultur in größtem Maßſtabe — Hunderttauſende gekoſtet haben. Darin, daß jede Abweichung vom Arbeiten nach ſtreng wiſſenſchaftlichen Prinzipien ein Fehlprodukt zur Folge hat, liegt die Garantie für Qualität der Malzweine, die im Preiſe natürlich erheblich billiger ſind als die Südweine.

Wer Malzwein koſtete, begreift, wie Diodor dem Gerſtenweine nachrühmen konnte, daß er dem Weine an Geruch und Geſchmack faſt gleich kam, denn in Kleinaſien wurde die Gärung durch die dort heimiſche Weinhefe bewirkt, wenn auch jenes Zythos genannte Getränk, nicht wie der Malzwein mit Abſperrung aller Wildhefen und ſchädlicher Fermente erzeugt ward. Dies zu erreichen, erforderte wiſſenſchaftliche Arbeit, die ſich auf faſt ein Menſchenleben verteilte, von Leuwenhoek und Schwann an bis auf den heutigen Tag.

Es ſind aber noch weitere Ausſichten vorhanden. Nicht unmöglich iſt es, den Erreger der Rumgärung ſowie den des Araks, der ſich in Indien in dem von ſelbſt in Gärung geratenden Safte der Palmen entwickelt und zur Reismaiſche gethan wird, ebenſo zu züchten wie die Sherry-, Madeira- und Tokayerhefe. Gelingt dies, ſo können wir aus der Melaſſe des Rübenzuckers auch Rum brennen, und aus Malz Arak, worauf die mit chemiſchen Gerüchen hergeſtellten Spritmiſchungen, die als Façonrum und -Arak Abſatz finden, den Naturprodukten weichen würden und viel Kopfſchmerz weniger die Menſchheit quälte.

Dies ſind die neuen Wege der Gärungskunde; ſie führen an ſoeben erſchloſſenen Gebieten vorbei zur Verwertung heimiſcher Erzeugniſſe im eigenen Lande ſowohl, wie in der weiten Welt zu Nutz und Frommen aller, denen gegorener Trank das Herz erfreuen ſoll.


A. M.D.XVII HAT DER EHWIRDIG DOCTOR MARTIN LVTHER ZV WITTEMBERG ANGEFANGEN GOTTES WORT LAVTER VND REI ZV PREDIGE BIS ER A. M.D.XLVI DEN XVIII FEBRV CHRISTLICHER BEKETNIS VORSCHIDE IST IM 63 IAR SEINS ALTERS
NOMINA ILLVSTRISSIORV DVCVM AC PRINCIPVM SAXONIÆ
FRIDERICVS 3 ELECT: SAXONIÆ
IOANES I ELECT: SAXONI:
IOANES FRID ELECTOR SAXONIAE
IOANNES FRIST DVX SAXONIÆ
ILLVSTRISSIMORVM DVCVM AC PRINCIPVM POMERANIAE NOMINA
BARNIMVS X D G DVX POMERANIÆ
PHILIPPVS I D G DVX POMERA

Der Kroy-Teppich zu Greifswald.

Der Kroy-Teppich zu Greifswald.

Ein Denkmal deutſchen Kunſtfleißes und evangeliſcher Frömmigkeit. Von G. Stephani.

In dem Schlußjahre jedes Dezenniums wird zu Greifswald das Kroy-Feſt gefeiert. Dieſe Feſtlichkeit hat der im Jahre 1684 verſtorbene Ernſt Bogislaw, Herzog von Kroy, der letzte Nachkomme des pommerſchen Fürſtenhauſes, zu ſeiner Mutter Anna, einer pommerſchen Prinzeß, und deren Geſchlechtes Gedächtnis an der Univerſität ſeines Heimatlandes angeordnet, und dieſes Feſt iſt von 1690 ab in jedem Jahrzehnte abgehalten worden. Bei dieſer Gelegenheit wurde früher und wird heute noch ein großes Gewebe ausgeſtellt, das nach ſeines Schenkers Namen als Kroy-Teppich bekannt iſt.

Der Kroy-Teppich verdient in mehrfacher Beziehung Beachtung. Er iſt zunächſt in ſeiner Art ein faſt einzigartiges Denkmal deutſchen Kunſtfleißes. Zu jener Gattung von Handwirkereien gehörig, die man heute unter dem Ausdrucke „Gobelins“ begreift, entſtammt er einer Zeit, aus welcher Fabrikate von gleich gewaltiger Größe und vollendeter Technik nur in ganz vereinzelten Exemplaren auf uns gekommen ſind. Er wurde in den fünfziger Jahren des XVI. Jahrhunderts auf Befehl des Herzogs Philipp von Wolgaſt in Stettin von einem wahrſcheinlich in den Niederlanden gebildeten Gobelinwirker nach Kranachſchen Kartons gefertigt. Bei einer Höhe von 4,32 m und einer Länge von 6,80 m hat er in gleichzeitigen Geweben derſelben Art heute nur noch ſeinesgleichen in den berühmten Raffaelſchen Tapeten der Sixtiniſchen Kapelle und in den Zelttapeten Karls des Kühnen von Burgund, die, von den Eidgenoſſen bei Granſon erbeutet, in den Beſitz der Stadt Bern kamen.

Von der Mühſeligkeit der Herſtellungsweiſe eines ſolchen Stückes kann man ſich einen Begriff machen, wenn man hört, daß das Kunſtgewerbemuſeum in Berlin, dem der Kroy-Teppich 1891 zur Reparatur eingeſandt worden iſt, einen Zeitraum von ſieben Jahren zur Reſtaurierung in Ausſicht genommen hat; und von den Herſtellungskoſten eines ſolchen Kunſtgewebes kann man ſich eine etwaige Vorſtellung verſchaffen, wenn man nach Analogie ähnlicher Gewebe, deren Herſtellungspreis überliefert iſt, den Weberlohn allein auf rund 3000 Dukaten nach damaligem Gelde berechnen muß.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß bei der Koſtſpieligkeit der Fabrikation nur die Reichſten einen derartigen Luxusgegenſtand ſich geſtatten konnten, und daß ſie dann einen ſolchen Teppich zu den vornehmſten Stücken ihres Familienſchatzes rechneten. Die Gobelins am Ausgange des Mittelalters, nach ihrer vornehmſten Bezugsquelle Arras auch Arrazzi genannt, dienten zur Zeit der Renaiſſance und ſpäterhin demſelben Behufe, dem während der romaniſchen und frühgotiſchen Kunſtepoche die aus dem Morgenlande und Italien bezogenen Teppiche gedient hatten, nämlich zur dekorativen Wandbekleidung. An Stangen befeſtigt, verhüllten ſie die Zimmerwände möglichſt in ganzer Höhe und Breite. Beim Wechſel der Wohnung, wie dieſer von Fürſten und Vornehmen — man denke nur an das Wanderleben der deutſchen Kaiſer — oft beliebt wurde, begleiteten ſie ihre Beſitzer von Ort zu Ort, überall dazu beitragend, Behaglichkeit zu verbreiten. Eine vornehme Häuslichkeit war im Mittelalter ohne gewebte Wandtapeten gar nicht denkbar. In Dichtungen und Hiſtorien wird ihre Farbenpracht und ihr figürlicher Reichtum geprieſen. Noch Shakeſpeare kennt die hochgeſchätzten Wirkereien Flanderns, denn einen Gobelin hat er offenbar im Sinne, als er ſeinen Dänenprinzen zum Stoße gegen den lauſchenden Polonius ausholen läßt, der ſich hinter der Tapete verſteckt hält, und Heinrich Heine gibt uns von der Wirkung dieſer Teppichbilder eine allerdings poetiſch geſteigerte Vorſtellung, wenn er im Romanzero ſagt:

In dem Schloſſe Blay allnächtig
Gibt's ein Rauſchen, Kniſtern, Beben,
Die Figuren der Tapete
Fangen plötzlich an zu leben.

Die Auftraggeber einer Weberei der Art fanden aber nicht nur Gelegenheit, ihr Geld an den Mann zu bringen und ihren Reichtum zu zeigen, ſie hatten auch das Sujet der Darſtellung zu beſtimmen und konnten hierbei ihren Geſchmack, ja ihre ganze Denk- und Sinnesweiſe dokumentieren. In dieſer Hinſicht iſt nun zum anderen der Kroy-Teppich ein hochintereſſantes Überbleibſel aus alter Zeit, denn kaum durch einen anderen Auftrag hätte der Herzog Philipp von Wolgaſt ſeiner Pietät und ſeinem Glauben einen ſo bis ins einzelne gehenden Ausdruck verleihen können, als durch die Beſtellung dieſes Teppichbildes.

Die hervorragendſten Glieder des ſächſiſchen Fürſtenhauſes, darunter Männer von welthiſtoriſcher Berühmtheit, Friedrich der Weiſe, Johann der Beſtändige und der aus den Grumbachſchen Händeln bekannte Friedrich der Mittlere, ebenſo die bedeutendſten Glieder des pommerſchen Fürſtenhauſes ſamt ihren Frauen und Kindern, dazu Melanchthon und Bugenhagen ſind in einem kapellenartigen, in Renaiſſancedekoration gehaltenen Raume verſammelt, eine Predigt Luthers zu hören. Hierdurch wird klar, daß der den beiden Herrſcherhäuſern gemeinſame Glaube an das Evangelium, wie es Luther gepredigt, als das Band bezeichnet werden ſoll, welches die beiden Fürſtenfamilien mit einander verbindet. Damit iſt jedoch der Gedankeninhalt des Bildes keineswegs erſchöpft.

Wappen — die der Reformatoren in der oberen Borte, die der Fürſtinnen zu Häupten derſelben, die der majorennen Fürſten — je eines Hauſes in je einem Kollektivwappen im Teppichſpiegel vereint — und Spruchtafeln mit Inſchriften weltlichen und geiſtlichen Inhaltes, ſowie Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte füllen in reicher Abwechſelung das Feld des Teppichs und ſeine Einfaſſung. Auf den erſten Blick ſcheinen alle dieſe Dinge in keinem rechten Zuſammenhange mit einander zu ſtehen und willkürlich als Zierat angebracht zu ſein. In Wahrheit aber erblicken wir beim näheren Zuſehen ein wohlgeordnetes, bis aufs kleinſte durchdachtes Ganzes und lernen den Kroy-Teppich als ein muſtergiltiges Beiſpiel für die ſinnige Bilderſprache des Mittelalters ſchätzen.

Die Bilderſprache des Mittelalters hatte wie das mittelalterliche Leben überhaupt einen durchaus kirchlichen Charakter. Wie der Menſch des Mittelalters mit allen Faſern ſeines Geiſteslebens in der Kirche wurzelte, ſo waren auch ſeine Vorſtellungen und ſeine Ausdrucksweiſe in dieſem Sinne beſtimmt. Mit der Reformation trat die römiſch-katholiſche Auffaſſung, die zuletzt faſt ausſchließlich die Heiligenlegende kultiviert hatte, mehr in den Hintergrund, und mit dem ausſchließlich auf die heilige Schrift baſierten Chriſtenleben der Reformation gewannen nunmehr auch die bibliſchen Grundgedanken und Erzählungen die Oberhand. Dieſer Wandel des religiöſen Lebens und die hierdurch bedingte Veränderung der künſtleriſchen Motive treten uns auch in unſerem Teppichbilde entgegen.

Die Bilderſprache des Kroy-Teppichs iſt durchaus bibliſch. Nicht der leiſeſte Anklang an die Legende der katholiſchen Kirche iſt zu bemerken. Was an die vorreformatoriſche Zeit erinnert, iſt lediglich das Schema des Gedankenaufbaues. Die ſchon während der romaniſchen Kunſtepoche beliebte Zuſammenſtellung bibliſcher Glaubensgedanken in der Aufeinanderfolge von Typus, Weisſagung und Erfüllung, die dann das ganze Mittelalter hindurch in Brauch blieb, iſt auch hier in Anwendung gebracht worden und bietet uns den Schlüſſel für das Verſtändnis der Darſtellung.

Luther hat die Kanzel beſtiegen und predigt. Was er predigt, ſagen uns die Darſtellungen an der Kanzel. Am Predigtſtuhl ſind die ſogenannten vier Evangeliſtenzeichen, Adler, Löwe, Stier und Engel, angebracht und links davon Moſes mit den Geſetzestafeln in der Hand. Damit wird als der Inhalt der lutheriſchen Predigt Geſetz und Evangelium bezeichnet. Das würde eine Wiedergabe der reformatoriſchen Predigt nur nach den weiteſten Umriſſen ſein. An einer ſolchen hat ſich aber der Auftraggeber nicht genügen laſſen wollen. Es iſt vielmehr ſeine Abſicht geweſen, dasjenige Stück der lutheriſchen Lehre und Predigt, welches dieſe von der Lehre und Predigt der katholiſchen Kirche am prägnanteſten unterſcheidet, klar hervorzuheben. Wenn die römiſche Kirche lehrt, daß der Menſch gerecht wird durch das Verdienſt der Werke, ſo lehrt im Gegenſatz dazu Luther in Übereinſtimmung mit der Schrift, daß der Menſch gerecht wird ohne das Verdienſt der Werke, einzig durch den Glauben an die Erlöſung, die in Jeſu Chriſto geſchehen iſt. Das Erlöſungswerk Chriſti gipfelt in ſeinem Kreuzestode. Wer die Erlöſung predigen will, muß das Kreuz predigen. So hat denn auch das Kreuz Chriſti zur Rechten der Kanzel ſeinen Ehrenplatz gefunden, und Luthers erhobene Rechte deutet auf das Kreuz. Das Kreuz Chriſti iſt demnach der Kern der ganzen Darſtellung, zu dem alles Übrige in abhängiger Beziehung ſteht. Zunächſt dem Kreuze befindet ſich ein Wort Chriſti, welches einen Vorgang des alten Teſtamentes heranzieht, in welchem ſowohl Chriſtus wie die Kirche ein den Kreuzestod des Erlöſers im voraus verkündendes Geſchehnis, alſo den Typus der Kreuzigung, geſehen hat: die Erhöhung der ehernen Schlange durch Moſes in der Wüſte (Joh. Kap. III.). Zwei Stücke des kirchlichen Schemas, Typus und Erfüllung, wären ſomit in Anwendung gebracht, und es würde, um das Schema vollſtändig zu machen, nur noch die Weisſagung fehlen. Dieſe ſuchen wir aber vergeblich auf dem Bilde. Der Mangel eines Prophetenwortes würde, vorausgeſetzt, daß ſich der Gobelin noch in der urſprünglichen Verfaſſung befände, dem Verſtändnis ſeines ſymboliſchen Bilderſchmuckes eine weſentlich andere Richtung als die eben angedeutete geben. Nun iſt aber der Teppich nur in einem beſchädigten Zuſtande auf uns gekommen. Die Stelle, welche jetzt die Aufſchrift trägt: Jauchzet Gott alle Lande! iſt die im Anfang unſeres Jahrhunderts vorgenommene Ergänzung eines ehedem gemachten Ausſchnittes. Dieſes jetzt nicht mehr vorhandene Stück enthielt die Weisſagung, und zwar aller Wahrſcheinlichkeit nach das Wort aus dem Propheten Jeſaias Kap. 53, V. 7: „Da er gemartert ward, that er ſeinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird.“ Dieſes Prophetenwort, das in den übrigen Bibelworten des Teppichs anklingt, iſt die bekannteſte Weisſagung auf Chriſti Kreuzestod und ſomit die paſſendſte Ergänzung des Schemas.

Wer der Erlöſung, ſo in Chriſto geſchehen iſt, teilhaftig werden will, muß ein Jünger Chriſti werden und ihm das Kreuz nachtragen. Der vornehmſten Kreuzträger einer iſt Johann Friedrich der Großmütige geweſen, der bei Mühlberg für die Evangeliſchen focht und in die Gefangenſchaft des Kaiſers geriet. Darum iſt er auch als Hauptfigur unter das Kreuz geſtellt, während Georg I. von Pommern, der es noch mit der alten katholiſchen Lehre hielt und dem Grundſatze pro lege et grege folgte, unter das Geſetz Moſis geſtellt iſt. Das Kreuz Chriſti hinwiederum iſt vor einer ſtärkeren und die Geſtalt Moſis vor einer ſchwächeren Säule aufgeſtellt, um ſo die ſtärkere Kraft Chriſti und die ſchwächere Moſis anzudeuten.

Wir ſehen, daß auf dieſem Bilde nichts ohne Abſicht angebracht iſt, daß jeder, auch ſcheinbar nebenſächliche Umſtand ſeinen guten Sinn hat und zur Erklärung des Ganzen beiträgt. So iſt denn dieſes Teppichbild ein ſprechender Beleg für die ſinnige Frömmigkeit unſerer Altvordern, die ihr ganzes Leben und Wirken mit dem Worte Gottes verwebt wußten und ſich dieſer Gewißheit wie im Gotteshauſe, ſo auch an ihrem häuslichen Herde erfreuen wollten.

Eberhard im Bart, der erſte Herzog von Württemberg (1445—1496).

(Abdruck verboten.)

„Graf im Bart! Ihr ſeid der Reichſte!
Euer Land trägt Edelſtein.“

Wer kennt nicht das ſchöne gemütvolle Lied von Juſtinus Kerner über den „reichſten Fürſten“? Wie ein echtes Volkslied hat es ſich eingebürgert im Süden unſeres Vaterlandes, kein patriotiſches Feſt wird in Württemberg gefeiert, an dem es nicht geſungen würde, keine ſchwäbiſche Schule macht eine Turnfahrt, einen Ausflug, bei welchem nicht die jugendlichen Stimmen friſch und hell dies Lied erklingen ließen. Mitten aus dem ſchattigen Grün der herrlichen Anlagen, welche, eine Zierde der ganzen Gegend, Stuttgart und Cannſtatt nachbarlich verbinden, erhebt ſich ein Koloſſaldenkmal aus weißem Marmor, eben jene Scene darſtellend, wo der müde Graf in Schlummer geſunken iſt auf dem Schoße eines friſchen, hell um ſich blickenden Hirten, und wenige Schritte davon birgt das „Alte Schloß“, welches mit ſeinen maſſigen Türmen jedes Gebäude Stuttgarts weit überragt, das eherne Reiterbild eben dieſes Mannes, der ſo manche Stunde in der „krummen Stube“ desſelben zubrachte, und dem Fürſtenhaus und Volk von Württemberg unendlich viel verdanken: Unteilbarkeit und Verfaſſung, Univerſität und Herzogswürde. Die dankbare Liebe der Nachwelt hat in Lied und Bild, in Marmor und Erz ſein Andenken verewigt: am 21. Juli ſind es 400 Jahre, daß Graf Eberhard im Bart mit der Herzogsfahne belehnt wurde, und es mag auch für weitere Kreiſe nicht ohne Intereſſe ſein, in kurzen Zügen das Bild dieſes bedeutenden Fürſten vor ſich zu haben.

Etwas über 100 Quadratmeilen mit gegen 200000 Einwohnern mochte die Grafſchaft Württemberg um die Mitte des XV. Jahrhunderts zählen. Aus kleinem Beſitze war dieſelbe durch Kauf und Tauſch, Erbſchaft und Krieg allmählich zu dieſer Größe herangewachſen; an den lieblichen Ufern des Neckars und ſeiner Zuflüſſe lag die Hauptmaſſe des Ländchens mit wenigen und kleinen Städten, mitten hineingeſprengt in eine unentwirrbare Zahl von großen und kleinen Reichsſtädten, reichsunmittelbaren geiſtlichen Stiftern und Klöſtern, Ordenskommenden und weltlichen Herrſchaften. Nirgends wohl im ganzen Deutſchen Reiche mochten ſo viele Gebiete an einander gepreßt ſein, nirgends war die Zerſplitterung ſo groß, nachdem mit dem Tode Konradins (1268) die ſtaufiſche Hausmacht vernichtet und das Herzogtum Schwaben zertrümmert worden war; klug und geſchickt hatten die tapferen und fehdeluſtigen Grafen von Württemberg, deren Stammburg von rebenumkränztem Hügel herab ſich in den Wellen des heimatlichen Neckar ſpiegelte, dieſen Zuſtand benutzt, um ihr Gebiet allmählich ſo zu vergrößern, daß es unſtreitig die bedeutendſte geſchloſſene Macht in ganz Süddeutſchland geworden war. Aber nachdem im Jahre 1441 die beiden Brüder Ludwig und Ulrich das Land unter ſich geteilt, lag die Gefahr nahe, die zerſtückelte Grafſchaft möchte wieder zurückſinken in ihre alte Unbedeutendheit. Da war es Graf Eberhard, der in langer Regierung klar, zielbewußt und beharrlich dieſem unſeligen Beginnen entgegentrat. Es iſt ihm nicht leicht geworden. Die trübe Zeit, welche in der ruhmloſen Herrſchaft Kaiſer Friedrichs III. über das Deutſche Reich hereingebrochen war, lagerte ſich mit ihren Schatten auch über Eberhard und ſeine Regierung; jedermanns Hand war gegen jedermann, die Fehden und Kriege hörten in jenem ſüdlichen Winkel Deutſchlands eigentlich nie auf, wohl oder übel mußte der junge Graf, der mit vierzehn Jahren ſchon ſeine ſelbſtändige Regierung begann, daran teilnehmen. In ſeinen erſten Jahren war ihm das Los nicht aufs lieblichſte gefallen; noch war er nicht fünf Jahre alt (geb. 11. Dezember 1445 in Urach), da verlor er ſeinen Vater Graf Ludwig; ſeine Mutter Mechtild von der Pfalz heiratete bald darauf den Herzog Albrecht von Öſterreich, und ſein älterer Bruder Ludwig war geiſtig und körperlich ein ſchwacher Jüngling, den auch das pergamentene Brieflein, das er zeitlebens um den Hals trug mit einem ſchönen Spruch an den hl. Valentin, nicht von der fallenden Sucht heilen konnte. Als dieſer 1457 ſtarb, wurde Eberhard alleiniger Herr in dieſem Teile des Landes (der Uracher Linie), und bald genug zeigte er, daß er ſeiner Grafenkrone würdig war. Wohl weiß man von übermütigen Jugendſtreichen manches zu erzählen, aber der ruhige Einfluß ſeines treu um ihn beſorgten Lehrers Johann Verge (Johannes Nauclerus) kam doch immer mehr zur Geltung, und als er im Jahre 1468 eine Wallfahrt ins gelobte Land antrat, war damit die Wendung in ſeinem Leben eingetreten.

Lange hatte ſeine Mutter, die ſeit 1463 wiederum Witwe geworden war, ſich gegen dieſe Reiſe geſträubt, aber machtlos kämpfte ſie gegen die echt ſchwäbiſche Wanderluſt, die den jungen Grafen ergriffen hatte. Ritter Georg von Ehingen, der in abenteuerlicher Fahrt Frankreich, Schottland, Irland und Spanien durchzogen und vor Ceuta mit einem rieſigen Mauren ſiegreich einen Zweikampf beſtanden hatte und nun hochangeſehen an Eberhards Hofe lebte, mochte die Sehnſucht bei dem Grafen erweckt haben. Sechs Monate war dieſer abweſend von ſeiner Heimat; in Venedig wohnte er der Vermählung des Dogen mit dem Adriatiſchen Meere bei, am heiligen Grabe wurde er, wie einſt ſein Großvater Ludwig von der Pfalz, zum Ritter geſchlagen, über Rom und Florenz nahm er den Rückweg; noch iſt der Kalender vorhanden, in welchen er eigenhändig ſeine Tagereiſen eingezeichnet hat. Einer alten Sage nach, die Uhland poetiſch verherrlichte, brachte er aus dem heiligen Lande einen Weißdornzweig mit, den er in ſeinem Lieblingsſchloſſe Einſiedel im Schönbuch in den Boden pflanzte, und der fröhlich im deutſchen Boden gedieh. Am Ende des XVI. Jahrhunderts war ein Baum daraus geworden, der 52 Ellen weit ſeine Äſte ausbreitete und durch 40 ſteinerne Säulen geſtützt war; ein Feuer zerſtörte am 25. Mai 1619 mit dem Jagdſchloſſe auch den Baum.

Fehden und Kämpfe verſchiedener Art, glückliche und unglückliche, brachten die folgenden Jahre, aber lieber wandte der friedfertige Graf Zeit und Mühe daran, Frieden zu ſtiften; auch den Reichsangelegenheiten entzog er ſich nicht, 1469 beſuchte er den Kaiſer in Venedig, 1471 nahm er teil an dem Reichstage zu Regensburg. Wohl vertraut mit allen kriegeriſchen Übungen der Zeit, freute er ſich an Ringelſpiel und Turnier, und der feinen, zierlichen Geſtalt hätte man ihre bedeutende Kraft kaum zugetraut. Ein langer Bart gab dem Geſicht mit der Adlernaſe einen etwas melancholiſchen Ausdruck; mochte er denſelben tragen als Zeichen der Demut oder zur Erinnerung an ſeinen Großvater Ludwig, der ſeit ſeinem Ritterſchlage auch den Bart nicht mehr ſcheren ließ, ihm hat derſelbe für alle Zeiten den bezeichnenden Beinamen gegeben unter ſeinen vielen Namensverwandten im württembergiſchen Fürſtenhauſe. 28 Jahre war er alt, als er ſein eigenes Haus gründete, am 12. April 1474 mittags um 12 Uhr wurde er im Dom zu Mantua getraut mit Barbara Gonzaga. Ein beiderſeitiger Verwandter, Kurfürſt Albrecht von Brandenburg, hatte den jungen Grafen auf die Italienerin aufmerkſam gemacht, aber auch ſonſt fehlte es am württembergiſchen Hofe nicht an Beziehungen zu den fürſtlichen Familien Italiens: Eberhards Urgroßmutter war eine Visconti geweſen, am Stuttgarter Hofe lebte als Frau ſeines Oheims Ludwig Margarete von Savoyen, und wenn die junge Südländerin, die ihre ſonnige Heimat jetzt mit dem kälteren Norden vertauſchte, ihr Heimweh mannigfach nicht verhehlen konnte, ſo lebte die geiſt- und gemütvolle Frau doch in glücklichſter Ehe mit ihrem trefflichen Manne. Lange noch ſprach man von dem prächtigen Empfange, mit welchem er ſie in Blaubeuren an der Grenze ſeines Landes, begleitet von 2000 Pferden, eingeholt hatte. Großartig war die Hochzeit, die am 4. Juli in Urach gefeiert wurde; 13 000 Perſonen wurden dabei geſpeiſt, nicht weniger als 165 000 Brote ſollen verteilt worden ſein, von Sonntag Nacht bis Mittwoch Nacht floß in dem Schloßhof aus zwei Röhren roter und aus zwei Röhren weißer Wein. Von der Frömmigkeit der jungen Gräfin, von ihrer Fürſorge für die Verbeſſerung der Kloſterzucht weiß die Geſchichte der Nonnenklöſter jener Zeit manches zu berichten, auch ihr Kräutergarten und Geflügelhof waren berühmt, und wenn ſie auch nicht durch körperliche Schönheit hervorragte, ſondern bald ungewöhnlich ſtark wurde — ſie galt für die „größte“, d. h. dickſte Frau des Landes — ſo war um ſo mehr ihr geiſtiger Einfluß bedeutungsvoll für Graf Eberhard. In dem friſcheſten Aufblühen der italieniſchen Renaiſſance hatte ſie ihre Jugendjahre zugebracht; ihre Mutter Barbara iſt „vierer Zungen gelehrt und gewaltig geweſt zu reden“ und wie Madame Barbara vortrefflich Land und Leute zu regieren verſtand, ſo machte ſie auch mit ihrem gleichgeſinnten Gemahl Lodovico ihren Hof zum Mittelpunkt wiſſenſchaftlicher Thätigkeit. Dieſen edlen Sinn brachte ihre Tochter über die Alpen. Eine ſeltſame Vorſchrift hatte verboten, Graf Eberhard im Lateiniſchen zu unterrichten, aber als er ſelbſtändig geworden und auf ſeinen zahlreichen Reiſen vieler Herren Länder geſehen, da wachte der Trieb nach weiter freier Bildung, zu dem ſein Lehrer die Keime gelegt, mit unwiderſtehlicher Kraft in ihm auf. Die Pflege von Kunſt und Wiſſenſchaft iſt eine Lebensaufgabe für ihn geworden, eine der ſchönſten Seiten ſeines Wirkens.

Ein herrliches Vorbild dazu hatte er ſchon an ſeiner Mutter Mechtild gehabt. Die freudloſen Tage ihrer zweiten Ehe wurden durch die innige Zuneigung ihres Sohnes erhellt, ihren kleinen Hof in Rottenburg am Neckar geſtaltete ſie zu einem Mittelpunkt friſchen geiſtigen Lebens; dort ſammelte ſie eine ſchöne „Liberei“, und wenn dieſe auch nicht ſo berühmt war und keine ſolche Seltenheiten in ſich ſchloß, wie die Palatiniſche Bibliothek in Heidelberg, zu der ihr Vater den Grundſtock gelegt hatte, ſo war ſie doch die Sehnſucht und der Genuß der Gelehrten und Dichter, welche mit ihr in Verbindung ſtanden. Zu dieſen gehörte vor allen der hochbetagte Dichter Hermann von Sachſenheim, einer der letzten Vertreter der höfiſch-ritterlichen Dichtung, da waren ferner der Eßlinger Ratsſchreiber Niklas von Wyle, ebenſo tüchtig als Geſchäftsmann wie als Überſetzer aus dem Lateiniſchen, der Ulmer Stadtarzt Heinrich Steinhöwel, ein vorzüglicher Kenner des Italieniſchen, ferner Mechtildens Kaplan Anton von Pforr und andere — Namen, welche freilich keinen ſo weltbekannten Klang haben wie die, deren Schriften ſie in das geliebte Deutſch übertrugen, von Petrarca und Apulejus, Boccaccio und Äneas Sylvius (Papſt Pius II.), gerade wie der Hof von Mechtild und von ihrem Sohne Eberhard keinen Vergleich aushält mit dem der Medici und Eſte. Aber in einer Zeit, wo eine ganz neue Welt heranbrach, die ebenſo viele Gaben in ihrem Füllhorn brachte, als ſie neue Forderungen ſtellte, wo die Wiſſenſchaft, geleitet von dem wiederentdeckten Altertum, ganz neue Bahnen wandelte, wo die Kunſt eine ungeahnte Entfaltung gewann, wo die Buchdruckerkunſt die geſchäftige Trägerin jedes neuen Kulturelementes wurde, da hatten dieſe Männer, die mit feinem Sinne die Richtung ihres Jahrhunderts verſtanden, ihre Bedeutung, ihren guten Lebenszweck. Mitten in dieſen Kreis trat auch Graf Eberhard als freigebiger Mäcen, als verſtändnisvoller Kenner. Auch er legte ſich eine Bücherei an, und mit Befriedigung ſchrieb er in ein neu erworbenes Buch ſich als Beſitzer ein mit ſeinem Wahlſpruch: Attempto (attendo — ich wag's). In den benachbarten Reichsſtädten Eßlingen, Reutlingen, Ulm hatte die Buchdruckerkunſt frühe eine Stätte gefunden, in Blaubeuren erſchien 1474, gerade in dem Jahre, da ſich Eberhard vermählte, das erſte Buch, in einem württembergiſchen Orte gedruckt: „Ob einem Manne ſei zu nehmen ein ehelich Weib.“ Dadurch angeregt widmeten ſich dieſer Kunſt die Brüder des gemeinſamen Lebens in Urach; dort in der romantiſchen Albſtadt war des Grafen gewöhnliche Reſidenz, die „goldene Stube“ im Schloſſe, ein prächtiges Gemach mit leuchtendem Goldſchmuck, der reichgeſchnitzte Betſtuhl in der Amanduskirche zeugen heute noch von dem Kunſtſinn des Herrſchers. Für ihn überſetzte Anton von Pforr das uralte indiſche Buch der Weisheitslehre für Fürſtenſöhne als „Buch der Beiſpiele der alten Weiſen“, Niklas von Wyle und Steinhöwel, der Ritter Georg von Ehingen, die Ärzte Stocker und Scherenmüller, ſein treuer Lehrer Vergenhans, mit welchem Eberhard in dem ſchönen Verhältnis eines vertrauten dankbaren Schülers ſtand, widmeten dem hohen Herrn ihre Werke.

Aber alle dieſe Männer überragte weit ein Gelehrter, auch dem ſchwäbiſchen Volksſtamme angehörend, Johann Reuchlin; ihn, den 26 jährigen Pforzheimer, der weitgereiſt war und in Paris und Orleans, Poitiers und Baſel ſtudiert hatte, berief Eberhard im Jahre 1481, damit er ihm auf der Romfahrt, die er vorhatte, als Dolmetſcher und Geheimſchreiber Dienſte leiſte. Der vorzügliche Mann, der liebenswürdig und beſcheiden, aber zugleich voll ruhigen Selbſtgefühles jedermann Achtung und Zuneigung einflößte, der mit echt deutſcher Gründlichkeit in das Weſen einer Sache eindrang, und dem das unſterbliche Verdienſt zukommt, den Deutſchen das Geheimnis der hebräiſchen Sprache erſchloſſen zu haben, in welcher, wie er andächtig bewundernd meinte, Gott ſelbſt und die Engel geredet haben, ſtand bis zu des Grafen Tode ihm treulich zur Seite. Er veranlaßte auf jener Romreiſe den Grafen, Lorenzo den Prächtigen in Florenz zu beſuchen. Um eine ſichere Grundlage für richterliche Entſcheidungen zu gewinnen, ließ ſich Eberhard von ihm die Grundbegriffe eines Rechtsbuches zuſammenſtellen, in die wiſſenſchaftliche und geſetzgeberiſche Thätigkeit war Reuchlin mit verflochten, und ſo manchen wichtigen Zug aus des Grafen Leben und Charakter haben er und ſein Neffe Melanchthon, der es aus des Oheims Munde erfahren, der Nachwelt aufbewahrt.

Die Krone dieſes reichen ſegensvollen Wirkens bildete die Gründung der Univerſität Tübingen im Jahre 1477. Es war ein kühnes Unternehmen für einen Grafen, für das kleine, nicht wohlhabende Land eine ſolche Stätte der Wiſſenſchaft ins Leben zu rufen. Gewiß iſt, daß Gräfin Mechtild, die in Heidelberg die anregende Kraft eines großen geiſtigen Mittelpunktes erfahren, und die ihren Gemahl Albrecht zur Gründung der Univerſität Freiburg i/B. veranlaßt hatte, auch für die Univerſität am oberen Neckarſtrande lebhaft eintrat. Gedanke aber und Ausführung waren doch Eberhards eigenſtes Werk. Liebe zur Wiſſenſchaft, Liebe zu ſeinem Lande, deſſen wiſſensdurſtige Kinder bisher gezwungen waren, fremde Univerſitäten zu beſuchen, haben im Vereine mit dem frommen Beſtreben, ein gottgefällig Werk zu thun, „unſern Vorfahren und Nachkommen zum ſeligen Heil“ die Stiftung veranlaßt, und wenn die neue hohe Schule anfangs auch nur kärglich ausgeſtattet werden konnte, ſo iſt Tübingen doch das geworden, was ſein hoher Begründer geplant hatte: „ein Brunn des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unverſieglich geſchöpft mag werden tröſtliche und heilſame Weisheit zur Erlöſchung der verderblichen menſchlichen Unvernunft und Blindheit.“ Der Humanismus hat dort alsbald eine Stätte gefunden. Die Theologie hatte ebenſo in Biel und Summenhard ausgezeichnete Lehrer, um nur dies eine anzuführen, und nachdem einmal das Herzogtum ganz evangeliſch geworden, hat Tübingen durch ſeine theologiſchen Bildungsanſtalten lange Zeit dem württembergiſchen Proteſtantismus, ja dem ganzen Bildungsleben des Volkes einen eigentümlichen, keineswegs ſchlimmen Charakter verliehen. „Zu

Sommerabend. Nach dem Gemälde von E. Ravel.

Feſtguirlanden Nach dem Gemälde von P. Glücklich.

Lob, Ehr und Nutz der ganzen Herrſchaft Württemberg“ iſt die Univerſität geworden, und Eberhard genoß die hohe Freude, ſeine neue Schöpfung kräftig aufblühen zu ſehen. Wie oft kam er von Urach herübergeritten in aller Morgenfrühe! Er ſtieg bei ſeinem treuen Vergenhans ab, beſuchte die Meſſe und beim Morgenimbiß, der ſo einfach war wie in bürgerlichen Familien, ſammelte er einige Doktoren und Edle um ſich, freute ſich des Wechſelgeſpräches kluger Rede und beſprach mit ihnen die wichtigſten Regierungsſachen. Mit Recht haben ſpäter die Gebeine Eberhards ihre letzte Ruheſtätte in dem prächtigen Chor der Georgenkirche in Tübingen gefunden, und ein herrliches Denkmal aus Marmor ſchmückt das Grab des Gründers der heimiſchen Univerſität.

Aber neben dem herzerfriſchenden Dienſt der Muſen ging die ernſte Arbeit der Regierung. Es galt nicht nur, für den Landfrieden und die Sicherheit der Wege zu ſorgen, den „Wurzlern“ (Apothekern) eine neue Ordnung zu geben, Fruchtkäſten für die Zeiten von Mißwachs und Teuerung anzulegen, die Klöſter in Ordnung zu halten und den ſich einniſtenden Mißbräuchen zu ſteuern, das überall herkömmliche landesväterliche Walten zu üben, das für Kirchen und Schulen ſorgt, Beamte und Unterthanen in Zucht und Ordnung hält — es mußten ernſte, für den ganzen Beſtand des Landes entſcheidende Fragen gelöſt werden. Die Teilung von 1441 konnte das Vorbild für andere werden, und in der That hatte 1473 Graf Ulrich, Eberhards Oheim, ſeinem Sohne Heinrich die Grafſchaft Mömpelgard und die elſäſſiſchen Beſitzungen Württembergs (Horburg, Reichenweiher) überlaſſen. Bald aber brach ſchweres Unheil über den unſteten Fürſten, „der im Kopf nit wol verwahrt war“, herein. In einer Fehde mit Karl dem Kühnen wurde er (1474) gefangen, und um die Feſte Mömpelgard zur Übergabe zu nötigen, auf den gegenüberliegenden Berg geführt. Dort breitete der Nachrichter ein rotſeidenes Tüchlein vor ihm aus und hob ſein Schwert, als wollte er ihm das Haupt „onverzug“ abſchlagen. So weit kam es zwar nicht, Mömpelgard ergab ſich auch nicht, aber die Todesangſt, die ſchwere Gefangenſchaft nachher verdüſterten den Geiſt des Unglücklichen ſo ſehr, daß er in Irrſinn verfiel; 1490 wurde er „in einen Ring geſchloſſen“ und auf die Feſtung Urach gebracht, wo er, gepflegt von ſeiner treuen Gattin Eva von Salm, noch lange Jahre lebte. Auf ſeinem Sohne Ulrich ruhte alle Hoffnung des Landes, denn Eberhard im Bart war kinderlos, ebenſo aber auch ſein Vetter Eberhard der Jüngere. Ihm war 1480 der Stuttgarter Teil zugefallen, aber der Graf, der ſtets in Schulden ſteckte, war bald regierungsmüde und bot ſeinem Vetter die Wiedervereinigung des Landes an. Am 14. Dezember 1482 wurde der Münſinger Vertrag geſchloſſen, die Grundlage für die Unteilbarkeit des Landes, und wenn auch die folgenden Jahre manche Änderungen brachten, und der unruhige Eberhard der Jüngere durch Anſprüche aller Art, durch Fehden und Mißregierung ſeinem älteren Vetter die größten Schwierigkeiten bereitete, die Unteilbarkeit blieb doch zu Recht beſtehen. Sie wurde durch andere Verträge beſtätigt, die begehrlichen Gelüſte von Bayern und Öſterreich blieben ungeſtillt, und für die ſpätere Ausbreitung von Land und Herrſchaft war der Boden geebnet. „Prälaten, Ritterſchaft und Landſchaft“, d. h. die Vertreter der drei Stände, welche Württembergs Bevölkerung bildeten, waren bei dem Münſinger Vertrag und ſonſt beteiligt geweſen, es ſind die deutlichen Spuren ſtändiſcher Vertretung, die Anfänge eines Verfaſſungslebens, das in Württemberg bleiben und der politiſchen Entwickelung eine eigentümliche Färbung geben ſollte, wie ſie ſonſt in den deutſchen Landen nicht vorhanden war. Überall, wohin man das Auge wirft, gehen die Anfänge der gedeihlichen Entfaltung auf Graf Eberhard zurück. In kluger Erkenntnis des Notwendigen und Nützlichen war er beſtrebt, die Einheit ſeines Landes in Recht und Verwaltung möglichſt zu fördern; noch herrſchte damals in ſo Vielem nur Sitte und Gewohnheit, und ſo klein das Gebiet war, ſo war doch die Zerſplitterung und dadurch die Rechtsunſicherheit groß. Die Einführung des Römiſchen Rechts, die von der Univerſität aus beſonders betrieben wurde, kam der Rechtseinheit ſehr zu ſtatten, aber Eberhard ſorgte auch dafür, daß deutſches Städterecht, wie das von Stuttgart und Tübingen, ſchriftlich feſtgeſtellt wurde. Die allgemeine Landordnung, welche er im Jahre 1495 erließ, war das erſte zuſammenfaſſende Verwaltungsrecht für ſein ganzes Gebiet.

So war überall friſch aufſtrebendes Leben und Gedeihen, und der wachſende Palmbaum, welchen Eberhard als Symbol ſich erkoren, hatte ſeine volle Bedeutung. Nah und fern war der Graf ein hochgeehrter Mann. Bei einer zweiten Reiſe nach Rom (1482) verehrte ihm Papſt Sixtus IV. die goldene Roſe, konnte aber nicht erreichen, daß der Graf auf das Recht, in ſeinem Lande geiſtliche Lehen zu erteilen, verzichtete. Vortrefflich verſtand Eberhard auch, in den verſchiedenen Strömungen, welche Deutſchland durchzogen, ſeine Stellung zu wahren.

Der Zug der Zeit und die ſchwache Regierung Kaiſer Friedrichs trieben immer mehr zur Unabhängigkeit der einzelnen Fürſten, während in den gleichen Jahren durch die Vermählung Maximilians mit Maria, der Erbin von Burgund, das Haus Habsburg ſeine weltgeſchichtliche Größe gründete. Damals hatte auch das Haus Wittelsbach Ausſicht, immer größere Teile von Schwaben zu erwerben, da ihm bedeutende Teile von Vorderöſterreich verpfändet waren. Die bedrohten Reichsſtädte und die übrigen Stände in Süddeutſchland ſchloſſen daher 1487/88 den Schwäbiſchen Bund, angefeuert durch den Kaiſer, der auch den widerſtrebenden Eberhard veranlaßte, demſelben beizutreten. Die wachſende Macht der Städte mochte dem vorſichtigen Grafen bedenklich erſcheinen, er konnte die Tragweite des Bundes nicht ermeſſen, und wenn er auch längere Zeit Hauptmann desſelben war, ſo war es doch ein eigenes Verhängnis, daß eine der Hauptthaten des Bundes ein Menſchenalter ſpäter die Vertreibung des Herzogs Ulrich von ſeinem Herzogtum war, der als Kind bei Eberhard erzogen wurde. Öſterreichs Einfluß war durch denſelben in Süddeutſchland mächtig geſtärkt, und der neue Kaiſer Maximilian, der nach dem thaten- und ruhmloſen Regiment ſeines Vaters überall mit hohen Erwartungen begrüßt wurde, that ſeinerſeits, was er konnte, um Eberhard für ſich zu gewinnen. Politik und perſönliche Anhänglichkeit wirkten dabei zuſammen; im Jahre 1491 ſandte er ihm das goldene Vlies (oder wie der Chroniſt ſagt: den guldenen Schäpper), 1494 war Eberhard bei Maximilians Vermählung mit Maria Sforza in Innsbruck, und bei dem bedeutungsvollen Reichstag in Worms 1495, wo der allgemeine Landfrieden eingeführt und das Reichskammergericht eingeſetzt wurde, verlieh der Kaiſer ihm am 21. Juli den Herzogshut. Aus freiem Antrieb gab er ihm dieſe Würde, Eberhard hatte ſie nicht begehrt. Ein ſparſamer Haushalter, fürchtete er die neuen größeren Laſten, die dem kleinen Lande aufgelegt werden mußten, er war auch nicht ſicher, ob Maximilian ganz uneigennützig verfahren ſei; denn wenn das württembergiſche Fürſtenhaus in männlicher Linie ausſterbe — und es ruhte auf ſehr wenigen Augen — fiel das Herzogtum dem Reiche wieder als Lehen zu. Vielleicht wollte er ihn auch von der Partei des Erzbiſchofs Berthold von Mainz trennen, der der kaiſerlichen Herrſchergewalt gern ein fürſtliches Reichsregiment zur Seite geſtellt hätte. Aber bald waren die Bedenken überwunden, ſein feiner politiſcher Sinn mußte Eberhard zur Annahme raten, denn nun war den Einigungsverträgen das letzte bleibende Siegel aufgedrückt; der Herzog von Württemberg war ein eigentlicher Reichsfürſt geworden, der vor den Markgrafen und Grafen auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatte, jeder zukünftigen Vergrößerung des Landes war damit freie Bahn gemacht, und wenn dieſes in der Reformation und ſpäter eine verhältnismäßig nicht unbedeutende Rolle ſpielte, wenn es in wachſender Ausdehnung alle die kleinen Gebiete, von denen es durchzogen war, in ſich vereinigte, den Herzogen von Württemberg iſt dies alles viel leichter möglich geworden, als den Grafen.

„Löblich und ehrlich“ wurde der neue Herzog bei ſeiner Rückkehr in ſein Land empfangen, in Geſchenken verſchiedenſter Art gab ſich die Freude der Bevölkerung kund über die neue Würde, und neben koſtbaren Werken der Goldſchmiedekunſt darf auch der ſchöne Marzipan nicht unerwähnt bleiben, welchen ihm der Hofapotheker verehrte. Aber nur kurze Zeit war es Eberhard vergönnt, den Herzogshut zu tragen. Am 24. Februar 1496 entſchlief er nach längerem Leiden auf dem Schloſſe in Tübingen; er hatte längſt ſein Haus beſtellt, gefaßt nahm er Abſchied von den Seinen, und ſeine letzten Worte ſprachen die tiefe, einfache Frömmigkeit aus, die ſein Leben beſeelt hatte. In der blauen Kutte der Laienbrüder von St. Peter, deren Bruderſchaft er 1492 ins Leben gerufen hatte, wurde er auf dem Einſiedel begraben, bis ſpäter ſeine Gebeine in Tübingen beigeſetzt wurden.

Der Strahl des Genius hat Eberhards Stirne nicht umleuchtet, er hat nicht der Welt und nicht ſeinem Volke neue Bahnen gewieſen, weder ſeine kirchlichen noch ſeine politiſchen Beſtrebungen zeigen neue ſchöpferiſche Gedanken, aber klar und klug erfaßte er die Forderungen ſeiner Zeit und ſeiner Stellung, vorſichtig und energiſch hat er das Erreichbare ausgeführt. Stets hielt er treu zu Kaiſer und Reich, in den Jahren der troſtloſeſten Zerklüftung Deutſchlands ſchuf er ſeinem Erblande Unteilbarkeit, in dem Auf- und Abwogen der alten und neuen Ideen gab er ihm Einheit und ſtändiſche Gliederung. Selbſt tief berührt von dem Hauche des friſchen geiſtigen Lebens, das in den Namen Renaiſſance und Humanismus ausgeprägt iſt, gab er ſeinem Volke Mittel und Anregung, daß es an dieſer Bewegung teilnehmen und in dem großen deutſchen Kulturleben ſeine gebührende Stelle einnehmen konnte. Nach vier Jahrhunderten zehrt Württemberg noch von dem, was ihm ſein *erſter Herzog* geſchaffen hat.

Theodor Schott.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Paul Meyerheim gilt gewiß mit Recht als einer unſerer erſten Tiermaler und ſeit ſeinem „Verwundeten Löwen“, der 1870 entſtand, beſonders als einer unſerer beſten Löwenmaler. Er weiß die Majeſtät des Königs der Wüſte ebenſo trefflich wiederzugeben, wie ſeine kraftvolle Grazie. Aber er weiß ſeinen Bildern meiſt noch einen beſonderen Zug zu verleihen, der darauf beruht, daß er die Tiere in irgend eine Beziehung zum Menſchen bringt. Dabei kommt nicht ſelten auch des Künſtlers Humor zum Durchbruch, wie auf unſerem Vollbilde, auf dem die Löwin ſich über einen Regenſchirm vergnügt, den ein unvorſichtiger Bewunderer ihr überlaſſen mußte.

Recht aus der Zeit der Blumen iſt unſer zweites größeres Bild von P. Glücklich „Feſtguirlanden“ herausgegriffen. Iſt’s doch gerade im Hochſommer eine Freude, die ſich auch der Minderbegüterte nicht verſagt, das Haus mit Blumen und Kränzen zu ſchmücken. — Auch ein rechtes Saiſonbild iſt der „Sommerabend“ von E. Ravel. Der Düſſeldorfer Künſtler H. Oehmichen, dem wir ſchon ſo manches treffliche Bild verdanken, gab uns eine hübſche Studie „Intereſſante Lektüre“, die ſeine anmutige, liebenswürdige Schaffensart gut kennzeichnet.

Sternkunde.

Die Beſchaffenheit der Saturnringe iſt ein Rätſel, deſſen Deutung die Himmelsforſcher beſchäftigt hat, ſeitdem ſie geſehen wurden. Daß die einzelnen Ringe keine zuſammenhängende feſte Maſſe ſein können, iſt inſofern gewiß, als die verſchiedenen Teile der Ringe ſo ſtark verſchiedenen Anziehungskräften ausgeſetzt ſind, daß kein uns bekannter Stoff, weder Eiſen noch Stahl, denſelben Widerſtand leiſten könnte, ohne zu zerreißen und zu zerfallen. Es iſt daher anzunehmen, daß das Ringſyſtem des Saturn aus einer Schar kleiner mondartiger Körper zuſammengeſetzt iſt, von denen jeder eine ſeiner Entfernung von dem Planeten entſprechende Umlaufszeit beſitzt. Die neueſten ſpektroſkopiſchen Beobachtungen beſtätigen dieſe Annahme. St.

Wetterkunde.

Die jährlich wiederkehrenden Sturmzeiten ſind in Europa nicht für alle Gegenden gleich. Nach Prof. Hellmann fällt das Höchſtmaß der Windgeſchwindigkeit für Südweſt-Europa in den März, für das deutſche Nord- und Oſtſeegebiet ſind die Oktoberſtürme am häufigſten. Von der norwegiſchen Küſte ſüdwärts fortſchreitend, gelangt man in das Gebiet der Äquinoktialſtürme, die ſeit Jahrhunderten die Zeit um die Tag- und Nachtgleiche in den Ruf der ſtürmiſchen gebracht haben. Immerhin iſt es Thatſache, daß die unruhigere kältere Jahreszeit durch dieſe Stürme eingeleitet wird; im allgemeinen aber überwiegen die Stürme im eigentlichen Winter ſowohl der Stärke als auch der Häufigkeit nach. St.

Forſchungsreiſen.

Eine höchſt intereſſante Reiſe plant der deutſche Forſcher P. Möwis, der ſich augenblicklich in Bengalen aufhält. Er beabſichtigt nämlich in das bisher europäiſchen Reiſenden faſt verſchloſſene Tibet und wenn möglich bis zum Dalai-Lama ſelbſt vorzudringen. Wie die Leipziger Ill. Zeitg. berichtet, hat er ſich die Unterſtützung der Maha-Bodhi-Society zu ſichern gewußt, einer Geſellſchaft, welche ſich der Wiederausbreitung des Buddhismus in Indien widmet, und von ihr Empfehlungsſchreiben an den Dalai-Lama erhalten, dem er auch eine Buddhareliquie und eine kleine Buddhaſtatue überbringen ſoll. Herr Möwis will über Bhutan und den Karchupaß nach Tibet und dann auf noch von keinem Europäer betretenen Pfaden nach Lhaſſa, der Reſidenz des Dalai-Lama, gehen.

Technik.

Nachdem die Ausnutzung der ungeheuren Kräfte des Niagarafalls im Dienſte der Induſtrie in nächſter Zeit Thatſache werden ſoll, kommt der Nil an die Reihe. Der Generalinſpektor des Brücken- und Straßenweſens in Ägypten, Herr Prompt, hat einen Plan ausgearbeitet, der dem rieſigen Strom bei Aſſuan mittelſt Elektrizität die Kleinigkeit von rund 40000 Pferdekräften abzapfen will; ein gewaltiges Waſſerreſervoir und ein künſtlicher Waſſerfall von 15 Meter Höhe ſollen zu dieſem Zweck angelegt werden. Der Plan bezweckt, durch die gewonnene Kraft etwa 2 Millionen Spindeln zu treiben, 40000 Arbeiter zu beſchäftigen und den größten Teil der in Ägypten gebauten Baumwolle im eigenen Lande zu verarbeiten. Die Koſten der Rieſenanlage ſind auf 40 Millionen Franken veranſchlagt, und dem Anlagekapital werden nicht weniger als 40 Prozent Verzinſung zugerechnet. Wenn das letztere nur auch ſtimmt?

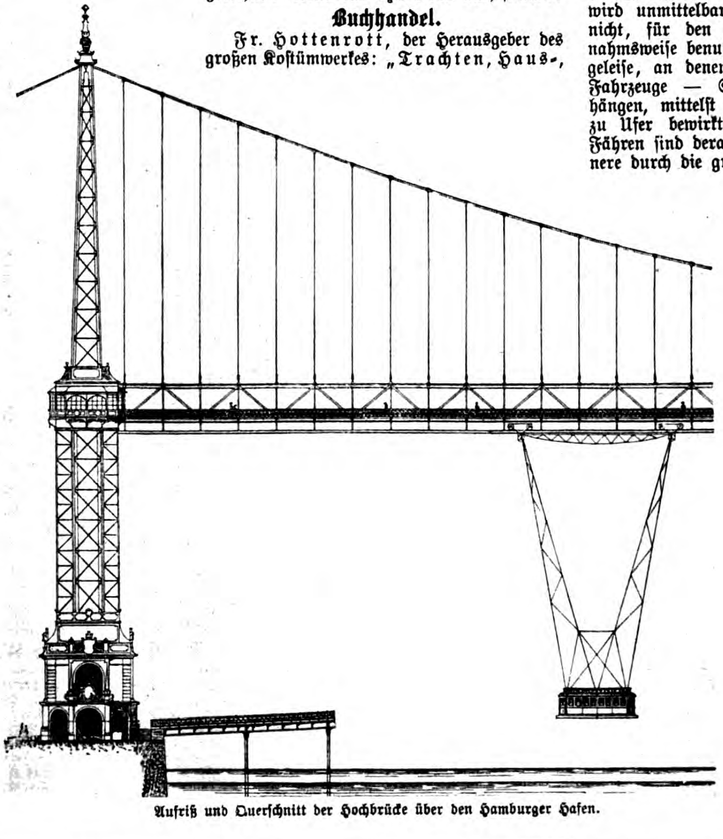
Buchhandel.

Fr. Hottenrott, der Herausgeber des großen Koſtümwerkes: „Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgerätſchaften der Völker alter und neuer Zeit“, läßt in dem gleichen Verlage von G. Weiſe in Stuttgart ein „Handbuch der deutſchen Tracht“ erſcheinen, das, in 15 Lieferungen vollendet, bis Heft 11 erſchienen iſt. Dieſes iſt, gleich dem großen Trachtenbuch, außer mit zahlreichen Textilluſtrationen, mit einer Maſſe bunter Tafeln geſchmückt. Auch der Preis iſt ein bedeutend geringerer, wie der des großen Koſtümwerkes.

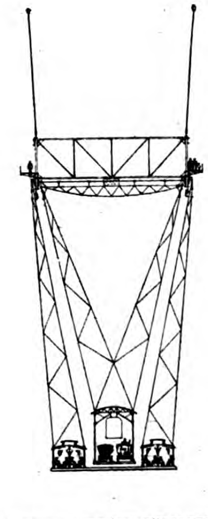
Die für den Hamburger Hafen projektierte Brücke.

In Hamburg ſollen die ſüdlich der Elbe belegenen Stadtteile Steinwärder und Kleiner Grasbrook durch eine Überbrückung oder Untertunnelung des 400 Meter breiten Stromes an das Verkehrsnetz von Hamburg-Altona angeſchloſſen werden. Die Anlage eines Tunnels war auf 21 Millionen Mark veranſchlagt. Auch eine Überbrückung würde faſt ebenſo koſtſpielig werden, denn ſie muß als Hochbrücke, d. h. derart konſtruiert werden, daß die Brückenbahn hoch genug über dem Waſſerſpiegel zu liegen kommt, um ſelbſt bei Hochwaſſer vollbemaſteten Schiffen freie Durchfahrt zu geſtatten; eine derartige Hochbrücke erfordert aber wieder ungemein lange Anfahrtsrampen, wie ſie in verkehrsreichen Orten nur mit großen Koſten herzuſtellen ſind.

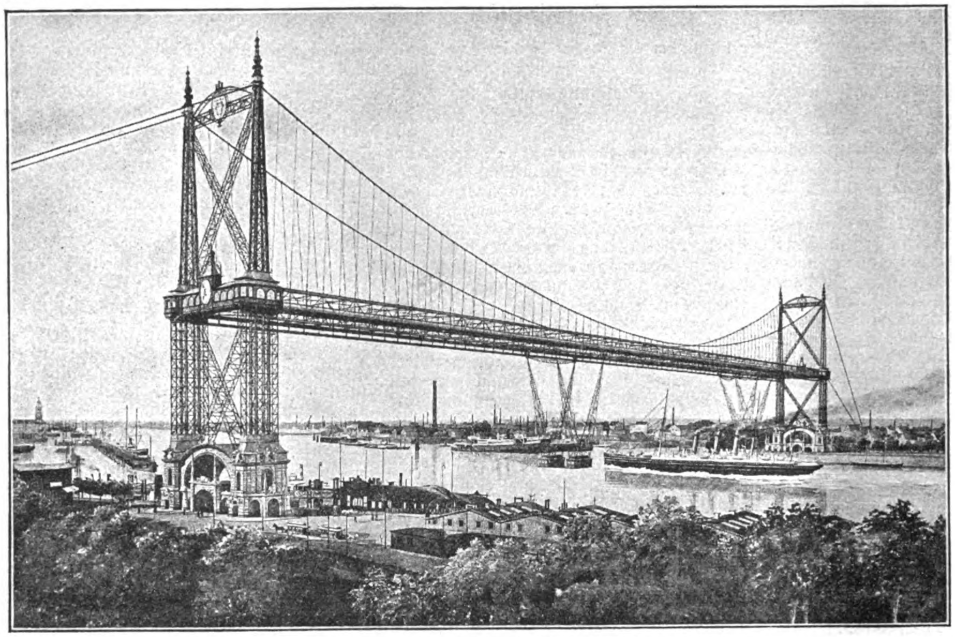
Dieſe Schwierigkeiten haben zu einem höchſt intereſſanten Projekt geführt, das unſere Abbildungen veranſchaulichen — zu dem Entwurf einer Hochbrücke mit Schwebefährenbetrieb. Mächtige Pfeiler ragen auf jedem Ufer des Stromes hervor, ohne daß ſich Anfahrtsrampen an ſie anſchließen. Sie tragen zwiſchen ſich eine verhältnismäßig ſehr leichte eiſerne Brückenbahn von 400 Meter Länge, geſichert durch zwei ſtarke Tragſeile, die über die Pfeilerköpfe fortlaufen. Jene Brückenbahn, die 45 Meter über dem Waſſerſpiegel liegt, wird unmittelbar für den Fahrverkehr gar nicht, für den Perſonenverkehr nur ausnahmsweiſe benutzt. Sie trägt aber Schienengeleiſe, an denen mittelſt Radgeſtellen zwei Fahrzeuge — Schwebefähren genannt — hängen, mittelſt derer der Verkehr von Ufer zu Ufer bewirkt werden ſoll. Die beiden Fähren ſind derart eingerichtet, daß die kleinere durch die größere hindurchfahren kann,



Aufriß und Querſchnitt der Hochbrücke über den Hamburger Hafen.



Die Schwebefähre.



Entwurf der Hochbrücke mit Schwebefährenbetrieb über den Hamburger Hafen.

ſo daß ſie alſo unabhängig von einander in ihrer Bewegung ſind. Die kleinere Fähre trägt, wie aus unſerer Abbildung erſichtlich, in der Mitte einen Schwebebahn-Perſonenwagen, daneben iſt Raum für zwei große Arbeitsfuhrwerke oder vier Droſchken; die große Fähre enthält zwei Hallen für den Perſonenverkehr. Beide Fähren können innerhalb einer Stunde 6000 Perſonen in jeder Fahrtrichtung befördern. — Die Dauer jeder Fahrt ſoll nicht ganz eine Minute betragen.

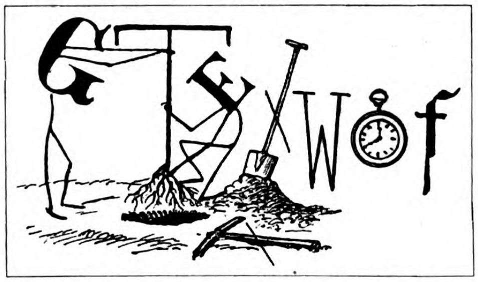
Der Betrieb iſt als ein elektriſcher gedacht; dabei würde jeder Zuſammenſtoß der Fähren mit Schiffen ſich leicht dadurch verhindern laſſen, daß jene ihre Fahrtgeſchwindigkeit ſofort mäßigen oder auch ganz anhalten können. Auch liegen die Unterkanten der Fähren ſo hoch über dem Waſſerſpiegel, daß kleinere Fahrzeuge unter ihnen paſſieren können.

Nur bei ſtarkem Nebel oder bei beſonders regem Schiffsverkehr ſoll der Perſonenverkehr über die eigentliche Brückenbahn geleitet werden. Dabei würden die Perſonen dann innerhalb der Brückenpfeiler durch elektriſche Aufzüge auf die Höhe der Bahn gehoben werden.

Die Koſten der ganzen Anlage ſind auf noch nicht ganz 3 Millionen Mark berechnet.

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Silbenrätſel.

Baß du ga ge le lant
li mi now ro ta te

Zu ſuchen ſind ſechs dreiſilbige Wörter, deren Anfangs- und Endſilben oben gegeben ſind. Hat man die richtigen Wörter gefunden, ſo kann man ſie ſo ordnen, daß ihre Mittelſilben den Namen eines deutſchen Dichters ergeben.

2. Wechſelrätſel.

Mit W es durch die Lüfte ſtreicht,
Mit G fängt es im Netz ſich leicht.

3. Buchſtabenrätſel.

Wo? magſt Du, ängſtlich ſuchend, fragen,
1, 2 verſteht Beſcheid zu ſagen.
Haſt Du an Freytags Werken Dich erbaut,
So biſt Du auch mit 1 bis 4 vertraut.
Lockt Reiſeluſt Dich in die Ferne,
So wechſelſt 4, 5, 6 Du gerne,
Und wär's auch nur, um einzuſehn,
Wie's in der Heimat doch ſo ſchön.
Wenn kühner Freiheitshelden Du gedenkſt,
Du 6 bis 9 wohl ein Erinnern ſchenkſt.
Die 7 bis zur 10 in unſrer Zeit
Verlor mit dem Beruf die Wichtigkeit.
In Deutſchland nicht, doch jenſeits vom Kanal
Lebt 7 bis zur 11 in großer Zahl. —
Und nun das Ganze? wohl ihm, der es ſchaut
Und nicht mit Wehmutsthränen ſtill betaut,
Dem noch Verſtändnis fehlt
Für das, was es erzählt
Von Trennungsſchmerz und Abſchiedsſtunden,
In denen es zum Kranz gewunden!

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 38.

Bilderrätſel.

Wer vieles brauchen will, gebrauche jedes in ſeiner Art, ſo iſt er wohl bedient.

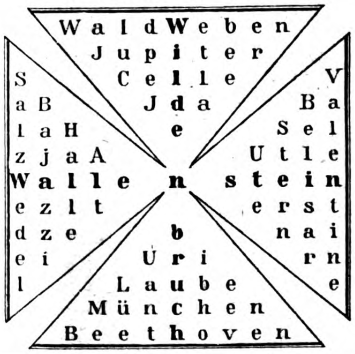
Torquato Taſſo, V. Aufz. 1. Auftr.

1. Zweiſilbige Scharade.

Diebſtahl.

2. Rätſeldiſtichon. Eſche, Iſchl.

3. Ergänzungsaufgabe.



Wald **W** eben
Jupi **i** ter
S Cel **l** le V
a B J **d** a B a
l a H **e** S e l
z j a A U t l e
W a l l e n s t e i n
e z l t e r s t
d z e **b** n a i
e i U **r** i r n
l La **u** be e
Mün **c** hen
Beet **h** oven

Zur gefälligen Beachtung.

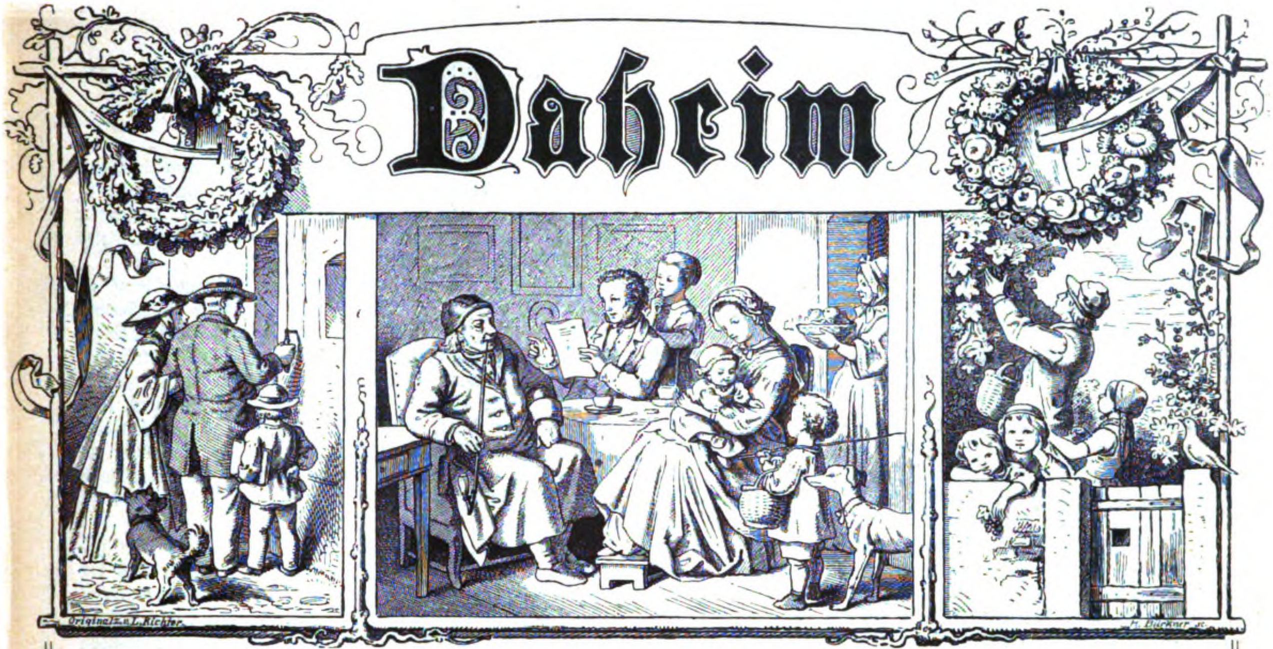
Mit der nächſten Nummer beginnt das vierte Quartal. Neben der Fortſetzung des Romans „Ahn und Enkel" von Joachim von Dürow veröffentlichen wir zugleich eine größere Erzählung von **C. von Hellen: „Durch tiefe Waſſer."** Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, Beſtellungen auf das neue Quartal ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

Die Daheim-Expedition. Leipzig, Poſtſtr. 9. **Die Redaktion des Daheim. Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53.

Inhalt: Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Neue Wege der Gärungskunde. Von Julius Stinde. — Der Kroy-Teppich zu Greifswald. Ein Denkmal deutſchen Kunſtfleißes und evangeliſcher Frömmigkeit. Von G. Stephani. Mit Abbildung. — Eberhard im Bart, der erſte Herzog von Württemberg. Von Theodor Schott. — Am Familientiſch Zu unſeren Bildern: Im Löwenkäfig. Von Paul Meyerheim; Sommerabend. Von E. Ravel; Feſtguirlanden. Von P. Glücklich; Intereſſante Lektüre. Von H. Oehmichen. — Sternkunde. — Wetterkunde. — Forſchungsreiſen. — Technik. — Buchhandel. — Die für den Hamburger Hafen projektierte Brücke. Mit zwei Skizzen und einer Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt eingeſandter Manuſkripte** ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Juli 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 40.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Die ſpielenden Füllen werden noch dreiſter! Einen Augenblick ſchwebt ein Huf über dem geneigten Haupt des Hundes, dann ſinkt der Huf leiſe nieder und ſtreicht den Rücken entlang.

Jetzt iſt der Faden geriſſen! Mit wildem Blaffen fährt Schnackeduz empor! Hierhin, dorthin ſprengen die Fohlen, und als der Platz um Eva frei geworden, ſteht im Schatten der Tanne plötzlich Heinz!

„Guten Tag, Eva,“ ſagt er und weiter nichts.

Sie weiß nicht, ob ſie die ihr dargereichte Hand ohne Zögern nehmen ſoll, aber ſie nimmt ſie doch, wegen des ſeltſam gepreßten Zuges um den jungen Mund, der alles Knabenhafte aus ſeinem Geſichte mit einem Schlage auslöſchte. Sie hat das Gefühl, als müſſe ſie fragen: „Heinz, was iſt Dir?“ Und doch möchte ſie dieſes um alles in der Welt nicht thun, ſolange er ſo verloren an ihr vorbei in den hereinbrechenden Abend ſchaut.

„Es iſt hübſch von Dir, daß Du Dir die Füllen anſehen kommſt, Heinz,“ ſagt ſie, in dem Beſtreben, über etwas Dunkles zwiſchen ihnen eine Brücke zu bauen, ſehr ſchnell ſprechend. „Wir können nun gleich über die Namen des neuen Jahrganges beraten, bei dem dieſes Mal der Buchſtabe B daran iſt. Mama hat voriges Jahr die Geſchichte in die Hand genommen; Arabella — Alfons — Adolar — nein, ſolch ein Unſinn! Barbaroſſa — Berggeiſt — Berſerker — forſch! Wie? Vater hat übrigens einen dreijährigen für Dich ins Auge gefaßt, wie zum Huſarenpferde geſchaffen, Heinz.“

„So — und wenn ich nun gar kein Huſarenpferd brauche? Wenn ich — — wenn ich —“ (die Stimme wurde leiſer) „wenn ich überhaupt gar nicht Offizier werden will? Was dann?“

Eva trat zurück.

„Nicht Offizier werden? Du — ein Rönneberg?“

„Ja, Eva. Das iſt es, was mich bewogen hat, in dieſen Ferien nach Hauſe zu reiſen, was mich zurückgehalten hat, früher als heute nach Willmersdorf zu kommen.“

„Aber Heinz, — Heinz, Dein Großvater!“

In Heinzens Geſicht erſchien ein Ausdruck der Qual.

„Laſſen wir den Großvater einmal aus dem Spiel, und ziehen wir die Eva Vollanden ganz allein in das Licht der Beſprechung.“

„Du willſt alſo ſtudieren?“

Er trat auf ſie zu und ſah ihr feſt ins Auge:

„Studieren will ich, aber auf meine Art! Ein Künſtler will ich werden, ein Muſiker von Gottes Gnaden! Die Ketten will ich brechen, die Mauern will ich ſprengen, ob auch der ganze Bau über mir zuſammen praſſeln wird.“

„Warte einmal, Heinz, warte — ich kann mich nicht ſo ſchnell faſſen, wie das in dieſem, vergieb mir, furchtbaren Falle nötig iſt. Wir ſind doch öfter nach der Stadt gefahren, wenn ein berühmter Pianiſt ſich hören ließ. Solch einer? — —“

„Ja, Eva.“

Das Mädchen ſah mit ſtarrem Ausdruck vor ſich hin:

„Wir haben unſer Geld gezahlt und haben gemurrt, wenn der Herr nicht pünktlich geweſen iſt. Wenn er auf dem hohen Platz erſchien, wenn aller Augen nach ihm gerichtet waren, und er geſpielt hat, haben viele geklatſcht, und manche haben heimlich gelacht über ſeine Geſten und ſeine Art. Dann hat man taxiert, wieviel Perſonen im Saal waren, und wieviel er ungefähr dafür eingenommen, daß er ſeine ganze Seele in das Spiel gelegt — und das ſollſt Du ſein, Heinz, — Du?“

„Ja. Wer fragt nach dem Darum und Daran, wenn er auf das Ziel losgeht? Wer nach dem ſchmerzenden Fuß, wenn er den Berg erklommen hat. Wer ein berühmter Mann werden will, muß den Weg durch die Öffentlichkeit gehen. Ein Zwiſchending gibt es nicht.“

Jetzt lag in Evas Geſicht ein Ausdruck namenloſer Angſt:

„Weiß er es denn ſchon, der alte Mann?“

Heinz ſchüttelte den Kopf. Dann ſprach nach langer Pauſe wieder das Mädchen: „Soll ich es ihm ſagen, Heinz?“

Zum erſtenmal flog ein Lichtſtrahl über das Antlitz des Jünglings.

„Nein, Eva, wer mit ſchlechter Kunde kommt, dem iſt man gram, und Dir ſoll kein Menſch um meinetwillen gram ſein. Heute abend will ich, dem Großvater meinen Plan unterbreitend, zunächſt meinen Austritt aus dem Kadettencorps von ihm erbitten. Um aber zu wiſſen, wie Du im innerſten Herzen der Geſchichte gegenüber ſtehſt, bin ich gekommen.“

Sie ſank auf einen Baumſtamm, der, umgehauen, ihr zu Füßen lag, und bedeckte einen Augenblick das Geſicht mit den Händen. Als ſie ſich aufrichtete, war ihr Antlitz ſehr blaß.

„Ich habe Dich in dieſem Punkte nie verſtanden, und — ehrlich geſagt — auch nie verſtehen wollen. Sünde iſt es nicht, aber — Unrecht iſt es! Schweres, ſchweres Unrecht. Ich kann nicht anders.“

„Ich dachte es mir.“

Schweigend gingen die zwei mit einander die ſtille Dorfſtraße entlang, ſich in ſpäteren Jahren wundernd, daß jedes der Bilder ſich ihrem Geiſte ſo feſt eingeprägt.

Da war hinter kleinen Fenſterſcheiben, von der roten Flamme angeleuchtet, die Frau, die die Abendſuppe bereitete, während vor der Thür die kleinen Mädchen ſich im Ringeltanze drehten. Sie folgten den Sprüngen der Ziege, die da, vom Kettenhunde angebellt, ſteil auf den Hinterfüßen ſtand. Sie warfen einen ſchnellen Blick auf das Haus, vor deſſen Thür gerade der Sarg für den alten Mann, den man geſtern früh zur Kammer getragen, abgeladen wurde. Dann betraten ſie den Wirtſchaftshof, auf dem Heinz, ohne das Herrenhaus zu beſuchen, ſein Pferd angebunden hatte.

Beiden war es recht, daß gerade niemand der Stallbedienſteten zur Hand war. Während Heinz den Sattelgurt anzog, klopfte Eva leicht den Hals des Pferdes, welches jedoch, an derlei Liebkoſungen nicht gewohnt, zurückſchreckte.

Ein paar Galoppſprünge nach hüben und drüben — und dann erſt konnte Heinz, des Tieres Herr geworden, die Hand zum Abſchiede herunter reichen.

„Lebe wohl, Eva, auf wie lange, weiß ich nicht. Sie wollen Dich ja wohl in eine Penſion ſtecken, habe ich läuten hören.“

Eva warf die Lippen trotzig auf:

„Wenn ich es ernſtlich nicht will, thun ſie es doch nicht. Und gerade jetzt — o Heinz!“

„Halt' ſtille, Kind — halt' ſtille. Die Penſion iſt eine Durchgangsſtation, deren Ende abzuſehen iſt. Sieh einmal, ſo kannſt Du doch nicht bleiben.“

Abermals ein Sprung des Pferdes. Die Eiſen der Hinterfüße donnerten gegen die Stallthür, und in ſauſendem Galopp flog Heinz die Straße entlang.

Jung Eva aber ging nicht ins Haus zurück. Ihr graute vor dem Hauſe mit ſeinen engen Wänden, ſeinen vielen Möbeln und Geräten, mit denen der Diener hantieren würde, wie alle Tage.

Immer ein wenig ungebärdig in ihren Empfindungen lief ſie zu einer freien Stelle des Parkes hinaus, an der ein Ahorn ſeine herbſtlich gefärbten Zweige über den Raſen breitete. Dort warf ſie ſich in das Gras, das in den Armen vergrabene Geſicht dem Boden zugekehrt, damit nicht einmal der Mond ihrem krampfhaften Weinen zuſähe.

Während ſie ſo dalag eine Viertelſtunde nach der anderen, rieſelte es leiſe auf ſie herab, ein Blatt nach dem anderen.

An dies arme Menſchenkind, das, ſich endlich erhebend, ſachten Schrittes dem Hauſe zuging, hatte das Leben ſeine Rechte geltend gemacht: auf Evas jungen Schultern lag das Kreuz.

„Alſo abermals einer.“

In dieſen Worten konzentrierten ſich die Empfindungen des Freiherrn, als der Enkel, mit zuſammen gebiſſenen Zähnen ſtetig auf ſein Ziel losgehend, zunächſt in klarer Darlegung kund that, daß er ſeinem innerſtem Fühlen nach weder Offizier werden könne, noch wolle.

„Ein Offizier ohne Begeiſterung für ſeinen Beruf iſt ein Unding, Großvater. Wo aber ſoll ſich dieſe Begeiſterung entzünden, frage ich? Sie lehnte ſich bei Dir an die Thaten, die in Deine Jugend hinüber gegriffen haben. Du konnteſt noch mit friſchem Fühlen in den Klang der Lieder ans bedrohte Vaterland, mit denen die dritte Generation nur noch laue Fühlung haben kann, einſtimmen. Der lange Frieden hat dem Soldatenſtande keinen Blick für das Ziel des Vorwärts gelaſſen, obſchon es anders ſein mag, wenn das Vaterland ruft. Das Vaterland ruft ja aber gar nicht! Ich kann es nicht, Großvater, und ich will es auch nicht!“

Merkwürdig gelaſſen war der Ton in der Antwort des Freiherrn. Er wußte ja ſeit Jahren, daß Heinz aus der Rönneberger Art geſchlagen war. Man hätte, falls man dieſes vorausſehen konnte, ihn ja möglicherweiſe auf ein Gymnaſium ſchicken können, das gab der Großvater zu. Der Vollanden hatte es ja mit ſeinem Zweiten, den es drängte, ſich ein Jahr auf den Studenten aufzuſpielen, auch ſo gemacht. Allerdings hatte der durch den verſpäteten Eintritt ins Regiment ein paar Vordermänner mehr bekommen. Die Gelehrſamkeit wäre ausgeſchwitzt, und die Vordermänner wären geblieben. Aber das hätte bei Heinz, deſſen Beſitzantritt in Warnsdorf doch nur eine Zeitfrage war, weniger zu ſagen gehabt, denn bei einem, der in der Karriere bleiben wolle, wie beim Vollanden.

Mit geſchehenen Thatſachen ſei nun aber nicht mehr zu rechnen, ſagte ſich der Alte weiter. Der Geiſt der Kameradſchaft würde das Seine ſchon thun, eine gottgeſegnete Perſönlichkeit mit einem hellen Kopf und dem Herzen auf dem rechten Fleck könne ſich in jeglicher Lebenslage ihr Recht verſchaffen, und wenn der Heinz jetzt in die Federn kriechen wollte, ſo wäre es dem Großvater außerordentlich angenehm.

Als dann Heinz ſich von ſeinem Platze erhoben und, im Auge die Begeiſterung, auf der Lippe eine weit über ſein Alter hinausgehende Schlagfertigkeit, es dargelegt hatte, daß ſein Lebensziel nicht der Offizier, nicht das Studium, ja nicht einmal Warnsdorf ſei, daß er, dem Rufe der Kunſt, die ihm Gott zum irdiſchen Leitſtern gegeben, folgend, ſich zum höheren Fluge rüſten wolle über Vorurteile, Rückſichten und Traditionen hinaus — — da hatte der Gedankengang des Großvaters ſeinen eigenen Weg gemacht!

„Alſo abermals einer!“ Das heißt, einer, der mit vollem Verſtande verrückt geworden war.

Sowohl unter den Rönnebergs, wie in der Familie ſeiner Frau waren männigliche Fälle ähnlicher Art zu verzeichnen geweſen. Die Sache hatte Kampf und Ungelegenheiten nach ſich gezogen, ſchließlich waren die Betreffenden ſamt und ſonders in das Fahrwaſſer der Vernunft wieder eingelenkt.

Derlei Angeflogenes dürfte in eine Kategorie mit thörichter Liebe zu ſtellen ſein, bei deren Behandlung die Großmutter Rönneberg zu ſagen pflegte:

„Man laſſe nur der Liebe, der Liebe ihren Lauf!
Das Feuer, das brennt nieder — die Liebe, die hört auf.“

Er ſelbſt hatte ja als junger Offizier volle vier Wochen eine hübſche Konditormamſell ernſt genommen, bis der Umſtand, daß ſich die praktiſche Kleine in den ſicheren Hafen der Ehe mit einem wohlſituiertem Gerber geflüchtet, aller Schwärmerei ein ſchmerzloſes Ende bereitete.

Gefährlicher war der Kauz aus der Familie ſeiner Frau, dem das Jahr achtundvierzig derartig zu Kopfe geſtiegen war, daß er an das Ablegen des Adels dachte, um als einfacher Arbeiter nach Amerika zu gehen. Auch er aber war ſchließlich wieder zur vollen Raiſon gekommen, wie die anderen Befallenen auch. Die Zeit war der Reiter geweſen, der dem Ausbrechen aus der Bahn begegnete. —

Als darum Heinz nun vor ihm ſtand mit eiskalten Händen und zuſammengepreßten Lippen, in den Augen eine einzige bange Frage, da hatte ihm der Großvater freundlich den Kopf getätſchelt, wie ſich Heinz deſſen aus der Zeit, da er den Scharlach hatte, noch gut erinnerte.

Für den Blick, mit dem ſich der Junge am anderen Morgen von ihm verabſchiedete, mit dem er Haus und Hof und Garten gleichſam umarmte, für dieſen Blick hatte dem Großvater jegliches Verſtändnis gefehlt.

5. Kapitel.

Hauptmann von Frommann an den Rittergutsbeſitzer Freiherrn von Rönneberg auf Warnsdorf:

„Ew. Hochwohlgeboren
Hoch zu verehrender Herr Baron!

Wollen Sie mir hochgeneigteſt geſtatten, daß ich in betreff des mir unterſtellten Kadetten Heinz von Rönneberg nachſtehende ſehr ergebene Anfrage mir erlaube:

Schon ſeit längerer Zeit haben ſich in den Urlaubsbeſcheinigungen des Kadetten von Rönneberg Unklarheiten eingeſchlichen, auf die näher einzugehen ich für heute noch ausſchließen möchte.

Nur ſo viel, daß pp. von Rönneberg den Beſuch bei den mir für ſeinen Verkehr von Ew. Hochwohlgeboren bezeichneten Familien aufs äußerſte eingeſchränkt hat, dagegen viel Zeit bei einem gewiſſen Ernſt Bleimann zubringt, nach Ausſage des Betreffenden ein früherer Muſiklehrer in Ew. Hochwohlgeboren Familie.

Wollen Sie, hochverehrter Herr Baron, die Gewogenheit haben, mir geneigteſt kund zu thun, in welcher Art ich zu dem Verkehr mit jenem Ernſt Bleimann Stellung zu nehmen habe?

Geneigter Antwort entgegenſehend
in vorzüglichſter Hochachtung
Dero Ergebenſter
von Frommann, Hauptmann und Kompaniechef.“

Darauf umgehend die Antwort:

„Unterzeichneter erlaubt ſich, Herrn Hauptmann von Frommann für gemachte Mitteilung ergebenſten Dank auszuſprechen.

Den Umgang meines Enkels mit der betreffenden Perſönlichkeit, die mir eine total fremde, bitte ich ein für allemal zu inhibieren.

In vorzüglichſter Hochachtung
ganz ergebenſt
von Rönneberg.“

Im Banne dieſer Briefe, in dunklen, regneriſchen Herbſttagen, die den Lehm des geſegneten Weizenbodens zur Unfahrbarkeit der Wege vertieften, hatte man den Beſuch des Willmersdorfers als eine beſondere Freude aufgefaßt. Von außen her kam der Unterhaltungsſtoff allerdings ſpärlich, was hüben und drüben paſſierte, mußte alſo in den Kreis der Intereſſen gezogen werden, und meiſt waren es Mitteilungen über Unannehmlichkeiten in der Wirtſchaft, die man ſich von der Seele herunter redete, inſofern das übervolle Menſchenherz ſeine Ablenkung haben will.

Solche Ablenkung aber iſt das Raiſonnieren.

Da ſtanden alſo jetzt nicht weniger denn vier Füllen dem Willmersdorfer in der Druſe, und der Tierarzt war ein Windhund.

Den tüchtigſten der Bereiter hatte er wegen einer Operation ins Krankenhaus ſchicken müſſen, wobei die Doktors den Mann nach der neuen Art der Behandlung beinahe zu Tode „beſchwiemelt“ hätten. Endlich war da Eva, die zuerſt in Beziehung auf die Penſion gethan hatte, als ſolle ſie deportiert werden, ſo daß Herr von Vollanden als Vater darauf und daran geweſen, mit innerer Genugthuung von der ganzen Geſchichte abzuſtehen, und die ſich nun mit Kopfſprung mitten hinein ſtürzte.

„So könne ſie doch nicht bleiben!“

Seinetwegen hätte ſie ſo bleiben können. Da werde einer aus den Weibern klug!

Inmitten des Geſpräches erklang dann von außen her plötzlich ein Raunen, ein Gewirr von Stimmen, darunter die eines fremden Mannes: „Nur dem Herrn Baron perſönlich könne die Depeſche übergeben werden.“

Eine Depeſche? Eine Depeſche nach Warnsdorf? Einen Gulden Botenlohn?

Was war denn das?

Die Hand des Freiherrn bebte nicht, als er, Unheil ahnend, das Geld hervorſuchte.

„Hinaus!“ herrſchte er jedoch mit ausgeſtrecktem Finger, als jenſeits der Thüre eine Fülle der Geſichter, darunter das ſchreckensbleiche von Tante Jeannette, erſchienen war.

Dann, als er und der Freund allein waren, öffnete er das Papier. Es war wohl die erſte Depeſche, die er in ſeinem Leben erhielt: „Kadett von Rönneberg aus dem Korps entflohen. Bis jetzt Suchen erfolglos.“

Tiefe Stille.

„Was iſt los, Rönneberg?“

Die Stimme des Freiherrn klang anders, als ſie ſonſt geklungen.

„Was los iſt? Der letzte der Rönnebergs, der Träger unſeres alten Namens, iſt unter die Muſikanten gegangen. Das iſt los!“

Dann kam, nicht in ſprudelnder Wallung, ſondern langſam, — ein jedes Wort eine Qual — der Bericht über die letzte Unterhaltung, die der Großvater mit dem Enkel gehabt. Wie nach rückwärts gerichtet, ſchien der Blick, Gedanke reihte ſich an Gedanke.

„Erinnerſt Du Dich, Vollanden, meines einſtigen Freundes, des Berneck von den roten Huſaren?“

„Ganz recht. War ein leichtſinniger Kunde, heiratete die Thereſe vom Theater. Nun ſo weit ſind wir doch noch nicht, Alterchen.“

„Nein, nein, ſo weit ſind wir noch nicht. Aber immer möglich, daß wir dahin kommen werden, Vollanden, ja, ja! Es kann ſein ſo ganz ſachtchen — kann auch ſein mit einem großen Schwung — ja, ja —“ und ſtille mit dem Kopf nickend ſtarrte der Alte vor ſich hin.

„Aber Rönneberg, wer wird, zumal ein alter Nimrod wie Du, gleich die Flinte ins Korn werfen! Vorläufig müſſen wir doch alles daran ſetzen, daß wir den Bengel erſt wieder bekommen.“

„Wieder bekommen, ganz recht. Wieder bekommen werden wir ihn ſchon, aber ſieh mal, der Junge iſt, wenn er ſich auch trotz ſeiner brillanten Gaben bis aufs äußerſte in den Klaſſen aufgehalten hat, kein Kind mehr. Wenn er auf und davon gegangen wäre, um die Welt zu ſehen, aus Thatendurſt oder irgend einem anderen Spleen dieſer Art, hätte es nichts geſchadet, aber bedenke einmal, er iſt mit jahrelanger Überlegung unter die Muſikanten gegangen, und jener Berneck —“

„Ging unter die Komödianten niederſter Sorte. Das iſt denn doch ein Unterſchied —“

„So, meinſt Du? Ich habe den Berneck, an dem ich nun einmal hing, nachher ja wiedergeſehen, ſei es zufällig geweſen — ſei's, ich hätt' ihn aufgeſucht — es iſt egal. Das Weib, das er meinte zu ſich herauf zu ziehen, hatte ſich als Bleigewicht an ſeine Füße gehängt, und ich nahm geiſtig die Mütze vor meinem alten Kameraden ab, der da durch die ganze liederliche Wirtſchaft, die äußerliche Herabgekommenheit, in ſeinem Inneren hindurch zu gehen ſchien, wie ein Tropfen Öl durch ein Glas Waſſer. Da komme ich eines ſchönen Tages zu einer hübſchen Familienſcene gerade zurecht. Der älteſte Bub' hatte Zettel ausgetragen, oder ſo was. ‚Vater,‘ ſagt er, ‚der alte Büreauſchreiber, der mir das Trinkgeld gab —‘“

„Hoho — So weit war's gekommen?“

„Ja, ſo weit, — ‚na, alſo, der Herr, der mir das Trinkgeld gab, der hat in der Dunkelheit gemeint, es wäre ein Groſchen, und nachher war es ein Gulden.‘

‚Ja, ja, wenn der Menſch Glück hat,‘ ſagte mein ehemaliger Kamerad von den roten Huſaren.“

„Menſch, wenn Du Geſpenſter ſehen willſt, warte die Nacht ab, noch aber ſind wir am hellen Tage, ein kunſtbegeiſterter Muſiker iſt ſo fern von Komödiantentum wie Du, und ich meinethalben.“

Der Freiherr nahm die Depeſche auf, mit ſtarrem Blick jeden einzelnen Bnchſtaben verfolgend: „Entflohen — entflohen — ein Rönneberg entflohen!“

„Sagen wir: ‚Ein Kadett ſei ausgeriſſen‘; es iſt nicht der erſte und wird auch nicht der letzte ſein. Alſo, Rönneberg, einer von uns muß auf der Stelle nach Berlin. Du fährſt nicht mit der Eiſenbahn, aber ich fahre mit der Eiſenbahn, und zwar mit dem heutigen Abendzug. Schaffen werde ich Dir den Jüngling. Was aber dann weiter?“

Der Freiherr hatte lange zum Fenſter hinaus geſehen, dann wandte er ſich ins Zimmer zurück, und ſein Geſicht war wie von Stein: „Sage ihm, wenn er wiederkommt als einer, der die Geſchichte als dummen Streich anſieht, ſo ſoll das Gras darüber wachſen für alle Zeit — unter anderen Verhältniſſen —“ die Stimme des Freiherrn hatte einen fremden Klang — „iſt für den Abtrünnigen in meinem Hauſe kein Platz.“

Herr von Vollanden ſchaute noch einmal in das Antlitz des Freundes; er kannte den harten Zug um den Mund, wennſchon nur wenig Lebenslagen ihn in ſeiner ganzen Unerbittlichkeit hervorgerufen. Stumm drückte er die kalte Hand und zog dann leiſe die Thür hinter ſich zu.

„Wir haben ihn,“ beſagte die zweite Depeſche, die den Weg in das Warnsdorfer Herrenhaus fand. Der Brief, der ihr folgte, aber lautete: „Wir haben ihn, wir haben ihn aber auch nicht. Dir verfrühte Hoffnungen zu machen, wäre geradezu Sünde, alſo höre, alter Freund! Selbſtverſtändlich war mein erſter Gang ins Kadettenkorps, wo man mich mit dem Gefühl der Erleichterung, wie ſie der Menſch empfindet, wenn er ſeinen Packen Verantwortung auf anderer Leute Schulter abladen kann, bewillkommnete. Ob ſie denn bei jenem Bleimann nicht zuerſt auf Suche gegangen? Natürlich. Selbſtverſtändlich aber hatte der Kerl das Blaue vom Himmel herunter geſchworen, daß er mit Heinz außerhalb der Muſikſtunden, die dieſer bei ihm genommen, in keinerlei Verbindung weiter ſtände.

So! — Ich trotzdem auf und davon zum Herrn Bleimann, mich in meiner Eigenſchaft als geölter Aal phyſiſch und moraliſch in den nach ſtädtiſcher Art pechfinſteren Hausflur hineinſchlängelnd. Daß der p. p. Bleimann nach Ausſage der Tochter, oder was ſie ſonſt vorſtellte, nicht zu Hauſe und nachher doch zu Hauſe war, ließ mich, da man mir die Thüre zur guten Stube nicht öffnete, einfach im Hausflur Platz nehmen. Na, es ergoß ſich nun eine Flut von Beteuerungen, ‚wie ſollten ſie, wie kämen ſie dazu — was hätten ſie davon —‘ das Mundwerk ging wie'n Entenſterz — und da mitten inne thut ſich auf einmal die Thür auf, und kein anderer ſteht vor mir, wie der Heinz: ‚Onkel,‘ ſagt er, ‚ich kann das Lügen Dir gegenüber nicht ertragen; es iſt gerade, als ob mir jemand mit ſchartigem Meſſer ins Fleiſch ſchnitte.‘

Sei es wie es ſei, Rönneberg, ich kann zum Schluſſe dieſes Berichtes nur den Anfangsſatz dieſes Briefes nehmen: Wir haben ihn, und wir haben ihn auch nicht. Ehe er als wiedergefundener Sohn ins Vaterhaus zurückkehrt, wird noch mancher Tropfen Regen auf ſeinen Mantel fließen.

Zuerſt alſo habe ich ihn ſelbſtverſtändlich zum anſtändigen Civiliſten gemacht, und dann auf meiner Stube in aller Ruhe ihm die Pauke gehalten. Hoch ſtehſt Du bei ihm, hoch ſteht Warnsdorf, hoch ſteht meine Freundſchaft, aber höher denn das alles ſteht die Kunſt. Hab' ihm vorgeführt, daß er für ſich und ſeine Genoſſen in Apoll dieſer Kunſt ja gleichſam als eine Fineſſe neben der Hausmannskoſt ſeiner Verpflichtungen frönen könne — aber da kam ich ſchön an — inſofern dem gottbegnadigten Künſtler die Kunſt eben die Pflicht ſei!

Kann Dir ſagen, Rönneberg, der Junge macht ſeinen Weg wie unter Scheuklappen — rechts iſt's dunkel — links iſt's dunkel — geradeaus nur geht der Weg dem Ziele entgegen, das ihm das des Kämpfens werteſtes in dieſem irdiſchen Leben dünkt! Selbſtverſtändlich gibt er den anderen Berufsarten ihr Recht; ſie exiſtieren nur einfach für ihn nicht, und wenn er heute von dem abſchwenken wollte, dem er ſeine Seele hingegeben, geſchähe ſolches mit dem Gefühl der Schmach, die der fahnenflüchtige Offizier auf ſeine Schultern ladet.

Nichts zu machen, Rönneberg, nichts zu machen! — Verſuchte es noch einmal mit Vorſtellungen in bezug auf ſein Hinaustreten in die Öffentlichkeit, und abermals wurde mir kräftig, wenn auch immer als der Heinz dem Onkel Vollanden gegenüber, das muß ich ihm laſſen, in die Parade gefahren.

Hörte von ägyptiſchen Grabkammern, denen die Künſtler jener Tage — Streuſand über die ganze Zunft — ihre beſte Kraft gewidmet, nur um des Bewußtſeins halber. Ein Goethe, der ungeleſen! Ein Mozart, der ungehört geblieben! Und dazu ein Augenblitzen und ein ſich in die Höhe Recken, daß ich — aber nur einen Augenblick, Rönneberg — das Gefühl hatte, ich kleiner Kerl müſſe mich vor ſolcher ehrlicher Begeiſterung einer jungen Menſchenſeele, gleichviel wofür, doch endlich beugen. Aber ſei ruhig, ich ſtehe auf meinem Standpunkt wieder feſte, und zwar für den Augenblick als der Klügere, inſofern ‚nachgeben‘ hier abwarten heißt.

Heinz hat mich nun gebeten, da er wohl wiſſe, daß fürs erſte das Tiſchtuch zwiſchen ihm und Dir zerſchnitten werden würde, die Revenüen aus dem Kapital ſeiner Mutter durch ein Bankhaus für ihn mit meiner Bewilligung als Vormund erreichbar zu machen, im praktiſchen Vorgehen auf einmal wieder ganz Rönneberg. Eine ſtandesgemäße kleine Wohnung iſt für ihn gemietet, von der aus er das Konſervatorium beſuchen will. Allerdings wäre es beinahe ein Unikum, wenn die Wogen des modernen Babels, die es ſo meiſterlich verſtehen, den Edelſtein ſo lange zu rollen, bis er zum Kieſel geworden, an Heinzens gutem Fond zerſchellen ſollten, aber eine Unmöglichkeit iſt es trotzdem nicht.

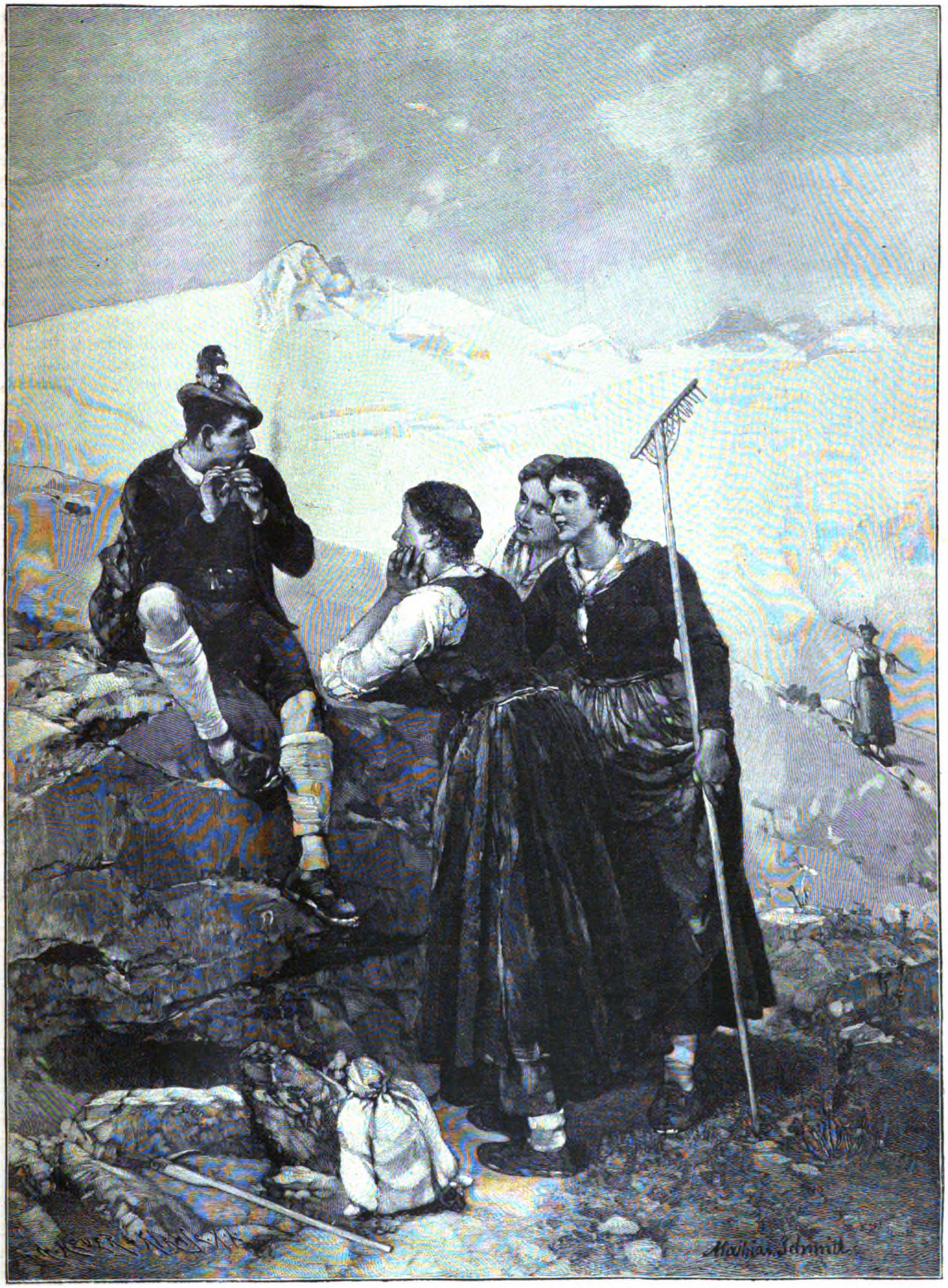
Wie der Junge mit ſeinem ehrlichen, offenen Sinn zu dem verlogenſten aller Subjekte, jenem Ehren-Bleimann, gekommen, habe ich trotz aller Mühe nicht aus ihm heraus zu drücken vermocht.

Halt aus, Rönneberg, halt aus! Wenn zwei Schiffe an einander prallen, muß das eine ſinken, und wo der Kampf mit der Vorſehung aufgenommen wird, iſt der Menſch das ſinkende Schiff. Gott war's, der dem Jungen neben der Muſik noch den bekannten Rönnebergſchen Starrſinn ins Wickelband eingebunden.

Zum Schluß aber noch ein Wort: wie ich mir die Geſchichte denke, muß das, was der Heinz ſeinen Genius benamſet, ein Genius von ganz abſonderlicher Art ſein, wenn er unter Eurer Sippe, wie Ihr nun einmal ſeid, Rönneberg, wirklich feſten Fuß faſſen ſollte. Ich kann in meinem dummen Kopfe nicht umhin, ihm die Geſtalt eines Kranichs zu geben, der ſich 'ne Weile ſtolz in Euren Gefilden ergeht. Plötzlich ſieht er ſich um, fühlt ſich fremd, macht einen Hupauf, noch einen, und mit einemmal — da zieht er hin.

Glückliche Reiſe!
Dein alter Freund und
Waffenbruder von Vollanden.“

(Fortſetzung folgt.)

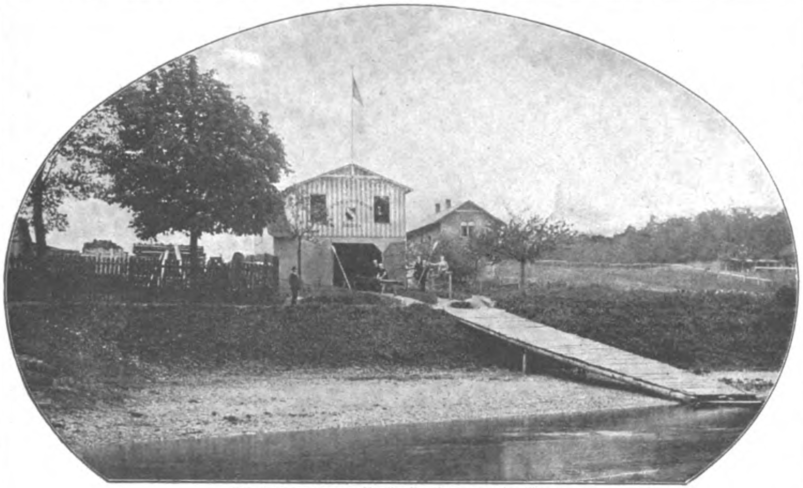

Mathias Schmid

Gletſcheridyll. Nach dem Gemälde von Math. Schmid.

Das Rudern auf den höheren Schulen und Univerſitäten Deutſchlands.

Von H. Wickenhagen in Rendsburg.

(Abdruck verboten.)



Bootshaus des A. R. V. Rhenus in Bonn.

Als der deutſche Kaiſer im vorigen Jahre die Regatta in Grünau mit ſeinem Beſuche beehrte, gab er ſein Intereſſe für den Ruderſport der höheren Schulen und Univerſitäten in beſonderer Weiſe zu erkennen, äußerte ſeine Befriedigung über die Beſtrebungen der ſchon beſtehenden Vereine, bezeichnete aber zugleich eine weitere Ausbreitung als dringend wünſchenswert. Um dieſem Wunſche Nachdruck zu verſchaffen, wurden von Sr. Majeſtät Preiſe in Ausſicht geſtellt für je eine Konkurrenz der akademiſchen Rudervereine und für Ruderabteilungen der Berliner Schulen auf der diesjährigen Grünauer Regatta. Man braucht kein Prophet zu ſein, um zu wiſſen, daß der Wunſch des Monarchen von tief einſchneidender Bedeutung für unſer geſamtes Erziehungswesen ſein muß und beſonders auf deutſchen Hochſchulen Reformen anregen wird, wie ſie Vaterlandsfreunde ſchon ſo oft in Wort und Schrift gefordert haben. — Wie weit ſind wir Deutſchen denn auf jenem Gebiete gediehen, welches in England einen ſo wichtigen Faktor des nationalen Lebens abgibt?

In ſeinem „Volkstum“ ſagt Jahn: „Rudern, Steuern und Segeln ſind unentbehrliche Fertigkeiten für die Bürger eines Staates, wie Preußen, der ſo viele flache Küſten mit Vorinſeln, Halbinſeln und Binnenwäſſern hat, ſo manche Ströme beſitzt, die überſchwemmen, ſo viele Flüſſe, die austreten, ſo reich an großen Landſeen iſt.“ Hatte der Alte recht, wenn er allein aus der Geſtaltung unſeres heimiſchen Bodens die Notwendigkeit des Ruderns ableitete, ſo ſoll wohl füglich die Stimme derer gehört werden, welche heute die Reize und den Nutzen der Waſſergymnaſtik zu rühmen wiſſen. Das, was Jahn ahnte, wenn er an anderer Stelle ſchrieb: „Sicher muß die Zeit kommen, wo die deutſche Nation, durch weiſe Geſetze unter einem mächtigen Monarchen vereint, zwar nicht als ein alleingebietendes, aber doch als eines der herrſchenden Völker in dem großen europäiſchen Staatenrat ſeine vollwichtige Stimme wiedergeben wird,“ das iſt von der Wirklichkeit überholt. Die deutſche Flagge weht in allen Ländern, deutſche Fahrzeuge umkreiſen den Erdball. Das Waſſer iſt der unentbehrliche Helfershelfer unſerer vaterländiſchen Entwickelung, unſeres Groß- und Kleinverkehrs geworden. Sollen wir die Dienſte eines treuen Freundes gleichgültig entgegennehmen? Nein, die Waſſerfahrt iſt eine nationale Pflicht! Aber das nicht allein.

Die Neuzeit hat es verſtanden, dem Ruderſport auch unmittelbare Vorteile abzugewinnen. Sinnreiche techniſche Vorkehrungen haben ihm ein ganz eigenartiges Gepräge gegeben; in geiſtvoller Weiſe hat man durch den Betrieb eine den Körper vom Scheitel bis zur Zehe durchdringende Arbeit mit dem edlen Kleinod der Freude verknüpft und — was das Beſte iſt — Mittel und Wege gefunden, bei der Pflege desſelben die Zucht und Ordnung, die Entwickelung der höchſten Willenskraft nicht aus der Machtſtellung eines Übergeordneten, ſondern aus dem Weſen der Sache natürlich hervorwachſen zu laſſen. So iſt das Rudern uns thatſächlich zu einer Schule geworden, die auf dem Boden der modernen Kulturgeſchichte ſich gebildet hat und geradeſo, wie zwei andere Schöpfungen der letzten Jahrzehnte, Radfahrt und Fußballſpiel, den Forderungen eines eiſernen und haſtig dahineilenden Zeitalters am eheſten gerecht wird. Berückſichtigt man ſchließlich noch den geſundheitlichen Wert der Waſſergymnaſtik, beachtet man, daß die Ruderarbeit nach neueren ärztlichen Unterſuchungen faſt alle Zweige unſerer gegenwärtigen Körperübungen, vornehmlich auch das Radfahren auf ſtaubiger Landſtraße, in bezug auf leibliche Bekömmlichkeit übertrifft, daß ſie allen denen, welche durch ihre Berufsthätigkeit in die Stubenluft und an den Schreibtiſch gebannt ſind, als wirkungsvolles Korrektiv empfohlen wird, ſo darf man ſich fragen, ob es eine Form leiblicher Bethätigung gibt, welche in trefflicherer Weiſe in das Gefüge unſerer höheren Schulen und Univerſitäten hineinpaßte.

Und doch: gut Ding will Weile haben. Der Ruderſport blickte in Deutſchland faſt auf fünfzig Jahre ſeines Be-

Die Bootsmannſchaft des Rhenus bei der Abfahrt nach Frankfurt a. M.

ſtehens zurück, ohne an den Schulen Eingang gefunden zu haben; da im Jahre 1880 öffneten ihm faſt gleichzeitig zwei höhere Anſtalten, die Gymnaſien in Rendsburg — am 25. Mai — und Ohlau — am 1. Juni — ihre Pforten. Im erſteren Orte wurde der Anfang mit drei, im letzteren mit zwei Sportbooten gemacht. Während die Ohlauer Gründung nach einigen Jahren wackerer Thätigkeit wieder einging (1887), hat der Rendsburger Verein ſich bis jetzt ohne Unterbrechung lebenskräftig erhalten und darf ſich wohl zu den geſundeſten Schüler-Ruderklubs der Gegenwart rechnen. Er verfügt über ein eigenes Boothaus und beſitzt ſechs Renn- beziehentlich Übungsboote. Die Errungenſchaften der Neuzeit erſchließen ihm eine neue Welt. Bei der zentralen Lage der Stadt, dort, wo der Nord-Oſtſeekanal ſich vor ſeinem Abſchiede noch einmal eng an das Eiderbecken anſchmiegt, iſt ihm das glückliche Los zugewieſen, auf den Fluten einer belebten Völkerſtraße die vaterländiſchen Grenzmeere im Oſten und Weſten nach freier Wahl zu beſtreichen. — Obgleich noch im Jahre 1880 bei Gelegenheit einer pommerſchen Direktorenkonferenz Rudervereine unter Hinweis auf die Erfahrungen in Schleswig-Holſtein empfehlende Erwähnung fanden, verharrte man in Lehrerkreiſen etliche Zeit in vorſichtiger Zurückhaltung. Allerhand Bedenken tauchten auf; der eine fürchtete eine Schädigung der ernſten Ruhe unſerer Lernſchule, der andere eine Untergrabung der alleinſeligmachenden Turnſtunde, dem dritten war das Rudern im Schulbetriebe „Kaviar für das Volk“, viele ſtießen ſich an die Gefahren der Waſſerfahrt oder wollten die Beaufſichtigungspflicht von ſich fern halten. Doch das Gute bricht ſich Bahn. — In den nächſten Jahren wuchs die Zahl der Rudervereine. Es entſtanden ſolche in Frankfurt a. O., Realgymnaſium (1882), Neuwied a. Rh. (1882), Kiel (1883), Frankfurt a. O. Gymnaſium (1884), Stettin (1884), Berlin, Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium (1884), Greifenberg i. Po. (1890), Gartz a. O. (1891), Lauenburg a. E. (1892), Berlin, Leibniz-Gymnaſium (1892). Unter ihnen haben beſonders die fünf erſten ſchnell einen erfreulichen Aufſchwung genommen und ſich bis heute in ungeſchwächter Kraft erhalten.

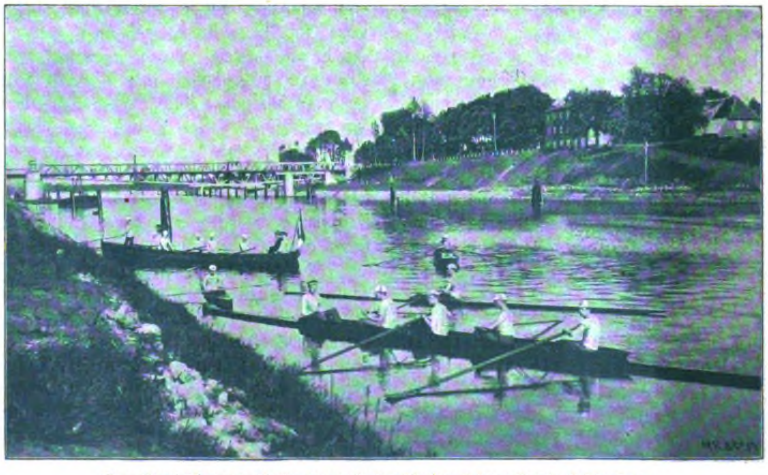
Picknick nach einer Siegerfahrt.

Durchdrungen von dem bildenden Werte der Sache und in aufrichtiger Selbſtloſigkeit ſind die Jünger des Waſſerſports in den alten großen Ruderverbänden — wir verweiſen auf den Berliner Ruderklub u. a. m. — ſeit längerer Zeit bemüht geweſen, ſich die Zuneigung der deutſchen Studentenſchaft zu erwerben. Leider ohne namhafte Erfolge. Unſere Univerſitäten ſind Staaten im Staate; man muß das Weſen des Gemeindelebens kennen, um zu wiſſen, wie ſchwer es iſt, in altüberlieferte Gepflogenheiten Breſche zu ſchlagen, zumal wenn die Neugeſtaltung dem modernen Kultus des Genuſſes eine planmäßige Enthaltſamkeit gegenüberſtellt. Dazu kommen natürlich noch andere Rückſichten. So mancher vermißt beim Hinblick auf die „Automatenarbeit“ der bunten Trikotmänner den ritterlichen Zug, den vornehmen Schneid des deutſchen Burſchen und zuckt geringſchätzig die Achſeln. — Um den ſittlichen Wert des Ruderſports ermeſſen zu können, muß man allerdings zuvörderſt im Rennboote ſelbſt geſeſſen und vielleicht auch an einer Wettfahrt teilgenommen haben. Dann weiß man, welch gewaltiges Aufgebot von Kraft und Ausdauer nötig iſt, um einer Aufgabe, der ſich der einzelne, ſobald er ſie übernommen, nicht mehr entziehen kann, gerecht zu werden. Wenn irgendwo, ſo wird hier die Willenskraft geſchätzt, und ſicherlich beſteht der Wettruderer, wenn er die ganze Fülle ſeiner phyſiſchen und ethiſchen Kraft auf den Altar ſeiner Partei legt, dieſelbe oder eine höhere Mutprobe, wie der Normalſtudent, wenn er auf der Menſur „mit Binden und Bandagen“ ſich die Zeichen der Ritterlichkeit erkämpft. — Gerade im Waſſerſport wirkt die praktiſche Erfahrung, deshalb muß die Anregung auf unſeren Univerſitäten von den Schulen kommen. Das iſt auch geſchehen.

Nachdem bereits im Herbſt 1881 innerhalb des akademiſchen Turnvereins zu Breslau eine Ruderabteilung gebildet war, welche nach mancherlei Freud und Leid ſich zu einem lebenskräftigen Verband entwickelt und noch letzthin, im Sommer 1894, durch eine in $5^1/_2$ Tagen beendete Fahrt von Breslau nach Stettin, 492 Kilometer, eine Probe ihrer Leiſtungsfähigkeit abgelegt hat, wurde im Jahre 1884 der akademiſche Ruderklub „Rhenus“ in Bonn a. Rh. als der erſte ſeiner Art ins Leben gerufen. Im Gegenſatz zu der Breslauer Schöpfung, welche übrigens ihrerſeits für den akademiſchen Turnverein in Greifswald vorbildlich wurde, betrachtet er das Rudern als Sportſache. Mit warmer Begeiſterung wurde es begrüßt, als auf der Mannheimer Verbandsregatta im Frühjahr 1890 mit der Mannſchaft des Rhenus zum erſtenmal ein deutſcher Univerſitätsverein am Start lag. Seitdem hat dieſelbe mit löblicher Regelmäßigkeit die friedlichen Kampfſtätten beſucht; wir finden den Rhenus 1892 auf der Emſer Kaiſerregatta und 1893 in Köln. Auch in Dauerfahrten iſt Tüchtiges geleiſtet worden; es ſoll hier nur die während des letzten Sommers unternommene Waſſerreiſe von Bonn nach Frankfurt a. M. Erwähnung finden, bei welcher eine Strecke von 200 Kilometern ſtromaufwärts, zum Teil bei ſtrömendem Regen, in fünf Tagen zurückgelegt wurde. Der Klub verfügt — ebenſo wie die Ruderabteilung Breslau — über ein eigenes Boothaus und einen Park von vier Renn- und ſechs Übungsbooten.

Erholung nach der Fahrt.

Im Jahre 1891 entſtanden akademiſche Ruderklubs in Münſter und Berlin, von denen der erſtere auch den Schwimmbetrieb in ſein Arbeitsprogramm aufgenommen hat. Wenn übrigens die ungünſtigen Waſſerverhältniſſe Münſters, die ein Fahren von Ganzauslegern wohl kaum geſtatten, ſportsgemäße Waſſergymnaſtik in der Entwickelung zu hemmen geeignet ſind, ſo iſt um ſo mehr anzuerkennen, daß hier das Rudern Eingang gefunden hat. Die ganze zur Verfügung ſtehende fahrbare Strecke der eine Stunde von der Stadt entfernt fließenden Werſe beträgt ſiebzehn Kilometer! — Ein um ſo umfangreicheres Übungsfeld hat Verein Berlin der Natur zu verdanken. Demgemäß waren auch die Wege geebnet, ſich den ehrenvollen Namen in der Sportswelt zu erwerben, deſſen er ſich jetzt erfreut. Seiner Mannſchaft war es beſchieden, den erſten Sieg eines Univerſitätsklubs auf der Grünauer Rennbahn zu erkämpfen.



Der Rendsburger Primaner-Ruderklub auf dem Nord-Oſtſeekanal.
Nach einer Photographie von L. Mertens in Rendsburg.

Wir haben im vorſtehenden den Umfang der Rudervereinsbildung an unſeren höheren Bildungsanſtalten gezeichnet, wie er ſich im vorigen Jahre geſtaltete, ehe das mahnende Wort des Kaiſers geſprochen war. Hat letzteres die gewünſchte Wirkung gehabt? Ja; denn wie die neueſten, vom Königlichen ſtatiſtiſchen Büreau ausgehenden Tabellen (Jahrbuch für Jugend- und Volksſpiele. Leipzig. Voigtländer 1895) nachweiſen, ſind in jüngſter Zeit gegen fünfzehn neue Schüler-Rudervereine in Deutſchland entſtanden. Daß die großen Schulen unſerer an herrlichen Waſſerflächen ſo reichen Reſidenz nun auch der Rudergymnaſtik eifriges Intereſſe widmen, iſt ebenſo natürlich, wie erfreulich. Gerade der Großſtädter bedarf einer Erfriſchung in reiner Luft. — Von den Schulen aus wird ſich die Bewegung bald genug auch der Univerſitäten im erweiterten Maße bemächtigen. Schon regt und rührt ſich's, wie wir beobachten können, auch dort.

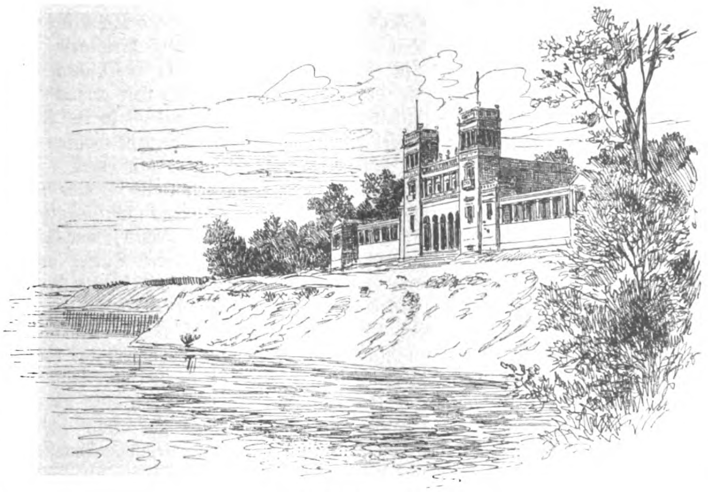
Die Tage der Grünauer Wettkämpfe liegen hinter uns. Zufolge Allerhöchſten Erlaſſes vom 21. März dieſes Jahres waren aus dem Bereich der höheren Schulen Rudervereinigungen zugelaſſen, deren Satzungen vom Königlichen Provinzialſchulkollegium geprüft und genehmigt worden ſind. Die von Sr. Majeſtät geſtiftete altgotiſche Kanne iſt ein Wanderpreis und geht in Verwahrung derjenigen Schule über, welcher die ſiegende Mannſchaft angehört. Diesmal iſt ſie in den Beſitz des Luiſenſtädtiſchen Realgymnaſiums gekommen.

Der einladenden Ausſchreibung für die Konkurrenz der akademiſchen Rudervereine haben diesmal Berlin und Münſter Folge gegeben. Den Sieg hat Berlin davongetragen.

Grünau bot alſo in dieſem Jahre ein wechſelvolles Schauſpiel; ein Wettkampf hat ſich vollzogen, welcher nicht verfehlen wird, einen nachhaltigen Einfluß auf die zukünftige Geſtaltung der Jugenderziehung und auf die Geſchmacksrichtung unſerer gebildeten Klaſſen auszuüben. Es iſt für uns belanglos, wem in Zukunft die Siegespalme zufallen wird; jene Wettfahrten ſollen nicht einen ungeſunden Ehrgeiz erzeugen, ſondern edle Anregungen geben und die Volkswohlfahrt heben helfen.

Nicht die Ausſicht auf Gewinn, ſondern der Gedanke, an einem gemeinnützigen Werke mitzuhelfen, wird auch künftig jeden Sportfreund willig in die Reihen der Kämpfer eintreten laſſen.

Schloß Dwaſieden auf Rügen.



Schloß Dwaſieden.

Wie eine vom Lande losgeriſſene, ins Meer nach Oſten hin geworfene Ackerſcholle erſcheint dem Auge die Inſel Rügen, wenn man von einer ihrer Höhen ſie überſchaut. Wer von Weſten her, etwa von Stralſund aus, ſie betritt, dem bietet ſie zunächſt nichts, was ihren Ruhm, die ſchönſte deutſche Inſel zu ſein, rechtfertigen könnte. Drei, vier Meilen geht es durch flaches, fruchtbares Ackerland. Aber ihr Oſtrand fällt ſteil ins Meer, er gibt der Inſel den Reiz, der immer wieder neue Scharen zu ihr hinzieht.

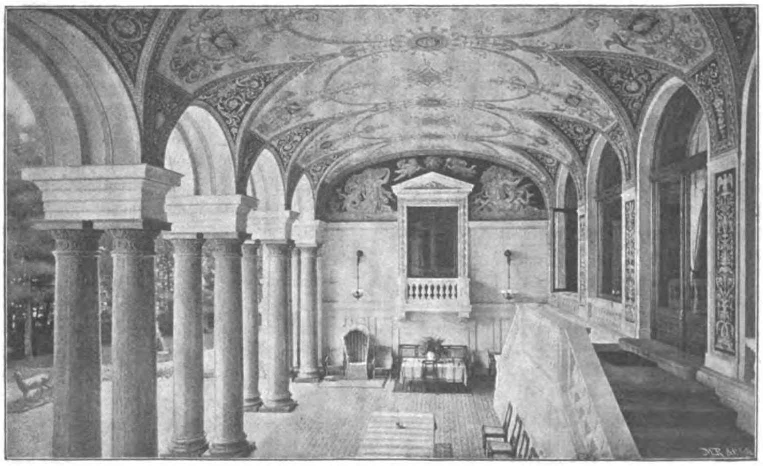
Die Dreizahl beherrſcht die Inſel. Drei große Halbinſeln ſtrecken ſich in die See. Im Norden Wittow mit Arkona: Wer des Meeres Sprache im Sturme hören will, der ſtelle ſich an einem Morgen oder Abend auf dieſe einſame, in die Wogen ragende Klippe. Im Süden liegt die Halbinſel Mönchgut, zerriſſen von den Fluten des Meeres, in wunderbaren Umriſſen, — von der Welt weit entfernt und darum von einem Fiſchervölkchen bewohnt, das ſich für Mann, Weib und Jungfrau noch die eigene Tracht bewahrt hat. In der Mitte dieſer beiden Halbinſeln Jasmund, d. h. die Glänzende, mit den weißen, hochragenden Kreidefelſen und -Klippen.

Drei Namen können auch die Kirchengeſchichte des Eilandes bezeichnen: Arkona, die Stätte des Tempels des Swantewit mit der Erinnerung an den 15. Juni 1168, da Biſchof Abſalon von Roeskilde das vielköpfige Götzenbild des Swantewit mit ſeiner Streitaxt herunterhieb, ſich auf dasſelbe ſtellte und es durch die Heiden ſelbſt in das däniſche Lager ziehen ließ, damit die Köche an dem Holze des Götzen das Eſſen der Chriſten kochten, — ſo wurde Rügen chriſtlich. Mönchguts Name erinnert an die katholiſche Zeit, da Land und Gut der Kirche Schatz war, und die Mönche des Kloſters Eldena bei Greifswald der Halbinſel, die ihr Eigentum geworden, den Namen gegeben haben. Endlich ragt zu dritt in der Mitte der Inſel, auf dem Rugard bei Bergen, von allen Punkten des Eilandes zu ſehen, ein mächtiger Turm in den Himmel, eine Erinnerung an den beſten Sohn Rügens, an den evangeliſch-frommen Dichter Ernſt Moritz Arndt, eine Predigt: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“ — dem Heidentum und dem Katholizismus gegenüber an die evangeliſche Kirche erinnernd, deren gläubiger Sänger Ernſt Moritz Arndt geweſen iſt.

Was dem Oſtrande der Inſel ſeine charakteriſtiſche Schönheit gibt, ſind die drei Farben: Blau, Weiß, Grün, die in großen Maſſen am Strande die Landſchaft beherrſchen. Blau in den verſchiedenſten Farbentönen die See, weiß die gewaltigen Kreidefelſen, unter denen Stubbenkamer der bekannteſte iſt, grün der geheimnisvolle, bis an das Meer heranreichende Buchenwald. Kein Maler kann ſo großartig und doch ſo einfach, drum ſo ergreifend mit ſeinem Pinſel dichten, wie es hier der Schöpfer gethan hat.

Endlich: es gibt auf der Halbinſel Jasmund drei Wohnſtätten, jede eigentümlich in ſich; neben einander geſtellt, können ſie eine lange Reihe von Gedanken wecken. An dem großen Jasmunder Bodden, einem lang und weit in Rügen ſich hineinſtreckenden Meeresarme, liegt Schloß Spyker. Es war einſt der Sitz des Geſchlechtes derer von Jasmund, von denen einige ihr Begräbnis in der nahe gelegenen Kirche zu Bobbin gefunden haben. Als ſie während des dreißigjährigen Krieges ausſtarben, fiel die Herrſchaft Spyker an die Krone Schweden, und die Königin Chriſtine verlieh ſie dem bekannten Feldmarſchall Freiherrn von Wrangel. Die Sage geht, er ſei in Ungnade gefallen, eines Morgens hätten ſchwediſche Schiffe Soldaten gelandet, Wrangel ſei vom Henker in ſeinem Schloſſe Spyker enthauptet worden. Der Ungrund dieſer Darſtellung iſt längſt bewieſen, Wrangels Grab befindet ſich in derſelben Kirche in Stockholm, in welcher Guſtav Adolf ruht, doch wird die Geſchichte auf Rügen immer noch erzählt und geglaubt. Es mag die düſtere Geſtalt des Schloſſes dabei mithelfen. Es iſt ein plumper Bau mit kleinen Fenſtern, quadratiſch ſich aufbauend, an den vier Ecken durch formloſe Türme begrenzt. In ſeinem Romane „Der Strandvogt von Jasmund“ hat Galen ihm einige Berühmtheit wieder verſchafft, — ein vor kurzem verſtorbener, origineller Bewohner des Hauſes zeigte gerne Wißbegierigen den Geſpenſterturm und im Keller den dunklen Gang, der bis zum Quoltitzer Totenfeld führe, Stätten, welche in jenem Roman anſchaulich geſchildert werden.

Wie anders als Spyker iſt der Wohnſitz eines anderen Helden, an den die 25 jährigen Feiern dieſes Jahres wieder



Halle in Schloß Dwaſieden.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

laut erinnern werden, die Wohnung des Prinzen Friedrich Karl, Uscan. Ihren Namen hat ſie von dem Waldhügel des Stubnitzwaldes in der Nähe von Saßnitz, auf dem ſie vom Prinzen erbaut iſt. Es ſind vier einfache Blockhäuſer aus ſchwediſchem Holze — an Dreilinden erinnernd, nur noch einfacher, ſchmuckloſer. Das Blockhaus, in dem der Prinz wohnte, hat nur vier Räume: das Schlafzimmer des Prinzen, dasjenige des Dieners, einen größeren Raum zum Speiſen, daneben ein kleineres Zimmer, — vor dem Hauſe iſt ein Laubengang. Die Einrichtung iſt die allereinfachſte, kein Sofa, kein Polſterſtuhl, unanſehnliche Tiſche und Stühle, ein Feldbett. Hier weilte der Prinz in den letzten Jahren ſeines Lebens mehrere Wochen während des Sommers. Jeder kannte die hohe Geſtalt, die in gewöhnlicher Joppe durch den Wald ſchritt oder am Strande ging oder zu den Kriegsſchiffen ſich herüberrudern ließ, von denen gewöhnlich eins auf der Rhede von Saßnitz lag. Oder man ſah ihn, wenn er die Schiffsjungen von einem der Schiffe Sr. Majeſtät zu ſich geladen hatte, wie er ſich an ihren Spielen erfreute. Wer Uscan geſehen, begreift, wo eine der Wurzeln liegt, aus denen Kriegshelden erwachſen.

Kein größerer Gegenſatz als Uscan und Schloß Dwaſieden, auf dem Ihre Majeſtät die Kaiſerin und Königin Auguſte Viktoria mit ihren Kindern in dieſem Sommer Aufenthalt nehmen wird.

Wer von Sagard, dem Hauptorte der Halbinſel Jasmund, nach Saßnitz die Landſtraße verfolgt, erblickt, wenn er die Höhe erreicht, von welcher das Meer ſichtbar wird, zu ſeiner Rechten ein kleines Wäldchen „över dwäs“ des Weges — und daher Dwaſieden genannt. Es gehört zu dem Rittergute Lancken, das ſeit alter Zeit im Beſitze der Familie von Barnekow war, bis es im Jahre 1873 Herr Geheimer Kommerzienrat von Hanſemann käuflich erwarb. Man erzählt, daß die Lage des Wäldchens Dwaſieden den Ausſchlag beim Ankauf gegeben. In der That iſt es eines der ſchönſten Fleckchen Erde, das man ſehen kann. An der Oſtküſte Jasmunds gelegen, zieht ſich der Wald in einer Länge von etwa einer Stunde und in wechſelnder Breite dahin. Sein Beſtand ſind meiſt Buchen und Eichen. Der Epheu klettert haushoch die alten Stämme in die Höhe, den Boden bedeckt eine Flora, die ihn beſonders im Frühjahr durch ſeine Anemonen, Veilchen, Schlüſſelblumen ꝛc. zu einem reichgeſtickten Teppiche macht. Man muß an einem hellen, ſonnigen Sommertage dieſen ſtillen, ſchattigen Wald betreten, um ſeine Schönheit völlig würdigen zu können. Mit einer Kunſt, die der Natur ſich anzuſchmiegen wußte, ſind eine Anzahl Wege hergeſtellt, die uns den Wald zum Irrgarten machen könnten, wenn nicht kleine Tafeln ihnen Namen gäben und die Hauptrichtungen anzeigten. Jeder Weg hat ſeine eigentümliche Schönheit. Der eine führt an dem hohen Uferrande dahin, ſo daß der Ausblick zum Meere uns begleitet, der andere führt zur See ſelbſt herab an dem munter plätſchernden Bächlein — vorbei an dem gewaltigen Granitblock, der 4—5 Meter hoch ragt; ein dritter führt zum Ausblick nach dem Lenzberge hin über das flache Land bis zum Kreidebruche, ein Weg führt als „Gräberweg“ an kleineren heidniſchen Grabhügeln vorbei, ein anderer zu dem großen „Hünengrabe“ im Südweſten des Waldes, das aufgedeckt iſt und mit ſeinen gewaltigen Deck- und Seitenſteinen eine gewaltige Sprache redet. Wer der Wege kundig iſt, kann den Beſucher viele Kilometer in dem Walde führen, ohne daß ein ſchon beſuchter Punkt wieder berührt wird. Um das Ufer vor den Einwirkungen der Witterung und der See zu ſchützen, iſt an der Sohle des Landes ein rieſiger Damm molenartig aufgeführt, der beſonders zur Abendzeit einen prächtigen Spaziergang bietet.

Denn das Schönſte an Dwaſieden iſt doch ſeine Lage, iſt der Ausblick nach der Seeſeite. Von Oſten her ſchneidet das Meer tief in Rügen hinein. An dem Buſen, der dadurch entſteht, der Prorer Wiek, liegt Dwaſieden. Im Süden ſieht man das Feſtland von Rügen: das Seebad Binz mit ſeinen hellen Häuſern, in der Ferne den Kirchturm von Vilmnitz, dann die ſteil abfallende Küſte des rügenſchen Feſtlandes, von dem Granitzwalde gekrönt und von dem Turme des Fürſtlich Putbuſer Jagdſchloſſes überragt — in der Ferne endlich die Halbinſel Mönchgut mit dem Seebade Göhren und dem Vorgebirge Nordpeerd. Zur Linken, alſo nach Nordoſten, ſtreckt ſich die Jasmunder Küſte ſelbſt aus — eine halbe Stunde entfernt die Schweſterdörfer Krampas und Saßnitz — der Stubnitzwald mit ſeinen wechſelnden Höhen, von deſſen Rande die Johanniskirche mit ihrem ſchlanken Turme winkt, näher ſieht man dann den neuen Hafen mit ſeinen Molen. Und zwiſchen dieſem Rechts und dieſem Links unbegrenzt das Meer. Wenn die Sonne für Saßnitz und für Dwaſieden ſchon hinter den Bergen im Weſten verſchwunden iſt, kommt abends noch ein halbes Stündchen, da ſchaut die Sonne vor ihrem völligen Untergange noch einmal durch eine Bergeslücke auf das Meer, und dann verſinkt ſie. Wer für die Poeſie der Farben einen Sinn hat, muß dies von Dwaſieden aus ſchauen: auf der See den goldigen Schein der Sonne, — das matter und matter werdende Abendrot — das Blau des Meeres, das von Minute zu Minute ſaftiger und dunkler wird, — bis endlich der ſilberne ſtille Gefährte der Nacht, der Mond, ſeine helle, flimmernde Straße auf dem Meere hinzieht, durch welche vielleicht ein Boot dahingleitet. Noch einmal: kein Maler kann's malen, wie es iſt.

Wir drehen uns um, vom Meere aus in den Wald ſehend, — da ſteht vor uns Schloß Dwaſieden! Ja, ſo muß Dornröschens Palaſt ausgeſehen haben — umkränzt von dichtem Walde, ſtill und geheimnisvoll, wie ein Gedicht zum Himmel ſteigend.

Das nach Entwürfen des Geheimrats Hitzig in den Jahren 1873—1875 erbaute Schloß iſt aus hellgelbem franzöſiſchem Sandſtein errichtet, der im Seeklima ſeine anheimelnde Schönheit vortrefflich bewährt hat. Von vorn, d. h. von der Seeſeite aus geſehen, geht er zu beiden Seiten in Säulengänge aus und wird von zwei viereckigen Türmen überragt. Der mittlere Hauptbau hat zu ebener Erde eine Halle, die von teils polierten, teils unpolierten Granitſäulen, Monolithen, begrenzt wird. Die Zinne des Gebäudes krönen Sandſteinfiguren, welche Ackerbau, Fiſchfang, Gärtnerei und ähnliches darſtellen. Das Ganze macht einen ebenſo ſoliden, wie anmutigen Eindruck.

Wer vom Walde aus das Schloß betritt, kommt zunächſt in einen Treppenraum, der wie das ganze Innere einen großartigen Eindruck macht. Nach dem Meere zu liegt ein ſehr geräumiger, durch zwei Stockwerke gehender Saal, der oben eine Galerie hat. Zur Rechten liegt die Bibliothek, zur Linken der Speiſeſaal. Lauſchige kleinere Zimmer ſind in den Vorderecken des Erdgeſchoſſes. Die Wohn- und Schlafräume liegen eine Treppe hoch — jedes Gemach iſt in eigenem Stile gehalten, in jedes winkt ein Stückchen Wald oder Meer, jedes zeigt in ſeiner Art, wie traulich und gemütlich es ſich hier wohnen läßt. Koſtbare Bilder zeugen vom Kunſtgeſchmack des Beſitzers. Daß Gaſtlichkeit auch dieſes Hauſes Schmuck iſt, davon zeugt das Gäſtebuch, das viele berühmte Namen in ſich hält — in Lied und in Proſa wird des Wirtes, der anmutigen Frau Wirtin, des Hauſes Lob und der Gäſte Dank geſungen.

Und hier wird nun unſere Kaiſerin mit ihren Kindern in dieſem Sommer ihren Aufenthalt nehmen. Möge ſie finden, was ſie hier ſucht, und was, wenn irgendwo, ſo hier ſich darbietet: Erquickung und Stärkung für Seele und Leib! —

* * *

Durch tiefe Waſſer.

Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von H. von Krauſe (C. von Hellen). (Abdruck verboten.)

Still war die Mittagsſtunde, und der Faulbaum blühte in dem kleinen Garten, welcher ſich hinter einem alten, einſtöckigen Häuschen ausdehnte; dasſelbe ſtand in einer der Hauptſtraßen der markgräflichen Reſidenzſtadt Schwedt, und da man 1703 ſchrieb, führte dieſe Stadt nicht zu Unrecht ſolch ſtattlichen Titel, weil in dem hübſchen, erſt durch die Kurfürſtin Dorothea erbauten Schloß damals ihr Sohn Markgraf Philipp Wilhelm reſidierte. Das erwähnte Häuschen befand ſich neben einem ſchönen, anſehnlichen Hauſe, deſſen großes Doppeldach mit den mächtigen Schornſteinen durch die eben im Schmuck des jungen Laubes ſtehenden Kaſtanien und durch die roſa Blüten eines alten Apfelbaumes ſchimmerte. Eine ſauber geſchorene Buchenhecke trennte das große Grundſtück, in deſſen gut gepflegten Blumenbeeten Tulpen blühten, und deſſen gerade Steige mit Buchsbaum eingefaßt waren, von dem kleinen Garten, der einen ziemlich verwahrloſten Eindruck machte. Auf einer roh zuſammengezimmerten Bank, vor einem ebenſo einfachen Tiſchchen ſaß dort ein allerliebſtes junges Mädchen. Die feinen Zweige des Faulbaums floſſen um ſie herab, wie ein blütenbedeckter Schleier. Ihr tiefdunkles, etwas gewelltes Haar, die großen dunklen Augen und das fein gebogene Näschen gaben ihr, mit der eigentümlich blaſſen Hautfarbe, wie ſie den Südländerinnen eigen zu ſein pflegt, etwas vornehm Beſonderes, obwohl ihr Anzug der denkbar einfachſte war und aus einem ſchlichten Kleid von ziemlich grobem Wollſtoff beſtand, über welches ſie ein ſchneeweißes Tuch von feinem Leinen gebunden hatte, das die Büſte bedeckte und von einer ſehr ſchönen echten Spitze abgeſchloſſen war. Woher dieſelbe ſtammte, konnte man unſchwer erraten, denn die ſchlanken Hände des jungen Mädchens warfen geſchickt die von einem Klöppelkiſſen an feinen Fäden herabhängenden Klöppel hin und her. Eine handbreite, koſtbare Spitze, deren fertiges Teil ſorgſam in Papier eingeſchlagen war, hing an der anderen Seite herunter und entſtand unter ihren geſchickten Händen. Vom kleinen Häuschen her erklang jetzt eine Choralmelodie, eine dünne, ſchwache Männerſtimme ſang mäßig laut, aber doch ſo, daß man in der Stille, welche im Städtchen um dieſe Zeit herrſchte, die Worte und Töne deutlich vernehmen konnte. Gleich darauf ward in dem großen Hauſe mit Geräuſch ein Fenſter aufgeriſſen, ein rotes Geſicht unter einer großen Allongeperücke erſchien, und eine breite Geſtalt ſchob ſich weit aus dem Fenſter.

„Geht die verdammte Singerei ſchon wieder los!“ ſchrie der Herr. „Ich habe es ſatt und werde dem Kerl das Maul ſtopfen. Nicht ſeine Mittagsruhe kann man ungeſtört halten!“

Krachend und klirrend flog das Fenſter wieder zu, und der Geſang verſtummte. Über das Geſicht des Mädchens ſtieg hohe Glut empor. Ihre Hände zitterten, und ſie blickte ſcheu nach dem großen Hauſe. Sie bedeckte das Kiſſen ſorgſam mit einem Leinentuch und erhob ſich. Zwiſchen den Rabatten hindurch, auf denen allerlei Lilien, Roſenbüſche und Nelkenſtöcke wuchſen und mit dem wuchernden Unkraut kämpften, ſchritt ſie und trat durch einen kleinen Vorflur in ein niedriges, mit roten Ziegelſteinen gepflaſtertes Gemach. Hier ſaß vor einem unſcheinbaren, wurmſtichigen Tiſch die tief über ein Buch gebeugte Geſtalt eines alten Mannes. Sein ganz kahler, nur von ſpärlichen, lang herabfallenden grauen Haarſträhnen umkränzter Schädel, ſeine faſt fleiſchloſen Züge und die vielen Furchen ſeines ſehr ausdrucksvollen Antlitzes, wie die tiefliegenden, freundlichen grauen Augen ließen ihn wenigſtens alt erſcheinen. Er wandte den Kopf nicht, als das Mädchen leiſe eintrat, aber er blickte freundlich auf, als ſie den Arm zärtlich um ſeinen gebeugten Nacken legte und liebevoll ſagte: „Armes Väterchen!“

Er ſchüttelte den Kopf. „Kind,“ erwiderte er, ſich einen Augenblick in den Stuhl zurücklehnend, deſſen ſteifes Holz keine Polſter bot, „ich bin nicht unglücklich darum, ich vergeſſe es nur immer wieder. Und am Ende, wenn er ſchlafen will, kann ich es ihm ja nicht verdenken —“

„Ach, lieber Vater,“ ſagte das Mädchen jetzt, indem eine Thräne in ihrem Auge glänzte, „wie ſind Sie ſo gut und ſo geduldig! Ich wollte, ich wäre es auch, aber ich zittere oft vor Zorn und Empörung, wenn ich daran denke, wie dieſer gottloſe Mann uns kränkt und verfolgt und uns unſer armes kleines Heim zu verleiden ſtrebt, nur weil ſein begehrlicher Sinn keine Grenze kennt. Freilich wundere ich mich nicht, daß ein ſolcher Menſch nicht begreifen mag, wie teuer uns die Stätte iſt, an der wir ſo glücklich waren, und wo überall die Erinnerung an unſere teueren Entſchlafenen mit uns fortlebt.“

Der alte Mann erhob das Geſicht und ſah aus dem Fenſter in die lachende, duftende Frühlingspracht hinaus. Auch um ſeinen Mund zuckte es ſchmerzlich, aber nur einen Augenblick, dann leuchtete ſogleich wieder die alte Heiterkeit aus ſeinen Zügen. „Befiehl dem Herrn Deine Wege, mein Kind, und hoffe auf Ihn, Er wird auch dies wohl machen,“ ſagte er dann, ſeine runzlige, welke Hand auf die feinen ſchlanken Finger der Tochter legend; „laß uns für ihn beten, er weiß nicht, was er thut. Ich aber erkenne wohl, weshalb ich nicht mehr ſo viel ſingen ſoll, denn ſiehe, wie ſchön meine Arbeit fortgeſchritten iſt, ſeit ich der edlen Muſika Valet geben mußte. Dies alles habe ich in einem Monat fertig gebracht.“ Er deutete auf einen großen aktenähnlichen Stoß groben Papiers, deſſen Seiten mit kleinen, verworrenen, ſchwer leſerlichen lateiniſchen Schriftzügen bedeckt waren, und der eines jener mühſeligen Sammelwerke deutſchen Gelehrtenfleißes darſtellte, wie ſie jene Zeit hervorzubringen pflegte. Das Mädchen nickte, aber ein leichter Seufzer teilte ihre Lippen. Sie dachte daran, daß dieſe mühevolle Arbeit das Leben des Vaters ſeit Jahren ausgefüllt habe, und daß das anhaltende Studium ſeine Wangen eingefallen und ſeine Geſtalt gebeugt mache.

„Liebes Väterchen,“ ſagte ſie, „Sie haben bis tief in die Nacht hinein am Schreibtiſch geſeſſen, ich konnte das Licht durch die Spalte der Lade ſehen, als ich einmal aufwachte und mich ans Fenſter ſchlich, da die Nachtigall ſo gar ſchön ſang. Sie ſehen ſo müde aus. Machen Sie es wie der Herr Reutershauſen, halten Sie ein wenig Mittagsruhe. Ich ſchließe die Lade, und Sie ſetzen ſich in den Stuhl der geliebten Mutter, in einer halben Stunde will ich wecken.“

„Billig ſollte ich ſolchem böſen Rat nicht folgen,“ lächelte er, „aber Du haſt recht, die Frühlingsluft macht müde, die Gedanken verwirren ſich unter dem Schreiben. Ich will thun, wie Du ſagſt, da ich nicht ſingen darf, was ſonſt mein Vademecum gegen den Schlaf zu ſein pflegte.“

Dicht an dem mächtigen Ofen aus grünlichblauen Kacheln ſtand ein ſteiflehniger Polſterſtuhl. Zu ihm führte ſie den Vater ſorglich, denn der Alte trug ein paar große ſchwere Holzſchuhe, in welchen Heu ſteckte, um ſich die gichtkranken Füße auf dem Steinfußboden warm zu erhalten, deckte eine alte Wolldecke über ihn und neigte ſich nieder, einen Kuß auf ſeine hohe, klare Stirn drückend. „Schlafen Sie ſchön, mein Väterchen, ſchlafen Sie recht ſchön,“ ſagte ſie, wie man zu einem müden Kinde zu ſprechen pflegt.

Er zog ſie zu ſich herab, und ihr freundlich in die ernſten, dunklen Augen ſehend, ſagte er: „Post nubila Phoebus, Heloiſe, was zu deutſch etwa ſo viel heißt, als die Sonne pflegt nach übelem Wetter erſt recht helle zu ſcheinen. Unſer himmliſcher Vater weiß, wozu es frommt.“ Er küßte ſie noch einmal, und ſchon als ſie die Thür hinter ſich ſchloß, fielen die müden Augen zu, und mit gefalteten Händen ſchlummerte er ſanft und ſüß, wie ein Kind.

Heloiſe ging in ihren Garten zurück und ſetzte ſich wieder auf das Bänkchen. Die Bienen umſummten die langen Blütentrauben des Faulbaums, Schlüſſelblumen blühten auf einem von Gras und Kraut überwucherten Beet, und die

Buchfinken ſchmetterten, daß es eine Luſt war. Leiſe klappernd fuhren die Klöppel hin und wieder, aber aus den ſchönen, dunklen Augen tropfte es heiß auf die fleißigen Finger. Es war wieder ganz ſtill. Auf dem holprigen Pflaſter der Hauptſtraße klapperte ein Wagen, aber es klang weit her, die meiſten Straßen der Stadt waren noch ungepflaſtert, und der entfernte Lärm machte die Ruhe ringsum nur träumeriſcher und lautloſer. Heloiſens Gedanken eilten zurück zu den Tagen, da ſie noch neben dem Klöppelkiſſen der Mutter an dieſer Stelle geſtanden und mit verwunderten Kinderaugen dem unverſtändlichen Hin- und Herfliegen der Klöppel zugeſehen hatte. O es ſchien ihr, als ſei eine Ewigkeit ſeitdem vergangen, und doch lagen wenig mehr als zehn Jahre dazwiſchen. Wie ſauber war damals das Gärtchen, wie ſchön geſchoren der Buchsbaum, wie blühte es von Veilchen und Primeln auf den Rabatten! Und vom Häuschen herüber da klang es und ſang es, des Vaters Geige und ſeine wohllautende ſchöne Stimme; bald ſingend, bald ſpielend ſchritt er in ſeinem Gemach zwiſchen der Arbeit auf und nieder. Endlich kam er die hölzernen Stufen hinab, die vom Hauſe in den Garten führten. Wie rüſtig ſchritt er daher in dem ſauberen, dunklen Tuchanzug, wie glücklich ſtrahlte ſein liebes blaues Auge, wenn er die Mutter anſah, die blühende, ſchöne Frau, oder wenn er die kleine Heloiſe ſelbſt auf die Knie hob und ſie eines ſeiner Lieblingslieder lehrte! Und dann klang die Hausthür, ſie kannten alle drei den raſchen Schritt und wußten, wer da fröhlich pfeifend oder mit lautem Jauchzen durch den Hausflur, die Treppe herab geſtürmt kam. Freilich blieb er ſtehen, ſobald er der Eltern anſichtig wurde, ſtrich ſich mit der Hand durch das wirre Blondhaar und ſuchte das verſchobene Röckchen gerade zu ziehen, um die Eltern mit gebührender Ehrfurcht zu begrüßen. Aber es blitzte dabei ſchelmiſch aus ſeinen Augen, und die Frage des Vaters nach dem Herrn Prädikanten, der ihn unterrichtete, war kaum beantwortet, der Kuß der Mutter empfangen, ſo zog er das Schweſterchen fort. Er hatte ihr ja immer etwas zu zeigen, ein Vogelneſt in der Hecke, eine beſonders ſchöne Frucht am Apfelbaume, eine Sammlung ſonderbarer Steine oder was ſonſt ſein Intereſſe feſſelte. O wie herrlich ſpielten ſie dann mitſammen! Und wie traumhaft fern lag ſie jetzt die ſchöne, ſchöne Zeit!

Aus der märkiſchen Sommerfriſche.

I.

Ihr wunderſamen Düfte,
Die mir der Windhauch
trägt,
Ihr weichen, ſüßen Lüfte,
In ſanftem Spiel bewegt!

Von Wieſengrün und Feldern
Iſt Duft in euch geſenkt,
Von harz'gen Tannenwäldern
Seid wonnig ihr durchtränkt.

Mir iſt, ich könnt' euch nehmen
Genug nicht in mich ein,
O kommt mit vollen Strömen,
Durchdringt die Seele mein!

Ich will die Augen ſchließen,
Die Hände falt' ich auch,
Wie träumend zu genießen
Der Düfte würz'gen Hauch.

II.

Über dem abendlich dämmernden Grün,
Über dem ſchweigenden Dunkel
Roſigen Purpurs leuchtend Erglühn,
Himmliſcher Sterne Gefunkel.

Unerſchüttert vom Nachthauch ſteht
Stumm der Tannen Geäſte,
Nur ihrer Düfte Atem verweht
Sanft im ſchmeichelnden Weſte.

Und wie ein großes Friedensgebot
Ruht's auf der ſchlummernden Erde,
Daß von dem ſchimmernden, himmliſchen Rot
Lieblich durchleuchtet ſie werde.

R. Pfannſchmidt-Beutner.

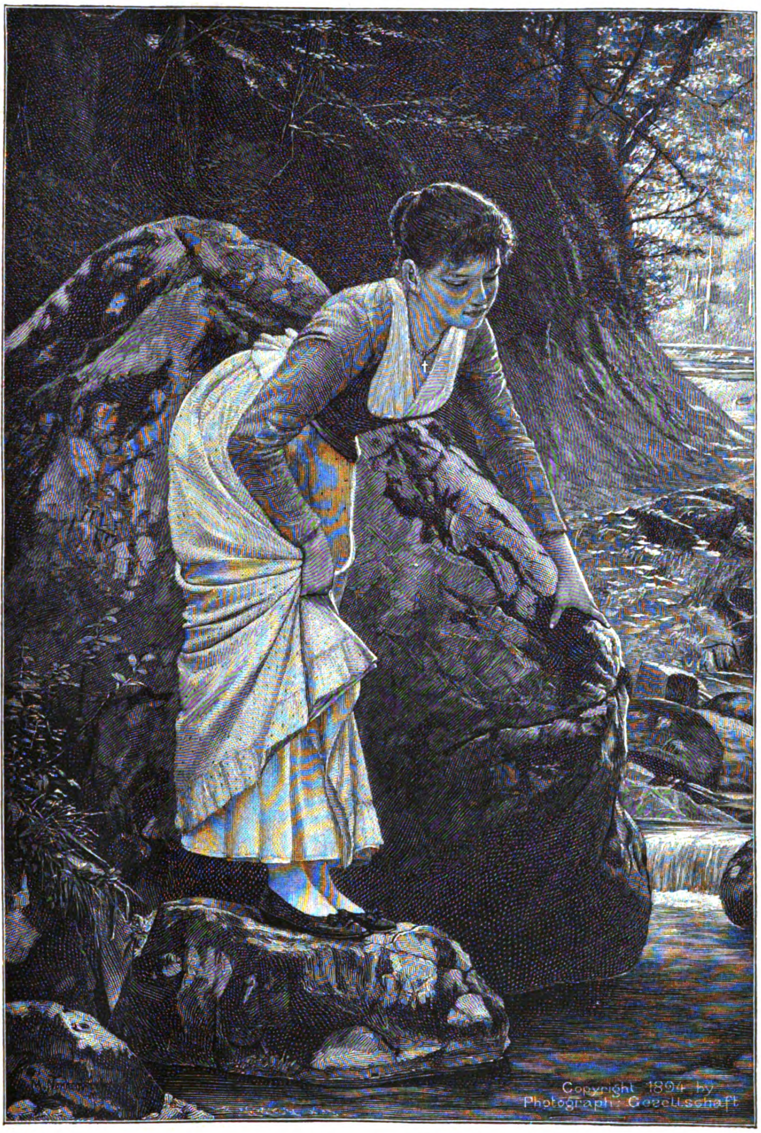
Der Vater war einſt mit der Kurfürſtin Dorothea, deren Bibliothekar er geweſen, nach Schwedt gekommen, der Große Kurfürſt hatte dazumal eine große Kolonie franzöſiſcher Emigranten in dem Städtchen angeſiedelt. Einer von dieſen war Heloiſes Großvater mütterlicherſeits, daher kamen ihr das dunkle Haar und der ungewöhnliche Name.

Sie erinnerte ſich, mit welchem Intereſſe die Kinder den Erzählungen der Mutter zu lauſchen pflegten, wenn ſie von dem fernen, ſchönen Lande ſprach, von den Bergen und Thälern der Normandie und von dem Schloß am Meer, in deſſen Nähe einſt ihre Heimat war. Und wie fleißig und praktiſch war die Mutter geweſen, wie flog ihr die Arbeit in Haus und Garten unter den Händen, alles, was ſie berührte, ſchien wie von ſelbſt ſauber und hübſch zu werden. — Aber dann kam der Sturm! —

Heloiſe ſeufzte tief auf, als die Schatten jener Tage vor ihr auftauchten.

Zuerſt der Bruder. Eine anſteckende Kinderkrankheit hielt ihren verheerenden Umzug durch die Stadt. Es waren kurze, angſtvolle, dunkle Wintertage, aber wie eine grundloſe, ſchwarze, brauſende Flut brachen ſie über das friedliche Häuschen herein, und als ſich die trüben Waſſer verliefen, hatten ſie den Sonnenſchein mit fortgenommen. Da war keine jauchzende Knabenſtimme mehr zu hören, da hallte kein raſcher Schritt mehr über den Steinflur, das abgetragene Röckchen hing noch am Nagel in der Kammer, und zuckend fuhren die Hände des Vaters über den leeren Ärmel, wenn er vorbei ſchritt; mit umflorten Augen ſaß er bei ſeiner Schreiberei, und die Geige ruhte beſtaubt in der Ecke. Nur wenn der Abend hereindämmerte, ſchlich er in die Kirche und ſpielte auf der Orgel: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan."

Und doch war das nur die erſte Trübſal geweſen. Der tote Knabe hatte das Leben der Mutter mit hinabgenommen in ſein frühes Grab. Der Bibliothekar in ſeiner weltvergeſſenen, harmloſen Art merkte es anfangs gar nicht, daß die ſchönen dunklen Augen immer größer und leuchtender wurden, die Wangen immer blaſſer. Sie klagte nicht, ſie weinte nicht, aber ſie welkte dahin wie eine geknickte Blume. Er war ein gutes Teil älter als ſie. Erſt nach langen einſamen Jahren war es dem unpraktiſchen Manne möglich geworden, eine Häuslichkeit zu begründen und die junge Fremde, die er ſo lange aus der Ferne verehrt, heimzuführen. Dann freilich hatte er ſein Glück mit der ungetrübten Wonne eines reinen Kinderherzens genoſſen. Und als es nun zerbrach, wäre auch er faſt erlegen. Daß ſie dieſen ſchweren



Am Bach. Nach dem Gemälde von M. Nonnenbruch.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Kampf in der Stille mitgerungen, hatte die kleine Heloiſe vor der Zeit reif und ernſt gemacht. Wie oft, wenn die Eltern es nicht ahnten, kauerte das Kind ſtill in der Ofenecke und lauſchte den erſchütternden Geſprächen, den heißen Gebeten derſelben! Und als die dunkle Stunde endlich kam, und das Glaubensſchifflein des Vaters zwiſchen Himmel und Hölle auf den brauſenden Fluten ſchwebte, da war es die kleine Hand ſeines Kindes geweſen, welche ſich ihm entgegenſtreckte und ihm half, ſich hindurchzuringen zu dem großen „Und dennoch bleibe ich ſtets an Dir!“ der Kinder Gottes. — Nun waren Jahre vergangen. Ach, und wie viel Schweres hatten auch ſie gebracht! Schon bei der Mutter Lebzeiten war der Geheimſekretär Reutershauſen der Nachbar des Bibliothekars geweſen. Aus niedriger Sphäre hatte ſich der tüchtige, lebenskluge, berechnende Mann heraufgearbeitet und ſich dem Markgrafen Philipp Wilhelm unentbehrlich zu machen gewußt, bei dem er mehr und mehr die Stelle eines erſten Rates, ja eines Miniſters einnahm. Er ließ ſein kleines Haus abreißen und jenes große Gebäude dort aufführen, hinter dem der ſchöne Garten angelegt wurde. Hier lebte er nach dem frühen Tode ſeiner Frau ziemlich einſam, ſein einziger Sohn ward in Berlin erzogen. Der Herr Reutershauſen wollte hoch hinaus mit dem begabten Knaben, dem er hoffte, manche Hinterthür öffnen zu können, die nicht jedermann zugänglich war. Niemand liebte den unfreundlichen, hochmütigen Mann, von dem man wenig Gutes ſprach, doch die kleine glückliche Familie nebenan merkte wenig von ihm und hatte nichts mit ihm zu teilen. Heloiſe wußte, daß es einen Zeitpunkt gab, wo die Feindſchaft dieſes Mannes angefangen, und daß die Veranlaſſung ein Vorfall zwiſchen dem Geheimſekretär und der Mutter, während einer kleinen Reiſe des Vaters, geweſen war. Von da ab begann eine Reihe endloſer Chikanen, welche der Bibliothekar mit wahrhaft chriſtlicher Geduld ertrug, die aber ſeit dem Tode der Mutter fortwährend zunahmen. In demſelben Maße, wie der Herr Reutershauſen in die Höhe kam, ſein Wohlſtand ſtieg, ſein Anſehen wuchs, kam der Bibliothekar herunter. Das ganze Hausweſen beruhte auf den ſchwachen Kräften der kleinen Heloiſe. Der Gelehrte hatte ſtets dahingelebt wie ein großes Kind, in der Welt ſeiner Akten und Bücher. Ein Rückgang der Wirtſchaft war unvermeidlich. Zu allem ſtarb die Kurfürſtin Dorothea, die ihm immer noch einen kleinen Gehalt gab, obwohl er längſt nur ſeinen Studien und ſeiner Familie lebte. Ihr Sohn, Markgraf Philipp Wilhelm, war ein ſparſamer Herr, welcher, wie alle überflüſſigen Hofbeamten, auch den Bibliothekar entließ, der ſich nur um ſo mehr in ſeine Papiere vertiefte. Herr Reutershauſen, deſſen Wohlſtand ſich mehrte, begehrte ſeinen Garten zu vergrößern, das häßliche kleine Haus war ihm lange ein Dorn im Auge, und ſo bot er dem Gelehrten eine Geldſumme, wenn er ihm ſein Grundſtück verkaufen wolle. Dieſer ſchlug es rund ab. Er hatte es nebſt einigem Acker von ſeinem Schwiegervater geerbt, der Haus und Land als franzöſiſcher Exulant zugewieſen erhalten und mit betriebſamem Fleiß ertragreich gemacht hatte. So lange die Frau des Bibliothekars lebte, beſorgte ſie fleißig und praktiſch die Wirtſchaft, in Feld und Garten ſchaffend, während ihr Mann über ſeinen Büchern ſaß. Ratlos ſtand derſelbe nach ihrem Tode dieſen Dingen gegenüber, verpachtete ſchließlich den gut beſtellten Acker gegen ſehr geringen Zins und war froh, der Sorge los zu ſein.

Der bedürfnisloſe Gelehrte lebte ſeit dem Tode ſeiner Lieben vollends in einer anderen Welt. Daß das ſtille Kind, das ihm geblieben war, etwas entbehren könne, fiel ihm gar nicht ein. Und Heloiſe liebte ihren Vater ſo ſehr, daß ſie nie an ſich dachte, ſo lange ſie ihn heiter und zufrieden ſah. Sie mühte ſich, Haus und Garten zu beſchicken, und erwarb einen hübſchen Zuſchuß durch die Kunſt des Spitzenklöppelns, welche ihre Mutter aus der fernen Heimat mitgebracht und ſie gelehrt hatte, die aber in der Mark ziemlich unbekannt war. Der Gedanke, ſich von dem Fleck Erde zu trennen, der ihre liebſten und heiligſten Erinnerungen barg, ſchien dem Vater, wie der Tochter gleich unmöglich, und Kröſusſchätze würden den Bibliothekar nicht vermocht haben, ſein Grundſtück zu verkaufen. Freilich hatte er ſich im Lauf der Jahre doch genötigt geſehen, etwas Geld zu borgen. Ein gefälliger alter Jude, der mit Fellen und altem Gerümpel handelte und wöchentlich einmal von Vierraden herüber kam, ſtreckte ihm eine Summe vor. Das Dach des Hauſes hatte ausgebeſſert werden müſſen, ein teures Buch, welches er notwendig zu ſeinen Studien brauchte, war beſchafft worden, und an Stelle der Zinſen erhielt der genügſame Abraham jedesmal einige Ellen der ſchönſten breiten Spitzen, welche ihm freilich das Kapital zu hohen Prozenten verzinſten, da er Mittel und Wege wußte, ſie an vornehme Perſonen zu verkaufen. Er ſelbſt hatte dieſes Abkommen vorgeſchlagen. Seit dem abſchläglichen Beſcheid kannten Zorn und Grimm des reichen Nachbarn indeſſen keine Grenze, und er that alles, um dem armen Bibliothekar das Leben zu verleiden.

Indem ihr alle dieſe Dinge durch den Kopf gingen, achtete Heloiſe nicht darauf, daß die Thür des Nachbarhauſes ſich öffnete, und ein paar junge Leute in den Garten traten, welche, vielleicht um die Nachmittagsruhe des Hausherrn nicht zu ſtören, in ruhiger Unterhaltung zwiſchen den Tulpenbeeten auf und ab wanderten. Sie bemerkte auch nicht, wie ſie dann dicht an der Hecke ſtill ſtanden und das reizende Bild, welches ſie ſelbſt unter dem blütenbedeckten Baum ihnen darſtellte, mit lachenden Geſichtern betrachteten. Zwei von ihnen hatten nicht übel Luſt, ſich bemerkbar zu machen und das einſame Mädchen anzureden, allein der dritte, ein ſehr großer, ſchlanker Mann in ſcharlachrotem Rock mit goldenen Knöpfen, vermochte die Freunde, ſich endlich ſchweigend zurückzuziehen und an der anderen Seite des Gartens ein Federballſpiel zu beginnen. In der Lebhaftigkeit desſelben klangen nun zwar die Stimmen etwas lauter, und namentlich hörte man ein helles Lachen, das dem Rotröckigen eignete, aber Heloiſe war zu ſehr mit ſich und ihrer Arbeit beſchäftigt, um auch nur mehr wie einen flüchtigen Blick zu den Spielenden, welche noch dazu durch das zarte Grün der Büſche ziemlich verſchleiert waren, hinüber zu werfen. Da flog plötzlich ein dunkles Etwas durch die Zweige des Faulbaums, welcher eine Fülle weißer Blütenblättchen herabſchüttelte, und gerade in den Schoß des erſchrockenen Mädchens fiel ein Federball. Heloiſe ließ die Arbeit ſinken und ſtarrte etwas ratlos auf das bunte mit Federn beſetzte Ding, welches einem Vogel ähnlich geflogen kam, und das ſie halb neugierig, halb verlegen in der Hand hielt, als die Zweige des Gebüſches an der Stelle, wo die Hecke daran ſtieß und ein kleines Schlupfloch ließ, knackten, das welke Laub am Boden rauſchte und die drei jungen Männer vor ihr ſtanden. Alle drei hatten, mit gewiſſem Ungeſtüm herbei laufend, ein Wort ſozuſagen auf den Lippen, aber alle drei verſtummten, als ſie das ſchöne Mädchen nun errötend, aber mit ruhiger Haltung ſich gegenüber ſahen. Nur einen Augenblick freilich, dann trat der in dem ſcharlachroten Rock vor, machte eine Verbeugung und ſagte höflich: „Will die Demoiſelle ſo gut ſein und mir meinen Ball wieder geben?“

„Thun Sie es nicht, liebſte Demoiſelle,“ rief der zweite, ein kleiner ſchwarzäugiger Jüngling, dem eben der erſte Bart auf der Lippe ſproßte, „er hat ihn abſichtlich hierher geworfen, ich habe es geſehen, geben Sie mir den Ball, der mir überdies zukommt, denn ich ſollte ihn fangen und —“

„Oho,“ unterbrach nun der dritte, ein Menſch, in deſſen verlebten, bleichen Zügen ſein Alter ſchwer zu leſen war, „dieſe haben beide kein Recht, glauben Sie mir allein, Demoiſelle, ich bin der Älteſte hier, und wenn ich den Ball bekomme, ſoll ihn keiner von dieſen beiden wieder berühren, da er von ſo ſchönen Händen geweiht iſt.“ Das ſilberhelle Lachen des Rotrockigen unterbrach ihn. „Geſtehe, wie viel Bälle und Schleifen, Taſchentücher, Fächer und ſonſtigen Krimskrams Du ſchon in Deinem Zimmer aufgeſpeichert haſt, weil ſie von ‚ſchönen Händen geweiht ſind.‘ Heinrich, ſolche Redensarten wird die Demoiſelle nicht beachten. Es iſt mein Ball, darum gibt ſie ihn mir.“

„In der That, wir ſtehen hier vor ihr, wie die drei Göttinnen vor dem Hirten Paris,“ rief nun der Kleine auch lachend.

„Nur daß die Schönheit den Preis austeilt, ſtatt ihn zu erhalten, und er der Klugheit gebührt, ſtatt daß ſie ihn austeilt,“ ſagte der Blaſſe.

„Du meinſt wohl der Klügſte zu ſein, Heinrich,“ ſpottete der Kleine.

„Jedenfalls,“ erwiderte dieſer in franzöſiſcher Sprache, weil er annahm, daß das einfache Bürgermädchen dieſelbe nicht verſtehen könne, „werde ich nicht ſo dumm ſein, dieſen Platz zu verlaſſen, ohne mir mindeſtens einen Kuß von dieſen reizenden Lippen mitgenommen zu haben, denn bei meiner Ehre, das Mädchen iſt ſchön. Und ich ſah ſie zuerſt, alſo überlaßt mir das Weitere.“

(Fortſetzung folgt.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Gleich Defregger iſt Matthias Schmid ein Bauernſohn aus den Tiroler Bergen. Er kam zuerſt zu einem Bildſchnitzer in die Lehre und arbeitete dann drei Jahre lang bei einem Vergolder in München, ehe er es durchſetzen konnte, die Akademie zu beſuchen. Aber dem jungen Maler wollte es nicht glücken; mühſam nur ſchlug er ſich durchs Leben, ja er kehrte ſchließlich nach ſeinem Heimatdorf zurück. Da erhielt er von klerikaler Seite ein Stipendium, das ihm die Fortſetzung ſeiner Studien ermöglichte — nicht lange jedoch, ſo wurde auch dies dem „Illuſtrator an lutheriſchen Zeitſchriften“ entzogen, Schmid mußte ſich wieder auf eigene Füße ſtellen. Und diesmal ward es ihm zum Segen: in ſchneller Folge entſtanden ſein „Herrgottsſchnitzer“, ſeine „Bettelmönche“ — endlich der ausgezeichnete „Auszug der proteſtantiſchen Zillerthaler aus der Heimat 1837“ (Daheim. Jahrg. 15). Während dieſe Gemälde ſich meiſt ziemlich tendenziös gegen die katholiſche Geiſtlichkeit in ſeiner Heimat wenden, widmete ſich Schmid etwa von 1880 ab mehr der Behandlung heiterer Stoffe. In dies Genre fällt auch das reizende „Gletſcheridyll“.

Unſer zweites größeres Bild „Am Bache“ von M. Nonnenbruch ſtellt ein junges Mädchen dar, welche im engen Thal eines Wildbachs bis zum Uferrand herabgeſtiegen iſt — ein anmutiges Motiv, das unſere Leſer aus ihren Sommerfriſchen aus eigenſter Erfahrung kennen.

Berichtigend ſtellen wir feſt, daß der Maler des Körnerbildes in Nr. 37 nicht Reichert, ſondern Heichert heißt.

Naturkunde.

Wenige unſerer Leſer werden die Sonne als eine grüne oder blaue Scheibe geſehen haben. Trotzdem iſt dies mehrfach beobachtet worden. Der engliſche Gelehrte John Aitken hat dieſe Beobachtungen zum Gegenſtand beſonderer Forſchungen gemacht. So wurde die Sonne Anfang September 1883 in Vorderindien und auf Trinidad, deutlich blau oder grün geſehen, und man ſchrieb dies damals dem kurz vorher ſtattgefundenen Ausbruch des Vulkans Krakotao zu. Aitken meint, daß die Erſcheinung allerdings durch die Miſchung von feinſtem Staube und Waſſertropfen, welche in enormer Maſſe in die Höhe getrieben werden, hervorgerufen werden könnte. Auch Profeſſor Michie Smith hat die grüne Sonne in Indien beobachtet und führt ſie auf einen ungewöhnlichen Betrag an Waſſertropfen in der Atmoſphäre zurück.

Tierkunde.

Über die Urſache des Winterſchlafs der Murmeltiere hat der „Naturwiſſenſchaftlichen Rundſchau“ zufolge der franzöſiſche Phyſiolog R. Dubois auf Grund von Analyſen der im Blute wachender und ſchlafender Tiere enthaltenen Gaſe eine neue Erklärung aufgeſtellt. Nachdem er ſich überzeugt hatte, daß der Winterſchlaf ſich von dem gewöhnlichen Schlaf der Säugetiere nur durch die längere Dauer und den tieferen Grad der Hypnoſe, ſowie geringere Wärmebildung unterſcheidet, ſuchte er vergebens nach giftigen, ſchlafmachenden Stoffen im Körper und in den Ausſcheidungen der Murmeltiere. Hingegen hat die Analyſe der Blutgaſe bemerkenswerte Ergebniſſe gehabt. Es fand ſich nämlich, daß die Geſamtmenge der Blutgaſe bei ſchlafenden Tieren weſentlich höher war, als bei wachenden, und daß der Überſchuß von der Kohlenſäure herrührte, deren Menge beträchtlich anſteigt, wenn das Tier in tiefen Schlaf verſinkt. Vom Beginn des Schlafes bis zu deſſen Ende häuft ſich die Kohlenſäure noch weiter an, weil durch die Abkühlung der Blutumlauf und die Atmung verlangſamt werden, und da außerdem die Konzentration des Blutes zunimmt. Bekannt iſt nun, daß Kaninchen, die man Miſchungen von Kohlenſäure mit Sauerſtoff atmen läßt, in eine lange Narkoſe mit beträchtlichem Sinken der Körperwärme verfallen. Dieſelbe Wirkung beobachtet man beim Murmeltier, das aber noch Temperaturerniedrigungen um 30 Grad gut ertragen kann. Beim Erwachen wird ſodann durch tiefe Atemzüge und beſchleunigten Blutumlauf die überſchüſſige Kohlenſäure entfernt. Im Blute der ſchlafenden Murmeltiere fand Dubois ferner noch größere Mengen Aceton, als im wachenden Tiere, und das Aceton verlängert bei Murmeltieren den Winterſchlaf. Dubois ſchließt daher, daß der Winterſchlaf der Murmeltiere „eine Selbſteinſchläferung durch Kohlenſäure und Aceton“ ſei.

Wetterkunde.

Der amerikaniſche Meteorologe Mr. John P. Finley beſchreibt einen ganz eigentümlichen Schneeſturm, den er bei der Beſteigung des Berges Pikes Peak erlebt hat. Finley erzählt, man hätte den Sturm mit einem „Schauer von kaltem Feuer“ vergleichen können. Thatſächlich war der Schnee ſo voller Elektrizität, daß man ſich die Sache leichter vorſtellen, als ſie beſchreiben kann. Anfangs entluden die Schneeflocken nur dann ihre kleinen Blitze, wenn ſie auf das Haar des Mauleſels gerieten, auf dem Finley ſaß. Aber bald wurden ſie dicker und fielen ſchneller vom Himmel herab. Jede Flocke ſtieß ihre Funken aus, ſobald ſie mit irgend einem feſten Gegenſtand in Berührung kam. Mit der Zunahme des Schneeſturmes wurden die Flocken kleiner. Aber jede ſchien von geiſterhaftem, weißem Licht umgeben zu ſein. Die elektriſche Entladung rief ein donnerähnliches Geräuſch hervor. Als der Sturm ſeinen Höhepunkt erreicht hatte, erſchien jede Schneeflocke wie ein Feuertropfen. Aus den Fingerſpitzen Finleys, aus ſeinen Ohren, aus ſeinem Bart und ſeiner Naſe zuckten die Flammen. Wenn er den Arm erhob, war es, als ob blitzende Schwerter durch die Luft gingen. Die Erſcheinung iſt übrigens den Meteorologen nichts Neues. Einige Forſcher erklären die Sache durch Phosphorescens.

Technik.

Über die Diamantenſchleifereien berichtet die Zeitſchrift „Natur“ u. a.: Amſterdam iſt noch immer der Haupt- und Centralpunkt der Schleiferei; es befinden ſich hier 52 große und etwa 20 kleinere Faktoreien, die gegen 7500 Menſchen beſchäftigen; die größte Anſtalt allein beſitzt 600 Drehbänke oder Skaifs. In Antwerpen verdienen gegen 4000 Arbeiter mit der Diamantenſchleiferei ihr Brot, in London etwa 1000 Arbeiter. Ebenſoviele Arbeiter werden in St. Claude im franzöſiſchen Jura beſchäftigt. Gent und Berlin haben je eine Schleiferei mit je etwa 100 Arbeitern. Hanau, die deutſche Goldſchmiedeſtadt, hat 9 Betriebe, darunter 2 größere, mit etwa 200 Arbeitern. In Idar und Oberſtein mögen 1000 beſchäftigt ſein, ſo daß man annehmen darf, daß in ganz Europa etwa 16 500 Menſchen in der Diamantinduſtrie thätig ſind, ohne der Makler und Juweliere zu gedenken. — Die Produktion iſt ungeheuer geſtiegen: der Weltreichtum an Diamanten hat ſich im letzten Vierteljahrhundert um mehr als 300 Millionen Mark an ungeſchnittenen, 600 Millionen an geſchnittenen Steinen vergrößert, d. h., wie man ſchätzt, verdoppelt.

Sprechſaal.

Auf die Anfrage der „Landratte“ in Nr. 35 ſind uns verſchiedene Auskünfte zugegangen, von denen wir nachſtehende (von W. P. in Fr.) bringen:

Um die „Fahrt“ eines Schiffes zu meſſen, bedient man ſich eines Logſchiffs, einer Logleine und eines Logglaſes.

Das Logſchiff iſt ein Brettchen in Form eines Sektors. An dem Bogen des Sektors iſt Blei befeſtigt, ſo daß das Logſchiff, wenn es ins Waſſer geworfen wird, ſich aufrecht mit der Spitze im Waſſerſpiegel hält. Die Befeſtigung des Logſchiffs mit der Logleine iſt derart, daß erſteres ſeine ganze Fläche dem Waſſer entgegenſtellt, und wenn es über Bord geworfen, auf derſelben Stelle beharrt. Nach beendigter Loggung löſt ſich auf einen Ruck an der Leine ein Stöpſel aus, und das Logſchiff wirft ſich, mit der Spitze nach vorn, platt auf das Waſſer, ſo daß es leicht eingeholt werden kann.

Die Logleine iſt das eigentliche Maß; dieſelbe beſteht aus einem Vorläufer von 10 Faden (1 Faden = 6 Fuß) und der Meßleine. Letztere iſt in Abſtänden von 3$^1/_2$ Faden mit Marken, ſogenannten Knoten, verſehen, und entſpricht jeder Knoten einer Seemeile (4 Seemeilen = 1 geogr. Meile).

Das Logglas iſt eine Sanduhr, welche ſich in 14 Sekunden entleert, und dieſer Zeitraum entſpricht, wie die Länge des Knotens einer Seemeile, einer Stunde. Man erſieht alſo beim Loggen aus der ausgelaufenen Knotenzahl, während der Entleerung des Sandglaſes, die Anzahl Seemeilen, welche ſich das Schiff während einer Stunde fortbewegt, und ſagt dann in der Seemannsſprache: „das Schiff läuft ſo und ſo viel Knoten.“

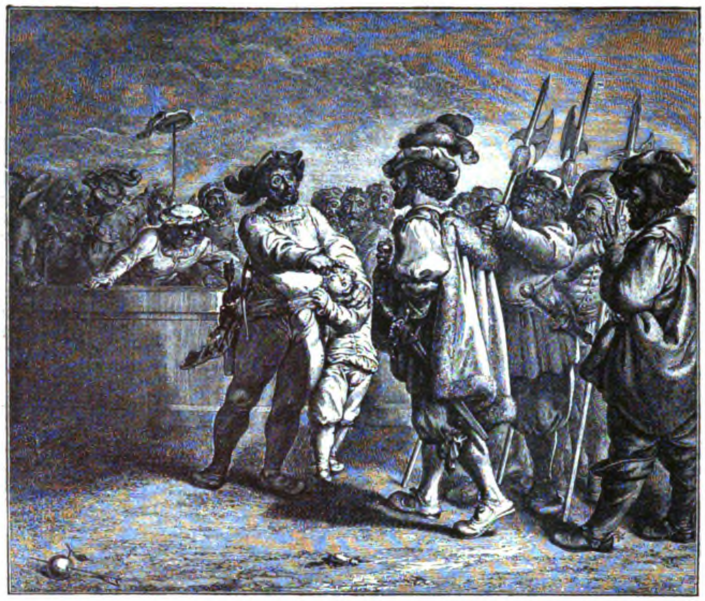
Ein Kupferſtich zur Tellſage.

Das treffliche Wychgramſche Werk: „Schiller, dem deutſchen Volke dargeſtellt“ (Velhagen & Klaſing. Bielefeld und Leipzig), das ſoeben in der ſechzehnten Lieferung ſeinen Abſchluß fand, bringt das intereſſante Tellbild von Daniel Chodowiecki, welches wir heute wiedergeben. Auch dieſes Bild, entſtanden im Jahre 1781, während Schiller ſein Drama 1804 vollendete, iſt ein mittelbarer Beweis dafür, wie bekannt die Sage von Tell ſchon vor Schiller in Deutſchland war. Johannes v. Müller hatte ſie, wie Dr. Wychgram berichtet, in ſeinen 1786 erſchienenen meiſterhaften „Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft“ noch als hiſtoriſche Wahrheit vorgetragen, obwohl ihm bereits — zumal im Hinblick auf die Ähnlichkeit der altnordiſchen Sage von Toko dem Schützen — ſtarke Zweifel an der Echtheit der ſchweizeriſchen Überlieferung gekommen waren. Für Schiller und ſeine Zeitgenoſſen war der Gegenſtand ein Märchen, aber das Intereſſe an den angeblichen Thaten Tells war darum in ganz Deutſchland nicht geringer.

Schiller iſt nicht ohne ein umfangreiches Quellenſtudium an ſeine Dichtung herangetreten. Die Mythe ſelbſt ſchöpfte er aus dem „Chronicon Helveticum“ von Ägidius Tſchudi, der von 1505—1572 lebte. Hier ſpielen ſich die Ereigniſſe in einem Zeitraum von anderthalb Jahren ab — vom Herbſte 1306 (Baumgartens That) bis zum Frühjahr 1308 (Ermordung König Albrechts); Schiller dagegen drängt ſie als echter Dramatiker auf drei Wochen zuſammen. Auch ſonſt weicht er in der Geſtaltung des Stoffes weſentlich von ſeiner Vorlage ab: in dieſer nimmt die Tellsgeſchichte nur die Rolle einer Epiſode ein, das Hauptgewicht liegt auf der Befreiung der Schweiz durch die Eidgenoſſen vom Rütli; Schiller rückt Tell in den Vordergrund, während ihm die Rütlihandlung mehr zur Kennzeichnung der Zeit und Volksſtimmung dient.

Sehr intereſſant und charakteriſtiſch für die Art und Weiſe, in der Schiller arbeitete, iſt das, was Dr. Wychgram über ſein Studium des Lokalkolorits berichtet. Früher nahm man meiſt an, daß er die ganze Fülle von Zügen der Natur und Volksſitte, die er in die Dichtung verwebte, Goethe verdankt habe; man ſtützte ſich dabei auf Goethes eigenes Zeugnis, der einmal — als Greis — geſagt hat: „Was in ſeinem Tell von Schweizerkolorit iſt, habe ich ihm alles erzählt!“ Das iſt jedoch in dieſer Ausſchließlichkeit unrichtig: Schiller hat eine ganze Reihe von Büchern über ſchweizeriſche Landeskunde ſorgſam benutzt, in ſeinem Nachlaß fand man mehrere Zettel mit Auszügen aus derartigen Werken. Da war einmal Fäſis Buch: „Genaue und vollſtändige Staats- und Erdbeſchreibung der ganzen helvetiſchen Eidgenoſſenſchaft", dann Jakob Scheuchzers „Naturgeſchichte des Schweizerlandes" und desſelben Autors „Helvetiae historia naturalis".

Thatſache iſt dagegen wohl, daß Schiller die Anregung zum Tell von Goethe empfing. Als dieſer 1797 von ſeiner Schweizerreiſe heimkehrte, wollte er ſelbſt den Stoff in einem epiſchen Gedicht behandeln, ließ den Plan jedoch fallen. Er hat ihn aber mit Schiller häufig beſprochen, für den beſonders des Freundes landſchaftliche Schilderungen hohen Reiz hatten. Aus dieſer Anteilnahme an der Landſchaft ſcheint dann das Intereſſe an der Tellſage erwachſen zu ſein. Schon 1802 erwog Schiller, ob ſie ihm den Stoff zu einem neuen Schauſpiel geben könne, bald machte er ſich, auch von Iffland gedrängt, an die Bearbeitung. „Ich bin jetzt leidlich fleißig am Tell, womit ich den Leuten den Kopf wieder warm zu machen gedenke," ſchrieb er Ende September 1803 an W. von Wolzogen, und etwa fünf Wochen ſpäter an Iffland: „Im Tell leb' ich und web' ich jetzt … Ein rechtes Stück für das ganze Publikum verſpreche ich Ihnen." Am 18. Februar 1804 lag der Tell vollendet vor. Ein rechtes Stück für das ganze Publikum — für das ganze deutſche Volk nämlich — war das Drama geworden. Als ſolches bewährte es ſich vornehmlich ein Jahrzehnt ſpäter, als Deutſchland ſich losrang von der napoleoniſchen Zwingherrſchaft und ſich mit Hingabe von Gut und Blut ſein Höchſtes, ſeine Freiheit, erkämpfte.



Kupferſtich zur Tellſage. Von Daniel Chodowiecki.

In unſerer Spielecke.

1. Rätſel.

Wer ſich mein Ganzes erwarb, den preiſ' ich, wenn er des Schatzes
Zauberkraft einzig übt im Dienſte der ewigen Gottheit;
Denn ihm folgt ja ſo gern die blindvertrauende Menge
Und es ergießt ſich geheimnisvoll ſein innerſtes Weſen
Über die Menſchen umher; und fragſt Du, wie das erreichbar?
Merke: Vier Schlüſſel erſchließen Dir das köſtliche Kleinod:
Wollen und wiſſen, und können und ſein, doch vor allen das vierte.
Durch Jahrtauſende klinget Homers erhabener Mahnruf:
„Immer der beſte zu ſein, und vorzuſtreben den andern!"
Das gewinnt Dir mein Ganzes und Macht und Anſehn und Ehre! —

Nun trennt mir die beiden Silben mit kunſtgeübter Hand:
Auf thut ſich dem ſtaunenden Auge das prächtige Wunderland!
In ſilberleuchtendem Mantel ein Rieſe ſchreitet einher
So feierlich majeſtätiſch, als ob er ein König wär'.

Ringsum auf ſeinem Wege, auf allen Feldern und Au'n
Iſt nichts, als fröhlich Gedeihen und Lebensluſt zu ſchau'n.
Sein würziger Odem belebet mit Rot der Menſchen Wangen.
Drum trägt auch alles im Herzen nach ihm ein heiß Verlangen.
Und ſeht nur, wie er ſo zärtlich die Menſchenknoſpen liebt,
Wie lieb er mit ihnen ſpielet und ihnen zu ſpielen gibt!
Wie ſie keck und übermütig, ſo recht nach Kinder Art,
Erklettern ihm Schulter und Rücken, ja ſpielen mit ſeinem Bart.

Und nun erſt gar die Großen! Wie dient er ihnen ſo treu!
Schafft ihnen aus weiten Fernen, was ſie nur wünſchen, herbei!
Mit kraftvoll nervigen Armen das Schwerſte greift er an;
Und wenn Du noch zweifelnd ſinneſt, da iſt es ſchon gethan.

Gegrüßt ſei, Perle der Schöpfung! Du wunderthätiger Rieſe!
Den Adam ſchon und Eva anſtaunten im Paradieſe!
Lied von der göttlichen Weisheit, das nie und nimmer verklingt,
Seit Jahrtauſenden Lob und Ehre dem Schöpfer des Weltalls ſingt.

H. H. (Neuſalz.)

2. Röſſelſprung.

		herz	im	wie	die	frei	ne	denn	in		
		nen	ſchlägt	er	ju	ken	in	e	le		
ſchö	das	hüllt	bald	herbſt	der	ſon	er	ſich	ihm	grau	ben
der	ta	len	füh	gend	ſchlei	der	wol	mer	a	das	ſagt
hel	len	a	ge	**Iſt**	der	beugts	le	glück	ein	kum	der
den	doch	der	wir	die	tief	de	lenz	uns	naht	an	ſe
daß	daß	wer	noch	him	im	ſee	dert	reich	lig	trifft	das
men	vie	gen	es	und	traum	be	to	res	leid	noch	ah
re	zu	kom	de	wiſ	mel	mil	kunſts	keit	nen	jah	im
le	mit	und	tie	es	zu	ſen	trü	im	al	ſich	daß
		en	der	bis	trotz	wo	lich	frei	des		
		ſer	ſturm	kein	herr	ſie	wir	ter	ringt		

3. Zweiſilbige Scharade.

Zu ſchützen und zu trennen, das iſt der Erſten Zweck,
Das Danken oder Zahlen, Gebot iſt's für die Zweite;
Dem einen wie dem andern entzieht ſich's Ganze keck,
Nachdem es ſich am Schauen und Lauſchen baß erfreute.

M. Sch. (Kaſſel).

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel in Nr. 39.

Bilderrätſel.
Geſetzentwurf.

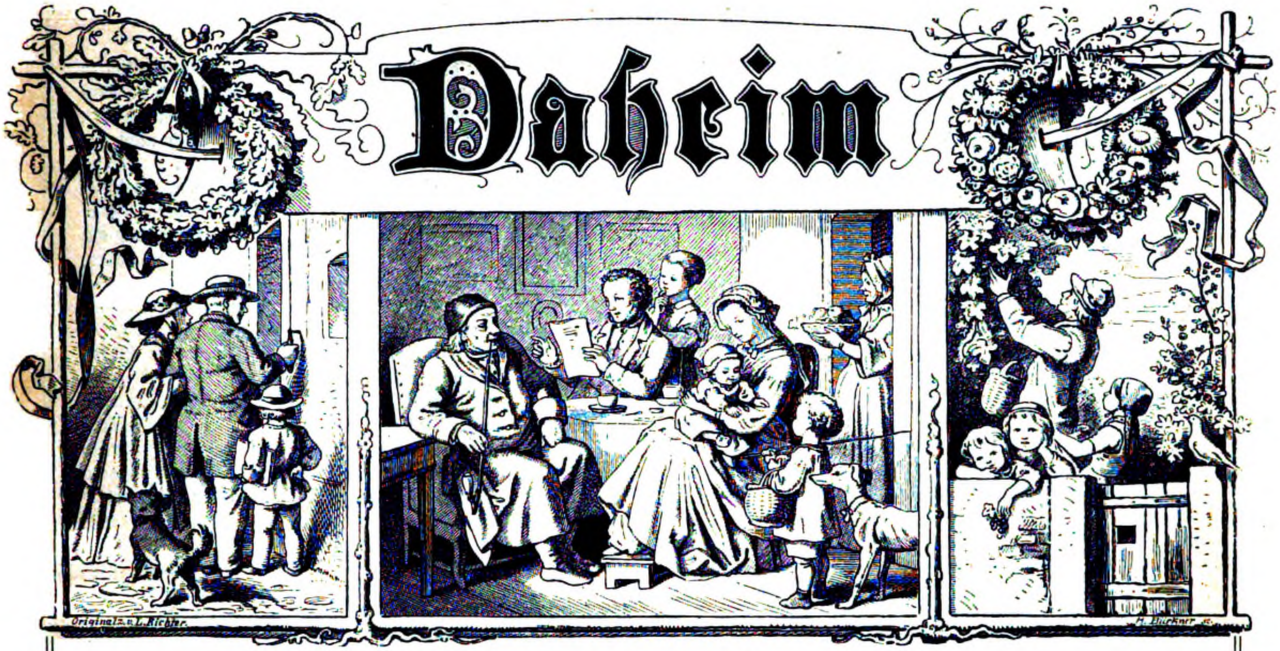
1. Silbenrätſel.
G**ae**ta
Ro**ma**now
Mi**nu**te
Du**el**lant
Baß**gei**ge
Li**bel**le

2. Wechſelrätſel. Wimpel, Gimpel.

3. Buchſtabenrätſel.
Immortellen.

Inhalt: Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Das Rudern auf den höheren Schulen und Univerſitäten Deutſchlands. Von H. Wickenhagen in Rendsburg. Mit fünf Illuſtrationen. — Schloß Dwaſieden auf Rügen. Mit zwei Illuſtrationen. — Durch tiefe Waſſer. Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von C. von Hellen. — Aus der märkiſchen Sommerfriſche. Zwei Gedichte von R. Pfannſchmidt-Beutner. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Gletſcher-Idyll. Von Math. Schmid; Am Bache. Von M. Nonnenbruch. — Naturkunde. — Tierkunde. — Wetterkunde. — Technik. — Sprechſaal. — Ein Kupferſtich zur Tellſage. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig,** Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Juli 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 41.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

6. Kapitel.

Unter den Offizieren des in Schwarzenberg garniſonierenden Dragonerregiments hatte keiner mit einem ſo ſchneidigen Sprung den Platz des ſprichwörtlichen Hahnes im Korbe eingenommen, als der Leutnant Kurt von Eberty.

Kaum in das Regiment einrangiert, fühlte er ſich im Städtchen akklimatiſiert, jeder kam ihm warm entgegen, jeder reichte ihm froh die Hand — reizende Leute, reizender Ort. Dann aber hatte die alte Erde ein paar Rundgänge um ihre noch ältere Vorgeſetzte, die Sonne, gemacht, und bei jedem dieſer Rundgänge hatte das anfangs ſo blitzblanke „Neue“ ein Weniges von ſeiner Politur eingebüßt.

Eberty konnte ſich gleich den anderen Herren rühmen, jedes Geſicht im Städtchen zu kennen. Er grüßte Damen, denen er im Schmuck der herabhängenden Zöpfe zugenickt, er kannte ganz genau die Stelle, an der dereinſt die Brücke, über die der Magiſtrat nun nachgerade dreißig Jahre brütete, erſtehen würde, er teilte die alljährliche Angſt — wollte ſagen Hoffnung —, daß der Eisgang die alte Brücke mit hinüber nehmen würde, und verbarg die ſtille Enttäuſchung, wenn ſie immer noch ſtand. Er hatte manchen roten Zettel mit der Ankündigung: „Reeller Ausverkauf wegen Aufgabe des Geſchäftes,“ aufleuchten und ihn ohne Reellität, Ausverkauf und Geſchäftsaufgabe wieder verſchwinden ſehen, während an anderer Stelle, dem Wechſel der Tage Rechnung tragend, ein Cohn gegangen und ein Iſidor gekommen war.

Kurt von Eberty hatte das Seinige reichlich gethan, jene gewiſſe Diele des Kaſinoſaales, von der die Sage behauptete, daß die Tochter des Gerichtsrat Senf, die ſchöne Leontine, ſie im Laufe der Jahre zur Mulde ausgetanzt, um ein Weniges zu vertiefen. Er brachte ſeine Tage im Dienſt, ſeine Abende bedenklich oft im Hauſe der Senfs zu. Dann hatte er, der Vernunft die Ehre gebend, ſich für zwei Jahre zur Gewehrfabrik abkommandieren laſſen.

Nun war er wiedergekommen, nun ſchlenderte er durch die Straßen, nun mußte er all' den lieben „Mächens,“ deren keine in der Zeit „ſich verändert“ hatte, nun mußte er auch der ſchönen Leontine wieder begegnen! Natürlich!

Wenn man den Leutnant von Eberty gefragt hätte: „Hand auf's Herz, Kurtel, wie oft haſt Du Deiner alten Flamme in jenen beiden, nicht ſo ganz ausſchließlich den Gewehren gewidmeten Jahren gedacht?“ — er hätte moraliſch erröten müſſen, wie er jetzt phyſiſch errötete, als er in etwas überwältigender Plötzlichkeit — hol' der Fuchs die Straßenecken! — der Dame gegenüber ſtand. Nachdem die Begrüßung mit Händeſchütteln und mit der Verſicherung gegenſeitigen Wohlausſehens vorübergegangen, ſtanden drei Dinge in des Leutnants Seele feſt: erſtens, daß die Kurſchneiderei unter keinen Umſtänden von neuem beginnen dürfe, zweitens, daß die ſchöne Leontine immer noch eine ganz ſtattliche Erſcheinung war, und drittens, daß, als ſie ihn zum heutigen Abend zum Thee eingeladen, er abſolut keinen Grund zu einer ſtichhaltigen Abſage vom Zaune hatte brechen können.

Kurt von Eberty, Sohn eines höheren Offiziers a. D., war der fünfte aus einem ganzen Neſt voll Küken, von denen die allzeit ſorgliche Mutter mit gerechtfertigtem Stolze behauptete, daß kein Krümmling und kein Dümmling darunter zu finden ſei. Wie die anderen alle, war auch der Kurtel mit ſchmaler Zulage, aber der weiſen Lehre, daß er nach Unerreichbarem keinen langen Hals zu machen habe, daß anderſeits jedoch über den zu niedrigen Zaun die Hunde ſprängen, in die Welt hinaus geſandt worden. Wo es nicht reichen wollte, phyſiſch und moraliſch geſprochen, pflegte ein

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gelegentliches „ſich ſtärken“ an dem Trunke der Selbſtzufriedenheit, ob an den äußeren oder inneren Menſchen ſich lehnend, ſich als durchaus zweckdienlich und erhebend zugleich zu erweiſen. Wie auf Gummi ſchritt der Leutnant von Eberty einher, wenn der Zahnarzt ein anerkennendes Wort über die Perlenreihe in ſeinem hübſchen Munde hatte fallen laſſen, oder der Friſeur eines dergleichen über den dichten Beſtand des hochgetragenen Hauptes.

Bei kleinen Differenzen mit der väterlichen Zulage erwies es ſich als durchaus tröſtlich, daß das „Sparen“ für die netten Leute gewiſſermaßen unmöglich ſei. Ein netter Kerl ſei eben ein geſuchter Kerl, und daß das Beliebtſein im Leben allezeit Geld koſtete, lag auf der Hand. Während man um den Miſanthropen eine Volte ſchlug, flatterte man dem Liebling der Geſellſchaft gewiſſermaßen entgegen, und wohl oder übel flatterte der Liebling mit. Allezeit ging das Gros der Kameraden bei Eberty ein und aus; allezeit klopfte man an ſeine Thür, wenn das Liebhabertheater tagte, die Quadrille zu Fuß, die Quadrille zu Pferde, oder wenn der Kamerad in Nöten war, und allezeit hatte der Leutnant von Eberty darum kein Geld!

Rat und Rätin Senf kannten die Verhältniſſe, die ſchöne Leontine kannte ſie ebenfalls, und doch hatte man die Hand hingehalten, als Eberty nach Schwarzenberg verſetzt worden war. Er hatte bei Gelegenheit eines Kotillons das offene Bekenntnis von der Lippe gleiten laſſen, daß niemals dieſe Lippe das „Komm auf mein Schloß mit mir“ hinausrufen dürfe, inſofern an dem Lebenswege der Ebertys zu keiner Zeit ein Schloß geſtanden; und es war doch alles beim alten geblieben: das Handhinhalten der Familie, das ſanfte Umkoſen, das Kundgeben, daß ſeine Gegenwart es ſei, die dieſe Stätte im Städtchen geweiht und jene. Umſtrickend war die Aufmerkſamkeit mit dem Leibgericht oder dem Likör, nach alt bewährtem Rezept deſtilliert, bis mit plötzlichem Entſchluß, vielleicht auch in noch unbewußtem Überdruß, Kurt ſein Kommando beantragt hatte.

Und nun ſtand er der unabweislichen Thatſache gegenüber, ſich abermals als „zum Thee eingeladen“ zu fühlen!

Es bedurfte keines zu tiefen Forſchens in den Familienverhältniſſen „der Senfs“, um die Stellung des Rates als notwendige Null ins Auge zu faſſen. Dafür nahm aber die Tochter die ihr gebührende und die Mutter ihrerſeits ſogar eine dreiſtellige Zahl ein. Erſtens als die Frau des Hauſes, zweitens als die wohlkonſervierte Mutter einer ſchönen Tochter und drittens als die geborene von Sarn-Toxenheim.

Wie ſie ſich als ſolche unter die Senfpflänzchen geflüchtet hatte, hätte niemand zu ſagen vermocht; daß ſie jedoch allezeit die Abſicht für die Wahrung der Exkluſivität gehabt (als weißer Rabe oder ſchwarzer Schwan), ſpürte man deutlich. Eine Verſetzung in andere Lüfte, als die Schwarzenbergs, ſchien, obſchon dringend gewünſcht, höheren Ortes unberückſichtigt zu bleiben, und ſo mußten, den Verhältniſſen entſprechend, die Gäſte der geborenen von Sarn-Toxenheim allzeit eine recht ſchmale Treppe zu der am Markt gelegenen Wohnung erklimmen.

In den ſechs Zimmern ſah es übrigens ganz behaglich aus, als der roſige Schein der verhüllenden Lampenſchleier über die etwas zerſchliſſenen Bezüge täuſchende Jugend warf. Mit blanken wohlgeſtäubten Blättern füllten Palmen etwaige Lücken im Ameublement, dazwiſchen ſtand auf epheuumrankter ſchwarzer Säule eine Klytia in Elfenbeinmaſſe. In dem Eßzimmer brodelte der Theekeſſel, umgeben von allerlei guten Dingen, wie man ſie bei Senfs vorzüglich zu bereiten verſtand. Im Nebenzimmer harrte, bereits geöffnet und wohl beleuchtet, der Flügel, auf dem Leontine Meiſterin war.

Beide Frauen gingen, während der Rat, in Tabakswolken gehüllt, noch ſein Zimmer hütete, mit dem ein wenig abgeſpannten Geſichtsausdruck des Alltagslebens ordnend hin und her. Sie hatten ſchon ſo oft den „letzten Schliff“ an alle dieſe Dinge gelegt, — ſo manches Jahr dieſelbe Lampe höher und dann wieder ein wenig tiefer geſchraubt, — den italieniſchen Salat gerüſtet und ihm kraft der Krauspeterſilie zu einem hübſchen Anſehen verholfen; — ſo manches liebe Mal beim Ton der Glocke zu einander geſagt: „Jetzt kommen ſie“; und doch war Er, der gewiſſe Eine, immer noch nicht gekommen.

Eberty wollte einen Kameraden mitbringen, hatte er geſagt. Die Aufforderung an dieſen brauchte in der Zeit, in der das Haus des Rates und die ſchöne Leontine noch auf der Höhe waren, nur die Geſtalt einer Andeutung zu haben, und man war emporgeſchnellt, wie auf Gummi.

Jetzt war das gewiſſe „Herum-Bekommen“ immer eine peinliche Sache, und wenn es gelungen war, ſo trug, — Hand aufs Herz, — die gute Marke, die der Alte führte, den Löwenanteil an der Bereitwilligkeit.

„Jetzt kommen ſie,“ ſagte alſo abermals die Rätin und nahm, eine leichte Stickerei in der Hand, in der Sofaecke Platz, als hätte ſie den ganzen Abend da geſeſſen, während Fräulein Leontine ein wenig ſchelmiſch drein zu ſchauen begann.

Als ſo eine Art von Sprechuhr hatte Eberty „den Holm“ mitgebracht, und ohne ihrem Appetit ein Mäntelchen umzuhängen, gaben die Herren dem Souper die Ehre.

Die Dame des Hauſes trank Thee in mehrfacher Auflage, wobei es in den Kreis der Beſprechung trat, daß der Theehandel des Städtchens erſt in Blüte gekommen war, ſeitdem Familie Senf ihren Fuß dort niedergelaſſen hatte. Wenigſtens behauptete ſolches der Inhaber des Delikateſſenladens.

Wie aus einem Traume dämmerte es Eberty, daß er dieſe Rede ſchon öfter vernommen. Sie war eng verknüpft mit der Zeit, in der er wähnte —

„Wähnen“ leitete ſich von Wahn her, und Wahn war ſchließlich alles, was im Reiche der Gefühle flutete. Auf die Flut jedoch pflegte die Ebbe zu folgen. Tröſtlich wirkte die Realität des guten Tropfens, wie die des gewählten Tabakblattes, dem man ſich hinzugeben pflegte, während Fräulein Leontine muſizierte.

Eberty ſaß, den Arm längs der Lehne des kleinen Sofas ausgeſtreckt, in einer Ecke des dämmerigen Gemaches, anſcheinend den Tönen lauſchend. O da war ja ein Zuwachs zu dem ihm bekannten Repertoire von Piecen gekommen: „Le reveille du lion“ von Konski; und es brauſte erfriſchend neu hinein in all das, was ihn hier ſo alt gewohnt umwehte, ohne daß der alte Zauber ſich darum wieder einſtellen wollte.

„Gnä' Fräulein müſſen aber üben,“ ſagte Curt mit der ihm eigentümlichen Berechtigung, alles ſagen zu dürfen. „Da oben im Diskant, da fuchtelt das ſo ein bißchen durch einander, überſpringt auch 'mal 'ne Handvoll Noten, als wenn der Löw' über die Kluten ſetzt.“

Ob ſie es übel genommen hatte? — Nein. Eberty hatte nun einmal das Privilegium, daß ihm nichts übelgenommen wurde. Die Hand griff noch ein paar Akkorde, und dann ſetzte ſich Leontine ihm gegenüber, während Holm im Nebenzimmer ſich den beiden älteren Herrſchaften widmete.

Sie ſchauten einander an. Sie wandten die Blicke, der eine dem gewebten Drachen auf der Tiſchdecke, der andere der umflorten Lampenglocke zu, wie zwei Leute, die ſich mühen, denſelben Gedanken vor einander zu verbergen. Es war alles dasſelbe geblieben — der Notenſtänder, der große Gummibaum im Fenſter, der Kanarier, der hinter dem verhüllenden geſtickten Tüchlein leiſe piepte — die ganze anheimelnde Umgebung, und doch war es ſo — anders geworden, — ſo —; Eberty wußte ſelbſt nicht, wie — — — ja! —

„Herr von Eberty, Sie ſind nicht als der wieder gekommen, als der Sie gegangen.“

„Hoho! Ich meine, das müßte man ſelbſt am beſten wiſſen, wie?“

„Nicht immer. Das Auge der Freundſchaft ſieht ſcharf. Und wenn ich nun mit der leiſen Frage komme: wollen Sie der alternden Genoſſin aus ehemals ſonnigen Tagen die Berechtigung für dieſe Freundſchaft nicht laſſen, — was würden Sie antworten?“

„Daß gnä' Fräulein in Beziehung auf ſich ſelbſt eine Peſſimiſtin ſind:

Auch Septemberſonne zeitigt Blütenwonne,
Auch der Herbſt hat ſeine Frühlingszeit!“

Fräulein Leontine ſchwieg. Es war Eberty, der da ſprach. Alſo hinunter damit! Das einſt ſo hoch getragene Haupt pickte abermals nach einem Körnlein: „Sagen Sie mir eines: ſind Sie glücklich geweſen in der Zeit, da wir uns nicht geſehen?“

Curt ſtreifte gedankenvoll die Aſche von ſeiner Cigarre: „Glücklich, Fräulein Leontine? Wer iſt glücklich? — Ich weiß es aus Erfahrung nicht. Dieſes aber weiß ich:

„Des Lebens Glück genießet nie,
Wer zahlen ſoll, und weiß nicht wie.“

Abermals ſchwüles Schweigen. Dann Leontine in leiſer, leiſer Klage: „Und Sie haben Ihrerſeits keine Frage, wie ich mich in der Zeit, da wir uns nicht geſehen, mit meinem inneren Leben abgefunden?“

Eberty ſchaute auf. Eigentlich kam ihm zum erſtenmale der Gedanke, daß Leontine, ja Frauen überhaupt, ihr ſpezielles inneres Leben haben könnten. Der Gedanke, daß ſich da allerlei Abgründe aufthun möchten, berührte ihn plötzlich peinlich.

Stumm reichte er die Hand herüber, mit der Linken eine Decke darauf machend, worauf man ſich in ſchweigender Übereinkunft „zu den anderen“ begab.

Anfangs nur Zuhörerin, begann Leontine allmählich, ſich an der Unterhaltung zu beteiligen. Aber welches Gebiet ſollte wohl in dieſem elendeſten aller Städtchen beſchritten werden, wenn der liebe Nächſte nicht in die Schranken trat, wobei Toxenheim und Senf einmütig dieſelben Waffen führten?

Schwarzenberg war erſchöpft, und man erging ſich in weiteren Kreiſen.

„Die kleine Vollanden iſt ja nun auch aus der Penſion zurück, habe ich ſagen hören.“

Die Rätin legte die Arbeit aus der Hand, ſich ſelbſt aber in die Sofaecke zurück.

„Hoffentlich hat das Stift für die Auswetzung der Scharten dieſer Erziehung das Seinige geleiſtet! Ich für meine Perſon kenne etwas Ähnliches nicht. Ob die Kleine den Winter über ſtrenger gehalten worden, entzieht ſich meiner Beurteilung in der Art, daß die Miß, die wir nachher im Hauſe gehabt, — man friſcht ja ſein bißchen Engliſch gern einmal wieder auf — nur zur Sommerszeit in Willmersdorf geweilt. Reiten in Knabenkleidern, Fiſchen, Jagen — ſtundenlanges Verweilen in und am Waſſer waren die Prinzipien, denen man huldigte. Wenn ich ſo denke, wir Toxenheime, wir Sarne —“

Hier ſtand der Rat leiſe auf. Ihm bangte vor den Toxenheimen, und auch Holm fühlte eine Gefahr im Anzuge.

„Der alte Herr von Vollanden iſt ja wohl ins Herrenhaus gewählt und geht den Winter über nach Berlin, nebſt Gemahlin.“

„Und Tochter hoffentlich,“ fiel die Rätin ein.

„Pardon, meine Gnädigſte. Die Tochter hat himmelhoch gebeten, nicht mit dabei ſein zu dürfen“; worauf die Rätin leiſe vor ſich hinnickte: „Kann es mir denken — kann es mir denken — Frau von Vollanden will eben noch ſelber als ſchöne junge Frau ihre Rolle ſpielen. Man iſt ſo alt, wie man ausſieht; erwachſene Töchter werden zum unbehaglichen Dementi. Da muß das alte Fräulein von Hirſch denn wieder als Ehrendame nach Willmersdorf. Höchſt bequeme Chaperonneſſe für die kleine Ungebundene. Gutes Schäfchen, bei dem nebenbei einſeitiger Kopfſchmerz in Permanenz iſt und ſie oft dauernd auf ihr Zimmer feſſelt.“

Eberty, den die Vollandens herzlich wenig intereſſierten, gähnte leicht, und auch Holm fand, daß die Zeit zum Aufbruch gekommen ſei.

„Die Damen werden müde, und für mich blüht des Morgens in der Frühe ein Verhör. Meinen Dank für die angenehmen Stunden.“

„Es ſind die letzten, die die Herren in dieſer Wohnung verleben — wir wechſeln nämlich das Quartier.“

„Aber warum?“ meinte Holm, das ganze Organ voll Teilnahme, obſchon es ihn gänzlich kalt ließ, ob „Rats“ umzogen oder nicht umzogen.

Die Dame zuckte die Schultern: „Die alte Art läßt nicht von ihrer Weiſe. Man ſah aus den Fenſtern meines Elternhauſes in unbegrenzte Fernen, und nimmer gewöhnt ſich der Blick der Sarne an wöchentliches Marktgetriebe und Taubenkram hart unter den Fenſtern. Wir beziehen die Bel-Etage der Villa auf dem Bahnhofswege Nr. 9.“

„Neun? Neun? — Alle Wetter! Das iſt ja dasſelbe Haus, in dem ich parterre gemietet habe. Na, proſte Mahlzeit!“ platzte Eberty heraus.

Den profanen Schluß überhörend, ſtreckte ihm die Rätin die Hand entgegen: „Wir wollen gute Nachbarn ſein, Herr von Eberty.“

„Und getreue Freunde,“ fügte bedeutungsvoll Fräulein Leontine hinzu.

„Kurtelke, Kurtelke, höde Di; fange ſi Di, ſo hange ſi Di,“ trällerte Holm, als die beiden die Treppen herunter haſteten.

Wennſchon in Beziehung auf allen Aberglauben Freigeiſt vom reinſten Waſſer, behauptete Eberty doch, daß es mit dem Freitag als Unglückstag allzeit ſeine Richtigkeit habe.

Heute war wieder einmal ſolch ein Freitag, ein Tag, den er ſich anſtreichen wollte. Nichts Geringeres war paſſiert, als daß der Kommandeur ſich die Herren zu einer Beſprechung nach dem Dienſt, wie das ſo ſeine Art war, einmal gelangt hatte.

Dienſtliches und Außerdienſtliches war aufs Tapet gekommen. Unter letzterem in ausgiebigſter Behandlung das kleine harmloſe jeu!

Allerdings hatte ja Eberty während des Kommandos zu den Gewehren ſeinen Finanzen ein wenig aufgeholfen, aber darum brauchte der Mann doch nicht immer gerade nach ſeiner Ecke zu blinzeln. „Dergleichen Geſchwüre im Offizierkorps ſchäle ich aus,“ hatte er geſagt — und nicht allein, daß das eine unſchöne Allegorie war — es mußte eine Verpetzung ſtattgefunden haben, deren Urheber zu entdecken, ihm von der Ehre geboten dünkte!

Im Verdruß hatte Eberty, ſich Ruhe zu erreiten, den Hans ſatteln laſſen, aber nur, um zu konſtatieren, daß der Gaul einmal wieder den ganzen Kopf voll Nücken habe.

Abgeſehen von einem Milchwagen, in den er hineingeraten, hatte er ein Kind beinahe umgerannt und ein Zicklein ums Leben gebracht, deſſen letztes Meckern im unangenehmen Nachhall vor dem geiſtigen Ohre des Reiters fortklang. In natürlicher Folge hatte bei Ebertys Heimkehr die Beſitzerin des Zickleins, eine Dame mit der Miene einer Harpyie, ihn bereits vor ſeiner Hausthüre erwartet, um den Wert des Verunglückten in Barem zu beanſpruchen.

Daß er die Harpyie kühl bis ans Herz auf den Weg der Klage verwieſen, entſprang weniger dem Gefühle ſeiner Unſchuld, als dem Verhängnis, daß dieſer Freitag nicht nur ein Freitag an ſich, ſondern der dreißigſte Tag im Monat war.

Als Eberty dann, ein müder, gehetzter Mann, ſein Zimmer betreten, hatte er einige Ermahnungen in grauem Hanfkouvert auf dem Tiſche liegend gefunden. Mit einer wegwerfenden Handbewegung andeutend, daß unberufene Ermahnungen dazu da ſeien, in den Wind geſchlagen zu werden, ging Eberty zu einem Schreiben von freundlicherem Äußeren über; — aha! Die erwartete Einladung ſeines Majors; natürlich „ſaurer Mops“ ödeſten Charakters; — kein anderer wie die Rittmeiſter mit ihren Frauen dort! Gräßlich, dieſes Schönthun mit den Kommiß-Walküren!

Nach einer Abziehung von ſeinen dunklen Gedanken lechzend, legte Eberty liebend die Hand auf das glänzend ſchwarze Haupt Murrs, des Dackels, und beruhigend wollte eben ein warmer Hauch in die Seele des ermüdeten Mannes ziehen, als der Burſche hereintrat, in der Hand die neueſten Lackſtiefel ſeines Herrn.

Ohne weiteren Kommentar, nur mit häßlichem Grinſen, hatte er dieſelben in die Sehlinie ſeines Herrn hart niedergeſetzt, und — ſchau, ſchau! Im Hackenleder befand ſich ein klaffendes Loch, unſymmetriſch hineingenagt durch Murr, den Dackel.

Eberty ſprang auf. „Ich wünſchte dieſen infamen Köter bei meiner Heimkehr bereits in den Rauch gehängt zu finden," erſchallte es mit Donnerwort. Der Hund wurde unter das Sofa geſchleudert, die Mütze mit einem Schlag auf dem Kopf befeſtigt, und abermals ging es hinaus.

Möglicherweiſe verflüchtigte ſich der Verdruß angeſichts des wogenden Straßenlebens — —

Beim Paſſieren der Schaufenſter in ihrer bunten Reihe kam es Curt zum Bewußtſein, daß er bei allem Unheil gewiſſermaßen noch „Hans im Glücke" geweſen. Wenn nun jenes Zicklein, deſſen Lebenslicht er heute ausgeblaſen, an Größe dem Hammel geglichen hätte, der dort wohl halbiert in dem Fleiſcherladen hing — —

Die Straße war entſchieden zoologiſch angelegt, inſofern ſich an geſchlachtetes unmittelbar das Pelztier anlehnte.

Hm — geſtern ſollte der Biſamkragen zehn Thaler koſten; heute war er auf ſieben Thaler fünfzehn Silbergroſchen herabgeſetzt, und gerade für ſolch einen Kragen war ein dringendes Bedürfnis vorhanden.

Aber ziehe nur weiter, Leutnant von Eberty, und ſtehe nicht in Gedanken verſunken vor dem Blumenladen, in deſſen Schatten der Goldfiſch ſich im rundlichen Glaſe tummelt. Gold — — hämiſcher Fiſch das! —

Haſtig wendet ſich Eberty, aber nur, um dem Major, der ihn heute zum Thee eingeladen, gegenüber zu ſtehen.

Unangenehmer Salbaderer das! —

„Sie kommen pünktlich, nicht wahr, Herr von Eberty?"

„Natürlich, Herr Major, natürlich. Hohe Ehre!"

Und er muß Freude heucheln, in Devotion erſterben, — immer in Gedanken an den Petzer mit dem jeu, und was das Umgebrachte in Ziege ihm wohl koſten würde.

Wie wäre es, wenn er ein wenig zum Thore hinaus ſchlenderte? Zur Sommerszeit hatte das zuweilen ſeine Reize gehabt, beſonders an den Sonntagen, wenn die drallen Bauerdirnen, die da barfuß den Weg gemacht, am Grabenrain ſaßen und ſich vor der Stadt Schuhe und Strümpfe anzogen.

Heute, an einem Freitag Nachmittag, würde nichts dergleichen am Grabenrain ſitzen. Aber beſſer war es immer, in Gottes freie Welt hinauszuſchlendern, als dem Major, dem Goldfiſch und dem Pelzkragen nun in umgekehrter Reihenfolge wieder gegenüber zu treten.

Man brauchte in dem raſchen Schritt, wie ihn der gefeſtigte Entſchluß dem Menſchen zu verleihen pflegt, nur eine kleine halbe Stunde, und an Stelle der Stadt und deſſen, was die Stadt zeitigte, umfing einen heilige Stille. Vereinzelt wurde der Wanderer — Schatten legten ſich über den Weg — Eberty trat in den Bereich des Waldes.

Die Hände in den Taſchen, das Auge auf den Boden gewandt, war er ſchon eine ganze Weile einher getrottet, als das Schnaufen eines Pferdes unerwartet an ſein Ohr ſchlug und ihn das Haupt heben ließ.

Durch die Zweige blitzte ein Wäglein, das am Waldesrain Halt gemacht. Ein Gefährt war es, das der Leutnant von Eberty nicht kannte, und das darum, als etwas Neues, ſein ganzes Intereſſe gefangen nahm.

Vor einen niedrigen Parkwagen von eleganteſtem Bau war ein dicker Fuchspony mit breiter Bruſt und kurzgeſchorener Mähne geſpannt. Der Wagen war leer — die Decke wie in Haſt herabgeworfen, und auf dem kleinen ſchmalen Dienerſitz ſaß unter mächtigem Seufzen ein livrierter Groom von höchſtens vierzehn Jahren.

Es war ein Kerlchen wie Milch und Blut, mit braunen, runden Hundeaugen, in denen gegenwärtig Thränen ſtanden, inſofern der Kleine, den ſein Stern fern aus Schleſien nach Oſtpreußen geführt, ſich den dortigen Winter weniger arg vorgeſtellt hatte.

Er war bis über die Ohren hinaus in die Pferdedecke gehüllt, ſo daß der Schall nahender Tritte dadurch gedämpft wurde, und erſt als Eberty dicht vor ihm ſtand, fuhr der Junge auf, und die Mütze flog vom Kopfe.

„Oho, weſſen Fuhrwerk iſt denn das?"

Der Stolz auf ſeinen Wagen bekam die Oberhand über die Kälte. Der Groom ſchwang ſich vom Sitze und ſtand ſtramm: „Der Herr Leutnant werden entſchuldigen —"

„O bitte, bitte, iſt bereits geſchehen. Na, und —?"

„Gnädiges Fräulein ſind ſpazieren gefahren und ließen halten, weil ſie meinten, ein krank geſchoſſenes Tier klagen zu hören, und nun kommen gnädiges Fräulein gar nicht wieder. Einmal glaubte ich etwas über den Weg wechſeln zu ſehen, aber es war wieder nichts. Dabei iſt eine grimmige Kälte, und ich habe an die Kälte beim Vermieten nicht gedacht."

„Iſt Dein Fräulein ſchon lange weg?"

„Ich glaube, fürchterlich lange, und der Pony ſo wild, ſo wild."

„Da will ich doch 'mal rufen."

„Gnädiges Fräulein lieben aber nicht, daß im Walde viel gerufen wird. Da muß man ſich hier in Oſtpreußen ſtille verhalten, wegen Eulen, und Rehen und ſo was, was nicht aufgeſchreckt werden darf."

Eberty ſchritt unruhig ſpähend hin und her.

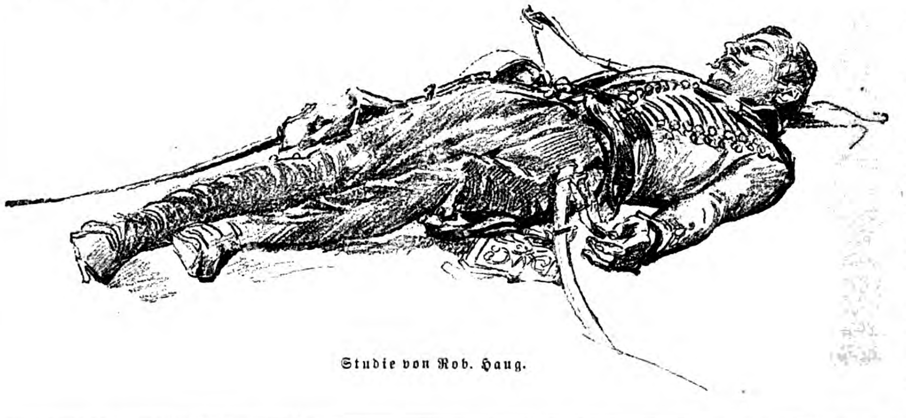
Der Stadtwald ſtieß dicht an die ſich meilenweit hinziehende Heide, in der allerhand Vagabunden ihr Weſen treiben ſollten. Überdem betraf ihn das Verbot des Rufens in die heilige Waldesſtille nicht.

„Ja, wie heißt denn Dein gnädiges Fräulein eigentlich?"

Der Junge ſah ihn mit großen runden Augen an. Das wußte er nicht?!

„Eva heißt unſer gnädiges Fräulein."

„Aber zum Tauſend, ich kann doch nicht ‚Eva' rufen! Wie denn weiter?"

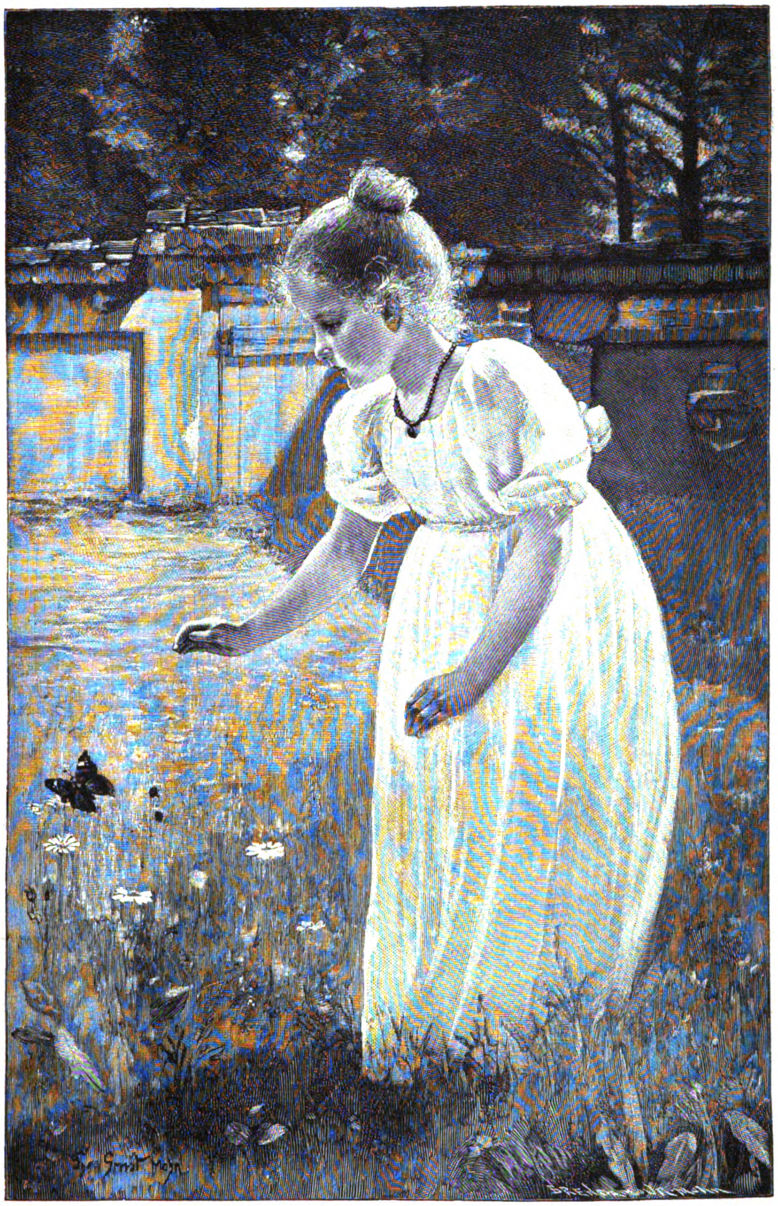


Studie von Rob. Haug.

„Fräulein Eva von Vollanden."

„Ah ſo." Jetzt wurde die Geſchichte intereſſant. Alſo das war ſie, von der er nicht nur die geborene Sarn-Toxenheim, ſondern auch noch andere Leute als von einem neu aufgehenden Stern hatte reden hören.

Eberty ging nach rechts ins Dickicht und legte die Hände an den Mund: „Fräulein von Vollanden!!"



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.

Copyright 1894 by Frans Hanfstaengl, Munich.

Der Schmetterling. Nach dem Gemälde von Theo. Gruſt.

Kein Laut.

Dann nach links: „Fräulein von Vollanden!“

„Anden,“ antwortete das Echo. Und zugleich trat aus dem Dickicht eine jener dunkeln Geſtalten, denen man dort nicht gern zu begegnen pflegt.

Unwillkürlich ſchoß es Eberty durch den Kopf, daß die junge Dame am Freitag ausgefahren war, und obſchon nur der Zufall ſein Leiter ſein konnte, drang er aufs Geratewohl ins Gebüſch ein, ein unwillkürliches „Ah“ ausſtoßend, als er auf dem weißen Schnee ein rotſeidenes Tuch liegen ſah.

Er legte das Tuch einen Augenblick an ſeine Wange, den Duft des Mooſes, den es angezogen, einzuatmen. Dann ließ er abermals ſeine Stimme kräftig ertönen.

(Fortſetzung folgt.)

Wo ich Kaiſer Wilhelm I. zuerſt ſah.

Von Hermann Ferſchke. (Abdruck verboten.)

Das war zu Weſel am Rhein, und es ſind jetzt gerade vierzig Jahre her. Der Kaiſer führte damals den Titel „Prinz von Preußen“, einen Titel, welchen die Thronfolger ſeit Friedrich des Großen Zeiten in Preußen führen, ſofern der König keine männlichen Leibeserben hat und ſomit ein Kronprinz nicht vorhanden iſt. Der Prinz von Preußen war damals Gouverneur von Rheinland und Weſtfalen und reſidierte in Koblenz, einer Reſidenz, welche die nachmalige Kaiſerin Auguſta ſo lieb gewann, daß ſie ihr bis an ihr Ende hold und treu geblieben iſt. Zu den Obliegenheiten des Gouverneurs gehörte in erſter Linie die Beaufſichtigung über die Ausbildung der in Rheinland und Weſtfalen ſtehenden Truppen, ſowie über den Zuſtand der Feſtungen, und ſo überraſchte uns die eines Tages eingetroffene Nachricht keineswegs, daß der Prinz von Preußen eintreffen würde, um die Garniſon von Weſel zu beſichtigen. Wie ein Lauffeuer ging es von Kompanie zu Kompanie, von Batterie zu Batterie, von Mann zu Mann: „Der Prinz von Preußen kommt!“, und eine emſige Thätigkeit machte ſich auf allen Kaſernenhöfen bemerklich. Solch einer unerwartet angeſagten Beſichtigung wird in der Regel mit recht geteilten Gefühlen entgegengeſehen, je nach dem Grade der Verantwortlichkeit des einzelnen; alte, an der ſcharfen Majorsecke angelangte Hauptleute ſollen dabei nicht ſelten in Fieber verfallen und, ſchließlich bei 40 Grad Blutwärme angelangt, die unglaublichſten Dinge anſtellen, um gut abzuſchneiden, während die jungen Leutnants ſich dadurch in der Behaglichkeit ihres beneidenswerten Daſeins nicht ſtören laſſen, ja im Gefühle ihrer abſoluten „Wurſtigkeit“ die Angſtmeierei ihres geehrten Chefs achſelzuckend belächeln, eine Situation, auf welche der ſchöne Vers eines unbekannten militäriſchen Klaſſikers Anwendung findet:

„Leutnants, höchſt verbrecherlich,
Finden alles lächerlich!“

Dies war damals ſo wie heute. Wir jungen Leute, ſelbſtverſtändlich davon überzeugt, daß wir Vorzügliches leiſten, und uns bewußt, daß wir weder Schaden noch Nutzen von der Sache haben würden, waren hocherfreut, den ſchon damals berühmten Prinzen, der für den erſten Soldaten der preußiſchen Armee galt, und unter deſſen Oberbefehl wir den nächſten Feldzug, den wir uns recht bald herbeiwünſchten, mitmachen würden, einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Der Prinz von Preußen war uns das Ideal eines Soldaten, und jeder unter uns vertraute ſchon damals unbedingt auf ihn und wäre für ihn ohne Beſinnen durchs Feuer gegangen. Lagen doch die Jahre der Revolution und der daraus entſprungenen kriegeriſchen Thätigkeit erſt kurze Zeit hinter uns, und der Name des ſiegreichen Prinzen von Preußen war uns Bürge dafür, daß, wie er den inneren Feind mit ſtarker Hand niedergeſchlagen, er uns auch gegen den äußeren Feind zu Ruhm und Sieg führen würde. Junge Soldaten ſind keine Diplomaten, — der Zar von Rußland, Nikolaus I., war vor wenigen Monaten plötzlich geſtorben und noch immer donnerten die Kanonen in der Krim, Preußen und Rußland waren in alter Freundſchaft verbunden — unſerer Anſicht nach konnte es daher jeden Tag losgehen, und unſere Hoffnung war der Prinz von Preußen.

Und eines Abends kam er. Weſel hatte damals noch keine Eiſenbahn, die nächſte Station gegen Oſten war Oberhauſen, und wer Zeit hatte, benutzte die Dampfſchiffe bei Reiſen zu Berg oder zu Thal. Auch der Prinz, welcher die Tage vorher in Köln und Düſſeldorf inſpiziert hatte, traf mit einem Dampfer ein, und da er ſich jeden Empfang verbeten hatte, ſo waren nur der Kommandant und die Stabsoffiziere der Garniſon bei ſeiner Ankunft zugegen und begleiteten ihn nach dem Hotel, ſeinem Abſteigequartier.

Die Garniſon von Weſel beſtand damals aus dem ganzen 13. Infanterieregiment, dem 2. Bataillon des 15. Infanterieregiments, der reitenden Abteilung, ſowie zwei Batterieen Fußartillerie und einer Feſtungskompanie des 7. Artillerieregiments, eine für damalige Verhältniſſe anſehnliche Truppenmacht, dem VII. Armeekorps angehörig. Am Morgen des anderen Tages punkt ſechs Uhr ſtanden wir in Paradeaufſtellung auf der Wieſe vor dem Berliner Thor bereit. Der Platz war beſchränkt, und die unweit Weſel belegene Spellner Heide, der große Exerzierplatz der Garniſon, gleichzeitig Schießplatz der Artillerie, hätte ſich zur Beſichtigung ſo zahlreicher Truppen ungleich beſſer geeignet, aber der Prinz hatte ausdrücklich „die Wieſe“ befohlen, und wir alle ahnten wohl, warum.

Dieſe Wieſe iſt jedem Patrioten ein heiliger Platz, und das Denkmal darauf erinnert uns lebhaft an die Zeit der Schmach, in welcher ſich faſt ganz Europa unter den Fußtritten des korſiſchen Eroberers krümmte. Hier ſind am 16. September 1809 nachmittags um 2 Uhr auf Napoleons Befehl die elf jungen preußiſchen Offiziere erſchoſſen worden, welche unter Schill gegen die Franzoſen ins Feld gerückt waren, in der Vorausſetzung, daß ihr Beiſpiel ganz Deutſchland zum Aufſtand gegen den verhaßten Tyrannen fortreißen würde. Ein kühnes, leider vergebliches Wagnis; in Deutſchland rührte ſich keine Hand zum Beiſtand, und nur die unvergeßliche Königin Luiſe begleitete den kühnen Reiterführer in der Stille mit ihren beſten Wünſchen. Von den alarmierten franzöſiſchen Truppen verfolgt, ſchlug ſich Schill bekanntlich bis Stralſund durch, wo er am 31. Mai 1809 holländiſchen und däniſchen Armeeteilen in tapferſtem Straßenkampf unterlag und ſelbſt das Leben verlor. Unvergeſſen aber ſoll es bleiben und aufs neue ſoll es denen erzählt werden, die es noch nicht wußten oder es vergeſſen haben, daß die Holländer ſo wenig Mitgefühl und Reſpekt vor der Leiche des im ehrlichen Kampfe gefallenen Helden bezeigten, daß ſie ihm, — wie die rohen Kabylen, — den Kopf abſchnitten, und daß ſie, ihrer Gemeinheit die Krone aufzuſetzen, dieſen Kopf jahrelang zu Leyden in Spiritus aufbewahrten. Erſt am 24. September 1837 iſt derſelbe in Braunſchweig beigeſetzt worden, und keinem Menſchen iſt es vorher eingefallen, gegen dieſen Skandal Widerſpruch zu erheben und die Rückgabe dieſes edlen Hauptes zu fordern, obwohl Holland dreiundzwanzig Jahre vorher durch die preußiſche Armee unter Bülow von dem franzöſiſchen Joche befreit worden war. Mit Schill waren Hunderte ſeiner Genoſſen in den Straßen von Stralſund gefallen. Wohl ihnen! Sie hatten nicht die Qual ſchimpflicher Gefangenſchaft, nicht den Hohn franzöſiſcher Kriegsgerichte zu erdulden. Anders und bei weitem härter erging es jenen, die in Gefangenſchaft gerieten. Es waren 12 Offiziere und 557 Unteroffiziere und Gemeine. Zunächſt nach Braunſchweig transportiert, wurden die Gefangenen gründlich gemuſtert; 500 Mann wurden ohne Verhör und Urteil nach Breſt und Cherbourg geſchleppt, um dort, an die Galeeren geſchmiedet, Sklavenarbeit zu verrichten; über vierzehn Unteroffiziere und Soldaten wurde Kriegsgericht gehalten, welches ſie zum Tode verurteilte, und am 18., 20. und 22. Juli wurden ſie auf einem wüſten, ſandigen Platze vor dem öſtlichen Thore der Stadt Braunſchweig erſchoſſen. Die gefangenen Offiziere aber transportierte man von Braunſchweig zunächſt nach Kaſſel, von dort nach Frankreich, woſelbſt ſie in mehreren Feſtungen der Moſel und Somme feſtgehalten wurden. Von hier aus ſollten ſie nach Weſel gebracht und, wie man ihnen vorſpiegelte, den preußiſchen Behörden ausgeliefert werden. Die franzöſiſchen Soldaten, welche ſie auf ihrer traurigen Reiſe von Feſtung zu Feſtung ſchleppen mußten, waren von der edlen Haltung der jungen Offiziere gerührt und boten ihnen oft Gelegenheit zur Flucht, die Unglücklichen aber verſchmähten dies. In Weſel in einer Kaſematte der Citadelle — gleich links vom Thor neben der Wache — in engſte Haft genommen, wurde die kriegsgerichtliche Unterſuchung unter Kapitän Carin vom 21. Regiment eingeleitet, nachdem der Befehlshaber der Portugieſen, welche damals in Weſel ſtanden, und der Bataillonschef Jarin, um dieſem ſchmachvollen Geſchäft zu entgehen, ſich krank gemeldet hatten. Das Ganze war eine grauſame Komödie, denn ein Herr von Brinken, welcher bei den Verhandlungen als Dolmetſcher fungierte, ſah bei dieſer Gelegenheit das Dekret Napoleons, welches dahin lautete: „Die Offiziere des Schillſchen Korps, welche mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, ſollen zu Weſel vor ein Kriegsgericht geſtellt, als Räuber behandelt und gerichtet werden.“ So war alſo deren Tod bereits beſchloſſene und befohlene Sache, und da man, wie mir ein älterer Weſeler Bürger als Augenzeuge erzählte, ſchon in der Nacht vom 15. zum 16. September auf der Wieſe drei Gräber aufgeworfen hatte, war das Todesurteil des Kriegsgerichts, welches am 16. September vormittags um 9 Uhr zuſammentrat, nur eine leere Form. Eine Wartezeit, die man ſelbſt verurteilten Verbrechern gönnt, um ſich mit Gott und den Seinigen abzufinden, wurde den unglücklichen Offizieren nicht gewährt. Nachdem man ihnen gegen $^1/_2$12 Uhr mittags das Urteil verkündigt hatte, wurde ſchon um 1 Uhr der Gang zum Tode angetreten, und um 2 Uhr hatten ſie, von ſechsundſechzig Kugeln hingeſtreckt, ihr junges Leben ausgehaucht, — aus ihren Gebeinen jedoch erwuchs der Rächer — und der hieß Blücher!

Das alles erzählte uns das Denkmal auf der Weſeler Wieſe, dem gegenüber wir heute in zwei Treffen in Paradeaufſtellung den Prinzen von Preußen erwarteten. Pünktlich um 6$^1/_2$ Uhr traf er ein, von einer Suite von Generalen begleitet. Die Truppen präſentierten, Tambours und Muſik ſchlugen und intonierten den Präſentiermarſch, und langſam ritt der Prinz die langen Fronten ab, die alten ruhmreichen Fahnen grüßend und die kernigen Söhne der roten Erde mit wohlwollenden Blicken muſternd, ... und jetzt kam er zu uns und freudig ſahen wir ihm in die lieben, treuen Soldatenaugen. Am liebſten wären wir in ein lautes „Hurra“ ausgebrochen, — aber das iſt ohne Befehl nicht Sitte in der Armee; wir ſtanden unbeweglich wie die Mauern und folgten ihm mit unſeren Blicken, bis er vorüber war.

O, Du alter, lieber, unvergeßlicher Wilhelm! Die Hurras, welche wir an jenem Tage zurückhalten mußten, wie oft haben wir ſie ſpäter begeiſtert nachgeholt!

Es war ein ſonnenklarer, herrlicher Morgen, und es wurde ein heißer Tag, in doppeltem Sinne des Wortes. Se. Königliche Hoheit ließ ſich zunächſt jede Kompanie einzeln vorſtellen, — es waren allein ſechzehn Kompanieen Infanterie zur Stelle, — alle Details der Exerzierſchule wurden durchgenommen und kritiſiert, dann kamen die Bataillone dran, und zuletzt maſſierte ſich das Regiment in Kolonnen und beſchloß die Beſichtigung mit einer Tirailleurübung, — dabei war Stunde um Stunde verflogen, und unſere braven Münſterländer waren „höllisk“ in „Skweiß“ geraten, während die Bielefelder uns gegenüber, — die Fünfzehner, — bei zuſammengeſetzten Gewehren gemütlich zuſahen. Aber „warte nur, balde kommſt Du auch dran!“ Auch ihnen wurde nichts geſchenkt, und da wir nun ruhen durften, machte es uns beſonderes Vergnügen, die hochaufgeſchoſſenen, ſtarkknochigen Nachkommen der alten Cherusker im Schweiße ihres Angeſichts die Beine werfen zu ſehen. Und da warſt auch Du, Du hochbeliebter, genialer Hauptmann von Iſing, Du Meiſter der Töne, und niemand von uns ahnte damals Dein baldiges tragiſches Ende.*) Wie oft habe ich Deinem herrlichen Klavierſpiel andächtig gelauſcht, wenn die gewaltigen Töne über den Rhein hin zu mir hinüberſchwebten, der ich in das Fort Blücher mit meiner Kompanie zu vereinſamter Beſatzung kommandiert war. Ich habe es niemals vergeſſen.

Die Artillerie kam an jenem Tage am beſten weg. Der beſchränkte Raum verbot eine Entwickelung der während des Krimkrieges auf die Kriegsſtärke von acht Geſchützen gebrachten Batterieen, ſo daß Se. Königliche Hoheit ſich nur darauf beſchränkte, die Fronten zu beſichtigen und durch die Intervalle hindurch zu reiten.

Es war inzwiſchen Mittag geworden und eine kleine Pauſe eingetreten. Wir ſtanden faſt unmittelbar an dem Denkmal und bemerkten, wie der Prinz mit einem alten General, den wir nicht kannten, langſamen Schrittes herankam und vor dem Denkmal Halt machte. Lange und ernſt blickte er darauf hin, mit dem General kurze Worte wechſelnd, — und das, verehrter Leſer, war einer von jenen großen Augenblicken, deren Bedeutung man oft erſt nach vielen Jahren erkennt, und die man niemals wieder im Leben vergißt. Eine kurze Frage belehrte mich, daß der Begleiter des Prinzen niemand anders, als der alte General von Wedell, der kommandierende General des VIII. Armeekorps, ſei. Ein Wedell! Und da hielt er neben der Hoffnung Preußens und Deutſchlands und blickte ſinnend auf die drei Gräber, in welchen ſeit ſechsundvierzig Jahren die elf meuchlings gemordeten, ehemaligen Kameraden ſchliefen, darunter zwei ſeiner leiblichen Brüder — und er war der zwölfte! Als der Major von Schill im Frühjahr 1809 mit dem Ausruf: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“ ſeinen Säbel zog und mit ſeiner kleinen Schar auf eigene Fauſt und Verantwortung den korſiſchen Tyrannen zum Kampfe herausforderte, da folgte ihm auch Leopold Heinrich von Wedell, nachdem er ſich ſchon im Jahre 1808 an der Schilderhebung Dörnbergs in Heſſen beteiligt hatte, und ſeine zwei Brüder Karl und Albert ſchloſſen ſich ihm an. Und er hätte das traurige Ende der beiden letzteren ſicher geteilt, wenn er nicht in dem Gefecht von Dodendorf bei Magdeburg ſchwer verwundet worden wäre. In die Feſtung Montmedy geſchleppt, war es ihm vergönnt, ſeine beiden Brüder und die übrigen neun gefangenen Kameraden noch einmal zu ſehen, und während dieſe von dort nach Weſel ihrem Schickſal entgegen geführt wurden, ſchickte ihn, den Zwölften, der große Zwingherr nach Cherbourg, wo er mit einem Schillſchen Unteroffizier, an die Karre geſchmiedet wurde. Wenn ihm auch ſpäter durch die Ehrenhaftigkeit ſeiner Aufſeher manche Vergünſtigung zu teil wurde, ſo ſcheiterten doch alle von Berlin her gemachten Anſtrengungen, ſeine Befreiung zu erwirken, bis endlich im Jahre 1812, als der König Friedrich Wilhelm III. um Wedells Entlaſſung ſich nochmals verwandte, Napoleon darein willigte, um ſich dem König, den er zum Bundesgenoſſen gegen Rußland brauchte, gefällig zu zeigen.

So wurde „der Zwölfte“ endlich frei und kehrte in die Heimat zurück, ſein König aber ernannte ihn zum Premierleutnant bei der Garde-Normal-Ulaneneskadron. Die darauf folgenden Kriegsjahre gaben Leopold Heinrich von Wedell hinreichend Gelegenheit, ſich an ſeinem Peiniger zu rächen. Mit ſeinem Schlachtruf „Revanche für Cherbourg!“ half er zweimal die blutige Bahn nach Paris hauen, und zweimal rückte er als Sieger in die Hauptſtadt des großen Tyrannen ein, der ihn fünf Jahre zuvor nach Cherbourg geſchickt hatte und ihn dort an die Karre ſchmieden ließ.

O, es gibt doch eine Vergeltung auf Erden, und die Weltgeſchichte iſt gewiß und wahrhaftig das Weltgericht! ...

Und noch immer hielten die beiden hohen Herren vor dem Denkmal der Erſchoſſenen und ſprachen leiſe mit einander, ... was ſie ſprachen, war nicht zu verſtehen, ... doch da mit einemmal hörte ich den Prinzen ganz deutlich ſagen:

„Und heute iſt der 18. Juni!“

Der 18. Juni! Leichtdenkende Jugend, wo haſt Du Dein Gedächtnis? Heute iſt der 18. Juni! Warum dachteſt Du nicht früher daran? Vor vierzig Jahren um dieſe Zeit ſtürmte Napoleon bei Waterloo vergeblich gegen

---

*) Hauptmann von Iſing vom 15. Infanterieregiment war der Schwager der damals berühmten Sängerin Krüvelli, welche zu dieſer Zeit in London gaſtierte. Mit kurzem Urlaub verſehen, unternahm er eine Reiſe dahin und kam in Oſtende an, als ein gewaltiger Sturm die Paſſagiere des Poſtdampfers veranlaßte, von der Fahrt abzuſtehen; nur Iſing wagte dieſelbe in Anbetracht ſeiner beſchränkten Zeit, — das Schiff aber ging unter und kein Menſch wurde gerettet.

Wellingtons Truppen an, deren dünne Linien ſich mit zäher Ausdauer gegen die wütenden Offenſivſtöße der ganzen franzöſiſchen Armee heldenmütig verteidigten. Oberflächliche Geſchichtsſchreiber erzählen und ſagen: „Die Engländer.“ Als ob die Engländer ohne Verbündete je fähig waren, einem Napoleon zu Lande allein gegenüberzutreten? Die ganze Wellingtonſche Armee bei Waterloo beſtand aus 67 600 Mann, davon waren 30 000 Mann Deutſche, — deutſche Legion 5824 Mann, Hannoveraner 11 220 Mann, Braunſchweiger 5962 Mann, Naſſauer 7100 Mann, — ferner 13—14 000 Mann Niederländer und nur gegen 24 000 Briten. Alſo auch bei dieſem erſten Teil der denkwürdigen Schlacht gebührt den Deutſchen in erſter Linie der Ruhm, durch ihren hartnäckigen Widerſtand zu der Niederlage des Korſen beigetragen zu haben, — dann aber kam Blücher, derſelbe Blücher, welcher zwei Tage vorher bei Ligny nach Napoleons Ausſpruch „abgefunden“ war. Gegen fünf Uhr nachmittags brachen die Preußen in die franzöſiſchen Reihen ein, entriſſen ihnen den ſchon halb gewiſſen Sieg über Wellington und ſchlugen nach wütendem Kampfe endlich die ganze feindliche Armee in die Flucht. Da ſagte Gneiſenau: „Wie man ſiegt, haben wir ſoeben gezeigt, nun aber wollen wir auch zeigen, wie man verfolgen kann!“ Er nahm zunächſt das Füſilierbataillon des 15. Infanterieregiments mit ſich und ſetzte ſich an die Spitze der Verfolgung. Dabei wurde der Wagen Napoleons, ſeine Kaſſe und ſein Degen erobert, — ſein Degen! Wie war es doch gleich? Hatte denn nicht derſelbe Napoleon neun Jahre vorher in Potsdam den Degen Friedrichs des Großen an ſich genommen? Und nun ließ er ſeinen eigenen Degen in ſchmählicher Flucht in den Händen des Feindes! Denſelben Degen, mit welchem er mehr als fünfzehn Jahre lang halb Europa gedemütigt und ihm ſeinen Willen aufgedrängt, Länder erobert und ausgeplündert und ein Meer von Blut und Thränen erweckt hatte. Und nun war er abgethan und abgefunden, — heute vor vierzig Jahren, — abgethan und abgefunden durch Preußen, das er am tiefſten erniedrigt, abgethan und abgefunden durch Blücher, den alten Marſchall Vorwärts, der ihn, den er am meiſten gehaßt hatte.

Ja, es gibt bedeutſame Augenblicke im Leben, . . . wer ſie nur immer zu erfaſſen und zu begreifen vermöchte! Dort drüben, uns gegenüber, ſtanden die Fünfzehner, Teile jenes braven Regiments, welches heute vor vierzig Jahren die letzten Reſte der aufgelöſten franzöſiſchen Armee völlig in die Flucht ſchlug und bis zum letzen Atem verfolgte, und ich bin überzeugt, daß kein einziger von ihnen ſich heute der Thaten ihrer Väter erinnerte und kein einziger die Bedeutung dieſes heutigen Tages zu würdigen wußte, . . . ſicherlich nicht; denn die guten Bielefelder dachten augenblicklich überhaupt nicht, ſondern ſchienen eifrig damit beſchäftigt, die kleine Pauſe auf das nützlichſte auszufüllen und ihre wohlverſehenen Brotbeutel, mit heimiſchem Pumpernickel und köſtlichem Steinhäger gefüllt, zu entlaſten. Neun, elf und fünfzehn Jahre ſpäter haben ſie gezeigt, daß auch ſie die würdigen Söhne ihrer tapferen Väter ſind!

Und noch immer hielt der Prinz von Preußen mit dem General von Wedell vor dem Denkmal, — jetzt im lebhaften Geſpräch. Berichtete der General dem Prinzen von dem neuen Napoleon, welcher ſeit kurzer Zeit Kaiſer von Frankreich und durch den ſiegreichen Feldzug in der Krim der Mann des Tages geworden war? Wohl möglich, denn das lag ſehr nahe. Vor wenigen Monaten desſelben Jahres hatte Friedrich Wilhelm IV. den General der Kavallerie von Wedell, ſeinen Generaladjutanten, in außerordentlicher Miſſion nach Paris geſendet, und hier, mit den höchſten Ehren empfangen, ſtand der „Zwölfte“ dem Neffen des Mannes gegenüber, der die „Elf“ in Weſel, darunter zwei Wedell, in ihrer Jugend Blüte hatte erſchießen laſſen. Nach vierzig Jahren war der alte General nun zum drittenmale in Paris, dem ſtolzen Paris, welches ſich einen neuen Napoleon erkoren und ſich ein neues Kaiſerreich geſchaffen hatte. Dies Kaiſerreich aber war der Friede! — wie der neue Cäſar unausgeſetzt bei jeder Gelegenheit beteuerte. Das hat er auch dem „Zwölften“ verſichert, welcher es pflichtſchuldigſt ſeinem königlichen Herrn berichtete, der es lächelnd und achſelzuckend anhörte und nur ſtillſchweigend auf die auf ſeinem Tiſche liegende Karte der Krim hindeutete.

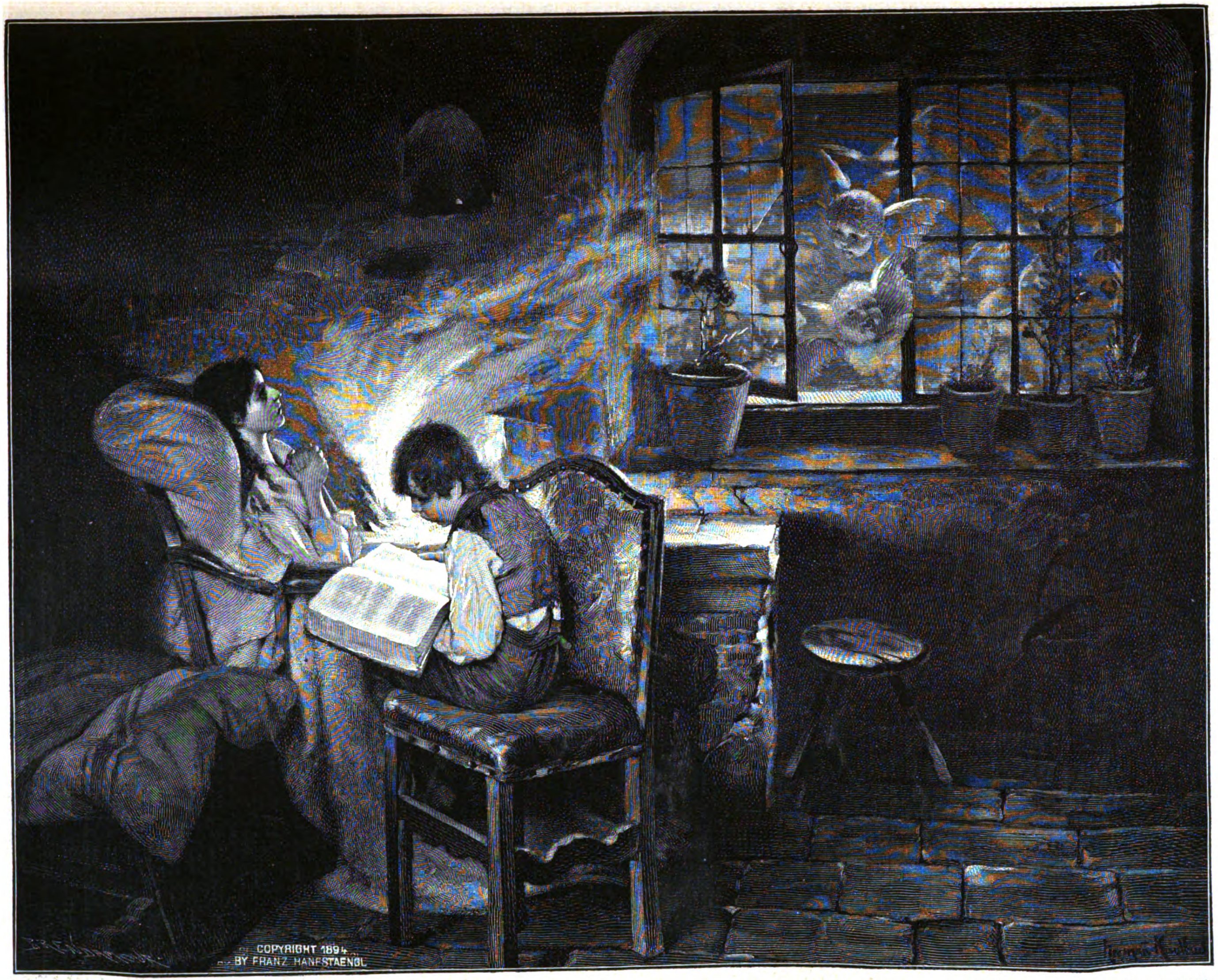
Die Zukunft, welche jetzt längſt Vergangenheit iſt, hat uns darüber genügend aufgeklärt.

Nach beendigter Pauſe ſetzten ſich die Truppen zum Parademarſch in Kolonnen. Der Prinz blieb am Denkmal der Schillſchen Offiziere halten, und ſo galten die wiederholten, nach alter weſtfäliſcher Art vorzüglich ausgeführten Vorbeimärſche auch ihnen, den treuen Toten, welchen die Wiedergeburt des Vaterlandes zu erleben nicht mehr vergönnt war, und daß die Muſik den Pariſer Einzugsmarſch ſpielte, war wohl auf keinen Zufall zurückzuführen. Den Schluß der Parade bildete ein Parademarſch des ganzen anweſenden 13. Infanterieregiments in Regimentskolonne und des 2. Bataillons 15. Infanterieregiments in geſchloſſener Bataillonskolonne, das großartigſte militäriſche Schauſpiel, welches auf den Zuſchauer ſeinen gewaltigen, imponierenden Eindruck niemals verfehlt. Mächtig dröhnte der Gleichſchritt von zweitauſend Mann, alle jung und kräftig, viele hünenhaft, von rieſiger Größe, alle wohlgeſchult und zielbewußt. So rückten ſie heran, ſo blickten viertauſend ſtrahlende, treue Augen unſeren Soldaten-Prinzen, den Mann unſerer Zukunft, an, und freundlich lächelnd und dann und wann mit dem Kopfe nickend, nahm er unſere Huldigung entgegen. Und auch des alten Generals von Wedell Augen leuchteten bei dieſem überwältigenden Anblick freudig auf, als wollte er ſagen: „Nur Geduld, wir werden auch mit dieſem neuen Cäſar fertig werden!“

Mit dem Kolonnen-Parademarſch war die denkwürdige Beſichtigung beendigt, und nach kurzer und, wie uns mitgeteilt wurde, ſehr günſtiger Kritik ſeitens Sr. Königlichen Hoheit, rückten die Truppen in die Quartiere, — es war 2 Uhr nachmittags, ſo daß die Beſichtigung acht Stunden gedauert hatte.

Nachdem der Prinz im Hotel Dornbuſch das Diner, zu welchem die ihn begleitenden Generale und alle Stabsoffiziere der Garniſon geladen waren, eingenommen hatte, begab er ſich noch denſelben Nachmittag zu Wagen nach Münſter, dem Sitz des Generalkommandos des VII. Armeekorps, um ſeine Beſichtigungen weiter fortzuſetzen. Wir aber, glücklich, ihn geſehen, und hocherfreut, ſeine Zufriedenheit erworben zu haben, kamen am Abend im Militärkaſino zuſammen, um dieſen heißen, aber ſchönen Tag in feſtlichſter Stimmung bei einer Rieſenbowle zu beſchließen, — unſere Toaſte galten unſerem Königlichen Herrn, ſowie dem geliebten Prinzen von Preußen und der Erinnerung an den 18. Juni. —

Das war vor vierzig Jahren! Das Jubeljahr einer glorreichen Zeit, das zu erleben wir nun das Glück haben, hat auch dieſe Erinnerung in mir wachgerufen. O, wie viele, die damals mit mir hoffnungsfreudig und thatendurſtig zu unſerem Prinzen von Preußen hinaufſchauten, ruhen nun ſchon lange im kühlen Schoß der Erde, — bei Düppel, bei Dermbach, Kiſſingen, Aſchaffenburg und auf vielen anderen Schlachtfeldern in Deutſchland und Frankreich! Du aber, großer, unſterblicher alter Kaiſer Wilhelm, der Du ſie zu Ruhm und Sieg geführt und die Hoffnungen der Beſten im Lande weit über alles Erwarten hinaus erfüllt haſt, Du Einiger und allzeit Mehrer des Reichs, Du wirſt in den Herzen der Lebenden ewig leben! Oft, ach wie oft, habe ich Dich ſeitdem wiedergeſehen, als Prinz-Regent, als König, als Kaiſer, nach Düppel, bei Königgrätz und vor Wien, bei Gravelotte, Sedan und Paris, in jenen großen, unvergeſſenen Tagen, da Du Deine Armee von Sieg zu Sieg führteſt und uns endlich ein einiges deutſches Vaterland ſchufeſt. Nach alledem aber, was im Laufe von ſechzehn Jahren nach jenem denkwürdigen 18. Juni 1855 geſchehen, iſt mir die Erinnerung an jenen Tag doppelt lieb und teuer, an welchem ich unſeren unvergeßlichen alten Kaiſer Wilhelm zuerſt geſehen!


COPYRIGHT 1894
BY FRANZ HANFSTAENGL

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl. München.

Zwiſchen zwei Welten. Nach dem Gemälde von Herm. Kaulbach.

Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Durch tiefe Waſſer.

Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von H. von Krauſe (C. von Hellen).

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Heloiſe, die bisher halb verwundert und halb beluſtigt dem Streit zugehört hatte und den Ball unſchlüſſig und verlegen in der Hand drehte, wurde kreidebleich. Sie hatte, natürlich von ihrer Mutter her der franzöſiſchen Sprache mächtig, jedes Wort der unverſchämten Rede des Mannes verſtanden. Ihre Blicke irrten von einem zum anderen, und ſie erkannte, daß ſie, allerdings völlig von den jungen Männern umringt, keinen Ausweg, als den lauten Ruf nach ihrem Vater hatte. Der aber ſchlief, und ſelbſt wenn er ſie hörte, konnte er mit den gichtkranken Füßen nur langſam herbei kommen, unterdeſſen — da unterbrach die Stimme des Rotrocks ihre angſtvollen Gedanken, er ſtellte ſich mit einer raſchen Bewegung zwiſchen ſie und die beiden anderen und ſagte mit lauter Stimme ebenfalls in franzöſiſcher Sprache: „Wer dieſe Dame anrührt, hat es mit mir zu thun.“ Dann hielt er der zitternden Heloiſe ſeinen Ballſchläger hin. „Bitte, den Ball, Mademoiſelle,“ es klang faſt wie ein Befehl, und ohne Beſinnen legte ſie ihn auf das Geflecht des Schlägers. „Laßt uns die Demoiſelle nicht ferner ſtören,“ ſagte der junge Mann nun wieder deutſch, „wir wollen unſer Spiel fortſetzen.“

„Du biſt ein rechter Bär, Fritz,“ klagte der kleine Mann, „es war ein ſo hübſcher Spaß. Sicher hätteſt Du den Ball nicht bekommen, wenn Du nicht ſo mit den Augen gerollt und das Mädchen geängſtigt hätteſt.“ Er murmelte dieſe Klage, indem er ſich ſeinen Weg durch das Gebüſch zurück bahnte.

Schweigend und einen böſen Blick auf Fritz werfend, der immer noch wie eine Schildwache vor dem Bänkchen ſtand, auf das Heloiſe zurückgeſunken war, folgte auch der großſprecheriſche Beleidiger, und jetzt wandte ſich ihr Verteidiger mit einer Verbeugung zu dem Mädchen. „Pardon, Demoiſelle, ich hoffe, Sie vergeben.“ Er ſtreckte die Hand aus, Heloiſe erhob ſich, „o ich danke Ihnen,“ ſagte ſie, ihm die ihrige reichend. Er führte ſie an die Lippen, drückte einen Kuß darauf und folgte ſeinem Gefährten. Heloiſe packte ihre Sachen zuſammen und eilte in das Haus. Aber auch das Ballſpiel ſchien nicht recht wieder in Gang zu kommen. Die drei jungen Leute verließen bald darauf ebenfalls den Garten.

Am Abend, als Heloiſe mit ihrem Vater bei der Abendſuppe ſaß, ſagte dieſer: „Vorhin war der Organiſt Schmieder einen Augenblick bei mir. Er fragte, ob wir den Sohn des Herrn Geheimſekretärs ſchon geſehen hätten, er ſei ſeit geſtern abend zurück und mit dem Erbprinzen von Berlin gekommen. Er hat die Reiſe nach Paris mit dem jungen Herrn gemacht.“

„So,“ ſagte Heloiſe. Sie meinte zu wiſſen, wie der junge Reutershauſen ausſähe, denn es konnte doch niemand anderes ſein, als der junge Mann mit dem bleichen, verſchwommenen Geſicht, der ſie ſo geängſtigt hatte. Und ſie hütete ſich vorerſt, wieder allein in den Garten zu gehen, aus Furcht, ihm abermals zu begegnen.

So lange die Frau des Bibliothekars noch lebte, hatte die Familie hier und da mit den Honoratioren der Stadt verkehrt. Durch die Trauer und die Neigung zur Einſamkeit waren aber dieſe Beziehungen zwiſchen dem Gelehrten und ſeinen wenigen Bekannten ſehr gelockert, Heloiſe führte ein ſehr ſtilles Leben. Nur mit der Familie des Schloßgärtners verkehrte ſie hin und wieder, die Frau war eine Landsmännin ihrer Mutter, und Minchen Seidler, ein munteres Mädchen, ihre Altersgenoſſin und Freundin. Der einzige Ausgang des Gelehrten blieb der ſonntägliche Weg zur Kirche, den er niemals verſäumte. Sobald der erſte Glockenton erklang, trat er unter die Thür ſeines Hauſes, im ſehr altmodiſchen, dunklen Tuchrock, eine mächtige weiße Perücke auf dem Kopfe, einen Stock mit ſilbernem Knopf, den ihm die Kurfürſtin einſt geſchenkt, in der Hand und ſein dickes, ledergebundenes Geſangbuch unter dem Arm.

An einem ſchönen Sonntagnachmittag, einige Tage nach dem Vorfall im Garten, hatte Minchen Heloiſe zu einem Spaziergang abgeholt. So wanderten ſie denn durch den hübſchen Schloßgarten, in welchem neuerdings wieder viel gepflanzt war. Der ſchöne Laubengang ſpendete ſchon Schatten, und der Oderſtrom zog majeſtätiſch unweit der Gartenmauer dahin.

„Wie die Orangenblüten duften,“ ſagte Heloiſe. Zu den Füßen der großen Schloßrampe dehnte ſich ein runder Platz, auf dem in mächtigen Kübeln die ſchöne Orangerie ſtand. Die jungen Mädchen ſammelten die weißen Blättchen, welche von den Bäumen fielen, in ihre Taſchentücher. Das heitere Minchen trieb allerlei Scherz, und Heloiſe war es zu Mute, als müſſe ſie Flügel ausbreiten und ſich hoch erheben in die blaue Luft, weit über das Schloß und den Strom und das Land. So ſehnſüchtig und ſo glücklich ſchlug ihr das Herz, ſie konnte es ſelbſt nicht verſtehen.

Ein Geräuſch auf der Schloßrampe machte die jungen Mädchen aufblicken. Die hohen Glasthüren, welche vom Saal auf dieſelbe hinausführten, wurden geöffnet, und eine glänzende Geſellſchaft trat hinaus. Beſcheiden drückten Heloiſe und ihre Gefährtin ſich in das Gebüſch, welches den Platz umgab, und lugten neugierig durch das grüne Gezweig.

„Die Markgräfin! Siehſt Du ſie, Luischen?“ flüſterte Minchen, „die Dame mit der langen Schleppe und den Perlen im Haar, das iſt ſie. Schau, da iſt der neue Mohr, den ihr der Erbprinz mitbrachte. Wie drollig er ausſieht in ſeinem roten Sametrock mit den goldenen Ringen in den Ohren, und wie ehrbar er den großen Sonnenſchirm mit den ſchönen Straußenfedern über dem Kopfe der Markgräfin hält. Und das dort iſt das ſchöne Fräulein von Winterfeld. Sieh nur das Kleid, wie der Himmel ſo blau, und die langen Locken und das gepuderte Haar. Die Mutter ſagt, alle Welt pudert ſich jetzt das Haar, was meinſt Du? Ich hätte doch auch Luſt, es einmal, nur zum Spaß, weißt Du, zu verſuchen. Der Vater dürfte es nicht ſehen, der ſchilt immer, ſobald ich an den Putz denke. Darin haſt Du es viel beſſer, Luischen, Dein Vater ſieht gar nicht, was Du anhaſt. Dir müßte der Puder gut ſtehen zu Deinen ſchwarzen Augen.“

So plauderte das Mädchen, aber Heloiſe antwortete nicht. Sie ſah unverwandt auf die bunte, prächtige Geſellſchaft, welche oben an der Brüſtung der Rampe lehnte und die reizvolle Ausſicht genoß, über den Fluß und die friſchgrünen Wieſen hin zu den anmutigen Höhen, die den Blick begrenzten, und von denen zwiſchen dunklen Tannen und jungem Laub ſpitze Kirchtürme und rote Dächer ſich abhoben. Jetzt ſchritten ſie langſam die Rampe hinunter und kamen unter den Orangen dicht an dem Verſteck der Mädchen vorbei. Die Blicke Heloiſens folgten der ſchlanken Geſtalt eines jungen Mannes, welcher neben Fräulein von Winterfeld einherging und in angelegentliche Unterhaltung mit ihr vertieft ſchien. Er trug einen ſcharlachroten Rock mit goldenen Knöpfen, und ein ſilberhelles Lachen klang, zwar unterdrückt, aber doch vernehmbar, durch das Stimmengewirr, welches in leiſem Gemurmel, wie es der Hofton vorſchreibt, die Gruppe umſchwebte.

„Ach, nun ſehen wir ſie ganz genau,“ kicherte Minchen, „ſchade, daß Vater und Mutter nicht hier ſind. — Aber komm, Luischen, ſie wollen in der Gondel fahren, wir ſtellen uns an die Mauer, da können wir alles ſehen.“

Heloiſe folgte zögernd. Der Schloßgärtner und ſeine Frau ſtanden, ſich tief verbeugend, in dem Laubengang, und wirklich öffneten die Lakaien das Pförtchen, welches auf eine kleine Landungsbrücke führte, an der mehrere Gondeln, von den Wellen des Stromes leiſe geſchaukelt, befeſtigt waren. Eine derſelben, mit einem rotſametnen Baldachin geſchmückt und mit Kiſſen und Decken verſehen, nahm die Markgräfin und ihre Damen, ſowie einige der Herren ihrer Begleitung auf. Die übrige Geſellſchaft blieb zurück oder verteilte ſich in die anderen Boote, welche den Nachſchauenden bald wie

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

bunte, auf den Strom geſtreute Rieſenblüten aus der Ferne erſchienen. Die Zurückgebliebenen waren nur Herren, die nun fortgingen. Der im roten Rock blieb etwas länger. Den Booten nachſchauend, ſtand er auf dem Steg. Jetzt wandte er ſich und ſah nach der Gartenmauer hinauf. Wie ein Blitz fuhr es über ſein offenes, lebhaftes Geſicht, und mit wenig Sprüngen ſtand er vor den beiden jungen Mädchen. Er verbeugte ſich artig und ſagte: „Die Demoiſelles divertieren ſich auch bei dem ſchönen Wetter, wie ich ſehe.“ Er wandte ſich dann an den Schloßgärtner und ſeine Frau, die er zu kennen ſchien. „Es wird wohl etwas werden mit dem neuen Pavillon,“ ſagte er. „Se. Durchlaucht, der Erbprinz, haben meine Zeichnung gebilligt, und die Frau Markgräfin ſind auch zufrieden.“

Heloiſe fühlte, wie ihr das Blut ins Geſicht ſtieg, ſie wandte den Kopf und blickte den nun ſchon in weiter Ferne ſtromabwärts dahingleitenden Gondeln nach.

„Hätten die Demoiſelles Luſt, auch ein wenig zu gondeln?“ ſagte der freundliche Herr, und obgleich die Frau Schloßgärtner mit viel Redensarten abwehrte, ſtrahlten die beiden hübſchen Geſichter vor ihm ſo unverkennbar bei dem Gedanken an ſolches Vergnügen, wenn auch die Wohlerzogenheit den jungen Mädchen nur eine ſchüchterne zögernde Antwort geſtattete, daß der Kavalier ſogleich einem Bootsmann winkte, der müßig auf der Landungsbrücke ſtand. Raſch ſprang der Herr in das kleine Schiffchen, welches als einziges noch am Ufer lag.

„Es iſt freilich nur ein ſchlechter Kahn,“ ſagte er entſchuldigend. „Die Gondeln ſind alle fort, aber Platz genug iſt darin.“

Etwas ängſtlich ſtieg die Frau des Schloßgärtners ein. Dieſer ſelbſt entſchuldigte ſich, da er noch in den Gärten revidieren müſſe, Minchen hüpfte mit Jauchzen und Händeklatſchen in das Boot, Heloiſe ſtand zögernd, da hielt ihr der Kavalier die Hand hin, ſie legte zwei Fingerſpitzen hinein, und er führte ſie über das ſchwankende Brett in den Kahn. Er hatte eine ſo große, warme Hand und hielt ſie ſehr feſt.

Eben wollte man abſtoßen, als ein Hallo vom Schloßgarten herabtönte, und der kleine, lebhafte Herr mit den ſchwarzen Augen und der zierlichen Geſtalt, deſſen ſich Heloiſe noch wohl erinnerte von der Geſchichte mit dem Federball her, herbeigeſprungen kam, auch er fand noch Aufnahme.

„Mein Freund, der Kammerjunker von Löwenſtein,“ ſagte der erſte Kavalier vorſtellend. Dann glitt der Nachen dahin. Man ſteuerte in entgegengeſetzter Richtung, wie die Gondeln der Markgräfin. Ein leichter warmer Sommerwind kräuſelte die Wellen des Stromes. Bisweilen plätſcherte ein glänzender Fiſch aufſchnellend aus dem Waſſer, und über den Hügeln drüben lag der zarte Dunſt eines Frühlingstages, indeſſen das Städtchen mit ſeinem hochragenden Schloß und hübſchen gotiſchen Kirchturm mehr und mehr zu einem geſchloſſenen Bilde ſich zuſammenſchiebend an dem anderen Ufer im Glanz der Nachmittagsſonne lag. Am Steuer ſaß der Anſtifter dieſer fröhlichen Waſſerfahrt, den der Kammerjunker „Fritz“ und die Frau Schloßgärtner „Herr Baumeiſter“ nannte. Sein hübſches, friſches Geſicht leuchtete vor Jugendluſt und Freude, und ſeine blauen Augen, aus denen nichts als heitere Güte und lebhaftes Teilnehmen an allem, was ihn umgab, ſprachen, ruhten auf dem ernſten, ſchönen Geſicht Heloiſens, das von einem zarten Roſenhauch überflogen war, indeſſen ſie mit ihrem ſprechenden Ausdruck bisweilen den eigentümlich dunklen Blick zu ihm erhob, während er ſie fragte, ob ihr die Waſſerfahrt gefalle, und eine harmloſe Unterhaltung ſich zwiſchen ihnen hin und her ſpann. Er hatte eine natürlich heitere Weiſe, mit ihr zu ſcherzen und zu plaudern, ſo daß ihre Verlegenheit bald zu ſchwinden begann und ſie ihr ſinniges, liebliches Weſen mehr und mehr entfaltete. Minchen ſcherzte und plauderte unterdeſſen mit dem kleinen Kammerjunker, und beide ſtimmten am Ende ein luſtiges Duett an, deſſen fröhliche Melodie über die Wellen hinzog, wie das Gezwitſcher der Lerchen über den Kornfeldern.

„Weshalb vernachläſſigt die Demoiſelle den Garten ſo ſehr in dieſen ſchönen Frühlingstagen?“ ſagte Fritz jetzt.

Da ſchlug ſie die Augen nieder.

„Ja,“ meinte Minchen lachend, „Dein Garten ſieht freilich aus wie eine Wüſtenei, Luischen, man ſollte meinen, Neſſeln und Schierlingskraut wären Deine Lieblingsblumen.“

„Ich würde den Garten gern pflegen,“ ſagte Heloiſe, „aber Du weißt ja, Minchen, daß ich keine Zeit dazu habe. Die breite Spitze zu dem Brautkleid des Fräuleins von Loſſow muß noch vor dem Johannestag fertig ſein, da kann ich keine Minute verlieren und kaum das Nötige im Hauſe beſchicken. Der Garten war ſonſt unſere beſte Freude,“ fügte ſie traurig hinzu, „aber ſeit die Mutter tot iſt —“ ſie vollendete nicht, Thränen zitterten in ihrer Stimme.

„So meinte ich es ja nicht,“ ſagte, ſich zu ihr herabneigend, der Baumeiſter leiſe, „haben Sie mich mißverſtanden, liebe Demoiſelle?“

Heloiſe ſchüttelte den Kopf.

„Nicht? Nun, warum kommen Sie nie mehr in den Garten?“

Die Glut ſtieg ihr ins Geſicht. „Ich fürchtete mich vor dem Sohne unſeres Nachbars,“ ſagte ſie dann ſo leiſe, daß nur er es verſtehen konnte.

Da machte er plötzlich ein ganz trauriges Geſicht. „Wenn er auch ein arger Thunichtgut iſt,“ ſagte er nach einem Weilchen mit ſeinem hübſchen Lachen, „weiß ich doch, daß er eher ſein Leben laſſen, wie Ihnen etwas Böſes thun würde.“

„Ach,“ erwiderte ſie, „wenn Sie etwas über ihn vermögen, ſo bitten Sie ihn, daß er mich ungeſtört läßt. Ich fürchte mich ſchon ſeines Vaters wegen vor ihm.“

„Und weshalb?“ fragte er betroffen.

„Alle die Jahre her hat er uns viel Herzeleid angethan. Er will uns aus dem lieben kleinen Haus, wo unſer Hänschen und die Mutter geſtorben ſind, und wo wir ſo glücklich waren, heraus haben.“

„Mein Vater!“ rief er ganz außer ſich.

„Der Vater des Herrn —“ ſtammelte Heloiſe, „den — kenne ich gar nicht.“

„Nun,“ ſagte er ſchon wieder heiterer, „ich merke, die Demoiſelle hat wen anders für den jungen Musje Reutershauſen gehalten. Der bin ich aber.“

Nun wünſchte Heloiſe einen Augenblick, der Boden des Bootes möge ſich aufthun und ſie auf dem Grunde des Stromes verſinken. Sie wagte den Blick nicht zu erheben, und ein Zittern überlief ſie. Was hatte ſie doch angerichtet! Sie wandte ſich unwillkürlich zur Seite, um den anderen ihre Erregung zu verbergen, aber Minchen war glücklicherweiſe lebhaft mit dem Kammerjunker beſchäftigt, dem ſie ein Rätſel aufgegeben hatte, ſo daß niemand darauf achtete. Da vernahm Heloiſe dicht neben ſich die freundliche Stimme des Baumeiſters: „Liebſte Demoiſelle, rechnen Sie mir ſolche traurige Unbill nicht zu, das bitte ich von Herzen. Viele Jahre bin ich fort geweſen von meinem Vater und ihm gar fremd geworden, habe alſo keinen Teil an ſeinen Praktiken. Iſt er kein guter Nachbar geweſen, will ich ein deſto beſſerer ſein, haben Sie alſo Geduld mit mir und,“ fügte er bittend hinzu, „kommen Sie immer wieder in den Garten.“

Heloiſe ſenkte das Köpfchen noch tiefer.

„Oder ſoll ich verſprechen, nie mehr in den unſrigen zu gehen?“ fragte er ſehr traurig.

„O nein, bitte nicht,“ ſagte ſie unwillkürlich raſch und die braunen Augen, in denen es feucht ſchimmerte, zu ihm erhebend.

Da lachte er ſilberhell, er mußte etwas darin geleſen haben, das ihn wieder froh machte. Heloiſe hatte die Hand ins Waſſer gleiten laſſen, er haſchte danach und hielt ſie einen Augenblick unter der klaren Flut. Sie ſprachen nicht mehr. Die Dämmerung ſank herab. Die Ufer verſchwammen mehr und mehr, kühl ſtrich der Abendwind über das Waſſer, die Frau Schloßgärtner mahnte zur Heimkehr. Langſam glitt der Nachen ſtromab. Rotgoldene Lichter glitzerten auf den Wogen, und als ſie ſich dem Schloßgarten näherten, drang der Orangenduft und das Lied der Nachtigall herüber. (Fortſetzung folgt.)

Sommer.

Die gute Fee des Sommers geht durchs Land,
Die liebe Frau, beſtellt, das Glück zu hüten.
Gelbrote Lilien trägt ſie in der Hand
Und grünes Schilf und blaue Irisblüten.

Die Roſe prangt, die ſüße Kirſche ſchwoll,
Die Ernte reift in ruhigem Behagen.
Von tiefer weicher Frauengüte voll
Iſt alles Land in dieſen Sommertagen.

Wohin ich blicke, ſeh ich wie im Traum
Glückſelig ausgeſtreckte Kinderhände
Und eines weißen Kleides goldnen Saum
Und Fröhlichkeit und Freude ohne Ende.

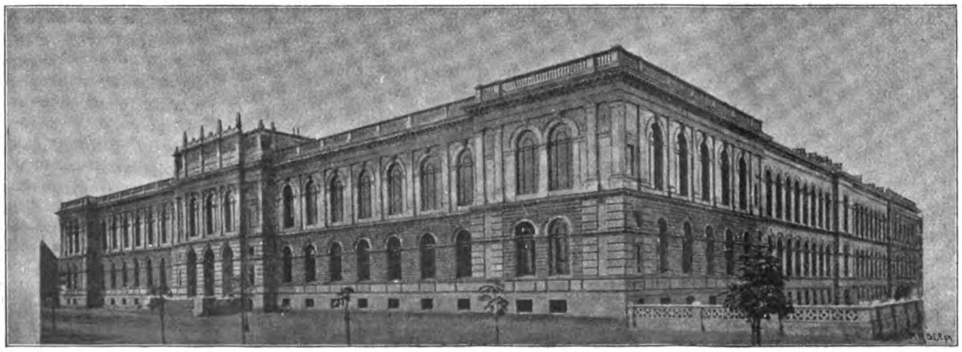
Frida Schanz.

Zur 150jährigen Jubelfeier der Herzogl. Techniſchen Hochſchule Carolo-Wilhelmina in Braunſchweig.

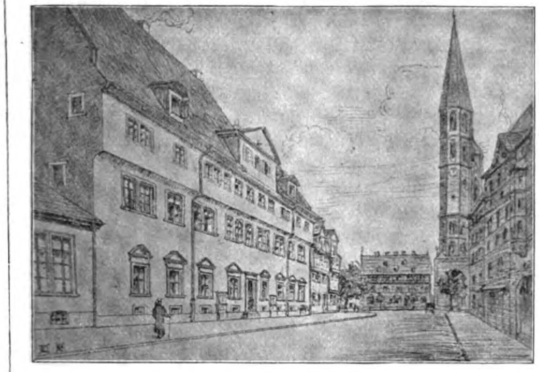
Ein Beitrag zur Entwickelungsgeſchichte des techniſchen Hochſchulweſens.

> Jede techniſche Hochſchule iſt eine feſte Burg, deren Mannſchaft vorwärts arbeitet, zur Förderung der Nation.
> Joh. Victor v. Scheffel (16./10. 1877).

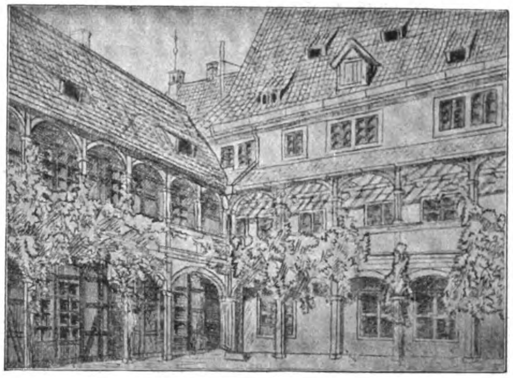
Eine der angeſehenſten deutſchen techniſchen Hochſchulen rüſtet ſich zu einer in gewiſſer Beziehung kulturgeſchichtlich bedeutſamen Jubiläumsfeier. Es iſt die in Braunſchweig befindliche Herzogl. Techniſche Hochſchule Carolo-Wilhelmina, die ſich anſchickt, am 26. und 27. Juli dieſes Jahres die Feier ihres 150jährigen Beſtehens feſtlich zu begehen. Schon von dem eingangs erwähnten Geſichtspunkte



Herzoglich Techniſche Hochſchule Carolo-Wilhelmina zu Braunſchweig.



Ehemaliges Collegium Carolinum.

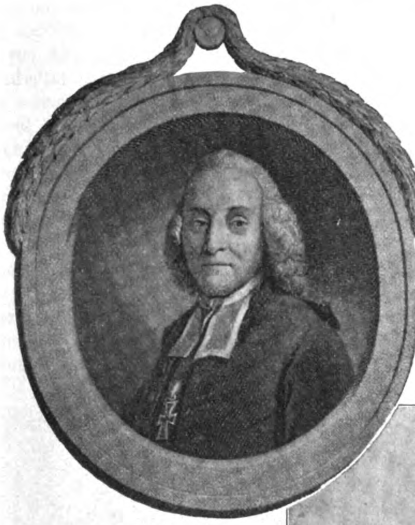


Hof im Collegium Carolinum.

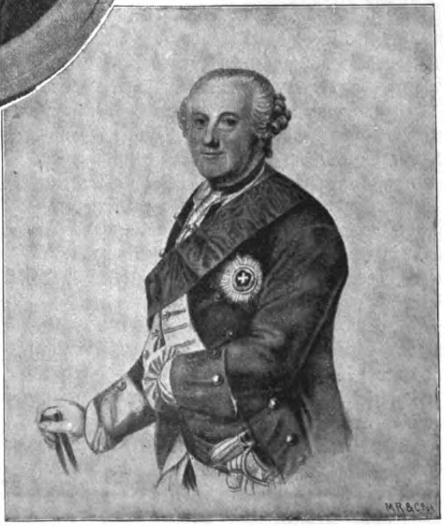
aus darf es gerechtfertigt erſcheinen, auf die Geſchichte der Anſtalt und ihres Vorgängers, des Collegium Carolinum, aus dem heraus ſie ſich zu hoher Blüte entwickelte, hier des näheren einzugehen, kann doch dieſe Entwickelungsgeſchichte auch als ein Stück moderner Bildungsgeſchichte gelten.

Es war im Jahre 1735, als im Herzogtum Braunſchweig nach dem Ableben Herzogs Ludwig Rudolf die Bevernſche Seitenlinie des Fürſtenhauſes auf den Thron gelangte und mit ihr, nach kaum halbjähriger Herrſchaft ſeines dann abdankenden Vaters, Herzog Karl der Erſte, ein Fürſt, von dem die Geſchichte ſagt: „er führte eine glänzende, aber verſchwenderiſche Regierung.“ Kein Wunder, daß es ſo war. Der ſchon im 22. Jahre zur Herrſchaft berufene junge Herzog hatte einen regſamen und gebildeten Geiſt, auch Sinn für alles Gute und Schöne; aber ihm fehlten die ruhige Haltung, die berechnende Überlegung, und deshalb ſtand der große Aufwand von Landesmitteln, mit denen der junge Fürſt die Hebung der Stadt Braunſchweig betrieb, nicht immer im richtigen Verhältnis zu den ſchließlich erzielten Erfolgen. Die Bewohner der Landeshauptſtadt waren mit den ihnen unmittelbar zu gute kommenden Beſtrebungen ihres Landesherrn recht zufrieden, nicht ſo aber die unter der ewig Projekten und Schulden machenden Regierung ſeufzenden übrigen Landeskinder. Ein gütiges Geſchick wollte es, daß des Herzogs Blick beim Suchen nach einem Hofprediger und Erzieher für ſeinen Sohn Karl Wilhelm Ferdinand ſich auf den 1709 in Osnabrück geborenen ehemaligen Studierenden der Theologie, derzeitigen Hofmeiſter in Göttingen, Johann Friedrich Wilhelm Jeruſalem, lenkte. Ein von neuzeitlichen humanitären Ideen erfüllter, vielſeitig gebildeter Mann, trat Jeruſalem 1742 in des Herzogs Dienſte. Für die weitausblickenden hohen Beſtrebungen des bald als Kanzelredner und Förderer der deutſchen Sprache und Litteratur berühmt werdenden Mannes, dem die trockene doktrinäre und dogmenhafte Gelehrſamkeit nicht weniger wie die Roheit der Sitten ſeines Zeitalters von Herzen verhaßt war, bot ſich erfreulicherweiſe ſchnell ein Gegenſtand, zur praktiſchen Bethätigung. Es war das höhere Unterrichtsweſen, das Jeruſalem nach eigenſten Ideen zu reformieren ſich entſchloß.

In der Nähe von Helmſtedt, zu Marienthal, befand ſich damals eine Kloſterſchule, welche nach und nach in Verfall geraten und hinter den Anſprüchen, die man an eine gelehrte Anſtalt ſtellen konnte, zurückgeblieben war. Als nun im Jahre 1742 die an der Schule wirkenden beiden Lehrer geſtorben waren, mußte man darauf Bedacht nehmen, die Schule entweder eingehen zu laſſen, oder eine zweckmäßige weſentliche Veränderung mit derſelben vorzunehmen. Jeruſalem, den damaligen niedrigen Standpunkt der Gymnaſien erkennend und lebhaft wünſchend, die zwiſchen ihnen und den Univerſitäten beſtehende Lücke auszufüllen und zu ergänzen, ſolchen jungen Leuten, deren künftige Lebensſtellung nicht eine Gelehrtenbildung, d. h. eine der vier Fakultätſtudien der Univerſität als Vorbereitung erforderlich machte, die Mittel der höheren Ausbildung zu gewähren, legte dem Herzog einen Reformplan in dieſem Sinne vor. Er hatte die Freude, dieſen Plan auf Betreiben des Hofrats Schrader, nachmaligen allmächtigen Miniſters Schrader von Schlieſtedt, der mit Energie und großer Einſicht alle ihm gut ſcheinenden Neuerungen ohne finanzielle Rückſichten unterſtützte, durch den Herzog genehmigt und ſich ſelbſt mit der Organiſation der neuen An-



J. F. W. Jeruſalem.



Karl I., Herzog von Braunſchweig-Lüneburg.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſtalt — dem Herzog zu Ehren Collegium Carolinum genannt — betraut zu ſehen. In der vom 17. April 1745 datierten „vorläufigen Nachricht von der Einrichtnng des Collegii Carolini in Braunſchweig“ ſpricht Jeruſalem die denkwürdigen Worte: „Diejenigen, welche in den größten Welthändeln der Welt nützen, die mit Einrichtung gemeinnütziger Anſtalten, der Handlung, der Verbeſſerung der Naturalien, Vermehrung des Gewerbes und der Haushaltung (Landwirtſchaft) umgehen, die ſich auf mechaniſche Künſte legen, die zu Waſſer und zu Lande, über und unter der Erde das gemeine Beſte ſuchen, machen einen ebenſo wichtigen Teil des gemeinen Weſens als die Gelehrten aus. Und dennoch hat man bei allen Unkoſten, die man auf Einrichtung der Schulen und Akademieen verwandt hat, für dieſelben bisher ſo wenig und oft gar nicht geſorgt.“

Herzog Wilhelm von Braunſchweig.

Der würdige und aufgeklärte Mann, welcher damit den Grundriß der heutigen techniſchen Hochſchulen entwarf, war, wenn er auch den Namen Technik nicht gebraucht, doch von deren hoher Bedeutung und von der Notwendigkeit ihrer wiſſenſchaftlichen Pflege vollſtändig überzeugt. Er war auf dieſem Ideengebiete ein Pionier ſeiner Zeit, und darin liegt auch für unſere Jetztzeit ein kulturgeſchichtliches Intereſſe.

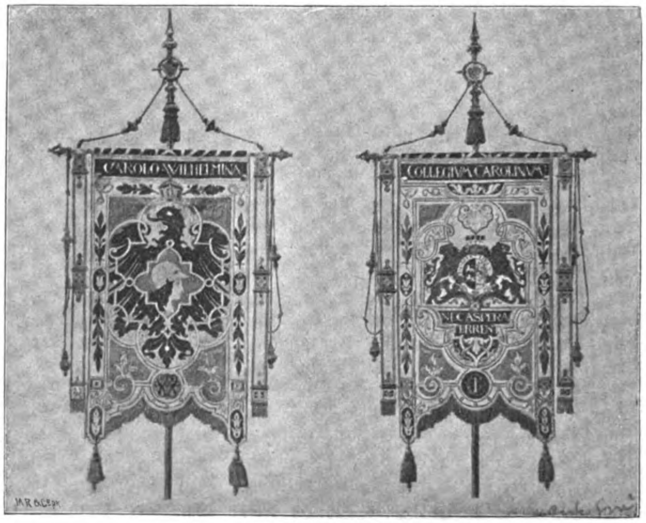
Gleich nach Oſtern 1745 wurde in der Stadt Braunſchweig die Anſtalt in dem am Bohlwege, nahe dem Hagenmarkt belegenen Kollegiumsgebäude, einem äußerlich ſchmuckloſen, innen ziemlich dürftig eingerichteten Hauſe, das, nebenbei bemerkt, erſt vor wenigen Jahren der modernen Bauſpekulation zum Opfer gefallen iſt, mit einem Beſtande von 47 Zöglingen und ihren Profeſſoren, Hofmeiſtern ꝛc. eingerichtet. Die wirkliche Eröffnung des Kollegiums ſoll aber, Ribbentrops Beſchreibung der Stadt Braunſchweig zufolge, erſt am 5. Juli erfolgt ſein. Da Lehrkräfte erſten Ranges an die Anſtalt berufen wurden und die jungen adeligen Zöglinge Zutritt bei Hofe hatten — jeder Caroliner wurde in guten Sitten erzogen — übte das Carolinum bald große Anziehungskraft aus. Im Jahre 1750 zählte es ſchon 252 Zöglinge, unter welchen der höchſte Adel Deutſchlands und manches Fürſtengeſchlecht vertreten war. Engländer, Schotten, Holländer, Schweden, Ruſſen, Franzoſen ꝛc. ſtrömten der berühmten Anſtalt in Menge zu. Mancher ſpäter berühmt gewordene Mann hat hier ſeine Ausbildung empfangen, z. B. der Engländer Chriſtopher Codrington (der Sieger von Navarino), der gefeierte franzöſiſche Staatsmann Benjamin Conſtant de Rebecque, die evangeliſchen Biſchöfe Weſtermaier und Draeſecke, der Juriſt Mackeldey, der Dichter F. W. Zachariae, Profeſſor Ebert u. a. m.

Bald nach dem Tode des Gründers des Carolinums — ſo darf man wohl den Abt Jeruſalem nennen, der 1789 aus dem Leben ſchied — brachen kriegeriſche Zeiten über das Land herein, und 1808 machte die franzöſiſch-weſtfäliſche Wirtſchaft in rückſichtsloſer Weiſe auch dem Daſein des Carolinums ein Ende. Allerdings nur vorübergehend, denn als Herzog Friedrich Wilhelm, der „ſchwarze Herzog“ nach blutigen, ruhmreichen Kämpfen von dem ihm geraubten Lande wieder Beſitz ergriff, war eine ſeiner erſten Regierungshandlungen die Wiederherſtellung des Carolinums.

Die Organiſation der Anſtalt hat dann im Laufe der Zeiten manchen Wechſel erfahren. So machte ſich zu Anfang der dreißiger Jahre das Beſtreben bemerkbar, aus der Anſtalt den humaniſtiſchen Unterricht auszuſcheiden und ſie in ein rein polytechniſches Inſtitut umzuwandeln. Der damalige Landesfürſt, Herzog Wilhelm (geſtorben am 18. Oktober 1884 als letzter der Welfenherzöge), beanſtandete jedoch eine derartige radikale Maßregel und bemühte ſich, beiden Richtungen, die ihre beredten Vertreter hatten, gerecht zu werden, indem er eine Erweiterung des Inſtituts in drei Abteilungen, in eine humaniſtiſche, techniſche und merkantiliſche, vornahm. Schon die nächſte Zeit lehrte, daß die Techniker mit ihrem Verlangen im Rechte geweſen waren: die humaniſtiſchen und merkantiliſchen Abteilungen verloren ihre Anziehungskraft, und ſo entſchied ſich denn die Regierung 1862 unter Aufhebung dieſer Abteilungen zu einer Umwandlung der Anſtalt in eine polytechniſche Hochſchule. Den Namen Carolinum aber führte ſie noch fort.

Erſt am 16. Oktober 1877, als die Caroliner ihr altes Heim am Bohlweg verließen, um es mit einem von den Profeſſoren Uhde und Körner — letzterer iſt heute zeitiger Rektor der Anſtalt — an der Neuen Promenade erbauten, allen Anforderungen der Neuzeit Rechnung tragenden palaſtartigen Neubau zu vertauſchen, erhielt die Anſtalt ihren heutigen Namen Herzogl. Techniſche Hochſchule Carolo-Wilhelmina. Sie war es, der an jenem Tage Altmeiſter Scheffel beglückwünſchend die eingangs citierten ſchönen, ſtolzen Worte widmete. In dem Perlenkranze der deutſchen techniſchen Hochſchulen nimmt die Carolo Wilhelmina eine ehrenvolle Stellung ein. Ihre Sammlungen, welche in alten und neuen koſtbaren Originalſtücken den Fortſchritt der Phyſik veranſchaulichen und Hervorragendes auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften und Technologie enthalten, ſind weit berühmt. Ihr Lehrkörper ſetzt ſich zuſammen aus den berufenſten Vertretern der Technik und verwandter Gebiete, und ihre zahlreiche Studentenſchaft aus ſtrebſamen jungen Männern, die neben den ernſten Studien, in erfreulichem Einvernehmen mit der Bürgerſchaft der alten Welfenſtadt Braunſchweig, auch die Pflege des Frohſinns nicht vergißt. So iſt es denn kein Wunder, daß unter den jetzt in aller Welt zerſtreut lebenden „alten Herren“ vom Carolinum und von der Carolo-Wilhelmina die Vorbereitungen zur würdigen Feier des 150jährigen Beſtehens der Anſtalt und zu ihrer Ehrung am 26. und 27. Juli 1895 mit lebhafter Sympathie begleitet werden. Zu ihrem Ehrentage ſei auch unſer Wunſch: Vivat, crescat, floreat!

J. R.



Banner der Hochſchule.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Welch ein ergreifendes Bild, dieſes Kaulbachſche: „Zwiſchen zwei Welten,“ das den Hauptſchmuck unſerer Nummer bildet. In einem echten Armenzimmer, das der letzte Dämmerſchein des ſcheidenden Tages kärglich erhellt und eigentlich doppelt düſter erſcheinen läßt, ſitzt im Lehnſtuhl am Herde, deſſen Glut im Verlöſchen rauchend und ſchwelend zum niedrigen Fenſter herauszieht, eine junge Kranke. Bleich und abgezehrt lehnt ſie in den Kiſſen, ihre mageren Hände inbrünſtig über der Bruſt gefaltet, dem Bruder lauſchend, der ihr aus einer alten Bibel Troſtverſe vorlieſt. Ihre Blicke ſchauen in der viſionären Stimmung der letzten Stunde wunderbare Geſtalten in das dunkle Gemach ziehen: Vorboten der ewigen Herrlichkeit, himmliſche Heerſcharen, die ſie an den Thron des Ewigen geleiten wollen. — Nicht ohne Ergriffenheit kann man das herrliche Bild betrachten, deſſen Farbenton durch die Zuſammenwirkung der Herdglut mit dem Blau der Mondnacht, die durchs Fenſter ſcheint, etwas wunderbar Myſtiſches erhält. Es iſt eines der ſchönſten Bilder des Münchener Meiſters Hermann Kaulbach, der ſich in der Gedankentiefe und Formenſchönheit ſeiner Schöpfungen als echter Sohn ſeines großen Vaters Wilhelm von Kaulbach erweiſt. — Das Gruſtſche kleine Mädchen auf unſerem erſten Bilde „Der Schmetterling“ ſtimmt den Beſchauer des wehmütigen anderen beſtimmt wieder heiter. Zu luſtig muß es ſich auf der leuchtenden grünen Wieſe, von der ſich das lange weiße Kleidchen und das blonde Köpfchen ſo reizend abheben, nach Schmetterlingen jagen. — Eine intereſſante Kleinigkeit aus der Studienmappe des Hiſtorienmalers Robert Haug, der mit Vorliebe genrebildliche Scenen aus der Zeit der Freiheitskriege darſtellt, haben wir in den Text der Nummer eingeſtreut.

Altertumskunde.

In Oberaltendorf bei Harburg wurde kürzlich ein intereſſanter Fund gemacht. Arbeiter fanden nämlich zwei Meter tief in einem Torfmoor eine äußerſt gut erhaltene männliche Leiche, welche allem Anſchein nach aus dem Zeitalter Karls des Großen ſtammt, alſo ungefähr 1000 Jahre alt iſt. Der Lehrer Meyer in dem Orte, dem das Verdienſt gebührt, den Fund gerettet zu haben, beſchreibt das Skelett als das eines 7 Fuß hohen, ſehr kräftigen Mannes mit langen, hellblonden Haaren, deſſen Füße mit dem germaniſchen Bundſchuh, und deſſen Oberkörper mit einer groben wollenen Decke bekleidet war. Die Bekleidungsſtücke ſind für das Stader Muſeum erworben worden. Sie beſtehen aus einer braunen wollenen Decke mit Franſen, dem bekannten ärmelloſen sagum, das als Mantel umgeſchlagen und auf der linken Schulter durch einen Dorn oder eine bronzene Gewandnadel zuſammengehalten wurde; einem Bundſchuh, aus einem einzigen Stück gegerbten Leders gefertigt, das, mit Schlitzen verſehen, durch die ein Riemen läuft, ſich genau der Form des Fußes angeſchmiegt hatte. Das gefundene Stück iſt reich mit eingepreßten und eingeſchnittenen Ornamenten verſehen; man trug dieſe Schuhe nur bis zu Anfang des 9. Jahrhunderts. Ferner wurden zwei ſilberne, kreisförmige doppelte Riemenzungen von 11 Millimeter Größe und 3 Millimeter Dicke gefunden. Der Finder der Objekte behauptet, dieſelben hätten in der Nähe des Kopfes gelegen; ganz unmöglich iſt nicht, daß dieſe Zungen, ähnlich den Spitzen unſerer Schnürbänder, zur Befeſtigung des Mantels auf der Schulter durch einen Riemen dienten, obgleich dieſe Befeſtigung in der merowingiſchen Zeit noch ganz unbekannt war. Welche vorzüglichen Konſervierungsmittel der Gerbſtoff des Moores enthalten muß, mag daraus hervorgehen, daß die Hautſtücke dieſes alten Germanen pergamentartig das Knochengerüſt umhüllten und ſelbſt die Haare teilweiſe noch erhalten waren.

Pflanzenkunde.

In den letzten Jahren, beſonders im Jahre 1894, iſt eine große Anzahl von Schmarotzerpilzen an den Getreidearten Deutſchlands aufgetreten, die als Getreideſchädlinge entweder für Deutſchland neu oder überhaupt neu ſind. Herr B. Frank beobachtete elf Arten, von denen der Roggenhalmbrecher und der Weizenhalmtöter die bemerkenswerteſten, weil die ſchlimmſten ſind. Der Roggenhalmbrecher durchwuchert mit ſeinem Muttergewebe ſchon an der jungen Roggenpflanze die Beſtockungstriebe bis ins Herz und tötet ſie. Später dringt er in den Grund des aufwachſenden Halmes und erfüllt die Markhöhle mit einem weißen Faſerpilz. Der Halm bräunt ſich an den erkrankten Stellen und verliert dort bedeutend an Biegungsfähigkeit. Die Folge davon iſt, daß die Roggenhalme bald nach der Blütezeit am Grunde umknicken oder gänzlich verderben, und das Feld einen ähnlichen Anblick gewährt, wie nach den Zerſtörungen durch die Heſſenfliege. Die Beſchädigungen, die dieſer Pilz angerichtet hat, ſchwanken zwiſchen 8 bis 90 Prozent. — Der Weizenhalmtöter wächſt dem Roggenhalmbrecher ähnlich; ſein Muttergewebe dringt aber auch bis in die Wurzeln hinab, die ſchwarz werden und abſterben. Wegen ſeiner größeren Feſtigkeit bricht der Weizenhalm nicht unter dem Einfluſſe des Pilzes ab, wie der Roggenhalm, aber er wird vorzeitig weiß und notreif. Die Beſchädigungen betrugen zwiſchen 6 bis 75 Prozent. — Hieran ſchließen ſich die Weizenblattpilze, die auf den breiter entwickelten Blättern erſcheinen und erſt zur Erntezeit oder ſpäter reif werden. In ſeiner Jugendform zerſtört einer dieſer Pilze den jungen Winter- und Sommerweizen ſchon im Frühling, ſo daß der Weizen umgepflügt werden muß, ſpäter entwickelt, beeinträchtigt er die Körnerbildung. Welchem Lande dieſe Eindringlinge entſtammen oder ob die Pilze Abarten heimiſcher Formen ſind, das iſt noch feſtzuſtellen. St.

Naturkunde.

Im Frühjahr dieſes Jahres, in dem in Südeuropa die Erdrinde in den verſchiedenſten Gegenden ſtarke Erſchütterungen erfuhr, haben ſich an zwei Stellen plötzlich neue Seen gebildet. Der eine in der Nacht vom 13. zum 14. April in der römiſchen Campagna bei Leprignano, 32 Kilometer von Rom entfernt; der andere größere Mitte Mai im kroatiſchen Karſtland zwiſchen Pleski und Jeſenic. Dieſer letztere See iſt 10 Kilometer lang und ſtellenweiſe über 50 Meter tief; woher die enorme Waſſermenge desſelben gekommen iſt, erſcheint ebenſo unklar, wie wohin ſie ihren Abfluß nimmt. Man ſieht die lebhaft bewegte Flut in einem der im Karſt häufigen Erdſchlünde verſchwinden, ohne daß die Waſſermaſſe abnimmt. Zum Glück war das Gelände unbewohnt.

Völkerkunde.

Die Erziehungsfähigkeit des Negers zur Arbeit iſt vielfach angezweifelt worden und wird, trotz der entgegengeſetzten Anſchauungen beſonders afrikakundiger Miſſionäre, immer aufs neue bezweifelt. Jetzt veröffentlicht ein Belgier, der lange am Kongo lebte, im Mouvement géographique recht überzeugende Daten, daß der Neger keineswegs ſo ſchlimm iſt, als er verrufen wird. Von 1883—1885, ſchreibt er, war kein Kongoneger als Träger zu bekommen; man mußte mit großen Koſten Sanſibariten und Kruneger anwerben, die Eingeborenen fürchteten ſich nicht vor der Arbeit, aber vor den Europäern. Schon 1870 aber ſtellten ſich 15 000 Kongoleſen zur Arbeit, und 1891 waren es deren 60 000, welche den Transport von 120 000 Laſten von Matadi bis Leopoldville beſorgten. Die Bengela lernten in Stanleypool bald das Handwerk der Schmiede und Zimmerleute, waren auch auf den Dampfern nicht nur als Heizer, ſondern ſogar als Mechaniker zu gebrauchen. Die Geſchicklichkeit zur Arbeit iſt dem Volke immer eigentümlich geweſen, beſchränkte ſich aber auf einzelne Genoſſenſchaften, Zünfte, Geheimbünde, innerhalb derer Häuptlinge und Fetiſchprieſter, verbunden mit den fleißigſten und geſchickteſten Arbeitern, die Produktion gleichſam monopoliſierten, ohne daß die Maſſe des Volkes aus abergläubiſcher Furcht an dem alten Gebrauch zu rütteln wagte. Erſt die Ankunft der Europäer brach die Macht dieſer Verbindungen.

Forſchungsreiſen.

Zwei kühne Leutchen, Andree und Nils Ekholm, haben ſich den Plan ausgeheckt, mittels Luftſchiffs die Nordpolfrage zu löſen. Sie wollen im Sommer 1896 von Norskoarna aus in einer dreißigtägigen Reiſe den Nordpol überfliegen und denken ihr Projekt, nebenbei bemerkt, mit dem geringen Koſtenaufwand von 144 000 Mark durchzuführen. Der „Prometheus“ beſpricht in einer ſeiner intereſſanten Rundſchauen den Plan und beurteilt ihn ziemlich abfällig, weniger wegen der weiten Entfernung der Auffahrtsſtelle vom Pol (2000 Kilometer), als weil die Herren Andree und Nils Ekholm all und jede Vorprüfung in bekannten und weniger gefahrdrohenden Gegenden unterlaſſen haben; im günſtigſten Falle wäre auch der Erfolg gering, denn die Forſcher würden, da eine Landung ausgeſchloſſen iſt, nur den Pol aus der Vogelperſpektive beſchauen können. — Der „Prometheus“ wirft aber dabei die intereſſante Frage auf, ob es bei dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft wohl möglich wäre, eine Luftfahrt in ein unbekanntes, unwirtliches Gebiet zu unternehmen, dort zu landen und ſpäter wieder aufzuſteigen, um in ein Kulturland zurückzugelangen? Es kämen dazu, führt das Blatt weiter aus, drei Mittel in Frage: die Benutzung einer Montgolfiere, die Mitnahme einer neuen Füllung für den Ballon, der ja vor dem Landen mindeſtens zum größten Teil entleert werden muß, und endlich die Mitnahme eines kleineren Ballons zur Rückfahrt. Beide erſtere Arten würden auf kaum überwindliche Schwierigkeiten ſtoßen, es ſei denn, daß für die Mitnahme einer zweiten Füllung Gaſe verwendet werden, die noch ſtärker komprimiert ſind, als dies heute möglich iſt. Dagegen ließe ſich ein zweiter kleiner Ballon mitführen. Der größte bisher gebaute Ballon war der Feſſelballon, den Giffard 1878 in Paris konſtruierte; er hatte 36 Meter Durchmeſſer und faßte 25 000 Kubikmeter Gas. Solch ein Ungetüm ließe ſich wohl für eine derartige Reiſe mit den erforderlichen Vorräten für mehrere Wochen ausrüſten und könnte außerdem mit einem zweiten inneren Ballon zur Rückreiſe ausgeſtattet werden.

Technik.

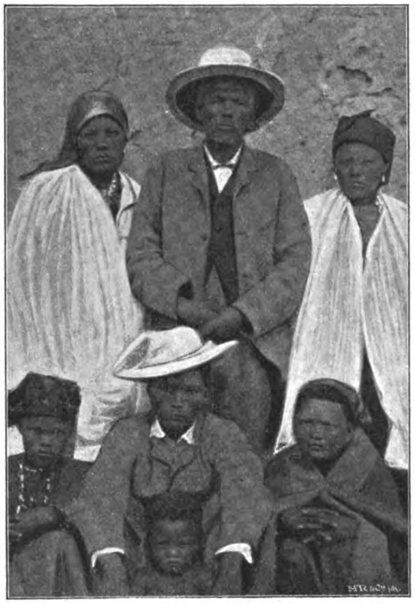
Dr. J. Stinde hat ſeinerzeit („Neues Licht“ Daheim, Nr. 29) ausführlicher über die geplante neue Beleuchtungsart mittels Acetylen (Calciumcarbid) berichtet. Wie in Nordamerika und England, ſo hat ſich inzwiſchen auch in Deutſchland eine Geſellſchaft zur Ausbeutung der Erfindung gebildet, und man nahm wohl an, daß das Acetylengas das Steinkohlengas in kurzer Zeit verdrängen würde. Schon wurde in einem Vortrag in Berlin auch eine Acetylen-Tiſchlampe vorgeführt, die in ihrem Fuß eine geringe Menge Calciumcarbid barg, aus welchem nach dem Öffnen eines Waſſerzufluſſes zehn Stunden lang eine Flamme von 45 Kerzen Leuchtkraft genährt werden konnte. Trotzdem ſcheinen, wie wir dem „Prometheus“ entnehmen, die Hoffnungen etwas zu hoch geſpannt geweſen zu ſein; vorläufig wenigſtens kann an eine ſo ausgedehnte Verwendung des Acetylens zur Beleuchtung, wie man anfangs erwartete, nicht gedacht werden; die Koſten der Herſtellung des Calciumcarbids ſtellen ſich nämlich denn doch zu hoch. Um ein Beiſpiel anzuführen, belaufen ſich die Koſten für 100 Kerzen Lichtſtärke bei Gasglühlicht jetzt unter normalen Verhältniſſen in der Stunde auf 2½ Pf., während die Acetylenbeleuchtung bei den heutigen Preiſen aller zur Erzeugung der gleichen Lichtmenge erforderlichen Rohſtoffe über 9 Pf. koſten würde. Das ſchließt natürlich nicht aus, daß dem Acetylen für einzelne Fälle eine ausgezeichnete Brauchbarkeit zugeſprochen werden darf.

Einen ſcheinbar höchſt phantaſtiſchen Vorſchlag zur Gewinnung einer neuen Betriebskraft macht der Franzoſe Berthelot. Er meint, daß die Menſchheit bei der früher oder ſpäter eintretenden Erſchöpfung der Kohlenvorräte ſich nicht allein auf die Waſſervorräte verlaſſen, vielmehr daran denken müſſe, die Erdwärme als Kraftquelle zu benutzen. Die heutige Technik wäre bereits ſehr wohl im ſtande, Bohrlöcher drei bis viertauſend Meter tief in das Erdinnere zu treiben. In dieſer Tiefe finde ſich Waſſer, das durch die Hitze des Erdinnern zu verdampfen ſei — mittels dieſes hochgeſpannten Dampfes könne man dann Maſchinen betreiben.

Sprechſaal.

Das Siegel von Nürnberg zeigt die Geſtalt einer Harpyie, einen (heraldiſchen) Vogel mit dem Oberkörper und dem gekrönten Kopf einer Jungfrau. Kann mir einer der Daheimleſer Auskunft darüber geben, wie und wann dieſe Geſtalt in das Wappen der deutſchen Reichsſtadt gekommen iſt und welche Bedeutung ſie hat?

P. v. G.-Grodh.



Witboy und Familie.

Der alte Witboy.

Seine Tochter. Witboys Sohn und deſſen drei Kinder. Seine Tochter.

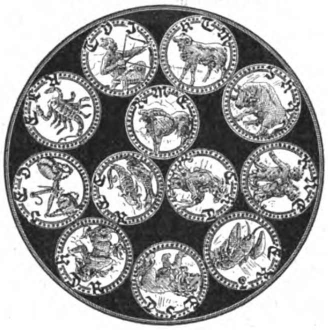
Witboy und die Seinen.

Ein liebenswürdiger Gönner des Daheim übermittelt uns eine Photographie Witboys und ſeiner Familie — wohl das erſte zuverläſſige Bild des einſtigen heftigen Widerſachers der deutſchen Herrſchaft in Südweſtafrika, das in einem europäiſchen Blatt erſcheint. Witboy ſitzt jetzt ruhig auf ſeiner Siedelung und ſcheint ſich mehr und mehr mit der neuen Zeit auszuſöhnen; Major Leutwein, ſein Beſieger, hält wenigſtens ſeinen Berichten nach dafür, daß er jetzt ein ebenſo zuverläſſiger Freund der Deutſchen ſei, wie er ehedem ihr energiſcher Gegner war. Daß dieſe Umwandelung nicht ohne innere Kämpfe in der Bruſt des ſelbſtbewußten Mannes vor ſich geht, iſt nur natürlich.

So finſter, ſchreibt unſer Gewährsmann, wie auf dieſem Bilde, iſt der Alte in Wirklichkeit nicht. Er kann ſogar ſehr vergnügt werden. Allerdings als „König von Namaland“, nach welchem Ziele er ſtrebte, würde er ſich gewiß behaglicher und mehr am Platze fühlen, wie als kleiner Kapitän in Gibeon. Seine Töchter ſehen nicht übel aus und ſtehen mit der deutſchen Garniſon in Gibeon auf freundſchaftlichem Fuß.

In unſerer Spielecke.

1. Problem: Der Tierkreis.



2. Metamorphoſen.

K	a	s	s	e	l
	*	*			
*			*		
*					*
*		*			
	*	*			
B	e	r	l	i	n

Wie gelangt man durch Metamorphoſen von „Kaſſel“ über fünf Zwiſchenſtationen nach „Berlin“?

Jede Stelle, an welcher eine Buchſtaben-Verwandlung eintreten ſoll, iſt durch ein Sternchen bezeichnet.

3. Rätſel.

Den Burſchen da mit dem ſtrengen Geſicht,
Den mag ich nicht!
Wohin er auch geht, Verſtimmung, Verdruß,
Die folgen ihm überall auf dem Fuß.
Ein fröhliches Lachen, ein heitres Geſicht
Sah er im ganzen Leben noch nicht;
Doch Taſchentücher, von Thränen naß,
Und Züge, vor Scham und Ärger blaß:
Das macht ihm Spaß.
Doch muß er wohl auch ſein Gutes haben.
Iſt er doch eine von Gottes Gaben.
Und hat ihn der liebe Gott ſo gemacht,
Hat Er ſicher auch Gutes dabei gedacht.
Und iſt er kein Sekt, iſt er wohl Medizin,
Der kann man doch auch nicht immer entfliehn.
Du hör' ihn nur geduldig an,
Vielleicht, daß er Dir doch wohlthun kann.

H. H. Neuſalz.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 40.

1. Rätſel. Einfluß. — Ein Fluß.

2. Röſſelſprung.

Auflöſung:

Natur und Leben.

Iſt im Lenz der Himmel trübe,
Wiſſen wir, trotz Sturm und Regen,
Daß der hellen, ſchönen Tage
Doch noch viele kommen werden.
Aber hüllt im Herbſt die Sonne
Sich in graue Wolkenſchleier,
Fühlen wir, daß es zu Ende
Mit der Herrlichkeit des Jahres.
Trifft uns Kummer in der Jugend,
Schlägt das Herz bald wieder freier,
Denn ihm ſagt ein ſelig' Ahnen,
Daß noch reich an Glück das Leben.
Aber naht das Leid im Alter,
Wo kein Zukunftstraum es mildert,
Beugt's die Seele tief und tiefer,
Bis ſie frei ſich ringt im Tode. —

M. Sch. (Kaſſel.)

Schlüſſel:

		75	36	77	38	79	40	81	42		
		22	73	48	71	46	69	44	95		
21	74	35	76	37	78	39	80	41	82	43	96
34	23	20	49	72	47	70	45	68	97	94	83
19	50	33	24	1	4	113	116	93	84	67	98
32	25	18	51	114	117	128	3	66	99	92	85
17	52	31	26	5	2	115	112	91	86	65	100
30	27	16	53	118	109	8	127	64	101	90	87
15	54	29	56	9	6	111	108	61	88	63	102
28	57	14	119	110	107	10	7	126	103	124	89
		55	58	121	12	105	60	123	62		
		120	13	106	59	122	11	104	125		

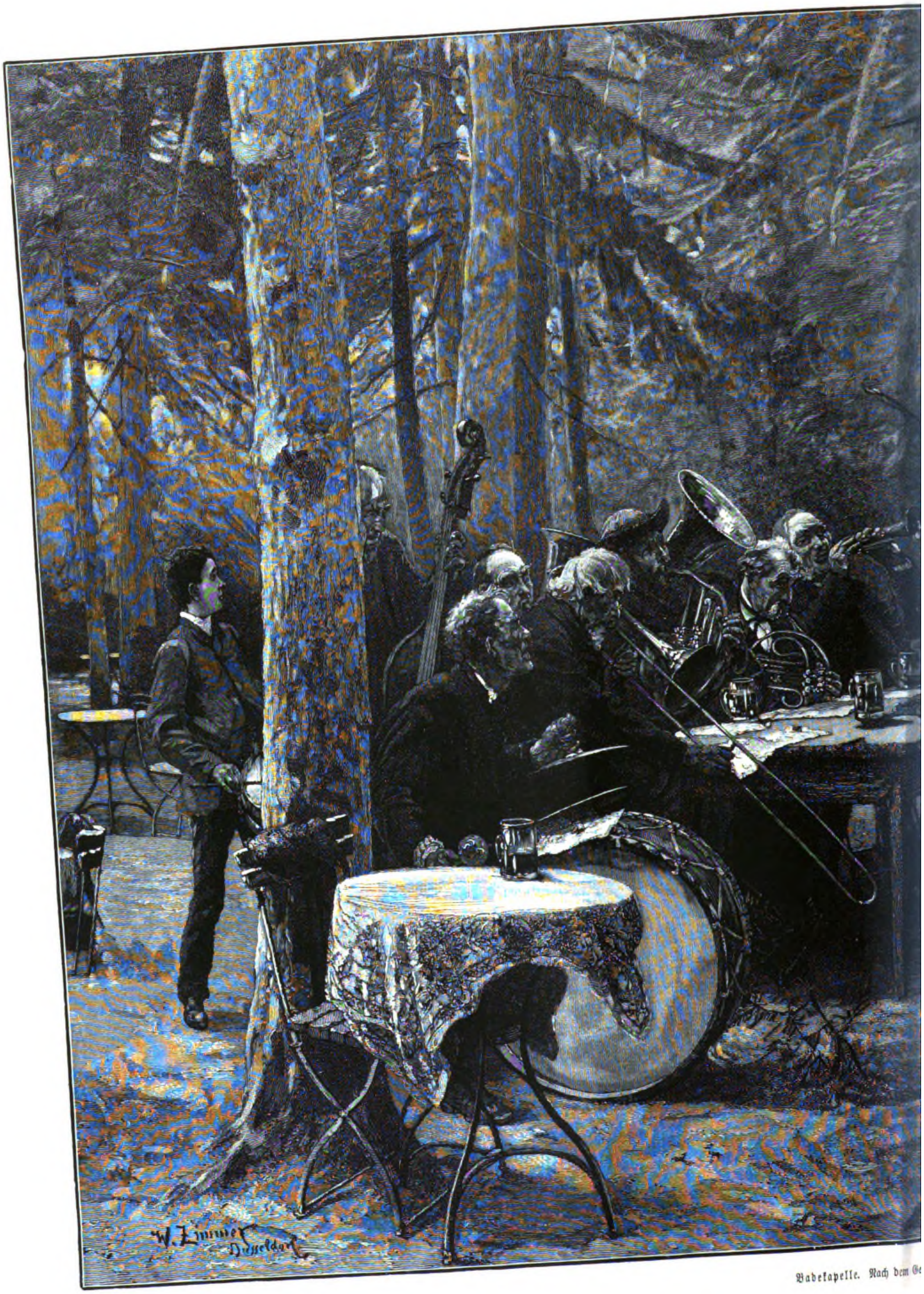
3. Zweiſilbige Scharade. Zaungaſt.

Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

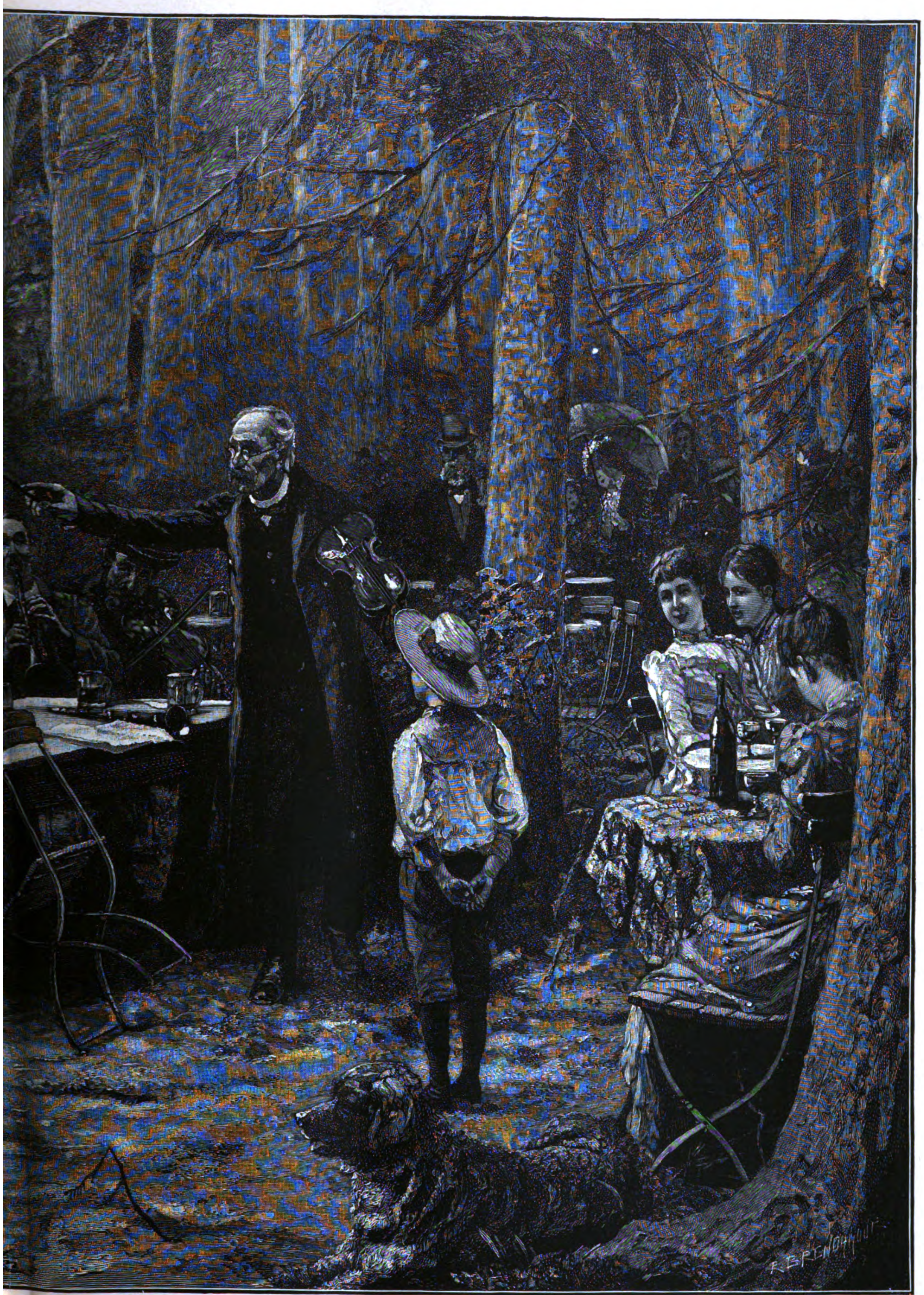
Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das vierte Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXXI. Jahrgang Nr. 40) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pfg. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pfg. (2 Nummern 60 Pfg., 3 Nummern 85 Pfg.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Inhalt: Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Wo ich Kaiſer Wilhelm I. zuerſt ſah. Von Hermann Ferſchke. — Durch tiefe Waſſer. Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von H. von Krauſe (C. von Hellen) (Fortſetzung.) — Sommer. Gedicht von Frida Schanz. — Zur 150jährigen Jubelfeier der Herzogl. Techniſchen Hochſchule Carolo-Wilhelmina in Braunſchweig. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeſchichte des techniſchen Hochſchulweſens. Von J. R. Mit drei Bildniſſen und vier Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Der Schmetterling. Von Theo. Gruſt; Zwiſchen zwei Welten. Von Herm. Kaulbach; Studie von Rob. Haug. — Altertumskunde. — Pflanzenkunde. — Naturkunde — Völkerkunde. — Forſchungsreiſen. — Technik. — Sprechſaal. — Witboy und die Seinen. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An** die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig,** Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


W. Zimmer
Düsseldorf

Badekapelle. Nach dem


R. BRENDAMOUR

mälde von Wilhelm Zimmer.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Juli 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 42.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Horch! Jetzt antwortete eine menſchliche Stimme. Als Eberty einige mächtige Sätze durch das Unterholz machte, hörte er auch das Kläffen eines Hundes.

„Hier! Hier!“

Was Kurt nun ſah, war — ſo gehoben und abenteuerdurſtig ſeine Stimmung auch allmählich geworden — doch etwas ganz Ungewöhnliches: an einem Baumſtumpf kniete, die Wangen hoch gerötet, das Pelzmützchen mühſam auf einem Ohr, ein junges Mädchen, das ſich mit einem mächtigen Buſſard im wahren Sinne des Wortes herumſchlug.

Trotzdem der Buſſard flügellahm geſchoſſen war, ſchien die Wut ſeine Kräfte zu verdoppeln. Die mächtigen Fänge hatten ſich in die Jackenärmel des Mädchens gekrallt. Der Schnabel ſchlug zu, wohin er traf.

„Halten Sie ihn doch! Halten Sie ihn doch! Solches Prachtexemplar darf nicht elend umkommen.“

„Pardon, Gnädigſte, aber das Umkommen ſcheint mir hier nicht zweifelsohne auf des Vogels Seite zu ſein!“ Den Buſſard mit feſter Hand ins Moos drückend, fügte er hinzu: „Ich geſtatte mir, mich vorzuſtellen. Mein Name iſt von Eberty.“

„Ich danke Ihnen,“ ſagte Eva und ſetzte ſich, der Heftigkeit des Tourniers erſt nachträglich ſich bewußt werdend, tief atmend auf den Baumſtamm. „Sie ſind abkommandiert geweſen und erſt vor kurzer Zeit wieder zurückgekommen. Ich weiß ſchon. Nun müſſen wir aber den Vogel durchaus in den Wagen bekommen.“

„Ich ſtehe ſelbſtverſtändlich ganz zu Dienſten. Wenn gnädiges Fräulein hier aus der linken Rocktaſche ein rotes Tüchlein, das ich den Vorzug hatte, zu finden, herausziehen wollten, und hier aus der rechten mein Taſchentuch, wird ſich die Sache ſchon machen.“

Eva wurde dunkelrot, aber ſie that, wie ihr geheißen.

Dann nahm man den Buſſard in die Mitte, umwickelte ihm Kopf und Fänge und ſetzte ſich — Schnackeduz voran — in Bewegung.

„Wollen gnädiges Fräulein nicht Ihrem Groom ein beruhigendes Zeichen geben? Ich glaube nicht, daß er ein Held iſt, wenigſtens im Frieren nicht.“

Ohne einen Augenblick des Beſinnens ſtieß Eva den ihr geläufigen gellenden Indianerpfiff aus, ſo daß Eberty, dem dieſe Art der Verſtändigung neu war, den Buſſard beinahe wieder frei gegeben hätte.

„Gnädiges Fräulein haben die letzten Jahre dem Altenburger Stift die Ehre Ihrer Anweſenheit zu teil werden laſſen?“

„Ja, erſt hatte das Stift die Ehre, mich kennen zu lernen, und jetzt haben Sie die Ehre, angeſichts beſchneiter Tannen und eines angeſchoſſenen Habichts. Bitte, laſſen wir die Ehre aus, bis ich wieder im Wagen ſitze. Alſo den Buſſard da, — verſtehen Sie ſich eigentlich auf Vögel?“

„O, koloſſales Verſtändnis — natürlich, wenn auch nicht als Ornithologe von Fach in Einteilung von Arten und Familien. Familie Stieglitz, Familie Krähe, und, wo es hochbeinig wird, Art Reiher — dürfte genügen; alles übrige Gevögel ſich in kleinen Variationen anſchließend. Größte Hauptſache in Ornithologie, daß die Kreatur anſtändig behandelt wird. Sehe mit Genugthuung, daß gnädiges Fräulein nicht die kleinſte Vogelfeder auf Ihrer Kopfbedeckung haben.“

Eva lachte: „Ich meinte es nur inſofern, als es ſich darum handelt, den Buſſard durchzubringen. Jeder gefangene Vogel iſt mir ſonſt wider den Strich. Dieſes flügellahme

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Geſchöpf würde jedoch in nächſter Nacht ſchon der Fuchs holen — und daher —"

„Natürlich. Jeder ſolcher Lumpenhunde wird vom anderen abgethan, ſagt Goethe, wenn auch nicht in Beziehung auf Fuchs und Habicht."

Eigentlich war dieſer Buſſard ein gräßliches Tier; nahm er doch die Aufmerkſamkeit in Anſpruch, wo jeder Blick, der dieſem eben erblühten, lebensvollen, originellen Geſchöpfe an ſeiner Seite nicht gehörte, Eberty wie ein Raub dünkte, ein Raub an etwas Ungekanntem, Ungeahntem, das ihm jeden Schritt, den er an Evas Seite machte, als den Weg in eine neue Welt erſcheinen ließ.

Doch da war der Pony, und da war das Ziel.

„Ich habe mich ſchrecklich gefürchtet," ſagte zähneklappernd und knieſchlotternd der Johann, als man in den Bereich des Wagens trat.

„Und was nun?" fragte Eberty, den Habicht in den krampfhaft zufaſſenden Händen.

„Bitte wickeln Sie ihn in die Wagendecke," bat Eva, und ſorglich wurde der Habicht zum Baby geformt und auf den Boden des Wagens gebettet.

Es war jedoch ein Wäglein, das des Schutzleders entbehrte, und rückſichtslos ſtrich der kalte Wind über Eva hin, als ſie Platz genommen hatte. Nur ein Augenblick und Ebertys Paletot lag auf ihren Knieen.

Dann ſchüttelte er ihr kräftig die Hand und trat grüßend zur Seite: „Empfehle mich, gnädiges Fräulein."

„Das kann ich nicht annehmen, wirklich nicht," rief Eva, den Paletot in der erhobenen Hand, während Eberty noch einen Blick zurückſandte.

Er ſah ſie aufrecht im Wagen ſtehen, das blonde Haar von der ſinkenden Sonne angeleuchtet, die hohe Geſtalt in dem eng anliegenden pelzverbrämten Jäckchen in einer etwas knabenhaften Anmut, und doch ſo ganz das Bild der voll erblühten, friſchen Maid.

Noch einmal fuhr die Hand an die Mütze, und dann verſchwand die jugendlich kräftige Geſtalt des Offiziers im Gebüſch.

„Jetzt dürften der Herr Leutnant mit dem Frieren daran ſein," meinte ein wenig unehrerbietig der Johann. —

Wie der ſibiriſche Frühling innerhalb weniger Tage die unwirtlichſten Auen in lachende Gefilde verwandelt, ſo waren mit einem Schlage in dem Herzen des jungen Mannes die Roſen erblüht.

War das eigentlich derſelbe Weg, den er hergegangen? Dieſelbe liebe alte Sonne? Natürlich war ſie es; ſie, die ſchon dem Paradieſe geleuchtet hatte!

Kurt hatte das Gefühl, als müſſe er ihr zunicken, wie einer alten Gefreundeten, und nicht allein ihr, ſondern jedem, der ihm begegnete.

Nicht einen einzigen Vers hatte Kurt von Eberty während ſeiner traumhaften Wanderung zu ſtande gebracht, und doch war es ihm zu Sinne, wie nach einem gelungenen Gedicht.

Da war das Haus, in das er eintreten ſollte, da war ſeine Stube, und da war auch Murr, der Dackel, nicht etwa im Rauchfang hängend, ſondern von unbändiger Freude beſeelt.

„Wedle, mein Hündchen, wedle ſchneller, noch ein ganz wenig ſchneller, ſintemalen es heute allerdings ein Freitag iſt, und dazu der dreißigſte Tag im Monat, und doch ein ſo glücklicher, ein ſo überaus reizender Tag! Morgen, mein Hündchen, dürfte es weniger reizend ſein, inſofern wir ſtrammen Dienſt haben und in die neue Wohnung ziehen müſſen. Aber übermorgen lacht die Sonne wieder, wenn wir hinaus reiten dort auf das Land, wo er, er, der Glückliche, weilt — nämlich unſer Paletot. Drum wedle, Hündchen, wedle ſchneller, noch ein ganz klein wenig ſchneller!"

7. Kapitel.

Ein altes Sprichwort will behaupten, daß kein Wetterſchlag ſich ſo hart anfühle, als er ſich vom Fenſter aus das Anſehen gibt. Ein zweites Sprichwort ſtellt die Hypotheſe auf, daß man durch einen feſten Griff in die Neſſeln ihre Stiche am beſten parieren könne. Beide Sprichwörter ſollten in den Augen der Familie Senf glänzend gerechtfertigt werden. Unter Sorgen und Bangen hatte man den Schrecken des Umzuges entgegen geſehen, und nun geſtaltete er ſich überraſchenderweiſe zu einer Auffriſchung aus der trüben Lache des ſtagnierenden Alltagslebens.

Abermals trat ein Sprichwort in die Schranken, welches beſagte: „Luſt und Liebe zu einem Ding machen Müh' und Arbeit gering." Die beiden Burſchen des Leutnants von Eberty, die ja auch gleichzeitig die Möbel ihres Herrn ins neue Quartier ſchafften, entwickelten ſich wirklich als ein paar nette, anſtellige Leute, denen es nicht darauf ankam, für ein gutes Wort und ein Fläſchchen Bier einmal ordentlich zuzufaſſen.

Da war ja auch er ſelbſt, der gute, alte, bewährte Freund des Hauſes. Hatte er doch im Vorbeigehen Fräulein Leontine die Hand gereicht, in ſeinen Augen ein ſeltſames Leuchten, wenn auch nur dem Blicke der — Freundſchaft wahrnehmbar. Hatte ſie doch, ein weißes Tüchlein um das Haupt geſchlungen, wie im Übermute früherer Tage mit dem langen Federwedel vor ihm ſalutiert! Hatte er doch einen auf dem Boden verlorenen „Pariſer" des Rates auf der Degenſpitze balanciert.

„Geſtatten gnädiges Fräulein — den perſiſchen Schuh!" und dergleichen Sachen mehr. Dafür hatte ſich dann in ſeiner Stube eine duftende Taſſe Kaffee eingefunden — man wußte nicht, woher ſie kam — peinlich jedenfalls, aber zweifelsohne labend und erwärmend.

Gelegenheit zur Gegenleiſtung bot eine ſchüchterne Anfrage von oben, ob der Burſche wohl ein wenig helfen könnte, während Herr von Eberty zum Eſſen gegangen ſei. Auf die leiſe Anfrage folgte vernehmlich das Ja, und Kurt ſchickte ſich an, das Haus zu verlaſſen, machte aber, kurz entſchloſſen, vor der Thüre noch einmal kehrt, um das Terrain ſeiner neuen Bodenkammer noch bei Tageslicht zu rekognoſzieren. Alſo das war ſein Reich; nebenan lag das der Bewohner aus der Bel-Etage, und nur eine dünne Bretterwand bildete die Scheide.

O du mein Schreck! Da haſtete es die Treppe herauf, ein paar Freundinnen von Fräulein Leontine, das muntere Ännchen Linker, und das ein wenig ſchwärmeriſch angelegte Thereschen Lange, beide edel, hilfreich und gut, und mit allerlei Dingen ſchwer beladen.

Nur jetzt nicht ihnen begegnen! Die Geſchichte wäre unrettbar geweſen, und haſtig zog Eberty die Thür hinter ſich zu.

„So," ſagte Ännchen, die muntere, und ſetzte aufatmend einen Reiſekorb nieder, „das wäre beſorgt. Es ſind Leontinens Fahnen aus der Ballzeit darin. Geht Ihr eigentlich zum nächſten Kaſinoball?"

„Nein, kein Gedanke daran. Wer ein bißchen was iſt, geht überhaupt nicht hin."

„Hoho, kenne das, ſo heißt es immer. Kommt man nachher jedoch in die Garderobe, ſo ſchält ſich einer nach dem anderen aus den Radmänteln heraus, lauter Leute, die ‚ein bißchen was ſind.' Ich meinerſeits habe nichts anzuziehen."

„Aber Anna, Dein Blaues mit dem Silber iſt doch noch fuchsneu!"

„Ich kann unmöglich dieſen Winter genau ſo aufgehen, wie ich im vorigen untergegangen bin."

„Und Dein gelbes, das ‚Amüſierkleid?'"

„Iſt bei Spindler; der wäſcht mir regelmäßig den ‚Amüſier' heraus."

Jetzt kam es abermals die Treppe herauf.

„Helft mir ein wenig, Kinder," rief Leontinens Stimme, während ein Korb hart auf den Boden geſetzt wurde.

Dann im Flüſtertone: „Kinder, wartet noch! Eine Nachricht habe ich für Euch — bitte, ſetzt Euch auf den Korb."

Eben wollte Eberty ſich als unfreiwilliger Lauſcher melden, als ein Wort ihn auf ſeinem Poſten verharren ließ.

Schon die ungewöhnliche Höhe des Organs, die Schärfe des Dialektes ließen bei Fräulein Leontine auf eine Erregung ſchließen, bei der ein dunkles Vorgefühl ihm ſagte, daß ſeine Perſon derſelben nicht fern ſtehen könnte, wenn auch fürs erſte indirekt.

„Alſo Ihr wißt doch, Mädchen, von der neu auftauchenden Schönheit, die da Stadt und Land in Bewegung ſetzt?“

„Natürlich, keine andere, wie die Eva von Vollanden. Ja, wer ſo ausſähe, wie die ausſieht! Was hat denn die Stadt wieder an ihr zu zauſen? Ein Körnchen Neid pflegt dabei mit unterzulaufen; — natürlich?“

„Aber ſo höre doch! Unten bei Muttern iſt nämlich die Mietsfrau Petereit wegen der neuen Köchin, und die Frau lügt nicht, die hat es mit ihren eigenen Augen geſehen.“

„Was hat ſie denn geſehen?“

„Nun, als ſie geſtern quer durch den Wald längs des Richtſteiges eilt, weil ſie vor Abend noch in der Stadt ſein wollte, wen ſieht ſie in dem Gebüſch ſich ergehen? Keine andere, wie eben dieſe Eva von Vollanden, und ihr zur Seite — ein Offizier, den die Petereit nicht erkennen konnte. Da ſich kaum annehmen läßt, daß, trotz der Ungebundenheit in der Entfaltung, ſolche Promenade den Eltern angemeſſen erſcheint, ſo wird ſie wohl eben hinter dem Rücken der Eltern geſchehen ſein, als Reſultat der Erziehung in dem fürnehmen Inſtitut. Da läßt man den Wagen halten, ſucht im Sommer Erdbeeren, im Winter Tannenzapfen, und der Betreffende ſucht eben mit. Es iſt ein Jammer, daß die Petereit nicht ergründen konnte, wer der Offizier geweſen iſt; aber ich — ich erfahre es — durch —“

In dieſem Augenblicke fielen in der Nebenkammer ein paar aufgebaute Kiſten polternd zu Boden. Ein Schrei, und die Mädchen ſtoben aus einander, gleich den Hühnlein, unter die der Habicht ſtößt!

Der dort in der Thüre ſtand, die Augen zornblitzend, das Haupt erhoben — ſcheinbar um mehrere Zoll gewachſen — war das der lachende, harmloſe, gemütliche Eberty?

An Leontine vorüber ſtreifend, als ſei ſie ein Nichts, trat er harten Schrittes vor das luſtige Ännchen und das ſanfte Thereschen hin. Ihnen allein galten ſeine Worte: „Ich erfreue mich des Vorzuges, meine Damen, Ihrem vermutlichen Wiſſensdrange für den Waldſpaziergang des Fräuleins von Vollanden entgegenkommen zu können. Ich ſelbſt bin derjenige geweſen, der, ohne daß ich zuvor die Ehre hatte, Fräulein von Vollanden zu kennen, Gelegenheit fand, ihr zufällig einen Dienſt leiſten zu dürfen. Sollten die Damen Petereit und — Senf ihrem Bedürfnis für fernere derartige Mitteilungen nicht Einhalt gebieten können, ſo werden Sie hiermit um Richtigſtellung der Sachlage ergebenſt gebeten. — Empfehle mich zu Gnaden!“

Die Hacken ſchlugen an einander, die Hand fuhr an die Mütze, — für Leontine hatte er nicht einen Blick gehabt.

Mit feſt zuſammengepreßten Lippen ſtand dieſe da; die Hand ſpielte nervös mit den Franzen ihres Shawls.

Alſo ſo ſollte das Ende ſein? So — ſo? —

Trotzdem war Leontine keine Natur, ihre Gefühle preiszugeben. Ohne ſich nach den Mädchen umzuſchauen, feſt den Treppenwolm faſſend, ſchritt ſie mit der Haltung einer entthronten Königin Stufe für Stufe ſchweigend hinab.

Über das Geländer gebeugt aber ſtanden die Freundinnen, und zwei erſchreckte Augenpaare folgten ihr, bis der letzte Schimmer ihrer Geſtalt entſchwunden war. Dann ſchlangen in gleichem Impuls die Mädchen die Arme in einander, weinten ein weniges, flüſterten ein vieles, bis — ſie wußten ſelbſt nicht, wie — ein alter Vers einer noch älteren Kindermuhme ſchüchtern auf der Bodenkammer erklang:

„Schatz verloren, Schatz verloren
In dem großen Regen!
Laßt ihn laufen, laßt ihn laufen,
Iſt nichts dran gelegen!“

---

8. Kapitel.

Der Kleinſtadtluft entronnen!

O wie weitete ſich Ebertys Bruſt, als er, dank eingehender Sorgfalt bei der Toilette, dem Äußeren nach beinahe Kriegsgott, in innerſter Seele glücklicher Menſch, zur Viſite nach Willmersdorf durch eben jenen Wald ſprengte, in dem er „ihr“ zum erſtenmal begegnet war.

Hier war die Stelle, an welcher der Wagen gehalten — jenſeits des Teiches dort hatte er den Laut ihrer Stimme vernommen. Ihm war es, als ſpüre er noch einmal den Duft von Moos und Blättern, der dem Tuch entſtrömt war, juſt wie an jenem Tage.

Zur Viſite nach Willmersdorf! Keine Viſite, bei der ſich in Teilung des Unvermeidlichen an dienſtfreien Vormittagen die Kameraden zu rotten pflegten, mitſammen zu ſeufzen, wenn man angenommen wurde, und vergnüglich ſchmunzelnd abtrottend, wenn „die Herrſchaften bedauerten.“

Oſtpreußen iſt das Land, wo die Gaſtfreundſchaft in Blüte ſteht; zumal an ſtillen Sonntagen iſt der Händedruck des Wirtes dem unerwarteten Ankömmling gegenüber aus dem Herzen kommend; und eines nicht zu großen Aufwandes an Überredung bedurfte es, daß der Leutnant von Eberty einfach „über Mittag“ dablieb. Er durfte es auch nicht übel nehmen, wenn der Hausherr dem Brauche eines kleinen Schläfchens nach Tiſche fröhnte, und Frau von Vollanden ſich mit Auerbachs „Auf der Höhe“ erging.

Währenddem war es wohl ſelbſtverſtändlich, daß Eva den Gaſt ein wenig mit der Wirtſchaft vertraut machte und daß dem Buſſard zunächſt als Bindeglied der Bekanntſchaft ein Beſuch abgeſtattet, reſpektive ein Stückchen Fleiſch auf der Säbelſpitze präſentiert wurde. Dann tauſchte man, wie das ſo in Willmersdorf Sitte iſt, einen flüchtigen Blick mit Schafen und anderen Wiederkäuern und verweilte lange und eingehend, ganz dem gemeinſchaftlichen Intereſſe hingegeben, bei den Roſſen. — —

Dann gingen wieder einige Tage ins Land, und Eberty, der gedankenlos durch die Gaſſen ſchlenderte, fuhr wie elektriſiert zuſammen, als er, um die Ecke der Hauptſtraße des Städtchens biegend, plötzlich dem Ponywagen gegenüber ſtand. Man hatte Jung-Eva und Fräulein von Hirſch mit Beſorgungen mannigfacher Art nach der Stadt entſendet. Während nun im Innern des größten Kaufhauſes der jüdiſche Mann in Demut erſtarb, hielt vor deſſen Pforte die Equipage.

„Herr Leutnant von Holm und Herr Leutnant von Eberty ſind eben vorüber gegangen,“ berichtete Johann pflichtſchuldigſt ſeinen Damen. „Haben tüchtig hinein geſchaut.“

Derlei Begegnungen, ſo flüchtig ſie waren, ſo wenig Anhalt für das Aufkeimen von Hoffnungen irgend welcher Art ſie bieten mochten, bildeten für Eberty dennoch den Punkt, an dem der Hebel des Fühlens und Denkens angeſetzt wurde. Sie waren der Ausgangstag der Zeitrechnung, und geradezu unmöglich dünkte es dem jungen Offizier, nach dem Gnadengeſchenk einer ſolchen Begegnung ſich von den Kameraden zu dem üblichen Tülpchen Bier ins Schlepptau nehmen zu laſſen.

Der Zeitſtrömung Rechnung tragend, hatte ſich auch das Beet, von dem jenes Tülpchen gepflückt wurde, gänzlich verſchoben.

Frau Kaſſandra Dreier hatte ihrer Zeit richtig geweisſagt, daß mit dem Auftauchen der Eiſenbahn ihr Stern verbleichen würde, inſofern der Reſtaurateur des neuen Bahnhofs als glänzender Komet emporgeſtiegen war. Nicht allein, daß dieſer Mann als ehemaliger fürſtlicher Leibkoch ſich in Fineſſen erging, die den guten Schwarzenbergern fern gelegen hatten, — das Bahnhofsgetriebe hatte für den engen Geſichtskreis der Kleinſtadt den Reiz eines unerſchloſſenen Gebietes. Das reiſende Publikum war gewiſſermaßen der Schauſpieler, — in ſeiner Eingewöhnung in die Mimik des Reiſens.

Da war der Bauer, der, wenn er ſeine Kartoffeln an den Mann gebracht, 'mal ein Endchen probieren wollte, ob man in dem Wagen da wirklich aufrecht ſtehen konnte.

„Akkurat als wie in der Stow.“ Wobei der uneingeſtandene Hintergedanke oft genug der war, das heimlich vorgeſpannte Zugtier doch irgendwo zu „belapſen“.

Angezogen von der roten Mütze des Vorſtehers, ſtrebte die Mehrzahl der Reiſenden wegen Anweiſung des Platzes ſtetig dieſem zu, und barſch und barſcher wurde mit jedem Zuge die Hinweiſung an den Schaffner.

„Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut,“ ermahnt uns Goethe, aber ſcharf im Bann des knappen Wortes ſteht der preußiſche Beamte.

Das ausgiebigſte Feld der Beobachtung bot in zahlreicher Vertretung der Paſſagier dritter Klaſſe.

Da war der Kleinbürger, der, mit dem Gleichmut der Hingehörigkeit ſein Billet verlangend, direkt dem Koupee zuſteuerte. — Dort, gehobenen Hauptes, trotz der Eile ſpähend, ob man ſie auch ſähe, die Gemüſefrau ohne Korb, die ſich einmal „nobel“ machen wollte. Zum dritten, leiſe am Schalter ſprechend, in den dichteſten Haufen gemiſcht, gelegentliche Überläufer aus der zweiten Klaſſe, Leute, die, an den Stationen den Fenſterplatz meidend, bei Begrüßungen ſich gewiſſermaßen „ertappt“ fühlen, die zur Sommerszeit die Polſter für zu heiß erklären, und zur Winterszeit mehr Geſellſchaft ſuchten. Schwer und vereinzelt nur findet das Wort „zu teuer“ den Weg über die Lippe.

Dort unternimmt eine Mutter mit dem Töchterlein einen erſten Ausflug in die Welt hinein! Noch ſteht man unter dem Zeichen des alten Urianliedes, wonach „So jemand eine Reiſe thut, ſo kann er was erzählen,“ und ſcharf haftet der Blick an den erſten Etappen ſolcher Reiſen, an den Stationen.

„Gretchen, notiere Bittershauſen,“ mahnt die Mutter, und Gretchen notiert; ſie notiert Kapkeim und Rosbitten und Narfken und Buckenhagen, immer Auge, immer Ohr.

Während dem Reiz der Beobachtung ſeitens der Kameraden alſo gefröhnt wurde, hatte Eberty nur noch zu Zeiten einen Blick des Intereſſes dafür. Für ihn gab es Tage, in denen er meinte, es nirgends aushalten zu können, als allein in ſeiner Klauſe, als einzigen Geſellſchafter Murr, den Schnellwedler. Beſonders hatte es ſeinen berückenden Reiz, wenn es im Gemache ſchumrig wurde, die Straßenlaterne ihr mildes Licht ins Fenſter ſandte und die dienſtesmüden Glieder ſich läſſig auf der Chaiſelongue ſtreckten, — mit dem Duft der Cigarette verwoben ſich dann allerlei Gedanken zum wachen Traum.

Früher hatte Eberty wohl auch öfter geträumt, und in den Traum hatte ſich, wenn auch ein wenig unbeſtimmt in ihren Umriſſen, hin und wieder eine „holde Kleine“ eingedrängt. Das Bild mochte wohl dem engen Rahmen der Häuslichkeit entlehnt ſein, in dem ſein Mütterlein mitſamt dem Schweſternpaar zu walten pflegte, wenigſtens deutete es leiſe darauf hin, daß neben jener holden Kleinen allmählich ein Korb mit ſchadhaften Socken erſtand. Daß dieſe Socken ſeine Socken waren, war der Reiz bei der Geſchichte.

Allmählich hatte ſich das Gebilde verſchoben, und zwar hatte zuerſt der Korb mit den Socken das Weite ſuchen müſſen. Sie, die Hauptgeſtalt, ſtand aufrecht im Strahl flimmernden Lichtes, wie es die vier Wände nicht zu faſſen vermochten. Sich langſam aus einander ſchiebend, waren die Wände zum Waldesdom geworden, und inmittten dieſes Waldes, ſonnenumſpielt, ein Pfad, auf dem zwei Leute wandelten, ’mal zu Pferde, ’mal zu Fuß, zumeiſt Hand in Hand, oder, an die Schulter des Mannes ſich lehnend, ein holdes, blondes Mädchenhaupt!

Nein — nein, das war zu viel. Es war’ gut, daß in den Traum plötzlich irgend etwas Fremdes hineinklang. Was war es denn? — Nichts anderes, als Muſik, direkt über ſeinem Haupte ertönend. Ach ſo, da hatte Fräulein Leontine Senf, ſeit dem Unglückstage von Eberty nur in eiſiger Höflichkeit begrüßt, ihr Klavier gerade in das Zimmer über dem ſeinen ſtellen laſſen, eine Veränderung, welche möglicherweiſe recht unangenehm werden konnte, wenn man viel zu Hauſe blieb. Was ſpielte ſie denn eigentlich? Was war das für krauſes Zeug?

Zu anderen Zeiten hätte Eberty vielleicht, was er nicht heraus gehört, heraus gefühlt. Es war le reveille du lion, das ſie ihm letzthin geſpielt, und bei dem er ſelbſt geſagt, daß die Noten bei einer beſtimmten Stelle durch einander galoppierten. Nun übte Fräulein Leontine an dieſer beſtimmten Stelle.

Sie übte heute, ſie übte morgen, ſie übte alle Tage.

Zum tauſend noch eins! Was war denn dort oben los!

Gar nichts war los, obgleich man vielleicht gewünſcht hätte, daß das Gegenteil der Fall geweſen wäre. Fräulein Leontine wollte ſich von der Geſellſchaft zurückziehen, um ſich ganz dem Studium der Muſik hinzugeben. Darum der Transport des Flügels in ihr eigenes Zimmer — darum in Permanenz über ſeinem Haupte le réveil du lion!

Deubel auch! Das ſchien ihm mehr la revanche du lion zu ſein, und dieſer Löwe rächte ſich geradezu raffiniert! Die ganze Wohnung wurde ihm verleidet, inſofern er das Üben ſchon hörte, ſobald er nur in den Bereich der Straße kam. Wenn er wenigſtens ein Mittel gehabt hätte, dieſer offenen Chikane ein Paroli zu biegen mit Vermeidung einer direkt ausgeſprochenen Bitte.

Wie ſo oft im Leben ſollte der Zufall als Vermittler ſeine Rolle ſpielen.

Einem der Kameraden ging es ſchlecht, ſehr ſchlecht, und Eberty kam gerade dazu, als der Wunſch und die Notwendigkeit ſich bei dem armen Kerl die Hand reichten, in klingende Münze alles umzuſetzen, was da nicht klang und was da klang. In letzterer Kategorie ein Klavier, das er einſt in den Zeiten der Roſen von einem ebenfalls hilfsbedürftigen Kameraden erſtanden, der ſeinerſeits wieder den Antiquar alias Tröbler beehrt hatte. „Was ſoll denn das Ding koſten?“ fragte Eberty, in deſſen Seele plötzlich ein Licht aufging.

„Bei Barzahlung drei Thaler,“ kam es ſchüchtern von der Lippe des Mannes in Nöten.

„Drei Thaler? Menſch, biſt Du toll?“

„Gedachteſt Du mehr zu geben, ſo äußere Dich frei.“

„I bewahre, Heidengeld für den Klapperkaſten. Topp, das Pianoforte iſt mein, obſchon kein Menſch behaupten kann, daß es gerade mit der Zeit mitgegangen ſei.“

Es wäre auch niemandem eingefallen, zu behaupten, daß ſolches der Fall geweſen. Vier Fuß maß das Spinett in der Länge, zwei Fuß in der Breite — hellgelb in der Couleur, ſchwarz die unteren, weiß die Obertaſten, und die Töne! — —

Eberty öffnete den Deckel und betrachtete unter bedächtigem Pfeifen die zum Knäuel geballten Saiten, in der Seele jedoch die Zuverſicht, daß der Burſche die Geſchichte ſchon zurecht kriegen würde. Natürlich würde er das.

Noch am nämlichen Tage hielt das Klavier ſeinen Einzug, ſo daß im Schatten der einfallenden Dämmerung Eberty bereits als glücklicher Beſitzer auf dem Sofa ſitzen und es in ſtillem Genügen anſehen konnte. Der Menſch iſt doch ein ganz anderer, wenn er ein Klavier ſein eigen nennt — wie? Und ſo übel war das Ding dabei wirklich nicht, nachdem der Burſche den dunkeln Punkt mit den einzelnen Saiten zu einem glücklichen Austrage gebracht.

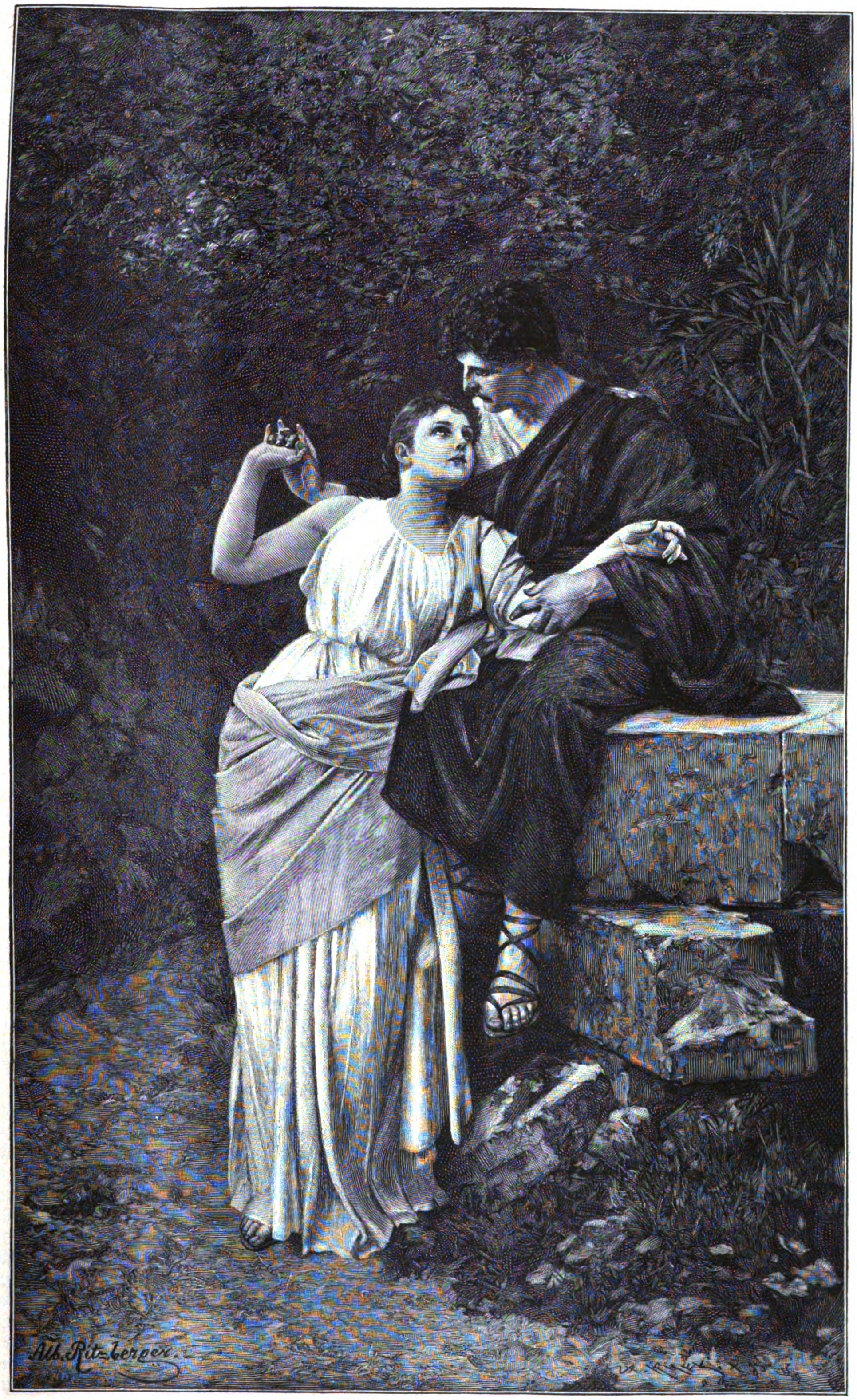
Ordnung mußte ſein, daher immer dicht an den Schrauben den Draht abgeſchnitten. Es kam auf eine Handvoll Töne ja um ſo weniger an, als man ſich auf ſtattliche Canzonen und größere Sonaten ja überhaupt nicht einlaſſen wollte.

Glücklicherweiſe hatte der ehemalige Beſitzer des Klaviers eine Unterrichtsſtunde in den Handel mit einfließen laſſen, und friſch gingen die beiden Herren an die Arbeit, unbekümmert darum, daß Murr, der Schnellwedler, in langgezogenen Tönen aus erhobenem, rundlich geöffnetem Maule die Singſtimme erſchallen ließ.

Ein jähes Abbrechen der Muſik dort oben war die erſte wahrnehmbare Wirkung des infernaliſchen Konzertes. Dann ſetzte es oben mit vermehrter Kraft ein, aber mit vermehrter Kraft tobte auch der Unterricht unten weiter.

(Fortſetzung folgt.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Alb. Ritzberger.

Liebesfrühling. Nach dem Gemälde von Alb. Ritzberger.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

Der evangeliſch-ſoziale Kongreß in Erfurt.

Von Adolf Stöcker.

(Abdruck verboten.)

Chriſtlich-ſozial, evangeliſch-ſozial: dieſe Worte gehören ſeit geraumer Zeit zu den Loſungsworten des öffentlichen Lebens in Deutſchland und in einem großen Teile der chriſtlichen Welt. Der verſtorbene Dr. Wichern hat zuerſt, ſoviel wir wiſſen, den chriſtlichen Sozialismus als das Gegenbild und Heilmittel der revolutionären Sozialdemokratie genannt, wenn auch nicht in dem ſozialpolitiſchen Sinne, der heute mit jenem Begriffe verbunden iſt. Dann haben deutſche Katholiken dem Chriſtlich-Sozialen ihren kirchlichen Stempel aufgeprägt. In den Kämpfen der chriſtlich-ſozialen Arbeiterpartei zu Berlin rollte die evangeliſche Kirche dies Panier auf, das zuerſt die meiſten Konſervativen und kirchlichen Leute fremdartig anmutete. Damals — es war im Jahre 1878 — meinte bei den Reichstagswahlen ein märkiſcher Edelmann von altem Schrot und Korn, die neue Bezeichnung tauge nichts; chriſtlich ſeien wir alle und das Wort „ſozial“ gehöre immer vor den Staatsanwalt. Seitdem haben ſich die Zeiten geändert; das Soziale iſt courfähig geworden, und jeder weiß jetzt, daß nicht alle Deutſche chriſtlich ſind, ſondern daß ſehr viele es erſt wieder werden müſſen, wenn unſer Vaterland gedeihen ſoll. In dieſem Geiſte nahm die Reichspolitik das Wort auf; bei den Verhandlungen über das Unfallverſicherungsgeſetz erklang aus den Motiven des Entwurfes und von dem Tiſche des Reichskanzlers das neue Evangelium vom chriſtlichen Sozialismus, vor dem man ſich nicht zu fürchten brauche. Inzwiſchen machte die chriſtlich-ſoziale Arbeiterpartei ihre Wandlungen durch und wurde bei der geringen Zahl ihrer Glieder aus dem Arbeiterſtande naturgemäß zur chriſtlich-ſozialen Partei. Und ganz übereinſtimmend mit ihren Grundſätzen ſchuf ſie im Jahre 1890 den evangeliſch-ſozialen Kongreß, um den ſozialen Beſtrebungen innerhalb des Proteſtantismus eine breitere Grundlage zu ſchaffen.

Frau Eliſabeth Gnauck.

Eine Anzahl von chriſtlich-ſozialen Freunden rief zum Kongreß, und viele kamen; auch ſolche, über deren Kommen man ſich wunderte. Einige von der Linken und eine ganze Schar der Ritſchlſchen Schule nahmen teil; nachdem man ſich in einer Vorbeſprechung verſtändigt hatte, ſchloſſen ſich wirklich Konfeſſionelle und Poſitiv-Unierte, alte Liberale und moderne Ritſchlianer zu gemeinſamer Wirkſamkeit zuſammen. Selbſtverſtändlich dachte niemand an eine Parteibildung; der Kongreß ſollte ein Sprechſaal für alle ſein, die, auf dem evangeliſchen Boden ſtehend, ein Intereſſe an der ſozialen Frage nehmen. So hat nun der Kongreß alljährlich getagt, immer unter lebhafter Beteiligung, zum erſtenmal in Berlin, die letzten Male in Frankfurt a. M. und in Erfurt mit einer großen Bewegung der Geiſter. In Frankfurt trat die Schule der Jungen unter Naumanns Führung als eine beſondere Richtung hervor. In jugendlichem Übereifer, aber doch aus tiefer ſozialer Sympathie mit den Landarbeitern heraus erklärte ſie dem Großgrundbeſitz den Krieg und entfeſſelte damit den Unwillen in allen ſtreng konſervativen Kreiſen. Der Ausſchuß hatte überdies der evangeliſch-ſozialen Frauengruppe, die in Berlin ſich zuſammenſchließen wollte, die unbegrenzte Redefreiheit zugebilligt, was ſofort in der Verſammlung und noch mehr nachher in der Preſſe einen Kampf hervorrief. Und um das Maß unerwünſchter Ereigniſſe übervoll zu machen, waren bei dem Schluß des Kongreſſes auch die religiöſen Gegenſätze auf einander geplatzt. Mancher fragte, ob all dieſe Erlebniſſe dem Kongreß nicht das Lebenslicht ausblaſen würden; und viele auf der Rechten wie auf der Linken wünſchten es dringend. — Da erſchien zu Neujahr 1891 noch Naumanns Blatt, die „Hilfe“, und erregte im Reichstag die Stürme, welche ſich an Stumms Namen knüpften und ſeitdem noch nicht zur Ruhe gelangt ſind. Man meinte, daß Naumann die Sozialdemokratie überſchätze, das Proletariat wachrufe, die Arbeiter verwöhne — wohl auch, daß er im Bekenntnis nicht ganz richtig ſtehe. In den letzten Monaten war die unglückliche Parole von der Verteilung des Großgrundbeſitzes unter der wildklingenden Deviſe: „Das Land den Maſſen!“ noch einmal gefallen. Grund genug, in Erfurt die ſchwerſten Auseinanderſetzungen, vielleicht gar das Auseinanderfallen zu erwarten.

Unter dieſen Umſtänden trat der letzte Kongreß zuſammen. Auch in Erfurt hatte man einen Augenblick Beſorgnis gehegt, ob nicht die Stürmer und Dränger der chriſtlich-ſozialen Bewegung die ehrſame Bürgerſchaft allzu heftig beunruhigen würden. Aber eine Erklärung des Aktionskomitees, die, wenn auch voll Anerkennung für die Jungen, doch zwiſchen ihnen und dem Kongreß eine Grenzlinie zog, beſeitigte alle Furcht. So kam man denn in der Pfingſtwoche mehr mit Hoffnung als mit Beſorgnis zuſammen. Dieſe Hoffnung hat ſich reichlich erfüllt. Freilich, die preußiſchen Miniſterien und die deutſchen Reichsämter, welche ſonſt den Kongreß durch ihre Gegenwart erfreut oder durch Vertreter beſchickt hatten, waren diesmal nicht erſchienen. Der Regierung in Erfurt war ſogar aus dem Miniſterium des Innern der gemeſſene Befehl zugegangen, nicht an dem Kongreß teilzunehmen. Ein wunderliches Vorgehen, da doch ein ehemaliger Oberregierungsrat, der noch heute in des Königs Dienſt iſt, über Staatsbetriebe redete! Und vergeblich fragt man nach den Urſachen desſelben. Man kann doch unmöglich annehmen, was hier und da ausgeſprochen iſt, daß man in den Regierungskreiſen dem Vorſtand des Kongreſſes ſeine Stellungnahme gegen Stumm übel genommen habe. Sachſen-Weimar hatte den Chef ſeines Kultusreſſorts geſandt und das Konſiſtorium in Magdeburg einen Vertreter beſtellt. Übrigens ließ ſich der Kongreß durch dieſe Unfreundlichkeiten nicht ſtören. Und Erfurt in ſeinem Bürgermeiſter wie in ſeinem kirchlichen Senior bot der Verſammlung den beſten Empfang. Sogar Fahnen flatterten in den Straßen, um die Gäſte zu begrüßen.

Mit dem Kongreß verbunden und doch ſelbſtändig findet ſich alljährlich der Ausſchuß des Geſamtverbandes der evangeliſchen Arbeitervereine Deutſchlands ein, einer Organiſation, die einen ſozialen Heerhaufen von faſt 100 000 Mann vertritt. Diesmal tagte er zuerſt; die Verhandlungen waren beſonders belebt. Auch in dieſe Reihen iſt, wenn auch brüderlicherweiſe, der Gegenſatz der Alten und Jungen gedrungen. Er wurde noch einmal ausgeglichen. An der Frage, wie man ſich zur Sozialdemokratie ſtellen ſolle, entbrannte der Geiſterſtreit. In dem Entwurf der Satzungen des Geſamtverbandes war der Kampf gegen die Irrlehren der Sozialdemokratie als Zweck des Geſamtverbandes hingeſtellt. Die Jungen unter Naumanns Führung, die dieſer Partei möglichſt entgegenkommen wollen, hätten den Satz gern geſtrichen geſehen. Die Alten, deren Führer Lic. Weber iſt, hielten mit Recht an dem Entwurf feſt. Schließlich einigte man ſich in der Faſſung: Kampf gegen die Sozialdemokratie, aber auch gegen alle arbeiterfeindlichen Beſtrebungen. Wir können uns dieſes Beſchluſſes nur freuen. Was ſoll eine chriſtliche patriotiſche Arbeiterbewegung, die den Mut oder die Einſicht nicht hat, den widerchriſtlichen internationalen Umſturzmächten offen entgegenzutreten? Wiederum wäre es ſchmerzlich, wenn die evangeliſch-ſoziale Bewegung gleich am Anfang wieder aus einander ginge. Die Feinde würden triumphieren und ſagen, daß der Proteſtantismus keiner einheitlichen Aktion mehr fähig iſt. Der Einfluß der Reformationskirche auf Deutſchland würde dadurch noch tiefer ſinken.

Gegen Abend wurde ein Eröffnungsgottesdienſt gehalten, in welchem Stadtpfarrer Dr. Wurſter aus Heilbronn anregend predigte. Dann ſammelte man ſich zur Begrüßung in dem Kaiſerſaal, demſelben Raum, wo der erſte Napoleon den Schauſpieler Talma vor einem Parterre von Königen auftreten, wo vor etlichen Jahren die deutſche Sozialdemokratie ihr Programm änderte und ihre „Jungen“ hinausfliegen ließ. Darauf wurde angeſpielt, aber nur um zu verſichern, daß der evangeliſch-ſoziale Kongreß ſeine „Jungen“ behalten wolle, weil er ſie liebe und ihre jugendlichen Sprünge zu beruhigen hoffe. Was die Arbeitervereine am Morgen im Ernſt des heißen Kampfes errungen hatten, das geſchah hier am Abend im Scherz der gegenſeitigen Begrüßung. Man will und man muß bei einander bleiben. Gewiß liegt in dem Radikalismus der jüngeren Chriſtlich-Sozialen für die älteren eine große Schwierigkeit. Anderſeits liegt darin auch wieder der außerordentliche Wert des Kongreſſes, daß in ſeinem Schoße jede Anſchauung ein Recht hat, die auf evangeliſchem Grunde ſtehen will. Wenigſtens der Sozialdemokratie kann nichts unlieber ſein, als daß in den chriſtlich-ſozialen Kreiſen jedes Problem in der unbefangenſten Weiſe diskutiert wird. Und nichts wäre der Zurückgewinnung der Arbeitermaſſen für Kirche und Vaterland verhängnisvoller als die Meinung, daß allein die Umſturzpartei den Mut habe, in den ſozialen Dingen die Wahrheit zu ſagen. Freilich glauben wir Älteren nicht, daß es durch ein Entgegenkommen gegen die Forderungen und Stellungen der Sozialdemokratie gelingen könne, einen nennenswerten Teil der Arbeiter aus den Maſſen des Umſturzes herauszureißen. Dazu hat die Arbeiterwelt von der Sozialdemokratie als politiſchen Partei zu viel Nutzen gehabt. Wohl aber iſt es möglich, auf die Partei als Ganzes einen mäßigenden und aufklärenden Einfluß zu üben. Und eben für dieſen Zweck iſt die unbefangenſte Diskuſſion der ſozialen Dinge im evangeliſch-ſozialiſchen Kongreß unerläßlich. Ein Geſichtspunkt, den man auf der Rechten mehr ſollte gelten laſſen. An dem Begrüßungsabend wirkte er offenbar entſcheidend zu der herrſchenden Stimmung mit.

Am nächſten Morgen begannen nun die eigentlichen Verhandlungen; das Eingangsgebet, die Rede des Präſidenten, der Bericht des Generalſekretärs gingen ihnen vorauf. — „Die moderne Naturwiſſenſchaft und die ſozialen Bewegungen der Gegenwart“: ſo lautete das erſte, überaus intereſſante Thema, das dem bekannten Profeſſor Furrer aus Zürich zur Bearbeitung übergeben war. Man kann nicht ſagen, daß es genügend behandelt wurde. Es ſollte nachgewieſen werden, wie die Sozialdemokratie ſich auf die Naturwiſſenſchaft beruft, ob ſie dazu ein Recht hat und was geſchehen muß, um die falſchen wiſſenſchaftlichen Poſitionen und Einbildungen des Umſturzes zu widerlegen. Statt deſſen gab der Referent eine Rede, wie er ſie etwa in einer ſozialdemokratiſchen Verſammlung ſeiner Heimat hätte halten können, um die Zuhörer ganz leiſe mit ſeinem Chriſtentum bekannt zu machen. Zu lernen war daraus wenig. — Bei der nachfolgenden lebhaften Diskuſſion kam dann manche lehrreiche Ergänzung. Es wurde berichtet, daß einige litterariſche Größen des Umſturzes dem Darwinismus offen abgeſagt hätten. Sehr begreiflich, denn die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl führt nie zu der Herrſchaft der Maſſen, ſondern vielmehr zu einer ariſtokratiſchen Verfaſſung, zum Recht des Stärkern. Wenn Bebel mit ſeiner Halbbildung für darwiniſtiſche Gedankengänge ſchwärmt, ſo iſt das eben Mangel an Denken. Wird er abgethan, ſo iſt übrigens damit noch keineswegs der Weg zum Beſſeren gebahnt. Ein demokratiſcher Materialismus iſt nicht eine Spur beſſer, als ein ariſtokratiſcher Darwinismus. Und in den ſozialen wie in den ſittlichen Verwüſtungsplänen finden ſich dann doch die beiden Richtungen freundſchaftlichſt zuſammen.

Den zweiten Vortrag hielt der durch ſein Buch: „Reform oder Revolution“ ſchnell bekannt gewordene Rat bei der Oberrechnungskammer, C. von Maſſow, über „die ſozialen Aufgaben des Staates als Arbeitgeber.“ Der Referent ſprach faſt mehr vom Staate als Arbeitsvermittler für die Arbeitsloſen, als von ſeinen Aufgaben in ſeinen eigenen Betrieben. In der guten Zeit der mächtigen Sozialreform hat unſer Kaiſer das vornehme Wort geſagt, daß die Staatsbetriebe Muſterbetriebe ſein ſollen. Das ſind ſie eben noch immer nicht, weder in der Abmeſſung der Arbeitszeit noch im Arbeitslohn, weder in der Sonntagsfrage noch in der Organiſation. Hier kräftig einzuſetzen, auf Grund von Thatſachen Kritik zu üben, mit Sachkunde beſtimmte Forderungen zu ſtellen: das wäre in der That eine überaus dankbare Aufgabe des Kongreſſes. Einiges in dieſer Richtung kam denn auch zum Vorſchein, als die Männer des praktiſchen Lebens und der Wiſſenſchaft in die Debatte eingriffen. Und es gereicht gewiß dem Fiskus zur Ehre, daß auch lobende Stimmen für ihn laut wurden. Nur die Verkehrseinrichtungen des Staates blieben ohne Ruhm; der Poſt aber ward noch beſonders ein ungünſtiges Zeugnis gegeben.

Damit war der erſte Tag der Verhandlungen zu Ende; am Abend ſammelte noch der Arbeiterverein von Erfurt, einer der größten Deutſchlands, ſeine Mitglieder und die Gäſte zu einer fröhlichen Feier, bei der manches gute Wort geredet wurde.

Der zweite Tag des Kongreſſes war ohne Zweifel der Haupttag. Da ſollte das vielbeſprochene Ereignis vor ſich gehen, daß eine Frau in öffentlicher Verſammlung ſprach. Vor einem Jahre in Frankfurt hatte die bloße Berichterſtattung über den Beſchluß, daß die Frauen Redefreiheit haben ſollten, eine gewiſſe Aufregung und nachher noch viel Widerſpruch hervorgerufen. Profeſſor D. von Nathuſius, damals der Wortführer, hatte vornehmlich aus dieſem Grunde dem Kongreß von Erfurt kurz vorher ſeine ſcharfe Abſage geſchickt. Jedermann begreift, wie viel davon abhing, daß dies erſte Hervortreten einer Frau auf dem Kongreß nicht mißlang. Übrigens hatte der Vorſtand des Kongreſſes ſchon vorher dieſe wichtige Angelegenheit auf eine geſunde Baſis geſtellt. Der in Frankfurt gefaßte Beſchluß völliger und allgemeiner Redefreiheit für die weiblichen Mitglieder des Kongreſſes war dahin erklärt, daß die Frauen in der That bei allen Angelegenheiten, wo ihr Intereſſe im Spiele und ihr Rat von Bedeutung ſei, zum Mitraten und Mitthaten heranzuziehen ſeien, daß aber die Initiative dazu vom Vorſtand ausgehen ſolle. Man glaubte, ſo den vielfach vorhandenen Bedenken die Spitze abzubrechen, und that recht daran. Bei ſolchen Neuerungen kann man nicht behutſam genug ſein und vorhandene Stimmungen, ſelbſt wenn ſie auf Vorurteilen ruhen, nicht genug ſchonen. Freilich zurückweichen durfte man nicht. Iſt es doch eine Sache von größter Wichtigkeit, daß die Frauenkreiſe, welche mit der ſozialen Lage und Frage ihres Geſchlechtes beſchäftigt ſind, ſich dem Chriſtentum annähern. Bisher iſt das nicht geſchehen; die Bildung der Frauengruppe des Evangeliſch-ſozialen Kongreſſes in Berlin iſt der erſte Schritt auf dieſem Wege. Es iſt uns völlig unverſtändlich, wie moderne Menſchen Anſtoß daran nehmen können, daß Frauen in die öffentliche ſoziale Arbeit mit eintreten. Will man ihnen dies Recht in chriſtlichen Kreiſen nicht zugeſtehen, ſo bleibt nichts übrig, als daß ſie die Hilfe in anderen Kreiſen ſuchen. Und die Frauenfrage geht dann, wie ſo manche andere Frage des deutſchen Lebens," über den Proteſtantismus zur Tagesordnung über. Man zieht freilich bei der Entſcheidung über dieſe Angelegenheit die Autorität der

Bibel herbei. Man beruft ſich auf den Apoſtel Paulus, der den Frauen das Lehren verboten und das Schweigen in der Gemeinde anbefohlen habe. Aber wenn irgend etwas zweifellos klar iſt, ſo iſt es dies, daß der Apoſtel dabei an den Gemeindegottesdienſt, nicht an öffentliche Verſammlungen denkt. Und man kann in einer Zeit, die ſo ſtark mit dem öffentlichen Leben zu thun hat, nicht laut genug dagegen proteſtieren, wenn Grundſätze, welche für Kirche und Gemeinde ihr Recht haben und behalten ſollen, willkürlicherweiſe auch auf öffentliche ſoziale Verhältniſſe übertragen werden. Daß eine Frau, die dazu fähig iſt, in öffentlicher Verſammlung über die Frauenfrage redet, erſcheint ſo ſelbſtverſtändlich, daß darüber kein Wort zu verlieren ſein ſollte. In allen anderen Kulturländern iſt die Streitfrage längſt zu Gunſten der Frau durchgefochten; nur wir ſind hierin zurück. Außerdem iſt die Notlage des weiblichen Geſchlechtes, zumal in den gebildeten Schichten, ſo furchtbar groß, und die Gleichgültigkeit der Männer gegenüber der Frauenfrage ſo unüberwindlich, daß den Frauen gar nichts übrig bleibt, als ſich zu ſammeln und ihre Sache in die eigenen Hände zu nehmen.

Aber man begreift leicht aus all den voranſtehenden Betrachtungen, wie mächtig die Spannung ſein mußte, in welcher ſich der Evangeliſch-ſoziale Kongreß befand, als Frau Gnauck die Rednertribüne beſtieg. Der große Saal war bis in die letzten Winkel beſetzt, und eine atemloſe Stille herrſchte, als die Rednerin begann. Schlicht und einfach, wie ihre Erſcheinung, war ihre Art zu ſprechen. Beſcheiden und doch ſicher begann ſie mit einem Dank, daß ſie hier ſprechen dürfte. Nach wenigen Minuten hatte ſie, wie man im Parlament ſagt, das Ohr des ganzen Hauſes. Das Auffallende, daß eine Frau ſprach, war beinahe vergeſſen; man hörte gern den Gedankengängen zu, die mit klarer Sprache, mit zwingender Logik, in herzlicher Menſchenliebe vorgetragen wurden. Die Referentin ſtellte den Notſtand feſt, und zwar in den höheren, wie in den unteren Ständen. Er iſt in den verſchiedenen Schichten des Volkes ganz verſchieden; aber er iſt überall vorhanden, und wir haben die Pflicht, zu helfen. Der jungen Arbeiterin, die in verſuchlichen Verhältniſſen den Kampf ums Daſein führt, und der Arbeiterfrau', die zur Friſtung ihres Lebens mit in die Fabrik gehen muß, wurde mit derſelben Liebe gedacht, wie der Tochter des Mittelſtandes, die keinen Beruf finden kann, und der unbefriedigten Frau der höheren Stände, die ihr Leben ausfüllen möchte. Aber wie es in der Sache ſelbſt und in den Lebensführungen der Referentin begründet war, wandte ſie dann ihren gebildeten, berufloſen Schweſtern ihre beſondere Aufmerkſamkeit zu. Sie ſchilderte die ungenügende und unpraktiſche Bildung, welche die eheloſen Frauen hindert, eine fruchtbare Thätigkeit zu finden; ſie klagte mit ergreifenden Tönen über die Frauen, welche ohne Liebe in den Eheſtand treten, wie über die, welche zeitlebens unverehelicht bleiben, weil ſie zu edel ſind, eine bloße Vernunftheirat zu ſchließen. Aus dem allen folgerte ſie eine Umgeſtaltung der weiblichen Bildung nach der praktiſchen Seite und eine Erweiterung des Erwerbes. Für die Lehrerinnen höheren Grades und die Ärztinnen wollte ſie die Gymnaſien und Univerſitäten geöffnet haben, bis eigene Schulen gegründet ſeien. Dann ſchloß ſie einfach und herzlich, wie ſie angefangen hatte. Zuweilen hatte ſie recht geiſtvolle Bemerkungen gemacht und ſehr witzige Sätze ausgeſprochen. Aber das Ganze trug doch den ſchlichten, feinen Charakter einer ebenſo verſtändigen, wie gemütvollen Auseinanderſetzung. Man kann nicht einmal ſagen, daß der Vortrag viel Neues brachte. Aber das, was ein klar denkender, richtig empfindender Geiſt über die Frauenfrage ſagen muß, war ſo ſchön und plaſtiſch, ſo eindringlich und erwärmend ausgeſprochen, daß, als Frau Gnauck ſchloß, ein ungemeiner und verdienter Beifall ſie belohnte. — Der Korreferent brachte das freudig gehobene Gefühl der Verſammlung zum Ausdruck und zog dann beſonders nach der Seite des Chriſtentums, wie nach der Seite weiblicher Bildung engere Grenzen. Aber er, wie die Männer, welche nachher an der Diskuſſion teilnahmen, hatten wenig zu ergänzen, noch weniger zu widerſprechen. Auch die einzige Frau, welche in der Debatte das Wort ergriff, ſprach klar und ſicher; ſie empfahl die Diakonie und ihre Hochſchule für Haushalt. — Ein einzelner Zwiſchenfall charakteriſiert die Bedeutung der Stunde. Als zweiter Redner hatte ſich ein hervorragender Juriſt zum Wort gemeldet. Er ſtellte ſich als den Mann vor, der vor einiger Zeit in der chriſtlichen Welt dem Auftreten von Frauen in öffentlichen Verſammlungen widerſprochen habe, aber heute von dem Irrtum ſeiner Anſchauung überzeugt ſei. — Es iſt zu hoffen, daß der Kongreß von Erfurt, wenn erſt ſeine Verhandlungen im Druck erſchienen ſein werden, vielen denſelben Dienſt leiſten wird.

Unſeren Söhnen

nach einem Vierteljahrhundert Frieden.

O trauriger deutſcher Bund, entſchlummert vor dreißig Jahren,
Gegängelt im eignen Heim von Czechen, Kroaten, Magyaren,
Vielfarbig auf dem Meer, ſcheel in der Fremde betrachtet,
Kein Volk, nur ein Begriff, belächelt und verachtet.
Durch nachbarlich freundlichen Fleiß von ewigem Hader zerriſſen,
Bedenklich und ohne Entſchluß, gern leerer Formen befliſſen,
So ſchleppt' er aktenſchwer ſein bundeskläglich Leben.
Da leuchtet's flammend auf, der Erde Feſten beben
Vom Waffenſtreit.
„Wacht auf, Ihr Deutſchen, eiſern drängt die Zeit!
Hinaus, hinweg mit allen fremden Gliedern,
Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern
In Ewigkeit!“
Wie um zu prüfen den Schwur, der eiferſücht'ge Franke
Bricht frevelnd den Krieg vom Zaun. Da ſinkt die letzte Schranke —
Hei, wie den deutſchen Stahl Alldeutſchland hat geſchwungen
Und hart in Glut und Schnee den ſtarken Feind bezwungen.
Aufſproßten aus Thränen und Blut der Brudertreue zum Lohne
Das herrliche Deutſche Reich, die ſtrahlende Kaiſerkrone;
Hoch thront der Deutſche jetzt im großen Völkerreigen,
In Neid kehrt' ſich der Spott, ſtolz darf die Flagge zeigen
Ihr Schwarzweißrot.
— — — — — — — — — — — — —
Gott ſchütze Dich vor unſrer alten Not,
Bleib einig, einig, einig, deutſche Jugend —
Und wahre Deiner Väter Kriegertugend
In Glück und Tod!

Georg v. Rohrſcheidt.

Durch tiefe Waſſer.

Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Von H. von Krauſe (C. von Hellen).

(Fortſetzung.)

Cilly. Nach dem Gemälde von F. von Defregger.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

Indeſſen ſein Kind ſich alſo ſchaukeln ließ auf den Wellen des Fluſſes und auf den Wellen des Lebensſtromes, deſſen Ufer ihr ebenſo frühlingsduftig erſchienen wie die des wirklichen Stromes, ſaß der Bibliothekar in ſeinem ſtillen Studierzimmer, bald in dem Buch des Lebens leſend, bald hinausblickend in das junge Laub der Gärten und dem Geſang der Vögel lauſchend. Dieſe Sonntagnachmittagsſtunden waren ſeine beſondere ſtille Freude, da verſenkte er ſich in die obere Welt und erquickte ſein Herz am Lebensbrunnen. Heute ſchreckte ihn das Öffnen und Schließen der Hausthür und ein harter Männertritt auf dem Flur draußen.

Es pochte laut an die Thür, und auf das „Herein“ des Gelehrten trat eine große, mächtige Männergeſtalt in das Zimmer; ſie mußte ſich bücken, um ſich nicht den Kopf an der niederen Thür zu ſtoßen. Des Mannes rotes Geſicht unter der großen Lockenperücke zeigte um die ſchmalen bartloſen Lippen, in den grauen Augen einen Ausdruck harter Kälte, und um ſein Doppelkinn wie in den feſten Linien, die das Antlitz durchzogen, lag etwas von thatkräftiger Entſchloſſenheit.

„Ihr Diener, Herr Geheimſekretär,“ ſagte der Bibliothekar in ſeiner freundlichen Weiſe, während ſein blaſſes Geſicht noch bleicher ward und ſeine Augen mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit auf dem großen Antlitz des unfreundlichen Nachbars die Urſache dieſes Beſuches zu leſen ſtrebten. „Ihr Diener, bitte, nehmen Sie doch Platz, was verſchafft mir ſolche Ehre?“ Er ſchob ſich einen Holzſchemel hin und nötigte den wohlbeleibten Mann auf ſeinen Lehnſtuhl am Fenſter, der in allen Fugen krachte, als der Gaſt, der Einladung folgend, ſich niederließ.

„Sie könnten es billig wiſſen, Herr Nachbar,“ begann dieſer nun, „denn ich habe Ihnen mein Anliegen ſowohl mündlich als ſchriftlich zu wiſſen gethan. Heute empfing ich den Plan zu meinem Garten. Freilich iſt die beſte Pflanzzeit ſchon vorüber,“ fügte er ärgerlich ein, „aber noch dürfte einiges zu machen ſein, namentlich dieſer alte Rumpelkaſten von Haus könnte im Sommer niedergelegt werden, um Raum für das Gartenhaus und die Mauer zu ſchaffen, welche ich allhier behufs der neuen Spalierobſtbäume, ſo mein Sohn aus Frankreich verſchrieben, anzulegen gedenke. Dieweil Sie nun alle meine freundwilligen Vermahnungen, mir das Stück Land gegen angemeſſene Entſchädigung im Kaufwege zu überlaſſen, abgewieſen und auf Ihrem Kopf beſtanden haben, bin ich, alſo getrieben, eines anderen Weges gegangen und habe mein gutes Recht geſucht.“

„Euer Recht?“ ſagte der Gelehrte, aufhorchend, „aber ich bitte, Herr Geheimſekretär, welches Recht kann es ſein, das Ihnen erlaubt, mich von dieſem armen Flecklein Erde zu vertreiben?“

„Das ſollen Sie bald wiſſen. Denn ich habe wohl mehr als einen Artikel, darauf ich mein Recht begründe. Alſo ad 1: ‚Dieſes Grundſtück hat ſeit mehr denn fünf Jahren ſeine ſchuldigen Steuern, Abgaben und Gefälle zu entrichten unterlaſſen, maßen ich völlig berechtigt bin, kraft meines Amtes als markgräflicher Juſtiziar und Rechtspfleger Ihnen ſolchen Beſitz abzupfänden und die Abgaben mit Zins und Zinſeszins einzutreiben.‘ “

„Abgaben?“ ſtammelte der Bibliothekar mit zitternden Lippen, „man hat niemalen dergleichen von mir gefordert, auch iſt dies Grundſtück meiner lieben ſeligen Frau als ein zinsfreies Beſitztum von ihrem Vater übermacht.“

„Ja wohl; hätte ſich der Herr Nachbar aber nach dem Tode ſeiner Eheliebſten ein Weniges um das Seine gekümmert, ſo würde er alsbald haben erfahren können, daß ſolche Zinsfreiheit nur für die Grundſtücke der Exulanten gelten ſoll, ſo lange ſelbige bei Leibesleben; ſind ſie indeſſen verſtorben, ſo iſt von ihren Erben der Zins allerdings neben allen anderen Abgaben pünktlich zu entrichten. Widrigenfalles die markgräfliche allerhöchſte Regierung die Erben anhalten kann, ſolche Grundſtücke ſofort wieder zu räumen, da ſelbige nur aus fürſtlicher Munificenz und gleichſam als Geſchenk denen Exulanten überlaſſen ſind.“

„Aber weshalb hat man die Steuer nicht bei mir eingetrieben?“ ſtammelte der Gelehrte.

Der andere zuckte die Achſeln. „Der Paſſus in der Schenkungsurkunde an Dero Schwiegervater iſt ganz klar, und liegt ſelbige zur Einſicht in der markgräflichen Kanzlei bereit, verſehen mit der allerhöchſten Unterſchrift.“

„Aber der Markgraf wird Gnade für Recht ergehen laſſen, wenn er hört, daß es nicht böſer Wille war —“

„Markgräfliche Hoheit hat bereits über das Grundſtück anders verfügt,“ fuhr jener fort, „ich habe die Steuern nachgezahlt, und dieſer Beſitz iſt mir zugeſprochen, aus ſonderlicher Gnade des Markgrafen."

Wortlos ſtarrte der Bibliothekar in das breite Geſicht des Sekretärs. Da zog jener einen Bogen Papier aus der Taſche. „Ad 2," ſagte er, „möchte ich bitten, mir hier verzeichnete Geldſumme ſobald als möglich zurückzuzahlen, dieweil ich ſelbige für die Arbeiten in meinem Garten und Melioration der Felder, ſo arg vernachläſſiget ſind, benötigt bin."

„Wie kommen Sie zu dem Schuldſchein des Juden?" rief der Bibliothekar faſſungslos.

„Ich hatte Geſchäfte mit dem Manne und nahm den Schein an Zahlungsſtatt."

„Ich ſehe," ſtöhnte der Gelehrte, die Hand über ſeine Augen drückend, „Sie wollen mein Verderben."

Der Sekretär ſchwieg. Eine bange Pauſe entſtand, die Lippen des Bibliothekars bewegten ſich, wie im ſtillen Gebet. Dann ließ er die Hand ſinken, ein Zug der alten, faſt kindlichen Freundlichkeit verklärte ſein Geſicht, er ſah dem unbeweglich in breiter Siegesgewißheit vor ihm ſitzenden Manne bittend ins Antlitz. „Nein," ſagte er dann, indem ein mattes Lächeln um ſeine Lippen ſpielte, „nein, Herr Nachbar, ich glaube es nicht. Verzeihen Sie, daß ich einen Augenblick ſo niedrig von Ihnen denken konnte. Dies alles iſt nicht Ihr Ernſt, Sie werden einen alten Mann und ſein unſchuldiges Kind nicht ſo hart aus ihrem kleinen Eigentum verjagen, Sie können das nicht übers Herz bringen, Sie werden Geduld haben und des Schriftwortes gedenken: ‚Seid barmherzig, gleichwie Euer Vater im Himmel barmherzig iſt.'" Er ſtreckte ſeine magere Hand aus, als wollte er die Rechte des anderen ergreifen.

Da ſtand dieſer haſtig auf. „Ich will Ihm etwas ſagen, Herr Nachbar," rief er mit lauter, grollender Stimme. „Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen! Da haben Sie meinen Spruch. Den ganzen langen Tag hinter den Büchern hocken und die Geige ſtreichen, iſt freilich ein bequemes Leben. Da die Frau Eheliebſte lebte, hat ſie für den Herrn arbeiten müſſen, was die Demoiſelle Tochter thut, weiß ich nicht, der Garten iſt eine Wüſtenei. Ich dagegen habe mich redlich geplagt von früh bis ſpät mein Lebenlang, was Wunder, daß ich zunehme und daß der Herr Nachbar abnimmt? Seine markgräfliche Gnaden iſt nicht geſonnen, denen Nichtsthuern das Neſt zu bauen unter ſeinem Regiment, darinnen kann ich ihm nur beiſtehen. Alſo denke ich! Ich muß morgen in meines gnädigen Herrn Dienſten verreiſen, wann ich wiederkomme, brauche ich mein Geld, darnach bitte ich ſich zu richten. Um vier Wochen müſſen der Herr Bibliothekar das Haus räumen. Ich könnte es morgen verlangen, bin aber ein billiger Mann und freundwilliger Nachbar. Wünſche einen guten Abend und mein Kompliment für die Demoiſelle Tochter." — Er ſchritt zur Thür.

Lange ſchon waren ſeine Schritte verhallt und immer noch ſtarrte der Bibliothekar auf den leeren Stuhl, auf dem er geſeſſen. Es ging wie ein Riß durch ſein Leben. Hatte der harte Mann recht gehabt? Es kam ihm vor, als ſei er plötzlich in eine Wüſte hinausgeſtoßen, Dunkelheit umfing ihn. Aus der nüchternen Wirklichkeit zuckte ein Blitz in ſeine ideale Welt und zertrümmerte ſie. Die Sinne drohten ihm zu ſchwinden. Er taſtete nach den Blättern ſeines Werkes, als müſſe er ſich überzeugen, daß doch noch etwas Greifbares von ſeiner Arbeit vorhanden ſei. Sein Weib hatte für ihn arbeiten müſſen! Er konnte keinen Gedanken verfolgen, es war alles wie ein Chaos in ihm. Die Waſſerwogen brauſten um ihn. Da ſchwebte durch die Stille des hereindämmernden Abends ein feierlicher Glockenton. Es war das Feierabendläuten, zugleich aber auch die Stimme des Herrn über den Waſſern. Er verſtand ſie auch ſogleich. Er ſank in die Kniee: „Hier bin ich, Herr, wenn ich nur Dich habe, hilf mir. Rede, Dein Knecht höret!" Da hatte er die rettende Hand wieder, die wilden Wogen verrannen, ſie hatten den Sand mit fortgenommen von ſeiner verborgenen Sünde. Er erkannte, daß er über der ausſchließlichen Hingabe an ſeine Lieblingsſtudien die Dinge des wirklichen Lebens ſo gar verträumt und verſäumt hatte, aber er fühlte auch, daß ihn ſein Gewiſſen von dem ungerechten Vorwurf des Nichtsthuns freiſprach. Liebevoll ſtrich er über die vielen engbeſchriebenen Bogen. Er wußte, das iſt auch eine Arbeit, hatte ſie ihm bisher kein Gold eingetragen, und war es unſicher, ob das je geſchehen würde, ſo war ſie ein Stein zum Bau der Wiſſenſchaft, eine Pflanze für jenen wundervollen Garten, der in die Welt des Geiſtes gehört, eine Arbeit, die ihren Lohn in ſich trägt. Da konnte er wieder ſprechen: „Ich danke Dir, Herr, daß Du meines Angeſichts Hilfe und mein Gott biſt!" — Als aber Heloiſe jetzt mit glücklichem Lächeln eintrat, ſah ſie das gewohnte freundlich-milde Licht aus ſeinen Augen leuchten. Sie war ſo heiter und plauderte ſo glücklich, daß er ſich nicht entſchließen konnte, ihr ſchon heute etwas von dem Beſuch des Herrn Reutershauſen zu ſagen; auch ſie ſchwieg von ihrer Begegnung mit dem Sohne des Nachbars, es war ihr, als könne ſie mit niemand davon reden, und ſie fürchtete, der Vater möchte ſich über ihr Geſpräch mit dem Baumeiſter beunruhigen. Beide ſuchten dieſen Abend früh ihr Lager auf.

Am folgenden Vormittag ſaß der Bibliothekar vor ſeinem Schreibtiſch. Heloiſe hantierte im Hauſe umher, ſie trällerte ein Lied während ihrer Arbeit, ganz gegen ihre ſonſt ſo ſtille Art. Herr Marquardt arbeitete nicht. Er hielt die Feder in der Hand, und ein friſcher Bogen Papier lag vor ihm, aber er begann nicht. Unruhig rückte er auf ſeinem Stuhl hin und her, er horchte auf Heloiſes Geſang. „Dies Lied muß ſie erſt beenden, eher kann ich es ihr nicht ſagen," murmelte er. Das Lied war zu Ende, ſchon öffnete er die Lippen, da begann ſie ein neues. „Armes Kind, armes, liebes Kind!" ſeufzte er, eine Thräne glänzte in ſeinen Augen. Jetzt verſtummte ſie wieder. Es mußte ſein. „Heloiſe, Heloiſe! liebe Tochter, komm einmal her!"

Da ſtand ſie vor ihm, lächelnd und die ſchönen braunen Augen leuchtend wie vor innerer Freude. Er ſah zum erſtenmal, wie ſchön ſein Kind war und wie ähnlich der Mutter, nur, daß ein träumeriſcher Zug auf ihrem Geſicht lag, ein ſtilles, glückliches in ſich Verſunken- und Befriedigtſein, was dem friſcheren, mehr heiteren Antlitz, das er ſo ſehr geliebt, gefehlt hatte. Und nun zitterte ein Wort auf ſeinen Lippen, das allen dieſen Sonnenſchein verbannen mußte. Er ſeufzte wieder tief auf und ſtrich ihr über die zarte Wange. „Mein liebes, liebes Kind!" war alles, was er hervorbrachte.

„Mein Väterchen!" Sie ſchlang die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn.

Da pochte es an die Zimmerthür. Ein Zittern überflog die magere Geſtalt des Alten, konnte es eine Botſchaft vom Nachbar ſein? Heloiſe ſprang zur Thür und öffnete.

„Wäre es wohl erlaubt, dem Herrn Bibliothekar die Aufwartung zu machen?" ſagte eine friſche, klangvolle Männerſtimme.

„O gewiß, der Vater wird ſich ſehr freuen, nur ſollte der Herr Baumeiſter vorn in die beſte Stube kommen," ſagte Heloiſe, Purpurglut auf den Wangen, „hier iſt des Vaters Studierzimmer."

„Wenn ich den Herrn Vater nicht ſtöre, würde ich um die Erlaubnis bitten, da hinein zu gehen, es iſt nicht billig, daß er ſich meinetwegen in ein anderes Zimmer inkommodiere." Indem er ſo ſprach, trat er ſchon in die niedere Thür, auch er mußte ſich bücken, um hinein zu kommen. Der Bibliothekar erhob ſich, um dem Gaſt entgegen zu gehen.

„Lieber Vater, dies iſt der Herr Baumeiſter Reutershauſen, der Ihnen die Aufwartung machen will," ſagte Heloiſe.

Der Bibliothekar ward kreidebleich, ſeine Hand, die er dem jungen Manne darreichte, flog, und der kalte Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Heloiſe ſchob einen Stuhl für den Gaſt herbei und ſah es daher nicht.

„Große Ehre — der Herr Baumeiſter kommen — in Angelegenheit des Herrn Vaters," ſtammelte der alte Mann.

„Mit Verlaub, durchaus nicht, ganz und gar nicht, ich komme vielmehr aus ganz eigenem Antriebe," rief der junge

Herr lebhaft, die Hand des Bibliothekars warm drückend und mit einem leiſen, ſilberhellen Lachen in der Stimme. „Ich will meine ſchuldige Reverenz als Nachbar machen," fuhr er fort, indem er auf einen Wink des Gelehrten, der, tief aufſtöhnend, in ſeinem Lehnſeſſel zurückſank, auf dem Holzſtuhl Platz nahm. Sein Blick ſchweifte dabei zu Heloiſe hinüber, die in dem breiten Fenſter hinter dem Vater lehnte und ihm in dem einfachen, dunklen Hauskleidchen, mit dem weißen Leinentuch, faſt noch reizender erſchien als geſtern.

„Mein Vater iſt heute in aller Frühe verreiſt, der Markgraf ſchickte ihn nach Berlin, und ſchwerlich wird er vor vierzehn Tagen zurück ſein können."

Der Bibliothekar faltete unwillkürlich die Hände und atmete tief, als ſei eine Centnerlaſt von ſeinem Herzen genommen. „Wollen Sie ganz hier verbleiben, Herr Baumeiſter, oder iſt es nur ein Beſuch bei dem Herrn Vater, der Sie in unſere Stadt führt?" fragte er nun, ſeine Faſſung gewinnend.

„Ich weiß es noch nicht gewiß; ich hatte urſprünglich den Plan, mich in Berlin niederzulaſſen, wo ich viele Freunde habe und wo noch mancher Bau in Ausſicht ſteht. Nun aber wünſcht mein Vater, daß ich hier bleibe. Der Erbprinz hat allerlei Pläne, und ich mußte ſchon manches für ihn zeichnen, fragt ſich nur, ob Se. Hoheit der Markgraf nicht zu ſparſam ſein werden, um unſeren ſchönen Gedanken Fleiſch und Bein zu verſtatten." Er ſah dabei lächelnd zu dem alten Herrn hinüber, der ja die gute, etwas karge Wirtſchaft des Landesherrn kannte. „Luftſchlöſſer kann man doch auf die Dauer nicht bauen!" fügte er lachend hinzu. „Freilich, ich ſelbſt habe einen Plan; ſo mir der auskommt, möchte ich doch wohl hier bleiben." Er ſagte das leiſe und mehr zu ſich ſelbſt, als zu dem alten Herrn. Dieſer dachte an das neue Gartenhaus und die Mauer des Herrn Geheimſekretärs und ſeufzte tief.

Sie kamen nun auf allerlei gelehrte Dinge zu ſprechen. Das war eine große Freude für den Bibliothekar, der ſo ſelten jemand fand, mit dem er von ſeinen Intereſſen reden konnte. Schüchtern begann er dann auch von ſeiner Arbeit zu ſagen. Der Baumeiſter horchte auf und bat um die Erlaubnis wiederkommen und einen Blick in das Manuſkript werfen zu dürfen. Heloiſe hielt ſich die ganze Zeit ſtill und beſcheiden im Hintergrund, glücklich, daß die beiden ſo angelegentlich mitſammen plauderten. Als der junge Mann endlich ging, hatte er die Sorgenlaſt des Alten, wie es ſchien, mitgenommen; lebhaft angeregt, wie ſeit Jahren nicht, vertiefte dieſer ſich ſogleich wieder in ſeine Schreiberei, er dachte gar nicht mehr daran, Heloiſe die traurige Mitteilung zu machen. Es brach nun eine gar wundervolle Zeit für dieſe an. Schon am anderen Tage, als ſie ihr Klöppelkiſſen hinaustrug und ſich unter den Faulbaum ſetzte, der bereits die weißen Blütenblättchen wie Schnee zu ſtreuen begann, fragte bald eine Stimme, bei deren Klang ihr Herz in frohem Erſchrecken erbebte, ob es erlaubt ſei, ein wenig hinüber zu kommen. Da konnte ſie doch unmöglich nein ſagen. Und dann ſetzte er ſich auf den Baumſtumpf neben dem Bänkchen, und während die Klöppel fleißig hin und wieder flogen, umſchwirrte ſie ſein munteres Geplauder. Er erzählte von ſeiner weiten Reiſe mit dem Erbprinzen und von den herrlichen Gebäuden, die er geſehen und wie viel Freude er an ſeiner ſchönen Kunſt habe. Er war ſo eine recht ſonnige, freudige Natur. Darum ſpiegelte ſich die ganze Welt in ſeiner Seele wie in einem lichten See, und Heloiſe empfand an ſeiner Seite, daß auch ſie jung ſei, lachte und ſcherzte, plauderte und war unausſprechlich glücklich. Neckend warf er ihr vor, daß ſie den häßlichen Kapitän von Heinrich für den Sohn des Geheimſekretärs gehalten habe. Derſelbe war nur auf wenig Tage zum Beſuch hier geweſen und fort, worüber Heloiſe ſich ſehr freute. Aber auch ernſt konnten ſie ſein. Wenn Heloiſe von ihren Lieben ſprach, und von dem Sterben der Mutter, rann auch ihm eine Thräne über die Wange. Und dann erzählte er von ſeiner einſamen Jugend fern vom Elternhaus. Kaum entſann er ſich noch ſeiner Mutter, und den Vater ſah er ſelten, wenig verſtanden ſich die beiden auch, aber die Sehnſucht nach der Heimat zog ſich wie ein roter Faden durch alle ſeine Kindererinnerungen.

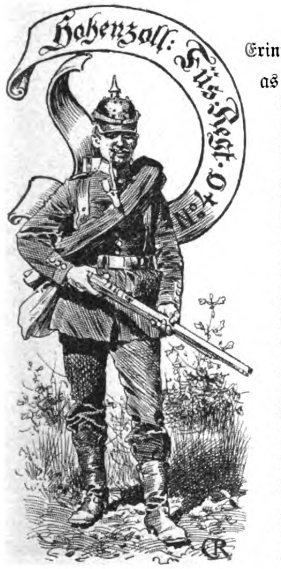
(Fortſetzung folgt.)

Meine Kriegserlebniſſe.

Von H. v. Konarsky.

(Abdruck verboten.)

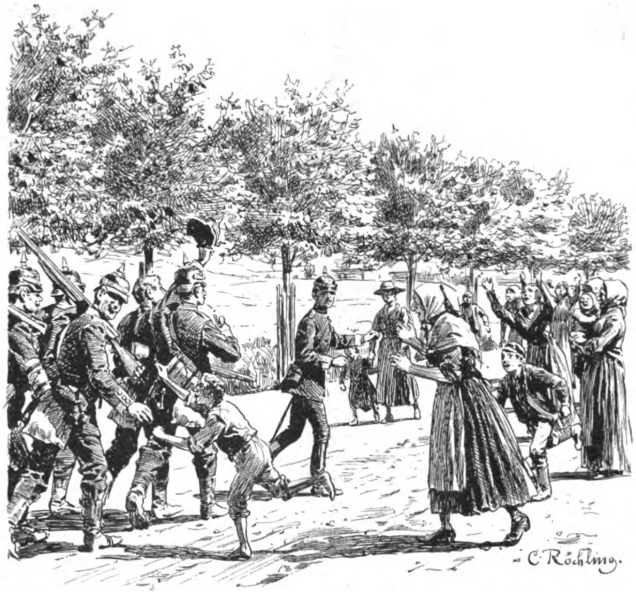
Erinnerungen an die Saarbrückener Tage. Mit Illuſtrationen von K. Röchling.



Das 40. Regiment lag vor dem Kriege in Trier in Garniſon. Die ſpaniſche Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern hatte unſer Stillleben wenig geſtört. Wer dachte denn daran, daß dieſer Anlaß wirklich die Kriegsfackel entzünden könnte? Da kamen, Schlag auf Schlag, in wenigen Tagen die Nachrichten von dem provozierenden Auftreten des franzöſiſchen Geſandten in Ems, die Zurückweiſung desſelben durch König Wilhelm und — die franzöſiſche Kriegserklärung. Am Schaufenſter der Lintzſchen Buchhandlung in Trier, wo zuerſt die Kriegserklärungsdepeſche am Abend des 19. Juli angeheftet war, drängte ſich erſtaunt und erſchreckt die herbeigeſtrömte Bevölkerung Triers; bei dem Diviſionskommandeur Freiherrn von Barnekow waren die Generale und Stabsoffiziere der Garniſon verſammelt, und bald darauf wurden wir — die Offiziere des 40. Regiments — von unſerem Regimentskommandeur, Freiherrn von Eberſtein, ins Kaſino befohlen. „Meine Herren," begann der Oberſt mit bewegter Stimme, „Frankreich hat uns den Krieg erklärt! Seine Majeſtät der König lebe hoch!" Der begeiſterte Toaſt durchbrauſte den Saal, und dann eilte jeder mit den erhaltenen Inſtruktionen in die Kaſernen, die bereits in Kriegslager verwandelt waren. Für das 2. Bataillon war keine Zeit mehr, ſich kriegsbereit zu machen, denn der Diviſionskommandeur hatte, da es nicht recht ſicher erſchien, ob die Franzoſen die Neutralität von Luxemburg reſpektieren würden, befohlen, daß das Bataillon ſofort nach Conz marſchieren ſolle, um dort Feldwachen gegen die luxemburgiſche Grenze auszuſtellen. Von Trier nach Conz ſind es ungefähr 2½ Stunden.

Ob wir wieder nach Trier zurückkehren würden, wer konnte das wiſſen? Um elf Uhr marſchierten wir ab. Hinaus ging es zum Thore in die ſtockfinſtere Nacht hinein, gleichſam einer dunkeln unbeſtimmten Zukunft entgegen. Wir jüngeren Offiziere hingen nun ſolchen Reflexionen nicht nach, für uns gab es nur Lorbeeren und Siege, und wir ſchwangen freudig die gezogenen Säbel. Aber die älteren Herren, die 1866 ſchon mitgemacht hatten, waren etwas geſetzter, ſie wußten, daß ein Kriegstanz nicht gerade ein Tanzvergnügen ſei.

Ich hatte die Führung des Vortrupps. Noch iſt es mir in lebhafter Erinnerung, als an der Spitze das erſte „Halt, wer da!" erſchallte. Die vor mir liegende Dunkelheit, die Erwartung, daß man jeden Augenblick nicht nur auf einen Manöverfeind, ſondern auf einen wirklichen, wahrhaftigen



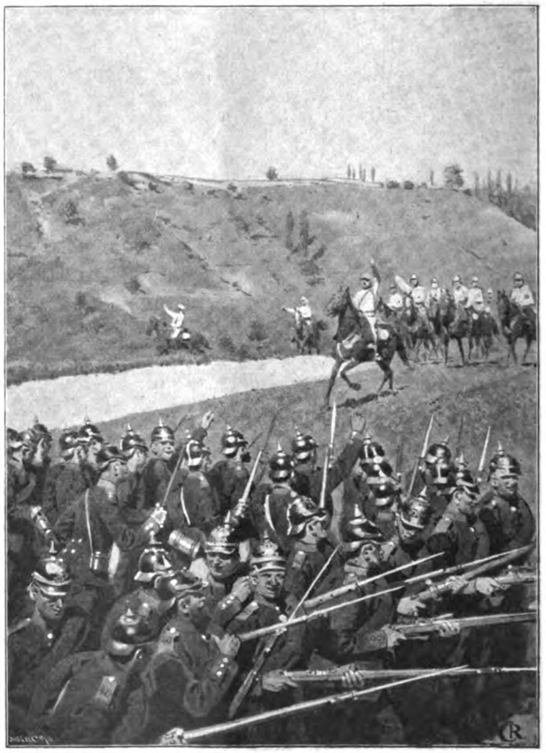
„. . . Dort kamen uns weinende Arbeiterfrauen mit ihren Kindern entgegen . . .“

Feind ſtoßen könne, das Bewußtſein, daß ſcharf geladen ſei — das alles machte, daß jener erſte Ruf mir das Herz ſchneller klopfen ließ. Und als die Entgegenkommenden ſich nur als ein paar harmloſe luxemburgiſche Schifferknechte entpuppten, da that es mir ordentlich leid, daß wir keine Franzoſen vor uns hatten. Aber die erſte Kriegshandlung folgte doch daraus, denn die Fergen wurden ſchon vorſichtshalber ſofort dingfeſt gemacht und dem Haupttrupp überliefert. In Conz angekommen, beſetzte die 6. Kompanie, der ich angehörte, zunächſt den Bahnhof; ich ſelbſt wurde mit einer Feldwache an die Conzer Brücke geſchickt. Die anderen Kompanieen hatten Feldwachen längs der Sauer bis nach Langſur hin ausgeſtellt, und eine Kompanie hatte den Auftrag erhalten, die Eiſenbahn nach Waſſerbillig unfahrbar zu machen.

Die Nacht verlief wider Erwarten ruhig. Am Morgen brachte der Bataillonsadjutant von Ekenſteen die bei dem Bataillon eingegangene Nachricht, daß mehrere Eiſenbahnzüge mit Franzoſen von Luxemburg her ſignaliſiert ſeien. Aber ſie kamen nicht. Mittags wurde das 2. Bataillon durch das 1. abgelöſt, und wir konnten nun teils zu Fuß, teils per Bahn nach Trier zurückkehren, um uns dort nachträglich kriegsbereit zu machen. War die Expedition nach der luxemburgiſchen Grenze auch von keinem anderen Reſultat begleitet, als daß die Neutralität Luxemburgs geſichert erſchien, ſo konnte doch das 2. Bataillon des 40. Regiments ſich rühmen, hiermit den Feldzug gegen Frankreich eröffnet zu haben.

In Trier verſammelte der Regimentskommandeur, Oberſt Freiherr von Eberſtein, die Offiziere und verlas die Namen derer, die ſich zunächſt zum Erſatzbataillon oder zur Unterſtützung der Bezirkskommandos nach Neuwied und Cöln zu verfügen hatten. Die Herren, deren Namen verleſen wurden, ſchauten betrübt darein, während wir übrigen, denen nun Gelegenheit gegeben war, die erſten Kriegslorbeeren zu ernten, freudig aufatmeten. Es war das letzte Mal, daß ich unſern, ſo hoch verehrten Oberſten von Eberſtein ſah und ſeine tiefe klangvolle Stimme hörte. Vier Wochen darauf, bei Gorze, fiel er bereits, in die Bruſt getroffen, an der Spitze des Regiments.

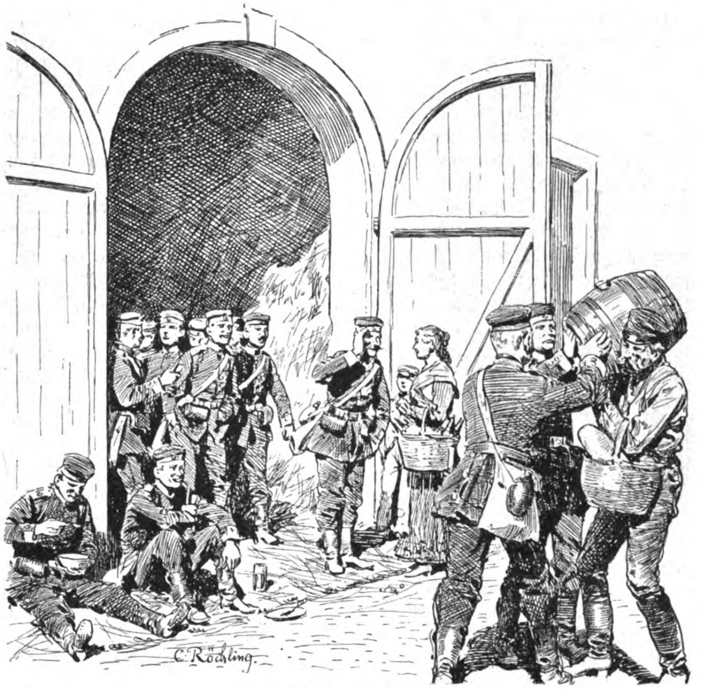
In Saarbrücken hatte man geglaubt, es werde zum Schutze der hart an der Grenze liegenden, ſehr bedrohten Stadt die Garniſon noch bedeutend vermehrt werden; aber nicht allein, daß dies nicht geſchah, es wurden noch die 69er, die dort lagen, nach Saarlouis gezogen, um die dortige Beſatzung zu verſtärken, und die ebenfalls in Saarbrücken garniſonierten drei Schwadronen der 7ten Ulanen hatten den Befehl erhalten, ſich nach Norden auf Neunkirchen und Ottweiler zurückzuziehen, um im Falle eines feindlichen Angriffes die Eiſenbahn in die bayeriſche Pfalz über Kaiſerslautern, ſowie die Bahn nach Bingen unfahrbar zu machen. Zwar kehrten, da eine ſofortige feindliche Invaſion nicht zu erfolgen ſchien, dieſe Schwadronen am Vormittage des folgenden Tages ſchon wieder zurück, aber ſie konnten allein weder der Stadt noch dem ſehr wichtigen Bahnhofe hinreichende Sicherheit gewähren. Es wurde daher vom Generalkommando in Coblenz die ſofortige Abſendung noch eines Bataillons Infanterie und zwar des 2. Bataillons der 40er dorthin verfügt. Am Sonntag den 17. Juli abends $^1/_2$ 8 Uhr fuhr das Bataillon von Trier nach Saarbrücken ab, die Mannſchaften in offenen Güterwagen. Um $^1/_2$ 12 kamen wir auf dem Bahnhof in St. Johann an. Dort war eine unüberſehbare Menſchenmenge verſammelt. Ich vergeſſe den unbeſchreiblichen Jubel nicht, mit dem wir von der Einwohnerſchaft der ſehr geängſtigten beiden Städte in Empfang genommen wurden. Ich kam zum Bürgermeiſter Rumſchöttel in St. Johann in Quartier. Aber an Schlafen war weder bei uns noch bei den Saarbrückern, — unter „Saarbrücken“ *allgemein geſprochen* ſind ſtets die beiden Städte, Saarbrücken und St. Johann, verſtanden zu denken. Bei letzteren war die Freude und die Aufregung zu groß, und *wir* hatten alle Hände voll für den kommenden Morgen zu thun. Wer aber wohl die größten Sorgen hatte, das waren — wie ſich leicht denken läßt — die hartgeprüften Bürgermeiſter der beiden Städte. Bei meinem Quartiergeber drängten ſich Scharen von Einwohnern,



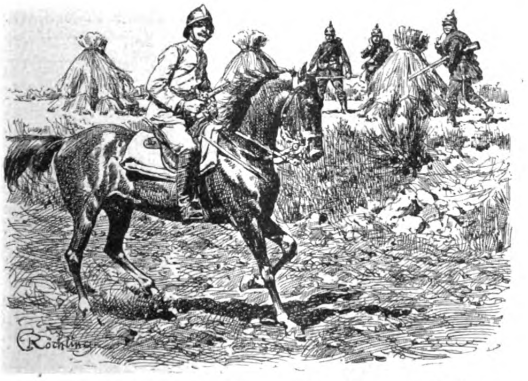
„. . . Ich laſſe ſchnell Karree formieren und hätte auch wohl Gewehr anlegen laſſen, wenn . . .“

die ihn als Stadtvater um Rat und Auskunft baten und um Hilfe flehten; Militärbehörden und Militärkommandos, die Stadtverordneten, alle möglichen Kommiſſionen und Deputationen — alles ſtürmte auf ihn ein und ſtellte an ihn die koloſſalſten Anforderungen an Zeit und Arbeitskraft. Wie ich ſpäter zu meinem großen Bedauern vernommen habe, ſollen den Bürgermeiſter Rumſchöttel von St. Johann denn auch die Anſtrengungen jener Zeit zu Grunde gerichtet und ſeinen frühen Tod herbeigeführt haben. Auch der Bürgermeiſter Schmidtborn von Saarbrücken iſt ein Opfer der ſturmbewegten Zeit geworden und bald nach dem Kriege geſtorben. Bei dem reichbeſetzten Mahle, das er ſeiner Einquartierung hatte auftragen laſſen, wollte er trotz der anderweit an ihn geſtellten Anforderungen der liebenswürdige Wirt ſein, aber, bedrängt von allen Seiten, blieb ihm der Biſſen im Munde ſtecken; auf Eſſen und Schlaf hat er damals wohl faſt gänzlich verzichten müſſen.

Ich ließ mir bei meinem jugendlichen Appetit natürlich Speiſe und Trank wohl behagen, da ich aber, wie alle anderen Offiziere, in den beiden vorhergehenden Nächten auch nicht geſchlafen hatte, ſo fielen mir bald, d. h. es war ſchon gegen Morgen, die Augen zu — ich war auf dem Stuhle ſitzend in den tiefſten Schlaf geſunken. In der Nacht hatte ich den Befehl erhalten, morgens ſaaraufwärts bei dem Dorfe Brebach Feldwache zu beziehen. Um ſechs Uhr befand ich mich bereits mit einer Abteilung Füſiliere an dem bei Brebach liegenden Hallberge. Dort kamen uns weinende Arbeiterfrauen mit ihren Kindern an den Händen und auf den Armen entgegen, ſie fürchteten für ihre kleinen Häuschen und glaubten nicht anders, als daß die Franzoſen kommen würden, um alles niederzubrennen und zu morden. Vielleicht lebte noch im Volksbewußtſein die Erinnerung an die Greuel unter Ludwig XIV. Unſere Füſiliere tröſteten und beruhigten die Geängſtigten, ſo gut ſie es konnten. Als ich meine Feldwache placierte, trat Herr Böcking, der damalige Beſitzer des Hallberger Werkes zu mir und bot mir bereitwilligſt die Plattform eines Hochofens für die Aufſtellung eines Poſtens an, was ich dankend annahm, denn man hatte von dort, wie ich mich erinnerte — ich war mit Herrn Böcking hinaufgeſtiegen — einen prächtigen weiten Ausblick nach Süden und die Saar hinauf. Inzwiſchen wurde von dem Vorpoſtenkommando in St. Johann anderweit disponiert, ich zog bereits im Laufe des Vormittags mit meiner Feldwache zurück zur Kompanie, welche in Saarbrücken an der Arnualer Straße Alarmquartier bezogen hatte, während die Sicherung des rechten Saarufers nach Brebach hinauf fortan durch Patrouillen und vorgeſchobene Poſten bewirkt wurde.



Vor dem Alarmquartier im Thal.



7er Ulan, als Küraſſier verkleidet, und Patrouille vom 40. Regiment in Saarbrücken.

— Am ſelben Tage wurde eine lange Vorpoſtenkette ſüdlich der beiden Städte St. Johann und Saarbrücken vom Hallberge an bis gegen Malſtatt hin ausgeſtellt. Feldwachen oder Alarmquartiere wurden auf dem Exerzierplatze und bei St. Arnual, im Thal bei Haldys (Heumagazin an der Arnualer Straße) und in St. Johann in dem Hypothekenamt an der Mainzer Straße bezogen. Die der Gegend genau kundigen Ulanen verſahen dabei den Rekognoszierungsdienſt und waren mit ihren ſchwarzweißen Fähnchen bei den Franzoſen, die in ihnen eine Art Koſaken erblickten, bald ſehr gefürchtet. — Und nun beginnt eine vierzehntägige Epiſode, ſo ſeltſam, wie deren die Kriegsgeſchichte wohl wenige aufzuweiſen hat. Diesſeits ein Detachement von einem Bataillon Infanterie und drei Schwadronen Ulanen; gegenüber dieſer kleinen Schar, nur eine halbe bis eine Stunde entfernt, eine Truppenzahl von vier Regimentern Infanterie und mehreren Regimentern Kavallerie (Chasseurs à cheval). Und dabei erfuhren die Franzoſen nicht, in welch lächerlich geringer Anzahl wir ihnen gegenüberſtanden, noch wagten ſie es, einen Angriff zu unternehmen, bis ſie endlich am 2. Auguſt mit drei Diviſionen oder einer Armee von 40 000 Mann anrückten und uns alsdann auch erſt nach dreiſtündigem Kampfe von den Saarbrücker Höhen über die Saar zurückdrängten. Dieſer erſte Abſchnitt des Krieges iſt von dem damaligen Regimentsadjutanten, Premierleutnant Giſevius in ſeiner Kriegsgeſchichte des Hohenzollernſchen Füſilierregiments Nr. 40, von militärgeſchichtlichem Standpunkte aus dargeſtellt worden. Mir erübrigt nur, meine eigenen Erlebniſſe in der Zeit bis zum 2. Auguſt, ſowie alsdann meine Verwundung an dieſem Tage und meine Gefangennehmung zu ſchildern.

Daß die Franzoſen uns nicht angriffen, hatte ſeinen Grund wohl in der einzig daſtehenden Täuſchung, der ſie infolge ihres mangelhaften Vorpoſten- und Kundſchaftsdienſtes erlagen. Wir waren in jener Zeit „alle Mann an Bord“,

d. h. Tag und Nacht auf Feldwachen, Vorpoſten und Rekognoszierungspatrouillen. Von der großen Vorpoſtenkette, die wir mit den Ulanen bildeten, ſchloſſen die franzöſiſchen Offiziere auf eine dementſprechende dahinter liegende Truppenzahl und konnten ſich nicht denken, daß hinter dieſen Vorpoſten und Feldwachen ſich nichts befand. Und unſer gemeinſamer Kommandeur, Oberſtleutnant von Peſtel von den Ulanen, hatte noch außerdem eine Kriegsliſt ins Werk geſetzt, die ebenfalls viel zur Täuſchung des Feindes beitrug. Ich war mit meinem Zuge eines Tages auf dem Wege vom Exerzierplatz nach der Folſterhöhe, als ich plötzlich Pferdegetrappel vernahm und einen Trupp fremdartiger Reiter in ſchnellem Tempo gegen uns herankommen ſah. „Das ſind Küraſſiere,“ ſagte ich mir, „und da wir doch von der Sorte in Saarbrücken nichts haben, ſo können das nur franzöſiſche Küraſſiere ſein.“ Ich laſſe ſchnell Karree formieren und hätte wohl auch Gewehr anlegen laſſen, wenn mir das Heranreiten der Pſeudo-Panzerreiter nicht gar zu gemütlich vorgekommen wäre. Schließlich entpuppten ſie ſich als Ulanen in Drillichjacken, die die Speere zu Hauſe gelaſſen hatten und anſtatt dieſer die Säbel ſchwangen. Die freuten ſich nicht wenig über den Spaß und trabten lachend weiter nach Saarbrücken.

Mir aber ſchlug gewaltig das Herz noch ſtundenlang, und ich konnte mich erſt über den Scherz vollkommen beruhigen, als ich im Alarmquartier von Frau Haldy ein paar Brauſepulver bekommen und getrunken hatte.

Am nächſten Tage ritten unſere Ulanen als Dragoner ins Feld. Sie hatten Feuerwehrhelme auf, die Ulankas umgedreht und dieſe vermittelſt farbigen Papiers mit Dragoneraufſchlägen und Kragen verſehen. Natürlich ritten ſie in dieſem changement de décoration bis dicht an die franzöſiſchen Vorpoſtenketten heran, und die Franzoſen glaubten demnach, es ſeien Regimenter Ulanen, Dragoner und Küraſſiere in Saarbrücken vorhanden.

Wie oben erwähnt, waren Füſiliere und Ulanen ſtets auf Vorpoſten. An eine eigene Verpflegung war unter dieſen Verhältniſſen gar nicht zu denken. Das war aber auch nicht nötig, denn dafür ſorgten St. Johann und Saarbrücken. Morgens, mittags, nachmittags und abends rückten lange Karawanen aus beiden Städten an und zogen mit Speiſe und Trank, mit Wein, Bier, Tabak, Cigarren und mit allem, woran ſich das Herz eines Soldaten erfreuen kann, ſchwerbeladen nach dem Exerzierplatz, Winterberg, Reppertsberg, die ſteilen Berge und Hänge hinan, um ihre Wacht an der Saar dort nach Kräften zu verpflegen. Und nach dem Spruche: „Wenn ſich Mund und Zunge laben, muß das Herz auch etwas haben“ ſpielte bei dieſem Liebes- und Samariterdienſt das Ewig-Weibliche ſelbſtverſtändlich eine hervorragende Rolle. Es waren ſchöne Tage — allerdings gab's zuweilen ſo ganz unverhofft ein bißchen Kugelpfeifen, aber das ſtörte unſere Freude über dieſe Wallfahrten gar nicht, und unſere Saarbrückerinnen machten ſich auch nicht viel daraus.

Überhaupt hatten wir faſt immer Saarbrücker Geſellſchaft, nicht allein auf Feldwache, ſondern auch bei den Rekognoszierungspatrouillen. Bei letzteren begleitete uns ſtets die Saarbrücker Jugend, beſonders die älteren Gymnaſiaſten, die, einen Stock als Gewehr geſchultert, ſtolz neben und hinter uns herzogen. Und das war mitunter doch recht gefährlich. Wie oft habe ich in der Befürchtung, es könnte 'mal einer getroffen werden, die unternehmungsluſtige Gefolgſchaft zurückjagen laſſen; war ich dann hundert Schritt weiter, ſo tauchten ſie unverdroſſen an irgend einer Waldecke wieder auf und trabten wieder munter mit. So hatte ich eines Tages eine Rekognoszierungspatrouille in der Richtung nach Forbach unternommen, die kriegsluſtige Jugend natürlich dabei. Auf einmal an der Goldenen Bremm ein heftiges Geknalle und Kugelpfeifen über uns aus nächſter Nähe von dem an die Chauſſee ſtoßenden Roten Berge aus! Es war gut, daß wir uns teilweiſe gerade in einem ſogenannten toten Winkel befanden und uns teilweiſe auch zu rechter Zeit noch hinter das Zollhaus ducken konnten, denn ſonſt hätten uns die Rothoſen, die oben in der Waldkuppe ſteckten und von dort aus luſtig auf uns herunterpfefferten, übel mitſpielen können. Offenbar machte dieſen die Knallerei viel Vergnügen, während wir uns freuten, daß ſie uns nicht viel anhaben konnten und ihre Patronen, wenn ſie ſo noch eine Weile knallten, bald alle ſein mußten. Es dauerte denn auch nicht lange, da hörten ſie plötzlich mit Schießen auf und verſchwanden ſpurlos im Walde. Unſeren Gymnaſiaſten aber, deren einige bei uns geblieben waren, andere aber noch bei Zeit anderweit Deckung gefunden hatten, wird dieſes Abenteuer und das Pfeifen der franzöſiſchen Kugeln wohl zeitlebens in der Erinnerung geblieben ſein. Glücklicherweiſe iſt auch diesmal keiner derſelben zu Schaden gekommen.

Wem dieſe kleinen Scharmützel beſonderes Vergnügen bereiteten, das waren die vielen Korreſpondenten und Berichterſtatter von inländiſchen und fremden Zeitungen und Zeitſchriften, und unter dieſen hauptſächlich die Engliſhmen.

Dieſelben waren auch überall zu finden. Ich ſehe ſie noch in den Vorpoſtenketten ſtehen mit ihren Cotelettesbärten, mit geſpreizten Beinen und mit ihren Feldſtechern nach den franzöſiſchen Vorpoſten hinüberſpähen. In den Alarmquartieren waren ſie häufig unſere Gäſte und ſorgten für eine fidele Unterhaltung. Eines Morgens ſaßen wir — die Offiziere der Kompanie — „im Thal bei Haldys“ und frühſtückten, als von den Vorpoſten her zwei Ulanen antrabten, zwiſchen den Pferden angekoppelt ein Menſch, den wir alsbald als ein Kind Albions und Zeitungsberichterſtatter erkannten. In der Vorpoſtenkette war er ohne Legitimation betroffen und nun von den Ulanen auf dieſe Weiſe befördert worden. — Und die Freude! — Sein ganzes Geſicht ſtrahlte, trotz der unſanften Behandlung, die er von ſeiten der Ulanen zu erfahren hatte, über dieſes Abenteuer, das er jetzt ſeiner Zeitung berichten konnte.

Die Stunden, die wir damals in den Alarmquartieren oder in St. Johann und Saarbrücken erlebten, werden mir immer in froher Erinnerung bleiben; nur machte uns zuweilen die übergroße Opferwilligkeit der Bürgerſchaft Sorge. Nach den Alarmquartieren und Feldwachen wurden immenſe Portionen Eſſen und Körbe mit Wein getragen und ein Faß Bier nach dem anderen hineingerollt. Und ſelbſt, wenn die Kompanieen alarmiert und fertig zum Abrücken ſtanden, warteten die Saarbrücker darauf, zunächſt noch ihre Liebesgaben an Wein, Bier und Likören an den Mann zu bringen. Und da es nun doch ſehr darauf ankam, daß auch unſere Füſiliere hellen Kopf behielten, ſo wurde an den Bierfäſſern, die die Saarbrücker Bierbrauer unermüdlich an die Kompanieen heranrollen ließen, wohl zuweilen abgekürztes Verfahren geübt, d. h. der Zapfen herausgeſchlagen, ſo daß der Gerſtenſaft, anſtatt noch ferner in die Kehlen der Füſiliere zu rinnen, ſich auf das Straßenpflaſter ergoß.

Unſere Füſiliere waren Kinder ſo ziemlich aller rheiniſchen Gauen. Wir hatten Solinger und Remſcheider Meſſerſchmiede — raufluſtig, wie ihr Metier es mit ſich brachte, ſonſt aber muſterhafte Soldaten und treue Geſellen; „Cölſche Jongs,“ die alles, Strapazen und Gefahren, mit ihrem unverwüſtlichen Humor behandelten und ſtets für die nötige Heiterkeit ſorgten; rheiniſche Schiffer, wetterfeſt, zuverläſſig und beherzt, und dann Leute aus der Eifel, vom Hochwald und Hunsrück und aus den Saarbrücker Kohlenrevieren und Induſtriewerken, ausdauernd und keine Gefahren ſcheuend, ferner, was bei dieſen noch beſonders hervortrat, ihr eifriger Patriotismus, mit dem ſie für den zunächſt bedrohten eigenen Herd kämpften. Auch ihre genaue Kenntnis der Grenzgegend war ein nicht zu unterſchätzender Vorteil und wohl auch mit ein Grund, daß wir den Franzoſen im Vorpoſten- und Kundſchaftsdienſte ſo weit überlegen waren.

(Fortſetzung folgt.)

Zu unſeren Bildern.

Dem anmutigen Liebespärchen aus den ſeligen Gefilden des alten Hellas ſieht man auf den erſten Blick die Thumannſche Schule an, was aber durchaus keinen Vorwurf bedeutet. Der Künſtler Albert Ritzberger hat ſich doch Selbſtändigkeit und Eigenart genug zu wahren gewußt. — Wieder eins von Defreggers vielen lieben Dirndln aus den Tiroler Bergen ſchaut aus unſerem zweiten Bilde. Genug oder gar zu viel können es nicht werden, jedes einzelne iſt gar herzig; unſere Cilly ſcheint mit ihren ſinnigen Augen aller Welt „Grüß Gott!“ zuzunicken. — Von beſonderem Intereſſe dürften die flotten Zeichnungen von K. Röchling, welche die „Kriegserlebniſſe“ von Konarsky erläutern, für unſere Leſer ſein, weil der Urheber das durch den Stift Wiedergegebene mit eigenen Augen geſchaut hat. Als Tertianer iſt er in Saarbrücken „mit dabei geweſen“, gewiß einer der ſchneidigſten unter den Saarbrückener Buben, einer der nie fehlte, wo „etwas los war.“

Himmelskunde.

In dem Meteoreiſen, das in Auguſta-County, Virginien, gefunden, iſt nach einer neuen Analyſe von Prof. Ramſey auch das gasförmige chemiſche Element Argon enthalten, das neuerdings in unſerer Atmoſphäre entdeckt wurde, nachdem es bisher überſehen worden war, da erſt die modernen großen Hilfsmittel ſeine Abſcheidung und Reingewinnung ermöglichten. Außer dem Argon fand ſich in jenem Meteoreiſen ebenfalls das Element Helium, von dem man annahm, daß es nur in den Glutdämpfen der Sonne vorkäme. Das Helium gehört jedoch auch der Erde an, denn Ramſey traf es in der Mehrzahl ſolcher Mineralien an, die ſeltene Erden wie Beryll, Lanthon, Didym ꝛc. führen. Dagegen konnte Argon noch nicht durch das Spektroſkop in der Sonne ermittelt werden. Der Meteoreiſenbefund aber erhöht aufs neue die Wahrſcheinlichkeit, daß im Univerſum überall die gleichen Urſtoffe vorkommen, daß die ganze große Welt aus denſelben Bauſteinen beſteht, von denen wir jetzt einige ſechzig Arten kennen, die wir Elemente nennen. St.

Völkerkunde.

Kein Land der Erde weiſt eine ſolche Mannigfaltigkeit der Religionsbekenntniſſe auf als Vorderindien. Im Jahre 1891 wurden in Indien 207 731 700 Brahmanen (72 % der Geſamtbevölkerung), 57 321 164 Mohammedaner, (20 %) und 7 131 361 Buddhiſten gezählt. Vom Brahmanismus hat ſich eine Reihe von Sekten abgezweigt, deren Anhänger freilich nicht ſehr zahlreich ſind: der Djaïnismus, der Sekhismus, der Neobrahmanismus. Eine Sekte, die die Religion der alten Weddas neu zu beleben ſtrebt, zählt 40 000 Anhänger. Wichtiger trotz ihrer geringen Anzahl ſind die 90 000 Anhänger des Zoroaſter, die zum Teil in Bombay wohnen. Von den 17 000 Juden leben allein 10 000 in Bombay. Von 2 284 830 Chriſten ſind 57½ % katholiſch. Unter den Bekennern der chriſtlichen Religion ſind aber nur 7½ % (168 000) Europäer, 3½ % (80 000) ſind Miſchlinge und der Reſt, 89 %, Eingeborene.

Pflanzenkunde.

Freiherr Somnitz-Freeſt berichtet dem „Daheim“ im Anſchluß an den Aufſatz „Deutſche Eibenbäume“ (von J. Trojan) in Nr. 28, Jahrg. XXVII, über einen alten Eibenbaum, der auf dem Gutshofe des alt Somnitzſchen Herrenſitzes Adlig Freeſt, Kreis Lauenburg in Pommern, ſteht. „Die Freeſter Eibe“, ſchreibt der Gutsherr von Freeſt, „deren Stamm geſund und kräftig, mißt über dem Boden 230, in Höhe eines Meters 220, unter der in Höhe von 260 cm beginnenden Krone 235 cm und dürfte demnach ein Alter von ungefähr 1500 Jahren haben. Ein Urteil Sachverſtändiger über das Alter der Eibe wäre ſehr erwünſcht.“

Darauf erwidere ich, daß das Alter des Baumes, der ja noch geſund und kräftig genannt wird, mit 1500 Jahren zu hoch geſchätzt erſcheint. Bei der Altersſchätzung geſunder und kräftiger Eiben dürfen nicht die Maße lange ſchon hohler und überſtändiger oder auch an ſehr ungünſtig gelegenen Standorten ſtehender Bäume dieſer Art zu Grunde gelegt werden, da ſolche Bäume ſich jahrhundertelang am Leben erhalten können, ohne erheblich an Stärke zuzunehmen. Man iſt neuerdings vorſichtiger, als man es früher war, in der Altersſchätzung der Bäume geworden. Abgeſehen von allem anderen, was auf das langſamere oder ſchnellere Wachstum der Bäume von Einfluß iſt, ſcheint es mir, als habe ein Individuum derſelben Art mehr Anlage zu kräftiger Entwickelung als das andere. Beſonders ſchwer aber iſt es, bei Eiben über das Alter zu entſcheiden, und das iſt natürlich. Erſtens iſt bei alten Bäumen der Art nicht urkundlich nachzuweiſen, wann ſie gepflanzt ſind, zweitens kann man bei ihnen nicht die Jahresringe zählen, ohne ſie umzuhauen, und einen alten Eibenbaum umzuhauen wird jedem Baumfreund eine heilige Scheu verwehren. Das Zählen der Jahresringe aber iſt die einzig ſichere Methode zur Beſtimmung des Alters eines Baumes.

Nach dem, was neuere Unterſuchungen zur Abſchätzung des Alters der Eiben an die Hand geben, möchte ich als höchſtes Alter des Freeſter Baumes 600—700 Jahre annehmen; es kann aber ſein, daß er jünger iſt. Jedenfalls iſt er ein altehrwürdiger Baum, dem es zu wünſchen iſt, daß er in guten Händen bleibe, damit ihm, ſo lange er lebt — und er kann noch viele Jahrhunderte leben — die Axt nichts anthun kann. J. Tr.

Koloniales.

Der Evangeliſche Afrikaverein beſchloß in ſeiner letzten Hauptverſammlung die Gründung einer Sklavenfreiſtätte in Deutſch-Oſtafrika. Die mit dem Gouvernement angeknüpften Unterhandlungen zur Erwerbung des dazu nötigen Grundſtücks (entweder im Hinterlande von Dar-es-Salaam oder in der Landſchaft Uſambara) laſſen die Möglichkeit zu, daß dieſes Erſtlingswerk des Vereins in kurzer Zeit ausgeführt werden kann. Ein weiteres Ziel, die Entſendung von Ärzten in unſere Schutzgebiete, iſt von dem Verein in der Weiſe verfolgt worden, daß zunächſt einem jungen Mediziner durch ein jährliches Stipendium von 900 Mark das Studium erleichtert wird, wofür ſich dieſer verpflichten muß, nach Ablegung der Staatsprüfung im Dienſte jenes Vereins nach Afrika zu gehen. Während bisher der Evangeliſche Afrikaverein nur die bereits beſtehenden evangeliſchen Schulen mit größeren Geldbeträgen unterſtützte, beabſichtigt er von jetzt ab, ſelbſt mit der Gründung evangeliſcher Schulen vorzugehen und zwar, ſoweit thunlich, nicht eigentlich Miſſionsſchulen, ſondern Schulen, welche afrikaniſchen Eingeborenen, und namentlich den Häuptlingsſöhnen, eine über das Maß der Elementarſchulbildung hinausgehende Bildung gewähren.

Hygieine.

Bemerkenswert iſt, was Dr. Bleuler, Direktor der Irrenpflegeanſtalt Rheinau, im 19. Bericht des Züricher Hilfsvereins für Geiſteskranke über die Zunahme der Geiſteskranken ſagt: „In allen civiliſierten Ländern ſteigt das Bedürfnis nach Verſorgungsſtätten für Geiſteskranke in ganz unheimlicher Progreſſion. Berlin z. B., für das genaue Zahlen vorliegen, hatte 1861 228 Irre zu verſorgen oder auf 100 000 Einwohner 43. Zehn Jahre ſpäter waren es 70 auf 100 000, die Zunahme betrug alſo 27 pro 100 000; im Jahre 1880 war eine weitere Vermehrung bis auf 114, alſo um 44 pro 100 000 zu konſtatieren, 1890 ſtieg die Verhältniszahl auf 173 oder 59 zu 100 000, bloß drei Jahre ſpäter waren 3250 Irre durch die Stadt verſorgt, alſo auf 100 000 Einwohner 198, das macht, wieder auf zehn Jahre berechnet, einen Zuwachs von 93 pro 100 000. In ganz Preußen betrug die Zunahme in den elf Jahren von 1880—1891 77,6 Proz.; die Zahl der Verſorgten ſtieg nämlich von 25 768 auf 45 407. Ähnliche Verhältniſſe beſtehen überall, nur fehlen meiſtens die Zahlen, um ſie nachweiſen zu können.“

Über die Verbreitung der Malaria in Italien veröffentlicht Dr. Enrico Raſeri eine lehrreiche Überſicht, welche die Krankheits- und Todesfälle in den Jahren 1890, 1891 und 1892 umfaßt. Danach waren jene Orte und Gegenden, die 300 Meter und mehr über dem Meeresſpiegel liegen, alſo namentlich das geſamte Alpengebiet, von der Malaria völlig frei; das Pogebiet, das 1881 noch als ſtark von der Krankheit heimgeſucht bezeichnet werden mußte, wies im Durchſchnitt ein bis zwei Todesfälle auf 1000 Einwohner im Jahre auf. Die Küſte des tyrrheniſchen Meeres hat drei gefährliche Krankheitsherde zu verzeichnen, Groſſeto, Rom und Salerno. In der Hauptſtadt iſt die Zahl der Todesfälle in den letzten zwanzig Jahren etwa auf die Hälfte heruntergegangen: ſie beträgt aber immer noch drei auf 1000 Einwohner. Weit ſchlimmer iſt es in der Umgegend von Rom, namentlich im Süden, wo die Verheerungen der Malaria am ſchlimmſten (über acht Todesfälle auf 1000 Einwohner). Geſunder iſt die Küſte des Adriatiſchen Meeres und namentlich das vom Apennin durchzogene Innere der Halbinſel, wo die Krankheit nur ſelten und vereinzelt auftritt. Erſt der Süden iſt wieder der Malaria mehr ausgeſetzt; ein ziemlich breiter Landſtrich, der vom Monte Gargano beginnt und ſich bis zur äußerſten Südſpitze Italiens hinzieht, hat wieder im Durchſchnitt ſechs, zum Teil noch mehr Todesfälle aufzuweiſen. Sehr ſchwer heimgeſucht werden auch die Inſeln Sizilien und Sardinien, namentlich in ihren ſüdweſtlichen Teilen, die den heißen Winden von Afrika her beſonders ausgeſetzt ſind. Die Geſamtzahl der Todesfälle an Malaria im ganzen Königreich Italien belief ſich in den ſieben Jahren von 1887—1893 auf durchſchnittlich 15 000 bis 16 000, oder 3,5 auf 1000 Einwohner. Auffallend iſt, daß die Seuche gerade in den Landesteilen beſonders wütet, die im Altertum am meiſten bevölkert waren und ſich durch Blüte des Ackerbaues und Handels auszeichneten, in Latium, Großgriechenland und Sizilien. Die Behandlung des Bodens muß alſo im Altertum eine derartige geweſen ſein, daß der Schaden für die Geſundheit geringer war als jetzt.

Ein Hochzeitsgeſchenk für Herrn v. Wiſſmann.

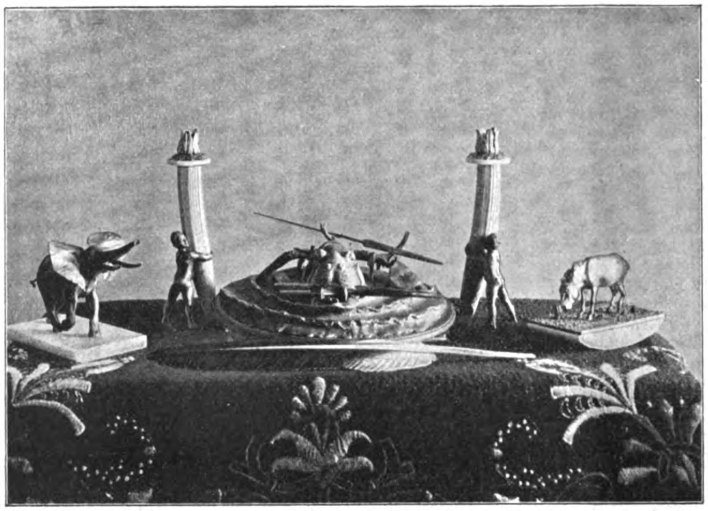
Kurz vor ſeiner, im Juli erfolgten Abreiſe nach Deutſch-Oſtafrika wurde dem neuen Gouverneur dieſer unſerer größten kolonialen Beſitzung, Herrn v. Wiſſmann, von Verehrern, Mitſtrebenden und Mitkämpfern auf afrikaniſchem Boden ein eigenartiges und beziehungsvolles, nachträgliches Hochzeitsgeſchenk in Geſtalt einer Schreibtiſchgarnitur überreicht.

Wir bringen umſtehend eine Abbildung dieſer reizenden Schreibtiſchgeräte die eine originelle Künſtlerphantaſie ausgedacht und eine beſonders begabte und geſchickte Künſtlerhand zur Ausführung gebracht hat.

Das Tintenfaß wird gebildet durch einen aus den Wellen — vielleicht des Tanganyikaſees — auftauchenden Flußpferdkopf mit offenem Rachen, der bei völliger Öffnung die ſchwarze Tintenflut zeigt. Ein mit emporgehobener Mangroweſtamm dient zum Auflegen der Federhalter. Dem Herrn Gouverneur hat man auch darin afrikaniſche Spezialitäten ausgeſucht: eine Pelikanſchwungfeder,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

rieſige Borſten des Stachelſchweins und einen Brieföffner, der durch eine ſehr niedliche ſiebenfache Verkleinerung eines Wadſchaggaſpeers in poliertem Stahl gebildet wird. Zwei gerade Flußpferdſtoßzähne, gehalten von zwei ſchwarzen „Boys“, von prächtig zum Ausdruck gebrachtem Negertyp, bilden die Leuchter. Ein trompetender, vorſtürmender Elefant mit mächtigen Ohrenlappen, wie ihm der Gouverneur wohl manchmal auf ſeinen Zügen durch die oſtafrikaniſche Savanne begegnet ſein mag, dient als Briefbeſchwerer, und auf dem Tintenlöſcher ſteht das Miniaturabbild des treuen Maskateſels, welcher Major von Wiſſmann auf ſeiner letzten Seenexpedition getragen hat. Das Tierchen, von Wißmann „Brauner“ genannt, weidet heute unter den Einhufern des Berliner Zoologiſchen Gartens. Erwähnen wollen wir noch das große ſilberne Falzbein mit einem Griff aus einer Elefantenzahnſpitze. Es trägt in feiner Gravierung die Namen der Geſchenkgeber, von denen wir hier nur einige nennen wollen: Dr. Bumiller, Kompanieführer Johannes, Oberſtabsarzt Dr. Kohlſtock, Oberſt Liebert, Hauptmann Rochus Schmidt, Hauptmann Fiſcher, v. Tippelskirch, Hauptmann Morgen.



Schreibtiſch-Garnitur,
Hochzeitsgeſchenk für den Gouverneur von Deutſch-Oſtafrika H. v. Wiſſmann.
Modelliert von H. Kieſewalter. Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy-Berlin.

Dieſes liebenswürdige, ſinnreiche Hochzeitsgeſchenk, deſſen Figuren in getönter Bronze ausgeführt ſind, hat den Berliner Bildhauer H. Kieſewalter zum Urheber, den wir ſchon einmal als Schöpfer der Bodinusbüſte im Berliner Zoologiſchen Garten erwähnten. Das Hauptmoment ſeiner Begabung beruht in der Wiedergabe außerordentlich charakteriſtiſcher Tiergeſtalten, namentlich edler Raſſepferde, die in ſachkundigen Kreiſen ſehr hochgeſchätzt werden.

Es läßt ſich wohl denken, daß die prächtige Hochzeitsgabe den Gouverneur von Deutſch-Oſtafrika herzlich erfreut hat; ſie begleitet ihn natürlich nach Dar-es-Salaam.

Jn unſerer Spielecke.

1. Arithmetiſche Aufgabe.

Die Zahl 10460 iſt in ſechs Summanden zu zerlegen.

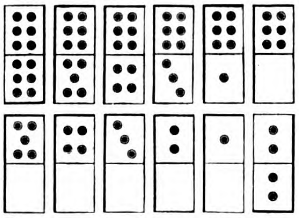
Wenn man zu dem erſten Summanden die Zahl 2 addiert, von dem zweiten die Zahl 2 ſubtrahiert, den dritten mit 2 multipliziert, den vierten durch 2 dividiert, den fünften mit 2 potenziert, den ſechſten mit 2 radiziert, ſoll man immer dasſelbe Reſultat erhalten.

Welches ſind die ſechs Summanden?

2. Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zwölf Steine auf. Vier Steine liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:

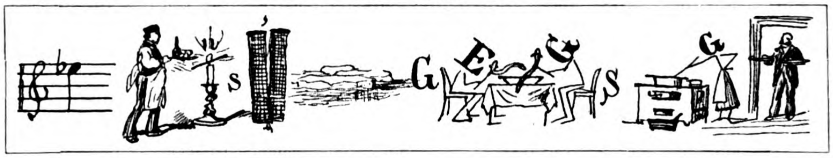


Die Augenſumme auf den zwölf Steinen des B beträgt 52 mehr als die Augenſumme auf den vier Steinen im Talon.

A ſetzt aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der vierten Runde ſperrt. B hat in der erſten und dritten Runde geſetzt, in der zweiten gepaßt. Die Augenſumme auf den ſechs Steinen der Partie beträgt 32.

Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine ſetzte B? Mit welchem Stein hat A die Partie geſperrt?

Bilderrätſel.

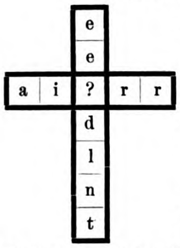


3. Dreiſilbige Scharade.

Das Denken veredeln die Erſte und Dritte.
Die Zweite fügt niemals ſich weiblicher Sitte.
Und ſoll ſich das freundliche Ganze Dir zeigen,
So wandre zum Strome, der jetzt unſer Eigen.

M. Sch. (Kaſſel.)

4. Kreuzrätſel.



Die Buchſtaben in den Feldern des Kreuzes ſind ſo zu ordnen, daß die wagerechte Reihe eine Herzogin (Königstochter), die ſenkrechte einen Centrumsmann nennt. — Wird dann das Fragezeichen durch den richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo nennt die wagerechte Reihe ein Zeichen einer hohen Würde, die ſenkrechte ergibt einen Namen in dem Titel einer Ballade von Schiller.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 41.

1. Problem: Der Tierkreis.

Man ordnet die einzelnen Bilder nach der Anzahl der Buchſtaben ihrer Namen. Finden ſich Namen mit gleicher Anzahl Buchſtaben, ſo entſcheidet die alphabetiſche Ordnung des erſten reſp. zweiten Buchſtaben. Alſo:

VI.	Widder	6	Buchſt.	HTM
IV.	Stier	5	„	IHR
XI.	Zwillinge	9	„	KNE
II.	Krebs	5	„	ERZ
III.	Loewe	5	„	EIT
VII.	Jungfrau	8	„	ACH
I.	Wage	4	„	JED
IX.	Skorpion	8	„	ELA
VIII.	Schuetze	8	„	TVI
X.	Steinbock	9	„	RME
XII.	Waſſermann	10	„	CHT
V.	Fiſche	6	„	REC

Es ergibt ſich bei richtiger Löſung:

„Jeder Zeit ihr Recht
Macht viel' arme Knecht'!“

2. Metamorphoſen.

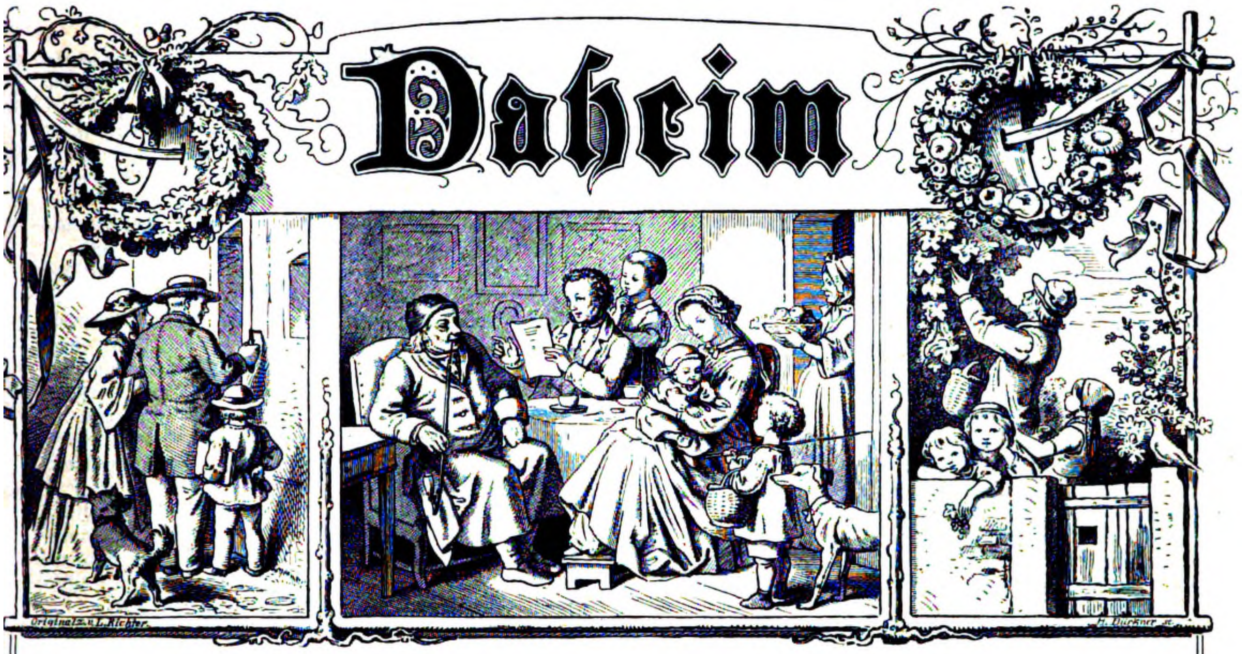
K	a	s	s	e	l
K	i	e	s	e	l
R	i	e	**g**	e	l
S	i	e	g	e	**n**
B	i	**n**	g	e	n
B	**e**	**r**	g	e	n
B	e	r	**l**	**i**	n

3. Rätſel. Der Tadel.

Jnhalt: Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Der evangeliſch-ſoziale Kongreß in Erfurt. Von Adolf Stöcker. Mit einem Bildnis. — Unſeren Söhnen. Gedicht von Georg v. Rohrſcheidt. — Durch tiefe Waſſer. Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von H. von Krauſe (C. von Hellen). (Fortſetzung.) — Meine Kriegserlebniſſe. Von H. v. Konarsky. Mit fünf Jlluſtrationen von K. Röchling. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Liebesfrühling. Von Alb. Ritzberger; Cilly. Von F. v. Defregger. — Himmelskunde. — Völkerkunde. — Pflanzenkunde. — Koloniales. — Hygieine. — Ein Hochzeitsgeſchenk für Herrn v. Wiſſmann. Mit Abbildung. — Jn unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Jnhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt eingeſandter Manuſkripte** ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Jnſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Juli 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 43.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Die Sache war eigentlich ſchwieriger, als Eberty es ſich vorgeſtellt hatte, um ſo mehr, als ſein Repertoir auf dem Klavier ein begrenztes war. Zartſinnig wollte man Anklänge an vergangene Zeiten vermeiden, und daher wurde das von dem Kameraden vorgeſchlagene: „Ach ich fühl', es iſt verloren, ewig hin der Liebe Glück“ zuſammen mit der unterm „Mailüfterl“ nur einmal blühenden Liebe abgelehnt. Neutraler Boden mußte es ſein, alſo einfach „Lot iſt tot“, das ließ ſich hören, und vor allem, es ließ ſich ſo gut ſpielen, daß Eberty den Diskant ganz hübſch beherrſchte, während der Kamerad den Baß übernahm. Und immer mutiger, immer friſcher klang es, mit immer neuer Kraft einſetzend: „Lot iſt tot, Lot iſt tot, Lieschen liegt im Sterben.“

Eine Weile dauerte es, dann erſchien, von einem Ohr zum anderen grinſend, in den runden Augen das helle Licht der Schadenfreude — Geſtrigkeit, der Burſche, mit der Botſchaft: „Sie haben nämlich runtergeſchickt, die von oben, und ſie laſſen nämlich ſagen, ‚Lot iſt tot‘ ſoll nicht geſpielt werden.“

Sofort erklang der Bariton des Kameraden:

„Lottchen mit dem frühen Tod mußt Du Dich begeben,
Denn es lautet ein Gebot: Lottchen, Du ſollſt leben.“

„Hü — hü,“ akkompagnierte Murr, der Dackel.

Nun ertönte etwas von oben, als ob ein Stuhl umgeworfen wurde, und was man nebenbei hörte, das klang wie Weinen.

Sofort legte Eberty die Hand an den Klavierdeckel. Als Werkzeug der Rache hatte das Klavier das Seinige gethan. Nun konnte man ja ſehen, wozu es ſonſt noch gut war.

Merkwürdig! Nachdem ein Mitglied der Regimentskapelle das Ding unterſucht und ihm neue Saiten aufgezogen hatte, kam Eberty dahinter, daß in dem Klavier ein Ungeahntes ſteckte, und nicht nur in dem Klavier, ſondern auch in ihm, der da geduldig tiftelte und tiftelte, bis er die Melodie hatte. Bald erklang dieſes, bald jenes Volkslied; „er hatte einen Kameraden,“ — er pries Straßburg als wunderſchöne Stadt, und um ſein Gemüt legte es ſich, ſobald die Melodie gefunden, mit dem Genügen, das eine aufgegangene Patience gibt.

Nebenbei gab es für Kurt Stunden, in denen er eines ſänftigenden Einfluſſes dringend bedürftig war, Stunden voll Jauchzen, Stunden voll Todespein, und in beiderlei Zeiten mußte das Klavier heran.

Er liebte dieſen häßlichen gelben Kaſten, der ſo geduldig alles mit ſich anſtellen ließ, der nach Kurts Auffaſſung leiſe flötete, wenn es ihm ums Schmachten zu thun war, der da ſeufzte und winſelte, wenn der innere Sturm in ihm austoben mußte; — der auch geduldig ſtille hielt, wenn aus ſeinem gelben Deckel auf verſchränkten Armen ein gebeugtes Haupt ruhte, während im Herzen die thörichte Liebe — auf Mottenflügeln um das Licht flatternd — ihre Kreiſe enger und enger zog —

War denn keine wohlmeinende Seele, die da geſprochen: „Halt ein, o Du Falter, in Deinem unüberlegten Thun?“

Nein, kein Wohlmeinender hatte geſprochen, und wenn er es gethan hätte, würde der Falter nicht auf ihn gehört haben, da doch derlei Geflügelten Ohren nicht beſchieden ſind.

Die älteſte Tochter des Herrn von Vollanden hatte den Majoratsherrn Grafen Alois Hersfeldt, Beſitzer einer kleinen Herrſchaft im ſchönen Schleſien, die zweite den der ruſſiſchen Geſandtſchaft attachierten Freiherrn von Volkenſtein geheiratet. Letzterer war ein Mann, deſſen koloſſales Vermögen ſich mit diplomatiſcher Befähigung die Hand reichte.

Mit dieſen Bewerbern um die Töchter einen unbemittelten Leutnant in Reih' und Glied zu ſtellen, war einfach ein

Unding im Hauſe der Vollanden. Man kam einfach auf einen ſolchen Gedanken gar nicht; weder kam er „Ihm“ noch „Ihr“, noch dem betreffenden „Es!“

Und ſo ging das Unheil ſeinen Lauf.

Gleichſam mit einem Sprunge, ohne daß es einer längeren Bekanntſchaft oder einer eingehenden Erprobung bedurft hätte, war Kurt von Eberty in der Rolle des Hausfreundes. Es hatte ſich wie von ſelbſt gemacht, daß der junge Offizier ſeine Hilfe bei allerlei Erkundigungen und Beſorgungen anbot, um derethalben Herr von Vollanden, oder wenigſtens der Oberinſpektor in Perſon, ſonſt hätte nach der Stadt fahren müſſen. Einmal galt es, ein Auge auf einen Bedienſteten zu haben, den man für das nächſte Quartal gemietet, und dem man nicht ſo ganz traute — dann konnte wegen weiterer Behandlung des „Braunen“ Eberty mit dem Tierarzt ſprechen, ohne daß dieſer ſelber herausgekrakelt kam. Der Beſitzer der Leihbibliothek in dem Neſt gab ſich entſchieden einen Schwung für Neueres, ſeitdem Eberty, den Willmersdorfer Damen zuliebe, ihm die Hölle in längerer Rede geſchürt hatte. Der Sattler des Städtchens erſtarb in Demut vor dem jungen Offizier, der ihm die Kundſchaft der hohen Herrſchaften zugewandt, und ſei es auch nur wegen der Reparatur eines Steigbügels am Damenſattel. Kundſchaft bleibt Kundſchaft!

Nebenbei regulierte Eberty die Uhren in Willmersdorf, hielt die Mauſefallen in ſtand, ſchor dem Pony die Mähne und dem Spitz der Gnädigen eine anſtändige Hoſe, und erwies ſich als geradezu unentbehrlich, ſobald Gäſte da waren.

Die übliche Steifheit und Langeweile der nachbarlichen Zuſammenkünfte war wie weggeweht, ſobald Eberty, ohne daß er es länger als einige Minuten an einer Stelle aushielt, meteorgleich in die verſchiedenen Gruppen hineinfuhr. Hier neigte er ſich über die Hand der wohlkonſervierten Freiin von Stein, ihr auf Kavaliersehre verſichernd, daß es noch immer ein koloſſales Vergnügen wäre, ihr vor der Jagd zu begegnen.

Wo man in Lied und Bild dem Monde ſchmeichelte, wie man ihm allezeit geſchmeichelt hat, klang das rauhe Wort dazwiſchen, daß die Fülle der Ehren an dieſen alten Heuchler von jeher verſchwendet worden wäre. Eigentlich weiter nichts wie Abgrund und Finſternis, könne ſelbiger Schleicher am reinen Himmelszelte froh ſein, wenn er, durchs Fernrohr beſehen, ſich wenigſtens noch das Air einer illuminierten Scheibe Schweizerkäſe zu geben vermöchte.

„Nun ſehe mir einer den Eberty an,“ ſagte lachend und wohlmeinend der alte Herr von Vollanden, „überall das wohlgehegte Hähnlein im Korbe. Vergnügt ſein ohne Mammon iſt doch wirklich eine hübſche Gabe Gottes.“

Weder er, noch ſeine Gattin, noch ſelbſt Eva fragten danach, in welcher Verfaſſung der Mohr, der ſeine Schuldigkeit gethan, dann durch Nacht und Wind nach Hauſe ſprengte, Kopf und Herz von allerlei Neuem erfüllt, obſchon in der Geſellſchaft abſolut nichts geſchehen war, was die Auffaſſung für eben dieſes „Neue“ gerechtfertigt hätte. Eigentlich war es genau wie alle Tage; der Wald, durch den er ritt, hatte rechts Bäume, links Bäume. Von einem Räuber, der Veranlaſſung zu einer Heldenthat irgendwelcher Art gegeben hätte, ließ ſich nicht die Schnurrbartſpitze ſehen, und ſämtliche Geſchichten von Attacken durch den Wolf gehörten in die Sage, fern nach Maſuren.

Kaum daß ein Junghaſe über den Weg ſprang, oder daß der ſchwere Flügelſchlag einer Eule des Reiters Haupt zu ſtreifen ſchien.

Auch in der Erinnerung an Rede und That ermangelte es des Greifbaren, da Eberty wenig mehr, als ein paar Sätze mit Eva gewechſelt hatte. Aber die Theetaſſen hatte er ihr doch abgenommen, geſehen hatte er ſie in ihrer immer noch ein wenig herben Anmut — nur ſie, ſie allein in der ganzen großen Geſellſchaft. Sie war als ein neuer Abſchnitt in ſein Leben getreten, die Welt ihres Geiſtes war eine andere Welt, als die, in der er bisher geatmet. Kurt hatte oft das Gefühl, als triebe er auf blauer Flut einem fernen Ziele entgegen, und was hinter ihm verſank, das war die Zeit, war er ſelbſt, der er bis dahin geweſen.

Und Eva ihrerſeits? Sie hatte herzliche Freude daran, daß ſie, der der Segen gleichaltriger Geſchwiſter verſagt war, die neben der anders gearteten Mutter von jeher ihre eigenen Wege gegangen, die auch in der Penſion vergeblich nach einer Freundin von ihrem Schlage Umſchau gehalten, nun mit einemmale einen ſo guten Kameraden gefunden hatte.

Es hatte einen bisher ungekannten Zauber für das Mädchen, ſich in ihren ſpeziellen Intereſſen, ihrer ganzen Eigenart verſtanden zu fühlen, wo ſich eigentlich noch niemand die Mühe gegeben, ſie zu verſtehen — ſelbſt Heinz nicht. Daß ſie Kurts Freundin, daß ſie ſeine Vertraute in allerlei kleinen Nöten des Dienſtes wie des Herzens war, erhöhte dieſen Reiz. Oder hatte er ihr, wenn ſie mitſammen im anheimelnden Dämmerlicht des Pferdeſtalles auf dem Futterkaſten ſaßen, etwa die Geſchichte ſeiner drei Lieben verſchwiegen? Mit nichten.

Zwiſchen der Beobachtung der eifrig im Hafer rührenden Roſſe, auf deren bedeckten Rücken mit untergeſchlagenen Sametpfoten die Stallkatze ſchnurrend ruhte, war von jenem zarten Gefühlchen berichtet worden, das Kurt auf der erſten Leutnantsſtaffel einer ebenſo zarten Kouſine geweiht hatte.

Sternſchnuppenartig war es am Himmel ſeines Lebens erſchienen, hatte kurz und leuchtend eine Bahn gezogen und war erloſchen, ohne nach Art ſolcher Himmelserſcheinungen eine Spur zu hinterlaſſen.

Eberty hatte ſeine Werbung bei der Kouſine vorbringen wollen, aber ehe noch das Wort der Lippe entfahren, hatte dieſe ihn zum Vertrauten ihrer heimlichen Verlobung mit einem hübſchen Kameraden von der Garde gemacht, einer Verbindung, welcher der Vater jedoch aus durchaus nicht ſtichhaltigen Gründen entgegen ſei. Kurt that ſich noch heute etwas auf den Schneid zugute, mit dem er, von den eigenen Empfindungen gänzlich abſtrahierend, in raſcher Schwenkung zu der Sache Stellung genommen hatte.

Erſtens Erbitterung gegen den Rabenvater; zweitens Verſprechen ſeiner Hilfe, wo dieſe not thue, drittens bei glücklichem Ende Brautführer, Vortänzer und Arrangeur in einer Perſon bei der Hochzeit.

Die nächſte Liebe war eine hübſche Polin geweſen, die er am Nordſeeſtrande kennen und gewiſſermaßen mit der erſten Welle lieben gelernt hatte. Bedenklich bei der Geſchichte war freilich die „Erhörung zur Stund’“, ſowohl ſeitens der Holden, wie der den Segen überraſchend ſchnell in Bereitſchaft habenden Frau Mutter, ohne vieles Fragen nach Namen, Stand und Sippſchaft. Kurz und unruhvoll das Glück; beängſtigend das perſönliche Erſcheinen des Vaters und doch — ein Aufatmen unglaublicher Erleichterung, als es ſich herausgeſtellt — Talmi ſei das Gold der Erkorenen — und Talmi ſei die Minne. —

Nur flüchtig, gewiſſermaßen ahnen laſſend, wurde die ſchöne Leontine erwähnt, inſofern es immer noch der Aufklärung bedurfte, ob er ihr oder ſie ihm eigentlich den Hof gemacht hatte.

Das war ſo ziemlich alles, was im Dämmerlicht des traulichen Stalles gebeichtet wurde; aber für das in der ſtillen Atmoſpäre von Willmersdorf atmende Landkind war es vollkommen genügend für die Annahme, daß bei derartigem Plätſchern auf der Oberfläche der Dinge ein Hinabtauchen in die Tiefe bei dem guten Kameraden wohl als ausgeſchloſſen zu betrachten ſei.

Es war auch bedeutend bequemer ſo. Man hätte ihn anders ja auch gar nicht gebrauchen können; natürlich! —

9. Kapitel.

„Sag’ einmal, Eberty, was ficht Dich eigentlich an, alt’ Kerlchen? Weißt Du, daß Du Dich ſeit einigen Tagen ganz bedenklich in gewiſſen Poſen ergehſt?“

„Was meinſt Du damit, Holm?“

„Frage lieber, wen ich als Vorbild meine, und ich will es Dir nicht vorenthalten. Keinen anderen, wie Napoleon den Erſten, verſchränkten Armes, vorgeſetzten Fußes, geiſtig auf einſamer Höhe; auf dem Haupt den Dreimaſter, und im Haupte wimmelnd die Schlachtenpläne —“

„Schlachtenpläne? Menſch, Du biſt gewaltig in Sehergabe. Wie ſagteſt Du doch gleich? O — den Kopf erfüllt von Schlachtenplänen! — Hilf mir, Holm, hilf! Ich will nämlich einen großen Ball arrangieren, daß Du es gleich weißt!“ —

Holm ſtreifte die Aſche von ſeiner Cigarre; — dann bedächtig im Ton, mit ſcharfem Blick aus einem Auge, während er das andere blinzelnd zukniff: „Ball arrangieren? — Etwa dem braunen Lieschen und dem blonden Ännchen zuliebe? Oder kommen ſonſt noch nette Leute zu dem Ball?“

Eberty ſprang auf, rannte ein wenig hin und her, ſtand dann vor dem Kameraden plötzlich ſtill und legte ihm die Hand ſchwer auf die Schulter: „Nette Leute, fragſt Du? Nette Leute? — Hm, ja, könnte ſein! Die alte Gräfin Reiffenberg, die hier wohnt, die ehemalige Hofdame und Couſine des Willmersdorfer, hat mir ihr Kommen zugeſagt.“

„So, und um dieſer getrockneten Roſe halber ſtürzeſt Du Dich in das Ballarrangement?“

Kurt drehte den Schnurrbart. „Möglich, daß in ihrer Begleitung noch jemand das Feſt beſuchen könnte.“

„Ei, was Du ſagſt! Was die gnädigen Eltern ſind, die ſind doch aber auf und davon, zum Herrenhaus, nach Berlin, wie?“

„Ganz recht. Jedoch mit Zurücklaſſung gnädiger Erlaubnis, daß Fräulein Tochter unter dem Schutz der Gräfin Reiffenberg, falls die Sache zu ſtande kommt, den Ball beehren dürfe. Famoſe chaperonnesse, dieſe ehemalige Hofdame! Habe koloſſalen Duſel bei ihr. Nun aber, hilf Du mir, Menſch, daß der Ball — es iſt ihr erſter — Schneid' hat. Was ſtarrſt Du mich denn ſo an? Es gilt, der jungen Menſchenwelt im Städtchen einmal eine herzliche Freude zu machen, das iſt alles.“

„So, hm — nun dann nur weiter mit Deinen humanen Beſtrebungen für die liebe Jugend von Schwarzenberg! Welchen Tag ſoll es denn ſein?“

„O, alles ſchon zurecht gelegt, am Neunzehnten findet das Diner des Landadels zu Ehren des ſcheidenden Landrates ſtatt, und da die Herrſchaften dann ſo wie ſo am Orte ſind, ſchließt ſich folgerecht für den Abend das Ballfeſt an, an dem die Crême der Stadt ſich natürlich beteiligt. Famos, — meinſt Du nicht? — Habe ſchon an einen Maskenball gedacht, es hat aber wegen der Koſtüme hier im Neſte ſeine beſonderen Schwierigkeiten, und außerdem würde jeder ſofort den anderen herausſpüren.“

„Nun, erlaube gefälligſt, wenn zum Exempel wir zwei Kerle uns in eine Toga hüllten, und jeder ſteckte ſich einen Fünfzigthalerſchein an die Mütze, erkennt uns keine Seele, ſage ich Dir.“

Eberty rannte ungeduldig hin und her. „Bitte, Holm, nimm die Sache ernſt! Du glaubſt nicht, wie viel mir daran liegt, daß die Geſchichte zu ſtande kommt, wie ich mich, — warum, weiß ich ſelber nicht — auf dieſen Ball ſo jungenhaft freue, während es mir doch ſo ernſt dabei zu Sinne iſt. Oft dünkt es mich, es ſei dieſes gar kein Ball, als ſei es nur der Weg zu etwas Höherem, um deſſentwillen man es riskieren könne, den alten Herrgott einmal direkt anzugehen.“

„Na, na, nur hübſch auf Erden, und vor allem hier in Schwarzenberg geblieben! Wie alle irdiſchen Feſtivitäten, ſo wird auch dieſes Feſt ſeinen höchſt irdiſchen Kater haben. Was machſt Du denn nun eigentlich wieder?“

Holm, der Getreue, war in das Verhältnis, in dem Eberty zu dem gelben Klavier ſtand, noch nicht gänzlich eingeweiht. Er hätte ſonſt wiſſen müſſen, daß in ſorgenſchweren Zeiten nur auf ſeinem kanarienfarbenen Deckel das Haupt den Ruhepunkt finden konnte.

„Ne, wat de Leitnant bloß für 'nen Pirzel hewt, dat he den Dag teinmol öwer'n Marcht rennen deiht, und immer ut eener Dör rut und in de annere rin; akk'rat als wie de Imm', wenn ſe um de Blom' fleigen deiht,“ ſagte die alte Gemüſefrau, die mit ihrem roten Regenſchirm und Kohlentopf ihren Beobachtungspoſten an der Marktecke innehatte. In der That fand Kurt von Eberty, daß ſein Fuß im Grunde ein zu kleiner Fuß ſei, um den an ihn geſtellten Anforderungen in Bezug auf das Feſt gerecht zu werden. Da mußte zunächſt wegen des Feſtſaals mit den ehrſamen Vätern der Stadt unterhandelt werden, Herren, die diplomatiſch genommen werden mußten, inſofern der Vorſchlag für einen neuen Anſtrich der Wände und für das Glätten des Fußbodens nur mit einem herausfordernden „Hoho!“ beantwortet worden war.

Erſt unter dem Einfluß einer guten Marke wagte ſich das Wort „Dekoration in Stoff und Blumen“ heraus. Natürlich Regimentsmuſik und gute Auswahl in leiblicher Atzung, welch letzterem Punkt gegenüber die Väter ſich weniger ablehnend verhielten. Vor allem bedurfte es aber der Herſtellung des Gleichgewichts in Beziehung auf Männlein und Weiblein, weil nur unter dieſem Zeichen eine gemütliche Stimmung im allgemeinen möglich ſein konnte. Unberechenbar in ſeinen Folgen konnte die Überfülle des Weiblichen werden; Eva, wie ſie nun einmal war, wäre einfach im ſtande, auf dieſen oder jenen Tanz zu verzichten, um Kurt oder den Kameraden einfach Mauerblumen anzubefehlen. Ja, ſo war ſie. Alſo auf die Maid ein chapeau, auf das Mütterchen ein Väterchen zum Souper, dann würde ſich die Geſchichte ſchon machen.

In Ebertys Zimmer ſah es wegen der Dinge, die dort zu einem ſtilvollen Kotillon aufgebaut waren, ein wenig wüſt aus. Da waren hübſche Peitſchen mit vierfarbigen Bändern, Schürzen für die Herren und Helme für die Damen, und auf dem Tiſche lag ein Zettel, um dem Gedächtnis bei der Inſcenierung der verſchiedenen Touren ein wenig entgegenzukommen.

„Vier Paare tanzen ab“ u. ſ. w., u. ſ. w. — Zwiſchen den betreffenden Notizen dann wieder ein dick ausgeſtrichenes Wort, gleichſam als ſei ein Vorhang über etwas gezogen, das der Feder entwiſcht war, und das doch kein profanes Auge ſehen durfte. „Eva“ hieß das, was das dick Übermalte verhüllte.

Der Schlachtplan war übrigens für Holm, der den Kotillon anführen ſollte, entworfen. Kurt ſelbſt dankte für die Ehre. Er hatte mit der Ruhe des Feldherrn, nach gegebener Mobilmachungsordre, ſich ſchon ein heimliches Eckchen auserſehen, in dem man mit „ihr“ ſeinen Platz ſuchen wollte. Möglicherweiſe ſetzte ſich ein anderes Paar davor; aber das ſchadete nichts, im Gegenteil. —

Mitten in derlei Erwägungen ſchwang ſich Eberty dann wieder aufs Pferd und ſauſte herüber nach Willmersdorf, denn nimmer ruhte die Sorge, es könnte ein Gegenbefehl aus Berlin die im Grunde nur durch Überrumpelung erzielte Erlaubnis für den Beſuch des Balles inhibieren; dergleichen war ſchon dageweſen.

Aber mit nichten. Frau von Vollanden, in der Tiefe ihres Gewiſſens ein wenig um Evas Zurückbleiben beunruhigt, that das Ihre, ſich und anderen klarzulegen, daß das Kind ſeine Vorſtudien für die Geſelligkeit in Berlin zunächſt im kleineren Kreiſe machen müſſe. Im Punkt der Toilette ganz und gar Mutter, waren Gebrüder Gerſon mit umfaſſenden Sendungen für die Tochter betraut worden, und Eberty ſah, als er die Willmersdorfer Halle betrat, durch eine Thüre es ſich aus geöffneten Schachteln bauſchen; Atlas, Tüll und Silberſchmelz glänzten ihm entgegen. Es überkam ihn bei dem hier ungewohnten Anblick ein Bangen, ob — ſie, deren Nähe ihn wie Waldesodem umwehte, mit dem Anlegen jenes köſtlichen Gewandes nicht ihr ureigenſtes, innerliches Selbſt abſtreifen würde. Aber nein — ſie nicht, ſie ſtand auf dem Boden, dem ſie und ihre Väter entſproſſen, zu feſt. Sie konnte keine andere ſein als die, die ſie eben war — Eva von Vollanden.

Und nun die Verabredung! Gräfin Reiffenberg wollte die Gewogenheit haben, ſich um eine kleine Zeit früher, als die anderen Damen, in der Garderobe einzufinden. „Gnä' Fräulein fahren direkt dort vor — und obſchon ich infolge meines Amtes als Vortänzer und Arrangeur verhindert bin, gnä' Fräulein am Wagen zu empfangen, ſo iſt bei ſofortiger Benachrichtigung durch eine Ordonnanz Dero ergebenſter Diener beim Allerhöchſten Eintritt in den Saal ſofort zur Stelle."

Wie alle großen Tage allmählich herankommen, ſo erſchien auch dieſer Tag des Feſtes für Land und Stadt. Er fiel in den Januar des Jahres achtzehnhundertſechsundſechzig, und das Wetterchen ließ ſich an, als ſei es expreß dafür beſtellt. Leichter Schnee, durch einen mäßigen Froſt gefeſtigt, ſollte das Bauernwort, daß helle Zwölften dunkle Scheunen geben, vereint mit dem zunehmenden Monde, hoffnungsfroh geſtalten.

Schwarzenberg hatte allezeit ſeine Glanzperiode zu verzeichnen, ſobald die Schlittenfahrt im rechten Schwunge war; ein gleich luſtiges Schellengeläute wie heuer hatte man jedoch in den letzten Jahren nicht vernommen. Da kamen die Herren in ihren mächtigen Pelzen zum Diner heran, der Gudwinner, der auf „Sichſehenlaſſen" hielt, im ruſſiſchen Schlitten mit Schneedecke und Roßſchweifen; der Sorbehner, von ſparſamerer Beanlagung; der Poſewinger, ebenfalls dem Tand abhold, in Gefährten, deren Oberteil ſchon die Ahnen gefahren, nur neu in den Kufen. Alles ſtrebte dem Lokal zu, in welchem an langer, ſchmaler Tafel die Bedienſteten ſerviettenſchwingend hantierten, ein zweifelhaftes Glas gegen das Licht prüften, die Batterie der Silberhalſigen rüſtend. —

Einer aber, von dem Leben und Treiben da draußen ausgeſchloſſen, lehnte verborgen hinter der Gardine am Fenſter an der Ecke des Marktes. Er trug, außerhalb allem Feſtlichen ſtehend, die grünen Pelüchepantoffeln des grauen Alltagslebens, und ſtill, wie es ſonſt nicht ihre Art war, ſtand im Hintergrunde des Gemaches die Ehehälfte: Herr und Frau Dreier.

Es war zum erſtenmal ſeit mehr als dreißig Jahren, daß an „ſie, die Dreier" nicht die Aufforderung ergangen war, das Feſtmahl zu bereiten, ebenſowenig wie an ihn, den Dreier, die Anfrage wegen Lieferung des Weines. Das hatte man ſelbſt in den dunkelſten Tagen nicht vorausgeſehen, das ſaß als Pfeil im Herzen und bohrte tief und tiefer.

„Was mir bloß wundern thut, Frau," ſagte Herr Dreier.

„Mich wundert bloß, daß Du Dich noch wundern kannſt; mich wundert überhaupt nichts mehr," klang es tonlos wie aus der Tiefe.

„Na, aber doch, daß nämlich der alte Baron aus Warnsdorf, der doch ſonſt all ſo was den Rücken kehrt, auch mit dabei iſt; keine anderen, wie dem ſeine alten Braunen biegen eben um die Marchtecke — ſchon tüchtig grau ums Maul."

„Was ſagſt Du da? Der Warnsdorfer iſt auch mit dabei?"

„Na, ſiehſt Du, jetzt wunderſt Du Dir auch."

„Mann, lieber, ich bitte Dich, geh mir bloß vom Fenſter weg! Haſt Du denn gar keinen Stolz mehr im Gemüte, daß Du Deine lebendig tote Perſönlichkeit zum Schauſtück für die Hohnlacher hinpflanzeſt?"

„Haſt recht, Frau," meinte Herr Dreier und ſchlich in gewohntem Gehorſam ſachte von dannen. Es entging ihm dadurch, was er ſonſt wahrgenommen hätte, daß der Warnsdorfer Schlitten, keineswegs dem allgemeinen Kurs folgend, ſein Geläute gerade vor der Dreierſchen Hausthüre ausklingen ließ.

Gleich darauf that ſich auch die Zimmerthür auf, und vom Haupt bis zu den Filzſchuhen in einen mächtigen Pelz gehüllt, erſchien in ihrem Rahmen der Freiherr.

„Hoho, Herrſchaft! Iſt denn niemand hier zur Stelle?"

„Der Herr Baron — zu uns? — Wollen der Herr Baron den Pelz nicht lieber anbehalten? Denn, was nämlich wir ſind, — wir haben mit dem heutigen Tage nichts zu ſchaffen."

„Heda, Freundchen, meinen Sie, das wüßte ich nicht? Oder ſehe ich etwa aus wie eine Wetterfahne? Schälen Sie mich nur ſo ſachtchen heraus aus dem Pelz! Kalkuliere nämlich, daß ich, der ich mir nun über dreißig Jahre jeglichen Biſſen, den ich in Schwarzenberg genoſſen, von Ihrer Frau habe bereiten laſſen, mir auf meine alten Tage beileibe nicht den Schwung ins Neue zumuten werde. Verſtanden? Guten Tag auch, Frau Dreierchen! Wie ſchaut es denn aus? Will mir's heute 'mal recht herzlich bei Ihnen ſchmecken laſſen. Was ſeh ich denn da? Thränen? — Es ſind die erſten, die ich bei Ihnen erblicke, Frau."

Frau Dreier wendete ſich ab, um hinter der Scene der Rührung Herr zu werden. Dann zwang ſie unter zuckenden Mundwinkeln ein Lächeln auf die Lippen, und ihre beiden vollen Hände erfaßten die Rechte des alten Mannes: „Und dazu ſind der Herr Baron expreß herein gekommen? Das wollen der Herr Baron wirklich? Bis an das Ende meiner Tage ſoll das mit Diamantſchrift in meinem Herzen ſtehen!"

„Na, na, liebe Seele, nur nicht zu bilderreich! Kann einmal nicht dafür, daß dieſe alte ſtarre Hand nicht mehr los laſſen will, was ſie einmal erfaßt hat. Meint Ihr aber, daß es mir bei Euch allein ſchmecken ſoll? Holt Euer Kouvertchen her, Leute, und ſetzt Euch zu mir. Meine, wir halten zuſammen, wie wir das Drittel Jahrhundert zuſammen gehalten haben."

Obſchon das Diner der Frau Dreier einfach, aber vom Beſten war, — obſchon inmitten der drei im Eiskübel die beſchlagene Flaſche ſtand — wollte ſich als vierter Mann die richtige Stimmung nicht recht einfinden, ſo ſehr der Freiherr ſich mühte, auf ſeine Art den Liebenswürdigen zu ſpielen.

(Fortſetzung folgt.)

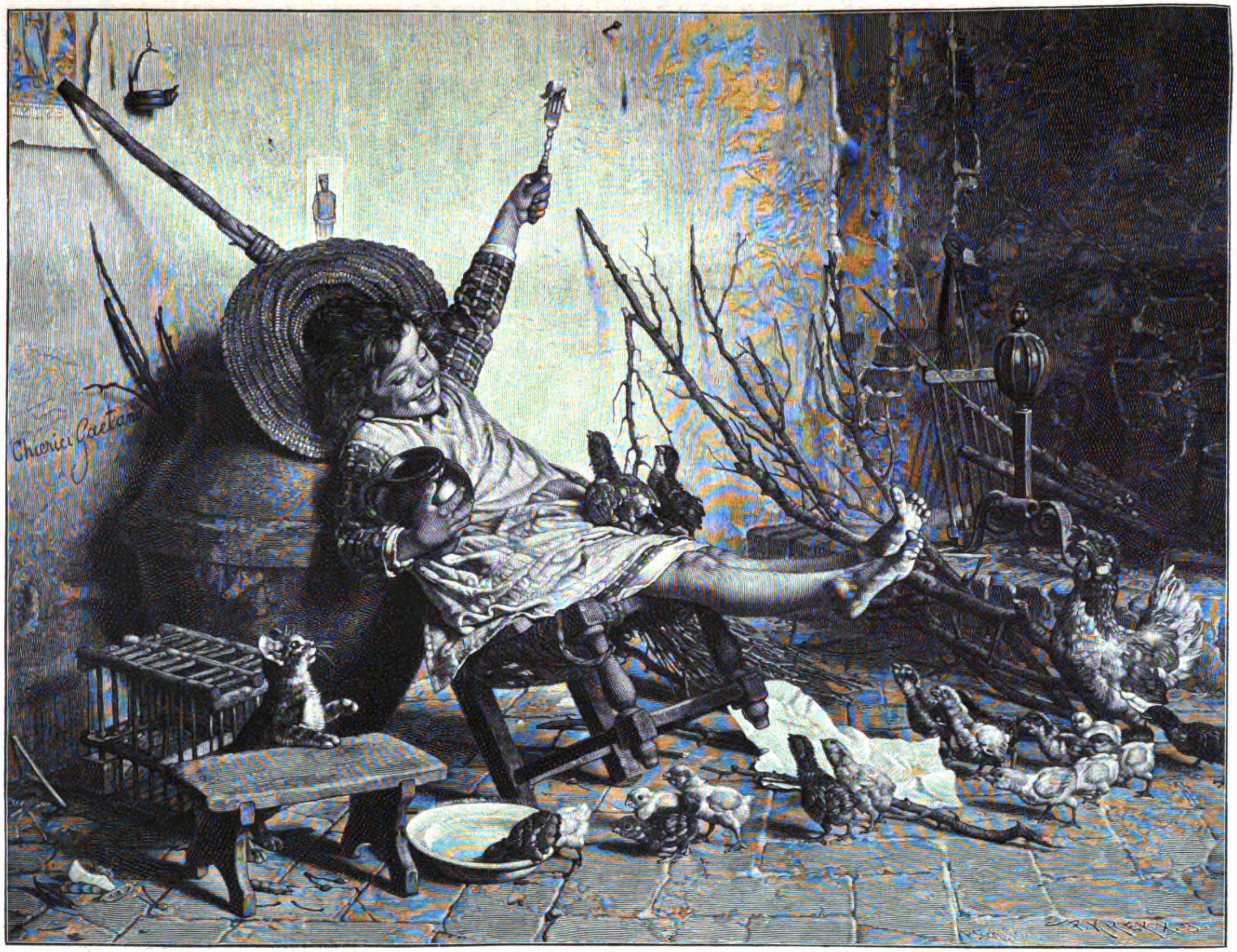
Auguſt Hermann Francke und die Franckeſchen Stiftungen.

Von Leopold Witte.

(Abdruck verboten.)

Im verwichenen Jahre hat die vereinigte Univerſität Halle-Wittenberg die Feier ihres zweihundertjährigen Beſtehens begangen. Das Jahr 1895 gehört der Erinnerung an den Mann, welcher der jungen Hochſchule von Anfang an ihren beſonderen Stempel aufdrückte und den Namen der damals noch wenig bedeutenden Saaleſtadt durch ſeine Stiftungen in der ganzen Welt bekannt und berühmt gemacht hat. Im Verlaufe des Sommers 1695 ſind von Auguſt Hermann Francke die Fundamente zu den meiſten der Anſtalten gelegt worden, welche in tauſend Rinnſalen warmes Leben über die ausgedörrten Steppen der Kirche Deutſchlands, ja der Welt ergoſſen haben. „Herr, gib mir Kinder, wie der Tau aus der Morgenröte, wie der Sand am Meer, wie die Sterne am Himmel, daß ich ſie nicht zählen könne!" ſo hat der junge Paſtor und Profeſſor oft unter freiem Himmel gebetet, nachdem ihm die erſten Waiſen zugeführt worden waren. Er ſelbſt bekannte noch am Ende ſeines Lebens: „Was ſoll ich nun ſagen! Gott hat mein kindliches und zuverſichtliches Gebet ſo gnädig angeſehen, daß ich in der That die Zahl derer, die mir ſelber bezeugt, daß ſie die Seligkeit dem Worte, ſo aus meinem Munde gegangen, zu danken hätten, nicht mehr würde ausrechnen können." Und nun flutet der Segensſtrom, der ſeiner Arbeit entquollen, bereits durch zwei Jahrhunderte hindurch!

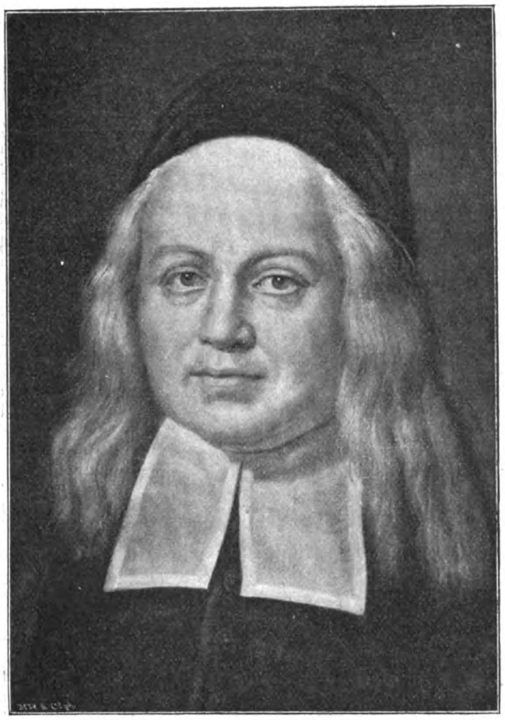
Es war die Zeit der erſtarrenden lutheriſchen Rechtgläubigkeit, in welche Franckes Jugend fiel. Der angebliche Beſitz der „reinen Lehre" hatte die Kirche der Reformation träge und ſicher gemacht. Die von Luther neu geweihten Stätten: Taufſtein, Predigtſtuhl, Beichtſtuhl und Altar, waren nach des edlen Roſtocker Profeſſors Heinrich Müller Zeugnis


Chierici Gaetano

Photographie-Verlag von Franz Hanfstängl, München.

Übermut. Nach dem Gemälde von Gaetano Chierici.

Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl, Munich.



Auguſt Hermann Francke.
Nach einer Photographie von Sophus Williams (E. Linde & Co.) Berlin.

wieder zu den „vier ſtummen Kirchengötzen“ der päpſtlichen Notzeit geworden. „Die heutige Chriſtenheit tröſtet ſich ihres äußerlichen Chriſtentums, daß ſie getauft iſt, Gottes Wort hört, zur Beichte geht und das Abendmahl empfängt; aber die innere Kraft des Chriſtentums verleugnet ſie.“

Auch Francke nahm aus ſeinem elterlichen Hauſe nicht gerade tiefergehende religiöſe Eindrücke mit. Sein Vater Johann, dem Auguſt Hermann am 22. März 1663 zu Lübeck geboren worden, ein aus Heſſen ſtammender Bäckersſohn, der ſich als Rechtsgelehrter in der Hanſaſtadt eine angeſehene Stellung erworben hatte, war wohl ein frommer und in der Weiſe der Zeit gottesfürchtiger Mann. Aber Leben ging auch von ihm auf den Sohn nicht über. Herzog Ernſt der Fromme berief ihn 1666 als Hof- und Juſtizrat nach Gotha. Dort ſtarb der noch rüſtige Beamte ſchon 1670. Als väterliches Erbteil überkam dem Knaben der Wunſch des Vaters, daß er Theologie ſtudieren möchte. Sechzehn Jahre alt bezog Auguſt Hermann die Univerſität Erfurt. Ein Familienſtipendium zog ihn danach in die Univerſitätsſtadt Kiel, wo er drei Jahre blieb und, ſeiner eigentümlichen Begabung gemäß, dem Studium der Sprachen, alter wie neuer, oblag. Alsdann wurde er in Leipzig Magiſter. Dort gründete er 1686 in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Paul Anton, zufolge einer Anregung des erbitterten ſpäteren Feindes des „Pietismus“, Profeſſor Joh. Bened. Carpzov, das erſte exercitium biblicum, eine Verſammlung von Studenten und Lehrern, in welcher die heilige Schrift, wie der Frankfurter Senior Spener das empfohlen hatte, endlich einmal wieder ausgelegt und beſprochen wurde. In der „Kirche des Worts“ hatten ja die Bekenntnisſchriften und die dogmatiſchen Syſteme der Theologen die Bibel in den Hintergrund gedrängt!

Trotz dieſer aus den Spenerſchen Anregungen zur Erneuerung der Kirche erwachſenen Thätigkeit Franckes, der bereits auf zahlreiche jugendliche Gemüter erweckliche Eindrücke ausübte, war das eigene Herz des Magiſters doch noch nicht in der innerſten Tiefe vom Glauben erfaßt. Wir beſitzen eine ſpätere Niederſchrift von ſeiner Hand: „Anfang und Fortgang meiner Bekehrung,“ worin er ausführlich erzählt, wie es zu dem entſcheidenden Erlebniſſe ſeines inneren Menſchen gekommen iſt. Die Theologie hatte er noch immer im Kopfe, aber nicht im Herzen. Er wollte alles wiſſen, alles erkennen, aber die Ehre bei den Menſchen war noch immer der oberſte Gott, dem er diente. Da bereitete er ſich einmal, es war im Herbſt 1687, bei dem frommen Superintendenten Sandhagen in Lüneburg zu einer Predigt vor über den Text Joh. 20, 31: „Dieſes iſt geſchrieben, daß ihr glaubet, Jeſus ſei Chriſt, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in ſeinem Namen.“ Je länger er über das Wort nachdachte, deſto klarer wurde ihm, daß er dieſen Glauben, der das Leben gibt, noch gar nicht beſitze. „Es kam mir,“ ſo heißt's in jener Aufzeichnung, „mein ganzes bisheriges Leben vor Augen als einem, der auf einem hohen Turme die ganze Stadt überſiehet. Erſtlich konnte ich gleichſam die Sünden zählen; aber bald öffnete ſich auch die Hauptquelle, nämlich der Unglaube oder bloße Wahnglaube, womit ich mich bisher ſelbſt ſo lange betrogen hatte.“ Es ergriff ihn nun Angſt, die ihn zuletzt zu dem Entſchluſſe trieb, die Predigt wieder abzubeſtellen. Aber zuvor warf er ſich noch einmal auf die Kniee und rief den Gott an, „den er noch nicht kannte noch glaubte, um Rettung aus ſolchem elenden Zuſtande, wenn anders wahrhaftig ein Gott wäre“. Da ward ihm plötzliche Erhörung. „Wie man eine Hand umwendet, waren alle meine Zweifel hinweg; ich war verſichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Chriſto Jeſu, ich konnte Gott nicht allein Gott, ſondern meinen Vater nennen; alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens ward auf einmal fortgenommen, hingegen ward ich mit einem Strom der Freude plötzlich überſchüttet, daß ich aus vollem Mut Gott lobete und preiſete, der eine ſolche große Gnade erzeiget hatte. Es war mir, als hätt' ich in meinem ganzen Leben gleichſam in einem tiefen Schlafe gelegen, als wenn ich alles im Traum gethan hätte und wäre nur erſtlich davon aufgewacht.“ — „Von da an hat es mit meinem Chriſtentum einen Beſtand gehabt, und von da an iſt es mir leicht geworden, zu verleugnen alles ungöttliche Weſen und die weltlichen Lüſte . . . Von da an habe ich mich beſtändig zu Gott gehalten, Beförderung, Ehre und Anſehen für der Welt, Reichtum und gute Tage und äußerliche, weltliche Ergötzlichkeit für nichts geachtet; und da ich vorhin mir einen Götzen aus der Gelehrſamkeit gemacht, ſahe ich nun, daß Glaube wie ein Senfkorn mehr gelte, als hunderte Säcke voll Gelehrſamkeit, und daß alle zu den Füßen Gamaliels erlernte Wiſſenſchaft als Dreck zu achten ſei gegen die überſchwängliche Erkenntnis Jeſu Chriſti unſeres Herrn. Von da an habe ich auch erſt recht erkannt, was Welt ſei, und worinnen ſie von den Kindern Gottes verſchieden ſei. Denn die Welt fing bald an, mich zu haſſen und anzufeinden.“

Mit dieſen Erfahrungen kehrte Francke, nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg, wo er zum erſtenmal einige Kinder in Unterricht nahm, nach Leipzig zurück. In innigem Verkehr mit Spener, der inzwiſchen als Oberhofprediger nach Dresden berufen war, nahm er dort ſeine Wirkſamkeit unter den Studenten wieder auf. Indeſſen nunmehr kehrte ſich Carpzov mit einemmal gegen die Collegia philobiblica, die er ſelbſt einſt angeregt hatte. Trotz des Widerſpruchs von Spener erlangten die Feinde unter Carpzovs Führung ein kurfürſtliches Verbot der Bibelſtunden. Zu rechter Zeit gelangte ein Ruf aus Erfurt an Francke, der ihm das Diakonat der dortigen Auguſtinergemeinde anbot. Der ehrwürdige Senior Breithaupt führte den jungen Geſinnungsgenoſſen zu Pfingſten 1690 in ſein äußerſt gering beſoldetes Amt ein. Doch auch in Erfurt erregte die ſelbſt auf Katholiken ſich erſtreckende unermüdliche Thätigkeit Franckes einen ſolchen Sturm der Entrüſtung bei den gemächlichen Kirchenleuten, daß der Kurfürſt von Mainz, zu deſſen Sprengel die Stadt gehörte, im Oktober 1691 den unbequemen Mann aus der Stadt verwies. Wieder war dem Glaubensmutigen ſchon eine Zufluchtsſtätte bereitet. Sein Freund Spener, ſeit Oſtern

1691 Propſt in Berlin, machte den Kurfürſten von Brandenburg für die in Halle zu ſtiftende Univerſität auf den ſprachkundigen Theologen aufmerkſam. Zu Anfang 1692 zog Francke als Profeſſor der griechiſchen und hebräiſchen Sprache und zugleich als Paſtor der Halliſchen Vorſtadt Glaucha in den Wirkungskreis ein, dem er nun bis zu ſeinem Tode im Jahre 1727 als ein vom Herrn tauſendfach Geſegneter angehören ſollte.

Es kann unſere Abſicht nicht ſein, Franckes Wirkſamkeit auf Katheder und Kanzel im einzelnen zu verfolgen. Nur einige Worte ſeien geſagt. In die theologiſche Fakultät trat er erſt 1698 ein. Daß er als Lehrer der ſtudierenden Jugend wie als Geiſtlicher an ſeiner bis dahin aufs ſchmählichſte vernachläſſigten Gemeinde immer wieder auf das Eine, was not iſt, das Gewicht legte, verſteht ſich von ſelbſt. Seine Genoſſen in der Fakultät ſtanden mit ihm in einem Geiſte zuſammen. Es waren der aus Erfurt berufene Breithaupt, ein Mann, den ſelbſt der katholiſche Erzbiſchof von Mainz gegen ſeine Widerſacher in Schutz nahm: „laßt ihn, denn er betet für uns“; und Anton, der langjährige Freund Franckes, welchem Breithaupt am Tage nach ſeinem Tode vor den Zuhörern das Zeugnis gab: „Ich muß an meinem Teile bekennen, überaus durch ihn erbaut zu ſein, indem ich beſtändig an ihm wahrgenommen, daß er in einem ſteten und geheimen Umgange mit Gott geſtanden. Er pflegte mehr mit Gott als mit Menſchen zu reden, welches er ſonderlich that, wenn er mit dieſem oder jenem Menſchen reden wollte, da er allezeit Gott zuvor insgeheim um die nötige Weisheit, Wahrheit und Liebe bat; er pflegte mehr zu ſchweigen als zu reden.“ Zu dieſen dreien geſellte ſich 1709 Joachim Lange, der gelehrte Vorkämpfer der Fakultät, der, eine martialiſche Erſcheinung, von den Studenten der „Schulmajor“ genannt, in dem bald entbrennenden Streite gegen die Halliſchen Pietiſten „in voller vigeur der Körperkraft“ allezeit bereit war, eine wuchtige Lanze mit den Gegnern zu brechen.

Das aber, was Franckes Namen im Reiche Gottes unter die leuchtendſten aller Zeiten geſtellt hat, iſt nicht ſowohl ſeine paſtorale oder ſeine Dozententhätigkeit, ſondern es ſind ſeine Schöpfungen auf dem Gebiete der Erziehung, in denjenigen Arbeitsſphären, welche man heutzutage als „Innere Miſſion“ zu bezeichnen pflegt. Auf die Rettung und Erziehung der Jugend war er in unermüdlicher Liebe bedacht. Wie es dabei ſehr bald zur Gründung der Franckeſchen Stiftungen gekommen iſt, hat er ſelbſt der Welt im Kampfe gegen die mancherlei Anfeindungen, die ſein Werk trafen, in einem rührenden Buche erzählt. Es heißt: „Segensvolle Fußſtapfen des noch lebenden und waltenden, liebreichen und getreuen Gottes“ (1701 zuerſt erſchienen). Ich faſſe das Intereſſanteſte darin kurz zuſammen.

Wiewohl in Halle eine noch 1688 verbeſſerte „Almoſen- und Bettel-Ordnung“ beſtand, wonach die Gaſſen- und die Hausarmen von den ſogenannten „Beckenherren“ ihre regelmäßigen Gaben erhielten, muß der Straßenbettel doch in Stadt und Vorſtadt ein ſehr ausgedehnter geweſen ſein. Vielleicht im Zuſammenhange mit der 1682 in Halle äußerſt verderblich aufgetretenen Peſt, der nicht weniger als 5367 Menſchen zum Opfer fielen, durchzogen namentlich viele Kinder an beſtimmten Tagen almoſenheiſchend die Straßen. Seit Neujahr 1694 benutzte Francke die Gelegenheit, ſolchen Kindern auch geiſtliche Gaben zu verabfolgen. Er ließ ſie in ſeine Studierſtube eintreten, befragte ſie aus dem Katechismus und ſchloß mit einem Gebet, wonach er ihnen das Almoſen gab und für die nächſte Woche ein gleiches in Ausſicht ſtellte. Die große Unwiſſenheit der Kinder, die ſich bei dieſen Unterredungen herausſtellte, veranlaßte Francke, an die Eltern, wo ſie noch lebten, wöchentlich das Schulgeld zu geben, damit die Kinder die bei den meiſten Stadtkirchen eingerichteten Parochialſchulen beſuchten. Die Eltern holten auch pünktlich das verſprochene Geld ab, aber die Kinder dachten nicht daran, in die Schulen zu gehen. Für dieſe und andere wohlthätige Zwecke hängte Francke in ſeinem Hauſe eine Büchſe aus, über die er einen Zettel mit 1. Joh. 3 17 und 2. Kor. 9, 7 befeſtigte. Oſtern 1695 fand ſich darin die überraſchend hohe Gabe von 7 Gulden (14 Mk.), welche eine fromme Bürgerswitwe Halles, die Kommiſſionsrätin Knorr, eingelegt hatte. „Als ich dieſe in die Hände nahm,“ berichtet Francke, „ſagte ich mit Freudigkeit: das iſt ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes ſtiften; ich will eine Armenſchule daraus anfangen. Ich beſprach mich nicht mit Fleiſch und Blut, ſondern fuhr im Glauben zu und machte noch desſelbigen Tages Anſtalt, daß für 2 Thaler Bücher gekauft wurden, und beſtellte einen armen Studioſum, die Kinder täglich zwei Stunden zu informieren, dem ich wöchentlich 6 Ggr. dafür zu geben verſprach, der Hoffnung, Gott werde indeſſen mehr beſcheren.“

Das war der Anfang zu Franckes Stiftungen. Gleich nach Oſtern 1695 wurde die Armenſchule in einem Vorzimmer zu des Paſtors Studierſtube eröffnet. Freilich, die nächſten Erfahrungen konnten nicht betrübender ſein. 27 Kinder fanden ſich am erſten Tage ein und erhielten ihre Bücher. 23 davon verkauften die Bücher und kamen nicht wieder! Francke ſchaffte unermüdlich neuen Vorrat; von nun an aber verwahrte die Schule ihr Lernmaterial ſelbſt. Allwöchentlich bekamen die Kinder, um ihnen Luſt zum Schulbeſuch zu machen, ein kleines Geldgeſchenk. Das wirkte. Nach und nach geſtaltete ſich das Ding erfreulicher. Als die 7 Gulden verbraucht waren, floſſen andere Geſchenke zu. Je mehr es bekannt wurde, wie ſorgfältig die Armenkinder bei dem Paſtor von Glaucha unterrichtet wurden, deſto lebhafter wurde die Teilnahme der Stadt. Etliche Bürger erboten ſich, bei ihm das Schulgeld zu zahlen, wenn Francke auch ihre Kinder am Unterricht teilnehmen laſſen wollte. Im Sommer ſtieg die Schülerzahl ſchon auf 60, ſo daß in der Nachbarſchaft erſt ein und dann ein zweites Zimmer gemietet werden mußte. Der „Studioſus“ gab täglich fünf Stunden, aber es zeigte ſich bald, daß eine Lehrkraft nicht ausreichte. Francke nahm eine zweite zu Hilfe und teilte nun die Armen- und die Bürgerkinder in zwei geſonderte Schulen, die dann wieder in Knaben- und Mädchenklaſſen getrennt wurden. Pfingſten 1695 wurden Francke drei Kinder auswärtiger bemittelter Eltern zu Erziehung und Unterricht überſandt. Als ſich noch mehrere dazu geſellten, gründete er das Pädagogium, das ſich demnächſt zu einem blühenden Gymnaſium entwickelte. Ein Freund ſchenkte unerwartet 500 Thaler, um von den Zinſen ein Waiſenkind erhalten zu laſſen. Als Francke ſich nach einem ſolchen umſah, meldeten ſich vier. Der glaubensſtarke Mann nahm ſie alle vier auf, am 5. November 1695. Sie wurden in Bürgerhäuſern untergebracht und von einem frommen Studenten, Neubauer, beaufſichtigt, der von da an Franckes umſichtiger und treuer Gehilfe in den mancherlei Liebeswerken blieb. Ende 1695 waren es ſchon neun Waiſenkinder. Als die Zahl im folgenden Jahre noch immer wuchs, wurde das Haus neben der Pfarre angekauft und den Kindern eine Haushaltung eingerichtet. Damit verband Francke eine andere wohlthätige Einrichtung für arme Studierende, nämlich einen Freitiſch, an welchem zuerſt 24, dann 50, ſpäter 150 teilnahmen. Ein ſpäter errichteter „extraordinärer“ Freitiſch in den Anſtalten ſpeiſte die gleiche Zahl. Aus dieſen Studenten nahm Francke die Lehrer für die Armenſchulen; das wurde der Anfang des ſpäteren, mit den Stiftungen verbundenen Lehrerſeminars. Allmählich vermehrten ſich in allen dieſen Schulen die Anforderungen derartig, daß Francke zuletzt an die Errichtung eines ſelbſtändigen Gebäudes denken mußte. 1697 war noch eine lateiniſche Schule mit einfacherem Lehrziel als im Pädagogium nötig geworden. So kaufte Francke, ohne jeden Kapitalrückhalt, aber mit unbedingtem Vertrauen auf die göttliche Hilfe, ein umfangreiches Grundſtück und legte am 24. Juli 1698 den Grundſtein zu dem weſtlichen Frontgebäude des großen Häuſerkomplexes, der noch zu Lebzeiten Franckes wie eine kleine Stadt die 72 Morgen Landes etwa zum dritten Teil bedeckte, während zwei Drittel als Gartenanlagen benutzt wurden. Über der hohen Treppe

Das Franckeſche Waiſenhaus in Halle. Photographie von L. Motzkus-Halle.

unter dem Dachgiebel ſind an dem Frontgebäude zwei zur Sonne emporſteigende Adler dargeſtellt, unter denen ſich ein Spruchband hinzieht mit der Stelle aus Jeſaia 40: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft ꝛc.“ Am Ende des langen, von ausgedehnten, vier- bis fünfſtöckigen Häuſerreihen eingefaßten Hofes, den im Oſten das Pädagogium abſchließt, ſteht jetzt in Erz gegoſſen die von Rauch entworfene Statue Franckes zwiſchen zwei Knaben, die der im langen Talar Dargeſtellte mit entſprechender Handbewegung ſegnend gen Himmel weiſt.

Noch im Jahre 1698 entſtanden ſowohl die Buchhandlung des Waiſenhauſes, der 1701 die Buchdruckerei an die Seite trat, wie die Apotheke, welche durch ihre „Medikamentenexpedition“ lange Jahre hindurch die von dem frommen Anſtaltsarzt Chriſtian Friedrich Richter entdeckten Geheimmittel vertrieben und den Stiftungen beträchtliche Einnahmen zugefertigt hat (bis 1761 im ganzen 36106 Thaler). Auch die 1710 von dem Freiherrn von Canſtein ins Leben gerufene Bibelanſtalt trat mit den Franckeſchen Stiftungen in engſte Verbindung. Sie hat noch in neuerer Zeit durch die von ihren Vorſtehern, den Anſtaltsdirektoren Kramer und Frick, geleitete Reviſion des Lutherſchen Bibeltextes eine weitgreifende Bedeutung für die deutſche evangeliſche Kirche und Chriſtenheit gewonnen. An Bibeln ꝛc. ſind von ihr an 6½ Millionen ausgegeben worden.

Einige Zahlen mögen zum Schluſſe noch andeuten, in welchem Umfange der Segen der Anſtalten der deutſchen Jugend zu teil geworden iſt. Wir entnehmen ſie einem kleinen Schriftchen des verſtorbenen Direktors D. Frick über „die Franckeſchen Stiftungen“ vom Jahre 1892. Danach haben: die Knabenfreiſchule (das iſt die Armenſchule) von der Gründung an bis 1891 beſucht etwa 9550 Kinder; die Mädchenfreiſchule 9750; die Knaben-Bürgerſchule 23 500, die Mädchen-Bürgerſchule 16 200; das (1702 von König Friedrich I. in beſonderen Schutz genommene und als „publiques Werk“ mit dem Beinamen „Königlich“ belegte) Pädagogium 4369 (als ſelbſtändiges Gymnaſium eingegangen 1873, gegenwärtig als Parallelgymnaſium zur Latina benutzt); die lateiniſche Hauptſchule 24 372. Das ſind zuſammen 87 741 Zöglinge! Dazu traten in ſpäterer Zeit noch folgende Inſtitute: die höhere Mädchenſchule (1835) mit 3029 Zöglingen; das Realgymnaſium (1835) mit 7063; die Vorſchule (1845) mit 2050; die neue Bürgerknabenſchule (1890) mit 60, die lateinloſe höhere Bürgerſchule (Realſchule, 1891) mit 50, in Summa wieder 12 252 Zöglingen. In die Erziehungsanſtalten ſind aufgenommen worden: in die Waiſenanſtalt für Knaben 5497, für Mädchen 1441, in die Penſionsanſtalt (Alumnat mit Benefizien für Zöglinge der Latina, des Realgymnaſiums und der lateinloſen Realſchule, gegründet 1697): gegen 10 500, in das Alumnat des Pädagogiums ſeit 1870: 374. Das Seminarium praeceptorum, eingegangen 1785, erneuert 1881, hat ſeitdem 71, die Lehrerinnenbildungsanſtalt ſeit 1879 209 Glieder aufgenommen.

Dieſe Zahlen reden! Und welche Segensgeſchichte ſteht hinter ihnen und in Hunderttauſenden von Herzen geſchrieben! Fügen wir noch hinzu, daß 1705 auch eine Miſſionsanſtalt für Oſtindien, 1728 ein Inſtitut zur Bekehrung der Juden und Muhammedaner, 1744 ein ſolches zur Unterſtützung der evangeliſchen Gemeinden in Pennſylvanien und Nordamerika in den großen Komplex der Franckeſchen Stiftungen eintraten. Welch ein Umfang von Arbeit für das Reich Gottes! Und zu dieſer Weite und Breite rechne man die Tiefe der Wirkungen Franckes. Die in ſeinen Anſtalten befolgten Erziehungs- und Lehrgrundſätze hat der Graf Zinzendorf, ein Schüler des Pädagogiums von 1710 bis 1716, in den Brüdergemeinden der ganzen Welt verbreitet. Für den „Schulſtaat“ Preußen aber ſind ſie von grundlegender Bedeutung dadurch geworden, daß das von Friedrich II. 1763 erlaſſene „Generallandſchulreglement“, noch heute das Fundament des geſamten preußiſchen Volksſchulweſens, von einem Schüler Franckes, Julius Hecker, entworfen iſt, der längere Zeit Lehrer am Halleſchen Pädagogium war, ehe er ſeine bedeutſame Berliner Schulthätigkeit begann. So geht die Erhörung des Gebetes von Francke noch immer weiter durch die Jahrhunderte: „Kinder, wie Tau aus der Morgenröte, wie die Sterne am Himmel!“

Wahrlich ein Leben, dem der Dank der Nachwelt gebührt. Geſegnet ſei ſein Andenken auch bei uns, die wir mehr oder weniger alle unter den Nachwirkungen der Lebensarbeit Auguſt Hermann Franckes ſtehen.

Hof des Franckeſchen Waiſenhauſes in Halle.
Aus den bei Junghanß & Koritzer in Meiningen erſchienenen: Bildern aus Halle.

Meine Kriegserlebniſſe.

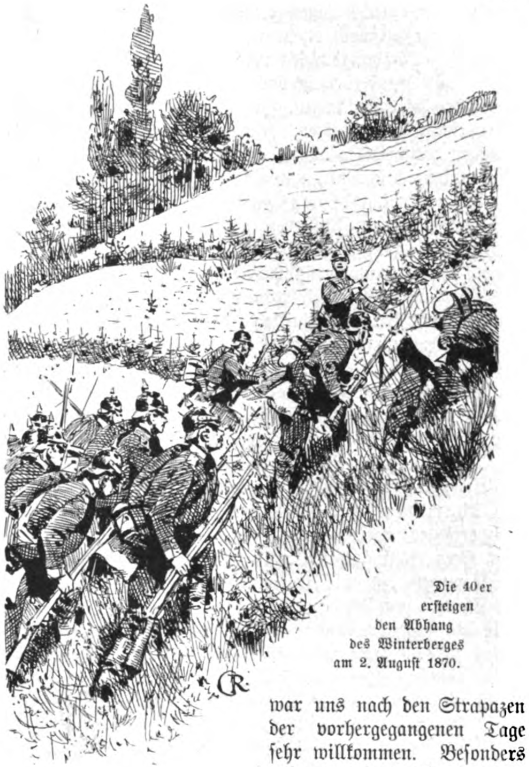
Von H. v. Konarsky.

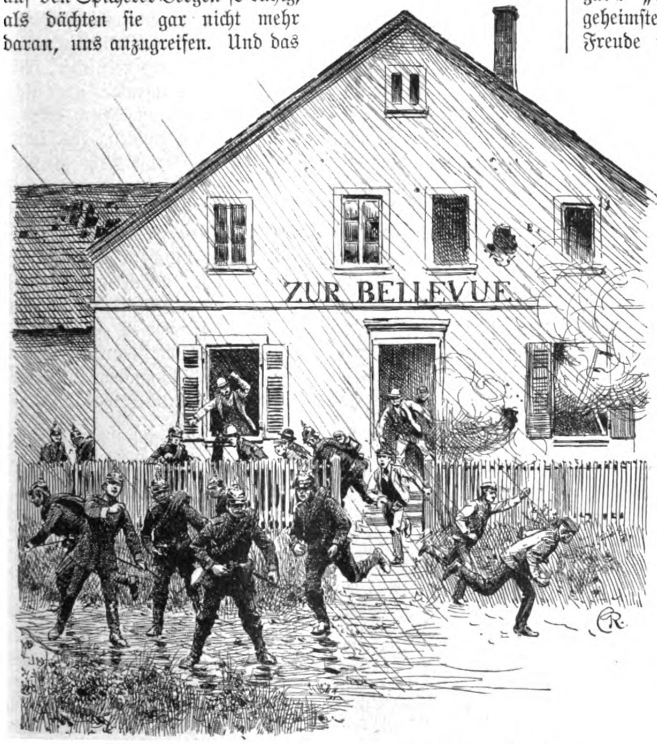
Erinnerungen an die Saarbrückener Tage. Mit Illuſtrationen von C. Röchling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Wenn auch die grenzenloſe Nachläſſigkeit der Franzoſen uns ein mächtiger Bundesgenoſſe war, ſo konnte es uns, als ſich drüben immer mehr Truppenmaſſen anhäuften, in dem Bewußtſein unſerer ſo ſehr geringen Anzahl doch zuweilen etwas ſehr bedenklich vorkommen. Und als ob die Franzoſen uns ihre Macht zeigen wollten, oder gleichſam als Signal, daß jetzt bald ein ernſterer Waffentanz losgehen werde, donnerten am 28. Juli nachmittags die franzöſiſchen Geſchütze von den Spicherer Höhen herüber und entſandten Granaten nach dem Exerzierplatz. Gleichzeitig war ein ziemlich heftiges Gewitter ausgebrochen, und der Donner des Himmels vermiſchte ſich mit dem Kanonendonner zu einem ſeltſam grandioſen, aber auch unheimlichen Konzert. Zahlreiche Saarbrücker, die an jenem Nachmittage auf dem Exerzierplatz waren, um ſich „ſo'n bißchen Krieg“ mit anzuſehen, waren vor dem plötzlich herniedergießenden Regen in das Wirtshaus Bellevue geflüchtet, aber hier waren ſie „vom Regen in die Traufe“ gekommen. Die Traufe beſtand in mehreren Granaten, die in das vollbeſetzte Haus einſchlugen, jedoch glücklicherweiſe ſo harmlos waren — mit Ausnahme von einer — nicht zu krepieren, noch irgend jemanden zu verletzen. Die explodierende Granate hatte, wie die anderen, nur Löcher in das Mauerwerk des Wirtshauſes geriſſen. Daß dieſe Art Krieg den Saarbrückern nun doch nicht konvenierte und ſie ſich daher aus der Traufe wieder ſchleunigſt in den Regen begaben, läßt ſich denken.


Die 40er erſteigen den Abhang des Winterberges am 2. Auguſt 1870.



Die erſten Granaten treffen Bellevue bei Saarbrücken am 28. Juli 1870.

Einen eigentlich praktiſchen Zweck hatte das Bewerfen des Exerzierplatzes und das Beſchießen der Reſtauration Bellevue mit Granaten wohl nicht gehabt; es folgte auch keine weitere kriegeriſche Aktion darauf, vielmehr ließen es die Franzoſen für jenen Tag mit dieſem kleinen Schauſpiel bewenden und verhielten ſich auch den Tag darauf, am 29. Juli, drüben auf den Spicherer Bergen ſo ruhig, als dächten ſie gar nicht mehr daran, uns anzugreifen. Und das war uns nach den Strapazen der vorhergegangenen Tage ſehr willkommen. Beſonders mir war das recht, denn ich war gerade an dem Tage in St. Johann zu zwei Mittageſſen und drei Abendeſſen eingeladen worden und konnte mich durch die fünf Mahlzeiten, von denen ich grundſätzlich keine ausgeſchlagen hatte, gewiſſenhaft durcharbeiten. Beim Bierbrauereibeſitzer Mügel, wo ich das dritte Abendeſſen einnahm, gab's „Spanferkel in Gelee“ und trotz der vorher eingeheimſten zwei Mittag- und zwei Abendeſſen richtete ich zur Freude meiner freundlichen Gaſtgeber in den Schüſſeln mit dieſem delikaten Gericht noch anſehnliche Verwüſtungen an. Gegen Mitternacht verließ ich das gaſtfreie Haus, um auf dem Strohlager des Alarmquartiers noch ein paar Stunden auszuruhen. Aber dort lagen in Zimmern und Gängen Mann an Mann im tiefſten Schlafe. Ich trat wieder hinaus ins Freie, und damals nicht gewohnt, ſchlafenshalber viele Umſtände zu machen, warf ich meinen gerollten Mantel als Kopfkiſſen zur Erde, legte mich nieder und war in wenig Augenblicken dem Beiſpiele unſerer Füſiliere gefolgt. Und wie gut ſchlief ich trotz des harten Pflaſters und trotz des herniederrieſelnden Regens! Wie oft habe ich ſpäter, als ich mich ſchwer verwundet in Schmerzen auf einem weichen bequemen Lager wälzte, gewünſcht, noch einmal ſo ſanft ſchlafen zu können.

Leider war die Raſt nicht von langer Dauer; um vier Uhr wurde ſchon wieder alarmiert. Größere franzöſiſche Truppenabteilungen waren von Saargemünd her im Anrücken. Ich erhielt den Befehl, mit meinem Zuge den Friedhof von Brebach zu beſetzen. Dort angekommen hatten ſich meine Füſiliere bald häuslich eingerichtet; um keine Kugel ihr Ziel verfehlen zu laſſen, wurden die Diſtanzen nach Süden hin abgeſteckt, mit Ginſterſträuchern markiert und, ſo vorbereitet, das Kommen der Rothoſen erwartet. Aber ſie kamen nicht; unbegreiflicherweiſe waren ſie auch diesmal wieder, wohl in dem Glauben, größere Truppenkörper vor ſich zu haben, zurückgewichen.

Das nächtliche Lager im Regen hatte mir zwar weder einen Schnupfen noch einen Huſten eingetragen, aber in den durchnäßten Kleidungsſtücken war es mir in der kühlen Morgenluft auf dem Friedhofe doch ein bißchen ſchuckrig geworden. Durch den vierzehntägigen, faſt unausgeſetzten Aufenthalt im Freien ſahen wir übrigens alle aus wie die Mulatten. Das Waſchen, Kämmen ꝛc. hatte ſich während der Zeit auf das Notwendigſte beſchränkt, und ſeit dem Ausmarſche aus Trier war ich noch nicht dazu gekommen, Wäſche zu wechſeln. Ich muß nebſt meinen Füſilieren ſchön ausgeſehen haben. Das dachte gewiß auch mein Freund vom Hallberge, Herr Böcking, als ich von Brebach zurückmarſchierte, und er mir, über unſer Ausſehen und dabei doch recht fidele Stimmung lachend, den Morgengruß bot. Nachmittags aber kam Herr Böcking in unſer Alarmquartier im Thal zu Saarbrücken, wohin ich inzwiſchen wieder abgezogen war, beladen mit mehreren vollſtändigen Garnituren Wäſche verſchiedener Sorten und nötigte mich in liebenswürdigſter Weiſe, dieſe unter ſolchen Umſtänden ſehr ſchätzenswerte Stiftung anzunehmen.

Nun, nötigen ließ ich mich dazu auch nicht lange, ich packte ſo viel ich konnte in meinen Torniſter ein, den Reſt gab ich meinem getreuen Burſchen J., von dem ich ſpäter noch erzählen werde.

Herr Böcking weilte noch bei mir, als ein Unteroffizier der Kompanie zu mir trat und mir Verbandzeug, beſtehend aus Charpie und Binden, überreichte. Übermütig, wie ich damals als junger Leutnant war, rief ich dem Unteroffizier zu: „Was ſoll ich denn mit dem dummen Zeug“, und warf das ganze Päckchen über eine Hecke. Mein Kompaniechef, Hauptmann Grundner, der dabei ſtand, ſagte lachend: „Konarsky, Sie haben recht, für uns iſt noch keine Kugel gegoſſen.“ — Zwei Tage darauf lag ich mit zerſchoſſenem Fußgelenk auf dem Winterberge, — Hauptmann Grundner fiel vierzehn Tage darauf durch einen Schuß in den Leib getroffen in dem mörderiſchen Treffen bei Gorze.

Am 2. Auguſt ſchienen die Franzoſen endlich Miene zu machen, die von nur drei Kompanieen beſetzten Saarbrücker Höhen mit einem ganzen Armeekorps anzugreifen. Auf den Spicherer Bergen ſtand ſchon eine Diviſion des franzöſiſchen Korps Froſſard, und die ſüdweſtlich davon bei den lothringiſchen Dörfern Bening und Öttingen gelagerten beiden anderen Diviſionen hatten ihre Biwaks aufgegeben und ſich in Bewegung gegen Spichern geſetzt.

An jenem wunderbar ſchönen Morgen des 2. Auguſt waren wir — die Offiziere der 6. Kompanie — in unſerem Alarmquartier bei Bierbrauereibeſitzer Haldy im „Thal“ gerade mit einem vortrefflichen Frühſtück beſchäftigt, als plötzlich von St. Arnual her Ulanen geſprengt kamen und meldeten, daß ſtarke feindliche Kolonnen von den Spicherer Bergen her im Anrücken ſeien.

Wenn wir auch nach den bisherigen Erfahrungen das gemeldete Anrücken vor der Hand nur für eine abermalige Demonſtration oder ein prunkvolles militäriſches Schauſpiel ohne ernſtliche Abſichten halten konnten, ſo mußten doch alle Dispoſitionen gegen einen etwaigen ernſtlichen Angriff getroffen werden. Mir wurde ſpeziell der Auftrag zu teil, mit meinem Zuge die weſtliche Höhe des Winterberges und die dem Winterberg gegenüberliegende Löwenburg zu beſetzen. Ich erinnere mich noch mit Wehmut des letzten Wortes, das mein Kompaniechef, Hauptmann Grundner, als ich mit meinem Zuge abmarſchierte, an mich richtete: „Nun ſehen Sie 'mal, was da wieder los iſt, nachher wollen wir weiter frühſtücken.“ — Jawohl, — das Frühſtücken iſt uns vergangen, ich habe den mir ſo lieben hochverehrten Vorgeſetzten nicht mehr wiedergeſehen.

Von der Chauſſee von Saarbrücken nach St. Arnual zieht ſich gegenüber dem Hauſe des Baumeiſters — jetzt Baurats Neufang — rechts ein Feldweg durch die Schlucht zwiſchen Winterberg und der Löwenburg, das ſogenannte Hinterthal hinauf. Durch dieſe Schlucht führte ich im Laufſchritt meinen Zug bis zu einem nach links zum Winterberg aufſteigenden ſchluchtartigen Fußweg. Rechts von mir lag die Löwenburg und jenſeits dieſer der Reppertsberg, der bald darauf von der 5. Kompanie beſetzt wurde. Zu der noch unbeſetzten Löwenburg entſandte ich, dem erhaltenen Befehle gemäß, einen Unteroffizier mit etwa zwanzig Mann; ich ſelbſt ſtieg mit dem Reſt des Zuges die ſteilen Abhänge des Winterberges hinan. Auf halber Höhe des Berges wurden wir, noch ehe wir etwas von Franzoſen ſahen, bereits von einem Schwarm ziſchender Chaſſepotkugeln begrüßt. In dieſer Menge waren ſie uns bisher noch nicht um den Kopf geflogen. Die meiſten Kugeln gingen nun zwar — aus der Zeitdauer des Pfeifens zu ſchließen, ziemlich hoch über uns hinweg und waren daher ungefährlich, dennoch duckten viele bei dieſem Konzert unwillkürlich und wie auf Kommando die Köpfe. Ich ſelbſt habe mich darauf ertappt, als ich das Gleiche that, nahm mir dann aber des Beiſpiels halber vor, den Rothoſen keine ſolche Reverenz mehr zu erweiſen; ob ich es dennoch vielleicht noch gethan, will ich nicht behaupten. Das Kopfducken hörte ſofort auf, als plötzlich mehrere Füſiliere, von feindlichen Kugeln getroffen, hinſtürzten und ſich nun in den anderen das Rachegefühl, genährt durch den Anblick des Blutes ihrer Kameraden, bemerkbar machte. Der Erſte war mit vorwärts geſtreckten Armen vornüber gefallen. Ein paar Kameraden ſprangen hinzu — eine Kugel war ihm in die Bruſt eingedrungen und hatte ihn augenblicklich getötet. Auf mein Geheiß nahmen ihm ſeine Kameraden ſeine paar Habſeligkeiten aus den Taſchen und brachten mir dieſe. Unter anderem befand ſich darunter ein ſogenannter „Schutzbrief“, durch den die Kugel gegangen war und ſein Geldbeutelchen. *)

Auf der Höhe des Winterberges angekommen ſchaute ich ein mir unvergeßliches Bild. Vor mir das düſter-romantiſche Landſchaftsbild der Spicherer Höhen. Von dieſen herniederſteigend, in Kolonnen und Schützenſchwärmen, die Bataillone von fünf bis ſechs Brigaden und dazu die Schwadronen und Batterieen der aufgebotenen zwei franzöſiſchen Diviſionen. So ſalopp auch der einzelne Franzoſe ausſah, ein ſo prachtvolles farbenreiches militäriſches Bild bot dieſe ſich gegen uns bewegende theatraliſche Machtentfaltung. Nur war der Genuß dieſes Bildes nicht ganz ungefährlich, denn ein wahrer Hagel ziſchender, heulender, praſſelnder Geſchoſſe — Chaſſepotkugeln, Granaten, Mitrailleuſenkugeln — ging über uns hernieder, freilich ohne viel zu treffen, da die Franzoſen offenbar gar nicht zielten, ſondern nur durch die allerdings ungeheure Menge ihrer Geſchoſſe eine Wirkung zu erreichen ſuchten. Ich hatte bei dieſer Situation meinen Zug weit über die Höhe hinüber ausſchwärmen und die Leute ſich platt auf den Boden legen laſſen. So liegend, die Patronen neben ſich geſchüttet, ſchoſſen ſie ruhig nach dem koloſſal überlegenen Feind, und zwar, wie es ihnen eingeſchärft worden war, nicht ohne jedesmal ein beſtimmtes Ziel genommen zu haben. Ich ſah manchen berittenen Offizier, von einer Kugel der Füſiliere getroffen, vom Pferde ſinken und ſah, wie die Franzoſen — gleichermaßen vom Exerzierplatz Reppertsberg, Löwenburg, St. Arnual aus beſchoſſen — ſtutzten und ſich langſamer und vorſichtiger vorſchoben. Hätten die franzöſiſchen Soldaten ſo ge-

---

*) Den Schutzbrief habe ich ſpäter, als ich im Hoſpital lag, geleſen und abgeſchrieben. Es ſtand darauf: Dieſer Brief iſt im Jahre 1634 in Schleswig-Holſtein vom Himmel gefallen. Als man ihn greifen wollte, wich er aus, als man ihn aber abſchreiben wollte, hielt er ſtill. Und ſo iſt dieſer Brief vom Himmel zur Erde gekommen, daß er, ſo in Gefahren ſind, behüte vor des Teufels Kunſt, vor Zauberey, vor böſen Gebreſten und des Krieges Waffen. Und wer dieſen Brief bei ſich trägt, mit dem wird Gott ſeyn und Seine Heiligen Engel, und es wird ihn keine Kugel treffen und kein Schwert verwunden. Man hänge dieſen Brief auch einem Hunde um den Hals und ſchieße nach ihm, die Kugel wird ihn nicht treffen.

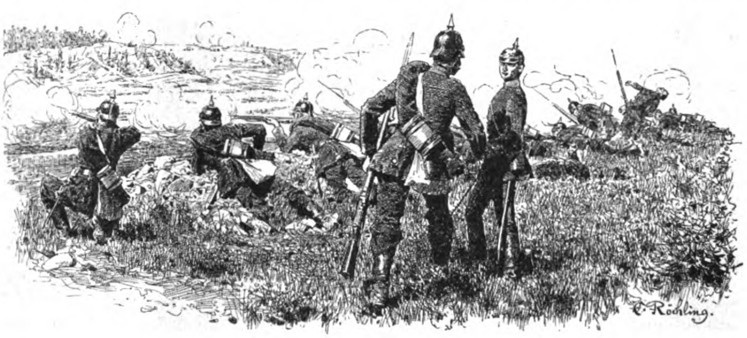
Im Namen des Vaters und des Sohnes und
des Heiligen Geiſtes. Amen.

† † †

Solcher Schutzbriefe wurden 1870 mannigfach getragen. Wie manchen wird eine böſe Kugel in ſeiner Zuverſicht enttäuſcht haben. Den Schutzbrief und das Geldbeutelchen habe ich ſpäter den Angehörigen des Gefallenen zugeſtellt.

ziełt, ſo wäre wohl auch mancher Füſilier bald getroffen worden. Denn, an das ſinnbetäubende Geknatter und Gepfeife bald gewöhnt, ſchoſſen viele nun ſtehend nach den Rothoſen und freuten ſich und waren ſtolz darauf, daß die vierzigfache franzöſiſche Übermacht ſich von ihnen ſo lange die Stirn bieten ließ. Aus dieſen Momenten erinnere ich mich einer in pſychologiſcher Hinſicht intereſſanten kleinen Begebenheit.

Mein Burſche, ein ſtarker, weit über Füſilierhöhe großer, hübſcher Soldat, ſtand plötzlich neben mir und hatte mit ſeiner ſehr großen Hand meine kleine Hand feſt umſchloſſen. Er mochte wohl an ſeine Eltern und vielleicht an ſeinen Schatz zu Hauſe denken, denn ſeiner Bruſt entrangen ſich die Worte: „Herr Leutnant, lieber Herr Leutnant." „Was wollen Sie denn, J.?" fragte ich. „Herr Leutnant, lieber, lieber Herr Leutnant," und damit preßte er meine Hand wie mit einem Schraubſtock zuſammen. „Aber J., nun laſſen Sie mich doch los." „Lieber, lieber Herr Leutnant," rief er abermals, ſtellte ſich dann aber wieder in die Schützenlinie und ſchoß ruhig weiter.*) Ich ſelbſt war von dem wunderbaren auf einem verhältnismäßig kleinen Terrain ſich abſpielenden ſeltenen Schauſpiel ſo hingeriſſen, daß ich, an keine Gefahr mehr denkend, unausgeſetzt vor meiner Schützenlinie ſtand. Zudem hatte ich merkwürdigerweiſe, wenn ich auch keinen Schutzbrief bei mir trug, den feſten Glauben, daß ich nicht getroffen werden könne. Und als ich plötzlich einen heftigen Ruck am Kinn verſpürte und der Helm trotz der heruntergeſchnallten Schuppenketten mit einem Geſchoßſtück — wahrſcheinlich einem Splitter einer in der Nähe krepierten Granate davongefahren war, hatte ich auch keine Zeit, darüber beſondere Reflexionen anzuſtellen, denn vom Hallberge her dröhnte ſoeben Geſchützdonner, und Granate auf Granate ſauſte von dort wohlgezielt zu den Franzoſen hinüber, daſelbſt mehrfach ziemliche Verwüſtungen anrichtend.*) Gerade hatte eine dieſer mächtigen Bundesgenoſſen ihren Weg in einen mit vier Pferden beſpannten franzöſiſchen Gepäckwagen gefunden. Beim Aufſchlagen ein greller Blitz — dann alles in dichten Rauch gehüllt. Als dieſer ſich verzogen hatte, war von Mannſchaften, Wagen, Pferden nichts mehr zu ſehen. In dem höllenmäßigen Konzert ſpielten, wie ich nebenbei bemerke, die Mitrailleuſenbatterieen mit die erſte, jedoch auch harmloſeſte Violine, inſofern ſich das fremdartige, knarrende und raſſelnde Gekrache derſelben dem Ohre zumeiſt einprägte, die Schwärme dieſer großkalibrigen Geſchoſſe von je 25 Stück aber ohne erheblichen Schaden zu thun, zwiſchen oder über uns hin wegheulten.



„Herr Leutnant, lieber Herr Leutnant!"
Zwei Züge der 6. Kompanie der 40er verteidigen den Winterberg gegen eine franzöſiſche Diviſion.
Saarbrücken, 2. Auguſt 1870.

---

*) Derſelbe erhielt am 6. Auguſt beim Sturm auf die Spicherer Höhen einen Streifſchuß am Kopfe und kam teilweiſe ſkalpiert in das Saarbrücker Bürgerhoſpital, wo er mich beſuchte. „Nun J.," fragte ich, „warum haben Sie mir denn am 2. meine Hand ſo zerquetſcht und immer ſo gerufen?" — „Ach, Herr Leutnant," antwortete er, „das habe ich ſo thun müſſen, ich konnte gar nicht anders."

Ich glaube, er war ſich in jenem Moment der Gefahr bewußt geworden und hatte, als er meine Hand erfaßte und preßte, bei mir, als ſeinem Vorgeſetzten, Beruhigung geſucht und wohl auch gefunden.

Im übrigen war er ſonſt gar nicht ſo leicht ängſtlich, und wo es in der Garniſon etwas zu raufen gab, war er gern dabei.

*) Zwei Geſchütze der 6. leichten Batterie unter Leutnant Meyer waren am Hallberge aufgefahren und hatten von dort aus ihr Feuer gegen die aus dem Stiftswalde vordringenden franzöſiſchen Truppenteile eröffnet.

(Schluß folgt.)

Durch tiefe Waſſer.

Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von H. von Krauſe (C. von Hellen).

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Bisweilen ſprach keines von ihnen; ſchweigend ſaßen die beiden in dem duftenden, blühenden Frühling; die Inſekten ſummten, die Vögel ſangen, und die Staare liefen dicht vor ihnen geſchäftig auf dem Graſe umher und pickten mit dem zierlichen gelben Schnabel die Würmchen auf. Die beiden lächelten ſich zu und wagten kaum, ſich zu rühren, um die niedlichen Vögel nicht zu verſcheuchen. Auch mit dem Vater ſtand der Baumeiſter fort und fort auf dem beſten Fuß. Überraſcht hatte er die bienenfleißige Arbeit des ſtillen Gelehrten durchblättert.

„Und das laſſen Sie hier im Staube ihres Zimmers?" ſagte er, „das muß ans Licht, damit können Sie viel Ehre einlegen. Heute erhielt ich einen Befehl des Erbprinzen, wonach auch ich in nächſter Zeit nach Berlin muß, vielleicht noch ehe der Vater zurückkommt, dann nehme ich die Arbeit mit und lege ſie jemand vor, ich weiß ſchon wem, der ſich darauf verſteht; das laßt mich nur machen."

Da war der Alte unausſprechlich glücklich. Wieder wie ehedem holte er die Geige, die ſo lange geruht, aus dem Kaſten, ging zwiſchen der Arbeit im Zimmer auf und ab und fiedelte, daß es eine Luſt war. Da der Herr Reutershauſen Vater nicht zu Hauſe war und der Herr Reutershauſen Sohn bei Heloiſe ſaß und entzückt zuhörte, ſtörte ihn niemand. Seine Sorgen aber ſchmolzen dahin, wie der Schnee vor der Sonne; er hing ja ohnehin nie lange trüben Gedanken nach. Er hatte alles ſeinem Herrn übergeben und glaubte feſt, es müſſe ihm Hilfe kommen; daß es ihm und ſeiner Tochter aber gelungen war, eigentlich ohne alles eigene Zuthun, die Freundſchaft des Sohnes zu gewinnen, ſchien ihm eine ſichere Bürgſchaft, daß das Herz des Vaters ſich wenden werde. Wenn Heloiſe die Spitzen zu dem Brautkleid abgeliefert hatte, konnte er vorläufig die Zinſen bezahlen, und wer weiß, was ſeine Arbeit ihm eintrug, es mußte alles, alles noch gut werden. Den jungen Mann ſchloß er täglich mehr in ſein Herz, ſeine friſche, fröhliche Weiſe erinnerte ihn an ſeinen früh verſtorbenen Knaben. „So wäre unſer Hänschen auch geworden," ſagte er zu Heloiſe.

Inzwiſchen verſtrich die Zeit. Schon duftete der Flieder, und in den Roſenſträuchern ſchwollen die Knoſpen. Der Baumeiſter hatte es ſich zum Vergnügen gemacht, das Blumengärtchen hinter dem Häuſe in Ordnung zu bringen. Die Buchsbaumrabatten waren wieder ſauber eingefaßt, das Unkraut entfernt, und mit eigener Hand hatte er Nelken, Violen und andere Sommerblumen gepflanzt. Auch er genoß in vollen Zügen die ſchöne Stunde, und nur in Heloiſens Herzen mahnte bisweilen ein unbeſtimmtes Angſtgefühl daran, daß dieſe ſchönen Frühlingstage ein Ende haben, daß der Geheimſekretär wiederkommen und daß es dann alles wieder anders werden müſſe.

An einem herrlichen Vollmondabend, wo Buſch und Baum im Silberlicht verklärt dalagen, die Nachtigall ſchlug und Feenhände um jede Blume geheimnisvolle Schleier zu weben ſchienen, trat Heloiſe aus der Hinterthür des Hauſes. Der Baumeiſter hatte den ganzen Tag im Schloß ſein müſſen, wo ihn der Erbprinz beſchäftigte, und ſie dachte daran, wie ihr die Stunden dahin geſchlichen waren ohne ihn. Langſam ſchritt ſie in dem Wege auf und ab, deſſen Kies hell zwiſchen dem Buchsbaum leuchtete. Sie hatte ein leichtes, weißes Tuch gegen den Nachttau über ihr dunkles Haar geworfen und ſchrak heftig aus ihren Träumen auf, als ſie das Rollen eines Wagens, das durch die Abendſtille drang, vernahm.

„Konnte das der Geheimſekretär ſein?“ Ihr Herz klopfte, und ihre Pulſe ſchlugen; der Wagen rollte ſchnell heran, und wirklich, er hielt vor dem großen Hauſe. Thürenklappen, Stimmengewirr klang herüber, dann fuhr der Wagen weiter, es war wieder ſtill. Da ſtieg die Frage in ihrem Herzen auf, weshalb ſie doch ſo bange vor dem Nachbar ſei. Sie kannte ihn doch lange, aber nie hatte eine ſolche Herzensangſt ſie befallen, wie eben jetzt. Aufrichtig und ruhig wie ſie mit anderen umging, pflegte ſie auch die Regungen des eigenen Herzens zu behandeln, und da erhob ſich denn unzweifelhaft eine Erkenntnis in ihr, welche ihren Fuß feſthielt, und es überrieſelte ſie, als ſtehe ſie plötzlich an einem Abgrund. Langſam ſchritt ſie zu dem Bänkchen, ſank darauf nieder und verbarg ihr Geſicht in den Händen. Die Nachtigall ſang, und das Mondlicht ſtrich gleichſam mit leuchtendem, kühlem Finger über ihr gebeugtes Haupt, als wolle es tröſten, und der Fliederduft umſchmeichelte ſie, aber ſie hörte und ſah das alles nicht mehr, heiße, brennende Tropfen rannen zwiſchen ihren Fingern durch, und leiſes Schluchzen hob und ſenkte ihre Bruſt. Da rauſchte es in der Buchenhecke. Der Wagen hatte den Baumeiſter zurückgebracht, der mit dem Erbprinzen draußen im Jagdſchloß bei dem Markgrafen geweſen war.

„Was iſt geſchehen, liebſte Demoiſelle, was weinen Sie denn ſo?“ ſtörte ſie ſeine erſchrockene Stimme.

Sie ließ die Hände unwillkürlich ſinken und ſah mit thränenüberſtrömtem Geſicht flehend zu ihm auf.

„Gehen Sie, lieber Herr Baumeiſter,“ ſtammelte ſie, „gehen Sie zu ihrem Vater, und ſehen Sie ſich nicht mehr nach einer ſo einfältigen Perſon um, wie ich bin. Ich glaube,“ fuhr ſie, ſich gewaltſam zuſammennehmend, fort, da ſie in ſein gutes, ehrliches Geſicht blickte, das voller Beſorgnis auf ſie herabſah, „ich glaube, der Mond hat es mir angethan.“ Sie trocknete haſtig ihre Augen und machte einen vergeblichen Verſuch, zu lächeln.

Jetzt klang eine zarte, ſchmelzende Weiſe vom Hauſe herüber, der Vater ſtand am offenen Fenſter und ſpielte ein kleines Lied, welches Heloiſens Mutter beſonders geliebt hatte.

Das junge Mädchen erhob ſich und trat in den Steig zurück, als wolle ſie ins Haus gehen.

„Ein Wort, Demoiſelle Heloiſe,“ ſagte er.

Sie zögerte.

Er beugte ſich zu ihr herab: „Warum haben Sie kein Vertrauen zu mir?“

Das Blut ſtieg ihr in die Schläfe; ſie ſenkte den Kopf und konnte keine Antwort finden.

„Weinen ſehen kann ich Sie nicht,“ ſagte er, „darum ſagen Sie, bitte, ob es in der Welt etwas gibt, was ich thun kann, um Ihre Thränen zu trocknen.“ Er ſprach ſo eindringlich, daß ſie wohl merkte, wie es ihm von Herzen kam.

„Kommen Sie nicht mehr in den Garten, nie mehr!“ flüſterte ſie mit erſtickter Stimme.

Er ſah ſie betroffen an, und es zuckte ſchmerzlich über ſein Geſicht. „Sie ſind hart mit mir, und was habe ich Ihnen oder dem Herrn Vater etwan zuleide gethan?“ ſagte er ſo traurig, daß es ihr ins Herz ſchnitt.

„Nichts, o nein, nichts, ſo habe ich es nicht gemeint, ſo nicht!“ rief ſie erſchrocken, „nur Liebes und Gutes haben Sie uns erwieſen — —“ ſie ſtockte.

„Nun und weshalb wollen Sie mich denn fortweiſen?“

„Ich, ach, ich nicht,“ ſtammelte ſie ganz verwirrt, „aber ich weiß, der Herr Geheimſekretär, der wird gar zornig werden, der wird es mit böſen Worten verbieten, der wird Ihnen Schlechtes von uns ſagen und —“

„Und deshalb weinen Sie?“ In ſeiner Stimme zitterte etwas wie ſein altes Lachen. Heloiſe nickte nur, ſie konnte ihn nicht anſehen und auch nicht antworten.

„Wiſſen Sie, was ich meinen Vater bitten werde, wenn er heimkommt?“ fragte er leiſe.

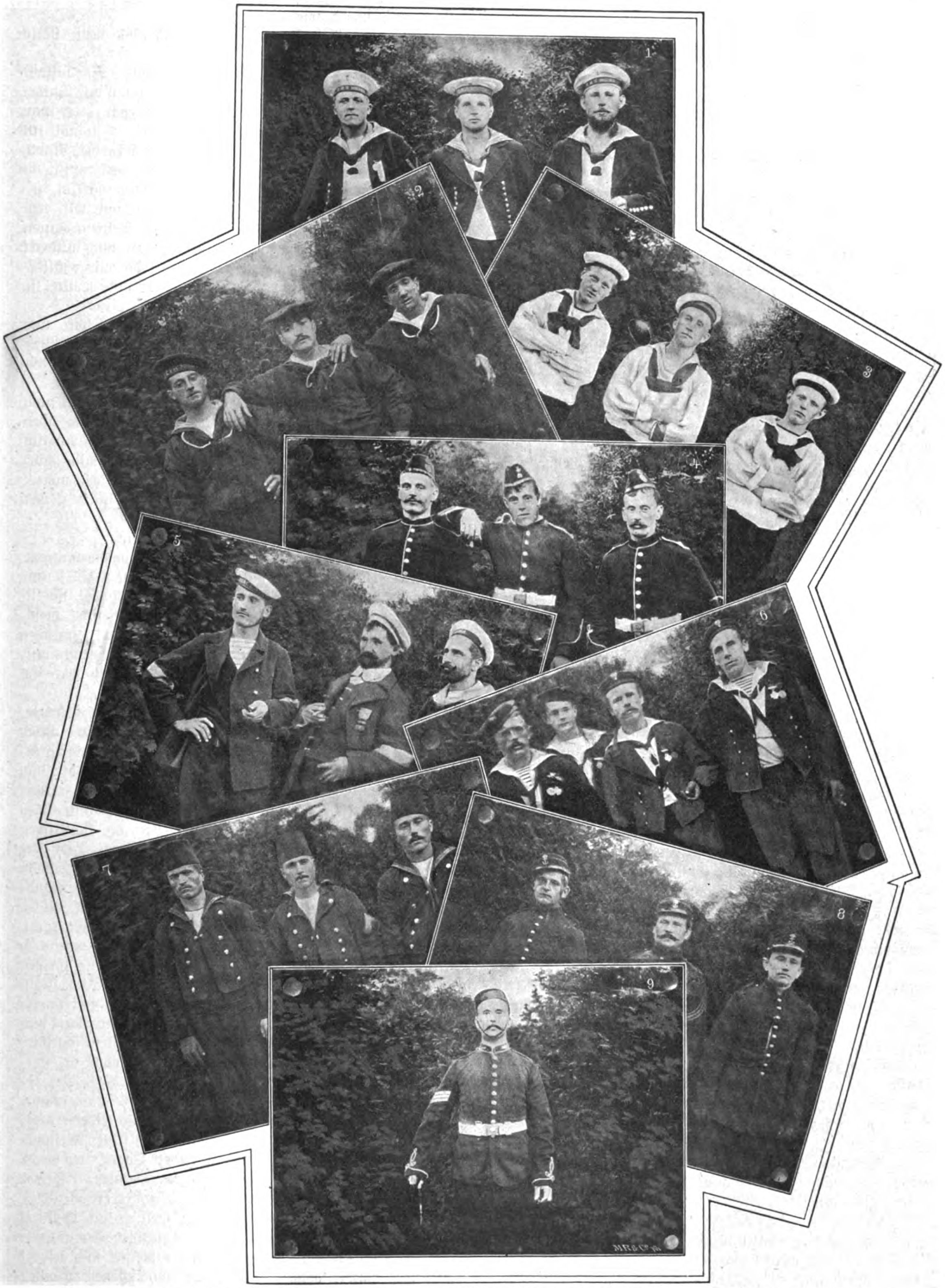
„Wie ſollte ich?“

„Bitten werde ich ihn, daß er ſeine beſte Perücke aufſetzt, ſeinen neuen Sametrock anthut und zum Herrn Bibliothekar gehen möge, damit er in allen Ehren die Werbung thue für ſeinen Sohn. Selbiger Sohn hat ſein Herz gänzlich in dieſem Garten verloren, daher muß er doch immer wieder daherkommen und bitten, daß die Jungfer ihm geſtatten wolle, da zu verbleiben, wohin es ihn alſo zieht.“ Er beugte ſich tief herab und verſuchte ihrem Blick zu begegnen, ſie aber ſenkte die Augen und wußte nicht, ob ſie träume oder wache. Da hob er ihren Kopf leiſe mit der Hand empor. Der Mond ſchien gerade in ihr ſüßes, blaſſes Geſicht; wie ein Tautropfen zitterte eine Thräne auf ihrer Wange, er küßte den ſchimmernden Tropfen fort. Die Geige verſtummte. „Heloiſe, Kind, komm herein, es iſt ſpät,“ rief der Vater vom Fenſter her. Das Mädchen erwachte wie aus glücklichem Traum. Haſtig löſte ſie ſich aus dem Arm, der ſie umfing, und verſchwand im Hauſe. Er aber ſaß noch lange auf dem Bänkchen und blickte nach dem hellen Fenſter des Hauſes hinüber; auch als das Licht erloſch, blieb er noch da, als könne er ſich nicht trennen. Er horchte auf die Nachtigall und ließ den Mondenſchein holde Bilder vor ſeiner Seele entfalten. Blaß und tief ſtand die leuchtende Scheibe bereits am Himmel, und ein kühler Wind fuhr durch die Baumwipfel, da rollte wieder ein ſchwerer Wagen durch die Stille der Nacht heran. Man konnte deutlich hören, wie das Stadtthor aufgemacht wurde und wie er daherrumpelte über das holprige Pflaſter. Er hielt. „Der Vater!“ Der junge Mann ſtand raſch auf und ſchritt dem Hauſe zu.

Am folgenden Tage wurde Heloiſe alsbald gewahr, daß der Nachbar zurückgekehrt ſei. Denn kaum erklang die Geige des Vaters, als auch das Fenſter nebenan aufgeriſſen wurde und die harte, unfreundliche Stimme des Geheimſekretärs mit einer wahren Flut von groben Worten ſich Ruhe ausbat. Bleich und zitternd ſtand der alte Mann, und der Bogen entfiel ſeinen Händen; alle dunklen Sorgenfluten kehrten zurück, und Heloiſe wagte ſich den ganzen Tag nicht in den Garten hinaus. Nur gleich nach dem Eſſen, wo, wie ſie wußte, der Sekretär ſein Schläfchen hielt, ſchlich ſie auf ihr Bänkchen; es war ſo gar beklommen im Zimmer. Ein Fenſter im Nachbarhaus ſtand offen, ſie hörte lebhaft ſprechen, laute, zornige Worte, und einmal ſchien es ihr, als vernähme ſie den Namen des Vaters; raſch ſtand ſie wieder auf und eilte in die Küche zurück. Während ſie das Geſchirr ordnete, hielt ſie oft inne und ſtarrte in die verglimmende Glut des Feuers oder in den ſanften Regen, der draußen herabzurieſeln begann; bis ſie des Vaters Stimme von drüben vernahm, der ganz leiſe und vorſichtig vor ſich hin ſang:

„Warum ſollt’ ich mich denn grämen?
Hab’ ich doch Chriſtum noch,
Wer will mir den nehmen?“

Da faltete auch ſie die Hände und legte Lieb und Leid zu den Füßen des Herrn nieder und gewann wieder Frieden. Im Dämmerlicht ging ſie, wie geſtern, zwiſchen den Rabatten auf und ab. Es duftete köſtlich nach dem Regen; jedes Blättchen ſchien ſeinen Dank für die Erquickung auszuſtrömen, und die warme, feuchte Luft legte ſich wie linde, graue Schleier über die von der Näſſe gebeugten Zweige des vollblühenden Flieders. Sie hörte bald den wohlbekannten Schritt nebenan auf dem Kies, und da kam er herüber. Nicht friſch und faſt ſpringend wie ſonſt, ſondern zögernd und ſtockend,



Nachklänge vom Kieler Feſt: Typen von der Beſatzung der Kriegsſchiffe. Nach Amateurphotographieen von Otto Haſſelkampf in Potsdam.

1. Deutſche Matroſen vom Schiff „Moltke“. 2. Italieniſche Matroſen von der „Etruria“. 3. Schwediſche Matroſen von der „Edda“. 4. Engliſche Seeſoldaten vom Schiff „Reſolution“. 5. Rumäniſche Matroſen vom Schiff „Mircea“. 6. Holländiſche Matroſen vom Schiff „Atjeh“. 7. Türkiſche Matroſen vom Schiff „Fuad“. 8. Holländiſche Seeſoldaten vom Schiff „Atjeh“. 9. Engliſcher Sergeant vom Schiff „Empreß of India“

und ſie ſah in der Dämmerung, wie ernſt ſein Geſicht war. Sie ſtand nicht ſtill, ſie ging ihm ruhig entgegen, aber ſie preßte die Hand auf das Herz, ſie wußte ja, was kommen würde. Er ſagte gar nichts, als er vor ihr ſtand, zog ſie aber an ſich und preßte ſie an ſein Herz, als wolle er ſie nie mehr loslaſſen. Willenlos ließ ſie ſich ſeine Zärtlichkeit einen Augenblick gefallen, dann ſprach ſie, ihn ſanft von ſich ſchiebend: „Nun ſagen Sie mir alles!“

Sie gingen unter den Faulbaum, von deſſen Zweigen es auf ihr Haar herabtropfte, und ſie erfuhr, wie es alles geweſen war. Wie er trotz Bitten und Flehen, trotz Ernſt und Vorſtellung nichts als den ſchrecklichſten Zorn des Vaters heraufbeſchworen.

„Ich wußte es,“ ſagte ſie leiſe, als er innehielt und ihr bang in das bleiche Antlitz ſah.

„Aber deshalb,“ fuhr er nun freudiger fort, „ſoll mein liebes Herz nicht verzagen, denn ich habe dem Vater geſagt, daß ich nicht von ihr ablaſſen will, in alle Ewigkeit nicht, und daß, wenn er mich alſo zwinge, ich ſie heimführen werde ohne ſeinen Willen, ſobald ich feſten Grund und eine Stelle habe, davon wir leben können.“

„Da ſei Gott vor, daß ich den Herrn Baumeiſter ſollte mit ſeinem Vater entzweien,“ ſagte Heloiſe, „niemalen würde mein Väterchen das erlauben.“

„Aber wenn er nun bei ſeiner Weigerung bleibt?“ rief der junge Mann außer ſich, „und ich kenne ihn, er wird dabei bleiben, was dann?“

„Alsdann müſſen wir uns darunter beugen, als unter den Willen Gottes!“

„O, die Demoiſelle zerreißt mir das Herz, wie kann ich glauben, daß ſie mir zugethan iſt, wenn ſie mich alſo leichten Kaufes aufgibt!“

„Ich gebe Sie nicht auf und gebe auch die Hoffnung nicht auf,“ ſagte Heloiſe mit ihrer weichen, ruhigen Stimme, „nein, ich glaube vielmehr, daß Gott mancherlei Wege hat, ſo wir nicht wiſſen, wie er es zum guten Ende führen und das Herz des Herrn Geheimſekretärs erweichen kann. Ich getröſte mich deſſen, und mein lieber Schatz ſoll ſich deſſen auch getröſten.“

„Sie haben meinen Vater nicht fluchen und ſchreien hören, ſonſt würden Sie nicht alſo reden,“ ſagte er.

„Der Herr lenkt die Herzen der Menſchen wie Waſſerbäche,“ erwiderte ſie, „und wird nicht wollen, daß wir unſere Ehe unter den Fluch Ihres Vaters ſtellen.“

Er antwortete nicht. „Ich habe meinen Plan,“ ſagte er dann, „ich will mir mein Glück wohl ſelbſt bauen, ohne den alten Mann, und werde ihm zeigen, daß ich nicht der elende Lotterbube bin, für den er mich hält. Der Erbprinz iſt mir gewogen. Er will ſich draußen am Waldrand ein Schlößchen bauen, ich ſoll eine Reiſe nach Wien thun und mir in der Gegend eines anſehen, darnach ſoll ich einen Entwurf und Anſchlag fertigen. Ich weiß aber wohl, daß es dem jungen Herrn ſchwer fallen wird, ſolches durchzuführen; der Markgraf gibt das Geld nicht. Ich will mich deshalb in Wien umſehen; es iſt eine große Stadt, da finde ich wohl eine Stelle. Ich bin jung und geſund, ich kann ſchaffen. Darnach, wenn ich mein Brot habe, komme ich, frage nicht viel, ob der Herr Vater will oder nicht will, und hole mein geliebtes Herz heim.“ Er ſprach ſchon wieder ganz heiter.

„Verlaſſen Sie ſich doch nicht allein auf Ihre Kraft,“ mahnte ſie, „ich dürfte auch nicht ſo weit fort von meinem armen Väterchen.“

„Den nehmen wir mit.“

„Ich will lieber bitten, daß das Herz des Herrn Geheimſekretärs erweicht wird,“ warf ſie ein, „denn ohne oder gegen ſeinen Willen geht es doch nicht.“

„Ich wollte freilich, ich brauchte nicht fort,“ ſagte er zögernd, er beachtete ihren Einwurf nicht mehr, denn er dachte mit der heiteren Zuverſicht und dem Selbſtbewußtſein der Jugend, daß er ihren Widerſtand ſchon beſiegen werde, ſobald es erſt ſoweit ſein würde.

„Und wann,“ ſagte ſie angſtvoll, „muß die weite Reiſe unternommen werden?“

„Sehr bald, vielleicht ſchon morgen früh. Sie wiſſen, daß ich alle die Zeit davon geredet habe; wenn der Vater, wie ich glaube, günſtigen Beſcheid mitgebracht hat — er war nämlich wegen der Heirat des Erbprinzen fort — ſo ſoll ich gleich reiſen. Dann muß das Eiſen oder vielmehr der Markgraf geſchmiedet werden, ſo lange es heiß iſt, das heißt, ſo lange er ſich noch freut. Wird das Schlößchen wirklich gebaut, ſo iſt's noch beſſer, dann bleibe ich hier und will dem harten Mann gerade unter den Augen mein Neſtlein bauen. Ich werde Hofbaumeiſter und will ſehen, wer mich hindern ſoll, *die* Frau Hofbaumeiſterin zu wählen, die mir gefällt.“ — Er lachte mit ſeinem ſilberhellen Ton und wollte ſie wieder küſſen.

Da wehrte ſie ihm ſanft. „Nicht alſo, da wir noch keine Brautleute ſein ſollen, müſſen Sie mich nicht in Verlegenheit bringen,“ ſagte ſie bittend. „Ich muß jetzt hinein und dem Vater die Abendſuppe kochen.“ Sie ſtand auf.

„Noch einen Augenblick,“ bat er, „wer weiß, ob ich noch kommen kann, jetzt iſt mein Vater bei der Markgräfin, aber ich bin gewiß, daß er mir ſo viel Hinderniſſe als möglich in den Weg legt, damit ich keine Stunde mehr für mich habe. Sagen Sie dem Vater, daß er mir ſeine Arbeit ſchicken möge.“

Sie nickte trübe. „Wenn's ein Abſchied für's Leben wäre!“ ſagte ſie, und ein Zittern überflog ſie.

„Nicht alſo, mein Herz, das denke ich nicht.“

Ein Geräuſch im großen Hauſe ließ ſie zuſammenfahren.

„Leben Sie wohl, Gott der Herr beſchütze Sie, und denken Sie mein.“ Haſtig löſte ſie eine Roſenknoſpe, die ſie am Mieder trug und reichte ſie ihm; er küßte ihre weiße Hand, und ſie eilte fort. Aber mitten im Steig, zwiſchen den Rabatten, kehrte ſie noch einmal um, warf ſich aufſchluchzend an ſeine Bruſt, riß ſich wieder los und war im Haus verſchwunden. — — —

Am Nachmittag des nächſten Tages ſchritt der Geheimſekretär in ſeinem geräumigen Zimmer auf und ab. Noch trug er ſein Hofkleid, denn er kam eben von der markgräflichen Tafel, ſeine große, wohlgeordnete Lockenperücke, die ihm bis auf die Schultern herabhing; ſein ſchöner, mit reicher Stickerei verzierter Sammetrock und die lange Schoßweſte, über welche eine ſchwere Uhrkette hing, kleideten den ſtattlichen Mann ſehr gut. Er drehte eine ſchöne, goldene Tabatiere in den Fingern, welche ihm der Markgraf ſoeben als Lohn und Anerkennung für den glücklichen Abſchluß der Verhandlungen wegen der Heirat des Erbprinzen verehrt hatte. Alles war dem thätigen, klugen Manne geglückt. Der Markgraf, eine etwas rauhe Soldatennatur, hatte in ſeiner Jugend noch die Kämpfe des Großen Kurfürſten nach dem Dreißigjährigen Kriege mitgemacht und ſich viel mit dem Degen in der Fauſt herumgetrieben im deutſchen Land. Nun lebte er faſt immer auf ſeinem Jagdſchlößchen tief im Walde und lag dem Weidwerk ob. Er war aber nach ſeiner Weiſe kein ſchlechter Regent. Ordnung, Gottesfurcht, Gerechtigkeit ſuchte er, freilich bisweilen in etwas wunderlicher und ungefüger Art, in ſeinem Ländchen zu üben. Die eigentlichen Geſchäfte mußte der Geheimſekretär beſorgen, denn für alle Schreiberei hegte der Markgraf eine ſouveräne Verachtung, und ſeiner Meinung nach lag das goldene Zeitalter in jenen Tagen, da weder Ritter noch Knappe leſen und ſchreiben konnten. Seiner Gemahlin, einer feinen, geiſtvollen Frau, zollte er alle Ehrerbietung und Achtung; was ſie trieb, hielt er für Kinderei und kümmerte ſich nicht darum. Den einzigen Sohn liebte er ſehr; daß derſelbe, obwohl ein guter Reiter und leidenſchaftlicher Jäger, doch den Büchern und ſchönen Künſten zugethan war, hielt er für eine von der Mutter ererbte Schwäche, von der er hoffte, daß ſie mit den Jahren verſchwinden werde.

(Fortſetzung folgt.)

Am Familientiſch.

Übermut.

(Zu dem Bilde auf Seite 681.)

Kein Höſchen, das wüſter, kein Mahl, das geringer und ſchlechter,
Kein Kleidchen, das ärmlicher wäre!
Was thut das? Ninetta will ſterben vor tollem Gelächter.
O, piacer! Piacere!*)

Das ganze Geſindel in Aufruhr! O ſelige Wonne!
Ja, drängt Euch nur, Große und Kleine!
Es gibt keinen Biſſen! O Dio! O santa Madonne!
Ich eſſ' es alleine!

Wie kreiſcht ſie vor Freude! „Ihr Räuber, ich werde Euch jagen!“
Abküſſen möcht' man die Nina,
Aufs braune, glühende Bäckchen ſie klopfen und ſagen:
„Vi voglio bene, carina!“**)

Frida Schanz.

*) Vergnügen. **) Ich bin Dir gut, Liebchen!

Univerſitäten.

Die Zahl der immatrikulierten Studierenden auf den neun preußiſchen Landesuniverſitäten und der Akademie zu Münſter beträgt im laufenden Sommerſemeſter 13560 gegen 13163 im Winter 1894/95 und 12483 im Sommer 1894. Gegen das Sommerſemeſter v. J. hat alſo eine Zunahme um 1077 Studierende oder 8,4 v. H. ſtattgefunden. Die Univerſitäten ſtehen in folgender Reihe: Berlin 4265 (1894 3840) Studierende, Bonn 1760 (1645), Halle 1465 (1540), Breslau 1407 (1263), Marburg 955 (842), Greifswald 879 (815), Göttingen 879 (792), Kiel 757 (624), Königsberg 756 (697) und Münſter 437 (425). Es zeigen alſo alle Univerſitäten mit Ausnahme von Halle eine Zunahme. Unter den Studierenden befinden ſich 1804 evangeliſche und 843 katholiſche Theologen, 3260 Juriſten, 3511 Mediziner und 4172 Philologen. Die Zahl der Juriſten hat ſich in den letzten zwölf Jahren um 991, die der Mediziner um 723 und die der katholiſchen Theologen um 510 erhöht, wogegen die evangeliſchen Theologen um 74 und die Philologen um 1148 abgenommen haben.

Altertumskunde.

In dem alten Syrakus iſt eine große Nekropole aus altgriechiſcher Zeit aufgefunden worden, deren Durchforſchung eine reiche Fülle von wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen geliefert hat. Es ſind ungefähr 450 Gräber geöffnet worden, die zum größten Teile aus der älteſten Zeit der Stadt, dem Ende des 8. und der erſten Hälfte des 7. Jahrhunderts v. Chr. herſtammen. Noch iſt der Gebrauch des Begrabens vorherrſchend; daneben findet ſich aber auch ſchon die Sitte des Verbrennens der Leichname. Die Nekropole enthält zahlreiche Steinſarkophage, gemauerte Gräber, ſowie Urnen und Amphoren. Bei den Skeletten in den Sarkophagen fand ſich eine große Anzahl von kleinen Vaſen aus Terrakotta, Ohrringe und Ringe von Silber, Spangen von Bronze und Eiſen, zum Teil mit Elfenbein und Bernſtein verziert, und Skarabäen aus Glas mit ſilberner Faſſung.

Länderkunde.

An der Nordküſte Marokkos, am Fuße des Affenberges, der afrikaniſchen Säule des Herkules, nur durch eine kaum 200 Meter breite Meerenge vom Feſtlande getrennt, liegt ein völlig unbewohntes, dichtbebuſchtes Felſeneiland, Peregil mit Namen. Die Inſel iſt nur 580 Meter lang bei 415 größter Breite und hat eine Oberfläche von 13,5 ha. Die Küſte hat jederſeits Einbuchtungen, in denen Schiffe unter Umſtänden Schutz finden können. Die Eigentumsverhältniſſe ſind ſtreitig. Wie wir dem „Globus“ entnehmen, beanſprucht Spanien die Inſel, wie alle anderen längs der marokkaniſchen Küſte. Marokko hat aber ſeither unbeſtritten die Herrſchaft ausgeübt. Aber auch England hat alte Anſprüche, welche durch Reſte von Befeſtigungen bezeugt werden, und ſchließlich haben auch die Vereinigten Staaten zur Zeit, wo die Monroedoktrin noch unbeſtritten herrſchte und ſie in Kämpfe mit den Barbareskenſtaaten verwickelt waren, angeblich einmal Beſitz von dem Felſen ergriffen. Die Inſel hat anſcheinend eine große ſtrategiſche Wichtigkeit, denn ſie beherrſcht, mit weittragenden Geſchützen armiert, die Straße von Gibraltar vollſtändig, ſobald die Winde aus der ſüdlichen Hälfte der Windroſe blaſen. Mit Tarifa in einer Hand ermöglicht ſie den völligen Schluß der Meerenge. Aber wie Tarifa hat ſie nur Bedeutung für den Beſitzer der anliegenden Küſte; ſie wird von den Abhängen des Affenberges und von nächſter Nähe beherrſcht und kann aus jeder beliebigen Höhe beſchoſſen werden. Darum hat auch England es für überflüſſig gehalten, ſich durch ihre Beſetzung Koſten zu machen, und die Frage nach dem Beſitzer wird erſt dann aktuell werden, wenn es gilt, die ganze Halbinſel Andochera unter die Botmäßigkeit einer civiliſierten Macht zu bringen.

Pflanzenkunde.

Auf der Inſel Bourbon, jetzt Reunion, wächſt eine von Jamaika eingeführte Kürbißpflanze, Chocho mit Namen (Sechium Americanum), über die der Reiſende Eugen Wolf Unerwartetes berichtet. Nach ihm gehört die Pflanze zu den nützlichſten Gewächſen der Tropenwelt, um ſo mehr, als ſie an ſteilen Lehnen, wo anderes nicht mehr gedeiht, fortkommt. Ihre Frucht, von der Größe eines Gänſeeis und von der Form einer Feige, liefert ein nahrhaftes und zartes, wohlſchmeckendes Gemüſe, wie auch die Ausläufer der Ranken oder Stengel, welche im Geſchmacke dem Spinat ähneln. Der Stärkemehlreichtum der armesdicken Wurzeln, von denen eine einzige Pflanze über 10 Kilo liefert, iſt ſehr groß, während ſie ſchon im zweiten Jahre über 50 Kilo Fruchtgemüſe erzeugen ſoll. Das Überraſchendſte aber iſt, daß das Innere des Stengels eine ſpinnbare Faſer entwickelt, die, leicht gewinnbar, von Frauen und Kindern ausgeſchält wird. Gewaſchen und an der Sonne gebleicht erſcheint ſie blendend weiß, mit Perlmutterglanz, und kann nicht nur zu leichten Hüten, ſondern auch zu Ballkleidern verwendet werden, um ſo mehr, da ſie auch feſt und zähe iſt. Schon ſoll in Paris das Kilo Faſern mit 70 Fr. bezahlt werden, ſo daß man ſich nur wundern muß, daß man nicht ſchon lange auf ihre Verwendung kam. Jedenfalls wäre die Chocho eine Kulturpflanze für unſere tropiſchen Kolonieen.

Hygieine.

Der geſchäftsführende Ausſchuß des deutſchen Turnlehrervereins hat beſchloſſen, von den hervorragendſten Vertretern der phyſiologiſchen Wiſſenſchaft in Deutſchland Gutachten über den Wert des deutſchen Geräteturnens einzuholen, das in jüngſter Zeit zum Gegenſtand heftiger Angriffe gemacht worden iſt. Bereits im Anfang der ſechziger Jahre wurden die Gerätübungen des deutſchen Turnens, und unter dieſen vornehmlich die Barrenübungen, von Anhängern der ſchwediſchen Gymnaſtik als irrationell und ſchädlich bezeichnet. Damals war es beſonders Profeſſor du Bois-Reymond, der die vollſtändige Grundloſigkeit jener Angriffe klarſtellte. In einer Broſchüre wies er nach, daß das ſchwediſche Turnen wohl Muskeln zu kräftigen, aber keineswegs zuſammengeſetzte Bewegungen geläufig zu machen vermöge, während das deutſche Turnen in ſeinem weiſen Gemiſch von Theorie und Praxis als die glücklichſte, ja als endgültige Löſung der großen Aufgabe erſcheine. Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangte damals die Deputation für das Medizinalweſen, welche in einem Gutachten die Übungen am Barren vom mediziniſchen Standpunkte verteidigte. Die Vorwürfe, welche nun in jüngſter Zeit wiederum gegen das deutſche Geräteturnen erhoben worden ſind, haben bereits hier und da ein Echo gefunden, und darum hat es nun der deutſche Turnlehrerverein für nötig gehalten, Äußerungen hervorragender Phyſiologen darüber zu hören, ob die alten phyſiologiſchen Wahrheiten jetzt noch Geltung haben oder ob die deutſchen Turner neuen Propheten folgen ſollen.

Verkehr.

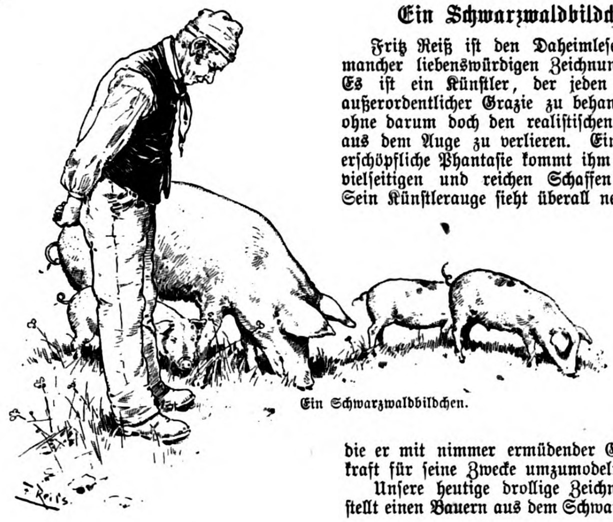
In einem Rechenſchaftsbericht über das Poſtweſen der Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1893/94 ſpricht ſich der Generalpoſtmeiſter der großen transatlantiſchen Republik in dem Abſchnitt, welcher den Verkehr mit dem Auslande behandelt, ſehr anerkennend über die Leiſtungen der auf den Bremer und Hamburger Schnelldampfern verkehrenden Seepoſtbüreaus aus, die er als einen beſonders wichtigen Beſtandteil des ausländiſchen Poſtbeförderungsdienſtes bezeichnet. Auf 113 Fahrten von Amerika nach Deutſchland ſind in 8153 Arbeitsſtunden 6302361 gewöhnliche und 97349 eingeſchriebene Briefe, ſowie 6949 Säcke mit Druckſachen verteilt worden; in umgekehrter Richtung entfielen auf 115 Fahrten von Deutſchland nach Amerika 9964690 gewöhnliche und 182793 eingeſchriebene Briefe nebſt 8656 Säcken mit Druckſachen, die in 9814 Stunden bearbeitet wurden. In einer Überſicht iſt angegeben, in welchem Maße die verſchiedenen Dampfergeſellſchaften an der Beförderung der Poſten aus den Vereinigten Staaten nach Europa teilgenommen haben. Deutſchlands Schnelldampfer ſtehen hierbei in erſter Linie. Der Norddeutſche Lloyd in Bremen z. B. beförderte 107073528 Gramm Briefe und 564135000 Gramm Druckſachen, während die engliſche Cunard-Linie, welche von allen außerdeutſchen die höchſten Ziffern aufzuweiſen hat, nur 91420000 Gramm Briefe und 431960000 Gramm Druckſachen befördert, von der White-Star- und anderen Linien gar nicht zu reden. Auch die Hamburg-Amerikaniſche Paketfahrtsgeſellſchaft rangiert höher als die meiſten anderen außerdeutſchen Dampfergeſellſchaften.

Sprechſaal.

Zu der in Nr. 35 des Daheim an dieſer Stelle von der „Landratte“ in Brſch. aufgeworfenen und in Nr. 40 von W. P. in Fr. erörterten Frage, wie es ſich mit der Bemeſſung der Fahrtgeſchwindigkeit bei Seeſchiffen verhält, erhalten wir von ſachkundiger Seite folgende weitere Auskunft, reſp. Richtigſtellung: Knoten läuft ein Schiff nicht in einer Stunde, ſondern in Viertelmeilen, ſogenannten Seemeilen, mithin iſt die Bezeichnung unter der die „Landratte“ in Brſch. fragt, nicht richtig. Wohl gibt es ſchon Torpedojäger, die auf kurze Zeit eine Geſchwindigkeit von 26 Knoten erreichen, aber die Schnelldampfer „Normannia“ und „Fürſt Bismarck“ laufen etwa 20 Meilen in der Stunde von Cuxhaven nach New York. Läuft nun ein Schiff 18 Knoten, ſo macht es dieſe in 14 Sekunden, d. i. die Zeit, welche man beim Loggen der Logleine erlaubt, auszulaufen, und welche das Logglas (ein 14 Sekunden-Glas), das neben der Leine beim Loggen gebraucht wird, angibt. 14 Sekunden : 1 Knoten = 3600 Sekunden : 1 Seemeile. Nun iſt die Seemeile gleich 5400 Fuß, demnach iſt die Knotenlänge, d. i. die Länge eines Stückes Logleine zwiſchen zwei Knoten = 21 Fuß, natürlich nur annähernd. 14 Sekunden = 18 Knoten, 3600 Sekunden = 18 Seemeilen. Dies war in der Zeit, als wir hier noch nach däniſchem Fuß rechneten; jetzt ſind's freilich Meter und Kilometer. Dies iſt ſo verſtändlich, wie es Ihnen ein gewöhnlicher, alter Seemann machen kann.

H. Peterſen in Blankeneſe bei Hamburg.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Ein Schwarzwaldbildchen.

Ein Schwarzwaldbildchen.

Fritz Reiß iſt den Daheimleſern aus ſo mancher liebenswürdigen Zeichnung bekannt. Es iſt ein Künſtler, der jeden Stoff mit außerordentlicher Grazie zu behandeln weiß, ohne darum doch den realiſtiſchen Grundton aus dem Auge zu verlieren. Eine faſt unerſchöpfliche Phantaſie kommt ihm bei ſeinem vielſeitigen und reichen Schaffen zu Hilfe. Sein Künſtlerauge ſieht überall neue Motive, die er mit nimmer ermüdender Geſtaltungskraft für ſeine Zwecke umzumodeln weiß.

Unſere heutige drollige Zeichnung — ſie ſtellt einen Bauern aus dem Schwarzwald dar, der mit ſichtbarſtem Wohlgefallen ſeine Borſtentiere inſpiziert — gehört zu einer Gruppe von zehn Schwarzwald-Poſtkarten, die, in hübſchem Farbendruck, in dem Verlag der Kunſtanſtalt von Max Seeger in Stuttgart erſchienen iſt. Da fehlt nicht die ſchmucke Dirn', nicht der Bauer, der mit ſeinen Frauensleuten zur Kirche fährt, der Gaſtwirt, der ſeinen Kirſch hochſelbſt probiert — alles mit gutem Humor und anmutig auf kleinem Raum wiedergegeben. Die Karten werden viel Beifall finden — nicht zuletzt bei jener neueſten Sammlerkategorie, welche ſich Alben mit illuſtrierten Poſtkarten anlegt. Ich habe neulich eine derartige Sammlung mit etwa 600 verſchiedenen Poſtkarten — meiſt mit Städte- und Landſchaftsbildern — geſehen und war erſtaunt über die Mannigfaltigkeit derſelben und nicht zuletzt über die Findigkeit, mit welcher die Induſtrie ſich dem neueſten Sammelzweig angepaßt hat. Selbſt von ganz kleinen weltvergeſſenen Städtchen in der Mark gibt es bereits vielerlei verſchiedene Anſichtskarten. Die meiſten ſind auch ganz vortrefflich, mit wirklichem künſtleriſchen Geſchmack ausgeführt — von ſo manchen freilich läßt ſich leider nur das Gegenteil ſagen.

In unſerer Spielecke.

1. Wechſelrätſel.

Es ſoll mit **a** den Ausdruck der fremden Trauer künden,
Such' **u** in ſchöner Gegend, wo wicht'ge Straßen münden,
Mit **e** fließt es in Frankreich und ſah auch deutſche Siege,
Mit **o** heiſcht's vieler Kräfte und doch ein feſt Gefüge.

M. Sch. (Kaſſel.)

2. Rätſeldiſtichon.

Hoch iſt mein Anſehn und groß meine Macht in dem Reiche der Türken;
Wenn ihr ein Zeichen mir raubt, iſt — was ich künde — ein Wurf.

3. Dreiſilbige Scharade.

Wenn wir uns *Eins*, *Zwei*, kurze Zeit,
Sind wohl die Kräfte neu belebt,
Für lange aber iſt's dem Leid,
Wie's Krankheit bringt, gar oft verwebt.
Gefiederte Geſchöpfe zwar
Sind g'rade kerngeſund dabei,
Und unterließen ſie's ein Jahr,
Wär' uns das gar nicht einerlei.
Drei, *Zwei* gehört zu dem Gerät,
Wie es zu Kampf und Krieg erſehn;
Doch nicht der Offizier verſteht,
Allein nur damit umzugehn.
Lies, bitte, *Drei*, *Eins* rückwärts nun
Und was das Wörtchen dann umfaßt —
O lebe ſo, daß auf Dein Thun
Und Denken immerdar es paßt!
Das *Ganze* bleibt der Wahrheit fern
Und iſt doch nicht der Lüge Freund;
Wer lauſcht ihm nicht zuweilen gern,
Wenn es ſich ſchöner Stätte eint?

M. Sch. (Kaſſel.)

4. Füllrätſel.

	M	U	S	P	
M					n
U					d
S					e
P					r
	n	d	e	r	

Die 16 leeren Felder der Figur ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die vier wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Wörter ergeben.

5. Zweiſilbige Scharade.

Im Schloſſe und der Ahnengalerie,
Wie in der Hütte wohlbekannt
Iſt meine *Erſte*, und die Phantaſie
Sie auch der Märchenwelt verband.

Durch blut'ge That, die keine Reue weckt,
Der *Zweiten* Daſein ſich bedingt;
Im dünnen Kleid, kurz oder lang geſtreckt,
Der Beifall ihr Vernichtung bringt.

Als *Ganzes* zeigt ſich mancher ohne Not
Und Spott und Hohn ihm ſicher ſind;
Der Arme aber, der ein karges Brot
Auf ſolche Weiſe ſich gewinnt!

M. Sch. (Kaſſel.)

6. Arithmetiſche Aufgabe.

Mit welcher Zahl muß man 61 und mit welcher anderen Zahl muß man 88 multiplizieren, um als Summe der beiden Reſultate die Zahl 3000 zu erhalten?

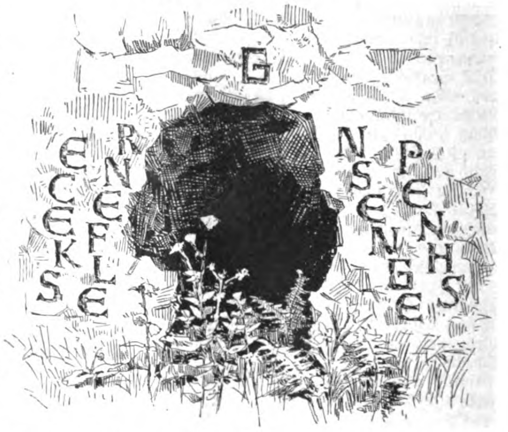
Anmerkung: 61—88 Regierungszeit Wilhelms I.

7. Kleeblatträtſel.

1) Heilig ward ich genannt, in Spanien von Rittern behütet;
Doch mit verändertem Haupt bin ich Gebirge und Fluß.
2) Wurzel und Stengel hab' ich und Kelch und ſtrahlige Dolden;
Wenn mir der Kopf wird geraubt, nehm' ich zum Rheine den Lauf.
3) Wenn ihr finden mich wollt, ſo ſuchet mich unter den Bäumen,
Doch mit verändertem Kopf bin ich als Pflanze bekannt.

Hat man die richtigen ſechs Wörter gefunden, ſo kann man ſie ſo ordnen, daß ihre Anfangsbuchſtaben den Vornamen eines beliebten deutſchen Dichters ergeben.

8. Problem: Die Höhle.


G
E C C E K S
R N E F L E
N S E N G E
P E N H S

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 42.

Bilderrätſel.

Es wird nichts ſo heiß gegeſſen, als es gekocht wird.

1. Arithmetiſche Aufgabe.

Die ſechs Summanden ſind: 98, 102, 50, 200, 10, 10000.

2. Dominoaufgabe.

Im Talon liegen 2—5, 2—4, 2—3, 2—1.

B ſetzte 6—2, bl.—bl. A ſperrte die Partie mit bl.—2 an Blank.

3. Dreiſilbige Scharade.

Andernach.

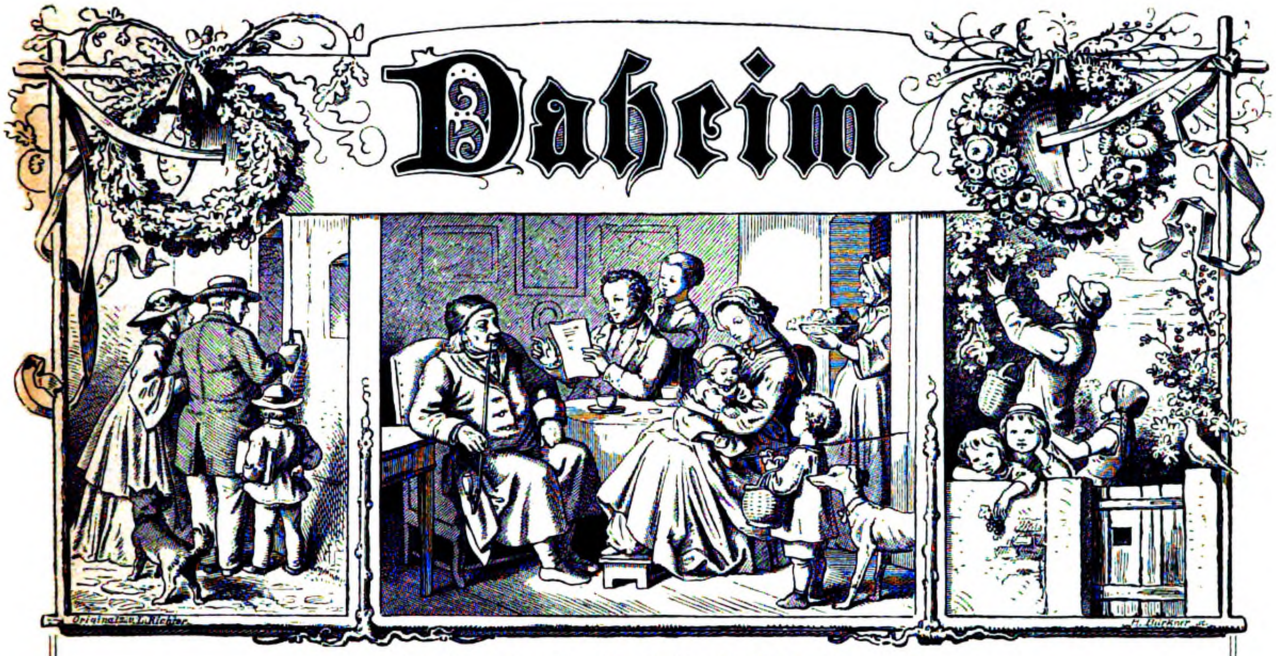
4. Kreuzrätſel.

		L		
		e		
T	i	a	r	a
		n		
		d		
		e		
		r		

Inhalt: Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Auguſt Hermann Francke und die Franckeſchen Stiftungen. Von Leopold Witte. Mit einem Bildnis und zwei Illuſtrationen. — Meine Kriegserlebniſſe. Von H. v. Konarsky. (Fortſetzung.) Mit drei Illuſtrationen. — Durch tiefe Waſſer. Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von H. von Krauſe (E. von Hellen). (Fortſetzung.) — Nachklänge vem Kieler Feſt: Typen von der Beſatzung der Kriegsſchiffe. Nach Amateurphotographieen von Otto Haſſelkampf in Potsdam — Am Familientiſch. Übermut. Gedicht von Frida Schanz. Zu dem Bilde von Gaetano Chierici. — Univerſitäten. — Altertumskunde. — Länderkunde. — Pflanzenkunde. — Hygieine. — Verkehr. — Sprechſaal. — Ein Schwarzwaldbildchen. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Auguſt 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 44.

Der Daheim-Kalender für 1896 iſt da

und tritt auch dieſes Jahr, wieder bereichert und geſchmückt mit mancherlei Gaben in Bild und Wort und im ſtarken, ſtattlichen Band, zum alten Preiſe von 1$^1/_2$ **Mark** vor ſeine Leſer. Er bittet um freundliche Aufnahme, die er durch ſeinen reichen Inhalt und ſeine ſorgfältige Ausſtattung zu verdienen glaubt, und hofft, zu ſeinen alten Freunden zahlreiche neue zu gewinnen.

Die Redaktion des Daheim und Daheim-Kalenders.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Frau Dreier hatte bei Tiſche oft genug Mühe, die Flut der Thränen rechtzeitig einzudämmen. Anders ihr Gatte, der — mehr Menſch des Augenblickes — jegliche Rührung mit der vorzüglichen Marke aus dem eigenen Keller erfolgreich zu bekämpfen wußte.

Mit Einfallen der Dämmerung hielt dann der Schlitten wieder vor der Thür. „De Völkner un ſin Perd ſehn doch man hölliſch älterlachtig ut,“ ſagte die alte Gemüſefrau auf dem Beobachtungspoſten an der Marktecke, und dann, als der Freiherr, von dem Ehepaar Dreier geleitet, der Equipage zuſchritt: „Un de Herr Baron, dat is ooch keen Jingling mehr.“

In ſanftem, auf dem Schnee verhallendem Trabe trotteten die Gäule an dem Handſchuhladen des Städtchens vorüber. Es war keiner der Offiziere, der nicht ſeine Handſchuhe dem renommierten Geſchäft des Herrn Pfeiffer entnommen hätte, von der älteren Dame, die ſeit Jahren dem Verkauf oblag, in freundlicher Würde bedient. Einige der Herren, die Hände in den Taſchen, die Wangen von der Kälte gerötet, eilten in kurzem Laufſchritt das Trottoir entlang. Hin und wieder griff einer in den Schnee und ſchleuderte ihn mit dem Übermut der Jugend dem Kameraden nach. Aus den Augen blitzte der Lebensmut, von der Lippe klang frohes Lachen!

Nur flüchtig erwiderte der Freiherr die reſpektvollen Grüße der Herren, und der Zug in ſeinem Geſicht war ein faſt harter.

„Ja, ja, wenn ſo der Heinz — — fahr' zu, Völkner, fahr' zu!“ — —

„Weißt Du, Mann,“ ſagte in der Stille des Schlafgemaches, in das verloren hier und da ein Ton aus dem jenſeits des Marktes liegenden Ballokal herüber tönte, Frau Dreier zu dem Gatten, „daß die Bitternis über das, was die Leute uns heute angethan, beinahe als verwunden gelten kann? Hab' unſerem Herrn Baron heute tief in die Augen geſchaut. Iſt ein Edelmann von Gemüt und von Geblüt, aber der trägt ſeinen Packen juſt wie wir. Und was das Schlimmſte iſt, keines Weibes Hand iſt da, die ſich drunter legt, und was er trägt, das trägt er in der Stille.“

10. Kapitel.

An der Thür von Evas Toilettenzimmer kratzte und winſelte es, und als man ſie trotz der ablehnenden Haltung der Jungfer auf Evas Befehl öffnete, erſchien Schnackeduz, die Hühnerrüde. Wohl wollte er in täppiſchem Satz, wie ſonſt, auf ſeine Herrin losſpringen, aber der Verſuch erſtarb ſofort; es erfolgte nur ein kurzer erſtaunter Blaff, und in achtungsvoller Entfernung ſchlug der Schwanz den Boden; — ſo hatte Schnackeduz ſeine Herrin noch nie geſehen, ſo hatte ſie noch niemand geſehen, der Jung-Eva kannte, und mit dem Ausdruck des Erſtaunens ſtand ſie ſelbſt dem Bilde gegenüber, das ihr aus dem Spiegel entgegenſah.

„Gnädiges Fräulein werden verzeihen,“ ſagte mit der Berechtigung, ſich mehr herausnehmen zu dürfen, als andere Leute, die Kammerzofe, „ſchön iſt der Stoff und ſchön iſt die Blume, aber das Schönſte von allem iſt doch das weiße Hälschen — ‚witt wie Schmand!‘ Na, ich ſage bloß!“

„Mach', daß Du 'rauskommſt,“ befahl Eva halb lachend, von dem Übergange ins Perſönliche peinlich berührt, „aber laß Dir mit der Mamſell und dem Johann 'nen hübſchen Eierkuchen zum Abendbrot backen; ſollt es auch gut haben, wenn Euer Fräulein ſich amüſiert.“

Als die Zofe gegangen war, trat Eva, ſich ſcheu umſehend, noch einmal vor den Spiegel, um die Sache ganz objektiv ins Auge zu faſſen. — Frau von Vollanden, in Bezug auf den Geſchmack allezeit auf der Höhe, hatte unter den Gerſonſchen Herrlichkeiten das herrlichſte gewählt; Eva war die Trägerin der Stoffe — der Dreiklang zerfloß in Harmonie.

Mit der Majeſtät, die der Fall erforderte, den pelzverbrämten sortie de bal um die Schultern legend, huſchte ſie dann die Treppen hinauf, um vor Fräulein von Hirſch, die in den Tiefen der Migräne mühſam aus weißen Kopftüchern hervorblinzelte, als blendende Lichtgeſtalt zu wirken.

„So ſiehſt Du gut aus, Kindchen! Aber laſſe die allezeit gebotene Vorſicht nicht außer acht; hüte Dich vor kaltem Trunk, gleichwie vor der Tücke der kalten Menſchenherzen! Inſonderheit groß darin iſt die Kaſte der Offiziere; ſo manche Maid, die arglos auf ihren erſten Ball ging, iſt zurückgekommen, und in dem Herzen ſaß der Stachel.“

Das Weitere verhallte; herannahendes Schellengeläute bekundete das Vorfahren des Schlittens.

„Nun ſchnell, Liſette, Mantel und Kapotte! — Das ſind ja aber nicht unſere Glocken!“

„I bewahre! Unſere Glocken haben denn doch einen forſcheren Ton,“ ſagte Liſette und öffnete den Laden um ein weniges. „Natürlich, ein miſerabler Einſpänner iſt's, der die Rampe emporfährt, mit einem einzelnen Herrn darin.“

„So! Dann iſt's wohl der Baumeiſter für den neuen Schafſtall, der eben nicht weiß, daß er ſich an den Inſpektor zu halten hat. Sage Du einem jeden, der etwa nach mir fragen ſollte, daß ich für niemand zu ſprechen bin, ich führe zum Ball.“

Stimmen wurden draußen laut — Liſette würde das Ihrige ſchon thun. Aber nein, ſie wußte augenſcheinlich nicht, was ihres Amtes war, denn der feſte männliche Schritt kam durch die Halle direkt auf die Thür des Wohnzimmers zu.

Was war das für ein Schritt? Was für eine ſicher zugreifende Hand, die ſich nach kurzem Zögern auf den Thürdrücker legte?

Auf der Schwelle erſchien eine hohe Geſtalt, und als der Mantel fiel, kam ein Aufſchrei aus tiefſter Bruſt: „Heinz! Um Gotteswillen, Heinz!“

Sie ſtürzte vor, ſtand aber dann wieder ſtill, als zögere ſie, die dargereichte Hand ſofort zu erfaſſen. „Heinz, um Gotteswillen, wo kommſt Du her, und wie kommſt Du her?“

Eine Wolke war über das Geſicht des Mannes geflogen, und der Ton der Stimme klang ein wenig rauh: „Weder aus Warnsdorf noch als ein anderer komme ich, als der, der ich gegangen bin. Ich befinde mich auf einer Kunſtreiſe nach Petersburg, habe aber einen Schritt vom Wege gethan und bin von Königsberg auf ein paar Stunden herüber gekommen. Gleichgültig, was mich dazu trieb! Damit kennſt Du die Sachlage, Eva! Willſt Du mich trotzdem als Gaſt bei Dir aufnehmen? Sprich!“

Die Antwort war, daß einige Handſchuhknöpfe geſprengt wurden, daß rechts der eine Handſchuh flog und links der andere, ein feſter Druck von Hand zu Hand, gefolgt von einem entſchloſſenen Zug an der Glocke; dann ſchnell atmend: „Karl ſoll auf der Stelle ausſpannen, da ich heute nicht nach Schwarzenberg fahre! Dagegen ſoll Johann ſchleunigſt ſatteln und einen Brief an die Gräfin Reiffenberg überbringen.“

„Eva, Du wollteſt —“

„Ja, Heinz, ich will! Ich will mir Deine Gegenwart durch ſo etwas, wie einen Ball, nicht rauben laſſen, nie und nimmer! — Setz' Dich, Heinz, nein, da nicht, der Seſſel war Dir ja immer zu niedrig, und Du biſt ſo groß geworden.“

„Groß? Sage mehr lang, Eva.“

In der That war Heinz hoch aufgeſchoſſen, den Pflanzen gleich, die des rechten Bodens entbehren; ſein Geſicht war bleich und nur der entſchloſſene Zug um den Mund, bei der unverkennbaren Ähnlichkeit mit dem Großvater, ganz Rönneberg. Seine Augen folgten Eva, als ſie, wie man im Banne einer großen Verlegenheit zu thun pflegt, bald hierhin, bald dorthin eilte.

„Wart' einmal, es iſt ſo kalt hier, und ich möchte zunächſt dem Feuer im Kamin ein wenig nachhelfen.“

Sie kniete auf dem roten Teppich, umfloſſen von dem ſchneeigen, ſilberglitzernden Gewande, während bei jedem Tannenzapfen, den ſie in das Kamin warf, die rote Glut auflohte. — Heinz ſah die runde Linie der Wange und den blühenden Mund, während ihre Augen noch im Schatten waren. Die Reflexe des Feuers ſpielten auf den ſchneeigen Schultern, den klaſſiſch geformten Armen, aber es ging erſt wie ein Aufatmen durch Heinzens Bruſt, als er bei einem Aufſchlagen der Flamme auch ihre Augen ſah.

„Eva, thue mir die Liebe, und ziehe das Kleid aus, ich finde mich ſonſt in Dir nicht zurecht.“

Sie lachte ein wenig, aber es war mehr gezwungen, als daß es von innen heraus kam, weil da tief im Herzen neben der grenzenloſen Freude etwas wie Furcht ſaß. Es war der alte Heinz und doch, wenn er ein anderer wäre? Sie hatte das Gefühl, als könne ſie's nicht ertragen, ſei's auch nur in Wendungen der Rede, allmählich hervortretende Auffaſſungen einer ihr fremden Welt anhören zu müſſen.

Als ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen, ſtand Heinz auf und ging unruhvoll im Zimmer auf und ab. Er ſtand vor den Bildern, die er alle kannte, ſtill, er fühlte ſich umweht von der Luft ſeiner Kindheit — der Luft, die er ſeit jenem Tage, wo der Entſchluß zur That geworden war, nicht mehr geatmet. Seine Hand ſtrich über die dickbäuchige Delfter Vaſe, in welcher man den Pouri, wie ihn Tante Jeanette alljährlich für Warnsdorf und Willmersdorf bereitete, feſt eingeſtampft bewahrte; ein Gemiſch von Roſenblättern, Lavendel und Gewürz, in richtiger Handhabung eine Spezialität von Tante Jeanette.

Die raſchlebigen Leute der Reſidenz hatten keine Zeit übrig, ererbtem Brauche zu frönen. Er hatte im Verkehr mit den Genoſſen des Konſervatoriums hin und wieder jenen Boden betreten, dem manchmal das Genie entſpringt. Kleine ſtickige Hinterſtuben, in denen hier die verſchämte Armut, dort der Unglaube hauſen. Er kannte die ſchwüle Luft in dem Salon des reichen Bankherrn, zu deſſen Sport die Protektion aufſtrebender Talente gehört; er kannte jenen ausgebleichten grüngelben Farbenton der Sofabezüge der chambres garnies bis zum Ekel, wie die duftdurchtränkte Atmoſphäre des Boudoirs der Sängerin, — der ſtille Zauber eines Familienzimmers im deutſchen Landhauſe aber war ihm abhanden gekommen.

Tief aufatmend trat Heinz ans Fenſter, von dem man in dem faſt tageshellen Mondlicht die ſtrittigen Birken an der Grenze ſehen konnte, und jenſeits der entlaubten Bäume ſogar die Schornſteine des Warnsdorfer Wohnhauſes. In dem Warnsdorfer Förſterhäuschen am Waldesrande ſchimmerte Licht, und gerade darüber ſtand ein Stern, — irdiſches Licht und himmliſches Licht, — und dazwiſchen ein Sehnen, das von einem zum anderen führte. Seltſame Gedanken, welche die Heimatluft zeitigte; haſtig wandte ſich Heinz ab und — da war ja Eva auch ſchon wieder.

Sie hatte den Brief geſchrieben, haſtig den Flitter abgethan und war in eine weiche, hellgraue Bluſe geſchlüpft, die ein breiter Ledergürtel zuſammenhielt. Die Granate im Haar aber war vergeſſen, zu löſen, und Heinz hütete ſich, an die Verſäumnis zu erinnern.

„Bin ich Dir nun die Alte?“ fragte ſie lächelnd.

Langſam ſchüttelte Heinz den Kopf.

„Ja, ſieh einmal, Heinz, daß die Welt ſich umkrempeln muß, iſt Naturgeſetz, wie der Vater ſagt, und nimmermehr kann der Schmetterling wieder in ſeine Puppe zurück. Sollte Dir der Vergleich mit dem farbenprächtigen Falter zu anmaßend erſcheinen, ſo ſagen wir, nimmer kann das Fröſchlein wieder zum Kaulquäppchen werden.“

„Nein,“ ſagte Heinz faſt finſter, „und es würde es auch nicht wollen.“

Sie ſaßen an dem behaglichen Theetiſch, und vor ihm ſtand lauter ihm vertrautes Gerät; darunter auch die altmodiſche Zuckerdoſe, in die ſich Evas kleine braune, magere Hand ſo oft verſenkt hatte, um für den Pony Zucker zu ſtehlen, eine Sünde, welche als außerhalb des ſiebenten Gebotes ſtehend betrachtet wurde. Aber kaum hatte Heinz die Taſſe berührt, ſo ſchob er ſie entſchloſſen wieder zurück. „Sieh mich einmal als den bibliſchen Elieſer an, Eva, der ſich des Eſſens weigerte, ehe er denn ſeine Sache vorgebracht; alſo kurz — ich will, ich muß den Großvater ſehen, ehe ich ins Ausland gehe, aber ohne daß er meiner gewahr wird. Dazu ſollſt Du mir verhelfen, dazu bin ich hergekommen; meine Stunden aber ſind gemeſſen.“

Kein Wundern erfolgte und kein Zögern, kein Wenn und kein Aber, nichts von Zweifeln, nichts von Fürchten, nur ein ſtilles Vorſichhinſehen des Mädchens, während Heinzens Augen wie gebannt an der reinen Linie ihres Profils hafteten.

Eva machte ihren Plan.

„Ja, ſo wird's gehen! Wir fahren ohne Kutſcher im glockenloſen Schlittchen bis jenſeits des Warnsdorfer Wohnhauſes an das Mauerpförtchen im Garten. Du allein ſchleichſt Dich durch dichtes Gebüſch zu dem Weinſpalier hart unter den Fenſtern von Deines Großvaters Wohnſtube. Daß das Gitter feſt iſt, haben wir ja ſeinerzeit erprobt, und Du darfſt jetzt ja nur einige Sproſſen nehmen, um den Onkel zu ſehen, der, Du weißt's, einen Abend wie alle auf demſelben Platze ſitzt.“

„Hm! Hoffentlich iſt Großvater zu Hauſe.“

„Dein Großvater iſt jederzeit zu Hauſe, ſeit — ſeit — nun ſeitdem er auf der Welt nichts anderes mehr hat, wie dieſes zu Hauſe.“

Während ſie ging, die Anordnungen zur Fahrt zu geben, blieb Heinz mit zuſammengepreßten Lippen in ſtillem Brüten vor ſich hinſtarrend zurück.

„Thorheit, dieſer Schritt vom Wege! Da er aber einmal geſchehen, mutig hindurch; vorbei an der Hand, die die Verſuchung ausſtrecken will. Der Mann, der ſein Ziel im Auge hat, ſchlägt ſolche Hand beiſeite. Biſt Du bereit, Eva?“

Sie ſchritten mit einander durch die weite Vorhalle, an deren Wänden ſteiflehniges Geſtühl unter Hirſchgeweihen ſtand; hier und da eine Truhe, eine Lade, die den Silberſchatz des Hauſes oder Köſtliches an Linnen bargen. Kein Prunkgerät, kein Farbenglanz, kein Teppich auf dem Flieſenboden und doch ſo urfeudal der ganze Stil.

Abermals war es Thorheit, daß Heinz ſich plötzlich von der Erinnerung an den verglaſten Vorflur ſeiner chambre garni in der Großſtadt unangenehm berührt fühlte; daß die hehre Stille da draußen ſich im Vergleich zu dem Raſſeln des ſtädtiſchen Getriebes wie Balſam auf ſeine erregten Nerven legen wollte, — die Stille war ſeinem Streben feind, das wußte er; nur in der Anregung von außen her wurzelte ſein Schaffen, — darum fort, nur fort! —

Mit raſchem Schwung hatte er Eva in den Schlitten gehoben und neben ihr Platz genommen; wie ſelbſtverſtändlich reichte ſie ihm die Zügel.

Seitdem er in Städten lebte, hatte Heinz keine Leine mehr in der Hand gehabt; unbewußt beſchlich es ihn wonnig, als er fühlte, daß das zuerſt unruhige, hart auf den Zügel gehende Pferd, unter ſeiner Führung allmählich weicher und weicher wurde, bis der weiße Schaum aus ſeinem Maul ſich mit einigen herniederrieſelnden Schneeflocken miſchte. Seine Bruſt hob ſich in der reinen Atmoſphäre an der Seite des lebensvollen, ſüßen Geſchöpfes, als könne er nicht genug des friſchen Odems in ſich aufnehmen.

An der kleinen Pforte der Gartenmauer hielt der Schlitten ſtill.

„Wir kommen gerade zurecht,“ ſagte Eva. „Der alte Wächter, der die Pforte verſchließt, hat ſeine Runde noch nicht gemacht, und“ — der Peitſchenſtiel deutete auf das wandernde Licht im Hauſe — „die da drinnen begeben ſich aus dem Eßzimmer eben in die Wohnſtube. Mit einiger Vorſicht kann es Dir gelingen, Heinz.“

Ohne ein Wort der Erwiderung drückte ihr Heinz die Hand, und ſie ſah ihn durch die offen gebliebene Pforte den langen Lindengang hinuntergehen, ſah ihn das Haupt zu der in den Bäumen angebrachten Tafel erheben, um die die Rinde des Baumes im Laufe der Jahrhunderte eine Wulſt gebildet hatte, als wäre ihm die Inſchrift neu. Dann ſah ſie ihn im Dunkel verſchwinden.

Faſt fuhr Eva zuſammen, als jetzt der Hund anſchlug, obſchon keinerlei Zuſammenhang damit zu vermuten war; der Hund war auf der Hofſeite des Hauſes angebunden, und überdem war es ein neuer, den Heinzens Hand noch nicht geſtreichelt, der noch nichts wußte von einem Enkel und Erben.

Evas Herz klopfte zum Zerſpringen, als jetzt endlich der Schnee unter einem Menſchentritt knirſchte und Heinz wieder aus der Pforte trat.

„Nimm Du die Zügel,“ ſagte er, und ſie gewahrte im Schein des Mondes ſein tief erblaßtes Geſicht, „damit Du's nur gleich weißt, es iſt gelungen; das heißt, ich habe ‚ihn‘ geſehen und die Tante auch.“

„Hat Dich niemand bemerkt?“

„Nein, keine Seele! Einmal hob der Dackel den Kopf, ſo daß der Großvater aufhorchend nach dem Fenſter hinſchaute. Im Schein des Lichtes, das voll auf ſein Antlitz fiel, ſah ich neue Falten darin. Die Tante ihrerſeits las ihm die Zeitung vor, ſo daß ich nur ihr Profil erblicken konnte; aber auch das — fahr' zu, Eva, fahr' zu!“

Sie ſprachen kein Wort, bis das trauliche Gemach ſie wieder umfing, gerade als die alte Kaſtenuhr zum dumpfen Schlage aushob. Vergleichend zog Heinz die Taſchenuhr hervor: „Um ein kleines muß ich fort, Eva.“

„Heinz, Heinz, mußt Du denn fort?“ klang es wie ein Aufſchrei des Jammers.

„Unabweisbar! Mein Kontrakt bindet mich auf die Stunde.“

„Und was ſoll ich dem alten Manne ſagen, wenn er mich bei den Schultern nimmt und fragt: ‚Du, die Du meinen Jungen geſprochen, gib mir die Wahrheit, ob er zufrieden iſt mit dem, was er ſich und mir bereitet?‘“

„Zufrieden — Eva? Es wäre traurig, wenn ich zufrieden wäre, inſofern Zufriedenheit der Feind jeglichen Strebens iſt. Glücklich ſein heißt, wie ich irgendwo geleſen: ſeinen Wünſchen und Fähigkeiten nach angemeſſen beſchäftigt ſein; mithin bin ich auf dem Wege zum Glück.“

Eva trat beinahe hart mit dem Fuß auf, und in ihren großen grauen Augen ſtanden Thränen.

„Mir thut das Wort ‚Glück‘ in Verbindung mit dem, was Du erſtrebſt, weh! Mir graut vor einem Glück, das über Leichen geht.“

Heinz warf ſich in den Stuhl zurück, und jedes Wort wurde gleichſam herausgeſtoßen: „Wo das Verſtändnis fehlt, hört das Verſtehen für die Grenze auf, an der das Wort ‚Opfer‘ in ſeine Rechte tritt. Ihr ſeid einmal von anderem Schlage, als wir.“

„Wer — wir?“

„Wir — trotz allem — wir Gottbegnadeten! Wir

Künſtler! — Ich hab's ja gewußt, daß mein Weg kein Pfad zwiſchen Roſenhecken ſein würde, aber wenn er's nicht iſt, ſo ſind die Menſchen ſchuld daran und nicht die Kunſt. Ich will nicht leugnen, daß ich ihr zuliebe manche Entbehrungen getragen hätte, Eva! Immerhin waren es Entbehrungen, die an den Rock gegangen ſind, jedoch nicht an die Haut. Das ſeltſame kalte Gruſeln durch die Seele gibt erſt die von dem Geſicht des lieben Nächſten herabfallende Larve; die Enttäuſchung vom Menſchen zum Menſchen. Aber kein Sieg ohne Kampf, deſſen Loſung die ſein muß, daß der Menſch thunlichſt ſich ſelbſt vergißt. Feſt ſteht es, daß bei fortgeſetztem Ringen des Künſtlers mit dem Perſönlichen die Kunſt zuletzt zu Grunde gehen muß. Darin nur ſollſt Du's ſuchen, daß ich mich von Euch frei gemacht habe, Eva."

In Evas jungem Geſicht erſchien ein ſorgenvoller Zug: „Biſt Du wenigſtens mit jenem Ernſt Bleimann auseinander?"

Heinz warf gegen ſeine ſonſtige Art die Cigarette fort, daß ſie den Teppich gefährdete. „Ebenſowenig wie mit anderem eklen Gewürm dieſer Sorte. Was thuſt Du, Eva?"

Sie hatte ſich nach der Cigarre gebückt, und ohne ein Wort warf ſie dieſelbe in den Kamin; beide vermieden es, ſich anzuſehen, und Heinz fuhr fort: „Jener Bleimann iſt es, der mir den erſten Anſtoß zu meiner Flucht damals aus dem Corps gegeben hat; er war es, der der Weſpe den Zucker hinhielt, aber nicht Rönneberg, dem begabten Künſtler, ſondern Rönneberg, dem reichen Junker. Die Feinheit dieſer Unterſchiede herauszutüfteln, war die Sache der daran erwachſenden Erfahrung. Laſſen wir dieſe Details in der reinen Atmoſphäre Deiner Nähe!"

„Und wie iſt Dein Tagewerk, Heinz?"

„Mein Tagewerk iſt ein gewiſſer geiſtiger Frondienſt; — die Lücken der Kadettenerziehung müſſen ausgefüllt werden. Heinz, der Klavierkünſtler, muß ſich emporarbeiten zu Heinz, dem Komponiſten. Die Kompoſition eines großen Werkes — es iſt eine Oper, der Zeit der Merowinger entlehnt — ſoll mir mit einem Schlage das Ziel meines Ringens bringen."

„Und wenn Du Dich tagüber müde ſtudiert haſt, wenn der Abend kommt, an dem die Menſchen das Bedürfnis haben, ſich enger an einander zu ſchließen, wenn der Kamerad den Kameraden ſucht, wen ſuchſt Du, Heinz?"

„Der Abend gehört dem Konzert, dem Theater oder in mein Fach ſchlagenden Vereinigungen. Das liegt darin. Ihr könnt Euch eben zu dem Schwung nach dem veränderten Standpunkt hin nicht ermannen."

„Ich fürchte, nein; Theater und Konzert als tägliches Brot, und nicht als Lohn für ſaure Wochen, auch davor graut mir."

„Verzeihung für das, was ich jetzt fragen werde, Eva, aber ſo fern es mir liegt, Deine liebliche Perſönlichkeit gerade mit der jener biederen Henne in Anderſens Märlein identifizieren zu wollen, Ihr habt doch etwas von der ſouveränen Verachtung an Euch, die jene Henne dem jungen Schwan entgegenbringt! Ob nun der Schwan durch Geſtrüpp und Dorn, durch Hohn und Spott geht, er ſtrebt dem Waſſer zu, einfach, weil er muß. Keine Kunſt geht auf geebneten Wegen; ich, der ich vielfach Gelegenheit gehabt habe, auch mit jungen Schriftſtellern zu verkehren, habe manchen Hoffnungsſtern aufleuchten und ihn ebenſo raſch wieder ſinken ſehen, habe manch ein junges Buch verfolgt, ausfliegend als ein ſtolzer Adler, heimkehrend, faſt federlos als eine von der Kritik gezauſte Krähe. Ein jetzt namhafter Bildhauer hat mir ſeinen erſten Löwen gezeigt, es war eine höchſt abenteuerliche Figur" — jetzt wurde Heinzens Stimme ſehr leiſe — „mein erſtes Debüt war eine Art von Triumph — wenigſtens den Leuten gegenüber."

„Du haſt — Du haſt — Du haſt wirklich ſchon öffentlich geſpielt?"

„Ja, und ich werde es jetzt in Petersburg alltäglich thun."

„Und der Name, unter dem Du geſpielt haſt?"

„Der Name! immer nur die Furcht vor dem, was Ihr die Gefährdung des Namens nennt, und keine Frage nach dem Erfolg. Sei ſtille, Eva! Die Kunde aus der Welt, in der ich lebe, dringt ja nur verloren zu Euch, und weder Du, noch mein Alter, ſollt den Namen erfahren."

„Und warſt Du mit dem, was Du Deinen Erfolg nennſt, zufrieden?"

„Ich vielleicht nicht, aber das Publikum ſchien es deſto mehr. Denke Dir, Eva, einen dicht gefüllten Saal von donnerndem Applaus widerhallend; was meinſt Du dazu?"

Gar nichts meinte Eva; ſie barg als Antwort den Kopf in der Sofaecke, und trotzig ſtampfte Heinz mit dem Fuß auf.

„Unter dieſer jubelnden Menge war auch ein Dir wohl bekanntes Geſicht; der Rittergutsbeſitzer von Vollanden auf Willmersdorf, der gerade zur Herrenhausſitzung in Berlin anweſend war."

Tiefe Stille, dann leiſe: „Und wie ſtellte der ſich zu alledem?"

„Ich glaube, Dein Vater war in der leiſen Hoffnung gekommen, mich als Verkrachten in die liebevoll geöffneten Arme nehmen zu können. So aber — nimmer hätt' ich's gedacht, daß ein Mann von kleiner Statur einen ſolchen, kaum die Haartollen ſtreifenden Blick für den Gefeierten in Bereitſchaft haben konnte. Jedenfalls hat er mir den Abend verdorben, und ſeine Anweſenheit war die Beſtätigung deſſen, was ich von Hauſe aus gefühlt. Niemand kann zween Herren dienen, — an der Zerſplitterung geht der Künſtler zu Grunde. Noch in derſelben Nacht habe ich, um den Aufruhr im Innern zur Ruhe zu bringen, an meinen Großvater geſchrieben und ihn gebeten, wie es ſonſt meine Art nicht iſt, über allem anderen die Bande des Blutes nicht gewaltſam zum Schweigen zu bringen. Die Antwort lautete: ‚Dem Bereuenden ſteht allezeit die Pforte meines Hauſes offen; im übrigen: Menſch, ich kenne Dich nicht.' — Hart wie Fels!"

„Oder, wie Du ſelbſt, Heinz —"

„Kann ſein, Eva; oder beſſer, muß ſein! Umgehen wir das Gebiet, auf dem die Verſtändigung ausgeſchloſſen iſt! Ich befinde mich jetzt auf einer Reiſe nach Petersburg, wie ich Dir ſchon ſagte. Ich muß es als eine beſondere Vergünſtigung betrachten, daß ich eine große italieniſche Sängerin — es iſt die Giovanni — auf dem Klavier begleiten darf und dadurch in der Kunſt nach jeder Richtung hin gefördert werde. Ich bedarf nun einmal neuer Eindrücke."

Abermals tiefe Stille.

„Iſt ſie jung?"

„Wer?"

„Deine Signora."

„Ich weiß es nicht."

„Iſt ſie ſchön?"

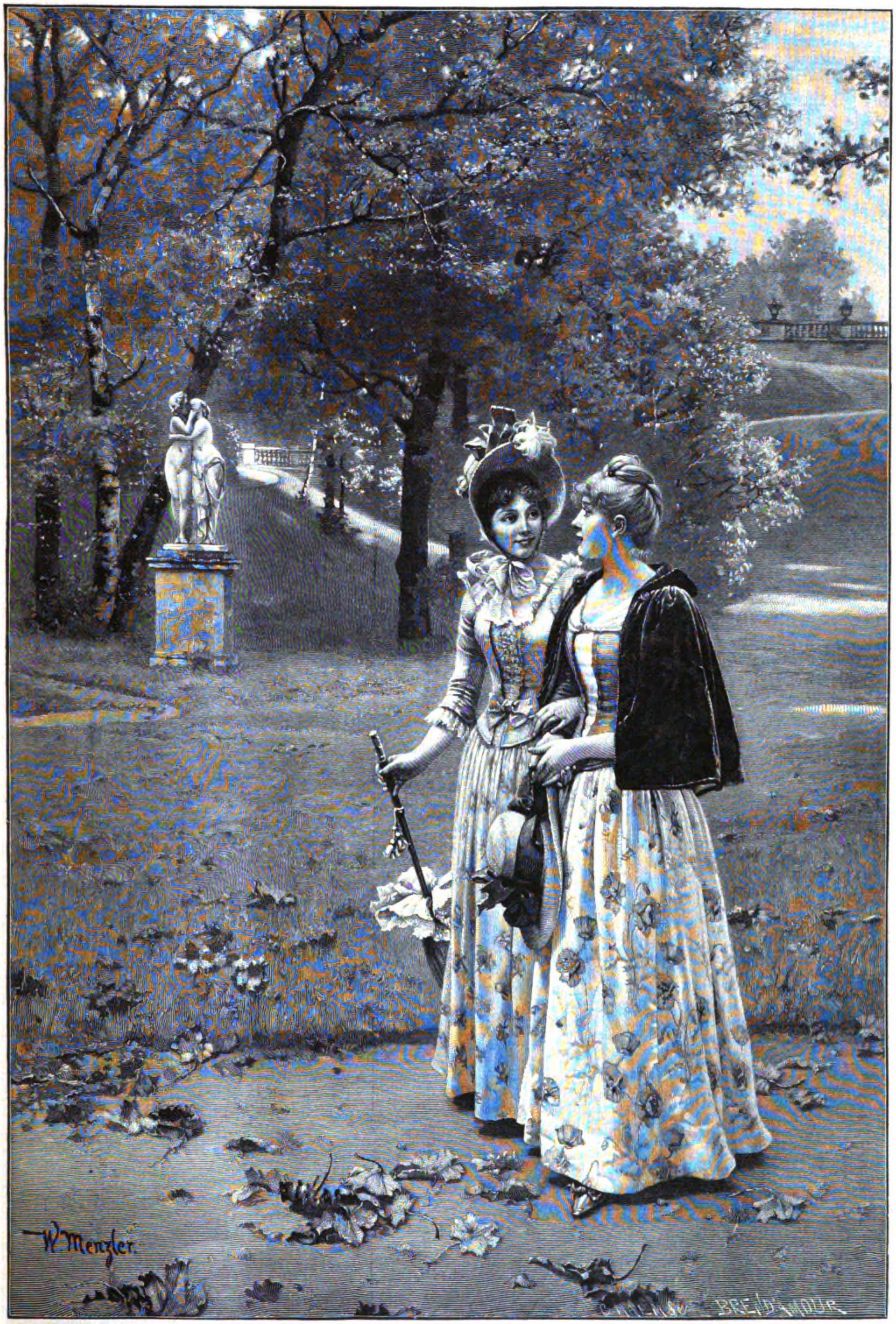
„Zuweilen! Hin und wieder dünkte es mich in dem, was ſie ihr ‚zu Hauſe' nennt, ſei das Tablett, auf dem das Weinglas ſtand, zu wenig, ihre Augen hingegen etwas zu blank geputzt geweſen."

Eva mußte lächeln, dann ſchmeichelnd: „Spiel' mir eins, Heinz; mir ganz allein, ich bitte Dich! Aber nicht einen unſerer Meiſter will ich hören, ſondern Dich ſelbſt als Meiſter in eigener Kompoſition. Bitte, dämpfe die Erhabenheit in Blick und Miene; pflegte doch Molière eine neue Komödie auch erſt ſeiner alten Köchin vorzuleſen."

Ohne ein Wort der Erwiderung ſtand Heinz auf. Er ging in das Nebenzimmer, in dem — der Stolz von Frau von Vollanden — der neue Bechſtein ſtand und nahm vor dem Flügel Platz, aber Eva folgte ihm nicht. Sie blieb, in einen der altmodiſchen Seſſel geſchmiegt, ſo ſitzen, daß er durch die geöffnete Thür ihr bewegtes Antlitz ſehen konnte, und wunderbar ging es ihm während des Spielens auf, daß das weder die Eva von Vollanden, noch Molières heraufbeſchworene Köchin war. Das war ein kleiner, feiner, geradezu unerbittlicher Richter.

Warum bangte ihm denn? Er hatte die Kompoſition doch ſeinem Lehrer, er hatte ſie dem Konſervatorium vorgelegt, und man hatte ihm Glück dazu gewünſcht. Warum ſaß ſie noch immer mit dem geſpannten Ausdruck der Erwartung auf dem jungen Geſicht?!

(Fortſetzung folgt.)


W. Menzler.
BREND'AMOUR

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl. München.

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Die beiden Freundinnen. Nach dem Gemälde von W. Menzler.

Umſchau in der chriſtlichen Litteratur.

Von Robert Koenig.

W. H. Riehl: Religiöſe Studien eines Weltkindes. — Rud. Kögel: Deine Rechte ſind mein Lied. — Herm. Dalton: Auf Miſſionspfaden in Japan.

Zu ſeinem ſiebzigſten Geburtstage, dem 6. Mai 1893, hat Wilhelm Heinrich Riehl ſich als „eigenes Geſchenk“ ein neues Buch auf den Geburtstagstiſch gelegt. Ähnlich hatte er es einſt als armer Student gehalten, indem er — mangels anderer Geſchenke — ſich „ein recht friedenvolles Quartett von Haydn für Klavier auszog, oder eine kleine Landſchaft nach der Natur zeichnete, oder auch den ganzen ſchönen Maitag, mit einem großen Stück Brot in der Taſche, durch die Wälder ſtreifte.“ Ungeachtet einer in die Abfaſſungszeit fallenden Staroperation des Verfaſſers, war das Buch: „Religiöſe Studien eines Weltkindes“ (Stuttgart, J. G. Cotta) mittels der „neu erlernten Kunſt des Diktierens“ pünktlich fertig geworden. Die letzte Feile beſorgte er als glücklich wieder Sehender „zur Nachfreude in beſonders guten Stunden, wobei er recht langſam ſchrieb, weil er ſich nebenbei auch kindiſch über ſeine wiedergewonnene feſte und klare Handſchrift freute“.

In dieſer Entſtehungsgeſchichte offenbart ſich der ganze Riehl, wie ſein Volk ihn nun ſchon im fünften Jahrzehnt kennt und liebt. Der feſſelnde Reiz ſeiner Bücher lag ja von Anfang an darin, daß er nur niederſchrieb, was er erlebt hatte. Man glaubt immer einem geiſtreichen, liebenswürdigen Freunde gegenüber zu ſitzen, wenn man ſeine Bücher lieſt. Darum kam auch kein Fremdgefühl und keine Scheu vor dem berühmten Manne in mir auf, als ich auf meinen erſten Daheimfahrten ihn in ſeinem Münchener Heimweſen perſönlich kennen lernte. Sein „Idyll vom deutſchen Hauſe“ lag verkörpert vor mir, der Mann, der darin waltete, war ein altbekannter Freund, dem das Daheim ſehr ſympathiſch war, an dem mitzuarbeiten er freudig verſprach.

An dieſe Begegnungen und Unterredungen mußte ich beim Leſen ſeines jugendfriſchen Altersbuches immer aufs neue denken. Wie manches Wort über Ewigkeits- und Zeitfragen, das es enthält, hatte ich aus ſeinem Munde gehört! Wie oft hatte ich ihn gebeten, niederzuſchreiben, was er mir aus ſeinem Jugendleben, ſeiner Studentenzeit, der Entſtehung ſeiner Bücher 2c. erzählte! Und nun liegt es gedruckt vor mir — die Summa ſeines religiöſen Erlebens und Erfahrens und die Niederſchrift eines Teiles ſeiner „perſönlichen Erlebniſſe“.

Riehl nennt ſein Geburtstagsbuch ein „Geſchwiſterkind mit ſeinen Büchern“: „Die Familie“ und „Deutſche Arbeit“. In der That verdient es einen Ehrenplatz neben denſelben in der Bücherei des deutſchen Hauſes. Mitten in die religiöſen Fehden unſerer Tage tönt es wie ein Friedensklang und zugleich wie ein Mahnruf zur Selbſtbeſinnung und inneren Sammlung. Zum Schluſſe heißt es:

> „So iſt es der Grundgedanke der religiöſen Verſöhnung, welcher durch dieſes tendenzloſe Buch geht, ein Gedanke, der die größte Fülle des Glaubens und der That wirken kann; denn er hebt uns empor zu dem Herrn und Meiſter, deſſen Jünger wir alle ſind, auch wenn wir's gar nicht merken, zu dem Meiſter, der Himmel und Erde die Verſöhnung gebracht hat.“

Wer Riehls Buch ganz verſtehen will, der leſe zuerſt die Schlußabſchnitte, worin er erzählt, warum er Theologie ſtudierte, und weshalb er doch kein Pfarrer wurde. Daraus ergibt ſich auch, was er unter „Weltkind“ verſteht.

> „Ich erkannte bald,“ ſagt er zum Schluß ſeiner Jugenderinnerungen, „daß meine theologiſchen Studien doch nicht vergebens geweſen waren; ich hatte bei ihnen zuerſt wiſſenſchaftliche Methode gelernt, ich hatte mich durch ſie gewöhnt, in allen Erſcheinungen des Menſchenlebens auch die bewußt und unbewußt treibende Kraft der Religion zu erfaſſen; ich ſelber war religiöſer geworden. Trotzdem war und blieb ich ein Weltkind in dem Sinne, daß mir Gott und Welt unlösbar verbunden erſchien, daß ich die ſchroffe Scheidung des Geiſtlichen und Weltlichen für bedenklich anſah, daß ich ein frohes und herzensreines Genießen des Daſeins für religiöſer erachtete, als griesgrämliche Weltflucht, daß mir auch die hohen Offenbarungen der Kunſt gottinnig däuchten und das ſelbſtloſe Ringen im Forſchen nach wiſſenſchaftlicher Wahrheit eine ſittliche That, die uns dem unerforſchlichen Gotte näher führt.“

Wer Riehls Gedanken über die Weltkindſchaft weiter verfolgen will, der leſe den prächtigen Abſchnitt im erſten Teil: „Weltfreudiger Glaube.“ Wie er die Weltfreudigkeit auffaßt, ſagt er in folgenden Worten:

> „Der weltfreudig Fromme zehrt nicht an ſeinem Sündenbewußtſein wie an einem Kapital und prahlt nicht mit ſeiner Reue und Buße. Er weiß, daß Chriſtus nur den erlöſt, der raſtlos ſich ſelber zu erlöſen trachtet, was uns aber ſtets nur ſehr unvollkommen gelingt. Dennoch dürfen wir uns deſſen freuen. Der weltfreudig Fromme iſt beſcheiden und demütig, weil er ſeine eigene Kleinheit in dieſer großen ſchönen Welt erkennt. Allein er trägt ſeine Beſcheidenheit nicht zur Schau, denn dadurch würde ſie ja recht unbeſcheiden. Er macht nicht Profeſſion aus ſeiner Demut, weil ſie ſonſt zur prahleriſchen Manier würde, oder, wie die Schwaben ſagen, ‚ein Geſchmäckle‘ bekäme. Geſchmack ſollen auch fromme Leute überall zeigen, nur kein ‚Geſchmäckle‘.“

Sehr originell iſt das daran ſich anſchließende Kapitel: „Alte und neue Kopfhänger“, worunter er nicht nur religiöſe, ſondern auch philoſophiſche, politiſche, ſoziale, künſtleriſche 2c. verſteht. Dabei werden denn auch der moderne Peſſimismus und die daraus hervorgegangenen Verirrungen in Kunſt und Dichtung beleuchtet und gebührend abgefertigt. Mit launigem Humor wird die „gebildete Geſellſchaft“ behandelt in Anknüpfung an die Tafel, welche vor Jahren am Eingang des Schloßgartens zu Dachau ſtand mit der Aufſchrift: „Nur Gebildeten iſt der Eintritt in den Königlichen Hofgarten geſtattet.“

Man ſieht ſchon hieraus, daß es nicht nötig iſt, das tiefgründige Buch in ſtrenger Reihenfolge zu leſen. Wo man hineingreift, iſt es anziehend and anregend. An keiner Stelle ſchmeckt es nach dem Profeſſor, und doch iſt es lehrreich auf jeder Seite. Bewundernswert iſt, wie Riehl es verſteht, längſt Erkanntes, aber noch verſchieden Aufgefaßtes in ein neues Licht zu ſetzen. Dazu rechne ich z. B. ſeine Auffaſſung der Leichenverbrennung:

> „Ein religiöſes Bedenken gegen die Leichenverbrennung habe ich nicht, wohl aber ein gemütliches. Der Menſch legt ſelber Hand an, um die Hülle des teuren Toten, der noch wie ſchlummernd vor unſeren Augen ruht, plötzlich und mit äußerſter Gewalt im Brandofen zu zerſtören. Beim Begräbnis laſſen wir den Toten ‚im dunklen Schoß der heiligen Erde‘ ruhig weiterſchlafen, und die Pflanzen, welche dem Grabe entſprießen, ſagen uns, daß — mit Angelus Sileſius zu reden — aus dem ‚Zerwerden‘ raſtlos ein neues ‚Werden‘ erwächſt.“

Manch ſtreng Orthodoxer wird vielleicht den Kopf ſchütteln bei dieſer oder jener Beleuchtung bibliſcher oder kirchlicher Fragen. Riehl ſelbſt bekennt auch ganz offen: „Ich bin nicht orthodox, denn ich bin zu beſcheiden, um mich für vollkommen rechtgläubig zu halten.“ — Um ſo gewichtiger iſt jedes Wort, das er für die bibliſche Wahrheit, für unverfälſchte Liedertexte, für Aufrechterhaltung altkirchlicher Sitte und Ordnung 2c. ſagt. Beſonders bedeutſam iſt ſein Ausſpruch über das in unſeren Tagen ſo viel umſtrittene Apoſtolikum:

> „Das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis in ſeiner urſprünglichen Form ſchien mir weit kräftiger und würdiger als der willkürliche, inhaltsarme Auszug, welchen die Rationaliſten daraus gemacht hatten. Schon als Poet, Stiliſt und Freund des Altertümlich-Echten mußte ich ſo denken. Iſt dieſes Bekenntnis auch nicht von den Apoſteln verfaßt, entſtammt es auch erſt dem zweiten Jahrhundert und teilweiſe ſogar einer noch ſpäteren Zeit, ſo gibt es doch die älteſte urchriſtliche Ausſprache eines gemeinſamen Glaubensſymboles, auf welches ſeit mehr als anderthalb Jahrtauſenden ungezählte Millionen von Chriſten getauft worden ſind und welches auch heute noch Katholiken und Proteſtanten verbindet. Das Wort Symbol bedeutete zuerſt ein Erkennungszeichen, ſpäter ein Sinnbild, und das Apoſtolikum iſt beides . . . . Vielen iſt das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis zu lang, ſie möchten es kürzen, vorab um etliche textkritiſch antaſtbare ſpätere Zuſätze. Jene Zuſätze ſind aber — richtig erfaßt — weniger bedenklich als das Kürzen.“

Das Schönſte in dem neuen Riehlſchen Buche iſt und bleibt aber das vorhin erwähnte Stück Selbſtbiographie, mit dem es ſchließt, und das man gern noch einmal leſen wird, wenn man, wie ich riet, damit angefangen hat. Möchte der Altmeiſter es nur nicht dabei bewenden laſſen, ſondern bald weiter erzählen, zunächſt „den originellen Gang ſeiner zehn litterariſchen Lehrjahre“ und dann auch etwas aus ſeinen Meiſterjahren.

Von ſeinem langwierigen Schmerzenslager entſendet Rudolf Kögel ein ganz eigenartiges Buch, das von ſeiner ungebrochenen geiſtigen Friſche zeugt. Es iſt betitel: „Deine Rechte ſind mein Lied“ (Bremen 1895. C. Ed. Müller) und verdankt einem Worte Tholucks ſeinen Urſprung. Der berühmte Studentenvater hatte in der Vorrede zu ſeinem Pſalmenkommentar geſagt:

> „Was müßte es für eine Geſchichte werden, wollte man aufzeichnen, was für geiſtliche Erfahrungen, welche Aufſchlüſſe, Tröſtungen und Kämpfe ſich für heilige Menſchen im Lauf der Zeiten an die einzelnen Ausſprüche der Pſalmen angeknüpft, welche Stelle ſie in der inneren Geſchichte der Helden des Gottesreiches eingenommen haben.“

Davon getroffen, hatte Kögel es ſich ſeit vielen Jahren angelegen ſein laſſen, aus der Kirchen- und Miſſionsgeſchichte Belege (Geſchichten und Ausſprüche) für die erbauende Kraft des Pſalters zuſammenzuſtellen. Unſichere Anekdoten ſchloß er dabei ganz aus, dagegen wurden nachweisbare Züge aus der Profangeſchichte und aus biographiſchen Werken herbeigezogen. Von einer ungewöhnlichen Beleſenheit und Gedächtniskraft zeugt das Werk auf jeder Seite ebenſo ſehr wie von wiſſenſchaftlicher Treue und ſeinem — ich möchte ſagen ſeelſorgeriſchem — Taktgefühl. Aus allen Zeitaltern, aus allen Völkern, aus allen Ständen ſind die Zeugniſſe herbeigezogen: von Chryſoſtomus und Auguſtin bis auf Ahlfeld und Büchſel, von Kaiſer Theodoſius bis auf Kaiſer Wilhelm I. Muſiker, Dichter, Künſtler: Sebaſtian Bach, Händel, Goethe und ſeine Mutter, Gerok und Spitta, Ludwig Richter begegnen wir unter der großen Wolke von Zeugen. Kurz: ein ebenſo erbaulich lehrreiches, wie anziehendes und feſſelndes Buch, das nicht nur Predigern und Lehrern, ſondern jedem Freunde der Pſalmendichtung willkommen ſein wird.

Zu ſehr gelegener Stunde hat Hermann Dalton ſein neues Reiſewerk: „Auf Miſſionspfaden in Japan.“ (Bremen. 1895. C. Ed. Müller) erſcheinen laſſen. Das „Land der aufgehenden Sonne“, das ſoeben aus dem gewaltigen Kriege mit China ſiegreich hervorgegangen, ſteht mehr als je im Mittelpunkt des allgemeinen Intereſſes. Da läßt man ſich denn gern von einem reiſe- und ſprachenkundigen Manne erzählen, wie es dort ausſieht, zumal derſelbe es kurz vor Ausbruch des Krieges beſucht und gründlich kennen gelernt hat. Daß dabei in den Vordergrund tritt, was in den letzten Jahrzehnten zur Verchriſtlichung des im fernen Oſten tonangebenden, hochbegabten Volkes geſchehen, kann nur gebilligt werden. Wenn ein noch heidniſcher Staat an die chriſtlichen Großmächte mit dem Anſpruch herantritt, als ebenbürtige Macht anerkannt zu werden, iſt es unſere Pflicht, zu forſchen, wie derſelbe ſich bisher zu den höchſten Fragen des Lebens geſtellt hat und wie er ſich vorausſichtlich weiter dazu ſtellen wird.

Dalton führt uns deshalb zuerſt in einen Shintotempel und macht uns mit dem gegenwärtigen Stande des alten Volksglaubens von Japan bekannt. Was die Japanen ſelbſt davon denken, zeigt folgender Zug:

> „Auf dem allgemeinen Religionskongreß zu Chicago kam die Darſtellung eines Japanen über den Shintoismus zur Verleſung, die mit den bezeichnenden Worten ſchloß: ‚Shinto beſitzt keine Theologie; jeder Shintoiſt bildet ſich ſeine eigene. Shinto ſtirbt dahin, nicht infolge ſeiner eigenen Schwäche, ſondern weil eine beſſere Religion aufgeht, die Lehre Jeſu. Das Chriſtentum iſt die aufgehende Sonne Japans.‘“

Viel bedeutender und mächtiger iſt der japaniſche Buddhismus, deſſen Tempel und Prieſter Dalton uns demnächſt auf Grund ſeiner Beſuche und Geſpräche eingehend und anſchaulich vorführt. Von der Stellung der Buddhiſten zum Chriſtentum heißt es:

> „Sie verſuchen vielfach nachzuahmen, was ſie als eine ſegensreiche Frucht des Evangeliums in den überall aufſchießenden chriſtlichen Gemeinden unter den Augen haben. Da werden Sonntagsſchulen, Kleinkinderſchulen ꝛc. ins Leben gerufen, Waiſenhäuſer gebaut, Krankenhäuſer eingerichtet, buddhiſtiſche Flugblätter über das Land hin zerſtreut. Dieſe plötzlich auftauchende Regſamkeit und Nachahmung iſt ſchon ein beredtes Zeugnis für die geſegnete Wirkſamkeit der vordringenden evangeliſchen Kirche und wie ein Vorbote des Sieges herzlich zu begrüßen.“

Die Amerikaner hatten es 1853 durchgeſetzt, daß das jahrhundertelang von aller Berührung mit der Außenwelt völlig abgeſchloſſene Land dem Weltverkehr wieder aufgethan ward. Sie waren es auch, die ſechs Jahre nachher die erſten evangeliſchen Miſſionare dorthin entſandten. Zehn Jahre ſpäter traten auch engliſche Miſſionsgeſellſchaften mit in die Arbeit. 1864 wurden die erſten Japaner getauft. Sie legten den Grund zu der „Kirche Chriſti in Japan“.

Der Fortſchritt war ein ungewöhnlich ſchneller. 1859 waren noch an den Mauern der Straßen und an den öffentlichen Anſchlagsſäulen die Regierungserlaſſe zu leſen:

> „Die ſchimpfliche Sekte, Chriſten genannt, iſt aufs ſtrengſte verboten. Des Chriſtentums verdächtige Perſonen müſſen den Beamten zur Anzeige gebracht werden; die Ankläger erhalten dafür Lohn.“

Ein Jahrzehnt ſpäter hielten die Miſſionare und ihre Erſtlinge — über hundert — in der großen heidniſchen Handels- und Fabrikſtadt Oſaka eine öffentliche Verſammlung in der Stadthalle des Fremdenviertels, die ihnen von den Behörden eingeräumt war. 1873 wurde der Gregorianiſche Kalender, 1876 der chriſtliche Sonntag als Ruhetag eingeführt. Die gegen das Chriſtentum gerichteten Erlaſſe ſchwanden aus den Straßen. Sogar der Gedanke, das Chriſtentum als Staatsreligion einzuführen, tauchte auf. Joſef Niſima, einer der Erſtlinge der jungen Kirche, rief eine chriſtliche Hochſchule ins Leben, mit der eine Univerſitätskirche, Wohnhäuſer für die Studenten, weite freie Spielplätze ꝛc. verbunden waren. Eine höhere Erziehungsanſtalt für Töchter trat dazu. Der „ärztliche Miſſionar“ Greene errichtete eine Erziehungsanſtalt für eingeborene Diakoniſſen. Aus derſelben ſind bereits ſechsunddreißig geprüfte Krankenpflegerinnen hervorgegangen. Im Jahre 1883 umfaßte die Kirche von Japan dreiundneunzig feſtgeordnete Gemeinden mit einer Geſamtziffer von 4987 Gliedern.

Von Deutſchland aus hat ſich nur der Allgemeine evangeliſch-proteſtantiſche Miſſionsverein und zwar erſt ſeit 1885 an der Verchriſtlichung Japans beteiligt. Dieſer Verein iſt bekanntlich die erſte Lebensäußerung der freiſinnigen Theologie auf dem Miſſionsgebiete, und aus der Oppoſition gegen die alte Methode der apoſtoliſchen ſowohl wie der neueren Miſſionsarbeit hervorgegangen. Was er in zehn Jahren geleiſtet, hat Dalton an Ort und Stelle ſorgfältig geprüft und in ſeinem Buche dargeſtellt. Sein Schlußurteil lautet:

> „Nach langem und reiflichem Erwägen kann und darf ich die Überzeugung nicht verhehlen, auf der einen Seite den Miſſionsverſuch dieſes Vereins in Japan als geſcheitert, anderſeits aber auch die Wirkſamkeit des Vereins wie die ſeiner Glaubensverwandten, der Unitarier und Univerſaliſten, als einen beſorgniseinflößenden Hemmſchuh in der Chriſtianiſierung des hochbegabten, für die Miſſion ſo hoffnungsvollen Volkes zu bezeichnen.“

Der erſte Sendbote des Vereins Pfarrer Spinner erklärt ſich nach fünfjähriger Arbeit in Japan ebenfalls für die alte Miſſionsmethode. Nach ſeiner Rückkehr bekannte er unumwunden dem Vorſtande ſeiner Geſellſchaft:

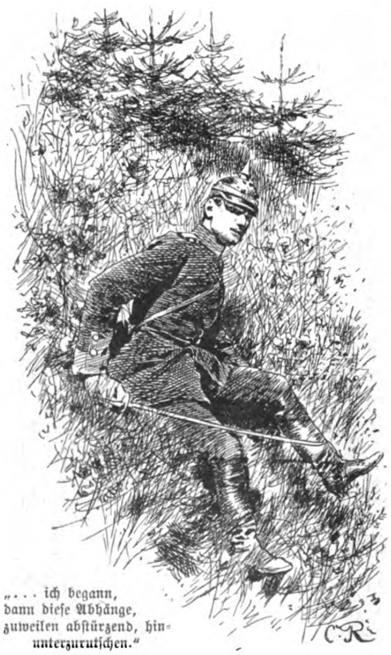
> „Auch für mich gab es einmal eine Zeit, da ich am Studiertiſch in der Heimat gemeint, daß eine Änderung der Miſſionsmethode im Prinzip wünſchenswert wäre. Jetzt ſtehe ich nicht an, zu bekennen, daß ich nicht wüßte, in welcher Weiſe die Miſſion in Japan, ſpeziell die proteſtantiſche, hätte weiſer und zweckentſprechender arbeiten können.“

Schließlich ſei noch erwähnt, daß Dalton auch die bisher wenig bekannten Miſſionsbeſtrebungen der römiſch- und der griechiſch-katholiſchen Kirche in Japan eingehend beleuchtet.

Meine Kriegserlebniſſe.

Von H. v. Konarsky. Erinnerungen an die Saarbrückener Tage. Mit Illuſtrationen von C. Röchling. (Schluß.)

Mittlerweile war es hoch Mittag geworden. Hier und da waren doch dem franzöſiſchen Kugelhagel manche unſerer Füſiliere teils tot, teils ſchwer verwundet zum Opfer gefallen. Gegen den Exerzierplatz, den Reppertsberg, St. Arnual drangen die Franzoſen ſchon recht bedenklich weit vor. Das franzöſiſche 67. Regiment, das ſpeziell gegen den Winterberg vorging, hatte den Südabhang des Berges erreicht, war dann zum Teil um den Berg herumgegangen und hatte — jetzt auch den Weſtabhang erſteigend — uns unter zwei Feuer genommen. Wollte ich nicht Mannſchaften unnütz verlieren und außerdem gänzlich von Saarbrücken abgeſchnitten und gefangen genommen werden, ſo mußte ich ſchleunigſt den Nordabhang des Winterberges hinunter die Straße von St. Arnual nach Saarbrücken und die alte Brücke dortſelbſt noch zu gewinnen ſuchen. Gerade hatte ich den entſprechenden Befehl erteilt, als zwiſchen meinem Fuß und dem Fuß meines links von mir ſtehenden Burſchen eine Kugel einſchlug. „Wem ſoll die wohl gegolten haben, Herr Leutnant?“ fragte mein Burſche. „Die war doch nur ‚blau‘ und hat auch keinem gegolten,“ erwiderte ich zuverſichtlich. Das letzte Wort war mir kaum aus dem Munde heraus, als mir der linke Fuß, den ich, auf dem rechten Fuße ſtehend, etwas vorgeſetzt hatte, mit einem plötzlichen Ruck zur Seite flog und ich zugleich in dem Fußgelenk einen heftigen Schmerz verſpürte. In dem Glauben, daß mir nur ein Stein gegen die Fußknöchel geflogen ſei, ſetzte ich den Fuß, um den Schmerz zu vertreten, feſt auf, ſpürte dann aber einen zuckenden Schmerz das ganze Bein hinauf und fiel nun hintenüber. Auf der äußeren Seite des Fußes am Knöchel ſah ich Blut fließen und finger- oder daumendicke Knochenſtücke herausragen. Ich ließ den älteſten Unteroffizier des Zuges rufen und übergab dieſem das Kommando, mit dem Auftrage, den Zug die nördlichen Abhänge des Winterberges hinab ſchnellſtens nach Saarbrücken zu führen. Auf das Geheiß des Unteroffiziers hatten mich zwei Füſiliere aufgepackt, um mich mitzunehmen, doch das ſchien mir unthunlich. Denn abgeſehen davon, daß hierdurch der Rückzug zu ſehr verzögert worden wäre, wurde unſere Poſition ſeit einigen Minuten jetzt auch von unſeren eigenen Abteilungen auf der Löwenburg, jedenfalls in dem Glauben, daß wir ſchon zurückgezogen ſeien und die Franzoſen die Höhe des Winterberges erklommen hätten, ſtark beſchoſſen, und da lag die Gefahr, daß ich oder meine Träger eine Kugel von unſerer Seite bekämen, ſehr nahe. Ich ſchickte die beiden Füſiliere dem abziehenden Zuge nach und beſchloß in der Hoffnung, doch noch der drohenden franzöſiſchen Gefangenſchaft zu entgehen, mich *allein* den Berg hinunter nachzumachen. Zu dieſem Zwecke ſtützte ich, auf dem Rücken liegend, die beiden Arme und das rechte Bein nach rückwärts auf die Erde, das linke Bein ſtreckte ich in die Luft, und dermaßen dreibeinig bewegte ich mich, ſo eilig ich konnte, nach den Tannenbeſtänden der Winterbergabhänge zu und begann dann dieſe drei bis fünf Fuß hohen Abhänge, zuweilen abſtürzend, hinunterzurutſchen. Wenn ich bedenke, wie ich es habe fertig bringen können, dieſen weiten, für *geſunde* Füße beſchwerlichen Weg trotz des immer größer werdenden Blutverluſtes zurückzulegen, dann iſt es mir heute unfaßlich. Erklären kann ich es mir nur dadurch, daß dem Menſchen in außergewöhnlichen Zeiten und in Stunden der höchſten Not und Gefahr übermenſchliche und vorher ungeahnte Kräfte zur Verfügung ſtehen. Wie ich unten angekommen bin, weiß ich nicht mehr, nur ſoviel erinnere ich mich noch, daß ich mich, am Fuße des Berges angelangt, in gartenähnlichem Terrain befand, und daß mir dort wieder viele Kugeln um den Kopf pfiffen, die ich an der tieferen Tonart als von unſeren Zündnadelgewehren herrührend erkannte. Die Auguſtſonne brannte mir heiß auf den Kopf, von Blutverluſt erſchöpft, erhitzt, todmüde und dazu noch von unſeren eigenen Kugeln hart bedroht, ſah ich vor mir im Schatten eines Baumes einen von dickem Eichenholz eingefaßten Brunnentrog. Inſtinktiv kroch ich dorthin und legte mich hinein.*) Und das war ſehr gut, denn das kalte Waſſer umſpülte meinen blutenden Fuß und ſtillte die ſtarke Blutung, und die dicken Eichenplanken beſchützten mich vor einem Schuß von unſerer Seite. Wie lange ich ſo gelegen habe, weiß ich nicht. Ich wartete nur, bis das Getöſe des Gefechts rings um mich her und das Kugelpfeifen nachgelaſſen hatte, dann arbeitete ich mich aus dem Trog wieder hinaus, um meine dreibeinige Reiſe nach Saarbrücken fortzuſetzen. Ich kam bald an eine Hecke und ſah jenſeits derſelben die St. Arnualer Straße und hörte ſprechen. „Füſiliere!“ rief ich. „Hurra, unſer Leutnant!“ ſchallte es mir von drüben als Antwort entgegen. Es waren jene beiden Füſiliere, die mich oben auf dem Berge hatten mitſchleppen wollen, jetzt aber auch ſchon von Saarbrücken abgeſchnitten waren. Ich ſteckte den Kopf durch eine Lichtung der Hecke, die Füſiliere packten mich an den Schultern, zogen mich ſchnell vollends durch die Hecke und ſchafften mich, ſo gut es eben gehen wollte, in einen damals unter der Chauſſee hergehenden Durchlaß, mich dabei mit ihren Leibern vor den Blicken der ſchon von St. Arnual herkommenden Franzoſen deckend. Aber letztere, ein Trupp von etwa 20 bis 30 Mann, jetzt ziemlich nahe herbeigekommen, hatten dieſen Vorgang jedenfalls ſchon bemerkt. Im Nu waren wir von den Rothoſen mit dem lauten Geſchrei „un officier, un officier“! umringt. Es waren Mannſchaften des franzöſiſchen 40. Infanterieregiments, alſo zufällig unſerer eigenen Regimentsnummer auf feindlicher Seite. Ein Sergeant beugte ſich zu mir nieder und ergriff meinen Säbel, um ſich desſelben zu bemächtigen. Im Zorn über dieſe Frechheit des Franzoſen hatte der Füſilier Philipp Fleck ſofort, als jener Hand an mich legte, ſein Gewehr in Anſchlag gebracht und hätte unfehlbar den Sergeanten niedergeſchoſſen, wenn ich nicht im ſelben Moment mit meinem Säbel, deſſen Griff ich noch feſt umfaßt hielt, das Gewehr in die Luft geſchlagen hätte. Der Schuß ging gleichzeitig los und — über die Franzoſen hinweg. Ich hatte in jenem Augenblick blitzſchnell kalkuliert, daß der Tod des einzelnen Franzoſen uns nichts mehr nützen könne, der Tod dieſes aber unfehlbar das Erſchießen der beiden Füſiliere zur Folge haben werde. Den letzteren hatte die franzöſiſche Übermacht bald ihre Gewehre entrungen, während der Sergeant ſich in den Beſitz meines Säbels geſetzt hatte. Eigentlich war es gegen Kriegsrecht, einem ſchwer verwundeten und wehrloſen Offizier noch die

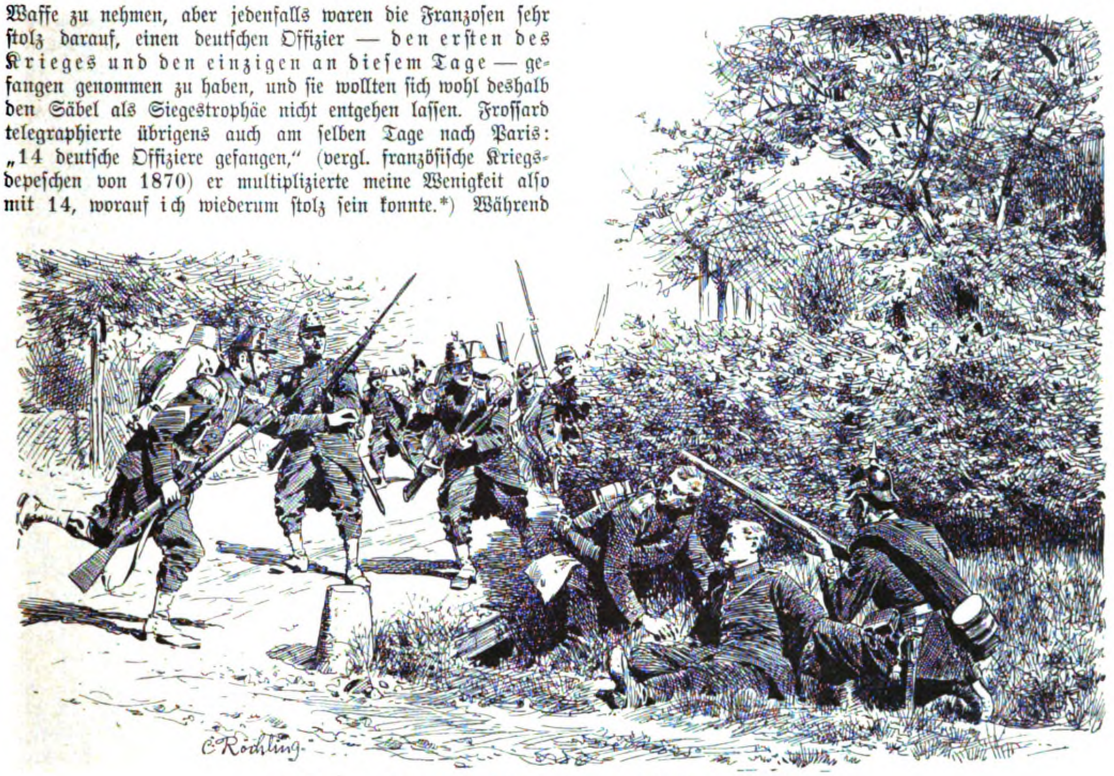


„. . . ich begann, dann dieſe Abhänge, zuweilen abſtürzend, hinunterzurutſchen.“

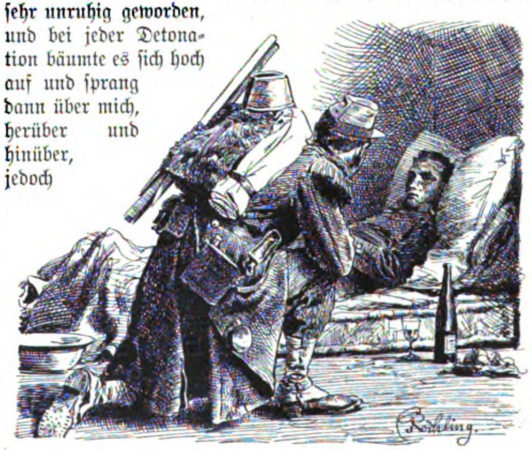
---

*) Dieſer Brunnen, damals als Viehtränke dienend, befand ſich zwiſchen der St. Arnualer Chauſſee und dem Winterberg, gegenüber dem Neufangſchen Beſitztum. Jetzt ſind dort Häuſer erbaut.

Waffe zu nehmen, aber jedenfalls waren die Franzoſen ſehr ſtolz darauf, einen deutſchen Offizier — den erſten des Krieges und den einzigen an dieſem Tage — gefangen genommen zu haben, und ſie wollten ſich wohl deshalb den Säbel als Siegestrophäe nicht entgehen laſſen. Froſſard telegraphierte übrigens auch am ſelben Tage nach Paris: „14 deutſche Offiziere gefangen,“ (vergl. franzöſiſche Kriegsdepeſchen von 1870) er multiplizierte meine Wenigkeit alſo mit 14, worauf ich wiederum ſtolz ſein konnte.*) Während die Franzoſen mir dermaßen den Säbel geraubt hatten, ſuchten ſie auch anderſeits, mir zu helfen, freilich auf recht unpraktiſche Art. Denn da weit und breit keine Sanitätsperſon zu ſehen war, ſo verſuchten ſie ſich ſelbſt in Verwundetenbehandlung. Zwei bis drei Kerle ſtellten ſich an meinen Fuß und — anſtatt den Stiefel vom Fuße zu ſchneiden, zogen ſie mir den ſchweren Kommißſtiefel, in den der Fuß dick hineingeſchwollen war, mit Gewalt von dem Fuße und riſſen mir ſo das zerſchoſſene Gelenk vollends aus einander. Gegen dieſe greuliche Prozedur Einſpruch zu erheben, dazu war ich durch den großen Blutverluſt ſchon zu apathiſch geworden, doch weiß ich noch, daß mir das Ausreißen des Stiefels ſehr weh that. Währenddem kam endlich ein franzöſiſcher Offizier. Dieſer bedeutete den Füſilieren, ſie ſollten mich über die Chauſſee hinüber in das gegenüberliegende Haus (das Beſitztum des Baumeiſters Neufang) tragen. Das war nun ſehr bedenklich, denn die Chauſſee war gerade ſehr ſtark durch das unausgeſetzte Feuer der Unſrigen von Saarbrücken aus beſtrichen. Die Füſiliere weigerten ſich daher unter der richtigen Begründung, daß ich dann am Ende nochmals getroffen werden könne. Nun packten mich auf das Geheiß des Offiziers zwei Franzoſen auf. Ich faßte einen links, den anderen rechts um den Hals, und ſo ging's im Laufſchritt mit mir hinüber, glücklicherweiſe ohne daß einer getroffen wurde. Im Hofe des Neufangſchen Beſitztums ſtand ein Knecht, den meine Träger, auf das Gebäude deutend, fragten: „Nix Vierziges?“ (ob keine Vierziger drinnen ſeien). Als der Knecht ſie darüber beruhigte, trugen ſie mich in die erſte beſte offenſtehende Thüre hinein. Es war ein kleiner gepflaſterter Pferdeſtall, in dem das Pferd des Baumeiſters untergebracht war. Damit ich weich liegen ſolle, legten ſie mich neben das Pferd auf die dort befindliche reichliche Strohſpreu, holten dann einen Tränkeimer mit friſchem Waſſer herbei und ſteckten mir den geſchoſſenen Fuß dahinein. Und hiermit verſchwanden ſie wieder ſchleunigſt, weil ſie der Verſicherung des Knechtes, daß „nix Vierziges“ im Hauſe ſei, doch wohl kein rechtes Vertrauen ſchenkten. Die Gebäude des Baumeiſters Neufang waren zu der Zeit noch ſo ziemlich der Mittelpunkt des Gefechtes und wurden daher ſowohl von unſeren als auch von franzöſiſchen Geſchoſſen ſtark mitgenommen. Durch das fortwährende Knallen war das Pferd, das den fremdartigen Gaſt ſchon ängſtlich beſchnuppert hatte, ſehr unruhig geworden, und bei jeder Detonation bäumte es ſich hoch auf und ſprang dann über mich, herüber und hinüber, jedoch



„Im Nu waren wir von den Rothoſen mit dem lauten Geſchrei: „un officier!“ umringt.“



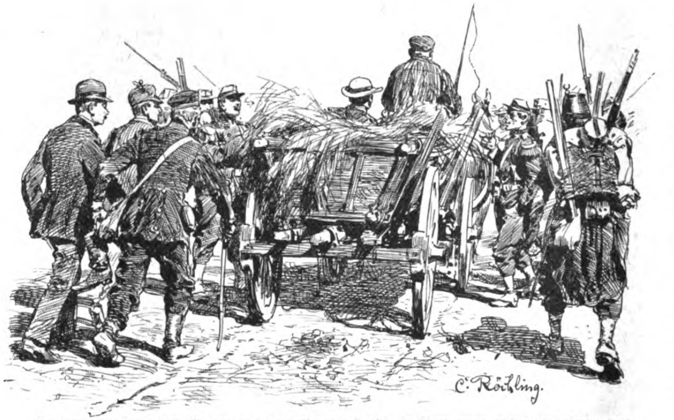
„Auf einmal beugte ſich der junge Franzoſe zu mir nieder . . .“

---

*) Ein Gefreiter und noch ein Füſilier der Kompanie, die an dieſem Tage gleichfalls gefangen genommen worden waren, wurden am 3. Auguſt Froſſard vorgeführt. Der erſtere erzählte mir ſpäter, auf dem Tiſche habe ein preußiſcher Füſilier-Offizierſäbel gelegen, den er an dem verbeulten Griffe als meinen Säbel erkannt habe. Froſſard habe ihn gefragt, ob er den Säbel kenne, worauf er geantwortet habe, ja, es ſei der Säbel ſeines verwundeten Kompanieführers. Darauf habe Froſſard geſagt, er werde ſich dieſen Säbel als Andenken an die Saarbrückener Affaire aufbewahren. — Später, im Jahre 1875, ſchrieb ich an Froſſard und bat ihn, auf dieſen Vorfall mich beziehend, um Zurückgabe des Säbels. Leider hatte dieſes Schreiben keinen Erfolg.

ohne mich auch nur einmal mit ſeinen Hufen zu berühren. — In dieſer Situation mag ich wohl eine halbe Stunde gelegen haben. Das Schießen hatte abgenommen, als mehrere franzöſiſche Offiziere mit einer Anzahl franzöſiſcher Soldaten in den Stall kamen. Letztere hoben mich auf und brachten mich über den Hof hinüber in das Neufangſche Wohnhaus und in ein ziemlich geräumiges Zimmer, wo ſie mich auf eine dort ausgebreitete Matratze niederlegten. Dort zogen ſie mir die Hoſen und den Strumpf des verwundeten Fußes aus, wuſchen mir den blutbedeckten Fuß, der inzwiſchen zu einer unförmlichen Maſſe aufgeſchwollen war, vorſichtig mit warmem Waſſer ab und verbanden ihn, ſo gut ſie's eben fertig bringen konnten, mit Leinenzeug und Binden, was Neufangs ihnen geliefert hatten.

Bei dem Ausziehen der Hoſen waren meine ſilberne Cylinderuhr und mein Portemonnaie herausgefallen. In letzterem befand ſich, weil es erſt der 2. des Monats war, noch mein ganzes (am Tage vorher empfangenes) Leutnantsgehalt, und zwar in harten Thalern und in preußiſchen Einthalerſcheinen. Das Portemonnaie war beim Fallen aufgeſprungen, und die harten Thaler rollten auf der Erde umher. Einige Franzoſen ſprangen herbei und hoben das Geld auf. Ich glaubte natürlich, daß ich meine ſchönen ſilbernen Thaler zum letztenmal geſehen hätte, aber ſie ſteckten dieſelben wieder in mein Portemonnaie und überreichten mir dieſes nebſt der Uhr, welche ich noch heute als ein mir liebes Andenken an dieſe Zeit trage. Erfreut über dieſe ganz unerwartete Ehrlichkeit öffnete ich mein Portemonnaie, um mich erkenntlich zu zeigen. Dabei packte mich aber doch noch der Schalk, denn anſtatt den drei bis vier Franzoſen, die ſich nach dem Gelde gebückt hatten, harte Thaler zu ſpenden, überreichte ich jedem der Rothoſen, die doch ſicher glaubten, Preußen habe in ſpäteſtens acht Tagen aufgehört zu exiſtieren — je einen preußiſchen Einthalerſchein. Ich kann mich noch heute darüber amüſieren, wenn ich daran denke, mit welch mißtrauiſchen Blicken ſie dieſe Scheine betrachteten. Doch ſteckten ſie die Scheine dankend in ihre Geldbeutel.



„So ſetzte ſich denn der Wagen mit dem Strohpaſſagier in Bewegung auf Saarbrücken zu."

Das Zimmer, in dem ich lag, wurde fortwährend von franzöſiſchen Soldaten und von Offizieren niederen und höheren Grades beſucht. Die Offiziere erkundigten ſich mehrfach auf franzöſiſch — deutſch ſprach faſt keiner — nach meinem Befinden und nach meinen Wünſchen. Da ich ziemlich gut franzöſiſch ſprach, ſo konnte ich mich gut mit ihnen verſtändigen. Unter anderem erzählte mir ein Offizier auf mein Befragen über den Ausgang des Gefechts, daß ſie „Saarbruck" genommen hätten, daß unſere „armée" — „défaite" — vollſtändig geſchlagen — und „déjà battu en retraite vers le Rhin" — ſchon im Rückzuge auf den Rhein — ſei. Dabei ſuchten ſie mich zu tröſten, es werde mir nichts geſchehen und ich werde mit „distinction" und „courtoisie" behandelt werden. Ein anderer zog eine ſilberne Doſe aus der Taſche, entnahm daraus eine Portion feingeſchnittenen Tabaks, welche er zum Kauen in den Mund ſteckte, und bot mir dann die Doſe zum gleichen Gebrauche an. Als ich dankte, nahm er ein anderes ſilbernes Etui, präparierte mir aus dem Inhalt mit großer Fertigkeit eine Cigarette, die er mir dann nebſt Feuer reichte. Ich wollte durch eine wiederholte Ablehnung nicht unhöflich erſcheinen und acceptierte. Allein damals an Rauchen noch nicht gewöhnt und dabei ſehr matt, wurde es mir ſchon nach einigen Zügen ſo übel, daß ich die Cigarette hinlegen mußte. Ich ſagte, ich ſei ſehr durſtig. Sofort bot mir einer ein Fläſchchen mit — Kognak — an. Ich nahm einen kleinen Schluck, wiederholte dann aber, es dürſte mich ſehr und ich möchte Wein. Dieſen mußten ſie nun erſt bei Neufangs requirieren. Das mir ſehr bald gebrachte Glas Rheinwein trank ich in einem Zuge leer. Wie hat mich dieſer Trunk nach der Not und den Schmerzen dieſes Tages erquickt! Noch einer kleinen Begebenheit muß ich hier gedenken, die mir zeitlebens in Erinnerung bleiben wird. Ein Franzoſe, ein blutjunger hübſcher Menſch, ſtand vor meinem Lager und ſah mich traurig an. — Ich bemerkte, daß ihm Thränen in die Augen traten und wie ihm das Geſicht vor innerer Bewegung zuckte. Auf einmal beugte er ſich zu mir nieder und küßte mich auf die Stirn, dabei fortwährend Worte des Mitleids ſagend. Dann fragte er mich, ob ich nicht an meine Eltern ſchreiben wolle. Als ich ihm erwiderte, ich habe nur noch eine Mutter, und ich ſei doch nicht ſo ſchwer verwundet, ſagte er, wenn man verwundet ſei und noch eine Mutter habe, ſo müſſe man auch an dieſe ſchreiben. Damit ging er hinaus und brachte mir nach einigen Minuten ein Blatt Papier, Bleiſtift und Kouvert und reichte mir ſeine Brieftaſche als Schreibunterlage. Die paar Worte, die ich nun ſchrieb: „Liebe Mutter! Ich bin verwundet, aber nicht ſchwer, ich hoffe bald wieder geheilt zu ſein," ſteckte der Franzoſe in das Kouvert und expedierte dann das Briefchen auf irgend eine Art zur Poſt. Dasſelbe kam auch wirklich, wie ich ſpäter aus der Antwort meiner Mutter erſah, prompt zu Hauſe an. Welche Wohlthat der junge Franzoſe meiner Mutter durch die Abſendung dieſer Zeilen erwieſen hat, geht daraus hervor, daß ein infolge meiner Gefangenſchaft entſtandenes Gerücht, ich ſei tot oder arg verſtümmelt, bereits nach einigen Tagen zu meiner nahen Heimat Hermeskeil bei Trier gedrungen war, wo jedoch glücklicherweiſe das Briefchen dem Gerücht zuvorgekommen war.*)

Bei den Franzoſen war, wie ſchon oben erwähnt, keine einzige Sanitätsperſon zu haben, um ſo mehr muß ich es anerkennen, daß ſie ſchnelle ärztliche Hilfe für mich beſorgten. Sie hatten, während ich in dem Neufangſchen Wohnhaus lag, in Saarbrücken, das ſie inzwiſchen beſetzt hatten, einen Arzt in der Perſon des allbekannten ſehr tüchtigen Doktors Jordan requiriert. Den damals ſchon bejahrten Herrn eskortierten ſie von Saarbrücken nach dem Neufangſchen Hauſe an mein improviſiertes Krankenlager. Derſelbe beſichtigte meinen Fuß, löſte die heraushängenden Knochenſtücke ab und verſchaffte mir zunächſt eine große Erleichterung meiner Schmerzen, indem er eine Lancette von oben tief in den Fuß hineinſtieß, wodurch das in dieſem angeſammelte geronnene Blut in einem dicken ſchwarzen Sprungquell einen Ausweg fand. Nach einer näheren Unterſuchung erklärte er, das Fußgelenk ſei völlig zerſtört, es ſei am beſten, wenn der Fuß ſofort amputiert werde. Allein davon wollte ich nichts wiſſen. Ein Kamerad in der Garniſon hatte einmal ein Bein gebrochen, das war in ſechs Wochen geheilt, und nun dachte ich, bei meinem Fuße ginge das gerade ſo. Der Doktor that, was unter dieſen Umſtänden jedenfalls das Beſte war. Er legte mir einen kunſtgerechten Verband an und ordnete meine Überführung in das Saarbrücker Bürgerhoſpital, wo er als Spitalarzt fungierte, an. Da die Franzoſen Saarbrücken beſetzt hatten und die Stadt bleibend als ihr Eigentum betrachteten, ſo hatten ſie hiergegen nichts einzuwenden. Hier muß ich noch erwähnen, daß vier Füſiliere ſich vor der drohenden Gefangennehmung in das Neufangſche Haus retiriert und dort verſteckt hatten. Um denſelben aus der Klemme zu helfen und ſie bei Gelegenheit meiner Überführung mit nach Saarbrücken, St. Johann gelangen zu laſſen, hatte der Baumeiſter Neufang, der gerade erſt von Saarbrücken nach Hauſe gekommen war, zweien derſelben Civilkleider gegeben, in die ſie ſich ſchnell geſteckt hatten und in denen ſie ſich nun munter zwiſchen den Franzoſen umhertrieben. Der dritte war, wie ich hörte, in das Stroh des Leiterwagens, auf den ich gelegt worden war, eskamotiert worden. Der vierte endlich, in Uniform und ohne Waffen, hatte einen Stiefel ausgezogen und um den ſtiefelloſen Fuß ein dickes Tuch gewickelt und hinkte entſetzlich, als wenn er, wer weiß wie ſchwer, am Fuße verwundet worden wäre. So ſetzte ſich denn der Wagen mit dem Strohpaſſagier und gefolgt von den Civilfüſilieren und dem Pſeudo-Verwundeten, eskortiert von einer Maſſe Franzoſen, in Bewegung auf Saarbrücken.*) Ich ſelbſt in der fragwürdigſten Geſtalt oben drauf liegend, nämlich in weißem Strohhut, den mir der Baumeiſter geſpendet hatte, in Unterhoſen und in dem entſetzlich zugerichteten Waffenrock. In Saarbrücken war ich als der jüngſte Offizier des 40. Regiments allgemein bekannt; nun läßt es ſich denken, welches Aufſehen der ſeltſame Aufzug machte. Alles war auf den Straßen oder an den Fenſtern und wenn, wie ich wohl fühlte, hier auch vornehmlich das regſte Mitgefühl ſich geltend machte, ſo war ich doch froh, als der Wagen am Hoſpitale angelangt war und ich mich in die ſorgliche Pflege der dortigen Schweſtern aufgenommen ſah.

---

*) In der erſten Verluſtliſte, die ich in die Hand bekam, las ich meinen Namen und dahinter „todt". Nun iſt das ein ganz eigenes Gefühl, ſo etwas ſchwarz auf weiß zu leſen, namentlich wenn man, wie ich damals, den Tod ſo oft geſehen hat und ſelbſt dafür aufgeſchrieben iſt. Ich buchſtabierte: t, — o, — d, — t, — „das iſt richtig, das heißt ‚todt'," ſagte ich mir, und unwillkürlich griff ich nach meinem Herzen, um mich über deſſen Pulsſchlag zu vergewiſſern und mich zu überzeugen, daß ich eigentlich doch ergebenſt noch am Leben ſei. Als ich das nachher der mich pflegenden Schweſter erzählte, lachte ſie und meinte, jetzt könne ich ganz ruhig ſein, Leute, die totgeſagt und ſogar totgedruckt würden, lebten erſt recht noch lange.

---

*) Die vier Füſiliere ſind, wie ich ſpäter hörte, alle wohlbehalten über die Brücke nach St. Johann entkommen. Die beiden Civil-Füſiliere gingen ganz gemütlich und unbehelligt hinüber, der Pſeudo-Verwundete war, als er in die Nähe der alten Brücke kam, plötzlich geheilt und ſoll in mächtigen Sätzen der Brücke zugeſprungen und nach St. Johann gelaufen ſein, und betreffs des Strohpaſſagiers wurde mir erzählt, der habe ſich am Hoſpital, als die Luft von Franzoſen rein geweſen, aus dem Wagen herausgemacht und ſei auf Schleichwegen in der Nacht nach St. Johann gelangt. Übrigens war meine Sorge, ob der Paſſagier unter mir während der langen Fahrt wohl Ruhe halten könne, nicht ganz unbegründet geweſen. Im Thal hatten franzöſiſche Offiziere den Wagen ſtill halten laſſen, und während ein anſcheinend höherer Offizier einige Worte an mich richtete, bemerkte ich, wie einer der franzöſiſchen Soldaten auf der anderen Seite des Wagens mit ſeinem Haubajonett in dem Stroh umherſtocherte. Glücklicherweiſe ſtand der Franzoſe, da der Wagen jetzt weiterfuhr, von dieſer bedenklichen Thätigkeit ab. — Ähnlich, wie unſerem Füſilier, iſt es übrigens ſeinerzeit Guſtav Waſa auf ſeiner Flucht vor den Dänen in Dalekarlien paſſiert, nur mit ſchärferem Erfolge, inſofern einer der däniſchen Soldaten den im Stroh des Wagens verborgenen ſpäteren König ſo traf, daß Blut floß.

Durch tiefe Waſſer.

Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von H. von Krauſe (C. von Hellen).

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Der Markgraf war ganz der Mann, einer Perſönlichkeit, wie dem praktiſchen, tüchtigen und dabei klugen Geheimſekretär, ſein Vertrauen zu ſchenken. Wer etwas von dem Markgrafen wollte, mußte mit dem Geheimſekretär rechnen. So ſtand derſelbe alſo jetzt auf dem Gipfel ſeines Glückes, und dennoch lag eine Wolke auf ſeiner breiten Stirn, ſeine ſchmalen Lippen waren auf einander gepreßt, und er ſtieß bisweilen einen kurzen Fluch aus. Jetzt trat er ans Fenſter. Unten dehnte ſich ſein ſchöner Garten, in welchem die geſchorenen Hecken, die zwei grauen Sandſteinſtatuen, die ihm die Markgräfin verehrt, und die Fülle der bunten Sommerblüten ſein Auge hätten erfreuen können; er ſah aber an dem allen vorbei und in den Nachbargarten hinüber, wo eine Frauengeſtalt ſoeben zwiſchen den Rabatten daherkam. Er ballte die Fauſt gegen ſie und wandte ſich kurz ab, als könne er den Anblick nimmer ertragen. Seine Gedanken eilten unwillkürlich um fünfzehn Jahre zurück, da hatte er an dieſem nämlichen Fenſter geſtanden und auch auf eine Frau dort drüben herabgeſehen. Aber das Fenſter ſtand weit auf, und ſeine Augen brannten, und ſein Atem flog, während er beobachtete, wie das ſchöne Weib das weiße Tuch löſte, das ſie über ihr dunkles Haar geſchlungen, um ſich gegen die Sonne zu ſchützen; ſie hatte gepflanzt und geſät, es war heiß, und ſie ſtrich ſich die Locken von der Stirn, richtete ſich auf und atmete tief. Sie ſtreckte die Arme in die Höhe, die ihr vom Arbeiten am Boden weh thun mochten, die weiten Aermel, die nur bis zum Ellenbogen reichten, fielen zurück, und er ſah die runden, ſchneeweißen Arme, deren ſich eine Prinzeſſin nicht geſchämt hätte. Da rannte er hinab, er wußte ja, der einfältige Nachbar war nicht zu Hauſe, er ſpähte vorſichtig durch die Hecke, und ehe ſie es wußte, ſtand er neben ihr, und ehe ſie es hindern konnte, ſchlang er den Arm um ſie und preßte ſie an ſich in unbändiger Leidenſchaft. Denn ſo oft er es ſchon verſucht hatte, ſich ihr auf andere Weiſe zu nähern, immer war es ihm mißlungen, immer hatte ſie ihn kühl abgewieſen. Aber die Verzweiflung gab ihr in dieſem Augenblick Kraft, ſie hielt das kurze ſpitze Holz, mit welchem ſie die Löcher für die Pflanzen in den Boden gemacht, in der Hand, damit ſtach ſie nach ſeinem Geſicht, er ſchrie laut auf und ließ ſie fahren. Noch heute trug er die Narbe, gerade unter dem Auge. Wochenlang hatte er damals mit geſchwollenem Geſicht, grollend, in ſeinem Zimmer geſeſſen, und ſeitdem war ſeine ſündliche Liebe in bitteren Haß verwandelt. Freilich, ſo lange die Frau lebte, mußte er vorſichtig ſein, ſie war zwar allein geweſen, und wer hätte dem damals ſchon einflußreichen Manne nicht mehr geglaubt, als ihr? Aber dann, als ſie tot war, da wollte er dieſen Nachbar los ſein, deſſen fromme Lieder ihn ärgerten, deſſen elendes kleines Haus die Straße entſtellte, deſſen bloßes Daſein ihm zuwider war.

Endlich hatte er es erreicht, der Bibliothekar mußte weichen, er hatte es dem Markgrafen klüglich ſo dargeſtellt, daß ein Nichtsthuer und Steuerverweigerer nicht geduldet werden dürfe. Er wollte das Bettelvolk nebenan los werden, das ihm peinliche Erinnerungen wach erhielt. Da kam ein Schlag aus heiteren Höhen: die Unterredung mit ſeinem Sohne. Seine Empörung, ſeine Wut kannten keine Grenze. Sein Sohn war ſein Stolz, der einzige warme Schlag ſeines Herzens gehörte ihm, er hatte glänzende Luftſchlöſſer für ihn aufgebaut. Eine Standesperſon ſollte er heimführen, einen Adelsbrief erwerben, einen Platz im Leben erringen noch hoch über dem, darauf ſein Vater ſtand. Schon daß er Baumeiſter werden wollte, war dem Geheimſekretär ein Strich durch die Rechnung, aber in Anbetracht der Neigungen des Erbprinzen, dem ja die Zukunft gehörte, hatte er endlich nachgegeben. Dieſer liebte den friſchen, heiteren, jungen Mann, er war mit ihm auf der großen Reiſe geweſen, er ſollte für ihn daheim ein Schlößchen bauen, das reizende Neſt für die junge Ehe. Es war alles ſo ſchön im Gange, und nun dieſe unſinnige Liebesgeſchichte. Der Vater lachte bitter auf, als er ſo in ruheloſem Zorn auf und ab wanderte. „Fort, fort, fort,“ murmelte er, „fort müſſen ſie, aus ſeinen und meinen Augen.“ Er atmete tief auf, ſein Sohn war wenigſtens für den Augenblick der Gefahr entrückt. Mit raſtloſem Eifer hatte er ſelbſt ſeine ſofortige Abreiſe betrieben; es ſei keine Zeit zu verlieren, keine Stunde zu verſäumen, und ſo war der junge Mann in aller Morgenfrühe davongefahren, ſicher auf Monate, unterdeſſen konnte viel geſchehen. Daß kein Brief, keine Botſchaft zwiſchen ihm und dem Mädchen hin und her gehen dürfe, dafür war geſorgt. Auch die Poſtbeamten der kleinen Reſidenz gehorchten dem Vertrauten des Markgrafen, was die Kuriere brachten, ging ebenfalls durch ſeine Hände. „Das könnte dem Nichtsthuer, dem Bettelpack paſſen,“ knirſchte er, ingrimmig, „aber noch bin ich da, ich werde ihnen die Hochzeitsſuppe verſalzen, daß ihnen der Appetit vergehen ſoll.“ — —

Monate waren vergangen. Schon begannen die Äpfel ſich rot zu färben, die Roſen waren verblüht. Im großen Garten fiel bisweilen ein Kaſtanienblatt leiſe kniſternd zu Boden. Die Buchsbaumrabatten, die der Baumeiſter neu gefaßt, die Blumen, die er gepflanzt, lagen zertreten und verwüſtet, Neſſelſtauden wucherten über ſchmutzigen, kalkbeſpritzten Brettern, morſchen Balken und zerbröckelten Ziegelſteinen, welche umher lagen. Das traute Häuschen ſtand ohne Dach, eine häßliche Ruine, durch deren leere Fenſter die Spatzen aus und ein flogen und aus welcher das Hämmern und Pochen, das Praſſeln niederfallender Steine und der Staub des zerſtiebenden Putzes hervordrang. Hin und wieder erſchien der Geheimſekretär auf der Bauſtelle. Unruhig ermunterte er die Arbeiter. Das neue Gartenhaus müſſe vor dem Winter unter Dach, ſagte er. Sein Geſicht war finſterer und ſtrenger denn je und raſtlos ſeine Thätigkeit zum Wohl des Landes und der Stadt. „Die Sorgen und die Arbeit für den Markgrafen furchen ſeine Stirn,“ ſagten die, welche ihm aus irgend einem Grunde anhingen. „Das ſchlechte Gewiſſen, daß er den armen Marquardt ſo ausgetrieben, läßt ihm keine Ruhe,“ meinten die, welche ihn nicht leiden konnten. Sie irrten ſich im Grunde beide. Was ihm die Sorge und den Ärger zu täglichen Gefährten gab, was ſich nachts auf ſein Bett ſetzle und tags an ſeinen Tiſch mit ihm ſaß, das waren die Briefe ſeines Sohnes. Jeder Poſttag, der einen ſolchen an die Demoiſelle Heloiſe Marquardtin brachte, war ihm wie ein Gerichtstag dem Verbrecher. Freilich wurden die Klagen über das gänzliche Schweigen der Geliebten immer lauter und eindringlicher in dieſen Epiſteln, aber die Verſicherungen unveränderter Treue, immer gleicher Sehnſucht und Liebe wuchſen, ſtatt abzunehmen, und der Geheimſekretär erkannte, daß er bisher im Grunde nichts erreicht hatte.

Indeſſen hauſte der Bibliothekar in der elenden Dachkammer, welche ihm ein mitleidiger Bürger eingeräumt hatte und die kaum mit dem Notwendigſten verſehen war. Durch das kleine Fenſter fiel an einem Sonntag Morgen ein ſchräger Sonnenſtrahl, und viele Staubkörnchen tanzten darin. Der Alte hockte auf der Kante ſeines Bettes, er hielt ein Buch auf den Knieen, aber ſeine Augen ſchweiften darüber fort, und er ſchien geſpannt zu lauſchen. Richtig, da kam ein leichter Tritt die ſteile Bodentreppe hinan, die Thür ging auf, und Heloiſe ſtand vor ihm. Sie war noch blaſſer und ihr Geſicht viel ſchmaler geworden. Aber von ihrer aparten Schönheit hatte ſie nichts eingebüßt.

„Haben Sie Ihre Suppe ſchon genoſſen, mein Väterchen?“ fragte ſie zärtlich, nachdem ſie den Morgenkuß auf die welken Hände gedrückt.

„Ja, mein Kind.“ Er deutete auf einen leeren irdenen Teller, der unfern auf einem Tiſchchen ſtand. Heloiſe machte ſich ſchweigend daran, das Zimmer zu ordnen, ſie wohnte bei dem Schloßgärtner, wo ſie Minchens Kammer teilte.

Der alte Mann folgte ihren Bewegungen mit ſtiller Unruhe, einigemal öffnete er die Lippen zu einer Frage und ſchloß ſie wieder, endlich kam ſie doch. „Haſt du Nachricht?“ „Nein, mein Väterchen“. Die ſanfte Stimme zitterte unmerklich. Sie hatte das Bett gemacht, und er ſtand am kleinen Fenſter, von wo man nur in die dunklen Wipfel der Kaſtanien ſehen konnte. Schmerzlich zuckte es um ſeine Lippen. „Hier,“ ſagte er, aus einer alten Schachtel ein kleines Geldſtück nehmend, „dies ſind die fünf Groſchen, die mir der Kopiſt für das Abſchreiben der Akten gegeben hat. Er will mir aber nichts wieder bringen,“ fügte er traurig hinzu, „er ſagte, ich ſchriebe nicht deutlich genug, ach, und ich habe mir ſo viel Mühe gegeben, Heloiſe, die Finger ſind aber ſo ſteif, es will nicht gehen.“ Er brachte das vor, wie ein kleiner Knabe, der geſteht, daß er eine Aufgabe nicht machen könne. Da kam Heloiſe zu ihm. Zärtlich legte ſie den Kopf an ſeine Schulter. „Quälen Sie ſich nicht, mein Väterchen,“ ſagte ſie, „in acht Tagen habe ich die ſechs Ellen Spitzen fertig, ich trage ſie gleich zur Frau Baronin nach Selchow —, da bekomme ich viel Geld. Sie ſollen Ihre armen, lieben Hände nicht plagen.“ Sie küßte dieſe Hände. Aber in die Augen des alten Mannes trat eine Thräne. „Ach,“ ſeufzte er, „Du weißt noch nicht alles. Geſtern hat mich Herr Wollenberg gefragt, wo ich denn im Winter bleiben wolle, dieſe Kammer ſei zu kalt, und als er das ſagte, merkte ich, daß ich ihm zur Laſt bin. Immer hoffte ich noch,“ fuhr er, die mageren Hände ringend, leiſe und klagend fort, „der Herr werde ſich meiner erbarmen und meine große Arbeit Gnade finden laſſen vor den Augen der Herren in Berlin, aber es iſt umſonſt, ganz umſonſt, er ſtraft mich, weil ich ſo thöricht an den Büchern gehangen und mich ſo ſchlecht in die Zeit geſchickt habe. Nähme er mich unnützen alten Baum doch fort, mein armes Kind, ich weiß es, ich kann nichts mehr arbeiten und bin eine Laſt für Dich!“

„Vater, lieber Vater, ſo ſollten Sie nicht reden! Sie ſind mir alles auf der Welt, wen habe ich ſonſt noch?“ — ſie umſchlang ihn, und er drückte ſie an ſich. Die Thräne löſte ſich von ſeiner Wimper und fiel auf ihre Stirn. Da richtete ſie ſich auf, ſie war noch bleicher geworden bis in die Lippen hinein, aber ſie ſagte entſchloſſen: „Sie ſollen in dieſem Hauſe bleiben und die wärmſte Stube darin haben, und nun ſeien Sie wieder fröhlich, mein lieber Vater.“

Er ſah ſie verwirrt an. „Heloiſe, was meinſt du, ich verſtehe dich nicht?“ — Plötzlich dämmerte ihm ein Licht auf. Er entſann ſich, daß der Schloßgärtner vor ein paar Tagen da geweſen ſei und davon geſprochen habe, daß der Herr Wollenberg, der ein wohlhabender Bierbrauer und Witwer war, ein großes Wohlgefallen an der Demoiſelle Heloiſe zeige; er, der Vater, möge doch das Seine thun, daß das Mädchen nicht ſo gar kühl und abweiſend dem reichen Mann begegne. Der Gedanke, daß ſeine Tochter um ſeinetwillen das Opfer bringen könne, den ältlichen, dicken Brauer mit den vielen kleinen Kindern zu heiraten, überkam ihn mit ſolcher Angſt, daß er ohne weiteres auf die Kniee ſank und laut betete: „Herr Gott, bewahre mich davor, daß ich mein einzig Kind ins Unglück ſtoße!“

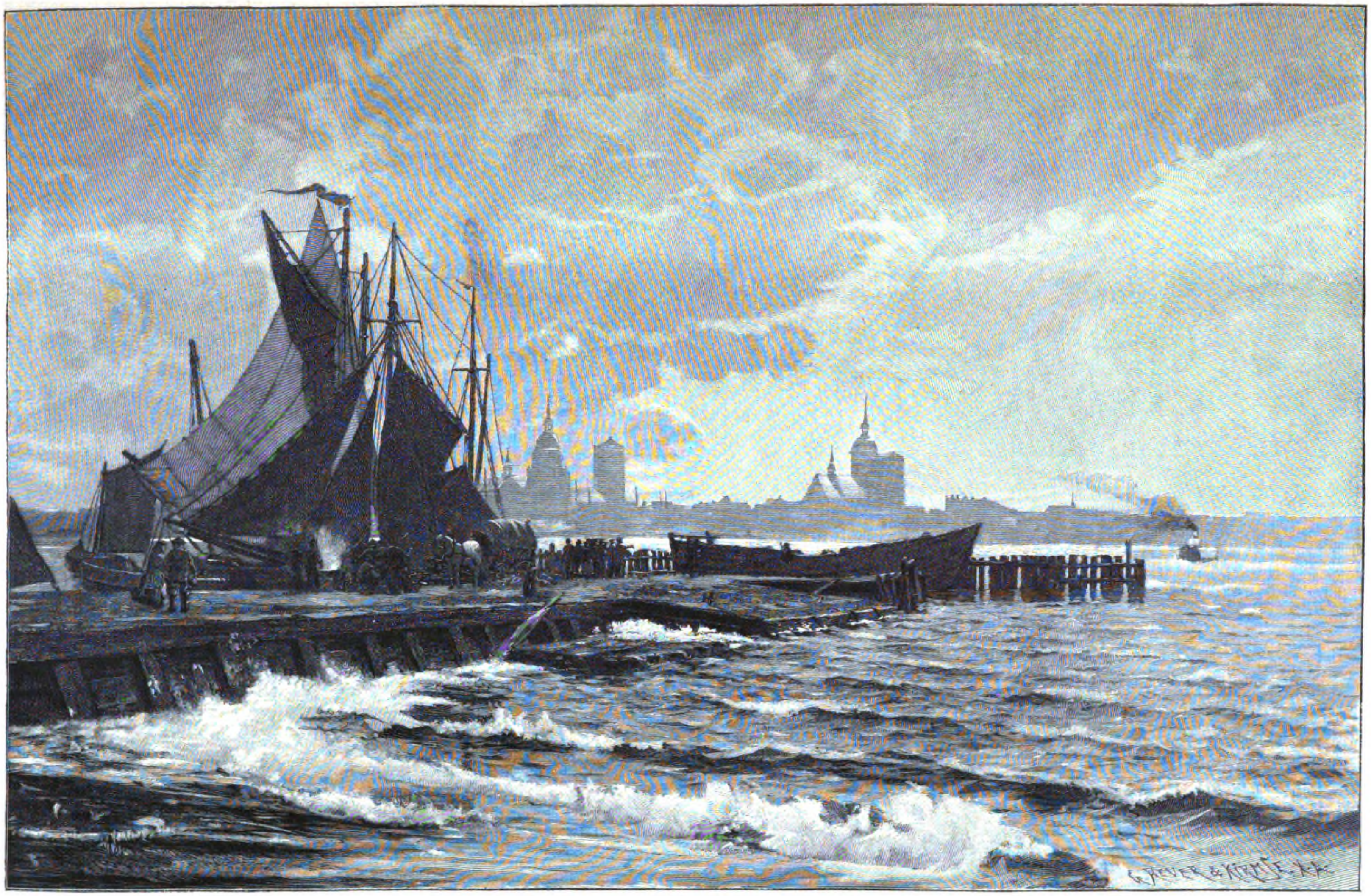
„Vater!“

„Mein liebes, liebes Kind.“

Sie hob ihn auf, und er ſchloß ſie in ſeine Arme, ſie verſtanden ſich ohne Worte. Schweigend verharrten ſie einen Augenblick. Da kam ein kleiner Vogel aus dem Kaſtanienwipfel herübergeflattert, ſetzte ſich auf die ſchmale Dachrinne unter dem Fenſterchen und ſchmetterte aus voller Bruſt ein kurzes Lied. Der Bibliothekar hob den Kopf, das alte ſtille Lächeln glitt über ſeine eingefallenen Züge, und er ſprach mit ſteigender Zuverſicht:

„Nur friſch hinein, es wird ſo tief nicht ſein!
„Der Himmelsheld hat einen Weg beſtellt,
„Den niemand weiß; eh ſein Volk ſollte ſinken,
„Muß ſelbſt das Meer auf dieſes Helden Winken
„Zur Mauer ſein. Er herrſcht im Flutenfeld
„Der Himmelsheld!“ —

„Da läutet es, gieb mir mein Geſangbuch, Kind,“ fuhr er fort, „wir wollen zur Kirche gehen.“


G.HEUER & KIRMSE.X.A.

Altefähre bei Stralſund. Nach dem Gemälde von Hans Völcker.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Und ſo thaten ſie. —

Am ſelbigen Sonntag ſaß Markgraf Philipp Wilhelm in ſeinem Zimmer, einem hohen, etwas kahlen Gemach des Schloſſes. Er war auf ein paar Tage vom Jagdſchloß hereingekommen. Es ſollten wichtige Beſtimmungen über die Hochzeit des Erbprinzen getroffen werden, die ſeine perſönliche Anweſenheit erheiſchten. Er kam immer ungern in die Stadt und war meiſt ſchlechter Laune, ſo lange er da war. Daher wunderte ſich der Geheimſekretär Reutershauſen nicht ſehr, daß ihn ſein Gebieter mit einem Donnerwetter empfing, als er jetzt den Hut unter dem Arm, ſeine tiefe Reverenz an der Thür machte.

„Zum Donnerwetter, Reutershauſen, was iſt das jetzt für eine verdammte Zucht in der Kirche? polterte er. „Nicht weniger als vier Hunde, ſage vier lebendige Köter, liefen unter der Predigt herum, beſchnüffelten den Leuten die Füßen, und fingen ſich unter dem letzten Geſang gar an zu beißen. Und dazu dieſe Schläfrigkeit in der Kirche, ich konnte die Predigt kaum verſtehen, ſo laut ſchnarchte ein dicker Kerl gerade unter unſerem fürſtlichen Stuhl."

„Halten zu Gnaden, die Predigt war wohl etwas lang, ſie dauerte an die anderthalb Stunden, und es iſt ſehr heiß draußen, daher denn wohl die Müdigkeit —"

„Ach was, dergleichen ſchickt ſich nicht im Gotteshaus," fuhr der alte Herr ärgerlich fort, „und ich will es nicht haben. Höre Er, ich will es durchaus nicht haben."

„Zu Befehl aber — indeſſen — es wird ſchwer halten, denen Schläfern die Kirche zu verbieten", ſagte Reutershauſen bedenklich.

„Wer ſagt denn das? Ich verbiete niemand die Kirche, aber die Hunde und das Schnarchen verbiete ich."

„Zu Befehl, ſoll ich ſolches austrommeln laſſen oder befehlen markgräfliche Gnaden, daß ich es im Amtsblatt drucken laſſe?"

„Können die Hunde in meinem Lande etwa auch ſchon leſen?" fragte der alte Herr ingrimmig „oder meint Er, daß die dummen Köter ihre Herren nicht ausfindig machen werden und ob ich es ihnen vor den Ohren ausſchreien ließe, daß ich es nicht will?"

„Ich dachte, die Leute könnten doch beſſer Obacht geben und ihre Hunde unter der Kirche einſperren.

„So, na dann bitte ich zu grüßen, wenn alle Leute in der Stadt ihre Hunde einſperren und in die Kirche gehen, ſo wird man die Orgel vor dem Geheul nicht hören können, und nur weil Er keinen Hund kennt, kann er ſo etwas glauben. Das müßte ein erzdummer Köter ſein, der nicht Mittel und Wege fände, ſich vor der Kirche davon zu machen und zu verſtecken, und dann, ſobald ſein Herr ruhig in ſeinem Stuhle ſitzt, iſt das Vieh doch da! Nichts als tüchtige Prügel an der Kirchthür, das giebt Reſpekt, und das merkt ſich ſo ein Vieh! Er ſitzt ewig hinter ſeinen Papieren und kennt keinen Hund."

„Ich fürchte, um die Wahrheit zu ſagen, daß es mit dem Schlafen nicht viel anders ſein wird, denn der Schlaf iſt auch ein heimlicher, hinterliſtiger Geſell, zumalen der Kirchenſchlaf," ſagte der dicke Geheimſekretär, deſſen Gewiſſen in dieſer Hinſicht nicht ſo ganz rein war. „Das ſchleicht ſich ſo heran und hat einen beim Schopf, man weiß ſelbſt nicht, wie es kommt."

„Wer da fleißig ſingt und betet, auch guten Willens auf Gottes Wort hört und ſeine Gedanken dazu hält, dem kann ſolches nicht widerfahren," ſagte der Markgraf. „Damit es mir aber nicht zum andernmal paſſiert, daß ich durch Schnarchen und Kläffen in meiner Andacht moleſtiert und gar am Gebet gehindert werde, ſo ſoll er einen Aufwecker und Hundeausjager beſtellen. Verſtanden? Selbiger ſoll eine angemeſſene Belohnung haben, ſolche zu beſtimmen, ich mir vorbehalte; und ſorge Er davor, daß es kein Tölpel ſei, der die Hunde auf die Zehen tritt und täppiſch zufährt, ſo er einen ſchlafen ſieht, und alsdann der Lärm ärger wird, denn zuvor. Morgen kann Er mir Meldung thun, was für eine Perſon er vorſchlägt. Baſta. Und nun wollen wir von etwas anderem reden." —

In Gedanken erwog der Sekretär ſogleich, wer etwa für den Poſten taugen möge, es fiel ihm aber nichts ein.

Als er nach etwa einer Stunde aus dem Schloß trat und ſeiner Wohnung zuging, kam ihm jemand über den gepflaſterten Schloßhof nachgelaufen. Er ſah ſich um. Es war der Kammerjunker von Löwenſtein, der Freund ſeines Sohnes. Der Sekretär ſtand ſogleich ſtill und grüßte höflich.

„Auf ein Wort, Herr Sekretär! Ich möchte wohl Fürſprache für jemand bei Ihnen einlegen," ſagte der kleine Herr.

„So ich dem Herrn dienen kann, wird es mir immer eine Ehre ſein," erwiderte jener.

„Es handelt ſich um Ihren früheren Nachbarn, den alten Bibliothekar Marquardt. Sollten unſer gnädigſter Herr, der Markgraf, nicht geneigt ſein, dem Alten eine kleine Unterſtützung zuzuwenden? Er verkommt im Elend, und ich meine, der Herr Geheimſekretär hätten die beſte Urſache, dem armen Mann ein wenig zu helfen, ſchon um des Geredes der Leute willen."

„Ich weiß nicht, wie der Herr Kammerjunker darauf verfallen, mir ein ſonderliches Intereſſe an ſothanem Mann zuzuſchreiben," ſagte Reutershauſen empfindlich, „der Alte iſt zeitlebens ein Nichtsthuer geweſen, was wunder, wenn er auf die alten Tage nichts hat, indeſſen," — es fuhr plötzlich wie ein boshaftes Lächeln über das breite Geſicht mit dem Doppelkinn — „indeſſen, ich habe da einen kleinen Poſten zu vergeben, ſolchen kann der beſagte Marquardt gut übernehmen. Ich werde es beſorgen, Herr Kammerjunker, ergebener Diener." — Damit ging er durch das Gitterthor, das den Schloßhof abſchloß.

„Die Tochter eines Hundeausjagers und Kirchenweckers wird der Herr Hofbaumeiſter ſchwerlich heiraten können," ſchmunzelte er, und ſeit lange hatte er nicht mit ſo viel Befriedigung die Schwelle ſeines Hauſes überſchritten als eben jetzt. —

Am Nachmittag dieſes Tages hatte der Herr Geheimſekretär die Leutſeligkeit, in das Haus des Brauers Wollenberg zu treten, der den großen Mann mit vielen Reverenzen empfing und ſogleich in die beſte Stube nötigte, auch ſelbſt hinaufſprang, um den Bibliothekar zu benachrichtigen, daß ſeine Perſon die Urſache ſo unerwarteter Ehre zu ſein ſcheine, indem er gebeten werde, hinunterzukommen. Zitternd und ſich beſinnend, ob es noch irgend etwas gebe, was der gewaltige Mann von ihm verlangen könne, ſtülpte der alte Herr ſeine Perücke auf, fuhr in ſeinen abgetragenen Rock, den er der Schonung wegen abgezogen hatte, und begab ſich die Treppe hinunter. Als er nach einer Weile wieder hinaufging, ſtrahlte ſein Geſicht vor Freude, und er dankte Gott aus vollem Herzen in ſeinem Kämmerlein, that auch eine innige Fürbitte für den Markgrafen und den Herrn Geheimſekretär, denn dieſer hatte ihm verkündigt, daß ſein gnädigſter Herr ihm einen kleinen Poſten in ſeinen Dienſten zugedacht und daß ihm in den nächſten Tagen die Beſtallung zugeſchickt werden ſolle. Was für ein Poſten es ſei, darüber ließ der Herr Sekretär einen Schleier, er meinte aber auf die bange Frage des Gelehrten, ob er denſelben auch ausfüllen könne, das könne jedes Kind, und es würde wenigſtens ein Mittel ſein, daß ſich der Herr Bibliothekar ein Obdach zum Winter ſchaffe.

Einige Tage ſpäter trat Heloiſe in die Kammer des Gelehrten, welcher zum erſtenmal nach langer Zeit wieder ruhig über einen dicken Folianten gebeugt ſaß, den ſeine Tochter für wenige Groſchen von einer Höckerfrau zurückgekauft, die ihn bei der Verſteigerung der Sachen als Packpapier erſtanden hatte. Unten wirbelte eine Trommel durch die ſtillen Straßen, eine heiſere knarrende Männerſtimme rief in eintöniger Weiſe irgend eine markgräfliche Verordnung aus und ein Schwarm hoffnungsvoller Straßenjungen folgte der großen Trommel von einer Straßenecke zur anderen.

(Fortſetzung folgt.)

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Die beiden Freundinnen auf dem zarten, poetiſchen Bilde von W. Menzler ſcheinen den warmen, klaren Spätſommertag im romantiſchen alten Park ſo recht freudig zu genießen. Die erſten gelben Blätter auf den Wegen, buntes gelichtetes Laub, das die weißen Statuen freigibt, duftige Durchblicke, lichtblauer Himmel, — dazu gewiß irgend ein ſehr reizendes, wichtiges Geſpräch, daß die Augen ſo glänzen, — wer könnte ſich nicht deutlich hineinverſetzen!

Wie vielen mag das Stückchen Erde — Altefähre bei Stralſund — lieb geworden ſein, welches das Bild von Hans Völcker darſtellt. Von hier aus fuhren ſie, aus dem Binnenlande kommend, allſommerlich an die reizenden Geſtade der Inſel Rügen, um ſich dort an Seeluft und Waldesodem zu erquicken. Drüben im Duft der Ferne die Silhouette des alten vieltürmigen Stralſund mit ſeinem berühmten zackengekrönten Rathauſe und der herrlichen Marienkirche, ein Städtebild von großer maleriſcher Schönheit, wie ſie den meiſten unſerer Oſtſeeſtädte eigen iſt. Auf dem rügenſchen Ufer von Altefähre wartet man auf den Dampfer, der in wenigen Minuten anlegen wird, um ſeine Inſaſſen zu landen, welche dann zu Wagen oder mit der Eiſenbahn weiterfahren oder gar hier nur am Strande baden, denn Altefähre iſt das ſtändige Seebad der Stralſunder.

Erdkunde.

Der franzöſiſche Forſcher Foureau hat der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften von einem ausgedehnten Steinkohlenflöz in der Sahara, das ſich von Nordweſt nach Südoſt zwiſchen 27° und 28° nördlicher Breite und 5° bis 6° 30′ öſtlicher Länge ausbreitet, Mitteilung gemacht. Dieſes Flöz iſt mehrfach inſelartig durchbrochen, an neun Punkten aber hat Foureau die Exiſtenz desſelben deutlich nachgewieſen. Die Formation iſt an jenen Punkten durch Crinoideen charakteriſiert. Ebenſo finden ſich zahlreiche Bruchſtücke von Schuppenbäumen (Lepidodendren), welche, in eiſenartigen Limonit verwandelt, inmitten von rotem Sandſtein, der ebenfalls eiſenhaltig iſt, vorkommen. Bisher nahm man bekanntlich an, daß die Sahara ehemaliger Meeresboden ſei. Wie nun jene neue überraſchende Entdeckung mit dieſer Hypotheſe in Einklang zu bringen iſt, wird Sache der Gelehrten ſein.

Länderkunde.

In der Berliner „Geſellſchaft für Erdkunde“ hielt vor kurzem Dr. Steinbach einen intereſſanten Vortrag über die Marſchallinſeln, dem wir folgende Einzelheiten entnehmen: Die fünfunddreißig Inſeln, die der Gruppe angehören, ſind in zwei Einzelgruppen geſchieden. Sie enthalten insgeſamt nur 35 deutſche Quadratmeilen feſtes Land, obgleich ſie ſich über ein Meeresgebiet erſtrecken, das etwa Deutſchland an Fläche gleich iſt. Die wichtigſten ſind die ſüdlichen, namentlich Dſchalut (Jaluit) in der Ralikkette. Hier wohnen fünfunddreißig Deutſche und Amerikaner, darunter drei deutſche Frauen. Der Hafen von Dſchalut, die Südoſtpaſſage, bietet der größten Flotte Unterkommen. Das Klima der Marſchallinſeln iſt verhältnismäßig erträglich; Sümpfe und Sumpffieber gibt es nicht, doch iſt Hitze und Luftfeuchtigkeit ſo groß, daß Herz und Lunge des Europäers leicht leiden. Es halten deshalb nur ganz geſunde Leute dort länger aus. 4500 mm Regen fallen das Jahr über; 1893 wurden nur ſechs völlig heitere Tage beobachtet. Dieſer reichliche Regen erſetzt auch den gänzlichen Mangel an Quellwaſſer. Die Vegetation der Inſeln iſt üppig, aber nicht reich an Arten. Als Nutzpflanzen ſind von Wichtigkeit Kokospalme, Brotfruchtbaum und Pandanus; die Gräſer ſind gering an Nährwert, ſo daß Viehhaltung nicht lohnt. Schwein und Huhn ſind die einzigen Nutztiere, außerdem hält man Hunde und Katzen. Hauptnahrung bilden naturgemäß die Fiſche. Die Jagd auf Wale, die früher ſehr ergiebig war, iſt ſchon ſeit 20 bis 30 Jahren eingeſtellt, weil ſie nicht mehr lohnte. Seitdem nun haben ſich die Wale wieder vermehrt, treten zuweilen herdenweis auf und verirren ſich ſogar in die Lagunen, wo ſie dann von den Eingeborenen getötet werden. Die Bewohner der Marſchallinſeln ſind ſchlank und gut gebaut; ihre Hautfarbe ſpielt zwiſchen ſchwärzlichgelb und dunkelſchokoladebraun. Sie ſcheinen einheitlichen Stammes zu ſein und ſtehen den Guilbert-Inſulanern nahe, unterſcheiden ſich dagegen deutlich von den Samoanern und auch von den Mikroneſiern. Wahrſcheinlich hat man es mit einer Miſchung von Malayen und Prämalayen zu thun. Daß übrigens Beimiſchungen aus entlegenen Völkern nicht ausgeſchloſſen ſind, beweiſen die nicht ſeltenen Fälle weiter Verſchlagung von Schiffern. Die Leute richten ſich bei der Schiffahrt nach Karten, die ſie ſich aus Stäbchen und Knoten zuſammenſtellen, und mit deren Hilfe ſie ganz ſicher ſegeln. Die Stäbchen bedeuten die Meeresſtrömungen, die Knoten die Sternbilder. Daß die eindringende Kultur ein Zurückgehen der gegenwärtig auf 12—13 000 geſchätzten Einwohnerzahl bewirke, beſtreitet Dr. Steinbach. Eine Zeitlang möge das der Fall geweſen ſein; das ſei aber überwunden, und neuerdings mehrfach eine Zunahme zu bemerken.

Forſchungsreiſen.

Graf Zichy, der bekannte öſterreichiſche Reichstagsabgeordnete, befindet ſich auf einer auf mehrere Monate berechneten Reiſe nach dem Kaukaſus und Turkeſtan, um den Weg zu erforſchen, den ſeinerzeit die Magyaren bei ihrer Wanderung von Centralaſien nach Ungarn genommen haben. Beſondere Aufmerkſamkeit widmet die Expedition dem Studium der Ortſchaften der im Norden des Kaukaſus gelegenen Landſchaft Kabarda, wo nach der Anſicht der Philologen ſich in der Volksſprache noch viele rein-magyariſche Worte erhalten haben ſollen. Sie hat bereits die Umgebung von Buchara genau erforſcht und iſt zu der Überzeugung gekommen, daß, entgegen der Annahme einzelner Gelehrter, ſich dort keine Spur der Hunnen mehr auffinden läßt.

Volkswirtſchaft.

Das Verhältnis zwiſchen der Land- und der Stadtbevölkerung, die in einer Art Verdrängungskampf mit einander liegen, ſtellt ſich in den Hauptländern Europas folgendermaßen dar: In Deutſchland hat die ländliche Bevölkerung zur Zeit noch das Übergewicht, denn es wohnen nur 47 v. H. aller Einwohner in Orten mit 2000 Seelen und darüber. Die Zahl der Städter hat ſich aber durch den ländlichen Zuzug in den letzten Jahrzehnten ungemein vermehrt; 1867 wohnten nur 34,3 v. H., 1871 36,3, 1880 41,4, 1885 43,7 und 1890 ſchon 47,0 v. H. der Bevölkerung in den Städten. Vergleicht man mit Deutſchland die Verteilung der Stadt- zur Landbevölkerung in den Hauptſtaaten Europas, ſo erhält man folgendes Verhältnis: Schweiz 16 : 84, Belgien 34,5 : 65,5, Rußland 9,2 : 90,8, Griechenland 15 : 85, Dänemark 17,6 : 82,4, Schweden 9,2 : 90,8, Norwegen 13 : 87, Holland 38 : 62, England 48:52, Frankreich 24:76. England, Deutſchland, Holland und Frankreich leiden alſo am meiſten unter der Entvölkerung des platten Landes.

Verkehr.

Das neueſte Heft der „Marine-Rundſchau“ enthält eine Studie aus der Feder des Kapitän-Leutnants Souchon über den in Frankreich geplanten Zweimeer-Kanal, der bekanntlich die Girondemündung mit dem Mittelländiſchen Meer (Narbonne) verbinden ſoll. Die Geſamtlänge des Kanals berechnet ſich (inkl. der Mündungen) auf 525 Kilometer. Die Waſſertiefe ſoll 8,5 Meter betragen. Die Überführung des Kanals über die Waſſerſcheide, den 190 Meter hohen Col de Naurouſe, macht natürlich bedeutende Schwierigkeiten. Der Plan legt die oberſte Haltung in einen 50 Meter tiefen Einſchnitt und bewirkt den 140 Meter hohen Auf- und Abſtieg mit achtzehn bezw. zwanzig Schleuſen zu 7 bis 9 Meter Gefälle. Dem Kanal ſollen vier verſchiedene Profile zu Grunde gelegt werden. Eine zweite ſich dem Unternehmen entgegenſtellende Schwierigkeit iſt die Frage der Waſſerverſorgung, da die vorhandenen Waſſerläufe den vorausſichtlichen Bedarf von 30 Kubikmeter pro Sekunde nur während 62 Tagen des Jahres liefern können; während 238 Tagen des Jahres können die Waſſerläufe nur 20 Kubikmeter pro Sekunde und während 65 Tagen überhaupt nichts für den Kanal liefern. Nach dem Projekte werden Sammelbecken in den Vorbergen der Pyrenäen vorgeſehen. Verſpricht man aber, wie es thatſächlich geſchieht, mit Hilfe des Kanals außerdem noch 30 000 Hektar Weinland zur Vernichtung der Reblaus zeitweiſe zu überfluten, 50 000 bis 400 000 Hektar Acker- und Weideland während der trockenen Jahreszeit zu berieſeln und ſchließlich allerorten Waſſerkraft für induſtrielle Anlagen abzugeben, ſo dürfte der Waſſerverbrauch von 60 Kbm. pro Sekunde kaum zu niedrig gegriffen ſein, und die Sammelbecken müßten eine gewaltige Größe erreichen. Eine weitere, bei der Anlage und dem Betriebe des Kanal des deux Mers zu überwindende Schwierigkeit beſteht darin, daß man 239 Verkehrsadern durchſchneiden muß. Man hofft, dieſen Übelſtand durch Anlage von Drehbrücken und durch Tunnelanlagen heben zu können. Ferner erfordert die Anlage des Kanals Ausweicheſtellen auf je zwölf Kilometer, Erweiterungen am Kopf und Fuß der Schleuſen und dergleichen, alles Umſtände, die beträchtliche und koſtſpielige Vorbereitungen der Kanalanlage bedingen. Die Baukoſten des Kanals wurden von der zur Prüfung der Waſſerverſorgungsfrage eingeſetzten Regierungskommiſſion zu nahe an zwei Milliarden Francs veranſchlagt. Die Société d'études hatte damals den Geſamtkoſtenpreis auf nur 900 Millionen Francs geſchätzt, das wären nur 1,9 Millionen Francs für 1 Kilometer des ca. 500 Kilometer langen Kanals. Erwägt man, daß der Suezkanal 2,7 Millionen, der Kanal von Korinth 7 und der Nord-Oſtſeekanal 2 Millionen Francs pro Kilometer gekoſtet haben, ſo wird man den von der Regierungskommiſſion geſchätzten Preis von vier Millionen pro Kilometer in Anbetracht der bedeutenden techniſchen Schwierigkeiten eher für zu gering als zu hoch halten.

Technik.

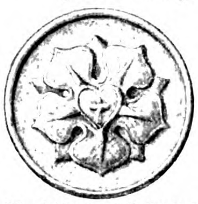
Der Waſſerofen iſt eine der merkwürdigſten Errungenſchaften der Elektrotechnik. Man denke ſich eine hölzerne, mit Bleiplatten ausgekleidete Wanne, die mit Waſſer gefüllt iſt, dem Pottaſche zugeſetzt wurde, damit es den Strom leitet. Die Bleifütterung wird mit dem poſitiven Pol einer ſehr kräftigen Stromquelle (100 bis 120 Volt) verbunden, ein zu erhitzendes oder zwei zuſammen zu ſchmelzende Metallſtücke mit dem negativen Pol. Man taucht das Metall in das Waſſer und ſchließt den Strom. In kurzer Zeit entwickelt ſich ein ſeltſames Schauſpiel. Das Metall beginnt zu glühen, Drähte von 3 bis 5 Millimeter Durchmeſſer geraten in Weißglut und ſchmelzen in Tropfen ab. Kohle kommt ebenfalls in Weißglut und ſtrahlt ein glänzendes Licht aus. Und dies alles geſchieht unter Waſſer. Der Waſſerofen läßt ſich ſowohl zum Schmieden wie zum Schweißen verwenden, man kann mit ſeiner Hilfe ſogar verſchiedene

Metalle, wie Stahl mit Eiſen, Gold mit Platin, Zinn, Kupfer und Bronze mit Eiſen oder Stahl verbinden. Er iſt ferner zum Härten von Werkzeugen zu gebrauchen, wenn man einen Strom von hoher Spannung wählt, der die Erwärmung des Metalles ſo raſch bewirkt, daß die Hitze nicht in das Innere eindringen kann. Dies ſogenannte hydro-elektriſche Glühverfahren iſt von Lagrange und Hoko erfunden und ſoll in der Geſtalt des Waſſerofens in manchen Fällen als bequemer und ſogar billiger Erſatz des Schmiedefeuers dienen. Das wird wohl hauptſächlich dort der Fall ſein, wo die Erzeugung des elektriſchen Stromes nicht zu teuer kommt.

Kleine Zeitung.

Über die Zahl der Seeunfälle an den deutſchen Küſten während der letzten dreißig Jahre bis zum 1. Januar d. J. macht die „Deutſche Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ folgende ſtatiſtiſche Mitteilungen: Es ſind in dieſem Zeitraum an den deutſchen Küſten 2159 Schiffe mit 11 737 Perſonen verunglückt. Von letzteren wurden 10 790 gerettet, während 947 ihren Tod in den Wellen fanden. Die Rettung geſchah bei 4399 Perſonen durch Selbſthilfe, bei 2319 durch andere Schiffe, bei 1891 durch Privathilfe vom Lande und bei 2181 Perſonen durch die vorgenannte Geſellſchaft, von welch letzteren 311 durch Raketenapparate und 1870 durch Rettungsboote in Sicherheit gebracht wurden. Das letztverfloſſene Jahr iſt in Bezug auf die Seeunfälle an den deutſchen Küſten ziemlich günſtig verlaufen, denn es ſind hier nur 38 Schiffe mit 236 Perſonen geſtrandet und von letzteren 220 gerettet worden.

Martin Luthers Siegel.



Siegelabdruck des Petſchaftes Martin Luthers.

In einem Briefe an ſeinen Freund und treuen Anhänger Lazarus Spengler, den Nürnberger Ratsherrn und Liederdichter (1479 bis 1534), ſchrieb Luther ſelbſt über ſein Petſchaft, von dem wir nebenſtehend eine getreue, der Deutlichkeit halber ein wenig vergrößerte Abbildung bringen, folgendes:

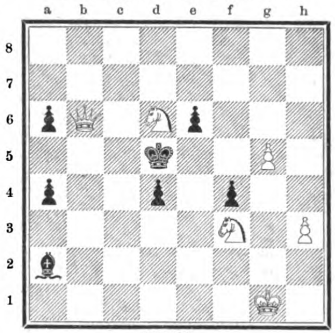
„Weil Ihr begehret zu wiſſen, ob mein Petſchaft recht getroffen ſei, will ich Euch meinen erſten Gedanken anzeigen zu guter Geſellſchaft, die ich auf mein Petſchaft wollte faſſen laſſen als in die Markzeichen meiner Theologie. Das erſte ſoll ein Kreuz ſein, ſchwarz im Herzen, das ſeine natürliche Farbe hätte, damit ich mir ſelbſt Erinnerung gebe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns ſelig macht. Denn ſo man von Herzen glaubt, ſo wird man gerecht. Ob es nun wohl ein ſchwarz Kreuz iſt, mortifiziert und ſoll auch wehe thun, noch läßt es das Herz in ſeiner Farbe, verderbet die Natur nicht, das heißt es tödtet nicht, ſondern behält lebendig. Denn der Gerechte lebt ſeines Glaubens, und zwar des Glaubens an den Gekreuzigten. Solch Herz aber ſoll mitten in einer weißen Roſe ſtehen, anzuzeigen, daß der Glaube Frieden, Troſt und Freude giebt. Darüber ſoll die Roſe weiß und nicht roth ſein, denn weiße Farbe iſt der Geiſter und aller Engel Farbe. Solche Roſe ſteht im himmelblauen Felde, daß ſolche Freude im Geiſt und Glauben ein Anfang iſt der himmliſchen Freuden zukünftig, itzt wohl ſchon darin begriffen und durch Hoffnung gefaßt, aber noch nicht offenbar. Und um ſolch Feld ein goldener Ring, daß ſolche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat, und auch köſtlich, über alle Freuden und Güter, wie das Gold das höchſte, köſtlichſte Erz iſt.“

Luthers Wahlſpruch über ſein Petſchaft war:

„Des Chriſten Herz auf Roſen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze ſteht.“

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von F. Möller.



WEISS.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den vier Wörtern „Hort“, „Ring“, „lebe“, „arm“ den Namen eines hervorragenden Dichters erhalten?

2. Vierſilbige Scharade.

Die Hausfrau meine Erſten ſpricht,
Doch ein verdrießliches Geſicht
Sieht ſie dafür bei Karoline,
Und deutlich kündet ihre Miene,
Daß innerlich ſie tief gekränkt,
Da alles ſauber, wie ſie denkt.
Und nun an dieſem Unglücksmorgen
Vergißt ſie nach Gebühr zu ſorgen
Für Drei und Vier, und ganz entſetzt
Beim Schlag der Uhr erkennt ſie jetzt,
Daß zu der feſt beſtimmten Zeit
Auf keinen Fall das Mahl bereit;
Und ach! ſie weiß, der Hausherr haßt
Unpünktlichkeit ſo gründlich faſt
Wie eine harte Schöpſenlende —
„Der Ärger,“ klagt ſie, „nimmt kein Ende,
Es iſt, als ſollt' ich ſchon auf Erden
Bekannt heut' mit dem Ganzen werden.“

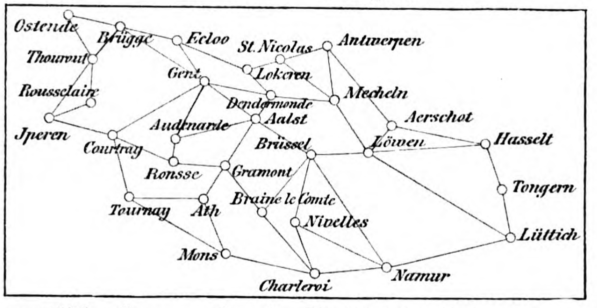
M. Sch. (Kaſſel.)

3. Verwandlungsaufgabe.

Aera Igel Damm Loo Bann Alt

Jedes der obigen ſechs Wörter iſt durch Änderung eines Buchſtaben in ein anderes Wort zu verwandeln. Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo nennen die neu aufgenommenen Buchſtaben einen Dichter, die weggelaſſenen eins ſeiner Dramen. (i = j.)

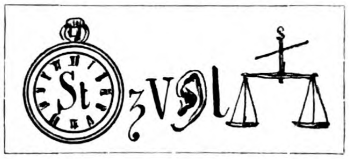
4. Aufgabe.



Auf nebenſtehender Eiſenbahnkarte iſt eine Rundreiſe aufzufinden, welche alle 30 Stationen — aber jede nur einmal — berührt, und die keine anderen Eiſenbahnlinien benutzt, als ſolche, die in der Karte gezeichnet ſind. Die Stationen ſind nach ihrer geographiſchen Lage angegeben, die Eiſenbahnlinien jedoch der Einfachheit wegen geradlinig gezeichnet.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 43.

1. Wechſelrätſel.

Char, Chur, Cher, Chor.

2. Rätſeldiſtichon.

Paſcha — Paſch.

3. Dreiſilbige Scharade.

Legende.

4. Füllrätſel.

	M	U	S	P	
M	a	r	t	i	n
U	r	w	a	l	d
S	t	a	n	g	e
P	i	l	g	e	r
	n	d	e	r	

5. Zweiſilbige Scharade. Hanswurſt.

6. Arithmetiſche Aufgabe.

Man muß die Zahl 61 mit 16, die Zahl 88 mit 23 multiplizieren.

7. Kleeblatträtſel.

1) **G**ral, **U**ral. 2) **D**ill, **J**ll. 3) **L**inde, **W**inde.
„Ludwig“ (Uhland).

8. Problem: Die Höhle.

Zuerſt wird der obenſtehende Buchſtabe G genommen. Darauf lieſt man die beiden äußeren Reihen in der Weiſe, daß die links ſtehenden Buchſtaben von oben nach unten, die rechts ſtehenden von unten nach oben geleſen werden, und zwar immer abwechſelnd.

Alſo: G E S C H E N u. ſ. w.
l. r. l. r. l. r.

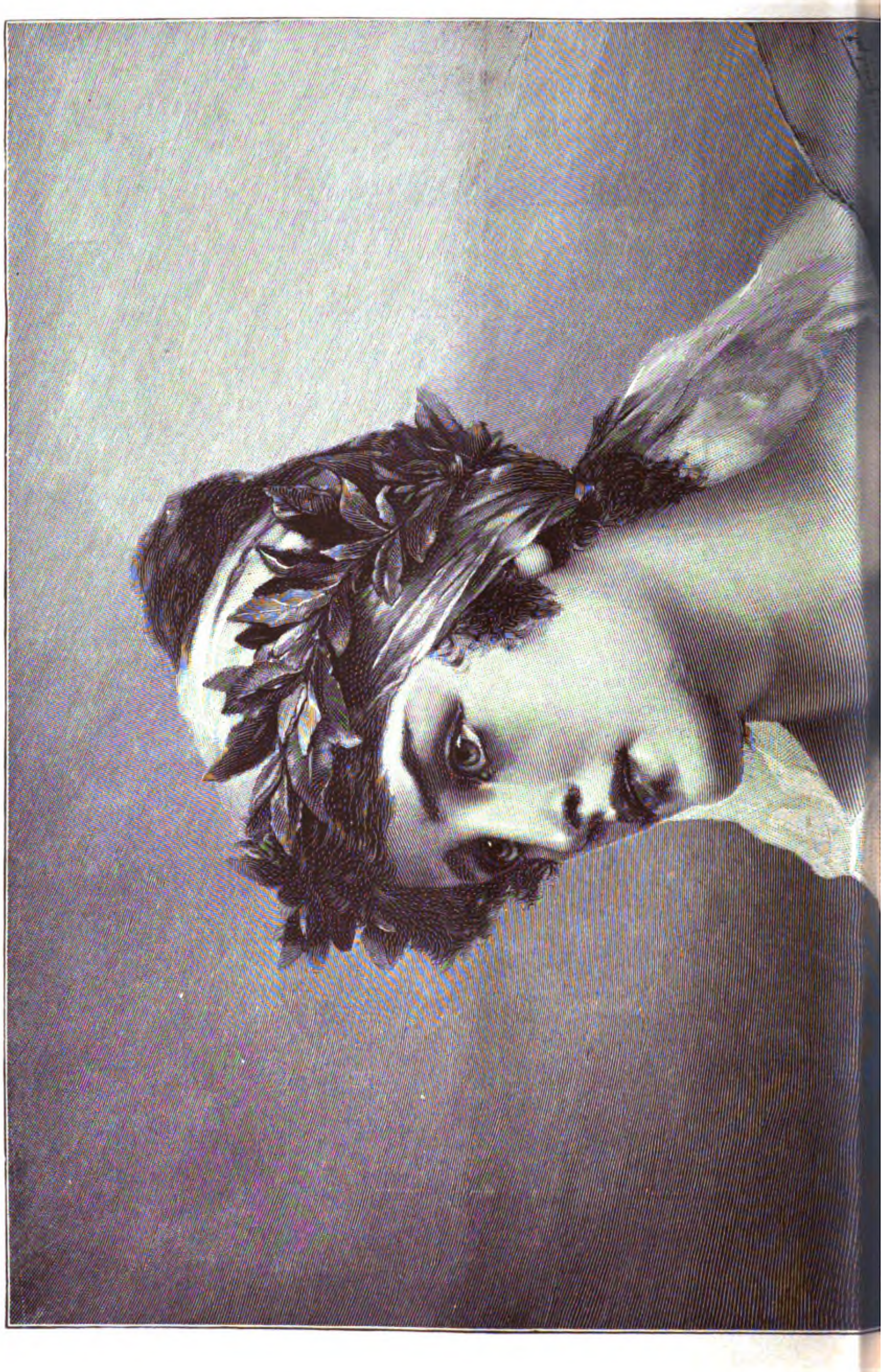
Die Buchſtaben der beiden inneren ſenkrechten Reihen werden in derſelben Weiſe geordnet.

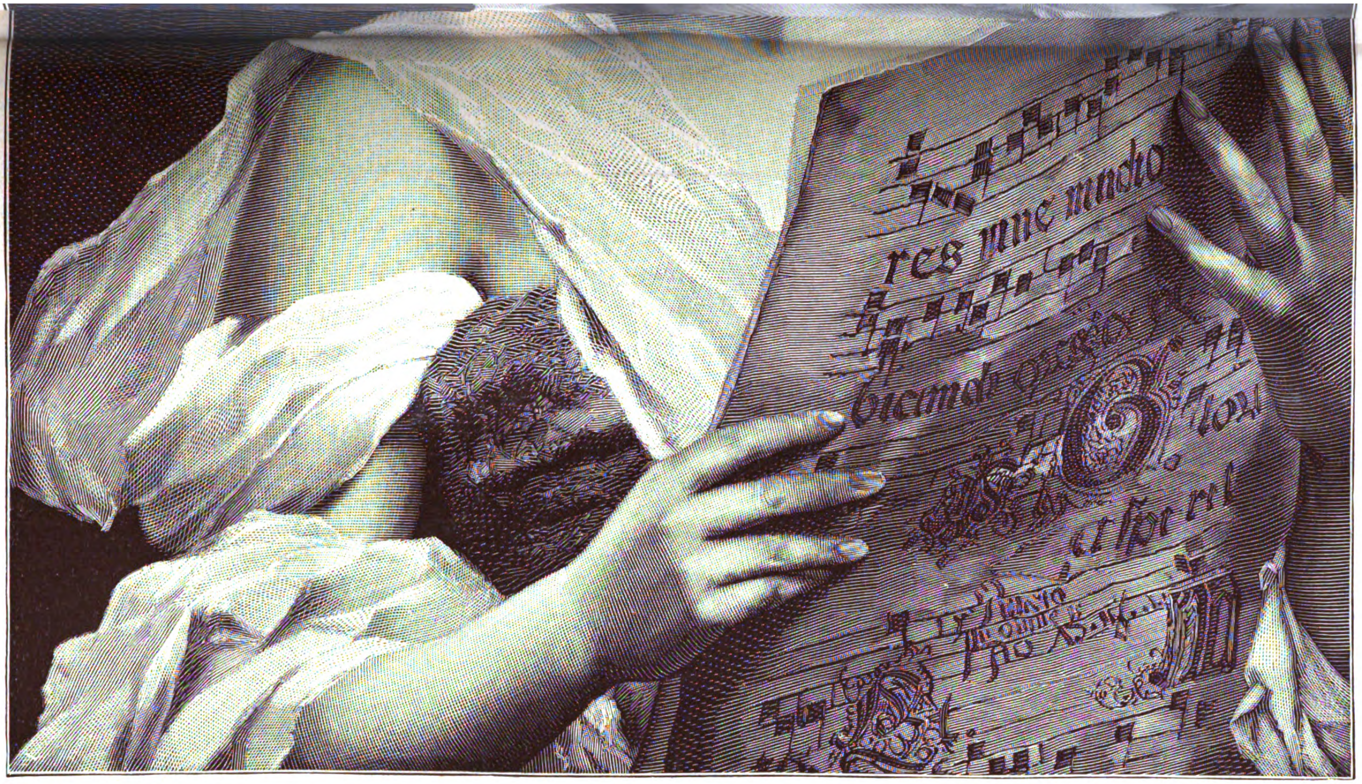
Es ergibt ſich bei richtiger Löſung:

„Geſchenke ſprengen Felſen!“

Inhalt: Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Umſchau in der chriſtlichen Unterhaltungslitteratur. Von Robert Koenig. — Meine Kriegserlebniſſe. Von H. v. Konarsky. (Schluß.) Mit vier Illuſtrationen. — Durch tiefe Waſſer. Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von H. von Krauſe (E. von Hellen). (Fortſetzung.) — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Die beiden Freundinnen. Von W. Menzler; Altefähre bei Stralſund. Von Hans Völcker. — Erdkunde. — Länderkunde. — Forſchungsreiſen. — Volkswirtſchaft — Verkehr. — Technik. — Kleine Zeitung. — Martin Luthers Siegel. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

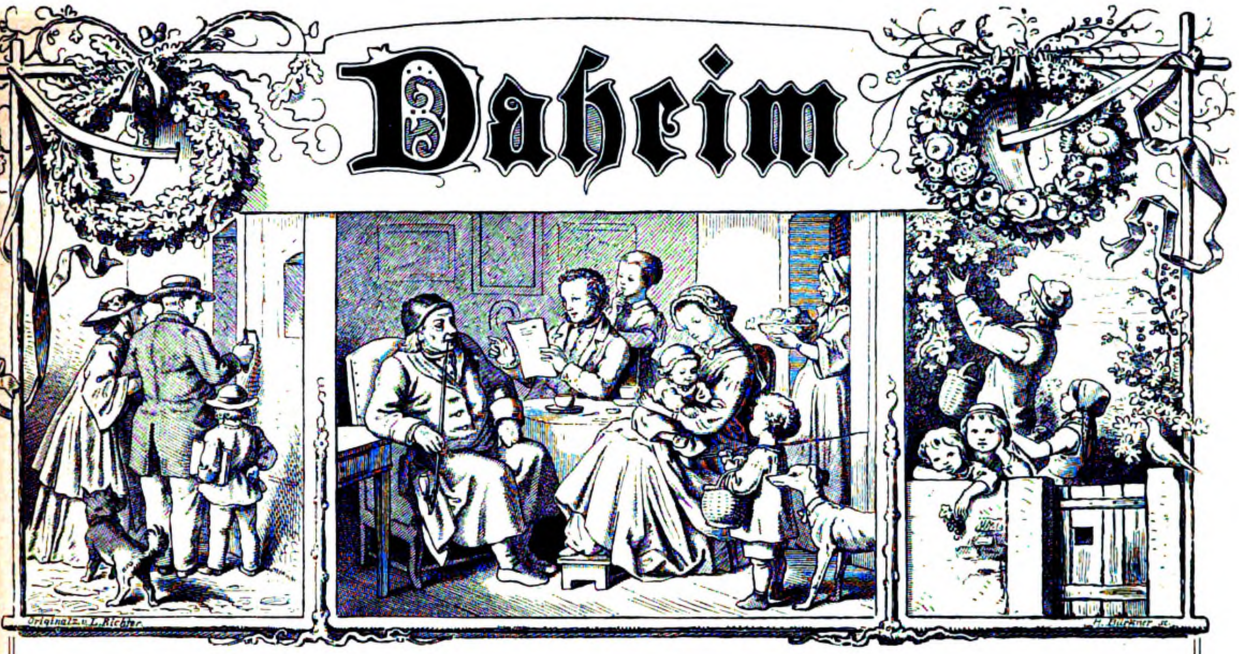
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung **eines** Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.





Der Geſang. Nach dem Gemälde von Konrad Kieſel.
(Nach einer Kupferätzung aus dem Kunſtverlage von Friedrich Adolf Ackermann in München.)

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Auguſt 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 45.

Der Daheim-Kalender für 1896 iſt da

und tritt auch dieſes Jahr, wieder bereichert und geſchmückt mit mancherlei Gaben in Bild und Wort und im ſtarken, ſtattlichen Band, zum alten Preiſe von $1^1/_2$ **Mark** vor ſeine Leſer. Er bittet um freundliche Aufnahme, die er durch ſeinen reichen Inhalt und ſeine ſorgfältige Ausſtattung zu verdienen glaubt, und hofft, zu ſeinen alten Freunden zahlreiche neue zu gewinnen.

Die Redaktion des Daheim und Daheim-Kalenders.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Eva lauſchte dem Spiele noch immer ſtumm und bang. Was wollte ſie denn eigentlich? Verlangte ſie etwas, das vom Himmel ſtammte? Ja! Nein! Und wenn es aus der Unterwelt käme! Wenn es nur da war! Es peinigte ſie förmlich — dieſes fehlende Etwas.

Der letzte Ton war verklungen, und Heinz ſchlug das Klavier zu. Warum ſprang ſie denn nicht auf und kam ihm entgegen, wie er es gewöhnt war, daß die Leute ihm entgegen eilten? Warum ſchaute ſie mit den ernſten grauen Augen immer noch ſtill in die Lampe? — Dann endlich aufſeufzend: „Heinz, es war ſehr ſchön, nur — nur — es hat Dich nicht auf den Klavierſeſſel niedergezwungen, Du haſt es gerufen! Du haſt darum gerungen, in Willenskraft und — Geduld — wie?“

Heinz ſah ſie lange an, dann ſagte er leiſe: „Was heißt Geduld? Geduld iſt fortgeſetztes Hoffen.“

Abermals hob die Uhr zum Schlage aus, und kurz entſchloſſen ſtand Heinz auf: „Die Zeit für mich iſt um; ich höre den blechernen Klang der Schlittenglocke. Gib mir Deine Hand, Eva, und — hab' Dank.“

„Wofür?“

„Für unvergeßliche Stunden, inſonderheit aber dafür, daß Du, trotz der mit Dir vorgegangenen äußeren Wandlung, innerlich ſo ganz die Alte geblieben biſt; es ſollte mich verdrießen, und es hat mich doch ſo namenlos gefreut. Sei, wenn Du an mich denkſt — und ich weiß, daß Du an mich denken wirſt — ſei nicht verzagt um mich, der ich, von der Hand des Großvaters an den Pflug geſpannt, phyſiſch und moraliſch verkümmert wäre und an dem mir aufgezwungenen Glück hätte zu Grunde gehen müſſen. — Als an einen Abtrünnigen von den Prinzipien unſeres Hauſes magſt Du meiner denken, als einen ihrer Unwürdigen nimmer, das verſpreche ich Dir. — Haſt Du ein Bild von Dir, Eva?“

Sie nahm eine auf dem Schreibtiſche ſtehende Photographie und reichte ſie Heinz.

Er betrachtete ſie lange, legte ſie aber wieder hin. „Du biſt es, und Du biſt es dennoch nicht; — ich mag das Bild nicht; — es würde mich nur ſtören in dem, was ich von Dir mit hinwegnehme. Gott ſegne Dich, Eva.“

Er ergriff ihre beiden Hände, gab ſie jedoch im nächſten Augenblick wieder frei, wie vor der Flucht vor einem unnennbaren Etwas, vor einem blendenden Lichte, vor dem er die Augen verſchließen mußte. Zwei Minuten währte es noch, und vor der haſtig geſchloſſenen Hausthür ſetzte ſich das müde Rößlein ſamt der müden Glocke in Bewegung.

Feſt in ſeinen Mantel gehüllt, die Lippen zuſammengepreßt, fuhr Heinz durch die ſonſt ſo ſtillen Straßen von Schwarzenberg dem Bahnhof zu. Aus dem Hauſe, in dem der Ball ſtattfand, ſchmetterte die Muſik, an den hellen Fenſtern vorüberhuſchende Schatten bedeuteten die tanzenden Paare.

Der Zug hielt bereits, als der Schlitten den Bahnhof erreichte. Ein Druck in die Schaffnerhand, und Heinz bekam ein leeres Koupee. Das Zuſchlagen der Thür begrüßte er gewiſſermaßen als Erlöſung. Seiner ganzen Art nach, der Gefahr mit feſtem Blick ins Auge ſchauend, ſagte ſich Heinz, daß ein paar Stunden der Einſamkeit das, was er ſein erregtes Nervenſyſtem nannte, wieder ins richtige Geleis bringen würde. Die Folgen etwaiger Thorheit auf ſich zu nehmen, war Pflicht gegen ſich ſelbſt, vor allem aber gegen die, der er ſich nun einmal angelobt hatte, gegen die Kunſt.

Heinz verſuchte, ſich feſt in ſeinen Mantel hüllend, über alles hinweg die Motive ſeiner Oper auf ſich wirken zu laſſen, dann ſprang er jäh auf und blickte durch das ſeinem Sitz gegenüber liegende Fenſter in die Nacht hinaus, aber nur, um das Gefühl zu haben, als zerrinne das, was er feſt zu halten glaubte, gerade wie die Schneeflocken zerrannen, die der Wind gegen die Fenſter trieb.

Als er ſeinen Platz wieder eingenommen hatte, kam eine Art von Halbſchlummer über ihn. Das leibliche Auge war geſchloſſen, die Seele mehr und mehr ins Rückwärtsſchauen verſunken.

„Laß Dein Bild wieder vor mir erſtehen,“ ſo ſprach es in ſeinem Innern, „wie ich Dich alle Jahre geſehen! Du kleine ſonnige Freundin meiner Kindheit, deren Daſein zu dem meinigen gehörte, an die zu denken, der unruhvollen Seele oft zu dem Frieden verholfen, der bei dem raſtloſen Steuern auf das Ziel allein den Kurs zu halten vermochte.“

Das Bild aber entſchwindet mehr und mehr in nebelhafte Ferne; und das, was ſich an ſeine Stelle drängt, das darf, das will er in ſeine nächſte Zukunft nicht mitnehmen. Er fühlt, daß es ein anſpruchsvolles, unruhvolles Bild iſt, ganz dazu angethan, ihm ſeine Ziele zu verrücken.

„Nun, wir haben Ihren deutſchen Barbaren glücklich wieder eingefangen,“ ſagte mit einem Seufzer der Erleichterung der Impreſario zu der Diva, an deren Seite er tags darauf in den Polſtern des Koupees lehnte.

„Deutſches Mann pflegt Kontrakt zu alten, taugt aber nichts mehr für unſere Zwecke,“ klang es in gebrochenem Deutſch zur Antwort.

„Was wollen Sie damit ſagen?“

Die Signora kreuzte die Füße; die Aſche ihrer Cigarette mochte fallen, wohin ſie fallen wollte. „Dieſes Mann aben ſich verliebt.“

Der Impreſario lachte: „Ah bah! wenn's weiter nichts iſt, — das vergeht.“

Statt aller Antwort ſah die Signora ihn von oben bis unten an; und vielleicht war in den, augenblicklich nicht im mindeſten geputzten Augen etwas wie Geringſchätzung zu leſen; *ſie* kannte ihre Leute beſſer. Sie lehnte ſich zurück, gähnte ein paarmal ungeniert laut auf, und während ſchon der Schlummer ihr die Lider ſchloß, kam es in kleinen Abſätzen heraus: „Dieſes deutſche Barbar iſt ein ungeeuer langweiliges Kerl, — Kerl ſollte nach — Auſe gehen — eiraten ein deutſches Mädchen — züchten ſeinen Weizen und mähen ab ſein Raſſevieh —!“

Eine Richtigſtellung der Begriffe ſchien dem auch bereits vor ſich hin nickenden Impreſario nicht von nöten.

11. Kapitel.

Doch zurück nach Schwarzenberg! —

„Noch niemand da?“

Dieſe Worte hatte Kurt von Eberty am Abend des Balles ſchon zu wiederholten Malen auf den Lippen gehabt, obſchon ſich bereits eine ſtattliche Anzahl von Leuten jeden Alters um die Gruppe der Offiziere geſammelt hatte.

Dieſe bildeten, auf ihre Schwerter geſtützt, inmitten des Saales ihre kleine Clique, während Kurt als Arrangeur und Vortänzer außerhalb der Parteien zu ſchweben pflegte.

„Eberty iſt ein Schmetterling — loſes Ding!“ ſagte müden Tones einer der Kameraden, das Einglas im Auge, und in der That hätte man meinen können, daß Kurt von Eberty unter ſeines Königs Rock heimlich ein Schwingenpaar geborgen habe, ſo ſchwebte er, nein, ſo flog er mit gekrümmten Armen jeder der eintretenden Mütter entgegen.

Allerdings hatte, wie dies gewöhnlich der Fall zu ſein pflegt, der Landadel trotz aller guten Vorſätze nur wenige Vertreterinnen entſendet, dafür waren ja aber andere charmante Leute genug da, und charmantere würden noch kommen! Was kümmerte Eberty der Landadel!

Die erſte der eintretenden Damen war die Rätin.

„Ah, guten Abend, meine Gnädigſte! Zu liebenswürdig, daß Sie uns nicht im Stich gelaſſen! Fräulein Tochter in Blau? Ja, ja, wir wiſſen ſchon, was uns frommt. Hab' mir's gedacht! Auf Wiederſehen, meine Damen, eben ſehe ich dort die Frau Poſtmeiſterin auftauchen.“

„Allerunterthänigſter Diener, meine Gnädigſte, von Erkältung hergeſtellt, wie das Ausſehen beſagt?“

„Na, wiſſen Sie, mein Herr Leutnant, noch ſo ein bißchen belegt auf der Bruſt; aber was thut man nicht —“

„Natürlich, natürlich, den Töchtern zuliebe!“

„Ah! bon soir, Fräulein Hanke, wie umwoben von den Strahlen der Morgenröte! Muß mir ein Wort erlauben: Heine läßt ſchön grüßen!“

Fräulein Hanke, eine ſtattliche Dame, mit ein wenig kalten Augen, ſchürzte die Oberlippe: „Muß wohl ein Irrtum ſein, Herr Leutnant, *ich* wüßte nicht, daß ich mit einem Herrn namens Heine auf ſo vertrautem Fuß ſtände.“

„O doch: Wenn Du eine Roſe ſiehſt, ſag', ich laß ſie grüßen; doch wenn's das Röſche übel nimmt, dann laß das Röſche ſchießen! ſo ſagt Heine. — Wie, auch Frau Rätin Senf erweiſt uns die Ehre?“

„Nur auf ein Viertelſtündchen, mein lieber Herr von Eberty! Meine Leontine, ſehen Sie, iſt abſolut nicht unter die Leute zu bekommen; wenn der Menſch ſich aber der Geſellſchaft ganz entzieht, ſchließen ſich nur allzu leicht die Wogen des Vergeſſenwerdens über ſeinem Haupte.“

„Sollte dieſen Wogen aber doch ſchwer werden, über die vielen angenehmen Stunden hinweg zu rauſchen, die man in Ihrem Hauſe genoſſen! Erfriſchung gefällig, meine Gnädigſte? Erweiſen Sie mir heute die Ehre, mich als Hausfrau zu betrachten: Kaffee, Thee, Schokolade — für alles iſt geſorgt!“

„Sie wiſſen ja, mein lieber Herr von Eberty — Thee! Wenn die Lehre von der Seelenwanderung beſtände, würde ich mich am liebſten in eine duftende Theeſtaude verwandeln.“

„Koloſſaler Genuß, Gnädigſte aufſchlürfen zu dürfen! Verzeihung, aber mich ruft die Pflicht von Ihrer Seite —“ dann im Fluge: — „Ordonnanz, ſehen Sie zu, ob der Willmersdorfer Schlitten angekommen iſt!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant — nein!“

Eberty ſchwebte beſorgt in die Garderobe, in der bereits mit ein wenig krampfhaftem Lächeln die Gräfin Reiffenberg wartend ſaß.

„Meine Nichte Eva verſteht ſich darauf, uns warten zu laſſen, wie? Das wäre etwas für meine Prinzeß geweſen. Möglicherweiſe hat eins der Kutſchpferde Kolik bekommen, oder eines der Füllen ſteht in der Druſe. Vermuten Sie Abhaltungen anderer Art bei der Kleinen?“

Eberty vermutete gar nichts; ihm wurde nur ein wenig heiß, als ein unwilliges Murmeln an ſein Ohr ſchlug, daß es die höchſte Zeit zum Anfange ſei. Glücklicherweiſe war die ebenfalls verſpätete Kommerzienrätin noch entſchieden zu berückſichtigen. Heiliger Bimbam, da rauſchte ſie herein! Die Töchter alle drei, und noch eine vierte tanzbare im Schlepptau. Wer war denn das?

„Frau Kommerzienrat, ich habe die Ehre! Reizender Damenflor in Ihrem Gefolge.“

„Erlauben Sie, daß ich die Herrſchaften mit einander bekannt mache,“ meinte die wegen des vierten Küchleins ein wenig bedrückte Glucke: „Leutnant von Eberty — meine Nichte aus Memel.“

„Sagen Sie 'mal, mein Herr Leutnant, auf wen warten wir denn eigentlich?“ ließ ſich eine Stimme — es war die des Bürgermeiſters — jetzt mit gereiztem Klange vernehmen, und dicht unter Ebertys Augen befand ſich das Zifferblatt der vorgehaltenen Uhr, „wem zuliebe ſtehen wir hier eigentlich zwecklos herum?“

Wohl oder übel mußte Eberty der Muſik das Zeichen zum Beginn des erſten Walzers hinaufwinken.

Dieſen Walzer hatte er mit „ihr“ tanzen wollen.

Es erfaßte ihn plötzlich etwas wie ein heftiger Zorn in böſem Gemiſch mit etwas Trotz; kräftig den Bart drehend, hielt er unter den Damen Umſchau, bis der Blick auf „Fräulein Nichte aus Memel“, die wegen der leeren Tanzkarte mit ein wenig gezwungenem Lächeln daſtand, haften blieb.

„Willkommen Du Mädchen aus der Fremde, Nichte aus Memel! Kein anderer wie Du und ich eröffnen den Ball. Seht Ihr uns fliegen, die Nichte und mich? Sie tanzt gut, ſie tanzt ſogar ſüperb; ſchneller, ſchneller — immer noch ein wenig ſchneller;“ — dann mit einem plötzlichen Ruck die Dame ſtehen laſſend: „Entſchuldigen Sie mich, gnädiges Fräulein, mich ruft eine Pflicht.“

In der Thüre war die Gräfin Reiffenberg erſchienen, in ihrer Hand einen Brief. Endlich der Tanz zu Ende, endlich ſchwieg die Muſik; Eberty drängte ſich hinaus, wo er inmitten von Zofen und Burſchen den Groom Johann aus Willmersdorf erblickte.

„Was iſt geſchehen?“ herrſchte Eberty ihn an, während er ihn zugleich in die leere Garderobe drängte.

„Herr Leutnant werden entſchuldigen, aber das gnädige Fräulein bedauern, nicht zum Ball kommen zu können; das gnädige Fräulein haben nämlich ganz unerwartet Beſuch bekommen!“

„Beſuch? Wen denn?“

Johann trat einen Schritt vor. „Beſuch von weit her, die Leute ſagen, es ſei der junge Herr von Rönneberg auf Warnsdorf.“

Kurt hatte das Gefühl, als ſchlüge ihm zu Füßen der Blitz ein; nur wie aus weiter Ferne vernahm er das, was der Junge weiter ſprach, obſchon dieſer im vertraulichen Mitteilungsdrange ganz dicht an ihn herangetreten war: „Und die Leute ſagen —“

„Was ſagen die Leute?“

„Nun der junge Herr zurückgekehrt ſei, würde wieder alles kommen, wie es kommen muß, und darum ſind auch das gnädige Fräulein zu Hauſe geblieben.“

Der Mann, der eine Weile darauf die ſtillen Straßen Schwarzenbergs entlang ging, Tanz und Souper ſchnöde den Rücken kehrend, war Kurt von Eberty, und was vor ſeinem Ohr ſummte, war eine alte Klage aus einem alten Lied:

„Von der Hoffnung zu ſcheiden,
Zu ſcheiden vom Glück,
So ganz in das alte Nichts zurück.“

Kurt wußte — die ganze Nachbarſchaft wußte, daß der Wunſch der Väter, wie der Zug der eigenen jungen Herzen, Heinz und Eva für einander beſtimmt hatten. Aber das war es nicht — nein! — Sie ſelbſt hatte ein Wort geſprochen, wenn auch einmal nur: „Einen oder Keinen“. Aus der Art, wie ſie Heinzens Namen nannte, wenn ſie überhaupt von ihm ſprach, fühlte Kurt, daß nur die Ferne, nur die Zeit über Kinderträume ſiegen konnte, und nun? —

Er hatte einen der Kameraden gebeten, ihn mit plötzlichem Unwohlſein zu entſchuldigen, und die öde Straße entlang ſchritt er läſſigen Ganges ſeiner Wohnung zu.

Eine kalte, tote Luft ſchlug ihm aus dem Zimmer entgegen, auf deſſen Fußboden unheimlich grell der Mond zwei Vierecke malte. Warum nur der Burſche nicht geheizt haben mochte? Ach ſo, den hatte er ja beurlauben laſſen, der wartete noch auf den Schlitten aus Willmersdorf, und niemand hatte ihn abgerufen; — mochte er doch warten!

Es dünkte Eberty unmöglich, in ſolcher Stimmung zu Bett zu gehen. Er zündete mechaniſch die Lampe an und warf ſich angekleidet aufs Sofa, aber die Kälte im Zimmer trieb ihn in die Höhe, nach dem Raume hin, der ſonſt das Brennholz zu bergen pflegte. Er war leer, ebenſo wie der für die Tannenzapfen beſtimmte Korb am Kamin, und doch faßte es Kurt wie ein Muß, da plötzlich ein Feuer lodern zu ſehen, in das er bei der Totenſtille um ihn herum hineinſchauen, das er bei ſeinem Aufflammen und Verlöſchen betrachten konnte. Er ſchürte ein wenig in der Aſche und warf in den Kohlenreſt eine Schachtel Zündhölzer, daß ſie jäh aufziſchte. Es war nur ein Moment, aber doch lang genug, daß ſich die Flamme in der Politur des gelben Klavierdeckels ſpiegeln konnte; was wollte er denn? Da hatte er ja Holz; mochte der Höllenkaſten ſamt den Lug- und Truggedanken, die er einſt erzeugt hatte, doch brennen — brennen, wie's in der Bruſt ihm brannte.

Mit jähem Sprunge war Kurt in der Kammer — die Hand mit dem Holzbeil bewaffnet, trat er wieder heraus.

In dieſem Augenblick wurde die Zimmerthür geöffnet, und Holm, dem es bei Ebertys Verſchwinden bange geworden war, ſah ihn daſtehen, in der hocherhobenen Hand das Beil. Im nächſten Augenblick ſauſte dieſes auf den Klavierdeckel hernieder, daß wimmernd und klirrend alle Saiten in einander fuhren.

„Menſch, biſt Du verrückt?“

„Nein, aber ich wünſchte, ich wäre es! Heizen will ich — heizen, und hier iſt trockenes Holz genug. Hei, wie das ſplittert und wie das ächzt! Das thut gut! Und nun hinein in die Knochentaſten, juſt als ob man einer wilden Beſtie die Zähne einſchlüge. Schreie nur, altes Truggeſpenſt, ſchreie! — ſo — ſo — ſo! Und Du, Holm, heize! Heiz' mir den Mond aus der Stube und alles, was da lügt und was da trügt.“

Damit warf ſich Kurt aufs Sofa, das Geſicht in die Kiſſen begraben.

Holm erwies ſich als praktiſcher Mann; er war weit entfernt, der Zerſtörung Einhalt zu thun, ließ vielmehr den armen Kerl ſich austoben, ſuchte in ſtiller Wehmut die handlichſten Splitter des Klaviers zuſammen und — heizte.

Er trat auch ins Nebenzimmer, in dem ſpärliche Speiſereſte ſich um eine Flaſche Rum gruppierten, brachte das Waſſer zum Brodeln und ſchob den dampfenden Trank dem Kameraden hin.

Eberty that einen tiefen Zug, ſah ſich mit müdem Blick die Zerſtörung um ihn herum an, reichte Holm die Hand, verſuchte zu lächeln und brach dabei, vielleicht zum erſtenmal in ſeinem Leben, in einen Strom von Thränen aus.

„Armer Deiwel,“ murmelte der Kamerad, abermals ein Scheit in den Ofen werfend, „aber unpraktiſcher Kerl durch und durch.“

„Was willſt Du damit ſagen?“

„Mann, ſei kein Eſel! — Hier Du: Durchſchnittsmenſch, armer Leutnant! Da ſie: Perle, und noch dazu im Golde. Kleine Courmacherei hätte 'ne angenehme Erinnerung für Perle und Leutnant gegeben, große Liebe wirft die angenehme Erinnerung über den Haufen! Im übrigen nur immer mutig weiter Netze auswerfen, denn das Meer hat noch ſo manche Muſchel.“

12. Kapitel.

Warnsdorf müßte nicht Warnsdorf und Willmersdorf müßte nicht Willmersdorf — der Diener, die Hausmamſell und die Semmelfrau nicht ſie ſelbſt, die Welt müßte überhaupt nicht die Welt geweſen ſein, wenn nicht anderen Morgens ſämtliche Bewohner von Warnsdorf über den Sachverhalt orientiert geweſen wären, ſämtliche Bewohner, mit Ausnahme des gnädigen Herrn und des Fräulein „Scharnettchen“.

Tante Jeanette ſaß, das Morgenhäubchen unter dem Kinn geknüpft, um den Hals ein ſchneeweißes Tüchelchen, wie immer, am Frühſtückstiſch, um den der alte Ferdinand herumhantierte.

„Ich wollte gehorſamſt fragen, gnädiges Fräuleinchen, ob heute vielleicht Fremde kommen könnten?“

Das Wort „Fremde“ wird bei der deutſchen Hausfrau zu einer nach der Speiſekammer hinführenden Gedankenbrücke. Dort hing ein ſtattlicher Haſe, und bebend in ihrem Gallert ſtanden die Schalen voll Weißſauer. Alſo klang ruhigen Tones die Antwort: „Wer ſollte denn kommen, Ferdinand?“

„Na, ich meine man ſo, weil die Katz' ſich ausgiebig gewaſchen hat. Manchmal kommt's auch vor, daß einer da iſt, wo man nicht denkt, daß er da iſt. Einer, der, wenn's nach dem Rechten ginge, kein Gaſt in dieſem Hauſe ſein dürfte. Hm — ſchwant dem gnädigen Fräulein nichts?“

Hart klirrte der Löffel gegen die Taſſe.

„Ja, ja, der alte Ferdinand weiß ſchon, was er weiß, aber ſagen thut er bloß das, was er mit dieſen ſeinen eigenen Augen geſehen hat. Ach ſo, da kommt das Fräulein Evchen ſchon auf den Hof gefahren; na, dann kann es ja auch unſereiner das gnädige Fräulein zu wiſſen thun; alſo kein anderer iſt auf Beſuch geweſen, wie unſer Heinz geſtern in Willmersdorf. Die Leute meinen, er ſei auch hier geweſen, obſchon ihn mit leiblichen Augen niemand geſehen. Daß unſereins das hat erleben müſſen!“

Die Thür flog auf, und, die Röte der Erregung auf den Wangen, von dem pelzverbrämten Radmantel umwallt, von einer Atmoſphäre von friſcher Luft und Schneegeruch umweht, trat Eva ins Zimmer. Ein Blick auf die Tante, und ſie flog ihr in die Arme.

„Du weißt es, Tante! Ich ſehe Dir an, daß Du es weißt, aber Du brauchſt darum nicht umzuſinken, denn das würde den Heinz grämen.“

„Sprich, Eva, ſprich, ehe der Onkel kommt.“

„Gleich, gleich, nur ein Schlückchen Kaffee gib mir, bin weggefahren, ehe er bei uns fertig war, und geſtern abend war's auch nichts mit dem Eſſen. Alſo Tante, ich im Ballſtaat, Tartaranz und Atlas — oder wie das Zeug da heißt, eben im Begriff, in den Schlitten zu ſteigen, da klingelt es, da tritt es auf, wie eben nur der Heinz auftritt, und — da ſteht er vor mir.“

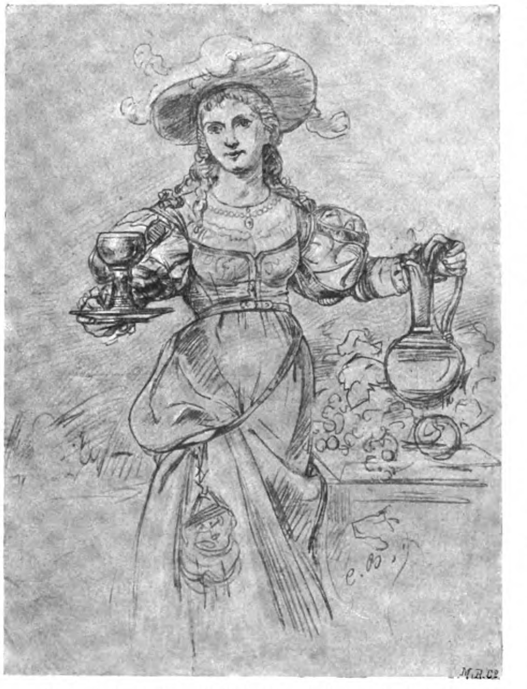
„Wie ſah er aus, Eva? Wie war er?“

„Na, die Berendtin würde ſagen: er hätte geiſtlich dreingeſchaut; während ich das Wort ‚vergeiſtigt‘ dafür hinſetzen möchte; er komponiert und er ſtudiert, die Lücken ſeines Wiſſens auszufüllen,“ — dann leiſer — „aber ſo'n biſſel zerfahren iſt er mir, trotz des tadelloſen äußeren Menſchen in Haltung und Toilette, doch vorgekommen; — vielleicht bilde ich's mir auch ein.“

„Nur das eine ſage: — iſt er glücklich?“

Eva zögerte. Sie wußte, daß im Grunde an Tante Jeanettens Herzen der Vorwurf nagte; ſie wußte auch, daß ein jeder Tag der Reue ſechsunddreißig Stunden zählt, dennoch konnte ſie nicht anders, als die Wahrheit ſagen.

„Glücklich — nein; aber er hofft es zu werden.“



Studie zu dem Bilde „Wohl bekomm's!“ von Carl Böker.

Jetzt ging die Thür, jetzt meldete der harte Schritt den Eintritt des Freiherrn. Ein einziger Blick in ſein Geſicht, und die Frauen wußten, daß auch er es wußte, inſofern noch kein alter Diener mit einem Geheimnis auf dem Herzen den letzten Schliff an die Toilette ſeines Herrn gelegt hat.

In raſchem Übergange zur That trat Eva dem Baron entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn ins Nebenzimmer: „Siehſt Du, Onkel, die Fußſtapfen hier im Schnee? Das ſind die Fußſtapfen deſſen, von dem Du nicht ſprechen willſt, und an den Du trotzdem Tag und Nacht denken mußt, wie es ſich für einen ordentlichen Großvater geziemt — trotz allem.“

Jetzt ſprach der Freiherr, aber es hörte ſich an, als wäre jedes Wort ein Wort der Qual: „Warum iſt er gekommen, und wie iſt er gegangen? Das iſt alles, was ich wiſſen will.“

„Er iſt gekommen ohne jegliches ‚Warum‘, es hat ihn einfach getrieben. Wie er gegangen iſt? — ‚Denke an mich als einen Abtrünnigen,‘ hat er geſagt, — ‚als einen Unwürdigen nimmer;‘“ — dann leiſen Tones — „es iſt aber ſchon manch ein Abtrünniger wieder zu ſeinem alten Stamm zurückgekehrt.“

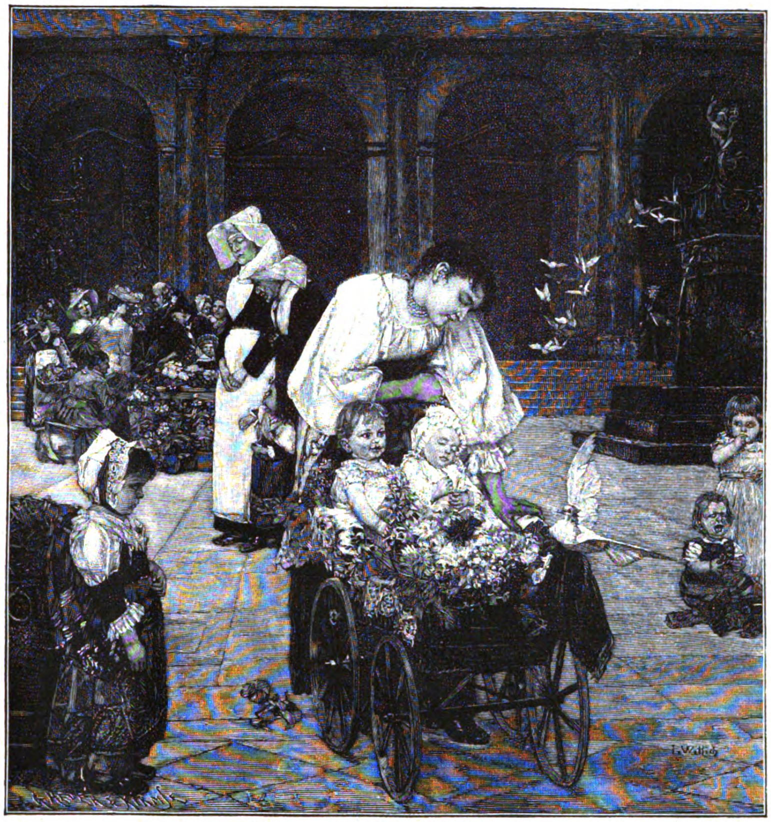
„Kann ſein; aber ich werd's nicht erleben und — ich will's nicht erleben. Die Arbeit eines Menſchenlebens wirft er von ſich, wie eine faule Frucht; als ein Fremder wird er auf dem Boden ſeiner Väter ſtehen; fremde Hände werden die Güter verwalten, deren Ausnutzung ihm Mittel zum Zweck, nimmermehr aber der Kern ſeines Lebens ſein wird. Andere Gepflogenheiten, andere Anſichten geben ein zerfahrenes Leben und ein zerfahrenes Leben gibt ein zerfahrenes Herz, während das Stückchen Heimaterde, wenn es Gott dem Menſchen ſamt allen ſeinen Sorgen verliehen hat, ein ganzes Herz verlangt. Nicht einen Augenblick würde ich zögern, das alte Familiengut zum Familienſtift zu machen, wenn die Erbfolge nicht eine bibliſche und darum göttliche Satzung wäre, an der die Menſchenhand nicht rühren darf.“

Eva fuhr zurück: „Nein, Onkel, nie und nimmer darf ſie das, ſo lange der Erbe ſeines Gutes nicht unwürdig iſt. Und: daß Du es nur hörſt! Ich weiß nichts von Heinzens Thun, das auf eine Hoffnung ſchließen ließe, ebenſowenig, wie er ein der Hoffnung Raum gebendes Wort geſprochen hat. Ich bin überzeugt, daß ſelbſt der Gedanke an eine Rückkehr Heinz ganz fern liegt, aber, Onkel, wiederkommen thut er doch — wenn auch nicht in Wochen, nicht in Monden, vielleicht in Jahren nicht. Denn ſieh einmal, Onkel, noch glaubt der Heinz an ſich —“

Aus dem Nebenzimmer, darinnen das alte Fräulein mit blaſſen Wangen und herabhängenden Händen am Fenſter ſtand, kam ein Seufzen, das faſt wie ein Aufſchrei aus gequältem Herzen klang, und zugleich wurde die nach dem Korridor führende Thür von außen haſtig geöffnet.

Entfeſſelter Kummer weiblicher Herzen ſcheut jede halbe Maßregel; wenn das Weib auf dem Lande weint, dann weint es ordentlich; es ſieht von ſonſt gehandhabten Formalitäten ab, und ſo konnte es an dieſem denkwürdigen Morgen geſchehen, daß auf dem zunächſt der Thür ſtehenden Stuhl die Berendtin ſaß, das heißt, daß ſie darauf niedergeſunken war.

(Fortſetzung folgt.)



Auf dem Markusplatz in Venedig. Nach dem Gemälde von L. Wittich.

Eierlegende Säugetiere.

Von Wilhelm Haacke.

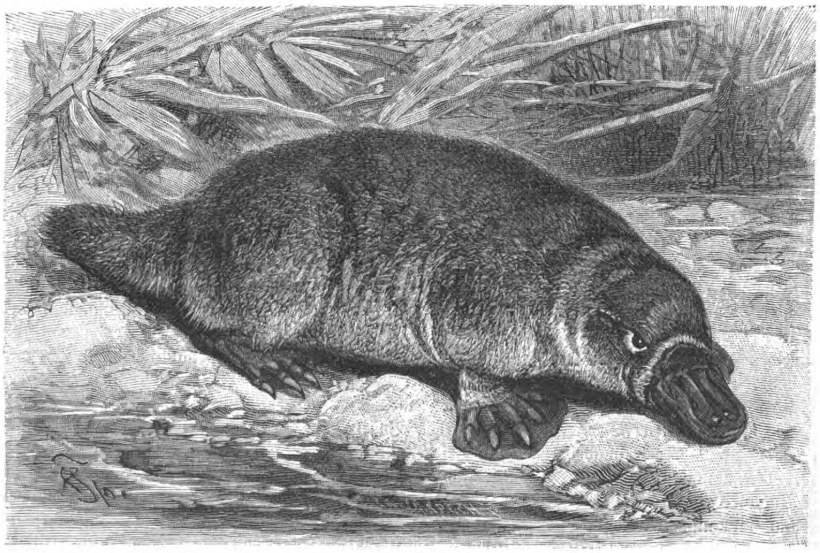
In wenigen Jahren wird die Zoologie die Centennarfeier eines Ereigniſſes begehen können, das ſeiner Zeit kein geringes Aufſehen unter den Tierkundigen machte. Es war um die Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, als von Auſtralien die Kunde von zwei merkwürdigen Tieren zu uns gelangte, die man vergebens im Syſtem unterzubringen ſuchte. Dieſe beiden Geſchöpfe, das Schnabeltier und der Ameiſenigel, trugen zwar das Kleid der Säuger, und zwar jenes einen aus ſteifen Grannen und weichen Wollhaaren gemiſchten Pelz, dieſer eine aus ſtarken Stacheln, Borſten und Wolle beſtehende Körperbedeckung; aber beide unterſchieden ſich ſchon äußerlich in hochgradiger Weiſe von den übrigen Haartieren, die man ausnahmslos in der Klaſſe der Säugetiere vereinigt hatte. Das Schnabeltier beſaß nämlich — und davon erhielt es ſeinen Namen — einen breiten, an den der Enten erinnernden Schnabel; durch einen ähnlichen, aber ſchmäleren Schnabel zeichnete ſich der Ameiſenigel aus. Gemahnten ſchon dieſe Schnäbel an die Vögel, ſo ſchienen manche Eigentümlichkeiten des inneren Baues unſerer Tiere auf eine nahe Verwandtſchaft mit jenen hinzudeuten. Vor allem beſaßen beide ein ſogenanntes Gabelbein, jenen Knochen, der durch Verwachſung der bei den Säugetieren getrennten Schlüſſelbeine entſteht und auch dem Laien in der Tierkunde als der kleine Knochenſchlitten bekannt iſt, auf den man beim Verzehren des Gänſebratens zu ſtoßen pflegt. Dazu kam, daß der rechte Eierſtock beim Schnabeltier ſowohl, als auch beim Ameiſenigel, gleich dem rechten Eierſtock der Vögel, wenn auch nicht ſo ſtark wie dieſer, verkümmert war. Außerdem mündete bei beiden Arten der Eileiter, der bei den Vögeln auch den Namen „Legedarm“ führt und bei dieſen zum Austritt der Eier dient, zuſammen mit dem Maſtdarm durch eine gemeinſame Öffnung aus, und wie die Vögel, ſo beſaßen auch die wegen der eigentümlichen Beſchaffenheit ihrer Schlüſſelbeine ſogenannten Gabeltiere ein drittes Augenlid, die Nickhaut. Mußte alles dieſes den Gedanken erwecken, daß die Gabeltiere eine nähere Verwandtſchaft zu den Vögeln, als die echten Säugetiere, hatten, ſo konnte dieſe Vermutung durch das Verhalten des Schnabeltieres und des Ameiſenigels in Bezug auf jene Organe, die das Hauptmerkmal der Säuger bilden, nur beſtärkt werden. Es fanden ſich nämlich weder bei der einen noch bei der anderen Art der Gabeltiere Zitzen vor. Zwar entdeckte man an ihrem Bauche Drüſen, die auf ſiebartig durchlöcherten

Stellen der Haut ausmündeten, aber auf den ſolchergeſtalt gebildeten Siebplatten ſtanden Haare, ſo daß es nicht wahrſcheinlich erſchien, daß die Gabeltiere zu den Säugern gehörten. Vor allem aber hatten ſich die Entdecker der Tiere von den Eingeborenen Auſtraliens erzählen laſſen, daß die merkwürdigen Geſchöpfe keine lebendigen Jungen zur Welt brächten, ſondern, gleich den Vögeln, Eier legten. Kein Wunder, daß es Naturforſcher gab, die, gleich dem berühmten franzöſiſchen Zoologen Geoffroy St. Hilaire, eine beſondere Tierklaſſe für die Gabeltiere bildeten, ausgezeichnet durch die von uns hervorgehobenen Merkmale.

Aber niemand konnte die Erzählung der Eingeborenen über die Fortpflanzungsweiſe unſerer Tiere beſtätigen, wozu ſich der Umſtand geſellte, daß die erwähnten Drüſen bei den Weibchen beſonders ſtark entwickelt waren; deshalb kam man endlich dahin überein, daß die Gabeltiere in der That echte Säugetiere ſeien, und daß ſie, gleich allen anderen Mitgliedern dieſer Klaſſe, lebendige Junge zur Welt brächten, wohingegen die Erzählung der auſtraliſchen Eingeborenen bezüglich des Eierlegens als Fabel zu betrachten ſei.

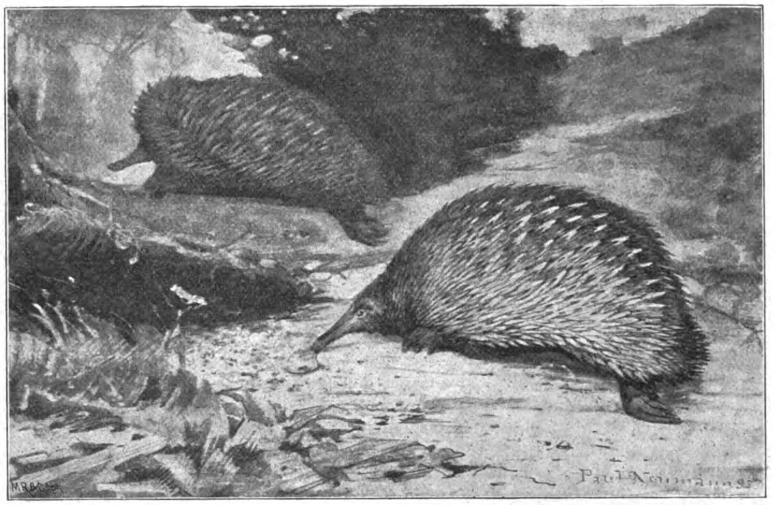
Man ſuchte dem Ameiſenigel und dem Schnabeltiere nunmehr einen gemeinſamen Platz unter den übrigen Säugetieren anzuweiſen, und da waren es zwei Abteilungen, welche die nächſten Verwandten unſerer Tiere zu umfaſſen ſchienen, nämlich die Unterklaſſe der Beuteltiere und die Ordnung der Zahnarmen. Mit den Beuteltieren, zu denen die Känguruhs gehören, haben die Gabeltiere eine Eigentümlichkeit des Knochenbaues gemein. Das iſt der Beſitz der beiden ſogenannten Beutelknochen, von denen man urſprünglich glaubte, daß ſie bei den Beuteltieren dazu dienten, den zur Aufnahme der Jungen beſtimmten Tragbeutel, der ſich an dem Bauche der weiblichen Beuteltiere befindet, zu ſtützen. Dagegen ſchien auf eine Verwandtſchaft mit den Zahnarmen, zu denen die Gürtel- und Schuppentiere, die Erdferkel, Faultiere und Ameiſenbären gehören, die Zahnloſigkeit der Gabeltiere zu deuten. Man überzeugte ſich indeſſen, daß von einer Beziehung der Gabeltiere zu den Zahnarmen doch nicht gut die Rede ſein konnte, weil die Eigentümlichkeiten ihres inneren Baues in zu hochgradiger Weiſe von denen der letzteren abwichen. Dagegen lernte man Ameiſenigel und Schnabeltier — wir geben das Bild des erſteren nach einer Originalzeichnung von P. Neumann, das letztere nach einer Abbildung aus Brehms Tierleben — als nächſte, aber tiefer ſtehende Verwandte der Beuteltiere betrachten, was auch durch den Umſtand gerechtfertigt erſchien, daß die neugeborenen Jungen der Gabeltiere, die man mit der Zeit kennen lernte, gleich denen der Beuteltiere, in einem höchſt unvollkommenen Zuſtande geboren werden. In der That beſtätigten alle Unterſuchungen, daß die Gabeltiere auf der tiefſten Stufe unter den Säugetieren ſtehen, während die Beuteltiere eine etwas höhere Organiſation aufweiſen, und alle übrigen Haartiere, z. B. die Raubtiere, die Affen und die Wiederkäuer, die höchſtſtehende Unterabteilung der Säuger bilden.

So lagen die Dinge, als am 2. September des Jahres 1884 die Welt die erſte Kunde erhielt von Entdeckungen, die überall, wo es Zoologen und Tierfreunde, ja, man kann ſagen, wo es gebildete Menſchen gibt, das größte Aufſehen erregten und damals die Runde durch faſt alle europäiſchen Zeitungen machten. Im September des genannten Jahres tagte nämlich in Montreal, der Hauptſtadt der engliſchen Kolonie Kanada, die „Britiſh Aſſociation“, die Verſammlung britiſcher Naturforſcher, die, gleich unſerer deutſchen Naturforſcherverſammlung, in jedem Jahre eine andere Stadt zu beſuchen pflegt. In einer der Sektionen dieſer Verſammlung wurde am Morgen des Jahrestages von Sedan ein Telegramm verleſen, das Profeſſor Liverſidge in Sydney im Auftrag des engliſchen Zoologen Caldwell an die Britiſh Aſſociation gerichtet hatte, wonach Ameiſenigel und Schnabeltier nicht, wie die klugen Zoologen immer gelehrt hatten, lebendige Junge gebärten, ſondern in der That Eier legten, obwohl dieſes eigentlich nicht in der Ordnung war. Die „Fabeln“ der Eingeborenen Auſtraliens erwieſen ſich endlich als beglaubigte Thatſachen, und es muß für den in Sydney lebenden engliſchen Naturforſcher Bennett, der in früheren Jahren des Schnabeltieres wegen zwei Reiſen nach Auſtralien unternommen hatte und ſchließlich dorthin ausgewandert war, und dem die Irrlehre, daß die Gabeltiere lebendige Junge gebärten, in erſter Linie zu verdanken iſt, einigermaßen ſchmerzlich geweſen ſein, zu erfahren, daß ſeine Bemühungen um die Naturgeſchichte unſerer Tiere nicht von mehr Erfolg gekrönt geweſen waren. Neben den Eingeborenen Auſtraliens behielten aber auch diejenigen, allerdings ſchon längſt im Grabe ruhenden Zoologen aus der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts Recht, die, gleich dem alten Geoffroy St. Hilaire, von vornherein an das Eierlegen der Gabeltiere geglaubt hatten. Es ſtimmte mich wehmütig, als ich zur Zeit der Beſtätigung der Thatſache, daß es eierlegende Säugetiere gibt, in dem Vorwort zu dem von dem engliſchen Ornithologen Gould verfaßten Handbuch der auſtraliſchen Vogelkunde die Erzählung ſeines Zuſammentreffens mit dem greiſen Geoffroy St. Hilaire las, bei welcher Gelegenheit dieſer den engliſchen Forſcher fragte, ob das Schnabeltier Eier lege. Gould verneinte dieſe Frage auf das beſtimmteſte, und er berichtet, daß der franzöſiſche Zoologe darüber in eine recht trübſelige Stimmung geraten ſei.



Schnabeltier.
(Aus „Brehms Tierleben“, Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts, Leipzig.)

Der Ruhm, mit dem ſich der Engländer Caldwell durch die Entdeckung, daß es eierlegende Säugetiere gibt, bedeckte, ſollte ihm nicht ungeſchmälert bleiben. In der an merkwürdigen Umſtänden ſo reichen Geſchichte von den über die Gabeltiere gemachten Entdeckungen trat an demſelben 2. September des Jahres 1884, an welchem das Telegramm von Profeſſor Liverſidge in Montreal verleſen worden war, ein Ereignis ein, das wohl in der Geſchichte der Wiſſenſchaften ohnegleichen daſteht. An einem weit von Montreal entfernten



Ameiſenigel. Originalzeichnung nach einem im Berliner zoologiſchen Garten befindlichen Exemplar von P. Neumann.

Punkte der Erde, nämlich in Adelaide, der Hauptſtadt der Kolonie Südauſtralien, legte in einer Sitzung der „Royal Society of South Auſtralia“ der damalige Direktor des Adelaider Muſeums das Ei eines Ameiſenigels vor, das er am 25. Auguſt gefunden hatte. Somit war dieſelbe verblüffende Entdeckung ganz unabhängig von zwei verſchiedenen Beobachtern, von dem einen in Queensland, von dem anderen in Südauſtralien, gemacht und an demſelben Tage veröffentlicht worden. Der Name des erſten Entdeckers gebührt gemäß dem unter den Forſchern beſtehenden Rechte, wonach eine Entdeckung von dem Momente ihrer Publikation an datiert, dem Muſeumsdirektor in Adelaide, der ſeine Entdeckung, obwohl er das von ihm gefundene Ameiſenigelei erſt am Abend des 2. September der genannten auſtraliſchen Geſellſchaft vorlegte, früher veröffentlichen konnte, als der engliſche Naturforſcher, weil in Südauſtralien die Sonne erheblich früher aufgeht, als in Kanada. Zwar iſt mit dieſer Priorität kein beſonderes Verdienſt verknüpft, wie denn überhaupt die Entdeckung, daß es eierlegende Säugetiere gibt, ein beſonderer Glücksfall für die Entdecker war. Aber mehr vom Glück begünſtigt, als der Engländer, war in dieſem Falle der Deutſche, denn einem ſolchen war damals das Muſeum in Adelaide unterſtellt. Der betreffende Zoologe iſt den Leſern des Daheim ſchon aus einer Reihe von Artikeln bekannt; es iſt kein anderer, als der Verfaſſer des vorliegenden Aufſatzes.

Es ſei mir deshalb geſtattet, hier die Umſtände zu ſchildern, unter denen ich die Entdeckung, die meinen Namen bald darauf in faſt alle deutſche Zeitungen brachte, gemacht habe. Durch die Vermittelung eines Herrn in Adelaide hatte ich am 3. Auguſt 1884 zwei Ameiſenigel erhalten, und zwar ein Männchen und ein Weibchen. Am 25. Auguſt erhielt ich ein Heft des von Profeſſor Gegenbaur in Heidelberg herausgegebenen morphologiſchen Jahrbuches und fand darin eine Notiz über den Ameiſenigel, die mich lebhaft intereſſierte. Der engliſche Zoologe Owen hatte nämlich ſchon vor vielen Jahren darauf aufmerkſam gemacht, daß am Bauche des weiblichen Ameiſenigels ein paar ſeichter Grübchen liegen, auf deren Grunde ſich die Siebe, die den Milchdrüſen zum Austritt dienen, befinden. Gegenbaur hatte nun bei einem in Weingeiſt konſervierten Ameiſenigelweibchen nach dieſen beiden Grübchen geſucht, ohne ſie jedoch gefunden zu haben. Ich kam auf die Vermutung, daß ſie bei Gegenbaurs Exemplar infolge der Einwirkung des Alkohols verſtrichen geweſen waren, und beſchloß, da meine beiden Ameiſenigel noch am Leben waren, das Verhalten der von Owen beſchriebenen Hauteinſenkungen am lebenden Tiere zu ſtudieren. Das war nun freilich leichter beſchloſſen, als ausgeführt. Denn gleich unſerem Igel rollt ſich der Ameiſenigel bei der geringſten Störung kugelförmig zuſammen, und ſeine dicken und ſcharfen Stacheln gewähren ihm einen trefflichen Schutz, ſo daß es ſich nicht leicht mit ihm hantieren läßt. Dennoch gelang es mir, mein nichtsahnendes Ameiſenigelweibchen plötzlich an einem Hinterbein zu ergreifen und es ſolchergeſtalt dem mir an die Hand gehenden Muſeumsdiener zu geben, damit dieſer das Tier, das nunmehr gezwungen war, ſich lang auszuſtrecken, in der Luft ſchwebend hielt, während ich meine Unterſuchung vornahm. Wie erſtaunte ich, als ich anſtatt der beiden Owenſchen Grübchen am Bauche des Tieres eine große tiefe Taſche fand, von der bis dahin nicht das Allergeringſte bekannt geweſen war, einen Brutbeutel, ähnlich dem der Beuteltiere, und groß genug, um eine Herrentaſchenuhr aufzunehmen. Es war ſelbſtverſtändlich, daß ich in der Tiefe dieſes Brutbeutels mit meinen Fingern nach einem etwaigen Inhalt forſchte, und meine Hoffnung, daß ich einen kleinen Ameiſenigel ans Tageslicht fördern würde, ſchien ſich beſtätigen zu wollen, denn am Grunde des Beutels fand ich einen kleinen rundlichen Klumpen. War meine Überraſchung, daß dem Ameiſenigel, gleich den Beuteltieren, ein Brutbeutel zukommt, ſchon eine große geweſen, ſo war ſie eine unbeſchreibliche, als ich nunmehr das, was ich am Grunde des Beutels fühlte, herauszog. Nicht einen neugeborenen Ameiſenigel hielt ich zwiſchen meinen Fingern, ſondern ein veritables Ei, das erſte Ei eines eierlegenden Säugetieres, das jemals einer wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft vorgelegt wurde. Meine Verblüffung war ſo groß, daß ich im erſten Augenblick nicht recht wußte, was ich thun ſollte. Ich drückte das Ei, das mich eine Weile lang an allen meinen zoologiſchen Kenntniſſen zweifeln ließ, ſo ſtark zwiſchen Daumen und Zeigefinger, daß es einen Riß bekam. Glücklicherweiſe nahm es dadurch keinen allzu großen Schaden; ich konnte, als ich mich einigermaßen von meiner Überraſchung erholt hatte, feſtſtellen, daß es ungefähr 15 mm lang und 13 mm breit und dabei von elliptiſcher Form war. Die Schale dieſes Eies war nicht hart, wie die der Vögel, ſondern ſie glich in Bezug auf ihre Konſiſtenz den Schalen mancher Reptilieneier. Die Eierſchalen der Gabeltiere ſind pergamentartige Gebilde, in denen gleichwohl etwas Kalk abgelagert iſt.

Der Brutbeutel des Ameiſenigels iſt eine Vorrichtung, die nicht permanent iſt, woraus es ſich auch erklärt, daß er erſt ſo ſpät entdeckt wurde. Er tritt nämlich erſt vor der Eiablage auf, und in ihm wird das Ei eine Zeitlang bebrütet. Man hat feſtſtellen können, daß die Wärme, die ſich in dem Beutel entwickelt, höher iſt, als die des übrigen Körpers, und daß der Beutel zur Zeit der Bebrütung des Eies inwendig gerötet iſt und wie entzündet erſcheint. Die Körperwärme der Gabeltiere bleibt übrigens erheblich hinter der der übrigen Säugetiere zurück. Nachdem das Junge des Ameiſenigels die Eiſchale geſprengt hat, begibt es ſich an eine der Milchdrüſenöffnungen, wo es wahrſcheinlich die hier ſtehenden Haare und wohl auch einen Teil der Haut mit ſeinem in der Jugend noch kurzen Schnabel ergreift. Allmählich wächſt es heran und dehnt dabei durch ſeine zunehmende Körpergröße den Beutel ſeiner Mutter immer weiter aus. Hat das Junge die Mutter verlaſſen, ſo verflacht ſich der Beutel wieder bis zum völligen Schwund.

Die Freude über meine Entdeckung, die bei mir bald an die Stelle der anfänglichen Beſtürzung trat, wurde leider dadurch getrübt, daß dieſelbe Nummer der Adelaider Zeitung, die den Bericht über die Sitzung der Königlichen Geſellſchaft von Südauſtralien, in welcher mein Ameiſenigelei vorgelegt wurde, enthielt, ein Telegramm aus London brachte, das von der Senſation über die Caldwellſche Entdeckung, über die bereits telegraphiſch nach London berichtet worden war, handelte. Es war die Nummer des „South Australian Register“ vom 5. September 1884. Aber meine Priorität, auf die ich ſelbſt freilich kein großes Gewicht lege, konnte mir nicht mehr ſtreitig gemacht werden, zumal die Einwohner von Adelaide die Ehre der Entdeckung für einen, der damals zu den Ihrigen zählte, und ſomit für ſich, in Anſpruch nehmen wollten.

Unſere Entdeckungen konnten nicht verfehlen, die Zoologen von neuem zum Nachdenken über die Verwandtſchaftsverhältniſſe der Gabeltiere anzuregen. Man neigte nunmehr der Auffaſſung zu, daß die eierlegenden Säugetiere den Reptilien, zu denen die Schlangen und Eidechſen, Schildkröten und Krokodile gehören, verwandtſchaftlich nahe ſtänden, und knüpfte daran die Vermutung, daß die Säugetiere von Reptilien abſtammten. Zu meinem Bedauern bin ich, obwohl ſelbſt bei der Naturgeſchichte der Gabeltiere im höchſten Grade intereſſiert, nicht in der Lage, dieſe Schlußfolgerung ziehen zu können. Über den Urſprung der Säugetiere wiſſen wir gegenwärtig ſo wenig wie früher. Sie haben möglicherweiſe nichts mit den übrigen Wirbeltieren zu thun, und darüber, daß die Gabeltiere die tiefſtſtehenden aller Säugetiere ſeien, war man ſich auch ſchon vor dem 2. September 1884 einig.

Mehr Anhalt in Bezug auf die Verwandtſchaften der Gabeltiere als das Eierlegen ſcheint eine Entdeckung zu geben, die gleichfalls erſt im vorigen Jahrzehnt gemacht wurde, das Bekanntwerden der Thatſache nämlich, daß das Schnabeltier nicht zeitlebens gleich dem Ameiſenigel und den Zahnarmen zahnlos iſt, ſondern bis etwa zur Halbwüchſigkeit acht wirkliche Zähne hat, die im höchſten Grade eigentümlich ſind. Sie gleichen nämlich kleinen flachen, am Rande mit einem Kranz von Höckern beſetzten Schüſſelchen und erweiſen ſich dadurch als verſchieden von den Zähnen aller anderen lebenden Säugetiere. Dagegen iſt aus den Ablagerungen der Sekundärzeit, in welchen nur ſehr wenige, und zwar ausnahmslos kleine Säuger gefunden worden ſind, ein Zahn bekannt, deſſen ehemaligen Träger man Microlestes, den kleinen Räuber, genannt hat, und an dieſen Zahn erinnern die Zähne des Schnabeltieres. Dieſer Umſtand verdient um ſo mehr Beachtung, als die Säugetiere Auſtraliens zum bei weitem größten Teil noch auf der Organiſationsſtufe ſteht, welche die Säugetiere Europas und der übrigen Erde zur Sekundärzeit eingenommen haben. Außer dem Schnabeltier und dem Ameiſenigel gibt es in Auſtralien von Säugetieren faſt nur Beuteltiere; neben dieſen ſind nur einige wenige mäuſeartige Tiere, ferner Fledermäuſe und der wahrſcheinlich von Menſchen eingeführte Wildhund Auſtraliens, der Dingo, ſowie etliche andere Säugetiere zu nennen, die auf dem geographiſch zu Auſtralien gehörigen Teil des malayiſchen Archipels durch die Malayen eingeführt worden ſind. Wir können demnach ſagen, daß uns die Säugetierwelt Auſtraliens — in den weſentlichſten Zügen wenigſtens — ein annähernd richtiges Bild von der herrſchenden Säugetierwelt der Sekundärzeit bewahrt hat. In Bezug auf die Organiſationshöhe ſeiner Säugetiere nimmt Auſtralien den tiefſten Rang unter den Ländern der Erde ein. Etwas höher ſteht Madagaskar, noch höher Südamerika, Afrika ſüdlich der Sahara und Indien, am höchſten endlich Nordamerika und vor allem Nordaſien mit Europa und Nordafrika. Die Säugetiere der genannten Länder bilden eine Stufenfolge vom Niederen zum Höheren und repräſentieren bis zu einem gewiſſen Grade die Aufeinanderfolge der Zeitalter, in welchen ſich die verſchiedenen Schichten unſerer Erdrinde als Meeresſchlamm abgelagert haben.

Durch tiefe Waſſer.

(Abdruck verboten.)

Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von H. von Krauſe (C. von Hellen). (Fortſetzung.)

Die Holzpantoffeln der Buben klapperten auf dem ſchlechten Pflaſter, und allenthalben fand ſich ein Kreis alter Weiber oder vorübergehender Leute um den Ausrufer. Lachend verließen ihn die einen, kopfſchüttelnd die anderen.

Heloiſe ſah ganz verſtört aus, und der Bibliothekar würde erſchrocken geweſen ſein, hätte er dergleichen überhaupt bemerkt. Er ſah aber kaum auf, nickte nur freundlich und fuhr zu leſen fort. Er hatte ſeiner Tochter abſichtlich noch nichts von der frohen Ausſicht mitgeteilt, er wollte ſie mit der vollendeten Thatſache überraſchen. „Hier iſt ein Schreiben aus der markgräflichen Kanzlei,“ ſagte das Mädchen mit bebenden Lippen. „Ach Vater, Vater!“ ſie ſank mit einem Klageruf auf den Bettrand und bedeckte das Geſicht mit den Händen.

Mit zitternden Fingern riß der alte Mann das Schreiben auf. „Es iſt ja gute Botſchaft, mein Kind, freue Dich mit mir —“ er vollendete nicht und ſtarrte in das Schreiben. Mit einem ſchweren Stöhnen ließ er die Hand auf den Tiſch ſinken. Er hatte geleſen:

„Nachdem durch eine üble Gewohnheit, theils Leuthe in Schwedt, wenn ſie in die Kirche kommen. Anſtadt, daß Sie daſelbſt Singen und Bethen und das heilige Wortt Gottes anhören ſollen, Sich dem Schlaffe ſoforth ergeben, da benebſt auch höchſt Ergerlich, das mancher ſeine Hunde mit in die Kirche laufen laßet; dahero denn nettig gefunden zur Abhelfung deßen allen einen gewißen Kirchenwecker und Hundeausjager anzunehmen und zu beſtellen, wozu ſich der David Marquardt gebrauchen zu laßen angegeben. Alß iſt demnach gemeldeter David Marquardt zum Aufwecker und Hundeausjager bei der Kirchen in Schwedt auff ein Jahr von dato anzurechnen angenommen und beſtellet. Und zwar dergeſtalt und alſo, daß derſelbe Sobald Sich der Gottesdienſt daſelbſt anführt, Er ſich ſoforth in der Kirchen einzufinden, ſchuldig ſein ſoll, Umb die ſchlaffende Leuthe, es ſey unterm Gebeth, Singen oder Predigt mit aller Behutſamkeit und ohne Beſchimpfung derſelben, damit nicht ein Gelächter und Ärgerniß entſtehe, auffzuwecken, welches denn mit Anklopfung an die Bänke mit einem Stock geſchehen kann. Und zwar da der Schlaffende ſitzet oder in der Gegend desſelben, damit nicht zugleich ein Wachender und Unſchuldiger mit beſchämet werde. Was die Hunde betrifft, ſo müſſen ſelbe, Sobald Sie in die Kirche kommen, mit der Peitſchen ausgejagt und dann nichts verabſäumet werden, wohinkegen demſelben vor ſolche Bemühungen eine freie Zelle im Hoſpital, alle drei Jahre einen Schwarzen, Tuchenen Rock aus der Kammerey und alle Quarthal Achtzehn Groſchen aus der Kirchen zu Belohnung gereicht werden ſollen. Im übrigen, wenn er ſein Ambt mit Fleiß verrichten wird, So ſoll er nach Befinden ferner beibehalten, Undt ihm gebührend Schutz geleiſtet werden.

Sig. Wildenbruch den 4ten Auguſt 17..“*)

„Unten läßt man es austrommeln, Vater, die ganze Stadt weiß es,“ ſchluchzte das Mädchen.

Der Kopf des Vaters war auf die Bruſt geſunken, ſeine Hände hatten ſich gefaltet, er ſaß lange ſchweigend, nur das leiſe Weinen des Mädchens hörte man in dem ſtillen Gemach.

„Heloiſe, mein Kind,“ ſagte der alte Mann endlich leiſe, „höre mich an. Iſt dies ein unredliches Amt oder unehrliche Arbeit?“

„Nein, Vater, aber —“

„Kann ich mir ein Obdach dadurch gewinnen?“

„Ja, Vater, aber —“

„Iſt es Schande vor Gott, in ſeinem Hauſe als ein Wächter der Ordnung beſtellet zu ſein?“

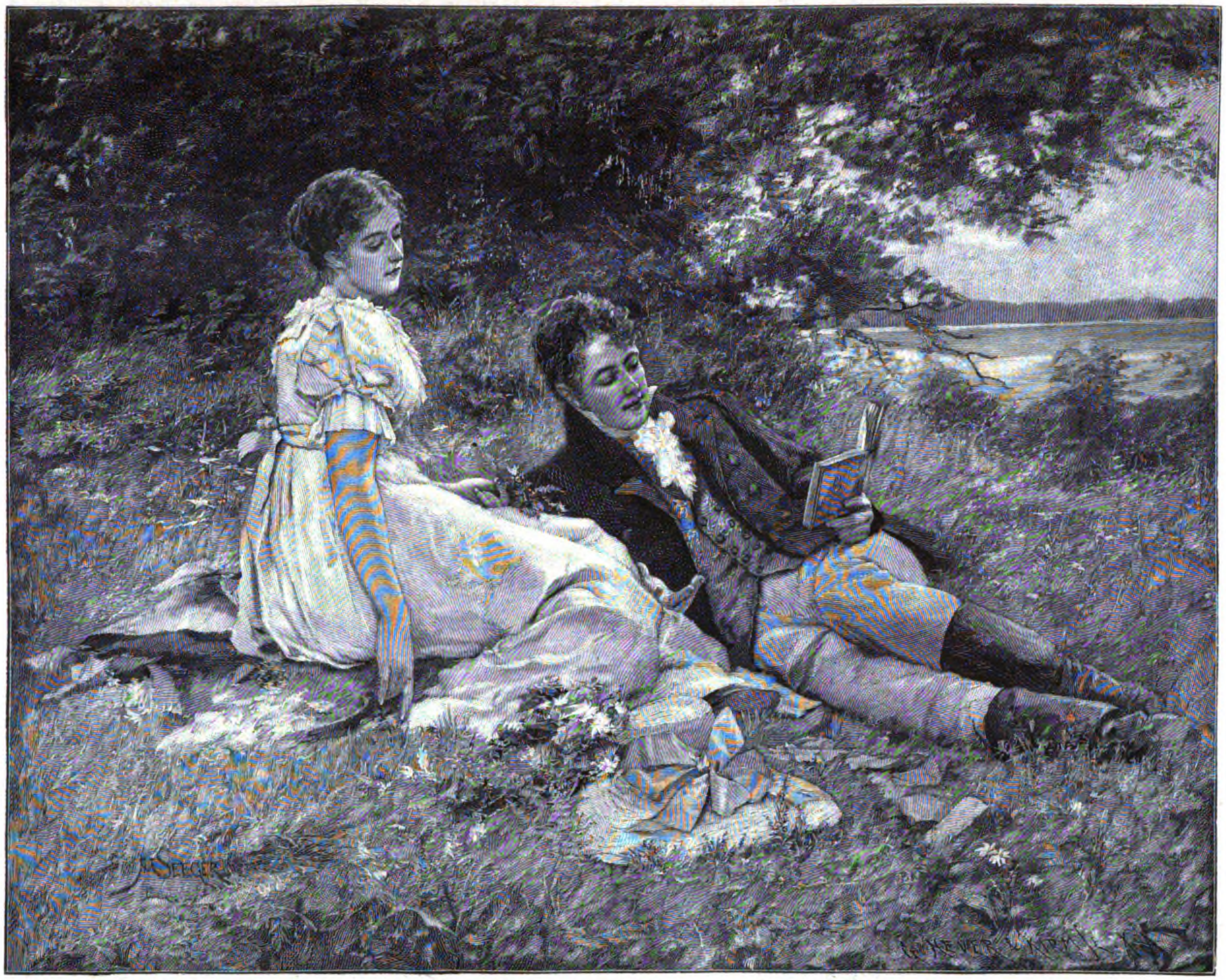
„Nein, Vater, aber —“

„Soll ich nicht vielmehr den Spott der Leute verachten,

---

*) Hiſtoriſch. Verordnung des Markgrafen von Schwedt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Aus der Muſenalmanachzeit. Nach dem Gemälde von M. Seeger.

recht thun und Gott danken, daß er mir alſo in meiner großen Not eine Hilfe ſchickt. Ich will mich demütigen unter ſeine Hand, er wird mich erhöhen zu ſeiner Zeit.“

Heloiſe ſchwieg.

„Ich will lieber der Thür hüten in meines Gottes Hauſe, als wohnen in der Gottloſen Hütten,“ fuhr er ſchon wieder ganz heiter fort. „Trocke Deine Thränen, Kind, ich bin zufrieden.“

„Ach, Vater, ich will zum Markgrafen gehen und bitten, daß er dieſen Befehl zurücknehme.“

„Wollteſt Du lieber, daß ich betteln gehen ſoll, wenn der Winter kommt, Kind?“ ſagte er trübe.

„O dafür habe ich zwei geſunde Arme.“

„Ich fürchte, die wirſt Du doch noch brauchen. Laß gut ſein, Heloiſe, ich habe nun ein Dach über meinem Haupte, iſt's im Hoſpital oder wo ſonſt, bleibt ſich gleich. Auch komme ich gut drei Jahre mit einem Rock aus. Ich kann etwas thun, um Dir nicht zur Laſt zu fallen, das iſt die Hauptſache.“

Alle Bitten der Tochter vermochten ſeine Anſicht nicht zu erſchüttern, und ſo trat er ſeine Stelle an. Alsbald ſiedelte er in die Zelle über, die durch die Fürſorge Heloiſens in beſſeren Stand geſetzt war — ſie hatte ein Schmuckſtück, das letzte von ihrer Mutter, hingegeben — und er vergaß, was die Leute ſagen mochten, hinter ſeinen Büchern. Anders Heloiſe, die es wie eine brennende Wunde empfand, daß ihr geliebter Vater ſolche verachtete Stellung einnehmen ſollte. Sie zermarterte ihren Kopf und beſchloß in aller Stille, doch ſelbſt zum Markgrafen zu gehen, um demſelben alles zu ſagen, da ſie überzeugt war, daß er getäuſcht ſei und dergleichen nicht wollen könne. Es müßte, ſo hoffte ſie, ihr dann gelingen, eine andere Unterſtützung für den Vater zu erwirken.

Der Markgraf war aber ſchon wieder in ſein Waldſchloß nach Wildenbruch hinaus. Am erſten Sonntag wirkte wohl noch der ausgetrommelte Befehl, und der Bibliothekar fand nichts in ſeinem neuen Berufe zu thun, als einem alten Kammerlakaien vorſichtig auf die Schulter zu klopfen, der nicht weit von ihm ſein, ſeit Jahren gewöhntes Kirchenſchläfchen, ſtill puſtend, hielt.

Heloiſe ſaß mit niedergeſchlagenen Augen, und ſo entgingen ihr die ſpöttiſchen Blicke des Herrn Reutershauſen, der von drüben, gerade dem fürſtlichen Geſtühl gegenüber, auf Vater und Tochter herabſah.

Zu Ende der folgenden Woche meldete ſich die Gicht bei dem Bibliothekar und, vielleicht infolge der Entbehrungen, hatte er einen ſo heftigen Anfall zu beſtehen, daß er das Bett hüten mußte. Am Freitag ſchon erkannte er die Unmöglichkeit, Sonntags in die Kirche zu kommen, und war nun voll ängſtlicher Unruhe, wie das werden ſolle, bis Heloiſe ihm endlich verſicherte, ſie habe ſich mit Schloßgärtners Paul, einem halberwachſenen Jungen, der ſie ſehr verehrte, beſprochen, daß er das Hundeausjagen mit der Peitſche beſorgen, ſie aber das Wecken übernehmen wolle. Sie beſchloß indes, am Sonnabend Vormittag, wo ſie ohnehin nach Selchow wollte, um ihre Spitzen fortzubringen, einen Verſuch beim Markgrafen zu machen. Sie hatte Fahrgelegenheit bis Selchow und von dort war Wildenbruch leicht zu erreichen.

Um dieſelbe Morgenſtunde, als ſie das eine Stadtthor verließ, kam in das andere ein ſchwerer, beſtaubter Reiſewagen gerumpelt, der vor dem großen Hauſe des Geheimſekretärs hielt. Ein ſchlanker, junger Mann ſprang heraus. Sein erſter Blick ſuchte das kleine Haus nebenan, es war vom Erdboden verſchwunden. Das Blut ſtieg dem Reiſenden in die Schläfe, er trat haſtig ein.

Zwei Stunden ſpäter rief ein markgräflicher Lakai den jungen Baumeiſter ins Schloß, und der Geheimſekretär verließ ebenfalls das Haus, und zwar zu Pferde, denn es war unſicher, ob der Markgraf heute abend hereinkommen würde, und der Wochenrapport mußte ihm abgeſtattet werden. Herr Reutershauſen ritt alſo nach Wildenbruch. — — —

Es war am Nachmittag desſelben Tages. Heloiſe hatte auf dem Rückweg wieder bis Hohen-Krähnich fahren können, nun legte ſie die letzte Wegſtrecke zu Fuß zurück. Die Sonne brannte heiß, in der Ferne ballten ſich weißberänderte Wolken, kein Lüftchen regte ſich, und der breite Strom floß träge dahin. Viele kleine, ſchmalere oder breitere Arme desſelben durchſchnitten die große Wieſenfläche an dieſer Seite des Fluſſes, und ein holperiger Fahrdamm zog ſich von der Brücke her durch das, zur Frühlingszeit völlig überſchwemmte Land. Jetzt wuchs überall üppiges Gras, hier und da roſa Federnelken, gelber Hahnenfuß, roter Sauerampfer. Drüben winkten die Häuſer, die grauen Mauern, der gotiſche Kirchturm der kleinen Stadt, und ſtolz mit ſeiner hohen Rampe, ſeinen runden Ecktürmchen und blinkenden Fenſtern, grüßte das markgräfliche Schloß aus den großen Baumkronen des Schloßgartens herüber. Ein weißes Segel zog langſam ſtromaufwärts, und heiße Luft zitterte über der weiten, blendenden Grasfläche, aus welcher ſich hier und da ein Weidengebüſch erhob. Das Klappern eines ſchwerfälligen Frachtwagens klang in der Ferne auf dem Damm und das monotone Lied des Regenpfeifers aus der Wieſe herüber, ſonſt war es ſtill und Heloiſe ſchritt rüſtig vorwärts. Faſt ohne den Blick zu erheben, ging ſie der Stadt wieder zu, nur manchmal ſah ſie nach den höher ſteigenden Wolken. Ihre Gedanken weilten bei dem, was der Tag gebracht, und bei dem, was die nächſten Tage bringen konnten. Zaghaft und doch hoffend war ſie heute früh dieſen Weg entlang gefahren. Der erwachende Morgen, die köſtliche Luft und die Hoffnung hatten ihr junges Herz belebt. Nun kehrte ſie doch enttäuſcht heim. Freilich ihre Spitzen waren abgeliefert, ſie trug den klingenden Lohn in einem Täſchchen auf der Bruſt, aber den Markgrafen hatte ſie nicht geſprochen. Er war gerade ganz früh auf die Birſch gefahren und noch nicht zurück. Sie wollte warten, bis er käme, aber der Kaſtellan, ein unfreundlicher Mann, wies ſie fort. Der Herr liebe es nicht, wenn Bittſteller hierher kämen, ſie könne die Bittſchrift dalaſſen, der Markgraf komme noch ſelbigen Abends in die Stadt, dort ſei er ſtets für jedermann zu ſprechen, hier draußen wolle er nicht moleſtiert werden. Eine Bittſchrift hatte Heloiſe nicht, ſo ließ ſie traurig den Wald hinter ſich und ging den Wieſen zu. Würde ſie den Markgrafen morgen ſprechen? Und was würde ſie erreichen? Das war die bange Frage, mit welcher ſie wieder und wieder kämpfen mußte. Sie verſuchte immer, wie ſie jetzt oft gethan, alles in Gottes Hand zu legen und ſich damit zufrieden zu geben; aber wie die aufſteigenden Gewitterwolken am blauen Himmel blieben, ſo blieb die Bangigkeit in der Tiefe ihres Herzens. Sie war müde; die ſchwere Luft, die heiße Sonne, der weite Weg und die Aufregung des Tages, alles hatte ihre Kräfte erſchöpft, und ſie lehnte einen Augenblick an einem alten Holzpfeiler, welcher einſt ein Brückengeländer geſtützt hatte, das, nur aus einer rohen Stange beſtehend, jetzt durch Verwitterung zerbrochen am Boden lag. Es war kühler hier. Ein ziemlich breiter Flußarm vereinte ſich an dieſer Stelle mit einigen zulaufenden Gräben. Üppiges Erlengebüſch und Weidengeſtrüpp gaben Schatten, aufwuchernder Kalmus und anderes Kraut ſproßten unten am Ufer, und raſch und klar floß das Waſſer unter der Holzbrücke dahin, die aus groben Balken ſehr urſprünglich zuſammengefügt war. Aufatmend löſte ſie den Sonnenhut und ſtrich ſich durch das feuchte dunkle Haar. Der Damm machte kurz vor dieſer Stelle eine ſcharfe Biegung. — Verſunken in ihre Gedanken, bemerkte Heloiſe nicht, daß ein anderer Wanderer ſeit einiger Zeit in geringer Entfernung desſelben Weges herkam. — Der Geheimſekretär hatte ſeine Geſchäfte raſch erledigt und danach ſehr früh mit dem Markgrafen geſpeiſt. Dieſer wollte die Abendkühle abwarten, um in die Stadt zu fahren, und den Geheimſekretär trieb es zurück, da er, in größter Sorge um das, was ſein Sohn indeſſen vornehmen könne, keine Ruhe finden konnte. So ritt er denn in raſchem Trab den Damm entlang, bis ihn der ausgefahrene und holperige Weg zu langſamerem Tempo zwang. Seine Stirn war tief gefurcht, der Schweiß perlte auf ſeinem breiten Geſicht, und die ſchmalen Lippen preßten ſich feſt auf einander. Die Unterredung mit ſeinem Sohn gellte ihm fort und fort in den Ohren. Die erſte haſtige Frage des eben Heimgekehrten, wo der Bibliothekar geblieben, weshalb das Haus niedergeriſſen — ſeine Klagen und Vorwürfe, der Ausdruck ſeiner unveränderten Liebe, und endlich, als der Vater mit der kürzlich erfolgten Anſtellung Marquardts, als Hundeausjager und Kirchenwecker, den letzten, wie er hoffte, niederſchmetternden Trumpf ausſpielte, die feſte Verſicherung des Sohnes, daß ihn das niemals hindern könne, Heloiſe heimzuführen, und die Drohung, daß dem Geheimſekretär dieſe Behandlung eines ſo gelehrten Mannes noch teuer zu ſtehen kommen könne, — das alles hatte einen Stachel zurückgelaſſen, der das Herz des Herrn Reutershauſen mit tiefer Bitterkeit erfüllte. Bei dem Gedanken, daß der Sohn jetzt vielleicht ſchon bei der Geliebten weile, daß er möglicherweiſe die unvernünftigſten Schritte gethan und die Stadt ſchon erfüllt ſein könne vom Gerede über die Verlobung ſeines, des Geheimſekretärs und erſten Rates Sohnes mit jener Betteldirne, deren Vater er ſelbſt zum Hundeausjager gemacht, bei dieſen Vorſtellungen kochte es dergeſtalt in ſeinem Innern, daß er alle Vorſicht und die tiefen Löcher des Wieſendammes vergeſſend, ſein Pferd zu immer ſtärkerer Gangart antrieb. Der Damm wand ſich, wie es ihm ſchien, gleich einer endloſen Schlange dahin, das Pferd troff von Schweiß, ſeine Flanken flogen, die Hitze und der ſchwere Reiter brachten den dicken Braunen, der faſt fünf Meilen ſeit dem Morgen gemacht, ſehr bald an den Rand ſeines Könnens, und plötzlich ſtrauchelte er, ſtürzte und ſchleuderte den Geheimſekretär wenig reſpektvoll kopfüber aus dem Sattel. Glücklicherweiſe lief der Damm hier gerade ziemlich flach zwiſchen den Wieſen hin, und der ſchwere Mann fiel in das weiche Gras, welches dicht am Rand aufwucherte. Als er aufſtand, merkte er bald, daß er ſich keinen ernſtlichen Schaden gethan, nur ein wenig zerſchlagen fühlte er ſich, aber das Pferd lag lang ausgeſtreckt am Boden. Nach vielen Mühen gelang es ihm zwar, es zum Aufſpringen zu bewegen, indeſſen ſetzte es den einen Fuß überhaupt nicht wieder an, und nachdem der Reiter ſich eine lange Zeit bemüht hatte, es wenigſtens am Zügel hinter ſich herzuziehen, gab er es endlich auf, die Unmöglichkeit anerkennend, in dieſer Weiſe den weiten Weg bis zur Stadt zurückzulegen. Er band den Gaul in der Wieſe an einen dort ſtehenden Grenzpfahl und beſchloß zu Fuß nach Hauſe zu gehen, von wo er dann ja Hilfe ſchicken konnte. Er ſchritt nun, nicht eben heiterer durch dieſen Unfall geſtimmt, auf dem Damm dahin, ſo raſch die Hitze und ſeine breite Geſtalt es erlaubten. Nicht lange, da ſah er vor ſich auf der ſchmalen, hellen Linie, die der Damm durch die grüne Fläche zog, eine dunkle Geſtalt und in der Hoffnung, jemand zu treffen, der für ein gutes Trinkgeld das Pferd langſam weiterführe, eilte er vorwärts. Bald indeſſen erkannte er, daß es eine Frauengeſtalt war, und je näher er kam, deſto bekannter kam ihm dieſelbe vor; dies dunkle Kleid und weiße Leinentuch mußte er ſchon geſehen haben. Plötzlich durchblitzte ihn ein Gedanke, der ſeine Zähne knirſchen und ſein Blut kochen machte. Noch ein paar Schritte, die er vorſichtig im weichen Gras des Wegrandes that, und er ſah, um die Biegung des Dammes lugend, Heloiſe am Rande der Brücke ſtehen. Sie hatte ſich etwas vornüber gebeugt und blickte, wie man unwillkürlich zu thun pflegt, in das ſchnell dahineilende Waſſer hinab, er konnte nur ihr Profil ſehen, aber dies unzweifelhaft deutlich, während ſie ihn gar nicht bemerkte.

„Jetzt oder nie kannſt Du ſie los werden, dieſe Kreatur, die Dein Leben vergiftet!“ durchſchoß es ihn, und ehe er recht wußte, was er that, ſtürzte er auf das nichtsahnende Mädchen zu. Ein Aufſchrei, ein Aufſpritzen des Waſſers, ein kurzes Plätſchern, alles ſtill — ſchon dreißig Schritt weiter hin keuchte der Geheimſekretär, mit ſtarren Augen, die faſt aus ihren Höhlen ſprangen, mit fliegender Bruſt, rannte er davon über Steine und Staub, die Perücke verſchoben, die Kleider in Unordnung, von Schweiß triefend, nach Atem ringend und wider Willen mit ſcharf angeſpannter Aufmerkſamkeit horchend, ob nicht ein zweiter Hilferuf von der Brücke herüber gellen würde. Es blieb aber alles ſtill. Wahrſcheinlich hatte das Mädchen durch die Kälte des Waſſers, welches den erhitzten Körper berührte, vielleicht auch durch den ſchweren Fall von oben herunter, ſogleich das Bewußtſein verloren. Ob er ſie wirklich hinuntergeſtoßen, ob ſie vor Schreck gefallen war, wußte er ſelbſt kaum zu ſagen, doch jetzt ſchob ſich ihm von Minute zu Minute das Bewußtſein in die Seele, daß es vielleicht noch Zeit ſei, ſie hervorzuziehen und zu retten, daß ſie noch leben könne, aber, als müſſe er dieſem Gedanken entfliehen, ſo rannte er dahin, weiter und weiter. Endlich zwang ihn die völlige Erſchöpfung, ſtille zu ſtehen. Nun war es unbedingt zu ſpät. Sie mußte längſt tot ſein! — Er ſchritt ganz langſam weiter. Er mußte nach Atem ringen, und ſein Pulſe flogen, aber nach und nach ward er ruhiger. Er ſchob ſeine Perücke zurecht und zog ſeine Kleider in Ordnung. Da bemerkte er plötzlich, daß er ſeinen Hut verloren hatte. Er ſtutzte und wollte umkehren, doch nein! der Hut war wohl ſchon bei dem Sturz vom Pferde oder beim raſchen Laufen abgeflogen. Er hörte jetzt deutlich ganz in der Ferne den Wagen klappern. Hier durfte ihn niemand treffen, noch weniger bei der Brücke, es ward auch dunkel, das Gewitter kam herauf. Der Sturz mit dem Pferde konnte den Verluſt des Hutes genügend erklären. Er ſchritt raſch über die lange Oderbrücke. Nur wenig Menſchen begegneten ihm. Er ſchob ein Paket Papiere, die er in der Taſche trug, unter den Arm, es war nichts Auffälliges, daß Herren den Hut unter dem Arme trugen, wenn ſie die Perücke aufhatten, zumal bei ſo warmem Wetter. Gerade als er ſein Haus erreichte, fielen die erſten ſchweren Tropfen. Er fragte den herbeieilenden Bedienten, ob ſein Sohn zu Hauſe ſei, und atmete auf, als der Mann ihm berichtete, der Herr Baumeiſter ſei mit dem Erbprinzen nach Monplaiſir hinaus gefahren. Es war der Ort, wo das Schlößchen gebaut werden ſollte. Der Geheimſekretär befahl, daß, ſobald das Gewitter vorüber, ein paar Leute nach dem Pferde ausgeſchickt werden ſollten, auch habe er ſeinen Hut unterwegs verloren, man möge denſelben mitbringen, wenn er gefunden würde. Er zwang ſich gewaltſam zur Ruhe und überlegte, in ſeinem Zimmer auf und ab ſchreitend, ſeine Lage. Er fand dieſelbe ſo günſtig wie möglich. Sollte man die Leiche des Mädchens an der Brücke finden, ſo ſprach alles dafür, daß ſie von ſelbſt in den Fluß geſtürzt ſei. Man würde annehmen, daß ſie, vielleicht in der Abſicht, Waſſer zu ſchöpfen, von der geländerloſen Brücke herabgefallen ſei. Ob er vor oder nach dem Unglück des Weges gekommen, wer wollte das beſtimmen? Der Unfall mit dem Pferde entzog jeder Zeitberechnung den Boden. Auch würde im Grunde nur ſein Sohn gewußt haben, daß er ein Intereſſe an dem Tode des Mädchens hatte, und dieſer konnte den eigenen Vater nicht preisgeben. Wahrſcheinlicher war, daß die Leiche, fortgetrieben, erſt nach ein paar Tagen, vielleicht noch ſpäter zum Vorſchein komme, dann war alles verſchoben, und bei der Langſamkeit der damaligen Juſtiz, deren Leitung überdies faſt ausſchließlich in ſeinen eigenen Händen lag, war nicht daran zu denken, daß die Unterſuchung ſehr genau und ſehr ſcharfſinnig geführt werden würde. Nachdem er ſich ſo beruhigt, beſchloß er, mit möglichſter Klugheit alles zu vermeiden, was etwa Aufſehen erregen könne. Er beſtellte alſo ein gutes Abendeſſen und begab ſich zur gewohnten Stunde zur Ruhe, nachdem er noch eine ganze Zeit gearbeitet hatte. Bisweilen fragte er, ob die Leute mit dem Pferde ſchon zurück wären, das konnte ja nicht auffallen. Das Gewitter war ſchnell vorübergezogen. Abends raſſelte der Wagen des Markgrafen herein. Er hielt einen Augenblick an der Thür des Geheimſekretärs, dieſer lief hinunter, unter devoter Miene ſeine Herzensangſt, daß der hohe Herr ſelbſt vielleicht die Leiche gefunden, verbergend. Der Markgraf hatte die Leute mit dem Pferde überholt und erkundigte ſich nur, ob der Geheimſekretär keinen Schaden genommen. „Wenn Er morgen aus der Kirche kommt, will ich Ihn ſprechen,“ rief der alte Herr und fuhr dem Schloß zu. Aufatmend trat Herr Reutershauſen zurück. Sein Sohn kam ziemlich ſpät und ging ſogleich auf ſein Zimmer; er empfand nach dem Geſpräch von heute morgen keine Luſt, mit dem Vater zu reden. Der Erbprinz hatte ihn den ganzen Tag bei ſich behalten, am folgenden Tage aber war er entſchloſſen, die Geliebte aufzuſuchen.

Eine böſe Nacht brachte der Geheimſekretär zu. Schlaflos warf er ſich auf ſeinem Lager herum. Aus allen Ecken des Zimmers, welches durch ein Nachtlicht matt erhellt war, ſchienen die Geſtalten hervorzukriechen, die ſeine Pulſe fliegen und ſein Herz erbeben machten. Da war das unglückliche junge Mädchen ſelbſt; in der Blüte ihres Lebens dahingerafft ſah er ſie liegen in dem dunklen Waſſer, es ſpielte mit ihrem ſchönen Haar, das Schilf umrauſchte ſie und das bleiche Geſicht ſtarrte ihn mit gebrochenen Augen an. Und dann der Bibliothekar! Er hörte ſeinen Aufſchrei, wenn man ihm die triefende Leiche ſeines einzigen Kindes ins Haus bringen würde; er ſah, wie er ſich das graue Haar raufte und die Hände rang, und wie er mit dem abgemagerten Finger auf ihn ſelbſt wies: „Du biſt es geweſen, Du haſt es gethan, gib mir mein Kind wieder!“ Er ſah die Leute von allen Seiten herbeilaufen, wenn man ſie hereintrüge in die Stadt, und hörte den Verzweiflungsſchrei ſeines eigenen Sohnes: „Du biſt es geweſen, Vater, und ich gehe fort, ich kenne Dich nicht mehr, ich kehre nie mehr wieder!“ — Der Schweiß floß ihm von der Stirn, und er ſprang auf. Es war unerträglich. Er riß das Fenſter auf, die Luft im Zimmer war daran ſchuld. Draußen rieſelte ein feiner Regen, die Nacht war dunkel und ſehr warm. Wie geheimnisvolle Fußtritte klang es herauf, huſchte dort nicht etwas durch den Garten, wo er das Mädchen ſo oft geſehen?!

(Schluß folgt.)

Deutſche Lawn-Tennis-Turniere.

Von Freiherrn Robert v. Fichard.

(Abdruck verboten.)

Für jeden, der die Entwickelung des Lawn-Tennis in Deutſchland nicht zu verfolgen in der Lage war, muß es eine Überraſchung ſein, von der großen Anzahl diesjähriger Lawn-Tennis-Turniere zu hören und zu leſen. Kaum ſind die Pfingſtturniere in Berlin, Frankfurt a. M. und Hamburg vorbei, ſo durchläuft ſchon die Blätter die Kunde, daß unſer Kaiſer, deſſen Lieblingsſpiel bekanntlich Lawn-Tennis iſt, ein Turnier für aktive Offiziere der Armee und Marine genehmigt und für dasſelbe einen wertvollen Ehrenpreis geſtiftet hat — es ſollte in den Tagen vom 15. Juli d. J. an in Homburg v. d. H. abgehalten werden. Gleichzeitig ergehen ſchon die Einladungen für das dort Ende Auguſt abzuhaltende zweite große internationale Turnier.

Es muß für uns Deutſche eine ſtolze Genugthuung ſein, daß in dieſem anmutigen Badeort, alſo auf Deutſchlands Boden, in den Tagen vom 21. bis 26. Auguſt des vergangenen Jahres das glänzendſte und großartigſte Lawn-Tennis-Turnier abgehalten worden iſt, welches in den Annalen dieſes Sportſpieles überhaupt verzeichnet werden kann. Nicht nur die Fachzeitungen, ja Weltzeitungen, wie der engliſche „Graphic“, wußten von demſelben zu berichten: das Turnier hatte den Erfolg, die allgemeinſte Aufmerkſamkeit auf ſich und auf Lawn-Tennis zu lenken, es hat in ganz Deutſchland bahnbrechend gewirkt; und wenn wir dereinſt auf eine der engliſchen ebenbürtige ſportliche Bethätigung unſerer deutſchen Lawn-Tennis-Spieler werden blicken können, ſo wird das große Homburger Turnier von 1894 ſtets als Ausgangspunkt dieſes erfreulichen Aufſchwunges in Betracht gezogen werden müſſen.

Vergegenwärtigen wir uns den Schauplatz des Ereigniſſes. Nur wenige Schritte vom herrlichen Kaiſer Wilhelm-Badehaus und dem Quellengebiet entfernt, liegt der den Beſuchern Homburgs wohlbekannte Lawn-Tennis-Platz. Ein waldartiger Park gibt den Hintergrund zur grünen Fläche ab. Darüber ſteigt der ernſte Hochwald empor, und zur Rechten desſelben krönt das ſtattliche Schlößchen des Herrn Reggio mit ſeiner reizenden Umgebung die ſanft anſteigende Höhe — fürwahr ein herrlicher Tummelplatz für die auserleſene Geſellſchaft, ſo zahlreich und „fürnehm“, wie ſie weder Homburg noch Lawn-Tennis je zuſammen geſehen hatten. Den Damen wurde insbeſondere nachgerühmt, daß ſie einen märchenhaften Glanz entfalteten. Eine endloſe Liſte berühmter und erlauchter Beſucher des Turniers läßt uns den Glanz der Verſammlung verſtehen — wir beſchränken uns darauf, einige wenige derſelben zu nennen. Da war der Prinz von Wales, die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin (die hohe Frau beteiligte ſich unter dem nom de guerre „Mrs. Wenden“ aktiv an dem Turnier und nahm am Schluſſe desſelben die Preisverteilung vor), der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Prinz Hermann zu Sachſen-Weimar, Herzog Ernſt Günther und Prinz Albert zu Schleswig-Holſtein, Großfürſt Michael nebſt Gemahlin, der Herzog von Cambridge, Prinz und Prinzeſſin Wilhelm zu Sachſen-Weimar, Prinzeſſin Karl Hanau, der Herzog und die Herzogin von Rivoli, Prinz Franz Joſeph Battenberg, Prinz und Prinzeſſin Philipp von Coburg-Cohari, Fürſtin und Gräfin Lynar, Prinz und Prinzeſſin Albrecht zu Solms-Braunfels, ganz abgeſehen von den Vertretern des höchſten Adels des In- und Auslandes, den Botſchaftern und Exzellenzen, Marquis und Marquiſen — doch genug der Namen und Titel. Sie ſind im ſtande, auch ſolche zu verblüffen, die da wiſſen, daß gerade in dieſen Kreiſen zuerſt Lawn-Tennis auf dem Kontinent freundliche Aufnahme gefunden. So kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß die Kaiſerin Friedrich ſowohl wie die Großherzogin von Mecklenburg prachtvolle Preiſe für das Turnier ſtifteten. Glänzend war auch der von der Stadt Homburg geſpendete Herausforderungspreis, ein ſilberner Pokal, herrlich ſämtliche Nebenpreiſe, die den ſiegreichen Lawn-Tennis-Spielern in Ausſicht ſtanden.

Aus aller Herren Ländern waren ſie denn auch zugereiſt, die Spieler und Spielerinnen. Deutſchland war vertreten durch ſieben Hamburger, durch den Sieger im dies- und vorjährigen deutſchen Meiſterſchafts-Preisſpiel, den Grafen Voß-Schönau u. a. m.; England entſandte einige ſeiner beſten Spieler; hier paarten ſich Franzoſen und Deutſche zum Doppelſpiel, dort ſtanden ſich Italiener und Amerikaner gegenüber — kurzum das Turnier war ſo international, wie man es nur wünſchen konnte, ein wahrer Krieg im Frieden.

Es bezeichnet einen Markſtein in der ſportlichen Entwickelung von Lawn-Tennis in Deutſchland. So lange ein Spiel — namentlich ein gymnaſtiſches — nur um ſeiner ſelbſt willen betrieben wird, iſt es der Gefahr der Stagnation ausgeſetzt. Hat der Spieler einen gewiſſen Grad von Fertigkeit erreicht, ſo iſt ein weiterer Fortſchritt nur durch Anregung von außen zu erreichen. Das kräftigſte Mittel aber, die Anſpannung der geiſtigen und leiblichen Leiſtungsfähigkeit zu erhöhen, bildet der Wettbewerb. Und dieſer wiederum wird um ſo intenſiver wirken, je ſtärker der Gegner iſt, mit dem man ſich meſſen muß. Mit Freuden ſind daher alle derartigen Veranſtaltungen zu begrüßen, welche einem möglichſt großen Kreis von Konkurrenten offen ſtehen. In dieſer Beziehung iſt Baden-Baden mit gutem Beiſpiel vorangegangen. Seine internationalen Lawn-Tennis-Turniere datieren ſeit 1884 und reihten ſich jeweils den glänzenden Feſtlichkeiten bei Gelegenheit der jährlichen großen Pferderennen ebenbürtig an. Der Anſtoß zu internationalen Turnieren großen Stiles kam uns von Hamburg, der Hochburg deutſchen Lawn-Tennis-Spieles. Insbeſondere gebührt dem „Eisbahnverein auf der Uhlenhorſt,“ der über eine Anzahl von etwa 3000 Mitgliedern und eine jährliche Einnahme von etwa 20 000 Mark verfügt, das Verdienſt, ſeinen jährlichen Turnieren eine weit über die Grenzen unſeres Vaterlandes reichende Bedeutung verſchafft zu haben. Hatten ſchon die beiden erſten Turniere von 1890 und 1891 mit einer Beteiligung von insgeſamt 111 bezw. 168 Konkurrenten einen vielverſprechenden Verlauf genommen, ſo gewannen die folgenden dadurch an Wichtigkeit, daß in ihr Programm ein Preisſpiel für die Meiſterſchaft von Deutſchland aufgenommen wurde. Der in Hamburger Schiffsreederkreiſen wohlbekannte Herr Karl Laeisz ſtiftete für dasſelbe einen wertvollen Preis, welcher dreimal gewonnen werden muß, um Eigentum des Gewinners zu werden. Dreimal ſchon hat der Pokal ſeinen Beſitzer gewechſelt. Während dieſes Preisſpiel nur für Deutſche und Öſterreicher offen iſt, bildet das Preisſpiel für die Meiſterſchaft von Hamburg eine internationale Konkurrenz. Aus dem Wunſche, den Schauplatz dieſer beiden Preisſpiele mehr nach dem Süden zu verlegen, entſtand der erſte Plan zum großen Homburger Turnier.

Dies in großen Zügen die ſportliche Karriere von Lawn-Tennis in Deutſchland. Demjenigen, der Genaueres über den Gegenſtand wiſſen möchte, empfehle ich die Anſchaffung der von der Redaktion von „Spiel und Sport“ (der deutſchen Lawn-Tennis-Fachzeitung) herausgegebenen Deutſchen Lawn-Tennis-Jahrbücher (im Buchhandel bei Emil Sommermeyer, Baden-Baden).

Bevor ich nunmehr dazu übergehe, den freundlichen Leſer mit der Art und Weiſe bekannt zu machen, in welcher ein Turnier geleitet und durchgeführt wird, muß ich einige Worte dem Verſtändnis des Spiels ſelbſt widmen.*)

Bei der Ausſteuer. Nach dem Gemälde von O. Piltz.

Lawn-Tennis iſt ein Kampfſpiel mit dem Ball. Den Kampfplatz bildet ein auf dem ebenen Boden durch Linien abgegrenztes Rechteck von etwa 24 auf 11 Meter Ausdehnung. Quer über die Mitte desſelben iſt ein Netz etwa in Hüftenhöhe aufgeſtellt, welches die mit Ballſchlägern ausgerüſteten Gegner von einander trennt. Es ſpielen entweder 1 gegen 1 (Einzelſpiel) oder 2 gegen 2 (Doppelſpiel) oder in Ermangelung des vierten — 1 gegen 2. Das Spiel beginnt damit, daß ein Spieler nach beſtimmten Regeln den Ball „ins Spiel einführt“, das heißt über das Netz hinweg in das vom Gegner verteidigte Feld treibt. Dieſer trachtet danach, den Ball über das Netz wieder zurückzuſchlagen, möglichſt nach unverteidigten Stellen, doch ſo, daß der Ball nicht über die feindlichen Grenzen hinausfliegt. Und nun entſpinnt ſich ein Kampf von kürzerer oder längerer Dauer, indem die Gegner darauf ausgehen, den Ball ſo zu „placieren“, daß er aus dem Bereich des anderen kommt. Dabei muß er ſtets im Gang erhalten werden, d. h. er darf höchſtens einmal vom Boden aufſpringen, er darf nicht außerhalb der Grenzen zu Fall kommen, er darf nicht ins Netz getrieben werden, noch irgend einen Spieler berühren. Trifft irgend einer dieſer Fälle ein, ſo iſt der Ball „tot“, und der Spieler, der den betreffenden Fehler gemacht hat, verliert dieſen „Gang“ an den Gegner. So löſt ſich das Spiel in lauter einzelne Scharmützel auf, und diejenige Partei, welche zuerſt deren vier gewinnt (von Ausnahmen abgeſehen), macht das „Spiel“. Mit ſechs Spielen gewinnt man die „Partie“. Haben ſich aber die beiden Parteien auf fünf Spiele zu fünf heraufgearbeitet, ſo verlangen die Turnierregeln, daß die Partie nicht mit dem elften Spiel entſchieden wird; ſie wird vielmehr derjenigen Partei zugeſprochen, welche nach dem „Spieleinſtand“ (wenn die Partie auf 5:5 ſteht) zwei Spiele nach einander bucht. Den vollſtändigen Sieg (ein „match“) über meinen Gegner erringe ich jedoch erſt dann, wenn ich von drei Partieen zwei gewinne. Das Turnier ſetzt ſich aus einer Reihe von einzelnen Preisſpielen zuſammen, deren Feſtſetzung Sache des Turnierausſchuſſes iſt. Die ihm gebotene Auswahl iſt ziemlich umfangreich: er kann die Damen oder die Herren im Einzel- oder Doppelſpiel konkurrieren laſſen (Damen-Einzelſpiel, Herren-Einzelſpiel, Herren-Doppelſpiel und Damen-Doppelſpiel). Er hat es ferner in der Hand, ein ſogenanntes gemiſchtes Doppelſpiel auszuſchreiben, bei welchem je eine Dame und ein Herr vereint gegen andere Paare ihre Kräfte meſſen. Endlich aber können die genannten Preisſpiele mit oder ohne Vorgaben auszufechten ſein. Wie man nämlich bei dem Handicap-Wettrennen die ſchwächeren oder jüngeren Pferde mit Vorſprung ſtarten läßt, ſo iſt auch bei Lawn-Tennis die Möglichkeit gegeben, ungleiche Kräfte dadurch zu nivellieren, daß man entweder den ſchwächeren Spielern beſtimmte Points vorgibt, oder den ſtärkeren Spielern Points abzieht. Es iſt Aufgabe des Handicappers, die Leiſtungsfähigkeit der Spieler zu prüfen und ſie dementſprechend zu klaſſifizieren. Wir verdanken der diesjährigen Generalverſammlung der engliſchen Lawn-Tennis-Aſſociation das dieſem Zweck dienende „Sechſtelfünfzehn“-Handicapſyſtem. Fragen wir uns nun weiter: wie wird ein Preisſpiel durchgeführt? — Es ließe ſich denken, daß man jeden Kompetenten gegen jeden anderen ſpielen ließe und den erſten Preis demjenigen zuteilte, der die meiſten Matches gewonnen hätte. Dieſes Verfahren kommt, wiewohl ſelten, vor, es iſt aber zu zeitraubend. Das bei unſeren Turnieren übliche, nach dem Erfinder benannte Bagnall-Wild-Syſtem verfährt folgendermaßen:

---

*) Vgl. das Handbuch des Lawn-Tennis-Spieles (Baden-Baden, 3. Aufl. Emil Sommermeyers Verlag) und den Artikel „Lawn-Tennis“ desſelben Verfaſſers im Daheim-Kalender für 1894.

Nach Schluß der Nennungen zu dem betreffenden Preisſpiel werden die Namen der einzelnen Konkurrenten oder konkurrierenden Paare auf einzelne Zettel geſchrieben, dieſe in eine Urne geworfen und einzeln herausgezogen. Die Namen werden ſodann in der Reihenfolge niedergeſchrieben, in der ſie gezogen ſind. Iſt nun die Anzahl der Kompetenten eine Potenz von 2 (4, 8, 16 u. ſ. f.), ſo haben je zwei in dieſer Liſte aufeinanderfolgende Spieler oder Spielerpaare gegen einander zu ſpielen. Aus dieſer erſten Runde ſcheiden die Geſchlagenen aus, ſo daß ſich in der zweiten Runde die Sieger begegnen, und zwar auch hier wieder, oben an der Liſte beginnend, je zwei aufeinanderfolgende, bis ſich nur noch zwei Spieler (bezw. Spielerpaare) in der Schlußrunde gegenüberſtehen. Iſt die Zahl der Kompetenten keine Potenz von zwei, ſo läßt man in der erſten Runde einige Spieler „raſten“, einige ſpielen, ſo daß die Summe der Sieger und der aus erſter Runde übernommenen für dieſe zweite Runde eine Potenz von 2 ergibt. Natürlich iſt für jede gegebene Anzahl von Spielern ein für allemal genau beſtimmt, wie viele Raſten und an welchen Stellen dieſelben einzutreten haben. Eine detaillierte Auseinanderſetzung der Sache würde uns zu weit führen.

Sehen wir uns dagegen etwas nach der Turnierleitung um. Die Direktion des Ganzen liegt in den Händen des Turnierausſchuſſes, deſſen Thätigkeit außerordentlich vielſeitig iſt. Ganz abgeſehen davon, daß ihm obliegt, den Spielplatz und die einzelnen Spielfelder in Ordnung zu bringen, Tribünen und Plätze für die Zuſchauer zu bereiten, das Turnier genügend bekannt zu machen, ſo hat er noch vollauf damit zu thun, die Nennungen entgegenzunehmen, die Ziehung vorzunehmen, den Spielern ihre Spielfelder anzuweiſen, ſie zum Spiel aufzurufen urd Ähnliches. Der Ausſchuß ernennt den Handicapper und den Oberſchiedsrichter. Letzterer bildet die letzte Inſtanz in Streitigkeiten über Anwendung der Spielregeln und ernennt die Schiedsrichter, von denen oft ſieben an einem Spielfeld beſchäftigt ſind. Das ſchwierigſte Amt bekleidet unter dieſen der mit der Buchführung Betraute, der in Verlängerung des Netzes auf erhöhtem Stuhle außerhalb des Spielfeldes thront. Nicht nur, daß er jeden Fehler, jeden Gang aufzuſchreiben hat, er muß mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit das Spiel verfolgen und lenken, das Signal zum Beginn desſelben geben, bei Handicaps die Vorgaben ausrufen u. ſ. f. So bildet die Turnierleitung einen umfaſſenden Apparat mit genau abgegrenzten Funktionen.

Sehen wir uns nun zum Schluß ein wenig nach den Gründen um, die Lawn-Tennis zu ſeiner Bedeutung verholfen haben. Erwähnen wir zunächſt ſeine große hiſtoriſche Vergangenheit!

Von wo kam uns denn Lawn-Tennis? Der Name verweiſt uns auf England, und ſoviel iſt wenigſtens richtig, daß das Spiel in der uns bekannten Form Ende der ſiebziger Jahre daſelbſt entſtanden iſt. Damit iſt die Frage nach ſeinem Urſprung aber noch nicht gelöſt. Lawn-Tennis iſt nämlich im Grunde genommen nur eine Modifikation des uralten Tennis, dem jeu de la Paume der Franzoſen, und dieſe wiederum haben das großartigſte aller Ballſpiele den Italienern entlehnt. Es geſchah dies ſchon im frühen Mittelalter. Welche Rolle das jeu de Paume geſpielt hat, iſt heutzutage ſchwer mehr begreiflich zu machen. Es genüge hervorzuheben, daß ſämtliche franzöſiſche Könige bis auf Ludwig XIV. paſſionierte Paumeſpieler waren; daß ſämtliche größeren Städte ihre Ballſpielhäuſer hatten, Paris allein deren über 100, welche von Zuſchauern aller Klaſſen der Bevölkerung ſtets gefüllt waren; daß mehrfach von den Königen Edikte gegen die Beteiligung des Volkes an dem Spiel erlaſſen wurden — und zwar ſtets mit dem gleichen negativen Erfolg! Auch in Deutſchland ſchien es während eines ganzen Jahrhunderts vor Ausbruch des furchtbaren dreißigjährigen Krieges, als ob „das Ballſpiel“ (wie Paume in den Ratsprotokollen deutſcher Städte genannt wird) denſelben Aufſchwung nehmen ſollte, wie im benachbarten Frankreich: Adelige, Bürger und Studenten wetteiferten in der Beteiligung an demſelben. Allenthalben in den großen Städten (wie Straßburg, Frankfurt a. M., Köln, Stuttgart, Nürnberg, Wien) und an den Univerſitäten (z. B. Tübingen) und an Fürſtenhöfen gab es Ballſpielhäuſer (Ballhäuſer genannt), in denen dem Spiel obgelegen wurde. Wohin iſt all der Glanz früherer Zeiten geſchwunden? — In Kornmagazine, Bibliotheken, Kirchen umgebaut, niedergeriſſen und dem Erdboden gleichgemacht, erinnern die alten Ballhäuſer nur noch durch Straßen und Platznamen an ihren ehemaligen Beſtand. Nur in Wien hat ſich das Paumeſpiel bis in die heutigen Tage hinein auf dem Kontinent erhalten, während es in England und Amerika unter dem Namen Tennis fortblüht.

An ſeine Stelle iſt für uns Lawn-Tennis getreten, das zwar an techniſcher Vollkommenheit mit dem Mutterſpiel ſich nicht meſſen kann, aber infolge des demſelben entlehnten Prinzips und durch die Verlegung des Spielplatzes ins Freie alle hygieiniſchen Vorzüge mit demſelben teilt, welche ſeit Jahrhunderten ſchon ihre Lobredner gefunden haben.

Ich hatte ſchon die Ehre, in der Zeitſchrift für Turnen und Jugendſpiel dem deutſchen Publikum das lobende Urteil Scaino's über Tennis vorzuführen. Aber ſchon anno 1510 hatte ein anderer berühmter Mann der italieniſchen Renaiſſance, Paolo Corteſe, in ſeinem Werke „De Cardinalatu“,*) und zwar in dem Kapitel „de regimine Sanitatis,“ eine Lanze für dasſelbe Spiel gebrochen. Es ſei mir vergönnt, ſeine Gründe für die Bevorzugung desſelben hier vorzuführen. „Da in dieſem Spiel (Tennis),“ ſagt Corteſe, „Körper und Arme in gleichem Maße bewegt werden, ſo kann man behaupten, daß ſeine Erfindung von einer planmäßigen, vernünftigen Anpaſſung zeugt, und daß es zur Erhaltung der Geſundheit dienen kann. Denn dieſe gemäßigte Bewegung, die gemeſſene Kürze der Schritte, das Gehen, das Beugen und Biegen des Körpers, die Nähe des zu erreichenden Zieles (wird doch ſchon mit vier Gängen ein Spiel entſchieden!), ferner die vielfachen Unterbrechungen im Spiel — all dies geſtattet mit mehr Ruhe zu atmen und zu ſpielen (als es bei den anderen geſchilderten Spielen der Fall iſt). Ebenſo wird das Gemüt erheitert durch die Wechſelfälle im Spiel, durch die Eleganz, mit der der Ball geſchlagen wird, durch das Zurückſchlagen desſelben, durch die Berechnung und das Erraten des Punktes, an dem der Ball zu Fall kommen wird, durch das Wiederaufnehmen desſelben ſeitens der Gegner, wodurch dem Treiben und Gebaren der Stempel der Heiterkeit aufgedrückt wird.“

So urteilte man vor faſt 400 Jahren über Tennis, und wer will heutzutage, da die edelſten Männer unſerer Nation danach trachten, unſere Jugend den ſtärkenden und für den Kampf ums Daſein abhärtenden Spielen wieder zuzuführen, den genannten Ausführungen ihre Richtigkeit abſprechen? So lehrt uns das große Homburger Lawn-Tennis-Turnier nicht nur, daß unſer Spiel ſeinen alten überlieferten Rang auch in Deutſchland wieder eingenommen hat, es zeigt uns auch, daß wir auf dem beſten Wege ſind, aus der Lethargie uns aufzuraffen, die auf dem Gebiet gymnaſtiſcher Spiele noch herrſchte. Sollte das Turnier aber auch dazu beigetragen haben, unſerem Volk die Augen darüber zu öffnen, daß man ein Fürſt ſein kann, ohne ſich durch Beteiligung am Spiel etwas zu vergeben, daß man Lawn-Tennis ſpielen kann, ohne darum ſeine Pflichten als Hausfrau oder den „Anſtand“ als Tochter des Hauſes zu verletzen — wohlan, ſo iſt das Turnier ſegensreich geweſen auch in ſozialer Beziehung. Mögen aber auch dieſe Zeilen das Ihrige dazu thun, unſerem Leſerkreiſe Lawn-Tennis ſelbſt näher zu bringen und demſelben neue Freunde zu erwerben.

---

*) De Cardinalatu ad Julium Secundum Pont. Max. per Paulum Cortesium apostolicum MDX libri tres.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Jetzt ſind es die illuſtrierten Familienblätter, die Romanbibliotheken, die Leſezirkel, — zur Zeit unſerer Urgroßeltern, in die uns das reizende Seegerſche Bild verſetzt, waren es die Muſenalmanache. Boye, Bürger, Voß, Hölty hießen die Herren, die den Inhalt der kleinen, roſagebundenen, mit Schnörkeln in Gold verzierten Bücher machten. „Der Liebe und Freundſchaft gewidmet“ — ſtand auf dem Titelblatt, dem feinen Kupfer gegenüber, auf dem Erato im hochgegürtetem Gewand die „Leyer“ ſchlug. Am wald- und ſchilfumkränzten See, im milden Abendſchein, unter den „ſäuſelnden Erlen“ lieſt ein Zeitgenoſſe Werthers ſeiner Braut aus ſolch einem Muſenalmanach vor. Es war eine ſchöne Zeit!

Ein Augenblicksbildchen aus der maleriſchſten Stadt der Welt, vom Markusplatz in Venedig — wer ſähe das nicht gern! Venedig liefert den Malern ja einen großen Teil ihrer Motive. Keine Stadt der Welt iſt auf den Kunſtausſtellungen mehr vertreten, als das alte, einzige Venedig!

Gundl näht ſich ihre Ausſteuer — ſo zu ſehen auf dem niedlichen Bildchen von O Piltz. Etwas nachdenklich zieht ſie den Faden durch das Nadelöhr. Ach, es denkt ſich auch hübſch nach, wenn man die Ausſteuer näht!

Aus der Studie Karl Bökers erkennt gewiß jeder den Entwurf zu dem bekannten Bilde des Düſſeldorfer Meiſters: „Wohl bekomm's!“

Erdkunde.

Über einen merkwürdigen See hat der ruſſiſche Geograph Wenukow der Pariſer Akademie folgende Mitteilungen geſendet: Die Inſel Kildin liegt unter 69 Gr. 20′ nördl. Br. und 32 Gr. öſtl. Länge (von Paris) in der Nähe der Küſten des ruſſiſchen Lapplands und nicht weit von der Stadt Kola. Sie beſteht aus einem Maſſiv paläozoiſcher Geſteine, das durch eine Meerenge von dem granitiſchen Feſtlande geſchieden iſt. Einen Teil ihrer Oberfläche nimmt ein See ein, der ſehr ſonderbare Eigenſchaften hat. Er iſt anſcheinend vom Ozean durch einen Landſtreifen vollſtändig geſchieden, aber in Wirklichkeit muß dort eine unterirdiſche Verbindung vorhanden ſein, denn Ebbe und Flut machen ſich im See bemerklich, wenn auch nur ſchwach, da ſie einige Centimeter nicht überſteigen, während ſie in dem benachbarten Meer eine Höhe von 4 Meter erreichen. Das Seltſamſte aber iſt, daß das kleine Becken drei verſchiedene Arten Waſſer enthält; zu oberſt Süßwaſſer, das von dem Regen und einigen Bächen herſtammt; darunter Salzwaſſer wie das Meer, und zu unterſt Seewaſſer, das eine gewiſſe Menge aus dem ſchlammigen Grund entwickelten Schwefelwaſſerſtoffs enthält. Die Tierwelt, die dieſes ſonderbare Waſſerbecken bevölkert, ſondert ſich in zwei Gruppen: die des Süßwaſſers, nämlich Waſſerflöhe (Daphniden) u. dgl., und die des Salzwaſſers, die aus Schwämmen, Seeanemonen, Seeſternen, Meeresſchnecken ꝛc. zuſammengeſetzt iſt. Der Grund des Sees endlich hat keine lebende Bevölkerung, wie auch die ganze unterſte Waſſerſchicht, die das übelriechende und geſundheitsſchädliche Gas enthält.

Länderkunde.

In einem in der „Geographiſchen Zeitſchrift“ ſoeben erſchienenen Aufſatz „über die Bedeutung des Friedens von Schimonoſeki in geographiſcher Beziehung“ beſpricht Profeſſor Freiherr R. von Richthofen die dabei in Betracht kommenden Gebiete, wie die Halbinſel Liatong, das Königreich Korea und die Inſel Formoſa. Der Beſitz der letzteren iſt den Japanern von hohem Werte. Sie hat beinahe die Größe der Provinz Schleſien, liefert viele wertvolle Produkte und ergibt zwei bis drei Ernten im Jahre. Ohne Zweifel werden die Japaner es verſtehen, die Produktionskraft derſelben noch weſentlich zu ſteigern und die Metallſchätze, welche ihr zugeſchrieben werden, zu heben. Die Eröffnung neuer chineſiſcher Häfen für den Fremdenverkehr iſt geeignet, in den Handelsbeziehungen eine völlige Umwälzung herbeizuführen. Die Auswahl der neuen Freihäfen iſt eine ſehr glückliche; ſie liegen ſämtlich im Gebiete des Yangtſekiang, von wo faſt ausſchließlich die chineſiſche Exportſeide herſtammt. Da den Japanern durch den Friedensvertrag gleichzeitig das Recht der Anlage von Fabriken eingeräumt iſt, dürfte bei dem erſtaunlich ſchnellen Anwachſen der japaniſchen Seidenmanufaktur (in den letzten vier Jahren von 13000 auf 600000 Spindeln) bald die geſamte Seideninduſtrie in japaniſchen Händen ſein. Die Folgen einer weiteren Erſchließung Chinas für den Verkehr mit den europäiſchen Staaten laſſen ſich noch gar nicht überſehen. Der Kohlenreichtum des Landes, das Geſchick ſeiner Bewohner für Technik und Handel würden bei der Einführung europäiſcher Kultur bald in China einen gefährlichen Rivalen für die Weſtmächte erſtehen laſſen, wie es Japan bereits geworden iſt. Glücklicherweiſe iſt China von einer ſolchen Entwickelung noch weit entfernt. Das Beſtreben der europäiſchen Völker muß es daher ſein, die Gefahren zu mildern, welche ſich aus der neu geſchaffenen Lage der Dinge und der vorausſichtlichen Beſchleunigung der materiellen Entwickelung Oſtaſiens für die Aufrechterhaltung des Übergewichts der weſtlichen Kultur daſelbſt ergeben haben.

Heilkunde.

Ein Erſatzmittel des Opiums iſt in den getrockneten Blättern und Stengeln einer im Beſoekidiſtrikt Javas vorkommenden Eſchenart gefunden. Beim Verbrennen entwickeln dieſe Eſchenblätter einen Rauch, der von dem des verbrannten Opiums nicht zu unterſcheiden iſt. Die Eingeborenen mengen jene Blätter unter den Tabak und rauchen dieſe Miſchung, wodurch ſie in ähnliche angenehme Traumzuſtände geraten wie die Opiumraucher, ohne daß jedoch nach dem Erwachen Niedergeſchlagenheit und Krankheitsgefühl ſich einſtellen. Wäre dies der Fall, ſo würde durch die Java-Eſche der Arzeneiſchatz möglicherweiſe um ein höchſt ſchätzbares Mittel bereichert werden, ſobald genaue wiſſenſchaftliche Nachprüfung die günſtigen Berichte beſtätigt. Leider ereignete es ſich neuzeitlich zu oft, daß von Heißſpornen angeprieſene Arzeneien den Erwartungen nur zum Teil entſprachen, die auf ſie geſetzt wurden. St.

Naturkunde.

Die oft beobachtete unzweifelhafte Thatſache, daß Tiere ein nahendes Erdbeben voraus ſpüren, entbehrte bis vor kurzem einer ſachlich begründeten Erklärung, bei den Laibacher Kataſtrophen iſt es jedoch Herrn Bernhard, dem Wirte des Kurhauſes in Stein, möglich geworden, einen höchſt wichtigen Umſtand wahrzunehmen, der zur Löſung dieſer Frage beiträgt. Es ſind nicht, wie teilweiſe angenommen wurde, geheimnisvolle Eigenſchaften, halbwegs übernatürliche Sinnesempfindungen der Tiere, die ſie das Erdbeben vorahnen laſſen, bevor der Menſch auch nur das geringſte Anzeichen in ſeinen gewöhnlichen Wahrnehmungen merkt, ſondern in der That Erſchütterungen meßbarer Art. Nach den erſten heftigen Stößen hatten ſich Leute in den Kurhausſaal geflüchtet, denen Herr Bernhard jedesmal warnend eine neue Erſchütterung voraus ſagte, ſo daß die Geſellſchaft zeitig vor dem Hauptſtoße den Saal verlaſſen konnte. Herr Bernhard hatte beobachtet, daß die Flamme des Kronleuchters kurz vor jedem der folgenden heftigeren Stöße in lebhaftes Zittern geriet, und zwar trat dieſe Erſcheinung mit ſolcher Regelmäßigkeit ein, daß er ſie als Warnungsſignal betrachten durfte. Es kündeten ſich die feinen Bebungen des Bodens, die der Hauptwelle vorangehen, durch die Flammenſchwankungen an, und da anzunehmen iſt, daß die in inniger Berührung mit der Erde lebenden Tiere, deren Inſtinkt außerdem ungewohnte Veränderungen in der Natur deutlich herausfühlt, ſolche Schwankungen ſpüren, wie ſie die Flamme dem menſchlichen Auge verrät, erklären ſich naturgemäß das Scheuen von Pferden, das Klagegeheul von Hunden, das ängſtliche Verhalten von Vögeln und anderem Getier unmittelbar vor einem Erdbeben. Das dem Menſchen ohne Hilfsmittel unmerkliche Zittern der Erde verſetzt die Tiere in Angſt und Unruhe. St.

Tierkunde.

Ein neuer Fall von Symbioſe zwiſchen Tieren wurde im Aquarium zu Batavia beobachtet. (Unter Symbioſe verſteht man bekanntlich das Zuſammenleben verſchiedenartiger Organismen zu gegenſeitigem Nutzen.) Die zur Gattung Actinia gehörige Seeroſe zeigt eine graugrüne Färbung; nur die Spitzen des zahlreichen Tentakelkranzes ſind violett gefärbt. Sie bewohnt die Riffe in der Bucht von Batavia. Im Bunde mit dieſer Seeroſe findet ſich faſt ſtets ein kleines Fiſchchen aus der Gattung Trachychtis, welches, einzeln oder zu mehreren, unbehelligt zwiſchen den Tentakeln umherſchwimmt. Bei drohender Gefahr zieht es ſich ſofort in den Tentakelwald zurück. Der wechſelſeitige Nutzen dieſes Freundſchaftsbundes liegt auf der Hand. Das Fiſchchen, welches wegen ſeiner auffallenden Färbung beſonderen Nachſtellungen von Raubfiſchen ausgeſetzt iſt, findet hinter den Neſſelbatterieen der Fangarme ſicheren Schutz. Die Seeroſe aber findet durch das ſtete Hin- und Herſchwimmen ihres Freundes immer friſches Atemwaſſer und erhält von der Beute, die ihr Genoſſe aus der Nähe herbeiſchleppt, ihren Anteil.

Sprechſaal.

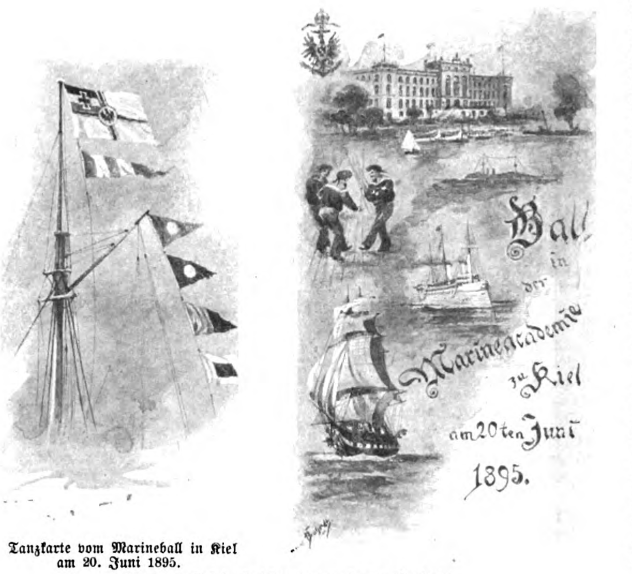
Im Daheim Nr. 41 hatte ein Leſer (P. v. G.-Grodh.) um Auskunft gebeten, „wie und wann die Geſtalt der Harpyie (heraldiſcher Vogel) mit dem Oberkörper und dem gekrönten Kopf einer Jungfrau in das Wappen der deutſchen Reichsſtadt Nürnberg gekommen iſt.“

Aus Nürnberg ſelbſt geht uns von ſachkundiger Seite die folgende dankenswerte, ſehr intereſſante Auskunft zu:

„Das Wappen der Stadt Nürnberg iſt eigentlich in geſpaltenem Schild rechts der halbe ſchwarze Reichsadler in goldenem Feld, die linke Seite iſt von Rot und Silber ſechsmal rechts geſchrägt. Das Siegel des Rates der Reichsſtadt Nürnberg war in blauem (ſehr ſelten grünem) Feld ein goldener Adler mit gekröntem, von herabwallenden Locken umfaßtem Menſchenkopf (tritt zuerſt 1243 auf). Höchſt wahrſcheinlich ſtellte der Menſchenkopf das Kaiſerantlitz dar; dies dürfte außer der Bekrönung daraus hervorgehen, daß das Antlitz auf zwei in Stein gehauenen Wappen an dem Hauſe Weinmarkt 11 und dem Tiergärtnerthorturm bärtig iſt. Der Charakter eines, wenn auch im allgemeinen bartloſen Männergeſichts iſt auch bis zu Dürers Zeit ſtreng feſtgehalten worden; erſt ſeit dieſem beginnt die unrichtige Umbildung zu einem Frauenantlitz; der vorher bis an den Hals gefiederte Adlerleib erhielt eine Frauenbruſt. Man verſtand das Kaiſerantlitz nicht mehr und vergaß deſſen Bedeutung. Die Figur wurde nach Mediatiſierung Nürnbergs in das Siegel des ſeit 1818 beſtehenden Stadtmagiſtrats aufgenommen; ihre allgemein übliche und bekannte Bezeichnung iſt „Jungfernadler“. Als Harpyie darf ſie demnach nicht angeſehen werden. — Das Ratsſiegel wurde, obwohl Siegel, doch ſchon frühzeitig neben dem urſprünglichen Wappen ſelbſt als ſolches benützt, obwohl man ſich ſeines Charakters als Siegel noch um die Mitte des XV. Jahrhunderts genau bewußt war und zwiſchen beiden unterſchied. Heute iſt dieſer Unterſchied völlig geſchwunden. Davon abgeſehen, daß der Jungfernadler in das Magiſtratsſiegel aufgenommen iſt, werden beide als Wappen gleichmäßig gebraucht und landläufig das eine als das ältere, der Jungfernadler als das neuere Stadtwappen bezeichnet. (vergl. Mummenhoff: Alt-Nürnberg, ſowie Priem und Renke: Geſchichte der Reichsſtadt Nürnberg.)“

Ein intereſſantes Tanzkärtchen.

Noch einen niedlichen kleinen Nachtrag zu den großartigen Kieler Juni-Feſtlichkeiten bringen wir unſeren Leſern: die Zeichnung der Tanzkarte, welche am 20. Juni auf dem Feſtballe in der Kieler Marineakademie in den Händen der Tanzenden war. Welche intereſſanten Namen mögen auf ſolchen Kärtchen geſtanden haben! Flotte Tänzer aus allen Weltteilen, aus aller Herren Länder ließen den deutſchen Damen ihr Autogramm darauf zurück! Dazu kommt die künſtleriſch-reizvolle Zeichnung unſeres geſchätzten Mitarbeiters, des Marinemalers Hans Bohrdt, um den Wert des Kärtchens noch zu erhöhen. Unter dem Reichsadler ſehen wir das ſtattliche Gebäude der Marine-Akademie, an der ein qualmendes Torpedoboot inmitten einer Flottille von Segeljachten vorüberſchießt, darunter ein Panzer; links daneben Matroſen den horn pipe tanzend. Kühn durchſchneidet die kaiſerliche Dampfjacht „Hohenzollern“ in ihrem weißen Glanze die blaue Flut, und unten bläht das alte Schulſchiff, die „Niobe“, die Segel in friſcher Briſe. Die Rückſeite des Kärtchens zeigt einen Flaggenmaſt mit dem Signal „Willkommen“.



Tanzkarte vom Marineball in Kiel am 20. Juni 1895.

Nach der Originalzeichnung von Hans Bohrdt.

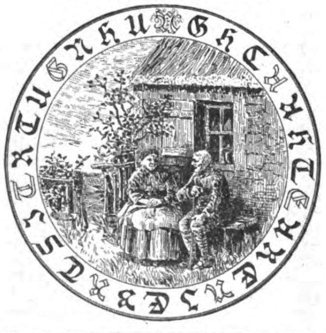
In unſerer Spielecke.

1. Buchſtabenrätſel.

Auf thut ſich ein ſchön gewölbtes Thor,
Ein ſchmucker Burſche ſchreitet hervor.
Nie tritt er zu offner Thür heraus,
Selbſt muß er ſie öffnen, ſonſt bleibt er zu Haus;
Mit höflichem Beugen, verlegen und ſtumm,
Nach den rechten Gehilfen ſieht er ſich um,
Nichts iſt er, nichts kann er für ſich allein,
Doch manches gelingt ihm in gutem Verein.
Und wer ihm die richtigen drei wählt aus,
Dem ſchafft er ein köſtlich Ding ins Haus.
Der eine erinnr' an das rollende Rad,
An den Poſten, der die Wache zu rufen hat.
Der andre — ei nun —, wer kennt ihn denn nicht,
Den eirunden, mit dem erſtaunten Geſicht,
Der überall Wunder und Wunder ſchaut
Und alles begrüßt mit demſelben Laut?
Der letzte, ein harmlos ſtiller Geſelle:
Nur hüpfend verläßt er die heimiſche Schwelle.
Schön rundet er ab der Freunde Gebilde,
Ob hart ſein Hauch, ob ſanft und milde —
Wer ſind die vier? was hat ihre Kraft
Wohl Köſtliches uns ins Haus geſchafft?

H. H. Neuſalz.

2. Problem: Der Abend.



3. Wechſelrätſel.

Beſitz'ſt Du es mit **w** im Freund, in der Geliebten,
Nennſt ſtolz es Dein,
Wie iſt Dein junges Herz dann reich mit **b** erfüllet
Und Sonnenſchein.

M. Sch. (Kaſſel.)

4. Arithmogriph.

8	7	12	**14**	9	11	6
10	9	**15**	6	**18**	15	9
7	**9**	11	7	12	**14**	18
16	18	11	9	2	2	**9**
14	**17**	15	1	7	**15**	5
1	11	**4**	17	**13**	9	15
5	17	15	**6**	14	9	11

Die Zahlen in den Feldern des Quadrats ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die wagerechten Reihen — aber in anderer Folge — bezeichnen:

1. Einen dramatiſchen Dichter unſerer Zeit, 2. eine der Hauptperſonen in einem Muſikdrama von Richard Wagner, 3. einen Fiſch, 4. einen bekannten Kurort, 5. eine der Hauptperſonen des Nibelungenliedes, 6. eine Stadt in Paläſtina, 7. einen See in Weſtpreußen. (i = j)

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo nennen die zwölf Buchſtaben an den durch ſtärkeren Druck hervorgehobenen Stellen ein Fürſtenhaus.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 44.

Bilderrätſel. Umſturzvorlage.

Schachaufgabe.

	A.
1. Sd6—e4 Kd5—e4 :	1. .... Kd5—c4
2. Db6—d4 : † ~	2. Db6—d4 : † K ~
3. Dd4—d3 ‡	3. Dd4—c5, c3 ‡
B.	C.
1. ..... e6—e5	1. ..... d4—d3
2. Sf3—d2 ~	2. Db6—c5 † Kd5—e4 :
2. Db6—d6 ‡	3. Sf3—d2 ‡

Auf alle anderen Züge folgt 2. Db6—b7 † Kd5—c4 3. Sf3—e5 ‡.

1. Rätſelfrage.

Durch richtige Zuſammenſtellung der beiden großen und der 13 kleinen Buchſtaben, aus denen die gegebenen Wörter beſtehen, erhält man: „Robert Hamerling.“

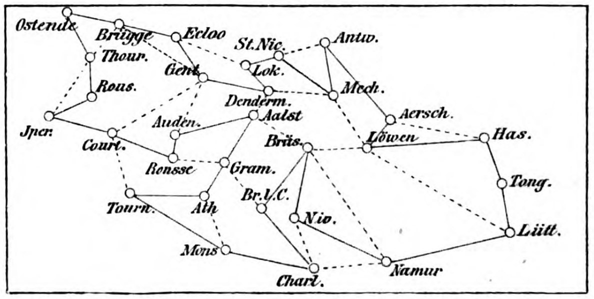
2. Vierſilbige Scharade. Fegefeuer.

3. Verwandlungsaufgabe.

„Goethe — Egmont.“

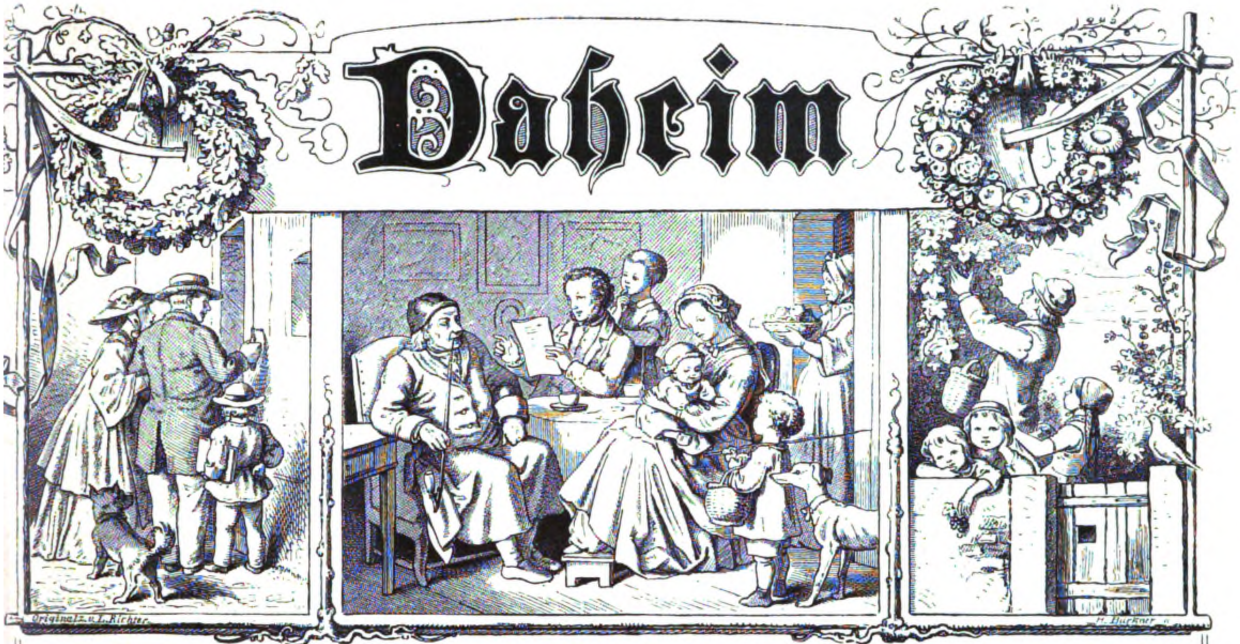
Agra **J**oel **D**am**e** **L**ot **B**ahn **A**l**e**

4. Aufgabe.



Inhalt: Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Eierlegende Säugetiere. Von Wilhelm Haacke. Mit zwei Illuſtrationen. — Durch tiefe Waſſer. Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von H. von Krauſe (E. von Hellen). (Fortſetzung.) — Deutſche Lawn-Tennis-Turniere. Von Freiherrn Robert v. Fichard. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Auf dem Markusplatz in Venedig. Von L. Wittich; Aus der Muſenalmanachzeit. Von M. Seeger; Bei der Ausſteuer. Von O. Piltz; Studie zu dem Bilde „Wohl bekomm's!“ von Carl Böker. — Erdkunde. — Länderkunde. — Heilkunde. — Naturkunde. — Tierkunde. — Sprechſaal. — Ein intereſſantes Tanzkärtchen. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Auguſt 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 46.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Ne, ne, Fräuleinchen liebes,“ ſagte die treffliche Berendtin, „nehmen Sie's nicht für ungut, wenn die Alte mitten mang die Herrſchaften ſich 'reinmengt, als wie ein ruppiger Sperling unter die glatten Kanarienvögel, aber — unſ' Heinzke! unſ' Heinzke! — Unſereins hat was erlebt in dieſem Hauſ', und hat ſein Wort dazu gegeben. ‚Kinder,‘ hab' ich geſagt, wie unſere junge gnädige Frau, das liebe Engelsbild, geſtorben iſt, ‚Kinder, ſteckt das Lamentieren auf; denn wenn der Tod wo auf dem Dache ſitzen thut, dann muß der liebe Gott von oben ihn doch zuerſt ſitzen ſehen, und der wird ſchon wiſſen, warum er ihn nicht herunterjagt.‘ — Wie unſer Kardelchen auf dem Rappen dahingeſprengt iſt, als das Bild der Geſundheit, und der Tod, der am Wege hinterm Buſch gelauert, ſich mit einmal mit aufs Pferd geſchwungen, da hat unſer Herrgott das Kommandieren auch dabei gehabt, und der Menſch hat müſſen Reiter und Pferd zuſammenbrechen ſehen, ohne nur zu muckſen. Aber hier — aber hier — aber hier — ‚Kinder,‘ hab' ich geſagt, wenn unſer gnädiger Herr über den Hof gegangen iſt, und das Rockchen iſt hinten immer ein bißchen kürzer und kürzer geworden, ‚das Alter is dat nich, dat's de Gram, de grote, grote Gram, deweil doch de Heinzke unter de Komödiante gegange is.‘“

„Sei Sie ſtill, Berendtin,“ herrſchte Tante Jeanette ſie an, „Sie redet, was Sie nicht verantworten kann.“

„Ne, ne, Fräulein Scharnettke, der Johann aus Willmersdorf hat es gehört mit ſeine Ohren, und unſ' Heinzke hat es geſprochen mit ſeinem Mund, daß er ſich nämlich verdingt hat bei einem Frauenzimmer, — der hier ſoll Herr ſein über alle Güter, verdingt bei einem Frauenzimmer! ‚Ich muß,‘ hat er geſagt, und was das für'n ‚muß‘ iſt, das weiß unſereins! So'n Weib, das hat Macht über Leib und Seel', daß ſich der Teufel davor verkriechen kann.“ Jetzt ſtand der Freiherr in dem Rahmen der Thüre, das Geſicht aſchfahl, die Augen aber flammend.

„Hinaus!“ donnerte er, daß das alte Weib und das alte Fräulein gleich geſcheuchten Vögeln entflohen, während in der Mitte des Zimmers hochaufgerichtet Eva ſtand. Auch in ihren Augen flammte es.

„Das iſt nicht wahr, Onkel, was ſie jetzt geſagt hat, wenigſtens nicht ſo, wie ſie's gemeint.“

Da erhob der Freiherr noch einmal die zur Thür deutende Hand, und ſeine Stimme hatte einen fremden Klang: „Geh auch Du! Ich ertrage keines Menſchen Anblick.“

Als Eva mit feſt zuſammengepreßten Lippen und einiger Nervoſität in der Handhabung des Zügels in den Willmersdorfer Hof einbog, war ihr erſtes Gefühl die Sorge, daß Eberty, möglicherweiſe Aufklärung verlangend, herübergekommen ſei. So gern ſie den guten Kameraden hatte, heut dünkte es ihr unmöglich, ihm wie ſonſt gegenüberzutreten. Aber nein, die Box, in die er ſein Pferd einzuſtellen pflegte, war leer. Er kam heute nicht, er kam auch morgen nicht, ſo daß ein Gefühl der Unruhe ſich allmählich Evas doch zu bemächtigen begann. Er hatte es nicht um ſie verdient, daß die Abſage ohne jede Entſchuldigung ihrerſeits abgethan ſein ſollte. Als daher wieder ein Tag hingegangen war, wurde Johann mit einer Botſchaft entſendet: „Fräulein von Hirſch und Fräulein von Vollanden ließen Herrn Leutnant erſuchen, ſich freundlich herüber bemühen zu wollen. Gnädiges Fräulein wollte ſich mündlich entſchuldigen.“

Wenngleich ſchon der Blick in Johanns runde Hundeaugen zur Entfeſſelung einer unbändigen Freude in Ebertys Herzen angethan war, verhielt er ſich doch in einiger Reſerve, und der Ton der Entgegnung war kühl: ‚Er würde die Ehre haben.‘ Kühl war eigentlich nicht der richtige Gradmeſſer für die Temperatur, in der Kurt dem Fräulein von Vollanden entgegentreten wollte. Eiſig wollte er ſein, ſelbſtverſtändlich dabei in hochgradigſter Höflichkeit verharrend.

Die eiſige Höflichkeit würde ihm, glaubte er, um ſo weniger ſchwer fallen, als er das Gefühl hatte, bei ſeinem Beſuch in dem gelben Salon mit den Damaſtmöbeln empfangen zu werden. Es warf daher einiges in der zurechtgelegten Stimmung über den Haufen, als Kurt, in den Hof einreitend, Eva dort, mit dem Buſſard beſchäftigt, gewahrte.

Der Salon des Buſſard war ein an das Treibhaus ſtoßender Abſchlag. Beim Buſſard aber war's grimmig kalt, während das Treibhaus ſich einer höchſt gemütlichen Temperatur erfreute. Eberty hatte auch ſeinerzeit einen Sitz dort für Eva zurechtgezimmert, er ſelbſt pflegte auf einem umgekehrten Faſſe Platz zu nehmen. Heute blieb er, an den Stamm eines Orangenbaumes gelehnt, ſtehen.

„Nun?“ ſagte Eva, auf das Faß deutend, und fuhr dann, als dieſes mit einer Verbeugung abgelehnt wurde, fort: „Wenn Sie im Zorn ſind, räſonnieren Sie nur darauf los.“

„Pardon, nichts liegt mir ferner, als einer Dame gegenüber zu zürnen. Gnädiges Fräulein ſind ſelbſtverſtändlich jeglicher Entſchuldigung enthoben. Eine der reizendſten Überraſchungen, die ich mir denken kann, ein ſo unvermutetes Wiederſehen mit alten Bekannten. Leider mußte der Ball ſeiner ſchönſten Zierde entbehren. Ewig ſchade, aber ein höchſt gelungenes Feſt war es dennoch. Wirklich allerliebſt — und eine neue Erſcheinung war da —“

„Nichte? Aus Memel? Wie?“

„Reizende Nichte. Ich meine, niemals eine flottere Jüngerin Terpſichores durch die Reihen geführt zu haben. Nebenbei gab es ein koſtbares Amüſement infolge einer ganz raffinierten Tiſchordnung.“

Eva hatte dieſer langen Rede mit über dem Knie gekreuzten Händen zugehört: „Das iſt nämlich alles gelogen,“ ſagte ſie einfach.

Jetzt wurde die Poſe unter dem Orangenbaum aufgegeben, und das Faß kam zu ſeinem Rechte.

„Ja,“ ſagte Kurt, ſofort kapitulierend, „alles gelogen — alles! Es war ein fürchterlicher Abend, nach außen heuchleriſches Grinſen und nach innen Wüten und Toben.“

Er war aufgeſtanden, ſchritt den ſchmalen Gang zwiſchen den Blumentöpfen einmal auf und einmal ab, und dann ſaß er wieder auf dem Faſſe, aber Eva erſchrak vor der Totenbläſſe, die urplötzlich ſein Geſicht überzogen, vor dem Blick ernſter Entſchloſſenheit.

„Es muß vom Herzen herunter, oder ich erſticke daran; Sie ſollen es wenigſtens hören, daß — daß —“

In Evas Seele flutete mit grellem Licht die Erkenntnis auf, daß das nicht der leichtlebige Offizier, nicht der luſtige Kamerad mehr war; das war ein Menſch, in deſſen Seele ſich eine ungeahnte Tiefe plötzlich vor ihr aufthat, eine Kluft, aus der es ihr dunkel und trennend entgegengähnte. Ihr bangte vor dem kommenden Wort, und zugleich mit der Erkenntnis regte ſich der Selbſtvorwurf.

„Kein Wort weiter. Ich wußte nicht, daß es ſo ſtand. Sprechen Sie es nicht aus. Laſſen Sie mich nicht fürchten, daß ich meinen guten Kameraden verloren habe für alle Zeit.“

Kurt ergriff ihre beiden Hände, und in ſeinen Augen blitzte es halb verzweifelt, halb drohend: „O, Sie, Sie — ſagen Sie mir nur eins, iſt er es, der in Ihrem Herzen zwiſchen mir und dem ſteht, was das Einzige iſt, um deſſentwillen mir das Leben wert erſcheint?“

Eva wurde glühend rot und dann ſehr blaß: „Ja.“

Einige Minuten ſpäter, und Eberty ſprengte wieder durch den Wald. Er wollte ſich auf das Lied beſinnen, das ihm geſtern in den Ohren geklungen, und endlich fand er es:

„Von der Hoffnung zu ſcheiden,
Zu ſcheiden vom Glück —“

Erſt heute hatte ſich der richtige Abſchied vollzogen. — —

Auf den entfeſſelten Sturm in dem Warnsdorfer Hauſe waren einige Tage der Ruhe gefolgt, dazu angethan, im Strome des häuslichen Getriebes wenigſtens die Oberfläche zu glätten. Aber noch einmal ſollte der Wetterſtrahl niederfallen, ohne Wahl, ob auch das Haupt, das er trifft, ein ſchon gebeugtes war.

Wenn man dem Freiherrn in früheren Jahren geſagt hätte: „Rönneberg, es ſoll Dir beſchieden ſein, ein Vierteljahrhundert Deines Lebens mit Deiner Kouſine Jeanette zu verbringen!“ ſo hätte er gemeint: „Mit dieſer wandelnden Kathedrale? Da müßte ich denn doch Tinte getrunken haben, oder der Reſt von dem, was der Menſch ſeinen Guſto nennt, müßte mir abhanden gekommen ſein.“

Keine Verirrung des Freiherrn in Bezug auf einen Trunk von dem ſchwarzen Naß war zu verzeichnen, keine Änderung in anbetracht ſeines Guſtos in Vermerk zu nehmen. Er hatte an dem Ewig-Weiblichen heute noch gern, was er allezeit an ihm gern gehabt hatte: etwas Rundliches, prall Gekleidetes, mit roſigen, friſchen Wangen; etwas, was da ſein Liedchen trällerte, wenn es knüttete oder Wäſche ſtopfte; dem bei Gold und Spangen die Augen leuchteten, und das nebenbei zu ſchmeicheln verſtand, wie ein Polenjunge.

Weder war Fräulein Jeanettens Geſtalt eine rundliche, noch zeigte ihre Wange die rötliche Tönung. Wäſche ſtopfen und dabei ein Lied ſingen, wäre eine Entweihung des letzteren geweſen. Gold und Perlen zogen als eitel Spreu Nichtachtung nach ſich —, und was nun gar das Schmeicheln anbetraf — ?

Auch in Jeanettens Adern floß Rönnebergſches Blut, und faſt wäre es, wenn Jeanette geſchmeichelt hätte, geweſen, als ob der Freiherr ſich ſelber auf das Kätzlein aufgeſpielt.

Und andererſeits: wenn man Tante Jeanette in jenen Jahren geſagt hätte: „Du ſollſt über ein Vierteljahrhundert Deines Lebens mit Deinem Vetter Guſtav Rönneberg verleben“ — „Oho,“ hätte Tante Jeanette geantwortet, „mit dieſem Bären ohne Tanzkunſt? Da müßte ich ja aller irdiſchen Zuflucht bar, müßte mir ſelbſt untreu geworden ſein und dem, was mein eigenſtes innerliches Leben iſt.“

Mit nichten war Tante Jeanette aller irdiſchen Zuflucht bar, inſofern das freundliche Stiftsſtübchen zu Königsberg, wohl möbliert, wohl geordnet, als ſolche Zuflucht vorhanden war; auch innerlich war Tante Jeanette vollkommen ſie ſelbſt geblieben. Sie nahm ihren Gedankenflug noch gern weit hinaus, ſie liebte, was außerhalb, ſie mißachtete, was innerhalb der landwirtſchaftlichen Sphäre ſtand; — ſie haßte den Beruf des Landmannes im allgemeinen, die Geſpräche über Klever, Brache, Ochs und Schaf im beſonderen. Es verdroß ſie jedes Sichbreitmachen des von ihr unterſchätzten Berufs; aber ihrer Pflicht genügte ſie doch.

„Rönneberg, Rönneberg, Du unterſchätzeſt Deine Jeanette,“ hatte der Nachbar von Vollanden oft genug geſagt. „Mag doch ihr Geiſt hin und wieder in höhere Lüfte auf Pürſche gehen, wenn er nur zur rechten Zeit wieder auf die Erde zurückkommt; und das thut er, verlaſſe Dich darauf. Trotz dem kleinen Dröhn mit dem Kunſtgeſchwärme iſt Dein Haushalt der beſtgeführteſten einer, und was Deine Küche anbetrifft — alle Achtung! Hab' mit drei Frauen und mindeſtens ſiebzehn Kochmamſells zu thun gehabt, verſtehe mich einigermaßen auf den Rummel und ſage nichts weiter als: Sei Du froh, daß auf dem Bahnhof Deines Haushalts gerade die Jeanette die Weichen ſtellt.“

„Sollt' ſich unterfangen!“ brauſte der Freiherr, dem jegliches Weiberregiment eine Unehre dünkte, mächtig auf.

So hatten in offen ausgetragenem Streit und gefliſſentlichem innerlichem Auseinandergehen zwei Widerſacher das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihres Beiſammenlebens hinter ſich.

Der alte Michel, Kämmerer a. D., Ortsarmer mit Beibehaltung von Kuh und Schwein, war an Stelle der mittlerweile heimgegangenen Botenfrau zum Poſtboten ernannt worden, und alltäglich ſah man ihn auf einem blinden, aber noch thatkräftigen Schimmel vor der Thür des Warnsdorfer Wohnhauſes Halt machen, um die Poſttaſche und allerlei Beſtellungen entgegenzunehmen, reſpektive wieder abzubringen.

Auch heute hatte er die Stadtſemmeln auf das Tablett gelegt, die Hefenbüchſe, aus der es gärend quoll, daneben geſtellt, aus der einen Rocktaſche den Eſſig, aus der anderen den Lampendocht hervorgeholt, und nun ging er, wie er alle Tage that, die Poſttaſche ſelbſt dem gnädigen Herrn zu übergeben.

Der Schlüſſel zu dieſer Taſche wurde ſeitens des Freiherrn wie ein Heiligtum gewahrt; jeder Brief hinaus hatte ſeine Abgangsſtation auf der beſtimmten Schreibtiſchecke hart neben der Haſenpfote, die dem verſchütteten Streuſand zuleibe ging. Jeder Brief ins Haus wurde ſtrenger Kritik unterworfen, ehe er ſein Ziel erreichte, das heißt dem Empfänger ausgehändigt wurde.

Tante Jeanette ſtand gerade in dem hellen Zimmer mit den dunklen Schränken, ihres Amtes im Bereich der Wäſche zu warten. Schneeig türmte es ſich um ſie auf, hier die Handtücher, dort die Servietten. Fragend ging der Blick zu dem Waſchzettel — unruhvoll ſchweifte er umher, wenn ein Stück ſich verkrochen hatte, und befriedigt murmelte die Lippe die Schlußzahl, ſo dieſe mit dem Geleitsbrief ſtimmte.

Der Inhalt der mächtigen Schränke brauchte den Strahl der lachenden Winterſonne nicht zu ſcheuen. Seidengleich „gemangelt" türmte es ſich auf, was da im Gute geſponnen und im Hauſe gewebt war, obſchon keine der „Marjellen" mit dem Spinnen mehr heran wollte. Das Tall Garn, fein genug, daß man es durch den Trauring zu ziehen vermochte, hatte aufgehört, ein Gegenſtand des Ehrgeizes für die Marjellen zu ſein; dafür waren ja das Maſchinengarn und die ſich ſtetig Terrain erobernde Baumwolle da; jenes ſtumpfe Gewebe, das ſich — Tante Jeanette griff nach dem nächſtliegenden Vergleich — zu dem köſtlichen Linnen verhielt, wie der grieſe Dorfkater dort im Schnee zu ihrem Lieblingskätzchen angoriſcher Abſtammung.

„Gnädiges Fräulein werden gebeten, ſich ſofort zum gnädigen Herrn zu bemühen," meldete Ferdinand, der Diener. Es gibt im Leben Zeiten, bei denen der Menſch das permanente Gefühl hat, ſich vor irgend einem Unheil decken zu müſſen, ein Gefühl, in deſſen Bann Tante Jeanette die letzten Jahre gelebt hatte, das ſie mit ſich trug, zugleich mit dem niederdrückenden Bewußtſein einer geiſtigen Feigheit.

Als ſie jetzt dem Freiherrn gegenüberſtand, wußte ſie, was der nächſte Augenblick bringen würde.

„Was bedeutet dieſer Brief, Johanne?"

Es war ein Brief mit dem Poſtſtempel Berlin, auf dem außer der Adreſſe in feiner gekritzelter Handſchrift zu leſen ſtand: Abſender Ernſt Bleimann.

„Du geſtatteſt wohl, daß ich den Brief leſe, ehe ich Dir Rechenſchaft über meine Korreſpondenz ablege, Guſtav?"

„Lies!" donnerte der Freiherr, „obſchon ich zu hören fürchte, was hin und wieder als Verdacht in meiner Seele aufgeſtiegen iſt, und was ich niedergehalten habe, gleich einem böſen Leumund, der da aufducken will."

Tante Jeanette hatte den Brief, den erſten, den ſie von jener Seite erhielt, geleſen.

„Gnädiges Fräulein werden entſchuldigen, wenn ich als ein vom Schickſal hart geplagter Mann es mich unterfange, an die Zeit anzuknüpfen, in der ich die Ehre hatte, unter meine Schülerinnen auch das Fräulein von Treuenfels zählen zu dürfen. — Daß gnädiges Fräulein ſich meiner mit dem bekannten Wohlwollen erinnert, bewies mir der Umſtand, daß gerade ich auserſehen war, den Herrn Neffen in ſeinem hübſchen Talent zu fördern. Ableugnen will ich es nicht, daß mir die Sache ohne die Heimlichkeit dem Herrn Großvater gegenüber angenehmer geweſen wäre, inſofern das eine das andere nach ſich zog, und auch viel Fatales bei der Aufnahme des jungen Herrn in mein Haus für mich damit verbunden war.

Allerdings hat ja Herr Heinz nachher das Seinige gethan, den Wolf, den man Mangel nennt, von meiner Thür fern zu halten; jetzt aber ſind der junge Herr abgereiſt. Die Beſtie heult und winſelt wieder, und gnädiges Fräulein werden es verſtehen, daß ich nach der Hand greife, die ſich mir ohne mein Dazuthun ſeinerzeit entgegengeſtreckt hat.

Ich richte dieſen Brief an Sie und nicht an den Herrn Freiherrn von Rönneberg, inſofern Ihr Herr Neffe mir das Verſprechen abgenommen, Herrn Großvater nicht wiſſen zu laſſen, daß Ihre Vermittelung es war, die den jungen Herrn veranlaßte, ſich als heimlicher Schüler bei mir einzufinden, und der damit die Brücke zwiſchen uns wieder aufgeſchlagen hat. — Gnädiges Fräulein brauchen nur die Findigkeit Ihres Herzens walten zu laſſen, und ich verbleibe zu gleichen Teilen in Diskretion wie in Hochachtung hochdero ergebenſter

Ernſt Bleimann."

Ohne ein weiteres Wort reichte Tante Jeanette den Brief dem Freiherrn, während ſie dann ſtarren Blickes zum Fenſter hinausſchaute, als ſeien dieſer Hof, dieſer verſchneite Gartenzaun, dieſer Brunnen ein Teil ihrer ſelbſt, und als würde ein Riß durch ihr Inneres gehen, wenn ſie möglicherweiſe zu dieſem Thor hinauswandern müßte.

Jetzt legte ſich die Hand des Freiherrn auf ihren Arm, und der Griff, der denſelben umfaßte, war hart: „Unſeliges Weib, was haſt Du Dir gedacht?"

„Gedacht habe ich weniger, gefühlt habe ich, Guſtav!"

„Und was haſt Du gefühlt, als Du, die Du ein Vierteljahrhundert die Füße unter meinen Tiſch geſteckt, deren Mutter mit meinem Vater die gleiche Kinderſtubenluft geatmet, was haſt Du gefühlt, als Du, mit der einen Hand für mein leibliches Wohl ſorgend, die andere ausſtreckteſt, um Dich mit meinem Fleiſch und Blut gegen mich zu verbinden."

„Du haſt von Deinem Standpunkt aus recht, Guſtav, ich aber von dem meinen auch. — Nach Jahren voll innerem Hungern und Dürſten habe ich wie vor einem Wunder geſtanden, als ich in Heinz den erſten aus unſerem Stamme ſah, in deſſen Adern das Blut einen anderen Kreislauf genommen, deſſen erhobenes Haupt einmal über den begrenzten Horizont unſerer Art hinausſchauen durfte! — Die Pflicht muß ſchweigen, der Beruf muß ſchweigen, wenn ſolche Berufung ihre Stimme ertönen läßt. Alle großen Geiſter ſind dieſer Berufung gefolgt. *Er* durfte nicht durchs Leben gehen, wie die Rönnebergs alle, als ein Menſch voll Ordnungsliebe und Thätigkeit, pochend auf ſeinen Stammbaum und dabei leutſelig gegen Untergebene. Und als mich Heinz nun anflehte: ‚Tante, verhilf Du als einzige, die meine Natur nach anderem Maßſtab mißt, mir zu dem, wonach meine Seele lechzt', — da — da habe ich es gethan. Ich war es, die ihn jenem Ernſt Bleimann als Lehrer überwies, ich war es, die ihm die Stunden bezahlte. Ich habe es gethan, daß Du's weißt, und — ich würde es heute abermals thun — trotz allem."

Die geballte Hand des Freiherrn ſtützte ſich auf den Tiſch: „Laß mich allein, Jeanette, oder ich vergeſſe, was Du alle die Jahre in meinem Hauſe geweſen biſt. Hörſt Du, hörſt Du! Laß mich allein!" und dröhnend fuhr die Fauſt auf die Tiſchplatte.

Dann ſtürmte der alte Mann, wie das ſo ſeine Art war, hinaus. Er ließ, obſchon die Stunde eine ungewohnte, den Rappen anſchirren und fuhr auf federloſem Wägelchen längs des hartgefrorenen Weges auf die Vorwerke hinaus, ſah mit krauſer Stirn in dieſe Stallthüre und in jene, ſchaute in das Schmiedefeuer, legte ſelbſt die Hand an den Blaſebalg und ſagte bei alledem kein Wort.

Als mit der hereingebrochenen Dunkelheit das Wägelchen wieder in den Hof hineinraſſelte, da hatte ſich in dem Hauſe vollzogen, was ſich vollziehen mußte.

Auf dem Tiſche unter der hellen Lampe lag eingeſiegelt der Schlüſſel des Schubfaches, das den ganzen Schlüſſelkorb barg, und dazu ein Brief mit den Worten: „Lebe wohl, Guſtav, und habe Dank für den Schutz Deines Hauſes. Unſere Füße können nicht mehr dieſelbe Straße wandeln, trotzdem aber: Gott ſegne Dich."

Dann folgte ein genaues Inventar der im Hauſe vorhandenen Vorräte und andere wirtſchaftliche Angaben.

Es war zum erſtenmal, daß der Freiherr an dem mächtigen Eichentiſche der dampfenden Abendſuppe allein gegenüber ſaß.

Er fuhr mit der ſchweren ſilbernen Kelle ein wenig täppiſch bis auf den Grund der Terrine, füllte ſich den Teller bis über den Rand hinaus und — ließ die Suppe ſtehen.

13. Kapitel.

Ein wenig abſeits von dem Kern der Stadt, da, wo die Vorſtadt ihre zumeiſt einſtöckigen Häuſer zeigte, und wo die Baugründe noch billig waren, hatte ſeinerzeit ein unbeweibter Urahn derer von Treuenfels ſeinem Namen ein würdiges Denkmal geſetzt.

Er hatte für die hinterbliebenen Töchter ehrſamer Beamter der Stadt ein Stift erbaut, wobei jedoch jegliche, ſich des Namens Treuenfels erfreuende Jungfrau mit der beſten Stube den Vorrang haben mußte.

Allerdings forderten die Statuten, daß jede der Damen eine beſtimmte Zeit im Jahre ihr Heim beziehen mußte, aber die Statuten waren dehnbar, und dem Kuratorium kam es nicht darauf an, ein Auge zuzudrücken. So war's gekommen, daß Tante Jeanette nur gelegentlich einmal im Stifte erſchien, um nach dem Rechten zu ſehen. Die „Eintagsfliege“ nannte ſie das Curatorium.

Wahrſcheinlicherweiſe mochte für die Maid, die da federnden Ganges, das Herz voll Glückesſehnſucht, an dem Stift vorüberwechſelte, über deſſen Pforte geſchrieben ſtehen: „Laßt, die Ihr eingeht, jede Hoffnung ſchwinden!“ Für die Kampfesmüden aber lautete der Spruch: „Und mit dem Abend kommt die Ruh!“

Als eine ſolche Kampfesmüde hatte ſich Tante Jeanette die langen Jahre ihres Aufenthaltes in Warnsdorf zu fühlen gemeint; ſie kannte das Landleben und mit ihr die Kehrſeite der Medaille.

Das Ohr, vor dem die Zukunftsmuſik eines Wagner rauſchte, hatte für den Sang heimkehrender Schnitter (heimkehrende Schnitter waren ungebildete Knechte und Mägde) kein rechtes Gefühl. Das Bild einer Landſchaft mit gemalten Rindern und Schafen ſtand bei Jeanetten weit über der Landſchaft ſelber, die Kunſt hob den Menſchen empor, während die Wirklichkeit in Rindern und Schafen ihn herabzog. Lieblich wandelte es ſich zwiſchen der Tulipane und der Ranunkelroſe, aber der Gärtnersmann, der die Tulipane gehegt, war ein Lüftling, der die alte Zwiebel dem Faulen preisgegeben, und jeglicher Ankauf an Sämereien für den Garten erregte ebenſo den Sturm in der Seele des Freiherrn, wie jede Anforderung für Geſtellung von Arbeitern zu deſſen Inſtandhaltung. Wenn es dann in plötzlicher Erkenntnis den Baron überkam, daß der Garten eigentlich wie Kraut und Rüben ausſähe, dann „hätte die Johanne ein Auge darauf haben müſſen“ ꝛc. ꝛc. — immer war redlich das Wollen und ſo ſehr erſchwert das Vollbringen.

Ja, ja, die Ruhe würde kommen angeſichts der hübſchen dunklen Möbel mit den feinen gelben Streifchen, des Schäferpaares aus Meißen dort in der Servante, der etwas verſchoſſenen grünſeidenen Decke, die das einfache Lager verhüllte, und der Ahnen derer von Treuenfels über dem Sofa.

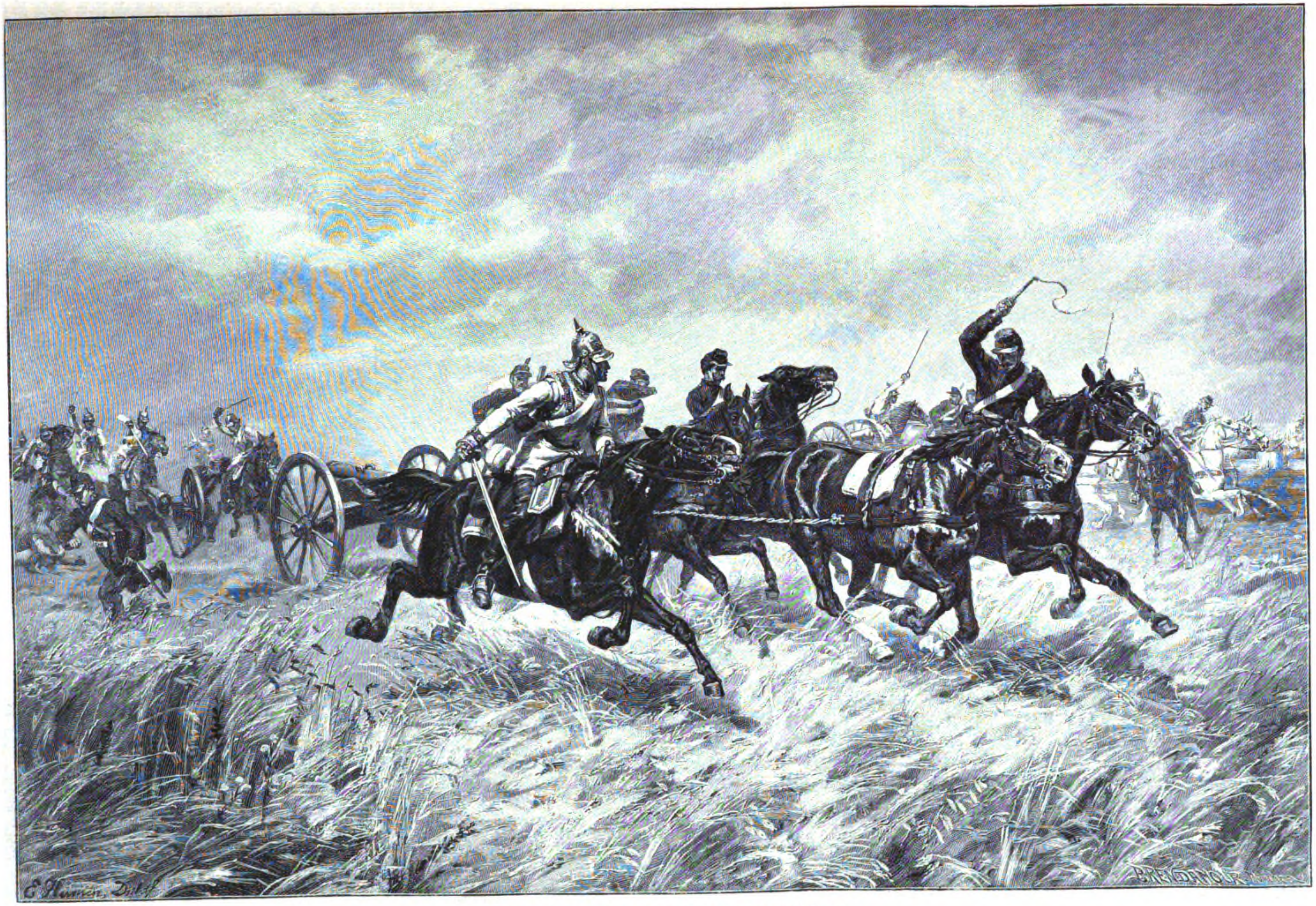
Vielleicht geſchah es nicht ganz ohne Abſicht, daß eine oder die andere der den Korridor durchſchreitenden Stiftsdamen jener nun endlich geöffneten Thür gegenüber den Schritt etwas verzögerte. Das Eintreffen Jeanettens wurde überhaupt Veranlaſſung zu allerlei Meinungsaustauſch unter den Damen; Köpfe neigten ſich gegen einander und fuhren aus einander, und bereits in den erſten Tagen wehten die Lüfte ein wenig ſchwül.

Immer noch in der Erwartung, daß das Einleben in die neuen Verhältniſſe ſchon kommen würde, war der ſcharfe Winter des Jahres 1866 vorübergegangen, und die Jungen in den Straßen boten, wie ſie alljährlich thaten, die weißen Kätzchen an den braunen, ſtraffen Weidenzweigen zum Verkauf. An dem Fenſter mit ſeinen vielfach geteilten Scheiben, ſeinen weißen Gardinen und der Asklepia an dem Gitter ſaß Tante Jeanette, den dicken wollenen Armen-Leute-Socken ſtetig fördernd, und ſah dem Jungen, den ſie mit wenigen Pfennigen hatte abfertigen müſſen, nach. Sie hätte ſo gern, nach Warnsdorfer Prinzipien waltend, die Kinderhand mit Äpfeln gefüllt oder wäre dem frierenden Jungen mit einem Töpfchen Kaffee zu Hilfe gekommen. Enge Verhältniſſe aber ſind ein enger Rahmen, und Tante Jeanette ſollte ſich erſt mit der Zeit bewußt werden, *wie* eng ihre Verhältniſſe eigentlich waren.

Freilich hatte eines Tages als ſeltenes Vorkommnis vor dem Stift eine Droſchke gehalten, der kein anderer entſtiegen war, denn der Nachbar von Vollanden. Er hatte von dieſem erzählt und von jenem; daß die neue Hausdame in Warnsdorf ſchon wieder über alle Berge ſei; auch wollte er doch 'mal ſehen, wie ſein verehrtes Fräulein Jeanettchen ſich eingelebt. Hm! — Dann war er, die Diplomatenrolle beiſeite ſchiebend, mit plötzlichem Entſchluß ſcharf auf den Zweck losgegangen, der ſeinem ganzen Beſuche zu Grunde lag.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Hauptſpaß. Nach einer Aufnahme von Johs. Roether-Braunſchweig.


E. Hünten, Del.
BRENDAMOUR

Verfolgtes Geſchütz. Nach dem Gemälde von Emil Hünten.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtängl in München.)

Die heißen Höhlen von Monſummano.

Von Ida Boy-Ed.

(Abdruck verboten.)

Selten hat uns die Natur eindrücklicher an ihre geheimnisvolle unterirdiſche Thätigkeit gemahnt, als in dieſem Jahre, wo die immer wiederkehrenden Erderſchütterungen ſowohl im Karſtgebiet als auch in toskaniſchen Landen die Sorge wachriefen. Im Alltagsleben nimmt man die Macht und die Arbeit der großen Walterin als etwas Selbſtverſtändliches hin und denkt nicht daran, daß auch ihre ewigen Geſetze einmal eine Störung erleiden könnten. Aber ſowie wir über den Organismus der Natur, wie über den des Menſchen nachdenken, wundern wir uns im Grunde nicht mehr über die Störung, ſondern wir ſtaunen vielmehr die Ordnung als das unfaßlichſte Wunder der Schöpfung an. Dies Staunen wächſt, wenn wir uns jenen Stätten nähern, wo die Natur von ihren verborgenen Kochherden aus ihre vielfältig zuſammengebrauten heißen Brühen emporſprudeln läßt, daß ſich die kranke Menſchheit daran geſund trinke oder darin geſund bade. Und in Toskana gar hat die kluge Ärztin ihr Meiſterſtück geſchaffen, ſie hat eine Wärmeſtube hergerichtet und in der raffinierteſten Weiſe ausgeſtattet, umſichtiger und vorſichtiger, als die modernſte Hygiene bei einer künſtlichen Anſtalt könnte, daß auch der Schwächſte noch in ihr zu atmen vermag. Dazu hat ſie ihr eine landſchaftliche Umgebung gegeben, welche wie lautere Harmonie auf die Seele wirkt.

Wenn man die große Straße des Weltverkehrs, die Bahn, welche den Strom der Reiſenden von Deutſchland nach Florenz und Rom bringt, bei Piſtoja verläßt, fährt man in dem von den herrlichen, villenbeſäten Bergen des piſtojenſiſchen Apennin umſäumten Thal des Nievole bis zur Station Pieve-Monſummano. Von hier geht es in kurzer Wagenfahrt durch die von Oliven, Maulbeeren und Vignen durchſetzte Landſchaft zunächſt nach Monſummano baſſo. Die Namengebung iſt in Italien von merkwürdiger Armut, auch hier wiederholt es ſich, daß zwei Ortſchaften, die eine Wegeſtunde voneinander liegen, den gleichen Namen tragen. Hoch über Monſummano baſſo, den Gipfel eines ſchroffen, grauen, ſterilen Berges krönend, liegt Monſummano alto und am Fuß dieſes Berges endlich, gegen Südweſten gewandt, Monſummano-Grotta. Zwiſchen den blauen, ſanftlinigen Bergen, die alle bis zum Gipfel reiche Kultur oder doch die junge Aufforſtung tragen, die den Apennin in hundert Jahren oder früher noch, wieder zu dem Waldgebirge machen wird, das er vor den Zeiten der Völkerwanderung war, zwiſchen dieſem lachenden Reichtum liegt der Berg von Monſummano wie ein fremder, finſterer, öder Gaſt. Man konnte ihn nicht anders benutzen, als ſeine Steine von ihm nehmen. Und im Jahre 1849, als Arbeiter bei dem Abhauen eines großen Blockes beſchäftigt waren, ſank ihnen dieſer plötzlich zurück und ſank in eine nächtige Tiefe, im Fall das Aufrauſchen eines nicht ſichtbaren Waſſers erzeugend. Auch wehte den Leuten ein feuchtwarmer Atem entgegen.

Die entdeckte Höhle lag auf dem Boden, welcher Herrn Domenico Giuſti gehörte, dem Vater des für Italiens politiſche Entwickelung ſo ungemein wichtig geweſenen ſatiriſchen Dichters Giuſeppe Giuſti. Der intelligente und wagemutige Mann ſtellte Nachforſchungen an, Ärzte der Gegend ſchloſſen aus einigen zufälligen Heilungen, die rheumatiſche Arbeiter bei dem Aufenthalt in der Höhle an ſich erfahren, auf die beſonderen Kräfte derſelben, der damalige Großherzog von Toskana kam, ſich das Wunder anzuſehen, und bald erhob ſich vor der zugänglich gemachten Höhle ein kleiner Bau, der Kranke aufnahm. Garibaldi und Koſſuth gehörten zu ihren erſten Gäſten; der eine ward von ſeiner bei Aspromonte erhaltenen Wunde, der andere von ſeiner Kopfgicht geheilt. Nach wenigen Jahren mußte der Bau vergrößert werden, und es konnten vielleicht fünfzig Menſchen Unterkommen finden. In der Nähe ſiedelten ſich noch drei oder vier ſehr beſcheidene Gaſthäuſer an. Das war alles, und das — iſt alles.

Mit einem Gleichmut, der zur Hälfte auf dem Bewußtſein beruht, einer „Herrenfamilie" anzugehören und nicht zur Arbeit verpflichtet zu ſein, zur anderen Hälfte der italieniſchen Indolenz entſpringt, vermeiden die jetzigen Beſitzer alles, die Grotte einem weiteren Kreis von Leidenden zugänglich zu machen, ihren rätſelhaften Wundern durch Männer von Fach nachſpüren zu laſſen. Denn von Rätſeln iſt die Grotte erfüllt, von Rätſeln noch umgeben das Geheimnis ihrer Wirkung.

Wenn man direkt vom Korridor des Wohnhauſes den Vorraum der Grotte betritt, zur Kur nur angethan mit einem langen, an Hals und Handgelenk geſchloſſenen weißen Hemd, ſchlägt einem eine Art Treibhausluft entgegen. Durch einen, ſich in den Berg hineinbohrenden Gang, den zwei Thüren noch teilen, um jede Außenluft abzuhalten, kommt man in die Höhle ſelbſt. Ihr gangbar gemachter Raum iſt 247 Meter lang und oft ſo ſchmal, daß man eng zwiſchen den Tropfſteinwänden geht, teils auch ſo niedrig, daß ſehr hochgewachſene Perſonen ſich bücken müſſen. Zu Anfang, in der Mitte und am Ende dehnen ſich weitere Räume, die nach ihrer ſich tiefwärts ein wenig ſteigernden Wärme die Namen il paradiso, il purgatorio und l'inferno tragen.

Drunten in unergründeten Schluchten befindet ſich warmes Waſſer, ein primitives Gitter ſchützt den oben Dahinſchreitenden. In den erſten Jahren mußte man im Purgatorio eine Barke beſteigen und beim Schein der die Höhle und die ſchwarzen Maſſen unſicher beleuchtenden Stearinkerzen hinüberrudern zum Inferno. Es mag eine Fahrt geweſen ſein, bei der auch einer dürftigen Phantaſie Charons Nachens einfallen konnte. Über der unerforſchten, ſchwarzen, blanken Tiefe ein Nachen voll gebrechlicher Menſchen, rings an den Wänden und von oben herab ſich neigend die wunderlichen Gebilde der Stalaktiten und Stalagmiten, kaum erkennbar im myſtiſchen Halbdunkel! Aber da ſchlug einmal ſo ein Nachen um. Die Inſaſſen retteten ſich an die Felſenwände mit ihren ſchwammgeformten Auswüchſen, der Nachen blieb verſchwunden. Nach 37 Jahren kam er wieder aus den Untiefen hervor. — Man baute ein Fondamento, einen aufgeſchütteten Gang, vom mittleren zum hinteren Höhlenteil.

Die Höhle hat eine Wärme von nur $26{}^1/_2{}^0$ Reaumur. Vielfach iſt behauptet worden, daß das Waſſer erheblich wärmer ſei und durch den Wärmeaustauſch, der zwiſchen ihm und der kälteren Höhle ſtattfinde, die angenehme, feuchte Wärme entſtehe. Allein das Waſſer hat genau die gleiche Temperatur wie die Höhle, und $26{}^1/_2{}^0$ iſt ſchließlich kein Hitzegrad, der es erklärlich machen könnte, daß man alsbald in heftige Tranſpiration gerät, wie bei einem Dampfbad. Es iſt wohl anzunehmen, daß Höhle wie Waſſer ihren Wärmegehalt von dem gleichen, mittelbaren Herd aus bekommen. Denn das Feuer, das dieſe Räume und dieſe Teiche heizt, muß tief, tief drinnen verborgen ſein; die Milde, Leichtigkeit und Gleichmäßigkeit der Luft wäre ſonſt nicht zu erklären. Das ebenfalls noch unaufgeklärte Phänomen der Ventilation der Höhle ſchien uns, die wir dieſen an Gewittern, Regen und Erdbeben ſo reichen italieniſchen Frühling hier verlebten, eben nicht als ein ſolches Phänomen. Denn es regnete ganz einfach durch! Nach Tagen heftiger Güſſe zeigten ſich allemal große Leken in der Höhle. Wo Waſſer ſeinen Weg findet, findet ihn die Luft auch. Der eintönige Tropfenfall, der ſonſt die brütende Stille der Höhle als einziges Geräuſch unterbricht, iſt ſtärker als in der Tropfſteinhöhle zu Brando auf Korſika und ähnlich jenem in der Baumannshöhle. Die Bildungen des Geſteins aber ſind in derjenigen von Monſummano am ſchönſten, man möchte beinahe ſagen, am ſtilvollſten. Daß aber die Luft in der Höhle von Monſummano beſondere Beimiſchungen hat, welche belebend, d. h. ſäfteumlaufbefördernd auf den Menſchen wirken, hat jeder empfinden müſſen, der in ihr eine Kur brauchte. Man geht für alle Arten von Rheumatismus, Gicht, Neuralgien, für einige Arten Ohrkatarrhe in die Höhle; es iſt auch gewiß, daß es keine geeignetere Weiſe gibt, die Folgen der Influenza aus dem Körper zu jagen, wie überhaupt die Höhle für viele Krankheiten, die auf Trägheit oder Verkehrtheit des Blutumlaufes beruhen, vortrefflich ſein muß.

Aber wie ſchon betont: die Natur hat hier ein Gnadengeſchenk an die Menſchheit gemacht, und es geſchieht zu wenig, den Leidenden dieſe Gnade zugänglich zu machen. Das tadellos ſaubere Haus mit ſeiner annehmbaren Küche, ſeinen großen Zimmern und ordentlichen Betten wäre mit ſo geringen Mitteln ein wenig mit jenem Komfort zu verſehen, welcher leidenden wie gebildeten Leuten gleich notwendig iſt. Die Preiſe ſind für das Gebotene viel zu hoch. Das Leben in Italien iſt ſonſt überall ſo billig, daß ſich für uns Deutſche bei einem nur vier- bis ſechswöchentlichen Aufenthalt ſchon die Koſten der weiteren Reiſe ausgleichen. Und da das Klima gerade für Kuren obengenannter Art ganz beſonders günſtig iſt, und man nicht wie in vielen Schwarzwald- und böhmiſchen Bädern, durch die Einwirkung kalter Luft in regneriſchen Sommern auf die geöffneten Poren der gereizten Haut fortgeſetzten Erkältungen ausgeſetzt iſt, ſo würde Monſummano auch im Mai, Juni und September ein großes Publikum Heilungsbedürftiger heranziehen können.

Dazu freilich müßte ein Arzt von Ruf hier ſein. Weshalb die Beſitzer nicht einen jener zahlreichen, namhaften deutſchen Ärzte heranziehen, die an der Riviera oder in Südtirol an den Winterkurorten thätig und beider Sprachen völlig mächtig ſind, bleibt unerklärlich. Es befindet ſich ein junger Doktor hier, der eben die Univerſität verlaſſen hat; faſt jedes Jahr kommt ein anderer junger Medizinbefliſſener dieſer Art, bei dem vor allen Dingen eins ſicher iſt: daß er von der Höhle ebenſowenig weiß wie die Kurgäſte. Im Juli und Auguſt zwar iſt ein Arzt aus Florenz hier, Profeſſor Mya, von dem wenigſtens eine That für Wiſſensdrang zeugt: er hat, eine Laterne im Munde, verſucht, die Teiche der Höhle entlang zu ſchwimmen. Doch hat er wegen der Verengungen in den Tropfſteingängen umkehren müſſen.

So ruht die Höhle in den Tiefen des Berges, ein geheimnisvolles Wunder, unerforſcht und in ernſtem Schweigen Zeugnis ablegend für die Weisheit und Größe ihres Schöpfers. Sie ladet den Menſchen förmlich ein: „Komm und enthülle mein Weſen, komm und heile bei mir deine Leiden.“

Vielleicht wird es einmal einem deutſchen Gelehrten und einem deutſchen Arzt möglich ſein, dem Ruf der Natur hier zu folgen, ihn verſtehen zu helfen. Und wenn dieſe Zeilen dazu beitragen würden, die Aufmerkſamkeit der rechten Leute auf die heißen Höhlen von Monſummano zu lenken, dann haben ſie ihren Zweck erfüllt.

Durch tiefe Waſſer.

Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von H. von Krauſe (C. von Hellen).

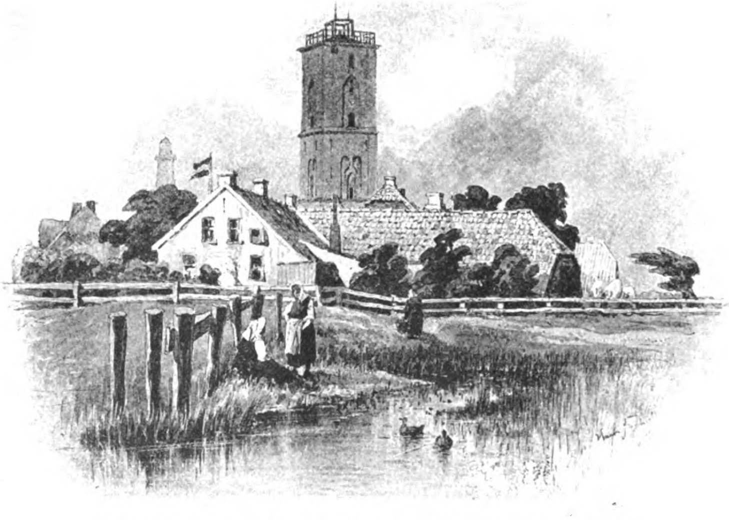
(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Ein Flüſtern ſchien dem Geheimſekretär das Fallen der Tropfen, und was es ſagte, war ein Wort, das ihm immerfort vor den Ohren klang: „Mörder, Mörder, Mörder!“ Ein banger Schrei klang durch die Nacht, er bebte, daß ihm die Zähne zuſammenſchlugen. War es ein Hilferuf? Da hörte er es wieder. Eine Eule klagte. Er ſchloß das Fenſter, die Töne waren ebenſo ſchlimm wie die Bilder. Er zündete ein Licht an und begann zu leſen, aber zwiſchen den Zeilen ſchwammen weiße Geſichter auf dunkler Flut, und bisweilen war es ihm, als ſtehe jemand hinter ihm und ſtarre mit in das Buch. So kämpfte er, bis der Morgen graute. Der Regen hatte aufgehört, und nach und nach tauchten die Bäume des Gartens aus der Dunkelheit auf, die Vögel begannen ſich zu regen. Er ſuchte noch einmal ſein Lager, aber mit einem Schrei fuhr er auf, denn ihm träumte, er ſtände vor dem Markgrafen, der ſaß auf einem hohen Stuhl, ſah ihn an und fragte: „Wo iſt das Mädchen?“ Er wollte ſeine Geſchichte erzählen, wie er ſie zurecht gelegt hatte, da wurden die Augen des alten Herrn plötzlich wie glühende Kugeln, ſein ganzes Geſicht begann zu leuchten, ſeine Geſtalt wuchs und verwandelte ſich, und eine Stimme ſprach: „Das iſt Gott, er weiß alles.“ — Als er ſich beſann, ſchien ihm die Sonne gerade ins Geſicht. Er ſprang auf und wollte ſich ankleiden. Aber nein, der Bediente würde es auffallend finden, er ließ ſich ſtets von dieſem bei der Toilette helfen. So blieb er liegen, und wieder jagten ſich die Gedanken. Mußte er nun immer ſo ein Leben führen, die Nächte voller Qual und die Tage voll Angſt? — Endlich kam der Diener. Er erzählte von dem Pferd, und daß es vielleicht getötet werden müſſe, wie der Roßarzt geſagt. Es ſchien dem Geheimſekretär alles ſo entſetzlich unwichtig, aber als der Menſch ging, atmete er auf, noch hatte man die Leiche nicht gefunden, ſonſt hätte es der Bediente ſicher erzählt.

Nun läuteten die Glocken. Er mußte zur Kirche, er ging immer hin, und der Markgraf würde es bemerken, wenn er fehlte. — Er griff entſchloſſen nach dem dickleibigen, alten Geſangbuch; nur nichts Auffälliges thun. „Mache dir klar, Joſias,“ ſagte er, „daß dich niemand verraten kann, als du ſelbſt.“ Dennoch zitterte ſeine Hand ein wenig, als er das Buch faßte, ſein Vater hatte es ſchon gebraucht, der war ein einfacher Handwerkmeiſter geweſen, die ſchlichte Geſtalt erſtand drohend vor ſeinem geiſtigen Auge. Haſtig wandte er ſich zur Thür. — Er ging ſogleich in ſeinen Kirchenſtuhl, welcher dem markgräflichen gerade gegenüber war, und kam doch ſchon ſpät; der Geſang hatte begonnen. Vorſichtig ſetzte er ſich etwas zurück, ſo konnte ihn niemand ſehr genau beobachten. Er ſchlug den Geſang auf und hielt das Buch vor die Augen, aber ſingen konnte er nicht, es kam ihm vor, als ſtehe immer neben den Zeilen das Wort „Mörder“; er wiſchte mit der Hand über die Seite, um ſich ſelbſt zu beweiſen, daß es nicht da ſei, aber es half nichts, es ſchien immer wieder aufzutauchen. Jetzt begann die Predigt. Dieſelbe dauerte in jener Zeit ſtets lange, und der Paſtor hatte außerdem die Gewohnheit, etwas eintönig zu ſprechen. Der Geheimſekretär wendete ſeine Gedanken abſichtlich von der Predigt ab. Es war ſchon von jeher ſeine Gewohnheit geweſen, den Redeſtrom an ſeinem Ohr vorüberbrauſen zu laſſen, dennoch hatte er anfangs Mühe, es packte ihn bisweilen mit Gewalt und zwängte ſich wie ein Mahnruf des göttlichen Zorns in ſeine Gedanken, aber endlich gelang es ihm, alles wie Waſſer von ſich abrieſeln zu laſſen. Nichts iſt härter als das Menſchenherz, wenn es hart ſein will. Die körperliche Übermüdung machte ſich in der drückenden, eingeſchloſſenen Luft geltend, der weite Weg, den er ſo raſch zu Fuß zurückgelegt, die Aufregung, die ſchlafloſe Nacht. Noch ſchrak er bisweilen heftig zuſammen, wenn der Paſtor die Stimme erhob, dann ſank ihm der Kopf auf die Bruſt, die langen Locken ſeiner Perücke fielen etwas um ſein Geſicht, er ſchlief ein. — —

Heloiſe war in dem ſchrecklichen Augenblick, als die Geſtalt ihres Verfolgers neben ihr auftauchte und ſie gleich darauf mit einem Angſtſchrei in das Waſſer herabſtürzte, gerade in die Mitte des raſch dahinfließenden Flußarmes gefallen und für einen Augenblick ſogleich untergegangen. Ihre Kleider indeſſen waren die Urſache, daß ſie nach wenigen Sekunden wieder auftauchte. Der Strom hatte ſie mit unter die Brücke geriſſen, und da ſie glücklicherweiſe das Bewußtſein nicht verlor, bemerkte ſie, daß ſie ſich ganz in der Nähe

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Der alte Leuchtturm auf Borkum. Originalzeichnung von Hans Bohrdt.

eines der großen Holzpfeiler befand, welche die Brücke trugen. Es gelang ihr, ſich an einen ſolchen feſtzuklammern. In Todesangſt hing ſie hier lange Minuten, denn ſie fürchtete, der Sekretär möchte bemerken, daß ſie nicht an der anderen Seite hervorgetrieben wurde. Da aber alles oben ſtill blieb, und ſie jeden Augenblick wieder in das Waſſer zurückſinken konnte, ſo überlegte ſie, wie ſie ans Ufer gelangen könne. Zum Glück war jetzt im Sommer nur die eigentliche Mitte des Fluſſes hier ſo tief, daß ſie keinen Grund hatte. Schon an der anderen Seite der inneren Pfähle zeigten ſich angeſchwemmte Erde und Geröll, denn da die Sonne auf den Fluß ſchien, konnte Heloiſe dies deutlich gegen das Licht wahrnehmen. Sie wand ſich nun mühſam um den Pfahl herum und taſtete mit den Füßen nach Grund. Nach vieler Mühe gelang es ihr, einen größeren Stein zu erreichen; da ſie aber fürchtete, von der Gewalt des Waſſers zurückgeriſſen zu werden, wenn ſie die feſte Stütze los ließ, verſuchte ſie, ihr Leinentuch loszuneſteln und mit einer Hand um den ſchrägen Stützbalken, der Brücke und Pfeiler verband, zu ſchlingen. Nun hielt ſie ſich an dem Tuch feſt und ſchwang ſich auf den Stein; von da aus war es ſchon leichter, den ſeichten Rand des Waſſers zu erreichen, und obgleich ſie bisweilen meinte, daß ihre Kräfte verſagen müßten, hielt die Angſt ſie aufrecht, und ſie erreichte endlich das Ufer.

Vorſichtig ſpähte ſie über den Rand des Grabens, ehe ſie den Damm erklomm. Weil indeſſen niemand zu ſehen und alles ganz ſtill war, kroch ſie hervor, und, ſich nun endlich gerettet ſehend, fiel ſie auf die Kniee. Thränen ſtürzten aus ihren Augen, und ſie dankte Gott aus tiefſtem Herzen. Als ſie ihre Kleider ausrang und ſich zum Weitergehen anſchickte, ſah ſie den Hut des Sekretärs an der Erde liegen und ſteckte ihn in ihren Korb, den ſie, ehe er kam, neben ſich an die Erde geſtellt hatte. Obgleich ſie von dem langen Aufenthalt im Waſſer und von der überſtandenen Aufregung am ganzen Leibe flog, ſetzte ſie ihren Weg in der Sonne fort und ſpürte bald die Macht derſelben, indem eine wohlthätige Wärme ſie durchdrang und ihre Kleider äußerlich wenigſtens zu trocknen begannen. Angſtvoll ſpähte ſie indeſſen ſtets den Weg entlang, ob nicht die Geſtalt ihres Verfolgers wieder auftauchte, und war dankbar, als das Klappern des Frachtwagens näher und näher kam, und ſie ſich dem alten Fuhrmann zugeſellen konnte. Dieſer bot dem blaſſen, erſchöpften Mädchen mitleidig einen Platz unter dem großen Plan ſeines Gefährtes an, wo ſie ſich in eine Ecke drückte und bald einſchlief. Als ſie endlich im Hauſe des Schloßgärtners eintraf, war man ſchon in Sorge um ſie, ſie ſuchte aber ſo bald wie möglich ihr Lager auf mit dem feſten Vorſatz, vorläufig mit niemand über das Vorgefallene zu ſprechen. Am anderen Morgen ging ſie mit ihrem Freund Paul ſehr früh zur Kirche, und während dieſer an der Thür mit ſeiner Hundepeitſche Poſten ſtand, ſetzte ſie ſich in das verborgene Eckchen, wo ſie ſtets mit dem Vater zu ſitzen pflegte, und dankte noch einmal für ihre Errettung. Der Dank aber ward zur Bitte für den Mann, der ſie ſo verfolgte, und der doch der Vater ihres Geliebten war. Nach und nach füllte ſich die Kirche, der Gottesdienſt begann. Auch der markgräfliche Hof erſchien, und Heloiſe horchte und ſpähte, ob allenthalben die gebührende Aufmerkſamkeit gewahrt werde. Nur ein altes Mütterchen nickte friedlich in einer Ecke, und das Mädchen beſchloß, ſie nicht zu ſtören, da niemand durch den ſtillen Schlummer der Alten beunruhigt wurde.

Plötzlich aber erklang von oben her ein lautes Schnarchen und Puſten. Die Köpfe hoben ſich, und aus dem markgräflichen Stuhl ließ ſich ein Geräuſch vernehmen. Heloiſe ſtand leiſe auf und ſchlich die ſchmale Holztreppe hinauf, die zum Chor führte. Es war alles wieder ſtill, aber ſie hatte es deutlich vernommen, es kam aus dem Geſtühl für die höheren Hofbeamten. Daſſelbe war nach oben hin durch ein Holzgitter abgeſchloſſen und ſo einem kleinen Käfig, der zwiſchen zwei Pfeiler der gotiſchen Kirche geſchoben erſchien, nicht unähnlich. Heloiſe konnte über die Bretterbrüſtung hinweg deutlich den ſchlafenden Sekretär wahrnehmen. Vorſichtig pochte ſie mit einem Stöckchen, welches ſie zu dieſem Behuf in der Hand hielt, an die Bretterwand. Aber ohne Erfolg. Im Gegenteil begann das Schnarchen jetzt abermals. Der Markgraf lehnte ſich drüben über die Brüſtung und ſpähte unter ſeinen buſchigen Augenbrauen hervor zornig in die Kirche hinab. Da zögerte ſie nicht länger. Mit zitternder Hand öffnete ſie die nur angelehnte Thür des Geſtühls und trat vor den in der entlegenſten Ecke auf einem ſteifbeinigen Lehnſtuhl ſitzenden Schläfer. Sie fühlte, wie ihr Blut ſtockte, als ſie das bekannte breite Geſicht vor ſich ſah. Jetzt berührte ſie ſanft ſeine Schulter. Er fuhr zuſammen, riß die Augen auf, ſtarrte ſie wild an und fiel mit einem lauten Aufſchrei, der die Kirche widerhallen machte, vor ihr auf die Kniee nieder. Alles Blut war aus ſeinem Geſicht gewichen, ſeine Zähne ſchlugen auf einander, und ſeine Lippen waren bläulich geworden, er lallte und ſtammelte unverſtändliche Worte, und das erſchrockene Mädchen verſuchte vergebens, ihn zum Aufſtehen zu bewegen. Der Prediger ſelbſt hielt einen Augenblick inne, die ganze Kirche drohte, in Bewegung zu geraten. Da ertönte die kräftige Stimme des alten Markgrafen, welcher zur Kanzel hinüber rief: „weiter reden!“ und in die Kirche hinab: „Ruhe!“ Dieſem bündigen Befehl kamen Paſtor und Gemeinde nach, und der Geheimſekretär hatte das Bewußtſein ſeiner Lage ſo weit wieder gewonnen, daß er ſich von der Erde erhob und auf ſeinen Stuhl zurückſank. Er hatte zugleich die Hand des Mädchens ergriffen, als müſſe er ſich überzeugen, daß er es wirklich nicht mit einem Geiſt zu thun habe. Als ſie jetzt verſuchte, ihm dieſelbe zu entziehen, hielt er ſie feſt, denn da er nun völlig zur Beſinnung kam, ſah er ein, daß alles ans Licht kommen würde, wenn er ſich nicht ihres Schweigens verſicherte. Er zog ſie neben ſich auf einen Stuhl nieder und hielt fortwährend ihre kleine kalte Hand in ſeiner Rechten, indem er ihr mit Blicken zu verſtehen gab, daß ſie bleiben ſolle. So ſaß

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſie denn mit pochendem Herzen neben ihm und verſuchte vergeblich ihre Gedanken der Predigt wieder zuzuwenden. Da kam ein Wort, das faßte ſie doch: „Richtet nicht, ſo werdet Ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, ſo werdet Ihr auch nicht verdammet. Vergebet, ſo wird Euch vergeben."

Ihre Hand, welche er noch immer hielt, zitterte in der ſeinen, er drückte ſie ſanft und warf Heloiſe einen flehenden Blick zu, da nickte ſie ſtumm mit dem Kopfe. Endlich war die Kirche zu Ende. Alles erhob ſich, auch Heloiſe ſtand auf.

„Ich bitte," ſagte er ſtockend, „daß die Demoiſelle mit in mein Haus kommt, ich wollte mit Ihr reden."

Sie zögerte. „Der Vater erwartet mich," ſagte ſie leiſe. Da kam ein herrſchaftlicher Kammerlakai in den Stuhl, er beſtellte vom Markgrafen, daß er den Herrn Geheimſekretär und die Jungfer Marquardtin ſogleich zu ſprechen wünſche, ſelbige ſollten ſich angeſichts dieſes nach dem Schloß verfügen.

Der Sekretär ward ſehr bleich. „Bleibe Sie bei mir," ſtammelte er und ſuchte ihre Hand wieder zu faſſen. „Wo iſt doch mein Hut?" Er ſuchte verwirrt nach der an die Erde gefallenen Kopfbedeckung.

Sie reichte ihm dieſelbe. „Den anderen habe ich mitgebracht," ſagte ſie unwillkürlich.

Es durchfuhr ihn wie ein Schlag. Mit arg wankenden Knieen ging er die Treppe hinunter.

Ein Hauskonzert im XVII. Jahrhundert. Nach dem Gemälde von L. Lenain, 1640, im Beſitze des Herrn Paul de Wit zu Leipzig.

An der Kirchthür ſtand der Baumeiſter. Er hatte ſich nicht entſchließen können, hineinzugehen, er wollte dem Gelehrten und ſeiner Tochter nicht dort zuerſt begegnen, nun aber trieb es ihn unwiderſtehlich, einen Blick in das geliebte Antlitz zu werfen, nach welchem er ſich ſo unausſprechlich ſehnte. Er traute ſeinen Augen nicht, als er den Vater und Heloiſe Hand in Hand erblickte. Dunkle Glut färbte die Wange des Mädchens, und ſie ſchlug die Augen nieder.

Der Geheimſekretär raffte ſich gewaltſam zuſammen. „Der Markgraf hat befohlen, daß ich mich mit der Demoiſelle aufs Schloß begebe," ſagte er.

„Dahin gehe ich ebenfalls," erwiderte der Baumeiſter mit einem leiſen Anflug ſeines ſilberhellen Lachens.

O, wie durchzuckte es Heloiſe, daß ſie es wieder hörte! Sie hob die Augen und ſah zu ihm auf. Sie verſtanden ſich ohne Worte, zwiſchen ihnen war alles beim alten. Und ſo ſchritten ſie alle drei dem Schloß zu. Der Baumeiſter wußte immer noch nicht, was er davon denken ſollte, als er bemerkte, wie ſein Vater den Arm des Mädchens durch den ſeinigen zog und ſie ſo durch die Reihe der erſtaunt grüßenden Kirchgänger geleitete. Ja, der ſtattliche Herr flüſterte ihr etwas zu, worauf ſie einverſtanden lächelte und nickte. Noch mehr würde Fritz ſich freilich gewundert haben, wenn er es verſtanden hätte, denn der Geheimſekretär ſagte: „Schweige Sie, es ſoll Sie nicht gereuen."

Im Schloß fanden ſie den alten Markgrafen, die Markgräfin und den Erbprinzen in dem großen Saale beiſammen, deſſen Glasthüren nach der Rampe hin geöffnet waren und den Blick in die lachende Sommerlandſchaft freigaben. Die Orangerie, welche den ganzen Sommer hindurch zu blühen pflegte, ſandte, durch den Gewitterregen erfriſcht, ihren feinen Duft in das weite, mit ſchönen Gobelintapeten behangene Gemach, an deſſen einer Seite auf einem roten Damaſtſofa mit goldenen, geſchweiften Beinen die Markgräfin Platz genommen hatte. Unweit von ihr lehnte der Erbprinz an einer Säule, auf der ein großer Armleuchter ſtand, und hielt einen offenen Brief in der Hand, welchen er der Mutter augenſcheinlich vorgeleſen hatte. Der alte Markgraf ging mit langen Schritten und umwölkter Stirn, bisweilen kurze knurrende Töne ausſtoßend, im Saal auf und ab. Jetzt meldete ein Kammerdiener, daß der Geheimſekretär, der Baumeiſter und die Jungfer Marquardtin im Vorzimmer warteten. „Herein," befahl der alte Herr kurz. Die Thür öffnete ſich, und alle drei traten ein. Zuerſt Heloiſe, welche beſcheiden eine Verbeugung machte und in der Nähe der Thür ſtehen blieb, dann der Geheimſekretär, der, bald blaß, bald rot werdend, faſt über die Schwelle ſtolperte, ſeinen Diener noch tiefer als ſonſt machte und dann dicht neben das Mädchen trat, als müſſe er ſie in Obacht behalten. Endlich der Baumeiſter, welcher ſich verneigte und hinter die beiden ſtellte.

Der Markgraf trat auf Heloiſe zu und ſagte, ſie von Kopf bis zu Füßen muſternd: „Wo ſteckt der Vater der Perſon?"

„Er hat die Gicht und liegt im Bette," erwiderte Heloiſe ſchüchtern. Sie ſah ſo liebreizend aus in ihrer Verwirrung, daß die Markgräfin ihrem Sohne zuflüſterte: „Quelle charmante personne," was ihre Verlegenheit nur erhöhte.

„Ich habe aber ihn und kein Frauenzimmer zum Kirchenwecker gemacht. Verbitte mir alſo, daß Sie in der Kirche herumſtreicht und Störungen verurſacht, verſtanden?"

Heloiſe hob die Augen, in denen Thränen zitterten, zu dem ſtrengen Geſicht des alten Herrn. Sie ſchwieg aber.

Der Markgraf mochte Widerſpruch erwartet haben und war ſehr zufrieden, denn er konnte das Gewinſel von Frauenzimmern nicht leiden. „Übrigens," fügte er ruhiger hinzu, „ſage Sie ihrem Vater, daß ich ihn von dem Poſten enthebe, für den er ſich nicht ſchickt. Mein Sohn wird ihn anſtellen, und damit baſta."

Am liebſten wäre Heloiſe vor dem Markgrafen auf die Knie geſunken und hätte ihm gedankt, ſie machte aber nur einen tiefen Knix und ſtammelte: „Ich werde es beſtellen, markgräfliche Gnaden.“

„Was nun den Musje Reutershauſen anlangt, ſo rede Du erſt,“ wandte ſich der Markgraf an ſeinen Sohn, „darnach komme ich.“

Der Geheimſekretär bebte, aber er ſuchte ſeinem Geſicht den Ausdruck möglichſter Unbefangenheit zu geben.

Der Erbprinz jedoch begann: „Ich habe hier einen Brief vom Kaiſerlichen Reichshofrat, Rat und Hiſtoriographen Freiherrn von Leibniz, gegenwärtig der größte Gelehrte in Deutſchland, und mir ſeit Jahr und Tag gar wohl bekannt und zugethan. Dieſer hochangeſehene Mann ſchreibt mir, daß ihm aus hieſiger Stadt von einem gewiſſen David Marquardt ein Werk zugekommen ſei, das ſein billiges Erſtaunen und hohe Bewunderung erregt habe. Er beglückwünſcht mich, daß ſolche Gelehrſamkeit in unſeren Landen gepflegt werde, und bedauert, daß die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin noch nicht eröffnet ſei, da ſie ſolche Arbeit ſonſt ohne Frage mit einem Preiſe gekrönt haben würde. Da dies noch nicht thunlich, erbietet er ſich, dem Gelehrten zur Herausgabe und zum Druck ſeines Werkes behilflich zu ſein. Und dieſer Mann, Herr Geheimſekretär, der ſolch ein Buch ſchreiben konnte, iſt auf Seinen Vorſchlag zum Hundeausjager und Kirchenwecker gemacht? Wie konnte Er alſo Unehre auf den Gelehrten und ſomit auf die Befehle Sr. markgräflichen Hoheit, unſeres Herrn Vaters, häufen? Beliebt Ihm, ſich zu rechtfertigen?“

„Ach was, rechtfertigen,“ rief der Markgraf, „ein Eſel iſt Er, Reutershauſen, und verdient, daß ich Ihn wegjage!“

„Halten zu Gnaden, Durchlauchtigſter Herr,“ ſagte der kluge Sekretär, dem ſeine Geiſtesgegenwart zurückgekommen war, ſobald er merkte, daß es ſich nicht um ſeine geſtrige That handelte. „Ich geſtehe, daß ich mich ſchwer in dem beſagten Herrn Marquardt getäuſcht und einen argen Mißgriff gethan habe. Um aber vor den gegenwärtigen hohen Herrſchaften und vor geſamter Bürgerſchaft dieſer Stadt meinen Fehler wieder gut zu machen, ſo viel an mir iſt, will ich die Tochter des beſagten David Marquardt, die hier anweſende Jungfer Heloiſe Marquardtin, von ihrem Vater zur Ehe für meinen Sohn erbitten, wo alsdann niemand mehr ſagen ſoll, daß eine Unehre von dem Poſten, den ich ihm verſchafft, an dem Herrn Marquardt hängen geblieben iſt.“

Über das Geſicht des Baumeiſters flog helle Freude und, als müſſe er ſogleich ſeine Willfährigkeit bezeigen, trat er neben das errötende Mädchen.

„So? Nun bilde Er ſich nur nicht ein, daß die Sache damit abgethan iſt,“ fuhr der Erbprinz in ſtrengem Tone fort, obgleich ein Lächeln um ſeine Lippen zuckte. „Der Herr Sohn kann ſich freuen, eine ſo liebreizende Braut zu bekommen, falls die Demoiſelle ihn nehmen will.“ Hier legte Heloiſe leiſe ihre Hand in die des Baumeiſters. „Er ſoll,“ fuhr der Erbprinz fort, „dem David Marquardt in eigener Perſon ſeine Beſtallung als mein Bibliothekar überbringen, ihm auch eine ordentliche Wohnung auf meine Koſten und einen Gehalt von 150 Thalern vierteljährlich zuweiſen, zugleich aber bitten, daß er die ihm gethane Unbill vergeſſen und ſeine Arbeit fernerhin zu Nutz dieſes Hofes verwenden wolle.“

„Ich aber,“ fiel der alte Herr nun ein, „will wiſſen, wie Er dazu kommt, mir den Musje Marquardt als einen Nichtsthuer und Baurien vorzuſtellen. Daß ſelbiger ein Bücherwurm iſt, kann mir zwar für ihn leid thun, iſt aber kein Verbrechen, und ich will nicht, daß meinen Unterthanen Ungerechtigkeit widerfährt. Wie kommt Er alſo dazu?“

„Halten zu Gnaden,“ ſtotterte der Geheimſekretär, „ich dachte, weil der Mann ſeine Abgaben nicht bezahlte —“

„Das ſind Flauſen! Er weiß ganz gut, daß ich um ein paar Thaler Abgaben den alten Mann nicht von Haus und Hof jage, wenn er ſonſt ein ordentlicher, fleißiger Menſch iſt. Er hat ſelber den Garten haben wollen, und darum ſeinen Nachbar aus dem Seinigen zu vexieren, iſt eine infame Handlungsweiſe. Ich werde Ihm das Stück Land wieder fortnehmen, Er ſoll dem Marquardten ſein Haus wieder bauen laſſen vor Seine Koſten. Damit Ihm aber derlei Praktiken ein- vor allemal vergehen, ſoll Er vierzehn Tage Hausarreſt haben. Derweilen ſoll der Hofprediger alle Tage kommen und Ihm die Geſchichte von dem reichen Manne vorleſen, der dem Armen auch ſein einzig Schaf genommen hat, ſo geſchrieben ſteht 2. Samuelis im 12. Kapitel, und ſoll Ihm ſolches auslegen. Überdem rate ich Ihm, daß Er ſich fortab in der Kirchen des Schlafens entſchlage, alsdann wird Ihm nicht arrivieren, daß Er wie ein Ochſe losbrüllt, weil Er geweckt wird, und alſo Ärgernis gibt, ſo Ihm als meinem Geheimſekretär zum allerwenigſten ziemt. Anderenfalles ich Ihn zum Hundeausjager beſtellen und vor meinen Sekretär und Juſtiziar einen Menſchen annehmen werde, der mir keine Flauſen vormacht, und der einen Dreſchflegel von einer Muskete und eine Miſtforke von einer ſilbernen Gabel unterſcheiden kann, und damit baſta!“ — Er ging zur Thür, und der Geheimſekretär ſeufzte erleichtert auf. Die Markgräfin ſprach noch freundlich mit dem Brautpaar und forderte Heloiſe auf, ihr in nächſter Zeit eine Probe ihrer Klöppelkunſt vorzulegen. Dann wurden alle drei entlaſſen.

Der Bibliothekar lag indeſſen wartend in ſeinem Bette und horchte auf den Schritt ſeiner Tochter. Da es aber zwölf ſchlug, und die ſonſt ſo pünktliche Heloiſe immer noch nicht kam, begann er zu fürchten, daß ihr etwas zugeſtoßen ſei. Er zwang ſich zwar immer wieder zur Ruhe, erhob ſich aber endlich mühſam und begann, ſich langſam anzukleiden. Kaum damit fertig, ſank er angſtvoll ſtöhnend auf den einzigen ſteiflehnigen Stuhl, denn er merkte, daß es ihm unmöglich ſei, mit den kranken Füßen von der Stelle zu kommen. Indeſſen ſtieg ſeine Unruhe. Er griff endlich in ſeiner Herzensangſt nach ſeiner Bibel und las den 69. Pſalm, in den er ſich jetzt ſo gern hineinbetete. „Gott hilf mir, denn das Waſſer gehet mir bis an die Seele.“ Er war aber noch lange nicht damit zu Ende gekommen, als er Stimmen und Tritte auf der Treppe hörte. Die Thür flog auf, und ſeine Tochter lag lachend und weinend in ſeinen Armen, während der Baumeiſter ebenfalls herzu trat, und der Herr Geheimſekretär zögernd in der Thür ſtehen blieb.

„O mein Väterchen! Ihr großes Werk! — Sie ſind wieder Bibliothekar! — Und mein Fritz — wollte ſagen der Herr Baumeiſter — ich ſoll ihn doch haben — o mein liebes, liebes Väterchen!“ — Es dauerte lange, bis der alte Mann alles verſtand. Dann aber faltete er die Hände und ſprach mit bewegter Stimme die Worte des eben geleſenen Pſalms: „Die Gott ſuchen, denen wird das Herz leben!“

Manches Jahr noch erfreute ſich der Bibliothekar des Glückes ſeiner Tochter. Das alte Häuschen konnte freilich nicht wieder erſtehen, aber ein hübſches, behagliches, neues baute ihm ſein Schwiegerſohn an der alten Stelle. Sein großes Werk trug ihm noch viel Ehre und mehr als ein Goldſtück ein, auch kam eine Aufforderung, daß er nach Berlin ziehen und dort eine Stelle an der zu eröffnenden Akademie der Wiſſenſchaften annehmen möge. Er aber lehnte das beſtimmt ab. „Ich bin zu alt,“ ſagte er, „ich will hier ſterben.“ Mit ſeinen Büchern und ſeiner Geige, umſpielt von ſeinen Enkeln, gepflegt von ſeiner geliebten Tochter, kam ihm ein heiterer, ſtiller Lebensabend, bis ihn der Herr eines Tages ganz ſanft hinübernahm in ſeine ewigen Hütten. —

Der Geheimſekretär trat ſeinen Hausarreſt zwar an, allein ein größerer Machthaber, als der Markgraf, verlängerte und verſchlimmerte ihm dieſe milde Strafe ſeines gnädigen Herrn in ungeahnter Weiſe. Als nämlich im Laufe des folgenden Vormittags der Herr Hofprediger kam, um ſeine Ermahnungen über 2. Samuelis 12. zu beginnen, fand er den alten Leibarzt und Hofmedikus gerade dabei beſchäftigt, dem völlig bewußtloſen Geheimſekretär eine Ader zu ſchlagen. Der Baumeiſter ſtand mit ſorgenvollem Geſicht dabei, und die große Allongeperücke des alten Arztes wiegte ſich auf den ſchmalen Schultern bedenklich hin und her. „Bei ſothaner Sommerhitze und dieſer Leibesfülle, mein verehrter Musje Reutershauſen,“ ſagte der erfahrene Mann zu Fritz, „eine ungewohnte, anſtrengende Motion von mehreren Stunden per pedes, dazu ohne Hut, wie Sie ſagen, ſchließlich allerlei emotiones gleich nach der Kirche, ſozuſagen auf nüchternen Magen, ja mein Lieber, da war eine apoplexie nahezu unvermeidlich! — Aber Kourage, Musje Reutershauſen — da — ſehen Sie, die phlebotomia (Aderlaß) thut ſchon ihre Wirkung, ſchon beſſert ſich die dyspnoë (Atemnot). Ich hoffe, wir bringen den Patienten durch. — Abſolute Ruhe und eine Mixtura, die ich verſchreiben werde; wann er die Augen aufthut und die Beſinnung wiederkehrt, muß fürſichtig verfahren werden, keine Moleſtierung mit Geſchäftsſachen. Wenn die Demoiſelle Marquardtin fortfährt, die Umſchläge auf den Kopf zu applizieren, wird die gute Wirkung nicht fehlen. Freilich eine paralysis wird verbleiben — die rechte Seite — nun wir werden ja ſehen.“ So ſprach der Medikus, und ſeine Prophezeiung ſollte ſich erfüllen. Zwar kehrten dem Geheimſekretär Bewußtſein und Sprache wieder, aber eine Lähmung, welche ihn fortab an den Lehnſtuhl feſſelte, blieb zurück. Sein Amt mußte er niederlegen, er blieb ein ſiecher Mann, auf Liebe und Fürſorge ſeiner Umgebung angewieſen. Als es beſſer mit ihm ging, ſchickte er ſelbſt nach dem Hofprediger. Aber dieſer merkte gar bald, daß ihm ein anderer in der Stille des Krankenzimmers vorgearbeitet hatte. Auch blieb dem hilfsbedürftigen Mann eine wortloſe Predigt, die er täglich in der hingebenden, dienſtfertigen Liebe ſeiner Schwiegertochter empfand, und die aus ihrem ſtillen Antlitz und ihren ernſten dunklen Augen gar herzbeweglich und eindringlich zu ihm ſprach. An dem Tage aber, als ſie ihm ſeinen erſten Enkel in den Arm legte, brach es mit heißen Thränen aus ſeinen Augen, und ſich über die weiße Hand Heloiſens beugend, flüſterte er etwas, das nur ſie verſtand und das ihre Seele mit tiefer Bewegung erfüllte, ob es gleich nur das kleine Wort „Vergebung!“ war.

Einige Wochen ſpäter ſaß ſie wieder einmal unter dem Faulbaum, neben ſich das ſchlummernde Kind, ihr Mann trat zu ihr, und alles um ſie und in ihr blühte und jubelte in Frühlingswonne. Da begann ſie: „Wiſſen Sie noch, mein geliebter Fritz, wie ich hier zu Ihnen ſagte, ich wolle bitten, daß Gott der Herr das Herz des Vaters wenden möge?“

Er nickte und küßte ſie auf die Stirn.

„Wie Sie es dazumal angefangen haben,“ ſagte er, „weiß ich immer noch nicht, nie hat jemand ſolche Gewalt über den Vater gehabt wie Sie, Heloischen.“

Da lächelte ſie ſtill vor ſich hin, als wiſſe ſie etwas Beſonderes: „Ja, ja,“ ſagte ſie, „Gott lenket die Herzen der Menſchen wie Waſſerbäche.“

Ausſtellungsſchwindel.

Von A. Oskar Klaußmann.

(Abdruck verboten.)

Mein Jugendgefährte Benno Otten war ein Pechvogel; das ſagte er nicht nur ſelbſt, ſondern es ſagten auch all ſeine Bekannten, denn, was er anfing, mißglückte ihm. Er hatte einige Semeſter ſtudiert und war dann Kaufmann geworden. Aber weder in der Bankbranche noch im Engroshandel, in dem er ſich verſuchte, konnte er es zu etwas bringen. Später ging es ihm recht ſchlecht, und er wurde durch meine Vermittlung Zeitungsberichterſtatter. Auch bei dieſer Beſchäftigung war es ihm nicht möglich, auf einen grünen Zweig zu kommen. Was er verdiente, ſchützte ihn gerade vor dem Verhungern, aber es war wahrlich nicht genug, um ſich ſatt zu eſſen. Er verſchwand dann, und ich hatte ihn im Verdacht, daß er nach Amerika gegangen ſei. Um ſo mehr war ich überraſcht, ihn eines Tages wieder bei mir auftauchen zu ſehen. Die Viſitenkarte, die er in mein Arbeitszimmer ſchickte, ſetzte mich ſogar in Erſtaunen, denn auf dieſer befand ſich der Titel „Generalſekretär der internationalen Ausſtellung.“ Auch das Äußere meines Jugendgefährten entſprach dem hochtönenden Titel. Er ſah geradezu „feudal“ aus, und es ſchien ihm recht gut zu gehen. Das freute mich aufrichtig, denn man hat ſehr ſelten Gelegenheit, an ſeinen Bekannten Freude zu erleben, und die Fälle, daß Bekannte, denen es gut ging, herunterkommen, ſind viel häufiger, als daß Leute, denen es ſchlecht ging, ſich wieder heraufarbeiten. Benno ſchien dies gelungen zu ſein. Auf meine Frage, wie es ihm ginge, antwortete er wenigſtens: „Großartig! Ich bin jetzt im richtigen Fahrwaſſer, ich verdiene eine Menge Geld und glaube auch, daß meine Zukunft geſichert iſt. Ich bin erſt jetzt dahinter gekommen, wie man die Sache ‚ſchiebt‘. Man muß nicht auf der ausgetretenen Heerſtraße marſchieren, die Konkurrenz iſt dort zu groß. Wenn man Seitenwege einſchlägt, kommt man oft zufällig in Gegenden, welche ein wahres Paradies darſtellen; natürlich meine ich mit dieſen Seitenpfaden nur ehrliche Wege.“

„Biſt Du in Geſchäften hier anweſend?“

„Ja, ich will Fühlung mit einigen maßgebenden Leuten ſuchen. Wir wollen hier eine Ausſtellung etablieren.“

„Wir?“ bemerkte ich. „Willſt Du nicht ſo freundlich ſein und mich aufklären, wer Ihr ſeid?“

„Nun das Komitee, das die Ausſtellung arrangiert.“

„Um was für eine Ausſtellung handelt es ſich denn?“

„Das iſt ziemlich gleichgiltig. Wir machen eine Ausſtellung von Nahrungsmitteln, von Getränken, von Baumaterialien, von Verkehrsmitteln, von Sportgegenſtänden, von Manufakturwaaren oder von Obſt und Gemüſe. Das, wofür gerade ein Bedürfnis vorhanden iſt, wird gemacht. Man ſucht ſich natürlich die Sachen aus, bei denen am meiſten Geld zu verdienen iſt.“

Ich war mir nach dieſer Erklärung über das Geſchäft des Jugendfreundes und über das Ausſtellungskomitee nicht ganz klar, aber ich hielt es nicht für angebracht, ihn wie ein Unterſuchungsrichter gleich beim erſten Beſuch ins Verhör zu nehmen. Ich wußte, wenn wir erſt abends uns gemütlich hinter eine Flaſche ſetzten und uns von unſeren Erlebniſſen in der Zwiſchenzeit, in der wir uns nicht geſehen hatten, erzählten, würde Benno ſchon „auspacken.“

Ich hatte mich auch nicht getäuſcht. Am Abend machte mir Benno ganz freiwillig ſeine Enthüllungen über das Ausſtellungsgeſchäft, an dem er beteiligt war.

„Siehſt Du,“ ſagte er, „ich pfiff auf dem letzten Loche. Ich hatte keinen Pfennig mehr in der Taſche und nicht die mindeſte Ausſicht für die Zukunft. Da hatte das Schickſal noch einmal Mitleid mit mir und brachte mich zufälligerweiſe mit meinem jetzigen Chef, einem gewiſſen Bürkner, zuſammen. Von dem Tage an trat ein Wendepunkt in meinem Leben ein, und ich wäre recht undankbar, wenn ich ſagen wollte, ich hätte nicht alle Veranlaſſung, mit meinem Loſe zufrieden zu ſein. Das Geſchäft wirft etwas ab, und ſchließlich ſteht man gewiſſermaßen im Dienſte der Öffentlichkeit. Sieh ’mal, es haben eine Menge Induſtrielle, Fabrikanten, Kaufleute ꝛc. das Bedürfnis, mit ihren Waren und Produkten in die Öffentlichkeit zu treten, ſich dem Publikum zu nähern, ſich beſſer bekannt zu machen, als dies durch Inſerate, Proſpekte und

Kataloge möglich iſt. Für dieſe Leute ſind unſere Ausſtellungen ein Segen. Sie geben ihnen Gelegenheit, mit verhältnismäßig geringen Koſten all ihr Können und ihre Leiſtungen zu zeigen, ſich Kundſchaft zu erwerben ꝛc.“

Ich hatte in dem Augenblicke, in dem Benno mit großer Zungenfertigkeit ſeine Auseinanderſetzungen machte, das Gefühl, daß er ein auswendig gelerntes Programm aufſagte, das er ſchon viele hundertmal auch anderen Leuten vorgetragen hatte. Er kam mir in dieſem Augenblicke wie ein „Rekommandeur,“ ein Ausrufer vor der Bude eines Tierbändigers, vor, welcher laut ruft: „Immer heran, immer heran meine Herrſchaften!“ Ich wollte ihn nicht in ſeiner Programmrede unterbrechen, und er fuhr auch gleich fort: „Der große Vorteil, der den Fabrikanten und Kaufleuten durch unſere Ausſtellung geboten wird, beſteht auch darin, daß ſie Medaillen und Diplome erhalten, und daß ſie dem Publikum gegenüber durch dieſe Medaillen und Diplome gewiſſermaßen als hervorragend tüchtige Leute legitimiert werden. Das Publikum kauft eben lieber bei Kaufleuten, welche durch Medaillen und Diplome ausgezeichnet ſind, als bei ſolchen, von denen man nichts weiter weiß, als daß der Fabrikant ein ehrlicher Kerl ſein ſoll. Ich will gar nicht behaupten, daß prämiierte Sachen etwa beſſer ſeien wie die Produkte jedes ehrlichen Fabrikanten, aber das Publikum iſt nun einmal ſo. Es gibt etwas auf Äußerlichkeiten, es will eine gewiſſe Garantie für die Produkte haben, und für eine ſolche Garantie hält es die Medaille. Je mehr Medaillen ein Fabrikant auf ſeine Geſchäftskarten oder auf ſeine Kataloge drucken laſſen kann, deſto mehr Erfolg hat er beim Publikum.“

Abendſtimmung.

Abend über die Wälder ſinkt,
Matter des Tages Glanz erblinkt;
Seele, Du mußt es leiden.
Wie Dich kühlender Lufthauch koſ't,
Finde und fühle freundlichen Troſt —
Aber die Sonne will ſcheiden.

Ruhe breitet ſich ernſt und ſchön,
Über die goldumſchimmerten Höh'n,
Thäler in Duft ſich kleiden.
Heißes, blendendes Licht verglimmt,
Weich in Lüften die Dämm'rung ſchwimmt —
Aber die Sonne will ſcheiden.

Schatten decken die Seele zu,
Leiſe ſinken in linde Ruh'
Sorgen und alte Leiden.
Aber die Glut, die Fülle, die Pracht,
Aber des Tages heilige Macht,
Aber die Sonne will ſcheiden.

Hans Hoffmann.

Mir begann etwas zu dämmern wie eine Ahnung. Ich ſchwieg, machte wohl aber ein bedenkliches Geſicht, Otten ſetzte daher ſchleunigſt hinzu: „Siehſt Du, ohne Reklame geht es heutzutage nicht. Man kann das Beſte produzieren; wenn man nicht das Tamtam ſchlägt, bleibt es unbeachtet, und andere Leute drängen ſich vor. Mit den Wölfen muß man heulen.“

„Ich bin weit davon entfernt, den Wert der Reklame zu unterſchätzen,“ entgegnete ich. „Ich bin ſogar der Anſicht, daß Reklame heutzutage — leider — eine Notwendigkeit iſt.“

„Na ja, ſiehſt Du, da ſind wir ja einig,“ bemerkte Otten. „Eine beſſere Gelegenheit, um Reklame für ſein Geſchäft zu machen, gibt es für Hunderte nicht, als unſere Ausſtellungen. Unſer Komitee kann ſich ruhig das Verdienſt zuſchreiben, der Öffentlichkeit fortwährend großen Nutzen zu leiſten.“

„Wenn auch nun gerade nicht der Öffentlichkeit,“ ſagte ich, „ſo doch höchſtwahrſcheinlich einzelnen reklamebedürftigen Leuten. Dieſe mag die Sache aber ein ſchönes Geld koſten.“

„Nun ſelbſtverſtändlich. Umſonſt iſt heutzutage der Tod, und der nicht einmal, er koſtet auch Geld. Wir zwingen ja niemanden, bei uns auszuſtellen. Wer aber die Vorſchläge unſeres Komitees acceptiert, der ſieht bald ein, daß es ſein Schaden nicht geweſen iſt.“

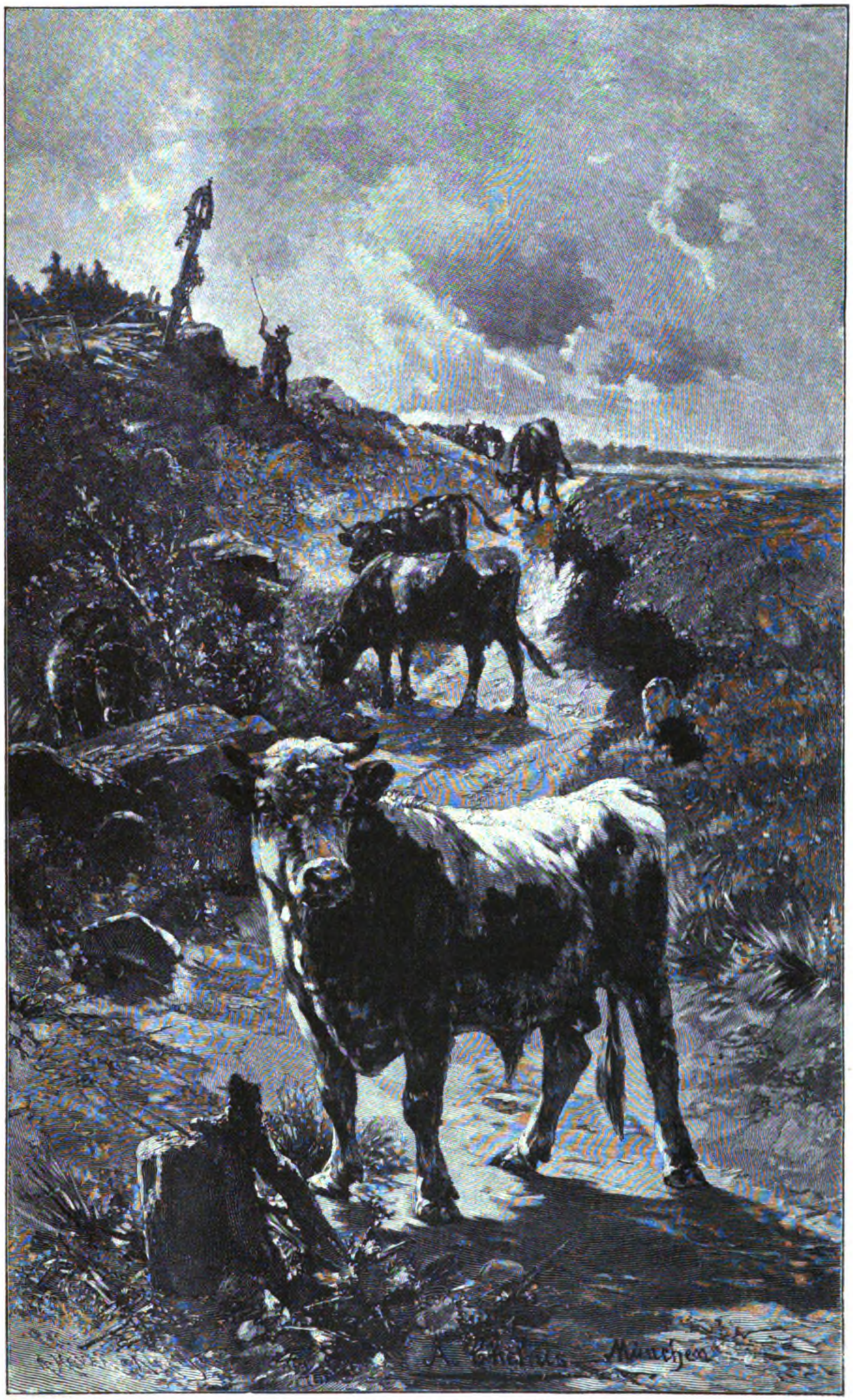
„Über dieſe Sache läßt ſich diskutieren, lieber Freund! Du ſagſt, Ihr zwingt die Leute nicht, auszuſtellen. Solch eine Ausſtellung iſt immer ein ſonderbares Ding für einen Geſchäftsmann. Der größte Teil unſerer reellen Geſchäftsleute iſt nicht nur ausſtellungsmüde, ſondern geradezu ausſtellungsüberdrüſſig. Sie haben eingeſehen, daß durch die fortwährend ſich drängende Zahl der kleinen Ausſtellungen der Wert dieſer Veranſtaltungen gelitten hat. Dieſe Ausſtellungen koſten die Leute eine Menge Geld und bringen ihnen nichts ein. Die meiſten anſtändigen Firmen würden ſich nur ſehr ſelten und nur an den bedeutendſten Ausſtellungen beteiligen, wenn nicht ein direkter Zwang für ſie vorläge. Sie ſagen ſich: Es hat gar keinen Zweck für Dich, die Ausſtellungen zu beſchicken, es iſt ganz nutzlos, wieder Geld hinauszuwerfen und die Beteiligung an der Ausſtellung bringt Dir keine Vorteile. Aber wenn du fern bleibſt, haben die Konkurrenten den Vorteil, und auch das Publikum wird ſich ſagen: Warum ſtellt denn der Mann nicht aus? Traut er ſich nicht auf die Ausſtellung? So ſind die Leute ganz gegen ihre Ueberzeugung gezwungen, ſich zu beteiligen.“

„Entſchuldige, wenn ich Dich unterbreche,“ ſagte Otten, „aber das iſt ja bei uns eine ganz andere Sache. Sieh einmal, bei den großen Ausſtellungen verſchwindet der einzelne unter der Zahl der vielen Tauſend Ausſteller. Wir machen nur kleine Ausſtellungen, ſo daß jeder, der ſich an ihnen beteiligt, auch wirklich zur Geltung kommt. Dann iſt es auch ziemlich ſchwer, auf einer großen Ausſtellung irgend eine Auszeichnung, eine Medaille oder ein Diplom zu erhalten. Bei uns iſt es eigentlich ſelbſtverſtändlich, daß jeder prämiiert wird.“

„Jeder wird prämiiert!“ rief ich ganz entſetzt.

„Du mußt die Sache nicht gleich ſo ſchroff auffaſſen. Natürlich, es bekommt jeder wenigſtens ein Diplom, auf dem beſtätigt wird, daß er ſeine Produkte auf der Ausſtellung zur Schau geſtellt hat, und das iſt doch immerhin faſt ſo gut wie eine Prämiierung. Solche Diplome werden künſtleriſch ſchön ausgeführt. Man kann ſie ſich unter Glas und Rahmen aufheben, und wenn dann die Leute wollen, können ſie auch Medaillen haben. Wir ſind darin ſogar furchtbar ehrlich, wir überlaſſen den Leuten es ganz und gar, was ſie ſelbſt

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


A. Chelius München

Rinderherde. Nach dem Gemälde von A. Chelius.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtängl, A.-G., München.)

von ihren Produkten denken, ob ſie die bronzene, ſilberne oder goldene Medaille haben wollen.“

„Das heißt, die Medaillen werden je nachdem verteilt, wie die Leute dafür bezahlen?“

„Du mußt die Sache nicht ſo auffaſſen! Sieh einmal, eine Jury iſt ja eigentlich niemals in der Lage, ein wirklich gerechtes Urteil zu fällen. Denke Dir, es haben zum Beiſpiel dreißig oder vierzig Ausſteller dieſelbe Sorte Wein ausgeſtellt. Jeder von den Ausſtellern hat doch wirkwirklich das Beſte zu leiſten geſucht, er hat die beſte Marke in die Ausſtellung gebracht. Wenn die Jury vierzig Proben durchkoſtet, iſt ſie eigentlich gar nicht in der Lage, zu ſagen, der Wein iſt beſſer und der iſt nicht beſſer. Die Weine ſind alle gut. Natürlich können bei den gewöhnlichen Ausſtellungen nur wenige Leute prämiiert werden. Was iſt nun eigentlich eine ſolche Prämiierung? Eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit! Wir ſind humaner, wir ſagen: Alle Leute, die ausgeſtellt haben, ſind berechtigt, prämiiert zu werden, denn ſie haben Vorzügliches geleiſtet. Ich kann Dich verſichern, Schund nehmen wir nicht in die Ausſtellung. Wir ſagen uns nun weiter: Die Jury iſt der Anſicht, daß alle Ausſteller in der betreffenden Klaſſe prämiiert werden können, und daher überlaſſen wir es den Ausſtellern, ſich gewiſſermaßen einzuſchätzen. Wir ſtellen die Diplome aus, und wenn die Prämiirten wollen, können ſie ſich die Medaillen kaufen. Ob ſie die bronzene, die ſilberne oder die goldene Medaille haben wollen, das iſt uns gleichgiltig, das kommt auf den Geſchmack der Leute und auf ihr Portemonnaie an. Die Sache iſt ja doch ganz reell, in Wirklichkeit waren ſie ja berechtigt, prämiiert zu werden, denn ſie haben alle Vorzügliches geleiſtet.“

„Das Wort ‚reell‘ kann verſchieden gedeutet und aufgefaßt werden. Ich finde Deine Auffaſſung ein wenig frei, ſie geht mir zu weit, und dieſes Selbſteinſchätzen der Ausſteller will mir nicht recht in den Kopf. Aber ich bin von der Vorſehung nicht dazu angeſtellt, um mich gegen ſolche Unternehmungen aufzulehnen. Wer iſt denn nun eigentlich das ‚Komitee,‘ das dieſe Ausſtellungen veranſtaltet?“

„Nun, unter uns geſagt, lieber Freund, das Komitee ſind mein Chef und ich. In dem betreffenden Orte, in dem wir eine Ausſtellung veranſtalten, ſuchen wir ein paar Leute aufzutreiben, die irgend einen Namen in der Öffentlichkeit haben, und die wir zu Mitgliedern des Komitees machen; ſolche Leute findet man überall. Es gibt ſtets Menſchen, die gerne von ſich reden machen, denen daran liegt, 'mal eine kleine Rolle zu ſpielen, die etwas davon halten, daß ihr Name ein paarmal hinter einander in der Zeitung genannt wird, die ganz vergnügt ſind, wenn ſie für einige Zeit eine Beſchäftigung haben, welche mit einer gewiſſen Repräſentation verbunden iſt.“

„Und die Jury, welche die Preiſe verteilt, wird natürlich wieder gebildet von Deinem Chef und Dir.“

„Nun natürlich. Wir nehmen noch ein paar Leute aus dem Komitee dazu; aber natürlich ſorgen wir dafür, daß wir keine Unannehmlichkeiten damit haben. Schließlich iſt ja auch für die Jurymitglieder die Sache ebenſogut Geſchäft.“

„Und mit einer ſolchen Ausſtellung wollt Ihr nun unſern Ort beglücken?“

„Ja, wir ſind aufgefordert worden, uns einmal hier die Sache anzuſehen. Wir verhandeln ſogar mit drei verſchiedenen Geſchäftsgruppen, die ſich ſelbſt gemeldet haben, und denen eine Ausſtellung nicht unangenehm wäre.“

‚Iſt denn eine ſolche Ausſtellung nicht mit großen Koſten verbunden?‘

„O, gewiß! Beſonders die Reklame, die wir für die Ausſtellung machen müſſen, koſtet viel Geld; aber ohne Reklame gibt es heute kein Geſchäft mehr. Man kann ja auch 'mal hin und wieder etwas hereinfallen, aber für gewöhnlich glückt die Sache.“ — — —

Freund Otten hatte jedenfalls Glück mit ſeinen Anknüpfungen in unſerer Stadt, denn ſchon in allernächſter Zeit erſchienen in den Lokalzeitungen „Vornotizen,“ welche mitteilten, daß eine „große Ausſtellung“ von Nahrungs- und Genußmitteln ſtattfinden würde. Mit dieſen Notizen erhielt man auch das Publikum in Atem. Man hatte täglich Neues von der Ausſtellung zu melden, es wurden ſchon im voraus große Genüſſe verſprochen und Leiſtungen in Ausſicht geſtellt, die vermuten ließen, daß durch unſere Ausſtellung die letzten Weltausſtellungen doch ein wenig in den Schatten geſtellt werden würden. Die Kaufleute in unſerem Ort und die Fabrikanten wollten erſt nicht recht heran, Otten klagte darüber, aber er gab die Hoffnung nicht auf.

„Es handelt ſich nur darum,“ ſagte er, „den erſten ‚Großen‘ einzufangen, dann gehen die kleinen Fiſche von ſelbſt in das Netz. Sie müſſen dann, wenn ſie auch nicht wollen.“

Otten kannte die Welt wirklich gut. Es gelang — ich weiß nicht wodurch — einen ſehr angeſehenen Fabrikanten des Ortes, der auch im Rate der Stadt, in der Politik u. ſ. w. eine Rolle ſpielte, für das Komitee zu gewinnen, und damit war das Signal zu einer allgemeinen Beteiligung gegeben. Die Anmeldungen kamen von allen Seiten. Die meiſten Teilnehmer waren ſehr ungehalten über den moraliſchen Zwang, der ihnen mit der Ausſtellung angethan wurde, aber ſie mußten ſich mit Rückſicht auf ihr Renommee und auf die Konkurrenz beteiligen. Es wurde das größte Vergnügungslokal der Stadt, das im Sommer zum größten Teil leer ſtand, alſo billig zu haben war, gemietet, und nicht nur die Feſtſäle, ſondern auch die Gartenlokalitäten wurden zur „Ausſtellung“ eingerichtet. Die Lokalblätter brachten alle Tage umfangreiche Inſerate und infolgedeſſen auch immer größere redaktionelle Notizen über die „großartige Ausſtellung.“

Endlich wurde dieſelbe mit einer improviſierten Feierlichkeit eröffnet, zu der man alle offiziellen Perſönlichkeiten einlud, damit die Sache einen offiziellen Anſtrich habe.

Die Ausſtellung war nichts als ein Jahrmarkt in etwas verfeinerter Form, die Ausſteller ſchimpften, aber nur heimlich, das Publikum ſchimpfte, aber ging doch hin, weil der Eintritt ſehr billig war und nachmittags eine Militärkapelle konzertierte. Einzelne Ausſteller verkauften ziemlich viel, beſonders aber machten die verſchiedenen Ausſchankſtellen gute Geſchäfte, ebenſo die Spielwarenausſteller. Wie kommen Spielwaren in eine Ausſtellung von Nahrungs- und Genußmitteln? wird der Leſer fragen. Die Antwort kann ihm nur das Komitee geben — jeder Ausſteller, der bezahlte, war willkommen. Stiefeleiſen, landwirtſchaftliche Maſchinen und Feuerſpritzen gehören auch nicht zu den Nahrungs- und Genußmitteln, und doch waren ſie in der Ausſtellung vertreten. Das Geld dieſer Ausſteller war eben auch kein Blei, dachten die Unternehmer.

Otten, den ich wegen der ſonderbaren Ausſtellungsgegenſtände interpellierte, machte mir klar, daß eine Ausſtellung möglichſt „vielſeitig“ ſein müſſe, ſelbſt wenn es eine Specialausſtellung ſei, und deshalb gebe es eigentlich kein Produkt, das nicht berechtigt wäre, ausgeſtellt zu werden. Man muß für alles in der Welt nur die richtige Erklärung finden.

Bei der Prämiierung kam es doch zu einigem „Krach.“ Die liebenswürdige Jury hatte nämlich ſogar einen Ausſteller prämiirt, der gar nicht ausgepackt hatte. Dieſer Skandal aber wurde „totgemacht,“ es blieb bei einigen ſchwächlichen Oppoſitionsverſuchen.

Die Unternehmer verdienten mit der Ausſtellung ein ſchönes Geld und verſchwanden dann, um einen anderen Ort mit einer „großen, internationalen“ Ausſtellung zu beglücken.

Dem Publikum muß aber von ſolchen modernen Geſchäften Mitteilung gemacht werden, damit es erfährt, wie es gemacht wird, ferner woher die „Ausſtellungsmüdigkeit“ in Deutſchland kommt, und endlich, wie es möglich iſt, daß manche Firmen, die keineswegs vorzügliche Waren liefern, eine ſo ſtaunenswerte Anzahl von Medaillen beſitzen und als Dekoration auf ihren Geſchäftspapieren anbringen können.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Aus den heißen, blutigen Auguſttagen des Jahres 1870, aus der Schlacht von Mars la Tour wahrſcheinlich, ſtammt das Motiv zu dem Bilde: „Verfolgtes Geſchütz.“ Emil Hünten iſt einer der erfolgreichſten deutſchen Schlachtenmaler. Schon 1852 trat der damals 25jährige Künſtler mit einem größeren Bilde aus dem ſiebenjährigen Kriege hervor, das Aufſehen erregte, und dem er bald weitere Gemälde aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen folgen ließ. Mächtig aber wuchs ſein Können, als die Ereigniſſe von 1864, 66 und 70/71 ſeinem Schaffen neue reiche Anregung boten. Wir brauchen nur an ſeine Gemälde „Sturm auf Düppel“, „Der Kronprinz bei Königgrätz“, „Angriff franzöſiſcher Kavallerie bei Wörth“ (Berliner Nationalgalerie), „Die Bremer bei Loigny“ (im Beſitz der Stadt Bremen) zu erinnern, um ſeine Bedeutung zu kennzeichnen. Was ihn engeren militäriſchen Kreiſen beſonders ſchätzbar macht, iſt ſeine unbedingte Wahrheitsliebe, die Genauigkeit aller Einzelheiten auf ſeinen Bildern.

Eine prächtige „Rinderherde“ des Münchener A. Chelius ſchmückt Seite 737 — ein Bild, das ohne jede Schönfärberei der Natur abgelauſcht iſt und dadurch um ſo unmittelbarer wirkt. — „Ein Hauptſpaß“ (S. 728) — das Plauderſtündchen zweier reizender Buben, die ſich irgend einen Schelmenſtreich mitteilen — iſt eine photographiſche Momentaufnahme und zeigt wieder einmal, was die Lichtbildkunſt in der Hand eines künſtleriſch angelegten Amateurs zu leiſten vermag. Auf S. 733 finden die Leſer die Wiedergabe eines intereſſanten alten Gemäldes „Ein Hauskonzert im XVII. Jahrhundert“; der Künſtler iſt einer der drei Brüder Antoine, Louis und Matthieu Lenain, die etwa von 1630 an in Paris wirkten und in der Kunſtgeſchichte dadurch eine beſondere Stellung einnehmen, daß ſie faſt ausſchließlich Bilder aus dem Familienleben, aus dem Leben und der Thätigkeit der Handwerker, Landleute, Soldaten malten. Ihre Gemälde beſitzen nicht nur einen bedeutenden künſtleriſchen, ſondern vielleicht noch mehr kulturhiſtoriſchen Wert.

Den vielen Verehrern und Freunden des meerumſpülten Borkum wird die kleine Originalzeichnung von Hans Bohrdt „Der alte Leuchtturm“ lieb ſein.

Himmelskunde.

Daß der Mond keine Atmoſphäre beſitzt oder doch keine ſolche von irgend erheblicher Dichte, daß auf ihm kein Waſſer vorhanden und er ein trockener, unbewohnbarer Weltkörper iſt, ſteht für die meiſten Aſtronomen feſt. Neuerdings hat nun aber der bekannte Aſtronom Pickering die außerordentliche Durchſichtigkeit der Luft auf ſeiner Beobachtungsſtation zu Arequipa (Peru) zu neuen Mondforſchungen benutzt und glaubt feſtgeſtellt zu haben, daß unſer Trabant früher bewäſſert geweſen ſein muß. Er hat nämlich eine ganze Anzahl der ſogenannten Mondſchründe geprüft und meint, daß ſie ihrer Ähnlichkeit mit irdiſchen Flußbetten nach unbedingt als ehemalige Waſſerläufe anzuſehen ſind; Bildung und Form ſprechen der Meinung des Gelehrten nach durchaus dafür. Aber Pickering regt, wie der „Prometheus“ berichtet, auch die Frage wieder an, ob denn der Mond wirklich ſo gänzlich waſſerlos ſei, wie man gemeinhin annimmt. Er weiſt auf zahlreiche dunkle Flecke hin, die zeitweiſe in den Kratern, an den Schründen, in den ſogenannten Meeren, und zwar gerade zur Zeit des Vollmondes, in der man nicht an Schatten denken darf, erſcheinen und dann wieder verſchwinden. Man könne ſich kaum enthalten, immer wieder an Waſſer in jenen Höhlungen zu denken, vielleicht an gefrorenes, das nur zum Teil auftaut.

Pflanzenkunde.

Eine heimiſche Orchidee, die Vanillin enthält, den hochgeſchätzten Riechſtoff der Vanille, hat von Lippmann in der Nigritella suaveolens gefunden, die oberhalb Mürren im Lauterbrunner Thal (Schweiz) an den ſteilen Abhängen der Schiltalp ſtellenweiſe in Geſtalt eines dichten Raſens wächſt. Ihre überhängenden, ſchwarz-violetten Blütenköpfchen, die den Boden faſt ganz bedecken, ſtrömen im Gegenſatz zu den im Thale wachſenden Genoſſen einen ſtarken, weithin bemerkbaren Vanillegeruch aus. Herr von Lippmann hat auf chemiſchem Wege reine Vanillinkriſtalle aus den Blüten gewonnen, wogegen es ihm nicht gelang, einen zweiten, nach Heliotropin riechenden Stoff rein zu erhalten. — Die weißen Blüten der in unſeren Wäldern vorkommenden zweiblätterigen Kuckucksblume (Platanthera bifolia) beſitzen ebenfalls einen an Vanille erinnernden Geruch, und geradezu köſtlich und ſtark nach Vanille und Heliotrop duftet die auf den Salzwieſen bei Harzburg wachſende Orchis incarnata, die fleiſchfarbige Kuckucksblume. So zeigen unſere vaterländiſchen Orchideen auch im Duft ihre Verwandtſchaft mit den tropiſchen Arten. St.

Die Königskerzen-(Verbascum-) Arten beſitzen eine eigentümliche Eigenſchaft, die zwar ſchon 1824 von E. Smith, ſpäter von Darwin beobachtet, neuerdings von U. Martelli genauer unterſucht wurde, aber doch nicht allgemein bekannt iſt. Wie der „Prometheus“ berichtet, wirft der blühende Schaft der meiſten oder faſt aller Königskerzenarten nämlich, wenn man einigemal gegen ihn ſchlägt oder ihn ſonſt ſtark erſchüttert, nach Verlauf weniger Minuten ſämtliche zur Zeit voll entwickelte Blüten ab; die Kelchzipfel biegen ſich dabei nach innen und werfen die Kronen heraus, was eine beſondere Trennungsſchicht erleichtert. Der Verſuch gelingt am Vormittag ſelten, dagegen nachmittags, wenn die Blüten ſich voll geöffnet haben, ſtets; ein kräftiger Stoß genügt dann, die oft mannshohen Blütenkerzen aller Blumen zu berauben.

Chemie.

Der franzöſiſche Chemiker Paſſy beſchäftigt ſich ſeit Jahren damit, feſtzuſtellen, wie groß oder wie klein die Menge eines beſtimmten Geruchsſtoffes iſt, die noch auf Geruchsnerven wirkt. Die Methode, die er für dieſe Unterſuchung anwendet, iſt ſehr einfach. Er löſt ein beſtimmtes Gewicht des Geruchſtoffes in einer beſtimmten Menge von Alkohol, verdünnt einen genau abgewogenen Teil dieſer Löſung weiter, bis er ſchließlich ſagen kann, dieſe Löſung enthält 0,000 001 Milligramm oder noch weniger des Stoffes. Nun wird von der Löſung ſoviel in ein Gefäß gethan, das genau einen Liter faßt, bis der Beobachter, der an der Öffnung desſelben riecht, den Geruch wahrnimmt. Es ſind verſchwindende Mengen, die Paſſy herausrechnet. Vom Kampher genügen 5 Milliontel Milligramm, vom Vanillin 500 Milliontel Milligramm, um einen Liter Luft zu parfümieren. Aber dieſe Quantitäten erſcheinen noch rieſig groß gegen die dazu erforderliche Menge von Moſchus; von dieſem machen ſich ſchon 0,000 000 000 005 Milligramm, alſo 5 Milliontel Milliontel Milligramm in einem Liter Luft bemerkbar.

Bienenzucht.

In Rußland wurde im vorigen Jahr eine intereſſante Bienenzucht-Ausſtellung veranſtaltet — beſonders intereſſant nämlich dadurch, daß ſie auf einer großen Barke von 70 Meter Länge untergebracht war, welche den Moskaufluß hinab und dann die Oka hinauf bis Kaluga fuhr und in ſechs Städten, ſowie in einigen zwanzig Dörfern Station machte, um überall beſſere Kenntniſſe über die Imkerei zu verbreiten. Es iſt dies für dortige Verhältniſſe um ſo notwendiger, als in Rußland bei den Bauern meiſt noch das alte Syſtem der einfachſten Holzklobenſtöcke im Gebrauch iſt, das den Imker zwingt, im Herbſt den ganzen Stock mit Honig, Wachs und Bienen um einen Spottpreis zu verkaufen. Die Barke, über welche C. Grevé im „Zoologiſchen Garten“ ausführlicher berichtet, bot Raum für ein Muſeum von Zuchtgeräten aller Art, für Präparate von Feinden der Bienen, ſowie für einen Garten mit Baumgruppen und Blumenbeeten, zwiſchen denen Bienenſtöcke aller alten und neueren Syſteme aufgeſtellt waren, endlich für eine Abteilung mit ſechs Stöcken mit lebenden Bienen. Nachts fuhr das Fahrzeug, am Tage wurde gehalten; die Bienen flogen aus, und das Begleitperſonal erklärte den zuſtrömenden Intereſſenten, die unentgeltlich Eintritt hatten, die ganze Ausſtellung. Die Mittel für letztere waren der Veranſtalterin, der Akklimatiſationsgeſellſchaft in Moskau, von einem reichen Bienenfreunde, F. Motſchalkin, zur Verfügung geſtellt worden.

Rechtsrat.

Frage: Von einem am Orte liegenden Grundſtücke wurde vor Jahren ein Teil, und zwar der dem Orte zunächſt belegene, zur Anlage eines Friedhofes erworben.

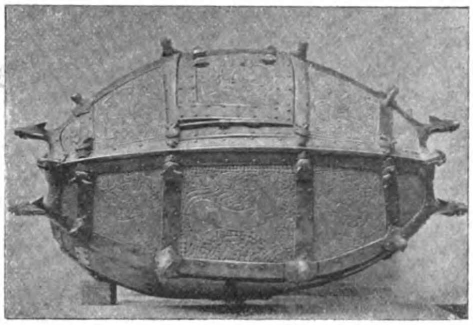
Da das Grundſtück nur vom Dorfe aus einen Zuweg hatte, ſo mußte die Kirchenkommiſſion dem Beſitzer des Reſtteiles die Möglichkeit der Beſtellung und Aberntung desſelben ſchaffen bezw. belaſſen, und that dies, indem ſie als Servitut auf das erworbene Grundſtück freie Überfahrt nach dem Reſtteil geſtattete und ins Grundbuch eintragen ließ. Vor einigen Jahren nun errichtete der Beſitzer des Reſtſtückes auf dieſem Wohn- und Wirtſchaftsgebäude zu landwirtſchaftlichem Betriebe und benutzt ſeit der Zeit, obwohl er ſich nach Ankauf weiterer Grundſtücke eine andere Verbindung mit der Straße angelegt, die erwähnte freie Überfahrt gelegentlich zu allen möglichen wirtſchaftlichen Fuhren, Botengängen u. ähnl. von und nach ſeinem Hofe. — Iſt er dazu berechtigt, oder kann ihm dieſe uneingeſchränkte Benutzung beſtritten werden?

A. H. R. in W. (Oſtfriesland.)

Antwort: Nur bei einer ſog. „notwendigen Servitut“, d. h. bei einer Servitut, deren Beſtellung jeder Grundbeſitzer auch ohne vertragsmäßige Verpflichtung in Rückſicht auf eine anders nicht zu beſeitigende Notdurft des fremden Grundſtücks ſich gefallen laſſen muß, hängt die Dauer der Servitut von dem Vorhandenſein der Notdurft ab (§§ 3 u. 10 Allg. Landr. T. I, Tit. 22). In ſolchem Falle hört alſo das Recht des Notweges auf, ſobald ſich ein anderer Zuweg zu dem Grundſtück eröffnet. — Iſt jedoch die Servitut auf Grund eines vertragsmäßigen Anſpruchs beſtellt worden, ſo ändert an dem Recht der Wegebenutzung die Thatſache nichts, daß ſich in der Folge die Möglichkeit zur Benutzung anderer Wege bietet. Nach § 71 Allgem. Landr. T. I, Tit. 22 kann der Berechtigte ſich, wenn ſein Recht nicht auf einen gewiſſen beſtimmten Zweck ausdrücklich eingeſchränkt iſt, des Weges zu allen ſeinen Bedürfniſſen ohne Unterſchied, nicht aber zu ganz neuen Anlagen bedienen. Unter „neuen Anlagen“ verſteht das Geſetz (§ 8 dieſes Titels) willkürliche Veränderungen in der Geſtalt, Hauptbeſtimmung oder Nutzungsart des Grundſtücks. Eine ſolche Veränderung ſcheint hier aber nicht vorzuliegen. In dem Zukauf von Nachbargrundſtücken iſt keine Veränderung der Geſtalt des berechtigten Grundſtücks zu finden, die Hauptbeſtimmung bleibt nach wie vor landwirtſchaftlicher Betrieb, und eine willkürliche Veränderung der Nutzungsart erhellt ebenfalls nicht. Das ehemalige preußiſche Obertribunal hat die Verwandlung eines bisher als Acker oder Wieſe benutzten Grundſtücks in einen Lagerplatz als eine „neue Anlage“ erachtet (vgl. Striethorſts Archiv Bd. 14 S. 23) und in einem anderen Falle ausgeſprochen (ebendort Bd. 76 S. 161), daß von einer „neuen Anlage“ nur die Rede ſein könne, wenn ein ſolches Grundſtück zu anderen als wirtſchaftlichen, namentlich zu gewerblichen Zwecken, wie z. B. zu einer Fabrik oder dergleichen verwendet würde.

Der Kordulakaſten im Domſchatze zu Kammin.

Im Dome zu Kammin wird eine Sammlung kirchlicher Kunſtgegenſtände aufbewahrt, welche unter dem Namen „Kamminer Domſchatz“ den Freunden mittelalterlicher Kunſt bekannt iſt. Das weitaus intereſſanteſte Stück der Sammlung iſt der nebenſtehend abgebildete Kordulakaſten. Er iſt zuſammengeſetzt aus 22 größeren und kleineren Elfenbeinplatten, welche durch vergoldete kupferne Saumleiſten zuſammengehalten werden. Beide, die Platten und die kupfernen Beſchläge, ſind mit einem Ornament verſehen, welches aus einem Gemiſch von geometriſchen Figuren und gewundenen, bandartigen Linien beſteht. Auf den Platten ſind die dicht verſchlungenen, ſcheinbar wirr durch einander laufenden Bandſtreifen ſo geordnet, daß ſie auf den Hauptflächen bizarr geformte Tierleiber bilden, und dementſprechend ſind dann auch die kupfernen Ränder auf den Ecken mit freiſtehenden Köpfen phantaſtiſcher Ungeheuer geſchmückt. Im Innern birgt der Kaſten den Schädel der heiligen Kordula, eine früher hochgeſchätzte Reliquie, deren Echtheit allerdings mehr als zweifelhaft ſein dürfte.



Der Kordulakaſten im Domſchatze zu Kammin.

In der Beſtimmung des Alters dieſes merkwürdigen Behälters gehen die Anſichten der Gelehrten ſehr weit aus einander. Während die einen ihn in das XII. Jahrhundert verweiſen, ſetzen ihn andere in eine weit frühere Zeit zurück. Diejenigen, welche dem Kordulakaſten ein ſehr hohes Alter zuſprechen, denken dabei an die den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung angehörenden deutſchen Gräberfunde (vgl. Knackfuß: Deutſche Kunſtgeſchichte, S. 4), welche dasſelbe Ornament tragen, das wir an dieſem Reliquienkaſten gewahren; diejenigen, welche ſeine Entſtehung näher der Jetztzeit verlegen, erinnern daran, daß die dem Kordulakaſten eigentümliche Verzierung im Norden, vorzüglich in Island, bis in das Spätmittelalter hinein allgemein üblich geweſen iſt. Gewiß iſt nur dieſes, daß der Kaſten von nordiſchen Künſtlern hergeſtellt worden iſt, und daß er urſprünglich nicht zur Aufnahme von Reliquien beſtimmt war, ſondern erſt ſpäterhin dieſem Zwecke dienſtbar gemacht wurde; und wahrſcheinlich iſt, daß er einem nordiſchen Seekönige als Geſchmeidebehälter gedient hat und einſt bei Gelegenheit irgend eines verunglückten Kriegszuges an die ferne deutſche Küſte verſchlagen worden iſt.

In unſerer Spielecke.

1. Vierſilbige Scharade.

Die Erſte iſt der Wahrheit Feind,
Manch Knäblein um die Zweite weint.
Die Eins und Zwei vereint man ſchaut
In alten Burgen, hoch erbaut.
Es iſt ein Bau die Drei und Vier,
Als Wohnung dient ſie manchem Tier.
Ein Wunderwerk, ein Wunderbau
Die Eins bis Vier in fernem Gau.
Erbauet nicht von Menſchenhand;
Durch Forſcher ward es erſt bekannt.

J. B.

2. Dechiffrieraufgabe.

q4hh c2qr 23l x15k 3k x4b2l qr2ſl,
k5qq 2p r32c ſ3l1x k3r b2l t5pw2hl d2ſl;
ſ2pd2x2lq k3r b2k qr5pk2 qr23r2r,
b2p l5p ch1zſ q23l2 t5pw2hl xp23r2r
b5 1x2p 3l b23l2k t1zſqr5k dh23zſ2,
4 b25rqzſ2 1pr b2p b25rqzſ2l 23zſ2.

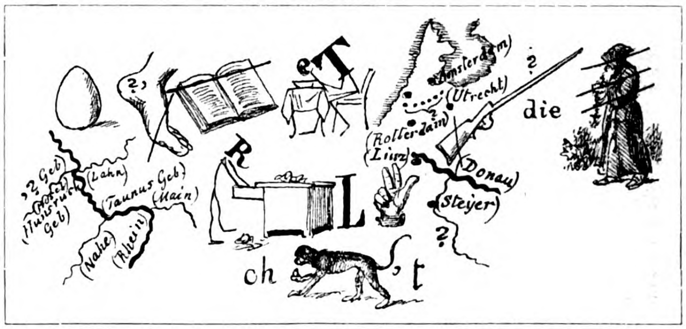
3. Viſitenkartenrätſel.

Nachſtehende ſechs Viſitenkarten:

Eichtal, Gemeindevorsteher.	*E. Génée.*
A. Chavenir.	*B. Ringen* *Stud. phil.*
Natalie Comtesse de Nantou *Constanz.*	*E. Hause.*

ſind derart auf einander zu legen, daß die darauf ſtehenden Namen und Worte in ihrer Reihenfolge und mit Verdeckung einer Anzahl Buchſtaben der Karte 1 einen aus drei kleineren Sätzen beſtehenden Satz bilden, und zwar in etwas ſüddeutſchem Dialekt.

Bilderrätſel.



4. Rätſel.

Ich komme vom Gebirge her
Und lenke meinen Lauf zum Meer,
Durchzieh' ein unterjochtes Land,
Das einſt ich noch in Freiheit fand.
Indes — der Leſer glaubt es kaum —
Man kennt mich auch als einen Baum,
Den man im Garten hegt und pflegt,
Weil er ſo ſchöne Früchte trägt.
Mußt um den Zopf mich nicht beneiden,
Er iſt die Quelle vieler Leiden.

Ganz anders aber ſtehe ich vor Dir,
Nimmſt Du ein einzig' Zeichen nur aus mir,
Dann zeig' ich das Gepräge dieſer Zeit:
Die unerbittliche Vergänglichkeit.
Jedoch hab' ich noch eine andre Seite,
Durch deren Ankunft manchen ich erfreute,
Doch vielen hab' ich Angſt und Not bereitet
Und ihren Weg zum Untergang geleitet. —
Der Jäger, der mich in dem Walde findet,
Alsbald die Zuverſicht damit verbindet,
Daß ihm gewiß auf dieſem Fleckchen Erde
Das edle Wild zum Schuſſe kommen werde.

U. S.

5. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den drei Wörtern „Stich“, „Tonne“, „Bier“ drei andere Wörter erhalten, die ein bekanntes deutſches Sprichwort bilden?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 45.

1. Buchſtabenrätſel. Brod.

2. Problem: Der Abend.

Vom oberen verzierten Buchſtaben N ausgehend, nimmt man den nächſten weißen Buchſtaben und lieſt die dazwiſchen ſtehenden ſchwarzen zurück.

Alſo: N dann A (weiß) CH G (ſchwarz)
E „ THA „
N „ ERA „ u. ſ. w.

Man erhält bei richtiger Löſung:
„Nach gethaner Arbeit iſt gut ruhn!“

3. Wechſelrätſel. Juwel, Jubel.

4. Arithmogriph.

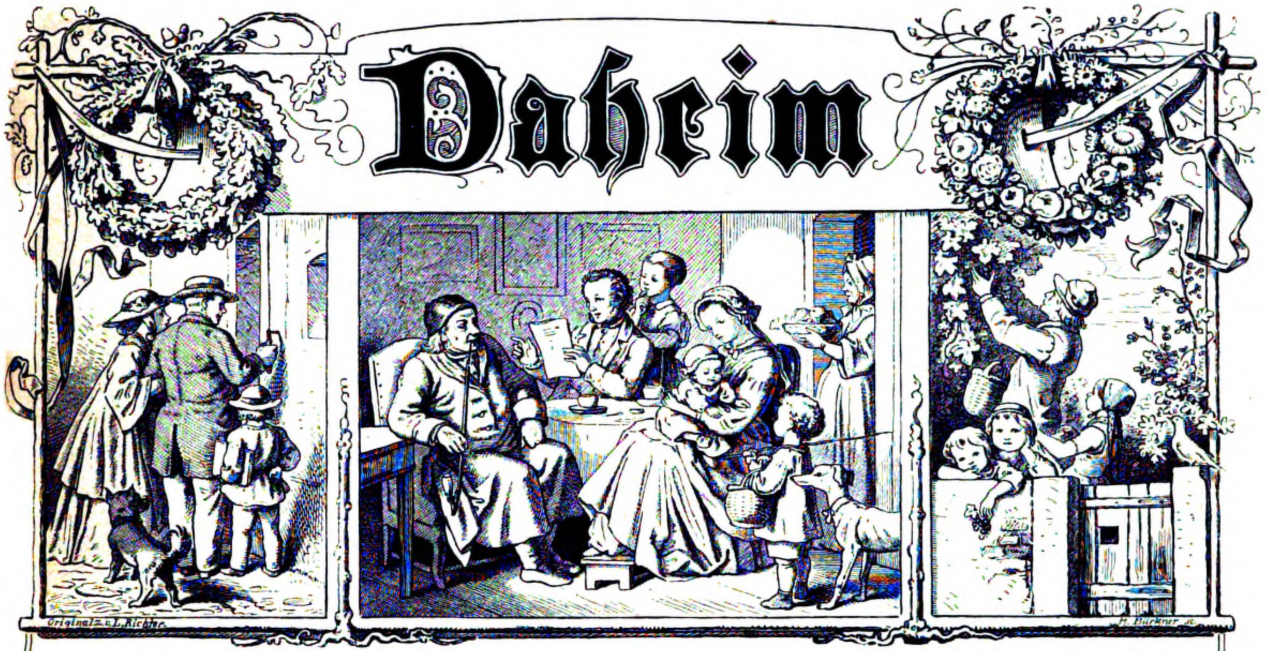
W	i	c	**H**	e	r	t
M	e	**n**	t	**o**	n	e
J	**e**	r	i	c	**h**	o
F	o	r	e	l	l	**e**
H	**u**	n	d	i	**n**	g
D	r	**a**	u	**s**	e	n
G	u	n	**t**	h	e	r

Inhalt: Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Die heißen Höhlen von Monſummano. Von Ida Boy-Ed. — Durch tiefe Waſſer. Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von H. von Krauſe (E. von Hellen). (Schluß.) — Ausſtellungsſchwindel. Von A. Oskar Klaußmann — Abendſtimmung. Gedicht von Hans Hoffmann — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Verfolgtes Geſchütz. Von Emil Hünten; Rinderherde. Von A. Chelius; Ein Hauptſpaß. Nach einer Aufnahme von Johs. Roether; Der alte Leuchtturm auf Borkum. Von H. Bohrdt; Ein Hauskonzert im XVII. Jahrhundert. Von L. Lenain. — Himmelskunde. — Pflanzenkunde. — Chemie. — Bienenzucht. — Rechtsrat. — Der Kordulakaſten im Domſchatze zu Kammin. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 24. Auguſt 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. No. 47.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Fräulein Jeanettchen, ich hab's nachgerade ſatt, als Kater um den dampfenden Brei herumzuſchwänzeln," ſagte Herr von Vollanden. „Ob ich mir auch die Pfoten verbrenne, nehmen Sie's nicht für ungut, Fräuleinchen liebes." — — —

„Wo wollen Sie hinaus?" fragte ängſtlich Jeanette.

„Na, ſehen Sie, wie Sie mit Rönneberg ſtehen, das weiß ich ebenſo wie Sie, Kindchen. Will auch von Rönneberg als dem Großvater von Heinz nicht reden. Was aber Ihr Vetter Guſtav iſt, der findet keine Ruhe in dem Gedanken, daß Sie, als ſeine einzige Blutsverwandte von Muttern her, ſich an einen Tiſch ſetzen ſollen — hm — und der Muſje Schmalhans ſetzt ſich mit dazu. Es iſt 'ne kniffliche Miſſion, die der Alte mir 'mal wieder aufgepackt hat, aber 's iſt allezeit ſo geweſen, daß, wenn der Rönneberg durch ein Schlupfloch wollte, der Vollanden den Buckel krumm machen mußte. Alſo: Ich bin mit der Bitte um die Annahme eines Jahrgeldes an Sie abgeſchickt worden, Fräulein Jeanette."

Wenn Herr von Vollanden angenommen hatte, daß ſie jetzt auf ihn herabſchauen würde, irrte der kleine Mann ſich; ſie ſchaute nur ein paar Augenblicke zum Fenſter hinaus, und als ſie ſich wieder umwandte, war ihr Geſicht ſehr blaß.

„Mein beſter Herr von Vollanden, wohl fühle ich heute ſchon, daß mein jetziges Leben ſich anders geſtalten wird, als ich es gemeint habe, ebenſo wie mein Wirken in Warnsdorf ſich im Rückblick anders anſchaut. Ich erkenne mit tiefſtem Dank die Güte meines Vetters an, ich weiß, wem ich den Löwenanteil an dem mir gemachten großmütigen Anerbieten zuzuſchreiben habe; — meine Antwort aber beſteht in einer Bitte: Fügen wir zu manchem Schweren nicht noch die Laſt der Demütigung hinzu; ich meine, ihr würden nach dem, was geſchehen, meine ſchwachen Schultern nicht mehr gewachſen ſein."

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, griff der alte Freund nach Stock und Mütze und ſagte dann, während er Tante Jeanettens Hand ein wenig krampfhaft ſchüttelte: „Fräuleinchen, wenn aber 'mal ein Haſ' ins Haus kommt — Poſtſtempel Willmersdorf —, oder 'n paar Rebhühner, oder 'n Korb mit Äppelchens — hm — wie dann?"

„Soll es mir willkommen ſein," meinte nun ihrerſeits unter feſtem Händedruck Tante Jeanette, und der Alte war gegangen.

Sie hatte das Fenſter geöffnet, um ihm nachzuſehen, unbekümmert darum, daß ein Bienlein, ein wenig unpraktiſch in ſeinem Gebaren, von außen hinter der Scheibe um die blühende Asklepia zu ſummen begann, ahnungslos, daß es zum Anknüpfungspunkt einer Gedankenkette werden ſollte, die der Förderung des inneren Friedens nicht eben günſtig war. Das war eine fleißige, thätige Biene, die da ſchaffte und haſtete, wie man auch geſchafft und gehaſtet hatte; die da nur für das eigene Ich ſorgten, das waren die unnützen Drohnen. — „Nur für ſich ſelbſt," darin lag es; in dem Gefühl des Roſtens, das die Raſt gibt. —

O, nur einmal wieder das Schlüſſelbund zur Seite, treppauf, treppab, vom Schrank zur Truhe, von der Truhe zum Vorratsraum, dem Körper zur Stärkung, unliebſamen Gedanken zur Abwehr! Tante Jeanette hatte die Schritte der beiden Stübchen abgemeſſen, die des Korridors, des Gärtchens hinter dem Hauſe, keiner war darunter, der da weiter führte. Tante Jeanette hatte die Intereſſen ihrer bedeutend älteren Genoſſen abgemeſſen und abermals nichts gefunden, was da weiter führte; ſie hatte, des weiteren Forſchens in der Seele ihrer Mitbewohnerinnen ſich entſchlagend, die Hülle um ſich gezogen und ſtand auf ihrer Höhe allein. Sie war die Fremde!

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Und ſie würde die Fremde bleiben, ſie, die allezeit den Kopf hoch trug, ob auch nur — nach außen hin.

Außer Herrn von Vollanden waren auch die Nachbarinnen von Warnsdorf gekommen, um nach ihrem lieben Fräulein Jeanette zu ſehen, ohne daß ſie jedoch zum zweitenmale kamen. — Wenn man in Geſchäften nach der Stadt fuhr, fand ſich die Zeit zu Beſuchen ſchwer, aber man freute ſich rieſig, wenn man Jeanette auf der Straße begegnete, fand ſie prächtig ausſehend und — ging ſeines Weges. —

Eines Tages auch hatte ein elaſtiſcher, jugendlicher Fuß, mit den ausgetretenen Stufen wenig Federleſen machend, die Vortreppe mit einem Schritt genommen. Die ſchöne, elegante Eva von Vollanden, in ihrer äußeren Erſcheinung ganz dazu angethan, die Intereſſen des Stiftes für eine Weile auf einen Punkt zu konzentrieren, mußte ſich überzeugen, wie's der Tante ginge, mußte Grüße beſtellen, mußte fragen, ob vielleicht auf dieſem Wege von Heinz eine Kunde zu bekommen ſei?

Als dann die Antwort nur in einem Kopfſchütteln beſtand, hatte ſich der Art von Evas ſonſtiger ſtürmiſcher Umarmung doch ein Körnlein Enttäuſchung beigemengt.

14. Kapitel.

Nun war auf die Vorboten des Frühlings von 1866 der Frühling ſelbſt gefolgt, und die Natur ging ihren alten Weg. Wie alle Zeit auch fiel der Hammer der Dienſtesuhr auf ſeine Glocke nieder, und auf die verſchärften Anforderungen, wie ſie der Lenz an den Dienſt des preußiſchen Soldaten ſtellt, folgte für den Offizier die Erholung in Kaſino und Reſſource, gleichviel welchen Namens oder welcher geographiſchen Lage die Garniſon ſich erfreuen mochte. — Dennoch konnte ein Stammgaſt in den kleinen Lokalen, falls er ſtiller Beobachtung geneigt war, nicht umhin, einige Schwankungen in dem Althergebrachten in Vermerk zu nehmen.

Verheiratete Herren, die ſonſt, ob unter dem Einfluß eines leichten Pantöffelchens oder nur dem eigenen Herzensdrange nachgebend, ohne Verzug dem häuslichen Herde nach dem Dienſt zuſtrebten, erſchienen jetzt unter den Kameraden, direkt fragend oder aufhorchend, was dieſer oder jener wohl zu berichten hatte. Der junge Leutnant, der ſich ſonſt der Ordnung ſeines Haupthaares vor dem kleinen Spiegel eingehend zu widmen pflegte, zeigte ſich flüchtiger im Bürſtenſtrich. Man war gleichgültiger gegen die Temperatur des Bieres und energiſcher im Griff nach den Zeitungen.

Kleine perſönliche Intereſſen traten in den Hintergrund; ja ſelbſt das Räſonnieren in regelmäßiger Steigerung des Kompaniechefs auf den Major, des Leutnants auf den Kompaniechef, und des ganzen Ree-e-ments auf den Kommandeur, ſchwieg vor dem nach einem Ziel gerichteten Gedankengang. Das Ziel, ob auch für die Regierungsfeindlichen, die allzeit Kopfſchüttelnden, ein zweifelvolles, war ein Hoffnungsſtern für alle die, welche des Königs Rock trugen: Zwiſchen Öſterreich und Preußen ſtand der Krieg.

Allerdings wurden Stimmen laut: „Ein ſo unpopulärer Krieg iſt noch gar nicht dageweſen. Die Führer riskieren es, daß die Landwehr ihre Gewehre zu Boden wirft. — Wir ſchießen nicht auf unſere deutſchen Brüder.“ Das Wort Bruderkrieg wurde zum Öl in der Flamme des Haſſes auf den großen Mann, der an leitender Stelle die Hand am Steuer hatte. Für ſie aber, die des Königs Rock trugen, war der Krieg die Erlöſung aus dem ſtagnierenden Gewäſſer des langen Friedens; als darum die Kunde durch die Lande ging: „Die Öſterreicher rüſten ab,“ wurde die Stimmung des Offiziers eine gedrückte, der Schritt ein läſſiger. Als dann aber die Kriegserklärung kam, da jubelte der Soldat.

Auch in die verhältnismäßige Ruhe, mit der der oſtpreußiſche Rittergutsbeſitzer, ſobald ſein Weizen blüht, die Völker fern in der Türkei auf einander ſchlagen läßt, war die große Stunde wie eine Bombe hineingefahren. — Vor den Ausſpannungen in den Städten ſtauten ſich die ländlichen Gefährte, inſofern man den Nachrichten friſch vom Telegraphen gegenüber ſtehen wollte, und ſelbſt den alten Rönneberg hatte es aus der Einſamkeit ſeines Schloſſes hinaus nach Schwarzenberg getrieben. Er ſtand am Fenſter der Konditorei, um in das ungewöhnliche Haſten dort auf dem Markte zu blicken.

Aus dem Hauſe des Kommandeurs ſah man, ein Blatt Papier in der Hand, den Adjutanten heraustreten, in wenigen Augenblicken von dem Oberſten ſelbſt gefolgt. Flüchtigen Fußes eilte dieſer an dem Fenſter, an dem der Freiherr ſtand, vorbei; der ausgeſtreckte Finger deutete, nur leicht die Mütze ſtreifend, in die Ferne.

„Wir ſind mobil!“ rief im Vorbeiſtürmen der Leutnant von Holm. Zwei junge Offiziere, Kerlchens wie Milch und Blut, tänzelten auf einander los, um, gleichem Impuls folgend, ſich auf offener Scene in die Arme zu fliegen. Einer der Rittmeiſter, ſonſt ein ernſter Mann, ergriff den aus einem Hauſe tretenden Adjutanten und wirbelte ihn auf der Straße herum. Überall Jubel, wo die Schwerter klirrten!

Wer nahm ſich heute wohl Zeit, dem ſchwerfälligen Wagen nachzuſehen, in dem der Freiherr von Rönneberg, in die Polſter gelehnt, nach Hauſe fuhr, weit geöffneten Auges hinausſtarrend und doch nichts erfaſſend. Umſonſt, daß es um ihn lebte, webte, jubelte! Für ihn verhallte alles in dem einen bitteren Klang: „Und der Heinz iſt nicht dabei!“

Den alten Kutſcher Völkner, der da nachgerade recht bequem geworden war, trieb es nach der Heimkehr, ſich ungewöhnlich mit dem Ausſpannen zu haſten. Da kam ſie ja eben des Weges, die er mit dem Auge ſuchte: Frau Schmidtke, die Milchfrau.

„Schmidtkeſche, weetſt wat ni-et? Krieg is, — groater Krieg, un Din Sehn is mit dabie.“

Obſchon die Kunde nicht unvorbereitet an ihr Ohr ſchlug, wehte doch kein Funken antiken Geiſtes hiſtoriſcher Heldenmütter in dieſer Schmidtkeſchen. Sie verhüllte einfach ihr Haupt und ſchluchzte in die blaue Leinenſchürze hinein.

„Min Friedelke, ach, du lewet Gottke, min Friedelke!“

Feſt legte ſich die Hand des alten Völkner auf die Schulter der Klagenden: „Wief! Möchtſt Du am Ende, ſe ſulle alle goane, und Din Sehn, de ſoll taurück bliewe?“

Jäh erhob die Schmidtke das Haupt, und in ihrem Auge lag doch ein wenig von dem Geiſte, der da in den Augen jener römiſchen Bürgerinnen geblitzt haben mochte: „I, na nee, dat nich!“

Bald darauf kam der alte Willich über den Hof gefahren, ein „Ausgebauter“ aus der nächſten Nachbarſchaft, von dem die Sage ging, er thue bedenklich mit, wenn's in den Schenken zum Räſonnieren auf die Regierung kam; hatte auch bei der letzten Landtagswahl dem liberalen Kandidaten ſeine Stimme gegeben.

Der Warnsdorfer Rendant, der gerade die Kaſſe abgeſchloſſen, trat dem Fuhrwerk in den Weg: „Na, Willich, wißt Ihr, der Krieg iſt 'ne ausgemachte Geſchichte, die Schwarzenberger ſind mobil und das Artillerieregiment, bei dem Eure Jungens ſtehen, auch; die Bengels müſſen mit.“

Willich zog die Zügel langſam an, und der Wagen hielt.

„Herr Rendanter, da wird denn wohl abſolut nichts zu machen ſind. Ja, ja, wenn ſe müſſen, denn müſſen ſe eben.“

Auch in die ſtille Straße, in der die Stiftung derer von Treuenfels lag, war die große Kunde von dem Ausbruch des Krieges gekommen. Keine der Damen konnte ſich der Sorge um den Gatten, keine dem Mutterſtolz in die Arme werfen. Einen Neffen, einen Vetter oder einen Sohn der beſten Freundin hatte aber jede im Felde. Was ſonſt aus einander gegangen war, einte ſich in gemeinſamem Beſprechen, gemeinſamem Fürchten, gemeinſamem Charpiezupfen, und allein ſtand wiederum nur eine: Tante Jeanette hatte niemand, für den ſie zitterte, für den ſie betete, denn — der Heinz war nicht mit dabei.

15. Kapitel.

Es war am Vorabend des Ausmarſches für die Schwarzenberger Garniſon.

Man hatte ein paar dienſtfreie Stunden für die Ordnung der perſönlichen Angelegenheiten, Stunden, von denen die Offiziersgattin hoffte, daß ſie Frau und Kind gehören ſollten. Nun ja, körperlich vielleicht, geiſtig aber verblaßten die Eindrücke deſſen, was ſich im Familienzimmer abſpielte, vor dem Raſſeln der Zukunftsmuſik da draußen. Der Gatte und Vater war ſehr milde, er lächelte ſehr eingehend, aber er hatte doch nur ein halbes Ohr für die Pläne, wie man um die Zeit ſeiner Abweſenheit herumkommen wollte, und erſt an dem Morgen des Ausmarſches, da er die Gattin zum letztenmal an das Herz riß, ſich über die Kinder beugte, kam der Ernſt.

Aber ſelbſt in den Abſchiedsklang miſchte es ſich tröſtlich hinein: „Sei ruhig, Lowiſe, wiſch ab Dein Geſicht, denn eine jede Kugel, ſie trifft ja doch nicht.“

Bei den unverheirateten Offizieren obſiegte die Freude faſt ausſchließlich über die Wehmut.

Die wenigen Stunden Urlaub, die Eberty ſich erbeten hatte, gedachte er in Willmersdorf zuzubringen. Es kümmerte ihn nicht, was wohl die Leute ſagen mochten; auch nicht, was Eva denken würde. Er mußte ſie einfach noch einmal ſehen.

An dem Saum des Waldes, wo das niedrige Gebüſch der Brombeeren und Schlehen den Vortrab bildet, parierte er auf einen Augenblick ſein Pferd. War das nicht das Blaffen ihres Hundes — und war das nicht auch der Wohllaut ihrer Stimme, der ſich noch einmal ſchmeichelnd um ſein Herz legen wollte?

Gleich darauf trat Eva aus dem Gebüſch heraus, das Reitkleid geſchürzt, in der Hand einen Strauß von Anemonen.

„Du kannſt nach Hauſe reiten, Johann,“ ſagte ſie, und wandte ſich dann zu Eberty: „Ich wußte es, daß Sie kommen würden, und eigentlich bin ich Ihnen entgegen gegangen. Ich meinte, Ihnen wie mir würde etwas fehlen, wenn wir vor dem Ausmarſch nicht noch einmal als die alten, guten Kameraden mit einander uns ergehen wollten. Alles andere — geben Sie mir die Beruhigung — iſt vorüber, nicht?“

„Nein, Eva,“ ſagte Eberty, gerade vor ſich hin blickend, und es war zum erſtenmal, daß er ſie einfach beim Namen anredete, „es iſt nicht vorüber, und es wird erſt vorüber ſein, wenn — ich vorüber bin. Daß man am Vorabend des Krieges neben der inneren Befriedigung, welche die Sache für den Soldaten naturgemäß im Gefolge hat, dunklen Ahnungen Raum gibt, iſt natürlich. Ein Ahnen gibt es für mich nicht, wohl aber das Gefühl der Gewißheit. Nicht, daß ich etwa den Tod ſuchen will — das wäre eine Feigheit, Eva — der Tod aber wird mich ſuchen, das weiß ich, als hätte es mir jemand geſagt. Ich weiß, daß ich dieſes alles zum letztenmale ſehe, die Birken, hinter denen die Sonne ſteht, den blumigen Abhang mit den darüber huſchenden Schatten, und Sie, Eva — — —“

Eva hatte das Gefühl, als müſſe ſie ſeine Hand ergreifen, aber ſie that es nicht, und ſtumm gingen ſie, während er das Pferd am Zügel führte, neben einander dem Parke zu.

In einer, ſeinem ſonſtigen, leicht burſchikoſen Weſen fern liegenden Art dankte Kurt Herrn und Frau von Vollanden für das Glück der Stunden in ihrem Hauſe, worauf er ſich Eva noch einmal zuwandte: „Wollen Sie einer Bitte von mir Gehör geben, indem Sie einem Verlaſſenen, Troſtesbedürftigen mitleidsvoll Ihre Arme öffnen? Wollen Sie Murr, den Dackel, als Geſchenk von mir annehmen?“

„Das heißt, ich will ihn, bis Sie wiederkommen, mit tauſend Freuden in meine Obhut nehmen; ich meine, daß er's gut haben ſoll.“

„Ich danke Ihnen, Eva,“ ſagte Kurt, die Stirn an den Hals ſeines Pferdes lehnend. „Mit der Zuverſicht für Murrs Wohlergehen wäre denn wohl alles zwiſchen uns erledigt; zwiſchen Ihnen und einem — der Sie — — ſehr, ſehr geliebt hat, und der zum Schluſſe, — ja, ſo iſt das Leben — von alledem, was er aus der Überfülle ſeines Herzens heraus hätte ſagen mögen, nun doch auf den Hund gekommen iſt. — Leben Sie wohl, Eva, denken Sie auch zuweilen an mich, aber mit nichten an den, als der ich heut vor Ihnen ſtehe; denn wahrlich, es widerſtrebt mir, als Schatten auf Ihren Lebensweg zu fallen. Denken Sie an den luſtigen Kameraden, der für Sie durchs Feuer gegangen wäre, und der Ihnen doch oft ein harmloſes Lachen entlockt hat. Weiter war es ja wohl nichts.“

Jetzt ergriff ſie doch ſeine Hand: „Ich glaube, Sie ſind der beſte Freund, den ich je gehabt und vielleicht je haben werde, und wenn nicht —“

Er ließ ihre Hand jäh fallen und ſchwang ſich aufs Pferd. Dann beugte er ſich noch einmal zu ihr, in deren Augen Thränen ſtanden, herab: „Es war an einem Freitag, daß ich Dich kennen gelernt,“ ſagte er leiſe, gab ſeinem Pferde die Sporen und ſtürmte von dannen.

Lange, lange ſtand Eva und ſchaute ihm nach. Sie hatte es gelernt, ihn ernſt zu nehmen, ſie wußte vollkommen, was ſie ihm war. In einem Gemiſch widerſtreitender Empfindungen ſchlug ſie die Hände vors Geſicht, und ein Weheruf entrang ſich der gepreßten Bruſt: „Da zieht er hin, — — ſie alle ziehen hin — und wo weilt er? — Heinz? — Armer, armer Kurt!“ —

Wie alle Kameraden, ging auch Eberty am ſelben Abend noch durch die Straßen von Schwarzenberg, hier eine ausgeſtreckte Hand drückend, dort einen Gruß durch Kopfnicken nachdrücklicher machend. — Darüber war es dunkel geworden, und aus den Fenſtern der Villa Sarn-Toxenheim-Senf warfen die Lichter ihren Schein auf den Weg.

Ohne einen Augenblick zu zögern, ſtieg Eberty die Treppe empor. Was waren ihm, dem durch den Abſchied von einer Eva Getragenen, die Kleinlichkeiten irgend einer Menſchenſeele?

„Herr Leutnant von Eberty wünſcht ſich zu verabſchieden,“ meldete das Mädchen.

Es dauerte ein Weilchen, es murmelte ein Weilchen, ehe ihn die wohlbekannten Dinge umgaben: der Gummibaum, der Schreibtiſch, der Kanarienvogel und dort die Klytia, licht auf dunkler Säule. — Man ſaß, wie man ſo oft geſeſſen hatte, wieder vor der roſa verhängten Lampe, die Rätin mit einem jener gehäkelten Karreaus in der Hand, deren Hunderte ſich zu einer Bettdecke zu vereinigen ſtreben. Der Rat, aus dem Grunde ſeiner Höhle noch aus Wolken blickend, Leontine in ihrem alten Seſſel, halb verlegen, halb ſchelmiſch dreinſchauend. Nur in dem Schaukelſtuhl, in dem Eberty ſonſt zu ſitzen pflegte, ruhte heute ein anderer; ſein Nachfolger in der Wohnung war es, der angenehme kränkliche Oberlehrer, der es ſich aber augenſcheinlich wohl ſein ließ.

In dem Nebenzimmer ſummte der Theekeſſel.

„Sie kommen adieu zu ſagen, mein lieber Herr von Eberty,“ nahm die Rätin das Wort. „Geſtatten Sie, Herr von Eberty — Herr Oberlehrer Werner. Ja, ja, das Schickſalsrad rollt, und morgen müſſen Sie ſchon fort? Wenn ich denke, dieſer Aufwand von Streitmacht, dieſes Herausreißen des Familienvaters von ſeinem heimiſchen Herd, dieſes heraufbeſchworene, grenzenloſe Elend —“

„Na, na, danach frägt, wer des Königs Rock trägt, nicht,“ meinte hinzutretend der Rat. „Kommen Sie uns nur hübſch heil wieder, mein junger Freund.“

„Meine Zeit iſt leider gemeſſen,“ ſagte, ſich von ſeinem Sitze erhebend, Eberty. „Haben Sie Dank, Herr Rat, der Sie mir Ihr Haus ſtets gaſtlich geöffnet, und Sie, meine Gnädigſte, für ſo manche treffliche Taſſe Thee, die mir Ihre Hand huldvoll kredenzte. Fräulein Leontine, leben Sie wohl!“

Kurt ließ, während er Leontinens Hand in der ſeinen hielt, den Blick noch einmal über die ihm gewohnte Umgebung ſchweifen; ein faſt unmerkliches Zucken der Finger aber ſagte ihm, daß der Händedruck im Hinblick auf manche Gerüchte, die dem Herrn Oberlehrer zu Ohren gekommen ſein möchten, nicht verlängert werden dürfte. Ein trübes Lächeln flog über Ebertys hübſches Geſicht, die Hacken ſchlugen an einander, und wenige Minuten darauf befand er ſich auf der Straße.

„Adieu, adieu, mein lieber Herr von Eberty!“ rief in dem Gefühl, daß irgend etwas verſäumt worden ſei, die

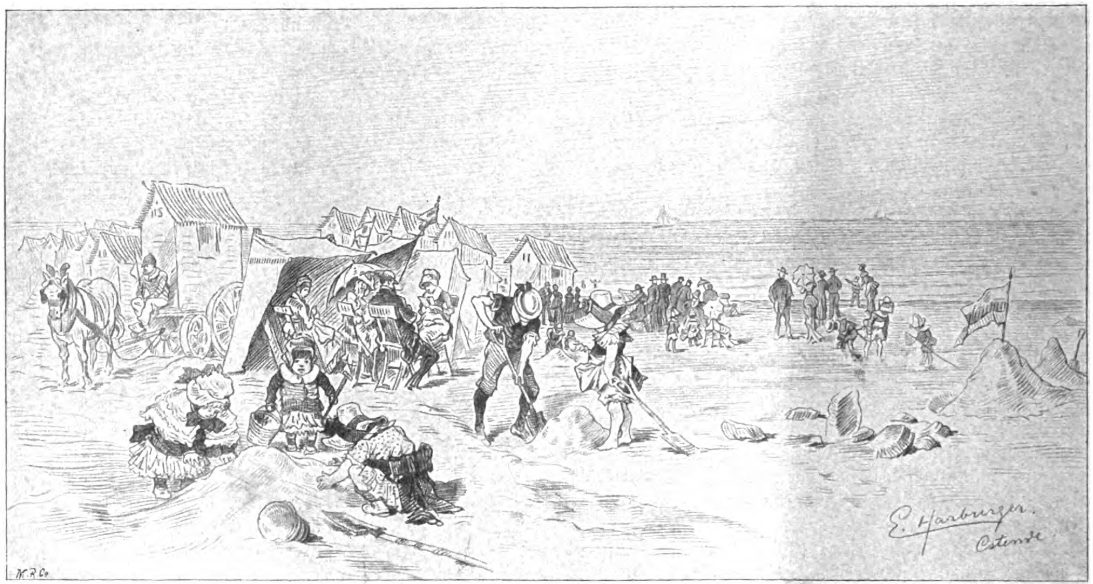
Rätin zu dem geöffneten Fenſter hinaus, aber ohne daß ihr eine Antwort geworden wäre.

Im Lichte einer Straßenlaterne vollzog ſich der Abſchied von dem gerade des Weges kommenden munteren Thereschen, deren wehmutsvoller Blick der im Dunkel verſchwindenden Geſtalt Ebertys bis zum Verſchwimmen der letzten Umriſſe folgte.

„O, dieſe Öſterreicher, ich könnte ſie alle in einem Mörſer zerſtoßen. Da geht er hin, der hübſche Junge, und am Ende ſchießen ſie ihn gar tot. Wie man es überhaupt nur übers Herz bringen kann, einen Leutnant zu töten!“

Trara — trara!

Von dem Augenblick an, wo er den Fuß in den Bügel geſetzt, wieder vollkommen er ſelbſt, ritt Kurt an der Spitze ſeines Zuges. Ein wenig von dem kecken Geiſt des friſchen Lagerlebens war in ſie alle gefahren. Der Soldat, der den derben Scherz mit der Marketenderin mit einen guten Trunk aus der Flaſche begießt, der da vorwärts geht ohne Gedenken an das Geſtern, ohne Gedenken an das Morgen, deſſen Lied in den Tag hinein klingt, bis — bis der Tod kommt! Der echte Soldatentod — vielleicht an einem blumigen Abhang liegend, auf den Lippen noch ein letztes Lächeln.



Im Seebad. Nach einer Zeichnung von E. Harburger.

Warum der blumige Abhang?

Zufällig war dies das letzte Bild, das ſich Eberty eingeprägt hatte, als er, den Hans am Zügel führend, neben Eva hergegangen war, zwiſchen die und ihn ſich nun mit jedem Schritte ein Stücklein Erde mehr legte!

Kurt konnte ſich einer ſo pudelnärriſchen Stimmung in ſeinem ganzen bisherigen Leben nicht erinnern, und was das Merkwürdige war, ſie verflog nicht.

Sie geleitete ihn auf dem Wege — ſie zog mit ihm ein ins böhmiſche Land! Nur als er über dem Kirchturm von Trautenau blutrot die Sonne aufgehen ſah, ſchaute er ſeltſam gedankenvoll eine Weile in ſie hinein. Ach was — keine Zeit war's für Betrachtungen irgend welcher Art!

Um Trautenau entwickelt ſich das Gefecht!

Zwiſchen den Kuppen und bewaldeten Höhen tauchen die weißen Röcke der Öſterreicher auf. Die Avantgarde dringt bis zu der Brücke über die Aupa vor. Die davor aufgerichtete Barrikade von Zäunen, Brettern und Bäumen zu beſeitigen, iſt Sache der Pioniere. Noch greift die Kavallerie nicht ein, aber es kommt die Zeit, wo auf dem Pflaſter von Trautenau der Hufſchlag der die Stadt durchſprengenden preußiſchen Dragoner erdröhnt.

Hinter Trautenau findet der blutige Zuſammenſtoß ſtatt. Vom Kapellenberge herab praſſeln die öſterreichiſchen Granaten unter die andringenden Preußen, und dann feuert die preußiſche Batterie zwiſchen wallenden Ähren auf den Feind.

Es naht der Augenblick, wo Gablenz ſeine Windiſchgrätz-Dragoner gegen die ſich entwickelnden Infanteriemaſſen führt, ihm entgegen aber ſtürmen die preußiſchen Dragoner, zwei berühmte Regimenter ringen hart gegen einander —

Unter vernichtenden Hieben, Pferd an Pferd, Auge an Auge, wirft das preußiſche Reitergeſchwader den Feind zurück. Eine gewaltige Schwenkung der Windiſchgrätzer, und hinter ihnen her jagen die preußiſchen Dragoner. Sie haben ihren alten Ruhm neu bewährt, aber ſo mancher von ihnen liegt, fürder als ſtiller Mann, auf der Wahlſtatt.

„Mein armer Hans,“ ruft Eberty, als das Pferd mit ihm zuſammenbricht, „helft mir von ſeiner Laſt, Kinder —“ dann aber, als man ihn unter den Todeszuckungen des Pferdes frei macht, ein gellender Ruf: „Großer Gott, mein Bein!“

Die Granate, die das Tier durchſchlagen, hatte, die Hüfte zerſchmetternd, durch den Oberſchenkel des Reiters ihren Weg genommen.

„Zwei ſind genug für mich,“ ſagt Eberty, die zur Hilfe herbeiſtürzenden Leute abwehrend. Dann ſinkt er ohnmächtig zurück.

Auf dem ärmlichen Lager eines Bauernhauſes, auf das man ihn in der Haſt gebettet, liegt, den Kopf zurückgeworfen, die Augen geſchloſſen, Kurt von Eberty, der Hilfe harrend, die immer noch nicht kommt. Als man endlich, endlich einen Arzt aufgetrieben hat, als dieſer an das Lager tritt und die Decke zurückgeſchlagen wird, genügt ihm ein einziger Blick.

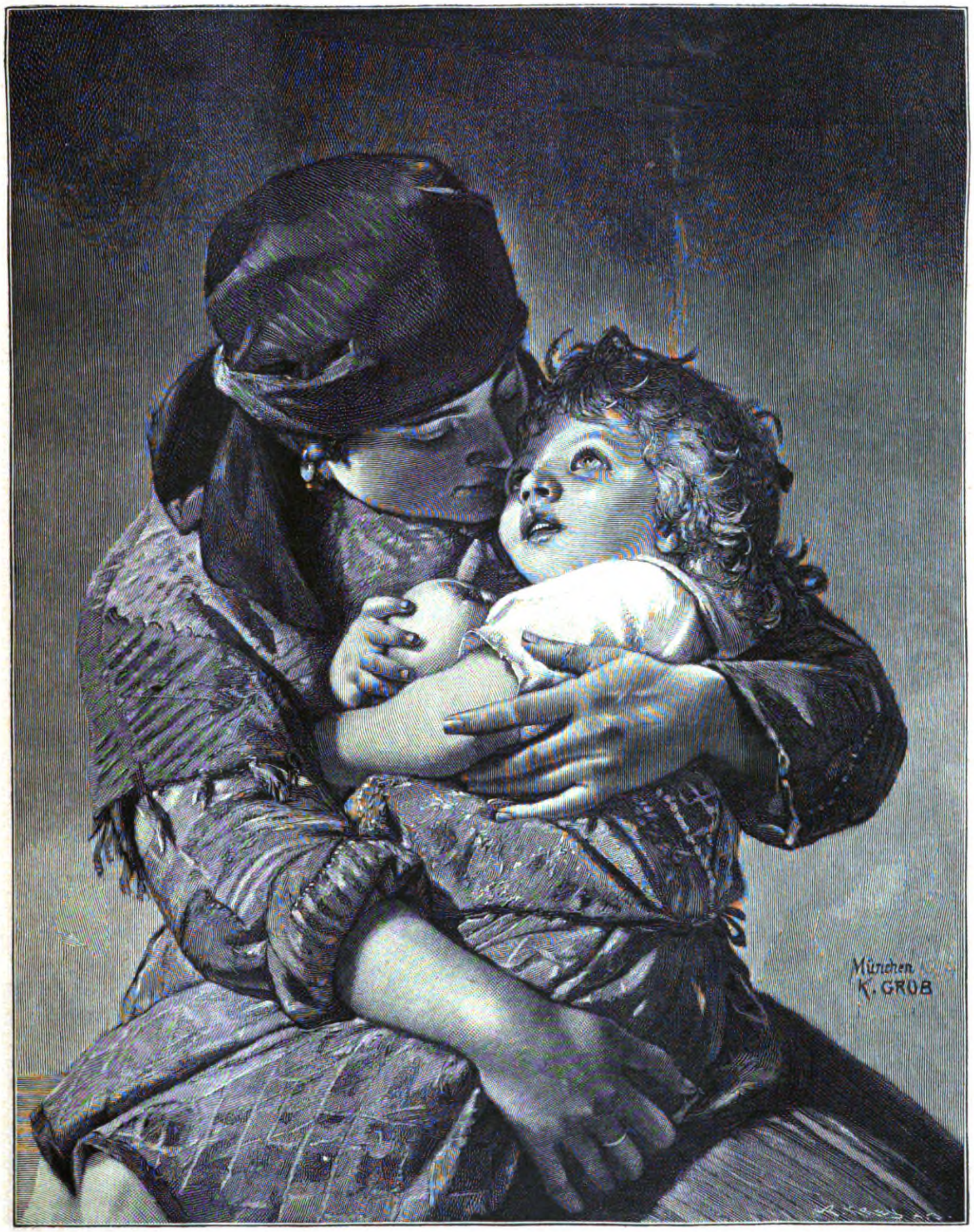
„Hilft nichts, Herr Leutnant,“ ſagt er trübe, „wir müſſen zur Amputation ſchreiten.“

Langſam ſchlägt Eberty die Augen auf, und immerhin vergehen einige Sekunden, ehe es ſich in dem Blicke ſpiegelt, daß er den Sinn der Worte erfaßt hat. Dann huſcht etwas von dem alten Geiſte des Übermuts über ſein Geſicht.

„Schneid' zu, Pflaſterkaſten,“ ſagt er, und das iſt das letzte. Ehe der Arzt ſein Werk vollenden kann, iſt das junge Leben ihm unter den Händen entflohen.

(Fortſetzung folgt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

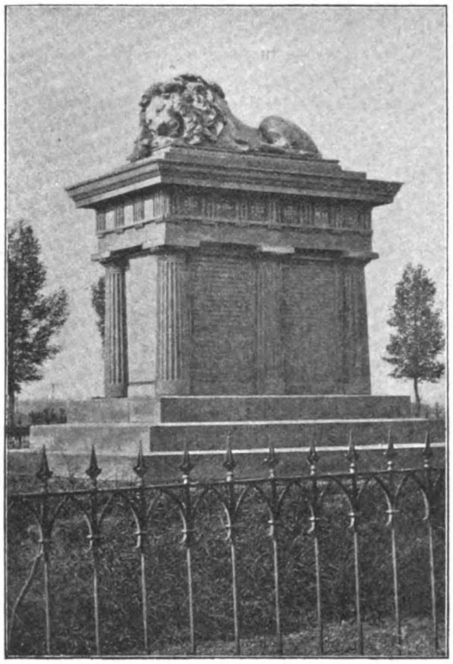

München
K. GROB

Der Liebling.. Nach dem Gemälde von K. Grob.
Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.

Ein Beſuch der Schlachtfelder um Metz.

Von H. Wickenhagen-Rendsburg.

Mit Abbildungen nach Photographieen der Deutſchen Buchhandlung (Georg Lang) in Metz.

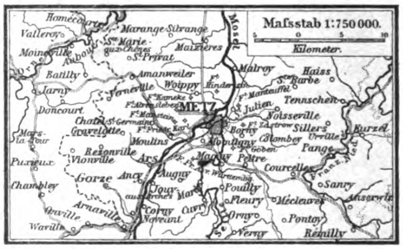


Denkmal des I. Korps bei Noiſſeville.

Mit angenehmen Erinnerungen verließ ich nachmittags das freundliche Straßburg, welches mich, wider meinen urſprünglichen Plan, einige Tage gefeſſelt hatte. Die Stadt hat nichts Fremdländiſches mehr an ſich; das äußere Bild, Handel und Verkehr, zeigen das Gepräge des deutſchen Südens.

„Was wird nun das Moſelbollwerk bringen?“ fragte ich mich, als der Zug die tiefen Thäler und dunklen Tunnels der Vogeſen durchjagte. — Metz iſt Feſtung und Soldatenſtadt in des Wortes vollſter Bedeutung. Der Weg in das Stadtinnere führt durch ein enges Wallthor an Kaſernen und Dienſtgebäuden vorüber; der Straßenverkehr läßt das bunte Vielerlei der gewaltigen Garniſon erkennen. Erſt die herrliche Esplanade — heute Kaiſer Wilhelmsplatz — erweckte in mir Erinnerungen aus der Feldzugszeit. Da war noch der Konzertgarten an der Ecke der Römerſtraße. Hier wollte ich mir eine Raſt nach den heißen Nachmittagsſtunden nicht verſagen. Kaum war der Ruckſack abgelegt, als ein freundliches „Guten Tag, Kamerad! Auch auf die Schlachtfelder?“ vom Nachbartiſche hörbar wurde. Mein Blick begegnete fremden Geſichtern. Zwei Hannoveraner waren es, die ſich, als ich den Gruß erwiderte, nicht wenig freuten, mit ſoldatiſchem Scharfblick das Richtige getroffen zu haben. Nun ſaßen wir zuſammen, und bald entwickelte ſich die Unterhaltung zu jener Lebhaftigkeit, die man ſo oft an alten Feldzugsſoldaten beobachtet. Ein günſtiges Geſchick hatte uns zuſammengeführt. Als Veteranen des 14., 16., 18. Auguſt waren ſie mit den Einzelnheiten des Kampfes wohlvertraut; ich, der ich während des Feldzugs Metz nur vorübergehend berührt hatte, konnte mich rühmen, in ſorgfältigen Vorſtudien das geprüft zu haben, was mir die perſönlichen Erlebniſſe verſagten. Der Operationsplan für den Schlachtfelderbeſuch wurde alſo aufgeſtellt; daß dies nach chronologiſchen Geſichtspunkten geſchehen müſſe, darüber waren wir einig. Noch wurde die Aufbruchsſtunde verabredet, und wir eilten zur Ruhe. Benutzen wir die Trennungszeit, um in einigen kurzen Betrachtungen des Gefechtsplans zu gedenken.

Die Metzer Schlachten, welche ſich in die drei Einzelkämpfe Colombey-Nouilly (14. Auguſt), Mars la Tour (16. Auguſt), Gravelotte-St. Privat (18. Auguſt) zerlegen, ſtellen ein Rieſenringen um die große Heeresſtraße Metz-Verdun-Châlons dar. Nach den Niederlagen von Spicheren, Weißenburg und Wörth ſtand die franzöſiſche Armee teils öſtlich von Metz (Bazaine), teils bei Châlons (Mac Mahon). Der Plan des erſteren war, die Moſellinie aufzugeben und eine Vereinigung mit Mac Mahon herbeizuführen. Bazaine ließ ſich aber am 14. öſtlich der Moſel durch die erſte Armee (Steinmetz) bei Colombey-Nouilly in ein Gefecht verwickeln, welches äußerlich den Deutſchen wenig Gewinn brachte, in Wirklichkeit aber für den Gang der Dinge höchſt bedeutungsvoll wurde. Da der franzöſiſche General unbegreiflicherweiſe den 15. Auguſt ziemlich thatenlos verſtreichen ließ, war unſeren Truppen — zunächſt der zweiten Armee (Prinz Friedrich Karl) — Zeit geworden, die Straßen weſtlich von Metz zu erreichen. Als Bazaine am 16. ſich anſchickte, den Abzug fortzuſetzen, erkannte er die Schwierigkeit ſeiner Lage. Der blutige Kampf dieſes Tages (Mars la Tour) endigte mit einer Abdrängung der Feinde von der Straße Metz-Verdun nach Norden, und am 18. fand das verzweifelte Ringen damit ſeinen Abſchluß, daß nach Umfaſſung des rechten franzöſiſchen Flügels bei St. Privat die Feinde in die Feſtung Metz zurückgeworfen wurden. —



Maſsstab 1:750 000.
0
5
10
Kilometer.
Homécourt
Valleroy
Moineville
Auboué
Marange-Silvange
Ste Marie-aux-Chênes
St Privat
Maizières
Mosel
Batilly
Amanweiler
Woippy
Malroy
Ste Barbe
Jarny
Verneville
Fort Manteuffel
Tennschen
St Julien
METZ
Noisseville
Doncourt
Gravelotte
Sillers
Mars-la-Tour
Rezonville
Vionville
Moulins
Borny
Colomber
Urville
Kurzel
Pange
Montigny
Ars
Magny
Peltre
Puxieux
Gorze
Ancy
Augny
Courcelles
Chambley
Jouy-aux-Arches
Pouilly
Sanry
Fleury
Mécleuves
Arnaville
Corny
Orny
Onville
Novéant
Pontoy
Waville
Verny
Remilly

Überſichtskarte der Schlachtfelder um Metz.

In aller Frühe verließen wir Kriegskameraden unſer Quartier, um zunächſt die öſtlich belegenen Kampfſtätten zu beſichtigen. Zwiſchen den Forts Steinmetz und Zaſtrow zieht ſich die Saarbrückener Chauſſee hin. Dort, wo in einer Wegſcheide die Straße ſich nordwärts nach Saarlouis abzweigt, begegnet man den erſten Spuren des Gefechtes. Über eine größere Zahl von Einzelgräbern blickt man rechts vom Wege auf ein franzöſiſches Monument unweit Borny, bis wohin die Feinde am Abend

Gräber im Park von Colombey.

des 14. zurückgeworfen wurden. Offenbar haben hier die Parteien in vollkommener Fühlung geſtanden, denn nur eine kurze Strecke braucht man weiter zu gehen, ſo verrät das Landſchaftsbild die ganze Wut des Nahkampfes einmal durch die das Dorf Colombey umgebenden Denkmäler, dann durch die Menge der Feld und Park beſetzenden Einzelgräber. Da ſtehen die Steine des hannöverſchen Füſilierregiments Nr. 73, nahe bei einander die des 6. und 2. weſtfäliſchen (Nr. 55 und 15) und weiter ſüdlich des 8. oſtpreußiſchen Regiments (Nr. 45). Am weiteſten öſtlich zwiſchen Montoy und Noiſſeville erhebt ſich das impoſante Denkmal des I. Korps, ein würdiger Säulenbau, welcher einen Löwen trägt, errichtet zum Gedächtnis für die im Ausfallskampf am 31. Auguſt bis 1. September Gefallenen. — Sehr wohlthuend berührt die muſterhafte Pflege, welche allen Grabſtätten zu teil wird. Hier und da hat der Wärter durch geſchmackvolle Blumenumkränzung ein Übriges gethan. Aber auch das einfache weiße Kreuz auf freier Feldflur mit der kurzen Inſchrift: „Hier ruhen fünfzig tapfere Krieger“ iſt ebenſo ſorgſam gehalten, wie wir es auf den heimiſchen Kirchhöfen gewohnt ſind.

Denkmal der 5. Diviſion bei Flavigny.

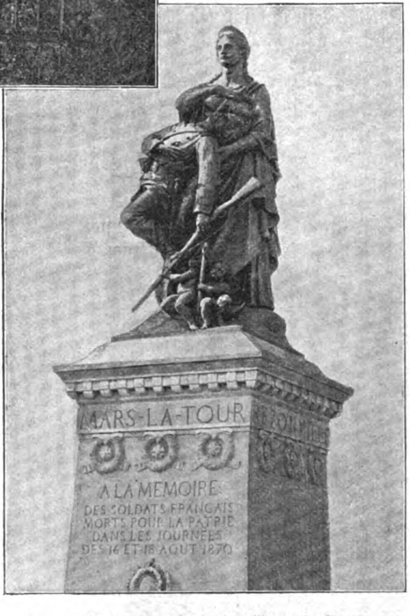
Denkmal der Ziethen-Huſaren bei Rezonville.

Umfangreicher und deshalb beſuchter iſt das Kampfgebiet im Weſten der Stadt. Als wir am folgenden Tage nach kurzer Wegſtrecke den Bahnhof von Ars an der Moſel verließen, hatte ſich unſere Dreizahl unverſehens vervierfacht. Veteranen aus allen Landesteilen waren bei einander, und da ein jeder ſeine Sonderbeobachtungen im Feldzuge gemacht hatte, konnte ein Zuſammenbleiben nur von Nutzen ſein, und — die allgemeine Stimmung ſollte dadurch keinen Schaden erleiden. Ergötzlich war es, wie ſchnell ſich ein praktiſch-militäriſcher Verkehrston einbürgerte. Folgte man den lebhaften Erzählungen des „Kamerad Braunſchweig“ mit ſtiller Aufmerkſamkeit, ſo richteten ſich gegen den „Kamerad Holſtein“, wenn er ſeine Geſpräche immer wieder mit dem: „Hier orientier’ ich mich ganz genau“ einleitete, und ſchon gleich darauf ſeinen Irrtum zugeſtehen mußte, ſchnell genug die harmloſen Sticheleien des alten Soldatenhumors. So vermiſchte ſich in gemeinſamer Wanderung Ernſt mit Heiterkeit.

Denkmäler der 6. Infanterie-Brigade und des 39. Infanterie-Regiments bei St. Hubert.

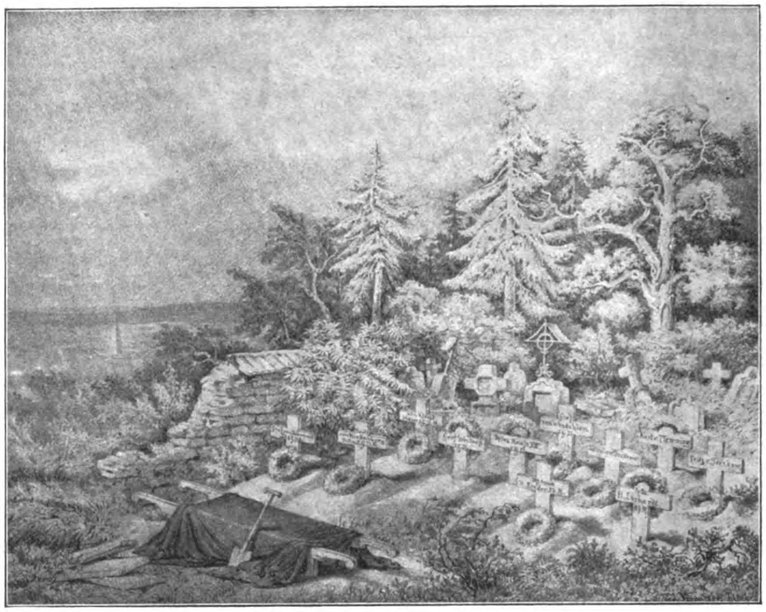
Der Weg von Ars nach Gravelotte zieht ſich durch die herrliche Waldſchlucht zwiſchen dem Bois de Vaux und des Chevaux. Am Ende der Strecke erreicht man die blutgetränkte Straße nach Verdun-Châlons, an welche ſich von Oſt nach Weſt der Reihe nach die Dörfer Rezonville, Flavigny, Vionville, Mars la Tour anlehnen. Auf Schritt und Tritt begegnet man hier den Spuren des heißen Ringens vom 16. Auguſt. Die Ebene gleicht hier und da einer weiten Totenſtätte, beſonders in der Nähe von Flavigny, wo nahe bei einander die Denkſteine des 78. Regiments, der 5. Diviſion, der brandenburgiſchen Feldartillerie und unſern davon das einer franzöſiſchen Abteilung liegen. Jenſeits der Straße, auf dem Gelände, welches im Norden von der alten Römerſtraße begrenzt wird, hat man die denkwürdige Flur vor ſich, wo die Brigade Bredow, beſtehend aus dem 7. Küraſſier- und 16. Ulanenregiment, mit Todesverachtung jenen Ritt gegen die Feuerſchlünde franzöſiſcher Batterien ausführte, deſſen Erfolg Freiligrath bezeugt:

„Sie haben Tod und Verderben geſpie’n,
Wir haben es nicht gelitten,
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie’n,
Wir haben ſie niedergeritten.“



Franzöſiſches Denkmal bei Mars la Tour.

Unſer Hallеſcher Kamerad, früherer Küraſſier, war hier der Wortführer; er zeigte uns die



Deutſche Heldengräber auf dem Kirchhof von Mars la Tour.
Nach einer Zeichnung von Eduard Kreutzer.

Stelle, wo er, von einer Shrapnellkugel im Oberſchenkel getroffen, vom Pferde ſank und für den weiteren Verlauf des Feldzuges kampfunfähig wurde. — An demſelben Schlachtentage erfolgte bekanntlich mit gleich großen Verluſten die Kavallerieattacke der beiden Garde-Dragonerregimenter und der dritten Huſaren gegen franzöſiſche Uebermacht. Die beiden Denkſteine nördlich von Rezonville ſind der Brigade Bredow und den Ziethen-Huſaren gewidmet; zwei weitere, welche das Andenken der Dragoner feiern, ſtehen, umgeben von zahlreichen Heldengräbern, nahe bei Mars la Tour. Auch die Gegner haben ihrer tapferen Brüder hier durch einen recht geſchmackvollen Stein mit ſchönen Reliefs gedacht. — In Rezonville befand ſich während des 18. Auguſt das deutſche Hauptquartier. Ein einfaches niedriges Bauernhaus iſt durch eine Tafel als der Aufenthaltsort Kaiſer Wilhelms und ſeines Stabes während des dritten Schlachtentages kenntlich gemacht.

Denkmal der 25. Diviſion bei Amanweiler.

Auf der Rückwanderung durch Gravelotte fanden wir bei kurzer Raſt im Gaſthofe eine recht befriedigende Beköſtigung; der wohlſchmeckende Landwein war ſehr geeignet, die trüben Erinnerungen zurückzudrängen, und doch brauchte man nicht weit auszuſchauen, um zu ſehen, daß man die Freuden des Lebens inmitten der Stille eines ausgedehnten Leichenfeldes genoß. Gravelotte iſt von Gräbern umgeben, die Zahl derſelben mehrt ſich aber, wenn man nordwärts den Weg nach Vernéville einſchlägt. Hier breitet ſich das Gebiet des 18. Auguſt aus. Rechts erkennt man den Hof St. Hubert, wo der Straße am nächſten der Denkſtein des 69. Regiments zu ſehen iſt, weiter zurück ſteht neben anderen ein der 6. Infanteriebrigade gewidmetes Monument. Maſſen- und Einzelgräber bekunden, daß es ſich hier um einen taktiſch wichtigen Punkt handelte. — Ein friedlicheres Bild gewährt die Landſchaft von hier bis Vernéville. Die lockenden Freuden der Dorfkirmes hatten hier Ortsangehörige und Gäſte aus der Nähe auf dem Feſtplatze verſammelt. Ein Karuſſel war im vollen Gange, und um den Flitterkram der Budenbeſitzer und die Zuckerbäckereien drängte ſich das vergnügliche Gemiſch von Männlein und Fräulein. Um ſo öder geſtaltete ſich das Straßenbild in den folgenden Dörfern. Gleich hinter Vernéville überſchreitet man die franzöſiſche Grenze. Wir thaten es ohne Bedenken, nachdem uns von kundiger Seite wiederholt verſichert war, daß eine Behelligung nicht zu fürchten ſei. Die Friedlichkeit des Geländes ermunterte uns ſogar, in den franzöſiſchen Kornfeldern Kaiſer Wilhelms Lieblingsblume zu pflücken. Nahe der Grenze ſteht das Denkmal der 18. Diviſion; weiter erblickt man im Oſten bei Habonville das des 84. Regiments, hinter demſelben bei Amanweiler iſt der 25. Diviſion ein würdiges Andenken — ähnlich dem des I. Korps bei Noiſſeville — errichtet.

Die Geſpräche wurden inzwiſchen lebhafter; hier hatte dieſer, dort jener von perſönlichen Erlebniſſen zu berichten. Erhebendes und Erſchütterndes, Heiteres und Ernſtes vermiſchte ſich in der Unterhaltung. Auch unſer Holſteiner „orientierte ſich hier wieder ganz genau“.

„Dort gingen wir, 200 Mann, mit Feldkeſſeln zum Waſſerholen vor; aber die Franzoſen jagten uns zurück,“ berichtete er mit begeiſterten Augen.

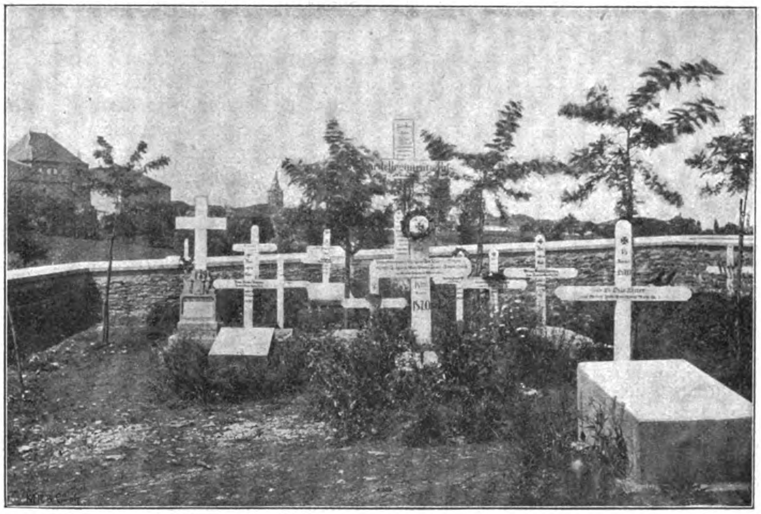
„Hattet Ihr denn keine Gewehre mit?“

„Mit Feldkeſſeln macht man keine Eroberungen,“ warf der ſonſt ſo einſilbige Pommer ein.

Auf dem Dorfplatze des heftig umſtrittenen

Denkmal des 84. Infanterie-Regiments bei Habonville.

Denkmal der 18. Diviſion bei Vernéville.



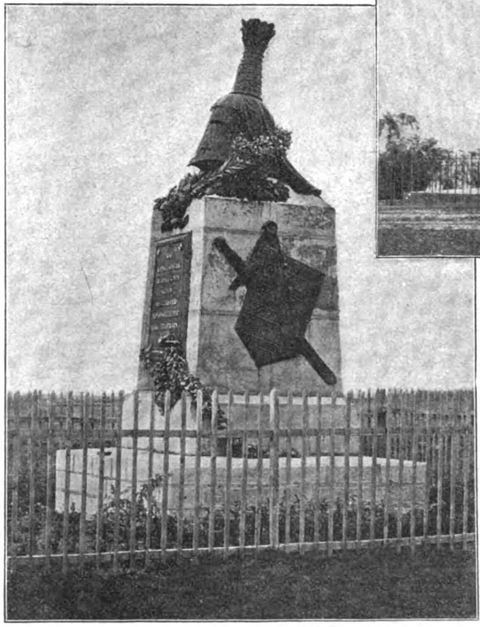
Gräber der 1. Garde-Infanterie-Brigade bei Ste. Marie aux Chênes.

Ste. Marie aux Chênes iſt den mannhaften franzöſiſchen Verteidigern des Orts gegen die heldenmütigen Angriffe der preußiſchen Garde und des königlich-ſächſiſchen Korps ein ſchöner Stein errichtet. Neben der Widmung trägt er die Inſchrift: „Sois fidèle jusqu'à la mort.“

Die Ortſchaft bietet ebenſo wie das nahegelegene St. Privat ein überaus trübſeliges Bild. Wo ſind die Bewohner? ſo fragt man. Auf den ſchmutzigen Straßen, auf den von verfallenem Mauerwerk umgrenzten Höfen iſt nur ſelten das mürriſche Geſicht eines menſchlichen Weſens zu entdecken. In dem wüſten Kirchhofe von St. Privat konnte man zwiſchen meterhohem Unkraut noch die Steinverſchanzung von 1870 entdecken; auch außerhalb des Orts gegen Weſten hin traten uns in barrikadenartigem Mauerwerk die deutlichen Merkmale der Kampfzeit entgegen. Man hatte den Eindruck, als ob die Schlacht noch vor kurzer Zeit hier gewütet hätte.

Von St. Privat aus überblickt man die baumloſe Ebene, auf welcher in mäßigem Anſtieg, 3 bis 4 Kilometer weit, unſere Garde mit den Sachſen die mannhaft verteidigten Dorfſchanzen erſtürmte. „Hier mußten wir über Leichen hinwegklettern,“ berichtete der eine. „Da ſank unſer Leutnant nieder, wir ſahen ihn nicht wieder,“ warf ein anderer ein. Weſtlich von dem Dorfſaum ſteht das mit ſächſiſchen Emblemen gekrönte Denkmal des XII. Korps. Noch ſollte der impoſante turmartige Bau, welcher den Gefallenen des Gardekorps gewidmet iſt, beſtiegen werden. Von der Plattform überſchaut man das ganze Gelände; deutlich hebt ſich das Weiß zahlloſer Kreuze auf den weit zerſtreuten Maſſen- und Einzelgräbern von dem Grün der Felder ab. Hier und da ſtößt man auf größere Monumente, welche den Ruhm einzelner Truppenkörper oder auch einzelner Offiziere der Garde verkünden.

Denkmal des Gardekorps bei St. Privat.



Denkmal des XII. (kgl. ſächſiſchen) Korps bei St. Privat.

Auf dem Bahnhofe Amanweiler trennten wir uns vom Schlachtfelde. In kurzer Zeit hatte uns der Zug nach Metz zurückbefördert. Meine Kameraden hatten ſich nach allen Richtungen zerſtreut. Mir ſollten die letzten Aufenthaltsſtunden noch ein Geſamtbild von Metz und Umgegend verſchaffen. Von keiner Stelle kann das beſſer geſchehen, als von der Höhe des St. Quentin, jenes befeſtigten Berges, der ſchon in franzöſiſcher Zeit das Hauptbollwerk der Stadt bildete. Am hochgelegenen Weſtende der Esplanade, nahe beim Juſtizpalaſt, hat man den Rieſen vor ſich; von dem Standort wird er getrennt durch ein liebliches, tiefgelegenes Wieſenthal der hier in mehrere Arme ſich zerteilenden Moſel. Eine glücklichere Stelle für das Kaiſer Wilhelms-Denkmal hätte ſich wohl nicht finden laſſen. Die impoſante Reiterſtatue zeigt den alten Helden, wie er auf die Fluren und Berge hinſchaut, in denen ſich ein ſo wichtiger Teil deutſcher Geſchichte abgeſpielt hat.

Der Weg zum St. Quentin windet ſich in ſteilem Anſtieg zwiſchen Gärten und Weinbergen hindurch; aber die aufgewandte Mühe findet ihren Lohn. Oben bietet ſich nach allen Seiten ein herrlicher Ausblick. Nach Weſten hin zeigt ſich im zuſammenhängenden Bilde die Ebene von Mars la Tour, Gravelotte, St. Privat: eine Grabſtätte vieler Tauſende. Nach Norden läuft ein langgeſtreckter Höhenzug wie eine natürliche Feſtung gegen Frankreich. Auf ſeinem Kamme werden hier und da mächtige Außenwerke, wie das umfangreiche Fort Alvensleben ſichtbar und rufen einem das „Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein“ herüber. Im Oſten hat man die Stadt Metz mit ihren Türmen und Kaſernen zu Füßen; dahinter in duftiger Ferne den Kampfplatz von Noiſſeville und Colombey. Wahrlich, wohin die Blicke ſchweifen, hier liegt ein Feld reichſter Erinnerung und ernſten Nachdenkens. — Ich hatte mich ins Gras gelegt; unten im Thale waren Pioniere beſchäftigt, eine

Brücke zu ſchlagen; aus den Vorortsſtraßen drangen die Klänge eines ſchwungvollen Truppenmarſches herauf; auf der Nordſeite der Feſtung ſchwebte, das Bild zu vervollſtändigen, der Ballon der Luftſchifferabteilung in wolkiger Höhe. Was Wunder, wenn man ſich in die noch friſchen Bilder der ſiebziger Belagerungszeit zurückverſetzte? — Wieviel Hoffnungen ſind auf dieſem Stückchen Erde gewaltſam zerſchnitten, welche Schätze geiſtiger und körperlicher Fähigkeit liegen hier begraben! — Und doch, ein Blick in die üppigen Wein- und Obſtgärten der Abhänge, in die wogenden Getreidefelder und ſaftigen Wieſen der Niederung, in das friedliche Treiben der Menſchen zerreißt im Nu die Träumerei einer bewegten Vergangenheit, und die reine Freude über die Reize eines entzückenden Naturbildes kommt zu ihrem Rechte. Wahrlich, nach ſchwerer Vergangenheit iſt dieſer lieblichen Landſchaft eine anhaltende Ruhezeit zu gönnen!

Noch eine halbe Stunde, und ich ſaß im Zuge, der mich dem Niederwalde, meinem nächſten Reiſeziele, zuführen ſollte.

Zwei Jahre im Diakoniſſenhauſe.

Vor einiger Zeit ſtand ein Aufſatz über das Leben im Diakoniſſenhauſe im Daheim. Während des Leſens dieſes Aufſatzes, dem ich völlig beipflichten kann, wurden alte Zeiten wach in mir, die Feder drängte ſich mir in die Hand, meine Erlebniſſe aufzuſchreiben. Zwei Jahre im Diakoniſſenhauſe — eine kurze Spanne Zeit; jetzt, da ich alt bin, ſcheinen mir zwei Jahre wie ſonſt wenige Wochen zu vergehen, im Alter rollt das Rad der Stunde ſchneller. In jenen zwei Jugendjahren aber habe ich ſo viel gelernt, erfahren und in mich aufgenommen, wie vorher niemals; ſie erſcheinen mir lang, weil ſie ſo inhaltreich waren.

Als einziges, mit ſehr viel Liebe erzogenes Kind meines Vaters (meine Mutter hatte ich zu früh durch den Tod verloren, um ſie zu kennen), war ich recht verwöhnt, lebte froh dahin, ohne daran zu denken, daß ich mich jemals in der Welt auf andere Weiſe nützlich machen müſſe. Da erkrankte der geliebte Vater, des Lebens ganzer Ernſt nahm mir, nicht nach und nach, nein, plötzlich die Binde von den Augen, in ſchrecklicher Krankheit — man denke an Kaiſer Friedrich — pflegte ich ein halbes Jahr meinen Vater. Zwiſchen Hoffen und Bangen vergingen die Tage und die dunklen Nächte dem geduldigen Kranken und mir. Lange vor dem Ende bereitete mich unſer getreuer Arzt darauf vor, daß keine Rettung ſei, und nun ſtand alles das auf, was in mir feſt und kraftvoll war, ich erhob mich aus den Wellen, die über mir zuſammenſchlugen, ich faßte den Entſchluß an dieſem Krankenbett, mein Leben der Krankenpflege zu widmen. So ſchwer konnte mir keine Pflege mehr werden, ſo ans Herz greifend, aber meine Kraft, mein redliches Wollen ſollte dem Diakoniſſenberuf geſchenkt ſein. — In damaliger Zeit wußte man noch nicht viel von dieſem Berufe. Manche, wie ja vielleicht heute noch einige, witterten dahinter allerlei Verkehrtes, ſahen das Unbekannte für gefährlich, klöſterlich übertrieben an, ich ſelbſt wußte wenig von der Einrichtung nach innen und außen, was nachher zu mancher naiven, belächelten Frage führte und an Ort und Stelle berichtet werden ſoll. Ich verſchloß inſtinktiv meinen Entſchluß in meine Bruſt und ſchwieg gegen jedermann während der nächſten zwei Jahre, die ich bei Verwandten ſehr angenehm verlebte. Erſt als ich meine Zeugniſſe einſchicken mußte, worauf ich ſehr bald einberufen wurde, trat ich mit der Mitteilung hervor. Allgemeines Erſtaunen, zum Teil Entſetzen! Ein Verwandter ſagte, er ſähe mich am offenen Grabe, die meiſten ſprachen etwa ſo: „Es iſt ein edler, ſchwerer Beruf. Aber wer hält das aus, Tag und Nacht wachen und der Gefahr der Anſteckung ausgeſetzt ſein.“ Dann folgten grauſige Geſchichten über Blutvergiftung ꝛc. Es liegt nicht in meinem Charakter, mich leicht beirren zu laſſen, auch lag das Land ſchon weit, der Kahn trieb durch die Flut. —

Sonnabend abends im Auguſt fuhr ich vor dem langen Gebäude an dem wohlbekannten Platz unter den Akazien in Kaiſerswerth vor, die Pforte öffnete ſich, ich trat in eine ſo ganz andere Welt ein, als die bisherige für mich war. Ich war mit ſo beſcheidenen Anſprüchen hingekommen, daß mir gleich alles viel beſſer, ſchöner erſchien, als ich erwartet hatte. Zunächſt ins Pförtnerſtübchen geführt, wurde ich von allen Schweſtern, die da aus- und eingingen, befragt: „Eine neue Schweſter? Kommen Sie weit her? Sind Sie froh, jetzt bei uns zu ſein?“

Während der Wochenſchlußandacht angelangt, mußte ich auf die Probemeiſterin warten, bekam ſogleich eine ſehr gute Suppe und Butterſemmel gebracht, was mir vortrefflich mundete, und was ich ſehr üppig fand! Das Eſſen iſt überhaupt gut und nahrhaft; ich kam bleichſüchtig und ſchwach hin und ging gekräftigt fort. Die Probemeiſterin kam bald, führte mich durch endloſe gewölbte Gänge, in denen ich mich nie zurechtzufinden glaubte, in die Vorprobe in eine kleine Schlafſtube. Aufgeregt, lebhafter noch als gewöhnlich, ſoll ich ſehr lächerliche Sachen geſagt haben, z. B. als ich viele junge Mädchen in Häubchen herumgehen ſah: „Die haben ja alle Nachtmützen auf.“

„Ja, eine ſolche werden Sie auch morgen aufſetzen,“ ſagte Schweſter Anna, die gute Probemeiſterin, die mir gleich nach Weſen und Thaten unerreichbar erſchien. Es war die Mütze der Probeſchweſtern, die allerdings faſt wie ein Nachthäubchen ausſah. Dagegen gefielen mir ſehr die Diakoniſſen in ihrer einheitlichen Tracht, die Vater Fliedner ſo praktiſch und auch geſchmackvoll gewählt hat. Ich mußte ins Bett, was mir nicht gefiel, es geht aber allen Neuen ſo, auch wenn ſie am Morgen ankommen. Ich legte mich, ſchlief aber nicht, das Bett, alles war mir noch zu unbekannt, ich lauſchte den Lauten um mich her, ſchlief dann aber doch ein und lange in den hellen Sonntagmorgen hinein. Schweſter Anna wurde ſehr geplagt durch ihre jüngſte Pflegebefohlene, ich fragte und fragte; auf alles gab ſie nicht Antwort; ich wunderte mich z. B., daß die Diakoniſſen auch Korſetts, hohe Stiefeln, kurzum Sachen tragen durften, die ich ſchon in das Bereich der Eitelkeiten geſchoben hatte. Durch die Nettigkeit, die peinliche Ordnung in Kaiſerswerth überſieht man die große Einfachheit, mir erſchien alles viel großartiger, als ich gedacht hatte. — Zu Hauſe war es nach dem Aufſtehen ſehr raſch zehn Uhr geworden, hier dauerte es trotz meines ſpäteren Erwachens ewig bis zum Kirchgang. Wie ſeltſam erſchien mir alles, welch ein Kunſtſtück das Bettmachen, wie ſo ganz anders als zu Hauſe auch das Frühſtücken mit den vielen ernſten Mädchen in den Häubchen — meine rutſchte mir ſchon immer vom Kopf herunter —, das Bibelleſen, bei dem jede von uns einen Vers las. Schwarzbrot und Rübenkraut zum Kornkaffee ſchmeckten mir jedoch herrlich. Meine Mitprobeſchweſtern ſprachen nett mit mir und gaben mir ihren Rat, denn ich war recht unbeholfen. Nach endloſer Zeit, in welcher ich Garten und Vorprobe ganz durchforſcht hatte, ging es die Treppe hinauf in die Kirche; wieder eine Merkwürdigkeit, nicht wie ſonſt über die Straße nach der Kirche zu gehen. Zum Mittageſſen zu Paſtor Fliedners eingeladen zu ſein, erfüllte mich mit Stolz, mein Sonntagsſtaat wollte mir zwar nicht recht dazu gefallen, er paßte noch nicht ſo ganz. Nie werde ich den unerwarteten Anblick vergeſſen, der ſich mir bot, als ich in Fliedners Eßſtube trat und dort die Familie verſammelt fand, inmitten an der Tafel Vater nnd Mutter, ehrwürdige Geſtalten, ringsum die Söhne und Tochter Riekchen, die jetzt ſchon ſchläft. Alle nach dem Vater faſt rotblond. Sie laſen jedes aus der Bibel laut einen Vers vor; das einfache kräftige Mahl verlief ziemlich ſchweigſam, geſungen wurde natürlich auch, es wird immer geſungen in Kaiſerswerth, und ich that es ſehr gern, obgleich meine Tante oft geſagt hatte, ich könne nicht ſingen. Nachmittags wurde ein Spaziergang gemacht; alle Tage ſollen die Schweſtern ſpazieren gehen, aber ſie haben meiſtens keine Luſt und glauben, zu viel Zeit zu verſäumen.

Am anderen Tage kam ich ſchon auf die Kinderſtation. Himmel, wie wurde mir beim Anblick der vielen elenden Kleinen! Die ſollte ich anfaſſen, waſchen, verbinden, ſollte die Stube auskehren, und der Beſen ging doch gar nicht nach meinem Willen — ungewohnte Arbeit, unbekannte Verhältniſſe! Raſch entſchloſſen band ich die Arbeitsſchürze ab und ging zu Paſtor Fliedner ins Pfarrhaus hinüber mit den Worten: „Ich halte das nicht aus; die Arbeit iſt mir zu ſchrecklich, und falſch will ich nicht ſein, nicht anders ſcheinen, als ich bin. Ich habe zu arges Heimweh, laſſen Sie mich fort. Ich bewundere die Schweſtern, die ſo viel leiſten, die vorſtehenden Schweſtern mit ihren Erfahrungen und ihrem Weſen, aber ich kann das nicht erreichen.“

„Ja, gewiß,“ ſagte der gute und kluge Diakoniſſenvater, indem er ſich offenbar über das Lob freute, das ſeinen geiſtlichen Töchtern erteilt ward, „man kann täglich dreimal hier fort, aber ein guter Soldat wirft die Büchſe nicht ſo leicht ins Korn. Verſuchen Sie, bei uns zu bleiben bis zum Jahresfeſt, nachher wollen Sie gar nicht mehr fort!“ Das konnte ich leicht verſprechen, es handelte ſich um wenige Tage. Ich blieb, ſchrieb inzwiſchen manche ſehnſuchtsvolle Briefe an Verwandte und Freunde, lernte arbeiten, mich in dies neue Leben einrichten. Täglich ſchickten ſie mir eine Schweſter, die mir die Anſtalt und Umgebung zeigte, kurz, es geſchah alles, was mir die ſchwere, erſte Zeit erleichtern konnte. Bald ſagte auch die Vorſteherin, Schweſter Sophie: „Mit ſo einem frohen Geſicht hat man kein Heimweh mehr!“ Ich fühlte denn auch die größte Befriedigung bei der Arbeit und bei Tiſch an meinem Platz in dem Gedanken: „Das Eſſen, das Heim iſt dein eigen, du biſt das Kind dieſes Hauſes.“ — Die kranken Kinder hingen ſehr an mir. Bald aber, nach fünf Wochen, kam ich auf eine andere Station, im Beamtenhaus die kleine Wirtſchaft zu führen, unter Aufſicht der ehrwürdigen Schweſter B., die ſich meiner treulich annahm. — O weh! Dort gab es manche Ungeſchicklichkeit, die weißen Finger wurden ſchwarz und rauh, manch ſchöner Teller fiel „ſo ganz von ſelbſt“ aus der Hand in tauſend Stücke, Mehl wurde verbrannt, und das Eſſen nicht immer ſchmackhaft bereitet. Ich bewunderte das helfende Dienſtmädchen, das kleine Waiſenmädchen ebenfalls, die ſo gut und ſchnell Kartoffeln ſchälen, Gemüſe putzen und alle Arbeit thun konnten. Ich kam nur ganz langſam nach, ja krönte ſehr bald mein Ungeſchick beim Fenſterputzen durch einen Fall in die Stube. Da lag ich nun mit zerriſſener Sehne am Fuß, kam ſieben Wochen in die Krankenſtube der Schweſtern — Pilgerſtube nennt man ſie in Kaiſerswerth — mußte durch böſe Tage und Nächte, vorbei war es mit der Kochkunſt, die ich ſchon zu begreifen anfing, vorbei auch mit der Nachtwache und den Geſellſchaftsabenden bei den Geiſteskranken. Ich hatte nämlich alle Sonntagnacht dort zu wachen, kam mir dabei ganz geiſterhaft vor im langen Wachtmantel, mit der verhüllten Laterne, wie ich alle Stunden, wenn die Uhr in der Wachtſtube ſchlug, durch Haus und Hof ging, ſah und hörte, ob alles in Ordnung ſei. Sieben Wochen Stille und Nachdenken bei fortſchreitender Geneſung in guter Schweſternpflege. Bald hüpfte ich auf dem geſunden Fuß herum, bald konnte ich Beſuche machen, in die Kirche gehen und in die geliebte Kinderſtation. Die Jugend erholt ſich raſch, Wille und Hoffnung eilen der Geneſung voraus und erreichen endlich das Ziel: Geſundheit, fröhliche Arbeit! Es war mir ſchwer, in Kaiſerswerth zuerſt mit Mißtrauen betrachtet zu werden, ſie wollten mich prüfen, wie mir manch forſchender Blick verriet. Zu verdenken iſt es ja den Vorſtänden und Gliedern nicht, aber meiner offenen Natur war es unfaßlich, daß ſie mich nicht gleich erkennen ſollten. Lange dauerte es auch nicht, da genoß ich Vertrauen, Schutz und Güte, nebſt vieler Geduld. Letztere iſt in Kaiſerswerth erforderlich.

Ich kam jetzt in die Apotheke, und dieſer Station und allem, was damit zuſammenhängt, gehörte fortan mein ganzes Herz. Intereſſante Arbeit, eine gemütvolle Lehrmeiſterin, einige freie Stunden am Abend und Sonntags machten das Leben angenehm trotz der Nebenämter, die die Probeſchweſter während des Doktorbeſuchs und in freien Augenblicken zu beſorgen hat. Zuerſt der Pförtnerin an der zweiten Pforte das Eſſen bringen. O, Ihr lieben Schweſtern von dazumal! Ich bitte Euch noch heute ab, daß ich ſo oft für Euer leibliches Wohl zu ſorgen vergaß! Gerade in den Minuten war ich als Lehrling ſehr beſchäftigt mit Arzneibereitung, in der Kaffeeſtunde brauten wir uns oft ein Tränklein in den Apothekengefäßen, vergaßen abermals die Schweſter am Thore, und abends kam manch freier Augenblick, da traf man ſo manche bekannte Schweſter — wer dachte noch an den Gang durch den Hof nach dem kleinen Pförtnerhaus? Später traf mich dann manch ſtrafender Blick, aber Geduld hatten die guten Seelen doch mit mir. Amt Nr. 2 beſtand darin, ſämtliche Lampen und Laternen des Hauſes zu beſorgen. Da zog ich morgens mit dem Putzbrett, abends mit der Laterne umher, und es dauerte lange, zog mir manchen Tadel und Vorwurf zu, ehe die Lampen in den Gängen, Stuben und Sälen tadellos waren. Hier war eine Glocke undurchſichtig, dort hatte die unkluge Jungfrau das Öl vergeſſen, ja einmal tropfte es bedenklich von den Hängelampen in die Suppenteller, weil die aus Zeug beſtehenden Lampenſchirme gefroren geweſen waren und ſoeben auftauten. Jäher Eifer ſchadet nur! Das habe ich z. B. erfahren, als ich frühmorgens in der Weihnachtszeit in die Feſthalle trat; der Chriſtbaum ſtand ſchön geputzt in der Mitte, der Fußboden ſtrahlte in blendender Weiße, in Freude und Eile ging ich an die Arbeit der Lampen, bald aber ergoß ſich mein Öl aus der umgeworfenen Kanne auf eine große Fläche. Der Schaden wurde zwar auf höheren Befehl (ich hatte ſofort der Vorſteherin meine Ungeſchicklichkeit gemeldet) von kundiger Hand geheilt, allein er blieb doch ſichtbar und für mich lange ein Andenken an jene ſchöne That.

Amt Nr. 3 war, ſämtliche Schuhe der Probeſchweſtern zum Schuhmacher zu tragen. Das war nun keine Kleinigkeit und ſicher das Ende aller Eitelkeit, in den ölbefleckten Kleidern, mit einem unbeſchreiblich häßlichen, ausrangierten Diakoniſſenhut und -tuch, mit dem unförmlich großen Korbe nebſt defektem Inhalt durch Groß-Kaiſerswerth zu wandern! Ich fühlte mich aber ſehr in Amt und Würden, faßte die Sache humoriſtiſch auf, indem ich mir das Einſt und Jetzt ausmalte, und mir dachte: „Könnte jetzt Deine gute Tante, die Dich ſo fein erzogen hat, dieſen Anblick genießen!“

Ein Fäßchen Leberthran ſtand ebenfalls unter meiner Gewalt, ich hatte daraus Flaſchen auf den Krankenſtationen zu füllen. Da war es mir eines Abends unbegreiflich, wie alles um mich her nach Thran duftete, ich war doch nur flüchtig mit einer Flaſche im dunklen Keller geweſen. Aber welche Überraſchung! Anderen Tages ſtand der kleine Keller handhoch unter der edlen Flüſſigkeit, ich hatte den Hahn am Faſſe zuzudrehen vergeſſen. Da wurde mit Papier und Scheuertuch gerieben, es ließ ſich ſchlecht verbannen, aber ebenſo ſchlimm war's, daß ich in Unwiſſenheit dieſes Papier in einen eiſernen Hafen warf, der mir dazu vorhanden zu ſein ſchien. O weh, in dem Hafen war Karlsbader Salz geweſen, und alle Bäder waren voll des wohlriechenden Thrans. — Was ich neben dieſen dummen Streichen etwa Richtiges that, mögen ſich die guten Leſer ſo günſtig als möglich für mich ausmalen, ich überlaſſe es ihnen.

In dieſe Zeit fiel der Tod des allgeliebten und verehrten Paſtors Fliedner, des Schöpfers dieſer Anſtalten. Oft rief uns die Glocke zur Fürbitte um ſein Leben in die Kirche, oft ſahen wir den geduldigen Kranken an einem ſonnigen Gartenplätzchen Linderung ſuchen. Sein Leben und Sterben, ſeine letzten Tage ſind ein Vorbild für alle Menſchen. Es waren Tage voll mächtiger Eindrücke für die Seinen und für uns alle.

Nachdem ich praktiſch geübt hatte, kam ich denn zur theoretiſchen Ausbildung, etwas Chemie zu lernen, in die kleine Stadt G. in eine Apotheke. Ich wohnte im Krankenhauſe bei lieben Schweſtern, war den Tag über in der Apotheke und Materialkammer, mich damit zu beſchäftigen, „wie man das Salmiak macht frei, wie Traubenſäure zu finden ſei, und ferner wie man durch Silberſalz das Chlornatrium entdeckt im Schweineſchmalz.“

Jetzt hatte ich Heimweh nach — Kaiſerswerth! Aber das ſollte ich ja bald wiederſehen, und die Zeit in G. war ſehr ſchön für mich. Mein Lehrer, der Apothekenbeſitzer, gab ſich redliche Mühe mit mir, aber es gefiel ihm nicht, daß ein Mädchen die lateiniſche Küche lerne; oft ſagte er: „Gehen Sie zu meiner Frau, üben Sie ſich lieber bei ihr in der deutſchen Küche.“ Dieſe liebe gute Frau und die Kinder, ſowie das ganze Familienleben, in das ich freundlich aufgenommen wurde, und wo ich manche gute Probe aus der deutſchen Küche erhielt, alles iſt mir unvergeßlich. — Weihnachten fuhr ich heim; zwei mir naheſtehende Schweſtern erwarteten mich, und nach zurückgelegtem hübſchem Wege durch Wieſen und Park kamen wir in Kaiſerswerth an — im Mutterhauſe, in der Apotheke, wo mich ein leuchtendes Chriſtbäumchen und mehrere Kiſten überraſchten. Die anderen Schweſtern hatten ebenfalls Chriſtkindlein eingeheimſt, und nun wurde ausgepackt und fröhlich unter einander geteilt. Alle waren ſo gut mit mir; ich wurde lieb und freundlich empfangen, ordentlich verwöhnt. In kurzer Zeit ſollte ich eingeſegnet werden und bald darauf in Jeruſalem die Apotheke im Schweſternkrankenhaus übernehmen.

Ich mußte noch viel dazu lernen; ſchwer war mir der Entſchluß, „Vaterland und Freundſchaft laſſen“, doch aber begeiſterte mich die Ausſicht, auf den Pfaden zu wandeln, wo Chriſti Leidensgeſchichte ſich zugetragen. Es ſollte anders kommen; es wurde mir ein anderer Wirkungskreis zu teil. Jetzt iſt längſt ſchon meine Tochter als Apotheken-Schweſter thätig.

Ich wollte durch dieſe Mitteilungen beweiſen, wie freudig und abwechſelungsreich, wie befriedigend das Leben einer Diakoniſſin ſein kann. Das Arbeitsfeld iſt groß und mannigfaltig, darum findet eine jede den Platz, wo ihre beſonderen Gaben und Kräfte ſich bethätigen können. Das ganze Berufsleben, der Verband der Schweſtern, die Feſte, die Reiſen, all dies erweckt friſchen, frohen Sinn; man iſt Kind des Hauſes, kein Mietling, wie die vielen armen Mädchen, die in Familien, in Stellungen immer nur Anhängſel und Fremde ſind. In Kaiſerswerth erſt iſt mir der Sinn über Leben und Pflichterfüllung aufgegangen. Ich habe geſehen, wie ſich die wahre Diakoniſſin zur ſchwerſten Arbeit drängt, wie eine der anderen hilft und ſich auf die unterſte Stufe ſtellt. „Gern in alles mich zu fügen,“ das klingt durch das ganze dortige Leben hindurch, und nicht in elegiſcher, reſignierter Weiſe, nein mit friſcher Fröhlichkeit in dem Bewußtſein: treue Pflichterfüllung und Zufriedenheit ſind die Wurzeln von Ruhe und Glück. In meinem ſpäteren Leben und noch heute war es mir von großem Nutzen, was ich in Kaiſerswerth gelernt habe — ich werde niemals aufhören, voll Dankbarkeit der zwei Jahre im Diakoniſſenhauſe zu gedenken. A. v. K.

Die Bismarckhoſe.

Von Ernſt Gruchow.

(Abdruck verboten.)

Es war am Nachmittag des 16. März dieſes Jahres, als mein Vater vom Landwirtſchaftlichen Verein nach Hauſe kam und ſich meiner Mutter und mir, die wir ihm in die Vorhalle entgegengeeilt waren, mit einer gewiſſen feierlichen Poſe gegenüberſtellte.

„Kinder,“ ſagte er, während der alte Paul ihm den Paletot ausziehen half, „Kinder, ſeht mich mal an — bemerkt Ihr nichts Beſonderes an mir?“ Wir betrachteten den Vater mit ſtummem Kopfſchütteln: er kam uns ganz unverändert vor.

„Nun, dann hört nur zu. Es wird ſich etwas Außerordentliches ereignen: Ich reiſe — —“

„I bewahre!“ fiel meine Mutter ſehr energiſch ein, „davon kann gar nicht die Rede ſein. Man bleibt hübſch zu Hauſe, wenn man ſo wenig Geld hat, wie Du.“ — Vater hatte ſie mit ſtolzer Überlegenheit reden laſſen.

„Ich reiſe,“ hob er nun wieder an, „ich reiſe auch nicht auf eigene Koſten, ſondern auf Koſten des Vereins.“

Meine Mutter ließ die Arme ſchlaff herabhängen und ſah völlig geknickt aus.

„Was? Du ſollſt die Dänen ausſuchen?“ ſagte ſie troſtlos. „Das iſt ja wirklich die unglaublichſte Idee, die je ein Menſch ausgeheckt hat! Wer in aller Welt iſt darauf verfallen? Du verzeihſt mir, einziges Mutchen*), nicht wahr? Aber Du mußt es ja auch ſelbſt wiſſen: von Pferden verſtehſt Du ſo viel wie der Blaue von der Farbe. Wie biſt Du wieder mit dem Schimmel übers Ohr gehauen worden! Und Du nach Schleswig reiſen und importieren! Thu’ mir die einzige Liebe, Schatz, lehne ab, lehne ab!“

Mein Vater hatte mit dem ſich ſteigernden Ausdruck behaglichſten ſtillen Triumphes, der immer ergötzlicher anzuſehen war, alles über ſich ergehen laſſen.

„Darf ich mir jetzt vielleicht auch einmal etwas zu ſagen erlauben, teuerſtes Fiekchen?“ bat er dann mit ſanfter Höflichkeit. „Bisher befindeſt Du Dich mit all Deinen Vermutungen auf dem Holzwege. Ich reiſe —“ wir lauſchten geſpannt — „ich reiſe zu Bismarck.“

Das große Wort war heraus, das auf unſer ſtilles Daſein wie ein in einen ſchlummernden See geſchleudertes Felsſtück wirken ſollte, eine Bewegung hervorrufend, die gar nicht wieder zur Ruhe zu kommen ſchien. Zuerſt folgte nun das hohe Aufſpritzen heller Freude. Meine Mutter umarmte den Gatten mit der ihr eigenen Lebendigkeit, faßte ihn dann beim Arm und zog ihn ins Zimmer mit den Worten: „Na, nun erzähl’ aber ’mal alles gründlich, wir wollen hier herein gehen à cause du domestique“ — eine oft gebrauchte Redewendung, die unfehlbar zur Folge hatte, daß der alte Paul ſich eng an unſere Ferſen heftete und unter irgend einem Vorwande wie z. B. irgendwo ein bißchen Cigarrenaſche wegzuwiſchen oder ein paar Teller fortzuräumen, ſich zum Mitwiſſer aller Familienneuigkeiten machte, mit denen er ſehr diskret und weisheitsvoll umzugehen verſtand. So hörte er denn jetzt voll ernſter und durch einige zurecht zu rückende Stühle gewiß nicht geteilter Aufmerkſamkeit mit zu, wie ſein Herr von dem prächtig ausgefallenen Ehrengeſchenk berichtete, das der Verein dem Fürſten Bismarck zu ſeinem 80. Geburtstag zu überſenden gedachte, daß aber der Vorſitzende (nennen wir ihn meinetwegen Mühlmann, denn der Name ſoll hier nur dazu dienen, die Perſönlichkeit zu verbergen), daß alſo der Vorſitzende, der, wie meine Mutter es ausdrückte, „ſo’n bißchen was von früheren Bezichungen zum Fürſten haben ſollte,“ auf Umwegen angefragt habe, ob einer Deputation wohl geſtattet ſei, die Ehrengabe ſelbſt zu überreichen, und daß der Fürſt in liebenswürdiger Weiſe durch Dr. Chryſander mit „Ja“ habe antworten laſſen, ſich aber vorbehalten habe, den Zeitpunkt des Empfanges ſelbſt noch zu beſtimmen.

In dieſe Deputation war auch mein Vater gewählt, und ſo herrſchte denn Freude in unſeren Hallen. Denn eine Bismarck-begeiſtertere Familie — davon waren wir feſt überzeugt — gab es trotz aller Begeiſterung in ganz Europa und Umgegend nicht. Mein Vater, deſſen Leidenſchaft das Studium der Geſchichte war, ſah ganz deutlich, wie von den alten Phöniziern, Parthern, Obotriten ꝛc. an alle Fäden, alle Völkergeſchicke darauf hinausliefen, dieſen Mann hervorzubringen und mit ihm das ſtolzeſte Stück vaterländiſcher Geſchichte; — und daß er das miterlebt hatte, erfüllte ihn mit heißem Dank gegen ſeinen großen Zeitgenoſſen. Mutter begeiſtert ſich ja überhaupt feuriger wie andere Sterbliche für alles Erhabene und Schöne, und ich, der ich ſonſt eine gemeſſen ſchwerfällige Natur beſitzen ſoll, nehme es in dem Punkt: Bismarckverehrung! mit jedem auf.

---

*) Abkürzung von Hellmut.

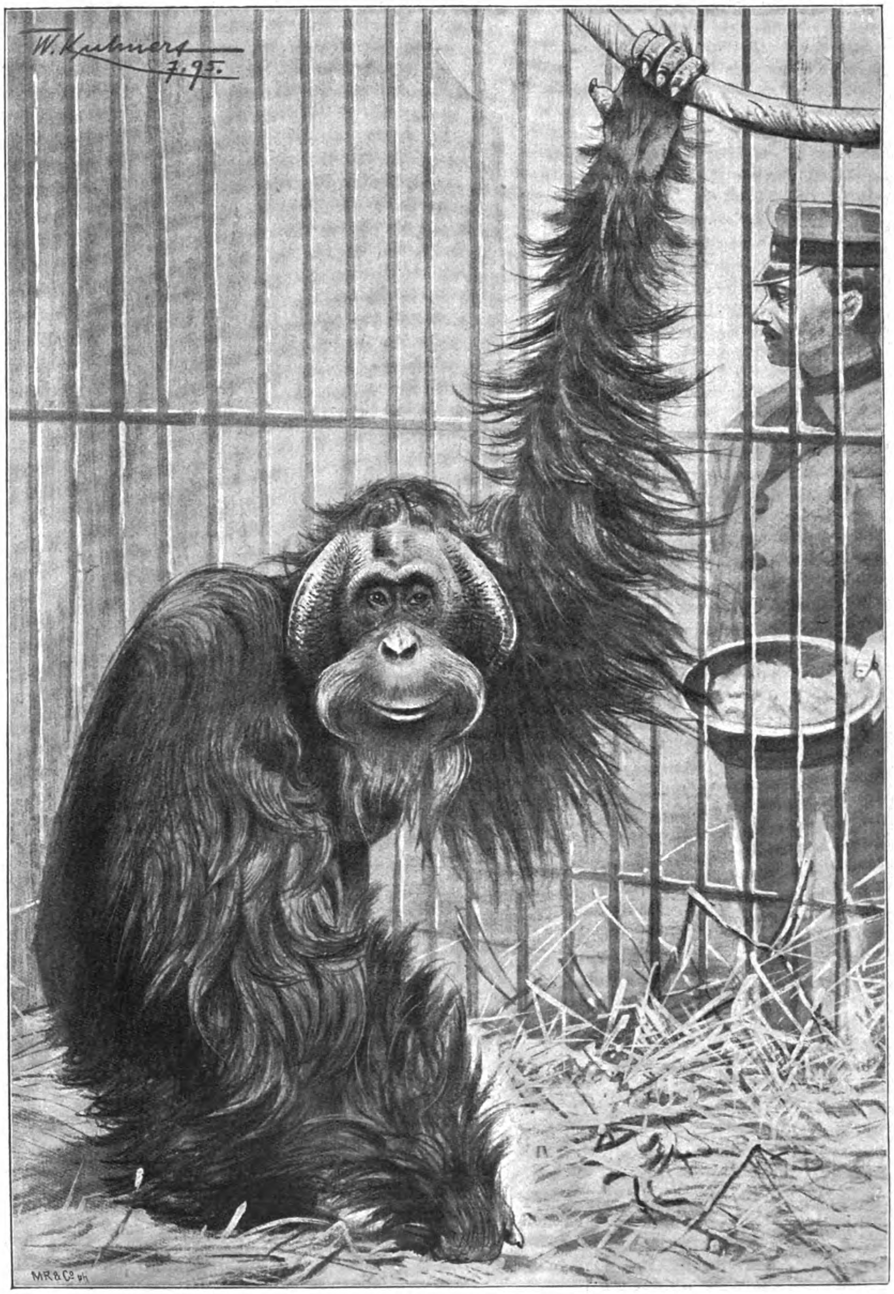
Unſer Enthuſiasmus ſteigerte ſich dann ſogar bis zu einer Flaſche deutſchen Sekts, von der hoffentlich nie etwas in die Öffentlichkeit dringt, da ſie ſonſt gewiß zu Ausfällen gegen die Schlemmereien der notleidenden Agrarier benutzt würde. Wir waren ſehr heiter bei dem perlenden Naß, von dem auch dem alten Paul der übliche Tribut entrichtet wurde, malten uns die Zukunft aus, ſahen den Vater im Geiſt ſchon in unvergeßliche Geſpräche mit dem größten Deutſchen verwickelt und ſtimmten ſogar Bismarckhymnen an.

Am anderen Morgen aber, während Vater und ich die Felder abwanderten, war meine Mutter den Vorbereitungen für das große Ereignis ſchon praktiſch nahe getreten, und als wir wieder bei ihr eintraten, wurde uns das Ergebnis folgendermaßen mitgeteilt: „Hör' mal, Mutchen, ich habe eben Deine Toilette daraufhin durchgeſehen, ob Du auch alles zur Bismarckreiſe haſt. Der Paletot iſt ſehr gut, den haſt Du ja auch erſt vier Jahr, und wann trägſt Du ihn denn? Doch nur auf dem Wagen. Der Hut iſt ganz neu, mit dem Rock geht's zur Not auch noch, aber mit Deinen Hoſen pfeifſt Du auf dem letzten Mauſeloch. Du mußt unter allen Umſtänden eine neue haben." — Vater, der von ſeinem ausgewinterten Roggen zurück kam, runzelte die Stirn. „Eine ganz neue, Fiekchen? Wozu habe ich denn aber dann die graue? Man muß doch erſt auftragen, was man hat, und an der grauen läßt ſich nichts ausſetzen."

„So, meinſt Du? — Na, dann komm 'mal und ſieh ſie Dir an," ſagte meine Mutter, den Gatten entſchieden beim Arm ergreifend. Von dieſer Beſichtigung kehrte das Paar in merkwürdiger Einigkeit zurück, und das Reſultat war eine Fahrt „nach der Stadt."

Ich ſchloß mich auch an, denn auf dem Lande muß man alle Vergnügungen mitnehmen, und meine Eltern eine halbe Stunde lang für und wider die eine Zeugprobe lebhaft ins Gefecht gehen zu ſehen, Unterſtützung von dem unglücklichen Schneider Jandrey verlangend, der ſich verzweifelt wand, weil er ſie dem einen Teil nicht zu gewähren wagte, um den anderen nicht zu beleidigen, der dabei ebenſo delikat wie ſchwungvoll immer vom Beinkleid ſprach, während meine Mutter unentwegt bei einer Hoſe verharrte, — dies alles war höchſt genußreich, und als wir alle vier uns auf denſelben Stoff geeinigt hatten, wurde die äußerſte Befriedigung allſeitig. Nach acht ereignisloſen Tagen hatten wir denn auch die Genugthuung, eine Hoſe zu begrüßen, bei deren Anblick meine Mutter in wahre Begeiſterung ausbrach.

„Bildſchön, Kinder, wirklich bildſchön!" rief ſie. „Seht nur dieſe Nüancen! Ordentlich maleriſch, dies grau-lila-



„Jumbo" im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Originalzeichnung von W. Kuhnert.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

bläulich Melierte, und dabei ſo ganz Unprononcierte!" (Meine Mutter, muß ich geſtehen, iſt noch aus der böſen alten Schule, hat in ihrer Jugend viel Franzöſiſch geſprochen und verunſtaltet die deutſche Sprache durch zahlloſe Fremdwörter.) „Wirklich ſehr diſtinguiert, nicht wahr? Ach, beſtes Mutchen, thu mir die einzige Liebe, lauf' gleich mal hin und zieh' ſie an, damit man ſieht, wie ſie ſitzt."

Dieſem Wunſch wurde natürlich Folge geleiſtet, und Vater wandelte zur Augenfreude der Seinigen den ganzen Abend in dem Gegenſtand einher, an welchem der ſehr talentvolle Schneider wirklich ein Meiſterſtück gemacht hatte.

Der nächſte Tag war ein Sonntag, und zum Kirchgang erſchien der Vater wieder mit der neuen Hoſe geſchmückt, was meine Mutter nicht ganz beifällig zu bemerken ſchien. Sie ſagte aber nur mit ernſtem Blick: „Nimm Dich recht damit in acht, Mutchen," und wiſchte den Kirchenſtuhl in unſerem „Stand" raſch ab, ehe der Gatte ſich ſetzen durfte, ſchien auch ſonſt ein Auge auf ihn zu haben.

Am Montag fuhren wir nach Coldeshagen. Das thun wir, ſo lange ich denken kann, einen Montag um den anderen, und an dem dazwiſchenliegenden kommen die Coldeshägner zu uns. Wir — Mutter und ich — ſaßen ſchon im Wagen, als endlich Vater, der trotz aller Mahnungen ſeiner Ehehälfte immer zu ſpät mit ſeiner Toilette anfängt, etwas außer Puſte, auch einſtieg. Während er dies that, wurden meiner Mutter Augen groß vor Schrecken.

„Aber einziges Mutchen, was machſt Du denn eigentlich nur immerzu? Du haſt ja ſchon wieder die Bismarckhoſe an?"

„Na, ſelbſtverſtändlich," erwiderte Vater, ungewöhnlich gefaßt, „wir fahren ja aus."

„Nun, aber doch nur zu den Coldeshägnern. Solchen guten alten Freunden gegenüber legt man ſich doch keine Gêne auf und zieht ſeine eleganteſten Sachen an."

„Na, ich bitte Dich, Fiekchen — —!"

„Français, français à cause du cocher! — vraiment, très-cher Mutchen, je vous assure: in ſolchen Dingen biſt Du ganz unglaublich!"

Ich beteilige mich ſonſt grundſätzlich nicht an den Debatten meiner Eltern, — in dieſem Fall konnte ich mich aber nicht enthalten, mich einzumiſchen.

„Erlaube, liebes Mutterchen," ſagte ich mit einiger Wärme, „daß die Coldeshägner unſere beſten Freunde ſind, iſt doch wohl kein genügender Grund, um es zum Prinzip zu machen, ſich ihnen gegenüber in der Toilette zu vernachläſſigen."

Sobald mein Vater eingeſtiegen war, hatte der Kutſcher die Pferde in einen flinken Trab gebracht, und wir hatten gerade das letzte Haus des Dorfes hinter uns, als ich meine Anſprache beendete. Meine Mutter, die eine viel zu kluge Frau iſt, um, wie ſo viele ihres Geſchlechts, eine Vorliebe dafür zu haben, leeres Stroh zu dreſchen, und die ſich längſt geſagt hatte, daß an dem ſträflichen Leichtſinn ihres Gatten heut nichts mehr gut zu machen ſei, erwiderte gar nichts, ſondern war ſo hingenommen von dem erfreulichen Stand eines grünenden Rapsfeldes, an dem wir eben vorbeifuhren, daß ſie ihren Kummer raſch vergaß. So langten wir im ſchönſten Frieden in Coldeshagen an.

Dort wurde uns im Lauf der nachbarlichen Geſpräche mitgeteilt, daß mein Bruder Max in nächſter Zeit auf Urlaub nach Hauſe zu kommen gedenke. So — das wußten ſie in Coldeshagen eher wie wir! Erſtaunlich!

Alſo Max kam. Ich ſchäme mich dieſes unbrüderlichen Gefühls, oder vielmehr Nicht-Gefühls, aber ich geſtehe es doch ein: ich konnte mich gar nicht freuen! Ich liebe den guten Max, meinen einzigen Bruder, wirklich aufrichtig, kein Menſch könnte ihm ernſtlich böſe ſein, ebenſowenig wie er im ſtande wäre, eine Fliege abſichtlich zu kränken, — aber trotz alledem konnte ich in letzter Zeit einer gewiſſen Verſtimmung gegen ihn nicht Herr werden.

Es hing das mit ſeiner Verſetzung nach Berlin zuſammen. Er war noch nicht ſechs Wochen da, als er ſchon das Coldeshägener Liſettchen bewogen hatte, auch hin zu kommen, um ihre Penſionsfreundin, Fräulein von Bertram, zu beſuchen. In meinem Leben hatte ich noch nichts von dieſer Penſionsfreundin gehört, und nun Max in Berlin war, mußte ſie auf einmal ausgegraben und beſucht werden. Ich konnte das nicht hübſch, nicht taktvoll, nicht rückſichtsvoll gegen die Gefühle anderer Leute finden! Liſettchens Platz war doch wohl im eigenen Hauſe. Wie traurig mußte den armen, alternden Eltern der lange, einſame Winter dahinſchleichen ohne das einzige Töchterlein, und auch uns, — was brachte das einförmige Daſein auf dem Lande für Freuden außer dem bißchen freundnachbarlichen Verkehr? Das häusliche Daſein bot natürlich wenig Abwechſelung, obgleich ich dankbar anerkenne, daß meine Eltern mit ihrer lebendigen Anteilnahme an allen wirklich intereſſanten Dingen es erfreulich genug zu geſtalten wußten, und daß die ſtets erneuten und mit ſo viel Eifer ausgefochtenen Scharmützel zwiſchen dieſem unverwüſtlich jugendfriſchen Paar etwas ſehr angenehm Anregendes hatten, — aber die Montage in Coldeshagen gehörten doch durchaus da hinein, wie das Salz zum Brot, oder beſſer wie die Roſen in den Sommer, und nun verdienten ſie ihren alten guten Klang gar nicht mehr.

Angenehme Montagsbeſchäftigung, ſtumm dabei zu ſitzen, wenn ſich die Elternpaare ihre Geſpräche über Dinge austauſchten, die ihnen beſonders am Herzen lagen; noch angenehmer, die Hände in den Taſchen, durch die ſtille Stubenreihe zu ſtreifen und in Liſettchens Zimmerchen mit dem kalten Ofen, dem zugedeckten kleinen Sofa, dem verhängten Schreibtiſch Halt zu machen und die wilden Roſenranken der Tapete zu betrachten, die auch ſo etwas Froſtiges bekommen hatten. — Und derweil amüſierten ſich Max und Liſettchen in Berlin! War ich denn wirklich dazu verdammt, in allem zurück zu ſtehen? Nicht allein, daß ich das Unglück habe, anerkanntermaßen der Ältere, Klügere, Solidere, Verſtändigere zu ſein, und deshalb dazu vorherbeſtimmt bin, das väterliche Gut dereinſt zu übernehmen, mich alſo in meiner guten grünen Jugend darauf zu vergraben, ſpäter Max auszuzahlen und immer mit Sorgen und im Schweiß meines Angeſichts mein kümmerliches bißchen Agrarierbrot zu eſſen — nein, er amüſierte ſich auch noch mit Liſettchen in Berlin! Und nun kamen ſie endlich zuſammen wieder, das heißt ſie mit der Freundin Anfang und er Ende der Woche — und da ſoll der Menſch ſich nicht ärgern!

Aber das ſind Nebenſachen. Ich kehre zur eigentlichen, zur Titelheldin dieſer geſchichtlichen Erzählung zurück.

Am Dienstag morgen ſtanden Vater und ich wie gewöhnlich früh auf, um unſeren Rundgang durch die innere und äußere Wirtſchaft anzutreten, bei dem ich mich übrigens einer gewiſſen Benommenheit und Zerſtreutheit nicht erwehren konnte! Als wir zum zweiten Frühſtück zurückgekehrt waren und, uns noch mit dem Inſpektor unterhaltend, auf dem Hofe ſtanden, wandte ein energiſches Klopfen an die Fenſterſcheibe mit der beringten Hand — ein Ton, der mir ſeit meiner früheſten Kindheit bekannt war, wenn ich mich auf böſen Wegen befand — unſere Augen dem Hauſe zu. Da ſtand Mutter und winkte uns eifrig hineinzukommen. Im Vorflur trat ſie uns ſchon entgegen. Auf ihrer meiſt ſo klaren Stirn ſtand die Wolke allerhöchſten Unwillens.

„Aber Mutchen," rief ſie ſofort entrüſtet aus, „ich begreife Dich gar nicht! Was machſt Du denn da ſchon wieder? Was haſt Du denn in aller Welt da ſchon wieder an?"

Vater verſuchte den Unbefangenen zu ſpielen.

„Was ſoll ich denn machen? Was ſoll ich denn anhaben?" fragte er ſeinerſeits die Stirne runzelnd.

„Ach, Mutchen, frag' doch nicht noch!" rief meine Mutter in gerechter Empörung. „Ernſt, Du könnteſt doch auch wohl mal ein bißchen aufpaſſen. So läuft man doch nicht den ganzen Tag auf dem Felde herum. Du haſt ja die Bismarckhoſe an!"

(Fortſetzung folgt.)

Am Familientiſch.

Der Liebling.

(Zu dem Bilde auf Seite 745.)

Wie man es lieb hat, ſolch kleines Leben, —
's geht nichts darüber in weiter Welt!
Man möcht' ihm ſein letztes Herzblut geben,
Wenn man's ſo ſtill auf dem Schoße hält!

Wenn man die Glieder ſo ſtreichelt, die warmen,
Wenn es ſo ſchmeichelt: „Ich bin Dir gut!"
Wenn man's ſo feſthält in ſeinen Armen,
Wenn's einen ſo anblickt, ſein Fleiſch und Blut.

Wer könnt's wohl in Worten ſo richtig ſagen,
Was einem zwei ſolche Augen ſind!
Durchs hellſte Feuer würde man's tragen,
Seinen Schatz, ſeinen Liebling, ſein liebes Kind!

F. Reimund.

Jumbo!

(Zu dem Bilde auf Seite 753.)

Wenn auch nicht „ganz Berlin", wie die Zeitungen ſchrieben — halb Berlin hat ſich ihn ſicher angeſchaut, den unbeſchreiblich häßlichen Jumbo, den freilich nun auch ſchon verendeten Rieſen-Orang-Utan des Zoologiſchen Gartens. Er war der Star der Sommermonate, und er war, das iſt unleugbar, trotz ſeiner grenzenloſen Scheußlichkeit wirklich ſehenswert.

Bis vor wenigen Jahren hielt man es überhaupt faſt für ausgeſchloſſen, lebende ausgewachſene Orang-Utans nach Europa zu bringen. Die Schwierigkeit, dieſe ungemein kräftigen, äußerſt wilden Affen lebend zu fangen, galt für beinahe unüberwindlich, zumal die Hilfe der Eingeborenen bei der Jagd ſehr ſchwer zu gewinnen war. Aber die moderne Spekulation wußte alle Hinderniſſe zu beſeitigen. Dem Beſitzer des Leipziger Zoologiſchen Gartens, Herrn E. Pinkert, und dem lübiſchen Schiffskapitän Herrn H. Storm, der lange Zeit die Häfen der Sundainſeln beſuchte, glückte es, in den letzten Jahren mehrere Prachtexemplare von Orang-Utans nach Europa zu bringen. Jumbo war der vierte derſelben, und in ſeiner Begleitung befanden ſich noch ein jüngeres, erſt im Entwickelungsſtadium befindliches Männchen, ſowie ein ausgewachſenes Weibchen.

Kapitän Storm beſchreibt die Jagdmethode der Eingeborenen Borneos auf lebende Orangs ausführlich; die Djaks oder Dajakker cernieren die rieſige Jagdbeute, ſobald ſie dieſe im Urwald aufgeſpürt haben, tagelang auf einem Baume und machen das Tier dann, wenn es vor Durſt faſt verkommt, mittels eines narkotiſchen Getränks berauſcht. In dieſem Zuſtande wird es gefangen.

Jumbo war, wie geſagt, von abſchreckender Häßlichkeit. Es iſt ſchwer zu ſagen, was an ihm am häßlichſten war: die ungeſchlachte Rieſengeſtalt oder das unheimliche Geſicht mit den mächtigen Backenwülſten und der vorgeſchobenen Schnauze mit ihrem echten Raubtiergebiß! Der geradezu greuliche Rachen war von einem langen roten Bart umgeben, wie denn das Haarkleid des Tieres überhaupt ſtark entwickelt war; er hatte auf dem Rücken und an den Armen Haare von 40—50, an den Fingern noch ſolche von 10 Centimeter Länge. Sehr ins Auge fiel auch der gewaltige Kehlſack, der dem Tier, von einer Schulter zur anderen reichend, flach auf der Bruſt auflag. Es war ein geradezu abenteuerlicher, unwillkürlich Gruſeln erregender Anblick, wenn der Rieſe langſam ſeinen Kopf hob, von dem die Backenwülſte wie Scheuklappen abſtanden, wenn er den Rachen aufriß und, mit den kleinen tiefliegenden Augen tückiſch um ſich blickend, die ungeheuerlich langen Arme ausſtreckte, um ſich dann endlich zu ſeiner ganzen Größe und Maſſigkeit zu erheben, neben der ein ſtarker Mann wie ein Kind erſchien!

Altertumskunde.

Zu Beginn dieſes Jahres ſind in den felſigen Teilen der Port Royal Mountains auf Jamaika in einer Höhle Überreſte der Ureingeborenen dieſer weſtindiſchen Inſel, der Arawaken, entdeckt worden. Zur Zeit der Entdeckung durch Kolumbus war die Inſel reich bevölkert; 600 000 Indianer von friedlicher Gemütsart und einfachen Sitten bevölkerten das Eiland, aber ſchon 150 Jahre ſpäter (1655), als dasſelbe in den Beſitz der Engländer überging, war von den urſprünglichen Eingeborenen, dank der grauſamen Behandlung durch die ſpaniſchen Eroberer, keiner mehr am Leben. Überreſte der Urbewohner fand man nur ſehr ſelten. Jetzt hat man nun, wie geſagt, einige bemerkenswerte Funde gemacht, und zwar Skelette von wenigſtens 24 Perſonen, ein 7 Fuß langes, $1^1/_2$ Fuß breites morſches Kanoe aus Cedernholz und einige Gefäße. Viele Schädel zeigten eine künſtlich beigebrachte Verunſtaltung. Ein Stammſtück vom Lebensbaum, das wahrſcheinlich als „Mörſer" gedient hatte, zeigte ſich faſt gar nicht angegriffen; die drei bis vier Jahrhunderte, die es in der Höhle lag, ſcheinen ohne Einwirkung an ihm vorübergegangen zu ſein. Von Tierüberreſten wurden gefunden Schädel und Knochen der Ferkelratte, Schalen von Muſcheln, deren Weichteile noch jetzt von den Eingeborenen gegeſſen werden ꝛc. Wahrſcheinlich wurde die Höhle als Begräbnisplatz benutzt; die aufgefundenen Geräte und Tierknochen anderſeits legen die Vermutung nahe, daß einige der Leute darin gelebt haben oder dorthin geflüchtet und vielleicht von den Spaniern eingemauert worden ſind.

Erdkunde.

Auf den, der ſchwediſchen Küſte vorgelagerten Felſeneilanden, den Schäreninſeln, werden ſeit einiger Zeit auf Anregung des vielſeitigen Profeſſors Freiherrn von Nordenſkiöld Bohrungen zur Gewinnung von Trinkwaſſer vorgenommen und zwar nach einer neuen Methode mittels ſogenannter Diamantbohrer, die kleine Bohrlöcher von nur 65 mm Durchmeſſer herſtellen. In verhältnismäßig geringer Tiefe wurde bisher faſt ſtets Süßwaſſer gefunden, zuletzt noch auf der Inſel Marſtrand, einem vielbeſuchten Badeort, wo eine Bohrung von 39 Meter Tiefe einen ergiebigen Brunnen gewinnen ließ. Sollte ſich auf Helgoland nicht auf ähnliche Weiſe Süßwaſſer erſchließen laſſen? Bisher ſind die Einwohner des jüngſten Teils Deutſchlands noch immer auf Regenwaſſer, das in Ciſternen angeſammelt wird, angewieſen; die allerdings vorhandenen Brunnen geben nur brackiges Waſſer, ſo daß für die kleine Garniſon augenblicklich eine beſondere Filteranlage im Bau iſt.

Völkerkunde.

Wir haben bisher wohl allgemein die Japaner für nahe, wenn nicht die nächſten Verwandten der Chineſen gehalten. Dem „Globus" zufolge ſind aber neuerdings ernſte Zweifel an dieſer Verwandtſchaft aufgetaucht. Der bekannte Sinologe Edkins behauptet ſogar, die Chineſen ſtänden in ihrem ganzen Weſen im ſchärfſten Gegenſatz zu den Japanern. Während die Kultur der letzteren noch einen friſchen, jugendlichen Charakter beſitzt und der Japaner heute noch lieber zu Felde zieht, als hinter den Büchern ſitzt, hat die chineſiſche Kultur einen durchaus friedliebenden, dabei ſehr konſervativen Charakter. Auch feudale, mittelalterliche Einrichtungen, wie ſie in Japan mindeſtens noch bis vor kurzem beſtanden, ſind den Chineſen gänzlich fremd. Danach dürften die älteren Sitze der Japaner kaum in der Nähe derjenigen der Chineſen zu ſuchen ſein. Wo aber dann? Edkins will gefunden haben, daß die Japaner in ihrer Sprache und beſonders in ihren Zahlwörtern gewiſſe Ähnlichkeiten mit den Völkern der türkiſchen Familie hätten, und meint, daß ſie in früheren Zeiten vielleicht neben den Turkeſtanen in Sibirien als kriegeriſche, jagdliebende Nomaden gelebt hätten. Das ſcheint unſerer unmaßgeblichen Meinung nach doch — in Anlehnung an die letzten kriegeriſchen Ereigniſſe in Oſtaſien — etwas künſtlich konſtruiert zu ſein.

Technik.

Die Herſtellung von Metallguß auf elektriſchem Wege iſt im Jahre 1891 dem ruſſiſchen Bergingenieur Slavianoff patentiert worden. Das Verfahren beruht auf der Anwendung des Voltaſchen Lichtbogens zur Umwandlung der elektriſchen Energie in die für den Schmelzprozeß erforderliche Wärme. Es beſteht im weſentlichen in dem Aufgießen von Metall, das mittels des elektriſchen Stromes geſchmolzen iſt, auf die Oberfläche eines beliebigen Metallgegenſtandes, wobei die betreffenden Teile mehr oder weniger mitſchmelzen und ſich mit dem aufgegoſſenen Metall innig verbinden. Die Verwendbarkeit des Verfahrens iſt eine recht vielſeitige; es wird benutzt, um kleine Metallgegenſtände zu gießen und Riſſe oder Sprünge in metallenen Körpern zu beſeitigen, um Metallſtücke, z. B. die Teile einer gebrochenen Welle, wieder mit einander zu verbinden, um Höhlungen und Blaſen in gußeiſernen oder Stahlgußſtücken, ſowie in Stücken aus Kupfer oder Bronze zu entfernen, um abgenutzte Flächen durch Aufgießen einer Schicht neuen Metalls wieder in brauchbare Beſchaffenheit zu bringen, um verſchiedenartige Metalle mit einander zu verbinden, z. B. Gußeiſen mit Stahl, Kupfer und Bronze mit Gußeiſen, Stahl oder Eiſen. Im weiteren dient das Verfahren dazu, Löcher an wertvollen Maſchinenteilen zu beſeitigen, ſchlecht geſchweißte Stellen an Schmiedeſtücken zu verbeſſern, ſowie hartes, weißes Gußeiſen in weiches, graues umzuwandeln. Wie ſich aus Vorſtehendem ergibt, können mittels des elektriſchen Metallguſſes zahlreiche Arbeiten ausgeführt werden, die bisher unmöglich erſchienen ſind. Die Anwendung erfordert wenig Zeit und verhältnismäßig geringe Koſten, ſie erweiſt ſich beſonders wichtig beim Bruch von Teilen an Betriebsmaſchinen in Fabriken oder an der Maſchine eines auf hoher See befindlichen Schiffes.

Sprechſaal.

A. Gb.-Gothenburg fragt an: „Wem wurde im Feldzug 1870/71 das erſte eiſerne Kreuz zu teil?" Kann einer unſerer Leſer zuverläſſige Auskunft geben? — —

Das „Soldatenbildchen" in Nr. 38, Seite 612, hat noch zu mehreren Zuſchriften Veranlaſſung gegeben, für welche wir verbindlichſt danken. Entgegengeſetzt der Überlieferung in der Familie des Beſitzers heben dieſe Zuſchriften übereinſtimmend hervor, daß die abgebildeten Geſtalten ſämtlich Ruſſen darſtellen müßten. Ziemlich allgemein wird die Geſtalt links als ein ruſſiſcher Küraſſier, die neben dieſer, welche uns als Schotte bezeichnet wurde, als Infanteriſt (vielleicht von irgend einer Legion) angeſprochen; der Soldat mit dem Tſchako ſtellt einen Baſchkiren, der letzte einen Koſaken vor. Der Offizier in der Mitte wäre ein ruſſiſcher Stabsoffizier oder General, wahrſcheinlich ein Koſakenführer. Die mannigfachen Abweichungen von der eigentlichen ruſſiſchen Uniform jener Zeit dürften dadurch zu erklären ſein, daß die Engländer im Jahre 1813 die Verbündeten nicht allein mit Geld, Waffen und Munition, ſondern auch durch Lieferung von Uniformen unterſtützten. Die ruſſiſche Armee z. B. bedurfte bei Beginn des Feldzuges 1813 dringend einer Erneuerung der Uniformen nach dem anſtrengenden Winterfeldzug, denn ſie waren ebenſo abgeriſſen, wie die geſchlagenen Franzoſen. Daß die Engländer ruſſiſche Uniformen nicht vorrätig auf Lager hatten, verſteht ſich von ſelbſt; deshalb mußten ſie mit Uniformen ihres eigenen Heeres ſowohl bei den Ruſſen, wie bei den Preußen aushelfen. Aus dieſen Gründen ſtammt das Bildchen vielleicht auch nicht aus dem Jahre 1815, ſondern aus dem Jahre 1813.

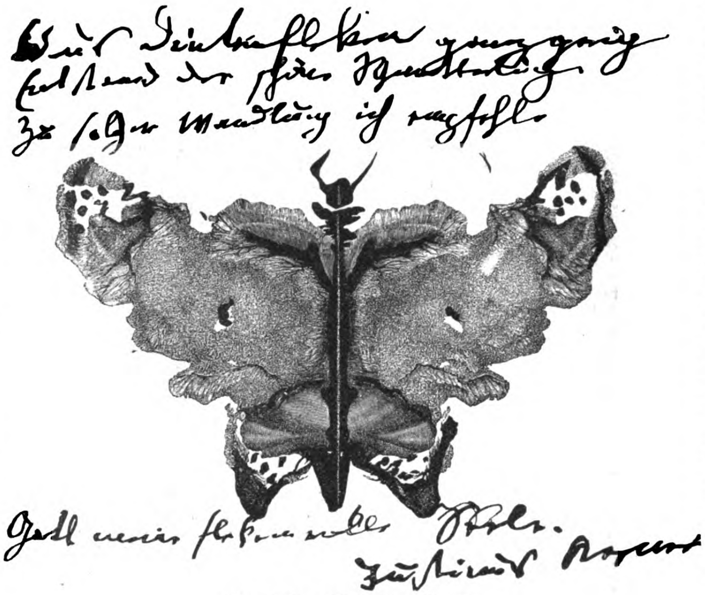
Eine Kleckſographie von Juſt. Kerner.

Als Juſtinus Kerner, der gefeierte ſchwäbiſche Dichter und menſchenfreundliche Arzt, älter wurde, als ſein vor ihm heimgegangenes ‚Rickele‘, ſeine geliebte Hausfrau, ihm allenthalben fehlte, als er ſein Augenlicht mehr und mehr ſchwinden fühlte, erſann er ſich einen ſeltſamen Zeitvertreib. Er machte auf einen Bogen Papier einige ganz willkürliche Tintenflecke, kniff das Stück Papier dann ſo zuſammen, daß ſich die Flecke gegenſeitig abdrückten, und führte endlich auf dem wieder entfalteten Bogen das entſtandene Doppelbild mit einzelnen Strichen und Punkten aus, bis irgend ein phantaſtiſches Gebilde auf dem weißen Papier vor ihm lag, das den myſtiſchen Zug in ihm ſeltſam anregte. Seine „Kleckſographieen“ nannte er ſelbſt dieſe Zufallsbilder, und zu jedem derſelben dichtete er eine poetiſche kurze Erklärung. Im Beſitz der Verlagshandlung von Velhagen & Klaſing in Bielefeld befindet ſich eine dieſer Kleckſographieen: „der Schmetterling“, die auch in der trefflichen Koenig’ſchen Deutſchen Litteraturgeſchichte abgebildet iſt;

„Aus Tintenflecken ganz gering
Entſtand der ſchöne Schmetterling.
Zu ſolcher Wandlung ich empfehle
Gott meine fleckenvolle Seele.“

ſo lautet der Vers, mit welchem Kerner die Zeichnung begleitet hat.

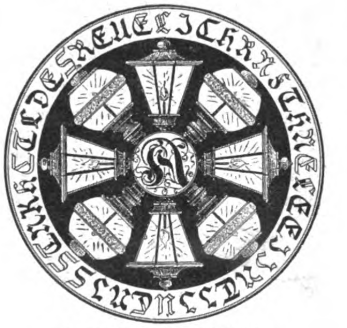
Eine ganze Reihe dieſer Kleckſographieen vereinigte der Dichter zu einem Werkchen, dem er den Titel „Hadesbuch“ gab. Er ſchrieb auch noch 1857 — fünf Jahre vor ſeinem Tode — eine Vorrede für den Band; erſchienen iſt das Hadesbuch aber nie.



Eine Kleckſographie Juſtinus Kerners.

In unſerer Spielecke.

1. Problem: Die Laternen.



2. Arithmetiſche Aufgabe.

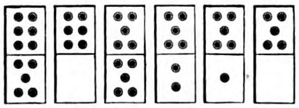
Die Grundfläche eines Baſſins, deſſen Seitenwände ſenkrecht auf der Grundfläche ſtehen, hat die Form eines Rechtecks. Die Länge dieſes Rechtecks übertrifft die Breite um 1,75 Meter. Seine Diagonale beträgt 8,75 Meter. Das Baſſin iſt 3 Meter tief.

Wie viel Hektoliter faßt das Baſſin?

3. Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je ſechs Steine auf. Vier Steine, darunter ein Doppelſtein, liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



D hat auf ſeinen ſechs Steinen 4 Augen mehr als C, aber 4 Augen weniger als B.

A ſetzt ſeinen Doppelſtein aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der fünften Runde ſperrt. Die Augenſumme auf den elf Steinen der Partie beträgt 72.

B behält vier Steine mit 19 Augen, C vier Steine mit 12 Augen, D vier Steine mit 21 Augen übrig.

Welche Steine liegen im Talon? Welchen Stein behält A übrig? Wie groß war die Augenſumme auf den ſechs Steinen des B, wie groß auf denen des C, wie groß auf denen des D? Welche Steine ſetzte B, welche C, welche D?

4. Zweiſilbige Scharade.

Wie Du mit der Erſten preiſt
Sang und Klang und Wein und Gold,
Wird nicht minder Herz und Geiſt
Edles Lob durch ſie gezollt.

Gilt’s der Ehre und dem Recht,
Allem Guten ſich zu weihn,
Mag Dein Wille feſt und echt
Gleich der zweiten Silbe ſein.

Reich von der Natur geſchmückt,
Der die Kunſt noch Hilfe leiht,
Ruht wohl jedes Aug’ entzückt
Auf des Ganzen Herrlichkeit,

Die dem Gläubigen beweiſt,
Daß im ſchönen Schleſierland,
Wie es dort im Volke heißt,
Sich das Paradies befand. M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 46.

Bilderrätſel.

Eiferſucht iſt eine Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft.

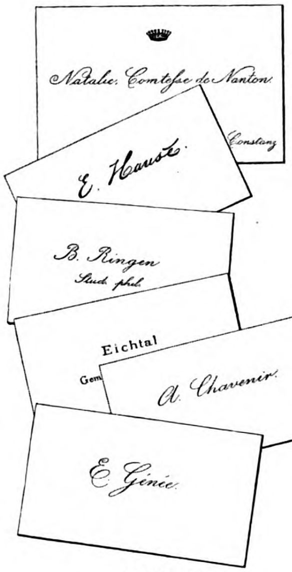
1. Vierſilbige Scharade. Luglochhöhle.

2. Schlüſſel und Auflöſung der Dechiffrieraufgabe.

Setzt man ſtatt der Zahlen der Chiffreſchrift die entſprechenden Vokale, alſo a ſtatt 1, e ſtatt 2 u. ſ. w. und ſtatt jedes Konſonanten der Chiffreſchrift den zweitnächſten Konſonanten des Alphabets, ſo erhält man:

Soll feſt ein Baum im Boden ſtehn,
Muß er tief hinab mit den Wurzeln gehn;
Vergebens mit dem Sturme ſtreitet,
Der nur flach ſeine Wurzeln breitet.
Du aber in Deinem Wachstum gleiche,
O deutſche Art, der deutſchen Eiche!
J. Trojan.

3. Viſitenkartenrätſel.



Natalie, Comteſſe de Nanton.
Conſtanz
E. Hauſe.
B. Ringen
Stud. phil.
Eichtal
Gem
A. Chavenir.
E. Génée.

Auflöſung:

„Natalie, kommt eſſe(n); den Anton kannſt dann (kannſt Du dann) zu Hauſe bringen, ’s thut vielleicht allgemach a weni(g) regene.“

4. Rätſel. Weichſel, Wechſel.

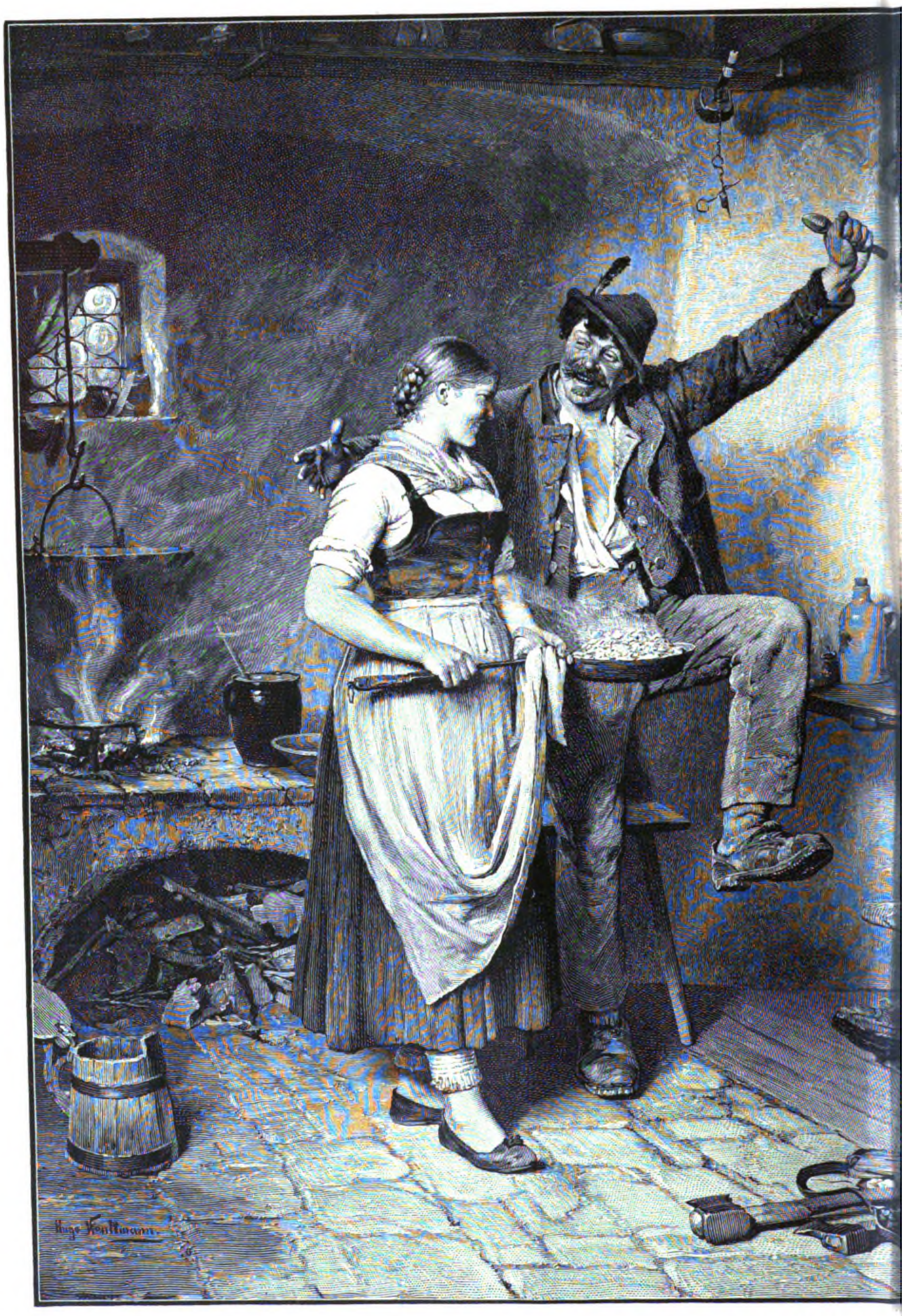
5. Rätſelfrage.

Durch richtige Zuſammenſtellung der Buchſtaben, aus denen die gegebenen Wörter beſtehen, erhält man: „Not bricht Eiſen.“

Inhalt: Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Im Seebad. Zeichnung von E. Harburger. — Ein Beſuch der Schlachtfelder von Metz. Von H. Wickenhagen-Rendsburg Mit fünfzehn Illuſtrationen — Zwei Jahre im Diakoniſſenhauſe. Von A. v. K. — Die Bismarckhoſe. Von Ernſt Gruchow. — Am Familientiſch: Der Liebling. Gedicht von Fr. Raimund. Zu dem gleichnamigen Bilde von K. Grob. — Jumbo! Zu dem Bilde von W. Kuhnert. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Völkerkunde. — Technik. — Sprechſaal. — Eine Kleckſographie von Juſtinus Kerner. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

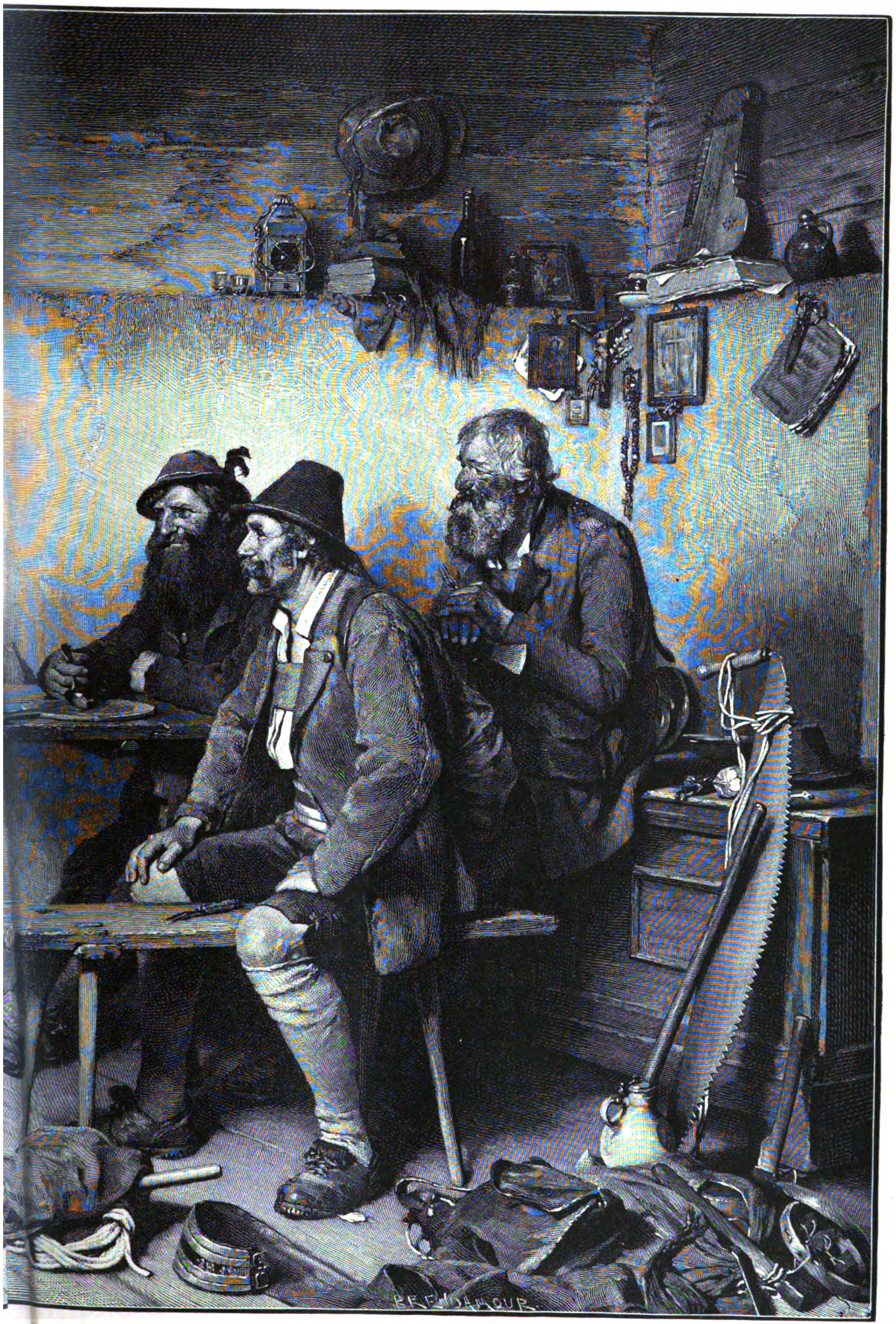
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter **Manuſkripte** ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Hugo Kauffmann

Holzerſchmarren. Nach d
(Photographieverlag der P

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 17.



BRENDAMOUR

mälde von Hugo Kauffmann.
aphiſchen Union in München.)

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 31. Auguſt 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 48.

Sedantag.

Die Glocken rufen laut ins Land:
„Gegrüßt, gegrüßt, Du Segenstag,
An dem das Deutſche Reich erſtand
Aus Not und Tod beim Schwerterſchlag!
Und wer da Ohren hat, hör' an
Im Feſtgebraus die hohe Lehre:
Viel hat der Herr an uns gethan,
Gebt unſerm Gott die Ehre!“

So tönt von Turm zu Turm der Schall,
Ernſt mahnend an gewalt'ge Zeit,
Und Jubel regt ſich überall
Und Aller Herzen werden weit.
Wir kämpften für den heil'gen Herd,
Gott half uns gnädig aus der Schwere,
Er war bei uns und unſerm Schwert —
Dem Herrn allein die Ehre!

Und zu der Glocken Feſtgeläut
Klingt der Trompeten helles Erz:
„Ein Freudentag, Geburtstag heut!
Wohlauf und luſtig jedes Herz!“
Das ſchwarz=weiß=rote Reichspanier
Es rauſcht mit Macht im Morgenwinde,
Mit Macht und Pracht. Da jauchzen wir:
Heil dem Geburtstagskinde!

Dann nehmen wir die Hüte ab
Und neigen uns in frommem Sinn:
O Frankreich, rieſengroßes Grab,
Und unſre Brüder ſchlafen drin!
Euch Helden, die der Raſen deckt,
Ein ſtiller Gruß ſei Euch entboten!
Bis einſt die Weltpoſaune weckt,
Schlaft wohl, Ihr teuren Toten!

Was uns in ſeiner Herrlichkeit
Der goldne Tag heut offenbart,
Das iſt die Mahnung, allezeit
Zu wahren unſrer Helden Art.
Und droh'n uns neue Stürme gleich,
Wir ſtehn mit ſieggeweihter Wehre
Getreu zu Kaiſer und zu Reich —
Und geben Gott die Ehre!

Ernſt Behrend.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

16. Kapitel.

Die große ernſte Zeit, welche die Blicke der geſamten Welt auf den einen Punkt konzentrierte, wurde nirgends mit ſo fieberhaftem Aufhorchen erfaßt, als bei den im Auslande lebenden Deutſchen. Man fühlte ſich inmitten der gewohnten Umgebung plötzlich auf einem Ausnahmeſtandpunkt ſtehend, und wer in dem Hochgefühl, als Preuße zu empfinden, läſſig geworden war, der ſah zu, daß er Verſäumtes nachholte.

Auch in das deutſche Hoſpital zu Petersburg hatte die Kunde aus der lauten Welt draußen ſich ihren Einzug erzwungen; von den Preußen unter dem Perſonal leuchtenden Auges, von den Kranken je nachdem mit aufflackernder Teilnahme begrüßt.

In einem Zimmer erſter Klaſſe aber fand nichts, was von draußen hereinklang, ſeinen Widerhall, inſofern der dort untergebrachte Kranke den Vorgängen dieſer Welt ſchon ſeit Wochen entrückt war. Ein Nervenfieber hielt den Geiſt im Bann; aus den regelmäßigen, eingefallenen Geſichtszügen leuchteten unheimlich dunkel die Augen, und Tag und Nacht ging der Kopf in den Kiſſen raſtlos hin und her.

Der kranke Mann iſt Heinz von Rönneberg.

Die große Sängerin hatte ihrerzeit nicht Recht behalten ſollen, daß Heinz, der Künſtler, „für ihre Zwecke verloren ſei.“ Im Gegenteil hatte ſich Heinz nie ſo auf der Höhe ſeiner Leiſtungen befunden, als auf dieſer Reiſe, ohne jedoch, daß das innere Genügen ihm die Seele ins Gleichgewicht gebracht hätte. Er hatte bis dahin nur wiedergegeben, was die großen Geiſter geſchaffen, während doch ſein Streben dahin ging, mit einem Schlage mitten unter dieſen Schaffensbegnadigten zu ſtehen.

Über dem Suchen aber — dem „gefunden haben“ und „wieder verlieren“, in ſtetem Kampfe mit dem, was der Schritt vom Wege in ſeiner Seele heraufbeſchworen hatte, erlag der Körper.

Ein hitziges Fieber, nicht leicht zu nehmen, aber noch nicht an die Grenze führend, an der die dunklen Mächte mit ausgeſtreckter Hand harren, hatte Heinz inmitten der Ausübung ſeines Berufes erfaßt, und ohne Säumen war die Überführung in das deutſche Hoſpital von ſtatten gegangen.

Es gab Tage, in denen alles Empfinden in der Seele des Kranken zu ſchwinden ſchien; dann wieder welche, in denen nur ein Gefühl, ihn von allem anderem loslöſend, in ihm lebte. Stunden kamen bisweilen, in denen er die Blicke feſt auf die ihn umſchließende Wand gerichtet hielt, als müſſe ſie ſich aufthun, als müſſe das Auge über weite Flächen dahinſchweifen. Schier endlos dünkt ihm der Raum, und doch iſt er nur der Schauplatz für das Erſcheinen einer einzigen Geſtalt: Bald iſt's ein ſpielendes Kind, bald ein blühendes Weib, bald ein Engel; aber immer trägt die Geſtalt Evas Züge.

Wenn die Gedanken ihre Rückkehr in die Wirklichkeit nehmen, ſucht Heinz mit aller Kraft das Bild zu bannen; es paßt nicht in die Welt, der er angehört, der er angehören muß, bis daß er mit dem Wort „Errungen“ vor „ſie“ hinzutreten vermag.

Als nach geraumer Zeit der Arzt mit den Worten: „Ich meine, wir ſind über die Höhe,“ an das Lager trat, fiel dieſes gerade mit den hiſtoriſchen Wochen zuſammen, in denen der Krieg von 1866 über die Weltbühne gegangen war.

Der Jugendkraft Rechnung tragend, war Heinz bald fähig, von dem Triumph des Vaterlandes zu vernehmen, und was der Arzt nicht ausſprach, berichtete der Stoß Zeitungen, den der Wärter ihm trotz des Verbotes für Geld und gute Worte angeſchafft hatte.

Weſſen ſich Heinz aber ſelber nicht gewärtigt, war der Umſtand, daß neben dem Hochgefühl, ein Preuße zu ſein, ein anderes, faſt der Schmach gleichkommendes Gefühl auftauchen, ja, daß es ihn rütteln würde Tag und Nacht.

Es war, als ſeien alle Schranken gefallen, als fühle er ſich plötzlich eins mit denen, von denen er wußte, daß derſelbe Gedanke ihnen die Stirne falten, ihnen die Lippen zuſammenpreſſen würde. Der König hatte gerufen, aber unter den Gerufenen war er nicht!

Früher, als der Arzt und jegliche Vorſicht es für möglich befunden, hatte ſich Heinz nach Preußen aufgemacht. Es war der Termin ſeiner Einſtellung als Freiwilliger. Der Militärpflicht mußte genügt werden.

„Zu ſchwach“ lautete rückſichtslos das Urteil des unterſuchenden Arztes der Erſatzkommiſſion.

In einem Brief an Herrn von Vollanden machte Heinz Mitteilung über ſeine Krankheit, wie über das Reſultat ſeiner Geſtellung, mit der Bitte, ſeinen Großvater davon in Kenntnis zu ſetzen.

Die Mitteilung rief nur ein ſpöttiſches Lächeln auf den Lippen des Freiherrn hervor: „Ein Rönneberg zu ſchwach, um dem Staate das zu leiſten, was der Staat von ihm zu fordern berechtigt war!“

Die Kluft hatte ſich erweitert.

Auch bei Herrn von Vollanden hatten die Jahre es nicht verabſäumt, ihm ihre Runenſchrift ins kleine, welke Antlitz zu ſchreiben. Nicht, daß es unglückliche Jahre geweſen wären, o, bewahre. Sie hatten es nur verſtanden, in zeitweiſem Unbehagen dem Manne der Thatkraft ein wenig zuzuſetzen; ſelbſtredend war der Ausgangspunkt ſolchen Unbehagens nirgends anders, als in den Weibern zu ſuchen. Ja, ja, die Weiber!

Daß Veilchen im Verborgenen blühen, hatte Frau von Vollanden als ſachgemäß hingehen laſſen; von Roſen im Verborgenen hatte aber noch kein Dichter geſungen, demgemäß die herrlich erſchloſſene Blüte „Eva“ in die Welt hinaus mußte. Nun aber paßte dieſe Welt dem Alten nicht im geringſten, und was das Schlimmſte war, ſie paßte Eva ſelbſt im Grunde noch viel weniger. Als eine Art Opferlämmer ließen ſich der Vater und die Tochter fortſchleppen, aber obſchon die „kleine Vollanden“ ein rieſiges Furore machte, hatte der alte Herr doch immer das Gefühl, als habe er ſein Kind verloren, bis die Lüfte von Willmersdorf ihr wieder um die runde roſige Wange ſpielten. —

In natürlicher Folge ſchloſſen ſich an das Furore die Bewerber um die Hand der Erbin, und zum erſtenmal wurde man der Erregungen unbehaglichſter Art ſich dabei bewußt. Das war mit den beiden älteſten Töchtern bedeutend bequemer geweſen, inſofern der ſchleſiſche Herrſchaftsbeſitzer, wie der große Diplomat ſchlankweg als „Partieen“ von Eltern und Töchtern mit gebührender Freude acceptiert wurden. Eva aber war ein Querkopf, denn wenn das mit dem armen Eberty auch ein Unſinn geweſen, ſo waren die anderen Bewerber durchaus der Gegenſatz von allem Unſinn. Es waren Männer in einer „guten Aſſiette“, Leute, die ſich ſehen laſſen konnten.

Dem Vater war's ja im Grunde recht, wenn er ſein Mädel noch behielt, aber die Mutter mit dem gewiſſen Schweigen, dem gewiſſen Achſelzucken, mit der ſich an Evas ſogenanntem Eigenſinn ſtählenden Fähigkeit, kleine Hiebe auszuteilen, die da ſaßen — hm!

Abgeſehen von dieſen Nadelſtichen des Lebens war der kleine Herr von Vollanden immer noch der Mann auf dem Poſten, der Mann der Ehrenämter, der allzeit zur Schlichtung dorthin Herbeigerufene, wo das Wörtlein „mein“ und „Dein“ das Schlachtſchwert rüſtete. Wenn es aber die Weiber nun einmal ſo haben wollten mit dem Unfrieden, mochten ſie doch zuſehen, wie ſie ohne ihn mit den „Freiern“ fertig wurden. Er pflegte in derlei Fällen „auf Pürſche“ zu gehen.

Heinz hatte die nächſten Jahre teilweiſe in Paris, teilweiſe in Rom zugebracht; bald in unentwegtem Vorgehen, bald Geſchaffenes verwerfend, den Stimmungen ihre Rechte gebend. Wie's allezeit in der Welt geweſen, folgten auf die guten Tage die ſchlimmen, — die einen wie die anderen mit dem Maßſtabe der Schaffensfähigkeit gemeſſen.

Dann hatte ſich Heinzens Bruſt endlich in dem Aufatmen, wie es das Anlangen am Ziel kennzeichnet, gehoben: — er hatte unter ſeine Oper die Schlußnote geſchrieben.

Die Bühne einer mitteldeutſchen Stadt, in der Heinz ſeit den letzten Wochen ſein Zelt aufgeſchlagen, hatte nach mannigfachem Hin und Her das Werk erworben, und ſchließlich hatte Heinz über das Achſelzucken des Direktors hinweg ſein Wollen durchgeſetzt. Jeglicher Reklameapparat ſollte zum Schweigen gebracht werden, er wollte frei ſein in ſeinem eigenen Urteil.

Nun war der Tag gekommen, an dem er das in Schmerzen groß gezogene Kind aus den Armen gelaſſen hatte; nun hatte er ihm die Pforten geöffnet, nun mußte es ſich zeigen, ob er zu viel gehofft!

In der gezwungenen Muße war es Heinz zum Bewußtſein gekommen, daß er ſich lange den Genuß eines zielloſen Schlenderns in den lauen Abend hinein nicht mehr gewährt hatte, und während er läſſigen Schrittes vor die Thore der Stadt hinauspilgerte, betrachtete er ſich, die Cigarre im Munde, dieſes und jenes auf ſeinem Pfade. Hier ein kleines Mädchen, das ſeine Puppe herzte, dort eine Katze, die im eifrigen „Waſchen“ — die Zehen der hochgehaltenen Vorderpfote aus einander geſperrt — inne hielt, um ſich ihrerſeits den Wanderer zu beſchauen. Dort den Reſt eines kunſtvollen Schnörkels an dem alten Gemäuer eines Giebels.

Auch vor der Anſchlagſäule, die auf großem, grünem Zettel die Ankündigung ſeiner Oper brachte, blieb Heinz gedankenvoll ſtehen. Er las den Titel, die Perſonen von Anfang bis zu Ende und ſchritt dann an den letzten Häuſern der Stadt vorbei, bis die einbrechende Dunkelheit ihn zur Rückkehr zwang.

Von grellem Laternenlicht beleuchtet ſah er vor einem Lokal dritten Ranges die Ankündigung eines Klavierkonzertes, ohne daß er dem Namen des Künſtlers irgend welche Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte. Eben wollte Heinz an den wenigen Leuten, die das Lokal betraten, vorübergehen, als, eng an die Häuſerreihe geſchmiegt, das Notenheft unterm Arm, ein ſchmächtiger Jüngling daher kam, der in dem bleichen abgezehrten Antlitz den Stempel der Krankheit trug.

Der Geſellſchaftsanzug unter dem ſchützenden Überzieher bedeutete Heinz, daß er den Künſtler ſelbſt vor ſich habe, und, inſtinktiv angezogen, forderte er ein Billet. Ein angebrochener Abend war es ja doch.

Die Beleuchtung in dem Lokal war ſchwach, die Atmoſphäre biergeſchwängert, nur wenig Plätze wurden beſetzt, und auf ſeinen Stock geſtützt brütete Heinz vor ſich hin, ohne daß er des ſich in aller Stille vollziehenden Eintritts des jungen Mannes gewahr geworden war. Als aber die erſten Akkorde an ſein Ohr ſchlugen, hob er wie elektriſiert das Haupt.

Wer war denn das, der da ſpielte? Und wie war das, was er vernahm? Freilich war es das Spiel eines Dilettanten, der Schulung noch entbehrend, und dennoch fühlte Heinz, daß aus dieſen Klängen etwas Elementares ſprach, eine ungedämmte Naturgewalt, die entfeſſelt über alles hinweg ſich Bahn brechen mußte. Er fühlte in vollſtändiger Selbſtvergeſſenheit dieſer Art des Spiels gegenüber eine bisher ungekannte Wonne; die Wonne, wie ſie dem Entdecker durch die Adern rieſelt.

Im Verlauf des Abends ſteigerte ſich Heinzens Entzücken; er ſah nicht, wie auf den Wangen des Jünglings ſich zwei kreisrunde abgezirkelte Flecken röteten — er hörte — er fühlte nur! Was fühlte er? — Daß er dazu begnadigt war, einem Genie in ſeiner Urſprünglichkeit gegenüber zu ſtehen, wie es die größten Meiſter gezeitigt.

Kaum, daß der letzte Ton verklungen war, eilte Heinz dem jungen Manne nach. Er fand ihn, indeſſen die paar Leute dem Ausgang zuſtrebten, in der halb dunklen Garderobe zuſammengeſunken, während ein furchtbarer Huſtenanfall die ſchmale Bruſt zu ſprengen drohte. Das vor den Mund gehaltene Taſchentuch zeigte rötliche Spuren, und ohne ein weiteres Wort ſchickte Heinz nach einer Droſchke. — Der junge Mann bezeichnete ein Haus in einer entlegenen Straße als ſeine Wohnung, in die ihn Heinz ſelbſtverſtändlich geleitete; er ſtieg auch die ſchmale Treppe mit ihm empor, an deren oberſter Stufe eine alte Frau, das Licht in der Hand, ihnen entgegen trat.

„Ach, Du lieber Gott, Ernſt, iſt es wieder gekommen?“ ſagte ſie mit einem traurigen Blick, in dem jedoch etwas Gewohnheitsmäßiges lag — ſetzte dann das Licht auf die Tiſchplatte, einige Krümel von derſelben entfernend, und lud Heinz ein, auf dem harten Sofa Platz zu nehmen.

„Dank, dank, lieber Herr, daß Sie ihn hergeleitet. Was nämlich mein Schweſterſohn iſt, das junge Blut hier, hat nichts auf der Welt, denn die alte Baſ', und die alte Baſ' hat nichts weiter denn ihn. Da haben wir zwei uns denn zuſammengethan — ſo lange es nämlich noch hält,“ fügte ſie leiſe hinzu.

Man hörte die zwei in der Kammer hantieren, worauf auf mehrmaliges ſtarkes Huſten die Stille folgte. Der Jüngling war augenſcheinlich zur Ruhe gebracht, und, die Thür feſt hinter ſich zuziehend, trat die Alte wieder zu Heinz.

„Wiſſen Sie,“ ſagte dieſer, „daß Ihr Neffe auf dem beſten Wege iſt, einer der größten Künſtler zu werden, den die Welt je geſehen hat?“

„Weiß ich, lieber Herr! Weiß aber auch, daß er als ehrlicher Handwerker beſſer ſein Fortkommen gehabt hätte. Nichts Richtiges hat der Junge lernen wollen wegen dem da“ — die Alte machte die Bewegung ſpielender Finger — „und wie es nun ans Ausbilden gehen ſollte, da — da — ſtarb die Mutter, die das bißchen Geld durch Unterrichten verdient hatte, und ließ dem Jungen nur ein Erbteil zurück, die Schwindſucht nämlich! Daran geht er nun zu Grunde, und ſeine ſchöne Kunſtfertigkeit muß mit ins Grab. Ja, ja, unſereins hat's ſchwer, und ein Kopfdurchdiewand iſt der Junge bei alledem auch noch.“

„Ich komme morgen früh wieder,“ ſagte Heinz, ſeine Börſe in die Hand der Alten drückend, deren Augen zu funkeln begannen.

„Ach, Du lieber Gott, daß es nur der Ernſt nicht erfährt.“

Der fragte nicht — der ſpielte! Ahnungslos, daß ſein Spiel für den Hörer eine Offenbarung in ſich ſchloß! — So kam der Tag der Aufführung heran.

„Sehen Sie,“ ſagte Heinz, ſich über die Ruhe in ſeiner Stimme ſelbſt wundernd, „da wird nun heute über ein neues Werk zu Gericht geſeſſen, für deſſen Autor ich mich intereſſiere. Wenn Sie der Premiere beiwohnen wollen, treffen wir uns nachher zu rückhaltloſer Beſprechung, wie?“

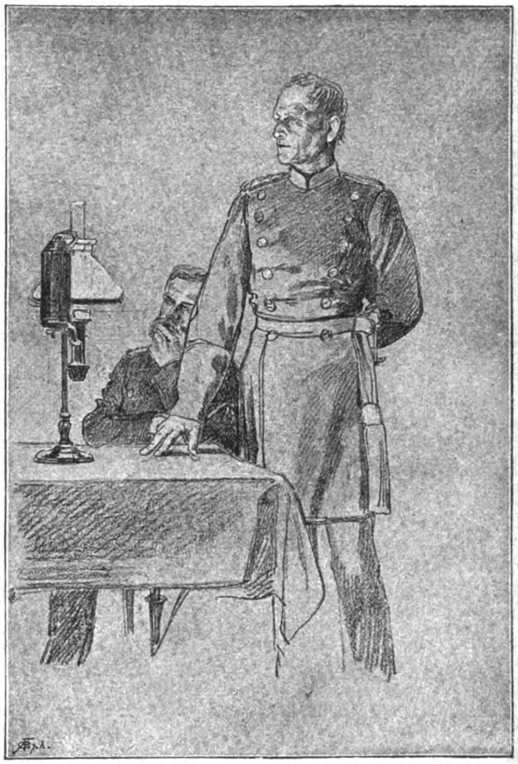
„Gern, gern, lieber Herr, — nur,“ — der junge Menſch hatte etwas Treuherziges in ſeinem Weſen, welches das faſt Dämoniſche ſeines Spiels um ſo wunderbarer hervortreten ließ — „Sie werden mich nachher ausfragen, gelt? Will nicht in Abred' ſtellen, daß im Alltagsleben doch 'mal 'ne Unwahrheit bei mir mit unterläuft, wie das denn ſo iſt, aber in der Muſik gegen beſſeres Wiſſen zu reden, das wäre grad', als ob ich die heilige Cäcilie ſelber anlügen wollt'! Und nachher ſind's mir vielleicht für den guten Freund gram, wie?“

„Nein, mein Wort darauf!“

Vergeblich wandte am Abend der Direktor, der den Komponiſten in ſeine Loge entboten hatte, den Kopf zu der nach dieſer führenden Thüre — Heinzens Platz blieb leer.

Er ſaß, in den Schatten eines Pfeilers geſchmiegt, mitten unter dem dickſten Haufen, und nur als der erſte Ton der Ouverture einſetzte, bog er ſich ſpähend vor, mit Befriedigung die Anweſenheit des jungen Künſtlers wahrnehmend, vor deſſen blaſſem Geſicht das ganze gefüllte Haus in Heinzens Seele gleichſam zurückzutreten ſchien.

Auch ſaß im Dunkel der Loge nicht der Komponiſt, ſondern einer, der ſich frei gemacht hatte. Für dieſen



Studie zu dem gegenüberſtehenden Bilde: „Die Kapitulationsverhandlungen in Donchery“ von A. v. Werner.

freien Mann vollzog ſich dort auf der Bühne etwas Seltſames. Er ſah in den Geſtalten, denen er ſeine Seele einzuhauchen gemeint, mit einemmal lauter Marionetten, bei denen es ihn, den objektiven Beobachter, mit einer gewiſſen Spannung erfüllte, ob die Drähte wohl bis zum Schluß gut funktionieren würden.

Mitten darin fühlte ſich Heinz dann wieder in die luſtige Schulzeit zurückverſetzt. Wie lautete doch im Auf- und Niedergehen das Schema der Cenſur? — Recht gut — gut — ziemlich gut. Bei dieſer letzten Bezeichnung blieb der Gedanke ſtehen, dabei hielt ſich das Publikum, dabei würde, wenn ſie wohlwollend war, die Kritik auch ſtehen bleiben, — und das war dann wohl alles.

Heinz hatte plötzlich das Gefühl, als müſſe er das Signal zu einem großen Ziſchen und Trampeln geben, jenem Grabgeſang ſo mancher Hoffnung. Aber dazu kam es beileibe nicht; das Publikum ließ ſich eine ganz nette Sache vorſingen, und als die große Schlußarie eingeſetzt hatte, ſah man ſich vorſichtigerweiſe ſchon nach Hut und Mantel um. — Auch Heinzens junger Freund hatte ſich, ehe der Vorhang geſunken war, ſchon von ſeinem Platze erhoben, und erſt auf der mondhellen Straße holte Heinz ihn ein.

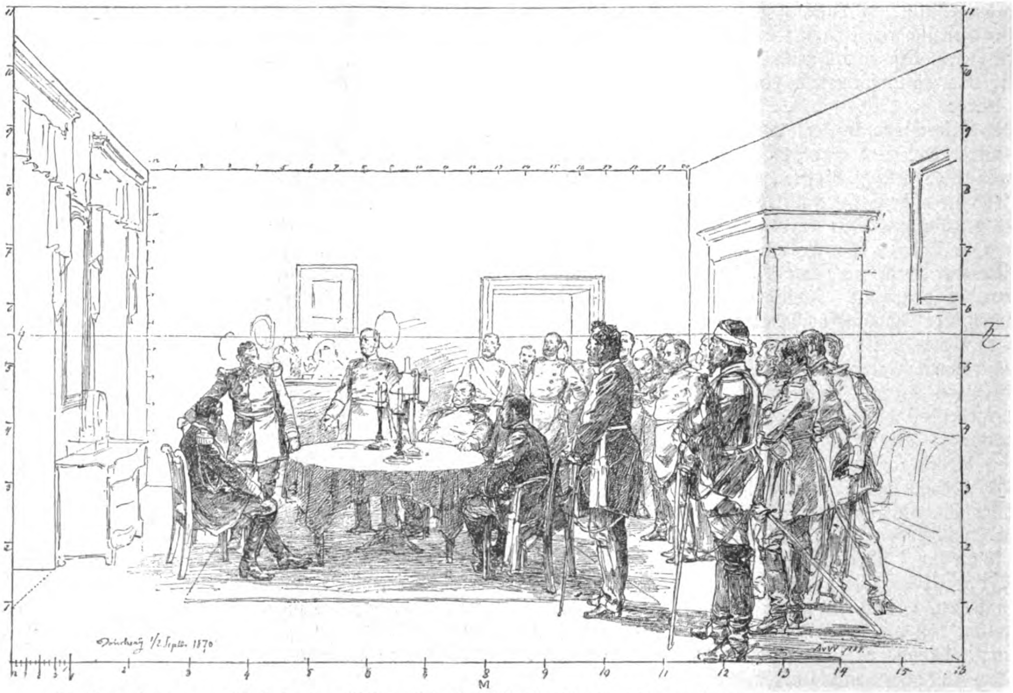
„Iſt Ihnen ſchlecht geworden?“ fragte er, ſeinen Arm unter den des Jünglings ſchiebend.

„Nicht ſchlechter denn ſonſt. Die Muſik iſt's, die mir Herzweh macht. Die Qual des Komponiſten wird auch meiner Seele zur Qual, und doch erreicht er es nicht — erreicht es nimmer. Sagen's ihm bei Zeiten, lieber Herr, 's iſt beſſer, als wenn er allmählich dran zu Grunde geht.“

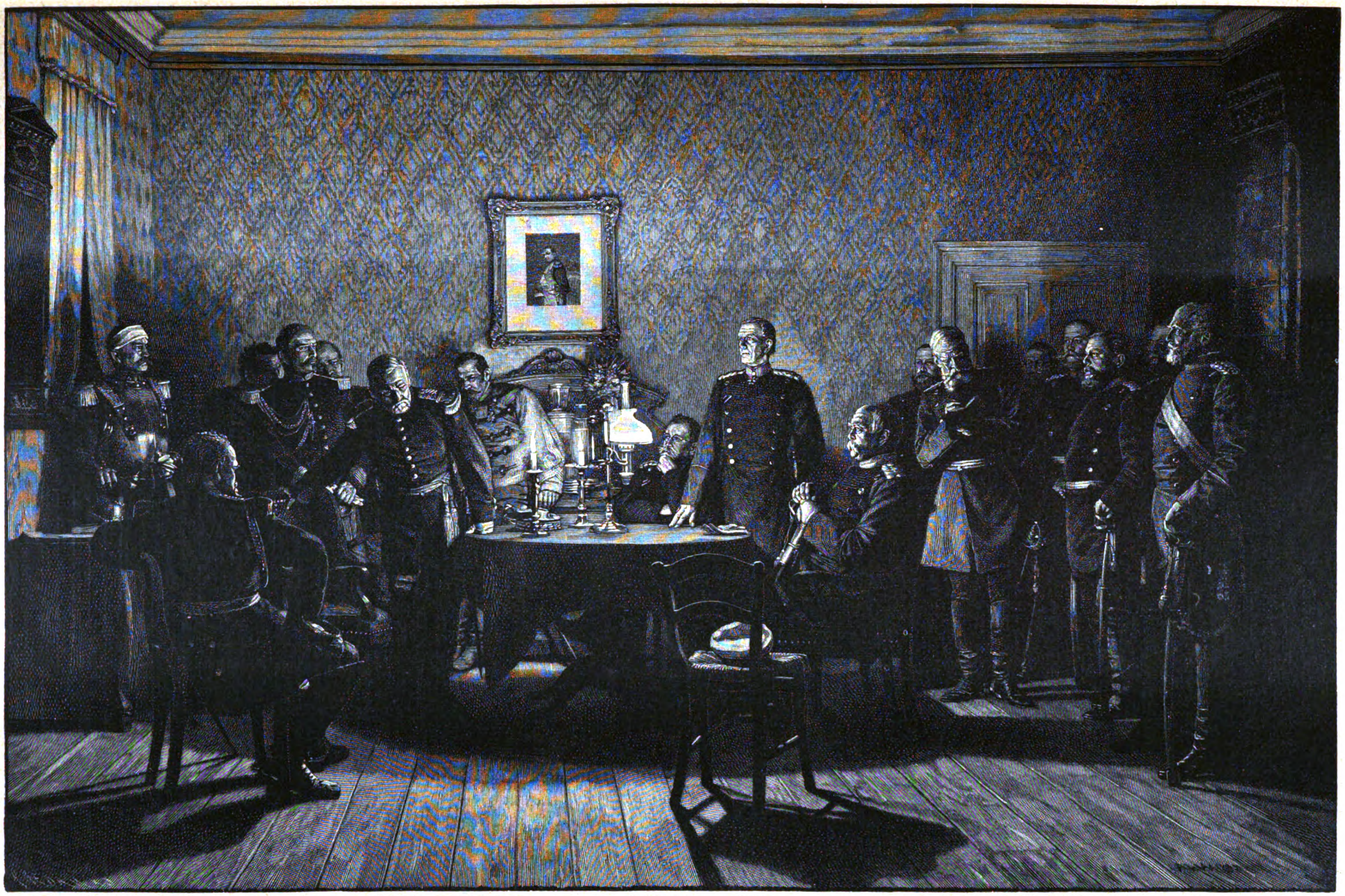
Sachte vor ſich hin nickend, ſchritt der junge Menſch von dannen, und Heinz blieb ſtehen und ſah ihm nach.

Da ging der arme, kranke Burſche hin, in unerfüllter Sehnſucht an dem Ziel vorbei, nach welchem er nur die Hand auszuſtrecken gebraucht hätte. Aus der eingefallenen Bruſt rang ſich keuchend der Atem, durch Elend und Armut ging der Weg zum frühen Tode. Aber ſich ſelbſt zu verlieren, das brauchte er nicht.

Der Vollmond ſtand ſo grell am wolkenloſen Himmel, daß es Heinz dünkte, er könne das geſpenſtiſche bleiche Licht ohne Wärme ebenſowenig ertragen, wie die in den Straßen aneinander rückenden Mauern. Inſtinktiv ſchlug er den Weg nach dem Gehölz, das nur einige tauſend Schritte von der Stadt entfernt lag, ein. Einige tauſend Schritte ſollten das ſein? Nun, die waren freilich bald zurückgelegt, aber die Zeit, ſeitdem der Vorhang ſich dort über dem Poſſenſpiel geſenkt, dünkte Heinz weit, weit zurück zu liegen. Das



Studie zu dem gegenüberſtehenden Bilde: „Die Kapitulationsverhandlungen in Donchery“ von A. v. Werner.



Cap. d'Orcey. du Faure. Wimpffen. Caſtelnau. Podbielsky. Moltke. Bismarck. Graf Noſtiz. Bronſart v. Schellendorf. Verdy du Vernois. Blume. de Claer.

Die Kapitulationsverhandlungen zu Donchery in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870. Nach dem Gemälde von A. von Werner.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Poſſenſpiel jedoch war ſeine verlorene, vergeudete, einer Fratze nachgeworfene Jugend.

Weiter führte der Weg über eine Brücke, über deren Geländer ſich Heinz weit hinauslehnte. Da glotzte er ja wieder aus der Tiefe herauf, dieſer Mond mit ſeinem ganzen Gefolge von Glitzern und Funkeln auf der ſanft dahingleitenden Oberfläche. Herunter mit irgend etwas, welches das Bild zerriß! Ein Stein war bei der Hand, und mit mächtigem Schwunge ſchleuderte ihn Heinz hinab; — — jetzt mußte er dort unten angekommen ſein, wohin das Truglicht nicht kam — ja, ja — dort unten! —

Wie in plötzlich erwachendem Ekel vor ſich ſelbſt ſchnellte Heinz von dem Geländer ab, ſich erinnernd, daß er ja dem Walde zuſchreiten gewollt; aber was ſollte der ihm bringen?

Der Wald war im Grunde immer derſelbe; immer das Gegeneinanderneigen der Bäume, das Rauſchen der Wipfel, ob hier, ob in Warnsdorf, und im Durchbrechen der Zweige erſchien auch hier der Mond mit ſeiner ewig gleichen Schattenmalerei. Sah das nun nicht gerade wieder ſo aus, als ob dort auf dem weichen Mooſe ein toter Körper hingeſtreckt lag? Nein, es war nur das Stück eines gefällten Baumes. Aber wenn ein toter Mann dort gelegen, der hätte es gut gehabt.

Pfui doch! Da kam er ja wieder, der namenloſe Ekel vor ſich ſelbſt, daß Heinz mit der Fauſt auf die Stirne ſchlug.

Planlos wurde das Umherirren, wie auf der Flucht vor einem dunklen Etwas, das ihn bald hierhin, bald dorthin trieb; — endlich ſank Heinz irgendwo nieder ins Moos —

Es war wohl der kalte Nachthauch, der über ihn hinſtrich; oder hatte er ſo lange gelegen, daß es ſchon der Morgenwind ſein konnte, wie er den Aufgang der Sonne begleitete? Ja, dort, dort, wo die Lichtung des Waldes den Blick frei gibt, rötet ſich bereits der Himmel. Heinz ſchaut wie gebannt der erwachenden Natur ins Auge, und während ein Sommermorgen in ſeiner ganzen ſtrahlenden Schöne über die Erde geht, kommt ihm mit einem Aufſeufzen der Erleichterung das Bewußtſein, daß er in dieſer ganzen grauenvollen Nacht nicht einen einzigen Gedanken für Eva gehabt.

Zu Hauſe angekommen, warf er ſich auf ſein Bett, und ein paar Stunden bleiernen Schlafes hatte die Natur für ihn bereit. Das erſte aber, auf das der Blick am Morgen fiel, war ein Brief mit der ungelenken Handſchrift der alten Baſe: „Es geht mit dem Ernſt zu Ende, beſter Herr.“

Wie elektriſiert fuhr Heinz empor. Nein, nein, es durfte nicht zu Ende gehen! Dieſer gottbegnadigte Jüngling, dem der Genius den Kuß auf die Stirne gedrückt, durfte nicht hingehen, ohne daß alles zu ſeiner Rettung verſucht worden wäre. Vor dem Gefühl des Vorwurfs, daß Heinz noch keinen Schritt dafür gethan, verſchwand der an die Zeit gelegte Maßſtab. Heinz vergaß, daß nur wenige Tage zwiſchen heute und dem Abend lagen, an dem er den erſten Blick in das ſtille Antlitz gethan. Er eilte zu dem beſten Arzt der Stadt und betrat mit dieſem zugleich den ärmlichen Raum, in dem der Kranke, das Opfer eines neu eingetretenen Blutſturzes, vorgebeugt in einem alten Lehnſtuhl ſaß. „Pflegen Sie ihn bis zum Tode,“ lautete der Ausſpruch des Arztes, und nicht Tag, nicht Nacht wich Heinz von dem Lager des Sterbenden.

„Ja, ja, es ſind harte Sachen, die Sie ſich da aufgeladen haben,“ ſagte kopfnickend die alte Baſe, „aber glauben Sie's getroſt, ſie bergen ihren Segen in ſich.“

Ja, das thaten ſie, wenn auch in anderem Sinne, als das Weiblein es gemeint hatte. — — —

Als Heinz ſich von dem Grabe wandte, hatte er zum erſtenmale den Mut, der Frage feſt ins Auge zu ſchauen: „Und wie ſoll ſich mein ferneres Leben geſtalten, ohne daß ich daran zu Grunde gehe?“

Die Macht der Verzweiflung war gebrochen, aber die Antwort ließ auf ſich warten, inſofern Heinz noch nicht ſo weit war, die Frage dort hinaufzuſenden, von wo allein die Hilfe kommt. Was er fühlte, war kein Schmerz, was in ſeinem Hirn kreiſte, war kein Wahn, nur irrten Denken und Empfinden planlos herum in einer großen, großen Öde.

Als ein Bekannter von ihm bei einer zufälligen Begegnung von den damals noch unerſchloſſenen Reizen der norwegiſchen Hochlandswelt zu ſchwärmen begann, dünkte ihm gerade dieſe das Rechte für die nach Einſamkeit lechzende Seele.

So gingen Wochen hin! — Dann kam die Antwort.

„Frankreich und Preußen machen ihren Waffengang, und Alldeutſchland geht mit Preußen!“

Mit einem Schlage hob ſich das geſenkte Haupt, in dem müden Auge flammte es auf, und beflügelt wurde plötzlich der Schritt. An dem Bewußtſein, ein Deutſcher zu ſein, hob ſich die ſittliche Kraft, an der ſittlichen Kraft erſtarkte das Selbſtbewußtſein. — In einem Kaffeehauſe zu Chriſtiania nach den Zeitungen greifend, las Heinz bereits von Thaten. Seine Seele erfüllte ein unnennbarer Jubel: Fort! Fort! Noch war es Zeit.

17. Kapitel.

Mittlerweile war in Warnsdorf äußerlich alles ſeinen ruhigen Gang gegangen, ſo daß die Leute meinen konnten, die Wunde in der Seele des alten Mannes dort hätte begonnen, ſich zu verharſchen. Vielleicht hätte er ſelber geglaubt, dem inneren Aufruhr allmählich ein Halt geboten zu haben, inſofern jegliches Rebellieren gegen den gewiſſen Pfahl, von dem der Apoſtel Paulus ſagt, daß er dem Menſchen ins Fleiſch geſenkt ſei, deſſen Druck bis zur Unerträglichkeit zu verſtärken vermochte.

Allerdings hatte der alte Herr von Vollanden manch' einen Kampf gekämpft, um dem mit Bitterkeit genährten Plane einer Enterbung des Enkels zu Gunſten der Familienſtiftung in ſeiner Ausführung rechtzeitig zu begegnen, aber noch war der Notar des Städtchens nicht nach Warnsdorf herausgeholt worden, und ebenſowenig hatte man den Freiherrn deſſen Haus betreten ſehen.

Da erklang durch alle deutſchen Gauen das Wort, das mit einem Schlage die Hydra des alten Haders zur Ruhe brachte, vor dem Leid und Freud' des Einzelnen ſich in einem Jubelruf verlor: „Auf, gegen Frankreich!“

(Fortſetzung folgt.)

Vom Holunder.

Es gab eine Zeit — ſie iſt noch nicht lange verfloſſen — darin die Ärzte von Arzneimitteln nicht viel mehr wiſſen wollten, ſo daß vor dem politiſchen Nihilismus der mediziniſche ſich aufgeworfen hatte. Die wiſſenſchaftliche Erkennung der Krankheitserſcheinungen war das Hauptziel, das Heilmittel Nebenſache.

Wie aber jeder Druck einen Gegendruck erzeugt und einem Wellenberg ein Wellenthal folgt, ſo blieb auch hier der Umſchlag nicht aus, und heute erleben wir eine Jagd auf neue Heilmittel, wie ſie die Blätter der Geſchichte der Medizin noch nicht verzeichnet hatten. Es gab früher auch nicht ſo viele Chemiker, die Arzneimittel aufbauen und hoffen, das alſo erfundene möge ebenſo goldtragend werden, wie das Antipyrin, das Millionen einbrachte; es waren auch nicht ſo günſtige Verbindungen mit fernen Weltteilen angeknüpft wie jetzt und reiſten nicht ſo viele kluge Männer, die aus Oſt- und Weſtafrika, Indien, China, Amerika und Auſtralien Wurzeln, Rinden und Kräuter ſenden, damit die anderen klugen Männer daheim ſie prüfen. Es läßt ſich nicht leugnen, daß ſo der Arzneiſchatz manche wertvolle Bereicherung erfuhr. Aber anderſeits haben ſich glücklicherweiſe auch wieder Männer der Wiſſenſchaft den Kräutern, Stauden und Bäumen zugewandt, die bei uns wachſen und dem Volke von alters her ſeine Hausmittel lieferten, um zu unterſuchen, ob ſie nicht etwa mit Unrecht von Wiſſenſchafts wegen abgethan wären. Denn ſchließlich ſind die überſeeiſchen Drogen doch auch weiter nichts als Hausmittel .... der Wilden, und bis jetzt hat noch keine unſerer Größen den Medizinmännern, die jene Drogen anwenden, wiſſenſchaftliche Berechtigung zugeſprochen. Unſere Volksmittel haben dagegen, was den fremden Arzneimitteln fehlt: nämlich eine Litteratur in alten Kräuterbüchern, in Sagen und Liedern. Gar ſeltſam ſind viele der heimiſchen Gewächſe dem Denken des Volkes zugehörig, es betrachtet ſie wie etwas Lebendes, ihm Naheſtehendes: die alte Götter- und Dämonenwelt lebt und webt noch in den Pflanzen, ſo daß deren Heilkräfte nicht bloß als arzneiliche, ſondern auch als magiſche betrachtet werden. Das Magiſche geht jedoch den modernen Forſcher nichts an, ihn beſchäftigt die phyſiologiſche Wirkung der Vergeſſenen, und bei dieſen Unterſuchungen hat ſich jetzt wiederholt herausgeſtellt, daß die als wirkungslos Verurteilten dennoch ihre Kräfte haben und zwar unbeſtreitbar nachweisliche. So wurden in dem Stiefmütterchenkraut kleine Mengen von Salicylſäure aufgefunden, und die blutſtillende Eigenſchaft des Täſchelkrautes, die es in früheren Jahrhunderten zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der herumziehenden Wundärzte machte, iſt neuerdings wiederum feſtgeſtellt. Zumal aber hat dem Holunderbaum die wiſſenſchaftliche Nachprüfung gut gethan und ihn wieder als Arzneibaum eingeſetzt.

Der ſtarke Duft ſeiner Blüten, der reiche Fruchtertrag, das raſche Wachſen ſeiner Schößlinge, ſein Anſiedeln ohne Zuthun des Menſchen ſelbſt an unzugänglichen Orten mußten von früh an Aufmerkſamkeit erregen, und ſeitdem man ſeine Heilſamkeit bei vielen Krankheiten kannte, gewann er hohes Anſehen. Wer ſeine Äſte abſchneiden wollte, kniete nieder, faltete die Hände und ſprach: „Frau Ellhorn, gib mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächſt im Walde.“ Sein Holz wurde von den Germanen bei dem Beſtatten der Leichen benutzt; in manchen Gegenden ging der Schreiner oder der Totengräber ſchweigend zum Holderbuſch und ſchnitt eine Stange, das Maß einer Leiche zu nehmen, und der Fuhrmann, der die Leiche nach dem Friedhof führte, hatte ſtatt der Peitſche einen Holunderſtock. Am Niederrhein legt man an einigen Orten den Toten Holunderzweige in den Sarg und auf vielen Gottesäckern wurde abſichtlich Holunder gepflanzt. Dieſe Gebräuche erinnern an längſt vergangene Heidenzeit. Der alte Kultus ſchwand, Einzelheiten blieben jedoch erhalten und wurden zum Brauch, den die mit Dampfgewalt ebnende Jetztzeit immer mehr ausrottet.

Der Holunder gilt dem Landbewohner gegen vielerlei Krankheit und Schaden als Arznei. Die ſchweißtreibende Kraft der Blüte dient zum Heraustreiben des Ungeſunden; mit einer nicht zu kleinen Gabe Fliederthee wird der Anfang bei beginnender Krankheit gemacht, und da wir nunmehr wiſſen, daß etliche der von Bakterien im menſchlichen Körper erzeugten Gifte durch Schweiß ausgeſchieden werden, iſt in geeigneten Fällen das Schwitzmittel ein ganz vernünftiges. Auch ein ſüßes Süpplein von den reifen Beeren gekocht, macht warm und erregt gelinden Schweiß.

In Pommern werden ſeine friſchgegrabenen Wurzeln, nach unten geſchabt, als Purganz, noch oben geſchabt, als Brechmittel gegeben. In Bosnien und der Herzegowina werden in Butter geröſtete Holunderblätter oder mit Weißwein erwärmte trockene' Blüten bei waſſerſüchtigen Anſchwellungen der Füße und bei Gicht gebraucht. Die mit Eſſig gekochten Blüten werden als Dunſtbad gegen Rheumatismus verwendet. In Polen und Rußland iſt der Holunder das beliebteſte Hausmittel bei Huſten, Bruſtſchmerz und Waſſerſucht und zwar bei der letztgenannten der Saft aus dem Baſte.

Neuerdings wurde von Dr. Lemoine mitgeteilt, daß eine Abkochung der äußeren Rinde des Holunders bei Waſſerſucht treffliche Dienſte ohne Nebenwirkung leiſte, wogegen die innere Rinde Erbrechen erzeugt. Die äußere Rinde hat weder Übelkeit zur Folge, noch treibt ſie Schweiß wie die Blüte. Es haben alſo die einzelnen Teile des Holunders eigene Heilkräfte, und das Volk hat dieſe jetzt durch regelrechte Verſuche erhärteten Unterſchiede gut beobachtet. Beim Kochen der Rinde entwickelt ſich ein eigentümlicher Geruch, der etwas Ähnlichkeit mit dem des Baldrians beſitzt, und in der That iſt Baldrianſäure in den Schößlingen des Holunders nachgewieſen. Das haben die Katzen ſchon vor den Chemikern entdeckt, denn ſie putzen ihre Krallen mit Vorliebe in den Stämmen des Holders und freuen ſich dabei des ſchwachen Baldriangeruches, an dem ſie ſo großes Behagen finden. Außer der Baldrianſäure iſt kürzlich in den Blättern und Stengeln des Holunders von G. de Sanctis ein Stoff gefunden, der Licht auf die ungemein kräftige Wirkung des Baumes wirft, ein Stoff, der im Schierling vorkommt, das ſogenannte Coniin. Der Schierling verdankt ſeine Giftigkeit dem Coniin, in dem Holunder findet es ſich jedoch nur in winziger Menge, ſo daß es nicht mehr giftig, ſondern unter Umſtänden heilend wirkt.

Von dem Aberglauben, der mit dem Holunder getrieben wird, ſoll hier nicht geſprochen werden, es würde das zu weit führen und über die Abſicht hinaus, an einem naheliegenden Beiſpiele zu zeigen, wie ſorgfältiges Eingehen uud Prüfen das Weſen und den Wert der Heimatsgaben erkennen läßt, die nur zu leicht in der Bevorzugung des Fremdländiſchen gering geachtet werden.

Julius Stinde.

Ein Buch vom Glück.

Wenn man den bedeutendſten Männern aller Zeiten — von dem weiſen Solon an — glauben will, gibt es auf der Erde wenig Glück und wenig Glückliche. Als vor kurzem einige Gratulanten an des greiſen Bismarcks Frühſtückstafel in Friedrichsruh ſaßen und einer derſelben ihn als einen glücklichen Mann pries, erwiderte der Fürſt lächelnd: „Ein glücklicher Mann bin ich in meinem Leben nur ſelten geweſen. Wenn ich die ſpärlichen Minuten wahren Glücksgenuſſes zuſammenzähle, ſo kommen wohl nicht mehr als im ganzen vierundzwanzig Stunden heraus.“ — Nicht viel höher berechnete Goethe die Zeit ſeines Glückes. „Man hat mich immer,“ ſagte er 1824 zu Eckermann, „als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen. Allein im Grunde iſt's nichts als Mühe und Arbeit geweſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünfundſiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben ſein wollte.“ Und doch hat er ſelbſt den Glückſuchern zugerufen:

„Willſt Du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da . . .“

Was iſt aber das Glück, und wie ergreift man es?

Eine erſchöpfende Antwort darauf gibt der Berner Profeſſor des Staats- und Völkerrechts Karl Hilty in ſeinem tiefſinnigen Buche vom Glück.*) Er erinnert daran, wie ſchon der gelehrte Freund Karls des Großen, Alkuin, darauf hingewieſen, daß die Sehnſucht nach Glück dem Menſchen unvertilgbar eingepflanzt ſei. Darum gibt es auch nichts, worin alle Menſchen ſo einig ſind, wie in dem Suchen nach Glück. Zu finden iſt es aber nur im chriſtlichen Glauben. Dieſer Glaube macht glücklich; außerhalb desſelben geſucht bleibt das Glück eine unſichere Sache, ſelbſt für die im gewöhnlichen Sinne ſogenannten Glücklichen. Wer aber Chriſti Einladung folgt: „Kommet her zu mir alle, die Ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will Euch erquicken,“ wird erfahren, was wahres Glück iſt.

Nur einer der ſechzehn Aufſätze, aus denen ſich Hiltys Buch zuſammenſetzt, iſt „Glück“ überſchrieben, aber doch handeln alle davon. Aus dem Worte Gottes heraus läßt der damit ſelten vertraute Juriſt ſcharfe Lichter fallen auf manches, was ſich heute fälſchlich Chriſtentum nennt und doch keine wirklich lebenskräftige Überzeugung, kein Thun des Wortes iſt und darum auch keine Glücksquelle ſein kann. Die Arbeit nimmt einen breiten Raum in der Glückslehre Hiltys ein. Beſonders handeln davon die Abſchnitte: „Die Kunſt des Arbeitens“, und „Die Kunſt, Zeit zu haben.“

„Nie iſt das menſchliche Gemüt heiterer geſtimmt,“ heißt es darin, „als wenn es ſeine richtige Arbeit gefunden hat. Die ſuche man deshalb vor allen Dingen, wenn man glücklich ſein will.“ Und: „Zu der Frömmigkeit gehört ganz notwendig als Gegengewicht ſtrenge Arbeit — — alle Gottesgebote ſind auf thätige Menſchen berechnet.“ Darum faßt er auch die bekannte Stelle des 90. Pſalms V. 10 weniger peſſimiſtiſch auf und geſtaltet ſie ſo: „Unſer Leben währet ſiebzig und, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre, und wenn es auch Mühe und Arbeit geweſen iſt, ſo iſt es doch köſtlich geweſen,“ und fügt hinzu: „Das iſt Glück! Auf einem bequemeren Wege iſt noch nie jemand dazu gelangt!“

Wichtige Winke gibt auch der Abſchnitt: „Schuld und Sorge.“ Da rät er: „Befreie Dich um jeden Preis von jeder Schuld, die Du trägſt, wenn Du zum Glück gelangen willſt.“ — — „Iſt die Schuld weg aus dem Leben, dann erſt kannſt Du ernſtlich auch an die Beſeitigung der Sorge denken. Denn die allein wahre Sorgenloſigkeit iſt nicht eine natürliche Anlage des Menſchen, oder das Produkt irgend einer glücklichen äußeren Situation, ſondern das ſchwererworbene beſſere Glück, zu welchem Hiob aus ſeinem früheren zufälligen Glücksſtande geleitet wird. Zu dieſem fortan ſicheren Glücke, welches der 23. Pſalm ſehr anmutig beſchreibt, ſollen und können wir alle ohne jede Ausnahme gelangen, ſobald die Pforten, an denen Schuld und Sorge als Wächter ſtehen, für uns durchſchrittene ſind.“

Es iſt ein freudiges tapferes Chriſtentum, das Hilty vertritt und namentlich in den Abſchnitten: „Prologomena des Chriſtentums“ — „Stufen des Lebens“ — und „Tranſcendentale Hoffnung“ zur Geltung bringt. Ein Feind jedweden Peſſimismus, glaubt er auch feſt, daß das Chriſtentum noch eine große Zukunft vor ſich hat. Er ſagt davon: „Es wird den Platz im Leben der Völker von neuem erhalten. Wir glauben nicht an einen Niedergang oder gar an eine ‚Selbſtzerſetzung‘ des Chriſtentums, ſondern an eine großartige Wiederbelebung desſelben. Viele werden vielleicht in nicht ſehr langer Zeit zu dieſen alten, heute faſt verſchütteten Waſſerquellen kommen, die jetzt noch weit davon entfernt ſind, ihren Durſt nach einer beruhigenden Lebensauffaſſung aber nirgends zu ſtillen vermögen, wo immer ſie es verſuchten.“

Vor allem iſt Hiltys feſter Glaube an Chriſti Auferſtehung und an die „unſerer Perſönlichkeit,“ die er „eine der unzweifelhafteſten und allerbeſtimmteſten Verheißungen des Chriſtentums“ nennt, eine Quelle des Glückes für jeden, der ihn teilt. Wer noch ſchwankt und zweifelt, dem kann ich keinen beſſeren Berater und Führer empfehlen, als Hiltys Buch vom Glück.

Robert Koenig.

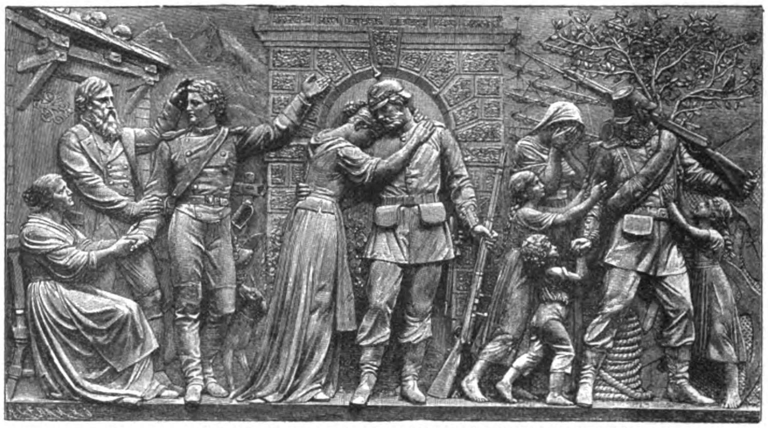
---

*) Glück. Von Profeſſor Dr. C. Hilty. Zwei Teile. 1895. Leipzig. J. C. Hinrichſche Buchhandlung.

Das Eiſerne Kreuz.

1813—1870!

Von Hanns von Zobeltitz.

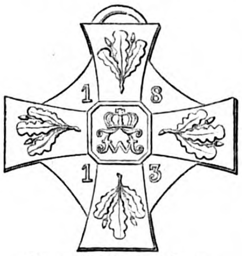


Auszug zum Kampf. Relief am Sockel des Nationaldenkmals auf dem Niederwald. Von Johannes Schilling.

Am 10. März 1813 — ſieben Tage vor der Veröffentlichung des „Aufrufs an Mein Volk!“ — unterzeichnete König Friedrich Wilhelm III. die Stiftungsurkunde des Eiſernen Kreuzes.

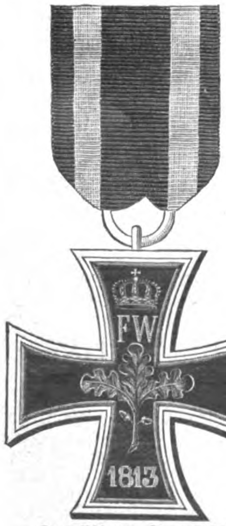
Am 19. Juli 1870 — an dem Tage, an dem in Berlin Frankreichs Kriegserklärung überreicht, an dem der Norddeutſche Reichstag eröffnet wurde, um die notwendigſten geſetzgeberiſchen Maßregeln zur Abwehr des kecken Angriffs zu beſchließen, am Todestage endlich der Königin Luiſe — erneuerte König Wilhelm die Stiftung des Eiſernen Kreuzes.

Der greiſe Herrſcher war, nachdem er den Reichstag im Weißen Saale des alten Zollernſchloſſes an der Spree eröffnet hatte, hinausgefahren zur Grabſtätte der Mutter; hier, im Mauſoleum zu Charlottenburg, hatte er längere Zeit in ſtiller Andacht geweilt; unmittelbar nach ſeiner Rückkehr unterzeichnete er die Urkunde über die Erneuerung des herrlichſten Ehrenzeichens, welches je ein Volk beſeſſen.



Der erſte Entwurf zum Eiſernen Kreuz 1813, vom Kriegsrat Einſiedel.

„In der jetzigen großen Kataſtrophe, von welcher für das Vaterland alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation ſo hoch erhebt, durch ganz eigentümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderſtehlichen Übel einer eiſernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmütigkeit herabſank, bewährt der hohe Mut, welcher jetzt jede Bruſt belebt, und welcher nur auf Religion und treue Anhänglichkeit an König und Vaterland ſich ſtützend, ausharren konnte. Wir haben daher beſchloſſen, das Verdienſt, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde, oder außerdem im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf dieſen großen Kampf um Freiheit und Selbſtändigkeit erworben wird, beſonders auszuzeichnen, und dieſe eigentümliche Auszeichnung nach dem Kriege nicht weiter zu verleihen.“

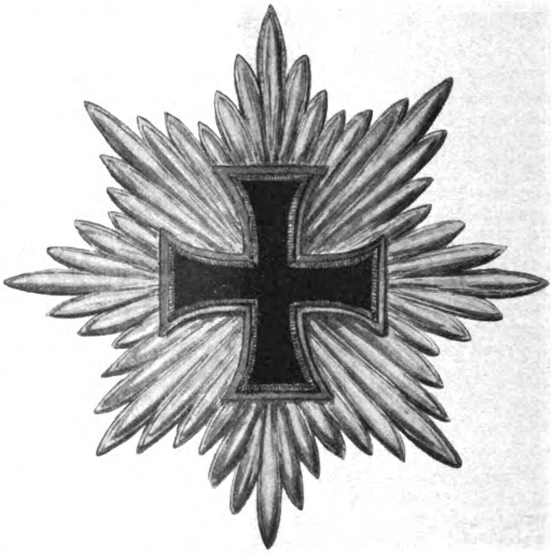


Das Eiſerne Kreuz 1813, ausgeführt nach dem Entwurfe Schinkels.

So lauteten die Einführungsworte der Urkunde vom 10. März 1813.

Unmittelbar knüpfen an ſie die einleitenden Worte der Erneuerungsurkunde an:

„Angeſichts der ernſten Lage des Vaterlandes, und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unſerer Vorfahren in den großen Tagen der Befreiungskriege, wollen Wir das von Unſerem in Gott ruhenden Vater geſtiftete Ordenszeichen des Eiſernen Kreuzes in ſeiner ganzen Bedeutung wieder aufleben laſſen. Das Eiſerne Kreuz ſoll, ohne Unterſchied des Ranges oder des Standes, verliehen werden als eine Belohnung für ein Verdienſt, welches entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde, oder daheim, in Beziehung auf dieſen Kampf für die Ehre und Selbſtändigkeit des teuren Vaterlandes erworben wird.“



Der Blücherſtern. 1815.
Originalzeichnung nach dem in der preußiſchen Ruhmeshalle aufbewahrten Unikum.
Von C. Agthe.

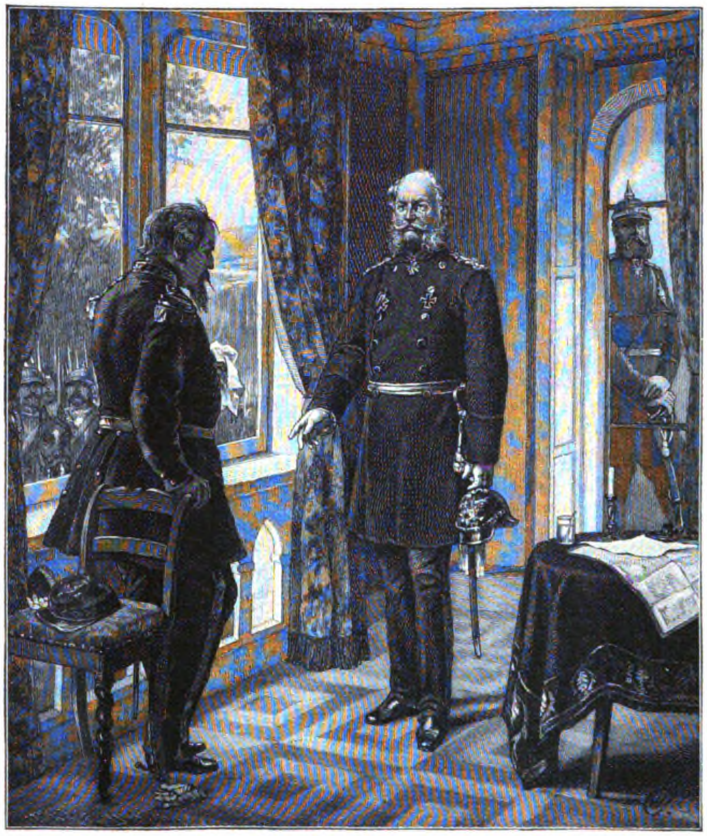
König Friedrich Wilhelm III. hatte ſich in den ſchweren und doch auch ſo hoffnungsreichen Tagen, während deren er vor der endlichen Losſagung von Napoleon in Breslau weilte, bereits eingehend auch mit der äußeren Geſtaltung des Ehrenkreuzes beſchäftigt. Mitte Februar, ſo ſcheint es, beauftragte er den Kriegsrat Einſiedel, ihm einen Entwurf für das Kreuz vorzulegen, wobei er dem Kriegsrat wahrſcheinlich ſelbſt Weiſung dahin lautend gab, daß das Kreuz von Eiſen ſein und neben der Jahreszahl einen Eichenlaubzweig zeigen ſolle. Die von Einſiedel am 27. Februar eingereichte Zeichnung fand jedoch nicht den Beifall des Königs. Er ließ ſie daher mit einem ausführlichen Begleitſchreiben, in dem auch wieder betont

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

wurde, daß das Eiſerne Kreuz die Jahreszahl 1813 und die drei Eichenblätter — andeutend „die eiſerne Zeit, aus welcher nur Eiſen und Standhaftigkeit retten kann“ — enthalten müſſe, an Karl Friedrich Schinkel nach Berlin ſenden mit dem Befehl, umgehend einen neuen Entwurf einzureichen. Der Großmeiſter des klaſſiſchen Stils kam dem Auftrag ſofort nach, und ihm verdanken wir alſo die äußere Ausgeſtaltung des in ſeiner ſchlichten Einfachheit und Würde ſo unvergleichlich ſchönen Ehrenzeichens.

Wie in den Jahren 1870/71, ſo wurde auch in den Befreiungskriegen das Eiſerne Kreuz in zwei Klaſſen verliehen, zu denen noch ein Großkreuz — in doppelter Größe, am Halſe zu tragen — trat, das nur „für eine gewonnene entſcheidende Schlacht, nach welcher der Feind ſeine Poſition verlaſſen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Feſtung, oder für die anhaltende Verteidigung einer Feſtung, die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandierende erhalten“ ſollte.

Fünfmal wurde in den Jahren 1813 und 1814 dies Großkreuz verliehen. Zuerſt erhielt es Blücher für die Schlacht an der Katzbach; zu zweit Bülow für die Schlacht bei Dennewitz; zu dritt — wohl mehr aus politiſchen Rückſichten — der Kronprinz von Schweden. Dann General von Tauenzien für die Eroberung von Wittenberg und endlich der treffliche York für die Gefechte von Laon bis Paris.



Zuſammenkunft König Wilhelms mit Napoleon III. im Schloſſe Bellevue bei Sedan am 2. September 1870. Gemalt von W. Camphauſen.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Nach der Schlacht von La Belle Alliance aber erſann ſich — was wohl nur wenig bekannt iſt — der dankbare König für den ſiegreichen Blücher noch eine beſondere Auszeichnung. Er verlieh dem greiſen Feldmarſchall nämlich — als ein Unikum! — das Eiſerne Kreuz in einem auf der Bruſt zu tragenden Stern mit goldenen Strahlen. Der denkwürdige Stern wird heute noch in der Ruhmeshalle zu Berlin aufbewahrt.

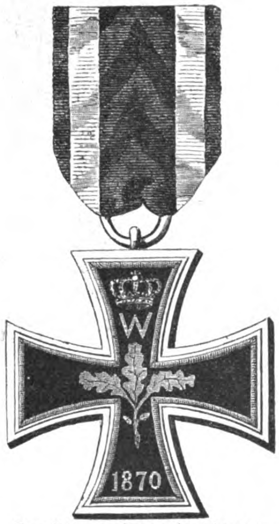
Die zweite Klaſſe des Eiſernen Kreuzes wurde bereits 1813 an einem ſchwarzen Bande mit weißem Rande, aber auch an einem weißen Bande mit ſchwarzem Rande verliehen, je nachdem es vor dem Feinde oder von einem Nichtkombattanten erworben wurde; am weißen Bande erhielten es zuerſt der Staatskanzler Fürſt Hardenberg und der Miniſter Wilhelm von Humboldt, welche auch die einzigen waren, denen ſpäter zu dem Kreuz am weißen Bande das Kreuz erſter Klaſſe verliehen worden iſt. Die Ärzte erhielten, ſoviel zu ermitteln, durchweg das Kreuz am ſchwarzen, weißgeſtreiften Bande.

Das Kreuz erſter Klaſſe war nach der Stiftungsurkunde zuerſt als ein Kreuz aus ſchwarzem Bande mit weißer Einfaſſung gedacht, das neben dem Kreuz zweiter Klaſſe auf der linken Bruſt getragen werden ſollte; erſt ſpäter wurde für das Bandkreuz die Dekoration aus Eiſen und Silber — ganz gleich dem Kreuz zweiter Klaſſe — eingeführt.

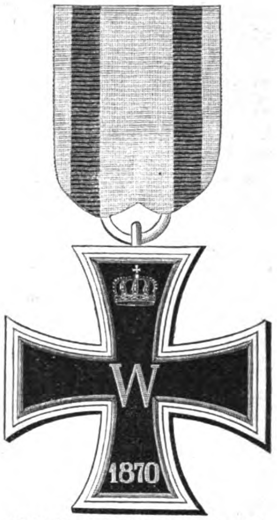
In der Stiftungsurkunde war ausdrücklich hervorgehoben, daß das Eiſerne Kreuz „eine Auszeichnung des Verdienſtes unſerer Unterthanen“ ſein ſollte. Es konnte daher ſtatutenmäßig eigentlich nicht an Ausländer verliehen werden, und es iſt mir auch nicht bekannt geworden, daß dies geſchehen. Weder Generalleutenant von Troſchke in ſeiner Monographie über das Eiſerne Kreuz, noch Hofrat Schneider, der demſelben auch eine ausführlichere Schrift widmete, erwähnen eine ſolche Verleihung. Dagegen ſchuf, was beide Autoren nicht berühren, König Friedrich Wilhelm III. nach der Schlacht bei Kulm, in der neben den preußiſchen ruſſiſche Truppen mit außerordentlicher Tapferkeit gekämpft hatten, eine beſondere Auszeichnung für Angehörige des ruſſiſchen Heeres in Anlehnung an das Eiſerne Kreuz. Dies ſogenannte „Kulmer Kreuz“, das ohne Band auf der linken Bruſt getragen wurde, war ganz glatt, ohne hervorſtehenden Rand und ohne Zeichnung, ſonſt aber in der Form dem Eiſernen Kreuz gleich. Bezeichnend für die Zeit iſt, daß die erſten Kulmer Kreuze aus dem alten Eiſenblech einer Ofenröhre geſchnitten worden ſein ſollen. Später erhielten die Offiziere Kreuze aus Silberblech, deren Rand weiß gelaſſen wurde, während das Innere ſchwarz lackiert war; die Kreuze der Gemeinen blieben aus Eiſenblech. In Rußland ſoll es noch vor wenigen Jahren Inhaber dieſes eigenartigen preußiſchen Ehrenzeichens gegeben haben.

Friedrich Wilhelm III. war, nach den Überlieferungen der Zeitgenoſſen, ſparſam mit der Verleihung beſonders des Eiſernen Kreuzes erſter Klaſſe. Am Schluß der Befreiungskriege hatten im ganzen 568 Offiziere und 67 Mannſchaften das Kreuz erſter, 3456 Offiziere und 5930 Mannſchaften das Kreuz zweiter Klaſſe erhalten. Dagegen trat nach dem Kriege eine Vererbung des Kreuzes zweiter Klaſſe in der Form ein,

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



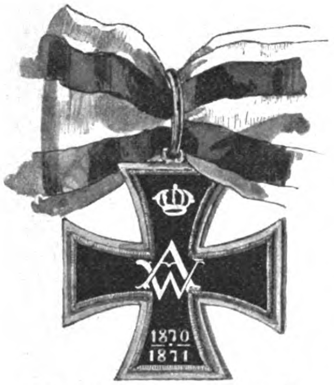
Das Eiserne Kreuz am ſchwarz-weißen Bande. 1870.



Rückſeite des Eiſernen Kreuzes. 1870. Mit Band für Nichtkombattanten.

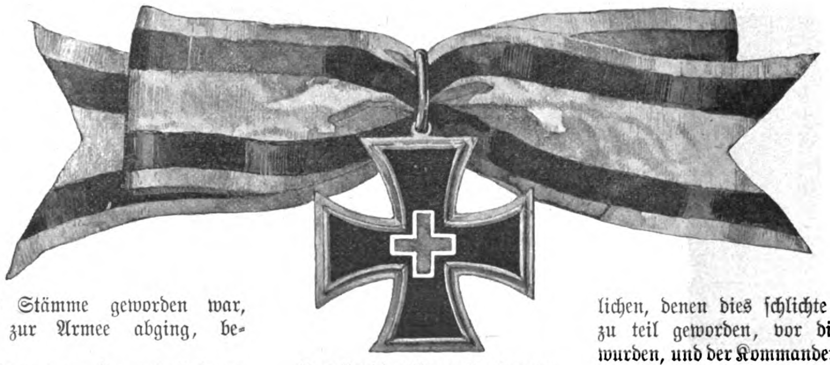
daß Mannſchaften und Offiziere, welche zwar zum Kreuz vorgeſchlagen worden waren, es aber nicht erhalten hatten, mit den Kreuzen verſtorbener Inhaber dekoriert wurden. Auf dieſem Wege erhielten bis zum Jahre 1839 noch 844 Offiziere und 6930 Mannſchaften das ſtolze Ehrenzeichen.

Als König Wilhelm 1870 die Stiftung des Eiſernen Kreuzes erneute, ſtanden in den Reihen der aktiven Armee nur noch wenige Männer, deren Bruſt mit der herrlichen Auszeichnung der Befreiungskriege geſchmückt war. Irre ich nicht, ſo waren es ihrer ſogar nur drei. Zuerſt der oberſte Kriegsherr ſelbſt, der das ſchlichte Kreuz von Eiſen, das ihm ſein Vater am erſten Jahrestag der Stiftung, am 10. März 1814, für ſein mannhaftes Verhalten in der Schlacht von Bar ſur Aube verliehen, ſtets als den ſchönſten aller ſeiner Orden angeſehen hat. Dann General Vogel von Falckenſtein und endlich General von Steinmetz. Dem letzteren wurde, wie hier einſchaltend bemerkt ſei, das erſte 1870 überhaupt vergebene Kreuz erſter Klaſſe zu dem zweiter Klaſſe von 1813/14 verliehen.



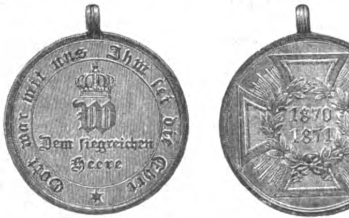
Rückſeite des Verdienſtkreuzes für Frauen und Jungfrauen. 1871.

König Wilhelm hatte ſich auch um die äußere Form des Kreuzes, das nun ja nicht mehr nur preußiſchen Unterthanen verliehen werden ſollte, das vielmehr zu einer Auszeichnung für die Krieger aller deutſchen Stämme geworden war, noch ehe er zur Armee abging, bemüht.



Das Verdienſtkreuz für Frauen und Jungfrauen. 1871. Originalzeichnung von C. Agthe.

In den Akten der General-Ordenskommiſſion findet ſich ein von ihm perſönlich gezeichnetes Croquis mit der Unterſchrift: „Die Zeichnung des neuen Eiſernen Kreuzes denke ich mir ſo.“ Dazu die Worte: „Schnell eine Probe vorlegen.“ Eine Zeichnung und ein Modell wurden dem Monarchen denn auch ſchon am 22. Juli, die erſte Probe am Tage ſeiner Abreiſe auf den Kriegsſchauplatz, am 31., in der nachher genehmigten Form unterbreitet. Die einzige Abweichung gegen das Kreuz von 1813 beſteht darin, daß die ehedem glatte Seite mit dem Könglichen „W“, der Krone und der Jahreszahl 1870 geſchmückt wurde, und daß auf der anderen Seite das „F W“ durch das „W“ und „1813“ durch „1870“ erſetzt ſind.



Vorderſeite. Rückſeite.
Kriegsdenkmünze 1870/71.

Wir, die wir das herrliche Jahr 1870 ſelbſt miterlebten, wir werden die hell aufjauchzende Begeiſterung, mit welcher die Erneuerung des ſtolzen Siegesſchmuckes der Väter begrüßt wurde, nimmer vergeſſen.

Hatte einſt Max von Schenkendorf geſungen:

„Eiſern iſt das neue Bild,
Anzudeuten, was wir ſollen,
Was der Männer Herz erfüllt.
Denn nur Eiſen kann erretten,
Und erlöſen kann nur Blut
Von der Sünde ſchweren Ketten,
Von des Böſen Uebermut —“

ſo war es jetzt eine deutſche Frau — Ida von Düringsfeld — die als die erſte der allgemeinen hohen Begeiſterung in poetiſcher Form Ausdruck lieh:

„In dieſem Zeichen haben wir gekriegt,
In dieſem Zeichen haben wir geſiegt.
Ums Kreuz von Eiſen rangen wir mit Mut,
Das Kreuz von Eiſen kauften wir mit Blut.

Und wie auch herrlich ſei die Gegenwart,
Und wie ſich auch erfüllt, was wir erharrt —
Noch haben Höh’res wir nicht aufzuweiſen,
Als dieſes alte ſchlichte Kreuz von Eiſen!“

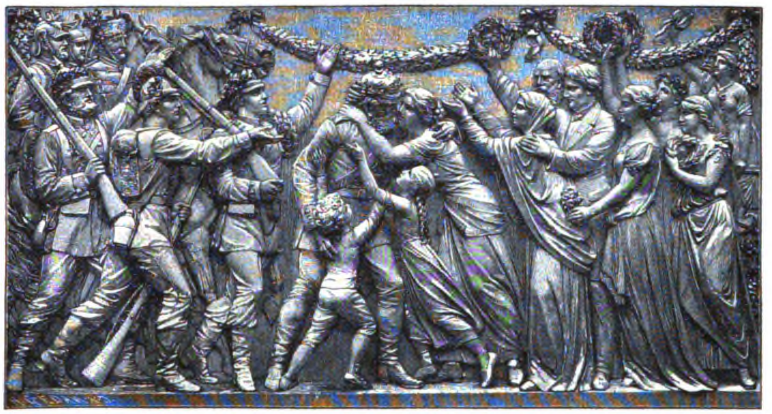
Das ſchlichte Kreuz von Eiſen!

Man muß jene unvergeßlichen Augenblicke mit erlebt haben, wenn die Bataillone ſich zum Karree formierten, die Glücklichen, denen dies ſchlichte Kreuz von Eiſen zu teil geworden, vor die Front gezogen wurden, und der Kommandeur ihnen das herrliche Ehrenzeichen anheftete — man muß den ſtummen Jubel in den leuchtenden Augen der Tapferen mit angeſehen haben, um ſo ganz verſtehen zu können, was unſerem Heere, unſerem ganzen deutſchen Volk in Waffen das Kreuz war — dem höchſten Offizier, wie dem Musketier, dem Prinzen aus königlichen Blut und dem Bauersmann! Der Höchſte und der Geringſte fühlten ſich in ſolch einem Augenblicke gleich, wie das Kreuz ja gleich war für den einen und für den anderen — derſelbe Stolz und dasſelbe heiße innige Dankesgefühl ſchwellten jede Bruſt!

Wie in den Befreiungskriegen, ſo war auch jetzt das Eiſerne Kreuz in zwei Klaſſen geteilt, von denen die erſte Klaſſe nur dann verliehen wurde, wenn der Betreffende ſchon die zweite ſich erworben hatte. Das Großkreuz wurde diesmal achtmal vergeben, und zwar erhielten es: der Kronprinz von Preußen, der Kronprinz von Sachſen, Prinz Friedrich Karl, Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, General von Moltke, General Freiherr von Manteuffel, General von Goeben und General von Werder. Auch legte der Kaiſer ſpäter bei großen Feierlichkeiten zu Ehren der Armee bisweilen das Großkreuz an. Wie ich einſt aus ſicherer Quelle hörte, wollte er ſich anfangs nicht dazu verſtehen, und es bedurfte erſt der beſonderen Bitten des Kronprinzen, ihn zur Anlegung zu bewegen. Wahrlich auch ein bezeichnender Zug für die Denkweiſe Kaiſer Wilhelm des Siegreichen!

Entſprechend der weit größeren Zahl der im Felde ſtehenden Krieger iſt natürlich 1870/71 eine ungleich größere Zahl von Kreuzen verliehen worden, als während der Befreiungskriege; der Prozentſatz aber durfte annähernd der gleiche geweſen ſein. Es wurden dekoriert mit dem Eiſernen Kreuz erſter Klaſſe 1318, dem Kreuz zweiter Klaſſe am ſchwarzen Bande 43 243, am weißen Bande 4013 Perſonen.

Wenn 1813 König Friedrich Wilhelm III. ſeinen leitenden Staatsmännern das Kreuz am weißen Bande verlieh, ſo konnte König Wilhelm ſeinem Bundeskanzler die volle vor dem Feinde erworbene Auszeichnung zu teil werden laſſen: Fürſt Bismarck befand ſich bei den Schlachten von Gravelotte-St. Privat, von Sedan und während der ganzen Belagerung von Paris in unmittelbarſter Umgebung des Königs und war oft genug „hiſtoriſchen“ Granaten ausgeſetzt. Seine Kreuze zweiter und erſter Klaſſe hat er daher als Soldat erworben und, ich glaube, er iſt ſtolz darauf!



Heimkehr der Krieger. Relief am Sockel des Nationaldenkmals auf dem Niederwald. Von Johannes Schilling.

Während draußen auf Frankreichs blutgedüngter Erde die deutſchen Krieger den Feind zu Boden ſchlugen und Alldeutſchlands Einheit anbahnten „mit Blut und Eiſen“, wirkten die deutſchen Frauen daheim in hundertfältigem Segen zum Wohl der Kranken und Verwundeten. Alle deutſchen Fürſtinnen, Königin Auguſta in erſter Linie, thaten eifrig mit an den ſchönen Werken der Liebesthätigkeit. So entſchloß ſich Kaiſer Wilhelm denn, gleichwie ſein Vater einſt 1814 den Luiſenorden geſtiftet, auch ſeinerſeits „der opfervollen Thätigkeit der deutſchen Frauen und Jungfrauen“ ein Zeichen ſeiner Anerkennung und des Dankes des Vaterlandes zu ſtiften. An ſeinem 74. Geburtstage, am 22. März 1871, rief er ein Verdienſtkreuz für Frauen und Jungfrauen ins Leben, das, ſoviel bekannt geworden, an etwa 2200 Empfängerinnen in allen Gauen Deutſchlands, — aber auch des Auslandes — verliehen wurde. Das ſchöne, am weißen, ſchwarzgeränderten Bande zu tragende Ehrenzeichen beſteht aus einem ſchwarz emaillierten Kreuz, von der Form des Eiſernen, auf welchem ein kleineres, rotes Kreuz — das Genfer Kreuz — aufgelegt iſt. Die Rückſeite zeigt das „W“ des Kaiſers und das „A“ der Kaiſerin Auguſta.

Das ſind wohl die wichtigſten Merkpunkte in der Geſchichte des Eiſernen Kreuzes. Aber auch eben nur die wichtigſten, denn weit über ſie hin aus reichen die Ehren, die unſere Könige, die Deutſchlands Fürſten dem Erinnerungszeichen großer, unvergeßlicher Tage widmeten, die Ehrungen, zu denen dasſelbe weitere Verwendung fand — der Ausdruck des Dankbarkeitszolles, der den Inhabern des Kreuzes von Eiſen zu teil wurde!

Wie einſt König Friedrich Wilhelm von Paris aus verfügte, daß das Kreuz an die Panierſtange jener Viktoria angebracht werden ſollte, welche auf Napoleons Geheiß vom Brandenburger Thor geſtohlen und nun wieder im Triumph nach Berlin zurückgebracht worden war, ſo iſt das Kreuz auch in der Neuzeit überall, wo es galt, Bezug auf die unvergeßlichen Thaten unſerer Heere zu nehmen, als das gegebene Symbol zur Anwendung gelangt; es hat vor allem in der Kaiſerflagge und in der Kriegsflagge unſerer Marine ſeinen Platz gefunden. Die Fahnen und Standarten der Truppenteile des deutſchen Heeres, welche an dem Feldzuge gegen Frankreich teilnahmen, führen das Kreuz, und wenn ſie dasſelbe bereits aus den Befreiungskriegen beſaßen, entſprechende Fahnenbänder. In der Kriegsdenkmünze wurde es verewigt. In die Wappen aller Männer, welche anläßlich beſonderer Verdienſte im Feldzuge geadelt wurden oder Standeserhöhungen erfuhren, wurde es aufgenommen.

Am feſteſten aber hat es ſeinen Platz im Herzen des ganzen deutſchen Volkes, aller deutſchen Stämme in Nord und Süd, in Oſt und Weſt —

„Und meinen Enkeln weiſen
Noch an des Grabes Rand
Will ich mein Kreuz von Eiſen
Mit hellem Silberrand.

Und will ſie laſſen ſchwören
Aufs Kreuz am ſchwarzen Band,
Daß Herz und Hand gehören
Allſtund dem Vaterland.

Bricht dann aus alten Gleiſen
Noch 'mal hervor der Krieg,
Hurra, du Kreuz von Eiſen —
Dann wieder auf zum Sieg!“ (Julius Wolff.)

Die Bismarckhoſe.

Von Ernſt Gruchow. (Fortſetzung)

(Abdruck verboten.)

Der Vater ſagte ganz kleinlaut: „Wahrhaftig ja! Das hatte ich faktiſch noch gar nicht bemerkt, und Mutter hat es mit dem erſten Blick geſehen!“ Er wollte einige Worte zu ſeiner Entſchuldigung einfließen laſſen, aber Mutter ließ es gar nicht dazu kommen.

„So ſeid Ihr Männer immer,“ verſicherte ſie lebhaft, „erſt iſt die alte Hoſe gut genug, um den größten Mann der Welt zu begrüßen, und wenn Ihr eine neue habt, tragt Ihr ſie Tag und Nacht, als hättet Ihr nichts anderes anzuziehen. Nein, Mutchen, das geht unmöglich! Nun mach' nur ſchnell und zieh' Dich um." Vater hängte ſeinen Hut an, klopfte ſich den Staub vom Rockärmel und that ganz, als wenn er nichts gehört hätte.

„Mutchen," rief meine Mutter im beſchwörenden Tone, „Du wirſt ſie doch nicht anbehalten wollen! Nein, Mutchen, das kann ich mir nicht vorſtellen. Ich verſichere Dich: es reibt mich förmlich auf. Wirklich, das darf nicht ſo weiter gehen."

Aber „Mutchen" machte noch einen, den letzten Anlauf zur Unbefangenheit, indem er mit heiterklingendem Tone fragte:

„Gibt's nicht bald was zu frühſtücken, liebes Frauchen?" Auf dieſe Frage verſchmähte meine Mutter jede Antwort.

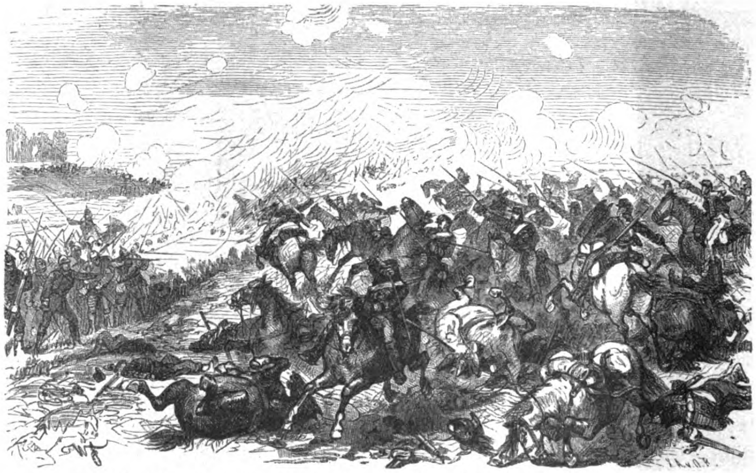
„Mutchen," ſagte ſie dagegen mit tieftrauriger, förmlich gebrochener Stimme, „Du kannſt mich doch nicht ſo kränken und ängſtigen wollen? Thu' ich Dir denn nicht auch zuliebe, was ich irgend kann? Nein, Herzensſchatz, ſei nicht hart, geh', zieh' Dich um, bring' das Opfer Deiner Frau und Bismarck."

Der arme Vater! Er mußte doch auch immer nachgeben. Den Befehlen ſeiner Gattin ſetzte er wohl noch Widerſtand entgegen — wenn ſie ſich aber aufs Bitten verlegte, war ſie unwiderſtehlich und er beſiegt. So endete denn auch dieſer Zwiſt mit einem Kuß, und der Gemahl verſchwand in ſein Ankleidezimmer. Mit der alten Grauen angethan, war er kaum aus jenem Gemach wieder hervor getreten, als Mutter, mit der ihr eigenen Behendigkeit, hineinſchoß, und einige Minuten ſpäter ſah ich ſie auf dem Flur ſtehen in eifriger Konferenz mit dem alten Paul, der die Gerettete in ſeinem Arme hielt.

„Machen Sie ſie nur recht ſchön rein, mein guter Paul," ſagte Mutter, „ſie ſieht ganz entſetzlich aus. Wo kann der Herr nur mit ihr geweſen ſein?"

„In der Vorwerksſcheune beim Kleereiber," erwiderte Paul mit bedenklich hochgezogenen Augenbrauen und ſchwermütig vorwurfsvollem Kopfſchütteln. Meine Mutter ſeufzte tief.

„N'est-ce pas, Ernſt," ſagte ſie zu mir gewandt, „c'est parfaitement unverantwortlich! Beim Kleereiber! — Das gibt ja immer einen Staub, daß man die Hand vor Bäumen nicht ſieht! — Nun, Paul, nun reſervieren Sie ſich nur gründlich Zeit dazu, und wenn Sie ſie rein haben, bringen Sie ſie mir wieder. Ich will ſie oben im gelben Schrank verſchließen, damit der Herr ſie nicht wieder vor Augen bekommt, bis die Reiſe losgeht."



Zurückweiſung des Angriffs der franzöſiſchen Reiterdiviſionen bei Sedan.
Originalzeichnung von Woldemar Friedrich.

Der gelbe Schrank, eine rieſige eingemauerte Arche, war von jeher der Aufbewahrungsort für alle Prachtſtücke der Familie. Da hängen Vaters Frack, Mutters ſeidene Kleider, meine Reſerveuniform; auf dem Brett oben ſtehen Schachteln und Käſtchen, welche die Cylinder, den chapeau claque, die goldenen Mokkalöffel, die ſilbernen Armleuchter, die Bowlenkelle und andere nur bei feierlichen und ſeltenen Gelegenheiten gebrauchte Herrlichkeiten enthalten. Als Kind überrieſelte es mich immer weihevoll, wenn ich einmal das Glück hatte, vor dem geöffneten Schrank zu ſtehen und den eigenartig gemiſchten Geruch von Kiehn (meiner Mutter Antimottenmittel) und Veilchenpulver zu atmen, der dem Spind und ſeinen halbverhüllten Schätzen entſtrömte. Jetzt bin ich leider auch dazu ſchon zu blaſiert, aber etwas empfand ich doch von dem Ernſt des Augenblicks, als meine Mutter mit dem großen Schlüſſelbund und der Bismarckhoſe nach oben ſtieg, um die Herrliche in Sicherheit zu bringen bis zum hochwichtigen Tage. — Bei Vater aber hieß es: Aus den Augen, aus dem Sinn. Er zog wieder die alte Graue und dieſogenannte neue Graue an, ohne der Entſchwundenen zu gedenken. Die Familie hatte wieder Ruh.

Nein, andererſeits hatte ſie gar nicht Ruhe, denn —, um in der Hauschronik fortzufahren: Max kam an einem der folgenden Tage. Er war faſt ein Jahr nicht zu Hauſe geweſen und hätte ſich in der Zeit gewiß verändern können.

Aber er war noch genau ſo wie früher: fahrig, haſtig, geſchwätzig, unreif. Ich ſah ihn mir immer wieder darauf an: — nein — ganz objektiv — es ſchien mir unfaßlich, daß ein ernſtes, verſtändiges, kluges Mädchen ſich für ihn intereſſieren könne.

Sobald er daheim war, brachte er das ganze Haus aus dem Geleiſe. Den ganzen Tag mußte der alte Paul an ſeinen Sachen herum bürſten und putzen, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff. Im Garten wollte Max alles verändern: hier ſollte ein hübſch gerader Weg geſchlängelt, dort in eine ſchöne dichte Hecke ein Durchblick gehauen, hier ein Gebüſch weggenommen werden, das doch ſchon durch ſein ſichtliches Alter Anſpruch auf Ehrfurcht gehabt hätte. Vater und ich, die wir ſehr konſervativer Natur ſind, mißbilligten ſolche Neuerungen, Mutter aber, deren Verzug der jüngſte Sohn nun einmal iſt, ging lebhaft auf dieſelben ein und kam ſtets entzückt von der gemeinſamen Thätigkeit zurück.

„Kinder, ich ſage Euch, es wird raviſſant! In den alten Anlagen ſteht kein Baum mehr neben dem anderen, heute nachmittag ſchaffen wir noch den notwendigſten Schmutz heraus, dann müßt Ihr kommen und bewundern! Ihr werdet ganz weg ſein!"

Aber hiermit nicht genug: alle Pferde im Stall wollte Max zum Reiten haben, ja, er wäre im ſtande geweſen, ſie ſich auf dem Acker auszuſpannen, jetzt in der Beſtellungszeit — wenn ich es gelitten hätte. Er mußte nämlich durchaus jeden Tag ausreiten, was ſich gar nicht ſo leicht einrichten ließ, da die Zeiten vorüber ſind, in denen jeder Landwirt ein eigenes Reitpferd als ſelbſtverſtändlich anſah — im Gegenteil, mein Vater und ich teilten uns mit dem Inſpektor in einen alternden Klepper. Max aber machte es trotzdem möglich, jeden Nachmittag irgend einen Gaul zu beſteigen und in möglichſt ſchneidigem Galopp zu entſchwinden. Er ſagte nicht immer wohin — aber hinterher kam's regelmäßig heraus, daß er in Coldeshagen geweſen war. Ich kam gar nicht mehr dorthin, nicht einmal mehr am Montag. Es gab in dieſem Jahr ſo ungewöhnlich viel und wichtiges in der Wirtſchaft zu thun; alle Vorſtellungen, daß der Inſpektor auch ohne mich einen Nachmittag fertig würde, und daß ich ja in anderen Jahren nicht ſo peinlich pflichttreu geweſen ſei,

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nutzten nichts. Nein, ich konnte nicht fort, nicht einmal am Montag.

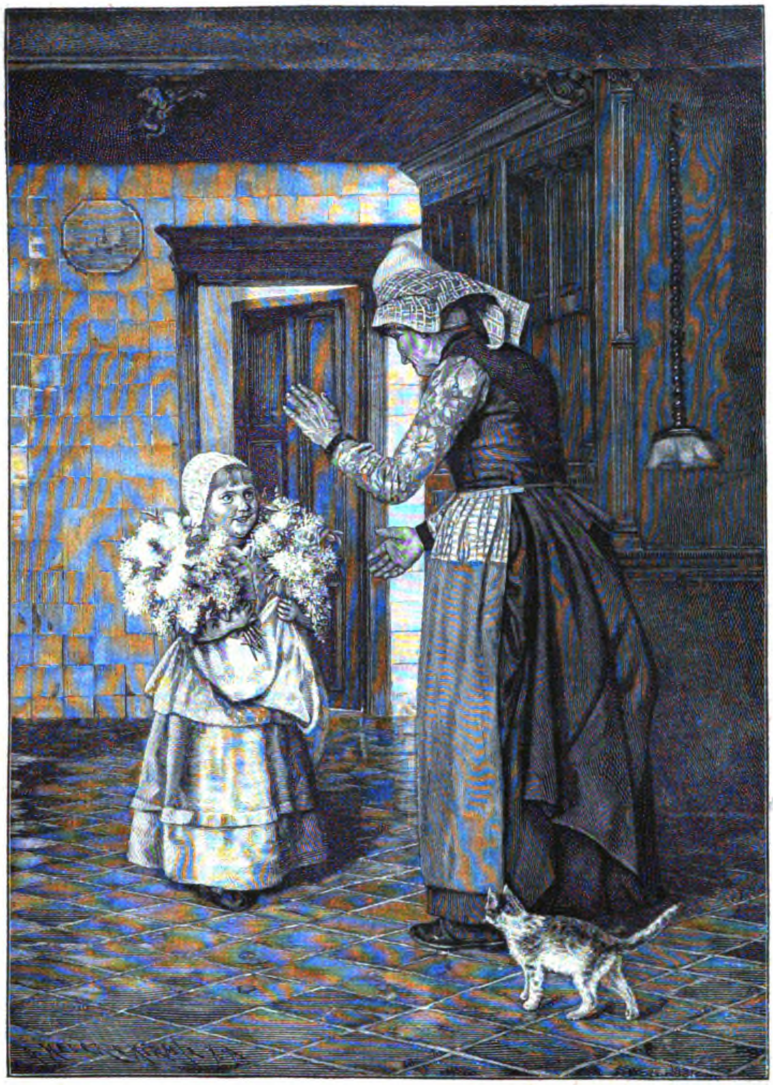
All' jene Tage waren übrigens erfüllt von der Erwartung der Reiſe nach Friedrichsruh. Eine Weile hatte alles darüber geſchwiegen. Bismarcks Geburtstag, auch bei uns großartig gefeiert, lag hinter uns, aber der Empfang der Deputation ſchien ins Ungewiſſe hinausgeſchoben. Dann hieß es, man möge ſich bereit halten — endlich aber brachte die Poſt eine Karte von der Hand des Vereinsvorſitzenden, der bereits den folgenden Morgen zur gemeinſamen Abreiſe beſtimmte, denn für den nächſtfolgenden ſei man vom Fürſten willkommen geheißen. Mutter kam mir freudeſtrahlend mit der Nachricht entgegen. Sie war ſchon durch das ganze Haus geeilt, um alle Beteiligten und nicht Beteiligten davon in Kenntnis zu ſetzen.

„Max muß es aber doch auch hören! Wo iſt Max?“

„Der Herr Leutnant ſollen ſchon gleich nach Tiſch nach Coldeshagen geritten ſein. Ich habe ihn gar nicht geſehen,“ ſagte der alte Paul.

„Ich auch nicht,“ murrte ich ingrimmig, „er hätte ſonſt gewiß kein Pferd bekommen, ich kann jetzt keins entbehren.“

„Ach, Ernſtchen, laß doch nur,“ begütigte meine Mutter, „man muß auch mal eine Fünfe gerade ſein laſſen können. Sei nur ſo gut und ſage Ferdinand Beſcheid, daß er morgen Vater zur Bahn zu fahren hat zum erſten Zug, und Sie, Paul, kommen Sie nur gleich: wir wollen Herrn's Koffer packen.“


Die kleine Gratulantin. Nach dem Gemälde von O. Kirberg.

Der Abend verging unter den emſigſten Reiſevorbereitungen, denn da Vater die Rückfahrt gleich benutzen wollte, um eine ganze Reihe längſt geplanter Verwandtenbeſuche auszuführen, ſo konnte man auf eine Abweſenheit von etwa vierzehn Tagen rechnen, und auf eine ſolche bereitet ſich der richtige Landwirt wie auf einen Abſchied für immer vor. Endlich waren wir im reinen. Der Vater hatte mir die Rechnungsbücher, die Geldkaſſette, die Schlüſſel, die zu erledigenden Briefſchaften übergeben und mit dem Inſpektor und mir die Feldarbeiten für die kommenden Wochen beſprochen. Auch Mutter hatte alle Vorbereitungen erledigt, und feſtlich geſtimmt vereinte ſich das Elternpaar noch einmal im Wohnzimmer.

„So, mein Alterchen,“ ſagte meine Mutter mit glänzenden Augen, „nun iſt alles fertig. Du kannſt morgen ruhig bis um ſechs ſchlafen. Ich wecke Dich dann, habe ſchon alles bereit gelegt, Du brauchſt Dich nur anzuziehen. Ach, wer doch mit könnte! Merk' Dir nur ja jede Silbe, die er ſagt, und auch ſo'n bißchen, was es zum Frühſtück gibt, und was er an hat, und wie die Einrichtung iſt. Und nicht wahr? Ein Andenken bringſt Du mir mit: eine Blume aus ſeiner Vaſe oder ein Blättchen aus ſeinem Papierkorb, und wenn Du ſtehlen müßteſt!“

„Iſt Max noch nicht zurück?“ fragte ich dazwiſchen. Ich konnte noch immer nicht in die richtige Bismarckfreudenſtimmung kommen. „I wo!“ ſagte Vater. „Der Bengel bummelt auch zu lange herum. Es iſt gleich zehn.“

„Nun, dann wollen wir zu Bett gehen,“ fiel Mutter raſch ein. „Was ſollen wir noch warten? Er wird ja bald kommen und ſchließt dann die Hausthür zu. — Ach, halt! Etwas muß ich ja noch von oben holen!“ Sie ergriff die Schlüſſel und trapps, trapps, trapps ging's die Treppe hinauf mit einer Schnelligkeit, um die unſere bleichſüchtigen jungen Damen ſie beneiden könnten. Aber in überraſchend kurzer Zeit war ſie auch ſchon wieder unten, und ihr froher Geſichtsausdruck hatte ſich in den ernſter Strenge verwandelt.

„Mutchen,“ ſagte ſie mißbilligend, „Deine neue Hoſe iſt ja nicht oben! Haſt Du ſie vielleicht holen laſſen und ſie heimlich ſchon wieder getragen?“

Vater nahm dieſen ſchwarzen Verdacht heiter auf. „Jawohl,“ verſicherte er, „ſobald es dunkel geworden, habe ich ſie angezogen und bin damit ſpazieren gegangen.“

„Ach, Mutchen, mach' doch jetzt keine dummen Witze und ängſtige mich nicht noch mehr! Die Hoſe iſt nicht da, und ich habe ſie doch ſelbſt ganz vorn hingehängt.“

„Na, ſie wird ſchon da ſein. Sieh nur noch mal ordentlich nach.“

Das that die gute Mutter, und ich hielt ihr die Lampe, aber wir überzeugten uns beide: die Hoſe war nicht da.

„Der alte Paul wird ſie wohl ſchon herausgenommen und hingelegt haben,“ tröſtete ich, und wir wandelten zu dreien in das Ankleidezimmer — aber auch dort war ſie nicht.

„Es ſähe Paul auch gar nicht ähnlich, ſie ſo mir nichts, Dir nichts heraus zu holen. An meinen Schlüſſelkorb wagt ſich ja niemand,“ meinte Mutter.

„Es bleibt aber doch die einzig denkbare Erklärung,“ ſagte Vater. „Wo iſt denn Paul?“

„Längſt zu Haus und zu Bett natürlich.“

„Nun, dann müſſen wir die Sache heut auf ſich beruhen laſſen,“ ſchloß Vater. „Für die Zukunft bitte ich mir aber aus, daß meine Sachen mir ſelbſt überlaſſen, und nicht, weiß der Kuckuck wohin, geſchleppt werden. Wenn ſie dann nötig gebraucht werden, ſind ſie nicht zu finden. — Ich gehe zu Bett, gute Nacht.“

Er ſchloß die Thür hinter ſich. Die ſchöne Bismarckfeierſtimmung ſchien erheblich geſunken zu ſein.

Ich war ſeit früh vier Uhr auf und ſehr müde, aber das half nichts: ich mußte Muttern leuchten. Und ich leuchtete denn auch im ganzen Hauſe herum in immer unwahrſcheinlichere Hoſenaufenthälter, die aber trotzdem aufs genaueſte durchſucht wurden, denn Mutter blieb dabei: „Sie muß ſich finden.“

Sie fand ſich aber nicht, und da ich ernſtlich dagegen proteſtierte, auch noch in den Weinkeller und in den Rauchfang zu leuchten, ſo gab Mutter ihr vergebliches Bemühen endlich mit dem zweifelhaften Hoffnungsſtoßſeufzer auf: „Der alte Paul kann ſie ja auch nach Hauſe genommen haben!“ Wir verabſchiedeten uns von einander.

Ich hatte mich eben hingelegt, als ich Pferdegetrappel auf dem Hofe hörte. Max kam alſo nach Haus. Es war nahe an zwölf!

„Der Lüchting!“ dachte ich, „morgen werde ich — —“ Aber weiter kam ich nicht — da ſchlief ich ſchon.

Der folgende Tag brach an, ſo hell, freundlich und unſchuldig lächelnd, daß ihm nichts geahnt haben kann von den Aufregungen und Verwickelungen, die er über eine harmloſe Familie bringen ſollte. Schon früh wurde ich durch meiner Mutter helle Stimme geweckt, die nebenan das Zimmer reinigende Mädchen fragte:

„Sag' mal, Töchterchen, haſt Du nicht Herrens neue Hoſe geſehn?“

„Nein, gnädige Frau, ich kenn' ihr gar nicht,“ war die Antwort, „aber ich werd' mal Paul fragen, der mag ſie reingemacht haben.“

„Nein,“ ſagte Mutter in erregtem Ton, „den habe ich längſt gefragt, der weiß von gar nichts.“ Und wupps! war ſie zur Thür hinaus.

Dies Zwiegeſpräch brachte mich ſchleunigſt aus den Federn. Alle Wetter, die Situation fing an kritiſch zu werden! Hier mußte ich dem ſchwergeprüften Elternpaar mit Rat und That beiſtehen. — Unten fand ich alles in der größten Verwirrung, Vater in Donnerſtimmung, Mutter halb in Thränen, das weiße Haar des alten Paul ſchien noch um eine Schattierung bleicher geworden zu ſein, die Mädchen rannten kopflos ſuchend umher. Vater hatte doch wenigſtens die angenehme Genugthuung, ſeinen Zorn auf die beiden ſchuldigen Häupter, auf meine Mutter und Paul, ausgießen zu können. Dieſe beiden aber ſuchten vergebens nach einem ſolchen Gegenſtand. Ein unbekannter Dieb, der ſich, mit dem Geheimnis der Schlüſſel vertraut, ins Haus geſchlichen und ſich unter allen Schätzen, die der Schrank barg, mit hohem Kunſtſinn und doch auch einer gewiſſen Beſcheidenheit die Hoſe, nur die Hoſe ausgeſucht hatte, ſchwebte als einzige Erklärung der erregten Phantaſie der Unglücklichen vor.

„Mutter, jetzt kommt's nur auf eins an: was machen wir nun? Der Wagen muß gleich vorfahren. Sucht doch die neueſte von den alten Hoſen heraus, laßt Vatern die anziehen und in Gottes Namen reiſen. Unterwegs muß er ſehen, ſich eine fertige zu verſchaffen.“ Dieſe Worte brachten den Sturm auf einige Augenblicke zum Schweigen. Vater nickte verſtändnisvoll, Mutter aber rang ſtumm die Hände.

„Kinder,“ ſagte ſie verzweifelt, „ich habe ja aber geſtern nachmittag, gleich nachdem der Reiſebefehl kam, eine Gelegenheit zur Stadt benutzend, die graue und die ſchwarze zu Jandray geſchickt. Der Augenblick, um ſie mal ganz gründlich ausreparieren zu laſſen, ſchien ſo günſtig. Vater hat ja keine als die, die er anhat.“

Die, die er anhat! Entſetzlich! Mit Keulenſchlägen drang das Schickſal auf uns ein. Da ſchien freilich aller Widerſtand vergebens. Noch machten wir einige ſchwache Verſuche, dem Verhängnis zu entrinnen, indem der eine etwas von meinen, der andere von des Paſtors Hoſen murmelte, — aber beim Gedanken an meine ungeſchlachte Länge, an des Paſtors rundliche Fülle, beides im Gegenſatz zu Vaters normaler Figur, ſanken auch jene Rettungshoffnungen zuſammen; — und ſchon rollte der Wagen vor. Vater, der an ſeinem Verdruß zu erſticken drohte, wurde noch eine Schattierung röter und fing an ſeinen guten Reiſerock auszuziehen.

„Sagt nur Ferdinand, er ſoll wieder ausſpannen,“ brachte er zwiſchen den feſtgeſchloſſenen Zähnen hervor. „Ein Mann ohne Hoſe iſt nichts, — gar nichts, — ich kann alſo gefälligſt hier bleiben. Papier her, ich will abtelegraphieren! Ihr habt mich lächerlich gemacht vor der ganzen Gegend.“ Ich trat der armen Mutter näher und umfing ſie tröſtend. Sie weinte.

In dieſem Augenblick trat Paul herein. Nie werde ich ſein Geſicht vergeſſen. Es war fahl, und was lag nicht alles darin! Schreck, Schmerz, äußerſte ſittliche Entrüſtung und Empörung und doch auch wieder tiefes Mitleid.

„Gnädige Frau!“ ſagte er nur und hielt meiner Mutter einen Gegenſtand hin. Einen Gegenſtand — — Mutter warf nur einen einzigen entſetzten Blick darauf.

„Die Bismarckhoſe!“ rief ſie dann und ſank wie vernichtet auf einen Stuhl.

War ſie es wirklich? Es bedurfte allerdings eines Kennerblicks, um das zu konſtatieren, denn wie ſah ſie aus! Die zarten Nüancen, die meine Mutter ſo ſehr entzückt hatten, waren bis zum Knie hinauf in ein gräuliches moraſtiges Schwarz verwandelt und bis zum Gurt war die Farbe durch ſchmutzige Feuchtigkeit troſtlos verändert.

„Aber Paul, ich bitte Sie! Wo war ſie? Was iſt ihr paſſiert?“

„Sie war oben in dem Herrn Leutnant ſeiner Stube, da hing ſie über dem Stuhl,“ ſagte Paul voll unausſprechlicher Bitterkeit.

„Und der Herr Leutnant?“ donnerte mein Vater dazwiſchen.

„Sollen ja ſchon ganz früh wieder nach Coldeshagen geritten ſein,“ erwiederte Paul noch bittrer.

„Daß ihn —!“ Vater ſchlug auf den Waſchtiſch, daß die Waſſerkanne überſchwappte. „Der Bengel iſt wohl verrückt geworden! Meine Pferde verjuxt er, meine Hoſen verträgt er —“

„Und mit meiner Herzliebſten verlobt er ſich,“ fügte ich noch viel ingrimmiger in Gedanken hinzu.

„Und dabei läßt er mich nicht zu Bismarck reiſen, der infame Schlingel! Na, den laßt mir nur nach Hauſe kommen!“

„Français, français, à cause du domestique!“ warf meine Mutter warnend dazwiſchen. „Mässigez-vous, mon mari! Souvenez-vous que votre fils est officier!“

„Ach was, Offizier oder nicht!“ rief der zornige Vater, „Dein Verzug iſt er, darum nimmt er ſich ſo was heraus. — N'est-ce-pas, Ernest? Nicht wahr?“

(Schluß folgt.)

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Das ausgezeichnete Gemälde von Anton von Werner, „die Kapitulationsverhandlungen zu Donchery“, gewinnt dadurch ein beſonderes Intereſſe, daß wir in der Lage ſind, das Bild mit den Originalſtudien des Meiſters begleiten zu können. Es ſtellt jenen hiſtoriſchen Augenblick der Nacht vom 1. zum 2. September 1870 dar, in welchem General von Moltke dem General Wimpffen mit kühler Überlegenheit die Nutzloſigkeit jedes weiteren Widerſtandes klarlegte und das Geſuch einer längeren Waffenruhe kurz abſchlug. Wimpffen erhebt ſich — er will noch einmal mit ſeinem kaiſerlichen Herrn Rückſprache nehmen, ehe er die Kapitulationsurkunde unterzeichnet.

Der erſte Entwurf des Bildes zeigt eine weſentlich andere Gruppierung der Perſonen. Moltke und Wimpffen haben zwar im allgemeinen bereits die gleiche Haltung, ſtehen aber weniger in der Mitte des Bildes. Graf Bismarck iſt mehr en face gezeichnet, während auf dem fertigen Bilde ſein energiſches Profil beſonders ſcharf zur Geltung kommt. General von Podbielsky, der an der rechtzeitigen Einleitung der zur Schlacht von Sedan führenden Heeresbewegungen einen ſo hervorragenden Anteil hatte, iſt im Gemälde mehr in die Mitte, neben Moltke, gerückt.

Das Wernerſche Gemälde findet gleichſam ſeine Fortſetzung in dem Bilde von W. Camphauſen, „Zuſammenkunft König Wilhelms mit Napoleon III. im Schloſſe Bellevue bei Sedan am 2. September 1870“. Das Schickſal der franzöſiſchen Armee war bereits vor dieſer Zuſammenkunft entſchieden — die Kapitulation vollzogene Thatſache, Napoleon der Gefangene des Königs von Preußen. Was in der kurzen Unterredung, während welcher Kronprinz Friedrich Wilhelm in einem der Nebenzimmer weilte (auf dem Gemälde ſichtbar), erörtert wurde, iſt nie bekannt geworden. König Wilhelm ſelbſt ſchrieb darüber nur an die Königin Auguſta: „Der Beſuch währte eine Viertelſtunde. Wir waren beide ſehr bewegt über dies Wiederſehen. Was ich alles empfand, nachdem ich vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht geſehen habe, kann ich nicht beſchreiben.“

Eine kleinere Originalzeichnung von Woldemar Friedrich ſtellt jenen großen Reiterangriff dar, mittelſt deſſen die franzöſiſchen Kavallerie-Diviſionen Margueritte und Bonnemains ſich der Umklammerung durch die deutſche Armee noch in letzter Stunde zu entziehen ſuchten, und der von den Regimentern No. 32 und 95 mit unvergleichlicher Kaltblütigkeit abgewieſen wurde.

Das einzige Bild unſerer heutigen Nummer, welches nicht der Erinnerung an den großen Tag von Sedan gewidmet iſt, gibt ein allerliebſtes Gemälde von O. Kirberg wieder. Kirberg ſchöpft mit Vorliebe aus holländiſchen Motiven — ſo iſt es auch hier ein ſüßes, kleines holländiſches Mädchen, die der Großmutter Blumen zum Wiegenfeſte bringt. Die Freude beider, der Greiſin und des Kindes, kommt auf dem Bilde vortrefflich zum Ausdruck.

Altertumskunde.

Wir brachten vor einigen Jahren einen Artikel von Dr. P. Schellhas: „Aus der Vorzeit der Neuen Welt“ (Daheim, Jahrg. XXVIII, S. 171 ff.), der ſich u. a. mit der höchſt merkwürdigen und intereſſanten Mayakultur beſchäftigte. Derſelbe Verfaſſer berichtete jüngſt im „Archiv für Ethnographie“, daß bei Coban im Innern von Guatemala auf der Kaffeeplantage eines Hamburger Kaufmanns eine Reihe von alten Thongefäßen mit Darſtellungen mythologiſchen Charakters ausgegegraben worden iſt, welche als Überreſte der einheimiſchen vorkolumbiſchen Kultur von höchſtem Intereſſe ſind und einen lehrreichen Einblick in ein hochentwickeltes Geiſtesleben gewähren. Leider ſind es nur Bruchſtücke, da ſämtliche Gefäße beim Ausgraben zerbrachen; aber ſie enthalten ſo reichliche figürliche Darſtellungen, Ornamente und ſelbſt Hieroglyphenzeichen, daß ſie wichtiges Material zum Studium der alten Kultur Mittelamerikas liefern. Der Rand der Gefäße zeigt größtenteils geſchmackvolle Verzierungen aus viereckigen Figuren; daneben finden ſich Hieroglyphen. Die menſchlichen Darſtellungen zeigen in Körperbildung und Schmuck den Typus der Mayavölker, d. h. der ſüdlich von der Halbinſel Yukatan im Innern von Guatemala, Chiapas und teilweiſe Honduras wohnenden Stämme. Der Kopf iſt ſchmal, die Stirn zurücktretend; Kopf und Ohren, Hände und Beine weiſen reichen Schmuck auf. Die am beſten erhaltene Darſtellung zeigt zwei menſchliche und zwei tieriſche Geſtalten; letztere ſtellen jedenfalls verkleidete Prieſter dar, die bei feierlichen Ceremonieen die Maske der ihrer Gottheit geweihten Tiere anlegten. Auf anderen Gefäßen ſind Opferſcenen, eine Schlange in zahlreichen Windungen, Männer in reichem Schmucke abgebildet. Im allgemeinen beſtätigen die Funde, daß der Sitz der eigentlichen Mayakultur, der höchſten Kulturentwickelung der Neuen Welt überhaupt, nicht auf der Halbinſel Yukatan, ſondern ſüdlich davon im Innern zu ſuchen iſt. Zu derſelben Kulturgruppe gehören die Dresdner Mayahandſchrift, der codex Pevesianus und die Altertümer von Palenque, welche alle einen gemeinſamen Typus und eine ganz auffallende Übereinſtimmung mit den Funden von Coban zeigen, während die Altertümer von der Halbinſel Yukatan, beſonders die Reliefdarſtellungen der Tempel und Paläſte, einen anderen Charakter tragen, der mehr an die aztekiſchen Altertümer erinnert. Freilich iſt die Kulturgeſchichte des alten Centralamerika noch recht dunkel, aber jeder neue Fund trägt zu ihrer weiteren Aufklärung bei und ermöglicht häufig weitgehende Schlüſſe über die Zuſammengehörigkeit und den Urſprung großer ethnologiſcher Gebiete und Kulturformen.

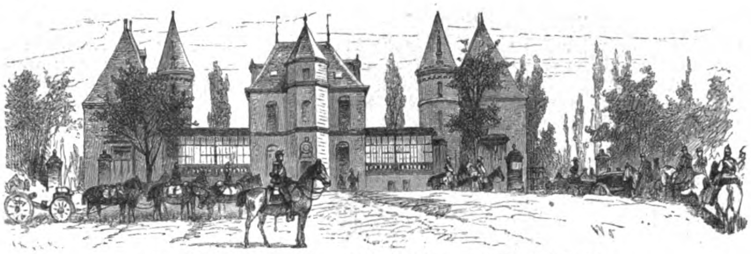
Preisausſchreiben.

Der deutſche Patriotenbund, der ſich die Errichtung eines würdigen Denkmals zur Erinnerung an die Völkerſchlacht bei Leipzig zur Aufgabe geſtellt, erläßt jetzt das Ausſchreiben für eine Vorkonkurrenz zur Erlangung von Entwürfen für jenes Denkmal. An Preiſen ſind 5000 Mark ausgeſetzt, das Programm und die erforderlichen Pläne ſind gegen Zahlung von 3 Mk. von der Geſchäftsſtelle in Leipzig — Herrn Clemens Thiele, Leipzig, An der Pleiße 12 — zu beziehen. Schon 1863, bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Völkerſchlacht, wurde ein Grundſtein für das Denkmal gelegt. Der damals gewählte Platz hat ſich aber bei dem Wachstum Leipzigs als heute nicht mehr zweckentſprechend erwieſen. So ſoll das Denkmal nunmehr auf der hiſtoriſchen Stätte errichtet werden, wo Napoleon ſich für beſiegt erklärte und den Rückzug anordnete. Der Platz liegt etwas weiter als der Gaſthof Napoleonſtein, rechts zwiſchen der Reitzenhainer Straße und dem Südfriedhof, mißt 42500 Quadratmeter und iſt noch um vieles größer als der geſamte Auguſtusplatz, einer der größten Plätze in ganz Deutſchland. Auf dieſen Platz wird ein 30 Meter hoher Berg aufgeſchüttet werden — womit bereits begonnen wurde — und dieſer Berg ſoll das Denkmal tragen. Es wird ſonach mehr architektoniſchen als bildneriſchen Figurenſchmuck erhalten müſſen, um ſo mehr, als vor dieſem Berge ſeitens der Stadt Leipzig eine weitausgedehnte, in dortiger Gegend völlig mangelnde Parkanlage geplant iſt, und der Anblick des Ganzen hierdurch ein echt monumentaler und mächtig wirkender ſein wird. Die Parkanlage bildet ein Dreieck und beginnt an der Pferdebahn-Endſtation Thonberg-Südfriedhof. Iſt das Terrain an ſich ſchon das höchſtgelegene um Leipzig, ſo wird die Ausſicht von dem Denkmal erſt recht einen Überblick über die ganze Stadt gewähren und von allen Schlachtfeldern rings um Leipzig, ſelbſt von dem entgegengeſetzt gelegenen, blutgetränkteſten von Möckern, wird das Wahrzeichen deutſcher Dankbarkeit ſichtbar ſein. Wir weiſen wiederholt gern darauf hin, daß es ſich hier wirklich um eine Ehrenſchuld des deutſchen Volkes handelt, und wünſchen dem Bunde möglichſt guten Erfolg in ſeinen Beſtrebungen. Beitrittserklärungen ſind an die obengenannte Geſchäftsſtelle zu richten.

Kleine Zeitung.

Wer hat die „Wacht am Rhein“ zuerſt geſungen? Die Zeitſchrift „der Sammler“ berichtet darüber, daß es Adolf Spieß, der Begründer des Mädchenturnens, war. In den dreißiger und vierziger Jahren gehörte der in Thalheim in Württemberg geborene Matthias Schneckenburger als Profeſſor der Theologie der Univerſität Bern an. Sein jüngerer Bruder Max, am 17. Februar 1819 geboren, arbeitete als Gehilfe in einem DroguerIegeſchäft in Bern. Er war ein hochbegabter, ſtrebſamer Jüngling, der ſich nicht allein in ſeinem kaufmänniſchen Beruf, ſondern auch auf verſchiedenen Gebieten der Wiſſenſchaft und in der Kunſt weiter zu bilden eifrig bemüht war. Von ſeinem Bruder und deſſen befreundetem Kollegen, dem Prof. der Theologie Dr. K. Hundeshagen, ſpäter Prof. der Theologie zu Bonn, wurde er wacker in ſeinen Studien unterſtützt. Ende der dreißiger Jahre trat Max Schneckenburger in einer, unter der Firma „Schnell und Schneckenburger“ in der zum Kanton Bern gehörigen Stadt Burgdorf neu gegründeten Eiſengießerei als Teilhaber ein. In Burgdorf lebte damals als Lehrer an der Stadtſchule Adolf Spieß aus Offenbach. Mit ſeinen Mitlehrern, den alten Lützowern Langethal und Middendorf und anderen Deutſchen, bildete er einen geſelligen Kreis, denen aber auch ſchweizeriſche Einwohner der Stadt ſich anſchloſſen. Dieſem Kreis, der ſich Sonnabends abends in dem „Stadthaus“ verſammelte, gehörte auch Max Schneckenburger an, der mit Spieß ſich eng befreundete. Durch letzteren, ſeinen Univerſitätsfreund, erhielt Hundeshagen häufig Nachricht über Max Schneckenburger; er kam auch gelegentlich ſelbſt nach Burgdorf zum „Samstag“. Damals, im Jahre 1840, regte bekanntlich die durch Thiers veranlaßte franzöſiſche Kriegsdrohung alle deutſchen Gemüter gewaltig auf. Da ſchrieb Spieß plötzlich an Hundeshagen: „Komm doch zum nächſten Sonnabend unfehlbar zu uns nach Burgdorf; Max Schneckenburger hat ein herrliches Lied gedichtet: ‚Die Wacht am Rhein‘“. Profeſſor Hundeshagen folgte der Einladung und beſuchte Spieß, der ihm ſofort das Gedicht vorlas. Am Abend wurde die Vorleſung im „Stadthaus“ in Gegenwart des Dichters wiederholt und brachte ihm reichen Beifall und wärmſten Dank von allen Anweſenden ein. Spieß ſetzte ſich ans Klavier und ſang mit ſeiner vortrefflich geſchulten Stimme nach raſch improviſierter Melodie und mit ebenfalls improviſierter Begleitung das Lied, in deſſen Refrain: „Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein, feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein“ alle Anweſenden ſchon bei dem zweiten Vers jubelnd einſtimmten. Das war 1840. In demſelben Jahre komponierte der Organiſt und Muſiklehrer J. Mendel zu Bonn die „Wacht am Rhein“ zum zweitenmal, ſpäter (am 14. März 1854) bekanntlich Karl Wilhelm. Max Schneckenburger ſtarb am 3. Mai 1849 zu Burgdorf. Damals war A. Spieß bereits in Darmſtadt und Hundeshagen in Bonn.

Es dürfte unſere Leſer intereſſieren, einige Preiſe zu erfahren, welche im letzten Jahre auf Bücherauktionen in London, immer noch dem großen Weltmarkt für Seltenheiten aller Art, gezahlt wurden. Bei der Auktion der klaſſiſchen Bibliothek des Mr. Gennadius, welche bei Sotheby, Wellington-



Schloß Bellevue bei Sedan. Originalzeichnung von W. Friedrich.

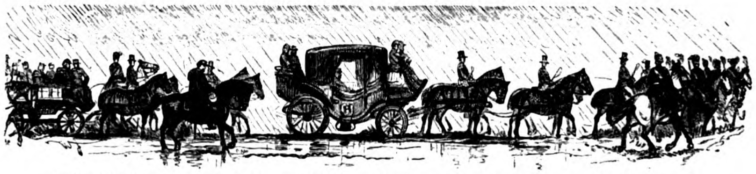
Street, ſtattfand, erzielten u. a.: die erſte Aldinus-Ausgabe der Iliade 210 Mk., Montesquieu, le temple de Guide, 530 Mk.; bei der Verſteigerung der liturgiſchen Bibliothek des Rev. J. Blew wurden bezahlt für das Augsburger Miſſale 210 Mk., die 2. Ausgabe des Bamberger Miſſale 1490 240 Mk., Gebetbuch Eduards VI. 1549 1540 Mk., die erſte Pariſer Ausgabe der von Kardinal Quignon herausgegebenen Breviere 1280 Mk. Intereſſant ſind auch die Preiſe einiger alter engliſcher Drucke; ſo wurde die erſte Ausgabe von Robinſon Cruſoe mit 1440 Mk., die erſte Ausgabe des Vicar of Wakefield mit 1105 Mk., die erſte Ausgabe des Verlorenen Paradieſes mit 2000 Mk. bezahlt. Die dritte Folioausgabe Shakeſpeares erzielte gar den Preis von 7000 Mk.

Ein Prachtwerk zum Jubiläum von 1870/71.

Unter all den zahlreichen litterariſchen Erſcheinungen, welche die erinnerungsvolle Jubelzeit, in der wir augenblicklich leben, hervorgerufen hat, nimmt die Jubiläumsausgabe von Hiltl, „Der franzöſiſche Krieg 1870/71“, eine ganz hervorragende Stelle ein. Es iſt kein gelehrtes, fachwiſſenſchaftliches Werk, das G. Hiltl in ſeiner Kriegsſchilderung dem deutſchen Volke gab, es iſt vielmehr ein, bei aller Gründlichkeit, durchaus allgemeinverſtändliches Buch, erfüllt von warmherzigem nationalem Empfinden. G. Hiltl war ein begeiſterter Patriot, deutſch fühlend mit allen Fibern ſeines Herzens, ein trefflicher Kenner dabei unſeres vaterländiſchen Heerweſens. Unſere alten Abonnenten werden ſich noch erinnern, mit welcher Freude 1870/71 Hiltls friſche, ſtets feſſelnde Berichte vom Kriegsſchauplatz im Daheim begrüßt wurden — die Alten mögen es den Jüngeren ſagen, daß G. Hiltl ein berufener Schilderer unſerer großen Ehrentage war!

Das Hiltlſche Werk ſteht aber auch durch ſeinen bildlichen Schmuck wohl einzig unter allen Büchern über den Feldzug 1870/71 da! Viele Hunderte von Illuſtrationen jener Künſtler, die damals ſelbſt mit auf dem Boden des eroberten Frankreichs weilten, zieren es, und in der neuen (7.) Jubiläums-Ausgabe iſt zu jenen Illuſtrationen noch eine ſtattliche Reihe großer Gemälde in ausgezeichneten Reproduktionen hinzugekommen — die beſten Werke unſerer erſten Geſchichts- und Schlachtenmaler.

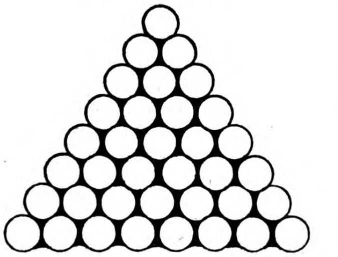
Seit länger als einem Jahrzehnt ruht G. Hiltl im kühlen Grabe. Sein Werk aber hat ihn überlebt und wird noch Generationen deutſcher Männer und Jünglinge erfreuen, erheben und begeiſtern. Es gehört — das darf man mit Recht ſagen — zu jenen ſeltenen Büchern, die niemals veralten.



Fahrt Napoleons III. von Sedan zur belgiſchen Grenze. Originalzeichnung von W. Friedrich.

In unſerer Spielecke.

1. Kugelpyramide.



Die Kugeln ſind mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. Beginnt man mit der unterſten Reihe, ſo entſteht jede folgende durch Weglaſſen eines Buchſtaben aus der vorhergehenden. Umſtellen der Buchſtaben iſt geſtattet.

Der oberſte Buchſtabe bezeichnet eine Note, die ſieben wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) ergeben:

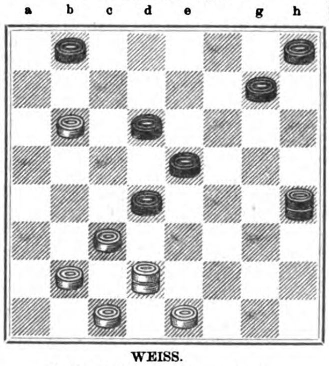
1. Einen Keim neuen Lebens,
2. einen Staat in Südamerika,
3. einen Dichter,
4. einen Nebenfluß der Elbe,
5. einen Komponiſten,
6. einen altteſtamentlichen Namen,
7. ein landwirtſchaftliches Gerät.

2. Rätſel.

Ein ſtolzes Wort! Ich lieb' es, wenn's im Menſchen
Die ſchöne reiche Wunderkraft entfaltet,
Mit jener Hoheit, die vom Himmel ſtammt,
Den ſchlichten Erdenbürger hoch verklärt.
Nicht braucht's ruhmreicher Ahnen lange Reihe;
Ihr Werk war ihr's, ſo ſei's denn auch der Ruhm.
Doch zeigt das Wort nur Pomp und äußern Glanz,
Nur fremd' Verdienſt, verdeckend eigne Leere,
Dann, ob kniebeugend Tauſende ſich nahn,
Dem Weiſen iſt es wertlos, leerer Schein.

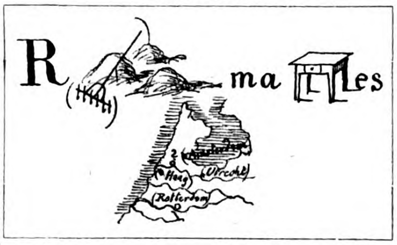
H. H. Neuſalz.

3. Damespielaufgabe.



Weiß zieht an und gewinnt.

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 47.

1. Problem: Die Laternen.

Man nimmt zuerſt den in der Mitte ſtehenden Buchſtaben A. Dann lieſt man die zu den eckigen Laternen gehörigen fünf Buchſtaben in der Reihenfolge: ſchwarz, halb ſchwarz und weiß, weiß.

	ſchwarz	halb	weiß
Alſo: A 1. eckige Laterne	UC	EI	L
2. „ „	HE	NL	E
3. „ „	IN	IC	U
4. „ „	KL	HT	C

In derſelben Weiſe werden die Buchſtaben der runden Laternen geordnet.

Es ergibt ſich bei richtiger Löſung:
„Auch ein klein' Licht leuchtet in der Finſternis!“

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Das Baſſin faßt 1102,5 Hektoliter.

3. Dominoaufgabe.

Im Talon liegen: 6—6, 6—4, 6—2, 5—4. A behält bl.—5 übrig.

Die Augenſumme auf den ſechs Steinen des B betrug 32, auf denen des C 24, auf denen des D 28.

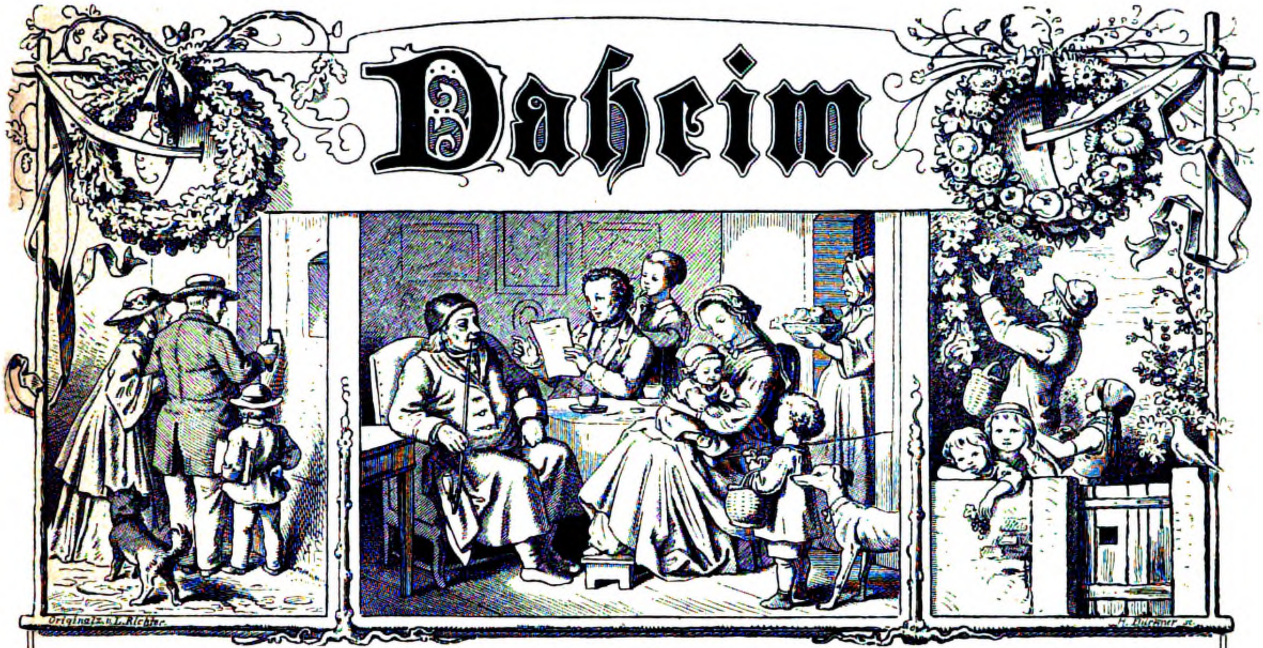
B ſetzte: 5—3, 2—3; C ſetzte: 3—6, 3—bl.; D ſetzte: 6—1, bl.—bl.

4. Zweiſilbige Scharade. Reinerz.

Inhalt: Sedantag. Gedicht von Ernſt Behrend. — Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Vom Holunder. Von Julius Stinde. — Das Buch vom Glück. Von Robert Koenig — Das Eiſerne Kreuz. 1813—1870. Von Hanns von Zobeltitz. Mit elf Illuſtrationen. — Die Bismarckhoſe. Von Ernſt Gruchow. (Fortſetzung.) — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Die Kapitulationsverhandlungen zu Donchery. Von A. v. Werner, nebſt zwei Studien; König Wilhelm und Napoleon im Schloß Bellevue. Von W. Camphauſen; Reiterangriff bei Sedan, Zeichnung von W. Friedrich; Die kleine Gratulantin. Von O. Kirberg. — Altertumskunde — Preisausſchreiben. — Kleine Zeitung. — Ein Prachtwerk zum Jubiläum von 1870/71. Mit zwei Illuſtrationen. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An** die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 7. September 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 49.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Mit Gott für König und Vaterland!“ lautete abermals die Deviſe, mit der die Hand des Soldaten ſich an das Schwert legte, nur war der Blick, der den feſten Griff begleitete, ein tief-ernſter geworden. Auf die ſchöne Legende vom friſchen, fröhlichen Krieg hatten die blutigen Fackeln von Königgrätz und Chlum ein grelles Licht fallen laſſen; dasſelbe Licht, das ſeinen fahlen Schein auf jenen Schlachtfeldern im Morgengrauen in junge brechende Augen geworfen hatte. Wo ſprudelnder Witz, leuchtender Blick den Ausmarſch von 1866 gekennzeichnet, ſah man jetzt Geſichter, denen das Bewußtſein furchtbaren Ernſtes ſeinen Stempel aufgedrückt hatte. Knapp war das Wort, feſter der Händedruck vom Freund zum Freunde, und meiſt in aller Stille vollzog ſich der Abſchied von Frau und Kind: „Mein Herz für Euch, mein Blut für Vaterland und König!“

O, dieſer König! Stille rechnend ſagte ſich der Freiherr, daß er einige Jahre mehr zählte, als jener, und dennoch war König Wilhelm in der weſtwärts drängenden Bewegung der leuchtende Punkt. Er ſtand, zu neuem Thun ausholend, da, ihm zur Seite der herrliche Sohn; der Freiherr aber dünkte ſich ein morſcher Stamm, der nicht ein grünendes Reis zu entſenden hatte; die Gedanken und Gefühle desjenigen, der ſeinen Namen trug, hatte die Fremde an ſich geriſſen, kaum wußte er, ob er ſich noch als der fühlte, der er war. Und als, wie ein dröhnender Schlag aufs Erz, die hiſtoriſchen Kunden von Weißenburg, Wörth, Mars la Tour, in die Stille der Warnsdorfer Tage hineinfuhren, miſchte ſich in das Hochgefühl ein bitterer Tropfen.

Mittlerweile hatte ſich in Willmersdorf die Poſition verſchoben. Der Klang von draußen hatte ſeltſame Gefühle in der Bruſt des Herrn von Vollanden wachgerufen. — Allezeit ſich auf den Siebziger aufſpielend, pochte er jetzt ſcharf auf die „neunundſechzig“. Ein Poſten drüben in Frankreich dürfte ſich doch wohl für ihn finden; — lange ſähe er die Geſchichte nicht mehr an; — infolgedeſſen Eva und ihre Mutter ſich im Drängen der Liebe, die da ein Zurückhalten des Löwen erſtrebte, einten. Geiſtige Hiebe in Gleichmut hinzunehmen, war dem alten Herrn nachgerade geläufig geworden; — permanentes Sichſtemmen gegen die vereinte Macht weiblichen Bittens dünkte ihm ſchwerer.

Jedenfalls war der Zweck ſeines Tagewerks, alles andere in den Hintergrund drängend, auf aufgeſpannten Karten mit bunten Nadeln die Bewegungen der Truppen zu fixieren.

„Ach ſo, Du biſt's, Eva; warte einmal, Kind, gleich, gleich. So, nun iſt die Stellung markiert, komm einmal heran und ſieh Dir die Geſchichte an.“

„Papa, ich habe augenblicklich das Gefühl, daß ich keine Öde in mir ſpüren würde, wenn ich es nicht ſähe; ich habe anderes im Sinn.“

„Was kann einem denn in heutiger Zeit anderes im Sinne liegen? Ich kann Dir nur ſagen, es gibt kluge Menſchen, dumme Menſchen und Franzoſen. O, dieſe grande nation —!“

„Vater, die Deutſchen, das ſind ‚wir‘, und die Franzoſen, das ſind ‚die‘; aber der Onkel Rönneberg, das iſt der Onkel Rönneberg.“

„Hm! weht der Wind daher? — Schieß' los.“

„Ich wünſchte, Du ſchöſſeſt los, Papa. Weißt Du, daß Du auf dem beſten Wege biſt, gleich jenem Guck-in-die-Luft im Struwelpeter bei dem Blick nach Frankreich hin über Deinen beſten Freund zu ſtolpern? Wie lange iſt es her, daß Du nicht in Warnsdorf geweſen biſt?“

„Hm, kann ſein, daß die Truppen ſeitdem ſchon 'ne Strecke weiter nach Paris vorgedrungen ſind; nun miß aber gefälligſt einmal das Quantum Waſſer ab, das über unſer Mühlrad gefloſſen iſt, ſeitdem der Freiherr den Willmersdorfer zum letztenmal beehrt hat. Wie? — Dabei habe ich aus purer Lieb' und Freundſchaft die Birken abäſteln laſſen, ohne daß er auch nur ein Wort der Anerkennung darüber verloren hat."

„Lieb' und Freundſchaft waren weniger dabei im Spiel, als der Ausſpruch des Gerichtes, Papa. Im übrigen, Väterchen, vermiſſe ich etwas von dem Weſen des alten, großherzigen Geiſtes in Deinen Worten. Mag es ſein, daß Trotz und Ingrimm das Ihrige dazu gethan haben, daß der Onkel ſich in ſeine Einſamkeit gewiſſermaßen verbiſſen hat. Man muß aber doch damit rechnen, daß jeder Blick, den der alte Mann zum Fenſter hinausſendet, ein Blick der Sehnſucht — jeder Atemzug ein verhaltenes Seufzen iſt. Ihm fehlt der Heinz, ihm fehlt die Tante Jeanette. Mit der neuen Hausdame, — es iſt die fünfte, — bricht's abermals zuſammen, und, was das Schlimmſte iſt, ſagt nämlich die Berendtin, der Onkel räſonniert nicht mehr, der Onkel wird bereits ſanft."

„Was hat ſie geſagt, die Berendtin, — daß ſie das Mäuslein beißt — ſanft wird er?"

„Ja, Väterchen, ungefähr ſo, als ob man mit leiſem Finger über Seidenplüſch hinſtreicht, weißt Du?"

„Was Du ſagſt, Kind? Plüſch iſt etwas ſehr Weiches, wie?"

„Plüſch iſt etwas Schmiegſames; iſt für die Hand das, was der laue Seewind für die Wange, was das Koſewort für das Gemüt iſt."

„Und dieſem Plüſch, dieſem fächelnden Wind, dieſem koſenden Wort ſoll mein alter Rönneberg gleich geworden ſein? — Da muß ich doch auf der Stelle 'mal zuſehen —"

„Ein Reitender aus Warnsdorf," meldete Johann, auf ſilbernem Tablett einen Brief überreichend. Haſtig wurde derſelbe geöffnet, ſein Inhalt lautete:

„Willmersdorfer, was ficht Dich an? — Pfeife ich etwa aus dem letzten Loche, daß Deine paar ruppigen Birkenblätter überhaupt noch in Betracht kommen? Habe Deine Leute ſamt Handwerkszeug gut wegen Baumfrevel angehaucht und nach Hauſe geſchickt — ſpornſtreichs! Die Birken bleiben ſtehen, wie ſie ſind. Baſta!"

„Dieſes nennt man ‚Plüſch',“ fiel hohnlachend Herr von Vollanden ein, dann las er weiter:

„Im übrigen komme mit Deiner Eva ſo ſchnell herüber, als Du kannſt, inſofern ich im Begriff bin, eine größere Reiſe zu unternehmen.

Dein alter Kumpan und Widerſacher
von Rönneberg."

Die Tochter ſchaute den Vater, der Vater ſchaute die Tochter an, und: „Die Pferde ſatteln," lautete unverzüglich der Befehl.

Scharf die Roſſe parierend, machten die Reiter auf der Rampe des Warnsdorfer Wohnhauſes Halt. An den weitgeöffneten Thüren zogen die Schwalben, die ihr Hausrecht genoſſen, raſchen Fluges neugierig vorüber. Koffer und Reiſetaſche ſtanden im Flur, und jenſeits des Hofes wurde mit zweimaligem dumpfem Laut der Landauer über die Schwelle der Wagenremiſe gerollt.

In der Veranda aber ſtand, bereits im Reiſeanzug, der Herr des Hauſes, das Haar bis zur Grenze der Stoppel gemäht, das Kinn gleich Samt raſiert. Kein anderer, wie der alte Rönneberg, war es, der mit ein wenig ſteifer Grandezza ſofort zur Stelle war, Jung-Eva aus dem Sattel zu heben; der ſie aber mit nichten ſanft zur Erde gleiten ließ, wie ſolches der Ritterdienſt erfordert; — der ſie hoch hob, wie alte Onkels kleine Mädchen emporzuheben pflegen, und der ſie erſt angeſichts des lederbezogenen Sofas wieder aus den Armen ließ. „Hoho! Und wo bleib' ich?" fragte wegen des Ignorierens ſeiner Perſönlichkeit mit hochgezogenen Brauen Herr von Vollanden.

Aber auch ſeine Zeit ſollte kommen.

„Lies dies!" herrſchte ihn der Freiherr, in einem Verſuch, durch die Macht des Tones der inneren Bewegung Herr zu werden, an; „und dann gib Deinen Senf dazu."

Es war ein auf franzöſiſchem Boden aufgegebenes Telegramm, deſſen Inhalt lautete:

„Heute in Feindesland einmarſchiert.
Füſilier von Rönneberg."

Und dann weiter:

„Großvater, ſo Du es kannſt — vergib! Ich komme wieder als Euer Heinz für allezeit."

Es wurde ganz ſtill im Gemach, dann ein haſtiges Vorſtürzen Evas. Blaß bis an die Lippen, verſchwand ſie durch die erſte beſte Thüre, der Thränen Herr zu werden, die ſelbſt die beiden alten Männer nicht fließen ſehen durften; — Thränen, die ſie auf die Kniee niederzogen, während das Haupt ſich in den Händen barg.

Auch den beiden Rückbleibenden hatten ſich in unwillkürlichem Drange die Hände in einander gefügt, und ſeltſam bewegt klang die Stimme des zuerſt Redenden:

„Und ob es auch anders kommen ſollte, mit dem Wiederſehen, verſtehſt Du, Vollanden, ſo würde doch der Tod ſeinen Stachel verlieren. Er wäre der erſte unſeres Namens nicht, der den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden hätte. Noch aber lebt die Hoffnung, noch lebt der alte Gott! Weiß nicht, ob der in den Tagen der ſchweren Not immer mit mir als Betender zufrieden geweſen iſt, ſintemal der Kleinglaube mich oft genug am Schlafittchen gehalten hat. Als Dankender jedoch, da ſoll er mich auf dem Platze finden! — 's iſt ein Uſus ſchon von alters her, daß derjenige, dem ein Gutes zu teil geworden, auch das Seinige thut. Was ein anſtändiger Kerl iſt, bringt ſein Opfer. Nun wohl, ich bringe das meinige auch, und zwar eins, das dem Vaterlande zu gute kommt. Daß Du's nur weißt, Willmersdorfer: Der alte Rönneberg fährt mit der Eiſenbahn!"

„Oh — oh — oh — oh!"

Da der beſte der Wagen nur eben gut genug war, um dem Ereignis eine Weihe zu geben, rollte der Landauer vor die Thüre. Auch wählte man nicht die ruppige Halteſtelle zur Abfahrtsſtation, nein, jetzt fuhr man bis Schwarzenberg ſelbſt! Daß außer den Vollandens ſich noch die oberſten Beamten bei dem Abſchied in Warnsdorf verſammelt hatten, war ſelbſtverſtändlich.

„Nun wird's ja, ſo Gott will, hier wieder Tag werden," meinte leutſelig Herr von Vollanden, den Herren freundlich zuwinkend.

Der Rendant, als ein in der Buchführung von Warnsdorf ſchon manches Jahr Erprobter, trat vertraulich einen Schritt heran: „Ich weiß nicht, ob ich darüber reden darf — hm — habe aber Anweiſung vom Herrn Baron bekommen, der Kaſſe einen Fünfhundert-Thalerſchein zu entnehmen. Morgen iſt Sonntag, und der Klingelbeutel in Schwarzenberg dürft' ſich den Sonntag merken! — Habe die Ehre."

„Nun ſieh 'mal an, Eva, davon ſagt der Kunde nichts. — Na, wie ſchaut's denn bei Ihr drein, Berendtin? Immer noch mit dem Reißen nicht beſſer? He?"

„Da is rein nuſcht nich to moake. Man de Heinzke, — de is ja wohl oak mit dabi?"

* * *

Den noch immer geſchloſſenen Billetſchalter von Schwarzenberg feſt im Auge, in der Hand die Uhr, ging der Freiherr von Rönneberg unruhig auf und ab, während Ferdinand in einer Ecke des Raumes mit dem Gepäck ſtand. Endlich wurde das Fenſter geöffnet, und ſofort war der Baron zur Stelle: „Mein Name iſt von Rönneberg, und ich beabſichtige, eine Reiſe zu unternehmen. Ich wünſche ein Billet für die erſte Klaſſe; was mein Diener Ferdinand iſt, kann dritter Klaſſe fahren. Was koſtet der Krempel?"

Erſtaunt ſah der Verkäufer auf, aber nimmer ziemt Staunen und Lächeln dem Manne im Geſchirr, und rückſichtslos drängte der Nachfolgende den Baron zur Seite.

Nun ging es, der allgemeinen Strömung nach der roten Mütze hin folgend, direkt auf den Vorſteher zu: „Ich wünſche eine Reiſe zu unternehmen und erſuche Sie, mir den beſten Platz im ganzen Zuge anzuweiſen; bezahlt iſt er."

„Wenden Sie ſich an den Schaffner,“ ſchnauzte der Mann der Arbeit den Freiherrn an, wie er alles Geborene, ob Hoch- oder Wohlgeborene, in dieſem Falle anzuſchnauzen pflegte.

„Hoho. Mein Name iſt von Rönneberg!“

Heran brauſte der Zug, und dank Ferdinand, dem Bewanderten, fand der Baron ſeinen Platz.

Hm — ſo übel war die Sache eigentlich nicht; alles ſolide, alles bequem. Da nicht zu befürchten war, daß in die ſo wenig benutzte erſte Klaſſe noch jemand einſtieg, ſo war die Beobachtung, wie ſie dem Menſchen von Intelligenz geboten iſt, durchaus ungeſtört — die Uhr in der Hand, den Fahrplan neben ſich, vollzog ſich die Kontrolle des alten Herrn bei der Einfahrt in die Stationen durchaus zur Befriedigung. Überhaupt ging etwas Rönnebergſcher Geiſt in Ordnung, Pünktlichkeit, und wenn's ſein mußte — etwas Grobheit durch die ganze Einrichtung. Früher, als er es ſelbſt gedacht, war der Baron am Ziel, und: „Ferdinand, wir ſind angelangt, nur immer heraus aus der Bude!“ ſchallte es laut die ganze Reihe der Wagen entlang.

18. Kapitel.

Altem Sprichwort nach hängt weder der Bettelſack noch der Geldſack fünfzig Jahr vor ein und demſelben Hauſe, aber wie jegliche Sentenz ihre Ausnahme hat, ſo hing das Beutelein, das nicht gerade der Bettelſack, aber auch beileibe nicht der Geldſack war, unentwegt an der Thüre des Stiftes. — Gleichförmig nach außen hin waren die Tage für die Bewohnerinnen ihren Lauf gegangen; ob man auch die eine hinausgetragen und die andere dafür hatte einziehen ſehen, — was ſich in dem inneren Leben abgeſpielt, ſpürte der Beſchauer nicht.

Auch für Tante Jeanette hatten ſich die Tage, einer Schnur aufgereihter Perlen gleich, es gibt deren auch minderwertige, an einander geſchloſſen. Die Schnur bietet dem Auge kaum einen Halt, wohl aber ſpürt die Hand, wenn ſie die Perlen durch die Finger gleiten läßt, ob die eine ſich rauher anfühlt, und die andere glatter.

„Ja, ja, Fräulein Jeanettchen, es lebt ſich ſo ſachtchen ein,“ ſagte mit bedeutungsvollem Kopfnicken der Stiftsdamen eine.

„Oder es ſtirbt ſich ſo ſachtchen ab,“ gegenredete es aus der Tiefe von Tante Jeanettens Seele; „ſchwer iſt die Grenze feſtzuſtellen.“

Die Drommetenklänge von draußen hatten ihren Widerhall auch an den Wänden des Stiftes gefunden, und flüchtiger in dem Erfaſſen der kleinen Intereſſen ſchweiften Gedanken und Wünſche in die Ferne. Heute aber mußte ſich die Lektüre der erſehnten Zeitung, nachdem man erfahren, daß Podbielsky vor Paris nicht Neues zu melden hatte, um ein Kleines verzögern, inſofern ein lange nicht dageweſenes Vorkommnis ſeine Rechte haben wollte.

Es hielt nämlich eine Droſchke vor der Thüre, von deren Kutſchbock ein Diener herabgeſprungen war. Wer nur der Herr dieſes Dieners ſein mochte? Und wer ſie ſein mochte, zu der dieſer Herr kam?

Da ſtand er, eine hohe, kräftige Geſtalt und verhandelte mit dem Kutſcher, während der Diener den Schlag geſchloſſen hatte. Der Blick des Fremden umfaßte die Front des Gebäudes, nicht etwa im flüchtigen Hingleiten, nein, ſcharf und ſchärfer von Fenſter zu Fenſter ſpähend.

Jetzt zog die Hand die Glocke: Tauſend ja, einzuläuten verſtand ſich der Herr! Nun, uns geht's nichts an. Dennoch erweckte die Frage im dröhnenden Organ ein Aufmerken in jeglichem der Gemächer, während in einem derſelben auf das Aufhorchen ein plötzliches Auffahren folgte, ſo daß die Hand den ſtützenden Tiſch ſuchen mußte. „Wo finde ich meine Baſe, Fräulein Jeanette von Treuenfels?“

Darauf den Korridor entlang der feſte, ſelbſtbewußte Schritt; ein ſicherer Griff an den Thürdrücker, ein Tauſchen des Blickes, dann ein fragendes „Jeanatovia?“ ein antwortendes „Guſtav“ — und zwei Leute, die ſich jahrelang innerlich zu befehden gemeint, lagen ſich zum erſtenmal im Leben in den Armen.

Aber nicht allzu lange währte die Überſchwänglichkeit, inſofern ſie ſich beide wohl ein wenig der Überrumpelung ſchämten. Es ſaß der Freiherr, ohne daß man weiteres geſprochen, auf dem Sofa, und ſein Blick haftete feſt an Tante Jeanettens doch bedeutend kleiner gewordenem Antlitz. Es galt den Augenblick wahrzunehmen, wo das auf der Bruſt getragene und ihr ſtumm hingereichte Telegramm das Licht in einem Paar müden Augen entzünden würde.

Und das Licht flammte auch, wenn auch bald wieder verdunkelt durch Freudenthränen. Thränen, die auch einmal ihre Zeit haben wollen, zumalen ſie ein gutes Teil Anrecht weniger in dieſer Welt beanſpruchen, denn ihre Schweſtern. Ein Kleines durften ſie fließen, ohne daß der Freiherr ſich in die Sache miſchte. Dann aber klopfte der Stock den Boden.

„Hör' auf, Jeanette, wir haben ihn, und ſo Gott will, auf alle Zeit. Steht's nicht ſo? Kannſt mir das Ding da immer noch 'mal vorleſen. Und nun ſetz' Dich zu mir, Seite an Seite, wie wir lange nicht neben einander geſeſſen haben, oder — wenn ich richtig kalkuliere — nie!“

Ein Fläſchchen alten Ungars ſtand wie hingezaubert vor dem Freiherrn.

„Guſtav, ſprich's vom Herzen herunter, kannſt Du mir ehrlich verzeihen?“

„So, hm! — Im Prinzip eigentlich nicht, weißt Du; ich habe aber ein gewiſſes Fühlen, daß das Vergeſſen ein unbewußtes Verzeihen in ſich ſchließt. Nicht etwa, daß ich Deiner Leiſtungen auch vergeſſen hätte, Jeanette. Im Gegenteil, ſie wurden mir zur permanenten Folie deſſen, was Deine verſchiedenen Nachfolgerinnen im Amte eben nicht leiſteten. Mit den Hemdknöpfen fing die Geſchichte an, hier nichts, da nichts, und wo anſcheinend was war, baumelte es am letzten Faden. Es ſoll geſchehen ſein, daß das gewiſſe Habit bei permanenter Wiederholung des Minus an Knöpfen eines Tages ſcharf durch die Luft geflogen iſt, und daß es etwas — ſagen wir auch jemand, oder meinetwegen Deiner Nachfolgerin Kopf geſtreift hat. Jedenfalls war ein Krach die Folge des Ereigniſſes. Da hab' ich Deiner gedacht, Jeanette.

Die nächſtfolgende Dame ſchien ſich auf die Wirtſchaft zu verſtehen, à la bonne heure! Gekocht wurde bei mir, daß der Tiſch von Fineſſen gar nicht leer wurde. Dann aber die Rechnungen! Ich ſage Dir, der Fleiſcher wurde reich, ganz abgeſehen von dem Konſumieren in Muskatnuß und Piment. Beinahe — ich ſage nur beinahe — hätte das Haushaltungsbuch denſelben Weg genommen, wie das Chemiſet — immer ſcharf durch die Luft!

Abermals habe ich Deiner gedacht, Jeanette.

Dann Nummer drei: Geziertes Perſönchen, direkt aus dem Berliner Geheimratsviertel nach Warnsdorf verſchlagen, der Roman in Permanenz im Schlüſſelkorb. — Daß ich bei Tiſche ſatt geworden, war die Frucht mühſamen Einredens. Nun aber kommen eines Tages die alten Freunde aus der Nachbarſchaft — der Sorbeter, der Willmersdorfer ꝛc. — zu Beſuch, und da wir ſcharf durch die Wirtſchaft gegangen ſind, freuen wir uns auf den Bierkarpfen und auf den Lampe, den der Jäger juſt zur rechten Zeit eingebracht. ‚Aha, noch ein Vortiſch,‘ ſagt mein alter Vollanden, ‚hübſch angerichtet, hier ein bißchen Schinken, da ein bißchen Wurſt — und ein paar weiche Eier auch.‘

Wir ſpießen denn mit ein paar Gabelſtichen die Geſchichte auf: ‚Na, und nun, Fräuleinchen?‘

‚Was wünſchen die Herren?‘

‚Was wir wünſchen? Abendbrot wünſchen wir! Für was halten Sie uns, hoho? Sehen wir aus wie Piepmätze?‘

‚Geſegnete Mahlzeit, meine Herren,‘ ſagt ſie, hält das Tuch vor die Augen und heidi, hinauf auf ihre Stube, Schlüſſel herum.

Am ſchlimmſten aber war's doch, wenn ich, dem der Blick für die Zukunft genommen, zum Bannen der Gedanken

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

einmal in der Vergangenheit herumkramen und von Frau, Kind oder ſonſtiger Sippe, die Du und ich gekannt, einmal reden wollte. Du pflegteſt dann ſtets zu ergänzen, was mir abhanden gekommen war, und ebenſo war's umgekehrt. Und nun das wildfremde Geſicht da vor mir —

Da war's zumeiſt, daß ich an Dich gedacht habe, Jeanette.

In den Zeiten aber, wo ich um Ergebung in Gottes Fügungen mit mir gerungen, habe ich an das Körnlein Unrecht, das Deine Hand vielleicht mit in die Schickſalswage geworfen, nicht mehr gedacht.

Nun aber gib die Patſche her: Du ſchließeſt hier Deine Bude abermals zu, packſt die Dormeuſen ein, biſt zu rechter Zeit auf dem Bahnhof, und morgen ziehen wir mitſammen in Warnsdorf wieder ein. — Was ich Dir aber noch ſagen will“ — hier hob ſich, um allem Irrtum vorzubeugen, die Stimme zu ihrer ganzen machtvollen Höhe — „wenn Du in mir jetzt einen Sänftling vermuten ſollteſt, ſo eine Art girrenden Täuber — Johanna, ich ſage Dir —“

„Und was ich meinerſeits bemerken wollte, falls Du mich etwa auf Wachs in Deiner Hand zu taxieren meinſt, Guſtav —“

„So irrſt Du Dich gewaltig.“

„So biſt Du ſtark auf dem Holzwege.“

„Donnerwetter, da habe ich die Droſchke eine Viertelſtunde länger warten laſſen, als ich beabſichtigte, und für jede angefangene Viertelſtunde berechnet mir der Mann runde fünf Silbergroſchen mehr. Hab's ja alle Zeit geſagt, daß durch das Mühlwerk weiblicher Zungenfertigkeit der Adam aus dem Paradies und das Unheil in die Welt gekommen ſind.“

So dröhnend ſchlug die Thüre ins Schloß, daß das alte Gemäuer ein wenig erbebte und ſeine Bewohnerinnen auch — bis auf eine.

Als ſie von Stube zu Stube ging, um den Damen die Wendung des Geſchickes kund zu thun, hatte die demutvolle Freude das ſonſt ſo hoch getragene Haupt geneigt, und doch kam es in leiſer Wehmut zur Geltung, daß der Übergang von „der Fremden“ zur ſtillen Vertrauten einer jeden der Damen ſich ſo ganz unmerklich vollzogen hatte. — Nette Sträußchen in ordentlichem Gefüge gaben Jeanette das Geleite aus dem Stift, ein mächtiger Strauß von Remontanten in prächtiger Kryſtallvaſe empfing ſie an dem Warnsdorfer Kaffeetiſch — der Willkommsgruß des Herrn von Vollanden.

Als der Freiherr mit ein wenig unruhvoller Hand die Poſttaſche öffnete, entfiel ihr der erſte „Feldpoſtbrief“.

Sie kamen unregelmäßig in der Folge, oft Tage, ja Wochen ausbleibend und dann wieder zwei in der nämlichen — Stunde; juſt wie es die Verhältniſſe bedingten.

(Fortſetzung folgt.)

Feuertaufe.

Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen von 1870.

(Abdruck verboten.)

Jungens, paßt auf, heut gibt's was,“ ſagte Sergeant Normann, als die Brigade einen kurzen Halt machte.

„Warum, Sergeant?“

„Na, hört Ihr Friſchlinge denn nicht das dumpfe Dröhnen in der Luft? Und wenn Ihr das Ohr auf die Erde legt, werdet Ihr auch ſpüren, wie der Boden bebt. Da drüben“ — er wies nach Nordoſt — „wird tüchtig geſchoſſen. — 's iſt nur merkwürdig, daß der Schall gerade von rechts rückwärts kommt, ſtatt von vorn.“

Wir vernahmen zwar ſo gut wie nichts, glaubten aber unſerem erfahrenen Lehrmeiſter aufs Wort. Er ſtammte aus einem brandenburgiſchen Regiment, hatte die Feldzugsmedaillen von 64 und 66 nebſt Düppel- und Alſenkreuz, und für Gitſchin ſchmückte das Militär-Ehrenzeichen ſeine Bruſt.

Von Bingen, wo wir ausgeſchifft wurden, bis zu dem weinberühmten Thiaucourt jenſeits der Moſel hatten wir nun ſchon elf Märſche gemacht, aber keinen einzigen Feind zu Geſicht bekommen. Der ſtolzen Freude und Genugthuung, mit welcher uns die Kunde der Ruhmestage von Weißenburg, Wörth und Spicheren erfüllte, geſellte ſich allgemach ein Gefühl häßlichen Neides hinzu, wenn wir mit unſeren ſo ſelbſtbewußt dreinſchauenden ſiegreichen Kameraden von anderen Korps zuſammentrafen und aus ihrem Munde erfuhren, wie ſcharf und hart es „da vorn“ zugegangen war. Die Weſtfalen — aus ſolchen beſtand der größte Teil des Regiments — ſind allerwärts berühmt wegen ihres Überfluſſes an Gleichmut und Seelenruhe; aber die freche Beleidigung unſeres guten Königs und des ganzen Volkes durch galliſchen Übermut war ihnen doch gewaltig an die Nieren gegangen, und trotz aller Gelaſſenheit teilen ſie mit anderen deutſchen Stämmen die „berechtigte Eigentümlichkeit“, daß ſie gern mit den Fäuſten dreinſchlagen, wenn ſie gar zu grob und ernſtlich geärgert werden. Kurz, es war wohl kein Mann im Bataillon, ja im Korps, der nicht darauf brannte, endlich auch einmal „mitthun“ und Pulver riechen zu dürfen.

Kurz nach elf Uhr war St. Hilaire erreicht; wir hatten die 22 Kilometer von Thiaucourt in $5\,^1/_2$ Stunden gemacht — eine recht anſtändige Leiſtung unter der glühenden Auguſtſonne, die vom wolkenloſen Himmel herniederbrannte, und in dem feinen Kalkſtaub der Straße, der unſere Marſchſäule in eine undurchdringliche weiße Wolke hüllte. Aber wir waren ſchon gut einmarſchiert und obenein ſeit einer Woche der läſtigen „Affen“ ledig, die mit der Bahn befördert wurden. Humpelnde Nachzügler gab's bei uns nicht.

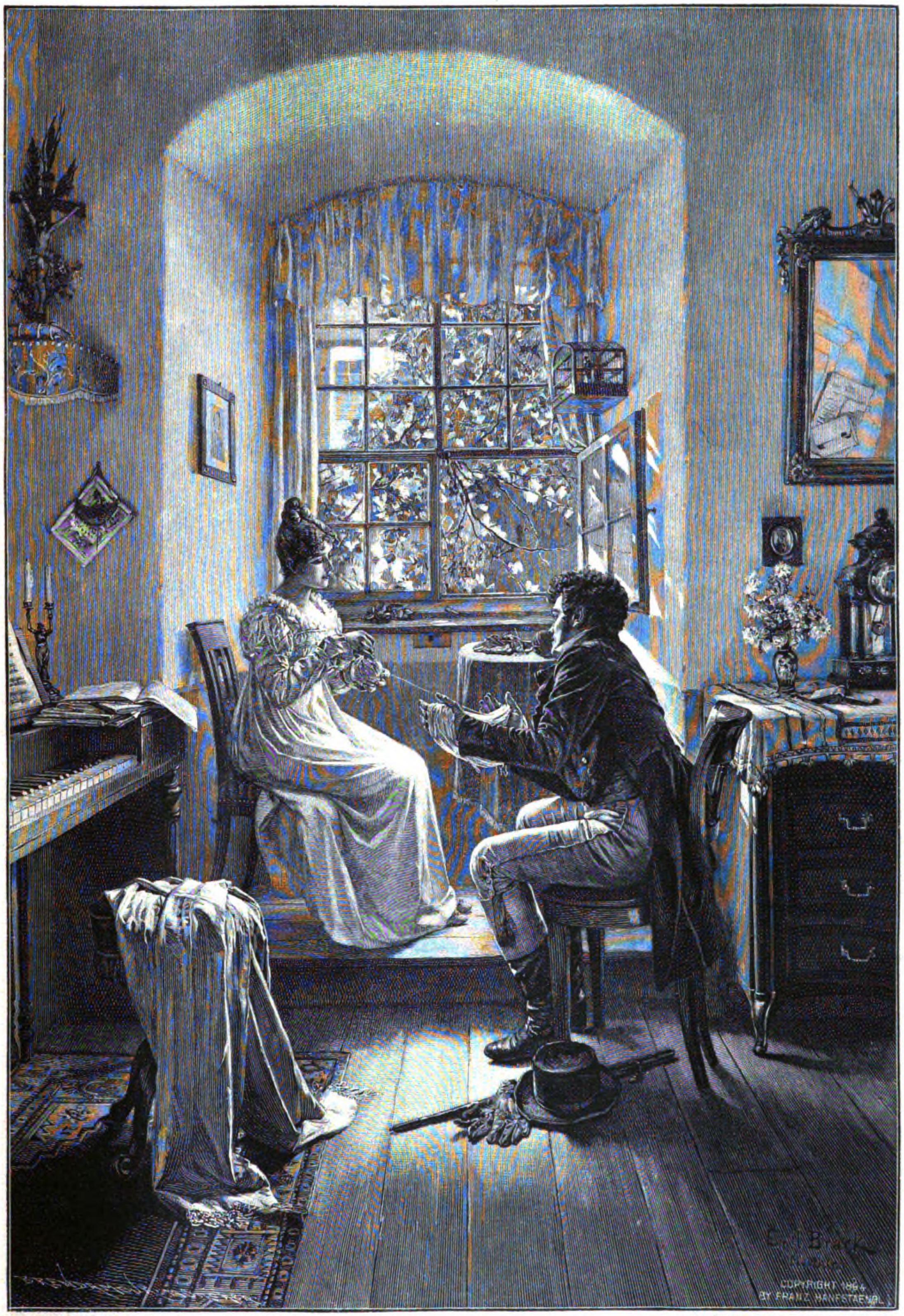
Unſer Bataillons-Adjutant, Leutnant Hoenig, hielt dicht neben mir, als wir die Gewehre zuſammenſetzten. Er war ein kleines, fixes Kerlchen, der — wie wir heut und ſpäter oft gewahr werden ſollten — den „Geier im Leibe“ hatte und im dichteſten Kugelhagel mit keiner Wimper zuckte. Als Befehl zum Abkochen gegeben wurde, machte er ein höchſt erſtauntes, ironiſches Geſicht, gerade, als wollte er ſagen: „Was? Statt mit aller Macht weiter zu marſchieren und zu kämpfen, ſollen wir jetzt kochen?“

Hunger hatten wir ja zur Genüge, und gekocht wurde natürlich — es war ja befohlen; indes ſchien niemand, ſo wie ſonſt, bei der Sache zu ſein, d. h. bei dem „friſchen Kuhfleiſch“, welchem ſtundenlanges Sieden und Braten nur einen kleinen Teil ſeiner Zähigkeit zu rauben vermochten. Deutlich ſchallte der Kanonendonner herüber und — was das Sonderbarſte war — genau von Oſt, alſo beinahe aus derſelben Richtung, in der wir heranmarſchiert waren. Die Vorausſage unſeres Veteranen Normann hatte ſich glänzend bewährt.

Eine beklemmende, nervenreizende Unruhe, ein Anflug von Kanonenfieber, lag in der Luft und erfaßte die Leute. Jeder ahnte, daß er ſein vor ihm über dem Feuer luſtig brodelndes Stück von der „Gummikuh“ ſamt der „Bolljong“ nicht mehr genießen würde, und als plötzlich von rechts ein fremder Offizier in vollem Jagen auf uns zuſprengte — ſein Pferd hatte kein trockenes Haar mehr —, da wußte auch der Dümmſte, was die Glocke geſchlagen hatte, und die meiſten goſſen ohne viel Federleſen den duftenden Inhalt ihrer Kochgeſchirre ſofort ins Gras. „An die Gewehre!“ hieß es gleich darauf, und im Nu ſtand die Brigade marſchfertig. Ich hörte, wie unſer Bataillonskommandeur, Oberſtleutnant von Roell, zum Adjutanten ſagte: „Nach Chambley.“

Leutnant Hoenig entfaltete die Karte und ſuchte — ſuchte ſehr lange, was mich bei einem ſo gewandten Herrn

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

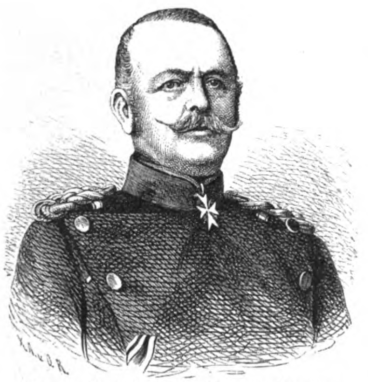

E. Brack
COPYRIGHT 1894
BY FRANZ HANFSTAENGL

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.

Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Ins Garn gegangen. Nach dem Gemälde von E. Brack eigentlich wunderte. Endlich hatte er den Ort gefunden und reichte, mit dem Finger darauf tippend, die Karte dem Kommandeur, worauf ſich beide einen Augenblick wortlos, aber mit ſehr ernſten und langen Geſichtern anſahen.

Der Grund ihrer Betroffenheit wurde bald erſichtlich: um in die Gegend von Chambley zu gelangen, mußten wir faſt Kehrt machen und in ganz ſpitzem Winkel gegen die bisherige Richtung weiter marſchieren. Die Garde-Dragonerbrigade mit ihrer reitenden Batterie war uns ſchon längſt vorausgetrabt; aber auch wir ſchritten mächtig aus trotz der Hundstagsglut; der immer ſtärker werdende Schall des Geſchützfeuers trieb zu beflügelter Eile. Nach und nach wurde auch der weißliche Pulverdampf in langen Streifen und dichtgeballten Wolken ſichtbar, die indes eine rieſige hellgelbe Staubſäule noch weit überragte.



Generalleutnant von Schwarzkoppen, i. J. 1870 Kommandeur der 19. Infanterie-Diviſion.

„Da ſtecken gewiß noch mehr Franzoſen drin, die uns gern die Hölle heiß machen möchten,“ meinte Normann gleichmütig, indem er mit beſonderem Nachdruck an ſeiner geliebten Pfeife ſog; „aber wartet man, Ihr Rackerzeug! Ihr ſollt Euer Teil ſchon noch kriegen.“

Ob ſich die Staubſäule indes fortbewegte und wohin, konnten wir nicht recht unterſcheiden, da wir, wieder nordwärts ausbiegend, ſie in weitem Bogen umkreiſten.

Unweit Suzemont kamen uns lange Reihen Verwundeter vom 3. Korps entgegen, übrigens die einzigen, auf die wir vor dem Eintreten ins Gefecht ſtießen. Das war ſicherlich ſehr gut; bei ſpäteren Gelegenheiten, als ich ſelbſt mich ſchon zu den im Feuer gehärteten „Alten“ zählen durfte, habe ich wiederholt erlebt, wie ungünſtig es auf Neulinge im Kriegshandwerk wirkt, wenn ſie ſich den Weg zum Schlachtfeld zwiſchen Gruppen jammernder Verwundeter hindurch bahnen müſſen. Freilich war es auch nicht erfreulich, die finſtere Niedergeſchlagenheit mit anzuſehen, welche augenſcheinlich auf allen uns begegnenden Kameraden laſtete; ihre Erſchöpfung und der ſchneidende Schmerz der Wunden waren es offenbar nicht allein, was ſie in düſterer Apathie ſtumm und ſtarr ihres Weges dahinziehen ließ; als einzige Antwort auf die häufigen Fragen nach dem Stand des Gefechts wurde uns höchſtens mürriſches Kopfſchütteln oder ein verbiſſenes „Schlecht!“ zu teil. Nur ein jüngerer Offizier ſchien inmitten des allgemeinen hoffnungsloſen Alpdrucks noch einigen — Galgenhumor bewahrt zu haben.

„Na,“ rief er laut, „Ihr werdet ſchöne Augen machen; das iſt kein Katzenſchießen wie 66. Hoffentlich habt Ihr mehr Glück als wir!“

Unſer Zugführer, der raſchen Blicks überſah, wie mancher ſchon bei dieſer kleinen Hiobspoſt die Ohren hängen ließ, erwiderte ſchlagfertig: „Ach was, bange machen gilt nicht. Wir ſchießen auch nicht mit Erbſen.“

Kurz vor einem brennenden Dorfe — es war Mars la Tour — marſchierte die Brigade auf. Es mochte gegen vier Uhr ſein. In $9^1/_2$ Stunden (ohne den einſtündigen Halt bei St. Hilaire) hatten wir in Glut und Staub faſt 40 Kilometer hinter uns gebracht; wir fühlten, daß unſere Kräfte ihrem Ende nahten.

Ein paar kernige zündende Worte des Feldpredigers Stuckmann; eine kurze, markige Anſprache unſeres Regimentskommandeurs Oberſt von Cranach — wir laden die Gewehre, die Fahnen werden entrollt — der Tanz beginnt.

Rechts von Mars la Tour, quer über eine breite Kunſtſtraße (Metz-Verdun), rücken wir vor. Öſtlich liegt ein Gehölz, die Büſche von Tronville; vor uns freies Gelände, dahinter, etwa 2000 Meter entfernt, ein ſchroff anſteigender Höhenzug. Das ſcheint des Feindes Citadelle, alſo unſer Ziel zu ſein. In mehreren Reihen ſind die drohenden Hügel dicht mit Infanterie und Batterieen beſetzt und von dem Rauch des unaufhörlich rollenden Feuers wie in Nebel gehüllt.

Links vorwärts gehen, ſo viel wir erkennen können, zwei Bataillone des anderen (16.) Regiments in derſelben Richtung wie wir vor. Wir haben ſtarke Schützenſchwärme vor der Front; in der vorderſten Linie zwiſchen den Schützen reitet der Diviſionskommandeur Generalleutnant von Schwartzkoppen, neben ihm unſer Oberſtleutnant. Gleich hinter Mars la Tour ſtoßen wir auf einen Wieſengrund, der von Drahtzäunen durchzogen iſt; es koſtet ziemliche Mühe, bis wir uns durchgearbeitet haben; aber der Feind treibt zur Eile.

In immer kürzeren Pauſen fliegen ſeine Granaten mit gellendem Geheul über unſere Köpfe; einige zerſpringen auch unter lautem Knall, und die Stücke fegen dumpf ſauſend durch die Reihen; zum Glück geht die Mehrzahl blind. Die meiſten Leute, faſt alle „Grünen“, begrüßen die „Bomben“ ehrfurchtsvoll mit tiefen, manchmal gar zu tiefen Verbeugungen; nur die ſtrammen Reſerviſten von 66 krümmen ihre Rücken nicht; Sergeant Normann ſtreicht verdroſſen ſeinen zottigen Kriegsbart und ſchreit, verächtlich ausſpuckend: „Kerls, ſchämt Euch was! Die Ihr noch brummen hört, thun Euch ſchon längſt nichts mehr!“

Zwiſchen den Kanonenſchüſſen läßt ſich drüben häufig ein merkwürdiges ſchreiendes Knarren unterſcheiden, und dann fährt ein ſcharfes Schwirren und Ziſchen über uns hin.

„Aha,“ meint der Zugführer, „da ſind ja Lulus berühmte Kugelſpritzen. Na, mit der Spritzerei wird ſich's wohl noch aushalten laſſen.“

Sobald wir etliche hundert Meter näher an den feuerſpeienden Berg vor uns herangekommen ſind, miſcht ſich in den viellautigen Wirrwarr der Töne noch ein unabläſſiges zartes Singen und Summen, das jedesmal im Nu wie eine flüchtige Mücke an unſerem Ohr vorüberhuſcht. Nur zu bald ſpüren wir, daß dieſe vergleichsweiſe ſo ſanfte Muſik, dieſer feine Diskant, von den Chaſſepotkugeln herrührt. Bald wirft rechts ein Kamerad die Arme über den Kopf empor und bricht mit jähem Aufſchrei zuſammen, bald ſtürzt links einer wie vom Blitz getroffen lautlos zu Boden.

Je weiter wir kommen, deſto mehr häufen ſich die Opfer in beängſtigender Fülle. Jeder Schritt führt uns an niedergeſtreckten Leuten aus der Schützenlinie vorbei; ein flüchtiger Blick rückwärts zeigt mir das ganze weite Feld hinter uns mit Getroffenen beſät.

Aber die eiſerne preußiſche Mannszucht iſt auch dieſer Probe gewachſen. Kein Wanken oder Stocken in den gelichteten Reihen. Im Geſchwindſchritt geht's vorwärts, immer vorwärts. Die Vorgeſetzten ſorgen dafür, daß der gegebene Richtungspunkt unverrückt feſtgehalten wird.

Vor Aufregung, Anſtrengung und Hitze läuft mir der Schweiß ſtromweiſe übers Geſicht; die Bruſt arbeitet keuchend, die Hand hält krampfhaft das Gewehr umklammert. Der erſte unbehagliche Anfall von Kanonenfieber iſt glücklich überwunden; jetzt beherrſcht mich bloß der eine Gedanke: wären wir doch nur erſt heran, daß unſer gutes altes Zündnadelgewehr auch Arbeit bekäme.

„Nun kommt die Reihe bald an uns,“ höre ich eine heiſere Stimme neben mir ſagen. Es iſt mein Freund Farenkamp, auch ein Kriegsfreiwilliger, ein friſcher, kecker, allezeit luſtiger Geſell, ein Kerlchen, wie Milch und Blut. Am fernen Nordſeeſtrande betet ein bang zagendes Mutterherz unter tauſend Thränen für des einzigen Sohnes Leben, und eine holde, blondlockige Maid vom edlen frieſiſchen Stamm harrt in Treuen der Heimkehr des Geliebten.

Wie ſieht der arme Junge aber jetzt aus? Das Antlitz fahl und verzerrt, die matten Augen ſtier ins Leere blickend, die Zähne wie im Krampf zuſammengebiſſen. „Franz,“ ſtöhnt er, „thu mir die Liebe und nimm meine Brieftaſche, Uhr und Börſe an Dich — ſchicke alles meiner armen Mutter mit tauſend Grüßen — — die Locke und den Ring an Käthchen — ich komme nicht lebend vom Platze —“

„Wenn's Dich beruhigen kann, gib das Zeug nur her,“ ſage ich mit möglichſt barſchem Ton; „dann laß aber auch die dummen Gedanken ſein, Mann, und nimm Dich zuſammen — wir ſtehen alle in Gottes Hand!“

Ich ſchiebe meinen Arm unter den ſeinen und ſchleppe ihn, ſo ſauer es mir wird, mit. Ein Schluck aus der Feldflaſche — der letzte leider — muß die Heilung vollenden. Die unheimliche Spannung ſeiner Züge läßt allmählich nach; das Auge blickt frei und klar, er ſchüttelt mir dankbar die Hand. Der Schlaffheitsanfall iſt überwunden, er wird nicht wiederkehren. —

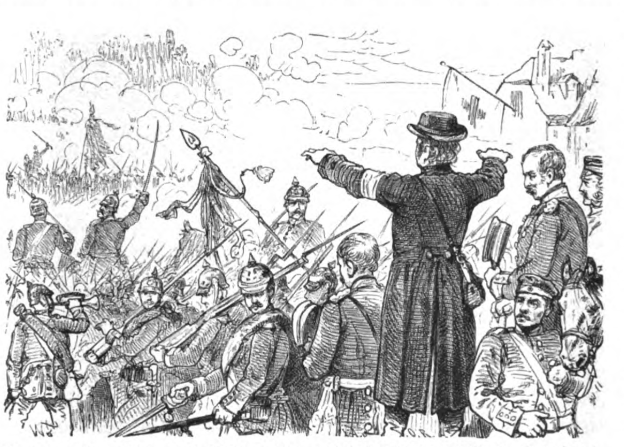
Endlich — endlich trennen uns nur noch ein paar hundert Meter vom Fuß des verderblichen Berges. Die Sechzehner links vorn und auch eine Kompanie vom 57. Regiment haben eine quer vorliegende Schlucht bereits überſchritten und beginnen ſich am jenſeitigen Rand einzuniſten.

Da plötzlich ergießen ſich dunkle Maſſen, einem Lavaſtrom vergleichbar, von der Höhe des Kraters den kühnen Angreifern entgegen. Wildes Geſchrei aus tauſend und abertauſend Kehlen übertönt einen Augenblick das rollende Knattern des Feuers. Dann ſauſt der vernichtende bleierne Hagel mit verdoppelter Gewalt durch das Bataillon.

Nahe vor uns gewahren wir eine langgeſtreckte Wallhecke. Im Nu geht alles, was noch geſunde Beine hat, unaufhaltſam „nach vorwärts durch“ und ſtürzt im raſenden Lauf dieſer einzigen Deckung auf dem kahlen, glatten Blachfeld zu. Wir werfen uns nieder und beginnen zu ſchießen — zu ſchießen, ſo raſch es die Flinte irgend hergibt, als ob wir, von dem Bann des Schweigens erlöſt, das Verſäumte nachholen müßten. Im übrigen feuern wir ſo ziemlich ins Blaue — in dem dicken Pulverdampf kann man nicht zehn Schritt weit ſehen. Die Stabsoffiziere ſind abgeſeſſen; nur ein tollkühner Hauptmann vom 16. — erſt in Beaune la Rolande erfuhr ich, daß er Ohly hieß — hält allein zu Pferde. Ein Gewehr in der Hand, bietet er mit heldenhafter Todesverachtung dem Kugelregen Trotz und ruft ſeinen Leuten mit Donnerſtimme zu: „Drauf, Kerls, drauf!“

Exempla trahunt.

„Alle auf! Vorwärts — vorwärts!“ hören wir die klingende metalliſche Stimme unſeres Adjutanten Leutnant Hoenig. Seine Miene und Haltung iſt ſo unbefangen und ruhig — vielleicht ruhiger noch — als bei einem Kaſinoball in Hannover. Dieſe Ruhe in ſolchem Augenblick wirkt.



Vor dem Angriff des 16. Regiments. Originalzeichnung von Wold. Friedrich.

Gehorſam ſpringen Sergeant Normann, ich und zwei oder drei andere in die Höhe; alle übrigen — bleiben ſtumpf und ſtarr liegen. Offenbar iſt keine Macht der Erde mehr im ſtande, ſie mit fortzureißen. Wer ihnen daraus einen Vorwurf machen will, kennt die Grenzen der menſchlichen Willenskraft nicht. All die wackeren Burſchen, welche noch nie in ihrem Leben die Kugeln haben pfeifen hören, ſind körperlich bis zur letzten Muskelfaſer erſchöpft und ſeeliſch durch das anhaltende mörderiſche Feuer bis zur geiſtigen Zerrüttung überreizt. Sie haben pflichtgetreu gethan, was ſie konnten; mehr kann man nicht verlangen.

Der arme Farenkamp iſt ebenfalls liegen geblieben. Er hat das Geſicht tief hinab auf den ſchützenden Erdwall gebeugt. Mich durchzuckt der peinliche Gedanke: ſollte er nochmals einen Anfall bekommen haben? —

Ich richte ſeinen Kopf auf — ſteif und ſchwer, wie Blei, liegt er in meiner Hand — — mitten in der weißen Stirn grinſt mir eine kleine kreisrunde Öffnung entgegen, aus der Blutstropfen ſickern. — -- Ruhe ſanft, teurer Freund! Du haſt einen zwiefachen ſchweren Kampf als Sieger überwunden. — — — Kaum ſtehe ich aufrecht, ſo fühle ich einen heftigen Schlag unter der rechten Hüfte und liege wieder der Länge lang am Boden — Schuß in den Oberſchenkel. Gleichzeitig kriegt Sergeant Normann eine Kugel in den linken Arm. „Lumpige Fleiſchwunde!“ lacht er ingrimmig. Unmittelbar darauf wird auch Leutnant Hoenig angeſchoſſen und unſer braver Oberſtleutnant von Roell fällt, tödlich ins Herz getroffen.

Im ſelben Augenblick ſchlagen laute Rufe wirr durch einander an mein Ohr: „Zweite Kompanie — her zu mir!“ — „Rettet die Fahne!“ — „Alles in die Mulde zurück!“

Die ſpärlichen Reſte des zerſchmetterten Bataillons fluten eilig zurück — dicht hinter ihnen klettert ein ſtarker Schwarm Rothoſen über die Wallhecke. Jubelnd ſchwenken ſie ihre Käppis, tanzen, ſpringen und brüllen in einem fort, wie beſeſſen: „Courage! En avant — en avant!“ Aber zum Vorwärtsgehen, zur Verfolgung ſcheint niemand rechte Luſt zu haben. Vorläufig begnügen ſie ſich wenigſtens mit wohlfeileren Heldenthaten; ſie verhöhnen, mißhandeln und — plündern die Verwundeten; ja, ſie vergreifen ſich an den Toten.

Ein gelbbraunes Kerlchen mit gierig funkelnden Schlitzaugen kniet flugs in der Blutlache nieder, die ſich aus meiner Wunde auf dem Raſen geſammelt hat; mit kräftigem Ruck reißt er mir den Waffenrock von oben bis unten auf und langt nach der Uhr — — da erdröhnt und zittert der Boden wie im Erdbeben — eine rieſige gleißende Schlange von Helmen und geſchwungenen Säbeln blitzt und funkelt im Sonnenſchein — gleich einem verheerenden Wetterſturm werfen ſich unſere tapferen Retter und Rächer, die heldenmütigen erſten Gardedragoner, auf die beſtürzten Franzoſen.

Einige greifen noch raſch nach dem Schießprügel, — die meiſten ſtürzen, ſtolpern, und fallen wild über einander — „Sauve qui peut!“ heißt jetzt das Feldgeſchrei.

„Wenn die Not am größten“ — iſt mein letzter klarer Gedanke — dann ſchwinden mir die Sinne.

Als ich wieder erwache, liege ich, auf ein wenig Stroh gebettet, in einer niedrigen kahlen Bauernſtube neben anderen Verwundeten. Wimmern und Ächzen ringsum — der matte Schimmer einer blakenden Öllampe erhellt notdürftig das nächtliche Dunkel. Ein junger Aſſiſtenzarzt unterſucht meine Wunde —

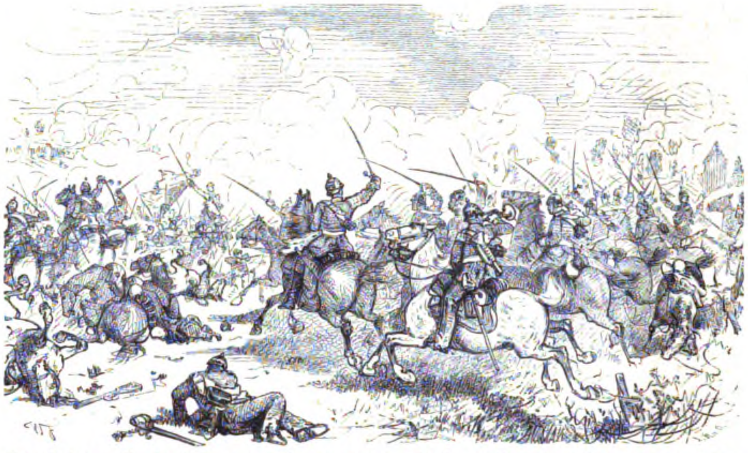
Schulter an Schulter mit mir reckt ſich Normanns herkuliſche Geſtalt auf der Diele. Ein bißchen blaß und matt ſieht er zwar aus, iſt aber augenſcheinlich in beſter Stimmung. Statt der ſonſt unvermeidlichen Pfeife ſteckt eine ſchnöde „Liebescigarre“ zwiſchen ſeinen Zähnen, der ſtinkende Qualm des Unkrauts benimmt mir faſt den Atem.

Mit beneidenswerter Geiſtesgegenwart hatte Normann den ſiegreichen Einbruch der Gardedragoner benutzt, um eines der zahlreichen reiterloſen Pferde einzufangen und uns beide — ſamt unſeren Gewehren, wie ſich's gehört! — auf dem Rücken des geduldigen Tieres nach Tronville zu retten.

„Vor Ihnen hab' ich nu 'mal was übrig, Freiwilliger!“ ſo ſucht der Wackere ſein opferfreudiges, praktiſches Samaritertum beſcheiden und ſchlicht zu verſtecken, ja gleichſam zu entſchuldigen. Ohne ihn läge ich jetzt ſicher ſtumm und kalt neben dem armen Farenkamp. Aber nur keine überflüſſige Rührung in des Königs Rock, am wenigſten vor dem Feinde!

— — — — — — — — — — — —

Erſt nach langen Wochen im Lazarett erfuhr ich aus Briefen und Zeitungen den vollen Umfang des Unheils, das an jenem verhängnisvollen 16. Auguſt die 38. Brigade zermalmt hatte. Von den fünf Bataillonen, die ins Feuer kamen, waren nicht weniger als 72 Offiziere und faſt 2000 Mann geblieben oder verwundet. Keiner anderen Truppe wurde in dem ganzen Verlauf des blutigen Krieges eine ſo entſetzliche Prüfung ihrer moraliſchen Kraft und Kriegszucht auferlegt. Und obwohl ſie gerade an der entſcheidenden Stelle des Schlachtfeldes faſt vernichtet wurde, durfte ſie ſich dennoch rühmen, zu dem ſiegreichen Ausgang des heißen Tages nachdrücklich mitgewirkt zu haben. Durch ihre Hingebung und durch das rückſichtsloſe Einſetzen der Gardedragoner im Augenblick der äußerſten Gefahr wurden zwei friſche franzöſiſche Diviſionen, alſo die vierfache Übermacht, vollſtändig in Schach gehalten; General Ladmirault wagte nicht, von ſeiner ungeheuren Überlegenheit weiter Gebrauch zu machen, er „wartete auf Befehle“, die natürlich ausblieben. Kein Franzoſe gelangte bis zur großen Straße Vionville-Mars la Tour-Verdun. Das Schlupfloch war geſchloſſen, Bazaine in Metz umſtellt und das Schickſal der Rheinarmee beſiegelt. — Zum Bataillon kam ich als geheilt erſt kurz vor Beaune la Rolande zurück. Dort half ich den Friedhof verteidigen, wieder an Normanns Seite, auf deſſen Bruſt nun auch das Eiſerne Kreuz prangte. Es war wahrhaftig kein Spaß, einer gegen zehn und mit der letzten Patrone in der Taſche, ſechs wütende Stürme abzuſchlagen; aber auf dem Leichenfeld von Mars la Tour ging es doch noch anders zu. Selbſt heut, nach fünfundzwanzig Jahren, läuft mir noch manchmal ein ſonderbares Fröſteln durch alle Nerven, wenn ich zurückdenke an die Todesſchauer jener furchtbaren Feuertaufe.



Attacke des 1. Garde-Dragonerregiments unter Oberſt von Auerswald bei Mars la Tour.
Originalzeichnung von Wold. Friedrich.

Heinrich von Sybel,

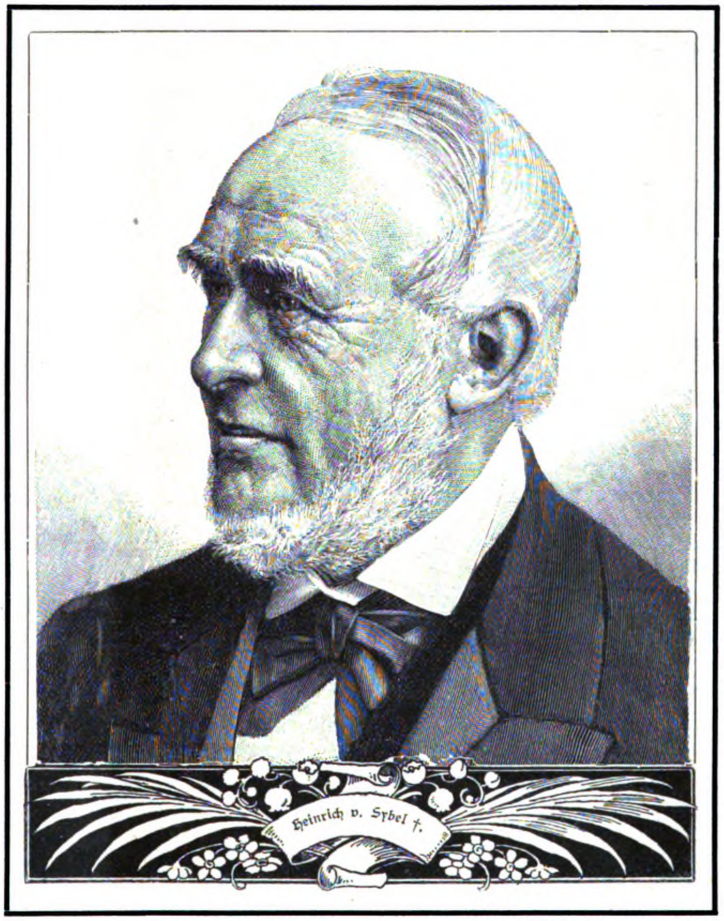
geb. zu Düſſeldorf den 2. Dezember 1817, geſt. zu Marburg am 1. Auguſt 1895.

Von Ernſt Berner-Berlin.

Kaum hat ſich das Grab über Rudolf von Gneiſt geſchloſſen, und ſchon wieder ſtehen wir an der Bahre eines jener Männer, die in der Vereinigung von hiſtoriſcher Entwickelung und praktiſcher Politik, in dem Einsſein von Wiſſenſchaft und Leben die Vollendung ihres Strebens erkannten. Beide haben zu den Füßen von Ranke und Savigny geſeſſen, beide ſtanden in ihrer Beurteilung der Zeitverhältniſſe auf dem feſten Boden hiſtoriſcher und juriſtiſcher Studien, beide haben, indem ſie ſich vom Katheder auf den Parlamentsſeſſel begaben, zuerſt ſchwer geirrt, beide haben ſie den Irrtum erkannt, und beide haben ſich mit Begeiſterung dem Manne angeſchloſſen, den ſie ſo ſcharf bekämpft, der aber das Ziel ihres politiſchen Strebens, wie ſie nun erkannten, herbeiführen konnte und herbeigeführt hat. —

Wer immer mit einem wiſſenſchaftlichen Anliegen in der Hohenzollernſtraße 6 bei Heinrich von Sybel anklopfte, durfte einer gütigen und verſtändnisvollen Aufnahme ſicher ſein. Er liebte es in der letzten Zeit, die Beſuche jüngerer Fachgenoſſen des Morgens ſehr zeitig zu empfangen, immer aber traf man ihn ſchon im ſchlichteſten langen Hausrock in ſeinem einfachen, etwas altväteriſch eingerichteten Zimmer an der Arbeit. Gern legte er die Feder weg, nötigte zum Niederſitzen an der Schmalſeite ſeines Schreibtiſches, hörte, was man ihm vortragen wollte, und aus der Fülle ſeines univerſalen Wiſſens erörterte er mit der abgeklärten Weisheit des Greiſes die ihm vorgelegten Fragen. Leicht nahm ſeine Unterhaltung bei all ſeinem Erzählungstalent etwas Lehrhaftes an, und nicht ſelten blitzte es in ſeinen freundlich blickenden Augen hell auf, wenn man eine Bemerkung gemacht, der er zuſtimmte, wie man umgekehrt an ſeinem ſchalkhaft ſchimmernden Auge es ſchon vorausſah, daß er minderwertige Dinge, die man wohl hatte berühren müſſen, mit feiner, humorvoller Ironie zurückweiſen werde. Ohne reiche Belehrung und ohne die Abſicht, ſeine der Anſicht des Meiſters widerſtreitende Meinung erneuter Prüfung zu unterwerfen, iſt wohl kein Geſchichtsforſcher von ihm gegangen. Die Grundempfindung aber war, wenn man das ſtille Zimmer verließ, neben der Bewunderung des univerſalen Wiſſens das Bewußtſein, einer überaus wohlwollenden, durchaus ſelbſtändigen und in ſich harmoniſch ausgebildeten Perſönlichkeit gegenübergeſtanden zu haben.

Eine ungewöhnliche Zahl günſtiger Verhältniſſe wirkte ſchon auf den Knaben ein, um gerade dieſe harmoniſche Ausbildung zu ermöglichen. Der ganze Segen des deutſchen Pfarrhauſes ſtrömte aus der Familie ſeines an Theologen reichen väterlichen Geſchlechts, den gewichtigen Ernſt des ehrbaren und wohlhabenden deutſchen Kaufhauſes ſah er in der Familie der hochgebildeten Mutter. Die ſtraffe Schulung des gewiſſenhaften preußiſchen Beamten, der lieber das Amt als die pflichtmäßige Überzeugung aufgab, lernte er im Vater kennen, an der Mutter bewunderte er das offene Auge und den Sinn für alles Schöne. In der Schule fand er Freunde, die, wie Bendemann und Bernhard Windſcheid, auf den trefflich beanlagten und andauernd fleißigen Knaben ebenſo anregend wirken, wie von ihm Anregung empfangen mußten. Dazu kam endlich die fröhliche Leichtigkeit des Lebens in der rheiniſchen Künſtlerſtadt. Ein unvergleichliches Zuſammenwirken aller Künſte wurde in ihr durch Schadow und ſeine kräftig aufblühende Schule, durch Felix Mendelsſohns muſikaliſches Genie, durch Immermanns, Uechtritz' und Schnaaſes litterariſche und dramaturgiſche Leiſtungen in das Leben gerufen, und geraume Zeit hindurch bildete Sybels Elternhaus den Mittelpunkt für den geſelligen Verkehr dieſes reichen und fruchtbaren Kreiſes.



Und als der kaum ſiebzehnjährige Jüngling die Univerſität Berlin bezog, da war es die freie Luft der deutſchen Hochſchule, die er, wie man auch ſie abzuſchließen geſucht hatte, atmen durfte, da war es zugleich ein glänzender Kreis von Koryphäen auf verſchiedenen Gebieten des Wiſſens und der Kunſt, dem er ſich anſchließen konnte. Savigny, den Sybel ſtets für den beſten akademiſchen Lehrer unſeres Jahrhunderts gehalten hat, und Ranke waren es vornehmlich, die ihn feſſelten. In Bonn ſchon 1840 habilitiert, hatte der junge Privatdozent Lehrern, wie Dahlmann, Loebell und E. M. Arndt gegenüber natürlich nur mäßige Erfolge, um ſo wirkſamere aber als Forſcher und Darſteller. Die „Geſchichte des erſten Kreuzzuges“ (1841) und noch mehr die „Entſtehung des deutſchen Königtums“ ſind zwar in ihren Reſultaten vielfach angefochten, aber unumwunden anerkannte die Kritik die eindringende Schärfe der Methode, die Selbſtändigkeit der Auffaſſung, und auch die Reſultate blieben, ſelbſt da, wo ſie beſtritten wurden, doch höchſt bedeutend. Ungeheures Aufſehen aber weit über die Kreiſe der Hiſtoriker hinaus erweckte Sybels Schrift: „Der heilige Rock und die zwanzig anderen ungenähten heiligen Röcke.“ Damit war er hinausgetreten in das öffentliche Leben, das ihn nun nicht mehr laſſen, ihn immer wieder packen ſollte. Er war bald, wie er ſpäter eingeſtand, zu drei Siebenteln Politiker, zu vier Siebenteln Profeſſor. In Marburg, wohin er 1845 als ordentlicher Profeſſor überſiedelte, wurde er in das Frankfurter Vorparlament, in die heſſiſche Kammer, das Erfurter Parlament gewählt und iſt hier in einer gemäßigt konſtitutionellen Richtung mit Erfolg thätig geweſen. Damals geſchah es, daß das ſouveräne Volk ihm mehrmals die Fenſter einwarf, weil er die republikaniſche Verfaſſung, ja ſogar das allgemeine Stimmrecht verwarf. Bis an ſein Ende hat er daran feſtgehalten. „Wer eine Stechpalme pflanzt, darf ſüße Frucht nicht hoffen,“ ſo urteilt er noch zuletzt über dies Zugeſtändnis Bismarcks. Gerade die Verhältniſſe und Bedürfniſſe der Gegenwart aber, und zwar ihre ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Beſtrebungen, führten ihn zur Hiſtorie zurück. Er plante, um vor ähnlichen Zuſtänden zu warnen, eine Schilderung der furchtbaren Folgen der „Diktatur des Proletariats“ im Jahre 1793. Vordringend indeſſen von Quelle zu Quelle, geführt aus einem Archiv in das andere, geſtaltete Sybel die anfänglich geplante Broſchüre im Laufe von dreißig Jahren zu jenem Meiſterwerk der Revolutionsgeſchichte um, das die Tradition der Franzoſen über ihre glorreiche Revolution und ihre Heldenthaten völlig zerſtörte, ſie in ihrer nackten Wirklichkeit ſchilderte, ihre Offenſive gegen Europa, ſowie die Urſachen des traurigen Verlaufes der ſich anknüpfenden Koalitionskriege klarlegte und den Zuſammenhang zwiſchen den Ereigniſſen im Oſten mit denen im Weſten nachwies. Begreiflich, daß die Schuld, die den Franzoſen, den Öſterreichern, den Polen hier an der Umwälzung Europas beigemeſſen wurde, hüben wie drüben Widerſpruch erweckte und noch erweckt. Auch Ranke ſelbſt erklärte ſich gegen die Auffaſſung Sybels. Doch die epochemachende Bedeutung des Werkes wuchs von Band zu Band, und zumal die letzten haben Sybels europäiſchen Ruf, den die erſten begründet, für immer geſichert.

Inzwiſchen waren für Sybel goldene Tage gekommen, Tage der königlichen Gunſt, Tage fruchtbarſter akademiſcher Thätigkeit, litterariſchen Einfluſſes, Tage der umfaſſendſten Organiſation weitverzweigter hiſtoriſcher Arbeit, Tage endlich frohen und genießenden Verſtändniſſes für alle Freuden geiſtiger

Arbeit. König Max II. von Bayern, beſeelt von dem Wunſche, einen Schüler Rankes — da der Meiſter in Berlin feſtgehalten wurde — in ſeiner Königsſtadt wie an ſeiner Tafelrunde zu haben, berief Sybel an die Univerſität München. Nicht oft genug konnte ihn der König, ſo wird uns berichtet, um ſich ſehen, nicht oft genug an der Unterhaltung des geiſtvollen Mannes ſich erfreuen, die Vorträge des, zu immer umfaſſenderem Wiſſen aufſteigenden Lehrers hören. Aber König Max war bekanntlich nicht nur begierig zu lernen, ſondern auch willig, die Mittel bereit zu ſtellen, um die Werke zu ſchaffen, aus denen die Nation ihre Geſchichte verſtehen lernen möchte. Eine Vereinigung vieler der gerade damals in großer Zahl lebenden hervorragenden Hiſtoriker bildete die Hiſtoriſche Kommiſſion Münchens. Unter der Ägide Rankes und unter weſentlicher Mitarbeit Sybels hat ſie uns jene großen Unternehmungen geſchaffen, die wie die Reichstagsakten, die Städtechroniken, die Hanſerezeſſe, die hiſtoriſchen Volkslieder, die Allgemeine Biographie, die Geſchichte der deutſchen Wiſſenſchaften uns ein ungeheures Material für die Kunde unſeres nationalen Lebens gebracht haben und im geiſtigen Wettbewerb der Völker Europas einen Platz in der vorderſten Reihe beanſpruchen dürfen.

Doch es verſteht ſich, daß einem Hiſtoriker, der ſo ſehr Realpolitiker wie Sybel war, auf die Dauer und unter der Macht der damaligen politiſchen Verhältniſſe nur ein ſolches Leben nicht genügte, es verſteht ſich, daß Sybel, dem die Einheit Deutſchlands unter preußiſcher Führung das für die Zukunft ebenſo notwendige, wie aus der Vergangenheit ſich ergebende Ziel aller Politik war, in Widerſpruch geraten mußte mit König Max, der in ſeinen Triasplänen das Heil „Teutſchlands“ erblickte. Der Thronwechſel in Preußen ward Sybel zur Rettung aus immer unhaltbarer werdenden Verhältniſſen. König Wilhelm wußte für Männer wie Johann Guſtav Droyſen und Max Duncker Platz im engeren Vaterlande zu ſchaffen, er rief auch Sybel wieder nach Preußen zurück und zwar nach Bonn auf das Katheder Dahlmanns. Hier nun geſchah es, daß Sybel tiefer in die Politik hineingezogen wurde, als ihm ſelbſt vielleicht lieb war. Der Abgeordnete von Krefeld, der — ſelbſtändig, wie er ſich ſtets auch im politiſchen Leben gehalten — anfänglich zwiſchen der Kammer und der Regierung zu vermitteln ſuchte, wurde doch mehr und mehr von dem Taumel erfaßt, in dem ſo zahlreiche Männer damals ſich berechtigt glaubten, bei der Regierung ihres Königs, vor allem bei ihrem Leiter, bei Bismarck, nichts als berechnete Täuſchung, ſchnöde Argliſt, Fechterſtreiche und Säbelregiment zu ſehen. Das Jahr 1866 hat auch Sybel bekehrt. Im vollen Sinne des Wortes iſt aus dieſem Saulus ein Paulus, iſt der unbedingte Anhänger des Fürſten Bismarck geworden, deſſen Politik er auch praktiſch, namentlich im Kulturkampfe, unterſtützte.

Bismarck war es denn auch, der ihn im Jahre 1875 aus der fruchtreichſten Dozententhätigkeit zu der verantwortungsvollen Stellung als Direktor aller preußiſchen Staatsarchive berief. Noch ein Semeſter hat Sybel in Berlin geleſen, dann widmete er ſich lediglich den Archivgeſchäften, vor allem ihrer Nutzbarmachung für die Wiſſenſchaft, und ſeinen eigenen wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Mit unvergleichlichem Organiſationstalent hat er jüngere und jüngſte Kräfte zur Herausgabe und Bearbeitung von Quellen für die allgemeine preußiſche wie für die territoriale Geſchichte herangezogen. Mit weitem Blick leitete er die „Publikationen aus den Königlich Preußiſchen Staatsarchiven“, von denen nun mehr als ſechzig Bände vorliegen. Hier war Sybel gleichſam eine Kommiſſion in eigener Perſon. Mit demſelben Eifer aber beteiligte er ſich nach wie vor, zuletzt als ihr Präſident, an den Arbeiten der Münchener Kommiſſion und der Berliner Akademie. Als deren Mitglied hat er für unſer Hiſtoriſches Inſtitut in Rom, für die Herausgabe der von Droyſen, Duncker und ihm ins Leben gerufenen Korreſpondenz Friedrichs des Großen, ſowie der von Schmoller und ihm für die preußiſche Verwaltungsgeſchichte geleiteten Acta Borussica Weſentliches geleiſtet. Die Hauptſache blieb ihm indeſſen wie jedem echten Hiſtoriker die eigene Darſtellung großer Perioden, und die Leſer dieſer Zeitſchrift wiſſen, wie er ihr in ſeinem großen, auf den Akten des preußiſchen Auswärtigen Amtes aufgebauten Werke: „Die Begründung des Deutſchen Reiches durch Wilhelm I.“ gerecht geworden iſt. —

Dem Hiſtoriker Sybel wird erſt die Nachwelt ganz beurteilen können, wir wollen nach dieſer Richtung hin nur einiges andeuten. In einer Rektoratsrede zu Bonn über ſeine drei großen Vorgänger rühmt Sybel an Niebuhr die Begründung der methodiſchen Forſchung, an Dahlmann den ſittlichen Ernſt, an Loebell das äſthetiſche Verſtändnis. Man darf wohl alle drei Tugenden als Sybels Eigentum anſprechen, man darf hinzufügen, daß ihm Niebuhr und Dahlmann zugleich als Politiker kongenial waren. Für die Befeſtigung der kritiſchen Methode Niebuhrs, wie er ſie bei Ranke für die ſpätere Zeit lernte, hat Sybel goldene Worte geſprochen, ihre Anwendung meiſterhaft gehandhabt. Von Ranke unterſchied er ſich dabei doch weſentlich. Schon als junger Doktor hat er die Theſe aufgeſtellt: „Der Hiſtoriker ſoll mit Leidenſchaft, Ergriffenheit und perſönlichem Anteil ſchreiben.“ Und daran hat er feſtgehalten. Für die Ermittelung der äußeren Thatſachen gilt auch ihm die ſtrengſte Objektivität als notwendige Forderung, ſie hat es ihm noch zuletzt ermöglicht, der unglücklichen Kaiſerin Eugenie voll gerecht zu werden. Niemals iſt ſie es, wie Sybel nachweiſt, geweſen, die zum Kriege getrieben, nur in der Sorge um den Sohn hat ſie ſich ihm ſchließlich nicht mehr widerſetzt, und niemals hat ſie die berüchtigten Worte geſprochen: C'est ma guerre, c'est ma petite guerre. Für die philoſophiſche Betrachtung, die Gewinnung des ſittlichen Werturteils und die künſtleriſche Darſtellung, die auf dem feſt fundamentierten Kellergewölbe der Thatſachen den eigentlichen Aufbau erſt unternimmt, kann aber nach Sybel der Hiſtoriker die Subjektivität ſo wenig entbehren, wie er ſich ihrer entäußern ſoll. „Der Hiſtoriker,“ lehrt Sybel, „bedarf im Anblick der menſchlichen Leidenſchaften, um ſie in ihren Tiefen zu verſtehen und in ihrer Energie wiederzugeben, einer entſprechenden Mitleidenſchaft; es beſteht kein Widerſpruch zwiſchen unparteiiſcher Erklärung der Dinge nach ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange und den Gefühlen der Bewunderung oder des Abſcheues nach ihrer individuellen Erſcheinung.“ Gewiß, ſo iſt es. „Es iſt ein Geſetz unſerer Natur und folglich auch ein Geſetz der Geſchichte, daß der Menſch das menſchliche Thun und Leiden mit anderen Gefühlen betrachtet als der Naturforſcher ſeine Metallſtufen und Infuſorien.“ Und wenn auch Sybel in ſeiner abgeklärten, zuletzt etwas glatten Weiſe in ſeinem letzten Werke ganz wie Ranke es beinahe vermeidet, poſitive ſittliche Urteile zu geben, ſo läßt die Darſtellung doch keinen Zweifel, wie Sybels ſittliches Urteil lautet. Niemals aber hat er ſich hinreißen laſſen zu ſo anmaßlichen Strafgerichten, wie ſie Schloſſer und ſeine Anhänger als das Amt der hiſtoriſchen Muſe anſahen. Im Gegenteil, wie er als junger Dozent ſcharf und ſchneidig dagegen aufgetreten, ſo hat er auch zuletzt noch das ſchlichte Begreifen der Thatſachen und Perſonen als die ebenſo ſchwere wie unbedingt erforderliche Vorausſetzung angeſehen. Er nähert ſich damit wieder der Auffaſſung Rankes und ſteht auf demſelben Boden wie J. G. Droyſen, dem „forſchend verſtehen“ zu lernen die Aufgabe ſeiner Wiſſenſchaft war. Und noch ein anderes iſt zu erwähnen. Ebenfalls ſchon als junger Doktor hat Sybel in ſcharfem Gegenſatz zu Ranke den Satz aufgeſtellt: „Nicht von den Einrichtungen, ſondern von den Perſönlichkeiten hängen die Geſchicke der Völker ab.“ Man wird das Recht und die Bedeutung der Perſönlichkeit voll anerkennen und doch mit Ranke den Einfluß der allgemeinen Ideen, den Zug der Dinge und die einander berührenden Elemente des äußeren und inneren Lebens in ihrer Geſamtheit auf die Geſchicke nicht beſtreiten wollen. Denn niemals hätte beiſpielsweiſe Bismarck das Deutſche Reich errichtet, wenn ſich die Idee von der Notwendigkeit eines ſolchen nicht ſo allgemein und ſiegesgewiß bereits durchgekämpft gehabt hätte. Indeſſen würdiger und eindringlicher wird auch die Nachwelt das Wirken des Fürſten Bismarck nicht darſtellen können, als Sybel gethan. Doch indem wir dies hervorheben, dürfen wir auch nicht unterlaſſen, eine Einſchränkung hinzuzufügen. Wir möchten nicht, daß uns jemand in der Bewunderung der Vorzüge von Sybels Werk überträfe, am wenigſten möchten wir, daß uns jemand in Bewunderung und Liebe zum Fürſten Bismarck voranſtände. Aber geſagt muß es doch werden: mit Unrecht tritt der König Wilhelm in Sybels Darſtellung gegen Bismarck zurück. Das wird in Sybels Material begründet geweſen ſein. Doch aus Bismarcks eigenem Munde wiſſen wir, wie der König und ſpäter der Kaiſer auch dem großen Diener gegenüber, der wahrlich größer war, als je ein Herrſcher einen Diener gehabt, ſtets und allemal der Herr blieb, der ſich die letzte Entſcheidung nicht aus der Hand nehmen ließ. Je mehr aber die Erzählung Sybels fortſchreitet, je weniger erfahren wir von König Wilhelm, von dem Sybel doch da, wo er über die Anfänge ſeiner Regierung berichtet, ein ſchönes und tief rührendes Bild entworfen hat.

Und das verſtand Sybel. Er war ein Meiſter der Sprache, ein fein empfindender Künſtler. Scherzhaft geradezu mutet es uns an, daß einſt die Bonner Fakultät an der Habilitationsſchrift Sybels nichts auszuſetzen wußte, als den ſchlechten Stil. Humorvoll erzählte Sybel ſelbſt, wie Friedrich von Schlegel ihm bei dem Kolloquium mit einem langen Zettel entgegengetreten ſei, auf dem alle Fremdwörter verzeichnet waren, die Sybel gebraucht, und auf dem für jedes Fremdwort ein deutſches eingeſetzt war. Ganz anders berichtet er ſelbſt, wie er als junger Student aus nächſter Nähe die Arbeit und den Genuß des künſtleriſchen Schaffens geſchaut, nicht ſelten in die innerſte Werkſtatt des dichteriſchen Geiſtes geblickt und aus vollem Herzen an dem Jubel über jeden neuen Erfolg teilgenommen habe. Hier habe er erfahren, welch ein Segen es iſt, in jugendlich empfänglicher Zeit zu richtiger Ausbildung des Schönheitsſinnes angeregt zu werden, und die damals empfangenen Eindrücke haben ihn, ſo geſteht er weiter, unauslöſchlich durch das Leben geleitet. Ganz dem entſprechend weiß er noch 1884, wie der Hiſtoriker der anſchauenden, allerdings geregelten Phantaſie bedarf, um ſeinem Amte voll gerecht zu werden. „Niemals," ſo ruft er aus, „hat ein großer Hiſtoriker gelebt, der bloß ein kritiſcher Gelehrter und nicht auch ein produktiver Künſtler geweſen wäre." Und, das ganze Weſen des Hiſtorikers noch einmal umſchreibend und gleichſam ſich ſelbſt charakteriſierend, fährt er fort: „Nur in der Vereinigung methodiſcher Forſchung, philoſophiſcher Auffaſſung und künſtleriſcher Reproduktion erwächſt die echte Geſchichtſchreibung."

Wir dürfen nicht ſchließen, ohne noch einen Zug zu erwähnen, den gerade die Hiſtoriker als ein Vermächtnis Sybels bewahren ſollen. Durch alle ſeine Schriften geht ein mehr oder weniger polemiſcher Zug, von früh an hat er auch dem verehrten Meiſter gegenüber ſeine Selbſtändigkeit gewahrt. Das hat er auch ſeine Schüler gelehrt. Faſt alle ſeine Schriften haben Angriffe erfahren, auch ihm gegenüber haben ſeine Schüler ihre Selbſtändigkeit gezeigt. Darin eben ſah er als Lehrer ſeine höchſte Aufgabe. Denn das Bewußtſein geiſtiger, mit eigener Kraft errungener Selbſtändigkeit war ihm das unſchätzbare Gut, das ein jeder von der Univerſität mit heimbringen müſſe, und dies unſchätzbare Gut, das geiſtige Freiſein von jeder Autorität des Lehrers, iſt die Bedingung jedes wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes, die Bedingung vor allem für die Erforſchung der Wahrheit über die Geſchicke der Menſchheit.

Die Bismarckhoſe.

Von Ernſt Gruchow. (Schluß.)

Es klopfte. Mir war es vorhin ſchon einmal ſo vorgekommen, als klopfe es, aber die lebhaften Stimmen innen ließen mich nicht klar darüber werden. Jetzt hörte ich es deutlich, rief „herein" und öffnete zugleich. Mit gerötetem Geſicht trat der Vorwerks-Willem ein. Die Mütze hielt er in der einen Hand. „Morgen," ſagte er und ſtreckte mit der anderen meinem Vater ein Telegramm entgegen.

Um aber den Vorwerks-Willem und ſein Erſcheinen zu erklären, muß ich, ehe ich meinen Vater das Telegramm öffnen laſſe, ſehr weit zurück greifen, eine Notwendigkeit, die, wie ich dringend zu hoffen wage, meinen verehrten Leſern ſehr unangenehm iſt, da ſie mit Spannung der Entwickelung der augenblicklichen Sachlage entgegenſehen. Aber es hilft nichts:

Bereits der Großvater des Willem hatte für meinen Großvater als Hofmeiſter das Vorwerk Eichhoff, das, abgeſprengt vom Hauptgut, etwa eine halbe Stunde entfernt liegt, bewirtſchaftet. Der Vater thut dasſelbe für meinen Vater, und in Willem, dem jüngſten Sohn, hoffe ich mir meinen künftigen Hofmeiſter heranzubilden. Der älteſte Sohn hatte einen „rein zu klugen Kopp" gehabt, und da ſollte er nun ganz etwas Beſonderes werden. Die Leute, die von ihrem Deputat immer etwas zum Verkauf übrig behielten, waren, beſonders in den Jahren mit den höheren Getreidepreiſen, recht gut geſtellt geweſen, — da konnte auf Alberts Erziehung ſchon etwas verwandt werden. So wurde er denn Bahnbeamter, führte ſich vortrefflich, und als die neue Bimmelbahn über Eichhoff gelegt und dort ein kleiner Bahnhof eingerichtet wurde, war es meinem Vater durch ſeine Beziehungen möglich, Albert die Stationsvorſteherſtelle zu verſchaffen.

Draußen in der Abgeſchiedenheit des Vorwerks hatte ſich ein ſehr erfreuliches patriarchaliſches Familienleben entwickelt. Die eine Tochter Vater Fleiſchfreſſers war an den Schäfer, die zweite an den Ziegler, die dritte an einen Tagelöhner verheiratet. Über dem Ganzen ſchwebte als Phönix der Stationsvorſteher! Sie waren ganz unter ſich, und wenn die eine Hälfte ins Dorf zur Kirche kam — die andere bleibt auf dem Lande immer zu Haus — dann war's eine Luſt zu ſehen, wie je eine ganze Bank von den Männlein und Weiblein dieſer geſegneten Familie ausgefüllt wurde. Patriarchaliſch war auch die Art, das Vorwerk zu bewirtſchaften, den Vorteil der Herrſchaft mit Fleiß und Eifer wahrzunehmen, ohne den eigenen zu vergeſſen, und emſig dafür zu ſorgen, das jedem das wurde, was ihm das Seine ſchien. Und ebenſo patriarchaliſch wurden die Stationsvorſtehergeſchäfte beſorgt. Wenn wir den Zug benutzen wollten, ließen wir's „mit rauf" ſagen und wußten dann ſchon: Albert ſorgte dafür, daß bei etwaiger Verſpätung das Dampfroß, das auf unſerer Bahn überhaupt etwas Phlegmatiſch-Gutmütiges hat, uns nicht vor der Naſe fortjagte.

Für die eingehenden Poſtſachen intereſſierte ſich die ganze Familie Fleiſchfreſſer auf das lebhafteſte. Die Handſchriften der häufigſten Korreſpondenten kannten ſie ganz genau.

„De Herr Leutnant hatt ja all' werre ſchrewen," konnte man Mutter Fleiſchfreſſer äußern hören. „Jk frog oll Paul donach; hei ſeggt, hei hett ſich dat ſo rute hürt, de Leutnant wult jirn noch mehr Jild ſchickt hewwen."

Das Verfahren hatte aber auch ſeine entſchiedenen Vorteile. So, wenn man den Saathafer, den ein Nachbar ſich als „ſehr eilig" per Poſtkarte beſtellt hatte, vom alten Fleiſchfreſſer bereits eingeſackt und gewogen zum Abſenden bereit auf dem Bahnhof vorfand. Oder wenn man, von einer Ausfahrt heimkehrend, dem Kutſcher mit der Galaequipage begegnete, der auf die verwunderte Frage erwiderte: „Jch ſoll Herrn's Bruder, den Rejierungsrat, abholen. Albert hat runner ſagen laſſen, wenn die Herrſchaft nicht da wär', ſollt' ich man allein anſpannen. Der Herr hat teljraphiert: ‚Jch komm' all mit dieſem Zug'."

Den Depeſchenträger ſpielte meiſt Willem, und nachdem ich dieſen alſo mit einer hoffentlich nicht allzu ermüdenden Gründlichkeit vorgeſtellt habe, laſſe ich meinen Vater das überbrachte Telegramm öffnen.

Er blickte darauf hin, faßte ſich an die Stirn, ſchüttelte den Kopf. Mutter nahm ihm raſch das Blatt aus der Hand und las laut: „Abreiſe muß verſchoben werden. Näheres morgen mündlich. Max."

Nun begann auch Mutter den Kopf zu ſchütteln.

„Abreiſe muß verſchoben werden? Wo will er denn eigentlich hinreiſen? Der Junge iſt wirklich ganz toll! Er hat ja noch vier Tage Urlaub.“

„Ach, mir iſt's ganz egal, wann er abreiſt, man ſieht ihn ja doch nie, er ſcheint hier ganz von Sinnen gekommen zu ſein. Ich verſtehe kein Wort von ſeiner verrückten Depeſche,“ räſonnierte der erregte Vater. „Übrigens, hat noch kein Menſch beſtellt, daß Ferdinand ausſpannen ſoll? Und dann will ich gleich telegraphieren. Was einem dieſe Reiſe nicht alles koſtet: eine Flaſche Sekt, eine neue Hoſe, ein halb Dutzend Telegramme, — und dabei bleibt man doch zu Haus! Hör' mal, Wilhelm — Na nu?“

Erſt jetzt bemerkten wir alle, daß er noch immer mit ausgeſtreckter Hand da ſtand, eine zweite Depeſche haltend.

Diesmal war Mutter ſchneller wie ihr Gatte. Raſch hatte ſie das Telegramm ergriffen und ſtarrte nun mit entſetzten Augen darauf hin.

„Aber Mutchen! Wie iſt es möglich! Daran hätte ich in aller Welt nicht gedacht! Ernſt, ſag' mal — hättet Ihr das für möglich gehalten? So'n alter Mann und ſolch junges Güſſel! Das hätte ich weder ihm, noch ihr zugetraut!“

„Was denn? Was denn?“ riefen wir atemlos.

„Ich bin wie aus allen Wolken gefallen!“ fuhr Mutter aufgeregt fort. „Ich glaubte Mutteraugen ſähen ſcharf, aber da habe ich mir ſchön ein A für ein Z machen laſſen! Na, Kinder, Mutchen, Ihr wißt ja auch —“

„Nein, gar nichts wiſſen wir! rief mein nun wirklich erboſter Vater mit erhobener Stimme. „So ſag's doch wenigſtens, oder gieb mir meine Depeſche her!“ Mutter hielt ſie ſchon ganz zerknüllt in der geſchloſſenen Hand. Vater machte Miene, ſie ihr gewaltſam zu entreißen, aber ſeine Gattin, plötzlich die Beſonnene ſpielend, wehrte ab.

„Ruhig, immer ruhig, Mutchen. Non, non, pas maintenant, à cause du domestique et du jeune Guillaume. Das heißt, — na ja, Paul, und du Wilhelm, Ihr werdet keinen Gebrauch davon machen, übrigens erfährt's ja auch alle Welt, — denk' Dir nur, Mutchen: der alte Mühlmann, ce vieux fou, hat ſich avec Mademoiselle de Bertram, dieſem reizenden Mädchen là-bas à Coldeshagen, verlobt! Er iſt achtundvierzig und ſie achtzehn!“

Mutter ließ ſich tief aufſeufzend auf einen Stuhl nieder. Vater, welcher der Depeſche nun doch glücklich habhaft geworden, glättete ſie mit dumpfem Murren. Der alte Paul wiſchte ſich die Stirn. Es wurde ihm heut ganz wirblig in ſeinem alten Hirn. „Ach ne, ach ne!“ ſeufzte er, „und ich hab' doch gedacht — und die Leute redten doch all ſo — und der Herr Leutnant war doch ümmerzu unterwegens —“

Ich hatte mich ans Fenſter geſtellt. Ich mußte im äußerſten Winkel meines Herzens doch wohl noch eine kleine Hoffnung gehegt haben, — die aber war durch dieſe Depeſche ganz vernichtet. Nein, es war alſo alles, wie ich gefürchtet und geahnt: Fräulein von Bertram hatten Maxens Beſuche in Coldeshagen nicht gegolten.

„Heut iſt ein Unglückstag!“ jammerte meine Mutter.

Ach ja, das fand ich ebenfalls.

„Der Kutſcher ſoll ausſpannen. Wann wird denn das mal einer beſtellen?“ kommandierte mein Vater dazwiſchen. „Und dann muß ich telegraphieren. Mühlmann ſcheint drauf zu rechnen, daß ich nun ſtatt ſeiner die Deputation nach Friedrichsruh geleite. Nun ſitze ich doppelt in der Patſche.“

Ich wollte raſch hinausgehen, um den Kutſcher ausſpannen zu laſſen, traf aber ſchon in der Thür auf den alten Hofmeiſter Fleiſchfreſſer.

„Ach, junger Herr!“ ſtammelte er und ſah ſo ſeltſam zu mir auf, ſo freudig erregt und doch ſo verlegen und ſo heiß vom ſchnellen Gang.

„Kommen Sie nur 'rein, lieber Fleiſchfreſſer,“ ſagte mein Vater freundlich und geſammelt, wie man ihn immer ſeinen Untergebenen gegenüber ſieht. Der Hofmeiſter kam wirklich herein; das war ſchon an ſich eine Leiſtung, denn im Drange der Ereigniſſe waren wir alle in dem ſehr kleinen Ankleidezimmer geblieben, und darin hatte eigentlich kein Menſch mehr Platz. Fleiſchfreſſer ſtellte ſich alſo dicht vor uns hin, drehte ſeine Mütze in der Hand und ſagte: „Ach, gnädiger Herr, ich wollt' Ihnen erſt man bloß bitten, gnädiger Herr möchten das doch meinem Albert nicht for übel nehmen. Er verſteht ja ſonſt ſein Fach wie nur einer, und ſo was iſt ihm ja auch noch gar nicht paſſiert, aber die Freude war doch rein zu groß, und daß wir da all zu kamen, das hat das gemacht, daß er das hat falſch geſchrieben.“

Wir ſahen nach dieſer unverſtändlichen Auseinanderſetzung einander fragend an.

„Lieber Fleiſchfreſſer,“ ſagte mein Vater lächelnd, „ich habe noch Geſchäfte zu erledigen, ſagen Sie mir darum nur raſch: was hat denn Ihr Sohn für ein Verſehen gemacht?“

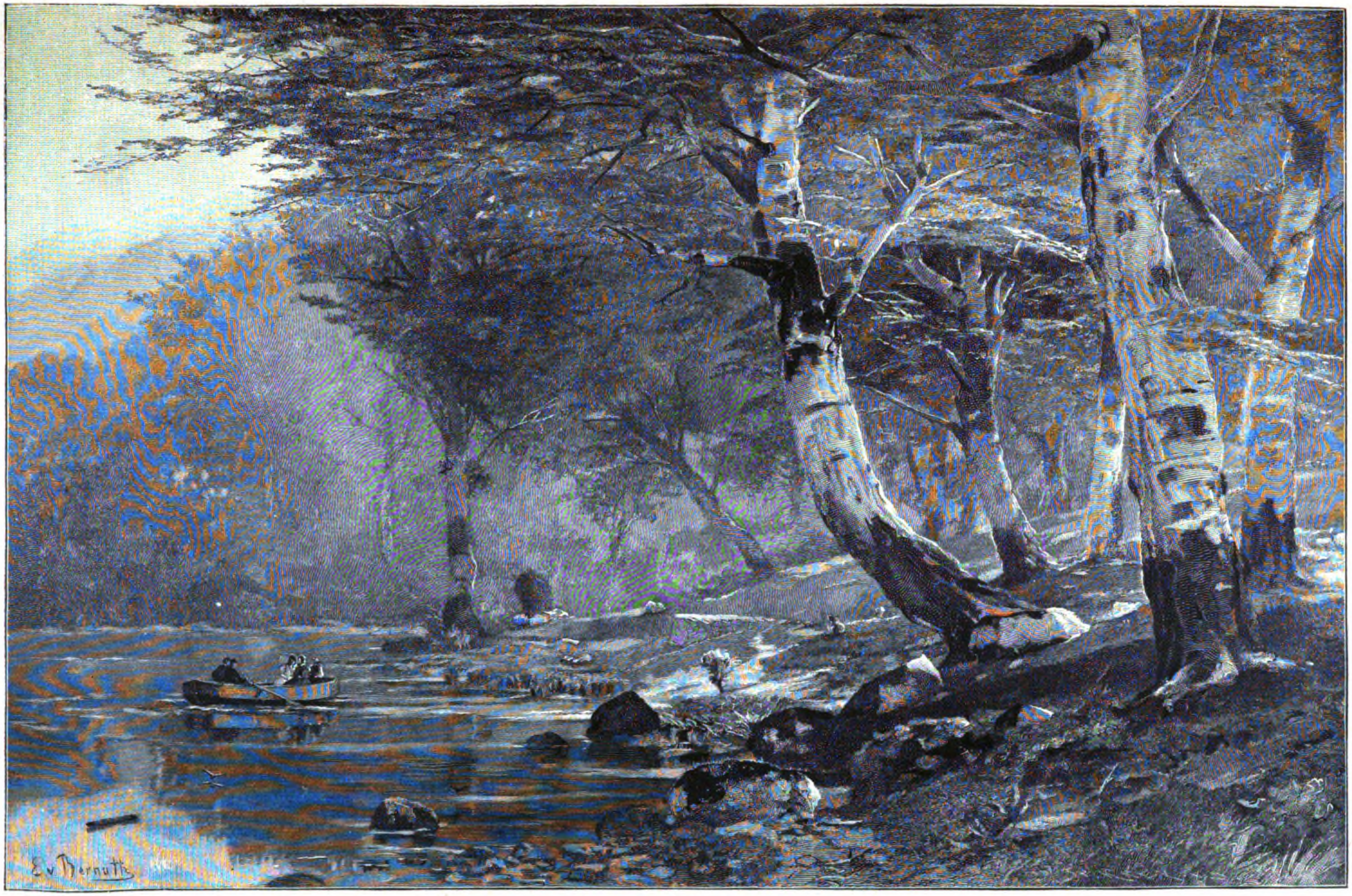
„Die Unnerſchriften, gnädiger Herr, man bloß die Unnerſchriften, — aber ihm argert das zu ſehr. Und wenn wir da man nich alle über zugekommen wären, denn wär' ihm das gar nich paſſiert. Erſt war ich ja auch man allein bei ihm drin. Wir waren bis Frühſtück mit's Säen fertig geworden, na, nu gingen wir alle nach Haus frühſtücken. Und ich geh' bei meinem Sohn rin. Und indem, daß wir beid' bei's Frühſtücken ſind, wird 'ne Depeſch' angemeld't. Ich kenn' des ja nun auch all. Na, er geht da ja nu auf zu und fängt ihr ab, und wie er das ſo lieſt aus der Depeſchenſchrift — na, die kenn' ich ja nu nich, die iſt zu ſchwer, die kennt ja nich 'mal die Herrſchaft — und wie er ſich das aufſchreibt: ‚Vater,‘ ſagt er, und kriegt 'n ganz roten Kopp, ‚Vater, dies is ja 'n Telegraphengeheimnis, aber Du kannſt das immer hören,‘ — und dann lieſt er mich das vor. Na, nu denken Sie ſich aber, gnädiger Herr und gnädige Frau, was das für 'ne Freud' für mich alten Mann iſt! Indem kommt unſere Mutter. Na, ich ruf' ihr nu 'rein. ‚Mutter,‘ ſag' ich, ‚Mutter, na, nu ſollſt Du auch eins was zu hören kriegen‘ — und da lieſt ihr mein Albert das auch vor. Unſre Mutter, die macht nun aber gleich ein Läbend, daß der ganze Hof zuſammenläuft, meine Mädchens und den ihre Männer und die ihre Kinder, und das freut ſich doch allens ſo, und was die Jungens davon ſind, die fangen an zu ſchreien: ‚Unſer Herr Leutnant ſoll leben hoch!‘ und ſo'n Lärm wird das, daß ich denk', die Stuw' ſoll einfallen. Überdem kommt wieder 'ne Depeſch' an, und wie mein Albert ſie gerad' aufſchreibt und will noch den Namen drunter ſetzen, muß zu allem Unglück der Ziegler rin kommen. Na, der freut ſich denn ja auch und ſagt: ‚Dat will ik awer ſülwſt läſen!‘ und nimmt meinem Albert das Papier weg, wo der ebend dran ſchreibt. Na, das hätt' er ſich das nu nich erlauben dürfen; aber mein Albert läßt ihm das und nimmt ſich 'n ander Stück Depeſchenpapier und ſchreibt die erſte Depeſch' auf. Und wie er gerad' wieder bis zum Namen ran iſt, kommt mein Ziegler wieder an. ‚Schlag,‘ ſagt er, ‚wo ſteiht denn dat von uſem Leutnant?‘ und nu will er die andre Depeſch' nehmen. Na, nu wird mein Albert aber falſch, ſchmeißt ihn 'raus, macht die beiden Depeſchen ganz raſch fertig, gibt ſie Willem und ſagt: ‚Na, nu lauf' aber wie verrückt, das hat hier ſchon viel zu lang gedauert.‘ Na, ich geh' nu auch wieder aufs Feld, und mit eins kommt mir mein Albert nach. ‚Vater,‘ ſagt er, ‚Du mußt auch noch hin zum Herrn. Da iſt der Ziegler dran ſchuld: ich hab' mir das überdacht, ich glaub' ganz beſtimmt, ich hab' die Unnerſchriften verweſſelt.‘ “

Die Unterſchriften verwechſelt? Wir waren einen Augenblick ganz verwirrt, dann halten wir die Depeſchen neben einander, und dann bricht zuerſt meine Mutter in hellen Jubel aus.

„Max!“ ruft ſie, „mein geliebter alter Junge! Alſo er hat ſich verlobt! Ach, Mutchen! Ach, Mutchen —!“

„Gott ſei Dank, die anderen reiſen auch nicht!“ ſeufzt mein Vater zuerſt erleichtert auf. „Max — ja, mein Weibchen!“ gibt er dann der Gattin zur Antwort, und von Rührung übermannt ſinkt ſich das Paar in die Arme.

Auch mir war zu Mut wie einem Träumenden. Alſo



Herbſtmorgen. Nach dem Gemälde von E. von Bernuth.

hatten Max' Aufmerkſamkeiten doch Liſettchen nicht gegolten! Das klang mir zuerſt aus den Telegrammen hervor, nun die „verweſſelten Unnerſchriften" wieder an Ort und Stelle gekommen waren. Auf Fräulein von Bertram war alles ausgegangen, die Unruhe, das Haſten, die heimlich angezogene Hoſe, der Pferdebedarf; — wie konnte ich das nun alles verſtehen und billigen! War es nicht erlaubt, einmal im Leben mit einer gewiſſen Rückſichtsloſigkeit vorzugehen, alle Minen ſpringen zu laſſen, außer dem einen Ziel kein anderes zu kennen? War es nicht beſſer, als immer zur Seite zu ſtehen, zu prüfen, zu erwägen, zu deuteln, ſich zu ärgern? Ein famoſer Kerl, dieſer Max, ein Draufgänger, ein ſchneidiger Junge! Auch für meine mir noch unbekannte Schwägerin empfand ich eine unbegrenzte Verehrung. Es war doch reizend von ihr, daß ſie ihn nahm, gerade ſie und keine andere!

Am Nachmittag kamen ſie denn alle im großen Sandſchneider von Coldeshagen angefahren, und es begann ein Gratulieren, Umarmen, Küſſen, Freudenthränenvergießen, Necken, Erzählen, im großen Kreiſe Sitzen und zu zweien Verſchwinden, das ſich jeder vorſtellen kann, der einmal in einem glücklichen Familienkreiſe einer beſonders beglückenden Verlobung beigewohnt hat, und wer das nicht gethan, dem würde ich vergeblich verſuchen, ſie zu beſchreiben. Natürlich verfehlte mein Vater nicht, aber mit nicht allzu finſterer Miene, von ſeinem Sohne Aufklärung über die Schickſale der Bismarckhoſe zu erbitten, und da kam es denn alles heraus.

Unſer liebes Märchen, der ſchon vor einem halben Jahre beim erſten Sehen von ſeiner Erkorenen ins Herz getroffen und unter treueſter Beihilfe von Liſettchen, der er ſich wie einer Schweſter anvertraut hatte, in dem etwas unnahbaren Bertramſchen Familienkreiſe Schritt vor Schritt vorgedrungen war, hatte während des ganzen geſtrigen Tages das Gefühl gehabt: nun muß es endlich zum Klappen kommen!

Er hatte vor dem Wegreiten deshalb ſeine äußere Erſcheinung einer beſonderen Prüfung unterworfen und dabei zu ſeinem Gram konſtatiert, daß das Räubercivil, in dem er ſich bewegte, keineswegs über allen Tadel erhaben war. Da war ihm die Erinnerung an eine Götterhoſe gekommen, die er im gelben Schranke bemerkt hatte. Dieſe Hoſe war in der ganzen Zeit ſeiner Anweſenheit zu Haus nie getragen worden, der Eigentümer, wahrſcheinlich Vater, ſchien alſo wenig Wert auf ſie zu legen, — wie wär's, wenn man ſich mit dem eleganten Kleidungsſtück zum wichtigſten Tage des Lebens ſchmückte? Man hätte ja auch erſt fragen können, aber die Beantwortung einer derartigen Frage hat doch etwas Ungewiſſes, und dann konnte man nachher nicht mehr handeln, wie man wollte. Auch hielt jetzt gerade alles Mittagsruhe, von den Eltern bis auf den alten Paul. Nur Ernſt war weit hinten auf dem Feld. Märchen überlegte denn auch nicht lange, ſuchte ſich die paſſenden Schlüſſel heraus und gelangte ſo zu dem Gegenſtand ſeiner Sehnſucht. Er ſaß vortrefflich, wie denn mein Bruder überhaupt ſeit ſeinem achtzehnten Jahre die von mir vielbeneidete Eigenſchaft hat, daß ihm Vaters Sachen, von den Hüten bis zu den Stiefeln und Cigarren, paſſen, wie ſeine eigenen. Max, der ja noch in dem Alter iſt, in dem eine neue und elegante Hoſe einen Jüngling beflügelt, ſchwang ſich voll Zuverſicht auf ſeinen Klepper und kam hoffnungsfreudig in Coldeshagen an.

Liſettchen, voll feinfühlenden Verſtändniſſes, ſchlug einen Spaziergang um den See vor, eine Gelegenheit zur Ausſprache, wie man ſie ſich nicht ſchöner wünſchen kann. Aber obgleich Liſettchen, Blumen pflückend, bald hier bald dorthin eilte und das plaudernde Paar ſich ſelbſt überließ — Max konnte das erlöſende Wort nicht finden! Es ſtockte ihm auf der Zunge, ſobald er anſetzte, um es auszuſprechen. So wandelte man neben einander her, und die Stimmung fing an bedrückend und ſchwül zu werden. Fräulein von Bertram befreite ſich aus ihrer unbehaglichen Lage, indem ſie, um ſich mit der Freundin wieder zu vereinen, raſchen Schrittes über ein kleines Brückchen eilte, das, aus einem ſchmalen Brett beſtehend, über einen Graben führte. Das Brett ſchwankte, kippte, Fräulein von Bertram verlor das Gleichgewicht und kam — freilich noch ſtehend — unten in dem ſchlammerfüllten Graben an. Ein dumpfer Schrei von Max, er rief ihren Namen, ihren Vornamen, und dann ſprang er ihr nach mit gänzlicher Nichtachtung, wenn auch nicht ſeines Lebens, ſo doch ſeiner oder vielmehr ſeines Vaters Hoſe und des Umſtandes, daß das Ausſtrecken der Hand vom Ufer her völlig ausgereicht hätte zur Rettung der Geliebten. In ſeinen Armen trug er ſie hinaus, und was das ruhige Nebeneinanderwandeln nicht vermocht hätte, der Fall in den Graben erzielte es: er ſtammelte ihren Namen noch einmal, und das Geſtändnis ſeiner Liebe folgte gleich hinterdrein. Das ſchleunigſt herbeieilende Liſettchen fand ein zwar ſchwarz gefärbtes, aber ſchon ganz einiges Paar vor. Sie konnte durch raſches Umkoſtümieren den ganzen Zauber ihrer Lieblichkeit ſofort wieder herſtellen, er aber ſoll in den weiten Hoſen des dicken Coldeshägner einen wahrhaft ſchauervollen Anblick dargeboten haben, was ſeine Erkorene aber nicht hinderte, ein Telegramm abzuſenden, in welchem ſie die Zuſtimmung ihrer Eltern erbat.

Max, von den verſchiedenſten Empfindungen durchwogt, wäre zwar gern möglichſt ſchnell nach Hauſe geeilt, um ſich durch ein eigenes Beinkleid der Höhe der Situation mehr anzupaſſen, andererſeits aber feſſelten ihn die Nähe der Geliebten und das Harren auf das Antworttelegramm. Erſt als es zehn Uhr geworden, wurde das längere Warten überflüſſig, denn auf telegraphiſchen Nachtdienſt iſt man glücklicherweiſe auf unſerer Bimmelbahn nicht eingerichtet. So kehrte denn Max nach Haus zurück, um nach einigen Stunden unruhigen Schlummers ſchon beim Morgengrauen — denn länger hielt es ihn nicht — ſich wieder nach Coldeshagen aufzumachen, uns die entſtellte Hoſe als dunkles Fragezeichen zurücklaſſend. Bald nach ihm traf auch ſchon die erſehnte Depeſche ein mit der zuſagenden Antwort der Eltern, und dann ging die andere Depeſche an unſeren Vater ab, die ſo viel Verwirrung hervorrufen und ſchließlich alle Wellen glätten ſollte.

Dies alles erzählte mir Liſettchen, denn auch ſie und ich gehörten zu denjenigen, die ſich an jenem Nachmittag zu zweien abſonderten, um in Maxens neuen Anlagen zu luſtwandeln. Was noch weiter zwiſchen uns verhandelt wurde, gehört nicht in den Rahmen dieſer Geſchichte, abgeſehen davon, daß es ein tiefes Geheimnis iſt, dem es allerdings ſo geht wie dem Inhalt der Vorwerksdepeſchen: die ganze Welt kennt es ſchon.

Um aber noch einmal, und zwar zum letztenmal, auf unſere Titelheldin zurückzukommen, ſo muß ich erwähnen, daß ſie, als alles im Hauſe wenigſtens äußerlich wieder zur gewöhnlichen Ruhe zurückgekehrt war, einer eingehenden Prüfung unterworfen, und daß dabei feſtgeſtellt wurde, daß ſie durch Maxens Heldenthat für ihre zukünftige Laufbahn unmöglich geworden ſei.

Es blieb alſo nichts übrig: Vater mußte, wie meine Mutter es in gewohnter Genialität ausdrückte „in die ſaure Taſche greifen" und eine zweite Hoſe anſchaffen, welche glücklicherweiſe ihrer Vorgängerin ähnlich ſieht, wie ein wohlgeratener Zwilling dem anderen.

Wann ſie die Ehre haben wird, vor dem Fürſten erſcheinen zu dürfen, bleibt allerdings dahingeſtellt. Nachdem, wie uns Mühlmann mitteilte, ein Brief von Dr. Chryſander die Deputation noch in letzter Stunde abgewinkt hatte, da der Fürſt ihrer zu viele zu begrüßen habe und ſich außerdem nicht ganz wohl befinde, hat er nichts wieder von ſich hören laſſen. Die Weſtfalen hat der unermüdliche Reichskanzler ſeitdem empfangen, die ſchleſiſchen Damen, den Bund der Landwirte u. ſ. w., aber wann und ob unſer Verein dran kommen wird, ſcheint noch ganz ungewiß.

So nennen wir Schneider Jandreys zweites Meiſterwerk im Gedenken an zwei für ein Brüderpaar unausſprechlich wichtige Tage vorläufig: die Hochzeitshoſen.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Das war in der guten alten Zeit, in der ein Vetter, der eigentlich nur zu einem kleinen Beſuch bei der reizenden Baſe vorſprechen wollte, letzterer in der Weiſe „ins Garn ging“, wie es E. Brack auf ſeinem hübſchen Bilde darſtellt. Wo ſieht man heute noch einen jungen Mann galant einer Dame das Garn halten? In meiner Jugend war das eine vielgeübte Beſchäftigung und nebenbei — da das Garn ſich leicht „verhedderte“ — eine Geduldsprobe nicht nur jungen Baſen, ſondern erſt recht älteren Tanten gegenüber. Unſere jungen Herren ſind, fürchte ich, jedenfalls viel zu nervös dazu, ein halbes Stündchen mit ausgeſtreckten Händen einer Dame das Garn zu halten — und wenn ſie noch ſo reizend iſt.

Unter unſeren deutſchen Landſchaftsmalern erringt ſich E. von Bernuth eine von Jahr zu Jahr angeſehenere Stellung. Seine Bilder zeichnen ſich bei einer großen Schlichtheit und Ungeſuchtheit der Motive durch herzerfreuende Friſche aus; man glaubt ſeine Seen wirklich glitzern, man glaubt in ſeine dunklen Buchenwälder tief hineinblicken zu können. Das ſind Vorzüge, die auch aus unſerem Bilde „Herbſtmorgen“ deutlich zu dem Beſchauer ſprechen. Vielleicht dürfen wir aber auch bitten, den ausgezeichneten Holzſchnitt einmal etwas eingehender zu würdigen; es empfiehlt ſich dazu, ihn nicht aus unmittelbarſter Nähe, ſondern aus einiger Entfernung und längere Zeit zu betrachten. Erſt dann ſieht man, wie die einzelnen Stämme ſich von dem Hintergrund plaſtiſch ablöſen, wie fein und ſtimmungsvoll der letztere ſelbſt mit dem Stichel herausgearbeitet iſt.

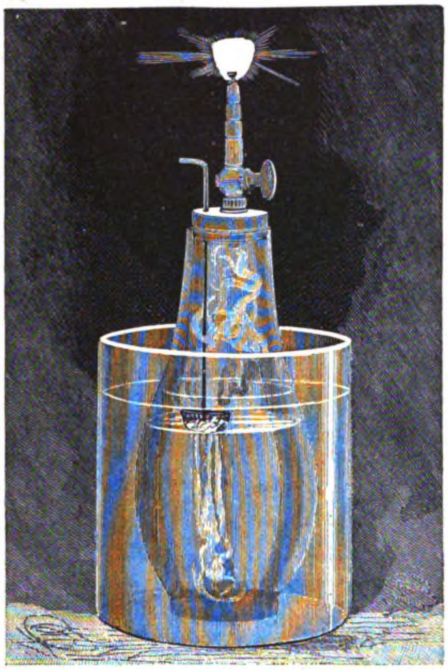
Naturkunde.

Das Wort „Bugonia“ wird einem großen Teil unſerer Leſer fremd ſein. Man glaubte im Altertum und auch im Mittelalter, daß die Honigbienen aus den Leibern toter Stiere entſtünden; Virgil und Plinius berichten darüber. Dieſe Entſtehungsart bezeichnete man als Bugonia. Wie konnte dieſe Annahme entſtehen? Im „Smithſonian Report“ für 1893 behandelt C. R. Oſten-Sacken dieſe Frage und gibt eine ſehr einfache Erklärung. Die weitverbreitete ſogenannte Drohnenfliege lagert ihre Eier mit Vorliebe in Thierkadavern ab, in denen ſich auch die Larven entwickeln, bis ſie als fertige Inſekten fortfliegen. Da dieſe Drohnenfliege einer wirklichen Drohne nun ſehr ähnlich ſieht — ſie beſitzt freilich nur zwei, jene vier Fügel — ſo kamen die Alten bei ihrer oft ungenauen Beobachtungsweiſe darauf, ſie mit Bienen zu verwechſeln; das führte bald zu dem Glauben, daß dieſe aus faulenden Stoffen entſtünden.

Über den afrikaniſchen Elfenbeinhandel veröffentlicht Dr. H. Düring im „Prometheus“ einen längeren Aufſatz, der u. a. intereſſante Zahlen über den Umfang desſelben beibringt. Die Geſamtausfuhr an Elfenbein wurde für 1893/94 auf 800 000 kg angenommen. Es gehen davon über Sanſibar 200 000, Mozambique 100 000, Gabun, Kamerun und Lagos 75 000, das Nigergebiet 75 000, Ambris, Loanda, Benguella, Moſamedes 100 000, Kapland 50 000, das Handelsgebiet Ägyptens 150 000, die Küſten des Roten Meeres 50 000 kg. Jene 800 000 kg, von denen der größte Teil nach England, Indien und Nordamerika ausgeführt wird, repräſentieren einen Wert von rund 16 000 000 Mark. Nimmt man als Durchſchnittsgewicht für den Zahn 10 kg an, ſo ergibt ſich die Thatſache, daß in Afrika jährlich 40 000 Elefanten getötet werden müſſen, unter denen ſich leider auch viele ganz junge Tiere befinden. Der afrikaniſche Elefant iſt auch nach dem Urteil des Verfaſſers unrettbar dem Ausſterben verfallen — ſchon unſere Enkel werden, meint er, ihn wahrſcheinlich nur noch in den Muſeen als ausgeſtorbenes Säugetier ſehen können.

Tierkunde.

Über die Erſcheinung des Farbenwechſels beim Chamäleon ſind noch vielfach irrige Annahmen verbreitet. Recht häufig begegnet man der Meinung, daß ſich das Tier ſtets der Farbe ſeiner Umgebung anpaſſe. Indeſſen hat bereits der große Phyſiologe Brücke nachgewieſen, daß die Farbe der Chamäleons von der Umgebung unabhängig iſt, der Farbenwechſel vielmehr durch andere Einflüſſe verurſacht wird. Unter dieſen hatte er als einen der wichtigſten die Einwirkung des Lichtes erkannt. Dieſe Angabe iſt nach dem ſoeben in „Pflügers Archiv“ veröffentlichten Unterſuchungen von Robert Keller durchaus richtig. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen hat das Licht immer eine dunkelnde Wirkung auf die Haut des Chamäleons. Man erkennt das deutlich ſchon durch den Vergleich der belichteten mit der beſchatteten Seite. Dabei treten noch geringe Helligkeitsunterſchiede in der Wirkung hervor; an einem trüben Tage iſt die Fenſterſeite des Körpers deutlich dunkler als die Stubenſeite. Je greller das Sonnenlicht, meint Keller, um ſo ſchwärzer erſcheinen die unbeſchienenen Stellen, namentlich die im Schatten befindlichen Äſte des Laubwerkes, und zu dieſen paßt dann das Ausſehen der geſchwärzten Tiere außerordentlich gut. Neben den phyſikaliſchen Faktoren, dem Licht und der Wärme, ſind aber nach den Angaben zahlreicher Beobachter auch ſeeliſche Vorgänge von Bedeutung für den Farbenwechſel des Chamäleons. Werden die Chamäleons von ihren gewöhnlichen Aufenthaltsorten, dem Geäſt der Bäume, entfernt und gezwungen, ſich auf dem Erdboden fortzubewegen, ſo tritt regelmäßig eine deutliche Veränderung ein. In wenigen Minuten hellt ſich die Färbung auf, und es entwickelt ſich allmählich eine Fleckenzeichnung derart, daß auf weißem Grunde ſchwarze, größere oder kleinere Flecken ſtehen. Auch dieſer Vorgang ſcheint für den Schutz des Tieres bedeutſam zu ſein, denn auf einem kieſigen Boden iſt das ſo gezeichnete Tier oft aus einiger Entfernung kaum zu bemerken. Die auslöſenden Urſachen dieſer Farbenänderung findet Keller in Taſterregungen, die von der dem Tiere aufgezwungenen Fortbewegung ausgehen. Die zum Umklammern von Aeſten eingerichteten Greiffüße empfangen erklärlicherweiſe auf flachem Grunde ganz andere Taſteindrücke als ſonſt. Damit tritt die Erſcheinung in Parallele zu der, die beim Laubfroſch durch Verſuche feſtgeſtellt wurde. Danach hängt das Ergrünen und Dunkeln des Laubfroſches von Berührungsempfindungen der an den Zehen befindlichen Haftſcheiben ab; dieſe Empfindungen ſind andere, je nachdem ſich die Haftſcheiben auf friſchen Blättern befeſtigen oder an unebenen Gegenſtänden Halt finden müſſen.



Experiment mit Acetylenlicht.

Technik.

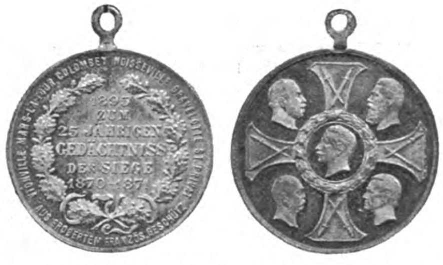
Falls einer unſerer etwas mit der Chemie vertrauten Leſer ein kleines Experiment mit dem neuen Acetylenlicht machen will, das z. B. ſo viel von ſich reden macht, kann er ſich an der Hand unſerer Abbildung einen höchſt einfachen Leuchtapparat konſtruieren. Man verſchließe die obere Öffnung eines möglichſt weiten Lampencylinders mit einem dichten Kork, den man noch beſſer vorher paraffiniert. Durch dieſen Kork bohrt man ein kurzes Meſſingrohr mit Hahn und kittet an deſſen oberem Ende einen Fiſchſchwanzbrenner an, wie er für Ölgasflammen üblich und faſt überall für wenige Pfennige käuflich iſt. Außerdem führt man durch den Korken einen ſtarken Draht, an dem unten ein kleines Drahtkörbchen befeſtigt wird. In dieſes Körbchen wird ein nußgroßes Stück Calciumcarbid gelegt. Nun zieht man den Draht hoch, ſo daß der Korb den Korken berührt, öffnet den Hahn und ſtellt den ganzen Cylinder in ein mit Waſſer gefülltes Gefäß. Sobald dann das Waſſer den Cylinder gefüllt hat, wird der Hahn des Brenners zugedreht und der Draht mit dem Körbchen ſo weit hinabgeſchoben, daß er das Waſſer berührt. Sofort entwickelt ſich Acetylen und verdrängt das Waſſer aus dem Cylinder — öffnet man jetzt den Hahn und entzündet das Gas, ſo brennt es mit ſchön leuchtender, ganz weißer Flamme, die im Gegenſatz zu allen ſonſt bekannten Flammen gar keinen dunklen Kern zeigt. Die Gasentwickelung dauert fort, bis ſämtliches Calciumcarbid verbraucht iſt. Das kleine Experiment, welches wir dem „Prometheus“ entnehmen, iſt ungemein intereſſant.

Kleine Zeitung.

Das „Chamber Journal“ veröffentlichte kürzlich einen Aufſatz über die Verbreitung der verſchiedenen Sprachen Europas. Daß die engliſche Sprache am meiſten auf der ganzen Erde geſprochen wird, dürfte nicht überraſchen. Während zu Eliſabeths Zeit, alſo vor etwa 300 Jahren, nur 5 Millionen Menſchen engliſch ſprachen, während das Franzöſiſche, Spaniſche und das Deutſche damals dominierten, wird gegenwärtig die engliſche Sprache von 115 Millionen Menſchen geſprochen. Dann kommt gleich die ruſſiſche Sprache, welche 80 Millionen Menſchen ſprechen. Deutſch ſprechen 70 Millionen, ſpaniſch 55 Millionen, franzöſiſch 45 Millionen, italieniſch 30 Millionen und portugieſiſch 15 Millionen Menſchen. Die Zahl der Individuen, welche engliſch ſprechen, ſteigt jedes Jahr um etwa 2 Millionen, und auf Baſis dieſer Steigerung dürften am Ende dieſes Jahrhunderts 130 Millionen Menſchen engliſch ſprechen. Das Engliſche wird alsdann in der That die Weltſprache ſein.

Es iſt erſtaunlich, welche rieſigen Mengen von Wachs und Honig jährlich allein in

Europa die Bienen erzeugen. Die Bienenſtöcke Europas geben jährlich 15 000 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) Wachs, die einen Wert von 33 Millionen Mark darſtellen, wogegen an Honig 80 000 Tonnen, im Werte von 50 Millionen Mark, erzeugt werden. Die einzelnen Länder beteiligen ſich an dieſer Produktion wie folgt: obenan ſteht Deutſchland mit 1 910 000 Bienenſtöcken und 20 000 Tonnen Honig; dann kommt Spanien mit 1 690 000 Bienenkörben und 19 000 Tonnen Honig; Öſterreich zählt 1 550 000 Körbe und produziert 18 000 Tonnen; Frankreich beſitzt 950 000 Stöcke und produziert 10 000 Tonnen, Holland mit 240 000 Stöcken 2500 Tonnen; Belgien kommt alsdann mit 200 000 Körben und 2000 Tonnen Honig, hierauf erſt Griechenland mit nur 30 000 Stöcken und der geringen Ausbeute von 1400 Tonnen; Rußland hat 110 000 Stände, liefert aber nur 900 Tonnen Honig, Dänemark dieſelbe Menge mit nur 90 000 Stöcken.



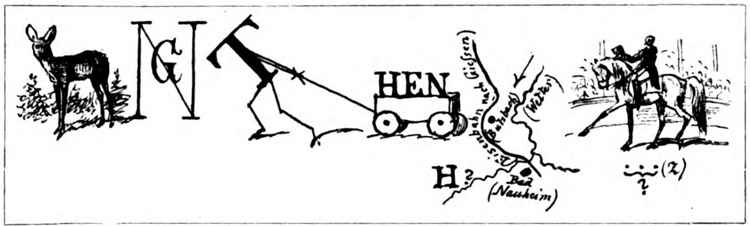
Erinnerungsdenkmünze an die Schlachttage um Metz.

Eine Erinnerungsdenkmünze an die Schlachttage um Metz.

Die von uns abgebildete Denkmünze wird Zehntauſenden unſerer Kriegsveteranen ein teures Andenken ſein. Sie iſt nämlich zur Erinnerung an die Schlachten vom 14., 16. und 18. Auguſt geprägt worden und war beſonders für diejenigen Mitkämpfer beſtimmt, welche in den Erinnerungstagen an jene glorreichen Kämpfe die Schlachtfelder um Metz beſuchten. Das preußiſche Kriegsminiſterium hatte, mit Genehmigung des Kaiſers, in Anbetracht dieſes Zweckes der Metzer Vereinigung zur Schmückung und Erhaltung der Kriegerdenkmäler 300 Kilogramm in Spandau lagernder Geſchützbronze aus eroberten franzöſiſchen Kanonen überwieſen. Die Denkmünze iſt von K. Mayer in Stuttgart geprägt worden.

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Füllrätſel.

E				e				e
		o				o		
	e		e		e		e	
		i				i		
E			e			e		
		i				i		
	e		e		e		e	
		o				o		
A				a				a

Die leeren Felder des obigen Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die neun wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben. — Zu verwenden ſind die folgenden Buchſtaben:

In 1. c b h r e s
„ 2. l t k k c s p
„ 3. u r g f f
„ 4. t g z t l e s
„ 5. f n i b n l
In 6. h d c l b e w
„ 7. n b s w l
„ 8. k m t c s h l
„ 9. x r l d e n

2. Metamorphoſenaufgabe.

M	u	t	t	e	r
*	*	*			
			*	*	*
*			*	*	
*				*	*
U	r	a	h	n	e

Wie gelangt man durch Metamorphoſen von „Mutter“ über vier Zwiſchenſtufen zu „Urahne“?

Jedes neue Wort erhält man aus dem vorhergehenden, indem man drei Buchſtaben verändert und die übrigen beibehält.

3. Rätſel.

Man ſagt ſtets: „Adam und Eva“, ſtellt niemals Eva voran,
Obgleich ſie zur erſten Sünde geführt den zagenden Mann,
Ich aber kenne zwei Weſen, eng mit einander verbunden,
Wo nie der Mann die Ehre der Führerſchaft gefunden.

Wo ſonſt noch, wie es ja denkbar, die Frau das Scepter führt,
Vor der Welt wird doch dem Manne die Ehre, die ihm gebührt.
Scheinbar doch folgt ſie beſcheiden des Hauſes leuchtendem Stern,
Sorgt ängſtlich, daß keiner errate den eigentlichen Herrn.

Hier aber gibt's kein Vertuſchen, ſie iſt der kräftige Mann,
Der ſtahlgepanzerte, harte, ſie allzeit tapfer voran.
Er iſt das Weib, nachgiebig und weich und fromm ergeben,
Treu folgt er ihren Spuren, ob rauh der Weg, ob eben.

Jedoch dem forſchenden Auge verrät ſich des Weibes Natur,
Sie ſchwärmt für kunſtreiche Gewebe, für Sammet und Seid' und Velours,
Und all ihr Sinnen und Sorgen, ihr arbeitvolles Leben,
Den mancherlei Webeſtoffen hat ſie es hingegeben.

Sie ſammelt und er verbindet, genau wie ſie's beſtellt,
Er ſorgt, daß, was ſie gewinnt, auch feſt zuſammenhält.
Das koſtet ihn ſchwere Opfer, er bringt ſie, ſo lang er kann;
Doch, iſt ſein Geld zu Ende, dann iſt er übel daran.

Dann duldet man ihn nicht länger, und ohne Sang und Klang
Treibt man ihn in die Wüſte — — Das iſt der Treue Dank!
Sie erhebt das Zauberauge: — ſchon wieder einer gefangen!
Denn ſolch berauſchenden Künſten iſt keiner noch entgangen.

Das unergründliche Tiefe, das Auge! wen das getroffen,
Der darf auf ein ſorglos Leben, auf Freiheit nicht mehr hoffen.
Man ſagt, vor dem Schlangenblicke erſtarre des Vögleins Leben —
Auch ſie regiert mit dem Auge, es muß doch wohl ſo 'was geben.

H. H. Neuſalz.

4. Arithmogriph.

	6			11	
2	4	9	11	6	1
	7			4	
	2			10	
	4			4	
8	9	11	9	12	3
	5			10	

Die Zahlen ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die eine wagerechte Reihe eine der Hauptrollen in einer Oper von Meyerbeer, die andere in einer Oper von Wagner nennt. Die beiden ſenkrechten Reihen ſollen einen Schriftſteller unſerer Zeit und einen Helden der griechiſchen Sage ergeben.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 48.

Bilderrätſel. Rheumatiſches Leiden.

1. Dameſpielaufgabe.

1. D d2—g5
D h4—d2 † † †
2. c1—e7 † † † und gewinnt.

2. Kugelpyramide.

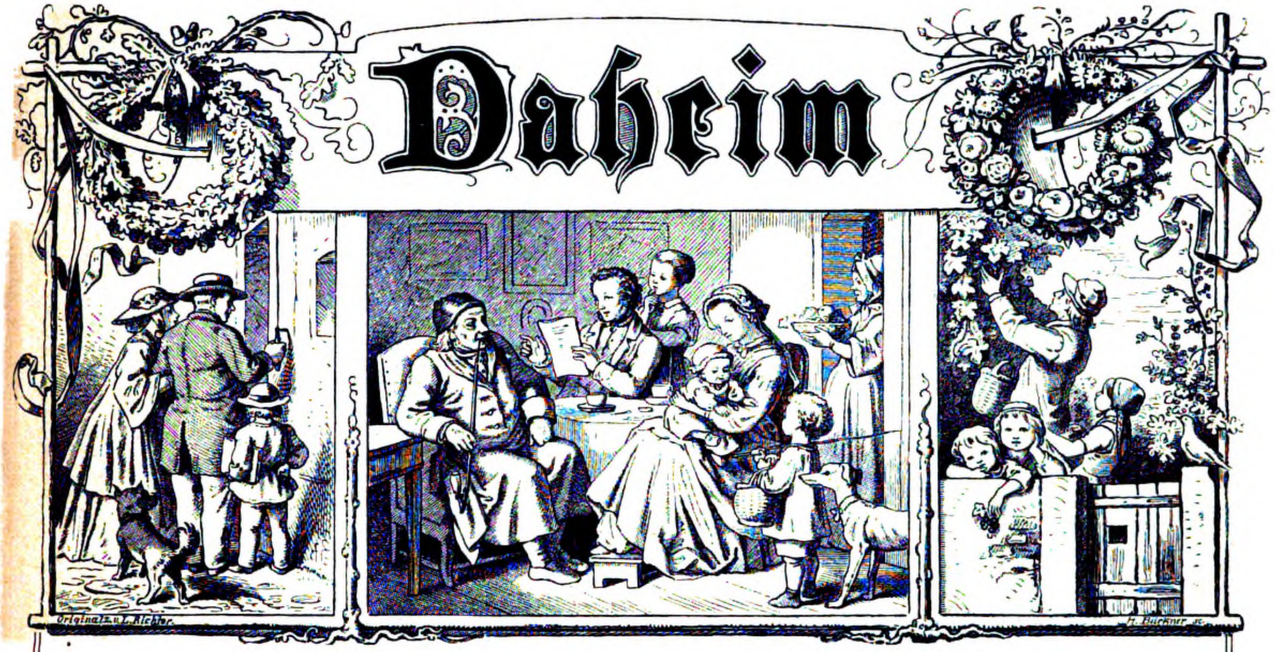
E
Ei
Eli
Ihle
Chile
Sichel
Silcher
Schiller

3. Rätſel. Adel.

Inhalt: Ahn und Enkel Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſ.) — Feuertaufe. Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen von 1870. Mit drei Illuſtrationen. — Heinrich von Sybel †. Von Ernſt Berner-Berlin. Mit Bildnis. — Die Bismarckhoſe. Von Ernſt Gruchow. (Schluß.) — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Ins Garn gegangen. Von E. Brack; Herbſtmorgen. Von E. von Bernuth. — Naturkunde. — Tierkunde. — Technik. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — Eine Erinnerungsdenkmünze an die Schlachttage um Metz. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 14. September 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 50.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

19. Kapitel.

Füſilier von Rönneberg an Rittergutsbeſitzer von Rönneberg.

Du haſt, hochverehrter und geliebter Großvater, einſtmals das Wort geſprochen, deſſen verſöhnender Klang allein im ſtande iſt, den neuen Abſchnitt meines Lebens verheißungsvoll einzuleiten: ‚Die Pforte meines Hauſes ſteht offen,‘ lautete das Wort, ‚ſobald Heinz als einer, dem die Binde von den Augen gefallen, ſich ihr nahen will.‘

Wohlan denn, Großvater! Ich ſtehe vor Deiner Thür als ein Verirrter, der ſich mit Schmerzen zu dem Licht der Erkenntnis hindurcharbeitete, daß meine Jugend ihren Weg über eine große Täuſchung genommen hat. Meine Bitte faßt ſich in die drei Worte zuſammen: ‚Laß Gnade walten!‘ Deine großherzige Natur würde an weiterer Selbſtdemütigung keine Befriedigung finden; nebenbei iſt die Zeit für den Soldaten, deſſen Licht das Wachtfeuer, deſſen Pult die Trommel iſt, auf Minuten bemeſſen.

Glücklicherweiſe war es nicht allzu weit von Chriſtiania, wo mich, der ich den hohen Norden ahnungslos bereiſt hatte, das Gerücht von dem ausgebrochenen Kriege erreichte. Zwiſchen der Beſtätigung und meiner Einſchiffung lagen nur zwei Stunden, und dennoch hatte ich das beklemmende Gefühl, als könne ſich innerhalb dieſer zwei Stunden die Kataſtrophe abgeſpielt haben.

In Berlin galt meine erſte Erkundigung dem zunächſt nach dem Feindesland abmarſchierenden Truppenteil, gleichviel ob Kavallerie oder Infanterie.

Es war ein Bataillon des Infanterieregiments Nr. 57, das zum Erſatz für die bei Mars la Tour Gefallenen von Hannover nach Metz nachgeſandt wurde.

Jedenfalls hatten wir den packenden Eindruck des Feldzuges mit dem erſten Schlage, inſofern wir ſofort auf das Schlachtfeld von Noiſſeville dirigiert wurden — einen Eindruck, den, ſo Gott will, es mir vergönnt iſt, Euch in Worten zu ſchildern — — Ich bin geſund, Gott befohlen. Morgen mehr. Heinz.

Mein Quartier in La Fève iſt ein dicht mit Soldaten belegtes Schloß, in deſſen einem Zimmer mein Bataillonskommandeur ſchwer krank danieder liegt. Der Name dieſes begabten Führers iſt Euch nicht fremd; es knüpft ſich daran die ſonnige Jugenderinnerung an den heiteren Septembertag, an dem einige Offiziere des erſten Jägerbataillons in Warnsdorf in Quartier lagen. Er war nichts weniger als ein geſprächiger Mann, der Hauptmann von Medem; aber man hatte ihm gegenüber das Gefühl, als ſei das, was er ſagte, immer eines beſonderen Aufhorchens wert. — Er war bei jungen Jahren bereits Hauptmann erſter Klaſſe, hatte ein rundes, kluges Geſicht, in ſeinem Ausdruck halb Wohlwollen, halb Schelmerei, ſo daß unſer alter Paſtor, im Banne eines guten Tropfens, nicht umhin konnte, ſeiner Verwunderung über einen derartig jungen Hauptmann Worte zu geben.

„Ew. Hochehrwürden greifen zurück auf den Kameraden von Kapernaum,“ ſagte der Stille, Freundliche verbindlich und trank dem Manne des Wortes Gottes zu.

Jetzt iſt er mein Oberſtleutnant! Leider Gottes ſehe ich an den ernſten Geſichtern der Ärzte, die aus ſeinem Zimmer kommen, daß ihn, einen der wenigen Offiziere des Regiments, die die Kugeln von Mars la Tour verſchont haben, ein anderer tückiſcher Feind erreicht hat. —

Wir haben, Fève den Rücken kehrend, ein Biwak bezogen; tauſend ja, iſt das ein anſtändiger Regen, im nun bereits dreitägigen Erbrechen der Wolken. Habe derartiges vom geſicherten Standpunkt aus noch niemals wahrgenommen, geſchweige denn direkt über mich ergehen laſſen, bin aber trotzdem geſund wie ein Fiſch in der Flut; letzteres nicht nur figürlich geſprochen!

Metz hat kapituliert! Aber welch ein Bild haarſträubenden Elends hat ſich innerhalb der zwei Tage, an denen die Kompanie die Wache auf der Moſelbrücke hatte, vor unſeren Augen abgeſpielt. Ununterbrochen zogen die Gefangenen an uns vorüber. Voran ein paar Sergeanten, die, trotz des wilden Blickes, den der Hunger den tiefliegenden Augen gab, ihre Würde doch einigermaßen wahrten. Dann zügel- und haltlos die Mannſchaften, ſich um einen hingeworfenen Cigarrenſtummel, ein Stück Brot wie verhungerte Hunde balgend. Die Kompanie hat ſtundenlang unterm Gewehr geſtanden. Aber ob auch einer oder der andere der Schelme 'mal in die Weinberge entwiſcht, man läßt ihn eben laufen.

Beaune la Rolande — erſter ernſter Zuſammenſtoß mit der Armee an der Loire — à la guerre comme à la guerre — nur kurze Nachricht möglich. Ich lebe, ich bin geſund, ich danke Gott! Heinz.

Marſch auf Orléans in einer Kälte, wie ſie dem geſegneten Oſtpreußen zu dem Ruf eines Bärenlandes wacker verholfen haben würde! Zwar ſtand das Regiment an dem Schlachttage von Orléans in der Reſerve, aber ſelbſtverſtändlich zogen wir in die Stadt mit ein. Infolge des Befehls des Prinzen Friedrich Karl, die Truppen vor ſich defilieren zu laſſen, geſchah ein ſchwacher Verſuch, das ſich entwickelnde Räuberkoſtüm wieder einigermaßen zur Uniform zu geſtalten. Der Prinz hielt vor dem Denkmal der Jungfrau. (Arme Jungfrau, die Du auf Deinem Poſtament verharren und nicht einmal ob der Schmach Deines Volkes die Hand über die Augen zu decken vermochteſt.) — —

Erſter Weihnachtsfeiertag in Blois.

Infolge einer Erklärung des Prinzen Friedrich Karl an das Hauptquartier, daß unter den obwaltenden Umſtänden jedes weitere Vorgehen ausgeſchloſſen ſei, haben wir hier eine Woche Ruhe. Die Inſtandſetzung der Montierung, ſei es wie es ſei, iſt der Pulsſchlag, der durch die Truppe geht; infolgedeſſen der franzöſiſche Handwerker einfach durch Einſchließen zum Handanlegen gezwungen wird. Tuche werden requiriert — ohne Wahl; — hechtgrau iſt die Hoſe mein!

‚Und mein Weihnachtsabend?‘ höre ich Euch fragen.

Nun wohl. Ich ſtand Poſten vor dem Fenſter des Lokals, in dem die Offiziere ſich ihre Feier zurecht gemacht hatten. Ich ſah den Lichterbaum nicht, wohl aber den hellen Schein, den er auf die Straße warf. Kleine Geſchenke ſchienen verteilt zu werden, denn als einer der Herren heraustrat, ſchwenkte er lachend einen Puppenbalg.

Um mich war's kalt und dunkel — im Gemüt jedoch war es licht. Das Leben in freier Luft bekommt mir trotz aller Strapazen ſichtbarlich gut. Grüße mir auch die Willmersdorfer. Heinz.

Es ſollte dies für längere Zeit der letzte Feldpoſtbrief von Heinzens Hand ſein. —

Das Gefecht von St. Amand war bereits im Gange, ehe die in Schützenzügen gegen den Feind vorgehenden Truppenteile ſeines Regiments ſich dieſes Umſtandes recht bewußt geworden waren.

Nach der Zeit verhältnismäßiger Ruhe hatte ein Gefühl der Sicherheit Platz gegriffen, ein Gefühl, das auch noch ſtand hielt, als hinter Hecken und Zäunen eine Aufſtellung genommen wurde. Scharf und ſpähend, jedoch immerhin noch nicht durch ernſte Beſorgniſſe geleitet, ſchweiften die Blicke der Mannſchaft umher, wo das Gelände die Ferne freigab, und nur Heinzens Augen richteten ſich feſt auf ein beſtimmtes Ziel. Was waren denn das für kleine ſchwarze Punkte, auftauchend und wieder verſchwindend? — Nur eine Sekunde dauerte das fragende: „Sind das nicht?“ — die nächſte ſchon brachte die Gewißheit. Neue franzöſiſche Schützen drangen unzweifelhaft in die Flanke vor. Leuchtenden Blickes trat Heinz aus dem Gliede, um dem Hauptmann von der unvermuteten Erſcheinung Meldung zu erſtatten.

Die Meldung war angethan, in ihrer ganzen Tragweite berückſichtigt zu werden, und eben trat Heinz wieder zurück, als ein Stoß, möglicherweiſe auch ein Schlag an das Schienbein ihn mit der Hand an die betreffende Stelle fahren ließ. Daß er dabei ordentlich zu Falle gekommen, wurde ihm erſt bei der Bemühung, ſich wieder aufzurichten, ganz klar. Da ſtand er, ja; aber nur, um im nächſten Augenblick unter der Gewißheit zuſammenzubrechen, daß jegliches Vorgehen zur Unmöglichkeit geworden war.

„Na — a — a?“ fragte faſt drohenden Tones ein alter Unteroffizier, deſſen beſonderer Protektion Heinz ſich zu erfreuen hatte, „klagt da nicht einer als ein angeſchoſſener Haſe? 's geht wohl nicht weiter — wie? Da wird denn wohl 'n ordentlicher Schmiß geſeſſen haben! Was mich hier die Hauptſache ſcheint — iſt der Stiebel 'runter?“

Heinz ſtöhnte in wahnſinnigem Schmerz auf.

„Nicht? — Na, denn wird wohl das Brotmeſſer eben zeigen müſſen, wozu es Meſſer heißt; — ſo — das iſt der Stiebel — das iſt das Pantalon und das iſt der Strumpf. Vermutlich Knochen kaput. Hätte noch ſchlimmer kommen können, junger Freund. Nun 'mal erſt das Taſchentuch her, daß wir die Geſchichte verbinden; Hauptſache, daß die Sache hält. Knoten hier — die verdammten Hallunken ſchießen einem rein noch die Zipfel von's Tuch — und abermals Knoten — ſo! Na wart', Ihr Rackers!“

Dichter und dichter flogen die Kugeln, hier ſtürzte einer, dort zwei auf einen Schlag — und: „Kompanie langſam zurück!“ erklang das Kommando des Hauptmanns.

Heinz richtete ſich mit Zuhilfenahme aller Kraft, die ihm der Gedanke „nur nicht liegen bleiben“ gab, mit Gewalt empor. Sein einer Arm umfaßte den Hals des Unteroffiziers, der andere den eines Soldaten, und ſo humpelte er, ob auch nur auf einem Fuß, der Kompanie nach.

Aber immer weiter geht dieſe zurück, mehr und mehr vergrößert ſich der Abſtand zwiſchen ihr und dem Verwundeten, nah und näher kommt der Feind — —

Dann abermals ein dumpfer Schlag, der dieſes Mal den Oberarm trifft — Heinz ſinkt zu Boden.

„Laßt mich liegen und macht, daß Ihr zur Kompanie kommt,“ ruft er. Ein bedauernder Blick des alten Unteroffiziers, einer auch ſeitens des Soldaten, und — fort ſind ſie!

Zwei Minuten dauert es noch, und dann liegt Heinz inmitten der Feinde. „Vous êtes prisonnier!“ ruft unter angelegtem Gewehr einer der Franzoſen, worauf als einzige Entgegnung Heinz mit dem geſunden Arm die Wunde aufdeckt. Der zunächſt an ihn Herantretende, ein franzöſiſcher Offizier, hat in der einen Hand eine Butterſemmel, in der anderen den Säbel. Abermals ergeht an Heinz die Aufforderung, mit den Franzoſen als Gefangener zurückzugehen, und abermals erfolgt in ſchlagender Beweisführung die Darlegung der Unmöglichkeit.

Nicht nur, daß der Offizier ein höflicher Herr iſt, er legt ſogar eine gewiſſe Eleganz in ſeine bedauernde Geſte, ſammelt ſeine aus einander geſprengten Leute und folgt der Richtung, welche die preußiſche Kompanie genommen, bis zu einem von dieſer beſetzten Eiſenbahndamm.

Der Angriff auf dieſen wird energiſch von den Preußen zurückgeſchlagen. Nun werden die Feinde, über den Verwundeten hingehend, ſich die Zeit zu einem gelegentlichen Bajonettſtich wohl noch nehmen! Aber nein, das ganze Gefecht ſchiebt ſich ſeitlich, eine Rückkehr der Franzoſen iſt nicht zu erwarten, ebenſowenig aber auch die der eigenen Kompanie.

Da lag er nun. Ein Verſuch, das der Armwunde entquellende Blut durch Umwickelung mit dem Mantel zu ſtillen, war wenigſtens einigermaßen von Erfolg. Wenn es nur möglich geweſen wäre, den zerſchoſſenen Körper zu jenem Gehöfte dort zu ſchleppen!

Eine Stunde ging hin — abermals eine — und wieder eine! — Heinz verſuchte es, ſich in liegender Stellung allmählich vorwärts zu ſchieben, aber nur um zu ſpüren, daß bei jeder Bewegung ein neuer Blutſtrom der Armwunde entquoll, während die ſich ſteigernde Anſchwellung des Beines ihm einen dumpfen Wehelaut entriß. Noch aber miſchte ſich in den durch das Einſchneiden des feſt zugezogenen Tuches ſtetig wachſenden Schmerz kein Bangen, noch ſah er ja die, die ihm Hilfe bringen würden, Hilfe bringen mußten. Noch konnte er, ob auch kein Ruf ſie erreichte, die Bewegungen der preußiſchen Kavallerie verfolgen. Gegen den Durſt half ein Schluck aus der Kognakflaſche; der Hunger kam noch nicht auf.

Eine Art von Bewußtloſigkeit mußte Heinz wohl über die nächſte Spanne Zeit hinweggetäuſcht haben, denn als der ſcharfe Wind die Wolken von der bleichen Sonne hob, ſtand dieſe ſchon nahe am Horizont, und die Vorläufer der Nacht begannen ſich zu zeigen. — Wenn es nur möglich geweſen wäre, der zunehmenden Kälte durch den Mantel zu begegnen, aber er war es, der das dahinſtrömende Blut in Banden hielt. Kalt und ſchaurig kam die furchtbar lange, bange Nacht; flehender wurde der Hilferuf.

Es lag ein ſo unbeſchreiblich tröſtlicher Gedanke noch immer darin, daß felſenfeſt der Morgen kommen mußte. Mit dem erſten Dämmern des Tages aber zog ein Schauer der Angſt über Körper und Seele dahin; was geſtern erreichbar geklungen, verhallte heute in ſich immer vergrößernder Ferne. — —

O, nur eine Menſchenſtimme hören, nur eine Hand fühlen, die den feſt einſchneidenden Verband, um den das angeſchwollene Fleiſch ſich in drei Finger hohem Wulſt erhoben hatte, durchſchnitt. Aber keine Stimme, kein ſich nahender Menſchenfuß erklang — Harren — Bangen — noch einen ganzen langen Tag hindurch. Und dann mit der abermals ſich auf die Erde ſenkenden Dunkelheit ſachte, aber ſtetig herankriechend, die Hoffnungsloſigkeit! Die Schatten, die da über die Landſchaft flogen, ſollten ſie auch zugleich die Schatten des nahen Todes ſein?

Heinz erinnerte ſich, gehört zu haben, daß die letzten Augenblicke eines Ertrinkenden ihm ſein ganzes bisheriges Leben folgerecht vor Augen führen. Auch er ſah ſich — ſah ſie alle — — Gott hab' Erbarmen!

Da — mitten in die Verzweiflung ein Klang hinein, vor dem ſich die geſchloſſenen Augenlider heben; — näher und näher kommt der dumpfe Laut von Hufen, die den Boden ſchlagen. Noch einmal ein Rufen, nein, ein Hinausſchreien in die kalte Nacht, und zum erſtenmal ein Wiederhall.

„Wer ruft? Wo?“

Dicht neben dem Verwundeten pariert ein Offizier ſein Pferd. „Wer liegt da?“

„Füſilier von Rönneberg.“

„Wie kommen Sie hierher?“

„Geſtern früh verwundet und nicht aufgefunden.“

„Armer Kerl, haben wohl furchtbaren Hunger?“

Hunger? Kaum hatte Heinz an Hunger gedacht, jetzt wußte er, daß er Hunger hatte — Löwenhunger. Der Offizier reichte ihm ein Stück Schlagwurſt aus der Taſche, das Heinz mit Haſt verzehrte, während jener ihm die Erklärung gab, daß, obſchon er ſelbſt mit dem Bataillon weiter marſchieren müſſe, er einen Mann bei dem Verwundeten belaſſen, den anderen zur Herbeiſchaffung von Hilfe entſenden würde.

Dem Gefühl der Rettung wiedergegeben, ihm zur Seite ein Gefährte, erſtarkte Heinz trotz der raſenden Schmerzen. Vor dem geſchärften Ohr erklang ſchon aus weiter Ferne das Knarren des Karrens, das Aufſtampfen des dicken Percherons. Zuruf von drüben, Antwort von hüben, endlich in Sehlinie der Bauer, der den Karren fährt, und auf demſelben der Lazarettgehilfe.

Eine Höllenfahrt war's auf dem federloſen Fahrzeug, jedoch ſie hatte ihr Ziel.

Vor dem Schulhauſe machte der Karren Halt, und mit einer, den Verhältniſſen nach ungewöhnlichen Sorgfalt fühlte ſich Heinz auf den Schultiſch gehoben. Ein Verwundeter, der ſechsunddreißig Stunden gelegen, ließ das Intereſſe der Ärzte beſonders aufflammen.

„Donnerwetter, das war Zeit!“ meint ſogleich ein alter Doktor mit eisgrauem Kopf, während die Ärzte nach der Sonde ſuchen, einige Knochenſplitter aus der Wunde entfernend; „iſt aber noch gut abgegangen, wie mir däucht; kann in ein paar Wochen heil ſein.“

Bei der Unterſuchung des zerſchoſſenen Armes aber ſchweigt der eisgraue Mann, und die Kollegen ſchweigen auch.

Trotzdem achtzig bis hundert Verwundete in demſelben Raume ſtöhnen, kommt über Heinz eine Art von Betäubung. Als er die Augen wieder aufſchlägt, ſieht er über ſein Lager gebeugt das runzelvolle Antlitz eines alten Weibleins, deſſen Hand ihm einen Apfel darreicht.

„Pauvre jeune homme!“ murmeln die welken Lippen, und Heinz verſucht ſeinen Dank in einem matten Lächeln kundzuthun, aber es erſtirbt in der Anlage.

Am anderen Morgen wurden die ſchwer Verwundeten nach dem Lazarett von Vendôme überführt.

Der nächſte der Feldpoſtbriefe, der den Weg nach Warnsdorf fand, trug allerdings die Aufſchrift von Heinzens Hand, aber die Schriftzüge waren undeutlich. Daß ſie trotzdem ihren Weg nach Warnsdorf gefunden, war der verbeſſernden Hand zu danken, derſelben, von der der Inhalt des Briefes herrührte.

Das Schreiben beſagte, daß Heinz in dem Gefecht bei St. Amand, allerdings nicht leicht, jedoch mit Ausſchluß jeder Lebensgefahr, am Arm verwundet ſei, und daß man über einen zweiten Schuß im Bein ſchnell hinweg zu kommen hoffe.

Der Brief fand, wie alle Briefe von Heinz, Einlaß in den Familienkreis von Willmersdorf, und er wurde „über alle Weiber hinweg“ ausſchlaggebend für einen Entſchluß, der, trotz anſcheinender Beſchwichtigung, allnächtlich raſtlos in der Seele des alten Herrn von Vollanden „umgegangen“ war.

„Guſtav Rönneberg, ſprich kein Wort, und daß keiner der anderen ſich unterſteht, auch nur mit einem Ton aufzumucken! Neunundſechzig Jahr zähle ich, ein verſchrumpeltes Kerlchen bin ich, allerlei Weibſen wimmern mir nach, jeder, der es hört, benennt es einen Unſinn, aber den Jungen, den hole ich Euch doch! Punktum.“

21. Kapitel.

Tante Jeanette hatte ſich ihrerzeit das Schaffen, das Streben von der Höhe des Söllers zu der Tiefe des Weinkellers zurückgewünſcht; nun war der Wunſch erfüllt, und ſowohl der Glanz der Augen, wie die erhöhte Tönung der Wangen thaten kund, daß die Arbeit eine bekömmliche ſei. Sie hatte alle Hände voll zu thun, die Brave — ſintemalen die ganze Sippe ſich dahin verſchworen hatte, an dem ſiebzigſten Geburtstage des Freiherrn ihren Anteil zu haben. Man kam bis von den entlegenſten Gütern, und ob auch der Freiherr bei jeglicher Anſage die Augenbrauen ein wenig höher zog und immer wieder die Frage aufwarf, „ob etwa ſein Haus von Gummi ſei?“ im Innerſten freute er ſich der Sache doch! Wenigſtens hatte die verflixte Eiſenbahn das Gute, daß man ein Erkleckliches an dem Hafer ſparte, den die Gaſtpferde zu anderen Zeiten ſonſt in Unmaſſen aufzufreſſen pflegten.

Über Heinz hatte der Freund von Vollanden berichtet, daß er ihn, nach allerlei Fährlichkeiten und Chikanen ſeitens der Bahnverwaltung und ſeitens des Schickſals, ſchließlich in einem ganz anderen Lazarett, denn dem zu Vendôme aufgefunden habe. Allerdings wären ihm ja die Kugeln ſcharf zu Leibe gegangen, dennoch ſchreite die Rekonvalescenz jetzt ſtetig fort.

Ja, hübſch wäre es geweſen, wenn der Junge ſamt dem alten Genoſſen, der dem Freiherrn zum erſtenmal ſeit der

Jugendzeit an dem Tage fehlte, hätte dabei ſein können. — Aber:

> „Wenn alles eben käme,
> Wie Du gewollt es haſt —
> Wenn Gott Dir gar nichts nähme
> Und gäb' Dir keine Laſt,
> Wie wär's dann um Dein Sterben,
> Du Menſchenkind, beſtellt;
> Du müßteſt ſchier verderben,
> So lieb wär' Dir die Welt!"

Ja, ſo hatten ſie heute an dem auf den Sonntag fallenden Geburtstagsmorgen in dem Kirchlein geſungen, und im Wiederhall hatte es, als der Freiherr durch die, die Kirche umgebenden Gräber geſchritten war, noch einmal vor ſeinem Ohr geklungen: „So lieb wär' Dir die Welt."

Sie war ihm noch lieb, dieſe Welt! — Er freute ſich im Grunde ſogar der in ſeinem Hauſe umherwimmelnden Baſen und Vettern; er hatte nichts dagegen, daß man das Seine that, kraft der Tannenguirlande dem alten Bau zu jugendlichem Ausſehen zu verhelfen, daß das, was in ſchönen Worten von roſigen Lippen „raſpelte", ſogar der Klang von Verſen war. — Freilich unter den mittlerweile eingegangenen Poſtſachen fehlte der eine Brief! Die Feldpoſt in ihrem Dienſt zur Verantwortung ziehen zu wollen — Thor, der er war! Wie war's denn anno Fünfzehn, in der guten alten Zeit, mit den Berichten aus Feindesland geweſen, he?

Allerdings war's ein Schatten, der auf den Tag fallen wollte, aber das Licht durfte man ſich darum nicht rauben laſſen!

Nach Rang und Würden eines jeglichen — Tante Jeanette verſtand ſich meiſterlich auf die Sache — war die Feſttafel geordnet. Schweres Silber war den Truhen, das „alte Meißner" den Schränken entnommen, das ſchier endloſe Tafeltuch im ſchneeigen Linnen zeigte die vereinten Wappen in kunſtvoller Webe.

Lag nicht dennoch ein moraliſcher Druck auf der Tiſchrunde, an deſſen oberem Ende der Freiherr präſidierte? Verſuchte man nicht in etwas gezwungenem Übermut ſich über den Druck hinweg zu täuſchen? — Vielleicht.

Mit dem gewiſſen, ein wenig ſtarren Ausdruck, den das Auge der beſorgten Hausfrau anzunehmen pflegt, wenn ſie äußerlich in olympiſcher Ruhe, gleichſam nur darüber ſchwebend, der inneren Unruhe Herr bleiben muß, hatte Tante Jeanette das Ohr einem ihr Unerklärlichen hinter den Kouliſſen zugewandt. Warum ſtockte die ganze, wohlorganiſierte Dispoſition? Warum mochte Ferdinand, der doch ſonſt vom Scheitel bis zur Zehe ein Mann des Verlaſſes in allerlei Lebenslagen war, mit dem Servieren des blau gekochten Karpfens plötzlich inne halten? — Was waren das für unerhörte und bisher ungehörte Laute, die da aus dem Flur herüber klangen? Mitten darunter die Stimme der Berendtin, und jetzt gar ein Ton, wie von etwas gewaltſam Unterdrücktem, faſt als ſei es ein Weinen geweſen. — War der, der da weinte, nicht gar der alte Ferdinand ſelber? Und wo blieb die Ordnung, ſobald der Ferdinand weinte?

Aller Köpfe wandten ſich der Richtung hin, von welcher aus der Ton gekommen, und gleich darauf ſah man Ferdinand eintreten.

Beide Flügel der Thüre flogen weit auf, die Stimme des Alten hatte einen ſeltſam rauhen Klang.

„Füſilier von Rönneberg," lautete die Meldung.

Totenſtille erſt im Saal, dann ein umgeworfener Stuhl, ein einziger Ruf: „Karl" — ſchrie der Freiherr auf.

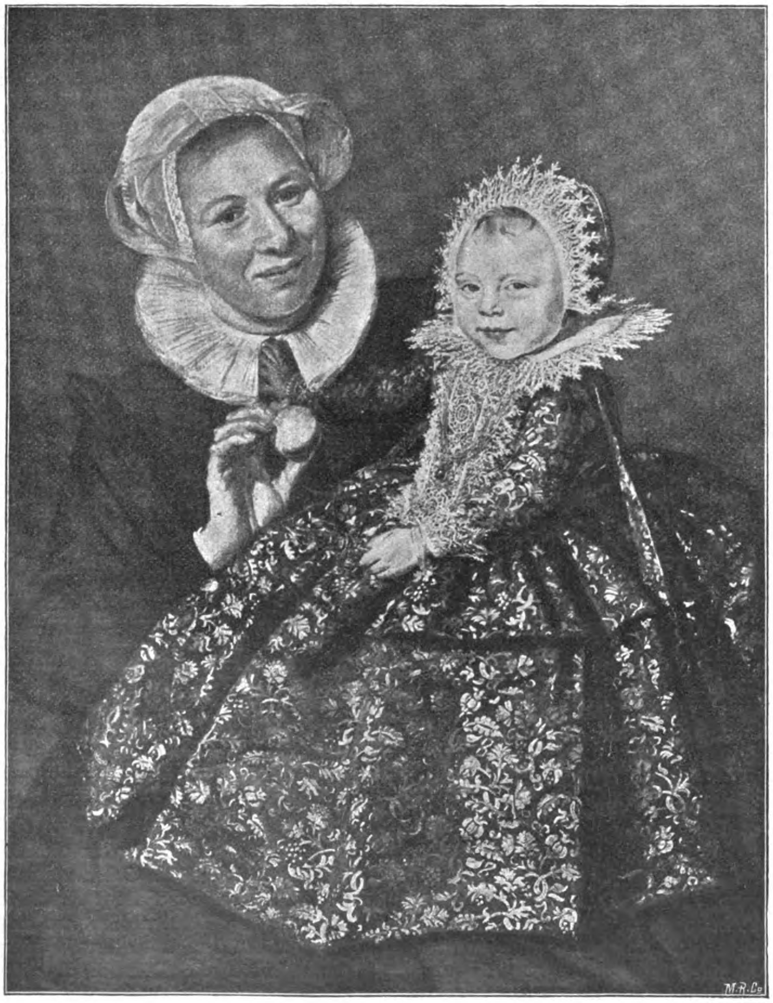
In der Thür ſtand Heinz, dem heimgegangenen Vater ſo wunderbar ähnlich geworden; auf ſeiner Bruſt hing das Eiſerne Kreuz, er trug die ſchlichte Uniform des Regiments, dem er angehörte, aber — der linke Ärmel dieſer Uniform war leer.

Ein unterdrücktes Schluchzen hier und dort. Der Enkel hing an des Großvaters Halſe; viele Hände ſtreckten ſich ihm entgegen, dennoch war es niemanden entgangen, daß der Freiherr totenblaß geworden war, daß ſeine Hand nach der Stuhllehne taſtete. „Wenn alles eben käme, wie Du gewollt es haſt —"

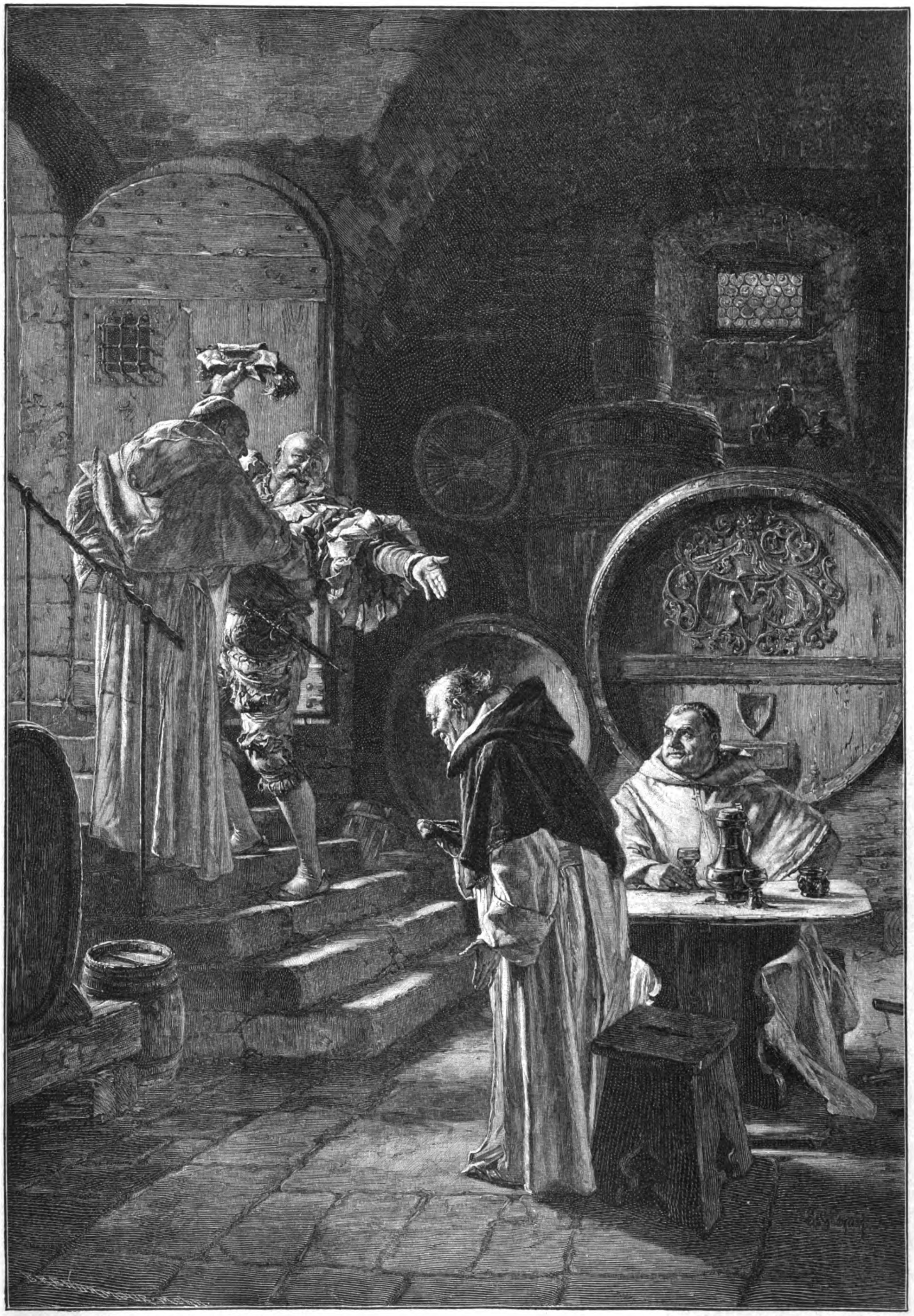
Nein, nein, es war ja nur ein einziger, ſcharfer, unſagbarer Schmerz, der durch die Bruſt des alten Mannes gegangen, wie ein zweiſchneidiges Schwert. Im nächſten Augenblick war er wieder er ſelbſt.

Mit einer einzigen Bewegung, die da alles ſagte, führte er den Enkel zu dem Platz, den er vorher eingenommen — der da von alters her der Ehrenplatz am Tiſche geweſen war.

(Schluß folgt.)



Amme mit Kind. Nach dem Gemälde von Franz Hals.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl, München.

Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Schwere Trennung. Nach dem Gemälde von Ed. Grützner.

Zum hundertjährigen Jubiläum der Londoner Miſſionsgeſellſchaft.

Am 22., 23. und 24. September dieſes Jahres feiert die Londoner Miſſionsgeſellſchaft das Jubelfeſt ihres hundertjährigen Beſtehens; ſie darf in dieſen Tagen mit dankerfülltem Herzen auf ein Jahrhundert, reich an Arbeit, reich an Opfern, aber auch reich an Segen zurückblicken. Auch die deutſchen Miſſionsfreunde nehmen an dieſem Feſte innig Anteil und bringen der großen engliſchen Geſellſchaft zu demſelben herzliche Segenswünſche dar.

Vergegenwärtigen wir uns die Zeiten zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Sie zeigen uns ein gänzliches Darniederliegen alles kirchlichen Lebens. In England herrſchte der Deismus, in Frankreich die Aufklärung, in Deutſchland der Rationalismus. Und doch iſt gerade dieſe trübe Zeit die Geburtsſtunde reichen Segens geworden. Eins der damals entſtandenen Werke iſt die Gründung der Londoner Miſſionsgeſellſchaft.

Mehrere Umſtände kamen zuſammen, um in jenen Tagen fördernd auf die Erweckung eines neuen Miſſionsintereſſes einzuwirken. Whitefields Weckruf war an die engliſche Chriſtenheit ergangen; das Verantwortlichkeitsgefühl für die vielen heidniſchen Unterthanen in den Kolonieen begann ſich zu regen; der Baptiſten-Schuſter Carey hatte durch zündende Predigten unter ſeinen Glaubensgenoſſen den Anſtoß zur Miſſionsthätigkeit gegeben; der berühmte Seefahrer Cook hatte mit ſeinen wunderbaren Berichten in weiten Kreiſen lebhaftes Intereſſe für die von ihm entdeckten Inſelgruppen erweckt. So war der Boden für die Miſſionsſache vorbereitet. Da fehlten denn auch zur rechten Zeit die Männer nicht, die das neue Intereſſe in feſte Bahnen leiteten, es in der Gründung einer Miſſionsgeſellſchaft zum praktiſchen Ausdruck brachten.

Einige wenige fromme Geiſtliche, den verſchiedenſten Richtungen innerhalb der engliſchen Kirche angehörig, waren es im Anfang, die ſich zu dieſem Plane brüderlich die Hand reichten. Von der epiſkopalen Partei unter anderen Dr. Haweis, deſſen Herz ſchon lange für die Miſſion brannte, und der ſelbſt ſchon zweimal vergeblich auf eigene Hand Miſſionare auszuſenden verſucht hatte. Da war weiter Dr. Bogue, ein ehrwürdiger achtzigjähriger Greis mit jugendfeurigem Herzen, der Stimmführer der Independenten. Da war der Rev. Wilks, ein berühmter methodiſtiſcher Kanzelredner Londons. Da war der Rev. Horne, der vordem lange in Sierra Leone Kaplan geweſen war und die Nöte der Heidenwelt aus eigener Anſchauung kannte. Dieſe und noch einige andere thaten ſich zuſammen, zunächſt nur zur Herausgabe einer Zeitſchrift, des „Evangeliſchen Magazins“, deren Zweck war, „die Chriſtenheit aus ihrer gegenwärtigen Erſtarrung aufzuwecken und ihr ihre Pflichten hinſichtlich der Ausbreitung des Reiches Gottes wieder ins Gewiſſen zu ſchärfen.“ Bald aber trat man einen Schritt näher an die vorgeſteckte Aufgabe heran. Es wurde eine Vorberatung wegen Gründung einer Miſſionsgeſellſchaft abgehalten. Sie fand am 4. November 1794 in Bakers Kaffeehaus ſtatt und wurde von acht Geiſtlichen beſucht. In dieſer kleinen, aber denkwürdigen Verſammlung wurde der Beſchluß gefaßt, für den 22. bis 24. September des kommenden Jahres eine große Verſammlung einzuberufen, um alsdann womöglich endgültig die Gründung einer Miſſionsgeſellſchaft zuwege zu bringen.

Die Septembertage kamen heran. Die Geladenen verſammelten ſich zahlreicher, als die kühnſten Hoffnungen hätten ahnen laſſen. Ein freudiger Enthuſiasmus erfüllte alle Teilnehmer. Schon bei einer Vorbeſprechung gab ſich dieſe Begeiſterung in der freiwilligen Sammlung von 740 Pfd. Sterl. = 15000 Mark kund. Dann folgten die eigentlichen Volksverſammlungen, an jedem Tage mit einem Gottesdienſt eröffnet, in welchem Prediger verſchiedener Bekenntniſſe feurige Anſprachen hielten. Obwohl die Verhandlungen ſich oft ſtundenlang hinzogen, obwohl eine Verſammlung faſt die andere drängte, trat doch keine Ermüdung ein, vielmehr ſchien das Intereſſe ſtündlich zu wachſen. Schon lange vor Beginn der Sitzungen waren die großen Säle dicht gefüllt, Tauſende fanden keinen Platz mehr. Bisweilen ließ ſich die Begeiſterung kaum zurückhalten, in laute Beifallsrufe auszubrechen. Der Haupterfolg der Verhandlungen war die Gründung einer allgemeinen Miſſionsgeſellſchaft. Ihr Zweck ſollte nicht ſein, „presbyterianiſche, epiſkopale oder independiſtiſche Kirchenverfaſſung zu den Heiden zu bringen, ſondern ihnen das herrliche Evangelium des ſegensreichen Gottes zu verkündigen“.

Schon das folgende Jahr konnte Zeuge der Abreiſe der erſten Miſſionsboten ſein. Ihr Ziel war die im Vordergrund des Intereſſes ſtehende Südſee. Ein Schiff, eigens zu dieſem Zweck gekauft, der „Duff“, ſollte die dreißig Köpfe zählende Schar dorthin führen. Wie wetteiferte alles, um zur Ausrüſtung dieſes Schiffes mitzuhelfen! Kleidung, Lebensmittel, Bücher, Werkzeug aller Art, Arzenei, alles wurde reichlich von Freunden geſchenkt. Die Schiffsbauer, auf deren Dock das Schiff repariert wurde, wieſen jede Bezahlung ab.

Das war der Anfang der Londoner Miſſionsgeſellſchaft. Welch eine gewaltige Ausdehnung hat ſeit jenen Tagen das Werk genommen! Alle Erdteile müſſen wir aufſuchen, wenn wir ihr auf ihren Segenspfaden folgen wollen. Zuerſt begleiten wir den „Duff“ nach der Südſee. Schwere Zeiten hatten die Miſſionare auf den Geſellſchaftsinſeln durchzumachen. Die von Cook als freundliche, harmloſe Leute geſchilderten Inſulaner entpuppten ſich bald als Menſchenfreſſer. Erſt nach unſäglichen Leiden und ſchmerzlichen Verluſten gelangte das Chriſtentum auf dieſen Inſeln zum Sieg. Dann hat Williams, der Apoſtel der Südſee, das ſiegreiche Panier des Glaubens weiter getragen zu der Herveygruppe, dem Samoaarchipel, von Inſel zu Inſel, bis der unermüdliche Streiter auf Erromanga unter den Keulen der Kannibalen den Märtyrertod ſtarb, 1839. Später hat die Londoner Miſſion, als die Geſellſchaftsinſeln unter franzöſiſches Protektorat kamen, dieſe Arbeit an die Pariſer Evangeliſche Miſſionsgeſellſchaft abgetreten; ſie ſelbſt ſuchte Erſatz dafür auf den Gilbert-, Ellice-, Marſchall- und Loyaltyinſeln. Von letzteren iſt ſie im Jahre 1871 nach Neuguinea hinübergegangen, wo ſie jetzt noch wirkt.

Faſt gleichzeitig mit der Südſee wurde Afrika als zweites Miſſionsfeld beſetzt. Dort nahm man ſich zunächſt der unter dem holländiſchen Burenregiment jämmerlich verkommenen Hottentotten an und hob dieſe trotz heftigen Widerſtandes der Buren unter unausſprechlichen Mühen allmählich auf einen höheren Standpunkt der Geſittung. In der Folgezeit ward die Arbeit immer weiter nordwärts zu den kriegeriſchen Völkern der Kaffern, Beſchuanas und Matebeles ausgedehnt. Auch aus den erſteren beiden ſind ſchon blühende Gemeinden geſammelt.

Unter den afrikaniſchen Miſſionaren der Londoner Geſellſchaft ſind eine große Zahl, deren Name einen guten Klang hat. Ich nenne nur die beiden großen Hottentottenfreunde, den hochgelehrten Arzt Vanderkamp und den Deutſchen Pakalt, den Begründer der Muſterſtation Pakaltsdorp; weiter den unermüdlichen Vorkämpfer für die Abſchaffung der Sklaverei, Dr. Philip. Aber ſie alle werden überſtrahlt von zwei Namen: Moffat und Livingſtone. Zur Charakteriſtik des erſteren genüge ein Zug. Er hatte ſich unter den wilden Beſchuanas niedergelaſſen, welchen ſeine Anweſenheit ein Dorn im Auge war. Einſt wollten ſie ihn mit Gewalt aus ihrer Mitte treiben. Da nahm Moffat ſein Weib an die Hand, ihr Kind trug ſie auf dem Arm; ſo traten ſie vor die ſpeereſchwingenden Wilden, und er ſprach: „Wenn Ihr entſchloſſen ſeid, Euch unſerer zu entledigen, ſo müßt Ihr zu ſtärkeren Mitteln greifen; denn unſere Herzen ſind an Euch gebunden.“ Der andere iſt Livingſtone. Wenn derſelbe auch ſpäter aus dem engeren Dienſt der Londoner Geſellſchaft ausgetreten iſt, ſo kann dieſe ihn doch mit Recht einen der Ihren nennen. Er ſelbſt hat ja allezeit ſeine Entdeckungsreiſen nur als Thüröffnungen für die Miſſion angeſehen. „Ich gehe, die Thür zu Centralafrika zu öffnen. Es iſt möglich, daß ich dabei ſterbe. Aber ich bitte Euch, Brüder, ſorgt dafür, daß die Thür nie wieder geſchloſſen wird.“ Das war ſein Vermächtnis an ſeine alte Geſellſchaft. Seine Ahnung erfüllte ſich. Er ſtarb einſam im Innern Afrikas bei dem Dorfe Ilala 1873. Sein Erbe iſt von der Londoner Geſellſchaft angetreten. Mit anderen Geſellſchaften iſt ſie ſeinen Spuren nach Centralafrika gefolgt und hat dort am Tanganyika eine neue, bisher leider ſehr opferreiche Miſſion angefangen.

Öſtlich von Afrika liegt die große Inſel Madagaskar. Hier hat, numeriſch angeſehen, die Londoner Geſellſchaft ihre größten Erfolge erzielt. Die ergreifende Miſſionsgeſchichte dieſes Landes mit ihrer fünfundzwanzigjährigen blutigen Chriſtenverfolgung unter der grauſamen Königin Ranawalona, dann aber auch mit ihrem glänzenden Siege nach dieſer Schreckensperiode ſind bekannt. Zur Zeit iſt Madagaskar das beſondere Sorgenkind der Miſſion. Der Zug, den die Franzoſen jetzt gegen die Howas unternehmen, läßt für den Fall ſeines Gelingens nur zu ſehr für die Zukunft der dortigen evangeliſchen Kirche fürchten.

Wir richten unſeren Weg weiter nach Oſten und kommen nach Indien. Die von unſerer Geſellſchaft hierſelbſt unternommene Miſſionsarbeit reicht gleichfalls bis in das vorige Jahrhundert zurück; ſie ſtellt heutzutage ein weitverzweigtes Werk dar. Die höheren Kaſten der Hindu ſind bekanntlich der Miſſion zur Zeit noch wenig zugänglich; ſo ſucht man wenigſtens die heranwachſende Jugend unter chriſtliche Einflüſſe zu bringen. Deshalb wird in Indien ein beſonderes Gewicht auf das höhere Erziehungsweſen gelegt. Die Londoner Miſſion hat ſo das berühmte Bhowanipure-Inſtitut in Kalkutta gegründet. Es enthält Schulräume, eine Kapelle, ein theologiſches Inſtitut für eingeborene Prediger, ein Waiſenhaus für Knaben und Mädchen, Wohnhäuſer für Lehrer und Katechumenen. Ein weiterer wichtiger Zweig der indiſchen Miſſion iſt die Zenana-Miſſion. Die vornehmen indiſchen Frauen werden ängſtlich von der Außenwelt abgeſchloſſen, ſie führen ein kümmerliches Daſein in den Frauengemächern, den Zenanas, zu denen kein Mann Zutritt hat. Wollte man alſo der indiſchen Frauenwelt das Chriſtentum nahe bringen — und es leuchtet ein, von welcher Wichtigkeit dies iſt — ſo bedurfte man dazu weiblicher Kräfte, der Miſſionarinnen. So entſtand die weibliche Zenanamiſſion. Dieſes Zweiges der Miſſion, womöglich mit ärztlicher Thätigkeit verbunden, hat ſich die Londoner Geſellſchaft neuerdings beſonders angenommen. Größere Erfolge hat ſie auch in Indien ſchon bei den niedrigeren Kaſten gehabt, ſo auf ihren alten Miſſionsgebieten, in den Dörfern der Reisebene um Kalkutta, in Südindien unter den Kanareſen und Tamulen, wo ſie an 70000 Anhänger zählt.

Indien iſt das eine Wunderland Aſiens, das andere iſt China. Zu Anfang unſeres Jahrhunderts war China noch ein feſt verſchloſſenes Land. Jede Miſſionsarbeit war damals geſetzlich verboten. Der erſte von der Londoner Geſellſchaft ſchon 1807 dorthin geſchickte Miſſionar Morriſon, wie auch ſeine Nachfolger Milne und Medhurſt, konnten darum eigentliche Miſſionsarbeit dort nur wenig treiben, ſie haben weſentlich Pionierdienſte gethan. Aber mit der mühevollen Überſetzung der heiligen Schrift in die chineſiſche Umgangsſprache und der Herausgabe eines engliſch-chineſiſchen Lexikons, Arbeiten mancher Jahrzehnte, haben ſie ſich hoch verdient gemacht und für alle ſpäteren Miſſionare unſchätzbare Hilfsmittel geſchaffen. Allmählich ſind die Verhältniſſe auch in China andere geworden. Durch Verträge iſt es gezwungen, allerorten Miſſionsniederlaſſungen zu geſtatten. Von dieſer Freiheit hat natürlich auch die Londoner Geſellſchaft Gebrauch gemacht und ihre Stationen weithin von Süd nach Nord verbreitet. Bis hinein in die ferne Mongolei erſchallt die Predigt ihrer Miſſionare, und man darf hoffen, daß deren Wirken auch durch die neueſten traurigen Ereigniſſe in China nicht dauernd geſchädigt wird.

Endlich haben wir noch Amerikas Erwähnung zu thun. Im Jahre 1808 ſandte die Londoner Miſſion ihre Boten nach Britiſch Guyana zu den armen Sklaven. Aber freilich nur wenig Sklavenhalter nahmen die Miſſionare freundlich auf, die meiſten mit Mißtrauen, ja Haß. Und dieſer ſteigerte ſich je mehr und mehr, bis er 1823 zu einem ſchrecklichen Ausbruch kam. Die erbitterten Sklaven hatten ſich empört, der Aufſtand wurde mit äußerſter Strenge unterdrückt. Dann machte man die Miſſionare dafür verantwortlich. Einem derſelben, John Smith, machte man den Prozeß; durch falſche Zeugen überführt, wurde er zum Tode durch den Strang verurteilt. Aus Gnade wurde die Todesſtrafe in Kerkerhaft verwandelt! Aber in dem elenden, ungeſunden Gefängnis gemeiner Verbrecher iſt Smith nach einigen Monaten ſeinen Leiden erlegen. Vielleicht hat er durch ſeinen Tod den Schwarzen mehr genützt, als er ihnen durch ſein Leben hätte nützen können. Durch ſeinen Tod hat er geholfen, der Freiheit und dem Evangelium dort eine Bahn zu brechen. Die Londoner Miſſion hat ihre aus den Sklaven gewonnenen Gemeinden ſchon vor längerer Zeit aus ihrer Pflege entlaſſen und ſie veranlaßt, ſich zu einer ſelbſtändigen Nationalkirche zu konſtituieren. Dasſelbe hat ſie auch mit ihren ſüdafrikaniſchen Gemeinden gethan. Es iſt überhaupt ihr Prinzip, die Heidenchriſten möglichſt bald — nach unſerer Meinung vielleicht zu bald — zur Selbſtändigkeit und zur Gründung von Nationalkirchen zu führen.

Zum Schluß noch ein ſtatiſtiſcher Überblick, der uns die Größe des geſchilderten Werkes in Zahlen veranſchaulichen möge. Die Londoner Geſellſchaft hat ſeit ihrer Gründung 1000 Miſſionare ausgeſandt, von denen 285 gegenwärtig noch thätig ſind. Ihnen zur Seite arbeiten 14000 Nationalgehilfen. Die Zahl der Anhänger beträgt 400000. In 1900 Schulen werden 125000 Kinder unterrichtet. In 10 Krankenhäuſern wurden im letzten Jahre 100000 Kranke verpflegt. In der That, ein Werk, das zum Dank gegen Gott auffordert!

P. Richter.

Altes und Neues aus Venedig.

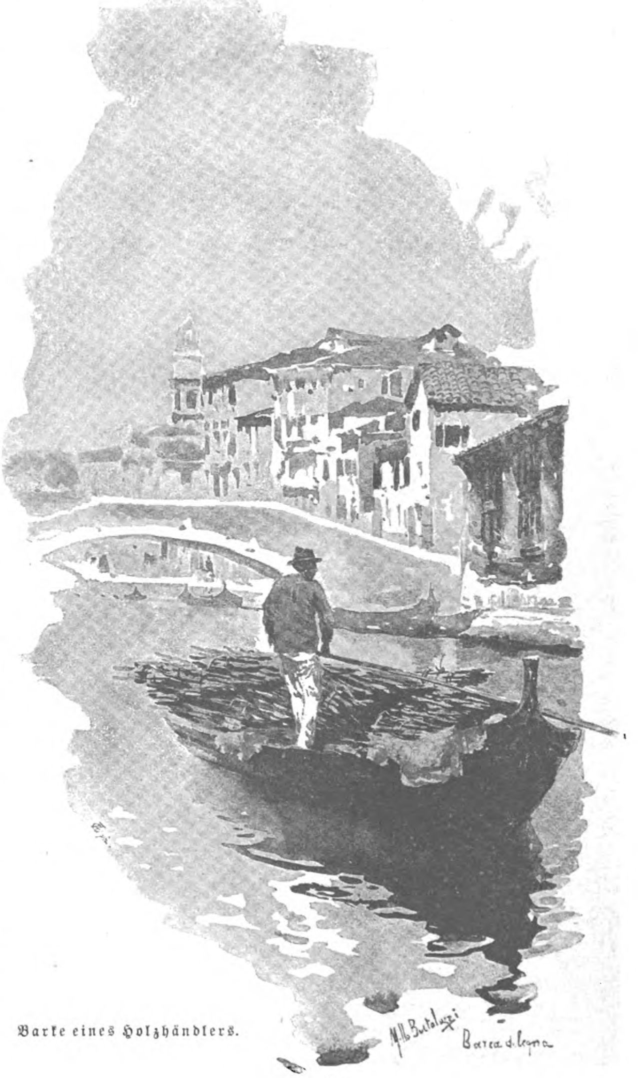
„Italien in Berlin!“ „Italien in Hamburg!“ „Italien“ — ich weiß nicht, wo ſonſt noch!

Italien iſt Mode geworden in den deutſchen Großſtädten. Es iſt freilich überall ein rechtes Theater-Italien, zuſammengeſetzt aus Rieſenkouliſſen, aus von der Waſſerleitung gefüllten künſtlichen Kanälen, aus einigem Drum und Dran von italieniſcher Induſtrie und Kunſt, etwas theatraliſch aufgeputztem italieniſchem Volksleben, italieniſcher Muſik und italieniſcher Bänkelſängerei. Das Ganze ein großer Jahrmarkt, die ins Italieniſche überſetzte Vogelwieſe, in der denn auch manche üble Zuthat ſelten ausgeblieben iſt.

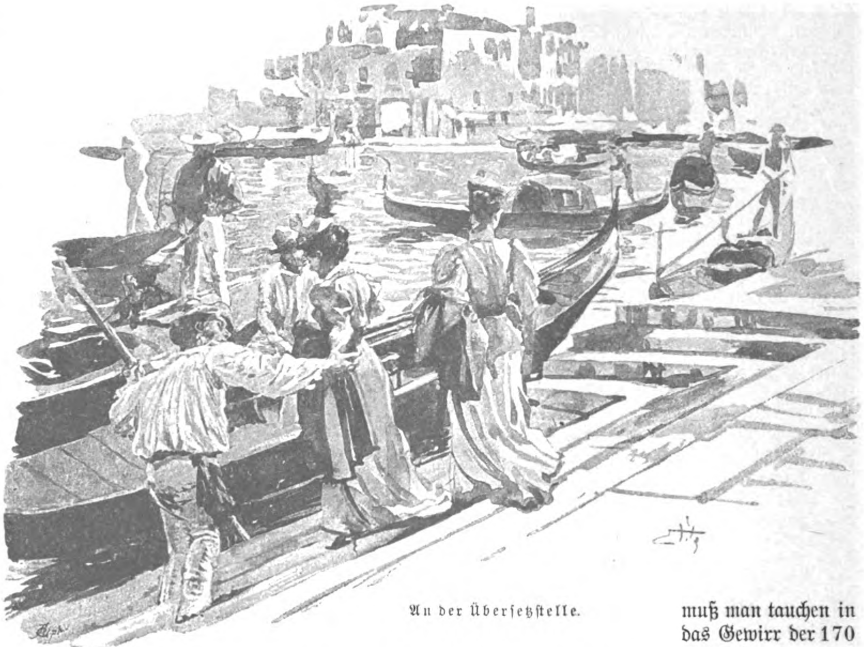
Bezeichnend iſt, daß Venedig das Typiſche in der Ausſtattung aller dieſer aus Holz und Pappe improviſierten Großſtadtlokale geliefert hat: die Kanäle, auf denen echte venetianiſche Gondeln mit echten venetianiſchen Gondolieren darauf nicht fehlen dürfen, die ſeitlichen Kouliſſen mit den Nachbildungen der Prachtbauten am Canal grande, der alten Paläſte Grimani, Contarini-Faſan, Cavalli-Franchetti, Loredan, Cà d'oro und wie ſie ſonſt noch heißen — der Markusplatz endlich mit den geflügelten Löwen!

Die faſt ausſchließliche Verwendung Venedigs für dieſe Veranſtaltungen iſt keineswegs nur dadurch zu erklären, daß etwa die Lagunenſtadt origineller, denn alle übrigen Städte Italiens ſei — eine Behauptung, die übrigens an ſich recht anfechtbar wäre. Wir Deutſchen haben vielmehr für Venedig ſtets beſonderes Intereſſe empfunden ſeit jenen Tagen, in denen die Handelsherren von Augsburg und Nürnberg dort ihre Kontore hatten, bis heute, wo Venedig faſt ſtets die erſte und unerläßliche Etappe für jeden Italienfahrer bildet. Man geht nach Venedig nicht nur, um die Kunſtwerke aus ſeinen ſtolzen Tagen zu ſtudieren, nicht nur um ſeine Bevölkerung kennen zu lernen, nicht nur, um die aus dem Meer emporſteigende Märchenſtadt zu bewundern — die Königin der Adria verfügt noch über einen eigenen Zauber, der zu ihr hinlockt, und der ſich in nüchternen Worten doch kaum definieren läßt: es iſt der Hauch echter Poeſie, der auf dem Ganzen ruht. Und gerade er mag es wohl ſein, der uns Deutſchen Venedig ſo lieb macht.

Freilich — der Durchſchnittsreiſende, der mit der Rundreiſe-Fahrtkarte in der Taſche ganz Italien in ſechs Wochen durchhaſtet, kommt nur ſelten zum



Barke eines Holzhändlers.

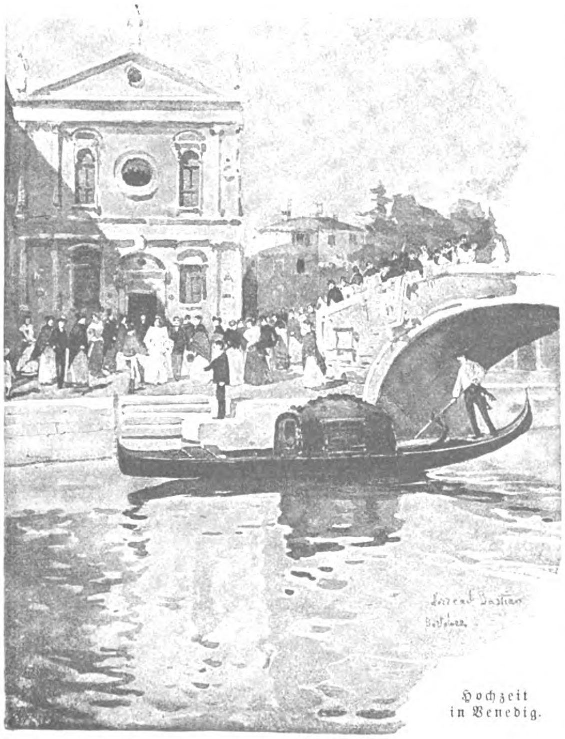


An der Überſetzſtelle.

vollen Genuß gerade dieſes Zaubers. Die kurze Spanne Zeit, die er für Venedig ausgeworfen hat, wird durch die pflichtmäßige Beſichtigung der hervorragendſten Sehenswürdigkeiten ſo völlig ausgefüllt, daß er von der Stadt und ihrem inneren Leben nur einen ſehr flüchtigen Eindruck erhalten kann. Er hat Venedig geſehen, aber er lernte es doch nicht kennen. Dazu gehört Zeit, viel Zeit. Man darf nicht mit den Stunden geizen, wenn man die rechte Freude an den träumeriſchen Gondelfahrten haben will — nicht die übliche, vorſchriftsmäßige und freilich unvergleichliche Fahrt auf dem Canal grande genügt dazu, dem großen Waſſerkorſo, auch nicht eine einzelne Fahrt auf dem Canal della Giudecca, der mit jenem an Bedeutung wetteifert, gibt ein rechtes Bild. Tief hinein muß man tauchen in das Gewirr der 170 Seitenkanäle, und man muß ſie ſehen im vergoldenden Sonnenglanz der Mittagsſtunde, im Dämmerlicht des Abends, im ſilbernen Mondenſchein und in dunkler Nacht. Denn zu jeder Stunde, in jeder Beleuchtung iſt der Eindruck ein ganz, ganz anderer. Anders auch zu jeder Jahreszeit und in ſeiner Eigenart immer gleich ſchön: wer einmal den Markusplatz im ſchimmernden Schneeſchmuck geſehen, wird des Bildes nie vergeſſen.

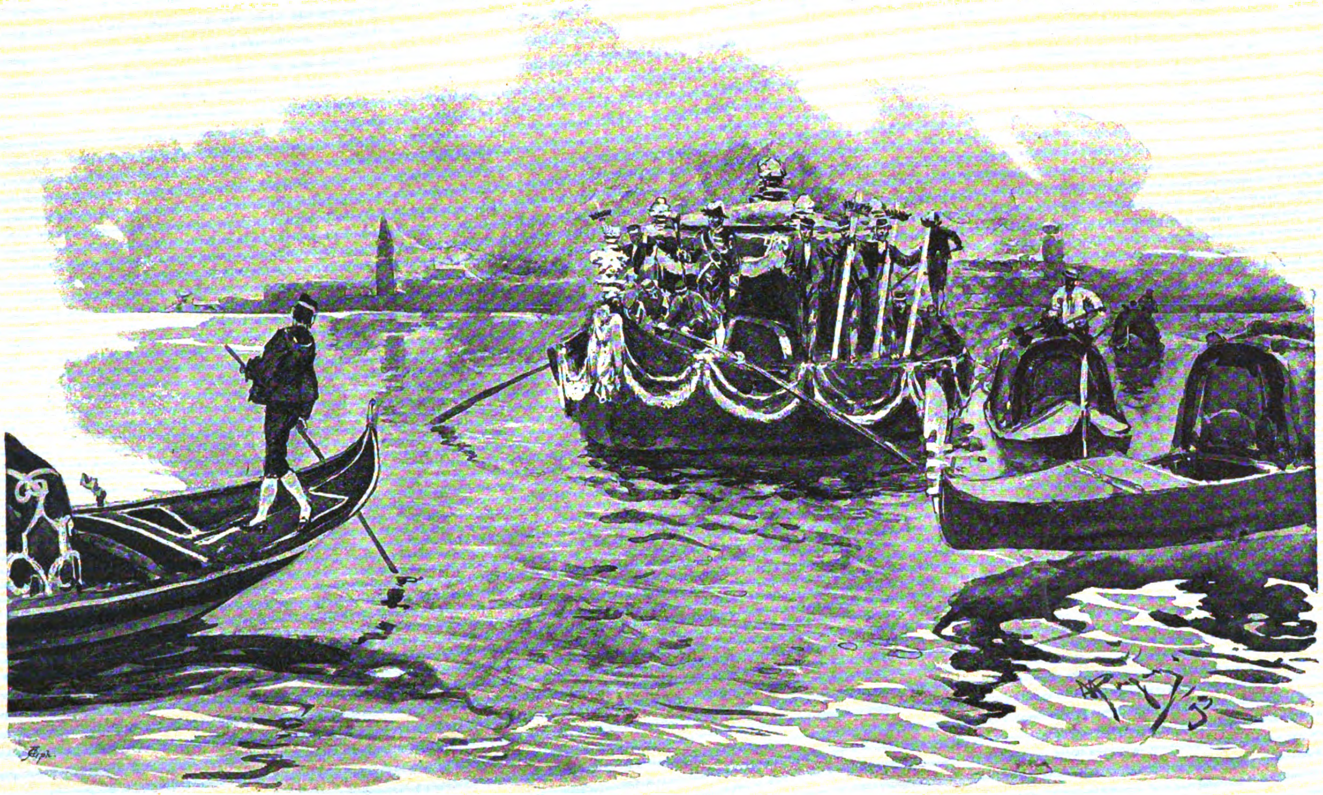
Unſere Bilder — ſie ſind dem neuen Prachtwerk „Venezia“ (Verlag von Emil M. Engel. Wien und Leipzig) entnommen — führen uns abſeits von den großen Wanderſtraßen der modernen Venedigfahrer. Sie ſchildern uns nicht das Leben und Treiben auf den Hauptkanälen, zeigen uns nicht die Wunderbauten Sanſovinos, Palladios, Francias, nicht die Piazetta, nicht die enge Merceria, die der Fremde häufig genug für die einzige feſte Straße der Stadt anſieht, während ſie doch nur eine von vielen, freilich auch die Hauptverkehrsader iſt. Eine von vielen — der eingeborene Venetianer benutzt ja, wenn er nicht gerade Millionär iſt, nur ſelten die gondola, er begnügt ſich mit dem „Vaporetto“, dem Dampfſchiff, oder er macht gern ſeine Wege, wie andere Städtebewohner auch, zu Fuß ab; das geht in Venedig freilich nur auf Umwegen, und es geht nur, wenn man gut Beſcheid weiß, aber es geht immerhin.

Damit ſoll nun freilich nicht etwa geſagt ſein, daß ſich nicht ein großer Teil des Lebens und Treibens in Venedig auf dem Waſſer abſpiele. Im Gegenteil! In der Barke führen die Händler vielfach die Lebensmittel, Getreide, Früchte, Fleiſch und Wein, nach der Stadt ein, die Fiſcher ihren Fang, der Holzhändler ſeine oft weither, aus den Bergen Dalmatiens kommenden Knüppel. Brennholz iſt teuer in Venedig, während ſonſt der Lebensunterhalt für jeden, der nicht in den großen Karawanſereien Unterkunft ſucht, ſogar auffallend billig iſt. Billig, einfach und angenehm — es iſt faſt, als ob die berühmte Staubloſigkeit der Stadt, auch bildlich gedacht, uns etwas von dem ſchweren Erdenſtaub, der überall anderswo auf uns laſtet, hinfortnehme. Reis und Maccaronipaſte, Fiſche und Fleiſch, Gemüſe und Früchte ſind die Hauptbeſtandteile der viel und oft mit Unrecht verleumdeten einheimiſchen Küche, und ſie ſind ſtets in vorzüglichem Zuſtand und keineswegs teuer zu erhalten. Auch der Wein iſt für jeden, der die rechte Quelle weiß, billig und erſcheint, ſobald man ſich an ihn gewöhnt hat, trefflich; ſchwarzen Kaffee und Speiſeeis bekommt man nirgendwo beſſer, als hier —



Hochzeit in Venedig.

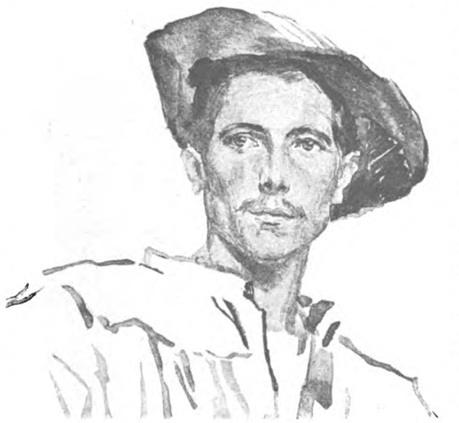
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Begräbnisfahrt in Venedig

es ſind, darf man wohl ſagen, die kulinariſchen Spezialitäten des ſonſt ſo genügſamen Venetianers. Und genügſam in materieller Beziehung wird hier auch bald der Fremde, nicht dem äußeren Drange gehorchend, ſondern weil es die Beſchaulichkeit des Lebens ſo mit ſich bringt.

Ich erinnere mich noch deutlich, wie ſeltſam es mich anmutete, als ich, zum erſtenmale in Venedig, einen befreundeten jungen Künſtler, daheim ein gar verwöhnter Herr, aufſuchte, der ſich jenſeits des Kanals Wohnſitz und Werkſtätte geſchaffen. Ein einziger großer Raum war's, durch halbhohe Zwiſchenwände geteilt in Atelier, Empfangszimmer, Schlafzimmer und — Küche! Ich muß wohl ein etwas erſtauntes Geſicht gemacht haben; mein guter Freund aber lächelte, mich verſtehend, zufrieden und überlegen. „Wozu mehr? Hab' ich hier nicht alles, was ich brauche? Und wenn ich nur das Haus verlaſſe und auf die Straße trete — hier im Süden ja überall ein Stück verlängerter Häuslichkeit —, wie viele koſtenloſe Annehmlichkeiten und Anregungen bieten ſich mir: eine Stunde auf der Piazzetta, eine Konzert auf dem Markusplatz, eine Fahrt nach dem Lido, nach den Inſeln! Ach — es gibt nur ein Venedig!"



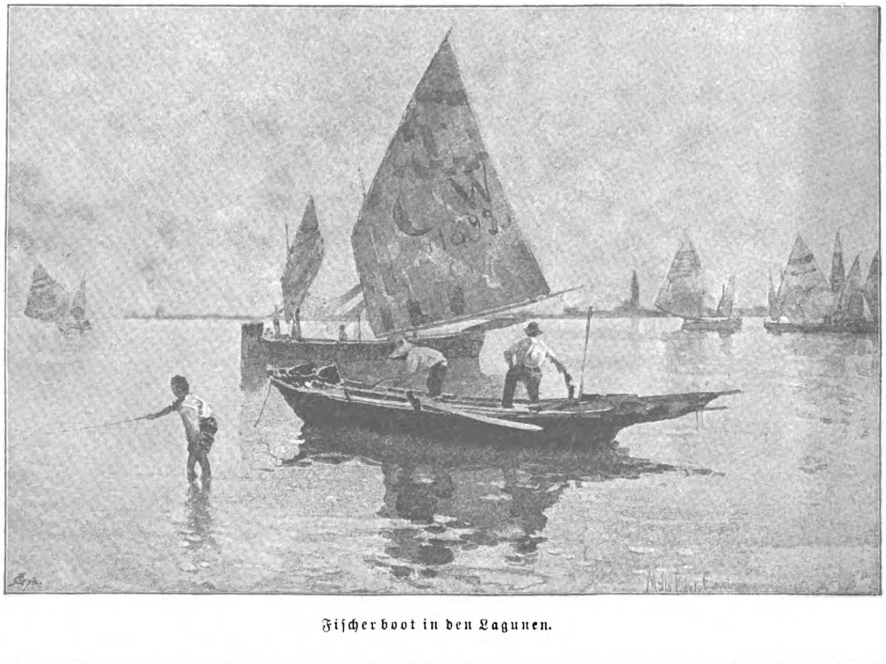
Junger venetianiſcher Fiſcher.

Es gibt nur ein Venedig, aber was wäre Venedig ohne das Meer, dem es ſeine Größe, ſeinen Glanz verdankte, das heute noch befruchtend ſeine Häuſerreihen umſpielt, ſeine Kanäle mit täglich erneuter Flutwelle ſpeiſt und reinigt. Der Venetianer weiß, was ihm das Meer war und iſt. Noch heute, nach mehr als fünf Jahrhunderten, erzählt man ſich wohl im Volke von jenen einzig daſtehenden Schreckenstagen des Januarmondes 1348, in denen das Meer plötzlich zurücktrat und zwei lange, bange Wochen hindurch der Canal grande trocken lag, daß man in ſeinem Bette entlang wandern konnte. Es war keine inhaltsloſe Ceremonie, wenn ſeit 1311 an jedem Himmelfahrtstage der Doge auf dem zweihundertruderigen Buccentoro eine Strecke weit hinausfuhr ins Meer, einen prächtigen Ring in die Flut verſenkte und ſich ſo gleichſam ſymboliſch mit ihr vermählte.

Das Meer trägt heute noch auf reichgeſchmückter Barke das Kind zur Taufe, die Gondel führt das Brautpaar zur Hochzeitsfeier und auf waſſerumwogter Inſel liegt, halbwegs nach Murano zu, der große Kirchhof Venedigs um die alte Kirche San Michele. Auf dem Waſſer feiert der Venetianer ſeine ſchönſten Feſte — ſein liebſter Ausflug führt ihn über die Lagunen nach den Dünen des Lido.

Wie ſchön aber iſt's auch am Lido an einem Sommertag, wenn drinnen in der Stadt die Sonne auf den Dächern brütet! Friſch bläſt die Briſe über die ſalzduftende Flut, die ſo einladend winkt, daß man gar nicht widerſtehen kann, die ermatteten Glieder in ihr zu kühlen. Oder iſt's beſſer, ein Stündchen im Strandkorb zu ruhen und halbträumend den ſchnellen Flug der braunrot beſchwingten Fiſcherbarken zu verfolgen, die dort nach Chioggia hinüberzuſegeln ſcheinen?

Zu ſelten nur fährt einer der Zehntauſende von Fremden, die jährlich Venedig beſuchen, nach Chioggia, der Fiſcherinſel, hinaus. Eher noch kommt er nach Murano, um an den Öfen Salviatis das Wiederaufblühen der venetianiſchen Glasinduſtrie zu bewundern — Chioggia, das ſchönere und intereſſantere Eiland, bleibt unberührt vom Strome der Touriſten. Weitberühmt ſind die Chioggioten als Fiſcher und Seeleute; die jungen Männer fahren faſt ausnahmslos eine Zahl Jahre als Matroſe, bis ſie genug Lire erſparten, um ſich daheim ſeßhaft zu machen und ein Fiſcherboot, womöglich einen kleinen Küſtenfahrer zu erſtehen; berühmter aber als die Männer ſind die Frauen von Chioggia. Ich vermag nicht ſo unbedingt in das allgemeine Ruhmeslied der Schönheit der eigentlichen Venetianerinnen einzuſtimmen — bei den Mädchen und jungen Frauen von Chioggia aber iſt Schönheit faſt ein Allgemeingut. Die Geſtalten ſind ſchlank und doch kräftig, die Bewegungen graziös, die Geſichter von einer ſanften Anmut, die man ſonſt in Italien nicht häufig findet. Und ſie ſind nicht nur ſchön; ſie erfreuen ſich auch des Rufes großer Sittſamkeit. Wenn der junge Chioggiote zum erſtenmale aufs Meer hinauszieht, dann ſteckt er, altem Brauch nach, ſeinem Schatz zwei Ringe auf den Finger zum Zeichen der Verlobung. Drei, vier Jahre bleibt er fort, und kaum, daß er je durch einen früher heimkehrenden Genoſſen der Braut einen Gruß, ein buntes Tuch vielleicht, das er in einem fernen Hafen kaufte, ſandte — vom Briefeſchreiben hält er wenig. Kehrt er dann als „ge-



Fiſcherboot in den Lagunen.

machter Mann“ zurück, ſo führt er die Braut heim, die ihm gebunden blieb nach der Väter Brauch. Aber auch nachdem er ſeinen Hausſtand gegründet, hält es ihn ſelten lange auf dem Eiland, die Liebe zum Meere treibt ihn immer aufs neue hinaus in die Ferne.

Wie auf Chioggia, ſo trifft man auch auf den anderen kleineren venetianiſchen Inſeln weit mehr Frauen und Kinder, als Männer an. Während die Männer ihrem gefahrvollen Berufe nachgehen, ſitzen die Frauen und Mädchen daheim, flechten Netze und fertigen — Spitzen.

Seit wenigen Jahrzehnten erſt iſt die altberühmte venetianiſche Spitzeninduſtrie zu neuer, ſchöner Blüte erwacht.

Von Venedig aus kamen im Mittelalter die erſten Spitzen — Wunderwerke meiſt der Klöſter — in den Handel; ſpäter erſt bemächtigten ſich die Niederlande der Induſtrie. Bis zum Fall der Republik faſt blühte auf den Inſeln Chioggia, vor allem aber auf Burano, Torcello, Malamocco das Gewerbe, unter der Fremdherrſchaft, zugleich aber auch unter der Einwirkung der Maſchineninduſtrie, verfiel es. Die einſt blühenden Inſeln verarmten, die Bevölkerung verwahrloſte teilweiſe; ſchließlich wurde 1878 in der Deputiertenkammer zu Rom offen beraten, wie dem zunehmenden Elend auf den Eilanden abzuhelfen ſei. Da war es der Abgeordnete Commendatore Paulo Fambri, der das Augenmerk wieder auf die Spitzeninduſtrie lenkte. Man ſtellte an Ort und Stelle Nachforſchungen an, aber ſelbſt die Kenntnis der einſtigen Kunſtfertigkeit war völlig erloſchen. Von einer einzigen Greiſin ſagte man, daß ſie noch klöppeln könne — die alte Frau war jedoch faſt ganz erblindet und hatte ſeit Jahrzehnten nicht mehr die Klöppel auf dem Kiſſen hin- und hergeworfen. Trotzdem wurde ſie, Cencia Scarpariola, die Lehrmeiſterin der jungen Generation. Rührend muß es geweſen ſein, wie ihre Augen aufleuchteten, als man ihr ſagte, daß auf Burano und Torcello aufs neue Spitzen gefertigt werden ſollten. Eine Art Klöppelſchule wurde ins Leben gerufen, alte Muſter aus den Sammlungen beſchafft; einige Damen der venetianiſchen Ariſtokratie, die Gräfin Andriana Zon-Marcello, die Fürſtin Maria Chigi-Giovanelli, nahmen ſich der Sache an, die edle Königin Margarita widmete ihr beſondere Unterſtützung.

Und es gelang. Nach wenigen Jahren ſchon war die alte Induſtrie wieder ſo leiſtungsfähig, wie nur je ehedem; was heute aus den geſchickten Händen der Inſelbewohnerinnen hervorgeht, reiht ſich den beſten Werken vergangener Jahrhunderte an, ja es übertrifft dieſe bisweilen. Vor allem aber: weit über fünftauſend arme Frauen und Mädchen haben durch die Spitzenarbeit dauernden Verdienſt und Brot gefunden und ſind dem bitterſten Elende entriſſen worden.

Bernhard Gauſſe.

Der Kochgeſchirrdeckel.

Erinnerung aus dem Einjährig-Freiwilligen-Leben. Von Reinhold Schultz.

Nicht weniger als 120 Einjährige zählte im Sommer 1878 das Tübinger Füſilierbataillon, und es wurde um dieſe Fülle von Bildung und Intelligenz — nach Angabe der Einjährigen — höchlichſt beneidet; laſſen wir indes für heute 119 der Letzteren beiſeite und greifen nur einen heraus, den wir der Kürze halber einfach „Schramm“ nennen wollen. Leider müſſen wir vorweg bemerken, daß er nicht zu den dienſteifrigſten ſeiner Kameraden gehörte: unter ſeinen ſchwarz-weiß-roten Achſelſchnüren ſchlug kein ſchneidiges Herz, und wenn ſein Name von der üppig wuchernden Unteroffiziersphantaſie auch oft mit dem anklingenden „ſtramm“ in Verbindung gebracht wurde, ſo geſchah dies doch ſtets in einer Weiſe, welche die Illuſion eines beabſichtigten Kompliments nicht aufkommen ließ. Zwar warf auch auf ſein zehnmonatliches Soldatenleben die Verleihung der blanken Gefreitenknöpfe einen ſchwachen Lichtſchein, aber dafür gab es auch einen dunkeln Punkt darin, den ſie nicht zu erhellen vermochten, oder, genauer geſprochen, einen *halbdunkeln* Punkt — nämlich die halbdunkle Zelle des Mittelarreſts, in welcher er einmal drei ſtille Tage unter den einfachſten Lebensverhältniſſen zugebracht hatte. Seit dieſer Zeit war ihm das einjährige Daſein völlig verleidet, jeder Tag im königlichen Dienſt gewann für ihn ſeinen Wert erſt, wenn er in dem gewiſſenhaft geführten Kalender mit zwei dicken Strichen ausgemerzt werden konnte, und die genaue Berechnung der noch vor ihm liegenden Tage dieſer Art war eine Lieblingsbeſchäftigung ſeines verbitterten Gemüts. Ach, *einen* ſollte er noch erleben, für den, wenn man ihn ganz nach Verdienſt würdigt, zwei noch ſo dicke Striche kaum ausreichend geweſen ſind!

Das Bataillon hatte ſein vorſchriftsmäßiges Gefechtsſchießen in einem abgelegenen Seitenthale des Neckar erledigt, und angeſichts der Leichen ſeiner von unzähligen Kugeln durchlöcherten — freilich nur papiernen — Feinde begann es nach rauher Kriegerſitte ſein Mahl zu rüſten. Erfahrene Gefreite leiteten das „Abkochen“, und in allen Korporalſchaften herrſchte ein geſchäftiges Treiben. Auch Schramm hatte, gleich anderen Einjährigen, ſein Kochgeſchirr zur Verfügung geſtellt und ſogar eigenhändig eine Kartoffel zu ſchälen verſucht; da jedoch die Hälfte der Frucht mit der Schale in ſeiner Hand zurückblieb, verzichtete man allerſeits auf ſeine weitere Mitwirkung — („Net emal zum Kartoffelſchäle ſan's zu gebrauche, döſe einjährigte Invididien, de traurigte,“ war die Form des Verzichts) — und er zog ſich mit einem Genoſſen, der beim Holzſpalten eine nicht weniger glückliche Hand gezeigt hatte, reſigniert an das Ufer des Baches zurück. Dort lagerten ſie ſich ermüdet auf dem weichen Raſen, klagten ſich gegenſeitig ihre nun faſt zehnmonatlichen Leiden und ſogen neidiſch den Duft einer Bratwurſt ein, welche der Burſche des Feldwebels in ihrer Nähe für den Kompanietyrannen zubereitete. Als das Eſſen in ihrer Korporalſchaft fertig war, meldeten ſie ſich jedoch pünktlich wieder zur Stelle.

Aber nun ergab ſich etwas Furchtbares: der Deckel eines Kochgeſchirrs — welcher auch als Waſſerſchöpfer, Patronenſammler, Suppenterrine und Waſchſchüſſel nutzbare Verwendung zu finden pflegt, und damals in Württemberg amtlich „Kaſſerolle“ genannt wurde — war verſchwunden, und natürlich war es unſer Schramm, der ſeinen Feldkeſſel dieſer ſchönſten Zierde beraubt fand. Alles Suchen und Umfragen blieb erfolglos, jeder verwahrte ſich gegen den Verdacht, ſeinem Keſſel einen doppelten Boden gegeben zu haben, mit derſelben Beſtimmtheit, wie nur irgend ein Zauberkünſtler bei der Produktion ſeines Wundergefäßes. Mit finſtern Gedanken aß Schramm aus einer fremden Kaſſerolle ſeine Fleiſchſuppe, in deren Fettaugen ſich für ihn bereits das grimmige Geſicht ſeines Hauptmanns widerſpiegelte. Er wußte, daß dieſer in ſolchen Sachen keinen Spaß verſtand — am wenigſten bei einem Individuum mit getrübter militäriſcher Vergangenheit — und der bewußte halbdunkle Punkt ſtieg wieder vor ſeinem Geiſte auf. Seine Hoffnung auf das Wiederfinden der Kaſſerolle war demgegenüber nur eine ſchwache, weil kleine Diebereien an Ausrüſtungsgegenſtänden erfahrungsgemäß in der Kaſerne nicht als unvereinbar mit dem von den Kriegsartikeln geforderten „guten und rechtlichen Verhalten gegen die Kameraden“ betrachtet werden.

Das Eſſen war vorüber, und die Kochgeſchirre wurden, ſauber gewaſchen, auf die in langen Reihen („gut ausgerichtet“) lagernden Torniſter geſchnallt, wo ſie, in der Sonne blinkend, von allen Seiten einen erfreulichen Anblick gewährten; nur Schramms Keſſel zeigte, vom rechten Flügel aus geſehen, ein gähnendes, tiefſchwarzes Loch. — Da das Bataillon vor dem Abrücken eine längere Ruhe genießen ſollte, ſo zerſtreuten ſich die Kameraden nach allen Seiten und vergnügten ſich nach beſtem Können, die einen beim Marketenderfaſſe, die anderen mit Geſängen und Manöverlügen, die dritten einfach durch jene vollkommene Faulheit, deren Wert man erſt beim Militär recht ſchätzen lernt. Nur eine verdammte Seele umſtrich raſtlos die Torniſter, von Korporalſchaft zu Korporalſchaft, von Kompanie zu Kompanie, wie gebannt durch den gleißenden Schimmer der friſch geputzten Kochgeſchirre. Jeden Torniſter hob der unglückliche Schramm auf, jeden Grasbüſchel durchſtocherte er mit dem Seitengewehr; das ganze Gelände graſte er gewiſſenhaft ab, er wagte ſich ſelbſt bis zu der Stelle, wo die gräßlich durchlöcherten Feinde von heute morgen — jetzt mit verklebten Geſichtern, wie Studentenfüchſe nach der Menſur — aufgeſchichtet lagen. Schließlich kehrte er immer wieder zu dem einen defekten Keſſel zurück, als ob derſelbe inzwiſchen durch irgend ein Wunder ſeine Bedeckung wiedererhalten haben könnte! Aber immer wieder grinſte ihm als unheimliche Verkörperung ſeiner dunkeln Punkte das ſchwarze Loch entgegen, und wie er unverwandt hineinſtarrte, kam es ihm durch eine gräßliche Ideenverbindung unwillkürlich auf die Lippen: „Ins Loch, ja, ins Loch mit ihm auf drei Tage — und drei Nächte!“, ſetzte er in ungemütlicher Erinnerung an eine harte Holzpritſche hinzu, indem er mechaniſch mit den Händen eine reibende Bewegung nach hinten ausführte.

Plötzlich durchfuhr ihn ein hoffnungsvoller Gedanke: am Bach, wo die Leute das Kochwaſſer geſchöpft und das Geſchirr abgewaſchen hatten, hatte er ja noch nicht einmal geſucht! Wie ein Pfeil ſchoß er über die Wieſe, durch die Büſche, welche das tief eingeſchnittene Bachbett umſäumten, und da — täuſchte ihn auch ſeine aufgeregte Einbildungskraft nicht? — da lag, hell glänzend in der Sonne, eine leibhaftige Kaſſerolle! Einen Augenblick ſtarrte er zweifelnd hinüber, noch fürchtend, der Mittagszauber möchte vor ſeinem prüfenden Blicke zerrinnen, aber ſchon im nächſten Augenblick hielt er den rundlichen Gegenſtand ſeiner Sorge liebevoll in der Hand. Ja, es war eine Kaſſerolle, daran ließ ſich nicht länger zweifeln, aber ach — es war nicht die ſeine! Es fehlte die ſchön geſchwungene Beule mit dem rätſelhaften, durch kein Scheuern zu beſeitigenden ſchwarzen Fleck in der Mitte, welcher dies Geſchirr bei jedem Appell aufs neue zum Gegenſtand unliebſamer Erörterungen gemacht hatte und den Korporalſchaftsführer zu dem Witze: „Wie der Herre, ſo's Geſcherre!“ zu begeiſtern pflegte; auch die aufgeprägte Geſchirrnummer ſtimmte nur annähernd, was in dieſem Fall offenbar nicht genügte. Bald konnte Schramm auch nicht mehr im Zweifel ſein, wer der rechtmäßige Inhaber ſeines Beuteſtückes war: unverkennbare Spuren einer Bratwurſtpelle wieſen auf keinen Geringeren als den Feldwebel der Kompanie hin! Hatte doch Schramm ſelber die Bereitung der Bratwurſt mit anſehen und, was ſchlimmer war, mit riechen müſſen! — Jetzt begann in der Seele des Einjährigen jener erbitterte Kampf der Motive, den wir vor Kant und Schopenhauer für die freie Selbſtbeſtimmung des Menſchen gehalten haben, und welches Motiv hier als das ſtärkere notwendig den Sieg behielt, war nicht ſchwer vorauszuſehen. Einen Augenblick zwar durchzuckte das Herz des Schwankenden eine veredelnde Reminiscenz aus Schillers Fiesko, welche hier etwa folgende Geſtalt annahm: „Eine Kaſſerolle zu erkämpfen, iſt groß, ſie wegzuwerfen, iſt göttlich“ — aber ſchon in der nächſten Sekunde kam die Gegenerwägung: „ſie zu behalten, wäre in dieſem Falle mindeſtens menſchlich“ — und ſchon wuſchen die geſchäftigen Hände ſorgfältig alle Spuren der verräteriſchen Bratwurſt von dem Geſchirr ab, während die Augen unruhig umherſchweiften, ob auch kein Späher in der Nähe ſei. Es wäre übrigens keinem zu raten geweſen, ſich hier bemerklich zu machen, das ſagte der Ausdruck finſterer Entſchloſſenheit in Schramms Blicken; er hätte den Verräter kaltblütig mit ſeinem Seitengewehr (Modell 71) auf immer ſtumm machen können! — Die Reinigung des Geſchirrs war vollbracht, und der Thäter, ſcheu wie ein Mörder, der ſich ſoeben das Blut ſeines Opfers abgewaſchen hat, lugte vom Rande des Gebüſches nach dem Lagerplatz hinüber, ob er die Kaſſerolle unbemerkt in Sicherheit bringen könnte. Die Gelegenheit erwies ſich als günſtig, kein Menſch hielt ſich in der Nähe der Torniſter auf — wozu auch, da ſie mitten in der Prellſonne ſchmorten, wenig Anreiz vorlag — und mit unglaublicher Geſchwindigkeit erreichte Schramm ſein Gepäck. Hier befeſtigte er mit einer Gewandtheit, die ihm ſein Korporalſchaftsführer nach ſonſtigen Erfahrungen kaum zugetraut

Herbſtregen.

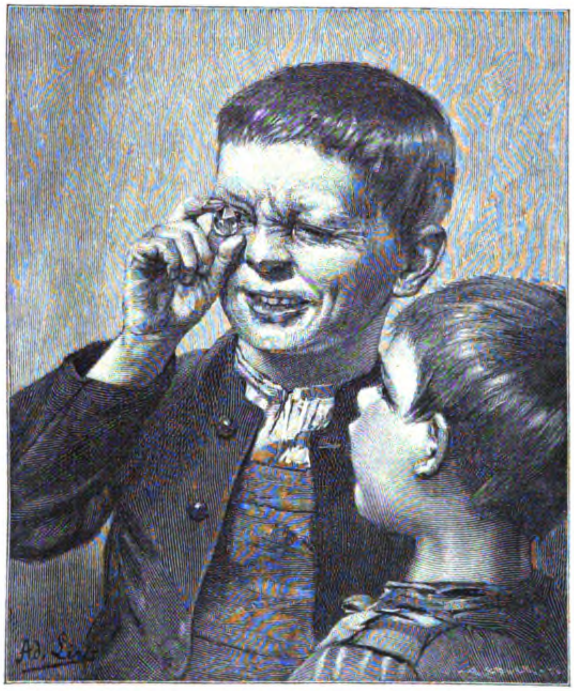
Der Sturmwind fuhr in dunkler Nacht
Mit Brauſen hinterm Regen drein,
Und ſtieß mit ungeſtümer Fauſt
Ins falbe Waldeslaub hinein.
Es beugten ſich die Äſte tief.
Und auf die Blätter legte ſchwer
Sich, im Zerſtäuben neu erzeugt,
Der Tropfen ungezähltes Meer.

Am Morgen ging ich durch den Wald
Im lichten, friſchen Sonnenſtrahl,
Da lag wie Tau des Sturmes Spur
Rings auf den bunten Blättern all;
Und die zur Nacht hindurchgefegt,
Wie wild gejagt von Schreck und Sorgen:
Die Tröpflein funkeln hell und klar
Hinein in einen neuen Morgen.

Karl Gußmann.

haben würde, im Nu die Gefundene an dem ſo lange verwaiſten Feldkeſſel, um dann, gemächlich ſchlendernd und ein Liedchen pfeifend, wie ein ſorgloſer Müßiggänger den Platz zu verlaſſen.

Die Wahrhaftigkeit zwingt uns, zu geſtehen, daß er nicht die mindeſte Reue über ſeine Unthat empfand. Nur fühlte er ſich während der folgenden Zeit durch einen ihm ſelbſt unerklärlichen Trieb beſtändig in die Nähe des Feldwebels gezogen, die er ſonſt nicht gerade aufzuſuchen pflegte. So hörte er denn auch, wie der Gewaltige, als ſich die Zeichen des baldigen Abmarſches zu mehren begannen, ſeinem Burſchen zurief: „Kerl, pack' mei' Sach' zuſamme!“ — „Aha, jetzt kommt's,“ dachte Schramm und verwandte kein Auge von dem Burſchen. Er beobachtete, wie dieſer den Torniſter des Feldwebels packte, den Mantel rollte, den Keſſel ergriff, dann plötzlich ſtutzte und nach einigem Beſinnen, während deſſen ſein Geſicht einen unbeſchreiblich ſchafigen Ausdruck zeigte, plötzlich aufſprang und ſpornſtreichs auf eine unſerem Schramm wohlbekannte Stelle am Bach zulief. Dort ſah er ihn längere Zeit im Gebüſch herumkriechen — wie dies bekanntlich die Lieblingsbeſchäftigung des dritten Napoleon war — ohne damit größere Erfolge als der letztere zu erzielen, bis er ſich, nach raſtloſem Hinſtarren auf das fließende Waſſer, ermannte, trübſelig zum Feldwebel zurückſchlich und in ſtrammer Haltung, aber wenig ſtrammem Ton rapportierte: „Herr Feldwebel, die Kaſſeroll' iſch fort; da herunte am Bach iſch ſie gelege und iſch nimmer da.“



Das Prisma. Nach dem Gemälde von A. Lins

„Haſcht ka Augen net im Kopf,“ brummte der Feldwebel ungläubig, „ich hab' ſie ſelber am Bach liegen geſehn, gleich ſchauſt noch amal nach!“

Gehorſam trabte der Burſche davon, kam aber bald mit leeren Händen zurück und meldete kleinlaut: „'s iſch halt net da, Herr Feldwebel.“

„Kerl, Du machſt dem Rock, den Du trägſt, keine Ehre — höchſtens, wenn's a Schlafrock iſch —“ polterte jetzt der Vorgeſetzte unwillig — „ich werd' ſelber nachſchauen müſſen.“ — „Schau Du nur!“ dachte Schramm in ſich hinein, und ein cyniſches Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, „trau, ſchau, wem!“

Inzwiſchen begann die Sache bereits Aufſehen zu erregen; die Stimme des Feldwebels, die nie zu den leiſeſten zu gehören pflegte, hatte eine Anzahl Füſiliere und Einjährige herbeigelockt, und ein neugieriger Trupp folgte dem Feldwebel und ſeinem Burſchen an den Bach, darunter, mit dem unbefangenſten Geſicht der Welt, der Einjährig-Freiwillige Schramm. Der Feldwebel ſchritt mit der Sicherheit eines Mannes, der ſeiner Sache gewiß iſt, ſchnurgerade auf einen beſtimmten Fleck des Ufers zu, ließ ſeine Augen mit einem Feldherrnblick umherſchweifen und ſah natürlich — nichts! Einen Augenblick ſtand auch er verblüfft, Burſche und Herr blickten ſich geiſtlos in die Augen — dann aber brach der Zorn des letzteren mit elementarer Gewalt hervor:

„Da hat die Kaſſeroll' gelegen,“ donnerte er, mit dem Finger auf den leeren Fleck weiſend, und wieder, mit noch fürchterlicherer Stimme: „Da, auf ſellem Fleckle!“ — („Stimmt,“ dachte Schramm) — „Und geſchtohle iſch's, ſchändlich geſchtohle von a Saulump, a wüſchte!“ (Je mehr ihn der Zorn übermannte, deſto tiefer geriet der Feldwebel in das Schwäbeln hinein, das er ſonſt unter ſeiner Würde hielt) — „Net glaube ſollt' mer's, daß es in der Kompanie drinnen ſo a Lumpen hat, ſo a Dreckſpatz — a drecketen,“ ſetzte er nachdrücklich hinzu.

In andächtigem Schweigen, wie einer Feldpredigt, hörten die Umſtehenden dem Zornesausbruch des gefürchteten Mannes zu; auch Schramm zuckte mit keiner Miene und ſah dem Feldwebel treuherzig ins Geſicht, während dieſer, noch immer mit dem Finger auf die leere Stelle deutend, einen Augenblick verſchnaufte. Aber ſchon brach das Ungewitter von neuem los: „Den Kerl, wann i faſſ'“ — hier hob ſich der Finger drohend gen Himmel, „der ſei'm Feldwebel ſei'Sach' ſchtiehlt, der gehört g'ſchlaucht!“ (verdient geſchunden zu werden). „Dem Herrn Hauptmann wird er g'meld't, und kei' ruhige Schtund' ſoll er in der Kompanie habe; gar nimmer aus'm Arreſcht net ſoll er 'naus — außer wenn er a Strafwachen hat — ganz hi (hin) mueß er werde!“ — (Schramm blieb noch immer ruhig). „Und i werd'n faſſe, heut' abend no; i hab' mir die Nummer von mei Kaſſeroll' aufgeſchriebe, da herinnen im Notizbüchle ſchteht's“ — (Schramm zuckte zuſammen) — „und bald die Kompanie eingerückt iſch, laſſ' i die Korporalſchaften antrete und alle Nummern von denen Kaſſeroll' nachſehe. Wart', Spitzbüble, gehſt mir ſcho ein! Ins Loch nei gehſcht, Du Lausbub!“ — Grollend ſchritt der Redner von dannen, und die Zuhörer zerſtreuten ſich.

Nur Schramm blieb auf der Unglücksſtätte zurück, auf welcher es ihm zum zweitenmal beſtimmt war, einen ſchweren Kampf mit ſich ſelbſt auszukämpfen. Was ſollte er nun thun? Sollte er den Dingen ihren Lauf laſſen, in der unbeſtimmten Hoffnung, daß der Feldwebel ſeine Drohung nicht ausführen würde oder vielleicht auch ſeine auffallende Kenntnis von der Nummer ſeines Kochgeſchirrs nur vorgeſchützt hatte? Aber wenn dieſe Vorausſetzungen nicht zutrafen, waren die Folgen ſeiner Handlungsweiſe doch gar zu ſchauerliche! Verluſt der Einjährigen-Schnüre, Verſetzung in die zweite Klaſſe des Soldatenſtandes — gab es nicht am Ende noch gar eine dritte, mit einer Kugel am Bein? — Und dazu für den Reſt ſeiner Dienſtzeit die unverſöhnliche Feindſchaft des Feldwebels, mit dem er bisher noch in leidlichem Einvernehmen geſtanden hatte! Oder ſollte er, ſo lange es noch Zeit war, reumütig vor den Feldwebel treten und mit der ſauber gewaſchenen und blank geputzten Kaſſerolle ſein Herz zu rühren ſuchen? Ach, der Erfolg war mehr als unſicher! Aber halt — wenn es gelänge, ſich des Geſchirrs unbemerkt vor dem Abmarſch zu entledigen? Ja, das war das Richtige! Die Kompanie verlor zwar zwei Kaſſerollen, aber ihre Einjährigen behielten ihren guten Ruf. Alſo ans Werk — wenn nur Zeit und Gelegenheit dazu gegeben war!

Er blickte umher und wartete angſtvoll. Lange Zeit war ihm die Situation nicht günſtig: die Soldaten, welche einem nahen Aufbruch entgegenſahen, trieben ſich mit peinlicher Hartnäckigkeit in der Nähe der Torniſter herum, auch der grimmige Feldwebel ſtand kaum eine Halbzugsbreite davon ab. Mit Verbitterung bedachte Schramm, wie leicht ihm vorhin die Entwendung der Kaſſerolle gemacht war, und wie ſchwer ſich jetzt die Umkehr auf dem breiten Wege zur Verdammnis geſtaltete. — Allein mit einemmale änderte ſich das Bild: die Spaßmacher des Bataillons — und welches Bataillon zählte deren nicht? — hatten noch eine Glanzleiſtung in petto, mit der ſie vor dem Abmarſche ihre heutigen Produktionen würdig beſchließen wollten, und in der Mitte des Lagerplatzes ſpielte ſich plötzlich eine höchſt draſtiſche Scene zwiſchen einem Schwarzwälder Bauern, ſeiner Tochter, dem Bärbele, und zwei Füſilieren als Einquartierung ab, bei welcher weder die Küſſe und Umarmungen, noch auf der anderen Seite die Püffe, Fußtritte und andere „Ausſchreitungen“ einer urwüchſigen Komik geſpart wurden. Alles ſammelte ſich um die Darſteller, ſelbſt der Feldwebel ſetzte ſich mit gewichtigem Schritt nach derſelben Richtung hin in Bewegung, und bald lagen die Torniſter wieder einſam im Scheine der zum Weſten herabſinkenden Sonne. Jetzt brach Schramm wie Ziethen aus dem Buſch hervor, und war vorher die Bergung der entwendeten Kaſſerolle auf dem Torniſter nur das Werk eines Augenblicks geweſen, ſo können wir jetzt auf den entgegengeſetzten Prozeß höchſtens einen halben rechnen; denn in der zweiten Hälfte ſprang er bereits mit dem Blech, das ihm wie Feuer in der Hand brannte — wohl nicht nur, weil es ſo lange in der Sonne gelegen hatte — in die Büſche zurück und ſchleuderte es den Abhang herunter. Aber er ſah es nicht mehr „ſtürzen, trinken und ſinken in das Meer,“ wie der König von Thule ſeinen heiligen Becher, ſondern abgewandten Auges entfloh er dem Orte ſeiner zweimaligen Unthat und miſchte ſich unter die Kameraden. So kollerte das Blechgefäß ungeſehen bis an den Rand des Waſſers, wo es in einem dicken Grasbüſchel liegen blieb.

Für Schramm ſtand nun eigentlich die Sache genau wieder ebenſo, wie vor dem Auffinden des fremden Geſchirrs, und doch war ſeine Stimmung eine ruhigere, ja gehobene. War das der Segen des wiedergewonnenen guten Gewiſſens? Die Moraliſten werden ihm ein ſolches nach dem Vorangegangenen kaum zugeſtehen wollen, zumal er das Entwendete nicht einmal zurückerſtattet, ſondern ſich einfach deſſen entledigt hatte. Indeſſen, was geht einen Einjährigen die Civilmoral an?

Aber die Vorſehung hatte es ſchließlich noch beſſer mit ihm im Sinne, als er es durch ſeine Handlungsweiſe verdient hatte. Als der Abmarſch der Kompanieen angeſagt wurde, befahl der Feldwebel unerwarteterweiſe ſeinem Burſchen, noch einmal nach der Kaſſerolle zu ſuchen. Man ſieht, auch ein Feldwebel kann ſich aus ſeiner langjährigen Dienſtzeit noch einen Reſt von Optimismus und Glauben an die Menſchheit retten. Der Burſche ſetzte ſich gehorſam in Trab, allerdings mit einem Ausdruck, der ein innerliches Achſelzucken verriet, in welches der abſeits ſtehende Schramm auch äußerlich einſtimmte; glaubte er ja doch ſein corpus delicti in den geſchwätzig murmelnden und doch ſo verſchwiegenen Fluten des Baches verborgen. Um der Form zu genügen, näherte ſich der Burſche auch wieder dem Bache und ließ einen flüchtigen Blick durch die Büſche ſchweifen. Plötzlich leuchtete es hell auf in ſeinem Auge, wie ſonſt nur beim Anblick eines ungewöhnlich großen Kartoffelkloßes, und wenige Sekunden ſpäter ſtand er vor ſeinem Gebieter und erſtattete, faſt ſtammelnd vor Überraſchung, die Meldung: „Herr Feldwebel, die Kaſſeroll' iſch da.“ — Der Angeredete, thatſächlich nicht weniger erſtaunt als ſein Burſche, wog die Wiedergefundene in der Hand, ſah prüfend nach der Nummer — („er hat ſie alſo wirklich gekannt,“ dachte Schramm) — und nickte nach einem Blick in ſein Notizbuch befriedigt, hielt es aber nicht für angemeſſen, ſeiner Verwunderung weiteren Ausdruck zu geben, ſondern bemerkte nur verweiſend: „Siehſt, Mehlamſel, dumme, hab' ich Dir net geſagt, daß Du kei' Auge net im Kopf haſcht?“ — „Ja, aber, Herr Feldwebel,“ wagte der Burſche ſich zu verantworten, „jetzt iſch de Kaſſeroll' gewaſche und geputzt.“ — Der Feldwebel ſtutzte — dieſer Umſtand gab allerdings zu denken! — faßte ſich aber ſchnell und äußerte überlegen: „Da wird halt einer in der Kompanie für ſei' Feldwebel was übriges gethan habe, wie ſich dös auch gehöre thuet!“

Ob er dies wohl ſelber geglaubt hat? Jedenfalls ſah ſich Schramm nicht veranlaßt, ſich als Reiniger des Geſchirrs vorzuſtellen und den Dank dafür einzufordern.

Eine andere Meldung freilich blieb ihm nicht erſpart: er mußte vor dem Abrücken mit angefaßtem Gewehr vor die Front treten und dem Herrn Hauptmann pflichtgemäß rapportieren, daß ihm ſeine Kaſſerolle während des Abkochens geſtohlen ſei. Aber noch einmal in dieſem ſchwerſten Momente war ihm das Glück günſtig. Der Hauptmann war „nicht in der Gebelaune heut“ (wie die Einjährigen ſagten), d. h. er war nicht geſtimmt, Arreſte, Strafwachen und andere derartige Gaben auszuteilen; die eingehende Beſchäftigung mit einem Korbe, aus welchem gelbgeſiegelte Köpfe hervorſahen, hatte ihn während des langen Nachmittags in eine milde, verſöhnliche Stimmung verſetzt. Er ſagte deshalb nur: „Himmelkreuz-Donnerwetter! Sie können mir ſelber geſtohlen werden, und die anderen Einjährigen dazu! Treten Sie ein, Sie Schlafhaube!“ — und damit war die Sache abgemacht. Auch kam zum Glück niemand auf den Einfall, die geſtohlene Kaſſerolle des Einjährigen mit dem vorübergehenden Verſchwinden derjenigen des Feldwebels in Verbindung zu bringen . . . wie ja ſo oft die Fäden, durch welche zwei große Ereigniſſe der Weltgeſchichte mit einander zuſammenhängen, dem Auge der Uneingeweihten verborgen bleiben.

So war Schramm ſchließlich aus allen Fährniſſen und Anfechtungen dieſes Tages als Sieger hervorgegangen. Was konnte es ihm noch verſchlagen, daß beim Einmarſch in die dämmrigen Straßen der alten Garniſonſtadt die Straßenjungen mit Fingern auf das große Loch im Feldkeſſel zeigten und einer dem anderen zurief: „Schau, Jockele, der Einjährigte hat kei Deckel net auf ſei'm Waſchkeſſel!“ worauf Jockele erwiderte: „Den müeſſens ihm halt weggeſchoſſe' habe'!“ — und daß ihn ſein Korporalſchaftsführer höhniſch fragte, er finge wohl ſchon auf eigene Fauſt an, allmählich abzurüſten, weil der ewige Weltfriede bald käme?

Alles vergeht, ſelbſt die beiden letzten Monate eines verfehlten Einjährigen-Lebens. Wir ſehen unſeren Schramm gehobenen Hauptes, in Civil, zum letztenmal die Schwelle der Kaſerne überſchreiten und plötzlich in tiefem Sinnen einen kleinen Zettel betrachten, den ihm der Kammerunteroffizier ſoeben in die Hand gedrückt hat. Er enthält nichts als die Worte:

„Rechnung für den Einjährig-Freiwilligen Schramm
Eine Kaſſerolle . . . . . 25 Pfennig.“

Und darum Räuber und faſt Mörder!

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Das Kloſter hatte Beſuch, den ſattel- und trinkfeſten Landsknechtshauptmann, deſſen Fähnlein in der Nachbarſchaft lagerte; ehe der fröhliche Kriegsmann wieder in den Sattel ſtieg, waren die Brüder mit ihm hinabgeſtiegen in ihren weitberühmten Keller, dem Gaſte einen Ehrentrunk, oder deren einige, zu reichen. Das gab dann eine „ſchwere Trennung“, wie ſie uns Eduard Grützner, der ſchier unerſchöpfliche Maler des Kloſterlebens, mit gewohntem gutem Humor vorführt.

Wir brachten in Nr. 46 ein Bildchen: „Ein Hauptſpaß“, zwei heitere Buben darſtellend. Das kleine Bildchen bat uns eine ganze Anzahl Zuſchriften eingetragen, ſo trefflich gefiel es Leſern und Leſerinnen. „Das Prisma“ von A. Lins iſt gewiſſermaßen ſein Seitenſtück, dem ſicher auch der Beifall nicht verſagt wird.

Zu den modernen Bildern fügen wir das eines alten Meiſters. Franz Hals war wohl unbeſtritten der größte Meiſter der holländiſchen Bildnismalerei, wie er auch ausſchließlich Porträtmaler war. Die ganze Höhe ſeines Könnens zeigte er vornehmlich in den ſogenannten „Regenten- und Dulenſtücken“, Gruppenbildern der Vorſtandsmitglieder (Regenten) von Vereinen und Schützengeſellſchaften (Doelen, ſprich: Dulen); ſein „Feſtmahl der Offiziere der St. Georgsſchützen“ im Rathaus zu Haarlem, ſein ebendort befindliches großes Gemälde: „Die Offiziere der Andreasſchützen“, die „Vorſteher des St. Eliſabeth-Krankenhauſes“, die „Vorſteherinnen des Altfrauenhauſes“ ſind Meiſterwerke allererſten Ranges. Zwiſchen dieſen aber ſchuf er zahlreiche, mehr genreartige Porträts, teils einzelne Köpfe, teils eine Zuſammenſtellung zweier oder mehrerer Halbfiguren. Hierzu gehört auch das prächtige, im Berliner Muſeum befindliche Bild: „Amme mit Kind“. Mit unfehlbarer Sicherheit wußte er dabei zu charakteriſieren. Wie glücklich ſchaut nicht die bäueriſche Amme aus, als fühle ſie ſich geehrt, dem Beſchauer einen ſo ſchönen Pflegling zu zeigen — wie reizvoll iſt nicht das Kind trotz ſeiner ſteifen Modetracht! Das Geburtsjahr des großen Malers iſt nicht genau feſtzuſtellen, wahrſcheinlich fällt ſeine Geburt aber in das Jahr 1584; in Antwerpen geboren, lebte und wirkte er doch ausſchließlich in Haarlem, wo er 1666 ſtarb. Wunderbar genug, kam nach ſeinem Tode eine Zeit, in der ſeine Werke gar nicht mehr geſchätzt wurden; erſt in der Gegenwart iſt die große künſtleriſche Bedeutung von Franz Hals wieder zur allgemeinen Würdigung gelangt.

Völkerkunde.

Die Siebenbürger Sachſen, die kernigen Träger deutſcher Kultur im fernen Oſten, ſiedelten ſich, nach den Forſchungen Friedrich Teutſchs, in drei Gruppen an, in der von Biſtritz, Hermannſtadt und Kronſtadt. Die Anſiedelungszeit der erſten Gruppe iſt nicht genau bekannt, von der Hermannſtädter ſteht feſt, daß ſie unter der Regierung des Königs Geiſa (1141—1161) erfolgte. Die Kronſtädter Gruppe iſt eine Anſiedelung des deutſchen Ritterordens (1211—1225). Bezüglich der jetzigen Bevölkerung, die im Land- und Stadtgebiet heute doppelt und dreifach höher ſteht als im Mittelalter, läßt ſich ein langſames Wachstum nachweiſen, und wenn ſich auch in den Städten eine nicht unweſentliche, durch Auswanderung veranlaßte Abnahme des deutſchen Elementes zeigt, iſt doch die Hoffnung wohl begründet, daß der Beſtand der Sachſen in Siebenbürgen zur Ehre des Deutſchtums der Zukunft erhalten bleibt. St.

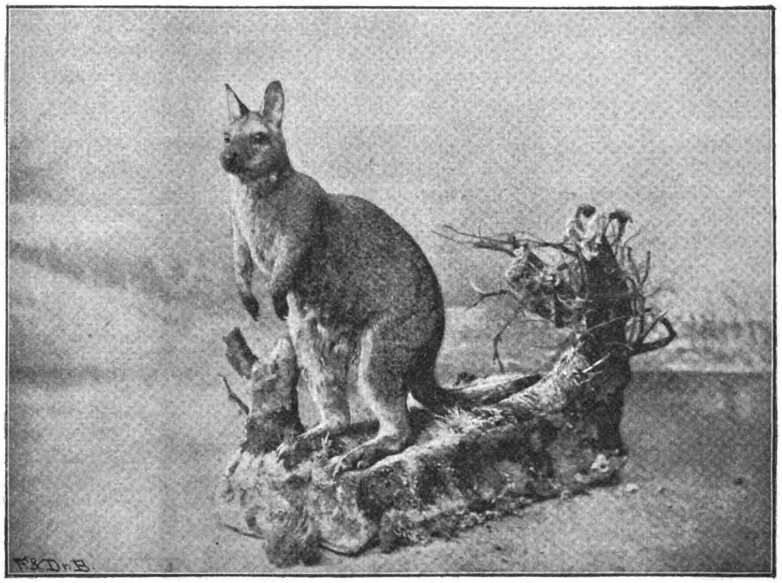
Über die Kultur der Uramerikaner haben neuere Entdeckungen höchſt beachtenswerte Aufſchlüſſe gegeben. Der Ethnologe Mindeleff fand kürzlich bei Camp verde am Rioverde in Arizona Reſte eines großen Kanals und am Clear Creeck eine Fläche von 480 ha, die von vielen gleichlaufenden, mit Steinen ſauber ausgelegten Gräben durchſchnitten war. In der Nähe bemerkte er noch Spuren eines durch Ausgraben hergeſtellten Sammelbeckens von 18 m Durchmeſſer und etwa 2 m Tiefe. Hieraus und aus anderen ähnlichen Funden im Gilathale geht hervor, daß die den heutigen Puebloindianern verwandten amerikaniſchen Indianerſtämme in der Kunſt der Landbewäſſerung wohl erfahren waren und ſie in großem Maßſtabe verwerteten. In der Nähe von Phönix wird ein neuer Kanal ſogar ſtreckenweiſe in dem Bette eines alten fortgeführt. Er geht an einer Stelle durch harten vulkaniſchen Fels und macht den Eindruck, als ſei er mit Exploſivſtoffen durchgebrochen. Man fand dort viele Steinhämmer und Äxte. St.

Pflanzenkunde.

Eine verſchollene Getreideart iſt die ſogen. Bluthirſe, die in früheren Zeiten in einem beträchtlichen Teile Europas wegen ihrer mehlreichen Körner angebaut wurde. Jetzt findet ſie ſich auf ſandigem, nicht zu trockenem Gartenlande der Mark Brandenburg, ſeltener außerhalb der Ortſchaften auf Äckern im Spätſommer als unſcheinbare Grasart. Hier iſt ſo ziemlich die Nordgrenze der Hirſe (Paniculum sanguinale), denn ſchon in Schleswig-Holſtein, Mecklenburg, Pommern und Weſtpreußen kommt ſie ſpärlich und unbeſtändig vor. Nach Dänemark und Schweden wurde ſie erſt neuerdings eingeſchleppt. Dagegen wird ſie im Süden immer häufiger und iſt z. B. in Texas als Cropgras eins der läſtigſten Unkräuter. Ihren Namen verdankt dieſe Grasart der ihr in alter Zeit zugeſchriebenen Kraft, das Blut zu ſtillen; nunmehr iſt ſie durch den Anbau der gangbaren Getreidearten verdrängt. Wenn die Körner der Bluthirſe ähnlich ſchmecken wie der Same des Schwaders (Glyceria fluitans), der ſog. Mannagrütze, dann iſt es zu bedauern, daß ſie ſo ſelten zu erlangen ſind. St.

Jagd.

Vor mehr als Jahresfriſt brachten wir eine kurze Mitteilung über die Acclimatiſierungsverſuche mit Känguruhs, die Frhr. von Böſelager auf ſeinem Revier bei Bonn am Rhein ſeit 1888 unternommen hat. Da dieſe Verſuche trotz mancher Rückſchläge, die aber mehr durch äußere Umſtände (Wilderer), als durch klimatiſche oder Ernährungsſchwierigkeiten veranlaßt waren, erfreuliche Erfolge zeitigten, ſo ſuchten auch andere größere Waldbeſitzer das Bennett-Känguruh in ihren Revieren zu acclimatiſieren, u. a., ſoweit wir wiſſen, recht erfolgreich Graf Witzleben auf Alt-Döbern in der Niederlauſitz. Nicht allzu fern von Alt-Döbern ſchoß nun am 2. Pfingſtfeiertag d. J. ein ſächſiſcher Offizier, der ſich bei einem Freund auf Urlaub befand, ein weibliches Känguruh; man nahm als ſelbſtverſtändlich an, daß dasſelbe von Alt-Döbern ſtamme — auf eine ſofortige Anfrage ſtellte ſich aber heraus, daß dort auch nicht ein Stück fehlt. Bis heute weiß man daher noch nicht, woher das ſeltſame Wildbret — wir bilden das ausgeſtopfte Känguruh nebenſtehend ab — gekommen iſt. Wie die Zeitſchrift „Sport im Bild“ mitteilt, thut derjenige, der Luſt hat, dieſe drolligen, nicht allzu teuren Tiere auszuſetzen, deren Wildbret vortrefflich iſt und deren Bälge gut bezahlt werden, gut, ſich an die zoologiſchen Gärten von Berlin, Dresden, Leipzig oder Hannover — je nach der Lage des Wohnſitzes — zu wenden.



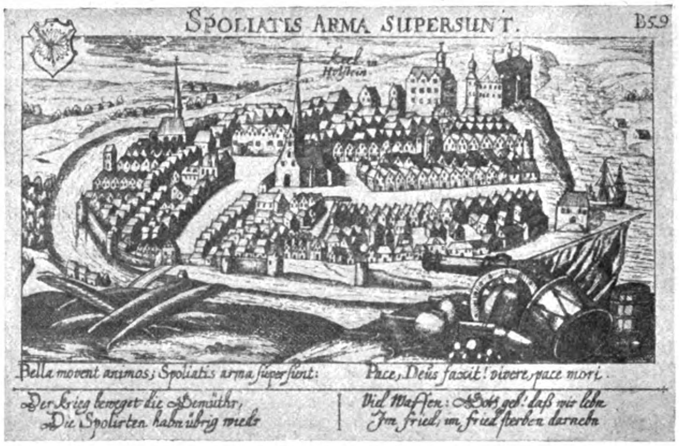
Ein auf einem deutſchen Revier geſchoſſenes Känguruh.

Kleine Zeitung.

Nach Hagenbeck, dem bekannten Tierhändler und Lieferanten aller zoologiſchen Gärten, iſt ein lebendes Nilpferd 20000 Mk., ein indiſcher Tiger 10000 Mk., ein Löwe in gutem Zuſtande 4000 Mk. und ein Elefant 5000—9000 Mk. wert. Die Leoparden koſten 600 Mk., ſchwarze Panter etwa 1200 Mk., Jaguare 600—2000 Mk.; ein „guter“ Eisbär hat einen Wert von 800 Mk., ein ſchwarzer Bär höchſtens 400 Mk. Sehr teuer ſind die Giraffen, die mit über 20000 Mk. bezahlt werden.

Ein altes Städtebild.

Der Liebenswürdigkeit einer Abonnentin verdanken wir das umſtehend wiedergegebene, alte Bild Kiels. Dasſelbe ſtammt aus Daniel Meißners, 1678 zu Nürnberg er-


Spoliatis Arma Supersunt.
B59
Kiel in Holstein
Bella movent animos; Spoliatis arma supersunt:
Pace, Deus faxit! vivere, pace mori.
Der Krieg beweget die Gemüthr,
Die Spolirten habn übrig wehr
Viel Waffen: Gott geb! daß wir lebn
Im fried, im fried sterben darnebn

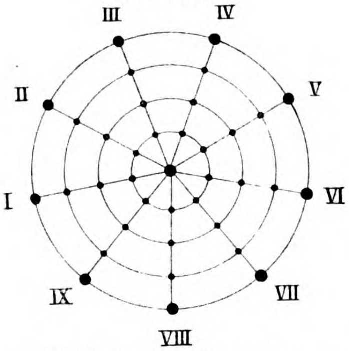
Anſicht von Kiel aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

ſchienenen „Sciagraphia Cosmica, oder eigentliche Abbildung der mehrenteils vornehmſten Städte, Veſtungen und Schloſſer, ſo allenthalben in allen Teilen der Welt berühmt ſind. In Verlegung Paul Fürſtens Kunſt- und Buchhandlers Seel. Wittib und Erben.“ Wer Kiel kennt, vermag ſich heute noch, trotz aller Veränderungen, welche die Zeit mit ſich gebracht hat, ziemlich gut auf dem Bildchen zu orientieren: Da iſt rechts der Hafen mit dem alten Schloß, in der Mitte die ehrwürdige Nikolaikirche, links der ſogenannte kleine Kiel, der jetzt allerdings eine weſentlich andere Geſtalt zeigt. Den Blättern des Buches waren „jeglichem ſchöne Emblemente, auch Lateiniſche und Teutſche Verſe, zu der Augen und Gemüts Ergetzung“ beigefügt, „ſo,“ wie der Verfaſſer verſichert, „ſehr anmutig und nützlich zu ſehen, zu leſen und zu betrachten.“

Dieſe Verſe beziehen ſich auf Zeitereigniſſe. In unſerem Falle können ſie ſich — da das Buch 1678 erſchien — nur auf das Zerwürfnis zwiſchen König Chriſtian V. von Dänemark und dem Herzog Chriſtian Albrecht von Schleswig-Holſtein-Gottorp, ſeinem Mitregenten in den Herzogtümern, beziehen, zwiſchen denen ſeit Jahren ſchwerer Streit herrſchte, der durch den, dem Herzog abgezwungenen Rendsburger Vertrag von 1675 nur ſcheinbar überbrückt war. Der König nahm ſchließlich die Gottorpſchen Länder in Sequeſter, der Herzog ging nach Hamburg und proteſtierte von dort aus. Er und ſeine Freunde waren die „Spolierten“ des Verschens, das ganz richtig auch auf eine glückliche Wendung des Geſchickes hindeutet, denn ſchon 1679 mußte Chriſtian V. die Beſitzungen des Herzogs zurückgeben und die Souveränität des Herzogtums Schleswig anerkennen.

In unſerer Spielecke.

1. Kreisrätſel.



Die Punkte der Figur ſind durch je einen Buchſtaben ſo zu erſetzen, daß die Strahlen neun bekannte Wörter von je fünf Buchſtaben mit einem gemeinſamen Endlaut ergeben.

Die neun Wörter bezeichnen: 1. eine der Hauptperſonen in einer Oper von Wagner, 2. eine Blume, 3. eine Stadt im Königreich Sachſen, 4. ein Zeichen hoher Würde, 5. einen altteſtamentlichen männlichen Namen, 6. einen Namen in dem Titel eines Dramas von Leſſing, 7. ein Reich in Hinter-Indien, 8. eine Stadt in Portugal, 9. eine der Hauptperſonen in einem Drama von Leſſing.

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo nennen ihre Anfangsbuchſtaben einen von zwölf Brüdern.

Zu verwenden ſind die folgenden 37 Buchſtaben: 2 a, 1 b, 2 c, 5 e, 1 h, 6 i, 1 l, 2 m, 4 n, 1 o, 1 p, 6 r, 2 ſ, 2 t, 1 v.

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Die Zahl 1895 iſt in drei Summanden (poſitive ganze Zahlen) zu zerlegen. Multipliziert man den erſten mit 12, den zweiten mit 52, den dritten mit 365, ſo ſoll die Summe der drei Produkte 30000 betragen.

Welches ſind die drei Summanden?

3. Rätſel.

Willſt Du eine Fruchtart raten
Und die Stätte, die ſie trägt?
Ernte hoffend von den Saaten,
Sorglich ſie der Landmann pflegt.

Wird ein Schluß- und Anfangszeichen
Der zwei Worte nun verdreht,
Sie im Sinn ſich nicht mehr gleichen
Und ein Mann der Schrift erſteht.

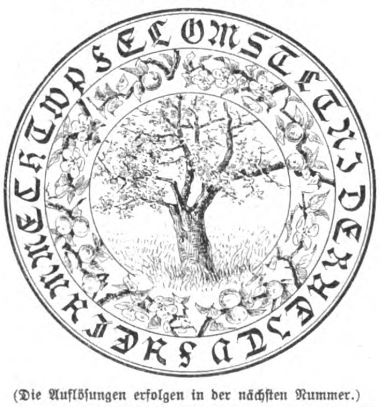
Den die Ferne lockte mächtig,
Süd und Weſt war ihm vertraut,
Und wie ſchildert er ſo prächtig
Alle Wunder, dort erſchaut!

In Prärie und Wald erlebte
Abenteuer ohne Zahl,
Phantaſievoll er verwebte
Mit Geſtalten freier Wahl.

Spannung und Humor nicht fehlte,
Ernſt und Scherz er wechſelnd bot —
Der ſo farbenfriſch erzählte,
Längſt verblich er ſchon im Tod!

M. Sch. (Kaſſel.)

4. Problem: Der Apfelbaum.



(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 49.

Bilderrätſel. Regiment Ziethen-Huſaren.

1. Füllrätſel.

E	b	e	r	e	s	c	h	e
K	l	o	p	s	t	o	c	k
F	e	g	e	f	e	u	e	r
S	t	i	e	g	l	i	t	z
E	l	f	e	n	b	e	i	n
W	e	i	c	h	b	i	l	d
L	e	b	e	w	e	s	e	n
S	t	o	c	k	h	o	l	m
A	l	e	x	a	n	d	r	a

2. Metamorphoſenaufgabe.

M	u	t	t	e	r
P	r	a	t	e	r
P	r	a	c	h	t
G	r	a	n	i	t
U	r	a	n	u	s
U	r	a	h	n	e

3. Rätſel. Nadel und Faden.

4. Arithmogriph.

	H			T	
B	e	r	t	h	a
	i			e	
	b			s	
	e			e	
O	r	t	r	u	d
	g			s	

Inhalt: Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Zum hundertjährigen Jubiläum der Londoner Miſſionsgeſellſchaft. Von P. Richter. — Altes und Neues aus Venedig. Von Bernhard Gauſſe Mit ſieben Illuſtrationen. — Der Kochgeſchirrdeckel. Von Reinhold Schulz. — Herbſtregen. Gedicht von Karl Gußmann. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Schwere Trennung. Von Ed. Grützner; Amme mit Kind. Von Franz Hals; Das Prisma. Von Ad. Lins. — Völkerkunde. — Pflanzenkunde — Jagd. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — Ein altes Städtebild. Mit Abbildung. — In unſerer Spielecke.

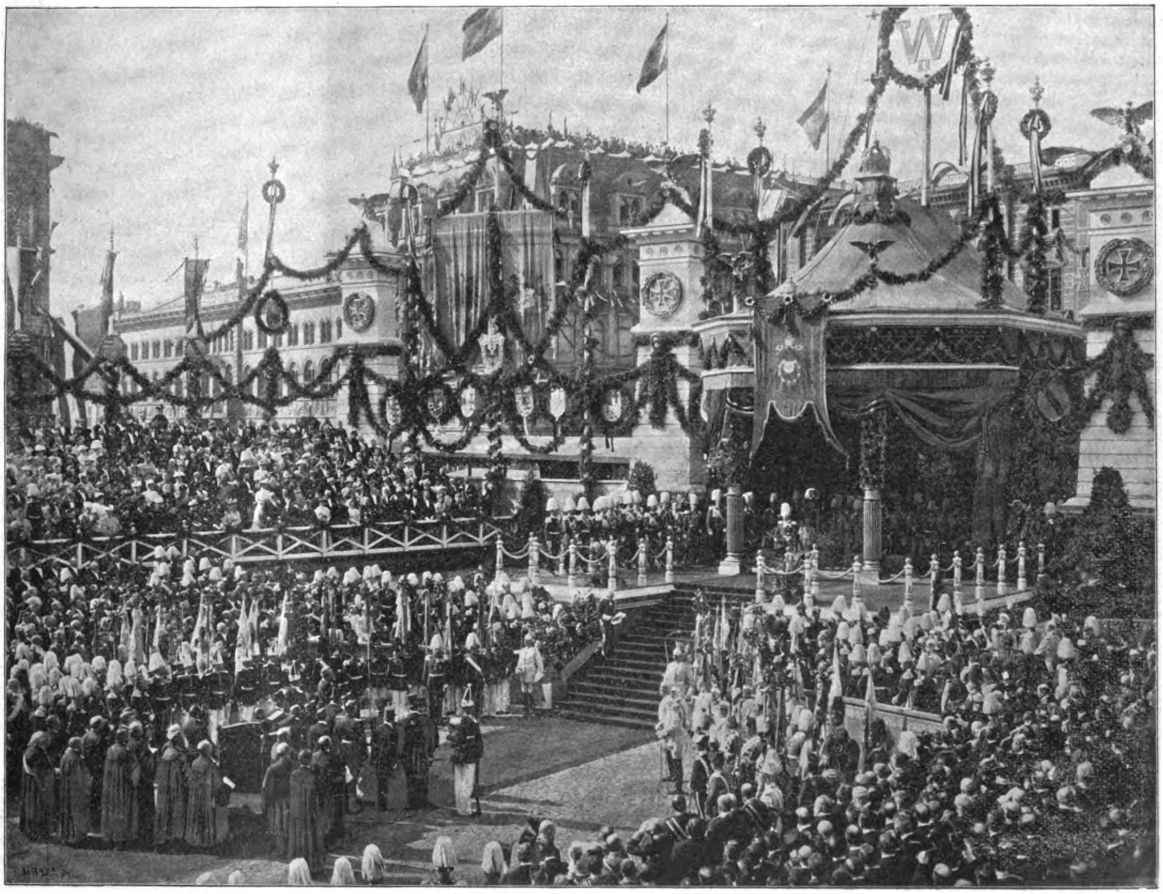
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt eingeſandter Manuſkripte** ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin. Briefe nur:** An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung **eines** Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig,** Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
1895. Beilage zu Heft 17 (No. 48—50).
XXXI. Jahrgang.
September 1895.

Aus der Zeit — für die Zeit.

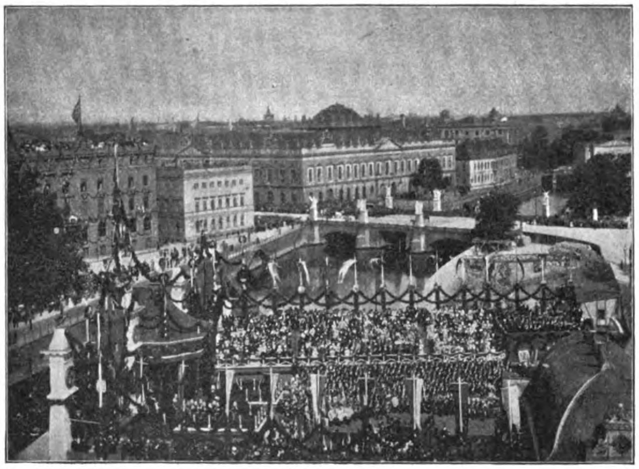
Grundſteinlegung des Kaiſer Wilhelm-Denkmals zu Berlin. — Veteranenparade auf dem Tempelhofer Felde. Veteranenfeſt zu Saarbrücken. — Die neue Univerſitätsbibliothek zu Straßburg im Elſaß. Die Überbrückung des Wupperthals bei Müngſten.

Die letzten Wochen gehörten der weihevollen Erinnerung an die große Zeit von 1870/71. Überall in ganz Deutſchland gedachte man voll Dank gegen Gott der Helden der Kriegsjahre, der Führer unſerer Heere, der Krieger, die auf den Schlachtfeldern für das Vaterland bluteten. Es ging endlich wieder einmal ein großer Zug gemeinſamen nationalen Empfindens durch unſer ganzes Volk in Nord und Süd, in Oſt und Weſt. Am 18. Auguſt, dem Tage, an welchem vor einem Vierteljahrhundert die deutſchen Heere unter König Wilhelms Führung den blutigen, aber entſcheidenden Sieg von St. Privat errangen, fand die Grundſteinlegung des Denkmals ſtatt, welches die deutſchen Fürſten und das deutſche Volk dem Begründer der deutſchen Einheit, dem Kaiſer Wilhelm I, errichten. Unſere Leſer kennen das Denkmal, wie es ſich dereinſt zwiſchen dem Königlichen Schloß und der Spree erheben wird, aus den Abbildungen, welche wir früher brachten; auch die Lage des Feſtplatzes, der zu der ſchönen Feier prächtig geſchmückt war, iſt ihnen bekannt: Unſere größere Abbildung ſtellt den Feſtplatz vom Schloß aus geſehen, nach dem ſich der Kaiſerpavillon öffnete, dar, in den Augenblicken, in welchen Kaiſer Wilhelm II die Grundſteinsurkunde verlas. „Kaiſer Wilhelm dem Großen,“ ſo betonte der Enkel, „werde dies Denkmal errichtet, um Zeugnis abzulegen von der unauslöſchlichen Dankbarkeit, welche Deutſchlands Fürſten und Völker ihm zollen. Es werde ein Wahrzeichen der Liebe zum Vaterlande, die in großer Zeit Gut



Die Grundſteinlegung des Kaiſer Wilhelm-Denkmals am 18. Auguſt.
Nach einer Photographie von M. Ziesler, Berlin.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

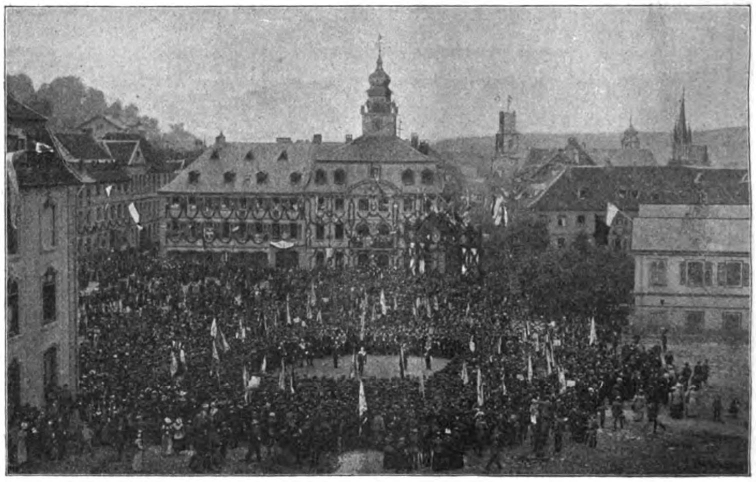


Grundſteinlegung des Kaiſer Wilhelm-Denkmals in Berlin am 18. Auguſt.
Nach einer Aufnahme von C. Voß, Berlin.

und Blut einſetzte für des Reiches Herrlichkeit, ein Wahrzeichen der Treue, die in Kaiſer Wilhelms Tagen das Band, welches die deutſchen Stämme umſchlingt, zu einem unauflöslichen gefeſtigt hat. Möge dies Denkmal ſtets auf ein glückliches und zufriedenes Volk herniederſchauen. Das walte Gott!“ Nachdem dann der bayeriſche Bevollmächtigte zum Bundesrat, Graf Lerchenfeld, dem Kaiſer Kelle und Mörtel, der Reichstagspräſident Freiherr von Buol ihm den Hammer mit kurzen Anſprachen gereicht hatten, vollzog der Kaiſer die drei Hammerſchläge auf den Grundſtein unter dem Spruch: „Den Gefallenen zum Gedächtnis! Den Lebenden zur Erinnerung! Kommenden Geſchlechtern zur Nacheiferung!“ Während vom Luſtgarten die Geſchütze donnerten, die Truppen präſentierten, die Fahnen und Standarten ſich ſenkten, folgten die Hammerſchläge der Fürſtlichkeiten, der Miniſter u. ſ. w.; Profeſſor Reinhold Begas und der Architekt des Denkmals, Halmhuber, ſchloſſen die Reihe. Dann hielt Hofprediger Generalſuperintendent Faber die kurze Weihrede, welcher er Vers 21 und 23 des 8. Kapitels des II. Buches der Makkabäer zu Grunde gelegt hatte: „Da er ihnen mit ſolchen Worten ein Herz gemacht hatte, daß ſie um des Geſetzes und ihres Vaterlandes willen gerne ſterben wollten ... ließ er Eleazar das heilige Buch leſen und gab ihnen ein Zeichen, daß ihnen Gott helfen würde und zog alſo voran an der Spitze vor den Andern her ...“

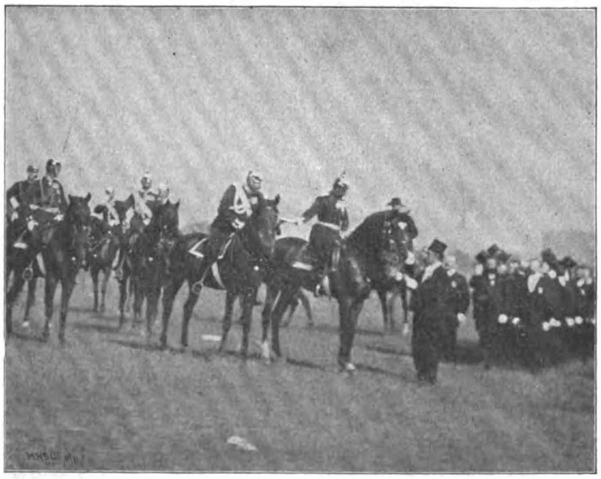
Schon vor den Tagen, welche der Erinnerung an die Kämpfe um Metz galten, hatten auf den Schlachtfeldern der Einmarſchkämpfe, bei Saarbrücken, Weißenburg, Wörth, Gedächtnisfeiern ſtattgefunden. Über die Feier in Saarbrücken ſchreibt uns Dr. Meyer daſelbſt u. a:

Saarbrücken iſt der einzige Ort, in dem die Franzoſen einige Tage als „Sieger“ einherſtolzierten, nachdem die winzige Schar der Verteidiger durch ihre Übermacht zurückgedrängt war. Kein Wunder, daß die Jubelfeier der Schlacht bei Spichern, in der die tapferen Söhne unſeres Vaterlandes in unmittelbarer Nähe im Kampf rangen, um den Feind von unſerem Vaterlande fernzuhalten, ſchon viele Wochen vorher die Einwohner der Nachbarſtädte Saarbrücken — St. Johann beſchäftigte. Ein großes Komitee hatte ſich gebildet. Tauſende von Kriegern, die aus allen Gauen Deutſchlands herbei eilten, mußten untergebracht und verpflegt werden. Die Schulräume waren in Schlafräume verwandelt, worüber ſich beſonders die liebe Jugend freute, weil es drei volle freie Tage gab. Die Städte boten ein ähnliches Bild, wie in den heißen Tagen vor 25 Jahren, nur mit dem Unterſchied, daß damals bleicher Schrecken auf manchem Antlitz lag, während jetzt Jubel und Freude auf den Geſichtern ſtrahlten. Die Ausſchmückung der Straßen, Brücken, Plätze war impoſant. Am erſten Feſttage, einem Sonntage, fand morgens 7 Uhr auf dem Friedhof eine Gedächtnisfeier ſtatt. Nach dem Vortrage des Liedes: „Wie ſie ſo ſanft ruhen“ ſeitens der vereinigten Sängerchöre einer Anzahl Vereine, hielt das Vorſtandsmitglied des Deutſchen Kriegerbundes, Superintendent und Inhaber des eiſernen Kreuzes, Gehrke aus Greifenhagen (Pommern), eine tiefergreifende Anſprache. Nachmittags fand der Feſtzug der Krieger- und Militärvereine ſtatt. Annähernd 15000 Krieger nahmen an dem Zug teil. Die hiſtoriſche Gruppe desſelben bildeten: Kurbrandenburgiſche Reiter mit Fanfarenbläſern und Bannerträgern zu Roß; Garde Friedrichs des Großen in Prachtuniformen, die ſämtlich dem Berliner Zeughaus entſtammten; die alte Saarbrücker Garde in blauen Uniformen; Lützowſche Jäger; Landwehr aus den Befreiungskriegen; Düppelſtürmer; 40er Füſiliere von 1870; dann folgte der Verein ehemaliger 40er, der eigentlichen Spichernkämpfer, vom Publikum mit begeiſterten Hochrufen empfangen. Unter den feſtlichen Klängen von etwa 50 Muſikkapellen bewegte ſich der Feſtzug nach dem Ehrenthal, wo in 65 Gräbern die Helden von Spichern, unter ihnen General v. François, ruhen. Der zweite Tag galt dem hohen Protektor der Jubelfeier, dem Großherzog von Baden, der kurz vor 11 Uhr auf dem Bahnhof eintraf, von dem kommandierenden General von Bülow und dem Oberpräſidenten der Rheinprovinz, Naſſe, begrüßt. Hierauf ging er zum Schloßplatz vor dem Rathauſe. Hier hatten ſich die Kriegervereine, ſowie eine Anzahl Offiziere aufgeſtellt. S. Kgl. Hoheit ſchritt die Front der Kriegervereine ab und unterhielt ſich auf das Leutſeligſte mit vielen Veteranen. Darauf richtete er eine Anſprache an die Verſammelten (dieſen Moment ſtellt unſer Bild dar), in der er den hohen Wert der Kriegervereine, deren Bedeutung und Ziele hervorhob. Nach einem Hoch auf Se. Majeſtät den Kaiſer wurde die Nationalhymne intoniert. Inzwiſchen war vom Kaiſer ein Telegramm eingelaufen, deſſen Inhalt der hohe Gaſt unter lautloſer Stille der Anweſenden mit den Worten mitteilte: „Se. Majeſtät der Kaiſer beauftragt mich, Sie auf das herzlichſte zu begrüßen und Ihnen zu ſagen, daß Er mit ganzem Herzen und aus voller Seele teilnimmt. Nochmals: Hurra, hurra, hurra!“ Mit einer prächtigen Illumination der Städte Saarbrücken — St. Johann am Abende des dritten Feſttages ſchloß das ſchöne Feſt.



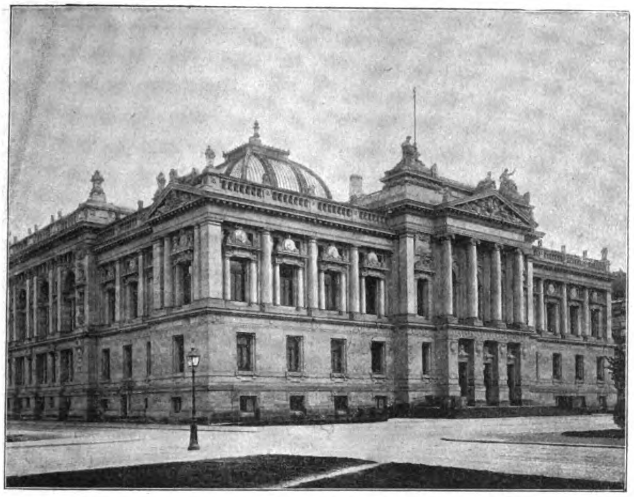
Veteranenfeſt in Saarbrücken: Parade vor dem Großherzog von Baden.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Dr. Meyer in Saarbrücken.

Am Montag, den 20. Auguſt, fand vor dem Kaiſer auf dem Tempelhofer Felde eine große Veteranenparade ſtatt, an der gegen 15000 alte Soldaten, darunter über 8000 alte Krieger von 1870/71 teilnahmen. Rührend war der Anblick der verkrüppelten Invaliden, die in der Nähe des Monarchen auf Bänken und Rohrſtühlen Platz genommen hatten. In einer ſoldatiſch kernigen Anſprache begrüßte der Kaiſer die Veteranen. „Möge der heutige Tag,“



Begrüßung der Veteranen von 1870 durch Kaiſer Wilhelm auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin am 20. Auguſt.
Nach einer Photographie von C. Voß in Berlin.

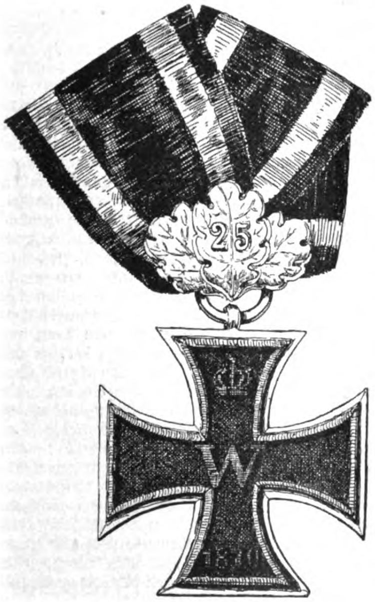
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



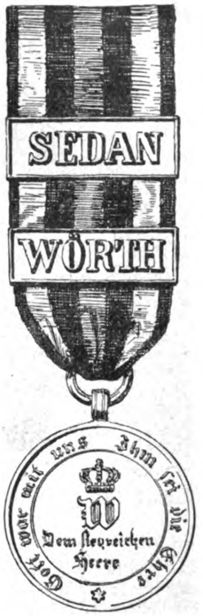
Die neue Univerſitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg im Elſaß.

ſagte er, „von Euch und für Euch ein neuer Ausgangspunkt ſein, hinwiederum in friedlicher Weiſe und Eures alten Fahneneides getreu für Euren König und Euer Vaterland zu arbeiten, in der Pflege des Reſpekts vor dem Geſetz, in der Pflege der Religion, in der Pflege der Liebe zum Königshauſe, jeden Tendenzen, die zum Umſturz führen, entgegen zu arbeiten und nach echt ſoldatiſcher Manier Euch um Euren König zu ſcharen! Das mögt Ihr mitnehmen als Aufgabe, die Ich Euch ſtelle, und mögt ſie Euren Kindern lehren!“ Der Kaiſer teilte zugleich mit, daß zur Erinnerung an die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr der Siegestage die Inhaber des eiſernen Kreuzes auf dem Ordensband einen ſilbernen Eichenkranz mit der Zahl 25, die Inhaber der Feldzugsmedaille auf dem Band derſelben Silberſpangen verliehen erhielten, auf denen die Schlachten und Belagerungen, an denen ſie teilgenommen, verzeichnet werden. Wir geben dieſe Auszeichnungen, welche nach einem von den Hofjuwelieren Joh. Wagner & Sohn, Berlin, Unter den Linden 30, entworfenem Modell gefertigt werden, in unſeren Abbildungen wieder, zugleich auch als Ergänzung zu unſerem Artikel: „Das Eiſerne Kreuz 1813—1870/71“ im Hauptblatt der vorigen Nummer.

Auch eine Erinnerung an das Jahr 1870 — freilich eine recht ernſte und trübe — ruft uns das Bild der neuen **Univerſitäts- und Landesbibliothek in Straßburg** i. Elſ. zurück. Als in der Nacht von dem 24. auf den 25. Auguſt 1870 die beiden wertvollen Straßburger Bibliotheken ein Raub der Flammen wurden, regte der damalige fürſtliche Hofbibliothekar zu Donaueſchingen, Dr. Karl Barak, den Gedanken an, durch freiwillige Spenden eine neue Bibliothek zu Straßburg zu begründen. In der ganzen gelehrten Welt wurde die Idee mit der größten Teilnahme begrüßt. Die Regierungen zahlreicher Staaten, die Akademien und Univerſitäten, die großen Verlagsbuchhändler ſtellten ihre Publikationen zur Verfügung, in vielen Ländern bildeten ſich Ausſchüſſe zur zweckmäßigen Organiſierung der Sammlungen, und ſchon am 1. Mai 1872, als die neubegründete Straßburger Univerſität eröffnet wurde, war ein Bücherſchatz von rund 200 000 Bänden zuſammengebracht. Der Begründer der neuen Bibliothek, der auch an die Spitze der Verwaltung berufen wurde und ihr heute noch vorſteht, hat es verſtanden, von vortrefflichen Mitarbeitern unterſtützt, auch die weitere Entwickelung des Inſtituts in der glücklichſten Weiſe zu geſtalten. Die Bibliothek hat es bis jetzt auf einen Beſtand von über 700 000 Bänden gebracht, und iſt an Bändezahl unſres Wiſſens die drittgrößte in Deutſchland. Es war eine ſelbſtverſtändliche Pflicht der Regierung und des Parlaments, der Bibliothek auch ein eigenes, ſtattliches Heim zu ſchaffen, nachdem ſie ſich 25 Jahre lang in dem für ganz andere Zwecke gebauten alten Schloſſe kümmerlich hatte behelfen müſſen. Die Stadt Straßburg ſtellte einen Bauplatz im Mittelpunkte der Neuſtadt, am prächtigen Kaiſerplatze, unentgeltlich zur Verfügung. Der hier von 1889—1894 errichtete monumentale Neubau, der in dieſen Sommermonaten bezogen worden iſt und Ende Oktober eingeweiht werden ſoll, iſt eine ausgezeichnete Schöpfung der Architekten Hartel und Neckelmann, von dem Straßburger Bildhauer Johann Riegger mit einem faſt überreichen Skulpturenſchmuck ausgeſtattet. Die Faſſaden ſind in den Formen italieniſcher Renaiſſance gehalten, in künſtleriſcher Übereinſtimmung mit dem in der gleichen Flucht an den Kaiſerplatz anſtoßenden Landesausſchußgebäude. Die Geſamtkoſten des Gebäudes betrugen 1 450 000 Mark.

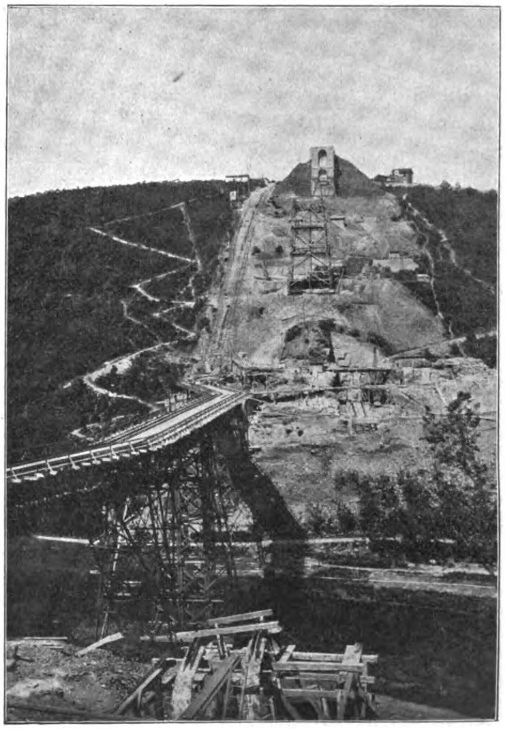


Das eiſerne Kreuz mit Eichenlaub.



Kriegsdenkmünze: Spangen zur Feldzugsmedaille 1870/71.

Wir haben bereits vor längerer Zeit in einer Notiz im Familienblatt der **großen Brücke** Erwähnung gethan, welche behufs Herſtellung einer direkten **Bahnlinie Remſcheid-Solingen bei Müngſten** die Wupper überſpannen ſoll, und nach ihrer Vollendung die höchſte Brücke Deutſchlands, eine der gewaltigſten der ganzen Erde ſein wird. Unſere Abbildung gibt einen intereſſanten Blick auf die Arbeitsſtätte wieder; der Mauerkopf, der auf der Berglehne ungefähr in der Mitte des Bildchens ſichtbar iſt, iſt der eine der vier Landpfeiler, welche die Brücke auf jeder Thalſeite erhält. Das eigentliche Thal ſelbſt überſpannt nach der Vollendung ein Rieſenbogen von 180 m Spannweite zwiſchen den inneren und 160 m Spannweite zwiſchen den äußeren Stützpunkten; der höchſte Punkt der Brücke liegt auf 107 m über dem Waſſerſpiegel, ihre ganze Länge wird 495 m betragen. Remſcheid und Solingen, die von altersher durch regen geſchäftlichen Verkehr eng verbundenen Induſtrieſtädte, ſind in der Luftlinie nur acht Kilometer von einander entfernt, während die Eiſenbahn zwiſchen ihnen bisher eine Länge von 44 km aufweiſt. Erſt durch den Bau der neuen Brücke, die Ende 1896 vollendet ſein ſoll, wird dieſem ungeſunden Zuſtand ein Ende bereitet.

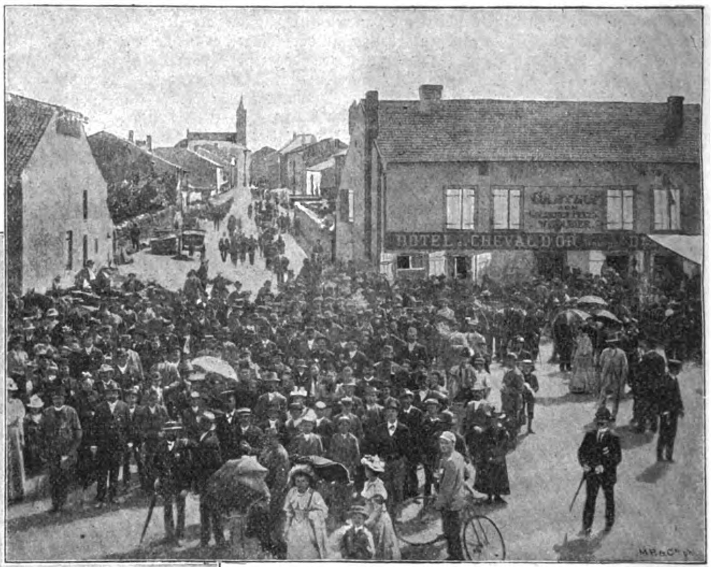


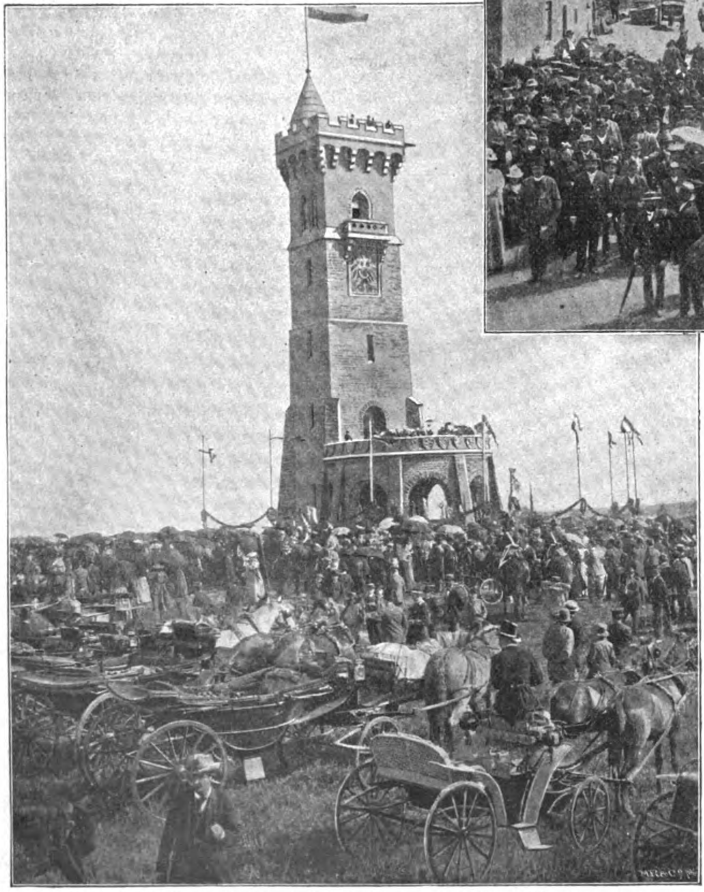
Vom Brückenbau bei Müngſten zwiſchen Remſcheid und Solingen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

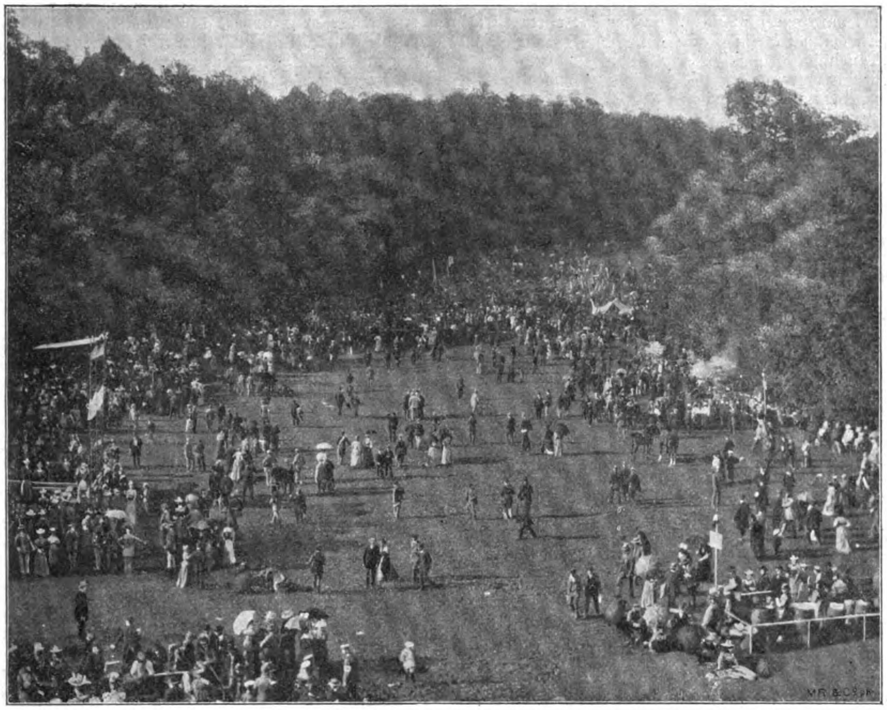
Daheim
Aus der Zeit — für die Zeit.

Metzer Gedenktage. — Bernhard Frhr. v. Tauchnitz †. — Die Überführung des Dortmund-Ems-Kanals über die Lippe. Zwei von Kaiser Wilhelm II. geſtiftete Ehrenpreiſe.


Mitte des Dorfes Gravelotte am 18. Auguſt.
Nach einer Photographie von C. Löcher in Metz.


Gedenkturm auf der Höhe von Point du jour bei Gravelotte während der Einweihungsfeierlichkeiten am 18. Auguſt.
Nach einer Photographie von C. Löcher in Metz.

Auf den blutigen Schlachtfeldern um Metz, auf die wir unſere Leſer bereits in dem Artikel: „Ein Beſuch der Schlachtfelder“ in Nr. 47 führten, ſpielten ſich an den erinnerungsreichen drei Tagen der Kämpfe von Colombey-Nouilly, von Mars la Tour und Gravelotte-St. Privat herzbewegende, aber auch herzerfreuende Scenen ab. Aus allen deutſchen Gauen waren die Kriegsveteranen herbeigekommen, jene Tage an dem Ort, wo ſie ſo heiß geſtritten, zu feiern, die Denkmäler der toten Kameraden zu bekränzen, der glorreichen Führer von 1870 in Treuen zu gedenken. Am 14. Auguſt wurde die große patriotiſche Feier ſtimmungsvoll mit einer gemeinſamen Huldigung vor dem Denkmal Kaiſer Wilhelms auf der Esplanade in Metz eingeleitet. Dann fand unter den Klängen ernſter Choräle und Chöre die Schmückung der Gräber ſtatt mit jenen Kranzſpenden, die auch aus allen Teilen des Vaterlandes geſandt waren — Kränze von Fürſten, von den Offizierkorps der beteiligten Regimenter, Kränze aus Schloß und Hütte. Auch der Großherzog von Heſſen weilte mit ſeiner Gemahlin in Metz, um Kranzſpenden auf den Gräbern der gefallenen Heſſen — auf franzöſiſchem Boden — niederzulegen. Die Garniſon von Metz trug ihr Teil zur Schmückung der Grabſtätten bei, ſo daß man gewiß ſagen darf, auch nicht ein Einzelgrab iſt in jenen Tagen ohne friſchen Schmuck geblieben. Am 14. Auguſt fand endlich auch die Einweihung des neuen, ſchönen Denkmals des 1. weſtfäliſchen Infanterie-Regiments Nr. 13 im Park von Colombey ſtatt — eine Weſtfalia ſtellt das in grünen Sandſtein gemeißelte Denkmal dar, die den Kriegslorbeer über einen ſterbenden Dreizehner hält. Auf den 16. Auguſt, den Schlachttag von Mars la Tour, hatte Graf Haeſeler, der kommandierende General des 16. Armeekorps, eine große militäriſche Feier anberaumt. In aller Morgenfrühe zogen elf Regimenter nach den Höhen ſüdlich von Gravelotte hinaus, wo ſie in Paradeformation Aufſtellung nahmen, und wo Graf Haeſeler in zündender Rede der



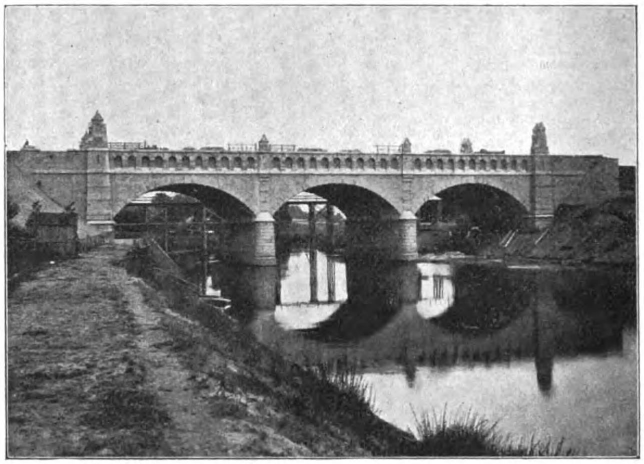
Schlucht von Gravelotte am 18. Auguſt, von der Straße aus geſehen.
Nach einer Photographie von C. Löcher in Metz.

großen Zeit vor 25 Jahren und ihrer Helden gedachte. Unmittelbar nach der Parade fand bei Vionville eine Gedenkfeier des ſchleswig-holſteiniſchen Dragoner-Regiments Nr. 13, das am 16. Auguſt an dem Blutritt der preußiſchen Reiter ſo hervorragenden Anteil gehabt hatte und das jetzt zur Garniſon von Metz gehört. Eine ganze Anzahl Offiziere, aber auch Unteroffiziere und Dragoner, die jenen ſtolzen Ritt ſelbſt mitgemacht, hatte ſich eingefunden, und ſo manches Auge feuchtete ſich, wenn ſich die alten Kameraden an dieſer Stätte wieder erkannten. Am 17. Auguſt abends verſammelte ſich die Mehrzahl der Feſtteilnehmer zu dem großen Zapfenſtreich der Garniſon auf der Esplanade. Nicht wie ſonſt, ſchloß ſich an ihn ein Konzert. Wohl aber donnerten ſtatt deſſen von allen Forts rings um Metz die Geſchütze wie zu einem Viktoriaſchießen — donnernde Grüße klangen hinüber über das deutſche Land, hinüber auch nach dem nahen Frankreich, einer ernſten Mahnung gleich. Den 18. Auguſt eröffnete ein Felddankgottesdienſt, bei dem der Militär-Oberpfarrer Bußler in tiefernſter Predigt der Pflichten auch der alten Krieger gedachte: „Gedenket,“ ſo etwa rief er ihnen zu, „der Männer, wie ſie auszogen wie ein einzig Volk von Brüdern und Schulter an Schulter kämpften und ſiegten. Denken wir an die Opfer, die dieſer Kampf gekoſtet; vergiß die teuren Toten nicht, mein Volk, halte ihr Gedächtnis in Ehren. Denken wir an den heimgegangenen Heldenkaiſer, deſſen Haupt die Kaiſerkrone ſchmücken ſollte, der in Demut den Sieg hinnahm als ein Gnadengeſchenk ſeines Gottes. Gedenken wir des ritterlichen Kronprinzen, zu dem in den Kampfestagen die Soldaten von Nord und Süd mit Liebe und Begeiſterung emporſchauten. Denken wir an unſere Feldherren, die nun auch bis auf wenige heimgegangen ſind, und an die dienende und betende Liebe unſeres Volkes, die wie ein ſtarkes Reſervekorps hinter der ſtreitenden Armee ſtand. Und wie ſollen wir an das alles gedenken? Wir ſollen uns hüten vor Überhebung und nationaler Selbſtbeſpiegelung, die Seele bewahren, daß die Stimmen loſer Volksverführer Eingang finden in Eure Herzen. Chriſtliche Veteranen müſſen es wiſſen, daß es auch mitten im tiefſten Frieden heißt: Feinde ringsum. Kameraden! Bleibt treu den Fahnen Eures irdiſchen und himmliſchen Königs! Treu unſerem Kaiſer, unſerem Vaterland, treu bis in den Tod, weil wir uns in unſerem Gewiſſen gebunden fühlen an Gottes Wort: Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben!“ Nach dem Gottesdienſt begann der erneute Auszug auf die Schlachtfelder. Zunächſt nach Flavigny, wo ein Denkſtein für den Prinzen Friedrich Karl an der Stelle eingeweiht wurde, von der aus er die Schlacht bei Mars la Tour geleitet hatte. Dann fand die Weihe des großen Ausſichtsgedenkturmes ſtatt, der auf einer Anhöhe in der Gemarkung Rozericulles durch Gaben aus ganz Deutſchland errichtet worden iſt. Auf der Zinne des burgartigen, maſſiven Baues aus Sandſteinquadern wehte ſtolz die deutſche Fahne — ringsum ſtanden wieder im weiten Kreiſe die alten Krieger, viele mit dem eiſernen Kreuz, alle mit der Kriegsdenkmünze auf der Bruſt. Der Vorſitzende des Ausſchuſſes für die Errichtung des ſchönen Denkmals, von deſſen Höhe man weithin über die Schlachtfelder blickt, Generalleutnant von Arndt, ein Enkel von Ernſt Moritz Arndt, übergab in bewegter Rede den Bau der Bezirksregierung, in deren Namen ihn Freiherr von Hammerſtein übernahm „als ein Wahrzeichen des herrlichen Erbes, das uns Überlebenden aus der blutigen Saat entſtanden: Der deutſchen Einheit und Einigkeit unter unſerem deutſchen Kaiſer“. An dieſe Einweihung ſchloß ſich unmittelbar die große allgemeine Gedenkfeier für alle Gefallenen in der Schlucht bei Gravelotte an. Nicht in der eigentlichen Menceſchlucht, dem Schauplatz des blutigen Ringens vom 18. Auguſt, fand die Feier ſtatt, ſondern in einem kleinen reizenden Nebenthal mit friſchem Raſenboden, umkränzt von dunklen Baumgruppen. In der Mitte ſtand die Rednertribüne, davor ein ganzer Wald von Fahnen der Kriegervereine — ringsum wogten Tauſende und Abertauſende alter und junger Soldaten. Ein Choral leitete die Feier ein, dann gedachte Bürgermeiſter Frhr. von Kramer in ſeiner Feſtrede der großen Zeit von 1870, der Mitkämpfer, der Führer im Streit — der Toten. „Eines aber,“ ſchloß er, „iſt uns erhalten geblieben und wird uns erhalten bleiben, ein ſtarkes, mächtiges Herrſchertum, geſtützt auf die Liebe des Volkes. Anders, wie im Nachbarreiche, wo die Woge des Mißgeſchicks den Träger der Krone fortſpülte, knüpfen auch Not und Leid das Band zwiſchen Fürſten und Volk immer enger und feſter.“ Ein Hoch auf den Kaiſer ſchloß die Rede, und dann ſtimmten etwa zehntauſend deutſche Männer die „Wacht am Rhein“ an. Brauſend klang das ſchöne Lied zu den Höhen um Metz hinüber, auf denen am Abend helle Freudenfeuer flammten. Unvergeßliche weihevolle Tage waren es für jeden Teilnehmer — dieſe Erinnerungstage in Metz. Wohl bebte manche Mannesbruſt in der Erinnerung an die Stunde der großen Kämpfe, wohl glänzten in manchen Augen ſchmerzliche Thränen bei dem Anblick der Heldengräber, die ſo friedlich im Schmuck der grünen Kränze lagen — aber die Freude an dem Errungenen, die Freude an der echten deutſchen Kameradſchaft, die hier nach einem Vierteljahrhundert die alten Veteranen ſich wieder zuſammenfinden ließ, ſiegte doch immer wieder über all die trüben Eindrücke, und immer aufs neue falteten ſich die Hände: „Der Herr hat Großes an uns gethan!“

Bernhard Freiherr von Tauchnitz †.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

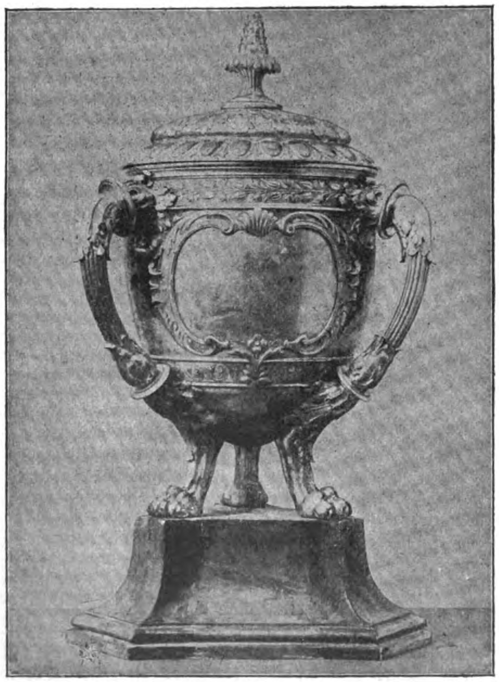
Einer der hervorragendſten Vertreter des deutſchen Buchhandels, **Bernhard Freiherr v. Tauchnitz**, ſtarb am 13. Auguſt. Unſeren Leſern und nicht zuletzt unſeren Leſerinnen wird ſein Name bekannt ſein als der des Begründers der „Tauchnitz Collection of British Authors“, die im Jahre 1841 zu erſcheinen begann und heute 3100 Bände umfaßt. Die Tauchnitz Collection war ein buchhändleriſcher Erfolg, wie wir ihn in Deutſchland nur ſelten aufzuweiſen gehabt haben. Aber wenn irgend einer, ſo war dieſer Erfolg ein verdienter. Er begründete ſich keineswegs nur auf dem billigen Preiſe von 1 Mk. 60 Pf. für den Band, der damals etwas in Deutſchland recht ungewöhnliches war, ſondern vor Allem auf dem feinen Verſtändnis, mit welchem Tauchnitz bei der Auswahl der Werke verfuhr, und der Klugheit, mit der er die Rechte der zur Zeit der Begründung der Collection in Deutſchland noch ganz ſchutzloſen Autoren zu wahren wußte. Übrigens bildete die Collection denn doch nur einen, freilich den bedeutendſten Teil des Tauchnitzſchen Verlages, der zahlreiche wiſſenſchaftliche, vornehmlich juriſtiſche Werke und Wörterbücher umfaßte. Der am 25. Auguſt 1816 auf dem Rittergut Schleinitz bei Naumburg geborene Begründer des Verlages hat ſich durch ſeine umfaſſende geſchäftliche Thätigkeit, aber auch durch ſeine vornehme Sinnesart zahlloſe Freunde und Verehrer erworben; auch wurden ihm ſchon frühzeitig Anerkennungen aller Art zu Teil. Im Jahre 1860 verlieh ihm der Herzog von Koburg-Gotha den erblichen Freiherrntitel, der ein Jahr darauf von Sachſen, 1865 auch von Preußen beſtätigt wurde. Seit 1872 war er britiſcher Generalkonſul, ſeit 1877 Mitglied der ſächſiſchen erſten Kammer. Alle, die ihn kannten, ſchätzten in ihm den ausgezeichneten Geſchäftsmann, den ehrenwerten Charakter, den wohlwollenden edeldenkenden Menſchen. Sein Name wird in den Annalen des deutſchen Buchhandels ſtets an hervorragender Stelle neben den beſten verzeichnet bleiben.



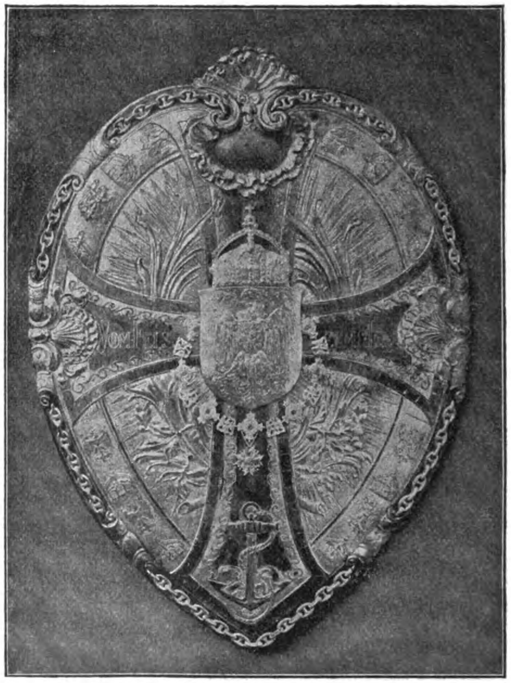
Überbrückung des Dortmund-Ems-Kanals über die Lippe
zwiſchen Datteln und Olſen.
Nach einer Aufnahme von C. Gruber in Bochum.

Von dem im Bau begriffenen Dortmund-Ems-Kanal bringen wir ein hübſches Bildchen, die Überführung der neuen Waſſerſtraße über die Lippe zwiſchen Datteln und Olſen. Der Kanal, deſſen Herſtellung im Jahre 1886 beſchloſſen wurde und an deſſen Ausführung ſeit einigen Jahren eifrig gearbeitet wird, iſt beſtimmt, den rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriebezirk durch die Emshäfen mit der Nordſee zu verbinden. Infolge der dadurch eintretenden Verbilligung der Frachten wird er namentlich für den bedeutenden Kohlenbergbau des Ruhrrevieres von großem Segen ſein. Zugleich wird er ein wichtiges Glied des projektierten großen Kanalſyſtems bilden, das hoffentlich in nicht zu ferner Zeit die Flußgebiete des öſtlichen und weſtlichen Deutſchlands mit einander verbindet. — Die Kanallinie durchquert zwiſchen Datteln und Olſen das Lippethal; da an der linken Uferſeite das Gelände tiefer liegt, mußte daſſelbe erhöht und das Kanalbett über dem Fluſſe durch eine hundert Meter lange Brücke hergeſtellt werden. Dieſe überſpannt die Lippe in drei mächtigen Bogen von 21 Meter lichter Weite und ruht auf zwei Flußpfeilern und zwei Landpfeilern. Die Waſſertiefe im Bett wird etwa 3 Meter betragen, die Breite iſt ſo gehalten, daß zwei Schiffe an einander vorüberfahren können.

Die Vorliebe unſeres Kaiſers für jede Form des nautiſchen Sports iſt bekannt. Wie ſein Wille erfreulicher Weiſe den Ruderſport auf unſeren Univerſitäten und Schulen belebt hat, ſo hat er auch die Entwickelung des Segelſports in Deutſchland mächtig gefördert. Die „Kieler Tage“ ſind unter ihm zu ſportlichen Ereigniſſen erſten Ranges geworden. Aber auch dem engliſchen Segelſport bleibt ſein Intereſſe gewahrt. So hatte der Kaiſer für das Wettſegeln, das in Cowes in der zweiten Auguſtwoche die beſten engliſchen Rennjachten vereinigte, zwei koſtbare Preiſe geſtiftet: einen Pokal und ein Schild, beide von dem Hofjuwelier J. H. Werner in Berlin entworfen und ausgeführt. Den erſten gewann die „Amphitrite“, im Beſitz des Mr. F. Wills, eines paſſionierten Verehrers des Segelſports; den Schild errang nach heißem, aufregendem Kampf die „Britannia“ des Prinzen von Wales gegen die „Ailſa“ des Mr. Walker und die „Iverna“ des Mr. Jameſſon. An Bord der „Britannia“ befanden ſich während des Wettſegelns außer dem Prinzen als dem Beſitzer auch der Kaiſer und Marquis of Lorne.



Der Kaiſerpokal
gewonnen von der „Amphitrite“, im Beſitz von F. Wills.



Der Schild des deutſchen Kaiſers
gewonnen von der „Britannia“, im Beſitz vom Prinzen von Wales.

Die von S. M. dem Kaiſer Wilhelm II. für das Wettſegeln in Cowes geſtifteten Preiſe.
Ausgeführt in den Werkſtätten des Hofjuweliers J. H. Werner, Berlin W.

Dieser Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin** W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

(**Zu Nr.** 48.)

Wie macht ein tüchtiges Aufräumen froh!
Fort mit dem Schlechten und Fehlerhaften!

O, könnte man einmal ebenſo
Aufräumen in ſeinen Eigenſchaften!

Aufführung eines Brautpaares

zum Polterabend der mit einem Pfarrer verlobten Schweſter der Braut.

(Frage 151.)

(Die Vortragenden kommen als künftige Nachbarn des jungen Paares in der ortsüblichen ländlichen Tracht, die Frau mit einem großen Handkorb, den ſie zunächſt abſtellt. — Zuerſt ergreift die voranſchreitende Frau, der der Mann bedächtig folgt, das Wort, vor dem Brautpaar knixend):

Das iſt nun einmal ſo bei uns zu Land,
Die Nachbarsleute ſind gleich bei der Hand:
Im Nachbarhaus mag, was da will, geſchehn,
Man bleibt nicht, wie die Städter, ferne ſtehn,
Man kennt ſich, hat ſich lieb, hilft allzeit aus
Bei Leid und Freude in des Nachbars Haus.
Als wir in N. N. vernahmen, zum Altar
Geh' morgen der Herr Pfarrer, war's doch klar,
Daß wir ihm gratulierten und der Braut,
— Wenn wir ſie auch bis jetzt noch nicht geſchaut —,
Wir Nachbarsleute, wir wollten —

(den Mann anſtoßend)

Nun red' Du,
Das Redenhalten kommt den Männern zu,
Das Weib ſoll ſchweigen, ſchon St. Paulus ſpricht.

Er (verwundert lächelnd):

Na, Frau, das denkſt Du ſonſt doch wirklich nicht,
Verſtehſt wahrhaftig Dich aufs Reden beſſer,
Als manch' ſtudierter Pfarrer und Profeſſor,

(erſchreckt innehaltend)

Ach, um Vergebung! Lauter Pfarrersleut'!
Da war wohl der Vergleich nicht an der Zeit,

(verlegen)

Ich meinte nur, —

Sie (unterbrechend):

So mach' doch endlich, Mann,
Und fang' mit unſerm Glückwunſch richtig an.

Er (ſich beſinnend):

Ja ſo. Herr Pfarrer, liebe Jungfer Braut,
Bin mit dem Reden zwar nicht ſehr vertraut,
Kann Ihnen nicht mit ſchönen Worten dienen,
Kurzum, wir meinen's herzlich gut mit Ihnen.
Im ganzen Dorfe freut ſich groß und klein,
Daß Sie nun beide bei uns ziehen ein,
Wünſcht, daß es Ihnen gut gefallen mag,
Viel Glück, Geſundheit und zumal Vertrag!
Den Wunſch kriegt jeder in den Eheſtand,
Und, meiner Treu, weiſt ihn nicht von der Hand!

Sie (ihn anſtoßend):

Ei, Mann, dem Pfarrer pred'gen, das laß' ſein,
Wer ſo viel hat ſtudiert, dem dünkt's nicht fein,
Wenn unſereiner kommt mit guten Lehren.
Gelt, unſre Weisheit können Sie entbehren?

Er (ärgerlich):

Na, Frau, wer eigentlich von uns ſoll ſprechen?
Wenn Du mich immerfort willſt unterbrechen,
So komm ich immer weiter ab vom Ziel.

(Zum Brautpaar.)

Nicht pred'gen will ich. Gute Wünſche viel
Möcht ich als künft'ger Nachbar Euch nur bringen.
Wenn Doktor Luther bei den vielen Dingen,
Die er zum „täglich Brot“ gehörend kennt,
Auch „gute Freund, getreue Nachbarn“ nennt,
So freut uns Landleut das fürwahr gar ſehr,
(Das Stadtvolk kennt die Nachbarſchaft nicht mehr).
Ich denk', Sie freuen ſich nach alter Sitte,
Der treuen Nachbarn aus der vierten Bitte,
Bei denen nicht umſonſt, ſo früh wie ſpat,
Man Lieb' und Freundſchaft ſucht und Rat und That.
Dem Pfarrer ſelbſt kann guter Rat oft taugen,
Nicht alles liegt gleich klar vor ſeinen Augen,
Doch vieler Augen prüfend auf ihn ſehn,
Nicht nur, wenn auf der Kanzel er thut ſtehn,
Er predigt nicht nur dort, nein, Tag für Tag
Mit allem, was er thun und laſſen mag.
Und die Frau Pfarrerin, die predigt auch
Durch ihres ganzen Hauſes Sitt' und Brauch.
„Die dummen Bauern“, wie ſie oft genannt,
Die haben allzeit ſehr genau erkannt
Mit ſcharfem Blicke, was das Pfarrhaus wert,
Und deshalb werden Sie (zum Bräutigam) geliebt, geehrt
Von jedermann. Und Ihre junge Frau
Wird's ſicher auch, das weiß ich ſchon genau.
Denn durch das Auge kann ins Herz man ſehn:
Die iſt nicht ſtolz, kann ſchlichte Leut' verſtehn.

(Reicht der Braut treuherzig die Hand.)

Nicht wahr? —

Sie (einfallend):

Nun, etwas darf ich doch,
Wenn Du zu Ende biſt, wohl ſagen noch.
Das letzte Wort, die Frau ſoll's nicht behalten.
Doch wenn, wie Sie gehört, von meinem Alten
Der Mund mir anfangs auch verboten ward,
So kann ich doch nach guter Frauen Art
Beſorgen, was der liebe Mann vergeſſen.

(Zur Braut gewendet.)

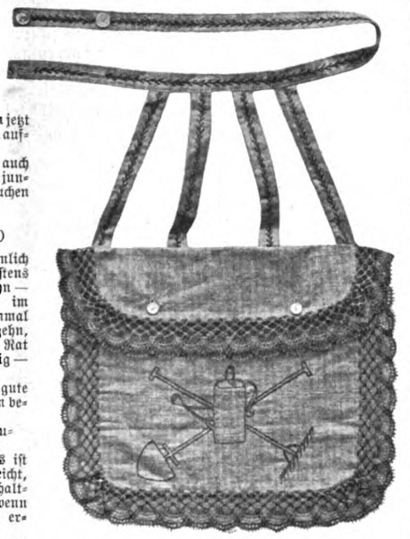
Er hat Sie zwar ſchon mit erwähnt, indeſſen
Mich dünkt, die Braut an ihrem Ehrentag
Noch ein paar Wörtlein mehr verdienen mag.
Sie thun den größten Schritt ganz ſicher morgen:
Ein neues Leben, neue Pflichten, Sorgen.
Nicht nur der Pfarrfrau Anſehn, Ehr' und Würde,
Des Hausfraunſtands Verantwortung und Bürde
Wird ja von jetzt ab Ihnen auferlegt.
Und wenn auch ſolch' ein junges Frauchen pflegt

(neckiſch)

— Gewöhnlich alles beſtens zu verſtehn —
Sollt' es im Hauſe einmal ſchief doch gehn,
Daß guter Rat wär' nötig — jederzeit
Bin ich als gute Nachbarin bereit,
Raſch beizuſpringen! Denn, 's iſt nicht ſo leicht,
Das Haushaltführen, wenn man erſt erreicht
'ne Meile weit die Stadt mit ihren Waren.
Da werden Sie's noch manches Mal erfahren,
Daß auf dem Lande man muß zeitig ſorgen,
„Was eſſen, trinken wir“, — und nicht bloß: morgen!
Daß für die erſten Tage Not nicht ſei,
Möcht ich mit ſorgen gern, ich bin ſo frei,
Zur Speiſ'- und Vorratskammer was zu bringen,
So allerlei von wirtſchaftlichen Dingen.

(Packt aus dem Korbe allerlei Vorräte.)

Anna Ecke.



Gartentaſche.

Blumen-Tiſchkarten.

Angeregt durch den Aufſatz: „Blumenſträuße“ in einer der letzten Nummern (42), möchte ich die Aufmerkſamkeit der lieben Leſerinnen auf einen reizenden Schmuck einer ſommerlichen Feſttafel, beſtehend in mit Blumen verzierten Tiſchkarten, hinweiſen. Die Jahreszeit iſt freilich ſchon etwas vorgerückt, und mit dem näher kommenden Herbſt werden Farben und Formen unſerer Gartenblumen immer bunter und kräftiger, ſo daß ſich aus ihnen kaum ein zierliches Tiſchkartenſträußchen wird herſtellen laſſen. Da möge die liebe Leſerin es doch einmal mit den ſo lieblichen Kindern des Waldes und der Wieſe verſuchen. Ein mittlerer Blumenſtrauß reicht hin, um damit die Tiſchkarten von etwa 30 Perſonen in der anmutigſten Weiſe zu verzieren. Und was bieten Wald und Flur noch jetzt für reizende Blüten! Zu Hauſe angelangt, winden wir kleine Sträußchen, die wir in eine Schale mit Waſſer ſtellen, etwa eine Stunde vor dem Gebrauch zum Abtropfen auf etwas Watte legen und dann auf den Karten befeſtigen. Man nimmt einfache weiße Korreſpondenzkarten mit Goldrändchen, bohrt mit einem kleinen Pfriem in die linke untere Ecke dicht neben einander zwei kleine Öffnungen, durch die man ein ſchmales Seidenbändchen oder ein Stückchen Goldſchnur hindurchzieht um damit das Bouquet mit zierlichem Knoten oder Schleifchen zu befeſtigen. Man wird erſtaunen, was für duftige Sträußchen die beſcheidenen Blümchen abgeben. Da iſt ein winziger Feldmohn, ein halberſchloſſenes Kornblumenknöſpchen, ein paar Riſpchen Hafer nicken dazwiſchen: ein Feldblumengewinde en miniature. Oder ein ſchüchternes Roſenknöſpchen, umgeben von ein paar blaubeſternten Vergißmeinnichtſtielchen und überragt von wenigen zartgrünen Farnkrautſpitzen. Reizend ſehen auch ein paar Zweiglein Männertreu aus, zuſammen mit jenen reizenden gelben Blütenäſtchen, die der Volksmund „Marienſtroh“ nennt, und von dem die Legende ſo lieblich zu berichten weiß, daß die Jungfrau Maria mit den aromatiſch duftenden Blütchen die kleinen Kiſſen des Chriſtuskindes gefüllt hat; dazwiſchen zarte, graziöſe Grasblüten; — man kann nichts Niedlicheres ſehen! Auch eine kleine Geſellſchaft beſcheidener Maßliebchen, nur unterbrochen von ein paar grünen Grashalmſpitzen, iſt zart und niedlich, und ein paar verſpätete, ſaftigrote Erdbeeren mit ihren dunkelgrünen Blättern ſehen friſch und hübſch aus; aber das Allerlieblichſte iſt ein Sträußchen von lauter kleinen, zierlichen, blauen Glocken, dieſen anmutigſten aller Waldblumen. Auch keineswegs zu verachten iſt ein niedlich geordneter Buſch von recht ſchönem roten oder weißen Wieſenklee; — wer weiß, vielleicht verbirgt ſich das Glück in ſeinen ſchlichten Blättchen; — und von einer anderen Karte lächeln uns treuherzig die freundlichen Geſichtchen der Feldſtiefmütterchen entgegen, die man am beſten nur mit ihresgleichen zuſammenbringt, höchſtens mit einigen Gräſern, dieſen Hauptzierden der Feldſträuße. Dann die Erika, das holde Heidekind. Es giebt kaum einen aparteren Schmuck für eine Hochzeitstafel im Herbſt, als Menü- und Tiſchkarten mit blühenden Heidekrautzweigen und mattroſa Schleifen verziert, doppelt poetiſch, wenn die liebliche Braut ſelbſt vielleicht den zarten Blumennamen führt. Und ſo könnte man noch unzählige Zuſammenſtellungen der verſchiedenſten Blumen, — wer kennt all ihre Namen? — bringen, aber die freundliche Leſerin gehe nun ſelbſt und ſuche und ordne ſie mit etwas Liebe und gutem Willen, und ſie wird finden, daß die oft verachteten kleinen Wald- und Feldblumen ihr in dieſer Jahreszeit auf der glänzendſten Tafel Ehre machen werden.

Kätchen.

Geſtrickte Untertaille.

Handarbeit.

Gartentaſche. Von $^1/_2$ m Fiſcherleinen ſchneidet man zum Gurt unſerer Taſche einen 6 cm breiten Streifen ab und gibt ihm die gewünſchte Taillenweite mit Zugabe eines Unterſchlags von etwa 8 cm. Dann ſchneidet man zu den vier Tragſtreifen wieder einen 6 cm breiten Streifen ab, den man der Länge nach in vier gleiche Streifen ſchneidet, knifft der Breite nach nun den Stoff in drei gleiche Teile, kürzt das vordere Drittel um 12 cm zur vorderen Taſche, das zweite Drittel, das eine Innentaſche bildet, um 8 cm, ſäumt beide Ränder und rundet das letzte Drittel hübſch zum Überſchlag ab. Nun näht man die Taſche an drei Seiten mit Doppelnaht zuſammen, rundet dabei die beiden unteren Ecken etwas ab und ſäumt den Überſchlag um, macht zwei Knopflöcher in denſelben und ſetzt zwei dazu paſſende Knöpfe auf die vordere Taſche. Die Tragſtreifen werden links zuſammengenäht, auf der rechten Seite mit rot und blauem Grätenſtich benäht und in gleichem Abſtand oben an die Rückſeite der Taſche feſtgenäht. Die anderen Enden heftet man in den Gurt und näht ſie beim Zuſammennähen desſelben mit feſt, benäht letzteren ebenfalls mit Grätenſtich, ſchließt ihn durch Doppelknopf und Knopfloch. Man hefte die Taſche ſo, daß ſie an der Seite hängt. Eine rot und blau in Stielſtich ausgeführte Zeichnung, Rechen, Schaufel und Gießkanne darſtellend, gibt dem Ganzen ein freundliches Anſehen. Ringsherum ſetzt man eine 4 cm breite farbige Baumwollſpitze.

Geſtrickte Untertaille. Bekanntlich wird das Tragen eines Korſetts von den Ärzten verworfen, da dasſelbe die Entwickelung und

Ausdehnung der Lungen und anderer Teile des jugendlichen Körpers hemmen, überhaupt der Geſundheit höchſt ſchädlich ſein ſoll. Empfohlen wird dafür das Tragen einer gewebten oder geſtrickten Untertaille, die dehnbar iſt, die Bruſt nicht einengt und doch dem Körper einen gewiſſen Halt gibt. Nach jahrelanger Erfahrung kann ich die Untertaille, die die umſtehende Abbildung zeigt, warm empfehlen. Zur Anfertigung derſelben nehme man Eſtremadura Nr. 4 und zwei dazu paſſende Stricknadeln. Um zu erproben, ob die Stricknadeln im richtigen Verhältniſſe zu dem zu verwendenden Faden der Arbeit ſtehen, ſticht man mit der Nadel durch ein Stück Papier und zieht den Faden, den man verſtricken will, durch dieſes Loch. Füllt er dasſelbe ziemlich aus, ſo ſtehen Nadeln und Faden in richtigem Verhältnis zu einander. Zu der Untertaille ſtrickt man zuerſt die Vorderteile und beginnt mit einem Aufſchlag von 78 Maſchen, über die man eine Tour glatt rechts ſtrickt. Alsdann beginnt das Muſter: vier rechts, vier links, und dieſes viermal, ſo daß ein Karomuſter entſteht. Dieſe Vierecke werden ſo lange verſetzt, bis man 10 bis 14 derſelben in der Höhe hat. Das bildet den kleinen Schoß an der Untertaille. Alsdann beginnt der Taillenſchluß, der mit bedeutend feineren Nadeln geſtrickt wird. Man arbeitet 80 Touren, eine Maſche rechts, eine links, und bemüht ſich, recht feſt zu ſtricken. Dieſer Teil umſchließt die Taille wie ein Korſett, ohne einen Druck auszuüben. Alsdann ſtrickt man wieder die dickeren Nadeln ein und beginnt von neuem das Karomuſter, viermal vier Maſchen rechts, vier links und verſetzt, bis man 20 Karo in der Höhe hat. Alsdann beginnt die Achſel. Hierzu läßt man 30 Maſchen ſtehen und ſtrickt mit denſelben 14 Karos lang. Nun beginnt man mit dem Rückenteil, ſchlägt 114 Maſchen auf und ſtrickt, wie beim Vorderteil, die erſte Nadel glatt ab. Alsdann kommen die verſetzten Vierecke, gleich hoch wie bei dem Vorderteil und die 80 Touren: eine rechts, eine links, mit feineren Nadeln, und zum Schluß die 20 Karos mit den dicken Nadeln. Die Achſel wird nur am Vorderteil weiter geſtrickt und am Rückenteil angehäkelt. Am rechten Vorderteil müſſen die Knopflöcher eingeſtrickt werden. Dieſelben ſind leicht zu arbeiten, wenn man im Hinſtricken die dritte bis ſechſte oder ſiebente Maſche abſchlägt und im Zurückſtricken dieſelbe Maſchenzahl wieder aufnimmt. Wem die Untertaille zu tief ausgeſchnitten erſcheint, der kann dieſem Uebelſtand abhelfen, indem er einige Touren feſter Maſchen hin- und zurückgehend um den Halsausſchnitt häkelt. Eine Tour feſter Maſchen wird, des beſſeren Haltes wegen, jedenfalls um den Halsausſchnitt gehäkelt. Alsdann häkelt man, ſowohl um den Halsausſchnitt, als auch um die Armlöcher drei Luftmaſchen, zwei Maſchen übergehend in die dritte und vierte Maſche zwei doppelte Stäbchenmaſchen. Dann nochmals zwei Touren feſter Maſchen, denen ſich eine Reihe Pikots anſchließt. Durch die Löcher leitet man ſowohl am Halsausſchnitt als auch an den Aermeln ein buntſeidenes Bändchen. Die Knöpfe und Knopflöcher unterlegt man, der größeren Haltbarkeit wegen, mit einem ſchmalen Streifchen Leinwand und umnäht letztere mit ſtarkem Zwirn. Dieſe Untertaille kann nach Belieben vergrößert oder verkleinert, nach jeder Figur paſſend eingerichtet werden. Die Arbeit iſt leicht und angenehm, geht ſehr raſch, und die Ausgaben ſind gering. Dafür lohnt uns die fertige Untertaille durch jahrelange Haltbarkeit.

J. B.

Zimmerſchmuck.

Selbſtzufertigende Krone. Die Frauen ſind es, in deren Händen faſt ausſchließlich die Ausſchmückung des Hauſes ruht. Sie „rühren ohn' Ende die fleißigen Hände“, hier eine Verſchönerung, dort eine neue Zierde anzubringen. Mit ganz beſonderer Genugthuung aber erfüllt es ſie, wenn es ihnen gelingt, dem berufsmäßigen Handwerker Konkurrenz zu machen, und ein eigener Stolz ſchwellt Herz und Sinn, wenn es ihnen gerät, mit geringen Zuthaten aus einfachſtem Material etwas herzuſtellen, das gleichermaßen durch praktiſchen Wert und dekorative Wirkung auffällt. Du wünſcheſt Dir ſchon lange eine Krone in den Erker, in das Eßzimmer, in die Veranda mit den altertümlichen Bauernmöbeln? Hier das bewährte ſelbſterprobte Rezept zu der Herſtellung eines Kronleuchters, deſſen Originalität von jedermann anerkannt wird, und als deſſen Heimat ſchon oft die ruſſiſche Hauseinrichtung mit ihren ſehenswerten, neuerdings vielfach nachgemachten Lackarbeiten vermutet wurde. Sein Urſprung wird kaum je erraten werden! Wir kaufen uns zwei einfache Holzreifen, wie ſie die Kinder zum Reiftreiben benutzen und verſchaffen uns 12 gleich große, etwa 8—10 cm hohe leere Garnrollen. Man macht nun an jedem Reifen mit dem Bohrer 12 genau weit von einander entfernt liegende kleine Löcher, legt einen Reifen auf den Tiſch, ſtellt je eine Rolle auf eines der 12 Löcher und legt den zweiten Reifen ſo darauf, daß ſeine Lochſtellen wiederum auf den Öffnungen der Rollen liegen. Jetzt führt man mittelſtarken Draht durch den unteren Reifen, die Rolle und den oberen Reifen. Aus Gummiknetmaſſe hat man 12 Lichtertüllen, 3—4 cm hoch, mit ausladendem Rande hergeſtellt, bohrt nun mit glühendem Stift zwei Löcher in ihren Boden und befeſtigt ſie, den aus dem oberen Reifen ragenden Draht erſt durch Loch 1, dann durch Loch 2 und alsdann in doppelter Windung um den oberen Reifen führend. Zum Biegen des Drahtes bediene man ſich einer Zange. Der am unteren Reifen vorſtehende Draht wird durch einen beliebig geformten Knopf, flachen Hornknopf oder kugelförmigen Metallknopf — derſelbe dient bloß zu dekorativem Schmuck — geleitet und durch Umwickeln an dem unteren Reifen gut befeſtigt. Sind alle 12 Verbindungsſtellen in angegebener Weiſe dauerhaft verbunden, ſo werden in der inneren Mitte des oberen Reifen drei Häkchen eingeſchraubt, welche ſpäterhin die Meſſingketten, an denen unſere Krone ſchaukeln wird, tragen ſollen. Nun wird das Ganze doppelt mit dunkelroter Emailfarbe geſtrichen. Nach erfolgtem Trocknen kommen in die Lichtertüllen gelb und roſa farbene, goldverzierte Schmuckkerzen. Was aber dem Leuchter erſt recht ſein eigentümliches Gepräge verleiht, iſt folgendes Blumenarrangement. Von dem Punkt, wo ſich die drei dünnen Meſſingkettchen, welche von den obenerwähnten Häkchen ausgehen, treffen und in eine größere Kette übergehen, welche bis zum Plafond reicht — alſo etwa $^1/_2$ m über dem oberen Reifen — hängt ein doppeltes rotſeidenes Band herab, welches ein kleines Körbchen trägt, aus dem lebenstreuer, künſtlicher Mohn, wohl an die 20 Blüten, herausdrängt, hinabhängt, vermiſcht mit zartem Gras und Blättern, ſo daß das Körbchen ganz verſchwindet. Die Blumen reichen zum Teil bis an die Reifen und füllen ſo auf das maleriſchſte die andernfalls ein wenig leer wirkende Mitte der Krone aus. Von beſonderem Reiz ſind die verſchiedenen roten Abſchattierungen, Krone, Band, Mohn, Kerzen. Wenn die Krone ſich vielleicht auch in Schwarz mit bläulichen Lichtern als Imitation von Schmiedeeiſen oder in Kupferbronze anſehnlich machen würde, ſo trägt doch gerade die rote Farbe dazu bei, ſie mit den Lackarbeiten rivaliſieren zu laſſen. Wer es will, mag auf die Reifen in Schwarz oder Blau und Gold einfache Muſter, zerfließende Tropfen, Halbrunde, Kreiſe, Ringe, Kugeln, aufmalen und kommt ſo den erwähnten Originalen noch näher.

J. v. B. in **W.**

Beruf.

Damen, welche eine Lebensſtellung ſuchen, junge Mädchen aus guten Familien, denen es um eine nützliche und befriedigende Thätigkeit zu thun iſt, werden auf den Hamburger Schweſternverein für Staatskrankenanſtalten aufmerkſam gemacht. Der Verein verlangt keine Kaution, das Gehalt ſteigt in 4 Jahren bis zu 350 M. Vollſtändig freie Station, freie Dienſtkleidung in und außer dem Hauſe. Die Außenkleidung iſt ſchwarzer Anzug und Mantel, keine Uniform. Vorzügliche, vom Staate garantierte Penſionsberechtigung nach 10 Jahren bei eintretender Invalidität. Erholungszeit garantiert. Es wird überhaupt in jeder Beziehung auf das beſte für die Damen geſorgt und jede Überanſtrengung auf das ſorgſamſte verhütet. Eintritt kann jederzeit erfolgen. Auskunft erteilt die Oberin von Schlichting in Eppendorf bei Hamburg.

Praktiſches fürs Haus.

Kaffee iſt gewiß den meiſten meiner liebenswürdigen Leſerinnen nur als Genußmittel bekannt. Derſelbe iſt aber nebenbei ein Desinfektionsmittel, wie es kaum ein wirkſameres gibt. Auch als Räucherungsmittel in einem Krankenzimmer iſt gemahlener Kaffee zu empfehlen, wenn man einige Meſſerſpitzen voll auf Kohlen wirft. Auch zur Verhütung von Anſteckung wird Kaffee in Krankenzimmern empfohlen, da gebrannter und gemahlener Kaffee einer der allerkräftigſten und wirkſamſten Stoffe iſt, um ſchlechte Ausdünſtungen zu zerſtören und unſchädlich zu machen. Küchen- und Eisſchränke nehmen ſehr oft durch Aufbewahrung von Fett, Fleiſch und Fiſchen einen höchſt unangenehmen Geruch an. Dagegen gibt es kaum ein beſſeres Mittel, als eine Kleinigkeit gemahlenen Kaffee hineinzuſtreuen. Gemahlener Kaffee wird auch mit Vorteil zur Konſervierung von Wildpret und anderem friſchen Fleiſch angewendet. Das Wildpret wird ausgenommen, das Blut mit friſchem Waſſer abgewaſchen, abgetrocknet und zwiſchen die Federn oder Haare etwas Kaffeepulver geſtreut. Einige Kaffeelöffel voll ſollen hinreichen, ein Feldhuhn mehrere Tage friſch zu erhalten. Man hat beobachtet, daß Cholerabazillen und ähnliche Seuchenkeime im Kaffeeſatz ihre Vermehrung ſofort einſtellten.

J. B.

Für die Küche.

Speiſe aus Quark oder Weißkäſe. Für ſechs Perſonen nehme man für 60 Pf. Weißkäſe, für 20 Pf. Zwieback, 10 Eier, $^1/_4$ Pfd. kleine Roſinen, $^1/_2$ Pfund feinen Kochzucker, die abgeriebene Schale einer halben Citrone. Zuerſt werden die Eigelb mit dem Zucker gerührt, nach und nach kommt der Weißkäſe dazu, dann der feingeriebene, durchgeſiebte Zwieback und die Citronenſchale; wenn die Maſſe gut durchgerührt iſt, thue man den Schnee der zehn Eier darunter und ſchütte den Teig in eine mit Butter geſtrichene und mit Semmel ausgeſtreute Form, laſſe ſie $1^1/_2$ Stunde bei mäßiger Hitze backen. Die Speiſe läßt ſich nicht gut ſtürzen, man ſerviere ſie lieber in der Backform, ſie iſt kalt oder warm mit Kompott ſehr ſchmackhaft.

Fragen.

164) Weiß eine der Daheimleſerinnen vielleicht ein Damenſtift, wo eine alte, kränkliche, adelige Dame ein Heim finden könnte für 70—80 Mk. monatlich? Potsdam, Vororte von Berlin oder eine Stadt zwiſchen Berlin und Kiel wären am meiſten erwünſcht. **v. B.**

165) Wäre eine Leſerin wohl ſo gütig, mir für eine größere, im Herbſt ſtattfindende Hochzeit eine Anzahl Verſe für Tiſchkarten, beſonders Reime für das junge Paar, mitzuteilen? Und könnte ich auf eben dieſem Wege einige hübſche Polterabendaufführungen (nicht Bühnenſtücke) für 3—6 junge Mädchen erhalten? Herzlichen Dank im voraus!

Eine alte Leſerin.

166) Kann vielleicht jemand aus dem Leſerkreiſe einer jungen Pfarrfrau auf dem Lande ein Mittel nennen, durch das man Holzwürmer, die ſich im Hauſe, in den Fenſterrahmen ꝛc. befinden, vertreibt und verhindert, daß ſie auch in neue Möbel kommen? Herzlichen Dank im voraus. **E. K.**

167) Woher kann ich einen guten, billigen Apparat für Brandmalerei beziehen?

M. Schwentes in **Obornik** (Poſen).

168) Hätte eine Daheimleſerin wohl die Freundlichkeit, mir einen Bäcker reſp. Konditor in Schleſien zu nennen, wo ich in guter Qualität den bekannten, lockeren, echt ſchleſiſchen Streuſelkuchen beziehen könnte? Herzlichen Dank im voraus. **v. B.**

169) Für mehrere Fragerinnen fragt die Redaktion an, in welcher Stadt Mangel an geprüften Klavier- und Geſanglehrerinnen herrſcht?

170) Wo erhält man Auskunft über die Friedrich-Wilhelm-Victoria-Forſtwaiſen-Stiftung? Im voraus beſten Dank!

Eine Bedürftige.

171) Wo kann man alte Seide zu Schlafdecken ꝛc. umweben laſſen? Frau **O. Hungar** auf Rittergut **Waldchen** in Schleſien.

172) Könnte eine Leſerin wohl Auskunft geben, ob es möglich iſt, aus gezupfter Seide Strumpfgarn anzufertigen? Wenn dies der Fall iſt, ſo bitte ich, im Frauen-Daheim mitzuteilen, wo und von wem dies gemacht wird.
Eine alte Abonnentin in **Bad Liebenſtein.**

Auskunft.

O. M. L., Pommern. Gute und billige Penſion finden Sie in „Forſthaus Scharfenſtein“ bei Stolpmünde.

Fr. 149) **Ratloſe Pfarrfrau.** 1. Ideal: St. Andreasberg im Harz! Zu näherer Auskunft gern bereit v. Wenckſtern, Leutnant a. D., z. Z. daſelbſt. 2. Vortrefflich geeignet: Hersfeld a. d. Rhön. Weiteres teilt gern mit Frl. Eugenie Kurr, Naſſau a. M., Neumarkt 5. — Viele andere Beantwortungen haben wir Ihnen ſchon direkt überſandt. **D. Red.**

Eine Abonnentin teilt mit, daß ſich eine tüchtige Schneiderin, wenn ſie in töchterreichen Familien arbeitet, in Plauen im Vogtlande, einer recht geſund und ſchön gelegenen Stadt von 50000 Einwohnern, eine ſehr angenehme und lohnende Exiſtenz gründen könnte.

*

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 49.)

Will ſich die Güte vor Undank wahren,
So halte auch ſie's mit der Mäßigung.

Das Undankbarſte des Undankbaren
Iſt unerbetene Aufopferung.

In's Hausbuch.

Den größten Zauber von der Welt
Das Wort „Mein Heim“ verborgen hält.
Kaum weiß ich, was es ſo erhebt:
Der Friede, der es ſtill umſchwebt,
Die Liebe, die es warm umhegt,
Die Freude, die es ſanft bewegt,
Die Ruhe, die es mir gewährt,
Das Schaffen, das es mir verklärt?
Iſt's jener Geiſt, der es umſpannt
Und alle argen Geiſter bannt,
Das Glücksgefühl, das es vermehrt,
Die holde Pflicht, die es mich lehrt, —
Der treue Blick, der mich empfängt
Und meiner Sorgen Laſt verdrängt,
Das traute Wort, das mich begrüßt
Und mir des Lebens Not verſüßt? —
Was auch des Wunders Quelle ſei,
— Wer ſagt ſie aus? — Es bleibt dabei:
Den größten Zauber von der Welt
Das Wort „Mein Heim“ verborgen hält!

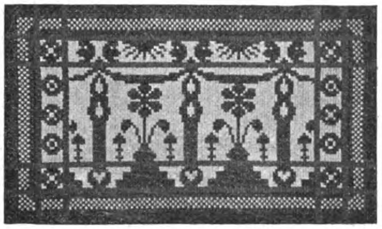
Eliſabeth Kolbe.

Nach Empfang einer Einladung.

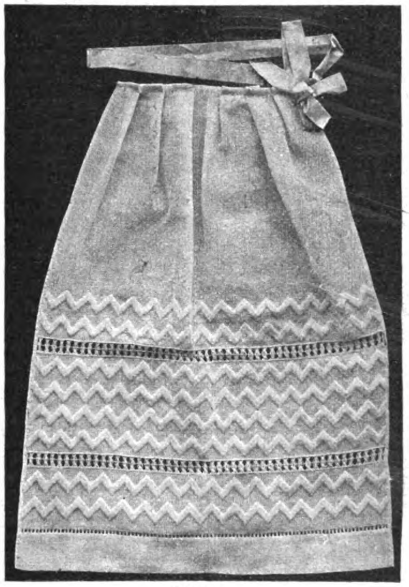
Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Was Sonntag anzuziehen iſt.
Soll aus dem Schrank den Frack ich holen?
Iſt Überrock uns anbefohlen?
Im voraus Dank. Und nun zum Schluß
Von Haus zu Haus noch beſten Gruß.
Ihr treu ergeb'ner Syndikus. **R. L.**

Etwas über die Chromomalerei.

Die Chromomalerei fand vor einigen Jahren ſehr ſchnelle Aufnahme in der malenden Damenwelt. Es iſt zu bedauern, daß dieſe allerliebſte Geſchicklichkeit jetzt nicht mehr ſoviel betrieben wird, als früher. Die Arbeit iſt ungemein lohnend, da ſie, im Vergleich zu anderen Dilettantenarbeiten, wenig Talent und Übung erfordert, ſondern hauptſächlich nur Sorgfalt, Geſchmack und etwas Kenntnis, mit Farben umzugehen. Auch ſind die Mittel zur Chromomalerei einfach, und dabei ſieht jede fertige Sache ſo kunſtvoll aus, daß ſie ſehr geeignet zu kleinen Geſchenken iſt. Zur Herſtellung kaufe man ſich eine gewölbte, erhabene Glasplatte, von der Größe einer Photographie (ſagen wir Kabinettgröße), zwei Platten koſten 55 Pf. (zu kleinen Photographieen zwei Platten 35 Pf.). Die innere, alſo ausgehöhlte Seite der Glasplatte beſtreiche man mittels eines großen Pinſels mit Paſte, nachdem man das Glas gut abgerieben hat. Darauf beſtreicht man auch die obere Seite der abgezogenen oder unaufgezogenen Photographie mit Paſte und legt alsdann das Bild ſorgfältig in die Glasplatte hinein, alſo Paſte auf Paſte, die man dann vorſichtig mit einem Spachtel von Holz wieder zwiſchen Bild und Glas heraustreibt (dieſelbe kann man immer wieder verwenden). Dadurch klebt man das Bild ganz feſt in das Glas hinein. Zuerſt muß man die Mitte bearbeiten, damit das Bild nicht etwa an den Seiten feſt ſitzt, und man die Paſte dann nicht aus der Mitte fortbringen kann. Um die Photographie nicht mit dem Spachtel zu ſchädigen, kann man ein Stück in Waſſer geweichtes Pergamentpapier unter die Photographie halten, um ſelbige nicht direkt mit dem Spachtel zu berühren. Iſt alle Paſte rein heraus und kein Luftbläschen zwiſchen Bild und Glas geblieben, gießt man „Transparentmittel“ auf die Photographie, daß alles Papier davon durchzogen wird und kein weißes Fleckchen bleibt. Man wird ſehen, daß das Bildchen immer durchſichtiger wird. Mit dieſem Transvarentmittel läßt man die Sache etwa drei Tage liegen. Nun gießt man das Öl wieder ins Gläschen und reibt die Photographie mit Zeug trocken ab. Auf der rechten Seite der Glasplatte ſieht man jetzt ſozuſagen nur noch den Schatten und die Umriſſe der Einzelheiten des Bildes. Nun kann das Malen, das mit Ölfarbe geſchieht, beginnen. Will man mit dem Pinſel auf die Photographie gehen, ſo muß man ihn erſt mit „Kopalfirnis“ anfeuchten, um ja nicht mit einem Pinſel, den man zuvor in Terpentin reinigte, das Bild zu berühren. Eine etwas geſchickte, geübte Hand thut am beſten, zunächſt die Geſichter und Hände zu malen. (Man malt natürlich auf dem transparenten Papier, in der hohlen Seite der Glasplatte.) Als Fleiſchfarbe nimmt man Kremſer Weiß und Vermillon, gemiſcht. Zu den Wangen etwas mehr Vermillon, zu den Lippen noch etwas mehr. Man kann erſt eine Probe aufſetzen und ſehen, wie es ſich von der rechten Seite macht. Iſt die Miſchung nicht nach Wunſch, ſo kann man ſie behutſam mit einem Meſſer wieder abnehmen. Zum Haar (Augenbrauen, Bart) iſt ſtets Gelb zu empfehlen, bei dunklem nur mit etwas Braun gemiſcht. Der Schatten in der Photographie macht die Nüancen ſo viel dunkler, daß hellbraune Untermalungen z. B. ganz dunkelbraun wirken. Man nehme zum Haar dunkles Neapelgelb, mit etwas Weiß gemiſcht, Kadmium, hell und dunkel, oder gebrannte Erde. In die Augen wird vorſichtig mit ſpitzem Pinſel ein Punkt von Kobaltblau oder gebrannter Erde gemacht. Zu Gewändern nimmt man Vermillon, unvermiſcht, Kobaltblau, violetten Lack, Kadmium 2c. Bei weißen Gewändern iſt es ratſam, etwas Kobaltblau unter das Weiß zu miſchen, da es ſich dann beſſer von der Fleiſchfarbe abhebt. Zum Laub nimmt man halbgrünen Zinnober, mit Gelb vermiſcht (recht gelb, ſonſt wird es zu dunkel). Um Schilf, Gräſer 2c. zu malen, muß man Blaugrün nehmen, alſo dunkelgrünen Zinnober. Das hebt ſich dann ſehr hübſch von dem gelbgrünen Laub ab. Himmel, Wolken, Waſſer werden mit Kobaltblau und vielem Kremſer Weiß gemacht; Erde, Steine, Felſen 2c. mit Umbra und Weiß, oder gebrannter Erde mit Weiß. Dergleichen Farben muß man nach dem Geſamtbild und nach Geſchmack wählen. Man muß alle Farben ſehr dick auftragen. Ferner muß man ſich vorſehen, daß keine Farbe in eine andere läuft, ſondern jede erſt etwas antrocknen laſſen. Kopalfirnis läßt die Farben ſchneller trocknen. Es dürfen auch keine unbemalten Striche bleiben. Man muß genau die Formen innehalten, welche die Photographie zeigt. Iſt endlich alle Farbe trocken, ſo klebt man ein Stück ganz ſteife, weiße Pappe hinter das Bild, läßt entweder einen kleinen Rahmen darum machen oder fertigt ſelbſt einen von Pappe, mit Plüſch bezogen, an. Ein farbiger oder Goldrahmen hebt das Bildchen meiſtens mehr als ein geſchnitzter brauner Rahmen. Nun möchte ich Anfängern noch raten, keine Porträts zu wählen. Dazu gehört ſchon mehr Kunſtſinn und Uebung, ſonſt werden es leicht Karikaturen. Mit Genrebildern wird man hingegen ſtets Glück haben. Eines der paſſendſten und hübſcheſten Bilder hierzu iſt: „Der Schutzengel“ von Plockhorſt. Auch andere Bilder von Plockhorſt ſind ſehr dazu geeignet, ſowie auch die von Bodenhauſen, Rau, Lang 2c. Will man eine Photographie abziehen, d. h. von dem Karton abheben, ſo muß man ſie 12 bis 24 Stunden ins Waſſer legen, dann löſt ſie ſich von der Pappe ab. Die Utenſilien zur Chromomalerei bekommt man in jedem Geſchäft, wo Malutenſilien zu kaufen ſind. **A. K. B.**



Badeteppich.



Schürze.

Handarbeit.

Teppich. Unter der Benennung „Badeteppich“ bekommt man jetzt in allen größeren Wäſchegeſchäften Vorleger für die Badewanne, deren feſtes karriertes Gewebe den Kreuzſtich gewiſſermaßen herausfordert. In ſeiner Anwendung avanciert der Badevorleger zum Bettteppich; die Arbeit iſt eine äußerſt behagliche, geht überraſchend ſchnell von ſtatten und iſt zweiffellos wirkungsvoll. Die gewöhnliche Tapiſſeriewolle iſt nicht deckend für das kräftige Gewebe. Man nehme die dickſte Rockwolle, die auch zum Häkeln verwendet wird. Das vorliegende Muſter zeigt dieſe in drei Tönen dunkel, mittel, hell, und zwar ausſchließlich in Rot. — Eine der guten Eigenſchaften des Teppichs iſt die, daß er ſich waſchen läßt, und da halten die anderen Farben nicht ſicher ſtand. Der Grundton bleibt das leicht gelbliche Gewebe ſelbſt. Bei dem vorliegenden Muſter — eine Anlehnung an das Alt-frieſiſche — dürfte es ſich empfehlen, das Mittelfeld mit heller Rockwolle in der Farbe des Gewebes noch auszufüllen. Da der Teppich in ſich ſchon ſchwer iſt, die dicke Wolle das ihre dazu thut, ſo fällt die läſtige Eigenſchaft des „ſich Rollens“ fort. Auch bedarf er keinerlei Futter und iſt außerordentlich billig in der Herſtellung. **M. P.**

Eine allerliebſte Schürze kann man ſich mit leichter Mühe ſelbſt herſtellen. Ein Stück Kongreßſtoff von 75 cm Länge und 55 cm Breite wird auf drei Seiten mit einem 1 cm breiten Saum verſehen; die vierte Seite, welche den unteren Rand der Schürze bilden ſoll, ziert ein 5 cm breiter Hohlſaum. An dieſen ſchließt ſich in der Entfernung von ſieben Stofffäden die mit crêmefarbenem Füllgarn in Flachſtich genähte Zackenborte; jede Zacke beſteht aus zehn Stichen, deren jeder über acht Stofffäden geſpannt iſt. Nachdem zwei Reihen Zackenborte, die zehn Stofffäden von einander entfernt ſind, gearbeitet worden ſind, kommt ein Durchbruchſtreifen von zehn ausgezogenen Fäden, bei jedem Stich werden drei Fäden aufgehoben. Man arbeitet mit einem ausgezogenen Faden des Stoffes. Beide Seiten werden der Feſtigkeit halber mit den ausgezogenen Stofffäden geſchürzt. Nun folgen vier Reihen Zackenborte, von denen die zwei mittleren entgegengeſetzt gearbeitet werden, ſo daß die Spitzen ſich berühren. Zwiſchen dem Durchbruchſtreifen und der Zackenborte bleiben drei Fäden frei. Es kommen dann wieder ein Durchbruchſtreifen und nochmals zwei Reihen Zackenborte. Oben wird die Schürze in ſechs, je 2 cm breite Falten geordnet, ſo daß ſie nur 27 cm breit iſt; dieſe Falten werden unterhalb des Saumes feſtgenäht und die Stiche durch ein crêmefarbenes, 2 cm breites, der Länge nach einmal gefaltetes Seidenband verdeckt, über welches der Saum dann wie ein Rüſchchen überſteht. Das Ende des 1 m langen Bandes bildet den Gürtel und links noch eine kleine Schleifenroſette, unter welcher Haken und Öſe den Schluß vermittelt.

Eine ſehr willkommene Gabe für die Radfahrer unter unſeren Brüdern, Vettern und Onkeln iſt ein *Velocipedſattel* in Smyrnaknüpfarbeit. Man nimmt genau das Maß des Lederſattels am Velociped und zeichnet ſich dieſe Figur auf groben Stramin, ringsherum 4 cm zugebend. Die Technik der Knüpfarbeit ſetze ich als bekannt voraus; das Muſter ſtelle man ſich ſelbſt nach irgend einer Vorlage in Modezeitungen zuſammen und führe es in mittleren, matten Farbentönen aus. Stickereigeſchäfte verleihen auch Kärtchen mit Muſtern zu Smyrnaarbeiten, man wähle z. B. eine Arabeske und richte die Größe des Grundes nach der gegebenen Form. Dieſer Sattel wird entweder direkt mit Ziernägeln auf dem Sitz des Rades befeſtigt oder abgefüttert und mit Riemen und Schnalle zum Selbſtbefeſtigen verſehen. **H.**

Praktiſches fürs Haus.

Fäſſer zu reinigen. Um Fäſſer, die in Gebrauch geweſen ſind, gründlich zu reinigen, ſo daß ſie aufs neue zur Aufnahme von Flüſſigkeiten dienen können, möchte ich folgendes Verfahren empfehlen: Man füllt das Faß reichlich halb voll Waſſer und ſchüttet dann ein Pfund gebrannten Kalk hinzu. Wenn derſelbe ſich aufgelöſt hat, wird das Spundloch des Faſſes geſchloſſen und letzteres eine Zeitlang hin und her gewälzt. Der Kalk zieht jeden Geruch und jede Unreinlichkeit des Faſſes an ſich. Nachher muß noch ein mehrmaliges Nachſpülen mit reinem Waſſer erfolgen. Nicht ſelten finden auch leere Petroleumfäſſer, nachdem dieſe in zwei Teile geſägt worden ſind, im Haushalte Verwendung. Will man ein ſolches Faß als Spültonne bei der Wäſche verwenden, ſo kann es ja ohne weiteres in Gebrauch genommen werden; doch häufig wünſcht man dieſe Tonnen auch zur Aufbewahrung des Wintergemüſes oder zum Einpökeln des Fleiſches zu benutzen. In letzteren beiden Fällen muß man erſt das Petroleum, mit dem ja das Holz getränkt iſt, aus demſelben entfernen. Man ſteckt zu dieſem Zweck eine Handvoll Stroh in das Faß, zündet erſteres an und läßt unter fortwährendem Umwälzen des Faſſes das Petroleum ausbrennen. Ein paarmal muß man dieſes Verfahren, das ſelbſtverſtändlich bei Windſtille und an einem Orte geſchehen muß, wo kein Schaden entſtehen kann, wiederholen. Wenn das Faß darauf noch mit heißem Sodawaſſer tüchtig ausgebürſtet und mit reinem Waſſer gut nachgeſpült worden iſt, ſo iſt es für jeden Zweck brauchbar, und man hat ein Gefäß, das zugleich unverwüſtlich iſt. **Frau A. J. in J.**

Einmachen ſüßer Äpfel. Vor einem Jahre wurde in unſerm Frauen-Daheim angefragt, auf welche Weiſe man ſüße Äpfel verwerten könne. Ich möchte hier nun noch ein Verfahren erwähnen, das bei uns auf dem Lande vielfach angewandt wird und durch welches man von ſüßen Äpfeln ein ſehr wohlſchmeckendes Kompott erhält. Man ſchält die Äpfel, halbiert ſie, entfernt das Kernhaus und legt von den Äpfeln eine Schicht in einen irdenen Topf, gießt dann ſo viel Weineſſig darüber, daß alle Äpfelſtücke gut angefeuchtet werden, und läßt nun eine Schicht geriebenen Zucker folgen. So fährt man fort, abwechſelnd mit Äpfeln und Zucker (man kann auch ein wenig geſtoßenen Kaneel hinzufügen) den Topf zu füllen, wobei man nicht unterlaſſen darf, jedesmal auf die Äpfelſchicht etwas Eſſig zu gießen. Zuletzt wird der Topf mit einem Deckel geſchloſſen. Nachdem noch der Rand dicht mit Sauerteig verklebt worden iſt, um dem Zutritt der Luft zu wehren, wird der Topf bei Gelegenheit des Brotbackens mit in den Backofen geſchoben. Iſt das Brot gar, ſo ſind auch die Äpfel gut und können aus dem Ofen genommen werden. In Haushaltungen, wo man nicht ſelber bäckt, kann dieſes Äpfelkompott auch im Bratofen des Küchenherdes bereitet werden. Bis zum Gebrauch läßt man den Topf dicht verſchloſſen an einem kühlen Orte ſtehen. Nachdem er angebrochen worden, thut man gut, ein Rum- oder Salycilpapier auf das Kompott zu legen. Man kann dasſelbe nach dem Anbruch auch in kleinere Einmachegläſer füllen, wo man es gleichfalls mit Rum- oder Salycilpapier zu bedecken hat. Auf die eben beſchriebene Weiſe werden auch Kirſchen, Preißelbeeren und dergleichen Früchte eingemacht; nur läßt man hier den Eſſig fort, da dieſe Früchte ja in ſich ſelbſt Säure genug enthalten.

Frau A. J. in J.

Gepreßte Blätter als Tiſchkarten.

Dazu eignen ſich beſonders die Blätter der großblätterigen Eiche, des Ahorn und anderer Bäume, deren Blätter im Herbſt eine rote oder hübſche gelbbraun getönte Färbung annehmen. Man ſammelt ſie entweder ſelber auf Spaziergängen in Feld und Flur und preßt ſie alsbald auf ſorgfältige Weiſe recht gleichmäßig, oder kauft die bereits getrocknet und gepreßt in den Handel kommenden Blätter, welche bei mancherlei Dilettantenarbeiten zur Verwendung gelangen, wie z. B. bei Spritzarbeiten und den Blumenklebearbeiten. Ein derartig vorbereitetes Blatt überzieht man mit franzöſiſchem Firnis auf der oberen und unteren Seite, zeichnet dann die großen Adern mit Goldbronze nach, firnißt zum zweitenmal und hat dadurch dem Blatt die zu unſerem Zweck erforderliche Zähigkeit gegeben. Auf den Stiel des Blattes kleben wir ein zierliches goldumrändertes weißes Kartonſchleifchen, das den Namen des Tiſchgaſtes tragen ſoll. **Theſt.**

Tintenflecke.

Welche vielgeprüfte Hausfrau, auf deren Tiſchdecken, Fußböden, Kinderkleidern ꝛc. der ſchwarze Dämon Tinte ſeine fatale Viſitenkarte abgegeben, trüge nicht einen grimmen Haß gegen ihn im Buſen? „Bleichend folgt ſie ſeinen Spuren“ mit Eau de Javelle, Kleeſalz und anderen ſcharfen Eſſenzen, die indes mit dem Attentäter zugleich auch dem betroffenen Stoffe den Garaus zu machen pflegen. Einige in kinder-, ergo tintenfleckenreichem Haushalt erprobte und bewährte Mittel zur Tilgung der ſchwarzen Unholde dürften daher vielfach willkommen ſein. Für geſtrichene Fußböden, Fenſterbretter ꝛc. empfiehlt ſich das Scheuern mit einem naſſen, in Steinkohlenaſche getauchten Lappen, während ungeſtrichene Böden mit verdünnter Salzſäurelöſung behandelt werden. Man gießt ein wenig davon auf den Fleck, läßt es etwa 5—10 Minuten darauf wirken und ſcheuert dann mit reinem Waſſer nach. Friſche Tintenflecke in Weißzeug weiche man in Buttermilch und waſche ſie ſodann darin aus; in Ermangelung derſelben thut es auch ſaure, eventuell durch Eſſig ſauer gemachte Milch. Auch Citronenſäure thut hier gute Dienſte. Man tränkt den Fleck mit dem Saft der Frucht, ſtreut etwas Salz darauf, läßt es etwa 10 Minuten darauf wirken und reibt den Fleck dann mit Waſſer aus. Sind die Flecke bereits älteren Datums, ſo miſche man ein Lot Alaunpulver mit zwei Lot reinem Weinſtein und reibe die Flecke damit ein; ſie pflegen danach meiſt ſpurlos zu verſchwinden; etwa noch vorhandene Spuren entfernt das nachfolgende Auswaſchen in klarem Waſſer. Gegen Tintenflecke in farbigen Wollſtoffen erweiſt ſich eine Behandlung mit Weingeiſt, die indes erſt an einer Stoffprobe zu verſuchen iſt, in vielen Fällen als zweckmäßig. Aus einem buntfarbigen Plüſchteppich beſeitigte ich das ſchwarze Naß durch Einreiben mit einem Stückchen kryſtalliſierter Weinſteinſäure und Nachreiben mit reinem Waſſer. Nach zweimaliger Wiederholung des Verfahrens war der Fleck verſchwunden, ohne daß die Farben des Teppichs gelitten hatten. Tintenflecke auf Papier behandle man folgendermaßen: Man feuchte ein Stück ſtarken Löſchpapiers mit einer konzentrierten Löſung von Oxalſäure an und drücke es auf den Fleck; das Mittel iſt probat. Bei Wachstuch, Leder u. dergl. bewährt ſich Salmiakgeiſt, desgleichen bei Marmor und Alabaſter. So viel dürfte genügen, um die Leſerinnen fortan für alle gedachten Fälle gerüſtet zu finden.

Margot.

Widmung bei Überreichung von Heines „Buch der Lieder.“

Vor dir liegt ein ſtiller Garten,
Der im Sturme oft gelitten,
Und du fühlſt, daß heiße Wetter
Über ihn hinweggeſchritten.

Denn um ſeine zarten Blüten
Schließet ſich ein ſcharfer Dorn,
Und des Herbſtes welke Blätter
Decken den kryſtallnen Born.

Aus der feindlichen Umgebung
Pflücke dir die Frühlingsblüte,
Und wenn du vom Borne trinkeſt,
Vor der Fäulnis dich behüte.

Sieh, der Geiſt des toten Dichters
Wird aus ferner Welt dich grüßen,
Wenn du dort im Garten wandelſt,
„Wo die Blümlein ſprießen“.

Georg Franzen.

Für die Küche.

Der *Steinbutt* iſt beſonders von April bis Oktober zu empfehlen und in mittlerer Größe am wohlſchmeckendſten. Er wird mit der weißen Seite nach oben angerichtet, und man thut gut, über den dickſten Teil des Rückens einen Querſchnitt zu machen, damit die Haut der weißen Seite beim Kochen nicht platze.

Verhüllter Steinbutt. Der Steinbutt wird in ſiedendem Salzwaſſer gar gekocht, von Haut und Gräten befreit und in Scheiben geſchnitten. Eine tiefe Schüſſel ſtreicht man mit Butter aus, beſtreut ſie mit Reibbrot und gehackten Champignons und gießt eine Taſſe Béchamelſauce hinein. Dann legt man die Steinbuttſcheiben in zierlicher Anordnung in die Schüſſel, bedeckt ſie mit Béchamelbeiguß, beſtreut ſie mit Reibbrot und beträufelt ſie mit heißer Butter. Iſt die Oberfläche gebräunt, ſo iſt das Gericht gut, und man garniert den Rand der Steinbuttſchüſſel mit einem ſchaumigen Kartoffelbrei, den man mit einigen Eidottern vermiſchte. — Hat man einen großen Steinbutt blau gekocht, ſo kann man auch die Reſte zu dieſer Schüſſel verwenden.

Steinbutt auf engliſche Art. Der vorbereitete, unzerteilte, mittelgroße Fiſch wird auf eine butterbeſtrichene, mit Salz, Pfeffer, geriebener Muskatblüte und gehackter Peterſilie beſtreute Schüſſel gelegt. Dann beſtreut man ihn mit den vorhergenannten Gewürzen, belegt ihn mit kleinen Butterflöckchen, beſtäubt ihn mit Mehl und übergießt ihn mit einigen Gläſern Weißwein und einem halben Theelöffel Champignonſoja. Nachdem der Fiſch eine halbe Stunde gebacken hat, ſchiebt man ihn auf eine heiße Schüſſel, verdickt die Brühe mit einem Buttermehl, fügt 1 Theelöffel Liebigſchen Fleiſchextrakt hinzu und ſchärft ſie mit Citronenſaft, um ſie zu dem Fiſch als Beiguß zu ſervieren.

Steinbutt mit Hummerragout (zu einem feinen Mittags- oder Abendeſſen beſonders zu empfehlen!) Einige ſchöne Steinbutte kocht man in ſiedendem Salzwaſſer fünf Minuten, ſtellt den Fiſchkeſſel auf eine heiße Herdſtelle und läßt den Fiſch ſo lange ziehen, bis ſich die Floſſen leicht herauslöſen laſſen, ſtets das ſicherſte Zeichen, daß die Fiſche gar ſind. Zu derſelben Zeit kocht man einen ſchönen Hummer, löſt vorſichtig alles Fleiſch aus Scheren und dem Schwanze und ſchneidet es in zierliche Scheiben. In einer dicken, weißen Kraftſauce erhitzt man die Hummerſcheiben, ſowie weichgedünſtete Champignons, Kalbsmilchwürfel und in Salzwaſſer gekochte Fleiſchklößchen. Der fertige Fiſch wird in die Mitte einer großen Schüſſel gelegt, das Ragout um den Fiſch garniert und auf die Mitte des Fiſches der ausgeleerte, mit einem Silberſpieß durchſtochene Hummer gelegt. Als Beiguß reicht man den Reſt der Ragoutſauce, die man durch Madeira, Fleiſchbrühe und Champignonſoja vermehrt.

Venetianiſcher Steinbutt (ebenfalls für ein Mittageſſen). Einen mittelgroßen Fiſch mariniert man etwa 2 Stunden mit Provenceröl, dem Safte von mehreren Citronen, ſowie einigen Gläſern Weißwein. Einige Trüffeln, Champignons, Schalotten und Peterſilie hackt man fein, fügt feinen Eſtragon und Majoran hinzu und dünſtet alles in reichlicher Butter. Dann fügt man mehrere Eßlöffel Semmel, etwas Sardellen- oder Krebsbutter, Pfeffer und Muskatblüte hinzu und verrührt dies alles mit $^{1}/_{2}$ l kräftiger, brauner Grundſauce. Der Fiſch wird in eine tiefe, paſſende Pfanne gelegt, mit dem Beiguß übergoſſen und unter mehrmaligem Begießen eine Stunde langſam gedünſtet. Die Brühe wird zuletzt mit einem Glaſe Weißwein verkocht, entfettet und über den Fiſch gegoſſen. **L. H.**

Zwetſchen einzumachen. — Saure Zwetſchen. Auf 6 Pfd. Zwetſchen kommen $^{3}/_{4}$ l Eſſig, $^{1}/_{2}$ l Weißwein, $^{1}/_{2}$ Lot Kaneel, $^{1}/_{2}$ Lot Nelkenblüte, 1 $^{1}/_{2}$ Pfund Zucker. Eſſig, Wein, Zucker und Gewürz wird aufgekocht und erkaltet über die Pflaumen gegoſſen, die vorher gewiſcht, geprickelt und am Stengel geſtutzt ſind. Am zweiten und dritten Tage gieße man den Saft wieder ab und gieße ihn kochend über die Pflaumen. Am vierten Tage laſſe man den Saft wieder aufkochen, die Pflaumen darin kochen, bis ſie mürbe ſind und hin und wieder eine platzt. Dann fülle man die Zwetſchen aus, laſſe den Saft noch etwas kochen und gieße ihn dann über die Pflaumen.

Zwetſchenmus. Nachdem man die Steine aus den Zwetſchen genommen hat, bringe man ſie in einem großen Keſſel allmählich zum Kochen und laſſe ſie unter ſtetem Rühren 4—7 Stunden tüchtig kochen, bis es ganz mußig und ſteif iſt. Dann fülle man es in Töpfe und ſchmelze es mit Hammeltalg zu. **Konradine.**

Frage.

173) Eine alte Daheimleſerin bittet um einen Rat. Nach einem Regenguß ſind von dem Drath eines Kranzes auf ein weißes Marmor-Grabkreuz Flecke gekommen. Wie entfernt man dieſe, ohne daß die ſchöne Politur des Marmors leidet? Für gütigen Rat ſchon im voraus beſtens dankend **Olga.**

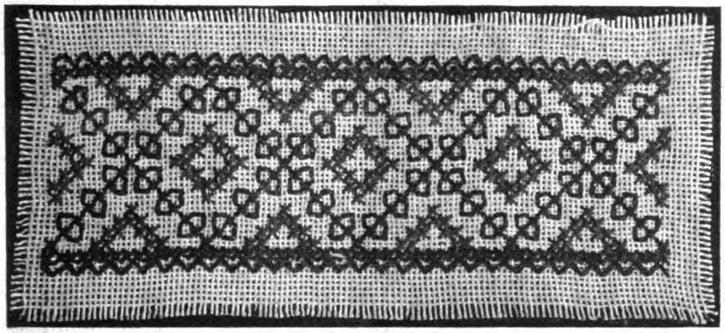
✳

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

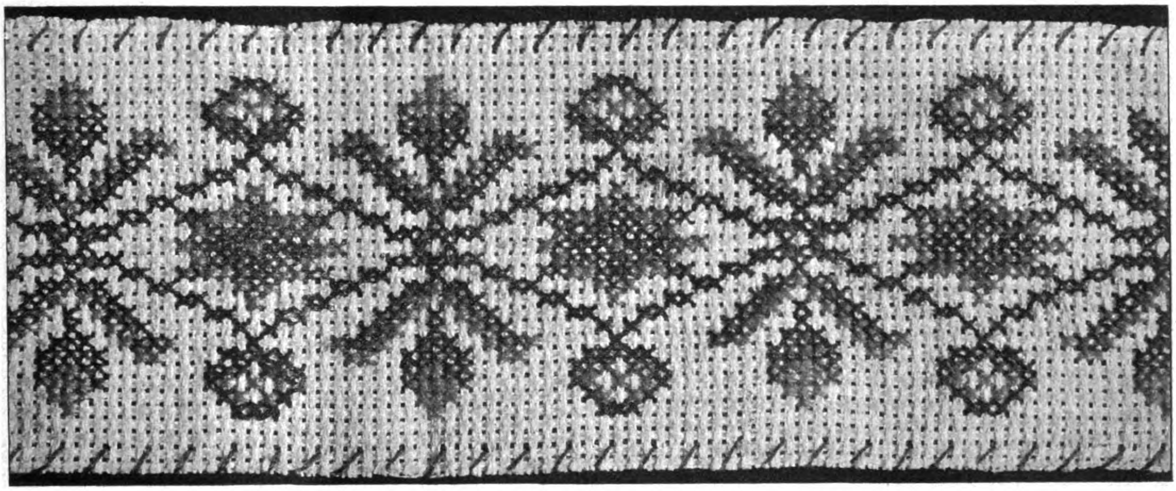
(Zu Nr. 50.)

Sind ſie wirklich nach gleichem Zeitmaß entſchwunden,
Sind es wirklich Tropfen derſelben Zeit,

Die im Fluge verrauſchten, geſelligen Stunden
Und die langen Stunden der Einſamkeit?



Kreuzſtichborte, entworfen von Frau M. M.



Kreuzſtichborte, entworfen von Frau Sophie Schreib in Sachſenberg in Waldeck.

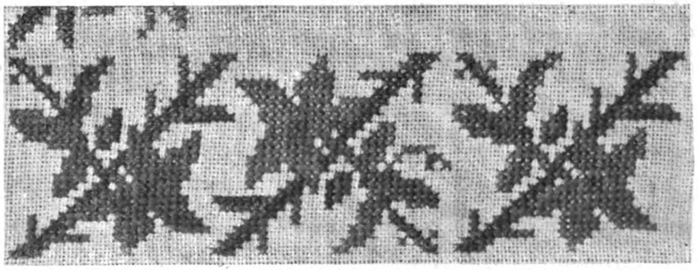
Ein neues Frauenaſyl.

Einen Beitrag zum Kapitel der Frauenverſorgung will die als „eingetragene Genoſſenſchaft mit beſchränkter Haft“ kürzlich begründete „Lehr-, Penſions- und Verſorgungsanſtalt Frauenheim“ bieten. Sie ſteht in enger Verbindung mit dem „Nationalverein zur Hebung der Volksgeſundheit“. In Borgsdorf bei Berlin wurde ein Grundſtück zur Gründung des Heims erworben, das alleinſtehenden Frauen, die oft ſo ſchwer um ihre Exiſtenz ringen müſſen, dauernden Aufenthalt und Erleichterung ihrer wirtſchaftlichen Lage bieten ſoll. Das Unternehmen hofft auf die Unterſtützung ideal geſinnter, wohlhabender Familien, die der Not unverſorgter Frauen warme Teilnahme entgegenbringen. Das uns vorliegende Bild des projektierten Baues zeigt ein ſtattliches Haus mit traulichen Erkern, im Hintergrunde von Tannen beſchattet, das ausreichende Wohnräume enthalten wird. Auch ſoll mit dem Heim eine Erziehungsanſtalt verbunden werden, welche für Verwirklichung der Idee des „weiblichen Dienſtjahres“, das der Nationalverein auſtrebt, als Muſter dienen könnte. Unterricht ſoll ſtattfinden in der Hygiene, der Kochkunſt und Hauswirtſchaft, in der Gärtnerei und Schneiderei. Das Frauenheim will ſeine Einnahmen erzielen aus dem Schulgeld für den Unterricht, dem Penſionat, einer Konſervenfabrik und der Konfektion. Mitglied der Genoſſenſchaft „Frauenheim“ kann jedes Familienoberhaupt, jedes alleinſtehende weibliche Familienmitglied werden durch Zahlung eines Geſchäftsanteils von 300 Mark, einmal oder in Raten nicht unter 1 Mk. monatlich. Eintrittsgeld 5 Mark. Die bezahlten Summen ſind nicht geſchenkte, ſondern Vermögensanteile der Mitglieder und begründen das Recht, im Falle der Not nur gegen Arbeit im „Frauenheim“ Aufnahme zu finden; ſie werden in einer beſtimmten Zeit nach dem Austritt des betreffenden Mitgliedes zurückgezahlt und bis dahin durch Verteilung von Dividenden aus dem Gewinnüberſchuß verzinſt. Für die praktiſche Verwirklichung des entwickelten Gedankens iſt es zunächſt notwendig, daß recht viele Mitglieder der Genoſſenſchaft beitreten. Freunde dieſer Sache werden deshalb erſucht, ſelbſt ihren Beitritt zu erklären und eifrig Mitglieder zu werben. Das „Frauenheim“ will den Mitgliedern die Familie nicht nur äußerlich durch Gewährung von Obdach und Nahrung erſetzen, ihnen durch Beſorgung von Stellungen dienen, ſondern ihnen auch in ethiſcher Beziehung eine echte Heimat ſein. Nähere Auskunft erteilt der Vorſitzende des Aufſichtsrates, Freiherr von Broich, Berlin SW., Königgrätzerſtraße 70, der auch die Beitrittserklärungen entgegennimmt.

Die Garneele

(Crangon vulgaris).

Dieſes kleine Kruſtentier, im Volksmund auch unter den Namen: Garnat, Krabbe oder Porre bekannt, wird wohl von vielen wegen ſeines wohlſchmeckenden Fleiſches ſehr geſchätzt. Leider werden dieſe Tierchen dem im Inlande Wohnenden meiſtens zu einem recht teuren Leckerbiſſen, während ſie an den Küſten der Nordſee in ſo ungeheuren Mengen gefangen werden, daß man ſie hier für einen ſehr geringen Preis verkauft. Man erhält mitunter für zehn Pfennige mehrere Liter. Die Mühe des Kochens muß man freilich ſelbſt übernehmen. Dieſes iſt aber leicht gethan. In eine reichliche Menge Waſſer, das man vorher geſalzen und zum Sieden gebracht hat, werden die Garneelen hineingeſchüttet. Zum vollſtändigen Kochen läßt man es nicht kommen, ſondern ſobald ſich auf der Oberfläche recht viel Schaum gebildet hat, ſind die Garneelen gut, haben ſtatt der häßlichen grauen eine ſchöne rötliche Farbe erhalten und können nun mit einer Schaumkelle herausgenommen werden. Man kann ſie noch ein wenig nachſalzen und dann zum Abkühlen hinſtellen. Die Arbeit des Ausſchälens geht dem Unkundigen meiſtens nur ſehr langſam von der Hand; doch Übung macht auch hier den Meiſter, und hat man den kleinen Kunſtgriff erſt heraus, ſo kann man in kurzer Zeit eine tüchtige Portion ausgeſchälter Krabben haben. Kalt gegeſſen zum Butterbrot ſind dieſelben eine wirkliche Delikateſſe. Übrig gebliebene Reſte habe ich ſehr häufig zu Fri-



Kreuzſtichborte, entworfen von Frl. Hedwig Voelcker in Großtabarz (Thüringen).

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

candellen verwertet, die gerade ſo zubereitet werden, wie die von gehacktem Rindfleiſch; doch übertreffen ſie die letzteren noch an Wohlgeſchmack. Auf dieſe Weiſe erhält man ein ſehr nahrhaftes Fleiſchgericht, wie es billiger ja wirklich nicht hergeſtellt werden kann, und darum ſind auch die Garneelen für die ärmeren Bewohner der Meeresküſten von ſehr großem Werte. Noch auf verſchiedene andere Arten laſſen ſich dieſelben verwenden. Man ißt ſie im Gemüſe; mit jungen Erbſen, oder auch mit in Stücke zerſchnittenem Spargel geſtoft, ſchmecken ſie ganz vorzüglich. Garneelen in Gelee ſind ebenfalls etwas ſehr Schönes. Man kocht zu dieſem Zwecke eine Brühe von halb Eſſig und halb Waſſer, gibt Salz, einige Schalotten, Lorbeerblätter, Pfefferkörner und ein Krautbund hinein. Über das größere oder geringere Quantum dieſer Zuthaten muß der Geſchmack entſcheiden. Iſt die Brühe fertig, ſo wird ſie durch ein Sieb gegoſſen und dann mit ein wenig Gelatine mehrmals aufgekocht. Von letzterer rechnet man etwa dreißig Gramm auf einen Liter Flüſſigkeit. Zuletzt vermengt man die Gelee mit den Garneelen und läßt alles mit einander erkalten.

Frau A. J. in J.

Serviertiſch in Delfter Manier.

Vom Tiſchler ließ ich einen Serviertiſch anfertigen und ſo einrichten, daß ſtatt der polierten Platte bemalte Kacheln eingefügt werden konnten. Den Tiſch ließ ich 100 cm lang und 58 cm breit machen und beſorgte mir ſodann 15 Kacheln, jede 16 cm groß im Quadrat. Man bekommt dieſe ganz weiß oder auch gelblich getönt in jeder größeren Porzellanofenhandlung. Zu beachten iſt, daß man alle in gleicher Größe und möglichſt tadellos, ohne Riſſe, etwaige Unebenheiten oder Bläschen ausſucht. Nun kaufte ich mir blaue Porzellanfarbe, eine hellere und eine dunklere Tönung, trockenes Pulver in Gläschen, beſonders präpariert, um mit Waſſer aufgelöſt werden zu können. Auf die verſchiedenen Kacheln zeichnete ich mit Bleiſtift, was ganz gut geht, wenn man ſie zuvor mit Terpentinöl eingerieben hat, Anſichten aus unſerer Heimatſtadt: unſer Elternhaus, die Kirche, in welcher unſer Vater predigte, die Schule, die wir als Kinder beſucht hatten, hübſche Skizzen aus der Umgegend ꝛc. Nachdem alles aufgezeichnet war, teils nach der Natur, teils nach Photographieen, führte ich jedes einzelne Bild aufs ſorgfältigſte in der blauen mit Waſſer ganz glatt verriebenen Farbe aus, die größeren Flächen mit dem Pinſel, die Feinheiten mit der Feder zeichnend. Die Schattierungen malte ich mit der dunkleren Farbe, während die Lichtreflexe durch Herauswaſchen erzielt wurden. Man beachte, daß die Farbe gut verrieben und nicht zu trocken zur Verwendung kommt, weil ſich das Gemalte ſonſt leicht vor dem Brennen wieder abkrümelt. Wenn alle Kacheln fertig ſind, läßt man ſie in einer Porzellanbrennerei brennen, wonach die einfache Zeichnung ſich belebt und maleriſch von dem hellen Grund abhebt. Nunmehr muß der Tiſchler die Platten auf den Tiſch leimen, deſſen Breite ſo berechnet iſt, daß an der vorderen und den beiden Seitenwänden die Kacheln von einem etwa 10 cm breiten Holzfournier eingerahmt werden. Zu erwähnen iſt noch, daß der Tiſchler den Raum zwiſchen den einzelnen Kacheln, meiſt nur eine ganz ſchmale Ritze, verkitten muß. Iſt dieſer Kitt trocken, ſo thut man gut, ihn entweder in der Farbe des Holzes oder blau zu liniieren, jede Kachel wird dann wie eingerahmt erſcheinen und die ganze Platte einen ſorgfältiger gearbeiteten Eindruck machen. Auf dieſe Weiſe haben wir nun nicht nur einen gut ausſehenden Serviertiſch, der liebe Erinnerungen in uns wachruft, ſobald wir an ihm vorübergehen, ſondern wir haben auch ein für ſeinen Zweck außerordentlich praktiſches Stück Möbel, das weder Hitze noch Flüſſigkeiten ſchädigen und beflecken können.

Theſt.

Praktiſches fürs Haus.

Kalte gekochte Eier und kaltes Bier, beides iſt nicht nur für einen ſchwachen, ſondern auch für einen guten Magen ſchädlich. Es iſt daher mancher Hausfrau wohl erwünſcht, ein treffliches Mittel zu erfahren, wie man kalt gewordenen Eiern, ſowie zu kaltem Bier raſch die gewünſchte Temperatur geben kann, ohne befürchten zu müſſen, daß erſtere hart, und ſomit auch wieder ſchwer verdaulich, letzteres aber zu warm und deshalb wenig wohlſchmeckend wird. Die Eier braucht man nur 1 Minute, ja nicht länger, in ſiedend heißes Waſſer zu legen, ſie ſind alsdann wieder durch und durch heiß geworden, ohne ihre Konſiſtenz geändert zu haben. Um kaltem Bier die richtige Temperatur zu geben, ſtellt man einen Steinguttopf mit heißem Waſſer im Ofen bereit. In dieſen ſchüttet man im Augenblick des Gebrauches, nachdem man das Waſſer entfernt, das Bier, ſchüttelt es im Topfe einen Moment durch und ſchenkt es dann ſofort ein. Das Bier hat dann die dem Magen zuſagende Wärme, ohne Kohlenſäure oder Schaum eingebüßt zu haben. Man darf natürlich nicht mehr Bier auf einmal erwärmen, als man ſofort braucht.

L. H.

Arbeiten aus Stoffreſten.

In Möbelſtoffhandlungen erhält man oft für Spottpreiſe noch ganz anſehnliche Proben und Reſterſtücke von Plüſch, Brokat ꝛc., die, dort wertlos, ein dankbares Material zur Anfertigung der mannigfachſten Gegenſtände bieten. Aus einem blauen, goldgemuſterten Brokatreſte fertigte ich z. B. eine reizende Kinder-Wagendecke, die ich, da der Stoff nicht ausreichend war, durch einen ringsum geſetzten, 10 cm breiten Streifen aus blauem Plüſch vergrößerte. Auf letzteren nähte ich Rand an Rand, die Zacken nach innen fallend — eine 5 cm breite Goldſpitze, fütterte die Decke mit blauem Satin ab und hatte ſomit ein großartig wirkendes Patengeſchenk geſchaffen. Etliche Stücke von verſchiedenfarbigem Möbelplüſch ergaben einen ſehr ſchönen Bettvorleger. Als Grundſtoff für letzteren verwendete ich einen alten Kanevasvorleger, deſſen Stickerei bereits zu fadenſcheinig war, um noch eine Ausbeſſerung zu lohnen. Von modefarbenem, olive und bordeaux Plüſch ſchnitt ich nun 12 cm breite Streifen, heftete dieſelben — die Farben gleichmäßig wechſelnd — in ſchräger Richtung der Mitte des Grundſtoffes auf, ſo daß ringsum ein 8 cm breiter Kanevasſtreifen freiblieb und umgab den Plüſchfond mit einem am Außenrande zackig ausgeſchlagenen, 8 cm breiten, olivegrünen Filzſtreifen. Den Anſatz des letzteren, ſowie die Verbindungsnähte der einzelnen Plüſchſtreifen deckte dicke, olivengrüne Lockenchenille. Dieſer Vorleger ſieht nicht nur apart, ſondern auch überraſchend hübſch aus. Viel Bewunderung fand auch ein Pianinoläufer aus ſchweren, gerippten Seidenſtoffproben in Terracotta, Altgold und hellem Fahlblau. Hierzu nähte ich 8 je 15 cm breite Streifen — in den erwähnten Farben wechſelnd — an einander, plättete die Nähte ſauber aus und deckte ſie durch eine, in leichtem, ſchnellfördernden Flachſtich ausgeführte, ſchmale Metallborde, die ich mit Gold- und Stahlfäden über feinem Kongreßkanevas arbeitete, der nach Vollendung der Arbeit ausgezogen wurde. Ein ſchmales Metall-Poſſamenteriebörtchen in Gold und Stahl begrenzte die Längsränder des Läufers, während eine paſſende Bällchenfranze die Querränder abſchloß. Satin diente als Futter.

Margot.

Wohnung.

Manche Hausfrau wird bei der Wäſche von Stores und Rouleaux es ſchon manchmal unangenehm empfunden haben, daß dabei jedesmal der Zugmechanismus aus einander genommen werden muß, funktioniert er auch noch ſo gut und ſicher. Teils aber machen es die gleichfalls zu reinigenden Schnüre, teils macht es der Umſtand notwendig, daß die zum Zug gehörigen Ringe direkt oder durch Bandöſen mit den Vorhängen ſelbſt zuſammenhängen. Für beides habe ich mir durch folgendes Verfahren Abhilfe geſchafft. Die vielen weißen Zugſchnüre, die ich beſaß, färbte ich mir paſſend zu den Zimmereinrichtungen, rot und oliv. In jeder Droguenhandlung, auch in mancher Apotheke bekommt man derartige Färbepulver mit Gebrauchsanweiſung, von denen man für 10 Pfg. Schnüre zu 4—6 Fenſtern färben kann. Dann nähte ich mir in der Länge der zu benutzenden Eiſenſtangen (bei zweiteiligen Vorhängen natürlich zwei, jeden halb ſo lang als die Stange), drei Finger breite, der Haltbarkeit wegen, doppelt genommene Streifen von grauer oder ungebleichter, derber Leinwand. (Dazu iſt auch jeder andere leinene Stoff, auch feſter Satin, verwendbar, wie er ſich ja oft im Flicken- und Reſtekaſten vorfindet.) An dieſe Streifen nähte ich nun die Ringe — ich nahm kleine, 2½ cm im Durchmeſſer meſſende Metallringe — und ſetzte ſie ungefähr 15 cm von einander entfernt. Mit den ſo vorbereiteten Schnüren und Ringſtreifen machte ich nun die ganze Zugvorrichtung am Fenſter fix und fertig, was den Vorteil des bequemen Hantierens hatte, die neugewaſchenen Vorhänge blieben dabei unberührt. Als der Zug klappte, zog ich ihn breit und ſteckte nun die Vorhänge mit kräftigen Stecknadeln an die leinenen Streifen; — die Nadeln natürlich ſenkrecht — wobei ich noch mit Freuden bemerkte, daß ich etwas zu lange Vorhänge einfach vor dem Anſtecken nur nach außen gerade umzubiegen brauchte. Dieſe ſo aufgemachten Vorhänge brachten mir den Vorteil, daß ich nun ſeit Jahr und Tag beim „großen Reinemachen“ die Zugvorrichtung und die Schnüre nur abzubürſten und die Vorhänge nur ab- und aufzuſtecken brauche — ein Vorteil, den ſich vielleicht manche Hausfrau gern zu nutze macht, gleichviel, ob ſie ihre Vorhänge ſelbſt aufhängt oder es vom Tapezierer beſorgen läßt.

Für die Küche.

Zwetſchen in Zucker. Wenn die Zwetſchen ſchön reif ſind, ſchäle man ſie, nehme den Kern heraus und läutere für jedes Pfund Pflaumen ½ Pfund Zucker. Hierin laſſe man die Zwetſchen eben mürbe kochen, fülle ſie in Häfen, laſſe den Saft noch etwas einkochen und gieße ihn dann über die Pflaumen. Dies iſt eines der ſchönſten Kompotts und ſehr angenehm zu Eierkuchen.

Gefüllter Kohlkopf. Man ſchneide von einem großen Kohlkopfe (oder von einigen) unten das Stielende mit großer Platte daran ab und nehme vorſichtig die Herzblätter heraus, ſo daß eine ziemliche Höhlung entſteht, der Kopf aber nicht zerfällt. Dieſe Höhlung fülle man alsdann mit einer beliebigen Fleiſchfarce. Sie kann von rohem Fleiſch ſein (z. B. ſehr empfehlenswert: halb Rind-, halb Schweinefleiſch), aber auch von Reſten, am beſten von Kalbfleiſch. Das gehackte Fleiſch wird mit 2 Eiern, etwas geriebenem Weißbrot, Fett, Salz, Pfeffer oder was man ſonſt daran wünſcht, verrührt, in den Kohlkopf gefüllt und mit der Stielplatte zugedeckt. Dann thue man dieſen Kohlkopf in eine naſſe, reine, alte, zu ſolchen Zwecken vorhandene Serviette, die man feſt zubindet. Inzwiſchen hat man Waſſer in einem großen Topfe zum Kochen gebracht; unten in den Topf ſetze man einen Teller (der Kohlkopf brennt ſonſt leicht an) und gebe den Kopf dann in das kochende, etwas geſalzene Waſſer hinein. Hierin muß er je nach ſeiner Größe 2—3 Stunden kochen. — Statt die Farce in den ganzen Kopf zu füllen, braucht man auch nur einige Blätter um dieſelbe herumzuſchlagen. Dann mache man es wie folgt: Man lege die naſſe, vorhin erwähnte Serviette in eine tiefe, unten rundliche Kumme, daß die 4 Ecken überhängen. Nun trenne man die äußeren großen Blätter des Kohlkopfes ab, waſche ſie und lege ſie in der Serviette aus, ſo daß überall 2–4 Blätter liegen. Dann fülle man die Farce in die Mitte hinein, lege die Enden der Serviette zuſammen, faſſe ſie dann feſt über dem Kohlkopfe an, drücke und biege die Blätter noch etwas zurecht, damit ſie das Fleiſch feſt umſchließen, und binde ſchließlich ein Band feſt darum und koche den Kopf wie vorhin beſprochen. — Den inneren, übrig gebliebenen Kohl kann man wie Magdeburger Sauerkohl ſchneiden, kochen und mit Butter ſtoven. Mit dieſem Kohlwaſſer kann man dann die Sauce verrühren, die von Butter und Mehl bereitet wird. Nach Wunſch kann man ſie mit Kapern abſchmecken oder mit Pfeffer, auch mit einem Ei abrühren. Der als Beilage dazu gegebene Kohl nach letzter Art iſt viel ſchmackhafter als die vielen Kohlblätter um den ausgehöhlten Kopf. **A. K. B.**

Norwegen iſt groß in ſeiner vielſeitigen Verwendung von Fiſchen und wenn auch manche ſeiner Fiſchgerichte unſerem Geſchmack nicht zuſagen, trifft man oftmals dort auf Reiſen Fiſchſpeiſen, die es verdienten, auch in Deutſchland bekannt zu werden. Dies iſt der Fall bei der folgenden

Fiskerpudding. Man nimmt Kabeljau oder Schellfiſch dazu, und zwar 3–4 Pfund, löſt das Fleiſch aus Haut und Gräten, ſchabt es fein, wiegt es durch und ſtreicht es dann durch ein Sieb. In einer halben Taſſe Waſſer löſt man einen halben Theelöffel Liebigs Fleiſchextrakt auf und thut dieſe Brühe nebſt 200 g ſchaumig gerührter Butter, 2 ganzen Eiern, 4 Eigelb, 450 g geweichter Semmelkrume, 100 g geriebenem Parmeſankäſe, einer geriebenen Zwiebel, Salz und Pfeffer an das Fiſchfleiſch. Der Schnee der 4 Eiweiß wird durch die Maſſe gezogen, dieſe in eine vorgerichtete Puddingform gefüllt und im Waſſerbade 1½ Stunden gekocht. Man ſtürzt den Pudding und gibt eine holländiſche Sauce mit Krebsbutter dazu. **L. H.**

Auskunft.

Fr. 158. Frau **O. K.-Hamburg.** Brief, zur Veröffentlichung zu umfangreich, in der Redaktion.

Daheim

Der Hausgarten.

Kapuzinerkreſſe (Tropaeolum majus L.).

Mit Blumen, die keck herunterſchaun
Zwiſchen glänzenden Blättern,
Am Zaun empor und über den Zaun
Was für ein luſtiges Klettern!

J. Trojan.

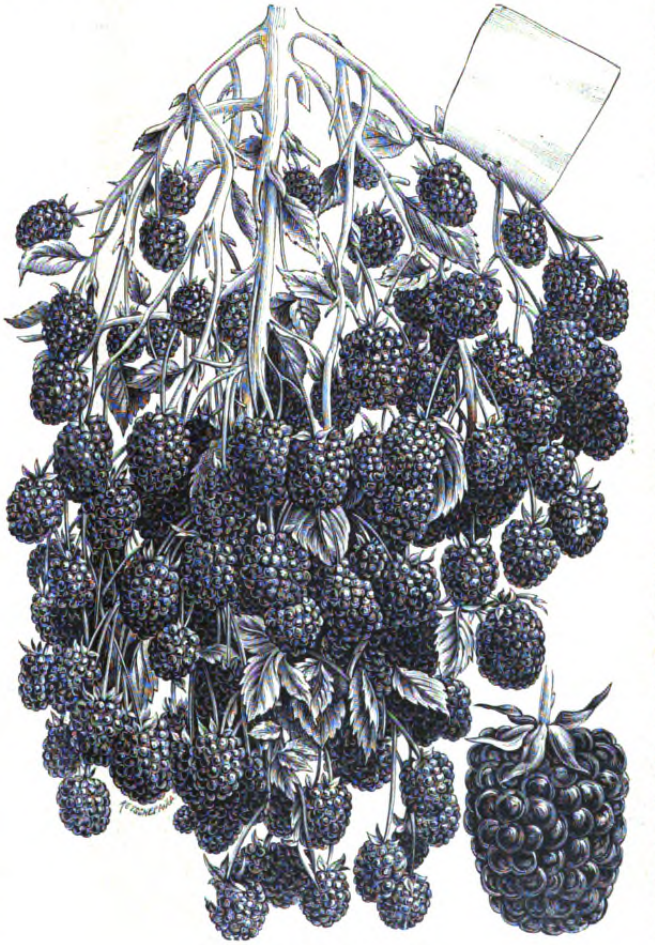
Brombeere Wilſon jun.

Die Brombeere iſt mit jedem Boden und jeder Lage zufrieden, liebt aber eher einen trockenen Boden, als einen feuchten. Da die Sträucher gut wurzeln, ſo paſſen ſie ausgezeichnet auf Böſchungen von Eiſenbahnen ꝛc., um das Rutſchen des Erdreichs zu verhindern, auch weil ſie bekanntlich zumeiſt ſtark mit Dornen bewaffnet ſind und lange Ranken treiben, die ſich in einander verſchlingen; als Heckenpflanze zur Abgrenzung eines Stückes im Garten ſind ſie ſehr tauglich und machen ſich wirklich hübſch. Pflanzung und Pflege: in gut aufgehackten Boden pflanzt man die Stöcke im Herbſt und zwar ſo, daß der einzelne Stock auf $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter nach allen Seiten hin freien Spielraum hat. Man zieht die Ranken an wagerecht geſpannten Drähten oder an ebenſo aufgeſtellten Stangen. Nach der Ernte — nur an trockenen Tagen ernten! — ſchneidet man die Ruten, an welchen die Früchte ſich befanden, dicht am Boden weg; von den neu getriebenen Ruten läßt man 4 bis 6 der kräftigſten ſtehen, während alle anderen am Boden weggeſchnitten werden. Alſo ganz ähnlich wie bei der Himbeere. Die, welche ſtehen bleiben, braucht man weder zu beſchneiden noch anzubinden (dies erſt im Frühjahr). Ebenfalls gleich nach der Ernte wird der Boden um die Stöcke her aufgegraben und gedüngt. Doch iſt letzteres nur alle paar Jahr einmal nötig, da die Brombeere recht genügſam iſt. Beſte Sorten: Kitatinny (ganz vorzüglich, hat auch wenig Dornen); Wilſon jun. (neueſte Sorte); Lawſon oder Rochelle (altbewährt); Snyder; Minners Trailling u. ſ. f.

Holunderhecken.

Auf dem Lande, wo zur Einfriedigung der Hausgärten und Hofplätze ſehr häufig der Holunderſtrauch Anwendung findet, bedient man ſich beim Anlegen einer ſolchen Hecke zuweilen einer ganz eigenartigen Methode, die manchem Gartenfreund vielleicht noch unbekannt ſein wird. Hier eine Beſchreibung derſelben. Es wird ein Strohſeil verfertigt, ſo lang, wie man die Hecke zu haben wünſcht. Zur Reifezeit der Holunderbeeren nimmt man einige Handvoll dieſer ſaftigen Früchte und zerreibt ſie an dem Strohſeil, ſo daß der Saft in dasſelbe hineindringt und auch die kleinen Kerne daran hängen bleiben. Vorher hat man einen ſchmalen Landſtreifen für die anzulegende Hecke gedüngt und umgegraben und dann in die lockere Erde eine ſchmale Rinne gemacht zum Hineinlegen des Strohſeils. Dasſelbe darf nur leicht mit Erde, etwa 3 bis 4 cm hoch, bedeckt werden. Durch das Vermodern des Strohes bildet ſich eine kleine Humusſchicht, aus welcher die Pflänzchen ihre erſte Nahrung ziehen können. Zugleich möchte ich hier noch ein Wort zur Empfehlung der Holunderhecken ſagen, bei denen, was ihnen an Feinheit und Zierlichkeit abgeht, durch anderweitige, gewiß nicht gering anzuſchlagende Vorzüge erſetzt wird. Namentlich dort, wo es darauf ankommt, gegen ſcharfe Winde Schutz zu erhalten, iſt der Holunder recht am Platze. Er wächſt raſch, iſt auch durch Stecklinge leicht zu vermehren, und den Nutzen, den er durch ſeine Blüten und Früchte gewährt, brauche ich ja nicht erſt zu erwähnen.

Frau A. J. in J.

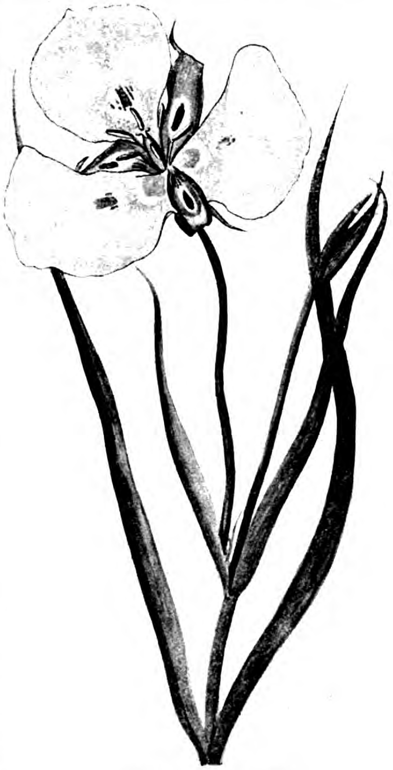


Brombeere: Wilſon junior.

Pflanzenwachstum im elektriſchen Licht.

Immer mehr breitet ſich das elektriſche Licht aus; ſchon findet man dieſe prächtige Beleuchtungsart in kleinen Städten und Dörfern, und um nicht viel Geld läßt ſich da beliebig viel von dieſer Lichtquelle erſten Ranges beziehen. So mag ſich über kurz oder lang mancher Beſitzer von kleineren oder größeren Gewächshäuſern die faſt verſchollene Frage wieder ausgraben: iſt's etwas mit der Behauptung oder iſt's nichts damit, daß fortwährende Belichtung fortwährendes Pflanzenwachstum erzeuge? Nun, es iſt etwas damit, das iſt ſeit den Verſuchen von W. Siemens ganz zweifellos. Wenn man früher meinte, die Pflanze brauche Ruhepauſen und zu dieſem Zweck zeitweiſe Lichtloſigkeit, ſo hatte man vergeſſen, daß die ununterbrochene Belichtung, wie ſie die Pflanzenwelt der Polarländer über ſich ergehen laſſen muß, das Wachstum der dortigen Cerealien keineswegs beeinträchtigt, ſondern ſogar augenſcheinlich fördert, ſofern letztere ſich dort weit raſcher entwickeln als bei uns. Wenn man aber gerade dem künſtlichen elektriſchen Lichte ſozuſagen giftige Wirkungen auf die Pflanzenwelt zuſchrieb, ſo hatte man darin inſoweit nicht unrecht, als die erſten Verſuche, bei welchen den Pflanzen die

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Calochortus venustus.

elektriſche Beleuchtung unvermittelt zu teil wurde, thatſächliche Schädigungen der Pflanzen ergaben. Als jedoch die Lichtquelle mit Milchglas umhüllt wurde, gelangte man zu den erfreulichſten Ergebniſſen. Es waren Verſuchspflanzen in drei Gruppen aufgeſtellt: 1. Tageslicht, 2. elektriſches Licht, 3. elektriſches und Tageslicht. Reſultat: Gruppe 1 beſſer als Gruppe 2, aber Gruppe 3 um 50% beſſer als Gruppe 1. Erdbeeren reiften in Gruppe 3, während ſolche in Gruppe 1 erſt blühten. Nebenbei: der Geſchmack der reifen Früchte war ganz ausgezeichnet. Bei Blumen zeigte ſich die Färbung unter Gruppe 3 weit intenſiver als unter Gruppe 1. — Die intereſſanten Verſuche blieben ſeiner Zeit liegen; das elektriſche Licht war noch zu ſelten und zu koſtbar. Heute iſt das anders, und wir können in naher Zukunft allerlei Wunder erleben.

Um welk gewordene Pflanzen, Stecklinge, Pfropfreiſer, auch zu geil aufgeſchoſſene Topfpflanzen wieder zu beleben, kann ich folgendes oft erprobte Mittel empfehlen. Man nimmt Kampferſpiritus (aus der Apotheke) und ſetzt dem Waſſer, welches man zur Belebung nötig hat, davon zu, etwa vier Tropfen zu 30 g Waſſer. Sowie der Kampfer mit dem Waſſer in Berührung kommt, bildet ſich ein Häutchen; es muß deshalb ſo lange bewegt werden, bis es ſich mit demſelben verbindet, was nach einiger Zeit der Fall ſein wird. Die welken Pflanzen werden nun in dieſes Kampferwaſſer getaucht, ſo daß ſie ganz davon bedeckt ſind, und zwei bis drei Stunden darin belaſſen. Nach dieſer Zeit entfalten ſich die welken Blätter wieder, die ſchlaffen Spitzen richten ſich auf und die runzlige Rinde erſcheint wieder ſaftig. Hernach werden die Pflanzen in gute Erde geſetzt, reichlich begoſſen und ſchattig gehalten, bis ſie eingewurzelt ſind. Noch möchte ich bemerken, daß die Pflanzen, wenn ſie ſich nicht innerhalb vier Stunden erholt haben, mit Sicherheit für tot erklärt werden können. Fängt aber die Pflanze an, ſich zu erholen, ſo laſſe man ſie drei, höchſtens vier Stunden im Kampferwaſſer. **E. Z.** in **B.**

Calochortus venustus Dougl. — Die Calochortusarten erſcheinen als Kräuter, mit ſchönen doldigen oder traubigen Blumen. Calochortus venustus iſt eine aus Kalifornien bei uns eingeführte Art. Es befinden ſich blühende Exemplare hiervon u. a. auch im k. botaniſchen Garten zu Berlin. Die Blume iſt glockigſchalenförmig, an der Außenſeite blaß, innen weiß, mit hübſch purpurgelbem Stern im Grunde, Blatt grasartig, grau-grün. Für die Kultur in Töpfen gibt man eine nahrhafte Gartenerde und pflanzt mehrere vereint zuſammen in einen Topf. Man durchwintert ſie am beſten an froſtfreien Orten, wie Schuppen, Kalthaus oder Miſtbeet.

Paul Juraß.

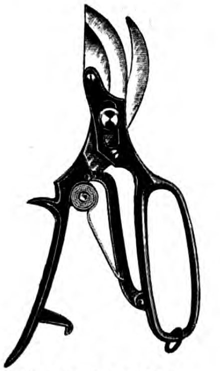
Überwinterung von Begonienknollen.

Man hört Mitte September auf, die Töpfe zu gießen, ſo daß das Kraut nach und nach abſtirbt. Hierauf ſchneidet man das dürre Kraut 6 bis 7 cm über den Knollen ab und ſtellt die Töpfe über den Winter in einem dunklen, froſtfreien Raum auf. Wird es März, ſo macht man die Knollen vollſtändig ſauber und pflanzt ſie friſch in kleine Töpfe. Man kann übrigens die Knollen auch ſchon im Herbſte völlig reinigen und bis zum Frühjahr in trockenen Sand einlegen.

Roſenſchere.

Bekanntlich haben die meiſten Scheren, die man bei Roſen, Reben u. dergl. anwendet, den Nachteil, daß ſie quetſchen und keinen glatten Schnitt ermöglichen. Wir bringen hier die Abbildung einer neuen Schere, welche gerade dieſen Übelſtand vermeidet. Die Verbeſſerung liegt darin, daß die Schneide ſich beim Gebrauche auf- und abziehen läßt, wodurch der zu ſchneidende Gegenſtand nicht gequetſcht, ſondern glatt und ſauber, wie mit dem Meſſer, abgetrennt wird. Bezugsquelle: F. C. Heinemann in Erfurt.

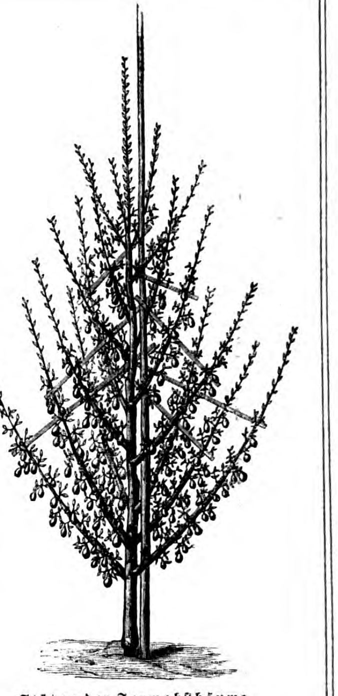
G.



Neueſte Roſenſchere.

Zum Stützen der Formobſtbäume.

Man bringt an der Hauptachſe der Bäume einen ſenkrechten ſtärkeren Pfahl an, dem man durch Anbinden an den Stamm des Baumes mittels Weiden oder anderen Bindmaterials Halt verleiht. An dieſen Pfahl, welcher ziemlich ſtark ſein muß, befeſtigt man je nach Bedarf eine größere oder kleinere Zahl von Tannenholzſtäben ſo mit je einem Nagel, daß die Stäbe auf und ab bewegbar ſind. Dieſe Stäbe werden nun ſtrahlenförmig von dem Mittelpfahl aus gegen die mit Früchten behangenen Formäſte verteilt und letztere ſo an denſelben befeſtigt, daß ihnen ein Herabhängen und Abbrechen unmöglich iſt. Sollte ein ſolcher Formaſt bis an die Spitze hinauf mit Früchten behangen ſein, ſo kann man, dem Aſte entlang, zuerſt einen Stützſtab anbringen, um ihn gegen ein Abbrechen zu ſchützen und ihn darauf an dem Stab anbinden. Dieſe höchſt einfache Art, die Äſte zu ſtützen, iſt außerordentlich praktiſch und kann von jedermann leicht ausgeführt werden, wie ſie denn auch in den Pomolog. Monatsheften von Lucas warm empfohlen wird.



Stützen der Formobſtbäume.

Der Bokharaklee.

Eine der ausgezeichnetſten Bienenfutterpflanzen iſt dieſer perennierende Klee. Man ſät ihn wie andere Stauden gleich an Ort und Stelle und hat die Freude, bald üppige Gebüſche davon aufwachſen zu ſehen, welche beſonders eifrig von den Bienen beflogen werden, und da ſie bis zum Eintritt der Fröſte blühen, den fleißigen Immen noch immer den Tiſch decken, wenn andere Weide ſchon mehr oder weniger fehlt. Der Bokharaklee ſieht gar nicht übel aus, auf hohen Stengeln zeigen ſich die friſch grünen kleeartigen Blätter; die Blüte iſt eine weiße Riſpe. An Gehölzrändern, um die Stämme von Bäumen oder auch in dem Gebüſche eingeſprengt iſt die Pflanze im Garten an ihrem Platz; der Bienenfreund baut ſie aber auch feldmäßig und verkauft den Samen. Sehr geeignet iſt dieſer Klee ferner zum Beſäen von alten Sandgruben u. dgl., welche kein Bienenvater ſehen kann, ohne ihnen einige Körnchen „Bienenfutter“, etwa Boretſch, Pfefferkraut, weißen Klee oder was immer ihm für ſeine Bienen als beſonders paſſend erſcheint, anzuvertrauen. **Lonny v. Bülow-Prittwitz.**

Bei der Einzäunung von Gärten

entferne man die Rinde von den Pfählen, da dieſe der Lieblingsaufenthalt überwinternder, ſchädlicher Käfer u. dgl. iſt. Unter der lockeren Rinde eines einzigen Pfahles hat man ſchon 50 Käfer der Art Haltica flexuosa gefunden. Es kann nicht genug betont und wiederholt werden, daß die überwinternden Tierchen ſolche Pfähle als Sammelplätze am liebſten benützen, während ſie, wenn die Pfähle abgeſchält ſind, dem betreffenden Garten ferne bleiben oder unter abgefallenem Laube durch Näſſe oder Kälte wenigſtens zum Teil zu Grunde gehen.

Litteratur.

Für die Einmachzeit zu empfehlen:

Der praktiſche Ratgeber beim Einmachen und Dörren von Früchten und Gemüſen, nebſt Anleitung zur Bereitung kalter und warmer Getränke, Likör, Punſch 2c. Von Eugenie Tafel. Georg Brieger, Schweidnitz. 31 Seiten. 50 Pfg.

Die Obſtweinbereitung. Anleitung zur Herſtellung vorzüglicher (auch mouſſierender) Weine, Fruchtſäfte, Gelees 2c. aus dem Kern-, Stein- und Beerenobſt im Klein- und Großbetriebe. Unter beſonderer Berückſichtigung der Apfelweinkelterei. Nach den neueſten Erfahrungen von Johannes Böttner. 5. Auflage Ed. Freyhoff, Oranienburg.

Der Chefredakteur des bekannten „Praktiſchen Ratgebers“ teilt hier in anſprechender und klarer Form ſeine Erfahrungen mit.

Briefkaſten.

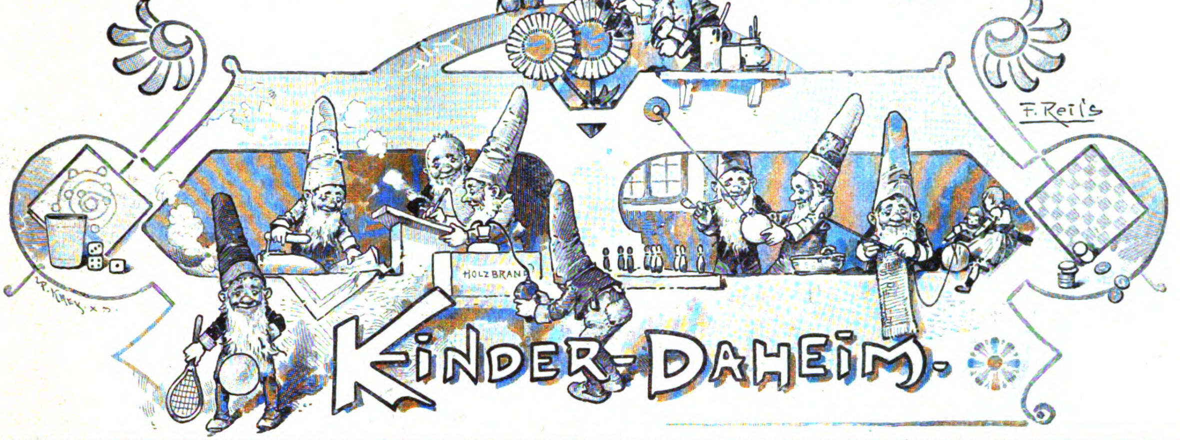
Antwort an: **„Alter Abonnent in Krain“.** Frühe Weinſorten ſind zunächſt: die Königliche Magdalena, Früher Malinger, Früher Leipziger, Diamant, Muscat hatif de Saumur, Muscat noir d'Eisendat. Aus Deutſchland werden Sie die Reben wohl kaum beziehen können, da die Einfuhr von Weinreben nach Öſterreich wegen der Reblauskonvention geſetzlich verboten iſt. Es gibt in Öſterreich gewiß auch derartige Gärtnereien und Baumſchulen, aus welchen Sie die Reben beziehen können, z. B. Klenert in Graz, Viktoria-Baumſchule in Schöllſchitz b. Brünn, A. C. Roſenthal in Albern b. Wien. Die Pflanzung geſchieht ſowohl im Frühjahr wie im Herbſt. Der Preis der Rebe richtet ſich gewöhnlich nach der Stärke und Beſchaffenheit derſelben; 1—2 Mark pr. Stück werden Sie immerhin anlegen müſſen. **J.**

Frage. Kann mir ein Gartenfreund unter den Leſern des lieben Daheim ein unfehlbar wirkendes Mittel ſagen, durch das ſchwarze Ameiſen vertilgt werden, ohne daß man dem Spalierobſt ſchadet? Ich habe ſchon Lyſol verſucht, es hilft aber nichts. Für eine Antwort aus Erfahrung würde ich herzlich dankbar ſein. Pfr. **J.** in **Broeckau.**

Antwort. Binden Sie um den Stamm der Bäumchen einen Schwamm, deſſen Löcher mit geſtoßenem Zucker beſtreut ſind. Die Ameiſen ſchlüpfen in den Schwamm, den man morgens losmacht und ſamt Inhalt ins heiße Waſſer wirft. Etwaige nahe Neſter ſind durch Übergießen mit heißem Waſſer zu zerſtören.

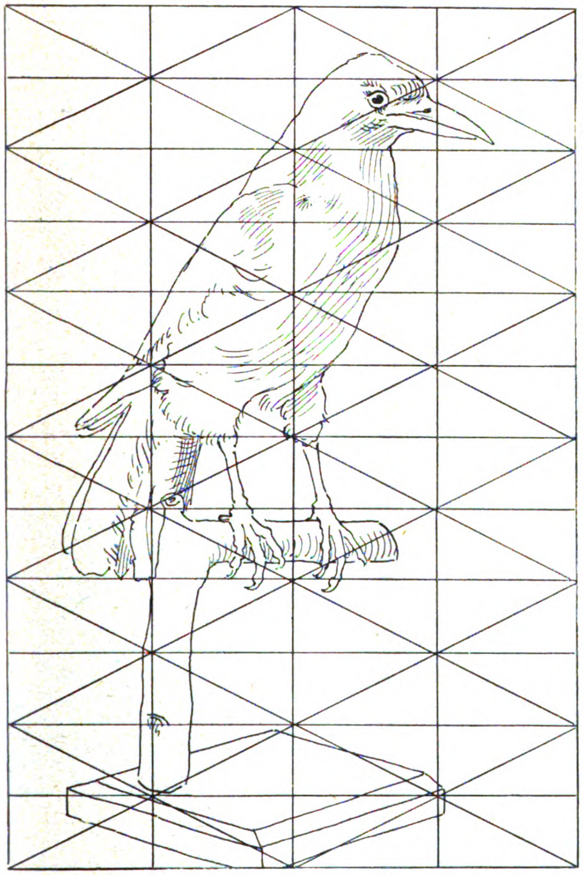
Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Kinder gewidmet und ſteht unter fachmänniſcher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Kinder-Daheim, Berlin W.**, Steglitzerſtraße 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

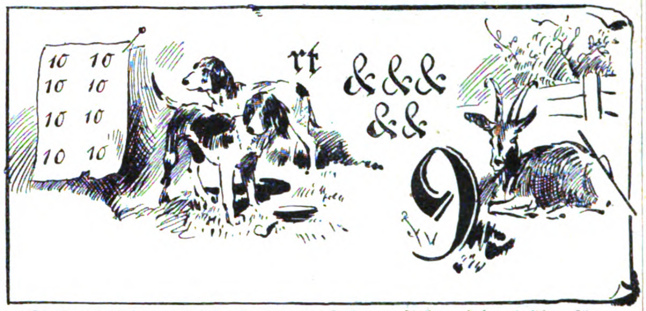


Allerlei Kurzweil.

1. Zuſammenſetzſpiel. (Vergl. Kinder-Daheim Nr. 44 [3]).



3. Bilderrätſel.



2. Anfertigung eines Papierdrachens.

Zur Herſtellung eines Drachens iſt zunächſt eine Latte von 1 m Länge, 2 cm Breite und ½ cm Dicke erforderlich; ferner eine Weidenrute oder ein ſpaniſches Rohr von 70 cm Länge und 1 cm Durchmeſſer, welches in der Mitte etwas flach gemacht und mit Bindfaden an die Latte im Punkt a in Fig. 1 14 cm von der Spitze entfernt, feſtgebunden wird. An den Enden des Bügels b und c, ferner bei d und e, 8 cm von der Latte entfernt und an den Endflächen der letzteren bei f und g bringt man Einſchnitte an. Nun wird bei b ein Bindfaden feſtgebunden, durch den Einſchnitt f geführt und bei c befeſtigt. Hierbei iſt darauf zu achten, daß der Bügel auf beiden Seiten gleich ſtark gekrümmt iſt. In derſelben Weiſe führt man einen Bindfaden von d über g nach e und hat damit das Geſtell vollendet. Zum Überzuge wählt man womöglich einen Bogen, der größer iſt als das Geſtell aus leichtem, aber feſtem Papier, legt das Geſtell darauf und ſchneidet das überflüſſige Papier weg, ſo daß rings um das Geſtell ein Rand von etwa 4 cm Breite ſtehen bleibt. Dieſer wird mit Kleiſter beſtrichen, bei b, d, g, e, c und f mit Einſchnitten verſehen, umgebogen und feſtgeklebt. Hat man nur kleinere Bogen zur Verfügung, ſo legt man, wie Fig. 1 zeigt, einen Bogen in die Mitte und klebt an denſelben oben und unten, wie zu beiden Seiten, die fehlenden Stücke an. Zur feſteren Verbindung der Latte mit dem Überzuge klebt man quer zu derſelben noch einige Papierſtreifen auf der Rückſeite feſt. Die Vorderſeite kann in beliebiger Weiſe bemalt werden, wofür Fig. 2 ein Beiſpiel bietet. Jetzt wird die Latte im Punkte i, Fig. 2, 8 cm von g und im Punkte h 20 cm von f entfernt, durchbohrt und ein 90 cm langer Bindfaden, der am Ende einen ſtarken Knoten hat, bei i von der Rückſeite durchgeſteckt, dann durch das Loch h wieder nach hinten zurückgeführt und verknotet.

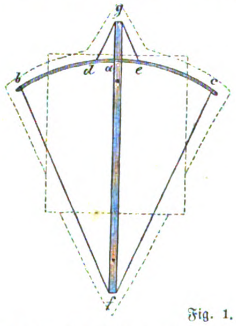


Fig. 1.

Mit dieſem Faden wird bei k 20 cm von i entfernt ein zweiter feſt verknüpft. An den beiden Ecken b und c bringt man Papierquaſten an, die zur Herſtellung des Gleichgewichts benutzt werden können, indem man den Drachen an dem Faden aufhebt und durch Hinzufügen von Papierſtreifen bewirkt, daß die Ecken b und c gleich hoch ſtehen. Hierbei Sorgfalt anzuwenden, iſt für das gute Steigen des Drachens wichtig. Letzterer iſt damit fertig, und es fehlt nur noch der Schweif. Dieſer beſteht aus einem 2 m langen Bindfaden, in welchem in etwa 7 cm Abſtand Papierſtreifen eingeknüpft werden; am Ende wird er mit einer großen Papierquaſte verſehen. Findet man beim Steigen des Drachens, daß der Schweif zu ſchwer iſt, ſo kann man durch Entfernung von Papierſtreifen leicht Abhilfe ſchaffen; im entgegengeſetzten Falle fügt man Papierſtreifen hinzu oder bindet, wenn das nicht genügt, einen Stein hinein. Den zum Steigen des Drachens erforderlichen Bindfaden wickelt man auf ein 40 cm langes Holz von 2 cm Durchmeſſer auf und verknüpft denſelben mit dem freien Ende des bei k befeſtigten Fadens.

W. B.

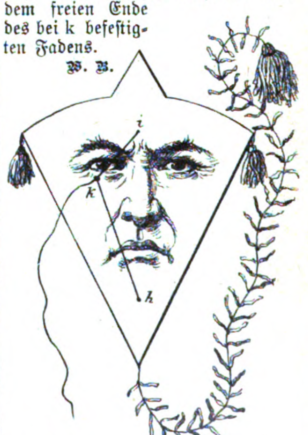
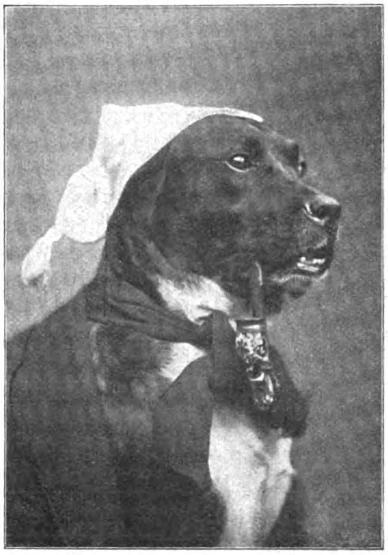


Fig. 2.

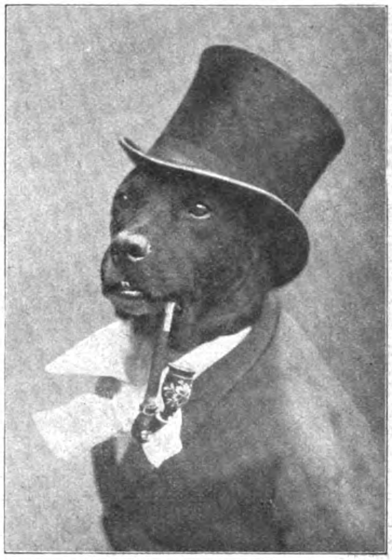
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

4.



Bauer Hinz.

„Guten Abend! Du biſt wohl der Bauer Hinz?“
„Schönen Dank für den Gruß! Ja, freilich, ich bin’s.“
„Kannſt Du denn wirklich ein Pfeifchen rauchen,
Und richtig ſo wie die anderen ſchmauchen?“
„Das kann ich wohl; aber auch nicht viel mehr.
Die Kunſtſtücke ſind ja ſo ſchrecklich ſchwer;
Geh’ ich auf zwei Beinen, ſo fall’ ich oft um,
Ich bin ein Tollpatſch und bin etwas dumm.
Hab’ wenig Grütze
Unter der Zipfelmütze,
Bin auch manchmal träge,
Und dann gibt es Schläge.
Sind aber die Kunſtſtücke aus,
Ohne Mütze und Rock geht’s hinaus;
Denn am liebſten lauf’ ich ſpazieren
Auf allen Vieren.“



Neger Tom.

„Ich ſtelle mich vor
Als richtiger Mohr.
Gefall’ ich Dir gut,
Mit dem feinen Hut,
Mit dem Pfeifchen im Maul?
Ich bin auch nicht faul;
Kann Kunſtſtücke machen,
Die ſchwierigſten Sachen:
Mit dem Gewehr exerzieren
Und auf zwei Beinen marſchieren,
Einen brennenden Fidibus tragen,
Sogar Mama kann ich ſagen.
Sind aber die Kunſtſtücke aus,
Ohne Rock und Hut geht’s hinaus;
Denn am liebſten lauf’ ich ſpazieren
Auf allen Vieren.“

5. Ergänzungsrätſel.

Einm.l e.ns i.t e.n
G.t.n M.rg.n M.tt.rl...
H.b ſ.hö. g.ſ.hl.f.n d.eſ. N.c.t
Ü.d b.n n.n fr.hl.ch a.fg.w...t

Zw..m.l e..s iſ. z..i
Z.m Fr.hſ.ü.k ſ..n.ll h.rb..
D.ch e.ſt d.nk. G..t d.ß e.d..ſ. N..ht
U.s v.t.rl.ch h.t b.ſ.h.r.t u.d b.w...t

Z..im.. z... i.. v..r
K.m. j.t.t u.. l.rn b.i m..
D. m.ß. ſ..ön r.ch.e. l.ſ.n u.. ſ.hr..b..
D. w.l.ſt do.. k..n kl..n.r D.mmb.rt b.e.b..

Z.e.m.. d..i i.t ſ.ch.
M.ch n.r j. k.i.e. Kl.x
D.s B.ch d.. m.ß ſt.ts hü..ch u.. f..n
U.. ſ.ub.. a.z.ſ.h.u.n ſ...

Z...m.. v..r i.. a.ht
D.. A.g.n a.fg.m.ch.
D. l..ſt j. H.hn u.. h.er ſ.e.t Ha.n
D.s i.t j. v.rk.h.t u.. g.ht do.. n.ch. a.

Zw...a. fü.f i.. z.hn
D.s W.rk w.r j.t.. g.ſ..e.n
N.n f..t m.t d.m Bu.. u.. d.e T.f.l h.ra.
J...t f.ng.n w.r m.t d.m R.chn.. a.

Z...m.. ſ.ch. i.. z.öl.
D. gl..b.. d.ch n.ch. d.ß i.h d.r h..f
D. m.ß. d.. Ex..p.l a.l..ne ſ.g..
M...t d. d.ch d.b.. a.ch e.n w.n.g pl..en

Z...m.. ſi.b.n i.. v..rz.h.
G.du.d e. w.rd ſ..on g..n
S. z.eh. d..h n..ht d..ne St.r.e ſ. kr..s
D. br..gſt e. a.ch oh.. d..ſ.ch.r h.r..s

Zw....l a..t i.. ſ.chz...
S.eh.t d. ſ. i.. e. ſ..ön
H.b ſt..s n.r G.du.d u.. a..h fr..li..en M.t
D.nn g.h.s m.t d.. A.b..t no.h e.nm.l ſ.g..

Z.....l n.u. i.. a.htz...
L.ß m ch d..n. T.f.l no.. e.nm.. ſ.h.
S. n.n i.ts g.n.g u.. d.. Pf.i..t i.. v.llb..cht
N.n ſp..l. u.. th. w.s d.r Fr..d. ma..t

Z.....l z.h. i.. zw..z.g
H.rr. n.n ſi.g nu. t.nz i.h
D.. S..ul. i.. a.s n.n d.rf i.. h.n.us
I. d.n S.nn.nſ..ei.
W.. lu.ti. w.e h.rrl..h w.e ſ..ö. w.rd d.s ſ..n

6. Silbenrätſel.

di	halb	mant	mi
ne	ſar	ſel	va

Zu ſuchen ſind vier bekannte dreiſilbige Wörter, deren Anfangs- und Endſilben oben gegeben ſind. Hat man die richtigen Wörter gefunden, ſo kann man ſie ſo ordnen, daß ihre Mittelſilben Bewohner eines fernen Erdteils nennen.

7. Rätſel.

Die ſeltſamen Fremdlinge.

Wenn unſere Buben oder Mädchen,
Hans, Peter, Lieschen oder Kätchen,
Zur Schule gehn die erſten Wochen,
Von der ſie lange mit Luſt geſprochen,
Wo ſie nun müſſen ſtille ſitzen
Und weidlich bei der Fibel ſchwitzen:
Da ſtellt ſich ihnen dort ein Heer
Seltſamer Geſtalten in die Quer’.

Dieſelben närr’ſchen Leute wollen,
Daß unſere Kleinen ſich merken ſollen,
Wie ſie leiſe ziſchen, blaſen, hauchen,
Oder auch laut ihre Stimmen gebrauchen,
Kurz, welche Laute ſie von ſich ſtoßen,
Auch ob ſie in Kutten gehn oder in Hoſen,
Ob ihre Figur ſei kurz oder lang,
Behäbig dick oder dünn und ſchlank.

So ſtürmen ſie auf die Kinderchen ein,
Mit Liſpeln und Puſten und Raſſeln und Schrei’n.
Abſonderlich treten aus dem Chor
Fünf als die tollſten Lärmer hervor.
Der erſte thut mit offnem Mund
Ein immerwährendes Staunen kund;
Der zweite zieht den Mund verdroſſen;
Der dritte iſt hoch aufgeſchoſſen;
Der vierte ſo recht gröblich brüllt;
Der fünfte fröſtelnd ſich verhüllt,
Wozu gerade ſo er brummt,
Als wenn die große Glocke ſummt.

Den Kindlein möcht’ vor ſolchem Treiben
Der kleine Verſtand ſchier ſtehen bleiben.
Allein, wenn Kraft und Trieb nicht fehlen,
So brauchen ſie ſich nicht lange zu quälen;
Der Lehrer gibt ja bei guter Zeit
Über die Fremdlinge ihnen Beſcheid,
Bald kennen ſie deren ganzes Weſen
Und können —? was Du jetzt ſelber thuſt, leſen.

B. Sch.

8. Rechenaufgabe.

4	4	4	4	4
4	7	7	7	4
4	9	9	9	4
4	7	7	7	4
4	4	4	4	4

Von den 25 Zahlen in den Feldern des Quadrats ſollen fünf geſtrichen werden und zwar ſo, daß die Summe der übrig bleibenden zwanzig Zahlen 100 beträgt. Jede der drei Zahlen 4, 7, 9 ſoll wenigſtens einmal geſtrichen werden und wenigſtens einmal übrig bleiben.

Wie viel Mal muß man die Zahl 4, wie viel Mal die Zahl 7 und wie viel Mal die Zahl 9 ſtreichen?

9. Füllrätſel.

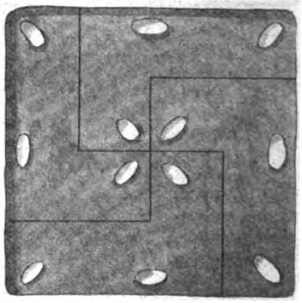
	A	F	A	
A				e
F				x
A				e
	e	x	e	

Die neun leeren Felder ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Vornamen von je fünf Buchſtaben ergeben.

Auflöſungen

der Aufgaben und Rätſel des Kinder-Daheim in Nr. 44.

1. Wie es unſere Figur zeigt.



5. Bilderrätſel. Aller Anfang iſt ſchwer.

6. Rätſel. Der Hahn.

Briefkaſten.

Fr. M. in Gadderbaum. — Otto F. in L. bei Greifenberg. — Guſtav und Margarethe H. in W. bei Marienwerder. — Heinrich St. in Bielefeld. — Geſchwiſter R. in O. bei Köſen. — Anna und Mathilde B. in Hamburg. — Sophie D. in Elbing. — Arthur M. in Allenſtein. — Brav geraten! Alles richtig!

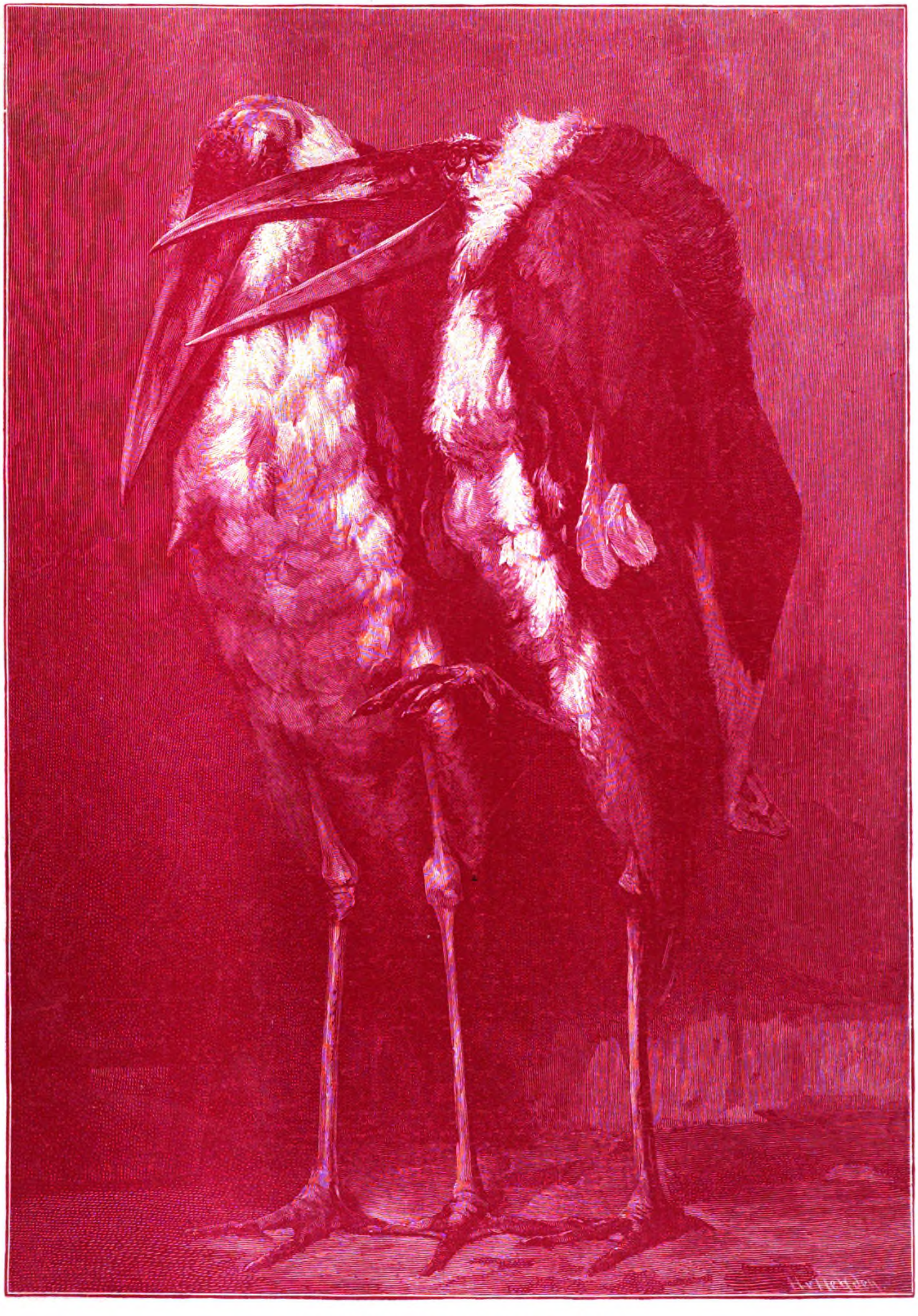
Frau Martha Fl. in Halberſtadt. Gute (neue) Vorſchläge zur Anfertigung von Weihnachtsarbeiten ſind uns willkommen.

Frl. Marie K. in Potsdam. Dall-Dall-Scherze ſind eigentlich mehr Rätſel als Spiele. Wir bringen in einer der nächſten Nummern Erläuterung und Beiſpiele von Dall-Dall-Scherzen.

Herrn Carl R. in Bromberg und Arthur M. in A. Zum Abdruck nicht geeignet.

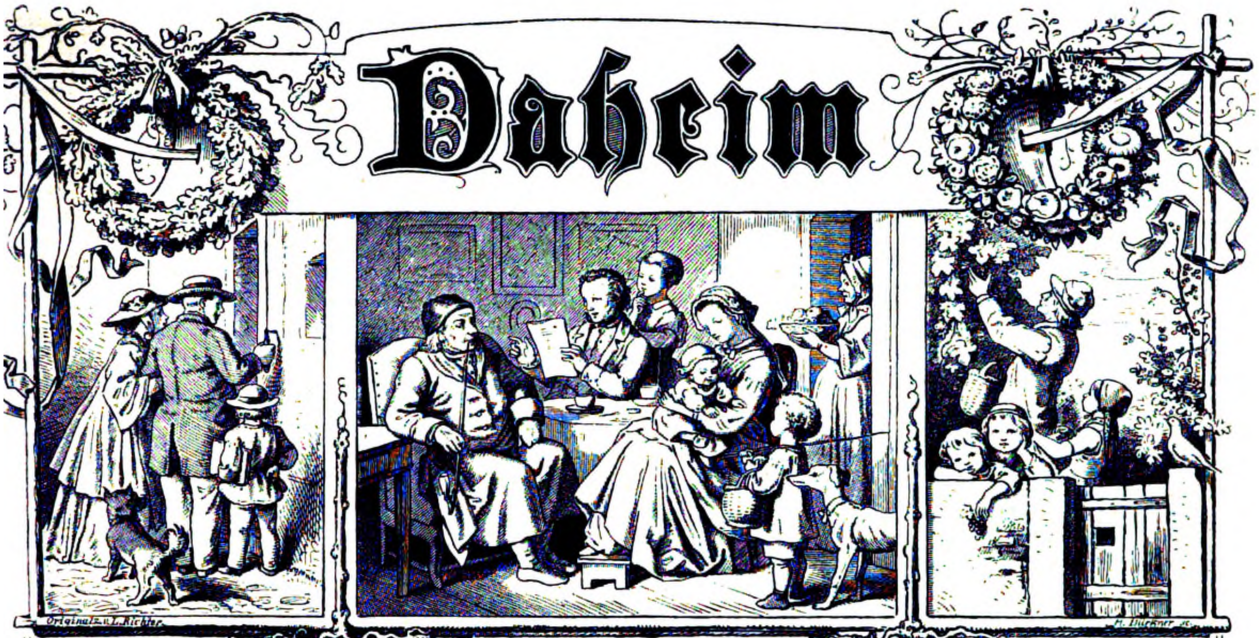
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** — Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Zwei Philoſophen. Nach dem Gemälde von H. v. Heyden.

Kunſtbeilage zu Daheim XXXI. Heft 18.


Daheim
Original z. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 21. September 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 51.

Der feine Hansjakob.

Eine Geſchichte aus Holſtein. Von Charlotte Nieſe.

(Abdruck verboten.)

Es war gerade lange nichts in der kleinen Stadt paſſiert, weder ein Todesfall, noch ein Diebſtahl, noch ſonſt irgend etwas, was des Beſprechens wert war. Das war langweilig und wirklich auch unrecht vom Schickſal, denn in dem Städtchen paſſierte eigentlich mehr als anderswo, obgleich es, wie Fremde bemerkten, ein ſchläfriges kleines Neſt war, das aus lauter häßlichen Häuſern beſtand. Aber die Fremden konnten eben in die häßlichen Häuſer nicht hineinſehen und ſie kannten auch nicht die Menſchen, die darin wohnten.

Daher war man in der Stadt den Fremden auch etwas abgeneigt und betrachtete ſie mit dem Mißtrauen, das ſie verdienten. Auch mußten ſie, wenn ſie gelegentlich etwas kauften, höhere Preiſe zahlen. Dafür waren ſie eben Fremde und wenn ſie dann ſchalten, hieß es ziemlich laut, ſie brauchten ja nicht wieder zu kommen. Wer war nun aber eigentlich ein Fremder, und wie lange mußte man in der Stadt leben, um dieſen Namen nicht mehr zu verdienen?

Dieſe Frage hatte ſchon manche Leute beſchäftigt. Meiſtens nur in der Theorie, denn nicht viele Fremde zogen in die Stadt; einmal aber mußte ſie doch auch praktiſch erörtert werden. Nämlich, als Hansjakob Böhmken plötzlich wieder auftauchte und in der Stadt leben wollte.

Hansjakob Böhmken! Als dieſer Name ganz unerwartet genannt wurde, ſchüttelten die älteſten Leute der Stadt den Kopf und wollten ihren Ohren nicht trauen. Hansjakob war ja tot, ſagten ſie, irgendwo auf See geblieben. Denn ſeit reichlich zwanzig Jahren, ſeitdem er als Matroſe weggegangen war, hatte man nichts mehr von ihm gehört! Was wollte der alſo wiederkommen? Der Stadtſchreiber ſah außerdem gleich in den Büchern des Armenweſens nach und fand darin, daß Hansjakobs Mutter am Ende ihrer Tage von der Stadt unterſtützt worden war, eine Nachricht, die den alten, peſſimiſtiſch geſonnenen Mann zu der Bemerkung veranlaßte, Hansjakob werde natürlich auch der Stadt zur Laſt fallen.

Dies war eine betrübende Ausſicht, denn die Stadt konnte nicht allzu viele Laſten tragen. Aber weil es doch merkwürdig war, wenn ein Mann, der zwanzig Jahre tot geweſen war, plötzlich wieder auflebte, ſo mußten alle Leute von ihm ſprechen. Die Gemüſefrau, die viel mehr Neuigkeiten wußte als das Wochenblatt, erzählte allen Köchinnen davon und dieſe berichteten es ihren Herrſchaften wieder, und da gerade eine beſonders ſtille Zeit über der Stadt lag, ſo verſchmähten auch die Herrſchaften nicht, ſich für Hansjakob zu intereſſieren.

Eigentlich ſah dieſer, trotz ſeiner langen Abweſenheit, gar nicht ſehr intereſſant aus. Er war ein großer, breiter Mann mit rotem Geſicht und lauter Stimme. Wer ihn übrigens genau betrachtete, dem mußte allerdings der Gedanke kommen, daß er eigentlich nicht ausſähe, als wenn er die Hilfe der Stadt nötig habe. Allmählich kamen denn auch die Leute dahinter, daß er wohl etwas Geld mitgebracht habe, und ſie ſprachen etwas freundlicher über ihn, nachdem ſie ſich vorher plötzlich aller ſeiner alten, der wirklichen, wie der eingebildeten Sünden mit unheimlicher Genauigkeit entſonnen hatten.

Hansjakob Böhmken ſah anfänglich aus, als kümmere ihn das Gerede der Leute wenig. Er wohnte vorläufig in dem kleinen Gaſthaus des Poſthalters, zahlte regelmäßig wöchentlich ſeine Rechnung, rauchte viel und las eifrig in den Zeitungen. Er war nicht gerade ſehr redſelig, und da der Poſthalter, ein älterer Mann, auch von Natur ſchweigſam angelegt war, ſo dauerte es mehrere Tage, ehe die beiden überhaupt mit einander ſprachen. Und doch hatten ſie ſich ehemals gekannt.

Aber eines Abends kamen die beiden denn doch zuſammen. Die Gaſtſtube war ganz leer bis auf Hansjakob, der wieder ſeine Zeitungen las, und als der Poſthalter, der gerade nichts zu thun hatte, eintrat, ſetzte er ſich ſeinem Gaſte gegenüber. Eine Weile ſaßen die zwei, ohne ein Wort zu ſprechen; endlich räuſperte ſich der Poſthalter, und Hansjakob hob die Augen von ſeinem Blatte.

„Gu'n Abend ok!“ bemerkte der erſtere. Böhmken nickte.

„Guten Abend, Poſthalter! Sie haben wohl viel zu thun, daß man Sie gar nicht ſieht!“

Der Poſthalter wurde rot. Er hatte den anderen auf Plattdeutſch angeredet, und der antwortete hochdeutſch. Dieſe Sprache liebte er nun gar nicht ſehr, aber er wollte zeigen, daß er ſie auch kannte.

„Ich hab' mein Lebtag viel zu thun, Herr Böhmken!“ bemerkte er etwas ſteif. „Arbeit macht das Leben ſüß!“

Böhmken nickte. „Ganz gewiß, Poſthalter! Die Arbeit iſt ſchön, aber das Ausruhen iſt auch ſchön!“ Und er ſtreckte ſeine langen Glieder.

„Daß Sie noch in unſe Stadt gekommen ſind, Herr Böhmken!“ ſprach der Poſthalter weiter. „Wo wir all dachten, Sie hätten uns vergeſſen. Und Ihr Mutter is noch dazu ins Armenhaus geſtorben!“

Jetzt wurde Böhmken dunkelrot. „Damals hatte ich noch kein Geld!“ ſagte er haſtig. „Ich habe nur in den letzten Jahren Glück gehabt — in Südamerika beim Viehhandel,“ ſetzte er nach einer Weile hinzu, und der Poſthalter nickte.

„Nu, das kann ich mich ja denken! Bei was Feinen ſind Sie natürlicherweiſe geweſen, ſonſt wären Sie ja woll nich ſo fein geworden. Mich ſagt noch geſtern ein Herr: ‚Poſthalter,‘ ſeggt he, ‚wo hett Böhmken doch all diſſe Johren ſteckt? Mi düch, he is hellſchen grotſnutig worr'n.‘ Ja, das war ein Baron, der mich das ſagte, Herr Böhmken, der ſnackt plattdeutſch mit mich!“

„Der konnte wohl nichts Beſſeres!“ ſagte Hansjakob trotzig. „Hierzulande haben alle Leute eine ſchlechte Sprache! Die habe ich mir lange abgewöhnt, und aus einem Baron mache ich mir gar nichts. In Südamerika hatte ich einen Viehtreiber, das war ein Graf, und der machte ſeine Sache noch dazu ſehr ſchlecht!“

Böhmken konnte wirklich fließend hochdeutſch ſprechen, und wenn er auch hin und wieder mit dem Artikel auf geſpanntem Fuß ſtand, ſo hörte der Poſthalter das gar nicht. Er zog ſich kopfſchüttelnd von ſeinem Gaſte zurück und war ſich ganz darüber einig, dieſen die Fremdenpreiſe zahlen zu laſſen.

Einige Wochen waren vergangen. Hansjakob wohnte noch beim Poſthalter; die anderen Leute aber ſprachen nicht mehr von ihm. Irgend ein Unglücksfall hatte das Intereſſe an Hansjakob auf angenehme Weiſe abgelöſt, und niemand dachte mehr an den langweiligen Menſchen, wie die Leute ihn nannten. Er war auch wirklich langweilig geworden. Keinen alten Freund, mit dem er ſich früher geprügelt und auf der Schulbank geſeſſen hatte, erkannte er bereitwillig wieder; und war er gewiſſermaßen gezwungen geweſen, die Bekanntſchaft anzuerkennen, dann hatte er die Leute „Sie“ genannt und ſein eingelerntes Hochdeutſch mit ihnen geſprochen.

„He is to fiin för uns!“ ſagte der Poſthalter von ihm, und ſo hieß er denn bald der „feine Hansjakob“.

Er machte ſich nichts aus dieſem Namen, ſondern war eigentlich ſtolz auf ihn, als er ihn erfuhr. „Ich will auch feiner ſein, als alle die anderen!“ ſagte er trotzig zu ſich ſelbſt, wenn er einſam bei ſeiner Pfeife ſaß. „Ich will auch feiner ſein!“ wiederholte er, wenn er an dem Wirtshaus vorüberging, in dem die Honoratioren verkehrten. „Nächſtes Jahr ſitze ich doch mit den Feinen zuſammen, wenn ich es nur klug anfange!“

Und er ging mit einem ſehnſüchtigen Seufzer weiter.

Ja die Feinheit hatte es Hansjakob wirklich angethan! Wohl las er demokratiſche Zeitungen und freute ſich, wenn über den Adel und die Beamten geſcholten wurde; wenn er aber ſelbſt einen kleinen Titel hätte erwiſchen können, würde er unbeſchreiblich glücklich geweſen ſein. Aber, daß er, der frühere Matroſe und Viehhändler, wahrſcheinlich auf dieſen Vorzug verzichten mußte, ſah er ſelbſt ein. Dafür aber wollte er in feine Geſellſchaft kommen. Wenn er damals, als er zurückkehrte, einen vernünftigen Menſchen um Rat gefragt hätte, würde ihm dieſer vielleicht geſagt haben, nicht in ſeine Vaterſtadt zu ziehen. Der Prophet gilt eben nichts in ſeinem Vaterlande, und wer vor zwanzig Jahren als Matroſe auszog, der kann nicht erwarten, bei ſeiner Rückkehr gleich mit den Ehren eines Kommerzienrates empfangen zu werden.

Aber Hansjakob hatte niemanden gefragt und auch nicht an eine andere Stadt gedacht. Seine Geographie war ſchon in der Schule ſchwach geweſen, und ſeit vielen Jahren gab es in ſeinem Gedächtnis keinen anderen Ort, als den, in dem er geboren, zur Schule gegangen war, und den er eines Tages ohne viel Abſchied verlaſſen hatte.

Es war an einem kalten, herbſtlichen Nachmittage. Der Wind wehte die Blätter von den Bäumen der großen Allee, in der Hansjakob langſam ſpazieren ging. Er war ziemlich ſchlechter Laune, denn er fühlte ſich einſam. Zwar ſuchte er ſich die Zeit damit zu vertreiben, daß er über ſeine Papiere und ſein nettes kleines Vermögen nachdachte; aber es gibt Augenblicke, wo ſelbſt dieſe Gedanken keine Freude machen. Vorhin hatte er in der Gaſtſtube des Poſthalters einige Leute Karten ſpielen ſehen. Das war der Mützenmacher von der anderen Straßenecke, der Pantoffelmacher, ſein Nachbar, und der alte Buchbindermeiſter geweſen. Sie hatten den Daumen geleckt, wenn ſie die Karten gaben, auf den Tiſch geſchlagen und allerhand kräftige Worte gebraucht. Unwillkürlich war Hansjakob einen Augenblick in der Thür ſtehen geblieben und hatte ihnen zugeſehen. Dann aber wandte er ſich mit raſchem Entſchluß und ging allein ſpazieren. Brauſend fuhr der Wind durch die Baumkronen, daß ſie ſich knarrend gegen einander rieben, und Hansjakob ſetzte ſich auf eine Bank und ſtarrte düſter um ſich. Er merkte es kaum, daß auf dieſer ſelben Bank ſchon jemand ſaß, die bei ſeiner Annäherung etwas zur Seite rückte. Es war nämlich eine Frau, die, in ein großes Umſchlagetuch gehüllt, von dem Winde ſich auch auszuruhen ſchien. Sie trug ein Paket im Arm, das faſt eben ſo groß war wie ihr Oberkörper, und man ſah von ihr nur die Augen.

Einen Augenblick hatten die beiden Menſchen teilnahmlos neben einander geſeſſen; dann ſahen ſie ſich plötzlich an. Und dann durchfuhr es Hansjakob mit einem ſonderbaren Schreck. Er wollte aufſtehen; die Frau im Umſchlagetuch aber war ihm näher gerückt und legte die Hand auf ſeinen Arm.

„Hansjakob! Hansjakob Böhmken! Biſt Du es oder is es Dein Geiſt?“

„Ich bin es!“ verſetzte Hansjakob. Seine Lippen waren trocken geworden, aber er verſuchte zu lachen. „Natürlich bin ich es!“ ſagte er noch einmal, während er ſich bemühte, recht vornehm und gleichgültig zu ſprechen. „Haſt Du denn gar nicht gehört, daß ich wiedergekommen bin?“

Die Frau hatte das große Paket auf die Bank gelegt. Ihre Hände zitterten ſo heftig, daß ſie es nicht halten konnte.

„Hansjakob!“ ſagte ſie noch einmal, wie halb im Traume. Dann aber ſchlug ſie die Hände zuſammen wie ein Kind. „Oh nee — wie freu' ich mir! Wie freu' ich mir! Hab' ich es nich immer geſagt? Hansjakob kommt zurück! Wenn er auch keine Briefens ſchreibt und nix von ſich hören läßt — untreu is er nich! Sein' Braut, ſein' Male, wird er nich in Stich laſſen. Die letzten Jahrens, wo Mutter lebte, ſagt' ſie ümmer: ‚Nimm Lute Hanſen, Male, hörſt Du? Der hat ſein Brot und läßt Dir nich ſitzen, wie Hansjakob es thut!‘ Ich aber ſag': ‚Mutter, Hansjakob kommt wieder! Der is nich ſo. Der hat mich ein' Ring gegeben, von Silber, mit 'n Herz auf, der wird ſein' Male nich in Stich laſſen!‘ Nich, mein Hansjakob?“

Und Male griff nach Hansjakobs Hand, die dieſer gerade brauchte, um ſich den Schweiß von der Stirn zu wiſchen.

„Wie komiſch, daß Du jetzt erſt hörſt, daß ich hier bin!“ ſagte er verdrießlich. Male ſah ihn demütig an.

„Nu, ja, mein alten Jung, ich bin ja gar nich in die Stadt geweſen! Geſtern abend ſpät hat mich der Kutſcher von Wentorp erſt wieder hereingefahren! Da war große Hochzeit, und ich hab' die Ausſteuer mit genäht. Den ganzen Sommer lang! — Ich hab' ja nämlich das Sneidern in Hamburg gelernt. Das war damals, als es Mutter ümmer ſlechter ging, und wir mit 'n Laden gar nix verdienen konnten. Du ſchriebſt auch nich, mein Hansjakob; da ging ich denn flink nach Hamburg und lernte ein büſchen. Ich hab' auch ümmer ganz gut zu thun gehabt; bloß daß die Talljen nie ſo recht ordentlich ſaßen, und denn die Ärmels — das is ein furchbares Stück Arbeit! Und weil ſie ümmer wieder kamen und ſagten, ich ſollt' die Ärmels ändern, und ich hatt' doch kein Zeug mehr, ſo mach' ich jetzt bloß noch Röckens und Unterzeug. Abers das kann ich auch fein, Hansjakob, und wo ein' Ausſteuer zu nähen is, da muß ich bei ſein, und neulich auf Wentorp hab' ich ein ganzen prachtvolle Zeit gehabt. Das Fräulein kriegt ein' Rechtsanwalt aus Kellinghuſen. Oh, was'n angenehmen Mann! Er is in unſre Arbeitsſtube gekommen und hat Witzens mit uns gemacht und aufn Polterabend hat er mit mich getanzt! Auf die Hochzeit hat er ein büſchen in Kopf — nich viel; denn in den Wagen konnt' er noch ganz gut kommen. Einmal in Leben is auch bloß Hochzeit, nich, mein Hansjakob?“

Male hatte ſchnell, faſt atemlos geſprochen; gerade ſo, als wenn ſie eine innerliche Angſt von ſich abſchütteln wollte. Jetzt hielt ſie inne und ſah auf Hansjakob, der ſich von ihr weggeſetzt hatte.

Der Wind hatte die grauen Wolken auseinander gejagt, und die rote Abendſonne ſchien der Sprecherin gerade ins Geſicht. Es war ein ſchmales Antlitz, mit vielen kleinen Falten und Fältchen; jung und hübſch ſah es nicht aus, aber auch nicht alt und häßlich. Dazu hatten die braunen, feucht ſchimmernden Augen einen zu freundlichen Ausdruck, und das reichlich mit Silberfäden durchzogene Haar legte ſich ſanft über die etwas eingefallenen Schläfen.

Hansjakob aber ſah gar nicht in die freundlichen braunen Augen. Er blickte auf Males knochige Hände, die unbedeckt in ihrem Schoße lagen; er ſah auf ihr karriertes, häßliches Umſchlagetuch, das ihre magere, leichtgebeugte Geſtalt nur notdürftig verhüllte.

„Du biſt alt geworden, Male!“ ſagte er grauſam, und das alte Mädchen nickte wehmütig.

„Nu ja, wenn es ſo an die Fufzigen geht, dann kann man nicht mehr mit ſein Jugend prunken. Du biſt auch nich jünger geworden, mein Hansjakob!“

Sie ſah den letzteren bei dieſen Worten mit flüchtigem Lächeln an, und er hatte wirklich das unbehagliche Gefühl, daß er vor zwanzig Jahren auch anders ausgeſehen habe.

Dieſes Unbehagen ärgerte ihn, und aus dem Ärger ſchöpfte er die Kraft, etwas ſehr Unbarmherziges zu ſagen.

„Ich bin immer ein halbes Jahr jünger geweſen, als Du, Male!“ bemerkte er, „und deshalb habe ich mir das ſchon lange überlegt, daß wir nicht zuſammen paſſen. Daher habe ich auch nicht geſchrieben, und ich dachte, Du hätteſt das ſelbſt eingeſehen. Ich glaube nicht, daß ich noch heiraten werde. Wenn ich es aber thue, dann heirate ich ein ganz junges Mädchen!“

Er hatte barſch geſprochen, und nun blickte er verſtohlen auf Male. Wenn ſie anfinge zu weinen, dann wollte er raſch aufſtehen und davon laufen.

Sie weinte aber nicht. Sie ſaß ganz ſtill, und nur ihre Hände ſpielten mit den Franſen des alten Umſchlagetuches.

„Ein büſchen gedacht hab' ich mich das all!“ ſagte ſie nun halblaut. „Mutter ſagte ja ümmer, paß auf, auf Hansjakob is kein Verlaß, und den Ring, den er Dich gegeben hat, den ſmeiß man ins Waſſer — abers ich konnt mich das in die erſte Jahrens nich denken. Und Lute Hanſen wollte ich auch nich. Er is ein Uhrmacher, und ſein Geſchäft geht gut —“

„Du hätteſt ihn nur nehmen ſollen!“ rief Hansjakob, und ſie ſeufzte.

„Ja vielleich — nachher abers hat er mir nich mehr gefragt, und ich meint ja auch ümmer —“ ſie mußte nun doch nach dem Taſchentuch greifen; aber ſie brauchte es leiſe und ohne Geräuſch.

„Es war dummes Zeug, auf mich zu warten!“ brummte ihr ehemaliger Bräutigam. „Verlaß iſt immer auf mich geweſen, aber ich kann doch nicht eine ganz alte Perſon heiraten, wo ich noch die jüngſten Mädchen bekommen kann!“

Male wiſchte ſich die Augen. „Was freute ich mir, als ich Dir ſah! Ich dach, da ſitz ein Engel von Himmel! Und nu —“

„Weshalb wußteſt Du auch nicht, daß ich wieder gekommen bin!“ ſchalt Hansjakob, der allmählich ſehr übler Laune wurde. „Es hat doch im Wochenblatt geſtanden!“

Auf die Notiz im Wochenblatte, daß „einer unſerer Mitbürger“ plötzlich wieder erſchienen ſei, war Hansjakob beſonders ſtolz. Er hatte ſich damals gleich zehn Exemplare der Nummer gekauft und verwahrte ſie wie ein Heiligtum.

Male aber ſchüttelte nur den Kopf.

„Ich bin ja vier Monate auf Wentorp geweſen. Das is drei Meilens von hier, und wenn das Wochenblatt kommt, denn krieg ich es gar nich zu ſehen! Und ich mocht da auch nich mehr in leſen, wo da letzten Winter ein Geſchichte ein war, wo ſie ſich gar nich in kriegten. Franz und Bertha hießen ſie, und ein ging zu Waſſer, und der andere wollt nu auch nich mehr leben. Nee, ſo Geſchichtens mag ich nich, und wenn es auch in Leben mannigmal vorkommt, daß ſie ſich nich kriegen — in'n Wochenblatt können ſie das doch gerne thun!“

„Ja, wenn Du das Wochenblatt geleſen hätteſt, dann wüßteſt Du Beſcheid und —“

„Nee, nee,“ Male unterbrach den mürriſchen Sprecher haſtig, „wenn ich das auf Wentorp gehört hätt', denn wär' es mit mein Arbeitsluſt vorbei geweſen, weil daß ich mich doch vielleich eingebildet hätt —“ ſie ſtockte. „Nee, ſo is es beſſer. Nu weiß ich gleich Beſcheid!“

Sie ſtand auf und nahm ihr Paket wieder in die Arme.

„Wenn Du vielleicht eine kleine Unterſtützung haben willſt, Male,“ begann Hansjakob zögernd. Sie aber ſchüttelte den Kopf.

„Auch vielen Dank. Ich komm ganz gut rum, und wo Mutter tot is, hab ich ja niemand als mir allein, vor dem ich ſorgen muß! Adjüs, Hansjakob!“

Sie ging mit eiligen Schritten davon, und Böhmken ſtarrte ihr mit einer Empfindung nach, die gerade nicht angenehm war. Plötzlich aber kam ihm ein Gedanke, und haſtig lief er hinter Male her.

„Male,“ rief er atemlos, als er ſie erreicht hatte, und ſie auf ſeinen Anruf ſtill ſtand. „Ich wollte Dich noch bitten — Du ſollſt es anderen Leuten nicht ſagen, daß — daß wir uns gekannt haben! Hörſt Du?“

„Soll ich Ihnen auch Sie nennen, Herr Böhmken?“

Male hatte einen ganz ſpitzen Ton, Hansjakob beachtete ihn aber gar nicht.

„Nötig thut es nicht!“ ſagte er eilig. „Nur, wenn wir uns begegnen, brauchſt Du ja nicht gerade nach mir hinzuſehen, Male, und von alten Geſchichten ſprichſt Du auch nicht — nicht wahr, Male! Mir zuliebe, Male?“

Hansjakob hatte die Angſt, von Male als ehemaligen Bräutigam angeſprochen zu werden, ganz weich gemacht. Seine Stimme zitterte, und Male griff wieder zu ihrem Taſchentuch.

„Dich zuliebe thu ich allens, mein Hansjakob! Ich will Dir nich kennen, und ſnacken von Dich thu ich ganz gewiß nich!“ ſagte ſie wehmütig. „Da hätt ich ja ſelbſtens bloß Schaden von. Sie würden mich ja all auslachen!“

Mit einem kurzen Kopfnicken ging ſie, und Hansjakob wandelte noch eine lange Zeit in der Allee auf und nieder.

Er war in einer Weiſe ſehr erleichtert, denn der Gedanke an Male hatte ihn gelegentlich beunruhigt. Nun war die Sache abgemacht, ſeine frühere Braut hatte ſogar verſprochen, ihn nicht zu kennen. Mehr konnte er ja nicht verlangen, und dennoch fühlte er ſich nicht recht behaglich.

In den folgenden Wochen hatte Hansjakob viel zu thun. Er wollte ſich nämlich ein Haus kaufen und kam mit vielen Leuten in der Stadt zuſammen, die ihm Angebote machten. Aber ſie forderten ſehr viel Geld, und da Hansjakob von Natur ſparſam war, ſo konnte er ſich noch nicht entſcheiden. Aber eine große Freude hatte er doch — er lernte nämlich die feinen Herrſchaften des Städtchens kennen, und einmal ſaß er ſogar am Tiſch der alten Honoratioren in der Weinſtube. Zuerſt fühlte er ſich wie im Himmel, aber nach einer Weile wunderte er ſich über ſich ſelbſt. Er wurde nämlich ſehr unglücklich, weil der Amtsgerichtsrat ihn aufforderte, etwas von ſeinen Erlebniſſen zu erzählen. Er hatte aber nichts zu erzählen, wenigſtens fiel ihm nichts ein, und dann ſprachen die anderen Herren über Sachen, von denen er gar nichts verſtand. Schließlich kam es ihm auch noch vor, als wenn man ihn gar nicht beachtete.

Das war ihm empfindlich, und als er nach einigen Tagen wieder in das Wirtshaus kam, ſetzte er ſich zu den jüngeren Herren. Die waren netter. Sie ſtießen mit ihm an, forderten ihn zum Trinken auf, wetteten mit ihm und ſpielten endlich auch Karten mit ihm. Aber als er am nächſten Morgen mit ſchwerem Kopf ſein Geld nachzählte, fand er, daß er fünfundzwanzig Mark verloren hatte.

Das war nicht angenehm; noch ärgerlicher aber war, daß die Herrren auf der Straße ihn kaum kannten und nur ganz flüchtig nickten, wenn er ſie höflich grüßte.

Eines Tages begegnete er Male wieder. Sie ſtand vor einem Laden und ſprach mit einer ſchwarzgekleideten Dame, von der Hansjakob wußte, daß ſie eine Gräfin war. Haſtig griff er an ſeinen Hut; aber Male wandte ihm plötzlich den Rücken, und die Gräfin ſah ihn mit jenem ſtarren Blick an, den vornehme Damen für unbekannte Sterbliche bisweilen in Bereitſchaft haben. Dieſe Begegnung ärgerte Hansjakob mehr als alles andere. Daß Male ihn nicht kannte, wenn ſie mit einer Gräfin ſprach, fand er ganz abſcheulich, und er beſchloß, es ihr bei nächſter Gelegenheit zu ſagen.

Aber obgleich er viel allein in der Allee ging, in der er Male damals getroffen hatte, ſo begegnete er ihr erſt nach einigen Wochen. Da war ſchon der Winter gekommen, und Hansjakob trug einen Pelzrock; Male aber hatte noch dasſelbe graue Umſchlagetuch.

„Du gehſt hier ja nie mehr!“ fuhr er ſie zornig an. „Ich warte ſchon ewig lange auf Dich!“

Male, deren ſchmales Geſicht vielleicht noch etwas ſchmaler geworden war, ſah ihn erſtaunt an. Dann drückte ſie ihr großes Paket — ſie trug natürlich wieder eins — feſter an ſich.

(Schluß folgt.)

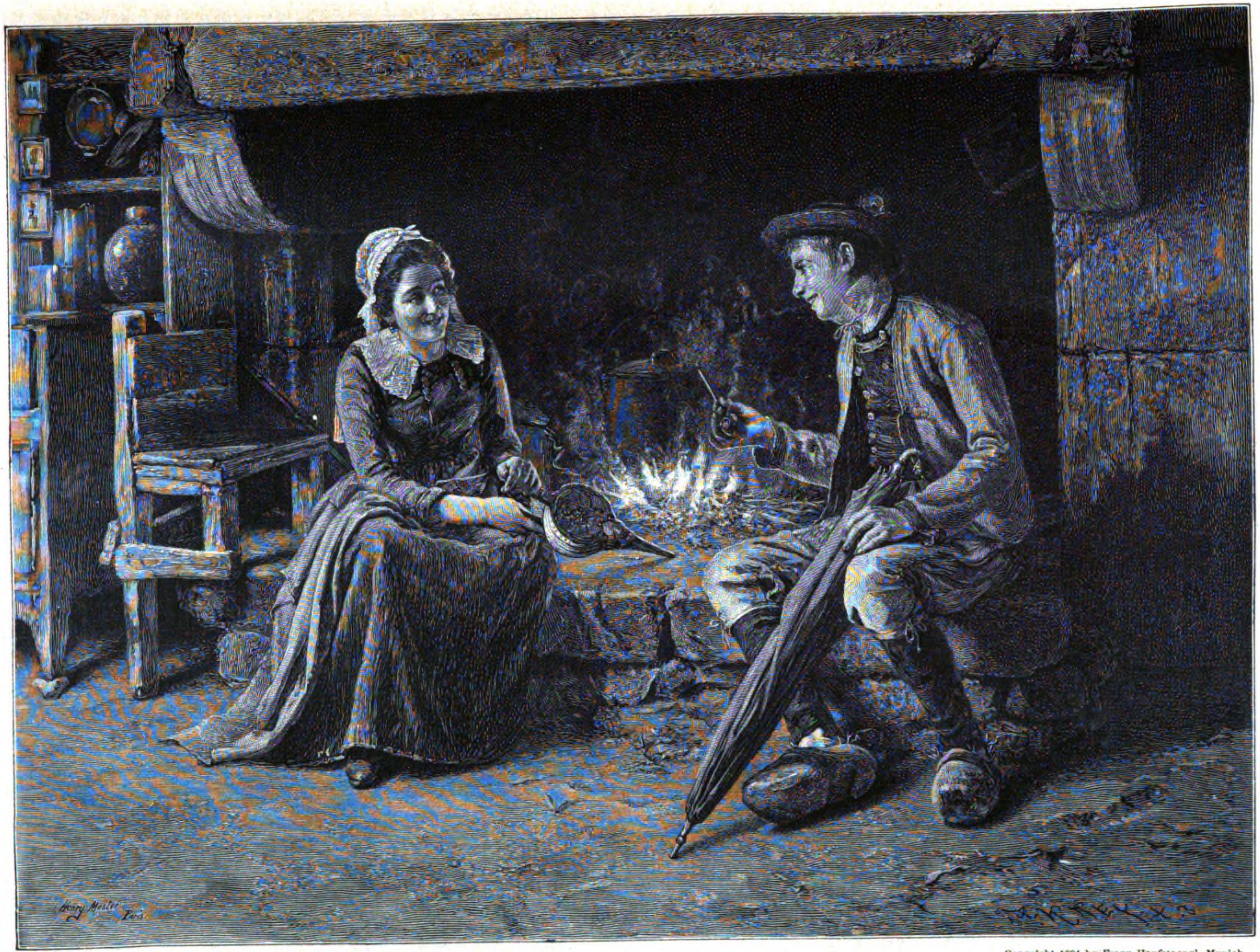
Zöllner und Sünder.

Von Fr. W. Schulze-Lietzow.

(Abdruck verboten.)

Als Jeſus auf einer ſeiner Predigtfahrten nach Jericho kam, begehrte ihn Zachäus, der ein Oberſter der Zöllner und reich war, zu ſehen. Der kleine Mann konnte dies bei dem ſtarken Volksgedränge nur dadurch ermöglichen, daß er auf einen Maulbeerbaum kletterte. Dort bemerkte ihn der Heiland und rief ihm zu: „Steig' eilends hernieder, denn ich muß noch heute in Deinem Hauſe einkehren.“ Das Volk aber murrte, weil Jeſus bei einem Sünder einkehren wollte. — Der Evangeliſt Lukas, der dies erzählt und an anderer Stelle berichtet, daß Jeſu allerlei Zöllner und Sünder genaht ſeien, um ihn zu hören, iſt dadurch der Urheber eines geflügelten Wortes geworden, das noch heutigentags in der urſprünglichen, die Zöllner mit den Sündern gleichſtellenden Bedeutung gebraucht wird, obwohl ſehr mit Unrecht. Zu Zachäus' Zeiten und noch viel ſpäter — man denke an die franzöſiſchen Generalſteuerpächter! — beſtand die Beſchäftigung der Zöllner allerdings in häufig nicht ganz reinlichem Zuſammenraffen von Reichtümern. Sie trieben die Steuern, die großenteils Naturalabgaben waren (Zehnte von Vieh, Getreide, Ölfrüchten, bergmänniſchen Produkten u. dergl.), mit rückſichtsloſer Strenge ein und lieferten dem Fiskus möglichſt wenig davon ab. Dies glückte ihnen nicht nur dadurch, daß ſie, begünſtigt durch den mangelhaften Stand der Kaſſen- und Buchführung, wirkliche Einkünfte leicht verſchweigen konnten, ſondern vornehmlich dadurch, daß ſie mit den zur Löſchung des Steuerſolls eingelieferten Waren für eigene Rechnung Handel trieben und den Überſchuß über den Mindeſtpreis, den der Staatsſäckel beanſpruchen konnte, in ihre Taſche ſteckten. Ihr Verfahren war alſo nicht immer geradezu betrügeriſch, doch meiſtens derartig, daß ſie den üblen Ruf des Sündertums mit Recht verdienten. In der Neuzeit hat ſich das Blatt gewandt. Die Zöllner dienen nunmehr dem Staate unmittelbar und bilden einen Beamtenſtand, der ſich namentlich in Deutſchland durch hohe Gewiſſenhaftigkeit auszeichnet. Wenn jenes geflügelte Wort jetzt noch Sinn haben ſoll, ſo kann es nur durch Gegenüberſtellung des Zöllners und des Sünders ſein; nicht mehr der erſtere ſchlägt dem Fiskus ein Schnippchen, das beſorgt jetzt der Steuerpflichtige ſelbſt. Und in dieſem Sinne mag das landläufige Wort „Zöllner und Sünder“ einer kurzen Darſtellung des deutſchen Zollweſens und des ihm feindlichen Schleichhandels Namen und Überſchrift geben.

Zu den indirekten Steuern, der hauptſächlichſten Finanzquelle des Deutſchen Reiches, gehören vor allen anderen (Brau-, Branntwein-, Rübenzucker-, Tabaksſteuer ꝛc.) die Zölle, d. h. nach der heutigen Begriffsbeſtimmung die Abgaben, die nach einem geſetzlich feſtſtehenden Tarif von den aus dem Ausland eingeführten Waren erhoben werden. Bis weit in das gegenwärtige Jahrhundert waren die Grenzen der einzelnen deutſchen Staaten zugleich Zollgrenzen, die von den Waren der Nachbarſtaaten nur gegen Zollentrichtung überſchritten werden durften; jeder Staat war dem anderen gegenüber Zollausland. So lange die Verkehrsverhältniſſe unausgebildet waren, empfand man dieſen Zuſtand nicht allzu ſchwer; doch mit dem Wachſen des Verkehrs innerhalb des gemeinſamen Vaterlandes entſtanden unerträgliche Zollplackereien an den Schlagbäumen der vielen kleinen Vaterländer, und das beengende Zollſyſtem führte allmählich einzelne Staaten, z. B. Kurheſſen, dem wirtſchaftlichen Ruin entgegen. Schon bei den Verhandlungen über die deutſche Bundesverfaſſung, 1815, hatte Preußen vorgeſchlagen, die geſamte Zollverwaltung dem Bunde zu überlaſſen, infolgedeſſen die Zollgrenzen bis an die Bundesgrenze hinausgerückt wären. Für ſolchen, dem Partikularismus gefährlichen Gedanken war aber der deutſche Michel damals noch nicht reif. Zunächſt organiſierte Preußen ſein Zollweſen für ſich in einer Weiſe, die ſpäter allgemein muſtergültig geworden iſt. Nach und nach, von der Not getrieben, ſchloſſen ſich ihm andere Bundesſtaaten an, während noch andere ſich zu einem zweiten Zoll- und Steuergebiet vereinigten, bis endlich mit geringen Ausnahmen alle das jetzige Reich bildenden Bundesſtaaten in dem großen Zollverein aufgingen, den Preußen ſeine eigenſte Schöpfung nennen darf und in dem der Reichsgedanke ſchon vor 1871 lebendig geweſen iſt. — Durch die Reichsverfaſſung hat nun die Reichsgewalt die Geſetzgebung über das Zollweſen erhalten und ſind die Zölle Reichseinnahmen geworden. Das Zollgebiet aber deckt ſich mit dem Reichsgebiet nicht ganz, indem es außer den Bundesſtaaten und den Reichslanden außerdeutſche Gebietsteile des früheren Zollvereins, nämlich Luxemburg und zwei öſterreichiſche Gemeinden an der bayeriſchen Grenze umfaßt, wo-



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.

Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl. Munich.

Am Herd. Nach dem Gemälde von Henry Mosler.

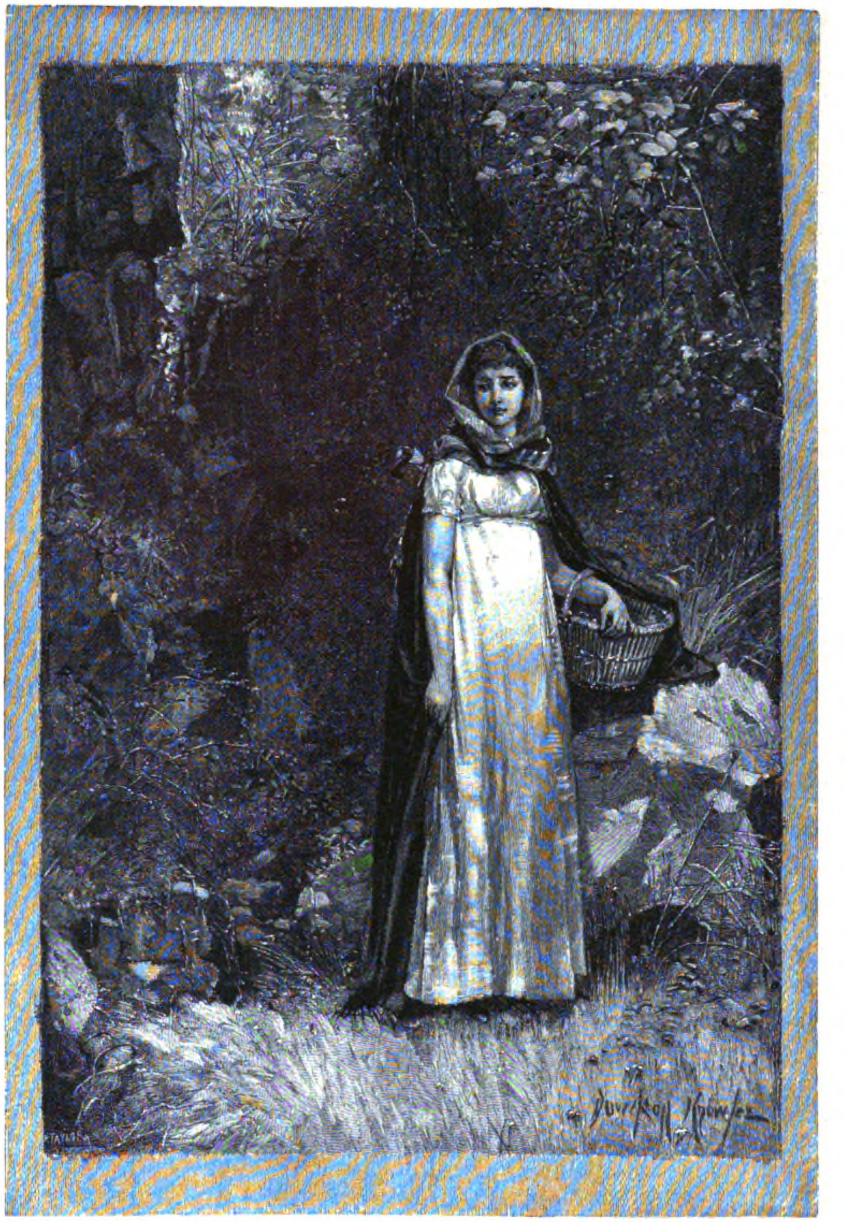
gegen Helgoland, die hamburgiſchen, bremiſchen und geeſtemünder Freihafengebiete, ſowie neun badiſche Gemeinden an der Schweizer Grenze Zollausland ſind. Ein weiterer Durchbruch des Reichsprinzips iſt, daß die Zollverwaltung im engeren Sinne, die Erhebung der Zölle bei den Einzelſtaaten verblieben iſt, die aber in dieſer Hinſicht nach gleichen Grundſätzen verfahren.

Nach der Organiſation dieſer Zollverwaltung werden die Zölle in der Regel an der Grenze von Haupt- und Neben-Zollämtern erhoben, in weitgehenden Ausnahmen jedoch infolge der Ausbildung des Transportweſens, namentlich der Eiſenbahn und der Binnenſchiffahrt, von Haupt- und Unter-Steuerämtern im Innern des Reichs an den Orten, wohin die bei ihrem Übergange über die Grenze unter Kontrole (Zollverſchluß- und Begleitſcheinkontrole) geſtellten Waren gerade beſtimmt ſind. Wenngleich dies Verfahren es erfordert, daß die Organe der Steuerbehörden ſich in weitem Maße mit dem Zollſchutz beſchäftigen, ſo muß dieſer doch hauptſächlich an der Grenze ausgeübt werden, weil hier die beſte Gelegenheit und der ſtärkſte Anreiz zum Schleichhandel, Schmuggel, Paſchen, Einſchwärzen, Defraudieren, beſtehen. Wie nun die zur Verzollung im Innern beſtimmten Waren die Grenze nur an ſolchen Punkten überſchreiten dürfen, an denen ſie unter Zollkontrole geſtellt werden können, ſo dürfen auch diejenigen, die im Grenzbezirk verzollt werden ſollen, nicht an jeder beliebigen Stelle über die Grenze eingebracht werden, vielmehr nur auf den durch Hoheitszeichen (Wappentafeln u. dergl.) als Zollſtraßen bezeichneten, direkt zum nächſten Zollamt führenden Wegen, auf denen der Transport, abgeſehen vom Verkehr der Reiſenden, nur zu den Tagesſtunden ſtattfinden darf. Auch nach erfolgter Verzollung unterliegen die Waren während des Transportes nach ihrem Beſtimmungsorte innerhalb des Grenzbezirks, deſſen innere Linie gleichfalls durch Tafeln u. dergl. gekennzeichnet iſt, einer Kontrole, indem die geſchehene Verzollung den Grenzaufſichtsbeamten, die danach fragen, durch Vorzeigen der Zollquittung nachgewieſen werden muß. Eine ähnliche Kontrole beſteht auf den einzelnen Strecken des Grenzbezirks überhaupt für alle, auf der betreffenden Strecke vornehmlich Gegenſtand des Schleichhandels bildenden Waren, gleichviel ob aus- oder inländiſcher Herkunft, wenn ſie von Ort zu Ort befördert werden. Der Transportant muß ſich über ſolche Waren von der Ortsbehörde ihres Urſprungsortes für den jeweiligen Transport einen Legitimationsſchein erteilen laſſen, ohne den er in den Verdacht des Schmuggels gerät. — Da nun aus leicht erklärlichen ökonomiſchen Gründen die Zollämter nicht gedrängt neben einander, ſondern oft recht weit von einander liegen, und da es immer Leute geben wird, die, wie einſt Zachäus und Genoſſen, lieber den Fiskus betrügen, als einen erreichbaren Vorteil fahren laſſen, ſo würde, trotz der empfindlichen Geld- und Freiheitsſtrafen neben Konfiskation der gepaſchten Ware, die beſchriebene Einrichtung wertlos ſein, wenn ſie nicht in der Grenzwache eine notwendige Ergänzung fände. Die Gefahr der Umgehung der Zollſtellen möglichſt abzuwenden, iſt die Aufgabe der Zöllner im engſten Sinne des Wortes, nämlich der Grenzaufſeher und ihrer unmittelbaren Vorgeſetzten, der Obergrenzkontroleure, welche letztere unter den Oberzollinſpektoren, den Leitern der Hauptämter, ſtehen, die ihrerſeits die von den Finanzminiſtern reſſortierenden Provinzialſteuerdirektoren (in Preußen) oder Oberzoll-, auch Generalzolldirektoren (in anderen Staaten) zu übergeordneten Behörden haben. — Der Dienſt der „Grünen", wie im Volk der Spitzname der Grenzaufſichtsbeamten nach der Farbe ihrer Röcke und Mützen lautet, iſt nicht minder wichtig als anſtrengend. Da aber als Grenzaufſeher faſt ausſchließlich nur gutgediente Unteroffiziere angeſtellt werden, die im Grenzdienſt die Anwartſchaft auf Stellen von Steueraufſehern im Innern, von Zoll- und Steuereinnehmern, Hauptamtsaſſiſtenten ꝛc. erwerben, anderſeits die Obergrenzkontroleure, Beamte mit höherer Schulbildung, erſt nach mehrjähriger Ausbildung im Zoll- und Steuerdienſt in die Oberkontroleurſtellung einrücken, ſo iſt die Grenzwache mit hohem Maße von körperlicher Rüſtigkeit, Intelligenz und Pflichtgefühl ausgeſtattet. Der Dienſt der Grenzaufſeher, von denen im Grenzbezirk faſt an jedem Orte mehrere ſtationiert ſind, beſteht im weſentlichen darin, durch Patrouillen und Poſtierungen bei Tag und Nacht entweder das Terrain für die Schmuggler unſicher zu machen, ſo daß dieſe vom Paſchen abgehalten werden, oder ſie, falls ſie ſich in Ausübung ihres verpönten Gewerbes befinden, aufzuſpüren, ihnen die eingeſchwärzten Waren abzujagen, ſie zu ergreifen und ihre Beſtrafung herbeizuführen. Die Patrouillen und Poſtierungen werden den einzelnen Grenzaufſichtsſtationen vom Oberkontroleur vorgeſchrieben, der alſo, um zweckmäßig zu operieren, genaue Kenntnis der Terrain-, der Handels- und der Schleichhandelsverhältniſſe ſeines Bezirks haben muß. Je ſchlechter das Wetter, je dunkler die Nacht, je unwegſamer das Terrain, deſto ſicherer kann der Schmuggler gehen und deſto größer ſind die Anforderungen des Dienſtes an den Beamten. Unter ſolchen Verhältniſſen iſt es keine Kleinigkeit, täglich ſtundenlang hinter Büſchen und Zäunen, in Gräben und Schluchten herumzukriechen oder nächtlich im Freien zu ſitzen, ſtets eifrig nach dem erwarteten Feinde ſpähend, um endlich, wenn das Glück ihn dem Poſten entgegenführt, eine wilde Hetzjagd auf den Entfliehenden zu unternehmen. Zu ſolchen Strapazen kommt die immer drohende Gefahr für Leib und Leben. Die Grenzaufſeher, die übrigens nachts in der Regel zu zweien operieren ſollen, ſind zwar, außer mit den Hirſchfängern, mit Schußwaffen verſehen, dürfen von dieſen aber, abgeſehen vom Falle der Notwehr, nur beſchränkten Gebrauch machen, z. B. nur außerhalb bewohnter Ortſchaften und nur einer Bande von zwei oder mehreren Schmugglern gegenüber; tags auch nur, wenn dieſe mit Gepäck betroffen werden, und in allen Fällen nur nach zweimaligem Anruf: „Halt! Grenzaufſeher!" Es iſt alſo offenbar, daß ſie beim Zuſammenſtoß mit bewaffneten Paſchern ſtets im Nachteil ſind, weil ſie ſich des Vorteils ſofortigen Angriffs begeben müſſen. Beim Gelegenheitsſchmuggel kommen gefährliche Zuſammenſtöße kaum vor, die Sache läuft faſt immer harmlos ab. Dagegen haben die Zöllner bei Verfolgung des gewerblichen Schleichhandels, der größtenteils von gedungenen Paſchern für unternehmungsluſtige Kaufleute betrieben wird, ſtark mit der Möglichkeit des bewaffneten Widerſtandes zu rechnen, namentlich da, wo Schmuggel und Wilddieberei Hand in Hand gehen, und wo es ſich um große Objekte, die von Banden gepaſcht werden, handelt. So z. B. an der ruſſiſchen Grenze, wo häufig Schweineherden von Hunderten von Stücken eingeſchwärzt werden. Es iſt aber eine erfreuliche Thatſache, daß die Fälle des Waffengebrauchs ſeit einer Reihe von Jahren ſtetig abgenommen haben, nicht allein infolge der ſteigenden Civiliſation der Grenzbevölkerung und der ſtrammen Handhabung des Grenzaufſichtsdienſtes, ſondern auch wegen der zunehmenden Verſchiebung des Schmuggels von der Grenze in das Innere des Zollgebiets. Dieſer letztere Umſtand aber hängt mit dem vorerwähnten Verfahren der Verzollung am Beſtimmungsorte zuſammen. Es lohnt ſich jetzt auf Schleichwegen nur noch Waren einzuführen, die im Grenzbezirk oder in deſſen Nähe Abſatz finden. Wollte man im großen bezogene, für Handelsplätze im Innern beſtimmte, im Ausland in Schiffe oder Eiſenbahnwagen verladene Waren der Zolldefraudation halber kurz vor der Grenze ausladen, alsdann auf Schleichwegen einſchwärzen und hernach wiederum verladen laſſen, ſo würden die Koſten der Umladung den Schmuggelgewinn illuſoriſch machen. Man läßt daher die Warentransporte an der Grenze ruhig unter Zollkontrole ſetzen, führt ſie dem Amte, auf das der Begleitſchein gerichtet wird, vor und ſucht nun die Reviſionsbeamten über die Beſchaffenheit, Gewicht und Menge der Waren zu täuſchen.

Zwar kommen auch bei dieſem Verkehr Fälle vor, in denen der Eingang der Waren überhaupt verheimlicht wird — Schiffer z. B. ſchwärzen ſolche in verborgenen Behältniſſen ein; vor kurzem wurde ermittelt, daß Zugführer und Packmeiſter längere Zeit hindurch in nicht revidierten Verſchlägen ihrer Wagen wöchentlich Tauſende von billigen

Schweizer Cigarren aus Baſel nach dem Elſaß, nach Frankfurt a. M. und ſogar nach Berlin eingeſchwärzt hatten — ſolche Fälle ſind aber in der Minderheit; in der Mehrzahl wird durch falſche Deklaration defraudiert. Wer zollpflichtige Waren einbringt, hat ſie, von geringfügigen Ausnahmen abgeſehen, ſchriftlich zu deklarieren. Dieſe Angabe ſoll wahrheitsgemäß ſein und den Benennungen der Waren im Zolltarif und in dem zu deſſen Auslegung veröffentlichten amtlichen Warenverzeichnis entſprechen. Im allgemeinen wird unrichtige Deklaration, d. h. ſolche, durch die ein zu geringer Zollbetrag angeboten iſt, als Defraudation beſtraft. Der Sünder aber findet ſein Heil in der Täuſchung des Zöllners. Er führt z. B. eine Zeugware vor, die er als halbſeidene (zum Zollſatz von 450 Mk. für 100 kg) deklariert, und die ihm vom Reviſionsbeamten als ſolche abgelaſſen wird, während es thatſächlich reinſeidene Ware iſt, für die er ungefähr den doppelten Zoll hätte zahlen müſſen. Oder er ſtellt Waren, die er nach dem allgemeinen Tarif zu verzollen hat, mit gefälſchten Atteſten zur Abfertigung, aus denen hervorgeht, daß die Waren aus einem Handelsvertragsſtaate herſtammen, welchenfalls der Vertragstarif mit ſeinen ermäßigten Zollſätzen in Anwendung kommt. Oder er gibt das Gewicht einer aus vielen ähnlichen Colli beſtehenden Sendung in der Erwartung zu gering an, daß bei der probeweiſen Verwiegung einzelner Stücke der Betrug nicht entdeckt wird. Oder er nimmt Zollvergünſtigungen in Anſpruch, ohne deren Vorausſetzungen zu erfüllen. Hierfür ein paar weiter ausgeführte Beiſpiele: Deutſchland führt viele ruſſiſche Pferde ein und einheimiſche nach England und Frankreich aus. Eine Geſellſchaft von Pferdejuden machte ſich dieſe Verhältniſſe in weitem Umfange betrügeriſch zu Nutzen, bis ſie kürzlich dabei abgefaßt wurde und nachdrückliche Beſtrafung erlitt. Sie verfuhr in folgender Weiſe. Von Rußland eingeführte Pferde wurden dem preußiſchen Grenzzollamt mit der Angabe vorgeführt, daß ſie das Zollgebiet nur durchqueren und von Hamburg aus nach England verſendet werden ſollten. Demgemäß wurden die Pferde mit Identitätszeichen verſehen, d. h. es wurden ihnen an einer feſt um den Hals geknoteten Schnur Zollbleie mit dem Amtsſtempel angelegt, zugleich wurden Begleitſcheine für ſie ausgefertigt, mit denen ſie dem Ausgangsamt Hamburg vorgeführt werden mußten, und die Zollgefälle wurden deponiert mit der Wirkung, daß ſie auf Grund der amtlichen Beſcheinigung über den erfolgten Ausgang der Pferde aus dem Zollgebiet den Hinterlegern zurückerſtattet werden mußten. Die Händler nahmen hernach in geſchickter Weiſe den Pferden die Plomben ab und legten ſie inländiſchen, zum Verkauf nach England beſtimmten Pferden an, die nunmehr dem Ausgangsamte vorgeführt wurden. Der Ausgang der im Begleitſchein verzeichneten Anzahl mit Plomben verſehener Pferde wurde zollamtlich beſcheinigt, und die Roßtäuſcher, welche die ruſſiſchen Pferde im Zollgebiet verkauften, ließen ſich die deponierten Gefälle zurückerſtatten, betrogen alſo die Zollkaſſe um dieſen Betrag. Ein anderer Fall: Nach dem Zolltarifgeſetz wird den Inhabern von Mühlen für die Ausfuhr der von ihnen aus eingeführtem Getreide hergeſtellten Mühlenfabrikate eine Erleichterung in der Weiſe gewährt, daß ihnen der Zoll für eine der Ausfuhr entſprechende Menge des zur Mühle gebrachten ausländiſchen Getreides erlaſſen wird. Für die Berechnung des zurückzuerſtattenden Zolles iſt das Ausbeuteverhältnis von Mehl und Mahlfrucht ein für allemal feſtgeſetzt, ſo daß dem Müller, der ausländiſches Getreide verarbeitet, im Fall der Ausfuhr von 75 000 kg gebeutelten Weizen- oder 65 000 kg gebeuteltem Roggenmehl erſt der Zoll für 100 000 kg Weizen oder Roggen von ſeinem Konto abgeſchrieben wird. Vorausſetzung dieſes Zollnachlaſſes iſt, daß das ausgeführte Mehl thatſächlich jenem Ausbeuteverhältnis entſpricht, alſo ziemlich hell und kleiefrei iſt. Dieſe Beſchaffenheit, die Bonifikationsfähigkeit, zu erkennen, iſt Sache des Steueramtes, bei dem das Mehl zur Ausfuhr abgefertigt wird; die Prüfung geſchieht durch Vergleichung mit amtlichen Muſtertypen; die Unterſuchung erſtreckt ſich auf eine Probe, die von den Steuerbeamten aus der zur Abfertigung geſtellten Menge — es iſt dies immer eine erhebliche Anzahl von Säcken — entnommen wird. Eine nach der Verwiegung der Sendung entnommene Probe begleitet, zollamtlich verſchloſſen, die Sendung und wird mit dieſer beim Ausgangsamt verglichen, worauf im Falle der Übereinſtimmung der Beſchaffenheit die Ausfuhr beſcheinigt wird, ſo daß auf Grund der Beſcheinigung die Abſchreibung des Zolles vom Konto erfolgen kann. Ein Mühlenbeſitzer wußte es lange Zeit zu bewirken daß in ſeinen Lagerräumen die zur Unterſuchung beſtimmte Probe aus Säcken mit bonifikationsfähigem Mehl entnommen wurde, dagegen zur Verwiegung und Verladung nur Säcke mit an und für ſich zollfreier Kleie gelangten, aus denen demnächſt die für die Vergleichung beim Ausgangsamte beſtimmte Probe herausgeſtochen ward. Der Ausgang fand alsdann unbeanſtandet ſtatt, da die Beamten beim Ausgangsamte die ihnen überſandte Probe für bonifikationsfähiges Mehl anſehen mußten; die Ausgangsbeſcheinigung wurde über das in den Begleitſcheinen als vergütungsfähig bezeichnete Mühlenfabrikat erteilt, der Zoll einer entſprechenden Getreidemenge gelangte zur Abſchreibung, und der Defraudant führte ſein Produkt, das ja thatſächlich Kleie war, als ſolche bei einer nicht weit von dem Ausgangsamte belegenen Zollſtelle zollfrei wieder ein. Dieſer Schmuggel wurde durch einen Zollbeamten entdeckt, der beim Ausgangsamt häufig die Probe mit der Sendung verglichen, ſich deren Farbe genau gemerkt hatte, und dem es, als er an ein Nachbarzollamt verſetzt wurde, auffiel, daß hier der Exporteur jenes als Mehl ausgegangenen Fabrikats Kleie einführte, deren Ausſehen ſeinem angeblichen Mehl völlig gleichkam. Durch gerichtliche Unterſuchung wurde der Schwindel im ganzen Umfange aufgedeckt. Binnen knapper Jahresfriſt hatte der induſtrielle Müller auf die beſchriebene Art an 50 000 Mark Zoll defraudiert; die Strafe, die ihn traf, betrug einſchließlich des Wertes des der Konfiſkation entgangenen Getreides ungefähr 500 000 Mark. — Dieſe Beiſpiele mögen genügen um darzuthun, wie ſehr der Schleichhandel beſtrebt iſt, ſich den veränderten Umſtänden des Zollweſens jeweilig anzupaſſen und ſich immerfort zu moderniſieren.

Im allgemeinen zeigen beide, Zöllner- und Sündertum, ein ernſtes Geſicht. Nur ſelten und dann meiſt nur auf dem Gebiet des Gelegenheitsſchmuggels, kommt der Humor zu ſeinem Recht. Oder iſt dies nicht der Fall, wenn der geſtrenge Herr Oberzollinſpektor, nachdem er mit ſeinem Dienſtfuhrwerk das Ausland berührt hat, wider Wiſſen und Willen die Geſchäfte eines Paſchers beſorgt, der ihm drüben heimlich ein Fäßchen Wein unter die Sitzbank geſchoben hat und es hernach ebenſo heimlich aus der Remiſe des „Grünen“ abholt? Lacht ſich hier der Sünder ſtill ins Fäuſtchen, ſo wird man ein helles Lachen den Zöllnern nicht verübeln, die nach langer Beobachtung endlich feſtgeſtellt haben, daß ein paar Hamburger Bürger, die allwöchentlich trübſeligen Geſichts einem Sarge gefolgt waren, in deſſen Raum nicht etwa Angehörige zum Friedhof hinausbefördert, ſondern jedesmal Kaffee, eitel Kaffee aus dem Freihafengebiet eingeſchwärzt hatten. Und noch ein ſcherzhafter Fall, der ſich nicht ſelten wiederholt. In Köln, auf dem Bahnhof iſt’s. An den Zollreviſionstiſch tritt eine aus Belgien angekommene ſtattliche Dame mit der Erklärung, daß ſie nichts zu verzollen habe. Der Beamte wirft auf ihre liebliche Leibesfülle einen prüfenden Blick und geleitet ſie höflich in ein Nebengemach. Hier wird ſie trotz ihres Sträubens von einer Art Wickelfrau diskreter ſachgemäßer Behandlung unterzogen, worauf ſie in ſchlanker Figur das Kämmerchen verläßt, denn die „Entwickelung“ ihres umfangreichen Leibes und der Thatſachen förderte eine Menge köſtlicher Spitzen und eine artige Zolldefraudation zu Tage, die der Schmugglerin recht teuer zu ſtehen kommen wird. Und mit einem Blick auf ihr Leid ſowie auf die Freude des findigen Beamten nehmen wir jetzt Abſchied von den Zöllnern und den Sündern.



Im Herbſt. Nach einer Zeichnung von Davidſon Knowles.

Ahn und Enkel.

Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow.

(Schluß.)

Der Eintritt des Herrn von Vollanden brachte abermals eine Bewegung in die Geſellſchaft. Der alte Herr ſah aus, wie nach einer recht bekömmlichen Badereiſe, geradezu verjüngt, und ungemiſchte Freude der Begrüßung wurde auch ihm zu teil. Kaum, daß er vor Gruß und Kuß Raum fand zu einer Umarmung mit Frau und Kind.

In der allgemeinen Bewegung, die nun folgte, nahte Heinz, über deſſen Augen es bis dahin wie ein Schleier gelegen, ſich Eva. Sein Blick erfaßte die eine Geſtalt, die es ihm ſeit jenem Abend in Willmersdorf angethan hatte, von der er wußte, daß ihr Bild ihn die ganze lange Zeit nicht mehr losgelaſſen hatte, und in überſtrömendem Gefühl drängte es ihn zu ihr hin.

„Gott ſegne Dich, Eva!“ flüſterte er, ihre Hand erfaſſend.

Er erinnerte ſich plötzlich, daß dieſes die Worte geweſen, mit denen er von ihr geſchieden; ſie waren ihm wie ein Dank auf die Lippen gekommen, ein Dank, daß ſie hier vor ihm ſtand, jeder Zug das Bild, das er ſich aus Kampfesnot herausgerettet! Das Leben hatte ſeine Weiheſtunde, das Daſein ſeinen Höhepunkt — kein Blick in Vergangenes, für die Zukunft kaum einen Wunſch, im Herzen nur Raum für die Gegenwart.

Als Heinz am anderen Morgen die Sonne grüßte, dieſelbe Sonne, die an derſelben Stelle den Knaben zu hochfliegenden Plänen geweckt; als allerlei Naturſtimmen hereinſchalten, in jedem ihrer Laute ihm von alters her vertraut, zog über gebrochenen Schwingen das Gefühl der Geborgenheit in ſeine Seele. Nicht aber die Geborgenheit des ſich über dem Haupte wölbenden Daches ſeiner Väter, ſondern jene, welche die Löſung des Konfliktes naturgemäß nach ſich zog! —

Nicht durch die Wucht des Schickſalſchlages, nicht durch den Groll des alten Mannes, nicht durch den Tod wäre ſie erreicht worden, inſofern ein Durchhauen des Knotens deſſen Löſung nicht iſt. Wohl aber hatte ſie ſich von innen heraus auf dem einzig ſicheren Wege vollzogen.

Der Mann, der dort am Fenſter lehnte und über Buſch und Baum hinweg den Blick zum alten Kirchlein ſchweifen ließ, der ſo von dem Erbe ſeiner Väter gleichſam geiſtig Beſitz nahm, der wußte, daß er dieſem Erbe von jetzt ab angehören würde bis zum letzten Hauch!

Als darum Heinz in den Augen des Großvaters, ohne daß ein Wort an Vergangenem gerührt, in unruhevollem Flackern die ſtumme Frage las: „Und was wird nun?“ — gab er in zielbewußtem Vorgehen die Antwort:

„Gönne mir eine Woche Heimatglück, Großvater, und dann laß mich ziehen. Nicht als ein ‚Dümmling‘ will ich den Boden von Warnsdorf betreten. Ich gehe in eine Muſterwirtſchaft als Volontär. Dienen will ich von der Pike auf.“

Wohl hatte der Blick des alten Herrn danach ſeine ſattſame Stetigkeit wiedererlangt; mit nichten aber war das unruhevolle „Und was nun?“ darum aus dem Hauſe der Rönnebergs gebannt. Es hatte nur ſeinen Schauplatz unentwegten Rumorens verlegt; es tobte herriſch, immer Antwort heiſchend, jeglicher Beſchaulichkeit feind, in der Bruſt des Enkels; es ließ ihn jeden Tag mit der Frage beginnen: „Wirſt du ſie ſehen?“ — Sobald er aber Eva geſehen, klang es immer tyranniſcher, immer ungebärdiger: „Und was nun?“

Alter Gepflogenheit nach einte ſich ſonſt am Geburtstage von Frau von Vollanden die Umgegend von Willmersdorf zu einem Völkerfeſt. Da aber heuer, was ſonſt die Sterne unter dieſen Völkern waren, noch fern in Frankreich weilten, einzelne der Familien mit umflortem Blick dort hinüber ſchauten, ſollte nur der enge Verwandtenkreis ſich an dem Tage zuſammenfinden, ſelbſtverſtändlich mit Einſchluß der Warnsdorfer und eines Bruders des Schwiegerſohnes, — Grafen Hersfeld —, der ſich unlängſt in der Gegend angekauft. Auch er hatte den Feldzug als Reſerveoffizier mitgemacht, war aber als ſolcher bereits entlaſſen worden.

Wie alljährlich in ſtetiger Zunahme der Enkel, waren Söhne und Töchter mit ihren Gatten und Gattinnen, ob auch aus der Ferne, herübergekommen. Man hatte Heinz ſeinerzeit als Kadetten geſehen, dann in ſpäteren Jahren nicht mehr. Schwiegerſöhne und Schwiegertöchter mußten ſich den „ſagenhaften Enkel“ des alten Warnsdorfer vorſtellen laſſen. Er, ein Fremder hier in Willmersdorf? —

Es wehte ihn plötzlich kühl an, — wo war denn Eva?

In einem Kabinett, als dem Abſchluß einer Reihe von Gemächern, ſah er ſie mit dem Rücken nach der Thüre ſtehen; ihr gegenüber das ſympathiſche, wenn auch nicht gerade ſchöne Geſicht des jungen Hersfeld. „Reizender Menſch,“ lautete das Urteil der Damen über den neu Angeſeſſenen. „Durch und durch anſtändiger Kerl,“ ſagten weniger überſchwänglich die Herren. Doch das genügte

Eva trug ein roſa, luftiges Gewand, aus deſſen ſpitzenumrieſelten Ausſchnitt ſich der ſchneeige Nacken mit dem Anſatz des leicht gelockten blonden Haares hob. Heinz kam gerade dazu, wie ſie eines der Kinder, ein kleines, jauchzendes, zappelndes Ding, aus den Armen des jungen Mannes empfing. Die Kleine hoch über ihr Haupt haltend, wandte ſie ſich beim Nahen ſeiner Schritte herum, in der raſchen Bewegung kraftvolle Grazie, auf den Lippen ein Lächeln, in den ſtrahlenden Augen das Licht.

Was war das für ein jäher zuckender Schmerz, der wie mit kalter Hand nach ſeinem Herzen griff? Was war das für ein häßliches Wort vor Heinzens geiſtigem Ohr? — Sie, die Glückberechtigte, in der jede Fiber auf ein „Sichausleben im Sonnenſchein“ hinzudeuten ſchien, und er, — der Krüppel! Hatte das, was das Wort in ſich ſchloß, denn bisher nicht ſein Recht verlangt? Nein! In Feindesland auf dem Schauplatz des Kriegselends, da war er einer von Tauſenden geweſen, gewiſſermaßen einer der Späne, die da fallen müſſen, wenn das Holz gehauen wird! —

Dem Heimkehrenden flutete die Begeiſterung für das Opfer entgegen; wenn ſpäter die Begeiſterung aber verwehte und man das Opfer erſchaute in ſeiner ganzen Häßlichkeit?

Ihm dünkte es plötzlich, als ſähe er in den vielen auf ſich gerichteten Augen nur das Mitleid ſchimmern. Warum ſollte er es nicht auch in ihren Augen ſehen? Sicherlich würde er es ſehen. Sie waren von jeher ſchlechte Vaſallen geweſen, dieſe Augen, die das Geheimnis der ſie beherrſchenden Seele rückhaltlos preisgaben. Auch das Mitleid iſt eine Art von Liebe, nur war es eine Liebe, vor der ihm graute. —

Und dazu ſchlich leiſe die Eiferſucht heran. Wie aus weiter Ferne hörte Heinz Eva mit dem jungen Hersfeld lachen; warum ſollte ſie es nicht? Der da war ein friſcher Geſelle, in deſſen Seele kein der inneren Löſung harrender Konflikt ſeine Fußſtapfen zurückgelaſſen; — geſund am Geiſte, geſund am Leibe war er aus Feindesland zurückgekehrt. —

Es pflegt der Menſch aber ein doppeltes Gewicht in die Schale zu thun, wenn es gilt, den Wert verlorener Güter abzumeſſen.

Wenn man Heinz jetzt geſagt hätte, daß Eva dem Lichte dieſes Tages, an dem ſie ihn zum erſtenmal wieder im Kreiſe der Ihren in Willmersdorf begrüßen ſollte, die Fenſterladen aufgethan, wie ſie als Kind jene der Oſterſonne geöffnet hatte, er hätte nur ein bitteres Lachen in Bereitſchaft gehabt! Und doch hatte Eva die Gäſte gewiſſermaßen in dem Gefühl empfangen: „Kommt her und ſehet; das ſeid Ihr, und das iſt er.“

Nun ſtand er vor ihr, den Blick an ihr vorbei in die Ferne gerichtet, Hersfelds Entgegenkommen wie mit Eiſeswehen erwidernd, das kleine Mädchen, das ſich ſanft ihm anſchmiegen wollte, ſachte hinwegſchiebend. — — —

Hüben wie drüben folgte dem Feſte eine lange, bange Nacht, unruhvoll gingen Tage ins Land, dann kam ein Tag.

Wie ein unvermutet ſich wieder einſtellender Gaſt war auf der Grenze der Gefrierſcheide im Märzen noch eine Menge Schnee zu Boden gekommen, und als Heinz, dem die Luft im Zimmer erdrückend dünkte, die dunklen Tannen am ſchneegeſchwängertem Himmel ſich ſchwarz abheben ſah, trieb es ihn in der Unraſt ſeiner Seele gerade

Alle Neune! Nach der Statuette von E. W. Schönner.

dort hinaus! — Mochte der von Dichterlingen ſo weidlich angefeierte Wald doch zeigen, was er leiſten konnte. Rauſcht doch, Ihr Wipfel! Flüſtert doch, Ihr Stimmen! — Aber Totenſtille herrſcht um ihn her, ſchwer ſtreifen die Äſte den Boden, daß es dem Menſchen dünkt, als hielten die Schneemaſſen auch die Seele in Banden.

Wenn der Wald durchſchritten iſt, biegt der Pfad ſeitlich ab, wo unter entlaubten Bäumen die Umfriedigung des Kirchhofes herausſchimmert. Heinz verſucht es die Pforte zu öffnen, aber auch vor ihr lagern Schneemaſſen, und nur in einzelnen Spitzen ragt das Immergrün von verſchneiten Gräbern.

Zwiſchen Wieſen und Acker führt der neutrale Pfad an der Grenze entlang hin nach Willmersdorf. Heinz erhebt wie fragend das Haupt, als ein plötzliches Brauſen in der Luft, durch die trügeriſche Ruhe im Walde eingeleitet, wild durch die alte Föhren tönt. Es ſind dies bereits die Föhren des Willmersdorfer Parkes, und kaum, daß Heinz die erſten hundert Schritte gemacht, ſieht er auf entlegener Bank regungslos eine Geſtalt ſitzen. Die Geſtalt iſt in ein großes dunkles Plaid gehüllt. Das mit einem weißen Tüchlein bedeckte Haupt ruht auf den verſchränkten Armen auf der Seitenlehne der Bank, von ihm abgewandt, und doch fühlt Heinz, daß es nur Eva ſein kann.

Sie fährt bei ſeinem Erſcheinen jäh empor. Er aber ſieht auf den erſten Blick, daß ſie geweint hat.

„Was thuſt Du hier?“ fragte er faſt rauh. „Der Sturm bricht los!“

„Es iſt Frühlingsſturm,“ ſagte ſie, gleichmütig ihren Platz wieder einnehmend, „und der thut mir nichts.“

Schweigend ſetzt ſich Heinz an ihre Seite, ſchweigend ſehen ſie mitſammen in die blutrot am Horizonte untergehende Sonne, aber als es um ihren Mund noch immer wie von verhaltenen Thränen zuckt, ergreift er ihre Hand: „Schieß los, Eva!“ ſagt er burſchikos, wie in alter Zeit.

„Ich bin ausgeriſſen,“ erwidert ſie kleinlaut.

„Das war doch ſonſt nicht Deine Art. Wovor denn?“

„Der junge Hersfeld iſt da — und ſo weiter — und ſo weiter; — Mama hat heute ihren beſonders ſchneidigen Tag in überzeugender Rede; Papa hat wie gewöhnlich in ſolchen Fällen die Flinte umgehängt und belauert ’nen Bock, und er — Hersfeld — iſt ein ſo guter, braver, ein ſo reizender Kerl! Ich habe mir drei Tage Bedenkzeit ausgebeten, das war meine Rettung.“

„Und wenn die drei Tage um ſind, wirſt Du dieſem guten, braven, reizenden Kerl das Jawort geben? Warum zögerſt Du überhaupt?“

„Das geht Dich nichts an.“

Heinz ſtand, auf ging ein paarmal hin und her und nahm dann ſeinen Platz wieder ein: „Sage noch einmal: ‚das geht Dich nichts an,‘ aber ſo, als ob Du ein geiſtiges ‚bei meiner Ehre‘ hinzufügen müßteſt, daß ich, Heinz Rönneberg, mit Deinem Entſchluſſe nichts zu ſchaffen habe, Eva von Vollanden —“

„Nein, quäle mich nicht, Heinz: das ſage ich nicht!“

„Nun ſo will ich Dir die Antwort geben. Du würdeſt vermutlich Deiner Mutter zu Gefallen oder auch Dir ſelbſt zu Gefallen Deinen neuen Bewerber nicht auf die martervollen ‚drei Tage Bedenkzeit‘ hingewieſen haben, wenn da nicht ein alter Jugendfreund Dir im Licht ſtände, von dem Du vermuteſt, daß er ſich ein ‚Etwas in ihm‘ wie ſein Heiligſtes aus Wirrſal und Täuſchung herausgerettet hat. Den armen Kerl haben ſie nun zufällig noch zum Krüppel geſchoſſen, und da kommt das Mitleid —“

„Heinz, biſt Du verrückt?“

Er faßte ſie bei der Schulter und ſchüttelte ſie, wie er als Knabe zu thun pflegte.

„Was denn ſonſt, Eva, um Gotteswillen rede — was denn ſonſt?“

„O, du lieber Gott, warum peinigt dieſer Menſch mich und ſich?“ ſagte ſie, die bebenden Finger in einander ſchlingend, und ſetzte dann leiſe und weich hinzu: „Von Kindheit an iſt in Zagen und Hoffen um ihn mein Seelenleben hingegangen, und wie er nun plötzlich daſteht, gerade wie er eben iſt —, und ich denke, es hält nicht mehr in mir vor überſtrömendem Dankgefühl, da redet er mir von Mitleid!“

Sie ſprang auf, ſie wollte von dannen, aber ſofort ſtand Heinz an ihrer Seite: „Hören ſollſt auch Du mich, Eva! Nie hat in der Geſchichte meines Herzens das Kapitel von dem Manne zwiſchen zwei Frauen Raum gefunden; unbewußt und bewußt, zuletzt alles Sehnen und Denken an ſich reißend, galt all mein Sehnen nur Dir und einzig Dir! Probiere es doch! Komm an mein Herz, Du Heißgeliebte, und ich will Dich, obſchon nur mit einem Arm, ſo feſt halten, daß weder Sturm noch Wetterſchlag Deine Seele je von der meinen zu löſen vermögen!“

So vollzog ſich’s im Frühlingsbrauſen, und niemand wußte darum, denn allein die betagte Krähe, die da von der Spitze des Baumes der Entwickelung der Dinge zugeſchaut.

Mit gedämpftem „Krah“ und ſachtem Flügelſchlagen ſich in die Lüfte hebend, entſchwand ſie, als ein Vogel, der ſich auf den Takt verſtand.

Aus voller Bruſt atmend, ohne jemand weiter geſprochen zu haben, ging Heinz den Weg, den er gekommen war, zurück. In der Tiefe des heimatlichen Hausflurs gewahrte er zufällig die Geſtalt der alten Berendtin. Auf ſie zuſchreiten, ſie in den Bereich des ſpärlichen Lichtes ziehen, war eins.

„Berendtin, wie war’s doch ſeinerzeit, wenn mein Vater als ein glücklicher Mann zu Dir gekommen iſt: ‚Mit ’nem Schottſchen auf und nieder und mit ’nem Schleifer rund?‘ War’s nicht ſo?“ Und zugleich fühlte ſich die Alte erfaßt, um in ſtürmiſchem Wirbel ſcharf herumgeſchwenkt zu werden.

Es war dieſem Wirbel vorbehalten, den „Schottſchen“ einer früheren Generation verdunkelnd, an ſeiner Statt ſich zum Mittelpunkt der Erzählungen der Alten aufzuſchwingen.

In dem Wohnzimmer ſaßen der Freiherr und Tante Jeanette bereits bei der Lampe, als die Thüre in ihrer ganzen Weite aufflog.

„Ich habe ſie! Ich halte ſie! Mein für Zeit und Ewigkeit!“

„Was iſt Dir, Heinz, was bringſt Du für Kunde?“

„Gute Kunde, Großvater! Selige Kunde, Tante! Auf Sturmesflügeln kam das Glück geflogen, und ich hab’ es mir hereingeholt. ‚Evas Liebe trotz allem‘ heißt ſolches grenzenloſes, unverdientes Glück! Nun drängt’s mich nach Deinem Segen, Großvater, nach Deinem Ja und Amen, wenn aus überſtrömendem Herzen die Bitte kommt: ‚gehe hin und wirb für mich um die Braut.‘“

„Amen,“ ſagte tief aufſeufzend der alte Mann, während Tante Jeanette ihrem Sprüchlein eine leichte Zähre zugeſellte. Dann ſchauten, indes Heinz, die Hand über die Augen gedeckt, daſaß, die beiden alten Leute ſinnend vor ſich hin. Es war ſo lange her, ſeitdem der Großvater an die Zeit gedacht, da auch er ſeinen Glückestraum gehabt. Auch Tante Jeanette fand ſich gegenüber dem Leuchten in Heinzens Angeſicht mit einem Schlage in alte Zeiten verſetzt. Nur war von dem Stachel, wie er ſonſt ihrer Erinnerung anzuhaften pflegte, zum erſtenmal nicht das mindeſte zu ſpüren —

Anderen Tages hielt, Kutſcher und Diener in großer Livree, die vierſpännige Kaleſche aus Warnsdorf vor der Pforte derer von Vollanden.

Der Freiherr von Rönneberg war gekommen, für den Enkel und Erben um die Hand der Tochter des Hauſes zu werben.

Denn ſo und nicht anders hatte es ſein Vater zu ſeiner Zeit gehalten und ſein Herr Großvater auch. —

Altdeutſche Gartenflora.

Die Geſchichte unſeres Hausgartens bis in ihre Anfänge zu verfolgen, iſt eine Aufgabe von kulturhiſtoriſchem und ſprachwiſſenſchaftlichem Intereſſe. Dieſer Aufgabe hat ſich Profeſſor Dr. v. Fiſcher-Benzon in Kiel unterzogen in ſeinem Buch: „Altdeutſche Gartenflora“ (Lipſius & Tiſcher. Kiel u. Leipzig). Er hat damit Unterſuchungen über die Nutzpflanzen des deutſchen Mittelalters, ihre Wanderung und ihre Vorgeſchichte im Altertum verbunden.

Die Quellen des Verfaſſers ſind hauptſächlich Urkunden des IX. Jahrhunderts. Die wichtigſte darunter iſt das 70. Kapitel von Karls des Großen Capitulare de villis, das vom Jahre 812 herrührt. Capitulare heißt eine in Kapitel eingeteilte Verordnung. Das 70. Kapitel dieſer Verordnung enthält 73 Kräuter und 16 Arten von Bäumen, die in den Gärten der kaiſerlichen Güter angepflanzt werden ſollen. Aus demſelben Jahre 812 ſtammen zwei Inventare von Gärten kaiſerlicher Hofgüter, des Hofgutes Anaspium und des Hofgutes Treola. Wo dieſe Gärten lagen, iſt nicht mehr nachzuweiſen. Das erſte Inventar umfaßt 20 Arten Kräuter und 8 Arten Obſtbäume, das zweite 17 krautartige Gewächſe und 10 Obſtarten. Ein ſehr merkwürdiges Dokument iſt der aus dem Jahre 820 herrührende Bauriß des Kloſters St. Gallen mit Apotheker-, Gemüſe- und Obſtgarten. In dieſem Bauriß hat der Anfertiger desſelben die Namen von 16 Blumen und Arzeneipflanzen, 18 Gemüſen und Küchenkräutern und 15 Fruchtbäumen hineingeſchrieben. Eine weitere Quelle mittelalterlicher Pflanzennamen iſt der Hortulus (das Gärtchen) des Walafridus Strabus, ein Gedicht, in dem 24 verſchiedene Pflanzen beſungen werden. Walafrid war 825 Mönch des Benediktinerkloſters Reichenau. Einen Beitrag zur mittelalterlichen Pflanzenkunde gewähren auch die ſogenannten Hermeneumata, Hilfsbücher für den Unterricht im Lateiniſchen und Griechiſchen, die vermutlich auch in den Kloſterſchulen im Gebrauch waren. In einem Anhange enthalten dieſelben Wörterverzeichniſſe über Blumen und Gemüſe, Landwirtſchaft und Feldfrüchte. Einer weit ſpäteren Zeit gehören die zahlreichen Pflanzennamen an, die ſich in der „Phyſica“, einem gelehrten Werk der heiligen Hildegard, finden. Letztere, 1098 zu Bechelheim a. d. Nahe geboren, wurde Nonne und 1136 Abtiſſin des Kloſters zu Diſibodenberg, von wo ſie 1148 mit einigen ihrer Schweſtern in ein auf ihren Antrieb erbautes Kloſter auf dem St. Ruprechtsberge zu Bingen überſiedelte.

Unzweifelhaft ſind Mönche die erſten deutſchen Gärtner geweſen. In ihren Kloſtergärtchen bauten ſie hauptſächlich Nutz- und Arzeneigewächſe an, die in der Mehrzahl aus ſüdlicheren Gegenden herſtammen, und die zum Teil das Mittelalter vom klaſſiſchen Altertum empfangen hat. Mit der Ausbreitung des Chriſtentums wurden dieſe Gewächſe bis in den Norden unſeres Vaterlandes hinauf verbreitet und gelangten natürlicherweiſe in die erſten Gärten, die außerhalb der Klöſter angelegt wurden.

Auffallend wenig Zierpflanzen finden ſich in den oben aufgezählten Dokumenten. Das berühmte Capitulare Karls des Großen nennt an ſolchen nur Roſen, die Lilie und den Gladiolus, mit welchem Namen offenbar die blaue Schwertlilie bezeichnet wird. Unter den Roſen ſind wohl verſchiedene Formen der Eſſig- oder Zuckerroſe (Rosa gallica) zu verſtehen, die man neuerdings als Stammpflanze der meiſten unſerer heutigen Gartenroſen anſieht. Die Lilie aber iſt die weiße Lilie. In ſpäterer Zeit erſt taucht die Feuerlilie auf. Unſer wohlriechendes Veilchen, das auch das ſchwarze Veilchen heißt und urſprünglich bei uns nicht heimiſch geweſen zu ſein ſcheint, findet ſich in dem Verzeichnis der heiligen Hildegard. Die Levkoje, das weiße Veilchen, und der Goldlack, das Gelbveiel, werden erſt in den Kräuterbüchern des XVI. Jahrhunderts genannt.

Groß iſt die Zahl der in den alten Urkunden aufgeführten Heilkräuter, von denen die meiſten im Laufe der Zeit aus den Apotheken verſchwanden. Wer gebraucht jetzt noch die einſt ſo berühmte Betonica? Das gleiche Schickſal mit ihr haben gehabt die Haſelwurz, das niedliche Kraut unſerer Berglaubwälder, die kreuzblätterige Wolfsmilch, der Andorn, der auch Gottesvergeſſen heißt, die Eberraute, der Polei, das Schöllkraut, die Frauenminze oder Balſamſtaude, die Agrimonia oder der Odermennig, der mit ſeinen gelben Blütenähren unſere Feldraine ziert, und der Bocksdorn oder das Foenum graecum, woraus der Volksmund im Plattdeutſchen Fine Gretje, das feine Gretchen, gemacht hat. Unbeachtet ſteht das Eiſenkraut (Verbena officinalis), das einſt eine hochgeſchätzte Arzeneipflanze war, auf unſeren Dorfſtraßen. Einigen Anſehens erfreuen ſich immer noch die verſchiedenen Arten Minze, der Liebſtöckel (Levisticum officinale), die Salbei, die Raute und der Hauslauch (Sempervivum tectorum). Letzterer wird wenigſtens vielfach noch auf die Dächer der Bauernhäuſer gepflanzt, als angebliches Schutzmittel gegen den Blitz.

Von den Gemüſepflanzen und Küchenkräutern, die in den Dokumenten des IX. Jahrhunderts genannt werden, ſind uns faſt alle wohlbekannt. Man baute ſchon Kohl, Rüben, Mohrrüben, Paſtinak, Erbſen (wahrſcheinlich „graue“ Erbſen), Zwiebeln und Lauch, wenn auch in weniger Spielarten, als jetzt. Die Bohnen des Mittelalters waren die große Bohne oder Bufbohne, die auch Saubohne genannt wird, und eine nicht mehr kultivierte Dolichos-Art. Unſere heutigen Gartenbohnen ſtammen aus Amerika. Die Bete (Runkelrübe) kannte als Wurzel- und Blattgemüſe bereits das Mittelalter; der Spargel, den die Römer ſchon hochſchätzten, wurde merkwürdigerweiſe im Mittelalter wenig gebaut. Die Malve, die im IX. Jahrhundert als Gemüſepflanze gebaut wurde, iſt als ſolche aus der Mode gekommen, von unſeren Kindern nur werden noch ihre Samenkörner als „Käschen“ geſchätzt. Bekannt war der Rettich, von den Radieschen ſcheint man noch nichts gewußt zu haben. Den Meerrettich erwähnt ſchon die heilige Hildegard. Grüner Salat, Gartenkreſſe, Endivien und Sellerie wurden bereits im IX. Jahrhundert in Deutſchland kultiviert. Von Küchenkräutern wurden angebaut Kümmel, Fenchel, Kerbel, Anis, Dill, Pfefferkraut, Muskatellerkraut, Majoran und Rosmarin, den man jetzt nur noch als Topfpflanze findet. Das Capitulare Karls des Großen führt Flaſchenkürbiſſe und Waſſermelonen auf. Unſer gewöhnlicher Kürbis ſcheint aus Amerika herzuſtammen. Gurken kommen, obwohl das Altertum ſie kannte, in Deutſchland erſt im XVI. Jahrhundert auf.

An techniſch verwertbaren Pflanzen werden von Karl dem Großen zum Anbau empfohlen die Färberröte oder der Krapp (Rubia tinctorum), der Waid (Isatis tinctoria), der in der Neuzeit durch die Anilinfarben verdrängt iſt, der Lein und der Hanf. An Fruchtbäumen führt das Capitulare auf: Äpfel und Birnen verſchiedener Art, Speierling und Mispel, verſchiedene Kirſcharten (doch wohl nur ſüße), Pflaumen, Pfirſiche und Aprikoſen, Quitten, Mandeln, Maulbeeren, Feigen, Walnüſſe und Haſelnüſſe. Der Weinſtock wird nicht erwähnt, weil der Weinbau ſchon ſehr verbreitet war.

Aus dieſer alten Zeit ſtammen zahlreiche Gewächſe her, die außer Gebrauch gekommen ſind, die wir aber heute noch bei uns finden, teils im Freien, teils in Gärten, beſonders in den Bauerngärten. Viele der im Mittelalter bei uns eingeführten Gewächſe ſind verwildert und haben unſere heimiſche Flora bereichert. Dazu gehören u. a. das wohlriechende Veilchen, der Kalmus, die kreuzblätterige Wolfsmilch, die Zaunrübe, der Alant, die Raute, der Hauslauch, der Goldlack, das Seifenkraut, das Eiſenkraut. Andere haben ſich als Beſtand unſerer Bauern- und Hausgärten erhalten. Auch in dem Garten meines elterlichen Hauſes in Langfuhr, der Vorſtadt von Danzig, ſtanden noch mehrere ſolcher lange ſchon altmodiſch gewordener Pflanzen, die ich ſchon als Kind mit beſonderem Intereſſe betrachtete. Sie wurden nicht geachtet, aber man duldete ſie. Dazu gehörten die Balſamſtaude, die wir Marienblatt nannten, die Krauſeminze, das Mutterkraut und das Kräutlein Bibernell, das einſt wegen ſeiner Heil- und Wunderkräfte in hohem Ruf ſtand. Als das Grundſtück in fremde Hände kam, wurde der der Garten moderniſiert, und die alten Pflanzen verſchwanden.

J. Trojan.

Neue Bücher.

Von Th. H. Pantenius.

Ludwig Pietſch: Erinnerungen aus den ſechziger Jahren. — Guſtav Raatz: Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken. — Alfred Zimmermann: Kolonialgeſchichtliche Studien. — J. C. Heer: Im Deutſchen Reich. — Ernſt Seraphim: Geſchichte Liv-, Eſt- und Kurlands. — Heinrich Seidel: Kinkerlitzchen. — Karl Schrattenthal: Johanna Ambroſius.

Seit etwa zehn Jahren iſt es mehr und mehr Sitte geworden, daß die deutſchen Verleger faſt alle Bücher während der letzten drei Monate des Jahres erſcheinen laſſen. Sie rechnen eben damit, daß ſie, wenn auch nur in einzelnen Exemplaren, für den Weihnachtstiſch in Frage kommen. Dieſe Sitte iſt für den litterariſchen Berichterſtatter äußerſt unbequem, denn es iſt für ihn natürlich ganz unmöglich, die Fülle von Büchern, die ihm im Spätherbſt jeder Tag ins Haus bringt, auch nur zu durchblättern. Verteilt er aber ihre Beſprechung über das ganze Jahr, ſo muß er befürchten, daß ſeine Anzeigen für ſo manchen Leſer „olle Kamellen“ ſind. Trotzdem ſei auf einige Bücher hingewieſen, die zwar ſchon ſeit geraumer Zeit erſchienen ſind, es aber meines Erachtens verdienen, hier erwähnt zu werden.

Ludwig Pietſch hat ſeinem reizvollen Buch: „Wie ich Schriftſteller wurde“ einen zweiten Band folgen laſſen: „Erinnerungen aus den ſechziger Jahren“ (Berlin. Fontane & Co.). Wie der erſte ſo wendet ſich auch der zweite Band in erſter Reihe an Leſer, die an dem Leben Berlins ein beſonderes Intereſſe nehmen. Wer das Berlin der erſten ſechziger Jahre gekannt und mit den Künſtler- und Schriftſtellerkreiſen desſelben einige Fühlung gehabt hat, wird die Erinnerungen mit lebhafter Teilnahme leſen. Aber Pietſch berichtet keineswegs nur von Berlin. Die Freundſchaft, die ihn mit Storm verband, führte ihn in deſſen Heim nach Heiligenſtadt im Eichsfelde; Iwan Turgenew wurde in Baden-Baden beſucht; eine dritte Fahrt führte zu Fritz Reuter nach Eiſenach. Überall war der liebenswürdige, heitere Künſtler herzlich willkommen und überall fühlte er ſich ſchnell heimiſch, gleichviel ob es ſich um das engumgrenzte Familienleben deutſcher Schriftſteller oder um die internationale Geſellſchaft Baden-Badens handelte.

Pietſch brachte in jeden Kreis die naive Friſche und die jugendliche Begeiſterungsfähigkeit, die ein freundliches Geſchick auch heute noch dem Siebzigjährigen erhalten hat. In dieſer Beziehung iſt eine Epiſode in unſerem Buch äußerſt charakteriſtiſch. Pietſch iſt nach Paris gegangen, um dort im Coutureſchen Atelier zu malen. Das gelingt ihm zwar nicht, wohl aber nimmt ihn Gleyre in das ſeinige auf. Da verlangen nun die Schüler, junge Leute in den erſten zwanziger Jahren, halb im Ernſt und halb im Scherz, der deutſche Maler müſſe ſeinen Fuchspflichten nachkommen. „Dieſe beſtanden,“ erzählt Pietſch darin, „daß der Neueingetretene die Faßſeife zum Pinſelwaſchen aus der Mercerie holte und daß er der ganzen Kameradſchaft an einem der nächſten Abende eine aus Wein, Fruchtſäften, ſüßem Gebäck und Paſteten beſtehende Kollation gab. Natürlich erklärte ich mich ſehr gern bereit dazu und wies jeden Verdacht des etwaigen Beanſpruchens einer Befreiung davon weit von mir ab. Es machte mir ein aufrichtiges kindiſches Vergnügen, ſo noch einmal mich wieder als freier junger Burſche mit jungen Burſchen zu fühlen, in Hemdärmeln über die belebte Straße zum nächſten Krämer zu gehen, die Faßſeife zu holen und abends mit dem leichtbefriedigten, gutartigen, übermütig luſtigen jungen Volk im Atelier den ihnen geſtifteten petit bleu und Chablis zu trinken.“

Von Fritz Reuter insbeſondere handelt ein Buch von Guſtav Raatz: Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken (Wismar. Hinſtorffſche Buchhandlung). Es führt den Nebentitel: „Urbilder bekannter Reutergeſtalten“, womit denn ſchon angedeutet iſt, wohinaus der Herr Verfaſſer will. Er hat überall die Modelle, nach denen Fritz Reuter ſeine Geſtalten ſchuf, herauszubringen geſucht und mit Bienenfleiß alles zuſammengebracht, was ſich über dieſe guten Leute irgend in Erfahrung bringen ließ. Sofern ſich von ihnen Bilder erhalten haben, ſind auch dieſe gewiſſenhaft reproduziert.

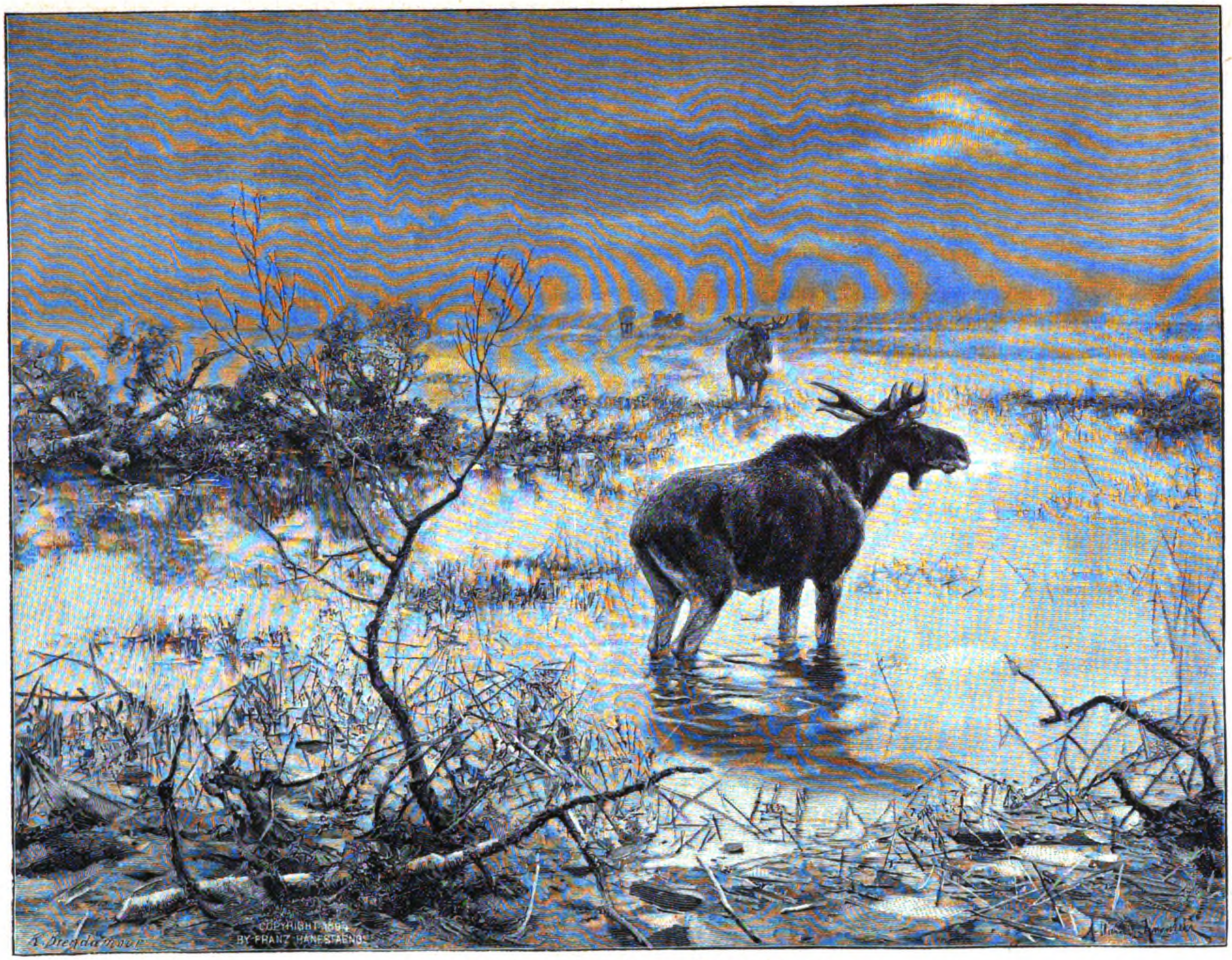
Nun muß ich bekennen, daß ich perſönlich mich wohl für die Perſonen der Reuterſchen Erzählungen, gar nicht aber für die Leute intereſſiere, von denen der Dichter dieſe oder jene Einzelzüge entnahm oder deren Äußeres er den Geſtalten ſeiner Phantaſie gab. Der „Kapteihn“ in „Ut mine Feſtungstid“ iſt eine ſehr plaiſierliche Figur, ob aber der junge Mann, der Reuter die Anregung zum „Kapteihn“ gab, Schultze hieß, ſcheint mir auch für den eifrigſten Reuter-Schwärmer ganz gleichgültig zu ſein. Und nun gar, wie viele Kinder Herr Schultze hatte und was dieſe im Leben geworden ſind. Fritz Reuter müßte eben kein Dichter geweſen ſein, wenn der „Kapteihn“ nicht ein ganz anderer geworden wäre, als der junge Schultze ſeinerzeit war. Indeſſen es gibt für dieſe Art Forſchungen einen merkwürdig großen Leſerkreis. Dieſer ſei hierdurch auf das Buch des Herrn Raatz aufmerkſam gemacht.

Durchaus zeitgemäß ſind eine Reihe Abhandlungen zur Geſchichte der europäiſchen Koloniſationen, die Herr Dr. Alfred Zimmermann in einem Bande: „Kolonialgeſchichtliche Studien“ (Oldenburg u. Leipzig. Schultzeſche Hofbuchhandlung) veröffentlicht hat. Sie behandeln Abſchnitte aus der Geſchichte der franzöſiſchen, engliſchen, ruſſiſchen und deutſchen Kolonialunternehmungen und ſind ſehr friſch und anregend geſchrieben. Eins geht aus allen dieſen Abhandlungen immer wieder hervor: wer auf dieſem Gebiete Erfolge erringen will, der muß auf große, lange hinter einander gebrachte Opfer an Menſchenleben und Geld gefaßt ſein. Wenn irgendwo, ſo liegt hier zwiſchen Saat und Ernte ein langer Zeitraum, und wer die Hand an den Pflug legen will, muß damit von vornherein rechnen.

Nicht in fremde Weltteile, ſondern in das Deutſche Reich führt uns ein intereſſantes kleines Buch von J. C. Heer: „Im Deutſchen Reich. Reiſebilder“ (Zürich. Albert Müllers Verlag). Herr Heer iſt ein junger Züricher Journaliſt, der im vorigen Jahre den Schriftſteller- und Journaliſtentag in Hamburg beſuchte. Er benutzte dieſe Gelegenheit, um eine Reiſe durch Deutſchland zu machen. Er fuhr den Rhein herab, ging über Bremen nach Hamburg, machte von dort Ausflüge nach Lübeck und Helgoland, warf einen Blick auf Berlin und kehrte über Schleſien, Prag und Nürnberg nach Zürich zurück. Über die empfangenen Eindrücke berichtete er dann ſeinen Landsleuten in der „Neuen Züricher Zeitung“ und ſpäter jedermann in unſerem Buch.

Ein Buch, das ſo entſtand, verſpricht ja nun eigentlich verzweifelt wenig, und der Verfaſſer kann es dem Leſer nicht übelnehmen, wenn dieſer es mit dem Vorurteil in die Hand nimmt, es mit ſeichtem Gerede zu thun zu haben. In Bezug auf „Im Deutſchen Reich“ liegen die Dinge aber anders. Dieſer junge Schweizer kam mit einem warmen Herzen zu uns und ſchaute ſich mit klugen, munteren Augen unter uns um. Er iſt ſehr weit davon entfernt, uns durch tiefſinnige Abhandlungen über uns ſelbſt belehren zu wollen, ſondern beſchränkt ſich im weſentlichen darauf, zu erzählen, was er perſönlich erlebte, fühlte und dachte, während er in Deutſchland verweilte. Da nun ſeine Perſönlichkeit eine überaus liebenswürdige und ſympathiſche iſt, ſo begleitet man ihn mit großem Vergnügen auf ſeinem Ausfluge. Für Herrn Heer gilt noch das ſchöne Wort: „Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen, den ſchickt er in die weite Welt“, echt deutſche Wanderluſt dehnt ihm die Glieder, und ſeine hochgemute Seele iſt mehr geneigt, ſich an dem Schönen zu erheben, als an dem Unerfreulichen herumzukritiſieren. Uns aber erhöht es das Intereſſe, daß wir zugleich erfahren, wie unſer Deutſchland auf einen ſo geſtimmten jungen Fremden wirkt.

Das „Fremder“ iſt übrigens in Bezug auf die deutſchen Schweizer doch nur in ſehr eingeſchränktem Maße zu verſtehen. Ethnographiſch iſt ein Unterſchied zwiſchen den zu Deutſchland gehörenden Allemannen und ihren Brüdern in der Schweiz überhaupt nicht vorhanden. Selbſt wenn man als Norddeutſcher durch die Straßen einer Stadt in der deutſchen Schweiz geht, ſtaunt man, wie bekannt einem alle die Geſichter der Begegnenden vorkommen. Wenn ein Zauberer die Marktleute von Zürich und von Hannover oder ſogar Königsberg mit veränderten Trachten mit einander vertauſchte, keinem der vom Fenſter auf das Marktgewühl Herabblickenden würde es auffallen. Leider iſt ja auch die Sympathie, die der deutſche Schweizer für alles Welſche hat, nur zu deutſch. Wenn wir uns in Bern darüber ärgern, daß alle die gut deutſchen Handwerker, die das Zwiebelgäßlein bewohnen, lauter franzöſiſche Schilder führen, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß es in Stuttgart und München in dieſer Beziehung zwar nicht ganz ſo ſchlimm, aber auch nicht ſehr


COPYRIGHT 1894
BY FRANZ HANFSTAENGL

Suhlender Elch. Nach dem Gemälde von A. v. Wierusz-Kowalski.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

viel beſſer iſt. Und die Bewohner dieſer Städte haben doch nicht die Entſchuldigung, daß ſie die unmittelbaren Nachbarn franzöſiſch redender Menſchen ſind.

Aber nicht nur die gemeinſame Abſtammung, ſondern auch die gemeinſame Litteratur verbindet uns mit den deutſchen Schweizern, und dieſe waren und ſind keineswegs nur die Empfangenden. In der Geſchichte unſeres Schrifttums ſpielen die Schweizer eine große, höchſt ehrenvolle Rolle.

So iſt denn ein in Deutſchland reiſender Schweizer nicht ein Fremder, wie ein Franzoſe oder ein Engländer, und doch ſieht er unbefangener, als wir ſelbſt, und kann uns auf manches aufmerkſam machen, was wir nicht gewahr werden. Seinen Landsleuten aber leiſtet er, wenn er berichtet wie Herr Heer, einen großen Dienſt, denn er erleichtert es ihnen, das große Volk, mit dem ſie durch ſo tief einſchneidende Bande verbunden ſind, verſtehen zu lernen und lieb zu gewinnen.

Von dem kraftſtrotzenden, ſüdlichſten Ableger unſeres Volkes zu dem vom Mutterlande preisgegebenen letzten Vorpoſten deutſchen Lebens im fernen Nordoſten, aus der Schweiz in die baltiſchen Lande. Das kleine Häuflein deutſcher Menſchen dort oben wird von den Ruſſen mit ſchonungsloſer Wucht an die Wand gedrückt. Aber es wehrt ſich, ſeiner Väter nicht unwürdig. Der Kampf mit dem Schwert iſt unmöglich, aber der Kampf mit den geiſtigen Waffen wird dort mit aller Energie geführt. Jedes Buch, welches das deutſche Leben der baltiſchen Lande, ſei es der Vergangenheit, ſei es der Gegenwart, ſchildert, iſt eine Mauer wider den Andrang der Fremden, denn jedes ſtärkt die Widerſtandsfähigkeit, indem es ſeinen Leſern zum Bewußtſein bringt, welches Gut die Zugehörigkeit zum deutſchen Volkstum ſeinen Vorfahren und ihm ſelbſt war. Zu dieſen guten Büchern gehört auch die „Geſchichte Liv-, Eſt- und Kurlands. I." (Reval. Ernſt Kluge), die Ernſt Seraphim in zwei Bänden herausgibt. Die Geſchichte jener Länder iſt ja überaus kraus, und ſie läßt ſich ſchon deshalb nur ſchwer intereſſant erzählen, weil ſie nur ſelten von hervorragenden Männern zu berichten weiß, ſie ſchildert aber immerhin eine Fülle reich geſtalteten deutſchen Lebens, das ſich unter Bedrängniſſen aller Art mit bewunderungswürdiger Zähigkeit bis auf dieſen Tag behauptete.

Die Darſtellungsweiſe Seraphims iſt durchaus volkstümlich, und er hat es verſtanden, denn nur zu ſpröden Stoff möglichſt intereſſant zu behandeln.

Freunde des Naturlebens ſeien auf die „Plaudereien und Vorträge (Leipzig. A. Twietmeyer) von Profeſſor William Marſhall aufmerkſam gemacht. Herr Profeſſor Marſhall verſteht es meiſterhaft, auch den Laien in die ihn umgebende große und kleine Tierwelt einzuführen und die Luſt in ihm zu wecken, ſich auf dieſem Gebiet ſelbſt weiter zu bilden. Daß er ein Darwinianer ſtrengſter Obſervanz iſt, muß man freilich mit in den Kauf nehmen, doch bleibt es ja jedem Leſer unbenommen, ſich in dieſem Punkt ablehnend zu verhalten.

Höchſt merkwürdige Ausflüge auf das Gebiet der Naturkunde macht Heinrich Seidel in einem Büchlein, das er „Kinkerlitzchen" (Leipzig. A. G. Liebeskind) nennt. Seine Phantaſie ſchwelgt in den Wundern, welche die Technik der Zukunft rings um uns hervorrufen wird. Wenn wir ihm glauben dürfen, ſo werden im Jahre 1984 alle Straßen Berlins ſich in überdeckte Hallen verwandelt haben, in denen kleine dreiräderige, von Elektrizität bewegte Wagen ſich pfeilſchnell bewegen. Man wird dann folgendes Tiſchgeſpräch anhören können:

A.: Haben uns lange nicht geſehen.

B.: Reiſte die letzten drei Wochen fortwährend fürs Geſchäft. War in Amerika fünf Tage, drei in Auſtralien und ſieben in Aſien. Fuhr geſtern von Archangel ab und will morgen früh in Dublin ſein.

Man ſieht, an Phantaſie fehlt es dem Zukunftsſchriftſteller nicht, und daß ihm der Schalk im Nacken ſteckt, braucht nicht geſagt zu werden. Wer eine ſtarke, mitunter ſehr ſtarke Doſis Spaß verſteht, wird an dem Büchelchen ſeine Freude haben.

Eine durchaus eigenartige Erſcheinung bildet unter den deutſchen lyriſchen Dichtern der Gegenwart Johanna Ambroſius, deren Dichtungen Profeſſor Karl Schrattenthal in Preßburg unter dem Titel: „Johanna Ambroſius, eine deutſche Volksdichterin (Preßburg und Leipzig, G. Heckenaſt Nachfolger) herausgegeben hat. Ich fürchte, daß der Zuſatz: „eine deutſche Volksdichterin" manchen Leſer mißtrauiſch machen wird, denn man weiß ja, was man in der Regel von den plötzlich entdeckten „Volksdichtern" zu halten hat, aber in dieſem Falle handelt es ſich in der That um ein großes lyriſches Talent. Wenn die Gedichte von Johanna Ambroſius hin und wieder an bekannte Weiſen anklingen, ſo liegt das nur daran, daß eben jedem Empfinden bereits von großen Dichtern in unſerer Sprache Ausdruck gegeben worden iſt, an ſich ſind dieſe Verſe durchaus der Ausdruck eigenen Fühlens und ſie ſind oft von großer Kraft und Schönheit. Daß Johanna Ambroſius ſie ſchaffen konnte, iſt ein Beweis für die erſtaunliche Schöpfungskraft eines angeborenen großen Talentes, denn wenn je Dichtungen unter den ungünſtigſten Verhältniſſen entſtanden, ſo war das hier der Fall.

Johanna Ambroſius wurde 1854 als die Tochter eines armen Handwerkers im Dorfe Langwethen in Oſtpreußen geboren. Wohl war der Vater ein geiſtig angeregter Mann, aber die Verhältniſſe waren die dürftigſten. Als die Töchter die Schule hinter ſich hatten, bildeten „die Gartenlaube" und hin und wieder entlehnte Bücher ihre einzige geiſtige Nahrung in den kargen Mußeſtunden, die auf harte körperliche Arbeit folgten. Mit zwanzig Jahren heiratete Johanna einen unbemittelten Bauern namens Voigt und führte nun das entbehrungsreiche Leben der oſtdeutſchen Häuslerin, ſchwang am Tage die Senſe und den Dreſchflegel und machte am Abend noch Handarbeiten, um nur des Lebens Unterhalt zu erwerben. Es geſchah das in dem Dorfe Groß-Wersmeninken, wo die Familie ein Häuschen beſaß. In dieſen engen Verhältniſſen ſchuf Johanna Ambroſius ihre Gedichte. Seit 1884 begann ſie dieſe zu veröffentlichen, um den Ertrag im Intereſſe ihrer beiden Kinder zu verwenden. Leider iſt Frau Ambroſius ſeit Anfang 1890 ſchwer leidend, ſo daß ſie der Unterſtützung, die ihr ſeit dem Bekanntwerden ihrer Gedichte vielfach aus allen deutſchen Gauen zufließt, ſehr bedarf. In Berlin nimmt Herr Amtsrat Thoma (Weſtend, Nußbaumallee 20b) für Frau Ambroſius beſtimmte Gaben in Empfang.

Die Gedichte tragen, wie es bei den Schickſalen von Johanna Ambroſius nicht anders der Fall ſein kann, vielfach einen tief ſchmerzlichen Charakter:

Ein Viertelhundert Jahre Kampf
Ohn' Säbelhieb, ohn' Pulverdampf,
Ohn' Sieg und ohne Kriegsgeſchrei,
Kein Johanniter war dabei,
Und Schlachten gab es doch ſo heiß,
Davon die Welt nicht eine weiß.
Wie groß geweſen oft die Not,
Das weiß nur Gott.

aber Johanna Ambroſius hat es nicht an dem Helfer gefehlt, der auch ihrer Not ſchließlich durch gute Menſchen ein Ende machte. Unſer Gedicht ſchließt:

Der Abend naht, die Luft weht kühl,
Und ſchwächer wird des Kampfs Gewühl,
Zuweilen nur ein Seufzer quillt
Vom blaſſen Mund — das Blut geſtillt —
Dahin ſinkt alles bittre Weh,
Ein Stern grüßt ſanft aus lichter Höh',
Der Frieden kommt — nun keine Not —
Von meinem Gott.

Es fehlt mir zu meinem lebhaften Bedauern an Raum, um noch eine Anzahl Gedichte hierher zu ſetzen, aber ich bin überzeugt, daß jeder, der zu dem Buche greift, auf das erfreulichſte überraſcht ſein wird. Die Gedichte ſind ja nicht alle von gleichem Wert, aber alle ſind tief empfunden, und der Ausdruck iſt oft ſehr ſchön und echt poetiſch. Dieſe „Volksdichterin" verdient es wirklich, daß ihre Verſe weiten Kreiſen ihres Volkes bekannt werden.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

„Am Herd“ nennt der Düſſeldorfer Maler H. Mosler ſein Bild, das mir eine kleine Novelle zu erzählen ſcheint: die Geſchichte eines Freiwerbers, der für ſeinen guten Freund um die Hand der jungen hübſchen Witwe zu werben kommt, ſchließlich aber ſich ſelbſt in ſie verliebt und um ſie anhält. Wer von unſeren Leſern kann übrigens angeben, in welcher Landſchaft ſich die Scene abſpielt?

Davidſon Knowles, ein hervorragender engliſcher Maler, gab uns ein ſtimmungsvolles, anmutiges Bild: „Im Herbſt.“ Von dem Bildhauer E. W. Schönner bringen wir die Abbildung der luſtigen Statuette eines Kegeljungen, der mit lautſchallender Stimme ſein „Alle Neune!“ über die Bahn ruft. Man ſieht dem friſchen Buben an, daß ihm der glückliche Wurf ſelbſt Freude gemacht hat; wahrſcheinlich gibt es auch auf dieſer Bahn für jede „Alle Neune“ eine beſondere Belohnung für den Kegeljungen.

Der in München lebende polniſche Künſtler A. v. Wierusz-Kowalski, deſſen „ſuhlender Elch“ unſere Seite 817 ſchmückt, iſt nicht nur einer der erſten lebenden Jagdmaler, ſondern auch ſelbſt ein paſſionierter Weidmann. Alljährlich, habe ich mir erzählen laſſen, geht er mit ſeiner Gattin nach dem Königreich Polen und nach den ruſſiſchen Grenzdiſtrikten, hauſt dort als Jäger wochenlang in den wildreichen Revieren oft in einer kümmerlichen Bauernhütte, abwechſelnd dem Weidwerk und ſeiner Kunſt obliegend, und kommt dann reichbeladen mit Studien und Skizzen wieder nach der Iſarſtadt zurück. Dieſe ſtete Berührung mit der Natur, das ſo gewonnene und ſtetig neu belebte Vertrautſein mit ihr gibt ſeinen Gemälden denn auch die Friſche und Wahrheit, die wir an ihnen bewundern.

Heilkunde.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß einzelne „Zauberer“ der Naturvölker — die ſogenannten Giftdoktoren — ſich ohne Gefahr von giftigen Schlangen beißen laſſen können. Man behauptete bisher immer, daß ſie ſich durch Impfungen mit dem Saft gewiſſer, nur ihnen bekannter Pflanzen gewiſſermaßen giftfeſt machten. Nach neuen Unterſuchungen von Prof. Th. H. Fraſer in Edinburg liegt jedoch die Vermutung nahe, daß jene Giftdoktoren auf andere Weiſe, und zwar durch Schlangengift ſelbſt, ihre Giftfeſtigkeit erlangten. Prof. Fraſer hat auf Grund langjähriger, ſehr ſorgſamer Unterſuchungen nämlich gefunden, daß der menſchliche und tieriſche Körper ſich, bei einer vorſichtigen langſamen Steigerung der Giftdoſen, unter Umſtänden an die Schlangengifte gewöhnen, wenigſtens eine ſehr große Widerſtandsfähigkeit ihnen gegenüber erlangen kann. Er hat dann weiter auch Verſuche angeſtellt, aus dem Blute giftfeſt gewordener Tiere wirkſame Gegengifte gegen das Schlangengift ſelbſt zu gewinnen, und glaubt, daß dieſe in Bälde zu einem großen Erfolg führen werden. Ob ſich aber auf dieſem Wege ein Gegengift finden laſſen wird, das gegen das Gift aller Giftſchlangen wirkt, ob nur ein Gegengift gegen das Gift beſtimmter Arten, ließe ſich noch nicht überſehen.

Kunſt.

Bei den Wiederherſtellungsarbeiten an einem aus dem 17. Jahrhundert ſtammenden Altar, der früher im Mainzer Dom ſeinen Platz gehabt haben ſoll, jetzt ſich aber in der Pfarrkirche von Lörzweiler bei Mainz befindet, wurde das Altarbild, das durch verſchiedene Firnisſchichten und Schmutz vollſtändig entſtellt war, unterſucht. Der Maler Haßlacker, der mit dieſer Arbeit betraut war, fand bald, daß es ſich um ein ganz hervorragendes Gemälde handele und zwar ein Gemälde von Jean Baptiſt de Ruel, einem ausgezeichneten Amſterdamer Maler, der aber meiſt in Mainz und Würzburg lebte und 1685 in letzterer Stadt ſtarb. Das Gemälde ſtellt die Himmelfahrt Mariä dar; die Jungfrau iſt, was dem Bilde einen beſonderen Reiz verleiht, von dreißig Engeln und Engelsköpfen umſchwebt. Die Köpfe zumal ſollen ſich durch Feinheit und Zartheit des Ausdrucks, aber auch durch eine faſt an Tizians Meiſterwerke erinnernde Kraft des Kolorits auszeichnen.

Forſchungsreiſen.

Wir wieſen ſchon früher darauf hin, daß ſich das Intereſſe der wiſſenſchaftlichen Welt wieder mehr den Südpolargegenden zuzuwenden ſcheint, nachdem dieſelben faſt ein halbes Jahrhundert lang ſtark vernachläſſigt wurden. Der „Globus“ berichtet jetzt über die Expedition eines unternehmenden jungen Norwegers, C. E. Borchgrevink, der im Winter 1894/95 mit dem Walfiſchdampfer Antarctic das Kap Adair und Viktorialand erreichte, dort landete und erfolgreiche Forſchungen anſtellte — in denſelben Gebieten, die 1841 John Roß auf ſeiner berühmten Reiſe entdeckte. Seine Landungsſtelle bei Kap Adair hält Borchgrevink für ganz beſonders geeignet für die Anlage einer wiſſenſchaftlichen Station, die dort ſelbſt die Wintermonate ſicher zubringen könnte. Die Anweſenheit einer großen Piguinkolonie, ihre unzerſtörten Neſter, die Vegetation an den Felſen zeigten, daß die ungebändigten Mächte des Südpolarkreiſes dort nicht ihre ganze Strenge entwickeln. Eine derartige Station würde z. B. gerade dort die periodiſchen Schwankungen des Erdmagnetismus mit vorausſichtlich ausgezeichnetem Erfolg unterſuchen und auch in zoologiſcher Beziehung intereſſante Beobachtungen anſtellen können.

Auf einem Regierungsdampfer der argentiniſchen Republik werden ſich drei ſchwediſche Forſcher: der Geologe Nordenſkiöld, der Botaniker Duſen und der Zoologe Ohlin von Buenos Ayres aus nach dem Feuerlande begeben, um das Innere der noch wenig bekannten größten magellaniſchen Inſel zu erforſchen. In Verbindung damit werden die Reiſenden den Anden und dem in mancher Beziehung noch wenig durchforſchten mittleren und nördlichen Argentinien einen Beſuch abſtatten. Der Hauptzweck der Reiſe in geologiſcher Hinſicht iſt eine vergleichende Unterſuchung der dortigen quaternären Gebiete mit denen des nördlichen Europa. Beſonders ſoll auch der unbekannte Teil von Feuerland beſucht werden. Sammlungen, die man zu machen hofft, ſollen ferner zu vergleichenden Unterſuchungen zwiſchen den auſtralen und borealen Teilen des Kontinents dienen.

Technik.

Der „Prometheus“ berichtet von einer ſchwimmenden Brücke, die im Hafen von Glasgow den wegen der Enge der Verhältniſſe erſchwerten Verkehr vermittelt. Eine feſte Brücke zu erbauen war nicht möglich, und ebenſo verboten die hohen Ufer und der außerordentlich ſtarke Unterſchied des Ebbe- und Flutſtandes den Fährbetrieb. Nun hat man vor zwei Jahren eben jene ſchwimmende Brücke erbaut, deren Konſtruktion eine ganz eigenartige iſt. Die Brückenplattform, welche gleichzeitig zehn beladenen Frachtwagen mit Beſpannung, ſowie 300 Perſonen Platz gewährt, befindet ſich auf einem Fahrzeug von 28 Meter Länge und 14 Meter Breite. Sie erſtreckt ſich über die ganze Schiffslänge und läßt ſich durch ſechs Stahlſchrauben 5 Meter hoch heben und ſenken, ſo daß ſie für jeden Waſſerſtand in die Höhe des Ufers gebracht werden kann; die Hebung und Senkung läßt ſich mit Leichtigkeit ſelbſt bei voller Belaſtung bewerkſtelligen. Bei Ebbe wird die Plattform gehoben, bei Flut geſenkt. Die Fortbewegung geſchieht durch zwei Dreifach-Expanſionsmaſchinen, von denen jede zwei Schrauben treibt, ſo daß im Ganzen vier Schrauben vorhanden ſind und ein Drehen des Fahrzeuges nicht erforderlich iſt. Zum Aufenthalt für die Paſſagiere dienen die beiden Seiten der Plattform, während die Laſtwagen in der Mitte ſtehen. Abgeſehen von der Schnelligkeit und Billigkeit des Transports von Menſchen, Gütern und Wagen bietet die Anlage den Vorteil, daß der Einbau von Brückenpfeilern, die ſtets hemmend auf den Waſſerverkehr wirken, beſonders bei nicht breitem Fahrwaſſer, vermieden wird, und daß ferner die ſchwimmende Brücke nicht an eine beſtimmte Stelle zur Verkehrsvermittelung gebunden iſt, ſondern dort in Thätigkeit treten kann, wo der Verkehr ihrer bedarf. Sie iſt den ganzen Tag über mit fünf Minuten Liegezeit an jedem Ufer in Betrieb.
F.

Sprechſaal.

„Wer hat das erſte Eiſerne Kreuz 1870/71 erhalten?“ fragte A. Gb. in Nr. 47. Ein treuer Freund des Daheim, F. S. in M., ſchreibt uns: In den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarſchalls Kriegsminiſters Grafen von Roon finden ſich folgende zwei Bemerkungen. I. Bd. 2, S. 447, in einem Briefe von Roon, datiert vom 21. Auguſt: „Geſtern war der Kronprinz hier (Pont à Mouſſon), ſehr glücklich und ſtrahlend. Der König verlieh ihm in meiner Gegenwart das Eiſerne Kreuz 2. Klaſſe für Weißenburg und die 1. Klaſſe für Wörth.“ — II. Bd. 2, S. 452. Nachdem Roon am 24. Auguſt geſchrieben hat, daß ihm ſoeben das Eiſerne Kreuz verliehen ſei, und daß er ſich ſogleich beim König bedanken müſſe, berichtet er am 25. Auguſt: „Se. Majeſtät nahm geſtern abend meinen Dank überaus gnädig und huldreich auf . . . Moltke hat ebenfalls das Eiſerne Kreuz erhalten, ſonſt meines Wiſſens bis jetzt, und zwar zuerſt der Kronprinz.“ Hiernach hat am 20. Auguſt der Kronprinz das erſte Eiſerne Kreuz erhalten.
F. S. in M.

Kleine Zeitung.

Wo kommt der Ausdruck „berappen“ für „bezahlen“ her? Ein intereſſanter Artikel in dem Archiv für Poſt und Telegraphie über volkstümliche Münzbezeichnungen berichtet, daß jener Ausdruck ſich von einer ſüdweſtdeutſchen Silbermünze herſchreibt, dem Rappen, der im 15. Jahrhundert in Freiburg im Breisgau geprägt wurde; dieſe Münzen trugen nicht etwa ein Pferd, einen Rappen, im Bilde, ſondern einen Vogelkopf nach dem Wappen der Stadt, wie denn das Wort Rappe die urſprüngliche oberdeutſche Form für Rabe iſt und erſt ſpäter auf das Pferd übertragen wurde. Heute führt nur noch die Schweizer Scheidemünze den Namen Rappen. — Kaſtemännchen wurden am Niederrhein und in Weſtfalen die früheren 2 Gute- oder $2\frac{1}{2}$ Silbergroſchenſtücke genannt, vielleicht (?) für Kaſſenmännchen, weil die vielverbreitete Münze häufig zu Zahlungen an öffentlichen Kaſſen benutzt wurde. — Die frühere weſtfäliſche Münzbezeichnung „Müter“ für Scheidemünzen ſoll von dem niederdeutſchen myte, ein abgehauenes Stück, herſtammen. — Die ebenfalls weſtfäliſche Bezeichnung „Drütteiner, Dritteiner“ (Dreizehner) für das preußiſche 5 Groſchenſtück leitet ſich von Silbermünzen der Stadt Dortmund her, welchen die Wertzahl $13 = \frac{1}{13}$ Thaler aufgeprägt war. — „Mariengroſchen“ wurden zuerſt 1505 von der Stadt Goslar mit dem Bilde der Jungfrau Maria geprägt, ebendort Matthiasgroſchen (Matier im Volksmunde), da der heilige Matthias Schutzpatron der Stadt war. — „Böhmen“, eine heute noch in Schleſien übliche Münzbezeichnung, waren urſprünglich Prager Groſchen, die ſich ſeit 1300 in Schleſien verbreiteten. — Ueber die Abſtammung der Bezeichnung „Düttchen“ für Silbergroſchen, üblich beſonders in Oſt- und Weſtpreußen, gehen die Anſichten weit aus einander; wahrſcheinlich bedeutet Düttchen etwas Kleines in dem Sinne, wie Luther den Ausdruck „der Tüttel“ im Sinne von Punkt gebraucht. — „Achthalber“ nannte man in den gleichen Provinzen das

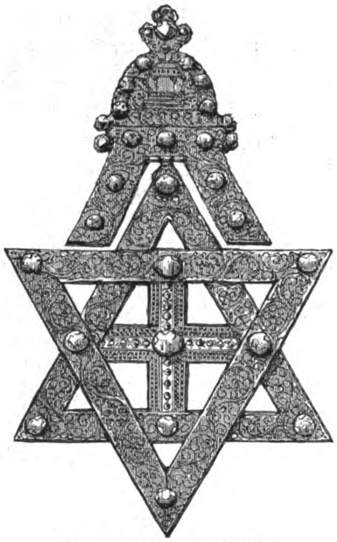
2½ Silbergroſchenſtück; es war dort früher der Schilling = 4 Pfennige landesübliche Münze geweſen, das preußiſche 2½ Groſchenſtück wertete alſo gleich achthalbe Schilling. Sollten uns aus dem Kreis unſerer Leſer nicht noch weitere Erklärungen volkstümlicher Münzbezeichnungen werden?

Berichtigung.

Durch eine falſch gezeichnete Vorlage hat ſich in dem Artikel „Das Eiſerne Kreuz 1813—1870“ ein Verſehen eingeſchlichen, das Redaktion wie Verfaſſer in gleicher Weiſe bedauern. Die Abbildung auf Seite 766 links oben iſt falſch. Das Kreuz von 1870 behielt als Rückſeite die Vorderſeite des Eiſernen Kreuzes von 1813 (Abbildung Seite 764 links unten) mit den Buchſtaben F W und der Jahreszahl 1813, die Vorderſeite des neuen Kreuzes gibt die auf Seite 766 als Rückſeite bezeichnete Abbildung wieder. Wir bitten das Verſehen, deſſen Hauptſchuld auf den uns ſonſt als beſonders zuverläſſig bekannten Zeichner fällt, entſchuldigen zu wollen und danken zugleich unſeren Leſern, die uns in gewohnter Liebenswürdigkeit auf den Fehler aufmerkſam machten.

Der abeſſiniſche Salomonis-Orden.

In St. Petersburg weilte, wie unſere Leſer aus den Tagesblättern wiſſen, kürzlich eine abeſſyniſche Geſandtſchaft, die zuerſt mit großen Ehren überhäuft wurde, Orden des Negus verteilte und reiche Geſchenke empfing. Die Geſandtſchaft, geleitet von einem ruſſiſchen Reiſenden Leontjew, erregte anfangs beſonders in Italien arge Verſtimmung, denn man fürchtete in Rom, daß ſich zwiſchen Rußland und Abeſſynien engere Verbindungen anknüpfen würden, welche die italieniſche Kolonie Eritrea bedrohen könnten; hieß es doch bereits, der Zar werde eine orthodoxe Miſſion an den Hof des Negus Menilik entſenden, und daran würden ſich diplomatiſche Anfreundungen anknüpfen. Auch verſtieß ſchon das Auftreten der Geſandtſchaft in Petersburg gegen den Vertrag Italiens mit dem Negus, nach dem Italien die auswärtige Vertretung Abeſſyniens allein zuſtehen ſollte; freilich befinden ſich beide Staaten zur Zeit in einem latenten Kriegszuſtand. Allmählich iſt es übrigens von der abeſſyniſchen Geſandtſchaft in Petersburg recht ſtill geworden, und man ſoll an der Newa ſelbſt von ihr ſchließlich wenig erbaut geweſen ſein.



Der abeſſiniſche Salomonis-Orden.

Zu den Ehrenzeichen, die Prinz Damto im Auftrag des Negus in Petersburg ausſtreute, gehörte auch der Salomonis-Orden. Derſelbe wurde ſchon von König Theodor geſtiftet und u. a. von dem Negus Johannes 1883 dem deutſchen Forſcher Dr. A. Strecker verliehen. Der perlenbeſetzte goldene Orden wird um den Hals getragen, und es gehört zu ihm eigentlich noch ein rotes golddurchwirktes, talarartiges Ehrengewand mit dem Mergef, einem baumwollenen, aber mit Seidenborten durchflochtenen Umſchlagetuch. Neben dieſem Großkreuz beſteht ein an der Bruſt zu tragendes ſilber-vergoldetes kleines Kreuz.

In unſerer Spielecke.

1. Arithmogriph.

12	7	6	15	9	1	11	12	**15**	8	2	7	2
15	**3**	14	5	10	5	14	**5**	5	**19**	14	2	10
10	8	**4**	7	7	7	**16**	7	10	5	**1**	1	13
12	15	15	**1**	13	**17**	15	3	18	14	1	**7**	12
15	5	4	14	**7**	15	5	13	7	13	15	5	**12**

Werden die Zahlen durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo bezeichnen die ſenkrechten Reihen — aber in anderer Folge — 1. ein Inſtrument, 2. eine der Hauptperſonen in einem Roman von Goethe, 3. einen deutſchen Dichter, 4. einen engliſchen Dichter, 5. einen franzöſiſchen Komponiſten, 6. einen Fluß in Norddeutſchland, 7. einen altteſtamentlichen männlichen Namen, 8. eine Blume, 9. eine heilige Stätte, 10. einen Märtyrer für ſeinen Kaiſer und ſein Land, 11. eine Muſe, 12. einen deutſchen Komponiſten, 13. eine Göttin der Römer.

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo ergeben die 13 Buchſtaben, an den durch ſtärkeren Druck hervorgehobenen Stellen, den Namen eines hervorragenden deutſchen Schriftſtellers und Dichters unſeres Jahrhunderts.

2. Rätſel.

Mit Luſt ſuchſt Du mich zu vermeiden,
Mit Stand löſ' ich das Rätſel hier, —
Mit Band lindr' ich oft ſchlimme Leiden,
Mit Rat ſchein' ich abſcheulich Dir.

Mit Stoß kann mich der Klügſte machen,
Mit Zug ſiehſt Du Gefahr darin,
Mit Sand gar viel' Geſchäfte machen,
Mit Dienſt gefall' ich edlem Sinn.

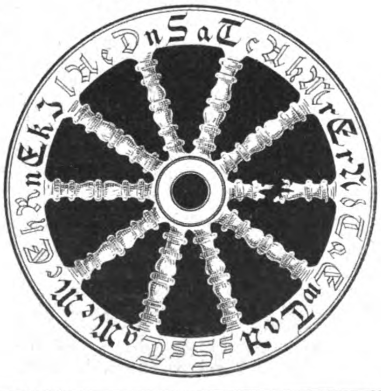
Mit Schluß ſchütz' ich Dein Eigentum,
Mit Seh'n erring' ich ſchlechten Ruhm,
— Ich gebe mir mit Laub die Ehre,
Bis ich mit Gunſt Dich wieder ſtöre.

3. Rätſel.

In beſcheidne Arbeitsräume
Möcht' ich heut die Freunde führen,
Lenken auf ein ſchaffensfrohes,
Schlichtes Bürgerweib den Blick.
Klein nur iſt ſie; doch errungen
Hat ſie Siege über Siege.
Eine breite Scheidelinie
Zog ſie zwiſchen Menſch und Tier.
Treuer Fleiß und Ordnungsliebe,
Schönheitsſinn und edler Anſtand
Haben, ſcheint es, hier ein Obdach,
Hier ein treffend Bild gefunden.
Zucht und Sitte, Schutz und Abwehr
Gegen feindliche Gewalten,
Dieſe edlen Himmelsgüter
Führte ſie den Menſchen zu.
Eiſern iſt und ſtarr ihr Wille:
„Lieber brechen als ſich biegen.“
Nur die träge Ruhe haßt ſie,
Müßte ſchmählich ihr erliegen.

H. H. Neuſalz.

4. Problem: Das Rad.



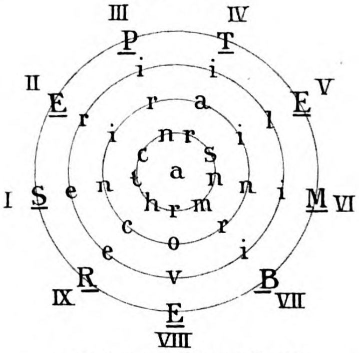
5. Wechſelrätſel.

Wenn Ihr finden mich wollt, ſo ſuchet mich unter den Pflanzen.
Ändert Ihr Kopf mir und Fuß, bin ich berühmt als Chirurg.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 50.

1. Kreisrätſel.



2. Arithmetiſche Aufgabe.
Die drei Summanden ſind 1870. 5. 20.

3. Rätſel. Gerſte, Acker, Gerſtaecker.

4. Problem: Der Apfelbaum.

Löſung: Es werden je vier Buchſtaben von einem Apfelzweige mit Blüten reſp. Früchten begrenzt. Nach dieſen Zweigen werden die Buchſtaben in folgender Weiſe geordnet:

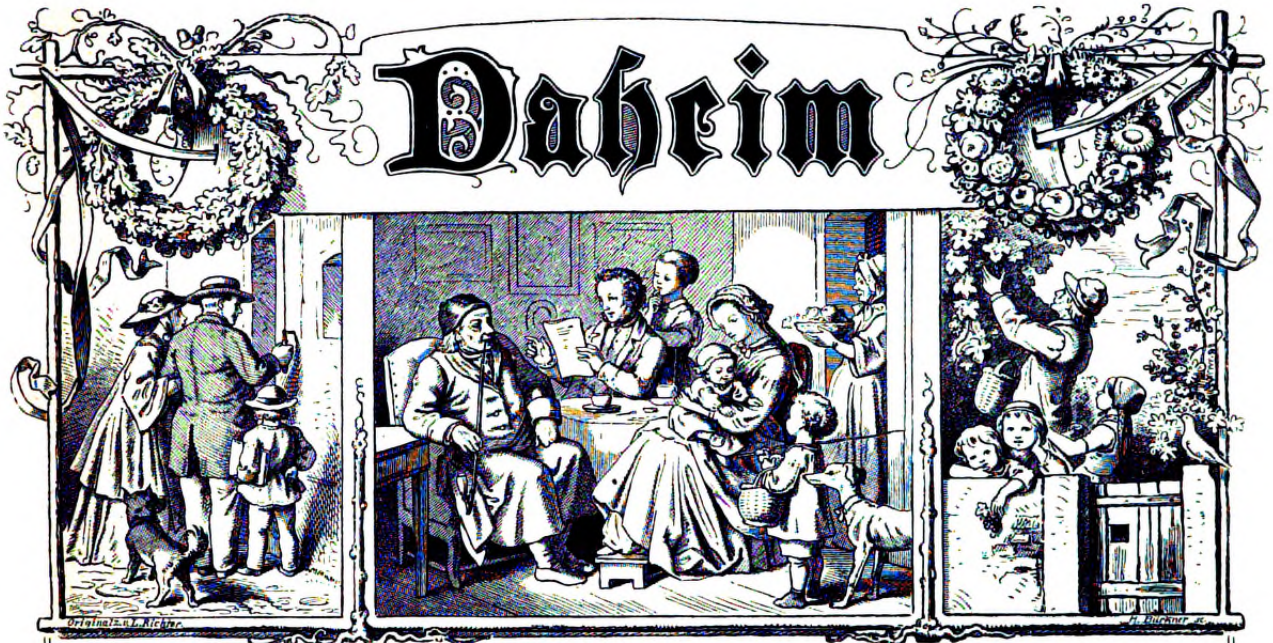
1. Zweig mit einer Blüte DERA
2. „ „ „ Frucht PFEL
3. „ „ zwei Blüten FAEL
4. „ „ „ Früchten LTNI
5. „ „ drei Blüten CHTW
6. „ „ „ Früchten EITV ꝛc.

Es ergibt ſich bei richtiger Löſung:
„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme!“

Inhalt: Der feine Hansjakob. Eine Geſchichte aus Holſtein. Von Charlotte Rieſe. — Zöllner und Sünder. Von Fr. W. Schulze-Lietzow. — Altdeutſche Gartenflora. Von J. Trojan. — Ahn und Enkel. Roman aus den ſechziger Jahren. Von Joachim von Dürow. (Schluß.) — Neue Bücher. Von Th. H. Pantenius. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Am Herd. Von Henry Mosler; Im Herbſt. Von Davidſon Knowles; Alle Neune! Von E. W. Schönner; Suhlender Elch. Von v. Wierusz-Kowalski. — Heilkunde. — Kunſt. — Forſchungsreiſen. — Technik. — Sprechſaal. — Kleine Zeitung. — Berichtigung. — Der abeſſiniſche Salomonis-Orden. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. Preis vierteljährlich 2 Mark, bei freier Zuſendung ins Haus 2 Mk. 15 Pf. Kann im Wege des Buchhandels auch in 18 Heften à 50 Pf. bezogen werden.

XXXI. Jahrgang. Ausgegeben am 28. September 1895. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1894 bis dahin 1895. 1895. №. 52.

Der feine Hansjakob.

Eine Geſchichte aus Holſtein. Von Charlotte Nieſe. (Schluß.)

(Abdruck verboten.)

„Ich geh' hier man, wenn die Herrſchaftens auf die andere Seite von die Stadt Sneiderei haben," meinte Male leiſe. „Da is nu Hochzeit — Oberſt von Willing ſein Tochter! Gott, was ein ſüßes kleines Mädchen! Was gönn' ich ihr das Glück! Er hat ja nich viel, abers er is auch nett!"

„Laß doch das dumme Sprechen!" ſchalt Hansjakob. „Ich wollte Dich nur fragen, weshalb Du mich nicht kannteſt, als Du neulich mit der Gräfin ſprachſt —"

„Sprach ich mit die Gräfin?" fragte Male gleichgültig. „Nu ja — das kann woll möglich ſein. Ich hab' manchmal was mit ſie zu thun! Dir kenn' ich ja überhaupt nich, Hansjakob!"

„Du kannſt mich gut kennen," brummte Hansjakob, „ich hab' ja nicht geſagt, daß ich Dich gar nicht kennen wollte — es iſt nur —"

Er räuſperte ſich, und Male nickte.

„Ich weiß, Hansjakob, Du willſt mang die Feinens! Jetzt, wo ich wieder in die Stadt bin, hab' ich all von Dich gehört — Du willſt mang die Feinens!"

„Da gehöre ich auch hin!" rief Hansjakob. „Ich habe ebenſoviel Geld wie ſie, und ich mag nicht immer plattdeutſch ſprechen, wie der Poſthalter und der Klempner und der Handſchuhmacher!"

„Ja," ſagte Male. Sie ging weiter, und Hansjakob ging neben ihr her. Ihn ärgerte ihr „Ja", und er wurde wieder verdrießlich.

„Du kannſt mir ordentlich antworten," knurrte er. „Meinſt Du, ich hätte alle die Jahre gearbeitet, um hier wieder plattdeutſch zu ſprechen? Neulich habe ich lange Zeit bei einem Baron geſeſſen!"

Male mußte lachen. „Du lieber Gott, Hansjakob, was haſt Du for Gedankens! Kriegt man die in 'Merika? — Ich kenn' hier auch die Feinens, und ich mag ihnen gern. Denn ſie ſind nüdlich gegen mir und mögen ein Mund voll Snack und lachen nie über mir, weil daß ich ein alte Jungfer bin. Wenn man die Sneiderei kennt, denn kommt man in viele Häuſers, aber bei die Feinen mag ich am liebſten ſein. Abers wo man nich hingehört, da gehört man nich hin!"

Sie ging ſehr ſchnell weiter, und da ſich in der Ferne Leute zeigten, ſo hütete ſich Hansjakob wohl, ſie ferner zu begleiten. Er nahm ſich auch vor, nicht mehr mit Male zu ſprechen, weil er immer hinterher verdrießlich wurde. Übrigens ſah er ſie in den folgenden Wochen auch gar nicht, weil es gegen Weihnachten ging und ſie ſehr viel zu thun hatte.

Alle Menſchen waren überhaupt ſehr beſchäftigt; ſelbſt der Poſthalter ſaß abends in der Gaſtſtube und klebte Ketten für den Tannenbaum ſeiner Kinder, und in allen Läden ſah es weihnachtlich aus. Nur Hansjakob hatte nichts zu thun und ärgerte ſich über alle Menſchen, die eilig an ihm vorüberliefen. Er war in den letzten Wochen ſehr erkältet geweſen und hatte nicht ausgehen dürfen. Freilich hatte der Poſthalter ein derbes Dienſtmädchen angeſtellt, ihn zu bedienen, daß es ihm an nichts fehle; weiter aber bekümmerte er ſich natürlich nicht um ihn. Da ſaß Hansjakob denn die langen Abende einſam auf ſeinem großen Zimmer und wußte nichts mit ſich anzufangen. Es war eine öde Zeit geweſen, und er hatte manchmal nach unten gehorcht, wo aus der Gaſtſtube lautes Gelächter ertönte. Aber er konnte ſich doch nicht entſchließen, hinunterzugehen und beim Gevatter Handſchuhmacher und Klempner zu ſitzen. Was würden die Leute am Honoratiorentiſch davon ſagen? So langweilte er ſich denn lieber und las zu ſeiner Zerſtreuung alle Anzeigen in den Zeitungen, auch die Heiratsgeſuche.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Einige Tage vor Weihnachten ging er übrigens wieder aus und wagte ſich von neuem in das Honoratiorenwirtshaus. Die dort verſammelten Gäſte warfen ihn auch nicht heraus, ſondern ließen ihn ruhig an ihrem Tiſche Platz nehmen. Niemand aber kümmerte ſich um ihn, und kein Menſch fragte nach ſeinem Befinden, obwohl er doch vier Wochen krank geweſen war. Das ärgerte ihn, und als er nachher wieder beim Skat verlor, ging er ſpät abends ſehr verdrießlich nach Hauſe.

Dann kam Weihnachtsabend. Hansjakob hatte „draußen“ in Argentinien niemals an den Weihnachtsabend gedacht. Jetzt aber, wo er ſozuſagen mitten darin ſaß, fand er dieſes Feſt äußerſt überflüſſig. Niemand dachte an ihn und an ſeine Unterhaltung; jeder ſchien nur mit ſich ſelbſt und mit Vater und Mutter beſchäftigt. Selbſt die Honoratioren ſprachen den Tag vorher nur von Karpfen und Pfefferkuchen, von Weihnachtsbäumen und von Weihnachtsgeſchenken; an dieſem heiligen Abend ſchienen ſie alle verrückt geworden zu ſein. Nicht allein der einzige Graf des Städtchens, auch der Oberſt a. D. lief mit einem Rieſenpaket auf der Straße herum, und der Poſthalter, der ſonſt nur von Pferden und von Bier redete, ſprach mit ſeiner Frau von Milchreis und Korinthenbrot.

Hansjakob hörte ſeine laute Stimme, als er eben nach dem Eſſen das Haus verließ, um bis zur Dunkelheit ſpazieren zu gehen. Spazierengehen war ihm nämlich vom Arzte verordnet worden. „Sie müſſen viel gehen, Herr Böhmken!“ hatte dieſer geſagt. „Sonſt bleiben Sie nicht geſund!“

Seit dieſem Worte rannte Hansjakob wie beſeſſen, denn was hätte er ſonſt von ſeinem mühſam erworbenen Gelde, wenn er nun auch noch ordentlich krank werden ſollte?

Er wollte alſo ſpazieren gehen; mitten auf der Straße aber kam ihm ein Gedanke, und er ging nicht ins Freie, ſondern in die Seitenſtraße, in der Male wohnte. Das kleine Haus mit dem vornüber geneigten Giebel kannte er ſehr gut. Es war wie ehedem lila angeſtrichen und die Thüren dunkelrot. Unten war ein Laden, in dem die Witwe Siewers früher Mehl und Brot verkaufte, wobei Male ihr geholfen hatte. Nun war ſie tot; im Laden wohnte ein Wollhändler, und Male hatte oben die kleine Giebelſtube. Einen Augenblick ſah ſich Hansjakob vorſichtig um, ehe er das Haus betrat. Als er aber keinen Menſchen erblickte, trat er hinein und tappte behutſam die ſteile dunkle Treppe hinauf.

Male ſaß auf ihrem Sofa und nähte mit fliegender Nadel. Vor ihr lagen zwei nackte Puppen, und eine Puppenwiege ſtand auf dem Tiſche.

Sie fuhr mit einem kleinen Schrei auf, als plötzlich Hansjakob vor ihr ſtand. Aber ſie vergaß nicht das Gebot der Gaſtfreundſchaft: „Hansjakob, Du? Na, ſetz' Dir man und entſchuldige, daß ich weiter nähen muß!“

Sie fädelte eine Nadel ein und nähte haſtig weiter.

„Ich wollte Dir ein wenig Geſellſchaft leiſten, Male!“ ſagte Hansjakob würdevoll. „Das iſt eine einſame Zeit für Dich!“

„Einſam?“ Male betrachtete zerſtreut einen Puppenrock. „Vor Weihnachten is es nich einſam for mir, bloß daß ich furchbar viel zu thun hab'. Nu mein' ich heut morgen, daß allens in Ordnung is, da kommt mit einmal der Poſtmeiſter und will noch Kleiders for die zwei Puppens haben. Was ſo Männers ſind — die bedenken niemals das Ende! Er is abers Wittmann, da muß man nich ſo ſtreng mit ihn ſein!“

Sie nähte und ſchnitt eilig weiter, und Hansjakob ärgerte ſich wieder. Es war ſonderbar, daß er ſich immer ärgern mußte, wenn er mit Male zuſammen war. Sie hätte ſich doch auch freuen können, daß er zu ihr kam.

„Heute abend biſt Du wohl ganz allein?“ fragte er, und ſie ſchüttelte den Kopf.

„Oha nein — Weihnachtenabend bin ich mein Lebtag nich allein geweſen. Ich bin ümmer bei Herrn Oberſten von Willing. Weil ich da ſo viel näh', will Herr Oberſt auch ümmer, daß ich mit die Herrſchaftens Weihnachten feiern ſoll. Ich bin mit in die Stube, wenn die Beſcherung is, und nachher eß ich mit in die Küche! Gott und was die Kleinen ſind, die zeigen mich all die Geſchenkens, und ich muß ihnen vorher noch all die Lieders verhören. Nee, ich bin ümmer bei Willings! Und was is der Herr Oberſt gut!“

„Davon habe ich nichts bemerkt,“ brummte Hansjakob, der den alten Herrn ſchon lange aus der Ferne bewunderte, von ihm aber ſtets überſehen wurde. „Morgen biſt Du denn wohl allein?“

„Ich?“ Male lachte. „Nee, mein guten Hansjakob, den erſten Feſttag bin ich noch nie allein geweſen. Da bin ich bei Möllers. Du weißt, Weinhändler Möllers. Die Frau is noch ein büſchen mit mich verwandt, und wenn ich ihnen auch ſonſt nicht verinkommodiere, weil daß ſie viel feiner ſind, als ich, an den erſten Weihnachtstag geh' ich gleich nach die Kirche hin. Da is denn auch auf die Kinder zu paſſen, und wenn da ſonſten Beſuch is, denn helf ich ein büſchen in die Küche. Den zweiten Feiertag geh' ich zu Poſtmeiſters. Die Kinder haben Geſellſchaft, und da muß denn ein' ſein, die nach Feuer und Licht ſieht. Die Frau is ja ſeit zwei Jahren tot, und Laura ihr Geburtstag is gerad' an den zweiten Feiertag. Da muß ſie doch auch ihr Spaß haben!“

So war Male alſo die ganze Feſtzeit beſetzt. Am Neujahrsabend war ſie in einer kinderreichen Familie und am Neujahrstag wieder bei entfernten Verwandten. Und in der Zwiſchenzeit ſollte ſie noch an zwei Ballkleidern helfen.

Sie erzählte alles mit ihrer leiſen, freundlichen Stimme und nähte dabei, daß Hansjakob ganz ſchwindelig wurde. Die eine Puppe ſah ſchon ſo aus, daß ſie anſtändig präſentiert werden konnte, und die zweite war gleichfalls aus dem Zuſtand der Unbekleidetheit herausgetreten.

„Du haſt ja ein ſchreckliches Leben!“ ſagte Hansjakob nun. „Jeden Tag etwas anderes und jeden Tag Arbeit! Die Vornehmen ſollten ſich ſchämen, Dich ſo auszunutzen!“

Male ſah erſtaunt aus. „Die Vornehmen thun mich nix, Hansjakob. Ich dank' Gott, daß ich was zu thun hab', und daß ſie alle gut gegen mir ſind. Was ſollt' ich ſonſt auf die Welt, wenn mich kein ein gebrauchen könnt'?“

„Du könnteſt auf Deiner Stube ſitzen und nachdenken!“ rief ihr Beſucher, und Male ſchnitt ein Puppenhemdchen zu.

„Nachdenken?“ wiederholte ſie dann. „Worüber ſollt' ich nachdenken? Daß ich alt bin, und daß ich kein' Mutter mehr hab', und daß allens, wo ich all die Jahrens auf gehofft hab', nix geweſen is?“

Male hatte die Schere hingelegt, und ihre Lippen zitterten. Dann aber ſchüttelte ſie den Kopf.

„Nee, Hansjakob, nachdenken will ich nich, ſo lange ich arbeiten kann, und ich will mir freuen an die Freude von anderen, ſo lange ich mir freuen kann! Und nu, Hansjakob, wenn Du ein Augenblick aufſtehen möchteſt! Du ſitzeſt auf die Puppen ihr Mantelzeug!“

Hansjakob war wieder auf der Straße, und dann ging er ſpazieren, wie es ſeiner Geſundheit ſo zuträglich war.

Er überſtand auch die Einſamkeit des Weihnachtsfeſtes und trat ins neue Jahr mit ziemlich guter Geſundheit, aber in recht ſchlechter Laune. Denn mehrere Papiere, die immer hohe Zinſen gegeben hatten, waren plötzlich ſtark gefallen, und ein Aſſeſſor, dem er eben vor Weihnachten tauſend Mark geliehen hatte, war abgereiſt, ohne ihm Adieu zu ſagen. Im Januar kam ſtarkes Schneewetter, und es dauerte eine Weile, ehe die Wege wieder gangbar waren. Hansjakob, der ſich durchaus Bewegung machen ſollte, ging in der großen Scheune des Poſthalters ſtundenlang auf und ab, und da konnte es denn nicht ausbleiben, daß er hin und wieder mit dem Poſthalter ſelbſt ſprach.

Letzterer war in dieſer Zeit ganz bekümmert, denn ſeine im Nachbarſtädtchen verheiratete Schweſter war nach kurzem Krankenlager geſtorben und hatte ihren Mann mit ſechs Kindern zurückgelaſſen. Ihr Bruder zeigte ſeinen Schmerz nicht viel, und ſeine Stimme klang wie ſonſt; manchmal aber konnte er doch mitten im Satze innehalten und auf einen Fleck ſtarren. Als Hansjakob an einem trüben Nachmittage in die große Scheune ging, um hundertmal darin auf und nieder zu wandern, fand er den Poſthalter auf einem Haufen zuſammengelegter Säcke ſitzen, und obgleich Böhmken ſich Bewegung machen wollte, ſo ſetzte er ſich doch neben ſeinen Wirt. Es war nämlich wunderbar: ſeitdem die einfacheren Leute ſich von Hansjakob zurückzogen, hätte er manchmal gern mit ihnen verkehrt.

Eigentlich wollte der Poſthalter jetzt aufſtehen und davongehen. Eine gewiſſe innerliche Müdigkeit hielt ihn aber zurück, und er fing ſogar an, nach einer Weile zu ſprechen.

„In dieſe Scheune haben Thinka und ich ſo viel zuſammen geſpielt,“ ſagte er halblaut; „ich konnte ſie nie kriegen, ſie war ſo viel flinker als ich. Und zehn Jahre jünger! Sollt' man da denken, daß ſie eher an die Reihe kommt als ich! Und die ſechs Kinders!“

Er ſtützte den Kopf in die Hand, und Hansjakob räuſperte ſich. Er hatte Thinka auch gekannt; ſie war in ſeinem Alter geweſen, und er ſah ſie plötzlich vor ſich als lachendes Mädchen mit blonden Haaren.

„Ihr Schwager muß bald wieder heiraten, Poſthalter!“ ſagte er haſtig, „dann werden die Kinder auch verſorgt ſein.“

„Und was for'n Mutter kriegen ſie!“ murmelte der Poſthalter. „Abers natürlich, heiraten muß mein Swager ja wieder — nach'n Trauerjahr. Zuerſt abers muß er eine ins Haus nehmen. Ich hab' all gedacht —“ Er ſtockte.

„Eine Haushälterin iſt leicht gefunden,“ tröſtete Hansjakob.

„Ganz gewißlich; ſo'n Perſon kriegt man leicht, abers ins Herz kann man kein ein gucken, und es gibt viele Mädchens, die verrückt ſind und bloß ein Mann haben wollen! Da ſind denn die Kinders Nebenſache! Nee, ich hab' was anderes gedacht. Ich kenn' hier ein Perſon, die mocht ich woll nach mein Swager hin haben, und ich glaub', ſie thut es auch, weil daß ſie ſo kinderlieb is. Und wenn mein Swager ihr nachher heiratet, ſo würd' ich mir freuen!“

„Wen meinen Sie denn?“ fragte Hansjakob, unwillkürlich beunruhigt, und der andere zuckte die Achſeln.

„Sie werden ihr doch nich kennen, Herr Böhmken. Sie kennen ja keinen mehr von früher. Ich meine Male Sievers, die zun Nähen und Sneidern ausgeht. Ein ſehr nettes Mädchen, abers ziemlich in die Jahrens. Geſund is ſie abers, und bloß in die letzte Zeit hat ſie ein büſchen abgenommen. Mein Frau meint, das is noch'n Geſchichte mit'n ungetreuen Bräutgam, auf den ſie ümmer gelauert hat, und der ſie nu doch in Stich ließ. Ich kann mich das nich denken. Male is ſo'n vernunftigen Karakter, die hat ihr Herz nich an irgend ein Sweinigel gehängt — da bin ich ganzen ſicher bei. Na, einerlei, morgen frag' ich ihr, ob ſie nich zu mein Swager will, und wenn ſie ihm ſpäter heiratet, denn wär' das das Beſte, was ihn paſſieren konnt'!“

Der Poſthalter war fortgegangen, und Hansjakob ging eiligen Schrittes wohl zwanzigmal in der Scheune auf und nieder. Dann aber konnte er es in der dumpfigen Luft nicht mehr aushalten und lief hinaus in das Schneewetter.

Nach längerem Umhergehen begab er ſich in das Honoratiorenwirtshaus. Die Gaſtſtube war ziemlich leer, nur ein Weinreiſender ſaß darin, der Hansjakob ſofort fünfzig Flaſchen Moſel verkaufte und ihm dann, als er Hansjakobs eheloſen Zuſtand herausfragte, eine Frau anbot.

„Sie müſſen heiraten, Herr Böhmken!“ ſagte er mit Nachdruck. „Ich kenne ein Fräulein in Kiel; dreißig Jahre alt, Examen gemacht und zwanzigtauſend Mark! Eine reizende Partie!“

„Was iſt das mit dem Examen?“ fragte Hansjakob, dem die zwanzigtauſend Mark Eindruck machten.

„Sie hat alles gelernt und ein Staatsexamen beſtanden. Geſchichte, Geographie, Botanik, Aſtronomie — alles, was Sie wollen, Herr Böhmken! Soll ich 'mal vorfragen?“

„Gewiß!“ ſagte Hansjakob mechaniſch, aber er wurde doch ſehr heiß, denn er wußte nicht, was Botanik und Aſtronomie waren.

Der Weinreiſende war ſonſt ſehr nett. Er riet Hansjakob zum Ankauf eines Hauſes und beſonders zur Anlage eines guten Weinkellers und kam immer wieder darauf zurück, daß das Fräulein in Kiel eine paſſende Frau für ihn ſein würde.

Dieſer ſagte ſchließlich zu allem „ja“, weil er ein Glas Wein nach dem anderen trank. Aber als er am nächſten Tage über den vergangenen Abend nachdachte, überkam ihn doch eine leiſe Furcht vor der Aſtronomie und der Botanik. Daher kam es wahrſcheinlich, daß er nach mehreren Tagen plötzlich wieder vor Male Sievers ſtand. Es war an einem Sonntagnachmittage, und es war überall ſchrecklich langweilig geweſen. Nur Male ſchien ſich nicht zu langweilen; ſie las in ihrem Geſangbuch und ſah überraſcht auf, als Hansjakob in der Thür erſchien.

„Gehſt Du nach Sottmanns?“ fragte er ſie kurz. So hieß der Schwager vom Poſthalter.

„Ich werd' es woll thun,“ ſagte ſie zögernd. „Die kleinen Kinder —“

„Er ſoll trinken!“ bemerkte Hansjakob, indem er ſich ſchwer hinſetzte. „Solchen Kerl würde ich nicht heiraten.“

„An heiraten denk' ich auch nich —“ Male lachte leiſe. „Abers, wenn ich mich denk', daß ich da Gutes thun kann —“

„Natürlich willſt Du ihn heiraten!“ ſchrie Hansjakob. Er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe ſtieg, und dieſe Empfindung reizte ihn noch mehr. „Solche alte Perſon wie Du — ich würde mich ſchämen an Deiner Stelle! Alle Leute werden über Dich lachen!“

„Über mir haben die Leute woll noch nich gelacht!“ ſagte Male, „und wenn ſie es thun, denn laß ſie! Ich mein', da is nix Lächerliches bei, wenn ich zu die mutterloſen Kinners gehe; ich wär' auch ſchon da, wenn Sottmann ſein Sweſter nich noch länger bleiben thät'. Und ich hab' hier auch noch zwei Tanzgeſellſchaftens, wo ich bei die Sneiderei helfen muß.“

Das alte Mädchen hatte ruhig geſprochen; aber ſie ſchlug ihr Geſangbuch doch ziemlich haſtig zu und legte es vor ſich auf den Tiſch. Bei dieſer Gelegenheit flog ein kleines, weißes Päckchen heraus und fiel Hansjakob gerade vor die Füße. Unwillkürlich bückte er ſich darnach und nahm es auf. Es waren in Papier eingeſchlagene, trockene Blumen, und auf der Außenſeite ſtand mit ungefüger Schrift geſchrieben: „Von meinem Hansjakob, ehe er auf See ging.“

Böhmken legte das Päkchen haſtig auf den Tiſch; aber ſein Geſicht brannte.

„Sottmann trinkt!“ ſagte er noch einmal, und Male ſah ihn ernſthaft an.

„Da weiß ich nix von. Und wenn er's thut, dann müſſen die Kinder erſt recht ein Aufſicht haben. Und Dich möcht ich nu auch mal was ſagen, Hansjakob! Laß Dir nich mit die Feinens ein, die lachen über Dir. Da hab ich nu ſchon genug von gehört!“

„So? Sie lachen?“ Hansjakob ſtand erregt auf. „Was haben ſie zu lachen? Ich bin ebenſo fein wie ſie, und Geld hab ich mehr als ſie! Wollen die jungen Herren nicht alle Geld von mir leihen?“

„Nu ja, ſie leihen woll Geld von Dich. Abers ihr Hanswurſt biſt Du doch, Hansjakob. Und meinſt, daß ſie Dir leiden mögen?“

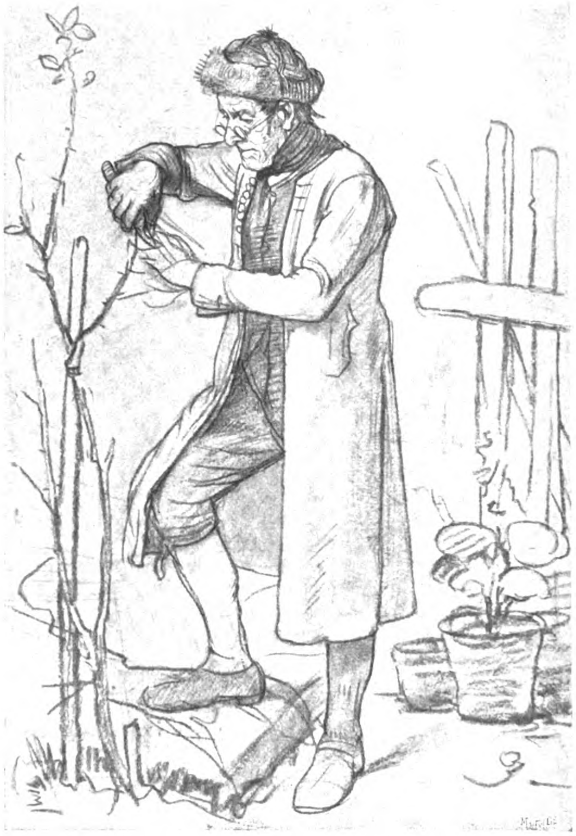
„Leiden mögen?“ Er lachte höhniſch. „Was mach' ich mir aus Leidenmögen! Meinſt Du, daß mich jemand in Südamerika leiden mochte? Solche Dummheit kenne ich nicht mehr!“

Er ging mit großen Schritten in dem kleinen Zimmer auf und nieder, und Male nickte ernſthaft.

„Darum is er auch ſo komiſch!“ ſagte ſie halb für ſich. „Du lieber Gott — er fragt nich mal nach Leidenmögen! Na, denn verſteh ich allens!“

Mit unverſtändlichem Gemurmel ging Hansjakob wieder davon. Er war ſo aufgeregt, daß er ſofort in das feine Wirtshaus ging, alle Ankommenden einlud und mehr Unſinn ſprach, als ſonſt in ſeinem ganzen Leben. Die alten Honoratioren ſaßen an ihrem Tiſch ganz regungslos vor

Staunen. Die jungen Herren aber lachten und ſuchten Hansjakob immer weiter zu reizen. Es kamen auch Sonntagsgäſte, und die ſonſt ſo ſtille Gaſtſtube wurde ſo laut, daß die alten Herren ſehr verdrießlich ausſahen. Aber ehe ſie fortgingen, hatte Hansjakob ſich ſchon ſtill davon gemacht. Ihm war plötzlich nach dem lauten Sprechen und dem vielen Trinken ſehr ſchlecht zu Mute geworden, und er ſehnte ſich nach friſcher Luft. Als er eilig aus der Hausthür trat, glitt er auf der Treppe aus und fiel ſeitwärts hinunter in den tiefen Schnee, der dort eigens von der Hauptſtraße hingeſchaufelt war. Da außerdem die Straßenbeleuchtung eine ſpärliche war, ſo konnte Hansjakob hier unbeachtet liegen bleiben, ſo lange wie er wollte. Dazu hatte er nun natürlich keine Neigung. Denn abgeſehen von einer vorübergehenden Betäubung empfand er vorläufig keinen beſonderen Schmerz. Schon hatte er ſich mit einem unterdrückten Fluche wieder halb aufgerichtet, da kamen die alten Honoratiorenherren aus der Hausthür. Sie gingen langſam und bedächtig, deshalb fielen ſie nicht, und als ſie die etwas hohe Treppe vorſichtig hinuntergeſtiegen waren, unterhielten ſie ſich noch ein wenig, ehe ſie ſich von einander verabſchiedeten.



Herbſtarbeit im Garten. Skizze von Hugo Oehmichen.

„Ein entſetzlicher Kerl!“ ſagte der Oberſt; derſelbe, den Male ſchon mehreremale, wenn ſie von ihm ſprach, „ein ſüßen Mann!“ genannt hatte. „Ein ordinäres Rindvieh!“ fuhr er mit ſeiner trockenen ſcharfen Stimme fort und ſchlug mit dem Stock in die Luft. „Wenn er noch oft in die Weinſtube kommt, gehe ich nicht mehr hinein.“

„Nun, er trinkt ſich bald den Tod an den Hals!“ beſänftigte ihn der Graf, der die Angewohnheit hatte, von allen Leuten, die er nicht leiden mochte, zu hoffen, daß ſie bald ſtürben. „Dieſe Leute aus Südamerika leben niemals lange. Ich habe übrigens dem Wirt geſagt, er ſolle einmal mit dem Poſthalter reden, daß der dieſen Böhmken wenigſtens in ſeiner Gaſtſtube feſtnagelt. Er wohnt doch bei ihm.“

„Der Poſthalter will auch nichts von dieſer reizenden Pflanze wiſſen!“ miſchte ſich ein dritter ins Geſpräch. „Er ſagt, wenn er nicht die beiden leer ſtehenden Zimmer oben hätte — es iſt Schwamm darin, und ſie ſollen ungeſund ſein — dann würde er Böhmken lange herausgeworfen haben. Er ſei unleidlich!“

„Er iſt dumm!“ verſicherte der Graf wieder, deſſen Gemütsart die mildeſte zu ſein ſchien.

„Hörten Sie nicht, daß der Weinreiſende Clauſen ſich einen Witz mit ihm gemacht hat? Er hat verſprochen, ihm aus Kiel eine Frau zu beſorgen. Clauſen hat ſie als ſehr gelehrt beſchrieben, und unſer Hansjakob ſcheint ängſtlich bei der Beſchreibung geworden zu ſein. Aber er hat doch Luſt zu ihr und wird hoffentlich jedesmal, wenn Clauſen wiederkommt, eine Weinbeſtellung machen, um noch etwas mehr von ihr zu hören!“

Alle Herren lachten. Nur der Oberſt ſtimmte nicht in das Gelächter ein. „Einerlei,“ rief er vielmehr zornig, „es iſt doch abſcheulich, daß man ſelbſt in einer kleinen Stadt nicht ungeſtört leben kann! Überall zeigt ſich das Protzentum, und ſei es auch nur in der Geſtalt eines Viehtreibers!“

„Na, er wird gewiß bald ſterben!“ tröſtete der Graf wieder, und dann gingen die Herren aus einander.

Als ihre Schritte im Dunkeln verhallt waren, richtete Hansjakob ſich etwas mehr in die Höhe. Zuerſt fühlte er an ſeinen Kopf. Der war ganz unverſehrt. Dann betaſtete er ſeinen Oberkörper, und dann endlich verſuchte er auf die Füße zu kommen. Aber als ihn plötzlich ein zuckender Schmerz durchfuhr, ſank er mit lautem Stöhnen wieder zuſammen. Er hatte ein Bein gebrochen.

Am anderen Morgen ging der Poſthalter bedächtig neben Male Siewers her, die nur mühſam ihre Ungeduld zu bemeiſtern verſuchte.

„Man nich ſo ſchnell, Male. Wir kommen noch früh genug! Der Kerl kann gut warten!“

„Ach, Herr Poſthalter!“ Male ſeufzte tief. „Sie ſind doch ſonſt ſo’n guten Mann —“

„Nee — ich mag ihn auch nich leiden, und daß er nu mit einmal nach Ihnen ruft, mag ich auch nich. Wo Sie nu grade zu mein Schwager Sottmann ſollen! Was will er überhaupt von Sie? Ich hab nich bemerkt, daß er nach Sie gefragt hat, als er noch kein gebrochenes Bein hatte!“

Aber Male hörte nicht mehr auf den Poſthalter. Sie war ihm voraus die dunklen Treppen hinauf gelaufen und ſtand ſchon vor Hansjakobs Bett. Er lag totenblaß mit halbgeſchloſſenen Augen da. Als ſie aber ſeinen Namen leiſe rief, hob er den Kopf und ſah ſie an.

„Male,“ flüſterte er, „es is noch allens wie früher, nich?“

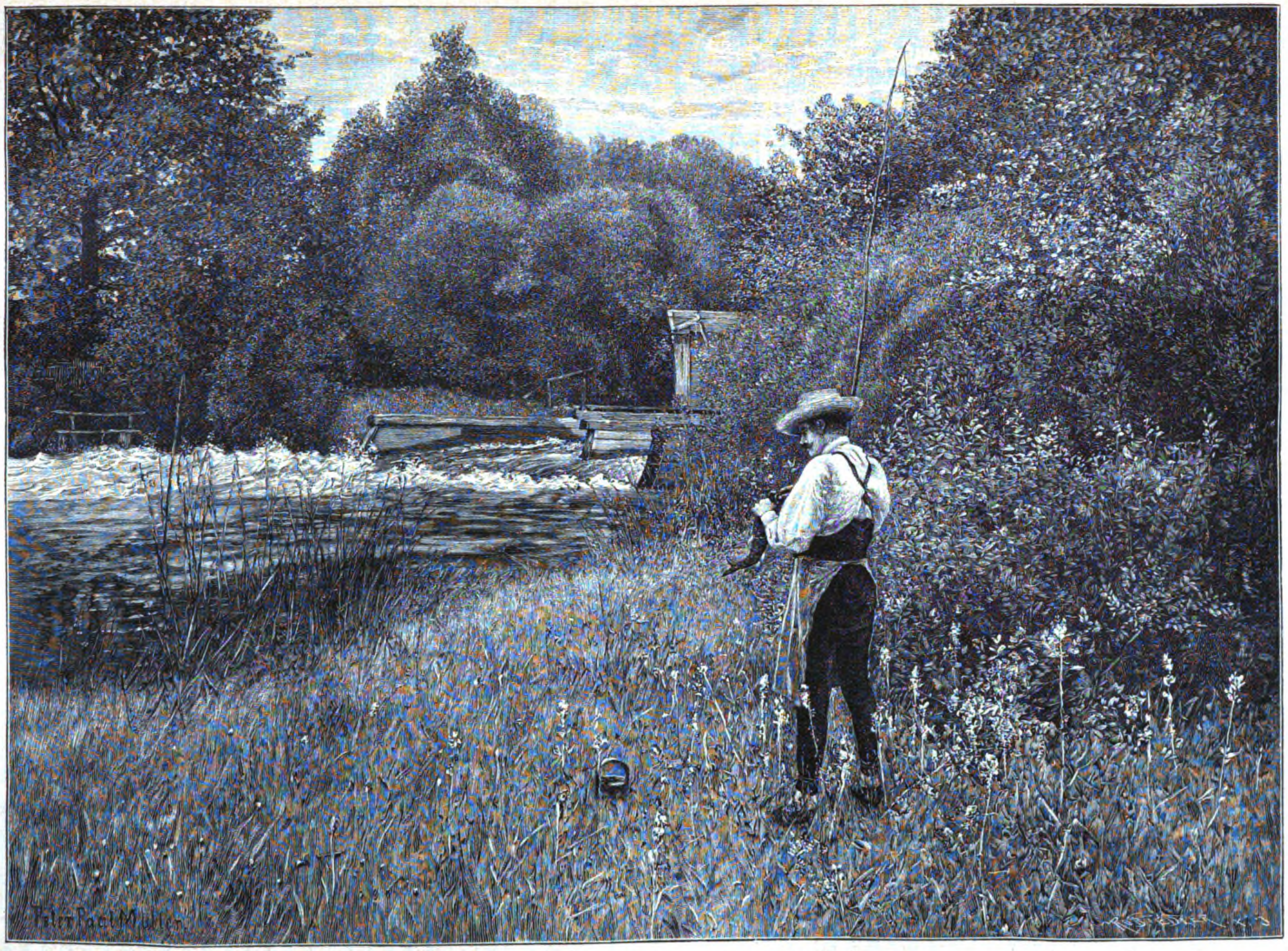
„Gewiß, mein Hansjakob!“ verſetzte ſie halb verwundert.

„Ich mein’, wir ſitzen Hand in Hand, und ich pflück Dich Blumen, Male! Blaue Blumen, und Du legſt ſie in Dein Geſangbuch und ich —“ er ſtockte und griff mit der Hand in die Luft. „Ich will noch nich tot bleiben!“

„Sei man ſtill, mein Hansjakob, es wird noch allens gut!“ tröſtete Male und er ſchloß wieder die Augen.

„Bloß —“ ſagte er endlich wie halb im Traume — „bloß — Du darfſt nie und nimmer mehr von mich gehen — auch nich zu Sottmann! Der trinkt!“ ſetzte er zornig hinzu, und dann ſchlief er ein.

Jetzt hatte das ganze Städtchen wieder Gelegenheit, über


Peter Paul Müller

Der Angler. Nach dem Gemälde von Peter Paul Müller.

Hansjakobs Unfall zu ſprechen. Niemandem aber that er eigentlich leid. Er war den Leuten zu langweilig und zu eingebildet geweſen. Nur der gutmütige Graf, der manchmal ein Glas Bier beim Poſthalter trank, redete dieſen nach einigen Tagen auf ſeinen kranken Gaſt an. „Wie geht es denn Böhmken eigentlich? Er ſoll ein Bein gebrochen haben und bei Ihnen krank liegen. Er iſt wohl ſehr unangenehm, nicht wahr?“

Der Poſthalter hatte ſich zu ſeinem Beſucher geſetzt und ſtrich mit der Hand über den Tiſch. „Na,“ ſagte er, und dabei lachte er ein wenig, „wo Male ihn in Kur hat, da wird er woll manierlich werden!“

„Wer, was? Male, unſere Male?“ Der Graf wurde ganz aufgeregt, und der andere nickte.

„Ja, unſere Male! Ich hätt ihr gern in unſere Familje gehabt; abers ſie ſagt ja, daß ſie dieſen Kerl liebt, und daß ſie ihn immer geliebt hat! Was kann man abers gegen die Liebe?“

Nein, gegen die Liebe kann man nichts; das ſagten alle Leute in der kleinen Stadt, obgleich manche unter ihnen ſehr den Kopf ſchüttelten und Male nicht begreifen konnten. Denn es kam nun alles heraus: Ihre frühere Verlobung mit Hansjakob, ſeine offenbare Gleichgültigkeit und ſeine jetzige plötzliche Veränderung. Wenn es mit rechten Dingen zuginge, meinten manche, ſo dürfe Male den langweiligen und zugleich unangenehmen Patron nicht heiraten.

Aber ſie that es doch; ſie liebte ihn eben, und der Poſthalter ſagte doch auch, daß man gegen die Liebe nichts könne. Im April war die Hochzeit, und alles lief in die Kirche von den Honoratioren abwärts bis zum kleinſten Sohn des Poſthalters, der noch getragen werden mußte. Hansjakob ſah noch blaß aus — er hinkte ein wenig, und ſeine Wangen waren nicht mehr ſo rund; er machte aber auf das Publikum keinen üblen Eindruck, und über Males ſchwarzes Seidenkleid und ihre roſigen Wangen freute ſich jedermann. Nach der Trauung drängten ſich alle vornehmen Leute an Male heran, um ihr zu gratulieren, und wenn Hansjakob es noch nicht gewußt hatte, ſo konnte er jetzt merken, daß man nicht gerade fein zu ſein braucht, um bei den feinen Leuten in gutem Anſehen zu ſtehen. Aber er ſagte gar nichts zu allen Gratulanten und ſtand ein wenig ſcheu im Hintergrunde. Erſt beim Hochzeitsmahle, das beim Poſthalter ſtattfand, und an dem nur Males Verwandte teil nahmen, ſtieß er ſeine jetzige Frau freundſchaftlich in die Seite.

„Ich freu mir, daß ich Dir hab, mein Male. Abers, daß Du ſo viel von die Feinens kennſt, das mag ich nich, das mußt Dir abgewöhnen — das ſind allens falſche Karnaljen. Mit die darfſt nix mehr zu thun haben!“

Male drückte ihm lächelnd die Hand. „Mein Hansjakob, ich thu, was Du willſt, das weißt Du ja — wir wollen es gut zuſammen haben!“

Und ſie haben es gut mit einander. Die Welt ſagt, es kommt daher, weil Hansjakob alles thut, was Male will. Jedenfalls iſt er jetzt ſehr befreundet mit dem Poſthalter und deſſen Genoſſen und hat ganz vergeſſen, daß er eine Zeit lang mehr ſein wollte, als ſeine Freunde. Nur im Scherz nennen ihn dieſe noch manchmal den feinen Hansjakob. Denn er iſt wirklich nicht mehr allzu fein.

Eine Stunde bei Herrn von Hanneken.

Von Hanns von Zobeltitz.

Der Name des Herrn von Hanneken wird unſeren Leſern noch friſch in der Erinnerung ſein, wurde er doch während des japaniſch-chineſiſchen Feldzuges wieder und immer wieder genannt.

Herr von Hanneken, der nach der Beendigung des Krieges China verließ, weilte kürzlich in Berlin, und ich fand Gelegenheit, mich mit ihm über den Feldzug und ſeine vorausſichtlichen Folgen zu unterhalten. Bei der allgemeinen Aufmerkſamkeit, mit welcher die Entwickelung der Dinge in Oſtaſien verfolgt wird, die auch, kaum ein wenig in den Hintergrund getreten, jetzt durch die Miſſionsmorde neu erregt wurde, glaube ich, daß das Geſpräch auch für unſere Leſer von Intereſſe ſein wird. Und das um ſo mehr, als Herr von Hanneken wohl, wie wenige andere Deutſche, mit den chineſiſchen Verhältniſſen vertraut iſt und ſich ungemein offen und rückhaltslos über ſie äußert.

„Ich ging im Jahre 1879 nach China, wohin mich der Vicekönig Li-Hung-Chang berufen hatte,“ erzählte Herr von Hanneken. „Meine Aufgabe — ich war preußiſcher Artillerieoffizier geweſen — ſollte in der taktiſchen Schulung der kleinen Armee des Vicekönigs beſtehen. Sie werden es wahrſcheinlich wiſſen, aber ich muß es doch noch beſonders betonen, weil es für das Verſtändnis der ganzen Verhältniſſe von der einſchneidendſten Bedeutung iſt: China beſitzt überhaupt kein einheitliches Heer in unſerem Sinne. Die Armee, mit welcher um die Mitte des XVII. Jahrhunderts die jetzige Dynaſtie den Drachenthron eroberte, wurde zur Befeſtigung der neuen Dynaſtie auf alle Teile des weiten Reiches verteilt. Sie beſtand aus den vielgenannten mandſchuriſchen Bannertruppen, die ſich ſpäter mit chineſiſchen Elementen miſchten und nur für lokale Zwecke verwendbar wurden. Das alte kaiſerliche Heer verwandelte ſich auf dieſe Weiſe in eine Art Landgendarmerie, welche ſeit 250 Jahren auf demſelben Standpunkt der Bewaffnung, Einteilung und Ausbildung ſtehen blieb und vollkommen unbrauchbar wurde für eigentliche kriegeriſche Operationen. Die Leitung der letzteren fiel lediglich den Vicekönigen oder den ſpeziell für den jeweiligen Zweck ernannten Generalen zu, die ſich, mit mehr oder weniger Mitteln und Energie, jeder ein beſonderes kleines Heer bildeten. Nun gibt es zwar in Peking ein Kriegsminiſterium für das ganze Reich, aber dieſes Miniſterium hat lediglich die Angelegenheiten jener Landgendarmen unter ſich — es iſt alſo, praktiſch geſprochen, keine Behörde, welcher die Verteidigung des Reichs gegen einen auswärtigen Feind obliegt.

Der Vicekönig Li-Hung-Chang hatte ſich zur Zeit der Taiping-Rebellion ein Heer, richtiger ein Korps von ungefähr 50000 Mann gebildet, das im Lauf der Zeit auf etwa 36000 Mann zuſammenſchmolz. Ich fand dasſelbe im weſentlichen als eine taktiſch unbrauchbare Maſſe vor mit einem oberflächlichen Drill nach engliſchem Muſter. Ich bildete daher zunächſt als Muſtertruppe ein Bataillon, eine Eskadron, eine Batterie auf preußiſcher Grundlage aus, fand aber bald bei den älteren chineſiſchen Generälen einen kaum zu überwindenden paſſiven Widerſtand. Als ich dann von dem Vicekönig, vielleicht unter der mittelbaren Einwirkung dieſes Widerſtandes, von meiner bisherigen Aufgabe abberufen und mit der Befeſtigung von Port Arthur betraut wurde, zerfiel das Wenige, das ich geſchaffen, ſchnell wieder. Es kamen jedoch einige Jahre ſpäter noch einige preußiſche Offiziere nach China, und dieſe haben den vicekoniglichen Truppen einen oberflächlichen Schliff nach europäiſcher Art gegeben. Mehr zu leiſten war bei der Abneigung der einzelnen Kommandeure und dem geringen Intereſſe des Vicekönigs unmöglich.

„Das iſt doch wunderbar!“ warf ich ein. „Der Vicekönig iſt uns nach den Zeitungsberichten ſtets als ein weitſichtiger und ungemein energiſcher Mann erſchienen. Man hat ihn bei uns wohl ſogar den chineſiſchen Bismarck genannt.“

Herr von Hanneken lächelte. „Unſtreitig iſt Li-Hung-Chang ein bedeutender Mann, ſogar der bedeutendſte lebende Chineſe, ein außerordentlich gewandter Diplomat und ein weitſichtiger Politiker. Trotz ſeines großen Einfluſſes auf die Schritte der Regierung und trotz ſeiner faſt vollkommen ſouveränen Macht konnte er ſich aber als Organiſator doch nie genügend von dem Einfluß althergebrachter chineſiſcher Ideen und Gebräuche frei machen. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß es ihm nicht auf allen Gebieten gelang, ſeine urſprünglichen Abſichten konſequent durchzuführen, und daß im beſonderen ſeine reorganiſatoriſchen Beſtrebungen auf militäriſchem Gebiet, wo es ſich vor allem zuerſt um Ausrottung alter Ideen und Vorurteile handelte, an dem ſtetigen Widerſtande ſeiner Generale und Unterbeamten ſcheiterten. — Aber auch als Politiker hat er ſich in Bezug auf den Krieg mit Japan einer großen Täuſchung hingegeben. Er hoffte feſt auf eine Intervention der fremden, der europäiſchen Mächte und glaubte nicht, daß die letzteren eine Invaſion Chinas durch Japan ruhig mit anſehen würden. — Verleitet war er zu dieſer Auffaſſung durch die andeutungsweiſe gegebenen Verſprechungen der Geſandten Rußlands und Englands, wie auch durch die Haltung der engliſchen Flotte bei Beginn der Feindſeligkeiten in Korea. Dieſen für den Vicekönig ſo beruhigenden Ausſichten gegenüber konnte die geringe Zahl derjenigen, welche die Gefahr rechtzeitig erkannten, mit ihren Mahnungen nicht durchdringen. — Selbſt als der General Yamata mit der erſten japaniſchen Armee den Yalufluß überſchritt und damit den Krieg von koreaniſchem auf chineſiſches Gebiet übertrug, rechnete der Vicekönig noch auf die in Ausſicht geſtellte Intervention der Mächte. Um des „bißchen Koreas" halber aber eine ſchwere und koſtſpielige Rüſtung zu tragen, war ihm nie erforderlich erſchienen. Das dürfen Sie nämlich nicht überſehen: es iſt in einer Beziehung in China ganz wie bei uns — das Geldausgeben für Heereszwecke iſt nichts weniger als populär. Dieſe Scheu vor größeren Ausgaben iſt denn auch der Hauptgrund geweſen, daß China ſo gänzlich ungerüſtet in den Krieg ging.

Aber laſſen Sie mich zunächſt über meine perſönlichen Erlebniſſe weiter plaudern. Ich hatte bereits vor drei Jahren mein direktes dienſtliches Verhältnis zum Vicekönig gelöſt und war nach Deutſchland zurückgekehrt mit der Abſicht, mich für längere Zeit, wenn auch nicht für immer, in der Heimat niederzulaſſen. — Privatverhältniſſe, die meine Anweſenheit in China erforderten, veranlaßten mich im Frühling vorigen Jahres wieder dorthin zurückzukehren, und ſo wollte es der Zufall, daß ich gerade in Tientſin eintraf, als die Rebellion in Korea ausgebrochen war, die ſpäter die praktiſche Veranlaſſung zu dem japaniſch-chineſiſchen Kriege wurde. — Mein langjähriges Intereſſe an China erwachte aufs neue, die Lage der Dinge begünſtigte die Wiederherſtellung meiner alten Beziehungen zum Vicekönig Li-Hung-Chang. Dieſer verlangte eine genaue Darſtellung der koreaniſchen Verhältniſſe mit Bezug auf einen eventuellen Feldzug in Korea — ſo kam es, daß ich mich vor Beginn der Feindſeligkeiten an Bord des Transportdampfers Kowſhing befand, welcher unweit der koreaniſchen Küſte von japaniſchen Kriegsſchiffen in den Grund gebohrt wurde. — Die ſehr abenteuerliche Art meiner Errettung, — das Faktum, daß ich für viele Tage der einzige Europäer blieb, der dieſem Maſſenmord entgangen war, bis ſpäter noch der engliſche Kapitän und der erſte Offizier des Schiffes aus japaniſcher Gefangenſchaft auftauchten, weiter die durch mich veranlaßte Errettung von 190 Chineſen und deren Rückführung nach China — hatten meiner ohnedies bekannten Perſönlichkeit in den Augen der meiſten Chineſen einen ungeheueren Nimbus verliehen. — Als dann nach Ausbruch des Krieges die Flotte durch ihre wenig energiſche Haltung den Unwillen ganz Chinas erregte, verlangte man meine Ernennung zum Berater des Admirals und Inſpekteur der Küſtenverteidigungsmittel."

„Man erwartete in Deutſchland gerade von der chineſiſchen Flotte — im Gegenſatz zur Landarmee — wenigſtens einigermaßen tüchtige Leiſtungen."

„Nicht nur in Deutſchland, erſt recht in China ſelbſt. Soweit überhaupt dort von einem gemeinſamen nationalen Empfinden während der Kriegszeit die Rede ſein konnte, konzentrierte ſich dies ausſchließlich auf die Flotte des Vicekönigs. Sie hatte ja — nach chineſiſchen Begriffen — ein unerhörtes Geld gekoſtet, man durfte alſo auch von ihr etwas verlangen. Nun waren ja in der That wenigſtens ſieben auf dem Stettiner Vulkan und bei Armſtrong gebaute Schiffe vorzüglich, und es haben ſich, wie ich gar nicht genug betonen kann, beſonders die beiden Panzerſchiffe des Vulkan ausgezeichnet bewährt. Aber wie ſtand es ſonſt? Nur ein Beiſpiel: als Krupp die Armierung geliefert hatte, hatte er für jedes Geſchütz auch etwa je 50 Granaten der verſchiedenen Arten mitgeliefert. Darüber waren Jahre vergangen, die meiſten Granaten waren zu Übungszwecken aufgebraucht, vor allem gerade die Sorten, deren wir für den Kampf am notwendigſten bedurften. Als ich die Beſtände revidierte, fand ich großen Mangel an zweckentſprechender Munition aller Art. — Beſonders empfindlich war dieſer Mangel für die wichtigſten Geſchütze der Panzerſchiffe. Auf meine ſofortige Reklamation lieferte das Arſenal in Tientſin von ihm ſelbſt gegoſſene Granaten, die ſich aber bald als zum Teil gar nicht, zum anderen Teil nur notdürftig verwendbar herausſtellten. So kam der Tag der Seeſchlacht am Yalufluß heran. Was die Japaner auch ſagen mögen, mit Bezug auf die Schlacht ſelbſt kann ich ihnen auch heute noch nicht den Sieg zugeſtehen. Die größeren Verluſte waren ja entſchieden auf chineſiſcher Seite, aber auch faſt das ganze japaniſche Hauptgeſchwader wurde lange vor Beendigung der Schlacht gefechtsunfähig. — Nur das ſogenannte fliegende Geſchwader hielt den beiden chineſiſchen Panzerſchiffen lange ſtand, indem es dieſelben in reſpektvoller Entfernung — übrigens in ſehr geſchickter Weiſe — im weiten Bogen umkreiſte und vermöge größerer Fahrgeſchwindigkeit dieſe Taktik lange Zeit aufrecht erhalten konnte. Aber auch dieſes Geſchwader räumte ſchließlich das Feld, ſei es, wie die japaniſchen Berichte angeben, aus Furcht vor den beiden chineſiſchen Torpedobooten, oder aus anderen Gründen. Jedenfalls blieb der Reſt der chineſiſchen Flotte im Beſitz des Schlachtfeldes. Einen entſcheidenden Erfolg würden die beiden Schlachtenpanzer gerade während dieſes letzten Teils der Schlacht erzielt haben können, wenn ſie über die entſprechende Munition verfügt hätten; ſo wie die Sache lag, waren die an ſich ſchon mangelhaften Zündergranaten chineſiſchen Fabrikats während des erſten Teils des Gefechts verſchoſſen und die vorhandenen Panzergranaten gegen die ungepanzerten ſchnellen Kreuzer der Japaner nur von fraglicher Wirkung."

„Wie erklären Sie aber die ſpätere Unthätigkeit der Flotte, Herr von Hanneken?"

„Der Hauptgrund hierfür iſt wohl in der Unentſchloſſenheit der Kapitäne zu ſuchen, die den Stab des Admiral Ting bildeten. — Letzterer war ein durchaus ſchneidiger und mutiger Mann mit dem beſten Willen, aber auch er war in ſeinen Beſtrebungen vielfach lahm gelegt worden durch die andauernden Gegenintriguen der mit der Flotte in Verbindung ſtehenden Verwaltungsbeamten. Außerdem hatte er als ehemaliger Kavalleriegeneral es nicht verſtanden, ſich derartig in Marineſachen einzuarbeiten, wie es notwendig geweſen wäre, um abſolut ſelbſtändig handeln zu können. Nachdem es der Koterie ſeiner Kapitäne gelungen war, den ihm ſeiner Zeit beigeordneten engliſchen Admiral Long wegzudrängen, war Ting in allen fachmänniſchen Angelegenheiten mehr oder weniger in die Hände ſeiner Stabskapitäne geliefert. Hierin iſt meiner Meinung nach die Urſache für die ſo ſehr mangelhafte Kriegsbereitſchaft der Flotte zu ſuchen, die zu ihrer ſpäteren Unthätigkeit und zu der Kataſtrophe in Wei-hai-wei führte."

Wir kamen nun auf den Landkrieg zu ſprechen. Herr von Hanneken erkannte die Tüchtigkeit des japaniſchen Heerweſens unumſchränkt an, und was er über das chineſiſche ſagte, beſtätigte nicht nur alles das, was wir aus engliſchen Berichten früher ſchon erfahren haben, er ſchilderte die Zerfahrenheit der Verhältniſſe ſogar in noch grelleren Farben. So war z. B. die kleine Armee des Vicekönigs mit verſchiedenen Gewehrmodellen ausgerüſtet, und es kam vor, daß ein Korps in einem der entſcheidenden Gefechte überhaupt ſo gut wie kampfunfähig war, weil die armen Kerle Munition erhalten hatten, die zu ihren Gewehren nicht paßte. Intereſſant war mir auch, daß die in unſeren Zeitungsberichten oft erwähnte Armee von Peking, die gegen Ende des Feldzugs angeblich noch zum Schutz der Hauptſtadt bereitſtehen ſollte, in der That gar nicht exiſtierte, daß Peking faſt wehrlos vor den Japanern lag. Es hätte nur ihres energiſchen Vorwärtsgehens bedurft, meinte Herr von Hanneken, und ſie würden keinen nennenswerten Widerſtand gefunden haben. Aber ſie wollten nicht weiter vorgehen, ſie ſcheuten, es ſei dahingeſtellt, ob mit Recht oder Unrecht, die weitere Ausdehnung ihres Operationsfeldes; auch war die Stimmung im eigenen Lande nicht mehr ſo günſtig für die Kriegspartei, wie zu Anfang des Feldzugs, man fürchtete Schwierigkeiten im Parlament, fürchtete, daß die großen Koſten in ſchlechtem Verhältnis zu dem vorausſichtlichen Gewinn ſtehen würden. Dann begannen die Friedensunterhandlungen — China war gerettet.

„Inzwiſchen hatte ſich,“ fuhr Herr von Hanneken fort, „eine für mich ſehr intereſſante Epiſode abgeſpielt. Ich wurde, ſobald meine in der Seeſchlacht erhaltene Wunde einigermaßen geheilt war, nach Peking berufen. Man wollte dort meine Anſicht hören, ich ſollte beſtimmte Vorſchläge machen. Ich konnte nach beſtem Gewiſſen nur einen Plan entwickeln: den der Schöpfung einer wirklichen einheitlichen kaiſerlichen Armee, die von den Provinzleitern unabhängig ſein müſſe, für die reichliche Mittel bereit zu ſtellen wären, und die lediglich von europäiſchen Offizieren kommandiert werden ſollte. Die kaiſerliche Regierung ſelbſt war ganz meiner Anſicht und wünſchte dieſen Plan ſofort auszuführen; als derſelbe aber aus den Vorberatungen heraustrat, zeigte ſich die Machtloſigkeit der Regierung, die Machthaber in den Provinzen widerſetzten ſich ihm mit aller Kraft. Sie fürchteten, mit dem Recht, eigene Truppen aufzuſtellen, auch wertvolle andere Rechte zu verlieren. Selbſt mein bis dahin freundſchaftliches Verhältnis zu Li-Hung-Chang war mit einemmal geſtört. Dann kamen die Friedensunterhandlungen, und es blieb alles beim alten.“

„Empfand man in China denn die Friedensbedingungen als beſonders drückend?“

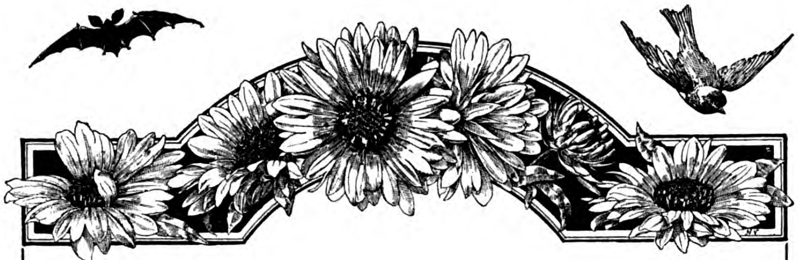
Herr von Hanneken ſchüttelte den Kopf. „So, wie ſie ſich ſchließlich geſtaltet haben, wohl kaum. Korea wird ohne weiteres verſchmerzt; über Formoſa wird man ſich ganz kurze Zeit ein wenig grämen, aber wenn für die Bezahlung der Kriegskoſten erſt einmal Rat geſchafft iſt, was bei den Hilfsmitteln Chinas nicht allzu ſchwer fallen ſollte, iſt die ganze Geſchichte bald vergeſſen.“

„Wollen Sie damit auch ſagen, Herr von Hanneken, daß die erwartete Ära der Reformen für China ausbleiben wird?“ warf ich ein.

„Das wird ganz von der Haltung der auswärtigen Mächte abhängen. Im allgemeinen wünſcht der Chineſe keine Reformen, auch mangelt ihm die nötige Initiative — im großen wie im kleinen; er reagiert nur auf den Druck von außen. Deshalb iſt auch für die auswärtigen Mächte eine energiſche Politik in China die richtigſte und wäre gerade für Deutſchland im Intereſſe unſerer Induſtrie ſehr zu wünſchen.“

„Sie berühren damit einen Punkt, der in Deutſchland die öffentliche Meinung recht empfindlich berührt hat. Nachdem das Deutſche Reich erſt mit Rußland und Frankreich zuſammen im Intereſſe Chinas intervenierte, iſt es anſcheinend von den beiden anderen Mächten beiſeite gedrückt worden. Wenigſtens deutet man ſich den Abſchluß der chineſiſchen Anleihe in Paris, unter Garantie Rußlands, bei uns in dieſem Sinne.“

„Das mag ſchon ſein. Ob es aber nicht ſchließlich doch in Deutſchlands Intereſſe liegt, wenn Rußland ſich in Oſtaſien recht tüchtig engagiert? Man kann nie wiſſen, was ſich dort vorbereitet, und dem japaniſchen Selbſtvertrauen, ja ſeinem Übermut iſt alles zuzutrauen! Übrigens, was die Anleihe anbetrifft! Die ruſſiſch-chineſiſche Anleihe deckt ja ferner nicht den vierten Teil des Geldgebrauchs Chinas für die nächſte Zeit, der Berliner und der Londoner Geldmarkt kommen auch noch an die Reihe für die Beſchaffung des großen Reſtes. Zudem aber: ohne Schuld ſind die Herren von



Herbſttag im Hochthal.

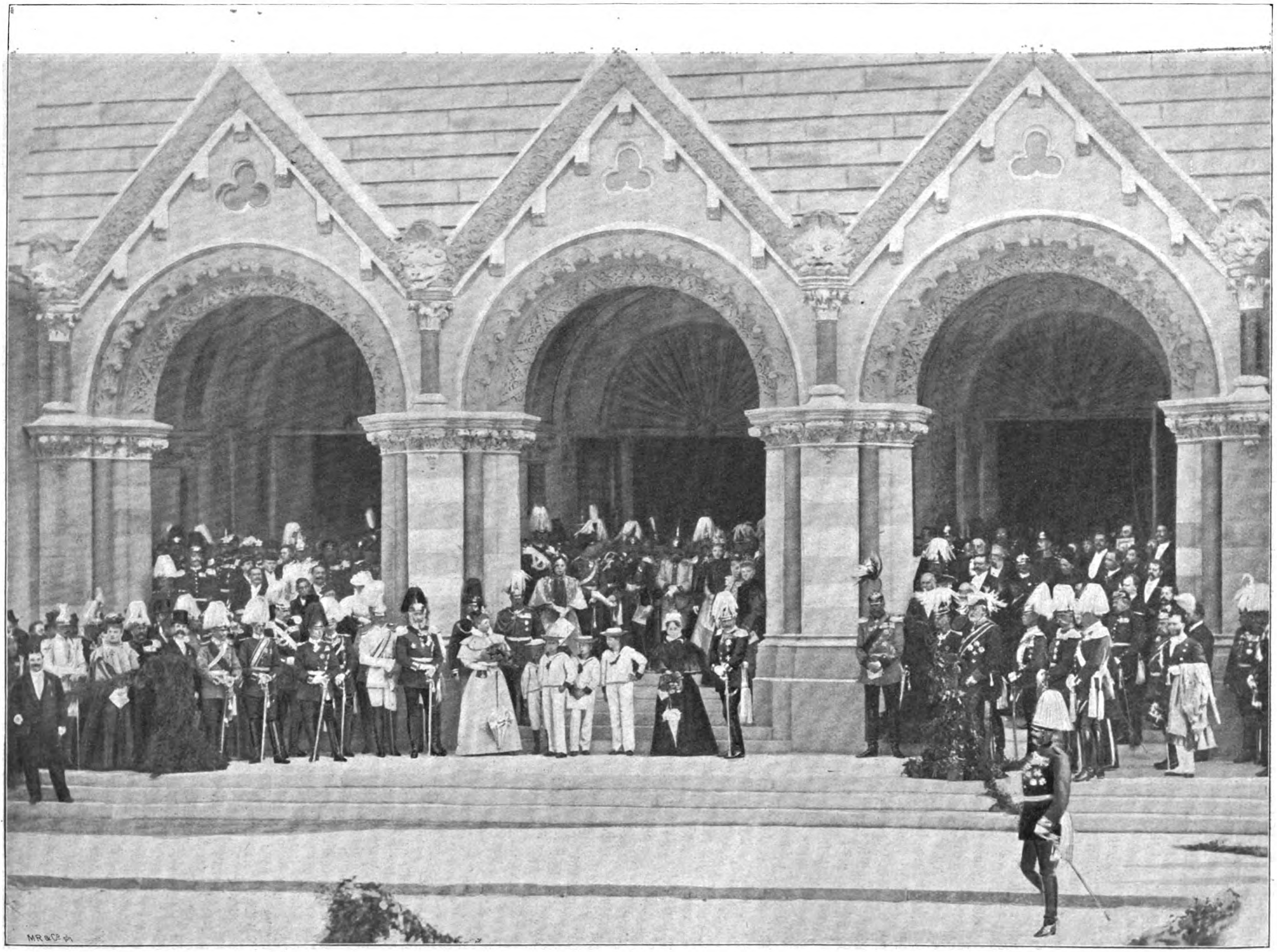
Oktober iſt's: in anmutvoller Pracht
Ziehn thalwärts ſich des Laubwalds ſanfte Hänge,
Der Bergeskiefern finſteres Gedränge
Steigt kräftig an in ewig gleicher Nacht.

Hoch über ihnen deckt der erſte Schnee
Der Felſenwüſte vielgeſtalt'ge Spitzen,
Und in der milden Herbſtesſonne blitzen
Des Waldbachs Schaumestropfen je und je.

Der Laubwald wechſelte das ſchlichte Kleid,
Das liebend einſt der Lenz ihm angezogen,
Nun ihm des Herbſtes Künſtlerhand gewogen
Und ſeine reiche Farbenherrlichkeit.

In tiefer'm Blau erſtrahlt' der Himmel nie:
Das eint ſich heut dem bunten Blättermeere,
Dem weißen Grat, der Kiefern dunklem Heere
Zu wundervoller Farbenpoeſie.

J. H. Burchard.



Oberhofmeiſter Frhr. v. Mirbach. Kaiſerin. Die Kaiſerlichen Prinzen. Großherzogin von Baden. Kaiſer. Prinz Albrecht, Prinzregent von Braunſchweig. Miniſter v. Wedell.

Von der Einweihung der Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin Nach einer Aufnahme von M. Ziesler-Berlin der Berliner haute finance denn doch nicht. Sie wollten wieder einmal ein zu gutes Geſchäft machen. Ich weiß beſtimmt, daß ſie China noch während des Krieges ein Anlehen nicht anders denn gegen ſehr hohe Zinſen (etwa 8 Prozent) und nur mit großen Umſtänden und Garantien überlaſſen wollten. Das hat ſich jetzt nach dem Kriege bitter gerächt und den ruſſiſch-franzöſiſchen Verhandlungen den Weg geebnet!“

Unſer Geſpräch griff noch einmal auf die Frage zurück, ob China für ſein Heerweſen in nächſter Zeit mehr thun würde, als bisher, und ich interpellierte Herrn von Hanneken darüber, ob ſeiner Anſicht nach überhaupt das Material zu einem brauchbaren Heere in China vorhanden ſei.

„Was die Mannſchaft anbetrifft — unbedingt. Der Chineſe iſt verhältnismäßig kräftig, erträgt leicht große Strapazen, wie er ohne zu zucken auch die größten körperlichen Schmerzen erträgt. Sein Nervenſyſtem iſt ſehr ſtark, das Volk iſt überhaupt durch und durch geſund. Der Chineſe iſt dabei anſpruchslos, gehorſam und keineswegs feige. Das Soldatenmaterial iſt alſo gut. Anders aber ſteht es mit den Offizieren. Ich ſagte Ihnen ſchon: dem Chineſen fehlt im allgemeinen jede Initiative; dieſe iſt aber doch für einen militäriſchen Führer vor allem notwendig. Dazu kommt, daß der chineſiſche Offizier im eigenen Lande eine wenig geachtete Perſönlichkeit iſt, daß ihm infolgedeſſen auch jedes Selbſtbewußtſein mangelt. Kurz und gut: vorläufig und noch auf geraume Zeit hinaus wird eine chineſiſche Armee nur unter fremden Führern Gutes leiſten; ein brauchbares chineſiſches Offizierkorps könnte nur allmählich herangebildet werden, und die Grundlage hierfür wäre, daß man die ſoziale Stellung des Offiziers vollkommen änderte.“

„Nach dem, was Sie mir geſagt haben, ſcheint es mir aber faſt, als ob Sie die Machtſtellung, die Autorität der Pekinger, der kaiſerlichen Centralregierung für zu gering zu ernſten Reformen auf allen Gebieten halten.“

„Man macht ſich in Europa von der kaiſerlichen Macht eine recht falſche Vorſtellung. Sie iſt in Wirklichkeit eine rein ideelle. Die thatſächliche Macht liegt in den Händen der Provinzialregierungen, und ich will es nicht für ausgeſchloſſen halten, daß man hier oder dort an dieſen Stellen nach den letzten Niederlagen auch ein wenig mit dem Gedanken an die Möglichkeit eines Zerfalls des Rieſenreichs in ſeine Teile geſpielt hat. Trotzdem darf man doch auch wieder das kaiſerliche Anſehen nicht unterſchätzen. Der Chineſe hat durchaus keine an die Dynaſtie gebundene Loyalität, wie ſie etwa der Preuße für das Hohenzollernhaus empfindet. Es wäre der ungeheuren Mehrheit des chineſiſchen Volkes, bin ich überzeugt, ganz gleichgültig, wenn z. B. jetzt der Schah von Perſien den Thron von Peking beſtiege, vorausgeſetzt, daß der neue Herr die heimiſchen Bräuche ehrte. Es lebt aber in dem Chineſen ein ſtark entwickeltes Gefühl für das Kaiſertum an ſich, und dieſes Gefühl bildet immer noch einen einigermaßen wirkſamen Kitt für den Zuſammenhalt des Reiches.

„So halten Sie auch einen Zerfall des Reiches der Mitte in abſehbarer Zeit für möglich?“

„Wenigſtens nicht für ganz unmöglich. Sie ſehen auch die europäiſchen Großmächte für einen ſolchen Fall ſchon bereit ſtehen — Rußland, England, Frankreich, von Japan ganz zu ſchweigen —! Ich will nun durchaus nicht ſagen, daß ich die Auflöſung des chineſiſchen Reichs als ein Glück für die Entwickelung der Dinge in Oſtaſien anſehen möchte. Eher iſt das Gegenteil der Fall. Aber ich würde es lebhaft bedauern, wenn Deutſchland ſich nicht rechtzeitig auf eine kräftige Politik in Oſtaſien vorbereitete gleich den übrigen Mächten. Unſere Handelsintereſſen in China ſind ſehr groß und noch ungemein entwickelungsfähig, gewaltige Abſatzgebiete werden ſich erſt allmählich entwickeln. Daß Deutſchland ſich in der einen oder anderen Weiſe in China eine feſte und geſicherte Poſition ſchafft, iſt darum dringend erforderlich.“

„Bei den bekannten Abſchließungsbeſtrebungen Chinas aber eine ſchwere, vielleicht eine unmögliche Aufgabe.“

„Das kommt vor allem auf die entwickelte Energie an. Vielleicht bieten gerade die bedauerlichen Ausſchreitungen gegen die Miſſionen für eine geſchickte Politik eine Handhabe. Ich kann nur wiederholen, in China reagiert man eben nur auf einen Druck von außen. Iſt dieſer aber kräftig genug, dann bleibt auch der Erfolg nicht aus.“

Ich erhob mich. Aber ehe ich mich verabſchiedete, fragte ich noch, ob Herr von Hanneken ganz in Deutſchland zu bleiben gedenke.

„Vorläufig ja; ich bin im Begriff mir in Berlin ein Heim zu ſchaffen. Was dann die Zukunft bringt, muß man abwarten. Ich bin ja noch nicht in den Jahren, in denen man ſich zur Ruhe ſetzt, und ich will es nicht für ausgeſchloſſen erklären, daß ich ſpäter einmal wieder ‚hinüber‘ gehe.“

Meine Kleinen und ich.

Plauderei von M. Gerbrandt.

Fern ſei es von mir, zu ſagen: „Ich und meine Kleinen.“ Denn dieſe Kleinen bilden vorläufig eine Macht, der ich mich durchaus nicht ſicher gewachſen fühle, und es wird einen langen Kampf koſten, bevor ich mich unumſchränkte Herrin des Terrains nennen kann.

Vorausſchicken will ich, daß ich Lehrerin an einer Landſchule bin, und „meine Kleinen“ — augenblicklich ſechzehn an der Zahl, neun Knaben und ſieben Mädchen — die in dieſem Jahre ſchulpflichtig gewordene Jugend des Dorfes vorſtellen.

Den Namen „die Kleinen“ verdanken ſie den beiden anderen Abteilungen meiner Schüler, vor allen denen des vorigen Jahrgangs, die, bereits volle zwölf Monate älter und mit all den ſchwierigen Pflichten der vertrackten Schule bekannt, ſich über die neuen Anfänger unendlich erhaben fühlen und mit einem köſtlichen Selbſtbewußtſein den Thorheiten entgegenſehen, womit die „Kleinen“ ſie erheitern werden.

Mit einer ſonſt nicht ſtets geübten Schneidigkeit ſpringen jene meine Veteranen, ſobald ich in die Klaſſe trete, empor wie ein Mann, die Blicke auf mich mit der unausgeſprochenen Frage geheftet: was ich wohl zu der großartigen Ungezwungenheit der Haltung ſagen werde, der ſich „die Kleinen“ vorläufig hingeben, und in der ſie ſich durch mein Erſcheinen durchaus nicht ſtören laſſen? Noch ſtehen hier und da bei einem der armen Opfer eine Mutter, eine Schweſter, wohl auch ein Vater, mich auf ihren Sprößling beſonders aufmerkſam zu machen: auf ſeine großen Gaben, auf ſeine kleinen Fehler — mir Verhaltungsmaßregeln anzuempfehlen, die ich nicht immer befolge, mir die Hand in einer Bewegung drückend, die ich immer achte und begreife. Nun, was an mir liegt, ſoll geſchehen, daß der wehe Gedanke, welcher jetzt Euer Herz durchzuckt: „Du haſt den Schüler, aber mehr kein Kind“ ſich in das freudige Gegenteil verwandle.

Die Angehörigen verſchwinden. Ich wende mich zu dem Häuflein der Verlaſſenen. Großer, von den hinteren Reihen mit Sehnſucht erwarteter Augenblick. Wie komiſch iſt es nicht für ſie, daß der eine der kleinen Jungen bereits wieder den Fuß auf die Bank gelegt hat, trotzdem ſie ihn, während ich mit den Eltern ſprach, durch die eindringlichſten Pantomimen bewogen, das Bein für einen Augenblick herabzunehmen! Daß ein paar andere die Ellenbogen auf den Tiſch und die Fäuſte an die Backen ſtemmen, noch andere ſchon jetzt ihr „Pauſebrot“ mit größtem Appetit verzehren oder in den neuen Torniſtern und Schultaſchen (übrigens einer der Hauptreize der erſten Schulzeit, ſolch ein Torniſter) kramen, finden ſelbſt ſie halb natürlich. Aber daß einer, offenbar nicht gewöhnt, ſich ſo angezogen zu fühlen, wie ſeine Eltern es heut für nötig hielten, mit aller Energie, unter Stöhnen und Schnaufen, beſtrebt iſt, ſeine Sonntagsjacke abzulegen, während ſein Nachbar, die Augen auf die Thür gerichtet, durch die eben ſeine Mutter verſchwunden, in langgezogenen Tönen losbricht: „Mutter, Du ſollſt hierbliewe, Mutter!“ — das läßt ſie ihre Heiterkeit kaum noch bemeiſtern. Nur drei oder vier von der kleinen Geſellſchaft, die wahrſcheinlich ſchon von ihren Geſchwiſtern inſtruiert worden, ſitzen, die Händchen krampfhaft auf dem Tiſch gefaltet, und forſchen ängſtlich auf meinem Geſicht, ob ſie es mir ſo recht machen.

Ich ſtreichle ihnen freundlich die runden Wangen, befördere mit ein paar längſt gelernten Handgriffen den halb Entkleideten ſchneller in ſeine Jacke, als er herausgekommen, und beuge mich zu dem Weinenden nieder, der eben zum dritten innigſten „Mu—uutt!“ ausholt. „Deine Mutter muß ja Mittag kochen,“ ſage ich, alle Liebenswürdigkeit, die ich aufzutreiben vermag, in meinen Ton legend. „Was haſt Du denn da? Ach, einen ſo ſchönen Griffel! Damit werden wir nachher etwas Hübſches ſchreiben! Aber jetzt wollen wir ihn fortlegen! Hierher. So! Und nun —“

„Ich hab’ auch einen hübßen Driffel,“ zirpt es in meiner Nähe.

„Ich hab' einen mit Gold!" ruft es keck vom entfernteſten Ende der Bank. „Ph!" heißt es auf dieſem verächtlich, „ich hab' wohl zehn Stück zu Hauſe." — „Ich aber hundert! Nein, hundertundelf —"

Abteilung eins und zwei drohen loszuplatzen. Ich beſchwichtige ſie durch einen warnenden Blick. — „O," ſage ich zu denen vorne, noch immer mit gewinnender Freundlichkeit, „das iſt ja ſchön. Aber nun — Du auch? Reizend! — Ja, ich ſehe! — Aber nun wollen wir alle Griffel fortlegen — So, fortlegen! Dahin! — Dahin, mein Herz! Wißt Ihr, was alle Kinder zuerſt lernen müſſen, wenn ſie in die Schule kommen? Stillſitzen und die Hände auf dem Tiſch falten. Seht 'mal, ſo!"

Ich mache eine Geſte, die lebhaft an das Bruſtbild des betenden Engels erinnern muß, das vorn in unſerem Katechismus prangt. Um aber denen hinten endlich eine Freude zu machen, füge ich noch hinzu: „Seht Euch 'mal um. So wie die großen Kinder da, ſo müßt Ihr's machen."

Natürlich ſitzen jene wie in Stein gehauen. Auf jedem Angeſicht ruht der Friede einer im Bewußtſein ihrer Vollkommenheit ſchwelgenden Seele.

Einige der Kleinen wenden ſich in der That um. Die Mehrzahl, entweder des Hochdeutſchen nicht mächtig oder überhaupt nicht im ſtande, meinen Worten irgend ein Intereſſe abzugewinnen, greift harmlos zu ihren Beſchäftigungen mit Torniſter und Frühſtücksbrot zurück. Wenige ſuchen das gegebene Beiſpiel nachzuahmen. Ich biege ſanftmütig zwei aus einander, die ſich gegenſeitig von ihren Stullen abbeißen laſſen, lege dieſe ſelbſt ſorgfältig in ihre Doſen (in früheren unerfahrenen Jahren ſuchte ich ſie einſtweilen in Sicherheit zu bringen. Aber ach, wie mußte ich es bereuen! Die Löwin, der ihr Junges geraubt, kann nicht ſo brüllen, wie ſolch ein Anfänger um ſein Butterbrot), dann bringe ich die kleinen Hände in die gewünſchte Lage, gehe die Bänke entlang und mache es bei einem Dritten, Vierten, Fünften ebenſo. Bevor ich darauf meine Finger am Taſchentuch abgerieben, ſind natürlich verſchiedene Hände wieder verſchwunden.

„Nein," ſage ich, „ſo müßt Ihr jetzt ſitzen bleiben." Mit etwas mehr Nachdruck zeige ich Numero eins und zwei die Sache noch einmal. Numero eins kann nicht umhin, endlich ungeduldig über die fortwährende Beläſtigung, ein kräftiges, empörtes „Na!" hervorzuſtoßen, das in den hinteren Reihen ein leiſes Gekicher wachruft. Nachdem ich ganz flüchtig dahin geblickt, ſchaue ich auf den kleinen Miſſethäter mit einer Miene erhabener Ruhe herab, die ihm ein wenig zu imponieren ſcheint. (Beiläufig: von all meinen Amtsmienen iſt dies die am ſchwerſten errungene, die Blüte gewiſſermaßen meiner pädagogiſchen Kunſt.) Er ſchiebt langſam die Hände, die er ſchon zurückgezogen, wieder vor, wirft nur zum Zeichen innerer Oppoſition die Lippen auf und zieht auch dieſe ein, nachdem er mehrfach mit finſter-ſcheuem Blick mein unverändert ernſtes Geſicht geſtreift. Mittlerweile habe ich nach einigen weiteren Anſtrengungen alles in der gewünſchten Ordnung. Ich atme auf. Einen Schritt zurücktretend, wie ein Tierbändiger meine Opfer feſt im Auge behaltend, fange ich an: „Nun möchte ich einmal hören, ob Ihr ſchon etwas könnt. Manche werden wohl ſchon ein Gebetchen gelernt haben —"

„Ja, ich!" — „Fürchte Gott, liebes Kind." — „Pferdchen, Du haſt die Krippe voll." — „Guten Morgen, liebe Großmama." — „Ich bin klein, mein Herz iſt rein" — ſchwirrt es von allen Ecken und Enden auf.

Vergebens winke ich ab. Als ich endlich zu Worte komme, bemerke ich lächelnd: „Wie ſoll ich aber etwas verſtehen, wenn Ihr ſo durch einander ſprecht? Hört ſich das etwa hübſch an? Paßt einmal auf!" Ich winke einem Vorjährigen, der ein beſonders liebes Stimmchen hat. Sofort den Ausdruck reinſter Andacht auf ſeinem ſüßen Geſicht, erhebt er ſich und betet:

„Ich bin klein,
Mein Herz iſt rein —"

„Na, das wollt' ich ja auch!" ruft es vor mir. Ich lege die Hand auf den vorlauten Mund.

„Soll niemand drin wohnen,
Als Herr Jeſus allein —"

vollendet jener mit wahren Engelstönen. Kein Wunder, daß ſich gleich vier, fünf danach umſehen. Während ich mich aber bemühe, ſie zurückzuwenden, wird ein gewiſſer loſer Mund frei, und ſofort iſt er dabei, jene holde Stimme nachzuahmen, aber in einer Weiſe und trotzdem mit einer Inbrunſt, daß ich nur mit äußerſter Anſtrengung noch den notwendigen Ernſt bewahre.

„Kannſt Du das auch?" frage ich, um mich ſelbſt auf andere Gedanken zu bringen, ſchmeichelnd ein kleines Mädchen, deſſen lebhafte Augen ich auf mich gerichtet ſehe. „Iſt das Dein allerbeſtes Kleid?" fragt ſie zurück. „Ich meinte, ob Du dies Gebet auch kannſt," beharre ich. „Probiere einmal: Ich —"

„Ich bin klein ꝛc. — Iſt es Dein beſtes Kleid?"

„St! — Nun —"

„Ich hab' mein beſtes an."

Ich ſchüttele verweiſend den Kopf und wende mich an die folgenden. Aber kaum ſehe ich, daß ihr Mündchen ſo bedenkliche Formen annimmt, als ich mich auch ſchon beeile, ſie in Ruhe zu laſſen und mich mit liebenswürdiger Unbefangenheit an die nächſte zu wenden. Aber zu ſpät! Bei jener iſt das randvolle Gefäß ihres Kummers zum Überfließen gebracht, und im ſchönſten Plattdeutſch (ſie ſprechen ſtets plattdeutſch, wenn's recht von Herzen kommt, dieſe Kleinen) bricht ſie los: „Eck wöll no Hus! Eck wöll no Hus! Eck — wöll — ohuohuohuuu!"

Die oberen Schüler, meines Blickes von vorhin eingedenk, ſehen ſich verſtohlen an und ſuchen im übrigen die vollendetſte Harmloſigkeit zur Schau zu tragen. Mittlerweile bemühe ich mich, der Weinenden nicht achtend, aus ihrer Nachbarin den Schatz etwa vorhandener Kenntniſſe herauszulocken. Aber ſei es nun, daß ein ſolcher gar nicht vorhanden, ſei es, daß ſie mich desſelben nicht würdigt, all meine Schmeicheltöne prallen von ihr ab. Mit Strenge zu verfahren, liegt mir heute noch fern („Ihr denkt wohl, ſie iſt immer ſo?" ſprechen die Großen in ihrem Herzen.) Ich wende mich an eine andere. Siegesgewiß blickt ſie mir entgegen. Und kaum lege ich auffordernd die Finger unter ihr Kinn, ſo ſchnurrt ſie mit Bravour los, ein Etwas, das teils gereimt, teils ungereimt zu ſein ſcheint, mir vor der Hand aber völlig unverſtändlich bleibt. „Das wirſt Du noch einmal aufſagen, nicht wahr?" Sehr gern iſt ſie dazu bereit. Mit äußerſter Anſtrengung gelingt es mir, herauszuhören, daß ſie ein bekanntes Abendgebet herſagt und hinzufügt: „Papachen, gute Nacht, Mamachen, gute Nacht, alter Hektor, auch gute Nacht, Amen."

„O," bemerke ich, „Du wünſcheſt Deinen Eltern gute Nacht und dem Hund auch? Schön. Wer kann —"

„Ich!" — „Ich!" — „Ich!"

„Du —"

„Ja, ich wünſch' immer gut' Nacht, wenn ich ſchon im Hemd bin, dann komm' ich bei Papa gelauft —"

„Gelaufen. — Aber —"

„Ja, und dann gibt mich Papa ein' Klaps — hahaha!"

„Hahaha!" lacht ein anderer zur Geſellſchaft mit. Nach einigen Sekunden finden noch zwei, daß man es einmal mit Lachen verſuchen könne. Um ſo eindringlicher ſchreit die noch immer Betrübte, damit man ihrer nicht vergeſſe: „Eck wöll no Hus!"

„Kind, ſchrei' doch nicht ſo!" rufe ich in teils geſpieltem, teils wirklichem Entſetzen. Dann fahre ich mit einer Friedfertigkeit, deren ſich meine älteren Schüler nicht immer von mir erfreuen dürften, fort: „Wie können wir jetzt ſchon nach Hauſe gehen? Wir müſſen doch erſt 'mal Pauſe machen und unſer Frühſtücksbrot aufeſſen. Du haſt doch welches mit, nicht wahr?"

So! Da habe ich einen guten Gedanken gehabt! Ein halb Dutzend Hände ſind ſchon dabei, ihre Frühſtücksdoſen hervorzuholen. „Halt! Noch nicht!" rufe ich haſtig. „Noch iſt nicht Pauſe!" Ich ziehe meine Uhr.

Schon hat jemand die Kette der Uhr ergriffen. „Ach, zeig' mal, ja? — Nein, die Räder!" Die halbe Bank ſchließt ſich dieſem Wunſche durch eilfertiges Erheben vom Platze an. Ich ſetze mich für einen Augenblick auf den Tiſch und zeige ihnen das Gangwerk der Uhr. Abteilung eins und zwei glaubt den günſtigen Moment ausnutzen zu müſſen und ſteht ebenfalls, die Hälſe reckend, auf; denn ſo wenig natürlich iſt bei dem heutigen Stand der Dinge der Schulzwang für die kindlichen Gemüter, daß auch das geringſte Ereignis ihr Intereſſe erregt.

„Ach, bitte!" werfe ich zu jenen hinüber. Sie ſetzen ſich. Abteilung eins hat es nicht anders erwartet; Abteilung zwei macht ſich Gedanken über meine Ungerechtigkeit.

„So!" ſage ich zu meinem kleinen Publikum und will mich wieder erheben. Da ſchlingen ſich zwei weiche Arme um meinen Hals. Ein Geſichtchen ſchmiegt ſich an meine Wange. „Nun? Biſt Du mir gut?" frage ich. Die Kleine nickt.

„Ich bin Dir noch viel doller gut!" ruft der Kleine, dem ſein Papa wohl nicht mit Unrecht manchmal einen Klaps gibt, und im Nu iſt er auf der Bank, mir ſeine Liebe thatſächlich zu beweiſen. Ein paar andere ſcheinen nicht übel Luſt zu verſpüren, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Ich ſehe für diesmal die Disziplin rettungslos verloren.

„Ich bin Euch auch gut!" ſage ich freundlich, mich mit einiger Laſt erhebend und drücke etliche Schulternpaare ſanft zurück. „Wenn Ihr recht artig und fleißig ſeid und ſchnell noch einmal ſitzt, wie Ihr ſollt, habe ich Euch alle lieb. — Nun, wie war's doch?"

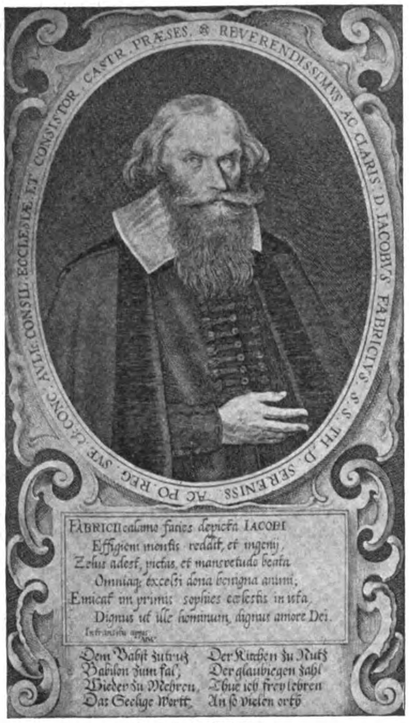
Ich mache es wiederum vor. Diesmal findet meine Aufforderung bei der Mehrzahl Gehör. Mit großer Akkurateſſe ſetzen ſie ſich zurecht. Durch die Majorität fortgezogen, laſſen ſich auch die übrigen endlich herbei, die anbefohlene Haltung einzunehmen.

„Ah, wunderſchön!" ſage ich, mich an dem Anblick weidend, tief befriedigt. „Seht Ihr, das habt Ihr nun ſchon in der Schule gelernt." Und um die neue Errungenſchaft (ſie iſt nur ein Augenblicksſieg) nicht allzuſehr zu verſuchen, füge ich gleich hinzu: „Dafür dürft Ihr jetzt auch ein Weilchen draußen ſpielen."

Eine Pauſe ſchon nach der erſten Stunde iſt nicht geſetzliche Vorſchrift — die Praxis hat mich darauf geführt. Und wird jemand bezweifeln, daß ſie durchaus keiner der Parteien als verfrüht erſcheint?

Guſtav Adolfs Feldprediger Jakob Fabricius.

Jakob Fabricius war bisher nur den Hymnologen bekannt. Er galt bis vor wenigen Jahrzehnten allgemein für den Dichter des ſchönen evangeliſchen Feldchorals: „Verzage nicht, o Häuflein klein.“ Als Dichter des „Königlichen Schwanengeſanges,“ wie dieſer Choral bei ſeinem erſten Erſcheinen im Drucke 1632 genannt wurde, wird Fabricius auch in den meiſten älteren Geſangbüchern bezeichnet. Die neuere Forſchung hat ihm aber die Autorſchaft des vielgeſungenen Chorales abgeſprochen und überzeugend nachgewieſen, daß nicht Jakob Fabricius, ſondern Johann Michael Altenburg der Dichter und Komponiſt dieſes Liedes geweſen iſt. Mit dieſem Nachweiſe ſchien das litterariſche und hiſtoriſche Todesurteil über den Mann geſprochen zu ſein. Da iſt dem ſchon halb Vergeſſenen ganz unerwartet zu einer Auferſtehung im Gedächtnis unſerer Zeitgenoſſen verholfen worden. Devrient ſchrieb ſein Guſtav-Adolf-Feſtſpiel und ließ im letzten Akte desſelben auch den Feldprediger des großen Schwedenkönigs auftreten, und heute weiß jeder, der das Devrientſche Guſtav-Adolf-Feſtſpiel geſehen oder geleſen hat, daß des Schwedenkönigs Feldprediger Jakob Fabricius hieß.


REVERENDISSIMVS AC CLARIS D. IACOBVS FABRICIVS S.S. TH. D. SERENISS. AC PO. REG. SVE. C. CONC. AVL. CONSIL. ECCLESIÆ ET CONSISTOR. CASTR. PRÆSES.
FABRICII calamo facies depicta IACOBI
Effigiem mentis reddit, et ingenij,
Zelus adest, pietas, et mansvetudo beata
Omniaq; excelsi dona benigna animi;
Emicat in primis sophies cœlestis in ista,
Dignus ut ille hominum, dignus amore Dei.
Dem Babst zutruz
Babilon zum fal;
Wieder zu Mehren,
Das Seelige Wortt,
Der Kirchen zu Nutz
Der glaubiegen zahl
Thue ich frey lehren
An so vielen ortt

Jacob Fabricius.

Da uns Evangeliſchen, abgeſehen von Luther, keine andere Geſtalt größer und verehrungswürdiger vor Augen ſteht, als der Retter des Evangeliums in Deutſchland, Guſtav Adolf, ſo dürften einige Mitteilungen über das Leben und Wirken des Mannes, der gerade in religiöſer und kirchlicher Beziehung dem Helden von Lützen am nächſten geſtanden hat, vielleicht nicht unwillkommen ſein.

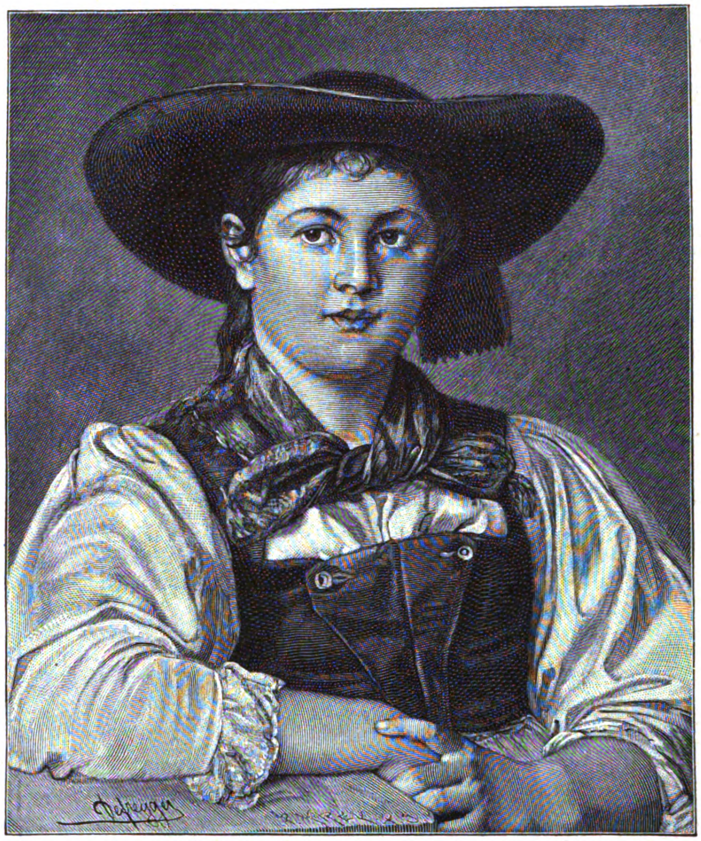
Jakob Fabricius, oder, wie er mit ſeinem eigentlichen Geburtsnamen heißt, Jakob Schmid, wurde am 19. Juni 1593 zu Köslin geboren. Sein Vater Joachim Schmid war ein ehrſamer Schuhmacher, der ſich die Erziehung ſeines begabten Sohnes beſtens angelegen ſein ließ. So ſchwer es dem wenig bemittelten Vater wurde, ließ er dennoch ſeinen Älteſten die lateiniſche Schule der Vaterſtadt beziehen und hatte die Freude, daß der Knabe unter dem Rektor der Schule, dem poëta coronatus Jakobus Volſius, ſich durch ſchnelle Auffaſſung, treffliches Gedächtnis, vor allem aber durch hervorragende dichteriſche Begabung und redneriſche Gewandtheit auszuzeichnen begann. Jakob war bald der anerkannte Poet und Redner der Anſtalt, und es wurde kein Feſtakt begangen ohne ſein Zuthun.

Nach Beendigung der Kösliner Schule bezog der Jüngling 18 Jahre alt das herzogliche Pädagogium in Stettin. Des Vaters Mittel reichten bei weitem nicht aus, dem Sohne den ganzen Unterhalt gewähren zu können. Jakob war, wie ſo mancher andere arme Scholar, genötigt, durch Unterricht ſich das Fehlende ſelbſt zu erwerben. Sein Fleiß und ſeine Beſcheidenheit machten angeſehene Leute auf ihn aufmerkſam, und einer von ihnen, der Subrektor Burchhardt, gewährte ihm Aufnahme in ſeinem Hauſe und vertraute ihm die Erziehung ſeiner Kinder an. Die Verbindung mit Burchhardt wurde ſpäterhin für Fabricius von größter Wichtigkeit. Im Jahre 1610 wurde nämlich Burchhardt nach Lübeck berufen und nahm ſeinen Schützling mit ſich. Im Burchhardtſchen Hauſe zu Lübeck machte Fabricius die Bekanntſchaft eines holſteinſchen Edelmannes, der ihn als Erzieher für ſeinen Sohn engagierte und beide auf die Univerſität nach Roſtock ſchickte. So wurde dem ſtrebſamen Jünglinge das Studium ermöglicht. Er widmete ſich der Theologie und ſcheint es auf nichts Geringeres als auf die akademiſche Carriere abgeſehen gehabt zu haben. Sein Plan ſollte nicht in Erfüllung gehen.

In Köslin hatte man dem einſtmaligen Lateinſchüler und Feſtredner ein gutes Andenken bewahrt, und als eine Lehrerſtelle an der Lateinſchule erledigt war, berief der Magiſtrat von Köslin den 23jährigen Theologiebefliſſenen zum ordentlichen Lehrer an die heimatliche alma mater. Nicht ohne Zögern folgte Fabricius dieſem Rufe und brach ſein Studium ab. Lange hat er das Lehramt nicht verwaltet. Bereits 1619 wurde er einſtimmig zum Prediger an der Kösliner Stadtkirche berufen und galt in Bälde für einen ausgezeichneten Kanzelredner. Sein Ruhm kam auch Herzog Bogislav XIV. zu Ohren, und ungeachtet aller Gegenvorſtellungen der Kösliner Gemeinde berief er den jungen Prädikanten als Hofprediger nach Rügenwalde und ſpäterhin, als er Herzog von ganz Pommern geworden war, nach Stettin in dasſelbe Amt.

Die Stettiner Hofpredigerſtelle war kein leichtes Amt. Viermal wöchentlich hatte der Hofprediger zu predigen, und fielen hohe Feiertage in die Woche, ſo konnte er darauf rechnen, daß ſtatt der vier auch einmal ſieben Predigten auf ihn kamen. Das war ein ſchwer Stück Arbeit, zumal die Predigten des XVII. Jahrhunderts unſere heutigen Predigten gemeinhin um das Doppelte an Umfang überragten und außerdem der Sitte der Zeit gemäß mit allerlei gelehrtem Ballaſt vielfach beſchwert waren. Nimmt man hierzu noch die Arbeitslaſt, die dem Hofprediger aus dem Unterrichte der Edelknaben erwuchs, und den Zeitverluſt, der ihm durch vielfache Reiſen, die er als des Herzogs Begleiter machen mußte, entſtand, ſo ſieht man, daß zu Privatarbeiten herzlich wenig Muße übrigbleiben konnte. Nichtsdeſtoweniger drang Bogislav darauf, daß ſein Hofprediger ſich die Würde eines theologiſchen Doktors erwerbe. Zur damaligen Zeit war im Gegenſatz zu dem heutigen Brauche die Erteilung des theologiſchen Doktortitels von einem, reſpektive von zwei Examen, dem Doktorexamen und dem ihm vorausgehenden Licentiatenexamen, abhängig, und es hatte keineswegs, wie das heute der Fall iſt, ein Hofprediger oder Generalſuperintendent eine Art Anwartſchaft auf den Doctor theologiae honoris causa. Der Doktortitel mußte durch beſonderes Studium erworben werden. Dem unterzog ſich auch Fabricius, ging auf Koſten des Herzogs auf einige Zeit nach Greifswald und kehrte mit dem ehrenvollen Zeugnis der Fakultät als Doctor theologiae 1626 nach Stettin zurück, um in gewohnter Weiſe ſeines Amtes zu walten.

Vier Jahre darauf trat der Hauptwendepunkt ſeines Lebens ein. Am 20. Juli 1630 war Guſtav Adolf vor Stettin erſchienen und hatte den widerſtrebenden Pommernherzog zu einem Schutz- und Trutzbündnis vermocht. Da die Vertreibung der Kaiſerlichen aus Pommern die notwendige Vorausſetzung aller weiteren Unternehmungen des Königs auf deutſchem Boden war, ſo ergab es ſich ganz von ſelbſt, daß ſich der König bis nach vollendeter Occupation des Landes in Pommern, hauptſächlich in Stettin, aufhielt. Der König war,



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München. Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Die Sennerin. Nach dem Gemälde von F. v. Defregger.

wie bekannt, ein fleißiger Predigthörer. Bei Gelegenheit eines Gottesdienſtes in der herzoglichen Hofkapelle hörte er den D. Jakob Fabricius und fand ein ausnehmendes Wohlgefallen an ihm. Sein ehemaliger Oberhofprediger und Feldprobſt D. Johannes Botwidi war unlängſt von ihm zum Biſchof von Linköping in Schweden befördert worden und ſeine Stelle noch unbeſetzt. Der König beſchloß, Fabricius zu ſeinem Nachfolger zu machen, und erſuchte Seine Fürſtliche Gnaden den Herzog, daß er in freund-vetterlicher Liebe dieſen ſeinen Hofprediger ihm eine Zeitlang überlaſſe. Bogislav, wohl weniger aus freund-vetterlicher Liebe als vielmehr in der politiſchen Erwägung, daß er ſeinem mächtigen Schutzherrn dieſe Bitte nicht wohl abſchlagen dürfe, beurlaubte ſeinen Hofprediger auf ein Jahr, damit er während dieſer Zeit beim König das Amt eines Seelſorgers und Feldprobſtes übernehme. So kam Fabricius eigentlich nur „auf Zeit“ in ſchwediſche Dienſte, ſein wirklicher Herr blieb Bogislav XIV.

Des Fabricius Stellung in ſchwediſchen Dienſten war eine doppelte. Einmal hatte er die Hofprädikatur, d. h. er war Hofprediger und Seelſorger des Königs, hatte jeden Morgen und jeden Abend die Andacht mit dieſem zu verrichten. Zum anderen hatte er die Oberleitung über das königliche Konſiſtorium im Feldlager, d. h. er war, was man heute den Feldprobſt nennt. Als ſolcher hatte er die neu anzuſtellenden Feldprediger zu examinieren, zu vocieren und zu inſtituieren und die bereits im Amte ſtehenden zu beaufſichtigen. Das war damals ein Amt, das einen ganzen Mann erforderte. Fabricius iſt dem Amte gerecht geworden und hat noch mehr gethan als nur das eiſerne Pflichtteil.

Am 29. Januar 1631 ging er mit ſeinem Souverän zum Heere ab, um fortan ſein ſtändiger Begleiter zu bleiben auf allen ſeinen Zügen durch die deutſchen Lande. Fabricius hatte ſomit Gelegenheit, den Stand der evangeliſchen Sache in den einzelnen Reichsländern mit eigenen Augen kennen zu lernen. Traurig genug ſah es überall aus. Das Reſtitutionsedikt, deſſen Ausführung durch die Minierarbeit der

Jeſuiten und den brutalen Kraftgebrauch der ligiſtiſchen Soldateska aufs Rückſichtsloſeſte durchgeſetzt wurde, hatte den Proteſtantismus überall ſchwer getroffen; ſelbſt kernevangeliſche Länder und Städte waren dem Anſturme Roms unterlegen. In Augsburg, der Geburtsſtadt der Reformationskirche, hatten die Katholiſchen die Ausübung des evangeliſchen Kultus gänzlich gehemmt, und die Gemeinden waren ſeit Jahr und Tag ohne Predigt und Sakrament. Ähnlich verhielt es ſich in vielen anderen, zumal ſüddeutſchen Städten.

Fabricius ſah das mit großer Betrübnis und ſuchte mit Unterſtützung ſeines Königs, ſoviel er nur immer vermochte, Wandel zu ſchaffen. Er teilte ſeine Kraft zwiſchen Militär- und Civilgemeinde und ließ auf die Predigten im Feldlager andere in den Kirchen der Städte folgen, welche der König auf ſeinem Zuge berührte. Dabei zeigte er ebenſoviel freudigen Zeugenmut, wie organiſatoriſche Geſchicklichkeit. In rein katholiſchen Städten, z. B. in Würzburg, Mainz und München, trat er energiſch gegen die römiſchen Orden, vorab gegen die Jeſuiten auf; in rein evangeliſchen Orten dagegen und in ſolchen mit gemiſchtem Bekenntnis ſuchte er die zerſtreuten Gemeinden wieder zu ſammeln und dem geſunkenen kirchlichen Leben durch Berufung tüchtiger Prediger und Einrichtung ordentlicher Gottesdienſte wieder aufzuhelfen. Auf dieſe Thätigkeit des Fabricius beziehen ſich die deutſchen Verſe unter ſeinem Bilde. Durch den günſtigen Verlauf, den der Krieg für die Evangeliſchen nahm, iſt mancher ſeiner Einrichtungen Dauer geſichert worden, ſo der von ihm bewirkten Gemeindeorganiſation in Augsburg.

Was er der Sache der Evangeliſchen war, war er noch im erhöhten Maße der Perſon des Königs, ein Seelſorger und Berater im beſten Sinne des Wortes. Wenn es ſchon ein ſchweres Ding iſt, einer geiſtig hochſtehenden Gemeinde ein rechter Berater in Sachen der Religion zu ſein, ſo iſt es noch um vieles ſchwieriger, den religiöſen Bedürfniſſen eines außergewöhnlichen Geiſtes, der religiös gerichtet iſt, auf die Dauer zu genügen. Trägt nun, wie das bei Guſtav Adolf zweifellos der Fall war, das religiöſe Verlangen auch keine Spur des konventionell Gemachten an ſich, ſondern gibt ſich als ein ſtetiges inneres Bedürfnis, das täglich neuer Nahrung bedarf, ſo erwachſen dem geiſtlichen Berater Aufgaben, die nur von einem geiſtig bedeutenden und tief religiöſen Manne gelöſt werden können. Daß Fabricius dieſer ſchwierigſten Seite ſeines Amtes ſich durchaus gewachſen gezeigt hat, beweiſt der Umſtand, daß der König ſeinen Seelſorger nicht verabſchiedete, als Herzog Bogislav nach Ablauf des zugeſtandenen Urlaubjahres ſeines Hofpredigers Rückſendung erbat. Guſtav Adolf wußte es durchzuſetzen, daß Fabricius in ſchwediſchen Dienſten verbleiben durfte.

Die Eindrücke, welche Fabricius von der Perſon des Königs empfangen hat, hat er wiedergegeben in ſeiner Justa Gustaviana, einer „chriſtlichen Klag- und Ehrenpredigt", die er am 16. Juli 1633, bei Überführung der königlichen Leiche nach Schweden in der Schloßkirche zu Wolgaſt gehalten hat und in der Lebensbeſchreibung des Königs, die er bei der Drucklegung der Leichenpredigt dieſer beigab. Wie nicht anders zu erwarten, hebt Fabricius in dieſen Schriften und in einer ſpäteren Sonderſchrift, in welcher er den König gegen den Vorwurf des Kryptocalvinismus verteidigt, ſeine Glaubensſtellung hervor und verſtattet dem Leſer manchen tiefen Einblick in das Seelenleben des großen Königs.

Als die Schweden ihr Lager eine Viertelmeile von Wittenberg aufgeſchlagen hatten, erzählt Fabricius, kamen viele Studenten heraus, die ſchwediſche Majeſtät zu ſehen. Der König redete ſie ſehr gnädig an und nannte ſie des Herrn Lutheri rechte Söhne. Beſondere Gunſt aber bewies er den theologiſchen Profeſſoren. Er befahl ſie zu einer Audienz in ſein Zelt, unterhielt ſich des Längeren mit ihnen und ſchloß die Unterhaltung mit den Worten: „Ihr Herren, Wir haben von euch aus dieſem Orte das Licht des Evangelii zu Uns in Schweden hinein bekommen. Weil es nun aber bei euch will durch die Feinde verdunkelt werden, ſo müſſen Wir nun hin zu euch kommen, dasſelbige Licht nächſt Gott wiederum anzuzünden."

Bei Gelegenheit eines ſeelſorgeriſchen Zwiegeſpräches, das wohl auch die Zweifel berührt haben mochte, welche die Widerſacher des Königs gegen deſſen ehrliche, uneigennützige Abſichten hegten, bemerkte dieſer zu ſeinem geiſtlichen Freunde: „Auf daß man ſehen möge, wie treulich und gut ich es mit meinen Glaubensgenoſſen meine, ſo will ich daran wagen, was mir am liebſten iſt. Nun habe ich ja nächſt Gott nichts lieber in der Welt, als mein eigenes Leben, das will ich deswegen daran geben und gern aufopfern, daran mögen die Leute judicieren, ob ich's treulich mit ihnen gemeint habe oder nicht." Überhaupt ſcheint der König, nach Äußerungen zu ſchließen, welche Fabricius aus ſeinem Munde direkt vernommen und aufgemerkt hat, von ſchweren Todesahnungen erfüllt geweſen zu ſein. Beſonders deutlich tritt dieſer ſchwermütige Zug im Charakter des Königs unmittelbar vor ſeinem Ende hervor. Wie ein Wort aus der Mitte der burgundiſchen Todesgenoſſenſchaft in Etzels Saal, da der grimme Hagen die Todes-Minne ausbringt, mutet uns der Ausſpruch des Nordlandskönigs an, der ſein blaues Regiment in die Lützener Schlacht führt mit dem Rufe: „Heute wollen wir, will's Gott, alles unſeres Leides vergeſſen." „Gewißlich," ſo erläutert der Leichenprediger dieſen Ausſpruch, „hat der König an dieſem Tage alles ſeines ausgeſtandenen Leides vergeſſen, weil er aus der irdiſchen Unruhe in die himmliſche Freude eingegangen iſt."

Nach des Königs Tod begleitete Fabricius deſſen ſterblichen Teil bis an die deutſche Küſte und hielt ihm in Wolgaſt die erſterwähnte Leichenrede über das Wort aus dem Klageliede Jeremiä Kapitel 5, Vers 16: Die Krone unſeres Hauptes iſt abgefallen. O wehe, daß wir ſo geſündiget haben. Das war der letzte Dienſt, den er ſeinem königlichen Herrn erwies. Von Wolgaſt kehrte er in ſein altes Amt nach Stettin zurück.

Ende des Jahres 1634 wurde er zum Generalſuperintendenten von Hinterpommern und zum Paſtor an St. Marien in Stettin ernannt. Dieſe Stellen, in denen er hernach von der Königin Chriſtine beſtätigt wurde, hat er bis zu ſeinem Tode inne gehabt. Pommerns evangeliſche Kirche hat dieſem erſten und einzigen ſchwediſchen Generalſuperintendenten viel zu danken. Er nahm ſich mit aller Kraft der heruntergekommenen kirchlichen Verhältniſſe an und ſchuf wieder Ordnung. Neben ſeiner ausgebreiteten amtlichen Thätigkeit fand er noch Muße zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Ein älterer Biograph von ihm zählt nicht weniger als 33 Schriften teils homiletiſchen, teils polemiſchen oder hiſtoriſchen Charakters auf, die der unermüdlich thätige Mann verfaßt hat.

Am 8. Auguſt 1654 wurde er auf der Kanzel von einem Schlaganfalle betroffen und verſtarb drei Tage ſpäter im Kreiſe ſeiner Familie. Seine Gattin Eſther, eine Schweſter des bekannten pommerſchen Schulmannes Micrälius, und vier Töchter überlebten ihn. Drei Söhne waren ihm im Tode voraufgegangen. In St. Marien, da er zwanzig Jahre ſeines Amtes gewaltet hatte, wurde er auch begraben. Seinem Epitaphium gab man die Aufſchrift:

Des großen Königs Herz, der Fürſten Luſt und Leben,
Der keinem Redner nie im Reden nachgegeben,
Der Armen Troſt und Schutz, der Seinen Licht und Schein,
Fabricius, der liegt hier unter dieſem Stein.
Du lieſeſt jetzt von ihm: „Er war und iſt geweſen."
Das kann man auch von dir nach wenig Tagen leſen.

Als am Ausgange des vorigen Jahrhunderts die altehrwürdige Marienkirche ein Raub der Flammen wurde, iſt auch des Fabricius Grabdenkmal mit zu Grunde gegangen, ein Verluſt für alle Freunde heimatlicher Geſchichte, kein Schade für das Gedächtnis des Toten, denn länger als ein Leichenſtein es vermocht, wird die Verbindung, in welcher ſein Name mit dem des großen Schwedenkönigs ſteht, ſein Gedächtnis den kommenden Geſchlechtern erhalten.

G. Stephani.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Am 1. September fand die Einweihung der Kaiſer Wilhelms-Gedächtniskirche in Berlin ſtatt. Unſer Vollbild auf S. 829 ſtellt die kaiſerliche Familie und die Ehrengäſte vor dem Hauptportal des herrlichen Gotteshauſes dar. Eine Abbildung des letzteren ſelbſt konnten wir bereits im XXIX. Jahrgang S. 729 bringen. Zeichnungen oder photographiſche Aufnahmen im Innern der Kirche anzufertigen, wurde leider nicht geſtattet, da der innere Schmuck noch nicht vollendet, zum Teil auch nur für den Einweihungsakt proviſoriſch geſchaffen iſt.

Unſer zweites Vollbild auf Seite 825 gibt ein Ölgemälde des Münchener Malers Peter Paul Müller wieder. Peter Paul Müller lenkte zuerſt, vor ungefähr anderthalb Jahrzehnten, die Aufmerkſamkeit durch farbenfriſche Bilder aus dem Orient auf ſich, zu denen er das Material während eines längeren Aufenthaltes in Afrika geſammelt hatte; eines dieſer Gemälde, eine Karawane in der Sahara darſtellend, ziert das Arbeitsgemach des Prinzregenten von Bayern, der dem Künſtler ſtets mit beſonderem Wohlwollen begegnete. In neuerer Zeit hat ſich P. P. Müller ausſchließlich der Landſchaftsmalerei gewidmet und zählt heute zu deren hervorragendſten Vertretern. Es iſt beſonders der deutſche Wald, den er mit Meiſterſchaft darſtellt: die hochſtämmige Buchenforſt, den dunkelbeſchatteten See im Walde, den plätſchernden Bach, der ſich durch ein baumbeſäumtes Waldthal ſchlängelt. Eines der ſchönſten Müllerſchen Gemälde, „Buchenwald“, befindet ſich im Beſitz der Pinakothek zu München. Der Künſtler lebt in dem kleinen Ort Gauting zwiſchen München und dem Starnberger See. Aus der Umgebung dieſer ſeiner idylliſchen Heimſtätte ſtammt auch ein großer Teil der Motive ſeiner neueren Bilder; hier, in Gauting, verſammelt er in den Sommermonaten eine große Zahl von Schülern und Schülerinnen um ſich, die unter der Leitung des liebenswürdigen Meiſters ihren Studien obliegen, ihr Können vervollſtändigen.

Von F. von Defregger bringen wir einen ſeiner feſſelnden, anmutigen Mädchenköpfe: „Die Sennerin“; von Hugo Oehmichen-Düſſeldorf eine Studie: „Herbſtarbeit im Garten“. Das kleine anſpruchsloſe Bild iſt ſo recht dem Leben abgelauſcht: mit welcher Behäbigkeit, mit welcher Sicherheit der alte heſſiſche Gärtnersmann ſeinen Pflegling beſchneidet, wie ſcharf er unter der tief auf die Naſe herabgeſunkenen Brille auf die Schnittſtelle hinblickt, iſt ungemein charakteriſtiſch wiedergegeben.

Altertumskunde.

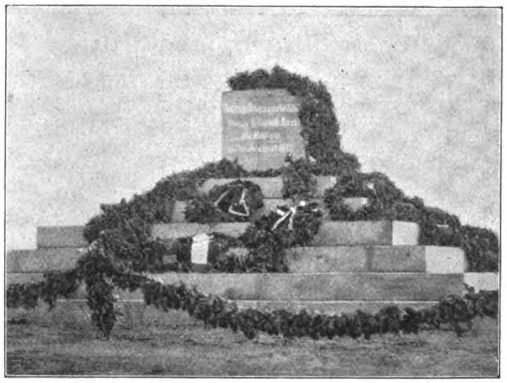
Wichtige Funde haben die neueren Ausgrabungen ergeben, welche die franzöſiſche Regierung durch den Orientaliſten de Sarzec im alten Chaldäa veranſtalten ließ. Es wurden unter anderem nicht weniger als 30000 Thontäfelchen mit Keilinſchriften aufgefunden, welche aus der Stadt Firgula (Lagaſch) ſtammen und der älteſten Zeit babyloniſcher Kultur, etwa dem 4. Jahrtauſend v. Chr., zugeſchrieben werden. Die Tafeln lagen, wie in einem Archiv, in fünf bis ſechs Reihen über einander geſchichtet, in engen, ſich rechtwinklig ſchneidenden, aus Ziegeln erbauten Gängen. Gegen 4000 Tafeln ſind tadellos erhalten; die Inſchriften behandeln meiſt Kontrakte, Liſten u. ſ. w., darunter das vollſtändige Verzeichnis der Herden des Königs Gudea; andere haben Bezug auf das religiöſe Leben. Daneben fanden ſich Statuetten, Siegel, Vaſen ꝛc. Die Fundſtücke gelangen in Konſtantinopel zur Aufſtellung. Ihr reicher Inhalt dürfte die Forſcher auf Jahre beſchäftigen.

Tierkunde.

Schon ſeit mehreren Jahren kennt man amerikaniſche und auch auſtraliſche Ameiſenarten, welche die ſonderbare Gewohnheit haben, einzelne ihrer Genoſſen mit eingeſammeltem Honig derart anzufüllen, daß deren Leib zu einem kugelrunden Honigbehälter von Erbſengröße, ja noch ſtärker, anſchwillt. Dieſe lebenden Vorratsgefäße werden, wie der Prometheus ſchreibt, dann von den Ameiſen an der Decke ihrer Bauten aufgehangen und in Zeiten der Not herabgenommen. In Mexiko bringt man derartige Ameiſen als Leckerbiſſen auf den Markt. Jetzt hat J. M. Hutchinſon auch in Afrika, in Natal, ſolche Honigameiſen entdeckt, die aber der Gattung nach ſowohl von der amerikaniſchen (Myrmecocystus) wie von der auſtraliſchen (Camponotus) unterſchieden ſind. Merkwürdig iſt es, wie ſich trotz der Verſchiedenheit der Gattungen der Inſtinkt in drei verſchiedenen Erdteilen in ganz gleicher Weiſe entwickelte.

Der Prinz Friedrich Karl-Gedenkſtein bei Flavigny.

Als einen Nachtrag zu den Veteranenfeſten um Metz geben wir die Abbildung des Prinz Friedrich Karl-Gedenkſteins, der von Angehörigen der zweiten Armee auf jener Stätte errichtet wurde, von welcher der Führer dieſes Heeres „am 16. Auguſt die Schlacht von Vionville-Mars la Tour leitete,“ wie die Inſchrift auf der einen Seite des maſſigen Steinwürfels beſagt. Treffend kündet die Inſchrift einer anderen Seite des Denkſteins: „Ohne den 16. Auguſt war der 18. nicht möglich und ohne den 18. Auguſt nicht der 27. Oktober“ — die Kapitulation von Metz nämlich.



Gedenkſtein bei Flavigny.
Aufgenommen von Jul. Jungblut-Metz.

Forſchungsreiſen.

Über die kleinen Aldabra-Inſeln im Indiſchen Ocean berichtet der „Globus“, daß der amerikaniſche Forſcher Dr. Abbot die Eilande kürzlich beſuchte und feſtſtellte, daß ſie, die bisher ſtets als vulkaniſchen Urſprungs angeſprochen wurden, unbedingt echte Korallenbildungen ſind. Die Oberfläche iſt von einem dichten, undurchdringlichen Dſchungel bedeckt; hohe Bäume, die früher vorhanden waren, finden ſich nicht mehr. Die höchſten Punkte ragen 65 Fuß hoch über der Meeresfläche empor. Waſſer, von ſchlechter Beſchaffenheit, findet ſich dauernd nur an einem Punkt. Die Aldabras ſind beſonders merkwürdig als der letzte Zufluchtsort der rieſigen Elefantenſchildkröte, welche früher alle Maskarenen bewohnte. Sie ſteht unter geſetzlichem Schutz, geht aber doch wohl ihrer Ausrottung entgegen. Eine neue Heimat haben dieſe Schildkröten auf den Seyſchellen gefunden, wo ſie künſtlich gezüchtet und als Feſtbraten verwendet werden. Von den ſeltſamen flügelloſen Vögeln der Maskarenen hat ſich auf den kleinen Inſeln eine Ralle (Rongetius aldabranus Ridgway) erhalten. Leider enthält der Bericht nichts über das Fortkommen der 47 norwegiſchen Fiſcher, die unſeres Wiſſens 1881 die Aldabra-Inſeln beſiedelten.

Technik.

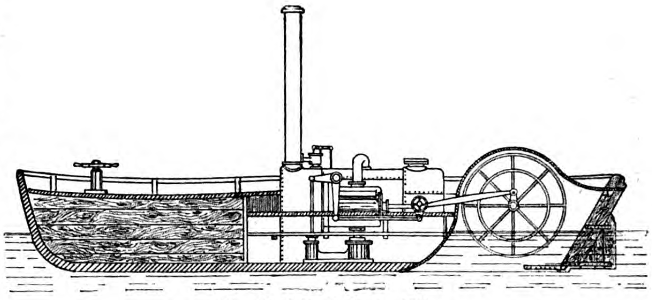
Als Krupp 1861 ſeinen großen ſogenannten 1000 Centner-Dampfhammer erbaute, zweifelten ſelbſt die erfahrenſten Techniker an der praktiſchen Brauchbarkeit des gewaltigen Inſtruments, und als der Hammer am 16. September jenes Jahres in Betrieb geſetzt wurde, ſoll Krupp der einzige von den vielen Zuſchauern geweſen ſein, der ruhig dicht vor dem Hammer auf ſeinem Platz ſtehen blieb. Heute iſt jenes Ungeheuer längſt übertroffen. Wie J. Caſtner im Prometheus ausführt, iſt der Kruppſche erſte Hammer, der bei der Inbetriebſetzung 50 Tonnen wog, jetzt auf 60 Tonnen verſtärkt worden; ein 80 Tonnen-Hammer befindet ſich in den Eiſenwerken von St. Chamond, 100 Tonnen-Hämmer in den Schneiderſchen Werken zu Creuzot, bei Marcel frères in Rive-de-Ger und in den hauptſächlich für die italieniſche Marine arbeitenden Stahlwerken zu Terni, ein 125 Tonnen-Hammer endlich in den Bethlehemwerken in Pennſylvanien. Daneben aber ſind zur Ergänzung der Hammerungeheuer hydrauliſche Schmiedepreſſen in den großen Eiſenwerken des In- und Auslandes eingeführt worden, die in erſter Linie zur Bearbeitung der Panzerplatten aus Stahl dienen. So verfügen die genannten Bethlehemwerke über eine derartige Preſſe, die einen Druck von 14000 Tonnen entwickeln ſoll, und die Dillinger Hütte läßt ſich augenblicklich eine hydrauliſche Preſſe von 10000 Tonnen bauen.

Buchhandel.

Im Verlage von E. S. Mittler & Sohn erſchien kürzlich als Fortſetzung der „Kriege Friedrichs des Großen“, herausgegeben vom Großen Generalſtab, Abteilung für Kriegsgeſchichte: „Der zweite Schleſiſche Krieg“. Auch unter unſeren Leſern wird das groß angelegte Werk, das ſich freilich in erſter Linie an den Hiſtoriker und den Berufsoffizier wendet, ſeine Freunde finden. Der vorliegende Band ſchließt mit der Schilderung der glorreichen Entſcheidungsſchlacht von Hohenfriedberg, in welcher das preußiſche Heer 66 Kanonen, 6 Haubitzen, 76 Fahnen, 7 Standarten erbeutete: „Der König wußte, was er, trotz aller erlebten Mißerfolge und Drangſale, aus ſeinem Heere gemacht hatte, als er ſich rühmte, daß er es auf ſeinen Ton geſtimmt habe. Der Tag von Hohenfriedberg zeigte der Welt, weſſen dieſes Heer unter ſeines Königs Führung fähig war.“

Das erſte betriebsfähige Dampfſchiff.

Meiſt nimmt man an, daß der Amerikaner Robert Fulton 1807 als Erſter ein im wirklichen Betrieb brauchbares Dampfſchiff, ſeinen „Clermont“, gebaut hat. Es iſt das indeſſen unrichtig — unrichtig, auch wenn man ganz von jenem erſten Ruderdampfboot abſieht, mit dem Papin 1707 auf der Fulda von Kaſſel nach Münden fuhr, wo ihm die dortigen Schiffer das Fahrzeug zerſtörten. Das erſte wirklich dauernd im Betrieb geweſene Dampfſchiff war nach neueren Forſchungen vielmehr die „Charlotte Dundas“, die der Schotte William Symington im Jahre 1801 nach ſeinen Angaben erbauen ließ. Die „Charlotte Dundas“, genannt nach der Gattin des Lord Dundas, der ſich lebhaft für die Arbeiten Symingtons intereſſierte, iſt thatſächlich auf dem Forth und Clydekanal als Schlepper benutzt worden, und der Erfinder ſcheiterte nur daran, daß er bei der Kanalgeſellſchaft trotz der Fürſprache ſeines einſichtsvollen Gönners nicht durchdringen konnte. Symington iſt dann 1831 als ein gebrochener und längſt vergeſſener Mann geſtorben.



Die „Charlotte Dundas“. 1801.

Das Merkwürdige aber iſt, daß Robert Fulton nachgewieſenermaßen bei ſeinem erſten Beſuch in England die „Charlotte Dundas“ im Betrieb geſehen hat und beſichtigte; ſeine erſten Schiffe waren denn auch ohne Zweifel nach den Ideen Symingtons gebaut, nur daß er in ſehr glücklicher Weiſe anſtatt des bei der „Charlotte Dundas“ am Heck befindlichen einen Schaufelrades deren zwei an den Seiten ſeiner Dampfer anbrachte.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 51.

1. Arithmogriph.

G	A	M	E	D	T	H	G	**E**	B	L	A	L
e	**u**	o	r	i	r	o	**r**	r	**y**	o	l	i
i	b	**s**	a	a	a	**F**	a	i	r	**t**	t	n
g	e	e	**t**	n	**v**	e	u	c	o	t	**a**	g
e	r	s	o	**a**	e	r	n	a	n	e	r	**g**

2. Rätſel. „Ver“

3. Rätſel. Nadel.

4. Problem: Das Rad.

Von der zerbrochenen Speiche ausgehend lieſt man zuerſt die kleinen weißen Buchſtaben (rechts herum), darauf die großen weißen Buchſtaben. Es folgen dann die kleinen ſchwarzen und endlich die großen ſchwarzen Buchſtaben.

Alſo: kleine weiße Buchſtaben:
das ſch u. ſ. w.
Große weiße Buchſtaben: TESTE R u. ſ. f.
Man erhält bei richtiger Löſung:
„Das ſchlechteſte Rad am Wagen knarrt am meiſten!“

5. Wechſelrätſel.
Diſtel, Liſter.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächſten Nummer beginnt der XXXII. Jahrgang des Daheim. Wir bitten unſere Leſer, das Abonnement, insbeſondere dasjenige auf der Poſt, rechtzeitig zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zuſendung entſteht.

Den neuen Jahrgang eröffnen wir gleichzeitig mit zwei umfangreichen Erzählungen. Die eine,

„Senior und Junior“ von **Hanns von Zobeltitz,**

ſpielt in der Gegenwart. Der Verfaſſer ſucht in dem Roman das deutſche Volk bei ſeiner Arbeit auf; er führt den Leſer in Fabrik und Kontor, aber vor allem auch in die Kreiſe des gebildeten Bürgerſtandes, auf dem die Zukunft unſeres Volkes zum guten Teil beruht.

Die zweite Erzählung,

„Friede auf Erden!“ von **Rudolph Stratz,**

ſpielt in der Zeit des Ausganges des Dreißigjährigen Krieges. Im Rahmen einer ſtarkbewegten Handlung ſchildert der Verfaſſer in ergreifender Weiſe die Seelenkämpfe eines rauhen katholiſchen Kriegsmannes, der ſich zum evangeliſchen Glauben durchringt.

An dieſe Erzählungen werden ſich u. a. anſchließen:

„Im Weltwinkel“ von **Friedrich Jacobſen.** In dieſer neuen Dichtung des Verfaſſers des mit ſo ſtarkem Beifall aufgenommenen Romans „Waldmoder“ ſucht der feinſinnige Autor die Stätten ſeiner Heimat, das meerumſpülte Marſchenland Holſteins, auf.

„Die polniſche Braut“ von **Ernſt Remin.** Unſere Leſer werden ſich noch gern des hiſtoriſchen Romans „Neue Bahnen“ desſelben Verfaſſers erinnern. Auch die Handlung der „polniſchen Braut“ ſpielt ſich auf dem Hintergrund geſchichtlicher Ereigniſſe ab: es iſt die ſchwere Zeit nach Jena, welche Remin uns diesmal ſchildert.

Ganz beſonders erfreulich iſt es uns, unſeren Leſern diesmal einen Strauß heiterer Gaben bieten zu können. Von **Heinrich Seidel** liegt uns eine luſtige Hundegeſchichte: **„Polly Seidel“** vor; der geiſtvolle **Hans Hoffmann** gab uns eine ſinnige Märchenſkizze: **„Der arme Krebs“**, **Ilſe Frapan** eine ihrer ſtets gern geleſenen humoriſtiſchen Erzählungen aus Hamburg: **„Kaſpar Rütentüt“**; von **Ernſt Gruchow**, dem Verfaſſer der „Bismarckhoſe“, bringen wir einen übermütigen Scherz: **„Der Lieblingsneffe“**, von **Herm. Ferſchke** eine militäriſche Humoreske: **„Cicero“**, von **Hans Arnold „Kleine Erinnerungen aus großer Zeit“.**

Als weitere Erzählungen, die im XXXII. Jahrgang zum Abdruck gelangen werden, ſeien hier genannt: **„Ein Stammbuchblatt“** von **C. von Krauſe (C. von Hellen)**, **„Frühlingszauber“** von **Ernſt Lenbach**, **„Mein Junge“** von **A. Fromm**, **„Eine Erinnerung“** von **El. Siewert.**

Zum Schluß machen wir unſeren Leſern die Mitteilung, daß wir auch für den ablaufenden Jahrgang die gewohnten **eleganten und dauerhaften**

Einbanddecken

liefern, und zwar je nach Wunſch **eine** Einbanddecke für den ganzen Jahrgang in **einem** Bande, Preis 1 Mark 40 Pfg., oder **zwei** Einbanddecken in derſelben Ausſtattung für den ganzen Jahrgang in **zwei** Bänden: **I.** nur für das **Hauptblatt,** Preis 1 Mark 40 Pfg., **II.** nur für die **Beilagen,** Preis 1 Mark 20 Pfg., welche **ſogleich** bezogen werden können. Verloren gegangene **Nummern,** deren Betrag inkl. Porto den Aufträgen in Briefmarken mit beizufügen iſt: für 1 Nummer 35 Pfg., 2 Nummern 60 Pfg., 3 Nummern 85 Pfg., und **Hefte** (jedes Heft inkl. Frankatur 60 Pfg.), ſowie **einzelne Quartale** liefern wir, ſoweit unſer Vorrat reicht, gern nach. **Beſtellzettel** auf Decken, Nummern, Hefte und Quartale befindet ſich für die Wochenausgabe im Daheim-Anzeiger Nr. 51 und 52, für die Heftausgabe auf dem Umſchlage des 18. Heftes, und bitten wir, ſich dieſer Zettel bedienen zu wollen.

Die Daheim-Expedition. Leipzig, Poſtſtr. 9. **Die Redaktion des Daheim. Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53.

Inhalt: Der feine Hansjakob. Eine Geſchichte aus Holſtein. Von Charlotte Nieſe. (Schluß.) — Eine Stunde bei Herrn von Hannekeu. Von Hanns von Zobeltitz. — Herbſttag im Hochthal. Gedicht von J. H. Burchard. — Meine Kleinen und ich. Plauderei von M. Gerbrandt. — Guſtav Adolfs Feldprediger, Jakob Fabricius. Von G. Stephani. Mit Bildnis. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Der Angler. Von Peter Paul Müller; Von der Einweihung der Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin; Die Sennerin. Von F. v. Defregger; Herbſtarbeit im Garten. Von Hugo Oehmichen. — Altertumskunde. — Tierkunde. — Der Prinz Friedrich Karl-Gedenkſtein bei Flavigny. Mit Abbildung. — Forſchungsreiſen. — Technik. — Buchhandel. — Das erſte betriebsfähige Dampfſchiff. Mit Abbildung. — Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 51.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

1895. Beilage zu Heft 1 (No. 1—3).

XXXI. Jahrgang.
Oktober 1894.

Was wir bringen!

Das Daheim beſteht aus dem Hauptblatt und den dasſelbe wöchentlich begleitenden Beilagen. Hauptblatt und Beilagen bilden erſt zuſammen ein Ganzes, das, wie wir ohne Überhebung ſagen dürfen, an Reichhaltigkeit und Vielſeitigkeit des Inhaltes von keinem anderen deutſchen Familienblatt übertroffen wird.

Im Hauptblatt beginnen in Nr. 1 des neuen Jahrganges gleichzeitig die Erzählungen:

„Die Kronprinzenpaſſage“ von **Hanns von Zobeltitz,**
„Uſche Queren macht es anders“ von **Ilſe Frapan.**

Während der erſtgenannte Roman, der teils in der Großſtadt, teils auf märkiſchen Gütern ſpielt, offenkundige Schäden der Gegenwart geißelt, führt uns Ilſe Frapan in ihrer Erzählung an die Ufer der Elbe und entrollt vor uns ein Bild kleinbürgerlichen Lebens, in deſſen Schilderung die gefeierte Verfaſſerin von „Zwiſchen Elbe und Alſter“ anerkannte Meiſterin iſt.

Aus der Zahl der uns ferner zur Veröffentlichung vorliegenden Romane und Novellen heben wir hervor:

„Ahn und Enkel“ von **Joachim von Dürow.** **„Waldmoder“** von **Friedrich Jacobſen.**
„Das Weihnachtslicht“ von **C. von Hellen.** **„Neues Leben“** von **H. Warring.**
„Die Affenfrau“ von **Hans Arnold.**

Ferner dürfen unſere Leſer im nächſten Jahrgang erzählende Beiträge erwarten von Hans Arnold, Gosw. von Berlepſch, A. Fromme, Charlotte Nieſe, A. von Perfall, M. von Reichenbach, Bernh. Schulze-Smidt, Heinrich Seidel, Hermine Villinger u. ſ. w.

Nach wie vor werden wir in jeder Nummer neben den Erzählungen mindeſtens zwei Artikel bringen. Neue hervorragende Erſcheinungen der Litteratur werden in zuſammenfaſſenden Abhandlungen abwechſelnd von Rob. Koenig und Th. H. Pantenius beſprochen. Eine Reihe von Artikeln über die Ziele und Aufgaben der Diakonie von P. Th. H. Schäfer-Altona iſt in Vorbereitung. Den Freunden der bildenden Künſte werden wir im neuen Jahrgang eine Anzahl reich illuſtrierter, zum Teil von Originalſkizzen begleiteter Aufſätze über hervorragende Künſtler der Gegenwart bieten. Aus der Liſte der ſtändigen Mitarbeiter des Daheim nennen wir: H. Bohrdt, Konſiſtorialrat Dalton, Dr. Dyrenfurth, Prof. Dr. Eulenburg, P. Fliedner, Hofprediger E. Frommel, Frhr. von Grotthuß, Prof. Dr. Klein, Dr. Rob. Koenig, Fritz Meiſter, Fr. Frhr. von Oſtini, A. Frhr. von Perfall, Ferd. Pfohl, Hofprediger B. Rogge, Dr. Ad. Roſenberg, Oberſchulrat Dr. von Sallwürck, Baumeiſter H. Schliepmann, Dr. J. Stinde, Rud. Stratz, P. von Szczepanski, Hauptmann Tanera, A. Trinius, Th. Wangemann, Kontreadmiral a. D. R. Werner, Generalmajor a. D. Wille, Profeſſor Dr. Witte. Aus der Zahl der Mitarbeiter, welche im 31. Jahrgang mit poetiſchen Beiträgen vertreten ſein werden, führen wir auf: Dr. Th. Förſter, Alice von Gaudy, Hans Hoffmann, E. Lenbach, R. Pfannſchmidt-Beutner, Hedw. Gräfin Rittberg, Frida Schanz, Heinrich Seidel, Joh. Trojan.

In unveränderter Weiſe wird der **„Familientiſch“** in einer Fülle kleiner Notizen über die Fortſchritte der Wiſſenſchaften, die Reſultate neuer Forſchungen berichten. Der **„Rechtsrat“** und der **„Geſundheitsrat“** ſteht, von einem Juriſten und einem Arzt geleitet, allen Leſern zur Verfügung. Die **„Spielecke“** bringt Rätſel, Rebuſſe, Schach- und Dominoaufgaben u. ſ. w.

Von unſeren fünf Beilagen iſt die erſte — **„Aus der Zeit — für die Zeit“** — eine illuſtrierte Zeitung, welche in Wort und Bild intereſſante Vorgänge aus der Tagesgeſchichte ſchildert. Von der Reichhaltigkeit dieſer Beilage mag die Thatſache zeugen, daß ſie im letzten Jahrgang allein über 150 einzelne Abbildungen brachte. — Drei andere Beilagen verfolgen, von beſonderen Fachredakteuren geleitet, ausgeſprochen praktiſche Zwecke, und ihr Inhalt hat dauernden Wert: in dem **„Frauendaheim“**, deſſen Nummern je von einem ſinnigen Vierzeiler von Frida Schanz eingeleitet werden, findet die Hausfrau, welche nach einer hübſchen Handarbeitsvorlage oder einem bewährten Küchenrezept ſucht, ſich über die beſte Waſchmethode unterrichten will oder einen paſſenden Polterabendſcherz zur Hand haben möchte, beim Durchblättern des letzten Jahrgangs unbedingt Auskunft; das Frauendaheim bringt außerdem einzelne größere Aufſätze über die für das weibliche Geſchlecht immer brennender werdenden Ausbildungs- und Erwerbsfragen. — Der **„Hausgarten“** iſt ein zuverläſſiger Ratgeber für Gartenbau und Zimmergärtnerei. Wer nach einer Anleitung zur Einrichtung ſeines Gemüſegartens, nach einer Anleitung zum Okulieren, nach neuen blumiſtiſchen Erſcheinungen ſucht, wird im Hausgarten nie vergebens anpochen. — Die **„Hausmuſik“** bringt in jeder Nummer Bildnis und Biographie eines hervorragenden Komponiſten oder ausübenden Künſtlers. Der Familienvater, der ſich Rats erholen will über paſſende Muſikſtücke, über Muſikunterricht, über die Pflege ſeines Flügels, ſeines Harmoniums, über muſikaliſche Litteratur u. ſ. w., findet hier alles, was er ſucht. — Frauendaheim, Hausgarten und Hausmuſik geben auf Anfragen der Abonnenten in ihren Briefkäſten auch direkt Auskunft. — Wir haben dieſen vier Beilagen nunmehr noch eine neue, fünfte angereiht. Das beſonders reich illuſtrierte **„Kinderdaheim“** iſt ausſchließlich unſeren Kleinen gewidmet — und deren Müttern. Es bringt in jeder ſeiner Nummern eine große, vielſeitige Auswahl von Beſchäftigungsſpielen, Vorlagen für kleine Handarbeiten, welche die kindliche Phantaſie zum ſelbſtthätigen Schaffen anregen ſollen, Scherzrätſel u. ſ. w.

Berlin W., Steglitzerſtr. 53. **Daheim-Redaktion.**

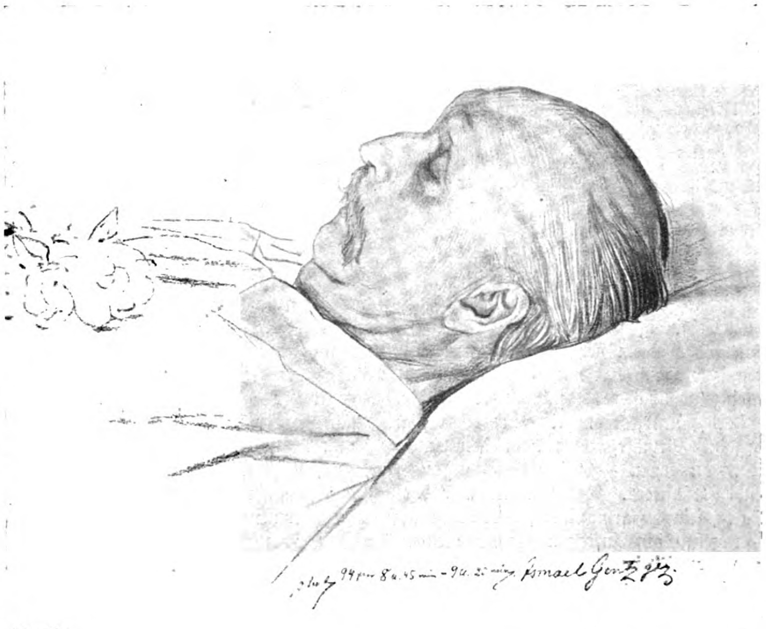
Aus der Zeit — für die Zeit.

Prinz Philipp von Orleans, Graf von Paris, und ſein Nachfolger, Prinz Philipp, Herzog von Orleans. — Profeſſor Hermann von Helmholtz †. — Das Bodinus-Denkmal. — Das Reichsverſicherungsamt zu Berlin.

Prinz Philipp von Orleans, Graf von Paris †.

Prinz Philipp, Herzog von Orleans.

Der am 8. September verſtorbene Prinz Philipp von Orleans, **Graf von Paris**, hat lange gelitten, ehe ihn der Tod erlöſte. Ein Krebsleiden hatte ihn, deſſen Charaktereigenſchaften ihn ſeine Prätendentenrolle niemals mit großer Ausſicht auf Erfolg ſpielen ließen, ſchon längſt vollends zu einem politiſchtoten Manne gemacht, ehe die Flagge auf Schloß Stowehouſe in England, wo der Graf von Paris die Augen ſchloß, auf Halbmaſt ſank. Der Graf von Paris wurde als Enkel des Königs Ludwig Philipp, als Sohn des Kronprinzen Ferdinand von Frankreich, Herzogs von Orleans, und ſeiner Gemahlin, der Herzogin Helene von Mecklenburg-Schwerin, am 24. Aug. 1838 zu Paris geboren. Seine Mutter, ehrgeizig und von dem Wunſch beſeelt, den engen Verhältniſſen des damaligen mecklenburgiſchen Hofes zu entrinnen, hatte die Heirat mit dem Kronprinzen von Frankreich durchzuſetzen verſtanden, trotzdem ihr von faſt allen ihren Verwandten abgeraten wurde, einen Schritt zu thun, von dem man vorausſah, daß er zu unglücklichem Ausgange führen würde. Das Glück der Ehe war nur von kurzer Dauer: am 13. Juli 1842 fand der Kronprinz von Orleans bei einem Wagenunglück ſeinen Tod. Unter den ſchwierigen Verhältniſſen am Hofe Ludwig Philipps zeigte die verwitwete Kronprinzeſſin Klugheit und Energie, bei dem Sturze Ludwig Philipps flößte der Heldenmut, mit dem ſie für die Rechte ihres Sohnes eintrat, den Franzoſen Achtung ein. Aber es gelang ihr trotzdem nicht, Herrin der Situation zu werden, und faſt mittellos und in den bedrängteſten Umſtänden mußte ſie 1848 fliehen. Sie fand in Eiſenach bei ihrem Oheim, dem Großherzog von Sachſen, Zuflucht und lebte hier in der Stille der Erziehung ihrer beiden Söhne, des Grafen von Paris und des Herzogs von Chartres. Später ſiedelte die Familie nach England über. Auf demſelben Wege, den ſpäter der unglückliche Prinz Napoleon einſchlug, als er ſich nach Afrika einſchiffte, um unter engliſcher Flagge im Kampfe gegen die Zulus kriegeriſchen Ruhm zu erwerben, verſuchte auch der Graf von Paris, die Augen Frankreichs auf ſeine Perſon zu lenken. Er nahm während des nordamerikaniſchen Bürgerkrieges Dienſte in der Armee der Nordſtaaten. Während des Krieges 1870/71 kam er ſogar in die Lage, ſeinen Degen für Frankreich ſelbſt zu ziehen, indem er ſich als Major in der Territorialarmee an dem Loire-Feldzug beteiligte. Frankreich dankte ihm ſeinen guten Willen, indem es ihm trotz ſeines ſchlechtverhehlten Prätendententums wieder dauernden Aufenthalt auf franzöſiſchem Boden geſtattete und ihm die von Napoleon beſchlagnahmten Familiengüter der Orleans zurückgab. Aber als dann der Graf von Paris zu dem Zweck, ſich die politiſche Erbſchaft des Grafen Chambord zu ſichern, dieſen offiziell als den legitimen König Frankeichs anerkannte, erweckte er nicht nur das Mißtrauen der Republik in hohem Grade, ſondern er entfremdete ſich auch einen großen Teil der bisherigen Orleaniſten, indem er die Rechtswidrigkeit ſeiner bisher geltend gemachten Anſprüche zugab, während die Anhänger des Grafen Chambord den in Frohsdorf vollzogenen Ausgleich nicht anerkannten. So hatte ſein nach dem Tode des Grafen Chambord gemachter Verſuch, Legitimiſten und Orleaniſten unter ſeiner Fahne zu vereinen, nur zur Folge, daß dieſe Parteien ſich noch mehr zerſplitterten, und daß die Republik das Verbannungsdekret gegen ihn und ſämtliche Angehörige der Familien Orleans und Napoleon ſchleuderte. Der Graf von Paris begab ſich aufs neue zu dauerndem Aufenthalt nach England, und nahm den Ereigniſſen in Frankreich gegenüber eine unthätig abwartende Haltung ein, die dem Beſtande ſeiner Partei nicht förderlich geweſen iſt. Mit einer Kouſine, der Prinzeſſin Iſabella von Orleans, einer Tochter des ſehr reichen Herzogs von Montpenſier vermählt, hat der Graf von Paris zwei Söhne und vier Töchter hinterlaſſen. Der älteſte Sohn, **Prinz Philipp**, Herzog von Orleans, geboren am 6. Februar 1869, welcher gleich nach dem Tode des Vaters die orleaniſtiſche Partei zu reorganiſieren verſuchte, hat bereits zweimal von ſich reden gemacht: das erſte Mal, als ſeine „Liebe für Frankreich“ ihn das Verbannungsdekret übertreten ließ und er ſich in Paris bei der Militärbehörde meldete, um kategoriſch ſeine Einſtellung in die franzöſiſche Armee als Rekrut zu fordern. Die jugendliche Unbeſonnenheit wurde mit einigen Monaten leichter Feſtungshaft geahndet. Zum zweiten Mal brachte den jungen Prinzen ſeine Verehrung für die Opernſängerin Melba in den Mund der Leute, als der Gatte der Dame in dem gegen ſeine Frau angeſtrengten Eheſcheidungsprozeß den jetzigen Anwärter auf die franzöſiſche Königskrone als klaſſiſchen Zeugen vorſchlug. Man wird abwarten müſſen, ob dieſe beiden Epiſoden aus dem Leben des Herzogs von Orleans nur in das Kapitel der Jugendthorheiten gehören, oder ob ſich ſein Charakter in der von ihnen angedeuteten Richtung weiter entwickelt.

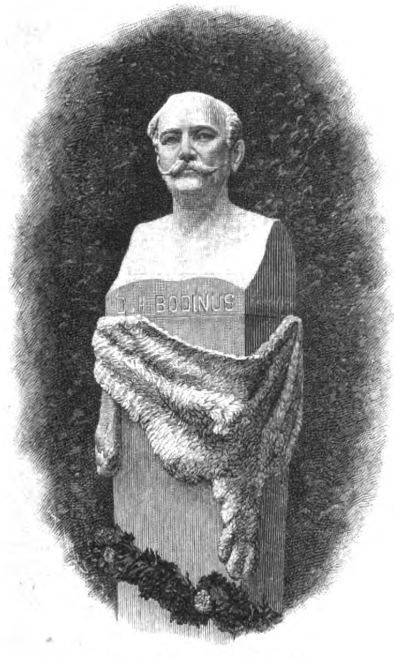


Profeſſor v. Helmholtz auf dem Totenbette. Gezeichnet von Iſmael Gentz.

Nach längerem Leiden, deſſen unglücklicher Verlauf bei dem vorgerückten Alter des Kranken mit Sicherheit vorausgeſehen werden konnte, ſtarb am 8. September in ſeiner Villa in Charlottenburg **Profeſſor Hermann v. Helmholtz**. Der vielſeitigen wiſſenſchaftlichen Bedeutung des Verſtorbenen wurde erſt vor kurzem im Daheim — 27. Jahrgang, Nr. 48 — in einem Artikel „Eine Stunde bei Profeſſor v. Helmholtz“ von Hanns v. Zobeltitz gedacht. Dieſem Artikel war auch eine Nachbildung des bekannten Gemäldes von Ludwig Knaus beigegeben, das

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

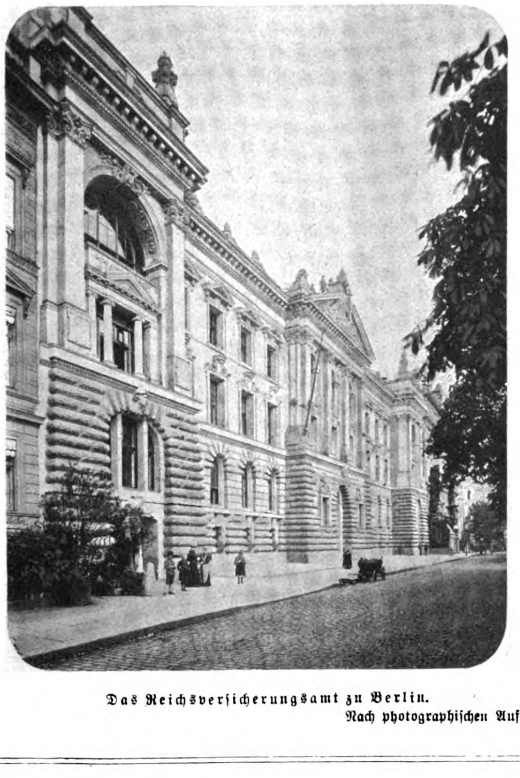
den Gelehrten in ſeinem Arbeitszimmer darſtellt und ſich in der Nationalgalerie zu Berlin befindet. Die Züge des Verſtorbenen auf dem Totenbett zeichnete der bekannte Maler Ismael Gentz, und wir beſchränken uns darauf, dieſem Bilde kurz den äußeren Lebensgang des Profeſſors v. Helmholtz beizufügen. Am 31. Auguſt 1821 zu Potsdam als Sohn eines Gymnaſialprofeſſors geboren, beſuchte er die Volksſchule des Potsdamer Lehrerſeminars und ſpäter das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Sein Intereſſe für phyſikaliſche Experimente zeigte er ſchon als Knabe in ausgeprägtem Maße, indeſſen erwählte er die Medizin als Brotſtudium. Von 1838 bis 1842, in welchem Jahre Helmholtz als Doktor promovierte, beſuchte er das Friedrich-Wilhelms-Inſtitut zu Berlin, danach wurde er Unterarzt an der Charité und ein Jahr ſpäter Militärarzt im Garde-Huſaren-Regiment zu Potsdam. Alexander v. Humboldt, auf ihn aufmerkſam geworden, verſchaffte ihm einen größeren Wirkungskreis, indem er durch ſeine Befürwortung die militäriſche Dienſtzeit des jungen Arztes und Gelehrten abkürzte, ſo daß Helmholtz in der Lage war, ſchon 1848 einen Ruf als Lehrer der Anatomie an die Berliner Kunſtakademie anzunehmen. Schon ein Jahr ſpäter ging er als Profeſſor der Phyſiologie an die Univerſität Königsberg, von hier 1855 als Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie nach Bonn und 1858 als Profeſſor der Phyſiologie nach Heidelberg. Nach dem Tode des Phyſikers Magnus wurde Profeſſor v. Helmholtz an die Berliner Univerſität berufen, an der er vom Jahre 1871 bis 1888 gewirkt hat, wo ihm die Leitung der neugegründeten Phyſikaliſch-Techniſchen Reichsanſtalt übertragen wurde. Noch im vorigen Jahre konnte der greiſe Gelehrte mit ſeiner Gattin, einer Tochter des Staatsrechtslehrers v. Mohl, die weite Reiſe zum Beſuch der Weltausſtellung in Chicago unternehmen. Man wird ſich erinnern, daß er auf der Rückreiſe das Unglück hatte, ſich bei einem Fall von der Schiffstreppe eine nicht ungefährliche Verletzung zuzuziehen. Er genas zwar, doch ohne ſich recht wieder zu erholen, und faſt ein Jahr körperlichen Leidens iſt ſeinem allbetrauerten Hinſcheiden voraufgegangen.



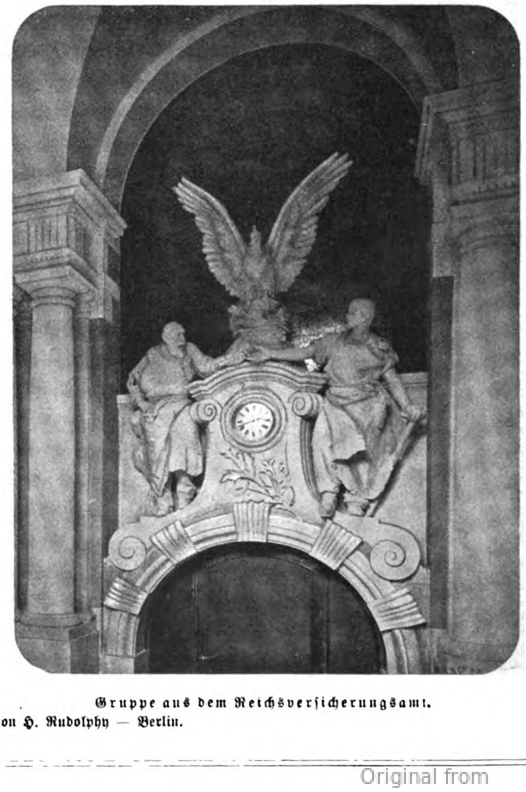
Das Bodinus-Denkmal.
Nach einer Photographie von M. Ziesler in Berlin.

Die fünfzigjährige Feier des Beſtehens des Zoologiſchen Gartens in Berlin geſtaltete ſich zugleich zu einer Erinnerungsfeier an den zweiten Direktor dieſes Inſtituts, Dr. Heinrich Bodinus, unter deſſen Regiment ſich das Inſtitut nicht nur zu ſeiner jetzigen Vollſtändigkeit entwickelt hat, ſondern auch zu der hervorragenden Bedeutung, die es gegenwärtig im geſellſchaftlichen Leben der Reichshauptſtadt einnimmt. Dr. Bodinus war urſprünglich Arzt, der als Liebhaberei einen Park fremdländiſcher Tiere hielt. Er gab dann ſeine ärztliche Praxis auf und machte die Liebhaberei zum Beruf, als in Köln ein Zoologiſcher Garten angelegt wurde, deſſen Direktorſtelle man ihm anbot. 1869 ſiedelte er in gleicher Eigenſchaft nach Berlin über, wo er bis zu ſeinem am 24. November 1884 erfolgten Tode unermüdlich beſtrebt war, das ihm unterſtellte Inſtitut zu dem erſten ſeiner Art in Europa zu machen. Heinrich Bodinus war nicht nur ein Mann von gründlichen zoologiſchen Kenntniſſen und von außergewöhnlicher praktiſcher Erfahrung in der Tierpflege, ſondern verfügte auch außer dieſen beiden für ſeine Stellung beſonders wichtigen Eigenſchaften über einen hervorragenden Geſchmack und über eine große perſönliche Liebenswürdigkeit, die er beide für die Intereſſen des Zoologiſchen Gartens zu verwerten wußte. Er vervollſtändigte die Sammlungen, erwarb manches Tier für den Berliner Zoologiſchen Garten, das vordem noch niemals lebend in Europa geſehen worden war, und durch ſeine Züchtungsreſultate mit reißenden Tieren gelang es ihm, den Zoologiſchen Garten in den weiteſten Kreiſen populär zu machen. Sein Geſchmack gab den Parkanlagen ihre heutige Geſtalt, und ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit war es, die dem Inſtitut eine große Anzahl von Freunden zuführte, die ihre Freundſchaft durch Geſchenke von wertvollen fremdländiſchen Tieren bethätigten. Ein am Jubiläumstage enthülltes Denkmal, das die Büſte des Direktors H. Bodinus auf einem von einem Löwenfell überſpannten Sockel zeigt, — ein Werk des Berliner Bildhauers H. Kieſewalter — erinnert nun dauernd an die Verdienſte des Verſtorbenen.

Unter den neueren Staatsbauten, die dem Berliner Stadtbilde ſeinen impoſanten Charakter aufprägen, nimmt das Reichsverſicherungsamt eine hervorragende Stelle ein. Unſere Leſer finden untenſtehend die in edelſten Verhältniſſen ausgeführte, dem Landwehrkanal zugekehrte Façade des Palaſtes in der Königin Auguſta-Straße und die allegoriſche Gruppe, welche eine Niſche in der Rückwand der großen Eingangshalle krönt. Der Prachtbau iſt von dem Königlichen Regierungsbaumeiſter J. Häckels errichtet, die Bildhauerarbeiten ſind ein Werk des Berliner Bildhauers Adolf Brütt. Das Gebäude iſt für die Aufnahme der Bureaus der Alters- und Invalidenverſorgung beſtimmt. Die erwähnte Koloſſalgruppe ſtellt einen altersmüden Arbeiter dar, der unter dem Schutze des Reichsadlers ſein Handwerkszeug den kräftigen Händen eines jüngeren Genoſſen übergibt.



Das Reichsverſicherungsamt zu Berlin.

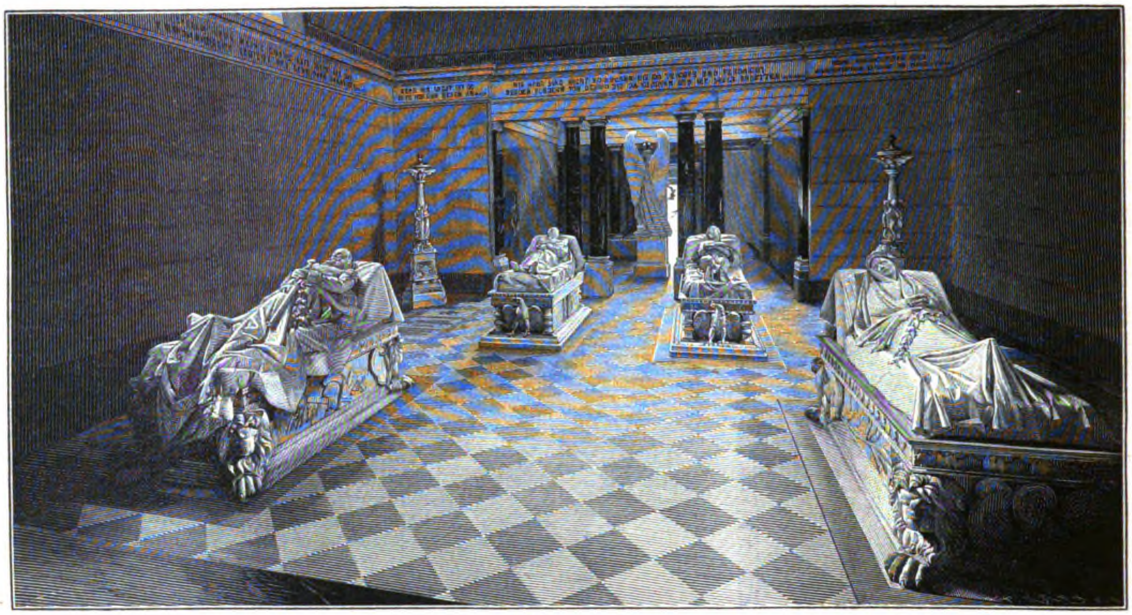


Gruppe aus dem Reichsverſicherungsamt.

Nach photographiſchen Aufnahmen von H. Rudolphy — Berlin.

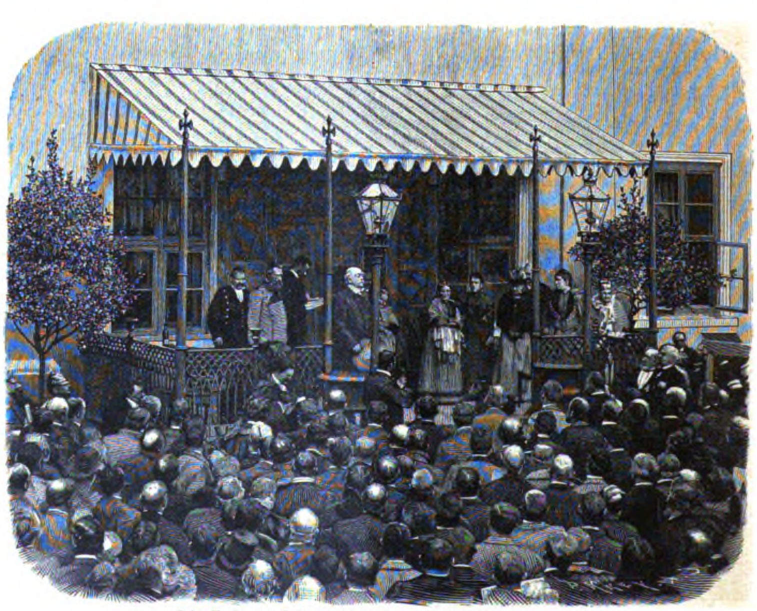
Das Charlottenburger Mauſoleum. — Der Poſener Huldigungszug bei Fürſt Bismarck. — Heinrich Hofmann †. Die beiden Monumentalbrunnen auf dem Albertplatz in Dresden.

Der Zugang zu jener geweihten Stätte, an der neben König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luiſe Kaiſer Wilhelm der Siegreiche und Kaiſerin Auguſta ruhen, iſt dem Publikum lange verwehrt geweſen. Um für die Aufſtellung der beiden Sarkophage des Kaiſerpaares Platz zu gewinnen, war ein Erweiterungsbau notwendig, der erſt im Laufe dieſes Sommers vollendet werden konnte. Als Einweihungstag für das Mauſoleum und die beiden Grabmäler — letztere Werke des Profeſſors Encke, die ſich in ihrer künſtleriſchen Geſtalt eng an die beiden Sarkophage Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luiſe anlehnen — war der 2. September, der Sedantag, auserſehen worden. Außer dem Kaiſerpaar, das mit den vier älteſten Söhnen der Feier beiwohnte, waren Prinz Albrecht, die Erbprinzeſſin von Hohenzollern, Prinz Friedrich von Hohenzollern mit Gemahlin und Prinz Karl Anton von Hohenzollern im Mauſoleum erſchienen. Geſang des Domchors leitete die Feier ein. Darauf hielt General-Superintendent D. Dryander die Weiherede, der er die Worte des Pſalmiſten zu Grunde legte: „Ich gedenke der alten Zeiten, der vorigen Wunder; Gott, dein Weg iſt heilig.“ Anknüpfend an dieſe Worte erinnerte er an den Tag der erſten Weihung des Mauſoleums vor nunmehr vierundachtzig Jahren. Eine Fülle großer Ereigniſſe liege zwiſchen jenem und dem heutigen Tage, an dem das Mauſoleum wieder erſchloſſen werde, um von neuem ein Wallfahrtsort des deutſchen Volkes zu ſein. Erinnerungen werden an dieſer Stätte wach von der Flucht nach Memel bis zu jenem 2. September 1870, da König Wilhelm das Wort ſprach: „Welche Wendung durch Gottes Fügung!“ Dieſe Stätte brauche nicht von ihm neu geweiht zu werden; ſie weihe vielmehr ſelbſt einen jeden, der ſie betrete, ja das ganze Volk, indem ſie mit ihren marmornen Herrſcherbildern und ihren Spruchinſchriften jedem zurufe: „Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Geſang des Domchors und Gebet beſchloß die Feier, nach deren Beendigung ſich die Fürſtlichkeiten in die Gruft hinunterbegaben, um Kränze an den Särgen niederzulegen. Auch der Schöpfer der beiden Marmorſarkophage, Profeſſor Encke, wohnte der Feier bei und wurde von dem Kaiſerpaar durch Anſprachen ausgezeichnet.



Sarkophag Kaiſer Wilhelm des Siegreichen. Das Mauſoleum in Charlottenburg. Sarkophag der Kaiſerin Auguſta.

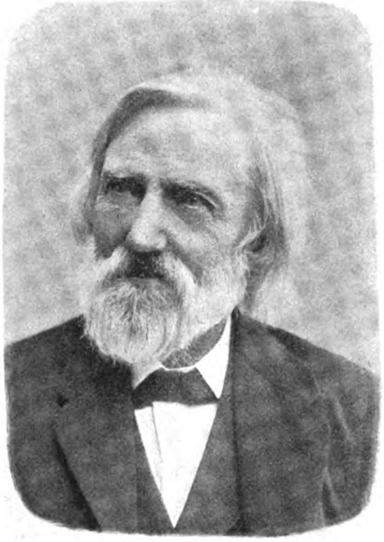
Mehr als zweitauſend Bewohner der Provinz Poſen hatten ſich am 16. September nach Varzin aufgemacht, um dem Fürſten Bismarck ihre Ehrfurcht zu bezeugen, und der Fürſt konnte ſie in erfreulicher Friſche und Geſundheit empfangen. Der äußerliche Verlauf dieſer Empfänge iſt bekannt; auch daß der Fürſt keinen vorübergehen zu laſſen pflegt, ohne ein kräftiges politiſches Wort zu ſprechen. Diesmal behandelte Fürſt Bismarck als die ſeinen Gäſten zunächſt liegende die Polenfrage, von der er u. a. ſagte: „Daß das friedliche Zuſammenleben zweier Nationen in einem Staate nicht unmöglich ſei, beweiſe ſowohl die Schweiz wie auch Belgien. Auch in Oſtpreußen ſei trotz einer gemiſchten Bevölkerung keine nationale Verſtimmung bemerkbar. Freilich fehle dort die



Die Poſener Deputation bei Fürſt Bismarck.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Ed. Pegenau in Stolp.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

katholiſche Geiſtlichkeit. Aber ſelbſt in Oberſchleſien ſeien trotz des konfeſſionellen Unterſchiedes die Verhältniſſe friedlich, weil dort der polniſche Adel fehle. So reduziere ſich die Zahl der aktiven und aggreſſiven polniſchen Gegner im weſentlichen auf die polniſchen Abgeordneten, die ja faſt ausſchließlich Adlige ſeien. Polniſche Bürger in unſerem Sinne gebe es überhaupt kaum, und der polniſche Bauer ſei friedlicher Art. Er ſelbſt — Fürſt Bismarck — fühle ſich einer Meinung mit den um ihn Verſammelten in der Hoffnung auf eine friedliche und lebensfähige Entwickelung. Schwankungen in unſerer Polenpolitik ſeien von 1815 bis heute zu verzeichnen geweſen, je nachdem hochſtehende polniſche Familien, wie die Radziwills, bei Hofe Einfluß hatten. Heute ſei das Bewußtſein geſtärkt, daß in Poſen unterſtützungsbedürftige deutſche Landsleute leben, und dieſem Bewußtſein dürfe man vertrauen. Je mehr das Nationalgefühl ſich entwickele, deſto mehr werde auch die Stellung der Deutſchen in der Diaſpora geſtärkt. Man dürfe darum den Mut nicht ſinken laſſen. Wie unſere Exiſtenz ſich geſtalten würde, falls ein Polenreich ſich bilden ſollte, ſei unabſehbar. Es würde eine aktive, aggreſſive Macht, und ſo lange es nicht Weſtpreußen, Danzig u. ſ. w. beherrſche, immer der Bundesgenoſſe unſerer Feinde ſein. Ein Zeichen politiſcher Unwiſſenheit ſei es, wenn man ſich für die Sicherheit unſerer Oſtgrenzen auf den polniſchen Adel verlaſſe. Aber von den Polen könnten wir feſtes Zuſammenhalten lernen. Auch wir ſollten erſt der Nation und dann erſt der Partei angehören.“



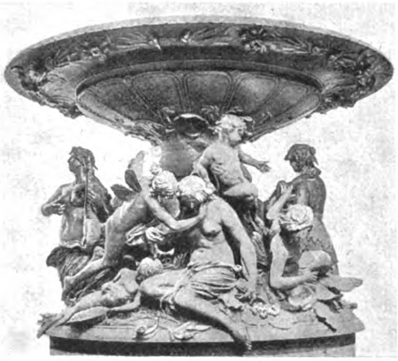
Geh. Sanitätsrat Dr. Heinrich Hofmann †.
Nach einer Photographie von E. v. Hanfſtängl, Frankfurt a. M.

Der am 20. September in Frankfurt a. M. verſtorbene Geh. Sanitätsrat Dr. Heinrich Hofmann iſt, ſo verdienſtvoll er auch in ſeinem Berufe gewirkt hat, doch noch bekannter denn als Arzt als Verfaſſer des „Struwwelpeter“ geworden, des in faſt hundertundvierzig Auflagen verbreiteten Kinderbilderbuches, das er zu Weihnachten 1844 für ſeinen dreijährigen Sohn gezeichnet und gedichtet hatte. Heinrich Hofmann war am 13. Juni 1809 in Frankfurt a. M. geboren. Er ſtudierte Medizin in Heidelberg und Paris und ließ ſich nach Vollendung ſeiner Studien in ſeiner Vaterſtadt als praktiſcher Arzt und Lehrer der Anatomie nieder. Im Jahre 1851 betraute man ihn mit der Leitung der ſtädtiſchen Irrenheilanſtalt, die er von Grund aus reorganiſierte und deren Neubau nach einem von ihm gezeichneten Plan errichtet wurde. Heinrich Hofmanns Vater war Bauinſpektor in Frankfurt a. M. geweſen, und von ihm hatte Hofmann in jungen Jahren Unterricht im Zeichnen erhalten. Die hier erlernte eigentümliche lineare Zeichnentechnik wandte er dann auch bei ſeinem Struwwelpeterbilderbuch an. Der überraſchende Erfolg des „Struwwelpeter“ veranlaßte ihn noch zu mancher Gabe für die Jugend, und ſein „König Nußknacker“, „Baſtian der Faulpelz“, „Prinz Grunewald“ und andere Bücher haben unter manchem Weihnachtsbaum und auf manchem Geburtstagstiſch gelegen. Sein Humor, der übrigens keineswegs nur ein Humor für Kinder war, blieb ihm treu bis an ſein Lebensende. So antwortete er einmal dem Maler Adolf Schroeter, der ihn um ein Rezept gegen die Gicht gebeten hatte, mit folgenden Verſen:

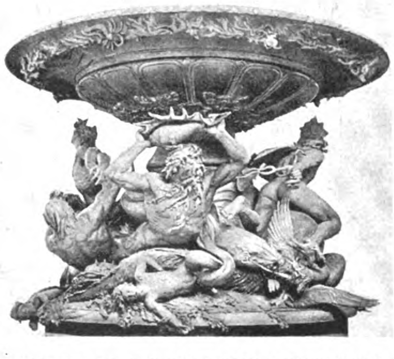
Es hat ein Licht ſich mir entzündet,
Durch Forſchen habe ich ergründet
Woher Dein böſes Hüftweh kommt:
Vom Weine fährt, und nur vom Weine,
Ein ſolch Gebreſte in die Beine,
Vom Weine, der Dir wenig frommt.

Doch merke wohl, wie ich es meine!
Das kam allein von ſaurem Weine,
Den Du getrunken irgendwann;
Zu Kopfe ſteigen gute Weine,
Die ſchlechten fahren in die Beine,
Drum trinke gute nur fortan!

Die auf dem Albertplatz in Dresden errichteten beiden Monumentalbrunnen von Profeſſor Diez gehören zu den reizvollſten Brunnengruppen aller Zeiten. Der eine ſtellt ſtürmiſche Wogen, der andere ſtilles Waſſer dar, verkörpert durch allerhand menſchliche und Tierfiguren in ſtarker Bewegung, reſp. in beſchaulicher Ruhe. Die Bronzegruppen ſind mit künſtlicher Patina überzogen, da die Dresdener ſtark mit Ruß verſetzte Atmoſphäre die Hoffnung auf eine ſich im Laufe der Jahre anſetzende natürliche Patina nicht aufkommen läßt. In der Bierling'ſchen Erzgießerei hergeſtellt, wurden die beiden Brunnen am 1. September der Öffentlichkeit übergeben; ohne beſondere Feierlichkeit, da der Schöpfer des Werkes, Profeſſor Robert Diez, zur Zeit nicht in Dresden anweſend ſein konnte. Zur Feier des Sedantages hatte man dann die beiden Brunnen elektriſch beleuchtet, und der dadurch erzielte Licht- und Waſſereffekt war ſo großartig, daß er viele Tauſende von Menſchen auf dem Albertplatze feſſelte. Ein im Verlage von Römmler & Jonas in Dresden erſchienenes Prachtwerk „Profeſſor Diez: Stilles Waſſer, Stürmiſche Wogen“ (Preis 20 Mark) gibt auf zehn Blättern in Groß-Folio Naturaufnahmen der beiden Monumentalbrunnen, die allen Reiz der Kompoſition auch demjenigen zugänglich machen, der nicht in der Lage iſt, die Bildwerke ſelbſt in Augenſchein zu nehmen.



Monumentalbrunnen von Robert Diez auf dem Albertplatz zu Dresden:
Stilles Waſſer.
Nach einer Photographie von Römmler & Jonas in Dresden.



Monumentalbrunnen von Robert Diez auf dem Albertplatz zu Dresden:
Stürmiſche Wogen.
Nach einer Photographie von Römmler & Jonas in Dresden.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 1.)

Leiden heißt leben, leben heißt leiden!
Es kommt nicht drauf an, die Tiefen zu meiden!

Es kommt nur drauf an, am Erlebten zu loben:
„Es war mir zum Heile! Es trug mich nach oben!“

Hochzeitsgruß.

Mit einem Korb voll Roſen.

Zu Euch liebenden und lieben Zweien,
Die geeint zu ewigem Verein,
Kommen wir mit frohem Prophezeien:
Ihr ſollt glücklich, Ihr ſollt glücklich ſein!

Späte Roſen blühen noch im Lande,
Möchten Roſen blühn, wo Ihr auch wohnt!
Ewig traget Eure Roſenbande!
Ewig währe Euer Roſenmond!

Wo der Sehnſucht gold'ne Pfeile ſchwirrten,
Weile nun des Glückes voller Schein.
Heil Euch Beiden, die Ihr unter Myrten
Heut' Euch eint zu ewigem Verein! **H.**

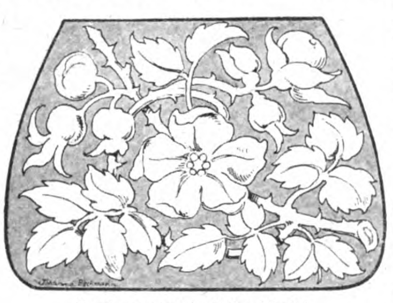
Das Abziehen des Weines.

Ein Faß Wein im Hauſe ſelbſt abzuziehen — das iſt immer ein kleines Familienereignis! — Wo es zum erſten Male ſtattfindet, denkt man ſich die Sache gewöhnlich ſchwieriger, als ſie iſt. Vor allem ſorge man beizeiten dafür, daß genügend viel Flaſchen gereinigt werden und richtig trocken ſind, wenn ſie gebraucht werden ſollen. Auf ein Faß von 50 Liter kann man ungefähr 65 Flaſchen rechnen, alſo gegen 70 ſpülen. Iſt das beſtellte Fäßchen angekommen, ſo wird es ſogleich im Keller an den Ort gelegt, an dem es abgezogen werden ſoll und zwar gleich ganz feſt, daß es ſich nicht bewegt, wenn man daran arbeitet. Ein Weinhähnchen, das zuvor in warmem und kaltem Waſſer ausgefriſcht iſt, wird ſofort in das Zapfloch geſchlagen. Soll das Faß erſt ſehr lange liegen, ſo kann man damit warten bis einige Tage vor dem Abziehen. Am Tage vor dem Abziehen laſſe man die Flaſchen in den Keller bringen, ſorge für Siegellack, Etiketten, Korke u. ſ. w., letztere laſſe man eine Nacht auswäſſern. Am nächſten Morgen ſtelle man eine große tiefe Schüſſel oder Satte unter das Zapfloch, damit kein Tropfen verloren geht. Nun löſe man die kleine Blechplatte vom Spundloch und ziehe den Kork aus demſelben heraus. Dann kann das Abziehen beginnen. Man halte das Hähnchen in die Flaſche hinein und laſſe den Wein recht langſam hineinlaufen, nicht ſchäumig. Sind mehrere Perſonen bei der Arbeit beteiligt, ſo kann man ſchon bald anfangen, zuzukorken. Das geſchieht am beſten durch eine Korkmaſchine. Der Siegellack muß ſehr heiß ſein, man thut gut, ihn auf einem Kohlenfaß ſtehen zu haben. Um den Lack geſchmeidiger zu machen, kann man etwas Paraffin darunter geben, dick zu lacken iſt ganz überflüſſig. Die Etiketten klebe man mit aufgelöſtem Fruchtleim, gekochter Stärke oder dergleichen auf. Ein kleines Faß von 50 Liter iſt von einer Perſon in zwei bis höchſtens drei Stunden abgezogen und unter Schloß und Riegel gelegt. Die Arbeit iſt alſo ganz gering und nicht ſo ſchlimm wie die meiſten Hausfrauen ſie ſich denken, die Erſparnis aber ſo groß, daß man ſich wundern muß, daß nicht mehr Wein im Hauſe abgezogen wird. Ein Hauptpunkt iſt und bleibt: die Flaſchen müſſen ſehr gut geſpült und mit einem Flaſchenreiniger gereinigt werden. Wenn ſie rein ſind, ſchüttle man ſie noch mit Schrotkörnern und Waſſer aus. Schließlich lege man ſie eine Nacht in eine große Tonne, beſchwere ſie mit einem reinen Brett und Steinen und gieße das Gefäß ganz voll Waſſer. Die letzten Flaſchen Wein aus dem Faß merke man ſich, da ſie leicht etwas trübe ſein können. Das Faß wird nach der Arbeit umgeſpült, ausgeſchwefelt und zugekorkt. Die Weinhändler mögen es lieber, wenn die Fäſſer geſchwefelt zurückkommen, da ſie auf weiteren Reiſen im Sommer oft ſäuern. **A. K. B.**

Wäſcheausſtattung.

Manche Braut, welche bei ihrer Ausſtattung ihre Kopfkiſſen auf alle mögliche Art mit Einſätzen verziert hat, wird es, wie ich, bedauert haben, daß ſich bei den dazu paſſenden Deckbettbezügen kein ähnlicher Schmuck anbringen läßt. Nach einigem Nachdenken bin ich zu folgender kleiner Erfindung gekommen: Ich ſchnitt den Stoff zu den Bezügen, welcher 135 cm breit lag, 450 cm lang zu und machte an beide Schnittſeiten einen 2 cm breiten Saum. An den einen Saum nähte ich einen 8 cm breiten Zwiſchenſatz, dann einen 8 cm breiten Stoffſtreifen, welcher natürlich auch auf beiden Seiten 2 cm breit geſäumt war, und daran kam nun eine 8 cm breite Spitze. Nun legte ich den Stoff der Länge nach 210 cm zweifach zuſammen, ſo daß das verzierte Ende überſtand, und nähte den Bezug längs der Webekante zuſammen. Das überſtehende Ende wird dann auch mittels eines gegengeſetzten Streifens Stoff ſauber gemacht. Dieſes überſtehende, verzierte Ende wird nun nach Art der Überſchlaglaken übergeſchlagen und oben auf dem Bezug feſtgeknöpft. Natürlich kann man den Überſchlag noch eleganter mit mehreren Zwiſchenſätzen oder einfacher bloß mit Spitze verſehen. Geſtickt werden dieſe Bezüge in der Mitte des Überſchlages.

Claire.



Portemonnai in Lederſchnitt.

Zimmerſchmuck.

Telephon-Tafel. Man laſſe ſich vom Glaſer ein Stück Milchglas von circa 25 cm Länge und 15 cm Breite ſchneiden, bringe etwa 4 cm vom oberen Rande eine Querlinie an und teile den übrigen Raum durch zwei Längslinien in drei Spalten, von denen die dritte doppelt ſo breit iſt, wie die übrigen. Die erſte iſt für Amt und Nummer, die zweite für die Namen und die dritte Spalte für beſondere Bemerkungen beſtimmt. Nun verziere man den oberen Raum mit einer kleinen Malerei oder einem netten Spruch; z. B. „Wenn Blitz und Donner regieren, ſo laß das Telephonieren“ u. ſ. w. Dann faſſe man das Täfelchen mit ſtarkem farbigem Bande ein und verſehe die Ecken mit kleinen Schleifen oder Seidenbällchen. Soll die Tafel neben das Mikrophon gehängt werden, ſo nähe man noch eine ſtarke Seidenſchnur an dieſelbe an. Dieſe Tafel wird ſolchen Herren, die häufig mit den gleichen Firmen telephoniſch verkehren, ſehr willkommen ſein. Es läßt ſich auf dem Milchglas wie auf Schiefer ſchreiben.

Gretchen Willfried.

Wäſche.

Buntſtickereien zu waſchen. Die oft beträchtlichen Ausgaben für chemiſche Reinigung von zarten Stickereien auf Leinwand oder ſonſtigen waſchbaren Stoffen mit farbigem Garn oder bunter Seide ſind durch folgende einfache Verfahren leicht zu vermeiden. Man kaufe Weizenkleie, die in Mehl- und Getreidehandlungen zu haben iſt und wovon man für 10 Pf. ſchon ein ganzes Pfund bekommt, und laſſe hiervon ¼ oder ½ Pfund, je nachdem man Wäſcheteile hat, mit reichlich Waſſer mehrere Stunden langſam kochen. Dann gieße man die Brühe ſorgfältig durch ein Neſſel oder Leinenſäckchen, kühle dieſelbe vollkommen ab und waſche in der kalten Lauge die Stickereien. Zweimaliges Durchwaſchen ſowie Nachſpülen in klarem Waſſer iſt ſelbſtverſtändlich notwendig, dafür werden die Sachen aber auch ſehr ſchön, wie neu, und alle Farben bleiben vollkommen erhalten. Stärken der Wäſche iſt unnötig, da ſie durch die Kleie genügende Appretur erhält.

N. in D.

Zur Hochzeit der Tante.

Mit einem geſtickten Tiſchläufer von ihrer kleinen Nichte.

Weil Tantchen, Du, im Feſttagsglanz
Als Braut heut trägſt den Myrtenkranz
Und mancher längſt ſchon drüber ſann,
Was er Dir Liebes ſchenken kann;

So hab' auch ich mir's recht bedacht,
Was meinem Tantchen Freude macht,
Und meint', ein Läufer, wie jetzt Brauch,
Schick' ſich zur jungen Wirtſchaft auch.

Zum eig'nen Heim, zum eig'nen Herd,
Zur Schüſſel, drin das Mahl beſchert,
Zu all' dem Hausrat, groß und klein
Müßt' auf dem Tiſch ein Läufer ſein.

So ſtickt' ich fleißig und geſchwind
Ihn Dir zum Hochzeitangebind
Und bitte, ſieh mit Nachſicht an,
Was ſolch' ein kleines Mädchen kann.

Daß nicht gering die Gabe ſei,
Sind gute Wünſche mit dabei.
Und wenn's die liebe Tante freut,
Bin ich ihr frohes Nichtchen heut.

Für die Küche.

Gedämpfte Gurken zu Hammelkotelettes. Nachdem die Gurken geſchält ſind, ſchneide man ſie der Länge nach in vier Streifen, nehme die Kerne rein heraus und ſchneide die Viertel der Quere nach wieder in zwei oder drei Stücke Dann kehre man ſie in Mehl um, brate ſie in brauner Butter gut an und dämpfe ſie hernach mit etwas Salz, Waſſer und (ganz wenig) Zucker gar. Die Kotelettes werden in einem zerſchlagenen Ei mit etwas Milch umgewendet, dann in geriebenem Weißbrot mit Salz und Pfeffer beſtreut und etwa 8—10 Minuten in heißer Butter gebraten. Die Gurken werden gehäuft angerichtet, die Kotelettes darum herumgelegt. **A. K. B.**

Perlzwiebeln einzumachen. Man befreie die kleinen, weißen Perlzwiebeln von der erſten Haut, ſehe ſich aber vor, die zweite nicht zu verletzen. Auch darf man die Zwiebeln nicht mit einem Stahlmeſſer berühren, da ſie ſonſt bläulich oder ſchwärzlich werden, man ſäubere ſie mit einem ſilbernen oder Hornmeſſer. Sind ſie ſo vorbereitet, ſo laſſe man ſie eine Nacht in gewöhnlichem Eſſig ſtehen. Am nächſten Tag trockne man ſie ab, koche ſie 5—6 Minuten in Weineſſig und gieße ſie dann mit dem Eſſig in Gläſer, die man verbindet, wenn die Zwiebeln erkaltet ſind. **A. K. B.**

Eingemachte Weinbeeren. Die Beeren werden abgepflückt und gewogen; auf ein Pfund Beeren nimmt man ¾ Pfund harten Zucker. Letzterer wird geläutert, man kann auf jedes Pfund Zucker einen Eßlöffel Rum nehmen, was zur Haltbarkeit des Eingemachten beiträgt. Wirft der Zucker Blaſen, ſchüttet man die Beeren hinein und rührt immerfort vorſichtig um; nach und nach ſteigen alle Kerne nach oben, von wo man ſie bequem mit dem Schaumlöffel entfernen kann. Die Beeren müſſen ſo lange kochen, bis kein Kern mehr nach oben ſteigt, doch muß man noch ¼ Stunde fortfahren zu rühren, da ſich nun die Schalen wieder füllen. Iſt dies der Fall, thue man das Eingemachte in Gläſer, beſtreue es, erkaltet, mit Salicyl und verbinde es mit Pergamentpapier. Dies Eingemachte iſt ſehr zu empfehlen für Gegenden, wo der Wein nicht zur vollſtändigen Reife gelangt, da es durchaus nichts ſchadet, wenn die Beeren noch nicht völlig reif ſind. **M. W.**

Auskunft.

Folgende drei Damenſtifte kämen vielleicht für **N. W.** in Betracht:

Königsberg i. Pr.: Marienſtift. 12 Stiftswohnungen. Gewährt den Stelleninhaberinnen neben freier Wohnung ein Jahreseinkommen von je 750 ℳ Für verwaiſte Töchter, bezw. Witwen von Offizieren und höheren Beamten, zur Hälfte für Bürgerliche, zur Hälfte für Adelige. Evangeliſche Konfeſſion Bedingung — Aufnahmegeſuche an den Miniſter des Innern, auf deſſen Vorſchlag der König die Stellen beſetzt.

Stolp in Pomm.: Fräuleinſtift. 10 Stiftsſtellen. Außer dem Wohnungsrecht im Stift haben die Stiftsdamen, welchen vorher die Anwartſchaft erteilt werden muß, ein Jahreseinkommen von je 750 ℳ Für mittelloſe evangeliſche Töchter verſtorbener Offiziere und höherer Beamten. Die Stellen verleiht der König auf Vorſchlag des Miniſters des Innern.

Soeſt in Weſtfalen: Walpurgis-Damenſtift. 5 Stiftsſtellen mit einem jährlichen Einkommen von je 750 ℳ Für verwaiſte, bedürftige Töchter preußiſcher Offiziere und höherer Beamten. Die Stiftsdamen müſſen zuvor mit Stiftsanwartſchaft verſehen ſein. Evangeliſche Konfeſſion erforderlich. — Aufnahmegeſuche an den Miniſter des Innern, auf deſſen Vorſchlag der König die Stellen vergibt.

Fr. 121. In *Helmſtedt*, Herzogtum Braunſchweig, würde eine tüchtige Schneiderin jedenfalls lohnende Beſchäftigung erhalten.

H.

Auf die in Nr. 16 (Frauen-Daheim) unter 117 geſtellte Frage. welche mir erſt jetzt zu Geſicht kommt, weiſe ich darauf hin, daß die Deutſche Reichs-Fechtſchule in ihren 3 Waiſenhäuſern zur Zeit einige Stellen zu beſetzen hat. Die Einſenderin könnte ſich wegen des „armen evangeliſchen Knaben aus Bayern“ an die Geſchäftsſtelle der Deutſchen Reichs-Fechtſchule zu Berlin, Gendarmen-Markt (Franzöſiſcher Dom), wenden, welche in der Angelegenheit das Weitere veranlaſſen wird

F. in B.

Fragen.

1) Gibt es nicht irgend ein Stift, in dem Stellen, mit kleiner Rente verbunden, für Bildhauertöchter vorhanden ſind? **E. B.**

2) In Schleſien ſoll ſich eine Fabrik befinden, welche von in Streifen geſchnittenen und an einander gehefteten Stoffen jeder Art hübſche Teppiche webt? Ich kann hier die Adreſſe nicht erfahren, wäre eine Mitleſerin wohl in der Lage, mir gütigſt ſolche Adreſſe angeben zu können? Sehr dankbar wäre

J. v. St. in H.

(Zu Nr. 2.)

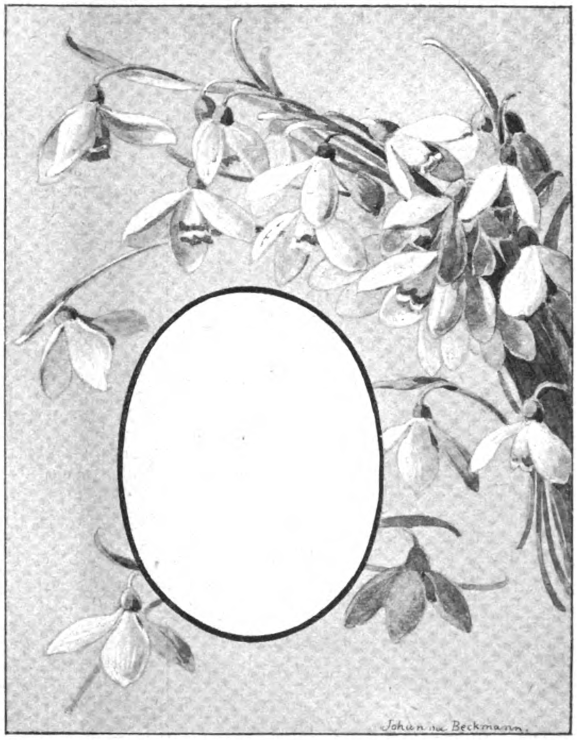
Der nur iſt glücklich, der nur überwindet
Der Dürftigkeit Verdruß,
Der immer eben das entbehrlich findet,
Was er entbehren muß.

Eine geſellſchaftliche Taktloſigkeit.

Es wird im geſellſchaftlichen Leben unendlich viel Rückſichtnahme, Takt und Liebenswürdigkeit ausgegeben, aber wenn man genau zuſieht, merkt man ſehr bald, daß die Mehrzahl dieſer guten Dinge nach oben zielen, von den an Rang und Stand niedriger ſtehenden den höher ſtehenden dargebracht werden. Deshalb erſcheint mir eine feine Frau erſt wirklich vornehm und liebenswürdig, wenn ſich ihr Zartgefühl und ihre Rückſicht auch auf die erſtreckt, die das Geſchick niedriger rangiert hat, als ſie ſelbſt, und die in irgend einer Weiſe von ihrem Wohlwollen und ihrer Güte abhängig ſind. Es iſt eine völlig eigene Sprache, die viele Frauen im Verkehr mit beſcheidenen, gedrückten und abhängigen Perſonen anſtimmen. Eine ganz beſondere Nüance dieſes Verkehrstons, die ich ohne Verſtimmung nie hören kann, iſt die Anwendung des Vaternamens im Diminutiv. Gewöhnlich ſind es beſcheidene Geſellſchafterinnen, ärmliche ältere Freundinnen des Hauſes, die man mit der Anrede: „Schmitchen," „Schumännchen," „Vögelchen" beehrt. Es ſoll eine gewiſſe Gutmütigkeit und Intimität in dieſer Form zum Ausdruck kommen, aber warum wendet man ſie dann nur gegen Perſonen an, die in irgend einer Weiſe von uns abhängig ſind und ſich ſtillſchweigend etwas gefallen laſſen müſſen? Daß ſich zwei Frauen aus der guten Geſellſchaft gegenſeitig „Brandchen" und „Wehringchen" oder „Pfeilchen" und „Heßchen" nennen, habe ich nie gehört. Wäre jeder mit dieſer fragwürdigen Zärtlichkeitsform angeredeten Perſon ein offenes Wort geſtattet, ſo würde jede wohl herzlich bitten, ihr doch ihren Namen unverziert und unverſchnörkelt zu laſſen und ihr das Frau oder Fräulein davor zu gönnen. Die leiſe Nüance der Lächerlichkeit, die aus dem herablaſſenden „Schmitchen" und „Schumännchen" klingt, paßt meiſt ſo wenig zu dem ernſten Sinn der gebildeten Mädchen und Frauen, die in fremden Häuſern ihr Brot ſuchen müſſen. Sie beſitzen oft nicht viel mehr, als ihren guten Namen, und daß man ihnen dieſes kleine Eigentum läßt, können ſie am Ende verlangen! Ich habe aus der gerügten Anrede nie wohlthuende Vertraulichkeit, ſondern immer nur eine gewiſſe Dreiſtigkeit des Übermutes herausleſen können. Wenn die „Schmitchen" und „Schumännchen" nach dieſer kleinen Ausſprache ſeltener würden, würde ich mich ſehr freuen. Und nicht wahr, Sie doch auch, Fräulein Schumann und Fräulein Schmit? —

Eine Krippe.

Bis der helle Lichterglanz des Weihnachtsbaumes ſeine Strahlen wieder in alte und junge Herzen ſendet, vergeht zwar noch einige Zeit, aber die Liebe ſorgt bei Zeiten, und ein guter Rat kommt ſelten zu früh. So ſei denn ſchon jetzt auf die ſchöne alte Sitte hingewieſen, den Kindern am Weihnachtsabend den Stall zu Bethlehem mit der Anbetung der Hirten, eine ſogenannte „Krippe" bildlich darzuſtellen. Leuchtenden Auges und mit andächtig gefalteten Händchen ſtehen die Kleinen davor, inniger und wärmer erklingt ihr Weihnachtslied, wenn ihnen im Bilde vor die Augen geführt wird, was der kindliche Geiſt noch kaum erfaſſen kann. Kinder ſind nun einmal für ſinnliche Eindrücke am empfänglichſten, und ſo iſt es gut, ſie durch bildliche Darſtellung darauf hinzuweiſen, daß das heilige Weihnachtsfeſt nicht nur die Bedeutung eines reichen Geſchenktages hat, ſondern vor allem uns die frohe Kunde von der gnadenreichen Geburt unſeres Heilands bringt. In vielen Häuſern verſchwindet leider dieſer chriſtlich-religiöſe Charakter des Weihnachtsfeſtes immer mehr unter der Fülle äußerer Gaben, aber ſchon um unſerer Kinder willen ſollten wir ihn feſthalten. Ein Mittel hierzu iſt neben anderem auch die „Krippe," die ja in manchen Familien jedes Jahr den notwendigen Schmuck des Weihnachtstiſches bildet. Und wo es noch nicht der Fall, ſollte man den ſchönen Brauch einführen. Ganz beſonderen Wert wird eine ſolche Krippe haben, wenn treue Vater- oder Mutterhände ſie eigenhändig hergeſtellt haben, und hierzu möchte das nachſtehende denen, welche Neigung und Geſchick beſitzen, eine kurze Anleitung geben. Vorausſetzung dafür iſt einige Übung im Anmalen, doch ſind keine künſtleriſchen Leiſtungen erforderlich. Zunächſt ſuche man ſich eine gute Vorlage zu verſchaffen. Bilderbibeln ſind hierzu das Beſte, doch bieten gelegentlich auch illuſtrierte Zeitſchriften, Kinderbücher, Photographieen u. ſ. w. etwas Paſſendes. Die Ausführung der Krippe, zu welcher keinerlei Hilfe des Tiſchlers oder Buchbinders nötig iſt, zerfällt in die Herſtellung des Geſtells, des Hintergrundes und der Figuren.


Johanna Beckmann.

Photographierahmen. Tuſchzeichnung auf Holz.

Das Geſtell beſteht aus ſtarker Pappe, aus welcher man drei einzelne Stücke ſchneidet; zwei gleich große Stücke als Fußboden und Decke, das dritte als Hinter- und Seitenwände. Boden und Decke werden 40 cm lang und 20 cm tief zugeſchnitten. Für die Wände nimmt man ein Stück Pappe von 30 cm Höhe und 80 cm Länge. Dieſes ritzt man ſo ein, daß an den beiden Seiten je ein Stück von circa 20 cm Länge als Seitenwand ſtehen bleibt, während das mittlere Stück (40 cm) als Hinterwand dient. Die Hinterwand bildet den Hauptteil und wird mit einem ſcharfen Federmeſſer ſo ausgeſchnitten, daß nur ein Rahmen von etwa 6 cm Breite ſtehen bleibt, welcher ſpäter den gemalten Hintergrund aufnimmt. Die von vorn ſichtbaren Teile des Ganzen, alſo die Innenwände, der Fußboden und die Decke, werden bemalt, erſtere nach Art alten Mauerwerks mit unregelmäßigen Steinen in vorwiegend grauer Tönung, letztere als Strohdach. Die ganze Arbeit läßt ſich mittels eines groben Borſtenpinſels, etwas Siccativ und Farbenreſten ſchnell und leicht herſtellen, es kommt dabei weniger auf peinliche Ausführung der Details, als auf dekorative Wirkung an. Wenn man will, kann man natürlich auch die Außenſeiten malen, nötig iſt es indes nur für das Dach. Das Zuſammenkleben geſchieht am beſten durch Fiſchleim, mit Hilfe ſtarker Leinwandſtreifen.

Der Hintergrund beſteht aus einem der Größe des oben erwähnten Rahmens entſprechenden Stück Pausleinwand, welches in der Weiſe gemalt wird, als ob ſich der Stall oder die Hütte, welche das Ganze darſtellt, nach hinten öffnete. Man thut gut, die Leinwand in einen feſten Rahmen zu ſpannen und erſt nachdem die Farbe getrocknet iſt, den Hintergrund an die richtige Stelle zu kleben. Die Umriſſe werden mit Blei entworfen; der Phantaſie bleibt natürlich überlaſſen, wie man ſich die Gegend um Bethlehem denken will; eine Ebene mit einigen Palmen, ein Gebirgszug und darüber der Nachthimmel genügen. In die Luft zeichnet man eine Gruppe ſchwebender Engel mit dem Spruchband „Ehre ſei Gott in der Höhe" und über die Engel den Stern von Bethlehem. Die Malerei muß gegen das Licht oder die Lampe ausgeführt werden, da der Hintergrund transparent ſein ſoll. Die Engel ſpart man aus, den Himmel malt man mit Ultramarin und Schwarz und verteilt die Farbe, nach unten heller werdend, mit dem Vertreiber. Zunächſt werden die Engel gemalt, wozu man die Farben etwas mit Terpentin verdünnt; die Umriſſe müſſen ſanft in die Luft übergehen. Man achte überhaupt darauf, daß die Malerei weich und duftig bleibt und vergeſſe nicht, daß eine orientaliſche Nacht dargeſtellt werden ſoll. Iſt die Farbe irgendwo zu ſtark aufgetragen, ſo nehme man ſie mit etwas Terpentinöl vorſichtig fort. Auf dieſe Weiſe laſſen ſich auch einige Sterne anbringen, und noch beſſer ſieht es aus, wenn von dem großen Stern einige Strahlen auf die Engelgruppe fallen. Zur Erhöhung der Wirkung trägt es ferner bei, wenn man, nachdem die Luft getrocknet iſt, mit ſchwarzer Ölfarbe oben einige Sparren, an den Seiten Latten oder Säulen aufmalt, durch welche der dunkelblaue Himmel hindurchblickt. Nachdem der Hintergrund fertig gemalt und getrocknet iſt, wird er mittels Fiſchleims hinter den oben erwähnten Ausſchnitt der Rückwand geklebt, und es bleiben dann nur noch

Die Figuren. Für dieſe iſt eine gute Vorlage, womöglich in der richtigen Größe, unerläßlich. Es gehören dazu: die Krippe mit dem Jeſuskind, Maria (betend im Profil), Joſeph, einige kniende und ſtehende Hirten, Rind, Eſel und vielleicht einige Schafe. Die Figuren werden auf Malpappe aufgezeichnet, mit Ölfarbe bemalt und mit der Schere ausgeſchnitten. Hinter die fertigen Figuren klebt man kleine Holzklötzchen, ſo daß ſie ſtehen können, aber die Klötze dürfen möglichſt wenig ſichtbar ſein. Beim Aufbau ſtellt man hinter die Krippe ein brennendes Licht ſo, daß die Flamme gerade hinter dem

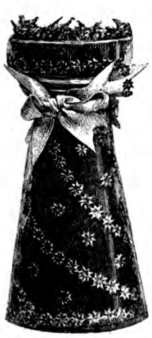
Stern von Bethlehem ſteht. Das durch die Farbe gedämpfte Licht läßt das Innere des Stalles und die Figuren in bläulicher Dämmerung erſcheinen, während der Hintergrund in hellem Glanze erſtrahlt, und es wird ſo die weihevolle Stimmung hervorgerufen, welche der Vorgang erfordert und das kindliche Gemüt mit Andacht erfüllt. Hoffentlich verſuchen einige kunſtgeübte Leſerinnen hiernach, ihren Kindern eine ſelbſtgefertigte Krippe unter den Weihnachtsbaum zu ſtellen, die Freude wird groß ſein, und der Segen wird nicht ausbleiben.

Hauswirtſchaftliches.

Waſſerkaraffen leicht und ſchnell zu reinigen. Nichts verleidet den Genuß eines friſchen Glaſes Waſſer mehr als trübe Karaffen. Um dieſe immer blitzblank zu haben, braucht man die Karaffen täglich nur mit zerdrückten rohen Eierſchalen, denen man, zeigt die Karaffe ſchon einen leichten trüben Anſatz, etwas Salz zuſetzt, tüchtig zu ſpülen. Iſt die Trübung ſchon ſtärker, ſo zerſchneidet man einige rohe Kartoffeln in feine Stückchen, füllt ſie in die zu reinigende Flaſche, gießt etwas Branntwein darauf und läßt dies einige Stunden darin ſtehen. Bei ganz trüben Flaſchen aber, wo auch dies ſonſt probate Mittel nicht hilft, kann nur Salzſäure (Gift!) die Trübung vertreiben, welche bei gutem Schütteln den Anſatz raſch löſt. Vor dem Gebrauch iſt mehrmaliges gutes Nachſpülen mit klarem Waſſer ja nicht zu vergeſſen. **L. H.**

Hyazinthenglas.

In vielen Familien iſt es eine althergebrachte Sitte, im Herbſt Hyazinthenzwiebeln einzuſetzen, um ſich in der Winterzeit an dieſen herrlich duftenden Blüten zu erfreuen. Kauft man die Pflanzen erblüht beim Gärtner, ſo bekommt man ſie freilich in Töpfen, die in Geſchäften durch eine feine Papierhülle ein hübſcheres Ausſehen erhalten; befaßt man ſich aber ſelbſt mit den Zwiebeln, ſo gedeihen ſie bekanntlich am leichteſten in Gläſern, die aber nur in ſehr einfacher Geſtalt zu bekommen ſind. Manche unſerer Leſerinnen wird gewiß mit Vergnügen nach folgender kleinen Anleitung dieſe Gläſer ſchmücken oder auch mit einem ſolchen Glas als Geſchenk andere erfreuen. Man kaufe ſich in einem Luxuspapiergeſchäft goldene *Sternleiſten* mittlerer Größe und klebe mit beſtem Gummi, ſpiralförmig vier ganze Reihen von oben nach unten (ſ. Abbild.), eine Reihe unten dicht am Boden als Abſchluß und ebenfalls eine Reihe oben rundherum. In die Zwiſchenräume der ſpiralförmigen Reihen klebe man einzelne Sterne, entweder nur einreihig oder immer zwei überſetzt. Um den Hals des Glaſes bindet man ein 2—3 cm breites Atlasband in der Farbe der Hyazinthe, die man ſpäter hineingeben will, und verſchlingt das Band an zwei Seiten in flotte Schleifchen. Dieſe ganze Herſtellung iſt ſehr einfach, das farbige Glas elegant und ſehr billig. **W.**


Hyazinthenglas.

Papierpreſſe.

Da die Kartons, in denen Briefbogen und Couverts gewöhnlich verpackt ſind, trotz ihrer immer eleganter werdenden Ausſtattung meiſt von kurzer Lebensdauer ſind, dürfte eine ſehr leicht herzuſtellende Papierpreſſe vielfachen Wünſchen entgegenkommen. Boden und Deckel einer größeren Cigarrenkiſte aus möglichſt hellem Holz werden gut gereinigt und gelüftet und von etwaigen Papierrändern befreit. Die tadelloſere Fläche der Brettchen wird nun tüchtig mit Glaspapier abgeſchliffen, wonach ſie faſt täuſchend wie Birnbaumholz erſcheint, und ſodann wird mit dem Brennſtift — in kräftiger Führung — ein beliebiges, hübſches Muſter eingebrannt, welches event. mit Aquarell- oder Ölfarben ausgemalt werden kann. Die Kanten beider Brettchen werden mit dem ſtark erhitzten Stift in kerbartiger Strichmanier gemuſtert. Die Innenſeite der Brettchen deckt — über leichter Watteneinlage — zartroſa, goldgelber, flieder- oder heliotropfarbener Atlas. Von letzterem gedeckt, werden an der Innenſeite der Brettchen vier je 16 cm lange, 2½—3 cm breite Atlasbänder befeſtigt. Die Befeſtigung derſelben geſchieht mittels winziger Drahtſtiftchen mitten an den Längenſeiten der Brettchen. Je zwei zur Schleife vereinigt, vermitteln die Bänder den Verſchluß der Preſſe. **Margot.**

Winterobſt.

Die Ernte des Winterobſtes beginnt, und es iſt das eifrige Beſtreben der Hausfrau, dieſen Schatz für ihre Küche lange zu erhalten und möglichſt auszunutzen. Die Wiſſenſchaft, die allen Zweigen, alſo auch der Land- und Hauswirtſchaft, ihre Aufmerkſamkeit zuwendet, hat auch vergleichende Verſuche mit verſchiedenen Aufbewahrungsarten der Äpfel gemacht, und es hat ſich herausgeſtellt, daß kühle, aber auch trockene, am beſten nach Norden belegene Räume, deren Temperatur 3° bis 7° R. beträgt, die größte Gewähr langer Erhaltung des Winterobſtes bieten. Aber es gilt nicht nur, die Früchte bis zum Frühling zu bewahren, ſondern ſie auch möglichſt im urſprünglichen Zuſtande zu erhalten. Das Faulen wird bei guten Räumen ja allerdings auf ein Minimum eingeſchränkt; anders aber iſt es mit dem Einſchrumpfen der Äpfel, das in freier Luft verhältnismäßig ſchnell eintritt. Auch hier hat man auf mancherlei Weiſe Abhilfe zu ſchaffen verſucht, indem man die Äpfel möglichſt luftdicht abſchloß. Man hat ſie in Sand, in Holzſpäne, in Häckſel vergraben, ſo daß keine Frucht die andere berührte, und ſie endlich einzeln in Watte und Seidenpapier gehüllt und ſo auf Obſtbretter geſtellt. Das Einpacken der Früchte ſchichtweiſe mit Sand in Kiſten oder Fäſſer hat ſich ſehr gut bewährt und kann den Hausfrauen empfohlen werden, man muß beim Einpacken aber beachten, daß die ſpäteſten Sorten zu unterſt, die frühen obenauf gepackt werden. Weniger trefflich iſt das Aufheben in Holzſpänen und Häckſel, in denen die Aepfel allerdings auch ihre Friſche bewahren, aber einen dumpfen Geſchmack annehmen ſollen. Für die feinſten Tafeläpfel, wie die köſtlichen Calvillen u. dergl. iſt es jedoch am ratſamſten, ſie in Watte und dann in Seidenpapier zu wickeln und auf beſtimmte Bretter zu legen, — zur Unterſcheidung der Sorten nimmt man verſchiedenfarbiges Papier, legt ſie auch auf ein beſtimmtes Brett und klebt, wenn man ganz ſicher gehen will, noch den Namen des Apfels an das Brett. So aufgehobene Äpfel pflegen ſich, wie ich es aus eigener Erfahrung beſtätigen kann, bis in den Hochſommer tadellos zu halten. **L. H.**

Toilette.

Um die beim Waſchen und Baden gebrauchten *Seifenſtücken vor dem Zerweichen zu ſchützen*, empfiehlt es ſich, ein nach dem Format des Seifennapfes zurechtgeſchnittenes Stückchen Lufa unter dieſelben zu legen. Dasſelbe ſaugt alle Feuchtigkeit raſch an, und die Seife hält infolgedeſſen doppelt ſo lange aus. **Z.**

Für den Wäſcheſchrank.

Eine hübſche und praktiſche Neuheit für den Wäſcheſchrank, die ſo mancher Hausfrau oder jungen Braut als erwünſchtes Angebinde erſcheinen dürfte, ſind ſtickereiverzierte Streifen aus feinem hellblauem Flanell, die nicht nur den Vorzug ſchneller und leichter Herſtellung, ſondern auch den der Dauerhaftigkeit beſitzen, da ſie, ohne einer Reinigung zu bedürfen, unbegrenzte Zeit tadellos friſch erſcheinen. Für jedes Schrankbrett bedarf es eines entſprechend langen, ca. 12 cm breiten Streifens aus genanntem Stoffe, deſſen untere Randſeite man vom Sattler in etwa 2 cm breite, gezähnte Bogenzacken ausſchlagen läßt. Die Mitte der Streifen wird mit je einem paſſenden, aus großen Zierbuchſtaben zuſammengeſtellten Spruche ausgeſtattet, wie etwa: „Ordnung ſpart dir viele Müh'“, „Aufſchub iſt ein Dieb der Zeit“, oder ſonſt dergleichen. Die Stickerei iſt mit goldgelber Seide in erhabenem Plattſtich auszuführen. Die fertige Stickerei wird in bekannter Weiſe auf der Kehrſeite leicht geleimt und ſpäter mittels kleiner Reißzwecken oder zierlicher Knopfnägel an Ort und Stelle befeſtigt. **Margot.**

Für die Küche.

Lammsrücken, wie Haſenbraten ſchmeckend. Den Rücken eines Lammes wickele man in ein leinenes Tuch, das man vorher in Eſſig getaucht und dann wieder recht trocken ausgedrückt hat. Nach Verlauf einer Woche, während welcher das Anfeuchten mit Eſſig einige Male zu wiederholen iſt, kann das Fleiſch gebraten werden. Der Rücken wird gut geſpickt und während des Bratens fleißig mit Rahm begoſſen. Fleiſch und Jus erhalten auf dieſe Weiſe den Wildgeſchmack. **Frau A. J. in J.**

Pickles in Eſſig. Man nehme kleine, zarte, grüne Bohnen, in Scheiben geſchnitten, oder ganz kleine, gelbe Wurzeln, kleine Zwiebeln, kleine Gurken, grünen Naſturzſamen und kleine Köpfe Blumenkohl, putze alles gut ab, waſche es, ſalze es gut ein und laſſe es 24 Stunden ſtehen. Am nächſten Morgen koche man alles in Waſſer mit etwas Eſſig faſt mürbe. Man thue zuerſt Wurzeln und Bohnen hinein, dann die Gurken, Naſturzen, Zwiebeln und zuletzt den Blumenkohl. Dann gieße man alles auf ein Sieb, laſſe es gut ablecken und lege es dann in einen Steinhafen. Nun lege man 1—2 Hülſen roten Cayennepfeffer darauf und gieße ſchließlich aufgekochten, erkalteten Weineſſig darüber, ſoviel, daß noch etwas Eſſig über dem Pickles ſteht. **A. K. B.**

Geröſteter Schinken mit Tomaten (engliſches Gericht). Nachdem einige ſchöne, reife Tomaten ſauber gewaſchen und von allen Unreinigkeiten befreit worden ſind, ſchneidet man ſie in Scheiben, beſtreut dieſe mit ein wenig Pfeffer und Salz und brät ſie von beiden Seiten in Butter ſo lange, bis ſie breiig werden. Währenddeſſen hat man auch dünne Schnitten von magerem, rohen Schinken in brauner Butter auf ſcharfem Feuer geröſtet. Auf einer flachen, erwärmten Schüſſel werden die Schinkenſcheiben rings um ein Häufchen von gutem, friſchen Kartoffelſalat kranzförmig angerichtet und auf jede Schinkenſchnitte ſoviel Tomatenſcheiben gelegt, daß dieſelbe vom Tomatenbrei völlig bedeckt iſt.

Gänſeleber-Paſteten. Man lege 10 Gänſelebern in Milch und laſſe ſie eine Nacht ausziehen. Dann enthäute man ſie und hacke 5 davon ganz fein, wie auch 1 Pfd. durchgewachſen Schweinefleiſch, reibe dies mit reichlich vielem Gänſeſchmalz durch einen feinen Durchſchlag und vermiſche es mit 3 Eigelb. Einige gehackte Sardellen kann man auch daran thun, wie auch etwas Citronenſäure. Die übrigen 5 Lebern ſchneide man in ganz feine Scheiben. Dann ſtreiche man kleine Formen oder Obertaſſen mit Butter und geſtoßenem Zwieback aus, fülle etwas Farce hinein, dann eine Schicht in Scheiben geſchnittene Leber, dann wieder Farce und ſo abwechſelnd. Schließlich backe man ſie bei Backhitze in 1½ Stunden im Bratofen gar. Wenn die kleinen Formen tüchtig mit Schmalz zugeſchmolzen ſind, ſo kann man die Leberpaſtete ſehr lange aufbewahren. Will man den Geſchmack der Paſtete noch erhöhen, ſo kann man auch einige Trüffeln dazwiſchen geben. **A. K. B.**

Etwas über Theebereitung. Thee zu bereiten ſcheint nicht ſchwer, aber zur Bereitung guten Thees gehört Sorgfalt, deshalb möge dieſe Arbeit, wie alle Dinge, welche ſorgfältig und gleichmäßig behandelt werden müſſen, nicht den Dienſtboten überlaſſen werden, die weder Zeit, noch Verſtändnis für Fineſſen haben. — Die Theekanne ſoll, ſei dieſelbe aus Porzellan oder Metall, vor jeder Benutzung mit kochendem Waſſer ausgeſpült werden; nachdem das Spülwaſſer ganz ausgelaufen iſt, kommt der Thee in die Kanne. (Ich nehme ſtets dieſelbe mittelgroße, ſilberne Theekanne, und richte mich bloß mit der *Theemenge* nach der Zahl der Trinkenden; iſt es eine zahlreiche Geſellſchaft, ſo iſt zu dem ſehr ſtarken The, eigentlich Extrakt, immer entſprechend Waſſer beizugießen, welches kochend ſein muß). Wenn das Waſſer, in welches eine Meſſerſpitze Natron geworfen wird, kocht, gießt man etwa eine Taſſe davon auf den Thee, — dreht flink die Kanne um, und ſchüttet dieſen erſten Aufguß möglichſt ſchnell ab, — dann wird in Zwiſchenräumen die Kanne vollgegoſſen; wenn in die Kanne oder in die Taſſen Waſſer nachgegoſſen werden ſoll, muß dasſelbe ſtets kochend ſein, es iſt natürlich am beſten zu machen, wenn der Waſſerkeſſel neben dem Theetiſch brodelt, dieſes ſummende Geräuſch trägt noch nebenbei zur Behaglichkeit eines Theeſtündchens bei. — Wer es liebt, mag dem Thee etwas Vanillegeſchmack beigeben. **Ahne.**

Fragen.

3) Welche freundliche Daheimleſerin könnte mir raten, wie man ſelbſtgewonnene Gänſefedern behandelt, um den unangenehmen Geruch und Staub daraus zu entfernen, kurz, um die Federn vollkommen gebrauchsfertig zu machen? Im voraus beſten Dank. **M. B.**

4) Wo können zwei Damen mit einigem Kapital ſich am beſten niederlaſſen, um im Sommer reſp. Winter, ſich durch Vermieten an Kurgäſte etwas zu verdienen? Deutſchland bevorzugt. Im voraus beſten Dank.

5) Vor einiger Zeit wurde in vielen Blättern von Bauten von Familienhäuſern geſchrieben und Pläne und Abbildungen derſelben vorgeführt. An welchen Unternehmer oder welche Geſellſchaft muß man ſich in dieſer Sache wenden? **Schleſierin.**

6) Wie reinigt man am beſten Eichenmöbel? — Wie reinigt man Glanzplätteiſen? Dürfen ſie mit heißem Sand gereinigt werden? **Hausfrau in Elberfeld.**

7) Wo und zu welchem Preiſe ſind die Denkmünzen (Fünfmarkſtückgröße) mit dem Bilde der drei Kaiſer und die mit dem letzten Ausſpruch unſeres Heldenkaiſers: „Ich habe keine Zeit, müde zu ſein“ als Aufſchrift zu haben? Für gütige baldige Auskunft wäre ſehr dankbar **J. T.**

8) Könnte vielleicht eine der geehrten Abonnentinnen einer geprüften Arbeitslehrerin eine Zeitung angeben, in welche ſie mit Erfolg ein Inſerat einrücken laſſen könnte, um an eine Schule zu kommen? Im voraus beſten Dank. **Abonnentin in B.**

* * *

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 3.)

Erinnrung grüßt durch Sturm und Wetter,
Und zitternd ſchreibt der Sonnenſtrahl
Ins blaſſe Gold der welken Blätter:
Es war einmal!

Prolog

zum Muſikwerk „Die Schneekönigin" nach dem Märchen von Anderſen; aufgeführt von Schülerinnen zum Beſten eines Mädchenhortes.

Was wir euch heut in Wort und Lied verkünden,
Ein Märchen iſt's voll tiefen Sinns, das lieblich
Des Nordens greiſer Dichter uns geſchenkt.
Von zwei Geſpielen thut die Mär uns kund:
Das eine, leidumſtrickt durch finſtern Zauber,
Wird durch des andern Mut und Treu' erlöſt.
Fürwahr, das tapfre Mägdlein muß man preiſen,
Das ſelbſt des Räubers mordgezückte Waffe
Nicht ſchreckt, das kühn dem Spielgefährten folgt
Bis in des Nordens öde Eisgefilde.
Ein Märchen iſt's — aufatmend denkt ihr's, lächelnd —
Ihr Kinder, die, im Vaterhaus geborgen,
Umringt von ſchöner, froher Wirklichkeit,
Die Blätter wendet eures Märchenbuches.
Ihr ſchaut der Lampe freundlich hellen Schimmer,
Und ihr verſpürt der Heimat traute Wärme:
Ein Märchentraum — Dank ſei dem güt'gen Himmel —
Dünkt euch des Lebens Sorge, Schmerz und Not.
Thut einen Gang mit mir, ich will euch führen,
Folgt mir ein wenig in die große Stadt,
Den Weg zu einer von den tauſend Thüren,
Wo Not ihr düſtres, kaltes Obdach hat!

Des Winters Schneeſturm wirbelt durch die Gaſſen,
Im frühen Dunkel kehrt das Kind des Volkes
Vom Schulweg heim — da winkt kein trautes Licht,
Von ſeiner Schwelle tönt kein Gruß der Liebe,
Fern weilt von früh bis abends ſpät der Vater;
Dort, wo die Schlöte rauchen, Hämmer dröhnen,
Sogar die Mutter ſchafft in fremdem Dienſt.
Denn bittre Mühſal iſt das Los der Armen.
Gern ſpielte mit dem kleinen Brüderlein
Das Mägdlein nun, allein das trug die Mutter
Schon in der Morgenfrühe hin zur Stätte,
Wo milde Hände freundlich ſeiner warten.
Mitleidig naht wohl eine Nachbarin
Mit Hilf' und Labſal dem verlaſſ'nen Kinde,
Doch einſam, öde, freudlos bleibt ſein Heim,
Und auf der Gaſſe Nacht und Sturm und Sünde.

Wär' doch ein Märchen, was ich euch erzähle —
Ein Bild für tauſend iſt's aus unſerer Zeit.
Verſpürt ihr nicht in eurer jungen Seele
Barmherzig ſchon des armen Mägdleins Leid?

Wohlan, das Mitleid wirbt euch zu Genoſſen!
Werkthät'ge Lieb' hat einen Plan erſonnen:
Ein Raum erſteht und öffnet ſeine Pforte
Der Mägdlein Schar und birgt ſie warm und gut.
Da regt ein jedes Feder, Stift und Nadel
So froh und gern im Kreiſe der Gefährten,
Und jede Sorge findet Rat und Troſt;
Und wenn des Tagewerkes Pflicht vollendet,
Ertönt Geſang und Lachen, Scherz und Spiel,
Bis man das Kind den Eltern heimgeſendet.

Verlockt's euch nicht, den Dank euch zu verdienen,
Ihr, die das Glück der Armut Pein entrückt?
Eu'r Lohn ſind ſtrahlend frohe Kindermienen,
Das alte Wort, beſtätigt wird's in ihnen:
Des Glückes Krone findet, wer beglückt

Anna Klie.

Berliner Frauenbildungsanſtalten.

Gymnaſialkurſe für Frauen.

Im vorigen Jahre trat ein Komitee zuſammen, in dem hervorragende Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſowie an philanthropiſchen Werken thätige Frauen zur Bildung eines Mädchengymnaſiums in Berlin aufforderten. Die bisher beſtehenden Realkurſe von Helene Lange ſollten in Gymnaſialkurſe umgewandelt werden, da das lebhafte Widerſtreben, welches man bisher gegen die Zulaſſung der Frauen zum Univerſitätsſtudium gehegt, im Schwinden begriffen ſei. So ſagte man. Der erlaſſene Aufruf — von erſten Namen Berlins und des Reiches unterzeichnet — fügte Obigem hinzu: „man hoffe, daß deutſche Frauen, welche ſtudieren wollten, künftig nicht mehr außer Landes zu gehen nötig haben und daß ihnen die deutſchen Univerſitäten erſchloſſen würden." — „Die Mädchengymnaſien," ſagt Helene Lange, die eifrigſte Vorkämpferin der Frauenbildung, „ſind nicht Selbſtzweck, ſondern Mittel zum Zweck. Es beſteht keine Freiheit in Bezug auf den gegebenen Lehrplan; es liegt einfach die Notwendigkeit vor, denjenigen Frauen, welche die Berechtigung zum Univerſitätsſtudium erlangen wollen, die Möglichkeit zu verſchaffen, die ſeitens des Staates dafür vorgeſchriebenen Bedingungen zu erfüllen. Auf dieſer Baſis ſtanden die Realkurſe. Doch legten ſie die Bedingungen zu Grunde, die in Zürich geſtellt werden. Dort darf an Stelle des Griechiſchen eine moderne Sprache treten, auch werden für Mediziner höhere Anforderungen in den Naturwiſſenſchaften geſtellt als ſelbſt auf unſeren Realgymnaſien. Da wir jetzt hoffen, die Schülerinnen einmal auf deutſche Univerſitäten zu entlaſſen, mußte das Mädchengymnaſium einen mehr humaniſtiſchen Charakter tragen. Es handelt ſich alſo nicht um den Verſuch einer harmoniſchen Ausbildung, ſondern um die Aneignung eines beſtimmt vorgeſchriebenen Bildungsmaterials." — Faſt zu gleicher Zeit mit unſerem Berliner Gymnaſium iſt in Wien vom Verein für erweiterte Frauenbildung eine gymnaſiale Mädchenſchule errichtet worden und in Karlsruhe vom Verein Frauenreform ein Mädchengymnaſium, ferner in Leipzig ein Gymnaſium, das Käthe Windſcheid leitet. Da augenblicklich noch alle Einrichtungen mehr oder minder Verſuche ſind, iſt es kein Schaden, daß jede derſelben von etwas andern Geſichtspunkten ausgeht — es kann ſo erprobt werden, welche Methode die beſſere iſt. Das Wiener Gymnaſium nimmt Mädchen vom vierzehnten Jahre an auf, das Karlsruher ſchon ſolche von zwölf Jahren. Helene Lange iſt jedoch der Anſicht, daß die Gymnaſialkurſe ſich an die höhere Töchterſchule anſchließen und deren Arbeit ausbauen und erweitern ſollen. Sie wünſcht daher nicht, daß Mädchen vor dem achtzehnten Jahre die Gymnaſialkurſe beſuchen. Die Gründe der erfahrenen Pädagogin ſind einleuchtend. Sie meint: man dürfe die Mädchen in den Entwickelungsjahren nicht mit zu viel geiſtiger und körperlicher Arbeit anſtrengen, man müſſe ihnen auch Zeit laſſen, ſich klar zu werden, welchen Beruf ſie ergreifen wollen. Mit reiferen Mädchen, welche freiwillig einem vorgeſteckten Ziele nachſtreben, arbeite man ſchneller und intenſiver. Es ſei zu hoffen, daß die höheren Töchterſchulen in den oberen Klaſſen fakultative Unterrichtskurſe für diejenigen einrichteten, welche das Gymnaſium ſpäter zu beſuchen gedächten. In der Zeit vom ſechzehnten Jahre ab ſind Mädchen beſonders leiſtungsfähig, wie ja die Ausübung anſtrengender geſelliger „Pflichten" beweiſt. Dieſen ein Gegengewicht zu bieten, iſt nur heilſam, geiſtig und körperlich. Die Mädchen ſollen auch, vor ihrem Eintritt in das Gymnaſium, ſich im Haushalt umſehen und beſchäftigen. Die Erfahrung hat der trefflichen Pädagogin bisher Recht gegeben. Die Berliner Gymnaſialkurſe werden von 14 Vollſchülerinnen beſucht, zur Vorbereitung für die Univerſität. Die Übrigen ſind Hoſpitantinnen, unter ihnen mehrere Ausländerinnen. Die lateiniſche Klaſſe zählt 21 Schülerinnen, die griechiſche 15. Es wird mit großem Eifer und Liebe zur Sache gelernt, die Mädchen ſind in der Mehrzahl gegen zwanzig Jahre alt, ihre Leiſtungen ſind recht erfreuliche. Der Unterricht findet im Lokale der Berliner Charlottenſchule in den Nachmittagsſtunden ſtatt. Im erſten Halbjahre ſind es wöchentlich 20 Unterrichtsſtunden, in den folgenden 23. Mit Mathematik beginnt man erſt im zweiten Halbjahre, um im erſten vollen Nachdruck auf alte Sprachen legen zu können. Unterrichtsgegenſtände ſind: Deutſch, Lateiniſch, Griechiſch, Franzöſiſch und Engliſch, Geſchichte, Geographie, Mathematik, Naturwiſſenſchaften. Aufgenommen werden nur Schülerinnen, die das ſechzehnte Jahr vollendet, eine voll ausgeſtaltete höhere Mädchenſchule abſolviert haben und eine Aufnahmeprüfung beſtehen. Das Honorar beträgt 125 Mark für das Halbjahr, doch werden Unbemittelten Freiſtellen gewährt. Die Vorbereitung zur Univerſität ſoll drei bis vier Jahre dauern.

Über Pelze.

Wenn die erſten kalten Tage uns ihre ſtrengen Geſichter zeigen, ſuchen wir wohl alle mit behaglichem Gefühl unſeren guten Winterfreund hervor: unſeren Pelz. Kommt uns wohl einmal der Gedanke, wenn wir in ſeine behagliche Wärme hineinſchlüpfen, woher er wohl eigentlich ſtammt, wieviel Tiere ihr Leben laſſen mußten, bis der egoiſtiſche Menſch mit ihrem ſchützenden Fell ſich ausrüſten konnte? Der hohe Norden iſt die Heimat faſt aller Tiere, die uns die gebräuchlichſten Pelzſorten liefern. Und ebenfalls an den nordiſchen Volkstrachten finden wir, entſprechend dem rauheren Klima, als Schutz oder Zierat den Pelz angebracht. Daß von alters her, ich erinnere hier nur an unſere Germanenvorfahren, die den Wolfs- und Schafspelz um die Schultern trugen, Pelz zu den beliebteſten Trachten gehörte und daß der Beſitz von Pelzen ein Zeichen von Reichtum war (und auch jetzt noch iſt), iſt allgemein bekannt. So ſind z. B. auf ſo vielen alten Bildern der Niederländiſchen Schule Pelze zu finden; im Mittelalter vergönnten die ſtrengen „Kleiderordnungen" nur den Patriziern und ihren Ehehälften die Pelzverbrämung und das Beſetzen der Nähte ꝛc. mit ſchmalen Pelzſtreifen. Könige und Fürſten trugen den Mantel von Hermelin, die biſchöfliche Tiara war ſogar damit verziert. Fürſtengunſt ſchenkte Bevorzugten als Zeichen von Gnade einen Pelz. Noch heute gehört der Pelz in England zur Amtstracht verſchiedener Berufe. — Beim Einkauf von Pelzen iſt ſtets Vorſicht geboten, denn vereinzelte Händler haben es zu allen Zeiten verſtanden, dem Laienpublikum unechte, z. B. auf chemiſchem Wege gefärbte minderwertige Pelzſorten für echte zu verkaufen. Schuld an dieſem oft unfreiwilligen Betrug iſt die ewig wechſelnde Mode; da das kaufende Publikum dieſelbe mitmachen möchte, ohne das ausgeben zu wollen, was die echte betreffende Pelzſorte koſten würde, liegt die Verſuchung nahe, geringeren Pelzen das Ausſehen von echten zu geben. Zum Beiſpiel wird „Zobel" als Modeparole ausgegeben. Echter Zobel iſt ſelten, daher koſtbar, dunkelhaariger iſt geſuchter wie hellfarbener. Der Pelzhändler ſieht ſich nun gezwungen, helleren Zobel und ähnliche Felle dunkel zu färben. Um dem Käufer beim Einkauf etwas zur Hand zu gehen, wollen wir des weiteren betrachten, was und wie gelegentlich gefälſcht wird. Hermelin, der fürſtliche Pelz, wird imitiert durch weißes Kaninchenfell, dem man Ohren von ſchwarzen Kaninchen aufſetzt. Skunks, echt von graubrauner Farbe, wird durch ſchwarzgefärbten Waſchbär nachgeahmt. Aſtrachan wird in Wolle nachgeahmt. Sealſkin durch Otternfelle, Affen durch Ziegenhaar, das aber weniger fein iſt wie Affenhaar und leicht erkennbar. Feh wird in Kaninchenfell imitiert, Biber durch Nutria oder Waſchbär dargeſtellt. Von manchen Pelzen kennt man kaum die Herkunft, ſo von dem unter dem Namen Nörz oder Nerz bekannten, zu Zeiten unſerer Großmütter ſo beliebten, gelblichbraunen Pelz. Fälſchungen deckt man am beſten auf, wenn man die linke Seite des Pelzes betrachtet. Die Farbenübergänge müſſen ſtets auf einem ungeſtückten Lederteil nachzuweiſen ſein, ſind dagegen z. B. die Farben gelb und blaugrau bei Feh zuſammengeſtückt, ſo hat man es mit einer Imitation zu thun. Weiches Leder iſt ein Zeichen von guter Qualität, ebenſo bedingt ein peinlich accurates Zuſammenſetzen der Felle größere Dauerhaftigkeit. Empfehlenswerte Pelzſorten ſind für Herrenpelze echter Biſam, gelblichbraun, ſchwarzes Schaffell. Für Futter in Damenkonfektion iſt, weil leicht, warm und dauerhaft, Feh beliebt. Das beſte Fehfutter, ſog. ſibiriſches, ſoll von blaugrauer Farbe ſein, geringeres iſt hellfarbener, rötlich ausſehendes iſt das ſchlechteſte. Bauchfelle ſind hell und weniger angeſehen wie Rückenfelle. Die diesjährige Mode begünſtigt ſchmale $2^1/_2$—4 cm breite Pelzſtreifen, von hellerer Farbe, als öfter wiederkehrenden Rockbeſatz. An Stelle der Pelzboa gelangt der Schulterkragen aus Pelz mit ſpitzen, langen Enden, und für jugendliche Geſtalten, das anſchließende Pelzjäckchen in Aufnahme. Zu der Erhaltung des Pelzes dient beſſer wie alle ſtark riechenden Eſſenzen und Pulver und das koſtſpielige in „Sommerpenſion" zum Kürſchner geben, häufiges Lüften bei Zugwind und leichtes Klopfen mit lederbezogenem Klopfer. **Xantippe.**

Für die Kinderſtube.

Ein originelles, billiges und Freude erregendes Geſchenk: ein Häuschen in der Kinderſtube für die kleinen Mamas und deren Puppenkinder, kann jede Mutter ſich auf leichte Weiſe herſtellen. Man nehme einen abgelegten Sonnen- oder Regenſchirm von möglichſt großem Umfang. Derſelbe darf geflickt, muß jedoch ohne Löcher ſein. Man ſchneide die Krücke kurz ab, ohne den Stock zu verkürzen und laſſe ſich vom Tiſchler eine runde Holzplatte am unteren Ende des Stockes anbringen, deren Fläche an allen Seiten den aufgeſpannten Schirm um 10 cm überragt. Dann beſtreiche man die Oberſeite des Schirmes dick mit gewöhnlichem, flüſſigem Tiſchlerleim und laſſe ſie trocknen. Der ſo beſtrichene Schirm wird ſteif wie Holz. Hat derſelbe dieſes Stadium erreicht, ſo nehme man am beſten ein altes, aber nicht zerriſſenes Betttuch und ſchneide es ſo zu, daß es von dem äußeren Rande des aufgeſpannten Schirmes bis auf den Rand der unteren Platte reicht. Man laſſe den Stoff jedoch an einer Seite nicht zuſammentreffen, ſondern laſſe eine Oeffnung von 50 cm frei. Dieſelbe bildet die Thür des Häuschens. Am oberen Rande klebe man den Stoff an dem Schirm feſt, und unten nagele man ihn rundherum am äußerſten Rande der Holzplatte an. Jetzt beſtreiche man auch die Seitenwände auf dieſelbe Weiſe wie das Dach. Das nun faſt vollendete Häuschen ſtreiche man auf beliebige Weiſe mit Oelfarben an. Allerliebſt wirkt ein Holzton, das Dach nach Schindelart, die Wände wie roh zuſammengefügte Bretter gemalt. Oder man kann das Ganze als Hanſel- und Gretelhaus behandeln und dasſelbe mit Pfefferkuchen und Brezeln ꝛc. verzieren. An der oberen Spitze des Schirmes krönt ein Fähnchen das gelungene Werk. Die äußere Ausſchmückung können wir jedoch dem Geſchmack unſerer verehrten Leſerinnen anheim ſtellen. Das allerliebſte Puppenhaus bildet, abgeſehen davon, daß es die hohe Freude der Kinder erregt, einen hübſchen Zimmerſchmuck für die Kinderſtube. Meinen drei Kleinen iſt es das liebſte Spielzeug geworden.

Frau P. auf D.

Für die Schneiderſtube.

Nochmals der Univerſal-Taillenverſchluß (ſiehe Nr. 45). Wir bringen auf dieſem Wege zur Kenntnis den geehrten Daheimleſerinnen, daß wir den von uns erfundenen Verſchluß nur an Wiederverkäufer abgeben dürfen, und bitten dieſelben ſich zum Bezuge unſeres pat. „Univerſaltaillenverſchluſſes“ an die einſchlägigen Detailgeſchäfte zu wenden.

Geſchw. Hoffmann, Plauen i. V.

Backpulver in der Küche.

Von Zeit zu Zeit ſehe ich in den verſchiedenen, uns Frauen gewidmeten Zeitſchriften, von jungen Hausfrauen die Frage auftauchen: wieviel Natrium und Cremortartari oder wieviel Hirſchhornſalz muß ich an Stelle der Hefe gebrauchen? Die Antworten und genauen Angaben laufen ein, und ich muß mich dann ſtets aufs neue wundern, wie ſelten eine Hausfrau rät, doch das käufliche Backpulver zu benutzen, bei deſſen Anwendung keine irrtümliche Miſchung das ganze Gebäck verderben kann. Ich glaube faſt, daß die Hausfrauen meinen, bei Selbſtmiſchung zu ſparen, aber ich habe es erprobt, daß dies kaum der Fall iſt, daher möchte ich allen einſichtsvollen Hausmüttern raten, fertiges Backpulver zu kaufen. Als dieſes zuerſt auftauchte, hatte es der langbekannten Hefe gegenüber einen ſchweren Standpunkt, und auch jetzt noch verwerfen es konſervative Gemüter und bleiben bei der Hefe, trotzdem ſie, iſt ſie nicht tadellos friſch das Gebäck verdirbt, zweitens viel mehr Zeit der Hausfrau in Anſpruch nimmt und ſchließlich trotz anſcheinend billigeren Preiſes doch in Wirklichkeit keine Erſparung bedeutet, da ſie durch ihren Gärungsprozeß einen Teil der Maſſe zerſetzt, dieſe alſo vermindert. Daraus erklärt ſich leicht die oft beſtaunte Thatſache, daß anſcheinend geringe Mengen einen großen Kuchen ergeben, weil eben nichts verloren geht, und der ſcheinbar höhere Preis des Backpulvers in Wirklichkeit kein höherer genannt werden kann. Aber nicht nur Geld ſpart die Hausfrau beim Gebrauch des Backpulvers, auch Zeit ſpart ſie, die, wenn ſie früher auch nicht als Wert von unſeren Hausmüttern anerkannt wurde, jetzt aber immer mehr als Gewinn gilt. Das ſtundenlange Gehen der Maſſe und ſomit auch das lange vorher erforderliche Anrühren von ihr, iſt bei Backpulver unnötig, denn alles mit ihm bereitete, ſeien es Backwerk, Mehlſpeiſen oder Klöße, wird ſofort nach dem Anmengen gebacken oder gekocht. — Endlich aber iſt der Gebrauch des Backpulvers (als vortrefflich habe ich Jaedickes Viktoria-Backpulver erprobt) auch noch von diätetiſchem Standpunkt zu empfehlen, da es nachgewieſen iſt, das alles mit Backpulver bereitete Gebäck viel verdaulicher iſt, als das mit Hefe hergeſtellte.

L. H.

Handarbeit.

Bei Kreuzſtichſtickerei auf Gaze mit unterlegtem Stoff wird das Ausziehen der Fäden weſentlich erleichtert, wenn man die Stickerei in ein ſehr feuchtes Tuch ſchlägt. Die Gazefäden verlieren durch die Feuchtigkeit das Spröde, und die Kreuzſtiche bleiben, weil nicht ſo ſehr gezogen, gleichmäßiger. Sehr empfehlenswert iſt es, gleich nach dem Ausziehen der Fäden die Stickerei aufzuſpannen oder zu plätten. Erſteres iſt indes bei weitem vorzuziehen.

Toilette.

So praktiſch und hübſch die waſchbaren Herrenſchlipſe zum Selbſtanbinden ſind, ſo haben ſie doch die unangenehme Eigenſchaft, daß meiſt nach der Wäſche die Einlage einläuft, was den ganzen Oberſtoff in unanſehnliche Falten und Formen bringt und das Auftrennen des ganzen Schlipſes zur Folge hat. Deshalb verwenden wir ſeit kurzem Barchent zu den Krawatten, welchen man in den reizendſten Muſtern, hell und dunkel, haben kann, und wir ſind dermaßen zufrieden mit unſerer Erfindung, daß wir ſie auch gern andern empfehlen möchten. Wir nähen die Schlipſe ſelbſt, was auf der Maſchine das Werk eines Augenblicks iſt. Aus einer Elle Barchent erhält man vier Schlipſe. Der Barchent macht eine Einlage unnötig, bindet ſich gut und wird nie zerknüllt und zerknittert, was bei jedem andern Stoff ohne Einlage der Fall ſein würde.

M. D.

Schwarze Glaceehandſchuhe, die ſchon ein wenig abgetragen ſind, kann man wieder auffriſchen, wenn man in ein wenig Provenceröl ein paar Tropfen ſchwarzer Tinte träufelt, beides gut miteinander vermiſcht und mit dieſer Flüſſigkeit die abgetragenen Stellen einreibt. Die Handſchuhe erhalten auf dieſe Weiſe wieder ein ganz gutes Ausſehen.

Frau A. J. in J.

Toaſt.

Zu einem 50. Geburtstag im Familienkreiſe.

Den Hausherrn hinüberzuleiten
Bedächtig ins fünfzigſte Jahr,
Greif' ich auch einmal in die Saiten;
Denn man nimmt die Gelegenheit wahr.

Er hat den Fünfer nun vorne,
Und da wünſch' ich treulich geſinnt,
Daß aus unerſchöpflichem Borne
Die Friſche der Jugend ihm rinnt,

Und daß ihn im Sommer und Winter,
Bei Nebel und ſonnigem Glanz
Die wackere Hausfrau, die Kinder
Umgeben als blühender Kranz.

Ich bin als Dichter nicht zünftig,
Nicht vertraut mit poetiſchem Flug;
Drum verlangt ihr der Verſe nicht fünfzig,
Es iſt auch an ſechſen genug.

Kahl ſtehen im Weinberg die Reben,
Doch es funkelt im Becher ihr Blut;
So laßt das Glas uns erheben
In der Runde mit fröhlichem Mut.

Die Jahre fliehn und entſchweben,
Die Treu' iſt unwandelbar;
Der würdige Hausherr ſoll leben
Noch manches geſegnete Jahr!

P. L.

Winteridyll.

In einer der letzten Daheimnummern wurde darauf hingewieſen, wie viel Reize und Vorteile der Aufenthalt an der See und im Gebirge noch im Herbſt hat. Ich weiß etwas, was ich leidenden, ruhebedürftigen und unabhängigen, naturliebenden Perſonen ebenſo dringend empfehlen möchte: einen geſchützten, romantiſchen, ſtillen Landaufenthalt im Winter. Ich brachte den letzten Winter im alten Forſthaus Bärenfels bei Kipsdorf im Erzgebirge (Penſion Burger) zu und denke mit Entzücken an dieſe trauliche Zeit. Das Forſthaus iſt durch ſeine Lage und Einrichtung gegen Wind und Wetter beſtens geſchützt; die Waldwege rings ſind den ganzen Winter über paſſierbar und bieten dem Naturfreund im Winter die herrlichſten Wanderſtunden. Wer fern vom Geräuſch der Welt im traulichen Familienkreis einige Winterwochen oder -monate genußreich verleben möchte, der ſei auf mein geliebtes Winteridyll hierdurch aufmerkſam gemacht.

Sz.

Photographiehalter.

Aus hellſilbergrauem Sammet ſchneidet man die Form eines 12 bis 14 cm hohen Schiefblattes (Begonia) und malt mit den neuen Stoff- oder Veloursfarben — in den natürlichen grünen Tönen — das Geäder hinein ꝛc. Der Rand wird ſodann mit ſpitzer Stickſchere naturgetreu ausgebogt und gezähnt und das Schiefblatt nun — mittels Fiſchleims — auf einer ſich genau ſeiner Form anpaſſenden, doch ringsum 2 cm größeren Kartonplatte befeſtigt, deren Rand durch einen 3½—4 cm breiten, dunkelgrünen Plüſchſtreifen gedeckt iſt. Hinter dieſer Kartonplatte wird eine zweite von gleicher Größe befeſtigt, deren Außenfläche mit grünem Atlas bezogen iſt. Die Befeſtigung mittels kleiner Reißnägel geſchieht dergeſtalt, daß die oberen Randſeiten beider Platten frei bleiben und genügend Spielraum zur Aufnahme der dazwiſchen geſteckten Photographieen bieten.

Margot.

Für die Küche.

Traubentorte. Ein Kuchenblech wird mit gutem Butterteig ausgelegt. Dann rührt man 1 ganzes Ei und 4 Eidotter mit 90 g abgezogenen, fein geſtoßenen Mandeln, 125 g Zucker, Citronenſchale, 96 g Mehl und dem Schnee von 4 Eiweiß ſchaumig, ſtreicht die Hälfte auf den Teig, breitet die Traubenbeeren, welche den Tag vorher eingezuckert worden ſind, darüber, giebt die übrige Maſſe darauf und bäckt die Torte ſchön aus.

Traubenkuchen. Man reibt die Rinde von 8 altbackenen Semmeln ab, ſchneidet ſie in Schnittchen, welche man mit einem Glas warmer Milch übergießt und zugedeckt ½ Stunde ſtehen läßt. Wenn die Semmelſchnitten durchweicht ſind, nimmt man 90 g geſchälte, fein geſtoßene Mandeln, 90 g Zucker, 1 Theelöffel Zimt, 2 Eßlöffel Semmelmehl dazu und rührt es mit 6 Eidottern ¼ Stunde lang; das Weiße ſchlägt man zu Schnee, rührt es leicht in die Maſſe, mengt einige Hände voll abgezupfter ſchwarzer Traubenbeeren darunter und füllt ſie in ein mit Butter beſtrichenes und mit Semmelmehl beſtreutes Blech. Sobald der Kuchen gebacken iſt, wird er auf eine Platte geſtürzt und mit Zucker beſtreut.

Traubenkuchen, einfach. Auf ein mit Butter oder Blätterteig belegtes Blech kommt folgende Fülle: 125 g geſtoßene Mandeln, 2 altbackene, gewiegte Milchbrote, 185 g Zucker und etwas geſtoßener Zimt werden vermiſcht; man ſtreut eine Hand voll davon auf den Butterteig, legt ſchwarze und rote Traubenbeeren mit etwas Zucker darauf, die übrigen Mandeln und Milchbrot darüber, ſchneidet dünne Butterſcheiben darauf und backt den Kuchen.

Brombeerwein Die reifen Brombeeren werden zerquetſcht, mit heißem Waſſer übergoſſen (20 l Früchte 1 l Waſſer) und bleiben ſo 2—3 Tage ſtehen. Dann werden die Brombeeren durch eine Fruchtpreſſe gedrückt, über ein Haarſieb laufen gelaſſen, und je nach dem gewünſchten Alkoholgehalt per 10 l Saft 1—3 kg Zucker zugegeben. Dies bringe man auf ein Faß, welches man, nicht ganz ſpundvoll, mit dem Gärtrichter verſchließt und bei etwa 15° R. vergären läßt. Nach ca. 5 Wochen (die Gärung muß beendet ſein) zieht man den Wein auf ein anderes Faß und läßt es in dem zur Nachgärung kommen, die auch etwa 5—7 Wochen braucht. Ob die Nachgär vollendet iſt, ſieht man daran, ob ſich der Wein in 24 Stunden im warmen Zimmer nicht trübt. Dann zieht man ihn auf Flaſchen, die man gut verkorkt, zulackt und liegend im Keller aufbewahrt. Will man den Brombeerwein ſehr gut haben, muß man ihn 2—3 Jahre liegen laſſen. Er iſt ſehr gut von Geſchmack und bekömmlich.

A. K. B.

Fragen.

9) Kann mir eine freundliche Mitleſerin ein Unterweiſungsbüchlein zur Führung ganz einfachen Haushaltes nennen, zur Verteilung an Frauen des Arbeiterſtandes geeignet?

Frau E. T.

10) Könnte mir eine der lieben Daheimleſerinnen wohl ſagen, ob es einen einfachen Dörrapparat für Obſt gibt, der ohne große Anſchaffungs- und bedeutende Feuerungskoſten einem Pfarrhauſe auf dem Lande die Möglichkeit böte, den reichen Obſtertrag durch Trocknen desſelben zu verwerten? Für freundliche Auskunft wäre ich ſehr dankbar.

Fr. Pr. E. in Z.

11) Bitte um gefl. Anleitung zu Weihnachtsarbeiten für Arme, im Hauſe herzuſtellen unter Benutzung alten und neuen Materials. Beſten Dank im voraus.

B. v. W.

12) Ich bitte um eine Vorſchrift, nach der man Fenſterſcheiben (mittels Alauns ꝛc.) undurchſichtig machen könnte, ohne das Zimmer allzu ſehr zu verdunkeln. **Dr. Gr.**

Redaktionspoſt.

M. in Glogau und **Frau Direktor R. in G.** Des beſchränkten Raumes wegen können wir den Frageraum des Frauen-Daheim nur Abonnentinnen einräumen. Wenn es ſich um Gelegenheitsgedichte handelt, müſſen wir den Termin wiſſen. Unter 4 bis 5 Wochen können Frage und Antwort nicht erledigt ſein.

Haus-
muſik
Daheim
F. Reiſs.

Jenny Meyer.

Am 17. Juli verſchied in Berlin, der Stätte ihres fruchtbringenden und ſegensreichen Wirkens, Frl. **Jenny Meyer**, eine Künſtlerin, die ſowohl durch ihre eigene, weite Kreiſe ziehende Lehrthätigkeit wie auch als Leiterin des Sternſchen Konſervatoriums, einer der angeſehenſten muſikaliſchen Bildungsanſtalten der Reichshauptſtadt, den Ruf einer ausgezeichneten Pädagogin ſich erworben hatte. Unter den Vielen, die ſich berufen glauben, war Frl. Meyer eine Auserwählte: ſie gehörte zu jenen Lehrerinnen, die ihr ſchweres und dornenvolles Amt auf der Grundlage gediegenſter Künſtlerſchaft ausüben; dem Charlatantum, das heute üppiger denn je gerade auf dem Gebiete des Geſangsunterrichtes in die Halme ſchießt, ſtand ſie meilenfern. Selbſt im Beſitz eines bedeutenden Könnens, war es ihr heiliger Ernſt, eine Lehrmethode nach den ewig gültigen Geſetzen des kunſtgemäßen Geſanges zu ſchaffen: ihre Geſangsmethode war einfach und klar und phyſiologiſch richtig. Frl. Jenny Meyer wurde am 26. März 1834 zu Berlin geboren; ſie genoß eine ſorgfältige muſikaliſche Erziehung und bildete ſich zur vorzüglichen Geſangskünſtlerin heran: überall, wo ſie mit ihrem warmblütigen und feinſinnigen, durch tadelloſen techniſchen Schliff ausgezeichneten Geſang ſich hören ließ, fand ſie die freudige Anerkennung, die ihrem Können und ihrem Talente gebührte. Nachdem Frl. Meyer ſich einen Namen als Konzertſängerin gemacht, trat ſie 1865 als Geſangslehrerin in das Sternſche Konſervatorium der Muſik ein; mit der Geſchichte dieſer Anſtalt bleibt ihr Name unzertrennbar verbunden. Dank ihrem künſtleriſchen Anſehen und ihrer Organiſationsgabe erhielt Frl. Meyer, die nach dem Tode Sterns Direktorin und Eigentümerin der eines ausgezeichneten Rufes ſich erfreuenden Anſtalt wurde, dieſe völlig auf der Höhe ihrer künſtleriſchen Bedeutung. Das Andenken der trefflichen Dame werden zahlreiche Schüler und Schülerinnen hochhalten.

Muſik für Violine (Violoncell) und Pianoforte.

Eine Sammlung lyriſcher Stücke klaſſiſcher, romantiſcher und moderner Meiſter unter dem Titel „Lyrica“ haben, zunächſt für Violine mit Begleitung des Pianoforte, **Hans Sitt** und **Karl Reinecke** im Verlage der Gebrüder Reinecke in Leipzig herausgegeben. Die Bearbeitungen, mit Vortragszeichen und Fingerſatz verſehen, umfaſſen eine Reihe der ſchönſten lyriſchen Stücke von Bach, Reinecke, Schumann, Field, Spohr, Mendelsſohn, Beethoven, Rubinſtein, Händel, Tartini, Haydn, Gluck, Schubert, Tſchaikowsky und Mozart. Sie eignen ſich ſowohl zum Konzertgebrauche wie zum Vortrag im häuslichen Kreiſe. Dieſelben Stücke ſind auch für Violoncello und Pianofortebegleitung erſchienen; die Violoncellſtimme iſt von einem der erſten Meiſter ſeines Inſtrumentes, von **Julius Klengel**, eingerichtet. Die Ausſtattung des Sammelwerkes iſt eine würdige, und die Preislage, die ſich zwiſchen den Grenzen von ℳ 0.80 bis 1.50 bewegt, erlaubt ſelbſt dem weniger bemittelten Muſikfreund die Erwerbung des einen oder des anderen ſeiner Lieblingsſtücke.

Jenny Meyer †.

Neue Inſtrumente.

Ein ſogenanntes **Piano-Harmonium** und das **Dirigentenklavier**, von denen das erſtere bereits patentiert, das letztere zur Patentierung angemeldet iſt, mögen heute die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf ſich richten. Das Piano-Harmonium vereinigt in einem die Größe eines Pianino nicht überſchreitenden Inſtrumente Pianino mit Harmonium, und zwar ſo, daß, vermittels eines Zuges, mit ein und derſelben Taſtatur beide Inſtrumente geſpielt werden können, oder jedes von beiden **allein** zum Erklingen gebracht zu werden vermag. Außerdem iſt das Pianino mit einem ſogenannten Übungszuge verſehen, welcher die größtmögliche Tonſchwäche erzeugt, ſo daß das Uebungsſpiel des angehenden Muſikers nicht mehr der Nachbarſchaft läſtig wird oder den Mitbewohner eines Hauſes, wo ſolch ein Inſtrument ſteht und gebraucht wird, nach einer anderen Wohnung Umſchau zu halten zwingt. Das mit dem Piano vereinigte Harmonium iſt ein $3^1/_2$ Spiel, mit 10 Regiſtern verſehen, ſo daß jeder Ton drei-, bezüglich vierfach in Oktaven klingt. Dieſes Doppelinſtrument iſt im Tone und Haltbarkeit ſo gut und vorzüglich, wie jedes andere beſondere Inſtrument. Die beſten Zeugniſſe hierüber ſtehen dem Erfinder, Fabrikant J. Erbe in Eiſenach (Thüringen), ſowohl von Seiten ſeiner bisherigen Inſtrumentenkäufer, als auch von hervorragenden Künſtlern, wie Eugen d'Albert u. ſ. w. zu Gebote. Die äußere Ausſtattung des Piano-Harmoniums iſt von gefälliger Form, eine Zierde für jeden Salon, ein Schmuck für jedes Zimmer und beanſprucht nur den Raum eines einzigen dieſer beiden Inſtrumente zu ſeiner Aufſtellung. Es wird mithin Muſikliebenden mit beſchränktem Wohnungsraum ganz beſonders willkommen ſein.

Eine zweite, nicht weniger bedeutende Erfindung des Fabrikanten J. Erbe in Eiſenach iſt das **Dirigentenklavier**, dem eine große Zukunft beſchieden zu ſein ſcheint. Dieſes Inſtrument hat eine bis jetzt noch nie geſehene Form. Saiten und Reſonanzboden befinden ſich in einem trittartigen Gehäuſe, auf welchem der Spieler ſeinen Platz nimmt der vor ſich die wie eine Kathederbrüſtung ausſehende Taſtatur hat. So hat der Spieler als Dirigent einer Kapelle ſeine Muſiker ſtets vor Augen und iſt nicht wie beim Pianinoſpiel genötigt, ſeinen Leuten den Rücken zukehren zu müſſen Das Inſtrument iſt geeignet und erbaut für Theater und Konzertſäle und wird bald in Geſangvereinen ſich einbürgern. Es wird den meiſt ſehr teuren Konzertflügeln erfolgreiche Konkurrenz machen, zumal es den Preis eines Pianinos nicht überſchreitet, mit einem geringen Raum vorlieb nimmt und nicht nur als Dirigentenpult, ſondern ſogar auch als Rednertribüne benutzt werden kann.

Bücherſchau.

Briefe von Felix Mendelsſohn-Bartholdy an Ignaz und Charlotte Moſcheles. Herausgeg. von **Felix Moſcheles**. Mit 13 Illuſtrationen. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. Die Litteratur über Mendelsſohn hat durch die Veröffentlichung ſeiner Briefe an das Ehepaar Moſcheles eine dankenswerte Bereicherung erfahren; ſetzt auch das hier dem Intereſſe aller Gebildeten erſchloſſene Material dem Bilde von Mendelsſohns geiſtiger Perſönlichkeit keine neuen Lichter auf, erſchließt es uns auch keinen neuen überraſchenden Einblick in das Weſen und die Eigenart des ſo liebenswürdigen und edlen Künſtlers, ſo ſind die vorliegenden Briefe doch ein ſchätzenswerter Beitrag zur Lebensgeſchichte Mendelsſohns und charakte-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

riſtiſch für die Herzlichkeit des Menſchen Mendelsſohn und die Wärme ſeines Empfindungsausdrucks. Sie ergänzen außerdem in willkommener Weiſe das reiche Material, das die Freunde des Meiſters ſchon in früheren Publikationen der anteilnahmsvollen Öffentlichkeit dargeboten haben.

Vermiſchtes.

Pablo de Saraſate, der berühmte Geiger, ſpielte vor kurzem in ſeinem Vaterlande und beteiligte ſich auch an den Konzerten, die unter dem hiſtoriſchen Baum von Guernica in Biscaya, dem Wahrzeichen der Basken, ſtattfanden, wo die ſpaniſchen Könige einſtmals die Gerechtſame des baskiſchen Stammes zu beſchwören pflegten. Saraſate ſpielte vor einer ungeheuren Zuhörerſchaar neben baskiſchen Volksweiſen das zum Hymnus der Basken erhobene Lied „vom hl. Baum von Guernica“, komponiert von Iparraguirre; er erregte mit ſeiner Kunſt eine ſolche Begeiſterung, daß man ihn im Triumphe davon trug und ihm in einem ſchönem Eichenſchrank, deſſen Holz dem Stamme des Baumes von Guernica entnommen iſt, einen ſilbernen Kranz überreichte.

Aus dem Tonleben.

Abbé Vogler, der Lehrer Webers und Meyerbeers, war ein ausgezeichneter Orgelſpieler, der ſich gelegentlich in muſikaliſchen Wunderlichkeiten gefiel. Eine gewiſſe Berühmtheit erlangte ſein „Donnerwetter,“ in welchem er nach Schilderungen der Zeitgenoſſen das von Blitzſchlägen unterbrochene Rollen des Donners und das Rauſchen des niederpraſſelnden Regens auf der Orgel einer Dorfkirche ſo täuſchend nachahmte, daß einige allzufurchtſame Bäuerlein ihre Regenſchirme aufſpannten. Forkel erzählt in ſeinem Almanach die Thatſache, daß Vogler die Pauſen zwiſchen ſeinen Vorträgen zu andächtigen Gebeten benutzte. Weniger bekannt iſt Voglers Äußerung: „Ein Tonkünſtler, der die höchſten Zinnen des Ruhmestempels erklimmen wolle, dürfe nur von Brot und Wein leben.“ In der Geſchichte der maleriſchen Muſik, der Programmmuſik, behaupten die Tongemälde Voglers: „Tod des Herzogs Leopold in den Fluthen“ und „Zerſtörung der Mauern von Jericho“ einen gewiſſen Rang.

Gedenktafel.

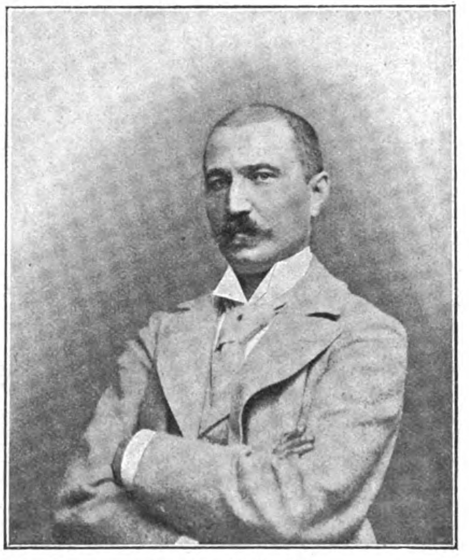
Emanuel Chabrier, einer der geiſtreichſten unter den Geiſtreichen der neueren Komponiſtenſchule in Frankreich, iſt am 15. September in Paris einem Nervenleiden erlegen. Chabrier wurde am 18. Januar 1841 als Sohn eines Advokaten in Ambert in der Auvergne geboren. Er ſtudierte Jura und wirkte bis in ſein vierzigſtes Lebensjahr als Beamter, eine Laufbahn, die ihn bis in das Miniſterium des Innern geführt hatte. Als Komponiſt trat Chabrier mit Opern- und Inſtrumentalkompoſitionen hervor, von denen in Deutſchland die Orcheſterſuite „Eſpana“ und die tragiſche Oper „Gwendoline“ bekannt wurden. Am glänzendſten tritt ſeine ſchöpferiſche Begabung in der Suite „Eſpana“ hervor, die durch einen liebenswürdigen melodiſchen Zug und durch die bezaubernde Pikanterie ihrer Inſtrumentation beſticht. Seiner Oper Gwendoline iſt ein höherer Kunſtwert ſchon deswegen nicht zuzuerkennen, weil dem Werke die erſte Urſprünglichkeit der Erfindung fehlt und dasſelbe auf einem nicht ſonderlich geglückten Textbuch (von Catulle Mendès) aufgebaut iſt. Der dramatiſche Accent dieſes Opernwerkes iſt ganz und gar von dem Stile Wagners abhängig, mit der Eigenart dieſes Meiſters geſättigt. Zudem ſteigt Chabrier in den dramatiſchen Kraftſtellen dieſes Werkes zu oft in die Sphäre des Brutalen hinab: Mangel an Urſprünglichkeit einerſeits und andererſeits das Maßloſe des muſikaliſchen Ausdrucks überwuchern hier das Talent Chabriers. Indeſſen, die geiſtreiche und kühne Harmonik des Werkes hat ihm den Reſpekt der Muſiker geſichert. Von den anderen Bühnenwerken dieſes Komponiſten wären noch zu nennen: die feine Operette „L'Etoile“ und die komiſche Oper „Der König wider Willen“. In ſeinem künſtleriſchen Nachlaß fanden ſich u. a. die Fragmente einer Oper, deren Stoff der Goetheſchen Ballade „Die Braut von Korinth“ entnommen iſt.

Redaktionspoſt.

Studioſus. Der Name Iſolde iſt im Gegenſatz zu dem Namen Triſtan, welchen man auf die Sanſkritwurzel **drishtan** = keck, frech, zurückführt, ein deutſcher: aus Iſa und Holda zuſammengeſetzt. Iſa heißt die Eiſige, Holda die Verhüllte, beides ſind Namen der deutſchen Wintergöttin. Tannhäuſer bedeutet eine mytologiſche Perſonifikation des Lenzwindes. Tannhäuſer = der im Tann Hauſende. Iſoldes Schiffahrt nach Kornwall (in Wagners Drama) entſpricht, wie Wolzogen bemerkt, dem Umzug mit dem Schiff Iſa's, wenn der Winterbann durch den Frühlingszauber gebrochen war.

Jean Louis Nicodé.

Jean Louis Nicodé wurde am 12. Auguſt 1853 zu Jerczik bei Poſen geboren. Sein Vater, ein ſehr muſikaliſcher Mann, war Gutsbeſitzer, der, als er durch widrige Schickſalsſchläge und grauſame Verhältniſſe ſich gezwungen ſah, ſeinen Grundbeſitz aufzugeben, nach Berlin überſiedelte, wo er ſich und ſeine Familie als Violinſpieler und Lehrer ſeines Inſtrumentes ernährte. Der Vater war auch der erſte Lehrer des Sohnes, deſſen muſikaliſche Begabung in unzweideutigen Beweiſen ſich mitteilte und eine ſo reiche ſchien, daß an ſie alle Pläne für die Zukunft des Knaben geknüpft wurden. Nicodés Talent entfaltet ſich ſchnell; nachdem er bei einem Organiſten, namens Hartkäs, Unterricht genoſſen, beſuchte Nicodé von 1869 angefangen die Neue Akademie der Tonkunſt, wo er in Kullak einen ausgezeichneten Klavierlehrer, in Wüerſt einen tüchtigen Harmoniker und ſpäter endlich in Fr. Kiel einen Meiſter des Kontrapunktes und der freien Kompoſition fand, Männer, denen der junge Kunſtnovize nicht nur eine gründliche pianiſtiſche Durchbildung, ſondern auch die vollſte, freieſte Sicherheit im eigenen Kunſtſchaffen zu danken hat. Schon während ſeines Berliner Aufenthaltes gelang es Nicodé, aus den Heerſcharen der Virtuoſen und praktiſchen Muſiker heraus, welche die Konzertſäle der Reichshauptſtadt überſchwemmen, ſich bemerkbar zu machen und ſeinem pianiſtiſchen Talent die Achtung der Kritik und den Reſpekt der Muſikfreunde zu ſichern. Über die Grenzen Berlins hinaus trug den Namen Nicodé indeſſen erſt die Konzertreiſe, welche der Künſtler mit der einſt berühmten Sängerin Frau Artôt durch Galizien und Rumänien unternahm. Der Ruf, ein ausgezeichneter Pianiſt zu ſein, ebnete dem Künſtler die Pfade nach Dresden, wo er von 1878—1885 als Klavierlehrer am Kgl. Konſervatorium der Muſik wirkte, eine Stellung, die Nicodé aufgab, als Franz Wüllner Dresden verließ. Nicodé übernahm jetzt die Leitung der Philharmoniſchen Konzerte, die eine neue, glänzende Seite ſeiner künſtleriſchen Perſönlichkeit, ſeine geniale Dirigentennatur, hervortreten ließ. In Nicodés Art zu dirigieren eint ſich echt muſikaliſche, in die letzten Tiefen des Kunſtwerkes eindringende Auffaſſung mit geiſt- und gemütvoller, durch innere Wärme und Temperament belebte Interpretation, mit Klarheit und Plaſtik: ein volles Erfaſſen des Kunſtwerkes nach außen und innen, in Umfang und Inhalt! Im Jahre 1888 legte Nicodé den berufsmäßig geführten Taktſtock nieder und warf ſich mit froher Kraft auf die Kompoſition: es ſind namentlich zwei große Werke, die den Namen Nicodé in allen Konzertſälen der Welt eingebürgert haben: die „ſymphoniſchen Variationen“ und die Odeſymphonie „Das Meer,“ ein gewaltiges Werk für Männerchor, Soloſtimmen, großes Orcheſter und Orgel. Das letztgenannte Werk beſteht aus einer Reihe von Chören, Solo- und reinen Inſtrumentalſätzen, ſowie Enſembleſtücken, in denen der Komponiſt, aus dem aufgeſchlagenen Buche der Natur leſend, die Poeſie des Meeres beſingt, bald in Accorden voll erſchütternder Größe und erhabenſter Anſchauung, bald in Naturſchilderungen voll bezaubernder Phantaſtik. In dieſer ſeiner Meerſymphonie hat Nicodé der Welt ein standard work geſchenkt, in welchem die moderne Meiſterſchaft der Stimmungsmalerei und der Inſtrumentation einen Gipfelpunkt gefunden hat. Weit weniger anſpruchsvoll in ſeinen Ausdrucksmitteln bereitet Nicodés großes Variationenwerk der Ausführung auch um Vieles geringere Schwierigkeiten. Dieſe ſymphoniſchen Variationen ſind ein Werk edelſten Stils: ein ſchönes, von kraftvoller Erfindung geſchwelltes Thema wird hier in kunſt- und poeſievollen Variationen, in glutvoll gemalten Stimmungsbildern, vorgetragen. Hier wie in ſeinen beiden Orcheſterſuiten und in ſeiner ſymphoniſchen Dichtung „Maria Stuart“ offenbart ſich eine meiſterhaft geſtaltende Künſtlerhand: prachtvolle Architektur und leuchtendes Inſtrumentalkolorit zeichnet dieſe Werke aus. In Stücken kleinen Genres iſt Nicodé leider ziemlich ſparſam: einige Klavieretuden, ein paar Hefte Lieder, die Celloſonate op. 25 und die Klavierſonate op. 19 ſind alles, was der Feder dieſes hochintereſſanten genialen Künſtlers an bemerkenswerten kleineren Kompoſitionen entſtammt. Möge die ruhige Muße ſeiner Dresdener Epoche dem Schaffen Nicodés ſegensreich werden und dem Künſtler Werke gelingen laſſen, die ſeinen ſymphoniſchen Variationen und ſeiner grandioſen Meerſymphonie ebenbürtig ſind!



Jean Louis Nicodé.
Nach einer Aufnahme von Hanns Hanfſtängl (C. A. Teich), Dresden.

Der Dudelſack.

Bei einem Umblick nach dem Geburtslande der Muſik ſind wir gezwungen, uns zur Wiege der Menſchheit zu wenden. Auf der aſiatiſchen Hochebene, die für die Ausgangsſtätte des Menſchengeſchlechtes gilt, ſangen zuerſt Hirten ihre kunſtloſen Lieder, und dieſe Nomadengeſänge zogen ſpäter mit ihren Sängern hinunter in die tiefer gelegenen, reicheren und üppigeren Länder, nach China, Ägypten und nach Indien. Aus dem allererſten Muſikwerkzeug, deſſen ſich dieſe Naturſänger zur Begleitung ihrer ſchlichten Weiſen bedienten, aus der Hirtenſchalmei, entwickelte ſich bereits das Inſtrument, dem wir heute unſere Aufmerkſamkeit zuwenden, der Dudelſack. Über die Herkunft dieſes uralten Hirteninſtruments, das bei uns in Deutſchland heute höchſtens noch von dem „fahrenden Volk“ gehandhabt wird, iſt man verſchiedener Anſicht. Während man einesteils ſehr geneigt iſt, die alten chaldäiſchen Hirten als die Erfinder des Dudelſacks zu bezeichnen, iſt man andererſeits doch auch nicht berechtigt, den Indern, die den Dudelſack als ihr ureigenſtes Nationalinſtrument betrachten, dieſe ihre Anſprüche ſtreitig zu machen. Man kann alſo ebenſogut Indien als die Heimat des Dudelſacks anſehen, von wo aus dann dieſes eigenartige Muſikwerkzeug mit dem Strom der Völker allmählich gen Weſten gedrungen iſt, als Chaldäa. Die alten Hebräer kannten den Dudelſack auch ſchon und zwar unter dem, ihm von den Griechen wegen des Zuſammenklingens mehrerer Töne gegebenen Namen „Symphoneia“ oder „Samponia.“ In der römiſchen Kaiſerzeit ſpielte der Dudelſack unter dem Namen „tibia utricularis,“ d. h. Schlauchpfeife, bereits eine große Rolle. Bei den üppigen Feſten und Gelagen, die damals an der Tagesordnung waren, ließen ſich hervorragende Dudelſackpfeifer als Soliſten hören, wie es denn auch der beſondere Ehrgeiz des Kaiſers Nero war, als ein Virtuoſe auf dem Dudelſack gefeiert zu werden. Außerdem wird von einem öffentlichen Feſt berichtet, bei dem neben unzähligen Trompeten nicht weniger als hundert Dudelſackpfeifer das Orcheſter bildeten. Das Weſen dieſes altehrwürdigen Muſikwerkzeuges iſt etwa folgendes: in einem

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ledernen Schlauche, der als Blaſebalg dient, ſteckt eine Schalmei mit ſechs Tonlöchern, auf welcher die Melodieen geſpielt werden. Außer dieſer Schalmei ſind in dem Schlauch noch eine bis drei andere Röhren von verſchiedener Länge, die keine Tonlöcher haben, eingelaſſen, Stimmer oder Summer (franzöſiſch Bourdons, engliſch Drones) genannt, welche ſtets nur einen und denſelben Ton und zwar unausgeſetzt angeben. Zu allen dieſen muſizierenden Röhren kommt dann noch eine kurze Röhre, durch welche der Spieler Luft in den Schlauch hineinbläſt. Das Inſtrument wird in der Weiſe gehandhabt, daß der Spieler, während er mit den Fingern die Schalmei regiert, zugleich mit dem Arme den Windſchlauch bearbeitet, um den Druck zu erzeugen. Der Dudelſack iſt der früheren Bauerleier (franzöſiſch Vielle genannt), die zu ihrer Zeit eine ähnliche Rolle ſpielte wie heute das Klavier, nahe verwandt. Er hat auch das Schickſal dieſer Leier geteilt, inſofern als er gleich ihr im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert noch einmal eine Glanzperiode erleben durfte, wie am Hofe Neros. Seltſam, daß ſich dieſe Vorliebe für die Klänge des Dudelſacks gerade in einer Periode der Üppigkeit und Zügelloſigkeit wiederholte, nämlich zur Zeit Ludwigs XIV. von Frankreich. Auch an dieſem Hofe gab es wiederum kein verliebtes Abenteuer, keine ſchwärmeriſchen Balladen und Mondſcheingeſänge ohne die Begleitung des Dudelſacks. Indes gab es auch wirkliche Virtuoſen auf dieſem Inſtrument, unter dieſen inſonderheit der Opernkomponiſt Marc Antoine Charpentier (1634—1702), der bedeutendſte Gegner und Nebenbuhler Lullys, und F. A. D. Philidor (1726—1795), einer der Begründer der franzöſiſchen komiſchen Oper und zugleich einer der bedeutendſten Schachſpieler ſeiner Tage. Um den Dudelſack auch äußerlich hof- und ſalonfähig zu geſtalten, überzog man die Schläuche mit Seide und farbenbunten Stickereien, fertigte die Käſtchen, die an Stelle der Burdonpfeifen die Zungen der Brummtöne aufnahmen, aus Elfenbein und verzierte ſie mit Gold und koſtbarem Geſtein. Die vornehmſten Cavaliere des Hofes betrachteten es als Ehrenſache, den Dudelſack handhaben zu können, ſogar Damen verſuchten ſich auf dieſen Inſtrument. Im allgemeinen jedoch wandten ſich dieſe mehr der Vielle zu. In dem Muſeum des Pariſer Konſervatoriums befindet ſich noch die Drehleier der Madame Adelaide, ſowie verſchiedene auf das eleganteſte ausgeſtattete Sackpfeifen aus der Zeit Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. Da die Franzoſen den Dudelſack von den Italienern überkommen hatten, nannten ſie ihn Cornemuse d'Italie. Neben dieſen Namen waren jedoch auch die Bezeichnungen „Chalemie“ (Schalmei), „Muſe“ und vor allem „Muſette“ in Anwendung. Die Muſette hatte zwei Schalmeien, für jede Hand eine. Der Name Muſette kommt als Bezeichnung einer paſtoralen Tanzmelodie auch in den „Suiten“ (Reihen von Tanzſtücken für Orcheſter) vor. Auch in Deutſchland ſtand der Dudelſack im Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts in einem gewiſſen Anſehen. Man findet ihn auf mittelalterlichen Denkmälern zu öfterm abgebildet, beiſpielsweiſe im Kölner Dom als fünfte Figur unter den Spielleuten über den Bildern der Apoſtel. Wie man aus mittelhochdeutſchen Dichtungen erſieht, nannte man ihn jedoch sacpfife oder sachpfeif. Michael Prätorius (1571—1621), einer der ſtrebſamſten und tüchtigſten Tonkünſtler ſeiner Zeit, wahrhaft ſchöpferiſch in bedeutſamer Entfaltung kirchlicher Weiſen, nennt in ſeinem „Syntagma“ vier Arten der Sackpfeife: den Bock (Bordune) mit nur einem großen langen Horn als Brummer, der auf das große C ſtimmte, gewiſſermaßen der Baß-Dudelſack; die Schaperpfeife (Schäferpfeife) mit zwei Brummern in b und f; das Hümmelchen, ebenfalls mit zwei Brummern in f und c, und den Dudey mit drei Brummern, welche es, b und es tönten. Außer dieſen erwähnt Prätorius noch einen Dudelſack mit zwei Schalmeien, den er in Magdeburg kennen lernte und danach benannte. Heute iſt der Dudelſack bei uns in Deutſchland entweder gänzlich unbekannt oder doch ſehr gering geachtet. In Rußland (Balalaika), Ungarn und Polen dagegen genießt er vor allem bei dem Landvolk noch immer ein bedeutendes Anſehen. In Polen fertigte man ſchon ſehr früh den Windſack aus einer Bockshaut an, ſo zwar, daß man die Haut ſamt den Haaren verwandte, ja oft ſelbſt den Kopf mit ſeinen Hörnern beſtehen ließ, daher der Name „polniſcher Bock.“ In allererſter Zeit liebte man es überhaupt, ganz unverſehrte Tierbälge zu verwenden, ſo daß das Inſtrument oft die ſonderbarſten groteskeſten Formen zeigte. Ein beliebtes Nationalinſtrument war und iſt der Dudelſack bis auf den heutigen Tag im ſchottiſchen Hochlande. Das Inſtrument der ſchottiſchen Barden war zwar die Harfe. Doch als die engliſchen Eroberer die ſchottiſchen Barden und Sänger maſſenweiſe hinrichten ließen, um die nationalen Erinnerungen zu töten, trat an die Stelle der poetiſchen Harfe das hellklingende Piob, wie die Schotten den Dudelſack nennen. Mit Piob und Trommelwirbel zogen ſie in den Krieg, und aus dem kriegeriſchen Piob wurde dann der bei jedem ländlichen Vergnügen unerläßliche Dudelſack. Noch heute erfüllen die alten Volksweiſen, auf dem Piob vorgetragen, das Herz der Hochſchotten mit unnennbarem Heimweh, wie der Kuhreigen dasjenige des Alpenbewohners. Auch in den italiſchen Gebirgsländern ſpielt die Sackpfeife eine Rolle. Noch bis vor wenigen Jahren herrſchte die Sitte, daß alle Hirten aus den Abruzzen und Apenninen alljährlich zur Weihnachtszeit nach Rom zogen, um dort auf den Straßen ihre eigenartige Dudelſackmuſik ertönen zu laſſen. Man hieß dieſe fahrenden Sänger Pifferari. Ihre Melodeien ſind oftmals von den in Rom weilenden Fremden niedergeſchrieben worden. So hat beiſpielsweiſe Händel eine ſolche Pifferariweiſe zu dem bekannten Paſtorale in ſeinem Meſſias verwandt.

H. He.

Winke für den Anfangsunterricht im Violinſpiel.

Soll ein für das Violinſpiel begabtes Kind erſt Klavierunterricht haben? In den meiſten Fällen entſcheiden die Eltern ſelbſt dieſe Frage in bejahendem Sinne, ohne ſich vorher den Rat eines erfahrenen Pädagogen einzuholen. In der durchaus irrigen Anſicht, daß es wohl noch zu früh ſei für den Beginn des Violinſpiels, erhält das Kind erſt einige Jahre Klavierunterricht, um dann ſpäter zur Violine hingeleitet zu werden. Das Klavier ſoll alſo gewiſſermaßen die Brücke zur Violine bilden. Durch dieſe Methode wird häufig den Kindern die Luſt am Muſizieren überhaupt genommen, — denn ſie ſollen ſich ja eine ganze Zeit lang mit einem Inſtrument ausſchließlich beſchäftigen, zu dem ſie nichts hinzieht. Ich will verſuchen an folgendem draſtiſchem Beiſpiel das Widerſinnige eines ſolchen Verfahrens in der Unterrichtsfrage nachzuweiſen: ein Junge möchte gern Schneider werden, der Vater iſt aber der Anſicht, daß es wohl von Vorteil für ſeinen Sohn wäre, wenn er erſt einige Jahre zu einem Schuſter in die Lehre käme; dort könne er ja ſchon Zuſchneiden, Nähen und Flicken lernen. Würde ein derartiger Fall einmal in die That umgeſetzt, ſo dürfte dem unvernünftigen Herrn Papa bald klar werden, daß die Zeit, die ſein Junge auf die Schuſterei verwandt hat, nie und nimmer der Schneiderei zu gute kommt, ſondern einfach als verloren zu betrachten iſt. Ähnlich liegt die Sache bei dem Erlernen eines Inſtrumentes. Zuerſt möchte ich zur Klarſtellung der Frage das Klavier und die Violine einer näheren Betrachtung unterziehen und ihre eventuelle „Gemeinſchaft“ einer Prüfung unterwerfen. Alſo welche Berührungspunkte haben beide Inſtrumente? Außer den arithmetiſchen Verhältniſſen der Tonhöhe — keine. Iſt die Tonerzeugung die gleiche? Nein! Die Klavierſaiten werden vermittels eines Hammers von einer Taſte aus in Schwingung geſetzt. Der infolge des Anpralls erzeugte Ton ertönt zuerſt ſtark, um im nächſten Augenblick an intenſiver Klangwirkung nachzulaſſen; findet kein weiteres Anſchlagen ſtatt, ſo wird er nach einer Weile ganz verſchwinden. Es liegt ſomit nicht in der Macht des Spielers, den Ton in einem gleichen Stärkegrade weiter klingen zu laſſen, noch ſonſt irgend welche dynamiſche Abſtufungen mit dem Einzelton vornehmen zu können. Die Möglichkeit einer nachträglichen An- oder Abſchwellung fehlt ſomit gänzlich. Dem Klavierton an ſich iſt daher auch immer eine gewiſſe Trockenheit des Klanges eigen. Auf der Violine werden in völligem Gegenſatz zu dem Klavier die Saiten vermittels eines Bogens zum Erklingen gebracht; die Violine iſt ein Inſtrument mit fortſingendem Ton; ſie kommt aus dieſem Grunde der menſchlichen Stimme am nächſten. Auf dem Klavier findet der Schüler den Ton als etwas Gegebenes, Fertiges vor, während er auf der Violine ſich ganz als das eigene Produkt darſtellt, deshalb kann auch hier der Einzelton ſchon ein in ſich beſeelter ſein. Der kontinuierliche, ſchwellungsfähige, innerhalb der Zeit dahinfließende Ton korreſpondiert alſo unmittelbar mit dem Gefühl. Das Klavier muß hierauf völlig Verzicht leiſten, denn der Spieler kann ſich nicht mit ganzer Empfindung dem Einzelton hingeben, noch dieſen, individuell genommen, nüancieren; für ihn lebt ein durchgeiſtigter Vortrag nur in der Tonverbindung. Hiermit wäre im weſentlichſten der Unterſchied zwiſchen einem Taſten- und Streichinſtrument feſtgeſtellt.

So weit nun beide Inſtrumente in der Art der Tonerzeugung auseinander gehen, ebenſo verſchieden iſt deren mechaniſche Behandlung. Der Klavierſpieler ſchlägt in ſitzender Stellung mit den Fingern die Taſten an und findet, wie ſchon bemerkt, einen vollſtändig fertigen Ton vor; er hat im Gegenſatz zu dem Violinſpieler nichts mit der Haltung des Inſtrumentes zu thun. Es kann ſich deshalb bei dem Anfänger des Klavierſpiels gleich die ganze Aufmerkſamkeit auf die richtige Haltung der Hände konzentrieren — die ja beide die gleichen Funktionen zu verrichten haben — ſowie auf die Bewegung der Finger: Anſchlag und Tonerzeugung können ohne weiteres vor ſich gehen. Der Violinſpieler dagegen hat dazu eine ganze Reihe höchſt ſchwieriger Vorbereitungen nötig. Da heißt es zuerſt die Geige mit Schulter und Kinnlade halten lernen; daran ſchließt ſich die Stellung der linken Hand am Hals der Violine, ſowie die Gruppierung der Finger über den Saiten. Wie unendlich ſchwierig es iſt, dieſe beiden Elementarbedingungen einem Anfänger ſchulgerecht beizubringen, wird jeder gewiſſenhafte Lehrer mir gern beſtätigen. Sobald der Schüler mit der Haltung des Inſtrumentes und des linken Armes vertraut iſt, wird der Handgriff am Bogen geübt; denn er muß, ehe er den Bogen führen kann, dieſen ebenfalls erſt halten lernen. Nun gilt es, dem Schüler die Stellung des Bogens auf den Saiten klar zu machen, und jetzt tritt allmählich das Moment der Tonerzeugung heran. Der Bogen muß vor allen Dingen, um einen ſchönen Ton zu erzielen, ganz gerade, das heißt, parallel mit dem Stege geführt werden. Das Geradeſtreichen hat der Anfänger als erſte Bürgerpflicht zu betrachten. Dann ſoll er die Druckverhältniſſe des Zeigefingers auf die Bogenſtange ſo regulieren lernen, daß der Ton eine gleichmäßige Stärke erhält. Alle dieſe Übungen werden im Anfange auf den leeren Saiten geübt; die linke Hand iſt alſo noch gar nicht in Thätigkeit getreten. Es ſtellt ſich von dieſem Augenblick an, wo die Finger der linken Hand verſchiedene Tonfolgen zu greifen haben, dem Anfänger wiederum eine ganze Reihe von Schwierigkeiten entgegen, denn jetzt heißt es auch rein intonieren. Daß hierzu außer einer guten Beobachtungsgabe ein abſolut feines Gehör nötig iſt, bedarf kaum einer beſonderen Erwähnung. Auf dem Klavier kann man es mit einem mangelhaften Gehör immerhin techniſch ziemlich weit bringen; der Klavierſpieler kann ja nie einen unreinen Ton ſpielen. Ein Violinſpieler ohne gutes Gehör iſt einfach undenkbar. Aus dieſer kurzen Skizzierung des Anfangsunterrichts im Violinſpiel kann der Leſer erkennen, daß die Zeit, in der der Schüler das Klavierſpiel betreibt, ſeinem eigentlichen Inſtrumente, der Violine, unwiederbringlich verloren geht, denn er wird außer der Notenkenntnis und des Taktes nichts finden, was ſich von dem auf dem Klavier Gelernten auf die Violine übertragen ließe. Ja, aber wann kann ein Kind mit dem Violinſpiel beginnen? Ich antworte darauf: iſt Talent vorhanden, ſo früh als möglich und zwar mit dem ſechſten oder ſiebenten Jahr. Es hat ſich in dieſer Zeit die Größe des Inſtrumentes natürlich genau dem Arm und der Hand des Schülers anzupaſſen. Hat der Schüler auf der Violine eine gewiſſe Stufe erreicht, ſo halte ich es für äußerſt nutzbringend, auch mit dem Klavier zu beginnen, da durch das Klavierſpiel entſchieden der Sinn für Harmonie und Polyphonie geweckt wird. Auch dürfte das rhythmiſche Gefühl ſich noch beſſer entwickeln, da der kurze Klavierton zu einer ſchärferen rhythmiſchen Accentuierung hindrängt; daß man bei der Auswahl eines Lehrers für einen Anfänger nur den beſten nehmen ſoll, möchte ich zum Schluſſe noch beſonders betonen.

Goby Eberhardt.

Aus dem Tonleben.

Beethoven- und Mozartreliquien. Die Beethoven-Sammlung in Heiligenſtadt hat eine Handſchrift des Tondichters erworben: ein bisher ungedrucktes Briefchen an den Bildhauer Anton Dietrich (geboren 1799, geſtorben mutmaßlich 1872). Dietrich hinterließ zwei Büſten Beethovens und eine Porträtzeichnung. Von der erſten Büſte beſitzt die Beethoven-Sammlung einen Gipsabguß, der folgende Bezeichnung trägt: „Nach dem Leben modelliert 1821 von Anton Dietrich;“ die zweite Büſte, die ſpäter entſtand, war im Beſitze Nicolaus Lenaus. Das Briefchen, mit Bleiſtift geſchrieben, hat Beethoven während ſeines Aufenthaltes in Mödling an den in der Nähe weilenden Bildhauer geſendet. Wie bekannt, wohnte Beethoven 1818, 1819 und 1820 in Mödling; nach 1820 aber nicht mehr. Es erſcheint alſo nicht ausgeſchloſſen, daß die beiden Künſtler im Sommer 1820 zuſammen verkehrten, daß Dietrich damals ſeine Studien machte und die Büſte 1821 modellierte oder fertigſtellte. Das Briefchen dürfte daher aus dem Jahre 1820 ſtammen; es lautet: „Werther Herr Dietrich! Ich bitte Sie, nicht unwillig zu werden, indem ich heute leider verhindert bin, da ich leider zu ſpät daran gedacht, daß Sie kommen werden. Machen Sie mir das Vergnügen, morgen zu kommen. Sie treffen mich den ganzen Vormittag. Ihr ergebenſter Beethov.“ Außen ſteht geſchrieben: „An Seiner Wohlgebohr H. A. Dietrich.“ — Für Mozarts göttliche Heiterkeit, für die ſorgenloſe Leichtlebigkeit dieſes herrlichen Künſtlers iſt folgendes mit den Worten „Liebſtes, beſtes Weibchen“ beginnendes Briefchen bezeichnend: „Freitag, um halb 11 Uhr“ (— jedenfalls im Jahre 1791, wahrſcheinlich im Oktober geſchrieben —) „Eben komme ich von der Oper, die Zauberflöte, ſie war eben ſo voll wie allzeit — das Duetto Mann und Weib und das Glöckchenſpiel im erſten Act wurde wie gewöhnlich wiederhollet, was mich aber am meiſten freut, iſt, der Stille Beifall! — man ſieht recht, wie ſehr und immer mehr dieſe Oper ſteigt. Nun meinen Lebenslauf. Gleich nach deiner Abſeegelung Spielte ich mit Herrn Mozart (?) (der die Oper beim Schikaneder geſchrieben hat) 2 Parthieen Billard — dann verkauffte ich um 14 Dukaten meinen Kleper — dann ließ ich mir ſchwarzen Coffé hollen, wobey ich eine herrliche Pfeiffe Toback ſchmauchte, dann Inſtrumentirte ich faſt das ganze Rondo von Stadler, 2c. 2c. — Was ſehe ich — was rieche ich — — der Primus iſt es mit den Karbonadeln! — che gusto — itzt eſſe ich deine Geſundheit — eben ſchlägt es 11 Uhr — vielleicht ſchläfſt du ſchon — St! St! St! — ich will Dich nicht aufwecken! — — Dem (N. N.) gieb in meinem Namen ein paar tüchtige Ohrfeigen, gebt ihm lieber mehr ſchläge als zu wenig, gut wäre es, wenn ihr ihm einen Krebſen an die Naſe zwicket, damit der Kerl nicht das, was er von Euch empfangen, abläugnen kann. 2c. 2c.“ Der Briefſchreiber hat ſich unterzeichnet als „Ewig Dein Dich liebender Mann W. A. Mozart.“

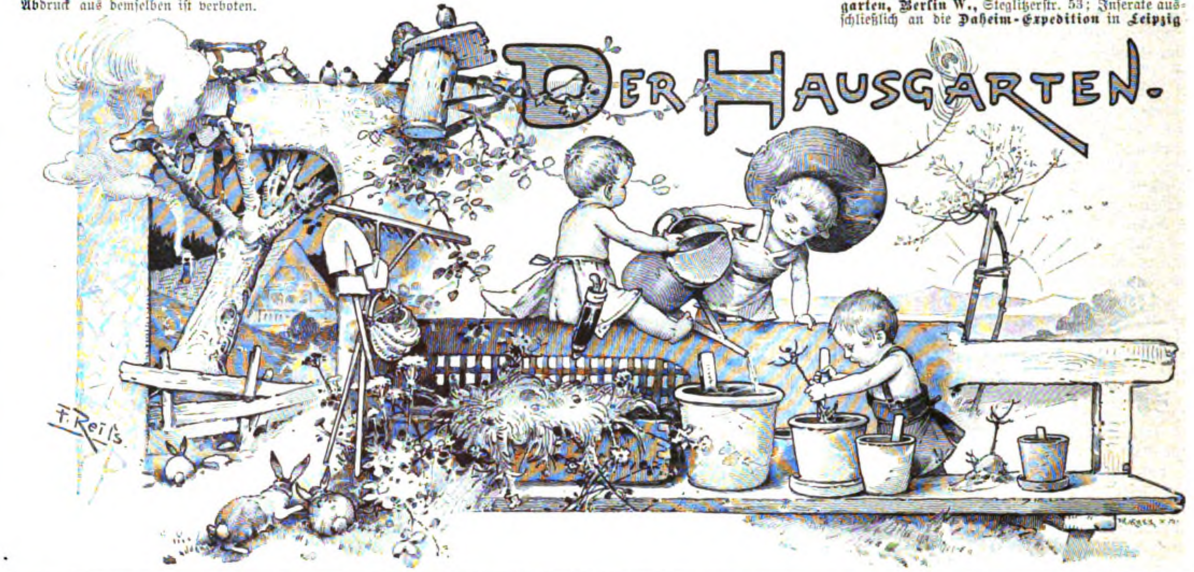
Redaktionspoſt.

Herrn **A. P-r** in **Leipzig**. Ihren Wunſch nach einer knappen Darſtellung der Geſchichte der Oper hoffen wir ſchon nächſtens erfüllen zu können.

Herrn Muſikdirektor **K. Z-d** in **Minden**. Verbindlichen Dank. Kleinere Beiträge ſind uns immer willkommen.

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Der Hausgarten, Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**

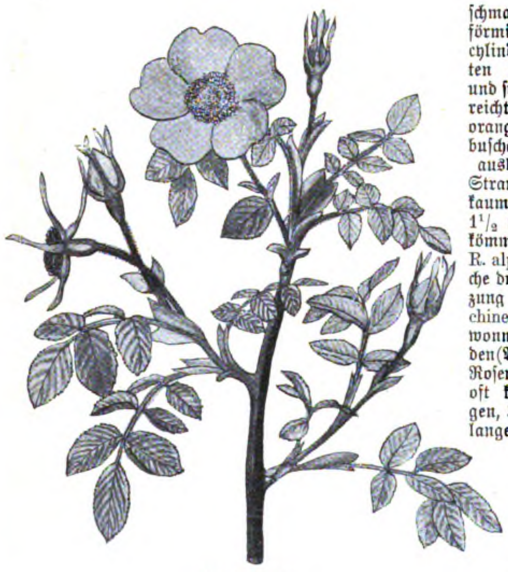


Tuberoſe. (Polianthes tuberosa L.)

Von ſtolzem Wuchſe füllſt die Luft
Du mit berauſchend ſüßem Duft.

Fremdartig ſchön biſt Du zu ſchauen,
Doch Deiner Schönheit, wer mag ihr trauen?

J. Trojan.



Rosa alpina.

Die Alpenroſe (Rosa alpina).

Wer ſchon in den Gebirgen Mitteleuropas, den Alpen, Karpathen gewandert iſt, kennt die liebliche Rosa alpina. Dort wächſt ſie ziemlich gemein. In den Gärten wird ſie ſchon ſeit langer Zeit gezogen und iſt hier die Stammmutter einer ganzen Anzahl ſtachelloſer Roſengewächſe. Der Strauch hat einen aufrechten Stamm mit zahlreichen ſehr kurzen Zweigen, faſt keine Dornen, hellgrüne, manchmal ins Bräunliche oder Rote ſchattierte Rinde, ſieben bis neun oval-elliptiſche, zugeſpitzte, gezähnte Blätter von hellgrüner Farbe, einfache, ſchalenförmige Blumen, einzelne karminrot mit gelber Blüte. Die hübſchen Früchte, ſchmal, krugförmig, einige cylindriſch, röten ſich früh und ſind bei erreichter Reife orangerot. Der buſchartig ſich ausbreitende Strauch wird kaum höher als $1^1/_2$ m. Abkömmlinge der R. alpina, welche durch Kreuzung mit Rosa chinensis gewonnen wurden (Bourſault-Roſen), zeigen oft kletterartigen, 3 bis 4 m langen Wuchs. Die eigentliche Rosa alpina aber erreicht nur die genannte Höhe und darf zu den ſchönſten, niedrigen Geſträuchern gerechnet werden. Unter den Roſen kommt ſie am erſten mit ihrer Blüte. Sie verlangt im Garten ſchattigen und ziemlich feuchten Standort.

* * *

Hyazinthenflor im Januar.

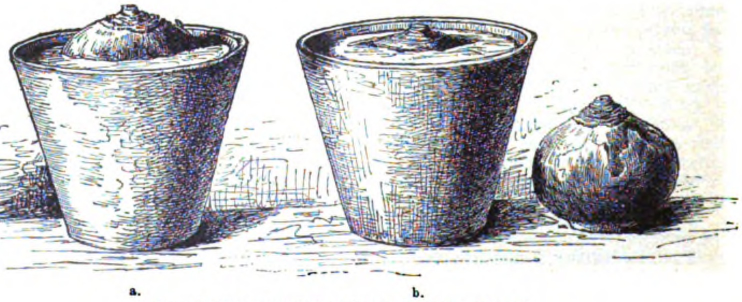
Wer ſich dieſes Vergnügen machen will, muß ſchon im Oktober daran denken. Man füllt ſandige, mit gepulverter Holzkohle vermiſchte Erde in Töpfe, die höher als breit ſind, alſo etwa 15 cm hoch und 12 cm breit (vorher natürlich wie immer die Abzugsöffnung im Boden des Topfes mit einem Scherben bedecken!), läßt oben 4—5 cm frei von Erde und ſetzt die Zwiebel in die Mitte, worauf man ſie mit gepulverter Holzkohle leicht überſtreut und den Topf mit Erde auffüllt, ſo daß die Zwiebel etwas mit Erde bedeckt wird. Hierauf werden die Töpfe dicht nebeneinander im Garten 30 cm tief vergraben und mit Erde zugedeckt, die man mit Laub überdeckt. Ein vorheriges Gießen der Zwiebeln iſt zu unterlaſſen. Auch an dunkle froſtſichere Plätze im Haus können die Töpfe geſtellt werden; hier ſind ſie aber von Zeit zu Zeit zu begießen. Nach Verlauf von 6 Wochen nimmt man die Töpfe heraus, und wenn der Ballen ſich als durchwurzelt erweiſt (man ſtürzt ihn zu dieſem Zwecke behutſam heraus), ſo ſtellt man ſie ins Zimmer und begießt ſie, aber nicht ſo, daß das Gießwaſſer auf die Zwiebel kommt (das gäbe Herzfäule), ſondern außen am Rand herum. Im Januar werden die Zwiebeln blühen und eine prächtige Fenſterzierde bilden. Die gewöhnliche Zimmertemperatur (15 Grad) genügt. Nach dem Abblühen ſtellt man die Pflanzen in eine froſtſichere Kammer, läßt allmählich mit dem Gießen nach und bringt ſie im Herbſt in den Garten. Merke: einfache Hyazinthen ſind für dieſe Art des Treibens geeigneter als gefüllte.

Scilla.

Dieſer hübſche „Blauſtern“ dient für April zu hübſchen Einfaſſungen und Gruppen. Man legt jetzt die Knöllchen 10 cm tief in gute, lockere Erde und zwar ſo, daß zwiſchen den einzelnen Pflanzen ein Zwiſchenraum von etwa 15 cm bleibt. Kommt die Froſtzeit, ſo überdeckt man mit Tannenzweigen oder mit Laub oder Stroh. Anfang März kann bei geeigneter Witterung dieſe Bedeckung entfernt werden, und bald wird die ſchöne Blüte erſcheinen.

Welche Roſen müſſen wir jetzt decken?

Auf dieſe Frage iſt nach der Monatsſchrift des Gartenbauvereines Darmſtadt zu antworten, daß wir



Hyazinthe: a) zu hoch gepflanzt; b) richtig gepflanzt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

am beſten alle mehrmals blühenden Roſen decken und nur die Centifolien, Damascener-, Pimpinell- und Moosroſen ungedeckt bleiben dürfen. Es gibt zwar unter den Remontant-Roſen einige Sorten, die ziemlich ebenſo hohe Kältegrade ertragen konnen wie die Centifolien, aber das ſind nur wenige Ausnahmen, wie z. B. die Remontant-Roſen Du roi und General Jaqueminot. Sehr empfindlich gegen Kälte ſind die Thee- nnd Noiſette-Roſen und deren Hybriden, ferner die Bengal-Roſen, die Bankſia-Roſen, welch letztere ſich nur für Gewächshauskultur eignen; mehr Kälte vertragen die Bourbon-Roſen und deren Hybriden, ſowie die Remontant-Roſen. Auch die meiſten Rankroſen bedürfen des Winterſchutzes, wenn ſie nicht an einem an ſich ſehr geſchützten Standort ſtehen.

Winterſchutz der Roſen.

Niederlegen iſt Trumpf, wenn man die Roſen ganz ſicher durch den Winter bringen will. Einbinden und ſtehen laſſen, ſchützt manchmal, aber nicht immer vor dem Tod durch Erfrieren. Kommt der Oktoberfroſt, ſo entfernt man die Mehrzahl der Blätter, ſchneidet lange, weiche Triebe zurück und legt die Roſen wie folgt nieder. Den Stamm biegt man — jedes Jahr nach derſelben Seite — zur Erde nieder, nachdem man vorher am Stamm auf der Seite, nach welcher niedergelegt wird, einen Spaten Erde ausgehoben hat. Dieſes Niederbiegen geſchieht, indem man zugleich leicht nach vorwärts zieht. Durch kreuzweis darüber geſteckte Stäbchen werden Stamm und Krone möglichſt dicht am Boden gehalten. Hierauf deckt man Krone und Stamm mit Tannenreiſig und zwar ziemlich dicht. Kommen die Roſen auf Raſen zu liegen, ſo legt man vorher auch auf die Stelle, wo die Krone liegen ſoll, als Unterlage ſolche Tannenzweige. — Die niedrigen Roſen werden in ähnlicher Weiſe niedergehakt und ebenſo bedeckt. — In Gegenden, wo Tannenreiſig nur ſchwer zu bekommen iſt, nagelt man zwei Bretter ſo zuſammen, daß ſie über den niedergelegten Roſen ein Dach bilden, und legt dieſes über Stamm und Krone her. Vorher kann man die Krone noch mit Torfmull ausfüllen oder auch mit leichter Spreu. Dieſe Dächer werden dicht mit Laub bedeckt, das durch daraufgelegte Steine feſtgehalten wird; oder auch mit ausgeſtochenem Raſen oder mit Erde oder Torfmull. — Dieſe Art des Winterſchutzes iſt ſicherer und unſchädlicher als alle anderen Arten, ſelbſt als das Eingraben in die Erde.

Winterbehandlung der Knollenbegonien.

Wir nehmen im Oktober die Knollen aus dem Boden, ſchneiden die Stengel ab, reinigen die Knollen, laſſen ſie abwelken und legen ſie in Kiſtchen zwiſchen trockenen Sägeſpänen oder trockenen Sand. Dieſe Kiſten ſtellen wir über den Winter in eine vor Feuchtigkeit und Froſt geſchützte Kammer oder ſonſt einen froſtfreien Raum. Nach Mitte Mai kommen die Knollen dann wieder ins freie Land, wozu wir gleich bemerken wollen, daß ſich große Knollen zerteilen laſſen.

Für Bleichſellerie (Stangenſellerie)

muß im Herbſt der Boden vorbereitet werden und zwar durch tüchtiges Umgraben und Düngung mit verrottetem Stallmiſt. Im Mai werden die Pflanzen in 25 cm tiefe Rillen mit gegenſeitigem Abſtand von 40 cm verpflanzt. Die Reihen müſſen wenigſtens $3\frac{1}{2}$ Fuß voneinander entfernt, die Pflanzen beim Umpflanzen recht kräftig ſein. Begießen der jungen Pflanzen mit abgeſtandenem Regenwaſſer iſt nötig. Man läßt die Rillen, in welche die Pflanzen geſetzt ſind, offen und füllt dieſelben mit lockerem Boden nach und nach, je nach der Entwickelung der Pflanzen, auf. Später werden die Pflanzen an beiden Seiten vorſichtig aufgehäuft, wobei man beſonders darauf achtet, daß das Herzblatt von Erde verſchont bleibt. Haben die Blattſtiele im Spätſommer oder Herbſt die entſprechende Höhe erreicht, ſo werden ſie gebleicht. Dieſes geſchieht in der Weiſe, daß man ſandige Erde an beiden Seiten nach und nach derart aufhäuft, daß nur die oberen Blätter unbedeckt und ſichtbar bleiben. Den Sommer über werden die Seitentriebe entfernt und die Blattſtiele mit Stroh umwickelt. Der Sellerie wird im Keller überwintert.

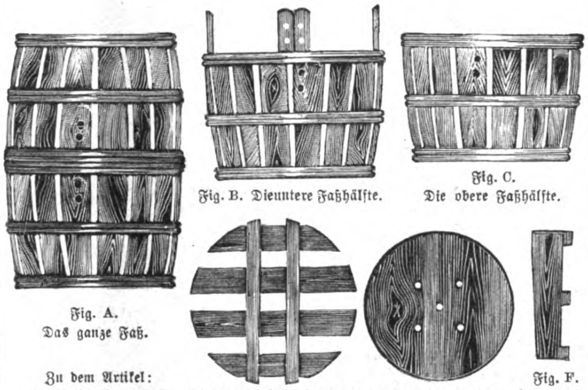


Fig. A. Das ganze Faß.

Fig. B. Dieuntere Faßhälfte.

Fig. C. Die obere Faßhälfte.

Fig. D. Durchbroch. Deckel.

Fig. E. Ob. Deckel.

Fig. F. Faßdaube.

Zu dem Artikel: Obſt-Verſandfaß.

Wie ſoll das Obſt zu Obſtweinbereitung gemiſcht werden?

Hierfür merke man ſich folgendes als Hauptpunkte, wie ſie die Erfahrung gegeben hat. Eine Miſchung von allen möglichen Apfel- und Birnſorten gibt gewöhnlich guten Moſt. Herbe und harte Apfel- und Birnſorten ſetze den ſüßen und weichen Sorten zu. Ein Zuſatz von 20 bis 25 Proc. guter Moſtbirnen verbeſſert den Moſt aller Apfelſorten und Miſchungen. Die früheren Moſtbirnen können mit Äpfeln oder etwas ſpäteren Birnſorten gemiſcht werden. Ein Zuſatz von Äpfeln verträgt ſich meiſtens gut mit Birnen. Beſondere bewährte Moſtſorten geben, allein gemoſtet, faſt das beſte Getränk.

Obſtgelee.

Bekanntlich laſſen ſich die verſchiedenen Obſtſorten zu Gelee verkochen. Das zu dieſem Zweck zu verwendende Obſt darf reif, aber ja nicht überreif ſein, weil im überreifen Zuſtande die Pektoſe (Gallerte) ſchon in einen anderen Saft übergegangen iſt und ſich kein Gelee mehr bilden kann. Man kann hierzu die Abfälle beim Dörren, Schalen, Kernhäuſer, benutzen und ſo ausgezeichnet verwerten. Größere Früchte werden zerſchnitten, kleinere nicht. Kochen in einem Keſſel mit Waſſer, welches das Obſt gerade bedeckt, ſo lange bis es weich iſt; Auspreſſen des Saftes durch ein leinenes Tuch; raſches Eindämpfen des Saftes in einem möglichſt flachen Keſſel; fleißiges Umrühren und Abſchäumen. Nach einigem Kochen, wenn der Saft dickflüſſig wird, probiert man und läßt einige Tropfen auf einen kalten Porzellanteller fallen, um zu ſehen, ob der Saft ſchon gallertartig wird. Wird der Tropfen auf dem Teller in kurzer Zeit ſteif und läßt ſich in einem Stück vom Teller loslöſen, ſo iſt die Maſſe fertig; man nimmt den Keſſel ſofort vom Feuer und füllt den Inhalt in geeignete Gefäße. Durch zu langes Kochen verliert der Saft die Fähigkeit, Gelee zu bilden, daher muß die Probe bald nach Beginn des Kochens gemacht und öfters wiederholt werden, damit man den rechten Augenblick treffe. Gläſer oder Steingutgefäße dienen zur Aufbewahrung und werden mit Pergamentpapier verſchloſſen. Äpfel und Quitten enthalten den meiſten gallertartigen Stoff. Am beſten miſcht man ein Drittel ſüße und zwei Drittel ſaure Äpfel. Abfälle von Fallobſt ſind hierzu gut verwendbar. Dem Fallobſt muß Zucker, und zwar zum Liter Saft etwa 50 bis 60 Deka, zugeſetzt werden. Stachel-, Johannisbeeren und Weintrauben liefern mehr und beſſeres Gelee, wenn ſie noch nicht ganz reif geworden.

Obſt-Verſandfaß.

Dr. Stötzer's Obſt-Verſandfaß bezweckt eine bequeme Aufbewahrung des Obſtes, beſonders der Daueräpfel, zu erzielen und zugleich die Verſendbarkeit auf die längſtmögliche Zeit zu erhöhen. In obſtreichen Jahren, wie das verfloſſene in einem großen Teile Deutſchlands es war, iſt der Verkaufspreis des Tafelobſtes zur Zeit der Ernte nur ein verhältnismäßig geringer. Durch die beim Gebrauche dieſes Faſſes erreichte Aufbewahrungsart, wonach das Obſt auch noch monatelang nach der Ernte unbeſchadet verſandt werden kann, wird der Geldverluſt, welcher durch ſofortigen Verkauf à tout prix entſteht, vermieden, und dem ausgewählten Dauerobſt verbleibt ſein voller, reeller Wert als Verſandware, ſo lange es ſich überhaupt hält. Denn durch die ſofort nach der Ernte vorzunehmende feſte Packung in Holzwolle der womöglich noch in Seidenpapier einzuwickelnden, abſolut trockenen Früchte, welche jedoch nicht etwa vorher abgewiſcht werden dürfen, wird eine Bewegung desſelben, ſelbſt bei unvorſichtigſtem Transport der Fäſſer, unmöglich gemacht, und Druckſtellen können nicht entſtehen. Auch daß eine etwa faulende Frucht andere anſteckt, iſt nach den gemachten Erfahrungen nicht zu befürchten. — Das Faß faßt ca. 25 kg Obſt netto und hat die ungefähre Größe einer Cementtonne.

Das Obſt-Verſandfaß (Figur A) beſteht aus zwei gleichen Hälften. An dem inneren Rand der unteren Hälfte (Figur B) ſind vier ſtarke Stäbe befeſtigt, die in die obere Hälfte (Figur C) hineinreichen. Beim Gebrauch wird nach Packung der unteren Hälfte (Figur B) der durchbrochene Deckel (Figur D) darauf befeſtigt, dann die obere Hälfte (Figur C) aufgeſetzt und durch acht in die vier Stäbe eingelaſſene Schrauben mit der unteren Hälfte (Figur B) zu einem Ganzen (Figur A) verbunden. Darauf wird das Faß vollgepackt, der Deckel (Figur E) feſt aufgedrückt und durch einen Reifen niedergehalten. Soll die Tonne geöffnet werden, ſo wird dieſelbe umgedreht und dann die unteren acht Schrauben gelöſt und die nunmehrige obere, früher untere Hälfte (Figur B) abgehoben. Jede Faßhälfte läßt ſich nunmehr in bequemſter Weiſe, je nach Bedürfnis entleeren. Da da Faß mit regelmäßigen Luftlöchern verſehen iſt, hält ſich das Obſt durch die allſeitig zirkulierende Luft ſtets friſch. Figur F veranſchaulicht eine Faßdaube. Das Faß wiegt leer ca. 18 kg. Preis Mk. 3.75. General-Vertreter: Senator Niemann in Bützow in Mecklenburg.

Briefkaſten.

1) Eine Abonnentin bittet höflichſt um Mitteilung über die verſchiedenen Kaktusarten: 1) was ſie für Erde brauchen, 2) wie ſie in der Trockenheit und Näſſe behandelt werden müſſen, um Blumen zu erzielen. Ich habe eine „Königin der Nacht“, die hatte heuer drei Knoſpen und wie ſie zur Hälfte gewachſen waren, fielen ſie ab! Ich wäre außerordentlich dankbar, wenn ich Anleitung bekommen würde!

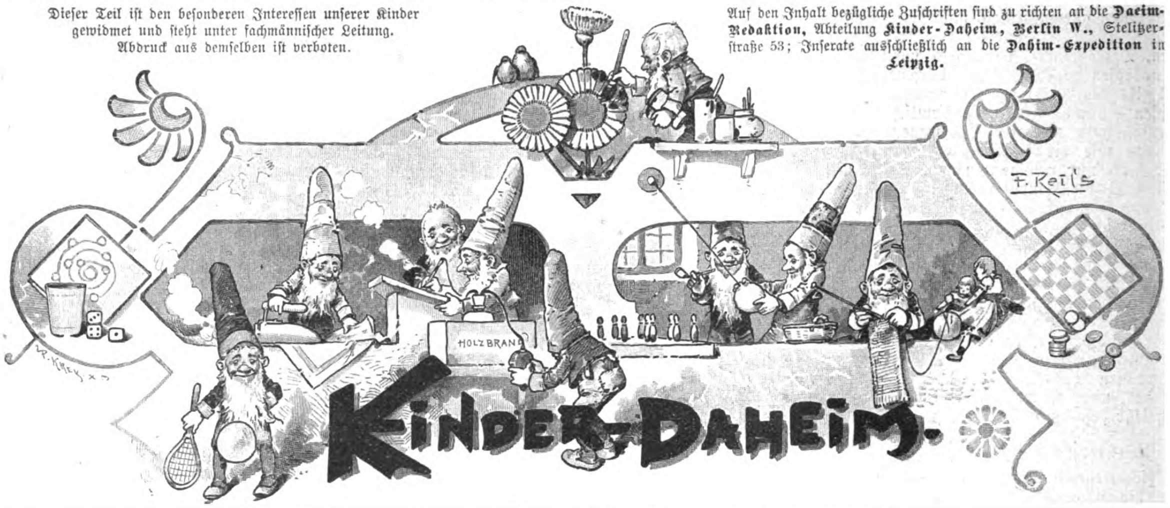
Antwort. 1) Die meiſten Kaktusarten verlangen eine kräftige, kompakte Erde, welche beſteht aus 2 Teilen Grunderde, 1 Teil ſandiger Lauberde und 1 Sechſtel guter Düngererde; tüchtig zu miſchen. 2) Vorſicht beim Gießen notwendig; am beſten mit Regenwaſſer von der Temperatur des Orts, wo die Pflanzen ſtehen. Man gießt erſt, wenn die Erde ganz ausgetrocknet erſcheint, dann aber durchdringend, ſo daß das Waſſer abläuft; zu letzterem Behufe muß ſich auf dem Grund des Topfes eine Lage Topfſcherben und Holzkohlen befinden. Auf dieſe Weiſe gibt es kein ſtagnierendes Waſſer, was die Kakteen unfehlbar tötet. Gibt man zum Guß etwas Jauche, ſo befördert eine ſolche Düngung das Blühen. Das Nichtblühenwollen kann herkommen vom Verſetzen im Herbſt (nur im Frühjahr verſetzen!) oder, was aus der gefl. Anfrage eher vermutet werden kann, vom zu häufigen Gießen. — Wir hoffen, in Bälde einmal einen Aufſatz über Kaktusbehandlung bringen zu können und richten hiermit die entſprechende Bitte an unſere geehrten Mitarbeiter und Leſer.

2) Ich möchte der löblichen Redaktion des Daheim hiermit meinen Dank ausſprechen für das vor einigen Wochen mitgeteilte Rezept: Bereitung des Himbeer- und Johannisbeer-Gelees. Es iſt mir vorzüglich gelungen. Würden Sie vielleicht ein ebenſo einfaches wie gutes Rezept zu Apfel-Gelee in dem Beiblatt des Daheim veröffentlichen, da mir ſeit langem kein Apfel-Gelee geraten will, ſo würden Sie mich ſehr verpflichten. Nochmals meinen Dank für das Gehabte und im voraus für das zu Erwartende. Mit aller Hochachtung Frau **L. H., Hamburg.**

Antwort. Wir dürfen Sie auf die in dem heutigen „Hausgarten“ erſchienene Anweiſung aufmerkſam machen, fügen aber für Gelee aus Äpfeln noch beſonders hinzu, daß ſich dieſes auch leicht aus friſchem Obſtwein (Moſt) herſtellen läßt. Man kocht denſelben in flachem Keſſel zu Sirupdicke ein (bis er nicht mehr tropft, ſondern Fäden zieht). Zuckerzuſatz: 500 g auf 1 kg Saft, vor dem Einſieden zuzufügen. Während des Einkochens muß immer umgerührt werden. Auch ſetzt man während desſelben, damit das Gelee ſich klärt, einen Kaffeelöffel geſchlemmte Kreide zu, die bald einen Schaum erzeugt, der abzuſchäumen iſt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Kinder
gewidmet und ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Kinder-Daheim, Berlin W.**, Stelitzerſtraße 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**



Allerlei Kurzweil.

1.

Das Einſiedlerſpiel.

Das Einſiedlerſpiel gehört zu den Brettſpielen. Es ſind dabei nicht Zwei beteiligt, wie z. B. bei Dame und Schach; doch gewährt es dem Einzelnen, der ſich damit beſchäftigt, eine anregende Unterhaltung. Das Brett hat die Form und die Bezeichnung, wie es unſere Figur angibt.

		1	2	3		
		4	5	6		
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
		28	29	30		
		31	32	33		

Vor dem Anfang einer Partie werden die 33 Felder mit Ausnahme eines einzigen ſämtlich mit Steinen (Münzen oder Knöpfen) von gleicher Farbe und gleichem Wert beſetzt. Die Steine werden nicht gezogen, ſondern geſchlagen und zwar nicht in ſchräger Richtung wie z. B. bei Dame, ſondern nur in gerader Richtung vorwärts und rückwärts, von links nach rechts und umgekehrt. Jeder geſchlagene Stein wird vom Brett entfernt. Bei geeigneter Stellung iſt es auch geſtattet, einen Doppelſchlag zu machen, ja ſogar drei oder mehr Steine auf einmal zu ſchlagen. Man iſt aber nicht gezwungen mehr als einen Stein zu nehmen. Sind z. B. die Felder 8, 9, 17, 25 und 19 beſetzt, die Felder 10, 24, 26 und 12 unbeſetzt, ſo kann man mit dem Stein 8 die vier Steine 9, 17, 25 und 19 ſchlagen und den Stein, welcher geſchlagen hat, auf 12 ſetzen. Erſcheint es günſtiger für den Verlauf der Partie, nur einen Stein reſp. zwei oder drei zu ſchlagen, ſo iſt man berechtigt, demgemäß zu verfahren, und geht dann auf 10 oder (wenn man zwei ſchlagen will) auf 24 oder auf 26, wenn man lieber drei als vier Steine ſchlagen will. Bei einer Partie kommt es darauf an, nach und nach alle Steine zu ſchlagen bis auf einen. Dieſer eine heißt der Eremit. Nächſtens teilen wir unſeren jungen Leſern eine Muſterpartie mit. Bei einer Einſiedleraufgabe, die eigentlich den Schluß einer Partie bildet, handelt es ſich darum, nach den obigen Regeln die gegebenen Steine zu ſchlagen, bis nur ein einziger übrigbleibt. Zur Erläuterung diene die folgende Aufgabe.

		1	2	3		
		4	5	6		
		9	10	11		
		23		25		
		28		30		

Anmerkung: Die mit Zahlen bezeichneten Felder ſind mit je einem Stein zu beſetzen.

Auf dem Brett ſtehen noch die oben angegebenen dreizehn Steine. Wie beendet man nun die Partie in neun Zügen?

I. von 10 über 11 nach 12,
II. „ 3 „ 6 „ 11,
III. „ 30 „ 25 „ 18, von 18 über 11 nach 6,
IV. von 1 über 2 nach 3, von 3 über 6 nach 11,
V. von 12 über 11 nach 10,
VI. „ 4 „ 9 „ 16,
VII. „ 5 „ 10 „ 17, von 17 über 16 nach 15,
VIII. von 28 über 23 nach 16,
XIV. „ 15 „ 16 „ 17

2.

Scherzfragen.

1) Welche Verwandten ſind vorwärts und rückwärts gleich?
2) Welches Wort nennt mit Fuß eine Verwandte, ohne Fuß nicht?
3) Welche Kinder ſehen ihren Vater taufen?
4) Worin gleicht ein Licht, das ſchon lange gebrannt hat, einem Kinde, das gern ins Freie will?
5) Was hat ein Buch und ein Baum auch?
6) Welches Wort nennt einen Fluß und einen Vogel?

3.

Dreiſilbige Charade.

Was meine Erſte nennt,
Als Zahl ihr alle kennt,
Das letzte Silbenpaar
Als Spiegel hell und klar.
Das Ganze kommt als Fiſch
Zuweilen auf den Tiſch.

4.

Papierpuppen u. Puppenmöbel.

Bei Rektors ſind zwei Söhne und zwei Töcher. In den Mußeſtunden ſpielen die Brüder immer gern mit den Schweſtern zuſammen. Nie haben die Eltern ihren Kindern teure Spielſachen geſchenkt, und faſt alles Spielzeug machen die Kinder ſelbſt. Gekauft wird nur hin und wieder ein Ball und ein Modellierbogen. Beſonders gern ſpielen die Mädchen mit Papierpuppen, die ſie aus einem Modellierbogen ausſchneiden und nach deren Muſter ſie dann auch andere anfertigen (Abb. 1—4). Ein Untergeſtell für die Puppe wird gemacht, indem man eine alte Viſitenkarte oder die Hälfte einer alten Poſtkarte zweimal knifft und mit einem Schlitz verſieht, in den die Puppe eingeklemmt wird (Abb. 5—7). Mit Hilfe ſolcher Untergeſtelle kann man leicht Paare und auch Gruppen aus den Papierpuppen bilden.

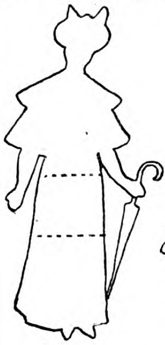


Abb. 1.

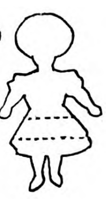


Abb. 2.

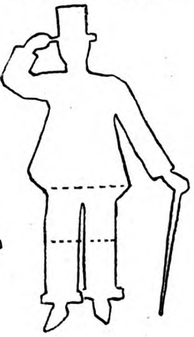


Abb. 3.

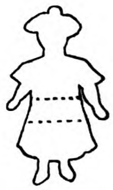


Abb. 4.

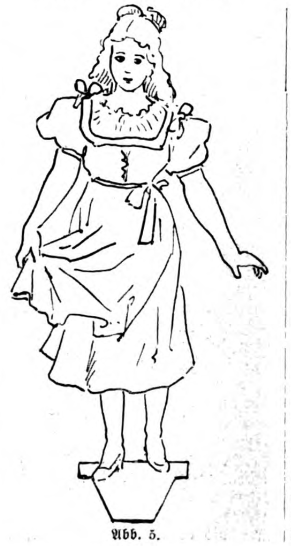


Abb. 5.

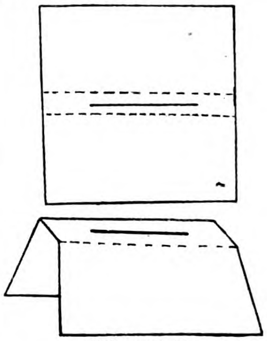


Abb. 6 und 7.

Puppenmöbel ſtellen die Mädchen aus Poſtkarten, aus Deckeln von alten Schreibheften und aus Kartonpapier aller Art her, etwa ſo wie die Figuren 8—11 es angeben.

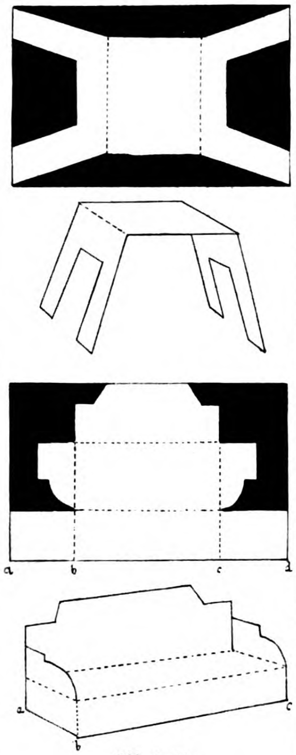


Abb. 8—11.

Wer nach dem Muſter unſerer Figuren etwas anfertigt, muß die punktierten Linien kniffen, die vollen ſchneiden und das Schwarze ganz herausſchneiden.

Zu den Spazierfahrten der Papierpuppen haben die Brüder für ihre Schweſtern Wagen gemacht. Als Untergeſtell dient ein Brettchen von einer Cigarrenkiſte oder der Deckel einer Schachtel. Stecknadeln oder kleine Nägel bilden die Achſen. Die Räder werden von ſtarkem Kartonpapier ausgeſchnitten, die Sitze für die Papierpuppen (Fig. 12—15) aus alten Poſtkarten hergeſtellt. In dem hölzernen Untergeſtell (mittelſte Figur) ſind die Linien a und b nicht durchzuſchneiden, ſondern nur mit einem Nagel einzuritzen. Die Ritze geben den Bänken der Papierpuppen beſſeren Halt.

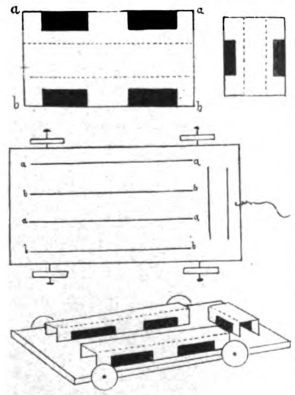
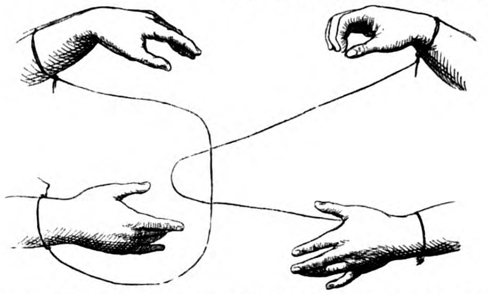


Abb. 12—15.

5.

Kleine Kunſt.

Karl und Max hatten mehrere Schulkameraden eingeladen und zur Unterhaltung ihrer Freunde auch einige kleine Überraſchungen vorbereitet. Nachdem ſie zwei oder drei Geſellſchaftsſpiele verſucht hatten, ſagte Karl: „Wir werden euch jetzt ein paar Kunſtſtückchen zeigen.“ Beide Brüder verließen nun das Zimmer und kehrten nach wenigen Minuten zurück. Sie ſchienen aneinander gefeſſelt. Ihre Handgelenke waren mit Schnüren ſo gebunden, daß Schlinge in Schlinge hing, wie es die Figur zeigt.

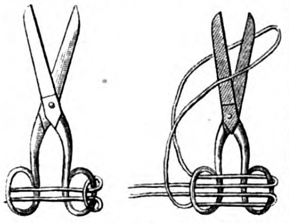


Es kam nun darauf an, voneinander loszukommen, ohne die Knoten zu löſen. Man verſuchte, zur Erheiterung der Zuſchauer, unter der Schlinge durchzukriegen oder über dieſelbe zu ſteigen, aber es wollte nicht gelingen.

Die Löſung geſchah erſt, als man die eine Schlinge nahm, von rückwärts durch eine der Handfeſſeln des anderen Bruders zog und über die Hand ſtreifte.

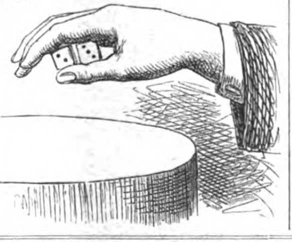
„Ach, das iſt ja furchtbar leicht,“ rief einer der kleinen Gäſte. „Das kann ich jetzt auch.“

„Ich zeige ſogleich ein anderes Kunſtſtückchen, das ein wenig ſchwieriger iſt, als das erſte,“ ſagte Karl. „Es gilt, dieſe Schere aus der Schlinge zu befreien. Die freien Enden der Schlinge ſind an einen Stock gebunden und dürfen nicht gelöſt werden.“



Jeder bemühte ſich, die Aufgabe zu löſen; aber vergebens. Da faßte Karl die Schlinge beim Kopfe, zog ſie durch den anderen Ring der Schere und ſtreifte ſie — ohne die Schlinge zu verdrehen — über die ganze Schere hinweg. Ein Zug, und die Schere war frei.

„Nun noch ein drittes Kunſtſtückchen und zwar mit Würfeln,“ ſagte Karl, indem er einen Becher mit zwei Würfeln auf den Tiſch ſtellte. „Während ich in jene Ecke des Zimmers trete und gar nicht nach dem Tiſche hinſehe, macht einer von euch einen Wurf. Ich will dann ſogleich erraten, welche beiden Zahlen geworfen ſind.“



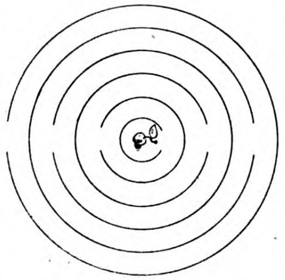
„Multipliziert die eine Zahl mit 2 und addiert dazu 5. Was herauskommt, multipliziert mit 5 und addiert dazu die Augenzahl des anderen Würfels. Welche Zahl habt ihr nun erhalten?“

„Die Zahl 48,“ war die Antwort.

„So war der Wurf 2 und 3.“ Von der Zahl, die ihr mir nennt, ſubtrahiere ich 25, dann zeigt mir der Reſt (23), welchen Wurf ihr gemacht habt, und zwar: der Zehner (2) die Augenzahl des erſten, der Einer (3) die Augenzahl des zweiten Würfels.

6.

Irrgang.



Kurt hat im Garten ſeines Vaters eine Ecke ſo eingerichtet, wie es unſere Figur zeigt. Eines Tages beſucht Ernſt ſeinen Vetter Kurt und wird von dieſem aufgefordert, einen Apfel, der auf dem kleinen Mittelrundteil liegt, herauszuholen und zwar unter den folgenden Bedingungen. Ernſt ſoll alle Wege durchwandern, aber keinen mehr als einmal und ſoll auch keinen Weg, den er ſchon gegangen iſt, nachher kreuzen. Wie muß Ernſt ſeine Aufgabe löſen?

7.

Holzarbeiten.

Einfache Arbeiten aus natürlichem, d. h. ungeſchältem Holz werden auch dem Anfänger nicht ſchwer und man braucht dazu keine anderen Werkzeuge als Meſſer, Säge, Hammer und Nägel. Zu kleineren Arbeiten verwendet man am beſten Maßholder- (Feldahorn-), zu größeren Haſelnußholz.

Eine der erſten Arbeiten, welche die Knabenarbeitsſchule zu Mechelroda bei Blankenhain im Großherzogtum Sachſen-Weimar unter Leitung des kunſtſinnigen Pfarrers Härtel ausgeführt hat, iſt ein Photographierahmen (ſ. die Figur 1 A).

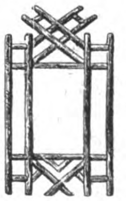


Fig. 1 A.

Die Stäbchen ſind aus Maßholder von drei Millimeter Stärke. Es wird dazu ein Brett aus Cigarrenkaſtenholz geſchnitten (ſ. Fig. 1 B).

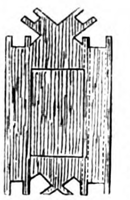


Fig. 1 B.

Die Ausſchnitte oben und unten müſſen der Lage und der Richtung der anzubringenden Maßholderſtäbchen entſprechen. Der innere Ausſchnitt iſt für das Bild und das Glas beſtimmt. Die Stäbchen werden mit kleinen Nägeln befeſtigt. Auf der Rückſeite werden kleine Holzleiſten (aus Cigarrenkiſtenbrettchen) ſo angeleimt, daß man einen Falz erhält, der Bild und Glas aufnimmt.

8.

Kapſelrätſel.

Du mußt das Ende von dem einen,
Den Anfang von dem nächſten Wort
Geſchickt zum neuen Wort vereinen,
Und was Du ſuchſt, haſt Du ſofort.

1) Röslein wehrte ſich und ſtach.
2) Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.
3) Nicht blind mehr waltet der eiſerne Speer.
4) Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn.
5) Und frage mir die Knechte dorten,
Ob ſie gethan nach meinen Worten.
6) Den treuen Hund zur Seite,
Ich mir das Mahl bereite!

Die obigen 6 Dichterſtellen enthalten: 1) ein Haustier, 2) einen Nebenfluß des Neckar, 3) ein Nahrungsmittel, 4) einen Körperteil, 5) einen Nebenfluß des Rhein, 6) ein Gewäſſer.

Sind die richtigen ſechs Wörter gefunden, ſo nennen ihre Anfangsbuchſtaben einen von vier Brüdern.

9.

Rätſel.*

1) Wenn ihr finden mich wollt, ſo ſuchet mich unter den Zahlen;
Kaiſerſtadt werd' ich ſogleich, ändert ihr Kopf mir und Fuß
2) Wenn ihr finden mich wollt, ſo ſuchet mich unter den Zahlen;
Fügt ihr hinzu noch ein g, bin ich am Baume zu ſehn.
3) Wenn ihr finden mich wollt, ſo ſuchet mich unter den Zahlen;
Ändert mir Kopf und auch Fuß, und — was ich meine, iſt recht!
4) Wenn ihr finden mich wollt, ſo ſuchet mich unter den Zahlen;
Ändert mir Kopf und auch Fuß, und — was ich meine, iſt alt.
5) Wenn ihr finden mich wollt, ſo ſuchet mich unter den Zahlen;
Ändert ihr Kopf mir und Fuß, bin ich ein griechiſcher Gott.
6) Wenn ihr finden mich wollt, ſo ſuchet mich unter den Zahlen;
Ändert ihr Kopf mir und Fuß, bin ich als Vogel bekannt.

---

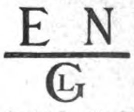
*) Jede der ſechs zu ratenden Zahlen iſt kleiner als 12.

10.

Ein Vogelname iſt mein Wort.
Laßt die zwei erſten Zeichen fort,
Und was noch übrig bleibt, iſt echt.
Wie heißt der Vogel? Ratet recht.

11.

Buchſtaben-Rebus.

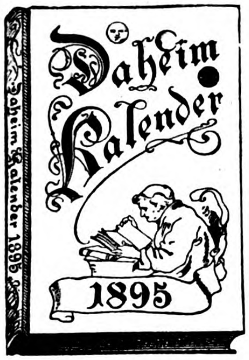


Welche Stadt im Großherzogtum Baden iſt gemeint?

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

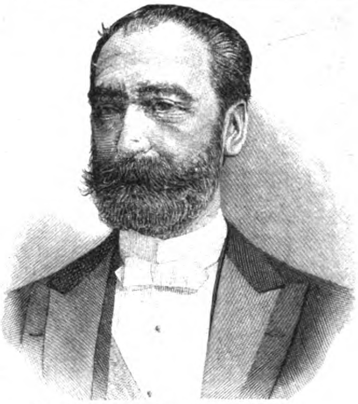


Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Preis 1½ Mark

Elegant und dauerhaft
in rote Leinwand eingebunden.

Seine alten Freunde zu begrüßen und neue zu gewinnen, wünſcht der ſoeben erſchienene



Aus der „Totenſchau“: Sadi Carnot.

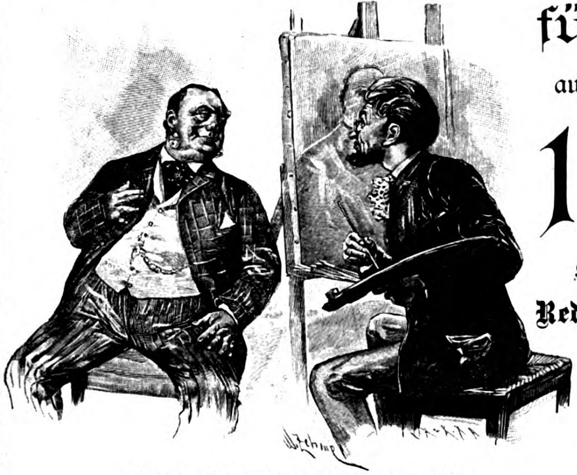
Daheim-Kalender

für das Deutſche Reich

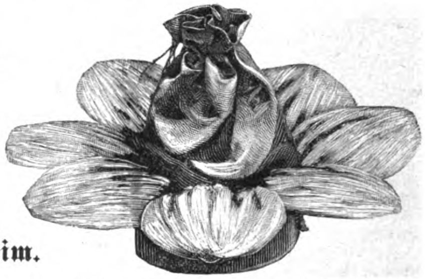
auf das Gemeinjahr

1895

Herausgegeben von der
Redaktion des Daheim.



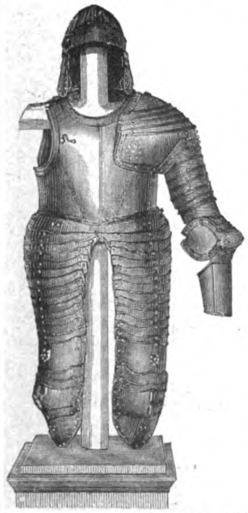
Aus den „Anekdoten“: **Treu nach dem Leben.**
Schlächtermeiſter (zum Maler): „Das Porträt iſt mir ſoweit ganz ähnlich, nur ſollten Sie die rechte Bruſttaſche noch aufbauſchen. Da trage ich nämlich meine Banknoten.“



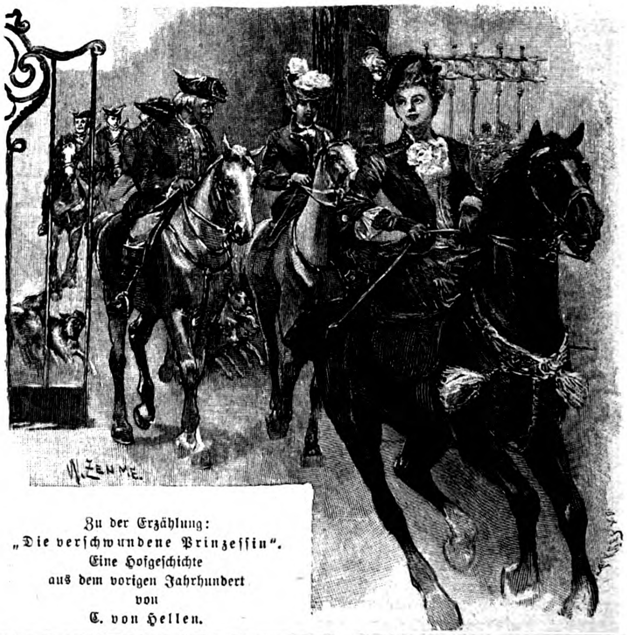
Aus dem „Frauenkalender“: Billiger Luxus.

Enthält über 300 Druckſeiten mit vielen trefflichen **Holzſchnitten**, ein **farbiges Kunſtblatt** als Titelbild: „Im Garten“ von Th. Gruſt und **ſechs Tonbilder** beliebter Maler.

Der Daheim-Kalender iſt ein **echtes und rechtes Hausbuch** ſeit lange her: praktiſch, unterhaltend und anregend zugleich. Neben dem Kalendarium bringt er in dieſem Jahrgange „Tägliche Sprüche“ und einen „Kalender für Geſellſchaftsſpiele,“ eine ausführliche Genealogie der europäiſchen Fürſtenhäuſer und eine Totenſchau mit trefflichen Porträts; im unterhaltenden Teile: wertvolle Novellen, ſinnige Erzählungen und Gedichte mit feinen, anmutigen Bildern; in ſeinem „Gemeinnützigen“: praktiſche Antworten auf täglich vorkommende Fragen (über Maße und Gewichte, Geld-, Poſt-, Telegraphen- und Eiſenbahnweſen ꝛc.). Den Frauen und Mädchen widmet er einen beſonderen „Frauenkalender“: Handarbeiten (Billiger Luxus), praktiſche Abhandlungen (Wie wird man Diakoniſſin?, Winke für die Schneiderſtube, Das kalte Büffet) ꝛc. Dazwiſchen finden ſich luſtige Anekdoten und allerlei Rätſel zum Kopfzerbrechen: — alles aber aufs ſorgfältigſte redigiert und in vornehmer Ausſtattung. — So wird abermals der Daheim-Kalender ſeine alten Freunde überraſchen und neue gewinnen.



Aus „Guſtav Adolf“ (Eine Säkularerinnerung) von D. Bernh. Rogge: Rüſtung Guſtav Adolfs.
Im hiſtoriſchen Muſeum zu Stockholm.



Zu der Erzählung:
„Die verſchwundene Prinzeſſin“.
Eine Hofgeſchichte
aus dem vorigen Jahrhundert
von
C. von Hellen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

1895. Beilage zu Heft 2 (No. 4—6).

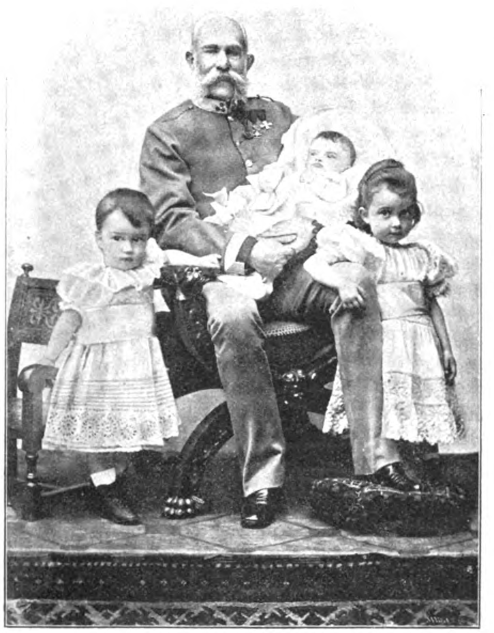
XXXI.
Jahrgang.

November
1894.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Kaiſer Franz Joſef von Öſterreich mit ſeinen drei Enkelkindern. — Premierleutnant Dieſtel (†) und die ſüdweſtafrikaniſche Schutztruppe. — Feldmarſchall Graf Yamagata.

Aus den Prunkräumen der Wiener und Peſter Hofburg, in denen Kaiſer Franz Joſef von Öſterreich während der Wintermonate den Repräſentationspflichten obliegt, flüchtet er während des Sommers gern in die in herrlichen Parkanlagen verſteckte Kaiſervilla in Iſchl, und hier, ſich mehr als Familienvater denn als Herrſcher fühlend, verſammelt er die nächſten Familienglieder um ſich. Hier pflegt auch die Kaiſerin von dem ruheloſen Reiſeleben Raſt zu machen, dem ſie ſich ſeit der unglücklichen Kataſtrophe ergeben hat, der ihr einziger Sohn zum Opfer fiel. Hier kehrt die Kronprinzeſſin-Witwe Stephanie mit ihrer Tochter, der Erzherzogin Eliſabeth, zu längerem Beſuch ein, und die älteſte Tochter, die mit dem Prinzen Leopold von Bayern vermählte Erzherzogin Giſela, iſt mit ihren Kindern ſtändiger Sommergaſt in der Kaiſervilla in Iſchl. Am regelmäßigſten aber erſcheint und am längſten verweilt des Kaiſers Lieblingstochter, die ſeit vier Jahren mit dem Erzherzog Franz Salvator von Öſterreich-Toscana vermählte Erzherzogin Marie Valerie. Auch in anderen Familien ſind die jüngſten Kinder nicht ſelten die bevorzugten, und im Familienkreiſe gibt ſich Kaiſer Franz Joſef von Öſterreich nicht anders als andere Familienväter auch, — Erzherzogin Marie Valerie iſt das Neſthäkchen im öſterreichiſchen Kaiſerhauſe geweſen, um zwölf, reſpektive um zehn Jahre jünger als ihre Schweſter und ihr Bruder, und ſie hat ſich verhältnismäßig ſpät, erſt mit zweiundzwanzig Jahren, verheiratet, während die Erzherzogin Giſela noch nicht ſiebenzehnjährig dem Prinzen Leopold von Bayern nach München folgte. Es iſt alſo erklärlich, daß dem kaiſerlichen Vater die Trennung von ſeiner jüngſten Tochter beſonders ſchwer gefallen iſt, und daß er an dem Glück, das ſie in ihrer Ehe gefunden hat, ſich gern in der Nähe erfreut. So iſt Kaiſer Franz Joſef ein häufiger, wenn auch nur kurzer Gaſt auf dem herrlichen Schloſſe Lichtenegg bei Wels in Tirol, das er dem Schwiegerſohn als Hochzeitsgabe ſchenkte; auf viele Wochen aber pflegt ſich der Beſuch der erzherzoglichen Familie in der Kaiſervilla in Iſchl auszudehnen. Die vielen Sommergäſte der ſchönen Stadt im Herzen des Salzkammerguts ſehen freilich die kaiſerliche Familie nur ſelten, denn Kaiſer Franz Joſef liebt während ſeines Sommeraufenthalts Stille und Zurückgezogenheit. Höchſtens, daß einmal die kaiſerliche Familie in einer Equipage an den Spaziergängern vorüberrollt, flüchtig genug für die Sommergäſte, um die Herrſchaften erkennen und einen ehrerbietigen Gruß darbringen zu können. Die ausgedehnten Parkanlagen um die Kaiſervilla aber geſtatten weder einem teilnehmenden noch einem neugierigen Auge einen Einblick in das intime Familienleben, das ſich darin abſpielt. Ein Zeuge desſelben aber kam während des letzten Sommers doch unter das zahlreiche Publikum von Fremden und Einheimiſchen — eine in dem Iſchl'er Atelier des Wiener Hofphotographen Rudolf Krziwanek aufgenommene Photographie, die den Kaiſer Franz Joſef mit ſeinen drei Enkelkindern, den Kindern der Erzherzogin Marie Valerie und des Erzherzogs Franz Salvator von Öſterreich-Toscana, darſtellt. Die kleine Prinzeſſin Eliſabeth Franzisca iſt bald drei Jahr alt, geboren am 27. Januar 1892, Prinz Franz Carl Salvator wurde am 17. Februar 1893 geboren, und das jüngſte Enkelchen, das noch im Steckkiſſen auf dem Schoß des kaiſerlichen Großvaters ruht, iſt im April dieſes Jahres geboren, der jüngſte der zahlreichen öſterreichiſchen Erzherzoge. Unwillkürlich erinnert uns das Bild an eine der vielen Photographien, die uns ſeiner Zeit den greiſen Kaiſer Wilhelm als glücklichen Großvater im Kreiſe ſeiner erſten Enkel zeigten, und es wird die Daheimleſer intereſſieren, den mächtigen Beherrſcher des befreundeten Nachbarreiches, den wir ſo oft als willkommenen Gaſt unſeres Kaiſerhauſes in Berlin geſehen haben, nun auch als glücklichen Hausvater kennen zu lernen.



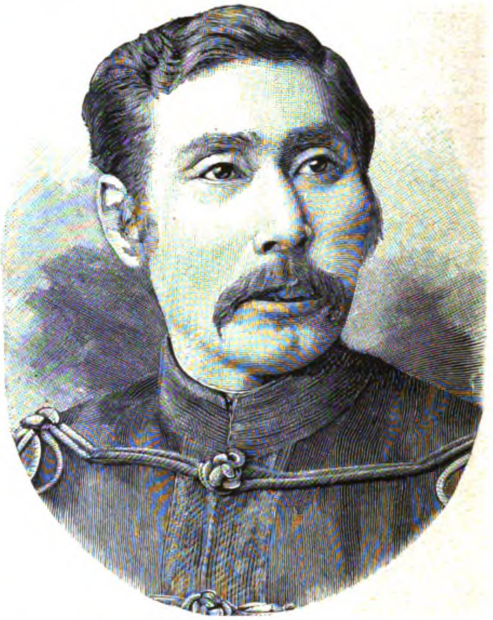
Kaiſer Franz Joſef von Öſterreich mit ſeinen drei Enkelkindern, den Kindern der Erzherzogin Marie Valerie.

Nach einer Photographie von Rudolf Krziwanek, Wien.

Im vorigen Jahrgang (Nr. 41) des Daheim brachten wir den Leſern eine Momentphotographie der Vorſtellung in Potsdam am 16. Juni, in welcher die als Verſtärkung der Schutztruppe nach Südweſtafrika beſtimmten Offiziere und Mannſchaften vor ihrer Abreiſe von Kaiſer Wilhelm beſichtigt wurden. Sehr bald nach ihrer Ankunft an ihrem Beſtimmungsorte haben die braven Mannſchaften die Feuertaufe empfangen. Am 25. v. M. konnte der Reichsanzeiger von einem, wie ſich nach den neueſten Nachrichten herausſtellt, in ſeinen Folgen entſcheidenden Siege unſerer ſüdweſtafrikaniſchen Schutztruppe berichten. Danach erſtürmte die verſtärkte Schutztruppe am 27. Auguſt den in unzugänglich felſigem Terrain gelegenen Schlupfwinkel Witboois in der Naukluft und zwang den Aufrührer, mit dem Reſt ſeiner Anhänger nach Süden zu fliehen. Wie gut Witboois Leute bewaffnet waren und wie gut ſie ihre Waffen zu führen wußten, geht aus der großen Anzahl von Toten und Verwundeten hervor, welche die Schutztruppe zu beklagen hatte. Es fielen Premierleutnant Dieſtel und die Reiter Schern, Bock, Bartſch, Rocher, Pinska, Eckhardt, Görcke und Holtermann, verwundet wurden Hauptmann von Eſtorff und die Reiter Pollet, Reichel, Krauſe, Hohmann, Kluth, Baleke, Moſer, Wiſchkorn und Ibenkot. Auf dem Bilde, das die Schutztruppe vor ihrer Einſchiffung auf dem Bahnhof in Potsdam darſtellt, ſteht der gefallene Premierleutnant Dieſtel, vor ſeinem Übertritt zur Schutztruppe Premierleutnant im Dragoner-Regiment Freiherr von Manteuffel Nr. 5, im Vordergrunde. Die Verwundeten ſind glücklicher Weiſe ſämtlich außer Lebensgefahr, und die Opfer in der Naukluft ſind nicht vergebens geweſen. Unter der energiſchen Führung des Majors Leutwein fanden am 30. Auguſt und am 4. September noch einmal Gefechte gegen den fliehenden Witbooi ſtatt, und wie die neueſten Nachrichten mitteilen, hat Witbooi ſich nun endlich bedingungslos unterworfen, ſo daß zu hoffen ſteht, die friedliche Entwickelung unſerer ſüdweſtafrikaniſchen Kolonie werde in Zukunft nicht mehr geſtört werden.

Premierleutnant Diſtel (†) und die ſüdweſtafrikaniſche Schutztruppe.
Nach einer Photographie von Otto Haſſelkampf in Potsdam.

Die großen Erfolge, welche die japaniſchen Waffen bisher im Kriege gegen China errungen haben, erregen unſer Intereſſe um ſo mehr, als der ſchließliche Ausgang des Kampfes keineswegs nur das Verhältnis der direkt beteiligten Länder Japan, China und Korea zu einander umgeſtalten, ſondern auch indem Verhältnis Japans zu den europäiſchen Mächten manches ändern wird. Der Nationalſtolz der Japaner leidet ſchon lange empfindlich darunter, daß Japan von Europa immer noch als ein Kulturſtaat zweiter Klaſſe angeſehen wurde, trotzdem die Japaner mit überraſchender Schnelligkeit nicht nur das Außengewand europäiſcher Kultur angelegt haben, ſondern, wie der gewaltige Stoß beweiſt, mit dem ſie China in ſeinen Grundfeſten erſchüttert haben, auch mehr davon wirklich in ſich aufgenommen haben, als man in Europa für möglich hielt. Unter dieſem auch in Europa fühlbaren Rückſtoß der oſtaſiatiſchen Erſchütterung wird vorausſichtlich England am meiſten zu leiden haben. Der Erfolg der japaniſchen Waffen dürfte den Engländern leicht ihre Oberherrſchaft in den chineſiſchen Gewäſſern koſten, da die europäiſchen Großmächte bisher keinerlei Neigung zeigen, ſich zu einer Geſamtaktion im Intereſſe Chinas und — Englands zu vereinigen und die Japaner ſich anſcheinend nicht einſchüchtern laſſen, ſondern ruhig ihre Ziele in China weiter verfolgen werden. Unter den Männern, denen die bisherigen Erfolge der japaniſchen Waffen in erſter Linie zu danken ſind, ſteht der Führer des Landheeres und der Leiter der Operationen in Korea, Feldmarſchall Graf Yamagata, obenan. Die Münchener Allgemeine Zeitung berichtet über ihn näheres. Graf Yamagata, der Sieger von Pingyang, galt bei ſeinen Landsleuten ſchon lange als ein Stratege erſten Ranges. Thatſächlich hat er auch bereits mehrfach bei Gelegenheit innerer Kämpfe als Führer Proben hervorragender Tüchtigkeit abgelegt. Aber nicht bloß ſeine Erfolge, ſondern auch ſeine perſönliche Tapferkeit, ſein ſchlichtes, offenes und gerades Weſen, ſeine Leutſeligkeit gegen jedermann haben ihn im Volke eine außerordentliche Beliebtheit verſchafft. Seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der Truppen in Korea iſt daher in Japan mit großem Beifall begrüßt worden. Graf Yamagata ſtammt aus dem im weſtlichen Japan gelegenen Clan Choſchiu, dem neben dem Clan Satzuma das Hauptverdienſt an der jetzigen Entwickelung Japans gebührt. Aus ihm iſt eine ganze Reihe der hervorragendſten Männer des modernen Japan hervorgegangen, unter denen wir außer Yamagata den Premierminiſter Grafen Ito, den durch ſeine Thätigkeit als Miniſter des Äußern wohlbekannten Grafen Inouye, ſowie den früher und jetzt wieder in Berlin, dazwiſchen auch in London beglaubigten Geſandten Grafen Aoki, der mit einer Dame der deutſchen Ariſtokratie verheiratet iſt, nennen wollen. Schon in dem Revolutionskriege von 1868 erwarb ſich Graf Yamagata, an der Spitze der Truppen ſeines Clans für den Kaiſer kämpfend, große Verdienſte. In der Stellung eines Kriegsrats entwarf er den Feldzugsplan, eroberte dann mit ſeinen Truppen die kurz vorher in die Hände der Rebellen gefallene Burg von Nagoya zurück und nahm auch an dem weiteren Feldzug im nordöſtlichen Japan den thätigſten Anteil. Der Kampf endete mit der Niederwerfung des Aufſtandes, und Graf Yamagata wurde für ſeine Verdienſte mit einer jährlichen Rente von ſechshundert Koku Reis belohnt. In den beiden nächſten Jahren unternahm er eine Informationsreiſe durch die europäiſchen Staaten, die er vor fünf Jahren wiederholte. Als im Jahre 1874 Differenzen zwiſchen China und Japan entſtanden, die ſchon damals beinahe zum Kriege geführt hätten, war Yamagata zum Oberbefehlshaber des japaniſchen Heeres auserſehen. Er konzentrierte eine Armee im äußerſten Weſten, um erforderlichen Falles ſofort nach Korea überſetzen zu können. Eine entſcheidende Rolle ſpielte Yamagata ferner bei der Unterdrückung der ſogenannten Satzuma-Revolution im Jahre 1877, an deren Spitze der frühere Kriegsminiſter Paigo ſtand, unter deſſen Fahne ſich vierzehntauſend unzufriedene Samurais geſammelt hatten. Das kaiſerliche Heer führte Prinz Ariſugawa, dem Graf Yamagata zur Seite ſtand. Nach ſieben Monate währenden Kämpfen war der Aufſtand niedergeſchlagen. In ſpäteren Jahren, und faſt immer in gefahrdrohender Zeit, hat Graf Yamagata wiederholt den Poſten des Kriegsminiſters, des Hausminiſters und des Premierminiſters bekleidet, und immer hat er das Vertrauen gerechtfertigt, das der Kaiſer und das japaniſche Volk in ihn ſetzten.



Feldmarſchall Graf Yamagata,
Oberbefehlshaber der japaniſchen Armee in Korea.

Fahnenweihe. — Graf Caprivi. — Graf zu Eulenburg. — Denkmalsenthüllung in Frieſack.

Nachdem am 17. Oktober im Lichthofe der Ruhmeshalle die Nagelung der den vierten Bataillonen der Infanterieregimenter, den Pionierbataillonen Nr. 18, 19 und 20 und den erſten Bataillonen der Eiſenbahnregimenter Nr. 2 und 3 verliehenen neuen Fahnen ſtattgefunden hatte, erfolgte am Tage darauf die feierliche Fahnenweihe auf dem Platze vor dem Denkmal Friedrichs des Großen Unter den Linden. Vor dem Denkmal war inmitten eines Lorbeer- und Palmenhains ein von militäriſchen Emblemen umgebener Altar errichtet; der Platz ſelbſt war rings von in Parade ſtehenden Truppen umſäumt. Dem Altar gegenüber hatten die zur Feier erſchienenen deutſchen Bundesfürſten Aufſtellung genommen; auf dem Balkon des Palais Kaiſer Wilhelms des Siegreichen wohnten die Kaiſerin und der König von Serbien der Feier bei. Um 10 Uhr erſchien der Kaiſer zu Pferde vom Schloſſe her, gefolgt von einer glänzenden Suite, und nahm dem Altar gegenüber Aufſtellung. In einem nach dem letzteren zu geöffneten Karree ſtellten ſich auch die Träger der 132 neuen Feldzeichen auf, welche die erſte Kompanie des Erſten Garderegiments vom Schloſſe nach dem Feſtplatz geleitet hatte. Die Feier leitete ein von dem Trompeterkorps des Regiments Gardes du Corps geblaſener Choral ein. Dann hielt Oberhofprediger D. Frommel die Weiherede. Der Geiſtliche wies auf die Bedeutung des 18. Oktober hin; ein Gottesgericht ſei in der Schlacht bei Leipzig in den Befreiungskriegen gehalten worden. Die von Preußen und Deutſchland erfochtenen Siege ſeien durch die Gnade Gottes errungen, weil der Soldat das „Gott mit uns“ und „Gott für uns“ nicht aus den Augen gelaſſen habe. Oberhofprediger Frommel gedachte dann des Heldenkaiſers, deſſen Augen ſo oft dieſen Platz überſchaut haben, und wandte ſich ſchließlich an die Soldaten mit der Aufforderung, einen erneuten Schwur zum alten Gott zu thun und Kaiſer und Reich von neuem Treue zu ſchwören. Unter dem Donner der Geſchütze wurden darauf die von den Regimentskommandeuren gehaltenen Fahnen mit Gebet und Segensſpruch geweiht. Darauf wandte ſich der Kaiſer an die Truppen mit einer Anſprache, in der er ſie zur Treue ermahnte und die mit den Worten ſchloß: „Alles mit Gott für König und Vaterland.“ Nach Beendigung der Weihe ritt der Kaiſer vor die neue Wache und nahm von hier aus den Parademarſch der Truppen ab.

Der am 26. Oktober erfolgte Rücktritt des Reichskanzlers **Graf Caprivi** iſt allen Parteien überraſchend plötzlich gekommen. Unter den ſchwierigſten Umſtänden zum Nachfolger des Fürſten Bismarck berufen, hat Graf Caprivi das ihm — wie man weiß, gegen ſeinen Wunſch — am 20. März 1890 übertragene Amt länger als vier Jahre unter ebenſo ſchwierigen Verhältniſſen verwaltet. Der Augenblick, in dem ein verdienter Mann von der Bühne abtritt, erſcheint uns nicht geeignet, zu unterſuchen, wie weit er es ſelbſt verſchuldet hat, daß am Schluſſe ſeiner politiſchen Laufbahn nur diejenigen Parteien ſeinen Rücktritt bedauerten, in denen er ſelbſt beim Beginn derſelben die Feinde der Regierung ſah. Es ſei daher hier nur kurz der Lebensgang des geweſenen Reichskanzlers rekapituliert. Georg Leo von Caprivi wurde am 24. Februar 1831 als Sohn des Obertribunalrates von Caprivi in Berlin geboren. Nachdem er das Werderſche Gymnaſium beſucht hatte, begann er ſeine militäriſche Laufbahn am 1. April 1849 als Avantageur im

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

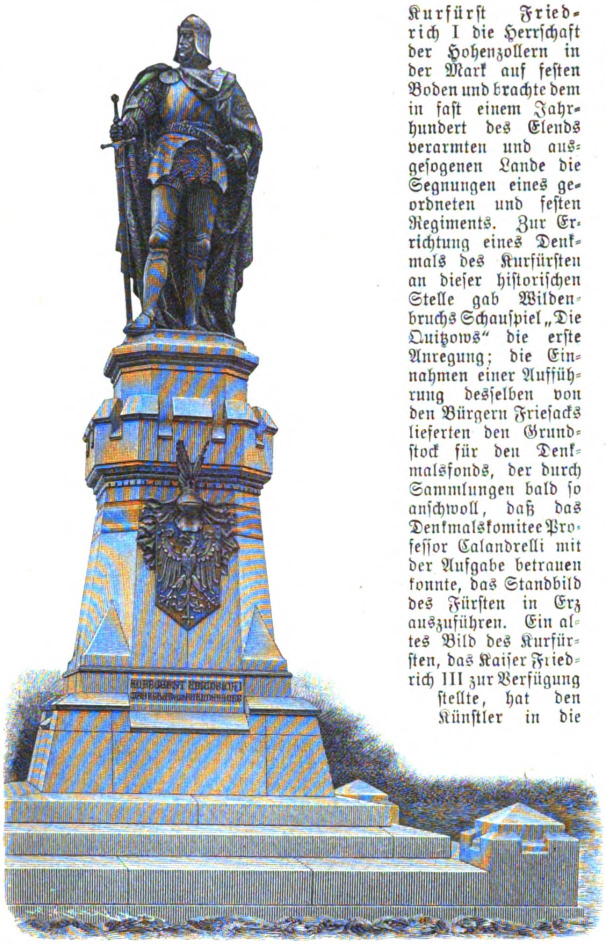
Die Weihe der 132 neuverliehenen Fahnen am 18. Oktober zu Berlin. Nach einer Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.

Graf Georg Leo von Caprivi.

Kaiſer-Franz-Garde-Grenadierregiment. 1850 Leutnant geworden, wurde er 1861 zum Hauptmann befördert und in den Generalſtab verſetzt. Den Feldzug in Böhmen machte er als Major im Großen Generalſtabe im Stabe der erſten Armee mit. Nach dem Friedensſchluß trat er in den Generalſtab des Gardekorps über. Während des Krieges von 1870/71 ermöglichte er, inzwiſchen Oberſtleutnant geworden, als Chef des Generalſtabes des X. Armeekorps durch ſeine Rekognoszierung im Moſelthal am 16. Auguſt 1870 die Teilnahme des X. Armeekorps an der Schlacht von Vionville. Im Jahre 1872 trat er als Oberſt in das Kriegsminiſterium ein, avancierte 1877 zum Generalmajor und übernahm als ſolcher das Kommando einer Brigade in Stettin, die er 1881 mit einer Garde-Infanteriebrigade in Berlin vertauſchte. Ein Jahr ſpäter wurde er unter Beförderung zum Generalleutnant zum Kommandeur der 30. Diviſion in Metz ernannt. 1883 an Stelle des Generals von Stoſch zum Chef der Admiralität ernannt, reorganiſierte Generalleutnant v. Caprivi das Torpedoweſen und wandte ſein Augenmerk beſonders auf eine größere Beweglichkeit der Flotte. Bald nach dem Regierungsantritt Kaiſer Wilhelms II auf ſeinen Wunſch von dieſer Stellung entbunden, wurde ihm nach kurzer Dispoſitionsſtellung das Kommando des X. Armeekorps übertragen, das er bis zu dem Tage ſeiner Ernennung zum Reichskanzler geführt hat.

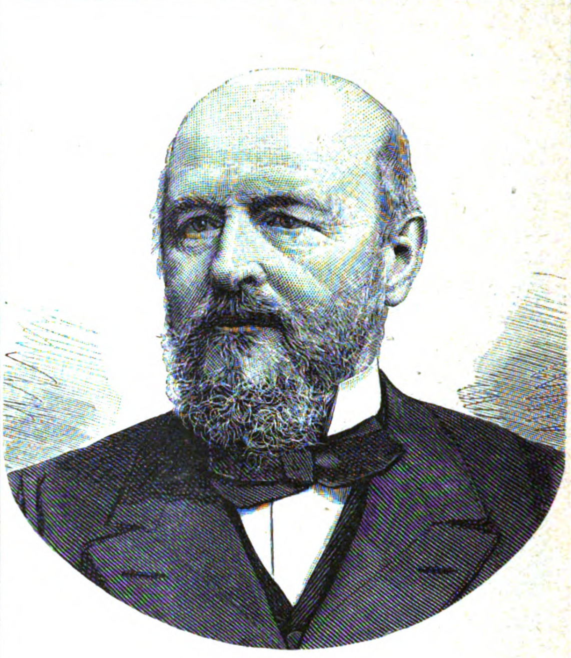
Gleichzeitig mit Graf Caprivi, wenn auch nicht aus gleicher Veranlaſſung, reichte der preußiſche Miniſterpräſident Graf Botho zu Eulenburg ſein Entlaſſungsgeſuch ein, das gleichfalls vom Kaiſer genehmigt wurde. Graf Botho zu Eulenburg hatte den Vorſitz im preußiſchen Miniſterium und das Miniſterium des Innern im März 1892 übernommen als dem Grafen Caprivi eine Trennung des Reichskanzleramts und des Vorſitzes im preußiſchen Miniſterium wünſchenswert erſchien. Da der Reichskanzler nur vermöge der preußiſchen Stimmen im Bundesrat den Rückhalt beſitzt, deſſen er unbedingt bedarf, ſo iſt eine Trennung der beiden Amter natürlich nur ſo lange denkbar, wie über den Gang der Reichspolitik der Reichskanzler und der preußiſche Miniſterpräſident ſich im Einverſtändnis befinden. Darüber, daß dieſe notwendige Harmonie zwiſchen dem Grafen Caprivi und dem Grafen Eulenburg verloren gegangen war, konnte ſchon lange, bevor der Rücktritt der beiden Herren erfolgte, kein Zweifel mehr ſein. Graf Botho zu Eulenburg iſt im Jahre 1831 geboren. Nach Abſolvierung ſeiner Studien wurde er 1859 Landrat, 1864 Hilfsarbeiter im Miniſterium des Innern, 1869 Regierungspräſident in Wiesbaden, 1872 Bezirkspräſident in Metz und 1873 Oberpräſident in Hannover. Als ſein Vetter Friedrich Albrecht Graf zu Eulenburg 1878 ſeine Entlaſſung als Miniſter des Innern genommen hatte, wurde er deſſen Nachfolger, und nach den beiden Attentaten auf Kaiſer Wilhelm vertrat er das Sozialiſtengeſetz vor dem Reichstag. Bekannt iſt, daß er auch jetzt, im Gegenſatz zum Grafen Caprivi, ſcharfe Maßregeln gegen die Umſturzparteien befürwortete. Am 12. Auguſt 1881 veranlaßten Meinungsverſchiedenheiten mit dem Fürſten Bismarck den Grafen Eulenburg, von ſeinem Poſten zurückzutreten. Er wurde zum Oberpräſidenten von Heſſen-Naſſau ernannt, und verblieb in dieſer Stellung, bis er zum preußiſchen Miniſterpräſidenten berufen wurde. Zum Nachfolger des Grafen Caprivi und gleichzeitig zum preußiſchen Miniſterpräſidenten iſt der bisherige Statthalter von Elſaß-Lothringen, Fürſt Hohenlohe, zum Miniſter des Innern der bisherige Unterſtaatsſekretär von Köller ernannt worden.

In dem Städtchen Frieſack in der Mark wurde am 13. Oktober ein Denkmal des erſten brandenburgiſchen Kurfürſten aus dem Hauſe Hohenzollern enthüllt. Mit der Niederwerfung der dem alten märkiſchen Geſchlecht der Quitzows gehörigen Burg Frieſack am 9. Februar 1414 gründete



Das Denkmal Kurfürſt Friedrichs I in Frieſack. Nach einer Aufnahme v. H. Rudolphy in Berlin.

Kurfürſt Friedrich I die Herrſchaft der Hohenzollern in der Mark auf feſten Boden und brachte dem in faſt einem Jahrhundert des Elends verarmten und ausgeſogenen Lande die Segnungen eines geordneten und feſten Regiments. Zur Errichtung eines Denkmals des Kurfürſten an dieſer hiſtoriſchen Stelle gab Wildenbruchs Schauſpiel „Die Quitzows“ die erſte Anregung; die Einnahmen einer Aufführung desſelben von den Bürgern Frieſacks lieferten den Grundſtock für den Denkmalsfonds, der durch Sammlungen bald ſo anſchwoll, daß das Denkmalskomitee Profeſſor Calandrelli mit der Aufgabe betrauen konnte, das Standbild des Fürſten in Erz auszuführen. Ein altes Bild des Kurfürſten, das Kaiſer Friedrich III zur Verfügung ſtellte, hat den Künſtler in die Lage verſetzt, die Züge ſeines Helden porträtähnlich wiederzugeben, während in der Haltung der ſich auf das Schwert ſtützenden gepanzerten Figur vortrefflich die Feſtigkeit zum Ausdruck gelangt, mit welcher der erſte Hohenzoller von dem Boden der Mark Beſitz ergriff. Die Enthüllungsfeier fand in Gegenwart des Kaiſers und zahlreicher Würdenträger, darunter auch des rumäniſchen Geſandten Ghika als Abgeſandten des Königs von Rumänien, ſtatt. Die Feſtreden hielten Landesdirektor von Levetzow, Oberprediger Köhler, Stadtrat Friedel, Bürgermeiſter Lüdicke und Landrat von Loebell.



Botho Graf zu Eulenburg.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Neue wohlfeile Lieferungsausgabe

von Oskar Jägers

Weltgeſchichte

in vier Bänden.

Mit 1014 authentiſchen Abbildungen und 80 Tafeln in Schwarz- und Buntdruck.

Erſcheint in 54 Lieferungen à 60 Pf.

Wöchentlich eine Lieferung.

Der Beſitz einer guten, gediegenen Weltgeſchichte galt bis vor kurzem Hunderttauſenden als ein Wunſch, deſſen Erfüllung durch den Umfang und den hohen Preis der Werke dieſes Charakters unerfüllbar bleiben mußte. Anderen Hunderttauſenden erſchienen die vorhandenen Weltgeſchichten wegen ihrer einſeitigen Tendenz, ihrer trockenen Darſtellungsart, wegen der unbehilflichen Gliederung des Stoffes oder der Art ihrer Ausſtattung für den Gebrauch als **Haus- und Familienſchatz** nicht voll geeignet. — Oskar Jägers **Weltgeſchichte** iſt das erſte neuere univerſalhiſtoriſche Werk, welches ſich in den Büchereien des deutſchen Hauſes eine wirkliche Heimſtätte errungen hat. Bei ſeinem erſten Erſcheinen im Jahre 1887 von der Kritik, wie von der gebildeten Laienwelt mit gleicher Anerkennung und Auszeichnung begrüßt, iſt das Werk ſeither in immer wachſendem Maße zu einem Lieblingsbuch der Gebildeten unſeres Volkes geworden.

Die neue

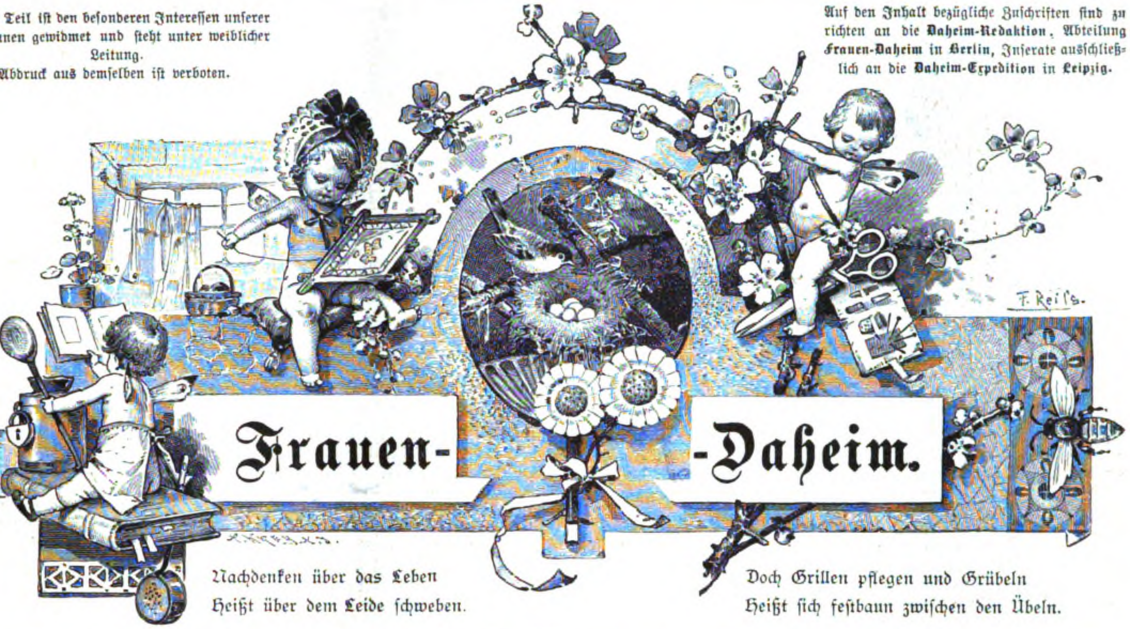
→ wohlfeile Lieferungsausgabe ←

ſoll das treffliche Buch noch weiteren Kreiſen zugänglich machen, ſie ſoll es auch dem Minderbegüterten ermöglichen, ſei es zum eigenen Studium, ſei es zur Fortbildung der heranwachſenden Seinen, ein Buch zu erwerben, das wie kaum ein zweites geeignet ſein dürfte, das **Verſtändnis für die großen Lehren der Geſchichte** zu erwecken, das mit **gründlicher Gediegenheit** eine **allgemein verſtändliche Darſtellungsweiſe** verbindet, und das in bisher unerreichter Vielſeitigkeit die **Ergebniſſe der wiſſenſchaftlichen Forſchung** durch einen **ſorgſam ausgewählten Bilderſchmuck** erläutert

Probelieferungen ſind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim in Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig**.



Frauen-Daheim.

Nachdenken über das Leben
Heißt über dem Leide ſchweben.

Doch Grillen pflegen und Grübeln
Heißt ſich feſtbaun zwiſchen den Übeln.

(Zu Nr. 4.)

Der Pinſel.

(Zum Polterabend einer jungen Malerin.)

Koſtüm: Goldbraunes, eng anſchließendes Gazekleid, mit ſilbernem Gurt zuſammen gehalten (Empireſtil). Auf dem Kopf ein Borſtenkrönchen.

Willſt du den Blick nun von mir wenden,
Dich von mir trennen immerdar,
Der ich bisher in deinen Händen
Ein liebgewohnt' Geräte war?

Ich muß es mit Befremden ſehen,
Du lenkſt in eine neue Bahn!
Soll ich, der Pinſel, müßig ſtehen,
Dein pflichtgetreuer Unterthan?

Ach, nimm mich mit auf deinen Wegen,
Und ſieh! ich ſchmücke euch das Haus
In Märchenpracht und Blütenregen
Mit duftigen Gewinden aus.

Der munter'n Vöglein bunt Gefieder,
— Führt mich nur deine liebe Hand, —
Schwebt in den Zweigen auf und nieder,
Belebt euch jede öde Wand.

Du weißt, ich ſteh' in jeder Stärke,
Jedweder Größe dir zu Dienſt;
Gleichviel, ob du bei deinem Werke
Zu ſtarken Zügen dich erkühnſt,

Ob du in leiſen, weichen Tönen
Die Farben hin nur zaubern willſt,
Ich kann mich deiner Hand gewöhnen,
Ich ſchmiege mich, wie du befiehlſt.

O Kind! und brauchſt du mal Couliſſen,
Ein Pinſelſtrich — und ſie ſind da!
Was braucht dein Mann es gleich zu wiſſen,
Wenn Ungeſchick etwas verſah!

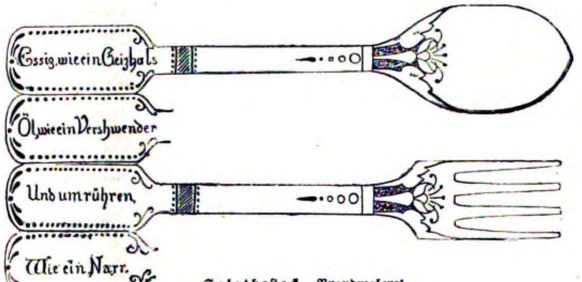
Er wird ſich freun, er wird ſich ſagen:
„Wie iſt ſie klug, die kleine Frau!
Sie quält mich nicht mit ihren Klagen,
Sie malt nicht alles grau in grau!“

Doch, welches immer deine Farben,
Trag' ſie nie auf zu ſtark und grell,
Sonſt wäſcht, was einmal ſie verdarben,
Kein Pinſel, keine Thräne hell!

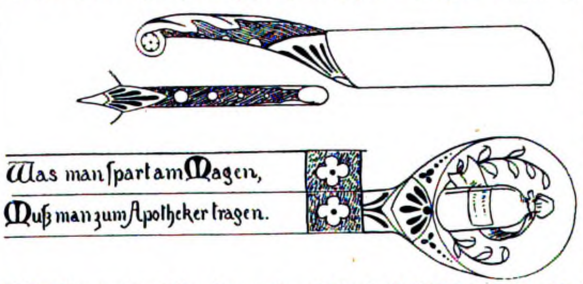
Und, ſoll die Hand dir nie ermatten,
Dein Auge immer klarer ſehn,
So lerne Sonnenſchein und Schatten
Im Licht von oben zu verſtehn! **J. v. P.**

Vom Aufwärmen der Speiſen.

Eine tüchtige Köchin und Hausfrau wird nicht nur Wert auf die feine Zubereitung und das geſchmackvolle Anrichten der Speiſen legen, ſondern ſie wird auch ihren Stolz darein ſetzen, Reſte ſchmackhaft in neuer Form darzubieten, Übriggebliebenes in erneutem Wohlgeſchmack erſtehen zu laſſen. Die wohlüberlegte Verwendung der Reſte pflegt überdies das Küchenbudget nicht unerheblich zu entlaſten. Viele Menſchen ſind nur aus dem Grunde Feinde vom „Aufgewärmten“, weil die Prozedur des Wärmens nicht in der richtigen Weiſe geſchah, weil man dem Gerichte das „Aufwärmen“ eben zu ſehr anſah oder anſchmeckte. Nachſtehende Winke ſollen den auf Sparſamkeit in der Küche bedachten Hausfrauen bei dem Aufwärmen der Speiſen helfend zur Hand gehen. Vorausſchicken möchte ich noch für alle, welche ein Vorurteil gegen Aufgewärmtes haben, daß faſt alle Hofküchen, welche im Feld, im Manöver, auf der Jagd in unwirtlicher Gegend, an zum Kochen ungeeigneten Orten, Mahlzeiten ſervieren müſſen, die Speiſen vorher gar kochen und dieſelben in vorzüglich eingerichteten Wärmekaſten transportieren, um ſie vor dem Servieren nochmals kurz zu erhitzen. So erzählt uns z. B. die Feder Emile Erhard's von der Hofküche des Prinzen Friedrich Karl, wie aus der Hofküche ſelbſt die trefflichſten Gerichte auf das Manöverterrain transportiert werden und der Küchenchef Anerkennung erntet für das „ſchnelle“ Kochen. Sollen die aufzuwärmenden Speiſen nichts an Wohlgeſchmack einbüßen, ſo iſt es Hauptbedingung, daß die Gerichte nicht in Metalltöpfen aufbewahrt wurden, wo ſie ihren Geſchmack einbüßen oder einen Beigeſchmack annehmen könnten. Steinguttöpfe oder die ſog. Bunzlauer Geſchirre eignen ſich beſſer dazu. Das zu erwärmende Gericht bleibt in dem Gefäß, und dieſes wird in einen größeren mit kochendem Waſſer gefüllten Topf geſtellt und gut zugedeckt. Man nennt dies au bain marie aufwärmen, im Waſſerbad, ein Ausdruck, der den meiſten Leſerinnen bekannt ſein dürfte, kocht man doch viele crêmes und Puddings auf dieſe Art im Backofen. Alle mit Ei abgerührten Suppen und Saucen müſſen auf dieſe Weiſe erwärmt werden, da das Ei auf offenem Feuer gerinnen würde. Suppenfleiſch erwärmt man in heißer, nicht kochender Fleiſchbrühe ſo lange, bis es völlig erhitzt erſcheint. Um dem Braten den Wohlgeſchmack zu erhalten, erwärmt man die Sauce und legt das Fleiſch kurze Zeit vor dem Anrichten hinein. Roaſtbeaf, Beafſteack, kurz alles „engliſch“ Gebratene läßt ſich nicht aufwärmen; es wird hart und unſchmackhaft. Zieht man nicht vor, derartige Reſte kalt zu verzehren, ſo empfiehlt es ſich, ſie in einer pikanten, z. B. Madeiraſauce, langſam geſchmort, anzubieten. Geflügel würde ebenfalls an Wohlgeſchmack einbüßen, wollte man es direkt wärmen. Man ſerviert es daher kalt und giebt heiße Sauce dazu. Alle unanſehnlicheren Geflügelreſte verwendet man zu feinen Geflügelcroquettes, einer geſchätzten Beilage zu Gemüſen. Wild läßt man in der dazu gehörigen Sauce eine Weile ziehen. Alle Ragouts und Frikaſſees werden au bain marie gewärmt, während man ihre Blätterteiggarnitur im Bratofen auf einem Drahtteller erhitzt. Bei Ragouts iſt der Geſchmack, wenn aufgewärmt, ſo völlig der gleiche wie bei friſcher Zubereitung, daß viele Kochfrauen ein mühſam herzuſtellendes Ragout am Tag vor dem Gebrauch bereiten und alſo „aufgewärmt“ ſervieren. Ein Zuſatz von Wein wird erſt vor dem Anrichten hinzugefügt. Kleinere Ragoutreſte bäckt man in Muſcheln oder gibt ſie in eine mit Sulz ausgelegte, ſpäter



Salatbeſteck. Brandmalerei.


Was man spart am Magen,
Muß man zum Apotheker tragen.

Obſtmeſſer (von der Seite und von unten geſehn) und Mehllöffel. Brandarbeit.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zu ſtürzende Form. Schwieriger iſt die erneute warme Zubereitung von Fiſch. Manche Fiſche, wie z. B. Lachs, Forellen, Hummer, Karpfen, welche man am erſten Tag heiß mit zerlaſſener Butter ſerviert, reicht man gewöhnlich das zweite Mal kalt in Mayonnaiſe. Hecht, Schellfiſch, Zander läßt ſich durch eine warme Rahmſauce wieder zu einem warmen Gericht herſtellen. Größere Stücke kann man in Ei umdrehen, panieren und in Butter backen; kleinere Reſte ergeben einen warmen Fiſchpudding oder feine Klöße in die Suppe. Alles Gemüſe wird ausnahmelos im Waſſerbad aufgewärmt. Spargel verlieren ihren Geſchmack dabei, man verwende ſie daher zu Spargelſalat. Blumenkohlreſte kann man in einer Auflaufform backen. Kohlgemüſe pflegt aufgewärmt dem Feinſchmecker ſogar beſſer zu munden wie friſch gekocht. Puddings und Aufläufe verlieren an Geſchmack, wenn man ſie aufwärmt. Reſte davon ergeben einen warmen Kabinettspudding. Während Kuchen aller Art durch Aufwärmen im Bratofen die verlorene Friſche wiedergewinnt, laſſen ſich Pfannkuchen, Omelette und derartiges ſchlecht ein zweites Mal genießbar geſtalten. Von Pfannkuchen pflegt man Streifen als Einlage in eine Suppe zu ſchneiden. Kartoffel- und Reisbrei ergibt, mit Butter beträufelt und entſprechend geformt, einen anſehnlichen gebackenen Rand für ein Frikaſſee; Klöße ſchneidet man in Scheiben und bäckt ſie in Butter. — Getränke wie Milch, Cacao, Chokolade, Bouillon können unbeſchadet ihres Geſchmacks mehrfach aufgewärmt werden; bei Kaffee und Thee vermeidet man das nochmalige Erwärmen, nötigenfalls erwärmt man ſie im Waſſerbade. — Zum Warmhalten der fertigen Speiſen bedient man ſich neuerdings drehbarer Speiſewärmer über einer Spiritusflamme. Zum Warmhalten der Suppe (für Kinder und Kranke, welche langſam eſſen, empfehlenswert) gibt es beſondere Suppenteller mit Vorrichtung zur Aufnahme von heißem Waſſer. Aufmerkſamkeit und Pünktlichkeit werden auch beim Aufwärmen der Speiſen als Helfer nötig ſein; ebenſo darf ein apetitliches Anrichten nicht außer acht gelaſſen werden: hier gilt es, Lücken auszufüllen, dort dem Auge auf irgend eine Weiſe zu ſchmeicheln, damit es nicht an den Urſprung der Dinge erinnert werde. Und nun zu guterletzt: Guten Appetit zu allem in neuer Form und Schmackhaftigkeit Entſtandenem! **Ella M.**

Wäſche.

Wollene Keider reinigt man vorzüglich auf folgende einfache Art und Weiſe: Man beſtreicht die Flecken des zu reinigenden Stoffes dick mit Eigelb und umzieht ſie mit einem Faden, damit man ſie bei nachherigem Waſchen beſonders berückſichtigen kann. Dann nimmt man ca. 3 Liter Kartoffeln, wäſcht dieſelben ab, ſchält und reibt ſie. In dieſer mit lauem Waſſer etwas verdünnten Kartoffelmaſſe wäſcht man das unzertrennte Kleid ohne Seife tüchtig durch; dann wird es mehrmals geſpült, damit die Kartoffelfaſern vollſtändig entfernt werden, aufgehangen und vor allen Dingen noch feucht geplättet. — Dieſes Rezept hat ſich von Urmutterzeit her vorzüglich bewährt und eignet ſich zur Wäſche für alle wollenen Damenkleiderſtoffe, mit Ausnahme von farbigem Tuch. Selbſt gefärbte Zeuge laſſen ſich derartig reinigen; ebenſo Kattunkleider mit dunklem Grund und geſtickte Teppiche und Sophakiſſen; letztere beide werden gerollt und nicht geplättet. **P. M.**

Selbſtverfertigter Einband für unſer Blatt.

Es gibt Menſchen, die, wenn ein Jahrgang einer Zeitſchrift, auf die ſie abonniert ſind, zu Ende iſt, die Blätter ſorgſam aufeinander legen, zu einem Pack verſchnüren und auf den Boden tragen. Nur ausnahmsweiſe, als Krankenlektüre, wird der verſtaubte Stoß das Jahr über einmal hervorgeſucht, und nach gewünſchter Dienſtleiſtung vergilbt er weiter in einem Bodenwinkel. Andere dagegen, welche Wert auf ſchöne Bücher legen und ihre Schätze gern zur Hand haben, laſſen jeden Jahrgang einbinden. Aber habt Ihr ſchon einmal gewogen, wie ſchwer unſer liebes Daheim gebunden wiegt? Für ſo manche zitternde Greiſenhand, für die in langer Krankheit erſchöpften Kräfte viel, viel zu ſchwer. Die Hände können die Laſt nicht heben und halten, und doch möchten die Augen, Herz und Sinn ſich erfriſchen und erfreuen an Wort und Lied. — Aus ſolchen Betrachtungen heraus erdachte ich mir letzte Weihnacht für eine alte Dame den nachſtehend beſchriebenen Einband. Zunächſt teilte ich den Jahrgang in 4 Pakete zu 10 Nummern und ein Paket von 12 Nummern. Mit Hilfe einer Packnadel durchbohrte ich nun jede Nummer, deren einzelne Blätter accurat aufeinander gelegt wurden, in 1 cm Abſtand vom linken Rand, je einmal in der Mitte und einmal oberhalb und einmal unterhalb dieſes mittleren Loches in paſſendem Abſtand (etwa 8 cm). Nachdem nun die Nummern in der richtigen Reihenfolge aufgeſchichtet waren, führte ich ſtarken Bindfaden durch ſämtliche Löcher und verknotete ihn gut. Sodann nahm ich ein Stück dunkelroten Seidenſtoffes von der Höhe der Zeitſchrift und von 35 cm Breite und ſäumte es. Dieſer Stoffteil wird derart um den Rücken des gehefteten Pakets gelegt, daß er auf beiden Seiten gleichweit übergreift. So bildet er eine beim Leſen unendlich angenehme Handhabe. Gleichfarbiges, ſchmales Seidenband wird ebenfalls durch die drei, auch in den Stoff geſchnittenen, Lochſtellen geleitet und jedesmal zu einer Schleife gebunden. Zum Schluß ſchlingt man um die fünf Hefte, damit ſie ein Ganzes bei der Überreichung darſtellen, im Kreuz ein breiteres, rotes Seidenband. Der heftartige Charakter dieſes „Selbſteinbandes“ erleichterte meiner alten Freundin ihre Lieblingslektüre und wird ſich gewiß auch andernfalls, z. B. zum Einbinden von Zeitungen oder des aus der Zeitung geſchnittenen Romans u. dgl. als zweckmäßig erweiſen. **A. F.**

Praktiſches fürs Haus.

Wie erkennt man verfälſchten Kaffee? Nicht immer iſt die Hausfrau ſicher, ob der von ihr gekaufte Kaffee wirklich rein und unverfälſcht iſt; denn auch auf dem Gebiete des Kaffeeverfälſchens hat der Erfindungsgeiſt des Menſchen es weit gebracht; gibt es doch ganze Induſtrien, welche ſich damit beſchäftigen, havarierten, d. i. durch Seewaſſer beſchädigten Kaffee zu verbeſſern. Solche Kaffeeunterſuchungen gehören nun freilich in den Bereich des Chemikers; aber doch ſind der Hausfrau einige Mittel in die Hand gegeben, ſich von der Reinheit oder Verfälſchung ihres Kaffees zu überzeugen. Gute, geſunde Kaffeebohnen ſind ſchwerer als Waſſer; ſie gehen alſo zu Grunde, wenn man ſie in ein Glas kalten Waſſers ſchüttet, während geringwertige Bohnen obenauf ſchwimmen. Um dem durch Seewaſſer verdorbenen Kaffee wieder das Ausſehen einer guten Sorte zu geben, wird mit den Bohnen eine Färbung vorgenommen. Dasſelbe kommt auch vor, um eine minderwertige Sorte unter einer beſſeren Marke in den Handel zu bringen. Da nun die hierzu verwendeten Farbſtoffe in Alkohol ſich auflöſen, ſo braucht man die Kaffeebohnen nur für kurze Zeit in Branntwein zu legen. Bleibt die Flüſſigkeit rein und klar wie vorher, ſo ſind die Bohnen unverfälſcht; nimmt ſie aber eine dunklere Färbung an, ſo kann man annehmen, daß die Bohnen in Behandlung geweſen ſind. Bei gebranntem Kaffee iſt es für den Laien ſchwieriger, feſtzuſtellen, ob er echt oder verfälſcht iſt, und gerade hier kann man am leichteſten übervorteilt werden. Kommt es doch auch vor, daß beim Röſten Löſungen von Zucker oder andere Flüſſigkeiten hinzugethan werden, wodurch den Bohnen das ſonſt beim Brennen verloren gehende Gewicht zum Teil wieder erſetzt wird. Bei ſo behandelten Bohnen hat man wohl nur das eine äußere Erkennungszeichen, daß ſie beim Zerbeißen nicht ſo hart und ſpröde, ſondern mehr zähe ſind als die ohne Zuthaten gebrannten. Bei gemahlenem Kaffee iſt dem Verfälſchen nun ein noch größerer Spielraum gelaſſen. Da gibt es außer der Cichorie noch eine ganze Menge anderer Surrogate, die dem echten Kaffee beigemengt werden können. Ob eine Vermiſchung mit Cichorie ſtattgefunden hat, erkennt man leicht, wenn man den Kaffee in kaltes Waſſer ſchüttet. Die Cichorie färbt das Waſſer braun und ſinkt ſofort zu Boden; reiner Kaffee dagegen ſchwimmt noch eine Zeitlang oben und läßt das Waſſer farblos. Nach alle dieſem iſt es nur anzuraten, lieber rohen Kaffee einzukaufen und dort, wo der Kaffeebrenner vielleicht ſchon in den Winkel geſtellt iſt, ihn wieder hervorzuholen und ſich der leichten Mühe des Kaffeebrennens ſelber zu unterziehen. Da den Bohnen (auch den guten Sorten) ſehr oft allerlei Unreinigkeiten anhaften, ſo ſollte man nicht unterlaſſen, ſie vor dem Brennen erſt ordentlich abzuwaſchen und dann zwiſchen Tüchern wieder zu trocknen.

Frau A. J. in J.

Moderne Servierbretter.

Die neueſten Servierbretter ſind aus grünem Weidengeflecht mit Bambusverzierung oder auch aus Strohgeflecht mit Bambusſtäben gefertigt. Sie weiſen die verſchiedenſten Formen, rund, oval, ein längliches Viereck, wohl auch eine unregelmäßige, blattähnliche Geſtalt. Gemeinſam iſt ihnen allen der hohe Rand, der rings um das Tablett läuft und Gläſer, Taſſen u. ſ. w. vor dem Fallen behüten ſoll. Sie erweiſen ſich ſo praktiſch und ſehen mit hübſchen Deckchen in Bulgarenſtickerei belegt, wohl auch mit einem Büſchel bunter Pompons geſchmückt ſo originell aus, daß wir ſie auch im Salon ſehen mögen. Neu ſind Deckchen mit Landſchaftsbildern, in leichten Stichen in Seide auszuführen. Man wählt die verſchiedenen Schattierungen grün und braun für Wald und Flur, blau und weiß zu einem Seebildchen, welches aus der Erinnerung an geſchaute Herrlichkeit entſteht. Die modernen ſilbernen Theebretter zeigen Rokokomuſter und zumeiſt einen matten Grund. Um dieſe ſehr empfindliche Fläche zu ſchonen, ebenſo um etwaige gravierte Schrift zu ſchützen, hat man Glasplatten, welche nach der Form der Brettfläche geſchnitten werden und welche auf der Platte liegen, wenn dieſelbe im Gebrauch iſt. Alle vergoſſene Flüſſigkeit läßt ſich nun fortwiſchen, ohne daß die ſilberne Fläche leidet. Keine Taſſe, kein Teller hinterläßt jene häßlichen Spuren, welche das Auge der Hausfrau ſonſt am Morgen nach der Geſellſchaft mit heimlichem Kummer bemerkte. **Ella M.**

Gebäck.

Kinderreiche Hausmütter möchte ich auf ein vorzügliches, noch nicht genügend bekanntes Nährmittel, die Einbecker Cacao-Nährzwiebacke, aufmerkſam machen. Ich gebe dieſelben meinen Kindern früh und abends zur Milch und finde, ſie ſind das nahrhafteſte und wohlſchmeckendſte Gebäck, das man genießen kann. Ein Kiſtchen zu 5 Mark (franko mit Kiſte) enthält ca. 300 Stück und reicht alſo ſehr lange aus. Die Haltbarkeit der Zwiebäcke iſt vorzüglich. Wer dieſe „Zwiebäck‘ aus Einbeck“ einmal verſucht, wird mir gewiß für dieſen Wink dankbar ſein. Unſer Lieferant iſt Fritz Glenewinkel in Einbeck, Zwiebackverſandtgeſchäft. **Mutter Grete.**

Für die Küche.

Hummerſoufflee. (Antw. auf Fr. 126.) Das Fleiſch des gekochten Hummers löſt man aus Kopf, Schere, Schwanz, ſchneidet es in kleine Würfel und ſtellt es warm (nicht heiß). Zwei junge, gemäſtete Hähnchen oder Tauben kocht man in wenig Waſſer, Salz, einem Stich feinſter Butter, 1 Theelöffel Liebigs Fleiſchextrakt weich, ſchneidet das Fleiſch nach dem Ablöſen ebenfalls in Würfel und hält es auch warm. Beine, Kopf und Schale des Hummers werden zerkleinert und in einem eigroßen Stück Butter $^3/_4$ Stunden geſchmort; man gibt ſo viel feines Mehl hinzu, daß ein ſeimiges Gericht entſteht, gießt von der Geflügelbrühe hinzu, kocht dies eine gute halbe Stunde und ſeiht es durch. Das geſchnittene Geflügelfleiſch, gekochte Blumenkohlknoſpen oder auch Spargelköpfchen, Fleiſchklöschen, gibt man in das ſchön rot ausſehende, ſeimige Gericht, ſchmeckt nach dem Salz, gibt zuletzt, ohne alles noch einmal zum Aufkochen kommen zu laſſen, das Hummerfleiſch hinzu (Aufkochen würde es zähe machen), rührt es mit Ei und Muskat ab und richtet alles heiß, auf einer erwärmten Schüſſel, an. Beilage: Blätterteig, auch geröſtete Weckſcheibchen. Zeit der Bereitung: Zwei Stunden. **F. L. in E.**

Rahmkäſe, der ſehr delikat ſchmeckt, wird auf folgende Weiſe bereitet: Man läßt die zu verwendende Milch im Herde, der nicht mehr allzu heiß ſein darf, allmählich dick werden. Es genügen hierzu gewöhnlich 6 Stunden; bei zu großer Hitze würde der Käſe zu hart werden. Die dick gewordene Milch ſchüttet man dann in eine Käſeform (eine Form, deren Boden und Seitenwände durchlöchert ſind). Iſt eine ſolche nicht vorhanden, ſo thut ein loſer, leinener Beutel dieſelben Dienſte. Man füllt in dieſen den Käſe, hängt den Beutel auf, ſodaß die Molken gut ablaufen können. Iſt letzteres zur Genüge geſchehen, ſo gibt man von dem Käſe eine Schicht von der Dicke eines Fingers in eine Schüſſel, läßt hierauf eine halb ſo dicke Schicht ſauren Rahm folgen und wechſelt ſo mit Rahm und Käſe, bis die Schüſſel voll iſt. Zuletzt ſtreut man noch ein wenig Salz obendrauf und läßt den Käſe bis zum zweiten Tage ſtehen, wo er mit Kanehl und Zucker zu Tiſch gegeben wird. Man ißt ihn zu friſcher Milch, doch wird er auch als Beigabe zu Thee und Butterbrot gegeben.

Guter Kümmelkäſe. Man läßt dicke Milch und etwas Buttermilch auf dem Feuer langſam bis zum Kochen erhitzen, gibt die Maſſe dann in einen Beutel, den man aufhängt, damit die Molken gut ablaufen können. Der zurückbleibende Käſe wird nun mit Salz, Kümmel und ein wenig Butter gut durchgeknetet. Man formt dann handgroße Käſe daraus, die friſch gegeſſen oder, wenn man ſie länger aufbewahren will, langſam getrocknet auf dem Frühſtückstiſch ſehr beliebt ſind.

Fragen.

13) Bitte eine liebe Daheimleſerin um Auskunft, wo man eine Winterjacke aus Seidenplüſch, die an manchen Stellen zerdrückt ausſieht, wieder auffriſchen kann. Das Aufdämpfen mit dem Bügeleiſen hat nichts geholfen. Herzlichen Dank im voraus.
Eine Ratloſe auf dem Lande.

14) Eine konſervatoriſch gebildete Klavierlehrerin bittet um Angabe eines oder mehrerer gewiſſenhaften Bureaus in England, Frankreich oder der Schweiz, da es ihr trotz vieler Mühe und Koſten nicht gelingen will, in Deutſchland Stellung zu finden
M. Y. Oſtpr.

15) Welche der liebenswürdigen Daheimleſerinnen könnte mir eine Bezugsquelle angeben für geeignete Bilder über Kinderbetten? Ich ſah früher einmal hübſche Richterſche Bilder, hier in Wien ſind derlei Bilder für das proteſtantiſche Haus nicht zu bekommen.
Norddeutſche Hausfrau in **Wien.**

16) Ich benütze wie viele andere Hausmütter Bezüge für die Wattedecken und ſinne ſchon lange darüber nach, wie dieſelben an die Ecken der Decken befeſtigt werden können, ſo daß die Decken nicht rutſchen und doch die Ueberzüge nicht leiden. Kann mir eine kluge Mitleſerin Rat erteilen?

17) Hat eine der verehrten Leſerinnen die automatiſche Mauſefalle von J. Lewy in Magdeburg ſchon gebraucht und wirklich praktiſch gefunden? Beſten Dank im voraus von
W. F. in **Detmold.**

18) Iſt jemand ſo gütig, mir Auskunft zu erteilen, wie man Geſellſchaften für die Jugend, ſpeziell eine Sylveſtergeſellſchaft, recht amüſant geſtalten kann?
Eine dankbare Fragerin.

19) Wie kann man einen neuen Teppich von ſeinem häßlichen, durchdringenden öligen Geruch befreien?
Abonnentin auf dem Lande.

20) Würden freundliche Mitleſerinnen einem jungen Mädchen, die krankheitshalber ihre Stelle aufgeben mußte, durch Aufträge in Handarbeiten einigen Verdienſt zuwenden? Schöne und ganz billige Arbeit iſt zugeſichert. Es wäre eine doppelte Wohlthat für ſie, da ſie ſich um ihren Unterhalt ſehr ſorgt, was ihr Leiden befördert. **Eine junge Kranke.**

21) Kann mir vielleicht ein freundlicher Leſer einen Rat erteilen, wie ich einer nun 25 Jahre in unſerem Dienſt ſtehenden Köchin eine offizielle Anerkennung verſchaffen könnte?
Abonnent in **K.**

22) Ich möchte mit freundlicher Hülfe der Daheimleſerinnen gern feſtſtellen, in welcher kleinen, aber nicht kleinlichen Stadt Nord- oder beſſer Nordweſtdeutſchlands mit trefflichen ſanitären Verhältniſſen und ſchöner Umgegend ſich für jemand mit geiſtigen Bedürfniſſen am bequemſten und angenehmſten leben läßt? **K. M.**

Auskunft.

Fr. 124. Haararbeiten werden vorzüglich gefertigt von Frau Anna Haeniſch, Angermünde, Hoher Steinweg 1, und von Frau E. Ebell, Berlin-Moabit, Lübeckerſtr. 4, III.

v. Pr. in **Pr.** Die praktiſchſten Gasherde liefert Richard Goehde, Berlin SW., Leipzigerplatz 12.

Redaktionspoſt.

Frau J. J. in **W.** Vorgerichtete und angefangene Fröbelſche Kinderhandarbeiten finden Sie in größter Auswahl und billig bei Clara Hartmann, Berlin W., Potsdamerſtr. 125. Der ausführliche, hübſch und reich illuſtrierte Katalog iſt franko zu haben.

N. H. in **Düſſeldorf; Fr. L.** in **Leipzig; G. R.** in **Gnadenfeld; Bernh. B.** in **Berlin.** Die uns eingeſchickten Manuſkripte ſind leider unverwendbar.

Daheimleſerin in **W.** Zur Aufführung in Töchterpenſionaten eignen ſich die Stücke der Mädchenbühne, Verlag von Wilhelm Rommel in Frankfurt a. M. — Preis à Bändchen 70 Pf.

An Eine, die noch eine Mutter hat. Das Lied iſt von Albert Träger, im Daheim hat es aber nicht geſtanden.

L. H. in **E.** Um jeder Stickerin die Anſchaffung des in Nr. 51 abgebildeten praktiſchen Stickrahmens zu erleichtern, iſt derſelbe in einfacher Art jetzt ſchon für 12 Mark bei der Erfinderin, Suſie Delveaux in Bonn, zu haben.

Frau Luiſe H. in **D.** Für Ihren Sohn, der die Berechtigung zum einjährigen Dienſt hat und neben zeichneriſcher Begabung große Neigung für geographiſche Studien zeigt, empfehlen wir den Beruf eines Karthographen. In dieſem Berufe bleibt der junge Mann dauernd wiſſenſchaftlich und techniſch thätig, er hat aber außerdem die Befriedigung, unmittelbar produktiv zu ſein und bei genügenden Leiſtungen ein anſtändiges Auskommen zu finden. Wegen der übrigen Fragen Ihres Schreibens wenden Sie ſich am beſten direkt an die Geographiſche Anſtalt von Velhagen & Klaſing in Leipzig, Poſtſtraße 11.

(Zu Nr. 5.)

Glück blinkt nicht im Golde, Glück hängt nicht an Sachen,
Glück fließt nicht mit Würde und in Größe in Eins.
Glück muß leicht und muß fröhlich machen,
Sonſt iſt es keins.

Das Kindertiſchchen
bei der Taufe eines ſechſten Kindchens.

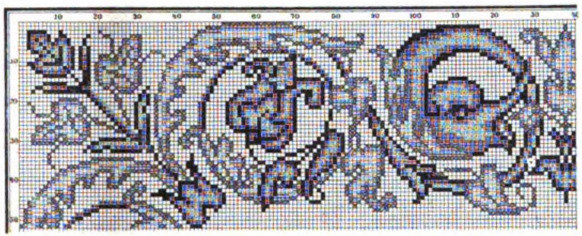
Hinter den Berglein
Wohnen auch noch Leute —
Es ſitzen fünf Zwerglein
Am Tiſchchen heute:
Fünf holde Geſellerchen,
Bei Becherchen, Tellerchen;
Fünf luſtige Schnäbelchen
Bei Meſſerchen, Gäbelchen;
Holt raſch noch ein Stühlchen
Fürs ſechſte Geſpielchen!

(Nach einigem Beſinnen:)

Aber hinter dem Berge
Wohnten doch ſieben Zwerge?
Wo iſt denn das ſiebente geblieben?
Hat ſich's im Wald wo herumgetrieben?
Es findet ſich wohl zu den ſechſen noch!
Doch heute ruf ich den ſechs Zwerglein das Hoch!

Julius Lohmeyer.

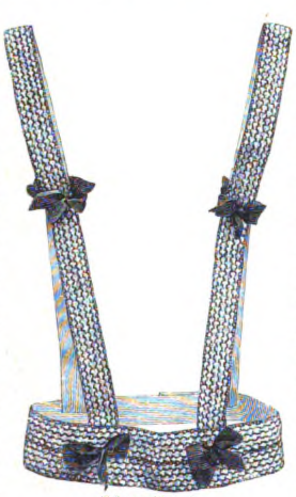
Der Fünfuhrthee.



Stickereibordüre zu Decken u. ſ. w.
In drei Schattierungen braun und drei Schattierungen blau auszuführen.

Die engliſche Sitte des five o'clock tea's, der Taſſe Thee zwiſchen dem lunch um ½1 und dem ſpäten dinner um 7 Uhr, bürgerte ſich bereits vor einigen Jahren in Paris ein und erobert ſich nun auch in Deutſchland immer mehr Freunde. In Deutſchland dürfte der Fünfuhrthee noch bereitwilliger aufgenommen und acceptiert werden, wie in Frankreich, da die größtenteils eingehaltenen Eſſenszeiten der Deutſchen, 1 reſp. 2 Uhr Mittageſſen, 8 oder 9 Uhr Abendeſſen, eine Unterbrechung des Nachmittags durch eine Veſperſtunde von jeher verlangt haben. Sind doch die Kaffeekränzchen und vielberufenen und verleumdeten Damenkaffees nur in unſerem lieben Vaterlande zu finden! Während aber ein „Kaffee“ meiſt eine Einladung vorausſetzt, auch leicht durch die vielen gebotenen Genüſſe einer Geſellſchaft gleichkommt, iſt der Fünfuhrthee eine viel anſpruchsloſere Einrichtung, von der auch der fernerſtehende Bekanntenkreis profitiert. Auch erſtreckt er ſich nicht nur auf unſere Damenbekanntſchaft, ſondern unſere männlichen Bekannten verſchmähen es nicht, ſich ebenfalls zur Theeſtunde einzufinden. In einem Hauſe mit lebhaftem geſelligen Verkehr oder großem Bekanntenkreis namentlich in größeren Städten empfiehlt es ſich, den Fünfuhrthee zur ſtändigen Einrichtung an einem beſtimmten Tage der Woche zu erheben. Die Bekannten wiſſen alsdann, daß ſie die Hausfrau zu dieſer Stunde beſtimmt treffen. Die Beſucher kommen und gehen, die einen auf dem Weg zum Theater, zu einem Souper, die anderen von einer Mittagsgeſellſchaft kommend, vom Spaziergang heimkehrend. Man freut ſich des Stelldicheins, begrüßt die Hausfrau, trifft Verabredungen mit anderen Beſuchern und macht über kurz oder lang Neuankommenden Platz. Die Phyſiognomie des Salons iſt die gewöhnliche, unveränderte, nur iſt ein Tiſch vor das Sofa gerückt und Seſſel ſind halbkreisförmig um denſelben arrangiert. Ein zweites ähnliches Anweſen für die Jugend findet ſich vielleicht im anſtoßenden Zimmer der Tochter des Hauſes oder, wenn der Salon groß genug iſt, vor einem zweiten Sofa. In der Nähe dieſes Sofaplatzes ſteht ein zierlicher, kleiner Serviertiſch mit mehreren Etagen, wie ſie die moderne Induſtrie in Bambusgeflecht ſo reizend herſtellt, der alles zur Bereitung und zum Servieren des Thees Erforderliche trägt: Taſſen, Theelöffel, Spülnapf, den ſummenden Theekeſſel, deſſen Muſik ſo recht das Gefühl von Behaglichkeit und „at home“-ſeins in uns wachruft, ein Tablett mit einer kleinen Zierkanne oder Karaffe mit Arrac oder Rotwein, der Sahnekanne und der Zuckerdoſe. Ein buntes Durcheinander im Gerät des Theetiſches kann von höchſt reizvoller Wirkung ſein. Sehr hübſch iſt auch ein moderner „Tea comfort“, ein Theetiſch aus Schmiedeeiſen mit über der Flamme ſchwebendem kupfernen Keſſel. Wer ganz „echt“ nach Art der größten Theetrinker, der Ruſſen, ſeinen Thee kredenzen will, wählt den Samowar und Theegläſer. — Die Hausfrau oder die Tochter des Hauſes bereitet ſelbſt den Thee, und ihre Hand reicht ihn dem Gaſte. Es verleiht dies dem Five o'clock tea gerade ſeinen reizvoll-intimen Charakter. Die Dienſtboten helfen nur im Vorzimmer beim Ablegen. Damen behalten den Hut auf, legen Umhang, Schirm und Gummiſchuhe jedoch vor ihrem Eintritt ab. Die Herren laſſen wie bei jedem Beſuch Paletot und Stock im Ablegeraum und behalten den Hut in der Hand, den ſie im Salon erſt auf Aufforderung der Hausfrau beiſeite ſtellen. Die engliſche und franzöſiſche Wirtin pflegt ihre Beſucher in eigens dazu erdachtem elegantem Hauskleid, das ſogar five o'clock tea-Toilette getauft wurde, zu empfangen. Bei uns ſind die Damen ſelbſt tonangebender Kreiſe nicht ſo luxuriös. Man empfängt ſeine Gäſte in einer Straßen- oder einfachen Beſuchstoilette, welche von jungen Damen oft durch eine zierliche Theeſchürze vervollſtändigt wird. Die älteren Herrſchaften gruppieren ſich um den Theetiſch, die übrigen nehmen ſtehend oder ſitzend, wie die lebhafte Konverſation es mit ſich bringt, ihren Thee. Die Hausfrau wählt ihren Platz unweit des Serviertiſches. Für die Unterhaltung der Beſucher ſorgt die Hausfrau durch Auflegen neuer Erſcheinungen auf dem Gebiet der Kunſt, z. B. Nachbildungen von Bildern, Photographien von Perſonen, Orten u. ſ. w., welche im Mittelpunkt des Tagesintereſſes ſtehen. Vielleicht trägt ein Beſucher ein Muſikſtück vor, oder die Jugend probiert ein neues Geſellſchaftsſpiel. Dem erfinderiſchen Geiſt der Frau, welche ihr Haus gern zu einem beliebten Verſammlungsort macht, wird es gewiß gelingen, ſtets etwas Neues, eine Überraſchung, einen Scherz für ihre Freunde in Bereitſchaft zu haben.

Nun noch ein paar Worte über das Materielle. Die Beilagen zum Thee erſcheinen zierlich in länglichen Porzellanſchüſſelchen, wie ſie auch zu den hors d'oeuvres im Gebrauch ſind, oder in ſilbernen Körben, auf Glasſchalen geordnet. Es ſind dies: winzige zierliche Sandwiches, halb Pumpernickel, halb Weißbrot, geröſtete Weißbrotſchnitten mit Anchovypaſte, mit Orangenmarmelade oder beliebigem Gelee beſtrichen, engliſche Bisquits von verſchiedenem Geſchmack, darunter Käſecakes, ferner



Gängelband.

kleines Thee- oder Deſſertgebäck, unter dem Namen „petits fours“ bekannt, kleine Salzſtangen, Makronen u. ſ. w. Auch eine Schale mit Bonbons, Fruchtpaſten oder Marzipan dürfte von der Jugend nicht verſchmäht werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unter dem Angeführten nach perſönlichem Geſchmack zu wählen iſt, nur halte man den Gedanken bei der Anordnung feſt, daß es ſich nicht um eine ſättigende Mahlzeit, ſondern um einen Imbiß handelt und daß ein beladener Tiſch nicht zu dem Charakter des Fünfuhrthees paßt. Blumenſchmuck mag hiervon eine Ausnahme machen. Im Sommer verlegt die Hausfrau den Empfangsſalon in den duftenden Garten. Die Jugend ſpielt eine Partie Tennis, Croquet oder Boccia. Außer dem Thee, von dem geſagt wird, daß er kühl am meiſten den Durſt löſche und daher im Sommer ein angenehmes Getränk ſei, hält die Wirtin eisgekühltes Selterswaſſer, Wein, Fruchtſäfte in hübſcher Saftkanne, eventuell Eiſchokolade oder Citroneis, welches beides im Hauſe leicht hergeſtellt werden kann, bereit. **J. v. W. in B.**

Weihnachtsgeſchenke aus Leder mit Brandmalerei.

In der Ferne ſchimmern die Weihnachtslichter, es wird Zeit, daran zu denken, daß man nicht bloß ſelbſt einen großen Wunſchzettel ſchreibt, ſondern daß vielmehr Onkel und Tanten, Nichten und Neffen ein Weihnachtskiſtchen erwarten. Da heißt es praktiſch ſein, das Taſchengeld einteilen und mit wenig Material ſo viel Hübſches wie möglich ſchaffen. Man kaufe in einer Lederhandlung ein rotgefärbtes Fell, es koſtet je nach der Größe 2,25—3,00 Mark, außerdem $^1/_2$ Meter roten Kattun (25 Pfg.), 3 Meter Goldſchnur (30 Pfg.), eine Pappe (20 Pfg.), $^1/_2$ Meter roten Atlas (75 Pfg.), 2 Bogen ſtarkes buntes Löſchpapier (20 Pfg.), Fiſchleim und Goldbronze (50 Pfg.); die Geſamtauslagen betragen alſo 4,50—5,00 Mark. Nun ſchneidet man aus dem Leder zwei gleich große Stücke, 46 cm lang, 34 cm breit, ſchlägt dieſelben ringsherum gleichmäßig 3 cm um und durchlocht den doppelten Rand in Zwiſchenräumen von 3 cm; — die Ecken müſſen eingeſchnitten werden, damit ſich das Leder beſſer umlegt. Den einen Teil ſchmückt man mit einem Blütenzweig, der mit Feder und Tinte aufgezeichnet, mit dem Brennſtift leicht nachgezogen und mit Goldbronze ausgemalt wird. Aus rotem Schweizerkattun fertigt man ein Kiſſen, 40 cm lang, 28 cm breit, und füllt dasſelbe mit klein geſchnittenen weichen Stoffreſtern. Die beiden Lederſtücke werden darüber mit Goldſchnur zuſammengeſchnürt, die Enden der Schnur mit gelber Seide feſt vernäht, und ein in jedem Herrenzimmer willkommenes Kiſſen iſt fertig. — Aus demſelben Leder ſchneidet man zweitens ein Stück, 22 cm hoch, 34 cm breit, brennt ringsherum, 1 cm breit, einen braunen Rand, verziert die eine Hälfte mit Arabesken und Amoretten in Brandmalerei, die mit Bronze oder Ölfarbe leicht ausgemalt werden. Zwei Pappen, je 22 cm hoch, $15^1/_2$ cm breit, bedeckt man mit Atlas und zwar ſo, daß ſie durch denſelben verbunden ſind, jedoch 3 cm breit voneinander liegen. Man klebt die Seide auf der linken Seite feſt, beſtreicht dieſe gleichmäßig mit Fiſchleim und legt den gebrannten Lederteil darauf. Nachdem alles gut getrocknet und gepreßt iſt, klappt man das Stück zuſammen, legt Löſchpapier hinein, welches mit einem Goldſchnürchen feſtgebunden wird, und eine kleine Schreibmappe wartet auf ihre Beſtimmung. — Aus den Reſtern des Leders und der Seide können geſchickte Hände zierliche Viſitenkartentaſchen und Nadelbücher in den verſchiedenſten Formen, mit Monogrammen und goldenen Kleeblättern verſehen, fertigen; ja, wenn man ganz behutſam ſchneidet und ſparſam iſt, ſo kommen noch ein Paar Pantöffelchen für den eigenen Gebrauch heraus. — Die letzten Stückchen werden von kleinen Freundinnen gern in Empfang genommen, um im Puppenſalon verwendet zu werden.

A. von Stuemer.

Über die Verwendung von alten Münzen.

Alte Münzen zu veräußern möchte ich nur in den ſeltenſten Fällen raten. Münzen, welche uns ſelbſt durch kunſtvolle Prägung und hohes Alter kleine Seltenheiten erſchienen, erzielten eine ganz geringe Summe. Viel Freude aber erregt es, wenn aus den Münzen oder durch ſie geſchmückt Gebrauchsgegenſtände entſtehen, welche wir mit Stolz und voll Anhänglichkeit auf unſerer Tafel, in unſerm Silberſchrank ſehen. Am vorteilhafteſten iſt die Manier, die Münzen von einem Goldarbeiter durchſägen zu laſſen. Man kann ſomit Vorder- wie Rückſeite verwenden. Die Münzen, unter denen auch kleinere zum Ausfüllen der Lücken nicht fehlen dürfen, werden alsdann auf der ſilbernen Schale, dem Becher oder Pokal aufgelötet. Das Durchſägen iſt nicht billig; will man ſparſam verfahren, ſo nehme man den Becher, Pokal 2c. aus Neuſilber oder wähle ihn unter den Erzeugniſſen der Württembergiſchen Metallwarenfabrik. Sehr geſchmackvoll iſt auch ein Präſentierbrett mit erhöhtem Rand, welcher mit Münzen verziert iſt. Im kleinen laſſen ſich mit kleinen Münzen auch Flaſchenunterſätze auf dieſe Weiſe ſchmücken. Ganz kleine Goldmünzen geben reizende kleine Salzlöffel. Der Goldſchmied verſieht ſie mit gewundenem dünnen Silberſtiel. Größere Goldmünzen arbeitet man zu Zuckerſtreulöffeln um. Der Stiel erſcheint hier als zweifache Runde aus gewundenem Golddraht, in welche der Finger zum Halten greift. — Allgemein bekannt iſt die Verwendung der Münzen zu Broſchen, Manſchettenknöpfen.

Ella Mannhardt.

Nochmals „Blumen zu verſchicken.“

Vor einigen Wochen war an dieſer Stelle eine ſehr gute Anleitung, wie man am beſten Blumen verpacken könnte. Ich verfahre genau nach der angegebenen Methode. Nur möchte ich noch den Rat geben, alle Blumen, die man verſchicken oder verſchenken will, vorher etwa eine halbe Stunde in Waſſer zu ſtellen, damit ſich die Stengel ganz voll Waſſer ſaugen. Unvergleichlich länger laſſen ſich Blumen mit derartig eingeſogenem Waſſer trocken hinlegen. Will man ein Bouquet friſch behalten und kann es wegen ſeiner Manſchette u. ſ. w. nicht in Waſſer ſtellen, ſo muß man es aufhängen, damit der Saft, der noch in den Stielen iſt, ſich auf die Blumen überträgt. Freilich wenn die Blumen ganz auf Draht gebunden ſind, ſo ſind ja keine Stiele mehr vorhanden, die den Blumen Saft geben können. Sehr gern werden im Winter kleine Holzkäſtchen mit Blumen aus dem Süden geſchickt. Da muß man die Blumen ganz und gar in eine Schale mit handwarmem Waſſer legen. Nach einer kleinen halben Stunde kann man ſie herausnehmen. Dann muß man ſie nicht gleich gar zu warm ſtellen, ſondern am beſten erſt etwas in ein eben nur froſtfreies Zimmer.

A. K. B.

Wäſche.

Farbige Kattun- und Baumwollſchürzen zu ſtärken. Vielleicht iſt mancher Leſerin folgende Methode, farbige Kattun- und Baumwollſchürzen zu ſtärken, noch unbekannt. Da dieſe Methode ſehr bequem und zugleich billig iſt, wird ſie ſicherlich bei der einen oder anderen Daheimleſerin Nachahmung finden. Wenn die zu ſtärkenden Gegenſtände trocken ſind, tauche man ſie in abgerahmte Milch, wringe ſie recht feſt aus und hänge ſie dann zum Trocknen auf. Darauf ſprenge man ſie mit kaltem Waſſer ein wenig ein, rolle ſie recht feſt zuſammen; wenn ſie gut durchgefeuchtet ſind, können ſie gebügelt werden. Die Sachen erlangen auf dieſe Weiſe gerade die paſſende Steifheit, und die Farben verlieren nichts von ihrer Reinheit und Friſche. Selbſtverſtändlich können Kattunkleider ebenſo behandelt werden. Nur bei weißen Sachen darf man zum Stärken keine Milch verwenden; denn hier würde das ſchneeige Weiß ſich mit der Zeit in eine ſchmutzige, graue Farbe verwandeln. Frau **A. J. in J.**

Gängelband.

Umſtehend abgebildetes Gängelband kann als praktiſch empfohlen werden, es erſpart den Erwachſenen das Bücken, und erlaubt dem Kind, beim Gehen beide Hände frei zu bewegen. Ein 70 Centimeter langer und ſieben Centimeter breiter ſtarker Gürtel aus weißem Gurtband wird entweder mit Kreuzſtich verziert oder bunter Borte benäht und zum Zuknöpfen eingerichtet. Nun beſtickt oder benäht man ebenfalls halb ſo breites Gurtband für die Heben, und zwar zwei Längen von je 120 Centimeter. Wenn man nun den Taillengürtel vor ſich lang hinlegt, werden in gleichmäßiger Entfernung die vier Hebenteilenden feſtgenäht. In der Mitte wird jede Hebe zuſammengenäht, der untere Teil bildet dann eine Art Armloch, der obere Teil eine Schlinge, welche dem Erwachſenen zum Feſthalten dient. Um das Gängelband etwas auszuſchmücken, verziert man die Heben und Hebenanſätze mit Bandſchleifen.

Für die Küche.

„Friſche Heringe“ tönt vom November ab täglich eine Ausruferſtimme in den Hafenſtädten, wo man den trefflichen Geſchmack dieſes Fiſches wohl zu würdigen weiß und ihn in verſchiedenen Zubereitungen auftiſcht, zumal er bei reichem Nährwert einen ſehr billigen Preis hat. Auch den Leſerinnen im Binnenlande möchte ich deshalb einen Verſuch mit den kleinen, nützlichen Fiſchen anraten, den ſie nach meinen folgenden Vorſchriften anſtellen mögen. Beim Einkauf iſt auf „Friſche“ ein Hauptaugenmerk zu richten, auch thut man gut, beim Reinigen ganz beſonders peinlich ſauber zu ſein. Die Fiſche müſſen wiederholt in mit Eſſig und etwas übermanganſaurem Kali verſetztem Waſſer gewaſchen und gut ausgetrocknet werden, da ſie ſonſt leicht beim Kochen einen ſtrengen Geruch entwickeln.

Friſche Heringe mit Senfſauce. Die vorbereiteten Heringe werden auf dem Rücken einige Male eingekerbt, in eine Schüſſel gelegt, mit einigen Löffeln Speiſeöl übergoſſen, mit Salz und wenig Pfeffer beſtreut und eine Stunde mariniert. Dann brät man die Fiſche über dem Roſt, jede Seite etwa 4 bis 5 Minuten, richtet ſie mit ausgebackener Peterſilie an und gibt eine auf bekannte Weiſe hergerichtete Senfſauce nebenher.

Gebackene Heringe. Man reibt die vorgerichteten Fiſche mit Salz und Pfeffer ein, entfernt Kiemen und Floſſen und legt an deren Stelle Zwiebelſcheiben und gewiegte, feine Kräuter. Man legt die Heringe nebeneinander in die Backſchüſſel, übergießt ſie mit etwas Eſſig, Weißwein und Bouillon und bäckt ſie 30 Minuten im Ofen. Sie werden als treffliche Beigabe zu Kartoffeln in der Schale gereicht.

Gedämpfter Hering. In einer genügend großen Bratpfanne macht man Backfett heiß, legt ein großes Stück Pergamentpapier hinein, auf dieſes die vorbereiteten Fiſche und ſchlägt es über den geſalzenen Heringen zuſammen, ſo daß ſie ganz davon eingehüllt ſind. Man ſtellt die Pfanne in einen Backofen und bäckt die Fiſche 10 bis 15 Minuten. Indes röſtet man Mehl in Butter gelb, verkocht dies mit leichter Fleiſchbrühe, etwas Weißwein und Citronenſaft zu ſeimiger Sauce, fügt eine Meſſerſpitze Fleiſchextrakt hinzu, würzt die Sauce mit Paprika und gewiegter Peterſilie und läßt in ihr die aus dem Papier genommenen Heringe noch einige Minuten dämpfen. Sie werden mit Salzkartoffeln gereicht. **L. H.**

Sehr zu empfehlendes Rezept, grüne Heringe ſäuerlich einzulegen. Man reinige die grünen Heringe gut und waſche ſie. Dann lege man ſie in einen Steintopf, bedecke ſie mit Eſſigſprit und laſſe ſie darin 12 Stunden ſtehen. Dann ſtoße man für je 60 Heringe 20 g weißen Pfeffer, 20 g ſchwarzen Pfeffer, 10 g Nelken ſehr fein, vermenge das Gewürz mit 250 g Salz, 90 g Zucker und 4 Lorbeerblättern. Nun lege man die Heringe, nachdem man den Eſſig abgegoſſen hat, ſchichtweiſe in einen Steintopf und ſtreue immer obengenannte Zuthaten dazwiſchen. Nach 8 Tagen laſſen die Heringe ſich eſſen; doch halten ſie ſich an einem kalten, nicht zu feuchten Orte ein ganzes Jahr. Sie ſind eine ſehr angenehme Beilage zu kalter Küche und beſonders auch zu Pellkartoffeln. Ich ſchneide gleich beim Zurechtmachen der Heringe die Köpfe ab; die nehmen beim Einlegen nur Platz weg. **A. K. B.**

Auskunft.

A. M. in Zoſſen. Wir empfehlen Ihnen das Werkchen: Ich gratuliere! von Martha Asmus. Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. Preis 1 Mark.

Handarbeit. Die in Nr. 51 von „Claire“ empfohlenen Unterlagen für Buchſtaben- und Blumenſtickerei verſendet die Firma „Krautheimer & Komp. in Fürth“ nicht direkt an Private. Sie ſind in jedem größeren Tapiſſeriegeſchäft zu haben.

Fr. 131. Ich wäre nicht abgeneigt, einige Päckchen Briefmarken zu erwerben, erlaube mir jedoch zuvor die höfliche Anfrage, ob qu. Marken echt ſind, ob geſtempelt oder nicht? Sind ſolche verſchieden und in In- und Ausland eingeteilt, und was iſt der Preis eines Päckchens von 50 Stück? Achtungsvoll Frau **M. B., Hanau,** Phil. Ludw. Anlage 15.

Fr. 7. Die erſtgenannte Medaille iſt in der Münzenhandlung von Rappaport (Berlin, Halleſche Straße 18) für 10,50 ℳ käuflich.
Profeſſor **B. in K.**

Auf Frage 8 in Nr. 2 die Mitteilung, daß vielleicht eine Anzeige in den beiden Zeitſchriften „Allgemeine Deutſche Lehrerzeitung“ in Leipzig, und „Die Lehrerin in Schule und Haus“, in Gera erſcheinend, den erwünſchten Erfolg haben wird. **E. F. in G.**

Frage.

23) Könnte mir vielleicht eine geehrte Leſerin eine Haushaltungsſchule bezeichnen, die ſich nicht zu weit von der Schweizergrenze befindet? **M. S. in Z.**

*

(Zu Nr. 6.)

Eines Baumes dichtes Zweiggewimmel,
Aufgeſtreckt zum lichten Himmelsraum; — — —
Abertauſend Arme, gleich dem Baum,
Streckt das Herz in Sehnſucht nach dem Himmel.

Mit Kranz und Schleier.

Für zwei Freundinnen.

A. (mit dem Kranz).

Schweſter, geliebte, es nahte die Stunde,
Da Du dem Liebſten zum ewigen Bunde
Folgſt mit des Herzens bangfreudigem Schlag:
Da Du verließeſt die traulichen Räume
Kindlicher Spiele und zagender Träume —
Schweſter, geliebte, es nahte der Tag!

B. (mit dem Schleier).

Doch es ſei ein Scheiden ohne Klage;
Doppelt lebſt du Deines Lebens Tage,
Doppelt glücklich, doppelt liebereich!
Eine neue Heimat winkt Euch dorten —
Offen ſtehen Euch die alten Pforten —
Hier und dort winkt treue Liebe Euch!

A. (mit dem Kranz).

Laß mit der bräutlichen Myrte Dich ſchmücken;
Laß Dich durchſchauern von ſel'gem Entzücken,
Küſſen die Stirn Dir, umſchattet vom Kranz!

B. (mit dem Schleier).

Laß mich Dich ſchmücken mit bräutlichem Schleier.
Daß er wie Silberduft hülle zur Feier
Dich in der Würde unnahbaren Glanz!

A. (mit dem Kranz).

Was der immergrüne Kranz Dir deute?
Deiner Seele wonnig Hoffen heute,
Treuer Liebe Unvergänglichkeit.

B. (mit dem Schleier).

Und der Schleier? Holdes Weltverzichten,
Sel'ges Untergehn in heil'gen Pflichten,
Eines neuen Daſeins Feſttagskleid.

A. (mit dem Kranz).

Schüre die Flamme dem Liebſten am Herde,
Die Dir das Vaterhaus traulich verklärte
Mit ihrem friedlich-mildleuchtenden Schein.

B. (mit dem Schleier).

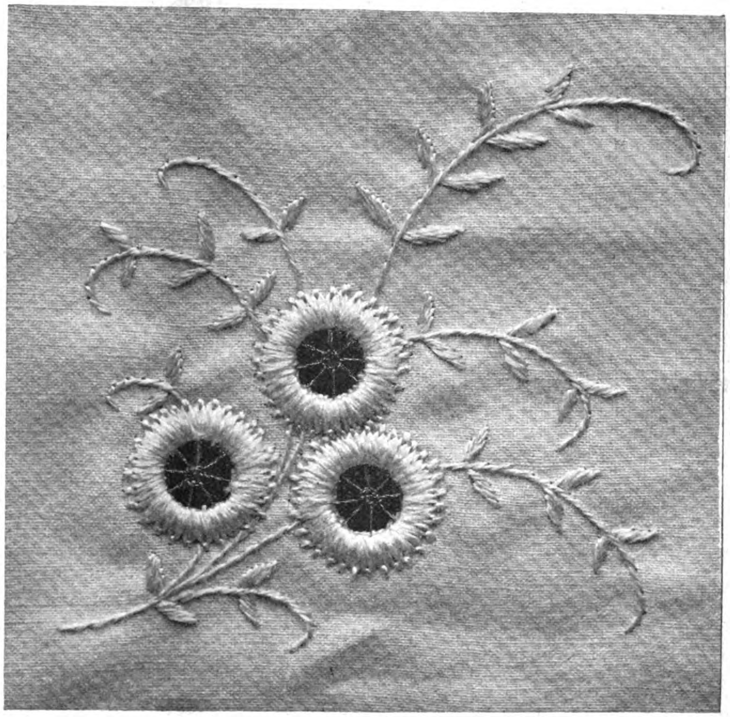
Liebling des Hauſes, ſei Freude und Frieden
Dir an der Seite des Teuren beſchieden! —
Vater im Himmel, ſieh gnädig darein!

Julius Loßmeyer.

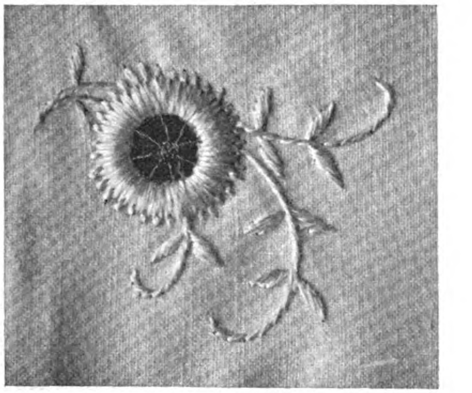
Erwerb.

Den erwerbenden Frauen fehlt es heutzutage nirgends an Anerkennung und Achtung, ſobald ſie den erwählten Platz nur vollkommen ausfüllen. Nur einem praktiſchen Wirkungskreis, der an ſich gewiß durchaus nichts degradierendes hat, wird leider von den gebildeten Klaſſen noch immer mißtrauiſch aus dem Wege gegangen, und doch liegt er gerade ſo recht in dem Thätigkeitsgebiet der Frau, und es wäre gerade im Intereſſe aller Kreiſe, ſowohl in dem der Erbwerbsbedürftigen wie demjenigen der glücklicher Situierten, von größtem Werte, wenn ſich auch gebildete Mädchen aus beſſeren Familien endlich dazu entſchließen möchten, den Beruf einer Schneiderin zu erwählen. Sie würden nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ihren Mitſchweſtern einen großen Dienſt erweiſen. Denn abgeſehen von der Thatſache, daß es bisher noch immer und überall an tüchtigen Schneiderinnen, die nicht allzu hohe Rechnungen ausſtellen, gefehlt hat, wäre es doch wirklich nur freudig zu begrüßen, wenn man endlich dahin gelänge, die Anfertigung der Garderobe Perſonen anvertrauen zu können, die ſich in gebildeten Ausdrücken über die herrſchende Mode, Sitz und Ausſtattung des betreffenden Gewandſtückes äußern und hinterher eine nicht allzu hohe Rechnung in richtigem Deutſch ſchreiben. Zu einer geſchickten Schneiderin gehört nicht allein, daß ſie nähen und zuſchneiden kann, ſie muß auch Geſchmack und Phantaſie beſitzen, ſie muß individualiſieren können, ſie muß Farbenſinn und Verſtändnis in der Auswahl der Muſter haben u. ſ. w. u. ſ. w., alles Eigenſchaften, die naturgemäß eher bei gebildeten Menſchen vorausgeſetzt werden können, als bei den niederen Ständen, aus denen ſich bisher der größte Teil der Schneiderinnen rekrutierte. In größeren Städten gibt es ja freilich ſchon vereinzelte „Ateliers," die von geſellſchaftlich und ſprachlich gebildeten Damen geleitet werden — ſie bilden aber Ausnahmen und ſind vermöge ihrer Preisnormierung nur den oberen Zehntauſenden zugänglich. Wie überall, bedarf es auch bei dem Gewerbe einer Schneiderin heutigentags vor der Erlernung der Praxis einer tüchtigen theoretiſchen Vorbildung. Erſt nachdem ein gründlicher Kurſus im Zeichnen, Maßnehmen und Zuſchneiden durchgemacht iſt, geht es an die praktiſche Ausbildung. Unterweiſungsſtätten für die theoretiſche und praktiſche Ausbildung im Kleidermachen gibt es ja überall (Lette-verein in Berlin). Der Privatunterricht in der theoretiſchen Vorbildung koſtet 15 bis 25 Mark monatlich. Der Kurſus dauert je nach der Auffaſſungsgabe der Betreffenden 2—3 Monate, wovon 14 Tage auf das Maßnehmen, 4 Wochen auf das Muſterzeichnen und die übrige Zeit auf das Zuſchneiden entfallen. Dann wendet ſich die Betreffende an eine größere Werkſtatt, wo ſie je nach ihren Mitteln entweder als Volontärin monatlich 15 bis 20 Mark bezahlt oder als „Zuarbeiterin" ſofort einen wöchentlichen Verdienſt von 6—8 Mk. findet. Dieſer ſteigt ſpäter bis auf 25—30 Mark pro Woche. Hat die Schülerin beſonderes Zeichentalent, ſo kann ſie ſich durch Ausführung von Figuren für Modezeitungen noch Nebeneinnahmen verſchaffen. Schriftliche Auskunft gebe ich wie immer gern.

H. Oehmke, Berlin NW,
Mariendorferſtr. 13.



Pleinfigur zu Leinenſtickerei.



Kleinere Pleinfigur.

Humoriſtiſche Gaben.

Unter allen Geſchenken, welche ich im Laufe des Jahres an groß und klein in meinem großen Familien- und Bekanntenkreiſe ſende, ernten am meiſten Beifall, ja oft enthuſiaſtiſchen Dank, diejenigen Gaben, die mein Mann die „humoriſtiſchen" nennt. Beſonders unter den Junggeſellen, alten und jungen, wirklichen und „Wahl"-Onkels, denen man ſo oft nichts zu ſchenken weiß, haben ſie treue Verehrer. Da iſt vor allem zur Jagdzeit das Feldhuhn, welches ich Feinſchmeckern gern paarweiſe ſchenke. Und zwar nehme ich dazu ein flaches Körbchen ohne Henkel, beſtecke es mit Weinblättern und Wachholderbeeren (beides wird bei der Zubereitung der Hühner gebraucht und iſt ſomit gleich zur Hand) und befeſtige darauf die Hühner mit einer hübſchen Bandſchleife; für die Hühner habe ich aus weißem Kartonpapier Vatermörder geſchnitten und binde ihnen dieſe mit bunter Kravatte, aus einem Bandreſt, feſt. Die Tiere ſehen ſo poſſierlich aus, daß auch ein Hypochonder ein Lächeln nicht unterdrücken kann. — Freund Lampe, als Koch verkleidet, mit weißer Jacke und Mütze, die mit ein paar Stichen aus einem Bogen Schreibpapier herzuſtellen ſind, vielleicht einen Kochlöffel aus der Kinderküche im Gürtelband, iſt mancher Dame gewiß in der Küche willkommen. Allerliebſt iſt auch ein Haſenpaar als Bauern koſtümiert. Der Herr Haſe erhält eine blau-weiße Zipfelmütze, rote Weſte mit goldenen Knöpfen und Frau Häſin einen roten Faltenrock, blaue Schürze und Haube aus Seiden-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

papier mit dicker Tollrüſche. — Auch Faſane habe ich ſcherzhaft verkleidet verſchenkt, z. B. als Koch und Köchin. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich dieſes Koſtümieren nur für Tiere in Fell, Schale oder Federn eignet. Man probiere nur, wie ſpaßhaft ein abgekochter Hummer in ſeinem glänzend roten Kleid mit einer großen weißen Kravatte ausſieht, ein Bouquetchen zwiſchen der Schere! — Vielen Spaß erregt auch ein Bouquet aus lauter eßbaren, guten Sachen. Man beſorge ſich dazu ſtarken Draht und Zweige dauerhaften Grüns. Die Blumen in unſerem Strauß werden dargeſtellt von Radieschen, geſchältem Rettich, rötlichen Krabben, kleinen Appetitwürſtchen, Tomaten, kleinen Gurken, Apfelſinen u. ſ. w. Nach Belieben kann eine Artiſchocke, ein Blumenkohl oder auch eine kleine Konſervenbüchſe als Mittelſtück dienen, um welches alle übrigen Dinge, auf Draht befeſtigt, arrangiert werden. Die große Papiermanſchette, welche unſer Bouquet umſchließt, kann durch Scherzreime und Ähnliches verziert werden. — Unter die Zahl der „humoriſtiſchen Gaben" ſeien auch noch die ſogen. Stillleben eingereiht, welche überall da ein empfehlenswertes Geſchenk ſind, wo zu Handarbeiten keine Zeit vorhanden war, und man den Betreffenden doch mit etwas erfreuen will, an deſſen Herrichtung man beteiligt iſt. Beſonders zur Herbſtzeit laſſen ſich dieſe lebenden Stillleben ſo wunderhübſch und maleriſch zuſammenſtellen, daß man den Pinſel handhaben möchte, um ihren Reiz feſtzuhalten. Auf einem flachen Korb arrangiert man zuerſt Obſt, goldig ſchimmernde Meraner, rötliche Muskateller und dunkelblaue rheiniſche Trauben, eine angeſchnittene, grüne Melone mit goldgelbem Fleiſch, Nüſſe, Birnen, dann, in Weinlaub gebettet, Rebhühner, eine Flaſche Wein u. dgl. Das Ganze erhält einen graziöſen Guirlandenſchmuck von gefärbtem Weinlaub und weißen und lila Aſtern. — Im Winter arrangiert man ein ähnlich verlockendes Stillleben auf folgende Weiſe: man wählt ein hübſches Präſentierbrett, etwa ſelbſt durch Kerbſchnitt verziert; hierauf kommt, in Tannengrün liegend, eine Doſe Hummer, eine Büchſe Paſtete, ſodann geräucherter Lachs, eine Wurſt und Ähnliches, die Citrone zum Hummer darf nicht fehlen, ebenſowenig die Krachmandeln und Roſinen, die den Beſchluß dieſes Frühſtückes bilden ſollen. Zum Schluß will ich noch von einer Gabe erzählen, welche eine junge Braut kürzlich von ihrem Verlobten erhielt. Es war dies ein reizender Korb, ſcheinbar ganz mit Roſen gefüllt. Die Roſen waren aber auf einem Moosdeckel befeſtigt, man konnte ſie aufheben und darunter befanden ſich die ſchönſten Süßigkeiten und Lieblingsbonbons der Empfängerin. — Obige Anregungen werden gewiß zu vielen neuen, hübſchen Zuſammenſtellungen führen, möchten ſie in dieſem Sinn willkommen geheißen werden.

Edith v. S.

Handarbeit.

Seidenſtickereien auf weißes Leinen, zu Decken und Läufern verwandt, ſind noch immer ungemein beliebt. Doch ſtickt man jetzt weniger bunte Blumenſträuße und Zweige, als einfarbige, graziös über den Fond verſtreute ſtiliſierte Blüten in weiß, helllila oder gelb, mit einzelnen Goldſtichen und Goldſpinnen verziert. Unſere heutige Vorlage bringt ſolche Füllblumen, die ſich ganz beſonders reizend ausnehmen. Sie werden mit leichten Schlingſtichen über waſchbare, platte, ringförmige Unterlagen geſtickt, in deren Mitte man den Stoff wegſchneidet, ſo daß das Muſter durchbrochen wirkt. Feine Goldſpinnen füllen die leeren Stellen. Dieſe Art Seidenſtickerei fördert ungemein; man kann zu den abgebildeten Figuren leicht noch einige hinzu entwerfen und ganze Decken mit den zierlichen Muſtern überſtreuen. Fertig vorgezeichnet erhält man dieſelben bei Fräulein Clara Hartmann, Berlin W., Potsdamerſtraße 125.

Praktiſches fürs Haus.

Vom freudenreichen Sommer iſt uns neben der ſchönen Erinnerung ein unangenehmes Andenken geblieben: die Spuren, welche die Fliegen hinterlaſſen haben. Überall, beſonders aber auf dem Lande, wo die Fliegenplage, der nahen Ställe wegen, am ärgſten zu wüten pflegt, iſt man jetzt eifrig beſchäftigt, den Schaden zu heilen; Waſſer und Seife, Schwamm und Scheuerbürſte regieren, aber nicht jedes Material verträgt ſo ſtrenges Regiment. Daher werden denn auch, z. B. für vergoldete Bilderrahmen und dergl., allerhand Mittel empfohlen, die ohne die Vergoldung anzugreifen, die Flecken entfernen ſollen. Da ſind verſchiedene aus Salmiakgeiſt und anderen Subſtanzen, die auf dem Lande oft nicht zur Hand ſind, herzuſtellende Waſchwaſſer; ferner die altbewährte Zwiebel, — aber welch abſcheulichen Geruch hinterläßt deren Anwendung! So war ich froh, vor kurzem ein ebenſo einfaches und leichtes, wie ſchonendes Mittel kennen zu lernen und zu erproben, durch welches man jede Art von Vergoldung, ſei es an Bilderrahmen, an Kronleuchtern oder wo ſonſt, von Fliegenſchmutz reinigen kann, und zwar in den wohl in jedem Garten reichlich vorhandenen Blättern des Sauerampfers. Man nimmt ein paar dieſer friſch gepflückten Blätter in die Hand, reibt damit die beſchmutzte Stelle raſch und ſo kräftig, daß der Saft herausquillt, bis nach einigen Sekunden jede Spur von Fliegenſchmutz verſchwunden iſt, wiſcht mit einem trockenen weichen Tuch nach und wird ſich über den wie neu erſcheinenden Glanz der Vergoldung freuen. **M.**

Hat das Salatöl einen ſchlechten, ranzigen Geſchmack oder ein trübes, milchiges Ausſehen, ſo ſchütte man trockenes Kochſalz hinein; auf eine Flaſche etwa 2—3 Löffel voll. Die Flaſche muß ungekorkt ſtehen bleiben. Nach einigen Tagen iſt das Öl ganz rein von Geſchmack. Man hat dabei nicht zu befürchten, daß das Öl etwa ſalzig ſchmecken wird; das Salz bleibt unaufgelöſt am Boden der Flaſche. **A. K. B.**

Geſellſchaftsſpiele.

„Telegraphieren." Jedes Mitglied der Geſellſchaft iſt mit einem Stück Papier und einer Bleifeder verſehen. Nun muß jeder Mitſpielende einen Buchſtaben ſagen; alle dieſe Buchſtaben werden der Reihenfolge nach von den Mitſpielenden notiert. Dieſelben muß nun jeder zu Anfangsbuchſtaben von Wörtern wählen, daß ein Satz mit Zuſammenhang daraus entſteht; ungefähr ſo abgefaßt, als ſei es ein Telegramm. Sind z. B. die Buchſtaben: J. e. k. d. h. b. angegeben, ſo kann man daraus folgendes Telegramm abfaſſen: „Jawort erhalten; komme Dienſtag her. Betty". oder etwa: „Johannes Erbſchaft, kann das Haus bezahlen." Sind andere Buchſtaben vorgeſchrieben, zum Beiſpiel: T. e. ſ. b. m. g. w., kann man etwa ſchreiben: „Töchterchen erſchienen. Sonntagskind. Befinden muſterhaft. Gruß. Wilhelm." Oder: „Theodor erkrankt. Schweſter beſorgen. Muß geſchient werden." Hernach werden die beſchriebenen Zettel vertauſcht und der Reihe nach vorgeleſen. Dies niedliche Spiel hat bei uns ſchon viel Beifall gefunden und viel Veranlaſſung zum Lachen gegeben.

So auch nachſtehendes Spiel:

„Wörter bilden." Ein Mitglied der Geſellſchaft ſchlägt ein nicht gar zu kurzes Wort vor, das ſich alle niederſchreiben. Aus dieſem Wort muß man nun innerhalb fünf Minuten möglichſt viele Wörter zu bilden ſuchen. Z. B. „Amtsrichter". Daraus laſſen ſich unter andern folgende Wörter bilden: „Am, Amt, Arm, Aſter, arm, mir, mich, mit, Marie, Mitte, Matte, matt, Macht, Maſt, Mars, ſehr, ſich, u. ſ. w. (Aus „Amtsrichter laſſen ſich nämlich gegen 60 bilden.) Nach fünf Minuten darf keiner ein Wort mehr niederſchreiben, und jeder ſagt, wie viele er hat. Dann werden ſie vorgeleſen, und wer die meiſten hat, darf das Wort für die nächſte Zergliederung vorſchlagen. **Konradine.**

Zur Haſenzeit.

Haſenfleiſch iſt nicht nur im höchſten Grade nahrhaft und blutbildend, leicht verdaulich und wohlſchmeckend, ſondern auch, beſonders bei den jetzigen hohen Fleiſchpreiſen, verhältnismäßig billig. Darum begrüßen auch wir Hausfrauen das Erſcheinen Meiſter Lampes im September mit Freuden und ſehen es gern, wenn uns ab und zu ein Häslein in die Küche läuft. Wie angenehm, wenn man durch die verſchiedenerlei Gerichte vom Haſenwildpret den täglichen Tiſch mit mehr Abwechſelung beſtellen kann! Was ſolch ein Häslein noch weiter für eine gute Eigenſchaft haben ſoll, das will ich hiermit den jungen Mädchen verraten. Vielleicht intereſſiert ſie dann ein guter Haſenbraten mehr, und ſie laſſen es ſich angelegen ſein, zuweilen auch einen kunſtgerecht herzuſtellen. Der römiſche Schriftſteller Plinius behauptet, daß man, um ſchön zu werden, Haſenwildpret eſſen müſſe. Der Kaiſer Severus, ermordet 233 Jahre nach Chriſti im Lager zu Sicilia, dem heutigen Boetzenheim bei Mainz, ſoll ein ſehr ſchöner Mann geweſen ſein. Von ihm heißt es in der Chronik: der Kaiſer liebt die Jagd und darum iſt er ſchön — weil wir ihn täglich auch ein Häslein ſpeiſen ſehn.

Der Haſe hält ſich, nicht aufgebrochen, an einem luftigen, trockenen Orte 3—4 Wochen. Tritt aber auf Froſt plötzliches Tauwetter ein, ſo muß er ſofort verwendet werden. Man findet häufig bei Hausfrauen die Anſicht, den Haſen ſofort auswerfen zu laſſen, um dadurch eine größere Haltbarkeit des Fleiſches zu erzielen. Dieſes Verfahren iſt grundfalſch, denn durch das Öffnen des Felles und das Herausziehen der Eingeweide tritt Luft und damit eine Menge von Mikroorganismen in das Innere des Tieres. Dies merkt man daran, daß ſich, beſonders bei feuchtem Wetter ſchon nach wenigen Tagen das Fleiſch mit einer ſchleimigen Maſſe überzieht, die einen dumpfigen Geruch verbreitet. Man laſſe den Haſen ruhig an der Luft hängen und beraube ihn ſeines hermetiſchen Verſchluſſes nicht eher, als bis man ihn zu gebrauchen gedenkt, und man wird finden, daß ſein Fleiſch an Güte und Wohlgeſchmack gewonnen hat. Von einem ganzen Haſen ſoll man den Teil zuerſt verbrauchen, in den der Schuß gegangen iſt. Die übrigen Teile kann man im Felle noch ziemlich lange erhalten, wenn man die Vorſicht gebraucht, den ausgeworfenen Haſen mit einer ſchwachen Löſung von übermanganſaurem Kali auszuwaſchen. Das beſte Zeichen, ob der Haſe friſch geſchoſſen, ſind ſeine Augen. Sind dieſelben gut erhalten, ſo iſt er noch nicht lange tot, ſind ſie aber trübe und eingefallen, ſo iſt es mindeſtens einige Tage her. Das bekannteſte Mittel, das Alter des Haſen feſtzuſtellen, iſt das Einreißen der Ohren oder Löffel. Ein ganz unfehlbares Kennzeichen eines jungen Haſen ſoll darin beſtehen, daß derſelbe zwiſchen den Löffeln ein paar greiſe Haare hat, die bei einem alten Haſen fehlen. Bei einem jungen Haſen läßt ſich außerdem auch die Kopfhaut zwiſchen den Löffeln mit Leichtigkeit in die Höhe heben, was man bei einem älteren nicht kann. Man ſollte Haſenwildpret, wie überhaupt jedes Wildpret, nicht beizen, da es dadurch den ihm eignen, pikanten Wildgeſchmack verliert. **J. B.**

Fragen.

24) Könnte jemand mir aus eigener Erfahrung mitteilen, wie man die jetzt unmodernen weißen Figuren aus Bisquit-Porzellanmaſſe durch Uebermalung in elfenbeinweiße verwandelt? **Rheinländerin.**

25) Zwei Freundinnen mit geringem Einkommen bitten um Angabe eines billigen und hübſch gelegenen Ortes, wo ſich ein Heim gründen ließe. Ein kleiner Erwerb daſelbſt wäre willkommen.

26) Sollte wohl eine Ihrer geehrten Mitarbeiterinnen oder Leſerinnen mir eine mittelgroße deutſche Stadt (mit Gymnaſium) angeben können, in welcher eine gute Penſion in feingebildeter Familie für Gymnaſiaſten — mit erziehlicher Aufſicht durch den Hausherrn — erwünſcht wäre und ſich lohnte?
Hochachtungsvoll **A. v. K. in S.**

Auskunft.

Fr. 112. Die betreffende Krankenpflegerin erſuche ich, mir zu ſchreiben, ob ſie zur Uebernahme einer Krankenpflegerin-Stelle bereit iſt.
Pfarrer Rieks
in **Olvenſtedt** bei Magdeburg.

Fr. 9. Das häusliche Glück. Vollſtändiger Haushaltungs-Unterricht, nebſt Belehrung über Geſundheits- und Krankenpflege; der erſten Mutterpflichten, und Pflege der Kinder, ſowie Anleitung zum Kochen, für Frauen. Verlag von A. Riffarth in M.-Gladbach. — Herausgegeben von einer Kommiſſion des Verbandes „Arbeiterwohl". Preis kartonniert 75 Pf. in Kaliko-Einband 1 Mk. Bei Mehrbezug von 25 Stück an Preisermäßigung. **E. Mockert.**

Eine Lernbegierige in **L.** Frau Dr. Henriette Goldſchmidt in Leipzig wird Ihnen die gewünſchte Auskunft gern erteilen.

Fr. **M.** in **P.** Eine Firma, welche für 4 Pfund Staniolpapier ein Theeſervice verabfolgt, wiſſen wir nicht.

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

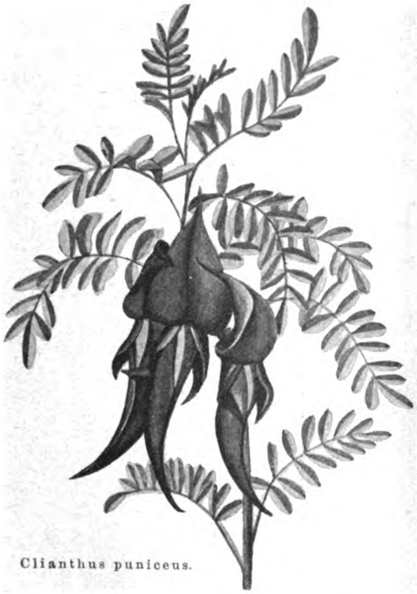
Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Der Hausgarten, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Chineſiſche Primel. (Primula chinensis Lindl.)

In der traurigen, trüben Zeit,
Da Herbſt und Winter ſind im Streit,
Blühſt du in heller Pracht und Friſche,
Du Zierde der Geburtstagstiſche!

J. Trojan.



Clianthus puniceus.

Etwas für den Winter.

Im Winter, wo draußen im Garten ſo gut wie gar keine Blumen zu finden ſind, und die Blumen im warmen Zimmer nur bei ſehr guter Pflege, und auch dann nur ſpärlich gedeihen, haben ſie für den Menſchen einen viel größeren Wert wie im Sommer, wo ſie ſo reichlich zu haben ſind, und manche Pflanze, die in der warmen Jahreszeit ihrer Unſcheinbarkeit wegen kaum beachtet wird, kann im Winter durch ihre beſcheidenen Blüten den blumenliebenden Menſchen recht beglücken. Im Winter freut ſich ein jeder, der irgendwie Sinn für Natur hat, mehr wie ſonſt auch an dem einfachſten Grün, und darum eignet ſich für den Winter ganz beſonders folgendes Verfahren, das noch nicht allgemein bekannt ſein dürfte, und das geeignet iſt, einem Pflanzenfreunde für einige Wochen eine rechte Freude zu machen. Man nehme eine leere, nicht allzugroße Flaſche, am beſten eignet ſich nach meinen Erfahrungen eine gewöhnliche Bierflaſche, die faſt in jedem Hausſtand vorzufinden iſt; allerdings darf dieſelbe nicht mit einem ſogenannten Patentverſchluß verſehen ſein. Dieſe Flaſche überziehe man möglichſt ſtraff, ſo daß dieſelbe ganz und gar ihre Form behält, mit einem dickeren Baumwollenſtoff. Bequemer iſt es, und darum halte ich es für beſſer, als Überzug den Fuß eines abgenutzten baumwollenen Strumpfes zu benutzen. Iſt dieſe einfache Vorbereitung getroffen, nehme man für etwa 10 Pfg. Kreſſeſamen, den man in jeder Gärtnerei und Samenhandlung bekommen kann, weiche ihn vielleicht eine halbe Stunde in Waſſer ein und bringe ihn dann mit dem Finger auf den Bezug der Flaſche, nachdem man denſelben vorher noch mit Waſſer getränkt hat. Notwendig iſt es, daß der Same ziemlich ebenmäßig, d. h. in nicht zu großen Abſtänden auf die Flaſche gebracht wird, aber da er ſich gut ſtreichen läßt, iſt das ſehr leicht zu machen. Iſt man fertig mit dem Beſtreichen oder vielmehr Beſäen der Flaſche mit Samen, thut man am beſten, ſie in einem recht tiefen Unterſatz in ein warmes Zimmer zu ſtellen und ſie 4 bis 5mal täglich ſehr vorſichtig, damit der Same nicht herabgleitet, zu begießen. Das Begießen iſt am leichteſten zu bewerkſtelligen, wenn man beſtändig einen Löffel neben dem Unterſatz mit der Flaſche liegen hat, ihn mit Waſſer aus dem Unterſatz, das man vorher da hinein gethan hat, füllt, und mit demſelben den Samen auf der Flaſche beträufelt. Schon nach ſehr kurzer Zeit wird mit ihm eine Veränderung vorgehen, und es wird dem Pflanzenfreunde ein ganz beſonderes Vergnügen ſein, die weitere Verwandlung zu beobachten, die ſich an dem Samen vollzieht. Nach acht Tagen etwa iſt die ganze Flaſche mit vielen kleinen Pflänzchen bedeckt und bildet einen höchſt eigenartigen Zimmerſchmuck. — Dieſes kleine Experiment eignet ſich ſeiner Einfachheit wegen auch ſehr für die Großſtadt, wo die Pflanzenzucht immer leicht mit Schwierigkeiten verbunden iſt, da die „wachſende Flaſche“ nicht einmal Erde, ſondern nur Wärme und fleißiges Begießen und wenn möglich etwas Licht bedingt. **B. H.**

Nachſchrift der Red. In Samenhandlungen erhält man allerlei Figuren, wie Köpfe ꝛc. aus rotem, unglaſiertem Thon, die, mit Kreſſenſamen in obiger Weiſe bepflanzt, einen wunderlichen Anblick gewähren.

Wie iſt es mit dem Gießen der Palmen im Winter zu halten?

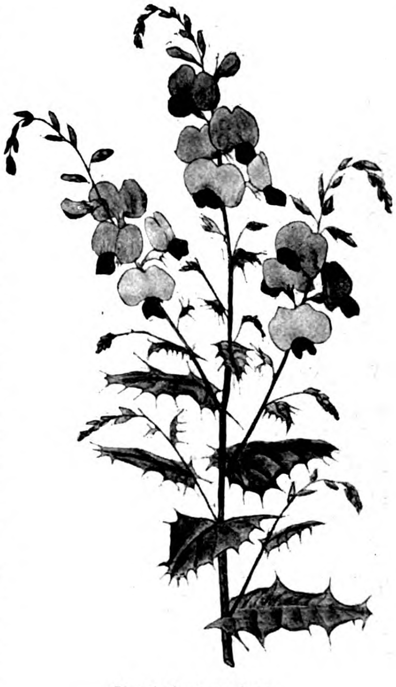
Man gieße Palmen im Winter nur mit lauwarmem Waſſer und beſpritze ſie auch mit ſolchem. Übermäßige Feuchtigkeit hat ein Faulen der Wurzel, ein gänzliches Austrocknen der Topferde, ein Dürrwerden der Spitzen der Blätter zur Folge. Alſo mit Maß!

Clianthus puniceus.

Ein prächtiger Strauch, der 1,30 bis 1,60 m hoch wird; gefiederte Blätter, wie aus der Abbildung erſichtlich; blüht März bis Juni mit leuchtend purpurnen Blumen, die 8 cm lang werden. Die Pflanze verlangt ſandige Lauberde. Im Sommer kommt ſie ins Freie, winters in froſtſichere Räume. Die Vermehrung erfolgt durch Stecklinge im Winter, auch durch Samen.

Wenn Weißkohl, Rotkohl, Blumenkohl, Wirſing des Froſtes wegen nicht auswachſen, keinen feſten Kopf, keinen „Käſe“ bilden konnten, ſo braucht man ſie durchaus nicht verloren zu geben. Blumenkohl mit Blumenanſatz ſchlägt man froſtſicher im Keller oder im leeren Miſtbeet ein und kann ſich daran bis Weihnachten und noch länger erlaben. Die anderen Kohlarten ſchlägt man im Garten auf breiten, rechtwinkligen Beeten unter möglichſter Schonung der Wurzeln und Blätter ſenkrecht ſo ein, daß ſich die Außenblätter aneinander legen, die Köpfe aber Platz zur Entwickelung behalten, und ſo frühzeitig, daß die Pflanzen noch vor den erſten härteren Fröſten einwurzeln können. Dieſes Einwurzeln wird durch ein kräftiges Angießen nach dem Einſchlagen ſehr befördert. An der Längsſeite der Beete ſchlägt man in Entfernung von ca. 0,5 m ſenkrecht gegenüberſtehende, oben gegabelte Pfähle ein und legt in die Gabeln ſtärkere Stangen, welche an den Seiten etwas überſtehen. Dieſe Stangen werden mit einer dichten Schicht von Langſtroh vor dem Eintreten härterer Fröſte dicht gedeckt, und zwar ſo, daß Stroh und Gemüſeblätter nicht in Berührung kommen. Zwiſchen den Beeten laſſe man Wege von ca. 40 cm Breite und fülle dieſe in ihrer ganzen Breite mit Kartoffelkraut, Laub oder ſtrohigem Dung bis zur Höhe des Strohbelages. In ſchneereichen, milden Wintern iſt ein weiteres Eindecken der Beete nicht nötig, in harten, ſchneearmen Wintern aber decke man auf dem Stroh mit langem ſtrohigem Dung ſo ſtark, daß der Froſt nicht in die Einſchlagbeete eindringen kann. Auf dieſe Weiſe behandelt, wachſen ſämtliche Gemüſe weiter, ſind von vorzüglicher Qualität und können bis tief in das Frühjahr hinein nach Bedarf verbraucht werden. Sie faulen ſehr ſelten an und haben nicht den unangenehmen Erdgeſchmack, welchen die eingeſchlagenen Gemüſe oft zeigen.

Wie läßt man die Winterbirnen am beſten und feinſten nachreifen? Hierüber finden wir in Dr. G. Jägers „Monatsblatt“ (1894, 3) folgende Notiz: Zur Zeit der Obſternte las ich in irgend einer Zeitung, daß man in Frankreich ſo ſchmackhaftes Tafelobſt erhalte, weil man die Früchte, wenn die Kerne anfangen ſchwarz zu werden, noch drei Wochen, in wollene Decken verpackt, nachreifen laſſe. Ich dachte: das kann man ja mal verſuchen, wenn es nichts wird, ſo iſt ja nichts daran gelegen. Ich machte alſo ein Lager zurecht. In einer ungeheizten, aber froſtfreien Stube legte ich auf ein unbenütztes Fremdenbett eine dicke, wollene Decke und darauf vorſichtig eine Birne (alle Sorten, außer den ſehr ſpät reifenden Winterbirnen, ſind verwendbar) neben die andere; dann wurden ſie feſt zugedeckt, daß kein Licht und keine Luft an die Früchte kommen konnte, und ſo ihrem Schickſal drei Wochen lang überlaſſen. Nach Ablauf dieſer Friſt ſah ich denn nach, ein köſtlicher Duft ſtrömte mir beim Abnehmen der Decke entgegen und meine Birnen ſahen verlockend aus, aber es war faſt noch keine einzige reif. Einige Wochen ſpäter konnte ich die erſte, größere reifere Portion meiner „Wollbirnen“ den Meinen vorſetzen, und ſiehe da, das Reſultat war, ſowohl was Geſchmack als Geruch und Farbe betrifft, ein ſo überaus günſtiges, daß ich jetzt faſt täglich halbreife Birnen vom Boden hole, um ſie noch einige Wochen in den Wolldecken nachreifen zu laſſen. Bei dieſer Behandlung halten ſich die Früchte ausgezeichnet, es iſt mir noch keine einzige ſchlecht geworden. Nach dem guten Reſultat, das ich mit den Birnen erzielte, unterwarf ich meine Äpfel derſelben Behandlung und zwar mit gleich gutem Erfolg.



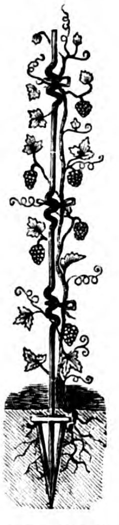
Chorizéma varium.

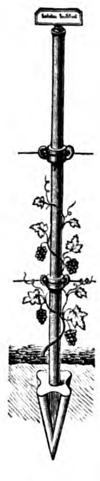
Chorizéma varium.

Eine reizende Pflanze, aus Auſtralien ſtammend, Halbſtrauch, Schmetterlingsblätter mit gebuchteten und dornig gezähnten Blättern. Blüte von Februar an; die Blumen ſind halb gelb, halb rot. Man kann die Pflanzen leicht in Ballonform ꝛc. ziehen. Kultur in einem luftigen, trockenen Glashaus in kleinen Töpfen mit ſandiger, brockiger Heideerde; mäßig gießen; fleißig überſpritzen; nahe ans Fenſter ſtellen. Die Vermehrung erfolgt im Frühjahr durch Stecklinge, die man aus den jüngſten Spitzen macht und bei mäßiger Wärme in Sand heranzieht.

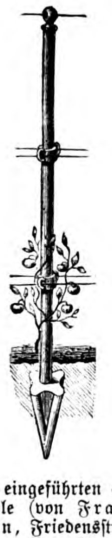
Eiſerne Pflanzenpfähle.

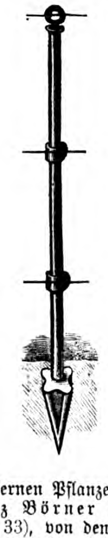
Gewiß hat mancher unſerer Leſer ſchon ſeine Not durchgemacht mit hölzernen Pfählen für Obſtbäume, Roſen, Reben, oder was ſonſt noch des ſtützenden Pfahles bedarf.





Raſches Abfaulen, ſchlechter Halt, Herberge für Ungeziefer — das ſind ſo die Haupteinwürfe, die gegen den Holzpfahl im allgemeinen erhoben werden können. Dieſen Nachteilen wird erfolgreich begegnet durch die neu eingeführten eiſernen Pflanzenpfähle (von Franz Börner in Köln, Friedensſtr. 33), von denen wir zur Veranſchaulichung hier einige Abbildungen geben. Die an den Pfählen ſichtbaren Öſen und Ringe dienen zum Durchziehen des Spalierdrahtes; bei freiſtehenden Pflanzen verhindern ſie das Abrutſchen der Bänder, welchem Zweck auch die Krümmungsſtellen des einen Pfahls dienen. In dieſe gebogenen Stellen können natürlich auch Spalierdrähte aufs bequemſte eingeſetzt werden. Der Fuß iſt ſo konſtruiert, daß der Pfahl unbedingt feſtſteht. Wie aus zweien der Abbildungen zu erſehen iſt, werden dieſe Pfähle zur Weinkultur verwendet, ebenſo aber auch zu Obſtſpalieren, Roſengängen und Einzelroſen, für Lauben, Dahlien, Hopfen ꝛc., kurz überall, wo man ſonſt Holzpfähle verwendete. Gegenüber den Holzpfählen haben ſie den Vorzug, daß ſie nicht faulen (gegen das Roſten ſind ſie verzinkt, bezw. mit Asphaltlack beſtrichen), daß ſie keine Inſekten und keine Pilze beherbergen, daß ſie durchaus feſt im Boden ſtehen, daß ſie, entſprechend angeſtrichen, hübſch und elegant ausſehen.





Zur Pflanzung des Obſtbaumes.

Für gewöhnliche Verhältniſſe iſt der Herbſt die beſte Pflanzzeit. Nur bei mehr naſſen, feuchten Böden wählt man das Frühjahr. Die Pflanzgrube kann nicht breit genug, darf aber nicht zu tief gemacht werden. Das Mindeſtmaß iſt: 1,20 m breit, 80 cm tief. Namentlich je ſchlechter der Untergrund (ſteinig, thonig), je breiter, aber nicht je tiefer das Baumloch. — Der Baumpfahl wird, wenn die Grube fertig iſt, genau in deren Mitte eingetrieben. Es iſt gut, ihn unten an ſeinem zugeſpitzten Ende leicht anzubrennen, etwa in der Länge von 1,20 m, damit noch 20 cm des angebrannten Pfahlteils über dem Boden zu ſtehen kommen (gut gegen das Faulen des Pfahls). Der Pfahl darf nicht ſo lang ſein, daß er in die Krone des jungen Baumes hineinreicht; er ſoll 6—8 cm unter dem unterſten Aſt endigen. Man ſpitzt den Pfahl auch oben zu, damit ſich das Waſſer nicht hineinſetzen kann. — Steht der Pfahl, ſo wird das Baumloch zu $^3/_4$ ſeiner Höhe zugefüllt und erſt nach 4—5 Wochen erfolgt der eigentliche Baumſatz. Dann hat ſich der Boden geſenkt, und man kann den Baum in der Höhe des feſten Bodens pflanzen. Wurde aber die Grube erſt kurz vor der Pflanzung ausgefüllt, ſo muß der Baum 15—20 cm über der Terrainhöhe geſetzt werden. Bei der Pflanzung legt man eine Latte quer über das Baumloch auf den feſten Boden und hält den Baum mit dem Wurzelhals (die Stelle, wo der Stamm in die Wurzeln übergeht) an die Latte, oder im vorhin erwähnten Fall, 10—15 cm höher. Der Baum kommt an die Nordſeite des Pfahls zu ſtehen. Eine Perſon hält den Baum in der richtigen Lage, die andere bringt gute lockere Erde mit der Hand zwiſchen die Wurzeln, bis dieſe ganz ausgefüllt ſind. Dann bedeckt man die Wurzeln überhaupt mit Erde und tritt dieſe Erde von außen nach dem Stamm zu feſt, aber behutſam und nicht etwa mit dem Abſatz, ſondern mit dem Ballen. — Ein durchdringendes Gießen der Erde, vor allem bei trockener Witterung, iſt durchaus nötig. Das erſte Mal ſind 3—4 Gießkannen für einen Baum nicht zu viel. — An den Pfahl wird der Baum einſtweilen nur locker angebunden, weil die Erde ſich noch ſenken wird. Nach etwa 6 Wochen befeſtigt man ihn endgiltig und feſt an dem Pfahl mit 2 oder 3 Bändern, wozu ſich Weiden, Hopfenranken, Kokosfaſerſtricke eignen. — Bei den im Herbſt gepflanzten Bäumen beſchneiden wir nichts (natürlich das ausgenommen, was ſchadhaft, abgebrochen ꝛc. iſt); erſt im nächſten Frühjahr ſchneiden wir $^1/_3$ der Zweiglänge ab und zwar immer über einem nach außen ſtehenden Auge. — Den Winter über bedeckt man die „Baumſcheibe“ des neugeſetzten Baumes mit Dünger.

Warum und wie ſollen wir die Obſtbäume düngen?

Je mehr der Baum getragen hat, um ſo mehr Nährſtoffe mußte er dem Erdboden entnehmen, um ſo notwendiger iſt ein Erſatz dieſer Nährſtoffe, d. h. Düngung. Der Raum, aus dem ein Obſtbaum ſeine Nahrung zieht, iſt verhältnismäßig klein, und wenn man meint, durch die Düngung des Ackerfeldes werden auch die darauf befindlichen Obſtbäume gedüngt, ſo gibt man ſich einer großen Täuſchung hin. Die Ackerkrume hält die Düngeſtoffe feſt, in die Tiefe, in welcher ſich die Saugwurzeln eines Obſtbaumes befinden, ſinken die weſentlichen Düngeſtoffe nicht hinunter; denn wenn das ſo wäre, wie ginge es dann auf den Feldern, die keine Obſtbäume tragen! Da müßte ja angenommen werden, daß ein Teil des Düngers ungenutzt durch Verſinken verloren gehe und daß derſelbe alſo nur auf Baumäckern völlig ausgenutzt werden könne. Dem iſt nicht ſo! Wenn wir eine Wirkung bei der Baumdüngung haben wollen, müſſen wir Löcher graben unter dem Kronentrauf, alſo wo die äußeren Wurzelenden und die meiſten Saugwürzelchen ſich befinden. Löcher von 50—60 cm Tiefe und $^1/_2$—1 m Länge in Entfernungen von je 2 bis 3 m, die mit flüſſigem, leicht im Boden verbreitbarem Dünger angefüllt werden. Dieſe ſo ausgeführte Düngung veranlaßt den Baum, wenn er ſonſt geſund iſt, zu neuem Austrieb und friſcher Fruchtknoſpenbildung. Jauche (Gülle) allein iſt zu arm an Phosphorſäure, dieſer Nährſtoff wirkt aber beſonders auf die Fruchtbildung hin und ſollte daher reichlich gegeben werden. Wer keinen Jauchedünger erhalten kann, dem iſt die Verwendung künſtlicher Düngemittel anzuraten. Man nehme je nach Baumgröße $2^1/_2$—5 Kilo einer Miſchung von Superphosphat, Chlorkalium und Salpeter oder ſchwefelſaurem Ammoniak auf den Baum, löſe die Salze in einem Jauchefaß voll Waſſer auf, ſo daß 5 Kilo derſelben in 100 Liter Waſſer aufgelöſt werden. Dieſe Düngelöſung wird dann wie die Jauche in die Baumlöcher gebracht. Die Salze ungelöſt in die Löcher zu ſtreuen, hat wenig Wert, es handelt ſich um ihre möglichſte Verbreitung im Boden, was nur bei Anwendung flüſſiger Nährſalze möglich zu machen iſt. Wenn dieſe Düngung alle zwei Jahre vorgenommen wird, dann iſt ſie ein Hauptmittel, um Obſtbäume ertragsfähig zu machen und ihre Erträge zu ſichern. Vom Spätherbſt ab den Winter hindurch läßt ſich dieſe Düngung anwenden.

Beſte Aufbewahrungsorte für Nüſſe.

Um das Schimmligwerden und das Einſchrumpfen der Nüſſe, wie das bei Haſelnuß und bei Wallnuß vorkommt, zu verhindern und dabei zugleich die Nüſſe ziemlich lange friſch und ſüß zu erhalten, lege man ſie ſogleich nach der Ernte in Blumentöpfe, die man vorher ſauber gereinigt und deren Waſſerabzugsöffnungen man zuvor verſtopft hat; die gefüllten Töpfe bedeckt man mit einem paſſenden Plattenſtück und gräbt ſie ſo zwei Fuß tief im Gartenland ein, wo ſie nach Bedarf geholt werden.

Briefkaſten.

Frage. Kann mir eine erfahrene Blumenfreundin vielleicht raten, wie man Azaleen und Hyazinthen am beſten zur Blüte bringt, und wie man eine plötzlich immer mehr welkende Myrte wieder geſund machen kann?

F. M. in M.

Antwort. Bringen Sie im Frühjahr, wenn kein Froſt mehr zu befürchten iſt, die Azaleen ins Freie, wo die Töpfe bis an den Rand in Kohlenaſche in geſchützter, aber ſonniger Lage eingeſenkt werden, damit das Holz gut ausreift, was die Bedingung der nächſten Frühjahrsblüte iſt. Bei heißer Witterung morgens und abends überſpritzen, überhaupt nicht zu trocken werden laſſen. Im Oktober nehmen Sie die Pflanzen ſamt Töpfen heraus, um ſie am Fenſter im Zimmer zu überwintern. Dann blühen ſie im Frühjahr reichlich. — Hyazinthen: verſchaffen Sie ſich grünes, von Blättern ꝛc. geſäubertes Moos, füllen damit einen Topf von 10—12 cm Durchmeſſer (vorher natürlich die Waſſerabzugsöffnung mit einem Scherben bedecken), ſo daß das Moos über dem Rand des Topfes einen Hügel bildet und ſenken die Zwiebel in die Mitte feſt ein, indem Sie das Moos mit den Fingern etwas auseinander drücken, damit die Zwiebel Platz hat; dann, wenn die Zwiebel ſitzt, iſt das Moos um ſie her anzuhäufen und feſtzudrücken. Sodann reichlich gießen und die Töpfe in einen recht hellen Kaſten auf eine Unterlage von Kohlenaſche bringen oder gleich ins Zimmer, wo ſie zum Wachſen viel Luft, aber ohne Froſt, brauchen. Bei ſchönem Wetter alle drei Tage gießen, bei trübem und kaltem einmal wöchentlich. In der Zeit vom Dezember bis Februar wird es je nach der Wärme des Zimmers etwas über oder unter vier Wochen anſtehen, bis die Pflanzen blühen; ſpäter viel bälder. — Verſetzen Sie Ihre Myrte in einen gleich großen Topf, deſſen Bodenöffnung Sie mit einem Scherben geſchloſſen, und den Sie mit fetter, mit Sand gemiſchter Erde gefüllt haben. Zeigen ſich beim Verſetzen Schäden an den Wurzeln, ſo müſſen dieſelben aufs Geſunde zurückgeſchnitten werden. Nach dem Verſetzen tüchtig gießen.

L. P. in K. Ich habe im Daheim Nr. 44 Ihren Wunſch um Rat geleſen, und da die Clematis meine Lieblingsblume iſt und ich deren 36 verſchiedene beſitze, ſo kann ich Ihnen helfen. Der größte Feind der Blume iſt der widerliche Ohrwurm. Derſelbe frißt den Keim, die zarten Blätter an der Spitze und die Blumen entzwei, ſo daß die Pflanze nicht weiterwachſen kann und ſchließlich eingehen muß. Seit Jahren fange ich das Viehzeug; es wird aber nicht völlig vertilgt. Im Mai, ſobald es Meerrettich und Klettenblätter gibt, fange ich tüchtig darauf los. Ich habe wohl 60—70 ſolcher Blätter am Wein, Clematis, Epheu und Roſen herumſtecken, die ich morgens ſammle. Ich knicke die Blätter mehrfach zuſammen, gehe dann morgens mit einer alten Champagnerflaſche mit Waſſer gefüllt, auf der ein Trichter ſteckt, herum, entfalte das Blatt über den Trichter und laſſe die Tiere ſo in die Flaſche fallen, wo ſie krepieren. Iſt die Flaſche voll, ſo ſchütte ich ſie auf den Kompoſthaufen, wo ſie, wie ich denke, guten Dünger geben. Ich übertreibe gewiß nicht, wenn ich behaupte, in dieſem Sommer 20000 gefangen zu haben, und fange noch täglich über zweihundert.

Göttingen. **H. H.**

Frage. In Nr. 40 des Daheim war Polygonum ampl. von Pfarrer F. in W. als Bienenfutter erſten Ranges empfohlen. Da in den Namenverzeichniſſen der größten Gärtnereien dieſe Pflanze nicht verzeichnet iſt, bitte ich ergebenſt um die genaue Adreſſe des Herrn Pfarrers.

Wittſtock i. d. Mark. **Thimm.**

Wir bitten Herrn Pfarrer F. in W., uns das Gewünſchte mitteilen zu wollen. D. Red.

Frage. Erlaube mir die Bitte an Sie zu richten, wie man Myrten im Winter pflegt? Im voraus beſten Dank!

Langjährige Abonnentin.

Antwort. Überwinterung in einem froſtfreien Zimmer (bei + 4—5 Grad R.) am geſchützten Fenſter. Gießen, nur wenn nötig (im Sommer bekanntlich reichlich). Schildläuſe mit ſteifem Pinſel entfernen. Im April, wenn nötig, in nicht viel größere Gefäße umpflanzen, dabei Wurzeln und Krone etwas beſchneiden. Von Juni bis Oktober ins Freie. Im Frühjahr auch Vermehrung durch Stecklinge.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Kinder gewidmet und ſteht unter fachmänniſcher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Kinder-Daheim, Berlin W.,** Steglitzerſtraße 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

F. Reiß
HOLZBRAND
KINDER-DAHEIM.

Allerlei Kurzweil.

1.

Einſiedlerſpiel.*)

Muſterpartie in 20 Zügen.

		1	2	3		
		4	5	6		
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16		18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
		28	29	30		
		31	32	33		

I.	15	über	16	nach	17.
II.	4	„	9	„	16.
III.	17	„	16	„	15.
IV.	11	„	10	„	9.
V.	8	„	9	„	10.
VI.	3	„	6	„	11.
VII.	18	„	11	„	6.
VIII.	30	„	25	„	18.
IX.	27	„	26	„	25.
X.	18	„	25	„	30.
XI.	33	„	30	„	25.
XII.	13	„	12	„	11,
		„	10	„	9.
XIII.	1	„	2	„	3,
		„	6	„	11.
XIV.	28	„	23	„	16,
		„	9	„	4,
		„	5	„	6,
		„	11	„	18,
		„	25	„	30.
XV.	31	„	32	„	33,
		„	30	„	25.
XVI.	21	„	22	„	23.
XVII.	24	„	23	„	22.
XVIII.	7	„	14	„	21,
		„	22	„	23.
XIX.	20	„	19	„	18,
		„	25	„	30,
		„	29	„	28,
		„	23	„	16.
XX.	15	„	16	„	17.

---

*) Anmerkung. Alle Felder des Bretts mit Ausnahme von Nr. 17 ſind beſetzt. Siehe Erläuterung des Einſiedlerſpiels im „Kinder-Daheim“ in Nr. 1 d. Jahrg.

2.

Wechſelrätſel.

Einer von Deutſchlands Strömen bin ich, ich fließe zur Nordſee;
Doch mit verändertem Fuß lieg' ich als Eiland im Meer.

3.

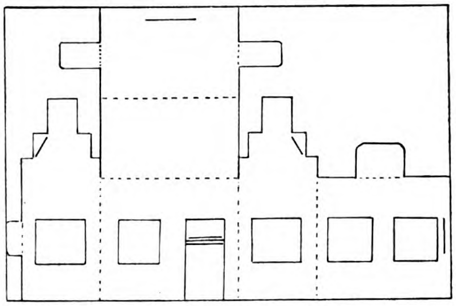
Zahlenrätſel.

Eine Zahl hab' ich gewählt
Und noch 6 dazugezählt,
Dann durch 50 dividiert
Und mit 12 multipliziert,
Endlich 17 ſubtrahiert
Und zuletzt iſt mir geblieben
Noch als Reſt die heil'ge 7.

Rechnet nun, und dann erzählt,
Welche Zahl ich hab' gewählt?

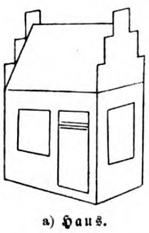
4.

Was läßt ſich aus einer Poſtkarte machen?

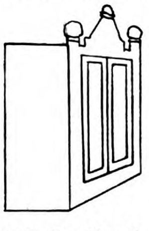


a) Ein Haus aus einer Poſtkarte.

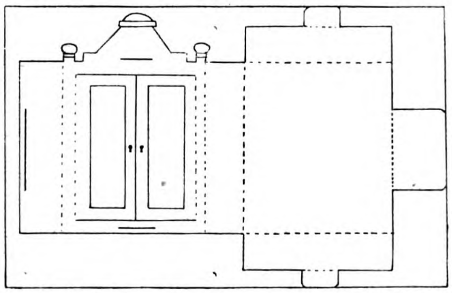
Der Schnitt hat genau die halbe Größe einer Poſtkarte. Beim Übertragen ſind alle Maße zu verdoppeln.



a) Haus.



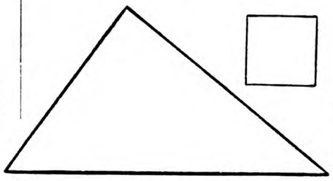
b) Kleiderſchrank.



b) Ein Kleiderſchrank aus einer Poſtkarte.

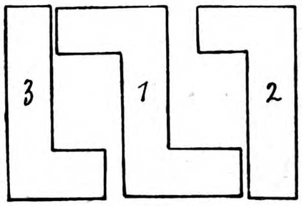
Der Schnitt hat genau die halbe Größe einer Poſtkarte. Beim Übertragen ſind alle Maße zu verdoppeln.

5.



Ein Quadrat zuſammenzuſetzen. Schneidet aus ſteifem Papier ein Quadrat ſo groß wie das obige und vier Dreiecke von der Größe und Form des obigen Dreiecks. Setzt dann aus dieſen fünf Figuren ein Quadrat zuſammen.

6.



Ein Kreuz zuſammenzuſetzen. Schneidet aus ſteifem Papier drei Figuren von der Größe und Form von Fig. 1, eine Figur wie es Fig. 2 angibt, und eine Figur nach dem Muſter von Fig. 3. Verſucht dann aus dieſen fünf Figuren ein Kreuz zuſammenzuſetzen.

7.

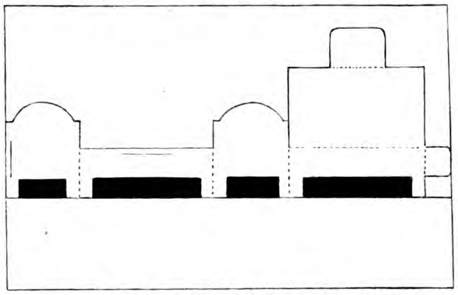
Rätſel.

Er hat vier Beine und hat einen Rücken,
Kann aber nicht laufen und kann ſich nicht bücken.
Geſattelt iſt er, Du magſt Dich ſetzen;
Doch darfſt Du ihn ja nicht auf Haſen hetzen.
Beſteig' nicht ſeinen Rücken, das wäre zu dumm,
Das nimmt er ſehr übel, ſchwupp, wirft er Dich um.
Er liebt die Ruh' und Behaglichkeit,
Iſt immer zum Helfen und Dienen bereit.
Nimmt gern alle Müden, klein und groß.
Mit Mutterzärtlichkeit auf den Schoß.
Drum wird er auch ſtets in der feinen Welt
Beſuchenden höflichſt vorgeſtellt.

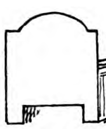
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

4.

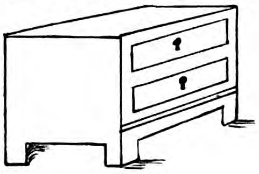
Was läßt ſich aus einer Poſtkarte machen?



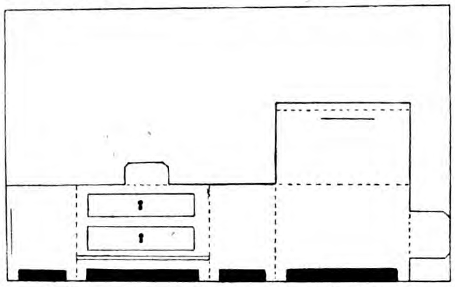
c) Ein Bettgeſtell aus einer Poſtkarte.



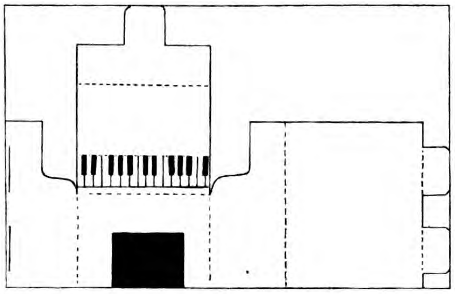
c) Bettgeſtell.

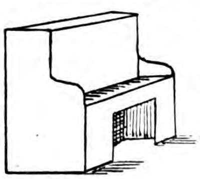


d) Kommode.



d) Eine Kommode aus einer Poſtkarte.





e) Ein Pianino aus einer Poſtkarte.

Die vorſtehenden Schnitte
haben genau die halbe Größe von Poſtkarten.
Beim Übertragen
ſind alle Maße zu verdoppeln.

8.

Briefmarken-Sammeln.

Briefmarken gibt es erſt ſeit etwa 50 Jahren. Bald nachdem ſie eingeführt waren, wurden auch Sammlungen angelegt, und jetzt iſt das Markenſammeln überall beliebt, bei Kindern wie bei Erwachſenen. Der Jugend bietet es manche Anregung, die geographiſchen und geſchichtlichen Kenntniſſe zu erweitern, und für jeden Sammler iſt der Beſitz ſeltener Marken aus fernen Ländern von beſonderem Reiz. Andere Wertzeichen, z. B. Stempelmarken, Telegraphen- und Telephonmarken ſchließe man aus einer Briefmarkenſammlung ganz aus und nehme nur die eigentlichen Briefmarken darin auf. Seltene Marken ſind teuer. Manche koſten mehrere hundert Mark. Daher werden ſolche Marken zuweilen gefälſcht, und der gewiſſenhafte Sammler muß beim Ankauf oder Eintauſch neuer Stücke jede einzelne Marke ſorgfältig prüfen.

Das Papier iſt bei Marken verſchiedener Art ſehr verſchieden, ſowohl an Stärke, wie an Farbe, Beſchaffenheit der Oberfläche u. ſ. w.

Weit wichtiger als die Papierbeſchaffenheit iſt indeſſen für den Sammler das Waſſerzeichen, das ſich im Papier vieler Marken findet und als Merkmal der Echtheit dient. Es iſt in der Regel ein helles Bild auf dunklem Grunde, das man erkennt, wenn man die vorher von allen anhängenden Papierreſten befreite Marke gegen das Licht hält. Legt man die Marke auf eine ſchwarze oder blaue Unterlage, ſo erſcheint das Bild dunkel auf hellem Grunde.

Worauf man beim Anlegen einer Sammlung, beim Reinigen und Konſervieren, beim Einkleben und Ordnen der Marken beſonders zu achten hat, darauf wollen wir unſere jungen Freunde in einer ſpäteren Nummer aufmerkſam machen.

9.

Rätſel.

Es ward mir jüngſt von Freundeshand
Ein köſtliches Geſchenk geſandt,
Ein Korb der ſchönſten Früchte voll.
Und wenn ich Euch erzählen ſoll,
Wie ſchön ſie ſind, wie fein und zart,
Und von welch' ganz beſond'rer Art,
Ihr werdet ſtaunen, was für Sachen
Aus dieſen Früchten man kann machen.
Doch ſollt Ihr raten nun geſchwind
Was das für ſelt'ne Früchte ſind!

Wie freundlich ſchon die Erſte blinkt!
Und wie verlockend ſie mir winkt!
Nehmt dieſer Frucht den Kern heraus,
So bleibt zurück ein Gotteshaus.

Und dieſe Zweite möchte gern
Verändert haben ihren Kern,
Damit ſie werd' zum Tierlein klein,
Das manchem könnt' ein Vorbild ſein.

Und Jene wird im Augenblick
Zu einem warmen Kleidungsſtück,
Wenn nur geſchwind ein weiches d
Erſetzt wird durch ein hartes t.

Doch was die Vierte uns da gibt,
Wird wohl von niemandem geliebt.
Kaum iſt das erſte Stück davon,
So kommt das Ding zum Vorſchein ſchon:
Ein Schlingel, wild und ungezogen,
Dem gute Kinder nicht gewogen.

Jetzt kommt die ſchönſte Frucht daran;
Doch wie auch ſie uns täuſchen kann!
Schon wenn die äuß're Hülle fällt,
Nur Schlimmes man zurückbehält;
Als ein Verbrechen wird's beſtraft
Mit langer, ſchwerer Kerkerhaft.

Die Frucht, die jetzt ich hab' gefunden,
Vortrefflich würde ſie Euch munden;
Doch ſtatt des D ein S daran,
Und ſie dient nur dem Reitersmann.

Und ſoll'n die Letzten, dieſe ſchönen,
Erklingen laut in hellen Tönen,
So ändert raſch das erſte Zeichen
Und fangt nur luſtig an zu ſtreichen.

Jetzt ratet brav, Ihr lieben Kleinen.
Schwer iſt es nicht; ja, mir will ſcheinen,
Es müßte Euch ſehr leicht gelingen,
Die Namen bald herauszubringen.

Auflöſungen

der Aufgaben und Rätſel des Kinder-Daheim in Nr. 1.

2. Scherzfragen.

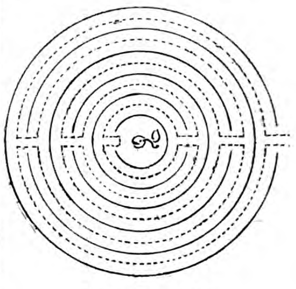
1) Die Neffen. — Das Wort „Neffen“ lautet, vorwärts und rückwärts geleſen, gleich.
2) Nichte. Nicht (e).
3) Predigers Kinder.
4) Beide wollen ausgehen.
5) Blätter.
6) Elſter.

3. Dreiſilbige Scharade.

Neunauge.

6. Irrgang.

Wie es unſere Figur angibt.



8. Kapſelrätſel.

Herbſt.

1) ſich und = Hund,
2) alten Zeiten = Enz,
3) der eiſerne = Reis,
4) Knab' ein = Bein,
5) ſie gethan = Sieg,
6) Seite Ich = Teich.

9. Rätſel.

1) Vier, Wien. 2) Zwei, Zweig. 3) Sechs, recht. 4) Elf, alt. 5) Drei, Ares oder neun, Zeus. 6) Null, Eule.

10.

Specht.

11. Buchſtaben-Rebus.

Ueberlingen (am Bodenſee).
Erläuterung: Über L in G EN.

Briefkaſten.

Martin K. in Marienwerder. — E. M. in Berlin, Franzſtr. — Ernſt T. in Bielefeld, a. d. Pauluskirche. — Hedwig J., Neubukow. — Hedwig J. in Biebrich. — Anna F. in Hohenweſtedt. — N. K. Nähkränzchen: Elbing, Friedrich Wilhelmsplatz. — Bertha und Anna H. in Stettin. — Alexander L. in Charlottenburg. — Emilie M. in P. bei Köſen. — Guſtav Br. in Potsdam. — Helene A. in Leipzig. — Auguſt L. in Dresden. — Die beiden Zwillinge im Pfarrhauſe zu O. bei Dortmund. — Anton W. in A. bei Marienburg. — Olga N., genannt Puppenlieschen in Glogau. Sehr brav geraten! Alle Löſungen richtig.

Gertrud und Käte G. in Berlin, Genthiner Str. Es freut uns, daß es Euch nicht ſchwer wurde, nach unſeren Angaben ein Klettenkörbchen herzuſtellen. Wir haben uns auch überzeugt, daß ein Klettenkörbchen mit viereckigem Boden leichter anzufertigen iſt, als ein Körbchen mit rundem Boden. Warum habt Ihr keine Löſungen eingeſchickt? Ihr habt doch auch mehrere Rätſel geraten. Ein Preisrätſel erſcheint nächſtens.

Frau Hauptmann v. S. in Frankfurt a. M. Verbindlichen Dank für Ihren Beitrag. Vorausſichtlich erſcheint er in der Januarnummer des Kinder-Daheim. — Bezüglich der Drahtarbeiten erhielten wir aus unſerem Leſerkreiſe die folgenden Winke und Mitteilungen, die im weſentlichen mit Ihren Beobachtungen übereinſtimmen. „Man ſorge zunächſt für gut kugelig geformte feſte Erbſen, die im Aufquellen möglichſt groß werden. Eine Nacht im kalten Waſſer genügt zum völligen Aufſchwellen. Draht eignet ſich weniger zur Verbindung mit Erbſen; Korkſtückchen ſind dazu geeigneter. Draht wird zu leicht verbogen und ſpottet aller Bemühungen (beſonders von Kinderhänden), ihn wieder in Ordnung zu bringen. Stäbchen, Reſtchen von Streichhölzern u. dergl. ſind zu dick für Erbſen, ſie ſpalten ſie; aber man erhält bei jedem Korbmacher um ein Billiges Abfall des von ihm gebrauchten Eſparto (Stipa tenacissima, ein in Spanien und Nordafrika heimiſches Rauhgras), oder auch die von Bürſtenbindern verarbeitete Piaſſava, in allen Stärken erhältlich. Der Farbenkontraſt empfiehlt ſie noch beſonders.“

Guſtav B. in Moabit. Je größer die Zahl der Geldſtücke (Allerlei Kurzweil, Nr. 4 in der Septembernummer des Kinder-Daheim), deſto mehr Züge ſind erforderlich. Bei 5 (ungleichen) Geldſtücken braucht man 31 Züge, bei 6 Geldſtücken 63, bei 7 Geldſtücken 127 Züge.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion unverlangt eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

1895. Beilage zu Heft 3 (No. 7—9).

XXXI.
Jahrgang.

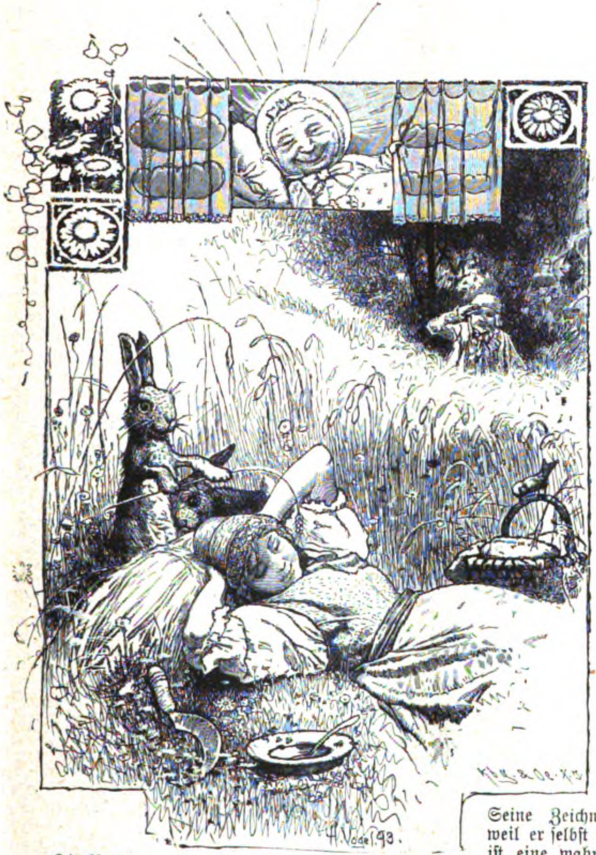
Dezember
1894.

Unſer klaſſiſches Märchenbuch.

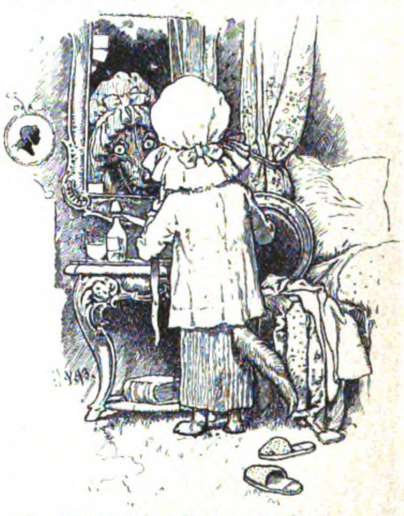
Zweiundachtzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit zum erſtenmale die „Kinder- und Hausmärchen, geſammelt durch die Gebrüder Grimm“ auf dem Büchermarkt erſchienen. Der erſten Sammlung vom Jahre 1812, die nur 85 Nummern enthielt, folgte 1815 ein zweiter Band mit 70 Nummern. Die ganze Sammlung, die zuletzt auf 200 Märchen und 10 Kinderlegenden anwuchs, hat ſeitdem zahlreiche Auflagen erlebt, noch zahlreichere aber die kleinere Ausgabe, die wohl überhaupt das verbreitetſte aller deutſchen Kinderbücher geworden iſt. Wenn je ein Erfolg ein verdienter war, ſo iſt es der dieſes Buches geweſen. Es gab unſerem ganzen Volke wieder, was ehedem auf den engeren Kreis der unteren Stände beſchränkt geweſen war: unſeren nationalen Märchenſchatz.

Die Grimmſchen Märchen ſind vielfach illuſtriert worden. Ja, es gibt vielleicht kaum einen der bekannteren deutſchen Illuſtratoren, der ſeine Kunſt nicht an ihnen erprobt hätte. Wie die erſt durch die Gebrüder Grimm wieder volkstümlich gewordenen Märchengeſtalten auch ſonſt die bildenden Künſte zum frohen Schaffen anregten, wurde im Daheim erſt kürzlich in dem Aufſatz über Cauer und ſeine Werke dargethan.

Wenige Illuſtratoren aber dürften gleich tief in den Geiſt der Märchenwelt eingedrungen ſein, wie H. Vogel, mit deſſen Zeichnungen geſchmückt ſoeben eine neue Ausgabe der Grimm'ſchen Kinder- und Hausmärchen im Verlage von Braun & Schneider in München erſchien. Die naive Anmut, das Urſprüngliche, was gerade unſere deutſchen Märchen auszeichnet, kommt durch H. Vogel zum vollendetſten Ausdruck. Er tritt nicht mit klügelndem Geiſte an ſeine Aufgabe heran, er dichtet nichts in die bunte Märchenwelt hinein, was nicht in ihr liegt — er gibt ſie ſo wieder, wie die kindliche Phantaſie mit ſchlichter Herzenseinfalt ſie ſich geſtaltet. Er iſt ernſt und er iſt von ſprudelndem Übermut, alles an der richtigen Stelle. Seine Zeichnungen atmen Poeſie, weil er ſelbſt poetiſch empfindet. Es iſt eine wahre Freude, die lieben alten Märchen in dieſem künſtleriſchen Gewande aufs neue zu durchblättern.



Die kluge Elſe.



Rotkäppchen: Der Wolf als Großmutter.

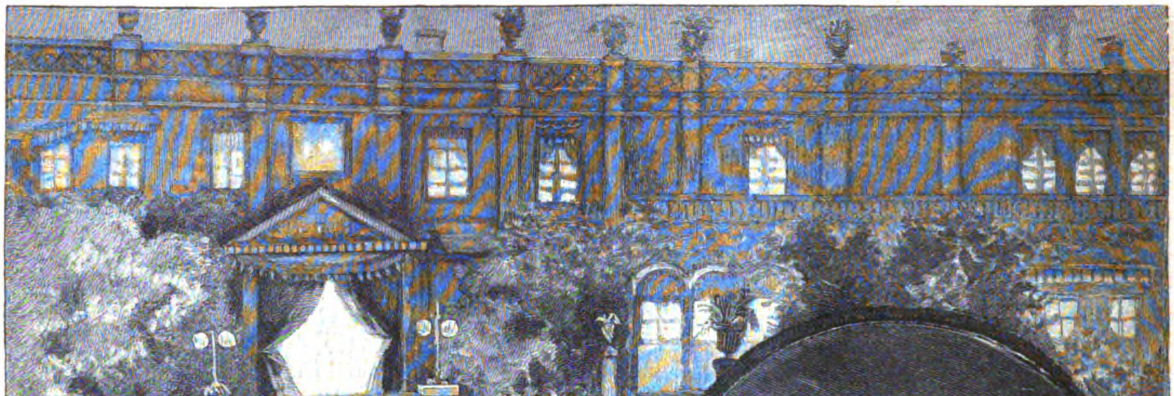
Velhagen & Klaſings Weihnachts-Almanach.

Als ein feiner, ſinniger Weihnachtsgruß iſt ſoeben für das Jahr 1894 Velhagen & Klaſings Weihnachts-Almanach neu erſchienen, der an glänzender Ausſtattung und gediegenem Inhalt den von der Firma im vorigen Jahre ſchon herausgegebenen Almanach, der im Publikum ſo viele Freunde fand, noch bei weitem übertrifft. Die Redaktion des Almanachs hat es glücklicher Weiſe vermieden, darin eine Blütenleſe jener unnatürlich auf das Weihnachtsfeſt zugeſpitzten Erzählungen zu geben, die ſich gleichen wie ein Ei dem andern und die man bis zum Überdruß geleſen hat. Aber die fünf Novellen dieſes Almanachs: „Der Sybarit“ von Ilſe Frapan, „Fritz der Schreckliche“ von H. Denarius, „Der Reiſekamerad“ von Friedrich Jacobſen, Penelopes Gewebe“ von Ernſt Behrendt und „Es war gut ſo“ von Charlotte Nieſe ſind mit gutem Geſchmack ausgewählte Stücke erſten Ranges, wie man ſie gern auf den Weihnachtstiſch legt und ebenſo gern auf dem Weihnachtstiſch findet. Das ſtimmungsvolle Einleitungsgedicht iſt von Frida Schanz, andere Beiträge haben Hans Hoffmann, Alice Freiin von Gaudy, Johannes Trojan, Hedwig Gräfin Rittberg, Ernſt Lenbach und Paul von Szczepański beigeſteuert. Mit beſonderer Pracht aber ſind der biographiſche Artikel „Hermann Kaulbach“ von A. Spier, der Artikel „Prachtfinken“ von Chriſtian Schwarzkopf und eine kunſtgeſchichtliche Plauderei „Unſere Mundtaſſen“ von Hanns von Zobeltitz ausgeſtattet. Bei der Illuſtration dieſer Artikel wie bei den dem Almanach beiliegenden zahlreichen Kunſtblättern hat der Farbendruck in ſolcher Ausdehnung und ſolcher künſtleriſcher Vollendung Anwendung gefunden, wie bisher kaum jemals verſucht wurde. Der Zweck iſt, wenn auch gewiß mit großen Opfern, erreicht: Velhagen & Klaſings Weihnachts-Almanach wird auch dem anſpruchsvollſten Weihnachtstiſch eine Zierde ſein. Der Preis von M. 1.50 iſt beiſpiellos billig.

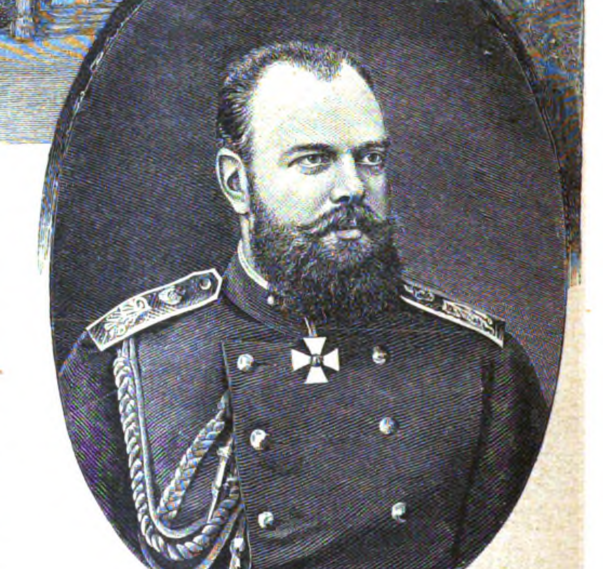
Aus der Zeit — für die Zeit.

Alexander III, Kaiſer von Rußland †. — Reichskanzler Chlodwig Fürſt zu Hohenlohe-Schillingsfürſt. — Miniſter von Köller. — Der Übergang der japaniſchen Truppen über den Anjo.

Am 1. November in den Mittagsſtunden erlöſte der Tod Alexander III, Kaiſer von Rußland, von ſeinen Leiden. Er galt ſchon als Thronfolger für einen ausgeſprochenen Deutſchenfeind, er hat als Kaiſer niemals etwas gethan, was dieſe Meinung über ſeine Anſchauungen in das Gegenteil hätte verkehren können, — und doch hat man auch in Deutſchland mit tiefer Teilnahme die Nachrichten von dem Schmerzenslager des Zaren entgegengenommen, und die Trauerſtimmung, die in Rußland bei ſeinem Tode herrſchte, hat in Deutſchland ein Echo gefunden. Dieſe Anteilnahme galt nicht nur dem Schickſal des mächtigen Mannes, der, noch nicht fünfzig Jahre alt, einem qualvollen Leiden erlag, ſondern ſie galt dem Manne ſelbſt. Denn ſein ſogenannter Deutſchenhaß war nicht in einer Antipathie gegen Deutſchland begründet, ſondern in ſeiner Liebe für Rußland, deſſen Zukunft er nur in einer Stärkung des ſlawiſchen Bewußtſeins feſt begründet glaubte. Durch die Konſequenz, mit der er dieſen ihm einzig richtig erſcheinenden Weg ging, erzwang er ſich die Achtung auch derjenigen, die ihn zu lieben keine Urſache hatten, die nichts von ihm zu erwarten nötig hatten und die nichts von ihm erwarten konnten, und die höchſtens dem Geſchick dafür danken mußten, daß Alexander des Dritten ſtark ausgeprägte Friedensliebe ihn unzugänglich für alle jene Pläne machte, die eine Störung des europäiſchen Friedens anſtrebten. Alexander III Alexandrowitſch, der zweite Sohn Alexanders II und der Prinzeſſin Marie von Heſſen-Darmſtadt, war am 10. März 1845 geboren. Der Tod ſeines älteren Bruders Nikolaus machte ihn am 24. April 1865 zum Thronfolger. Am 9. November 1866 vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Dagmar von Dänemark, geboren am 26. November 1847, der einſtigen Braut ſeines verſtorbenen Bruders, die bei ihrem Übertritt zur ruſſiſchen Kirche den Namen Maria Feodorowna annahm. Dieſer Ehe, die vielleicht das einzige ungetrübte Glück Alexanders III bildete, entſproſſen fünf Kinder: der am 18. Mai 1868 geborene Großfürſt Nikolaus, jetzt Zar Nikolaus II; der jetzt zum Cäſarewitſch erklärte Großfürſt Georg, geboren am 9. Mai 1869, deſſen Lungenleiden einen baldigen unheilvollen Ausgang befürchten läßt, die am 6. April 1875 geborene Großfürſtin Xenia, die ſich im letzten Sommer vermählte und an ihrem Hochzeitstage faſt das Opfer eines Unfalls geworden wäre, der am 5. Dezember 1875 geborene Großfürſt Michael und Großfürſtin Olga, geboren am 13. Juni 1882. Im letzten Türkenkriege führte der verſtorbene Zar das Kommando über den linken Flügel der ruſſiſchen Donauarmee, das er indeſſen niederlegte, als der Übergang über den Balkan vollzogen war. Das unter Leitung der Perowskaja ausgeführte nihiliſtiſche Bombenattentat, dem Zar Alexander II am 13. März 1881 zum Opfer fiel, führte Alexander III auf den Thron. Im Mai desſelben Jahres erfolgte ſeine feierliche Krönung im Kreml zu Moskau. Wiederholt von nihiliſtiſchen Anſchlägen beunruhigt, denen er, wie der Bombenexploſion von Borki, nur durch höhere Fügung entging, zog ſich Alexander III immer mehr aus der Oeffentlichkeit zurück. Sein Lieblingsaufenthalt war das ſtark bewachte und leicht zu ſichernde Schloß von Gatſchina, und ſein Aufenthalt darin glich faſt einer freiwilligen Gefangenſchaft. Nur der monatelange Herbſtaufenthalt, den er faſt alljährlich in der Heimat ſeiner Gemahlin nahm, gewährte ihm größere Freiheit. Bemerkenswerte Daten ſeiner Regierungszeit ſind ſeine Zuſammenkunft mit Kaiſer Wilhelm dem Siegreichen und Kaiſer Franz Joſef in Skierniewize am 15. September 1884, dem indeſſen bald wieder eine Abkühlung des Verhältniſſes zwiſchen Deutſchland und Öſterreich einerſeits und Rußland andererſeits folgte, ein Gegenbeſuch, mit dem Alexander III den Beſuch Kaiſer Wlihelms II in Petersburg, der gleich nach ſeiner Thronbeſteigung erfolgte, erſt im Oktober 1889 erwiederte, und ſein Empfang des franzöſiſchen Geſchwaders in Kronſtadt im Sommer 1891. Ein Bild des nunmehrigen Zaren Nikolaus II Alexandrowitſch brachte das Daheim im vorigen Jahrgang gelegentlich ſeiner Verlobung mit der Prinzeſſin Alix von Heſſen-Darmſtadt, die mit den anderen Angehörigen des ruſſiſchen Kaiſerhauſes an das Sterbelager Alexanders III nach Livadia geeilt war.



Schloß Livadia.



Kaiſer Alexander III

Das Luſtſchloß Livadia, wohin ſich der ſchwerkranke Kaiſer Alexander III auf den Rat ſeiner Ärzte begeben hatte, liegt an der Südküſte der durch ihr mildes Klima ausgezeichneten Halbinſel Krim, unweit des Schloſſes Orianda, des Lieblingsaufenthaltes des Kaiſers Alexander I, inmitten eines herrlichen Parkes, während es in weitem Umkreiſe von Villen und Gärten der ruſſiſchen Ariſtokratie umgeben iſt. Alexander III hatte trotz der Schönheit der Gegend und vielleicht gerade wegen der Milde des Klimas keine Vorliebe für Livadia, — er liebte den ruſſiſchen Winter mit ſeiner ununterbrochenen gleichmäßigen Kälte und ſeiner weißen Schneedecke. Das Luſtſchloß Livadia iſt in orientaliſchem Stil erbaut, mit breiten Balkonen in Form von Kiosken, das Ganze aber einfach und keineswegs für einen großen kaiſerlichen Hofhalt eingerichtet. In der Ausſtattung der wenig geräumigen, aber behaglichen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Der neue Reichskanzler
Fürſt Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürſt.
Nach einer Aufnahme von van Boſch in Straßburg i./E.

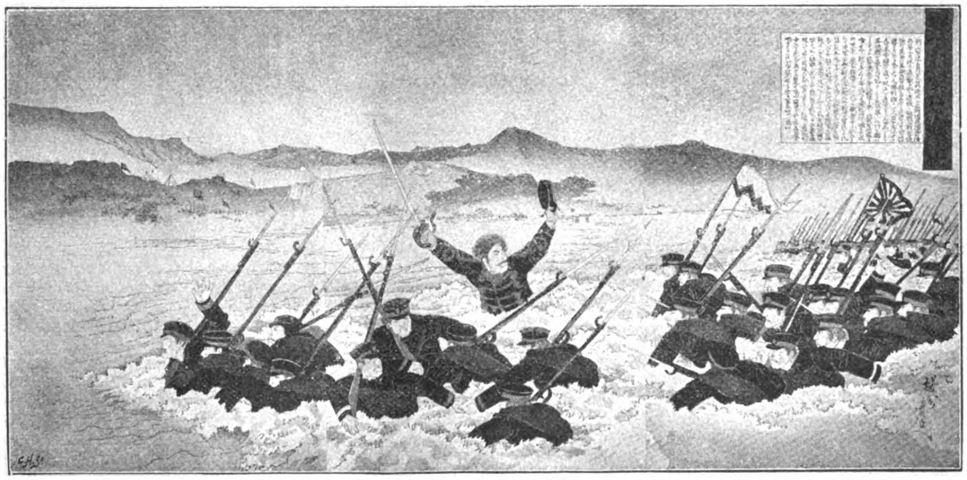
Gemächer iſt mehr Gewicht auf Wohnlichkeit als auf Pracht gelegt. Eine Treppe führt auf das flache Dach des Schloſſes, von dem man eine herrliche Ausſicht genießt.

Der Nachfolger des Grafen Caprivi, *Chlodwig Karl Viktor Fürſt zu Hohenlohe-Schillingsfürſt*, der zugleich das preußiſche Miniſterpräſidium übernommen hat, wurde am 31. März 1819 als zweiter Sohn des Fürſten Franz Joſeph und der Fürſtin Conſtanze, geb. Prinzeſſin zu Hohenlohe-Langenburg, geboren. Sein älterer Bruder war der im Jahr 1893 verſtorbene Herzog Viktor v. Ratibor. Fürſt Hohenlohe ſtudierte die Rechtswiſſenſchaften an den Univerſitäten Göttingen, Heidelberg und Bonn und trat 1842 in preußiſchen Dienſt, zuerſt als Auskultator in Ehrenbreitſtein, dann als Referendar in Potsdam und als Aſſeſſor in Breslau. 1846 übernahm Fürſt Hohenlohe die Verwaltung ſeiner Standesherrſchaft Schillingsfürſt in Bayern. Als Mitglied des bayriſchen Reichsrats hatte er bald Gelegenheit, ſeine Sympathieen für Preußen und ſeine nationaldeutſche Geſinnung offen zu bekunden. Seit dem 31. Dezember 1866, wo er bayriſcher Miniſterpräſident wurde, gingen alle ſeine Beſtrebungen darauf hin, die deutſche Einheit zu fördern. Am 7. März 1870 nahm Fürſt Hohenlohe ſeine Entlaſſung aus dem bayriſchen Dienſt. Nach dem Abgange des Grafen Hary Arnim 1874 übernahm er den Poſten des deutſchen Botſchafters in Paris, als Nachfolger des Feldmarſchalls von Manteuffel übernahm er die Statthalterſchaft in Elſaß-Lothringen. Seine vornehme Geſinnung, ſein maßvolles und dabei feſtes Handeln haben viel dazu beigetragen, die Reichsländer enger an Deutſchland anzuſchließen. Er ſelbſt erfreute ſich einer großen perſönlichen Beliebtheit in Elſaß-Lothringen und ſpeziell in Straßburg, und nur ungern ſah man ihn dort aus ſeiner Stellung ſcheiden. Auch dem ſechsundſiebenzigjährigen Fürſten mag die Trennung aus den ihm liebgewordenen Verhältniſſen nicht leicht geworden ſein, aber er folgte ohne Zögern dem Ruf des Kaiſers und der Mahnung ſeiner durch ſein ganzes Leben bewährten Liebe zum deutſchen Vaterlande. Seit dem 16. Februar 1847 iſt Fürſt Hohenlohe mit der am 16. Februar 1829 geborenen Prinzeſſin Marie zu Sayn-Wittgenſtein-Berleburg vermählt; der Ehe ſind zwei Töchter und drei Söhne entſproſſen.

Der neue preußiſche Miniſter des Innern *Ernſt Mathias von Köller* iſt der jüngere Bruder des langjährigen Präſidenten des Abgeordnetenhauſes. Er iſt am 8. Juli 1841 zu Kantreck bei Gollnow geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Stettin, die Ritterakademie zu Brandenburg und das Gymnaſium in Treptow a. R., dann die Hochſchulen Heidelberg und Berlin, wurde 1864 Auskultator in Friedberg N.-M., 1868 Landrat zu Kammin, 1887 Polizeipräſident von Frankfurt und 1889 Unterſtaatsſekretär des Innern im Miniſterium von Elſaß-Lothringen. Dem Reichstage gehörte Herr von Köller als Mitglied der deutſchkonſervativen Fraktion an. Bei den Reichstagswahlen Ende Oktober 1884 wurde Herr von Köller im 4. Berliner Wahlkreis von den Konſervativen aufgeſtellt. Er erhielt 10 500 Stimmen gegen 13 500, die auf Träger und 25 900, die auf den damals zum erſten Mal offen als Sozialdemokrat auftretenden Singer fielen.

Mehr als intereſſantes Kurioſum, denn als authentiſche Darſtellung finden unſere Leſer ein Bild aus dem *japaniſch-chineſiſchen Kriege*, Hauptmann Matſuzaki, an der Spitze der japaniſchen Vorhut den Anjo, einen Fluß in Nordkorea, überſchreitend. Das Bild iſt nach einem jener vielen hunderte von Kriegsbildern gefertigt, die Heldenthaten der japaniſchen Armee mit berechtigtem Stolze verherrlichen und in Japan ungeheure Verbreitung finden. Von der patriotiſchen Begeiſterung, die in Japan herrſcht, kann man ſich nur eine Vorſtellung machen, wenn man ſich des deutſch-franzöſiſchen Krieges erinnert und jener fieberhaften Spannung, mit der man in Deutſchland jede Nachricht vom Kriegsſchauplatz entgegennahm. Der Vergleich drängt ſich einem unwillkürlich nach mancherlei Richtungen auf. Der ununterbrochene Siegeszug der Japaner erinnert auf das lebhafteſte an den Siegeszug der deutſchen Heere, die das große Ziel Paris, die Hauptſtadt des Feindes, ebenſo im Auge behielten, wie den Japanern es nur möglich ſcheint, dem Feinde den Frieden in ſeiner Hauptſtadt, in Peking, zu diktieren. Und wenn die Japaner nicht ganz ſo ſchnell vorwärts zu kommen ſcheinen wie die Deutſchen 1870, ſo muß man in Berückſichtigung ziehen, daß ſie in Korea keine Wege und Beförderungsmittel vorfanden, wie ſie uns in Frankreich zu Gebot ſtanden. Die Schwierigkeiten, mit denen ſie in dieſer Beziehung zu kämpfen haben, ſind viel größer, als diejenigen, die die deutſchen Heere zu überwinden hatten. Dafür ſind allerdings wieder die ſchlechtdisciplinierten, ſchlechtgeführten und ſchlechtbewaffneten chineſiſchen Heerhaufen nicht mit jener ruhmreichen franzöſiſchen Armee zu vergleichen, die den Deutſchen zu Beginn des Krieges im Felde gegenüberſtand. Aufs lebhafteſte aber erinnert wieder der vielfache Wechſel in den chineſiſchen Oberkommandos und die „oberſte Kriegsleitung“, durch die man von Peking aus dem freien Entſchluß der Heerführer Hemmſchuhe anlegt, an die Verhältniſſe in Frankreich. Auch die erlogenen Siegesnachrichten, die in China verbreitet werden, haben dort ihre Vorgänger gehabt, und ganz nach franzöſiſchem Muſter ſucht man zum Troſt für die Niederlagen nach Verrätern. Andererſeits wieder werden die Folgen dieſes Krieges für Japan und ſeine Weltſtellung ſicher nicht weniger wertvoll ſein als es die Folgen des franzöſiſchen Krieges für Deutſchland geweſen ſind. So ungern auch England die Erſtarkung einer Weltgroßmacht in den chineſiſchen Gewäſſern ſehen mag, ſo wird es den Engländern doch ſchwerlich gelingen, die europäiſchen Großmächte davon zu überzeugen, daß ſeine eigenen kaufmänniſchen Intereſſen die einzigen ſeien, nach denen das Verhältnis der Staaten untereinander geregelt werden müßte. Und irgend eine europäiſche Großmacht davon zu überzeugen, daß ſie mit England *gemeinſame* Intereſſen in Oſtaſien habe, dürfte noch ſchwerer ſein. Sollte aber England um ſeiner gefährdeten Handelsintereſſen willen es wagen, allein zu Gunſten Chinas zu intervenieren und den Japanern Halt zu gebieten, ſo würden die Japaner wahrſcheinlich auch den Engländern die Zähne zeigen.

von Köller, preuß. Miniſter des Innern.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen E. Bieber, Berlin.



Kapitän Matſuzaki überſchreitet an der Spitze ſeiner Truppe den Anjo.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

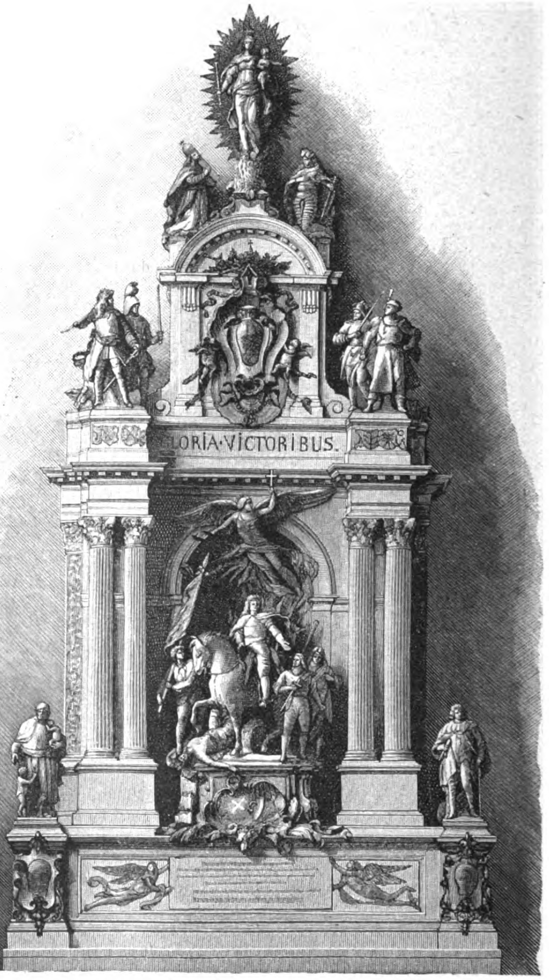
Prinzeſſin Viktoria Luiſe von Preußen. — Fürſt Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, kaiſerlicher Statthalter in Elſaß-Lothringen. — Das Türkendenkmal im Stefansdom zu Wien. — Giovanni Battiſta de Roſſi †. — Die Königin von Madagascar und ihre Reſidenz. — Zwei Opfer des Witbooi-Krieges.

In der jüngſten Generation des Hohenzollernhauſes ſind die männlichen Sproſſen weit zahlreicher als die weiblichen. Den ſechs Söhnen des Kaiſerpaares iſt — wie man weiß, von der Kaiſerin längſt erſehnt — eine Tochter gefolgt, das einzige Kind des Prinzen Heinrich iſt ein Sohn, dem älteſten Kinde des Prinzen Friedrich Leopold, einer Tochter, folgten zwei Söhne, und Prinz Albrecht, Regent von Braunſchweig, freut ſich an dem Heranwachſen dreier Söhne. Alſo zwölf männlichen Sproſſen ſtehen nur zwei weibliche, beide im zarteſten Kindesalter, gegenüber. Die ſechs Söhne des Kaiſerpaares ſind unſeren Leſern längſt im Bilde bekannt. Bilder der kaiſerlichen Prinzeſſin ſind allerdings auch bereits in die Öffentlichkeit gekommen, aber ſie ſtammten aus der Periode des Steckkiſſens, in der alle Kinder ſich gleichen und in der nur ganz erfahrene Kenner ohne weiteres die „Jungens“ von den „Mädchens“ zu unterſcheiden wiſſen. Prinzeſſin **Viktoria Luiſe** von Preußen hat am 14. September das zweite Lebensjahr vollendet; ein Alter, in dem man wirklich ſchon von einer Ähnlichkeit ſprechen kann. Und wir glauben, die Ähnlichkeit mit ihrer kaiſerlichen Mutter ſei ſo auffallend, daß die Leſer ſie uns ohne weiteres beſtätigen und, von der äußeren Aehnlichkeit auf die innere ſchließend, ſich derſelben freuen werden.

Prinzeſſin Viktoria Luiſe von Preußen.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Eugen Kegel in Kaſſel.

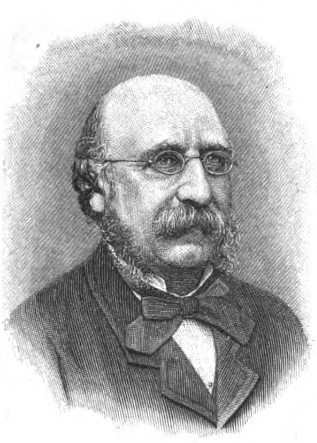
Der an Stelle des neuen Reichskanzlers Fürſten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürſt zum kaiſerlichen Statthalter in den Reichslanden ernannte Fürſt **Hermann zu Hohenlohe-Langenburg** iſt dem kaiſerlichen Hauſe nahe verwandt, ein rechter Onkel der Kaiſerin, ein Bruder der Herzogin Adelheid zu Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg. Der Fürſt gehört der proteſtantiſchen Linie der Hohenlohe's an und iſt der zweite Sohn des Fürſten Ernſt und der Fürſtin Feodora, geborenen Prinzeſſin von Leiningen. Sein älterer Bruder Fürſt Carl verzichtete 1860 auf das Fürſtentum Hohenlohe-Langenburg und die Hälfte der Grafſchaft Gleichen, um ſich morganatiſch mit Freifrau v. Bronn zu vermählen. Fürſt Hermann zu Hohenlohe-Langenburg iſt am 31. Auguſt 1832 zu Langenburg in Württemberg geboren. Er ſtudierte die Rechte in Berlin und trat 1851 als Leutnant in das 4. württembergiſche Reiterregiment, aus dem er ein Jahr ſpäter in die Leibgarde zu Pferde verſetzt wurde. 1854 quittierte er in Württemberg und nahm in Öſterreich Dienſt, wo er als Rittmeiſter in der Garde-Gensdarmerie 1859 den Krieg gegen Frankreich mitmachte. 1860 ſtarb ſein Vater, und Fürſt Hohenlohe nahm als Major den Abſchied, um, nach dem Verzicht ſeines Bruders, die Verwaltung ſeiner Fideikommißherrſchaften zu übernehmen. Am 24. September 1862 vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Leopoldine von Baden; von den drei Kindern des fürſtlichen Paares iſt Erbprinz Ernſt Legations-Sekretär bei der deutſchen Botſchaft in London, Prinzeſſin Eliſe vermählte ſich mit Heinrich XXVII Erbprinzen Reuß j. L. und Prinzeſſin Feodora iſt bisher unvermählt geblieben. Nach ſeiner Vermählung wurde Fürſt zu Hohenlohe in der badiſchen Armeeliſte als Generalmajor geführt und 1869 zum Generalleutnant befördert. Als Delegierter des Roten Kreuzes machte er den Krieg gegen Frankreich mit und wurde nach demſelben in den Verband der preußiſchen Armee aufgenommen und zu den Offizieren à la suite der Armee verſetzt. Als Beſitzer der Standesherrſchaft Langenburg iſt Fürſt zu Hohenlohe erbliches Mitglied der württembergiſchen Kammer der Standesherren. Der württembergiſche Wahlkreis Gerabronn-Crailsheim entſandte ihn als Vertreter in den Reichstag, dem er, als Mitglied der deutſchen Reichspartei, während der Jahre 1870—81 angehörte. Hervorragendes Intereſſe und thätige Anteilnahme widmete Fürſt Hohenlohe allen kolonialen Dingen, deren ſtets opferwilliger Förderer er geweſen iſt. 1882 übernahm er den Vorſitz im deutſchen Kolonialverein, 1888 wurde er Leiter der deutſchen Kolonialgeſellſchaft, von welcher Stellung er aus Anlaß ſeiner Ernennung zum Statthalter in den Reichslanden zurücktrat.

Hermann Fürſt zu Hohenlohe-Langenburg, kaiſerl. Statthalter von Elſaß-Lothringen.
Nach einer Photogr. von Anderſen & Klemm in Stuttgart.


GLORIA·VICTORIBUS.

Das Türkendenkmal im Stefansdom zu Wien.
Von Edmund Hellmer.

Im **Stefansdom zu Wien** wurde im September ein der Befreiung Wiens von der Türkennot im Jahr 1683 gewidmetes **Denkmal** enthüllt, deſſen Schöpfer, Profeſſor Edmund Hellmer, damit die wundervollen Kunſtſchätze Wiens um ein außerordentlich hervorragendes Werk bereichert hat. Das Denkmal, aus verſchiedenfarbigem Marmor, iſt in der Halle des Turmes aufgeſtellt, von deſſen Höhe aus Graf Rüdiger Starhemberg die Bewegungen des türkiſchen Belagerungskorps zu beobachten pflegte und in dem noch heute die große, aus eroberten Geſchützen gegoſſene Glocke zur Andacht ruft. Es ſtellt einen von korinthiſchen Säulen flankierten Triumphbogen mit reichem Oberbau dar. In der Mitte des Sockels tragen geflügelte Genien eine Inſchrifttafel, auf der die Namen derjenigen verzeichnet ſind, die an der Verteidigung und dem Entſatz Wiens ruhmvollen Anteil hatten; darüber ſieht man die Wappen des Grafen Starhemberg und der Stadt Wien. Auf den Eckpoſtamenten des Sockels ſieht man links das Standbild des Biſchofs Kollonich, der ſich ſchützend der durch die Belagerung verwaiſten Kinder annimmt, rechts das Standbild des Bürgermeiſters Liebenberg. Die Hauptgruppe des Mittelbaues zeigt den Verteidiger von Wien, Grafen Rüdiger Starhemberg, zu Pferde, umdrängt von Bürgern, Soldaten und Studenten, wie ſie, zum erſtenmal der Türkennot ledig, aus dem Thore der befreiten Hauptſtadt ins Freie drängen. Ueber ihnen ſchwebt die Siegesgöttin mit Palme und Lorbeerkranz. Auf der Attika mit der Inſchrift „gloria victoribus“ ſtehen die Standbilder der Führer des Entſatzheeres, links diejenigen des Herzogs Karl von Lothringen und des Kurfürſten Johann Georg von Sachſen, rechts die des Königs Johann Sobieski von Polen und des Kurfürſten Max Emanuel von Bayern. Der Oberbau, der in ſeiner Mitte das Reichswappen und die Reichsinſignien trägt, wird von einem Madonnenbilde gekrönt, zu deſſen Seiten links Papſt Innocanz XI, rechts Kaiſer Leopold I knieen. Roter Salzburger Marmor iſt für die architektoniſchen Teile des Denkmals, Karraramarmor und Bronze für den figuralen Schmuck verwandt, während die Inſchriftentafel in grauem Karſtmarmor ausgeführt iſt. Der 1850 geborene Schöpfer des Denkmals, Profeſſor Hellmer, in deſſen Werk ſich Architektur und Bildhauerarbeit ſo glücklich vereinen, war urſprünglich für die Baukunſt beſtimmt. Wien verdankt ihm ſchon eine Reihe hervorragender Kunſtwerke und in nächſter Zeit ſoll ein neues Werk von ihm enthüllt werden — ein Monumentalbrunnen für die Hofburgfaſſade am Michaelerplatz. Seit 1879 iſt Edmund Hellmer Profeſſor an der allgemeinen Bildhauerſchule der Akademie bildender Künſte.

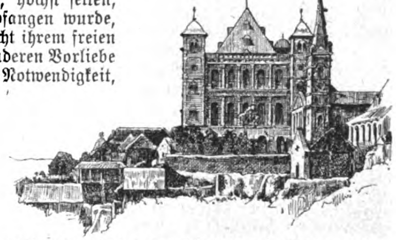


Giovanni Battiſta de Roſſi †.

Ranavalo Manjaka III, Königin von Madagaskar.

Der am 20. September im Alter von zweiundſiebenzig Jahren verſtorbene römiſche Archäolog Giovanni Battiſta de Roſſi war der Schöpfer einer ganz neuen Wiſſenſchaft, — der chriſtlichen Archäologie. Die Geſchichte des chriſtlichen Altertums verdankt ſeinen Forſchungen ganz neue Aufſchlüſſe, und allen denen, die ſich wiſſenſchaftlich mit dieſer Geſchichte beſchäftigten, iſt Giovanni Battiſta de Roſſi Lehrer geweſen. de Roſſi war der erſte, der das ungeheure Material, das in den Katakomben Roms aufgeſpeichert iſt und an dem ſowohl Theologen wie Hiſtoriker bis dahin achtlos vorüberzugehen pflegten, mit allen Mitteln der modernen archäologiſchen Wiſſenſchaft bearbeitete. Unter ſeiner Leitung iſt ein großer Teil der verſchütteten Grabmäler wieder zugänglich gemacht worden, er ſorgte für die Erhaltung der Gemälde und Inſchriften, vor allem aber verſtand er es, dieſe ſtummen Zeugen altchriſtlichen Lebens wieder vernehmlich reden zu machen. Sein „Bulletino di archeologia cristiana“, von ihm allein geſchrieben, unterrichtete vierteljährlich ſeit 1863 über alle neueren Funde, die er ſogleich bearbeitete und erklärte. Von ſeinen drei großen Werken, der Bearbeitung der altchriſtlichen Inſchriften, der Katakomben und der Moſaiken in den römiſchen Kirchen iſt leider nur das letzte vollendet. de Roſſi ſelbſt hatte nicht nur ein wiſſenſchaftliches, ſondern auch ein tiefes religiöſes Intereſſe an dieſen Denkmälern chriſtlicher Vergangenheit, und ſein Leben und ſeine Arbeit ſind aus dieſem Grunde auch nicht nur eine Bereicherung der Wiſſenſchaft geweſen, ſondern haben auch befruchtend auf das religiöſe Leben der Gegenwart gewirkt.

Frankreich hält kluger Weiſe die Zeit des Krieges zwiſchen China und Japan für außerordentlich günſtig, um mit alten Anſprüchen und neuen Forderungen auf Madagaskar hervorzutreten. Denn der in kolonialen Fragen ſehr bewanderte und energiſche franzöſiſche Miniſter Hanoteaux ſagt ſich mit Recht, daß England gegenwärtig alle ſeine Kräfte nötig hat, um ſeine Handelsintereſſen in den oſtaſiatiſchen Gewäſſern zu ſichern und daß es, wenn auch wider Willen, Frankreich augenblicklich in Madagaskar freie Hand laſſen muß. Da die Spezialmiſſion des franzöſiſchen Geſandten Le Myre de Vilers, der nach Madagaskar geſandt war, um für angebliche Verletzungen des franzöſiſchen Protektorats ſeitens der Howas-Regierung Genugthuung zu fordern, vollkommen ſcheiterte, ſchickt ſich Frankreich an, ſeine Forderungen mit Waffengewalt durchzuſetzen. Daß das Endziel dieſer kriegeriſchen Expedition dahin gerichtet iſt, Madagaskar zu annektieren, kann gar nicht bezweifelt werden. Wohl aber iſt es fraglich, ob die zehntauſend Mann, die in den ſüdfranzöſiſchen Häfen eingeſchifft und nach Madagaskar unterwegs ſind, ausreichen werden, um dieſes Ziel zu erreichen. Es erwartet ſie zwar keine europäiſch organiſierte Armee, ſondern nur ein regelloſer, undisziplinierter und ſchlechtbewaffneter Haufe von Eingeborenen, der wenig Widerſtand leiſten wird. Aber Klima und Wegloſigkeit auf Madagaskar werden den Franzoſen mehr zu ſchaffen machen, als wenn es gälte, ein gutgeführtes und wohlgeordnetes Heer zu bekämpfen. Außerdem verfügt die Königin von Madagaskar uneingeſchränkt über alle Hilfskräfte ihres Landes, ſie gebietet über ein Volk, das an blinden Gehorſam gewöhnt iſt, und ihr zur Seite ſteht ihr Premierminiſter und zugleich Gemahl Rainilaiarivony, der vielfach bewieſen hat, daß es ihm nicht an einer rückſichtsloſen Energie fehlt. Er beherrſcht die jetzige Königin Ranavalo Manjaka III ebenſo vollſtändig, wie er ihre beiden Vorgängerinnen beherrſchte, denen er gleichfalls nicht nur Premierminiſter, ſondern auch „Prinz-Gemahl“ war, ein in der Geſchichte der Höfe wahrſcheinlich einzig daſtehender Fall. Die Königin von Madagaskar ſteht im dreiunddreißigſten Lebensjahr; ſie iſt von ihrer Macht und Stellung ſo überzeugt, daß ſie nur noch die Königin von England als ſich ebenbürtig betrachtet. Die Fremden haßt ſie, und ſie empfängt niemals einen Europäer, ja ſie zeigt ſich niemals öffentlich, wo das Auge eines Europäers ſie erblicken könnte. Nur der franzöſiſche Generalreſident Larrouy machte hiervon eine Ausnahme; aber wenn er, höchſt ſelten, von der Königin empfangen wurde, ſo folgte die letztere nicht ihrem freien Willen oder einer beſonderen Vorliebe für ihn, ſondern einer Notwendigkeit, der ſie ſich nicht entziehen konnte. Die Königin kleidet ſich gewöhnlich in den einfachen weißen Faltenrock und die um die Schultern geſchlungene Lamba der Howatracht. Was den Verlauf der franzöſiſchen Expedition anbetrifft, ſo erſcheint es wahrſcheinlich, daß die Franzoſen ſich damit begnügen werden, die wichtigſten Küſtenplätze militäriſch zu beſetzen. Einen Vormarſch in das Innere der Inſel dürften die Verhältniſſe kaum rätlich erſcheinen laſſen.



Das Reſidenzſchloß der Königin von Madagaskar.

Wir hatten neulich ein vermeintliches Bild des in Deutſchſüdweſtafrika gefallenen Premierleutnants Dieſtel veröffentlicht und ſind da einem Irrtum des Photographen zum Opfer gefallen. Heute geben wir neben dem richtigen Porträt des gefallenen Offiziers ein Porträt des gleichfalls der Schutztruppe angehörigen Leutnant von Erckert, der unter beſonders ſchrecklichen Umſtänden ſeinen Tod in Deutſchſüdweſtafrika gefunden hat. Herr v. Erckert war als Chef der Station Swakopmund beauftragt, zu verhindern, daß Witboois Leuten von der Walfiſchbai aus ſeitens der engliſchen Händler Kaffee und Munition zugeführt wurden. Von hier aus wurde er nach der Naukluft beordert, weil dort mehrere Offiziere infolge der ſtattgehabten Gefechte dienſtunfähig geworden waren. Er wählte mit drei Mann Begleitung den nächſten Weg, verirrte ſich aber und kam in ſolche Bedrängnis, daß er ſchließlich infolge von Waſſermangel drei von ſeinen Pferden ſchlachten laſſen mußte, um mit ihrem Blute ſeinen und ſeiner Leute Durſt zu ſtillen. Er ſelbſt und zwei Mann brachen endlich zuſammen und waren nicht mehr fähig, den Weg fortzuſetzen. Dem dritten Mann der Begleitung gelang es durch den Inſtinkt des Pferdes, nach neunſtündigem Marſche Waſſer zu finden und ſchließlich wieder ſo viel Kräfte zu gewinnen, daß er am andern Morgen die Farm eines Engländers erreichen konnte. Von dort aus wurde der ſtellvertretende Stationschef von Swakopmund, Feldwebel Roloff, von dem Schickſal des Leutnants v. Erckert benachrichtigt, aber es war zu ſpät, um ihm und ſeinen Unglücksgefährten Hilfe zu bringen.

v. Erckert †. Leutnant. Dieſtel †. Premierleutnant.
Nach einer Aufnahme von Ziesler.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

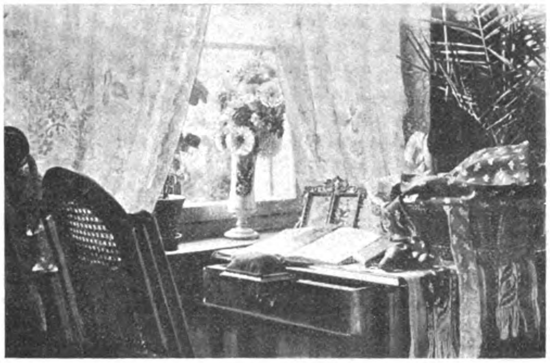
Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

(Zu Nr. 7.)

O liebliches Nachinnenblicken!
So ſtill der Seele klarer See,
So träumeriſch der Wanduhr Ticken!
Und auf dem Dach der erſte Schnee!



Fenſtereckchen. Nach einer Liebhaberaufnahme.

Liebhaber-Photographie.

In dieſem duftigen Ecklein des Zimmers pflegt ſie zu ſitzen, meine liebe Hausfrau, nähend und flickend und nebenher ſinnend, wie ſie auch noch könnte flechten und weben immer wieder aufs neue himmliche Roſen ins irdiſche Leben des Mannes und der Kinder. Die neueſte Frucht ihres Sinnens iſt, daß ich ſeit vier Wochen — in den Grafenſtand erhoben bin. Ich bin nämlich „Amateurphotograf“ geworden, wie ſelbſt Fachleute in kunterbunter Orthographie manchmal ſchreiben, oder „Lichtmalſtümper“, wie ein böſer Freund unmißverſtändlich deutſch ſagte. Vielleicht iſt meine Kunſt auch ſchon ſechs Wochen alt. Die neue Würde hat meine Gedanken in der erſten Zeit ſo ſehr aus dem Geleiſe gebracht, daß mir ſogar die Zeitrechnung unſicher geworden iſt. Das iſt entſchieden eine Schattenſeite an der Liebhaberphotographiererei, daß ſie die Gedanken ſo ſehr in Anſpruch nimmt. Mir träumte in der erſten Nacht, nachdem ich meinen Apparat erhalten hatte, von lauter Negativen, Poſitiven, Objektiven, Stativen u. ä. m. Und eine weitere dunkle Seite dieſer lichten Kunſt iſt, daß ſie ziemlich viel Zeit und Geld koſtet — oder wenigſtens koſten kann. In den erſten Tagen verwendete ich manche heimliche Stunde darauf, aufzunehmen, zu entwickeln, zu fixieren, auszuwäſſern, zu trocknen, zu kopieren, zu tonen, zu beſchneiden und aufzukleben. Jetzt bin ich ſchon etwas ruhiger und praktiſcher geworden. Ich fülle nur noch einige wöchentliche Mußeſtunden mit der Liebhaberei aus, mir und anderen zur Freude und zur Erholung. Mein geübterer photographiſcher Freund und Kollege ſagt ſogar, nach ſeiner Erfahrung ſei die Amateurphotographie diejenige Nebenbeſchäftigung, die am wenigſten Zeit in Anſpruch nehme. Und mit dem Geld ſcheint es ſich auch zu machen. Die erſte Anſchaffung des Apparats mit ſämtlichen Bedarfsartikeln hat zwar 30 Mk. gekoſtet (portofrei von Emil Wünſche in Dresden). Aber unter den photographierten Freunden und Freundinnen haben bereits einige ſich gefunden, welche ihrer freudigen Dankbarkeit dadurch Ausdruck gaben, daß ſie mir eine neue Dutzendſchachtel Trockenplatten (Mk. 2.15) oder ein Paket Celluloidpapier (Mk. 1.20) als willkommenes Geſchenk überreichten. Geht's gut weiter, ſo werden andere nachfolgen. Mit einem Fläſchchen Entwickler (60 Pf.) und einer Flaſche Härtebad (20 Pf.) und Tonfixierbad (75 Pf.) haben wir wieder alles zu Erneuernde beiſammen! Die neue Kunſt ſelbſt aber hat mir und meinen Bekannten in den genannten ſechs Wochen ſchon ſo viel Freude gemacht, daß ich zweifle, ob auf dieſer Welt um dieſes Geld mehr Freude unſchuldigſter Art für groß und klein, für reich und arm gekauft werden könnte. Ich möchte auch anderen dieſe Freude gönnen; und Zweck dieſer Zeilen iſt, die Mitleſerinnen des Daheim und die Mitleſer, deren Mittel es erlauben, daß ſie etwa bei Gelegenheit des nahen Weihnachtsfeſtes ſich oder anderen eine Dreißigmarkfreude anthun, auf die „Lichtmalſtümperei“ aufmerkſam zu machen. Was ſchon von einem Anfänger beiſpielsweiſe mit dem von obengenannter Firma konſtruierten Apparat „Sport“ (15 Mk.; Katalog bei nachfolgender Beſtellung gratis!) in den erſten Wochen etwa geleiſtet werden kann und zwar in der Hauptſache auf Grund der den Apparaten beigegebenen Gebrauchsanweiſung, mag aus den hier eingefügten Bildern erſehen werden.

G. B., H. in W.

Beim Kaffee. Nach einer Liebhaberaufnahme.

Zwei Dorfkinder. Nach einer Liebhaberaufnahme.

Für die Kinderſtube.

An den länger werdenden Abenden iſt es nicht immer leicht, die Kinder zu beſchäftigen. Da habe ich denn meinen kleinen Freunden manche Stunde verkürzt, indem ich ſie lehrte, aus Korken kleine Figuren zu ſchneiden, was mit Hilfe eines ſcharfen Meſſers leicht ausführbar iſt. Wir benutzen zu dieſem Zwecke kleine Korke, aus welchen wir Kopf und Rumpf ſchneiden. Endchen von abgebrannten Streichhölzern fügen wir als Beine in den Rumpf und geben dieſen als Fuß die Platte eines größeren Korkes. In dieſe, etwa 1—2 cm ſtarke Platte fügen wir mit einem ſpitzen Meſſerchen kurze Borſten einer alten Kleiderbürſte, natürlich in gleichmäßiger Länge, ein. Haben wir die Figürchen ſo weit fertig, dann malen wir ihnen Augen, Mund und Naſen und bekleiden ſie nach Geſchmack mit allerlei Stückchen bunten Seidenpapiers (woraus wir auch die Arme herſtellen), mit langen oder kurzen Kleidchen, als Männlein oder Fräulein, wie es uns für jede der Figuren zu paſſen ſcheint. Nun ſtellen wir die bunten Figuren auf den Reſonanzboden des Flügels und ſpielen einen rauſchenden Tanz. Nach den Schwingungen des Tones bewegt ſich die kleine Korkgeſellſchaft bald raſcher, bald langſamer in allerliebſten gleitenden Bewegungen, zur großen Freude der Kinder, hin und her.

Eliſabeth.

Unſer Dörfchen. Nach einer Liebhaberaufnahme.

Preisaufgabe.

Verſchiedenen Zuſchriften nach zu urteilen, ſcheint es an wirklich guten poetiſchen und dabei einfachen und kurzen **Gedichten** zu fehlen, **die Kinder** am **Weihnachtsabend** ihren Eltern aufſagen können. Wir möchten nun unſeren Leſern gern einige ſolche Chriſtgedichte verſchaffen und rufen unſere poetiſch begabten Abonnenten zu einem kleinen Wettbewerb auf. **Für das hübſcheſte Originalgedicht ſetzen wir einen Preis von 20 Mark** aus, die drei nächſtbeſten werden wir **mit 12, 10 und 8 Mark honorieren. Die Gedichtchen dürfen nicht länger als 24 Verszeilen lang ſein** und ſollen in ſchlichten Worten und in traulichem poetiſchem Ton die Geburt des Heilandes behandeln. **Am 30. November wird die Konkurrenz geſchloſſen.**

Anleitung zu Weihnachtsarbeiten für Arme.

An Frau **B. v. W.** (Fr. 10). Bei Chriſtgeſchenken für Arme kommt zweierlei in Betracht; nämlich: über wieviel Mittel man zu verfügen hat und wie arm die zu Beſchenkenden ſind. In einem Falle gilt es, „ganz Arme zu kleiden“, im anderen will man z. B. „allen Kindern des Gutsgeſindes eine Weihnachtsfreude machen“. Letzteren kann man faſt nur Sachen aus neuen Stoffen arbeiten, erſtere nehmen aber jedes gebrauchte (aber ſtets heile und reine) Kleidungsſtück mit Wonne an. Ich möchte hier für Beſcheerungen wirklich Bedürftiger einige Ratſchläge erteilen. Zuerſt müſſen Hemden von verſchiedenſter

Größe da ſein. Kleine Kinderhemden laſſen ſich aus den beſten Stücken getragener, noch nicht mürber Damen- wie Herrenhemden herſtellen. Will man neuen Stoff nehmen, ſo empfehle ich den ungebleichten (etwas gelblichen) Stouts, Meter zu 33 bis 36 Pf. etwa. Dieſer Stoff trägt ſich vorzüglich und läßt ſich gut waſchen. Zu Kinderhemden iſt der zu 33 Pf. am beſten; für Frauen u. ſ. w. zu 36, und zu Knabenhemden habe ich ihn zuweilen etwas teurer genommen. Ich möchte noch bemerken, daß die Frauen die Hemden nur mit kleinem Halsausſchnitt mögen, recht hoch hinaufgehend. Dann iſt für Unterröcke zu ſorgen. Zu „oberſten" Röcken laſſen ſich vorzüglich alte Wollkleider verwenden. Aus dem Kleid einer erwachſenen Dame laſſen ſich ein großer und ein kleiner Rock machen. Man kann ihn noch verzieren durch altes Herkules- oder Stoßband oder einen Schrägſtreifen von Möbelkattun u ſ. w. Die Quäder müſſen mit einer Schnirre (Zug) gearbeitet ſein, damit ſie für jede Weite paſſen. Sind die Wollkleider zu dünn, ſo kann man Wattenröcke daraus machen. Zu der Unterſeite des Rockes nehme man das Futter. Dieſe arbeite ich in großer Anzahl, weil ſie ſehr beliebt und warm ſind. Aus getragenen Flanell- oder geſtrickten Röcken laſſen ſich die unteren herſtellen. Man kann ſie auch aus neuem Barchend nähen (Meter 60 Pf.) oder, wenn man Zeit hat, aus ganz grober Wolle ſtricken. Demnächſt müſſen Strümpfe verſchiedenſter Größe da ſein. Dazu kann man teils alte Strümpfe mit ſtarker Wolle verſtricken, teils ſtrickt man ſie aus neuer, billiger Wolle. Aus Reſten laſſen ſich dann noch geringelte Strümpfe für ganz kleine Kinder machen. Man kann auch Strümpfe aufziehen, die Wolle über eine Winne wickeln, dann waſchen und reiken, ſo verliert ſie alles Krauſe und läßt ſich wie neue verarbeiten. Aus kleineren neuen Flanell- und Friesreſten kann man warme Pantoffeln für alte, ſitzende Frauen nähen und ſteppen; auch warme Fußſäcke fürs Zimmer und fürs Bett ſind ihnen willkommen. Sind die alten Kleider, die ich vorhin zu Unterröcken vorſchlug, dazu nicht paſſend, ſo kann man ſie vielleicht zu Kinderkleidern verarbeiten. Aus einem laſſen ſich zwei Kleiderröcke machen, aus der Taille auch eine kleine Taille, zum zweiten Kleid gibt man dann eine beliebige Bluſe. Aus Sommerkleidern laſſen ſich allerliebſte Schürzen anfertigen, die durch verſchiedene Formen und verſchiedenen Beſatz immer wieder anders ausſehen; vielleicht hat man auch einige Reſte Trimming, die man dazu mit aufarbeiten kann. Aus dunklen Wollſtoffen laſſen ſich ebenfalls hübſche Schürzen machen, wenn man ſie mit geblümtem Möbelkattun oder dergleichen einfaßt oder mit dem roten franzöſiſchen Kattun paſpelt. Hat man viele Wollreſte oder kann man ſich dieſelben irgendwo billig kaufen, ſo erfreut man die Kinder ſehr, wenn man ihnen bunte Pulswärmer davon ſtrickt. Auch ſind Handſchuhe ſehr erwünſcht (ich habe nur Fauſthandſchuhe geſtrickt) und für Knaben Shawls, etwa dunkelgrau mit bunter Borde und Wollfranzen. Aus getragenen, wollenen Tüchern laſſen ſich ſehr gut Kopfhüllen arbeiten. Von Atlasreſten mache ich Striche in Frauenkleider. Alte Hemden laſſen ſich zu Wickelbändern verbrauchen. Barchentreſte geben hübſche Babyjäckchen. Jeder alte Hut, mag er vordem auch noch ſo elegant geweſen ſein, läßt ſich durch einfache Garnitur und mit Hilfe der Schere ſo einfach machen, daß jedes arme Kind ihn tragen kann. Beſonders glücklich aber macht man ein kleines Mädchen, wenn man ihr aus einer getragenen Küchenſchürze eine kleine, für ſie paſſende, macht. Herren- und Knabengarderobe verſchenke ich meiſt ſo, wie ſie iſt (d. h. heil und rein); verkleinern oder umarbeiten laſſen die dicken Stoffe ſich ſchlecht.

Holſteiner Hausmütterchen.

Prolog

zur Aufführung des Luſtſpiels
„Zu Befehl, Herr Leutnant!"
in einem Liebhaberkreiſe.

's iſt Winter geworden. Bald ſtarrt der Wald
vom Schnee, und der See blitzt im Eiſe.
Da rücken am wärmenden Ofen wir all
zuſammen in traulichem Kreiſe.
Doch keine Märchen erzählen wir,
uns kommt der Gedanke, der kühne:
Wir führen ſelbſt etwas Heiteres auf.
Ein Luſtſpiel geht über die Bühne,
Ein kleiner Schwank, buntfarbig ein Bild
von liebenswürdigen Schwächen;
Nur lachen ſollt ihr darob und nicht
tiefſinnig den Kopf euch zerbrechen.
„Zu Befehl, Herr Leutnant!" So lautet des Stücks
ſehr viel verſprechender Titel;
Legt nicht in finſtere Falten die Stirn,
und fort bleibt mit dem Gekrittel,
Wenn eigenſinnig der Vorhang ſich zeigt,
und wenn mit forſchendem Bangen
Die Künſtler, die — Künſtlerinnen ſogar
am Mund des Souffleurenden hangen.
Auch ſei der Prolog, der nun Abſchied nimmt,
nicht ſtrenge von euch gerichtet!
Gefällt er euch ſchlecht, ſo beherziget wohl:
Zu Befehl nur ward er gedichtet.

P. L.

Für Weihnachten.

Es iſt mitunter eine recht ſchwierige Aufgabe, ein paſſendes Weihnachtsgeſchenk für einen Herren — ſei es nun ein Bruder, Vetter, Onkel oder ſelbſt der liebe Papa — zu finden, beſonders wenn es eine Handarbeit ſein und nicht zu viel koſten ſoll. Vielleicht kann ich einer oder der anderen der geehrten Leſerinnen helfen. Wie wär's z. B. mit einem Lampenſchirm? „Ach, die modernen bunten und großen Schirme paſſen doch nicht in ein Herrenzimmer!" höre ich ausrufen. Verzeihung, meine Gnädigſte, der von mir Ihnen empfohlene Lampenſchirm iſt weder groß noch bunt, aber hübſch praktiſch und billig. Er paßt in ein Herrenzimmer ſogar vortrefflich, denn er ſtellt eine Hopfenblüte dar, und da dieſes Gewächs ein weſentlicher Beſtandteil des bei den Herren beliebten Abendtrunkes iſt, wird dies Symbol in praktiſcher Verwertung gewiß willkommen ſein. Die Herſtellung iſt einfach und mühelos. Man nimmt ein Stück Pappe, ſchneidet daraus eine Scheibe von etwa 12 cm Durchmeſſer und in dieſe ein Loch von 5 cm Durchmeſſer. Der ſo gewonnene Ring, deſſen Größenverhältniſſe ſich natürlich nach der Lampe richten müſſen, ſoll auf dem oberen Rande der Lampenglocke aufliegen. während das Loch für den Cylinder beſtimmt iſt. Nun nimmt man einige Bogen hellgrünes Seidenpapier und ſchneidet aus dieſen Quadrate, je zwei von gleicher Größe. Für eine gewöhnliche Tiſchlampe genügen Quadrate von 40, 30 und 20 cm Länge und Breite, für größere Lampen nehme man noch zwei Quadrate von 50 cm Seitenlänge. Dieſe Quadrate legt man dreimal zuſammen, das erſte Mal zu einem rechtwinkeligen Dreieck, dann die äußeren Spitzen aufeinander, ſo daß wieder ein rechtwinkeliges Dreieck entſteht, welches dann noch einmal in der Mitte geknifft wird. Dieſes dreimalige Kniffen kann man bei den Quadraten gleicher Größe für beide gleichzeitig ausführen. Bei der ſo entſtandenen Figur macht man dann zwei Schnitte mit der Schere. Der erſte in Form eines Viertelkreiſes wird an der Spitze, etwa 2½—3 cm von dieſer gemacht, es entſteht dadurch die Öffnung für den Cylinder. Durch den zweiten gibt man den Blättern die Form, indem man von etwa einem Drittel der kürzeſten Seite anfangend, in Geſtalt eines flach geſchwungenen S nach der der vorigen gegenüberliegenden Spitze ſchneidet. Entfaltet man dann die Blätter, ſo wird man eine Figur erhalten, welche vier zuſammenhängenden Blättchen der Hopfenblüte entſpricht. Nachdem man auf die angegebene Weiſe 6—8 ſolcher Figuren ausgeſchnitten hat — eine Arbeit, die in einer knappen Viertelſtunde bewältigt iſt, klebt man ſie nacheinander, mit den größten anfangend, auf die Pappſcheibe, und zwar derartig, daß die Spitzen der nächſtfolgenden auf die eingezogenen Ecken der vorhergehenden fallen. Auf dieſe Weiſe erhält das Ganze die ſchuppenartige Konſtruktion der natürlichen Hopfenblüte. Empfehlenswert dürfte es ſein, erſt einen Verſuch mit gewöhnlichem Zeitungspapier zu machen, man wird dann bald ſehen, ob man richtig verfahren hat. Soll der Schirm beſonders elegant ſein, dann wähle man ſtatt des Seidenpapiers dünne Seide, bei deren Auswahl man aber darauf achte, daß ſie, gegen das Licht geſehen, den richtigen gelb-grünen Ton hat, der einer guten Hopfenblüte eigen iſt. **B. J.**

Ich habe die Gewohnheit, jeden Carton, gleichviel ob derſelbe noch gut oder ſchadhaft iſt, wie auch große Papierbogen aus Geſchäften, ſorgſam zu ſammeln, um im Spätherbſt, wenn ſchon die Vorbereitungen für das Weihnachtsfeſt beginnen, in den Abendſtunden von den größeren Kindern feſte Kaſten für die Weihnachtsſendungen anfertigen zu laſſen. Dieſe Beſchäftigung macht den Kindern große Freude und hat für mich den unſchätzbaren Nutzen, daß, wenn die Weihnachtsgeſchenke verſchickt werden ſollen, alles Nötige zur Verpackung zur Hand iſt. **E. B.**

Wäſche.

Beim Waſchen von Waſchkleidern mit ſteifem Stehkragen begegnet man ſtets der Unannehmlichkeit, daß die eingelegte Steifleinwand oder Gaze weich wird und zuſammenſchrumpft, ſo daß man genötigt iſt, den Stehkragen zu erneuern. Dieſem Übelſtande beugt man dadurch am beſten vor, daß man den Kragen mit großen Heftſtichen mehrere Male durchnäht, ſo daß ſich die Einlage nicht verſchieben kann. Der Kragen bleibt dann glatt und die Heftfäden werden nach dem Plätten herausgezogen. **B. M.**

Wirtſchaftliches.

Welke Radieschen aufzufriſchen. Will man im Winter die ganz zarten Radieschen, die in Treibereien ſehr ſchnell getrieben ſind und daher auch ſchnell welk werden, auf den Tiſch bringen, ſo muß man ſie vor dem Gebrauch in Waſſer legen, dem man etwas Natron beigegeben hat. Danach erholen ſie ſich ausgezeichnet wieder und verlieren das Welke. **A. K. B.**

Für die Küche.

Rehrippchen mit Edelpilzen. Vom Rehrücken wird ein Stück enthäutet, in fingerdicke Scheiben geteilt, geklopft, geſpickt, geſalzen und in vorher gebräunter Butter in 10 Minuten kroß auf beiden Seiten gebraten. Die Abfälle vom Rehfleiſch, auch anderes Fleiſch, werden mit Gewürz ausgekocht, mit braunem Buttermehl und einem Eßlöffel Maizenapulver verdickt, der Saft einer halben Citrone und 1 Meſſerſpitze Liebigs Extrakt wird daran gegeben, alles durchgeſeiht, in eine tiefe Schüſſel gethan und richtig geſalzen. Die Rehrippen werden als Kranz ausgelegt, mit in Rotwein, Butter und Salz gar gedämpften Edelpilzen überdeckt und recht heiß angerichtet. Beilage: Kaviarbrödchen, Blätterteig oder auch Salzkartoffeln. Kochzeit 1½ Stunden. **F. L. in C.**

Auskunft.

Fr. 2. Herr Webermeiſter Häring in Schmiedeberg, Schleſien, verfertigt ſehr ſchöne Stoffe aus Streifen von Wolle, Seide uſw. Zu einem Meter Stoff ſind vier Knäuel von je 100 Meter nötig, der Webelohn iſt 70 Pfg. pro Meter, Stoffe zu Portièren mit Goldfäden eingewebt koſten das Meter 1,20 Mark. Sechzehn Knäuel geben faſt 4½ Mtr. Stoff.
F. L. in C.

J. v. St. in **O.** fragt an, wo man aus Streifen Decken (Deckenläufer) weben laſſen kann. Aus Erfahrung kann ich Webermeiſter Schulz in Sagan (Schleſien), Seminarſtr. 1, empfehlen. Zu Näherem bin ich auf direkte Anfrage bereit. **Agathe Krauſe,**
Greifswald, Knopfſtraße 40.

Auf Fr. 15 empfehle ich die im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig erſchienenen Ludwig Richter'ſchen Volksbilder. Vierfach vergrößerte Holzſchnitte als Wandbilder. Preis des (einzeln verkäuflichen) Blattes 50 Pfg. Das Verzeichnis, das ich mir kommen ließ, enthält 24 Nummern mit kurzer Angabe deſſen, was des Bild darſtellt. — Möchte dieſe Notiz zur weiteren Verbreitung der ſchönen Bilder beitragen **K. B.**

Auf Frage 6 dürfte der geehrten Fragerin der Rat zu erteilen ſein, ſich an eine Baugenoſſenſchaft zu wenden, welche ſich ſpeciell mit dem Bau ſolcher Familienhäuſer für kleine Leute: Handwerker, Arbeiter, Beamte befaßt und darin Erfahrung beſitzt. Da die geehrte Fragerin **Schleſierin** iſt und wahrſcheinlich auch ihr Domizil in Schleſien hat, ſo wäre in erſter Linie wohl der Breslauer „Breslauer Bau- und Sparverein (eingetragene Genoſſenſchaft mit beſchr. Haftpflicht)" in Vorſchlag zu bringen. Die ſchnellſte und erſchöpfendſte Auskunft erhält die geehrte Fragerin aber, wenn ſie ſich an den Unterzeichneten wendet, welcher ſelbſt Mitglied dieſes Bauvereins ſeit ſeiner Gründung, als ſtellvertretender Vorſitzender desſelben und als einziger Bautechniker im Vorſtande ſchon ſeit Jahren über die Löſung der Arbeiter-Wohnungsfrage viel geſprochen und geſchrieben hat und gern erbötig iſt, jedem Intereſſenten ſeine Abhandlungen in autographiſcher Vervielfältigung, Pläne und Zeichnungen, ſchriftliche und ev. auch mündliche Erläuterungen zu geben und ſonſtigen geeigneten Rat zu erteilen. **C. Schubert,**
Baumeiſter, **Breslau,** Gräbſchener Str. 101.

Auf Frage 10 erlaube ich mir, die Geiſenheimer Herddörre ſehr zu empfehlen. Sie iſt zum Preiſe von 28 oder 35 Mark von Waas, Geiſenheim a. Rhein, zu beziehen. Zu jeder weiteren Auskunft bin ich gern bereit. Ergebenſt **Martha Stephan,**
Garterbaulehrerin in **Bautzen.**

Fragen.

27) Könnte mir eine der werten Leſerinnen die Adreſſe eines Malers angeben, welcher nach kleinen Photographien wirklich gute größere Kreidezeichnungen liefert? Wie hoch ſtellt ſich etwa der Preis? Herzlichen Dank. **E. H.**

28) Um freundl. Mitteilung des Rezeptes zu Vanilleliqueur bittet **E. T.**

Redaktionspoſt.

M. P in **K.** Frau Kommerzienrätin Heyl in Charlottenburg-Berlin wird Ihnen die gewünſchte Auskunft über die Gartenbaukurſe für Damen gewiß gern erteilen.

*

(Zu Nr. 8.)

Sei gütig auch in Schmerzen,
Und nicht, daß man's bestaune!
Sei gut aus gutem Herzen,
Nicht nur aus guter Laune!

Zur goldenen Hochzeit.

Mit einer Fruchtſchale.

Golden iſt des Lebens Mai,
Golden ſind des Herbſtes Gaben;
Iſt der Sonne Pracht vorbei,
Soll uns ihre Kraft noch laben.

In den Früchten, die uns Strauch,
Baum und Halm und Rebe geben,
Ruht verkörpert Sonnenhauch,
Eines Jahres volles Leben.

Eines Lebens volle Kraft,
Treuer Fleiß von fünfzig Jahren
Ruht in dem, was Ihr geſchafft,
Ruht in dem, was Ihr erfahren.

Gottes Gnadenſonne ſchien
Segnend Euch auf Euren Pfaden:
Steht des Lebens Baum nicht grün,
Steht er doch mit Frucht beladen.

Möchte er noch lange Zeit
Tau von unſrer Liebe trinken,
Bis ihn, reif zur Ewigkeit,
Grüßt der Sonne letztes Winken.

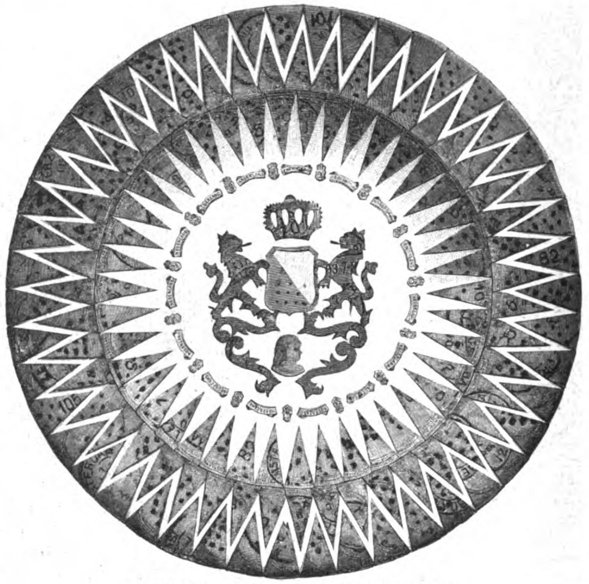
Gold'ner ſtrahlt ein neuer Mai
Dann im Glanz der Ewigkeiten;
Ohne Ende ſtrömt herbei,
Was Euch Wonne ſoll bereiten.

Dieſe Schale, teures Paar,
Sei ein Sinnbild jener Gaben,
Womit, ewig treu und wahr,
Euch dort Gottes Huld wird laben.

B. Gründler.

Weiteres für Armenbeſcheerungen

In der Adventzeit hält wohl jede mildthätige Hausfrau Umſchau in den Laden und Truhen ihres Reiches und ſieht nach, was ſich erübrigen läßt für ihre Armen. Da fallen ihr zuerſt Strümpfe in die Hände, die ſie längſt ausrangiert. Zum Teil ſind ſie verwachſen, zum Teil verblichen, aber der Faden iſt an allen noch recht kräftig und ſtark. Dieſelben werden aufgezogen, das ſo gewonnene Garn in heißes Waſſer gelegt, wodurch der Staub entfernt und der Faden geglättet wird. Zu der alſo gewonnenen, noch recht guten Wolle nehme man einen Faden neue in abſtechender Farbe, zu rot z. B. ſchwarz, zu grau blau und umgekehrt, und ſtrickt daraus die ſogenannten Ringelſtrümpfe, drei Touren rot, drei Touren ſchwarz. Nur für Ferſe und Fußſohlen verwende man neues Garn, dem man, der größeren Haltbarkeit wegen, an dieſen Stellen noch einen Faden Beiſtrickgarn zugibt. Auch Halstücher, warme Kopfhüllen, ſogenannte Ohrlappen, ja ſelbſt Schuhe, namentlich Kinderſchuhe, laſſen ſich aus dieſer aufgezogenen Wolle herſtellen. Die Schuhe werden nach einem Muſter geſtrickt, das man ſich ſelbſt, groß oder klein, nach dem betreffenden Fuß ſchneidet. Die Arbeit ſelbſt wird in Schleifen, die man über den linken Zeigefinger ſtrickt, ausgeführt. Früher ſtrickte man in der Weiſe Lampenteller. Die Schleifen kommen nach innen, und die Schuhe brauchen deshalb kein Futter, halten aber dennoch ſehr warm. Auch Einlegſohlen ſtrickt man in der angegebenen Weiſe, und dies iſt namentlich eine Arbeit, die Kinderhände gerne verrichten. Die Sohlen zu dieſen Schuhen ſtellt man aus alten Tuchlappen oder aus verbrauchten Filzhüten her. Man ſchneidet zu ein paar Sohlen aus Tuchlappen 12 Sohlen von gleicher Form und Größe, legt je drei zuſammen unter die Nähmaſchine und ſteppt ſie den Rand entlang und auch einigemal in der Mitte durch. Dann legt man je ſechs Sohlen zuſammen, preßt ſie durch eine Wäſcherolle oder legt ſie unter eine Servietten- oder Kopierpreſſe, nachdem man ſie vorher ziemlich ſtark angefeuchtet oder geradezu in Waſſer gelegt hat. Feſt aufeinander gepreßt, näht man dann noch einmal mit der Maſchine durch und befeſtigt die Sohlen am Schuh. Sie ſind geradezu unverwüſtlich und beſonders für Kinder zu empfehlen, die oft einen ganzen Winter darauf laufen. Man ſchneide die Sohlen etwas kleiner als notwendig, denn durch das Preſſen gehen dieſelben ſehr auseinander. Kleinere, wollene Stoffreſte, auch leichte Tuchreſte, ſchneidet man in fingerbreite Streifchen, heftet dieſelben aneinander und ſtrickt mit ſtarken Holznadeln handbreite Streifen von 1—2 m Länge ganz rechts in hin- und zurückgehenden Touren. Die einzelnen Streifen werden zuſammengehäkelt. Dies gibt ſehr warme Decken für Kinderbetten, auch für arme alte Leute. Ferner laſſen ſich aus Reſten von Kattun, Satin und allen ähnlichen Stoffen Steppdecken herſtellen. Man ſchneidet alle dieſe Reſte zu gleichmäßigen Vierecken, die man mit der Maſchine zuſammenſetzt, bis man zwei gleichmäßige Stücke in der Länge und Breite einer reichlich großen Bettdecke hat. Die einzelnen Vierecke zuſammenzuheften iſt eine Lieblingsbeſchäftigung der Kinder, ſie wetteifern ordentlich, wer die ſchönſten Farben zuſammenſtellt. Zwiſchen die einzelnen Lappenteile legt man dann eine dichte Lage Watte und läßt die ganze Decke durch die Nähmaſchine laufen, indem man dieſelbe genau den Vierecken nach abſteppt. Rundum ſetzt man eine ſtarke Einfaſſung von etwas leuchtendem Kattun oder Satin, und man hat eine prächtige Decke, die einem armen Menſchen für lange Jahre gute Dienſte leiſtet.



Wandteller mit Briefmarkenornamenten.

Zimmerſchmuck.

Unſer oben abgebildeter Wandteller, ein mittelgroßer weißer, mit Briefmarkenornamenten ſauber und zierlich beklebter Porzellanteller nimmt ſich in natura allerliebſt aus. Lauter hellblaue niederländiſche Marken bilden das Material. Dieſelben werden zu ſpitzen Dreiecken verſchnitten, mit denen man den Rand in drei Reihen beklebt. Die Mitte bildet das ebenfalls aus Markenpapier zugeſchnittene holländiſche Wappen mit dem Köpfchen der kleinen Königin. Entſprechend laſſen ſich die Briefmarken aller Länder verwenden.

C. M.

Handarbeit.

Sehr billige Fenſterſchutzdecken ſtellte ich auf folgende Weiſe her: Ich kaufte für jedes Fenſter je 1 m olivfarbenen Baumwollfries in einer Breite von 1,30 m, die genau der Breite meiner Fenſter entſprach, dazu je 1 m ebenfalls olivfarbenen, baumwollenen Diagonalſtoff in gleicher Breite zum Abfüttern. Dann beſtickte ich zwei je 1 m lange und 20 cm breite und vier je 1 m lange und 14 cm breite golddurchwirkte, modefarbene Kongreßborden mittels Pompadourwolle mit Kreuzſtichmuſtern, wie ſie im Frauen-Daheim 1894, Nr. 9, unter 1 und 7 abgebildet ſind, und nähte auf je 1 m Friesſtoff von dieſen Streifen je einen breiten in der Mitte und je zwei ſchmale zur Seite in gleichen Abſtänden mit paſſender Seide auf. Nach dem Abfüttern der ſo weit fertigen Decke umrandete ich ſie an den Seiten, ſowie oben, mit olivfarbener Wollſchnur und ſetzte unten als Abſchluß eine gleichfarbige Bällchenfranſe an. — Der Höhe meiner Fenſterbrüſtung entſprechend, ſchlug ich die fertige Decke oben nach der dem Fenſter zugekehrten Seite 15 cm breit um und befeſtigte auf dem durch den Umſchlag entſtandenen Kniff drei kleine Metallringe, durch welche ein bequemes Aufhängen auf entſprechend im Fenſterrahmen eingeſchraubte kleine Haken ermöglicht wird. Die Decken ſehen ſehr elegant aus.

Frau **C. H., Berlin.**

Schneiderſtube.

Antwort auf Frage 13 in Nr. 4. 1894. Das Aufdämpfen des Plüſches genügt allein nicht; um die gedrückten Stellen verſchwinden zu laſſen, muß, ſofern die Jacke gefüttert iſt, an den in Frage ſtehenden Stellen das Futter losgetrennt werden, der Plüſch mit einem Schwamm auf der Unterſeite recht angenäßt und an den gedrückten Stellen der Oberſeite ein wenig eingeſprengt werden, ſo, als ob man Wäſche vor dem Bügeln einnetzt. Hierdurch werden die Seidenhaare gezwungen, beim nachherigen Unterbügeln ihre Lage zu verändern. Dann benutzt man das heiße Eiſen an der Unterſeite und hängt, ohne ſie im mindeſten zu drücken, die Jacke über ein Kleiderholz oder eine Stuhllehne zum gehörigen Austrocknen auf.

Aus der Kinderſtube.

Mutter: „O weh, meine feine Nähnadel iſt heruntergefallen — —“

Kleine Lilli, eifrig: „Mamachen, laß mich mal ſuchen, ich finde ſie gleich mit meinen Luxusaugen!“

Für die Küche.

Kaffeebrötchen (ſchnell bei unerwartetem Beſuch zu bereiten). Man braucht Graubrot, Pumpernickel, Weißbrot und dicken Pfefferkuchen dazu, alles Dinge, die man auch im Landhaushalt vorrätig halten kann. Man ſchneidet von ihnen gleichmäßige Scheiben, rührt dann je nach der Menge der Scheiben 175—200 g feinſte Butter zu Sahne, beſtreicht damit erſt eine Graubrotſcheibe, legt Pumpernickel darauf, beſtreicht dieſen, belegt ihn mit Weißbrot, dieſes nach dem Beſtreichen mit Pfefferkuchen und fährt ſo fort, bis man neun Schichten, alſo oben ebenſo wie unten Graubrot hat. Man preßt die Scheiben möglichſt einige Zeit, ſchneidet ſie dann in Streifen und ordnet dieſe zierlich in Gebäckkörbchen.

L. H.

Fragen.

Kann eine Bahnmeiſterswitwe, die in ſehr beſchränkten Verhältniſſen lebt, aus einem Fond der „K. Wilhelmſpende“ Unterſtützung erhalten? Wenn ja, dann bitte ich anzugeben, unter welchen Bedingungen und an welche Adreſſe man ſich zu wenden hat.

A. T. in **L.**

Auskunft.

Fr. 131. Ich bin gern Abnehmer der 50 000 Briefmarken und offeriere Ihnen für das Pöſtchen von 50 000 **M. 10**, unter Annahme, daß es nur die gewöhnlichſten Sorten ſind. Sollte aber ältere oder beſſere Ware dabei ſein oder die gewöhnlichen ſortiert (jede Sorte allein), würde ich wenigſtens **M. 12** geben und für beſſere Miſchungen je nach Qualität **M. 15** bis **20.**

F. Schwarzenbach, Kreuzlingen i. d. Schweiz.
Adreſſe für Deutſchland:
Poſtlagernd **Konſtanz.**

F. in L. Bezugsquelle für das Schmuckſtück „Unvergeßliche Tage“ jetzt **Enrique Brandt und Piſa**, Neuer Wall, **Hamburg.**

Fr. 14. Der konſervatoriſch gebildeten Klavierlehrerin möchte ich raten, ſich an die Vorſteherin des deutſchen Heims, Fräulein Adelmann in London, Bryanſton Square, Wyndhamplace 16, zu wenden. Die Dame iſt ſtets in liebenswürdiger Weiſe bereit, Auskunft zu erteilen. **E. Schur** in **Berlin.**

Redaktionspoſt.

Wir bitten die **„Junge Kranke“** um ihre genaue Adreſſe.

Alter Abonnent. Wir bringen die Berichtigung gern. Das Gedicht: „Wenn du noch eine Mutter haſt“, ſtammt nicht von Alb. Träger. Dieſer hat ein Gedicht: „Wenn du noch eine Heimat haſt“ verfaßt, während jenes Gedicht den Lehrer Wilhelm Kauliſch zum Urheber hat.

*

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 9.)

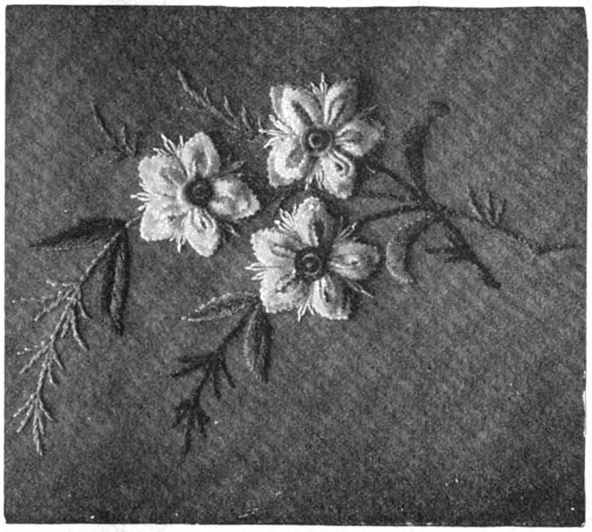
Nur nicht des Mitleids blaſſe Roſen,
Wo unſer Herz in Liebe loht!
Ach, nur nicht Freundſchaft als Almoſen,
Nur Liebe nicht als Gnadenbrot!

Adventsbräuche.

Der Adventsengel. Eine weitverbreitete Sitte iſt es, in der Adventszeit unſeren Kindern den heiligen Nikolaus (in manchen Gegenden den „Pelzmärtel,“ in anderen den „Knecht Rupprecht“) erſcheinen zu laſſen. Dieſe, wenn auch wegen ihrer Gaben beliebten Gäſte ſind doch in manchen Fällen Schreckgeſtalten für die Kleinſten in der Kinderſtube. Wieviel ſchöner und unſerem chriſtlichen Gefühle entſprechender iſt die Sitte, den „Engel“ am Abend des heiligen Adventsfeſtes an die Thür der Kinderſtube anklopfen zu laſſen. Irgend ein junges Mädchen in der Familie oder auch die vielleicht noch jugendliche Mama ſelbſt übernimmt die Rolle des Engels. Im letzteren Falle findet das Brautkleid der jungen Frau gar oft eine erwünſchte Verwendung, da am beſten das Gewand des Engels weiß und duftig ſein ſoll. Um ſich den Kindern ſo viel als möglich unkenntlich zu machen, iſt es gut, die Haare aufzulöſen und Kopf und Geſtalt in einen langen Schleier zu hüllen. Sehr hübſch macht es ſich, wenn man den Schleier mittels eines Perlendiadems (Silberperlen vom Chriſtbaum) in den Haaren befeſtigt und da und dort ſilberne Sternchen und Lamettafäden an Kleid und Schleier anbringt. Auf dem Rückenteil der Taille iſt vor dem Ankleiden ein Flügelpaar aus weißem Karton anzunähen, welches auf beiden Seiten mit Aquarellfarben entweder lichtroſa oder lichtblau bemalt und mit Goldſtaub beſtreut wurde. Hat ſich der „Engel“ in ſein „himmliſches“ Gewand gekleidet, kündet er ſein Erſcheinen mittels eines ſilbernen Glöckchens vor der Thür der Kinderſtube an. Eine geſchmückte brennende Kerze in der linken Hand haltend, tritt er vor die erſtaunten Kinder, Grüße vom lieben Chriſtkind bringend. Nachdem er die Kleinen gefragt, ob ſie hübſch artig ſeien, und ſich wohl auch manches Sprüchlein und Weihnachtsverslein hat aufſagen laſſen, teilt er an die mit Andacht harrenden Kinder ſeine kleinen Gaben und Süßigkeiten aus. Freundlich erklärt er den Kindern ſeine Bereitwilligkeit, etwaige fertig geſchriebene Wunſchzettel für Weihnachten dem lieben Chriſtkind übermitteln zu wollen, und verabſchiedet ſich, die Kinder in Entzücken und Wonne zurücklaſſend. — Es wäre erfreulich, wenn die ſinnige Sitte, unſeren Kindern den das Nahen des Heilands ankündigenden Engel erſcheinen zu laſſen, mehr und mehr Eingang in unſeren chriſtlichen Familien fände.

Der Adventskranz. Um in der Adventszeit unſerer Wohnſtube einen beſonderen Schmuck zu verleihen, welcher hinweiſen ſoll auf den Tag „da die Zeit erfüllet war,“ üben wir ſeit langem folgenden hübſchen Brauch. Ein vom Schloſſer zuſammengeſchmiedeter ſtarker Drahtring (Durchmeſſer 80 cm) wird mit Moos zu einem ſchönen Kranz umwunden. Hernach zählt man im Kalender die Anzahl Tage vom Adventsfeſt bis zum Chriſtabend und ſteckt mittels Lichthaltern ſo viel Chriſtbaumkerzen, als man Tage zählte, zwiſchen dem Moos am Drahtringe feſt. Iſt der Kranz ſo weit fertig, ſo wird er an vier grünen Schnüren horizontal an einem Haken in der Mitte der Decke aufgehängt. Das erſte der Lichtlein wird am heiligen Adventsfeſtabend angezündet und allabendlich eines mehr, bis ſchließlich der ganze brennende Lichterkreis den anbrechenden Chriſtabend verkündet.

Lodowiska in B.

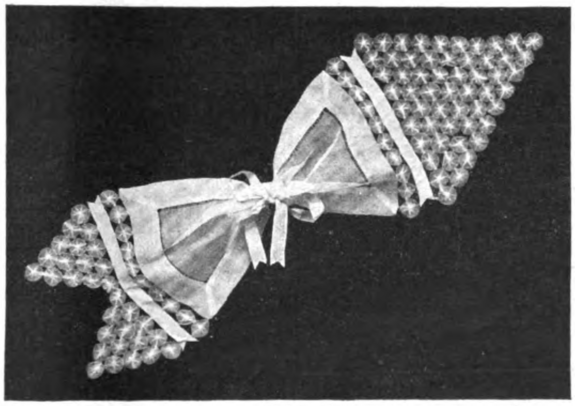


Blumenzweig mit aufgelegten Stoffblumen.

Inſchrift auf ein mit Blumen bemaltes Leſezeichen.

Bringt denn nur der Frühling holde Blumen?
Auch die Liebe, bei gefrornen Scheiben,
Kann zum Gruß dir Frühlingsblumen treiben.

E. Rutenberg.



Sofaſchleife.

Noch eine Krippe.

Kürzlich las ich mit großer Freude in unſerem vielbeliebten Frauendaheim die Anleitung zur Herſtellung einer Krippe fürs kommende Chriſtfeſt. Wie ſchön wäre es, fänden dieſe Kripplein wieder mehr Aufnahme in unſeren Familien, und zu welch' reichem Segen könnten ſie für unſere Kinder werden! Auch ich habe bisher alljährlich mit Hilfe meines Mannes unſeren Kleinen eine ſehr hübſche Krippe aufgebaut; und, da die Herſtellung derſelben einfacher iſt, als die der bereits geſchilderten, möchte ich ſie hier näher beſchreiben. Unſer Weihnachtszimmer beſitzt 4 Fenſter, und deshalb kann ein Kreuzſtock ganz für die Krippe geopfert werden. Die Vitragen, ſowie das Rouleaus werden von dem betreffenden Fenſter abgenommen und die langen Gardinen möglichſt weit zurückgezogen. Nun gilt es, die Fenſterſcheiben ganz mit Tannenzweigen zu bedecken, um einen paſſenden Hintergrund für die Krippe zu ſchaffen. Um dies möglichſt feſt und einfach zu bewerkſtelligen, läßt man ſich am beſten vom Tiſchler eine Holzleiſte (Latte) ſchneiden, welche die Länge der Fenſterbreite beſitzt und etwa 2 bis 3 cm Stärke und 5 bis 6 cm Breite mißt. Dieſe Leiſte wird auf ihre Breitſeite der ganzen Länge nach möglichſt dicht mit langen in die Höhe ſtehenden Tannenzweigen benagelt. Dadurch entſteht eine Tannenwand, die nun wohl die Breite des Fenſters ausfüllt, jedoch in den ſeltenſten Fällen die Höhe der Scheiben ganz bedecken wird, und deshalb etwas vom Fenſterbrett erhöht angebracht und befeſtigt werden muß. Dies geſchieht am leichteſten und ohne an Niſchen und Fenſterrahmen etwas zu verderben, indem man ein Kiſtchen in die Mitte des Fenſterbrettes ſtellt und die tannenbenagelte Leiſte in horizontaler Lage mittels einiger langer Nägel (Drahtſtifte) darauf befeſtigt. Der Hintergrund der Krippe iſt ſomit hergeſtellt. Zum weiteren Aufbau iſt ein alter viereckiger Tiſch nötig, der dicht an das Fenſter gerückt, mit ſeiner Längsſeite die ganze Breite der Fenſterniſche ausfüllen ſoll. Auf dieſer Baſis gilt es nunmehr, eine Berglandſchaft mit allerlei Wegen und Wieſenflächen hervorzuzaubern, in welcher der Stall zu Bethlehem die Hauptſtelle einzunehmen hat. Zunächſt ſchaffen wir, um zugleich das obenerwähnte Kiſtchen ſamt der Leiſte zu verdecken, im Hintergrund einen Höhenzug, welcher ſich auf einer Seite oder auf beiden Seiten der Ebene (des Tiſches) allmählich verliert. Die Herſtellung der Berge iſt überaus einfach. Man nimmt 1 bis 2 m braunes oder graues Packpapier, legt es auf einen großen Tiſch oder auf den Fußboden und beſtreicht dasſelbe auf der einen Seite mit dünnflüſſigem Tiſchlerleim. Iſt dies geſchehen, ſo beſtreut man die ganze Fläche mittelſt Haarſieb mit Flußſand, wirft auch einige Hände voll Bleiglanz, ſowie ganz kleine Kieſelſteinchen darauf und läßt alles ſoweit trocknen, bis das Papier ſteif zu werden beginnt. Dann gibt man demſelben durch einige kühne Handgriffe die Form von Felspartieen, wobei man durch untergeſchobene Schachteln oder auch zerknülltes Papier den Bergen Stützpunkt und Halt gewährt. Die dem Gebirge gegebenen Formen (Zacken und Klüfte) erlangen große Feſtigkeit, ſobald der Leim vollſtändig trocken iſt. Wer über große ſchöne Tuffſteine verfügt, kann ſich die Herſtellung der Papierfelſen erſparen. Bevor wir jedoch an den weiteren Aufbau unſerer Krippe gehen, iſt es zweckmäßig, die „himmliſchen Heerſcharen“ an der Tannenwand zu befeſtigen. Ungefähr zwei Dutzend allerkleinſter Wachsengel (5—8 cm lang) werden mittels längerer feiner Blumendrähte an den Tannenzweigen der Hinterwand angebracht, ſo daß ſie gleichſam über der Landſchaft ſchweben, was dem Ganzen einen ungemein lieblichen Reiz verleiht. Den noch freien Raum der Tiſchplatte bedeckt man nun mit einem dunkelgrünen Tuch oder Kattun, worunter man ein niedriges Kiſtchen verſteckt, das eine etwas größere Baſis als der Stallboden beſitzt und auf welches der Stall zu ſtehen kommt. Am beſten ſchmiegt man den letzteren ſo nah wie möglich an die Felſen an (quer in eine Ecke) und umgibt ihn mit kleinen Tannenſpitzen und Moosbüſchelchen, welche man mittelſt

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

feiner Nägelchen auf die darunter befindliche Kiſte befeſtigt. Sehr hübſch wirkt es, wenn man den Stall von einer Blattpflanze (Aralie oder Farrenart) überſchatten läßt, wobei der Blumenſcherben wieder durch Moos und Tannenzweiglein verdeckt wird. Durch ein da oder dort untergeſchobenes Buch oder einen Schachteldeckelchen wird in das Terrain noch mehr Abwechslung gebracht. Nun bildet man mit Flußſand und kleinen Steinchen einen hübſch gewundenen Weg, welcher ſcheinbar vom Gebirge ausgeht und dem Stalle zuführt. Mit Moosbüſcheln faßt man da und dort den Weg ein, füllt mit ſolchen auch leere Ecken aus und beſtreut die Fläche des hervorſchauenden Tuches mit feingewiegten Tannennadeln, wodurch Schafweide und Grasabhänge gebildet werden. Schließlich gilt es noch, die Tiſchfüße den Blicken zu entziehen und dem ganzen Krippenaufbau einen entſprechenden Abſchluß zu geben. Erſteres geſchieht, indem man die 3 Tiſchkanten mit Tannenzweigen, deren Spitzen nach unten gerichtet ſind, benagelt und zwar ſo dicht, daß ſie ſich ganz decken und keinen Tiſchfuß oder Fußbodenraum durchblicken laſſen; ſollten ſie nach vorn zu weit abſtehen, ſo zieht man die einzelnen Zweige mittelſt Blumendraht etwas nach innen. Da aber der Rand des Tiſches durch die darauf genagelten Äſte nicht ſehr ſchön ausſehen würde, nagelt man kleine Moosbüſchelchen, eines neben das andere, längs des Randes der Tiſchplatte auf. Die Gruppierung der heiligen Familie im Stalle (im Hintergrund Ochs und Eſelein nicht zu vergeſſen!), der Hirten, teils anbetend, teils vom Felde oder Gebirge kommend, und zuletzt der weidenden Schafherde, bedarf wohl keiner näheren Anleitung. Überhaupt bleibt dem künſtleriſchen Geſchmack und der Phantaſie der werten Mitleſerinnen noch ſehr viel Spielraum übrig. Unſere Figuren, in Papiermaché ſehr hübſch ausgeführt, bezogen wir teils aus der Kunſtanſtalt Bethel bei Bielefeld, teils aus den Züllchower-Anſtalten bei Stettin. **Pfarrfrau in Bayern.**

Handarbeit.

Der auf S. 7 abgebildete Blumenzweig iſt mit wenig Mühe herzuſtellen und ſieht dabei als Verzierung von Wandmappen, Decken, Staubtuchkörben allerliebſt aus. Die Blümchen kauft man am vorteilhafteſten fertig ausgeſtanzt; ſie ſind zum Preiſe von 20 Pf. pro Stück in jeder Tapiſſeriehandlung (wir nennen die von Cl. Hartmann, Berlin W., Potsdamerſtraße 125) vorrätig. Will man ſie ſelbſt anfertigen, ſo ſchneidet man ſich ſchmälere und breitere, fein ausgezähnte Zackenſtreifchen aus roſa oder blauem Tuch in zwei Schattierungen; fünf Zäckchen ergeben die Blütenform. Wer nicht viel Zeit auf Handarbeit verwenden kann, wird dieſe einfachen, ſchmucken Blütchen beſonders gern verarbeiten.

Sofaſchleife (ſ. Abb.). Material: 65 cm weißer, mittelſtarker Tüll, ein Döckchen goldgelbe Kordonetſeide, 175 cm, gleichfarbiges Seidenband und 50 cm weißer Mull. Aus dem Tüll ſchneidet man 105 11 cm lange und 3$^{1}/_{3}$ cm breite Stückchen, reiht ein jedes der Länge nach doppelt genommen ein, zieht es zu einem Kreis zuſammen und benäht einen jeden mit einer Spinne von 4 Kettelſtichen mit Kordonetſeide. Nun muß man die Kreiſe aneinanderfügen, und zwar ſo, daß zwei Ecken entſtehen, alſo: 10, 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2 und 1 Roſettchen bilden die eine Ecke, die andere: 10, 10, 4 eines ausgelaſſen, 4, 3, 3, 2, 2, 1, 1, ſodaß die eine Ecke, wie aus zweien beſtehend ausſieht; die Abbildung zeigt es ja deutlich. Jetzt ſchneidet man das Mittelſtück aus dem Mull, 64 cm lang und 44 cm breit, und verziert das ganze mit einem 4 bis 6 cm breiten Hohlſaum. Die erſte Reihe, aus 10 Kreiſen beſtehend, näht man nun an den Tüllſtreifen, ſetzt dann ein gleich langes Seidenband an und an dieſes die Ecke, dies wiederholt ſich an beiden Seiten. Zuletzt bindet man den Shawl in der Mitte mit einem 1 m langen Band zuſammen.

Taſchentuchbehälter (ſ. Abb.). Man kaufe ſich je eine Lage weicher weißer und hellblauer oder roſa Wolle; auf eine ſehr ſtarke lange Holz-Häkelnadel ſchlägt man dann von weißer Wolle 35 Maſchen auf, zieht den Faden immer durch zwei Maſchen wieder zurück, dabei die eine beim Zurückziehen übrige als Maſche mit gerechnet (tuneſiſcher Stich). Das Aufſchlagen der Maſchen jeder weiteren Reihe geſchieht durch die unterhalb entſtandenen Stäbchen. So häkelt man hin und zurück erſt fünf Reihen mit weißer Wolle, daran anſchließend zwei Reihen hellblau, dann zehn Reihen weiß, zwei Reihen blau, elf Reihen weiß, zwei Reihen blau, zehn Reihen weiß, zwei Reihen blau und dann zum Schluß wieder fünf Reihen weiß. Das Ganze wird dann zuſammengelegt, ſo daß die blauen Streifen genau aufeinander zu liegen kommen und der Schlitz in der Mitte offen bleibt, und oben und unten mit weißer Wolle zuſammengehäkelt. Zuletzt verziert man es rings herum, auch den Schlitz, mit kleinen hellblauen gehäkelten Bogen und am Ende jeder Seite des Schlitzes mit flotten blauen Schleifen. Dies Sachet iſt praktiſch auch für die Reiſe, da es ſich in jedem Raume, auch zuſammengerollt, leicht einfügen läßt, und iſt ſelbſt für Kinder eine hübſche Arbeit, da dieſe Technik des Häkelns ſehr leicht iſt. **B. W.**

Taſchentuchbehälter.

Neue Vorlagenwerke.

Farbige Vorlagen für Handarbeiten in modernem Geſchmack. Heft I. Verlag von Franz Ebhardt & Co., Berlin W., Schaperſtr. 4/5. Die handarbeitenden Damen werden mit Freuden dies Werk begrüßen, welches eine Lücke in der ſonſt ſo reichen Litteratur über Frauenhandarbeiten zu füllen beſtimmt iſt. Es fehlt wirklich an guten nicht teuren farbigen Vorlagen für praktiſche, im täglichen Leben verwendbare Handarbeiten, die dem modernen Geſchmack entgegenkommen. Bei vielen modernen Stickereien iſt es gerade die Farbe, die das Eigenartige des Effektes ausmacht, und ſie läßt ſich durch Worte nicht bezeichnen, noch durch Schwarzdruckbilder dem Verſtändnis übermitteln. Anſchauung, wie dieſe farbigen Vorlagen ſie gewähren, kann hier allein nützen. Das Heft bringt zahlreiche Muſter paſſend für alle Gegenſtände, die gewöhnlich mit Stickereien geziert werden, und berückſichtigt in erſter Linie die jetzt ſo beliebte Gobelin- oder nordiſche Stickerei, welche raſch fördernd iſt und ſich von hochdekorativer Wirkung erweiſt. — Das Heft enthält 6 große Tafeln, jede mit mehreren Muſtern und den dazugehörigen Gegenſtänden; eingehende Beſchreibung iſt beigefügt und durch Holzſchnittzeichnungen erläutert. Der Preis des ebenſo hübſchen, wie praktiſchen, ſich für Geſchenke empfehlenden Heftes iſt 3 Mark; jede Buchhandlung liefert es.

Muſterblätter für Kleineiſenarbeiten, entworfen von Fr. Lechleitner, Mey & Viedmeyers Verlag, München Die beiden vorliegenden Hefte enthalten Anleitungen und ſehr geſchmackvolle Vorlagen zu Metalltreiben und Ziſelieren, Metalllaubſägen, Nagelarbeiten und Kleineiſenarbeiten.

Einzig ſchön ſind die großen Vorlagenhefte für Holzbrand von Magdalene v. Langen, Verlag von E. Haberland in Leipzig. Das eine Heft „Blumen und Vögel“ bringt 4 köſtliche, für Wandbretter geeignete Stücke; das Heft „Weidmannsheil“ enthält 4 große Vorlagen für die Ausſchmückung von Herrenzimmern. Holzbrand iſt hier geſchmackvoll mit Schnitz- und Laubſägearbeit zuſammengeſtellt. Wir können die hervorragend ſchönen Blätter nicht genug empfehlen.

Schlafzimmer.

Man näht, um das Rutſchen der Steppdeckenbezüge zu vermeiden, an die Ecken der Decke je ein Band und dementſprechend an die innere Seite des Bezuges auch je ein Band. Die letzteren, mit den erſteren zuſammengebunden, halten die Decke im Bezuge feſt. Noch ordentlicher iſt es wohl, wenn man auf die obere Schmalſeite der Decke Schnürlitze näht und ebenſolche auf die innere Schmalſeite des Bezuges und dieſe dann zuſammen ſchnürt, ehe man den Bezug überzieht. **H. v. H.**

Für die Küche.

Nur roter Kohl! Dazu iſt auch kein Rezept hier nötig, denkt gewiß die eine oder andere Leſerin, und doch möchte ich behaupten, daß man äußerſt ſelten roten Kohl ſo vorgeſetzt erhält, wie er ſein ſollte. Ich wenigſtens habe ihn ſchon oft auswärts gegeſſen und mich oft über ſeine dunkle Farbe, die ſein natürliches friſchrotes Ausſehen Uneingeweihte nicht ahnen läßt, entſetzt. — Der blähenden Eigenſchaften halber kocht eine vernünftige Hausfrau jeden Kohl ab, er iſt dann bedeutend leichter verdaulich. Der rote Kohl zeigt nach dem Abkochen eine blaugrüne Farbe, die ſich in eine friſchrote verwandelt, wenn man den Kohl mit etwas Eſſig gleichmäßig vermiſcht, eines weiteren Eſſigzuſatzes bedarf man beim Kochen dann nicht mehr. Man läßt für einen mittelgroßen Kopf Rotkohl zwei Taſſen Waſſer und eine Taſſe Apfelwein ins Kochen kommen, thut zwei verſchnittene ſäuerliche Äpfel, eine halbe Zwiebel (kann auch fehlen), 40 g Schweine- oder Gänſeſchmalz, ebenſoviel Butter, etwas Salz und zwei Theelöffel Zucker hinein, thut den Kohl nebſt ſeiner Brühe dazu und dünſtet ihn nun ganz langſam zwei Stunden. Eine halbe Stunde vor dem Anrichten ſtäubt man etwas Mehl über den Kohl, damit er leicht gebunden iſt, und kocht auch für ſich vier in Achtel geſchnittene Äpfel weich. Beim Anrichten belegt man den Kohl zierlich mit den Apfelſtücken. Wer es liebt, kann ein Schüſſelchen Johannisbeergelee zu dem Kohl reichen, was beſonders beliebt iſt, wenn derſelbe zu Wildbraten gegeben wird, oder man kann die Äpfel auch zu Muß kochen und dieſes nebenher geben. **L. H.**

Schlehen einzumachen. Die Schlehen ſind in dieſem Jahre ungemein reichlich vorhanden, auf dem Lande kann man ſie in jedem Knick maſſenhaft pflücken. Sie ſind erſt brauchbar; nachdem ſie einigemal Froſt gehabt haben. Die Schlehen werden drei- bis viermal ganz durchgeprickelt, und dann mit kaltem Waſſer bis vors Kochen gebracht. Dann gieße man ſie ab und laſſe ſie 24 Stunden in abgekochtem, d. h. gekochtem und erkaltetem Waſſer ſtehen. Am nächſten Tage gebe man ſie auf ein Sieb und laſſe ſie dann, $^{1}/_{2}$ Kilo Schlehen mit einer Taſſe verdünntem Eſſig, einer Taſſe Zucker, etwas Zimmt und etwa ſechs Nelkenblüten einmal aufkochen. Darauf füllt man ſie in einen Steintopf, läßt den Saft noch etwas einkochen und gießt ihn alsdann darüber. Nach drei Tagen gießt man den Saft nochmals ab, läßt ihn aufkochen, abkühlen und gießt ihn dann wieder darüber. **A. K. B.**

Heringspaſtete (dem Fiſchkochbuch des Nordener Fiſcherei-Vereins entnommen und erprobt). Von ſechs friſchen Heringen wird Kopf und Schwanz abgetrennt und die Heringe mit Gewürzſalz (Salz mit Pfeffer und Muskatblüte vermiſcht) eingerieben. Man legt die Fiſche in eine dick mit Butter ausgeſtrichene Form, bedeckt ſie mit 2 gewiegten Aepfeln, 2 gehackten Zwiebeln, 2 Theelöffel gewiegter Peterſilie und belegt ſie mit Butterſtückchen. In $^{1}/_{4}$ l kochendem Waſſer löſt man 5 g Liebigs Fleiſchextrakt auf und gießt dies lauwarm über die Heringe. Vorher hat man einen guten Nudel- oder feiner einen Butterteig bereitet, den man ausrollt, paſſend zurecht ſchneidet und über die Schüſſel legt. Der Pie wird eine Stunde im Ofen gebacken und in der Form ſerviert.

Fragen.

Ich bitte vielbeſchäftigte Mütter herzlich, die Anfertigung von Puppengardarobe mir anzuvertrauen. Ich verſpreche, beſonders hübſch und billig zu arbeiten. **Frl. Noſtitz, Zabeltitz bei Großenhain, Sachſen.**

Freundliche Mitleſer des Frauen-Daheim bitte ich um ein paſſendes Hochzeitsgedicht bei Überreichung von Pantoffeln an die Braut, von der Schweſter derſelben vorzutragen. Im voraus dankt herzlich **treue Abonnentin.**

Die aus Lindenholz gefertigten Gegenſtände zu der ſo beliebten Kerbſchnitzerei ſind in hieſigen Geſchäften ſehr teuer, ich würde daher die Mitteilung einer billigen Bezugsquelle durchs Daheim mit Freuden begrüßen und für freundlichen Rat, wie man die Schnitzarbeiten dauerhaft beizt, ſehr dankbar ſein.

Hausfrau i. Altona b/Hamburg.

Auskunft.

Fr. 24. Biskuitfiguren zu lackieren, würde eine Barbarei ſein, ſie ſind meiſt von künſtleriſchem Wert und können darum nicht unmodern werden. Die Fragerin ſollte bei einem Antiquar nach dem Wert fragen und ſie angeben oder eintauſchen, ehe ſie ſo barbariſchen Gelüſten nachgibt.

Gräfin D. A., Oſt-Pr.

Fr. 13. Um zerdrückten Seidenplüſch, Sammet, alte Spitzen, Bänder u. drgl. wieder aufzufriſchen, empfehle ich Helms Dämpfer, Bügler und Renovierer. Zu haben bei: Auguſt Helm, Trayſa b. Caſſel. Preis 50 Pf.

E. K., Hanau.

Redaktionspoſt.

J. P. in **G.** Die Briefkouverts mit den Marken Friedrich Wilhelms IV ſind nur wertvoll, wenn die eingeprägten Marken achteckig (Werte zu 4, 5, 7, 8 Groſchen) ſind.

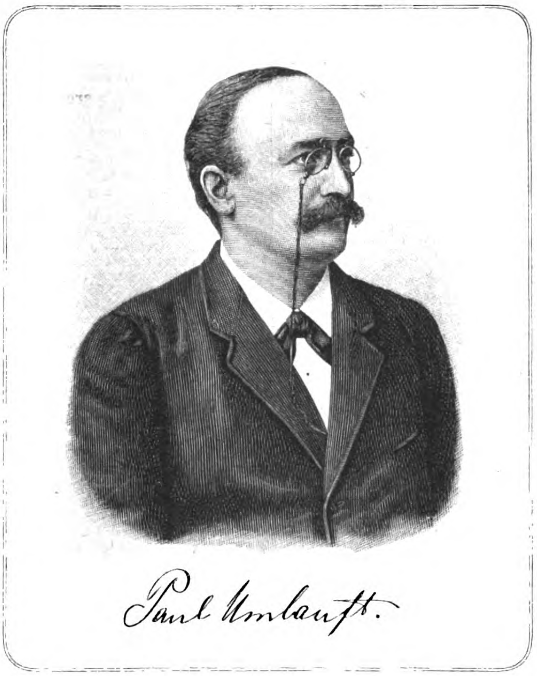
Das **Emmausheim** in **Leipzig-Plagwitz** entſendet zu jeder Zeit ärztlich geprüfte Pflegerinnen auch nach auswärts, zur Begleitung auf Reiſen und zur Pflege Kranker in Privathäuſern. Die Reiſekoſten ſind von den Beſtellern zu tragen. Eine Depeſche an die Oberin Agnes Quasdorf genügt, um die ſofortige Abreiſe einer Pflegerin zu veranlaſſen

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Haus-
muſik
Daheim
F. Reiss.

Paul Umlauft.

Der Name Paul Umlauft, vordem in deutſchen Muſikerkreiſen von gutem Klang und allen Muſikfreunden wohlbekannt, die mit der modernen Lyrik nähere Fühlung ſuchten, wurde in Deutſchland allgemein genannt, als ein dramatiſches Werk Umlaufts mit dem Preis gekrönt wurde, den der Herzog Ernſt von Coburg-Gotha für die beſte einaktige Oper ausgeſetzt hatte. Umlaufts „Evanthia“ hat die zahlreichen Mitbewerber um die Palme glänzend geſchlagen. Das Werk iſt eine Apotheoſe der Freundſchaft; es hält ſich in Handlung, Sprache und Muſik fern jenem Stürmen und Poltern, wie es ſeit der Cavalleria Mascagnis Mode geworden im muſikaliſchen Drama. Fern allem Unſchönen, allem Trivialen und Unkünſtleriſchen zeugt es von vornehmer Begabung und edelſtem Streben. Obwohl die Handlung auf griechiſchem Boden ſpielt und von fremdartigem Kolorit durchtränkt iſt, ſo wird ſie als Ausfluß idealen Denkens dem deutſchen Empfinden dennoch verſtändlich, und die von feinſtem Geſchmack diktierte Muſik trägt das Ihrige dazu bei, zwiſchen dem Kunſtwerk und dem Hörer ein Band der Sympathie zu weben. Umlauft hatte in dem Werke ein ſchönes Beiſpiel ſeiner reichen Doppelbegabung gegeben: der Dichter und der Muſiker, beide wußten gleich beredt ihre Sendung zu verkünden. Der Erfolg, den das Werk bei den Feſtaufführungen in Gotha fand, lenkte die allgemeine Aufmerkſamkeit auf den Künſtler, deſſen muſikaliſchem Talent die Sänger Deutſchlands bisher eine Reihe ſchöner, tiefempfundener Lieder zu danken hatten. Der Lebensgang Umlaufts iſt ein einfacher und gerader: Geboren am 27. Oktober 1853 zu Meißen, verlebte der talentvolle Knabe ſeine erſte Jugend in ſeiner lieblich gelegenen Vaterſtadt, durch zweckmäßigen Unterricht ſo weit gefördert, daß Paul zeitig die Kreuzſchule in Dresden beſuchen konnte. Hier, in der kunſtfreundlichen ſächſiſchen Reſidenz nahm ſich ſeiner der damalige Kantor an der Kreuzſchule, der verdiente Julius Otto, mit beſonderer Liebe an. Dieſem trefflichen Manne und dem Dresdener Kammermuſikus Rühlmann hatte der Jüngling viel zu danken. Da Umlauft im Beſitze einer ſchönen, klangvollen Stimme war, aus der ſich ſpäter ein Tenor von warmem Timbre entwickelte, ſo beteiligte er ſich zuerſt als Sänger, ſpäter als Dirigent an den Aufführungen des Kreuzchors; auch ſein poetiſches Talent trieb in jenen glücklichen Jahren die erſten Blüten. Nachdem Umlauft die Abiturientenprüfung beſtanden, bezog er die Univerſität Leipzig, wo er Philoſophie, Geſchichte und Litteratur ſtudierte, und das Konſervatorium der Muſik, wo er in allen Fächern des Muſikſtudiums und der muſikaliſchen Bildung trefflichſte Lehrmeiſter fand. Das Konſervatorium verließ Umlauft als Stipendiat der Mozartſtiftung zu Frankfurt a. M. — Leipzig, der Stadt mit ihrem großartigen muſikaliſchen Leben, blieb Umlauft treu: der Künſtler, der gelegentlich auch zur Feder des Muſikkritikers gegriffen hatte, warf ſich mit aller Kraft auf die Kompoſition; nahe an hundert tiefempfundene, edel geformte Lieder, ein reizvolles, „mittelhochdeutſches Liederſpiel“, eine Anzahl größerer Werke für Männerchor und Orcheſter („Agandecca“, „Nordmännerlied“ u. ſ. w. ſind Stücke von großem Wurf) ſchuf hier der ebenſo beſcheidene, wie durch hohe perſönliche Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Tonkünſtler, hochgeſchätzt von allen, die in perſönliche Beziehungen zu ihm oder in künſtleriſche zu ſeinen Werken traten. Aber volles helles Sonnenlicht fiel erſt auf dieſe liebenswürdige und reiche, ſtimmungsvolle und zarte Künſtlernatur, als ſeine „Evanthia“ *) mit dem Gotha'ſchen Preiſe gekrönt wurde. Das Werk iſt übrigens Umlaufts zweite Oper, ſeine erſte, „Ulfar“, harrt noch ihrer Aufführung.


Paul Umlauft.

Der Einfluß der Muſik auf den Menſchen.

Von jeher hat man den großen Einfluß erkannt, den der Ton auf das menſchliche Gemüt übt. Daher ſuchte man denſelben als ein Mittel zu gebrauchen, um hier zu beſänftigen und zu heilen, dort zu ermutigen, zu begeiſtern. Die Geſchichte hat eine große Anzahl intereſſanter Thatſachen aufbewahrt, welche die Kenntnis dieſes Einfluſſes von Alters her beſtätigen. Die griechiſche Mythologie erzählt uns von Chiron, der in einer Grotte des Helikon ſich aufhielt, daß er mit Hilfe der Muſik nicht nur Kranke heilte, ſondern auch das heftige, zum Jähzorn geneigte Temperament ſeines Pfleglings, des ſpäter ſo berühmten Helden Achilles zu bezähmen verſtanden habe. Der alte Geſchichtsſchreiber Suidas berichtet von Timotheus in Theben, daß derſelbe durch ſein Flötenſpiel Alexander den Großen in eine ſolche Begeiſterung verſetzte, daß er unwillkürlich zu den Waffen griff. Durch ſanfte, liebliche Weiſen aber wurde der kriegeriſche Sinn des nach Ruhm dürſtenden jungen Fürſten wieder beſänftigt. Mag dem ſein, wie ihm wolle, ſo viel ſcheint ſicher, daß dieſer berühmte griechiſche Tonkünſtler ſpäter nach Perſepolis beſchieden wurde, um daſelbſt bei den Freuden der Gaſtmähler die Ohren Alexanders und ſeiner Kriegsgefährten zu entzücken. Nach Plutarch zogen die Spartaner unter lautem Geſang und Flötenklang in die Schlacht und begeiſterten ſich dadurch zum höchſten Kampfesmut. Das kunſtſinnige Volk der Griechen hatte demnach bereits den großen Einfluß der Muſik auf das menſchliche Gemüt erkannt und verwendete nicht nur deren begeiſternde Klänge zur Ermutigung in der blutigen Schlacht, ſondern es ergötzte ſich auch an ihren heiteren Weiſen bei feſtlichen Gelagen, und wenn es einen lieben Toden zur letzten Ruhe beſtattete, ſo flößten die muſikaliſchen Inſtrumente durch ſchwermütige Klänge allen Begleitern tiefe Wehmut ein. Selbſt wenn einer in die dunkle Nacht des Wahnſinnes ſank, nahm man ſeine Zuflucht zur Leier oder zur Flöte, um den Ärmſten dem heiteren Lichte wieder zuzuführen. Allein dieſes ſeltſame Heilmittel war nicht den Griechen allein bekannt. Wiſſen wir doch, welchen wohlthätigen Einfluß das Harfenſpiel Davids auf den König Saul übte, wenn er in düſtere Melancholie verſunken war. Auch der Römer Cajus, der ein ungemein heftiges Temperament beſaß und ſich deshalb leicht zum Jähzorn hinreißen ließ, unterhielt einen muſikaliſchen Sklaven, der ihn in Augenblicken zorniger Aufwallung durch die zarten Töne ſeines Inſtruments beſänftigte. Dieſe hohe Meinung, die das Altertum von der Macht der Töne beſaß, ging auch auf die ſpätere chriſtliche Zeit über.

So berichtet uns die Geſchichte, daß König Philipp V. von Spanien aus Schmerz über den Tod ſeines erſten Sohnes in tiefe Schwermut verſank. Er floh die Menſchen und zog ſich in die Einſamkeit zurück, verlor ſein Intereſſe für die Staatsgeſchäfte und lehnte es ab, der Regierung vorzuſitzen. Dies geſchah zu derſelben Zeit, als der berühmte Sänger Farinelli nach Madrid kam. Als die kluge Königin Eliſabeth davon hörte, kam ſie auf den glücklichen Gedanken, den Künſtler zu einem Konzert im engen Familienkreiſe einzuladen und an ihrem unglücklichen Gatten den wohlthuenden Einfluß der Muſik zu verſuchen. Sobald ſich die weiche, metallreine Stimme des Sängers vernehmen ließ, ſchien der König anfangs betroffen, dann bemächtigte ſich ſeiner eine auffallende Rührung, und am Ende des zweiten Geſanges winkte er Farinelli zu ſich, überhäufte ihn mit Dank und bat ihn um ein drittes Lied, worin der Künſtler den ganzen Zauber ſeiner Stimme entfaltete Von da an wohnte der Sänger im königlichen Schloſſe, und dank den fortgeſetzten muſikaliſchen Vorträgen geſundete der König zuſehends, ſo daß er ſich bald wieder den ernſten Staatsgeſchäften widmen konnte. Der gutmütige Ferdinand VI., auf den ſich die Melancholie ſeines Vaters Philipp übertragen hatte, wurde auf dieſelbe Weiſe von Farinelli geheilt, und vom Prinzen von Oranien erzählt man, daß er drei hervorragende Künſtler unterhielt, die ſtets bereit waren, in ſeinem Zimmer auf Streichinſtrumenten ein ſanftes Konzert aufzuführen, um die Anfälle von Schwermut zu unterdrücken,

---

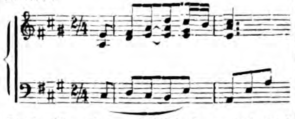
*) Evanthia. Vollſtändiger Klavierauszug mit Text. Preis Mark 9.—. Verlag von Martin Oberdoerffer in Leipzig.

von denen der Prinz bisweilen heimgeſucht wurde. Und dieſes Vertrauen auf die Heilkraft der Muſik war auch der Grund, weshalb man beim Einbruch epidemiſcher Krankheiten, beſonders des Tarantismus, die Anwendung der Muſik empfahl, um dadurch wenigſtens einigermaßen den durch die Seuche hervorgerufenen Schrecken zu dämpfen, der ſich oft als ein weit größeres Übel zeigte, als die Krankheit ſelbſt. Hatte man doch erkannt, daß die Furcht vor einem Übel oft das Übel ſelbſt erzeugt. Wie mächtig die Muſik auf unſer Leben einzuwirken, uns bald heiter und begeiſtert, bald düſter und wehmütig zu ſtimmen vermag, iſt jedermann bekannt. Doch ſind es nicht bloß unſere Bewegungen, welche dem Takt und Rhythmus der Muſik folgen, auch der Kreislauf des Blutes und der Pulsſchlag des Herzens, das Atmen und die Wärmebildung beleben ſich ebenfalls unter dem Eindruck einer aufregenden Muſik. Dieſe Erfahrungen gaben natürlich Veranlaſſung, mittels der Muſik berechnend auf den Menſchen einzuwirken, ſei es durch anmutigen Rundtanz oder Tafelmuſik, ſei es durch den kriegeriſchen Marſch auf dem Schlachtfelde. Wir begreifen daher die wichtige Stelle, welche der Muſik in unſeren modernen Irrenanſtalten zugewieſen iſt, und begrüßen es als einen großen Fortſchritt, die Heilungsverſuche der Wiſſenſchaft durch die Kunſt zu unterſtützen. Bei alledem aber täuſchte man ſich ſehr, wenn man annehmen wollte, daß die Muſik, mag ſie durch künſtliche Inſtrumente oder durch die menſchliche Stimme hervorgebacht werden, nur das Gefühl in Anſpruch nähme. Gewiß iſt ſie in der höchſten Bedeutung des Wortes der „Ausdruck des Gefühls“; doch wirkt ſie nicht bloß auf die Empfindung allein, ſondern ſie vermag auch die Zahl, das Maß, die Bewegung oder auch gewiſſe Töne der Natur auszudrücken, ohne dabei gerade ein Gefühl anzuregen. Dieſe eigentümliche Art von Muſik wirkt durch die motoriſchen Nerven auf die Organe, denen ſie ihre Bewegung mitteilt. Das bezeugen uns die militäriſchen Märſche nach der Trommel, gewiſſe abgemeſſene Geſänge der Matroſen ſowie der Arbeiter beim Rammen, die oft nur von nichtsſagenden Worten und bisweilen nur von völlig gleichlautenden Silben begleitet ſind, welche bloß den Takt oder das Gleichmaß bezeichnen. Auch von dieſer Art Muſik wußten bereits die Kulturvölker des Altertums Gebrauch zu machen. Die ägyptiſche Königin Kleopatra ſegelte auf einem prachtvoll ausgeſtatteten Schiffe dahin, deſſen Ruder nach dem Takte der Flöten, Schalmeien und Leiern in Bewegung geſetzt wurden. Die Schiffer dagegen, die mit ihren belaſteten Fahrzeugen den Nilſtrom aufwärts ruderten, ſtimmten eintönige Geſänge an, nach deren Takt ſie ihre Bewegungen regelten. Dadurch erleichterten ſie ſich die harte Arbeit ſehr, und wir wundern uns daher nicht, dieſem Gebrauch anderwärts zu begegnen. Wie bei den Waſſerſchöpfern am Nil in früheren Tagen, werden heute noch in allen Häfen der Welt die gemeinſamen Arbeiten der Matroſen nach dem Takt eines eintönigen Geſanges ausgeführt, der nur der Ausdruck des Maßes und der körperlichen Bewegung iſt. Wenn man die von den alten Ägyptern aufgeführten Rieſenbauten und die gewaltigen Steinmaſſen prüft, die ſie faſt 100 Meilen weit herbeiſchafften zu einer Zeit, wo die Phyſik und Mechanik bei weitem nicht ihre heutige Entwickelung erreicht hatten, ſo iſt man faſt zu der Annahme gezwungen, daß die Macht der rhythmiſchen Geſänge, die gleichzeitig auf eine große Anzahl Sklaven einwirkte, keinen geringen Anteil an der Herſtellung jener Wunder von Geduld und Willenskraft gehabt haben möge. Wir ſehen hieraus, daß die Bezeichnung der Muſik als „Sprache des Gefühls“ zu engbegrenzt iſt, obgleich wir zugeben müſſen, daß dieſe Kunſt auch wieder in den Fällen, in denen ſie ſich unmittelbar an den Verſtand wendet, mittelbar auch auf das Gefühl zu wirken vermag. Geht doch aus dem harmoniſchen Geſetz, das ſeinen Grund in der innigen Verbindung des Körpers mit dem Geiſte hat, hervor, daß nichts auf den Körper wirken kann, ohne zugleich auch die Seele in Mitleidenſchaft zu ziehen, und umgekehrt. Vergegenwärtigen wir uns zunächſt ein Regiment Soldaten, das nach dem Takte eines einfachen Marſches an uns vorüberzieht. Jedermann fühlt ſich in Bewegung geſetzt; die Vorübergehenden verſetzen ſich ganz inſtinktiv in denſelben Schritt, und eine Anzahl von Jungen und Alten fühlt ſich hingeriſſen, der Truppe in derſelben Bewegungsart eine Strecke zu folgen. Und dieſelbe Wirkung kann durch das einfachſte Inſtrument wie bei den Menſchen, ſo auch bei den Tieren hervorgerufen werden. Wer hätte es nicht geſehen, wie der Tanzbär nach dem Takt einer Querpfeife auf ſeinen Hinterbeinen herumgeht, oder wie die Pferde, genau dem Rhythmus der Muſik entſprechend, dem Publikum eine nette Quadrille vortanzen? Selbſt das unter ſeiner Laſt durch die Wüſte ſchreitende Kamel fühlt ſich durch die Pfeifentöne ſeines Führers angeſpornt, den Schritt ſeiner ermüdeten Beine dem Takt des vorgeblaſenen Marſches anzupaſſen. Beſuchen wir dagegen einen Konzertſaal, um andachtsvoll den Melodien eines Mozart, Weber, Beethoven und anderer großer Meiſter zu lauſchen: welch auffallenden Unterſchied zeigt uns dieſe Muſik mit der vorigen hinſichtlich ihrer Wirkung! Ohne ein Glied zu bewegen, verharrt die ganze Geſellſchaft in tiefſter Ruhe und ſucht den Geiſt zu erfaſſen, der aus den Tonwerken zu ihr ſpricht. Mit jedem folgenden Stück ſteigt die Gemütsbewegung. Woher aber, wird der freundliche Leſer fragen, kommt dieſer mächtige Eindruck, den die Muſik auf uns hervorzubringen vermag? „Die Muſik iſt ein Sinnbild der Bewegung,“ ſagt Prof. Radau treffend, „oder vielmehr ſie iſt ſelber Bewegung . . . Je nachdem der Komponiſt die Noten verlängert oder verkürzt und in Bezug auf Rhythmus und melodiſche Tonfolge dieſelben verſchiedenartig anordnet, gelingt es ihm, alle Schattierungen der Bewegung, jede Art des Fortſchrittes von der ſchläfrigen Trägheit des Waſſers, das ſich im Sande verliert, bis zu dem brauſenden Ungeſtüm des Feldbaches aufs feinſte auszudrücken. Es wirken nun aber die Töne direkt auf unſer Nervenſyſtem, indem ſie die Fibern der Empfindungsnerven in Mitſchwingung verſetzen und auf dieſe Weiſe die Stimmung hervorrufen, welche der von der Muſik ausgedrückten Bewegungsart entſpricht. Den Frohſinn charakteriſiert ein leichter munterer Gang, den Ernſt ein feierliches Fortſchweben, den Zorn ein ſtoßweißes, heftiges Auftreten. Dieſe verſchiedenen Merkmale kommen ebenſowohl den Bewegungen unſeres Körpers, als dem Vortrag und der Gedankenbewegung zu. Dies alles hängt eng zuſammen, und in dieſer Wechſelbeziehung der Sinneseindrücke, der Seelenzuſtände und Willensäußerungen liegt eben der Grund des Einfluſſes, den die Muſik auf die lebenden Weſen übt.“ Dieſe Erklärung phyſiologiſcher und pſychologiſcher Wirkungen der Muſik finden wir bereits von Ariſtoteles angedeutet, wenn er ſagt: „Warum paſſen ſich denn die Rhythmen und Melodien, die doch nur Schall ſind, den Gemütszuſtänden an? Weil ſie etwa Bewegungen ſind, wie die Handlungen? Die eigentümliche Wirkſamkeit derſelben beruht auf einer Stimmung und erzeugt eine Stimmung.“ Iſt denn aber das Wort „Stimmung“ nicht der Muſik entnommen und auf gewiſſe Zuſtände unſerer Seele übertragen, um dadurch die Eigentümlichkeiten der Seelenzuſtände zu bezeichnen, die durch die Muſik darſtellbar ſind? Alle unſere Gedanken, mögen ſie ſich ſchnell oder langſam bewegen, mögen ſie ſich behaglich in angenehmen Phantaſien herumtreiben oder, an eine traurige Erinnerung gebannt, ſchwerfällig dahinſchleichen, können durch die melodiſche Bewegung der Töne zum Ausdruck gelangen. So zaubert uns die Muſik gleichſam eine unkörperliche, nur aus rhythmiſchen Bewegungen und Empfindungen beſtehende Welt vor, in die wir uns, der am Körper haftenden Erdenſchwere vergeſſend, gern auf kurze Zeit verſenken, um uns dem magiſchen Einfluſſe der mächtigſten der Künſte zu überlaſſen.

L. Haſchert.

Klavierſtücke.

Miniatures pour Piano par Edouard Schütt. Op. 30. (Preis 4 Mk., einzeln koſten die Stücke je 1 Mk., Leipzig, Fr. Kiſtner). Feine, vornehme Klaviermuſik! Elegant, ohne ſeicht und trivial zu ſein, wohllautend, ohne in Klingklang auszuarten, in pianiſtiſcher Beziehung dankbar, ohne techniſches Blendwerk zu werden. Das Heft umfaßt ſieben Klavierſtücke: Prélude, Aveu, Papillons, Cantabile, Barcarolle, Cantique d'amour und Impromptu-Finale. Das Prélude iſt ein lebhaft bewegtes Tonſtück im Charakter der poetiſchen Etude, Aveu atmet in einer langen, warmen Melodie voll zärtlicher Empfindung, die Papillons flattern mit ſchimmernden Schmetterlingsflügeln dahin; dieſes ſehr feine und liebenswürdige Klavierſtück verrät uns, daß Schumann der Meiſter iſt, zu dem Schütt verehrungsvoll emporblickt. Es iſt natürlich nicht das Verhältnis ſklaviſcher Abhängigkeit, in dem Schütt zu Schumann ſteht; E. Schütt iſt auf den Ton Schumanns geſtimmt, und gewiſſe Wendungen, die bei Schumann ſo überaus charakteriſtiſch wirken, einzelne melodiſche Phraſen, die dieſem älteren Meiſter eigentümlich ſind, waren für Schütt Modelle zu ähnlichen Bildungen, die gleichwohl den ſie beſeelenden Geiſt von ihrem Urheber empfangen haben. Das ſchönſte der Stücke iſt das folgende Cantabile in B-moll. Welche Schwermut klingt uns aus dieſen Tönen, aus dieſem ſo ausdrucksreichen und geſangvollen Motiv entgegen, das durch das eigentümliche Stocken der Harmonie im vierten Takt (wiederholt ſich an den entſprechenden Stellen des Periodenbaues) einen merkwürdigen Charakter erhält. In dieſem Wiederholen des Sopranmotivs in der Tenorlage drückt ſich eine ſchwärmeriſche und zugleich ſchmerzliche Gefühlsregung aus. Die folgende Barcarolle wirkt nach der düſteren Poeſie dieſes Cantabile in ihrem heiteren Dur ungemein freundlich; dem Cantique d'amour, auf ein weiches, ſtimmungsvolles Motiv gebaut, folgt als überaus dankbares, glänzendes Vortragsſtück das Impromptu-Finale: ein ſehr glücklicher Wurf. Das Hauptthema dieſes Allegro gracioso lautet:



Das iſt ein wirkliches gracioso! Das Stück ſpielt ſich ſehr angenehm und dürfte ſich viele Freunde erwerben.

Bücherſchau.

Johann Strauß. Ein Lebensbild, entworfen von Ludwig Eiſenberg. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. — Johann Strauß iſt nicht nur einer der populärſten Komponiſten, er iſt mehr, er iſt auch ein Künſtler von Verdienſt Er hat im Wiener Walzer eine muſikaliſche Form gefunden, die er veredelte und erneute, die er aus der Sphäre der trivialen Volkstümlichkeit in jene des künſtleriſchen Geiſtes emporhob. Strauß hat eine Unmaſſe Walzer geſchrieben, unter denen ſich manche Perle der Melodiebildung befindet: ſein Donauwalzer, der Fledermauswalzer, die wonnig geſchwellte Melodie des Walzers „Wiener Blut“ das ſind Stücke voll köſtlicher Melodik, in ihrer Art ebenſo vollendet, wie jede andere Melodie, die ein Meiſter geſchaffen. Unter den nach Hunderten zählenden Werken des Wiener „Walzerkönigs“ befindet ſich freilich auch recht viel Mittelware, Dutzendwalzer, die herabſinken zum Tiefpunkt der melodiſchen Trivialität. Man überſchätzt den Erfinderruhm Strauß' gar ſehr, wenn man meint — und dieſe Anſicht ward des öfteren ausgeſprochen — daß in dieſen unzähligen Walzern ein ungeheurer Reichtum von Melodie aufgeſtapelt ſei. Die C-dur Tonleiter iſt auch eine Melodie und zwar eine ſehr entwickelungsfähige: in ihr ſteckt ein ganzes melodiſches Kapital, und es gehört kein großes Schatzgräbertalent dazu, es fruchtbar zu machen. Einen guten, oder wenigſtens leidlichen Tanzwalzer vermag jedes muſikaliſche Ohr über feſtſtehenden Walzerrhythmen zu bauen. Man höre einmal die blanke Begleitung eines Walzers — wie man ſie bei Spaziergängen über Land in der Nähe eines Tanzbodens oft genug ſolo vernehmen kann, da die begleitenden Inſtrumente gewöhnlich ſtärker ſpielen als die melodieführenden — man höre einmal dieſe ſtereotype Begleitfigur: das Ohr bildet ſich ſofort eine Melodie. Wo wir Rhythmen hören, da ſtellt die Melodie von ſelbſt ſich ein. Mit dem muſikaliſch-melodiſchen Reichtum, der angeblich in dieſen Hunderten von Walzern verborgen liegt, iſt es wahrlich nicht gar ſo arg. Strauß hat das Verdienſt ſein feineres muſikaliſches Empfinden beſſer verwertet zu haben als andere Walzerkomponiſten: er inſtrumentiert klangſchöner und weniger nach der Schablone als mancher andere Muſiker, und er weiß ſeinen Walzern hier und da durch zierliche kontrapunktiſche Züge einen gewiſſen Reiz zu geben. Von allen ſeinen Operetten iſt die „Fledermaus“ jenes Werk, das ſich trotz des bedenklichen Textes als lebensfähig auch für ſpätere Jahre erweiſen wird. Die Mehrzahl ſeiner anderen Bühnenwerke iſt heute entweder vergeſſen oder doch nur an Wien, die Stadt ſeines dauernden Wirkens, gebannt. Die muſikgeſchichtliche Bedeutung Johann Strauß' wird augenblicklich von exaltierten Freunden und Lokalpatrioten ſtark über Gebühr gewürdigt. Von dieſem Standpunkt der Überſchätzung aus iſt auch Eiſenbergs Straußbiographie abgefaßt, die nicht nur das Leben des perſönlich überaus liebenswürdigen Künſtlers zu ſchildern unternimmt, ſondern auch von allem Möglichen, dem Jubiläumsfirlefanz und gänzlich intereſſeloſen Kundgebungen — für die weite Öffentlichkeit wenigſtens gänzlich intereſſelos — in breiter Weiſe Notiz nimmt. In manchen Punkten wird der Inhalt des Buches auf ein den Thatſachen entſprechendes Maß zurückzuführen, der Geſichtswinkel, unter welchem die Betrachtung erfolgt, zu verkleinern und mancher Ausſpruch richtig zu ſtellen ſein.

Verein der Muſikfreunde.

In Leipzig hat ſich unter der Leitung der ausgezeichneten Tonkünſtler Adolf Ruthardt, Guſtav Schreck und Hans Sitt ein „Verein der Muſikfreunde“ gebildet. Der Umſtand, daß durch die billigen Editionen der Klaſſiker die Werke der zeitgenöſſiſchen namhaften Komponiſten und aufſtrebenden Talente vom Publikum wegen der zu jenen billigen Editionen in keinem Verhältnis ſtehenden hohen Preiſe immer weniger gekauft und daher auch wenig bekannt werden, führte zur Gründung dieſes „Vereins der Muſikfreunde“, welcher bezweckt, ſeinen Mitgliedern gute neue Muſik (ſtrenger und unterhaltender Richtung) für einen billigen Preis zu liefern und ſich daher an alle Muſikfreunde mit der Bitte um freundliche Unterſtützung des Unternehmens wendet. Eine größere Anzahl namhafter Komponiſten hat ihre Mitwirkung bereitwilligſt zugeſagt, aber auch die Arbeiten noch nicht bekannter talentvoller Komponiſten werden nach Gebühr Berückſichtigung finden. Da die Mehrzahl der Muſiktreibenden das Klavierſpiel und den Geſang pflegt, ſo werden Klavierſtücke und Lieder vorwiegend Aufnahme finden, jedoch auch Stücke für Violine, Orgel (Harmonium), ſowie Geſangsduette 2c. berückſichtigt werden. Der vierteljährliche Beitrag beläuft ſich auf 3 Mark; dafür wird monatlich ein Heft von mindeſtens 20 Seiten geliefert. Der Beitritt kann jederzeit erfolgen. Anmeldungen nimmt jede Muſikalienhandlung oder auch der mit der geſchäftlichen Leitung betraute Muſikalienverlag von Fritz Schuberth jun. in Leipzig, Leplayſtraße 6, entgegen. Das vor kurzem ausgegebene Oktoberheft hat folgenden Inhalt: **W. Kienzl**, „Ausfahrt,“ Klavierſtück. — **W. Goldner**, „Scherzino“ für Klavier (op. 54 Nr. 2). — **Carl Reinecke**, „Novellette“ für Klavier (op. 226). — **Erik Meyer-Helmund**, „Lebe wohl“ (op. 138 Nr. 1), für eine Singſtimme und Pianoforte. — **Paul Umlauft**, „Frühling“ (op. 38 Nr. 1), für eine Singſtimme und Pianoforte. — **Guſtav Hollaender**, „Albumblatt“ (op. 55 Nr. 1), für Violine und Klavier.

Vermiſchtes.

Die große Orgel an der Pariſer Notre Dame-Kirche (jede der Pariſer Kirchen beſitzt noch eine oder zwei kleinere Orgelwerke) iſt neuerdings von ihrem Erbauer, Cavaillé-Coll, einer umfaſſenden Reſtauration unterzogen worden. Dieſe Orgel zählt zu den größten Europas: ſie beſitzt 86 Spiele mit 110 Regiſtern, die ſich auf 5 Klaviaturen und das Pedal verteilen. Außerdem ſind 21 Einzelpedale für gewiſſe Regiſterkombinationen und das Schwell- und Schallwerk vorhanden. Unter den 6000 Pfeifen befinden ſich ſelbſtverſtändlich auch natürliche 32 Fuß-Pfeifen. Die Orgel umfaßt 10 Oktaven, alſo den ganzen Umfang aller dem menſchlichen Ohre wahrnehmbaren Töne. Dieſes Rieſenwerk ſpielt ſich dank der genialen techniſchen Vorrichtungen auch leicht und ſicher.

Frage.

Eine Daheimleſerin bittet um Auskunft darüber, welche Klavierſchule auf dem Konſervatorium in Straßburg eingeführt iſt.

Redaktionspoſt.

Organiſt **Sch-z.** Ihre Anfrage haben wir einem Orgelbauer zur Beantwortung vorgelegt.

Herrn **Paternoſter** in **Görlitz.** Ihre neue Methode des Klavierſpiels mittels Notenkarten, die das Taſtenbild enthalten, auf welchem die zu ſpielende Note ſichtbar gemacht iſt, haben wir geprüft, von der praktiſchen Verwendbarkeit der Notenkarten konnten wir uns nicht überzeugen laſſen. Dieſe Methode iſt ſchwerfällig, unüberſichtlich und in hohem Maße unmuſikaliſch. Alle die zahlreichen Verſuche, unſere aus einem Jahrhunderte umfaſſenden Entwickelungsgang hervorgegangene Notenſchrift zu verdrängen, ſind bisher fehlgeſchlagen und werden fehlſchlagen: ſie iſt und bleibt von allen möglichen die beſte.

Herrn **Fr. R—l**, Organiſt. Der von uns veröffentlichte Artikel „Der mechaniſche Organiſt der Zukunft“ entſprang einer durchaus idealen Abſicht: er wollte die Aufmerkſamkeit der maßgebenden Kreiſe in der Öffentlichkeit auf Mißſtände hinleiten, die ja, wie auch Sie in ihrer Zuſchrift beſtätigen, in Wirklichkeit beſtehen, damit wir nicht mitten in das geſchilderte Zukunftsbild hineingeraten.

Konzertbeſucher. Das Verslein lautet:

„Wer ein Konzert beſuchen will
Sei pünktlich da und ſitze ſtill,
Tret' auch den Takt nicht voll Gefühl
Und laſſ' unnützes Fächerſpiel
Und ſteh' nicht auf und lauf' nicht fort
Bevor verklang der Schlußakkord.
Wer dazu ſich nicht kann verſtehn
Der mag zur Wachtparade gehn . . . . !“

Wonach ſich zu richten!

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Kinder gewidmet und ſteht unter fachmänniſcher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Kinder-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Kinder-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Allerlei Kurzweil.

1.

Preisrätſel.

Geſtern a— beim Nach— —gehn,
Da hab' — ein — —lich Ding — —
Die Sonne —te ſchon gute —
Und — Mond ü — nahm die nächt— — Wacht.
Da ſchritt — — dunkle Ge— vor — her,
Leibhaftig, — ob ich — ſel— —,
Grad — eine Mütze und — — ein Rock,
Zwei Bü—, wie ich, und — — — Stock.
Und — — auch that, und wie — — ging,
Mich — — in — — das al— — Ding.
Den — er— ich zum wuch— — Schlag,
Wie — —, macht er's ge—lich mir —;
Doch als — —lich nach — ge— —,
Da — er ganz — — Reißaus — — —,
Und — ich — Trina, — hochwei— —
Mei— Ar— ü— den Bur— —klagt,
Was — ſie — —?
Kind, das — ein Höl— —ſpenſt der —
Nimm — in —
Das — ſchon — — groß — —bracht.
Die — ich — — mal aus— —!
Nun —der ratet, — — —ſehn
— — — — beim Nach— — —?

Jeder Strich in dem obigen Preisrätſel iſt durch eine dem Inhalt nach paſſende Silbe zu erſetzen. Als Löſung iſt das ſo ergänzte vollſtändige Rätſel nebſt Auflöſung einzuſenden.

Die beſte Löſung erhält den erſten Preis, die zweitbeſte Löſung den zweiten Preis. Wird der erſte Preis einem Knaben zuerkannt, ſo erhält dieſer:

„Dreißig Lebensbilder deutſcher Männer aus neuerer Zeit“ von Hanns von Zobeltitz.

Wird einem Mädchen der erſte Preis zu teil, ſo beſteht dieſer in:

„Rottraut und Jlſe.“ Erzählung für junge Mädchen von Frida Schanz.

Als zweiten Preis würde ein Knabe:

„Das Buch der Sammlungen“ von Otto Klaſing;

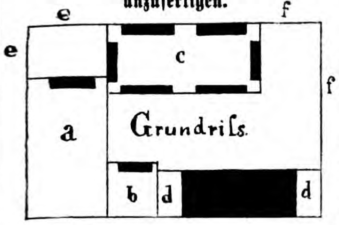
ein Mädchen würde:

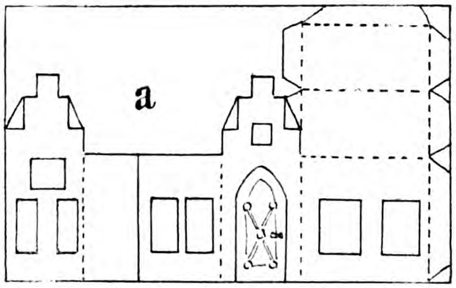
„Beſchäftigungsbuch für Mädchen“ von Marie Bürkner erhalten.

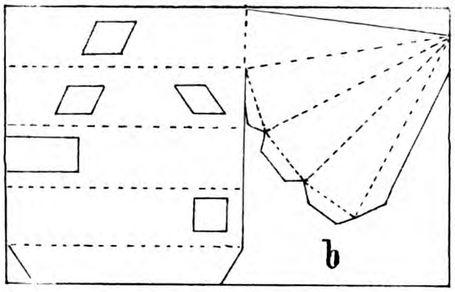
Alle unſere jungen Leſer und Leſerinnen laden wir zu reger Beteiligung bei der Preisbewerbung ein. **Die Löſung des Preisrätſels iſt ſpäteſtens bis zum 18. Dezember unter der Adreſſe: Daheim-Redaktion, Abteilung Kinder-Daheim, Berlin W., Steglitzer Str. 53, einzuſenden. Preisverteilung erfolgt im Januar 1895.**

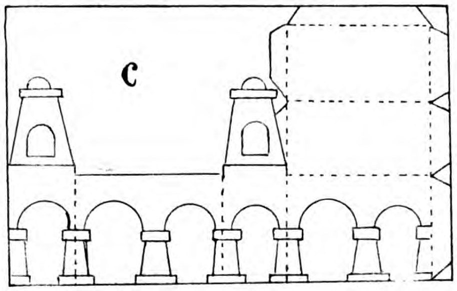
2.

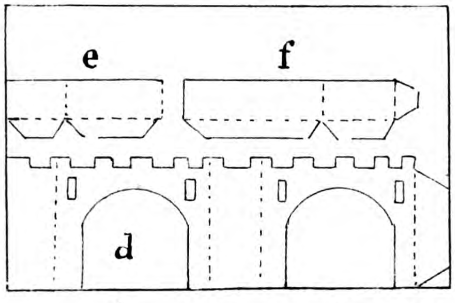
Aus vier Poſtkarten eine Burg anzufertigen.



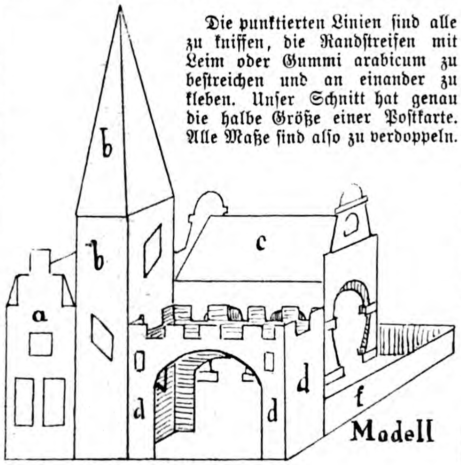








Die punktierten Linien ſind alle zu kniffen, die Randſtreifen mit Leim oder Gummi arabicum zu beſtreichen und an einander zu kleben. Unſer Schnitt hat genau die halbe Größe einer Poſtkarte. Alle Maße ſind alſo zu verdoppeln.

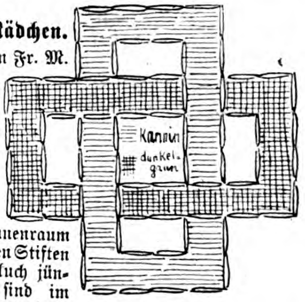


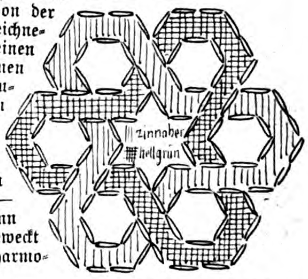
3.

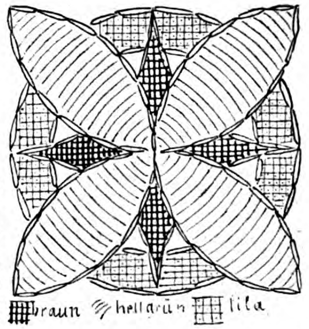
Für kleine Mädchen.

(Nähblätter von Fr. M. Wunderlich.)

Die Konturen der Figuren ſind zuerſt mit farbigem Garn, mit farbiger Wolle oder Seide auszunähen, der Innenraum dann mit bunten Stiften zu bemalen. Auch jüngere Kinder ſind im Stande, die von der Mutter vorgezeichneten und mit kleinen Löchern verſehenen Linien nachzunähen, und dann die ſo entſtandenen Flechtbänder mit farbigen Stiften zu markieren. — Der Farbenſinn wird dadurch geweckt und durch die harmoniſche Zuſammenſtellung der Farben ſehr angeregt.



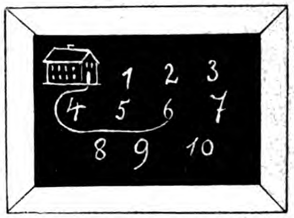




4.

Reiſen auf der Schiefertafel.

Eine hübſche Beſchäftigung für die langen Winterabende iſt das Reiſen auf der Schiefertafel. Ihr zeichnet links oben auf die Tafel ein Häuschen, welches Eure Heimat vorſtellt. Dann verteilt Ihr die Zahlen 1 bis 10 über die ganze Fläche Eurer Tafel. Ein Kind iſt nun der Auftraggeber, das andere der Reiſende. Der Reiſende nimmt den Schieferſtift in die Hand und ſetzt die Spitze desſelben auf die Thüre des Häuschens. Nun ſpricht der Auftraggeber: „Reiſe zur 6!“ Der Reiſende zieht eine Linie nach der 6 hin, die er darauf durch einige runde, in einander gehende Linien als ſchon beſucht bezeichnet. Nun fährt der Auftraggeber fort: „Reiſe zur 9, zur 2“ u. ſ. w., bis alle vorhandenen Zahlen beſucht ſind.



Der Reiſende hat zu beachten, daß ſeine Linien ſich weder ſtreifen noch kreuzen dürfen. Er muß deshalb vorſichtig zu Werke gehen und den Raum ſparen. Sonſt könnte er ſich leicht den Weg zu einer Zahl unmöglich machen. Zuletzt kehrt er wieder nach Hauſe zurück.

Hat er ſeine Arbeit zur Zufriedenheit ausgeführt, ſo erhält er einen kleinen, zu dieſem Zwecke von Mütterchen gewiß gern geſtifteten Preis. Nun tauſchen Auftraggeber und Reiſender die Rollen.

5.

Das Gänschenſpiel.

Meine jungen Freunde lade ich ein das Gänschenſpiel zu verſuchen. Alle Teilnehmer, Knaben und Mädchen, ſetzen ſich um einen Tiſch. Die Zahl iſt nicht beſchränkt. Zwei ſind ſchon genügend. Es

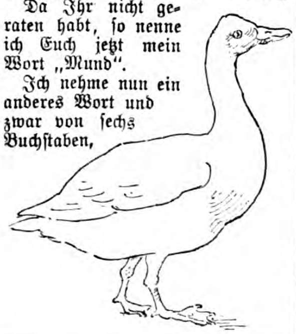
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

können ſich 2—10, aber auch mehr als 10 beteiligen. Wir brauchen zu unſerem Spiel nichts weiter als eine Schiefertafel und einen Schieferſtift oder ein Blatt Papier und einen Bleiſtift. Als Eingeweihter mache ich den Anfang und gebe den anderen die erſte Nuß zu knacken.

Ich denke mir ein beliebiges Wort und mache auf einer Schiefertafel, oder auf einem Blatt Papier, in wagerechter Reihe ſoviele Punkte, als mein Wort Buchſtaben hat.

Es iſt nun Sache der anderen, dieſe Buchſtaben nach und nach herauszubekommen, und ihre Aufgabe gilt als gelöſt, wenn ſie alle Buchſtaben meines Worts raten, ehe es mir gelingt, mit einfachen Strichen eine kleine Zeichnung, ein Gänschen, fertig zu machen. Jedesmal nämlich, wenn ein Buchſtabe richtig geraten wird, muß ich an die Stelle des betreffenden Punktes den geratenen Buchſtaben ſetzen. Wird aber ein Buchſtabe genannt, der nicht in meinem Wort vorkommt, ſo mache ich den erſten reſp. zweiten, dritten ꝛc. Strich meiner Zeichnung.

Als Erläuterung mag folgendes Beiſpiel dienen: Ich denke mir ein Wort von vier Buchſtaben, mache alſo vier Punkte in wagerechter Reihe. Mein Nachbar zur Linken fängt an und ſagt „a.“ „Nein,“ antworte ich und mache den erſten Strich (den Schnabel) vom Gänschen. Der nächſte Nachbar zur Linken verſucht es mit „e.“ „Auch nicht richtig,“ iſt meine Antwort und ich füge den Kopf an den Schnabel an. Der folgende ſagt „i.“ Da in meinem Wort auch kein i enthalten iſt, ſo zeichne ich ein Auge in den Kopf. Der nächſte ruft „o.“ „Auch nicht richtig,“ antworte ich und zeichne die Bruſt. Der folgende ſagt „u,“ und da der zweite Buchſtabe meines Wortes ein u iſt, ſo ſetze ich ein u an die Stelle des zweiten Punktes. Wie wäre es nun mit „b,“ fragt mich der nächſte. „Stimmt nicht,“ antworte ich ihm und zeichne den einen Fuß. Ich verſuche es mit „f,“ ruft der folgende. Da mein Wort kein f enthält, ſo zeichne ich den anderen Fuß. Wie ſteht es mit „h?“ fragt mich der nächſte. „Auch nicht richtig,“ antworte ich und zeichne den oberen Teil (den Rücken). Ich hoffe, „w“ iſt richtig, meint der folgende. „W ſtimmt auch nicht,“ iſt meine Antwort und ich füge den unteren Teil an. Ich verſuche es mit „g,“ ruft der nächſte. „Wieder nicht richtig,“ und der eine Flügel wird angeſetzt. Wie ſteht es denn mit „d?“ fragt mich der folgende „D iſt richtig,“ antworte ich und ſetze ein d an die Stelle des vierten Punktes. Jetzt verſuche ich es mit „ſ,“ ruft der nächſte. „Fehlgeſchoſſen,“ iſt meine Antwort, ich mache den zweiten Flügel und mein Gänschen iſt fertig.



Da Ihr nicht geraten habt, ſo nenne ich Euch jetzt mein Wort „Mund“.

Ich nehme nun ein anderes Wort und zwar von ſechs Buchſtaben, mache alſo ſechs Punkte in wagerechter Reihe. „E,“ ruft mein Nachbar zur Linken. „Richtig,“ iſt meine Antwort und ich ſchreibe ein e an die Stelle des vierten Punktes. Die beiden nächſten verſuchen es mit „ſ“ und „l,“ da aber dieſe beiden Buchſtaben in meinem Wort nicht vorkommen, ſo zeichne ich Schnabel und Kopf des Gänschens. Wie wäre es mit „a?“ fragt mich der folgende „A iſt richtig,“ und ich ſetze ein a an die Stelle des zweiten Punktes. Und wie ſteht es mit „i?“ fragt mich der nächſte. „Auch richtig,“ iſt meine Antwort und ich erſetze den fünften Punkt durch ein i. „R,“ ruft der folgende. „Falſch,“ antworte ich und zeichne das Auge, und „h?“ fragt der nächſte. „Richtig,“ rufe ich und ſetze ein h an die dritte Stelle. Dann ſage ich „d,“ ruft der folgende, und ich „m,“ ſagt der nächſte und alle rufen zugleich „Daheim,“ das richtig geratene Wort.

Mein Nachbar zur Linken übernimmt nun die Schiefertafel und gibt uns die nächſte Nuß zu knacken.

Wie aus dem erſten Beiſpiel erſichtlich, beſteht die ganze Zeichnung aus zehn Teilen. Nennen die anderen zehn falſche Buchſtaben, ehe ſämtliche Buchſtaben des Wortes geraten ſind, ſo iſt die Zeichnung fertig und man hat das Recht, noch ein anderes Wort aufzugeben. Haben die anderen aber, wie in dem zweiten Beiſpiel, alle Buchſtaben geraten, bevor die Zeichnung beendet iſt, ſo iſt der Nachbar zur Linken an der Reihe, ein Wort zum Raten aufzugeben.

Meine jungen Freunde mache ich in betreff unſeres Spieles noch auf einige Punkte aufmerkſam.

Wer ein Wort aufgeben ſoll, wähle ein bekanntes Wort und zwar immer ein Hauptwort. Enthält das gewählte Wort denſelben Buchſtaben zweimal oder mehr als zweimal, ſo wird das Raten dadurch ſehr leicht. Wenn jemand z. B. das Wort Sicilien aufgiebt, ſo muß er, ſobald der Buchſtabe i genannt wird, an die Stelle des zweiten, des vierten und des ſechſten Buchſtaben ein i ſetzen. Ein Umlaut gilt bei unſerem Spiel als zwei Buchſtaben. Wer z. B. das Wort Schueler aufgibt, muß acht Punkte hinſchreiben. Auch ſolche Laute wie au, ei, eu werden natürlich als zwei Buchſtaben gerechnet, ebenſo ſt, ſp, ck, ß. Für das letztere ſetzen wir immer ſſ.

Beim Raten des erſten Buchſtaben thut Ihr am beſten, es zuerſt mit den Vokalen zu verſuchen. Denn jedes Wort, ſei es auch noch ſo klein, hat wenigſtens einen Vokal und die Zahl der Vokale iſt viel kleiner, als die der Konſonanten.

Mancher von Euch wird es für ſchwierig halten, eine Zeichnung wie die obige auszuführen; aber ſchon beim erſten Verſuch wird man ſich überzeugen, daß das Gänschen leichter zu zeichnen iſt, als man gedacht hat; und fällt die Figur einmal ſehr drollig oder etwas ungeſchickt aus, ſo erhöht das nur die Fröhlichkeit der Geſellſchaft.

Verſucht das Gänschenſpiel recht bald! Es wird euch gefallen, und Ihr werdet es gern wieder ſpielen.

6.

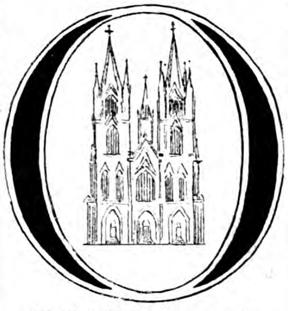
Rätſel.

Als jüngſt der goldne Sonnenſchein
Mit ſeinem Strahl, ſo klar und rein,
Als auch der Wald mit ſeinem Grün
So freundlich mir zu winken ſchien,
Da ward zu enge mir das Haus.
Gern ließ ich locken mich hinaus
Und nahm zum Walde meinen Gang,
Um an der Vögel muntrem Sang,
An Waldesgrün und Sonnenſchein
Mir Herz und Auge zu erfreu'n.
Hört nun, was ich am Waldesrand
Für ſonderbare Bäume fand.
Es ſtanden ihrer drei beiſamm'
Mit ſchöner Krone, ſchlankem Stamm
Und Wurzeln tief im Waldesgrunde
Gleich den Genoſſen in der Runde.
Doch als bei jedem von den drei'n
Ich änderte ein Zeichen klein,
Als Vögel flogen ſie davon.
Mit lautem, frohem Jubelton,
Der ſchmetternd auf zum Himmel dringt,
Der erſte gleich empor ſich ſchwingt.
Mit Jauchzen und mit Jubilieren
Scheint der ſein Tagwerk zu vollführen.
Der zweite Vogel freut ſich nicht
Am hellen, goldnen Sonnenlicht.
Kaum iſt ein Schlupfloch nur entdeckt,
So hat er ſich auch ſchon verſteckt
Und wird, um Beute zu erjagen,
Spät abends erſt hervor ſich wagen.
Jetzt ſoll des dritten Thun und Treiben
Hier auch nicht unerwähnet bleiben.
Auf Überfall und Raub zu ſinnen,
Scheint ihm kein ſträfliches Beginnen.
Wo ſtillvergnügt ein Vögelein
Sich ſchnäbelt mit den Jungen ſein,
Hat er's zur Beute ſich erkoren
Und ach! das Vöglein iſt verloren.

Könnt ihr mir die drei Vögel nennen,
Und werdet ihr erraten können,
Der Bäume Namen obendrein?
Nun, allzu ſchwer wird's ja nicht ſein.

7.

Bilderrätſel.



Welches Spiel iſt gemeint?

8.

Rätſelfragen.

Welche Sichel kann nicht mähen?
Welches Schloß kann man nicht ſehen?
Welcher Regen macht nicht naß?
Welche Puppe keinen Spaß?
Welchen Pelz mag niemand haben?
Welches Pferdchen kann nicht traben?
Welcher Berg ſchwimmt auf dem Meer?
Welcher König hat kein Heer?
Welcher Gram hat Kopf und Beine?
Welche Stadt liegt an der Leine?
Welche Straße hat kein Haus?
Welcher Fuß reißt gerne aus?

9.

Püppchens Wunſchzettel.

Püppchen, haſt du's ſchon vernommen,
Daß das Chriſtkind bald wird kommen,
Das ſo freundlich drauf bedacht,
Wie's uns allen Freude macht?
Sieh, es hat geſtattet mir,
Daß ich auf dem Zettel hier
Darf verzeichnen alle Gaben,
Die von ihm ich möchte haben.
Hör', mein Püppchen, ſage mir,
Wünſcheſt du auch etwas dir?
Wenn es gar zu groß nicht iſt,
Bringt dir's wohl der heil'ge Chriſt.
Möchteſt du ein neu Barettchen
Oder gar ein Perlenkettchen?
Würden neue Schuh' dich freu'n?
Oder ſoll's ein Mantel ſein?
Sag's nur, liebes Püppchen mir;
Gleich bring' ich es zu Papier.
Und das Chriſtkindlein ſieht dann,
Ob's den Wunſch erfüllen kann.

10.

Schieberätſel.

Spreewald Elfenbein Stieglitz
Landſchaft Gewand Sandale
Streich Erich Knecht

Die obigen neun Wörter ſind in derſelben Reihenfolge unter einander zu ſchreiben und dann ſo lange nach der Seite hin zu verſchieben, bis eine ſenkrechte Reihe, von oben nach unten geleſen, ein Feſt nennt. Iſt dies der Fall, ſo ergiebt auch eine andere ſenkrechte Reihe den Namen eines Feſtes, das von Jung und Alt mit Freude begrüßt wird.

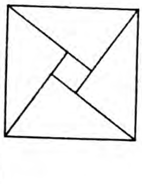
Auflöſungen

der Aufgaben und Rätſel des Kinder-Daheim in Nr. 6.

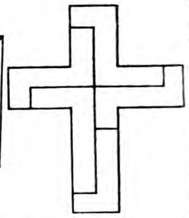
2. Wechſelrätſel. Elbe. — Elba.

3. Zahlenrätſel. Unſere Jahreszahl 94.

5.



6.



7. Rätſel. Der Stuhl.

9. Rätſel.

Kirſche—Kirche. Mandel—Mantel.
Traube—Raub. Feigen—Geigen.
Birne—Biene. Orange—Range.
Dattel—Sattel.

Briefkaſten.

Carl Sch. in Wiskitno. — Helene und Auguſte W. in Berlin, Gneiſenauſtr. — Anna H. in O. bei Magdeburg. — Guſtav St. in Elbing. — Penſionat Frl. T. in Berlin. Potsdamerſtr. — Alexander K. in Bielefeld. — Zwei Bielefelder Scharlachkinder. — Antonie Pl. in Königsberg. — Kurt H. in Eſſen. — Emilie Br. in Berlin W., Lützow-Str. — Heinrich G. in Leipzig. — Lotte R. in Frankfurt a/M. — Gertrud und Käthe G. in Berlin, Genthiner Str. — Das luſtige Nähkränzchen in Potsdam. — Frieda und Dora L. in Charlottenburg. — Theodor W. in Köſen. — Auguſt B., Rätſelfreund in Marienburg. — Der kleine Baumeiſter in Dresden. — Helene K. in Solingen. — Hermine Br. in Altona. — Anton F. in G. bei Nauen. — Puppenlieschen in Glogau. — Ida K. in Gr.-Lichterfelde. — Alles richtig gelöſt! Brav geraten!

Ernſt M. in Hamburg: Die Frage: „wie man ein Preisrätſel löſen muß,“ beantworten wir ſo: Zum Löſen unſeres Preisrätſels braucht man ein wenig Ausdauer und Aufmerkſamkeit. Alſo aufpaſſen und nicht den Mut verlieren, wenn der erſte oder der zweite Verſuch nicht gleich gelingt.

Hedwig F. in Köln. Die Löſung des Preisrätſels kann nicht früher erſcheinen als in der Januar-Nummer des Kinder-Daheim.

Robert L. in Charlottenburg. Die verſprochene Einſiedler-Aufgabe bringen wir nächſtens, vorausſichtlich in der Januar-Nummer des Kinder-Daheim.

Paula Fr. in Leipzig. Die betreffenden Puppenmöbel ꝛc. ſind wirklich ſo, wie wir es andeuteten, aus Poſtkarten anzufertigen. Einer unſerer jungen Freunde, D. R., Villenkolonie Grunewald bei Halenſee, ſandte uns ein Haus, das er nach unſerer Angabe (ſiehe Nr. 6) aus einer Poſtkarte gemacht hatte.

Frau Hauptmann von L. in Thorn. Eine der nächſten Nummern des Kinder-Daheim wird für jüngere Kinder Beſchäftigung nach Fröbelſcher Methode bringen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

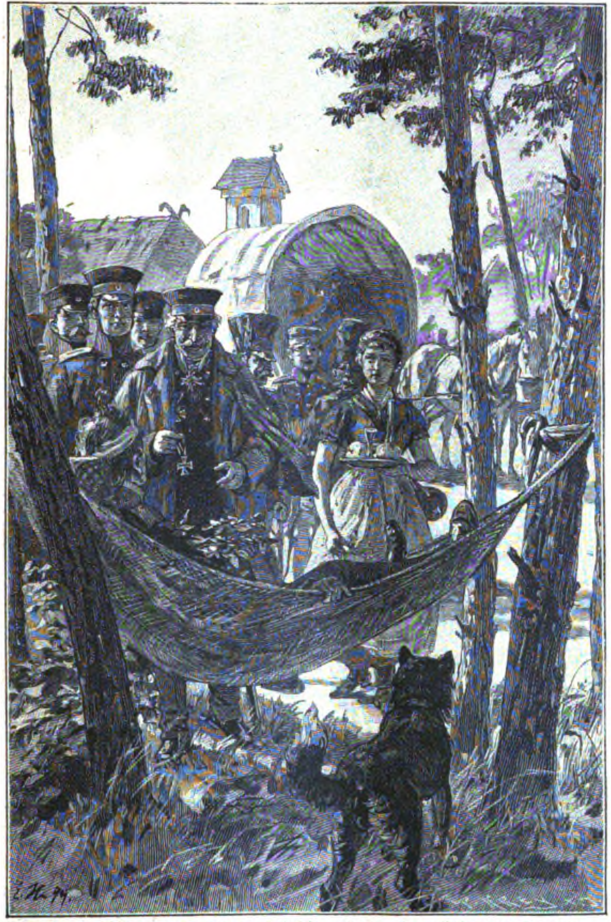
Neue Weihnachtsbücher 1894

aus

Velhagen & Klaſings Jugendſchriftenverlag in Bielefeld und Leipzig.

Neu 1894 — Für die reifere Knabenwelt:

Hanns von Zobeltitz: Unter dem Eiſernen Kreuz.



Probebild aus Hanns von Zobeltitz: „Unter dem Eiſernen Kreuz“:
Blücher bringt Hans von Salden das Eiſerne Kreuz.

Eine Soldatengeſchichte aus den Jugendtagen **Kaiſer Wilhelms des Siegreichen.** Mit 16 **Tonbildern** von **E. Henſeler.**

Ein ſtarker, ſtattlicher Geſchenkband, Preis 9 M.

Hanns von Zobeltitz

führt die Knabenwelt in ſeiner diesjährigen Jugendſchrift in die Kindheit und in die Jünglingsjahre unſers großen Heldenkaiſers Wilhelm I. „Unter dem Eiſernen Kreuz“ gibt ein anſchauliches, farbenreiches Bild der großen Freiheitskämpfe von 1813—1815, der ſchweren Niederlage des Vaterlandes und ſeines Wiedererſtarkens. Eine Fülle von Geſtalten treten dem Leſer in der wechſelvollen, lebendigen Darſtellung, eng verbunden mit der ſpannenden, ſchnell vorwärts ſchreitenden Handlung, gegenüber: König Friedrich Wilhelm III., Königin Luiſe, die Prinzen, Blücher, York, Scharnhorſt, Gneiſenau, Nettelbeck, Fichte, Jahn, Körner, Frieſen, Wellington und nicht zuletzt auch Napoleon, von ſeinen Marſchällen umgeben. Ein herzenswarmer, patriotiſcher Geiſt durchdringt das Buch, das in gleicher Weiſe der Belehrung wie der Unterhaltung dient, auf gründlichen hiſtoriſchen Studien fußt und mit trefflichen, charakteriſtiſchen Bildern geſchmückt iſt.

*

Von demſelben beliebten Verfaſſer ſind früher erſchienen und von der Jugend begeiſtert aufgenommen worden:

Christian von Stachow

oder **In Treue feſt.** Eine Erzählung aus der Zeit **Friedrich Wilhelms I.** und **Friedrichs des Großen.** Mit 16 **Tonbildern** von **E. Henſeler.**

Ein ſtarker, ſtattlicher Geſchenkband, Preis 8 M.

*

Dreissig Lebensbilder

deutſcher Männer aus neuerer Zeit.

Mit 30 Bildniſſen.

Ein ſtarker, ſtattlicher Geſchenkband, Preis 7 M.

Erzählungen aus der Sage und Geſchichte des

Altertums

von

A. Schmelzer.

Ein ſtattlicher Band mit 100 Abbildungen im Text und 20 Einſchaltbildern von **H. Knackfuß.**

Elegant gebunden Preis 8 M.

Kaiſer Wilhelm

der Siegreiche.

Sein Leben und ſeine Thaten
für das Volk und die deutſche Jugend
dargeſtellt von

Bernhard Rogge.

Zweite Auflage.

Ein ſtattlicher Band mit 126 Abbildungen. Preis 6 M.

Unter nachdrücklicher Hervorhebung der vorbildlichen Eigenſchaften im Charakter des Heldenkaiſers Wilhelm eine überaus anziehende Darſtellung des reichen Lebensganges, durchwoben von intereſſanten perſönlichen Erlebniſſen, Anekdoten und charakteriſtiſchen Einzelzügen.

Erzählungen aus der Sage und Geſchichte des

Mittelalters

von

A. Schmelzer.

Zwei ſtattliche Bände mit 88 Abbildungen im Text und 17 Einſchaltbildern von **H. Knackfuß.**

Jeder Band elegant gebunden M. 5,50.

Gratis in den meiſten Buchhandlungen oder durch die Verlagshandlung:

Velhagen & Klaſings Illuſtrierter Weihnachtskatalog.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Velhagen & Klaſings Jugendſchriftenverlag. Weihnachten 1894.

W. Noeldechen

ſchöpft mit ganz beſonderem Geſchick und Glück ſpannende Erzählungen aus dem Borne vaterländiſcher Geſchichte. Die fein geſponnenen Erzählungen, deren Eindruck durch ſchöne, hiſtoriſch treue Bilder noch verſtärkt wird, ſind eine treffliche, unterhaltende und belehrende Lektüre für die deutſche Jugend.

Unter dem roten Adler.

Eine Erzählung **aus der Zeit brandenburgiſcher Not und Erhebung.** Mit **16 Tonbildern** von **E. Henſeler.**

Ein ſtarker, ſtattlicher Geſchenkband, Preis 9 M.

C. Tanera:

Hans von Dornen,
des Kronprinzen Kadett.

Eine Erzählung **aus dem deutſch-franzöſiſchen Kriege 1870/71** für die deutſche Jugend. Mit **16 Tonbildern** von **Georg Koch** und einer **Karte des Kriegsſchauplatzes.**

Zweite Auflage.

Ein ſtarker, ſtattlicher Geſchenkband, Preis 8 M.

In ſpannender Erzählung der Erlebniſſe eines ſüddeutſchen Junkers gibt hier der bekannte Militärſchriftſteller eine Darſtellung des deutſch-franzöſiſchen Krieges, wie ſie packender für die Jugend nicht gedacht werden kann.

Der ſchwarze Erdteil und ſeine Erforſcher.

Reiſen und Entdeckungen in Afrika. Von **Friedrich Seiler.** Zugleich 5. Auflage des Buches von **Reinhard Zöllner.** Mit zahlreichen **Abbildungen** und **Karten.** Ein ſtarker, ſtattlicher Geſchenkband, Preis 8 M.

Eine bis auf die Gegenwart fortgeführte neue Ausgabe des bekannten Zöllnerſchen Buches, in welcher der reiche, intereſſante Stoff für die Jugend geſichtet und trefflich verarbeitet worden iſt.

Der Kampf um den Nordpol.

Geſchichte der Nordpolfahrten von 1868 bis zur Gegenwart. Von **Richard Andree.** 5. Auflage. Mit **20 Tonbildern** und **2 Karten.** Ein ſtarker, ſtattlicher Geſchenkband, Preis 6 M.

Für die Jugend eine anſchauliche, intereſſante Schilderung der Schickſale jener todesmutigen Männer aller Nationen, die mit Einſetzung ihres Lebens um das noch immer nicht erreichte Ziel gerungen haben.

Die Zwillingsbrüder.

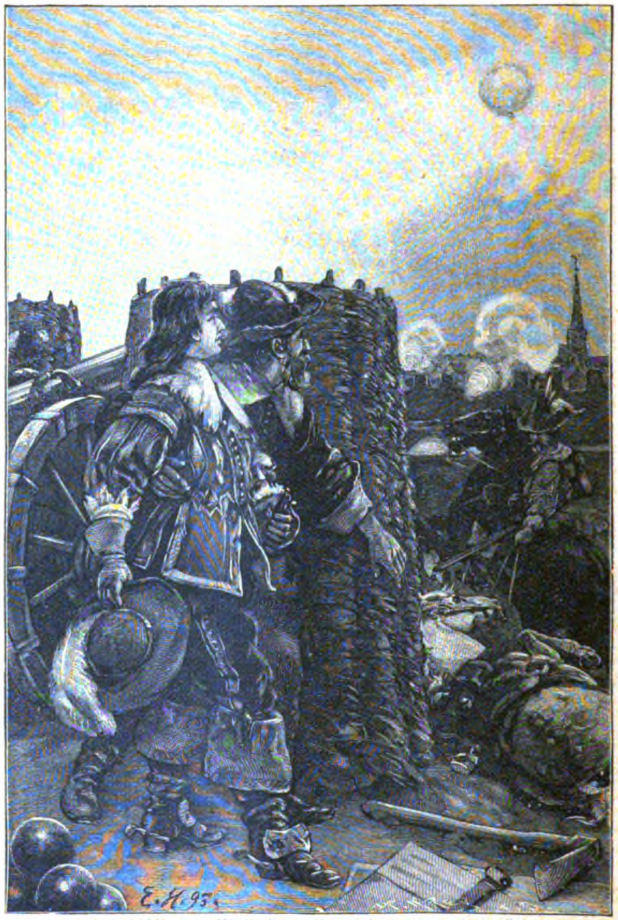
Eine Erzählung **aus dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges.** Mit **16 Tonbildern** von **Georg Koch.**

Ein ſtarker, ſtattlicher Geſchenkband, Preis 9 M.

Wolf von Wolfskehl.

Eine Erzählung **aus dem Reformationszeitalter.** Mit **16 Tonbildern** von **E. Henſeler.**

Ein ſtarker, ſtattlicher Geſchenkband, Preis 9 M.



Probebild aus Noeldechen: „Unter dem roten Adler“: Der Kurprinz Friedrich Wilhelm vor Breda.

Praktiſche Spiel- und Beſchäftigungsbücher.

Des Kindes erſtes Beſchäftigungsbuch.

Von **Barth** und **Niederley.**
4. Aufl., mit Bildern u. Bunttafeln, 4 M.

Des deutſchen Knaben Handwerksbuch.

Von **Barth** und **Niederley.**
9. Aufl., mit Bildern u. Bunttafeln, 6 M.

Des deutſchen Knaben Experimentierbuch.

Von **Emsmann** und **Dammer.**
6. Aufl., mit inſtruktiven Abbildungen, 6 M.

Aus der Praxis heraus friſch geſchrieben und anſchaulich illuſtriert, geben dieſe hübſchen, preiswerten Bücher unſrer Jugend, außerhalb des ſtrengen Unterrichtsganges der Schule, eine Fülle von Anregungen zu nützlichen und unterhaltenden Selbſtbeſchäftigungen.

Des deutſchen Knaben

Turn-, Spiel- und Sportbuch.

Von **Barth** und **Schützer.**
Der männlichen Jugend zur Luſt und Freude, zur Pflege und Ausbildung des Körpers.
Ein friſches, geſundes Werkchen mit vielen Abbildungen, 6 M.

Beſchäftigungsbuch für Mädchen.

Von **Marie Bürkner.**
2. Aufl., mit Abbildungen u. Vorlagen, 6 M.

Der junge Tauſendkünſtler.

Von **Fritz Anders.**
3. Aufl., mit vielen Abbildungen, 4 M.

Das Buch der Sammlungen.

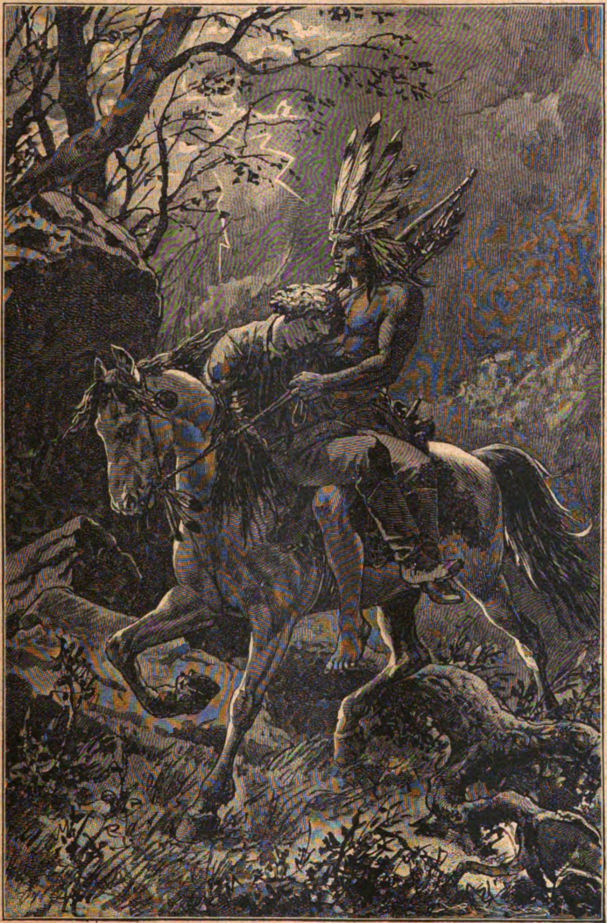
Von **Otto Klaſing.**
5. Aufl., mit vielen Abbildungen, 5 M.

Gratis in den meiſten Buchhandlungen oder durch die Verlagshandlung:

Velhagen & Klaſings Illuſtrierter Weihnachtskatalog.

S. Wörishöffer:

Die Wörishöfferſchen Jugendſchriften, ebenſo reich an Unterhaltung wie Belehrung, haben ſich einen ſolchen Ruf in der Knabenwelt erworben, daß alljährlich viele tauſend Wünſche nach ihnen gerichtet ſind. Die ſpannenden Erzählungen führen die jungen Leſer auf weiten Reiſen in alle Erdteile, und die trefflichen Bilder — in jedem Bande 16 Vollbilder — veranſchaulichen lebendig Scenen aus Seefahrten und fremden Ländern. Farbenprächtige **Aquarell-Titelbilder,** die neuerdings beigegeben worden ſind, verleihen den in Druck und Einbänden vorzüglich ausgeſtatteten Büchern noch eine beſondere Anziehungskraft. — Mit jedem dieſer Bände kann man gewiß ſein, große Freude zu machen.



Probebild aus **Wörishöffer:** „Im Goldlande Kalifornien“: Arſas Rettung.

Jeder Band, elegant gebunden, mit **16 Tonbildern,** die neuen Auflagen* noch mit **Aquarell-Titelbild.**

Im Goldlande Kalifornien.* Preis 9 M.

Die Diamanten des Peruaners. 2. Aufl.* 9 M.

Ein Wiederſehen in Auſtralien. 2. Aufl.* 9 M.

Lionel Forſter der Quarteron. 2 Aufl.* 9 M.

Unter Korſaren. 9 M.

Das Naturforſcherſchiff. 5. Aufl.* Preis 7 M.

Robert der Schiffsjunge. 7. Aufl.* Preis 9 M.

Onnen Viſſer, der Schmugglerſohn von Norderney. 3. Aufl.* Preis 9 M.

Durch Urwald und Wüſtenſand. 2. Aufl. 9 M.

Kreuz und quer durch Indien. 3. Aufl. Preis 9 M.

Auf dem Kriegspfade. 3. Aufl. Preis 9 M.

Auguſt Niemann:

In Auguſt Niemann verehrt die Jugend einen beſonders begabten Erzähler, dem ſie begeiſtert auf ſeinen kühnen, abenteuerlichen Fahrten folgt, dabei faſt unbewußt vieles in ſich aufnehmend, was zur Bereicherung der Kenntniſſe und Anſchauungen dient.

Jeder Band mit 16 Tonbildern.

Pieter Maritz, der Buernſohn von Transvaal. 3. Auflage. Ein ſtarker, ſtattlicher Band, Preis 9 M.

Das Geheimnis der Mumie. 2. Auflage. Ein ſtarker, ſtattlicher Band, Preis 9 M.

Der Schweizeriſche Robinſon.

Von **Wyß-Bonnet.** 5. Auflage. Mit 16 Tonbildern, Textabbildungen und einer Karte der Inſel. Ein ſtattlicher Band, elegant gebunden, Preis M. 4,50.

Die berühmte Robinſonade des alten Wyß iſt immer wieder intereſſant und liegt hier in beſonders hübſcher Ausgabe vor.

Harry Alone, der Findling von Williamstown. Erzählung für die Jugend v. **B. v. Becker.** Ein ſtattlicher Band mit 8 Tonbildern, eleg. geb., Preis 4 M.

Eine ſpannende Erzählung aus dem abenteuerlichen Leben der Hinterwäldler in den Gebieten des Miſſiſſippi und Arkanſas.

Illuſtrierter Familien-Walter-Scott.

Überſetzt von **Robert Koenig.** Illuſtriert von **P. Grot Johann.**

Jeder Band mit 8 **Tonbildern,** elegant gebunden 4 M.

Ivanhoe. 5. Auflage.

Quentin Durward. 3. Auflage.

Der Talisman. 3. Auflage.

Kenilworth. 4. Auflage.

Für die Kinderwelt:

Robert Reinicks

Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch.

Geſammelte Dichtungen Reinicks für die Jugend.

10. Auflage. Elegant gebunden, Preis 4 M.

Ein ſinniges, kerndeutſches Buch mit vielen Bildern. Die erſte Sammlung von Reinicks unvergleichlichen Dichtungen und lieblichen Bildern für die Kinderwelt, aber heute noch die ſchönſte und beliebteſte, wie die ſtattliche Reihe der Auflagen beweiſt.

Der Kinder Luſt. Für Mütter und Kinder zuſammengeſtellt von **Gottlob Dittmar.**

6. Auflage. Elegant gebunden, Preis 4 M.

Eine reiche Sammlung des Beſten aus dem Schatze deutſcher Kinderpoeſie mit ſinnigen Bildern und Melodien. Für Mütter, welche noch mit ihren Kindern ſingen mögen, ein empfehlenswertes Buch, dem auch Klavierbegleitung beigegeben iſt.

Erlebtes und Erdachtes. Gedichte für die Jugend von **Harriot Wolff.**

Ein allerliebſtes neues Kinderbuch mit farbigen Bildern.
Elegant gebunden, M. 2,50.

Gratis in den meiſten Buchhandlungen oder durch die Verlagshandlung:

Velhagen & Klaſings Illuſtrierter Weihnachtskatalog.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Velhagen & Klasings Jugendſchriftenverlag. Weihnachten 1894.

Schriften für junge Mädchen.

Clementine Helm:

Neu:

Hans und Hanna.

Eine Erzählung für heranwachſende Mädchen. Mit 6 **Tonbildern** von **Aug. Mandlick.** In eleganteſtem Geſchenkband Preis 5 M. 50 Pf.

Cl. Helm bringt wieder ein neues Buch, — das wird in allen Mädchenherzen zünden! Die beliebte, ungewöhnlich begabte Verfaſſerin erfreut allweihnachtlich Tauſende von jungen Mädchenherzen mit ihren weit und breit bekannten Werken, die unvergleichlich anziehend ſind durch die Anmut ihres Inhalts und die Feinfühligkeit, mit der ſich die Verfaſſerin in den innerſten Gedankenkreis ihrer jungen Leſerinnen zu verſetzen weiß.

Die übrigen Helm-Bändchen

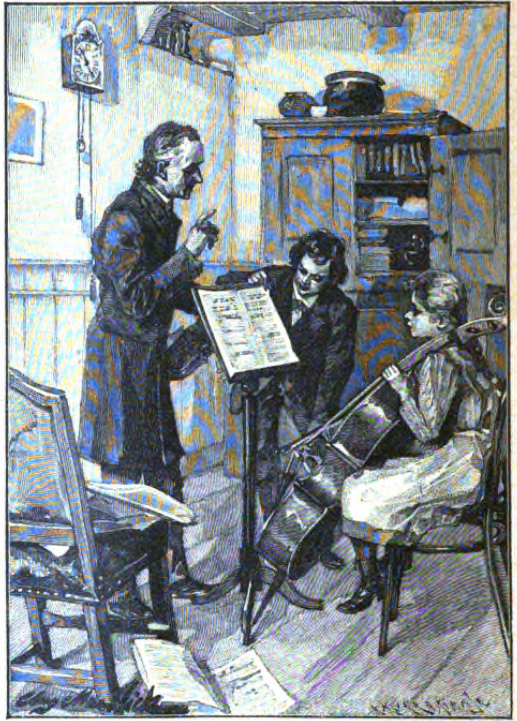
jedes in eleganteſtem Geſchenkeinband Preis 5 M. 50 Pf.

Für das „Backfiſchalter“:

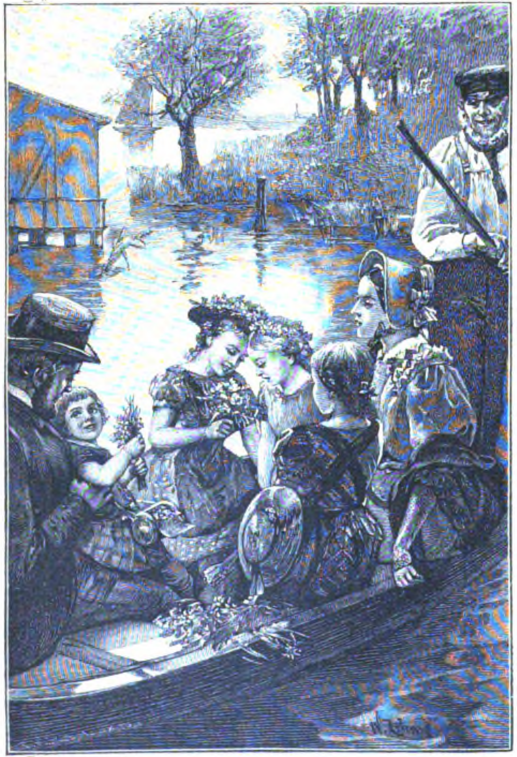
Das Kränzchen. 7. Aufl. — **Selekta.** 4. Aufl. — **Das vierblättrige Kleeblatt.** 4. Aufl. — **Vom Backfiſch zur Matrone.** 3. Aufl. — **Das Heimchen.** 2. Aufl. — **Tante Regine.** 2. Aufl. — **Die Geſchwiſter Leonhard.** 2. Aufl. — **Seines Glückes Schmied.** 2. Aufl. — **Die Stiefſchweſtern.** 2. Aufl. — **Profeſſorentöchter.** 3. Aufl. — **Dornröschen und Schneewittchen.** 3. Aufl. — **Frau Theodore.** 3. Aufl. — **Treu Hannchen.**

Für jüngere Mädchen:

Prinzeßchen Eva. 7. Aufl. — **Elfchen Goldhaar.** 3. Aufl. — **Röschen im Mooſe.** 2. Aufl. — **Klein Dinas Lehrjahr.**



Probebild aus **Helm: „Hans und Hanna“.**
„Jetzt, Hanna, dein Solo!“ . . .



Probebild aus Schulze-Smidt: „Jugendparadies“.
„Hoal över!“ . . .

Bernhardine Schulze-Smidt:

Neu:

Jugendparadies.

Eine wahre Geſchichte für die Kinder und ihre Freunde. Mit 6 **Tonbildern** von **W. Zehme.** In eleganteſtem Geſchenkband Preis 5 M. 50 Pf.

Die beliebte Verfaſſerin, die ſich bei der Mädchenwelt mit ihren feinfühligen Erzählungen aufs beſte eingeführt hat, überraſcht hier die Kinder, insbeſondere jüngere Mädchen, mit einer überaus anmutigen Weihnachtsgabe, die um ſo mehr begehrt werden wird, als die Auswahl guter Lektüre gerade für dieſes Alter bekanntlich eine recht beſchränkte iſt.

Früher erſchienen:

Holde Siebzehn. Erzählung für junge Mädchen. Eleg. geb. M. 5,50.
Mellas Studentenjahr. Eine Backfiſchgeſchichte. Eleg. geb. M. 5,50.

Eva Hartner:

Penſion und Elternhaus.

Eine Erzählung für junge Mädchen.
5. Auflage.
Mit 6 Tonbildern von A. Zick.

★

Licht und Schatten.

Erzählung für heranwachſende Mädchen.
2. Auflage.
Jeder Band, elegant gebunden, M. 5,50.

Frida Schanz:

Rottraut und Ilſe.

Eine Erzählung für junge Mädchen.

Mit 6 Tonbildern von Eugen Klimſch.

In eleganteſtem Geſchenkband M. 5,50.

Eine elegant ausgeſtattete Erzählung der bekannten Dichterin, in dem weiten Kreiſe ihrer Verehrer ein beſonders willkommenes Weihnachtsgeſchenk.

Gratis in den meiſten Buchhandlungen oder durch die Verlagshandlung:

Velhagen & Klaſings Illuſtrierter Weihnachtskatalog.

Druck von Velhagen & Klaſing in Bielefeld.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Beilage zu Heft 4 (no. 10-12) bound following no. 12

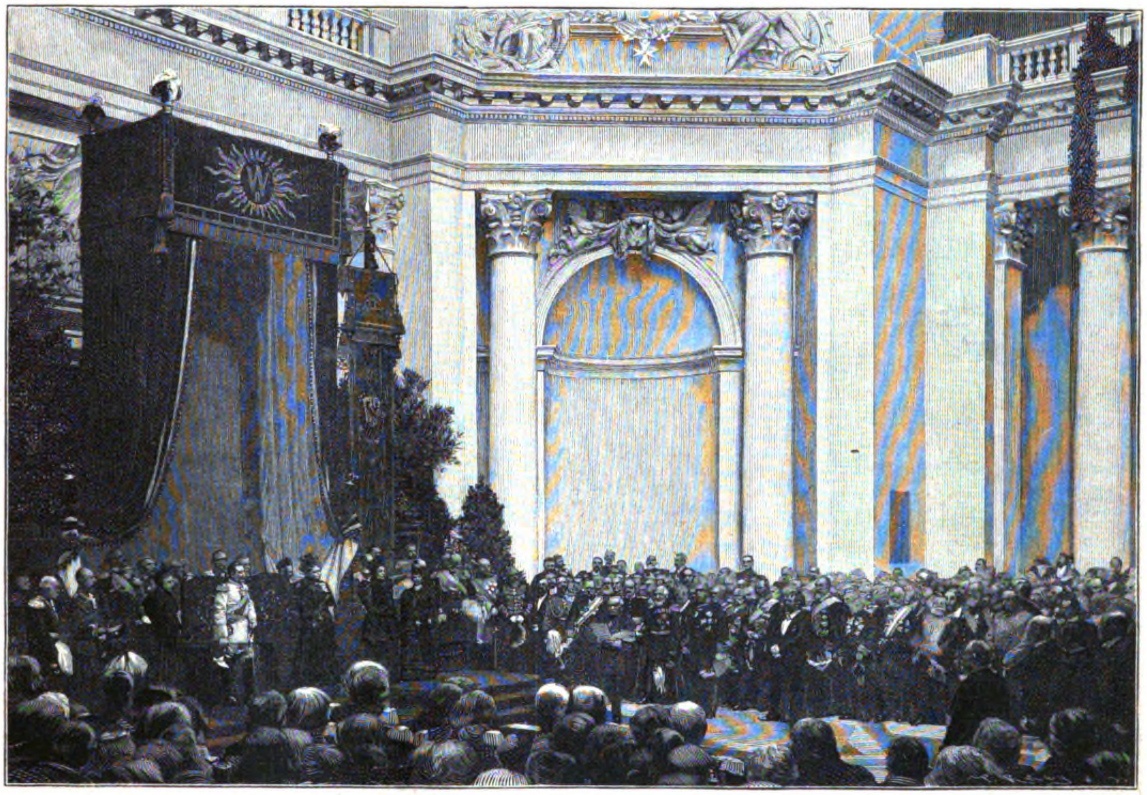
Daheim

1895. Beilage zu Heft 5 (No. 13—15).

XXXI. Jahrgang.

Januar 1895.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Schlußſteinlegung des Reichstagsgebäudes am 5. Dezember: Der Reichskanzler verlieſt die Urkunde.

Nach einer Photographie von M. Ziesler in Berlin.

In Gegenwart des Kaiſerpaares und der Königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen fand am 5. Dezember in der Wandelhalle des neuen Reichstagsgebäudes die feierliche Schlußſteinlegung ſtatt. Unſer Bild ſtellt den Augenblick der Verleſung der vom Kaiſer ausgeſtellten Urkunde durch den Reichskanzler Fürſten zu Hohenlohe dar, in der es heißt: „Zehn Jahre mühevoller Arbeit ſind über der Errichtung des Baues dahingegangen. Zur Ehre des geeinten Vaterlandes erhebt er ſich, feſt gefügt durch deutſche Hände, ein Zeugnis deutſchen Fleißes und deutſcher Kraft. So ſoll er nunmehr ſeiner Beſtimmung übergeben werden. In ſeinen Räumen walte der Geiſt der Gottesfurcht, der Vaterlandsliebe, der Eintracht. Dieſer Geiſt erfülle die Männer, welche berufen ſind, hier des Reiches Wohlfahrt zu fördern. Es bleibe der Bau ein Denkmal der großen Zeit, in welcher als Preis des ſchwererrungenen Sieges das Reich zu neuer Herrlichkeit erſtanden iſt, eine Mahnung den künftigen Geſchlechtern zu unverbrüchlicher Treue in Pflege deſſen, was die Väter mit ihrem Blute erkämpft haben. Das walte Gott!“ Das Kaiſerpaar ſtand während der Verleſung dieſer Urkunde unter einem Baldachin, der an den vier Ecken mit Federbüſcheln in den Reichsfarben geſchmückt und mit rotem Tuch ausgeſchlagen war. Zu beiden Seiten des Kaiſerpaares hatten die anweſenden Fürſtlichkeiten Aufſtellung genommen. Nachdem die in eine Kapſel verſchloſſene Urkunde in die dafür beſtimmte Höhlung des Schlußſteines verſenkt war, überreichte der bayeriſche Bevollmächtigte des Bundesrates Graf Lerchenfeld mit einer kurzen Anſprache dem Kaiſer die Kelle. Se. Majeſtät nahm dieſelbe und warf aus der von dem Meiſter des Maurergewerkes gehaltenen Mulde den Mörtel in die Vertiefung des Schlußſteines, worauf der letztere von den Meiſtern des Maurer- und Steinmetzgewerkes verſetzt wurde. Nun überreichte der Präſident des Reichstages, von Levetzow, dem Kaiſer den Hammer mit einer Anſprache, in der er u. a. ſagte: „Die Grundmauern dieſes Baues ſind feſt, ſeine Hallen weit, ſeine Zinnen hoch, — und feſt in Treue, weit in Vorausſicht, hoch in den Gedanken, ſei immer das, was je und je in dieſem Hauſe möge beraten und beſchloſſen werden!“ Darauf vollzog der Kaiſer die drei Hammerſchläge mit den Worten: „Pro gloria et patria!“ Ihm folgten die Kaiſerin, die Fürſtlichkeiten und die zum Hammerſchlag befohlenen hervorragenden Perſönlichkeiten. Ein von dem Präſidenten des Reichstages von Levetzow ausgebrachtes „Hoch!“ beſchloß die offizielle Feier, der noch ein Rundgang der Fürſtlichkeiten durch das neue Reichstagsgebäude folgte.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Ernſt Frhr. von Hammerſtein-Loxten. — Ferdinand von Leſſeps †. — Die Guſtav-Adolf-Feier in Lützen.

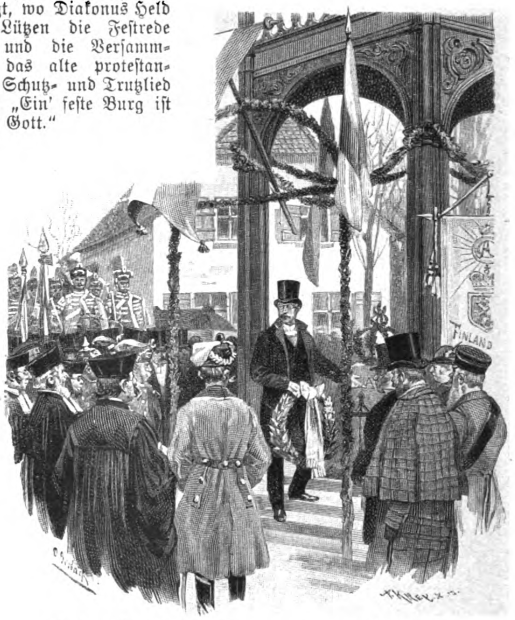
Die unter der Ungunſt der Zeiten und einer die Induſtrie einſeitig bevorzugenden Wirtſchaftspolitik ſchwer darniederliegende Landwirtſchaft ſetzt ihre Hoffnungen auf den neuen preußiſchen Miniſter für Landwirtſchaft, Domänen und Forſten, Freiherrn Ernſt von Hammerſtein-Loxten. Frhr. von Hammerſtein iſt Hannoveraner, am 6. Oktober 1827 geboren. Nachdem er das Ratsgymnaſium in Osnabrück abſolviert hatte, beſuchte er die Univerſität Göttingen, um die Rechte zu ſtudieren. Er trat dann in den hannoverſchen Staatsdienſt ein, war als Aſſeſſor zuerſt in Blechede und dann in Aurich thätig, und wurde ſpäter als Referent in das Miniſterium berufen. In dieſer Stellung verblieb er, bis die Ereigniſſe des Jahres 1866 hereinbrachen. Da er ſich mit der Einverleibung Hannovers in Preußen nicht ohne Weiteres abzufinden vermochte, ließ er ſich als Regierungsaſſeſſor zur Dispoſition ſtellen und übernahm die Bewirtſchaftung ſeines Großgrundbeſitzes, aus den Gütern Loxten, Hamm und Burghof mit insgeſamt 5500 Morgen beſtehend. Er nahm ſtändigen Wohnſitz in Loxten; ſeine Arbeitskraft, ſeine Erfahrungen und ſeine Kenntniſſe wurden indeſſen ſehr bald nicht nur von ſeinne Privatintereſſen, ſondern auch von ſeinen Berufsgenoſſen in Anſpruch genommen, die ihn mit den Stellungen des Vorſitzenden des Deutſchen Landwirtſchaftsrates und des ſtellvertretenden Vorſitzenden des Landesökonomie-Kollegiums betrauten. Im Jahre 1884 wurde er zum Kreishauptmann des Kreiſes Berſenbrück im Regierungsbezirk Osnabrück, 1885 zum Landrat daſelbſt und am 2. Januar 1889 zum Landesdirektor der Provinz Hannover ernannt. Auch in den Staatsrat wurde Freiherr von Hammerſtein berufen. Um das wirtſchaftliche Gedeihen ſeiner Heimatprovinz hat ſich Herr von Hammerſtein große und allerſeits anerkannte Verdienſte erworben; möge es ihm auch in ſeinem erweiterten Wirkungskreiſe vergönnt ſein, ſeine Fürſorge für die Landwirtſchaft praktiſch bethätigen zu können.

Freiherr von Hammerſtein-Loxten,
preußiſcher Miniſter für Landwirtſchaft.
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter,
Berlin.

Am 7. Dezember ſtarb auf ſeinem Schloſſe Lachesnaye im Alter von 89 Jahren der Erbauer des Suezkanals, Ferdinand von Leſſeps, deſſen Name leider auch unauslöſchlich mit dem Bau des Panamakanals und dem damit zuſammenhängenden ungeheuerlichen Schwindel verknüpft iſt. Als Konſul in Kairo hatte er den Gedanken des Durchſtichs der Landenge von Suez gefaßt. In dem öſterreichiſchen Ingenieur Ritter von Negrelli fand er den Mann, der die Ausführbarkeit des Gedankens in detailliert ausgearbeiteten Plänen nachwies. Die Rieſenaufgabe, das zur Ausführung notwendige ungeheure Kapital herbeizuſchaffen, führte Leſſeps mit großem Geſchick und raſtloſer Energie durch und bei den Arbeiten ſelbſt zeigte er eine große Organiſationsgabe. Der glückliche Ausgang des Unternehmens ließ ihn den Plan faſſen, auch die Landenge von Panama zu durchſtechen. Aber die im größeſten Maßſtabe begonnenen Arbeiten mußten 1889 wieder eingeſtellt werden, und es ſtellte ſich heraus, daß ein großer Teil des für den Bau beſtimmten Kapitals in unſinnigſter und betrügeriſcher Weiſe verſchleudert worden war. Sein Alter und ſein berühmter Name bewahrten den ehemals gefeiertſten Franzoſen davor, ſein Leben im Gefängnis zu beſchließen.

Ferdinand von Leſſeps. †.

Unter den vielen Guſtav-Adolf-Feiern, die am 9. Dezember aller Orten ſtattgefunden haben, iſt diejenige beſonders bemerkenswert, die auf dem Schlachtfelde von Lützen an dem Gedenkſtein, welcher die Stelle bezeichnet, an der der Leichnam des gefallenen Schwedenkönigs aufgefunden wurde, abgehalten wurde. Die Stadt Lützen war aus Anlaß der Feier feſtlich geſchmückt. Aus den benachbarten Städten waren zahlreiche Feſtteilnehmer eingetroffen, auch die Zivil- und Militärbehörden der Umgegend hatten Deputationen entſandt. Den Feſtgottesdienſt hielt General-Superintendent Faber aus Berlin, der ehemals Diakonus in Lützen war. Am Nachmittag begaben ſich die Ehrengäſte und die Korporationen in feierlichem Zuge nach dem Guſtav-Adolf-Denkmal, wo Paſtor Kaiſer-Leipzig die Feſtrede hielt. Dort wurden der Stadt drei neue ſchwediſche Fahnen übergeben, die Konſul Lindſtröm in Stockholm zur Ausſchmückung des Guſtav-Adolf-Denkmals bei feierlichen Gelegenheiten gewidmet hat. Als der Zug zur Stadt zurückgekehrt war, brachte Bürgermeiſter Lange ein Hoch auf den Kaiſer aus. Abends war die Stadt glänzend illuminiert. Am Vorabend des Feſtes hatte ein Fackelzug ſich nach dem Schwedenſteine hinaus bewegt, wo Diakonus Held aus Lützen die Feſtrede hielt und die Verſammlung das alte proteſtantiſche Schutz- und Trutzlied ſang: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.“



Guſtav Adolffeſt in Lützen am 9. Dezember 1894.

In zweiter Auflage liegt vollſtändig vor:

Weltgeſchichte
in vier Bänden
von **Oskar Jäger.**
Mit 1014 Holzſchnitten im Text und 80 Tafeln in Schwarz- und Farbendruck.
In vier eleganten Halbfranzbänden Preis 40 Mark.

I. Band:	II. Band:	III. Band:	IV. Band:
Altertum.	**Mittelalter.**	**Neuere Zeit.**	**Neueſte Zeit.**

Jeder Band auch einzeln zu beziehen. Preis in Originaleinband 10 M.

Die lichtvolle, feſſelnde Darſtellungsweiſe und die wiſſenſchaftliche Gründlichkeit des Verfaſſers, von der Kritik allgemein anerkannte Vorzüge der Jägerſchen Weltgeſchichte, haben, verbunden mit der gelungenen geſchichtlich zuverläſſigen Illuſtrierung in künſtleriſch meiſterhafter Ausführung, dem Werke eine von Jahr zu Jahr wachſende Beliebtheit und Verbreitung verſchafft, und wo in einer Familie ſich das Bedürfnis nach einer ausführlichen, dabei aber doch nach Umfang und Preis ſich in den Grenzen des Erſchwinglichen haltenden Weltgeſchichte fühlbar macht, wird man heute zu dieſem Werke greifen. — Namentlich als Mitgabe für die vaterländiſche Jugend reiferen Bildungsgrades eignet ſich das Werk wie wenig andere.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 13.)

Neuer Mut und neuer Hoffensſchwung,
Neues Streben, friſch und blütenjung,
Nur die alte Liebe immerdar!
Tauſendmal willkommen, neues Jahr!

Neujahrskarten.

Le roi est mort, vive le roi! Damit iſt das alte Jahr mit ſeinen Freuden und Leiden abgethan; erwartungsvoll wenden wir uns ſeinem Nachfolger zu, und viel tauſend guter Wünſche, der Ausdruck alles deſſen, was wir von der neuen Regentſchaft für unſere Angehörigen und Freunde erhoffen, werden mündlich und ſchriftlich ausgetauſcht. Unſer bequemes Zeitalter hat ſich auch in dieſer Beziehung das Leben leicht gemacht; die gedruckten Glückwunſchkarten, denen man nur noch die Adreſſe hinzuzufügen hat, ſind überall gebräuchlich. Doch wird es ſo manchen geben, der, gleich mir, dieſe Schablonenmanier wohl für Fernerſtehende gelten läßt, ſie indes nicht auf Angehörige und gute Freunde ausgedehnt wiſſen will. Wieviel höheren Wert haben dagegen ſelbſtgefertigte Glückwunſchkarten! Die meinigen pflege ich mit Vorliebe ſo zu geſtalten, daß ſie zugleich irgend einem kleinen praktiſchen Zweck dienen oder als Zimmerzier Verwendung finden können. Als Beiſpiel und zur beliebigen Nachahmung mögen die folgenden kleinen Angaben dienen:

a) Aus 8 cm breitem, weißem Seidenbande ſchneidet man ein etwa 14 cm hohes Banner, legt den oberen Rand desſelben zu einem ſchmalen Hohlſaum um und leitet ein Silberdrahtſtäbchen hindurch. An den beiden vorſtehenden Enden des letzteren befeſtigt man ein ganz feines Silberſchnürchen, das ein ſpäteres Aufhängen des Banners geſtattet, welches einen mit Stoff- oder Gobelinfarben gemalten, blumenverzierten Glückwunſch trägt. Am unteren Rande wird eine tiefe Zacke herausgeſchnitten und an den Ecken beliebig kleine weiße Seidenquäſtchen befeſtigt.

b) Man zeichnet auf grünes Metallpapier zwei gleich große Rieſen-Vierklees, ſchneidet dieſelben aus und klebt ſie mit ihren Rückſeiten auf einander. Mitten auf dieſes Kleeblatt leimt man einen kleinen Abreißkalenderblock, deſſen Deckblatt eine kleine Blumenmalerei und die Inſchrift zeigt: „Froh erwache jeden Morgen!“ An der Rückſeite des Kleeblattes wird eine ebenfalls aus doppeltem Metallpapier gefertigte Stütze angebracht, die das Aufſtellen desſelben ermöglicht.

c) Auf dem oberen Teil eines kleinen Milchglastäfelchens führt man mit Metalloid- oder Ölfarben eine beliebige Malerei aus und ſchreibt darunter mit Goldfarbe einen Glückwunſch. Ringsum mit ſchmalem Seidenbändchen eingefaßt und am oberen Ende mit einer Öſe zum Aufhängen verſehen, dient dies Täfelchen ſpäter, über dem Näh- oder Schreibtiſch aufgehängt, zu beliebigen Notizen. Die Bandeinfaſſung kann auch fortbleiben und das Täfelchen auf einer kleinen Staffelei oder einem der ſo wohlfeilen Moraſtänder ſeinen Platz erhalten.

d) Aus Silberkarton ſchneidet man ein ca. 14 cm hohes Hufeiſen, deſſen Nägel durch aufgeklebte kleine Vierecke aus Goldkarton imitiert werden. Um die Mitte des Hufeiſens ſchlingt man ein etwa 3 cm breites, hellblaues oder zartroſa Atlasband, welches — einige Centimeter oberhalb des Hufeiſens — zur vollen Schleife abgenäht wird, deren lang herabfallende Enden eine in Gold- oder Silberſtickerei, oder auch in Brillantmalerei ausgeführte Inſchrift zeigen, wie etwa: „Was Dein Herz begehrt, Sei Dir beſchert!“ oder: „Kopf hoch und unverzagt! Glück kommt über Nacht!“ oder ſonſt dgl. Die unteren Ränder der Bandenden werden zur Spitze abgenäht und mit einem kleinen Pompon geſchmückt.

Margot.

Eine Sylveſtergeſellſchaft.

Fr. 18. Für eine Geſellſchaft von jungen Herren und Damen, etwa im Tanzſtundenalter, möchte ich folgendes Programm vorſchlagen. Es iſt auf ſieben Uhr eingeladen. Beim Eintritt in das Empfangszimmer bekommt jeder Herr von der Dame oder dem Töchterchen des Hauſes ein Körbchen mit zuſammengerollten Zetteln präſentiert, auf denen die Namen der geladenen Damen ſtehen, ſo daß durch den Zufall die Sylveſtertiſchdame beſtimmt wird. Sind alle Gäſte verſammelt, erklingt vom Klavier ein Marſch, und jeder Herr ſucht ſeine durch den Zettel beſtimmte Dame (ſind einige Herren mehr, kann man ebenſo viele unbeſchriebene Zettel rollen und unter die übrigen miſchen) und führt ſie zum Tiſch, der mit Tannenzweigen hübſch verziert und mit verſchiedenerlei kalten Platten, als Schinken, Hummermayonaiſe, Kalbs-, Wildpret- und Lendenbraten ꝛc., ſowie zweierlei Salat beſetzt iſt, was man alles bequem am Morgen arrangieren kann. Zuerſt reicht man Bouillon in Taſſen mit Fleiſchpaſtetchen, dann in zwangloſer Folge die verſchiedenen Schüſſeln. Dazu gibt es je nach Wunſch Thee, Bier oder leichten Tiſchwein, zuletzt Wein- oder Vanillecreme. — Gegen Ende der Tiſchzeit erſcheint ein junger Herr, etwa der Sohn des Hauſes, als Weihnachtsmann mit einem reichbehangenen Tannenbäumchen und ſagt in launigen Worten ungefähr folgendes: Im Vorbeigehen habe er den Lichtſchimmer im Hauſe geſehen und, da er gerade noch ein Bäumchen vom Feſte übrig behalten, denn ein Kind ſei unartig geweſen und darum leer ausgegangen, ſo wolle er es (das Bäumchen) als Abſchiedsgruß vom alten Jahr der Sylveſtergeſellſchaft bringen; ſie möge aber bei der Wahl der Päckchen vorſichtig ſein, jedes ſei in dieſer geheimnisvollen Nacht von Bedeutung. Mit dieſen Worten ſtellt er das Bäumchen auf den Tiſch und verſchwindet. Dasſelbe iſt mit kleinen Knallbonbons, Anisherzen, Marzipanſachen u. ſ. w., alles in Papier eingewickelt, behängt. Die Knallbonbons ſollen möglichſt verſchiedenen Inhalt haben; es gibt ſolche mit Miniaturdichterbüſten, Hampelmännern, Bonbons mit Verſen, Kappen und vielen anderen Sachen. Eines der Päckchen darf auch einen Myrtenzweig oder kleinen Ring enthalten, ſo die glückliche Empfängerin als erſtes Bräutchen im neuen Jahr bezeichnend. Ein luſtiger Walzer ladet nun die Geſellſchaft in ein geräumiges Nebenzimmer, oder falls der Korridor groß genug iſt, kann dieſer als Tanzſaal benutzt werden. Nach dem zweiten Tanz erſcheinen zwei Schulkinder in einer portièrenumrahmten Thüre, deren untere Hälfte durch einen Tiſch mit langherabhängender Decke dem Blick entzogen iſt und geben einen der bekannten Max- und Moritzſtreiche mit Klavierbegleitung, deren Verſe beliebten Opernmelodieen und Liedern angepaßt ſind, zum beſten, die, gut vorgetragen, großen Beifall finden. Das Schulkinderkoſtüm beſteht in einer einfachen Knabenbluſe, einem Schulranzen mit herabhängendem Schwamme und Knabenmütze. Dadurch, daß hinter der verhängten Thüre nur der Oberkörper zum Vorſchein kommt, kann das kleine Stück ſowohl von Herren, als auch Damen geſungen werden. Dann unterhält ſich die Geſellſchaft mit verſchiedenen Rateſpielen, drei Gewiſſensfragen, Sprüchwörter und Liederraten, die einer unter einander bekannten Geſellſchaft viel Vergnügen machen. Zwiſchendurch kann eine Françaiſe oder Polka, einer Deklamation mit Klavierbegleitung, etwa Schillers „Handſchuh“ von Diego Fiſchers (Berlin, Raabe & Plothow) oder dergl. die nötige Abwechſelung bieten. Dann werden Kotillontouren improviſiert. Zuerſt ſammelt man ſämtliche Fächer der Damen, aus denen die Herren dann wählen, um mit der Eigentümerin tanzen zu dürfen; oder: eine Decke wird von zwei Perſonen hoch gehalten, auf der einen Seite ſtrecken ſechs Herren die Hände herüber, von denen die drüben ſtehenden ſechs Damen jede eine ergreift, der Vorhang fällt und die betreffenden Paare tanzen zuſammen. Solche Touren laſſen ſich bei einigem Nachſinnen noch viele arrangieren. In den Tanzpauſen reicht man dampfenden Neujahrspunſch und Weihnachtsgebäck. So kommt allmählich zwölf Uhr herbei. Die vorher gebrauchte Portièrenthüre iſt ganz im geheimen zugezogen worden, um ſich mit dem Glockenſchlage zwölf wieder zu öffnen und als lebendes Bild das „neue Jahr“ erſcheinen zu laſſen: eine weißgekleidete Geſtalt mit goldener Zahl 1895 im Haar, das Geſicht leicht verſchleiert, die einen gebückten, grauhaarigen Alten mit einem Stock in der Hand und einem Sack auf der Schulter, 1894 gezeichnet, fortweiſt, alles von bengaliſchem Feuer erhellt. Schnee liegt auf dem Fußboden und auf den Tannenbäumen im Hintergrund. Das Bild darf nur ſo lange zu ſehen ſein, als die Uhr zwölf ſchlägt. Mit dem letzten Ton ruft der Hausherr als erſter „Proſit Neujahr“ und eröffnet damit die Gratulationen. Im Nebenzimmer iſt inzwiſchen der Kaffeetiſch gedeckt worden, um den ſich die Geſellſchaft gruppiert. Nach einem Täßchen Mokka rüſtet man ſich zum Aufbruch.

Noch kurz einige Angaben für die Quantität der Speiſen und Getränke. Man rechnet für ungefähr 25 Perſonen: 3 Doſen Hummer zu 1,60 ℳ, 35 kleine Paſteten, 25 Taſſen Bouillon, je eine mittelgroße Platte jeder Fleiſchart, von jedem Salat zwei Schüſſeln (vier im ganzen), auf je vier Perſonen einen Schoppen Creme. Wein bei einer Geſellſchaft von Erwachſenen, wenn eine Sorte gegeben wird, auf je zwei Herren und zwei Damen eine Flaſche. Zieht man aber vor, nur Bier zu geben, was ja eben bei kaltem Nachteſſen vielfach geſchieht, ſo rechnet man pro Perſon eine Flaſche. Vom Punſch miſcht man am beſten jedes Glas allein und hält dazu das Waſſer im Samovar warm.

Gr.

Bei Überreichung eines Schlüſſelkörbchens am Polterabend.

Ein Schlüſſelkörbchen wählt' ich aus
Als Gruß zum heut'gen Feſte:
Das kleinſte Körbchen iſt's im Haus,
Und doch vielleicht das beſte.

Ein Schlüſſelkörbchen, denkſt du wohl,
Was iſt d'ran viel zu loben?
Jetzt freilich iſt's noch leer und hohl,
Doch mußt du's erſt erproben.

Denn wenn es drinnen klingt und klirrt,
Und wenn von Truh' und Schränken
Kein Schlüſſelchen ſich je verirrt,
Dann wirſt du anders denken.

Den Schlüſſeln fällt's ja manchmal ein
Sich heimlich zu verſtecken.
Ade dann Eh'ſtandsſonnenſchein!
Man ſucht in allen Ecken.

Doch wenn am Arm der jungen Frau
Als zierlicher Begleiter
Das Schlüſſelkörbchen wiegt ſich ſchlau,
Strahlt ſtets der Himmel heiter.

Kein Suchen hier, kein Suchen dort
Und ängſtliche Gemüter;
Es iſt des Friedens Hut und Hort,
Der Schlüſſel treuer Hüter.

Drum wählt' ich dir dies Körbchen aus
Zum Polterabendfeſte,
's iſt zwar der kleinſte Korb im Haus
Und doch vielleicht der beſte.

„Vergebene Tage.“

Wenn in der Geſellſchaftszeit Einladungen auf Einladungen ins Haus fliegen, man mit dieſem eine Schlittenpartie, mit jenem ein gemütliches Theeſtündchen verabredet, wenn Vorträge, Konzerte, Jours-fix winken, dann muß das arme Gedächtnis ſich plagen, um all die Daten feſtzuhalten. Und oft kommt es vor, daß wir mit dem Ausruf: „Das hätte ich ja auf ein Haar vergeſſen!“ erſt an eine Verpflichtung im letzten Augenblick denken und uns haſten und eilen müſſen, um zu rechter Zeit zu kommen, oder unſer Gedächtnis ſpielt uns den Streich, uns erſt in dem Augenblick an eine Verabredung zu erinnern, wenn es bereits zu ſpät iſt, ſie einzuhalten.

Für all' dieſe vielbegehrten und in Anſpruch genommenen Menſchen iſt ein Notizblock beſtimmt, der ſich „Vergebene Tage“ benennt. Nicht nur die „ausgehende“ Jugend wird ſich dieſer Gedächtnishilfe, welche ſich ſo anſprechend darſtellt, gern bedienen.

Wir nehmen ein Stück Pappe von 26 cm Höhe und 32 cm Länge. Dasſelbe iſt am oberen Rande ſo ausgeſchweift, daß es in der Mitte 26 cm, an den Ecken 23 cm mißt. Es wird vom Sattler mit Leder überzogen und mit einem Ständer zum Aufſtellen, oder wo es nicht auf dem Schreibtiſch beliebt wird, mit einer Öſe zum Aufhängen verſehen. Nach Belieben kann das Leder gepunzt (dann vor dem Montieren!) oder nur gebeizt oder durch eine Malerei verziert werden, event. kann ſtatt Leder Stoff verwandt werden. Auf die Lederplatte wird 3 cm vom unteren und je 5 cm vom ſeitlichen Rande je ein Lederdreieck von 5 cm Höhe mit Ziernägeln derart befeſtigt, daß eine Platte von unglaſiertem Porzellan feſt darin ruht. Dieſe Platte, 16 cm hoch, 22 cm breit, wird am oberen Rande gehalten durch ein Gummiband, welches auf dem Lederſtück ebenfalls mit Ziernägeln befeſtigt iſt. Die Porzellanplatte, welche beſtimmt iſt, die Notizen zu tragen, kann auf dieſe Weiſe leicht herausgenommen und gereinigt werden. Rechts neben der Platte iſt eine Hülſe für den Bleiſtift in gleicher Weiſe wie die Lederecken befeſtigt. — Die Porzellanplatte wird eingeteilt 1. in eine Rubrik, 10 cm breit, in welche mit roter und blauer Ölfarbe und ſchmaler Goldkontur die Namen der ſieben Wochentage mit 1 cm hoher Schrift gemalt werden. Die Buchſtaben werden nach dem Trocknen gefirnißt und können alsdann wie jede Ölmalerei abgewaſchen werden. Rubrik 2 iſt 2 cm breit und für das Datum beſtimmt, Rubrik 3, 10 cm breit, bleibt ebenfalls frei für Eintragungen. Das Lederſtück trägt oberhalb der Porzellanplatte die Worte „Vergebene Tage" in $2\frac{1}{2}$ cm hoher Schrift je nach der Wahl des Bezugs entweder gemalt, gepunzt und dann ausgemalt, oder geſtickt.

Lulu.

Zwei Liebenden am Geburtstage des einen.

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag —
Euch lieben zwei umranke
Ein Lied an dieſem Tag!

Der Himmel kalt und trübe
Hängt über der ſtillen Welt —
Euch bleibt im Herzen die Liebe
Die Sonn' am Himmelszelt.

Die Wälder ſind verbleichet,
Kein Blümlein mehr will blühn —
Die Lieb' im Herzen gleichet
Dem Pflänzlein „Immergrün".

Nicht immer Tage der Roſen
Beut Euch das Leben dar —
In Herzenslieb' zu koſen
Nehmt froh das Heute wahr!

Doch ſammelt Euch voll Treue
Zu ernſter Zukunft Pflicht —
Und Gottes Lieb aufs neue
Schenkt jedem Tag ſein Licht!

P. Dls.

Handarbeit.

Photographiehalter. Eine wunderhübſche Arbeit iſt ein Photographiehalter für eine Kabinettanſicht, den man in folgender Weiſe anfertigt. Man nehme ein 46 cm langes und 11 cm breites recht gutes und ſchweres Atlasband, das man unten 6 cm lang und oben 5 cm lang ausfranſt, aber in der Weiſe, daß die Kanten ſeitwärts nicht abgeſchnitten, ſondern mit ausgefranſt werden. Das obere ausgeriffelte Ende des Bandes ſchlägt man über und zieht es durch einen in gleichfarbiger Seide behäkelten Gardinnenring, ſo daß es ein Stückchen nach vorn überhängt; es wird mit einigen Stichen unterhalb des Ringes feſtgeheftet. Nun häkelt man ſechs beliebige recht zierliche Steine etwa 5 cm im Durchmeſſer, entweder in creme- oder ecrufarbener Baumwolle Nr. 30 oder elfenbeinfarbener Kordonnettſeide. Roſa Band mit elfenbeinſeidenen Sternen macht ſich beſonders wunderhübſch. Je drei und drei Sterne werden mit einen Stich ſo aneinander genäht, daß ſie ein Dreieck bilden. Das eine Dreieck hefte man auf die obere Bandhälfte ſo, daß die Spitze, alſo der oberſte von den drei Sternen, dicht unter der Quaſte beginnt, und das andere Dreieck auf die untere Bandfläche, ſo, daß der dritte Stern bis an das ausgefranſte Ende reicht. Der dritte Stern wird ringsherum feſt aufgenäht, während die beiden neben einander ſtehenden, jedesmal nur an der unteren Seite und an den äußeren Ecken feſt geheftet werden. Auf dieſe Weiſe ſtehen ſich die beiden Dreiecke in einem Zwiſchenraum von 10 cm gegenüber und mit Leichtigkeit läßt ſich die Photographie zwiſchen dieſelben ſchieben. Vorſtehende Arbeit, zum Aufhängen eingerichtet, iſt eine Zierde für jedes Zimmer und ein reizendes Geſchenk für jedermann. Folgender Stern macht ſich ſehr hübſch: 10 Maſchen aufſchlagen, zuſammenhäkeln, 21 kurze Stäbchen hinein arbeiten. Für den erſten Bogen ſchlägt man 11 Stiche auf, der letzte Stich muß mit der Stecknadel feſtgehalten werden. Dann 20 Stiche ohne Umſchlag auf die 10 Stiche feſt arbeiten, rückwärts wieder 20 Stiche ohne Umſchlag und der letzte Stich, worin die Nadel ſteckt, gefaßt. Für die Picots erſt 3 Stiche durchziehen, dann 5 Luften und weiter 4 Stiche durchziehen. Im ganzen 4 Picots. Beim 3. Picot des 7. Bogens muß der erſte Bogen mitgefaßt werden.

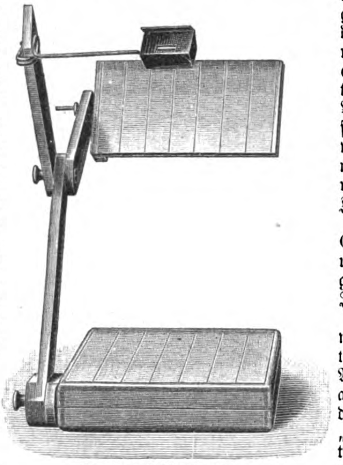
P. in D.

Ballneceſſaire. Unſere tanzluſtigen jungen Freundinnen, die in heuriger Saiſon eine Reihe von Bällen und Tanzkränzchen durch ihre Anweſenheit zu verherrlichen gedenken, werden zweifellos eine praktiſche Taſche, die zugleich Ballſchuhe, Fächer, Kamm und Nähutenſilien aufzunehmen beſtimmt iſt, gern in Gebrauch nehmen. Ihre Ausführung erfordert zunächſt zwei je 30 cm hohe, 20 cm breite Teile aus modefarbenem, olive oder bordeaux Filz, die man an einer Schmalſeite gefällig abrundet und hierauf ringsum vom Sattler ausſchlagen läßt, und zwar: die geraden Randſeiten möglichſt fein gezähnt, während die abgerundete Seite in $1\frac{1}{2}$ cm große, am Rande gezähnte Bogen ausgeſchlagen wird. Der Oberſeite dieſer beiden Filzteile wird ein ca. 24 cm hoher, 12 cm breiter Taſchenteil aus gleichem Stoff, zur Aufnahme des Fächers, aufgeſetzt, deſſen Beſtimmung ein in Gold- oder Buntſtickerei ausgeführter halbaufgeſchlagener Fächer kennzeichnet. Dieſer Taſchenteil wird ebenfalls ringsum fein gezähnt und dicht daneben, mit gleichfarbiger Seide, dem Grundſtoffe aufgeſteppt. In gleicher Weiſe wird dem zweiten, für die Grundform beſtimmten Filzteil eine 19 cm hohe, 8 cm breite Taſche für den Kamm und bis 2 cm darüber, ein 6 cm hohes, 12 cm breites, ſtickereiverziertes Täſchchen mit Überklappe zur Aufnahme der Nähutenſilien, einer kleinen Scheere ꝛc. aufgeſetzt. Die Überklappe wird durch Knöpfchen und Knopfloch geſchloſſen. Die für den Kamm beſtimmte Taſche zeigt das geſtickte Monogramm der Beſitzerin. Nachdem beide Hauptteile ſo weit vorgerichtet werden, werden ſie mit ihrer Kehrſeite genau aufeinander gelegt und unten, ſowie an beiden Seiten, mittels Steppnaht, zur Taſche zuſammengenäht. Die abgerundeten Schmalſeiten bilden das obere Ende der Taſche. Den einfachen Verſchluß derſelben bewirken erbsgroße, in Abſtänden von je 2 cm, durch beide Stofflagen zugleich, ausgeſchlagene Löcher, durch welche ein Gegenzug aus Seidenkordel geleitet wird.

Margot.

Kunſt im Hauſe.

Eppers Dikatopter. Wie oft möchte man eine ſchöne Landſchaft ſkizzieren oder irgend einen Gegenſtand oder ein Muſter genau vergrößert oder verkleinert nachzeichnen, wenn man nur könnte! Nun hat es zwar an ſog. „Univerſalzeichenapparaten" nicht gefehlt, welche das Zeichnen nach der Natur erleichtern ſollten, aber dieſe Apparate haben ſtets enttäuſcht, weil es immer nur „Verbeſſerungen" der für Zeichner völlig untauglichen Camera obscura und des Pantographen waren. Jetzt iſt ein ganz eigenartiger, wirklich vielſeitig brauchbarer Amateurzeichenapparat unter dem Namen „Eppers Dikatopter" erſchienen, der ohne Linſe, nur durch zwei feine hochglanzpolierte Silberſpiegelchen von Landſchaften, Perſonen, Gegenſtänden, Vorlagen, Muſtern, Monogrammen ꝛc. die hellſten und ſchärfſten Bilder auf jeder beliebigen Unterlage hervorbringt und daher das Zeichnen außerordentlich erleichtert. Die Handhabung des „Dikatopters„ iſt eine ſehr einfache, ſo daß der Apparat ſelbſt Knaben und Mädchen eine gediegene Unterhaltung und Uebung im richtigen Sehen gewährt. Ganz beſonders aber eignet ſich das „Dikatopter" zum Betriebe der vielfachen Liebhaberkünſte, welche alle das Zeichnen zur Vorausſetzung haben. Das „Dikatopter" beſteht aus einem flachen Kaſten (ſ. Fig.), der als Zeichenbrett dient, einem Brettchen oder Vorlagenhalter und einem kleinen viereckigen Metallgehäuſe, in welchem ſich die Spiegelchen befinden, welche von der auf dem Vorlagenhalter befindlichen Vorlage ein ungemein helles und ſcharfes Bild auf der Zeichenfläche erſcheinen laſſen. Der eine unter dem Sehloche des Gehäuſes befindliche Spiegel iſt vielfach ſtreifenartig durchbrochen, ſo daß man mit dem projizierten Bilde zu gleicher Zeit auch noch die Bleifeder deutlich ſehen kann und ſomit ein leichtes Nachzeichnen möglich iſt. Beim Zeichnen von Landſchaften und größern Gegenſtänden fällt der Vorlagenhalter fort, und die drei Stäbe erhalten eine andere Stellung. Die auf Vorlagenhalter und Zeichenfläche befindlichen parallelen Linien ſind eine Vorrichtung, welche die Größe und Richtigkeit des projizierten Bildes unfehlbar anzeigen. Wer ſich hierüber, ſowie über die weitere Einrichtung und vielſeitige Verwendung des außerordentlich billigen „Dikatopter" weiter aufklären möchte, der wende ſich an die Fabrikanten G. J. Pabſt (Nik. Kugler) in Nürnberg und Rudolf Schwarz in Wien III, welche bereitwilligſt und unentgeltlich Beſchreibungen mit Preisangabe verſenden.



Eppers Dikatopter.

Für die Küche.

Haſenbraten, Haſenpfeffer, Has im Topf, ſind wohl allgemein gebräuchliche und bekannte Zubereitungsarten des Haſen. Wir wollen ſie deshalb hier umgehen und dafür einige weniger bekannte anführen. Die Haſenleber gibt für ſich allein ein ſehr pikantes Gericht, das namentlich bei Herren ſehr beliebt iſt. Die Leber wird einige Stunden in Milch gelegt, ſodann geſpickt, ein wenig mit Mehl beſtäubt und in friſcher Butter raſch gebraten oder vielmehr gedünſtet. Kurz vor dem Anrichten gebe man einige Tröpfchen Waſſer oder Bouillon dazu. Lunge, Leber, Herz und Nieren werden fein wie Nudeln geſchnitten und in einer Kaſſerolle mit reichlich Butter und einigen fein geſchnittenenen Chalotten gedünſtet. Eine Meſſerſpitze voll Mehl darüber. Kurz vor dem Anrichten gebe man das nötige Salz, Pfeffer und etwas Eſſig dazu. Dies iſt ein feines Frühſtück oder eine kleine Ergänzung zum Abendbrot. Oder: Leber, Lunge, Herz und Nieren hackt man in rohem Zuſtand mit Sardellen und etwas Zwiebel fein, fügt dieſer Maſſe Pfeffer und Salz nach Geſchmack hinzu, ſtreicht ſie, gut verrührt, auf Semmelſchnittchen und backt ſie in heißer Butter. Die ſchlechteren Fleiſchteile vom Haſen befreit man von Haut und Sehnen, ebenſo Leber, Lunge, Herz und Nieren, wiegt alles fein, miſcht es mit 250 g Schweinefleiſch, ebenfalls fein gewiegt und etwas geriebener Semmel, Pfeffer und Salz und formt das Ganze zu kleinen Brötchen, die man in heißer Butter raſch bratet. Sie ſchmecken kalt und warm gleich gut. Ein Stückchen von der Keule wird abgehäutet, in fingerdicke Scheiben geſchnitten, mit dem Meſſerrücken geklopft, eingeſalzen und einige Zeit ſtehengelaſſen. Dann werden dieſe Wildſchnitzel garniert und wie Kalbsſchnitzel behandelt. Überreſte von Wild oder minderwertige Teile, wie die Haſenläufe, werden von Sehnen und Haut befreit, mit den gleichen Gewichten rohem Schweinefleich hachiert, mit geweichten und gut ausgedrückten Semmeln, Ei, Gewürz, Salz und Pfeffer durchgeknetet, in beliebige Form gebracht und auf Butter und Speck gebraten. Man kann dies Gericht warm oder auch als kalten Aufſchnitt verwenden. Sehr dünne Scheiben von der Keule werden regelmäßig geſchnitten, mit einer Farce aus Abſchnitzeln, Kapern, geweichter Semmel, Sardellen und Ei gefüllt, zuſammengerollt, mit einem Bindfaden feſt gebunden und aus Speck und Butter raſch gebraten. Auch Gulyas läßt ſich von Wild herſtellen, ganz wie Rindsgulyas, wobei beachtet werden muß, daß es viel raſcher weich wird als dieſes.

Alte ſchwäbiſche Hausfrau.

Fragen.

36) Könnte eine der geehrten Daheimleſerinnen oder vielleicht gar eine an einem Fernſprechamt in Amerika angeſtellte Dame Auskunft geben über Lebens- und Einkommensverhältniſſe der letzteren.

Zwei deutſche Telephoniſtinnen.

37) Eine Dame, die aus ihrem kleinen Kapital von einigen tauſend Mark möglichſt hohe Zinſen ziehen möchte, bittet um den gütigen Rat eines Sachverſtändigen, wo ſie das Geld am ſicherſten anlegen könnte. Vielleicht bei der Preuß. Renten-Verſicherungsanſtalt, Berlin, Kaiſerhofſtraße?

38) Wie entfernt man aus dunkelbraunem Satin Theer- und Wagenfettflecken?

39) Würde mir vielleicht eine der Leſerinnen des Blattes Auskunft erteilen, auf welche Weiſe man eine Stellung im Auslande erhält? Iſt es vorzuziehen, wenn man ſelbſt inſeriert, oder iſt es beſſer, wenn man ſich direkt an eine Agentin wendet? Im voraus beſten Dank! **H. B.**

Auskunft.

Fr. 25. Sollten die Freundinnen muſikaliſch ſein, ſo wäre ich imſtande, einen ihren Wünſchen entſprechenden Ort anzugeben.

Frl. Marie Barthélemy, Berlin,
Friedrichſtr. 129, Damenſtift.

Fr. 20. Aleuronat liefert R. Hundhauſen, Hamm in Weſtfalen, an Private nicht unter $4\frac{1}{2}$ kg für M. 7.

Langjährige Abonnentin des Daheim.

(Zu Nr. 14.)

Wohl dem, der ſo an ſeinem Weſen feilt
Durch ſtrenges Urteil, offnes, ehrlichgrobes,
Daß, wenn er ſich einmal ein Lob erteilt,
Er ſich auch ehrlich freuen darf des Lobes.

Guter Rat.

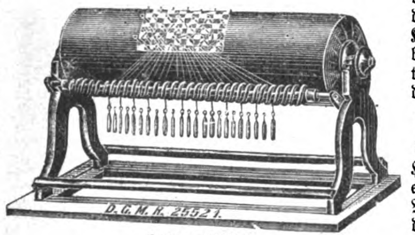
Ein guter Rat zu rechter Zeit iſt für den Ratloſen oft eine gar dankenswerte Gabe. Es iſt auch faſt ſelbſtverſtändlich, daß der Erfahrene dem Unerfahrenen, der Ältere dem Jüngeren von dem Schatze ſeines Wiſſens und ſeiner Erkenntnis mitteilt, daß man das, was man ſelbſt erprobt und für gut befunden hat, dem anderen nicht vorenthält und dem Fragenden ratend beiſteht. Es wäre lieblos und ungefällig, wenn man es nicht thäte.

Und doch ſollte man im Erteilen wie im Befolgen von Ratſchlägen im allgemeinen vorſichtiger ſein, als man es iſt. Gar mancher nicht reiflich erwogene, übereilt erteilte Ratſchlag, der ebenſo befolgt wurde, hat ſchon üble Folgen gehabt, hat Mißſtimmungen erzeugt, ja Freundſchaften getrübt oder zerſtört. Es gibt Leute, welche eine förmliche Sucht beſitzen, anderen ihren guten Rat aufzudrängen und aufs höchſte beleidigt ſind, wenn derſelbe nicht befolgt wird. Auch gibt es leider falſche Freunde, welche wiſſentlich ſchlimmen Rat erteilen. Von ſolchen iſt hier nicht die Rede, ſondern nur von denen, die aus wirklich gutem Willen, aus Teilnahme und Güte durch ihren Rat hilfreich ſein wollen. Wer hätte nicht ſelbſt ſchon erfahren, daß ihm für einen wohlgemeinten, aber nicht wohlerwogenen Rat ſchlechter Dank wurde, und wer hätte umgekehrt nicht ſchon durch die Befolgung eines Rates Unangenehmes erlebt? Der Gebildete verſchweigt zwar meiſt die Mißerfolge, welche ihn in ſolchem Falle betroffen, wenigſtens gegen den Ratgeber, doch läßt ſich das nicht immer durchführen, und ſo entſtehen für beide Teile Verdruß und Ärger. Man glaubte ja wirklich aufs beſte geraten zu haben und iſt ſehr erſtaunt, daß es dieſes Mal ſo ſchlimm abgelaufen. Ich und andere thaten dasſelbe mit gutem Erfolg. Ja aber, wie das Sprüchwort ſagt: „Wenn zweie dasſelbe thun, ſo iſt es nicht dasſelbe.“ Selten nur iſt man geneigt, ſich ſelbſt die Schuld zuzuſchreiben, ſich und andern einzugeſtehen, daß man unklug, vorſchnell, ohne Erwägung der obwaltenden Verhältniſſe geraten, und nimmt ſich vor, künftig vorſichtiger und weiſer zu ſein. Man bereut ſeine Gutmütigkeit und daß man ſeinen Rat an Undankbare verſchwendet hat. Mag jeder ferner ſehen, wie er mit ſich ſelbſt fertig wird. — Handelt es ſich bei derartigen Vorkommniſſen nur um die kleinen, unbedeutenderen Dinge des Lebens, ſo verwinden ſich ſolche Nachwehen allmählich, denn ſie gehen nicht tief. Doch gefährlicher und ernſter iſt es, wenn wir bei wichtigen und entſcheidenden Fällen, bei Lebens- und Schickſalsfragen anderer um unſeren Rat angegangen werden. Einen Bedrängten und Geängſteten aus allzu peinlicher Vorſicht ganz ohne den erbetenen Rat zu laſſen, iſt grauſam, doch grauſamer und unverantwortlich iſt es, mit haſtiger Hand in die wirren Fäden fremden Geſchicks einzugreifen, im erſten Impuls, unter dem jähen Eindruck eines eben vernommenen, ergreifenden Berichtes einen überſtürzten, ungeſtümen Rat zu geben, der wohl nach ruhiger, beſonnener Überlegung ganz anders ausgefallen ſein würde und der, ebenſo übereilt befolgt, vielleicht unabſehbares Unheil nach ſich ziehen kann. Eine drückende Laſt iſt das Bewußtſein, durch unbedachten Rat die Mitſchuld an dem Unglück anderer zu tragen. Und blicken wir zurück auf die verſchlungenen Pfade unſeres eigenen Lebens oder die uns Naheſtehender, ſo ſehen wir oft als Ausgangspunkt viel verzweigten Leides, als erſtes Glied einer Kette ſchwerer Kümmerniſſe einen gutgemeinten, übereilten, unbedachten Freundesrat. — Zum Glück gibt es ja, wenn auch nur Wenige und Seltene, die nicht nur gefällig und menſchenfreundlich, ſondern auch ſo ſcharfſichtigen, klaren Geiſtes ſind, daß ſie fremde Verhältniſſe richtig durchſchauen und deren Rat ſtets zuverläſſig, praktiſch, der eben erforderliche iſt. Und wohl jedem ſelbſt Ratloſen, der eine ſolche Stütze in Zeiten eigenen Schwankens zu erfaſſen vermag! — Und doch iſt, noch mehr als der beſte Freund, der treueſte, ſicherſte, nie irrende Ratgeber, auch in den ſchwerſten Lebenskonflikten, den dunkelſten Daſeinswirren, das eigene Herz und Gewiſſen. Aber wer vermag es noch, dieſen warnenden, ratenden Stimmen zu lauſchen, und unbeirrt durch allerlei Nebenintereſſen und Bedenken ihnen zu folgen und den rechten Weg zu gehen, auf den ſie deuten?

„O, daß wir doch dem reinen, ſtillen Wink
Des Herzens nachzugehn ſo ſehr verlernen!
Ganz leiſe ſpricht ein Gott in unſrer Bruſt,
Ganz leiſe, ganz vernehmlich, zeigt er an,
Was zu ergreifen iſt und was zu fliehn.“

Klöppelei.

Neues praktiſches Klöppelkiſſen (ſiehe Abbildung). Immer mehr gewinnt die alte gute Spitzenklöppelei Anhängerinnen unter den Freundinnen echter, gediegener Handarbeiten; dieſelben werden ſich für obenſtehendes Klöppelkiſſen gewiß intereſſieren. Die weſentlichſte Verbeſſerung an dieſem neuen patentierten Klöppelkiſſen beſteht darin, daß die an dem alten Kiſſen zu beiden Seiten ſteckenden Antimakaſſarnadeln fortfallen. Hinter je eine ſolche Nadel wurde bisher ein Paar Klöppel gehängt. Arbeitete man mit 40 Paar Klöppeln, ſo hatte man 40 Antimakaſſarnadeln, je rechts und links vom Muſterbrief alſo 20 Nadeln anzubringen. Da man rund um das Kiſſen arbeitet, muß dasſelbe immer vorwärts bewegt und die Nadeln müſſen alſo auch ſtets neu eingeſteckt werden, ſo oft man vorſchreitet. Wie langweilig und zeitraubend dies Umſtecken iſt, bedarf nach dem vorhergeſagten weiter keiner Erwähnung. Außerdem gab das früher nur loſe in einem Ständer ruhende Kiſſen beim Anziehen der Klöppel leicht nach, wodurch die Fäden dann in ſehr unangenehmer Weiſe verwirrt wurden. Die Hemmvorrichtung des neuen Kiſſens geſtattet nur ein Vorwärtsbewegen der Walze. Der ſpiralförmige Fädenhalter befindet ſich an dem Geſtell und hält die Fäden dauernd getrennt. Schließlich ſei noch erwähnt, daß der Apparat in ſeiner leichten, gefälligen Ausführung für den Transport (zum Handarbeitskränzchen der jungen Damen) geeigneter iſt und übrigens eine hübſche Zierde jeden Mädchenſtübchens bildet. Die Klöppelkiſſen ſind bei der Erfinderin, Fräul. Marg. Gruenſtein, Steglitz b Berlin, Albrechtſtr. 110, für den Preis von 10 Mk. mit marineblau oder modefarben überzogener Walze, je nach Beſtellung, zu haben.



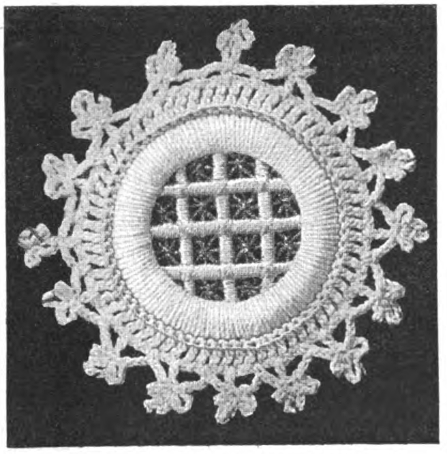
Klöppelkiſſen.

Aus Kindermund.

Die Kinder unſerer Freunde hatten in der Schule ein Weihnachtsliedchen gelernt, in welchem alle die ſchönen Dinge aufgezählt waren, die das Chriſtkindchen in ſeinem Säckchen trage, u. a. „Bilderbücher, Bälle und Puppen ohne Zahl.“ Als ein guter Onkel die kleine Grete nun vor Weihnachten einmal frug, was ſie ſich wünſche, gab ſie nach kurzem Nachdenken fröhlich zur Antwort: „Onkel, eine Puppe ohne Zahl!“

Handarbeit.

Der unten abgebildete Stern eignet ſich beſonders gut zum Beſatz von feinen, kleinen Deckchen mit ſeidenem Mittelſtück. Man häkelt ihn in crême Häkelgarn Nr. 30 über eine waſchbare Ringform, was mit Hilfe der Abbildung leicht herzuſtellen iſt. Der mühſamere Teil der Arbeit beſteht im Ausfüllen der Mitte. Hierzu wird erſt ein Gitter von je 4 Faden Häkelgarn ausgeführt, worauf man dieſe Unterlage mit roſa Stickſeide dicht übernäht. Die ſo entſtandenen Quadrate werden mit Goldſpinnen ausgefüllt.



Gehäkelter Stern mit genähtem Durchbruch.

Für die Küche.

„Komm morgen wieder“ (ruſſiſches Gericht). 1/4 l ſteife, ſaure Sahne wird mit 4 Eidottern, 4 Eßlöffeln Mehl und ein wenig Salz gut durchgerührt. Zuletzt fügt man das zu Schnee geſchlagene Klare der 4 Eier hinzu und mengt es raſch durch. Von dieſer Maſſe werden acht tellergroße, dünne Omeletten gebacken, jedes mit einigen Löffeln nachſtehend beſchriebener Fülle belegt, gut zuſammengeſchlagen (daß die Fülle nirgends ſichtbar wird) und nochmals, dicht nebeneinander in einen gebutterten Tiegel gelegt, gebacken. Die Fülle bereitet man aus gebratenem, fein gewiegtem Schweinefleiſch, untermengt mit roh gewiegtem, nachher (ohne Waſſer!) mit fein gehackter Zwiebel, Pfeffer und Salz, gar gedünſtetem Grünkraut.

Fragen.

40) Würde eine der freundlichen Leſerinnen mir einen Rat erteilen können, in welcher kleineren ſüddeutſchen Stadt (Bayern, Baden oder Württemberg) ich mit meinem Vater bei beſcheidener Penſion (2875 Mk.) behaglich leben könnte? Es kommt mir hauptſächlich auf geſundes, mildes Klima und billige Lebensverhältniſſe an. Für freundliche Auskunft dankt herzlich **E. M. M., Caſſel.**

41) Eine langjährige Abonnentin des Daheim bittet die geehrten Mitleſer desſelben, ihr gütigſt ſolche Vereine und Stiftungen zu nennen, die Unterſtützungen an Lehrerwaiſen geben; ſie iſt die Tochter eines Lehrers und ſelbſt Lehrerin geweſen und lebt jetzt im vorgerückten Alter mit ihrer Schweſter in ſehr traurigen Verhältniſſen. Wo hat die Lutherſtiftung ihren Sitz? Weiß jemand von den geehrten Mitleſern von einem Louiſenverein? Auch andere Stiftungen oder Vereine, die uns nützen können, bitte ich mir gütigſt zu nennen, und ich ſage ſchon im voraus meinen herzlichſten Dank dafür.

Eine arme Bittende.

Auskunft.

Bezugnehmend auf die Anfrage in Nr. 4 von W. J. in Detmold teile ich gern mit, daß, ſeit einigen Wochen im Beſitz der Mauſefalle von Emil Lewy, Magdeburg, Kronprinzenſtr. 4, ich dieſelbe wirklich praktiſch gefunden. Frau **Julie v. d. Heyde, Rahden** in Weſtf.

Redaktionspoſt.

Junge Frau in A. — Zur Erleichterung der häuslichen Buchführung empfehlen wir Ihnen das praktiſche Clouthſche Hausbuch und Wirtſchaftsbuch für das Jahr 1895. Trier. Im Selbſtverlag. Beide Bücher koſten zuſammen nur 1 Mk 20 Pf.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

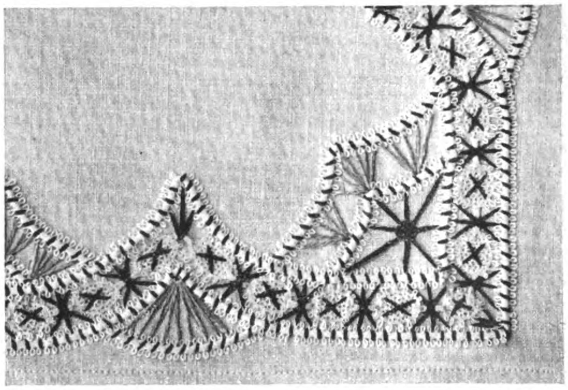
(Zu Nr. 15.)

Der Bach iſt verſtummt. Und der Troß der Föhren
Steht reglos unter dem ſchneeigen Flaum,

Wie um die Erde nicht aufzuſtören
Aus ihrem ſchwermütigen Traum.

Das ſchönſte Spielzeug für unſere Kinder.

In der Einleitung zu dem, uns und unſeren Kindern wohlbekannten, „Struwwelpeter“ ſagt der Verfaſſer desſelben, Dr. Hoffmann, als er ſich gegen den Vorwurf verteidigen will, „daß ſein Buch mit ſeinen Fratzen das äſthetiſche Gefühl des Kindes verderbe“: „mit der abſoluten Wahrheit rührt man keine Kinderſeele, ſondern läßt ſie elend verkümmern.“ An dieſe Worte mußte ich denken, als ich vor Weihnachten an den hellerleuchteten Läden der großen Stadt vorüberſchritt und vor allem als Mutter einen Blick in die Spielwarenläden warf. Was gab es da nicht alles zu ſchauen und zu bewundern! Schaukelpferde mit wallenden Mähnen und natürlich geblähten Nüſtern, Puppenmamas und Puppenkinder, die bis ins kleinſte in Ausſtattung und Anzug den wirklichen kleinen Menſchenkindern glichen, Bettſtellen, Waſchtiſche und Badewannen, Küchengeräte für Puppen, alles in ſo reizender Vollendung, daß es mancher Mutter das Herz groß machen mußte: „wenn du das und das und das doch deinem Liebling ſchenken könnteſt!“ Aber tröſte dich nur, thörichte Mutter, daß du nicht ſo reichlich mit Glücksgütern geſegnet biſt und deinem Kinde nur den kleinſten Teil von dem, was du da erblickſt, unter den Weihnachtsbaum legen konnteſt. Denke doch einmal an deine eigene Kinder- und Jugendzeit zurück; ich fürchte, du haſt ganz verlernt, dich in eine rechte kleine, unverdorbene und unverwöhnte kleine Kinderſeele hineinzuverſetzen, und haſt ganz vergeſſen, wann und wodurch ſich ein Kind am glücklichſten fühlt! Sieh dir doch nur einmal genauer das reiche Kind an zwiſchen all ſeinen koſtbaren Spielſachen; iſt es wirklich vergnügter und ſpielt es froher mit ſeiner Puppe, die einen kleinen Waſchtiſch mit Marmorplatte hat, eine Badewanne, womöglich mit Doucheapparat, Tiſche, Stühle u. ſ. w. als das weniger verwöhnte Kind, dem bei ſeinem primitiven Spielzeug größerer Raum für Bethätigung ſeiner Phantaſie übrig bleibt?! Ich denke an meine Kindheit zurück, wie herrlich meine Schweſtern und ich unſere Puppen früher gebadet haben, nachdem wir uns als Badewanne Mutters hölzernen Fußſchemel erbettelt hatten. Der wurde umgekehrt auf den Fußboden gelegt, daß die Beine nach oben ſtanden, und dann wurden die Puppen darin gebadet, daß es eine Luſt war. Bei nächſter Gelegenheit wurde dieſer wunderbare Schemel zu einem Eßtiſch für die Puppen, und was für ſchöne, unzerbrechliche Teller ſtanden darauf von allen Sorten und Größen — aus Papier geſchnitten. Bei unſeren Spielen half uns eben die holde Phantaſie, die alle die alltäglichen Gegenſtände um uns herum mit ihrem Zauberſtab berührte, die die Wirklichkeit verſchleierte und die nur zu oft bei den Spielen reicher, allzu verwöhnter Kinder fehlt. — Im vergangenen Sommer ſah ich, wie die Kinder unſeres Nachbars im Garten glückſelig ſpielten; ich bin aber auch überzeugt, daß für kein Geld der Welt ſo ſchöne Kaufmannsläden zu haben ſind, als dieſe Kinder ſich ſelbſt gemacht hatten, wo die verſchiedenen Blumenblätter und Grasarten in der Phantaſie Reis und Mehl, Korinthen und Mandeln waren. Niemals ſpielen die Kinder am liebſten mit dem Spielzeug, was am getreuſten die Wirklichkeit nachahmt, ſondern ſtets werden ſie auf die Dauer am glücklichſten durch Spielzeug gemacht, das ihre Phantaſie weckt, anregt, ihr eine freie Entfaltung gönnt. Alſo, du liebe Mutter, die du die Jugendzeit deiner Kinder gern reich und glücklich machen möchteſt, behalte wohl im Auge: deine Kinder ſind nicht am froheſten, wenn du ſie mit koſtbaren Spielſachen überſättigſt; trage ihrem Kinderſinn Rechnung und hege und pflege die Wunderblume der Phantaſie im Paradiesgärtlein der Kindheit, daß ſie nicht vor der Zeit, von dem rauhen Anhauch der Wirklichkeit berührt, dahinwelke und die Jugendzeit ihren größten Zauber einbüße, jenen Zauber, der uns allen noch nach langen, langen Jahren das Herz ſo weit und ſehnſuchtsvoll macht, wenn uns, wie Heine ſagt, „kindliche Erinnerungen mit klingendem Spiel durch die Seele ziehen.“ **Eva Lange.**



Deckchen. Mignardiſenſtickerei auf Leinwand.

Polterabendaufführung.

(Antwort auf die Frage in Nr. 9.)

Verſe zu Pantoffeln für die Schweſter der Braut.

So wäre denn endlich alles bereit,
Was wir rüſteten, ſchufen in letzter Zeit,
Damit du, mein liebes Schweſterlein,
Wohlverſorget trätſt in den Eheſtand ein.
Auf allen Gebieten wardſt du informiert,
Damit dir nirgends Malheur paſſiert;
Mit vollendeter Sicherheit wirſt du ſchon
Stets Herrin ſein der Situation,
Wo man immer Hausfrauenkünſte begehrt,
Im Salon, am Nähtiſch und Küchenherd!

Und doch, ich, als die letzte von allen,
Bring' etwas, worauf noch niemand verfallen —
Ein Paar Pantoffeln! — Herr Schwager, verzeih,
Ich trete ja nicht in derer Reih',
Die raten der Frau, den Pantoffel zu ſchwingen;
Paß auf, mein Rat ſoll ganz anders klingen.

(Zur Braut:)

Mit flinker Frauenhand mußt du nun
Täglich vielerlei Arbeit thun,
Mit flinken Füßen auch ein und aus
Fürſorgend eilen durchs ganze Haus.
Da rate ich dir: nur immer hübſch leiſe,
Nicht in geräuſchvoll unruhiger Weiſe!
Schlüpfe in meine Pantoffeln verſtohlen,
Weg mit den harten, gar knarrenden Sohlen!
Es möchte den Herrn Gemahl ſonſt ſtören,
Der Haſten und Eilen gewiß nicht mag hören.
Iſt aber geräuſchlos alles gethan,
Sieht er es wohlgefällig an;
Wähnt dich mit den Heinzelmännchen im Bunde,
Die geheimnisvoll in der Geiſterſtunde
Aufs beſte die ganze Arbeit gemacht.
— Wohl der Frau, die ſteht in ſolchem Verdacht.

Nicht wahr, künft'ger Hausherr, das läßt du gelten?
Solche Pantoffeln wirſt du nicht ſchelten,
Die mag die Hausfrau ruhig tragen —
Thut ſie es doch zu des Gebieters Behagen!

(Zur Braut:)

Es ſteckt aber noch eine Lehre darin:
Geh' leiſen Schritts auch im bildlichen Sinn!

Nicht Leiſetreterin, Schleicherin ſein,
Sollſt du, mein liebes Schweſterlein,
Nein, meine Pantoffeln möchten nur bitten.
Verdirb nichts mit allzu heftigen Schritten!
Den richtigen Weg iſt ſchon manche gegangen
Und hat's nur nicht richtig angefangen.
Sie trat zu feſt und energiſch auf,
Wollt' alles erringen im Sturmeslauf.
Du kannſt mir glauben: es ſind nicht viele,
Die auf dieſe Weiſe gekommen zum Ziele!
Durch falſches Auftreten, wie ich vernommen,
Soll's im Eheſtand leicht zu Auftritten kommen,
Und die zu vermeiden weiſ' und fein
Muß jeder Hausfrau Beſtreben ſein.
Eure kleine Kriegsliſt, ein Scherz, ein Kuß,
Nicht das Pochen aufs Recht erſpart Verdruß.
Wenn die Herren der Schöpfung nicht allerwegen
Thun, was dem Frauchen nach Wunſch und gelegen,
„Geſchickt weiß den Umweg zu wandeln das Weib,“
Dies Altmeiſter-Wort im Gedächtnis dir bleib'.
Weicht nun dein Pfad nicht von Recht und Pflicht,
Scheue den vorſichtigen Umweg nicht.
Entgegenkommen iſt wohlgethan,
Entgegentreten geht ſchwerlich an.
Und glaubſt du's zu müſſen — thu's leiſe und fein,
Kein Pantöffelchen kann zu zart dazu ſein,
Verſuch' es mit meinen! Da nimm ſie hin,
Wandle auf Roſenwegen darin,
Du wirſt, willſt du ihren Wert nicht verkennen,
Dereinſt die „Galoſchen des Glückes“ ſie nennen!

Anna Ecke.

Taufgeſchenke.

„Wie, ſpricht man auch von Taufgeſchenken?“ höre ich die verehrten Leſerinnen fragen. „Hochzeitsgeſchenke und Konfirmationsgeſchenke ſind in aller Mund, aber Taufgeſchenke!“ …

Und doch erzeigen die Freunde und Bekannten, welche als Gäſte der Tauffeier beiwohnen, den Eltern des Täuflings gern eine ſinnige Aufmerkſamkeit. Fernerſtehende ſenden Blumen, ein Füllhorn als Symbol künftigen Glücks, Blumenkörbe und Bouquets. Alle Blumenſpenden ſollten aber in hellen Farben gehalten ſein. Roſa Roſen und Maiglöckchen, Veilchen und weißen Flieder, Vergißmeinnicht und Theeroſen ſind paſſende Zuſammenſtellungen. — Für eine Freundin der jungen Mama iſt eine ſelbſtgewundene Guirlande um den Tauftiſch zu legen, eine ſinnige Gabe. Man wählt dazu im Frühjahr die erſten Frühlingskinder und junges Laub aus Wald und Garten, im Sommer roſa Roſenknoſpen und Farrnkraut, im Herbſt Veilchen, im Winter Tannengrün mit Chriſtroſen oder getriebenen Maiglöckchen. — Ein ſchönes, dankbares Geſchenk, etwa für die Großeltern oder einen Paten iſt, beſonders bei der Taufe eines Erſtgeborenen eine ſilberne Taufſchale. Oft iſt man in Verlegenheit um ein paſſendes Gefäß von würdiger Form, denn nicht aller Orten bringt der Pfarrer das Taufbecken mit. Da wird eine Taufſchale freudig begrüßt, die Eltern laſſen den Namen und den Tauftag eingravieren, und ſie erhält einen Ehrenplatz unter dem Silbergerät des Hausſtands.

In meinem Hauſe exiſtiert eine ſolche Silberſchale, — urſprünglich ſoll es ein Theeſpülnapf der Urgroßmutter geweſen ſein —, aus welchem ſeit mehr als einem halben Jahrhundert alle Braun- und Blondköpfchen der Familie die heilige Taufe empfangen haben. Die Außenſeite und der Fuß ſind dicht bedeckt mit Namen und Daten. Oft ſchon bin ich von Nah- und Fernſtehenden um Überlaſſung meiner Schale gebeten worden.

Für fernerſtehende Verwandte iſt eine ſinnige Gabe ein Buch, in das die junge Mutter die erſten Notizen über den neuen Erdenbürger und ſeine kleinen, ihr ſo unendlich wichtigen Fortſchritte macht. Mehrere Verwandte vereinigen ſich wohl auch, um den Taufkuchen zu ſchenken, von dem an entfernt Wohnende ein Stück geſandt wird. In Frankreich ſpenden die Paten runde oder ovale, mehr oder weniger koſtbare Bonbonnieren, aus zartroſa Karton, wenn es ein Mädchen, aus zartblauem, wenn es ein Junge iſt, gefüllt mit Dragées und gebrannten Mandeln, welche in der gleichen Farbe überzuckert ſind. Dieſe Bonbonnieren werden an die Verwandten und die Jugend des Bekanntenkreiſes verteilt und auch ſolchen Perſonen zugeſchickt, welche nicht zur Taufe geladen waren. In neueſter Zeit beſchenken ſich auch die Paten untereinander mit einem Andenken, z. B. ein Herr und eine Dame, die gemeinſam Paten ſtehen. Sinnig iſt für dieſen Zweck ein kleiner vergoldeter Fiſch mit Rubinaugen als Broſche oder Anhängſel an die Chatelaine oder das Armband, da der Fiſch bekanntlich das verabredete Wahrzeichen der erſten Chriſten war.

Xantippe.

Maskenkoſtüme.

Ein Fremdling auf unſeren Redouten und Maskenbällen iſt — ihrer maleriſchen Wirkung und Kleidſamkeit ungeachtet — die Feſttracht der Isländerinnen, die ſich namentlich für ältere Damen empfehlen dürfte. Der aus feinem tuchblauen oder dunkelgrünen Tuchſtoffe gefertigte, bis an die Knöchel herabfallende Rock iſt von mäßiger Weite, vorn ziemlich glatt, hinten eingereiht und unten ringsum mit einer breiten, in buntfarbiger Seide ausgeführten Stickereibordüre verziert, die häufig eine Eichenlaubguirlande aufweiſt. Die Taille beſteht aus einem ſchwarzen, enganliegenden, vorn halb offenen Jäckchen, das ein weißes Battiſtvorhemdchen ſehen läßt und reich mit Gold- und Silberſtickerei verziert iſt. Dieſe etwa 5 cm breiten Stickereiſtreifen garnieren die vorderen Ränder des Jäckchens, von der Taille an aufwärts und ziehen ſich um den Hals herum; ſie bekleiden ferner die Aufſchläge der langen, ziemlich engen Ärmel, welche am Armloch mit doppelter Silber- oder Goldpaſpoil abſchließen. Die Taille umſpannt ein Silber- oder Goldfiligrangürtel mit großer, runder Schnalle. An der zum Gürtel paſſenden breiten Halskette hängt ein großes Filigranherz. Das Eigenartigſte an der ganzen Tracht iſt der Kopfputz, der ſogenannte „Fald“. Dieſer, ein aus ſteifem Stoffe gefertigter Helm mit ſtumpfer Spitze — für unſeren Zweck genügt weißer, ſchirtingbekleideter Karton — wird mit Nadeln auf dem Kopfe befeſtigt und derart mit einem breiten weißen, geſtickten Tüllſchleier drapiert, daß nur die Umriſſe hindurchſchimmern Am Hinterkopf fällt der Schleier bis zur Taille hernieder. Über der Stirn, den unteren Rand des Helms umſchließend, wird ein Filigrandiadem befeſtigt. Das Haar wird teils in Zöpfe geflochten, teils hängt es loſe über die Schultern herab. Die Füße bekleiden ausgeſchnittene, an der Ferſe ziemlich hohe Schuhe ohne Abſatz aus feinem Leder, die mit ganz ſchmaler Spitze verſehen, am Ausſchnitt leicht eingekräuſt ſind und durch zwei dünne, kreuzweiſe umgelegte Riemen am Fuße befeſtigt werden. Vielen Beifall dürfte auch das Koſtüm eines Silberfiſchchens finden. Hierzu gehört ein glatter, enger Rock aus ſilbergrauem Baumwollſatin, der durchweg mit Silberſchuppen benäht wird, die man in Maskenfabriken ſowohl käuflich als leihweiſe erhält. Die ebenfalls mit Schuppen zu benähende Fracktaille aus gleichem Stoff erhält vorn und hinten einen ſpitzen Ausſchnitt. Die fehlenden Ärmel erſetzen dichte, franzenartige Gehänge aus kleinen Silberperlen. Hinten endet die Taille in einem wattierten, in Form eines Fiſchſchwanzes geſchnittenen Schoß, der bis zum Rockſaum herniederfällt. Ein mehrreihiges Kollier aus kleinen Silberperlen, ein Silberkamm im Haar, ſilbergraue Handſchuhe mit Schuppenarmbändern und ſilbergraue Atlasſchuhe mit aus Schuppen zuſammengeſetzten Schnallen bilden die weitere Ausſtattung. **Margot.**

Ökonomie im Haushalt.

In jedem Haushalt gibt es Abfälle, die oft unbeachtet bleiben, die aber, richtig verwendet, noch manchen Nutzen bringen könnten. Da ſind fürs erſte die Reſte von Kerzen, Paraffin oder Stearin, die das Mädchen beim Zimmerreinigen gar oft in den Schutteimer wirft. Dieſe werden bei mir alle zuſammengeſpart, bis ich eine ziemliche Anzahl habe. Alsdann gießt mein Sohn eine neue Kerze daraus und verfährt folgendermaßen: Er ſchmilzt die Reſtchen Kerzen in einem kleinen Pfännchen und nimmt die Stückchen Dochte aus der Maſſe heraus. An einem Lampencylinder (wir benutzen den abgebrochenen Cylinder einer Küchenlampe) wird die Öffnung mit einem Kork dicht verſchloſſen. Durch dieſen Kork ziehe man vermittelſt einer Stopf- oder Packnadel einen feinen Dochtfaden, den man unterhalb des Korkes zu einem Knoten ſchürzt. Dieſen Faden leite man durch den Cylinder und einen darauf geſtellten Trichter und befeſtige ihn am Henkel des Trichters. Man hat nur darauf zu achten, daß der Dochtfaden ſich genau in der Mitte des Cylinders befindet. Das geſchmolzene Fett, Paraffin oder Stearin wird nun durch den Trichter in den Cylinder gegoſſen und erkalten laſſen. Iſt die Maſſe vollſtändig kalt und hart, ſo ſchneide man den Knoten unter der Korkſcheibe ab, entferne dieſelbe aus dem Cylinder und ſtoße die Kerze mittels eines Hölzchens vorſichtig aus demſelben. Man wird erſtaunt ſein, welch' ſchöne Kerze man hat. Von 5, 6 bis 7 Reſtchen gewinnt man wieder eine Kerze, und die ganze Sache geht ſehr leicht und raſch von ſtatten. Auch achte ich ſehr darauf, daß das Mädchen jeden Morgen alles, was von der Kerze abgelaufen, loslöſt, in die dazu beſtimmte Büchſe wirft und ſammelt. — Weiße Böden putze ich nicht mit Seife, ſondern mit Kalk und Sand. Ungelöſchter Kalk wird fein zerklopft, mit $^3/_4$ weißem Sand vermengt, und in dieſe Miſchung wird die naſſe Putzbürſte getaucht. Gut mit klarem Waſſer nachgewaſchen, werden die Böden weiß wie Kreide, und beinahe alle Flecken verſchwinden. **Sparſame Hausfrau.**

Handarbeit.

Eine allerliebſte Verzierung von Leinendecken und -läufern zeigt unſere Abbildung auf Seite 4. Die ineinandergreifenden Bänder, welche das einfache Ornament bilden, ſind aus Häkelmignardiſe, die mit roter und gelber Seide aufgenäht iſt, gebildet. Leichte Zierſtiche und Spinnen vollenden das Ganze. Bandmuſter laſſen ſich ſehr leicht ſelbſt aufzeichnen und ſehr hübſch variieren. Kleine Theebrettdeckchen, derartig verziert, ſehen reizend aus. Vorgezeichnete Decken liefert Fräulein Klara Hartmann, Berlin, Potsdamerſtraße 125.

Praktiſche Wärmeſäcke.

Viele Leute leiden ſehr an kalten Füßen, die ſich beſonders des Abends im Bette bemerkbar machen und am Einſchlafen hindern. Dagegen helfen prächtig trockene Wärmeſäcke mit Kleie gefüllt, die vor allem bei Kindern den Wärmeflaſchen aus Zink oder den Krügen aus Thon vorzuziehen ſind. Die Wärmeflaſchen und Thonkrüge ſind nie ganz ohne Gefahr; die Krüge zerplatzen und durch eine allzu große Spannung der in der Flaſche ſich entwickelnden Dämpfe iſt es ſchon öfters vorgekommen, daß auch dieſe zerplatzt iſt. Weit beſſer iſt es daher, die Betten mit Kleienſäckchen zu erwärmen. Die Säckchen ſtellt man aus grober Leinwand, ungefähr 40 cm lang und 25—30 cm breit, her und füllt ſie mit Kleie. Sie werden des Morgens gelüftet, dann tagesüber auf dem Ofen, dem Herd oder dem Backofen gewärmt und abends zeitig in die Betten gelegt. Die Kleie gibt eine angenehme Wärme, die ſehr lange vorhält, und man kann die Füße bequem daran ſtemmen, ohne Schaden zu nehmen. Einen angenehmen Fußſack kann man ſich auch aus Flanell herſtellen und oben mit einem Zug verſehen. Dieſen Sack hängt man tagsüber hinter den Ofen und nimmt ihn abends mit ins Bett, um die kalten Füße hineinzuſtecken. **J. B.**

Wandſchoner.

Zur Schonung des durch die Nähe des Waſchtiſches gefährdeten Teils der Zimmerwand ſei unſeren Leſerinnen die Anfertigung eines Schoners aus feinem, gelbbraunem Linoleum empfohlen. Derſelbe kann etwa 60—70 cm Höhe zu 75—85 cm Länge meſſen. In jede Ecke wird eine ungefähr erbſengroße, metallene Schuhöſe eingeſchlagen, welche die Befeſtigung des Schoners an vier — an den paſſenden Stellen in die Wand getriebenen — bronzenen Knopfnägeln vermitteln. Die Linoleumfläche wird nun mit einer flotten Muſter-Vorzeichnung verſehen: etwa eine von Arabesken umgebene Inſchrift, ein ſtiliſiertes oder naturaliſtiſches Blumenmotiv oder ſonſt dergleichen, und das Muſter ſodann überall in kräftiger Führung mit dem Brennſtift contouriert und ebenſo in leichter Schraffierung ausgezeichnet, wonach die Übermalung mit Ölfarben in leuchtenden, doch diskreten Tönen erfolgt. Sehr ſchön wirken auf einem, durch kräftige Brandſtriche markierten Waſſerſpiegel ſchwimmende Seeroſen und Blätter, mit darüber ſchwebenden Libellen und Vögeln. Den Rand des Schoners ziert ein ringsum laufendes, ſchmales, gebranntes Börtchen, deſſen Linien mit Goldbronze getönt werden können. Die vollendete Malerei wird, nach erfolgtem Trocknen, mit Gemäldefirnis von Soehné frères übergangen. **Margot.**

Wandkalender.

Die Beſchreibung eines originellen, leicht anzufertigenden Wandkalenders wird mancher Leſerin vielleicht noch erwünſcht und willkommen ſein. Zur Ausführung desſelben ſchneide man aus mattſchimmerndem Aluminium-Metallpapier die etwa 18—20 cm hohe Form eines Halbmondes und hinterklebe dieſelbe mit leichtem Karton. Nahe dem oberen und unteren Ende, ſowie in der Mitte des Halbmondes bringe man je einen ungefähr $1^1/_2$ cm langen Doppeleinſchnitt an, durch welche ſchmale, mit den entſprechenden Daten bedruckte, roſa Atlasbänder geleitet werden. Die Enden dieſer letzteren werden zur ſpitzen Ecke abgenäht und mit je einem kleinen roſa Seidenbällchen verziert. Eine in Öl-, Aquarell- oder Emaillefarben gemalte Blumenranke erhöht den Effekt der hübſchen Gabe. Zum Aufhängen an der Wand dient entweder eine roſa Seidenkordel oder eine verſilberte Metallöſe. Soll der Kalender, ſtatt an der Wand, auf dem Schreibtiſch ſeinen Platz erhalten, ſo iſt er etwas kleiner zu fertigen und ſeine Rückſeite mit einer Kartonſtütze zu verſehen. **Margot.**

Kunſthandel.

Unſeren kunſtliebenden Damen, die mit beſonderer Vorliebe vielfach die muſizierenden Engel von Fieſole kopierten, hat es immer große Mühe gemacht, dazu Vorlagen zu erhalten. Bunte waren überhaupt nicht zu erhalten, und die einfarbige Photographie ließ natürlich nicht im entfernteſten die Zartheit und Harmonie des Kolorits ahnen. So war es jedem anheimgeſtellt, die Farben für ſeine Kopie ſelbſt zu beſtimmen, wenn er nicht zufällig eine nach den Originalen gemachte Kopie zur Hand hatte. Neuerdings haben nun H. u. R. Knöfler, die Meiſter in buntem Holzſchnitt, ſehr feine farbige Reproduktionen in überaus zarten Schnitten in genau den Farben des Originals hergeſtellt, die zum Preiſe von 3 Mark pro Blatt in der Kunſthandlung von Julius Schmidt in Florenz (Via Tornabuoni) in Verlag erſchienen ſind. Eine zweite kleine Ausgabe enthält für den Preis von Mark 4,80 alle 12 Engel.

Für die Küche.

Kalbsmilchgericht. Eine ſchöne Kalbsmilch brüht man auf, kühlt ſie und häutet ſie dann. In leichter Fleiſchbrühe dämpft man ſie mit Peterſilienwurzeln und einigen Karotten beinahe weich und ſchneidet ſie dann in Würfel. Zugleich hat man 5 ſchöne zerſchnittene Spargel und 3 geputzte Champignons zubereitet, die Spargel in Salzwaſſer gekocht, die Pilze in wenig Butter mit Citronenſaft gedämpft. Beides thut man zu der Kalbsmilch. 20 g Reis kocht man dreimal ab, thut dann die Hälfte der durchgeſeihten Kalbsmilchbrühe nebſt einem Stückchen Butter daran und kocht ihn weich. In 20 g Butter röſtet man darauf 10 g Mehl, verkocht dies mit dem Reſt der Brühe zu dicker Sauce, fügt ein wenig Rheinwein (1 Löffel) daran und quirlt, nachdem Kalbsmilch, Spargel und Pilze in ihr erhitzt, die Sauce mit einem Ei ab. Der Reis wird auf eine heiße Schüſſel gefüllt und obenauf das Kalbsmilchgericht angerichtet. Bei ſchwerer Kranken läßt man die Pilze fehlen. Im Winter nimmt man oft ſtatt Spargel abgebrühte Schwarzwurzeln. Bereitungszeit: $1^1/_2$ Stde. **L. H.**

Appetitsbrödchen. Ein kleines Schweinsfilet, $^1/_2$ Pfund Kalbfleiſch aus der Keule, wird mit 3 Sardellen, 1 Zwiebel, Peterſilie, Speck ſehr fein gewiegt, mit Ei, Semmelkrume, Salz vermengt, auf Semmelſcheiben geſtrichen, die in verquirltem Ei, Milch und Salz angeweicht wurden, mit einer zweiten Scheibe bedeckt, mit einem Faden umbunden, in dem Reſt des Eies und Milch, dem 1 Theelöffel Maizenamehl zugefügt wurde, gewendet und in Butter auf zwei Seiten durchgebacken; es iſt eine feine Beilage zu Salat und Grünkohl. Backzeit 15 Minuten. **F. L. in E.**

Der engliſche Senf. Dadurch daß man ſich den engliſchen Senf ſelber anrührt, kann man ihn immer friſch und wohlſchmeckend haben. Allerdings iſt es verkehrt, wenn ſich jeder bei Tiſch den Senf erſt ſelber anrühren will, wie ich es verſchiedentlich getroffen habe. Im Gegenteil, der Senf iſt viel wohlſchmeckender, wenn er wenigſtens $^1/_2$ Stunde vorher gerührt iſt. Man gebe nur etwas Senfpulver in die Senfdoſe, gieße einige Tropfen Waſſer darauf (nicht Eſſig) und verrühre ihn, daß er eine Dicke wie anderer Senf bekommt. Er hält ſich dann mindeſtens 14 Tage. **A. K. B.**

Fragen.

42) Welche Firma kauft geſammelte Apfel- und Birnenkerne? Mit Gruß und Dank im voraus **Frau G. in B.**

43) Bitte freundlich um Auskunft, wo Osmoſe-Apparate zum Entſalzen von Speiſen zu haben und ob dieſelben ſehr koſtſpielig ſind. Im voraus beſten Dank! **Eine langjährige Leſerin des Daheim in Lippe.**

44) Wie kann man blondem Haupthaar, welches ſich von ſelbſt dunkler färbt, den ehemaligen goldenen Glanz wieder verleihen? Färbemittel ſind ſelbſtverſtändlich ausgeſchloſſen. **N. N., Breslau.**

45) Könnte mir jemand ein intereſſantes Spiel nennen, womit ſich ein faſt erblindeter Herr unterhalten könnte? Im voraus beſten Dank. **Treue Abonnentin.**

46) Kann mir vielleicht ein freundlicher Leſer einen Rat erteilen, wie ich einer nun 25 Jahre in unſerem Dienſt ſtehenden Köchin eine offizielle Anerkennung verſchaffen könnte? **Abonnent in K.**

47) Könnte mir eine werte Abonnentin ein Placierungsinſtitut für Erzieherinnen in der franzöſiſchen Schweiz oder Italien nennen? Im voraus beſten Dank. **E.**

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

34. Auflage.

1895.

Preis:
geheftet 3 M. 50 Pf.
eleg. gebunden 4 M. 50 Pf.

Praktiſches Kochbuch.

Von Henriette Davidis.

Neu bearbeitet und herausgegeben
von
Luiſe Holle.

Auflage 34.

1895.

Über 1900 zuverläſſige
und
ſelbſtgeprüfte Rezepte.

Henriette
Davidis
Kochbuch

Der Wert eines guten Kochbuches iſt für jede Haushaltung, ſei dieſelbe groß oder klein, einfach oder reich eingerichtet, gleich bedeutend; das Kochbuch iſt heutzutage kein Luxusartikel mehr, ſondern das unentbehrlichſte Küchengerät zur Führung eines nahrhaften und wohlſchmeckenden und — was beſonders wichtig — zugleich ſparſamen Tiſches. Ein gutes Kochbuch erſetzt der angehenden Hausfrau die Erfahrung vieljähriger Übung, der bereits geübten gibt es ſtets neue Anregung und wertvolle Winke, in allen Fällen dient es zur Erleichterung, Vereinfachung und Veredlung der Kochkunſt.

Im **Davidis'ſchen Kochbuche,** das ſchon zum 34. Male in neuer verbeſſerter Auflage erſcheint, finden ſich in vollendeter Weiſe alle Vorzüge vereinigt, die zu einem guten Kochbuche gehören. Dasſelbe hat ſich, wie kein anderes, den Ruf eines **Muſterkochbuches** erworben und ſollte in keiner Küche fehlen.

Beſonders zeichnet es ſich aus: 1) durch ſeine **Zuverläſſigkeit,** die es der unermüdlichen Sorgfalt der Herausgeberin in Durchprüfung der Rezepte verdankt; 2) durch die **Genauigkeit** ſeiner Angaben, wonach es ſelbſt der Anfängerin nicht ſchwer wird, ihre Gerichte tadelfrei herzuſtellen; 3) durch ſeine **Reichhaltigkeit,** von den feinſten Gerichten bis zur einfachen Schüſſel des bürgerlichen Tiſches; 4) durch die **Sparſamkeit,** die in allen Gerichten vorwaltet und alles Überflüſſige vermeidet. Für Küche und Keller, Hausweſen 2c. enthält das Davidis'ſche Kochbuch zugleich die wertvollſten Ratſchläge, es gibt allgemeine Vorbereitungsregeln, Arrangements zu Geſellſchaften, Küchenzettel, lehrt das zweckmäßige Verwenden der Reſte 2c. 2c.

Es dürfte demnach nicht leicht ein nützlicheres Geſchenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmäßigere Anſchaffung für das Hausweſen geben, als das Davidis'ſche Kochbuch, das auch äußerlich in Druck, Papier und Einband ſo ausgeſtattet iſt, daß es ſich als elegantes Geſchenkwerk vorzüglich eignet.

Ottilie Ebmeyer,

Die gute Küche. Theoretiſch-praktiſche Anweiſung in der feinen **und einfachen Kochkunſt. Zweite Auflage.** Preis broſchiert 3 M. 50 Pf., eleg. gebunden 4 M. 50 Pf. Mit großem Fleiß und vieler Sorgfalt bearbeitet, wird das Ebmeyer'ſche Kochbuch den Hausfrauen und Köchinnen auch neben der Davidis zur Vergleichung und Abwechslung willkommen ſein.

Henriette Sander,

Neues praktiſches Kochbuch für die gewöhnlichere und feinere Küche. **Vierte,** vermehrte und verbeſſerte **Auflage.** Preis elegant gebunden 4 M. 50 Pf. Durch ſeine Tüchtigkeit und die Zuverläſſigkeit ſeiner Angaben hat ſich dasſelbe im nordweſtlichen Deutſchland, namentlich in Hannover und Braunſchweig, ziemlich ſchnell Eingang verſchafft und ſich daſelbſt allgemeine Beliebtheit zu erringen gewußt.

☛ **Vorrätig in allen Buchhandlungen.** ☚

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

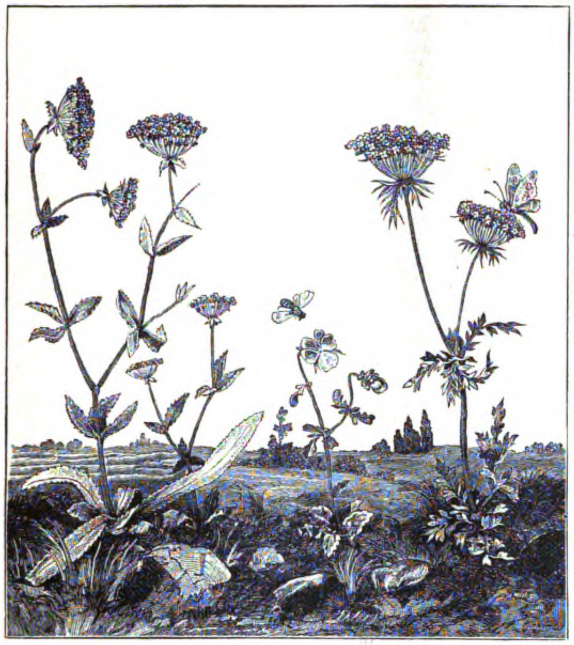
Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Der Hausgarten, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

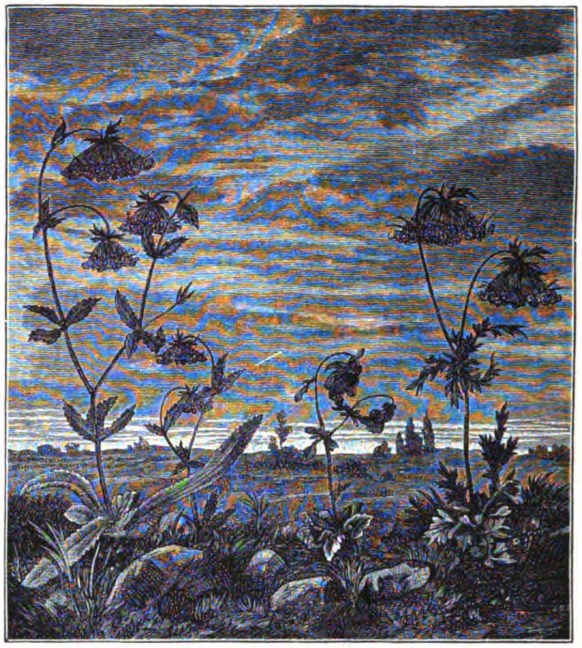
Spaniſcher Flieder. (Syringa vulgaris L.)

Viel Schönes doch vermag zu bieten
Des Gärtners Kunſt trotz Schnee und Eis:
Sogar des Flieders duftende Blüten
Von zartem Lila und reinſtem Weiß.

J. Trojan.



Schlafende Pflanzen: Abb. 1. Sicheldolde, Stiefmütterchen und Möhre in Tagſtellung.

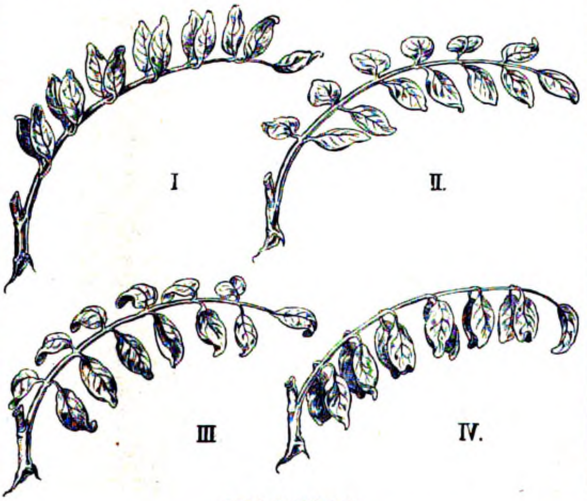


Schlafende Pflanzen: Abb. 2. Sicheldolde, Stiefmütterchen und Möhre in Nachtſtellung.

„Schlafende“ Pflanzen.

„Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließ die müden Augen zu —“

— möchte man nicht dieſes allbekannte Sprüchlein unter das Nachtbild ſchreiben, welches uns Abb. 2 vorführt? Freilich, von eigentlicher Müdigkeit, von einem wirklichen Ruhebedürfnis dürfte in der Welt der Pflanzen wohl weniger die Rede ſein. Denn wenn wir Abb. 1 ſehen, wo wir Sicheldolde, Stiefmütterchen, Möhren in Tagesſtellung finden, ſo ſäen ſie nicht, auch ſpinnen ſie nicht, alle dieſe Pflanzen mit einander, ſondern ſie freuen ſich ihrer Schönheit und blühen in den Tag hinein. Und dennoch ſchlafen ſie nachts? Nun, das Bild des Schlafes iſt wenigſtens da, wenn auch nicht der Schlaf ſelber. Es iſt wohl anzunehmen, daß alle Pflanzen in der Stellung von Blättern und Blüten durch den Wechſel von Licht und Finſternis irgendwie beeinflußt werden; jedoch augenfällig wird dieſer Einfluß nur bei einer beſtimmten Anzahl von Pflanzen; vor allem bei ſolchen, welche gefiederte Blätter haben, deren Teilblättchen durch einen Gelenkwulſt mit dem Hauptblattſtiel zuſammenhängen. Auf Abb. 3 ſehen wir ſolche Blätter mit Fiederblättchen, wie ſie ein alter Bekannter trägt, die ſtachlige Kugelakazie, die aber in Wahrheit keine Akazie, ſondern eine Robinie iſt (Robinia pseudacacia). Sieht man die Reihe I—IV an, meint man nicht, es finde ein allmähliches Einnicken ſtatt, wie des Menſchen müdes Haupt allmählich zum Schlafe herniederſinkt? Nehmen wir Abb. 4, den Sauerklee (ein falſcher Klee, wie die Robinie eine falſche Akazie — Sauerklee gehört nicht wie Klee zu den Schmetterlingsblütern, ſondern zu den Oxalideen): wenn die Nacht hereinbricht, ſo legen ſich die Blättchen langſam abwärts zuſammen und das zierliche Pflänzchen „ſchläft.“ Schläft es wirklich? Gerade beim Sauerklee zeigt ſich's, daß dieſes Sichſenken doch etwas anders als Schlaf ſein muß. Denn die gleiche Bewegung findet auch bei jeder ſtärkeren Erſchütterung ſtatt: man hebe nur einmal ein ſolches Pflänzchen aus und nehme es mit nach Haus: daheim wird es die Blätter nach unten zuſammengelegt haben, und wenn es erſt heller Mittag wäre. Ziehen wir noch in Betracht, daß es Pflanzen gibt, die ſich im „Schlaf“ aufwärts zuſammenlegen ſtatt abwärts, ſo leuchtet ein, daß die Schlafſtellung der Pflanzen einen anderen Zweck haben muß als den des Schlafs, des eigentlichen Ausruhens, und wir finden die Erklärung annehmbar, nach welcher bei dem Vorgang nicht das „Einnicken,“ die Senkung, die Hauptſache iſt, ſondern die vertikale Stellung der Laubflächen, durch welche die nächtliche Wärmeausſtrahlung am eheſten vermindert wird. Die Pflanze ſchützt ſich dadurch, daß ſie nicht wie bei Tag ihre ganze Fläche, ſondern ihr Profil dem Nachthimmel zuwendet, vor zu weit gehendem Wärmeverluſt. Schwindet ſo die Poeſie des ſchlafenden Blümleins, wie ſie Abb. 2 zeigt, ſo tritt um ſo mehr in den Vordergrund die weiſe Zweckmäßigkeit, die bei Tag und Nacht im unendlichen Reich der Natur waltet.



Schlafende Pflanzen:
Abb. 3. I—IV. Blatt der Robinie in allmählichem Übergang zur Schlafſtellung.

Erfurter Brunnenkreſſe

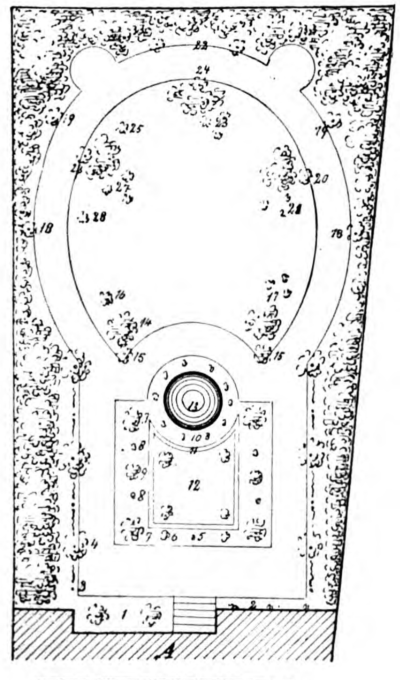
iſt in den Delikateſſenhandlungen überall käuflich. Nichtsdeſtoweniger kommt mancher auf die Idee, ſich Brunnenkreſſe ſelbſt ziehen zu wollen. Sucht er daraufhin ſich über die Kultur zu orientiren, ſo findet er in allen Beſchreibungen fließendes Waſſer als Vorbedingung für die Kultur der Brunnenkreſſe gefordert. Für größere Anlagen iſt das ſicher richtig. Wer jedoch nur für ſeinen eigenen Haushalt Brunnenkreſſe ziehen will, braucht fließendes Waſſer nicht. Man kann Brunnenkreſſe auch in Miſtbeeten ziehen und zwar auf folgende Weiſe. Ein Fenſter wird auf die gewöhnliche Art mit Pferdedünger bepackt — im Februar höher als im März. Da wieder höher als im April, und vom Mai ab kann man die Miſtpackung ſogar faſt ganz entbehren. — Eine handhohe Schicht guter Miſtbeeterde kommt in den Kaſten, wird geebnet, geglättet und dann mit dem feinen Samen der Brunnenkreſſe beſät. Man darf nicht zu dicht ſäen, muß aber den ausgeſtreuten Samen mit einer dünnen Schicht Erde (1—2 mm hoch) überdecken. Zum Keimen des Samens iſt reichliches Gießen und zum Gedeihen der Kreſſe wiederum reichliches Gießen erforderlich. Das Gießen

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

geſchehe anfangs recht vorſichtig mit einer feinen Brauſe, damit der Samen nicht zuſammengeſchwemmt wird. In der erſten Zeit lüftet man wenig — ſpäter mehr, vergißt dann auch nicht, Schatten zu geben. In voller Sonne werden die Blätter der Brunnenkreſſe hart und ſind wenig ſchmackhaft. Bei geringerem Lichte und bei mindeſtens täglich einer großen Kanne Waſſer für ein Miſtbeetfenſter, bleibt ſie zart und hat gleich guten Geſchmack wie die in Waſſer gezogene Kreſſe. Im Miſtbeet kann man das ganze Jahr hindurch Brunnenkreſſe haben, was gewiß ein großer Vorteil iſt; da außerdem die Pflege wenig Mühe macht, dürfte ſie vielfach Anwendung finden. **nb.**

Plan eines Hausgartens.

Die Größe dieſes Gartens, deſſen Plan wir dem Werke: „100 kleine Gärten“, von C. Hampel (Berlin, Paul Parey), als empfehlende Probe entnehmen, beträgt 858 qm. Zu den Zahlen gehören folgende Pflanzen: 1. Syringa persica, 2. Ampelopsis hederacea, am Haus hinaufzuziehen, 3. Feſtons aus Clematis Jakmanni, die ſich in die 4., Crataegus Oxyacantha, hineinziehen; 5. Rosa polyantha, 6. Roſe General Jacqueminotbüſche, 7. Weigela amabilis, 8. Rosa polyantha „Mignonette“, 9. Hydrangea peniculata grandiflora, 10. Paeonia chinensis, 11. Böſchung, um welche der mittlere — 12. — Raſenſpiegel vertieft liegt. In den Ecken desſelben ſtehen Rheum palmatum. 13. Springbrunnen mit 2,50 m Durchmeſſer, 14. Philadelphus coronarius, 15. hochſtämmige Hängeroſen, 16. Thuya occidentalis verv., 17. Juniperus chinensis, 18/19 hochſtämmige Roſen, 20. Prunus triloba, 21. Thuya occidentalis recurva nana, 22. hochſtämmige Roſen, 23. Biota or. el., 24. Prunus cerasifera, 25. Picea excelsa, 26. Prunus triloba, 27. Cephalotaxus drupacea, 28. Juniperus sabina hum.

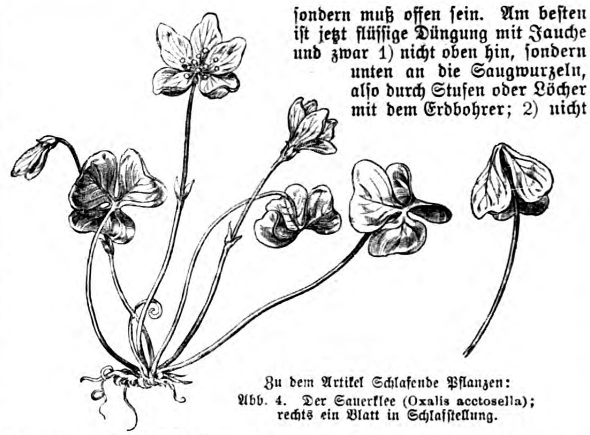


Von Oktober ab erſcheint an Apfel- und Birnbäumen, Zwetſchen, Wal- und Haſelnüſſen der Froſtnachtſpanner, ein Schmetterling, der mit Recht zu den ſchädlichſten Feinden des Obſtbaums gerechnet wird. Aber kaum ein anderes Inſekt läßt ſich ſo erfolgreich bekämpfen, wie dieſes. Würden allgemein und einige Jahre nach einander die längſt empfohlenen Kleb- oder Brumatagürtel angelegt, die Klagen über den Froſtſpanner würden bald aufhören. Von den beiden Geſchlechtern hat nämlich nur das Männchen vollkommen ausgebildete Flügel, während das Weibchen bloß Flügelſtummeln hat, mit denen das Fliegen nicht möglich iſt. Das letztere muß, wenn es ſich aus der Erde herausgearbeitet hat, zu Fuß auf unſere Obſtbäume gelangen, um dort ſeine 2 bis 300 Eier ablegen zu können. Bindet man nun einen 10 bis 20 cm breiten Streifen Packpapier, das vorher mit gewöhnlichem Leim beſtrichen wurde, um den Baumſtamm (in etwa 1 m Höhe) und trägt man darauf den Leim, den ſogenannten Brumataleim auf, ſo werden alle Froſtnachtſpanner-Weibchen, die über den Gürtel gehen wollen, mit Sicherheit gefangen. Ein Gürtel muß natürlich auch an ſtehenbleibende Baumſtützen gelegt werden; auch iſt der Anſtrich zu erneuern, ſobald der Brumataleim zu trocknen beginnt (etwa alle 14 Tage). Hat man dieſe Maßregel 2 bis 3 Jahre pünktlich durchgeführt, dann kann man mindeſtens 8 bis 10 Jahre lang, vielleicht noch länger, ausſetzen. — Bei Zwergbäumen wird der Gürtel da umgelegt, wo die Verzweigung beginnt. — Nach der Flugzeit nimmt man die Gürtel ab und bewahrt ſie für ſpäter auf; man kann ſie mehrere Jahre benützen. — Will man ſich den Klebſtoff ſelber machen, ſo ſchmilzt man 5 Teile Fichtenharz (oder Kolophonium), ſetzt 4 Teile Schweinefett und 4 Teile Stearinöl zu und miſcht tüchtig. Nach dem Erkalten iſt die Miſchung dickflüſſig und zum Gebrauch fertig.

Verpflanzen mit Froſtballen. Das Verpflanzen von Sträuchern und Obſtbäumen iſt ja meiſtens für dieſelben mit großem Nachteil verbunden. Nicht allein, daß es die Pflanzen in ihrem Wachstum ſehr zurückſetzt, man kann auch bei ſolchen, die ſchon ziemlich herangewachſen ſind, gar erleben, daß ſie gänzlich abſterben. Das Umpflanzen kann aber auf eine Weiſe geſchehen, ohne daß die Bäume Schaden leiden; man muß dieſe Arbeit dann im Winter vornehmen, wenn die Erde gefroren iſt. Schon im Herbſte, noch ehe der Froſt eintritt, macht man mit dem Spaten eine Vertiefung um den Baum, die von dem Stamme ſo weit entfernt ſein muß, daß man beim Graben die Wurzeln nicht allzu ſtark beſchädigt. Auf dieſe Weiſe bleibt an den Wurzeln ein kreisförmiger Erdballen haften. Jetzt wird an dem neuen Standorte eine Pflanzgrube ausgeworfen, in welche dieſer Erdballen bequem hineinpaßt, und ſobald Froſtwetter eintritt, befördert man den Baum mit dem gefrorenen Ballen an ſeinen neuen Beſtimmungsort. Zurückbleibende Lücken im Erdboden laſſen ſich ja bei Tauwetter wieder ausfüllen. Wenn man auf dieſe Weiſe verfährt, werden die Bäume durch das Verpflanzen keinen oder doch nur geringen Schaden nehmen.

Iſt der zu verpflanzende Baum ſchon ziemlich alt und infolgedeſſen der Erdballen ſo groß, daß man den Baum mit bloßer Handkraft nicht von der Stelle ſchaffen kann, ſo ſind hierzu zwei zweiräderige Handkarren nötig, welche man von entgegengeſetzten Seiten an den Baum hinanſchiebt und durch zwei gleich lange dicke Taue mit einander verbindet. Zwängt man die beiden Taue nun von rechts und links unter den Wurzelballen, ſo werden dadurch die Griffſtangen der Karren in die Höhe getrieben. Drückt man dieſe wieder nach unten, ſo wird dadurch der Wurzelballen, auf den Tauen ruhend, über die Erdoberfläche gebracht und kann dann, event. unter Zuhilfenahme einer dritten Handkarre, an den neuen Beſtimmungsort gebracht werden.

A. J. in **J.**



Zu dem Artikel Schlafende Pflanzen:
Abb. 4. Der Sauerklee (Oxalis acctosella); rechts ein Blatt in Schlafſtellung.

Wie das Abſägen ſtarker Äſte an Obſtbäumen geſchehen ſoll. Starke Äſte, die als dürr oder aus ſonſt einem Grund weg müſſen, ſägt man zuerſt etwa 1 m vom Stamme entfernt ab, ſo daß noch ein meterlanger Stumpf ſtehen bleibt; dann wird auch dieſer glatt am Stamm abgeſägt, worauf die Stelle mit dem Meſſer glatt geſchnitten und mit Baumſalbe verſtrichen wird. Auf dieſe Weiſe wird das Schlitzen in den geſunden Stamm hinein vermieden, das beim Abſägen ſtarker Äſte wegen ihres Gewichts ſonſt ſo leicht vorkommt. Kleinere Zweige entfernt man gleich an ihrem Ausgangspunkt. Die Schnittflächen ſollen möglichſt ſo gerichtet werden, daß ſich kein Waſſer drin ſammeln kann, ſondern daß es abläuft. Beſte Zeit zur Vornahme ſolcher Geſchäfte des „Ausputzens“ iſt die Zeit der Vegetationsruhe, alſo gerade gegenwärtig.

Dürfen Obſtbäume auch mitten im Winter gedüngt werden? Gewiß, warum denn nicht? Nur darf der Boden nicht gefroren, ſondern muß offen ſein. Am beſten iſt jetzt flüſſige Düngung mit Jauche und zwar 1) nicht oben hin, ſondern unten an die Saugwurzeln, alſo durch Stufen oder Löcher mit dem Erdbohrer; 2) nicht an den Stamm hin, ſondern an den Trauf des Baumes, dort liegen die Saugwurzeln hauptſächlich.

Gegen das Roſten der Nägel in Spalieren und Gartenzäunen, die den Witterungseinflüſſen ſehr ſtark ausgeſetzt ſind, wird als ſicheres Mittel empfohlen, die Nägel vor dem Gebrauche bis zum Rotglühen zu erhitzen und dann ſofort in kaltes Leinöl zu werfen.

Briefkaſten.

Bitte, wollen Sie mir in dem Briefkaſten Auskunft ertheilen über die Frage: „Wie hat man zu verfahren, um Weißdornpflanzen aus Samen zu ziehen?“

B., Lehrer in **Groß-Eichen.**

Antwort. Man ſammelt im Oktober am Waldſaume ꝛc. Weißdornſamen und ſät ihn noch vor Winter in ein 30—40 cm tief umgegrabenes Saatbeet in 15 cm von einander entfernten Rillen, und zwar ſo, daß die einzelnen Pflanzen in den Rillen ebenfalls 15 cm von einander entfernt ſind. Iſt der Same geſät und bedeckt, ſo drückt man den Boden durch aufgelegte Bretter feſt, indem man darüber hingeht. Im nächſten Sommer hat man nur darauf zu achten, daß in den Beeten kein Unkraut aufkommt Der Same ſelber geht erſt im zweiten Fruhjahr auf, und die Pflänzchen ſind, wenn ſie etwa 1 cm ſtark ſind, verwendbar, alſo nach zwei bis drei Jahren; währenddeſſen müſſen die Beete ſorgfältig von Unkraut rein gehalten merden. — Einfacher als dieſe ziemlich langwierige Heranzucht iſt der Einkauf ſatzfähiger, dreijähriger Pflanzen in einer guten Baumſchule (z. B. J. C. Schmidt in Erfurt), wo ſie um billigen Preis zu haben ſind.

Frage: Welche Vermehrungsart iſt bei den Nelken die ſicherſte, Stecklinge oder Abſenker?

Antwort: Bei Ungeübten ſicher die durch Abſenker.

Frage: Wie geſchieht die Bereitung des Obſtmuſes oder der Marmelade?

Antwort: Waſchen des Obſtes, Schneiden in Stücke, Weichkochen in verzinntem oder emailliertem Kupferkeſſel, Durchtreiben der Maſſe durch ein Sieb, um Schalen, Kernhausreſte und Steine zu entfernen, weiteres Kochen der durchtriebenen Maſſe, ſo lange, bis ſie dick geworden, ſo daß ſie am Löffel zähe hängen bleibt, Zuſatz von etwas Gewürz (Zimt, Gewürznelken) während des Kochens und bei beſonders ſauren Früchten, je nach Bedürfnis und Geſchmack, von etwas Zucker. Einfüllen des noch warmen Muſes in die Gefäße; nach Erkalten des Muſes: Verſchluß des Gefäßes mit Pergamentpapier, der größeren Sicherheit halber Übergießen des Inhaltes mit einer dünnen Schicht von Rinds- oder Hammelfett oder Honig. — Obſtmus aus Birnen und Äpfeln. Herbſüße Birnen werden gemahlen, der Saft ausgepreßt und unter ſtetem Umrühren ſo lange gekocht, bis die Maſſe ſo dick iſt wie Honig. Inzwiſchen werden Äpfel, und zwar halb ſo viel an Gewicht als Birnen, in einem Keſſel ſo weich gekocht, daß ſie mit einem Strohhalm durchſtochen werden können, und durch ein Sieb getrieben. Das durchgetriebene Mark wird zu dem Birnenſirup gegoſſen und mit dieſem ſo lange gekocht, bis es zäh wird, wie oben geſagt iſt; Zuſatz von Zimt.

Um Angabe einiger Erdbeerſorten, die ſich für Verſand eignen, erſucht **J. B.**

Antwort: Feſtfleiſchig und deshalb verſandfähig ſind: Laxton's Noble, König Albert, Inſp. Koch, Lucida perfecta.

Frage. Kann mir eine freundliche Daheimleſerin vielleicht einen Rat geben, wie ein kleines, nach Süden belegenes Zimmer, ohne Ofen, im Winter froſtfrei zu erhalten iſt, um Blumen daſelbſt zu überwintern? Im voraus beſten Dank. **Th. A.** in **B.**

Haus-
muſik
Daheim
F. Reiss.

Zur Geſchichte der Harfe.

Der große Reformator Luther, welcher ein begeiſterter Freund der Muſik war, ſingt von der herrlichen Kunſt:

> „Zum göttlichen Wort und Wahrheit
> Macht ſie das Herz ſtill und bereit;
> Solches hat Eliſeus bekannt,
> Da er den Geiſt durchs Harfen fand.“

Er ſchreibt alſo der Muſik, und zwar beſonders dem Harfenſpiel göttliche Kraft zu. Wenn dieſe ſeine Worte von der göttlichen Kraft der Muſik auch nur ſymboliſch zu faſſen ſind, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Tonkunſt eine gewaltige Macht auf das Gemüt ausübt und namentlich die Töne der Harfe unſer Innerſtes zu ergreifen und rühren vermögen.

Man kannte die Harfe bereits in den älteſten Zeiten; ſie hat ſich, obwohl verſchiedenen Wandlungen unterworfen, doch bis auf den heutigen Tag erhalten. Es iſt wohl nicht unintereſſant, die Geſchichte ihrer Entwickelung zu verfolgen.

Die Ägypter ſind die Erfinder der Harfe, dieſes wichtigſten Saiteninſtrumentes des geſamten Altertums. Sie iſt ſo eng mit der ägyptiſchen Kultur verwachſen, daß ſie mit dieſer ſteigt, ſinkt, wieder emporgehoben wird und fällt. Die wichtigſten Perioden der ägyptiſchen Geſchichte haben in der verſchiedenen Form, Bauart, Zahl der Saiten und Spielweiſe einen gewiſſen Ausdruck gefunden.

Bereits unter der vierten Dynaſtie des „alten Reiches“ finden wir neben einem Chore lobpreiſender Sänger einen Harfenſpieler. Das Inſtrument hatte damals die Geſtalt eines Bogens und einer Sehne, war alſo mit einer einzigen Saite beſpannt. Bald indeſſen veränderte ſich die Form der Harfe. Das Inſtrument nahm jene Geſtalt an, auf deren Grund- und Umrißlinien noch unſere heutige Pedalharfe ruht. Der größte Unterſchied zwiſchen der letzteren und der ägyptiſchen beſteht in dem Fehlen eines Vorderholzes, wie es bei der modernen Harfe die dritte offene Seite einrahmt. Der Fuß des Inſtrumentes wurde im Lauf der Zeiten zu einem immer mächtiger anwachſenden Reſonanzkörper; im „neuen Reiche“ verſchwinden die Bogenform und der geſchwungene Umriß der Harfe gänzlich, und ſie erhält eine dreieckige oder trianguläre Geſtalt.

Unter den Rameſſiden 1464—1110 v. Chr., beſonders unter Ramſes III., erreichte die Harfe ihre höchſte Blütezeit. Sie hatte eine Höhe von 6 Fuß, war mit 13, 18, 21—26 Saiten beſpannt, hatte eine elegante Form, und die feſten Teile waren geſchnitzt, mit Gold, Elfenbein, Schildpatt und Perlmutter ausgelegt und durch ſymboliſche Figuren oder durch die Köpfe von Göttern, Sphinxen und Tieren verziert. Zuweilen waren ſie auch bemalt und die Leiſten mit Maroquin und Sammet überzogen. So war die Harfe ein wahrhaft königliches Inſtrument geworden und wurde auch nur von Königen und Prieſtern geſpielt. Dieſe koſtbaren Inſtrumente dienten zwar den Wohnungen als Schmuckſtück, doch brauchte man ſie nur zum Gottesdienſt. Aus den verſchiedenen Stellungen, welche auf Wandmalereien die Spieler zu ihren Harfen einnehmen, laſſen ſich mit ziemlicher Sicherheit Schlüſſe auf deren Alter ziehen. Im alten Reiche knieten die Harfner, im neuen ſpielten ſie ſtehend.

Außer der großen Tempelharfe hatten die Ägypter die zum häuslichen Gebrauch beſtimmte Bogenharfe, das Nablium, in Geſtalt eines Dreiecks, und die Trigononharfe, von denen keine beim Spielen auf den Boden niedergeſetzt wurde. Als Ägypten der Fremdherrſchaft unterlag, geriet mit der Tempelmuſik auch der Harfenbau in Verfall; das Inſtrument nahm wieder eine einfache Form an.

Die Aſſyrer hatten eine kleine, mit dem Plektrum zu ſpielende Harfe: Kinnor; bei den Phöniziern finden wir ein ähnliches Inſtrument, welches aber ſeine Bedeutung verlor, als es nur noch von tyriſchen Hetären geſpielt wurde.

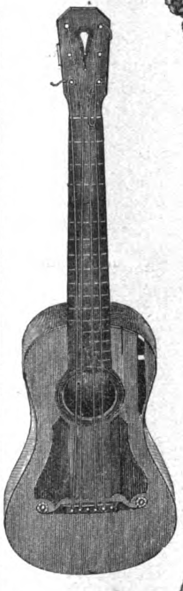
Die Israeliten ſind als große Muſikfreunde bekannt. Wir erfahren im Buche Moſe, daß Jubal der Erfinder von Saiten- und Blasinſtrumenten, überhaupt der erſte Muſiker auf der Erde geweſen ſei. Man ſchreibt ihm die Erfindung des Kinnor zu. Später gebrauchten die Israeliten auch große Tempelharfen. Salomo hatte warmes Intereſſe für die Tempelmuſik und ließ aus dem edelſten Kupfer 40000 Harfen und Pſalter anfertigen. Auch bei den Israeliten ſpielten nur Könige und Prieſter die Harfe. David war einer der beſten Spieler, gewaltig im frommen Hymnus, während Salomo mehr im weltlichen Liede glänzte. Bei dem auserwählten Volke ſtand die muſikaliſche Anlage in einem gewiſſen Verhältnis zu der einzelnen Männern verliehenen Gabe der Weisſagung. Als der Prophet Eliſa dem König Joſaphad die Zukunft verkünden ſollte, rief er: „Nun aber führet mir einen Harfenſpieler herbei!“ Als dieſer erſchien und ſpielte, kam, wie es heißt, auf Eliſa die Hand des Herrn. Es gab in Israel auch Prophetenſchulen, deren Jünger unter dem Klange von Zithern, Harfen und Cymbeln weisſagten.

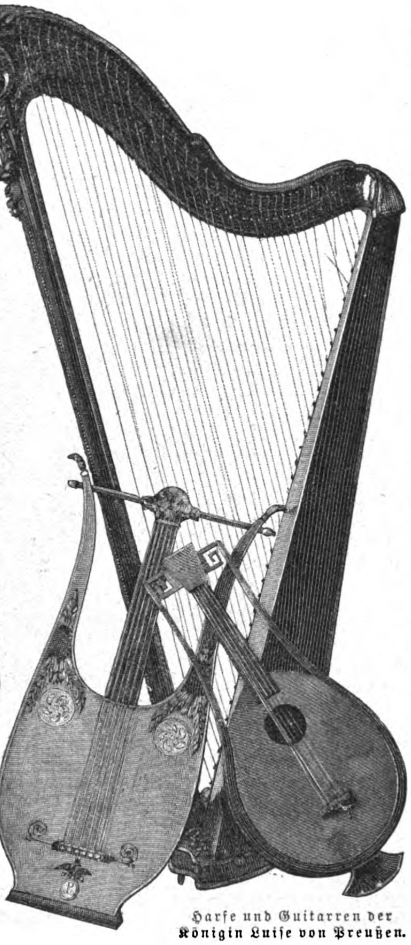
Bei den Griechen vermiſſen wir die Harfe, denn ihr Trigonon iſt kaum als Harfe zu bezeichnen; bei ihnen wie bei den Römern wurde ſie durch die Lyra und Kythara verdrängt.

Das Mittelalter griff wieder auf die trianguläre ſächſiſche Harfe zurück, welche an das Nablium des Altertums erinnert; man baute auch Harfen mit 15 Saiten und einem Vorderholz. Des aus dem Orient überkommenen Inſtrumentes bedienten ſich die Trouvères Frankreichs, die Minſtrels Englands und die Minneſänger Deutſchlands, während die ſpaniſchen und italieniſchen Troubadours die Guitarre vorzogen

So war allmählich die Harfe aus der Kirche verbannt und Eigentum der ſogenannten „fahrenden Leute“ geworden. Ihre Form veränderte ſie vielfach im Laufe der Jahrhunderte; ſo ſehen wir im Anfange des 17. die Laute und Harfe zu einem einzigen Inſtrument verſchmolzen. Später baute man die Spitzharfe, die beim Spielen auf den Tiſch geſetzt wurde und mit zwei Reihen von Drahtſeiten*) bezogen war, und die Davidsharfe; beide kamen aber im Laufe der Zeit außer Gebrauch.

Erſt als die Harfe Aufnahme in das Orcheſter fand und noch ſpäter zu virtuoſen Sololeiſtungen verwandt wurde, tritt ſie wieder als äußerlich ſchönes, durch herrliche Klangfülle ausgezeichnetes Inſtrument in die Erſcheinung. (Schluß folgt.)


Guitarre Karl Maria von Webers.


Harfe und Guitarren der **Königin Luiſe von Preußen.**

---

*) Richard Wagner hat ſie in den Beckmeſſerſzenen ſeiner „Meiſterſinger“ wieder zu Ehren gebracht.

Aus dem Tonleben.

Spohr über Romberg. Die Bekanntſchaft Rombergs, des Komponiſten der Schillerſchen „Glocke“, hatte Spohr in Hamburg gemacht. Am 29. Oktober 1815 ſchreibt Spohr von Gotha aus über Romberg, mit dem er auch am Tage zuvor in dieſer Stadt konzertiert hatte: „Das Zuſammenleben mit Andreas Romberg, dem gebildeten und denkenden Künſtler, hat mir wieder viele und genußreiche Stunden verſchafft. Aber von neuem fand ich, daß er ſeine Kompoſitionen unbeſchreiblich kalt und trocken vorträgt, als wenn er die Schönheiten, die ſie enthalten, ſelbſt nicht fühle! Er ſpielte mehrere ſeiner Quartette, die mir längſt wert geworden ſind, weil ich ſie oft von anderen gehört und ſelbſt geſpielt habe; aber der Geiſt, der ſich in ihnen ſo deutlich ausſpricht, daß ihn ein jeder der Geiger, von welchen ich ſie bisher gehört habe, richtig auffaßte, ſcheint ihm ſelbſt unbekannt geblieben zu ſein; denn in ſeinem Vortrage war auch keine Spur davon zu entdecken! Auch war es mir auffallend, daß ſich ſeine Vorliebe gerade zu ſolchen hinneigte, die mir am ſchwächſten zu ſein ſchienen. Noch mehr wunderte ich mich aber, daß er die Tempi ſeiner Kompoſitionen meinem Gefühle nach oft falſch nimmt und dadurch ihrer Wirkung ſehr ſchadet; denn ich fand die Allegros faſt immer zu langſam und die Adagios zu ſchnell.“ Als Kurioſum mag noch mitgeteilt werden, daß Romberg beim Spiel ſtets eine Pfeife zu rauchen pflegte. Auch Bernhard Romberg rauchte beſtändig beim Muſizieren, und Spohr erzählt, er habe ihn einſt bei ſich in Gotha ſein ſchwerſtes Konzert in Fis-moll vortragen hören, ohne daß ihm dabei die Pfeife ausging.

Bücherſchau.

Hermine Spies. Ein Gedenkblatt für ihre Freunde von ihrer Schweſter. Mit einem Vorwort von Heinrich **Bulthaupt.** Stuttg., G. J. Göſchenſche Verlagsbuchhdlg.

Hermine Spies, die Sängerin von Gottes Gnaden, iſt der muſikaliſchen Welt, deren Zierde und Liebling ſie war, durch ein grauſames Geſchick allzu früh entriſſen worden. Man kann ſagen, daß in den letzten zehn Jahren keine Sängerin einer ſo ungeteilten Bewunderung ſich erfreute; wie keine andere beglückte ſie Tauſende und Abertauſende mit ihrem ſeelenvollen, wunderbaren Geſang, in dem ſie das Beſte und Edelſte ihrer tiefen und reichen Künſtlernatur niederlegte. Das Glück des Lebens bis auf die Neige auszukoſten, war ihr nicht beſchieden. Ihre Stimme, von deren weichem Glockenklange jedes Herz ergriffen ward, verhallte. Aber, daß nicht auch ihr Andenken im Gedächtnis der Menſchen allzu bald verblaſſe, hat eine liebende Hand dieſe Erinnerungsblätter zuſammengefügt, aus denen uns die Künſtlerin in der Fülle ihres Gemütes, in der Kraft und Geſundheit ihres Weſens entgegentritt. Es ſind Tagebuchſeiten, die flüchtigen Aufzeichnungen des Augenblicks, in denen wir aber trotz der ſkizzenhaften Form doch den ganzen Menſchen erkennen. Der Zauber des Perſönlichen haftet an dieſen Tagebuchblättern; in ihnen hat Hermine Spies in einfachen, ſchlichten Worten die Geſchichte eines Lebens erzählt, das auf gerader Bahn bis zu den ſonnigſten Höhen des Daſeins hinführte. Das Buch wird nicht nur denjenigen, der Hermine Spies gekannt hat und ſich von ihrem gnadenvollen Geſange bezaubern ließ, ſondern jeden Kunſtfreund überhaupt in hohem Maße feſſeln.

Vermiſchtes.

Der berühmte franzöſiſche Komponiſt und Theoretiker J. Ph. Rameau, deſſen Theorie bis in die Gegenwart hinein gereicht und ſelbſt noch einem Moritz Hauptmann und Helmholtz Anregungen für ihre epochemachenden Klangforſchungen gegeben hat, unterhielt ſich einſt mit einer Dame über die Kunſt des Komponierens. Die Dame meinte, es müſſe doch eine ſehr ſchwierige Sache ſein. „Im Gegenteil“ — ſagte Rameau, „nichts iſt leichter als das und Sie ſelbſt können auf der Stelle komponieren, wenn Sie wollen“ . . . Hierauf reichte er der Dame Notenpapier und eine Nadel und erſuchte ſie, ganz nach Belieben die Notenſyſteme mit Nadelſtichen zu punktieren. Als die Dame ihrer Luſt an „Sticheleien“ Genüge gethan, nahm Rameau das Papier, ſetzte ſich an ſeinen Arbeitstiſch und begann nun die Nadelſtiche in Notenköpfe zu verwandeln, dann teilte er die Takte ab, ſetzte zu der ſo entſtandenen Melodie einen Baß und bezifferte endlich die Harmonien. Die Kompoſition war fertig. Rameau nahm das in ſo ſeltſamer Weiſe komponierte Tonſtück in ſeine 1735 vollendete Oper „Les Indes galantes“ auf, in der es mit ſeiner Pikanterie am rechten Platze und von bedeutender Wirkung war.

Frage.

Allbekannt iſt das „Allerdreifeiertagslied“ von Johannes Falk. Die 1. Strophe, welche ſich auf das Weihnachtsfeſt bezieht, lautet, wie bekannt: „O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende Weihnachtszeit“! u. ſ. w. Die 2. Strophe bezieht ſich auf das Oſterfeſt, die 3. auf das Pfingſtfeſt. Zu jeder dieſer 3 Strophen ſind nun 2 neue hinzugedichtet worden, ſo daß 3 Lieder, jedes zu 3 Strophen, entſtanden ſind, welche alle auf die Melodie des ſicilianiſchen Schifferliedes „O sanctissima“ u. ſ. w. geſungen werden und von welchen beſonders das Weihnachtslied überall bekannt iſt. Vermag einer der Daheimleſer Auskunft (aber ſichere) darüber zu geben, wer zu jeder Strophe des „Allerdreifeiertagsliedes“ von Joh. Falk die andern beiden Strophen hinzugedichtet hat und wann dies geſchehen iſt? Sehr dankbar wäre

Ein Muſikfreund.

Redaktionspoſt.

R. S. in **N.** Das Lied „Knupper, Knäuschen“ von L. Udhardt in Neunkirchen, Selbſtverlag des Komponiſten, behandelt im leichten Salonſtil eine Szene aus dem Grimmſchen Märchen „Hänſel und Gretel.“

Herrn **L. v. D.** Mit verbindlichem Dank abgelehnt!

Herrn Oberlehrer **M. R.** in **St.** Wir empfehlen Ihnen für Ihren Zweck die Zeitſchrift: „Der Chorgeſang,“ herausgegeben von A. R. Gottſchalg, Verlag von Hans Licht in Leipzig. Sie erſcheint monatlich zweimal und koſtet pro Semeſter 4 Mark.

Hausmuſik-Freund. Sambuca iſt ein mittelalterliches Harfeninſtrument; die Bezeichnung wurde aber auch für ein Blasinſtrument niederen Ranges gebraucht.

Frl. **Mathilde R.** in **Br.** Sie haben recht: Eduard Laſſen, Hofmuſikdirektor in Weimar, und Komponiſt vieler Lieder, einiger Opern, der Muſik zu Goethes „Fauſt,“ iſt in Kopenhagen geboren.

R. K—s. Das Vorurteil und die ablehnende Haltung unſerer großen Muſikverleger gegen Werke unbekannter und unempfohlener Komponiſten zu beſiegen, iſt ſehr ſchwierig. Wir empfehlen Ihnen Fr. Kiſtner in Leipzig.

Clara Kretzſchmar.

Clara Kretzſchmar.

Man hat oft darüber Klage geführt, daß in unſerer Zeit das Virtuoſentum allzu aufdringlich ſich gebärde und einen Materialismus der Kunſt herbeizuführen drohe, welcher die verhängnisvollſten Wirkungen für die ausübende Kunſt ſowohl, wie für unſer muſikaliſches Leben überhaupt nach ſich ziehen müſſe. Das Virtuoſentum iſt aber nicht lediglich ein Kennzeichen unſerer Epoche; Virtuoſen gab es in jedem Zeitalter. Hat doch ſchon Mozart über den einſt vielbewunderten Clementi ſich geäußert: „Dieſer iſt ein braver Cembaliſt; damit iſt auch alles geſagt; er hat ſehr viel Fertigkeit in der rechten Hand, ſeine Hauptpaſſagen ſind die Terzen, übrigens hat er um keinen Kreuzer Geſchmack noch Empfindung; ein bloßer Mechanikus!“ Ein bloßer Mechanikus! Iſt die blanke Mechanik nicht gerade das charakteriſtiſche Merkmal der Virtuoſität an ſich? Mozart hat über dieſen Mechanikus den Stab gebrochen. Er war nicht der einzige Virtuoſentypus ſeiner Zeit. Und doch haben die Virtuoſen in dieſem üblen Sinne den muſikaliſchen Fortſchritt niemals aufzuhalten vermocht. Unſere Zeit, mag ſie Virtuoſen in Hülle und Fülle hervorgebracht haben, iſt trotzdem wahrlich nicht arm an Künſtlern, denen die Muſik mehr iſt, als ein Blendwerk der Sinne, als ein Funkeln und Brillieren mit glänzenden mechaniſchen Fertigkeiten, mehr iſt, als ein kokettes Spielen mit techniſchen Kunſtſtücken. Namen wie Joachim, d'Albert, Siloti, Halir, um nur einige zu nennen, deren Träger in der Vollkraft ihrer Künſtlerſchaft unter uns wandeln, ſind Symbole edelſten Künſtlertums. Ihnen iſt der Name einer Künſtlerin hinzuzufügen, die unter den vielen, die berufen ſind, zu den Auserleſenen gehört, die in vornehmſter Zurückhaltung ſtets es verſchmähte, der Hilfsmittel der Reklame ſich zu bedienen, die von ihrer idealen Auffaſſung des Lebens und der Kunſt nie auch nur einen Zollbreit aufgegeben, äußeren Ruhmes, äußerer Vorteile und Ehrungen wegen. Es iſt etwas Schönes und Edles um eine ſolche, in ſich gefeſtete, auf das Ideale gerichtete Künſtlerſchaft, wie ſie Frau Clara Kretzſchmar beſitzt. Frau Clara Kretzſchmar, die Gattin Herrmann Kretzſchmars, des genialen Mannes, der als Dirigent, als Schriftſteller und Gelehrter zu den Beſten zählt und in ſeiner univerſalen Begabung einzig daſteht, wurde in Clifton bei Briſtol in England als Tochter eines Rechtsanwaltes Namens Meller am 3. Februar 1860 geboren. Frühzeitig bemerkten die Eltern des dunkelaugigen Kindes die unzweifelhaften Äußerungen ungewöhnlicher muſikaliſcher Anlagen: Klein Clara vermochte im zarteſten Alter jede Melodie, die dem Kinde zu Gehör kam, rein und ſicher nachzuſingen; ſie beſaß zudem ein ſo feines und ſcharfes Gehör, daß die Eltern nicht länger zögerten, dem kleinen, jetzt vierjährigen Mädchen geregelten Klavierunterricht geben zu laſſen. Nun kam Clara in ihr wahres Lebenselement; ſie ſpielte und übte mit unermüdlicher Luſt und Ausdauer, und die Schnelligkeit, mit der das Kind die Technik des Klavierſpiels ſich zu eigen machte, war ebenſo ſtaunenswert, wie das ihren Jahren weit vorauseilende Empfinden, das ſich in ihrem Spiel offenbarte, die Bewunderung ihrer Zuhörer erregte. Clärchen entwickelte ſich zu einem richtigen Wunderkinde, ſpielte, kaum neun Jahre alt, in öffentlichen Konzerten und erregte durch die erſtaunliche Reife des Vortrages und ihr merkwürdiges Gedächtnis Aufſehen. Nachdem Clara in London den Unterricht tüchtiger Lehrer genoſſen, bezog ſie Anfang der ſiebziger Jahre das Leipziger Konſervatorium der Muſik. Prof. Oscar Paul, ebenſo groß als ausgezeichneter Forſcher und Theoretiker, wie als geniale Lehrkraft hochgeſchätzt, gab dem ſchönen Talente Clara Mellers den letzten Schliff; er erzog die jugendliche Pianiſtin nicht nur zur Virtuoſin, ſondern auch zur Künſtlerin. Und als Künſtlerin kehrte Clara Meller in ihre engliſche Heimat wieder zurück, die ſie vor wenigen Jahren als Wunderkind verlaſſen. In London und in den großen Städten der Provinz errang ſich die junge Dame pianiſtiſche Siege. Aber es litt ſie nicht lange in Albion: 1876 finden wir ſie wieder in Leipzig, wo ſie eine eigene Matinee gab, mit großem Erfolg in einem Euterpekonzert auftrat und darauf zuſammen mit Frau Peſchka-Leutner, dieſer wahrhaft großen Geſangskünſtlerin, eine zahlreiche namhafte Städte Deutſchlands und Hollands berührende Konzertreiſe machte, deren Leitung in den Händen J. Hofmanns ruhte, eines umſichtigen und gewandten Impreſſario, der jetzt als Theaterdirektor in Köln höchſt erfolgreich wirkt. Auf dieſer weitausgedehnten Reiſe begründete Frl. Meller ihren künſtleriſchen Ruf, und als ſie 1880 die Gattin Profeſſor Kretzſchmars wurde, der damals Univerſitätsmuſikdirektor in Roſtock war, da gab ſie einen Namen von gutem künſtleriſchem Klang auf, um einen anderen anzunehmen, der in der ganzen muſikaliſchen Welt das höchſte Anſehen genießt. In den nächſten Jahren trat die Künſtlerin nur ſelten in die Öffentlichkeit; ſie widmete ſich ganz und gar den Pflichten der Hausfrau. Aber nachdem Prof. Kretzſchmar nach Leipzig in einen großartigen Wirkungskreis berufen worden war, ſchien auch das reiche muſikaliſche Leben der alten Kunſtſtadt unſere Künſtlerin zu neuen Thaten anzuſpornen. Sie trat wieder öfters vor das Publikum, zumal wenn es galt, neue oder weniger bekannte Werke in die Öffentlichkeit einzuführen. Frau Clara Kretzſchmar war, beiläufig geſagt, auch die erſte Dame, welche das B-dur-Konzert von Brahms, dem die Pianiſten heute noch etwas ſcheu aus dem Wege gehen, öffentlich ſpielte: dieſes Konzert iſt ſehr ſchwierig und dem bloß virtuoſen Glanz- und Effektſpiel gänzlich unerreichbar. Nur eine durch und durch muſikaliſche Natur darf ſich an dieſes Werk heranwagen. Frau Clara Kretzſchmar ſpielt es meiſterhaft. Sie hat es binnen wenigen Tagen auswendig gelernt. Unſere Künſtlerin iſt auch eine der erſten Pianiſtinnen, welche ſich mit der Jankoklaviatur vertraut machten: ſie eignete ſich die Spieltechnik dieſer Klaviatur, einer der weiteſttragenden Erfindungen auf dem Gebiete des Inſtrumentenbaues, binnen drei Monaten in ſolchem Umfange an, daß die Künſtlerin in Rubinſteins D-moll-Konzert ſich auch als Jankopianiſtin hören laſſen konnte; eine bewunderungswürdige Leiſtung. Clara Kretzſchmar, ſo glänzend ihre Virtuoſität ſein mag, hat vor der Mehrzahl der modernen Pianiſtinnen eines voraus: ſie iſt immer Künſtlerin, ihr Spiel bewegt ſich immer in der Sphäre des Weiblichen; ein wundervoller Anſchlag, liebenswürdigſte Anmut und poetiſche Feinheit ſind ſeine beſonderen Merkmale. Ausgerüſtet mit dieſen Vorzügen, hat ſich unſere Künſtlerin überall, wo ſie einem Konzert durch ihre Mitwirkung einen beſonderen Reiz lieh, die aufrichtigſte Bewunderung aller Muſikfreunde erobert. Sie iſt eine ausgezeichnete Interpretin klaſſiſcher Kompoſitionen, und als Chopinſpielerin zählt ſie zu den hervorragendſten künſtleriſchen Erſcheinungen unſerer Zeit. —o—.

Zur Geſchichte der Harfe.

(Schluß.)

Bei den modernen Harfen iſt der Körper nicht mehr vierkantig; nur die Reſonanzdecke iſt flach, während der Boden und die Seitenwände durch eine halbrund gewölbte Kaſtenzarge erſetzt ſind. Zum Einhängen der Darmſaiten dient in der Mitte des Bodens eine ſchmale, mit Löchern verſehene Leiſte aus hartem Holz. An das obere, ſchmale Ende des 150—170 cm langen Reſonanzkörpers ſetzt ſich der ſchlangenförmig gebogene Hals im ſpitzen Winkel an. In demſelben befinden ſich die Stimmnägel, um welche die Saiten geſchlungen ſind. Damit der Hals der Laſt der ausgeſpannten Saiten zu widerſtehen vermag, wird er durch einen ſäulenartigen Träger geſtützt. Durch Reſonanzboden, Hals und Träger erhält die Harfe die Geſtalt eines Dreiecks.

Jetzt ſpielt man ſie im Sitzen, hält ſie zwiſchen den Knieen und Armen und läßt die rechte Hand namentlich in den höheren, die linke in den tieferen Lagen ſpielen. Früher mußte die Harfe je nach der Tonart geſtimmt werden, da der Umfang zwar 5 Oktaven, jedoch nur in der diatoniſchen Skala umfaßte. Im Jahre 1720 machte ſich Hochbrucker in Donauwörth um die Harfe verdient, indem er einen Pedalmechanismus erfand, durch welchen die chromatiſche Tonleiter hergeſtellt wurde. Dieſe ſogenannte Pedalharfe gibt ohne Benutzung der Pedale die diatoniſche Es-dur-Tonleiter an, hat einen Umfang von 5 Oktaven und einer Sexte, und an ihrem Fuß ſind 7 Pedale angebracht, vermittelſt deren der Spieler nach Belieben chromatiſch modulieren kann.

Der berühmte Inſtrumentenbauer Erard in Paris vervollkommnete im Jahre 1820 die Harfe in noch erhöhtem Grade durch die Erfindung der doppelten Pedalverſchiebung, welche ermöglicht, daß jeder diatoniſche Ton um einen und zwei halbe Töne erhöht werden kann. Dieſe Doppelpedalharfe ſteht in Ces und reicht vom Ces unter der Kontraoktave bis zum viergeſtrichenen Fes. Sie wird jetzt von allen hervorragenden Harfenſpielern gebraucht.

Der erſte Komponiſt, welcher der Harfe wieder zu neuem Anſehen verhalf, war Gluck in ſeiner Oper „Orpheus.“ Ihm folgten viele Komponiſten von Opern, ſowie von Inſtrumentalſtücken. Spohr ſchrieb für ſeine erſte Gattin Dorothea geb. Scheidler, welche eine Virtuoſin auf der Harfe war, manches ſchöne Konzertſtück. Zu den berühmteſten Harfenſpielern, die zugleich für ihre Inſtrumente ſchrieben, gehören Nadermann und Pariſh-Alvars.

François Joſef Nadermann, geboren 1773 zu Paris und 1835 daſelbſt geſtorben, war Kammerharfeniſt des Königs und Lehrer für das Harfenſpiel am Pariſer Konſervatorium. Er veröffentlichte zahlreiche Kompoſitionen für die Harfe, teilweiſe mit anderen Inſtrumenten, und eine Harfenſchule. Sein Bruder Henri war Harfenfabrikant.

Elias Pariſh-Alvars, der berühmteſte aller Harfenvirtuoſen, wurde 1808 in Weſt-Feymouth in England geboren, ſtudierte in Paris, bereiſte ſchon mit fünfzehn Jahren Deutſchland, verweilte abwechſelnd in England, Italien und im Orient und ließ ſich endlich in Wien nieder, wo er im Jahre 1849 ſtarb. Er errang ſich großen Ruhm; ſeine Virtuoſität war ſo groß, daß er Hummelſche und Beethovenſche Klavierkonzerte und Chopinſche Klavieretüden auf ſeinem Inſtrument in vollendeter Weiſe wiedergab. Er ſchrieb mehrere Konzerte für Harfe mit Orcheſter, für Harfe und Klavier, und Fantaſieſtücke für Harfe allein, wie z. B.: „Voyage d'un harpiste en Orient.“

Auch der beliebte Klaviervirtuoſe Daniel Steibelt, geb. 1760, ſchrieb 40 Sonaten für Harfe und Klavier.

Die Gegenwart zählt ebenfalls mehrere bedeutende Harfenvirtuoſen und Lehrer in ihrem Fach, von denen wir nur Poſſe in Berlin nennen. So iſt allmählich die Harfe wieder zu ihrem Recht gelangt und entzückt das Ohr des muſikaliſchen Hörers durch ihre reinen, ſilbernen Töne. C. H—d.

Die Klavier-Geige.

In einer früheren „Hausmuſik“ (Nr. 47, 1893) machte ich einige Mitteilungen über eine von E. de Vlaminck in Paris erfundene Klaviatur, die mit einem Streichinſtrumente verbunden wird und es ſo ermöglicht, ohne die Geigengriffe erlernt zu haben, Geige zu ſpielen. Ich betrachtete die Erfindung als willkommenen Erſatz in Fällen, wo kein Violiniſt zu haben iſt, und nahm an, daß der Erfinder darum ſeine Klaviatur mit der Bratſche und dem Violoncell verbunden habe, weil dieſe Inſtrumente ſchwerer zu haben ſeien als die Violine. Zugleich äußerte ich mich dahin, daß das Inſtrument naturgemäß kein Gliſſando haben könne, und daß es ebenſo naturgemäß in der ausgeglichenen Stimmung der ſchwebenden Temperatur, wie ſie das Klavier hat, ſtehen müſſe, alſo nicht imſtande ſei, cis von des zu unterſcheiden.

Hierauf hat der Erfinder kürzlich folgendes zur Ergänzung und Erwiderung mitteilen laſſen. Das Gliſſando fehle dem Inſtrumente nicht, vielmehr laſſe es ſich dadurch hervorbringen, daß man den Finger leicht über die Taſten von einem Tone zum anderen gleiten laſſe. Die Tondifferenz von cis und des laſſe ſich bei einiger Aufmerkſamkeit durch ein mehr oder weniger ſtarkes Niederdrücken der Taſte hervorbringen. Hinſichtlich der Wahl der Inſtrumente habe ſich der Erfinder nicht aus äußeren Gründen auf Cello und Bratſche beſchränkt, ſondern weil ſeine Erfindung es ermögliche, die Violine zu entbehren und nicht allein auf der Bratſche, ſondern auch auf dem Cello Violine zu ſpielen. Das Cello laſſe fünf Oktaven zu, vom großen C bis zum dreigeſtrichenen C, dem (9 Lage) der Geige. Natürlich würden große Künſtler das neue Hilfsmittel weder brauchen noch wählen, das hindere aber nicht, daß ſich an ihrer Seite ebenſo große Künſtler mit Hilfe der Neuerung bilden, die den Vorteil hätten, ihr Ziel leichter und ſchneller zu erreichen.

Auf die Erörterung, ob das in eben beſchriebener Weiſe hervorgebrachte Gliſſando ein wirkliches Gliſſando oder nur ein chromatiſcher Vorſchlag ſei und ob es möglich iſt, im Laufe des Spiels durch Vermehrung des Druckes die unreinen Terzen der ſchwebenden Temperatur mit einiger Sicherheit rein zu ſpielen, wollen wir hier nicht eingehen. Das ſind Fragen, die beſſer in Fachblättern erörtert werden. Zu dem letzten Punkte, der die Verwendung der Bratſche als Geige betrifft, möchten wir jedoch einige Bemerkungen machen, die von allgemeinem Intereſſe ſind.

Keine Kunſt trägt ſo ſehr den Stempel des geſchichtlich Gewordenen als die Muſik. Tonſyſtem, Noten, Klaviatur, Inſtrument, Toncharakter, alles dies ſind gewachſene und eingewurzelte Dinge. Es könnte vieles anders und manches beſſer ſein, als es iſt, aber es iſt ziemlich ausſichtslos, etwas ändern zu wollen. Faſt alle Jahre tritt irgend ein Erfinder auf, der ein neues Inſtrument oder eine neue Verwendung ſeines Inſtrumentes auf den Markt bringt. Jeder dieſer Erfinder hat die größten Hoffnungen, hat die feſteſte Überzeugung von der Güte ſeines Inſtrumentes, ſetzt die ganze Kraft an ſeine Sache, aber das Ende iſt in jedem Falle immer nur eine Enttäuſchung geweſen. Die Muſik geſtattet in ihrer Entwickelung keine haſtigen Eingriffe. Das Inſtrument ſchreibt der Muſikübung ihre Grenzen vor, und die Muſikübung, die Note halten das Inſtrument feſt. Nicht allein das Inſtrument, auch die Klangfarbe des Inſtrumentes. Es fällt niemandem ein, auf der C-Klarinette zu ſpielen, was für die Es-Klarinette geſchrieben iſt, denn der Toncharakter beider Inſtrumente iſt verſchieden. Wer den Eingang des C-moll-Streichquartetts von Beethoven ſtatt auf der G-Saite der Violine auf der D- und A-Saite des Cello ſpielen wollte, würde einem allgemeinen Widerſpruche der muſikaliſch gebildeten Leute begegnen. Denn es wäre nicht groß anders, als wollte man eine für Contra-Alt geſchriebene Arie durch einen hohen Tenor ſingen laſſen. Jedes Inſtrument hat ſeinen geſchichtlich gegebenen Umfang und Charakter, daran ſoll man nichts ändern wollen. Wir haben einmal einen Virtuoſen auf der Baßgeige gehört, der den Ton ſeines Inſtrumentes bis zur hohen Lage der Geige hinauftrieb. Es war aber auch danach; es klang wie gejodelt. Ja ſelbſt die einzelne Saite des Streichinſtrumentes hat ihren beſonderen Klangcharakter, der nicht bloß mit dem Unterſchiede der Tonhöhe gegeben iſt. Eine Änderung hieran iſt alſo nicht gerechtfertigt. Wenn nun Herr E. de Vlaminck meint, die Violine durch die höhere Lage der Bratſche oder die höchſte des Cello erſetzen zu können, ſo ſchlägt er einen Weg ein, auf dem ihm viele nicht werden folgen können. Es iſt ein ſehr guter Gedanke, bei der Klaviergeige die Geige ſelbſt, nicht ein harfenartiges Inſtrument, zu Grunde zu legen, aber es iſt kein guter Gedanke, die Violine mit der weit weniger wertvollen und im Klange abweichenden Bratſche zu vertauſchen. Die Hoffnung, daß ſich für das neue Inſtrument neue Künſtler finden würden, iſt wohl etwas zu ſanguiniſch. Wir müſſen dabei bleiben, die Klaviergeige unter dem Geſichtspunkte des Erſatzinſtrumentes zu betrachten, das ſolchen Leuten willkommen iſt, die gern Muſik machen, ohne doch die Zeit übrig zu haben, ein Streichinſtrument zu erlernen.

Der Klaviergeige haftet übrigens noch ein Mangel an, der beſeitigt werden müßte, das iſt der Gebrauch des Bogens. Die Bogenführung iſt keineswegs leicht zu erlernen. Die rechte Hand des Geigers hat ſo gut ihre Aufgabe wie die linke. Die Vlaminckſche Klaviergeige entlaſtet aber nur die linke Hand. Die Geige müßte ſo eingerichtet ſein, daß man keinen Bogen braucht, vielmehr den Ton und ſeinen Ausdruck durch den Taſtendruck ſelbſt hervorruft. Wir wüßten ſchon, wie es zu machen wäre. M. A.

Haydn in England.

Haydn reiſt nach England. Die Wiener Freunde waren ganz beſtürzt. Wie das ſo raſch gekommen? Ein Geiger, J. P. Salomon, der im Londoner Muſikleben eine große Rolle ſpielte und ſich auf dem Kontinent aufhielt, um Künſtler für das Haymarkettheater in London zu engagieren, war eines Abends in Haydns Zimmer getreten und ſagte kurz und bündig: „Ich bin Salomon aus London und komme, Sie abzuholen, morgen werden wir einen Akkord ſchließen.“ Haydn wollte anfangs nicht, aber ſchließlich ſagte der alte Mann, der damals 58 Jahre zählte, zu. Man wird ſich wahrſcheinlich wundern, was den alten Herrn zu einer in jener Zeit immerhin anſtrengenden und weiten Reiſe veranlaßt haben mag. Es war ſchnöde Gewinnſucht. Ja, der anſpruchsloſe und beſcheidene Papa Haydn wollte Geld verdienen, viel Geld. Für ihn ſelbſt hätte wohl das bisherige genügt. Von ſeinem Fürſten Anton Eſterhazy war ihm ein lebenslängliches Jahresgehalt von 1400 Gulden ausgeſetzt. Außerdem beſaß er ein kleines Haus, ein Geſchenk des früheren Fürſten, das er vor ſeiner Abreiſe um 1500 Gulden verkaufte. Seine übrige Barſchaft beſtand in 500 Gulden. Aber ſeine Frau brauchte ziemlich viel, ſo daß Haydn ſogar in dringenden Fällen auf des Fürſten Rechnung Schulden machte. Salomons Vorſchläge mußten alſo den Sinn des Künſtlers, der bisher in beſchränkten Verhältniſſen gelebt hatte, mächtig erregen. Er ſollte für eine Oper 300 Pfd. Sterling und für jede neue während 20 Konzerten von ihm dirigierte Kompoſition 10 Pfd. Sterling erhalten. Sein Fürſt Anton Eſterhazy hatte die Erlaubnis zur Reiſe gegeben, aber die Freunde rieten dringend ab, ſelbſt Mozart, der Weitumhergereiſte, meinte: „Der Papa ſei ja alt, habe keine Erziehung für die große Welt und rede namentlich zu wenig Sprachen,“ aber Haydn weiß ihm treffend zu erwidern: „Ich bin noch munter und bei guten Kräften, und meine Sprache verſteht man durch die ganze Welt.“ Am 15. Dezember 1790 trat Haydn ſeine Reiſe an. Mozart verweilte den ganzen Tag bei ſeinem Freunde, und im Augenblick der Trennung ſprach er unter Thränen: „Wir werden uns heute das letzte Lebewohl ſagen.“ Haydn bezog Mozarts Worte auf ſich; ein Jahr ſpäter erhielt er die Nachricht von dem Tode ſeines um 24 Jahre jüngeren Freundes.

Wir übergehen den weiteren Verlauf der Reiſe und wollen nur einige markante und für Haydn charakteriſtiſche Einzelheiten aus dem Londoner Aufenthalte hervorheben. Bald nach ſeiner Ankunft wurde Haydn zu einem Liebhaberkonzert eingeladen, und als er am Arme des Konzertunternehmers im Saale erſchien, wurde er „allda angeäfft und mit einer Menge engliſcher Komplimente bewundert.“ Nachher wurde er zu einer Tafel von 200 Gedecken geführt und mußte obenan ſitzen; da er aber ſchon einem Diner beigewohnt hatte, war ſein Appetit nicht mehr rege, dafür mußte er der Geſellſchaft die „harmoniſche Geſundheit im Burgunder“ zutrinken.

Die Mitglieder des Orcheſters wußte er durch ſein Benehmen in trefflichſter Weiſe zu gewinnen. Zu einem Konzerte übte er eine ſeiner Symphonieen ein, deren Adagio mit drei gleichtönenden Noten eröffnet wurde. Das Orcheſter ſchlug dieſelben zu ſtark an, Haydn winkte ab, und der Geiger Salomon, der mit im Orcheſter ſaß, mußte die Anſicht des Komponiſten den Muſikern überſetzen. Die Stelle wurde wiederholt, jedoch wiederum nicht nach dem Willen Haydns. Da ergriff derſelbe eine Violine und machte ſich ſelbſt durch den wiederholten Strich der Töne dem Orcheſter verſtändlich. Auch ſonſt wußte Haydn die Muſiker in jeder Weiſe für ſich einzunehmen. Wo es nur ging, lobte er ſie, und wenn er wirklich einmal tadeln mußte, ſo geſchah es in der zarteſten Weiſe, indem er ſeinem Lobe den kleinen Tadel einflocht, ſeine Bitten richtete er ſtets in echt kindlicher Weiſe mit aufgehobenen Händen an ſeine Muſiker.

Auch die Zeitungen waren Haydn ſehr günſtig geſinnt. So ſagte das Morning Chronicle nach dem erſten Konzert: „Nie vielleicht hatten wir einen reicheren muſikaliſchen Genuß“; das Adagio mußte ſogar, ein damals ſeltener Fall, wiederholt werden.

(Schluß folgt.)

Aus dem Tonleben.

Meyerbeer hat, als am 22. November 1849 ſeine Oper „Der Prophet“ in Paris zur Aufführung gelangt war, über dieſes Ereignis ſeiner Mutter berichtet. Meyerbeer hatte von ſeiner Mutter am Morgen des Aufführungstages einen Brief erhalten mit der Aufſchrift: „Zu eröffnen nach der erſten Aufführung des Propheten.“ Der berühmte Komponiſt trug dieſen Brief während der erſten Aufführung ſeines Werkes in der Bruſttaſche, ohne Zeit zu finden, ihn zu leſen; erſt Tags darauf eröffnete er das Schreiben, das den alten Segensſpruch enthielt: „Der Herr ſegne und behüte dich! Er laſſe ſein Antlitz leuchten über dir! Er bewahre dich und ſchenke dir den Frieden!“ Unter dem Eindrucke dieſer mütterlichen Wünſche ſchrieb Meyerbeer folgende Zeilen: „Teure geliebte Mama! Ich habe den mütterlichen Segen, den Du mir in Deinem Briefe geſchickt haſt, mit Andacht und Rührung in dem vorgeſchriebenen Momente geleſen, habe Deinen teuren Namen mit Inbrunſt geküßt, und habe Deinen Brief auf der Bruſt bis zu Ende der Vorſtellung getragen. Gott hat Dein Gebet erhört, teure, geliebte Mama, denn ſoviel man nach einer erſten Vorſtellung beurteilen kann, ſo iſt der „Prophet“ (unberufen und zur guten Stunde ſei es geſagt) ein großer glänzender Succeß. Viele Leute behaupten, daß ſie dieſe Oper weit über „Robert“ und die „Hugenotten“ ſetzen. Die Aufnahme war enthuſiaſtiſch. Roger wurde ſchon nach dem zweiten Akte, die Viardot nach dem vierten Akte herausgerufen, zum Schluſſe alle, und das Publikum gab keine Ruhe, bis ich zuletzt mich entſchließen mußte, obgleich ſehr ungern, auch herauszukommen. Aber der Ruf „Meyerbeer!“ wollte gar nicht enden. Gefallen, wenn man nämlich nach den Applaudiſſements ſchließen ſoll, hat bis auf vier oder fünf Stücke alles. Aber den größten, nachhaltigſten Eindruck machten folgende Stücke: Im erſten Akte das große Enſembleſtück der Anabaptiſten-Predigt und eine zweiſtimmige Romanze, von Mr. Caſtellan und Me. Viardot in der höchſten Vollendung geſungen. Im zweiten Akte die Erzählung des Traumes und eine Romanze, die Roger mit großem Liebreiz ſang. Ein einfaches Adagio von der Viardot mit ſolcher Vollendung und tragiſchem Ausdrucke vorgetragen, daß es dreifach applaudiert wurde. Dann das Hauptſtück des Aktes, ein Männerquartett, worin Roger als Schauſpieler und Sänger wahrhaft rührend und ergreifend war (womit der Akt ſchließt), nach welchem er herausgerufen wurde. Im dritten Akte gefiel vorzüglich ein Buffo-Terzett von drei Männerſtimmen und das Ballett-Divertiſſement, welches allerliebſt in Scene geſetzt iſt. Meine Ballettmuſik ſoll mir, wie man ſagt, diesmal glücklich geraten ſein, beſonders iſt man mit einem Galopp und einer Redowa ſehr zufrieden. Das zweite Tableau des vierten Aktes, das in der Kirche ſpielt und 22 Minuten dauert, obgleich es nur einen Triumphmarſch und das Finale enthält, iſt die Hauptſcene des Stückes, ſowohl als Gedicht wie als Muſik. Du kannſt Dir denken, wie geſpannt ich auf die Wirkung desſelben war. Gott ſei Dank, die Wirkung hat meine Erwartung übertroffen, man hat in dieſer Scene wie in einer Tragödie geweint. Aber einen großen Teil der Wirkung bin ich der Viardot ſchuldig, die ſich als Sängerin und Schauſpielerin zu einer tragiſchen Höhe erhob, wie ich ſie noch nie auf dem Theater geſehen habe. Auch Roger war in dem Moment, wo er ſeine Mutter verleugnet, ganz vortrefflich. Beide wurden nach dieſem Akte ſtürmiſch hervorgerufen. In den Proben war die Befürchtung allgemein, daß nach dieſem Akte kein fünfter Akt möglich ſei. Und doch hat die große Arie der Viardot im fünften Akte ſolche foudroyante Wirkung gemacht, daß ſie mit einer vierfachen Salve Applaudiſſements, wie ich ſie nur in Wien kannte, überſchüttet wurde, und man eine kleine Pauſe machen mußte, ehe das Duett angefangen werden konnte. Und auch das Duett zwiſchen der Viardot und Roger hat eine ganz außerordentliche tragiſche Wirkung hervorgebracht. Dann aber ſinkt die muſikaliſche Wirkung in den darauffolgenden Scenen. Allein ein wundervoller Brand, womit das Stück endigt, kam uns zu Hilfe, um den Enthuſiasmus bis zuletzt wachzuhalten. Alles jedoch, was ich Dir hier mittheile, teure Mama, iſt die Wirkung der erſten Vorſtellung, und ſehr häufig verraucht der Enthuſiasmus einer erſten Vorſtellung in den folgenden. Gebe Gott, daß dieſes nicht bei dem „Propheten“ der Fall ſei. Adieu, teure Mama! Nach der zweiten Vorſtellung ein Mehreres.

Dein treuer Sohn

Giacomo.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

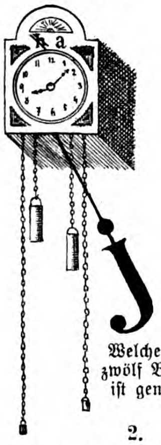
Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Kinder gewidmet und ſteht unter fachmänniſcher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Kinder-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Kinder-Daheim**, **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

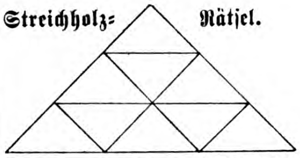
Allerlei Kurzweil.

1. Bilderrätſel.



Welcher von zwölf Brüdern iſt gemeint?

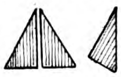
2. Streichholz-Rätſel.



Aus vorſtehenden, aus Streichhölzern gebildeten neun Dreiecken ſind fünf Streichhölzer wegzunehmen, ſo daß nur noch fünf Dreiecke übrig bleiben.

3. Fröbelſche Beſchäftigungen.

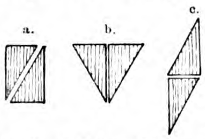
Unter den Fröbelſchen Spiel- und Beſchäftigungsmitteln findet ſich ein höchſt intereſſanter Gegenſtand, der aber bei der Fülle von Materialien, die den Kleinen im Kindergarten geboten werden, zu wenig in Gebrauch zu kommen pflegt.



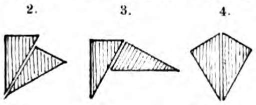
Es iſt das ungleichſchenklige, rechtwinklige Dreieck, wie es aus der Teilung eines gleichſeitigen Dreiecks in zwei gleiche Hälften hervorgeht.

56 ſolcher Dreiecke ſind zu einem Quadrat erforderlich, und damit iſt die zu einer Gabe notwendige Anzahl von Dreiecken beſtimmt.

Man findet ſie überall, wo die Fröbelſchen Beſchäftigungsmittel verkauft werden, als hölzerne Legetäfelchen zweifarbig — ſchwarz und roſa — oder man ſchneidet ſie aus guter, feſter Pappe, die womöglich mit farbigem Papier bezogen iſt, aus.



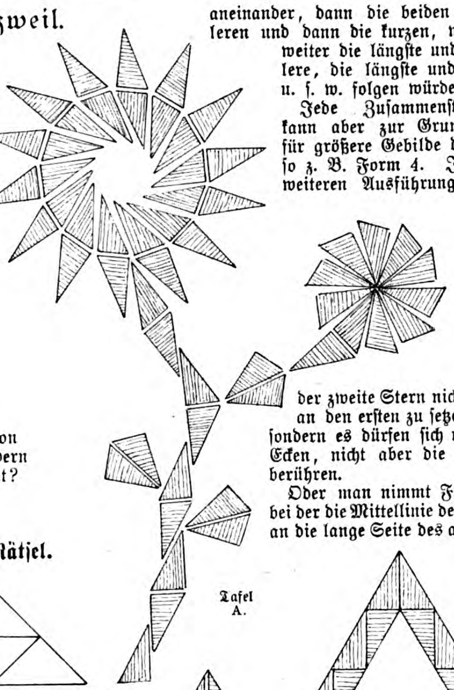
Fröbel teilt bekanntlich alle ſeine Formen in Erkenntnis-, Schönheits- und Lebensformen ein. Die erſteren belehren das Kind durch Beobachtung und Erfahrung über die Grundwahrheiten, die zweiten wecken und bilden den Sinn für Ordnung, Geregeltes und einfach Schönes, während die dritte Klaſſe den Thätigkeitstrieb auf das für das praktiſche Leben Notwendige lenkt.



Um unſer Beſchäftigungsmittel genau kennen zu lernen, bilden wir mit zwei Dreiecken ſo viele verſchiedene Zuſammenſtellungen als wir können.

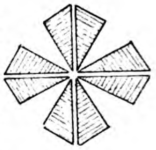
Wir legen zunächſt die beiden längſten Seiten aneinander, dann die beiden mittleren und dann die kurzen, worauf weiter die längſte und mittlere, die längſte und kurze u. ſ. w. folgen würden.

Jede Zuſammenſtellung kann aber zur Grundform für größere Gebilde dienen, ſo z. B. Form 4. In der weiteren Ausführung wird der zweite Stern nicht dicht an den erſten zu ſetzen ſein, ſondern es dürfen ſich nur die Ecken, nicht aber die Seiten berühren.

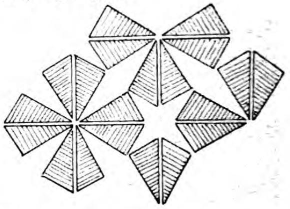


Tafel A.

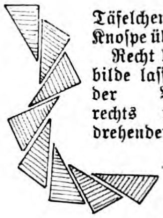
Oder man nimmt Form 2, bei der die Mittellinie des einen an die lange Seite des anderen Dreiecks gelegt wird. 14 Dreiecke bilden einen Kreis mit offener Mitte. Jedem dieſer Dreiecke wird ein anderes mit dem Winkel unten rechts hinzugefügt, und man erhält eine Sonnenblume.

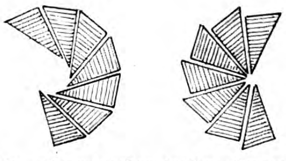


Als Stengel könnte dieſe Verbindung oder eine ähnliche dienen, als Blätter etwa Form 2. Auch würden noch genügend Täfelchen für eine Knoſpe übrigbleiben.



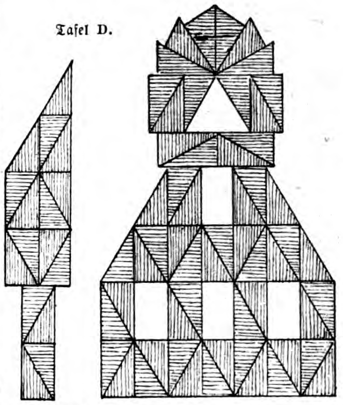
Recht hübſche Gebilde laſſen ſich aus der Verbindung rechts und links drehender Halbkreiſe bilden.



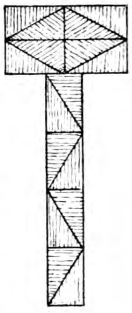


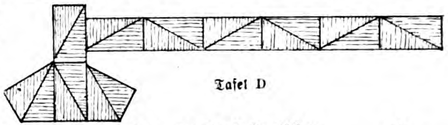
Lebensformen ſind die verſchiedenen Arten von Dächern, Mauern, Säulen, Häuſern, Kirchen ꝛc., die aus den Dreiecken leicht zuſammengeſetzt werden können, z. B. nach den Muſtern der Tafeln B, C, D.

Tafel D.

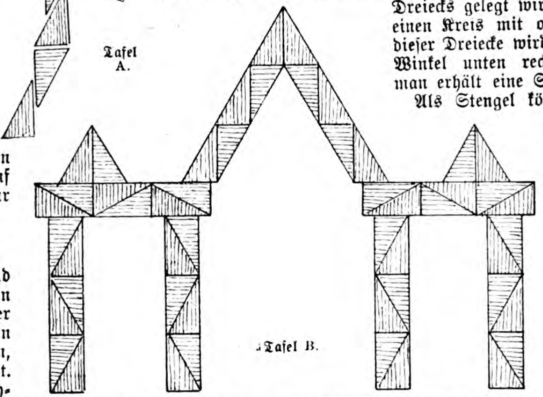


Tafel D.

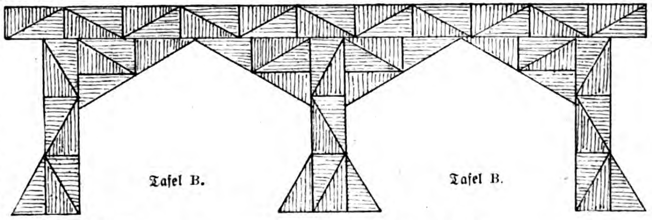




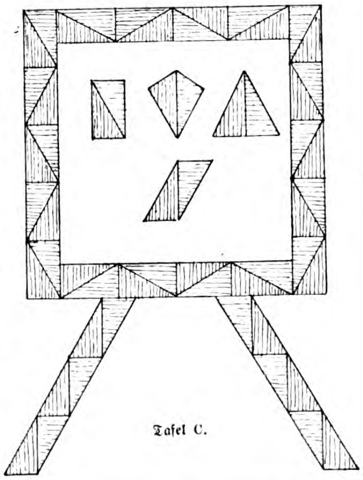
Tafel D



Tafel B.

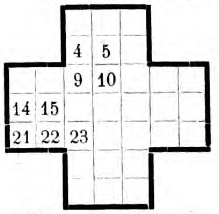


Tafel B. Tafel B.



Tafel C.

4. Einſiedler-Aufgabe.*)



Löſung in 6 Zügen.

Letzter Zug von 15 über 16 nach 17!

---

*) Erläuterung des Einſiedlerſpiels und Muſterpartie: ſiehe Kind.-Daheim in Nr. 1 und in Nr. 6.

Auflöſungen

der Aufgaben und Rätſel des Kinder-Daheim in Nr. 9.

1. Preisrätſel.

Geſtern abend, beim Nachhauſegehn
Da hab' ich ein wunderlich Ding geſehn.
Die Sonne ſagte ſchon gute Nacht
Und der Mond übernahm die nächtliche Wacht.
Da ſchritt eine dunkle Geſtalt vor mir her,
Leibhaftig, als ob ich es ſelber wär',
Grad' ſo eine Mütze und grad' ſo ein Rock,
Zwei Bücher, wie ich, und grad' ſo ein Stock.
Und was ich auch that, und wie ich auch ging,
Mich äffte in allem das alberne Ding.
Den Stock erhob ich zum wuchtigen Schlag,
Wie ſpottend, macht' er's getreulich mir nach.
Doch als ich endlich nach Haus gekommen,
Da hat er ganz eilig Reißaus genommen.
Und als ich der Trina, der hochweiſen Magd
Meinen Ärger über den Burſchen geklagt,
Was hat ſie geſagt?
„Kind, das war ein Höllengeſpenſt der Nacht!
Nimm Dich in Acht.
Das hat ſchon manchem groß' Leid gebracht"
Die hab' ich aber mal ausgelacht!
Nun, Kinder, ratet, was ich geſehn
Geſtern abend beim Nachhauſegehn.

Meinen Schatten.

6. Rätſel.

Lärche, Erle, Weide.
Lerche, Eule, Weihe.

7. Bilderrätſel. Domino.

8. Rätſelfragen.

Mondſichel. Luftſchloß. Goldregen. Schmetterlingspuppe. Faulpelz. Heupferdchen. Eisberg. Zaunkönig. Griesgram. Hannover. Milchſtraße. Haſenfuß.

10. Schieberätſel.

Pfingſten — Weihnacht.

Spreewald
Elfenbein
Stieglitz
Landſchaft
Gewand
Sandale
Streich
Erich
Knecht

Auflöſungen

der Aufgaben und Rätſel des Kinder-Daheim in Nr. 12.

2. Bilderrätſel.

Weihnachtsbeſcherung.

3. Weihnachts-Arithmogriph.

Der Spruch lautet: „Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen." Die beiden oberſten Zweige: „Sirach." Die beiden unterſten: „Fröhliche Feiertage." Die 16 Wörter heißen:

a. Amos.
b Levi.
c. Lotto.
d. Ornat.
e. Jordan.
f. Agathe.
g. Goliath.
h. Nazareth.
i. Saul.
k. Juda.
l. Oskar.
m. Tabor.
n. Nathan.
o. Eſther.
p. Habakuk.
q. Heſekiel.

4. Buchſtabenrätſel.

Tannenbaum.

5. Rätſelfragen.

1) Glauchau (auch).
2) Indem man das Wort „Rehbock" buchſtabiert, alſo die Buchſtaben dieſes Wortes einzeln nennt.
Man ſagt dann:
„Der Jäger ſchoß, da lag er da,
Der R—e—h—b—o—c—k."
3) Das Echo.
4) Die Glockenſpeiſe.
5) Nie. Der Flachs wird überhaupt nicht geſät, ſondern der Lein.
6) Der Winter.
7) Der Maſtbaum.
8) Der Admiral.
9) Die Ruhr.

6. Rechenaufgabe.

Jede der fünf Schweſtern erhielt ſieben, jeder der drei Brüder ſechs Nüſſe.

7. Wechſelrätſel.

1. Hahn, Kahn. — 2. Wein, Bein.
3. Tannne, Wanne. — 4. Erica, Erich.
5. Lech, Leck. — 6. Rade, Rabe.

8. Magiſches Kreuz.

			w	a	k			
			e	b	a			
			i	e	r			
w	e	i	h	n	a	c	h	t
a	b	e	n	d	b	r	o	t
k	a	r	a	b	i	n	e	r
			c	r	n			
			h	o	e			
			t	t	r			

Briefkaſten.

Die Beteiligung an der Preisbewerbung war eine ungemein rege und ſehr erfreuliche. Wir erhielten mehr als 1000 Löſungen, die meiſten mit lobenswerter Aufmerkſamkeit, mit viel Sorgfalt und Fleiß gearbeitet. Nur wenige Löſer ſind durch den kleinen Druckfehler in Zeile 16 des Preisrätſels — es fehlen die Striche über dem „A" — irre geführt. Bei der Beurteilung der Löſungen haben wir ſolche Irrtümer, die durch den Druckfehler veranlaßt ſind, alſo z. B. Wörter wie: Arbeit, Armut, Argwohn ꝛc. nicht als Fehler gerechnet. Alle eingeſandten Löſungen haben wir genau durchgeſehen, die zwölf beſten ausgewählt und von dieſen die vier vorzüglichſten herausgeſucht. In Anbetracht der ſehr zahlreichen Löſungen, die mit großem Fleiß angefertigt ſind, wurden uns zwei erſte und zwei zweite Preiſe zur Verteilung freundlichſt übermittelt.

Es erhielten Margaretha Jenſen, Jannebỹ per Eggebek (Schleswig): „Rottraut u. Ilſe". Erzählung für junge Mädchen von Frida Schanz. Nicolaus Schlichting, Kiel, Niemannsweg 101: „Dreißig Lebensbilder deutſcher Männer aus neuerer Zeit" von Hanns von Zobeltitz. Mitze von Gehren, Linz a. d. Donau, Mozartſtr. 35 (Oberöſterreich): „Beſchäftigungsbuch für Mädchen" von Marie Bürkner. Geſchwiſter Goſſen, Berlin W., Genthiner Str. 15: „Das Buch der Sammlungen" von Otto Klaſing.

Bis auf kleine Fehler oder geringe Mängel in den Ergänzungen ſind ſehr viele Löſungen richtig. Beſonderes Lob verdienen: Hedwig G., Oberhauſen. Charlotte K., Berlin. Paul K., Wiesbaden. Friedrich H., Kreuznach. Alwine N., Hammeddel. Robert v. F., Münſter. Margarete H., Wismar. Charlotte Sch., Schotmar. Friedrich Sch., Dudenſen. Marie W., Radevormwald. Ernſt K., Finſterwald. Hedwig E., Heilbronn. Ernſt K., Minden. Eduard L., Gladbach. Rudolf W. B., Uhlenhorſt. Helene L., Gr. Ilſede. Eliſabeth G., Schlawe. Hermine Sch., Averlak. Ulrich B., Fürſtenberg. Curt N., Liegnitz. Julius P., Leipzig. Klara W., Duisburg. Otto B., Hagen. Johanna G., Grumme. Oswald Sch., Naumburg. Ilſe P., Gerbſtedt. Margarete K., Römhild. Renata Sch., Quedlinburg. Margarete Sch., Lindſtedt. Agnes L., Berlin. Gertrud N., Erfurt. Elſe Sch., Dölitz. Albert G., Wiesbaden. Elſe W., Eſſen. Marie K., Templin. Betty P., Solingen. Herm. N., Elberfeld. Käte M., Rambow. Eliſabeth W., Rettauen. Traugott E., Wernigerode. Gertrud K., Landsberg. Magda Pf., Gladbach. Ernſt L., Leipzig. Margarete D., Wrechon. Elſe G., Hilgen. Hans Sch., Neverin. Hedwig S., Kaiſersberg. Luiſe Dahl, Speier. Helene St., Stuttgart. Frida D., Itzehoe. Georg R., London. Emma F., Medikon-Wetzikon. Walter G., Leipzig. Heinrich H., Kiel. Victor B., Hildesheim. Margarete E., Schleswig. Gerhardine L., Emden. Annie M., Elbing. B. R., Steglitz. Guſtav H., Schalkau. Heinrich M., Frankfurt a/M. Anna E., Dresden. Elſa K., Meiningen. Bertha W., Barmen. Eliſabeth Sch., Baſel. Friedrich B., Weidenau. Magdalena A., Siegen. Johanna B., Leipzig. Helene A., Malſerdinger. Geſchwiſter B., Neheim. Bertha A., Kirchditmold. Julie D., Braunſchweig. Magda D., Koeben. Eliſe D., Roßwein. Ernſt F., Weſtermoor. Margarete E., Bleddin. Olga E., Roma. Helene E., Stuttgart. Ferdinand G., Landsberg. Frida G., Hohenlimburg. Margarete J., Krage. Ella J., Nidda. Das kleine Haſenpaar Fritz und Wilhelm, Langenberg. Marie H., Wernigerode. Hedwig G., Fritzow. Mitze von G., Linz. Peter J., Weener. Käthe J., Roſtock. Max H., Magdeburg. Walter H., Marten. Marie B., Hamburg. Alfred B., Vechta. Anni B., Huſum. Eliſe H., Königsberg. Erich H., Breslau. Erich K., Nienhagen. Eliſabet K., Speldorf. Carl L., Ülzen. Elſe L., Bielefeld. Marianne G., Allſtedt. Gertrud G., Brüel. Elſe G., Magdeburg. Frida L., Magdeburg. Alfred L., Mühlhauſen. Elſe K., Waren. Franziska K., Grodziczno. Helene L., Kettwich. Betti L., Bremerhaven. Erna H., Battin. Grete H., Nipnow. Johannes L., Lugau. Eliſabeth M., Breslau. Louiſe M., Olderſum. Friedrich M., Sötern. Pauline H., Merſeburg. Johannes H., Gladigau. Melanie B., Dresden. Käthe B., Strodehne. Max K., Hohenfelde. Georg K., Klein-Berkel. Katharina K., Großrückerswalde. Gretchen B., Magdeburg. Walter D., Quedlinburg. Eliſabeth Sch., Schloß Pretzſch. Eliſabet E., Görsdorf. Rudolf H., Berlin. Werner B., Kolberg. Liſette B., Hagen. Fritz D., Jena. Marie M., Stuttgart. Ida B., Schalke. Käthe B., Gr. Brutz. Eliſabeth B., ? Agnes K., Eckernförde. Magdalene K., Herrenhut. Martin K., Pathendorf. Bertha K., Werthenbruch. Fritz K., Berlin. Johannes M., Cracau. Johannes M., Kappeln. Martin B., Kückenmühle. Suſe B., Wurzen. Friedrich H., Helmſtedt. D. H., Glückſtadt. Fritz H., Kettwig. Hedwig M., Weſel. Kurt M., Leobſchütz. Hanna M., Droſſen. Fritz H., Brunsleberfeld. Albrecht H., Aurich. Natalie M., Weilburg. E. M., Schwindratzheim. Otto St., Sellſcheid. Walter Sch., Halle. Mimmi H., Elberfeld. Mathilde H., Gattenhofen. Hugo H., Gr. Linden. Elſa Sch., Steinberg. Bertha Sch., Vechta. Johs. H., Sickte. Mathilde H., Magdeburg. Grete St., Köln. Erna Sch., Amt Bernſtein. Gertrud M., Gr. Grapowen. Marie M., Heddesdorf. Frida M., Anklam. E Sp., Berlin. Martin U., Charlottenburg. Martha U., Angermühle. Martha Sch., Ruhden. Erna v. St., Stettin. Hedwig M., Siegen. F. M., Marne. Adelheid O., Chemnitz. Walther N., Königsberg. Richard O., Cottbus. Karl R., Greiz. Margarete R., Schierſchnitz. Roſula von O., Ringelsdorf. Elfriede u. Fritz O., Berlin. Anna N., Flensburg. Felicitas N., Barmen. Clara Qu., Neuſtadt. Ernſt Rohde, Königsberg. Margot Sp., Leobſchütz. Wally u. Carl P., Brandenburg. Elſe P., Dahnsdorf. Hans R., Petershagen. Martha R., Mittweida. Eliſabeth Sch., Euba. Eugen Sch., Altona. Hedwig P., Geithain. Curt R., Magdeburg. Fr. S., Stargard. Elfriede Sch., Döberitz. J. D. B., Preetz. Siegfried P., Berlin. Emma R., Hankels-Ablage. Johanne S., Kußfelde. Helene P., Droſſen. Friedrich P., Stettin. Eliſabeth St., Konken. Louiſe Sch., N. Emſe. Alfred R., Leipzig. Gerhard R., Zduny. Adelheid R., Lauf. Dora P., Colmar. Geſchwiſter P., Remſcheid. Hermann P., Hattingen. Martha Th., Altrüdnitz. Marie Th., Wickerſtedt. Eliſabeth Sch., Charlottenburg. Anna Sch., Hattingen. Martin Z., Gera. Luiſe Z., Baden. Marie V., Hattrepel. Margarete V., Burg. Ernſt V., Vienenburg. Marie V., Oſtſeebad Wuſtrow. Alma Z., Paſſee. Dorothea Z., Dresden. Eliſabeth H., Schraplau. Karl Hennig, Bautzen. Anni Müller-Wagner, Niederlößnitz. Fritz W., Dresden. Käthe G., Tempelberg. Hanna K., Bremerhaven. Martha W., Wirſitz. Marie W., Naſſadel. Eliſabeth E., Friedelsheim. Anna F., Wöllſtein. Lili F., Neubrandenburg. Werner G., Eſſen. Margareth Cl., Altona. Arno W., Trebnitz. Anna W., Stuhlingen. Ida W., Jeiſing. Marianne W., Falkenhain. Catharine O., Schleswig. Curt H., Delitzſch. Tony W., Hamburg. Johannes W., Dodendorf. Elſa G., Herzberg. Bruno Sch., Pritzwalk. Marcella K., Liegnitz. Gertrud L., Weſtend. Bertha K., Wilmersdorf. Hilda S., Wolgaſt. Georg B., Wolgaſt. Theodor W., Blaubeuren. Johannes W., Verden. Marie W., Mönchau. Henny H., Breslau. Karl W., Köln. Eliſabeth H., Gohlitz. Clara J., Schleiz. Frieda R., Bielefeld. Arno K., Zulsdorf. Elſe H., Herzberg. Marthe T.-W., Limbach. Rudolf W., Oelsnitz. Karl W., Braunſchweig. Emma W, Schönhagen. Herrmann T., Schiltigheim. Anna D., Bremervörde. Alma M., Berlin. Clara M., Müncheberg. Hedwig L., Müncheberg. Bertha M., Müncheberg. Frieda O., Müncheberg. Mally F., Müncheberg. Hans R., Zaborowo. Rudi H., Bremerhaven. Helene H., Berlin. Dora W., Wotenick. Hedwig L., Cannſtadt. Eliſabeth M., Crefeld. Elfriede W., Krudenburg. Chriſtine L., Techow. Marie G., Eyſtrup. Eliſabeth H., Warburg. Erna R., Hamburg. Joſefine H., Salzungen. Thekla H., Alsfeld. Anna G., Tempelburg. Helene H., Wippra. Willi K., Weimar. Alfred B., Seehof. Erna D., Kurtwitz. Katharina M., Breslau. Oskar N., Adolphswalde. Anna L., Jena. Willy W., Gutwohne. Eliſabeth L., Danzig. Dora H., Frankenberg. Meta O., Breslau. Käthchen Pf., Bielefeld. Willi W., Schwerte. Ch. von Sch., Eiſenach. Clara H., Berlin. Albert B., Heilbronn. Frieda u. Eliſabeth J., Siegen. Frieda M., Elberfeld. Frieda J., Ihrhove. Lydia S., Andernach. Friedrich P., Barmen. Geſine u. Emilie R., Cuxhaven. Max D., Warnow. Emmi E., Schiome. Eliſabeth W., St. Dionys. Gerhard W., Grünefeld. Marie L., Wiershauſen. Helene D., Weſſelburen. Käte Sch., Neu-Rooſen. Anna N., Flensburg. Eliſabeth G., Stubbendorf. E. K., Stendal. Anna u. Bertha M., Stuttgart. Tony H., Mühling. Karl M., Bremen. Walther H., Siegen. Waldemar Sch., Bromberg. Ludwig P., Tutzpatz. Dorothea A., Nienburg. Martha S., Wachau. Rudolf D., Allſtedt. Dora T., Sayda. Elſe und Kurt L., Rothwaſſer. Margarete B., Pegau. Fritz K., Schwedt. Eliſabeth, Sophie, Dorothea von B., St. Johann. Johanna W., Nordhauſen. Marquard v. D., Harburg. Gertrud L., Zoppot. Margarete G., Dahlen. Hedwig W., Drieſen. Hedwig S., Hamburg. Suſi Sch., Roſtock. J. K., Rotenburg. Eduard L., Gladbach. Emma F., Weidenau. Paul W., Elberfeld. Hedwig Sch., Eitzum. Karl Matthies, Stralſund. Elſa L., Saarlouis. Margarete M., Köslin. Karl K., Rotenburg. Frieda W., Lippehne. Rudolf Sch., Frankenberg. Margarete E., Beeskow. Erna R., Hamburg. Julia von der L., Bützow. Günther G., Proſeken. Guſtav K., Gadderbaum. Lina H., Caſſel. Margarete P., Weimar. Paul M., Bebelnheim. Martha F., Köln. Martin H., Barmen. Gertrud B., Symbow. Eliſabeth St., Parlin. Carl Sch., Kaiſersfelde. Paul Sch., Deilingshofen. Eliſabeth H., Wohlau. Walther H., Werdohl. Nora von P., Görlitz. Gotthard J., Silberbach. Chriſtine F., Hohenweſtedt. Eliſabeth Sch., Fünfeichen. Bodo van W., Bötersheim. Anna R., Berlin. Marie J., Havelberg. Luiſe H., Prenzlau. Luiſe W., Barmen. Carl W., Hannover. Marie und Hans B., Hamburg. Clara N., Kritz. Hedwig a. d. Pfarrh. Zingſt Walter B., Sonnenburg. Willi P., Oſtrowo. Paul F., Aderſtedt. Lydia B., Reverſtedt. Lieschen E., Halſtern. Otto J., Obermoſchel. Gertrud Qu., Graudenz. Martha B., Ilmenau. Joh. J., Soeſt. Elſe v. d. K., Duisburg. Carl St., Barmen. Anna Sch., Meiningen. Anna M., Braunſchweig. Johanne W., Chemnitz. Martha M., Chemnitz. Hanna H., Birkholz. Margarete T., Tſchernow. Elſe S., Wettin. Sophie von W., Fuchsberg. Eliſabeth H., Cammin. Hermann M., Freienwalde. Ottilie N., Kellinghuſene. Walter Th., Döbeln. Elſe B., Rüdesheim. Liſa B., Wilkau. Fritz G., Dobberzin. Friedrich Th., Neuſalz. Helene K., Elberfeld. Martin F., Droskau. Sofie O., Eſchweiler. Eliſabeth J., Leobſchütz. Dorothea G., Liegnitz. Marie, Robert T., Hattenheim. Hermann K., Stargard. Johannes C., Bromberg. Clara D., Eilsleben. E. Sch., Blankenburg. Lenchen A., Braunſchweig. Käthe R., Drübeck. Martha F., Seelow. Eliſabeth L., Meßdorf. Margarete J., Heinsdorf. Thilo W., Klein-Calden. Eliſabeth P., Düſſeldorf. Frieda R., Marburg. Otto B., Barmen. T. E., Wernigerode. Gertrud S., Daber. Amalie K., Wetzlar. Käthe Sch., Hamburg. Elly Sch., Neuwied. Anna u. Eliſabeth St., Plönzig. Lina H., Herborn. Ernſt B., Altwaſſer. Elſe W., Geldern. Eliſabeth Th., Langwarden. Marie R., Wallrode. Albert St., Pforzheim. Marie St., Caſſel. Auguſt W., Harle. Frieda H., Oſterfeld. Guſtav G., Nikolaiken. Hedwig von C., Haus Hiddershauſen. Marie R., Simmenau. Guſtav K., Nicolaiken. Gertrud F., Beppen. Eliſabeth K., Oldenburg. Eliſabeth R., Glembokie. Johanna W., Crefeld. L. H., Weißenfels. Hans T., Frankenthal. Drei Brüder R., Pfarrhaus Döberle. Hans T., Kirchgellerſen. Clara R., Wohlau. Kurt R., Schwedt. Hubert K., Simmatzig. Agnes W., Stendal. Margarete B., Braunſchweig. E. R., Meißen. Emma B., Andremberg. Käthe u. Marie M., Pfarrhaus Schlatkaw. Magdalene B., Kl. Gemmern. Clara M., Döberan. Käthe K., Gr. Teſſin. Hans K., Hamburg Auguſte Pf., Hungerstorf. Julie P., Stuttgart. Richard W., Göhrde. Edith R., Charlottenburg. Paul M., Hannover. Max J., Wilhelmshaven. Dora R., Blankenburg. Werner K., Magdeburg. Franz R., Stettin. Agnes W., Ottenſen. Anna S., Wismar. Paul L., Brietzig. C. K., Flensburg. Helene A., Solingen. Werner u. Gertrud R., Bentwiſch. Guſtav J., Heidelberg. Curt K., Neuſalz. Friedrich H., Aſchersleben. Emma M., Cüſtrin. Olga L., Golſſen. Luiſe B., Paſtorat zu Lyſabbel. Eliſabeth W., Eppelsheim. Johanna F., Kirn. Paul G., Frauendorf. Dora von der H., Hamburg. Alexander F., Blankenfelde. Helene K., Mittweida. Suſanna B., Pirna. Eliſabeth W., Grabow. Maria D., Gera. Konrad M., Brieg. Natalie von B., Oſſen. Ottilie R., Altena. Martha M., Ammelbruch. Anna B., Iſcherei. Magdalene B., Beuthen. Paul K., Loewenfeld. Kuno K., Balingen. Max K., Tübingen. Eliſabeth W., Stuttgart. Gretchen L., Oldenburg. Paula Sch., Gotha. Auguſte S., Steinbrück. Elſe, Krefeld. Hans Sch., Stendal. Gretchen H., Düſſelthal. Max S., Bolkenhain.

(Schluß folgt.)

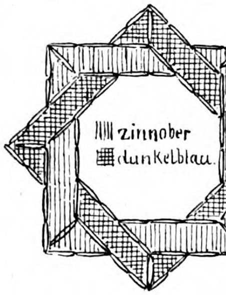
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

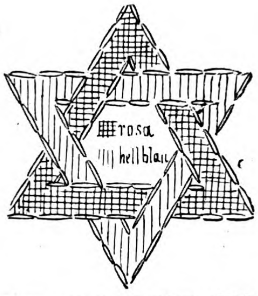
Allerlei Kurzweil.

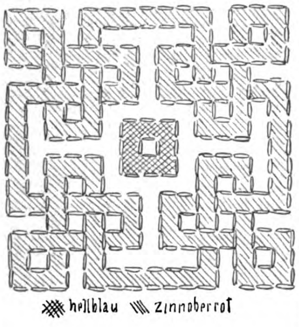
1. Für kleine Mädchen.

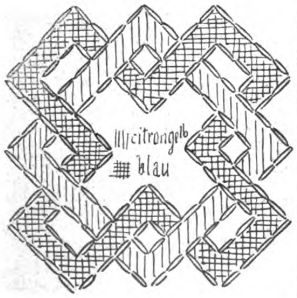
Nähblätter von Fr. M. Wunderlich.

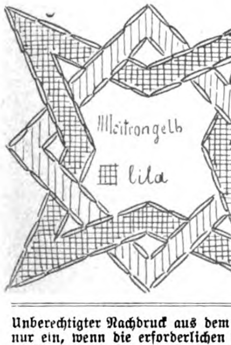
(Siehe Kinder-Daheim in Nr. 9.)

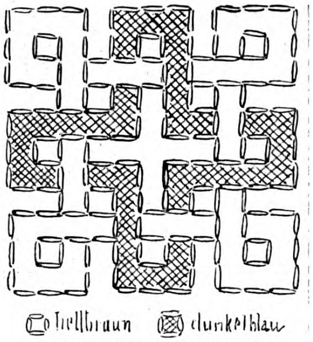


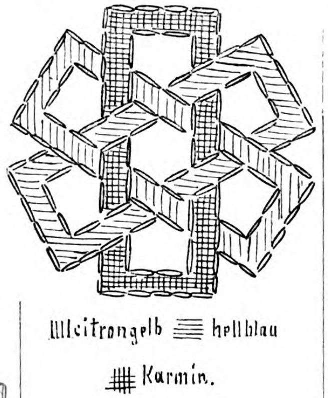












2. Ergänzungsrätſel.

J. d.r S.hm.ede.

Ping pang! S. g.ht's v.n f.ü. b.s ſ..t
D.r S.hm.ed v.r ſ.in.m A.b.ß ſ..ht
E. ſ.n.t e.n L.ed u.d o.ne R.h
D.r H.mm.r ſ.h.ä.t d.n T.kt d.zu

P..g pa.. p..g pa.. D. R.it.r w.rt
Fü.r z. m.r h.r d.in m.tg.s P...d
Me.n E.ſ.n f.ſt un. ſ.ch.. hä.t
U d r.tt'ſt d. d.r.h d.e g.n.e W..t

P.n. p..g M..n R.ßl..n ſ.eh d.ch ſ.i.l
D.r S.....d d..n B.ſt.s j. n.r w..l
S. w.rt d..h b.s i.. f.rt.g b.n
J.t.t a.l.s g.t L.uf h.n l..f h..

Pi.. pa.. D.s E..en kl.ng.t m.t
D.r H..m.r po..t e. ſi..t d.r S.....d
D.r Bl.ſ.b.lg fä.lt a..ch n.ch e.n
G.ht h.rch.t z. i.r K.nd..l..n

Jeder Punkt iſt durch einen paſſenden Buchſtaben zu erſetzen.

3. Dreiſilbige Scharade.

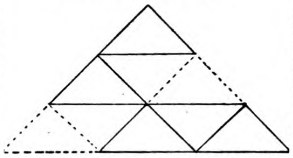
In Troja immer die Erſte ſteht,
Die Zweite ihr in der Minute ſeht,
Und in der Arbeit zeigt ſich die Dritte;
Doch ſucht ihr vergebens ſie in der Mitte.
Es kommt das Ganze in jedem Jahr,
Ihm folgt ſeine große Brüderſchar.

Auflöſungen

der Aufgaben und Rätſel des Kinder-Daheim in Nr. 14.

1. Bilderrätſel. Januar.

2. Streichholz-Rätſel.



4. Einſiedler-Aufgabe.

I. von 14 über 15 nach 16.
II. von 5 über 10 nach 17, über 16 nach 15.
III. von 4 über 9 nach 16, über 23 nach 28.
IV. von 21 über 22 nach 23.
V. von 28 über 23 nach 16.
VI. von 15 über 16 nach 17.

Briefkaſten.

Sehr lobenswerte Löſungen des „Preisrätſels" ſandten ein:

Lotte Th., Berlin. Elſe M., Lübeck. Max u. Meier G., Forſthaus L. Elſa von Sch., Saratow. Emmy G., Altona. Martha H., Pfarrhaus Gräfenhain. Annchen B., Mühlheim. Liſa E., Baſel. Eugen E., Möckmühl. Jlſe B., Magdeburg. Eliſabeth Pf., Lauske. Eugen B., Sterkrade. Martha P., Neuenrade. Max S., Saalfeld. Hugo S., See-Buckow. Wilhelm L., Oels. Gertrud P., Ravensburg. Hans K., Görlitz. Gertrud C., Langenberg. Max von K., Leer. Max u. Martha K., Mannheim. Jda E., Schiltigheim. Karl H., Neuwied. Dorothea H., Reißland. Käthe M., Berlin. Friedrich Wilhelm von W., Eſens. Anna C., Kriſtyor. Hedwig D., Nürnberg. Wilhelm H., Riga. Bertha S., Genf. Käthe J., Münchhof. Louis L., Riga. Tinchen, Grete, Otto K., Gr. Kayna. Arthur B., Mühlheim. Tobi M., Wandsbek. Bertha Sch., Kiel. Friedrich A., Schwedt. Auguſt S., Obermoſchel. Ernſt P., Bückeburg. Franz J., Emden. Emil F., Naumburg. Fritz N., Bochum. Carl B., Mannheim. Fränzchen H., Gr. Zſchocher. H. R., Stendal. Helena N., Kalbe. Margarete G., Strausberg. Emma Z., Dieburg. Käthe B.-W., Dresden. Johanna K., Oſterburg. Hedwig B., Torgau. Elfriede M., Bielefeld. Elly H., Wismar. Karl S., Nürnberg. Gertrud F., Roſtock. Minna P., Neumünſter. Elfriede von H., Bückeburg. Eliſabeth L., Aurich. Alice B., Tzallkinnen. Hermann M., Königsberg. Ernſt B., Flierich. Emilie Z., Ehingen. Franziska H., Bredtſten. Henny St., Hamburg. Frieda H., Bülow. Eliſabeth R., Geiſing. Fritz G., Liegnitz. Elfriede S., Berlin. Ludw. Sch., Putbus. Luiſe B., Kl. Koslau. Johannes St., Leipzig. Gabriele F., Krotoſchin. H. R., Höxter. Emilie Sch., Frankfurt. Martha St., Brake. Paul N., Pfarrhaus Mödlich. C. D., Reeſen. Luiſe von R., Freyburg. Käthe B., Magdeburg. Marie L., Bremen. Hans K., Leipzig. Mariechen von N., Hanshagen. Wilhelm Sch., Audenburg. Lina P., Charlottenburg. Margarete A., Meeldorf. Marianne L., Sangarten. Hetto L., Dieskau. Paul S., Bingen. Johannes D., Berlin. Frieda N., Döbern. Julie K., Schwegenheim. Heinrich M., Elberfeld. Luiſe M., Moers. C. F., Eckardsberga. Auguſt E., Diſſen. Liſa D., Ronneburg. Margarete Erckener, Eſſen. Wolfgang K., Torgau. Walter H., Gladbach. Gertrud J., Berlin. Johannes Sch., Tetſchen. Anna B., Oſterholz. Emilita R., Herford. Alma M., Elberfeld. Margarete R., Liebleben. J. K., Eiche. Erich H., Münchendorf. Rudolf N., Hoheneck. Adolf J., Zweibrücken. Maria F., Florenz. Henny H., Hamburg. Werner P., Greiz. Käthchen E., Felsberg. Magdalene St., Karolinenſiel. Max M., Ditfurt. Karl B., Oſterhabe. Eugen St., Sonneberg. Charlotte B., Leipzig. Dorothea Sch., Forſt. Hertha R., Königsberg. Olga L., Flensburg. Eliſabeth R., Worms. Johannes Sch., Stettin. Georg F., Frankenberg. Hermann V., Prauß. Anna, Marie v. O., Berlin. Jrma Sch., Bomſt. Komteſſe Frida v. S., Neuſtädtles. Paul Z., Wendiſchbora. Käthe F., Gladbach. Dora v. A., Münſter. Eva Sch., Leipzig. Eliſabeth M., Potsdam. Margaretha J., Sanneby. Kurt Hermann J., Charlottenburg. Lenchen G., Stuttgart. Johanna K., Unter-Barmen. Johanna M., Memmingen. Charlotte Ph., Bergheim. Eliſabeth Sch., Wernigerode. Margarete Z., Caſſel. Margarete W., Bunzlau. Gertrud St., Heilbronn. Margarete Sch., Bautzen. Johanna U., Schönbaum. Heini F., Mannbuch. Hermann G., Schwerin. Elfriede Z., Gr. Blumberg. Hedwig St., Stargard. Johanna N., Schmetzdorf. Ernſt J., Roßwein. Walther A., Berlin. Hanna Th., Kartzow. Chriſtian K., Bagband. Kurt H., Oranienſtein. Alwine B., Baſel. Paul Sp., Eiſern. Ernſt D., Borntuchen. Anna G., Wangerin. Gretchen N., Biſchofsheim. Bruno D., Geeſtemünde. Carl B., Barmen. Jda D., Straßburg. Erich N., Dortmund. Hedwig K., München. Friedrich L., Schlenzer. Hildegard K., Berlin. Willy K., Roſtock. Jna B., Roſtock. Paul K., Schwerin. Herm. K., Crefeld. Albrecht von W., Köln. Ulrich M., Gütersloh. Klara D., Jöllenbeck. Amalie T., Suurhuſen. Sunke H., Bieſterfeld. Paula W., Lübeck. Maggy F., Fordon. K. Sch., Bromberg. Johanna P., Zwickau. Anna F., Leipzig. Reinhold B., Weimar. Helene M., Tetenbüll. Gabriele S., Thorn. Walter St., Seehauſen. Eliſabeth Sch., Zeven. Gertrud V., Rathenow. Werner G., Hof Kreien. Magdalene H., Deſſau. Ad. V., Dannenberg. Arnulf Z., Großenhain. Hermine G., Leipzig. Marie S., Klebe. Luiſe R., Berlin. Erna u. Curt M., Schwedt. Johannes P., Breslau. Clara H., Danzig. Bruno G., Riga. Paula E., Schwartau. Eliſabeth K., Schleiz. Otto B., Detmold. Nikolaus Sch., Kiel. Emil S., Oldenburg. Herbert K., Berlin. Auguſte von O., Rattey. Anna R., Stuttgart. Erna u. Mathilde Sch., Cappel-Neufeld. Erna M., Jaſtrzemb. Ernſt M., Zafingen. Anna Sch., Croſſen. Martha R., Merſeburg. Eliſabeth Ph., Bergheim. Martha O., Münſter. Wilhelm H., Siegen. Hertha S., Münſter. Karl K., Herne. Bertha Sch., Hardthof. Karl P., Oehsfelde. Margarete Sch., Meppen. Guſtav R., Lindau. Paul F., Hamburg. Ernſt M., Bredſtedt. Frieda P., Röthen. Walther G., Sanders. Marie St., Goldberg. Hildegard K., Pfarrhaus Hetzdorf. Maria M., Schladern. Anna F., Mönchenholzhauſen. Elfriede D., Stralſund. Paul B., Mühlhauſen. Margarethe R., Mühlhauſen. Charlotte M., Bonn. Clara J., Flensburg. Paul S., Lage. Paula S., Gr. Wartenberg. Johannes B., Waddens. Gertrud H., Bautzen. Anna H., Pfarrhaus Gieba. Dorothea von K., Rittergut Miſtrich. Georg B., Jacobswalde. Eliſe B., Kl. Wanzlebe. Helene D., Gr. Glogau. Wilhelm Th., Guhrau. Johanna N., Belgard. Margarete J., Liegnitz. Anna A., Wandsbek. Chriſtian B., Schleswig. Willy M., Coburg. Martha B., Freiburg. Annie M., Hamburg. Heinrich von B., Goslar. Otto F., Leipzig. Max F., Grevenbroich. Auguſt L., Mühlhauſen. Giſela L., Lieberoſe. Friederike E., Frankfurt. Marie N., Eppingen. Lili V., Kl. Karben. Margarete R., Naumburg. Adelheid K., Trippſtadt. Marie T., Hünfeld. Martha P., Roſtock. Milla von M., Chemnitz. Karl B., Anhalt. Guſtav B., Prerow. Heinrich P., Wandsbek. Marie B., Sagard. Kurt B., Stoberau. Emma W., Kaufbeuren. Johannes B., Bieswang. Elſe St., Roſtock. Margarethe de la C., Janickendorf. Hans J., Stargard. Emil W., Jlten. Chriſtina K, Roſtock. Hans H., München. Elfriede W., Barmen. Martha Th., Leipzig. Auguſt G., Sommerluſt. Hildegard O., Plaenitz. Lina F., Frankfurt. Eliſabeth R., Jſerlohn. Rudi K., Thiergarten. Helene M., Oſterburg. Margarete Sch., Weimar. Peter J., Paſtorat Tingleff. Charlotte H., Johnsbach. Ada u. Lilly H., Samotſchin. Käthe L., Grätz. Curt G., Gr. Gaglow. Julius H., Mannelshagen.'Albrecht Sch., Hannover. Luiſe H., Berlin. Anna B., Markersbach. Mariechen K., Gerſtungen. Olly von M., Nuſſikas. Willie R., Königsſtelle. Fritz Sch., Grüneberg. Gertrud U., Lüneburg. Elfriede G., Marmelshagen. Marie B., St. Gallen. Roma R., Zittau. Johanna H., Neuſalza. Guſtav P., Gr. Glogau. Martha K., Dresden. Emmy H., Jena. Mathilde H., Gingen. Hans Sch., Berlin. Luiſe F., Brieg. Gertrud K., Annaburg. Helene u. Valeska K., Gummersdorf. Elſe M., Roßwein. Herm. K., Mülheim. Emma S., Stuttgart. Lilly K., Straßburg. Jrma von B., Crefeld. Das luſtige G.ſche Kleeblatt aus d. Genthiner Str. Margarete Sch., Dragun. Albert H., Baiersbronn. Otto R., Ulm. Carl Sch., Wieskitno. Agnes N., Eppendorf. Line Z., Hanau. Hedwig B., Heriſau. Lina K., Gevelsberg. Emilie B., Mülhauſen. Otto B., Arbach. Karl Sch., Dierdorf. Martha F., Düſſeldorf. Eliſe K., Chemnitz. Anna D., Berlin. Johanna Sch., Pfarrhaus Albershauſen. Anna H., Schopfheim. Elſe C., Prinkendorf. Elsbeth K., Liegnitz. Emma Sch., Melſungen. Reinhold W., Heinewalde. Edith J., Rehfelde. Paul Ph. B., Burkhardswalde. Frieda W., Hamburg. Hermann F., Sayda. Käthe Th., Gevensleben. Eliſabeth Sch., Berlin. Willy B., Sondershauſen. Olga St., Roſtock. Mimi S., Stadtoldendorf. Johanna K., Bruchenbrücken. Marie A., Stuttgart. Emilie J., Oberndorf. Elſe L., Freiberg. Maria D., Crefeld. Rudolf L., Karlsruhe. Mathilde S., Büdingen. Maria E., Eſſers. Alexander u. Eugen v. B., Paris.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim

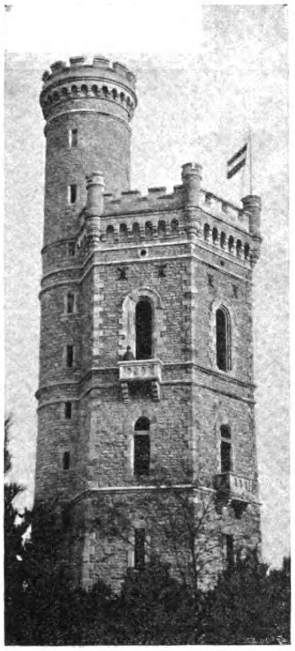
1895. Beilage zu Heft 6 (No. 16—18).

XXXI. Jahrgang.

Februar 1895.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Der Bismarckturm in Göttingen. — Grabkapelle und Katafalk der Fürſtin von Bismarck in Varzin. — Stanislaus Graf Kalckreuth †. — Major Leutwein und die Friedensbotſchaft Hendrik Witbois. — Graf Schuwalow. — General Gurko.



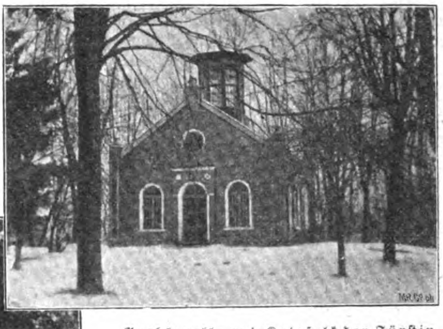
Der Bismarckturm zu Göttingen.
Nach einer Aufnahme von A. W. Ebeling (Dr. Lange & Hoffmann Nachf.), Göttingen.

Die Verehrung des deutſchen Volkes für unſern greiſen Fürſten Bismarck äußert ſich in allerlei Weiſe. In ſchöner und dauernder Art, die auch künftigen Geſchlechtern noch von der dankbaren Geſinnung der zeitgenöſſiſchen Generation Zeugnis geben wird, hat man des Fürſten in Göttingen gedacht, indem man einen monumentalen Ausſichtsturm zum Gedächtnis des Fürſten Bismarck erbaute. Der Turm iſt jetzt im Rohbau vollendet, und der Vorſitzende des Komitees, Landtagsabgeordneter Juſtizrat Eckele, ſandte dem Fürſten eine Photographie desſelben. Darauf erwiderte Fürſt Bismarck, der bekanntlich ſeine fröhlichſten Studentenjahre in Göttingen verlebt hat: „Ew. Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben und die Photographie des Turmes habe ich dankbar erhalten und daraus mit Freude erſehen, in wie kurzer Zeit der ſtattliche Bau gefördert iſt. Sein Standort iſt der beſte, der in der Nähe der Stadt für einen Ausſichtsturm gewählt werden konnte, und wird für jeden Naturfreund anziehend ſein. Den Brocken konnte man zu meiner Zeit vom Hainberge aus nicht ſehen. Ich bitte meinen wiederholten Dank den Herren des Vorſtandes auszuſprechen.

v. Bismarck."

Fürſt Bismarck iſt aus Varzin nach ſeinem geliebten Friedrichsruh zurückgekehrt, — ohne diejenige, die durch faſt fünfzig Jahre mit ihm auf das Engſte verbunden war. Des Fürſten Gemahlin, Fürſtin Johanna von Bismarck, ſchlummert in Varzin den letzten Schlaf. Ein kleines Gartenhaus im Park von Varzin, das ein Lieblingsplatz der Fürſtin war, iſt zu einer ſchlichten Grabkapelle umgewandelt worden, in der die Leiche ihre vorläufige Ruheſtätte gefunden hat. Dort wurde der ſchlichte, ſchwarze Eichenſarg mit den ſterblichen Überreſten der Fürſtin beigeſetzt. Die Feier nahm in ſtiller Würde und Einfachheit ihren erſchütternden Verlauf. Außer der geſamten fürſtlichen Familie nahmen nur Profeſſor Schweninger, die nächſten Gutsnachbarn, das Beamten- und Forſtperſonal des Fürſten und die Einwohner von Varzin an der Beiſetzung teil. Im Arbeitszimmer der verſtorbenen Fürſtin war der Katafalk aufgebaut. Dort fand auch die Hauptfeier ſtatt. Die Leichenrede hielt Prediger Schumann aus Wuſſow. Der Sarg wurde von ſechs Förſtern und ſechs Inſpektoren in das Gartenhaus getragen, wo er interimiſtiſch aufgebahrt wurde. Der Fürſt folgte dem Sarge am Arme der Gräfin Rantzau, unmittelbar hinter ihnen ging Profeſſor Schweninger. Der Fürſt, der bereits vormittags allein einen Spaziergang im Parke unternommen hatte, ſchritt rüſtig einher. Auch während der Leichenrede ſtand Fürſt Bismarck rechts am Sarge aufrecht, nur zum Schluß ſetzte er ſich nieder. Als die Feierlichkeit beendet, legte er wie zum Abſchied die Hand ſanft auf den Sarg, dann brach er aus einem Kranz zu Häupten der Toten eine weiße Roſe, die er mit ſich nahm. Die hunderte von Kränzen und Blumenarrangements, die vor und nach der Beiſetzung in Varzin eintrafen, wurden auf dem Sarge, auf dem Fußboden und an den Wänden der proviſoriſchen Grabkapelle ausgebreitet. Ihre letzte Ruheſtätte wird die Fürſtin Bismarck vorausſichtlich nicht in Varzin finden. In Schönhauſen, dem Stammgute der Bismarcks, ruhen die meiſten Vorfahren des Fürſten, und er ſelbſt hat mehrmals ſeinen Willen dahin kundgegeben, daß er ſelbſt auch dort begraben zu werden wünſche. Auch iſt kürzlich in Schönhauſen der Bau einer Familiengruft in Angriff genommen worden. Alſo ſcheint es ſicher, daß nach Fertigſtellung derſelben auch die irdiſchen Überreſte der Fürſtin Bismarck aus ihrer proviſoriſchen Ruheſtätte im Park von Varzin dorthin übergeführt werden ſollen.

Stanislaus Graf Kalckreuth †.

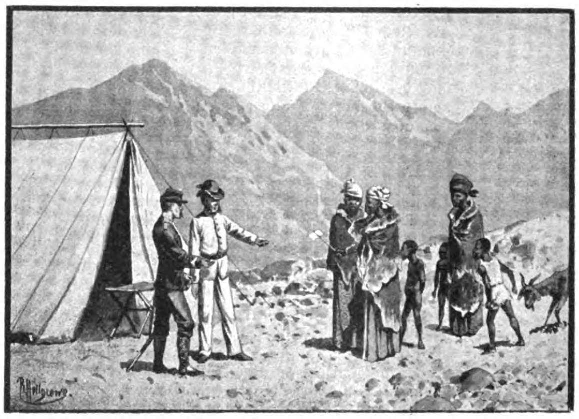


Grabkapelle und Katafalk der Fürſtin Bismarck in Varzin.
Nach Aufnahmen von H. Rudolphy, Berlin.

Am 27. November ſtarb in München der berühmte Landſchaftsmaler Profeſſor Stanislaus Graf von Kalckreuth, geboren am 24. Dezember 1821 in Kozmin in Poſen. Er war urſprünglich für die militäriſche Laufbahn beſtimmt und diente fünf Jahre lang als Leutnant im Erſten Garde-Regiment zu

Fuß, bevor er ſich der Kunſt widmen konnte. Am mächtigſten zog ihn das damals ſich gerade entfaltende Talent Eduard Hildebrandts an; aber dieſer wies ihn, wie Adolf Roſenberg in ſeiner „Geſchichte der modernen Kunſt“ mitteilt, dahin, wo er ſelber gelernt, zu dem Berliner Marinemaler Wilhelm Krauſe. Bei dem letzteren blieb er jedoch nicht lange. 1846 war er bereits Schüler der Düſſeldorfer Akademie, wo er unter Schirmers Leitung arbeitete und ſchnell ſolche Fortſchritte machte, daß er größere Studienreiſen nach Oberitalien, Tirol und der Schweiz unternehmen konnte. Er war vorzugsweiſe Alpenmaler, der die gewaltige Hochgebirgsſzenerie mit liebevoller Begeiſterung ſchilderte, ein romantiſcher Poet, der die Natur in ihren großartigſten Offenbarungen aufſuchte. Gletſcher, ſchneeige Bergeshäupter, die von Wolkenſchleiern umwallt ſind, ſmaragdgrüne, von ſchroffen Felſen umgebene Seen und vedutenartig aufgefaßte Gebirgsketten gaben die Stoffe ſeiner Bilder. Im Jahre 1854 unternahm er eine Reiſe nach den Pyrenäen. Bald darauf knüpfte der Großherzog von Sachſen, der ſich mit der Abſicht trug, in Weimar eine Kunſtſchule zu gründen, deren Leitung Graf Kalckreuth übernehmen ſollte, Verhandlungen mit ihm an. Das Projekt trat aber erſt 1860 ins Leben. Durch ſeine eigene Lehrthätigkeit und durch Berufung anderer tüchtiger Lehrkräfte gelang es Kalckreuth in verhältnismäßig kurzer Zeit, dem jungen Inſtitut zu einer allerdings nur kurzen Blüte zu verhelfen. Männer wie Böcklin, A. von Ramberg, Lenbach, Reinhold Begas, Guſſow, Albert Baur, Ferdinand Pauwels haben mit ihm gewirkt und zahlreiche Schüler herangebildet. Als Kalckreuth 1876 das Direktorat niederlegte, begann auch die Zeit des Verfalls. Graf Kalckreuth ſiedelte nach Kreuznach und ſpäter nach München über. Die letzten Jahre ſeines Lebens waren vielfach durch Krankheit getrübt.

Major Leutwein.


Friedensbotſchaft von Henrik Witboi an Major Leutwein am 18. September 1894.

Einem Reitersmann der ſüdweſtafrikaniſchen Schutztruppe verdanken wir die Skizze zu dem Bilde „Friedensbotſchaft von Hendrik Witboi an Major Leutwein“. Man ſieht Major Leutwein vor ſeinem Zelte ſtehen, ihm zur Seite einen Dolmetſcher. Ein Hottentottenweib, von den Ihrigen gefolgt, überbringt ihm einen Brief Witbois, deſſen Inhalt ſich auf mehrere Ausführungsbeſtimmungen des bereits abgeſchloſſenen Friedens bezog und zugleich die Bitte enthielt, die Überbringerin und ihre Begleitung mit nach Rehebok zu nehmen. Witboi mußte ſich bekanntlich in Gemäßheit des abgeſchloſſenen Friedens in Gibeon anſiedeln, wo er — er hat noch immer gegen tauſend „Unterthanen“, darunter hundertundfünfzig Krieger — unter Aufſicht des Premierleutnants v. Burgsdorff mit fünfzig Reitern der deutſchen Schutztruppe ſteht. Das uns von geſchätzter Seite zur Verfügung geſtellte Porträt des Majors v. Leutwein ſtellt dieſen in der Paradeuniform der ſüdweſtafrikaniſchen Schutztruppe dar. Major Leutwein iſt ein Badener Landeskind, der Sohn eines Paſtors. Er trat zum franzöſiſchen Kriege in das 5. badiſche Infanterie-Regiment Nr. 113 ein, wurde 1871 Offizier, 1877 Premierleutnant, 1884 Hauptmann und am 27. Januar 1893 Major. Er beſuchte die Kriegsakademie, war dann zur Dienſtleiſtung zum Generalſtabe kommandiert und als Hauptmann Lehrer der Taktik an den Kriegsſchulen Neiße und Hersfeld. Zuletzt Major im Infanterie-Regiment Graf Kirchbach Nr. 46, wurde er zum Landeshauptmann von Deutſchſüdweſtafrika und zum Kommandeur der Schutztruppe ernannt. Umſicht, Ruhe und Energie ließen ihn für den ſchwierigen Poſten, auf den er geſtellt wurde, ganz beſonders geeignet erſcheinen, und die inzwiſchen unter ſeiner Führung verhältnismäßig ſchnell erfolgte Unterwerfung Witbois hat das in ihn geſetzte Vertrauen glänzend gerechtfertigt.

Graf Paul Schuwalow.

Der Regierungswechſel in Rußland hat einen, wenn vielleicht auch nur vorübergehenden Syſtemwechſel herbeigeführt, der natürlich ſich in erſter Linie wieder in einem vielfachen Perſonenwechſel äußert. So iſt der langjährige Generalgouverneur von Polen, General Gurko, der alle ſich äußernden Selbſtändigkeitsgelüſte der Polen mit eiſerner Strenge im Keime unterdrückte, von ſeinem Poſten abberufen worden, und Graf Schuwalow, der bisherige Botſchafter am Berliner Hofe, zu ſeinem Nachfolger ernannt worden. Joſeph Wladimirowitſch Gurko, geboren 15. November 1828, begann ſeine Karriere in der ruſſiſchen Garde. 1863 hatte er als Oberſt bei der Niederwerfung des polniſchen Aufſtandes Gelegenheit, ſich auszuzeichnen. 1867 wurde er Generalmajor und Kommandeur des Leibgarde-Grenadierregiments zu Pferd, 1873 Brigadekommandeur und 1876 Diviſionskommandeur. Im Türkenkriege 1877 führte Gurko die Vorhut der ruſſiſchen Donauarmee, die er in kühnen Gewaltmärſchen nach Überſchreitung der Donau und des Balkans bis zwei Tagemärſche vor Adrianopel führte. Dieſer kühne Marſch legte den Grundſtein zu Gurkos militäriſchem Ruhm, trotzdem er für den Ausgang des Krieges bedeutungslos war, denn ſeine Truppen mußten ſich ſehr bald wieder vor den türkiſchen Reſervetruppen bis in die Schipkapäſſe zurückziehen. Hier bekam Gurko Befehl, nach Petersburg zurückzukehren und ſeine Garde-Kavalleriediviſion zu mobiliſieren und auf den Kriegsſchauplatz zu führen. Dort wurde ihm der Befehl über ein großes Kavalleriekorps übertragen, das die rückwärtigen Verbindungen des bei Plewna unter Osman Paſcha ſtehenden türkiſchen Heeres unterbrechen ſollte. Auf das Glänzendſte erfüllte General Gurko dieſe Aufgabe. Unter den ſchwierigſten Verhältniſſen überſchritt er dann zum zweitenmal den Balkan, beſetzte Sofia, marſchierte auf Philippopel und vereinigte ſich bei Adrianopel mit der auf dem nun ungehinderten Marſch nach Konſtantinopel befindlichen ruſſiſchen Hauptarmee. Gurko wurde zum General der Kavallerie und dienſtthuenden Generaladjutanten des Kaiſers ernannt. Nach dem von Solowiew 1879 ausgeführten Attentat kam Alexanders II beſonderes Vertrauen zu Gurko darin zum Ausdruck, daß der Kaiſer ihn mit ausgedehnten Vollmachten zum Generalgouverneur von Petersburg ernannte, über das gleichzeitig der Belagerungszuſtand verhängt wurde. Da ſich jedoch die Attentate wiederholten, fiel Gurko in Ungnade und mußte ſich auf ſeine Güter zurückziehen. Erſt der Regierungsantritt Alexanders III erlöſte ihn aus ſeiner Zurückgezogenheit; im Sommer 1883 wurde Gurko zum Generalgouverneur von Polen ernannt.

Sein Nachfolger auf dieſem Poſten, Graf Paul Schuwalow, war im Türkenkriege interimiſtiſcher Kommandeur der zweiten Garde-Infanteriediviſion, die unter ihm in den Kämpfen bei Philippopel mit großer Auszeichnung focht. Seit dem Januar 1885 bekleidete er den Poſten des ruſſiſchen Botſchafters in Berlin, und es iſt vielleicht nicht am wenigſten ſeinen Bemühungen zu danken, wenn die Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Rußland nicht noch geſpannter wurden, als ſie in dem letzten Jahrzehnt zeitweiſe geweſen ſind.

General Gurko.

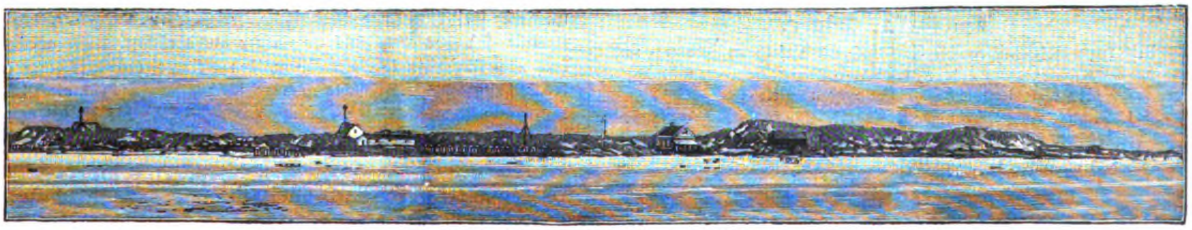
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Franz II König von Neapel †. — Die Helgoländer Düne in den Jahren 1866 und 1894. — Der Rennwolf. Das Mitſcherlich-Denkmal in Berlin.

Leichenbegängnis des Exkönigs Franz II von Neapel.
Nach einer Photographie von O. Schlegel in Arco.

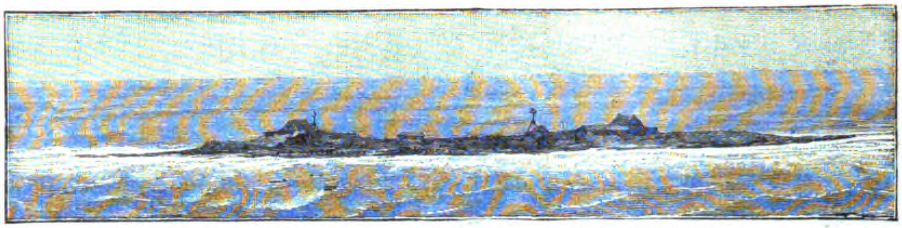
Am 27. Dezember vorigen Jahres ſtarb in Arco Franz II de Aſſiſi Maria Leopold, der letzte König beider Sizilien. Seit vielen Jahren lebte er, von der Welt faſt vergeſſen, in Paris oder auf den Schlöſſern ſeiner Verwandten aus dem bayriſchen Königs- und dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe, und nur noch der älteren Generation hat ſein Tod die Erinnerung an jene Zeit erweckt, in der er den letzten Kampf um ſeinen Thron kämpfte. Die heldenmütige Verteidigung von Gaëta, die dem Unterliegenden vielfach die Sympathien auch derjenigen zuführte, die dem von ihm vertretenen Prinzip feindlich gegenüberſtanden, war allerdings weniger das Werk des verſtorbenen Exkönigs, als das ſeiner Gemahlin, der Königin Marie, einer geborenen Herzogin in Bayern und Schweſter der Kaiſerin Eliſabeth von Öſterreich. Aber ein Abglanz von dem flüchtigen Ruhm jener heldenmütigen Verteidigung der jungen und ſchönen Königin, die auf den Wällen von Gaëta im feindlichen Kugelregen die letzten ihrer Getreuen zum ausſichtsloſen Kampf anfeuerte, fiel auch auf ihn, zumal man wußte, daß er ſelbſt mehr die Sünden ſeiner Vorgänger und die Fehler einer ſchlechten Erziehung als die ſeines eigenen Charakters büßte. Franz II, am 16. Januar 1836 geboren, beſtieg den Thron nach dem Tode ſeines Vaters, König Ferdinand II, am 22. Mai 1859. Er war geiſtig wenig beanlagt und deshalb hinter ſeinen Halbbrüdern aus des Vaters zweiter Ehe mit der Erzherzogin Thereſe von Öſterreich vielfach zurückgeſetzt worden. Seine Erziehung lag ganz in den Händen der Jeſuiten, die ein Intereſſe daran hatten, jede Regung von Selbſtändigkeit in ihm zu unterdrücken. So blieben, als er zur Regierung gekommen, die Zügel der Gewalt in den Händen ſeiner Stiefmutter, der verwitweten Königin, und einer Hofkamarilla, die, zumal nach dem Ausbruch des Krieges zwiſchen Sardinien und Öſterreich, als die Einigung Italiens zu einem Feuerwort wurde, das auch die Gemüter in dem Königreich beider Sizilien erhitzte, durch ein Schreckensregiment alle revolutionären Strömungen niederzuhalten beſtrebt waren. Am 4. April 1860 brach in Palermo der Aufſtand aus, nachdem ſelbſt die fremden Geſandten vergeblich der Regierung die Notwendigkeit von Reformen vorgeſtellt hatten. Er verbreitete ſich ſchnell über das ganze Land, und als am 11. Mai Garibaldi bei Marſala mit einer kleinen Truppe von Freiſchärlern landete, jauchzte das Volk ihm als dem Befreier entgegen. Die Zugeſtändniſſe, die zu machen ſich die Regierung gedrängt ſah, kamen zu ſpät, die Garibaldianer nahmen Palermo und Meſſina und ſetzten auf das Feſtland über, wo ihnen das königliche Heer, zuchtlos und ſchlecht geführt, nur geringen Widerſtand leiſtete. Am 25. Juni verſuchte Franz II noch einmal den Sturm zu beſchwören, indem er das Miniſterium entließ, eine Amneſtie für alle politiſchen Vergehen ankündigte und eine Anzahl von Konſtitutionellen zu ſeinen Ratgebern berief. Aber man glaubte ſeinen Verſprechungen nicht mehr, Heer und Flotte ließen ihn im Stich, und er mußte ſich mit dem kleinen Reſt der ihm treugebliebenen Truppen hinter den Volturno zurückziehen. Von hier drängte ihn Garibaldi im Verein mit den in das Land eingerückten Truppen Viktor Emanuels nach Gaëta hinein, wo er ſich, Dank der Energie ſeiner Gemahlin, noch drei Monate zu halten vermochte. Am 13. Februar 1861 kapitulierte er und begab ſich mit der Königin nach Rom, von wo er vergeblich gegen die Annexion ſeiner Länder proteſtierte. Aus dem Hotel in Arco, in dem der König ſtarb, wurde die Leiche in aller Stille am 29. Dezember abends nach der Kapelle überführt, in der ſie bis zum 3. Januar ausgeſtellt blieb. Dann erfolgte mit allem Pomp der katholiſchen Kirche die Überführung und Beiſetzung im Dom zu Arco, der eine Anzahl öſterreichiſcher Erzherzoge und bayriſcher Prinzen beiwohnten.

Wie alle Nordſeeinſeln, hat auch das von uns teuer erkaufte Helgoland unter der Sturmflut vom 23. November vorigen Jahres ſchwer gelitten. Die Sturmflut ſoll die größeſte dieſes Jahrhunderts geweſen ſein und die der Jahre 1821 und 1855 noch übertreffen. Schon am Tage vorher hatte ein ſtarker Nordweſtſturm die Bewohner in Unruhe verſetzt, und als der Wind plötzlich, abends 11 Uhr, gegen Südweſt umſprang, wußte man, daß ſchwere Stunden bevorſtanden. Nachts 3 Uhr, zur Zeit der größeſten Ebbe, ſtand das Waſſer bereits vor dem Konverſationshauſe, und die Sturmglocke rief die Einwohner zuſammen, damit ſie die am Strande liegenden Boote hinaufzögen. Am anderen Morgen bot ſich den Augen ein furchtbares Bild der Zerſtörung. Wie ein Helgoländer berichtet, war die Oſtſeite des Unterlandes vollſtändig aufgewühlt, das Poſtgebäude demoliert und die danebenſtehenden Telegraphenſtangen umgeriſſen. Die Fenſterſcheiben waren eingedrückt, Tiſche und Stühle lagen wüſt durcheinander, in den Zimmern lag fußhoher Sand und vor den am Oſtrande ſtehenden Häuſern hatte ſich der Sand 1$^1/_2$ Meter hoch aufgebaut. Die an der Südſpitze der Inſel befindlichen Marineanlagen haben ebenfalls ſtark gelitten. Die dort gebaute Bootsſlipp iſt vollſtändig zerſtört, der Bootsſchuppen unterſpült, und das auf der Südſpitze ſtehende Marine-Badehaus iſt verſchwunden. Am ſchlimmſten aber hat die Düne gelitten. Die ganze, nach dem Felſen zu liegende Kante iſt weggeſpült, ſo daß die Düne jetzt hier als ein ſteiler Felſen nach dem Meere zu abfällt. Auch von der Nord- und Südſpitze hat die Flut ein ganzes Stück abgeriſſen. Unſere beiden Abbildungen ſind nach den Photographieen hergeſtellt, die eine Helgoländer Deputation vor einigen Wochen mit der Bitte um Staatshilfe dem Kaiſer vorlegte. In noch nicht dreißig Jahren iſt die Düne durch Sturmfluten um ziemlich zwei Drittel ihres Umfanges verkleinert worden. Das eröffnet den Helgoländern eine traurige Perſpektive, — nicht nur für den Beſtand der Düne, die für Helgoland als Seebad von größeſter Wichtigkeit iſt, ſondern für den Beſtand der Inſel überhaupt. Denn die Düne hat bisher dem Felſen als Wellenbrecher unſchätzbare Dienſte erwieſen. Daß



Die Helgoländer Düne im Jahre 1866.

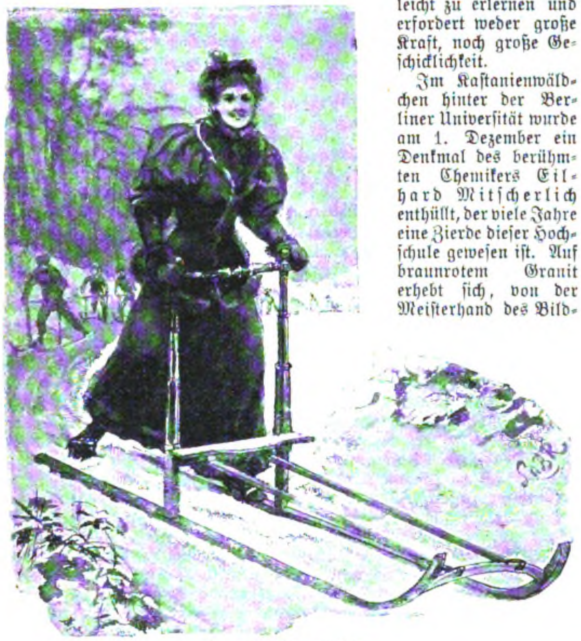
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Die Helgoländer Düne nach der Sturmflut am 23. Dezember 1894.
Nach Photographieen von F. Schensky auf Helgoland.

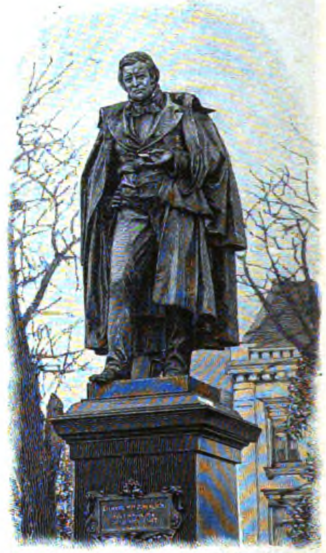
es möglich wäre, den Prozeß langſamen Abbröckelns mit Menſchenmacht zuverhindern oder aufzuhalten, iſt ſehr zweifelhaft. Eine einzige Sturmflut würde vielleicht genügen, um alle aufgewandte Mühe und Kapitalien zu verſchlingen.

Der Wunſch, Winterſport und Wintervergnügen zu vermehren, hat Veranlaſſung zu dem Verſuch gegeben, den in den nördlichen Provinzen Schwedens ſeit alter Zeit in Gebrauch befindlichen Rennwolf auch bei uns einzubürgern. Der Rennwolf iſt ein Schlitten, der aus zwei ſchneeſchuhartigen Kufen beſteht, die durch ein leichtes Holzgerüſt miteinander verbunden ſind. Man ſteht mit einem Fuß auf einem der beiden hinteren Kufenenden, ſtützt ſich mit beiden Händen auf die an dem Gerüſt angebrachte Querſtange und bewegt ſich durch Abſtoßen mit dem freien und mit einem Schlittenſporn bewehrten Fuße vorwärts. Die auf dieſe Weiſe zu erreichende Schnelligkeit ſoll ſehr bedeutend ſein. Der durch die Berliner Firma B. Birkholz in den Handel gebrachte Rennwolf wiegt nur 10—15 Kilogramm und iſt zum Auseinandernehmen und Zuſammenlegen eingerichtet, ſo daß er leicht transportiert werden kann. Der Preis beträgt 20—27 Mk. Am beſten wird der Rennwolf auf ebenen Wegen mit feſtem Schnee, wie Chauſſeen, oder auf dem Eiſe verwandt. Seine Handhabung iſt leicht zu erlernen und erfordert weder große Kraft, noch große Geſchicklichkeit.



Rennwolf in Fahrt.

Im Kaſtanienwäldchen hinter der Berliner Univerſität wurde am 1. Dezember ein Denkmal des berühmten Chemikers Eilhard Mitſcherlich enthüllt, der viele Jahre eine Zierde dieſer Hochſchule geweſen iſt. Auf braunrotem Granit erhebt ſich, von der Meiſterhand des Bildhauers Hartzer geſchaffen, die Bronzefigur des verdienten Gelehrten in lebensvoller Haltung und beredtem Ausdruck der geiſtvollen Geſichtszüge. Der Lehrtracht ſeiner Zeit entſprechend iſt Mitſcherlich im Frack mit umgehängtem Kragenmantel dargeſtellt. In der Linken hält er, dozierend, einen Kryſtallwürfel, als Symbol ſeiner für die Chemie und Mineralogie gleich wichtigen Entdeckung des Isomorphismus. Eilhard Mitſcherlich iſt vor hundert Jahren, am 7. Januar 1794, in Neuende in Oſtfriesland als Sohn eines Paſtors geboren. Er bezog die Univerſität Heidelberg, um Philologie zu ſtudieren und ging zur Fortſetzung dieſes Studiums 1813 nach Paris. Dort eröffneten ihm ſeine Kenntniſſe der perſiſchen Sprache die Ausſicht, einer franzöſiſchen Geſandtſchaft nach Perſien attachiert zu werden. Die Niederwerfung Napoleons machte jedoch dieſen Ausſichten ein Ende. Da Mitſcherlichs Reiſeluſt auf dieſe Weiſe indeſſen einmal geweckt war, vertauſchte er das Studium der Philologie mit dem Studium der Medizin, weil er als Arzt eher Gelegenheit zu finden glaubte, den Orient kennen zu lernen. Er kehrte nach Göttingen zurück und warf ſich als Vorbereitung für die Medizin auf das Studium der Phyſik und Chemie. Aber die letztere feſſelte ihn ſo, als er die erſte Bekanntſchaft mit ihr gemacht hatte, daß er alle weiteren Pläne endgültig aufgab. Mitſcherlich ging nach Berlin und fand in dem chemiſchen Laboratorium des Botanikers Luck einen Platz, an dem er Gelegenheit hatte, ſeine wichtigen Unterſuchungen über phosphorſaure und arſenikſaure Salze zu machen, mit denen er den Grundſtein zu ſeiner glänzenden wiſſenſchaftlichen Laufbahn legte. Auf einer Reiſe durch Berlin lernte der berühmte ſchwediſche Chemiker Berzelius den jungen Mitſcherlich kennen und faßte ein ſo lebhaftes Intereſſe für ihn, daß er den vierundzwanzigjährigen Chemiker, der noch nicht einmal ſeinen Doktor gemacht hatte, dem damaligen Kultusminiſter von Altenſtein zum Nachfolger für die ſeit dem Tode Klaproths noch nicht beſetzte Profeſſur der Chemie an der Berliner Univerſität vorſchlug. Der Miniſter konnte ſich dazu zwar nicht entſchließen, wandte aber Mitſcherlich ein zweijähriges Stipendium zu, das dieſen in die Lage ſetzte, nach Stockholm zu gehen und bei Berzelius ſeine Unterſuchungen fortzuſetzen. 1821 kehrte Mitſcherlich nach Berlin zurück, 1822 wurde er außerordentlicher, 1825 ordentlicher Profeſſor an der Univerſität. Er ſtarb am 28. Auguſt 1863.



Mitſcherlich-Denkmal im Kaſtanienwäldchen zu Berlin.
Nach einer Photographie von M. Ziesler, Berlin.

In zweiter Auflage liegt vollſtändig vor:

Weltgeſchichte in vier Bänden
von **Oskar Jäger.**
Mit 1014 Holzſchnitten im Text und 80 Tafeln in Schwarz- und Farbendruck.
In vier eleganten Halbfranzbänden Preis 40 Mark.
I. Band: **Altertum.** II. Band: **Mittelalter.** III. Band: **Neuere Zeit.** IV. Band: **Neueſte Zeit.**
Jeder Band auch einzeln zu beziehen. Preis in Originaleinband 10 M.

Die lichtvolle, feſſelnde Darſtellungsweiſe und die wiſſenſchaftliche Gründlichkeit des Verfaſſers, von der Kritik allgemein anerkannte Vorzüge der Jägerſchen Weltgeſchichte, haben, verbunden mit der gelungenen geſchichtlich zuverläſſigen Illuſtrierung in künſtleriſch meiſterhafter Ausführung, dem Werke eine von Jahr zu Jahr wachſende Beliebtheit und Verbreitung verſchafft, und wo in einer Familie ſich das Bedürfnis nach einer ausführlichen, dabei aber doch nach Umfang und Preis ſich in den Grenzen des Erſchwinglichen haltenden Weltgeſchichte fühlbar macht, wird man heute zu dieſem Werke greifen. — Namentlich als Mitgabe für die vaterländiſche Jugend reiferen Bildungsgrades eignet ſich das Werk wie wenig andere.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 16.)

Faſt jedes Haus, von Glück durchklungen
Birgt, heimlich irgendwo verſteckt,
Ein Käſtchen voll Erinnerungen
Von einem Trauerflor bedeckt.

Vom Schenken.

Vor einigen Jahren machte ich die Bekanntſchaft einer älteren Dame, die ſich einige Zeit in unſerem Städtchen aufhielt. Sie war Witwe und hatte früher beſſere Tage gekannt; jetzt lebte ſie in ziemlich beſchränkten Verhältniſſen. Sie hatte ſich unſerem Miſſionsverein angeſchloſſen und durch ihr gütiges und liebenswürdiges Weſen bald unſer aller Herzen gewonnen und ganz beſonders das meine. Ich hätte ihr gar zu gern einmal einen Dienſt erwieſen, doch dazu wollte ſich lange keine Gelegenheit finden. Da teilte ſie uns eines Tages mit, daß ihr Loſe zu einem Bazar für innere Miſſion zum Verkauf übergeben worden ſeien; dies ſchien mir der richtige Weg, der Dame näher zu kommen, und ich ging zu ihr hin. Die Loſe waren aber leider ſchon ziemlich ausverkauft, und ich behielt etwa die Hälfte des hierzu beſtimmten Geldes übrig. Stotternd und verlegen bat ich ſie, den Reſt zu Zwecken der Miſſion von mir anzunehmen, und nach einigem Sträuben willigte ſie endlich zu meiner Freude ein.

Mir war's, als wären wir uns dadurch näher gekommen; ich blieb noch ein Weilchen bei ihr, wir unterhielten uns, ich ſah mich in dem kleinen, ſehr einfachen und doch durch eine ſorgende Hand ſo traulichen Zimmer um und bewunderte beſonders ein blühendes Erdbeertöpfchen auf ihrem Arbeitstiſche.

Als ich mich empfahl, reichte mir Frau B. das Erdbeertöpfchen und bat mich, es zum Andenken an ſie anzunehmen, da ſie unſer Städtchen in den nächſten Tagen auf längere Zeit, vielleicht für immer, verlaſſen wolle, um zur Pflege zu einer erkrankten Verwandten zu reiſen. Ich war ganz beſchämt durch ihre Freundlichkeit, aber ich nahm ihr Geſchenk an, und nie werde ich dieſen Glanz in ihren ſonſt ſo ſtillen Augen, dieſes ſtrahlende Lächeln vergeſſen, als ich ihr meinen Dank für das Blumentöpfchen ſagte.

Als ich dann mit dieſem Geſchenk den Heimweg antrat, dachte ich immer wieder: „Was kann ich ihr wohl Liebes dafür thun?“ Da fiel mir ein, daß ſie oft von einem Lieblingsplätzchen in unſerem Stadtpark geſprochen hatte, das wollte ich ihr malen.

Schon am nächſten Tage begab ich mich an die Arbeit; eine halb zerfallene Brücke über einem klaren Bach, in dem ſich überhängende Birkenzweige, die ihn beſchatteten, ſpiegelten, an den beiden Seiten ſumpfiges Gras und moosbewachſene Steine, das war Frau B.'s Lieblingsplätzchen, und ich malte es ihr, und während ich daran arbeitete, dachte ich nur immer an die Freude der Empfängerin, ich konnte die Zeit kaum erwarten, dies mit eigenen Augen zu ſchauen.

Endlich, nach ein paar Tagen war das Bildchen fertig, ich eilte damit die ſonnige Vorſtadtſtraße entlang, immer in der Angſt: „Wenn ſie nun ſchon abgereiſt wäre?“

Nein, ſie war noch nicht verreiſt, wie ich gefürchtet, ſie ſelber machte mir auf mein Klingeln die Thüre auf und ſah mich etwas erſtaunt an.

Errötend erklärte ich ihr mein Hierſein und gab ihr das Bildchen.

Freute ſie ſich nun? —

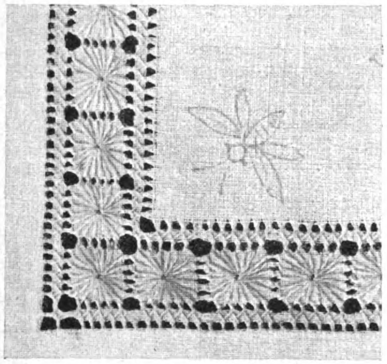
Ich wußte es nicht.

Sie lobte das Bild, meine Art zu malen, dankte mir, daß ich ihr Lieblingsplätzchen gemalt, daß ich ihr es ſelber herausgebracht hatte, doch der freudige Glanz, der damals, als ſie mir die Erdbeeren ſchenkte, in ihren Augen geſtanden, war nicht wieder darin, und als ich auf holprigem Steinpflaſter wieder langſam heimwärts ſchritt, da war mir's, als hätte ich ihr eine Freude genommen, die Freude, einmal geben zu können. —

Ja, Geben iſt ſeliger als Nehmen, aber deshalb muß man dieſe Seligkeit auch einmal anderen gönnen und ſie nicht nur ſelbſt immer durchkoſten wollen.

Dies habe ich durch dieſes kleine Erlebnis gelernt, und wer das nun weiß, der wird, von richtigem Herzenstakt geleitet, auch bald das Rechte hierbei zu treffen wiſſen.

Emma Medem.



Batiſtdeckchen mit Hohlſaum.

Für die Armen.

Da wundert man ſich immer, daß aus unſerem Hauſe ſo vielerlei an arme Kinder, beſonders zu Weihnachten verſchenkt wird. Man ſagt mir immer: „Ich hatte nichts, ich konnte nicht recht etwas finden!“ Ja, wenn es erſt geſucht werden ſoll, wenn man darum gebeten wird, dann lohnt es wohl nicht viel. Ich habe ſeit Jahren zwei größere Kiſten, in die ich alles hineinlege, was an Kleidung, Spielzeug, Bilder- oder Kinderbüchern, Hüten, Bändern, Zeugreſten, Strümpfen u. ſ. w. nicht mehr gebraucht wird. In die eine Kiſte lege ich alles fertige, heile Zeug hinein. Aus der kann ich dann zu jeder Zeit verſchenken und ausſuchen, was gewünſcht wird und was gerade paßt. Sobald ich dann eben mal Zeit habe, und beſonders gegen Weihnachten, mache ich mich dabei, aus den Reſten in der anderen Kiſte brauchbare Sachen herzuſtellen, z. B. Kinderunterröcke aus alten Kleidern, Schürzen von und mit Kattunreſten zu nähen, Hüte aufzuputzen u. ſ. w., für Kinder läßt ſich aus größeren Stücken ja vieles machen. Zu Weihnachten mache ich dann auch die alten Spielzeuge und Puppen, die in der Kiſte ſind, neu zurecht, klebe die Bücher aus und ſchneide allerlei erfreuliche Dinge aus dem bunten Papier und den Gratulationskarten, die im Laufe des Jahres in die Kiſte gewandert ſind. Dieſe beiden Kiſten machen mir ſtets große Freude, die geringſte Sache kommt ſo noch einmal wieder zur Anerkennung, und wie viele Menſchen habe ich ſchon daraus beglückt. Ich möchte jeder Hausfrau raten, alle verbrauchten Sachen gleich zuſammen hinzulegen, wenn ſie auch noch ſo unbedeutend ſcheinen; man kann ſchließlich ſo ſchön davon verſchenken und Freude damit machen.

A. K. B.

Kunſt im Hauſe.

Papierkorb mit Brandmalerei. Zur Herſtellung meines reizenden, eleganten, dabei äußerſt billigen Papierkorbes ſind zunächſt vier Pappwände nötig; man laſſe ſich dieſelben vom Buchbinder aus ſtarker hellbrauner Pappe ſchneiden, unten 18 cm breit, doppelt ſo hoch und nach oben verbreitert bis zu 27 cm und mit bogenförmigem Abſchluß, dazu ein Stück, welches 18 cm im Quadrat mißt. Da die Pappe nicht immer ganz tadellos iſt, ſo muß man darauf achten, daß nur Stücke zugeſchnitten werden, welche auf beiden Seiten weder rauh, noch fleckig ſind. Weiteres Material: 1. 3 m olivengrüne Seidenſchnur von ungefähr $^1/_2$ cm Stärke, 2. 8 doppelte hellolivenfarbene Seidenpompons, 3. 4 mittelgroße, zierlich geformte Garnrollen, die genau gleich groß ſein müſſen, da ſie als Füße dienen ſollen. Sie werden vor dem Gebrauch mit dem Brennſtift gleichmäßig braun gebrannt. Ferner braucht man etwas braunes Handſchuhleder von einem alten Handſchuh und guten Tiſchlerleim. Auf jedes der vier gleich großen Pappſtücke, welche als Seitenwände dienen, wird auf beide Seiten ein $1^1/_2$ cm breiter Rand mit dem breiten Platinſtift gebrannt. Bei den am Rande der Figur bezeichneten Stellen brennt man noch Löcher mit dem ſpitzen Stift ein, ſo groß, daß die Schnur hindurchgeht. Dann zeichnet man auf jede Außenſeite einen leicht hingeworfenen naturgroßen Blumenzweig, etwa Heckenroſen, herabhängende Blütentrauben der Glycinie, Diſteln und Feldblumen. Dieſe Konturen werden ſcharf nachgebrannt und dann die Schattierungen recht weich hinzugefügt. So wirkt die Arbeit wie Lederbrand. Noch kunſtvollere Wirkung erzielt man, wenn man, wie ich es that, die Blätter und Blüten übermalt. Ich wendete Ölfarbe an, die ich, ohne ſie noch noch mit Öl zu verdünnen, vorſichtig mit dem Borſtenpinſel verrieb. Man verwende kein Deckweiß, für alle Blätter nur ein Grün, ungemiſcht und ohne zu ſchattieren. Die Schattierung ergibt ſich durch das Gebrannte, welches durchſcheinen muß, von ſelbſt. Nach dem Trocknen, was ſehr ſchnell erfolgt, da die Pappe nicht geleimt ſein darf, überzog ich alle Stellen, auf denen Ölfarbe war, mittels eines feinen Pinſels dünn mit Ölfarbenfirnis, der die Farben hebt und glänzend macht. Nun beginnt die Zuſammenſtellung des Korbes. Aus den Garnrollen und der quadratiſchen Pappe leime man ein kleines Fußbänkchen und laſſe es gut trocknen. Die Schnur ſchneide man in Stücke von 25 cm Länge und verbinde damit je zwei gegenüberliegende Löcher zweier Seitenteile durch Schleifen, die mit Zwirn gut feſtgenäht werden müſſen. Dieſen Kaſten ohne Boden ſetze man genau auf das Fußbänkchen und leime von innen Seitenwände und Boden durch 2 cm breite Lederſtreifchen ſauber aneinander. Endlich werden noch die Pompons an den oberen und unteren Verbindungspunkten auf den Schnurſchleifen befeſtigt.

Lili.

Tiſch als Photographiebehälter.

Es iſt jetzt allgemein üblich geworden, Photographieen von lieben Verwandten und Freunden nicht mehr in Albums zu verſtecken, ſondern ſie in ſeinen Zimmern aufzuſtellen. Auf dieſe Art hat man viel mehr Freude an den Bildern, ſchon weil man ſie nun täglich vor Augen hat, und überdies bilden ſie in ihren zierlichen Rahmen, die jetzt in ſo großer Mannigfaltigkeit zu haben ſind, einen ſehr hübſchen Schmuck für unſer Heim und tragen entſchieden dazu bei, ein Zimmer gemütlich zu machen. Weniger bekannt dürfte eine andere, ſehr hübſche, originelle Art ſein, Photographieen ſichtbar aufzubewahren, nämlich in einem mit Glasplatte verſehenen Tiſche. Eine recht ſtarke, runde Glasplatte wird mit einem polierten Holzrande umgeben, der vom Tiſchler ſo eingerichtet werden muß, daß man ihn ſamt der Glasplatte bequem abnehmen kann. Darunter, etwas vertieft, befindet ſich eine unpolierte Holzplatte, auf der man die Photographieen von verſchiedenſter Form und Größe recht graziös ordnet und ſie mit kleinen Zeichenſtiften oder Ziernägeln befeſtigt, damit ſie ſich nicht verſchieben können. Die Tiſchplatte muß ſo eingerichtet werden, daß ſie ſich nach allen Richtungen drehen läßt, damit man die Bilder bequem betrachten kann, ohne dazu aufſtehen zu müſſen. Solch ein Tiſch von dunkel poliertem Holz, mit einem hübſchen, gedrechſelten Fuß verſehen, ſieht recht elegant aus und eignet ſich vortrefflich als Geſchenk, das ſicher Freude erregen und allgemeinen Beifall finden wird.

M. H.

Handarbeit.

Kleine zierliche Deckchen für Tabletts und Brotkörbe umgibt man gern mit einem hübſchen Hohlſaum, der aber nicht allzu mühſam ſein darf. Einen ſolchen Durchbruchſaum haben wir umſeitig abgebildet. Man zieht 6 Fäden, läßt 6 ſtehen, zieht wieder 6, läßt 24 ſtehen uſw. Die Stiche werden mit weißer Seide ausgeführt.

Elegante Chaiſelonguedecke. In einem modernen Damengemach darf weder die Chaiſelongue noch die Chaiſelonguedecke fehlen. Letztere muß in Stil und Geſchmack der Einrichtung des Zimmers entſprechen. Unſere Vorlage iſt für ein elegantes, in lichten Farben gehaltenes Rokokozimmer gedacht. Sie beſteht aus mattfraiſefarbigem Seidenplüſch, von welchem zwei, je 120 cm lange Bahnen in der Mitte durch eine Naht verbunden wurden. Wir arbeiten vier oder fünf größere und kleinere Bouquets im halben Kreuzſtich auf Stramin; dieſe beſtehen aus großen Blumen (Nelken, Aſtern ꝛc.), die in grauen und gelblichen Tönen geſtickt werden, während das Laubwerk in matten braunen und grünen Schattierungen ausgeführt wird. Solche Blumenſtücke erhält man in verſchiedenen Größen in beſſeren Stickereigeſchäften nach wunderhübſchen künſtleriſchen Vorlagen; dieſelben ſind mit geſpaltener Wolle genau in den Farben vorgeſtochen, ſo daß die Arbeit eine leichte und raſch fördernde iſt. Die vollendeten Blumen werden ausgeſchnitten, doch bleibt ein ſchmaler Rand des Stramins ſtehen; dieſer wird ſcharf umgebogen und auf der Rückſeite mit feinen Saumſtichen befeſtigt. Haben wir nun die Lage der Bouquets auf der Plüſchdecke geſchmackvoll-unregelmäßig feſtgeſtellt, ſo heften wir ſie an die betreffende Stelle und nähen ſie ringsum feſt; dies geſchieht am beſten auf dem Rahmen. Zum Schluß werden ſämtliche Umriſſe mit feiner Chenille in der Farbe des Plüſches benäht, was überraſchend gut ausſieht und alle Unebenheiten der Kontur bedeckt. Als Futter wählt man fraiſefarbigen Wollſtoff. Seide würde zu leicht rutſchen. Den Außenrand umgibt ein ſchöner, feingearbeiteter Seidengalon. **X. in K.**

Für's Flickenfach.

Eine angenehme und nützliche Handarbeit, die dazu dient, den Inhalt des Flickfachs freundlich und überſichtlich zu geſtalten, ſind Umhüllungen für die verſchiedenen Kleiderreſte, Futterſtoffe und ſonſtige Flicken. Man ſchneidet graue Leinwand in Stücke von etwa 61 cm Länge und 36 cm Breite. An der einen Schmalſeite wird die Leinwand nach der Mitte etwas zugeſpitzt, am andern Ende querüber 10 cm breit umgeſchlagen, ſo daß, wenn die doppelt liegenden Teile zuſammengenäht ſind, eine Taſche von 10 cm Tiefe entſteht. Nun wird ringsherum ein doppelter Einſchlag von $^3/_4$ cm Breite gemacht und dieſer durch Hexenſtich in rotem, oder der leichteren Unterſcheidung wegen, in verſchiedenfarbigem Garn befeſtigt. An die obere Spitze näht man, ſodaß zwei ungleiche Enden entſtehen, ein 90 cm langes, wollenes Band, in der Farbe, welche man zu der betreffenden Umhüllung ſchon verwandt hat. — Ein Dutzend ſolcher Hüllen gibt ein hübſches, farbiges Geſchenk, und wer ſich an den Gebrauch desſelben gewöhnt hat, wird der Geberin gewiß ſehr dankbar ſein. Wo im Hauſe geſchneidert wird, wird es ſich als beſonders nützlich erweiſen. Zur Vervollſtändigung dient noch eine graue Leinwanddecke in der Größe eines Kommodenſchubfachs, welche man am Rande beliebig verzieren kann oder auf die man in ſchräger Linie mit rotem Garn einen Spruch ſtickt. **A. R.**

Erwerb.

Ein zwar nicht ganz neuer, aber doch im allgemeinen nicht genügend bekannter Erwerbszweig für gebildete Frauen und Mädchen iſt die Thätigkeit in photographiſchen Ateliers, ſei es als Empfangsdame oder als Photographin, reſp. Retoucheurin. Unter dieſen beiden Beſchäftigungsarten iſt die Thätigkeit einer Empfangsdame die gewinnbringendſte, zugleich aber auch die, welche die weitgehendſten Vorbedingungen verlangt. Um eine derartige Stellung in einem größeren photographiſchen Atelier bekleiden zu können, bedarf es neben einer repräſentablen äußeren Erſcheinung und guter geſellſchaftlicher Formen, der vollkommenen Beherrſchung der franzöſiſchen und engliſchen Umgangsſprache, tüchtiger Kenntniſſe in der Buchführung und Vertrautheit mit einigen photographiſch-techniſchen Handgriffen.

Bedeutend geringer ſind die Anſprüche, die an die Vorbildung einer Retoucheurin geſtellt werden; freilich iſt auch hier die Entlohnung ſpäter eine geringere. Während eine Empfangsdame in einem großen photographiſchen Atelier manchmal ein Einkommen von über 1000 Thalern jährlich erreicht, muß ſich eine Retoucheurin, wenn ſie eben weiter nichts gelernt hat, als die gewöhnliche photographiſche Retouche, ſich mit einem Monatsgehalt von vielleicht 50—100 Mark begnügen. Wie in allen anderen Fächern iſt es jedoch natürlich auch hier möglich und empfehlenswert, ſich durch Aneignung weiterer Kenntniſſe, zu denen in dieſem Fall vor allem das Kolorieren der Photographieen gehört, dieſes Einkommen entſprechend zu erhöhen. Die zur Ausfüllung genannter Stellungen erforderliche Vorbildung wird gewonnen: einmal durch Abſolvierung einer Lehrzeit in einer photographiſchen Anſtalt oder durch theoretiſche und praktiſche Ausbildung in den dazu beſtimmten Lehranſtalten. Die Lehrzeit bei einem Photographen währt ein Jahr. Das Lehrgeld iſt gering; in den meiſten Fällen wird ein ſolches überhaupt nicht gefordert. Bedeutend teurer iſt natürlich die Ausbildung in den Lehranſtalten. Dieſe iſt aber trotzdem empfehlenswerter, da hier Gelegenheit geboten iſt, eben alles, was mit dem Berufe einer Photographin zuſammenhängt, als Unterricht im Zeichnen, Malen, Buchführen, Unterweiſung in der Lithographie und Kupferradierung und v. a. m. zu genießen. Der Unterricht in der gewöhnlichen Retouche erfordert ein Jahr. Er koſtet in der photographiſchen Lehranſtalt des Lettevereins in Berlin 200 Mark; Unterricht im Übermalen von Photographieen 20 Mark extra. Außer im Letteverein, Berlin, Königgrätzerſtraße 90 werden, ſoviel mir bekannt, Photographinnen ausgebildet in der Kaiſ. Lehr- und Verſuchsanſtalt für Photographie und Reproduktionsverfahren in Wien und in der Lehranſtalt für Frauen „Thereſe“ in München. Ausgebildete Photographinnen, die ein eigenes Atelier eröffnen wollen, müſſen ein verfügbares Kapital von mindeſtens 4500 Mark anwenden können. **H. Oehmke.**

Vom Weihnachtsbaum.

Das Weihnachtsfeſt iſt vorbei, verklungen ſind Feſtlieder und Kinderjubel, vorüber Lichterglanz und Gebensfreudigkeit. Seines ſchimmernden Schmuckes beraubt, ſteht der grüne Tannenbaum in der Ecke. Seine Nadeln fallen, ſeine Zeit iſt um. Es ſtimmt uns wehmütig, Abſchied zu nehmen, noch möchten wir den lieben Anblick nicht miſſen, der ſo viele frohe Erinnerungen weckt. In meiner Heimat, im beſcheidenen Dorfe, trugen wir das geplünderte Weihnachtsbäumchen in den Garten und ſteckten es in der Nähe des Hauſes feſt in die Erde. Wir ſchmückten es nun von neuem mit Speckſchwarten, Brot- und Knochenſtücken. Nicht lange darauf ſaß in den Zweigen ein Schwarm von hungernden Vögelchen und freute ſich der unerwarteten Beſcheerung. Beſonders die zierlichen Meiſen turnten geſchäftig an den ſchwebenden Leckerbiſſen herum und erfreuten die kleinen Lauſcher am Fenſter durch ihre reizenden Bewegungen. Aber auch Finken und die lieben Rotkehlchen, ſelbſt ſcheue Spechte aus dem nahen Walde waren neben dem dreiſten Sperling und der gierigen Amſel gern geſehene Gäſte, die zutraulich herankamen und in den Zweigen oder dem ſchneefreien Fleckchen unter dem Tannenbaum willkommenes Futter ſuchten. Noch lange dauerte ſo die Freude am Weihnachtsbaum. Und ſchmolz dann der Schnee, war unſer liebes Bäumchen trocken geworden, ſo holten wirs in die Küche und ſchnitzten aus ſeinem Stämmchen einige Quirle zum praktiſchen Gebrauch. Die Rinde wurde abgeſchält, die Zweige verkürzt und zur Rundung um den Stiel gebunden, bis der Quirl völlig getrocknet war. **E. Köhnemann.**

Praktiſches fürs Haus.

Vertragenes Schuhzeug ſollte man nicht lange zurückſtellen, ſondern es baldigſt verſchenken, oder wenn es zu ſchlecht dazu iſt — verbrennen. Stellt man es zurück, ſo wird es immer härter, verſchimmelt und dunſtet und verunreinigt die Luft. Will man das hartgewordene Fußzeug aber noch brauchen und wieder weich haben, ſo muß man es einige Tage in Regenwaſſer legen und dann, ſolange es noch naß iſt, mit Leberthran einreiben. Das Leder wird dann wieder ganz weich und geſchmeidig. **A. K. B.**

Friſchgeſchlachtetes Fleiſch mürbe zu machen. — Welche Hausfrau auf dem Lande iſt nicht ſchon in die größte Verlegenheit gekommen, wenn ſich zum nächſten oder gar zum ſelben Abend Beſuch anmeldet und man keinen paſſenden Braten im Hauſe hat? Sehr oft muß man dann ein Stück Fleiſch braten, das noch viel zu „friſch geſchlachtet“ und daher noch nicht zart iſt. Oder es wird Federvieh geſchlachtet, das dann auch nur kaum einen Tag liegt, ſtatt zwei bis drei Tage. So friſches Fleiſch kann man aber doch ſehr gut zart bekommen, man muß es nur genügend vorbereiten. Scheint mir ein Braten, den ich am nächſten Mittag braten will, noch zu friſch, dann ſetze ich ihn am Abend vorher in den warmen Bratofen. Ebenſo mache ich es mit Geflügel, wenn es den folgenden Mittag ſchon gebraucht werden muß und erſt am Nachmittag oder Abend geſchlachtet iſt. Das Federvieh muß aber vorher ausgenommen werden. Das Fleiſch kann am nächſten Morgen ſo lange im Bratofen bleiben, bis er heiß wird. Dann kann es noch ſo lange am warmen Herd ſtehen, bis es gebraten werden ſoll. Das Fleiſch wird auf dieſe Art ungleich zarter und kürzer.

Wäſche.

Wäſche im Winter. Wie gefährlich ſtarker Froſt der feuchten Wäſche auf der Leine werden kann, hat wohl ſchon manche junge Hausfrau zu ihrem Schmerze erlebt. Ich ſelbſt habe früher mit heißen Thränen ein gutes Tiſchtuch beweint, welches, gefroren von der Leine abgenommen, in der Mitte zerbrach, ſo daß es völlig unbrauchbar wurde. Dieſe Gefahr beſeitigt man leicht und einfach, wenn man dem letzten Spülwaſſer eine Handvoll Kochſalz beifügt und dasſelbe gut darin löſt. Danach kann man es wagen, ſelbſt bei ſtarkem Froſt die Wäſche im Freien aufzuhängen. **Frau A. F.**

Für die Küche.

Garnelen als warme Abendſpeiſe. Überallhin kommen jetzt wohl die kleinen, wohlſchmeckenden Garnelen, die um ſo trefflicher munden, je friſcher ſie ſind, und die man meiſtens ohne weitere Zuthat, ausnahmsweiſe wohl einmal mit Mayonnaiſe, genießt. Ihre Bereitung zu einer warmen Abendſpeiſe iſt daher wenig bekannt, aber ſehr empfehlenswert. Man pahlt die Garnelen kurz vor dem Anrichten aus. In Salzwaſſer kocht man eine kleine Kalbsmilch weich und dünſtet auch in Butter nur mit Salz, ohne weiteres Gewürz, mehrere friſche Champignons. Beides wird in Würfel geſchnitten und mit den Garnelen vermiſcht. In der Champignonbutter röſtet man Mehl hellgelb und verkocht dieſe Einbrenne mit ſo viel ſüßer Sahne, daß man eine dickliche Sauce erhält, die man mit Salz und Pfeffer würzt und in die man die gemiſchten Zuthaten gibt. Man ſtellt das Gericht ſo lange in ein Waſſerbad, bis alles durch und durch heiß geworden iſt (die Garnelen dürfen nicht kochen, da ſie ſonſt hart werden) und zieht nun die Speiſe mit einem Eigelb ab. Man richtet ſie ſofort an und reicht geröſtete Brotſchnitten nebenher. **L. H.**

Spaniſcher Salat („Gaspacho“). Altbackene Semmel, Zwiebeln, friſche Gurken und Tomaten werden (alles zu gleichen Teilen) feinwürfelig geſchnitten und mit der ſehr reichlichen Sauce, die man vorher aus mildem Eſſig, viel gutem Öl, etwas Salz und Pfeffer bereitet hat, durchgemengt. Der Salat muß, um gehörig zu „durchziehen“, wenigſtens eine halbe Stunde vor dem Auftragen gemiſcht werden. Er ſchmeckt ungemein erfriſchend und hat bis jetzt bei allen, denen ich ihn vorgeſetzt habe, ungeteilten Beifall gefunden. — In Spanien wird das Gaspacho ohne jede Beilage als ſelbſtändiges Gericht gegeſſen.

Auskunft.

Fr. 20. Ich kann die Haushaltungsſchule in Wunſiedel im Fichtelgebirge ſehr empfehlen. Die Penſion beträgt mit allem Schulunterricht, auch Wäſche u. ſ. w. 35 M. monatlich. **A. R.**

Frage.

Fr. 48. Kann eine freundliche Leſerin mir ſagen, welches Geſchäft auch an Private buntgemuſterten Atlas oder Seidenrips zu Herrenkravatten liefert? Sehr dankbar würde dafür ſein **Eine alte Abonnentin.**

✳

(Zu Nr. 17.)

Welch hoher Kunſt du dich ergiebſt, —
Dein Werk muß dir am Herzen liegen,
Beglückend, dringend und verſchwiegen. —
Es muß dir ſein, als ob du liebſt!

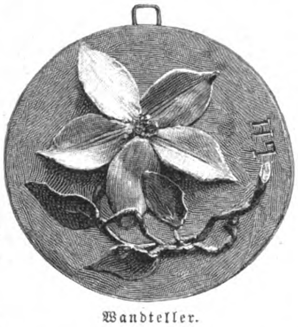
Prolog zur Einweihungsfeier eines Harmoniums,

deſſen Koſten aus dem Ertrage einiger Schülerinnenkonzerte beſtritten worden.

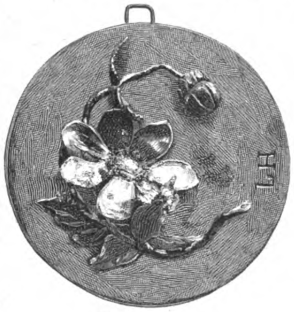
In grauer Zeit, vor manchem Jahr,
Als unſere Märchen noch wirklich wahr,
Da pflanzte einmal ein Büblein klein
Ins Gartenbeet ſeinen Pfennig ein;
Und als es früh aus dem Fenſter ſah,
Was, meint Ihr, ſtand auf dem Beete da?
Ein Baum, drauf wuchſen viel Gülden von Gold,
Da konnt' es ſich kaufen, was immer es wollt'. —
Ach, daß die ſchönen Zeiten ſo ferne,
Da noch das Wünſchen ſolch' artig Ding,
Da als blanke Thaler noch fielen die Sterne
Vom Himmel dem Mägdlein, das wandern ging!
Was damals die Leute gewünſcht im ſtillen,
Sie brauchten ſich's nicht aus dem Sinn zu ſchlagen,
Es war viel leichter als heut' zu erfüllen,
Man durft' es nur einfach den Feeen ſagen;
Die halfen jeglichem guten Streben
Mit Wünſchelruten und Zauberſtäben.
Ja, damals wär' auch, was wir begehrt,
Uns ohne Sorgen und Müh' und Geld
Von gütigen Geiſtern gewiß beſchert,
Und über Nacht in die Aula geſtellt.
Allein — heut' wiſſen's die Kleinſten ſogar:
Die Zaubermärchen ſind leider nicht wahr!
Drum, wer da möcht' etwas Schönes gewinnen,
Nicht frommt's, daß er harrt, ob die Geiſter ihm hold:
Heut' gilt's, den Zauber ſich ſelbſt zu erſinnen,
Draus ſprießt der Baum mit den Früchten von Gold.
Wir ſchöpften aus fröhlichem Sangesbronnen,
Der durch die Lande der Jugend rauſcht,
Und als die Fülle der Lieder gewonnen,
Da haben die Töne für Gold wir vertauſcht.
Der ſtrebende Fleiß war die Wünſchelrute,
Die freundliche Bitte der Zauberſtab,
Und bald ward es kund dem vertrauendem Mute,
Daß rings noch hilfreiche Geiſter es gab.
Ihr ſeid's, die der Bitte mit gütigem Herzen
Gelauſcht, ihr geöffnet die ſpendende Hand,
Wer wird nicht der Feeen Gunſt willig verſchmerzen,
Der ihres Sinnes ſo viele noch fand?
Erfüllt iſt der Wunſch und das Ziel nun erſtritten,
Da drängt's uns, den Dank unſern Gönnern zu weih'n:
Willkommen, die freundlich gewährt unſer Bitten,
Am feſtlichen Tage mit uns ſich zu freu'n!
Es klinge aus dankbaren Herzen Euch wieder
Ein Echo der Freude, verwandelt in Lieder.

Anna Klie.

Kunſt im Hauſe.



Wandteller.



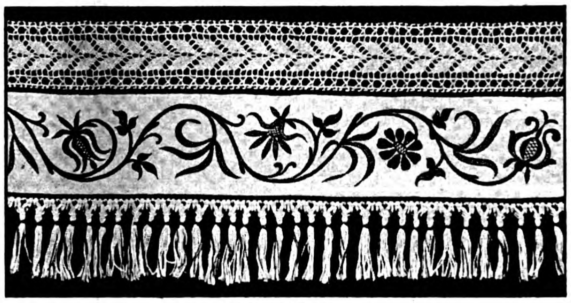
Wandteller.

Thonknet-Arbeiten. Zur Anfertigung der abgebildeten kleinen Wandteller aus grauem Thon iſt zunächſt eine feſte Arbeitsplatte aus ſtarkem Holz, welches ſich nicht mehr wirft, oder aus Glas oder Marmor erforderlich, ferner guter geſchmeidiger, weicher Thon, Modellierhölzer und eine biegſame Ziehklinge aus Stahl. Die Arbeitsplatte belegt man mit einem Bogen Papier und beſtreut dasſelbe mit Chamottpulver oder fein geſiebtem Sand, um das Anheften des friſchen Thones zu vermeiden. Man ſchneide ſich alsdann einen Thonklumpen ab, den man mit Hilfe eines Rollholzes zu einer breiten Fläche verarbeitet. Gleichmäßige Stärke kann man am beſten dadurch erzielen, daß man zu beiden Seiten der Thonſchicht 1 cm ſtarke Anlegehölzer wagerecht anpaßt und über dieſe drei Flächen einen feinen Draht, der mit Griffen verſehen iſt, als Meſſer hinübergleiten läßt. Nachdem dann der loſe Abfall entfernt iſt, wird die ganze Fläche mit der Ziehklinge geglättet und zurecht geſchnitten. Nun laſſe man die Platte erſt etwas trocknen und probiere, ob ſich dieſelbe mit Leichtigkeit hin- und herſchieben läßt. Man kann nun einer auf dieſe Weiſe hergeſtellten Platte die erdenklichſt verſchiedene Form geben, rund oder oval oder viereckig mit umgeſchlagenen Ecken. Aber auch unzählige andere hübſche Sachen, Hufeiſen, Paletten, Halbmonde, Kleeblätter, Rahmen in allen Größen, ſelbſt Rokokoformen, laſſen ſich aus dieſen Platten ſchneiden. Zu empfehlen iſt es, das Muſter aus Papier auszuſchneiden und ſich genau nach dieſem Muſter zu richten. Solange der Thon weich iſt, ſteche man gleich in den Rand zwei nicht zu kleine Löcher mit dem Modellierholz, damit ſpäter die Öſe zum Aufhängen eingegipſt werden kann. Die gegebene Form kann man nun gleich mit Blütenzweigen dekorieren. Die Abbildungen zeigen einfache Georginen (Dalien) und ſechsblätterige, große Klematisblüten mit ovalen Blütenblättern, die ſich nach beiden Enden verſchmälern. Sie reihen ſich um aufrechtſtehende Staubfäden, die ein Röllchen umſchließen. Charakteriſtiſch ſind bei jeder Klematisblüte die ſtark ausgeprägten Adern, die jedes einzelne Blütenblatt aufweiſt. Will man die Blüte aus freier Hand nachbilden, ſo iſt eine natürliche Blüte oder gute Nachbildung als Vorlage erforderlich. Für alle Anfänger wird es von Intereſſe ſein, zu erfahren, daß von den verſchiedenſten Blumen Blumenformen, in Geſtalt von Gipstafeln, im Handel ſind, die die Arbeit weſentlich erleichtern. Die aus der Form abgedrückten Blätter ſind mit allen natürlichen Adern verſehen und können im weichen Zuſtande leicht gebogen und ganz der gewünſchten Form angepaßt werden. Gut iſt es, wenn man ſich etwas Thon zu dickem Brei rührt und ſtets zur Hand hat, um mit dieſem die Blätter auf der Form zu befeſtigen, natürlich nicht ohne mit Modellierſtab und Pinſel die Unebenheiten zu entfernen. Die Staubfäden ſind leicht herzuſtellen, man drückt etwas Thon durch ein Drahtſiebchen und nimmt die entſtandenen Bündel dann mit dem Modellierholz ab. Damit der Thon nicht in der Hand trocknet, muß möglichſt raſch gearbeitet werden. Fertige Gegenſtände müſſen zugedeckt werden, damit die leicht aufgelegten Zweige, die der Luft mehr ausgeſetzt ſind, nicht ſchneller trocknen, wie die viel ſtärkere Form. Erſt, wenn der Gegenſtand ganz hart getrocknet iſt, kommt er in den Brennofen zu einem Töpfer oder Majolika-Fabrikanten, am beſten dahin, wo der Thon gekauft iſt. Nach dem Brand kann man ſich die Grundform vom Töpferglaſieren laſſen, ſodaß nur Blätter und Blüten bunt gemalt werden. Am beſten eignen ſich dazu die Aquarellfarben von Schönfeld, die, ſobald ſie eingezogen ſind, mit einem guten Majolikalack überzogen werden. Beſonders farbenprächtige Blüten hat die Waldrebe, nämlich tiefblau, purpurviolett, auch rot. Ebenſo ſchön ſind die Dalien in leuchtend rotgelben und lila Farben. Am wirkungsvollſten wird ein mit einem Klematiszweig gefertigter Teller durch eine Sammet-Einfaſſung in der Farbe der Blüte, zumal wenn der Grund des Tellers weiß glaſiert oder bronziert wird.

Ab und zu braucht man einen guten Klebeſtoff. Als ſolchen empfehlen wir einen Kitt, der aus Waſſerglas mit pulveriſiertem, ungebranntem Thon zu einem dicken Brei gemiſcht wird. Die Löcher zum Aufnehmen einer Drahtöſe füllt man mit dieſem Kitt und ſteckt die Öſe hinein. Sobald der Kitt hart getrocknet iſt, hält die Öſe, ſo daß der Gegenſtand aufgehängt werden kann. Arbeitskaſten für Modellier- und Thonarbeiten, die neben allen Handwerkszeugen und dem nötigen Material auch die geeigneten Farben und Majolikalack bringen und die auch die vorerwähnten Blumenformen enthalten (Roſen, wilden Wein, einfache Georginen, ſechsblätterige große und vierblätterige kleine Klematisblüten und das Laub aller dieſer Blumen), führen alle größeren Künſtlermagazine, z. B. Keltz & Meiners, Berlin, Leipzigerſtraße 10. Jede weitere Auskunft über Modellierarbeiten iſt ſtets zu erteilen bereit

Eliſabeth Heegewaldt,
Potsdam, Mangerſtraße 25.

Handarbeit.



Serviertiſchdecke.

Bordüre zu einer Serviertiſchdecke. Unſere Bordüre beſteht aus einem geſtickten Streifen, einem gehäkelten Zwiſchenſatz und einer geknüpften Franze. Im Gegenſatz zu den meiſt in Leinen gearbeiteten Decken iſt unſere Vorlage durchgehend aus Baumwollſtoff und -garn angefertigt und zwar in raſchfördernder, wirkungsvoller Weiſe. Die Decke ſelbſt, welche 85 cm Breite auf 60 cm Länge (ohne die Bordüre) mißt, wird aus gelblichem Baumwollköper, wie er zu Ziehvorhängen u. ſ. w. benutzt wird, angefertigt. Auf gleichen Stoff wird der 15 cm breite Stickereiſtreifen gearbeitet und zwar mit roter Strickbaumwolle. Die kräftigen Formen der Zeichnung werden, ohne daß erſt die Konturen durch Stielſtich bezeichnet wären, teils mit Fiſchgrätchen (Bäumchenſtich) und teils mit Hexenſtich (Kreuznaht) ausgefüllt; ſämtliche Blumen und Blätter mit erſterem, die Stiele und Ranken mit letzterem. Beide Stiche werden ſo gearbeitet, daß ſie am Rande dicht aneinander ſchließen. Zwiſchen Stickereiſtreifen und Decke wird ein 12 cm breiter, mit gelblichem Strickgarn gehäkelter Zwiſchenſatz genäht, welcher an beiden Längsſeiten mit einer roten Stäbchenreihe verſehen wurde. Den unteren Abſchluß bildet eine mit dickſter ungebleichter Baumwolle und dickem rotem Garn geknüpfte Franze. Hierzu knüpft man auf einen doppelten Faden der dicken Baumwolle, der die Länge der Franze haben muß und welcher auf ein Kiſſen geſpannt wird, abwechſelnd vier gelbliche und zwei rote Fäden, deren Länge 30 cm beträgt. Nun ſchlingt man je einen der roten (jetzt doppelten Fäden) durch zwei gelbliche, ſo daß ſie ſich in der Mitte der gelblichen Fäden begegnen und zu zwei Doppelknoten geſchürzt werden können. Hierauf werden je die zwei äußerſten gelblichen Doppelfäden über die zwei inneren geſchürzt (doch nur $1\frac{1}{2}$ Doppelknoten) und zuletzt die roten noch-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

mals über die gelben Fäden zu einem Doppelknoten. Zum Befeſtigen der Franze häkelt man an den oberen Rand derſelben zwiſchen die eingeſchlungenen Fäden je eine feſte Maſche mit feinerem Strickgarn und eine Reihe rot wie folgt: + 1 St., 1 Lftm., 2 St. in die gleiche Maſche, 1 Ltfm. von + wiederholt. **J. in K.**

Arbeitstuch. Manche Handarbeiten laſſen ſich in einem Arbeitsbeutel nicht gut aufbewahren und in Geſellſchaften mitnehmen ꝛc. Da fertigt man in neuerer Zeit vielfach ſogenannte Arbeitstücher an, 40—70 cm im Quadrat, um Arbeiten in jeder beliebigen Größe einzuſchlagen. Beim Arbeiten kann man dieſelben dann ausgebreitet auf den Schoß legen, um die Arbeiten vor der Berührung mit dem Kleide zu ſchützen. Für ein ſolches Arbeitstuch kaufte ich mir ein gelbes, ſogenanntes Fenſterleder, aus welchen ich ein 50 cm großes Quadrat ſchnitt. Auf dieſes zeichnete ich in 5 cm Entfernung vom Außenrand eine hübſche Borde im Rokokogeſchmack, etwa 5 cm breit. Man heftet am beſten dazu das Leder mit Zeichenzwecken auf eine glatte Holzplatte, möglichſt ſtraff und ſehr gerade, da dies das Zeichnen erleichtert. Die Konturen der Borde brannte ich mit dem feinen Brennſtift und übermalte dann die einzelnen Figuren mit Aquarellfarben in matten Tönen. Das feine Gitterwerk zwiſchen den Arabesken malte ich mit dem feinen Pinſel in Gold. In die Mitte kam das Monogramm der Empfängerin. Danach fütterte ich das Leder mit heliotropfarbener Seide, faßte beide Teile zuſammen mit einem ſchmalen Seidenbändchen ein, und befeſtigte an einer Ecke zwei je 75 cm lange ſchmale Seidenbänder. Die drei übrigen Ecken des Tuches werden über der Arbeit zuſammengelegt, dann die vierte Ecke darübergeſchlagen und das ganze Tuch mit den Bändern umſchlungen. Es ſah ſehr apart aus und verurſachte geringe Koſten. **Hanna Norden.**

Praktiſche Hülle zum Tragen der Noten.

Junge Damen, die Geſang- oder Klavierſtunden nehmen, fertigen ſich eine einfache, praktiſche Notenhülle am bequemſten nach folgender Angabe an: Man kaufe Wachstuch, außen ſchwarz und innen ſchwarz und weiß karriert, 37 cm breit und 54 cm lang, faſſe dieſes ringsherum mit ſchwarzem, ſtarkem ſeidenem Band in Litzenbreite ein. An die beiden äußerſten Ecken der Schmalſeite ſetzt man einen Knopf und gegenüber an der Schmalſeite eine Schlinge aus Gummiband, dann noch auf die Mitte der einen Schmalſeite eine 5 cm lange Schlinge aus ſchwarzer, ſeidener Litze und gegenüber eine 1 m lang ſeidene Litze, die man doppelt ſchlägt und ſo annäht. Uneingebundene Noten rollt man mit der Hülle zuſammen, zieht das Band durch die Schlinge, und jeder wird ſehen, wie einfach und praktiſch nun die Noten zu tragen ſind. Eingebundene Noten laſſen ſich ebenfalls bequem in das Wachstuch einſchlagen, die beiden Knöpfe, ſowie das Band ſchließen ſie vollkommen ein.

Krankenpflege.

Durch die im Laufe der letzten zwei Dezennien vielfach erfolgte Gründung von Pflegervereinen iſt Frauen und Jungfrauen der gebildeten Stände Gelegenheit geboten worden, die Krankenpflege praktiſch und theoretiſch zu erlernen, und indem ſie dieſelbe als Beruf ergreifen, ihre Zeit und Kräfte in nutzbringender Weiſe der leidenden Menſchheit zu widmen. Aber ſelbſt für diejenigen, welche ſich nicht ſtändig der Krankenpflege hingeben wollen oder können, iſt es von großem Nutzen, dieſelbe wenigſtens erlernt zu haben. Es wird dadurch ein genereller Einblick in die menſchliche Hygiene genommen, den jede Mutter in der Pflege ihrer Kinder und Angehörigen mit Vorteil verwerten wird. Für alle diejenigen, welche auf dem Lande, ferne von dem Wohnſitze des Arztes leben, iſt es von unberechenbarem Werte, zu wiſſen, wie ſie ſich bei dem Eintritt von plötzlichen Unglücksfällen zu benehmen haben, bis der Arzt zu Hilfe kommt, dem ſie eine wirkliche Stütze ſein werden. Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, hat der Wiesbadener Verein vom Roten Kreuz Lehrkurſe eingerichtet, welche 6—12 Monate dauern. Er nimmt für dieſe Zeit Frauen und Jungfrauen der gebildeten Stände, gegen Zahlung von 50 Mark monatlich für freie Station, in ſeinem Schweſternhauſe auf, wo ſie in Gemeinſchaft mit den Vereinsſchweſtern die Krankenpflege erlernen. Anmeldungen ſind an die Oberin von Boltenſtern, Wiesbaden, 21 Schöne Ausſicht, zu richten. Im Intereſſe der guten Sache iſt es zu wünſchen, daß ein recht großer Gebrauch von dieſer nutzbringenden Einrichtung gemacht werden möge.

Frauenbüchertiſch.

Kein Kochbuch iſt's, ſondern ein kulinariſches Nachſchlagebuch, welches die Herren Habs-Rosner unter dem Titel „Appetit-Lexikon“ bei C. Gerold Sohn in Wien herausgegeben haben. Der ſtattliche, trefflich ausgeſtattete Band bietet in vielen hundert kleinen Artikeln alles mögliche Wiſſenswerte aus dem Bereich der Küche, nur keine Rezepte. Im leichten Plauderton, oft mit gutem Humor, werden, ſtets in alphabetiſcher Ordnung, Nahrungsmittel, Delikateſſen aller Art, die verſchiedenſten Getränke beſprochen; man erfährt, woher einzelne Käſearten kommen, woraus die engliſchen Saucen beſtehen, welche Portweinſorte die beſte ſein ſoll — aber auch allerlei Wichtiges über den Nahrungswert der Speiſen u. ſ. w. Wem es auf die 10 Mark, welche das Buch koſtet, nicht ankommt, dem wird es manche amüſante Stunde bereiten und, als Ergänzung jedes Kochbuchs, auch mancherlei wirklich Wiſſenswertes bringen.

Neue Leſezeichen.

Sehr hübſche neue Leſezeichen beſtehen aus Münzen, und zwar bleibt es dem Geſchmack und dem Geldbeutel des Schenkenden überlaſſen, ſchöne, wertvolle, alte Exemplare dazu zu verwenden (z. B. wenn das Leſezeichen als ſinniges Geſchenk für einen verehrten Lehrer, oder einen Gelehrten beſtimmt iſt) oder kleinere Silbermünzen, welche geringeren Wert haben und ſich nur durch eine hübſche Prägung auszeichnen. — Man braucht für jedes Leſezeichen zwei Münzen, welche man entweder von gleicher Größe wählt, oder man nimmt auch eine größere Silbermünze und ein ganz kleines Geldſtück, z. B. einen goldenen Dollar. Durch jede Münze wird vom Goldarbeiter ein kleines Loch geſchlagen; eine ſeidene Schnur von 20 cm Länge in roter oder beliebiger anderer Farbe verbindet beide Münzen. Sind letztere ſehr ſchwer, ſo nimmt man die Schnur doppelt, auch variiert die Länge derſelben, je nachdem das Leſezeichen für ein Buch in Quart- oder Folioformat beſtimmt iſt. Die ſeidene Schnur wird in die Buchſeiten gelegt; die Münzen hängen auf beiden Seiten heraus. Die Verwendbarkeit und Nutzbarmachung alter Münzen, von denen viele in einem Fach des Schreibtiſchs vergeſſen ruhen, iſt durch dieſe Leſezeichen in gewiß willkommener Weiſe erweitert. Eine Variante ſind Leſezeichen, welche an dem einen Ende der ſeidenen Schnur eine Münze, am anderen Ende dagegen ein kleines Glücksſymbol in gepunztem oder bemaltem Leder zeigen, z. B. ein vierblätteriges Kleeblatt, 4—5 cm hoch und mit Ölfarben völlig übermalt. Auf eines der vier Blätter malt man ein Marienkäferchen. Ein anderes glückbringendes Anhängſel iſt ein Pilz, ebenfalls mit Ölfarben bemalt. Der Kopf desſelben kann auch von der Rückſeite nach Art der Ledertechnik hoch getrieben werden. In dieſem Fall klebt man zuletzt ein Stückchen ſandfarbenen Atlas mittels Dextrins auf die Rückſeite. Auch ein Herz von 3 cm Höhe, mit Rot und Gold bemalt, macht ſich gut. Alle dieſe Lederanhängſel müſſen vom Sattler mit einem Loch zum Befeſtigen verſehen werden. **Ella M.**

Praktiſches fürs Haus.

Nochmals der Eſſig. In einem Artikel über Eſſigbereitung ſagte kürzlich eine Hausfrau: „Die Eſſige des Handels ſind vielfach verfälſcht, ſie werden mit Salzſäure und Schwefelſäure verſetzt.“ Ich glaube nicht, daß dieſer Satz heute noch volle Berechtigung hat, die Verfaſſerin hat vielleicht die Eſſigeſſenz, welche mittels Salzſäure und Schwefelſäure gereinigt wird, im Auge, ſelbſt für die gewöhnlichen Kücheneſſige ſind ſolche Mittel bei der jetzigen Vervollkommung der Spriteſſigfabrikation nicht mehr nötig, doch gebe ich zu, daß noch manche herzlich ſchlechte Eſſige in den Handel gebracht werden. „Reinen Weineſſig bekommt man ſelten“, fährt der Artikel fort — das iſt richtig und doch nicht ganz korrekt. Die meiſten Hausfrauen ſind ſelbſt ſchuld, wenn ſie keinen „reinen Weineſſig“ bekommen, weil ſie meinen, an dieſem Artikel, der doch ſo viel zu dem Gelingen eines guten Salates, einer Sauce ꝛc. zur Haltbarmachung und Wohlgeſchmack eingemachter Früchte beiträgt, ſparen zu müſſen, 35, 40 oder 50 Pfennige für ein Liter Eſſig auszugeben, halten viele für eine Sünde. Dieſe Preiſe müſſen aber je nach der Qualität und der Entfernung von den Produktionsſtätten am Neckar und Rhein angelegt werden, wenn man einen echten d. h mit Wein bereiteten Weineſſig haben will, der den Speiſen nicht allein Säure, ſondern Wohlgeſchmack und Wohlbekömmlichkeit verleihen ſoll. Will man wirklich Gutes haben, ſo iſt es am empfehlenswerteſten, eine ſpezielle Marke z. B. Hengſtenbergs, Moskopfs Weineſſig zu verlangen, jedenfalls aber thut man gut, beim Einkauf zu betonen, daß man echten Weineſſig haben will. Die Hauptſache aber iſt, daß man dem Kaufmann auch Gelegenheit gibt, echten Weineſſig einzukaufen, indem man ihm den Preis bewilligt, den er für eine reelle Ware haben muß. Ich will nicht unterlaſſen, noch zu bemerken, daß es noch viel teuerere Eſſige gibt; die feineren Qualitäten koſten 1, 2 und 3 Mark per Flaſche. Wohl bei wenig anderen Artikeln heißt es wie beim Eſſig „wie die Ware, ſo das Geld,“ „wie das Geld, ſo die Ware.“ Das Beſte aber iſt immer das Billigſte — wohverſtanden, wenn man nicht über normale Grenzen geht. **Abonnent.**

Nochmals Weinabziehen.

Zu der Beſchreibung des „Weinabziehens“, die ſich vor einiger Zeit an dieſer Stelle befand, möchte noch hinzugefügt werden, daß man mittels einer Frittbohre eine kleine Öffnung in das Spundloch macht, bevor man das Hähnchen hineinſchlägt. Das Hähnchen würde ſich gar nicht hineinſchlagen laſſen, wenn keine Luft im Faß iſt. **K.**

Winterliches.

Die als Bezugsquelle der Glühſtoffplätteiſen allgemein bekannte Deutſche Glühſtoffgeſellſchaft in Dresden bringt jetzt eine heizbare Fußbank in den Handel, die ſie „Lebensſtrom“ nennt. Das behagliche kleine Möbel wird mit 3—4 Glühköhlchen geheizt, kann ſich alſo ſehr billigen Unterhaltes rühmen. Der Anſchaffungspreis beträgt 3 Mark 75 Pf.

Für die Küche.

Armen-Eierkuchen. Eine in England, im Winter, gebräuchliche Art, Eierkuchen zu backen, iſt: Man nimmt die Hälfte der Eier, die man ſonſt braucht, und verquirlt ſie mit etwas Rahm (kann auch kondenſierte Milch ſein). Dann fügt man das nötige Mehl und Salz hinzu, ſo daß es ein ſehr feſter Teig wird. Nun nimmt man ſo viel friſch gefallenen Schnee, daß der Waſſergehalt die noch fehlende Flüſſigkeit erſetzt. Während des Backens, was bei großer Hitze geſchehen muß, ſtellt man das Gefäß mit dem übrigen Teig in ein Faß voll Schnee. Da ja bekanntlich im Schnee viel Luft enthalten iſt, ſo werden die Kuchen locker und ſehr wohlſchmeckend. Wir haben auch Auflauf und andere Eierſpeiſen auf dieſe Weiſe gemacht und vorzüglich gefunden. **Eine alte Daheimleſerin in einem Land, in dem es mehr Schnee als Eier gibt (Labrador).**

Auskunft.

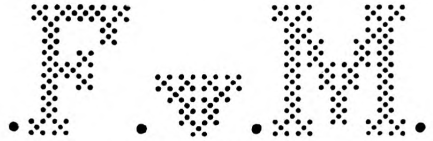
Fr. 25. Als hübſch gelegenen Ort, wo Sie angenehmen Aufenthalt und leichten Nebenerwerb finden, empfehle ich Ihnen **Plauen i/V.** — Wir erfreuen uns hier herrlicher Umgegend (Elſtergebirge, weiten, tiefen, dunklen Kiefernforſt u. ſ. w.), köſtlicher, würzig-kräftiger Gebirgsluft und in der Oberſtadt hübſchangelegter Straßen und Plätze, ſowie elektriſcher Straßenbahn. Da hier zahlreiche Fabriken für Stickereiſachen ſind, iſt es für Damen ſehr leicht, Nebenerwerb zu erlangen, beſonders da es gegenwärtig an tüchtigen Hilfskräften fehlt. Auch für Maſchinenſtickerei werden oft Damen vergeblich verlangt, ebenſo zum Ausſchneiden der feinen Spachtelſtickerei. Dieſe Arbeiten werden auf Wunſch ins Haus gegeben und gut bezahlt. **Plauenſerin.**

*

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 18.)

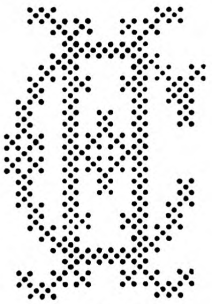
Goldnes Frauenglück —: Mit Lachen
Schlummerloſer Nacht ſich fügen; —
Liebe Bettchen ſegnen; — wachen
Über lieben Atemzügen!



Buchſtabenſchablone.

Geſellſchaftengeben mit ſparſamen Mitteln.

Zur Winterszeit, im engen Bannkreis der Häuſer, der Städte, regt ſich die Geſelligkeit lebhafter, ſchließen ſich die Menſchen mehr zuſammen. So mancher Hausfrau liegt der Gedanke an „die Geſellſchaft“ augenblicklich ſchwer auf der Seele. Der Hausvater rechnet und bangt im ſtillen vor der Revolution im Haushalt und vor der Leere im Geldbeutel, dieſen beiden Symptomen, welche „große Geſellſchaft“ unfehlbar begleiten. Sehen wir, wie wir mit praktiſchen Ratſchlägen dieſer Hausfrau die bänglich vorher empfundene Laſt erleichtern, wie wir jenem Hausherrn helfen können, die Ausübung der Gaſtfreundſchaft in Einklang mit dem Haushaltsbudget zu bringen. — Die Hausfrau, welche eine Kinderſtube mit kleinen Trabanten ihr eigen nennt, welche von „Mami“ zu Bett gebracht und beſorgt ſein wollen, mache es ſich zur Pflicht, nur kleinere Abendgeſellſchaften von 10—12 Perſonen oder ſo viel, wie im Eßzimmer bequem Platz finden — denn in ausgeräumtem Zimmer eſſen iſt wenig behaglich — zu geben. Solche kleine Geſellſchaften ſind, ganz abgeſehen davon, daß keinerlei Umwälzung im Hausſtand nötig, billiger erſtens, weil keinerlei Handwerker, Träger 2c. erforderlich ſind; zweitens erſpart man die Kochfrau, da die Hausfrau für dieſen kleinen Kreis ein Vorgericht, ſüße Speiſe, Salat, Kompott am Tage vorher ſelbſt bereiten kann und das Mädchen einen Braten mit Sauce in den meiſten Fällen ſelbſtändig wird machen können. Man ſpart ſomit nicht nur den nicht unbedeutenden Lohn der Kochfrau, ſondern, was die Hauptſache iſt, die überlegende Hausfrau ſpart ganz bedeutend an den Zuthaten; drittens erſpart man die teuere Bedienung, da das Zweit- oder Kindermädchen mit Hilfe einer Lohndienerin, welche halb ſo viel Bezahlung wie eine männliche Hilfe erhält, wohl im ſtande ſein wird, die Bedienung zu beſorgen. — Dieſe Einrichtung der Lohndienerinnen findet ſich in Norddeutſchland vielfach, aber auch in anderen Städten ſollten die tonangebenden Damenkreiſe dieſelben begünſtigen, event. ins Leben rufen. Nicht allein, daß früheren Zimmermädchen, jetzt verheiratet oder auf dem Altenteil ſitzend, ein hübſcher Nebenverdienſt zufiele, auch die Hausfrauen werden ſich mit der Neuerung befreunden, welche eine Menge Unzuträglichkeiten — ich erinnere hier nur an das häufige Trinken der Lohndiener — vermeidet. — Das Mieten von Lampen, Stühlen, Geſchirr 2c. fällt ebenfalls fort. Außerdem ſind kleinere Geſellſchaften bei vielen, faſt den meiſten Menſchen beliebter als ſogen. große Abfütterungen. Für den Geldbeutel praktiſch iſt es, wenn man bei größerem Bekanntenkreis dieſe kleinen Geſellſchaften in raſcher Folge gibt, z. B. zwei hintereinander mit 1—2 Tagen Zwiſchenraum als Pauſe zum Ausruhen für die Hausfrau. Der ausgezogene Eßtiſch bleibt ſtehen, ja, das Tafeltuch iſt ſogar noch zu gebrauchen. Die Konfektſchalen bedürfen nur geringer Ergänzung: der Blumenſchmuck hält ſich in der kalten Veranda vorzüglich. Die Karaffen mit dem Wein werden aufgefüllt. Die Überbleibſel der Speiſen endlich werden folgendermaßen praktiſch verwandt: war z. B. das Menu des erſten Abends Lachs warm, Puterbraten, ſo bereitet man aus den entgräteten Lachsſtücken und einer Doſe Büchſenhummer eine anſehnliche Geleeſchüſſel als Vorgericht des zweiten Abends. Oder der Madeiraſchinken des erſten Abends ergibt, mit Gemüſen garniert, das Eingangsgericht des andern Abends. Als Nachtiſch wählt man Obſt, kleines Gebäck, Baumkuchen, der ſich lange hält und zu Wein und Bowle beliebt iſt, und vermeidet aus Sparſamkeitsgründen Eis und leichtvergänglichesüße Speiſen. Käſeſtangen halten ſich ebenfalls lange und erſetzen die moderne, umſtändlich ausgeſtattete Käſeſchüſſel. Weiß die Hausfrau die Reſte gut aufzuwärmen und „aufzuarbeiten“, wie ein lieber, böſer Mund neulich meinte, ſo kann ſie ihren täglichen Tiſch mehrere Tage mit den Reſten beſtreiten und dadurch die Koſten der Geſellſchaft erheblich verringern. Ein peinliches, ſofortiges Wegſchließen des Übriggebliebenen iſt aber unerläßlich hierzu, denn bei außergewöhnlichen Gelegenheiten naſchen auch die beſten Dienſtboten. — Bei manchen Familien wird ſich aber als notwendig herausſtellen, *eine* große Geſellſchaft zu geben, z. B. da, wo viel Jugend oder durchweg fremdere Gäſte gebeten werden müſſen. Man entſchließe ſich da, tanzen zu laſſen, auch wenn das Gaſtgeberpaar ſelbſt nicht allzuviel Geſchmack daran finden ſollte. Ein Tanzabend wird immer als etwas Beſonderes von Alt und Jung angeſehen, auch gilt z. B. ein Tanzfeſt mit nur kaltem Büffet als völlige Revanche für alle größere Dinergeſelligkeit, die die Gaſtgeber genoſſen. Dabei iſt ein Tanzfeſt mit weit geringeren Mitteln zu geben als ein Diner. Ein Diner iſt die teuerſte Art der Gaſtgeberei, ſchon mit Rückſicht auf die teureren Weine, die längere Speiſenfolge, die tadelloſe Bedienung, die es vorausſetzt. Bei dem Büffet der Tanzgeſellſchaft bedienen ſich die Gäſte ſelbſt, mit höchſtens drei dienſtbaren Geiſtern wird man bis zu 50 Perſonen bedienen können. Als Muſik genügt zumeiſt das Klavier. Räume, die ſonſt unbewohnt ſind oder anderen Zwecken dienen und doch feſtlich erſcheinen ſollen, werden mit Reihen von Lampions billig erleuchtet, Tannengrün in Zweigen, Guirlanden oder auch auf große Flächen ſchwarzen Steifmulls genäht, erſetzt den Wandſchmuck. — Die Blumenſträuße, welche die Tafelaufſätze füllen, läßt man vom Gärtner gleich als einzelne kleine Bouquets binden. Im Lauf des Abends wird das große Arrangement auseinander genommen, die Bouquetchen werden in einem Korb arrangiert und finden ſo in der Blumentour erneute Verwendung. Iſt man ſchließlich gezwungen, mit knappem Geldbeutel ausgerüſtet, mit einem ganz ausgedehnten Kreis zu verkehren und hat nicht die Möglichkeit, in eigenen Räumen ſeinen Verpflichtungen nachzukommen, ſo wähle man folgende Art, genoſſene Gaſtfreundſchaft zu erwidern. Man arrangiere in einem Gartenlokal, das man für den Nachmittag völlig mietet, ein Sommerfeſt, etwa im Mai, ehe die Reiſezeit Lücken in den Bekanntenkreis reißt. Meiſtens pflegt die Geſelligkeit um dieſe Zeit nachzulaſſen und die Gelegenheit zum Zuſammenkommen wird dankbarer begrüßt als im Winter, wo ein Geſellſchaftsbild das andere verdrängt. So gaben wir einmal ein nicht teures Feſt in einem beliebten Ausflugsort der Umgebung, welcher bequem mit der Bahn zu erreichen war. Unter alten Eichen erwartete die Gäſte der Kaffeetiſch. Die Jugend ſpielte allerhand Spiele auf dem Raſen, vergnügte ſich mit Kahnfahren u. ſ. w. Um $^1/_2$7 Uhr gab es an kleinen Tiſchen: kalten Aufſchnitt, Eier, Salat, einige Geleeſchüſſeln, die im eigenen Hauſe hergeſtellt waren, und Bowle. Zuletzt wurde zwei Stunden getanzt, während die älteren Herrſchaften in der geſchützten Veranda ſaßen, promenierten oder eine Partie Whiſt ſpielten. Als Erfriſchungen wurden des weiteren Bier, ſelbſtbereitetes Weingelee in Gläſern und kleine Kuchen gereicht. Dieſe Form der Bewirtung war ſehr billig; die Miete des Gartens nebſt Beleuchtung preiswerter wie in der Stadt. Wir hatten eingeladen unter der Form: „Herr H. wird gebeten, am ſo und ſo vielten Nachmittag und Abend bei Herr und Frau v. K. auf der Faſanerie zubringen zu wollen. Gemeinſchaftliche Abfahrt dann und dann.“ Lange nachher haben wir dann von allen Teilnehmern mit ſtrahlenden Mienen verſichern hören, *wie* nett dieſe Idee geweſen ſei. — Um auch bei knappem Hausſtandsbudget den Ruf der Gaſtfreundſchaft für ſein Haus aufrecht erhalten zu können — und welche richtige Hausfrau hätte nicht dieſen Wunſch — habe man vor allem im Auge, ſich ſtets nach ſeinen Mitteln zu richten. Man ſchaue nicht auf die, welche es beſſer geben, und ſuche es ihnen gleich zu thun, ſondern man ſetze ſeinen Stolz darein, zu ſagen: So und ſo geht es bei mir zu, herzlich willkommen ſei, wer zu mir kommen will! Alle wahrhaft netten Menſchen werden ſich nicht durch Einfachheit unſererſeits abhalten laſſen, den Verkehr mit uns zu pflegen, und diejenigen, die durch ihr Fernbleiben beweiſen, daß ſie materiellen Genuß über alles ſtellen, nun, an denen haben wir nichts verloren. —



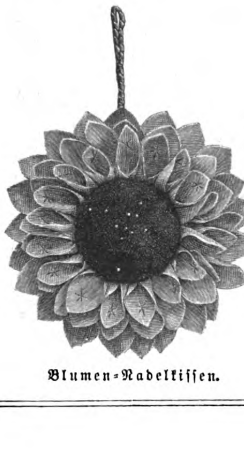
Buchſtabenſchablone.
Monogramm.

Maßhalten und ſich finden in gegebene Verhältniſſe nötigt immer zur Achtung; Prahlerei und das Streben, es anderen, reicheren, gleichthun zu wollen, begegnet dagegen ſtets offenem oder verſtecktem Lächeln.

J. v. W. in B.

Handarbeit.

Seit Kurzem iſt eine hübſche neue Art von *Metallſchablonen zum Zeichnen der Wäſche* im Handel, die wohl noch mancher Leſerin des Daheim unbekannt iſt. Dieſelben ſind, wie die Abbildungen zeigen, mit kleinen Löchern durchſtochen, welche beim Schablonieren als Punkte erſcheinen und die Grundlage zu Kreuzſtichmuſtern ergeben. Alle einzelnen Buchſtaben ſind in dieſer Art zu haben; durch Aufſchablonieren erſt eines und dann eines anderen Buchſtaben auf derſelben Stelle erhält man die ſchönſten Monogramme. Auch Kantenmuſter zu Kleiderbeſatz und Decken ſind zu haben. Unſere Muſter ſtammen aus dem Geſchäft von Fräul. Hartmann, Berlin W, Potsdamerſtraße 125.



Blumen-Nadelkiſſen.

Blumen-Nadelkiſſen (ſiehe Abbildung). Man ſchneidet aus farbigem Tuch, roſa, blau oder goldgelb, fünfzig Blättchen, 6 cm lang und an der Baſis etwa 2$^1/_2$ cm breit, heftet ſie dütenförmig zuſammen und garniert drei Kreiſe davon um ein hübſches, feſtgepolſtertes braunes Sammetkißchen. Die Rückſeite macht man mit grünem Tuch ſauber und befeſtigt ein Band oder eine Schnur zum Aufhängen in der Mitte. Die innerſte Blätterreihe kann noch einige in Stickſeide ausgeführte Zierſtiche als Schmuck erhalten.

Praktiſches fürs Haus.

Schwämme zu reinigen. Um lang benutzte Badeſchwämme von daran haftendem Schlamm oder darin feſtgeſetzter Seife zu reinigen, empfiehlt es ſich, eine ſchwache Lauge von Soda oder Pottaſche zu bereiten, indem man kochendes Waſſer auf eins der genannten Mittel gießt und es darin auflöſt. Dann wäſcht man den Schwamm tüchtig darin aus, bis er vollſtändig ſauber iſt, und ſpült ihn in kaltem Waſſer nach. Unter dieſem Verfahren leidet der Schwamm nicht. **Lisbet.**

Bereitung von Apfelthee. Wie oft werden Apfelſchalen achtlos fortgeworfen, und doch kann ein ſparſames Hausmütterchen mit geringer Mühe aus denſelben einen wohlſchmeckenden Thee bereiten. Man nehme die Schalen nur von den beſſeren Tafelſorten, friſch oder getrocknet, und brühe ſie behufs ſorgfältiger Reinigung kurz ab. Darauf ſchütte man ſie in ein Töpfchen, gebe einen friſchen, in Scheiben geſchnittenen Apfel dazu, die nötige Quantität Waſſer, laſſe das Ganze, je nach der Menge, 15—30 Minuten ziehen und gieße die Flüſſigkeit danach durch ein feines Haarſieb. Um den Thee recht pikant zu machen, gebe man Zucker nach Bedürfnis und auf eine große Taſſe einen Theelöffel Rum oder Arak. Dieſer Thee wirkt nicht ſo aufregend wie die chineſiſchen Theeſorten, fördert die Verdauung weſentlich beſſer und iſt daher für Magenleidende zu empfehlen. Zu dieſem Apfelthee eignen ſich beſonders die vielen verſchiedenen Reinettenſorten, die ſehr beliebten Borsdorfer und Gravenſteiner, weil bei dieſen Arten der Zuckergehalt in gutem Verhältnis zur Fruchtſäure ſteht und der Thee deshalb einen angenehm gewürzten Geſchmack erhält. **M. K.**

Behandlung ſchlecht gewordener Butter. Hat man Butter, die alt geworden iſt und ſchon einen ſchlechten Geſchmack angenommen hat, ſo kann man dieſelbe wieder wohlſchmeckend machen, indem man ſie einigemale mit friſcher Milch gut durcharbeitet und dann mit kaltem Waſſer ſo lange nachwäſcht, bis dasſelbe ganz klar iſt. Dieſes Mittel iſt höchſt einfach, gibt aber der Butter ihren urſprünglichen, friſchen Geſchmack wieder. Ein anderes Verfahren, das aber nur in Landhaushaltungen gut anwendbar iſt, iſt folgendes: Gleich nach dem Buttern, ſowie die friſche Butter aus dem Faß genommen iſt, ſchüttet man die alte, ſchlecht ſchmeckende, nachdem man dieſe in kleinere Stücke zerſchnitten hat, wieder hinein und buttert ſie in der friſchen Buttermilch etwa eine Viertelſtunde lang wieder tüchtig durch, worauf ſie ebenfalls mit kaltem Waſſer gehörig ausgewaſchen werden muß. Um Butter, die längere Zeit aufbewahrt werden ſoll, vor dem Ranzigwerden zu ſchützen, hat man nicht nur für eine regelrechte Behandluug bei der Bereitung, ſondern auch für einen zweckmäßigen Aufbewahrungsort zu ſorgen. Da außer der Wärme auch das Licht ſehr nachteilig auf den Buttergeſchmack wirkt, ſo hat man der Butter ſtets einen kühlen und zugleich dunklen Platz zu geben. **Frau A. J. in J.**

Roſtiges Metall, z. B. Werkzeug, reinigt man ſehr einfach dadurch, daß man es mit friſchem Öl einreibt, daß dies tüchtig einzieht, und es damit zwei Tage weichen läßt. Dann reibt man es gut mit einem nicht zu weichen Tuche ab, und zuletzt putzt man es ganz blank mit feingeſtoßenem oder gepulvertem ungelöſchtem Kalk. **A. K. B.**

Flecke aus weißen und hellfarbigen ſeidenen Kleidern laſſen ſich dadurch entfernen, daß man ſie mit weißen Lappen, die mit erwärmtem Sprit getränkt ſind, abreibt. Der warme Sprit hat vor anderen Mitteln den Vorzug, daß bei ſeinem Gebrauch, da er gleich verdunſtet, ſo leicht keine Ränder ſtehen bleiben. **B. H.**

Selbſt in den ſorgſamſten Haushaltungen kommt es wohl vor, daß bei plötzlichem Wetterumſchlag das Obſt Froſt bekommt. Man muß dann vorſichtig ſein, das Obſt — meiſt ſind es Äpfel, denn der Birnenvorrat iſt um dieſe Zeit gewöhnlich verbraucht — nicht zu ſchnell aufzutauen. Je langſamer man die Äpfel auftaut, um ſo länger halten ſie ſich hernach, und um ſo weniger ſchadet ihnen der Froſt. Sind ſie nicht gar zu arg gefroren und kann man es ſo einrichten, dann thut man am beſten, die Äpfel ruhig liegen zu laſſen und den Raum, in dem ſie ſich befinden, ganz allmählich zu erwärmen, etwa durch Heizen oder durch Kohlenfäſſer u. dgl. Dann zieht der Froſt nach und nach wieder aus, ohne geſchadet zu haben. Jede Berührung und jeder Druck iſt dem gefrorenen Obſt nachteilig; es entſtehen braune Stellen im Fleiſch, die hernach den Anfang zum Verfaulen geben. Kann der Raum nicht erwärmt werden, dann bringe man die Äpfel ganz vorſichtig, ohne ſie hart zu berühren, in ein froſtfreies Gemach, das man etwas anwärmt. Haben die Äpfel ſo viel Froſt bekommen, daß ſie ſich nicht wieder erholen können, dann muß man ſuchen, den Raum mit dem Obſte möglichſt kühl zu halten und die Äpfel in gefrorenem Zuſtande zu erhalten; ſo bleiben ſie ziemlich lange brauchbar. Bei eintretendem Tauwetter muß man ſodann alles Obſt möglichſt ſchnell verbrauchen. Bekannt iſt es, daß man Obſt, um es aufzutauen, in kaltes Waſſer legen muß; es bildet ſich dann eine Eiskruſte um das Obſt, und dann kann man es ſchälen. Aber man darf es eben nur in Waſſer legen, wenn man es gleich gebrauchen will. Aufbewahren kann man es dann nicht mehr; in kürzeſter Zeit iſt es verdorben, wenn man auf dieſe Weiſe ſchnell den Froſt herauszieht. Hat man dagegen etwa Kohlköpfe, Kohlrabi oder derartiges gefrorenes Gemüſe, das man gerade gebrauchen will und das nun hart gefroren iſt, ſo kann man es ohne Beſorgnis in kaltes Waſſer legen, um den Froſt ausziehen zu laſſen. Kohlarten kann man auch lange in gefrorenem Zuſtande liegen laſſen. Man muß den Kohl, der etwas Froſt bekommen hat (ebenſo Kartoffeln u. dergl.), nur nicht zu ſchnell in warme Räume bringen. Gelinder Froſt zieht mit der Zeit wieder aus, wenn rechtzeitig aufgepaßt wird. Blumen, die einen Froſthauch bekommen haben, darf man gleichfalls nur ganz allmählich wieder in warme Luft bringen. Man muß die Topfpflanzen in ſolcher gefährlichen Zeit nicht zu feucht halten; die Pflanze ſelber erholt ſich wohl wieder, doch wenn die Wurzel in der feuchten Erde erfroren iſt, ſo kann man wenig auf Rettung hoffen. **A. K. B.**

Auskunft.

Vor einiger Zeit war im Daheim angefragt, welcher Ort wohl geeignet wäre für Niederlaſſung einer Schneiderin. In Jena a/S., Univerſitätsſtadt, könnte eine geſchickte Schneiderin, die geſchmackvoll und ſolid arbeitet und nicht zu hohe Preiſe fordert, ſich einen großen Kundenkreis erwerben, zumal gerade jetzt eine geſuchte Schneiderin wegzieht.
Eine fleißige Daheimleſerin.

Fr. 42. Die Firma „hungernde Vögel unter freiem Himmel“ nimmt geſammelte Obſtkerne mit Dank an und bezahlt ſie im Frühjahr durch Raupenvertilgung mit Zinſeszins.
Eine Leſerin aus Bayern.

Fr. 43. Einer langjährigen Leſerin des Daheim in Lippe kann ich die Osmoſeapparate, welche durch Herrn Dr. F. Meyer, Braunſchweig, Bültenweg 14, zu beziehen ſind, ſehr empfehlen. Wenn ich nicht irre, ſind ſie ſchon im Preiſe von 3 Mk. zu haben.
Cyane im Elſaß.

An E. M. M., Caſſel. Bezugnehmend auf Ihre Frage im Frauen-Daheim Nr. 14 beehre ich mich, Ihnen Penſion in meinem ſchön gelegenen Hauſe in der Nähe von Zürich anzubieten. Dasſelbe iſt umgeben von ſchönem, ſchattigem Garten und enthält große, heizbare, wohlausgeſtattete Schlaf- und Wohnzimmer. Das Klima iſt geſund und die Gegend reich an ſchönen Ausſichtspunkten und angenehmen Spaziergängen. Im Hauſe wird gut deutſch geſprochen. Zu näherer Auskunft bin ich gerne bereit. **Lea Hofmann,**
z. Lindengarten, **Aſter** (Zürich).

Fr. 41. Vielleicht findet „Eine arme Bittende“ in dem Deutſchen Lehrerinnen-Kalender die gewünſchte Auskunft; es ſind in demſelben Unterſtützungskaſſen 2c. genannt. Der Kalender iſt erſchienen in L. Oehmigkes Verlag, Berlin S. **L. v. L.**

In neueſter Zeit iſt, ſoweit mir bekannt, ein Feierabendhaus für ältere evangeliſche Lehrerinnen in Wiſſen an der Sieg, Rgbz. Coblenz, eröffnet worden. Pfarrer Meyer zu Wiſſen wird nähere Auskunft geben können.
Ein Abonnent.

Einer armen Bittenden und zugleich langjährigen Abonnentin des Daheim diene hiermit zur Nachricht, daß der ſeit 50 Jahren zu Dresden ſegensreich wirkende Sächſiſche Peſtalozzi-Verein eine Kaſſe beſitzt, welche bezweckt, vater- oder elternloſe Waiſen und Witwen ſächſiſcher Volksſchullehrer zu unterſtützen. Derſelbe unterſtützte während dieſer Zeit mit einer Geſamtſumme von 548 869 ℳ: 21 264 Waiſen (143 396 ℳ), 4696 Wittfrauen (99 629 ℳ), Lehrersfamilien (2700 ℳ), Emeriten (1904 ℳ), verehel. Lehrersfrauen, nicht verwaiſte Seminariſten und andere, dem Lehrerſtande nicht angehörige Perſonen (1240 ℳ). Das Vermögen der Hauptkaſſe beträgt 117 800 ℳ, das Vermögen der Fonds und Stiftungen rund 128 000 ℳ, zuſammen 245 800 ℳ. Außerdem beſitzt der Verein das Lehrerstöchterheim „Carola-Stift“ in Klotzſche-Königswald bei Dresden, worin bis jetzt 6 Lehrerstöchter Aufnahme gefunden haben. Dieſelben erhalten freie Wohnung und Heizung im Werte von jährlich 140 ℳ. Aus den 32 Fonds und Stiftungen im Peſtalozzi-Verein wurden bisher 53 900 ℳ Unterſtützungen gewährt an 599 Lehrerswaiſen, 24 Lehrersfamilien, 26 Lehrersfamilien, 7 verehel. Frauen, 8 verwitwete (dem Lehrerſtande nicht angehörige) Frauen, 37 Emeriten, 27 nicht verwaiſte Seminariſten 2c. Darunter allein 1732 ℳ Unterſtützungen an 17 emer. Lehrerinnen, 12 Waiſen und 16 Lehrerswitwen aus der Döring-Stiftung. Vorſitzender dieſes Vereins iſt Herr Oberſchulrat Friedr. Aug. Berthelt zu Dresden. Der Martin Luther-Fonds (nicht Luther-Stift, wie Sie ſich ausdrücken) hat 7900 ℳ Kapital und gewährte bisher 1200 ℳ Unterſtützung an 21 Lehrerswaiſen und wird mit verwaltet vom Vorſtande des genannten Vereins. **M. verw. Lehrer Stöhr.**

Für die Küche.

Drei Sandtorten. 1. Man kläre ½ Kilo Butter, rühre ſie dann zu Salbe und gebe ½ Kilo Zucker dazu. Dann nehme man ein Eigelb, dazu dann 1 Löffel Kartoffelmehl, dann 1 ganzes Ei, wieder einen Löffel Mehl und ſo abwechſelnd, bis ½ Kilo Mehl und 9 Eier verbraucht ſind, und rühre dann alles ¾ Stunde. Zuletzt nehme man den Schnee der 5 Eier dazu und laſſe die Torte 1 Stunde bei guter Hitze backen. 2. Man rühre ½ Kilo Butter zu Salbe und thue nach und nach Saft und Schale einer Citrone, 8 ganze Eier und ½ Kilo Zucker dazu. Dies rühre man ½ Stunde zuſammen. Danach rühre man ½ Kilo Kartoffelmehl hinein (am beſten durch einen Durchſchlag, damit es locker iſt). Hiermit rühre man es noch wieder 10 Minuten. 1 Stunde tüchtig backen. 3. ¾ Kilo Butter werden zu Salbe gerührt; dann rühre man abwechſelnd 10 Eidotter und ¾ Kilo Zucker dazu und Saft und Schale einer Citrone. Dies rühre man ½—¾ Stunde, bis es tüchtig Blaſen ſchlägt. Nun gebe man ½ Kilo Pudermehl und ¼ Kilo Weizenmehl (durch einen Durchſchlag) und den Schnee von 10 Eiern abwechſelnd mit hinein. 1½ Stunden backen laſſen. **Holſteiniſches Hausmütterchen.**

Vorzüglich ſchmeckende, leicht herzuſtellende billige Zwiebackklöße, die ſich für die verſchiedenſten Suppen eignen, bereitet man auf folgende Art: 1—2 Stunden, ehe man die Klöße in die Suppe ſetzen will, ſtoße man etwa ſieben Paar gewöhnliche Zwiebäcke, bringe dann ein halbes Liter Milch mit einem Stich Butter oder entſprechend vielem anderen guten Fett zum Kochen, gieße ſie über den Zwieback, rühre ſie mit denſelben durch, und laſſe dann die Maſſe zum Abkühlen ſtehen. Iſt ſie erkaltet, thue man ein Ei, ein wenig von einer Muskatnuß, genügend Salz und einen gehäuften Eßlöffel Weizenmehl hinzu, rühre den Teig aufs neue durch und rolle dann mit der Hand kleine Klößchen davon. **B. H.**

Fragen.

49) Welche freundliche Mitleſerin könnte mir wohl Rat erteilen, wie Milben aus gepolſterten Möbeln vertilgt werden? Schon ſeit ſehr lange werden wir davon beläſtigt und wandten manches Mittel vergebens an. Dieſe Milben treten zahllos auf, ſind klein wie Sandkörner und ſollen aus dem Alpengras entſtehen, welches ſtatt der Hede über den Krollhaaren liegt. Für ein bewährtes Mittel wäre ſehr dankbar **Th. A. in B.**

50) Eine ſehr tüchtige Krankenpflegerin möchte gern eine Stelle auf einem Schiff. Kann mir eine Daheimleſerin Auskunft geben, wohin ich mich deshalb zu wenden habe?
B. P. in Barmen.

51) Kann mir wohl jemand eine Stiftung, beſonders in Schleſien und der Mark Brandenburg, nennen, aus welcher eine im Orient geborene, kränkliche Paſtorentochter ohne Vermögen eine regelmäßige, wenn auch beſcheidene Summe erhalten könnte?

52) Kann mir jemand mitteilen, wer die Verwaltung der Lange-Schücke-Stiftung hat, um mich, um Aufnahme bittend, dahin wenden zu können? **E. B.**

53) In welcher Weiſe werden Gardinen behandelt, welche man auf Rahmen ſpannen will? Im voraus beſten Dank!
L. F. in W.

54) Kann mir eine der freundlichen Leſerinnen einen Zeichner nachweiſen, der ein vorgeſchriebenes Wappen ſtiliſieren und für Kerbſchnitt geeignet zeichnen kann?
Abonnentin in Oppenheim a. Rh.

55) Ich wüßte ſo gerne eine Adreſſe, an welche ich gezupſte Seide zum Anfertigen von Geweben oder zum Verkauf ſchicken könnte, und bitte freundlich um Angabe einer ſolchen.
Pinca im Bergiſchen.

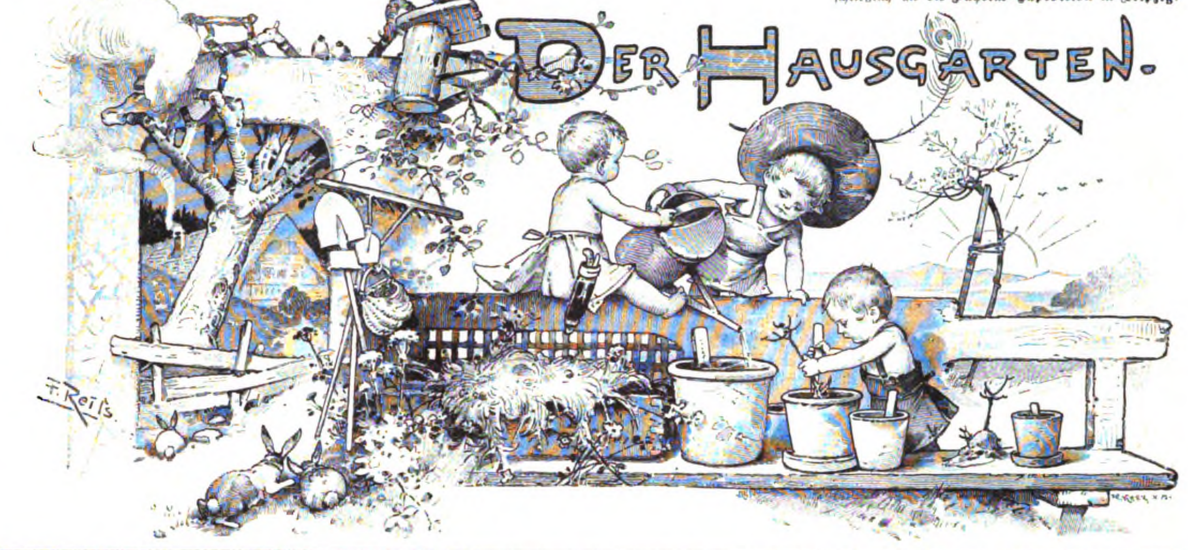
56) Könnte mir eine geehrte Leſerin ein kleines Gedicht mitteilen, paſſend für ein ſechsjähriges Mädchen, zu Großmutters 70. Geburtstag vorzutragen?
Eine dankbare Unpoetiſche.

57) Kann mir eine freundliche Mitſchweſter in folgendem Falle einen guten Rat geben? Mein Mädchen hat leider ein Satin-Cremekleid mit abfärbendem roſa Stoff zuſammen gewaſchen, ſo daß erſteres vielfach einen roſa Schein, auch einige Flecken erhalten hat, welche ſich durch gewöhnliches Waſchen nicht entfernen laſſen. Kann mir jemand dafür ein Mittel ſagen, durch das die bunten Borden, womit das Cremekleid garniert iſt, nicht leiden? **Schleſiſche Landfrau.**

58) Wer kann mir Auskunft geben über die Lebens- bezw. Wohnungsverhältniſſe in Marburg? Iſt es möglich, daß eine aus zwei Perſonen beſtehende Familie dort mit einem Einkommen von 3000 Mark bequem lebt? Welche andere kleine Univerſitätsſtadt würde in Bezug auf Lage und Lebensverhältniſſe etwa vorzuziehen ſein? **X. Y.**

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Der Hausgarten, Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

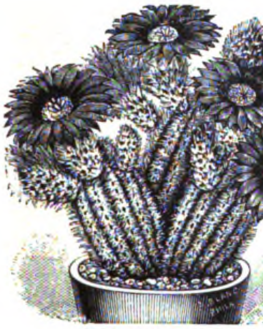


Römiſche Anemone. (Anemone coronaria L.)

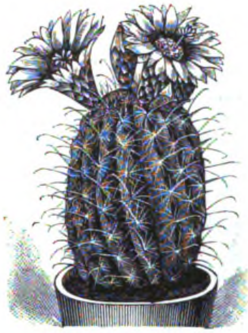
Ein Frühlingsgruß iſt uns beſchieden,
Der Augen uns und Herz erfreut:

Ihr bunten Sterne, die der Süden
Zu Strauß und Kranz dem Norden beut.

J. Trojan.



Echinocereus caespitosus.

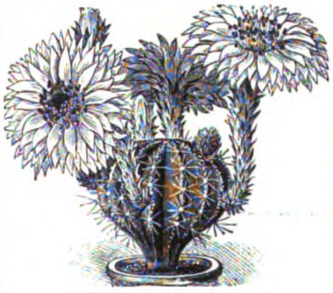


Echinocactus cachetianus.

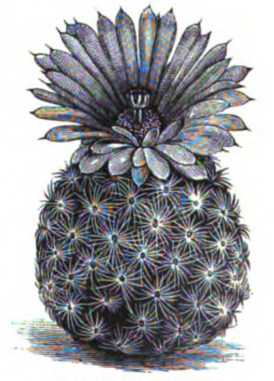
Behandlung der Kakteen.

(Mit Abb. einiger ſchöner Kaktusarten, dem prakt. Werkchen „Zimmergärtnerei“ von Lebl, Verlag von J. J. Weber, Leipzig, entnommen.)

Die erſte Frage, die zu beantworten ſein dürfte, iſt wohl die: wie komme ich zu einer reichhaltigen Kaktusſammlung? Denn die Pflanzen einfach kaufen, macht doch wenig Freude; nur was wir langſam und mühſam erworben haben, deſſen Pflege und Gedeihen liegt uns auch am Herzen. Ich habe mir meine geſtachelten und ungeſtachelten Lieblinge auf folgende Weiſe erworben. Wo ich an einem Fenſter eine nicht in meinem Beſitz befindliche Kaktusart ſah, da klopfte ich an und bat um einen Ableger, der mir, wenn möglich, faſt jedesmal mit den freundlichſten Wünſchen zu teil ward. Sehr viele und oft ſonderbare Kaktusfreunde habe ich dadurch kennen gelernt. Da hatte einer einen einzigen Seeigelkaktus, der war ihm die liebſte unter allen Blumen und wurde mit ſolcher Liebe gepflegt, daß er bald daran zu Grunde ging. Natürlich hatte dieſer Freund die einzig richtige Art, den Kaktus zu behandeln. Ein andermal fand ich eine hohe Gönnerin, die ihre Gunſt ihrem Liebling dadurch erwies, daß ſie ſämtliche Junge, die er trieb, in beſondere Töpfe pflanzte und ſich an dem Heranwachſen dieſer Generation weidete. Die Blüten waren ihr Nebenſache, wenn nur die Zöglinge recht groß und ſtark wurden. Ihre Mutterliebe ließ es natürlich nicht zu, auch nur den kleinſten Liebling gegen einen anderen zu vertauſchen, wie ich ihr vorſchlug. Alle Kaktusfreunde, die ich auf dieſe Weiſe kennen lernte, rühmten die Bedürfnisloſigkeit der ſtachlichen Pfleglinge, und, was die Hauptſache iſt, von allen konnte ich etwas lernen, wenn auch von manchen nur das, was man in der Kaktuspflege meiden ſoll. Meine auf genannte Weiſe erworbenen Ableger habe ich nun ſehr einfach behandelt. Brachte ich ſie im Frühjahr oder Sommer nach Hauſe, ſo ſteckte ich ſie an einem ſonnigen Plätzchen meines Gartens in die Erde, und zwar die kleinen ſo tief, daß ſie nur ein wenig herausguckten, die größeren etwa 2—3 cm tief. Ich begoß ſie, ſo oft ich die anderen Blumen mit Waſſer verſah. Im Herbſt waren ſie alle mit Wurzeln verſehen und konnten eingewintert werden. Die in der kalten Jahreszeit ſorgſam in der warmen Rocktaſche heimgetragenen Stecklinge wurden in Töpfe gepflanzt, die unten mit ein wenig Erde, darüber mit reinem Sand gefüllt waren. Anfangs hutzelten ſie wohl etwas zuſammen, aber je näher es dem Frühjahr entgegenging, deſto mehr Leben kam in ſie. Die Erde ſtelle ich mir ſelbſt her, indem ich zu gleichen Teilen ſchwarze Stockerde, Lehm und Sand miſche. Auf das Abzugsloch des Blumentopfes lege ich einen Scherben, damit es ſich nicht verſtopft. Für die einzelnen Kakteen nehme ich verhältnismäßig kleine Töpfe; denn die Kakteen haben wenig Wurzeln, und ich habe noch immer die Erfahrung gemacht, daß man ziemlich ſicher auf Blütenanſatz rechnen darf, ſobald die Pflanze den Blumentopf mit ihren Wurzeln ausfüllt. Will ich jedoch mehr das Wachstum fördern, ſo nehme ich einen größeren Topf, der den Wurzeln Raum zur Ausdehnung läßt. Die Pflanze wird möglichſt hoch geſetzt, ſo daß ich noch Raum habe, auf die Oberfläche der Erde rings um den Kaktus, etwa $^1/_2$—1 cm tief, reinen Sand zu ſchütten. Auf dieſe Weiſe verhüte ich das Anfaulen meiner Pfleglinge; denn der Sand trocknet raſch, während die Wurzeln ohne Schaden ein wenig Feuchtigkeit vertragen können. Manchmal haben mir Bekannte einen Patienten gebracht, dem die Wurzeln abgefault waren. Den ſetzte ich dann in einen Topf, der halb mit Erde gefüllt war, und ſchüttete Sand herum, bis der arme Kranke 2—3 cm drin ſteckte. Nun kam er tüchtig in den Sonnenſchein und wurde ſelten begoſſen. Probatum est! Die Zeit des Verpflanzens richtet ſich nach der Zeit, in welcher die Kakteen blühen ſollen. Im allgemeinen hat ſich bei mir die Regel herausgebildet, daß die im Sommer blühenden Pflanzen in dem vorhergehenden Herbſte, die im Winter blühenden in dem vorhergehenden Frühjahr verſetzt werden. Die Pflege der Kakteen erfordert wenig Aufmerkſamkeit und Zeit, und ich muß geſtehen, daß dies der Hauptgrund iſt, warum ich eine Kaktusſammlung angelegt habe. Man ſtelle ſie nur möglichſt viel ins Sonnenlicht, dann braucht man auch nicht vorſichtig mit dem Begießen zu ſein; in der Sonne



Echinopsis triumphans.



Mammillaria pectinata.

vertragen ſie viel und wenig Waſſer, letzteres deshalb, weil ſie in guten Zeiten ſich mit einem reichlichen Vorrat von Waſſer verſehen. Kann man ſie nicht ſonnig ſtellen, dann begieße man nur, wenn die Erde trocken zu ſein ſcheint. Selbſtverſtändlich muß dann ſo gegoſſen werden, daß ſämtliche Wurzeln im Topf befeuchtet werden. Das etwa ablaufende Waſſer wird weggeſchüttet. Die Temperatur des Waſſers, das weich ſein muß, richtet ſich nach der des Zimmers, in dem die Pflanzen ſtehen. Kalter Guß ſchadet. Von Zeit zu Zeit iſt's gut, wenn man ſie in warmen Regen ſtellt, damit ſie abgewaſchen werden. Kann man das nicht thun, ſo überbrauſe man ſie mit dem Gießer und reinige ſie dadurch vom anhängenden Staube. Die meiſten meiner Kakteen ſetze ich Mitte Mai in mein Gärtchen, das den größten Teil des Tages von der Sonne beſchienen wird. Da gieße ich ſie wie die andern Blumen und erziele einen ſehr reichlichen Blütenflor den Sommer über bis in den Spätherbſt. Bevor die Fröſte eintreten, werden ſie in Töpfe verſetzt und eingewintert. Übrigens können ſie ſchon ein wenig Kälte vertragen. Bei der Überwinterung muß als Regel gelten, daß die Kakteen in einem trockenen Zimmer ans Fenſter zu ſtehen kommen. Sie ſind durchaus Lichtfreunde. Das Zimmer ſelbſt muß froſtfrei ſein; es darf auch warm ſein. Meine Kakteen belagern im Winter die Fenſter meines Studierzimmers. Wenn ſie auch infolge von Vernachläſſigung einmal ein wenig zuſammenhutzeln, ſo hat das nichts zu ſagen. Sobald ſie gegoſſen werden, gehen ſie auf, wie eine friſche Semmel im Backofen. Möge der freundliche Leſer an ſeinen Kakteen ebenſoviel Freude erleben, wie ich ſchon erlebt habe!

Die beſten Vermehrungsarten beim Beerenobſt.

Nichts iſt, auch für den Anfänger und Liebhaber, leichter, als die Vermehrung von Beerenobſtſträuchern. Sie erfolgt: 1. am ſicherſten und kräftigſten durch Abſenker, 2. am zahlreichſten durch Anhäufeln, 3. am einfachſten und ſchnellſten durch Stecklinge. Die Abbildungen, die aus dem vortrefflichen Büchlein: Anleitung zum Obſtbau, von Rebholz, Verlag von R. Bechthold & Co. in Wiesbaden, genommen ſind, erſparen eigentlich jedes weitere Wort. Immerhin möge zu Abb. a, Vermehrung durch Abſenker, eine kurze Anweiſung gegeben ſein. Nötig iſt hierzu ein älterer Stock (Johannis- oder Stachelbeeren, auch Haſelnüſſe, Quitten ꝛc. ꝛc.) mit Schoſſen oder Zweigen in der Nähe des Bodens oder aus dem Boden. Solche Schoſſe oder Ruten biegt man in eine vorher ausgehöhlte Vertiefung ab, hält ſie dort durch einen hölzernen Haken (auf der Abbildung nicht angegeben) feſt, füllt die Vertiefung wieder mit Erde auf und bindet, falls die aus der Erde hervorſehende Spitze des eingeſenkten Zweiges entſprechend lang iſt, dieſelbe an ein Pfählchen. Bald bilden ſich an dem eingeſenkten Teil Wurzeln; man ſchneidet dieſen ſamt den Wurzeln von der Mutterpflanze ab und hat jetzt eine neue ſelbſtändige Pflanze, die ſofort zu verpflanzen iſt. Mache ich z. B. jetzt ſolche Abſenker, ſo kann ich ſie nächſtes Frühjahr (1896) abſchneiden.

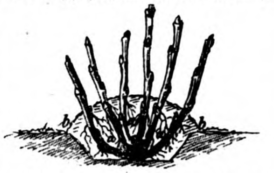


Abb. b. Vermehrung durch Anhäufeln bei Johannisbeeren ꝛc.

Die Wurzelbildung des Abſenkers wird verſtärkt, wenn man dem in die Erde kommenden Teil vor dem Abſenken einige Rindenſchnitte beibringt. — Beim Anhäufeln (ſ. Abb. b) werden die Schoſſe der Mutterpflanze bei a abgeſchnitten; darauf hin entwickeln ſich die bereits hingezeichneten Bodentriebe, welche man, wenn ſie etwas holzig und nicht mehr ganz krautig ſind, handhoch mit Erde anhäufelt; dann im nächſten Frühjahr Lostrennung von der Mutterpflanze und Verpflanzung. —

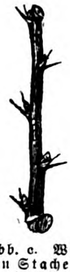


Abb. c. Wie man Stachelbeerſtecklinge abſchneidet.

Stecklinge ſchneidet man im Winter von einjährigen Trieben 20—25 cm lang ober und unter einem Auge, womöglich am unteren Ende mit etwas altem Holz (ſ. Abb. c), bewahrt ſie bis zum Frühjahr im Keller auf und ſteckt ſie dann, wie Abb. d zeigt, etwas ſchief ſo in den Boden, daß nur das oberſte oder die zwei oberſten Augen herausſehen. Man kann ſo eine Menge Stecklinge dicht nebeneinander in die Erde ſtecken. Nach Verlauf eines Jahres ſind ſie bewurzelt und verpflanzfähig. — Die früheſte Ernte geben ohne Zweifel die nach Abb. a vermehrten Pflanzen; dann kommen die nach b und endlich die nach c vermehrten.

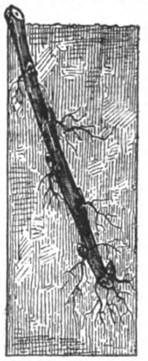


Abb. d. Ein zur Bewurzelung in den Boden geſteckter Steckling.

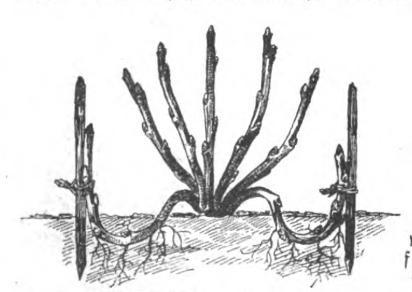


Abb. a. Vermehrung durch Abſenker (Ableger) bei Johannisbeeren ꝛc.

Litteratur.

Jeder Gartenfreund wird auch ein Vogelfreund ſein. Die nützlichen Singvögel ſind ja der beſte Schutz gegen das Heer der pflanzenverderbenden Inſekten. Ohne ſie wäre einfach kein Gartenbau möglich. Wie gern möchte man oft Näheres wiſſen über dieſe zierlichen Gartenbeſchützer, über ihre richtigen Namen, ihre Lebensweiſe, ihre Nahrung (namentlich für die Winterfütterung) und dergl.! Und wie ſtreiten ſich nicht ſelten die Gelehrten und Ungelehrten über dieſen und jenen Vogel, ob nützlich oder ſchädlich! Auf alles das gibt uns ein ſehr ſchönes Werk Antwort, das wir mit wirklicher Freude begrüßt haben: „Deutſchlands nützliche und ſchädliche Vögel. Zu Unterrichtszwecken und für Landwirte, Forſtleute, Jäger und Gärtner, ſowie alle Naturfreunde dargeſtellt auf 32 Farbendrucktafeln. Von Dr. H. Fürſt, K. Oberforſtrat in Aſchaffenburg. Verlag von Paul Parey, Berlin.“ Die Abbildungen ſind durchaus nach der Natur ausgeführt, ſtellen Vogel (wenn nötig: Männchen und Weibchen), Neſt und Ei dar und geben eine die Lebensweiſe des Tieres andeutende Scenerie. Der Text in beſonderem Bande enthält in knapper Faſſung alles Wiſſenswerte in gemeinverſtändlicher und überſichtlicher Form. Wir möchten vor allem jeder Schule im deutſchen Reich dieſes Werk wünſchen: das würde mehr helfen, als alle Vogelſchutzgeſetze.

Anſchauungstafeln für den Unterricht in der Pflanzenkunde von Prof. Dr. Fr. O. Pilling und Walter Müller. Braunſchweig, Friedrich Vieweg & S. 1894. Lief. 1—5. Ein Werk erſten Ranges, das bis jetzt unter den botaniſchen Anſchauungsmitteln ſeinesgleichen nicht hat. Auf faſt 80 cm langen ſchwarzen Tafeln von beſtem Papier treten uns die über Lebensgröße gemalten Bilder äußerſt ausdrucksvoll und weithin ſichtbar entgegen. Nehmen wir das erſte Blatt: Schneeglöckchen, Galanthus nivalis, 1. Pflanze mit Blütenknoſpe, Zwiebellängsſchnitt (42 cm hoch), 2. Pflanze blühend (60 cm), 3. Blütenlängsſchnitt, 4. inneres Blumenblatt, 5. Staubblatt, 6. Fruchtknotenquerſchnitt, 7. Frucht, 8. Same; dazu noch zwei Abbildungen des Märzglöckchens — wer nur dieſe eine Tafel anſieht und im Zimmer oder Schulhaus auf Nah- und Fernwirkung unterſucht, wird der Überzeugung Ausdruck geben müſſen, daß hier etwas geſchaffen iſt, was die weiteſtgehenden Anſprüche befriedigt, ſei es in Hinſicht auf das Privatſtudium des Sammlers, ſei es in Beziehung auf botaniſchen Unterricht im Haus oder in niederen und höheren Lehranſtalten. Was die erſte Tafel verſpricht, halten die folgenden der bis jetzt vorliegenden Lieferungen in vollſtem Maße. Wir werden mit Vergnügen auf das prächtige (und im Verhältnis zum Gebotenen keineswegs teure) Werk zurückkommen, ſobald weitere Lieferungen vorliegen.

Unſere Preisaufgabe.

Bei der regen Teilnahme, die unſerer Preisaufgabe zu teil geworden iſt, können wir erſt in der nächſten Nummer des Hausgartens mitteilen, wem die Preiſe zuerkannt worden ſind. **Die Redaktion.**

Briefkaſten.

Frage. Würde der Hausgarten des Daheim (im Briefkaſten) die Güte haben, mir folgende Fragen zu beantworten? Wie behandelt man Farnkräuter im Zimmer? Ich habe zwei ſchöne Farne, die ich im vorigen Winter im Zimmer hatte und auch begoß. Im Sommer hatte ich ſie auf dem Balkon, der nach Norden liegt. Sie bekamen auch Wedel, die aber ſehr ſchmal waren; die einzelnen Blätter ſtanden ſehr weit auseinander. Ich denke, daß ich ſie nicht richtig behandelt habe. Ich lege von jeder Sorte ein Blatt bei. Dann möchte ich auch noch gern wiſſen, was die kleinen Triebe, die ſich zwiſchen den Blättern befinden, zu bedeuten haben.

Frl. L. K., Leipzig.

Antwort. Farn gilt im allgemeinen nicht als Zimmerpflanze und es bedarf daher beſonderer Pflege, um dieſe Pflanzen im Zimmer lebensfähig zu erhalten. Sie verlangen ſtets feuchte Luft, mäßiges Licht und leichten Boden. Die Erdmiſchung für Töpfe iſt: Heideerde, zerkleinerte Kohle, Torf und reingewaſchener Flußſand; auf den Boden des Topfes ſind Scherben zu legen, damit ſtets Abzug vorhanden iſt und die Erde nicht verſauert. Auf den Balkon oder direkt in die Sonne dürfen die Farne nicht geſtellt werden; die direkt von der Sonne getroffenen Wedel leiden und ſterben leicht ab. So vollkommen, wie im Freien, am Waldesſaum, entwickeln ſich die Farne in Töpfen niemals, daher die ſchmalen Wedel. Die kleinen Triebe zwiſchen den Blättern haben nichts zu ſagen, es iſt dies eine verunglückte Blattzahnbildung. Der Topfballen darf niemals trocken werden, weshalb jeder Farntopf einen Unterſatz haben ſollte, der ſtets mit Waſſer zu füllen iſt. Zur beſſeren, regelmäßigen Feuchthaltung empfiehlt es ſich, den Topf oben mit feuchtem Moos zu belegen. Das Zimmer, in welchem ſich Farne befinden, iſt immer nur bis 10° R. Wärme zu halten; ferner ſind die Pflanzen vor jeder Zugluft zu ſchützen. Nur dann, wenn Sie nach angegebener Weiſe verfahren, dürfen Sie auf eine gedeihliche Weiterentwickelung Ihrer Farne rechnen. **P. Juraß.**

Frage. Ich möchte in meinem Garten eine kleine Anlage für Champignon-Zucht machen; könnte mir vielleicht jemand genaue Anleitung hierzu geben? Ich wäre ſehr dankbar hierfür. **K. W., Neufreiſtett.**

Antwort. Hierüber müßte man ſchon einen ausführlichen Aufſatz, womöglich mit Abbildungen, bringen. Vielleicht kommt auf Ihre Anfrage hin früher oder ſpäter ein ſolcher. Im übrigen haben Sie mit der Anlage eines Beetes im freien Lande Zeit bis April (vorher gehts nicht); inzwiſchen können Sie das Büchlein: Die Champignonkultur von Wendiſch, Berlin, Bodo Grundmann, ſtudieren, wo Sie S 39 f. das Nötige finden. Intereſſant iſt folgende Notiz über eine neue Züchtungsart. Das Joachimsthalſche Gymnaſium in Berlin treibt in großartigem Umfange die Champignonzucht. Der Obergärtner der Anſtalt, Herr Amelung, iſt ein berühmter Spezialiſt auf dieſem Gebiete und hat eine ganz neue Züchtungsart eingeführt, über die er dem Gartenbauverein Vortrag hielt. Amelung züchtet ſeine Champignons nicht, wie ſonſt üblich, in künſtlich erwärmten Kellern auf Geſtellen, die leicht dem Faulen ausgeſetzt ſind, ſondern in leeren Cementfäſſern, die für 25—40 Pfg. überall leicht zu kaufen ſind und ſich bequem übereinander lagern laſſen. Die 6° R., die zur Champignonzucht erforderlich ſind, erzielt er dadurch, daß er die Räume zwiſchen den einzelnen Fäſſern mit Pferdemiſt ausfüllt, den er ſpäter wieder zur Herſtellung der Zuchtbeete in den Fäſſern verwendet. Der in den Fugen der Fäſſer ſitzende kalkhaltige Cement kommt der Zucht ſehr zu gute. Faulbrut, die ſich ſonſt leicht über die ganze Zucht verbreitet, bleibt hier auf den kleinen Inhalt eines Faſſes beſchränkt. Ein mit prächtigen Champignons gefülltes Faß war im Sitzungsſaale ausgeſtellt.

Frage. Im Herbſt war es uns aus Mangel an Arbeitskräften nicht möglich, die Himbeeren zu beſchneiden; ich möchte gern wiſſen, ob man dieſe Arbeit jetzt noch vornehmen könnte? Die Himbeeren, die früher reichlich Früchte trugen, haben in den letzten Jahren faſt gar keinen Ertrag geliefert, trotzdem ſie zur rechten Zeit beſchnitten, d. h. fünf letztjährige Ruten ſtehen gelaſſen und die übrigen kurz über der Erde fortgeſchnitten wurden. Im Frühjahr aber entwickeln ſich ſtets maſſenhaft neue Triebe aus dem Erdboden, welche im Juni und Juli ſo üppig emporgeſchoſſen ſind, daß ſie die ſtehen gelaſſenen Ruten vollſtändig einengen, überwuchern und wahrſcheinlich daran ſchuld ſind, daß die Blüten und Früchte ſich nicht entwickeln können und die Ernte vollſtändig verloren geht. Würde es nun beſſer ſein, wenn man die Triebe ſchon im Juni wieder entfernte, um die früchtebringenden Ruten zu kräftigen, oder was könnte ſonſt geſchehen, um die Himbeeren wieder zu dem früheren Ertrage zu bringen? **A. W.**

Antwort. Geben Sie den Himbeeren auch regelmäßig jedes Jahr (nach der Ernte) tüchtige Düngung (Kompoſt und Dungguß)? Was dann die maſſenhaften jungen Triebe betrifft, ſo dürfen Sie dieſelben lichten, alſo alle, außer 4—5, am Boden abſchneiden, ſobald ſie nur etwa handhoch geworden ſind. Haben Sie jetzt noch zu viele einjährige Triebe ſtehen, ſo können dieſe auch jetzt ohne weiteres entfernt werden. Ein eigentliches Beſchneiden meinen Sie doch nicht? Das iſt bekanntlich bei Himbeeren nicht thunlich, da ſie gerade an den Spitzen die beſten und meiſten Beeren tragen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion unverlangt eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

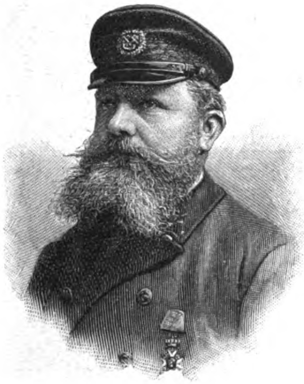
1895. Beilage zu Heft 7 (No. 19—21).

XXXI. Jahrgang.

Februar 1895.

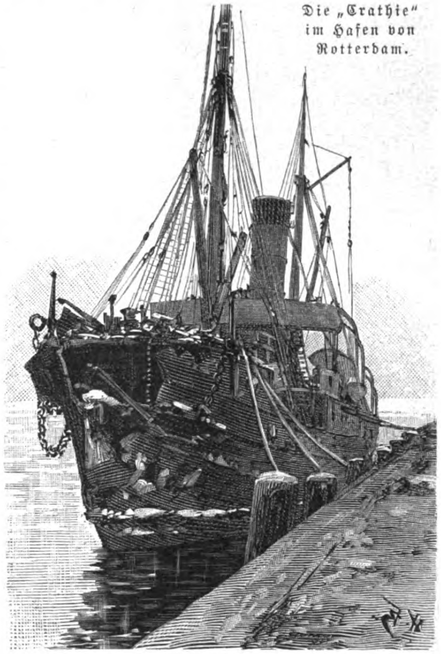
Aus der Zeit — für die Zeit.

Der Untergang der „Elbe". — Hermann Gruſon †. — Miniſter von Giers †.

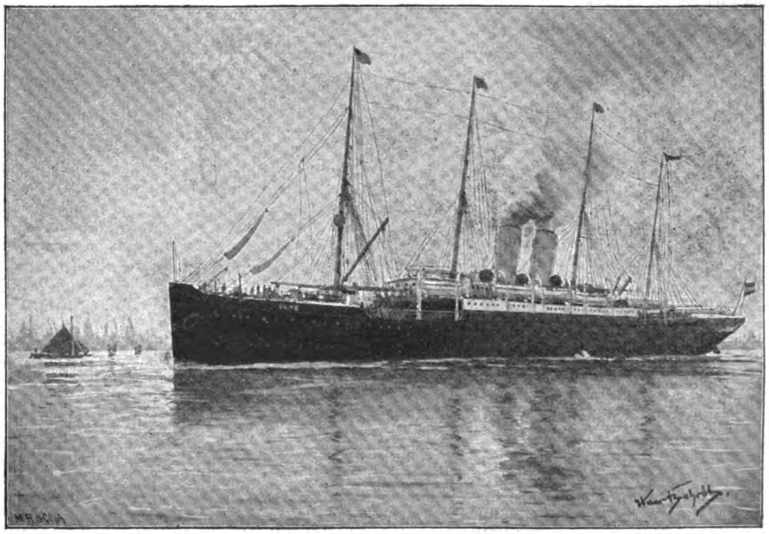


von Goeſſel,
Kapitän des Lloyddampfers „Elbe".
Nach einer Photographie von Herm. Schröder in Bremerhaven.

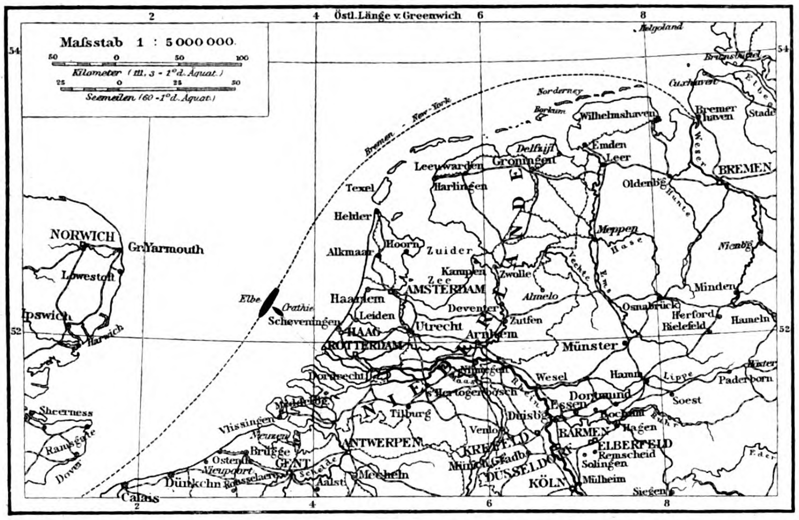
Das ſchreckliche Schickſal, das in der Morgenfrühe des 30. Januar den Schnelldampfer „Elbe" des Norddeutſchen Lloyd ereilte, hat, ſoweit die Kunde davon gedrungen iſt, einen erſchütternden Eindruck gemacht. Eines der größeſten und ſchönſten Schiffe, das die ſo hochentwickelte moderne Schiffsbaukunſt geſchaffen hat, verſinkt in kaum zwanzig Minuten auf den Grund des Meeres und mit ihm Beſatzung und Paſſagiere, — nur zwanzig Menſchen von ungefähr vierhundert vermögen ſich in einem der Boote zu retten. Und nicht Sturm und Wellen ſind es, die dem Schiffe zum Unheil wurden; ein anderes Schiff, der im Verhältnis zu dem untergegangenen kleine engliſche Kohlendampfer „Crathie", fährt der „Elbe" in die Seite und ſchlägt ihr die Todeswunde. Dunkle Nacht, aber kein Nebel, ſondern klare Luft. Sturm, aber offenes Waſſer, auf dem ein Schiff wie die „Elbe" auch bei ſtärkſtem Wellengange kaum gefährdet iſt. Und der engliſche Dampfer, der das Unglück angerichtet hat, landet im Hafen von Rotterdam, aber der Kapitän kann ſich nicht darüber ausweiſen, daß er auch nur das Geringſte gethan hat, um auch nur eines von den mit der „Elbe" verſinkenden Menſchenleben zu retten. Da iſt es erklärlich, daß die Erſchütterung über den Unglücksfall ſich löſt in der Frage: „Wer iſt der Schuldige?" Stellen wir die Thatſachen feſt. Der Kommandant der „Elbe", Kapitän von Goeſſel, war ſofort auf der Kommandobrücke, als die Kolliſion erfolgte, — kein Kapitän eines der großen Schnelldampfer des Norddeutſchen Lloyd oder der Hamburg-Amerikaniſchen Paketfahrtgeſellſchaft verläßt die Kommandobrücke anders als zur Befriedigung der allernotwendigſten Bedürfniſſe, ſo lange ſein Schiff in dem kolliſionsgefährlichen Fahrwaſſer der Nordſee und des Kanals ſich befindet. Der Kapitän des deutſchen Schiffes iſt ein bewährter Seefahrer, „der Typus eines erfahrenen, zuverläſſigen und ritterlichen Seemannes. In der Mitte der Vierziger ſtehend, groß, breitſchulterig, mit vollem, blondem Haar und blondem, krauſem Bart, machte er einen geradezu heldenhaften Eindruck. Er widmete ſich mit nie erlahmendem Eifer ſeinem Dienſt und war den Reiſenden gegenüber zwar äußerſt freundlich und dienſtbereit, aber nicht ohne eine gewiſſe vornehme Zurückhaltung. Die Zucht, die er an Bord hielt, war muſterhaft." So ſchildert ihn ein Fachmann, eine Schilderung, die im weſentlichen übrigens auf alle Kapitäne der deutſchen Schnelldampfer, ſowohl der Bremer wie der Hamburger Linie zutreffen würde. Denn dieſe Herren ſind ausgeſucht und ausgeſiebt, — nicht nur Seeleute, ſondern auch Menſchen erſter Klaſſe. Und Kapitän von Goeſſel beweiſt ſich in der Stunde der Todesnot dieſes Rufes und ſeiner Stellung würdig. Seine Kommandos ſind kurz, klar und zielbewußt, wenn ſie auch das Schickſal nicht mehr ändern können. Und mit ſeinem Schiffe verſinkt er, — ein Held, der bis zum letzten Augenblick ſeine Pflicht und Schuldigkeit gethan hat. — Anders der Kapitän des engliſchen



Die „Crathie" im Hafen von Rotterdam.



Der am 30. Januar untergegangene Schnelldampfer des Norddeutſchen Lloyd „Elbe".


Massstab 1 : 5 000 000
Kilometer (m. 3 = 1° d. Aquat.)
Seemeilen (60 = 1° d. Aquat.)
Östl. Länge v. Greenwich
Helgoland
Norderney
Borkum
Wilhelmshaven
Cuxhaven
Bremerhaven
Stade
BREMEN
Emden
Leer
Delfzijl
Groningen
Leeuwarden
Harlingen
Texel
Helder
Alkmaar
Hoorn
Zuider Zee
Kampen
Zwolle
Almelo
Meppen
Oldenburg
Nienburg
Minden
Osnabrück
Herford
Bielefeld
Hameln
NORWICH
Gr. Yarmouth
Lowestoft
Ipswich
Harwich
Elbe
Crathie
Bremen – New-York
Haarlem
Leiden
AMSTERDAM
Deventer
Zutfen
HAAG
Utrecht
Arnheim
ROTTERDAM
Scheveningen
Münster
Wesel
Hamm
Lippe
Paderborn
Dortmund
Essen
Bochum
Soest
Hagen
Duisburg
Venlo
Tilburg
Herzogenbusch
Dordrecht
Vlissingen
Middelburg
Sheerness
Ramsgate
Dover
Calais
Dünkirchen
Nieuport
Ostende
Brügge
GENT
ANTWERPEN
Mecheln
Aalst
KREFELD
München-Gladbach
DÜSSELDORF
BARMEN
ELBERFELD
Remscheid
Solingen
KÖLN
Mülheim
Siegen

Karte des Kurſes und des Zuſammenſtoßes der „Elbe“ und „Crathie“.

Dampfers. Er iſt im Augenblick der höchſten Gefahr nicht auf der Kommandobrücke. Das muß noch nicht notwendigerweiſe eine Nachläſſigkeit und eine Pflichtverletzung ſein, aber immer iſt es für den Kapitän eines Schiffes ein Unglück, einer von den Unglücksfällen, die einem braven Seemann zeitlebens an ſeiner Seele und an ſeiner Ehre zehren. Es iſt ferner gar kein Zweifel, daß die Lichter der „Elbe“ auf dem engliſchen Dampfer früher geſehen werden mußten, als umgekehrt; denn die Signalvorrichtungen ſind auf einem deutſchen Schnelldampfer von vollkommenerer Konſtruktion als auf einem engliſchen Kohlenſchiff. Mag aber auch der Zuſammenſtoß ſelbſt unvermeidlich und durch keinerlei Nachläſſigkeit hervorgerufen ſein, ſo iſt doch das Verhalten des engliſchen Dampfers nach dem Zuſammenſtoß geradezu ungeheuerlich. Zwar behauptet der Kapitän des engliſchen Schiffes, er habe ſich zwei Stunden an der Unglücksſtelle aufgehalten; aber er behauptete auch, und dieſe Behauptung iſt als unwahr erwieſen, daß ein dichter Nebel auf der Unglücksſtelle geherrſcht habe. So wird es ihm ſchwer werden, auch für die erſte Behauptung Glauben zu finden; man wird vielmehr allgemein annehmen, daß er ſo ſchnell wie möglich den Unglücksort verlaſſen hat, froh mit heiler Haut davonzukommen, unbekümmert um das Schickſal des anderen Schiffes und vielleicht in der ſtillen Hoffnung, daß niemand von der Beſatzung desſelben den Unglücksfall überleben werde, um ſpäter als Ankläger gegen ihn aufzutreten. Dieſe Annahme wird durch eine weitere Ausſage des Kapitäns der „Crathie“, der Zuſtand ſeines eigenen Schiffes ſei ſo gefährdet geweſen, daß er möglichſt ſchnell das Schiff habe in Sicherheit bringen müſſen, noch begründeter. Das Bild der „Crathie“, wie wir es unſeren Leſern nach einer im Hafen von Rotterdam aufgenommenen Photographie bringen, zeigt allerdings den Bug des Schiffes vollkommen eingedrückt. Aber Augenzeugen berichten, daß die hinter der Havarie befindlichen eiſernen Schotten unverſehrt geblieben waren und daß das Waſſer nicht in den Laderaum zu dringen vermocht hatte. Von einer abſoluten Gefahr für die „Crathie“ konnte alſo nicht die Rede ſein. Das iſt Mann gegen Mann, der deutſche Kapitän gegen den engliſchen; das Urteil daraus zu verallgemeinern, liegt uns ſchon deshalb fern, weil man an den Führer eines engliſchen Kohlenſchiffes nicht gut dieſelben Anſprüche ſtellen kann, wie an den Kapitän eines deutſchen Schnelldampfers. Wohl aber verdient die Brutalität der engliſchen Zeitungen, die ihren Landsmann zu entlaſten und der heldenmütigen deutſchen Schiffsmannſchaft einen Makel anzuheften ſuchen, eine energiſche Zurückweiſung. Da ſie in dem Verhalten des deutſchen Kapitäns keinen Fehler zu entdecken vermochten, haben ſie, man kann nur ſagen, hämiſcherweiſe auf die Thatſache hingewieſen, daß unter den zwanzig Geretteten nur fünf Paſſagiere — darunter nur eine einzige Frau — ſich befanden, während die übrigen fünfzehn der Schiffsbeſatzung angehörten. Als ob die Beſatzung der „Elbe“ im Augenblick der Gefahr ſich um ihr eigenes Leben beſorgter als um das der Paſſagiere gezeigt hätte! Und doch ging das gerade Gegenteil ſchon aus den erſten Nachrichten hervor. Kapitän von Goeſſel hatte Frauen und Kinder an die Steuerbordſeite des Schiffes beordert, weil das die windgeſchützte Seite war und das Einbooten von hier aus nach menſchlichem Ermeſſen leichter erſchien als auf der entgegengeſetzten Seite. Daß daher auch die übrigen Paſſagiere, ſoweit es ihnen überhaupt noch gelungen iſt, auf Deck zu kommen, nach dieſer Seite drängten, iſt ſelbſtverſtändlich. Die Maßregel war zweifellos richtig. Wenn ſie ſich trotzdem als verfehlt erwies, und es gerade dem einen Boote von der anderen Seite gelang, die wenigen Überlebenden zu retten, ſo vermag man darin nur die Hand des Höchſten zu ſehen, der der Menſchen Schickſale nach ſeinem Willen lenkt. Eine Einzeichnung des Kurſes der „Elbe“ und der „Crathie“ und der Stelle des Zuſammenſtoßes finden die Leſer auf der beigegebenen Seekarte. Die „Elbe“ war der erſte Schnelldampfer des Norddeutſchen Lloyd und im Jahre 1881 auf der Werft von John Elder & Co. in Glasgow erbaut. Die Länge des Schiffs betrug 128 Meter, die Breite $13\frac{3}{4}$ Meter und die Tiefe $10\frac{1}{2}$ Meter. Die Geſchwindigkeit des Dampfers erreichte 16 Knoten in See bei einer größten Leiſtung von 5000 angezeigten Pferdekräften. Das Schiff konnte 1130 Paſſagiere faſſen und die Beſatzung beſtand bei vollbeſetzten Kajüten aus 168 Perſonen. Daß das Schiff vollkommen ſeetüchtig war, hat die, bei allen Dampfern der Bremer und Hamburger Linie vor ihrer Ausfahrt übliche Unterſuchung erwieſen.

Hermann Gruſon †.

In Magdeburg ſtarb am 30. Januar der Geheime Kommerzienrat Herm. Gruſon. Gruſon war am 13. März 1821 zu Magdeburg geboren, arbeitete zuerſt bei Borſig, ſtudierte dann an der Berliner Univerſität und wurde 1845 Maſchinenmeiſter an der Berlin-Hamburger Bahn. Nachdem er mehrfach in anderen Betrieben als Oberingenieur und techniſcher Leiter thätig geweſen war, begründete er 1868 in Buckau bei Magdeburg eine Schiffswerft und die erſte deutſche Hartgußgießerei nebſt Maſchinenfabrik. Das Gruſonſche Werk erreichte ſehr bald für die Herſtellung moderner Kriegsmittel eine große Bedeutung. Gegen die Eiſenpanzerung, die in der Marine-Ausrüſtung eine große Rolle zu ſpielen begann, hatten ſich die bis dahin üblichen gußeiſernen Geſchoſſe ziemlich wirkungslos erwieſen. Da ſtellte Gruſon dem preußiſchen Kriegsminiſterium die erſten Hartgußgeſchoſſe zur Verfügung, die ſich als bedeutend durchſchlagsfähiger zeigten. Aus den Schießverſuchen gewann Gruſon dann die Ueberzeugung, daß ſein Hartgußeiſen zugleich ein vorzüglicher Panzerungsſtoff ſein würde, und er warf ſich mit großem Erfolge auf die Fabrikation von Panzerplatten und Panzertürmen, deren ausgedehnte Verwendung das ganze Fortifikationsweſen umgeſtaltet hat. Vor einigen Jahren wurde, wie bekannt, das Gruſonſche Werk von Krupp angekauft.

Nikolai Karlowitſch von Giers †
ruſſiſcher Miniſter des Auswärtigen.

Der am 26. Januar zu St. Petersburg verſtorbene ruſſiſche Miniſter des Auswärtigen, von Giers, geboren am 21. Mai 1820, entſtammte einer in Finnland angeſeſſenen Familie ſchwediſcher Abkunft. Er begann ſeine diplomatiſche Laufbahn als Legationsſekretär in Konſtantinopel, war dann Kanzleichef des Generalkommiſſars der Moldau-Walachei, ſpäter Generalkonſul in Egypten, diplomatiſcher Agent in den Donaufürſtentümern, Geſandter in Teheran, in Bern und in Stockholm. 1875 erfolgte ſeine Berufung in das Miniſterium, wo er bald die rechte Hand des Fürſten Gortſchakow und nach dem Tode des langjährigen Leiters der auswärtigen ruſſiſchen Politik ſein Nachfolger wurde. Er hatte das unbedingte Vertrauen Kaiſer Alexanders III und wie dieſer das Beſtreben, Rußland vor auswärtigen ernſten Verwickelungen zu bewahren. So half er zwar die ruſſiſch-franzöſiſche Freundſchaft anbahnen, hütete ſich aber, Frankreichs Abenteuerluſt zu ſchüren, und wie ſein kaiſerlicher Herr iſt er ein Wächter des europäiſchen Friedens geweſen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

(Zu Nr. 19.)

Das iſt lockre Liebe, die von Allen
Sich beirren und bereden läßt!

Wahrhaft treue Herzen halten feſt;
Keine Feder kann dazwiſchen fallen!

Die alte „Lowiſe“ mit ihrer Tochter „Hannchen“!

Plattdeutſches Gedicht zur Silberhochzeit.

Lowiſe (beim Eintreten Hannchen vor ſich herſchiebend ſpricht):

Wat hier, wat da, wat ſperrſt Du Di,
Du kümmſt hier hüt doch nich vörbi,
Hier jehſt Du rin, in deſe Dör,
Un betſt dernoſten Din Verſchkens vör.
Dat is doch würklich taum Vereggen,
Man pleggt ja woll up Stunn's tau ſeggen,
Dat Jugend kene Dugend hett;
Doch hier ſich ſchämen, na dat wihr nett!!
Gu'n Abend ock (gliek makſt 'n Knicks,
Rech deip, un ock en beten fix).
De Herrſchaften mögen mi nich mihr kennen,
Drüm will ick beter mi gliek nennen.
Ick bin jo Lowiſe, dat will ick meenen,
Ded ſößteihn Johre bi Ehr deenen.
Sei wär'n da noch en junget Mäten,
Sei kaukten immer dat ſchönſte Eten
Un backten immer de beſten Stollen,
Drum hebb ick Sei ſtets im Gedächtnis behollen.
Un weil ick in Ehren Hochtidsdagen,
Mi hatt' verdorben eins gründlich den Magen,
So kann ick den Dag ock nich wedder vergeten,
Denn Lowiſe was immer för't gaude Eten.
Nu reckent ick mi dat giſtern nach,
Dat hüt jo wedder der Hochtidsdag,
Da föll mi 't ock met einmol in,
Dit müßt jo de ſilberne Hochtid all ſin.
Na, denk ich bi mi, Kreuz, Zwieback und Blitz,
Dat wir doch warhaftig 'n ſchönen Witz,
Wenn da ſick de olle Lowiſe ſind't ranne,
Un preſentiert ſick mit ehre Hanne;
Denn ſehens ſick hier 'mal min Einzigſt an
(Na, wiſt Du hier 'mal gliek neger ran).
Dei is noch 'n beten jung an Johren,
Un dem entſprechend ock unerfohren.
Nu ſcherniert ſei ſick immer, wo Menſchen ſin,
Un wull hier durchaus in de Stub' nich rin.
Na, as ick ſo jung as Du bin weſen,
Da wutſcht ick herrum as ſo 'n Strubbelbeſen,
Da wir ick, wenn man't von mi det verlangen,
Bet vör den Kaiſer ſin Thron gegangen.
Ick richt damals ut de unmöglichſten Sachen,
Da kunn't ick ock ſchriewen un Verſchkens machen.
Un as ick nu hier up de Hochtid wull gahn,
Da hett min Talent mi wedder biſtahn.
Ick hebb en poor ſchöne Reimſel maukt,
Un Hannchen, dei hett ſick dat injepaukt,
Na nu, Hannchen, tret' en beten vör.
Un ſegg de ſchönen Verſchkens her!
Na? makſt Du bald? nu fang' doch an!!

Hannchen (weinerlich):

Ach, Mutter, wenn ick ſe man noch kann,
Bring' Du mi doch man erſchten rin,
Dernoſten iſt dat nich ſo ſchlimm.

Lowiſe:

Dat wihr noch beter! Kumm man her,
Den Anfang ſegg ich Dir all vör.

(Sie ſpricht nun vor, Hannchen fährt dann recht ſteif fort.)

Hannchen:

Es naht ſich in beſcheid'nem Sinn
Von Semmelmanns das Hannechen,
Und bringt dem hochverehrten Paar
In Demut ihren Glückwunſch dar.

Ihr Leben mög' ſo ruhig fließen,
Wie's Bächlein drunten auf der Wieſen,
Und ſo viel Freude wünſch' ich drein,
Als bei uns im Sommer thun Fliegen ſein

(Für einen Apotheker.)

Ich wünſch' dem Herrn, daß recht viel Kranken
Ihm die Geſundheit im Jahr verdanken;
Denn was er brauen thut, ſchlägt an,
Ick ſelbſt es allen bezeugen kann.

Der Frau will ich zum Angedenken,
'ne kleine Kleinigkeit hier ſchenken,
Sonſt bin ich grad' nicht zu geſchickt,
Doch dies iſt ja hallweg' geglückt.

Ich wollt' Ihn'n gern was Beſſ'res geben;
Doch Mutter meint, ich ſoll man weben.
Wenn zwei ſo lang verheirat't ſin,
Denn würd' manch' Handtuch wohl ſchon dünn.

Drum legen's dies hier in Ihr Schapp,
Und trocken's ſich fleißig daran ab,
Und denken's dabei mit Ihrem Mann,
Auch manchmal an Hannchen Semmelmann.

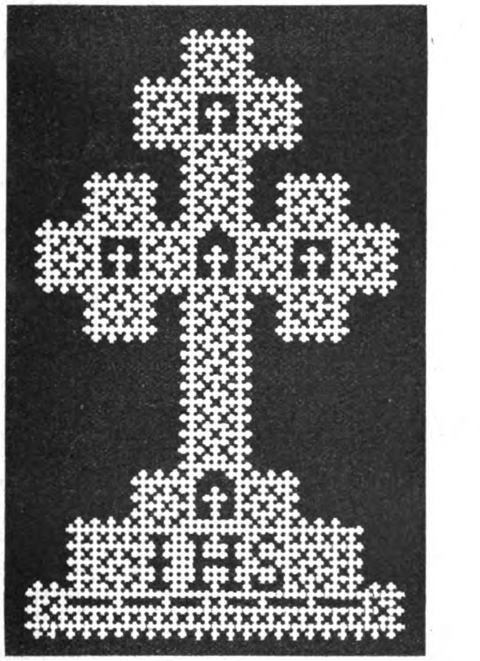
Lowiſe (ſtrahlend):

Gott's Meiken, heſt't ja würklich kunnt,
Ick hew mi orndlich an Di ſunnt,
Ne, ne, Du ſchlöggſt nich ut de Ort,
So was ick vördem ackerat,
Ick kann ehr dat blot wedderholen,
Wat Hannchen eben det vörkohlen:
Ick wünſch' Ehr beid' en langet Leben,
Un recht vel Glück und Freud' daneben;
Un wenn's nach Jahren eins alt und ſchwach,
Begehen wedder den Hochtidsdag,
Un ick bün noch an minen Lewen,
Denn kumm ick wedder, dat können's glöwen!
Un nu Hannchen, mak di ſchnell up de Strümpen,
Sonſt ded uns Vater all' beid' utſchimpen.
Ick möt noch 'n Blick in de Käuk rinſmeten,
Denn Lowiſe is noch immer vör't gaude Eten!

Elsbeth Froſt.

Allerlei für die tanzluſtige Jugend.

Die Einladungen fliegen nur ſo ins Haus. Nächſten Dienſtag wird bei Präſidents getanzt und am Donnerſtag bei Regierungsrat F., und in der übernächſten Woche wollen S.'s einen Thee und Tanz geben.



Bibel-Buchzeichen. Ausſchneide-Arbeit in Papiercanevas.

Was gibt's da für eine Aufregung im Mädchenkränzchen! „Mama muß mir ein neues Kleid kaufen! Ich kann unmöglich das alte ſeegrüne, das ich ſchon vorigen Winter immer anhatte, wieder anziehen,“ ruft die roſige Blondine. „Und ich habe gar nichts zum Umthun, wenn's zum Souper in die meiſt kühlen Räume geht!“ Und es ſchwirrt durcheinander von modern und unmodern, von Crêpe de Chine und liberty Silk, ob Erika oder Apfelblüten hübſcher ſeien. „Silentium,“ ſagt da der Präſes des Kränzchens und klopft mit dem Löffel an die Kaffeetaſſe, „hier habe ich die neueſte Daheimnummer, ich will Euch vorleſen, was unſer liebes Frauen-Daheim heute, extra für uns, wie mir ſcheint, bringt. ‚Die für die Jugend beliebteſte Farbe iſt Weiß, außerdem trägt man Grün, Roſa und Kirſchrot, aber immer in Verbindung mit Weiß. Die Röcke der Ballkleider ſind beſonders weit gehalten und meiſt garniturlos, oder nur von einer dichten Rüſche von Cryſanthemen begrenzt. Sehr reizend iſt die folgende Rockverzierung: Einzelne ſchöne Blüten, z. B. mehrfarbige Sternblumen werden in Reihen verſetzt auf dem Rocke angebracht, unten Exemplare ohne Blätter von 8 cm Höhe; in der letzten der fünf Reihen ſind die Blüten nur 3 cm groß. — Im allgemeinen huldigt man dieſes Jahr mehr der Einfachheit im Ballſaal als je. Der Taillenausputz allein iſt koſtbarerer Art. Man hat wunderhübſche, mit bunten Metallflittern beſtickte Volants als Epauletten und Berthengarnitur. Geſchickte Hände beſticken wohl auch den kleinen Teil des Leibchens, den die Garnitur frei läßt, durchweg mit einem dichten Muſter von Silberflittern und Wachsperlchen ꝛc., was zu den einfarbigen Stoffen von ſchöner Wirkung iſt. — Neu iſt unter den Schmuckſachen eine Spange aus kleinen Goldketten, die auf der einen Schulter befeſtigt wird und bis zum vorderen, eckigen Ausſchnitt reicht. Sie iſt mit kleinen Perlchen, Türkiſen und Schmetterlingen aus kleinen Steinen geſchmückt. Sehr praktiſch ſind die neuen goldenen Nadeln, einer Sicherheitsnadel genau nachgebildet, welche zur Befeſtigung des Gürtels am Rock dienen und ſichtbar geſteckt werden. — Von Großmutters und Mutterchens Jugend her ſind gewiß die ſchönen ciſelierten Gürtelſpangen noch pietätvoll in manchen Familien aufbewahrt, heute ſind ſie allerneueſte Mode. — Die Fächer zeigen wiederum kleineres Format. Ganz entzückend ſind Fächer, die, ausgebreitet, eine große volle Blüte darſtellen, etwa eine Waſſerroſe oder Centifolie. Man ſollte es kaum glauben, aber der ganz feine Seidenſtoff legt ſich wieder zuſammen wie jeder andere Stäbchenfächer. Dieſe Fächer ſind von 9 Mark an zu haben. — Und nun noch ein paar praktiſche Ratſchläge. Gewiß hat manche kleine Balldame ſich ſ. Z. ein Paar der überaus praktiſchen Tanzſchuhe aus weißem Leder angeſchafft. Haben ſie ihre Friſche eingebüßt, ſo vergolden wir ſie mit echtem Blattgold oder echter Goldbronze. Solche goldene Schuhe wurden von unſerer geliebten Kaiſerin getragen und ſehen entzückend aus. — Wer in Not um ein hübſches Sortie iſt und doch nicht viel anlegen will, dem raten wir zu folgendem. — „Aha, das paßt für Dich, Sofie,“ wandte ſich hier die Vorleſende an die Sprecherin von vorhin. „‚Man ſchneide ſich aus einem großen Papierbogen ein kreisrundes Muſter, 50 cm vom Mittelpunkt aus gemeſſen. Nun ſchneidet man den Kreis an einer Seite auf bis zum Centrum und ſchneidet dieſes ſo weit, wie die Halsweite beträgt, aus. Wir haben jetzt die Vorlage zu unſerem Ballkragen in moderner Glockenform. Als Material wählt man, wenn man billig fahren will, roſa Damentuch. Beſſer im Tragen und Reinigen iſt weißes Tuch. Das Futter ergibt ein getragener ſeidener Rock, in irgend einer hübſchen Farbe aufgefärbt. Das Rad erhält einen zweiten, um vieles kürzeren Kragen, welcher ebenfalls abgefüttert wird. Um ſeinen Schnitt herzuſtellen, verkürzt man einfach das erſte Muſter rings um 30 cm. Beide Pelerinen werden am Halsausſchnitt gut aufeinander gelegt und erhalten einen abgefütterten Stehkragen. Dieſer, ſowie der obere Kragen, werden mit weißem Schwan (der Meter 1,75 Mk.) umrandet. Nach Belieben kann der große Kragen auch vorn herunter Beſatz erhalten. — Die modernen Handſchuhe zeigen vielfach Bandſchmuck, z. B. in kreuzweiſer Verſchnürung. Wer viel „ausgeht,“ ſeufzt gewiß über den Handſchuhverbrauch. Da ſei ihm zum Schluß noch etwas verraten, das ſeiner Börſe Freude machen wird. Man kaufe ſich ſtets däniſche Mousquetaire-Handſchuhe, ganz hellgelb. Sind ſie ein- bis zweimal ſo getragen, ſo nimmt ſie der Handſchuhfärber und färbt ſie mit Ocker eine Nuance dunkler. So thun ſie wiederum ihre Schuldigkeit. Das nächſte Mal werden ſie wieder etwas dunkler gefärbt u. ſ. w. ad infinitum. Der Handſchuh färbt nicht ab, wird nicht kleiner und behält ſeine Weichheit. Bringt man die Handſchuhe ſtets bald zum Färber, ſo kann man mit demſelben Paar ſo gut und lange auskommen, wie nur möglich und findet Neuanſchaffungen in dem Maße wie bisher ganz überflüſſig.‘“ **Lulu.**

Keine herunterfallenden Servietten mehr.

Wer kennt nicht die Kalamität der vom Schoße rutſchenden Servietten, und welche Hausfrau hätte nicht ſchon gleich mir emſig nach einer wirklich praktiſchen, den Damaſt nicht angreifenden, gut ausſehenden

Befeſtigungsart derſelben geſucht! Sobald irgend ein neues Verfahren bekannt wurde, probierte ichs, und eine ganz hübſche Anzahl patentierter Serviettenhalter befindet ſich in meinem Beſitz. Bisher aber genügte keiner meinen vorgenannten Anſprüchen, und, was wichtiger iſt, keiner davon konnte ſich der dauernden Liebe meines geſtrengen Eheherrn erfreuen. Und unwiderruflich wiederholte ſich bei jeder Mahlzeit dieſelbe endloſe Ceremonie des Aufhebens und Hinuntergleitens der Serviette, oft genug gerade in den Momenten der beſten Unterhaltung unliebſame Störung hervorrufend. Endlich habe ich nun eine Abhilfe für dieſe Störungen gefunden. Man ſchneidet aus einem Stückchen weißen waſchbaren Zeuges, Damaſt, Shirting oder Leinen, ein kleines Dreieck von 8 cm Breite und $5^{1}/_{2}$ cm Höhe, näht in ſenkrechter Linie in die Mitte ein Knopfloch hinein und befeſtigt dieſes Dreieck in die Ecke einer Serviette, indem man es mit der Breitſeite mit unſichtbarem Saumſtich annäht und ſodann noch mit einigen Stichen die Ecke der Serviette und die Spitze des Dreiecks verbindet. Die beiden Längsſeiten des Dreiecks werden nicht angenäht, damit man zum Anknöpfen des Knopfloches an den Weſten- oder Rockknopf unſeres Herrn und Gebieters bequem durchfaſſen kann. Seit ich dieſe faſt müheloſe Art der Befeſtigung zunächſt mit einem Dutzend meiner Servietten verſuchte, gibt es bei uns keine herunter fallenden Störenfriede mehr. Hinzufügen möchte ich noch, daß es ſich empfiehlt, jede Serviette des gleichmäßigen Gebrauches wegen mit zwei Knopflochecken zu verſehen.

Theſt.

Zu einer Taufdecke

mit einem kirchlichen Monogramm.

In eine Decke warm und weich
Sei von uns eingehüllt:
So ſchütze Dich vom Himmelreich
Des Vaters Arm und Schild.

Des Heilands hehre Zeichen ſind
Ihr ſinnig eingedrückt:
So werde Du, geliebtes Kind,
Mit ſeinem Bild geſchmückt.

Wie ſchimmert ſie ſo ſchneeig rein,
Kein Stäublein hängt an ihr:
Des guten Geiſtes heil'ger Schein,
Mach' klar die Seele Dir.

„Gott ſei Dein Heil in jeder Not,"
Wir liebend für Dich flehn; —
Der Dich zu taufen uns gebot,
Er ſpricht: „Es ſoll geſchehn."

Bernhard Gründler.

Handarbeit.

Mancher Daheimleſerin, welche Intereſſe für das Elſaß hat, iſt es vielleicht angenehm zu hören, daß die in Nr. 24 des vor. Jahrganges genannten Deckchen, mit Aufzeichnungen von Straßburger Anſichten u. a. jetzt auch in kleinerem Format zu bekommen ſind, paſſend zu Glas und Eisſerviettchen. — Beſonders dankbar iſt auch die Aufzeichnung der beiden anmutigen Mädchengeſtalten, eine Elſäſſerin, Hand in Hand mit einer Lothringerin (in Landestracht), durch welche ja Elſaß-Lothringen dargeſtellt wird, auf Serviertiſchdecken und Überhandtüchern, in weißen wie farbigen Leinen zu bekommen, mit verſchiedenem Füllſtich in bunter Seide oder Glanzgarn auszuarbeiten. Die Figuren ſind verhältnismäßig groß und ſehr ausdrucksvoll dargeſtellt und ringsum mit Blumenzweigen umgeben. — Auf eine ſehr originelle Verwendung des mit Gold und Silber durchwirkten und geſtickten Straßburger Häubchens, das in früherer Zeit ſo viel getragen worden iſt, möchte ich noch aufmerkſam machen. Daſſelbe wird dem Webemuſter entſprechend mit etwas Goldflitter ausgenäht und ſodann, meiſt mit Plüſch, zu den verſchiedenſten Gegenſtänden verarbeitet. Z. B. ein in beide Hälften geteiltes Häubchen gibt eine reizende Bekleidung für einen Pompadourbeutel in Plüſch oder Seidenſtoff, indem jeder der beiden Teile, von unten nach oben, auf einer Seite des Pompadour aufgenäht wird. Zerlegt man die Haube in mehrere Teile, ſo kann ſie dem Deckel einer Bilder- oder Schreibmappe zur Zierde gereichen, auch zu Staubtuchtaſchen Verwendung finden. Mir ſchmückt ſie zwei mittelgroße, mit dunkelrotem Plüſch und Seidenſtoff garnierte Bambusfächer, die zur Aufnahme von Photographieen dienen. Das 20 cm lange, goldgeſtickte Häubchen wurde in der Mitte behutſam auseinander getrennt, dann jede Hälfte auf einem ebenfalls dunkelroten Plüſchſtreifen, der überall 7—8 cm überſteht und mit ſteifer Gaze unterlegt war, aufgeheftet. Darauf nähte ich die Stickerei mit etwas Gold aus und umgab den Rand mit einem Goldſchnürchen, woran ſich ringsum ein Kranz von 2 cm großen, aufgenähten Goldfaden, gleich Strahlen auf dem Plüſch, anſchließt. Dann wurde es auf ſtarkem Karton, den man der Größe der Stickerei anpaßte, ſtraff aufgezogen, der Rand des Plüſchſtückes umgeſchlagen, auf der Rückſeite des Karton aufgenäht und mit einem leichten Futterſtoff, gleich der Rückſeite des ganzen Fächers, abgefüttert. An die eine Halbſeite wurde vorſtehend eine Goldſpitze, die ſich meiſt an jeder Haube befindet, feſtgenäht, und beide Enden der Spitze wurden mit einer flotten Bandſchleife abgeſchloſſen. Dieſe fertig gearbeiteten Hälften wurden auf zwei Fächern angebracht, und zwar nicht ganz in der Mitte, ſondern etwas ſchräg, bei dem einen Fächer nach rechts, bei dem andern nach links geneigt, indem der Teil mit der Goldſpitze nach unten fallend, befeſtigt, der obere aber loſe iſt, um nochmals Bilder aufzunehmen. Beide Fächer nebeneinander, die Stiele gekreuzt, geben einen höchſt aparten Wandſchmuck ab; doch auch einzeln angebracht, ſehen ſie nett aus. Erhalten kann man alle dieſe Sachen, angefangen und in geſchmackvollſter Ausführung fertig geſtellt, bei: Fräul. T. Krey, Straßburg, Münſtergaſſe 18.

M. B.

Für den Toilettentiſch.

Ein allerliebſtes Haarnadelkiſſen wird folgendermaßen angefertigt. Man nimmt zwei Schattierungen grüner Wolle und fertigt damit in bekannter Weiſe über zwei Pappſcheiben einen dicken Pompon. Derſelbe ſoll aber nur eine Halbkugel bilden; man umwickelt daher die Papprunden auf der einen Hälfte des Kreiſes nur ganz dünn, auf der anderen Hälfte möglichſt dicht, beide Schattierungen Wolle durcheinander, da der Ball geſprenkelt ausſehen ſoll. Die Pappſcheiben müſſen einen Durchmeſſer von 8 cm haben. Der fertige Halbpompon, in den die Haarnadeln geſteckt werden ſollen, wird mit Eiſenzwirn auf ein rundes Stück Steifleinwand von paſſender Größe geheftet. Nun zieht man 75 cm ſchönes hellgrünes Atlasband von 12 cm Breite an der einen Kante ein und umgibt mit dieſem Volant den Pompon. Schmäleres Atlasband wird an der Rückſeite angenäht und zu einer 25 cm langen Schlinge mit Schleifenſchmuck zum Aufhängen arrangiert. Die Steifleinwand wird mit einem Stückchen Bandabfall verdeckt. Das Ganze ſieht wie eine Rieſenblume aus und bildet, am Wandleuchter des Toilettentiſches hängend, einen reizenden Schmuck desſelben. Das Kiſſen kann natürlich in allen anderen Farben gearbeitet werden, nur beachte man, daß der die Samenkapſel der Blüte vorſtellende Pompon, aus praktiſchen Gründen, von nicht zu heller Farbe ſei.

Ein zweites nützliches Requiſit des Tolettentiſches, ebenfalls leicht anzufertigen und jeder Dame, die eine Brennſchere benutzt, gewiß willkommen, iſt ein Papierball, um das Brenneiſen auf ſeine Hitze zu probieren. Er beſteht aus lauter runden Papierſtückchen, etwa 100, die zum Abreißen beſtimmt ſind. Dieſelben werden zuſammengefaltet und auf einen Faden oder dünnen Draht gereiht. Man nimmt mehrere Farben durcheinander, knüpft den Faden ſchließlich zuſammen und befeſtigt eine Schleife zum Aufhängen daran.

Edith.

Erwerb.

Zur Ergänzung des in Nr. 16 des Frauen-Daheim mitgeteilten Artikels über „Photographinnen" erlaube ich mir, darauf hinzuweiſen, daß auch in Breslau, Katharinenſtraße 18, ſeit einigen Jahren eine Lehranſtalt zur Heranbildung von Photographinnen ſich befindet, welche einen Teil der vom Breslauer „Frauen-Bildungsverein" ins Leben gerufenen und geleiteten Lehranſtalten bildet.

Ein alter Abonnent.

Praktiſches fürs Haus.

Antwort auf Frage 19. Der häßliche ölige Geruch verſchwindet innerhalb 24 Stunden, wenn ein Teil ſehr fein gemahlenen Kaffees auf den ausgebreiteten Teppich geſtreut wird; nach 12 Stunden des Liegens wird der Teppich umgewendet, und auf die andere Seite friſcher Kaffee geſtreut. Nichts hilft mehr, einen unangenehmen Geruch aus Stuben, Kleidern, Schränken (auch gerade Speiſeſchränken) zu nehmen, als der in jedem Hauſe vorhandene Kaffee.

F. L. in E.

Glasfenſter undurchſichtig zu machen. Man nehme 200 g Bitterſalz, übergieße daſſelbe mit $^{1}/_{4}$ l hellem Bier und laſſe dieſe Flüſſigkeit ſtehen, bis ſich das Salz aufgelöſt hat, was 24—36 Stunden dauert. Alsdann nimmt man ein reines, weißes Läppchen, taucht es in die Flüſſigkeit, nachdem man dieſelbe jedesmal vorher umgerührt, und tupft damit auf die Fenſterſcheiben. Doch iſt es beſſer, die Fenſter auszuheben und ſie liegend zu betupfen, da ſonſt die Flüſſigkeit an den Scheiben entlang läuft, was getrocknet häßlich ausſieht. Sind dieſe Fenſterſcheiben trocken, ſo hat man die ſchönſten Eisblumen auf dem Glas.

Eine Handvoll gewöhnliches Kochſalz in $^{1}/_{8}$ l Weißbier aufgelöſt und auf die Scheiben aufgetragen, verhindert ebenfalls jedes Durchblicken. Durch Abwaſchen mit warmem Waſſer laſſen ſich beide Überzüge wieder raſch und vollſtändig entfernen.

J. B.

Für die Küche.

Treffliches Reſtergericht. Je mannigfaltiger die vorhandenen Reſte ſind, deſto beſſer; daher kann man auch kleinere Überbleibſel von Fiſch, Fleiſch und Geflügel verwenden, die ſonſt zu ſelbſtändiger Schüſſel nicht ausreichen würden. Alle Reſte werden gewiegt und 400 g dieſer Reſte mit zwei würfelig geſchnittenen Zwiebeln, die man in Butter geſchwitzt hat, einem ebenſo zerteilten, gewäſſerten Hering und einem Teller voll tags zuvor gekochten, geriebenen Kartoffeln vermiſcht. Man würzt dies mit Pfeffer, Muskatnuß und etwas geriebener Citronenſchale, verrührt es mit zwei Eiern und $^{1}/_{2}$ l dicker ſaurer Sahne und füllt die Farce in eine vorgerichtete Auflaufform, in der man ſie im Ofen 30 Minuten bäckt. Man ſtürzt den Auflauf und gibt Salzkartoffeln, ſowie folgende Tomatenſauce nebenher. Eine Zwiebel, 6 zerſchnittene (eingelegte) Tomaten und einige Schinkenſtückchen (trockene Abfälle!) röſtet man in Butter, fügt einen Löffel Rotwein und zwei Taſſen Waſſer hinzu, ſowie Salz und Pfeffer und dünſtet alles 20 Minuten. Man ſtreicht die Sauce durch, fügt 5 g Liebigs Fleiſchextrakt, ſowie zwei Löffel braunes Buttermehl an die Sauce und läßt ſie unter Rühren heiß werden.

L. H.

Bratheringe. Die vorgerichteten Heringe werden in Mehl, dann in Ei und geriebener Semmel gewendet, in Backfett goldbraun gebacken und in einen Steintopf gelegt. Man kocht Eſſig, Weißwein und Waſſer mit Gewürz und Zwiebeln auf und gießt dies über die Fiſche, welche in der Marinade einige Tage ziehen müſſen, bevor ſie zum Abendbrot gereicht werden.

Fragen.

59) Ein junges Ehepaar, welches einige Wochen an der Riviera zu verbringen gedenkt, möchte gern aus dem Kreiſe der Daheimleſerinnen bis Ende Februar die Adreſſe einiger guter Penſionen daſelbſt und deren Preiſe erfahren. — Mit beſten Dank im voraus eine langjährige Abonnentin. **E. H.**

60) Kann mir jemand einige nicht teure Sommerwohnungen im Harz, Gegend von Wernigerode oder Ilſenburg, angeben, ca. 2 bis 3 Zimmer, möglichſt vom Mai ab zu bewohnen? **Agathe.**

61) Kann mir eine freundliche Daheimleſerin eine recht nette Aufführung zur Silberhochzeit für drei Herren und zwei Damen namhaft machen? Im voraus vielen Dank. **Junge Frau aus Berlin.**

62) Woher bezieht man am beſten den Steriliſierapparat Dr. Barons? **H. W. in E.**

63) Könnte mir vielleicht eine Leſerin Auskunft geben, wo ſich eine tüchtige Krankenpflegerin, früher Schweſter, als Gemeindepflegerin dauernd niederlaſſen könnte? Im voraus beſten Dank. **Abonnentin in B.**

64) Ich bitte um freundlichen Rat, wie man am beſten und einfachſten creme, wollene, geſtrickte Kinderſachen, Schuhe, Jäckchen u. ſ. w. reinigt. Durch gewöhnliches Waſchen werden dieſelben grau und filzen. Beſten Dank im voraus. **Ratloſe junge Mutter.**

65) Kann eine verehrte Leſerin mir ein franzöſiſches Blatt, ähnlich dem Daheim, nennen, durch welches eine Deutſche in Frankreich Stellung in gebildeter Familie erhalten könnte? Beſten Dank im voraus.

Eine Leſerin des Daheim.

Auskunft.

Fr. 4 u. Fr. 25. Auf der Inſel Norderney, dem größten deutſchen Nordſeebade, leben verſchiedene alleinſtehende Damen vom Vermieten an Kurgäſte. Man kann dort mit einer verhältnismäßig geringen Anzahlung ein Haus erwerben; das Leben auf der Inſel iſt geſund und durch die große Einfachheit der äußeren Verhältniſſe nicht teuer, es ſind auch jetzt eine größere Anzahl gebildeter Familien im Orte wohnhaft. Auf eine direkte Anfrage bin ich gern bereit, jeder alleinſtehenden Dame ein ganz genaue Auskunft und geeignete Ratſchläge zu geben. **Matty am Meere.**

Fr. 44. Toilette. Man wäſcht das blonde Hauptthaar mit warmem Kamillenthee; es bewahrt dann ſeine helle Farbe vorzüglich.

*

(Zu Nr. 20.)

Vieles gab ſich, was mich tief verdroß.
Berge ſchmolzen, wenn der Wind ſich drehte.
Was ſich nicht zerſchlagen ließ, zerfloß;
Was ſich nicht beſiegen ließ, verwehte.

Zwei Kindergebete.

Morgengebet.

Wieder iſt die Nacht entſchwunden,
Lieber Gott, ich danke Dir,
Daß Du in den dunklen Stunden
Gnädig wachteſt über mir.

Und ich bitte Dich aufs neue,
Mach' mein Herzchen fromm und rein,
Daß ich wert mag Deiner Treue
Und der Eltern Freude ſein.

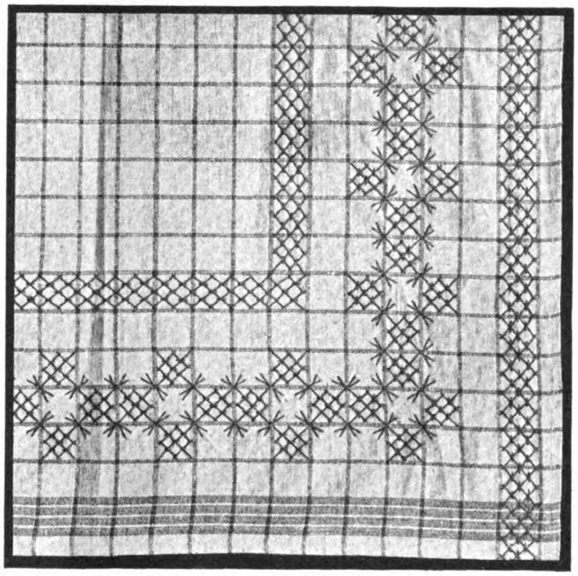
Abendgebet.

Still leg' ich mich zum Schlummer hin,
Weil ich in treuem Schutze bin,
Du lieber Gott, ich bitte Dich,
Auch dieſe Nacht behüte mich.

Nun will ich ſchlafen ſüß und feſt,
Wie's Vöglein ſchläft im kleinen Neſt;
Der liebe Gott wird bei mir ſein,
Drum ſchlaf' ich frohen Herzens ein.

Getäuſchte Hoffnung.

Wenn ſich uns abermals eine langgehegte Hoffnung nicht erfüllt hat, ſo ſind wir wohl geneigt, zu denken: hätte ich nicht ſo ſicher darauf gerechnet, hätte mich nicht ſo ſehr darauf gefreut, ſo würde die Enttäuſchung jetzt nicht ſo bitter ſein. Wir zürnen der Hoffnung, dieſer gütigen, mitleidvollen Freundin und Tröſterin der Betrübten und Unglücklichen. Die oft in ihrem Hoffen und Erwarten Getäuſchten möchten ſie ganz aus ihrem Herzen, ihrer Nähe verbannen, um neuen Täuſchungen zu entgehen. Aber was würde das Leben ohne Hoffnung ſein? Über wieviel ſchwere, dunkle Tage hat ſie uns nicht, ſanft ſchmeichelnd, lächelnd in die Ferne deutend, hinweggeholfen, ſo daß wir, dorthinaus blickend, der Dornen und Steine kaum achteten, über die unſer müder Fuß wanderte. Eine geſcheiterte Hoffnung bringt, je nach Alter, Temperament und Charakter des Betroffenen, verſchiedene Wirkungen hervor. Der eine tröſtet ſich leicht, lächelt durch Thränen — es war ja doch eine ſelige Zeit des Freuens und Erwartens — und gibt ſich leicht neuen Hoffnungen hin, der andere nimmt es ſchwerer und ernſter, ja manches Herz verblutete und brach ſchon an dem Weh um eine verlorene Hoffnung. Und da nun doch immerhin für jeden, mag er es leichter oder ſchwerer nehmen, eine Enttäuſchung, ein vergeblich geweſenes Hoffen etwas recht Trauriges, Bitteres, Hartes iſt, ſo ſollten wir wenigſtens niemals die Urſache ſolchen Kummers anderer ſein, d. h. wir ſollten nie eine Hoffnung erwecken, wenn wir nicht ganz feſt überzeugt ſind, ſie verwirklichen zu können. Es iſt ſo ſchön, durch eine angenehme Verheißung, eine in Ausſicht geſtellte Freude oder Hilfe ein Aufleuchten vielleicht eben traurig und hoffnungslos blickender Augen hervorzurufen, einen Hoffnungsfunken im Herzen anderer zu entzünden. Wir beabſichtigen ja auch durch unſer Verſprechen durchaus keine Täuſchung, hegen ſelbſt den Wunſch und glauben an die Möglichkeit, dasſelbe erfüllen zu können; aber feſt überzeugt ſind wir keineswegs hiervon, und ſo entſtehen oft ſchmerzliche Täuſchungen durch leichthin gegebene Verheißungen. Im geſellſchaftlichen Verkehr ſind ſolche oft die Liebenswürdigſten, die ſchnell und ohne Bedenken dies und jenes zu thun verſprechen, ſtets aufopfernd gefällig erſcheinen, gerührten Dank im voraus einernten, ohne auch nur in der Lage zu ſein, die Hoffnungen, welche ſie anregen, zu verwirklichen. Andere, ſcheinbar ungefällig und zurückhaltend, verſprechen ſelten etwas, aber wenn ſie es thun, ſo halten ſie auch unverbrüchlich ihr Wort, ſie erfüllen, ſollte es auch mit Schwierigkeiten verbunden ſein, ſollte es ihnen Opfer koſten, auf jeden Fall, um jeden Preis, ein gegebenes Verſprechen. Ganz beſonders ſoll man ſich aber hüten, Kinder in dieſer Hinſicht zu täuſchen. Ein unbefangenes Kind glaubt bedingungslos, fraglos an die Erfüllung deſſen, was ihm verſprochen wird. Es kennt den Zweifel noch nicht. Es trägt die Ueberzeugung feſt in ſich, daß das, was ihm verſprochen wurde, worauf es ſich freut, geſchehen muß. Die erſte Täuſchung, die es erfährt und die es anfangs kaum begreifen kann, nimmt ihm das ſchöne Vorrecht ſeiner Jahre, den unſchuldigen Kinderglauben, gräbt den erſten traurigen Zug in ſein weiches Antlitz. Es wird mißtrauiſch; die erſte Täuſchung vergißt ein Kind ſelten wieder. Ein weinendes Kind durch ein Verſprechen zu tröſten, was man nicht zu halten in der Lage iſt, iſt eine Verſündigung an der Kinderſeele, ſchlimmer noch iſt es, ein Kind auf dieſe Weiſe zu necken. Erhalten wir ſo lange wie möglich dem Kinde ſeinen Glauben und bewahren wenigſtens das Kinderherz vor getäuſchten Hoffnungen. **ſ.**



Geſtickter Tiſchläufer für den gewöhnlichen Tiſch.

Geſellſchaftsſpiel.

Ein luſtiges Schreibeſpiel für einen größeren Kreis iſt das ſog. Charakterſpiel. Jeder Mitſpielende ſchreibt folgende Frage auf ſeinen Zettel: „Welches iſt die Ähnlichkeit zwiſchen ....“ hier folgt ſein eigner Name. Dann wird das Papier umgebogen, die Zettel werden gemiſcht und von neuem verteilt. Jeder hat nun ein beliebiges Hauptwort niederzuſchreiben und die zweite Frage hinzuzufügen: „und welches iſt der Unterſchied?“ — Darauf werden die Zettel wieder gemiſcht und machen nun die Runde, nachdem der obere Bruch entfaltet iſt. Jeder ſchreibt nun ſeine Anſicht unten an den Rand, faltet ihn um und gibt den Zettel weiter. Frohſinn, gute Laune und Witz können dieſes Spiel außerordentlich geiſtreich und luſtig, zu einer Quelle großen Vergnügens geſtalten. Kommt der Zettel an den eignen Mann, ſo kann er weitergegeben werden, falls der Betreffende nicht vielleicht wünſcht, ſich ſelbſt eine Schmeichelei zu ſagen, aus Furcht, niemand anders könnte es thun. Man kann ſich bei dieſem Spiel die allerſchönſten Grobheiten und Liebenswürdigkeiten auf die harmloſeſte Weiſe verabfolgen. — Eine Dame ſollte mit einem Teppich verglichen werden; auf ihrem Zettel war u. a. zu leſen, Ähnlichkeit: beide dienen zur Verſchönerung des Salons; Unterſchied: der Teppich wird mit Füßen getreten, Fräulein von S. auf Händen getragen. — Eine Lampe und eine andere junge Dame ſollten verglichen werden. Unter der Ähnlichkeit fand man viermal: beide leuchten; bis ein anderer ſehr witzig bemerkte: Ähnlichkeit iſt, daß beide geputzt werden; Frl. Betty, wenn ſie ausgehen ſoll und die Petroleumlampe, damit ſie nicht ausgehen ſoll. — An der Handſchrift kann man leicht erkennen und abzählen, was dieſer oder jener von uns geſagt hat, wodurch das Spiel noch einen eignen Reiz gewinnt. **H. v. Sydow.**

Handarbeit.

Geſtickter Tiſchläufer für den gewöhnlichen Eßtiſch. Blaukarriertes Leinenzeug, in Handtuchbreite abgepaßt und in beliebiger Länge, gibt den Stoff zu einem ſehr praktiſchen, freundlich ausſehenden Tiſchläufer für den täglichen Eßtiſch. In die Quadrate, die bei unſerer Vorlage etwa 1½ cm groß ſind, wird mit blauer (vorher gebrühter) Stickbaumwolle das leichte raſchfördernde Muſter geſtickt: je ein großer Kreuzſtich über das Quadrat weg von Ecke zu Ecke; darüber ein Quadrat von Mitte zu Mitte, die Spitzen ein wenig übereinandergehend; alle Kreuzungspunkte durch kleine Vorderſtiche feſtgehalten. Die weitere Ausführung des einfachen, zierlichen Muſters iſt aus der Abbildung erſichtlich. **X. in K.**

Für die Küche.

Rehrücken zum zweitenmal aufzutiſchen. Von dem zu einem Geſellſchaftseſſen gereichten Rehrücken pflegen immer noch reichlich Überreſte zu bleiben, die man meiſt zu Ragout oder Hackſel verwendet, während man aus den Knochen eine Suppe kocht. Ich möchte der Abwechſelung halber den Hausfrauen folgende Verwendung empfehlen, die zudem den Vorteil bietet, noch einmal den Rücken als „Braten“ aufzutiſchen. Man löſt alles Fleiſch bis auf einen etwa 2 cm breiten unteren Rand vom Rücken ab, ſchneidet es nebſt etwas Luftſpeck und Pökelzunge (ſtatt ihrer auch gekochter Schinken verwendbar!) in Würfelchen. In gebräunter Butter ſchwitzt man Mehl hellbraun, verkocht dies mit kochendem Waſſer, ½ Glas Rotwein, 5 g Liebigs Fleiſchextrakt, Salz, Pfeffer und etwas geriebener Zwiebel zu einer dicken Sauce und miſcht mit ihr das Fleiſch. Zwei Eidotter rührt man unter die Maſſe und drückt dieſe nun möglichſt feſt an den Rehrücken, ihm, ſo gut es angeht, wieder ſeine urſprüngliche Form gebend. Aus übrigen geriebenen Kartoffeln wird nun mit einem Ei, den zwei Eiweiß, Salz, etwas Muskatnuß, einigen Löffeln geriebenem Parmeſankäſe und etwas Butter ein Teig gerührt, von dem man einen Rand um die Schüſſel ſetzt, auf der der Rücken aufgetragen werden ſoll. In die Mitte der Schüſſel wird der Braten gelegt, ſeine Oberfläche mit Ei beſtrichen, mit geriebener Semmel beſtreut und mit Butter beträufelt. Man ſetzt die Schüſſel auf ein Gefäß mit kochendem Waſſer in einen heißen Ofen und bäckt den Braten dort lichtbraun in etwa 20—25 Minuten. Saucenreſte werden mit brauner Mehlſchwitze und Champignons, ſowie etwas leichter Bouillon aus Fleiſchextrakt zu einer Champignonſauce benutzt, die nebenher gegeben wird. **L. H.**

Fragen.

66) Sehr dankbar wäre ich, wenn eine erfahrene Hausfrau mir ſagen könnte, wo man guten Apfelwein erhält und ob man dieſen auch, außer als Tiſchwein, zu allerlei Speiſen und Getränken verwenden kann. **Eine junge Hausfrau.**

67) Würde eine Mitleſerin die Freundlichkeit haben, mir das Rezept des echten thüringer Prophetenkuchens mitzuteilen? Derſelbe, ein dünner Blechkuchen, wirft beim Backen große Wellen und Blaſen, ſo daß er einem Gebirge nicht unähnlich ſieht. **v. S.**

68) Kann mir jemand ein einfaches Muſter, zum Badeteppich paſſend, angeben? **Ma.**

69) Gibt es in Thüringen ein „Stift“ oder „Frauenheim“, wo eine Dame in mittleren Jahren Aufnahme finden könnte für ein ganz geringes Koſtgeld? Sie iſt leider zu ſchwächlich, um ſich ſelbſt etwas verdienen zu können. **M. B.**

70) Kann das geehrte Frauen-Daheim oder ein freundlicher Leſer mir eine Kunſthandlung nachweiſen, welche in Brandmalerei vorzüglich ausgeführte Köpfe, z. B. Madonnen Raphaels, Engel u. ſ. w. kauft? Dieſelben ſind ſo fein in Tuſchmanier gearbeitet, daß ſie faſt Gemälden gleichen. In Dankbarkeit. **A. E.**

71) Könnten erfahrene Frauen einer Dame raten, in welcher Weiſe ſich deren Kenntniſſe in Kunſtſtickerei- und Kartonnagearbeiten verwerten ließen? Ich habe mit gutem Erfolg Kurſe in dieſen Arbeiten abgehalten und würde gern Wanderkurſe veranſtalten. Welche Städte wären hierfür geeignet? Beſten Dank im voraus. **A. W.**

Redaktionspoſt.

Agnes. Wir können Ihnen leider nichts anderes raten, als zu inſerieren.

(Zu Nr. 21.)

Ähren gibts auf Gottes Auen,
Drin die Körner fehlen,
Taube Blüten gibts — und Frauen
Ohne Frauenſeelen.

Kopf oder Herz?

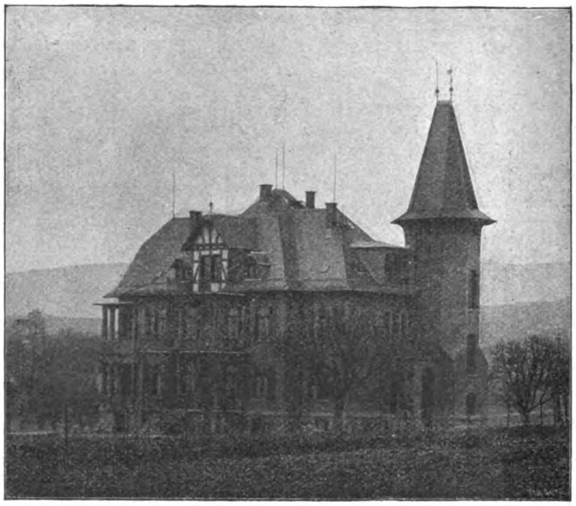
„Wiſſen Sie ſchon, bei Landrats iſt das Scharlach! Die arme Frau iſt ganz hin, ſie weicht nicht vom Kinderbett und pflegt ihren Heinz mit einer Aufopferung ....“

„Ja, es iſt eine vorzügliche Mutter! Wenn man bedenkt, wie leicht andere ſolche ernſte Erkrankung nehmen ... Frau v. B. ſah ich geſtern vor dem Neuthor Schlittſchuh laufen, während eine graue Schweſter die arme kleine Marie pflegt.“

Frau v. B., welche dergeſtalt die böſen Zungen herausforderte, war die Gattin eines vielbeſchäftigten Rechtsanwalts, der die Sorge um die Erziehung ihrer vier Kinder — ſie hatte drei ſchulpflichtige größere Kinder außer der kleinen Kranken — ſowie die Laſten des Hausſtands ausſchließlich ſeiner Frau überlaſſen mußte. Die Landrätin hatte außer Heinz zwei ſchulpflichtige Töchterchen von zehn und zwölf Jahren. Sie war durch und durch Gefühlsnatur, lebhaft, etwas aufgeregt. Kaum hatte der Arzt den Ausbruch der Krankheit bei dem kleinen Patienten konſtatiert, ſo war ſie in laute Klagen ausgebrochen und hatte unter Thränen das arme Kind bedauert. Sie nahm den kleinen Patienten ſofort in ihr Zimmer und war von dieſem Moment an in Wahrheit nur noch für Heinz vorhanden. Keinen Augenblick gönnte ſie ſich Ruhe, ihre ſtete geſchäftige Aufregung erhöhte die Aufgeregtheit des Kranken, aber hartnäckig weigerte ſich die müde Frau, ihren Platz auf Stunden an andere abzutreten. „Mein Herz hält mich hier feſt,“ war die einzige Antwort auf alle Gegenvorſtellungen. Wenig widerſtandsfähig, wie ſie war, hatte ſie ſich bald aufgerieben, brach bei dem geringſten Anlaß in Thränen aus, und ihre nervöſe Reizbarkeit ſtieg von Tag zu Tag. Ihre beiden Töchterchen waren ſich unterdeſſen ſelbſt überlaſſen, denn den Dienſtboten gehorchten die kleinen Fräulein nur unter den Augen der Mutter. Sie nutzten die Freiheit von der Schule, die ihnen des Brüderchens Erkrankung brachte, nach ihrer Meinung auf das herrlichſte aus. Die Dienſtboten waren anderer Anſicht, denn täglich verbreitete ſich die Kunde von einer neuen Unthat, die ſie verübt. Lenchen war auf der dünnen Eisdecke des kleinen Teichs im Garten eingebrochen und mit knapper Not dem kalten Bad entronnen, und Hertha hatte es beim Schlittenfahren den wilden Jungen gleich thun wollen, war auf einen eiſernen Schlitten gefallen und hatte ſich das Geſicht ſo zerſchunden, daß der Doktor einen zweiten Patienten an ihr bekam. Der Landrat endlich vermißte alle und jede gewohnte Gemütlichkeit; ihm fehlte die Frau morgens am Kaffeetiſche; mittags gab es Gerichte nach Minnas, der Küchenfee, Geſchmack und Gutdünken; das ganze Hausweſen entbehrte der Ordnung und Beaufſichtigung. Wie es in den Wirtſchaftsräumen, in Speiſekammer und Waſchküche ausſah, daran wollte er ſchon gar nicht denken! Auch bei Frau v. B. hatte das Scharlach, wie wir wiſſen, Einzug gehalten.

Innerlich tief erſchrocken, hatte Frau v. B. das ominöſe Wort Scharlach von den Lippen des Arztes vernommen. Aber ſie zwang ſich zur Ruhe, zwang ſich zum ſicheren, planmäßigen Anordnen aller nötigen, vorbeugenden Maßregeln, damit die übrigen Kinder, ſoviel als möglich, von der Krankheit verſchont blieben. Sie ſelbſt hatte Scharlach noch nicht gehabt, ſie war nicht kleinmütig bange vor einer Anſteckung, aber es flog ihr blitzſchnell durch den Kopf, daß ſie nicht krank werden durfte. Von ihr hing das ganze Hausweſen, hingen die Kinder ab. Ihre eigene Erkrankung hätte den Hausſtand ſchwer betroffen, außergewöhnliche Hilfskräfte beanſprucht, große Koſten verurſacht. Sie mußte ſich alſo, es war dies ein Gebot der Klugheit, ihren Kindern erhalten. Sie iſolierte daher zuerſt die kleine Patientin und ſorgte für eine gewiſſenhafte Pflegerin. Sie ſelbſt zog mit den anderen Kindern in ein anderes Stockwerk ihres Hauſes. Sie machte ſich täglich fleißig körperliche Bewegung im Freien, um den Körper zu kräftigen und ſeine Widerſtandsfähigkeit zu ſtärken. Wie ſehr drängte ſie ihr Herz, die kleine Kranke in den Arm zu nehmen, den kleinen Mund zu küſſen, aber ſie bezwang ſich und verſagte ſich jede Liebkoſung, wenn ſie auf Stunden die Pflegerin ablöſte. Dabei beobachtete ſie die vom Arzt gebotene Vorſicht, zog einen waſchbaren Anzug über, wenn ſie das Krankenzimmer betrat, desinfizierte ſich die Hände beim Austritt u. ſ. w. Sie konnte, da ſie geſund blieb, all die kleinen Wünſche, die in der Krankenſtube laut wurden, auf das genaueſte erfüllen, konnte die Koſt für die kleine Patientin nach Vorſchrift ſelbſt bereiten und nahm ſo teil an der Pflege, dabei für die Anforderungen des Hausſtandes ſtets bereit. Kam ihr Gatte abends ermüdet heim, ſo erholte er ſich an ihrem ruhigen wohlthuend-ſelbſtbeherrſchten Weſen. Als endlich die Krankheit wich, die Pflegerin entlaſſen wurde, die Quarantäne aufgehoben wurde und die Rekonvaleszenz begann, da hatte ſie Kräfte genug, um die Geneſende mit hingebender Sorgfalt geſund zu pflegen. Und bei Landrats? Die zärtliche Mutter konnte die Pflege nicht zu Ende führen, ſie brach bald zuſammen und mußte ſelbſt gepflegt werden, und erſt dem thatkräftigen Eingreifen einer Verwandten, die zur Hilfe eilte, gelang es, langſam gut zu machen, was in all den Wochen verſäumt wurde.

Helene.



Friederikenhaus in Dornholzhauſen.

Eine Heimat für Einſame.

Öfter ſchon hörten wir: „Einen Vorzug haben die Katholiken vor den Evangeliſchen voraus, ſie haben ſtille Orte, wohin man ſich zurückziehen kann, wenn das Herz matt und die Seele müde iſt.“ Es iſt darin etwas Wahres. Wir haben Anſtalten für alle Arten von beſonderen Nöten, aber gegen die eine Mühſal, den Kampf des Lebens einſam kämpfen müſſen, auch wenn dazu die Kräfte fehlen, haben wir bis jetzt wenig gethan. Vielen iſt Bad Boll zur Stärkung geworden, aber Boll will kein dauernder Aufenthalt ſein. Die Stifte für adlige Damen und die Feierabendhäuſer der Diakoniſſenanſtalten dienen nur beſtimmten Perſonen. In den verſchiedenſten Orten Deutſchlands ſitzen aber Damen und Herren, die den Wunſch haben: ich möchte noch einmal in der Welt einen Platz finden, wo ich mich zu Hauſe fühle. Sie haben ſo viel Jahreseinnahme, daß ſie keine direkten Lebensſorgen empfinden, aber ihr Leben iſt leer, weil es an Gemeinſchaft und Hausordnung fehlt. Für ſolche Einſame hat nun Frl. v. Bonin in der mildeſten und anmutigſten Gegend Deutſchlands, zwiſchen dem Bad Homburg und dem Waldgebirge des Taunus, in dem ſtillen, ſchlichten Dorfe Dornholzhauſen ein Heim begründet, das den Namen „Friederikenhaus“ führen ſoll. Bis jetzt ſteht ein ſchöner Neubau und zwei kleinere Häuſer. Der Plan iſt weit genug angelegt, um jede ſpätere Vergrößerung zu geſtatten. Die Stifterin iſt vielen Reiſenden und Kranken ſchon als eine hilfreiche Beraterin bekannt geworden. Sie hatte chriſtliche Penſionshäuſer in Montreux, Pegli bei Genua und in Baden-Baden. Sie gedenkt, die neue Heimat für Einſame ſelbſt zu leiten, und wir zweifeln nicht, daß ſie die lebendige Seele für eine große Familie müder Erdenpilger werden kann. Das Friederikenhaus will kein Hoſpital ſein. Deshalb iſt die Aufnahme von Kranken nicht möglich. Wer aber im Haus krank wird, der findet Pflege wie in der Familie. Der Geiſt des Hauſes ſoll evangeliſch-chriſtlich ſein, aber jede Art von Zwang in religiöſen Dingen iſt völlig ausgeſchloſſen. Es findet Hausandacht ſtatt für alle, die ſich an ihr beteiligen wollen. Das erſte Frühſtück wird auf dem Zimmer eingenommen, Mittageſſen und Abendeſſen ſind gemeinſam. Nach dem Abendbrot verſammelt ſich die Hausgemeinſchaft in familiärer Weiſe. An den Sonn- und Feſttagen iſt der Gottesdienſt der Dorfkirche leicht zu erreichen. Wer die Berührung mit dem großſtädtiſchen Leben liebt, kann jederzeit leicht nach Homburg und Frankfurt a. M. gelangen. Die Penſionspreiſe ſind nach der Größe und der Lage der Zimmer verſchieden. Im allgemeinen iſt das kleinere Haus billiger als das größere. Das kleinere Haus hofft mancher müden Lehrerin, Miſſionarsfrau, Beamtenwitwe einen Dienſt thun zu können. Der Penſionspreis ſchwankt zwiſchen 1200 und 1500 Mk. jährlich. Bei vorübergehendem Aufenthalt werden Penſionspreiſe von 3 bis 5 Mk. für den Tag möglich ſein. Das Friederikenhaus will nichts gewinnen, es will nur Selbſtkoſten berechnen, will aber auch kein Almoſen ſein. — Anfragen ſind zu richten an: Frl. von Bonin, Dornholzhauſen bei Homburg. Auskunft erteilt gern

Frankfurt a. M. Pfarrer **Fr. Naumann.**

Preisaufgabe.

Wir möchten unſere Leſerinnen — diesmal die künſtleriſch begabten unter ihnen — wieder zu einem kleinen Wettbewerb auffordern. Es gilt den **„Entwurf zum Einband eines Haus- und Gäſtebuchs“**, zum Hochzeitsgeſchenk beſtimmt. Vorlagen für irgend eine Handarbeitstechnik, für Malerei, Punz- oder Brandarbeit ſind zuläſſig. Das beſte Vorbild ſoll mit **40 Mark** bezahlt werden, die Erwerbung einiger weiterer Entwürfe behalten wir uns vor. Einlieferungstermin: **der 15. März.** Die Entſcheidung **wird Mitte April bekannt gemacht.**

Redaktion des Frauen-Daheims.

Spinnſtübchen.

Seit mehreren Jahren hat ſich das liebe alte Spinnrad wieder Eingang in unſere modernen Ein-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

richtungen verſchafft; es trägt nicht wenig dazu bei, unſerem Heim einen traulichen, gemütlichen Charakter zu geben. Mein heutiger Vorſchlag möchte die fleißigen Spinnerinnen ermuntern, ſich in ihrem Zimmer oder in einem Erker ein Spinneckchen oder -ſtübchen einzurichten und mittelſt Brennſtift und Pinſel kunſtgerecht auszuſchmücken. Wir laſſen uns vom Drechsler zunächſt ein Spinnrad von Ahornholz kommen, zeichnen ſodann auf die weißen Flächen ſchlanke, graziöſe Arabesken auf (paſſende Muſter bringen die „Liebhaberkünſte“ und ebenſo die ſehr reichhaltigen Vorlagen für Brandmalerei von Magda Schweitzer). Sehr hübſch nimmt ſich eine zierliche Guirlande von wilden Roſen aus, die ſich gleichſam um das Rad rankt. Wenn die Zeichnung arrangiert iſt, brennt man die Contouren mit dem Platinſtift nach und malt hiernach die Roſen mit Öl- oder Aquarellfarben in mattroſa Tönen leicht aus. Die Blätter und Stiele werden dunkler gebrannt und in drei Schattierungen grün getönt. Das Trittbrett ſowie die Speichen des Rades brennt man am beſten ganz dunkel; mit dem „Normalplatinſtift“ läßt ſich vorzüglich „Grund“ brennen. Ratſam iſt es, wenn man ſich, um bequemer arbeiten zu können, das Spinnrädchen in ſeinen einzelnen Teilen vom Drechsler geben läßt, der es zuſammenſetzen mag, nachdem die Brandmalerei fertig geſtellt iſt. In gleicher Weiſe wird auch der Haspel verziert, doch darf man bei dieſem die Speichen nur dunkel beizen, damit das geſponnene Garn ſich nicht an der gebrannten Fläche zerreibt. In das Fußbrett aber brennen wir einen hübſchen Spruch ein, um welchen ſich ebenfalls wilde Roſen ranken, z. B. jenen anmutigen altdeutſchen Reim:

> Spinn Mägdlein, ſpinn,
> So wachſen Dir die Sinn',
> Wachſen Dir die goldnen Haar',
> Kommen Dir die klugen Jahr'.

Zum Sitzen wählen wir entweder ein Hockerle oder ein Bänkchen, das ähnlich den altdeutſchen Ofenbänken ſein dürfte. Auch dafür müßte die Zeichnung der des Spinnrades angepaßt ſein, doch läßt man hier das Muſter licht hervortreten, indem man den Fonds dunkel brennt. Je tiefer der Grund eingebrannt iſt, deſto hübſcher und wirkungsvoller ſieht es aus; man beachte aber beim Einwachſen des Holzes nach dem Brennen, daß das Wachs gehörig in die Vertiefungen eingebürſtet wird, damit die Fläche einen gleichmäßigen Glanz bekommt. Ins Spinnſtübchen gehört nun noch eine Truhe, um darin Flachs, Garn und ſchließlich auch unſeren Schatz an fertiger Leinwand zu bergen. Dieſe Truhe, aus Lindenholz gefertigt, mißt in der Länge 90 cm und iſt 60 cm hoch, inwendig laſſe man drei Abteilungen machen für Flachs, Garn und Leinen. Die Seitenwände ſchmücken altdeutſche Figuren und Arabesken. Den Deckel ziert ein von zwei Greifen gehaltenes Wappenſchild mit folgendem Spruch:

> Geblüht im Sommerwinde,
> Gebleicht auf grüner Au',
> Liegt's ſchneeig nun im Spinde,
> Der Stolz der deutſchen Frau.

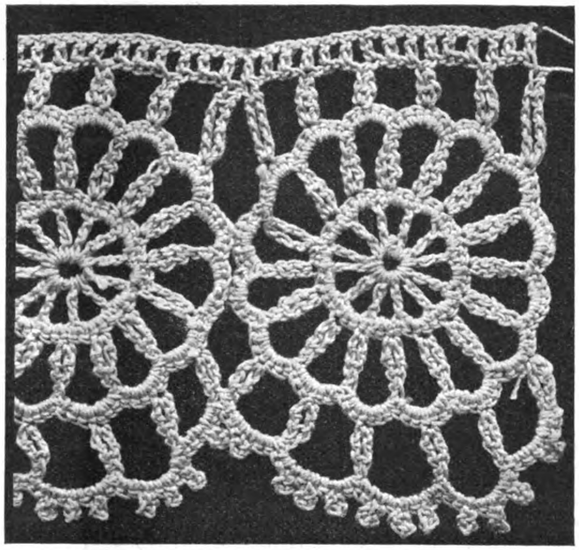
Die Figuren werden bunt gemalt, die Arabesken mit Sepia ſchattiert, und der Grund wird gleichmäßig tief gebrannt. Metallbeſchläge und hübſch gearbeitete Griffe vervollſtändigen dieſe allerliebſte Truhe.

Theſt.

Handarbeit.

Hübſche Verzierung für Unterröcke. Die Mode legt jetzt ſo großen Wert auf die Ausführung der Unterröcke, daß wohl jede Dame gern darnach ſtrebt, dieſelben möglichſt elegant und ſchön auszuführen. Damit dieſer nützliche Gegenſtand aber außer dem gefälligen Anſehen auch von praktiſchem Wert ſei, möchte ich nachſtehend zwei Unterröcke beſchreiben, die, mit eigener Handarbeit verziert, ſo hübſch und geſchmackvoll ſind, daß ſie ſich vorzüglich als Geſchenk eignen. Für den Winter möchte ich anraten, denſelben aus Tuch in Leder- oder Tabakfarbe, nach Belieben kann natürlich auch jede andere Farbe gewählt werden, herzuſtellen und denſelben mit einem Volant zu garnieren, den man aus einem 21 cm hohen und 3½ m weiten geraden Streifen anfertigt. An dem unteren Rande desſelben läßt man eine ganz kleine Zacke ausſchlagen. Etwa 1½ bis 2 cm hiervon entfernt, ſtickt man eine 6—7 cm breite Kreuzſtichborde, indem man, in bekannter Weiſe, Stramin zu dieſem Zweck auf den Stoff reiht. Die Stickerei führt man in den paſſenden Farbentönen, heller und dunkler, aus: in dicker Baumwolle Nr. 16, feiner perſiſcher Wolle oder Kordonnetſeide. Den oberen Rand des Volants ſchlägt man 3 cm breit um und kräuſelt ihn zweimal, 2 cm vom Rande, in einem Zwiſchenraum von 1 cm ein. — Den anderen Unterrock, für den Sommer beſtimmt, fertigt man aus leichtem, grauem Leinen und garniert denſelben ebenfalls mit einem gerade geſchnittenen Volant, 3½ m lang und 11 cm breit, den man auch 3 cm breit umſchlägt und zweimal einkräuſelt. An dieſes ſetzt man einen in grauleinenem Garn gehäkelten Zwiſchenſatz, dann kommt ein 4 cm breiter Doppelſaum und zum Schluß die gehäkelte Spitze. Dieſer hübſche Unterrock hat den großen Vorzug, daß er nicht leicht ſchmutzt und der Staub ſich gut abſchlagen läßt, er iſt ſomit praktiſch und elegant. — Obenſtehendes Häkelmuſter eignet ſich beſonders hübſch zu vorbenanntem Zweck. Für das Spitzenmuſter ſchlägt man 6 Stiche auf. 1) 12 Stäbchen mit 2× umſchlagen und 2 Luftmaſch.; 2) 3 kurze Maſchen und 1 kurze auf jedes Stäbchen; 3) zuerſt 2 lange Stäbchen mit 2× umſchlagen, 5 Luftmaſch., dieſes 16 mal, die zwei langen Stäbchen immer in einem Stich zuſammen faſſen und immer in den 3. Stich einſtecken; 4) in jeden Bogen 7 kurze Stäbchen. Man häkelt den Stern bei den letzten zwei Bogen dieſer Reihe aneinander. — Dann für den Picotrand der Spitze 1) für die oberen 3 Bogen 3×7 Luftmaſchen, für den Zwiſchenbogen nur 5 Luftmaſchen, für die doppelten Stäbchen ſtets 2× umſchlagen; 2) für die Picotbogen 3×3 Picots von 4 Luftmaſchen, getrennt durch 2 kurze Stiche, auf den kürzeren Bogen 1 Picot zwiſchen 3 kurzen Stichen. — Für den glatten Rand der Spitze 1) zwiſchen den Sternen 2 lange Doppelſtäbchen mit 4× umſchlagen, 5 Luftmaſchen, dann 1 Doppelſtäbchen von 2× umſchlagen, 2 Doppelſtäbchen mit 1× umſchlagen, wiederum 1 Stäbchen mit 2× umſchlagen ꝛc., zwiſchen alle 5 Luftm.; 2) immer 1 Stäbchen mit 1× umſchlagen, 1 Luftmaſche und 1 Stich überſchlagen. — Für den Zwiſchenſatz macht man das Muſter genau ſo, nur läßt man die Picotränder fort und häkelt die gerade Kante oben und unten.

Z. in D.


Einfache Häkelſpitze zu Unterröcken.

Decke aus Wiſchtuchleinen. Eine hübſche, aparte Art der bekannten Decken aus karriertem Wiſchtuchleinen ſah ich kürzlich. Die Karos waren ziemlich groß, eins ums andere derſelben war mit einem in rotem Garn geſtickten Stern verziert, während die anderen Karos mit Purpurkattun überzogen waren, ringsum mit unſichtbaren Seitenſtichen nach ſehr accuratem Einſchlag aufgenäht. So Reihe um Reihe, doch die roten und die beſtickten Karos immer verſetzt. Der Eindruck der fertigen Decke war ein wunderhübſcher.

Zimmerſchmuck.

Fürs Blumenfenſter. Die einfachen Blumentöpfe ſind die geſündeſten für die Pflanzen, aber ſie ſehen nicht ſchön aus, wenn ſie auf dem Fenſterbrett aufgereiht ſtehen. — Man laſſe ein Brett von gleicher Länge wie das Fenſterbrett und von der Höhe der Blumentöpfe machen, ſchmücke es von außen durch Brennſtift oder mit Ölmalerei oder Schnitzerei und befeſtige es mit Haken in an die Fenſterumrahmung und Fenſterbrett eingeſchraubte Öſen. So iſt es leicht zu entfernen, verbirgt die häßlichen Töpfe und iſt ein hübſcher Schmuck des Zimmers, hinter dem die Pflanzen fröhlich wachſen.

M. Dhm.

Für die Küche.

Waſſerbrezel. 14 Eigelb ſchlage man in einem Gefäß, rühre beinahe 1 kg Mehl und einen knappen Viertelliter Milch hinzu, dann 90 g zerrührte Butter und 125 g aufgeſtellte Pfundbärme, die gut durch einander gerührt ſind. Dieſe Maſſe thut man in eine Serviette, bindet ſie feſt zu und legt ſie in einen Eimer mit kaltem Brunnenwaſſer. Darin laſſe man den Teig ſo lange liegen, bis er ſich umdreht, dann nehme man ihn heraus, thue ihn in das vorige Gefäß, wo man zuvor 180 g Butter zu Sahne gerührt, Roſinen, Zucker und Citrone dazugethan, rühre alles gut durch einander, ſowie auch den Schnee der Eier, thue noch zwei Hände voll Mehl hinzu und lege den Teig auf ein Blech, forme ihn in Geſtalt einer großen Brezel, laſſe ihn aufgehen, beſtreiche ihn mit geſchmolzener Butter, ſowie auch Zucker und Mandeln und laſſe ihn bei mäßiger Hitze backen.

Lisbet.

Fragen.

72) Beſtehen im Rheinland, Heſſen-Naſſau oder im Großherzogtum Heſſen Seminare zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen? Für Auskunft wäre ſehr dankbar. **A. B. in R.**

73) Würde eine der Mitleſerinnen die Freundlichkeit haben, mir eine Stadt zu nennen, in der ſich ein tüchtiger Goldarbeiter mit Ausſicht auf Erfolg etablieren könnte? Im voraus beſten Dank. **L. D. in C.**

74) Wäre eine der verehrten Daheimleſerinnen ſo freundlich, mir ein hübſches Motto für mein Tagebuch zu ſagen? Im voraus dankend. **Hedwig.**

75) Eine Abonnentin des Daheim in Rußland bittet eine freundliche Mitleſerin des Frauendaheim um ein genaues Rezept des echten ungariſchen Gulaſch. Dank im voraus.
Frau **A. Begrſin** in **Glubokoje.**

Auskunft.

Bezugnehmend auf Frage 58 im Daheim teile ich mit, daß die Wohnungs- und Lebensmittelpreiſe hier in Marburg ſich in durchaus beſcheidenen Grenzen bewegen und keinesfalls höher ſind, als ſonſt in kleineren Städten üblich, ſo daß man mit einem Etat von Mk. 3000 hier recht behaglich leben und auch die mancherlei muſikaliſchen und ſonſtigen geſelligen Veranſtaltungen, die hier beſonders in den Wintermonaten ſeitens der akademiſchen und anderer Kreiſe geboten werden, genießen kann. Zum Anhalt für die hieſigen Preiſe diene Ihnen, daß Wohnungen von 4—6 Zimmer zum Preis von 300—500 Mk. zu haben ſind. Als beſondere Vorzüge der Stadt gelten die vielen herrlichen Ausſichtspunkte innerhalb und in nächſter Umgebung derſelben und die prächtigen, in 10—20 Minuten nach allen Seiten erreichbaren Waldungen. Niedrige Kommunalſteuer, bisher 75%, ſind noch ein weiterer Vorzug.

Abonnentin in Marburg.

Redaktionspoſt.

Th. Schultz-Erler. Die Kunſthandlung von Keltz & Meiners, Berlin, Leipzigerſtr., liefert das erwähnte Aluminiumpapier.

Herrn **Pfarrer P.** Kerbſchnittmuſter für kirchliche Gegenſtände, Opferteller, Opferkaſten würden für den engen Raum des Frauendaheim zu umfangreich ſein. Wir wollen aber bald einige andere kleine Muſter abbilden.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

34. Auflage.

1895.

Preis:
geheftet 3 M. 50 Pf.
eleg. gebunden 4 M. 50 Pf.

Practiſches Kochbuch.

Von

Henriette Davidis.

Neu bearbeitet und herausgegeben
von
Luiſe Holle.

Auflage 34.

1895.

Über 1900 zuverläſſige
und
ſelbſtgeprüfte Rezepte.

Der Wert eines guten Kochbuches iſt für jede Haushaltung, ſei dieſelbe groß oder klein, einfach oder reich eingerichtet, gleich bedeutend; das Kochbuch iſt heutzutage kein Luxusartikel mehr, ſondern das unentbehrlichſte Küchengerät zur Führung eines nahrhaften und wohlſchmeckenden und — was beſonders wichtig — zugleich ſparſamen Tiſches. Ein gutes Kochbuch erſetzt der angehenden Hausfrau die Erfahrung vieljähriger Übung, der bereits geübten gibt es ſtets neue Anregung und wertvolle Winke, in allen Fällen dient es zur Erleichterung, Vereinfachung und Veredlung der Kochkunſt.

Im **Davidis'ſchen Kochbuche,** das ſchon zum 34. Male in neuer verbeſſerter Auflage erſcheint, finden ſich in vollendeter Weiſe alle Vorzüge vereinigt, die zu einem guten Kochbuche gehören. Daſſelbe hat ſich, wie kein anderes, den Ruf eines **Muſterkochbuches** erworben und ſollte in keiner Küche fehlen.

Henriette
Davidis
Kochbuch

Beſonders zeichnet es ſich aus: 1) durch ſeine **Zuverläſſigkeit,** die es der unermüdlichen Sorgfalt der Herausgeberin in Durchprüfung der Rezepte verdankt; 2) durch die **Genauigkeit** ſeiner Angaben, wonach es ſelbſt der Anfängerin nicht ſchwer wird, ihre Gerichte tadelfrei herzuſtellen; 3) durch ſeine **Reichhaltigkeit,** von den feinſten Gerichten bis zur einfachen Schüſſel des bürgerlichen Tiſches; 4) durch die **Sparſamkeit,** die in allen Gerichten vorwaltet und alles Überflüſſige vermeidet. Für Küche und Keller, Hausweſen ꝛc. enthält das Davidis'ſche Kochbuch zugleich die wertvollſten Ratſchläge, es gibt allgemeine Vorbereitungsregeln, Arrangements zu Geſellſchaften, Küchenzettel, lehrt das zweckmäßige Verwenden der Reſte ꝛc. ꝛc.

Es dürfte demnach nicht leicht ein nützlicheres Geſchenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmäßigere Anſchaffung für das Hausweſen geben, als das Davidis'ſche Kochbuch, das auch äußerlich in Druck, Papier und Einband ſo ausgeſtattet iſt, daß es ſich als elegantes Geſchenkwerk vorzüglich eignet.

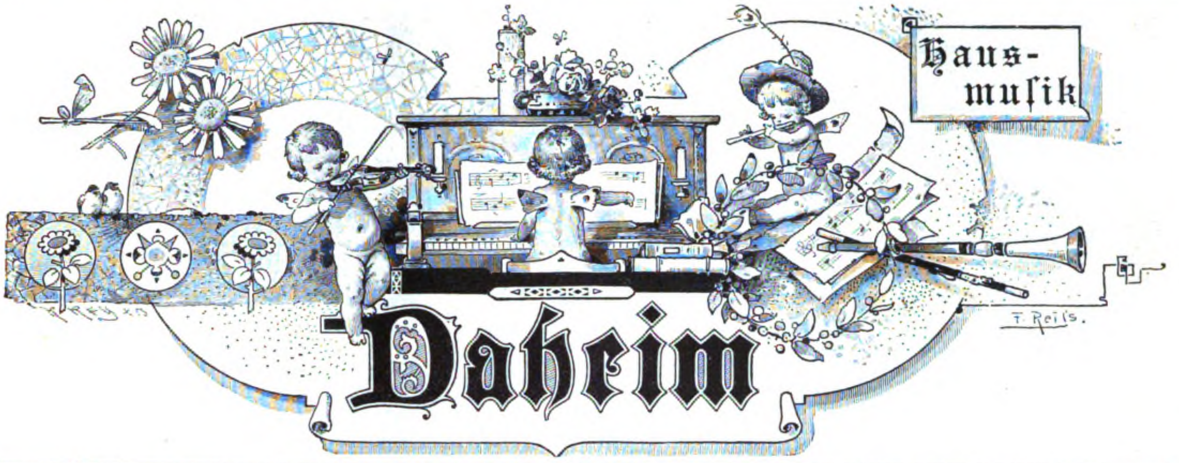
Ottilie Ebmeyer,

Die gute Küche. Theoretiſch-praktiſche Anweiſung in der **feinen und einfachen Kochkunſt. Zweite Auflage.** Preis broſchiert 3 M. 50 Pf., eleg. gebunden 4 M. 50 Pf. Mit großem Fleiß und vieler Sorgfalt bearbeitet, wird das Ebmeyer'ſche Kochbuch den Hausfrauen und Köchinnen auch neben der Davidis zur Vergleichung und Abwechslung willkommen ſein.

Henriette Sander,

Neues praktiſches Kochbuch für die gewöhnlichere und feinere Küche. **Vierte,** vermehrte und verbeſſerte **Auflage.** Preis elegant gebunden 4 M. 50 Pf. Durch ſeine Tüchtigkeit und die Zuverläſſigkeit ſeiner Angaben hat ſich daſſelbe im nordweſtlichen Deutſchland, namentlich in Hannover und Braunſchweig, ziemlich ſchnell Eingang verſchafft und ſich daſelbſt allgemeine Beliebtheit zu erringen gewußt.

☛ **Vorrätig in allen Buchhandlungen.** ☚



Friedrich Chryſander.

Ein Leben voll innigſter Hingabe an die hohen Ziele der Kunſt, voll grenzenloſem Idealismus und Opfermut, ganz und gar erfüllt von einer einzigen, gewaltigen Aufgabe, deren Löſung Selbſtverleugnung und tiefernſte Sammlung, ein ununterbrochenes ſtilles Forſchen in der Vergangenheit, ein unaufhörliches Arbeiten erheiſcht und Hand in Hand geht mit einem ſtolzen Verzicht auf äußeren Lohn und die lärmenden Ehrungen der Welt: ſo breitet ſich der Entwickelungsgang Friedrich Chryſanders vor unſerem Auge aus. Wo immer im Kreiſe gebildeter Muſikfreunde der glorreiche Name Georg Friedrich Händel genannt wird, dort kennt man und verehrt man auch den Namen Friedrich Chryſander, der mit jenem des gewaltigen Tonkünſtlers untrennbar verbunden iſt. Die Muſik Händels dem künſtleriſchen Leben der Gegenwart wie einen befruchtenden Strom zuzuführen, der in ihrem Weſen ſo machtvollen Kunſt des Halleſchen Meiſters jene volkstümliche Bedeutung zu erringen, welche ſie in England bis auf den heutigen Tag in lebendiger Überlieferung behauptet hat, das faßte Chryſander als die Aufgabe und den Inhalt ſeines Lebens auf. Hinderniſſe aller Art ſtellten ſich ſeinem glühenden Streben in den Weg. Mißverſtehen nah und fern, die geiſtige Trägheit jener Kreiſe, auf deren moraliſche Unterſtützung er in erſter Linie angewieſen war, mancherlei Übelwollen und Unannehmlichkeit, den ſchweren Druck eigentümlicher Verhältniſſe und alle die Hemmniſſe galt es zu überwinden, die im Leben idealer Naturen immer und immer gleichſam als Prüfſteine ihres Idealismus wiederkehren. Die Lebensgeſchichte idealer Männer läßt uns erkennen, wie die Kraft des idealen Wollens mit den Hinderniſſen wächſt, die ſich ihm entgegenſtellen. Dieſelbe Steigerung der ſittlichen Kraft, dieſelbe Feſtigung des Charakters und der Perſönlichkeit erwuchs auch unſerem Chryſander als Gewinn aus den Kämpfen und Mühen ſeines Lebens. Friedrich Chryſander wurde geboren am 8. Juli 1826 zu Lübtheen im Mecklenburgiſchen; zum Jüngling herangewachſen, ſtudierte er in Roſtock Philoſophie, wo er auch zum Doktor promovierte. Nachdem der junge Gelehrte längere Zeit in England ſeinen Händelforſchungen und muſikaliſchen Quellenſtudien gelebt und in Leipzig 1856 zuſammen mit dem vielſeitig gebildeten Hiſtoriker Gervinus die Händelgeſellſchaft begründet hatte, ging er 1860 nach Hannover, und nach einem Aufenthalt in Lauenburg an der Elbe ließ er ſich 1866 in Bergedorf bei Hamburg nieder, wo er ſeitdem ausſchließlich ſeinem Lebenswerk, der monumentalen Händelausgabe, und der Natur lebt, ſeinen Gewächshäuſern ſich widmet, wundervolle Pfirſiche und Weintrauben baut und ſo von der Mühe gelehrter Arbeiten im Freundſchaftsbunde mit der Natur ſich ausruht. Die Geſchichte der Händelausgabe iſt die Geſchichte ſeines Lebens. Sie iſt ebenſo intereſſant wie lehrreich. Als Chryſander 1856 mit Moritz Hauptmann, dem berühmten Theoretiker, deſſen Urteil damals das allein maßgebende war, und mit einigen anderen Männern die Händelgeſellſchaft gegründet hatte, mußte er ſich bald überzeugen, daß dieſe Männer nicht die Mitarbeiter waren, die er zur Verwirklichung ſeines Planes brauchte, Händel ein Denkmal mit einer monumentalen Ausgabe ſeiner Werke zu errichten, dauernder als Erz. Ein Brief Moritz Hauptmanns an Franz Hauſer aus dem Jahre 1860 ſpricht in dieſer Beziehung eine ſehr deutliche Sprache. Dort heißt es u. a.: „Ich ſehe wahrhaftig nicht ein, wozu ſolche Sachen (er meint die Opern Händels) alle mit enormen Koſten und Arbeiten gedruckt werden ſollen, um der wenigen enragierten Händelianer willen — gebraucht werden ſie doch ſicherlich niemals werden. Es iſt doch entſetzlich viel Schlendrian darin. Will man brauchbare Arien aufſuchen, ſo iſt das was anderes. Die Pietät geht aber zu weit, wenn auch alles Unbedeutende, deſſen Händel eine große Maſſe geliefert hat, ſoll monumental feſtgehalten werden. So wird's aber auch nicht zu Ende kommen ....“ Daß ein gemeinſchaftliches Wirken mit Mitarbeitern von ſolcher Geſinnung auf die Dauer für Chryſander unmöglich wurde, liegt auf der Hand. So vollzog ſich denn allmählich eine Wandlung:*) Chryſander, dem der König von Hannover überaus geneigt war, erbat nicht für ſich, ſondern für ſeine geliebte Händelausgabe eine jährliche Unterſtützung von 1000 Thalern. Es iſt bezeichnend für die Selbſtloſigkeit dieſes Mannes, daß er aus dem großmütigen Anerbieten des Königs nicht im entfernteſten für ſich einen Nutzen zu ziehen gedachte, obwohl er weder Vermögen, noch ein einträgliches Amt beſaß. Hierauf ſiedelte Chryſander nach Bergedorf über, wo er die Händelausgabe trotz aller Schwierigkeiten in muſtergültiger Weiſe fortführte und bis zum 94. Bande fördern konnte. Noch 6 Bände, und das Rieſenwerk, ein Denkmal nicht nur Händels, ſondern auch des deutſchen Idealismus, liegt vollendet vor. In ſeinem Beſitz in Bergedorf hat ſich Dr. Chryſander ſogar ſeine eigene Notendruckerei eingerichtet, und niemals iſt ein großes Unternehmen im gleichen Maße auch ein perſönliches geweſen wie die Händelausgabe Chryſanders. Es erübrigt uns noch, einen Blick auf das Schaffen des Muſikſchriftſtellers Chryſander zu werfen: an der Spitze ſeiner durch erſtaunlichen Fleiß und ausgezeichnetes hiſtoriſches Verſtändnis hervorragenden Arbeiten — zugleich eines der beſten Bücher der muſikaliſchen Litteratur überhaupt — ſteht ſeine große Händelbiographie, die bisher leider noch nicht vollendet wurde. Trotz der Arbeitslaſt, welche dem trefflichen Gelehrten die Händelausgabe und ſeine litterariſch-muſikaliſchen Studien aufbürdeten, fand er doch noch Zeit, zwei „Jahrbücher für muſikaliſche Wiſſenſchaft“ herauszugeben, die Redaktion der „Allg. muſik. Zeitung“ und der bedeutungsvollen „Vierteljahrſchrift für Muſikwiſſenſchaft“ zu führen und in kleineren Schriften („Über das Oratorium“) die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen niederzulegen. In ſeinen „Denkmälern der Tonkunſt“ hat Chryſander Oratorien Cariſſimis, Kompoſitionen von Corelli und Couperin der Gegenwart wieder zugänglich gemacht. —o—

Friedrich Chryſander.

Über Beethovens As-dur-Sonate op. 26.

Die Sonate op. 26 eröffnet die Reihe der wunderbaren muſikaliſchen Dichtungen Beethovens. Bekanntlich iſt des Meiſters Plan, jedem ſeiner Werke bei einer Geſamtausgabe eine Erklärung vorauszuſchicken, nicht zur Ausführung gekommen, und ſo müſſen wir uns den Schlüſſel zu dieſem Wunderreiche der Phantaſie mühſam ſelbſt ſuchen. In der Sonate op. 26 freilich hat uns der Komponiſt einen Fingerzeig gegeben durch die Bezeichnung des dritten Satzes; doch gerade deſſen Inhalt und Bedeutung war am leichteſten zu erkennen. Wie aber ſteht es mit dem Inhalt und vor allem dem Zuſammenhang der anderen Sätze? Wir ſtanden oftmals ratlos vor dieſem Werke. Das herrliche Variationen-Andante mit ſeinem Ernſt und ſeiner Zartheit imponierte immer; aber was ſollte der Trauermarſch mitten zwiſchen den beiden lebhaften Sätzen, dem Scherzo und der „brillanten“ Toccata? Fehlte nicht wenigſtens zwiſchen Scherzo und Trauermarſch ein verbindendes Glied? So waren wir wohl gar in Verſuchung, dem Meiſter Zerriſſenheit vorzuwerfen! Da fiel uns eines Tages die merkwürdige Übereinſtimmung dreier Stellen auf, die wie düſtere Markſteine in dem Wunderbau dieſer Sonate hervortreten: im 1. Satze die Variation in As-moll, im Trauermarſch der Mittelſatz in As-dur und im Finale der 2. Seitenſatz (Takt 81—98). Ja, bei genauerem Eindringen ſchien uns auch der Schluß des Scherzo hierher zu gehören. Wir verſuchten nun, uns die Bedeutung dieſer vier Momente klar zu machen, und da erſchien uns die Sonate in einem ganz neuen Lichte; wir glaubten, das alle Sätze eng zuſammenhaltende Band gefunden zu haben: es iſt die Idee des Heldenkampfes, in der genannten Variation als Ahnung, im Mittelſatze des Trauermarſches als unmittelbare, friſcheſte Erinnerung, im 2. Seitenſatze des Finale als Hinweis auf künftige Kämpfe erſcheinend. Das Scherzo aber erhielt in unſeren Augen eine ganz neue, bisher ungeahnte Bedeutung. In der Sonate glaubten wir nicht das Bild eines einzelnen Heldenlebens ſehen zu dürfen; das wunderbare Thema des 1. Satzes erſchien uns vielmehr wie der edelſte Geſang der Volksſeele ſelbſt, die von erhabenen Thaten träumt. Dieſer Traum wird von Variation zu Variation lebendiger, bis ſich (in der 3. Variation) düſtere Todesahnungen einmiſchen. Nun verſtehen wir die furchtbaren Accente, zuerſt in den Bäſſen, dann in der Oberſtimme; nun werden wir dieſe drohenden sf mit der nötigen Stärke vorzutragen wiſſen. Doch die Todesſchatten weichen wieder der ernſten Stimmung, die in der herrlichen Kantilene der Coda träumeriſch ausklingt. — Der Traum wird zur That: das energiſch ſich aufſchwingende Hauptmotiv des Scherzo verkündet das Erwachen zu heldenmütigem Handeln. Wer konkretere Bilder wünſcht, mag immerhin in den Terzenläufen anſtürmende Reiterſchwadronen zu ſehen, in den rollenden Bäſſen am Schluſſe den Donner der Schlachten zu vernehmen glauben. Und der in ſcharfem Kontraſte zum Scherzo ſtehende, faſt elegiſche Geſang des Trio, erſcheint er uns nicht wie ein Inſichblicken der Mannesſeele? Wie ein gedankenſchnelles Vorüberziehen der ſüßeſten Erinnerung an die goldene Kindheit, an vergangenes Glück, wie es in Augenblicken höchſter Gefahr wohl dem inneren Auge ſich zeigt? Iſt es der Abſchied vom Leben? Raſch, wie ſie kamen, verſchwinden dieſe Erſcheinungen wieder: eine äußerſt knappe Wendung, aus dem Hauptmotiv des Scherzo gebildet, führt in dieſes zurück, und mit ſeinen rollenden, wie Schlachtenungewitter gemahnenden Bäſſen, in die ſich die ſchmetternden Akkorde der rechten Hand miſchen, ſchließt dieſer außerordentliche, höchſt bedeutungsvolle Satz ab. — Werden wir nun, bei dieſer Auffaſſung, noch einen vermittelnden Satz vor dem Trauermarſch vermiſſen? Sicherlich nicht; wir müſſen vielmehr die Feinheit des äſthetiſchen Empfindens unſeres Meiſters bewundern: anſtatt den Tod auf dem Schlachtfelde zu ſchildern (ein Moment, welches ſich gewiß keiner unſerer modern-realiſtiſchen Tondichter hätte entgehen laſſen), begnügt er ſich mit den Andeutungen des vorhergehenden Satzes und führt uns einen Vorgang vor Augen, zu deſſen muſikaliſcher Darſtellung die Mittel der reinen Muſik genügen: der gefallene Held wird von Helden zu Grabe geleitet. Welche Klänge! Dulce et decorum est pro patria mori, rufen ſie uns trotz aller Thränen zu. Das iſt der Geiſt, der unſerem Meiſter aus ſeinem geliebten Plutarch entgegenwehte. — Und nun das Finale? Ganz leiſe, faſt verzagt, regt ſich am Grabe der Gedanke an das Leben und ſeine Forderungen, zuerſt in der allein eintretenden Oberſtimme (die wir uns ſehr leiſe, mezza voce, vorgetragen denken), zu der dann ſchüchtern nach einander die anderen Stimmen hinzutreten. Wenn wir uns die wunderbar poetiſche Tiefe dieſes Gedankens klar machen, ſo wird es uns unmöglich ſein, gleich das vorgezeichnete raſche Tempo zu nehmen; wir werden vielmehr zuerſt das Tempo verhalten und dann erſt (etwa vom 10. Takte an) dasſelbe bis zum vorgeſchriebenen Zeitmaße ſteigern. Dem 1. Seitenſatz und namentlich deſſen zweite Hälfte (Takt 43 ff.), der den feſten Entſchluß auszuſprechen ſcheint, im Kampfe auszuharren, denken wir uns mit der gehörigen Energie vorgetragen. Über den 2. Seitenſatz (Takt 81 ff.) mit ſeinen furchtbar betonten Akkorden noch etwas hinzuzufügen, dürfte nach dem oben darüber Geſagten überflüſſig ſein. Eine ernſte Mahnung am Grabe des Helden, ruft uns dieſer die Sonate abſchließende Satz zu: „Schreitet, ſchreitet ins Leben zurück! Nehmet den heiligen Ernſt mit hinaus, denn der Ernſt, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.“ **H. Weidenbach,**

---

*) Das Nähere wolle man nachleſen in dem verdienſtlichen Werke von E Krauſe: „Didaktiſches für junge Muſiker und Muſikfreunde“, Hamburg, C Boyſen 1893.

Corbach in Waldeck.

Haydn in England.

(Schluß.)

Haydn wurde vom Herzog von York auf deſſen Schloß Eatland eingeladen. Sein Aufenthalt im Schloſſe dauerte zwei Tage, und er fand daſelbſt auch den Prinzen von Wales und des Herzogs Gemahlin, die 17jährige Prinzeſſin Ulrike von Preußen, „die liebenswürdigſte Dame der Welt,“ wie Haydn ſchreibt. Jeden Abend wurde von 10 bis um 2 Uhr nach Mitternacht muſiziert; an Ehrenbezeugungen fehlte es ſelbſtverſtändlich nicht. Wie am Hofe, ſo ward auch der berühmte Deutſche von der Ariſtokratie in jeder Weiſe ausgezeichnet. So berichtet Haydn von einer Einladung des reichen Mr. Shaw: „Ich ward von ihm unten am Thor empfangen, und er führte mich zu ſeiner Gattin, die von zwei Töchtern, jungen Damen, umgeben war. Indem ich ringsum mein Kompliment machte, ward ich gewahr, daß alle Damen um den Kopf ein perlenfarbiges Band trugen, worauf der Name Haydn ſehr niedlich in Gold geſtickt war. Mr. Shaw hatte dieſen Namen an den beiden Enden des Rockkragens von den feinſten Stahlperlen geſtickt. Mrs. Shaw iſt das ſchönſte Weib, das ich jemals geſehen. Ihr Gemahl verlangte ein Andenken von mir. Ich gab ihm eine Doſe, die ich kurz vorher um 1 Guinee gekauft hatte, und er gab mir dafür die ſeinige. Als ich ihn einige Tage nachher beſuchte, hatte er über meine Doſe ein Futteral von Silber machen laſſen, worauf oben eine Lyra ſehr ſchön eingegraben war, und ringsum ſtanden die Worte: „Ex dono celeberrimi Josephi Haydn.“

Wenn Haydn auf der Straße ging, mußte er ſich's aber auch bei der Berühmtheit ſeines Namens gefallen laſſen, daß ſich ein minder gebildeter Engländer breitſpurig vor ihm hinſtellte, ihn von Kopf bis zu Fuß betrachtete und zu ihm ſagte: „You are a great man!“

Von der Univerſität zu Oxford wurde Haydn zum Doktor ernannt, eine Würde, die nicht einmal dem in England allverehrten Händel verliehen worden war. Mit dieſem Titel war aber auch ein Jahresgehalt verbunden, und ſo mußte denn der Doktorkandidat eine Probe ſeines Könnens ablegen. Haydn ſchrieb einen Canon cancricans, ein Meiſterſtück, das von vorwärts und rückwärts, von oben nach unten und von unten nach oben ohne Aufhebung der Melodie oder Harmonie geleſen werden konnte.

Der neupromovierte Doktor mußte drei Tage die übliche Doktortracht, viereckige Mütze und Mäntelchen mit Halskrauſe tragen. Als Haydn in dieſer Zeit ein Konzert dirigieren mußte, ſcholl ihm ein tauſendſtimmiges „Bravo Haydn!“ entgegen. „I thank you“ antwortete der gefeierte Komponiſt, indem er den Zipfel ſeines Mäntelchens in die Höhe hob.

Neben ſolchen Gunſtbezeugungen fehlte es natürlich auch nicht an Neidern und Feinden. Beſonders ſchlecht waren auf ihn die italieniſchen Sänger und Muſiker zu ſprechen, da es ein Deutſcher gewagt hatte, den Engländern den Geſchmack aller italieniſchen Muſik zu benehmen. Als Haydn die Wohnung Giardinis aufſuchte, um den berühmten Geiger kennen zu lernen, vernahm er, im Vorzimmer ſtehend, die keineswegs ſchmeichelhaften Worte: „Ich mag den deutſchen Hund (cane tedesco) nicht kennen lernen.“ Haydn machte natürlich ſofort Kehrt, aber dieſe Grobheit hinderte ihn doch nicht, die Geſchicklichkeit und das jugendliche Feuer des greiſen Virtuoſen bewundernd anzuerkennen.

Im allgemeinen war dieſe erſte Londoner Reiſe reich an Ehren und materiellen Erfolgen. Mit einem Barvermögen von 12 000 Gulden kehrte Haydn am 24. Juli 1792 nach Wien zurück.

Dieſer materielle Gewinn veranlaßte Haydn zwei Jahre ſpäter zu einer nochmaligen Reiſe nach London. Er hatte ſich anheiſchig gemacht, für ſeinen Freund Salomon ſechs Symphonieen zu ſchreiben, und außerdem mit verſchiedenen Verlegern Kontrakte unter ſehr vorteilhaften Bedingungen abgeſchloſſen. Haydn hatte damals ſchon das 60. Lebensjahr überſchritten, und ſein Fürſt Anton Eſterhazy, der ſeinen Kapellmeiſter ſehr lieb gewonnen hatte, wollte ihn nicht ziehen laſſen. Haydn habe, meinte der Fürſt, ſich hinreichenden Ruhm erworben, damit ſolle er ſich begnügen und eine in ſeinem vorgerückten Alter immerhin bedenkliche Reiſe unterlaſſen. Endlich nach langem Zaudern willigte der Fürſt ein, und Haydn trat am 19. Januar 1794 die Reiſe an. Am 4. Februar 1794 traf er in London ein. Haydns Ruhm war noch nicht verblaßt, im Gegenteil, er ſtieg noch höher, und man feierte den Künſtler noch mehr als das erſte Mal, ſo daß Salomon dem ſtolzen England ſagen konnte, daß die Haydnkonzerte nicht ohne Folgen für den Geſchmack des engliſchen Publikums geblieben ſeien. Selbſt der Königshof zeigte für Haydn jetzt mehr Intereſſe, und der Prinz von Wales ſtellte den deutſchen Komponiſten dem Könige Georg III. vor.

Es war in einem Konzert, wo ausſchließlich Haydnſche Werke zum Vortrag gelangten. „Doktor Haydn,“ ſagte der König, „Sie haben viel geſchrieben.“ — „Ja, Sire, mehr als gut iſt.“ — „Gewiß nicht, die Welt widerſpricht dem.“ Der König führte Haydn alsdann zu ſeiner erlauchten Gemahlin und erſuchte ihn um den Vortrag einiger Lieder, da er gehört habe, daß Haydn ein guter Sänger geweſen ſei. „Ew. Majeſtät, meine Stimme iſt jetzt nur noch ſo groß,“ entgegnete Haydn, auf das Gelenk ſeines kleinen Fingers deutend. Der König lachte, und Haydn ſang nun ſein Lied: „Ich bin der Verliebteſte.“ Hadyn war bei Hofe ſo angeſehen, daß die Prinzeſſinnen gern mit ihm muſizierten und ihm zu Ehren ſogar manche Feſte veranſtaltet wurden. Die Königin wünſchte Haydn ganz an England zu feſſeln und wollte ihm ſogar in Windſor eine Wohnung einrichten laſſen. „Dann machen wir zuweilen tête à tête Muſik,“ ſagte ſie mit einem ſchalkhaften Blick auf ihren Gemahl. „O auf Haydn eifere ich nicht,“ verſetzte der König, „Haydn iſt ein guter, ehrlicher deutſcher Mann.“ — „Dieſen Ruf zu behaupten,“ ſagte Haydn, „iſt mein größter Stolz.“ Trotz ſolcher Ehrungen und der reichen Einnahmen konnte ſich Haydn nicht ganz von ſeinem Vaterlande losſagen. Die Dankbarkeit feſſelte ihn an ſeinen Fürſten und an Öſterreich. Haydns Ruhm war in England ſchon ſo hoch geſtiegen, daß ſich ſein Name dauernd neben dem Händels behauptete. Haydn hatte dieſen Erfolg neben ſeinem Talente auch ſeiner Schaffensfreudigkeit zu danken. Während dieſer Zeit hatte Haydn außer der Oper „Orpheus“ 2 große Chöre, 12 Symphonieen, 1 Ouvertüre, 6 Quartette, 4 Konzerte für verſchiedene Inſtrumente, 1 Doppelkonzert, 5 Arien, 19 Klavierſonaten, 3 Märſche, 28 Menuette und mehr als 200 Lieder geſchrieben. Im Auguſt 1795 kehrte Haydn nach ſeinem geliebten Wien zurück. Seine Einnahmen betrugen wiederum 12 000 Gulden, ein Sparpfennig für ſein Alter. Was wollen aber dieſe Einnahmen beſagen, gegenüber den Summen, welche heutigentags die Künſtler auf ihren Tourneen einheimſen? Haydn erinnerte ſich gern ſeiner Londoner Reiſen, denn wie er ſelbſt geſteht, war er erſt von England aus in Deutſchland berühmt geworden. **O. M.-M.**

Gedenktafel.

Benjamin Godard, ein auch in Deutſchland bekannter Tonkünſtler, erlag am 10. Januar im Alter von 45 Jahren zu Cannes einem ſchweren Leiden. Godard hat eine Anzahl von Opern und Orcheſterwerken geſchrieben, von denen ſein „Taſſo“, ein Oratorium von glänzender Rhetorik und feiner Naturſchilderung, das bedeutendſte iſt und zu allgemeiner Anerkennung gelangte. Von ſeinen Opern ſeien hier „Pedro de Zalamea“ (aufgeführt in Antwerpen 1884), „Jocelyn“ (Brüſſel 1888), „Dante“ (Paris 1890) genannt, die indeſſen in ihrem ſchwankenden, aus verbrauchten und modernen Elementen zuſammengeſetzten Stil und wohl auch mancher Flüchtigkeiten wegen, die den Wert der künſtleriſchen Ausgeſtaltung herabdrücken, über den Achtungserfolg nicht hinausgelangten; das beſte Werk unter ihnen, „Jocelyn“, brachte dem Komponiſten einen Akademiepreis von 3000 Franken. Das letzte und gelungenſte, dramatiſche Werk des Komponiſten iſt die Oper „La Vivandière“. Von ſeinen Orcheſterwerken haben die Symphonie orientale und die Symphonie légendaire Beifall gefunden. Am glücklichſten war Godard in der feinen Salonkompoſition und auch ſeine Chanſons erfreuen ſich großer Beliebtheit.

Vermiſchtes.

Anton Rubinſtein kam einſt — vor Jahren — in die Schweiz. Dort gibt es ein Geſetz, welches allen Perſonen, die irgend ein Gewerbe mit wechſelndem Aufenthalt ausüben, eine Steuer auferlegt, indem es ſie verpflichtet, einen Hauſierſchein zu löſen. In den Kreis dieſer, dem Hauſiergeſetz unterſtellten Gewerbe und Erwerbsarten gehört nun auch nach der Auffaſſung der Schweizer Behörden die Muſik. Als Rubinſtein in dem Lande Tells konzertierte, ſah auch er ſich genötigt, einen Hauſierſchein ſich zu löſen. Dieſer Hauſierſchein hat folgenden Wortlaut: „Patent für muſikaliſche Unterhaltung in Bern. Dem Herrn Anton Rubenſtein, 42 Jahre alt, von ?, wohnhaft zu St. Petersburg, iſt bewilligt der 1. Dezember 1880 — § 6 des Geſetzes vom 27. November 1877: der Patentträger hat in jeder Gemeinde, in welcher er ſein Gewerbe ausüben will, zuvor das Viſum der Ortspolizei einzuholen. Die Gemeinden ſind berechtigt, von den bezeichneten Hauſierern für dieſe Zeit eine Taxe zu erheben, in gleichem Betrage wie die ſtaatliche Patentgebühr, im Minimum von 20 Rappen.“ Centralpolizeibureau in Bern. Rubinſtein hatte für den Hauſierſchein 30 Rappen zu „berappen“ und an die Gemeindekaſſe eine Steuer von 5 Francs zu bezahlen.

Redaktionspoſt.

Prof. **A. M—k** in **Smichov.** Wollen Sie die Güte haben, ſich etwas genauer zu äußern! Wir erinnern uns des muſiktheoretiſchen Apparates, von dem Sie ſprechen, augenblicklich nicht.

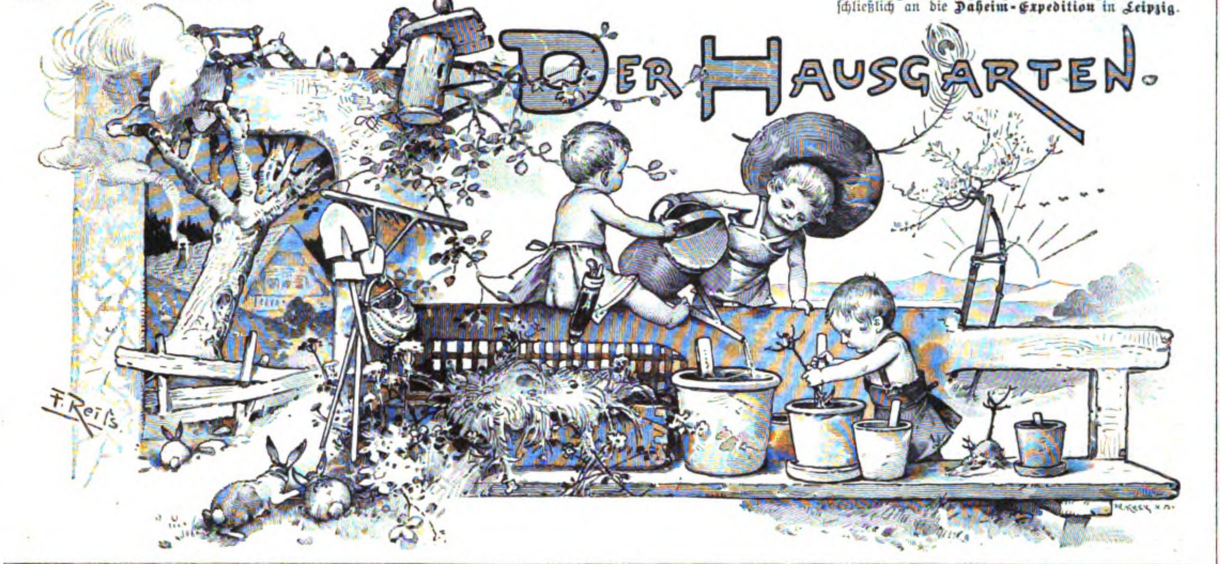
E. N—ſt in **Friedrichshof.** Vielleicht kann Ihnen einer unſerer Muſikfreunde mitteilen, wer das Geibelſche Lied „Scheiden und Leiden“ mit dem Kehrreim „Ach keine, keine find' ich je, die ſo mich liebt wie Du“ komponiert hat.

Unſere **Mitarbeiter** erſuchen wir, die Verzögerung des Erſcheinens der von uns angenommenen Beiträge bei der Überfülle des Stoffes und der Knappheit des unſerer Hausmuſik zur Verfügung ſtehenden Raumes entſchuldigen zu wollen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

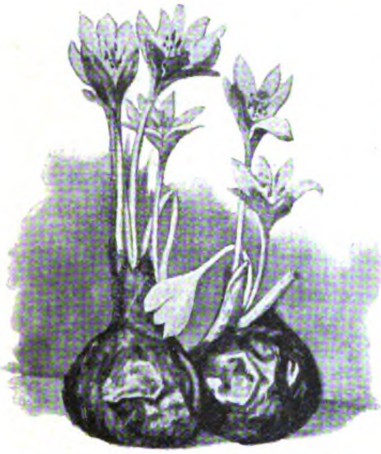
Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Der Hausgarten, Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.


DER HAUSGARTEN.
F. Reiss
H. Krey x A.

Seidelbaſt. (Daphne Mezereum L.)

So eilig hat's, den Frühling anzuzeigen
Ein kleiner Strauch: ſchön roſenrot erblühn
Siehſt Du ihn ſchon an ſeinen ſchlanken Zweigen,
Noch eh' er ſich gekleidet hat in Grün.

J. Trojan.



Herbſtzeitloſe (Colchicum speciosum.)

Colchicum speciosum, die neueſte Zimmerpflanze.

Wenn der Wind im Herbſt durch die dürren Blätter und Zweige rauſcht und das vegetabiliſche Leben nach und nach zu erſterben ſcheint, dann ſchmücken ſich unſere Wieſen nochmals mit einem Blumenflor, der Herbſtzeitloſe (Colchicum autumnale), deren helllila-farbene Blüte auf dem geraden, kahlen Blumenſchaft einen merkwürdigen Kontraſt zu dem Grün der Wieſen bildet. Die Herbſtzeitloſe, auch Wieſenſafran genannt, war ſchon im Altertum hinlänglich bekannt und ihrer giftigen Eigenſchaften wegen gefürchtet. Dioskorides, deſſen botaniſches Werk (eine Art materia medica) nahe anderthalbtauſend Jahre als maßgebend angeſehen wurde, warnt vor ihr als einer Pflanze, deren Genuß in einem Tage den ſicheren Tod herbeiführen müſſe, daher ſie auch *'Εφήμερον* genannt wurde. Die Alten, deren Naturbeobachtung meiſt nur oberflächlich war und ſtatt aufklärend zu wirken, ſehr oft zu einem **Stützpunkt** abergläubiſcher Anſchauungen wurde, ſetzte der ſelbſtverſtändlich auf falſcher Beobachtung beruhende Umſtand in Erſtaunen, daß die Herbſtzeitloſe im Frühjahr aus ihrer braunhäutigen Zwiebel Blätter und Früchte (dreifächerige, kugelige Kapſeln) hervorbrachte, während ſich im Herbſte erſt die Blüte zeigte; ſie nannten die Zeitloſe daher filius ante patrem (der Sohn vor dem Vater). Gleich anderen Liliaceen hat ſich auch die Herbſtzeitloſe Eingang in unſere Gärten verſchafft, doch ſpielte ſie meiſt nur eine untergeordnete Rolle. Viel mehr Anklang fanden dagegen ihre vornehmeren Schweſtern aus dem Oriente, und es ſcheint faſt, als ob eine derſelben, die „ſchöne“ Zeitloſe, Colchicum speciosum, für längere Zeit eine herrſchende Modepflanze werden ſollte. Erſt vor kurzem iſt dieſe Zeitloſenart von Holland aus in die Läden der Kunſt- und Handelsgärtner gewandert, und ſie wird von da aus zweifellos ſehr bald Eingang in die Gärten und Häuſer der Blumenfreunde finden. Das Colchicum speciosum gleicht im Habitus der Herbſtzeitloſe, nur ſind ſeine ſämtlichen Teile größer und anmutiger. Die lilafarbene Blüte beſtrickt durch die Zartheit der Färbung und die ziemlich langen Staubfäden mit den ſchwefelgelben Antheren. Was aber dieſer Pflanze eine ganz beſondere Beliebtheit zu verſchaffen geeignet iſt, das iſt die überaus einfache Kultur derſelben. Sie gedeiht mit ihrer anſehnlichen Zwiebel, ohne daß ſie ins Erdreich verpflanzt oder begoſſen zu werden braucht. Auf die Fenſterbank oder einen **Teller geſtellt**, macht ſie ihre Entwickelungsſtadien durch und erfreut das Auge ſowohl durch ihren Blütenſchmuck, wie ſpäter durch das ſaftige Grün ihrer lanzettförmigen Blätter. Unſere obige Abbildung zeigt den künftigen Liebling der Blumenzwiebelfreunde nach einer photographiſchen Aufnahme.

.r—

Morcheln.

(Mit 4 Bildern.)

Wildobſt, Wildgemüſe könnte man die eßbaren Pilze heißen, und inſofern dürfen ſie, wiewohl nur Kinder des freien Waldes, herein in den „Hausgarten“. Ja, wenn es keine giftigen gäbe! Nun, die hier abgebildeten ſind zuverläſſig nicht giftig, kommen mit ihrem hohen Stickſtoffgehalt dem Fleiſch am nächſten (28,5%) und ſind ſehr wohlſchmeckend.

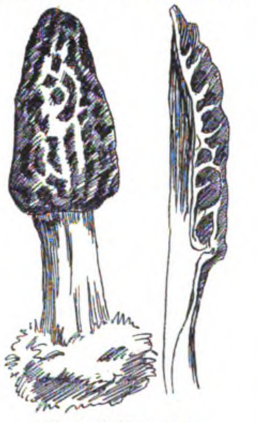


Fig. 1. Spitzmorchel.
(Morchella conica Pers.)

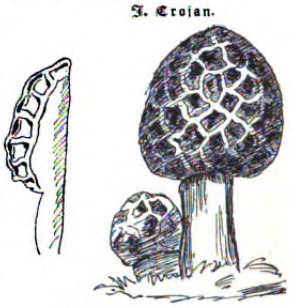


Fig. 2. Speiſemorchel.
(Morchella esculenta Pers.)

Wenn das Veilchen blüht, mag man ſich im Wald umſehen nach dieſen Aſcomyceten oder Schlauchpilzen, und die kundige Hausfrau weiß, was man daheim damit anfängt.

Da iſt zuerſt die Spitzmorchel (Fig. 1), 7—15 cm hoch; Farbe des Hutes: ſchmutzigbraun, zuletzt ſchwärzlich; Farbe des Strunks: weiß, weißlichrot oder ins Braune ſpielend; wächſt im Frühjahr auf lehmigem oder thonigem, kalkhaltigem Boden an Waldwieſen und mooſigen Waldrändern. Wird von März bis Mai, aber auch wieder von Auguſt bis Oktober geſammelt. Ferner die Speiſemorchel (Fig. 2). Hut 7—10 cm hoch, Durchmeſſer 4—8 cm; die unregelmäßigen Zellen der Zeichnung ſind wachsgelb, ocker-

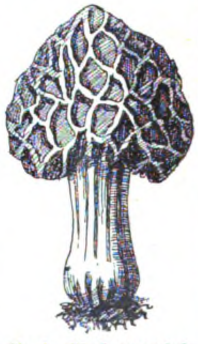


Fig. 3. Glockenmorchel.
(Morchella patula Pers.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

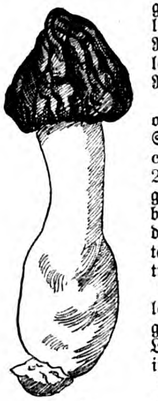


Fig. 4.
Käppchenmorchel.
(Morchella Mitra Lenz.

gelb oder gelblich-grau; der Rand der die Zellen trennenden Rippen iſt grau, ſchwarzbraun oder ſchwarz. Der Strunk iſt 4—7 cm hoch, 1 bis 2 cm dick und gelblich-weiß. In bergigen Gegenden und Schluchten zu finden, in trocknen Gräben, beſonders auf lehmigem, fettigem Boden im Laubwald; kommt im zeitigen Frühjahr mit der Schlehenblüte. Die Glockenmorchel (Fig. 3). Hut braun oder gelbbraun, Stiel weißlich, wächſt im Gebirge und kommt ebenfalls im Frühjahr. Endlich, um die Reihe der ſchmackhafteſten Morcheln abzuſchließen: die Käppchenmorchel (Fig. 4), in der Färbung der vorigen ähnlich und ebenfalls im Frühling auf fettem Boden wachſend. — Eine überſichtliche Zuſammenſtellung über dieſe und andere Pilze enthält das bei J. Neumann in Neudamm erſchienene Büchlein: Trüffeln und Morcheln von E. Wendiſch, in welchem auch Rezepte zu finden ſind.

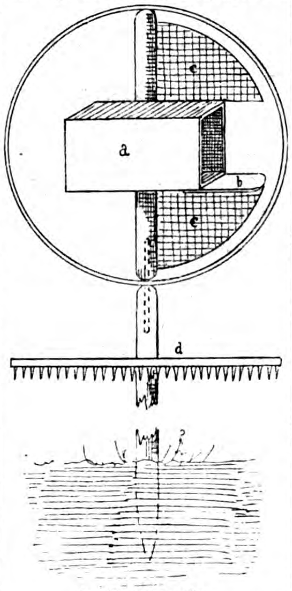
Unſere Preisaufgabe.

Wieviel Freunde haben doch unſere gefiederten Lieblinge, die nützlichen Singvögel! Von überallher flogen die Ratſchläge, wie ihnen in ihrer Winternot zu helfen wäre, von Nord und Süd des Deutſchen Reichs, aus der Schweiz, aus England ꝛc., und es war keine kleine Mühe, das Beſte aus der Menge herauszuſuchen; denn gut, gutgemeint jedenfalls, war alles und jedes, was ſich da allmählich zu einem wahren Briefberg aufſtapelte, und manches heute Zurückgeſtellte wird ſpäter in dieſen Blättern zum Abdruck kommen. Aber nur zweien konnten die ausgeſetzten Preiſe zufallen, und wir haben für den erſten Preis unter den Arbeiten mit Zeichnungen, für den zweiten unter denjenigen ohne Zeichnungen ausgewählt. Ausſchlaggebend war dabei, ob praktiſch, billig, überall anwendbar und thatſächlich geſichert ſowohl gegen Katzen als gegen Schnee. Von dieſen Geſichtspunkten aus erteilten wir den erſten Preis Herrn Hans v. Kall in Naumburg a. d. Saale, den zweiten Preis Herrn Major Ritthauſen in Gerlachsheim (Baden).

Erſter Preis (30 Mark).

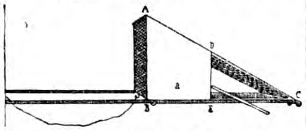
a. Für den Hausgarten.

Auf einer Stange mit abgerundeter Spitze iſt ein Holzreif gut befeſtigt. In ihrer Verlängerung iſt eine andere Stange mit ebenfalls abgerundeten Enden angebracht, welche oben am Reifen einen Stützpunkt hat, und deren Enden durch Stifte unten und oben befeſtigt ſind. Dieſe Stange muß ſich vermöge der Stifte leicht um ſich ſelbſt drehen können. In ihrer Mitte iſt ein Holzkaſten (a) mit einer offenen Seite angebracht. Vor dieſer Öffnung iſt ein Trittbrett für die anfliegenden Vögel (b). Über und unter dem Kaſten ſind Windflügel (c) ſo angebracht, daß ſie die offene Seite des Kaſtens dem Winde ſtets abdrehen. Zum Schutz gegen die Katze endlich iſt an der Stange (Höhe: $^{1}/_{3}$ von oben) ein rundes Brett (d) befeſtigt, das nach unten zu mit Nägeln beſchlagen iſt.



b. Am Hauſe.

An einem Fenſter werden zwei eiſerne Stangen angebracht. Auf denſelben ſteht der Futterkaſten, der mit genügend großen Schrauböſen darauf befeſtigt iſt, daß er nicht hinunterfällt, ſich aber hin und her ſchieben läßt, damit man ihn, um friſches Futter aufzuſchütten, ans Haus ziehen kann. Der Kaſten ſelbſt beſteht aus einem Holzdreieck ABC, deſſen einer Teil ABED auf beiden Seiten zugenagelt iſt, während die Teile DCE auf beiden Seiten offen bleiben; die Abteilung ABED, die nach vorn offen iſt, bildet den Futterplatz a. In dem offenen Dreieck DCE iſt eine Stange anzubringen für die anfliegenden Vögel.



Zweiter Preis (20 Mark).

Vor Jahren hatte ich auf dem Sims vor dem Fenſter meiner Wohnſtube eine Futterſtelle für kleine Vögel hergerichtet und freute mich mit meinen Kindern an dem zahlreichen Beſuch der gefiederten Gäſte. Nun trat zu Weihnachten anhaltender ſtarker Schneefall ein, der binnen kurzer Zeit das hingeſtreute Futter bedeckte und nicht zu entfernen war, ohne gleichzeitig dasſelbe fortzufegen. Da kam ich auf folgende Idee, die ich ſeitdem durchgeführt und bewährt gefunden habe. Von dem geplünderten Weihnachtsbaum, einer mittleren dichten Tanne, entfernte ich auf zwei aneinanderſtoßenden Seiten (vier Seiten gedacht) die Zweige, ſo daß ſich das Bäumchen leicht in der Ecke, welche durch die Wand und das Fenſter nach außen gebildet wird, aufſtellen und an Sims und Wand befeſtigen ließ. Unter den Baum auf das Sims ſtellte ich einen ausrangierten Pferdeſtall (Kinderſpielzeug) eine Hand breit vom Fenſter entfernt, mit der offenen Seite nach letzterem. Der Stall hatte ein bis an die Scheiben reichendes, vorſpringendes Dach, welches den Schnee abhielt. In den Stall ſtreute ich das Futter, hauptſächlich zerſchnittene Kürbiskerne, Sonnenblumenkerne, Unkrautſamen, Hanf u. dergl. An den Zweigen befeſtigte ich Wurſtreſte, geſpaltene Markknochen kleinerer Verbrauchstiere, Speckſchwarten, und es war eine Freude, wie die Vögel, hauptſächlich Meiſen, ſchnell und gewandt alle Fett- und Weichteilchen herausmeißelten, während ſie bei ſchlechterem Wetter ſchleunig in das Ställchen retirierten und dem dort geſtreuten Futter zuſprachen. In Ermangelung eines derartigen Ställchens läßt ſich dasſelbe leicht aus den Brettchen alter Cigarrenkiſten zuſammenſetzen. Die der Tanne entnommenen Zweige kann man unter Benutzung eines Stockes und Befeſtigung an demſelben in der korreſpondierenden Fenſterecke befeſtigen. Bei Parterrefenſtern müßte zum Schutz vor den Katzen ein Dornenkranz um das Sims befeſtigt werden. — Im Garten habe ich, ſobald das Laub von den Bäumen fällt, ein Plätzchen in der Nähe von Bäumen, aber in freier Lage hergerichtet, welches mit einem 1 m hohen und je $1^{1}/_{2}$ m Seitenlänge an vier eingegrabenen Eckpfoſten befeſtigten Drahtgitterquadrat umfriedigt iſt. Die Maſchen des Gitters müſſen ſo weit ſein, daß ſie den Vögeln, aber nicht den Katzen das Durchſchlüpfen geſtatten. Bis zum erſten Schnee bleibt das Quadrat oben offen, und ſo wird das geſtreute Futter bald von den Vögeln bemerkt und gern genommen. Beim erſten Schnee legt man einige dünne Latten über den Drahtkaſten und macht darüber eine Decke von Fichtenzweigen, welche mindeſtens einen Fuß über den Rand vorſtehen muß, um den Katzen das Heraufſpringen zu erſchweren, da dieſe ſehr ungern auf Fichtenreiſig ſpringen. Der einfache, faſt koſtenloſe Bau genügt für gewöhnlich, den Schnee abzuhalten. Bei ſehr heftigem Schneetreiben kann man das Innere noch durch an der Windſeite vorgeſtellte Fichtenzweige beſſer ſchützen. Auch eine Wand von Stroh- oder Weidengeflecht thut dieſelben Dienſte. Die Vögel finden in dem Bau nicht allein eine genügende Futterſtelle, ſondern auch ein behagliches Unterkommen gegen die Unbilden der Witterung. Ich habe nie bemerkt, daß die Vögel in dem Bau durch Raubzeug gelitten haben. Ich kann die Anlage als praktiſch und billig empfehlen. —

Für eine dritte gereimte Löſung, die ſehr launig und auch praktiſch iſt, haben wir, ihrer hübſchen äußerlichen Form wegen, dem Einſender, Hrn. H. Gersbach, Adolfswalde bei Hochlindenberg, Oſtpr., einen Extrapreis geſtiftet, der in einem Exemplar von Koenigs Deutſch. Litteratur-Geſchichte beſteht.

Privatbitte an die Redaktion.

Es gab zu guten Werken ſchon
Anregung oft die Redaktion.
Der Winter ſtürmt ſo rauh und wild!
„Wie man die Not der Vöglein ſtillt“,
Flog jüngſt durchs weite deutſche Land
Daheim-Parole — wohlbekannt.
Doch was Du thuſt — das thue heut'!
Es dünkt mich allzu lang die Zeit,
Denn bis im Monat Februar
Erfährt die ganze Leſerſchar,
Wie man der kleinen Sänger Not
Beſiegt, — da iſt manch' Vöglein tot,
Manch' Lied verſtummt, eh' der Frühling naht,
O zögert nicht mit der guten That!
Gebt ein „Daheim“ zum neuen Jahr
Der muntern, kleinen Sängerſchar!

I.

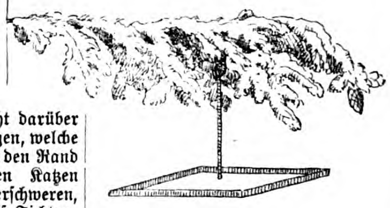
Das Vogelbrett am Wohnzimmerfenſter.

Der Winter iſt ſo bitter kalt —
Verſchneit liegt Garten, Feld und Wald,
Im warmen Zimmer denk' daran,
Wie ſehr der Hunger ſchmerzen kann,
Und deck' am Fenſter froh und friſch
Den Vöglein ihren Weihnachtstiſch.

Vor Katzen muß er ſicher ſein,
Und darf bei Schneefall nicht verſchnei'n,
Sei leicht zu reichen mit der Hand,
Darf wenig koſten — wie bekannt.
Nun zeig' ich Euch (iſt es nicht nett?)
Mein ſchon bewährtes Vogelbrett.

Nimm eine dünne Eiſenſtang',
Die 60 cm lang.
Ihr Ende muß ein Haken ſein;
Nun ſchlag ſie überm Fenſter ein
Grad' in der Mitte. Denk' dabei,
Daß es bequem zu öffnen ſei!

Viereckig Brettchen nimm zur Hand,
Leg' darum einen kleinen Rand,
Damit nicht Winterwind verſtreut,
Was Deine Hand den Vögeln beut.
Mach' eine Eiſenſtange feſt
(Die in 'nen Ring Du enden läßt)
In Brettes Mitte — Häng' darauf
Das Brett am Eiſenhaken auf.
Nun bind' aus dichten Tannenzweigen,
Sie dürfen ſich herniederneigen,
Mit feſtem Band ein ſchützend Dach
Nach rechts und links, der Richtung nach,
In der die Eiſenſtange geht;
Kein Schnee verſchneit, kein Wind verweht
Die kleinen Gaben mir im Nu.
Vom Fenſter ſeh' ich freudig zu.
Goldammern und die Meiſen klein,
Sie fliegen zwitſchernd aus und ein;
Sie ſchlüpfen durch der Zweige Grün,
Ihr fröhlich Treiben lohnt mein Müh'n.
Auch hält dort als ein ſeltner Gaſt,
Wohl ein verirrt Rotkehlchen Raſt.
Nur ſchade, daß auf dieſen Platz
Sich immer wagt der kecke Spatz;
Dem bauen wir im Garten friſch,
Mit weniger Müh' den Weihnachtstiſch.

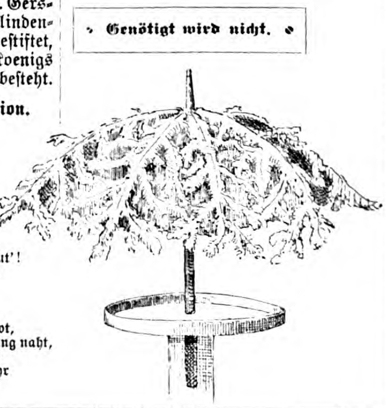


II.

Der Futterplatz im Garten.

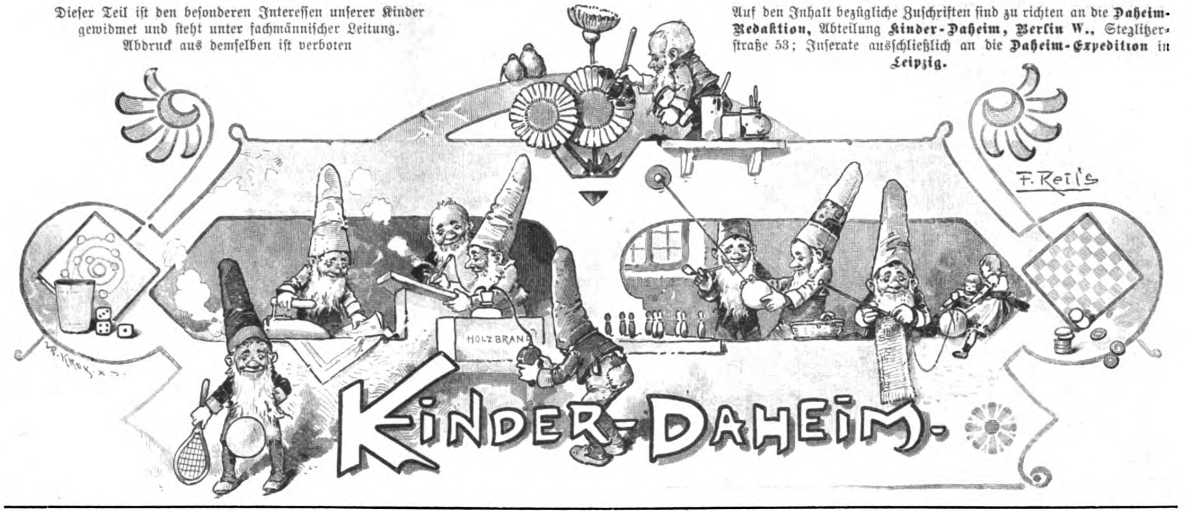
Haſt einen alten Schirm Du da,
Der ausgedient als En tout cas?
Beſteck' ihn rings mit Tannenzweigen,
Die friſch und grün ſich niederneigen.
Ein rundes Brett mit einem Rand
Von Eiſenblech iſt wohl zur Hand.
Schneid' aus der Mitte nicht zu viel
Und ſteck' hindurch des Schirmes Stiel
(Dem Du den Handgriff abgeſchnitten),
Bis tief in eines Pfahles Mitten.

So auf geſchütztem Gartenplatz,
Streu' Futter auch dem armen Spatz;
„Genötigt wird nicht“, ſchreib' daneben,
Doch iſt's nicht hochnotwendig eben.
Die Winterzeit iſt bitter kalt,
Verſchneit iſt Garten, Feld und Wald.
Und fühlſt Du mit der Vögel Not,
Gibſt ihnen Körner oder Brot
(Sie nehmen gern auch ohne Wahl,
Den warmen Reſt vom Mittagsmahl),
Dann zwitſchert rings es weit und breit:
„Dir gilt mein Lied zur Frühlingszeit!“


Genötigt wird nicht.

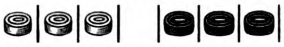
Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Kinder gewidmet und ſteht unter fachmänniſcher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Kinder-Daheim, Berlin W.**, Steglitzerſtraße 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**



Allerlei Kurzweil.

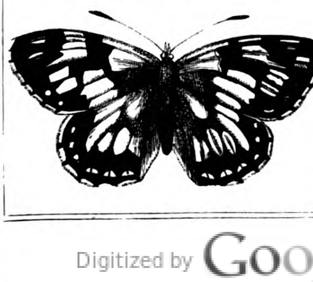
1.



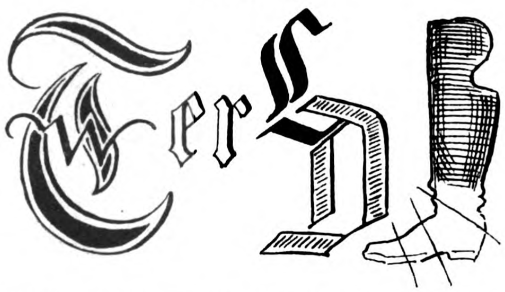
Acht Streichhölzchen ſind auf einen Tiſch gelegt, wie es unſere Figur zeigt. Der mittelſte (vierte) Zwiſchenraum iſt leer. In jedem der erſten drei Zwiſchenräume liegt ein weißer Damenbrettſtein, in jedem der drei letzten ein ſchwarzer Stein. Es ſollen nun die drei weißen Steine in die drei letzten Zwiſchenräume, und die drei ſchwarzen Steine in die drei erſten Zwiſchenräume gebracht werden und zwar unter den folgenden Bedingungen: man fängt mit einem weißen Stein an. Ein Stein darf immer nur in einen leeren Raum gelegt werden. Es iſt geſtattet, einen beſetzten Zwiſchenraum (aber nicht zwei) zu überſpringen. Kein Stein darf wieder zurückgelegt werden. Die Aufgabe iſt in 15 Zügen zu löſen.

2. Putzer für Augengläſer.

Liebe Kinder, vielleicht finden ſich in Eurem Hauſe abgelegte gelbe oder graue Wildlederhandſchuhe. Aus dieſen könnt Ihr bei ein wenig Geſchicklichkeit einen Schmetterling verfertigen, der zum Putzen von Augengläſern dient. Ihr ſchneidet die beſten Stücke aus den Handſchuhen heraus und gebt denſelben die Form des unten ſtehenden Schmetterlings. Vier ſolche Stücke werden genau paſſend aufeinander gelegt. Das oberſte derſelben erhält vermittels brauner Tuſche und Pinſel die nötige Zeichnung. Dieſelbe kann auch mit ſchwarzer oder bunter Seide eingeſtickt werden. Mit einigen Stichen von brauner Seide werden die vier Stücke an den oberen Flügelrändern zuſammengeheftet. — Nun iſt der Putzer fertig. Derſelbe wird gewiß von Großväterchen oder Papa mit Dank angenommen und gern benutzt werden.



3. Bilderrätſel.



4. Magiſche Zahlenquadrate.

2	7	6
9	5	1
4	3	8

Ein Quadrat wie das nebenſtehende, in welchem die Zahlen in jeder ſenkrechten und in jeder wagerechten Reihe, ebenſo auch in jeder der beiden ſchrägen Reihen, dieſelbe Summe ergeben, nennt man ein magiſches Quadrat oder ein Zauberquadrat. Ein ſolches Quadrat iſt auch das nebenſtehende, in welchem die Summe der fünf Zahlen in jeder ſenkrechten und in jeder wagerechten Reihe, ebenſo auch in jeder der beiden ſchrägen Reihen 65 beträgt.

5	23	7	16	14
24	17	1	15	8
6	4	13	22	20
18	11	25	9	2
12	10	19	3	21

Wie kann man in die neun leeren Felder des beigegebenen Quadrats die Zahlen von 1—9 ſo eintragen, daß die vier Zahlen in jeder ſenkrechten und in jeder wagerechten Reihe, ebenſo auch in jeder der beiden ſchrägen Reihen als Summe die Zahl 34 ergeben?

		11	14
16			
10	15		
		13	12

5. Buchſtabenſpiel.

Das Buchſtabenſpiel könnt Ihr Euch ſelbſt anfertigen, liebe Kinder; und ich denke, Ihr werdet Freude daran finden. Ihr erbittet Euch von den Eltern unbrauchbar gewordene Zeitungen, Verzeichniſſe oder andere Druckſachen. Aus dieſen ſchneidet Ihr möglichſt ſauber und ſorgfältig alle nicht zu klein gedruckten Buchſtaben aus und klebt ſie, damit ſie dauerhafter werden, auf alte Poſtkarten. — Es ſchadet ja nichts, wenn ein paar Wochen darüber hingehen, bis Ihr alle nötigen Buchſtaben geſammelt habt. Das Sammeln an ſich macht ſchon Vergnügen. Es genügt, wenn Ihr zwei Alphabete von großen und vier von kleinen Buchſtaben beiſammen habt. Das Spiel beſteht nun darin, daß ein Kind ſich die zu einem Worte erforderlichen Buchſtaben unbeobachtet zuſammenſucht und dieſelben, nachdem ſie in den hohlen Händen tüchtig durcheinander geſchüttelt worden ſind, einem anderen vorlegt, welches jetzt die Aufgabe hat, das betreffende Wort daraus zuſammenzuſetzen. Eine ganze Geſellſchaft kann ſich an dieſem Spiel beteiligen. Gewiß iſt auch eins von Euren älteren Geſchwiſtern hin und wieder gern bereit, Euch ein beſonders ſchwieriges Wort aufzugeben oder eine von Euch geſtellte Aufgabe zu löſen. Wenn Ihr Eure Buchſtaben wieder verwahrt, ſo müßt Ihr die großen und die kleinen hübſch voneinander ſondern. Zum Aufheben Eures Spieles könnt Ihr eine flache Cigarrenkiſte benutzen, deren Außenwände Ihr mit geſtempelten Briefmarken beklebt. Den Innenraum teilt Ihr durch ein eingefügtes Brettchen in zwei Teile, von denen der eine zur Aufnahme der großen, der andere zur Aufnahme der kleinen Buchſtaben beſtimmt iſt.

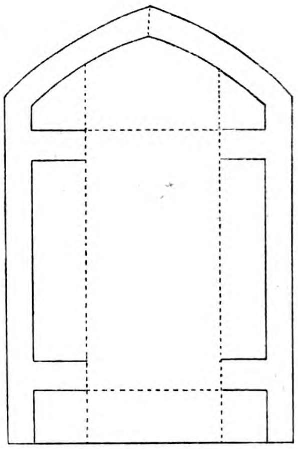
Manchmal kann man zwei verſchiedene Wörter aus denſelben gegebenen Buchſtaben bilden. So erhält man aus Aechs entweder „Achſe“ oder „Aſche“.

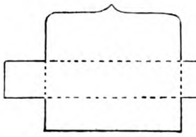
Verſucht nun aus den folgenden gegebenen Buchſtaben zwei verſchiedene Wörter zuſammenzuſtellen:

1. Klie
2. Ldei
3. Eels
4. Trnho
5. Weesi
6. Wegna
7. Rcaeh
8. Rsiee
9. Belas
10. Benad
11. Srhote
12. Psrie
13. Welche drei Wörter kann man aus den Buchſtaben Ketra erhalten?

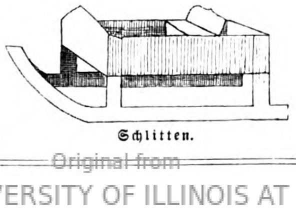
6. Aus einer Poſtkarte einen Schlitten zu verfertigen.

Die punktierten Linien ſind zu kniffen. — Unſer Schnitt hat die halbe Größe einer Poſtkarte und ſind alle Maße zu verdoppeln.





Sitz für den Schlitten.



Schlitten.

7. Arbeiten aus Kartonpapier.

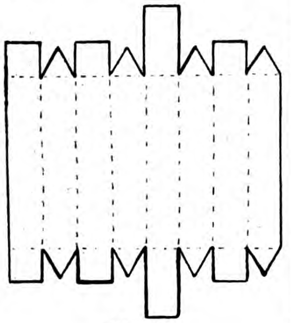
Niedliche Körbchen nach dem Muſter von Figur 2 ſind mit Hilfe der folgenden Angaben leicht aus Kartonpapier herzuſtellen.

Das Netz zu einem ſolchen Körbchen zeigt Figur 1.

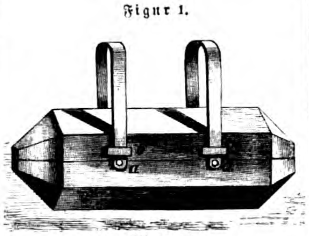
Das Körbchen kann entweder auf einer der Längsſeiten ein Scharnier zum Aufſchlagen des Deckels erhalten, oder es werden an den Seiten des Deckels bei b b (Figur 2) kleine Riegel aus doppelter Buchbinderleinwand angebracht, ſo daß derſelbe an den etwas ſteifen Henkeln, welche gleichfalls aus doppelter Leinwand ſein können, auf- und niederzuſchieben geht. Die Henkel werden bei a a mit Metallklammern (die zum Vereinigen von Warenproben dienen) befeſtigt.

Kleine Schachteln, die wie Figur 4 zeigt, die Form einer Botaniſiertrommel haben, ſind leicht anzufertigen und ſehen — mit grünem Glanzpapier bezogen — niedlich aus.

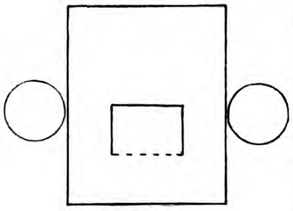
Zu einer ſolchen Trommel kann man entweder eine Pflaſterſchachtel benutzen, oder man ſtellt ſich eine Schachtel nach Angabe des Netzes (Figur 3) ſelbſt her.



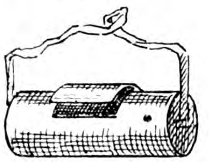
Figur 1.



Figur 2.



Figur 3.



Figur 4.

8. Rätſel.

Der Name einer Hafenſtadt
Im Ganzen nur vier Zeichen hat;
Und wenn ihr es noch fügt hinein,
So wird daraus ein harter Stein.

9. Schieberätſel.

Walfiſch. Theeroſe. Abend. Kranz. Kutter. Scharade. Regen.

Die obigen ſieben Wörter ſind Buchſtabe unter Buchſtabe untereinander zu ſtellen und dann ſo lange nach der Seite hin zu verſchieben, bis eine ſenkrechte Reihe einen von zwölf Brüdern nennt. Iſt dies der Fall, ſo nennt eine andere ſenkrechte Reihe einen von ſieben Brüdern.

10. Dechiffriraufgabe.

h r k n d r ſ tz t m w r m n h s
i i e i i a e a u

ſch t d r ch d ſch b n f r h h r s
a u u i e e i e o e a u

w r v g l n l d n b t t r n t
i ö e i e i e i e o

k n k r n l n g b t s k n k r m ch n b r t
e i ö e i i e e i ü e o

r n g s d ck t d f l d r d ch t r ſ ch n
i e i e e e i e e e

n n t h n n s k l t n d h n g r w h
u u u ä u u e e

h r w ß t n t r r m t t r h t
i i i e u e u e u

n ch n ch t w b s d r m n g l t h t
o i i e ö e a e u

d n k t n n s m t w r m m ſ n n
o e a u i a e i

n d ſt r t n s n p r k r m l n h n
u e u u e i a a ü e i i

Werden die obigen Konſonanten und Vokale richtig aneinander gereiht, ſo erhält man ein Gedicht: „Die Vögel am Fenſter.“

11. Rätſelreime.

(Für die Kleinen.)

Nicht weit vom Hafen war ein Riff.
Dort ſtrandete ſchon manches —

Ein ſchöner Strom iſt unſer Rhein,
An ſeinen Ufern wächſt viel —

Der Ritter ſprengt auf ſtolzem Roß,
Den Berg hinauf zum alten —

Der Frühling bringt uns Blumenduft
Und Vogelſang und laue —

Im Sommer ſeht ihr auf der Au
Viel Blümlein rot und weiß und —

Das Heer zieht mutig in den Krieg,
Es hofft auf Ehr' und Ruhm und —

Man ſingt und ſpielt in jedem Land,
Bei manchem Spiele giebt's ein —

Es ſäuſelten, bewegt vom Winde,
Die Blätter unſrer großen —

Ein jedes Haus hat auch ein Dach,
Manch' großen Raum und manch' —

Zwei Krieger ſaßen in dem Kahn
Ein Küraſſier und ein —

Auflöſungen

der Aufgaben und Rätſel des Kinder-Daheim in Nr. 15.

2. Ergänzungsrätſel.

In der Schmiede.

Ping pang! So geht's von früh bis ſpät.
Der Schmied vor ſeinem Amboß ſteht.
Er ſingt ein Lied, und ohne Ruh'
Der Hammer ſchlägt den Takt dazu.

Ping pang, ping pang! Du Reiter wert,
Führ' zu mir her dein mut'ges Pferd!
Mein Eiſen feſt und ſicher hält,
Und ritt'ſt du durch die ganze Welt.

Ping pang! Mein Rößlein, ſteh' doch ſtill.
Der Schmied dein Beſtes ja nur will.
So wart' doch, bis ich fertig bin!
Jetzt alles gut! Lauf hin, lauf hin!

Ping pang! Das Eiſen klinget mit,
Der Hammer pocht, es ſingt der Schmied,
Der Blaſebalg fällt auch noch ein —
Geht, horchet zu, ihr Kinderlein!

3. Dreiſilbige Scharade.

Januar.

Briefkaſten.

Zunächſt noch einiges über das Preisrätſel in Nr. 9. Als richtig galten außer: „Meinen Schatten,“ auch Löſungen wie: „Schatten,“ „Der eigene Schatten,“ „Mein eigener Schatten“ ꝛc. Freilich wer „Weihnachtsmann“ geraten hat, oder „Nachtwächter,“ der hat vorbeigeſchoſſen. Bei den Ergänzungen haben wir als richtig gerechnet, nicht nur was mit dem Wortlaut unſeres vollſtändigen Rätſels (ſiehe Auflöſungen Kinder-Daheim Nr. 14) übereinſtimmte, ſondern alles, was in den Sinn paßte und der Zahl der Ergänzungsſilben entſprach, ſo z. B. letzte Zeile: „Im Mondenſchein“ beim Nachhauſegehn; oder die beiden letzten Zeilen: „Nun wird, der ratet, wohl bald erſehn, Was ich erlebt beim Nachhauſegehn.“

Recht drollig waren die folgenden Ergänzungen:

„Und als ich, rief ‚Trina‘, ihr 's hochweinend ſagt,
Meinen Ärger über den Burſchen geklagt,
Was rief ſie verzagt?“ ꝛc.

„Leibhaftig, als ob ich, Eſel, es wär“ ꝛc.

„Und wie ich auch that und wie ich auch ging,
Mich plagte ich allem das alberne Ding.
Den wie er und ich — zum wuchtigen Schlag,
Wie ich ſchlug, macht er es getreulich mir nach;
Doch als ich endlich nach längerer Schlacht,
Da hat es ganz eilig Reißaus gemacht.“ ꝛc.

„Und als ich der Trina, der hochweiſen Braut,
Meinen Ärger über den Burſchen vertraut“ ꝛc.

„Doch als ich weidlich nach ihm gehauen,
Da nahm er ganz tüchtig Reißaus durch die Auen.“ ꝛc.

Manche von unſeren jungen Freunden haben die Löſung des Preisrätſels in Verſe eingekleidet oder mit begleitenden Verschen eingeſandt.

So ſchreibt z. B. **J. P.** in **L.**

„Mit vieler Müh' hab' ich's erraten,
Es war auch wirklich gar nicht leicht.
Ich riet's; doch wäre faſt zum Schaden
Noch meinem Kopfe es gereicht.
Es hatte Kopfſchmerz mir gemacht,
Nachher die ſchwere Raterei.
Schon gab ich's auf, und in der Nacht
Ausging ich müde in das Frei'.
Tanzt da nicht etwas vor mir her?
Trara! ich hab's und ſchreib's in Eile.
Ei, ratet's nun, es iſt nicht ſchwer,
Nehmt nur den Anfang jeder Zeile.“

A. R. in **B.**

„Das Rätſel iſt nicht allzu ſchwer,
Drum ſetz' ich ſchnell die Löſung her.
Wenn ich das Ganze hab' recht geleſen,
So iſt das der ‚eigene Schatten‘ geweſen.
Die Aufgabe hat mir viel Spaß gemacht;
Lieber Daheim-Onkel, ich freu' mich, bis Du wieder was erdacht.“

M. H. in **L.**

„Der Schatten iſt's, ſoviel ich weiß,
Nun bitt' ich auch um einen Preis.
War auch das Rätſel nicht ſo ſchwer,
So freut mich doch die Löſung ſehr.
Sollt' auch die nächſte ſchwerer ſein,
Ich wag' es doch und ſchick' ſie ein.“

F. M. in **H.**

„Da haſt Du nun, liebe Daheim-Redaktion,
Die Löſung Deines Preisrätſels ſchon.
Es iſt der Schatten, ich dacht' es mir,
Der mich begleitet für und für.
Bis man in's Dunkel tritt hinein,
Da wird er gleich verſchwunden ſein.
Die Löſung wird ja richtig ſein,
Ein neues Rätſel mich erfreun.
Im Winter wird's ja ſtiller,
Es grüßt Dich Friedrich M .....“

A. H. in **G.**

„Geſtern abend beim Nachhauſegehn,
Da hab' ich ganz deutlich das Ding geſehn.
Es eilte in dunkler Geſtalt vor mir her,
Leibhaftig, als ob ich es ſelber wär'.
Es trug auf dem Kopfe, wie ich, einen Hut
In der Hand einen Korb, das ſah ich ganz gut.
Und wie ich auch that, und wie ich auch ging,
Mich äffte in allem das alberne Ding.
Am Himmel ſtand aber der Mond mir von hinten,
Drum wollte das Höllengeſpenſt nicht verſchwinden.
Da hab' ich mich auch nicht gefürchtet mehr,
Da hab' ich vor Freude gelacht, o wie ſehr!
Das Rätſel zu löſen, das war mir nun leicht,
‚Mein eigener Schatten‘ hat mir 's gezeigt.“

G. G. in **B.**

„Wir haben uns gemüht recht ſehr!
An manchen Stellen war's Raten ſchwer.
Ein Herr hat wohl dieſes Rätſel gemacht,
Der hat nicht an die Weihnachtsarbeiten gedacht!
Bitte, bitte, lieber Rätſelmann,
Denk' doch im nächſten Jahr daran!“

M. P. in **Hof W.**

„Geſtern abend beim Nachhauſegehn
Haſt Du Deinen ‚eigenen Schatten‘ geſehn.
Du ſiehſt, ich hab' es erraten gleich;
Nun mach' mich mit der Belohnung reich.
Im voraus ſchon dank' ich Dir, liebes Daheim.
Wenn Du mich entſchädigſt für mein Gereim.“

Geſchwiſter **Kl.** in **Eiſenach.** Eure Frage: „Wie löſt man eigentlich ein Schieberätſel?“ hat einer unſerer jungen Freunde wie folgt beantwortet: Ich wähle als Beiſpiel das Schieberätſel in Nr. 9. Da heißt es in der Erklärung: Sind alle gegebenen Wörter richtig untereinander geſchrieben, ſo nennt eine ſenkrechte Reihe ein Feſt. Neun Wörter ſind gegeben, alſo hat der Name des Feſtes neun Buchſtaben. Welches Feſt iſt nun wohl gemeint? Oſtern paßt nicht. Pfingſten könnte ſtimmen; daher ſehe ich nach, ob das erſte gegebene Wort (Spreewald) den Anfangsbuchſtaben des Wortes Pfingſten enthält. Das iſt der Fall. In dem zweiten Wort (Elfenbein) finde ich den zweiten Buchſtaben (f), in dem dritten Wort (Stieglitz) den dritten (i) des Wortes Pfingſten. Ich ſchreibe alſo die Wörter Spreewald, Elfenbein, Stieglitz ſo unter einander, daß f unter p, i unter f zu ſtehen kommt ꝛc. In der Erklärung heißt es dann: ſind die gegebenen Wörter richtig unter einander geſtellt, ſo ergibt auch eine andere ſenkrechte Reihe den Namen eines Feſtes. Ich muß alſo noch ein anderes Feſt ſuchen, deſſen Name neun Buchſtaben hat. Zunächſt dachte ich an Ernteſeſt. Der Anfangsbuchſtabe E iſt in dem erſten gegebenen Wort (Spreewald) enthalten. Da aber der zweite Buchſtabe von Ernteſeſt in dem zweiten gegebenen Wort (Elfenbein) nicht vorkommt, ſo kann Ernteſeſt nicht gemeint ſein. Ich denke an ein anderes Feſt, und verſuche es mit Weihnacht. W kommt in dem erſten, e in dem zweiten, i in dem dritten, h in dem vierten gegebenen Wort vor, und die Probe ergibt, daß alle Buchſtaben des Wortes „Weihnacht“, ebenſo wie die des Wortes „Pfingſten“ in ſenkrechter Reihe ſtehen, wenn die neun gegebenen Wörter richtig unter einander geſtellt ſind.

Pfarrer **R.** in **H.** Zwar nicht neu; aber vielen Freunden des Kinder-Daheim gewiß willkommen. Schönſten Dank für die Anregung.

Von Frau **J. B.** in **Sigmaringen** erhielten wir die folgende Zuſchrift, die wir unſeren jungen Leſern und Leſerinnen gern mitteilen: „Vor mir ſteht die Burg aus vier Poſtkarten, zu der das Kinder-Daheim von Nr. 9 das Modell gebracht. Dieſelbe iſt aus Poſtkarten genau von meinem Töchterchen nachgebildet, nur iſt der ſpitze Turm b weggelaſſen. Aber auch ohne dies, mein liebes Kind, würdeſt Du die Burg kaum wiedererkennen, was mein Töchterlein daraus gemacht hat. Nachdem die einzelnen Teile genau nach der Vorſchrift zuſammengefügt, wurden alle Wände und Dächer mit Tiſchlerleim beſtrichen und mit gelbem Sand, Holzaſche und fein geklopftem Ziegelſtein beſtreut. Der Thorbogen a wurde hier und da mit einem ſchmalen Streifchen Steinölpapier eingefaßt, ſo daß es ausſieht, als ob der Zahn der Zeit an dem Beſchlag genagt habe; das Turmfenſter wurde mit ſchwarzem Zwirn ganz fein vergittert, in einigen Fenſtern iſt ein halbverfallener Kreuzſtock ſichtbar, andere ſind teilweiſe verſchüttet mit Sand und Aſche. Das Ganze macht ſo den Eindruck einer verfallenen Ruine, und wer es ſieht, glaubt nicht, daß es von Kinderhand gemacht iſt. Hier und da, am Turm, am Thorbogen, an den Mauern iſt etwas Moos angebracht, wie es auf dem Holz wächſt, das aber in ſeinem traurigen, halb welken Ausſehen ganz zu der verfallenen Burg paßt. Genau nach der Vorſchrift hat mein Töchterlein das Ganze auf ſtarken Pappdeckel aufgeklebt und mit einem Zaun, der hier und da verfallen und durchbrochen erſcheint, umgeben. Über der verfallenen Burg und ihrer Umgebung liegt eine leichte Schneedecke, die die erfinderiſche Kleine aus geſchabtem Stearin hergeſtellt hat. Sie hat vorher die Dächer, den Hof, den Zaun mit Dextrin beſtrichen und mit geſchabtem Stearin beſtreut. Das Ganze kommt einem vor wie ein altes, verfallenes Gemäuer, das von verſchwundener Pracht erzählt, und iſt gleichzeitig eine ganz ſchöne Winterlandſchaft. Vielleicht macht's ein oder das andere von Euch Kindern nach.“

Richtige Rätſel-Löſungen ſandten uns: Gertrud F., Bippen. Hans R., Gütersloh. Hedwig S., Kaiſersberg. Hedwig und Eliſabeth J, Biebrich. Bertha Sch., Hardthof. Berthold R, Dietz. Puppenlieschen, Glogau. Fritz R., Frankfurt. Das Stick-Kränzchen, Stettin. Hedwig B., Altona. Frida u. Dora L., Charlottenburg. Alexander Br., Halle. Backfiſchchen, St. bei Köſen. Robert L, Spandau. Guſtav und Theodor O., Bielefeld. Marie H., Eſſen. Fritz M, Gatterbaum. Anna M., Bredſtedt

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

1895. Beilage zu Heft 8 (No. 22—24).

XXXI.
Jahrgang.

März
1895.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Erzherzog Albrecht von Öſterreich †. — Profeſſor Moritz Carrière †. — Die letzte Poſtkutſche im Herzogtum Braunſchweig. — Die Statuen der Markgrafen Albrecht und Waldemar von Brandenburg. — Felix Faure, Präſident der franzöſiſchen Republik. — Marſchall Canrobert †.

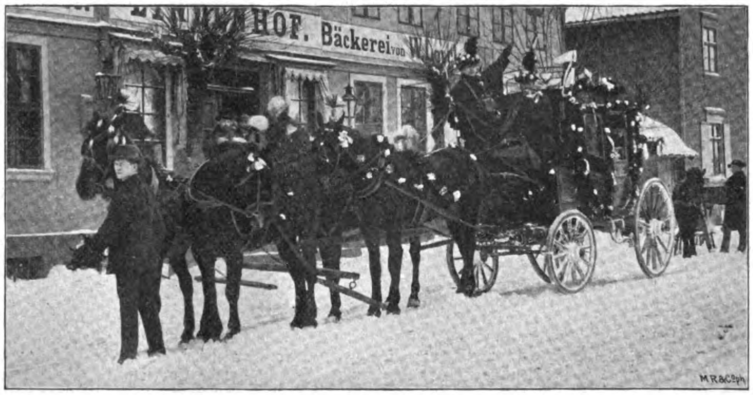
Erzherzog Albrecht von Öſterreich †.

In dem am 18. Februar auf ſeinem Schloſſe Arco in Tirol verſtorbenen greiſen Erzherzog Albrecht hat die öſterreichiſche Armee ihren allgemein verehrten Generalinſpekteur verloren. Erzherzog Albrecht, geboren am 3. Auguſt 1817, war ein Sohn des aus den napoleoniſchen Kriegen bekannten Erzherzogs Karl von Öſterreich. Schon mit dreizehn Jahren wurde er zum Oberſten und Regimentskommandeur ernannt. 1837 begann er den aktiven Militärdienſt als zweiter Oberſt im Infanterieregiment Wimpffen, 1839 wurde er Kommandeur des Küraſſierregiments Mengen und 1840 Brigadekommandeur in Graz. Als Diviſionär machte er unter Radetzkys Führung den italieniſchen Feldzug von 1848 mit und nahm den rühmlichſten Anteil an den Schlachten von Santa Lucia, Mortara und Novara. 1849 wurde er zum Gouverneur der Bundesfeſtung Mainz, 1850 zum Landeskommandeur von Böhmen ernannt. Nach der Niederwerfung der ungariſchen Revolution Generalgouverneur von Ungarn und Kommandant der III. Armee, verblieb er bis zum Jahre 1860 auf dieſem Poſten, den er dann an Benedek abgab, während er ſelbſt zum Leiter der Heeresreorganiſation und General-Truppeninſpekteur, 1863 zum Feldmarſchall und Präſidenten des Feldmarſchallrates ernannt wurde. 1866 mit der Leitung der Operationen gegen Italien betraut, rettete er auf den italieniſchen Schlachtfeldern die Waffenehre der öſterreichiſchen Armee und gewann ſich ſelbſt in der Armee und in der Bevölkerung eine große Popularität. Am 16. Juli 1866 wurde ihm die Oberleitung ſämtlicher öſterreichiſcher Armeen übergeben, doch kam der Friedensſchluß einer wirklichen Uebernahme dieſes Kommandos zuvor. Nach beendetem Kriege wurde er zum Generalinſpekteur ſämtlicher Truppen ernannt und ihm die Leitung der Reform des Wehrſyſtems und der Reorganiſation der Armee übertragen. Erzherzog Albrecht iſt auch als Militärſchriftſteller mehrfach an die Öffentlichkeit getreten. Vermählt war er ſeit dem 1. Mai 1844 mit der Prinzeſſin Hildegard von Bayern, die ihm am 2. April 1864 durch den Tod entriſſen wurde. Von den beiden dieſer Ehe entſproſſenen Töchtern verunglückte die eine 1867 bei einem Kaminbrande, die andere, Erzherzogin Maria Thereſia, iſt die Gemahlin des Herzogs Philipp von Württemberg, des Chefs der katholiſchen Linie des württembergiſchen Hauſes. Auf die letztere geht auch der große, ſechsunddreißig Quadratmeilen umfaſſende Grundbeſitz des verſtorbenen Erzherzogs Albrecht über.

Moritz Carrière †.

Der am 18. Januar in München verſtorbene Profeſſor Moritz Carrière war am 5. März 1817 geboren. 1853 führte ihn der Ruf König Maximilians, dem er durch Kaulbach empfohlen worden war, als Profeſſor der Philoſophie aus ſeiner heſſiſchen Heimat an die Univerſität der bayeriſchen Hauptſtadt. Hier vertauſchte er ſehr bald die Philoſophie mit der Äſthetik und Kunſtgeſchichte, angeregt durch das litterariſche und künſtleriſche Leben Münchens, das in dem geſelligen Freundeskreiſe um König Maximilian ſeinen Brennpunkt fand. Von ſeinen zahlreichen Schriften ſei genannt das dreibändige Werk „Die Kunſt im Zuſammenhange der Kulturentwickelung und die Ideale der Menſchheit“.

Im Herzogtum Braunſchweig ſind die Poſtkutſchen ein überwundener Standpunkt. Die letzte Braunſchweiger Perſonenpoſt fuhr am 1. Februar von Vorsfelde nach Braunſchweig, und man hatte den Wagen und die zur Feier des Tages vorgeſpannten vier Pferde feſtlich geſchmückt, um der Wichtigkeit der Stunde auch äußerlich gerecht zu werden. Faſt 150 Jahre lang hat dieſe Poſtroute beſtanden. Eingerichtet wurde ſie am 29. Dezember 1746 unter der Regierung des Herzogs Carl I und folgende Bekanntmachung gab von dem wichtigen Kulturfortſchritt Kunde: „Nachdem auf Serenissimi gnädigſten Verordnung eine fahrende Poſt von Braunſchweig nach Vorsfelde und Calvörde angeleget worden, und der Anfang damit auf den 29. dieſes, Morgens 7 Uhr, nicht allein gemacht, ſondern auch in jeder



Die letzte Fahrt der Poſtkutſche Braunſchweig-Vorsfelde am 1. Februar 1895.
Nach einer Photographie von W. Kleinſchmidt in Braunſchweig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Woche des Donnerſtags um gleiche Stunde damit continuiret werden ſoll; als wird ſolches dem Publico hierdurch bekannt gemacht. Braunſchweig, den 26. Dec. 1746.“ Nun bedeutet das Eingehen dieſer letzten Perſonenpoſt im Herzogtum Braunſchweig abermals einen wichtigen Kulturfortſchritt; denn die Poſtkutſchen ſind verdrängt worden durch die Eiſenbahnen und dieſe letzte wurde überflüſſig durch die Eröffnung der Bahnlinie Braunſchweig-Gifhorn.

Im Mittelpunkte Berlins hat ſich eine gewaltige Veränderung vollzogen, ſo daß jemand, der die Gegend ſeit einem Jahrzehnt nicht geſehen hat, ſie nur mit Mühe wiedererkennen dürfte. Der alte Mühlendamm ſchrecklichen Angedenkens iſt verſchwunden und an ſeine Stelle die prächtige Fiſcherbrücke getreten, die jetzt dem Verkehr zwiſchen Berlin und der alten Schweſterſtadt Kölln dient. Auf dieſer Brücke hat man kürzlich die Denkmäler zweier Markgrafen von Brandenburg, des erſten und des letzten aus dem Hauſe der Askanier, die Standbilder **Albrechts des Bären** und des Markgrafen **Waldemar** enthüllt. Das erſtere iſt ein Werk des Bildhauers Johannes Boeſe, der am 27. Dezember 1856 zu Ratibor geboren, mit ſeinem Kriegerdenkmal für den Garniſonfriedhof, einer Figur des Narziß, dem Standbilde König Friedrichs I für den Weißen Saal und einer Reihe von Porträtbüſten ſich ſchnell einen hochgeachteten Namen in der Kunſtwelt errungen hat. Auch in ſeinem Standbilde des Markgrafen Albrecht iſt der energiſche und zielbewußte Herrſcher, dem die Mark die erſten Anfänge der Kultur verdankt, vortrefflich charakteriſiert. Max Unger, der Schöpfer des zweiten Standbildes, iſt Berliner, am 26. Januar 1854 geboren. Auch er iſt mit einem Königsſtandbilde für den Weißen Saal des Königlichen Schloſſes, mit dem Denkmal König Friedrich Wilhelms IV beauftragt worden. Andere Werke von ihm ſind ein „Fiſcher“ nach Goethes Gedicht, eine „Europa auf dem Stier“ und das Denkmal des Prinzen Friedrich Carl für Frankfurt a. O. Sein Markgraf Waldemar iſt ein jugendlicher, ritterlicher und turnierluſtiger Herr, der eben den Fehdehandſchuh hingeſchleudert hat. Beide Standbilder ſind in Bronze gegoſſen und ein ſchöner und paſſender Schmuck für dieſe älteſte Gegend Berlins.

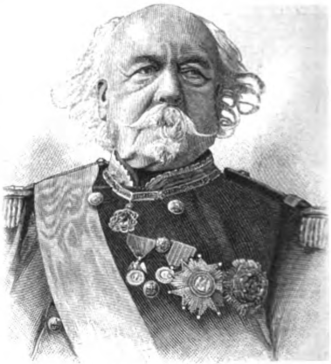
Markgraf Albrecht der Bär.
Modelliert von Johannes Boeſe.

Markgraf Waldemar.
Modelliert von Max Unger.

Der neue Präſident der franzöſiſchen Republik, **Felix Faure**, geboren am 30. Januar 1841 zu Paris, iſt der Sohn eines wohlhabenden Tapeziers, der in Batignolles ſeinen Laden hatte. Er lernte in einer Lohgerberei, um ſich auf das gründlichſte für den Lederhandel vorzubereiten, und begründete nach ſeiner Verheiratung mit der Nichte des Senators des Departements Indre et Loire, Guinot, ein eigenes Handelsgeſchäft mit Fellen und Häuten in Havre, das bald einen ſehr bedeutenden Aufſchwung nahm und ihn zum reichen Manne machte. 1881 wurde er von Havre, das er ſeitdem ſtändig vertreten hat, in die Kammer der Deputierten entſendet. 1894 wurde Faure Vizepräſident der Kammer und am 30. Mai desſelben Jahres Marineminiſter im Miniſterium Dupuy. Der überraſchende Rücktritt Caſimir Périers machte ihn zum erſten Manne Frankreichs auf ſieben Jahre; ob er ſich dauerhaft genug erweiſen wird, ſo lange die ihm übertragene Rolle zu ſpielen, muß die Zeit lehren.

Felix Faure, der neue Präſident der franzöſiſchen Republik.

Am 28. Januar ſtarb in Paris der Marſchall **Francois Certain de Canrobert**, und eine Beileidsdepeſche des deutſchen Kaiſers an die Hinterbliebenen, ſowie das Begräbnis auf Staatskoſten, das die Republik dem Verſtorbenen votierte, ehrten den berühmten Heerführer, der in Algier, in der Krim und im deutſch-franzöſiſchen Kriege gefochten. Canrobert war am 27. Juni 1809 zu St. Cerré in der Auvergne geboren. Er wurde auf der Kriegsſchule in St. Cyr für den militäriſchen Beruf vorbereitet und trat 1832 als Leutnant in die Armee. In den algieriſchen Kämpfen gegen Abd-el-Kader hatte er die erſte Gelegenheit, ſich auszuzeichnen; er wurde bei der Erſtürmung von Konſtantine verwundet und erhielt zur Belohnung für ſeine Bravour das Kreuz der Ehrenlegion. 1839 kehrte er als Kapitän nach Frankreich zurück und wurde in eines der vom Herzoge von Orleans neugeſchaffenen Jägerbataillone verſetzt. Mit dieſem nahm er wieder an den Kämpfen auf dem Kriegsſchauplatz in Afrika teil, wurde zum Kommandeur eines Jägerbataillons, zum Oberſtleutnant und 1847 zum Oberſt ernannt. Zum Kommandeur des dritten Zuavenregiments befördert, nahm er mit ſeinem Regiment entſcheidenden Anteil an der Belagerung von Zaatcha. An der Spitze desſelben drang er ſtürmend in die Stadt, die nach einem furchtbaren Straßenkampfe genommen wurde. Prinz Louis Napoleon, der Präſident der franzöſiſchen Republik, ernannte Canrobert zum General und zog ihn, auf ſeine Unerſchrockenheit, perſönliche Anhänglichkeit und Dankbarkeit bauend, als Adjutanten in ſeine unmittelbare Nähe. Während des Staatsſtreiches am 2. Dezember rechtfertigte Canrobert das Vertrauen, das Napoleon in ihn geſetzt hatte, und für ſeine thätige Anteilnahme an der Wiederaufrichtung des napoleoniſchen Kaiſerthrones wurde er zum Diviſionsgeneral befördert. Als Kommandeur der erſten Diviſion der Orientarmee ging er bei dem Ausbruch des Krimkrieges nach Konſtantinopel und leitete, als die Ruſſen die Donau überſchritten, die Expedition in die Dobrudſcha, auf der die Cholera ſchrecklich in ſeinem Heere wütete. In der Schlacht an der Alma wurde Canrobert zum zweitenmal verwundet. Nach dem Tode des Marſchalls St. Arnaud wurde ihm der Oberbefehl über die geſamten franzöſiſchen Streitkräfte des kombinierten franzöſiſch-engliſch-türkiſchen Heeres übertragen. Da ſich aber bald herausſtellte, daß er einer ſolchen Stellung nicht gewachſen war, er auch in Differenzen mit dem engliſchen Oberkommando geriet, mußte er zurücktreten und das Kommando an General Peliſſier abgeben. Er übernahm wieder den Befehl über ſeine Diviſion, wurde aber bald durch Krankheit genötigt, nach Frankreich zurückzukehren. Zum Marſchall ernannt, führte er während des Krieges in Italien 1859 das dritte Korps. Aber auch hier zeigte er ſich der ſelbſtändigen Führung eines Heeres wenig gewachſen. Dagegen hatte er ein offenes Auge für die Mißſtände, die in der Organiſation der franzöſiſchen Armee und bei der Ausbildung der Truppe ſich eingeſchlichen hatten, und er machte wiederholt Reorganiſationsvorſchläge, mit denen es ihm jedoch nicht durchzudringen gelang. 1870 kommandierte Canrobert das zuerſt in Reſerve ſtehende, nach den Schlachten von Weißenburg und Wörth zur Verſtärkung der Armee Bazaines herangezogene 6. Korps, das bei St. Privat den rechten Flügel der franzöſiſchen Schlachtlinie bildete. Nach Metz zurückgeworfen, geriet Canrobert am 27. Oktober mit der geſamten Beſatzung der Feſtung in deutſche Gefangenſchaft. Bald nach Beendigung des Krieges nahm Canrobert den Abſchied. Er war mehr ein guter Troupier als ein großer Heerführer, und ſeine glänzende Carriere verdankte er mehr noch den perſönlichen Dienſten, die er Napoleon III bei der Wiederaufrichtung des Kaiſerthrones geleiſtet hatte als ſeinen militäriſchen Eigenſchaften.

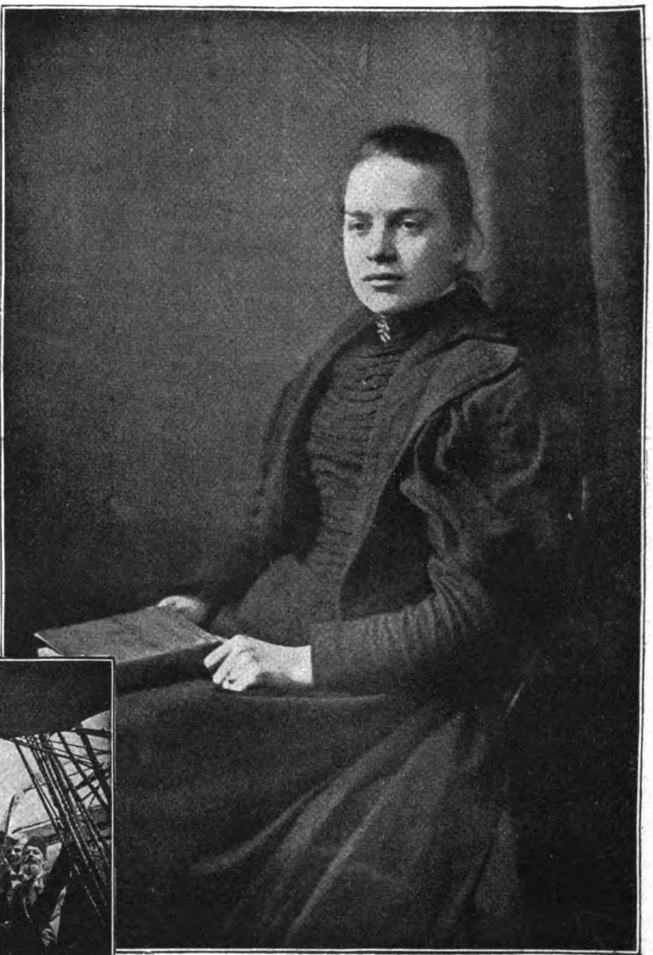


Marſchall Canrobert †.

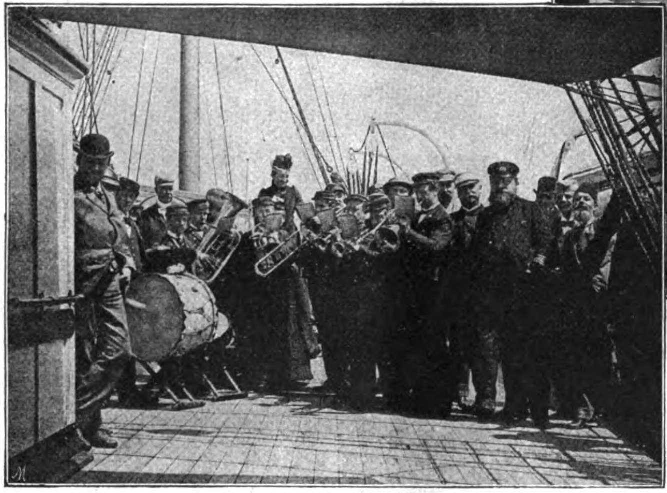
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Fräulein Anna Böcker. — Ein Deckkonzert an Bord der „Elbe“. — William Wright, der Kapitän der engliſchen Fiſcherſmack „Wildflower“.

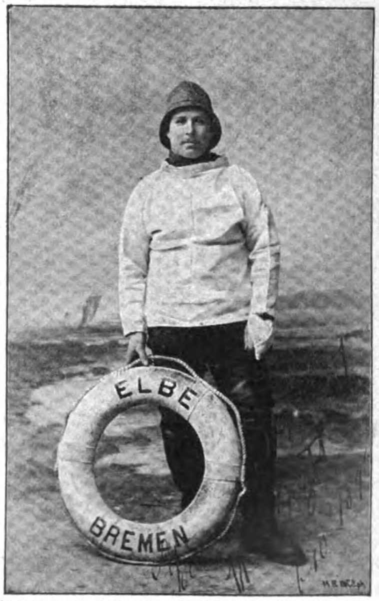
Das Unglück der „Elbe“ iſt noch unvergeſſen, und unſere Leſer werden es uns Dank wiſſen, wenn wir ihnen, nachdem wir gleich nach der Kataſtrophe ein Bild des untergegangenen Schnelldampfers und ſeines heldenmütigen Kapitäns, ſowie des Kohlendampfers „Crathie“, der die Kolliſion verſchuldete, gebracht haben, noch eine kleine Nachleſe von Bildern bringen. Das Intereſſe für die wenigen Überlebenden der Kataſtrophe mußte ſich natürlich auf Fräulein Anna Böcker konzentrieren, da ſie der einzige weibliche Paſſagier der „Elbe“ war, der gerettet wurde. Dieſes Intereſſe wird indeſſen noch verſtärkt durch die ſympathiſche Perſönlichkeit der Dame, die während des Schiffbruches bewundernswerte Beweiſe von Umſicht, Kaltblütigkeit und Beſonnenheit angeſichts der drohenden Todesgefahr gab. Fräulein Böcker iſt ſeit zwei Jahren Gouvernante in einer engliſchen Familie in Plymouth. Die ungefähr zwanzigjährige Dame hatte einen Beſuch bei den Ihrigen in Bremen gemacht und befand ſich auf der Rückreiſe nach England. Der unheilvolle Zuſammenſtoß in der Morgenfrühe des 30. Januar weckte ſie zwar aus dem Schlaf, erſchien ihr aber ſo unbedeutend, daß ſie vielleicht gar nicht einmal veranlaßt worden wäre, ihre Kabine zu verlaſſen, wenn nicht ihre Kabinengenoſſin unruhig geworden wäre und ſie gebeten hätte, der Urſache des Stoßes nachzuforſchen. Fräulein Böcker hatte die Nacht nur halbentkleidet zugebracht, konnte ſich daher ſchnell ankleiden und hinauseilen. Auf Deck gelangt, erfuhr ſie dann allerdings ſofort, daß der Dampfer angerannt ſei und ſich vorausſichtlich nicht mehr lange werde halten können. Sie eilte in ihre Kabine zurück, war ihrer Kabinengenoſſin auf deren Bitte beim Ankleiden behilflich, raffte ſelbſt noch einige wärmere Kleidungsſtücke zuſammen und kehrte dann mit ihrer Gefährtin auf Deck zurück, wo ihr die letztere bald aus den Augen entſchwand. Sie ſelbſt hatte hier noch Gelegenheit, einem faſt nur mit einem Rettungsgürtel bekleideten Paſſagier, der ganz den Kopf verloren zu haben ſchien, mit einem Umſchlagetuch auszuhelfen. Den Befehl des Kapitäns, Frauen und Kinder ſollten ſich nach der Steuerbordſeite begeben, hatte Fräulein Böcker nicht gehört. Sie begab ſich auf die entgegengeſetzte Seite, weil hier am wenigſten Menſchen waren. Alshier das erſte Boot herabgelaſſen wurde, fand ſie mit anderen Paſſagieren, unter denen auch Frauen und Kinder waren, einen Platz darin. Aber dieſes Boot füllte ſich ſehr ſchnell mit Waſſer und Fräulein Böcker verſuchte daher, an der Wand der „Elbe“ emporzuklimmen und wieder das Deck des dem Untergang geweihten Schiffes zu gewinnen. Das gelang ihr nicht — ſie wurde von den Wogen erfaßt und fortgetrieben. Schwimmend kämpfte ſie um ihr Leben, an den kleinen Maſt geklammert, der in dem untergegangenen Boote gelegen hatte. Ihre Kräfte waren am Verſiegen, als ein zweites Boot von der „Elbe“ nahte. Aber dieſes Boot war bereits überfüllt, es waren ſchon vier Perſonen mehr darin, als es zu tragen beſtimmt war, und die Inſaſſen zögerten, ihre Unglücksgefährtin noch aufzunehmen. Aber das Gefühl der Menſchlichkeit ſiegte in den Unglücklichen über den ſelbſtiſchen Gedanken an die Rettung des eigenen Lebens. Fräulein Böcker wurde von ihnen aufgefiſcht, ſchon ohnmächtig; aber auf den Boden des mit den Wellen kämpfenden Bootes niedergelegt, kam ſie ſchnell wieder zur Beſinnung. — Viele Stunden lang wurde dann das Boot auf dem Meere umhergetrieben, bis die engliſche Fiſcherſmack „Wildſlower“ in Sicht kam und Hoffnung auf baldige Rettung brachte. Ein Glücksumſtand fügte es, daß die „Wildflower“ Dampfkraft an Bord hatte und infolgedeſſen in der Lage war, ihr Netz, vor dem ſie fiſchend lag, ſchnell einzuziehen. Eile that not, denn die See lief mit jedem Augenblick höher, und die Schiffbrüchigen waren am Ende ihrer Kräfte. Endlich nach dreiviertel Stunden, die den Unglücklichen wie eine ganze Ewigkeit erſchienen, wendete die Smack und näherte ſich dem Boote ſoweit, daß ein Tau hinübergeworfen werden konnte. Die Mannſchaft zog dann das Boot ſoweit heran, daß einige überſpringen



Fräulein Böcker, die einzige beim Untergange der „Elbe“ gerettete Frau.
Nach einer Photographie von Ruſſel & Sons, London W.



Ein Konzert an Deck der „Elbe“.
Kapitän von Göſſel, Paſſagiere und Stewards.
Nach einer Photographie von Paul Lang in Liverpool.



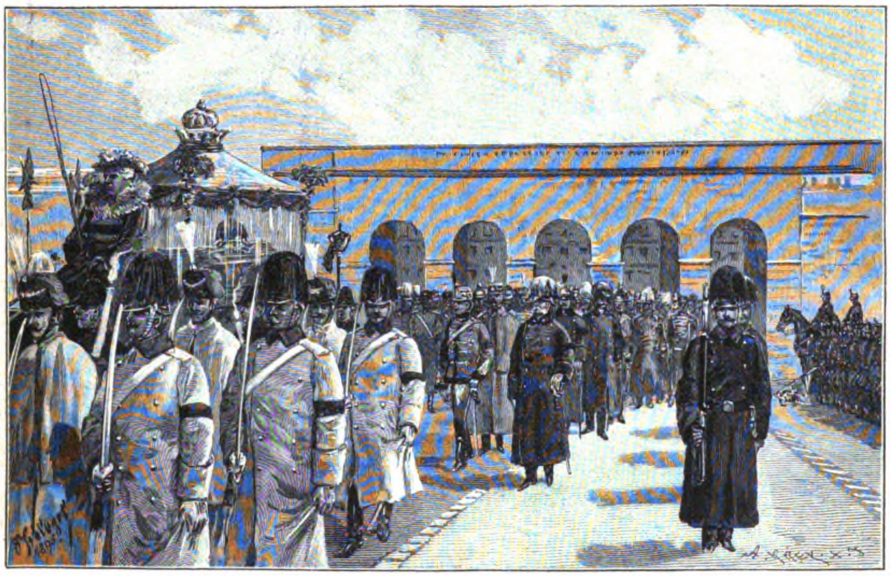
William Wright, der Kapitän der Wildflower.

konnten. Aber ehe noch das Rettungswerk gelungen war, brach das Tau, und die Wellen trieben das Boot wieder von der Smack ab. Nochmals mußten die im Boot Zurückgebliebenen den Kampf um ihr Leben aufnehmen. Endlich konnte ihnen wieder ein Tau zugeworfen werden, und jetzt gelang die Rettung vollſtändig. Das Überklettern reſpektive Überſpringen von dem kleinen Boote auf die Smack war bei der hochgehenden See und dem Auf- und Abfliegen des Bootes eine äußerſt gefährliche und ſchwierige Arbeit. Gottlob wurde keiner verletzt, aber völlig erſchöpft ſank jeder an Deck der Smack nieder. Mit Hilfe des Kapitän Wright und ſeiner braven Mannſchaft wurden die Erſtarrten in ihren triefenden Kleidern in die Kajüte des Fahrzeuges geſchafft und ihnen erwärmender und ſtärkender Kakao verabreicht. Der Kapitän ſowohl wie jeder ſeiner Mannſchaft bot ſofort alles Zeug, das ſie an Bord hatten, den Geretteten an, und der Dame wurden die an Bord befindlichen Decken gegeben und ihr ein eigener Raum angewieſen, damit ſie ſich ihres durchnäßten Zeuges entledigen konnte. In dem kleinen Maſchinenraume ſowohl wie in der Kajüte war es warm und ſo konnte das naſſe Zeug notdürftig getrocknet werden. In jeder Minute, die der Kapitän Wright an Deck zu entbehren war, ſorgte er für die Schiffbrüchigen in der herzlichſten Weiſe, dann wieder lenkte er ſein ſchmuckes Fahrzeug durch die grollende See und durch die giſchende Brandung Loweſtoft zu, wo die Geretteten durch den deutſchen Konſul Mr. Bradbeer in liebevollſter Weiſe aufgenommen wurden.

Auch das Bild des braven Führers der „Wildflower“, des Kapitäns William Wright, dem die Geretteten ein dankbares Andenken bewahren werden, wird unſeren Leſern von Intereſſe ſein. Und auch die engliſche Nation mag dem braven Mann Dank wiſſen, — hat er doch zu ſeinem Teile gut gemacht, was der Kapitän der „Crathie“ verſchuldete, und dafür Zeugnis abgelegt, daß man Unrecht thut, wenn man alle engliſchen Seeleute nach dem Maße dieſes Muſterkapitäns mißt.

Wehmütig berührt uns das Bild eines Konzertes auf dem Promenadendeck der „Elbe“. Die Schnelldampfer der deutſch-amerikaniſchen Linien führen bekanntlich neben allen denkbaren Veranſtaltungen zur Bequemlichkeit und zur Unterhaltung der Paſſagiere auch eine Muſikkapelle mit an Bord, die täglich zweimal konzertiert. Da entwickelt ſich denn während dieſer Konzertſtunden auf dem Promenadendeck ein Leben, das viel Ähnlichkeit mit dem Treiben auf der Promenade eines Modebades hat. Bekanntſchaften ſind auf dem Schiffe ſchnell geſchloſſen, man unterhält ſich, arrangiert gemeinſchaftliche Spiele, macht auch wohl ein Tänzchen. Man denkt wenig daran, daß einen nur ein ſchwanker Bretterboden von der Tiefe des Meeres trennt. Inmitten dieſes Bildes ſehen wir auch den Kapitän von Goeſſel, den liebenswürdigen Mann, der von Untergebenen und Paſſagieren gleich verehrt war. Wie oft ſind die Töne fröhlicher Muſik vom Promenadendeck der „Elbe“ hinausgeklungen über die Stille des Ozeans. Und heute ruhen Schiff, Mannſchaft und Paſſagiere auf dem Boden des Meeres! —

Das Leichenbegängnis des Erzherzogs Albrecht von Öſterreich. — Die Vermählung des Prinzen Eduard von Anhalt mit der Prinzeſſin Luiſe von Sachſen-Altenburg. — Odulphe Dirickx, letzter Veteran der Großen Armee Napoleons I. — Geſtellter Vogelfänger.

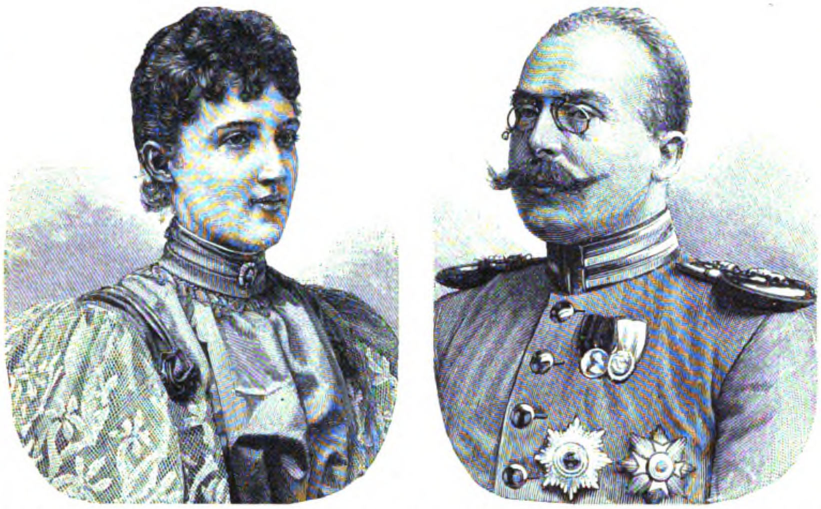


Das Leichenbegängnis des Erzherzogs Albrecht von Öſterreich.

Zu einer großartigen und erhebenden Trauerkundgebung geſtaltete ſich das Leichenbegängnis des Feldmarſchall Erzherzog Albrecht, der am 26. Februar zu Wien zur ewigen Ruhe beſtattet wurde — zu einer Kundgebung nicht nur der dankbaren Liebe und Verehrung, deren ſich der Verſtorbene innerhalb Öſterreich-Ungarns erfreute, ſondern auch zu einer Kundgebung der Sympathieen, darf man gewiß ſagen, unſeres ganzen Erdteils. Kaum ein größerer Staat, der nicht bei dem Leichenbegängnis des großen Feldherrn und Heeresorganiſators, des edlen, vornehmen Mannes vertreten war. Am 24. Februar abends war der Trauerzug mit der Leiche des Erzherzogs, von Arco kommend, in Wien eingetroffen, und noch am ſelben Abend wurde der Sarg unter dem üblichen, düſteren Ceremoniell nach der Hofburg überführt. Zum 26. hatte die Kaiſerſtadt an der Donau Trauerſchmuck angelegt; die Geſchäfte waren geſchloſſen, das Gaslicht der Straßenlaternen leuchtete durch ſchwarze Florumkleidung. Eine ungeheure Menſchenmaſſe wogte von Mittag an durch die Straßenzüge, welche der Leichenzug paſſieren mußte. Die ganze Garniſon Wiens, verſtärkt durch von auswärts eingetroffene Abteilungen, nahm an der ernſten Feier Teil; auf der Schmelz, dem großen Paradeplatz, und am Arſenal war die Artillerie aufgeſtellt, die dreifache Ehrenſalve abzugeben. Kaiſer Wilhelm II war perſönlich nach Wien geeilt, dem lorbeergekrönten Heerführer Öſterreichs die letzten Ehren zu erweiſen; aus Italien war der Herzog von Aoſta, aus Rußland der Großfürſt Wladimir eingetroffen, die Prinzen Georg und Friedrich Auguſt von Sachſen, der Herzog Albrecht und Prinz Nikolaus von Württemberg, der Erbgroßherzog Wilhelm von Luxemburg, Prinz Arnulph von Bayern, Erbgroßherzog Friedrich von Baden, Prinz Friedrich von Meiningen, die Prinzen Wilhelm, Friedrich und Albrecht von Schaumburg-Lippe hatten ſich ſchon am Vorabend des Trauertages in Wien eingefunden — ſämtliche anderen monarchiſchen Staaten waren durch Großwürdenträger oder hohe Offiziere vertreten. Ihnen geſellten ſich das ganze diplomatiſche Korps, zwei preußiſche, eine ſächſiſche, eine bayeriſche und zwei ruſſiſche Offiziersdeputationen zu. Gegen 3 Uhr nachmittags verſammelten ſich die Hohen Leidtragenden im Audienzzimmer der Ceremonieen-Apartements der Hofburg um den tiefgebeugten Kaiſer Franz Joſef, um ſich von hier in die Hofburg-Pfarrkirche zu begeben. Der Hofburgpfarrer Mayer ſegnete die Leiche ein, Kammerdiener hoben ſie vom Paradebett und trugen ſie in den Schweizerhof, in dem der Sarg auf den mit ſechs Schimmeln beſpannten, rotbehangenen Leichenwagen niedergeſetzt wurde. Um halb vier Uhr ſetzte ſich der impoſante Kondukt unter dem Geläut ſämtlicher Kirchenglocken der Kaiſerſtadt in Bewegung. Hinter der ihn eröffnenden Schwadron folgten zuerſt die Offiziere, welche früher oder in letzterer Zeit zu dem verewigten hohen Herrn in unmittelbarer Beziehung geſtanden hatten, und deſſen perſönliche Dienerſchaft. Dann kam der Leichenwagen ſelbſt, begleitet auf beiden Seiten von vier Edelknaben mit brennenden Wachskerzen in den Händen, von Leibgarden zu Fuß und zu Pferde — der ganze ſchwere altertümliche Prunk des Kaiſerhauſes gelangte hier zum Ausdruck. Unmittelbar hinter

Odulphe Dirickx, letzter Veteran der Großen Armee Napoleons I, geb. am 22. Mai 1794.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



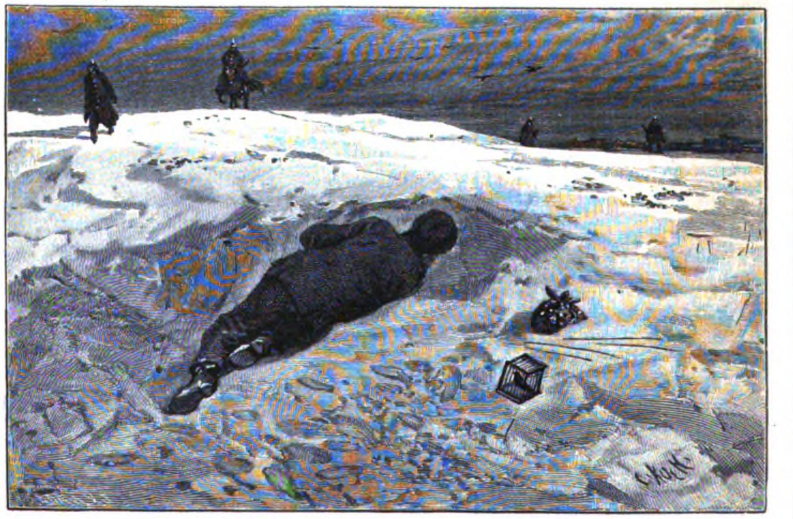
Prinz Eduard von Anhalt und ſeine Gemahlin Luiſe, geborene Prinzeſſin von Sachſen-Altenburg.

dem Leichenwagen ſchritten Kaiſer Franz Joſef und Kaiſer Wilhelm II — letzterer in öſterreichiſcher Huſarenuniform; ihnen folgten die übrigen Fürſtlichkeiten und die fremdländiſchen Offiziersdeputationen; auf dem inneren Burgplatz ſchloſſen ſich die Deputationen der öſterreichiſch-ungariſchen Armee und das geſamte dienſtfreie Offizierskorps an — den Schluß bildete ein kombiniertes Bataillon und eine Eskadron. Das Innere der Kapuzinerkirche, in welcher ſich die Gruft der Habsburger befindet, war in tiefes Schwarz getaucht — alle Wände und Pfeiler waren ſchwarz ausgeſchlagen und umkleidet. Hier erwarteten die weiblichen Mitglieder des Kaiſerhauſes, harrte das ganze diplomatiſche Korps des Leichenzuges. Der Fürſt-Erzbiſchof Kardinal Dr. Gruſcha ſegnete die ſterblichen Reſte des Erzherzogs noch einmal ein, und unter dem weihevollen Geſang der Hofkapelle wurde dann der Sarg in die Gruft getragen, wo der dienſtthuende erſte Oberſthofmeiſter nach altem Gebrauch den Schlüſſel zum Sarge an den Guardian der Kapuziner übergab.

Am 6. Febuar fand die Vermählung des Prinzen Eduard von Anhalt mit der Prinzeſſin Luiſe von Sachſen-Altenburg ſtatt. Der Prinz iſt der dritte Sohn des regierenden Herzogs von Anhalt. Sein älteſter lebender Bruder, Erbprinz Friedrich, iſt ſeit 1889 mit der Prinzeſſin Marie von Baden vermählt; die Ehe iſt bisher indeſſen kinderlos geblieben, ebenſo wie der 1886 verſtorbene älteſte Sohn des regierenden Herzogs, Erbprinz Leopold, keine Nachkommenſchaft hinterließ. Prinz Eduard von Anhalt, geboren am 18. Oktober 1861, hat eine ungemein gründliche wiſſenſchaftliche Bildung erhalten; er beſuchte, im gewöhnlichen Klaſſenunterricht, zuerſt das Gymnaſium zu Deſſau, dann das Inſtitut Brinkmeier zu Ballenſtedt, abſolvierte hier 1877 die Prima, ſtudierte in Genf und bereiſte dann längere Zeit Italien und Frankreich. Im Jahre 1880 hörte er zwei Semeſter auf der Univerſität München, that faſt ein Jahrzehnt hindurch praktiſchen Dienſt im 1. Gardedragoner-Regiment zu Berlin, zu deſſen Offizierkorps er bis heute in engen kameradſchaftlichen Beziehungen geblieben iſt, und machte dann wiederholt ausgedehnte Studienreiſen nach den Niederlanden, nach England, Belgien und Dänemark, nach Italien und Frankreich. Mit beſonderer Vorliebe weilte er ſtets in den italieniſchen Kunſtſtädten — in Florenz und Rom vor allem. Die Prinzeſſin Luiſe iſt eine der anmutigſten Erſcheinungen unter den Töchtern der deutſchen ſouveränen Fürſtengeſchlechter. Am 11. Auguſt 1873 auf dem Schloſſe in Altenburg, dem alten wettiniſchen Stammſitz, geboren, hat ſie ihre glückliche Jugendzeit teils in der Reſidenz ſelbſt, teils auf den altenburgiſchen Schlöſſern Hummelshain und Eiſenberg verlebt — weilte aber auch oft bei ihren Großeltern mütterlicherſeits in Meiningen; hier beſonders ſchöpfte ſie wohl ihre ſtark ausgeprägte Vorliebe für Kunſt und Kunſtgewerbe. Überall, wo die Prinzeſſin lebte, erwarb ſie ſich durch ihre ungeſchminkte Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit ſchnell die Verehrung aller derer, die mit ihr in Berührung treten durften — nicht zuletzt auch die Herzen der jungen Welt; die Schülerinnen der höheren Lehranſtalten zu Altenburg hingen mit beſonderer Liebe an der anmutigen Prinzeſſin, die gern einmal die Klaſſenzimmer aufſuchte und ſtets freundliche, aufmunternde Worte für die Kleinen hatte. Noch jüngſt veranſtaltete das Karolinum in Altenburg der ſcheidenden Gönnerin eine ſinnige Abſchiedsfeier.

Einer der letzten und jedenfalls der älteſte überlebende Veteran der Armee Napoleons I iſt in Odulphe Dirickx im Kirchdorf Wellen, nahe bei der belgiſchen Stadt Haſſelt, entdeckt worden. Der hundertjährige Greis — er wurde 1794 geboren — befindet ſich heute noch körperlich recht wohl und iſt geiſtig friſch: er erzählt gern, wie er 1811 als Soldat ausgehoben wurde, bei Lützen und Dresden mitfocht und 1814 in öſterreichiſche Gefangenſchaft geriet, nicht wenig ſtolz auch iſt er auf ſeine St. Helena-Medaille, die 1857 von Napoleon III für die Veteranen der grande armée geſtiftet wurde.

Unſer letztes Bild „Selbſt geſtellt“ kommt gerade jetzt zur rechten Stunde. Nicht lange, und die Scharen unſerer fröhlichen Sänger, die Lerchen, die Finken, die Hänflinge und wie ſie alle ſonſt noch heißen mögen, kehren aus dem ſonnigen Süden zu uns zurück. Überall jedoch auf ihrem langen Zuge drohen ihnen Gefahren, überall ſtellt man ihnen mit Schrot und Pulver, mit Fallen und Schlingen und Leimruten nach. Nur allzuſelten aber wird einer der Vogelfänger „ſelbſt geſtellt“, wie es C. Koch auf der Heide bei Berlin beobachtete und in ſeinem Bildchen ſo treffend wiedergab. Vergebens birgt ſich der ſchlaue Fuchs in der Bodenfalte — ſchon naht die rächende Nemeſis in Geſtalt von Schutzleuten, und ſein Handwerkszeug, Leimruten und der Lockvogel, werden an ihm zum Verräter werden. — Uns ſcheint, für den Schutz der kleinen Sänger könnte in Stadt und Land noch viel mehr geſchehen, als jetzt geſchieht. Die heilige Hermandad reicht dazu nicht aus und kommt wohl auch nur ausnahmsweiſe zur Geltung — wenn aber jeder von uns, jeder an ſeinem Platze, mit Wort und Schrift, mit Belehrung und Weiſung, für die gefiederten Freunde eintritt, dann wird der Erfolg nicht ausbleiben.



Geſtellter Vogelfänger. Von C. Koch.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

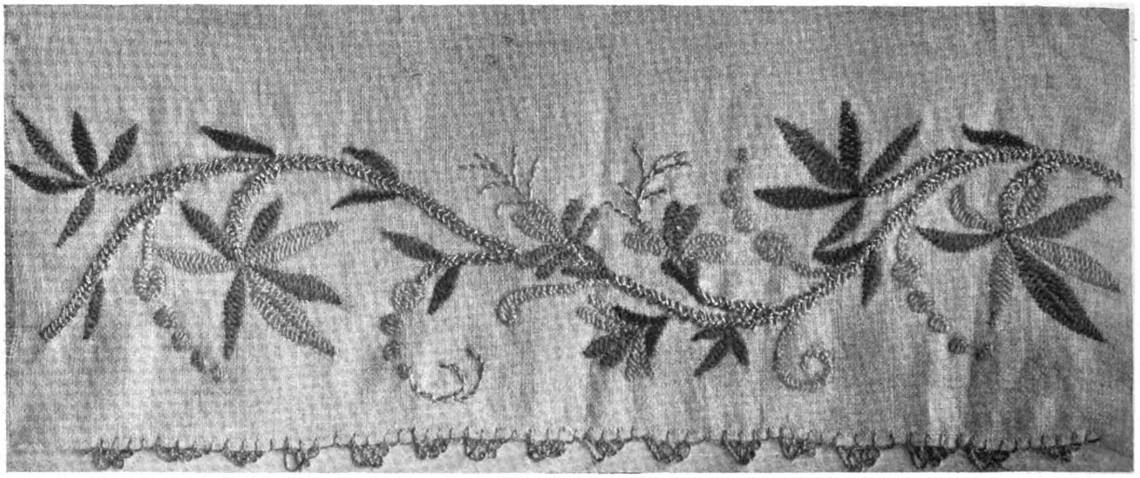
Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

(Zu Nr. 22.)

Selbſtgenügen iſt meiſt Selbſtbetrug!
„Gut genug" — das heißt meiſt ſchlecht genug!



Kante in Smyrnaſtich. Zu dem Artikel: Handarbeit, Smyrnaſtich, gehörig.

Der Tellerrand — das Loch im Tiſchtuch und der ſchlimme Finger.

Nichts unangenehmer und unerklärlicher als in verhältnismäßig wenig gebrauchten Tiſchtüchern, die mit aller Vorſicht zu Hauſe gewaſchen werden, ſchadhafte Stellen und ſelbſt Löcher! Wer es aber einmal weiß, dem wird klar, woher dies Unheil kommt und manches andere, und er wird auf alle Weiſe ſuchen, den Unhold abzuſchaffen, der täglich ſeine kleinen, im einzelnen kaum merkbaren Tücken ausübt, die erſt ſichtbar werden, wenn es zu ſpät iſt. Dieſer heimliche Feind iſt der untere Rand der Teller und des gebrauchten Geſchirres überhaupt. Je ordinärer, je billiger die Ware, um ſo leichter läßt es ſich entdecken. Man nehme einen Teller und fahre mit dem Finger über den unteren Rand, der beim Gebrauche auf dem Tiſchtuche ſteht, und wird finden, daß dieſer Rand mehr oder weniger *rauh*, *ſcharf*, oft ſogar *gezähnt* und *zackig* iſt. Jede Bewegung, die mit ſolchem ſcharfkantigen, rauhen Tellerrande auf einem Tafeltuche gemacht wird, muß die Faſern des Gewebes zerſchneiden und ſolchen Tiſchgäſten, die die Angewohnheit haben, während ſie nicht eſſen, den vor ihnen ſtehenden Teller zu faſſen und ſpielend hin und her zu drehen, gelingt es in kurzer Zeit, Schnitte in den beſten Damaſt zu bringen, die nach der Wäſche als Löcher zu Tage treten. Wir bitten die Hausfrau, jedes Stück ihres gebrannten Geſchirres zu unterſuchen, vom Suppennapf bis zum Salzfäßchen, um feſtzuſtellen, wie viele heimliche Nagezähne zu der Zerſtörung wertvoller Gegenſtände ſich in ihr Heim eingeſchlichen haben und ihre Thätigkeit unbeachtet ausüben. Sie wird erſtaunen, zu erfahren, wie viele ſchneidende, reißende, reibende Flächen die althergebrachte Darſtellung des Porzellans und des Steinguts in die Welt ſetzt, und ſie wird die Schuld, die ſie bisher dem Weber und Leinwandhändler gab, auf die richtige Urſache zurückführen, auf den Geſchirrfabrikanten. Es iſt jedoch nicht das Tiſchzeug das einzige Opfer des rauhen Tellerrandes. Alles, was poliert iſt, benagt er, die Politur der Anrichter und der Tiſche, den Lack der Theebretter, den Glanz metallener Kaffeebretter. Die Marmortafeln der Waſchtiſche werden ſtumpf durch die reibenden rauhen Ränder der Kannen und Kummen, genug überall, wo der irdene Rauhrand hingelangt, beginnt er das Werk der Zerſtörung, er nutzt ab, indem er ſich als wahrer Zahn der Zeit erweiſt. Nicht ſelten ſind Haken, Einſchnitte und Schärfen an dem unteren Tellerrande, die wie ein Meſſer ſchneiden. Dieſe verwunden die Hände der Aufwäſcherinnen, und manche rauhe Hand, mancher Riß im Finger rührt von dem reibenden Steingutrande her. Die wenigſten wiſſen das. Die Hand einer Wäſcherin, die den ganzen Tag im Naſſen wirkt, iſt ſelten ſo zerſchabt als die Hand der Kochenden und derer, die täglich irdenes Geſchirr anfaſſen. Ihnen wird der Grund jetzt klar ſein. Von nachteiligen Folgen können die Hauteinſchnitte beim Aufwaſchen werden, wenn vom Spülwaſſer und namentlich vom Schüſſeltuch Unreinigkeiten in die Wunde dringen. Ein Schüſſeltuch iſt eine wahre Brutanſtalt von Bazillen aller Art. Dann entſteht u. a. der „ſchlimme Finger" auch Umlauf und Fingerwurm (Panaritium) genannt, der oft mit dem Verluſt eines Gliedes und bleibender Steifigkeit endigt. Andere Arten von Blutvergiftung ſind beobachtet worden, wenn mit den geriſſenen Fingern Wild und Geflügel oder ſonſtiges Fleiſch zurecht gemacht wurde. — Ebenſo arg ſieht es mit Gläſern aus, deren Füße, wenn ſie auf der Fabrik auch ausgekugelt wurden, geradezu meſſerſcharfe Schneiden haben, die täglich Gelegenheit zu Verletzungen geben. Da aber das Auskugeln — das ſorgfältige Glätten — ein Glas um zwei Pfennige verteuert, wird es unterlaſſen. Das billige Glas aber ſchneidet Tiſchzeug und Menſchen, es hat ſchon durch Verletzung der Pulsadern beim Aufwaſchen Leute bis an den Rand des Grabes gebracht. Gegen die Verluſte durch Rauhränder konnte man ſich bis jetzt nur durch Schutzdeckchen, Unterleger und Unterſätze wehren, allmählich aber wird Geſchirr mit vollkommen glatt geſchliffenen Unterrändern geliefert, wie ich ſolches in dem großen Porzellangeſchäft von G. Haſché in Berlin geſehen habe. Die fortwährenden Unzuträglichkeiten, die Leinwandhändler mit Gaſtwirten hatten, führten dahin, der wahren Urſache der Tiſchzeugvergänglichkeit nachzuſpüren, und nun iſt dem ſchneidenden, ſchrammenden Tellerrande der Krieg erklärt. Hotels erſten Ranges verſehen ſich mit dem glattrandigen Geſchirr und veräußern das alte, weil die Ausgaben für Tiſchwäſche zu bedeutend wurden; hoffentlich bringt dieſer Hinweis auch dem kleineren Hausſtande Nutzen.

Julius Stinde.

Aus einem engliſchen Schulzimmer.

Aufſatz einer kleinen Engländerin über Goethes Erlkönig.

(Von einer freundlichen Abonnentin aus Brighton eingeſandt.)

Es war ſpät und ein Reiter trottete den haulenden Wind hindurch. Faſt gepreſſet er hatte ein Junges ſein Kind. Mein Sohn, der Vater ſagte, warum haſt Du eine ſo furchtbare Geſichte? Biſt du nicht gut und bequem? O mein Vater, ſprach der Knabe; ſehe das lange grauſame Schweif von den Erlkönig dort! Ach, ach, mein Junges, das iſt nur einiges Duft! Und leiſe ſagte das Ding mit das Schwanzlein: Komm mit mich, lieber Junge, wir wollen einen großen Spatz habe mit Blume und Spiele! Und wieder ruft den Knabe: O, o Vater, der Erlkönig immer ſäuſelet leiſe! Dummheuten Dinge! ſagt der Vater, da iſt ein wenig von Wind in den Blattern! Wieder ſprach der Erlkönig: Du biſt ein feinen Bube! Komm, meine Kinder ſollen auf Dich warten und Dich hinein tanzen und weigen und ſingen, und wann Du nicht kommſt ſo brauche ich Dich gewaltig.

Ach, mein Vater, da ſind noch manche Erlenkindern, ſchreite den Knabe; nun halte mich faſt! O, o Vater die ſchwanzlichen Dinge haben mir leid gethan.

Der Vater war ganz grauſam; er rittetete faſter denn befor und riechte den Hof mit großes Elend. Da waren keine mehr Geſäuſelen und Düften; aber das Junge hatte bereits getötet ſein und lag getötet in ſeine Arme. — **A. L.**

Handarbeit.

Smyrnaſtich. Die orientaliſchen Stickereien erfreuen ſich ſeit alters her großer Beliebtheit; die farbenprächtigen Muſter in ihrer großen Mannigfaltigkeit entzücken uns immer wieder aufs neue. Beſonders hübſch ſind aber die *Handſtickereien*, die fleißige Türkinnen verfertigen, denn auch ſie bringen ihre Zeit nicht nur mit Tſchibukrauchen und Naſchen von Sorbets zu, ſondern haben ihre Freude an kunſtvoller, oft unendlicher feiner Handarbeit. Unſere Vorlage iſt genau dem Schleier einer vornehmen Haremsdame nachgearbeitet, und zwar nennen die Türkinnen dieſe Stickart *Smyrnaſtich*. Derſelbe geht ungemein ſchnell von der Hand, ſo daß eine ſolche Arbeit geradezu überraſchend fördert. Die Orientalinnen ſind wohl auch darauf bedacht, mit wenig Mitteln recht viel herzuſtellen; dieſe Arbeit wenigſtens erfordert erſtaunlich wenig Material; die Fäden liegen alle auf der Oberſeite, und links kommen nur ganz kleine Stiche zu ſehen. Der Stiel des Muſters iſt in doppeltem Goldfaden, die Blätter und Kelche in zwei Schattierungen oliv, die Knoſpen und die zwei großen nach unten hängenden, ſiebenteiligen Blätter in zwei Schattierungen fraiſe und die Ranken und Punkte ganz mattblau (zwei Schat-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

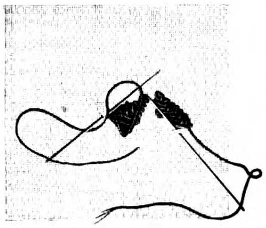


Abb. 2. Ausführung des Smyrnaſtichs.

tierungen) ausgeführt. Die einfache Ausführung des Smyrnaſtiches, bei dem immer von unten nach oben gearbeitet wird, lehrt Abbildung 2. Bei den geaderten Blättern ſtickt man in zwei Reihen, zu Anfang und zu Ende des Blattes wieder über die ganze Breite, ſo daß das Blatt alſo nur in der Mitte geteilt erſcheint. Die ganz dünnen Ranken ſind nicht, wie auf den erſten Blick erſcheinen könnte, in Stielſtich, ſondern in einer ganz eigenen, einfachen Stichart ausgeführt. Man näht gewöhnliche Vorderſtiche und führt zurückgehend die Nadel über die Stellen, wo kein Stich war, doch achte man darauf, daß die Nadel ſtets rechts vom Faden ein- und links vom Faden herausgeſtochen wird, ſo daß der Stich auf beiden Seiten gleich ausſieht (Abb. 3). Als Abſchluß dient ein genähtes Bogenlitzchen, wobei der Stoffrand nicht geſäumt, ſondern umgewirbelt wird. Abb. 4 zeigt die Ausführung der einzelnen Stiche in vergrößertem Maßſtab. Man ſchlingt vier kleine Bogen in erſichtlicher Weiſe von links nach rechts,

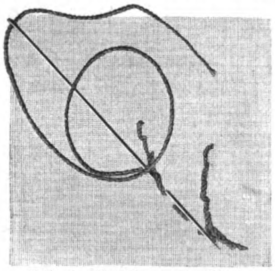


Abb. 3. Ausführung der Stiele. (Smyrnaſtich.)

geht dann in einem wagerechten, langen Stich zurück bis auf den zweiten Bogen, näht wieder zwei Schlingen in die unteren Bogen, indem man den wagerechten Faden mitfaßt, ſpannt wieder einen ſolchen, näht noch eine Schlinge und ſticht dann ſchräg hinunter, um eine neue Schlinge zu beginnen. — Sehr gern knüpfen die Türkinnen auch ſeidene Quäſtchen als Abſchluß ein, die anſcheinend an kleinen Schnürchen hängen (Abb. 6). In Wahrheit beſtehen dieſe Schnürchen aber aus zuſammengedrehten Stofffäden. Man zieht, wie Abb. 6 zeigt, 5 cm lang die Querfäden aus, zwirbelt zweimal je zwölf Fäden nach rechts und ſchlägt ſie nach links zuſammen, wodurch ſie ſich wie ein Schnürchen drehen. In halber Länge ſchlingt man dieſe zwei Schnürchen einmal und knüpft die 2 cm langen Franſen in erſichtlicher Weiſe ein. Die Enden der gedrehten Fäden werden kurz abgeſchnitten, nach innen gelegt und beim Abwickeln des Köpfchens mit feſtgebunden. — Dieſer Abſchluß ſieht ungemein reich aus und gibt der ganzen Arbeit ein elegantes Anſehen. — Da der Smyrnaſtich ſich auf jeder Art Stoff ausführen läßt, ſo iſt ſeine Anwendbarkeit eine unendlich mannigfache. Im Orient gibt es eine beſtimmte Art Neſſel, die meiſt dazu verwandt wird und der unſer ſogenannter Seidenneſſel am eheſten entſpricht. Daraus laſſen ſich allerhand Deckchen, Eisſervietten, Schoner, auch Schürzen u. ſ. w. fertigen. Ganz feiner, weißer Flor oder Crêpe derart verziert, eignet ſich vorzüglich zu Häubchen, Schleifen, Jabots, Kleidergarnituren u. ſ. w.

H. v. Sydow.

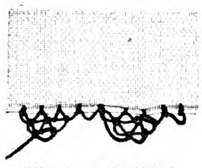


Abb. 4. Randabſchluß. (Smyrnaſtich.)

Zu Großmutters 70. Geburtstag.

Für ein 6jähriges Mädchen.

Von Herz zu Herz, von Ort zu Ort
Wird heute Dein gedacht,
Manch friſcher Strauß, manch liebes Wort,
Von nah und fern gebracht.

Und iſt Dein Enkelkind auch klein,
Die Zunge nicht beredt,
Ich weiß, daß mein Großmütterlein
Auch Kindermund verſteht:

Der goldne Traum der Jugendzeit
Klingt Dir im Herzen nach,
Und ruft aus der Vergangenheit
Viel ſüße Lieder wach.

Wie Lenz um Lenz und Jahr um Jahr
An Dir vorüberzieht,
Iſt Himmelsſegen immerdar,
Wohin Dein Auge ſieht.

Und hat durch 70 Winter Dich
Der liebe Gott gebracht,
So hat er Dir doch ſicherlich
Viel Gutes zugedacht.

O wollſt in ſeiner Engel Hut
Auch dieſes Jahr Du ſtehn!
Großmütterchen, dann haſt Du's gut,
Glaub' mir, das ſollſt Du ſehn!

J. v. P.

Kleidung.

Bluſe aus Cigarrenbändchen. Die allen Leſerinnen wohlbekannten gelben Cigarrenbändchen finden eine neue, reizende, praktiſche Verwendung, wenn man dieſelben mit ſchwarzem Spitzeneinſatz abwechſelnd zuſammennäht und nach dem Papierſchnitt in Bluſenform zurecht ſchneidet. Unten wird die Bluſe in einen feſten Gürtel, ebenfalls aus Bändchen, gefaßt und, der Mode entſprechend, mit zwei Roſetten verſehen. Die Ärmel, aus Puffe und Stulpe beſtehend, werden ebenſo hergeſtellt. Sollte den Damen der Vorrat an Bändchen nicht reichen, ſo empfiehlt es ſich, eine ſchwarze Spitzenpuffe anzuwenden. Die Stulpen aber müſſen der Bluſe entſprechend angefertigt ſein. Natürlich verwendet man dazu nur die Bändchen ohne Schrift. — Wenn aber alle Herren der Familie und Bekanntſchaft das Ihrige thun und die Bändchen, ſtatt ſie achtlos fortzuwerfen, hübſch an eine liebenswürdige Sammlerin abliefern, ſo wird bald ſo viel Material zuſammen ſein, um dies reizende Kleidungsſtück anzufertigen.

Praktiſches fürs Haus.

Zuweilen macht es nicht wenig Mühe, Flaſchen, in denen Bier, oder Öl, überhaupt ſolche Flüſſigkeiten aufbewahrt wurden, die einen Rückſtand zurücklaſſen, gründlich zu reinigen. Ein ſehr praktiſches Mittel, um mit leichter Mühe ſeinen Zweck zu erreichen, ſind kleine Kartoffelſtückchen. Man füllt mit denſelben die Flaſche bis zur Hälfte, gießt etwas Waſſer darauf, und nach tüchtigem Umſchütteln wird die Flaſche bald gereinigt ſein. Man braucht nachher nur mit reinem Waſſer ein paarmal nachzuſpülen.

Frau A. J. in J.

Für die Küche.

Erbſen, Bohnen, Linſen. Im vorigen Jahrgang des Frauen-Daheim bat eine Hausfrau, die den großen Nährwert der Hülſenfrüchte bei billigem Preiſe kannte, um Angabe verſchiedener Bereitungsweiſen dieſer Früchte. Dieſem Wunſche möchte ich in den folgenden Kochvorſchriften nachkommen, vorerſt aber noch bemerken, daß trotz des großen Nährwertes der obengenannten Hülſenfrüchte ihr Wert für die menſchliche Nahrung viel geringer iſt, als gewöhnlich angenommen wird, weil ſie vom menſchlichen Organismus wenig ausgenutzt, alſo ſehr ſchlecht verdaut werden. Dieſe Thatſache hat zu Unterſuchungen der Wiſſenſchaft geführt, und es hat ſich herausgeſtellt, daß die übliche Zubereitungsweiſe ſelbſt bei angewandtem Zuſatz von doppeltkohlenſaurem Natrium nicht genügt, ihre Hauptnahrſtoffe, die Eiweißſtoffe, zu löſen. Von ärztlicher Seite iſt nun erprobt worden, daß es nötig iſt, die Hülſenfrüchte vor dem Gebrauch 48 Stunden mit Waſſer zu überfüllen, dieſes dann abzugießen und die Früchte darauf noch 24 Stunden feucht verdeckt ſtehen zu laſſen. Das lange Bedecken mit Waſſer und das darauf folgende Stehenlaſſen verwandelt nämlich einen Teil des Stärkemehls in Dextrin, welches die Bildung von Milchſäure bewirkt. Dieſe Milchſäure aber löſt beim ſpäteren gewöhnlichen Kochen die Eiweißſtoffe viel vollſtändiger, als es ſonſt möglich geweſen wäre. Unſere Hausfrauen werden daher gut thun, die Hülſenfrüchte auf die oben angegebene Weiſe vorzubereiten, bevor ſie ſie kochen.

Bohnenbrei. Die weichgekochten Bohnen zerquetſcht man zu Brei und verkocht dieſen mit guter Bouillon zu gewünſchter Dicke. Zugleich ſchmort man in Achtel geſchnittene Borsdorfer Äpfel mit etwas Butter, wenig Zucker und einem Guß Kochwein weich, läßt ſie aber nicht zerfallen. Gutes Suppenfleiſch ſchneidet man in Scheiben, wendet es in Ei und geriebener Semmel und brät es in Butter. Der Brei wird in der Mitte der Schüſſel angerichtet, mit den Äpfeln als Rand umgeben und das Fleiſch auf einer Schüſſel für ſich angerichtet.

Preußiſche Erbſen. Die eingeweichten Erbſen, am beſten geſchälte, kocht man gar, doch dürfen ſie nicht völlig verkochen. Dann röſtet man Mehl mit ausgelaſſenen Speckwürfeln gar, verkocht dies mit etwas Pökelfleiſchbrühe (Vorſicht wegen Salz!), etwas Zucker und Eſſig zu einer ſämigen, ſüßſauren Sauce, kocht die Erbſen darin gut durch und gibt ſie zu Pökelfleiſch.

(Fortſ. folgt.)

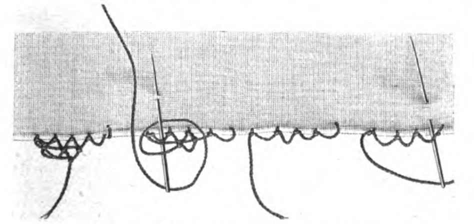


Abb. 5. Ausführung des Randabſchluſſes.
Zu dem Artikel: Handarbeit, Smyrnaſtich.

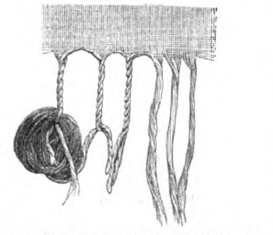


Abb. 6. Ausführung der Quäſtchenfranſe.
Zu dem Artikel: Handarbeit, Smyrnaſtich.

Fragen.

76) Gibt es, wie Kamillenthee für Blondhaar, ein unſchädliches Mittel, dunkelbraunem Kinderhaar, welches heller wird, die dunklere Farbe zu erhalten? **H. T.**

77) Kann mir eine freundliche Daheimleſerin ſagen, wie man verſengte Stellen, wo die Fäden noch nicht merkbar beſchädigt ſind, aus Leinen entfernt? **Gertrud.**

78) Wer könnte einen Ort angeben, in welchem zwei Damen, geprüfte Handarbeitslehrerinnen, durch Errichtung eines Haushaltungspenſionates, verbunden mit Unterricht in Handarbeiten, Wäſchenähen, Schneidern, ſichere Ausſicht auf Erfolg hätten? Vielleicht ein Badeort, in dem durch Aufnahme von Badegäſten im Sommer etwas zu erwerben wäre. **Anna.**

79) Würde jemand ſo freundlich ſein, mir einige luſtige Orakelverſe, für die Maske einer Zigeunerin paſſend, zu nennen? Sehr dankbar würde ſein **Fritzi in C.**

80) Könnte mir eine der lieben Leſerinnen vielleicht mitteilen, wo man gute, mehlige, auf ſandigem Boden gewachſene Kartoffeln aus nicht zu großer Entfernung herbeziehen kann. Ich bin mit meiner Mutter aus der Lauſitz nach einem Städtchen am Nordfuße des Harzes gezogen, und wir entbehren es ſehr ſchwer, daß es hier nur wenig genießbare Kartoffeln gibt. Für eine freundl. Auskunft wäre ſehr dankbar **Hänſeblümchen.**

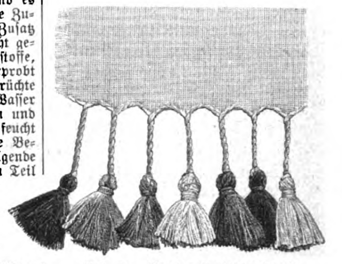


Abb. 7. Fertige Quäſtchenfranſe.
Zu dem Artikel: Handarbeit, Smyrnaſtich.

Auskunft.

Fr. 41. „Arme Bittende.“ Wenden Sie ſich an die Haupt-Stiftungskaſſe in Berlin mit Ihrer Frage oder bitten Sie dort um ein Verzeichnis der Stiftungen und Vereine ſolcher Art. **Alte Abonnentin.**

Fr. 49. Aus eigener Erfahrung kann ich mitteilen, daß es nur auf folgende Weiſe möglich iſt, die Milben zu vertreiben: Man ſtellt die Möbel in eine ausgeräumte Kammer, daneben einen Napf mit Chlorkalk, über den man Schwefelſäure ſchüttet, und verſchließt dann die Kammer. In einem Tage ſind alle Milben tot. Matratzen habe ich auf zwei Stühle gelegt und den Napf daruntergeſtellt. Man betrete die Kammer möglichſt wenig und nur mit verbundenem Munde — wenn möglich, indem man den Atem anhält — da die Dämpfe ſehr ſchädlich ſind. Die Kammer muß möglichſt luftdicht ſein. Wünſche guten Erfolg. **P. M. in G.**

Fr. 55. Alle Seidenreſte, ob klein oder groß, gleichviel welcher Farbe, werden ſehr gut verarbeitet zu Tiſchdecken, Portièren u. dgl. in Braunſchweig bei Otto von Bardeleben. Ich kann die Fabrik nach eigner Erfahrung beſtens empfehlen; auf Wunſch werden Preisverzeichnis, ſowie Proben zugeſandt.

Frau **M. Hartte.**

Redaktionspoſt.

H. S. Abreiben mit Lederlappen und warmem Waſſer.

Abonnentin in **G.** Begleitgedichte zu Kranz und Schleier haben wir ſchon gar zu oft gebracht.

Leſerin in **Ölsnitz.** Leider zu ſpät! In drei Wochen können die Antworten noch nicht veröffentlicht ſein.

*

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 23.)

Ich ſah, wie elend Geiz oft endet
Und ſah mit Luſt in manchem Haus:
Wer aus Barmherzigkeit verſchwendet,
Dem gleicht der Herr die Rechnung aus.

An meine Tochter
in ihr Konfirmationsgeſangbuch.

Heut', wo Du des Glaubens Schwur
Deinem Heiland willſt geloben,
Ganz Dein Herz durchleuchtet nur
Von dem Licht, das ſtrahlt von oben,

Nimm dies Buch, der Chriſten Hort.
Wie von heil'gem Schein umſchloſſen,
Birgt es Jeſu Lehr' und Wort
In des Liedes Form gegoſſen.

Was aus Deiner Seele Grund
Heut' ſich hebt auf Andachtſchwingen,
Hier aus frommer Sänger Mund
Wird es Dir entgegenklingen.

Deiner Kindheit Traum verſinkt,
Knieſt Du heut' am Altar nieder;
Sei's, daß Leid, daß Glück dir winkt,
Nimm dies Buch voll frommer Lieder.

Nimm's ins Leben mit hinaus;
Antwort gibt es Deinen Fragen.
Mancher fand den Weg nach Haus
Durch dies Buch, der ſturmverſchlagen

Sei es Führer Dir und Stab,
Wie Dein Los ſich mög' geſtalten,
Wenn die Hand, die heut' Dirs gab,
Nicht mehr Deine Hand wird halten. **T.**

Sprüche als Inſchrift an Wände und Gerät.

Häufig wird im Frauen-Daheim um Angabe von alten oder neuen Sprüchen gebeten, die als Inſchrift an Haus oder Gerät dienen ſollen. Vielleicht wird mancher Leſerin die kleine Sammlung willkommen ſein, die ich mit der Zeit zuſammengetragen habe. Es iſt Altes und Neues darunter, ein Teil auch in der Wartburg „von den Wänden geſammelt“, andere ſind aus der Schweiz und aus verſchiedenen Gegenden. Sind auch manche bekannt, ſo ſind ſie doch hier zu einem Ganzen zuſammengeſtellt.

Für Eingangshallen und -Thüren.

All' die hie gahn us und yn,
Die ſollen Gott bifohlen ſyn.

Grüß Gott, tritt ein,
Bring Glück herein!

Willkommen, Gott willkommen,
Abſchied wird nicht genommen.

Ein froher Gaſt
Iſt niemand's Laſt.

Kommt Dir zu Haus ein fremder Gaſt,
Gib's ihm ſo gut, als Du es haſt.

Für Eßzimmer, Schenktiſche, Kredenzen.

Ein jeder Gaſt, alt oder junger,
Hab' frohen Mut und — Hunger.

Wein, Wein, Wein,
Aber rein ſoll er ſein.

Wer die Krume nicht ehrt,
Iſt des Weckens nicht wert.

Sei nüchtern und kalt,
Willſt Du werden alt;
Alt' Wein, alt' Freund, alt' Geld
Trägt den Preis in aller Welt.

Friſch, freudig und frumb
Das iſt mein Reichthumb.

Wer ſynes Mundes hat Gewalt,
Der wird mit Ehren werden alt.

Dit un dat,
Trocken un natt,
Geſegen uns Gott.

Trink mein Weinchen
Und lies mein Reimchen.

Wie heiter ſingt die Nachtigall,
Sie ſingt mit wunderſüßem Schall,
Als ob ſie all den Wyn
Trunk, der da mag im Ryngau ſyn

Nicht neid' ich der Welt ihre Wonnen,
Noch allen neunfarbigen Dunſt:
Still liegen, trinken, ſich ſonnen,
Iſt auch eine wackere Kunſt.

Verſchiedenen Inhalts.

Thu' nur das Rechte in Deinen Sachen,
Das Andere wird ſich von ſelber machen.

Myn Anfank, Middel und End
Sedd ick, Herr, in Dyne Händ.

Diz, myn Hus und myn Vaterland,
B'halts, oh Gott, in Deiner trüwen Hand.

Deutſches Haus, deutſches Land,
Schirm' es Gott mit ſtarker Hand.

Der Starke nimmt des Schwachen Platz —
Gott ſorgt ſchon für den armen Spatz.

Der eine braucht's, der andre hat's,
Um deſertwegen führt man Krieg.

Gottes Gunſt,
Gute Kunſt.

Für eine Zimmerecke.
Auch in der Eck'
Muß rein
Es ſein!

Willſt Du ſein in Ruh und Gemach,
Verantwort' nicht ein' jede Sach'.

Ganz unverwend't
Bis an das End'.

Eintracht
Hat große Macht.

Ich wart' des Glück's,
Hilf Gott, und ſchick's.

Das Glück iſt rund,
Wer's kriegt, dem iſt's geſund.

In Fried' und in Streit
Ein Lied iſt gut Geleit.

Von Gottes Gnad' entſtammt das Lied,
Drum hab ſein acht, entweih' es nit.

Wägen — dann wagen,
Denken — dann ſagen,
Leicht iſt zerbrochen,
Langſam gebaut.

Im Trauen unbedächtig,
In Treuen felſenhart,
Im Lieben wundermächtig,
Das iſt die deutſche Art.

Des Hauſes Zier iſt: Reinlichkeit,
Des Hauſes Ehr': Gaſtfreundlichkeit,
Des Hauſes Glück: Zufriedenheit,
Des Hauſes Segen: Frömmigkeit.

Wer ſtehet dem Lewen? Wer ſtehet dem Riſen?
Wer überwindet jenen und diſen?
Daz tuet einer, der ſich ſelber twinget.

Ein beſſer Spiegelglas iſt aufzufinden nicht,
Als eines treuen Freund's treuherzig' Angeſicht.

In Worten nichts, in Werken viel,
Führt am geſchwindeſten zum Ziel.

Scharfe Schwerter ſchneiden ſehr,
Scharfe Zungen noch viel mehr.

Raſt' ich,
So roſt' ich.

Ein treues Herz, ein off'nes Haus
Und Lieb' zur Kunſt,
Das macht das Glück des Lebens aus.

Alles mit Gott!
So hat's keine Not.

Wer wohl will,
Der thut allweg recht

Starkes Herz in Not und Streit,
Weiches Herz bei Freud und Leid,
Friſches Herz für jedes Schöne,
Treues Herz in alle Zeit.

Auf Rat weile,
Zur That eile.

Im Worte wahr, im Werke recht,
Sei niemands Herr und niemands Knecht.

Für Spinnrad und Haſpel.

Hab' Mut und ſchaff' mit fleiß'ger Hand,
Spinn' und web' an der Tugend Gewand.

Ihr lieben deutſchen Frauen,
Erkennt der Spindel Wert,
Wollt treulich auf ſie bauen,
Treu, wie der Mann aufs Schwert.
(Kerner.)

Sieben mal ſieben den Haſpel voll,
Reicht's für den Hausſtand auf Elle und Zoll.

Scherzhafte Sprüche.

Wenn jemand iſt auf dieſer Erden,
Der's allen Leuten recht kann thun,
So bitt' ich ihn, in allen Ehren,
Daß er mich dieſe Kunſt mög' lehren.

Wer nicht kann Spaß verſtehen,
Soll nicht unter die Leute gehen.

Kehr Dich um bei rechter Zeit,
So fällt Dein Karr' nit auf die Seit'.

Allen Menſchen recht gethan,
Iſt eine Kunſt, die niemand kann.

Kommt ein Ochſ' in fremde Land,
Wird er doch als ein Rind erkannt.

Die Schnecke und der Regenwurm,
Die haben ſelten großen Sturm.

Wer ſehen will die Sunn uffſtiegen,
Der ſull nit lang zu Schlafe liegen.

Laß Deinen Mund verſchloſſen ſein,
So ſchluckſt Du keine Fliegen ein.

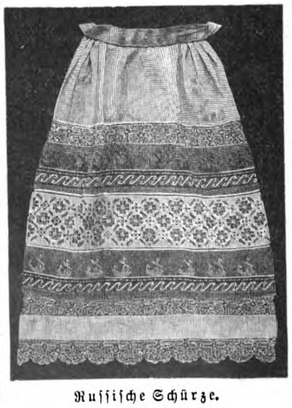
Für einen Sorgenſtuhl.
Sitzt Du gut, ſo ſitze feſte,
Alter Sitz, der iſt der beſte.

Ein jeder kehr' vor ſeiner Thür,
So braucht er Beſen g'nug,
Schreib ſeine Fehler auf Papier,
So wird er davon klug.

Gott behüt' uns vor Regen und Wind,
Und vor Geſellen, die langweilig ſind.

Schürze.

Unſere Schürze mit den vielen an die Nähe des Waſſers mahnenden Schiffchen ſtammt vom Strande der Oſtſee, wo ſie in der Nähe von Riga viel und gern getragen wird. Sie eignet ſich in ihren bunten Farben ſo recht für junge Mädchen und wird, da ihre Herſtellung mit ſehr geringen Koſten, nur mit etwas Arbeit verbunden iſt, gewiß auch bei uns fleißige Nachahmer finden. Die einfache Herſtellung erſieht man deutlich aus dem Bilde. Die ganze Länge beträgt (ohne Spitze) 72 cm, die Breite 65 cm. Zu oberſt bleibt ein 18 cm breiter Streifen aus weißem Schirting ganz frei. Dann folgt ein Einſatz von 5 cm Breite, darauf ein Streifen aus dunkelblauem Kattun von 12 cm Breite, auf dem das originelle Schiffchenmuſter in Rot, die Grec-Kante darunter in Weiß geſtickt erſcheint, während der untere, ebenfalls 12 cm breite Streifen aus rotem Schweizerkattun dasſelbe Muſter in Blau und Weiß zeigt. Zwiſchen dieſen liegt ein 14 cm breiter Streifen aus weißem Schirting, den eine beliebige Kante, in Rot und Blau, hier ein bekanntes Pleinmuſter, ziert. Zu unterſt folgt noch einmal Spitzeneinſatz, dann ein 6 cm breiter Saum und als Abſchluß eine Spitze (ſiehe S. 7). Jeder einzelne Streifen wird geſäumt und überwendlich an den anderen genäht. Die 73 cm langen, 12 cm breiten Schürzenbänder zeigen ein mit rotem, ein mit blauem Streifen verziertes Ende, auf dem ſich ebenfalls das Schiffchenmuſter wiederholt. Die Enden werden vorn zum Knoten geſchlungen. **H. v. Sydow.**



Ruſſiſche Schürze.

Wandtafel.

In dem Bureau eines mir bekannten, vielbeſchäftigten Rechtsanwaltes hängt eine in Holzbrand ausgeführte Wandtafel, ein Geſchenk von Damenhand, die ſicherlich auch in manchem anderen Bureau oder Geſchäftslokal am Platze wäre. Die Tafel beſteht aus einer 45 cm langen, 32 cm breiten Ahornplatte, auf welche mit großen, doch zierlichen, altdeutſchen Buchſtaben der Spruch gebrannt iſt:

„Sag', was Du willſt, kurz und beſtimmt,
Laß alle ſchönen Phraſen fehlen.
Wer nutzlos unſre Zeit uns nimmt,
Beſtiehlt uns, und Du ſollſt nicht ſtehlen!“

Die Buchſtaben ſind in kräftiger Führung, mit breiten Strichen, gebrannt und ſämtliche große Anfangsbuchſtaben mit feinlinigen Arabesken verziert. Die ganze Platte iſt ſodann mit Brunolein eingelaſſen und in einen breiten, mit dem Kerbmeſſer geſchnitzten und mit Nußbaumbeize getönten Rahmen aus Lindenholz gefaßt. Eine ſtarke Bilderöſe dient als Anhänger. **Margot.**

Zimmerſchmuck.

Die Blumenſchale, die vom zeitigſten Frühling bis in den ſpäteſten Herbſt unſeren Tiſch ſchmückt, füllen wir im tiefſten Winter mit farbenprächtigen Blättern — aus dem Gemüſekeller! Auf einer Lage feuchten Sandes ordnen wir gefällig weißes und grünes Waldmoos und verteilen in dieſe Unterlage die blutroten Herzblätter der roten Salatrüben (Beete), die gelb und roten der Runkelrüben und die wunderſchönen, zierlichen, zartgelben Sproſſen der Kohlrabiköpfe, die ſich im Spätwinter ſogar zu ganzen Blütenriſpen entwickeln. Kommen dann erſt die Schneeglöckchen, Crocus oder ein paar Blüten der Topfblumen dazu, ſo laſſen ſich ganz entzückende „Blumenſchalen“ zuſammenſtellen, die von weitem den Eindruck wirklicher Bouquets machen. Achtlos werden meiſt die Herzblätter oder oberen Abſchnitte von den genannten Wurzeln, von Rettichen, Sellerie u. dergl. weggeworfen; vielleicht bringen meine Zeilen dieſe wertloſen Abfälle hier und da zu Ehren im Wohnzimmer, ja im Salon; unſere Winterſchale hat ſchon viele Bewunderer gefunden. **A. E.**

Praktiſches fürs Haus.

Rezept, wollene Kinderſachen zu waſchen. Man bereitet über dem Feuer eine Lauge von 16 Liter Regenwaſſer und $^1/_8$ Kilo beſter weicher, gelber Seife, teilt die Lauge in zwei Gefäße und

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

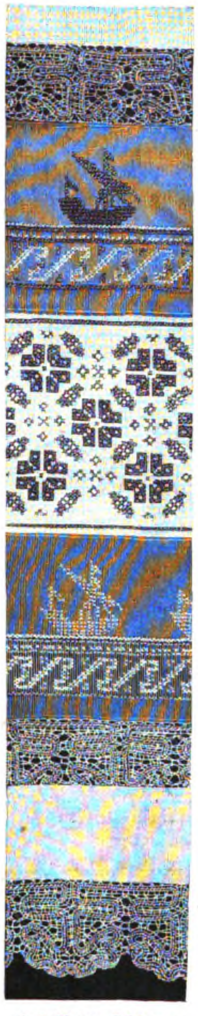
gibt zu dem einen Teil zwei Eßlöffel Salmiakgeiſt, der nicht nur den Schmutz löſt, ſondern auch die Farbe erhält. In dieſe mit Salmiakgeiſt vermiſchte Lauge legt man die zu waſchenden Gegenſtände, die Lauge muß aber ſo heiß ſein, daß ſie an den Händen brennt, dann ſchwenkt man die Sachen mit zwei Holzlöffeln tüchtig darin hin und her, drückt ſie gut aus und wäſcht ſie in der zweiten Hälfte der Lauge ohne Salmiakgeiſt nach, dieſer muß weniger heiß, nur gut warm ſein, damit man die Gegenſtände darin ausdrücken kann, auswringen darf man die Sachen jedoch nicht, da ſie dadurch einlaufen würden; dann hängt man ſie an einem ſchattigen Platz auf, der Sonne und der Ofenwärme ſoll man wollene Sachen nie ausſetzen. Viele Male habe ich dies Verfahren erprobt und ſehr gut befunden; alle wollenen Sachen, geſtrickte und von Flanell, weiße und bunte, kommen unverändert aus der Wäſche zurück. **E. K. in S.**

Betreffs der Serviettenhalter erlaube ich mir etwas vorzuſchlagen, was noch einfacher und praktiſcher iſt, als der Vorſchlag, der ſich in vorletzter Nummer befand, das läſtige ſtete Annähen der Knopflochecke überflüſſig macht und das Lädieren der gefährdeten Ecken durch das Abtrennen derſelben verhindert. Man macht an allen vier Ecken der Serviette und zwar an der Saumſeite (nach Belieben auch nur an den ſich gegenüberliegenden Ecken) eine feine, feſte, dichtgeſchürzte Zwirnöſe, welche ſich hart an den Saum anlegt, ungefähr 1½ cm lang, um den am nachſtehend beſchriebenen Knopfloch befindlichen Knopf durchzuſchieben. Dazu nimmt man gutes, weißes, leinenes Band, 1 cm breit, 12 cm lang, legt die offenen Enden neben einander, näht die inneren Kanten 2 cm überwendlich zuſammen, ſchlägt das zugenähte Stück breit ein, näht einen Saum und darauf einen Zwirn- oder Perlmutterknopf. Das offene obere Ende wird zu einer Spitze gelegt, das eingeſchlagene feſtgenäht. Das ſo entſtandene Knopflochſtück läßt ſich ohne Mühe mit jeder Serviette verbinden, aber auch leicht entfernen. Auf dieſe Weiſe iſt man des läſtigen Annähens überhoben und kann die Annehmlichkeit auch plötzlich zu Beſuch kommenden Herren zu teil werden laſſen. **Eine Mitleſerin.**

Fiſche zu ſchuppen. Ein ſehr einfaches, ja entſchieden das einfachſte Verfahren, Fiſche zu ſchuppen, iſt folgendes: Man lege den Fiſch einen Augenblick in heißes, doch nicht zu heißes Waſſer. Die Schuppen laſſen dann ſehr leicht los, der Fiſch iſt im Augenblick geſchuppt. Beſonders hört man immer die Klage, daß Barſche ſo ſchlecht zu ſchuppen ſeien. Nach dieſem Verfahren iſt das Schuppen aber kaum noch eine Arbeit zu nennen. Meine Köchin kann nach meiner Anleitung 7 Pfd. Barſche in 20 Minuten ganz ſauber ſchuppen. Wenn ſie die eine Seite des Fiſches faſt rein hat, legt ſie den nächſten in heißes Waſſer, erſt auf die eine, dann auf die andere Seite. Hat ſie ihren Fiſch nun fertig, dann iſt der nächſte wieder gut. Natürlich muß man ſehr vorſichtig ſein in betreff der Wärme des Waſſers; iſt es ſo heiß, daß man mit den Schuppen auch etwas Haut mitbekommt, ſo läßt ſich der Fiſch allerdings noch ſchlechter ſchuppen, als ohne warmes Waſſerbad. **A. K. B.**

Silberzeug.

In manchem Hauſe befindet ſich eine große Menge von Patenbechern, die, wenn ſie nicht gebraucht werden, als ziemlich nutzloſe Zierde herumſtehen. Eine ſehr praktiſche Verwendung dafür ſah ich jüngſt: Der Becher war genau in ſeiner alten Form belaſſen, hatte aber einen Henkel und eine Schnauze, „Nippe," angelötet bekommen, und mit leichter Mühe und ſehr wenig Unkoſten war das niedlichſte Sahntöpfchen entſtanden. Da ein einfacher ſilberner Theelöffel mit angegeben worden war, ſo hatte man nur das geringe Arbeitslohn zu zahlen gehabt. **Lonny.**



Detail zur Schürze.

Frauenbüchertiſch.

„Die Frau im Kunſtgewerbe" von Georg Buß. Verlag von Richard Taendler, Berlin W, Friedrich Wilhelmſtr. 12. Preis 60 Pfg. — Dieſe Abhandlung iſt ein ganz vortreffliches Werk. Was der Verfaſſer darin über Kunſtdilettantismus ſagt, über das Tändeln und Spielen der Frauen mit der Kunſt, das Überladen der Häuslichkeit mit ornamentalem Wuſt, dem jeder Ernſt, jeder Zweck, jede wahre Schönheit fehlt, iſt ganz vorzüglich und überaus wahr. Etwas Ordentliches lernen, gründlich die Elemente des Kunſtgewerbes ſtudieren, ſich ſelbſtändiges Wiſſen und Können aneignen, heißt die Hauptforderung des Werkes. Ueber Vorbereitung zur kunſtgewerblichen Fachbildung und über dieſe Fachbildung ſelbſt gibt der Verfaſſer nun gründliche praktiſche Auskunft. Gründliches Zeichnenlernen wird in erſter Linie betont, daneben vor allem eine gute technologiſche und handwerkliche Grundlage. — Was nun die Ausſichten der Frau auf Verdienſt und Lebensſtellung im Gebiet des Kunſtgewerbes betrifft, ſo ſagt der Verfaſſer klar und offen: leicht iſt es der Frau nicht gemacht, ſich hier eine Einnahme und eine anſtändige Exiſtenz zu ſichern. Der Sinn für billigen, wertloſen Tand, Bazarkram u. ſ. w. iſt in Deutſchland leider noch zu ſehr verbreitet, ſolide, ſchöne, teure Erzeugniſſe des Kunſtgewerbes werden bei uns weniger gekauft, als in anderen Ländern. Zeichner und Modelleure haben daher kein leichtes Auskommen, die Zeichnerin wird es ſelbſtverſtändlich noch viel ſchwerer haben. Als Gebiete, auf denen wirklich tüchtige Zeichnerinnen dennoch ihr Brot finden, nennt der Verfaſſer: Spitzen-, Poſamenten-, Seideninduſtrie; Entwürfe für Teppiche, Tapeten, Leinendamaſte, Porzellan- und Fayencewaren, Gobelins, Fächerinduſtrie; dann das Gebiet der Möbel- und Innendekoration, das der Kleinplaſtik, der Metallinduſtrie u. ſ. w. — Auch die Schneiderin ſoll eine Art Künſtlerin ſein. Und die eigentliche Domäne der Frau, die Handarbeit, ſoll vor allem unter dem Zeichen wahrer Kunſt ſtehen. In der Stickerei ſoll man nach breiter dekorativer Wirkung ſtreben, für eine ſolche iſt vor allem die Applikation, die ſogenannte „Aufnäharbeit", geeignet. Im Lehrberuf ſieht es jetzt ein klein wenig beſſer aus, als früher. Dies der ganz kurz ſkizzierte Inhalt des ſo ſehr leſenswerten Buches.

Nochmals „Konſervierung friſchen Fleiſches."

Um friſches Fleiſch, das aber vorher gar gekocht oder gebraten ſein muß, recht lange gut und wohlſchmeckend zu erhalten, leiſten Molken vortreffliche Dienſte. Abgerahmte Milch läßt man auf dem Feuer langſam gerinnen, ſcheidet hierauf den Käſe von den Molken und bringt letztere dann wieder aufs Feuer. Zu einer Menge von etwa 7 Litern gibt man nun eine Handvoll Kochſalz und eine Taſſe voll Eſſig. Man läßt die Maſſe eine Zeitlang kochen und ſchäumt gut, bis ſie ganz klar iſt. Abgekühlt wird ſie über das Fleiſch gegoſſen, das ganz davon bedeckt ſein muß und ſich in derſelben bis zu einem Vierteljahr gut erhält. Dieſe Methode kommt in Landhaushaltungen häufig zur Anwendung, weil ſie ſehr bequem auszuführen iſt und außerdem die Annehmlichkeit bietet, daß das Fleiſch immer zum Gebrauch fertig iſt. — Dann möchte ich hier auch noch die Holzkohle erwähnen, die gleichfalls ein gutes Konſervierungsmittel für friſche Fleiſchwaren iſt. Sie hat die Eigenſchaft, alle Fäulnisſtoffe und riechenden Subſtanzen anzuziehen und feſtzuhalten. In friſchem und zerkleinertem Zuſtande gebraucht, ſchützt ſie auch das Fleiſch lange vor dem Verderben, und ſelbſt ſolches Fleiſch, das ſchon einen kleinen Anflug von Fäulnis erhalten hat, wird wieder gut und wohlſchmeckend, wenn man es in Holzkohle verpackt. Es iſt aber erforderlich, daß letztere ſtets friſch angewendet wird; ſchon einmal gebrauchte Kohle würde bei einer nochmaligen Anwendung nicht mehr genügend wirken. Kann man die friſchen Kohlen eines geheizten Backofens haben, ſo eignen dieſe ſich gut zum Verpacken des Fleiſches. Hat man keine friſchen Kohlen zur Verfügung, ſo kann man ſich die alten wieder brauchbar machen dadurch, daß man ſie wieder ausglüht.

A. J. in J.

Für die Küche.

Thüringer Prophetenkuchen. Nr. 1. 1 Pfund Mehl, 12 Eidotter, ¼ Pfd. Butter, 200 g Zucker. Vor dem Backen wird der Kuchen mit Butter beſtrichen und mit Zucker und Zimmet beſtreut. — Nr. 2. 1 Pfd. Mehl, 300 g Zucker, 150 g Butter, 6 ganze Eier, abgeriebene Citrone und etwas Zimmet in den Teig. — Anweiſung zu beiden Rezepten: Möglichſt früh am Morgen mengt man den Teig und ſetzt ihn einige Stunden in den Keller oder ½ Stunde in den Eisſchrank; er läßt ſich dann beſſer ausrollen. Man bringt dann den Teig auf ein mit Mehl beſtreutes Backbrett, beſtreut ihn mit Mehl, rollt ihn meſſerrückendick aus und ſtürzt ihn auf ein gut mit Speck geſtrichenes Kuchenblech, bäckt ihn bei guter Hitze in 10 Minuten gar. Er muß crèmefarben ausſehen, nicht braun. Da das Mehl verſchieden gedeiht, muß man bisweilen beim Ausrollen noch Mehl in den Teig kneten, da er ſich ſonſt nicht löſt. —

Fr. 60. Der jungen Hausfrau. In unſerem Haushalte ſpielt Apfelwein eine große Rolle. Wenn nach Weihnachten die Äpfel ihr Aroma verlieren, kochen wir ſie mit einem Zuſatz von Apfelwein. Roten Kohl kochen wir ſtatt mit Rotwein mit Apfelwein, was ſchmackhafter und billiger iſt. Auch an Salat thun wir halb Eſſig und halb Apfelwein. Eine gute, ſüße Suppe, auch Kaltſchale, gibt oſtindiſcher Perlſago, in Waſſer und Apfelwein klar gekocht. Ein erfriſchendes Getränk für den Sommer iſt Waſſer mit Apfelwein und Zucker. — Birnen, ſtatt mit Eſſig mit Apfelwein eingemacht, ſind vorzüglich; Zucker nach Geſchmack. Doch müſſen die Gläſer geſchwefelt und mit Blaſe zugebunden werden.

Fragen.

81) Kann eine freundliche Leſerin mir in **Zürich** Penſionate angeben, wo alleinſtehende Damen für einige Zeit gut und billig leben können? Im voraus beſtens dankend **H. K.**

82) Könnte mir vielleicht eine der geehrten Leſerinnen eine engliſche Familie nennen, in welcher eine junge Deutſche Gelegenheit hätte, die engliſche Sprache binnen 6 Monaten firm zu erlernen? **Langj. Abonnentin.**

83) Würde eine Mitleſerin ſo freundlich ſein, mir mitzuteilen, wie man die Käſeſtangen zubereitet, die man zum Nachtiſch gibt? **E. S.**

84) Welcher verehrliche Leſer des Daheim kann mir angeben, welches Heim für einen gebildeten, 40jährigen Herrn zu empfehlen iſt, der durch Schwächung der Augen in der Ausübung ſeiner Thätigkeit als Kaufmann behindert iſt und dem es an Bekanntſchaften gebricht, eine Aushilfsſtelle zu finden. Der Herr verfügt über ein Einkommen von ſechshundert Mark jährlich und möchte, wenn der Penſionspreis höher iſt, gern das Übrige durch Arbeiten im Inſtitut verdienen.

C. R., Aachen.

Auskunft.

Frage 60. **Wohnort.** Der Abonnentin möchte ich das ½ Stunde von Kaiſerslautern entfernte Städtchen Landſtuhl empfehlen. Daſſelbe liegt reizend und ſehr geſund am Fuße der Burgruine Sickingen, umgeben von waldigen Bergen mit ſehr ſchönen nahen und weiteren Spaziergängen. Seine Lage hat Ähnlichkeit mit der von Heidelberg. Das Leben iſt nicht teuer, Rindfleiſch koſtet z. B. 60 Pfg. pr. Pfund, Butter 90, Eier 7 bis 8 Pfg. Am Orte, der zwar nur 5000 Einwohner zählt, befindet ſich ein Amtsgericht, Kgl. Forſtamt, Rentamt und ein Forſtamt des Freiherrn von Stumm-Hallberg. Auch eine Lateinſchule iſt am Platz. Waſſerleitung, geſpeiſt durch direkt aus den Bergen gefaßte Quellen mit geſundem, ſehr reinem Waſſer. Wohnungen koſten (3 Zimmer mit Küche) 180—200 Mark, größere entſprechend teurer. Die Abonnentin könnte ſich ja leicht vorher ſelbſt informieren, ſoviel ich weiß, ſind möblierte Wohnungen zur Zeit der Sommerfriſche zu haben. **Eine Leſerin in Kaiſerslautern.**

*

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 24.)

Schenket Blumen! Und nicht nur im Mai,
Nicht nur aus des Gärtchens Eigentume.
Blumen gibt's ſo vielervielerlei:
Jede Freundlichkeit iſt eine Blume!

Am Tauftag.

(Vor der Taufe.)

Sei gegrüßt zum heil'gen Morgen,
Holdes Kind an meiner Bruſt!
Brachteſt eine Welt voll Sorgen,
Brachteſt eine Welt voll Luſt.

Aber heut' — Du ahnſt es nimmer,
Was Dir nahet wunderbar:
Daß der ew'gen Gnade Schimmer
Dich durchleuchtet am Altar.

Siehe, fröhlich darfſt Du leben
Jetzt, durch Chriſti Huld erkauft;
Selig einſt zum Himmel ſchweben,
Da Du biſt im Herrn getauft.

Ziehe alſo hin mit Frieden,
Kehre wieder, Gott geweiht! —
Reiches Heil ſei Dir beſchieden
Von nun an — in Ewigkeit!

Eliſabeth Kolbe.

Widmungs-Spruch für ein Tagebuch.

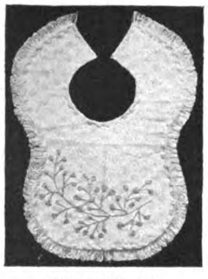
Fr. 74.

Vertraue dieſem Buche an
Was Du an jedem Tag' gethan;
Was Du geredet und gedacht,
Ob Du getreu Dein Werk vollbracht.
Laß auch darin begraben ſein
Der Freude Saat, der Schmerzen Pein.
Mög' Jeſus Chriſtus dann allein
Dir Anfang und auch Ende ſein.

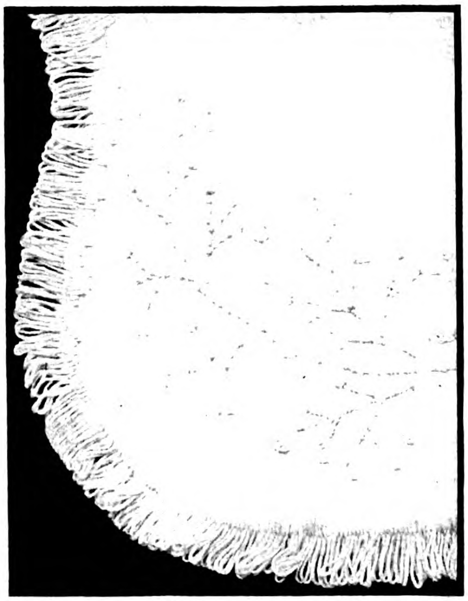
Antonie S.

Kochen lernen.

In den beſſeren Familien hat ſich in den letzteren Jahren die Sitte eingebürgert, die erwachſene oder heranwachſende Tochter einen Kochkurſus in einem durch gute Küche renommierten Hotel durchmachen zu laſſen. Man begründet dies damit, daß das Töchterlein die „feinere Küche“ lernen müſſe. Allerdings hört und ſieht und lernt das junge Mädchen in einer ſolchen Gaſthofsküche manches, was es im Elternhaus nicht ſieht, ob zu ſeinem Vorteil iſt fraglich, ich meine, mehr zu ſeinem Nachteil. Bei dem jungen Mädchen, das beſtimmt iſt, einſt einen bürgerlichen, ja ſelbſt beſſeren Hausſtand zu leiten, wird es vor allem darauf ankommen, einfache Gerichte, eine gute, kräftige Hausmannskoſt herſtellen zu können. Es muß in erſter Linie lernen, ſich einen Überblick über Mittel und Vorräte anzueignen, denn in den meiſten Fällen hat die junge Hausfrau mit geringen Vorräten und knapp bemeſſenen Mitteln zu rechnen, wenigſtens bei Beamtenfamilien. Die ſogenannte „feine Küche“ braucht ein Mädchen am allerwenigſten. Es kommt doch in einem Privathauſe nicht darauf an, daß die Tochter in aller Geſchwindigkeit ein Mahl für einige Dutzend Köpfe richten kann und ob ſie alle Delikateſſen, die ſie im Elternhaus noch nicht dem Namen nach kannte, zuzubereiten lernt. Beides braucht ſie im ſpäteren Leben vielleicht niemals, und was ſolch ein junges Mädchen in der großen Gaſthofsküche lernt, kann es ſelten in der Familie verwerten. Und wie ſieht es aus mit der Sparſamkeit? Im Hotel kommt's dem Koch oder der Köchin doch auf Kleinigkeiten nicht an. Ob ein Ei zerbrochen, eine Doſe Zucker oder Mehl umgeworfen wird, ein Stück Butter ins erlöſchende Herdfeuer wandert oder eine Büchſe Fett verdirbt, das hat nicht viel zu ſagen. Ganz anders im Privathaus, namentlich bei Beamtenfamilien. Hier muß gerechnet und eingeteilt, alles, auch das Kleinſte zu Rate gehalten und jeder Reſt wieder ſorgfältig verwendet auf den Tiſch gebracht werden. Dies aber und noch vieles andere lernt die Zukunftshausfrau nie und nimmer in der Hotelküche. Wenn dann ſpäter das heimgekehrte Töchterlein mit den geringen Vorräten der mütterlichen Speiſekammer ſo ſorglos wirtſchaftet, wie ſie es im Hotel geſehen und gelernt, dann wird es der armen Mutter bald klar werden, daß ſie einen Mißgriff gethan. Leider wird ſie dann, wenigſtens in vielen Fällen, ſich vergeblich bemühen, dem Töchterlein das Erlernte wieder abzugewöhnen, denn es iſt ja viel leichter und angenehmer, mit großen Vorräten zu wirtſchaften, als mit geringen Mitteln zu rechnen. Jede Mutter, die ſelbſt kochen kann, ſollte ihr Töchterlein zu Hauſe behalten und in der eigenen Küche beſchäftigen. Spielend lernt das heranwachſende Mädchen kochen, es ſieht's der Mutter ab, und ſelten wird die Tochter ſich ſo hoch über den Stand der Eltern verheiraten, daß das in der mütterlichen Küche Erlernte nicht ausreichen ſollte. Für Geſellſchaften und Feſtlichkeiten nimmt ſich doch beinahe jede Hausfrau eine Köchin, da ſie unmöglich zu gleicher Zeit kochen, Gäſte empfangen und repräſentieren kann. Ein Kochkurſus in einem Hotel iſt, ganz abgeſehen von den nicht geringen Trinkgeldern an das Küchenperſonal, keine billige Sache. Wenn die Mutter, die ſelbſt kochen kann, dieſes Geld für Einkäufe anlegt und dafür auch einmal außergewöhnliche Delikateſſen anſchafft, an denen die Tochter, unter ihrer Anleitung und Aufſicht, ihre Kochſtudien macht, ſo kommt ſie billiger und beſſer hinweg, und das ganze Haus hat einen Genuß davon. Die Mutter wird es außerdem nicht verdrießen, wenn ihr Kind auch einmal etwas verdirbt oder ein geheimnisvolles Etwas zuſammenbraut, das man nicht definieren kann, ſie wird immer wieder belehren, unterweiſen, helfen und vorthun, denn wenn auch die echte Köchin wie der wahre Dichter geboren werden muß, ſo bleibt doch hier das Sprichwort Wahrwort: Es fällt kein Meiſter vom Himmel. — Leider gibt es aber auch Mütter, die nicht kochen können. Dieſen gebe ich den Rat, ſich eine Köchin ins Haus zu nehmen und das junge Mädchen bei ihr in die Küche gehen zu laſſen. Gerade Mütter, die ſelbſt nicht kochen können, ſind am meiſten darauf aus, daß es ihre Töchter lernen, denn ſie haben einſehen gelernt, wie notwendig und unerläßlich dasſelbe iſt. Das Kochenlernen bei einer Köchin iſt immerhin noch beſſer, als in einem Hotel. Doch muß dies ſchon beim Mieten als Bedingung ausgemacht werden, denn die meiſten Köchinnen bewachen ihren Schatz an Kenntniſſen und Fertigkeiten in der Kochkunſt ſehr ängſtlich und weihen nicht gern jemand in ihre Küchengeheimniſſe ein. **Z. B.**



Kinderlätzchen in Mountmellickſtickerei.



Ausführung der Mountmellickſtickerei.

Oſtereier.

Sehr hübſche, bunt marmorierte Oſtereier, wie ſie in unſerer Familie von alters her Sitte waren, färbt man, völlig unſchädlich, ganz leicht folgendermaßen: Man nimmt dunkelrotes Glanzpapier, wie es beim Buchbinder für wenige Pfennige käuflich iſt, ſchneidet es in Stücke und wickelt da hinein möglichſt feſt ungewaſchene Eier, auf die man ein ungefähr 2 qcm großes Stückchen recht dunkle Zwiebelſchale und etwa ebenſoviel Blauholz gelegt hat. Dann wird das Ei feſt umwickelt, am beſten mit Baumwolle, und 15 Minuten gekocht, danach in kaltem Waſſer ſchnell aufgewickelt und noch heiß, mit Speck oder Mandelöl beſtrichen, um ihm Glanz zu geben. — Roſa marmoriert werden Eier, wenn ſie nur mit dem Papier umwickelt werden, gelb und roſa, wenn man zum Papier noch ein wenig Zwiebelſchale hinzufügt. Hauptbedingung für gutes Gelingen iſt: man nehme ältere Eier, da die ganz friſchen die Farben nicht ſo gut annehmen. Man kann auf die gefärbten Eier mit Tinte nach Belieben Verschen und Namen ſchreiben. Eine geübtere Hand bringt wohl auch ein Häuschen oder dergl. zu ſtande. — Es würde mich freuen, wenn eine oder die andere der lieben Leſerinnen einen Verſuch machen würde, aber ganz beſonders deshalb, weil in unſerer Zeit die liebliche Sitte des Eierfärbens im Schwinden iſt, und ich meine, wir finden unter den Erzeugniſſen des Konditorladens nichts, was in gleicher Weiſe poetiſch und geheimnisvoll auf ein harmloſes Kindergemüt wirken kann, wie die gefärbten, natürlichen Eier. Ich darf wohl noch darauf hinweiſen, daß es ſich empfiehlt, die nun hart gekochten Eier zum größten Teil zu Salaten, Schüſſelgarnierungen u. ſ. w. zu gebrauchen, da ſie für Kinder wenig zuträglich ſind. Wir ſpielten einige Tage mit den bunten Eiern nach Herzensluſt, bekamen aber dann, als Erſatz, zum Butterbrot ſchöne weiße, weich geſottene Oſtereier.

M. D.

Handarbeit.

Das praktiſche Lätzchen bietet eine kleine Probe der berühmten Mountmellickſtickerei dar, durch welche die fleißigen Frauen des kleinen iriſchen Städchens Mountmellick ihre Vaterſtadt bekannt gemacht haben, und welche ſich großer Beliebtheit, insbeſondere bei den Damen Englands, erfreut. Da ſie ganz weiß in weiß gearbeitet wird, ſo eignet ſie ſich trefflich für Kinderſachen und alle möglichen Decken, die ſehr gut zu waſchen ſind. Man arbeitet mit engliſcher Strickbaumwolle in verſchiedener Stärke auf dichten, glänzenden Baumwollſtoff, ſogenanntes engliſches Leder, doch kann ſehr wohl auch Baumwollſatin Verwendung finden. Alle möglichen naturaliſtiſch gezeichneten Blumen und Blätter, leichte Zweige bildend, werden mit den verſchiedenſten Stichen dargeſtellt. Beſonders beliebt ſind Heckenroſen, Brombeerranken, Farnkräuter jeder Art und Ähnliches. Unſer Lätzchen iſt mit einem Farnzweig geſchmückt, deſſen einzelne kleine Blättchen durch je fünf oder ſechs Feſtonnierſtiche, die Stiele durch einen aufgelegten, überſtochenen Faden hergeſtellt werden. Iſt die Stickerei vollendet, ſo verſieht man das Lätzchen mit Schirtingfutter, drückt den Rand glatt und arbeitet das niedliche, unſere Stickerei beſonders charakteriſierende Abſchlußfränschen in denſelben. Zu dieſem Zweck faltet man ein etwa fingerlanges Papierſtreifchen, gut 1 cm breit, zuſammen, und umfaßt dieſes bei jedem Feſtonnierſtich mit dem Arbeitsfaden, wobei zu beachten iſt, daß die Stiche wechſelnd, je fünf kurz und fünf länger, gearbeitet werden, wodurch das Randzäckchen, welches zugleich den Franſenkopf bildet, entſteht. Den kleinen Halsausſchnitt umgibt das gleiche, ohne Franſe gearbeitete Börtchen. **X. in K.**

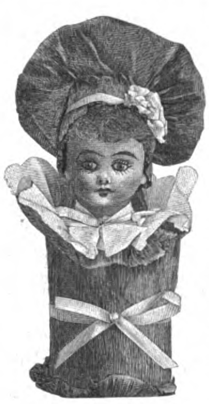
Lampenhütchen.

Ein reizendes Lampenhütchen, welches den Vorzug der Originalität hat und gewiß ſeinen Spenderinnen und Nachahmerinnen viel freundlichen Dank einbringen wird, ſei nachſtehend zur Selbſtanfertigung beſchrieben. Man klebt zuerſt aus Pappe einen 6 cm hohen Cylinder mit Boden, Durchmeſſer $4^1/_2$ cm. Dies ergibt, umgeſtülpt, die Grundform des Lampenhütchens. Auf die Papprunde klebt man mit Dextrin, Leim oder Fiſchleim ein hübſches Puppenköpfchen aus Bisquitmaſſe, ungefähr 5 cm groß. Es ſoll nicht zu breite Schulterteile haben, eventuell kann man auch gut ein an dieſen Punkten lädiertes Köpfchen verwenden. Eine Perücke iſt gleichfalls unnötig, dagegen ſind Stirnlöckchen (aus den Reſten einer Puppenperücke) erwünſcht. Der Cylinder wird mit einem 12 cm hohen Stück gekreppten Seidenpapiers beklebt, ſo daß unten 1 cm als kleiner Volant loſe hängen bleibt, oben eine etwa 3 cm breite Puffe entſteht. Dieſe bildet die Stütze für den 5 cm breiten Halskragen aus roſa Seidenpapier, der am Hals des Puppenkopfes mit Schleife von ganz ſchmalem roſa Bändchen geſchloſſen wird. Sein mit den Fingern hübſch ausgezogener Rand ſteht in Falten ab. Die Kopfbedeckung beſteht in einer Tam o'Shantermütze aus braunem Seidenpapier, welches man zu einer Cylinderröhre von 10 cm Länge fügt. Dieſelbe wird am einen Ende eingereiht oder mit Draht zuſammengedreht und an dieſer Stelle am Hinterkopf des Püppchens feſtgeklebt. Nun nimmt man das andere Ende, ſtülpt es um und klebt es um das Köpfchen; ein ſchmales roſa Bändchen, welches ſeitlich unter einer roſa Roſette von Seidenpapier ſchließt, hält es dort feſt. Nun zieht man mit den Fingern die Mitte des braunen gekreppten Seidenpapiers ſo weit aus einander, daß eine flache Scheibe von $7^1/_2$ cm Durchmeſſer entſteht. Dies iſt der Mützendeckel, der nach Belieben nach vorn, nach hinten, nach der Seite zurecht gedrückt und verändert werden kann. Zum Schluß bindet man noch ein roſa Bändchen mitten um den Pappencylinder und knotet es zur vollen Schleife. Reizende Farbenzuſammenſtellungen ſind: ſchwarz mit gelbem, grün mit ſiegellackrotem Ausputz. Auch einfarbig gehaltene Lampenhütchen, etwa in Helllila, Hellgrün, Gelb, ſehen gut aus.

Ella W.

Hiſtoriſches über weibliche Handarbeit.

Die erſten Nadeln waren Dornen, die erſten Fäden die Stengel des Weinlaubs. In dem Muſeum zu Mexiko zeigt man noch jetzt Stickereien der alten Azteken, die zu ihrer Herſtellung die ſcharfen Dornen der Kaktusblätter verwendeten. Die erſten Juden zierten ihre Altäre mit kunſtvoll geſtickten Tüchern, das alte Babylon war berühmt durch die Schönheit der dort erzeugten, geſtickten Vorhänge. Homer erzählt uns, daß Helena und Andromache liebliche Stickereien verfertigten. Ovid erzählt in ſeiner Geſchichte der Minerva, daß die Göttin bei ihrer Stickerei Licht und Schatten gleich einem Maler ausdrückte. Die Frauen Mexikos führten zur Zeit des Cortez Stickereien in vielfarbigen Federn aus, und die Indier und alten Aſiaten verwendeten zu ihren Stickereien getrocknete Früchte und die Flügel der Bienen. Die Häkelarbeiten ſind ebenfalls älter als das Chriſtentum. Man kann Muſter von dieſen Arbeiten in verblichenem Zuſtand in den Kathedralen Spaniens ſehen. Plinius erzählt uns, daß die Frauen ſeinerzeit Stickereien ausſchnitten und auf eine neue Stoffunterlage hefteten. Die Matronen des alten Rom drückten häufig in ihren geſtickten Kleidern ihren Rang aus und zeigten ihr Alter an. Die Anglo-Normanninnen waren zur Zeit der Plantagenets unermüdliche Stickerinnen. Es iſt ein unvollendetes, geſticktes Kiſſen vorhanden, an welchem die unglücklichen Frauen Heinrichs VIII. nach einander in der Gefangenſchaft vor ihrer Hinrichtung gearbeitet haben. Zur Zeit der Königin Eliſabeth ruhten die Hände der ſonſt ſo fleißigen engliſchen Damen. Die jungfräuliche Königin haßte die Nadel und ihre Erzeugniſſe, war dagegen in Sprachen und Muſik vollſtändig bewandert. Die Damen ſtudierten nun mit der gelehrten Königin Taſſo, Homer und Virgil, um die Arbeiten ihres Geſchlechtes kümmerten ſie ſich nicht. Erſt im 18. Jahrhundert kam das Sticken wieder in die Mode, und ſeit dieſer Zeit ſind die Nadeln wieder zu Ehren gelangt. **J. B.**



Lampenhütchen.

Geſundheitspflege.

Am 6. Februar hielt die Frauenärztin Fräulein Dr. Bluhm in der Aula des Dorotheenſtädtiſchen Gymnaſiums in Berlin einen Vortrag über Bleichſucht und Blutarmut. Die Rednerin führte kurz folgendes aus: Die Bleichſucht, dieſe jetzt ſo weit verbreitete Krankheit, iſt nicht etwa zu verwechſeln mit Blutarmut. Es hat ſich bei vielen Patientinnen herausgeſtellt, daß ſie nicht zu wenig, ſondern zu viel Blut haben. Bleichſucht iſt eine Abnahme der Anzahl der in der Blutflüſſigkeit enthaltenen Blutkörperchen, welche der an und für ſich farbloſen Blutflüſſigkeit durch ihre große Anzahl die rote Färbung verleihen. Die Bleichſucht wird im weſentlichen durch Mangel an Bewegung, durch Schnüren des Körpers und ſchlechtes Atmen hervorgerufen; ſie iſt daher vorzugsweiſe eine Krankheit der in Geſchäften und am Näh- und Schreibtiſch thätigen Damen, und aus dieſem Grunde könne dieſen nicht genug an das Herz gelegt werden: das an und für ſich ſo unſchöne Schnüren des Körpers und dadurch das geſundheitſchädliche Zuſammenquetſchen der oberhalb der Hüften liegenden Körperteile zu laſſen. Zu der erforderlichen Bewegung fehlt freilich den erwerbenden Frauen häufig die Zeit und Gelegenheit; ſie ſollten es daher aber ja nicht unterlaſſen, einen Teil des freien Sonntags in der friſchen Luft zuzubringen, im Sommer einige Stunden ſpazieren zu gehen und im Winter 1—2 Stunden Schlittſchuh zu laufen, um ſo dem Körper die nötige Bewegung zu verſchaffen. Dieſes iſt ſowohl den kranken wie geſunden Damen dringend anzuraten; vor allen Dingen iſt aber das Hauptaugenmerk auf ein gutes Atmen zu richten; hiergegen wird ſehr viel gefehlt, und dazu trägt in nicht geringem Maße die ſchlechte Körperhaltung vieler Damen bei. Eine jede Dame muß darauf bedacht ſein, möglichſt tief zu atmen und dadurch die Lungenthätigkeit zu fördern. Als eine Art Lungengymnaſtik empfiehlt Rednerin ſehr vielen ihrer Patientinnen folgendes: des Morgens ungefähr 5 Minuten früher aufzuſtehen und dann (natürlich bei uneingeſchnürtem Körper) den Armen eine der Schwimmbewegung ähnliche Bewegung zu erteilen. Dieſe Übung muß aber konſequent durchgeführt werden und iſt nicht etwa als eine Art Spielerei zu betrachten.

Die Rednerin ging dann auf eine Beſprechung der vielen für die Heilung von Bleichſucht angeprieſenen Mittel über und konſtatierte da zuerſt, daß es bis jetzt trotz der eifrigſten Forſchungen noch nicht gelungen ſei, ein unbedingt wirkendes Heilmittel zu finden. Die jetzt ſo beliebte Behandlung mit Eiſen in den verſchiedenſten Präparaten hat in vielen Fällen Erfolge gehabt, in ſehr vielen aber auch den Geſundheitszuſtand noch mehr erſchüttert, denn es iſt eine unleugbare Thatſache, daß durch das Einnehmen von Eiſen, in welcher Zuſammenſetzung es auch genommen wird, der Magen Schaden leidet und daß es einer ſorgfältigen Kur bedarf, ihn wieder in Ordnung zu bringen. Es richtet ſich eben der Erfolg der Eiſenbehandlung ganz nach der Individualität. In letzter Zeit iſt man, wie Rednerin ausführte, auf ein ſehr altes Mittel zurückgekommen, nämlich: den Aderlaß, mit dem Fräulein Dr. Bluhm in ihrer Praxis ſehr günſtige Reſultate zu verzeichnen hat. Woher dieſe günſtige Wirkung kommt, kann noch nicht mit Beſtimmtheit feſtgeſtellt werden, doch nimmt man an, daß, nachdem ein geringer Teil des Blutes dem Körper entnommen iſt, das Blut reger zirkuliert. Es iſt nun aber ganz und gar verkehrt, jetzt alle Rettung und Hilfe von dem Aderlaß zu erwarten. Es muß eben dem Arzt überlaſſen bleiben, das Richtige zu treffen; durch ein genaues Studium des kranken Körpers von ſeiten des Arztes wird ihm dies auch ſehr bald möglich ſein. Wenn aber die oben angeführten Punkte, die der Bleichſucht Vorſchub leiſten, von allen Damen beachtet werden, ſo iſt es unzweifelhaft, daß bald eine Abnahme dieſer jetzt leider ſo verbreiteten Krankheit, die nicht ſelten in Schwindſucht ausartet, konſtatiert werden kann. **Martha Kaergel.**

Für die Küche.

Billiges Erbſengericht für den Leutetiſch. Die Erbſen werden in Salzwaſſer gar gekocht, mit ausgebratenen Speckwürfeln überſchüttet und als Zuſpeiſe zu gebackenen friſchen Heringen gereicht.

Engliſches Erbſenpudding (nach Graf Münſter). Man kocht die Erbſen — 1 kg etwa — weich und reibt ſie durch ein Sieb, kocht 10 große Kartoffeln gar, reibt ſie nach dem Erkalten und miſcht ſie nebſt 70 g geſchmolzener Butter, etwas Pfeffer und 2 verquirlten Eiern. Eine ausgeſtrichene Form füllt man mit der Erbſenmaſſe, bedeckt ſie mit einem mit Mehl beſtreutem Tuch und kocht den Pudding $1^1/_2$ Stunden. Er wird geſtürzt, mit geſchmolzener Butter, einfacher mit Speck- und Zwiebelwürfeln, überfüllt und zu warmem Schweinefleiſch gegeben.

Weiße Bohnen auf ſchottiſche Art. Die eingeweichten Bohnen kocht man ab, dann in friſchem Waſſer völlig weich. Man legt ſie auf eine heiße Schüſſel ſchichtweiſe mit Stückchen friſcher Butter, beſtreut ſie mit Pfeffer und gewiegter Peterſilie und gibt ſie ſo zu kaltem gekochten Schinken.

Geſtürzte Erbſen. Man kocht auf bekannte Weiſe nach vorherigem Einweichen die Erbſen in Salzwaſſer dick und weich, ſchlägt ſie durch und rührt ſie mit einem Stückchen Butter, einer Priſe Pfeffer und einer Meſſerſpitze Liebigs Fleiſchextrakt heiß. Das Mus wird zum Auskühlen in eine Schüſſel gethan, mit 2 Löffeln Sahne, 2 Eigelb und etwas Semmel vermiſcht, dann in eine glatte Form gefüllt, 30 Minuten gebacken, geſtürzt mit Rotwurſt ſerviert.

Salat von weißen Bohnen. Man ſchwingt die weichgekochten Bohnen mit etwas Butter durch, läßt ſie abkühlen und miſcht ſie nun mit etwas Eſſig, wenig Öl, Pfeffer und einigen Löffeln ſaurer Sahne. Man belegt ſie mit harten Eiervierteln und umgibt ſie mit einem Rand von geriebenem Meerrettich.

Fragen.

85) Sollte eine der Daheimleſerinnen wohl freundlichſt Rat erteilen können, in welchem Ort einer Gebirgsgegend eine junge Lehrerswitwe, die Exiſtenz für ſich und ihr ſechsjähriges Kind ſucht, ein kleines, feines Café gründen könnte? Um gütige Auskunft bittet dringend **Abonnentin in Norddeutſchland.**

86) Wer kann einer Krankenpflegerin einen Ort angeben, in dem ſie ſich niederlaſſen könnte, um daſelbſt durch Privatpflegen ihren Lebensunterhalt zu verdienen? **E. L.**

Auskunft.

E. E. M. Auf Anfrage möchte ich unſere ſchöne Stadt Würzburg empfehlen. Das Leben iſt hier ſehr angenehm, die Preiſe der Lebensmittel ſind nicht hoch; im Sommer erhält man 24—25 Eier für die Mark, jetzt allerdings nur 12. Das Rindfleiſch, beſte Qualität, 65 Pf., Kalbfleiſch auch je nach der Zeit 50—65 Pf., Schweinefleiſch 65—75 Pf. Die Wohnungen ſind preiswürdig; außerhalb der Stadt gibt es 3—4 Zimmer zu 400—500 Mark; innerhalb ſind ſie teilweiſe teurer, doch auch je nach der Lage oft noch billiger. Am Südende der Stadt iſt der Guttenberger Wald ſehr leicht erreichbar durch Fahren über den Main per Kahn, doch gibt es auch 3 Brücken. Die Steuer für die genannte Jahreseinnahme würde etwa 30 Mark pro Jahr betragen. Eine vorzügliche Einrichtung für einen penſionierten Herrn, der viel Zeit für ſich hat, ſind die Leſeſäle der Geſellſchaft Harmonie. Um die ganze Stadt zieht ſich das Glacis, ganz reizende Anlagen mit zahlreichen Ruheplätzen. Ich bin gern bereit, auf direkte Anfrage jede mögliche Auskunft zu erteilen.
Fr. Reichsarchivratswitwe **Mary Schaeffler,**
Würzburg, Randerſackererſtr. $20^1/_3$.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

34. Auflage.

1895.

Preis:
geheftet 3 M. 50 Pf.
eleg. gebunden 4 M. 50 Pf.

Practiſches Kochbuch.

Von

Henriette Davidis.

Neu bearbeitet und herausgegeben
von
Luiſe Holle.

Auflage 34.

1895.

Über **1900** zuverläſſige
und
ſelbſtgeprüfte Rezepte.

Der Wert eines guten Kochbuches iſt für jede Haushaltung, ſei dieſelbe groß oder klein, einfach oder reich eingerichtet, gleich bedeutend; das Kochbuch iſt heutzutage kein Luxusartikel mehr, ſondern das unentbehrlichſte Küchengerät zur Führung eines nahrhaften und wohlſchmeckenden und — was beſonders wichtig — zugleich ſparſamen Tiſches. Ein gutes Kochbuch erſetzt der angehenden Hausfrau die Erfahrung vieljähriger Übung, der bereits geübten gibt es ſtets neue Anregung und wertvolle Winke, in allen Fällen dient es zur Erleichterung, Vereinfachung und Veredlung der Kochkunſt.

Im **Davidis'ſchen Kochbuche**, das ſchon zum 34. Male in neuer verbeſſerter Auflage erſcheint, finden ſich in vollendeter Weiſe alle Vorzüge vereinigt, die zu einem guten Kochbuche gehören. Dasſelbe hat ſich, wie kein anderes, den Ruf eines **Muſterkochbuches** erworben und ſollte in keiner Küche fehlen.

Henriette
Davidis
Kochbuch

Beſonders zeichnet es ſich aus: 1) durch ſeine **Zuverläſſigkeit,** die es der unermüdlichen Sorgfalt der Herausgeberin in Durchprüfung der Rezepte verdankt; 2) durch die **Genauigkeit** ſeiner Angaben, wonach es ſelbſt der Anfängerin nicht ſchwer wird, ihre Gerichte tadelfrei herzuſtellen; 3) durch ſeine **Reichhaltigkeit,** von den feinſten Gerichten bis zur einfachen Schüſſel des bürgerlichen Tiſches; 4) durch die **Sparſamkeit,** die in allen Gerichten vorwaltet und alles Überflüſſige vermeidet. Für Küche und Keller, Hausweſen ꝛc. enthält das Davidis'ſche Kochbuch zugleich die wertvollſten Ratſchläge, es gibt allgemeine Vorbereitungsregeln, Arrangements zu Geſellſchaften, Küchenzettel, lehrt das zweckmäßige Verwenden der Reſte ꝛc. ꝛc.

Es dürfte demnach nicht leicht ein nützlicheres Geſchenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmäßigere Anſchaffung für das Hausweſen geben, als das Davidis'ſche Kochbuch, das auch äußerlich in Druck, Papier und Einband ſo ausgeſtattet iſt, daß es ſich als elegantes Geſchenkwerk vorzüglich eignet.

Ottilie Ebmeyer,

Die gute Küche. Theoretiſch-praktiſche Anweiſung in der **feinen und einfachen Kochkunſt. Zweite Auflage.** Preis broſchiert 3 M. 50 Pf., eleg. gebunden 4 M. 50 Pf. Mit großem Fleiß und vieler Sorgfalt bearbeitet, wird das Ebmeyer'ſche Kochbuch den Hausfrauen und Köchinnen auch neben der Davidis zur Vergleichung und Abwechslung willkommen ſein.

Henriette Sander,

Neues praktiſches Kochbuch für die gewöhnlichere und feinere Küche. **Vierte,** vermehrte und verbeſſerte **Auflage.** Preis elegant gebunden 4 M. 50 Pf. Durch ſeine Tüchtigkeit und die Zuverläſſigkeit ſeiner Angaben hat ſich dasſelbe im nordweſtlichen Deutſchland, namentlich in Hannover und Braunſchweig, ziemlich ſchnell Eingang verſchafft und ſich daſelbſt allgemeine Beliebtheit zu erringen gewußt.

☛ **Vorrätig in allen Buchhandlungen.** ☚

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Der Hausgarten, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Himmelsſchlüſſel. (Primula officinalis und elatior Jacq.)

Mit reinſtem Himmelsſchlüſſelgolde
Iſt Wieſ' und Anger ſchön geziert.
Jetzt wiſſen wir's: der Lenz, der holde,
Gekommen iſt er und regiert.

J. Trojan.

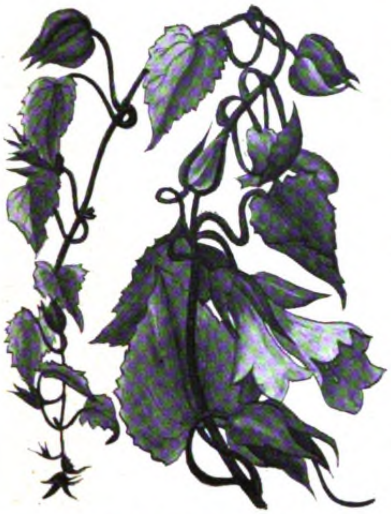
Preisaufgabe.

Es iſt durch Wort und, wenn erforderlich, Zeichnung zu beſchreiben:

Die Einrichtung eines Gemüſekellers für eine Haushaltung von 6 Perſonen.

Die nach dem Urteil der fachmänniſchen Leitung des Hausgartens beſte Löſung erhält einen Preis von 30 Mark, die zweitbeſte von 20 Mark. Bewerbungen werden bis 15. April 1895 unter der Adreſſe: Daheim- (Hausgarten) Redaktion, Berlin W., Steglitzerſtraße 53, entgegengenommen; deutliche Namensunterſchrift und Bezeichnung des Wohnorts erbeten.

Preisverteilung erfolgt im Juni 1895.



Lophospermum scandens.

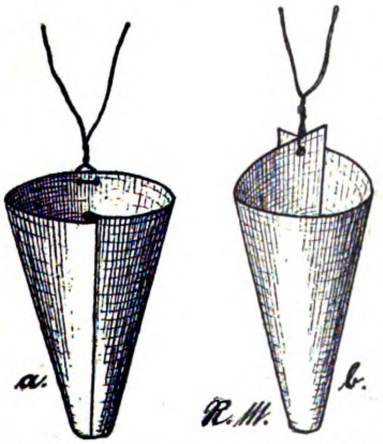
Lophospermum scandens (Kammſame).

Die Pflanze gehört zu den Schlingpflanzen der mexikaniſchen Flora und iſt in Europa zwar ſchon längere Zeit eingeführt, jedoch im allgemeinen noch wenig bekannt. Der aufrechtwachſende, äſtige und gleichzeitig weichhaarige Stengel treibt abwechſelnd Ranken, wodurch er ſich emporwindet. Der Same wird im Frühjahr in Töpfe oder Käſten geſät und zwar in eine Miſchung von Laub-, Heide- oder Moorerde mit etwas Sand und iſt nur dünn zu bedecken. Wenn man die Töpfe in ein lauwarmes Miſtbeet bringt, ſo keimt der Same ſehr bald. Die Töpfe ſind im genannten Falle mäßig feucht und ſchattig zu halten. Die jungen Pflanzen werden einzeln in ein Gemiſch von Moor- und Miſtbeeterde gepflanzt und darauf kurze Zeit unter Glas geſtellt; nach und nach kommen ſie in größere Töpfe. Während des Winters verlangt die Pflanze einen trockenen Standort bei 3—6 Grad Wärme und wenig Waſſer. Sind die Pflanzen ſtark genug, ſo werden ſie im nächſten Frühjahr mit fetter, humusreicher Komposterde, mit Sand vermiſcht, in Töpfe gepflanzt, oder man bringt ſie im Mai ins freie Land in ſonnige Lage. Beſonders geeignet iſt dieſe Schlingpflanze mit ihren roſenroten Blumen zur Bekleidung von Wänden, Geländern, Feſtons, Säulen, Gittern ꝛc. oder auch zur Dekoration von Zimmerfenſtern. Die Vermehrung kann auch durch Stecklinge geſchehen, dieſe blühen dann noch dankbarer.

P. Juraß.

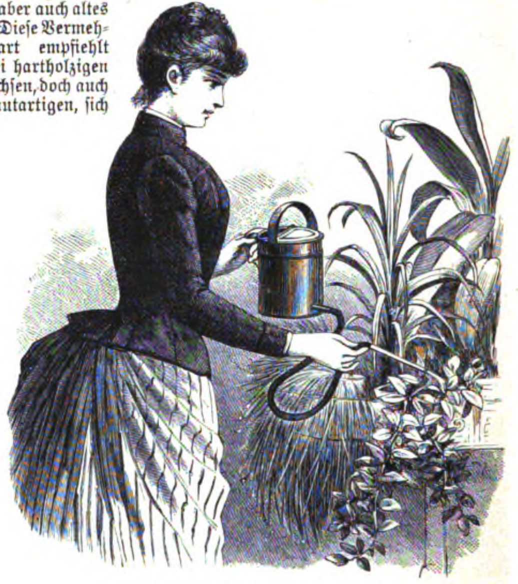
Italieniſche Pflanzenvermehrung.

Bei uns noch wenig bekannt iſt die italieniſche Art der Pflanzenvermehrung durch Margotten. Eine Margotte iſt ein kegelförmig zugeſchnittenes Blechſtück, das durch Zuſammenbiegen der Seiten zu einem offenen Trichter wird; die Seitenkanten werden nach verſchiedenen Seiten umgebogen und in einander gehakt (ſ. Abb. a). Höhe des Trichters 15 cm, obere Öffnung 12 cm Durchmeſſer, untere 2 cm. An der Zweigſtelle, die man zur Vermehrung bewurzelt haben möchte, macht man, wie dies Lange-Pallanza in den „Mitteilungen" (Verlag von Bechtold & Co., Wiesbaden) beſchreibt, einen ſchräg nach oben laufenden Schnitt, indem man dieſen Schnitt unter einem Auge des Zweiges beginnt und den Zweig auf etwa ein Drittel ſeiner Dicke durchſchneidet (wie beim Abſenken der Nelken). Um das Schließen und Vernarben der Wunde zu verhüten, empfiehlt es ſich, ein Stückchen Zink oder Blech oder ein Steinchen dazwiſchen zu zwängen (oder alte Zinketiketten, in kleine Stückchen geſchnitten). Dann umſchließt man mit der Margotte den Zweig an der Schnittſtelle, hakt die beiden Seitenkanten ineinander und befeſtigt das Ganze mit einem Draht, der durch zwei oben angebrachte Löcher geſteckt wird, entweder an einem Stäbchen oder an einem Zweig der Pflanze, um der Margotte Halt zu geben. Darauf füllt man die Margotte mit ſandiger Miſtbeet- oder Komposterde; vorher ſind in die Margotte einige Steinchen oder auch etwas Moos zu bringen, um ein Durchfallen der Erde aus dem kleinen Loche zu verhüten. Auch fülle man es nicht bis zum Rand, ſondern laſſe etwas Raum, um auf die Erde noch etwas Moos verbringen zu können (gegen zu ſchnelles Austrocknen). Jetzt ſind die Margotten hin und wieder zu gießen, je nach Bedarf. Iſt die Margotte nicht gut befeſtigt, ſo neigt ſie ſich abwärts und das Regenwaſſer läuft ab, ohne ihr zu gute zu kommen. Deshalb muß man vor dem Füllen der Margotte auf ein gutes Befeſtigen ſehen und auf eine möglichſt aufrechte Stellung derſelben.



Margotten zur Vermehrung von Roſen, Kamelien, Nelken, Koniferen, überhaupt von ſchwer ſich bewurzelnden oder von hartholzigen Gewächſen.

Hat ſich der Zweig bewurzelt, ſo ſchneidet man ihn unterhalb der Margotte ab und pflanzt ihn wie eine ſelbſtändige Pflanze. Für die Vermehrungsart eignet ſich am beſten junges, ausgereiftes Holz; aber auch altes Holz. Dieſe Vermehrungsart empfiehlt ſich bei hartholzigen Gewächſen, doch auch bei krautartigen, ſich ſonſt ſchwer bewurzelnden Pflanzen, z. B. bei Nelken. Bei letzteren, hauptſächlich Topfpflanzen, nimmt man dazu kleinere Margotten, welche einfach zuſammengebogen und von einem Draht oben zuſammengehalten werden, der dann gleichzeitig auch zum Befeſtigen der Margotte dient (ſ. Abb. b). Die Bewurzelung geht ſchnell vor ſich, je nach der Pflanze, ob ſie ſich ſchneller oder langſamer bewurzelt; ſo z. B. werden Roſen in Italien von Ende Mai bis Anfang Juli vermehrt und im Auguſt oder September mit gutem Wurzelballen abgenommen, oft ſchon bis 45 cm hoch. Dieſe Vermehrungsart kann von jedem Nichtgärtner angewendet werden. Daß ſie auf die Mutterpflanzen nicht nachteilig einwirkt, iſt erwieſen. So zählte man an einer Kamelienpyramide von etwa 3 m Höhe und 2 m Breite gegen 50 Margotten, die den Trieb der Pflanze nicht im geringſten beeinträchtigten; bei dem Wuchs derſelben wurden die Margotten faſt nicht geſehen, ſo daß die Pflanze an ihrer Schönheit keine Einbuße erlitt.



Gießkännchen für den Blumentiſch.

Ein hübſches und praktiſches Gießkännchen

für den Blumentiſch iſt das auf unſerer Abbildung dargeſtellte. Man weiß, wie ſchwierig es iſt, dichtbeſetzte Blumentiſche und Fenſterniſchen, ohne Waſſer neben die Töpfe zu verſchütten, richtig zu begießen. Die Konſtruktion der neuen Kanne ſtellt dieſen Mangel der gewöhnlichen Gießkanne ab; man nimmt das Glasmundſtück am Ende des Gummiſchlauches in die Hand, drückt, ſobald der Topf nach Wunſch begoſſen, mit Zeigefinger und Daumen auf

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

den weichen Schlauch und fährt ſo nach Bedarf fort, bis alles begoſſen iſt, dann legt man einfach das Glasende wieder in die Kanne hinein. So iſt die richtige Menge Waſſer für jeden Topf leicht abzumeſſen. Um 1,50 Mk. bei F. C. Heinemann in Erfurt zu haben.

Einige Zierſträucher.

Unter den Zierſträuchern, die man in den Hausgärten noch ſelten antrifft und die doch eine prachtvolle Zierde desſelben abgeben, möchte ich folgende empfehlen.

Da iſt:

1. Hydrangea paniculata grandiflora, eine Hortenſienart, deren Blüten in großen Endſträußen ſtehen, weiß von Farbe und gegen Ende der Blütezeit ein wenig roſa angehaucht ſind. Dieſer nicht ſehr hohe Strauch, der von ſeinen Blüten oft ganz bedeckt wird, nimmt ſich als Einzelpflanze auf Raſen ſehr gut aus.
2. Prunus Pissardi, Blutpflaume, bildet mit ihren dunkelroten Blättern und ebenſolchen Früchten eine Zierde für jeden Hausgarten.
3. Als Einzelpflanze auf Raſenplätzen iſt ferner ſehr zu empfehlen: Prunus triloba, Mandelaprikoſe, die, ſehr reich blühend, mit ihren roſa gefüllten Blüten jedes Auge erfreuen muß. Prächtig anzuſehen iſt auch: Sambucus racemosa, eine Holunderart, mit ſchönen korallenroten Früchten. Doch gedeiht dieſer Strauch nicht auf jedem Boden. Am meiſten ſagt ihm Gebirgsboden zu, und hier liebt er einen freien, ſonnigen Standort.

A. J. in J.

Fürs Blumenfenſter

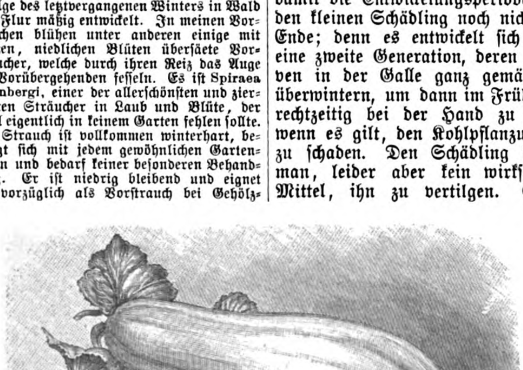
paſſen am meiſten alle Gattungen Pelargonien (Geranien), Fuchſien, Heliotrop, Calceolarien, Nelken, Monatsroſen, Cinerarien, Primeln, Penſée, Reſeda; weiter Dracänen, Palmen, Ficus, die effektvolle Blattpflanze Aſpidiſtra, die vielen ſchönen Begonienarten, Löwenmaul, die gegenwärtig ſehr beliebten Chryſanthemum, Caladien, die Cyclamen, die verſchiedenen intereſſanten und ſchön blühenden Cacteen; als Schling- und Ampelpflanzen aller Arten: Epheu, Saxifraga, ſowie Tradescantia.

Es iſt Anfang April, die Natur hat ſich infolge des letztvergangenen Winters in Wald und Flur mäßig entwickelt. In meinen Vorgärtchen blühen unter anderen einige mit weißen, niedlichen Blüten überſäete Vorſträucher, welche durch ihren Reiz das Auge des Vorübergehenden feſſeln. Es iſt Spiraea Thunbergi, einer der allerſchönſten und zierlichſten Sträucher in Laub und Blüte, der wohl eigentlich in keinem Garten fehlen ſollte. Der Strauch iſt vollkommen winterhart, begnügt ſich mit jedem gewöhnlichen Gartenboden und bedarf keiner beſonderen Behandlung. Er iſt niedrig bleibend und eignet ſich vorzüglich als Vorſtrauch bei Gehölzgruppen; nach der Blütezeit gewähren die feingefiederten Blätter ein angenehmes Grün. Neben Spiraea Thunbergi gibt es noch andere empfehlenswerte Spiraea-Arten, auf die ich ſpäter einmal zurückkommen werde.

Paul Juraß, Rixdorf-Berlin.

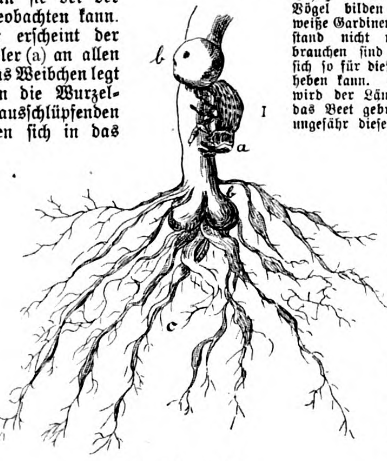
Neue japaniſche Freilandmelone.

Die früh reifende und ſehr gut duftende und ſchmeckende Frucht dieſer neuen Melone wird bis 40 cm lang und bis 2 kg ſchwer und zeigt ganz weiße Schale. Eine Pflanze bringt ungefähr zehn Früchte. Anfang Juni ins Freie gebracht, zeigt ſich der erſte Fruchtanſatz bereits Mitte Juli. Ausbildung und Reife Anfang September. Mit der japaniſchen Klettergurke hat dieſe Melone die gute Eigenſchaft gemein, daß ſie ungezieferfrei bleibt und im Gegenſatz zu den meiſten anderen Melonen gegen ſchlechte Witterung ſehr widerſtandsfähig iſt.



Neue japaniſche Freilandmelone.

Der Kohlgallenrüßler.



Kohlgallenrüßler.

Dieſer kleine Käfer (Ceuthorhynchus sulcicollis) ruft an den Kohlarten ähnliche Afterbildungen hervor, wie man ſie bei der Kohlhernie beobachten kann. Im Frühjahr erſcheint der Kohlgallenrüßler (a) an allen Kohlarten. Das Weibchen legt ſeine Eier an die Wurzelhälſe. Die ausſchlüpfenden Larven bohren ſich in das Zellgewebe ein, und es entſtehen Anſchwellungen (Gallen b). Mitten in dieſen Gallen etabliert ſich die Larve und entwickelt ſich dort weiter. Im Sommer ſodann ſchlüpft ſie aus und verpuppt ſich als kleiner Kokon in der Erde. Vier Wochen ſpäter ſchlüpft der kleine, tiefſchwarze Käfer aus. Leider iſt damit die Entwickelungsperiode für den kleinen Schädling noch nicht zu Ende; denn es entwickelt ſich noch eine zweite Generation, deren Larven in der Galle ganz gemächlich überwintern, um dann im Frühjahr rechtzeitig bei der Hand zu ſein, wenn es gilt, den Kohlpflanzungen zu ſchaden. Den Schädling kennt man, leider aber kein wirkſames Mittel, ihn zu vertilgen. Ganz machtlos ſind wir aber gegenüber dieſem kleinen Pflanzenfeind doch nicht. Wir haben es in der Hand, die zweite Generation faſt vollſtändig zu vernichten. Wie wir gehört, überwintert ſie in den Strünken der Kohlpflanzen. Deshalb wird man beim Ausreißen derſelben — ganz gleich wie bei der Kropfkrankheit — die Strünke auf Gallenbildungen unterſuchen und die damit behafteten dem Feuer überliefern. Auf dieſe Weiſe wird die zweite Generation des Schädlings dem Feuertod überantwortet. Werden aber die Strünke unbeſehen kompoſtiert, was gar häufig geſchieht, ſo wird der kleine Kohlgallenrüßler uns unſere Liebesbemühungen im nächſten Frühjahr mit ſchnödem Undank belohnen, er wird freudig Auferſtehung feiern und unſeren Kohlgewächſen die größte Aufmerkſamkeit ſchenken.

In ſandiger Gegend iſt es ſehr zu empfehlen, die Erbſen, ehe man ſie in die Erde legt, vielleicht zwei Tage lang, in Waſſer, das man lauwarm darauf gießt, einzuweichen. Sie quellen dann ſchon aus, und fangen in der Erde früher an zu keimen — alſo ſich ſchneller zu entwickeln, — wie ſie es ſonſt gethan haben würden. Einen wirkſamen Schutz der Erbſen gegen die Vögel bilden alte, dünne weiße Gardinen, die im Hausſtand nicht mehr zu gebrauchen ſind und die man ſich ſo für dieſen Zweck aufheben kann. Eine Gardine wird der Länge nach über das Beet gebreitet, das ja ungefähr dieſelbe Form wie dieſe hat, und mit Holzſtäben in der Erde befeſtigt. Dieſe Bedeckung ſchützt die Erbſen nicht allein vor den Vögeln, ſondern auch vor den ſchädlichen Wirkungen der Nachtfröſte. Natürlich muß man ſie entfernen, nicht lange, nachdem die Erbſen aufgelaufen ſind, da ſie denſelben dann ein Hindernis ſein würde; denn die Gefahr, von den Vögeln gefreſſen zu werden, beſteht nur in den erſten 4—5 Tagen, nachdem ſie hervorgekommen ſind. Von da an ſind die Erbſen bitter und haben den Geſchmack für die Vögel verloren.

B. G.

Wie man ſich im Frühjahr Stecklinge von Johannisbeeren macht. Das ſollte geſchehen, bevor die Blätter an den Sträuchern hervorkommen. Man ſchneidet die einjährigen grauweißen Triebe unter und ober einem Auge in der Länge von 20—30 cm, nicht mit der Schere, ſondern mit ſcharfem Meſſer und ſchlägt ſie im Freien in Sand ein, wozu noch eine Bedeckung mit Tannenreis treten kann. Auch im Keller laſſen ſie ſich aufbewahren. Ausgangs April ſteckt man ſie an Ort und Stelle in den Boden, nachdem man vorher mit einem Steckholz ein entſprechendes Loch gemacht hat. Bei trockener Witterung feucht halten. Getrockneter Boden iſt natürlich Vorausſetzung.

Alte Korke zu Baumbändern zu verwenden. Wie viel ein gutes Baumband für den jungen Baum bedeutet, iſt bekannt. Leben und Tod des Baumes hängen oft davon ab. Ein gutes Baumband ſoll 1. nicht reißen, 2. nicht drücken. Und gerade ein ſolches kann man ſich ſelber herſtellen aus einem Stück Draht und ausgebrauchten Bierkorken oder -pfropfen. Am Draht werden der Länge nach ſolche Stöpſel aufgereiht, bis es ein Band gibt, das den Stamm ringsherum locker einfaſſen kann. Die freien Enden des Drahtes werden am Pfahl an der Baumſeite gekreuzt und rückwärts zuſammengedreht. Darauf zu achten iſt dabei, daß zwiſchen Stamm und Pfahl ein Kork zu liegen kommt. Da die Korke an den Stamm nicht genau anliegen, ſo dauert es längere Zeit, bis der Stamm innerhalb des Korkbandes eingeengt wird. Der Stamm iſt nicht ganz feſt an den Pfahl angezogen, es iſt ihm eine ſchwache Bewegung ermöglicht, die auf ein raſches Dickenwachstum von günſtigem Einfluß iſt. Der weiche Kork ſchützt außerdem den Stamm vor Stößen und der Draht wird auch den ſtärkſten Stürmen ſtandhalten.

Zum Verpflanzen mit Froſtballen iſt, wie uns aus dem Kreis unſerer Leſer mitgeteilt wird — audiatur et altera pars — darauf hinzuweiſen, daß dieſes Verfahren zu koſtſpielig iſt und deshalb höchſt ſelten angewendet wird. Nur bei Birken, Eichen und Buchen, die ſchwer anwachſen, findet dieſes Verfahren Beachtung. Starke Bäume und Sträucher laſſen ſich kaum mit Froſtballen verpflanzen, da dieſe viel zu ſchwer ſind, um bequem transportiert werden zu können.

Briefkaſten.

Frage. In der Nr. 44 des Hausgartens ſind einige frühe Weinſorten angegeben. Ich erlaube mir freundlichſt zu bitten, im Briefkaſten die Bezugsquelle nachſtehender Sorten, als: der Triumphtraube von Urbansky, früher Leipziger, früher Malinger, bekannt zu geben und wenn möglich auch den Preis und die Zeit, wann dieſelben am beſten zu beziehen ſind, beifügen zu wollen.

Alter Abonnent in Krain.

Antwort an die Redaktion erbeten.

Frage. In einer Feſtungsſtadt bewohne ich eine kleine Villa, in einem ½ Morgen großen Garten gelegen. Nach und nach ſind ringsherum zwei- und dreiſtöckige Hinterhäuſer gebaut worden. Als ich das Haus vor 12 Jahren kaufte, habe ich in dem völlig verwüſteten Garten in erſter Reihe Schatten erſtrebt und habe dies auch erreicht. Die Bäume, überwiegend Kaſtanien, Ahorn, Eſche, Eſſigbaum, Akazie, ſind ſehr ſchön und ſchattig herangewachſen, aber — unten iſt es kahl, das Unterholz fehlt, die angepflanzten Sträucher gedeihen nicht, mit Ausnahme einiger Sambucusarten, wie Samb. nigra, salycifolia, fol. variegata. Kann mir ein Gartenbeſitzer oder Gärtner andere Straucharten empfehlen, die im Schatten fortkommen, vielleicht auch eine Grasart für Raſen an ſchattigen Stellen? Ich werde demſelben ſehr dankbar ſein.

L. T. in P.

Antwort. Iſt der Schatten nicht allzu dicht und iſt für Bewäſſerung geſorgt, ſo können Sie es mit Waldgräſern verſuchen, die allerdings keine dichte Grasnarbe geben werden, aber immerhin verwendbar ſind, alſo z. B.: Poa nemoralis (angustifolia), Carex arenaria, Festuca ovina und rubra, Aira flexuosa ꝛc., bei zu ſtarker Beſchattung jedoch nimmt man die bekannten Erſatzmittel für Gras: Epheu, Immergrün, Haſelwurz, einige Sedumarten ꝛc., Lückenbüßer, die vollſtändig entſprechend ſind. — Im Schatten hoher Bäume kommen außer Holunder (Sambucus), den Sie ja bereits haben, am beſten fort: Rainweide (Ligustrum), Himbeeren, Brombeeren, Diervillea canadensis, Lonicera Hylosteum, Weißtanne, Haſelſträucher, Pfeifenſtrauch, Schneeballe ꝛc.

Frage. Als langjähriger Leſer des Daheim begrüßte ich die Einrichtung des „Hausgarten“ mit großer Freude und glaube keine Fehlbitte zu thun, wenn ich vielleicht im Sinne manches anderen Blumenfreundes um Beantwortung folgender Fragen erſuche:

1) Wie kommt es wohl, daß ich trotz jahrelanger Pflege die drei Knollengewächſe Eucharis amazonica, Haemanthus und Veltheimia viridiflora niemals zur Blüte gebracht habe, obgleich ſie ein üppiges Wachstum zeigen?

2) Gibt es Alstroemeria außer in rotgelber auch in anderen Farben?

3) Iſt die Schlingpflanze Rhododriton volubile für Zimmer- oder Topfkultur geeignet?

H. C.

Antwort aus dem Kreis ſachkundiger Leſer an die Redaktion des Daheim erbeten.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Kinder
gewidmet und ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten

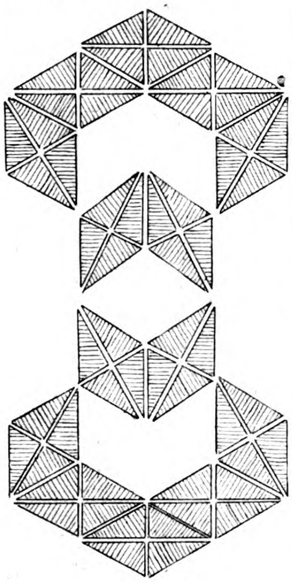
Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Kinder-Daheim, Berlin W.,** Steglitzerſtraße 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

F. Reiss
HOLZBRAND
KINDER-DAHEIM.

Allerlei Kurzweil.

1. Fröbelſche Beſchäftigungen.

In Nr. 14 (3) zeigten wir, wie mannigfache Figuren durch Aneinanderlegen von beſtimmten, rechtwinkligen Dreiecken zu bilden ſind. Wir laſſen hier wieder eine Anzahl ſolcher Figuren folgen, die entweder als Muſtervorlagen dienen oder auch zum Erfinden neuer Figuren anregen mögen.



Preisaufgabe.

Unſere jungen Leſer und Leſerinnen laden wir zu reger Beteiligung beim Löſen der folgenden Preisaufgabe ein.

Zu ſuchen ſind Wörter von neun Buchſtaben und zwar ſolche Wörter, in denen alle neun Buchſtaben von einander verſchieden ſind, z. B. „Roſamunde“ oder „Schulbank“.

ä gilt als ein Buchſtabe und als verſchieden von a und e; ebenſo iſt es mit ö und ü; ch rechnen wir als zwei Buchſtaben, ebenſo ſt, au, ei, eu. Zuläſſig ſind nur Hauptwörter und nur in der Grundform.

Aus den gefundenen Wörtern iſt eine Gruppe zu bilden und zwar ſo, daß die Anfangsbuchſtaben der einzelnen Wörter den Namen einer Blume ergeben. Es können auch mehrere derartige Gruppen eingeſandt werden. Die Anfangsbuchſtaben der einzelnen Wörter in jeder Gruppe müſſen dann eine Blume nennen.

Als Preiſe ſind folgende Bücher ausgeſetzt:

Für Knaben: H. v. Zobeltitz, Chriſtian von Stachow,
S. Wörishöffer, Onnen Viſſer,
Barth u. Niederley, Des deutſchen Knaben Handwerksbuch.
Für Mädchen: Cl. Helm, Geſchwiſter Leonhardt.
Cl. Helm, Tante Regine.
B. Schulze-Smidt, Mellas Studentenjahre.

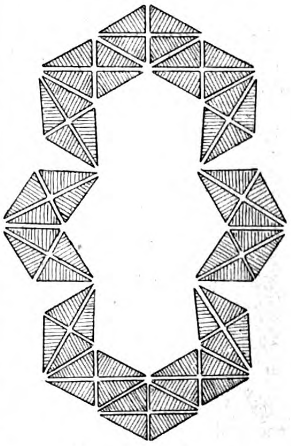
Die Löſungen der Preisaufgabe ſind an die Daheim-Redaktion (Abteilung Kinder-Daheim), Berlin W., Steglitzer Str. 53 zu adreſſieren. Einſendungen, die nach dem 1. April eintreffen, können nicht mehr berückſichtigt werden.

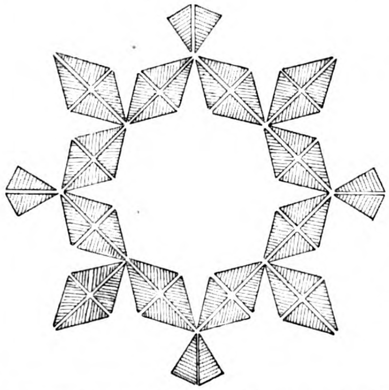
2. Die Störche.

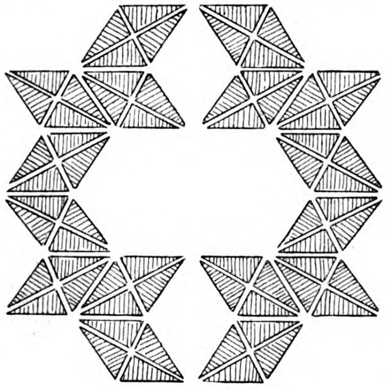
Juchhe, juchhe, der Storch iſt da!
Dort auf der Scheune ſteht er ja
Auf einem Bein und klappert laut,
Derweil er ſich ſein Neſt beſchaut.
„Hm, hm,“ meint er verſtändnisvoll,
„Der Winter trieb's doch gar zu toll.
O weh, mein altes, liebes Haus
Sieht recht arg mitgenommen aus.
Was wird Frau Störchin dazu ſagen?
Sie wird wohl bitter drüber klagen.“
Da kommt die Störchin ſchon herbei
Und ruft betrübt: „Ei, ei, ei, ei!
Wie hat der Sturm, der Böſewicht,
Uns unſer Neſt doch zugericht't.“—
Jedoch Herr Storch ſie tröſtet fein:
„Nun laß es, Frauchen, gut nur ſein.
Wir flicken unſer liebes Haus
Mit ein'ger Mühe wieder aus.
Ruh' Du Dich nur hier aus einſtweilen,
Ich will nach ein paar Fröſchen eilen.“
Indes ertönte weit und breit
Die große, große Neuigkeit:
„Der Storch iſt da!“ Und alt und jung
Vernahm ſie mit Begeiſterung.
Und alles ſchaut zur Scheune hin
Und ruft mit hocherfreutem Sinn:
„Willkommen, liebes Storchenpaar,
Willkommen auch in dieſem Jahr!
Es ſei in unſerm Dorf beſchieden
Euch lauter Glück und Ruh' und Frieden!“

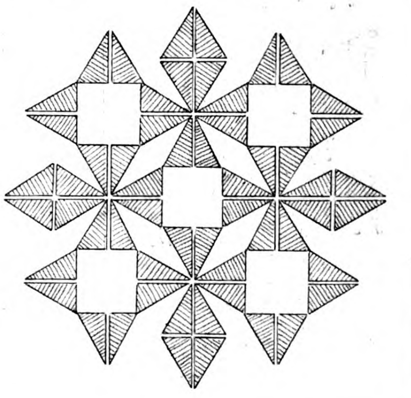
3. Geographiſche Rätſel.

1. Kennt Ihr die Stadt in Rußlands Norden,
Die, wenn ſie kopflos iſt geworden
Und auch den Fuß ſich nehmen ließ,
Zu finden war im Paradies?









2. Sagt, welches von den Säugetieren
Muß ſchleunigſt Kopf und Fuß verlieren,
Soll gleich ein Kurort draus entſtehn,
Der einen Kaiſer oft geſehn.

3. Nehmt einem Land im Deutſchen Reich
Ihr beides, Kopf und Fuß zugleich,
Bleibt nur ein Schornſtein von ihm ſtehn,
Bei welchem Land kann das geſchehn?

4. Welch' Nebenfluß der Elbe wird,
Sobald er Kopf und Fuß verliert,
Zu einem wohlbekannten Fiſch,
Beliebt gewiß auf Eurem Tiſch?

5. Von welchem Staat, Euch wohlbekannt
Im lieben, deutſchen Vaterland,
Bleibt nur zurück ein Abſchiedswort,
Sobald Ihr Kopf und Fuß nehmt fort?

6. Als ſchöne Stadt könnt Ihr ſie ſchauen,
Mit Kopf und Fuß in Welſchlands Gauen;
Sie iſt — laßt beides Ihr verſchwinden —
Als Kanton in der Schweiz zu finden.

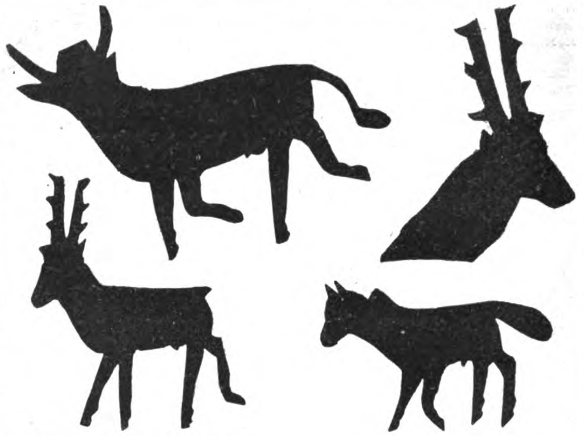
7. Gewiß iſt Euch nicht unbekannt,
Das Städtchen im Hannoverland,
Das, ohne Kopf und ohne Fuß,
Sofort zu Erde werden muß.

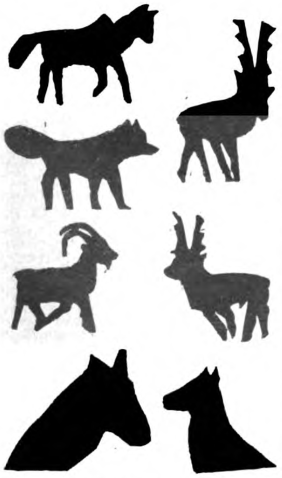
8. Doch allen wohlbekannt wird ſein,
Die ſchöne Stadt am ſchönen Rhein,
Die zur Beleuchtung euch muß brennen,
Wollt Ihr von Kopf und Fuß ſie trennen.

Jetzt, Kinder, heißt es tapfer raten;
Doch wer von Euch Europas Staaten
Und ſeine Städte gründlich kennt,
Sehr leicht die Löſungen mir nennt.

4. Figuren aus ſchwarzem Glanzpapier auszuſchneiden.

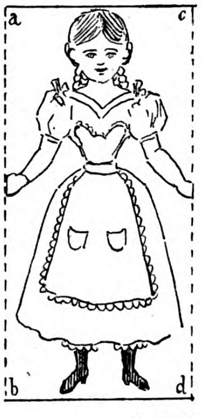
Aus unſerem Leſerkreiſe erhielten wir eine Anzahl Figuren (Tierköpfe und ganze Tiere), die ein ſiebenjähriger Knabe (Walter L. in U.), ohne Vorlagen zu benutzen, aus Glanzpapier mit einer Schere ausgeſchnitten hatte. Wir laſſen von dieſen Figuren, die ein viel verſprechendes Talent bekunden, hier die Abbildungen folgen. Mögen unſere jungen Leſer und Leſerinnen verſuchen, nach dieſen Muſtern ähnliche Figuren aus ſchwarzem Glanzpapier auszuſchneiden.





5. Eine Tanzgeſellſchaft aus Papier.

„Ach bitte, liebes Großmütterchen, ſchneide uns doch wieder eine recht große Tanzgeſellſchaft aus!“ So baten wir als kleine Kinder oft unſere Großmama. Sie holte dann Schere und Papier herbei und kniffte letzteres in der Breite des unten ſtehenden Püppchens acht, zehn oder auch zwölfmal um, je nachdem wir die Zahl tanzender Puppen wünſchten. Auf die zu oberſt liegende Seite des nun vielfach übereinander liegenden Papiers zeichnete ſie ein tanzendes Püppchen, ähnlich wie es unſere Abbildung angibt, und zwar berührten die Hände des Püppchens die Umknifflinie des Papiers. Von a bis b, c bis d läuft die Umknifflinie. Die Figürchen müſſen eine ununterbrochene Reihe bilden, deshalb darf an den Handgrenzen nicht durchgeſchnitten werden. Großmama achtete auch darauf, daß die beiden Füße auf ein und dieſelbe Linie zu ſtehen kamen, denn eine papierene Tanzgeſellſchaft bringt es doch nicht ſo leicht fertig, auf einem Bein zu ſtehen, wie der Storch oder der Hahn. Nun wurde das Püppchen herausgeſchnitten, und — o Jubel! — wir hatten eine ganze Reihe von kleinen Tänzerinnen, die ſich die Hand reichten. Um unſer Vergnügen noch zu erhöhen, bekamen ſie auch gezeichnete Geſichtchen, Kleider und Schuhe. Die erſte Puppe mußte der letzten die Hand reichen. Die Verbindung wurde durch ein Stückchen Markenklebepapier hergeſtellt. Unſer Kreis erwartete nun die Tanzmuſik, Großmama ließ eine luſtige Polka ertönen, und die Püppchen konnten tanzen nach Herzensluſt.



6. Ergänzungsrätſel.

D.e e.ſt.n V.i.ch.n.

S.h.u m..n l.e..s Mü.t.rl..n
W.s i.h f.r D.ch h.b.
S.ch.. w..d ſ.e D.c. e.f..un
J.t a.ch k.e.n d.. G.be

S..h d.. e..t.n V..l...n ſ.n.s
D.e d.r F.ü.l..g w.ck.e
U.d i.. b.n g..z ſ.o.z d.r..f
D.ß i.. ſ.. e.td.ck.e

V..d w.r. m.n i. F..r u.d H.in
V...ch.. v..l e.b.i..en
D..n w..d'. k.i.e K.n.t m..r ſ...
E.n.n S.r..ß z. p.lü...n.

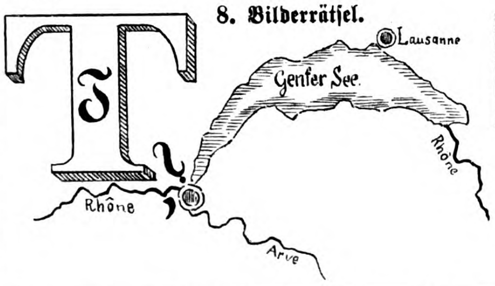
Die Punkte ſind durch je einen Buchſtaben zu erſetzen.

7. Füllrätſel.

	W	A	A	
W				a
A				n
A				f
	a	n	f	

Die neun leeren Felder der Figur ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und drei Vornamen von je fünf Buchſtaben ergeben.

8. Bilderrätſel.



Auflöſungen

der Aufgaben und Rätſel des Kinder-Daheim in Nr. 19.

1.

I.	3	nach	4	VIII.	5	nach	3
II.	5	„	3	IX.	7	„	5
III.	6	„	5	X.	6	„	7
IV.	4	„	6	XI.	4	„	6
V.	2	„	4	XII.	2	„	4
VI.	1	„	2	XIII.	3	„	2
VII.	3	„	1	XIV.	5	„	3

XV. 4 nach 5.

3. Bilderrätſel.

„Winterlandſchaft.“

4. Magiſches Zahlenquadrat.

5	4	11	14
16	9	2	7
10	15	8	1
3	6	13	12

5. Buchſtabenſpiel.

1. Keil, Kiel.
2. Leid, Lied.
3. Elſe, Eſel.
4. Thorn, Thron.
5. Weiſe, Wieſe.
6. Wagen, Wange.
7. Rache, Recha.
8. Reiſe, Rieſe.
9. Baſel, Blaſe.
10. Baden, Bande.
11. Schrot, Storch.
12. Preis, Priſe.
13. Karte, Kater, Kreta.

8. Rätſel.

Kiel — Kieſel.

9. Schieberätſel.

„Februar — Sonntag.“

Walfiſch
Theeroſe
Abend
Kranz
Kutter
Scharade
Regen

10. Dechiffriraufgabe.

Ihr, Kinder, ſitzt im warmen Haus,
Schaut durch die Scheiben froh heraus.

Wir Vöglein leiden bitt're Not,
Kein Körnlein gibt's, kein Krümchen Brot.

Rings deckt die Felder dichter Schnee,
Nun thun uns Kält' und Hunger weh.

Ihr wißt in treuer Mutter Hut
Noch nicht, wie bös der Mangel thut.

O denkt an uns mit warmem Sinn
Und ſtreut uns ein paar Krümlein hin.

11. Rätſelreime.

Schiff — Wein — Schloß — Luft — blau — Sieg — Pfad — Linde — Gemach — Ulan.

Briefkaſten.

Richtige Löſungen ſandten uns: Fritz M., Gadderbaum. Katharina Sch., Zittau. Alexander F., Altona. Geſchwiſter G., Berlin. Helmut R., Frankfurt. Frieda und Dora L., Charlottenburg. Puppenlieschen, Glogau. Guſtav Th., Eiſenach. Nähkränzchen, Stettin. Carl Sch., Wiskitno. Walter R., Gladbach.

Max F. in **Bonn.** Das betreffende Rätſel lautet etwas anders und zwar ſo:

Er heißt Alexander und Conſtantin ich,
Und keiner von uns heißt Roderich.
Wer kann es nun finden
Und einfach begründen,
Daß er oder ich
Doch heißt: Roderich.

Albert W. in **Halle.** Ein Apoſtroph zeigt an, daß ein Buchſtabe ausgefallen iſt. Bei einem Bilderrätſel bezeichnet ein Apoſtroph hinter einem Bildchen (rechts oben), daß man den Endbuchſtaben des betreffenden Wortes fortlaſſen ſoll. Vor einem Bildchen (links oben) deutet der Apoſtroph das Fortfallen des Anfangsbuchſtaben an. Steht z. B. hinter einem „Stern“ ein Apoſtroph, ſo ſoll man nicht denken „Stern“, ſondern „Ster“. Steht ein Apoſtroph vor einem „Stern“, ſo denke man „tern“ ſtatt Stern. — Solche Ungenauigkeiten wie z. B. „Balkan“, dargeſtellt durch einen Ball und einen Kahn, finden ſich bei Bilderrätſeln ſehr oft, man darf es dabei überhaupt mit der Orthographie nicht ſo genau nehmen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte **Manuſkripte ſteht die Redaktion** nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — **Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

1895. Beilage zu Heft 9 (№. 25. 26).

XXXI. Jahrgang.

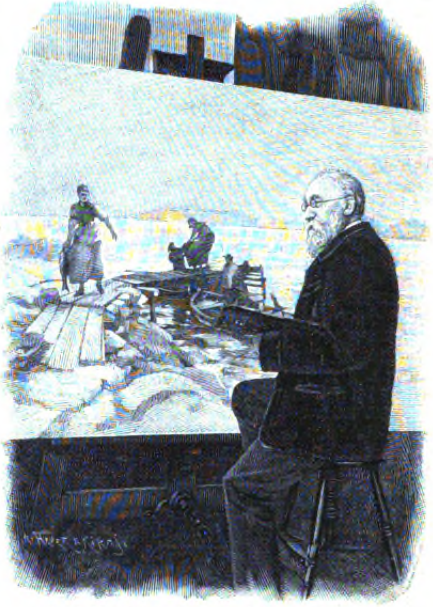
April 1895.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Fürſt Bismarck. — Der Tännforß im Winter. — Profeſſor Hans Gude. — Admiral Ting und Vizeadmiral Ito. — Der Brand des Rathauſes zu Salzwedel. — Geheimer Rat Dr. Stübel, Oberbürgermeiſter von Dresden †. — Ein Kunſtwerk aus Vorderindien. — Iſola Bella, nach einer Liebhaberphotographie.

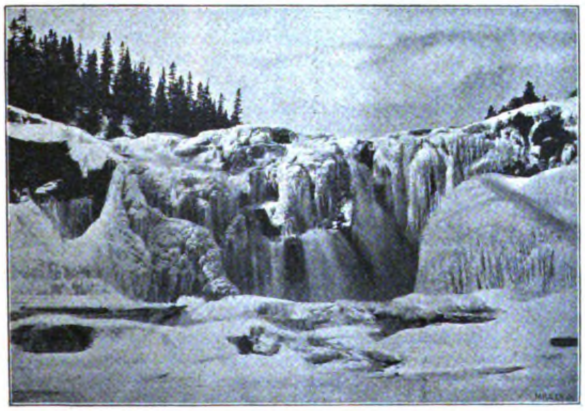
Fürſt Bismarck.
Neueſte Aufnahme von Ed. Pegenau in Stolp.
(Verlag von Encke & Comp., Berlin W, Mauerſtr. 80.)

Unter den Freunden des Daheim iſt ſicher nicht ein einziger, deſſen Gedanken nicht am 1. April in Friedrichsruh weilen, und der an dieſem Tage, dem achtzigſten Geburtstage des Fürſten Bismarck, nicht mit heißen Segenswünſchen des greiſen Geburtstagskindes gedenkt. Den Freunden des Daheim wird es auch an dieſem Tage der Bismarckbilder nicht zu viel werden. Neben den monumentalen Porträts, die der Meißel des Bildhauers und der Pinſel des Malers geſchaffen und die wir in der Hauptnummer des Daheim den Leſern bringen, wird ihnen ſicher auch ein Augenblicksbild aus jüngſter Zeit willkommen ſein, das der Apparat des Photographen feſtgehalten hat. Eines jener Bilder, zu denen der Fürſt Bismarck nicht geſeſſen hat, in dem nichts von jener Gezwungenheit und Starrheit des Ausdrucks und der Haltung iſt, die unwillkürlich faſt jeder annimmt, der den photographiſchen Apparat auf ſich gerichtet weiß. Wir möchten vermuten, daß dieſes jüngſte Porträt des Fürſten Bismarck in Varzin bei Gelegenheit eines jener Empfänge aufgenommen wurde, bei denen der Fürſt ſich ganz ungezwungen unter ſeinen aus den Provinzen Poſen und Preußen herbeigeſtrömten Verehrern bewegte. Möge es dem Fürſten vergönnt ſein, die vielen aus Anlaß ſeines Geburtstages vorbereiteten Huldigungen in gleicher Friſche zu überſtehen, wie die letzte Varziner Zeit, die nicht nur dem Fürſten große körperliche Strapazen auferlegte, ſondern in der auch der härteſte Verluſt ſein Gemüt erſchütterte.



Profeſſor Hans Gude in ſeinem Atelier.
Nach einer Photographie von Willy Hamacher in Berlin.

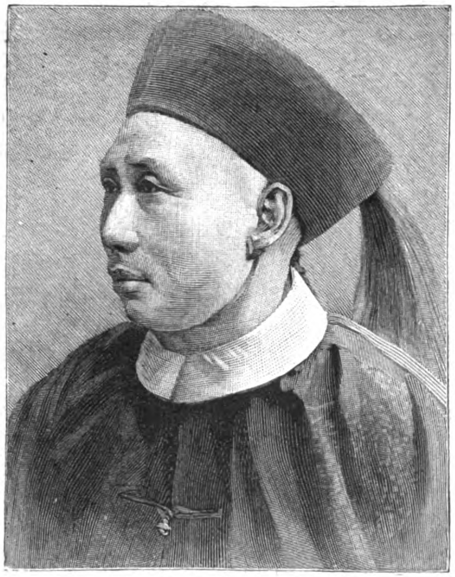
Ein gefrorener Waſſerfall, das erſcheint wie ein unmöglicher Widerſpruch. Aber der grimmigen Winterkälte, die alles Leben tötet, gelingt es auch, das ſtürzende Waſſer in Todesruhe zu erſtarren. Der Tännforß iſt einer der ſchönſten Waſſerfälle Schwedens, in der Provinz Jämtland gelegen. Reiſende, die das nördliche Schweden im Sommer beſuchen, verſäumen ſelten die Fahrt nach dem Tännforß. Der Tännforß beginnt mit einem kleinem Falle von drei bis vier Meter Höhe, dann aber ſtürzt ſich die Waſſermaſſe über einen Klippenrand dreißig Meter tief, zwiſchen ſchwarzen und lotrecht abfallenden Felſen, in den Noreſee hinab und übertönt mit ſeinem Donner jeden anderen Laut. Ein rieſiger Felsblock liegt mitten im Fall und erhöht die maleriſche Wirkung. Dunkle Tannenwälder umgeben rings den Noreſee und den oberhalb des Falles gelegenen Tännſee, und ſteht man an dem dem Fall gegenüberliegenden Ufer des letzteren und ſchaut nach dem Tännforß hinüber, ſo hat man einen eigentümlichen Anblick, — man glaubt eine Wolke über dem Waſſer ſtehen zu ſehen und hinter dem See durch einen ſchmalen Thaleinſchnitt auf das unbegrenzte Meer zu blicken. Die optiſche Täuſchung erklärt ſich leicht, — durch den Thaleinſchnitt ſtürzt das Waſſers des Tännſees abwärts, die darüber ſchwebende Wolke iſt der vom Tännforß aufgewirbelte Waſſerſtaub, und was als Meer erſcheint, iſt der freie Horizont. Unſer Bild zeigt den Tännforß im Winterkleide, die ſtürzenden Waſſermaſſen zu Eis erſtarrt. Und das Wunderbare erſcheint gar nicht ſo wunderbar, wenn man weiß, daß die Winterkälte in den meiſten Jahren ſelbſt über den gewaltigen Niagara eine Brücke ſchlägt.



Der Tännforß im Winter.

Profeſſor Hans Gude, der Berliner Maler, der am 13. März unter großer Teilnahme ſeiner vielen Verehrer in ſeinem alten und ſeinem neuen Vaterlande ſeinen ſiebenzigſten Geburtstag feierte, iſt den

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

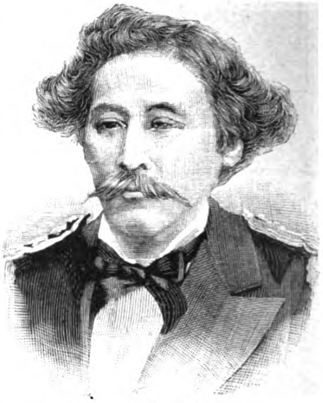


Admiral Ting, Kommandeur der chineſiſchen Flotte.
Nach einer Photographie von H. S. Mendelsſohn.

Leſern des Daheim durch manches ſchöne Bild bekannt und lieb geworden, das wir im Lauf der Jahre von ihm reproduzierten. Hans Gude iſt Norweger, in Chriſtiania geboren. Sechszehnjährig ging er nach Düſſeldorf, wo Andreas Achenbach ſein erſter Lehrer wurde. 1842 nahm ihn Fr. Schirmer unter ſeine Schüler auf, und 1844 ging Gude in ſeine norwegiſche Heimat zurück, um das, was er in Düſſeldorf gelernt hatte, an deren landſchaftlichen Schönheiten zu erproben. Seine erſten Bilder mit norwegiſchen Landſchaftsmotiven brachten ihm auf den Ausſtellungen von Berlin und Düſſeldorf lebhafte Anerkennung. Hans Gude lebte nun abwechſelnd in Düſſeldorf, Bonn und Chriſtiania, bis er, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, eine Landsmännin als Gattin heimführte und einen eigenen Hausſtand in Düſſeldorf begründete. Hier malte er 1851 in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde und Landsmann Tidemand das Bild „Sommerabend auf einem norwegiſchen Binnenſee“, das ſich in der Berliner Nationalgalerie befindet und ſeinen Namen mit einem Schlage berühmt machte. 1854 wurde Gude als Nachfolger Fr. Schirmers zum Profeſſor und Leiter der Landſchaftsklaſſe an der Düſſeldorfer Akademie ernannt. Er gab dieſe Stelle 1862 auf, um nach England zu überſiedeln, kehrte aber ſchon 1864 wieder nach Deutſchland zurück, um, wieder als Nachfolger Schirmers, eine Profeſſur an der Karlsruher Kunſtſchule anzunehmen. Einen Ruf nach Berlin lehnte Gude im Jahre 1875 ab, nahm ihn indeſſen an, als er im Jahr 1880 dringend wiederholt wurde. Der Reichshauptſtadt iſt Hans Gude ſeit dieſer Zeit treu geblieben; nur der Sommer hat ihn immer wieder zu größeren Studienreiſen in die Ferne hinausgelockt. Gudes Landſchaften und Marinen, deren Motive zum großen Teil aus Norwegen ſtammen, zeichnen ſich durch Natürlichkeit und poetiſche Stimmung, ſowie kräftige Farbe und vorzüglich gemalte Staffage aus. Faſt alle großen öffentlichen und Privatgalerien ſind im Beſitz von Bildern Hans Gudes.

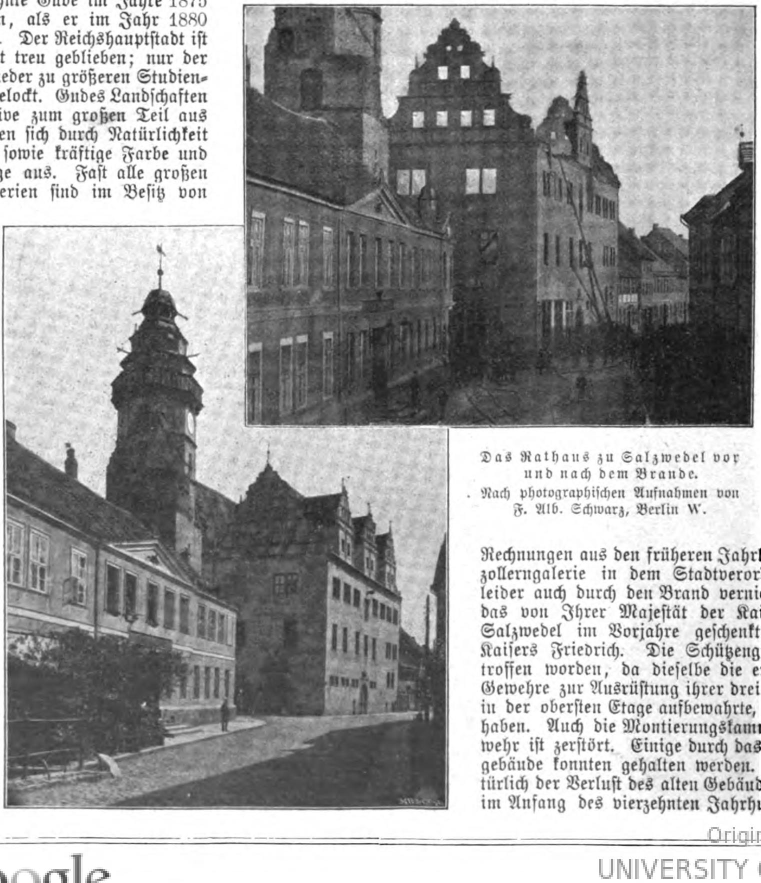
Unter den Gratulanten zu ſeinem Geburtstage war auch der König von Schweden mit einem beſonders herzlich und freundſchaftlich gefaßten Telegramm.

Admiral Ting und Vizeadmiral Ito ſind die beiden Befehlshaber der chineſiſchen und der japaniſchen Flotten, die ſich im Entſcheidungskampf von Wei-hai-wei mit einander maßen. Vizeadmiral Ito iſt erſt dreißig Jahre alt und hat ſeine ſeemänniſchen Studien in Amerika gemacht, — daß er vor Wei-hai-wei Sieger bleiben würde, konnte nicht mehr zweifelhaft ſein, nachdem ſich die Japaner während des ganzen Krieges den Chineſen in ihrer Ausrüſtung und militäriſchen Ausbildung, in ihrer Disziplin vor allem und auch an perſönlicher Tapferkeit ſo außerordentlich überlegen gezeigt hatten. Aber man muß der chineſiſchen Flotte zugeſtehen, daß ſie ſich bei Wei-hai-wei bis zum letzten Augenblick tapfer geſchlagen hat. Freilich blieb ihr auch nichts anderes übrig, da ihr der Weg zur Flucht verlegt und ſie von der Land- und von der Waſſerſeite gleich hart bedrängt wurde. Auch der antike Heroismus des Admirals Ting, der ſich, nachdem die Übergabe ſeiner Flotte unvermeidlich geworden war, das Leben nahm und nur ſeine Leiche in die Hände der Japaner fallen ließ, büßt etwas von ſeinem Nimbus ein, wenn man die Verhältniſſe unbefangen betrachtet. Wie die Erfahrungen dieſes Krieges gelehrt haben, macht man in China mit geſchlagenen Heerführern kurzen Prozeß, und das Schickſal des Admirals Ting würde höchſt wahrſcheinlich ein Verbrechertod unter den grauſamſten Qualen geweſen ſein, wenn er ſich jemals wieder lebend im Machtbereich der chineſiſchen Regierung hätte ſehen laſſen.

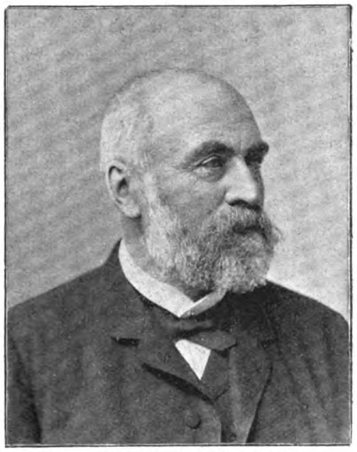


Vizeadmiral Ito.
Nach einer Photographie von H. S. Mendelsſohn.

Durch eine verheerende Feuersbrunſt wurde in der Nacht zum 7. März das ſtattliche Rathaus der Stadt Salzwedel vollſtändig zerſtört. Das im Jahre 1618 fertig geſtellte Gebäude bildete mit ſeinem maſſigen Bau ein intereſſantes Erinnerungszeichen aus der Vorzeit, das während des 30jährigen Krieges den Kaiſerlichen Heerführern Herzog von Lauenburg und Fürſt von Gonzaga als Quartier diente, von wo aus ſie zur Beluſtigung Schießübungen auf das kurfürſtlich-brandenburgiſche Wappen und die zwei in Stein gehauenen Männer am gegenüberliegenden Turme (1585 erbaut) anſtellten. Drei Stockwerke hoch, mit hohen Giebelwänden und mehretagigen Erkern verſehen, fiel das umfangreiche Bauwerk in wenigen Stunden dem gierigen Element zum Opfer. Der Herd des Feuers muß in dem öſtlichen Dachgeſchoß geweſen ſein und die Entſtehungsurſache wird auf einen ſchadhaften Schornſtein zurückgeführt. Das Feuer hat ohne Zweifel ſchon lange Zeit gebrannt, bevor es bemerkt wurde, denn als gegen $^1/_2$3 Uhr die erſten Feuerrufe ertönten, ſtand der öſtliche und ſüdliche Teil des Dachſtuhles vollſtändig in Flammen, die mit erſchreckender Schnelligkeit um ſich griffen und in dem trockenen, überaus ſtarken Gebälk nur allzureiche Nahrung fanden. Zwei einſtürzende Giebelwände durchſchlugen die Fußböden der verſchiedenen Etagen und verbreiteten das Feuer durch das ganze Gebäude. Nur mit äußerſter Anſtrengung gelang es den zahlreichen Hilfsmannſchaften, das wertvollſte Aktenmaterial der Regiſtratur, der Polizei und des Standesamtes zu retten, während die ſtarken Wölbungen der Kämmereikaſſe und der Sparkaſſe ſämtliche Gelder, Bücher und Beläge derſelben vor der Vernichtung bewahrten. — Trotzdem iſt der entſtandene Schaden ein ſehr bedeutender und zum Teil unerſetzlich; ſo ſind die alten Aktenſtücke verſchiedener Gilden verbrannt, ebenſo die alten, äußerſt intereſſanten Rechnungen aus den früheren Jahrhunderten uſw. Die Hohenzollerngalerie in dem Stadtverordneten-Sitzungszimmer iſt leider auch durch den Brand vernichtet worden, darunter auch das von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Friedrich der Stadt Salzwedel im Vorjahre geſchenkte Porträt des hochſeligen Kaiſers Friedrich. Die Schützengilde iſt ebenfalls hart betroffen worden, da dieſelbe die erſt neu beſchafften Werder-Gewehre zur Ausrüſtung ihrer drei uniformierten Kompanieen in der oberſten Etage aufbewahrte, leider ohne ſie verſichert zu haben. Auch die Montierungskammer der freiwilligen Feuerwehr iſt zerſtört. Einige durch das Feuer gefährdete Nachbargebäude konnten gehalten werden. Am bedauerlichſten iſt natürlich der Verluſt des alten Gebäudes ſelbſt, deſſen Bau bereits im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts begonnen wurde.

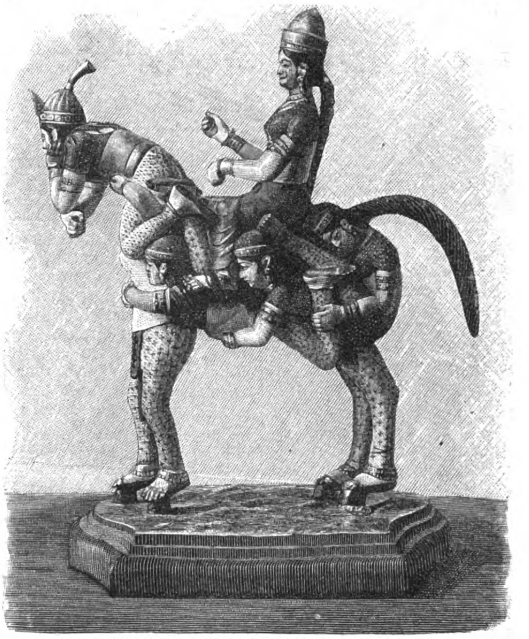


Das Rathaus zu Salzwedel vor und nach dem Brande.
Nach photographiſchen Aufnahmen von F. Alb. Schwarz, Berlin W.

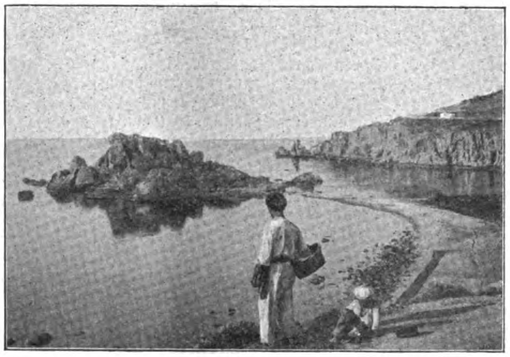


Geh. Rat Dr. P. A. Stübel,
Oberbürgermeiſter von Dresden. †

Die Stadt Dresden hat durch den am 9. März erfolgten Tod ihres Oberbürgermeiſters, des Geheimen Rats Dr. Stübel, einen ſchweren Verluſt erlitten. Paul Alfred Stübel wurde am 3. April 1827 in Dresden geboren, beſuchte von Oſtern 1839 bis Oſtern 1841 die Kreuzſchule und von da bis Oſtern 1846 die Fürſtenſchule St. Afra in Meißen, ſtudierte hierauf in Leipzig die Rechtswiſſenſchaft und unterzog ſich am 3. März 1849 mit vorzüglichem Erfolge der juriſtiſchen Staatsprüfung, erwarb auch die juriſtiſche Doktorwürde. Nachdem er ſodann in Leipzig und in Dresden praktiſch gearbeitet hatte, ließ er ſich im Jahre 1853 als Advokat in ſeiner Vaterſtadt nieder. Zu Anfang des Jahres 1856 trat er in das Stadtverordnetenkollegium ein, welchem er ununterbrochen bis Anfang Auguſt 1866 angehört und in welchem er auch das Amt eines erſten Vicevorſtehers bekleidet hat. Am 25. Juli 1866 wurde er zum beſoldeten Stadtrate gewählt und am 9. Auguſt in ſein Amt eingeführt. Hier übernahm er die Verwaltung des Bauamtes und der ſtädtiſchen Gartenanlagen. Im Jahre 1875, nachdem Bürgermeiſter Neubert in den Ruheſtand getreten und der zweite Bürgermeiſter Dr. Hertel zum erſten Bürgermeiſter gewählt worden war, wurde ihm das Amt des zweiten Bürgermeiſters und damit das Syndikat übertragen. Nach dem Tode des Oberbürgermeiſters Pfotenhauer wählten ihn die beiden ſtädtiſchen Kollegien am 25. April 1877 und zwar nahezu mit Stimmeneinhelligkeit zum Oberbürgermeiſter. Von der Übernahme des Oberbürgermeiſteramtes an bis zu ſeinem Tode gehörte Stübel der erſten Kammer des Landtages an; auch war er Mitglied der Landesſynode und während der fünften Legislaturperiode von 1881 bis 1884 als Abgeordneter von Dresden-Altſtadt Mitglied des Reichstages. Dresden hat unter Stübels Amtsführung zweifellos ſeine bedeutungsvollſte Entwickelungsperiode zu verzeichnen. Die zahlreichen, gewaltigen Straßendurchbrüche, wie die Wettinerſtraße, die König Johann-Straße, die Moritzſtraße, die Johann-Georgen-Allee, die Grunaer Straße und die Marſchallſtraße, und die neuen, den Elbſtrom überbrückenden Verbindungen zwiſchen Alt- und Neuſtadt, die Albert- und die Carolabrücke, ſie alle ſind Zeugen ſeiner Amtsführung. Aber nicht nur das iſt es, was ſeiner Verwaltung die Signatur gibt, noch vieles wäre zu nennen, vor allem die Schaffung eines Waſſerwerkes, die er, allen Widerſtandes ungeachtet, durchzuſetzen wußte. Unter Stübels Amtsführung hat ſich die Einwohnerzahl Dresdens mehr als verdoppelt. Ganze große Stadtviertel, wie die überraſchend ſchnell emporgeblühte Südvorſtadt und die nicht minder ſchnell zu mächtigem Wachstum gelangte Johannſtadt, das Schweizerviertel und das Preußiſche Viertel ſind neu entſtanden und umfangreiche Vororte wie Strehlen und Strieſen der Stadt angegliedert worden. Stübel iſt unausgeſetzt im Dienſte der Stadt Dresden thätig geweſen. Richtete ſich ſein Eifer ſelbſtverſtändlich auf alle Gebiete der Gemeindeverwaltung, ſo doch nicht zum wenigſten auf die Kunſt und das künſtleriſche Leben Dresdens. Ihm dankt die Stadt die Errichtung der Stadtbibliothek und des Stadtmuſeums, ſowie des ſtatiſtiſchen Amtes. Er hat die Neuorganiſation des Stadtbauamtes geſchaffen, indem er die techniſchen Zweige dieſes Amtes von den rein verwaltungsrechtlichen trennte und dafür ſorgte, daß die erſteren techniſch gebildeten Männern, Stadtbauräten mit eigener Verantwortung, übertragen wurden. Sein Sinn für Natur, ſein Sinn für das Schöne ließen es ihn als einen beſonderen Vorzug empfinden, daß er bei ſeinem Eintritte in den Rat die Verwaltung der Stadtgärtnerei übertragen erhielt, deren Oberleitung er als Bürgermeiſter und auch als Oberbürgermeiſter noch lange Zeit in der Hand behalten hat. Ihm iſt es zu danken, daß Dresden ſo reich an ſchönen gärtneriſchen Anlagen iſt, daß ſich hier eine wirklich vornehme Pflege des öffentlichen Gartenweſens entwickelt hat. Auf Stübels Betrieb iſt insbeſondere die Bürgerwieſe, dieſer Schatz Dresdens, in ſo muſtergiltiger Weiſe erweitert und ausgeſtaltet worden. Unter Stübel hat Dresden auch ſein weitverzweigtes Straßenbahnnetz erhalten. Eine Reihe von hervorragenden Gebäuden ſind in den letzten 25 Jahren entſtanden, natürlich nicht alle unter Stübels perſönlichem Zuthun, aber nicht, ohne daß er für jedes einzelne rege Teilnahme nach der einen oder anderen Seite hin bewieſen hätte: die engliſche Kirche, die ruſſiſche, die ſchottiſche, die amerikaniſche Kirche, die Johannes-, die Martin-Luther-, die Petri-, die Pauli-, die reformierte, die Trinitatis-Kirche, ferner das neue königliche Hoftheater, das neue Polytechnikum, das Juſtizgebäude, die geſamte Albertſtadt, dazu die Jägerkaſerne, das Albertinum, der Umbau des königlichen Reſidenzſchloſſes, das prächtige Amtsgerichtsgebäude, die Markthalle, das Finanzminiſterialhaus, zahlreiche Volks- und höhere Schulen, darunter das ſtädtiſche Wettin-Gymnaſium und die Dreikönigsſchule (Realgymnaſium), ſowie die erſte ſtädtiſche Realſchule, die Akademiebauten auf der Brühlſchen Terraſſe, das Bürgerhoſpital u. v. a. Nicht minder ſind die wichtigſten plaſtiſchen Denkmäler Dresdens unter Stübels Amtsführung und meiſt unter ſeiner perſönlichen Mitwirkung entſtanden. Nicht an letzter Stelle dem Range nach ſtehen endlich die Brunnen, durch die Dresden unter Stübel einen ſo prächtigen Schmuck erhalten hat; die hervorragendſten ſind der Nymphenbrunnen auf dem Moltkeplatze von Broßmann, der Gänſediebbrunnen, ſowie die großartigen Brunnen „Ruhiges Waſſer“ und „Stürmiſche Wogen“ von Robert Diez und der faſt vollendete Gerechtigkeitsbrunnen für den Holbeinplatz von Bruno Fiſcher. Der verſtorbene Oberbürgermeiſter Stübel war ein guter ſächſiſcher und deutſcher Patriot und ein frommer Chriſt, an dem Staat und Gemeinde, Kirche und Schule, Kunſt und Wiſſenſchaft, Handel und Gewerbe gleich viel verlieren.



Pferd aus Mädchenleibern geformt.
Farbige Terrakottaſtatue aus Vorderindien.



Iſola Bella.
Nach einer Liebhaberphotographie von W. von Gloeden, Taormina.

Erzherzog Franz Ferdinand von Öſterreich-Eſte brachte von der Weltreiſe, die er im vorigen Jahre unternahm, eine große Sammlung ausgewählter indiſcher, chineſiſcher und japaniſcher Altertümer, Koſtbarkeiten und Kurioſitäten mit, die im Belvedere in Wien, dem ehemaligen Sommerpalaſt des Herzogs Eugen von Savoyen, ausgeſtellt war. Eines der, wenn auch nicht koſtbarſten, doch originellſten Stücke dieſer Sammlung geben wir im Bilde wieder, eine kleine farbige Terrakottaſtatue, die eine nach Männerart zu Pferde ſitzende Reiterin, aus in einander verſchlungenen weiblichen Körpern zuſammengeſetzt, darſtellt. Grotesker Humor und außerordentlich geſchickte Technik ſind dem kleinen aus Vorderindien ſtammenden Kunſtwerk eigen.

Ein wahrer Künſtler unter den Liebhaberphotographen iſt W. von Gloeden in Taormina. Er weiß die Staffage ſo geſchickt zu ſtellen und ſeine Landſchaften ſo geſchloſſen aus dem Rahmen der Umgebung zu nehmen, daß ſeine Aufnahmen ganz den Eindruck einer vollkommen künſtleriſchen Kompoſition machen. Die Anſicht der Iſola Bella bei Taormina mit den beiden ſizilianiſchen Fiſchern im Vordergrunde gibt trotz der ſtarken Verkleinerung einen Eindruck von der Art, wie W. von Gloeden italieniſche Landſchaften mit dem photographiſchen Apparat feſthält.

Dieser Teil ist den besonderen Interessen unserer Leserinnen gewidmet und steht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demselben ist verboten.

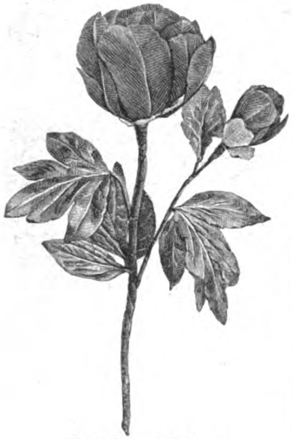
Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuschriften sind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W.,** Steglitzerstr. 53; Inserate ausschließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

(Zu Nr. 25.)

Heute scheint dein Tagwerk dir geringe,
Das dir morgen lieblich scheinen mag.

Nicht nur Frau'n, auch Thätigkeiten, Dinge,
Haben ihren schönen Tag.



Päonie aus Federn.

Federblumen.

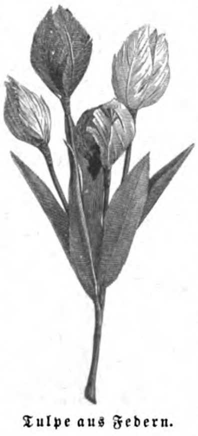
Die zarte Farbe der reizenden, selbstgefertigten Papierblumen erfreut leider nur kurze Zeit unsere Augen. Bald haben Sonne und Staub die erste Frische hinweggenommen, und Zeit, Mühe und Kosten sind vergeblich gewesen. Da liegt nun das kostbare Material: Blätter, Gummischläuche, Staubfäden u. s. w. und verdirbt, und wir bedauern lebhaft, unsere Kunstfertigkeit, die uns soviel Vergnügen bereitete, nicht mehr ausüben zu können. So ging es mir, und gewiß geht es anderen Damen in gleicher Weise. — Da versuchte ich, Federblumen zu fertigen, wie sie in den japanischen Läden meine Aufmerksamkeit erregt hatten. Nach mancherlei Bemühungen entstanden Nachbildungen natürlicher Blumen, die durch ihre leuchtende Frische und große Dauerhaftigkeit mich sehr erfreuten. Federblumen sind nicht neu. Schon unsere Großmütter sammelten allerlei bunte Federn und verwendeten sie in ihren natürlichen Farben zu hübschen, haltbaren Vasensträußen. Aber die Kunst strebt weiter. Jetzt färbt man tadellos weiße, sauber gewaschene Federn in allen möglichen Blumenfarben mit Anilin. Das glänzende Gefieder des Schwans, Brustfedern von Gänsen, Enten, selbst von Tauben liefern das Material für unsere Arbeit. Das Werkzeug dafür besteht aus einem eisernen Kugeleisen, wie sie die Arbeiterinnen für Stoffblumen zum Krösen der Rosenblätter gebrauchen, dem dazu nötigen weißen Kissen, gefüllt mit Sand und Kleie, einer feinen Zange und sehr feinem geglühten Blumendraht. Da das Federmaterial ziemlich steif ist, kann man nur bestimmte einzelne Blumen daraus machen. Es sei mir vergönnt, einige zu beschreiben, die Ausführung bleibt sich bei allen ziemlich gleich.

Da ist zuerst die Mohnblume, deren Ausführung besonders einfach ist und deren leuchtende rote Farbe besonders anziehend wirkt. Wer nicht in der Lage ist, selbst färben zu können, wende sich an eine Handlung. Wir wählen sechs schöne rote Federn mit breitem Spiegel, schneiden erst die Form eines Mohnblattes aus Papier und runden mit der Schere den oberen Spiegel danach ab. Der Flaum am Kiel wird entfernt, der Kiel selbst bis auf ein kleines Stück abgeschnitten und dieses mit Draht umwickelt und mit der Zange nach außen gebogen. Durch leises Streichen mit dem Finger verhindert man die Trennung der einzelnen Federchen. Das nun fertige Blumenblatt muß aber noch die nötige Wölbung erhalten. Man legt es mit der rechten Seite auf das Kissen, macht das Kugeleisen über Spiritus warm und drückt eine Rundung in die Feder; mit der heißen Schere kann man den Kiel leise streichen, wenn nachgeholfen werden muß, und nun kann das Binden seinen Anfang nehmen. Nach allen Regeln der Kunst wurden bereits die Mohnkapsel angestielt, die Staubfäden zum Kranze darumgebunden; nun werden die Blumenblätter angelegt, einige grüne Hüllblättchen angeklebt und der Stiel mit Watte und Seidenpapier umwickelt. Kleine Federn geben eben erschlossene Blüten, Federstückchen schiebt und klebt man den Knospen ein, noch einige Blätter werden am Stengel befestigt, und nun ist ein reizender Blumenzweig fertig.

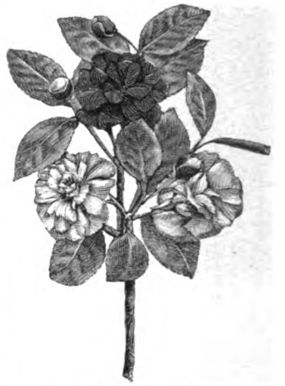
Einen graziösen Frühlingsstrauß mit dem ganzen Zauber freundlicher Farben stellt man von bunten Tulpen zusammen. Sie sehen ganz besonders natürlich aus. Ein glänzendes Weiß, helles und dunkeles Gelb, nach Geschmack mit rosa oder roten Strichen verziert, und alle Schattierungen vom hellsten bis dunkelsten Rot sind passende Farben, die zusammengestellt mit zart grünen, betauten Blättern ein harmonisches Ganzes bilden. — Zu einer Tulpe sind kräftige, spitze Federn nötig, wie sie sich an den Flügeln der Enten und Gänse befinden, auch weiße Pfauentauben haben deren sehr schöne am Schwanz. Die Form der sechs Blütenblätter ist unten breit oder spitz zulaufend. Mit einer heiß gemachten Schere streicht man den Kiel der Feder so lange, bis er geschmeidig geworden ist und sich zum Blumenblatte wölbt. Etwas Brennen mit dem Kugeleisen hilft nach. Will man sogenannte Papageientulpen herstellen, so kräuselt man auch die Federchen mit der heißen Schere, bis sie ganz kraus sind. Die lebhaft gelbe, rotgestreifte Blüte bringt eine hübsche Abwechselung in unsern Frühlingsstrauß. Aus mehreren länglichen Staubfäden ist der Kelch gebildet, dem die sechs Blätter recht schön rund angebunden werden, dem Stiel wird ein Gummischlauch angeschoben. Die grünen Blätter schneidet man sich selbst aus Stoff und bindet sie um den Stiel. In derselben Weise wie Mohnblumen sind noch mehrere leere Blüten zu arbeiten, z. B. die hübschen gelben Dotterblumen. Sechs Blumenblätter, aus kleinen Kugelfedern geschnitten, reihen sich um den aus seidenen gelben Fäden gefertigten Kelch. Der feine Stiel wird nur mit grünem Papier bewickelt und zwei passende Blättchen werden angefügt. — Leicht sind auch weiße, rosa oder rote Lilien zu arbeiten, letztere werden mit schwarzen Strichen oder Punkten versehen. Die Federn zu den Blumenblättern werden umgekehrt wie die Tulpenblätter nach abwärts gebogen und zu sechsen um einen fertig gekauften Lilienkelch gebunden. Ein voller Blütenzweig davon in hoher Vase ist von dekorativer Wirkung. — Viel mehr Kunst und Übung als die leeren Blumen erfordert das Binden voller, runder Blüten wie die große schöne Päonie, Pfingstrose genannt, und die vornehme, wachsartige Kamelie.

Zur Päonie gehören 30 bis 40 Stück breiter Atlasfedern in weiß, rosa oder rot. Weiß wird von unten rosa angetönt. Der Mittelpunkt der Blume besteht aus gelber Wolle, um den sich Staubfäden reihen. Kleine, etwas kraus gebrannte Federn folgen. Und nun bindet man reihenweise nach der Größe, eins das andere deckend, die übrigen Blätter in der Runde herum. Es empfiehlt sich, nach jeder Reihe etwas Gummipapier umzuwickeln, damit Zwischenräume entstehen und die Federn nicht auf einander liegen, auch müssen die Blätter tief gebrannt sein, damit die Blume nicht lang wird, sondern sich schön rund entwickelt. Hervorstehende Federn müssen verschnitten werden, damit die obere Fläche möglichst eben bleibt. Ist nun die Blüte hinreichend groß und in der Rundung abgeschlossen, so werden noch grüne Hüllblättchen wie beim Mohn angeklebt und ein dicker Gummistiel angeschoben. Die charakteristischen fünfteiligen Blätter und Knospen, welche aus mehreren kleinen Federn hergestellt werden, vervollständigen den schönen, wirkungsvollen Blütenzweig. —

Ganz besonders reizend sind von Federn gearbeitete Kamelien. Ein zarter Hauch scheint auf den samtweichen Blüten zu liegen und läßt sie natürlich erscheinen. Als wirksame Folie dienen die schönen dunkelgrünen Blätter. Rosa, rote und weiße Blumen werden mit grünen, selbstgefertigten oder gekauften Knospen zum Strauß geordnet. Zur Abwechselung gibt man dem reinen Weiß einen Rosaschimmer oder bespritzt die farbigen Blüten mit dunklerer Farbe. Zum Kelch dient ein Büschel gelber Staubfäden; diesem schließen sich mehrere kleine, mit dem Stiel der Pincette rund gebrannte Federchen an, und nun folgen drei Reihen schuppenartig über einander gelegte und nach abwärts gebogene Blätter, von der Mitte aus größer werdend, bis eine schön geformte Blüte in völliger Rundung abgeschlossen ist.



Tulpe aus Federn.



Kamelie aus Federn.

Sehr hübsche, natürliche Nelken werden aus zwölf kleinen Kugelfedern hergestellt, deren oberen Rand man gerade schneidet und fein auszackt. Jedes Blättchen wird tütenartig zusammengelegt und mit feinem Draht festgebunden. In die Mitte der Blüte kommt eine weiße gekräuselte Nelkenfeder, dann folgen die abwärts gebogenen Blättchen in versetzten Reihen, bis die fertige Blume von einem Gummikelch umschlossen wird. Der Stiel wird nur bewickelt. Mehrere buntfarbige Nelken, fertig gekaufte Knospen und einige selbstgeschnittene Blätter geben ein zierliches Sträußchen, welches viel Beifall finden wird.

Bezugsquelle für Federn, Farben, Bedarfsartikel für Federblumen ist E. Petzold in Dresden, Kreuzstr. 6.

C. Köhnemann, Magdeburg.

Fragen.

Fr. 87. Könnte eine freundliche Leserin, die sich mit Brandmalerei beschäftigt, mir aus Erfahrung mitteilen, ob der Krempelhubersche Patent-Glühapparat mit Spiritusheizung (6.50 ℳ) sich in der Praxis ebenso gut bewährt wie die viel teureren Platin-Glühstoff-Apparate (27 ℳ)? Welches Holz eignet sich am besten zu einem Wandbrett mit Brandmalerei? Besten Dank im voraus.

H. B. in C.

Fr. 88. Wer ist so freundlich, mir einen Badeort zu nennen, wo es sich für zwei Schwestern lohnt, ein Pensionat für Sommergäste zu gründen? Für gütige Auskunft wäre sehr dankbar **C. H. in B.**

Fr. 89. In welchem Orte ist eine Familienschule zu gründen, ev. zu übernehmen?

Heimatlos.

Fr. 90. An welche Adresse hat man sich zu wenden, um bei der Stiftung „Frauentrost“ oder „Frauendank“ in Berlin eine Unterstützung für eine wohlthätige Anstalt zu erhalten? Für gütige Antwort im voraus besten Dank. **C. M., R. in P.**

Fr. 91. Ein Verein von Elbschiffahrttreibenden möchte für eine Fahne einen kurzen, inhaltreichen Sinnspruch in deutscher Sprache. Könnte jemand dazu helfen? **Pastor B.**

Auskunft.

Fr. 60. Sommerwohnungen in Wernigerode, Hasserode, Ilsenburg u. s. w. sind in großer Anzahl empfohlen worden. Die drei ersten Zuschriften enthielten folgendes: In Hasserode dicht am Walde bequeme billige Wohnung von 2—3 Zimmern oder mehr, gut möbliert. Frau Sophie Grahe, Amtsfelderstraße 5. Vorzügliche billige Sommerpension in schönster Lage Ilsenburgs bei Fräulein Crenhold, Villenstraße, warm empfohlen. Gute Pension, auch nur möblierte Wohnung bei Redakteur Sutor in Wernigerode, Pfarrstraße 43, nahe dem Bahnhof; ruhige Lage, Garten. Zimmer und Schlafzimmer mit Kaffee zu ca. 50 Mark monatlich. Weitere Adressen liegen in der Redaktion.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 26.)

Hilft der Reiche dem Armen in ſeiner Not,
Geſegnet ſei ſein Erbarmen!
Doch das wahre, das heilige Mitleidbrot,
Das reicht der Arme dem Armen.

Zur Konfirmation.

Einem Knaben, der das Elternhaus verläßt, mit dem Buche: „**In treuer Hut**“ von Guſtav Gerok.

In treuer Hut hielt Dich das Elternhaus,
Das Vateraug', das Mutterherz ſo warm,
Nun trittſt Du, jung an Jahren, ſchon hinaus,
Nicht hält und ſchützt Dich mehr der Eltern Arm.

Doch, wo Du weilſt, folgt ihre Liebe Dir!
Und wo Du weilſt, Du bleibſt in treuer Hut!
Der Dich beſchirmt, geleitet hat bis hier,
Er läßt Dich nicht, verbleibſt Du fromm und gut.

So zieh' denn hin und denk' an dieſen Tag,
Ins neue Leben tritt mit friſchem Mut!
Gott ſegne Dich, und was auch kommen mag —
Sei unverzagt, Du bleibſt in treuer Hut!

N. N.

Stammbuchvers für Schulkinder.

Wir haben Freundſchaft geſchloſſen
In früheſter Kinderzeit,
Die Jahre ſind verfloſſen
In Glück und Fröhlichkeit.

Die alte Lieb' ſoll walten
Auch weiter, Jahr für Jahr,
Drum laß uns Freundſchaft halten
Fürs Leben immerdar!

H. v. E.

Wirtſchaftspenſionen.

In Anbetracht der ſich immer mehr häufenden Angebote von Penſionen, in denen junge Mädchen zur Erlernung des Haushaltes und zur Ausbildung geſellſchaftlicher Formen Aufnahme finden können, iſt es wohl angebracht, ein mahnendes Wort an alle die Mütter zu richten, welche in der Lage ſind, paſſende Penſionen für ihre Töchter ſuchen zu müſſen. Wie wichtig es iſt, eine richtige Auswahl zu treffen und eine Hausfrau zu finden, die ſich auch ihrer Pflichten den jungen Mädchen gegenüber bewußt iſt, wird niemand beſtreiten, und ſo gilt es denn vor allem, ſich Gewißheit darüber zu verſchaffen, ob das betreffende Hausweſen ein geordnetes, auf vernünftige Sparſamkeit begründetes iſt und ob die Hausfrau es verſteht, durch ruhiges, ſinniges Walten Zufriedenheit und Behagen um ſich zu verbreiten. Auch die Behandlung und richtige Leitung der Dienſtboten verdient ſehr der Beachtung, denn Frauen, die es nicht verſtehen, ein Mädchen richtig zu unterweiſen, können überhaupt kein Hausweſen leiten. Welch bleibenden Eindruck aber alles das, was es in der Penſion ſieht und hört, auf ein junges Mädchen macht, habe ich an mir ſelbſt erfahren, und noch heute bin ich der teueren Frau von Herzen dankbar, die in der rechten Art mit liebender Sorgfalt mich zu unterweiſen ſich bemühte. Darum, Ihr Mütter, prüft und erkundigt Euch, ehe Ihr Eure Töchter fremden Händen anvertraut, und ſetzt ſie nicht dem Einfluß Euch völlig fremder, unbekannter Menſchen aus.

M. W.

Die Bahnhofsmiſſion für die in Berlin einwandernde weibliche Jugend.

Der unter dem Protektorat Ihrer Majeſtät der Kaiſerin ſtehende Verein zur Fürſorge für die weibliche Jugend hat eine beſondere Kommiſſion gebildet, um jungen, unerfahren nach Berlin kommenden Mädchen, die bekanntlich den größten Gefahren ausgeſetzt ſind, wenn ſie ſich fremden Händen anvertrauen, ſchon bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhof mit Rat und That zur Seite zu ſtehen. Nach amtlichen Ermittelungen ſtrömen jährlich an 35000 einen Dienſt ſuchende Mädchen nach Berlin, denen die Zahl von 25000 jährlich wieder abziehen-Mädchen des Dienſtbotenſtandes gegenüberſteht, ein Beweis dafür, wie viele ſich in ihren Hoffnungen getäuſcht ſehen.

Allen Mädchen, welche beabſichtigen, nach Berlin zu kommen, wird dringend geraten, ſich vor der Reiſe an das Zentralbüreau des Vereins, im Marienheim, Berlin N., Borſigſtr. 5, Leiter Paſtor Schlegtendal, oder an eins der mit demſelben in Verbindung ſtehenden Mädchenheime zu wenden und anzufragen, ob Platz zur vorläufigen Unterkunft und Ausſicht zur baldigen Erlangung einer Stellung vorhanden iſt. Folgende Mädchenheime gewähren Beköſtigung zu mäßigen Preiſen und koſtenloſe Hilfe bei Aufſuchung eines Dienſtes:

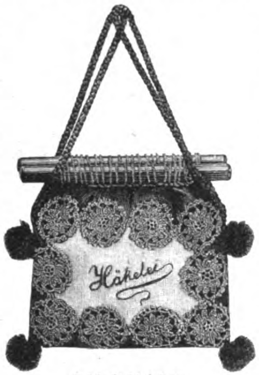
Marienheim, N. Borſigſtr. 5;
Charlottenheim, W. Lützowſtr. 44;
Amalienhaus, W. Motzſtr. 11;
Marthashof, N. Schwedterſtraße 37/40;
Heimat, SW. Königgrätzerſtr. 126 (nur für Bonnen 2c.).

Meldet das Mädchen rechtzeitig Bahnhof, Tag und Stunde ſeiner Ankunft, ſo erfolgt Abholung vom Bahnhof. An den Tagen vor und nach dem Quartalswechſel ſind auch jederzeit freiwillige, mit einer Legitimation verſehene Helferinnen des Vereins auf den Bahnhöfen, kenntlich an einer weißen Armbinde mit der Inſchrift: „Fürſorge für die weibliche Jugend,“ welche die ankommenden Mädchen empfangen, ihre Wünſche erfragen und ſie, wenn nötig, an ihren Beſtimmungsort geleiten. Natürlich erfordert die große und wichtige Arbeit, welche nicht minder auch im Intereſſe der Herrſchaften liegt, reiche Hilfsmittel an Geld und freudige Beteiligung vieler Frauen und Mädchen. Möge es an beiden nicht fehlen! Anmeldungen zur Hilfsleiſtung auf den Bahnhöfen nehmen das Zentralbüreau und die Mädchenheime entgegen, Geldgaben der Vereinsgeiſtliche, Paſtor Schlegtendal, N. Borſigſtr. 5, und der Kaſſenführer, Konſiſtorialaſſeſſor Paul, W. Nollendorfſtr. 9.

Handarbeit.

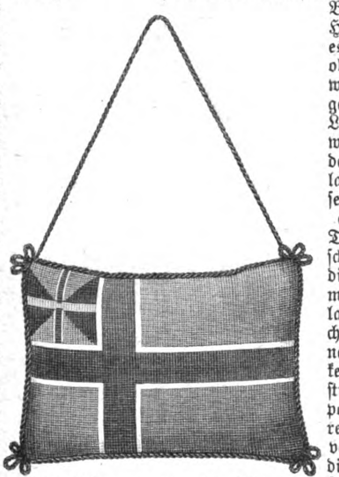
Die Vorder- und Rückſeite unſeres Arbeitstäſchchens beſteht aus 10 gehäkelten Sternen, die man an graues Panamaleinen, das hinter den Bogen ausgeſchnitten wird, feſtonniert. Für jeden Stern ſchlingt man 18 Maſchen zum Ring, häkelt dann 34 feſte Maſchen hinein, worauf 12 Stäbchenbündel von je 3 dreimal umſchlungenen Stäbchen folgen; bei dem erſten jedoch wird das erſte Stäbchen durch 4 Lftm. erſetzt; das letzte und erſte Stäbchen des folgenden Bündels ſticht man in dieſelbe feſte Maſche des Ringes; zwiſchen jedem Bündel ſind 5 Lftm. zu häkeln. Die letzte Tour beſteht aus 6 feſten Maſchen in jedem Bogen, wobei nach der 4. und 6. ein Picot von 3 Lftm. gehäkelt wird. Mit dem Anfangsfaden näht man eine Spinne in der Mitte: das Material iſt graues Häkelgarn Nr. 30. Die beiden Seitenteile werden unten an 4, ſeitwärts an 2 Sternen gegenſeitig feſtgeſchlungen. Nun näht man ein rotes Atlasſäckchen von 17 cm Breite und 15 cm Höhe und zieht es hinein. Am oberen Rand werden Schlingen von 26—28 Lftm. gehäkelt, wobei man durch den doppelten Atlas ſticht und dieſen Anſatz mit einer glatten Tour Luftmaſchen deckt. Durch die Maſchen zieht man ein 17 cm langes Büchschen, zum Aufnehmen des Häkelhakens beſtimmt; Pompons und Schnüre zum Tragen vervollſtändigen dieſes praktiſche Täſchchen, das für Häkelei beſtimmt iſt, wie die oben durchgezogenen Futterale für den Haken ſchon andeuten und wie es außerdem in dürren Worten, d. h. in roter Seide geſtickt, auf der Stirnſeite zu leſen iſt.

H. v. Sydow.



Häkeltäſchchen.

Stuhlkiſſen. Freundinnen von aparten, wirkſamen Handarbeiten werden an dem eigenartigen, zierlichen Stuhlkiſſen, das eine norwegiſche Freundin des Daheim uns einſchickt, gewiß Gefallen finden. Die einfache, auf Canevas in Zephyrwolle ausgeführte Kreuzſtichſtickerei ſtellt die norwegiſche Marineflagge dar: blaues, weiß umrandetes Kreuz in rotem Grunde; im kleinen Felde links oben blauer, weiß umrandeter Längs- und gelber Querſtrich, die dunkleren Dreiecke blau, die helleren rot. So können die Flaggen aller Länder in Kreuzſtichſtickerei copiert werden, je nachdem das eine oder das andere Land für die zu Beſchenkenden Beziehungen bietet. Die Kißchen ſind namentlich als Schmuck für Herrenzimmer angebracht; ſie können in feinem und grobem Kreuzſtich ausgeführt werden; unſer Modell ſah mit ſeinen gleichmäßigen perlfeinen Stichen beſonders reizend aus.



Stuhlkiſſen (norwegiſche Flagge).

Tiſchtuch mit eingeſetztem Läufer. Dazu kaufe man 3 Meter ff.-Jaquard-Handtuchſtoff, Stückware, alſo nicht abgepaßt, ſchneide dies in zwei gleich lange Teile, dazu einen Streifen Leinen von 1,50 m Länge und ca. 30 cm Breite. Dieſer Streifen wird nach Belieben entweder mit Streublumen, einem Spruch oder einfacher Borte in Stiel- und Plattſtich ausgenäht. Alsdann füge man den geſtickten Streifen den beiden Handtuchſtreifen ein, ſo daß derſelbe in die Mitte zu ſtehen kommt; Hohlſaum oder Zwieſtich vermittelt die Verbindung. Auch kann ein Leinencanevasſtreifen mit Kreuzſtichborte eingefügt werden.

Beſorgungstaſche. Für ältere Damen, die gern ihre kleinen Beſorgungen ſelbſt machen, iſt eine Beſorgungstaſche, in folgender Weiſe angefertigt, ſehr praktiſch. Als Material dient: 60 cm recht gute, ſchwarze Seide, Atlas oder Surah, und ebenſoviel graue Seide (wer die Taſche einfacher herſtellen will, wähle leichtes Damentuch), 1 m ſchwarzes, ſeidenes Kördelchen und zwei ſchöne, ſchwarze, ſeidene Quaſten oder Poſamenterien. Die ſchwarze Seide gibt die Außenſeite der Taſche, die graue das Futter derſelben. Die Seide wird doppelt geſchlagen, ſo daß die Breite 25 cm wird. 40 cm hoch bleibt die Taſche ganz gerade. Der obere Teil derſelben wird an beiden Seiten abgeſchrägt, ſo daß eine Breite von 14 cm entſteht. Dieſe abgeſchrägten Seiten werden nicht zuſammengenäht, ſondern die ſchwarze Seide wird gegen die graue ſtaffiert und die ſo gebildeten beiden Durchſchlupfſeiten werden mit dem ſchwarzen, ſeidenen Kördelchen ſauber gemacht. Die 40 cm hohe Taſche, ſowie die 14 cm breite Querſeite werden feſt zuſammengenäht. Die beiden Poſamenterien bilden die Verzierung der beiden unteren Ecken. Eine Menge kleiner Packetchen ſowohl, wie auch Strickſtrumpf oder ſonſtige größere Handarbeiten finden Aufnahme in dieſer Taſche, die ſich ſo bequem an den Arm hängen läßt und in ihrer dunklen Ausſtattung nicht auffällig iſt.

B. in P.

Federn umzufüllen.

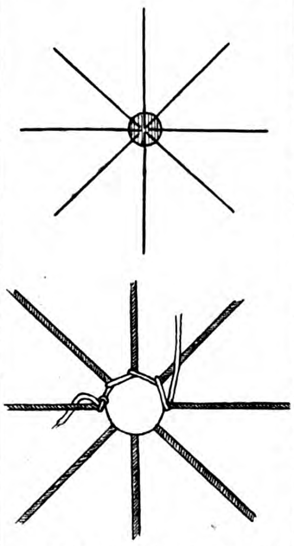
Beim Herannahen des Frühjahrs wird die emſige Hausfrau das Sonnen und Waſchen ihrer Betten vornehmen. Bekanntlich iſt das Umfüllen der Federn eine unangenehme, langwierige Arbeit. Ich war genötigt, mitten im Winter umzuziehen, und wollte doch vorher alle meine Betten reinigen. Bei der großen Kälte mußten wir im Zimmer die Federn umfüllen und ſannen deshalb auf Mittel und Wege, das Geſchäft möglichſt leicht und ohne Schmutz zu bewerkſtelligen. Wir ließen an dem neuen Inlett eine Öffnung von ungefähr 20 cm, und ebenſo groß trennten wir an dem alten Inlett eine Naht auf. Beide Öffnungen nähte ich mit ſtarkem Garn mit großen Stichen an einander. An der anderen Seite der alten Inlette, gerade der erſten Öffnung gegenüber, trennten wir ſo viel von der Naht auf, daß man mit einer Hand und dem Arm bequem in die Inlette ſchlüpfen und die Federn aus dem alten in den neuen Bezug herüberſtoßen konnte. Damit keine Federn ins Zimmer kamen, ließ ich mir die Öffnung der alten Inlette, durch die ich geſchlüpft war, feſt um den Arm binden. In wenigen Minuten hatten wir auf dieſe Weiſe ein großes Federn-Unterbett übergefüllt, ohne daß im Zimmer auch nur eine einzige Feder ſichtbar geworden wäre. Dann trennten wir die Naht, welche beide Inletts zuſammenhielt, wieder auf und nähten das neue Inlett zu.

Alte Hausfrau.

Wandſchmuck.

Eine reizende kleine Neuheit iſt die ſog. „goldene Spinne," ein eigenartiger Behälter zum Aufbewahren von Briefen, Notizen u. dergl. Hierzu gehören zwei Sterne von verſchiedener Größe, 24 und 22 cm im Durchmeſſer, die man vom Klempner anfertigen läßt. Sie beſtehen aus je acht Stäbchen von Draht, welcher die Stärke einer mittelſtarken Stricknadel haben muß. In der Mitte werden ſie auf ein etwa zweipfennig-großes Stück Blech gelötet, wie nebenſtehende Abbildung zeigt. Acht Knäulchen Goldfaden, 1 m Goldſchnur und 13 ſeidene Pompons in der Größe einer Walnuß und von beliebiger Farbe bilden das übrige nötige Material. Man nimmt einen Knäuel und befeſtigt den Anfang in der Mitte eines Sternes. Nun ſchlingt man den Faden, von einem Stäbchen zum anderen gehend, einmal um jedes herum, ſo daß ein Geſpinſt entſteht, nicht zu locker, wodurch ſich Wellen im Gewebe bilden, ſondern eher etwas ſtraff, natürlich nicht übermäßig. Auch darf nicht zu dicht geſponnen werden, ebenſowenig aber dürfen Lücken entſtehen, ſo daß man den Draht durchſcheinen ſieht. Ich brauchte zu einem Stern drei bis vier Knäuel Goldfaden. Iſt ein Knäulchen abgewickelt, ſo knüpft man einfach den neuen Faden an, der Knoten kommt ſelbſtverſtändlich auf die Rückſeite. Iſt die Spinne ſo weit umwickelt, daß von den Drahtenden etwa noch ½ cm freiſteht, ſo ſchneidet man den übrigen Faden ab und verknüpft oder verſticht das Ende. Mit dem zweiten Stern verfährt man in derſelben Weiſe. Hierauf häkelt man von dem noch übrigen Goldfaden zwei Deckelchen, welche auf den leeren Mittelpunkt eines jeden Sternes paſſen und darauf mit gelber Seide aufgenäht werden müſſen. An die acht Spitzen des kleineren Sternes, welcher die Vorderwand bilden ſoll, werden abwechſelnd ein oliv und ein roſa Pompon genäht. Drei Spitzen bleiben an der Rückwand frei, die mittelſte dieſer drei wird mit einer Spitze des vorderen Sternes, und zwar in dieſem Falle mit einer, an welcher ein oliv Pompon befeſtigt iſt, feſt zuſammengenäht. Die beiden anderen leeren Spitzen werden mit den aufliegenden vorderen mit Goldfaden etwas lockerer verbunden, ſo daß ſie 2 oder 3 cm aus einander klappen können. Die beiden nächſten ſich wagerecht gegenüber ſtehenden Spitzen werden nun, den vorherigen entſprechend, noch loſer gebunden, ſo daß eine kleine Mappe entſteht. Zuletzt werden an den beiden mittelſten Spitzen der Rückwand die Enden der doppelt genommenen Goldſchnur, die zum Aufhängen dient, befeſtigt. Statt der Schnur kann man auch Seidenband in der Farbe der Pompons nehmen, welches dann oben in der Mitte zu einer vollen Schleife gebunden wird. Das nun fertige Ganze bildet einen ſehr hübſchen Wandſchmuck und wird auch als Gelegenheitsgeſchenk ſicher Freude bereiten.

Eva.



Grundform zur „goldenen Spinne."
Vorder- und Rückſeite.

Einem Großmütterchen zum Geburtstage.

Rings in Schnee und Eis noch ſtarrend
Liegt die Flur um Euer Heim,
Neuen Lenzeshauch erharrend
Schlummern Knoſpe noch und Keim.

Iſt's ein Bild nicht unſers Lebens?
Hoffnungskinder ſind auch wir,
Und wir harren nicht vergebens —
Neuer Lenz blüht, Herz, auch Dir!

Alter wirft die weißen Flocken
Uns aufs Haupt und engt uns ein,
Doch Erinn'rung ſitzt am Rocken
Spinnt und ſingt ihr Liedchen drein.

Ja, wie oft mit muntern Tönen
Hört' ich ihre Melodie,
Wenn Großmütterchen den ſchönen
Jugendtagen Sprache lieh.

Aber ſüßer klingt im Herzen,
Chriſtenhoffnung, noch Dein Lied,
Daß nach allen Erdenſchmerzen
Einſt ein Himmelslenz uns blüht.

Und ſo ſinge beide Weiſen,
Mütterlein, getroſt auch Du;
Magſt Du bis an's Ende preiſen
Gottes Treu' voll' Fried' und Ruh!

Paul Pelius.

Kunſt im Hauſe.

Bei Gelegenheit einer Reiſe durch Holland, wo mein Auge allerorten, zur Ausſchmückung der verſchiedenſten Gegenſtände, die reizenden allbekannten Delfter Kacheln erblickte, kam mir der Gedanke, daheim auch einmal zu verſuchen, in dieſer Art zu malen. Ich beſorgte mir daher ein Fläſchchen der bereits präparierten blauen Farbe und eine ovale Porzellanplatte im Lande ſelbſt. Zu Hauſe angelangt, ſetzte ich mich friſch an die Arbeit, und bald erſtand auf meiner Platte eine jener ſo oft geſehenen und doch ſtets etwas veränderten holländiſchen Scenerien: im Vordergrunde rechts eine Windmühle, die Flügel im vollen Winde geſpannt, dann eine kurze Strecke Feldes und dahinter das nie fehlende Waſſer, von zwei Segelboten belebt. Zu meiner Freude ging das Bildchen aus dem Brennen friſch und lebhaft hervor, und ſo durfte ich es denn getroſt zu einem Geſchenk verwenden, und zwar ſollte es meinem Väterchen eine Erinnerung an unſere gemeinſame Reiſe werden. Ich ließ vom Tiſchler ein ovales Tiſchchen anfertigen, in welches die Platte eingelegt werden konnte, ſo daß der Rand gleichſam der Rahmen des Bildes ward. Den Tiſch beizte ich ſelbſt mit Elfenbeinbeize, und um das Schwarz des Randes nicht gar ſo ſchroff gegen die weiße Platte abſtechen zu laſſen, entwarf ich ein leichtes Blatt- und Blumengewinde, das in demſelben blauen Ton, aber in Ölfarben ausgeführt ward. Das Ganze nahm ſich wirklich allerliebſt aus und war nebenbei als Rauchtiſchchen auch wirklich praktiſch und angenehm. Dies ſpornte mich nun an, auf weitere Verwendung der hübſchen Delfter Malerei zu ſinnen. Ich kam darauf, einen Waſchtiſch anzufertigen, deſſen Platte aus lauter gemalten Kacheln, wie oben beſchrieben, beſtehen ſollte, und verwendete dazu einen ſchon vorhandenen, der wohl breit und bequem, aber bis dahin nur mit Ölfarbe geſtrichen war, die unter der Benutzung ſehr gelitten hatte. Das Geſtell und den Rand der Platte ſtrich ich mit weißer Ölfarbe, die nach dem Trocknen noch mit einem blauen Streifen verſehen ward, was beſonders freundlich ausſah. Sodann ließ ich vom Tiſchler die 15 gemalten Kacheln, deren jede ein anderes Bildchen zeigte, in die Mitte der Platte, welche vorher genau nach Maßangabe ausgehobelt worden war, einkitten, und übermalte dann die Kittſtreifen nochmals mit weißer Ölfarbe. An dieſem Waſchtiſch hat meine geliebte Mutter täglich ihre Freude, denn er iſt nicht nur wirklich recht hübſch, ſondern die Kacheln erſetzen auch in praktiſcher Hinſicht, die ſonſt übliche Marmorplatten vollſtändig. — Seitdem habe ich noch manche kleine und größere Arbeit in ähnlicher Weiſe angefertigt. Ich erwähne nur noch ein Etagerentiſchchen, in dreieckiger Form, mit drei über einander befindlichen Platten von gleicher Größe, in welche ebenfalls bemalte Kacheln, oder beſſer Porzellanplatten, eingefügt ſind. Iſt das Holz braun poliert oder gebeizt, ſo nimmt ſich die Malerei in roten Farbentönen ſehr hübſch aus, bei ſchwarzem oder weißem Anſtrich iſt blau jedoch vorzuziehen. Das Tiſchchen macht wegen ſeiner originellen Form einen beſonders hübſchen, aparten Eindruck und iſt gar nicht koſtſpielig.

„Mariquita."

Praktiſches fürs Haus.

Das beſte Mittel, Farbenflecke aus hellem Wollſtoff zu entfernen, iſt Terpentin in Verbindung mit warmem Waſſer und Seiſe.

Emilie J. in Quedlinburg.

Für die Küche.

Fr. 93. Käſeſtangen. 200 g Parmeſankäſe, feingerieben, 160 g Mehl, 120 g Butter, etwas ſaure Sahne und das nötige Salz nebſt einer Priſe Cayenne-Pfeffer werden zu einem feſten Teige geknetet, nicht zu dünn ausgerollt, in Streifen geſchnitten, oben mit Eigelb bepinſelt und auf einem mit Butter beſtrichenen oder mit Speckſchwarte abgeriebenen Bleche in nicht zu heißem Ofen zu ſchöner Farbe gebacken. Man muß beim Backen gleich dabei ſtehen bleiben, da die Stangen ſehr ſchnell gut ſind und nachher leicht verbrennen und dann bitter und ungenießbar ſind. Man gibt ſie noch warm, aber nicht heiß, zu Tiſch.

A. C. in Dresden.

Engliſcher Reis. Man waſche den Reis — ſoviel man eben bedarf — mehrmals in heißem Waſſer, thue ihn ſodann in eine dick gebutterte Form, gieße gut geſüßte kalte Milch darauf, ſo viel, daß die Form beinahe voll iſt, ſtelle die Mehlſpeiſenform mehrere Stunden in ein nicht zu heißes Rohr und überlaſſe ſie ihrem Schickſal. Obenauf kann man nach 2 Stunden etwas friſche Butter geben. Man ſerviert die Speiſe nach etwa 3 Stunden, wenn der Reis eine ſchöne goldbraune Mütze bekommen hat. Er iſt beſonders zu ſolchen Zeiten empfehlenswert, wo im Hauſe viel zu thun iſt und etwa zu einer nicht ganz beſtimmten Stunde Gäſte erwartet werden, da er das Stehen vorzüglich verträgt. Beliebige Gewürze, wie Vanille, Citronenſchale, Mandeln laſſen ſich beifügen, gehören aber eigentlich nicht hinein.

L. v. B.

Deutſches Corned beef. Ein gutes Stück Rindfleiſch, beſonders gut eignet ſich das Schwanzſtück dazu, ohne Fett und Knochen, kocht man und legt es hierauf 6—8 Tage in folgenden Pökel: Auf drei Liter Waſſer 3 Eßlöffel grobes Salz, ½ Theelöffel Salpeter, 1 Eßlöffel Zucker. Man laſſe den Pöckel kochen, und wenn er kalt iſt, legt man das Fleiſch hinein. Das Fleiſch, auf dieſe Art zubereitet, iſt von friſch roter Farbe und vorzüglichem Geſchmack. Das Verfahren iſt recht vorteilhaft, weil man die Bouillon erhält.

Johanna Pillus.

Fragen.

92) Wohin könnte ich meinen ſelbſtgeſponnenen Flachs zum Weben ſchicken?

H. in Ahlenhorſt.

93) Kann mir jemand ein billiges, gutes Abſteigequartier mit oder ohne Koſt in Hamburg angeben?

L. M.

94) Könnte eine der geneigten Leſerinnen des Daheim einer deutſchen Lehrerin vielleicht Auskunft geben, wohin ſie ſich am beſten zur Erlangung eines Ferien-Engagements in England wendet? Im voraus beſten Dank für eine etwaige gefl. Antwort.

W. St., Schwerin.

Auskunft.

Fr. 62. Miss Wille, Hildesheim House, Tamworth in England. Kleines, feines Penſionat. Penſionspreis 800 ℳ von September bis Juli. — Mrs. Marian Cross, Heath Lodge, Fleet, Hants (eine Stunde Eiſenbahnfahrt von London) bietet Penſion in ihrem Hauſe an (Predigerswitwe). Preis 25 Schillinge pro Woche.

Auf die Frage 54 in Nr. 18 des Daheim teile ich Ihnen mit, daß ich gern bereit bin, Wappen, geeignet zu Kerbſchnitzerei, zu zeichnen, reſp. zu ändern oder zu vergrößern, da ich gerade dies ſchon oft geübt habe.

M. Z., Stettin, poſtlagernd.

Fr. 70. In Magdeburg unterhält ein Hausfrauen-Verein eine eigene Verkaufsſtelle für weibliche Arbeiten — Domſtraße, Ecke des Breitenwegs. Dort werden gegen kleine Prozente alle Arbeiten von Damen, die den Erwerb nötig haben, ausgeſtellt und verkauft. Hübſche Malereien — beſonders wenn ſie preiswert ſind — ebenſo Brennereien finden meiſtens Abſatz, häufig auch Nachbeſtellungen. Anfrage vor der Sendung nötig.

S.

Fr. 72. Mit dem hieſigen Diakoniſſenhauſe, Heſſiſches Diakoniſſenhaus Caſſel-Wehlheiden, iſt ein vorzüglich geleitetes Kindergärtnerinnen-Seminar verbunden. Soviel mir bekannt, werden Herbſt und Frühjahr Schülerinnen, nur Interne, aufgenommen.

Abonnentin in Caſſel. (Heſſen).

Haus-
muſik
Daheim
F. Reiss.

Carl Halir.

Wenn man Umſchau hält unter den Geigern der Gegenwart, die als Meiſter ihres Inſtrumentes zu Ruhm und Anſehen gelangten, dann muß Carl Halir als der Beſten einer genannt werden. Halir ſtammt aus dem muſikaliſchſten Lande der Welt, aus Böhmen, wo muſikaliſche Talente ſo häufig ſind, daß man kein Aufhebens davon machen würde, wenn auf irgend einem Dorfe ein Sperling wie eine Nachtigall ſänge. Halir wurde am 1. Februar 1859 als der Sohn eines allgemein geachteten Sparkaſſenbeamten zu Hohenelbe geboren, in einer durch ihren Gewerbsfleiß ausgezeichneten Stadt von 6000 Einwohnern am Fuße des Rieſengebirges, wo die junge Elbe mit kryſtallklarem Waſſer in einem mit Granitblöcken gepolſterten Bett ins Böhmerland hinabrauſcht. Halir — der Name wird eigentlich etwa „Halirſch“ ausgeſprochen, der böhmiſche Konſonant ř liegt aber der deutſchen Zunge ſo unbequem, daß man ſich gewöhnt hat, den Namen des Künſtlers allgemein Halir auszuſprechen — unſer Halir zeigte bald einen ſtarken Hang zur Muſik, ſein Talent äußerte ſich kräftig und urwüchſig. Seine Eltern entſchloſſen ſich alſo, den Jungen auf das Konſervatorium nach Prag zu ſenden, wo der treffliche Bennewitz ſein Lehrer wurde. Der Geigenſchule dieſes Meiſters, in der ſo manches andere Talent ſeinen künſtleriſchen Schliff empfing, verdankt Halir die gediegene Grundlage ſeiner Künſtlerſchaft. Mit überraſchender Schnelligkeit reifte das Talent des feurigen Jünglings heran, und der Ruhm des „kleinen Halir“, wie ihn ſeine Vaterſtadt Hohenelbe ohne Rückſicht auf ſein ſtattliches Körpermaß kurzweg nannte, galt damals ſchon als ausgemachte Sache. Aus dem kleinen Halir wurde mit der Zeit ein großer. Nachdem der junge Burſch 1874—76 den Unterricht des größten Meiſters des klaſſiſchen Geigenſpiels, Joſef Joachims, genoſſen, ſtand er einige Zeit am Pult der erſten Violine in dem berühmten Orcheſter Bilſes, wo er eine gründliche Kenntnis der Orcheſterlitteratur ſich zu eigen machte und den Anforderungen der muſikaliſchen Praxis gegenüber ſeine Kräfte ſtählte. Als er in der Eigenſchaft eines Hofkonzertmeiſters in die kunſtliebende Muſenſtadt Weimar übergeſiedelt war, eröffnete ſich ihm ein Wirkungskreis von vornehmem künſtleriſchem Charakter. Von Weimar aus unternahm Halir eine große Anzahl von Kunſtreiſen, die ihn in die großen und größeren Städte Deutſchlands und der benachbarten Staaten führten und den Ruf ſeiner Künſtlerſchaft begründeten. 1894 wurde Carl Halir als Konzertmeiſter an die Kgl. Hofoper und zugleich als Lehrer ſeines Inſtrumentes an die Königl. Hochſchule für Muſik in Berlin berufen. Halir iſt ein Geiger großen Stils; ſeine Virtuoſität iſt glänzend und modern im beſten Sinne des Wortes, weit entfernt von allem muſikaliſchen Akrobatentum, prägt ſich im Spiele Halirs einzig und allein der Charakter des Kunſtwerks aus. Das Spiel dieſes Künſtlers zeichnet ſich durch den großen Zug der Auffaſſung, durch Seele und Empfindung aus; es feſſelt durch den warmblütigen, von innigem Gefühlsleben geſchwellten Vortrag und entzückt durch die blühende Schönheit des Tons.

—o—

Profeſſor Carl Halir.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen Louis Held, Weimar.

Über Enſemblemuſik.

Eine Sonatine für Klavier und Violine, op. 62, Nr. 1, von Hans Sitt. Keine Kunſtübung erweiſt ſich zur Erhöhung muſikaliſchen Genuſſes, zur Anfeuerung im Ausdruck, zur Befeſtigung des rhythmiſchen und zur Verfeinerung des dynamiſchen Gefühls erſprießlicher, als die ſogenannte Enſemblemuſik, d. h. das Zuſammenſpiel mit einem oder mehreren Inſtrumenten. Die großen deutſchen Meiſter ließen der Kammermuſik von jeher die liebevollſte Pflege angedeihen. Auf dieſem Gebiete ergoß ſich ihre Einbildungskraft in verſchwenderiſcher Fülle, und in wohliger Behaglichkeit breiteten ſie ſich aus auf dem Felde, wo ihnen zwar nicht die rauſchenden Beifallsbezeugungen einer unterhaltungsſüchtigen und launiſchen Menge winkten, um ſo mehr aber die Andacht und das verſtändnisinnige Verſenken in ihre ureigene Ideenwelt von ſeiten einer kunſtſinnigen, wenn auch noch ſo kleinen Gemeinde. Es iſt zu beklagen, daß infolge der Hegemonie, die das Klavier ſeit mehr als einem Halbjahrhundert ausübt, die reinſte Gattung der abſoluten Muſik — das Streichquartett — im Hauſe kaum noch eine Stätte findet. Selbſt zum Zuſammenwirken als Trio (Pianoforte, Violine und Violoncell) vereinen ſich jugendliche oder ältere Spieler viel zu ſelten. Der Grund mag vielleicht darin liegen, daß die großen Trios von Beethoven, die Trios von Schubert, Mendelsſohn, Schumann, Brahms u. ſ. w. erhebliche Anforderungen an die Spielfertigkeit ſtellen. Die Triospieler unter den Muſikliebhabern ſehen ſich daher mit wenigen Ausnahmen lediglich auf die Trios von Haydn, Mozart und die kleineren Trios von Beethoven angewieſen und können ihrem Verlangen nach modernen, klanggeſättigteren Werken nicht Genüge thun, weil die guten neueren Komponiſten — wie geſagt — das nötige Entgegenkommen vermiſſen laſſen. Dieſer Umſtand erklärt z. B. den ganz außerordentlichen Beifall, deſſen ſich ihrer Zeit die Trios von Fesca, mehr aber noch die von Reiſſiger zu erfreuen hatten. Wir ſtehen daher vor der Thatſache, daß auf dem ſonſt ſtets überfüllten Muſikalienmarkt die Nachfrage nach guten, nicht zu ſchwierigen Enſembleſachen das Angebot überwiegt. Dieſelbe Erſcheinung tritt zu Tage bei der Violinſonate mit Pianoforte. Nippſächelchen, Salonſtücke, Arrangements gibt es die ſchwere Menge, aber dergleichen erſetzt doch niemals die Sonate, die vermöge ihres thematiſchen Aufbaues ſchon den beteiligten Inſtrumenten eine ebenbürtige Rolle zuweiſt, ſowie Geiſt und Gemüt über eine nur tändelnde, flüchtige Unterhaltung emporträgt. Den Anlaß zu dieſen Zeilen gab uns eine in dem weltberühmten Muſikverlag Peters eben erſchienene Sonatine op. 62 für Violine und Piano von Hans Sitt. „Tant de bruit pour une omelette?“ — „So viel Aufhebens einer Sonatine wegen?“ wird dieſer oder jener Leſer fragen. In dieſer Sonatine finden wir aber gerade diejenigen Eigenſchaften hervorleuchten, die ſie zu einem anregenden, herzerquickenden Stück echter Hausmuſik ſtempeln, das nicht allein angehende, ſondern auch fertige Spieler erfreuen wird. Daß die Violinſtimme bequem und wohlklingend geſetzt iſt, verſteht ſich bei einem Meiſter des

Violinſpiels wie Hans Sitt von ſelbſt. Die ſorgfältig phraſierte und befingerte Klavierpartie erſcheint jedoch keineswegs als nur dienendes Glied, denn ſie nimmt fleißig teil an der thematiſchen Ausgeſtaltung, und der überall natürlich hervorquellenden Melodik und zeichnet ſich aus durch ihre feinſinnig harmoniſche Unterlage. Da der Komponiſt ſein jüngſtes Opus als ein Nr. 1 bezeichnet, ſo ſeien die Freunde guter Hausmuſik jetzt ſchon auf die Folge, die er uns verſpricht, mit allem Nachdruck aufmerkſam gemacht. Zum Schluß können wir nicht umhin, dem Wunſche Ausdruck zu geben, Hans Sitt möge, angeregt durch den Erfolg, den ſeine Sonatinen zweifellos haben werden, auch dem leichter ausführbaren Klaviertrio mit Violine und Violoncell ſeine Aufmerkſamkeit zuwenden und damit den warmen Dank zahlreicher Muſikfreunde ernten, die mit Bedauern einen ſo veredelnden und freudeſpendenden Zweig der Tonkunſt mehr und mehr vom Hauſe weg in die Domäne des Konzertſaals gedrängt ſehen! **Adolf Ruthardt.**

Über deutſche Accordzithern.

Unter den vielen Erfindungen und Verbeſſerungen auf dem Gebiete der Muſikinſtrumente hat eine neue Erſcheinung, deren Ruf ſchon in die weiteſten Kreiſe gedrungen iſt, dergeſtalt an Anſehen gewonnen, daß es angemeſſen erſcheint, ſie den Leſern des Daheim vorzuführen.

Jedermann wird dem Satze beiſtimmen, daß die Pflege der Muſik im Hauſe keine unwichtige Vorausſetzung häuslichen Behagens iſt. Darum haben ſich neben dem alles beherrſchenden Klavier die kleineren Saiteninſtrumente, wie die Guitarre, die Mandoline und die Zither, ein beſcheidenes Plätzchen zu erobern und zu behaupten gewußt. Leider aber fehlt es in unſerer haſtig lebenden Zeit den meiſten Menſchen an der nötigen Muße, ein nicht ganz einfaches Inſtrument gründlich zu erlernen. Wer es alſo fertig bringt, den Mechanismus eines ſolchen ſo umzugeſtalten, daß deſſen Handhabung und Erlernung weſentlich vereinfacht wird, der kommt einem vielfach gefühlten Bedürfnis entgegen und kann des Beifalles und Erfolges ſicher ſein.

Auf dieſem Wege könnte man ſich die Entſtehung der Accordzither aus der bekannten Zither erklären, wenn man nicht wüßte, daß ſie im Gegenteil die Erweiterung eines einfacheren älteren Inſtrumentes iſt, und daß ihr mehr zufällig die Form und der Name der ſchon beliebten Zither gegeben wurde. Die älteſte Form der Accordzither kommt in Rußland vor, und die Idee dazu ſoll von einem äußerſt primitiven Muſikinſtrument herſtammen, das bei einem halbwilden Völkerſtamme im Kaukaſus heute noch im Gebrauch iſt. Seit die Erfindung auf deutſchen Boden verpflanzt und ein Gegenſtand eifriger Beſtrebungen deutſchen Kunſtgewerbefleißes geworden iſt, hat ſie mehrere Stadien durchlaufen und verſchiedene Formen und Namen angenommen. Sämtlichen Accordzithern liegt die gemeinſame Idee zu Grunde, daß eine mechaniſche Vorrichtung, die der Dämpfung des Klavieres entſpricht, gewiſſe Saiten am Schwingen hindert, während die anderen frei bleiben, ſo daß nur die gewollten Accorde ertönen, wenn raſch von unten nach oben über die Saiten geſtrichen wird.

Als erſter deutſcher Accordzitherfabrikant gilt ein gewiſſer Zimmermann, der ſich, da ein namhafter Erfolg im Vaterlande zu lange auf ſich warten ließ, nach Philadelphia begab, wo eine Aktiengeſellſchaft jetzt die Fabrikation des Inſtrumentes im Großen betreibt. Das deutſche Patent erwarb die Firma Lindemann in Klingenthal, die ihrerſeits Herrn J. T. Müller in Greiz (jetzt in Dresden) das Recht der Fabrikation der Accordzither einräumte. Nun war ihre Zeit gekommen. Hatte ſie vorher mehr als Kinderſpielzeug gegolten, auf deſſen Herſtellung man wenig Mühe und Sorgfalt verwendete, ſo wurde ſie nun Gegenſtand eifriger Forſchung. Nach wiſſenſchaftlicher Methode gebaut und aus dem beſten Material hergeſtellt, liegt die Müller'ſche Accordzither heute in drei Formen vor, welche geeignet ſind, die muſikaliſchen Bedürfniſſe aller Stände und Bildungsgrade zu befriedigen.

1. Die ſechsmanualige Accordzither. Quer über 21 Saiten, in welchen drei Oktaven der G-dur-Tonleiter enthalten ſind, führen ſechs Holzſtäbchen A, B, C, D, E und F, denen ſechs verſchiedene Accorde entſprechen. Rechts von dieſen Stäbchen befindet ſich unterhalb der Saiten auf dem Zitherkörper eine Skala, worauf nicht nur die Noten für die betreffenden Töne, ſondern auch Zahlen verzeichnet ſind. Da dieſelben Zahlen in der praktiſchen „Schule“, die jedem Inſtrument beigegeben wird, über jeder Note ſtehen und der Accord durch ein hinzugefügtes A oder B ꝛc. angezeigt iſt, ſo kann das Inſtrument auch ohne muſikaliſche Vorkenntniſſe doch „nach Noten“ geſpielt werden. Auf dieſe Weiſe iſt die Melodie eines einfachen Liedes ſehr bald gefunden und prägt ſich dem Gedächtniſſe raſch ein. Auch dafür, daß die Stimmung der Saiten immer rein erhalten werden kann, iſt auf ſinnreiche Art geſorgt. So bedarf es dazu nur einigen Muſikgehöres, zumal da das Inſtrument, wenn es an einem trockenen, nicht zu warmen Orte aufbewahrt wird, ſehr gut Stimmung hält. Der Preis der ſechsmanualigen Accordzither in ſchwarzer Pappſchachtel beträgt, Schule und Zitherring inbegriffen, 16 Mark. Notenhefte mit Liedertexten, Muſikpültchen, ſolide Transportkäſtchen, Stimmflötchen und dergl. ſtehen zu billigen Preiſen zur Verfügung.

2. Die Accordzither „Arion“ mit zehn Manualen. Außer den 24 Saiten der einfacheren Form enthält „Arion“ noch deren ſechs, die den wichtigſten halben Tönen entſprechen. Man kann außer in G-dur noch in C-dur und D-dur ſpielen und zehn verſchiedene Accorde anſchlagen. Dieſe Vermehrung ermöglicht die Wiedergabe einer ſehr großen Anzahl von Muſikſtücken und bietet willkommene Abwechſelung. Die äußere Ausſtattung des Inſtrumentes, deſſen Ladenpreis auf 24 Mark angeſetzt iſt, erſcheint ſehr gediegen und außerordentlich gefällig; der Ton iſt innig und tragfähig.

3. Die Accordzither „Erato“. In 37 Saiten enthält ſie ſämtliche halben Töne dreier Oktaven, ſodaß jedes beliebige Muſikſtück ſich darauf wiedergeben läßt. Sie iſt mit zwölf Manualen verſehen, da dieſelben aber verſtellbar ſind, ſo beträgt die Zahl der verfügbaren Accorde 36. Das prächtige Inſtrument, das ſich als eine förmliche kleine Tiſchharfe darſtellt, koſtet 40 Mark.

An den hier vorgeführten Accordzithern hat alle Welt, die ſie kennt, ihre Freude, nur nicht — die Zunft der Zitherlehrer. Mit Verachtung ſehen ſie auf das Inſtrument herab, zu deſſen Erlernung man keines Meiſters, ja nicht einmal der Notenkenntnis bedarf. Sie fürchten wohl, durch die Ausbreitung der Accordzither brotlos zu werden? Mit Unrecht! Das wäre beinahe ebenſo, als ob ein Engliſchlehrer ſich über die zunehmende Neigung der Deutſchen für die italieniſche Sprache beklagen wollte. Denn mit der eigentlichen Zither, der Schlagzither, hat das neue Inſtrument nur die äußere Form bis zu einem gewiſſen Grade gemein.

Die Hauptſache, worauf es ankommt, die Klangfarbe, iſt eine ganz andere und erinnert mehr an die Harfe. Eignet ſich die Schlagzither trefflich zu bewegten Muſikſtücken, zu Märſchen und Tänzen, ſo liegt das Element der Accordzither in ſanft getragenen: ſchwermütige Volksweiſen und geiſtliche Lieder ſind ihre dankbarſten Gegenſtände. Während bei der Schlagzither der Rhythmus eine Hauptrolle ſpielt, kommt bei der Accordzither die Melodie zu beſſerer Geltung.

Mit großem Verſtändnis und ſicherem Takt hat die Firma J. T. Müller aus der populären Muſiklitteratur das ihren Inſtrumenten Zuſagende ausgeleſen und in einer langen Reihe reizender Hefte herausgegeben. Sie führen den Schüler vom Kinderlied durch das einfache Volks- und Kirchenlied an leichten Tänzen und Märſchen vorüber zur Opernarie und zum kunſtvollen Liede. Der Student findet da ſeine luſtigen Weiſen ſo gut wie der Patriot ſeine Nationalhymnen und Vaterlandslieder; — kurz, es iſt auf alle Bedürfniſſe und jede Geſchmacksrichtung Bedacht genommen. In allen Weltteilen hat die Accordzither, zumal die Müllerſche, begeiſterte Anhänger gefunden, und dieſe werben ihr wieder neue Freunde.

Es iſt und bleibt ein löbliches Werk, gute und leicht erlernbare Inſtrumente zu erzeugen, die dem einfachen wie dem höheren Muſikbedürfnis zu genügen vermögen und ſomit berufen ſind, in viele Hände zu kommen und auch in weniger begüterte Volksſchichten zu bringen. Denn indem ſie die Liebe zur Häuslichkeit mächtig fördert, bildet die Pflege der Hausmuſik eine der wichtigſten Bedingungen innigen Familienlebens, das ja wiederum den mächtigſten Halt gegen den drohenden ſozialen Umſturz gewährt.

Ein Schweizer.

Schottiſche Volksmuſik.

Eines Volkes Natur, Leben und Wirken ſpiegelt ſich ſtets in ſeinen Liedern, ſeiner Muſik wieder, die es in ſeinen beſcheidenen Hütten, auf den ragenden Bergen, im grünen Thal, auf bewegter Straße, bei fröhlichen Feſten erſchallen läßt. Schottland macht davon keine Ausnahme, und es befremdet uns nicht, daß in der Heimat Oſſians, an den Stätten, da die alten Barden weilten, auf dem Boden, auf dem ein Walter Scott groß ward, Liebe und Empfänglichkeit für die edelſte aller Künſte herrſchen. Man hat neuerdings erſt einen ganzen Schatz altſchottiſcher Volkslieder aufgefunden, welche Zeugen ſind jener Zeit, da die ſchottiſche Nation noch ihren Kindheitstraum träumte. Sie ſind ſchmucklos und einfach, oft nur aus fünf bis ſechs Tönen gebildet, dabei aber doch von beſtrickendem Reiz. Die älteſten Lieder, die altgäliſchen Geſänge ſind meiſtens düſter und ſchwermütig; die ſpäteren tragen einen mehr heiteren Charakter. Das Volk beſang die Freiheit ſeiner Vorfahren, es verherrlichte die Anführer der einzelnen Clans (Stämme), die ſie zu Siegen geführt, und es fand leidenſchaftliche und wieder rührende Töne für ſein Liebesglück und Liebesleid. Die Schotten begleiteten ihre Lieder mit dem melodiſchen Klang ihrer Harfen; neben dieſen war ihr Hauptinſtrument der Dudelſack (bagpipe). Bis auf den heutigen Tag iſt dieſes einfache Inſtrument, welches nur über eine Skala von ſechs Tönen verfügt, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt vorhanden. Hermann Ritter, deſſen Schilderung wir dieſe Mitteilungen entnommen, erzählt, daß er in der Neujahrsnacht in Edinburgh an jedem Abend in der Markthalle Bagpipers gehört habe. So wie bei uns auf den Dörfern die Geige zum fröhlichen Geſange und zum Tanz erklingt, ſo iſt der Dudelſack bei allen ſchottiſchen Feſten zu finden, ja, er iſt ſogar in die Regimentsmuſik aufgenommen. Die Melodien der Sackpfeifer ſind höchſt eigentümlich und mit keinem anderen Inſtrument wiederzugeben. Sie ſind mit vielfachen Verzierungen verſehen, hauptſächlich mit Vorſchlägen, die meiſtens mehrere Tonſtufen unter oder über dem Hauptttone ſtehen. Die ſchottiſchen Nationaltänze werden ebenfalls von der Bagpipe begleitet. Es gehört dazu der „Strathpey“, ſo genannt nach der Gegend, in der er entſtanden iſt. Er geht in ruhigem Zeitmaß und iſt nach Deutſchland unter dem einfachen Namen „Schottiſch“ gekommen. Ein in Tullok entſtandener und deshalb „reel of Tullok“ genannter Tanz hat gleichfalls ein gemäßigtes Tempo, während der „Jig“ ſich im ſchnellen $^6/_8$ Takte bewegt. Die ſchottiſchen Lieder und Balladen hat man vielfach ins Deutſche übertragen, aber ihre Muſik iſt noch wenig bekannt. Nur Hans von Bülow, der auf ſeinen Ausflügen in das ſchottiſche Hochland manche ſchöne Weiſe entdeckte, ſchrieb ſie nieder. Am häufigſten geſungen wird das ſehr ergreifende Volkslied: „Die ſchneeweiße Roſe.“ **C. H—d.**

Der muſikaliſche Sinn in der Familie.

Während das Genie, im übermächtigen Drange ſich kundzugeben, ſelbſt ohne nennenswerte äußere Pflege hervorbricht, muß das Talent erſt hervorgelockt und mit allen Mitteln einer ſyſtematiſchen Pflege zur Entfaltung gebracht werden. Wie die Erziehung des Kindes eigentlich gleich mit dem erſten Atemzuge beginnen ſoll, ebenſo muß die Pflege des muſikaliſchen Sinnes, welche in den Begriff der Geſamterziehung mit hineinfällt, frühzeitig einſetzen. In jedem Falle, ob man Talent bei einem Kinde vorausſetzen darf oder nicht, ſollte der vernünftige Erzieher auf die Pflege des muſikaliſchen Sinnes Rückſicht nehmen, da ja auch bei dem Unbegabten die Empfänglichkeit für Muſik durch Pflege geweckt und geſteigert werden kann; ſchließlich iſt doch auch dieſe Empfänglichkeit allein an und für ſich eine recht wertvolle Eigenſchaft. Wo Empfänglichkeit und Verſtändnis für die Muſik vorhanden iſt, dort übt auch die Muſik ihre großartige, bildende und veredelnde Macht auf das innere Leben des Menſchen aus. Das zarteſte Kindesalter berührt ſich in dem „Wiegenlied“, mit dem die Mutter ihr Kind in Schlaf ſingt, ſchon mit der Muſik. Die Wiege, welche durch ihre ſchaukelnden Bewegungen allzu ſehr geeignet iſt, das kleine Gehirn zu gefährden, haben wir, Gott ſei Dank, abgeſchafft. Aber das Wiegenlied ertönt noch. Möchte es nimmer verhallen! Aber was gibt ſich alles für ein Wiegenlied aus! So hörte ich einmal, wie eine jugendliche Tante ihren ganz kleinen Neffen mit folgendem alten Revolutionsliede aus den achtundvierziger Jahren in den Schlaf ſang:

„Vierunddreißig Jahre währt die Knechtſchaft ſchon“ u. ſ. w.

Irgend ein einfaches, hübſches Volkslied wird ſich jedenfalls viel beſſer zum „In-den-Schlaf-ſingen“ eignen; ſein Gehalt an reiner, tiefer Empfindung dürfte bei öfterer Wiederholung ſicherlich nicht ohne Einfluß auf den zu weckenden muſikaliſchen Sinn des Kindes bleiben. Für das Erwachen des muſikaliſchen Sinns eines Kindes wird natürlich das Verhältnis ſeiner Umgebung zur Muſik von größter Wichtigkeit ſein. In einer muſikaliſchen Familie erſchließen ſich dem inneren Leben des Kindes ungeahnte Reichtümer. Daß es von nicht minder großer Wichtigkeit iſt, welcher Art die muſikaliſchen Eindrücke ſind, die ein Kind empfängt, liegt auf der Hand: ſie müſſen ſich dem Auffaſſungsvermögen des Kindes anpaſſen. Eine muſikaliſche Mutter kann in dieſer Beziehung außerordentlich Gutes thun. Nach und nach wird ſie, ſoweit die wachſende Einſicht des Kindes es rechtfertigt, die muſikaliſche Auffaſſung des Kindes zu ſchwierigeren Muſikſtücken mit gediegenem Inhalt hinleiten. Wohl ihr, wenn ſie imſtande iſt, auf die beſonderen Schönheiten ernſthafter Kompoſitionen aufmerkſam zu machen! Leichtere Muſikſtücke mit einfach-melodiſchem Inhalt, ſowie Tanzſtücke (letztere zum Zwecke des Tanzens) ſind durchaus nicht zu verwerfen. Vor ſogen. ſentimentaler Muſik muß indeſſen entſchieden gewarnt werden; Stücke wie z. B. das früher ſo beliebte „Gebet einer Jungfrau“ ſind geradezu Gift. Hier gibt ſich die Muſik das Anſehen, als wollte ſie etwas Tieferes ausdrücken, und doch ſind es nur leere, triviale Phraſen, die zum Vorſchein kommen. Ein Zug von Heuchelei geht durch Stücke dieſer Art. Die Muſik iſt aber eine Dienerin der Wahrheit; in ihren Meiſterwerken ſteht ihr die höchſte Logik zur Seite. Ohne Folgerichtigkeit iſt ſie kaum denkbar. Sentimentale Muſik gleicht einem koketten Menſchen, der edle Gefühle heuchelt, die er nicht beſitzt. Ein wichtiges Erziehungsmittel iſt ferner das gemeinſame Singen von Liedern, die durch Klavierbegleitung unterſtützt werden mögen. Dieſe Art zu muſizieren regt ungemein an und trägt Stimmungen in das kindliche Gemüt, die in ihrer Reinheit auch für das ſpätere Leben eine reinigende und veredelnde Macht beſitzen. Wem in reiferen Jahren eine ſolche alte Melodie aus der Kinderzeit in der Seele auftaucht, dem wird wohl und wehe ums Herz; wie Geiſterhauch weht es ihn an, und von neuem ertönen harmoniſch alle Saiten ſeines Innern. Wie der gemeinſchaftliche Familien- und Einzelgeſang, ſo ſind auch Hauskonzerte auf der Grundlage gediegener Muſik, in denen die ernſten Formen der Sonate und der Sinfonie (letztere etwa in vierhändigem Arrangement) zur Geltung kommen, von großer Wichtigkeit für die Pflege des muſikaliſchen Sinns. Wo ſich Klaviertrios und Klavierquartette mit Streichinſtrumenten von klaſſiſcher und moderner Haltung zum Vortrag bringen laſſen, da ſtellt ſich die Sache noch günſtiger: ein warmer Strom von gemütvoller Anregung quillt aus dieſen Aufführungen, das ganze Familienleben veredelnd. Für alle Muſikaufführungen muß aufmerkſames Zuhören und ungeſtörte Ruhe gefordert werden, kein Schwätzen, kein Liſpeln ſoll erlaubt ſein, und die Erwachſenen müſſen in dieſem Punkte den Kleinen mit gutem Beiſpiel vorangehen, was leider nicht immer geſchieht. Die bekannte Geſchichte: „Und ich koche ſie mit Zwiebel,“ welch weisheitsvoller Ausſpruch einſt bei dem unerwarteten Eintritt einer Generalpauſe in einer tiefernſten Muſikaufführung aus weiblichem Munde vernehmbar wurde, wiederholt ſich noch immer. Daß Kinder in jungen Jahren ſchon ins Theater mitgenommen werden, iſt einer Vertiefung des inneren Lebens nicht nur nicht günſtig, ſondern weit eher ſchädlich. Im Theater bietet ſich der kindlichen Anſchauung ſo viel des Zerſtreuenden, die kindliche Neugierde wird von dem künſtleriſchen Hauptinhalt durch ſo viel Dinge abgelenkt, daß auch die ſchönſte Oper nur als äußerer Eindruck im Vorſtellungsvermögen des Kindes haften bleibt. Die Kinder ſehen ſich hier zudem in eine Welt von Ideen verſetzt, die ihrem kindlichen Sinne ganz unbegreiflich bleiben, und die Nervenaufregung, die verfrühter Theaterbeſuch mit ſich bringt, kann der jugendlichen Geſundheit nur ſchädlich ſein. Dann und wann ein Konzert, das wäre etwa das einzige, was an Kunſtgenüſſen außerhalb der Familie dem heranwachſenden Geſchlecht geboten werden darf, aber auch dieſes nur ſelten. Das Familienleben, wenn es ſo iſt, wie es ſein ſoll, iſt und bleibt der geeignetſte Boden für die Entfaltung des muſikaliſchen, wie des künſtleriſchen Sinnes überhaupt. **A. Sch.**

Gedenktafel.

In Hannover ſtarb vor kurzem Ignaz Lachner, wie ſeine Brüder Franz und Vincenz, ein trefflicher Muſiker. Geboren am 11. September 1807 zu Rain in Oberbayern, wirkte er mehrere Jahre als Geiger in verſchiedenen Theaterorcheſtern und von 1831 angefangen als Kapellmeiſter in Stuttgart, München, Hamburg, Stockholm und zuletzt in Frankfurt a. M. 1875 trat er in den Ruheſtand. Von ſeinen Opern hat ſich keine erhalten.

Redaktionspoſt.

Antwort auf die Frage in Nr. 20. Das Geibelſche Lied „Scheiden und Meiden“ iſt oftmals komponiert worden; u. a. von H. Truhn (op. 74), Ferd. Gumbert, R. Emmerich, H. v. Bülow, H. Stöber (für Männerchor), F. Mergener, O. Sydow, Reißiger. In allen Muſikalienhandlungen zu haben!

Herrn **O. Z—l, Muſikdirektor, Plauen** i. V. Uns iſt außer der Moſengeilſchen Dichtung keine andere bekannt.

Herrn **G. K—n, Haßloch.** Abdruck der Melodie unmöglich! Das wäre ſtrafbarer Nachdruck. Das von Ihnen Gewünſchte iſt das „Geburtstagslied“ von Sachs, ein bekanntes Modeſtück. In jeder Muſikalienhandlung zu haben!

Frau **Marie W—n in Masbach, Malwine K—s in Naumburg** a/S., **M. O.** in **Templin, H. H—ff** in **Bielefeld, Sophie S—l** in **Kloſter-Heilbronn,** Frl. **Em. Th. Teichm.** in **Deſſ., Mein.** in **Berlin. Clara** in **Eſſen,** Hrn. Paſt. **O. S-w** in **Pätzig:** Verbindlichſten Dank für die gütige Auskunft!

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion unverlangt eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

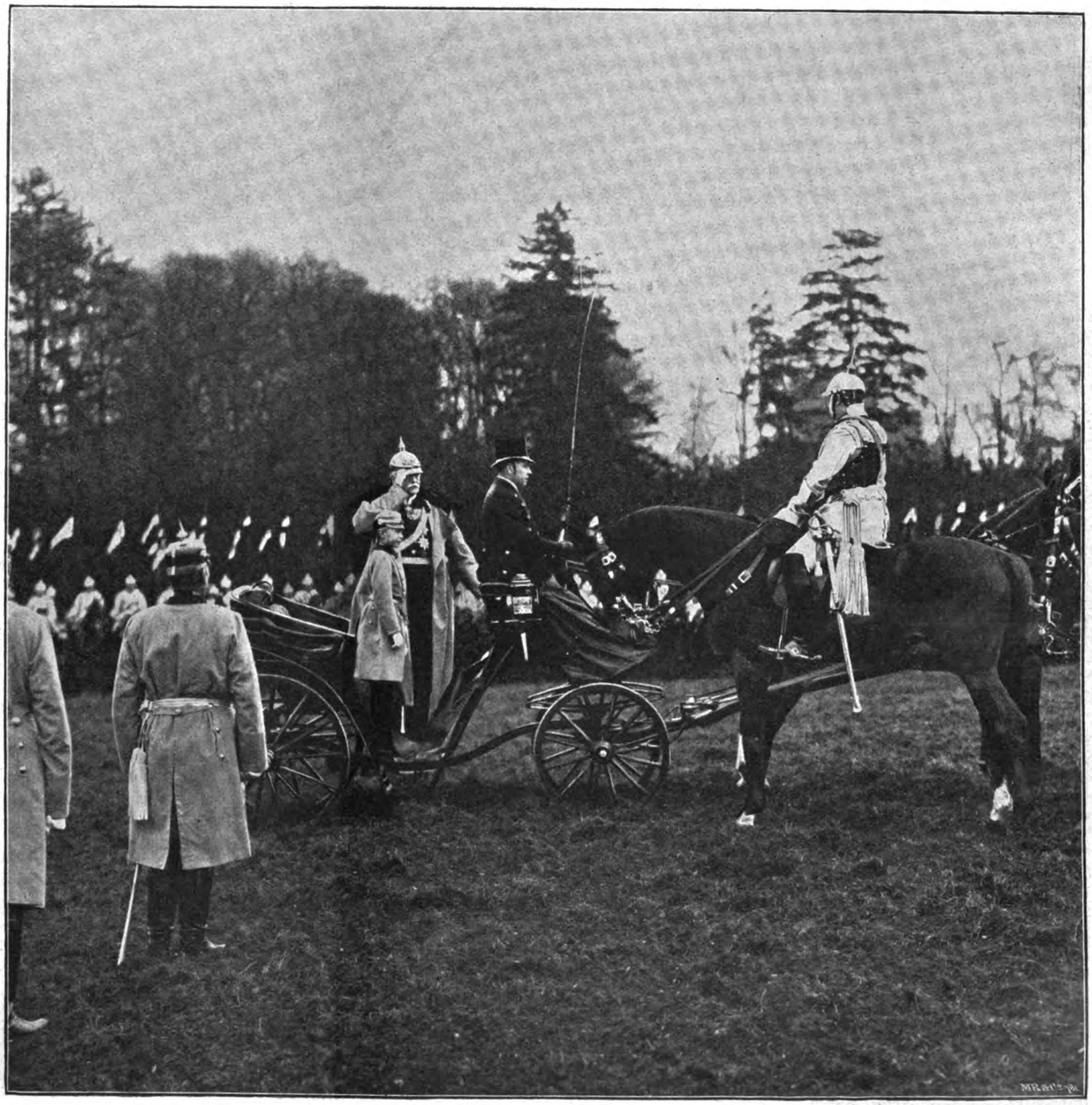
1895. Beilage zu Heft 10 (No. 27—29).

XXXI. Jahrgang.

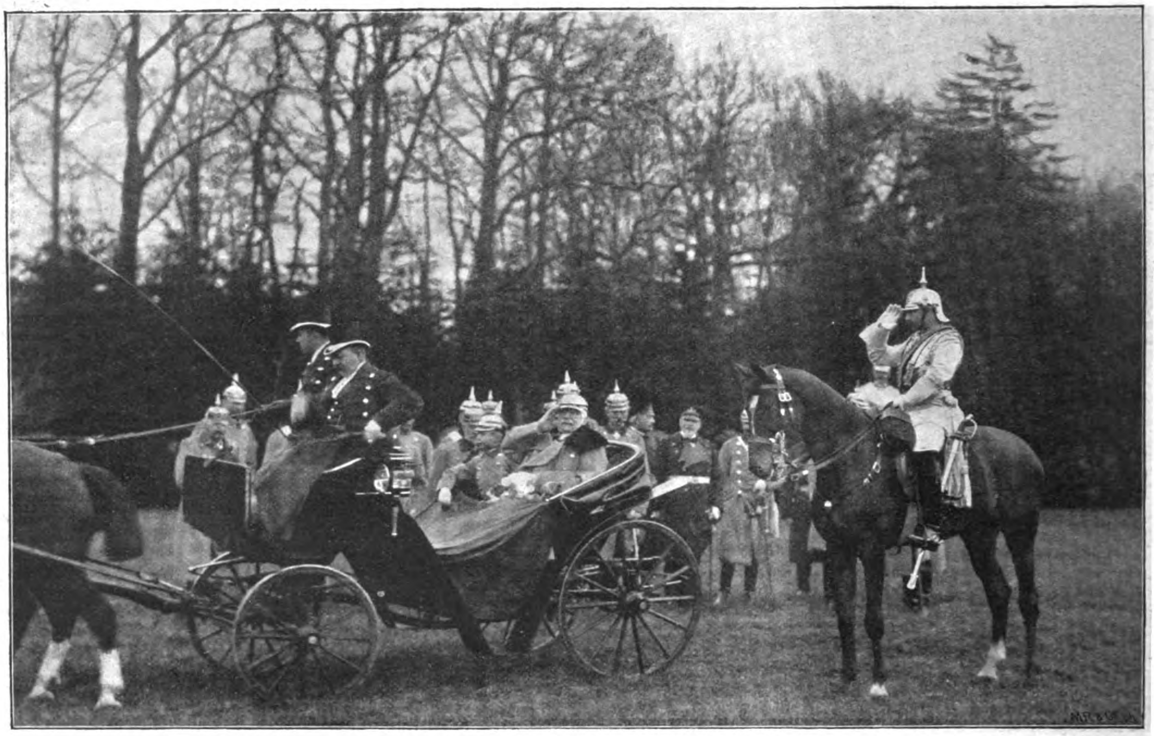
April 1895.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Fürſt Bismarcks achtzigſter Geburtstag: Der Beſuch des Kaiſers in Friedrichsruh. — Khedive Ismaïl Paſcha †. Der Miniſterwechſel in Spanien: Sagaſta, Canovas del Caſtillo und Martinez Campos.



Fürſt Bismarcks Geburtstag: Kaiſer Wilhelms Anſprache an Fürſt Bismarck.
Nach einer Moment-Photographie von M. Ziesler in Berlin.



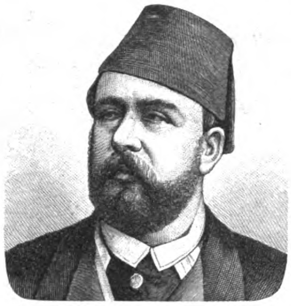
Fürſt Bismarcks Geburtstag: Der Kaiſer führt dem Fürſten eine Schwadron ſeines Küraſſierregiments vor.
Nach einer Moment-Photographie von M. Ziesler in Berlin.

Unter den Gratulanten, die ſich in Friedrichsruh einfanden, den Fürſten Bismarck zu ſeinem achtzigſten Geburtstage zu beglückwünſchen, iſt Kaiſer Wilhelm einer der erſten geweſen, und er hat allen Deutſchen, die durch das ſchmachvolle Verhalten der Majorität des Reichstages kurz zuvor in ihrem innerſten Empfinden ſich aufs tiefſte verletzt fühlen mußten, zur Genugthuung ſeinen Glückwunſch in die Form einer beſonderen Ehrung gekleidet. Am 26. März mittags traf der Kaiſer, von dem Kronprinzen und einer glänzenden militäriſchen Suite begleitet, auf dem Friedrichsruher Bahnhof ein und führte perſönlich die dorthin befohlenen Truppenteile, eine Schwadron des Küraſſierregiments v. Seydlitz, deſſen Chef Fürſt Bismarck iſt, mit dem Trompeterkorps und der Standarte, die erſte Kompanie des 2. Hanſeatiſchen Infanterieregiments Nr. 76 mit der Regimentsmuſik, eine Schwadron des Hannoverſchen Huſarenregiments Nr. 15 mit dem Trompeterkorps und der Standarte, und eine Batterie der 4. Abteilung des Holſteiniſchen Feldartillerieregiments Nr. 24, ſämtlich in Kriegsſtärke, nach einem an den Park des Friedrichsruher Schloſſes anſtoßenden freien Platze, wo in Hufeiſenform Paradeaufſtellung genommen wurde. Bald darauf erſchien der durch den Flügeladjutanten Graf Moltke benachrichtigte Fürſt, die Uniform ſeiner Küraſſiere tragend, im Wagen auf dem Platze und wurde vom Kaiſer in herzlichſter Weiſe begrüßt. Nachdem der Kaiſer dem Fürſten die Hand geſchüttelt hatte, beglückwünſchte ihn der Kronprinz, der dann im Wagen rechts vom Fürſten Platz nahm. Nun überreichte der Kaiſer unter präſentiertem Gewehr dem Fürſten Bismarck einen goldenen Ehrenpallaſch, die Gabe mit ungefähr folgenden Worten begleitend: „Dem Fürſten Bismarck werde anläßlich ſeiner Thaten hiermit eine Gabe überreicht. Se. Majeſtät habe keine beſſere finden können, als ein Schwert, als die Waffe der Germania, als ein Symbol, als ein nie verſagendes Mittel. Eingraviert ſeien die vereinigten Wappen von Elſaß und Lothringen; darin wolle der Fürſt den Dank erblicken für die in der Geſchichte verzeichneten Thaten, welche vor fünfundzwanzig Jahren ihren Abſchluß gefunden.“ Se. Majeſtät ſchloß: „Wir aber, Kameraden, rufen: Se. Durchlaucht Fürſt von Bismarck, Herzog von Lauenburg, Hurra!“ Die Truppen ſtimmten dreimal ein. Fürſt Bismarck hörte die Rede des Kaiſers im Wagen ſtehend an. Nachdem das Hoch verklungen und zurückſalutiert war, nahm der Fürſt wieder im Wagen Platz, während die Truppen ſich zum Parademarſch formierten. Nach dem Parademarſch fuhr Fürſt Bismarck ins Schloß zurück, um den Kaiſer, der ſich an die Spitze der Küraſſiere geſetzt hatte, die die Fahnen nach dem Schloß zurückbrachten, dort zu empfangen. Die Truppen rückten in ihre Quartiere ab; nur die Batterie blieb auf dem Paradeplatz und machte ſich bereit, den Kaiſertoaſt während des Diners im Schloß mit Salutſchüſſen zu begleiten. Bei der Tafel ſaß Fürſt Bismarck zur Rechten des Kaiſers, zur Linken des Kaiſers die Tochter des Fürſten, Gräfin Rantzau, dem Kaiſer gegenüber ſaß der Kronprinz. Die Kaiſerin hatte durch ihren Gemahl ein wundervolles Arrangement von La France-Roſen überſandt; außerdem überreichte der Kaiſer dem Fürſten Bismarck ein Petſchaft von Lapis Lazuli, das Kaiſer Wilhelm der Siegreiche bis zu ſeinem

Fürſt Bismarcks Geburtstag: Salutſchießen während des Toaſtes des Kaiſers auf den Fürſten.
Nach einer Moment-Photographie von M. Ziesler in Berlin.

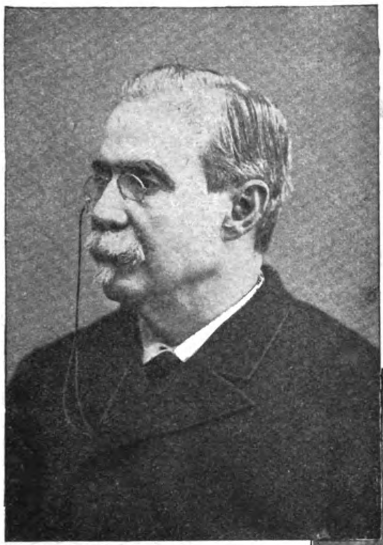
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Tode benützt hat. Bald nach Aufhebung der Tafel fuhr der Kaiſer in Begleitung des Fürſten nach dem Bahnhof und trat nach herzlicher Verabſchiedung im Sonderzug die Rückreiſe nach Berlin an.



Exkhedive Ismaïl Paſcha †.

Am 2. März ſtarb in Konſtantinopel der Exkhediv Ismaïl Paſcha, deſſen Name mit der Erbauung des Suezkanals auf das Engſte verknüpft iſt. Ismaïl Paſcha, am 31. Dezember 1830 in Kairo geboren, wurde in Paris erzogen. Nachdem er 1861 unter Said Paſcha einen Aufſtand im Sudan ſchnell und energiſch unterdrückt hatte, trat er am 18. Januar 1863 nach deſſen Tode die Regierung Ägyptens an. Von Beginn ſeiner Regierung an ſchwebte ihm das Ziel vor Augen, Ägypten von der Türkei unabhängig zu machen. Zu dieſem Zweck ſtrebte er vor allem die wirtſchaftliche Selbſtändigkeit Ägyptens an, und er zeigte einen offenen und freien Blick für alles, was dem Lande nach dieſer Richtung hin not that. Ägypten verdankt ihm die Erweiterung ſeines Bewäſſerungsſyſtems, die energiſche Förderung und Vollendung des Suezkanals, das Eiſenbahnnetz im Nildelta, große Hafenbauten in Alexandrien und die Hebung der Volksſchulen. Im Jahre 1869 ſah er bei der Eröffnung des Suezkanals Vertreter faſt ſämtlicher europäiſcher Herrſcherfamilien bei ſich zu Gaſt, und die bei dieſer Gelegenheit von ihm veranſtalteten Feſte machten durch ihre Miſchung von orientaliſcher Pracht und europäiſchem Luxus lange von ſich reden. Noch größer aber als das volkswirtſchaftliche Genie des verſtorbenen Exkhedive war ſeine perſönliche Verſchwendungsſucht. Trotzdem faſt aller bebauter Boden des Landes ſich in ſeinem Privatbeſitz befand und das Volk unter der Laſt willkürlicher Steuererhebungen ſeufzte und Unſummen in ſeine Taſche floſſen, ſah er ſich bald in finanziellen Bedrängniſſen ſo ſtarker Art, daß er ſich 1875 nicht nur genötigt ſah, die in ſeinem Beſitz befindlichen Suezkanalaktien im Betrage von neunzig Millionen Mark an die engliſche Regierung zu verkaufen, ſondern auch ein Jahr ſpäter ſich die Einſetzung einer europäiſchen Finanzkommiſſion gefallen laſſen mußte. Seine Verſuche, dieſe Kontrolle wieder abzuſchütteln, ſcheiterten an dem Widerſpruch der europäiſchen Großmächte, und da er dem Rate derſelben, freiwillig abzudanken, nicht folgte, zwang ihn ein Befehl des Sultans, am 26. Juni 1879 außer Landes zu gehen und die Regierung an ſeinen älteſten Sohn Tewfik Paſcha abzutreten. Ismaïl Paſcha ließ ſich zuerſt in Neapel, dann in Rom nieder. Seine fortgeſetzten Intriguen veranlaßten den Sultan, ihn nach Konſtantinopel zu berufen, wo ihm ein kaiſerlicher Palaſt zur Verfügung geſtellt wurde, den er bis an ſein Ende nicht wieder verlaſſen durfte. Er hatte den Schmerz, zu ſehen, daß die Früchte ſeiner allerdings ganz rückſichtsloſen und nur von perſönlichen Intereſſen diktierten Arbeit zum großen Teil den Engländern in den Schoß fielen.



Don Antonio Canovas del Caſtillo,
Führer der ſpaniſchen Konſervativen.

Marſchall Martinez Campos.

Der Aufſtand in Cuba, den zu unterdrücken Spanien ſich mit Aufgebot aller ſeiner Kräfte rüſtet, hat vorläufig einen Regierungswechſel im Gefolge gehabt. An Stelle Sagaſtas, des Führers der Liberalen, iſt Canovas del Caſtillo, der Führer der Konſervativen, getreten, — die beiden Staatsmänner, die ſeit länger als zwanzig Jahren abwechſelnd an der Spitze der Regierung Spaniens ſtehen, haben einmal wieder gewechſelt. Und auch der dritte Mann in Spanien, der über den Parteien ſtehende Marſchall Martinez Campos, der Wiederherſteller der gegenwärtig regierenden Dynaſtie, iſt bei dieſer Gelegenheit wieder auf dem Platze erſchienen, indem er der Königin-Regentin gegenüber eine Garantieerklärung für die Zuverläſſigkeit der Armee abgab und ſich ſelbſt bereit erklärte, den Oberbefehl über die zur Unterdrückung des Aufſtandes nach Cuba abgehenden Truppen zu übernehmen. Auch Martinez Campos iſt die Aufgabe, die er ſich geſtellt hat, nicht neu, da er ſchon zweimal — 1864 und 1877 — den auf die Loslöſung Cubas von dem Mutterlande Spanien abzielenden revolutionären Beſtrebungen ein Ende bereitet hat. Da die Liberalen und die Konſervativen Spaniens darin einig ſind, daß den Unabhängigkeitsbeſtrebungen auf Cuba ein energiſches Ende bereitet werden müſſe, ſo iſt die gegenwärtige Regierung in dieſer Frage auch der Unterſtützung ihrer politiſchen Gegner ſicher. Starken Widerſpruch hat dagegen die Stellungnahme des neuen Miniſterpräſidenten in dem im Gefolge der cubaniſchen Unruhen aufgetretenen Zerwürfnis zwiſchen der Armee und der ſpaniſchen Preſſe gefunden. Ein Madrider Blatt, „Reſumee“, hatte in einem Leitartikel dem Gedanken Ausdruck gegeben, der Geiſt der ſpaniſchen Armee laſſe zu wünſchen übrig und die Offiziere gingen nur ungern aus ihren heimiſchen Garniſonen nach Cuba, um dort Rebellen zu bekriegen.

Don Mateo Praxedes Sagaſta,
Führer der ſpaniſchen Liberalen.

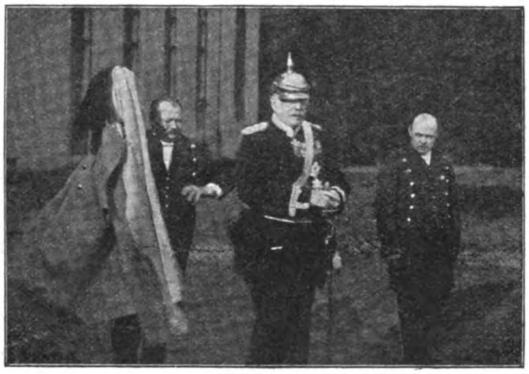
Einige hundert Offiziere der Madrider Garniſon rotteten ſich darauf am 15. v. M. zuſammen und drangen in die Redaktionsräume des „Reſumee“ und anderer Blätter, wo ſie ſich in höchſt unangemeſſener Weiſe Genugthuung verſchafften. Außerdem forderten die Offiziere die Wiederherſtellung eines älteren Geſetzes, nach dem Angriffe auf die Armee durch die Preſſe nicht vor dem Civilgericht, ſondern vor einem Militärgericht zur Aburteilung gelangen ſollen. Sagaſta ſchien dieſe Forderung mit den von ihm vertretenen liberalen Anſchauungen nicht vereinbar und er trat zurück, während der neue Miniſterpräſident Canovas del Caſtillo ihr, wohl hauptſächlich im Hinblick auf die Revolution in Cuba, zu deren Unterdrückung eine abſolut zuverläſſige Truppe notwendig iſt, zugeſtimmt hat. Dieſe Entſcheidung verſtimmt nicht nur die Liberalen, ſondern auch einen großen Teil der Civilbevölkerung, und es liegt allerdings die Gefahr nahe, daß ſie der erſte Schritt zu einer neuen politiſchen Ära in Spanien iſt, die der Armee wieder einen entſcheidenden Einfluß einräumt.

(m)

Daheim

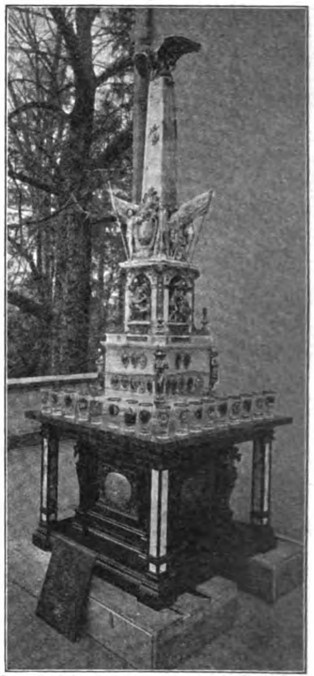
Aus der Zeit — für die Zeit.

Fürſt Bismarcks achtzigſter Geburtstag.

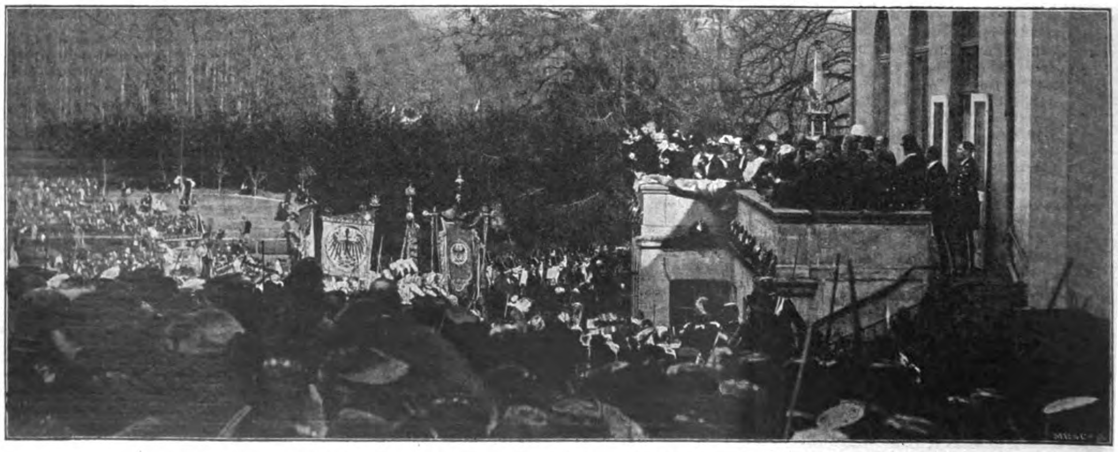


Fürſt Bismarck aus dem Schloß tretend.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

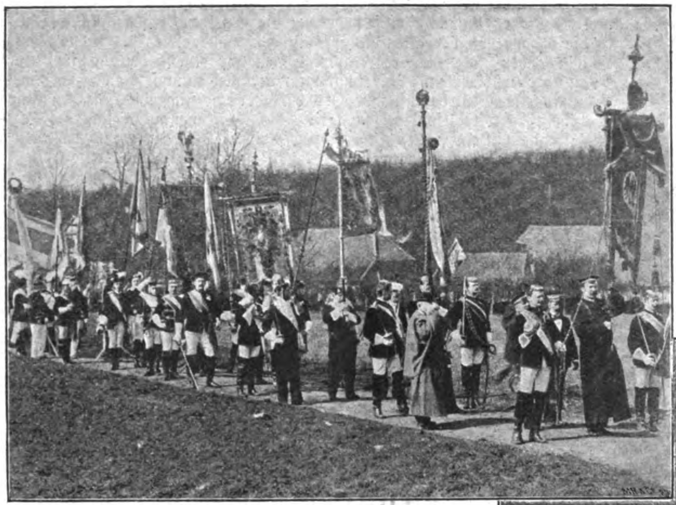
Das ſtille Friedrichsruh iſt am 1. April der Schauplatz einer ſo erhebenden und von höchſter Begeiſterung getragenen Feſtfeier geweſen, daß dieſer Tag allen Teilnehmern derſelben lebenslang unvergeßlich bleiben wird. Extrazüge auf Extrazüge hatten viele Tauſende nach Friedrichsruh geführt, — hätten die Millionen, die an dieſem Tage im Geiſte dort waren, ſich auf den Weg machen können, es würden vielleicht die ſämtlichen deutſchen Eiſenbahnen nicht ausgereicht haben, um den Verkehr zu bewältigen. Das herrlichſte Frühlingswetter begünſtigte oder ermöglichte vielmehr die großartige Feier, von deren einzelnen Scenen uns der photographiſche Apparat ſo viel feſtgehalten hat, daß auch diejenigen, denen es nicht vergönnt war, daran teilzunehmen, ſie nachträglich noch miterleben können. Von 11 Uhr vormittags an trafen die Glückwunſchdeputationen in Friedrichsruh ein — Abgeſandte der Städte Hamburg, Bremen und Lübeck, eine Profeſſorendeputation der deutſchen Univerſitäten, eine Deputation vom Küraſſier-Regiment Seydlitz und viele andere — die in ununterbrochener Folge vom Fürſten im Schloß empfangen wurden. Der Schauplatz der großartigſten Huldigung aber war die große waldumſäumte Parkwieſe hinter dem Schloß, auf der nach 1 Uhr die Studenten der deutſchen Univerſitäten — faſt ſiebentauſend — ihren Einzug hielten. Aus weiter Ferne ſchon kündigten die Klänge der „Wacht am Rhein“ und des „Hohenfriedberger Marſches“ den endloſen Zug der Studenten an, der ſich — voran die Gruppe der Chargierten in flottem Wichs mit Standarten und Fahnen — auf dem breiten Parkwege unter den Bäumen dem Schloß näherte. Der Einmarſch währte faſt zwei Stunden. Mit gezogenen Schlägern ſtellten ſich die Chargierten mit den Fahnen- und Bannerträgern vor der Schloßterraſſe auf, im Hintergrund ſchloſſen ſich die übrigen Studenten an, ſo daß die Gruppierung ein überaus maleriſches Bild bot. Durch weithin ſichtbare Tafeln waren die einzelnen Hochſchulen gekennzeichnet. Als die Aufſtellung beendet war, erſchien auf der Schloßterraſſe Fürſt Bismarck im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner



Die Geburtstagsgabe der Studenten.
Nach einer Photographie von H. Rudolphy, Berlin.



Fürſt Bismarcks Anſprache an die Studenten. Nach einer Aufnahme von Strumper & Co., Hamburg.



Der Zug der Chargierten im Park von Friedrichsruh. Nach einer Aufnahme von Strumper & Co., Hamburg.

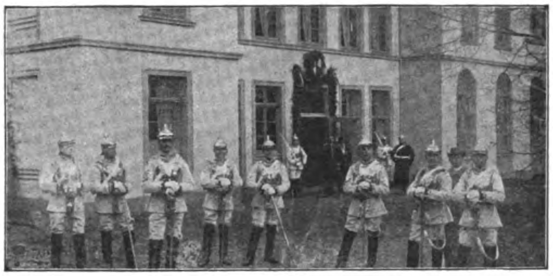
Der Abmarſch der Studenten. Nach einer Aufnahme von Strumper & Co., Hamburg.

Gäſte, unter den letzteren die Abgeſandten der Könige von Sachſen und Württemberg und des Großherzogs von Mecklenburg, der türkiſche Botſchafter Tewfick Paſcha, die Deputationen der Rektoren und Profeſſoren aller deutſchen Hochſchulen in ihren bunten Talaren, und die intimen Freunde des Bismarckſchen Hauſes wie Profeſſor Lenbach. Direkt vor der Terraſſe ſtand das Muſikkorps des 4. Garderegiments, das der Kaiſer mit den Muſikkorps des 31. und 76. Infanterieregiments, des 9. Pionierbataillons und des 24. Feldartillerieregiments nach Friedrichsruh beordert hatte. Als die hohe, von der Laſt der Jahre ungebeugte Geſtalt des Fürſten in der Uniform ſeiner Küraſſiere auf der Schloßterraſſe erſchien, donnerte ihm Minutenlang ein jubelndes Hoch entgegen, die Schläger blitzten in der Sonne und Tauſende von Mützen flogen in die Luft. Der Fürſt dankte tief ergriffen der mit elementarer Gewalt zum Ausbruch kommenden Begeiſterung, indem er immer wieder die Hand an den Helm legte. Nun traten die Studentendeputierten auf die Terraſſe und stud. Bruch übergab dem Fürſten das auf der Terraſſe aufgeſtellte Geburtstagsgeſchenk der deutſchen Studenten, einen ſtattlichen Obelisken, mit folgender Anſprache und der ſich daran anſchließenden Verleſung der Adreſſe der deutſchen Studenten: „Durchlauchtigſter Fürſt! An dieſem glücklichen Tage, da brauſender Feſtjubel Alldeutſchland vom Fels zum Meer erfüllt, iſt es der geſamten deutſchen Studentenſchaft ein Herzensbedürfnis und eine heilige nationale Pflicht, Ew. Durchlaucht in ehrerbietiger Huldigung die innigſten Glückwünſche darzubringen. In der begeiſterten Teilnahme unſerer tiefbewegten Herzen findet die Liebe der akademiſchen Jugend zu Deutſchlands größtem Sohne, ihre unauslöſchliche Dankbarkeit und glühende Verehrung für den genialen Schöpfer und Heldenkanzler unſeres kraftvoll geeinten Reiches nur einen matten Wiederhall. Aber wir freuen uns aufrichtig der hohen Ehre, im Auftrage der Studenten aller deutſchen Hochſchulen heute an Ew. Durchlaucht die Bitte richten zu dürfen, dieſe Ehrengabe als ein Zeichen unſerer dankerfüllten Geſinnung und ein Unterpfand nie erkaltender Treue und Hingebung entgegennehmen zu wollen. Unſere Empfindung an dieſem feſtlichen Gedenktage haben wir mit unſeren Kommilitonen in dieſer Adreſſe niedergelegt, die zu verleſen, Ew. Durchlaucht mir huldvollſt geſtatten wollen: ‚Zu Ew. Durchlaucht achtzigſtem Geburtstage bringt in einmütiger Liebe und Begeiſterung die deutſche Studentenſchaft innigen Glückwunſch dar. Dankbaren Herzens feiern wir heute den Ehrentag des Mannes, der unſer Vaterland aus langer Zerriſſenheit herrlich emporführte zur lichten Höhe eines ſtolzen, machtgebietenden Reiches. Was im Schlachtendonner unter den ſiegreichen Fahnen unſerer Väter zur Frucht reifte, — uns, dem werdenden Geſchlechte, fiel es als müheloſe Ernte in den Schoß. Aber wir geloben es: tapferen Sinnes feſthalten, unermüdlich weiterbauen wird die deutſche akademiſche Jugend an dem Werke, dem Ew. Durchlaucht die raſtloſe, hingebende Arbeit eines reichen Lebens weihten. Mit dieſem unverbrüchlichen Gelübde verbinden wir heute unſern herzlichen Wunſch: Glück und reichen Segen ſchenke Gott der Allmächtige Ew. Durchlaucht heute und immerdar!‘“

An der Bierquelle. Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

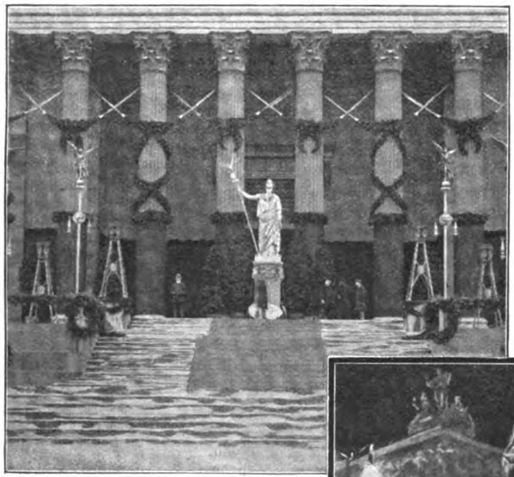
Nach dieſer Anſprache ſchritt der Fürſt auf den Obelisken zu und nahm das koſtbare Geſchenk entblößten Hauptes in Augenſchein. In einem Glashumpen wurde ihm ein Ehrentrunk kredenzt, worauf der Fürſt an die Rampe der Terraſſe zurücktrat und unter lautloſer Stille ſich mit einer längeren Rede an die Studenten wandte. Mit weithin vernehmbarer, kräftiger Stimme ſagte er unter Anderem: „Wir haben unſere nationale Unabhängigkeit in ſchweren Kriegen erkämpfen müſſen. Die Vorbereitung, der Prolog dazu war der holſteiniſche Krieg. Wir mußten dann den öſterreichiſchen Krieg führen, um uns mit Öſterreich auseinander zu ſetzen, ſo zu ſagen: vor Gericht ein Separations-Erkenntnis zu erlangen. Nach dem Kampfe von Sadowa hatte jeder vorausgeſehen, daß der Krieg mit Frankreich bevorſtehe. Es empfahl ſich nicht, ihn zu früh zu führen, bevor die Früchte der norddeutſchen Einigung unter Dach gebracht waren. Dann entſtand das Gerede: In fünf Jahren ſei der nächſte Krieg. Das ſtand ja zu befürchten, aber ich ſuchte es zu verhindern. Wir hatten keinen Grund dazu; wir hatten, was wir brauchten. Darüber hinaus zu fechten, ſchien mir bonapartiſtiſche Geſinnungsloſigkeit und nicht germaniſche Art. Nach dem Ausbau unſeres Hauſes bin ich immer ein Freund des Friedens geweſen und habe dazu keine Opfer geſcheut. Ich habe in der Frage der Karolinen- und Samoa-Inſeln nachgegeben, ſo großen Wert darauf auch unſere koloniale Entwickelung legte, um nicht Krieg zu führen. Das iſt der Vorzug des germaniſchen Charakters; ſeine Befriedigung in der Anerkennung des eigenen Wertes findend, hegt er kein Bedürfnis nach Herrſchaft und Vorrecht. Es iſt in politiſchen Dingen viel leichter zu ſagen, was man vermeiden, als was man thun ſoll. Gewiſſe Grundſätze der Ehrlichkeit und Tapferkeit unterſagen manches zu thun, ſowie es beim Manöver verboten iſt, beſtimmte Felder zu betreten. Für die Entſchließung über das, was geſchehen ſoll, gibt es keine Vorausſicht. Sie ſind abhängig von den Entſchließungen anderer. Wenn die Freunde ihre Anſicht ändern, iſt oft der ganze Plan mißlungen. Poſitive Unternehmen ſind in der Politik ſehr ſchwer. Wenn ſie gelingen, ſoll man Gott danken,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Die Ehrenwache der Seydlitz-Küraſſiere.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

daß er ſeinen Segen dazu gegeben und nicht mäkeln, daß Kleinigkeiten fehlen. Ein Menſch kann den Strom der Zeit nicht faſſen noch lenken, ſondern nur darauf ſteuern mit mehr oder minder Geſchick. Erſt wenn man zum guten Hafen gekommen iſt, wie ich aus der überwiegenden — ich möchte nicht ſagen der allgemeinen — Zuſtimmung entnehme, dann wollen wir zufrieden ſein und erhalten, was wir erlangten, Kaiſer und Reich — ein Reich, wie es iſt, nicht wie manche es wünſchen, mit anderen Einrichtungen und etwas mehr Zuthaten, von dem, was jedermann hoffen ließ, ſowohl in konfeſſioneller als ſozialer Beziehung. Wir wollen ſorgfältig feſthalten, was wir haben, in der Sorge auch das zu verlieren. Deutſchland iſt ein mächtiges Reich geweſen unter den Karolingern, den Sachſen und Hohenſtaufen und als es dieſe Stellung verloren hatte, ſind 500, 600 Jahre vergangen, ehe es wieder auf die Beine kam. Die politiſche Entwicklung iſt ſo langſam, wie die der geologiſchen Schichten; ſie legen ſich übereinander und bilden neue Bänke und Gebirge. Aber ich möchte vor allem die jüngeren Herren bitten, ſich nicht dem deutſchen Bedürfnis der Kritik allzuſehr hinzugeben. Nehmen Sie hin, was uns Gott gegeben, was wir mühſam unter dem drohenden Gewehrſchlage des übrigen Europas errungen. Es blieben

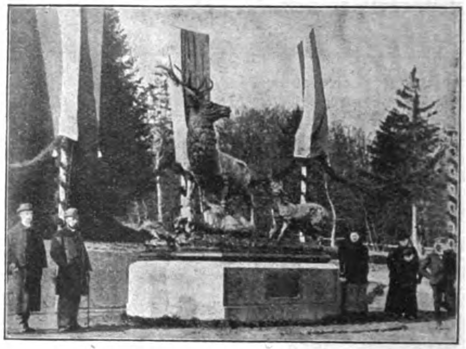


Dekoration des Kunſtausſtellungsgebäudes in München.
Nach einer Aufnahme von G. Häusler, München.

freilich noch berechtigte und erbberechtigte Anſprüche übrig. Nur nicht zu früh, nur nicht zu haſtig! Halten wir vor allem feſt, was wir haben. Die meiſten Opfer für die Herſtellung des Deutſchen Reiches brachten die deutſchen Fürſten, der König von Preußen nicht ausgeſchloſſen. Mein alter Herr hat lange gezögert, ehe er die Unabhängigkeit bereitwillig an das Reich aufgab. Seien wir ihnen dankbar, daß ſie für das Reich Opfer gebracht haben, welche den Dynaſtien ſchwer werden mußten nach ihrer Geſchichte.“ Bismarck ſchloß: „Seien wir auch dankbar der Wiſſenſchaft und ihrer Pflegern, daß ſie auf ihrem Herde das Feuer der Einheit erhalten haben, bis die Zeit kam, als die Flammen höher aufloderten. Ich ſei ein alter konſervativer Mann, werden Sie ſagen; ich wiederhole jedoch: halten wir zuſammen, was wir haben, verachten wir es nicht vor denen, die es uns nicht gönnen, was wir haben! In Deutſchland hat es immer Kämpfe gegeben; die heutigen Fraktionskämpfe ſind die Nachwehen der alten Kämpfe in den Bauernkriegen. Ohne Kampf kein Leben, ohne inneren Kampf kämen wir zuletzt beim Chineſentum an und verſteinerten. Nur muß man in allen Kämpfen einen Sammelpunkt haben, dieſer iſt für uns das Reich, nicht wie es von Einigen gewünſcht wird, ſondern ſo wie es iſt. Daher bitte ich Sie, einzuſtimmen in ein Hoch auf Kaiſer und Reich. Der Kaiſer und das Reich, ſie leben hoch! und nochmals hoch! und zum dritten Male hoch!“

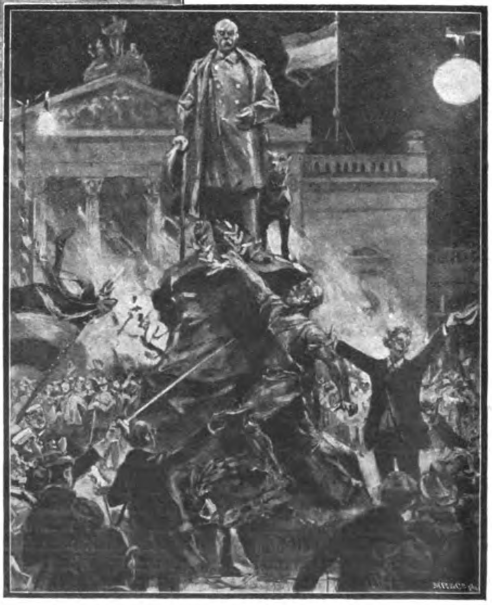
In das Hoch, das der Fürſt entblößten Hauptes ausbrachte, ſtimmten die Studenten jubelnd ein. Dann ſtieg der Fürſt die Terraſſe hinab und trat, nur von Profeſſor Schweninger begleitet, mitten unter die Studenten und unterhielt ſich heiter und angeregt mit den Chargierten. Es wurde ihm ein Stuhl hingeſtellt, aber er lehnte es ab, ſich zu ſetzen. Als der Fürſt auf die Terraſſe zurückgetreten war, defilierte der Zug der Studenten unter begeiſterten Ovationen an ihm vorüber. Gegen 4 Uhr nachmittags fuhren die Studenten in Extrazügen nach Hamburg zurück. Am Abend harrte des Fürſten noch eine ähnliche Ovation, — ein Fackelzug der Hamburger, an dem ſich auch mehr als viertauſend Perſonen beteiligten.

Unter den in Friedrichsruh eingetroffenen Geſchenken erregte neben dem Obelisken der Studenten und einer großen von den Deutſchen in Japan geſandten Bronzevaſe, die über drei Meter hohe, in echter Bronze von dem Eiſenhüttenwerk Mägdeſprung gegoſſene Tiergruppe „Der ſiegende Hirſch“, allgemeine Aufmerkſamkeit. Die Gruppe erhebt ſich auf einem Untergrund aus Gußeiſen, der felſigem Waldboden nachgebildet iſt, und ſtellt einen kräftigen Achtzehnender dar, der einen der beiden ihn verfolgenden Rüden eben kampfunfähig gemacht hat und ſiegesgewiß im Begriff iſt, auch den zweiten Hund anzunehmen, der ſich nicht recht an ihn heranwagt. Verehrer des Fürſten im Herzogtum Anhalt ſind die Geber der von dem Bildhauer Wilhelm Elſter modellierten Gruppe, die in den Bäumen des Sachſenwaldes einen entſprechenden Hintergrund gefunden hat.



Der ſiegende Hirſch. Geſchenk der Bismarckverehrer in Anhalt.
Nach einer Aufnahme von Strumper & Co., Hamburg.

Eigenartige Bismarckfeiern fanden in Leipzig und München ſtatt. In Leipzig hatte die Künſtlergeſellſchaft der Stalaktiten auf dem Auguſtusplatze ein Bismarckdenkmal errichtet, daß in der Nacht zum erſten April um zwölf Uhr unter begeiſtertem Jubel einer Kopf an Kopf ſtehenden Volksmenge mit einer Feſtrede enthüllt wurde. In München hatten die Künſtler für eine öffentliche Bismarckfeier in antikem Stil die große Freitreppe des Kunſtausſtellungsgebäudes ſinnvoll dekoriert. Den Mittelpunkt der Ausſchmückung bildete eine drei Meter hohe, durch den deutſchen Eichenkranz als Germania charakteriſierte antike Minervaſtatue aus dem Beſitz des Profeſſors von Lenbach, welcher die Statue höchſt wirkungsvoll gefärbt hatte, ſo daß das Fleiſch als Bronze, die Gewandung als Elfenbein und Helm und Schmuck golden erſchien. Ein Chor von achthundert Schulkindern ſang den Beethovenſchen Hymnus: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, dann folgte die Feſtrede und der Geſang der Feſthymne durch den Bayeriſchen Sängerbund, worauf der allgemeine Geſang der „Wacht am Rhein“ die Feier ſchloß, an deren Inſcenierung ſich neben Profeſſor von Lenbach und Profeſſor Rud. Seitz viele der hervorragendſten Münchener Künſtler beteiligt hatten. Leider wurde das groß angelegte Feſt hier durch Regenwetter beeinträchtigt.



Von der Bismarckfeier in Leipzig:
Enthüllung des Bismarck-Standbildes auf dem Auguſtusplatz.
Zeichnung von O. Gerlach.

(s)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

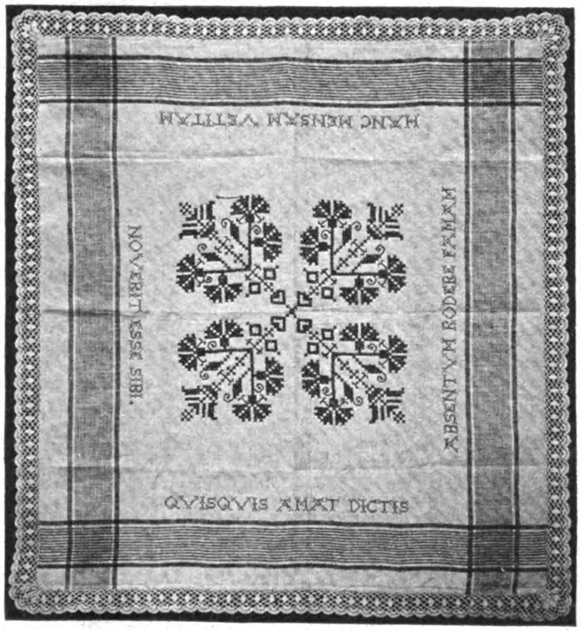
Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

(Zu Nr. 27.)

Welke Blätter fallen ſehn thut weh,
Aber eines ſchafft viel heiß'res Bangen —
Liebes Haupt voll weißem Altersſchnee,
Teures Angeſicht mit welken Wangen.

Japaniſche Kunſtſtickerei.

Seit den ſechziger Jahren beeinfluſſen die Japaner nicht allein das europäiſche Schaffen in Malerei und Kunſtgewerbe, ſondern auch den Geſchmack des Publikums. Vor dieſer Zeit ſchätzten mehr die Kunſtkenner, Sammler und Künſtler ſelbſt die japaniſche Kunſt, allein die Pariſer Weltausſtellung von 1867 brachte das Intereſſe für Japan in weitere Kreiſe. Die Japaner kommen zu uns, um unſere Schulen, Univerſitäten, unſere Heeresorganiſation kennen zu lernen; ſie gaben uns dafür Anregung im Kunſtgewerbe und in der Malerei. Die Japaner kennen unſere Atelierbild-Malerei nicht; ſie malen, im Freien, in der Natur lebend, auch im Freien, bei hellem Tages- und Sonnenlichte. Daher ſind ihre Farben heller, an Abſtufungen reicher. Noch ein Umſtand gibt japaniſchen Kunſtwerken ihre eigenartigen Farben. Die Japaner malen nicht in Öl, ſondern nur in Aquarell auf zarter, meiſt durchſichtiger Seide oder auf ſeidenartig glänzendem, weichem und doch haltbarem Papier. Auf dieſem Material ſtellen ſie die Hängebilder, Kakemonos genannt, dar, mit denen ſie ihre Gemächer zieren. Die Kakemonos beſtehen aus langen, ſchmalen Streifen, die — oben und unten mit Stäbchen verſehen — aufgerollt aufbewahrt und nur zu beſonderen Gelegenheiten, um den Gaſt zu ehren, aufgehängt werden. Außer den Kakemonos, außer großen Windſchirmen und Strohmatten, enthalten die japaniſchen Zimmer kaum noch andere Gegenſtände. Unſere Impreſſioniſten, — die Freilichtmaler — empfingen viele ihrer Anregungen von den Japanern. Doch nicht nur in der Farbe, ſondern auch in der Kompoſition beeinflußt uns das naive, intelligente Inſelvolk. Die Japaner lieben das Andeutende, die ungezwungene leichte Anordnung der Zeichnung; ſie heben das Weſentliche hervor und geben das übrige nur in ein paar Strichen; ſie ſchneiden Gegenſtände mitten durch und laſſen ein Stück das Ganze darſtellen. Dieſe Darſtellungsweiſe haben unſere modernen Maler vielfach angenommen. Wie man auch über den Einfluß denken möge, den die Japaner auf unſere Kunſt gehabt haben, wie ſehr wir auch mit japaniſchen „Artikeln“ aller Art überſchwemmt worden ſind — ihre Kunſtinduſtrie müſſen wir rückhaltlos bewundern, ihre Bronzen, Porzellane, Lackarbeiten, Strohgeflechte und vor allem eins: ihre Stickereien. Die Kunſthandlung von Amsler & Ruthardt in Berlin hat uns den ſeltenen Genuß verſchafft, eine Sammlung moderner japaniſcher Kunſtſtickereien von hohem Werte zu ſehen. Es ſind meiſt vierteilige Windſchirme — Paravents — aus Seide beſtehend, mit künſtleriſch verzierten Holzrahmen und Beſchlägen eingefaßt. Die Arbeit iſt mit loſer Seide in Plattſtich auf Seidenatlas ausgeführt, teils ganz dick über Unterlagen, ſo daß ſie reliefartig wirkt, teils in einzelnen zarten Fäden, wie hingepinſelt, ſo daß man dieſe Arbeit von Malerei nicht zu unterſcheiden vermag. Die dick geſtickten Stellen bilden den Vordergrund, die Stricharbeit den Hintergrund. Ein beſonderer Effekt wird auch noch dadurch erzielt, daß man auf Rips ſtickt und einzelne Stellen geſchoren werden, ſo daß ſie matt, ganz wie Samt wirken. Von unſeren Berliner Leſerinnen ſollte keine verſäumen, ſich die Ausſtellung anzuſehen, für unſere auswärtigen Damen ſchildern wir einige der Schirme. Zwei beſonders ſchöne Schirme ſind Pendants und haben faſt dieſelbe Zeichnung, nur in anderer Beleuchtung und anderer Stimmung. Es ſind Apfelblütenzweige, durch die die Mondſichel lugt; der eine Schirm ſtellt den blühenden Baum bei heller Beleuchtung dar, der andere bei Abenddämmerung. Bei letzterer iſt der Grundſtoff der Stickerei — ſandfarbener Rips — unten ein wenig dunkler getönt; ſonſt iſt alles reine Nadelarbeit, nichts davon gemalt. Die beiden Pendantſchirme haben eine lederartig wirkende Borte in brauner Seidenſtickerei. Auf einem anderen Schirme iſt eine japaniſche Vogelfalle auf gelbem Atlas dargeſtellt. Eine Wildente mit ſchönem Gefieder hat ſich gerade in den Seilen der über dem Waſſer zwiſchen Baumzweigen befeſtigten Falle gefangen, der Ausdruck des Tierkopfes iſt vortrefflich. Dieſer Schirm hat eine ſehr originelle Borte, über die alte und moderne japaniſche Münzen geſtreut ſind. Die Stickereien ſind von Männern und Frauen angefertigt worden und ſtammen aus Tokio. Die Sticker entwerfen ihre Muſter ſelbſt. Sie arbeiten auf dem Fußboden kauernd, über den Stickrahmen gebeugt, welcher vom Fußboden nur wenig entfernt iſt. Unſere Leſerinnen wird es intereſſieren, daß auch Examenarbeiten aus einer japaniſchen Schule, von fünfzehnjährigen Mädchen angefertigt, in der Ausſtellung zu ſehen ſind. Es ſind Preisarbeiten in der Gobelinweberei, die kleinen Webeproben ſind in einen Schirm eingelaſſen und präſentieren ſich ganz geſchmackvoll. Auch Schablonen zum Bedrucken von Stoffen für Damentoiletten gibt es hier. Wenn die Japanerin ein Kleid wünſcht, ſo geht ſie zu einem Färber, läßt ſich ſein Muſterbuch vorlegen und wählt ein Muſter, welches auf ihren Kleiderſtoff ſchabloniert wird. Derartiger Muſterbücher ſehen wir hier mehrere. Die Zeichnung iſt für unſeren Geſchmack barock, allein die Farben reizvoll und fein. Wir ſehen z. B. einen zum Sprunge bereiten Löwen oder den Berg Fuji, den bei Yeddo gelegenen Vulkan, den ſpitz emporſtrebenden Berg, welcher in der ganzen japaniſchen Kunſt eine Rolle ſpielt. Auf anderen Muſtern ſehen wir Waſſer, aus dem ſich mächtige Quaianlagen erheben, dann ein Landhaus am See mit Bergen im Hintergrunde, dann Schiffe, Brücken, große Blattpflanzen, große ſeltſame Blüten. Zu jedem dieſer — in farbigem Holzſchnitt ausgeführten — Muſter beſitzt der Färber eine Schablone. Eine ſolche Schablone iſt etwas größer als unſere Schablone für Ofenkacheln; ſie wird je nach Bedarf, Viereck neben Viereck, auf den Stoff ſchabloniert. Wünſcht man das Muſter des Kleides mehrfarbig, ſo werden mehrere Schablonen übereinander verwandt.



Tiſchdecke.

Handarbeit.

Tiſchdecken. Schon Auguſtinus, der Kirchenvater wußte, daß bei geſelliger Vereinigung um den Tiſch des Hauſes der liebe Nächſte nur zu oft den Stoff zur Unterhaltung liefern muß, daher ſchrieb er folgendes lateiniſche Diſtichon zur Mahnnng auf ſeinen Tiſch:

Quisquis amat dictis absentum rodere famam
Hanc mensam vetitam noverit esse sibi.

(Wer gern des Nächſten Ruf verſehrt,
Dem ſei kein Platz an dieſem Tiſch gewährt.)

Das iſt nun ſchon lange her, manches Jahrhundert; die Zeiten ändern ſich, und wie man ſagt, ändern wir uns mit ihnen. Jedoch ſcheint in dieſer beſonderen Sache der Nachrede die Änderung des Menſchengeſchlechtes nicht ſo beträchtlich geweſen zu ſein; denn wir begegnen demſelben Diſtichon wieder im Jahre 1712. In dieſem Jahre ließ ein frommer Biſchof von Hildesheim es um einen ſteinernen Gartentiſch meißeln in ſeiner Sommerreſidenz Hunnesrück im Solling, wo Tiſch und Spruch noch bis heute erhalten ſind. Sollte nicht auch dem heutigen Geſchlechte die Mahnung dieſes Verſes ganz zuträglich ſein? Dieſer Gedanke veranlaßte mich, das lateiniſche Diſtichon auf den verſchiedenſten Tiſchdecken anzubringen, und da dieſe Beifall fanden, empfehle ich ſie den geneigten Leſerinnen zur Nachahmung. Vier von den bekannten leinenen, mit roter oder blauer Kante verſehenen Tüchern fügte ich im Viereck an einander, bedeckte die Nähte mit einem Fiſchgrätenſtich, verteilte den Spruch in altdeutſchen Buchſtaben ringsherum, nähte, von der Mitte ausgehend, je einen ſogenannten Baum in jedes der vier Tücher, ſo daß dadurch ein großer Stern gebildet wurde, der die ganze Mitte der Decke bedeckte, häkelte eine hübſche Spitze ringsherum, und eine große Kaffeetiſchdecke für die Stube, den Garten oder die Veranda war fertig. Sowohl zu dem Spruch wie zu dem Stern legte ich groben Stramin auf (ſolchen, wie man zu Caſtorwolle gebraucht) und nahm Stickbaumwolle Nr. 16, die ich vorher mit heißem Salzwaſſer und Eſſig präparierte, um die Farben haltbarer und dadurch die Decke praktiſcher zu machen. Die Verteilung des Spruches auf die acht Außenſeiten der vier Tücher war folgende; Quisquis amat — dictis absentum — rodere — famam + Hanc mensam — vetitam noverit — esse sibi. (Längsſeiten und Querſeiten ergeben ſich bei dieſer Verteilung von ſelbſt.)

Lederapplikationsarbeit. Mit dem mannigfaltigſten Material haben wir Applikationsarbeiten angefertigt. Wir haben Cretonne beſtickt und appliziert, haben gemalten Samt auf Seidenſtoff geklebt und umrandet, und nun kommt aus Schweden, welches wegen ſeiner von ſeinen Frauen vielfach geübten Handarbeiten berühmt zu werden beginnt — ich erinnere nur an die ſchwediſchen Aufnäharbeiten, an die Webereien, welche die Frauen und Mädchen im Hauſe arbeiten, — eine Lederapplikationstechnik. Die neue

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Arbeit iſt von beſonderem Reiz auf einfarbigem Stoff, z. B. marineblau-, dunkelolivfarbenem Tuch, und eignet ſich zur Ausſtattung von Portieren, Tiſchdecken, Surportes, Lambrequins, in Herren- wie in Eßzimmern. Ich ſah eine ſolche Garnitur in dunkelkupferfarbenem Stoff, welche einen gediegen vornehmen Eindruck machte. Die über den Divan gebreitete Decke hatte ebenſo wie die Vorhänge am unteren Rande eine Bordüre von Lederapplikation. Das Muſter darf nur ein ganz einfaches, z. B. Bandmuſter ſein. Das Leder — Kalbsleder — wird ausgeſchnitten und mit kleinen Stichen auf den Stoff genäht. Dieſe Stiche werden wiederum gedeckt durch eine Kontur von 2—3 Wollfäden in der Farbe des Leders, welche durch gleichmäßige Überfangſtiche feſtgehalten werden. Lederreſte kann man, ſorgſam zuſammengeſetzt, in Streifen ſchneiden und als ſolche zum Abſchluß einer Borte, 5 cm vom eigentlichen Muſter entfernt, aufnähen.

Stickereien in Delfter Geſchmack. — Neue Decken. Man bezeichnet mit dieſem Namen Arbeiten, welche als Sujets holländiſche Landſchaftsmotive — die Windmühle, Waſſer, Segelboot ꝛc. — in einfacher Darſtellung zeigen und in 2—3 Schattierungen blau — der gleichen Farbe, in der die Delfter Majoliken weltbekannt geworden ſind — gearbeitet werden. Die Muſter auf eleganten Theetiſchdecken ſind in Kreuzſtich, auf kleinen Deckchen, Eisſerviettchen ꝛc. in Stilſtich ausgeführt. Beherrſchten bisher nur Blumen in reicher Abwechſelung die eleganten, weißen, leinenen Decken, welche über die Decke des Sofatiſches gebreitet werden an Stelle des ſonſt üblichen Tiſchtuches, ſo beginnen jetzt auch buntſchillernde Vögel, reich in Seide geſtickt, auf dieſen Gedecken eine Rolle zu ſpielen. Fremdländiſch in Form und Farbe, erlauben ſie der Stickerin die farbenprächtigſten Zuſammenſtellungen und ſind von ebenſo aparter wie reicher Wirkung.

Heim für alleinſtehende, wenig bemittelte Damen in Melſungen.

Das in Nr. 21 des Frauendaheim beſprochene Unternehmen des Frl. v. Bonin, ein chriſtliches Heim für alleinſtehende Damen zu ſchaffen, iſt ein ſehr verdienſtliches, und gewiß werden in dem Friederikenhaus in Dornholzhauſen bald alle Plätze beſetzt ſein. Es gibt aber ſicher zahlreiche einſam lebende Damen, die ſich nach einer ähnlichen Gemeinſchaft ſehnen, auf den Aufenthalt im Friederikenhaus aber verzichten müſſen, weil der Penſionspreis von 1200 Mark für ſie unerſchwinglich iſt. Solche ſeien auf das Heim aufmerkſam gemacht, welches ein chriſtliches Fräulein in Melſungen, Frl. Helene Dietrich, zu eröffnen im Begriffe ſteht. Dieſe Dame hat zu dieſem Zwecke ein Haus erworben, in welchem ſie zunächſt 12 Damen ein, wenn auch beſcheidenes, ſo doch freundliches, von chriſtlichem Geiſte erfülltes Heim bieten kann. Der Penſionspreis ſoll nur 400 bis 500 Mk. betragen, eine Summe, welche auch in ſehr beſcheidenen Verhältniſſen noch aufzubringen iſt. Melſungen iſt ein Landſtädtchen im ſchönen Fuldathal, in der Nähe von Caſſel, mit Bahnſtation, hat ca. 3500 Einwohner, liegt in Mitten großer Laub- und Nadelwaldungen, bietet geſunde Luft und gutes Waſſer, hat tüchtige Ärzte und gute Pfarrer. Das Haus iſt mitten in der Stadt am Marktplatz gelegen, mit freiem Blick und freundlichen luftigen Zimmern. Gelegenheit zu einem kleinen Erwerb z. B. durch Sticken iſt vorhanden. Beſondere Anregungen bietet Melſungen ſelbſt zwar wenig, das mit der Bahn leicht zu erreichende Caſſel dagegen viel auf allen Gebieten. Um weitere Auskunft wende man ſich gegebenenfalls direkt an Frl. Helene Dietrich in Melſungen bei Caſſel.

Nürnberg. Dr. med. **H. S.**

Oſtergeſchenke.

Allen Neuerungen zum Trotz bleibt der einfache Oſterhaſe mit ſeinen Eiern den Kindern immer das liebſte Geſchenk. Zwar iſt derſelbe auch ein wenig mit der Mode fortgeſchritten, kommt nicht mehr beſcheiden in ſeinem Moosneſt, ſondern in allerlei zierlichen Verkleidungen und Geſtalten, bleibt aber dabei immer der Alte. Hübſch iſt es, wenn er in einem eßbaren Wagen angefahren kommt, den man auf folgende Weiſe herſtellt. Durch einen großen viereckigen Honigkuchen, der länger als breit iſt, werden zwei ſtarke Stricknadeln geſtochen und an dieſen auf beiden Enden zwei runde kleinere Honigkuchen mit Korkſtückchen als Räder befeſtigt, ebenſo am vorderen Ende des auf dieſe Weiſe hergeſtellten Wagen zwei mit rotem Seidenband umwickelte Nadeln als Deichſel. Zum Vorſpann wird ein großer Marzipanhaſe angeſchirrt, der von einem chokoladenen Haſen auf dem Wagen mittels langer Silberkordel gelenkt wird. Soll's ein Frachtwagen ſein, befeſtigt man Eier verſchiedener Größe mit Bindfaden auf dem Honigkuchen, dient er aber als Luxuswagen, ſo ſetzt man eine Haſenfamilie unter einem kleinen japaniſchen Sonnenſchirm darauf. — Ein hübſches Neſtchen läßt ſich aus einem alten, breitrandigen Binſenhut arrangieren, wenn man den Rand ſo nach der äußeren Mitte des Kopfes biegt, daß er drei Düten bildet und dieſelben, wo ſie ſich berühren, am Hutkopf feſtnäht. Nun wird alles mit Bronze vergoldet, die drei Düten mit grünem Moos gepolſtert, mit Haſen und Eiern gefüllt, auf der Kopfmitte eine grüne Schleife, die einen Strauß Veilchen und Schneeglöckchen hält, angebracht, und das zierliche dreiteilige Neſt iſt fertig. — Ein aus dem Ei ſchlüpfender Haſe ſieht drollig aus, wenn ſeine Umgebung auf folgende Weiſe arrangiert wird. Von einem ausgeblaſenen Gänſeei bricht man möglichſt zackig die obere Spitze ab und klebt das Ei mit flüſſigem Leim auf einem Pappdeckelbrettchen feſt; der zackige Rand und das Innere desſelben werden mit Bronze verſilbert, die äußere Schale wird mit dem Namenszug des Empfängers geſchmückt, das Brettchen dicht mit Moos beklebt und in das Ei ein kleiner Haſe, der ein Männchen macht, geſetzt. Hier und da zwiſchen das Moos kann man noch winzige rote und weiße Eier verſtecken. — Eine nette Kleinigkeit als Geſchenk im Zuſammenhang mit Oſtern iſt eines der beliebten gefütterten Körbchen mit geſtickter Decke zum Warmhalten der gekochten Eier auf dem Theetiſch, das man mit verſchieden gefärbten Hühnereiern füllt. **Gr.**

Gemalte Glaskaſten für den Toilettentiſch.

Liebhaberinnen von Ölmalerei auf Glas möchte ich folgende niedliche Garnitur für den Toilettentiſch empfehlen, die mit gutem Geſchmack, wenig Koſten und wenig Mühe leicht herzuſtellen iſt. Viereckige Glaskaſten zum Aufbewahren von Bildern und Briefen ſind ſeiner Zeit auch in unſerm lieben Frauendaheim beſchrieben worden und dürften allen Leſerinnen hinreichend bekannt ſein. Dieſelben ſehen nun aber beſonders hübſch in dreieckigem Format aus, und in verſchiedenen Größen von Milchglas angefertigt, nehmen ſie ſich auf dem Toilettentiſch ſehr apart und hübſch aus. Der größte Kaſten mißt 30 cm im gleichwinkligem Dreieck und iſt etwa 8 cm hoch, der Glaſer ſchneidet uns dafür Boden, Deckel und drei Seitenteile. Roſa Apfelblüten oder auch kleine Heckenröschen ſchmücken graziös in flotter Ölmalerei Deckel und Seitenwände, es wirkt beſonders gut, wenn die Blumen ſich leicht auch über die Seitenwände ranken. Zum Einfaſſen der Glasplatten nimmt man roſa Atlasband; Schleifchen auf den drei Ecken, bronzierte Knöpfe als Füßchen vollenden den hübſchen Kaſten. Eine leicht wattierte, durchſteppte Einlage von roſa Atlas iſt dazu beſtimmt, auf den Boden des Glaskaſtens gelegt zu werden, um dieſen für das Aufnehmen von Schmuckſachen geeigneter zu machen, nach Belieben kann dieſe Einlage mit Veilchenpulver parfümiert werden. Die beiden nächſtfolgenden Kaſten, ebenfalls dreieckig, ſollen 18 cm lang und 6 cm hoch ſein und zum Aufbewahren von Nähutenſilien, Schere, Fingerhut ꝛc. einerſeits, andererſeits für Puderdöschen und das Gerät zum Pflegen und Polieren der Fingernägel dienen. Malerei und Bandeinfaſſung muß übereinſtimmend zum Schmuckkaſten gewählt werden. Desgleichen für die beiden kleinſten Käſtchen, die 12 cm lang und 4 cm hoch gefertigt werden, das eine für Stecknadeln (ſchwarze und weiße) das andere für Haarnadeln (große und kleine). Dieſe Käſtchen teilt man zweckmäßig in der Mitte je durch eine eingefügte Glasplatte in zwei Abteilungen. Schließlich machen wir uns noch einen länglichen viereckigen Glaskaſten, der als Behälter für Handſchuhe auch angenehme Verwendung auf dem Toilettentiſch finden dürfte. Seine Länge mißt 40 cm bei 10 cm Höhe. **X. Z.**

Zu einem mit einem Vierklee verzierten Geſchenk.

Vier zierliche Blättchen auf zierlichem Stiel,
Sie ſagen und bringen dem Menſchen gar viel,
Das „Glück“, das ein jeder ſo mühſam ſucht,
Das iſt dieſer Blättchen goldene Frucht.
Was heißt denn Glück? Und wer findet das Glück?
Der findet's, der nimmer ſchauet zurück
Mit fruchtloſem Klagen auf das, was war,
Nicht bange ſorgt für das kommende Jahr
Und ſpricht: „'s iſt genug, daß jeglicher Tag
Nur hab' ſeine eigene Not und Plag'“ —
Der das Kleine klein ſieht, das Große groß,
Der ſich mehr und mehr macht vom Irdiſchen los.
Das Vierklee zeiget den Weg Dir nun an,
Wie zu dieſem Glücke man kommen kann:
Gott gab jedem Blättchen den Namen ſein,
Der führet Dich in das Geheimnis ein:
Glaub', Liebe und Hoffnung, ſo heißen drei,
Und das vierte Blatt, es heißet die Treu' —
Halt' feſt dieſe Blätter mit Herz und Hand,
Sie bringen mit „Glück“ Dich zum „Heimatland!“ **M. H.**

Für die Küche.

Einige pikante warme Saucen.

Man rühre auf dem Feuer 1 Löffel Butter mit 1 Löffel Mehl ab; dann gebe man ſo viel Bouillon (oder Waſſer mit etwas Fleiſchextrakt) dazu, daß es eine gute ſeimige Sauce wird. Einige Tropfen Citronenſäure thue man auch daran. Nun nehme man zur

1. Kapernſauce etwa 1 Löffel Kapern und etwas Kaperneſſig; zur

2. Sardellenſauce füge man 8 bis 10 zerſchnittene Sardellen hinzu, die nicht ausgewäſſert ſind. (Beſonders zu Klops zu empfehlen.) An die

3. Pfefferſauce gebe man 6 bis 8 Körner geſtoßenen weißen Pfeffer und 10 bis 12 Körner ganzen weißen Pfeffer. (Zu einigen Fiſchen und Kohlſpeiſen.) Dieſe drei Saucen werden mit Salz u. ſ. w. abgeſchmeckt und dann mit einem Eigelb abgerührt. (Heringsſauce eben wie Sardellenſauce.)

4. Zwiebelſauce. Die gehackten Zwiebeln werden in Butter gar gekocht (aber nicht gelbbraun), dann mit Mehl und ſchließlich mit Bouillon ebengerührt. Zum Schluß gibt man noch 2 Löffel dicke Sahne daran. Es müſſen ſehr viele Zwiebeln dazu genommen werden. Man kann ſie mit einem Eidotter abrühren, doch iſt das unnötig. (Zu Pellkartoffeln ſehr gut.)

5. Senfſauce. Butter und Mehl wird abgerührt wie oben und dann mit guter Milch zur ſeimigen Sauce gekocht. Dann gibt man etwa 2 Löffel gewöhnlichen (nicht engliſchen) Senf dazu, läßt den Senf und eine Priſe Salz eben aufkochen. Der Senf darf nicht lange kochen, ſonſt gerinnt die Milch. (Sehr zu empfehlen zu Fiſchen, z. B. zu Dorſch und Schellfiſch.)

6. Senfſauce auf andere Art. Man läßt ziemlich viele Butter ſchmelzen und gebe ungefähr ebenſovielen gewöhnlichen (braunen, franzöſiſchen) Senf hinein und läßt es zuſammen aufkochen. (Ebenfalls ſehr beliebt zu Fiſchen, doch iſt die erſtere Art bedeutend mehr zu empfehlen und iſt ſparſamer.)

7. Meerrettichſauce. Man miſche ziemlich vielen geriebenen Meerettich mit halbſovielem geriebenem Weißbrot zuſammen, laſſe es mit fetter Bouillon (oder Butter und Waſſer) zu einer dicklichen Sauce kochen, gebe einige gekochte Korinthen, Salz und etwas Zucker daran. Der Meerrettich muß nicht zu lange kochen, dadurch verliert er ſehr an Geſchmack und Schärfe. (Zu gekochtem Rindfleiſch ſehr zu empfehlen.)

Fragen.

95) Eine leidende Dame möchte nach Oſtern eine Maſſagekur durchmachen. Kann jemand eine gute, nicht zu teure Gelegenheit empfehlen, wo eine tüchtige Dame unter Leitung eines Arztes maſſiert? Beſten Dank im voraus!
Eine Abonnentin in Geiſenheim.

96) Könnte mir jemand ein für die Einführung einer Gemeindeſchweſter geeignetes Gedicht oder eine kleine Aufführung bezeichnen? **C. J. in D.**

97) Kann man Spaniſch lernen ohne Lehrer, ſo daß man die Sprache verſtehen und leſen, wenn auch nicht ſelbſt fließend ſprechen kann? Kenntniſſe im Engliſchen und Franzöſiſchen ſind vorhanden. Welches iſt das beſte Lehrbuch? Wie lernt man das bei fremden Sprachen nötige Rollen des „R“? Für baldige Antwort wäre ſehr dankbar eine Leſerin, die an dem Evangeliſationswerk in Spanien helfen möchte. **H. T.**

98) Wer kann einer wiſſenſchaftlich gebildeten Sprachlehrerin einen Ort bezeichnen, wo ſie Gelegenheit zum Unterrichten fände? **P. G.**

Auskunft.

M. P. in **Görlitz.** Ihren Wünſchen würde entſprechen: „Lebenskunſt“ von B. von York, Verlag von Adalbert Fiſcher in Leipzig.

Fr. 59. Riviera. Die Unterzeichneten empfehlen aufs wärmſte die deutſche Familienpenſion der Freiin von Schrötter, in Bordighera, Villa Conſtantia. Das junge Ehepaar wird dort gute deutſche Küche, mäßige Preiſe und ein echt deutſches, gemütliches Heim finden. **Dr. Robert Koenig.**
Frau Paſtor **Zabel.**

Redaktionspoſt.

Paſtorin B. Fr. 1. Nein. Fr. 2. Bei jedem Kaufmann.

⁂

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

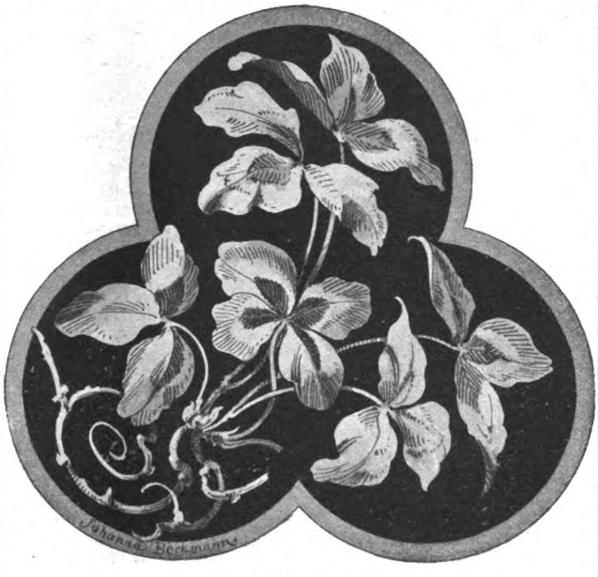
(Zu Nr. 28.)

Wachet auf, wachet auf!
Jede Glocke rufts im Land,
Luſtig ſchäumt des Baches Lauf
Und der Winter ſchwand!

Unter den Schweſtern.

„Habt Ihr die große Neuigkeit gehört? Hildegard von G. will unter die Schweſtern gehen!“ Dieſe im Tone höchſten Entſetzens mitgeteilte Nachricht erregte vor etwa zwei Jahren die Gemüter unſeres Städtleins mit Verwunderung und Unwillen. Hilde, der Liebling aller, das „Sonnenkind“, wollte ſich unter die ernſten, ſtrengen Schweſtern begeben! Sie, die vom Himmel mit allen nur erdenklichen Gaben und Gütern ausgerüſtet war, die durch ihre liebliche Stimme ſich alle Herzen im Fluge gewonnen, die mit ſo großem Erfolg zwei Jahre lang bei den beſten Künſtlern der Zeit Porträtſtunden gehabt hatte: — ſie wollte in einem dunklen, traurigen Krankenhauſe ihre Talente vergraben, ihr Licht unter den Scheffel ſtellen. Es war unerhört, unglaublich! — Mehr als ein Jahr nach Hildegards Eintritt in das Diakoniſſenhaus paſſierte ich auf einer Reiſe die Stadt, in der dieſes ſich befand, und beſchloß, meine Freundin zu beſuchen. Man führte mich im Diakoniſſenhauſe in ein freundliches Empfangszimmer, wo eine ältere Schweſter mit gemeſſenen Bewegungen und ernſten, faſt feierlichen Zügen mich nach meinen Wünſchen fragte. Als ich mein Anliegen vorbrachte, glitt bei Erwähnung „unſeres Sonnenkindes“ ein Strahl von Freudigkeit über das ernſte Geſicht der Schweſter. „Alſo unſere herrliche Hilde iſt Ihre Freundin?! O ſchicken Sie uns mehr ſolche ‚Sonnenkinder,‘ wir brauchen ſie!“ Ich bat dann, Hilde auf ihrer Station beſuchen zu dürfen. Nach einigem Zögern — es war Scheuertag auf der betreffenden Station — wurde mir die Bitte gewährt. Eine Probeſchweſter begleitete mich in das Frauenhaus. Schweſter Hildegard arbeitete in einem Frauenſaal dritter Klaſſe. Dort fragten wir nach ihr. Sie ſei in der Badeſtube mit Putzen beſchäftigt, wurde uns geſagt. Von dort aus ſcholl uns froher Geſang entgegen. Ich erkannte jetzt die glockenklare Stimme meiner Freundin deutlich aus mehreren weniger geſchulten heraus. Ohne anzuklopfen traten wir ein. Da ſaß auf einem Badewannenrande die ſchöne Hilde im Arbeitskleide und einer rieſigen blauen Schürze, auf einer Holzbank daneben ſaßen zwei junge Mädchen, augenſcheinlich Kranke, und auf dem Fenſterbrett hockte eine andere Schweſter; alle waren eifrig in die Putzarbeit vertieft. Eimer, Wannen, Becken, Krähne, alles ſollte blank werden, und dabei wurde ſo fröhlich in die Welt hinaus geſungen. Nun bemerkte mich die Freundin. Bei der Begrüßung ſah ich, daß ſie weder an Fröhlichkeit noch an Anmut „unter den ernſten Schweſtern“ eingebüßt hatte. Wir gingen dann gemeinſchaftlich durch die Krankenſäle, und ich beobachtete dabei, wie die Kranken an ihr hingen und wie gut die dunkle Schweſterntracht ſie kleidete. Später zeigte ſie mir den Garten, dabei plauderte ſie ſo vergnügt und heiter, daß ich mich faſt ſcheute, ſie zu fragen: „Biſt Du denn nun wirklich glücklich, und haben Dich Deine Erwartungen nicht getäuſcht?“ Da ſtrahlten ihre Augen. „Viel, viel glücklicher bin ich, als ich es je erhofft hatte. Es iſt ſo ſchön, den Kranken zu helfen und ihre Liebe zu ſehen. Es iſt nicht wahr, wenn die Leute ſagen, daß es keine Dankbarkeit gibt. O, ich habe viel Dankbarkeit genoſſen!“ „Das iſt recht ſchön, aber denke die körperliche Arbeit! Du biſt es gar nicht gewöhnt, immer zu putzen und zu ſcheuern.“ „Immer ſcheuert man ja auch nicht,“ lachte ſie, „und ich will auch nicht beſtreiten, daß es mir anfangs recht ſchwer geworden iſt, aber man gewöhnt ſich bald daran. Nun denke, als ich zum erſtenmal nicht „gegen den Strich“ gewiſcht hatte, oder als meine Wannen ebenſo blank waren wie die der anderen! Und dann der Verkehr mit den Schweſtern!“ „Eben das wollte ich bezweifeln. Der Umgang muß doch nicht ganz leicht ſein. Es ſind doch gewiß viele ganz einfache, ja ungebildete Mädchen darunter.“ Sie ſeufzte leiſe: „Das iſt wohl wahr, obwohl für die Bildung der Probeſchweſtern viel gethan wird und Herzensbildung über vieles hinweg hilft, aber ſage mir, weshalb dünken ſich die meiſten Mädchen unſeres Standes ‚zu ſchade,‘ Schweſter zu werden? Da ſitzen ſie lieber zu Hauſe, ohne Beſchäftigung, ohne Befriedigung. Ein trauriges Vorurteil gegen unſeren Beruf hält ſie zurück, Glück und Befriedigung zu finden. Denn an beidem iſt unſer Leben reich!“ „Und Deine Talente?“ Sie lachte: „Es iſt ſehr freundlich, meine kleinen Fähigkeiten mit dieſem ſtolzen Ausdruck zu bezeichnen. Aber auch ſie ſind mir von Nutzen. Höre: Neulich bringt eine Frau ihr zweijähriges Töchterlein her, auf 14 Tage, wie ſie glaubt. Da kommt der Arzt und ſagt nach der Unterſuchung, wenn das Kind geneſen ſolle, müſſe ſich die Mutter auf eine Trennung für ein halbes Jahr gefaßt machen. Der Jammer der armen Frau war wirklich groß. ‚Ach, mein Kind, mein Liebling!! Was wird mein Mann ſagen! Wir haben nicht mal ein Bild von ihr!‘ Das blieb der Refrain ihrer Klagen. Inzwiſchen ſaß der kleine Schelm ſo herzig auf ſeinem Stühlchen, daß ich der Luſt nicht widerſtehen konnte. Ich hatte im Augenblick Zeit. Schnell war mein Malkaſten geholt, und ich begann, das reizende Modell zu zeichnen. Am nächſten Morgen kam die Mutter, um Abſchied von ihrem Töchterchen zu nehmen. Ich gab ihr das Bild. Es war gelungen. O, die Freude, der Jubel! — Nein, es iſt niemand zu gut, zu talentvoll, zu klug oder zu hübſch, um Schweſter zu werden. Das ſage den jungen Damen, die Befriedigung ſuchen und gern arbeiten wollen!“ — So werbe ich denn heute im Frauen-Daheim im Namen meiner Freundin um Probeſchweſtern. Es iſt niemand zu ſchade, ſich ſelbſt zu demütigen, und es gibt neben manchem Schweren viel ſtilles Glück im Diakoniſſinnenberuf. Zuletzt: die evangeliſchen Schweſtern ſind ja durch kein Gelübde gebunden, und wer ſich nicht wohl fühlt in der Schweſternarbeit, dem bleibt es unbenommen, zu jeder Stunde auszutreten.

Th. M.



Kleeblatt-Tiſchchen.

Kunſt im Hauſe.

Unter den neuen Formen der zum Bemalen geeigneten Holzgegenſtände haben wir das allerliebſte Modell eines Tiſchleins als Nippgegenſtand mit kleeblattförmiger Platte gefunden in der genauen Größe, die unſere nebenſtehende Abbildung zeigt; ſie möchte dem Leſer Anregung zum Ausführen eines kleinen, ſchnell zu fertigenden Geſchenkes geben. — Man legt den Grund ſchwarz, tiefblau, rot oder olivegrün an, die Kleeblätter werden golden eingeſetzt, der Rand bleibt holzfarbig ſtehen; die Linien und Schatten in den Blättern werden mit Hilfe eines Marderpinſels Nr. 1 bräunlich gemalt. Oder: Man zeichnet die Formen der Blätter mit brauner oder ſchwarzer Tuſche aus und legt mit derſelben (ſie iſt ſtellenweiſe etwas zu verdünnen) die Schatten ein. Der Grund wird golden oder kupferfarben. Die Blätter ſind in leicht variierenden graugrünlichen Tönen zu malen, Rand und Füße werden dunkelbraun oder ſchwarz. (Bekanntlich iſt zum Anlegen nicht chineſiſche Tuſche, ſondern Lampenſchwarz anzuwenden.) Entſprechend vergrößert und in Brandmalerei ausgeführt, kann das Muſter als Vorlage für ein richtiges Salontiſchchen in Kleeblattform dienen.

Zu einem Andachtsbuch.

Einer plötzlich Verwaiſten als Mitgabe auf den Lebensweg.

Du armes Herz, kommt Deine Stunde,
Darin Dir alles untergeht,
Dann halte an dem einen Grunde
Nur feſt, der ewiglich beſteht!

Wenn Dir gleich vieles ringsum ſchwindet,
Dies eine Kleinod dauert fort:
O ſelig, wer den Frieden findet
In dem Gebet, in Gottes Wort!

Es iſt der beſte Gruß von allen,
Den man als Scheidegruß ſich beut;
So laß ihn freundlich Dir gefallen
Zum Zeichen unſ'rer Liebe heut.

Ob Dir auch in der Welt beſchieden
Entſagung oder Freude nun, —
Geh' hin mit Gott! Sein Troſt, ſein Frieden
Geleite Dich bei allem Thun!

Eliſabeth Kolbe.

Kochenlernen.

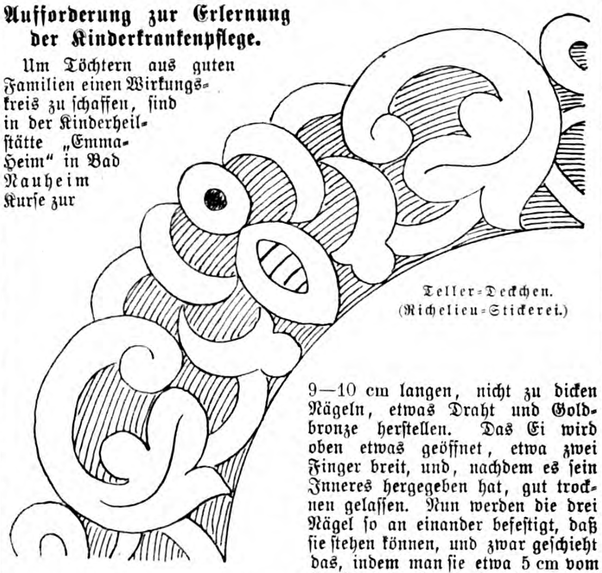
Nr. 24 unſeres lieben Frauen-Daheim bringt einen Aufſatz über Kochenlernen der Töchter in Hotels. Es ſei mir geſtattet, einiges darauf zu erwidern, da ich ein wenig aus Erfahrung ſpreche und der ſehr verehrten Verfaſſerin des Artikels nicht in allem Recht geben kann. Das Schönſte bleibt es in dieſem Falle, wenn eine Mutter Zeit und Ruhe findet, ihr Töchlerlein vollſtändig allein heranzubilden. Wie wenigen Müttern iſt aber dieſe Ruhe vergönnt! Wie viele ſind durch Repräſentation, Pflichten gegen Gemahl und jüngere Kinder davon abgehalten? Wo dies der Fall iſt, wird ein Kochkurſus, nicht gerade in einem Hotel, ſo doch in einer Haushaltungspenſion oder Kochſchule, wie ſie ja heutzutage die meiſten größeren Städte aufzuweiſen haben, beſonders für Bräute zu empfehlen ſein, denen es nicht vergönnt iſt, ſich im künftigen Heim eine gelernte Köchin halten zu können. Die meiſten Herren, vor allen die beſſeren Beamten kommen heutzutage nicht allzu früh dazu, einen Hausſtand zu gründen, werden aber durch die Länge der Jahre nicht nur an das Gaſthofseſſen gewöhnt, ſondern auch durch dasſelbe verwöhnt. Jeder junge Hausherr wird nun gewiß gern mit der ſogenannten Hausmannskoſt vorlieb nehmen, wenn aber das Frauchen verſteht, zur Abwechſelung auch einmal ein pikantes Gericht einzuſchieben, ohne daß der Herr und Gebieter das Wirtſchaftsgeld zu erhöhen braucht, wird er ſicher kein unfreundliches Geſicht zeigen. Ich habe durch meine Kochkenntnis im alltäglichen Leben viel Nutzen gehabt! Meine Studienzeit der höheren Kochkunſt liegt zwar beinahe an die 15 Jahre zurück. Kochſchulen gab es damals noch nicht, und ſo wurde ich ein Vierteljahr lang täglich von 8—2 Uhr in ein Hotel geſchickt, um die edle Kunſt des Kochens zu ſtudieren. In dem betreffenden Hotel gab es nun allerdings weder einen Koch noch eine Köchin, ſondern die Dame des Hauſes leitete ihre 6—8 Schülerinnen ſelbſt zum Kochen an. Ich kann nur ſagen, daß ich manches gelernt habe, was ich ſelten, recht viel, was ich täglich brauche. Hierhin gehört vor allem das Berechnen und ſparſame Wirtſchaften. Jede Schülerin mußte mit Ernſt bei der Sache ſein, da es Gebrauch war, die nicht geratenen Speiſen zu erſetzen. Ich erinnere mich nur eines ſolchen Vorkommniſſes. Sonſt ging alles gut von ſtatten. Trotz der ſtrengen Aufſicht waren wir acht mit Luſt und Liebe bei der Arbeit. Daß wir mit Butter, Zucker und anderem verſchwenderiſch umgegangen wären, kann ich nicht behaupten, denn auch da drohte die Strafkaſſe, und jede hütete ſich, derſelben zu verfallen. Reſter zu Salat, Ragout, Puddings und anderem zu verwenden, haben wir prächtig gelernt. Was man den einen Tag gekocht hatte, war in dem eigens dazu angelegten Kochbuche am anderen Morgen ſchriftlich zu berichten; auch das Quantum pro Perſon genau anzugeben. Der dreimonatliche Kurſus koſtete mit Trinkgeldern 72 Mark. Dafür empfing man aber noch das Mittageſſen. Ich glaube nun, daß genannte Summe, beſonders bei Annahme einer Köchin, nicht weit gereicht hätte, um viele feinere Gerichte für unſere große Familie herzuſtellen, und wenn auch Mama über die mißlungenen Verſuche nicht verdroſſen geweſen wäre, ſo ſicher der Papa und die erwachſenen Brüder. In einem kleinen häuslichen Kreiſe mag dieſes Probieren angehen, in einem größeren wird es ſchwer durchzuführen ſein. Ich bin damals ungern und mit einem Vorurteil an das Kochenlernen gegangen, geſtehe aber, daß ich meinen Eltern noch heute von Herzen dankbar dafür bin. Ich verheiratete mich einige Jahre darauf in einen abgelegenen Ort einer fernen Provinz, wo mir niemand helfend und ratend zur Seite ſtehen konnte. Die Stellung meines Mannes verlangte, daß wir hin und wieder zu einem Mittag- oder Abendeſſen einladen mußten. Wie ſehr kamen mir da meine Erfahrungen zu Hilfe, denn in dem Städtchen gab es keine Kochfrau, und ſo hieß es für alle Damen, wenn ſie ſich nicht eine gelernte Köchin im eigenen Hauſe hielten (und das konnte ſich nur eine einzige der Damen geſtatten da es meiſt junge und deshalb nicht zu hoch beſoldete Beamte waren), ſelbſt Hand anlegen und eingreifen bei den Vorbereitungen zu einer Geſellſchaft So wie mir wird es auch noch mancher anderen jungen Frau ergehen und ſchon ergangen ſein. In allen Berufsarten ſtrebt man in unſeren Tagen nach Vervollkommung, jede Sprachlehrerin wird verſuchen, in das Ausland, eine Malerin, auf die Akademie zu kommen u. ſ. w. Warum ſoll eine Zukunftshausfrau ihre kommenden Pflichten leichter nehmen, noch dazu das Kochen, welches in dem Haushalt eine ſo große Rolle ſpielt? **M. B.**

Handarbeit.

Tellerdeckchen in Richelieuſtickerei. Für die ſo beliebten Tellerdeckchen oder Eisſerviettchen werden immer neue, hübſche Ausſchmückungen von der Mode vorgeſchrieben. Das Neueſte ſind ſolche von runder Form, 18 cm im Durchmeſſer, deren Rand eine zierliche, durchbrochene Stickerei ſchmückt. Nachdem das Muſter auf ſchöne Leinwand aufgepauſt wurde (vermittelſt blauen Pauspapiers), wird die Arbeit auf Wachstuch oder ſtarkes Papier geheftet. Die Umriſſe werden zweimal umzogen (mit Vorſtichen) und mit weißer, nicht zu feiner Stickbaumwolle feſtonniert. Iſt die Stickerei vollendet, ſo wird der Stoff am Außenrande und zwiſchen den Stickereifiguren ſorgfältig fortgeſchnitten. **X.** in **K.**

Aufforderung zur Erlernung der Kinderkrankenpflege.

Um Töchtern aus guten Familien einen Wirkungskreis zu ſchaffen, ſind in der Kinderheilſtätte „Emma-Heim“ in Bad Nauheim Kurſe zur Ausbildung in der Kinderpflege und Kinderkrankenpflege eingerichtet. Die Teilnehmerinnen, welche ein Alter von achtzehn bis dreißig Jahren, gute Geſundheit und eine ausreichende allgemeine Bildung haben ſollen, müſſen ſich verpflichten, einen Kurſus von ſechs Monaten durchzumachen. Zur Sicherung dieſer Verpflichtung iſt beim Eintritt eine Kaution von 150 Mark zu ſtellen, die nach beendeter Lehrzeit mit den üblichen Zinſen zurückgezahlt wird. Die Schülerin erhält freie Wohnung, Beköſtigung, Reinigung der Wäſche, im Erkrankungsfalle freie Verpflegung und ärztliche Behandlung, muß aber die vorgeſchriebene Dienſtkleidung ſelbſt liefern, und alle Hausarbeit, die einer Pflegerin würdig, mit übernehmen, da ihr kein Dienſtperſonal zur Seite ſteht. — Die Vorſteherin des Heims iſt die Vorgeſetzte der Schülerinnen; ſie führt ſie in die Arbeit ein, beaufſichtigt ſie darin und ſorgt für ihre weitere Ausbildung. Sie hat das Recht, eine Schülerin, die ſich als ungeeignet erweiſt, jederzeit zu entlaſſen; ebenſo kann auch die Schülerin während der Lehrzeit nach vierzehntägiger Kündigung wieder ausſcheiden; in beiden Fällen hat ſie dem Heim für jeden Monat ihrer Ausbildung ein Lehrgeld von 30 Mark zu zahlen. Nach ſechs Monaten iſt die Schülerin entlaſſen, und es ſteht ihr frei, in einen Krankenpflegeorden einzutreten oder Stellung als Privatkinderpflegerin anzunehmen, wofür von der Anſtalt aus geſorgt wird. Schriftliche oder, wenn möglich, perſönliche Meldungen ſind unter Einreichung der üblichen Zeugniſſe, ſowie eines ſelbſtverfaßten und geſchriebenen Lebenslaufes, an die Protektorin und Vorſteherin der Kinderheilſtätte „Emma-Heim“, Frau Sanitätsrat Müller, Bad Nauheim, zu richten, welche auch die Beſtimmungen für die Schülerinnen verſendet.



Teller-Deckchen.
(Richelieu-Stickerei.)

Für Oſtern.

Eine ſehr niedliche Oſtergabe läßt ſich aus einer Eierſchale, drei 9—10 cm langen, nicht zu dicken Nägeln, etwas Draht und Goldbronze herſtellen. Das Ei wird oben etwas geöffnet, etwa zwei Finger breit, und, nachdem es ſein Inneres hergegeben hat, gut trocknen gelaſſen. Nun werden die drei Nägel ſo an einander befeſtigt, daß ſie ſtehen können, und zwar geſchieht das, indem man ſie etwa 5 cm vom Kopf mit Draht an einander bindet. Das Ei kommt nun in die obere Hälfte des Nagelgeſtells hinein und wird an den Berührungsſtellen mit etwas Fiſchleim befeſtigt. Mit Goldbronze wird dann der kleine Blumenſtänder überzogen, und ein kleines buntes Schleiſchen verbirgt den Draht an den Nägeln. Da man Waſſer in die Eierſchale thun kann und die kleine Vaſe ſehr ſicher ſteht, kann man Blumen, beſonders Oſterblümchen, Veilchen und Schneeglöckchen, lange darin halten.

Frau Erika.

Für die Küche.

Leicht zu bereitende und ſehr wohlſchmeckende Apfeltorte, die gar nicht gebacken zu werden braucht, bereitet man, indem man auf gewöhnliche Weiſe eine größere Portion recht ſteifes Apfelmus kocht und außerdem eine entſprechende Menge Zwieback ſtößt. Dann nehme man eine tiefe Schüſſel und ſchütte abwechſelnd eine fingerdicke Schicht Zwieback, die jedesmal mit geſchmolzener Butter beträufelt wird, und eine ebenſo dicke Schicht von dem noch heißen Apfelmus hinein. Man fange mit einer Schicht Zwieback an und achte ſehr darauf, daß der Boden der Schüſſel ganz davon, ohne die geringſte Lücke zu laſſen, bedeckt werde, damit die Torte ſich vor dem Gebrauch gut ſtürzen läßt. Man thut wohl daran, ſie einen Tag. ehe ſie verwendet werden ſoll, zu bereiten, da ſie durch längeres Stehen an Wohlgeſchmack gewinnt. **B. G.**

Mandeltorte mit Guß. 1 Pfd. ſüße, 4 Lot bittere Mandeln werden abgezogen, getrocknet, gemahlen, 1 Pfd. ff. Zucker mit 4 Eiern und 12 Gelben ſo lange gerührt, bis die Maſſe ſteigt, dann kommen die Mandeln dazu, die Schale einer Citrone und der Schnee von 8 Eiern; in ausgeölter Form bei gelinder Hitze gebacken. — Guß: 1 Pfd. Puderzucker, Saft von 2 Citronen nach einer Seite gerührt, Schnee von 1 Ei theelöffelweiſe dazu, über die erkaltete Torte geſtrichen und mit Apfelſinenſcheiben und eingemachten Früchten ſchön verziert.

Billige Speiſe für die Familie. 5 Eier, das Weiße zu Schnee, 15 alte Milchbrode in Milch geweicht, ausgedrückt, 15 ſüße, 5 bittere Mandeln daran gerieben, Schale von 1 Citrone, für 5 Pf. Bärme, Zucker, reichlich Schmalz; in ausgefetteter und ausgeſtreuter Blechform gelbbraun gebacken. Eine Weinſchaum- oder Fruchtſauce zu der geſtülpten Speiſe. Reſte laſſen ſich, in Stücken geſchnitten, in Schmalz wieder gut aufbraten.

Fragen.

99) Wer kann mir eine Oberförſterei, Förſterei oder ſchön gelegene Waſſermühle in der Provinz Brandenburg nennen, in der Damen im Sommer Wohnung und Beköſtigung fänden? **Frl. von P., Neu-Weißenſee** bei Berlin.

100) Könnte einer der geehrten Daheim-Abonnenten einem Kränzchen von 11 jungen Mädchen einen hübſchen Namen nennen? (Kein Blumenname!) **A. C. in L.**

101) Wo exiſtieren Anſtalten zum Erlernen der Zahntechnik für Damen? **Abonnentin** in **Braunſchweig.**

102) Ich beabſichtige, einer Kranken- und Sterbekaſſe beizutreten, habe aber trotz vieler Bemühung noch nichts Paſſendes gefunden. Wer kann mir raten? **Katarina Bühl, Nürnberg,** Bärenſchanzſtraße 31.

103) Ich beſitze einen über 100 Jahre alten, reich mit Eiſen beſchlagenen Koffer. Derſelbe iſt im Laufe der Zeit wiederholt mit Ölfarbe geſtrichen. Wie und womit entfernt man dieſen Anſtrich und ſtellt die urſprüngliche Holzfarbe wieder her? Für gütige Auskunft iſt ſehr dankbar **Eine langjährige Abonnentin des Daheim.**

104) Würde eine freundliche Daheimleſerin mir wohl eine gute und angenehme Penſion in Reichenhall oder deſſen Umgebung empfehlen können? Für Auskunft wäre ſehr dankbar **F. E. in L.**

105) Gibt es Hausmittel (nicht Medikamente) gegen anhaltende Schlafloſigkeit? Für Angabe eines ſolchen durch das Frauen-Daheim wäre ſehr dankbar **Eine an Schlafloſigkeit leidende alte Daheimleſerin.**

Auskunft.

Fr. 86. Die Krankenpflegerin, die einen Ort zur Niederlaſſung ſucht, möge ſich an Herrn Dr. med. Billing, Aue im Erzgebirge, zur näheren Auskunft wenden. **Pfarrer M.**

Fr. 88. In Bad Jugenheim a. d. Bergſtraße in der Nähe von Frankfurt a/M. und in Seebad Heringsdorf werden Damen-Penſionate gewünſcht.

Fr. 91. Vielleicht iſt folgender Spruch für die Fahne des Vereins der Elbſchiffahrttreibenden geeignet:

„Nich op Stromes, nich op Stormes Lied,
Wi wöll'n trun op God to aller Tied!“

Bertha M.

Fr. 84. Unterzeichneter erlaubt ſich, ſeinen Herrn Kollegen auf ein, ihm ſeit Jahren wohlbekanntes Haus aufmerkſam zu machen, welches ſchon adelige Herren, Geiſtliche, Kaufleute und andere Herren in ähnlicher Weiſe aufs beſte und anerkennenswerteſte beherbergte — derzeit einen faſt erblindeten amerikaniſchen Herrn Paſtor bis zu deſſen zweiter Operation — und wirklich der Empfehlung wert iſt. Zu jeder weiteren Auskunft iſt gern bereit **F. Hundenthaler,** Kaufm., **Eßlingen a/N.,** Ebersh. Str. 1.

Fr. 86. Herr Paſtor **Heſſel** in **Wermelskirchen** bittet die Krankenpflegerin (Nr. 24), ſich an ihn zu wenden.

Fr. 82. In dem Penſionat von Miß Pinches, Berlin, Leipziger Platz 12, III, iſt reichlich Gelegenheit, die engliſche Sprache in kurzer Zeit gut zu erlernen. Ich ſelbſt bin vom 1. Januar bis 1. April zu dieſem Zwecke da geweſen und habe mich in der Konverſation bedeutend vervollkommnet. Auch habe ich mich während dieſer Zeit im Hauſe glücklich und zufrieden gefühlt, da in jeder Beziehung alles gethan wird, um den Aufenthalt angenehm zu machen.

Paleska in **Neuſtettin** (Pomm.).

Redaktionspoſt.

H. W. in **S.** Über das Bad Nauheim, ſeine Heilwirkungen und ſeine Lage ꝛc., gibt Ihnen Ihr Hausarzt die beſte Auskunft, übrigens auch jedes Konverſationslexikon.

Kränzchen „Bienenkorb“. Wir bringen bald wieder ſo viele nette neue Handarbeit, daß die Bienchen zufrieden ſein werden.

Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 29.)

Nehmt es im Kleinen ernſt und mit den Kleinen,
Wie ſchwer auch Strenge ſcheint.

Es iſt viel beſſer, daß die Kinder weinen,
Als daß die Mutter weint.

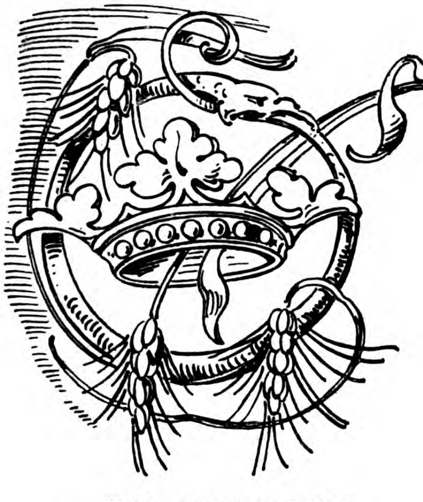
Unſer Preisausſchreiben.

Die Preisaufgabe: „Entwurf zum Einband eines Haus- und Gäſtebuches“ hat fleißige und geſchickte Hände in großer Menge in Bewegung geſetzt. Nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns ſehen wir auf die Stöße von eingegangenen Entwürfen, unter denen ja nur eben einer — der laut Urteil von ſechs Perſonen entſchieden beſte — den Preis erhalten konnte. Fräulein **Johanna Beckmann** in **Berlin** iſt diesmal die Preisgekrönte. In allen Techniken und Ausführungen, von der naiven kleinen Bleiſtiftzeichnung bis zur mühſam ausgeführten Aquarellzeichnung, Holzſchnitzerei, Brandmalerei, Punzarbeit und Ölmalerei liegen die verſchiedenen Verſuche, 65 an der Zahl, vor uns. Sehr viel guter Wille, Fleiß und viel Ausdauer ſpricht aus dieſen Entwürfen, leider aber auch nicht wenig Dilettantismus. Mehr kunſtgewerbliches Studium, Bildung des Formenſinns, Kenntnis der Geſetze der Ornamentik könnten unſeren zeichnenden, punzenden, brennenden und malenden Damen nichts ſchaden. Nur etwa zwanzig unter den Einſenderinnen haben wirklich geſchmackvolles und gutes geleiſtet. Die engere Wahl unter dieſen fiel, wie geſagt, zu gunſten von Fräulein Beckmann aus. Die nähere Erklärung zu ihrem Entwurf überlaſſen wir der Dame ſelbſt. Wir ſagen nur noch allen Einſenderinnen herzlichſten Dank!

Die Redaktion des Frauendaheim.

Einband einer Hauschronik.

Die Hauschronika iſt nicht eine Mode vom letzten Jahre, die in kurzer Zeit abgebraucht ſein mag. Schon in früheren Jahrhunderten herrſchte beſonders im deutſchen Hauſe die Sitte, eine Chronik zu führen, ein wohlthuender Beweis für unſer deutſches Haus- und Familienleben. Das Intereſſe für Familiengeſchichte iſt ſo ſelbſtverſtändlich, es pflanzt ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht, vom Ahnherrn zum Enkel fort. Wohl jeder von uns erinnert ſich gern daran, wie er als Kind den Erzählungen der Großeltern aus lange vergangenen Zeiten gelauſcht und ſich die Zeit ſeiner „Vorfahren“ lebendig ausgemalt hat. Nachher aber iſt ſo manches davon in Vergeſſenheit geraten; die, welche damals lebendige Chronika waren, ſind längſt verſtummt, und wir finden die alten intereſſanten Geſchichten kaum noch zuſammen. — Jenes Feſthalten am Alten will uns die Chronik erleichtern. Der Hausherr trägt alle für die Familie wichtigen Ereigniſſe froher wie trauriger Natur ein, bis ſie ſpäter der älteſte Sohn und dann wieder deſſen Erbe weiterführt. — Meinſt Du nicht, daß die Hauschronik eine feine Gabe wäre als Hochzeitsgeſchenk für Bruder, Schweſter oder Freundin, oder wenn Du vielleicht ſelbſt eben Hochzeit gehabt haſt, als Geburtstagsgeſchenk für Deinen eigenen Hausherrn? Es liegt auf der Hand, daß wir einer in gewiſſem Sinne bleibenden Sache eine würdige künſtleriſche Ausſtattung zu geben wünſchen. Die Hauschronik ſollte das Wappen des Hauſes tragen, doch iſt es nicht jedermanns Sache, ſein eigenes Wappen allezeit vor Augen zu haben, außerdem bietet das Titelblatt noch Raum genug für dieſes. Wir nehmen als Wappen die Roſe an, die ja von je das Symbol der Minne, des Glückes geweſen iſt. Die Helmzier unſeres Wappens zeigt zwei Roſen, die ſich zu einander neigen, nicht ganz dornenlos, aber von lichten ausgebreiteten Flügeln beſchirmt. Eine andere Füllung unſeres Schildes gibt untenſtehende Zeichnung. In der Mitte dieſes, ſich mit dem erſten deckenden Schildes erſcheint die Krone (in Anlehnung an das Wort: „Krone des Lebens, Glück ohne Ruh, Liebe biſt du“). Sie iſt durchflochten und umgeben von reifen Ähren, dem Zeichen, das der als „Arbeit“, jener als „köſtliche Frucht des Lebensſommers“ auslegt, und umwunden von der die Ewigkeit veranſchaulichenden Schlange. Das wäre der Gedanke, den unſere Chronika darſtellt. Wir wollen jetzt über die Ausführung der Arbeit einen Vorſchlag machen. Das ſchönſte Material für den Zweck iſt wegen ſeiner wunderbar zarten Farbe das Pergament, auch Leder anderer Art, feines Holz, unter Umſtänden Metall (für Ätzung), geeigneter Karton iſt denkbar. Wir halten als Grundton die Pergamentfarbe feſt, pauſen die Formen möglichſt genau auf und zeichnen die Umriſſe mit brauner oder ſchwarzer Tuſche aus, die innerhalb des Konturs liegenden Linien bleiben noch weg. — Der Wappenſchild iſt golden, die heraldiſche Roſe ſoll zart lachsfarben (nicht ſcharfroſa!) in ganz gebrochenen Tönen gearbeitet ſein, die die Kelchblätter bezeichnenden Spitzen ſind bräunlich. Auf unſerem zweiten Schilde iſt der Grund lachsfarben, die Formen ſind Gold oder ein anderer Bronzeton. Der Helm wird fein ſilbergrau angelegt und mit echter Silberbronze, tiefgrauen Schatten und hellen Decklichtern ausgeführt. Das ſogenannte Helmtuch kann auf der hellen Seite der Akanthusblätter pergamentfarben bleiben, auf der anderen eine gedämpfte Nuance des lachsfarbigen Tones bekommen. Sollte die hellere Seite zu leer wirken, ſo belebt man ſie hier und da durch Goldlinien, ebenſo den Turban. Die Flügel werden ganz hell gemalt, die Lichtſtellen noch mit Deckweiß herausgeholt; die Heckenroſen ſind blaßroſa, die Blätter bräunlich. Die durch den Halbbogen entſtehenden Dreiecke werden mit ungebrannter Umbra und lichtem Ocker ganz wenig tiefer gelegt als der pergamentfarbene Rand. Der tiefdunkele Grund wird wahrſcheinlich in Kupferbronze, die nach unten mit Farbe vertieft wird, oder in Perſiſchrot und Karmin, das nach unten in Vandyk übergeht, gut ſein. Der Streif, der die Schrift trägt, erhält einen fein grauen oder gelblichen ganz diskreten Ton, und die Schrift wird in Gold oder Silber aufgemalt. Nun werden die Schatten in Federzeichnung eingeſetzt, und das Reſultat iſt hoffentlich ein erfreuliches. Aber um eines möchte ich Dich recht ſchön bitten, liebe Leſerin, auch wenn Du wenig Zeit haſt, Du arbeiteſt ja eine wichtige Sache: laß Dich die Mühe nicht verdrießen, ſämtliche Formen erſt auf der Pauſe mit Tuſche auszuzeichnen, ſämtliche Töne auf derſelben ſorgfältig auszuprobieren! Das nachgerade geflügelte Wort: „Es ſoll ja kein Kunſtwerk werden“ mußt Du bei der Chronika ganz vergeſſen: ich weiß ein beſſeres: „Es iſt die Zeit von einem guten Werke nicht das Maß.“ **Johanna Beckmann.**



Füllung eines Wappenſchildes.
Als Variante zu umſtehendem Entwurf zu benutzen.

Bilderrahmen.

Eine reizende Neuheit für Bilderrahmen, die man an der Wand anhängen will, ſind die ſog. Konſolenrahmen; der Rahmen beſteht aus Holz in beliebiger Größe mit einem Ausſchnitt für Viſiten- und Kabinettphotographieen. Der obere Rand ſpringt in ausgekehlter Form gleich einem Geſims vor, ſo daß er, wie eine Konſole, gewiſſermaßen ein kleines Bordbrett von $2\frac{1}{2}$—4 cm Breite bildet. Auf demſelben kann man allerlei Nippes oder dergl. aufſtellen, am hübſcheſten ſind kleine Gegenſtände, die mit dem eingerahmten Bild in Beziehung ſtehen, vielleicht Geſchenke, Karten, Erinnerungszeichen ꝛc. Der Rahmen ſelbſt kann je nach Wunſch auf die verſchiedenſte Weiſe ausgeſtattet werden, gemalt, gebrannt, geſtickt, bronziert, mit Stoff überzogen, mit Ziernägeln geſchmückt ꝛc. ꝛc.

H. v. Sydow.

Zur Hochzeit.

Widmung für das Haus- und Gäſtebuch eines jungen Paares auf dem Lande.

Sobald der erſte Droſſelruf
Der Welt ein Frühlingsahnen ſchuf,
So ſtellen ſich hier draußen auch
— Das iſt nun einmal Lenzgebrauch —
Die erſten lieben Gäſte ein;
Sie freuen ſich am Sonnenſchein,
An Strauch und Bäumen, blütenſchwer,
Am leichtbeſchwingten Sängerheer,
Als wäre all' die Frühlingspracht
Zu ihrem Glück allein entfacht. —
Und wenn der Wald ſich herbſtlich malt,
Wenn ſchneeig das Gefild erſtrahlt
Im Glanz der Winterſonne dann,
Wie regt ſich's da im ſtillen Tann!
Und hier im Haus manch' ſpäter Gaſt:
Die Jäger halten fröhlich Raſt,
Und unter Schnee und Windgebraus
Zieht erſt der letzte Gaſt hinaus. —
Ihr alle, die Ihr gern geruht
In dieſes Hauſes trauter Hut,
Grüßt ſcheidend noch das junge Heim
Mit ernſtem Spruch, mit frohem Reim:
Gott ſchütze dich, du gaſtlich Dach,
Vor Wetterſturm und Ungemach!
Die Liebe halte freundlich Haus,
Und Liebe gehe ein und aus!

Eliſabeth Kolbe.

Für die Küche.

Apfelſinenmarmelade. Man ſchäle von 12 ſaftigen Apfelſinen die gelbe Schale mit einem ſcharfen Meſſer dünn ab, ſo daß nichts Weißes an derſelben haften bleibt und lege dieſelben 12 Stunden lang in kaltes Waſſer, zu welchem etwas Salz gethan wird. Die geſchälten und eine ungeſchälte Apfelſine ſchneide man in der Mitte durch, ſchabe mit einem Theelöffel Mark und Saft in eine Porzellanſchale und laſſe alles Faſerige, ſowie die Krone zurück. Haben die Schalen die nötige Zeit in dem geſalzenen Waſſer gelegen, ſo thue man ſie in kochendes Waſſer und koche ſie faſt weich und ſchneide ſie ſodann in haarfeine Streifchen. Mit feingeſiebtem Raffinadezucker (375 g Zucker auf $\frac{1}{2}$ kg der Maſſe) thue man dieſelben zu der Apfelſinenmaſſe, vermiſche alles gut in der Kaſſerolle, ſetze dieſe über Kohlenfeuer, am beſten Holzkohlen, und koche ſie unter fortwährendem ſanften Rühren wenigſtens 20 Minuten lang. Die Marmelade muß ziemlich ſteif und dick, die Streifchen Schale dürfen nicht zerrührt ſein, und man gießt ſie ſodann gleich in eine Schale und füllt ſie hernach erſt in die Gläſer. Liebt man das Bitterſüße, ſo kann man der angegebenen Maſſe noch Schale, Saft und Mark von 2 bitteren Orangen zuſetzen.

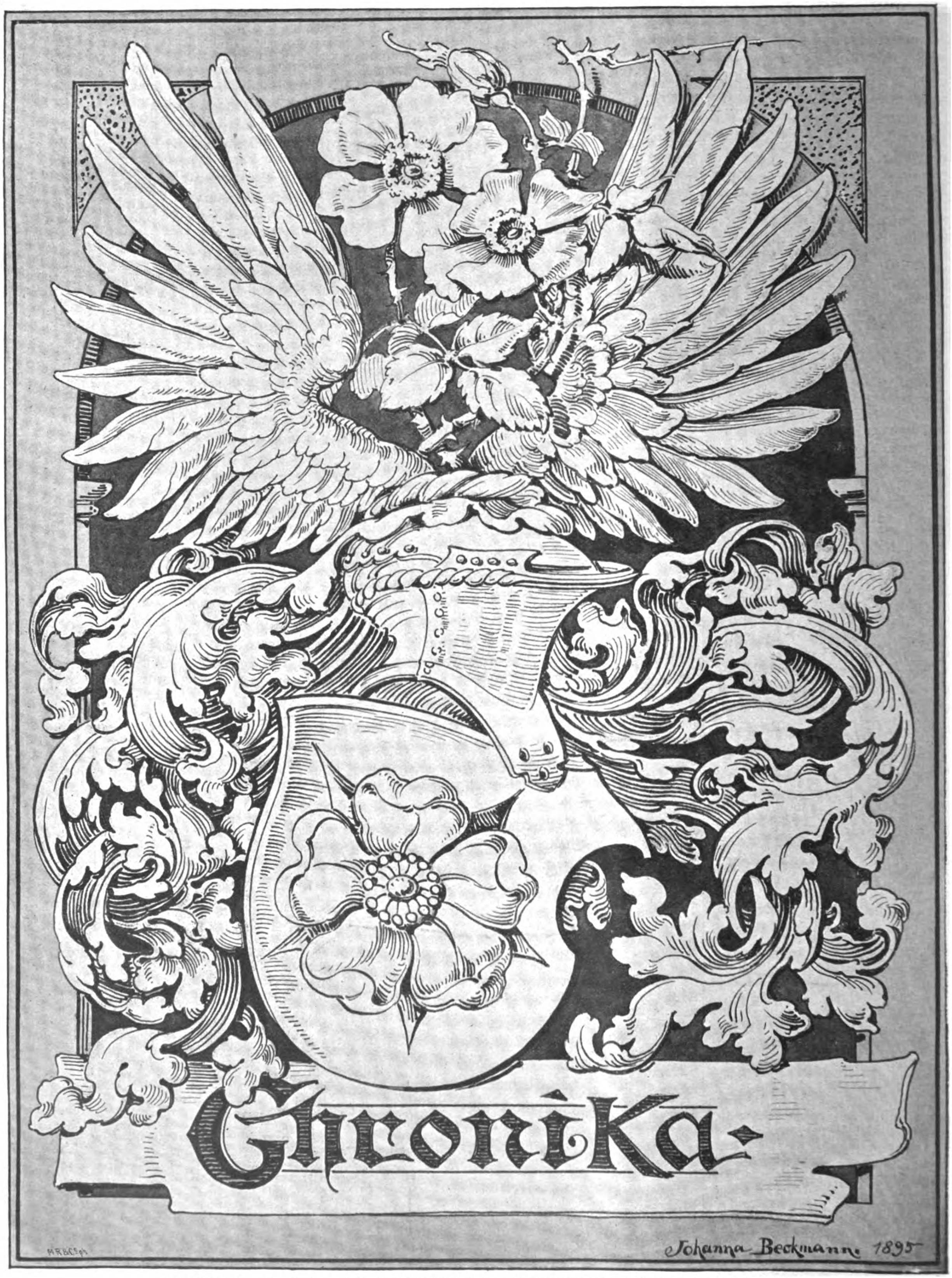
Frau Marie.

Auskunft.

Fr. 52. Die Verwaltung der Lange-Schuke-Stiftung führt die Armen-Direktion in Berlin. **M. H.**

Frage 60. Als Bezugsquellen für guten Apfelwein werden genannt: C. C. Hannar, Büdingen, Oberheſſen. Obſtplantage des Rittergutes Reichersdorf, Kreis Guben, Poſt Groß-Gaſtroſe (Liter 24 Pfg.). Hoflieferant F. Koch in Lübeck, Oberbrave 10. Auguſt Röders in Soltau in Hannover. Gebrüder Freyeiſen, Frankfurt a. M, Sachſenhauſen. Julius Berninger, ebenda, u. ſ. w.

Frauen-Daheim.


Chronika
Johanna Beckmann 1895

Preisgekrönter Entwurf zum Einband eines Haus- und Gäſtebuchs von Johanna Beckmann.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Kinder gewidmet und ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Kinder-Daheim**, **Berlin W.**, Steglitzerſtraße 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

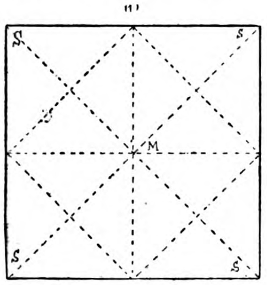
HOLZBRAND
KINDER-DAHEIM

Allerlei Kurzweil.

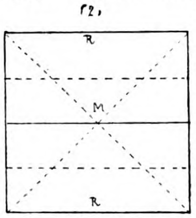
1. Was ſich aus einem quadratiſch geſchnittenen Stück Papier kniffen läßt.

Man nimmt ein quadratiſch geſchnittenes Stück Papier, ſucht die Mitte M durch Kniffen der Mittellinien, dann legt man jede Ecke des Papiers ſo um, daß ſie mit der Spitze S auf die Mitte des Quadrats trifft, Figur 1. Nun faltet man das ſo entſtandene Quadrat nach den in Fig. 2 punktierten Linien zu einem Rechteck zuſammen, ſo daß die Ränder R und R¹ über M liegen. Das Rechteck knifft man abermals nach den (gezogenen) punktierten Linien in Figur 3 zum Quadrat, ſo daß auch wieder die Ränder über M liegen; dies Quadrat faltet man nach außen auf der in Figur 4 angegebenen Linie L zu einem Rechteck zuſammen, Figur 5. Aus dieſem vierfach zuſammengeknifften Rechteck faltet man nun die Ecken in der bei Figur 6 angegebenen Form von Spitzen heraus und erhält ein doppeltes Kähnchen. Dann zieht man die beiden, in dem Kahne freiliegenden äußeren Dreiecke heraus und hat ſo ein Boot mit Segel, Fig. 7. Darauf knifft man die Kahn- und Segelſpitzen in den punktierten Linien, Figur 8, nach außen um. Die entſtandenen oberen Rechtecke O legt man ebenfalls nach außen um, faßt die ſo zuſammengeknifften Seiten und zieht das Ganze behutſam aus einander, ſo erhält man ein Käſtchen, Fig. 10.

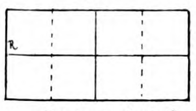
(1)



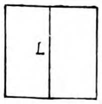
(2)



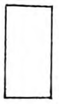
(3)



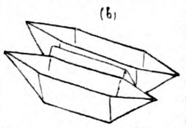
(4)



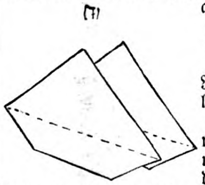
(5)



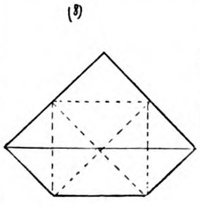
(6)



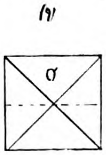
(7)



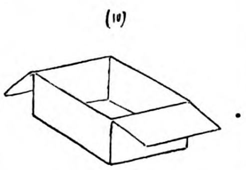
(8)



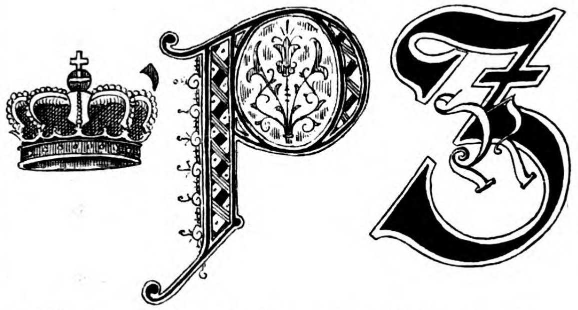
(9)



(10)

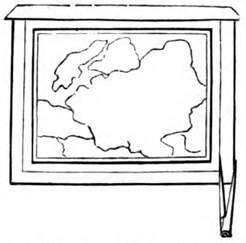


2. Bilderrätſel.

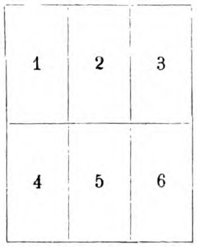


3. Buchbinderarbeiten.

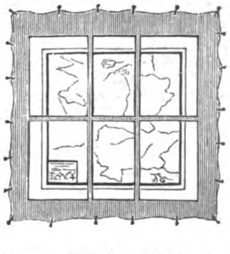
Daß man Landkarten, Wandkalender, Eiſenbahnfahrpläne u. ſ. w., um ſie haltbarer zu machen, auf dünne Pappe oder Leinwand aufklebt, iſt wohl vielen unſerer jungen Freunde bekannt. Wer eine Karte auf Pappe aufziehen will, ſchneide zunächſt einen Bogen Pappe von paſſender Größe zu. Man bediene ſich dabei lieber eines ſcharfen Meſſers als einer Schere. Die Pappe muß etwas größer ſein, als die betreffende Karte, und zwar ſo, daß an jeder der vier Seiten ein Rand von circa drei Millimeter bleibt, der mit buntem Papier überklebt wird und als Rahmen dient. Beim Beſtreichen der Pappe mit Kleiſter führe man den Pinſel von der Mitte nach den Seiten, nicht umgekehrt. Iſt die Karte aufgeklebt, ſo lege man, um ſie zu glätten, Makulaturpapier darauf und ſtreiche dann mit der Handfläche darüber hin, immer von der Mitte nach den Seiten. Um zu verhüten, daß die Pappe ſich wirft, beklebe man ihre Rückſeite mit Papier, möglichſt von derſelben Stärke wie das Papier der Karte.



Wer eine Karte oder einen Plan bei ſich tragen, d. h. in die Taſche ſtecken will, muß darauf bedacht ſein, ſie ſo aufzuziehen, daß er ſie leicht zuſammenlegen kann. Man wähle Futterkattun, den man mit Nägeln auf ein Brett ſpannt. Die Nägel ſchlage man, um ſie leicht herausziehen zu können, nicht zu feſt ein. Auf der Rückſeite der Karte mache man mit Bleifederſtrichen die nötige Einteilung und bezeichne die einzelnen Felder mit Zahlen.

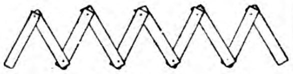


Nachdem man die Teile der Karte aus einander geſchnitten hat, beſtreiche man ihre Rückſeite mit Stärkekleiſter (nicht mit Leim), lege dann Teil 1 auf den Futterkattun, darauf Teil 2 u. ſ. w., immer ſo, daß zwiſchen zwei neben einander liegenden Teilen ein Raum von zwei bis drei Millimetern bleibt. Um die einzelnen Teile zu glätten, lege man Papier darauf und drücke dann mit der Hand feſt an. Die Karte bleibt ſo lange ausgeſpannt liegen, bis ſie trocken iſt. Dann werden die Nägel herausgezogen, die Seiten beſchnitten, und die Karte wird zuſammengelegt.



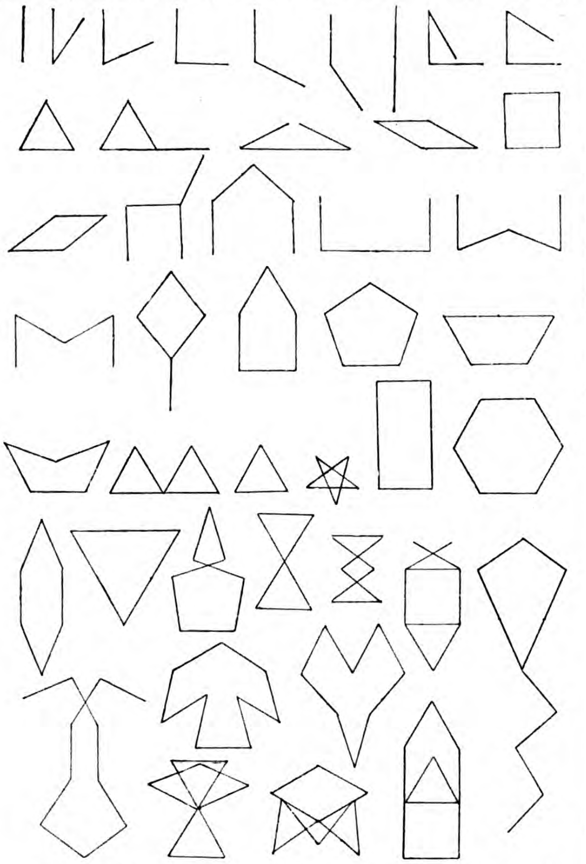
4. Zweiſilbige Scharade.

Die Erſte kündet Dir
Ein ſehr bekanntes Tier.
Die Zweite kannſt Du finden
An Eichen, Buchen, Linden.
Und fragſt Du nach dem Ganzen,
Such' es im Reich der Pflanzen.



5. Der gegliederte Stab,

eines der Fröbelſchen Spielmittel, beſteht aus 9 bis 10 Stäben, nach Art des Maßſtockes der Zimmerleute mit einander verbunden, und iſt um ein Billiges zu haben; auch das gewöhnliche Metermaß läßt ſich vortrefflich zu Formenbildungen gebrauchen, nur daß es zu wenig Stäbe hat, um größere Darſtellungen auszuführen. Aus der erſten Hälfte der folgenden Figuren erſieht man, wie aus dem geſchloſſenen Ganzen Form aus Form in leiſen Übergängen entwickelt wird. Dann ſind einige weitere Geſtaltungen mit der größeren Anzahl von Stäben entworfen. Die Kinder beſchäftigen ſich gern damit, und ein nicht zu unterſchätzender erziehlicher Wert liegt in der Übung des Auges und des Ordnungsſinnes, ſowie in der Freude am Schaffen und Darſtellen. Unerſchöpflich iſt die Zahl von Erfindungen, die ſich damit machen laſſen. **H. H., Neuſalz.**



6. Am Oſtermorgen.

„Kinder, heut iſt Oſtermorgen,
Springt ins Gärtchen flink hinab,
Schaut, ob Ihr nicht dort verborgen
Findet Oſterhäschens Gab'!“

Ei, das ließen ſich die Kinder
Gar zu gern geſagt ſein doch.
Hans und Paul lief; doch geſchwinder
Sprang das kleine Gretchen noch.

Und ſie ſuchten in den Hecken,
Auf dem Veilchenbeet geſchwind;
Jedes wollte gern entdecken
Oſterhäschens Angebind'!

„Schaut, ein Ei von Schokolade!“
Rief jetzt Häuschen jubelnd aus.
Denkt Euch nur, es lag hier grade
Im Spalier am Gartenhaus.

O, und es iſt gar kein kleines;
Paul und Gretchen, kommt doch her!“
Paul lief hin; er dacht', wo eines,
Findet man gewiß noch mehr.

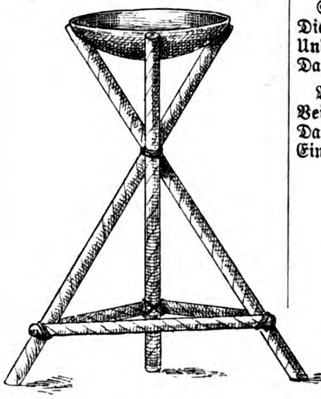
Doch was thut indeſſen Gretchen?
Warum läuft ſie denn nicht auch?
Warum ſtarrt das kleine Mädchen
Immer in den Haſelſtrauch?

Warum bleibt ſie lauſchend ſtehen,
Legt den Finger an den Mund?
Jetzt fragt Paul: „Was giebt's zu ſehen?“
Und was thut nun Gretchen kund?

„Denkt Euch doch nur, Paul und Häuschen,
Oſterhäschen ſaß ja dort;
Eben ſah ich noch ſein Schwänzchen,
Doch nun ſpringt es eilig fort!“

7. Ein ſilberner Blumenſtänder.

Seit einer Reihe von Jahren beſitze ich einen zierlichen ſilbernen Blumenſtänder, der im Sommer mit friſchen, im Winter mit künſtlichen Blumen gefüllt, einen hübſchen Schmuck meines Zimmers bildet. Er iſt leicht und mit geringen Koſten herzuſtellen und kann fleißigen Kinderhänden zur Nachahmung empfohlen werden. Man braucht dazu ſechs Stäbe vom Haſelſtrauch, etwas Stanniol, das ſich in jedem Haushalt anſammelt, ein Endchen feinen Draht und eine runde Blechſchale, die jeder Klempner billig anfertigt. Drei Haſelſtäbe werden 50 cm, drei andere nur 35 cm lang geſchnitten. Dieſe Stäbe werden rundum feſt mit Stanniol bewickelt, das gewöhnlich, mit etwas Waſſer befeuchtet, gut auf dem Holz haftet. Sollte das Waſſer nicht genügen, ſo muß ſtellenweiſe etwas Gummi arabicum zu Hilfe genommen werden. Die Stäbchen müſſen den Eindruck machen, als ob ſie aus maſſivem Silber beſtänden. Nun geht man an die Zuſammenſetzung des Ständers. Die drei langen Stäbe werden, aufwärts gerichtet, ſo zuſammengeſtellt, daß ſie die Form eines dreieckigen Zeltes bilden. Unten ſind die Stäbe 27 bis 28 cm weit von einander entfernt, oberhalb werden ſie mit Blumendraht feſt zuſammengebunden, ſo daß etwa 10 cm über die Verbindung hinausragen. Die kurzen Stäbe werden in einer Höhe von 10 cm, von unten an gerechnet, mittels Blumendrahts in wagerechter Lage an den hochſtehenden Stäben befeſtigt und bilden ſo ein wagerechtes Dreieck. Die Drahtbefeſtigungen werden mit Stanniol ſorgfältig überklebt. Auf dieſes Geſtell ſetzt man die Blechſchale, die 4 cm Höhe und 15 cm Durchſchnitt zeigt und am Außenrande ebenfalls mit Stanniol verſilbert iſt. Die Schale wird mit Blumen gefüllt, und um die Stäbe ſchlingen ſich Epheu- oder Weinranken aufwärts. Der ſilberne Blumenſtänder wird in ſorgfältiger Ausführung jeder Stube zur Zierde gereichen, ja, er kann ſogar von kleinen Leuten als paſſendes Geſchenk zu einer Silberhochzeit verwendet werden. **M. v. F.**



8. Dechiffrieraufgabe.

Ein Brief an das Oſterhäschen.

ſt r h s ch n b t t b t t
o e ä e i e i e
d n k n n s ch d ſ s h r
e a u a u i e e i a
b r n g n s b n t g f r b t r
i u u e ä e e i e
n d ch z ck r n n p r
u a u u e e e i a o
k n d r ſ n d b n s m h ſ
i e i e i u i a u e
d n k n r ſ b n n d r z h l
e u i e e a e a
d r m t h d ch n d u n ſt ch n
a u u o i e i e e
n n t f n g r f f n m l
e i e i e e i e i a
d r z h u m n d z h l t d r n g ſt
e i e o e ä e j ü e
n ſ r l t ſt f n f z h n h r
u e ä e ü e j a
n d f d n ſ ß n g b n
u a u e i e ü e a e
f r t ſ ch ſ ch n d g n z ſch r
e u i o i e a e a
ſ g g r ß t l b ſt r h s ch n
e i e ü i e o e ä e
l s m t f r n d l ch m g ſ ch t
i e i e u i e e i
d ſ n ſ r n n g b t t
i e e u e i e i e
n d v r g ß n s ſ b n n ch t
u e i u i e e i

9. Rätſel.

„Ach“, ſeufzet 6 7 8 und 9,
„Die 5 6 7 8 und 9
Iſt nachgerade viel zu klein,
Sie müßte wirklich größer ſein!
Ach, Mütterchen, 5 6 7 8
Werd' ich bequem 1 2 3 4 und 8?“
Die Mutter ſpricht: „Mein liebes Kind,
Dein Wunſch erfüllt ſich gar geſchwind.
Das 1 2 3, es wird noch heut'
Bequem und warm Dir ſtehn bereit.
Du kannſt darin ganz nach Belieben
Dich tummelnd 1 2 3 4 7.
Wie wird ſie unſer Kind erfreu'n,
Die nagelneue 1 bis 9!“

Auflöſungen

der Aufgaben und Rätſel des Kinder-Daheim in Nr. 23.

3. Geographiſche Rätſel.

1. Reval.	5. Baden.
2. Gemſe.	6. Turin.
3. Heſſen.	7. Verden.
4. Saale.	8. Köln.

6. Ergänzungsrätſel.

Die erſten Veilchen.

Schau, mein liebes Mütterlein,
Was ich für Dich habe;
Sicher wird ſie Dich erfreu'n,
Iſt auch klein die Gabe.

Sieh, die erſten Veilchen ſind's,
Die der Frühling weckte;
Und ich bin ganz ſtolz darauf,
Daß ich ſie entdeckte.

Bald wird man in Flur und Hain
Veilchen viel erblicken;
Dann wird's keine Kunſt mehr ſein,
Einen Strauß zu pflücken.

7. Füllrätſel.

	W	A	A	
W	a	n	d	a
A	n	t	o	n
A	d	o	l	f
	a	n	f	

8. Bilderrätſel.

Tintenfaß.

Erl.: T in T (G)enf Ass.

Briefkaſten.

Richtige Löſungen ſandten uns:

Erne Sch., Gotha. Eliſabeth B., Gladbach. Hans und Otto F., Bippen. Fritz M., Gadderbaum. Ernſt D., Borntuchen. Arno W., Trebnitz. Anna P., Rendsburg. R. H., L. Trientje T., Suurhuſen. Maria und Hans B., Hamburg. Arthur W., Halle. Alexander und Eliſabeth St., Potsdam. Emilie Fr., Köſen. Hans A., Frankfurt. Theodor P., Spandau. Erneſtine K., Berlin. Guſtav Fr., Memel. Helene F., Boguſchin. Gertrud M., Gr. Karpowen. Hermann und Wilhelm B., Schneeberg. Hannchen M., Memmingen. — Brav geraten!

Maria und **Hans B.** in **Hamburg.** Zum Raten von Bilderrätſeln gehört natürlich etwas Übung. Ihr werdet gut thun, die im Kinder-Daheim veröffentlichten Bilderrätſel mit den betreffenden Auflöſungen zu vergleichen. Achtet beſonders auf die Erläuterung, die in dieſer Nummer zu dem Bilderrätſel „Tintenfaß“ und auf die Erläuterung, die in Nr. 6 zu dem in Nr. 1 abgedruckten Buchſtaben-Rebus „Ueberlingen“ gegeben iſt.

Frau **H. W.** in **München.** Leider nicht verwendbar.

Emil G. in **Bonn.** Das Reſultat der Preisbewerbung und die Namen derer, die uns richtige Löſungen der Preisaufgabe einſandten, können wir erſt im nächſten Kinder-Daheim veröffentlichen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die Preisaufgabe in Nr. 23 iſt von etwa 1200 unſerer jungen Leſer und Leſerinnen gelöſt, und die meiſten Löſungen bekunden lobenswerte Sorgfalt und großen Fleiß. Manche von unſeren jungen Freunden haben mehr als 20 richtige Wörtergruppen eingeſandt, einige haben jede Gruppe mit einer hübſchen Zeichnung der betreffenden Blume geſchmückt, andere haben der Löſung niedliche Verschen beigefügt. Freilich erhielten wir auch fehlerhafte Löſungen. Es fanden ſich in den Gruppen Wörter wie: „**Hildegard**", „**Schneider**". Die Einſender hatten alſo nicht beachtet, daß die neun Buchſtaben jedes Wortes von einander verſchieden ſein müſſen. Löſungen, die ohne Namen und Angabe des Wohnortes hier eintrafen, konnten natürlich bei dem Wettbewerb nicht berückſichtigt werden.

Wir haben alle Löſungen genau durchgeſehen und die ſechs folgenden prämiiert. Es erhielten:

1. **Richard Schmidt**, Schulhaus Schellerhau, Poſt: Altenberg im Erzgeb.: „Chriſtian von Stachow", H. v. Zobeltitz.
2. **Geſchwiſter Großmann** in Osmarsleben bei Güſten i. Anh.: „Geſchwiſter Leonhardt", Cl. Helm.
3. **Auguſt Eberhardt** in Diſſen b. Osnabrück: „Onnen Vöſſer", S. Wörishöffer.
4. **Geſchwiſter Hoehne** in Wohlau (Schleſien): „Tante Regine", Cl. Helm.
5. **Die Knaben des Baur'ſchen Rettungshauſes** in Altona-Bahrenfeld: „Des deutſchen Knaben Handwerksbuch", Barth und Niederley.
6. **Magdalena Hößmann** in Marienwerder, Salaterei: „Mellas Studentenjahre", B. Schulze-Schmidt.

Beſonderes Lob verdienen die Löſungen von: Eliſe H., Roſtock. Charlotte P., Bergheim. Ernſt H., Elberfeld. Alwine R., Baſel. Hanna und Walther Th., Kartzow. Geſchwiſter S. auf Freeſt. Hedwig und Otto M., Weſel. Hedwig E., Heilbronn. Ida H., Flensburg. J. Th., Penſionat Hillhouſe in Hilverſum, Holland. Marianne H., Magdeburg. Eliſabeth und Marie H., Cammin. Friedrich Sch., Dudenſen. Adalbert von P., München. Emmy D., Hanau. Agnes P., Weimar. Willy K., Roſtock. Erich G., Wittenberg Eliſabeth von H., Bützow. Erna D., Kurtwitz. Geſchwiſter R., Frankfurt. Irma v. U., Bonn. Elsbeth, Carl, Otto M., Berlin. Heinrich de H., Haus Fürſtenberg. Marie E., Föbersdorf. Elſe u. Ernſt W., Neuß. Theodor W., G. (Kreis Elbing). Geſchwiſter Kl., Stettin. Guſtav und Max P., Pfarrhaus in Königsberg. Eliſabeth W., S. (Kr. Danzig). Hedwig A., Charlottenburg. Margarethe F., St. bei Hamburg. Hedwig von C., Hiddenhauſen. Arni F., Duisburg. H. G., Berlin. Ida W., Jeiſing-Hoſtrup. Hanna A., Sommerfeld. Emmy St., Stade. Käthe R., Freiberg. Hanna A., Magdeburg Eliſabeth W., Dresden. Rita van B., Molſtow. Adelheid M., Köslin. Agnes K., Königsberg. Hermine R., Kulmbach. Johanna W., Crefeld. Heinrich H., Eddeſſe. Suſi Sch., Roſtock. Eliſe M., Bölſchendorf. Hans M., Bockenem. Marie D., Quedlinburg. Luiſe Sch., Meldorf. Friedrich K., Elberfeld. Otto St., Sellſcheid. Hellen und Schwanhild H., Rittergut Seiſersdorf. Otto J., Pfalz. Hanna M., Bünde Antonie K., Dresden. Werner St., Barmen. Paul U., Bautzen. Charlotte W., Sommerfeld. Eliſe H., Königsberg. Frida M., Görlitz. Gertrud St., Parlin. Amalie K., Mülhauſen. Otto W., Geislingen. Irmgard P., Ober-Ingelheim. Melanie A., Haardt. Fritz P., Belgrad. Eliſabeth D., Gera. B. Sch., Pritzwalk. Johannes J., Neuruppin. Emmy H., Leipzig. Helene H., Wippra. Herbert K., Berlin. Elfriede Z., Groß-Blumberg. Pauline B., Blumenthal. F. M., Marne. Natalie M., Weilburg. Paul D., Duisburg. Helene L., Gr. Ilſede. Agathe von K., Kittlitztreben. Maria L., Stuttgart. Carl J., Schwerin. Frieda R., Neunkirchen. Dorothea H., Petersburg. Martha G., Leipzig. Marie B., Kattrepel. Heinrich u. Eliſe W., Hohen-Wanglin. Gisbert, Agnes, Bertha B., Neheim. Käthe M., Rambow. Anna Sch., Kiel. Georg R., Clyde Lodge London. Wilhelm H., Köln. Hedwig G., Oberhauſen Margarethe E., Züllichau. Hans R., Liepen. Edmund W., Stettin. Hans K., Elberfeld. Eduard B., Mühlhauſen. Geſchwiſter E., Fördersdorf. Gertrud B. Lina u. Hermann Sch., Heidelberg. Ernſt u. Auguſt P., Roſtock. Walther M., Naumburg. Flora K., Oppeln. Ernſt H., Elberfeld. Auguſt E., Diſſen. Adelheid G., Hainichen. Paul Sch., Deilinghofen. Minka R., Lilli. Charlotte H., Johnsbach. Helene u. Margarethe B., Gotha. Walter u. Elſe J., Zölp. Emma u. Eliſabeth W., Baumgarten. Elly B., Kl. Poelydorf. Eliſabeth Th., Langwarden. Grete und Ernſt H., Nipnow. H. R. Sch., Ahrensburg. Karoline R., Roth Alex B., Rodt-Mühlenbach Frieda R., Gadderbaum. Sophie P., Hetsbach. Adrien d'H., Paris. Martha H., Bückel. Ernſt R., Königsberg. Gertrud M., Werden. Robert R., Elberfeld. Anna u. Otto B., Kamin. Eliſabeth und Hans K., Schleiz. Elfriede M., Bielefeld. Emma P., Lübeck. Heinrich F., Wöllſtein. Eliſabeth Sch., Berlin. Johanna Z., Prenzlau.

Recht brav ſind auch die Löſungen von: Hans J., Moers Chriſtine F., Otto O., Bernhard B., Marie M., Johanne F., Wilhelm R., Johanne B., Rina H., Erich, Otto, Eliſabeth B., Elſe G., Funnix. Lena K., Oppeln. Alfred K., Heiligenwalde. Lilli T., Halle. Eliſabeth und Helene D., Neudamm. Doris S., Dresden. E. M. H. D., Breslau. Johanna U., Schönbaum. Wolfgang B., Riga. Gertrud F., Hettſtedt. Eric von W., Witzleben. Hans G., Nordhauſen. Walter R., Gladbach. Paula R., Deutſch Oſſig. Hertha St., Berlin. Hanna M., Mücheln. Lolo von O., Rattey. Auguſte M., Peine. Charlotte L., Dresden. Auguſte B., Roſtock. Charlotte K., Berlin Eliſabeth M., Württemberg. Vera K., Neuſalz. Gerhard T., Freiberg. Anna M., Bredeſtedt. Alwine L., Cannſtatt. Minna K., Schwerin. Elſa H., Wittenberg. Agnes G., Königsberg. Eliſabeth K., Derskow. Emilie Z., Obermarchthal. Richard T., Paderborn. Henny S., Emden. Hans L., Stettin. W. F., Stendal. Martin B., Küchenmühle. Hannchen M., Memmingen. Marie J., Havelberg. Anna W., Havelberg. Luiſe B., Kneuttingen. Herrmann K., Barzin. Hedwig S., Kayſersberg. Agnes W., Altona. Bertha Sch., Vechta Bernhard C., Dresden. Heinrich von D., Ribbekardt. Gertrud M., Frankfurt. Werner H., Eſſen. Guſtav J., Heidelberg. Eduard L., Mainz. Günther u. Margarete R., Schlettſtadt. Marie W., Deſſau. Gerhard H., Angermünde. Eliſabeth Sch., Röſſel. Eliſabeth St., Leipzig. Elſe O., Pluckow. Elſe C., Britzenburg. Luiſe L., Aachen. Martha u. Maria H., Berlin. Adelheid Sch., Berge. Theodor H., Tübingen. Amalie H., Roth. Käthe A., Wohlau Dora R., Hörter. Erna K., Stettin Herrmann M., Hornbach. Ernſt u. Otto D., Reeſen. Emilie und Curt G., Hannover. Fritz K., Schwedt. Erika-Mares, Erich B., Münſter. Emil G., Friedland. Margarete von O., Hildesheim. H. U., Roſtock. Wilhelm A., Gütersloh. Albin S., Grünhain. Lilly E., Planitz. Käthe M., Berlin. Doris W., Berlin. Kurt M., Gedern. Karl B., Görlitz. Dora K., Arneburg. Eliſabeth E., Görlsdorf. Anna, Ernſt u. Rudolf M., Stuttgart. Rudolf R., Arnsberg. H. Krebs, Mettmann. Franziska K., Colbergemünde Gertrud K., Chemnitz. Hedwig G., Fritzew. Emmy u. Walter B., Freiburg Frieda B., Barmen. Geſchwiſter P., Colmar. Clara D., Eilsleben. Johanna B., Kaufbeuren. Hans K., Jülich. Suſanne T., Dresden Klara v. R., Prenzlau. Alfred M., Hamburg. Otto R., Gr. Mühlingen. Franz W., Oldesloe. Carl W., Hannover. Fritz u. Anna B., Friedrichſtadt. Fritz K., Nordhauſen. H. K., Stuttgart. Gertrud Sch., Greifenberg. Georg B., Wien. Elfriede Sch., Döberitz. Herm. B., Meppen. Emy R., Idſtein. Wilhelm B., Karlsruhe Albert B., Augsburg. Reinhold R., Weimar. Carl B., Gumbinnen. Anna B., Hohenfinow. Richard W., Göhrde. Margarete K., Bernburg. Roſa L., Canitz. Auguſte Sch., Offenbach. Johanna G., Schwarzenberg. Ernſt R., Grünberg. Ernſt St., Patzig. Helene P., Droſſen. Elsbeth Sch., Berlin. Elſa B., Camenzmühle. Emmy K., Jena Friedr. B., Holzwickede. Ida B., Celle. Fr. R., Bochum. Eliſabeth G., Harburg. Ewald B., Barmen-Rittershauſen. Käthe B., Magdeburg. Gretchen H., Düſſelthal. Eva v. D., Weſel. Elly u. Frieda H., Eſchwege. Carl B., Hamburg. Gertrud u. Margarete Sch., Inſterburg. Karl K., Prieborn. Erna u. Anna v. Sch., Heiligengrabe. Eliſabeth R., Heiligengrabe Ida W., Heiligengrabe. Gertrud H., Heiligengrabe. Gabriele F., Stahlhammer. Alfred P., Liegnitz. Klara M., Stahlhammer Grete E., Neuſtrelitz. Emma Z., Dieburg. Karl M., Stülpe. Herbert A., Linz. W. P., Berlin. Ulrich M., Gütersloh Hedwig P., Gotha. Anna W., Landgrafroda. Chriſtel G., Nuſtrup. Anneliese, Georg u. Käthe B. ? Hildegard Z., Broitz. Margarethe R., Rotmooſer. Paula R., Coburg. Johanna W., Nordhauſen. Elfriede M., Bielefeld. Eliſe H., Annaburg. H. W., Markersbach. Eliſe F., Herrſtein. Willy W., Neuendorf Helene M., Tetenbüll. Eliſe B., Erxleben. Geſchwiſter L., Ober-Pfeffendorf Etta K., Wolthuſen Margarete u. Karl Bl., Ummendorf. Wilhelm M., Emden. Elfride v. H., Bückeburg. Ulrich H., Hamburg. Eliſ L., Piſſen. W. R., Wismar. Edwin R., Wismar. Morris M., Hamburg. Elſe C., Prinkendorf. Erica R., Meißen. Elſe u. Anna B., Landgrafroda. Katharina G., Lützſchena. Alma P. Helpt., Örtzenhof. Antonie u. Maria C., Weilburg. Paul Z., Wendiſchbora. Anni u. Ella L., Kleinow. Walther B., Stuttgart. Gadient C. in Chur. Carl u. Otto P., Kaiserslautern. Olga C., Roma. Käte Sch., Neu-Rooſen. Johannes B., Bieswang Johannes u. Emmy W., Zwickau. Wilhelm M., Neu-Bamberg. Martha B., Lüneburg. Helmuth v. H., Stettin. Carl K., Flensburg. Johannes R., Eiche. Lita Z., Schloß Pila. Martha D., Aachen. Cätchen M., Buntſcheid. Otto K., Magdeburg. Clara T., Burgſtall. Heinrich v. S., Weißenfels. Hildegard B., Hoh-Jeſe. B. ten B., Bentheim. Elſe M., Marburg. Helene E., Potsdam. Erhard W., Salzwedel. Franz P., Köslin. Johannes H., Schlawe. Paula H., Roſtock. Martha Sch., Torgau. Hermann M., Blankenburg. Albert F., Lindau. Rebecca C., Hamburg. Gretchen B., Wolfenbüttel. F. D., Brandenburg. Maria M., Schladern. Carl B., Butzbach. Ortrud R., Freiberg. Gertrud u. Werner R., Bentwiſch. Friedr. Wilh. v. W., Eſens. Ludwig C., Herrſtein. Ludwig E., Weener. Anna u. Heinrich G., Hookſiel. Kaethe R., Ober-Stephansdorf. Richard S., Hettſtedt. Natalie v. B., Petit Lancy. Mathilde P., Haunſtetten. Trudchen G., Groß-Lichterfelde Alfred G., Leipzig. Erich W., Mülheim. Helene Schw., Hamburg. Johanna M., Trebitz. Anna u. Werner B., Köln. Carl Sch., Wiskitno. Irma Sch., Bomſt. Werner P., Josephsdorf Johannes C., Bromberg. Botho B., Klein-Roſainen Henri S., Herford. Margarete H., Plauen. Margarete K., St. Leonhard Hannah v. B., Bunzlau. Editha H., Sommerfeld. Dora u. Kaethe H., Frankenberg. Gertrud P., Ravensburg. Eduard A., Augsburg. W. R., Danzig. Clara Sch., Charlottenburg. Margarete S., Coethen. Amelie v. Sch. ? Gertrud W., Kemmlitz. Emilie L., Grumbach Anna-Marie v. O., Berlin. Ella H., Leipzig. Käthe u. Hedwig K., Gr.-Teſſin. Dora u. Werner G., Oſterfeld Helene u. Eva S., Popelau Ännchen u. Auguſt, Siemſen Marie D., Bielefeld. Marie, Klara, Eliſabeth u. Walter Sch., Obernhof. Gertrud D., Saal Dora u. Frieda R., W. Leipzig-Gohlis. Ida P., Seeſen A. P., Deſſau. Elſe L., Weimar. Klara Z., Jena. Helene S., Hermsdorf. Fritz Sch., Grüneberg. Adolf H., Wiesbaden. Auguſte L., Emden. Elſe, Käthe u. Fritz H., Pilowmühl. Fritz u. Erich H., Sonneberg. Erwin B., Rixdorf. Magda P., M.-Gladbach Eliſabeth v. K., Fretzdorf. Margarete P., Waldgut. Guſtav Wollermann, Braunſchweig. W. D., Wrechow. Elfriede St., Lübz Margarete K., Nortenhof. Curt W., Hamburg-Eimsbüttel. Margarete R., Danzig. Auguſte M., Nienfeld. Elfriede D., Wartenberg. Emma B., Berlin. Paula B., Kirchberg. Karl K., Znin. Johanna T., Sorga. Clara G., Berlin. Gertrud D., Karlsruhe. M. u. Emil H., Bauſchlott. Elli u. Willi B., Oſterode. Martha S. E. Kolbergermünde. Grete H., Hannover. Gerhard M., Bartenſtein. Günther S., Streidelsdorf. Frida P., Oſterly-Gum. Helene D., Halle. Minni P., Hamburg Margarete W., Merſeburg. Martha P., Eddelak. Hildegard u. Paul Gerhard P., Friedland. Karl G., Schweinfurt. Geſchwiſter E., Wetzlar. Johannes R., Gifhorn. Otto R., Braunſchweig. B. M., Hannover W. v. K., Rathmannsdorf Maria R., Wernigerode. Fritz M., Augsburg Geſchwiſter B., Falkenberg. Willy L., Rethem. Guſtav, Heinrich, Otto H., Kiel. Friedrich B., Weidenau. Martha G., Behren-Lübchin. Frieda H., Klingenthal. Otto R., Barmen. Margarete H., Königsberg. Hans G., Coburg Frieda R., Altdöbern. Lina H., Herborn. Paul J., Barmen. Bertha M., Memmingen. Käthe Gritzner, Steglitz. Frieda H., Bülow Walter R., Frankfurt a/O. Charlotte Z., Hamburg. Hermann Sch., Merſeburg. Eliſabeth R., Steheim. Marie B., Sagard. Käthe Sch., Neu-Sacro. Natalie v. B., Oſſen. Elſa F., Ballenſtedt. Ch. K., Roſtock, Paulſtr. Karl J., Grünſtadt. Albert G., Proſeken. Dorothea H., Schwachenwalde. Theodor R., Waldheim Anna B., Uſedom. Hedwig, Helene u. Hermann Sch., Zeitz. Heinrich L., Mühlhauſen. Emil M., Gütersloh. Franz K., Dresden-Neuſtadt. Hermann St., Darmſtadt. Lischen S., Bernburg. Frieda H., Elmshorn. Hildegard Sch., Neu-Sacro. Marianne L., Sorauerwald. Konrad L., Holthuſen. Helene H., Frankfurt a. M. Emil Kuchenbecker ? Wilhelm B., Stettin. Johanna F., Hörde. Käthe R., Halle. Hedwig J., Halle. Gertrud St., Ortrand. Kurt K., Stettin. Walter Th., Ückermünde. Anna P., Haspe. Eva H., Stolp. Gretchen L., Braunſchweig Anni D., Frankfurt a. M. Karl G., Stülpe. Klara Sch., Meiningen. Hugo E., Merſeburg. Eliſabeth K., Oberoderwitz. Friedrich K., Schönhorſt. Alfred R., Siebleben. Geſchwiſter G., Lindenau. Karl M., Berlin W. Paul F., Aderſtedt. Elſa H., Lauenburg. Emil S., Berlin. Das Penſionat in Müncheberg: Erna K., Mally F., Frieda O., Frieda u. Anna H., Bertha M. u. Hedwig L. Johanna u. Magdalene G., Deſſau. Erich R., Elbing. Martha P., Neuenrade. Bertha S., Siegburg. Johannes B., Blankeneſe. Martha, Anna, Rudolf, Friedrich K. in Aſchendorf. Paul u. Krafft T., Lübeck. Margarethe u. Erich F., Dömitz. Marie St., Goldberg. Margarethe u. Willi B., Berlin. Theodor W., Hamburg. Eliſabeth St., Neu-Ruppin. Eliſabeth u. Eduard L., Hannover. Fritz St., Pankow. Arthur F., Nordhauſen. Suſanna u. Fritz H., Gladbach. Agnes J., Auguſtenburg. Georg F., Frankenberg. Conſtantin C., Tharandt. Frieda Sch., Berlin. Elſe K., Joachimsthal. Alfred H., Uelzen. Anna F., Burgſtall. Hans L., Saarbrücken. Eliſabeth J., Wilhelmshaven. Eliſabeth E., Speier. Rudolf B., Chemnitz. Georg Sch., Liegnitz Johanna W., Golzern. Ottilie M., Königslutter. Johanna G., Arnsberg. Willi S., Flierich. Emilie S., Elberfeld. Robert E., Berſtadt. Minna u. Karl M., Gießen. Annette J., Geeſtemünde. Fritz u. Clara B., Dortmund. Arnold D., Gütersloh. Ernſt H., Weidenau-Sieg. Thomaus Otto K., Leipzig. Auguſte K., Hohenſtein. Karl M., Uelzen. Erich u. Georg A., Steglitz. Martha P., Merſeburg. Mathilde K., Lüneburg. Käthchen und Annamaria M. in Würbitz. Chriſtian P., Gyhum. Lucie und Franz F., Gotha H. B. B., Landſchaftspolder Auguſte L., Schwelm. Adelheid K., Trippſtadt. Frieda Sch., Oberellen M. Sch., Gotha. Guſtav P., Glogau. Dorothee P., Stettin. Anna Maria von B., Bunzlau. Guſtav u. Luiſe von Qu., Oldendorf. Roſa D., Zwickau. Auguſte T., Hamburg. Paula u. Otto St., Tiegenhof. Käthchen D., Weichſelmünde. Geſchwiſter S., Schloß Neudeck. Johanna E., Langenheſſen. Johanna K., Roda. Anna W., Spremberg. Hanna S., Gnadau Ernſt B., Gardelegen. Fränzchen K., Kroneberg. Agnes von R., Bärwalde. Elſa u. Hans D., Deſſau. Guſtav B., Oberkoſtenz. Ernſt W., Hamburg. Emmy M., Melle. Frieda T., Haynau. Marie E., Wilmersdorf. Herm. F., Hamburg. Helene L., Ratibor. Martha E., Bitſch. Agnes u. Eliſe R., Landeshut. Theodor H., Mannheim. Hermann Fl., Sayda. Hans T., Kirchgellerſen. Alfred Sch., Oberpeſterwitz. Anne-Marie Sch., Mittweida. Carl K., Schwerin. Martha K., Plauen. Alfred M., Reutlingen. Carla Sch., Braunſchweig. Walter St., Remſcheid. Anna P., Stollhamm. Paul Georg H., Marienberg. Martha M., Ueckermünde. Eva D., Eibenſtock. Kamill R., Lörrach. Lydia F., Striegau Eliſe B., Kleinwanzleben. Edmund u. Toni R., Hamburg. Hildebrand von H., Prenzlau. Willy M., Prenzlau. Edith von B., Bremen. Anna u. Dorothea Sch., Schötmar. Paula K., Rybnick. Martha O., Münſter. Martha F., Düſſeldorf. Wilhelm D., Neumünſter. Ferdinand St., Bautzen. Elly u. F. M., Oppeln. J. S., Leipzig. Eliſabeth B., Neuſtadt. Otto F., Leipzig Lina B., Markersbach. Walther G., Ratibor. E. Th., Gevensleben. Mary Sch., Hamburg. Konrad K., Geyer. Ernſt P., Bückeburg. Johannes P., Breslau. Elsbeth R., Hamburg. Georg G., Schlawe. Marie R., Simmenau. Hedwig K., M.-Gladbach. Anna und Siegfried Sch., Elberfeld. Bertha J., Sulingen. Gertrud B., Königsberg. Paul S., Eiſern. Lisbeth u. Grete Sch., Mühlhauſen. Geſine, Emilie u. Martha R., Cuxhaven. Theodor S., Stettin. Margarethe u. Clara W., Oelsnitz. Ulrich W., Göhren. Paula S., Stettin. Hugo K., Gadderbaum. Sophie K., Eſſen. Elfriede J., Köln. Minna K., Karlsruhe. Thilo Wolff von G., Klein-Calden. Martha und Rudolf Sch., Barmen-Wupperfeld. Katharina und Martha R., Kroekav. Paula R., Aſchersleben. Karl O., Hilchenbach. Klotilde Sch., Birkenfeld. Käthe K., Görlitz. Johannes B., Perleberg. Lina, Karl, Anna, Emmi H., Diez a. d. Lahn. Conrad B., Cade. Frieda und Rudolf B., Osnabrück Lisbeth u. Chriſtiane K., Grundhof. Erna Sch., Bütow. Gertrud K., Breslau. Käthe H., Beeskow. Auguſt D., Donaueſchingen. Wilh. R., Kaiſerslautern. Hedwig Q., Rügen. Paul K., Stendal. Eduard L., M.-Gladbach. Eliſabeth P., Düſſeldorf. Otto Fl., Bippen. Marie B., Windsheim. Alfred P., Bremen. Frieda J., Breslau. Hans F., Mühlberg. Paul T., Teichwitz. Friedrich L., Dresden. Erika K., Neu-Pudagla. Hildegard von G., Tübingen. Eliſabeth H., Jöhſtadt. Dora L., Breslau. Emilie T., Solms-Laubach. Eliſabeth M., Schwarzenberg. Käthchen E., Felsberg. Franz E., Harburg. Guſtav B., Kottbus. Roſa H., Augsburg. Ottilie F., Leer. Ludwig C., Speier. Helene u. Moritz H., Erfurt. Martha G., Kolberg. Conrad R., Weimar. Roſalie G., Cammin. Laura Belle, Berlin SW. G. St., Genthin. Walter R., Wahlſtatt. Hans R., Cottbus. Arthur O., Weimar. Eliſe R., Coethen. Martha Sch., Breslau. Johanna K., Falkenhain. Rudolf M., Flensburg. Ella R., Nordhauſen. Robert J., Erfurt. Martha B., Biebrich. Agnes J., Neubukow. Benno M., Nordhauſen. H. G., Lauban. Andreas Sch., Roſtock. G. Harniſch, Stettin. Hedwig H., Singen. P. W., W. Hans v. C., Geeſtemünde. Eduard Sch., Hörter. Fritz Th., Merſeburg. Maria Sch. v. C., Schneeberg. Gertrud Z., Freiberg. Klaus R., Kiel. Elſa D., Naumburg. Kurt Sch., Oſterburg. Eliſabeth Sch., Neu-Enſe. Melanie u. Wilhelm Sch., Roßwein. Eliſabeth Sch., Pretzſch. Max F., Burgk. Sekundaner H., Neuſtrelitz. Joſefine H., Salzungen. H. W., Merkersbach. Gerhard M., Grahlhof. Fritz M., Gadderbaum. Victor L., Geiſchen. Clara T., Seehauſen. Margarete, Siebleben. Magdalene B., Klein-Gemmern. Martha Sch., Braunſchweig. Margarete R., Görlitz. Anna Sch., Braunſchweig. Otto C., Lengenfeld. Willy H., Königsberg. Eliſabeth u. Ernſt B., Radzionkau. E. B., Göttingen. Katharina W., Hamburg. Georg K., Klein-Berkel Emmy J., Rapſtadt. Roſa B., Eiſenberg. H. B., Tornow Marie H., Inſel Alſen. Germaine K., Anvers. Thekla L., Deutſchhof. Mariechen H., Bremen. H. Küchler, Langen. Clara De, Unruhſtadt. Adolf H., Potsdam. Hertha H., Hamburg. Hermann M., Freienwalde. Ida D., Straßburg. Ferdinand E., Auerbach. Carla H., Paderborn. Valentine S., Breslau. Fritz Sch., Zwickau. Charlotte H., Breslau. Paula S., Altona. Elſe K., Bielefeld. Oskar T., Roßwein. Eliſabeth M., Kuhbier. Suſanna B., Schweiz. Dorethea, Eliſabeth, Magdalene u. Gerhard F. in Limbach J. T. F. E. u. Schweſter, Oldesloe. Sibylle u. Hermann L., Abtshagun. Martin u. Johanna H., Tacken W. v. St., Stettin. Fritz M., Schönlanke. Helene L., Kettwig. Clärchen D., Marsberg. Tilli R., Marsberg. Eliſabeth M., Bückeburg, Louiſe B., Roſtock. Margarete H., Wismar. Hedwig D., Nürnberg. Luiſe und Otto H., Neuenrade. Willi R., Einbeck. Fritz H., Kettwig. Eliſabeth L., Aurich. Ottilie und Hermann S., Nakel. Käthe H., Burgſtall. Magdalene R., Alfeld. Anna M., Cammin. Fritz u. S. v. Bonin, Stettin. Margarethe J., Janneby. Ottilie M., Königslutter. Alfred K., Liegnitz. Käthe B., Dorum. Alma H., Hamburg. Emma D., Berlin. Elſa K., Hamburg. Katharina Sch., Liegnitz Elly W., Seelow. Anna B., Dittersbach. Guſtav B.,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Blankenburg. Anna G., Hannover. Gerty von St., Regensburg. Rudolf B., Schönberg. Walter S, Perleberg. Marie M., Mücheln. Eliſabeth S, Stuttgart. Otto H., Wetzlar. Eliſabeth Ue., Plauen. Ina B., Roſtock. A. M., Hamburg. Hans R., Petershagen. Max T, Deſſau. Arnold H., Goldap. Arthur M., Hamburg. Margarete Z., Schwetz. Willimata u. Urſula W, Konitz. Erna und Clara R., Hamburg. Anna N, Kiel. Albrecht v. W., Köln. Gertrud J., Biſchofswerder. Iſe N., Calbe. Alice R., Nürnberg. Willy P., München. Hans K., Hamburg. M M., Ditfurt. Helene W., Lubow. E. Hoffmann, G. Hans T., Frankenthal Johanna G., Burgdorf. Walter T., Döbeln. Cilly und Grete v B. Hilde F., Fordon. Clara N, Hannover. Anna L., Bochum. Henny St., Hamburg-Hamm. H. N, Clabe. Paul M., Cottbus. Marie W., Naßadel. Liſa u. Martha B., Hamburg. Maria W., Mönchow. Margarete A., Meldorf. Wilhelm O., Marisfeld P. R., Oberſtrafwalde. Hans G., Groß-Peterkau. Hertha St., Berlin. Karl M., Bremen. Emilie K., Ilmenau. Margarete P., Tſchernow Anna G., Hannover. Rudolf E., Spuggewarden. W. T, Finkenwalde. Albrecht St., Plauen. Max L, Magdeburg-Buckau. Otto, Ernſt, Johanna, Luiſe G., Schöneberg. Mariechen v N., Haushagen. Ernſt W., Wolgaſt. Marie Luiſe L, Klebe. Elſe S, Wettin. Bertha, Mechthilde und Andreas Sch., Beſtoſt. Heinrich v. S., Schloß Weißenfels. Lilly M, Bad Homburg. Eugen v d. H., Charlottenburg. Emma u. Johannes B., Butjadingen. Marie B., Sonderburg. Gretel und Fee G., Obernigk. Marie L., Wiershauſen. Herrmann und Wilhelm B, Schneeberg. Adolf B., Großenhain. Guſtav P., Hamburg. Fanny M, Bourg Leopold. Johannes B., Canitz. Walter G., Wernigerode. Alfred K., Liegnitz. Ulrike von G, Köln. Hildegard Sch, Leipzig. Gerhard E., Eutritzſch. Elſa von M., Kiel. Max von W., Altendorf. Georg Z., Swinemünde. Anna F., Mönchenhauſen. Erna M., Berlin. Sophie von W., Fuchsberg. Lilli F., Gera. Max Sp., Greiz Käthe Sch, Bütow Siegfried G., Suhl. Elſa H., Wittenberg. Hedwig D., Bremen. K. P., Bückeburg. Hermann P., Hattingen. Olga P., Wiesbaden. Anna E., Beuthen. Adolf N., Bonn. Max Sch, Schwelm. Auguſte G, Gelezews. Addy N., Wieſenburg. L., Cottbus. Magdel und Elſa Sch., Markranſtädt. Mathilde von St., Tharandt Das dreiblättrige Kleeblatt Clara, Lotte, Ilſe R., Berlin. Eliſabeth St., Plönzig. Kurt von B., Mülheim. Margarete S, Caſſel. Hans M., Burg. Felicitas N, Barmen. Ernſt Sch., Rheydt. Charlotte Sch, Berlin. H. P. Sch., Hall. Guſtav u. Hugo K., Gadderbaum. Elſe M., Bocholt. Otto B, Hagen. Marie H., Barmen. Bertha M., Berlin. Mathilde F., Hamburg. Fanny W., Hamburg. Anna M., Roſtock. Ella M., Witten. Alfred G., Mülheim. Johanna und Adolf K., Barmen. G. M., Kaſſel. Fritz R., Cöln. Frida H., Oſterfeld. Lydia H., Barmen. Hans B., Barmen. B. von G, Caſſel. Georg K, Altenrode. Anny und Ernſt Z., Goldberg. Lotte Sch., Breslau. Dora W, Wotennik Grete R., Equard. Elſe L., Bergedorf. Fritz Sch, Weimar. Frieda K., Duisburg. Anna Sch., Hattingen. Anna B., Kreuznach. Gertrud G., Brüel. Harry H., Flensburg. Karl A. von M, Schwerin. Käthe Sch., Hamburg. Johannes u. Heinrich Sch., Reutlingen. Lena M., Canditten. Bruno von T, bei Fürſtenau. Johanna Sch, Striegnitz. Grete L., Hoyerswerder. Johannes H., Münchendorf. Walter B., Eberswalde. Wilhelm S., Stettin. Erna und Frida H., Battin. Elſe L., Freiberg. Eliſabeth und Gotthold Sp., Petersaurach. Alexander F., Blankenfeld. Röschen G., Dresden. Paul G., Frauendorf. Olga K., Gelſenkirchen. Anna B, Oſterholz. Eliſabeth E., Schwartau. Elſe Sch., Wickrathberg. Rudolf und Fritz K., Berlin. Frieda B., Homberg. Paul H., Hamm Gertrud M., Gr. Karpowen. Erna u. Mathilde Sch., Cappel-Neufeld. Wilhelm, Georg, Mathilde H, Hamburg. Elſa F., Riga. Frieda K., Laukiſchken. Luiſe H., Prenzlau. Annamarie G., Berlin Albrecht B., Bernburg. Mariechen B, Gronau. Geſchwiſter Sch, Zeven. Elfriede K., Leipzig. Carl R., Meißen. Alfred M., Dresden. Hedwig, Lea, Luiſe L., Schwartau. Fride W., Rudolſtadt. Gertrud G., Frankenberg Marie K, Wegeleben. Emil W., Ilten. Charlotte N., Glogau. Martha G., Flénalle-Haute. Käthchen F., Zorge. Erna S, Pattenſen. Martha N, Stettin. W. K., Bonn. Emilie P., Langenberg. Guſtav L., Hannover. Louiſe B., Frankfurt. Paul S., Bingen. Hedwig P., Braunſchweig. Grete W., Antonienhof. Karl M., Chemnitz. Ludwig E., Schüttorf. Johanna N., Baſel. Elſa Sch., Forſt Heinrich Sch, Altenburg. Hedwig A., Klausthal. Mathilde T., Hunnſtetten. Marie H., Olderbek. Hedwig St., Stargard. Franz L., Fürth. Heinrich und Anna H, Wievenkathen Eliſabeth, Ernſt, Margarete R., Iſerlohn. Dorothea A., Nienburg. Martin H., Cartlow. Jürgen von H., Cartlow. Johanna M, Oppeln. Ulrich L., Freudenſtadt. Gertrud U. Bertha Sch., Kiel Anita de L., Hamburg. Ernſt D., Verden. Ellen K., Boneshain Marie-Louiſe von St., Petershagen. Elſe W., Stuchow. Margarete B, Pegau Mathilde S., Rendsburg Emma W., Oranienburg Martha G., Stuchow. Bertha D., Hamburg Kurt G., Magdeburg. Helene P, Greifswald Eva F., Wolgaſt. Clara B., Hannover. Thea Pf., Zedlin. Carl H., Meckenheim. Hedwig T, Metz. Valeska K., Gummersdorf. Luiſe W., Barmen. Emmy M., Kitzingen. Pauline K., Schwerin. Emilie G, Wiesbaden. Richard K., Corbach Käthe Sch., Bergedorf. Elſe H, Wetzlar. Hildchen K, Brieg Elſa Sch., Forſt. Geſchwiſter F., Dresden. H. St., Röſſel Maximilian K., Hannover. Hedwig J., Wallhalben. Dora, Bertha, Käthe Sch., Bahrenfeld. Bruno do L., Hamburg. Karl, Ernſt K, Minden. Magda Sch., Dragun Adolf J., Buchholz Elſe N., Poſeanik Bertha u. Ella W., Geeſtemünde. Marie u Eliſabeth K., Gut Krieſebye. Fritz A., Gera. Olga Sch., Renſefeld. Margarethe G., Oldisleben. Gertrud M., Lyck Arnold W., Stolp Marie B., Röbel Hans H., Rellingen Anna Sch., Krempe. Anna A., Wandsbek. Karl N., Bülkau. Eliſabeth, Rudolf, Martin Z, Lübeck. Karl M, Niederhochſtadt. Lina E., Oldisleben. Helene, Eliſabeth L., Friedelsheim Martin R., Neukirchen. Hertha von P., Steglitz. Margarete G., Dahlen. Catharine P, Schleswig. Georg M., Senftenhütte. Elſe Sch., Wickratberg Carl K., Naumburg. Johanna H, Neuſalza. Olga L., Flensburg Werner W., Reelkirchen. Marie B, Hohenmocker Alexander F., Blankenfelde. Eliſabeth K., Domanze. Fritz B., Guben. L. D. E, Schüttorf. K W. S., Schüttorf. Anna L., Bochum Gertrud M., Großbreitenbach Albrecht A., Höxter. Werner F., Ückermünde. Anna F., Wöllſtein Carl B., Mannheim. Margarete S., Bielefeld. Fritz u. Marie F., Goldap. Hermann J., Schwartau Richard M., Peſterwitz Jenny L., Freyſtadt. A. Sch., Hannover. Rudolf N., Hoheneckl. Clara F., Gotha. W. L., Coppenbrügge. Clara B., Elſendorf. Otto K., Altona. Marie K., Leipzig. Gertrud T., Berlin. Marie W., Ludwigsluſt. Veronika von S., Fraureuth. Dorothea P., Brandenburg. Marie R, Rieſa. Axel C., Harmſen. H G., Leipzig. Henriette G, Reutlingen Toni H., Hannover. Irene J, Leipzig. Käthe Sch., Cottbus. Elfriede N, Liegnitz. Anni M., Eſſen. Anna u. Adolf Sch, Dillenburg. Marie P., Saarau. H. J., Kiel. Richard W., Hardegſen. Daheimleſerin, Offweiler. Chriſtine W., Bramſche. Alma C., Bremen. Luiſe und Alfred T., Neheim. Clara P., Raſtenburg. Emil F, Naumburg. Paul R Schönlanke. Willimatz und Urſula W., Kanitz. Emma K., Schwartau. Edith J., Rehfelde. Erich B., Wittenberg

Über viele Briefe und Verschen, die wir zuſammen mit den Löſungen erhielten, haben wir uns herzlich gefreut. Einige der kleinen poetiſchen Verſuche teilen wir den Freunden des Kinder-Daheims mit.

Ich hab' mich gemüht und geplagt gar ſehr,
Früh morgens und ſpät abends noch mehr.
Nun ſchick' ich ein Sträußchen Dir, liebes Daheim,
Und bitte, wolleſt recht gut mit mir ſein
Ch. H. in J.

Ach, wie hab' ich mich gequälet
Mit der Preisaufgabe ſchwer!
Wieviel Wörter ich gezählet
An den Fingern hin und her!
Endlich aber war's vollbracht.
Nach ſo vieler Müh und Fleiß
Freudig mir entgegenlacht
Nun der Arbeit ſchöner Preis.
E. M. in B.

Ein Sträußchen wollt' ich binden,
Doch konnt' ich nicht viel finden,
Als nur dieſe Blümlein ſchlicht:
Roſe, Geranium, Vergißmeinnicht.
H. W. in M.

Ich hab' mich ſo ſehr gequält,
Bis ich die Wörter hab' gefunden,
Denn immer hat noch eins gefehlt.
Nun hab' ich glücklich überwunden
Und hoffe, daß für meinen Fleiß
Ich hab' errungen einen Preis.
G H. in N.

Siehſt Du, liebe Daheim-Redaktion,
Da haſt Du die Löſung Deines Preisrätſels ſchon,
Das erſte heißt Roſe, das zweite heißt Tulp',
Das ganze empfehle ich Deiner Huld.
E. B. in Y.

Drei Blumennamen erdacht,
Wie es zur Vorſchrift gemacht.
Sendet ein
Und grüßet fein
Baurat J's Walter,
Elf Jahre im Alter. in **Z.**

Am Sonntag beim ſchönen Sonnenſchein
Saßen Liſing und ich ganz allein,
Und verſuchten uns an dem Rätſel im Kinder-Daheim.
Nach manchem vergeblichen Her und Hin
Kam uns ein Wort nach dem andern in den Sinn.
Froh ſchicken wir Ihnen die Löſung ein
Und wünſchen, daß ſie mög' richtig ſein.
E. W. in B.

Die Arbeit hat uns Spaß gemacht,
Wir haben tüchtig nachgedacht.
Sechs Blümchen ſchicken wir jetzt ein,
Von mir drei, drei vom Brüderlein.
Ich hoffe, daß es wird genügen
Und wir ein hübſches Büchlein kriegen.
E. J. in Z.

Ein Kränzchen hab' ich gewunden fein,
Die ſchönſten Blümchen gebunden hinein;
Doch über alle in meinem Sinn
Stell' ich das blaue Veilchen hin.
Das beſcheiden ſich unter die Blätter bückt,
Doch mit ſeinem Geruch die Herzen erquickt.
H. P. in H.

Der hochverehrten Leitung
Der Preisrätſelabteilung
Naht ſich auf hohem Pegaſus
Ein luſtiger Scholaſtikus,
Daß er in kühnem Ritte
Sich einen Preis erſtritte
P. H. in D.

Elf Blumen wanden zu einem Kranz
Ebba, Freda, Bogislaw und Franz,
Für die Aufgabe des Kinder-Daheim
Schmiedeten auch dieſen ſchönen Reim.
Hoffen drum, daß für ihren Fleiß
Es woll' verleihn ihn' den Ehrenpreis.
Und ſind Ihm die Blumennamen nicht klar,
So frag's nur ſeinen Seidel fürwahr.
H. auf F.

Wir freuen uns ſtets der Rätſel,
Sie waren auch gar nicht ſo ſchwer;
Doch haben wir viel geſonnen
Und geraten hin und her.
Doch endlich ward's gefunden,
Das blaue Blümelein,
Drum freuen wir uns alle
Und ſchicken froh es ein
Doch dieſes Mal möchte haben,
Klingt es auch etwas ſchlimm,
Den Preis — ein ſchönes Büchlein —
Kirchgellerſen **Hans T.**

Trotzdem der Schnee und die Kälte ſtark,
Fand ich doch vier Blumen in Steiermark.
Alpenroſe, Enzian und Goldlack ſo ſchön,
Daneben muß noch die Kornblume ſtehn.
Ich bitt' Euch, Ihr lieben verehrten Herrn,
Habt mich und mein Sträußchen ein wenig gern.
Ich ſuchte die Worte, ſo gut ich es weiß,
Und bitte recht ſehr, gebt mir einen Preis.
M. R. in C.

Reſeda, Levkoje und Tulpe,
Die Blumen hab' ich erwählt,
Mit jeder Blum' eine Gruppe,
Neun Buchſtaben jede Zeile zählt.
Ich hab' mich gequält, bis ich's fertig gebracht,
Es hat mir wirklich viel Mühe gemacht.
Doch hoff' ich, daß alle gut gelungen
Und ich mir einen Preis errungen.
Ich wohn' in Langwurden
An der Mündung der Jade,
Mein Name lautet
Eliſabeth T.

Liebe, gute Redaktion!
Lange trachtete ich ſchon
Nach dem herrlichen Beſitz
Jenes Buchs von Zobeltitz.
Drum mit gütiger Erlaubnis
Sprech' die Bitte ich jetzt aus:
Seid Ihr bei der Preisverteilung,
Schickt mir doch dies Buch ins Haus,
Sehr würd' ich als Schuldner mich
Fühlen dann und ſicherlich
Nach Erhaltung dieſes Preis
Euch ſofort mit allem Fleiß
Einen langen Dankbrief ſchreiben
Und auch immer dankbar bleiben.
H. R. H. in A.

Zwölf Blumen haben wir gefunden ſchon,
Sehr geehrte Daheim-Redaktion!
Wir haben uns viel geplagt und gemüht;
Vielleicht das Glück uns diesmal blüht!
Mit viel Geduld, Vernunft und . . . . . .
Fingen wir dieſe ſchreckliche Mucke.
Das fehlende Wort nicht offen wir nennen,
Doch werden das Verschen Sie auch wohl kennen
Trotzdem hat die Löſung uns Spaß gemacht,
Und haben wir tüchtig dabei gelacht.
Nun warten wir etwa bis zum Mai,
Ob einer von uns der Glückliche ſei.
H. u. W. Th. in K.

Wir Pfarrerstöchter in Osmarsleben,
Wir haben uns ſehr viel Mühe gegeben,
Ein Sträußchen zu binden recht duftig und zart,
Nach vorgeſchriebener Weiſe und Art.
Nun iſt es vollbracht, nun fliegt es hinaus,
O! Sträußlein, bring' uns den Preis ins Haus.
Ch. E. M. H.

Kann ich erringen den Preis?
O! ich hätte ihn gern!
Rate mit emſigem Fleiß
Nach des Preisrätſels Kern.
Brachte es ſchnell zu Papier,
Lieb wurde die Löſung mir.
Und wenn dafür auch grad' kein Orden
Mir winkt, ſo iſt doch draus geworden
Ein Machwerk von beſondrer Art.
Hochachtungsvoll **A. E—** in **D.**

Hochgeehrte Redaktion!
Erfreut haſt du uns oftmals ſchon
Mit Rätſeln und Aufgaben.
Wir danken hiermit Dir dafür
Und Tauſend ſind's, die ſo wie wir
Dir ſtill gedankt ſchon haben.
Wie alle, die von nah und fern,
So nahn wir uns der Löſung gern.
Hier iſt's, was wir gefunden.
O brächt' doch auch das Glück uns mit
Ein Buch, ob Helm, ob Schulze-Schmidt,
Für Lehr- und Leſeſtunden.
H. M. B. in G.

Der Gruppen drei hab' ich gefunden,
Schick' ſie Ihnen ein.
Roſe, Tulpe, Erika,
Soll der Anfang ſein.
Hoffe, daß ich Ihren Beifall
Dadurch finden möcht',
Daß die Löſung dieſes Rätſels
Wär' in allem recht.
Würde mich von Herzen freuen,
Wenn ein Preis würd' mein,
Der Redaktion würd' ich dann ewig
Auch recht dankbar ſein.
A. B. in N.-M.

Um mit zu glänzen im Daheim,
Hab' ich mir viel den Kopf zerquälet.
Viel ſchwerer iſt's als Takt und Reim,
Wenn man ſtets neun Buchſtaben zählet.
Mit E und J und N gelang's nur ſchwer,
Die richt'gen Worte aufzufinden.
Nur 20 Blumen ſind's, nicht mehr
Kann ich zum Strauß zuſammenwinden.
E. F. H. in W.

Kaum hatt' ich ins Daheim geblickt,
Da ward ich auch ſchon ſehr entzückt,
Von der neuen Preisaufgabe,
Die ich jetzt zu löſen habe.
Sie iſt nicht grade furchtbar ſchwer,
Doch fordert ſie Nachdenken um ſo mehr,
Daß kein Wort ſei zu lang, zu klein,
Und auch kein Buchſtab' zweimal erſchein',
Und die Anfangsbuchſtaben von oben nach unten
Den Namen einer Blume bekunden.
Nun ſchickt die Löſung ein, zum Durchſchaun,
Frieda R. aus **Gadderbaum!**

Lieber Onkel! ziemlich ſchwer
Nahm mich dieſe Aufgab' her.
Mußte Tag und Nacht ſtudieren,
Wörter ſuchen, buchſtabieren,
Und im Hauſe alle fragen:
Kannſt Du ſo ein Wort mir ſagen?
Endlich konnt' ich es probieren,
Dir ein'n Strauß zu präſentieren,
Blumen, wie ich ſie gefunden,
Hab' zuſammen hier gebunden
Das — Maßliebchen — fein und zart,
Phiole von beſcheidner Art
Aſter farbenreich und ſchön,
Kornblume lieblich anzuſehn,
Und der Blumenkönigin,
Dazwiſchen etwas Immergrün.
Möchte ſuchen noch viel mehr,
Doch das Lernen drängt ſo ſehr,
Der Herr Lehrer und Herr Abbé
Mit der kleinen Sammetkappe,
Die verſteh'n da keinen Spaß.
Darum heißt es: „Lern' etwas!“
Doch ſteht wieder ein Rätſel im Daheim,
Werde ich flugs bei der Löſung ſein.
A. R. in B.

Liebes Daheim! Die Löſung der Frage
Schicken wir Dir am heutigen Tage;
Wir haben die Köpfchen angeſtrengt,
Hoffend, uns werde ein Preis geſchenkt.
Zehn Gruppen, gar keine Kleinigkeit,
Bildeten wir in der freien Zeit;
Die Anfangsbuchſtaben laſſen erkennen
Folgende Blumen, welche wir nennen:
Die „Aſter“ in bunter Farbenpracht,
„Stiefmütterchen“ gar freundlich lacht,
Die „Tulpe“ erhebt ihr Haupt ſo frei,
Die „Erika“ iſt auch dabei,
„Reſeda“ zwar einfach, doch treulich blüht,
Und wenn man die fünfe zuſammenzieht,
Von jeder Blume den erſten Laut,
Man wiederum die Aſter ſchaut.
Die „Roſe“ folgt nun, die Königin,
Der „Fuchsſchwanz“, nicht jedem nach dem Sinn,
Die „Kornblume“, die uns beſonders wert,
Die „Krokus“, im Frühling ſehr begehrt,
Die „Nelke“ auch nicht zu verachten,
Wir ſchließlich noch zuſtande brachten;
Das blieb jedoch der letzte Verſuch,
Zum Lohn wir erbitten nun freundlich „ein Buch“.

Wir haben den Kopf uns recht tüchtig zerbrochen,
Um Wörter zu finden vor Ablauf der Wochen.
Vereinigten Kräften iſt's endlich gelungen,
Wir haben die Arbeit jetzt glücklich bezwungen.
Das Raten, das hat uns viel Kurzweil gebracht,
Denn manche der Löſungen wurde belacht
Wir danken dafür nun dem „Kinder-Daheim“
Durch dieſen vermutlich recht mäßigen Reim.
Und werden wir auch mit dem Preis nicht bedacht:
Das Raten ſchon hat uns viel Freude gemacht.
X. Y. Z. in A.-B.

(Fortſetzung im nächſten Kinder-Daheim.)

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte Manuſkripte ſteht die **Redaktion** nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim

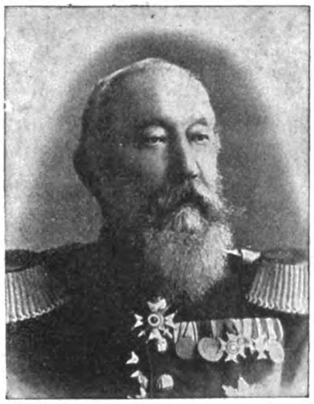
1895. Beilage zu Heft 11 (No. 30—32).

XXXI. Jahrgang.

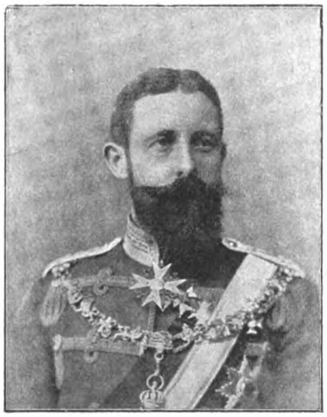
Mai 1895.

Aus der Zeit — für die Zeit.

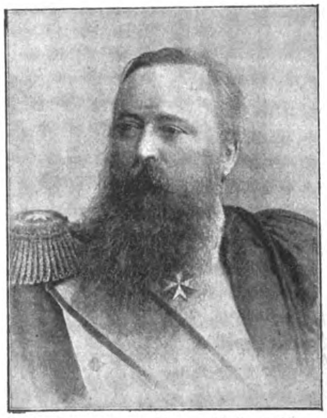
Der Lippeſche Erbfolgeſtreit. — Die erſte elektriſche Straßenbahn in Berlin. — Das Erdbeben in Süd-Öſterreich. Landesdirektor von Levetzow. — Oberpräſident Graf Wilhelm von Bismarck. — Eine Eiche als Begräbnisſtätte. Fürſt Lobanow-Roſtowski. — Hochaltar von L. Vogt-Memmingen.



Fürſt Woldemar zur Lippe †.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen Georg Zehrpfennig in Detmold.

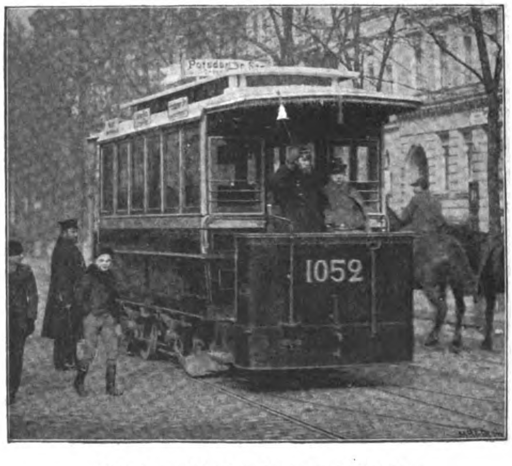


Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe.
Nach einer Aufnahme von W. Focke in Bückeburg.



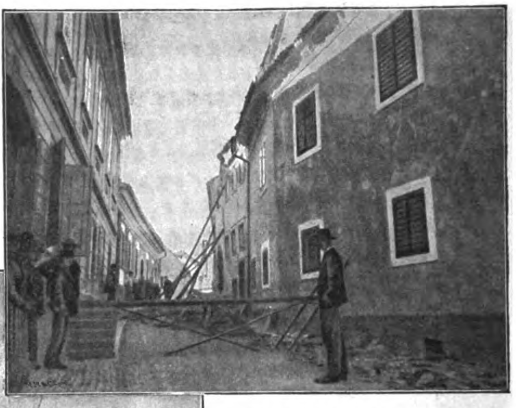
Graf Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen C. Colberg, Bad Oeynhauſen.

Das am 20. März in Detmold erfolgte Hinſcheiden des Fürſten Woldemar zur Lippe hat den Lippeſchen Erbfolgeſtreit, der ſchon ſeit Jahren die Beteiligten und die von ihnen zu Gutachten aufgeforderten Rechtsgelehrten beſchäftigte, zu offenem Ausbruch kommen laſſen. Fürſt Woldemar, am 18. April 1824 geboren und in kinderloſer Ehe mit Prinzeſſin Sophie von Baden vermählt, war zwar nicht der letzte ſeines Stammes; ſein jüngerer Bruder iſt ihm als Fürſt Alexander gefolgt. Fürſt Alexander aber — am 16. Januar 1831 geboren und unvermählt — iſt regierungsunfähig; er lebt ſeit dem Jahr 1872 in einer Nervenheilanſtalt bei Bayreuth und nach Anſicht der Ärzte iſt keine Ausſicht vorhanden, daß er wieder geneſen wird. Der verſtorbene Fürſt Woldemar verſuchte ſchon im Jahre 1890 die Erbſchafts- reſp. Regentſchaftsfrage für den Fall ſeines Ablebens zu regeln, indem er dem Lippeſchen Landtage ein Regentſchaftsgeſetz vorlegte. Da aber mit dem Landtage eine Einigung zu erzielen nicht möglich erſchien, zog er die Vorlage zurück, und überraſchte ſtatt deſſen ſeine Unterthanen durch eine teſtamentariſche Beſtimmung, die erſt nach ſeinem Tode bekannt wurde, und in der er — nach Anſicht der Mehrzahl der Mitglieder des Lippeſchen Landtages willkürlich und eigenmächtig — den Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe zum Regenten des Landes beſtimmte. Dieſe Anſicht wurde nicht nur von der Mehrzahl der Bevölkerung des Fürſtentums Lippe, ſondern auch von den beiden erbherrlich gräflichen Linien Lippe, Lippe-Bieſterfeld und Lippe-Bieſterfeld-Weißenfeld, geteilt, die wohl nicht mit Unrecht ihre Erbanſprüche gefährdet ſahen, wenn ein Mitglied des mit ihnen in dieſen Erbanſprüchen konkurrierenden fürſtlich Schaumburg-Lippeſchen Fürſtenhauſes die Regentſchaft für den kranken Fürſten Alexander übernahm. Auf den Erbfolgeſtreit zwiſchen dem Schaumburg-Lippeſchen Fürſtenhauſe und den beiden erbherrlich gräflichen Linien Lippe-Bieſterfeld und Lippe-Bieſterfeld-Weißenfeld näher einzugehen, würde zu weit führen. Nach dem Gothaer Almanach ſtehen die beiden erbherrlich gräflichen Linien dem Lippeſchen Fürſtenhauſe näher als das fürſtliche Haus Schaumburg-Lippe, und der Chef der Linie Lippe-Bieſterfeld, Graf Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld auf Schloß Neudorf bei Bentſchen in der Provinz Poſen, wäre danach der berechtigte Erbe und, wenn dem Erben auch die Regentſchaft für den regierungsunfähigen Fürſten Alexander zuſteht, der eigentlich berechtigte Regent des Fürſtentums Lippe. Das fürſtliche Haus Schaumburg-Lippe behauptet dagegen, die beiden erbherrlich gräflichen Linien ſeien ihrer Erbanſprüche durch mehrere nicht ebenbürtige Heiraten verluſtig gegangen, während die beiden erbherrlich gräflichen Linien dieſe Behauptung mit dem Hinweis auf das Lippeſche Hausgeſetz, das über nicht ebenbürtige Heiraten anders urteile als die Hausgeſetze anderer ſouveräner Häuſer, zu entkräften ſuchen. Zum Überfluß haben, wenn wir nicht irren, die erbherrlich gräflichen Linien auch bei dem fürſtlich Schaumburg-Lippeſchen Hauſe eine nicht ebenbürtige Ehe entdeckt, die das Succeſſionsrecht der Kinder nicht beeinflußt hat. Die Bevölkerung des Fürſtentums Lippe, die, wohl nicht mit Unrecht, eine Verſchmelzung mit dem Fürſtentum Schaumburg-Lippe in der Zukunft befürchtet, ſteht in dieſem Streit der Meinungen in der

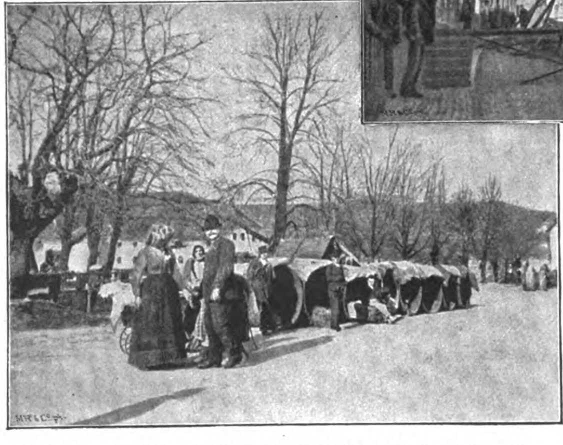


Die elektriſche Straßenbahn in Berlin.
Nach einer Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.

Mehrzahl auf Seite des Grafen Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld. Indeſſen hat ſich Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, auf der teſtamentariſchen Beſtimmung des Fürſten Woldemar fußend, wenige Stunden nach dem Ableben desſelben aus ſeiner bisherigen Garniſon Bonn nach Detmold begeben und die Regentſchaft übernommen. Ein Verſuch, die Zuſtimmung der Landesvertretung für dieſen Schritt zu gewinnen, iſt im Anfang auf ſtarken Widerſtand geſtoßen, und der plötzliche Tod des Kabinettsminiſters von Wolfgramm hat weitere Schritte verzögert. Graf Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld hat dagegen ſein Hauptquartier in Bad Oeynhauſen, in der Nähe der Lippeſchen Grenze, aufgeſchlagen, und, ebenſo wie der Chef der Linie Lippe-Bieſterfeld-Weißenfeld, beim Bundesrat gegen die Regentſchaft des Prinzen Adolf proteſtiert. Die Entſcheidung in der Frage kann übrigens nicht nur den beiden erbherrlich gräflichen Linien Lippe, ſondern auch einem andern regierenden Hauſe verhängnisvoll werden. Von den drei Söhnen des Herzogs v. Sachſen-Meiningen iſt nämlich der Erbprinz ohne männliche Nachkommen, der zweite in nicht ebenbürtiger Ehe mit einer Tochter des Dichters Wilhelm Jenſen, der dritte mit einer Tochter des Grafen Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld, des Prätendenten auf den lippeſchen Thron, vermählt. Dieſer letzten Ehe iſt ein Sohn entſproſſen, der bisher für ſucceſſionsfähig im Herzogtum Sachſen-Meiningen galt. Würde indeſſen die Succeſſionsfähigkeit der erbherrlich gräflichen Linien im Fürſtentum Lippe nicht anerkannt werden, weil dieſe Linien die Ebenbürtigkeit verloren haben, ſo würde auch in Sachſen-Meiningen ein ganz ähnlicher Erbfolgeſtreit, wie er jetzt im Fürſtentum Lippe wütet, für die Zukunft zu prophezeien ſein. Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, der Regent des Fürſtentums Lippe, iſt der jüngſte Bruder des regierenden Fürſten Georg zu Schaumburg-Lippe. Am 20. Juli 1859 geboren, iſt er ſeit dem 19. November 1890 in bisher kinderloſer Ehe mit der Prinzeſſin Viktoria von Preußen, der zweiten Schweſter des deutſchen Kaiſers, vermählt. Der Prätendent Graf Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld, Beſitzer der Herrſchaft Neudorf in Poſen und Rechtsritter des Johanniter-Ordens, geboren 9. Juni 1842, iſt mit Gräfin Karoline von Wartensleben, geboren am 6. April 1844, vermählt. Der Ehe ſind drei Söhne und drei Töchter entſproſſen.



Die Bahnhofſtraße in Laibach.



Nach dem Erdbeben in Laibach: Wohnungen in Krautfäſſern.
Nach Aufnahmen von Wilhelm Helfer in Laibach.

Seit einigen Wochen hat die Große Berliner Pferdeeiſenbahn auf einer ihrer Strecken verſuchsweiſe den Betrieb mit elektriſchen Accumulatoren eingeführt. Die Befürchtung, daß dieſe Art von Betrieb daran ſcheitern würde, daß die dahinſauſenden Wagen die Pferde anderer Gefährte ſcheu machen würden, hat ſich auch in Berlin als grundlos herausgeſtellt. Dagegen glaubt man, daß der Betrieb ſich als ſehr koſtſpielig herausſtellen, und daß man aus dieſem Grunde ſchließlich doch dem Betrieb mit oberirdiſchen Leitungen den Vorzug geben wird, trotzdem die letzteren zur Verſchönerung des Straßenbildes wenig beitragen. Eine derartige Anlage ſoll ſchon in nächſter Zeit dem Verkehr übergeben werden.

Landesdirektor von Levetzow.
Nach einer Photographie von Jul. Braatz, Berlin.

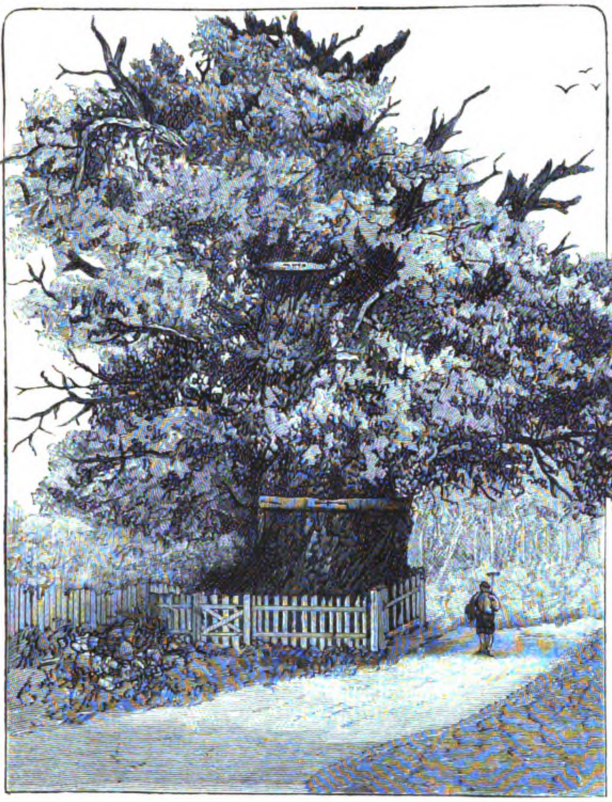
Am 14. u. 15. April wurden Niederöſterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Iſtrien, Kroatien, Bosnien und die Herzegowina von ſtarken Erdbeben heimgeſucht. In Laibach, einem der Orte, in denen die Erſchütterungen die ſtärkſten Verheerungen anrichteten, wurden gegen dreißig Stöße gezählt, die die Bevölkerung in Furcht und Schrecken ſetzten. Die geängſteten Menſchen eilten in Nachtkleidern auf die Straßen und ſammelten ſich auf den freien Plätzen, auf denen viele ſich in leeren Fäſſern ein Nachtlager herrichteten, weil ſie nicht in die Einſturz drohenden Häuſer zurückzukehren wagten. Zwei Menſchen, ein achtzehnjähriges Mädchen und ein Feldwebel, wurden von dem ſtürzenden Mauerwerk getötet, viele verwundet. An den meiſten Häuſern zeigten ſich ſtarke Beſchädigungen, und der materielle Schaden wird ſehr hoch geſchätzt.

Ungern erinnert man an die Reichstagsdebatte vom 23. März, in der die Majorität des deutſchen Reichstages dem Schöpfer des deutſchen Reiches, dem Fürſten Bismarck, zu ſeinem achtzigſten Geburtstag die Glückwünſche des Hauſes verſagte. Vor Eintritt in die Tagesordnung ſtellte der Reichstagspräſident von Levetzow den Antrag, ihn damit zu betrauen, dem Reichskanzler die Glückwünſche des Hauſes nach Friedrichsruh zu überbringen. Im Namen des Zentrums ſprach ſich Graf Hompeſch gegen den Antrag aus, in demſelben Sinne Eugen Richter im Namen der Freiſinnigen und der Süddeutſchen Volkspartei, Singer im Namen der Sozialdemokraten und von Hodenberg im Namen der Welfen, während Freiherr von Manteuffel im Namen der Konſervativen, Herr von Kardorff im Namen der Reichspartei, Liebermann von Sonnenberg als Vertreter der vereinigten antiſemitiſchen Parteien und Herr von Bennigſen im Namen der Nationalliberalen mit warmer Begeiſterung für den Antrag ſprachen. Bei der beantragten namentlichen Abſtimmung wurde der Antrag des Präſidenten mit 163 gegen 143 Stimmen abgelehnt. Herr von Levetzow legte infolgedeſſen ſofort das Präſidium nieder, das er ſeit vielen Jahren mit immer gleicher Gewiſſenhaftigkeit und Unparteilichkeit geführt hat, und ſtellte ſich an die Spitze einer großen Anzahl von Mitgliedern des Reichstages, die ſich, wenn auch ohne Mandat, perſönlich nach Friedrichsruh begaben, um den erſten deutſchen Reichskanzler zu beglückwünſchen.

Oberpräſident Graf Wilhelm von Bismarck.
Nach einer Photographie vom Hofphotographen Jul. Schaarwächter in Berlin.

An Stelle des Grafen Stolberg wurde Graf Wilhelm Bismarck, der am 1. Aug. 1852 geborene zweite Sohn des Fürſten Bismarck, zum Oberpräſidenten der Provinz Oſtpreußen ernannt. Graf Wilhelm Bismarck hat in Bonn und Berlin die Rechte ſtudiert und trat nach Beendigung ſeiner Studien in den Staatsdienſt. Einige Zeit verwaltete er das Landratsamt des Kreiſes Hanau, zuletzt war er Oberpräſident in Hannover. Die Ernennung des Grafen Wilhelm Bismarck, der ſeit dem Jahre 1885 mit einer Couſine, der Tochter Sibylla des Kammerherrn von Arnim-Kröchlendorff und ſeiner Gemahlin, einer Schweſter des Fürſten Bismarck, vermählt iſt, zum Oberpräſidenten hat in der Provinz Oſtpreußen, deren Wohlſtand und Gedeihen in erſter Linie auf einer geſunden Entwickelung der Landwirtſchaft baſiert, außerordentlich befriedigt. Man erwartet von dem neuen Oberpräſidenten die Vertretung der Intereſſen der Provinz, die durch die einſeitige Förderung der induſtriellen Entwickelung Deutſchlands ſchwer geſchädigt worden ſind.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

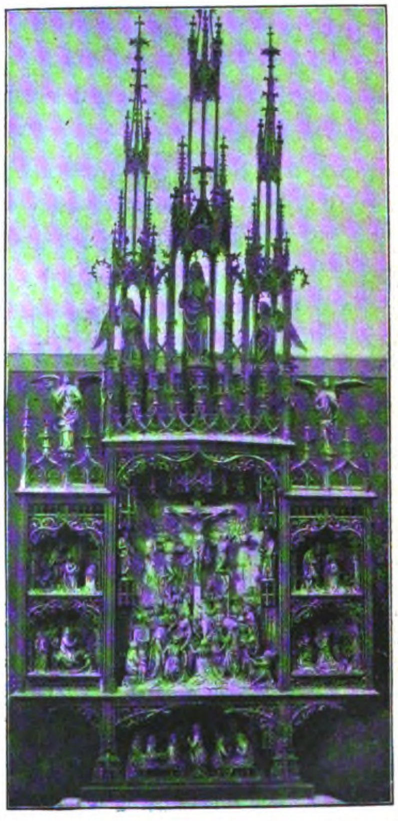


Die große Eiche bei Nöbbenitz in Sachſen-Altenburg.

Eine **eigenartige Begräbnisſtätte**, die wir im Bilde wiedergeben, findet ſich noch heute in dem hohlen Stamm einer großen Eiche bei Nöbbenitz in Sachſen-Altenburg. Der Großvater des jüngſt verſtorbenen königl. ſächſiſchen Miniſterialpräſidenten von Thümmel, der altenburgiſche Miniſter Hans Wilhelm von Thümmel, wurde, einer letztwilligen Verfügung entſprechend, am 3. März 1824 in einer Gruft beigeſetzt, die in dem ausgehöhlten Baumſtamm ausgemauert war. Noch heute treibt die alte Eiche alljährlich friſches Grün, und ſie hat noch ſo viel Kraft gehabt, um den Eingang in die Gruft bis auf einen ſchmalen Spalt wieder zu ſchließen. Durch vielfache eiſerne Reifen zuſammengehalten, widerſteht der morſche Stamm noch immer dem Unwetter und bildet eine letzte Ruheſtätte, wie ſie ſich ein poetiſcher Freund der Natur nicht ſchöner wünſchen kann.

Fürſt Lobanow, ruſſiſcher Miniſter des Äußeren.

Freunde der kirchlichen Kunſt möchten wir auf den aus der Anſtalt für kirchliche Kunſt in Memmingen in Bayern hervorgegangenen **Hochaltar** des Bildhauers Leonhard Vogt aufmerkſam machen. Der neun Meter hohe Altar, der ſich ſowohl in architektoniſcher wie figuraler Beziehung den edelſten Vorbildern aus der ſpätgotiſchen Zeit ebenbürtig an die Seite ſtellt, baut ſich in den einfachſten Formen auf drei Stufen auf. Die auf dem Altartiſch ſich erhebende Predella zeigt neben prächtig modellierten Ornamenten eine größere Niſche, die in der Form einer überwölbten Halle gehalten iſt, welche durch zierliche farbige Butzenſcheiben von der Seite her Licht erhält. Eine Darſtellung des heiligen Abendmahls in der Predella iſt von außerordentlich tiefer künſtleriſcher Auffaſſung und Geſtaltung. Darüber baut ſich nach Art der Flügelaltäre der dreiteilige Schrein auf. Die feſtſtehenden Seitenflügel zeigen in Hochrelief je zwei Darſtellungen aus dem Leben Jeſu, der eine „Verkündigung“ und „Geburt“, der andere den „Einzug in Jeruſalem“ und „Chriſti Leiden in Gethſemane“. Das Mittelbild des Altars, aus ſechsundzwanzig Figuren beſtehend, ſtellt die Kreuzigung dar. An dem erhöhten Kreuz in der Mitte hängt der Erlöſer, rechts und links von ihm die beiden Schächer, der eine den Blick auf den Gottesſohn gerichtet, der andere mit verzerrtem Geſicht nach unten ſchauend. Unten, zur rechten Seite des Heilandes, hält hoch zu Roß der Hauptmann, umgeben von ſpeertragenden Kriegsknechten. Während ſich zwei derſelben um den ungenähten Rock Chriſti ſtreiten, reicht ein dritter dem Heiland den Schwamm zur Linderung ſeiner Schmerzen. Hoheprieſter und Schriftgelehrte triumphieren über den gelungenen Racheplan, während Magdalena weinend am Kreuze kniet. Links davon wird des Heilands ſchmerzerfüllte Mutter, einer Ohnmacht nahe, von Johannes und anderen Freunden unterſtützt. Andere Frauengeſtalten, darunter Veronica mit dem Schweißtuch, vervollſtändigen die Kreuzigungsgruppe, in der jede einzelne Figur die Züge individueller Charakteriſtik zeigt. Im Hintergrund ſind die Zinnen und Paläſte von Jeruſalem ſichtbar, und die Gräber der Todten öffnen ſich, während die Scene von plaſtiſch dargeſtellten Wolken verfinſtert wird. Zu beiden Seiten der Kreuzigungsgruppe ſtehen auf Poſtamenten die Figuren Moſis und Johannis des Täufers. Die beiden in die Poſaune ſtoßenden Engel auf den Seitenflügeln deuten an, daß in der Kreuzigungsdarſtellung zu ihren Füßen die Gottesbotſchaft enthalten iſt, die durch die ganze Welt erſchallen ſoll. Das ganze Altarwerk wird von einem ſchlanken, überaus reichen Turmaufbau gekrönt, der von zwei kleineren, gleichartigen Türmen flankiert wird. Unter einem Baldachin des erſteren iſt Chriſtus dargeſtellt, als der erhöhte und auferſtandene, in einer Hand die Weltkugel, die andere ſegnend über der vor ihm verſammelten Gemeinde erhoben. Zwei knieende Engel in den Seitentürmen deuten an, daß aller Kniee im Himmel und auf Erden vor ihm ſich beugen ſollen. Der Altar iſt aus maſſivem Eichenholz gearbeitet, die figürlichen Darſtellungen ſind aus Lindenholz geſchnitzt, das Ganze iſt in einem warmen, braunen Tone gebeizt. Auf der Weltausſtellung in Chicago wurde das von wahrhaft chriſtlichem Geiſt erfüllte Kunſtwerk mit zwei erſten Preiſen ausgezeichnet. Es ſteht jetzt bei dem Künſtler, dem es Ruhm und Ehre gebracht hat, zum Verkauf, und zwar unter ſehr günſtigen Bedingungen.



Altarwerk von Leonhard Vogt in Memmingen (Bayern).

Der Nachfolger des ruſſiſchen Botſchafters in Berlin, Grafen Schuwalow, **Fürſt Alexander Lobanow-Roſtowſki** iſt kurze Zeit nach ſeiner Ernennung vom Zaren mit der Leitung des Miniſteriums des Äußeren betraut worden. Fürſt Lobanow, der aus dem Fürſtengeſchlecht der Rurik ſtammt, iſt am 30. Dezember 1825 zu Moskau geboren. 1844 begann er als Attaché in Paris ſeine diplomatiſche Laufbahn. Wenige Jahre ſpäter wurde er erſter Sekretär der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Berlin, nach dem Krimkrieg erſter Rat der Geſandtſchaft in Konſtantinopel, 1863 Gouverneur der Provinz Orel, 1864 Gehilfe des Miniſters Walujew im Miniſterium des Innern, 1878 Botſchafter in Konſtantinopel und 1882 Botſchafter in Wien.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 30.)

Schlicht und licht! — Prunk brauch ich nicht!

Einer Geneſenden mit Frühlingsblumen.

Wir kommen, Grüße Dir zu ſagen!
Dem Garten, Herrin, iſt ſo bang',
Und Blumen, Falter, Vögel klagen:
Wo bleibt ſie diesmal nur ſo lang'?

Gar reich geſchmückt wie ſchöne Frauen
Die Tulpen ſtehn in ſtolzer Zier,
Viel blaue Veilchenaugen ſchauen
Schon lange fragend aus nach Dir.

Es ſummt und ſchwirrt in allen Zweigen,
Die Sommergäſte bau'n ihr Neſt,
Und weiche Blütenkätzchen neigen
Zum Spiel ſich mit dem linden Weſt.

Auch manche Kurzweil wird es geben,
Frau Amſel übt den Sommerſang,
Und alle Vögel meinten eben,
Daß niemals noch ſo ſchön er klang.

Ans Fenſter war ſie kühn geflogen,
Faſt ſtreifte ſie Dein lieber Blick —
Da war der Vorhang zugezogen,
Und traurig kam ſie ſtill zurück.

Nun ruft durch uns der ganze Garten,
Lockt Vogellied und Sonnenſchein:
Komm, Herrin, laß uns nicht mehr warten,
Ach, wir entbehrten lange Dein!

Catharina von Schroetter.

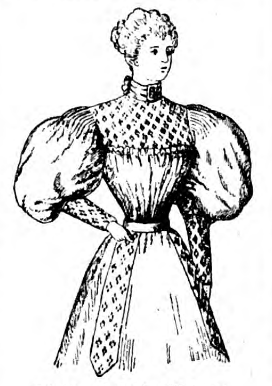
Die „einzige Freude".

Hand aufs Herz, meine lieben Leſerinnen, gebrauchen wir nicht ſehr oft dieſen Ausſpruch, um berechtigte und unberechtigte Vorwürfe von uns abzuweiſen? Und iſt es nicht doch nur zur Beruhigung unſeres Gewiſſens, das energiſch mahnt: Thu's nicht! daß wir immer wieder uns und anderen ſagen: „Es iſt ja meine einzige Freude?" Gehen wir aber den Dingen auf den Grund, ſo ſind ſie meiſtens nicht mehr „Freuden" zu nennen, ſondern Qualen, Sorgen, Leidenſchaften, denn, was einſtmals zu unſerer Freude diente, hat oft, weil wir uns nicht beherrſchen, nicht zufrieden geben mochten, unſer Glück, unſere Exiſtenz, unſere Zukunft untergraben! Ich rede nicht von jenen Freuden, die das Haus bringt, wenn Friede, Wohlfahrt und Glück darin herrſchen; ich habe nicht jene harmloſen Freuden im Auge, die wir an Blumen, an der Natur haben, oder die wir uns durch eine hübſche Reiſe verſchaffen, nein, dieſe Freuden ſind Genüſſe, an denen wir uns erfreuen, uns aufrichten, uns im täglichen Leben erlaben. Wenn die Jugend ſpricht: „Das iſt meine einzige Freude" und zum Tanze eilt, oder wenn der Knabe kein größeres Vergnügen kennt, als Schmetterlinge zu fangen, das Mädchen Geſchichten leſen als ſeine „einzige Freude" erklärt, ſo lächeln wir, denn der Kinder und der Jugend Leben iſt doch nur eine einzige Freude, alles, was ſie erleben, wird ihnen zur Freude, zum ſtrahlendhellen Sonnenſchein. Anders verhält es ſich, wenn ein Mann es als „einzige Freude" erklärt, ſich einen auserleſenen Rennſtall anzulegen und zu unterhalten, der ihn Unſummen koſtet, die er den Seinen entzieht: wenn eine Frau nicht an einer ſchönen Spitze vorübergehen kann, ohne daß ſie dieſelbe erſteht und ihrer Sammlung einverleibt, gleichviel, welchen Preis ſie dafür zahlt; wenn ein junges Mädchen, anſtatt der ſchwerringenden Mutter beizuſtehen, ſich in koſtbare Gewänder hüllt, ohne zu fragen, ob die Arme dieſelbe beſtreiten kann oder nicht, es iſt ja ihre „einzige Freude"! Ich könnte noch viele ſolcher Beiſpiele aufführen, wo dieſe „einzige Freude" bei Lichte beſehen eine Leidenſchaft iſt, die andere beläſtigt und benachteiligt, die die Familienbande löſt und Zwietracht ſäet. Welche Macht, welche Kraft liegt in dieſem Wort: „meine einzige Freude"! Leſen wir darin nicht auch: Mag da kommen, was da will, ich halte daran feſt, ich beanſpruche ſie, dieſe einzige Freude. Wie viel Gutes könnte geſtiftet werden mit den Mitteln, die für „einzige Freuden" geopfert werden, wie viel könnte geleiſtet werden mit den verſchleuderten Stunden unſeres Lebens! Zum Schluſſe möchte ich noch ein Beiſpiel anführen, und zwar ſoll es den Beweis liefern, daß eine „einzige Freude" auch Berechtigung haben kann. Eine ſchwergeprüfte junge Frau, die zwei Kinder raſch nach einander verloren hatte, deren Gatte berufshalber ſehr viel von Hauſe abweſend war, holte ſich an beſtimmten Tagen der Woche die Kinder des Hinterhauſes zuſammen, wuſch und kämmte ſie, lehrte die Mädchen ſtricken und nähen, die Jungen allerhand Fingerfertigkeit und bewirtete ſie mit Kaffee und Butterſemmel. — Es war ein ſchweres Werk, das ſie begonnen, aber mit ſtrahlenden, wenn auch tiefernſten, wehmütigen Augen ſagte ſie: „Es iſt meine einzige Freude, wenn mein Mann abweſend iſt!" Die Leſerinnen mögen ſelbſt entſcheiden, ob dieſe Redensart nicht einzig hier am Platze iſt!

H. Waldemar.

Schneiderſtube.

Viele unſerer Leſerinnen haben gewiß ſchon die neuen Stoffe mit klarer Löcherſtickerei geſehen, die jetzt zum Ausputz moderner Kleider vielfach angewandt werden, und wohl bei mancher Dame mag der Wunſch rege geworden ſein, ſich dieſen leicht ausführbaren Schmuck ſelbſt anzufertigen. Woher aber die Muſter nehmen oder vielmehr: wie ſie auf den Stoff bringen?! Es freut uns, in dieſer ſchwierigen Frage einen guten Rat geben zu können, indem wir auf eine, ſpeziell für die Löcherſtickerei beſtimmte Reihe von Aufplättmuſtern verweiſen. Dieſe Muſter laſſen ſich bekanntlich mit größter Leichtigkeit durch Aufplätten auf jeden Stoff übertragen, ſei er hell oder dunkel, von Wolle, Seide oder Baumwolle, und nach der ſich deutlich abhebenden Zeichnung führt man alsdann ohne große Mühe die Löcherſtickerei aus. Jede Dame verſteht ja, Bindlöcher zu arbeiten, man zieht dabei bekanntlich erſt das Muſter vor, — und zwar am beſten in zwei dicht nebeneinander laufenden Reihen verſetzt-geſtellter Vorſtiche, — dann ſchneidet man den Stoff innerhalb des Muſterfeldes kreuzweis ein, ſtreicht mit der Nadel die Stoffniſchen unter und ſtickt nun in Stielſtich rund um das Loch. Die Arbeit geht raſch von ſtatten, ſtrengt die Augen nicht an und macht wirklich Vergnügen; auch ſind die Muſter, meiſt aus Ovalen und runden Löchlein beſtehend und Sterne und Roſetten bildend, nicht ſehr dicht geſtellt, ſo daß gar nicht lange Zeit dazu gehört, um ſich einen Latz, einen Koller oder die unteren Ärmelteile, auch wohl die ganzen Vorderteile einer Bluſe oder gar die Ärmelbauſche zu beſticken. Als Stickmaterial nimmt man Seide, ſobald es ſich um Wollſtoffe handelt, z. B. mittelbraun zu beige, lichtgrün oder mittelblau zu gleichfarbigem, dunkleren Stoff; für Battiſt oder Percal kann man nach Belieben waſchechte Seide oder ſolches Garn nehmen. Bei den Wollkleidern unterlegt man die geſtickten Teile mit hellerer Seide von der Farbe des Kleides oder auch von ganz anderer; ſo z. B. nimmt ſich hellgelb unter dunkelgrün gut aus. Bei Waſchſtoffen benutzt man Stickfaden von abſtechendem Ton und läßt eine Unterlage fort. Gar allerliebſt nimmt ſich die Stickerei, in roſa Garn auf weißem Battiſt ausgeführt, für Kinderkleider aus, ebenſo für ſommerliche Bluſen; wunderhübſch auch für Sonnenſchirmbezüge, die man andersfarbig unterlegt. Durch Fleiß kann jedes junge Mädchen ſich mit geringen Koſten mancherlei Putz dieſer Art herſtellen. Wir machen noch beſonders darauf aufmerkſam, daß es gar nicht gut ausſieht, wenn die Stiche allzu dicht geſtellt ſind; ſie müſſen in ſchräger Lage der Muſtervorzeichnung folgen. Bezugsquelle der Aufplättmuſter: Franz Ebhardt & Co. Berlin, W. 50. Die Firma ſendet auf Verlangen Kataloge zu.



Kleid mit Löcherſtickerei.

Bei Überſendung eines Pantoffels als Uhrhalter.

Als Aſchenbrödel, das zierliche Ding,
In goldnen Pantöffelchen tanzen ging,
Da kam der Pantoffel zu Glanz und Ehr',
Doch heutzutag iſt er plump und ſchwer.

Das macht, ſie ſind alle verſcheucht, verbannt,
Die Märchen mit ihrem luſtigen Tand,
Doch läßt ſich zuweilen, wie mir's geſchehn,
Ein winzig kleines Pantöffelchen ſehn.

Und weil's jetzt kein tanzendes Füßchen gibt,
Das froh ſich in ſolch' Pantöffelchen ſchiebt,
So möcht' es gern dienen mit Recht Dir und Fug,
Dein Ührchen zu tragen, iſt's groß genug.

Und trägt es Dein Ührchen, im Tageslauf
Ruht oftmals ſinnend Dein Auge darauf,
Dein liebes Auge, wie Sonnenſchein.
Könnt' wohl ein Pantöffelchen glücklicher ſein?

Für die Küche.

Gerolltes Ochſenfleiſch. Zwei Pfund Rumpſteakfleiſch, das nicht zu dick geſchnitten ſein darf, legt man auf ein Brett und rollt mit dem Kuchenroller mehreremal darüber hin, damit die Fläche recht glatt wird, beſtreicht ſie mit unten beſchriebener Farce, rollt das Fleiſch ganz feſt zuſammen, wickelt es in ein reines Tuch, deſſen Enden man feſt verknotet, und kocht das Ganze in ſchwacher Fleiſchbrühe ungefähr zwei Stunden. Aus der Brühe genommen, läßt man das Fleiſch faſt kalt werden, bindet das Tuch, falls es ſich gelockert haben ſollte, wieder feſt und preßt die Rolle zwiſchen zwei flachen Brettern, die man tüchtig beſchwert, ſo lange, bis ſie völlig erkaltet iſt. Zum Servieren entfernt man das Tuch und übergießt das Fleiſch mit Aspic, welcher auch zum Garnieren verwendet wird, indem man Blätter davon ſchneidet und damit die Oberfläche der Rolle verziert. — Farce. Ein Viertelpfund von Sehnen und Fett befreites Kalbfleiſch, das man 15 Minuten in Butter gekocht, wird in der Hackmaſchine fein gewiegt, hierzu gibt man 60 g in kochender Milch geweichte Brotkrumen, 60 g gewiegten Schinken oder Zunge, einen Eßlöffel voll gewiegter Peterſilie, eine Kleinigkeit Thymian, die gehackte Schale einer halben Citrone, etwas Muskatblüte, geriebene Muskatnuß, Salz und Cayenne-Pfeffer. Man miſcht dieſe Ingredienzen wohl zuſammen und feuchtet ſie mit einem Ei an. **H. P.**

Einige pikante warme Saucen.

(Fortſetzung aus Nr. 27.)

8. Meerrettichſauce auf andere Art (etwas milder). Man kann auch Butter und Mehl abrühren mit Bouillon und dann nach Geſchmack geriebenen Meerrettich hineingeben (nicht mit aufkochen laſſen. ſondern nur heiß werden laſſen) und mit Citronenſäure und Salz abſchmecken. Dieſe Sauce kann durch ein Sieb gegeben, aber auch mit dem Meerrettich angerichtet werden. (Auch zu Suppenfleiſch zu reichen.)

9. Zwiebelſauce zu Suppenfleiſch. Man fülle das Fett von der Suppe ab und koche darin ſehr viele Zwiebelſcheiben ganz mürbe. Dann gebe man halbſoviel geriebenes Weißbrot mit hinein, wie man Zwiebeln hatte. Schließlich ſchmecke man die Sauce mit Salz ab.

10. Perlzwiebelſauce. In 1 bis 2 Löffel gutem Sirup rühre man Mehl eben und verrühre es mit Bouillon zu einer Sauce. Dann läßt man dieſe Sauce mit eingemachten Perlzwiebeln und vielleicht etwas Eſſig daran, durchkochen. **A. K. B.**

Linſen mit Kräuterſauce. Die Linſen werden weich gekocht. Dann brät man Peterſilie, Chalotte, etwas Thymian, ein Lorbeerblatt und Pfefferkörner in 40 g Butter an, röſtet dies mit Mehl braun und verkocht es mit leichter Bouillon eine halbe Stunde. Dann gießt man die Sauce durch, ſchmeckt ſie mit Salz und Citronenſaft ab, fügt einen Theelöffel feine Kräuter hinzu und eine Meſſerſpitze Liebigs Fleiſchextrakt und erhitzt in dieſer Sauce die weichen Linſen. Man reicht ſie zu Bratwurſt. **L. H.**

Fragen.

106) Ich bitte meine Mitleſerinnen, mir doch ein Geſchäft oder eine Perſon zu nennen, welche Schlipſe auch für Privatleute, alſo nicht für ein Geſchäft anfertigen könnten. Die Seide kann ich ſehr billig beziehen.

Frau **L. B. L.**

107) Kann ein freundlicher Leſer des Daheim mir Auskunft erteilen, wie eine Dame ihr großes Talent zum Zeichnen und Entwerfen von Muſtern und Emblemen verwerten kann? Im voraus wärmſten Dank.

M. Z., Stettin.

108) Könnte mir eine der frdl. Leſerinnen wohl angeben, wie man Tannenzapfen und Rübezahlbärte hübſch verwerten kann? Vielleicht als Eckdekoration? **H. in St.**

109) Könnte mir nicht eine liebe Mitleſerin des Daheim angeben, wie man Figuren aus Gips oder Elfenbeinmaſſe reinigt, wenn ſie durch Staub, Fliegenſchmutz u. dergl. verunreinigt und dunkel geworden ſind? Herzlichen Dank im voraus. **Fritze.**

Auskunft.

Vor längerer Zeit brachte der Fragekaſten des Frauen-Daheim die Bitte um ein Mittel, Warzen zu vertreiben. Ich war damals ebenfalls von dieſen kleinen Ungetümen geplagt und hatte an den Händen nicht weniger als 23 Stück aufzuweiſen, die mir bei jeder Arbeit ſtörend waren. Verſchiedene Mittel, die ich dagegen gebrauchte, haben nichts geholfen, bis ich ſchließlich ein einfaches, aber gewiß nicht allgemein bekanntes Hausmittel anwendete. Dasſelbe beſtand darin, daß ich mir die Hände täglich 3—4 mal mit den Scheiben einer friſchen Citrone tüchtig abrieb und am Abend ſtets neu geſchnittene Citronenſcheiben auf die Warzen feſtband und die Nacht über liegen ließ. Der Erfolg war überraſchend, denn jetzt, nach wenig Wochen, iſt nicht ein einziges Wärzchen mehr vorhanden. **M. B.**

(Zu Nr. 31.)

Wer Liebe ſät, der geht auch im Entbehren
Im Alter durch die Welt,
Als ging er zwiſchen lauter reifen Ähren
Im eignen Ährenfeld.

Geburtstagsgedicht für einen kleinen Jungen an den Vater.

(Bei Überreichung ſeines Bildes in einem Rahmen mit wildem Wein.)

Eine Ranke wilden Weines
Rankt ſich friſch und wild
Um ein luſt'ges, neues, kleines
Buntgemaltes Bild.

Und wer ſchaut aus ſolchem Rahmen,
Her mit luſt'gem Blick?
Ich, Dein Wildfang, Hans mit Namen,
Ich, Dein kleiner Strick!

Ja, ein rechter Sauswind bin ich,
Noch ein wildes Blut!
Doch, ich bitte Dich herzinnig:
Vater, ſei mir gut!

Gott, der liebe Gott wird's geben,
Und ich mein', ich kann's:
Freude ſollſt Du jetzt erleben
An dem wilden Hans!

F. Sch.

Zu einer grünen Kryſtallbowle mit Römergläſern.

(Auch zu grünen Römergläſern allein paſſend.)

Hinab von des Himmels unendlichem Dome
Ergießt die Sonne in leuchtendem Strome
Des Lichtes erſtrahlende goldige Flut.
Sie fließet hinab durchs Geäſte der Buchen,
Durchs Waldesgedämmer den Weg ſich zu ſuchen,
Bis zitternd, flimmernd im Mooſe ſie ruht.

Durchs Blätterdach flutet's in grünlichem Golde,
Und drunten im Raſen ſproßt lieblich das holde,
Das würzige Kräutlein, des Wonnemonds Kind.
Im Grün und im Golde des Waldes erſproſſen,
Sei es auch im Grün und im Golde genoſſen,
Weil dieſe zwei Farben die Heimat ihm ſind.

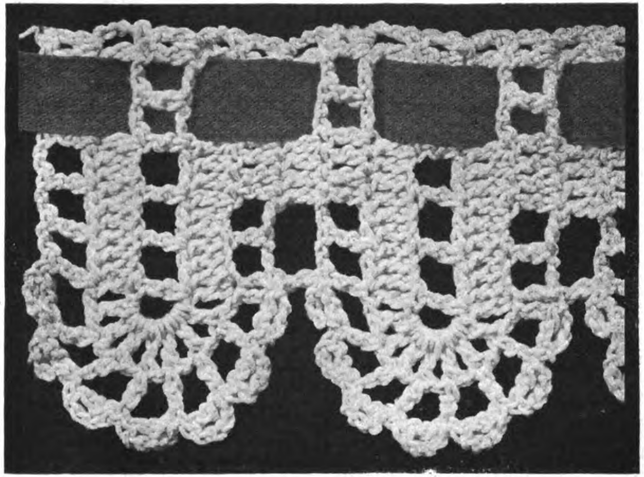
Laßt fluten und fließen in funkelndem Strahle,
Aus grünem Gefäß in die grünen Pokale,
Den waldmeiſterduftenden goldigen Wein.
Und ſchlürft Ihr von dieſem grün-goldenen Tranke,
So ziehe ein wonniger Frühlingsgedanke
Euch ſingend und jubelnd ins Herz hinein.

Wohlthätigkeitskonzert.

Wer denkt dabei nicht an einen großen Konzertſaal voll geputzter Menſchen und an ein Podium voll fröhlicher Sänger und Spieler! Den Mitwirkenden macht die Muſik offenbar Freude; es iſt doch vergnüglich, vor ſo vielen Menſchen in ſeinem beſten Können ſich zu zeigen und dabei das erhebende Gefühl zu haben, man thut es zu wohlthätigem Zweck. Der Zuhörer empfindet nicht minder Freude — und wenn wirklich die Leiſtungen nur mittelmäßig ſind, ſo tröſtet er ſich mit dem Gedanken „Ich gab mein Geld zu wohlthätigen Zwecken." Ich muß geſtehen, auch vor meinem Geiſt ſtieg dieſes Bild auf, als ich hier, in England, nach kaum vierzehn Tagen, aufgefordert wurde, „für das Krankenhaus" zu ſingen; augenblicklich ließ ich die wirkungsvollſten Lieder und die drei Geſellſchaftskleider vor meinem inneren Auge Revue paſſieren — um eine paſſende Wahl, der Wichtigkeit des Moments entſprechend, zu treffen. Wie erſtaunt aber war ich, als mich die junge Violiniſtin, die ebenfalls aufgefordert war, am Nachmittag um fünf im einfachen Hauskleid abholte. Wir gingen zu Fuß nach dem Krankenhaus, wurden von den Schweſtern aufs freundlichſte empfangen und dann in den großen Saal, wo die Kranken lagen, geführt. Hier ſtand ein Piano für uns bereit. Ohne weitere Vorbereitungen begannen wir nun, abwechſelnd, ein Stücklein auf der Geige und ein Lied vorzutragen, wozu wir uns gegenſeitig begleiteten. O, wie leuchteten die Augen der armen Kranken auf bei den Klängen der Muſik, wie freuten ſie ſich namentlich über bekannte, alte, liebe Volksmelodien! Ja, das war wirklich Wohlthätigkeitsmuſik! Sie that ihnen, die vielleicht ſchon ſeit Monaten jedes Klanges entbehrt hatten, im wahren Sinne des Wortes wohl. Ich ſah eine alte Frau ſich heimlich bei einem Liede eine Thräne aus dem Auge wiſchen. Die Kleineren erfreuten wir beſonders durch luſtige, heitere Weiſen; eine Polka machte ſie ganz glücklich und vergnügt. Die umſichtige, erfahrene Oberin bat uns immer wieder, fröhliche Melodien zu ſingen und zu ſpielen, wie ſie überhaupt bemüht war, ihre Pflegebefohlenen aufzuheitern. In der Mitte des großen, luftigen Raumes war ein geſchmackvolles Arrangement von grünen Topfpflanzen, manche Kranke hatte vor ihrem Bett ein Sträußlein oder eine Blume (und das war ein Armenkrankenhaus!). Nach einer Stunde verabſchiedeten wir uns von den Kranken mit dem feſten Verſprechen, bald wiederzukommen. „Sie glauben gar nicht, wie mir Ihr Lied in die kranke Seele drang," verſicherte jene alte Frau, „es trug mich zurück in meine Kinderzeit; vielen, vielen Dank!"

Könnten wir dieſe ſchöne Art, für wohlthätigen Zweck zu ſingen, nicht auch bei uns, im deutſchen Vaterland einführen? Dieſer Gedanke kam mir zu allererſt. Das Menſchenherz iſt ſicherlich dasſelbe überall; jedes Zeichen der Liebe wird mit Dankbarkeit angenommen! Schon in geſundem Zuſtand lieben wohl die meiſten Menſchen Muſik, wie viel mehr berührt ſie die Saiten ihres Herzens, wenn der Körper elend iſt! Schon der Gedanke, daß man ihnen dasſelbe darbringt, was Geſunde und Reiche erfreut, macht ſie glücklich und thut ihnen wohl, mehr vielleicht, als manche Gabe für ihr äußeres Wohl. Sie empfinden, daß Nächſtenliebe bemüht iſt, ihnen reine Freude zu bereiten, daß auch ſie teilhaben ſollen an dem Schönen, das in der Welt exiſtiert. „Den Armen ſoll das Evangelium gepredigt werden," mir erſchien die Muſik im Krankenhaus wie eine neue und ſchöne Erfüllung dieſes Gotteswortes. — Noch einer engliſchen Volkseigentümlichkeit will ich Erwähnung thun. Zum Schluß unſeres „Konzerts" wurde, als „ganz ſelbſtverſtändlich", die Nationalhymne geſungen und geſpielt; da konnte man aus verſchiedenen Kehlen Verſuche hören, in die geliebte Melodie mit einzuſtimmen; wer ſich nur irgend ſtark genug fühlte, ſang mit. Die Oberin und die Schweſtern erhoben ſich dabei von ihren Sitzen, die Klavierſpielerin ſelbſt verſuchte ſtehend zu ſpielen, ja ſogar etliche der Kranken reckten ſich auf ihrem Lager in die Höhe, um ihre Königstreue durch dieſen gern und ſtets gewährten Tribut zu bezeigen.

z. Z. London. Gertrud v. Sydow.



Gehäkelte Küchenſpitze.

„Kindermund."

Es war am erſten Oſterfeſttag. Die Oſtereier waren im Garten verſteckt, gefärbte Hühnereier, aber auch ein von der Großmutter geſandter Oſterhaſe mit kleinen bunten Zuckereiern. Unſer Älteſter entdeckt denſelben unter den Zweigen einer Tanne, legt aber den aufgehobenen Tannenzweig möglichſt zart wieder nieder und entfernt ſich auf den Zehenſpitzen von dem Orte. Die Mutter hatte es nicht bemerkt und fragt ihn kurz darauf: „Ob wir heute wohl den Oſterhaſen ſehen werden?" Er antwortet flüſternd: „Mutter, ich habe ihn ſchon geſehen." — „Aber haſt du ihn denn nicht ſchnell ergriffen?" — „Mutter, ich dachte, die Eier waren noch nicht gut, ſie waren ja noch ſo klein."

B. F. H.

Gehäkelte Spitze

zur Verzierung von Küchenſchränken, Schrankborden u. dergl.

(Quer zu häkeln.)

Material: ſtarkes Häkelgarn. Anſchlag 23 Luftmaſchen. **Erſte Reihe:** 1 Stäbchen in die neuntletzte der Anſchlm., 2 Luftm., 2 M. übergehen, 4 St. in die 4 folgenden M., 2 Lftm. 2 M. übergehen, 2 St. in die beiden folgenden M. **Zweite Reihe:** 4 Lftm., wenden, 1 St. in das vorletzte St. der vorigen Reihe, 5 Lftm., 5 M. übergehen, 10 St. auf je eins der folgenden M. **Dritte Reihe:** 4 Lftm., 1 St. in das letzte St. der vorigen Reihe, 5 je durch 2 Lftm. getrennte St. mit Übergehen von je 2 Lftm., 1 St. **Vierte Reihe:** 4 Lftm., 1 St. in das vorletzte St. der vorigen Reihe, 5 Lftm., Übergehen von 5 M., je 1 St. in die 10 folgenden M., 1 Lftm., 7 je durch 1 Lftm. getrennte St. in die 4 Anfangslftm. der vorigen Reihe, 1 Lftm., 1 f. M. unten an das erſte St. der zweiten Reihe, 2 Lftm., 1 f. M. in die äußere Ecke der erſten Reihe, wenden. **Fünfte Reihe:** 4 Lftm., 1 St. in die vorige f. M., + 1 St. in das letzte St. der vorigen Reihe, 4 Lftm., 1 St. in die Schlußm. des vorigen St. von + 4mal wiederholt, mit Übergehen von je 1 M. der vorigen Reihe, 4 Lftm., 1 St. in Schlußm. des vorigen St., 1 St. auf das letzte der 10 St. der vorigen Reihe, 2 Lftm., 1 St., 2 Lftm., 4 St. auf die 4 erſten der 10 St. der vorigen Reihe, 2 Lftm., 1 St., 2 Lftm., 2 St. **Sechſte Reihe:** 4 Lftm., 1 St., 5 Lftm., 4 St. auf die 4 St. der vorigen Reihe, 5 Lftm., 5 M. übergehen, 1 St., 4 Lftm., drehen, mit der erſten Reihe wieder anfangen. Durch die großen Öffnungen am oberen geraden Rand der Spitze wird ein entſprechend breites farbiges Baumwollen- oder Wollband gezogen.

Kunſt im Hauſe.

Glasmalerei ohne Einbrennen. Der Firma Heyn & Manthe, Berlin O, Königsbergerſtraße 8, iſt es gelungen, wundervolle transparente Glasfarben herzuſtellen, die vor allen ähnlichen Produkten den Vorzug größter Billigkeit und Leichtigkeit in der Ausführung haben, da das Einbrennen fortfällt. Wer einige Malvorkenntniſſe beſitzt, kann ſich etwas Schönes ſchaffen, das dauernden Wert hat, da die Farben lichtecht ſind. Als Gegenſtände kommen in Betracht: Fenſterſcheiben-Bilder und -Vorſetzer, Lampenglocken, ferner Vaſen, Schalen, Becher und Gegenſtände aus Porzellan, Thon, Holz, Metall, Zeug, Leder u. ſ. w. Da nicht jeder des Zeichnens kundig iſt, ſei bemerkt, daß man ſämtliche Artikel aufgezeichnet erhält. — Das Aufzeichnen geſchieht in der Weiſe, daß man die Vorlage unter die Glasſcheibe legt und mit der Zeichenfeder und Sepia die Konturen nachzieht und mit einem Pinſel und derſelben Farbe die Schatten anlegt. Die Aufzeichnung

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

muß trocken ſein, ehe man zur Ausführung ſchreitet. Mit dem Verdünnungsmittel werden die Farben ſo präpariert, daß ſie ſchön durchſichtig wirken. Vor zu ſtarkem Auftrag der Farbe hüte man ſich, man gehe lieber nach dem Trocknen (ſonſt wird die Fläche riſſig) noch ein- oder zwei mal über die betreffenden Stellen, damit die Durchſichtigkeit nicht eingebüßt werde und man größere Tiefen erziele. Mit den hellſten Tönen beginnend, geht man zu den dunkleren über, und damit ſich keine Ränder abſetzen, iſt es geboten, die Konturen mit wenig Farbe zu behandeln; etwaige Schäden laſſen ſich durch Terpentin entfernen. Die Kaſten enthalten außer den Farben noch flüſſige Aluminiumbronze, die uns in den Stand ſetzt, ſelbſt Bleiverglaſungen herzuſtellen. Mittels Pinſels und Lineals oder Zirkels zieht man die als Verglaſung dienenden Streifen oder Rundungen der einzelnen Fenſterchen. Dieſe letzteren kann man einfarbig verſchieden bemalen. Auch die traulichen Butzenſcheiben können wir herſtellen, indem wir den Pinſel „Stupfer“, mit Aluminiumbronze gefüllt, ſenkrecht in die Mitte des Kreiſes ſtellen und eine ſchraubenförmige Drehung beſchreiben. Zum Bemalen der nicht aus Glas beſtehenden Sachen wird die Farbe, mit „Chineſiſch Weiß“ deckend, hergerichtet. Will man die Gegenſtände mit Bronzen reicher geſtalten, ſo beſtreiche man die Stellen mit Transparent-Glas-Weiß und ſtreue das Pulver darauf. Im übrigen arbeite man in der Farbenwahl nach der Vorlage oder eigenem Geſchmack. **Sybille.**

Brunnenglas.

So manche Angehörige der lieben Leſerinnen, die zwecks einer Brunnenkur ins Bad geben muß, würde zweifellos erfreut ſein, wenn eine aufmerkſame Verwandte oder Freundin ſie mit einem ſchönen, ſelbſtverzierten Brunnenglaſe überraſchen wollte. Ein ſolches iſt mit Hilfe der neuen „amerikaniſchen Glastinte“ ſehr leicht und mühelos in der ſo ſchönen, wirkungsvollen Ätzarbeit herzuſtellen, welche — infolge der hochgradigen Giftigkeit der bislang hierzu verwendeten Flußſpatſäure — bisher nur wenig ausgeübt wurde. Das Verfahren iſt überaus einfach und ohne jede Vorkenntnis ausführbar. Das glatte, ungeſchliffene, doch nicht allzu dünne Glas wird ſauber gereinigt und ſodann die auf Papier übertragene Muſter-Vorzeichnung in das Glas geſteckt. Am hübſcheſten wählt man eine den Rand umgebende Borte und für die Mitte des Glaſes das Monogramm oder Wappen der Empfängerin, oder auch ein von Blumen- oder einem Rokoko-Ornament umgebenes „Wohl bekomm's!“ Eine Stahl- oder Gänſekielfeder taucht man nun in die Ätztinte, zieht damit die auf dem Papier befindlichen Muſterlinien auf dem Glaſe nach, ſpült das Glas dann — am beſten unter der Waſſerleitung — ab, ſo daß alle Ätztinte entfernt wird und reibt es mit reinem, weichem Tuche trocken. Nach Entfernung des eingelegten Papieres tritt die unverwüſtlich angebrachte Ätzung dann in ihrer reizvollen Wirkung zu Tage. Da die Einwirkung der Ätzflüſſigkeit auf die Glasfläche indes nicht länger als etwa eine halbe Minute währen darf, iſt es bei größeren Zeichnungen ratſam, immer erſt einen Teil derſelben fertig zu ſtellen und danach das übrige. Je nach Geſchmack kann man die Ätzung auch vergolden oder farbig tönen. Für letzteren Zweck empfehlen ſich die neuen durchſichtigen Transparent-Glasfarben, die keines Brennens bedürfen, während die Vergoldung mit ſogenanntem Glanzgold auszuführen iſt, welches man beim Porzellanmaler oder -brenner erhält. Dieſes Glanzgold wird mittels einer reinen Stahlfeder aufgetragen und das Glas, nach erfolgtem Trocknen, zum Einbrennen der Vergoldung dem Brenner übergeben. In dieſer Weiſe laſſen ſich natürlich auch die ſchönſten Wein-, Thee- und Biergläſer, Glasſchalen u. ſ. w. herſtellen. Erhältlich iſt die Ätztinte bei A. Hermann, München, Eiſenmannſtraße. **Margot.**

Praktiſches fürs Haus.

Fr. 103. Langjährige Abonnentin. Um Ölfarbe von alten Möbeln zu entfernen, genügt 1 kg Farbenvertilger von L. Schmitz, Farbenwarenhandlung, Osnabrück. Die Maſſe iſt recht dick mit altem Pinſel aufzutragen, nach zwei Stunden mit heißem Sodawaſſer abzuwaſchen, bis alles herunter iſt. Der Ton bleibt wunderſchön dunkel altdeutſch. Das Holz muß mit Bohnerwachs gebürſtet werden. Ich ſelbſt habe manches wertvolle Stück, zur Zufriedenheit meiner Kundſchaft, zu ſeinem Kunſtwert zurückgebracht.

W. Sundermann, Kunſttiſchler in **Ladbergen** (Weſtfalen).

Ein Heim.

Der Zug nach einem Heim liegt tief im Menſchenherzen begründet, denn ein Heim iſt uns der Inbegriff von Glück und Frieden. Doch, wie viele ſind auf Gottes Welt, denen ein ſolches nicht beſchieden, denen es durch Tod, Not oder andere Verhältniſſe zerſtört oder geraubt iſt! Wie viele Witwen und Waiſen, ſelbſt aus den gebildeteſten Ständen, kämpfen machtlos gegen die Stürme des Lebens, und ſchwer iſt es, in ſolcher Not und Entſagung ein kleines trauliches Heim ſich zu erhalten. Solange Körperkräfte und Geſundheit es geſtatten, geht es vielleicht mit einem kleinen Nebenerwerb; doch kommt das Alter oder Krankheit, — was dann?! Wer nimmt ſich dann dieſer Vereinſamten, Bedürftigen freundlich an, da ſie doch nichts oder gar wenig zu bieten haben? — Im Verſtändnis dieſer traurigen Lage öffnete ſich, wie in der letzten Zeit ſo manche Artikel im Frauendaheim bezeugten, hier und da ein Heim für dieſe Unglücklichen, ſie zu unterſtützen und ihre Lage zu erleichtern. — Zu dieſem Zwecke wurde auch in opferwilliger Liebe durch das einem Pfarrhauſe entſtammende Fräulein Marie Brückner ein Frauenheim in Hirſchberg i. Schl. am 1. April 1893 gegründet, den in beſcheidenen Verhältniſſen lebenden Witwen und Waiſen der gebildeten Stände freundliche Aufnahme bietend. Zur Schaffung von Freiſtellen darin für ganz Mittelloſe, wendet ſich nun dieſe Vorſteherin bittend und vertrauend an die edle, mit Glücksgütern geſegnete Menſchheit, Hilfe und Unterſtützung zur Förderung dieſes Zieles erhoffend; ſei es durch jährliche oder einmalige Beiträge oder durch Vermächtniſſe. Unter günſtigen Bedingungen öffnet ſich das Heim auch ſolchen Damen, die ſich darin für die jährliche Summe von 600 Mk. in Penſion geben wollen. Nicht nur älteren, ſondern auch jungen Damen, denen ein Elternhaus früh geraubt wurde, bietet dies Heim liebevolle Aufnahme, Anſchluß an die, in den beſten Lebensjahren ſtehende Vorſteherin und Gelegenheit zu weiterer Ausbildung in Muſik, Sprachen, Haushalt ꝛc. Sehr vorteilhafter iſt für weniger Bemittelte, eine einmalige Einzahlung von 3000 Mk., die der Anſtalt verbleiben, wofür ſie zeitlebens dort ein geſichertes Heim, beſtehend aus Stube, Keller- und Bodenraum, ein Plätzchen im Garten und Benutzung des gemeinſchaftlichen Salons haben. Nach Belieben können ſie vermittels eines ihnen verbliebenen Taſchengeldes eigenen Haushalt führen oder gegen einen mäßigen Preis ſich aus der allgemeinen Küche beköſtigen laſſen. Nähere Auskunft über Penſion oder etwaige ſonſtige Vergünſtigungen, ſowie die Statuten ſind durch die Vorſteherin, Fräulein Marie Brückner, Hirſchberg i. Schl., Gartenſtr. 4, zu erlangen, ebenſo iſt dieſelbe zur Empfangnahme freundlicher Liebesgaben bereit. Es iſt das, in ruhiger Straße und kräftigender Gebirgsluft Hirſchbergs gelegene Frauenheim eine Stätte der Liebe und des Friedens, unter der ſicher leitenden Obhut der Vorſteherin, der treue, männliche Ratgeber helfend zur Seite ſtehen. In dem der Andacht und der Geſelligkeit dienenden Salon, der allen zur Verfügung ſteht, treten ſich in Freud' und Leid die Herzen derer näher, die dies Heim miteinander teilen, ohne doch zu dieſem Anſchluß aneinander gezwungen zu ſein. — Wenn ich nun mit leiſem Finger an die Herzen derer heute klopfe, denen Gott ein ſorgenloſes Heim beſchieden hat und mich mit der Bitte nahe: „Gedenket der verſchämten Armen, denen ein ſolches fehlt“, werden ſich da die Herzen aufthun? werden die Hände geben? Als Zeichen der Not ſpricht deutlich, daß ſich ſeit dem kurzen Beſtehen des Heims bereits 200 Damen um ganze oder halbe Freiſtellen bewarben, doch nur einer konnte, vorläufig auch nur auf zwei Jahre, wenn der Liebesfond ſich nicht vergrößert, eine freie Aufnahme gewährt werden!

W. Marthen.

Gedicht für eine Gemeindeſchweſter zur Einführung.

Fr. 96.

Sei uns gegrüßt! Sei tauſendmal willkommen!
Ins neue Arbeitsfeld tritt freudig ein!
Mit offenen Armen ſollſt Du aufgenommen,
Wie Schweſter Phöbe*) uns befohlen ſein.

„Wer will der Größte ſein, der diene allen —“
Dein Lebenswahlſpruch iſt dies Heilandswort;
Nicht Dienſt vor Augen, Menſchen zu gefallen,
Wird all Dein Thun und Wirken ſein hinfort.

Als reiner, echter Gottesdienſt zu preiſen
Iſt der Beruf, dem Du Dich haſt geweiht:
In ihrer Trübſal tröſten Witwen, Waiſen,
Not, Elend lindern voll Barmherzigkeit.

Gott ſei mit Dir auf allen Deinen Wegen,
Erſchließ' die Herzen Dir bei groß und klein,
Woll' auf Dein Leben die Verheißung legen:
„Du ſollſt geſegnet und ein Segen ſein!“

Und will gering Dein Tagewerk Dir ſcheinen —
Der Herr hat es geadelt, denke dran.
Er ſprach: „Was Ihr thut der Geringſten einem
Von meinen Brüdern, habt Ihr Mir gethan.“

Anna Ecke.

---

*) Röm. 16, 1: „Ich befehle Euch aber unſre Schweſter Phöbe, die da iſt im Dienſt der Gemeinde zu Kenchreä.

Fragen.

110) Wo findet eine gebildete, tüchtige Schneiderin lohnenden Erwerb in ihrem Fach? Für gütige Auskunft wäre ſehr dankbar **Eine langjährige Daheimleſerin. (M. P., Barmſtedt,** poſtlagernd.)

111) Könnte mir jemand ſagen, wozu ſich alte Seide (Müllergaze) verwenden reſp. umarbeiten ließe? Beſten Dank im voraus!

Langjährige Daheimleſerin in **Boom** in Holland.

112) Wäre eine Daheimleſerin vielleicht ſo gütig, mir anzugeben, auf welche Weiſe das Waſchen des Haares mit Kali vorzunehmen iſt (damit es recht loſe und pluſterig wird)? Im voraus vielen Dank! **B. W.**

113) Könnte mir eine Mitleſerin angeben, wie man grau und unanſehnlich ausſehende Platten von weißen Marmorwaſchtiſchen gründlich reinigt, ohne zu ſchaden? Ferner: Wie man die Taſten eines Klaviers vor dem Gelbwerden ſchützt, wie man dieſelben wieder bleicht, wenn ſie ſchon gelb ſind, und welche Behandlung man anwendet, um die Taſten von Schmutz zu reinigen? Herzlichen Dank.

J. B. in R., Thüringen.
Langjährige Abonnentin des Daheim.

Auskunft.

Alte Daheim-Leſerin. Beſten Dank für die Mitteilung! Wir möchten uns mit der Sache, „Amandine“ betreffend, nicht weiter befaſſen!

Antwort auf Frage 91:

Sprüche für eine Fahne von Elbſchiffern.

Auf wogender Flut
Mit Leben und Gut
In Gottes Hut.

Vom Fels zum Meer und zurück
Trägt uns die Well' und das Glück.

Wind und Wellen im Verband,
Heller Blick und feſte Hand
Führen uns von Land zu Land.

Wir Schiffer lernen zwingen
Der Elemente Wut!
Zum Ziele muß uns bringen
Wind, Feuer,*) Waſſerflut.

Auf ſchimmernder Bahn
Hinab und hinan!

Anna Ecke.

---

*) Dampfſchiffahrt angenommen.

Fr. 92. Der Weber Herm. Warnicke in Güſtrow i/Meckl., Grüner Winkel, hat für unſere Familie alles ſelbſtgeſponnene Garn zu größter Zufriedenheit gewoben. Er ſchickt auf Wunſch ſeine Muſter zur Auswahl und läßt gegen geringe Vergütung die Leinwand gut bleichen.

Danzig. Baronin v. Langermann.

Fr. 95. Der „Abonnentin in Geiſenheim“ zur Nachricht, daß hier in Dresden, das ſich für eine Sommerkur beſonders empfiehlt, die Anſtalten für Maſſage von Frau Dr. Frey und Frl. Neumann den gewünſchten Anforderungen entſprechen möchten. Auf Nachfrage erhielt ich die Antwort, daß die Damen ſchon für 2—3 ℳ maſſieren. Auch maſſieren Hofrat Dr. v. Reiher und Hofrat Oldewig — beide in meiner Nachbarſchaft — zu ermäßigten Preiſen, wenn das Bedürfnis da iſt. Vom 15. Mai an könnte die Dame auch bei mir billig wohnen. Inkluſive Zimmer und Beköſtigung für 4—5 ℳ

Dresden. H. Latz, Chriſtianſtr. 35, II.

Bezugnehmend auf Fr. 95 (Abonnentin in Geiſenheim) erkläre ich mich gern bereit, die Maſſage zu übernehmen; ich bin ärztlich geprüft und bitte gütigſt nähere Bedingungen an mich richten zu wollen.

J. v. St. poſtlagernd **Görlitz.**

Weitere Empfehlungen liegen in der Redaktion.

Fr. 97. Ich erlaube mir aufmerkſam zu machen auf Dr. H. Löwes Spaniſche Unterrichtsbriefe, welche in erſter Linie eine Empfehlung verdienen. Dieſelben ſind (nebſt Engliſch, Franzöſiſch und Italieniſch zum Preiſe von je 5 Mark die Sprache) durch die Verlagsbuchhandlung von C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürſtenſtr. 37 zu beziehen, auch durch jede andere Buchhandlung.

Fr. 100. (A. C in L.) Da das Kränzchen von elf jungen Damen gebildet wird, ſo ſchlage ich vor, dasſelbe „Elfenreigen“ zu nennen. **Eilenburg.**

(Zu Nr. 32.)

Und immer wirds ſchöner und immer wirds heller
Im ärmlichen Stübchen, im kleinen Haus!
Ein Vergißmeinnichtkränzel auf irdenem Teller,
In blankem Glaſe ein wilder Strauß!

Zur Silberhochzeit.

Ich komme heut' im Frühlingsglanze
Zu Euch, dem Paar im Silberſchein,
Und flechte Eurem Silberkranze
Die beſten meiner Wünſche ein.

Wie Ihr in 25 Jahren
Gemeinſam truget Freud' und Leid,
So mög't Ihr fernerhin erfahren:
Geteiltes Leid iſt halbes Leid.

Gott mög' mit ſeinen Segenshänden
Zu doppelter Glückſeligkeit
Euch ſeiner Gaben Fülle ſpenden
Bis in die allerfernſte Zeit.

Wenn dann der Silberglanz geblichen,
Der heute Euer Haupt umſtrahlt,
Wenn Kraft und Streben ſind gewichen,
Die ſtrenge Zeit Euch Falten malt,

Dann möge noch ſo friſch wie heute
Das Herz Euch ſein, das Auge klar,
Mög't dann mit ungeſchwächter Freude
Noch fühlen Euch als bräutlich Paar.

Dann möge blühend Euch umringen
Der Kindeskinder frohe Schar,
Sie mög' den goldnen Kranz Euch bringen
Nach aber 25 Jahr.

Mög' Euer ganzes Alter gleichen
Dem ſtillen, heitern Wintertag,
An deſſen Niedergang Euch reichen
Engel die Kron' des Lebens dar.

Alte Abonnentin.

Das zweite Gebot.

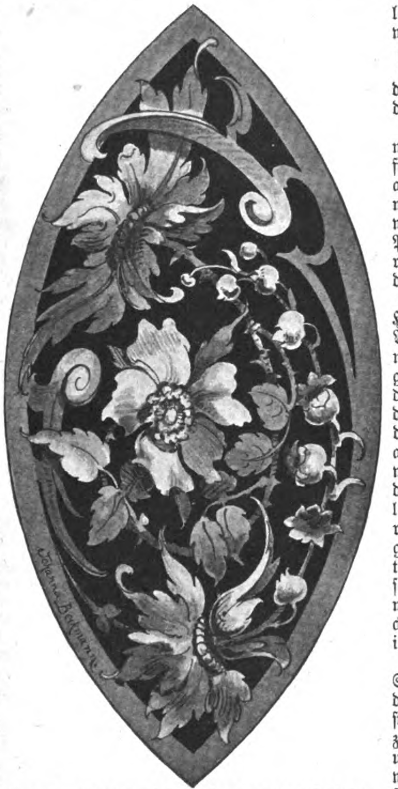
„Herrgott!“ ſchon $^1/_2$8 Uhr, ruft der Herr Rat mit einem Blick auf die Uhr — „da hat die Babette wieder nicht geweckt!“

„Bei Gott, Du haſt recht!“ und mit einem Seufzer: „Das Mädchen wird von Tag zu Tag nachläſſiger!“ — „Babette,“ ſagt die gnädige Frau eine halbe Stunde ſpäter, „Sie haben ſich ſchon wieder verſchlafen, mein Gott, iſt das Frühaufſtehen denn ſo ſchwer? Sie ſind doch vom Lande und müſſen es gewohnt ſein. Daß mir ſo etwas nicht wieder vorkommt!“ „Ach Gott, Mamachen, ich muß heute ohne Kaffee fort, der Kurſus beginnt gleich, verzeih', wenn ich mich nicht aufhalte,“ ruft die Tochter mit flüchtigem Gutenmorgengruß ins Zimmer. „Du lieber Gott,“ grollt Babette in der Küche, „die Gnädige wird auch gar zu ſtreng, als ob ſich nicht jeder einmal verſchlafen kann!“ „Jeſſ' mar' joſep“ ſagt der Grünmann in Babettes Thränen hinein, „was haben Sie denn, Fräulein?“ — —

Wie viele von uns verſündigen ſich, ohne es zu wollen täglich, ja ſtündlich, gegen das zweite Gebot! Manchem ſind die oben citierten Ausſprüche und Beteuerungen ſo zur Gewohnheit geworden, daß er es kaum empfindet, was er damit thut und erſt ſtutzig wird, wenn ein feinempfindender Menſch ihn groß anſieht oder ihn direkt jemand darauf aufmerkſam macht. Und doch müſſen wir gegen dieſe Gedankenloſigkeit zu Felde ziehen. Sind wir es nicht unſeren Kindern ſchuldig, ihnen ein tadelloſes Beiſpiel zu geben? Da lernt mein kleiner Knabe die zehn Gebote. „Du ſollſt den Namen des Herrn Deines Gottes nicht unnütz führen.“ „Mama, was heißt das, erzähle!“ Ich erkläre, ſo gut ich kann; dabei erinnert ſich das Kind, was der Lehrer geſagt hat, wir ſuchen Beiſpiele. So, die Lektion iſt gelernt; mein kleiner Wildfang ſchlägt die Bücher fröhlich zu. Ein wenig ungeſtüm geſchieht das Ranzenpacken — da — ein Stoß gegen das Tintenfaß — ein breiter, tiefſchwarzer Strom ergießt ſich über den Tiſch bis hin zu Mamas feiner weißer Häkelei — „Ach Gott, Junge, was haſt Du gemacht!“ „Mama, liebe Mama!“ ſchluchzt die Kinderſtimme an meinem Ohr, und zwei kleine Arme umklammern meinen Hals, „ich will's gewiß nicht wieder thun! Mama, Du darfſt aber auch nicht wieder „Ach Gott!“ ſagen, das hat der liebe Gott ja verboten und ſonſt ſtraft er Dich“ — —

Seit dieſer kleinen Epiſode hängt in der Kinderſtube eine Malerei von meiner Hand, die römiſche Zahl II und das Wort Gebot in rot, blau und goldnen Buchſtaben. Ein Kranz von Vergißmeinnicht umgibt die Schrift. Entſchlüpft aber einem von der kleinen Schar einmal ein verbotener Ausruf, ſo genügt ein Umdrehen und ein Blick nach dem gemalten Verbot, um ihm ſein Vergeſſen in Erinnerung zu bringen — und mir auch.

Mama Edith.


Vorlage für ein elliptiſch geformtes Käſtchen.
(Die Käſtchen ſind vorrätig bei Keltz & Meiners, Berlin W., Leipzigerſtr. 10.)

Zur Umgeſtaltung des Strohhutes.

Der Strohhut wird zum Tageshelden, wenn die Lerche ſingt und der Krokus ſprießt. Da ſteht dann manch' eine Maid und ſieht den „Vorjährigen“ in ſtiller Wehmut dem Dunkel des winterlichen Verließes entſteigen. In Façon mit der neuen Mode Schritt haltend, im Material unlädiert — aber vergilbt — vergilbt! — „Dafür gibt's ja Strohhutlacke in allen Farben,“ tröſtet die Freundin, und man verſucht's mit dem Strohhutlack. Einmaliger Anſtrich, aber die Sache deckt nicht, zum zweitenmal geſtrichen, und die Geſchichte geht. Die dunkle Seite der Sache iſt jedoch, daß der Hut ſehr ſchwer und ſehr glänzend wird und daß nach kurzem Tragen der abplatzende Lack die Grundfarbe freilegt. — Dieſem Übelſtande begegnet man durch nachſtehendes einfaches Verfahren: Man läßt ſich vom Droguiſten eine Beize in der gewünſchten Farbe miſchen; — mit dieſer überbürſtet man den Hut von außen und innen recht gleichmäßig, worauf man ihn trocknen läßt; dann erſt tritt der Lack in ſeine Rechte. Derſelbe wird recht dünnflüſſig aufgetragen, und der Hut iſt kaum von einem neuen zu unterſcheiden.

Eine „brennende“ Frage.

Ob Platin, ob Krempelhuberſcher Apparat? — So in kurzen Worten iſt das nicht zu unterſcheiden; jeder der beiden hat ſeine Anhänger, ſeine Vor- und Nachteile, meines Erachtens der Krempelhuberſche aber mehr der letzteren. Ich will durchaus nicht verkennen, daß derſelbe durch ſeine Billigkeit mehr Käufer finden muß, als der immerhin etwas teurere Platinapparat. Ferner, daß Spiritusdämpfe Hals und Augen lange nicht ſo angreifen, wie die Benzindämpfe, die der Platinapparat entwickelt und die empfindlichen Naturen ein längeres Arbeiten mit demſelben unmöglich machen. Dafür iſt aber die glühende Spitze bei dieſem vollſtändig frei zu überſehen und bequem, wie ein Bleiſtift zu handhaben, während bei dem Krempelhuberſchen Apparat das Schiffchen den Stift etwas verdeckt und der runde Spiritusbehälter auf die Dauer der Hand zu ſchwer wird. Feine Schattierungen u. dgl. laſſen ſich doch nur mit einem von dem Auge vollkommen beherrſchten Stift herſtellen. Der Fußbetrieb (durch den die linke Hand frei iſt), der früher den Krempelhuberſchen Apparat deshalb von ſo vielen bevorzugen ließ, iſt jetzt auch bei allen anderen Apparaten zu haben, verteuert ſie aber etwas. Zudem kann man ſich auch den zu bemalenden Gegenſtand ſo feſtſtellen, daß die linke Hand zum Halten nicht nötig iſt, oder, wenn die Arbeit öfteres Drehen erforderlich macht, den Stift mit ſeinem Korkring auf ein Trinkglas oder auf einen ähnlichen erhöhten Punkt ſo auflegen, daß die Metallteile frei in der Luft ſind und nur der Kork das Glas berührt. Dadurch hat man für kurze Zeit beide Hände frei. Man braucht dann nur den Gummiball ein paarmal kräftig zu drücken, um den Stift in die zum Weiterarbeiten nötige Glut zu bringen, auch wenn über eine Minute pauſiert wurde. — Was nun die Teuerkeit des Platinapparates anbelangt, ſo iſt zwiſchen dieſem und dem Krempelhuberſchen kein ſo großer Unterſchied mehr, wie vor zwei und drei Jahren. Es werden jetzt Nickelſtifte, flach und ſpitz, in allen Stärken, mit Platinſpitzen hergeſtellt, die ſehr exakt und und ſchön glühen und bei etwa nötiger Reparatur nur die Hälfte eines echten Platinſtiftes koſten. In ſolcher Ausführung ſtellt ſich ein Apparat mit Handbetrieb eben auf neun Mark, in hübſchem Pappkaſten, einen Brennſtift, Benzinglas, Gummiſchläuche und Ball, Spirituslampe mit allem Zubehör enthaltend. Als das zur Brandmalerei geeignetſte Holz wird gewöhnlich das des Ahorns genommen; aber auch Birnbaum brennt ſich gut, überhaupt jede helle und weiche Holzart. Nur iſt darauf zu achten, daß ſo wenig wie möglich Maſerung, keine Aſtanſätze oder dergl. auf der zu brennenden Fläche ſind, die ſonſt für ungeübtere Hände eine ſtete Quelle des Ärgers werden, da die glühende Spitze des Stiftes gar zu leicht durch Hängenbleiben an denſelben einen nicht mehr zu vertilgenden braunen Fleck ins Holz brennt.

Gr.

Über Braten und braten.

Ein berühmter, franzöſiſcher Feinſchmecker ſtellte die Behauptung auf, Kochen kann man lernen, aber zum Bratenmeiſter muß man geboren ſein. Dies iſt eine Phraſe, die mit anderen Worten ſagen will, daß Kochen viel leichter iſt als Braten, und darin wird jede kochkundige Hausfrau dem franzöſiſchen Feinſchmecker Recht geben. Es erfordert wenigſtens weit mehr Aufmerkſamkeit, einen Braten in ſeiner Vollendung herzuſtellen, als ein einfaches Suppenfleiſch zu kochen. Doch auch die Kunſt des Bratens iſt durch Übung und Erfahrung zu erlernen, ohne daß man ein geborenes Talent dazu beſitzt. Um einen guten Braten herzuſtellen, iſt vor allem Hauptbedingung, daß das Fleiſch nicht zu friſch geſchlachtet iſt; dasſelbe ſoll im Sommer wenigſtens 3—4 Tage, im Winter bis zu einer Woche alt ſein. Dadurch wird es zarter und milder. Kalbfleiſch entwickelt ſich übrigens früher. Iſt man genötigt, Geflügel bald nach dem Schlachten zu gebrauchen, ſo empfiehlt es ſich, demſelben vor dem Schlachten einen Löffel Branntwein oder ſtarken Eſſig einzugeben, wodurch das Fleiſch viel mürber wird. Einige Braten, z. B. Hammel- und Rinderbraten, werden durch tüchtiges Klopfen unmittelbar vor dem Gebrauch milder und wohlſchmeckender, und wird dem Fleiſch dadurch auch einige Kraft entzogen, ſo kann dieſe doch durch eine gute Sauce erſetzt werden. Es iſt beim Klopfen nur darauf zu achten, daß das Stück

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nicht aus der Form gebracht wird. Das Spicken macht jeden Braten ſaftiger und gibt ihm außerdem ein ſchönes Ausſehen. An ſich trockenes Fleiſch, namentlich Wild, wird reich geſpickt, Geflügel wird geſpickt oder mit Speckſcheiben umwickelt, wozu Luftſpeck ſich beſſer eignet als der geräucherte. Jeden Braten ſoll man gleich ins heiße Fett legen und in eine nicht zu große Pfanne. Alsdann drehe man ihn raſch einmal auf alle Seiten, ſo daß eine jede in das heiße Fett kommt. Dadurch gerinnt das Eiweiß an der Oberfläche des Fleiſches und verhindert den Austritt des Saftes aus demſelben, wodurch der Braten naturgemäß innen ſaftig bleibt. Über geſpickte Braten, die man nicht gern auf die geſpickte Seite legt, ſchöpfe man gleich etwas heißes Bratenfett. Nie ſoll man Braten ſtark ſalzen, das Fleiſch wird zähe, hart und verliert an Wohlgeſchmack. Bei Schweinebraten und Gänſen ſetzt man gleich etwas Waſſer zu, bei allen anderen Braten erſt, wenn das Fett anfängt, ſich braun zu färben, was man ſo oft wiederholt, als die Brühe zu kurz eingebraten iſt. Jeder Braten ſoll häufig mit der Bratenbrühe begoſſen und nicht länger gebraten werden, als zum Garwerden durchaus notwendig iſt. Zu weich gebratenes Fleiſch iſt ſaftlos, zu ſtark gebratenes trocken, geſchmacklos und ſchwer verdaulich. Sehr von Wichtigkeit für die Güte des Bratens iſt es, die Zeit ſo zu berechnen, daß derſelbe eben fertig iſt, wenn man ihn zu Tiſch geben will, durch längeres Stehen würde derſelbe ſehr verlieren. Die beſte Würze gibt dem Braten eine reichliche, kräftige Sauce. Wenn das Fett am Braten klar über dem Bodenſatz ſteht, ſo hebe man dasſelbe mit einem Löffel beinahe ganz ab und gebe zum Binden der Sauce etwas Mehl in die Bratenpfanne, rühre das in der Pfanne angeſetzte Braune los, vermiſche es mit kaltem Waſſer und laſſe das Ganze noch eine Weile aufkochen. Eine gute Bratenſauce muß reinſchmeckend, kräftig, gelbbraun und gebunden ſein, darf weder brenzlich noch verſalzen ſchmecken, weder wäſſerig noch fett ſein. Um den Wohlgeſchmack der Sauce, beſonders beim Wild zu erhöhen, empfiehlt es ſich, den Braten mit ſüßem oder ſaurem Rahm öfters zu begießen. Iſt man genötigt, altes Wild oder Geflügel zu braten, ſo umwickle man es gleich mit Papier, das reichlich mit Butter beſtrichen iſt, und laſſe es bei nicht zu ſtarker Hitze braten. Erſt ſpäter entfernt man das Papier, um dem Braten die nötige Farbe zu geben. Wir kennen zweierlei Arten von Braten, unſere heimiſche, das Fleiſch gut durchzubraten, und die engliſche, bei der dasſelbe nicht ganz durchgebraten wird, ſehr ſaftig bleibt und beim Durchſchneiden in der Mitte eine ſchöne, rötliche Farbe hat. Roh ſoll es aber durchaus nicht ſein, wie man dies ſo häufig findet. Bei Roaſtbeef rechnet man auf das Pfund Fleiſch ¼ Stunde Bratenzeit. Alsdann iſt's ſaftig und immer ſchön hellrot; ein ganzes Filet wird 1 Stunde nicht ſtark gebraten. Filet auf engliſche Art wird offen 10 Minuten in reichlich friſcher Butter gebraten. Ein kleiner Kalbsbraten darf nicht über 1 Stunde braten, weil er ſonſt zu weich und trocken würde, eine ganze Kalbskeule von 10—12 Pfund bedarf 2—2½, mitunter ſogar 3 Stunden. Hammelkeule, wie Wild zubereitet, bedarf 2—2½ Stunden, da das Fleiſch durch die Beize mürber geworden iſt, ſonſt braucht eine Hammelkeule oft bis zu 3 Stunden und darüber. Wer es vorzieht, dieſelbe wie in Frankreich innen rot zu haben, kommt mit 1½ Stunden weg. Schweinebraten bedarf, wenn eine ganze Keule gebraten wird, 3 Stunden. Schinken wie Wildſchweinsbraten iſt in 2½ Stunden gar und wird am beſten in einer irdenen Bratpfanne gebraten. Reh- oder Hirſchkeule bedarf zum Garwerden 2—2½ Stunden, ein Häslein bis zur erſten Gare, wenn's kein Haſengroßvater iſt, 30—45 Minuten, und ſo iſt's am beſten. Bei allem Wild iſt zu bemerken, daß der Ziemer oder Rücken kürzere Zeit zum Garwerden braucht als die Keulen. Ein junger Puter bedarf zum Weichwerden 2—2½ Stunden, ein älterer 3. Kapaun hat 1½—2 Stunden langſames Braten nötig. Junge Hähne bedürfen ½—1 Stunde und ſollen nach den Anforderungen der feinen Küche nicht braun, ſondern nur ſchön gelb ſein, ohne daß ſie ausſehen, wie geſchmortes Geflügel. Taube bedarf ¼—½ Stunde. Eine Ente muß je nach ihrem Alter 1½—2½ Stunden feſt zugedeckt braten, und zeitweiſe wird etwas Waſſer zugeſetzt. Eine junge Gans, jedoch vollſtändig ausgewachſen, bedarf 2½—3 Stunden, eine alte Gans — nun, das iſt verlorene Liebesmühe, die ſollte man überhaupt nicht braten. Gans wird ohne Fett, nur mit Waſſer beigeſetzt. Ein Rebhuhn braucht 1—1½ Stunde. Krammetsvögel ¼ Stunde oder nach Belieben ſo lange, bis ſie recht groß geworden ſind. Im übrigen, meine liebe Hausfrauen, gilt auch hier das Wort: „Keine Regel ohne Ausnahme," oder beſſer noch: „Die Ausnahme beſtätigt die Regel!"

J. B.

Reiſetaſche.

Gelegentlich einer Reiſe ſah ich eine ebenſo praktiſche wie einfach herzuſtellende Reiſetaſche, die vor den beliebten Plaidhüllen den Vorzug voraus hat, daß die eingelegten Gegenſtände nicht gedrückt werden. Eine ſtarke, doch biegſame Papptafel von ca. 85 cm Länge und 50 cm Breite bildete die Grundform; dieſelbe war auf beiden Seiten mit grauem Segelleinen bezogen, welches auf der Oberſeite der Taſche eine mit Schottengarn, in Schnurſtich gearbeitete Buntſtickerei zeigte. An beiden Langſeiten der Grundform war je ein ca. 12 cm breiter Streifen aus Segelleinen feſtgenäht, welcher am Außenrande mit Hohlſaum und Zug verſehen, feſt zuſammengezogen, die Taſchenform bildete und zugleich den ſeitlichen Verſchluß der Taſche ergab. Den oberen Verſchluß vermittelten zwei ſchmale, graue Lederriemen von ca. 15 cm Länge, an deren einem Ende ein federnder Nickel-Patentverſchluß angebracht war, der mit einem, an paſſender Stelle befeſtigten Nickelknöpfchen korreſpondierte. Ein grauer Lederbügel vollendete die Ausſtattung. Die Lockerung einer der ſeitlichen Zugvorrichtungen ermöglichte ein bequemes Hineinlangen in die Taſche. Um eingelegte Wäſche und Garderobenſtücke in glatter Lage zu bewahren, waren innen, an beiden Langſeiten der Grundform je zwei Riemen befeſtigt, die über den glatt eingelegten Gegenſtänden zuſammengeſchnallt wurden. Da der ſeitliche Zugverſchluß auch das Einlegen von Schirmen geſtattet, macht dieſe Taſche zugleich eine Schirmhülle und damit ein weiteres Stück Handgepäck überflüſſig.

Margot.

Praktiſches fürs Haus.

Das Reinigen hellſeidener Schleppen. Iſt die Winterſaiſon vorüber, ſo hält man wohl einmal Toilettenviſitation und kommt dabei oft zu dem Ergebnis, daß die Schleppen der hellſeidenen Kleider in trauriger Verfaſſung ſind, Parquetwachs und Staub haben ihnen recht übel mitgeſpielt. Da iſt es nun aber ein Leichtes, ſie zu reinigen, ohne genötigt zu ſein, das ganze Kleid zu Spindler zu ſchicken. Man nehme nur feinſten Weingeiſt, gieße denſelben über die ſchmutzigen Stellen der Schleppe — und reibe ſodann mit einem Flanelllappen nach. Je feuchter man den Stoff macht, um ſo ſchneller bekommt man den Schmutz herunter, ohne daß Ränder ſtehen bleiben. Es iſt ratſam, bei ſtark farbigen Kleidern vorher eine Stoffprobe in den Weingeiſt zu tauchen, um zu ſehen, ob der Stoff auch die Farbe behält, es iſt nicht alle Seide echt gefärbt. Dasſelbe Reinigungsverfahren kann man ebenſo wirkungsvoll bei hellſeidenen Schuhen anwenden.

S.

Helle Handſchuhe, die nicht ſchmutzig genug zur Benzinwäſche, nicht ſauber genug zum Tragen ſind, kann man ſchnell und leicht reinigen, wenn man ein Flanellläppchen nimmt, dasſelbe in Milch taucht, tüchtig ausdrückt und mit Seife einreibt. Alsdann ziehe man den Handſchuh über die Hand und reibe leicht mit dem Läppchen über die unſauberen Stellen, drücke aber nicht zu ſtark auf, damit das Leder nicht zu viel Feuchtigkeit anzieht, es wird leicht hart dadurch. — Hat man alles rein abgerieben, ſo nehme man ein Handtuch und trockne die feuchten Stellen etwas nach, ziehe den Handſchuh aus und laſſe ihn noch ein Weilchen an der Luft trocknen.

S.

Kindermund.

Schweſter Gertrud führt Herbert an den Teich und zeigt ihm, im Gebüſch verſteckt, eine brütende Ente: „Sieh, Herbertchen, dort ſitzt unſere Ente und brütet kleine Entchen aus!"

Und er nach einiger Überlegung: „Sie ſitzt, ſie ſitzt? Ach, da kriegen wir ja lauter „Sieen"! —

Paſtor J. Schnelle.

Für die Küche.

Warme Puddings.

Abgerührter Mehlpudding (ſehr gut). Man bringe 1 l Milch, 150 g Butter, 2—3 Löffel Zucker zum Kochen und rühre dann 250 g Mehl darin ab. In dieſen Teig miſche man gleich 14 Eidotter, gebe Salz und Citrone daran und ſchließlich den Schnee der 14 Eier. Der Pudding muß 3—4 Stunden ebenmäßig kochen und reicht für etwa 10 Perſonen. Hierzu eine Weißwein- oder Saftſauce

Abgerührter Reismehlpudding In 1 l Milch und 125 g Butter kocht man 280—290 g Reismehl gar und verrührt dann 10 Eidotter in der Maſſe, die man mit Zucker, Salz und Gewürz abſchmeckt und zu der man ſchließlich den Schnee der 10 Eier gibt. Der Pudding muß 3—4 Stdn. kochen. Man gebe eine Weißweinſauce oder Saftſauce dazu.

Reispudding mit Roſinen. 250 g Reis wird in Milch mürbe und ſteif gekocht (nicht breiig). 125 g Roſinen werden gewaſchen und übergekocht. Nun rührt man zu dem etwas abgekühlten Reis 6 Eidotter, 100 g Butter, 100 g Zucker, die Roſinen, etwas Citrone, Salz und ſchließlich den Schnee der 6 Eier. Der Pudding muß 2—3 Stdn. kochen. Eine Saft- oder Rumſauce iſt ſchmackhaft hierzu. Statt der Roſinen kann man auch 125 g Macronen lagenweiſe hineinlegen. Für 10 Perſonen etwa.

Kartoffelpudding. Am Tage vorher koche man Kartoffeln und ziehe ſie ab, wenn ſie faſt gar ſind. Den nächſten Tag reibe man ſie. 60 g Butter werden zu Sahne gerührt, mit 100 g Zucker, Citrone, 20 gehackten Mandeln, 6 Eidottern und 70 g geriebenem, alten Weißbrot vermengt. Dann rührt man 370 g geriebene Kartoffeln zu der Maſſe und ſchließlich den Schnee der 6 Eier. Frucht- oder Schaumſauce dazu. 2—3 Stunden kochen. Für 8 Perſonen.

Mehlpudding mit Hinderniſſen. 125 g feines Mehl wird mit 60 g Butter und ¼ l Milch auf dem Feuer abgerührt. Dann rührt man 60 g Butter zu Sahne, rührt 10 Eidotter, 50 g Citrone, 100 g gehackte Mandeln, 50 g Orangenſchale in Streifen geſchnitten, 100 g Korinthen, 100 g Roſinen dazu, vermengt es mit dem abgerührten Teig und rührt ſchließlich den Schnee der 10 Eier dazwiſchen. 3 Stunden kochen. Wein- oder Schaumſauce dazu. Für 12 Perſonen.

Sagopudding. 200 g Sago koche man mit etwas Citrone und 125 g Butter in Milch gar und ſteif, rührt 10 Eidotter, 150 g geſtoßenen Zwieback, eine Obertaſſe Sahne dazu und ſchließlich den Schnee der 10 Eier. Rum- oder Saftſauce. Für 12—14 Perſonen.

Makaronipudding. ½ l Milch, 125 g Zucker, 60 g Butter, Citronenſchale wird zum Kochen gebracht und 200 g Makaroni werden darin ſteif gekocht, bis ſie vom Topf loslaſſen. Dann gibt man noch 60 g Butter, 12 Eidotter, 60 g Mandeln und ſchließlich den Schnee der 12 Eier dazu. Man gebe eine Frucht- oder Weinſauce dazu. Für 16 Perſonen.

Vanillepudding. 625 g abgeſchältes, altes Weißbrot wird in 1 l guter Milch aufgelöſt und ebengerührt. Nach und nach gibt man 10 Eidotter, 125 g zu Sahne gerührte Butter, 150 g geriebene Mandeln, mit Zucker geſtoßene Vanille, 150 g Zucker und ſchließlich den Schnee der 10 Eier dazu. 3 Stdn. kochen. Schaumſauce dazu. Für 14 Perſonen.

A. K. B.

Fragen.

114) Kann mir jemand Auskunft erteilen über das Nordſeebad Büſum, eventl. einen Rat über Hôtel, reſp. Penſion daſelbſt?

A. B. in B.

115) Würde eine liebenswürdige Daheimleſerin ſo gut ſein und mir ein recht genaues Rezept zur Bereitung des wohlſchmeckenden Kuhkäſes und des Ziegenkäſes angeben?

K. S. in G.

116) Welche liebe Leſerin des Daheim kann nähere Auskunft geben, ob es in Amrum oder Norderney oder ſonſt einem Seebad Freiſtellen gibt, und an wen man ſich deshalb zu wenden hat? Für jede weitere Auskunft dankt herzlich im voraus

Eine beſorgte Mutter.

117) Ich möchte gern eine vierwöchentliche Kneippkur, wenn auch nicht ſtrengſter Obſervanz, in einem durch geſunde und ſchöne Lage ausgezeichneten Gebirgsorte durchmachen, am liebſten an einem der bayeriſchen, tyroler oder ſchweizeriſchen Gebirgsſeen. Auch dürfen die Kur- und Penſionskoſten nicht zu teuer ſein. Wer kann mir raten? Vielen Dank im voraus!

L. G. in B.

118) Kann mir eine Daheimleſerin etwas über den Münch'ſchen Gratis-Heizer, der die Heizkraft des Feuerungsmaterials bedeutend mehr ausnutzt, wie die gewöhnlichen Ofenkonſtruktionen, aus wirklich eigener Erfahrung mitteilen? Bewährt er ſich und iſt es ratſam, ſich ihn anzuſchaffen?

G. S. in J.

Auskunft.

Fr. 105. Man zieht dünne Strümpfe an, ſtellt beide Beine bis an die Knöchel in kaltes Waſſer etwa ½—1 Minute lang, trocknet oberflächlich ab und zieht ein Paar dicke, wollene Strümpfe über. So ausgerüſtet legt man ſich ins Bett. Das Blut wird vom Kopfe abgeleitet, man ſchläft ein und erwacht am nächſten Morgen ganz friſch, — mit beruhigten Nerven.

S. J. in B.

Der Hausgarten.

Schneeball. (Viburnum Opulus L. Var. sterile DC.)

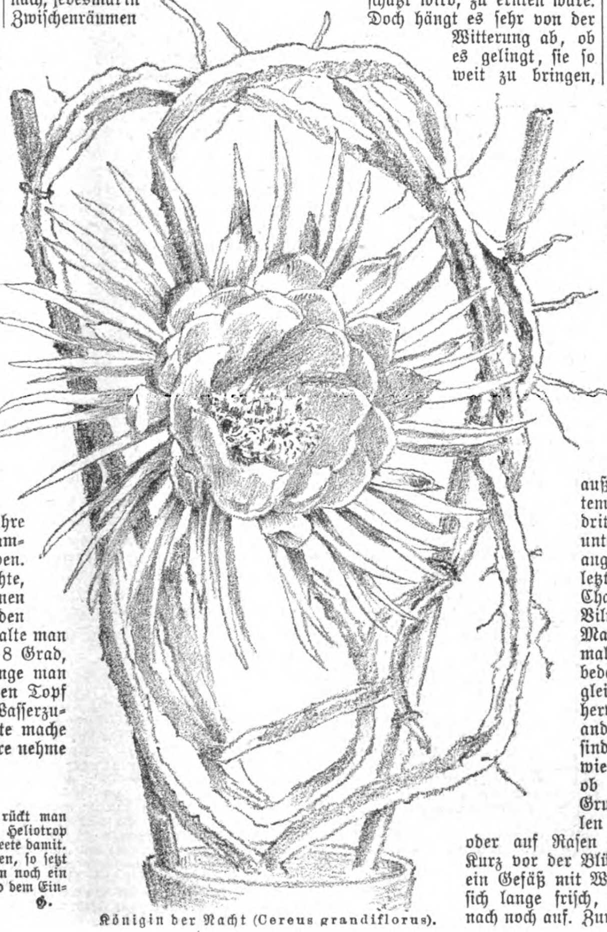
Der Mai hat Wunder mannigfalt,
Blütenſchnee er zuſammenballt.
Der hängt dann ſchimmernd in Strauches Grün,
Bis daß die Sonne verzehrt auch ihn.

J. Trojan.

Königin der Nacht (Cereus grandiflorus).

Schon früher war in dieſen Blättern beiläufig von dieſer Pflanze die Rede, deren Blüte zu den merkwürdigſten und ſchönſten Blumen gehört. Unſere Abbildung ließen wir nach einer uns gütigſt zur Verfügung geſtellten Photographie anfertigen, ſie entſpricht alſo genau dem Leben. Die Heimat der Pflanze iſt Weſtindien und Mexiko, wo ſie vermittelſt Luftwurzeln an Felſen, Wänden und Mauern emporklettert. Die Blumen ſtrömen einen köſtlichen Vanilleduft aus. Die Blumenblätter ſind blendend weiß und auf der Rückſeite etwas gelblich. Bisweilen blüht dieſe wunderſchöne Kaktee bis in den September hinein. Ihre Blumen öffnen ſich bei Sonnenuntergang, herrlich duftend, um zur Zeit, wenn die Sonne aufſteigt, ſich wieder zu ſchließen und ſchlaff herunterzuhängen. So vergönnt ſie ihrem Beſchauer nur für wenige Stunden, ſich an ihrem Wohlgeruch und an der Reinheit ihrer Farben zu laben, um bald wieder in ein Nichts zurückzuſinken. Glücklicherweiſe weiſt ſie meiſtens bei richtiger Kultur eine Anzahl Knoſpen auf, ſo daß ſich das Schauſpiel häufiger wiederholt. Man kann aber auch die Blumen am anderen Tage noch blühend haben, wenn man einige, dem Aufblühen nahe Knoſpen in einem kalten Raum aufbewahrt und dann am anderen Morgen in einen ſonnigen Raum bringt, wo ſich die Blumen erſchließen. Dieſe Kaktee, die ſchon allein durch ihre abſonderliche Form unſere Aufmerkſamkeit erregt, kann leicht kultiviert werden. Man gebe den Pflanzen möglichſt leichte, grobſandige Erde und ſtütze die einzelnen Triebe durch Stäbe, die man in den Topf hineinſetzt. Den Winter über halte man die Pflanzen nicht zu warm, 5 bis 8 Grad, und gieße ſelten. Im Sommer bringe man die Pflanzen ins Freie und ſenke den Topf ein. Man ſei auch jetzt mit der Waſſerzufuhr ſparſam, nur zur Zeit der Blüte mache man eine Ausnahme. Alle zwei Jahre nehme man das Verpflanzen vor.

In der zweiten Hälfte des Mai rückt man aus mit Pelargonien, Fuchſien, Verbenen, Heliotrop u. ſ. w. ins Freie und beſetzt Gruppen und Beete damit. Bleiben die Topfpflanzen dabei in den Töpfen, ſo ſetzt man die Töpfe ſo in den Boden, daß unten noch ein hohler Raum bleibt (beſſerer Waſſerabzug und dem Eindringen von Würmern hinderlich). H.


Königin der Nacht (Cereus grandiflorus).

Etwas über Bohnen.

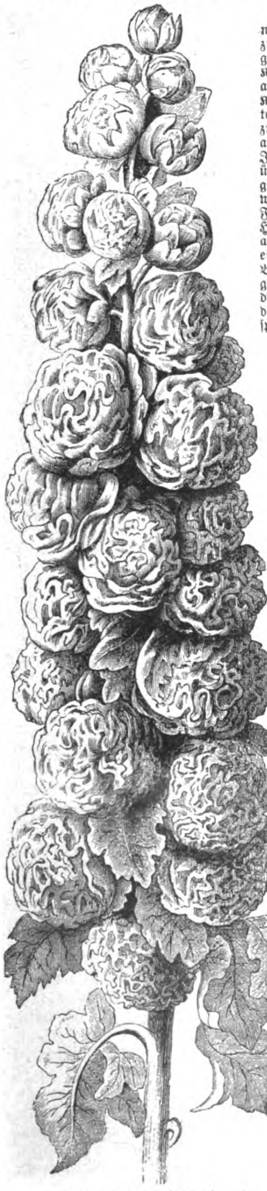
Mit dem Pflanzen der Bohnen darf nicht zu früh im Jahr begonnen werden, da, falls noch Nachtfröſte eintreten, nachdem ſie gelegt ſind, dieſe ihnen ſchaden können, im Gegenſatze zu Erbſen, denen die Kälte ja ſo leicht nichts anhaben kann, und die man darum meiſtens ſo früh wie möglich in die Erde bringt. Die erſten Bohnen lege man nicht vor Anfang Mai, und nach und nach, jedesmal in Zwiſchenräumen von vielleicht 14 Tagen laſſe man die anderen folgen, damit ſie auch nacheinander reifen, und man auf die Weiſe lange Zeit hindurch in der Lage iſt, junge Bohnen aus dem Garten zu holen. Wenn die Jahreszeit günſtig ſcheint, und man es riskieren will, unter Umſtänden auch nichts zu ernten, kann man Anfang Juli noch Bohnen legen, von denen dann im Spätherbſt, wo nicht mehr viel junges Gemüſe zu haben iſt und es darum beſonders geſchätzt wird, zu ernten wäre. Doch hängt es ſehr von der Witterung ab, ob es gelingt, ſie ſo weit zu bringen, aber viel Vergnügen bereitet es, wenn alles gut geht, und man ſo ſpät noch junge Bohnen eſſen kann. Und wenn ſie nicht aufkommen, iſt der Schaden ja auch nicht ſo groß, da es doch nur einige Saatbohnen ſind, die verloren gehen, in denen kein ſo großer Wert ſteckt. — Wem es darauf ankommt, beſonders viele Bohnen von ſeinen Beeten zu ernten, der darf nicht die allerbeſten Sorten legen, denn je zarter die Bohnen im Geſchmack ſind, deſto empfindlicher ſind ſie auch gegen die Witterungseinflüſſe, und in Jahren, wo das Wetter lange Zeit hindurch den Bohnen nicht günſtig iſt, d. h. wenn es ſehr viel Regen und ſehr wenig Sonnenſchein gibt, werden von den feineren Sorten noch viel weniger wie von den anderen geerntet, während in guten Bohnenjahren natürlich erſtere auch einen ſehr guten Ertrag liefern. Darum iſt es im großen und ganzen doch ſehr zu empfehlen, ſich an die beſſeren Sorten zu halten. B. H.

Die Malve, Stockroſe, Althaea rosea.

Dieſe aus dem Orient ſtammende, bei uns längſt bekannte Gruppen-, Rabatten-, Einzelpflanze wird von Mai bis Juli ausgeſäet (guter Same von Haage & Schmidt in Erfurt), pikiert und im Herbſt an ihren Standort verſetzt; guter Boden notwendig. In allen Farben, außer in Blau; Blüte Juli bis September. Die Stöcke gehen gewöhnlich im dritten Jahre ein. Einfache Sorten (darunter die ſchwarzrote, zu Farbzwecken angebaute Malve Nigra) und die gefüllte, letztere in gewöhnliche, ſchottiſche und Chaterſche eingeteilt (ſ. Abb.). Im neuen Vilmorin finden wir folgendes über die Malve: „Die Stockroſen ſind von großer, maleriſcher Wirkung, und wo es ſich um bedeutende Fernwirkung handelt und zugleich ein Gegenſatz zu der Umgebung hervorgerufen werden ſoll, durch keine andere Staude zu erſetzen; und deshalb ſind dieſe Pflanzen für den Blumen-, wie für den Landſchaftsgarten, gleichviel ob einzeln ſtehend, truppweiſe oder in Gruppen oder als Buſchwerk vor dunklen Gehölzen oder in Bosquetlichtungen, oder auf Raſen angepflanzt, beſonders empfohlen. Kurz vor der Blütenentfaltung abgeſchnittene und in ein Gefäß mit Waſſer geſtellte Blütenzweige erhalten ſich lange friſch, und die Knoſpen blühen nach und nach noch auf. Zur ſicheren Erhaltung derſelben Sorten empfiehlt ſich die Vermehrung durch Abtrennung der an den zweijährigen Pflanzen gegen den Herbſt hin oder auch im Frühjahre in der Nähe des Wurzelhalſes entſtehenden Laubſproſſe, die dicht am Stamme abgetrennt ohne weiteres als Stecklinge zu behandeln ſind und ſich leicht bewurzeln. Auch Teilung des Grundſtockes, wobei aber jeder Teil eine Laubknoſpe behalten muß, und ſelbſt das Wurzelpfropfen führt zum Ziele.“

Der Apfelblütenſtecher (Brenner), Anthonomus pomorum L.

Den nehmen Sie aufs Korn, Verehrteſter, wenn Sie den auf Ihren Apfelbäumen erwiſchen! Das iſt der ärgſte Schädling für die Apfelblüte und nicht ſelten vernichtet er die Apfelernte ganzer Gegenden. Eierablage im Mai in die noch geſchloſſene Blütenknoſpe. Die daraus entſtehende Larve, Kaiwurm genannt, frißt das Innere der Knoſpe aus, ſo daß dieſe vertrocknet, wie verbrannt ausſieht („Brenner“), ſich nicht öffnet und natürlich zu Grunde geht (vergl. die Abb., der 3. Aufl. des ausgezeichneten Werkes: „Die ſchädlichen Forſt- und Obſtbauminſekten von Henſchel,“ Berlin, Parey, entnommen). Bekämpfungsmittel: bei Zwergbäumen Entfernen der braunen Knoſpen; bei kühlem Wetter die Käfer von den Bäumen auf Tücher herabſchütteln und zertreten; Durchräuchern der Baumkronen in der erſten Hälfte des Mai, wenn die Knoſpen ſich zum Strauß zu entfalten beginnen, mit Stangenſchwefel, 1 kg auf den Baum (Hochſtamm) gerechnet; Teerringe um den Stamm im Spätherbſt, wenn die Käfer zur Überwinterung im Boden am Stamm herabkriechen; Kalkanſtrich des von alter Borke gereinigten Stammes ſamt den Hauptäſten (auch unter toter Rinde pflegt der Käfer zu überwintern).



Althaea rosea Cav. fl pl.
Engliſche oder Chater'ſche Preismalve.

Um gutes Tafelobſt zu erzielen iſt es nicht allein notwendig, den Bäumen reichlich Dung und Waſſer zuzuführen, was von jetzt ab bis zum Auguſt in Löchern geſchehen ſollte, welche mit einem Locheiſen in der Kronentraufe des Baumes gemacht ſind; man muß auch dafür ſorgen, daß der Baum ſich nicht überträgt. Keine noch ſo ſorgfältige Pflege, keine noch ſo intenſive Düngung vermag den Baum vor Erſchöpfung zu ſchützen, wenn er mehr Früchte ernähren muß, als er ernähren kann. Der reiche Fruchtanſatz dieſes Jahres zwingt uns dies beſonders zu beherzigen und überall durch Fortnehmen von Früchten ein Gleichgewicht zu ſchaffen. Bei Formbäumen, von denen wir eine alljährliche Fruchtbarkeit erwarten, deren Früchte größer und ſtattlicher ſein ſollen, als die der Hochſtämme, dürfen immer nur weniger Früchte bleiben als bei Hochſtämmen. Man rechnet hier pro Frucht eine Wandfläche von 20 cm im Quadrat bei geſunden Bäumen und mittelgroßfrüchtigen Sorten. Sehr großfrüchtige wie Herzogin von Angoulême und andere verlangen 25 cm — junge und kranke Bäume dürfen nicht ſoviel tragen. — Die Wandfläche entſpricht bei Pyramiden und den übrigen freiſtehenden Formen einer Armlänge von 20 reſp. 25 cm. Das Ausdünnen hat nach und nach zu geſchehen, und ſoll ſtets das Beſte ſchonen. Im Verlaufe desſelben wird bei den Formbäumen gleichzeitig das Entſpitzen vorgenommen. Man köpft alle Seitentriebe, welche 5—6 Blätter getrieben haben, über dem vierten Blatte. Der Saft wird dadurch zurückgedrängt und kommt den Früchten, ganz beſonders aber den unteren Augen des entſpitzten Zweiges zugute. Während das oberſte — vierte Auge wieder treibt, bilden die unteren ſich allmählich zu Fruchtaugen aus. Auch beim Wein iſt viel zu entſpitzen. — Ohne jeden Unterſchied wird hier Trieb für Trieb hinter dem zweiten Blatte nach der letzten Blüte geſtoppt. Unfruchtbare Zweige dürfen 8 bis 10 Blätter treiben oder werden, wo ſie zu dicht ſtehen, auch ganz entfernt. Die kleinen Nebentriebe aus den Blattwinkeln, Geiz genannt — haben keinen Anſpruch auf ſtarkes Wachstum. Wo ſie 3 Blätter lang geworden ſind — werden ſie bis auf das letzte Blatt zurückgeſchnitten. — Das Anbinden aller Triebe iſt ſehr wichtig. — Um Obſt und Wein gegen vernichtende Pilzkrankheiten zu ſchützen, beginnt das Spritzen mit bordolaiſer Brühe. — 2 kg Kalk werden in 8 l Waſſer gelöſcht, 2 kg Kupfervitriol in 8 l Waſſer gelöſt und nun zuerſt die Kalkmilch in 82 l Waſſer gegoſſen. Dann wird unter ſtetem Umrühren das Kupfervitriol hinzugethan und die Brühe, die mit feinen Spritzen verteilt werden muß, iſt fertig. Man ſpritzt im Laufe des Sommers dreimal auch viermal. — Gewiß ſind die erſten Frühlingsmonate die hauptſächlichſten Monate zum Säen und Pflanzen. Das ſchließt aber nicht aus, daß auch ſpäter noch gepflanzt und geſäet werden kann. Es iſt zum Teil recht notwendig um die Gartenbeete, welche ſchon eine Ernte, ſeien es nun Frühkartoffeln, frühe Erbſen, Salat, Radies oder anderes gebracht haben, neu zu beſetzen. Man kann dann noch eine recht gute zweite Ernte gewinnen, wenn man ſich darauf beſchränkt, Gemüſe zu bauen, welche ſich ſchnell entwickeln. Langſam wachſende Sorten kommen in der verhältnismäßig kurzen Zeit nicht mehr zur guten Ausbildung. Dieſem Grundſatze folgend, pflanzt man im Juni noch alle frühen und mittelfrühen Kohlarten, ferner Kohlrüben, Porree, Salat, Kohlrabi und rote Rüben. Man ſät zum Herbſtgebrauch Endivien, Karotten, Radies, Winterrettig, frühe Bohnen wie ſchwarze Neger, Kaiſer Wilhelm, frühe Erbſen, William Hurſt, Wunder von Amerika. Alle Beete ſind vor der Beſtellung ſehr ſorgfältig umzugraben, bei den Kohlarten und Salaten iſt auch eine Düngung mit verrottetem Miſt nicht zu vergeſſen. Der Erfolg liegt in der ſorgfältigen Pflege. — Reichliches Gießen iſt durchaus notwendig, um den Pflanzen, die bei der Wärme raſch in die Höhe ſtreben, die nötige Nahrung flüſſig zu erhalten, und öfteres Gießen bedingt wieder öfteres Hacken — damit der feſtgeſchlemmte Boden wieder geöffnet und für Licht und Luft zugänglich gemacht werde.

M.

Litteratur.

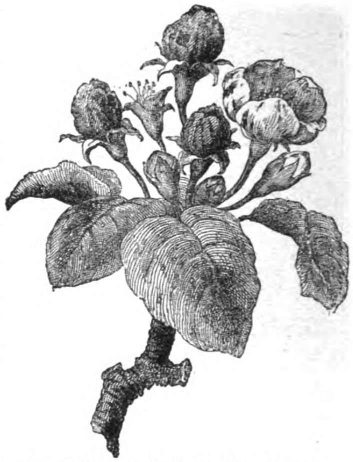
Die Krankheiten der Pflanzen. Ein Handbuch für Land- und Forſtwirte, Gärtner, Gartenfreunde und Botaniker von Dr. A. B. Frank, Prof. an der k. landw. Hochſchule Berlin. 1. Band: die durch organiſche Einflüſſe hervorgerufenen Krankheiten. Mit 34 Abb. 2. Aufl. Breslau, Trewendt. 1895. — Vielleicht hat die anſpruchsloſe, in einer früheren Nummer des Hausgartens enthaltene Schilderung des Einfluſſes, welchen der Froſt auf die Pflanze ausübt, manchem unſerer Leſer den Wunſch nahe gelegt, ſich über ähnliche Vorgänge des Pflanzenlebens und -ſterbens weitere Einblicke zu verſchaffen, als ſie jener Artikel in ſeinem beſchränkten Rahmen geben konnte und wollte. Iſt's doch eine Art Mitleiden, ein wirkliches Mitleid, was der Pflanzenfreund ſeinen leidenden Lieblingen entgegenbringt, und wenn man auch über die Heilmittel in vielen Fällen bald im Klaren iſt, das „Wie“ und das „Warum“ möchte man auch wiſſen, den Urſprung und den Vorgang der Krankheit. Im vorliegenden Buche erfahren wir reichſte Belehrung hierüber und zwar auf Grund der neueſten Ergebniſſe der einſchlägigen Wiſſenſchaften. Wunden, ihr Verlauf und ihre Heilung, Erkrankungen infolge atmoſphäriſcher Einflüſſe (Licht, Temperatur, Niederſchläge, Blitz, Sturm, Feuer), aber auch Einflüſſe des Bodens (Nahrungs-, Waſſermangel ꝛc.), oder durch ſchädliche Stoffe bewirkt — das alles zieht in angenehmer Darſtellung an uns vorüber, die durch treffliche Abbildungen in Holzſchnitt weſentlich ergänzt wird. Ein faſt unentbehrliches Hilfsmittel für den Gärtner und Gartenfreund.

Gärtneriſches Zeichnen und Malen von Blumen und Früchten. Anleitung für Unterricht und Praxis von W. Kotelmann. 20 Farbendrucktafeln nebſt Text. Verlag von P. Parey in Berlin. Preis in Mappe Mk. 12.—. Dieſes Werk ſoll in Wort und Bild Anleitung geben, einfache Gegenſtände, wie ſie den Naturfreund umgeben, zu zeichnen und zu kolorieren. Das Planzeichnen mag von größerer Wichtigkeit für den eigentlichen Gärtner ſein, und manchem mag es genügen, ſich hierin das Allernötigſte angeeignet zu haben. Vielen jedoch wird die hier gebotene Anleitung als eine willkommene Gelegenheit gelten, ihr Können auch in dieſer Richtung zu erproben.

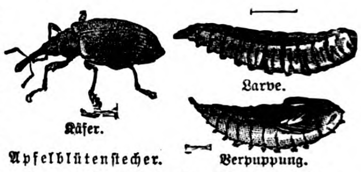
Briefkaſten.

Wie behandelt man Azaleen, damit ſie reichlich blühen? Die meinigen treiben wohl, doch ſetzen ſie wenig Knoſpen an, wie und wann ſetzt man ſie um? — Alpenveilchen bringe ich nie zur Blüte u. ſogar gekaufte werfen ihre Knoſpen ab. Für guten Rat beſten Dank.

Antwort. Azaleen ſind im Mai nach der Blüte zu reinigen und müſſen, ſobald kein Froſt mehr zu befürchten iſt, ins Freie gebracht werden. Hier ſenkt man die Töpfe bis an den Rand in Kohlenaſche in geſchützter, aber ſonniger Lage. Auf dieſe Weiſe reift das Holz gut aus und die Azaleen werden im nächſten Frühjahr gut blühen. Man darf die Pflanzen nicht zu trocken werden laſſen, ſondern überſpritze ſie an heißen Tagen morgens und abends. Im Oktober ſodann werden die Töpfe wieder herausgenommen und ans Fenſter geſtellt, wo ſie im Frühjahr ſchön blühen werden. — Ihre Cyclamen (Alpenveilchen) müſſen Sie den Tag über häufig beſpritzen und durch Öffnen der Fenſter mit friſcher Luft verſorgen. Wir glauben, daß, wenn ſonſt alles ſtimmte, vielleicht hierin gefehlt worden ſein mag.



Apfelblüte mit Brenner (Kaiwurm).



Apfelblütenſtecher.
(Die Striche bedeuten die natürliche Größe.)

W. M. in Lübtheen. Würden Sie die Güte haben, mir im „Briefkaſten“ einer der nächſten Daheimnummern ein paar gute Fachzeitſchriften über Gartenbau mitzuteilen, womöglich mit Angabe des Abonnementspreiſes?

Antwort. „Der praktiſche Ratgeber im Obſt- u. Gartenbau“, Frankfurt a/O., vierteljährlich 1 Mk. — „Neuberts Gartenmagazin“, München, vierteljährlich 2 Mk. 50 Pf. — „Möllers deutſche Gärtnerzeitung“, Erfurt, jährlich 8 Mk. — „Der ſchweizeriſche Gartenbau“, Zürich, jährlich 6 Franken. — „Deutſche Gartenzeitung“, München, Callwey, vierteljährlich 75 Pf.

Frage: Zu welcher Jahreszeit werden am beſten Himbeeren gepflanzt? **N.**

Antwort: September und Oktober.

Frage: Bietet die Anzucht von Begonien aus Samen für Laien irgendwelche Schwierigkeiten, und wann muß man ausſäen, damit ſie noch im ſelben Jahre blühen? Für baldige Auskunft wäre ſehr dankbar

eine Abonnentin.

Antwort: Begonien werden von Januar an bis Ende Februar in kleine Samenſchüſſeln oder Käſtchen dünn ausgeſät und zwar in leichte Laub- oder Heideerde mit Sand vermiſcht. Iſt ein Warmhaus nicht zur Verfügung, ſo genügt es auch, wenn die Schüſſeln in einem, mindeſtens 15° R. Wärme haltenden Zimmer ans Licht gebracht und mit einer ſogenannten Käſeglocke überdeckt werden. Die Erde in der Samenſchüſſel darf nie trocken werden, man begieße dieſelbe öfter mit lauwarmem Waſſer und zwar vermittelſt einer ganz feinen Brauſe. Sobald die jungen Sämlinge aus der Erde emporgekeimt ſind, ſo daß ſie zwei Blättchen zeigen, müſſen ſie mit einer Pincette ausgehoben und in eine andere Schüſſel piquiert werden. Sind die Pflanzen ſchon größer geworden, ſo ſind dieſelben noch einigemal zu verpflanzen, damit die Wurzeln kräftig, gut verzweigt und kompakt werden. Man pflanze ſie dann mit Erdballen in ein lauwarmes Miſtbeet aus. Der Zeitpunkt des Verpflanzens läßt ſich ohne weiteres nicht vorher beſtimmen, es hängt dieſes von dem Gedeihen und dem Wachstum der Pflanzen ab. Im Miſtbeet giebt man den Begonien öfter einen Dungguß aufgelöſten Kuh- oder Tauben- reſp. Hühnerdüngers. Das fleißige Lüften und Schattieren darf bei dem Miſtbeet nie verabſäumt werden; ein einziger grober Fehler in dieſer Hinſicht zieht das Verderben der Pflanzen nach ſich. Bei Aufmerkſamkeit und guter Kultur blühen die Begonien noch in demſelben Sommer und zwar bis in den Spätherbſt hinein.

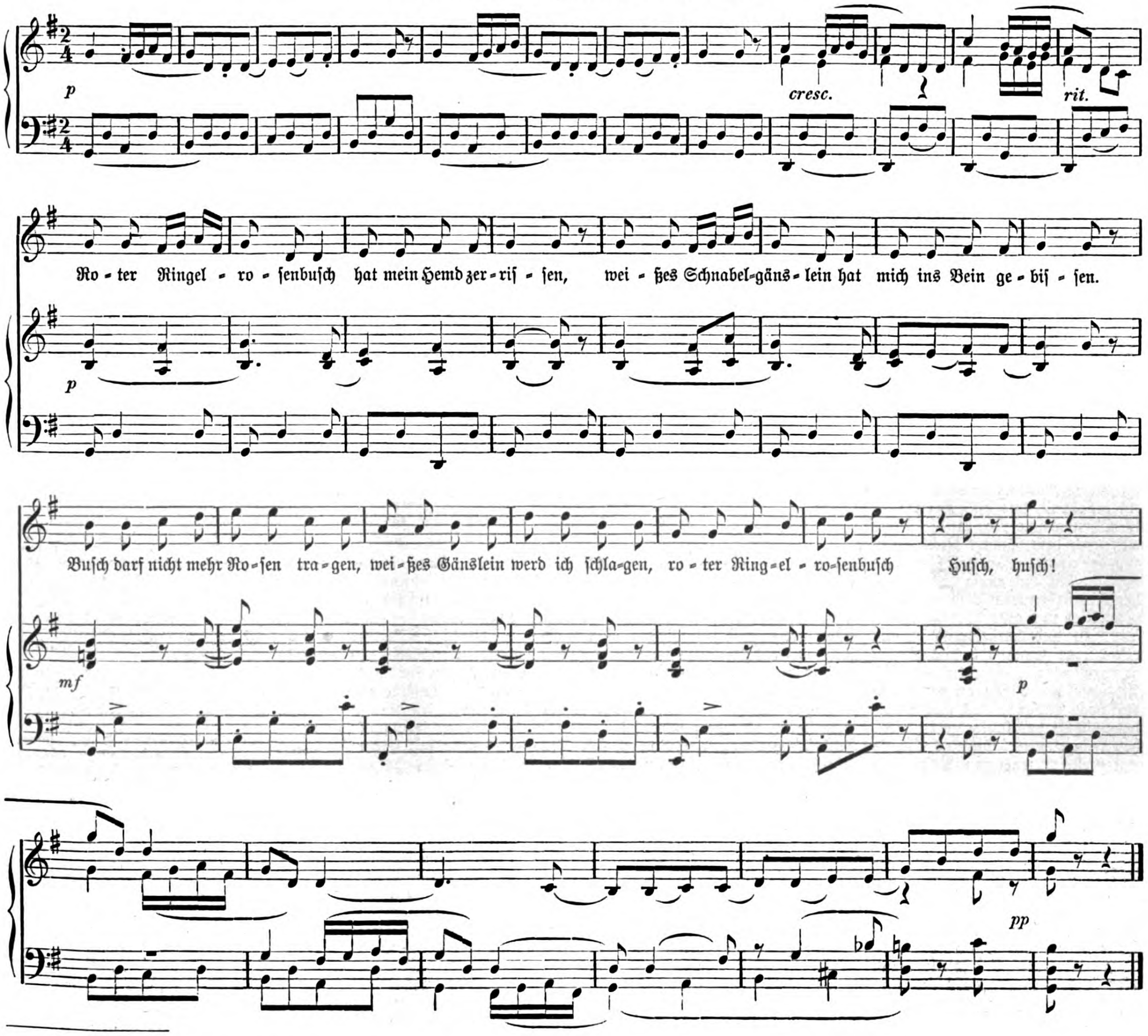
P. J.

Haus-
muſik
Daheim
F. Reiss

Roſenringel.

Kinderreigen aus dem Märchen „Königskinder“ von Ernſt Roßner.*)

Komponiert von Engelbert Humperdinck.


p
cresc.
rit.
Ro - ter Ringel - ro - ſenbuſch hat mein Hemd zer - riſ - ſen, wei - ßes Schnabel-gäns - lein hat mich ins Bein ge - biſ - ſen.
p
Buſch darf nicht mehr Ro - ſen tra - gen, wei - ßes Gänslein werd ich ſchla - gen, ro - ter Ring - el - ro - ſenbuſch Huſch, huſch!
mf
p
pp

---

*) Berlin, S. Fiſcher's Verlag.

Zu unſerem Liede.

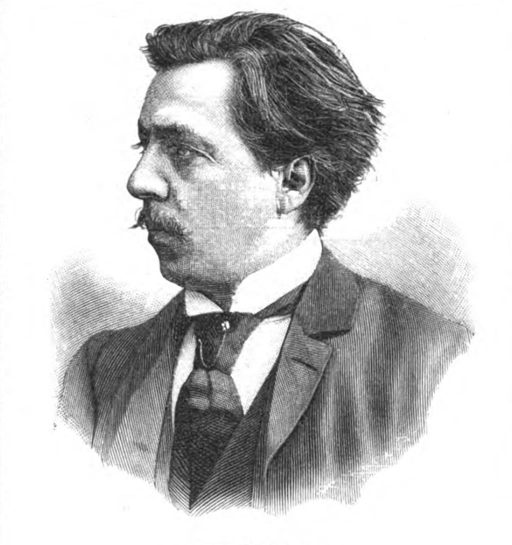
Seit dem „Freiſchütz“ hat kein Opernwerk ſo tief das innerſte Weſen des deutſchen Empfindens berührt, wie E. Humperdincks „Hänſel und Gretel“. Gleich unſerem Weber wurzelt Humperdincks muſikaliſche Kraft im Volkslied; indem Humperdinck in ſeiner Märchenoper das Kinderlied in eine ideale Sphäre hob und mit bewunderungswürdiger Meiſterſchaft ſtiliſierte, ſteigerte er die muſikaliſche Ausdrucksfähigkeit der ſchlichten naiven Melodie bis zum Hinreißenden. Wie in der Freiſchützmuſik, ſo findet das deutſche Volk in unſerer Märchenoper einen wundervollen Ausdruck ſeines Gemütes und ſeiner ureigenen Art zu empfinden. Auch in ſeinem „Roſenringel“ hat Humperdinck den entzückend naiven Tonfall des Kinderliedes meiſterlich getroffen. Dem Liedchen, das durch ſeine Anmut und ſchalkhafte Innigkeit ſofort gefangen nimmt, wies der Komponiſt in der Partitur ſeines neuen Märchenſpiels „Königskinder“ einen Platz an.

—o—

Conrad Anſorge.

Wer einmal einen Winter in Berlin, in Leipzig, in Hamburg oder ſonſt in einer Großſtadt in der Abſicht zugebracht hat, nach Herzensluſt Muſik zu genießen und in dieſer Kunſt in vollen Zügen zu ſchwelgen, dem wird es ſonderbar ergangen ſein. Treibend in dem Strom der Konzerte, welche ungezählte Sänger, Pianiſten, Violiniſten, Violoncellſpieler und Kammermuſikgeiger zu geben pflegen, in uferloſer Weite umtoſt von den Wellen dieſer ungeheuerlichen Muſikflut, wie vermag er's, in all' dem Wirrwarr einzelnen Erſcheinungen noch Intereſſe entgegenzubringen, wie die Spannkraft ſeiner Nerven und die Freudigkeit des Genießens ſich zu erhalten? Wie kann es geſchehen, daß jeder Enthuſiasmus nicht bis zur letzten Spur vertilgt wird, daß der Muſikfreund nicht die Konzertſäle flieht wie Folterkammern, wenn er die Wahrnehmung macht, daß hier „Vernunft Unſinn, Wohlthat Plage“ geworden? Wie iſt es möglich, daß dieſer wahrhafte Muſikfreund, dem die Kunſt, wie einſt Beethoven, als Offenbarung ſich in die Seele ſenkt, noch dem Dichter Recht geben kann, der einmal geſagt hat: „Wo man ſingt, da laß Dich ruhig nieder, böſe Menſchen haben keine Lieder!“ Sind es wirklich nur gute Menſchen, die da ſingen und muſizieren? Dann müßte eine Großſtadt wie Berlin ein Paradies ſein. Erfahrungsgemäß fehlt aber dem Athen an der Spree doch noch einiges, das eine ideale Gemeinſchaft von lauter guten Menſchen kennzeichnet. Sind es alſo, ſo fragt vielleicht jener zum Peſſimiſten gewordene Muſikenthuſiaſt, ſind es alſo nicht vielmehr gerade die böſen Menſchen, die Lieder haben? Wer das doch wüßte … Und wenn es nun trotz alledem, ungeachtet aller Sänger, die je vor leeren Bänken geſungen haben: „Ich grolle nicht“, trotz der Legion von Muſikern jedes Inſtrumentes und jeder Art von Talentloſigkeit, wenn es doch noch Enthuſiaſten und Muſikfreunde gibt? Wie ließe ſich dieſer Widerſpruch anders erklären, als daß von Zeit zu Zeit, Einer unter Hunderten, ein Künſtler kommt, der auserleſen iſt unter den Berufenen, dem der Glanz des Gottesfeuers, das Genie, den Pfad erhellt, der hoch hinausragt über die Wohlanſtändigkeit des Fleißes und Offenbarungen gewährt, wo die kleinen Rivalen nur Buchſtaben geleſen haben und Zeichen deuten! Den Geiſt der Muſik zu beſchwören, dazu bedarf es mehr, als die myſtiſchen Formeln, an die er gebannt iſt, lediglich getreu herzuſagen. Nur dem wahren, dem begnadeten Künſtler gelingt der ſtarke Zauber. Liszt, Bülow, Rubinſtein, Joachim, d'Albert ſind geweihte Künſtlernaturen von dieſer ſtarken Art. Aber die Bülow, Liszt und Rubinſtein ſind dahingeſunken: auf ihr geiſtiges Erbe erhebt manches jüngere Talent Anſpruch, manche friſche unverbrauchte Kraft drängt durch die Maſſen nach oben und erſcheint mit einem Mal der Welt, glänzend und blendend. Eine Kraft, einen Künſtler dieſes ſeltenen Schlages lernte Berlin vor wenigen Monaten in Conrad Anſorge kennen. Anſorge hat ſich ſofort bei ſeinem erſten Auftreten in dem von ungezählten Virtuoſenkonzerten wiederhallenden Berlin in die oberſten Reihen der modernen Pianiſtenſchaft emporgeſchwungen, er hat Enthuſiasmus erregt und peſſimiſtiſch angehauchten Muſikfreunden den Glauben an das pianiſtiſche Künſtlertum unſerer Zeit gefeſtigt. Wer iſt Conrad Anſorge? Woher kam er der Fahrt? Sein Leben iſt weder durch ſeltſame Schickſalswendungen, noch durch aufregende Abenteuer bemerkenswert. Anſorge wurde am 15. Oktober 1862 zu Buchwald bei Liebau an der ſchleſiſch-böhmiſchen Grenze geboren, als Kind einer Familie, in der die Muſik zu Hauſe war. Sein muſikaliſcher Drang führte den Knaben bald an das Klavier; er übte ſich da in ein paar Jahren eine Virtuoſität zuſammen, die ihn befähigte, mit 11 Jahren öffentlich ſich hören zu laſſen. Der talentvolle Burſche lernte unterdeſſen auch auf der Schule, was man halt ſo lernen kann, wenn einem das Herz voll Muſik ſchwillt, und dann kam er auf das Konſervatorium in Leipzig, wo der ausgezeichnete Oscar Paul ſein Lehrer ward. Die Gönnerſchaft eines älteren Freundes von ebenſo edelmütigem wie herrlichem Charakter ermöglichte es dem jungen, unterdeſſen flügge gewordenen Virtuoſen, den Unterricht Liszts in Weimar zu genießen. Anſorge begleitete Liszt nach Rom und war in der ſteten Nähe des Meiſters, bis in die Bayreuther Feſtſpieltage des Jahres 1886 hinein, in die der wehmütige Mollaccord vom 31. Juli — der Tod Franz Liszts — fiel. Anſorge hatte ſchon damals öffentlich ſich hören laſſen: man ſetzte große Hoffnungen auf ſein außerordentliches muſikaliſches Talent. Und Anſorge hat ſie wahrlich erfüllt. Während ſeines fünfjährigen Aufenthaltes in Amerika reifte er zum vollendeten Künſtler, zum ernſten Manne, zum denkenden Muſiker heran, und er verlor im Lande der Dollars vor allem den deutſchen Poeten nicht, der in ihm ſteckt, nicht auch die Keuſchheit der Empfindung, den Sinn für das Vornehme und das echt Muſikaliſche, das den innerſten Kern ſeines Weſens bildet. Anſorge wurde in Boſton, dem muſikaliſchen Herzen Nordamerikas, als einer der größten Pianiſten gefeiert, die je den Ocean durchquert. Die Liebe zur Heimat führte den Künſtler 1892 nach Deutſchland zurück, in Weimar gründete er ſich ein Heim; aber die engen Verhältniſſe drückten ihn, und ſo überſiedelte er denn mit ſeiner Familie im Frühling dieſes Jahres in jene Stadt, in der er mit den eigenen Konzerten, die er dort gegeben, die größte Bewunderung erregt hatte: nach Berlin. Anſorge umfaßt als Muſiker die geſamte Klavierlitteratur. So glänzend ſeine Virtuoſität, ſo beſtechend die Brillanz ſeines techniſchen Vermögens ſein mag, ſeine ureigenſte Natur, ſeine ganze Künſtlerſchaft enthüllt Anſorge als Lyriker, und die wunderbare, die feinſten Klanglichter und Klangſchatten umfaſſende Poeſie ſeines Anſchlages, die Innerlichkeit ſeines Spiels läßt ihn als den größten Schubertinterpreten unſerer Zeit erſcheinen. Auch als ſchaffender Künſtler iſt Anſorge hervorgetreten: ſeine große Orpheusſymphonie, ſein Sextett für Streichinſtrumente, ſeine ſymphoniſche Dichtung „Der Zug des Todes“ und zahlreiche Lieder tragen das Gepräge ſeiner künſtleriſchen Eigenart: tiefquellende Innerlichkeit und Adel des Ausdrucks.

—o—



Conrad Anſorge.

Bücherſchau.

Johann Adam Hiller. Ein Beitrag zur Muſikgeſchichte des 18. Jahrhunderts von Karl Peiſer. Leipzig, Verlag von Gebrüder Hug & Co. Der Gegenwart iſt das Andenken an den alten Johann Adam Hiller verloren gegangen, und doch verdiente es gerade dieſer, um die Entwickelung der deutſchen Oper hochverdiente Künſtler, daß die hiſtoriſche Kenntnis ſeines Wirkens eine allgemeinere werde, als ſie in den muſikfreundlichen Kreiſen Deutſchlands in Wirklichkeit bisher war. Der Verfaſſer der vorliegenden Hillerſchrift, die wir ſchon deswegen willkommen heißen, weil ſie berufen erſcheint, das Intereſſe der Gegenwart für den merkwürdigen Mann wieder aufzufriſchen, weiſt mit Recht darauf hin, daß Hiller die Epoche der deutſchen komiſchen Oper vorbereitet hat. Seine Singſpiele ſind nicht nur Vorläufer unſerer komiſchen Oper, ſondern wichtige Quellpunkte des deutſchen Muſikdramas überhaupt. Wenn unſere Zeit an der Muſik Hillers nicht mehr die Freude zu empfinden vermag wie ſeine Zeitgenoſſen, ihr Wert bleibt beſtehen. Jeder Künſtler will aus ſeiner Zeit heraus beurteilt, ſeine Bedeutung an den Kulturwerten ſeiner Epoche gemeſſen ſein. Im 18. Jahrhundert gehört Hiller zu den führenden Geiſtern. Das Werk Peiſers ſtellt ſich als ein hochverdienſtliches dar: es ſchildert den alten Meiſter, ſein Leben und ſeine Werke in treffender, die Anteilnahme des Leſers bis zur Sympathie für den Gegenſtand ſteigender Darſtellung. Auch dem Muſikhiſtoriker, dem gelehrten Muſiker weiß der Verfaſſer manches Neue zu ſagen. Der Verfaſſer des trefflichen Buches dürfte es als ſein Verdienſt betrachten, wenn die moderne Bühne, die ja auch mit Dittersdorf und den Werken älterer Meiſter glückliche Griffe gethan, den Verſuch wagen würde, eines der Hillerſchen Singſpiele, etwa „Die Jagd“, zur Aufführung zu bringen.

Redaktionspoſt.

Frage. Kann mir vielleicht ein Leſer des Daheim angeben, von wem das Lied iſt: „Haſt du auch Kummer, haſt du auch Schmerz“, gleichzeitig aber auch den Komponiſten bemerken? Ich hörte es in einem kleinen Singſpiel „Singvögelchen“.

Frau **M. H.**

Herr **Bernhard Seuberlich**, Muſikſchriftſteller in **Leipzig**, eine perſönliche Erinnerung an H. Truhn, dem Komponiſten des Liedes „Scheiden und Meiden“, auffriſchend, ſchreibt uns: „Truhn war ein ſehr origineller und jovialer Muſikmenſch. Als ich vor 34 Jahren in Berlin Student war, lernte ich Truhn auf ganz kurioſe Weiſe kennen. Als Stammgaſt einer ſehr fidelen Tafelrunde ſang ich oft Schubertſche u. a. Lieder, mit Vorliebe beſonders das Truhnſche Lied, das beliebt wurde. Gewöhnlich begleitete ich mich ſelbſt, denn Noten wurden in die Kneipe nicht mitgebracht. Eines Abends wurde ich dringend aufgefordert, das Lied zu ſingen. Ein mir Unbekannter erbot ſich, die Begleitung zu übernehmen. Es war der Komponiſt ſelbſt, der mich nach Schluß ſtürmiſch umarmte. Sehr ſelten habe ich ihn ſpäter getroffen. Viele Jahre ſpäter ſchickte Truhn mir durch ſeine Tochter, die Leipziger Schauſpielerin, ſeine Photographie nebſt herzlichem Briefe. Nun iſt er längſt tot.“

Herrn **W. R-l, Frankfurt** a/M., Oberamtsrichter **K—n, Marbach,** Frau **M. H. T.** Herzlichſten Dank. Die Sache wurde, wie Sie geſehen haben, in unſerer letzten Hausmuſik erledigt.

Frau Seminardirektor **H—r, Cammin,** Pom. Dieſe Melodien dürften wohl kaum in ſelbſtändigen Ausgaben erſchienen ſein. Wir werden übrigens nachfragen.

Bismarckkompoſitionen. In den zahlreichen Muſikſtücken, welche dem Fürſten Bismarck zu ſeinem 80. Geburtstage gewidmet wurden, ſpricht ſich faſt durchgehend mehr guter Wille und Begeiſterung, als urſprüngliches Talent zum Komponieren aus. Wir haben daher auch von einer Kritik der zahlreichen Hymnen, Lieder, Märſche u. ſ. w. abgeſehen.

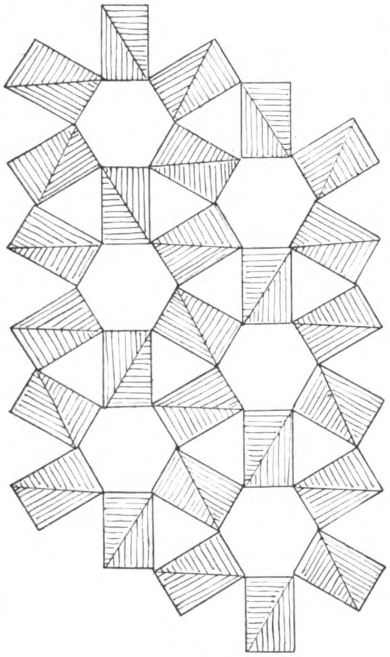
P. H., Schwäb. Hall. Die große Accordzither Erato iſt in der That ein in ſeiner Art vollkommenes Inſtrument von ungewöhnlichem Harmonienreichtum. Es enthält alle Dur- und Mollaccorde und 12 Septimenaccorde. Eine Beethovenſche Symphonie dürfen Sie dem Inſtrument freilich nicht abverlangen. Schnelle Paſſagen und Figurenwerk liegen der Accordzither nicht. Aber ruhige, getragene Melodien klingen außerordentlich ſchön auf dieſem Inſtrumente, von dem wir glauben, daß es ſich ſeine Stellung in der Hausmuſik noch erringen wird.

Kinder-Daheim.

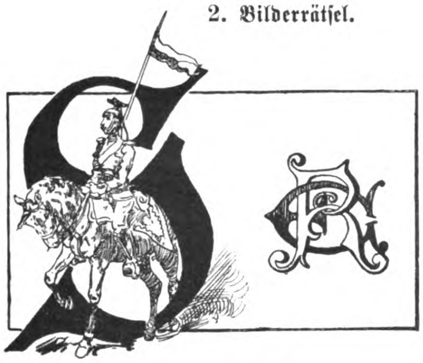
Allerlei Kurzweil.

1. Fröbelſche Beſchäftigungen.

In Nr. 14 (3) zeigten wir, wie mannigfache Figuren durch Aneinanderlegen von beſtimmten, rechtwinkligen Dreiecken zu bilden ſind. Wir laſſen hier wieder eine Anzahl ſolcher Figuren folgen, die entweder als Muſtervorlagen dienen, oder auch zum Erfinden neuer Figuren anregen mögen.



2. Bilderrätſel.



3. Kind und Bächlein.

„Du haſt bei Tag und Nacht nicht Ruh';
Waldbächlein, wohin wanderſt Du?“

„Zum Fluſſe führt mein ſchneller Lauf,
Der nimmt mit offnem Arm mich auf.“

„Nun, und der Fluß? O, ſage mir,
Wohin fließt der, vereint mit Dir?“

„Wohl manche Stund' er wandern muß;
Dann nimmt ihn auf ein größrer Fluß.“

„Und dann? und dann? Erzähl' mir doch,
Vom größern Fluſſe etwas noch!“

„Der größre bleibt auch nicht allein,
Bald mündet in den Strom er ein.“

„O Bächlein, nur noch eine Frag':
Was thut der Strom dann, bitte, ſag'?“

„Der Strom zieht breit und ſtolz einher,
Bis zu dem weiten, blauen Meer.

Da ſtürzt er rauſchend ſich hinein.“
— „Dank für die Kunde, Waldbächlein.“

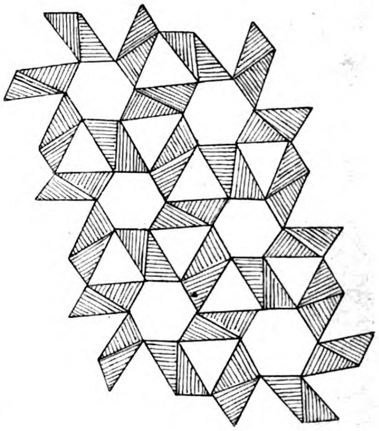
H. K.

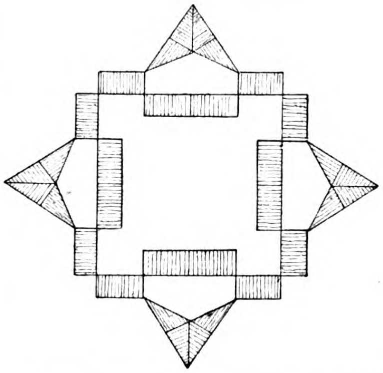
4. Bitte an die Kinder.

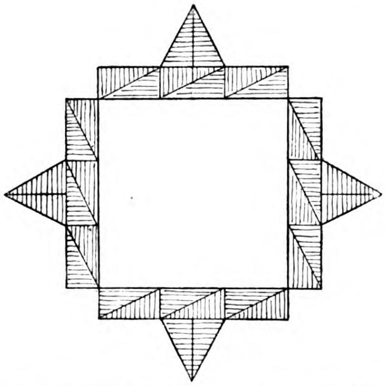
Liebe Kinder, wenn Ihr ſchauet
Einen zarten Schmetterling,
Wie er in den Lüften gaukelt,
Schwebt von Blüt' zu Blüte flink, —
O, ſo ſtrebt nicht, ihn zu haſchen!
Bleibt von ferne ſtehen ſacht,
Freut Euch ſeines holden Schmelzes,
Seiner heitren Farbenpracht.
Nehmt ihn nicht in Eure Hände, —
Die Berührung thut ihm weh; —
Sorgt, daß auch von Euren Freunden
Niemals ihm ein Leid geſcheh'.
Gönnet ihm ſein kurzes Leben,
In dem warmen Sonnenſchein;
Gott ja hat es ihm gegeben,
Und er liebt das Tierlein klein.

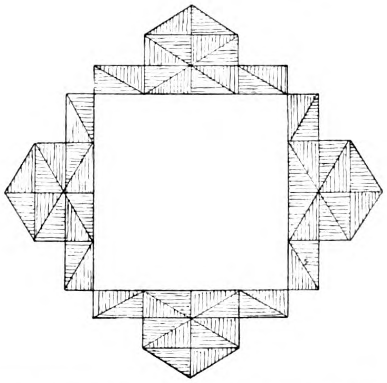
Wollt Ihr, Kinder, dies erfüllen,
Sieht es Gott, der Vater, gern;
Und es freut ſich Euer Engel,
Der dem guten Kind nie fern.

H. K.



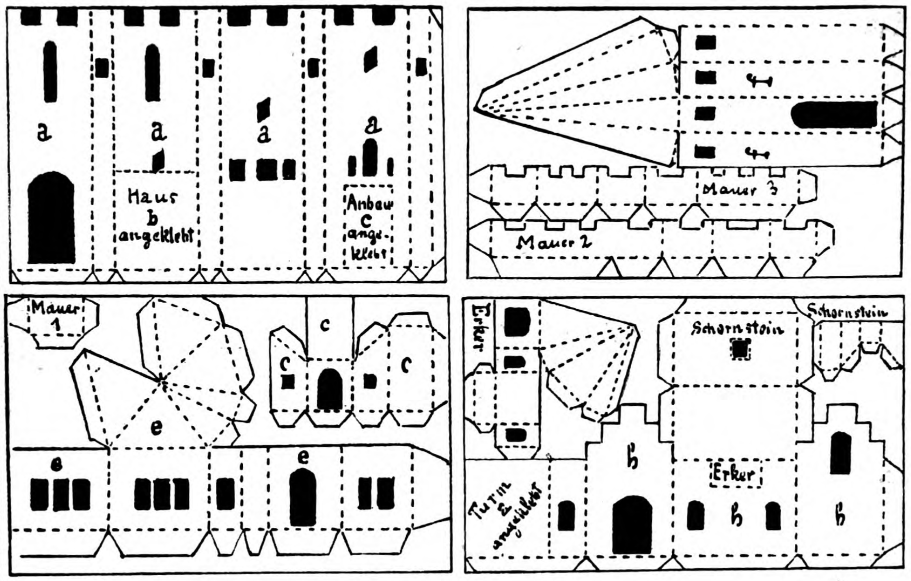


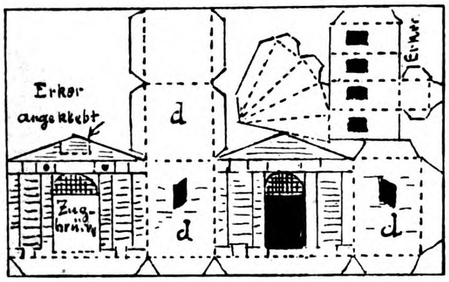


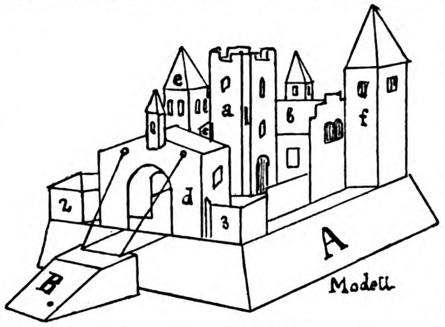


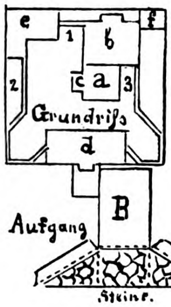
5. Eine Feſtung aus Poſtkarten.

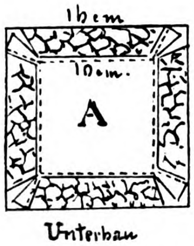
Die punktierten Linien ſind zu kniffen, die Randſtreifen mit Fiſchleim zu beſtreichen und aneinander zu kleben.











6. Rätſel.

Jenſeits der Alpen iſt mein Heimatland.
Als Erſter bin ich aller Welt bekannt.
Und hätt' ich nicht ein a zu wenig,
So wäre ich ſogar ein König.

7. Rätſelfrage.

Was ſind 1½ Ellen und
Noch davor geſtellt 2 Pfund?

8. Püppchens Schlummerlied.

Schlaf', Du liebes Püppchen mein!
Am Himmel funkeln Sternelein,
Sie ſchau'n herab und ſehen nach,
Ob denn mein Püppchen heut' noch wach.

Schlaf', Du liebes Püppchen mein!
Im Garten ſtehen Blümelein,
Sie ſenken all' das Köpfchen ſacht
Und flüſtern leiſe: „Gute Nacht!"

Schlaf', Du liebes Püppchen mein!
Nun fliegen heim die Vögelein,
Sie ſchlüpfen in ihr kleines Neſt
Und ſchlummern drinnen ſüß und feſt.

Schlaf', Du liebes Püppchen mein!
Früh ruft Dich wach der Sonnenſchein,
Er tanzt auf Deinem Bettchen hell,
Dann ſtehſt Du auf ganz ſchnell,
ganz ſchnell!

H. K.

9. Dreiſilbige Scharade.

Stell' die Erſte in die Zweite mitten hinein,
So wird ſie baldigſt fertig ſein.
Kehrſt Du ſie um, ſo entſteht alsbald
Ein Ding, gar glitzernd, ſtarr und kalt.
Von der Dritten verdopple den Endkonſonant,
Und Du nennſt einen Mann, der rühmlichſt bekannt.
Die ſchönſten Märchen hat er erzählt,
Die je für die Jugend ausgewählt.
Das Ganze kommt in der Tierfabel vor
Als Betrüger und betrogener Thor.
Und wenn einem Menſchen den Namen man gibt,
So iſt er gewiß bei niemand beliebt.

Auflöſungen

der Aufgaben und Rätſel des Kinder-Daheim in Nr. 27.

2. Bilderrätſel.

Kronprinz.

4. Zweiſilbige Scharade.

Geißblatt.

8. Dechiffrieraufgabe.

Ein Brief an das Oſterhäschen.

„Oſterhäschen, bitte, bitte!
Denk' an uns auch dieſes Jahr,
Bring' uns bunt gefärbte Eier
Und auch zuckerne ein paar.
Kinder ſind bei uns im Hauſe,
Denk' nur! ſieben an der Zahl.
Darum thu' doch in Dein Neſtchen
Einen tiefen Griff einmal.
Dreizehn Monde zählt der Jüngſte,
Unſre Älteſte fünfzehn Jahr;
Und auf Deine ſüßen Gaben
Freut ſich ſchon die ganze Schar.
— Sei gegrüßt, lieb Oſterhäschen,
Lies mit freundlichem Geſicht
Dieſe unſre inn'ge Bitte
Und vergiß uns ſieben nicht!"

9. Rätſel.

Badewanne.

Briefkaſten.

Erich W., Brieg. Elſe L., Milspe. Marie W., Naßadel. Hermann D., Gauangelloch. Grete H., Nipnow. Emilie Z., Obermarchthal. Stammtiſch bei B., Torgau. Fritz M., Gadderbaum. Oskar K., Wangen. Fritz H., Pilomühl. Hanny St., Hamburg. Alexander F., K. bei Magdeburg. Eliſe Gr., Berlin. Eliſabeth R., Stuttgart. Brav geraten!

Auflöſungen der Preisaufgabe.

(Schluß.)

Frl. **L. W.** in **W.** Sie unterſchätzen den Fleiß und den Eifer, das Wollen und das Können unſerer jungen Leſer und Leſerinnen. Viele Hunderte von denen, die uns Löſungen der Preisaufgabe einſandten, werden mit einem entſchiedenen „Oho"! proteſtieren, wenn ſie den Inhalt Ihres Briefes erfahren. — Frl. L. W. ſchreibt uns nämlich:

Sehr geehrte Redaktion!

Trotzdem ich nicht mehr zu den Kindern gehöre, habe ich mich doch an der Löſung des Rätſels im K.-D. beteiligt. Da wohl von den eingehenden Löſungen kaum eine ſein wird, die ein Kind ehrlich, d. h. ohne Hilfe Erwachſener gefunden hat, habe ich die ſtille Hoffnung, vielleicht für meine jüngeren Geſchwiſter, die ſonſt im Rätſelraten und -machen ſehr geübt und bewandert ſind, mit dieſem Preisrätſel aber zu ihrem Kummer allein nicht zuſtande kommen (geholfen wird ihnen grundſätzlich nicht), einen Preis zu erringen. Mit großem Kopfzerbrechen und viel Zeitaufwand habe ich folgende Blumengruppen zuſammengeſtellt ꝛc.

Ein kleiner Franzoſe ſchickt uns aus Paris zuſammen mit ſeiner Löſung der Preisaufgabe den folgenden Brief:

Sehr liebe Redaktion von Kinder-Daheim!

Mein Fräulein und ich halten uns Ihren ſchöner Journal, die von jeder bekannt iſt. Ich bin nur ein Franzoſe aber ich klaub das alle Abonenten ihren Kompoſition ſchicken dürfen. Ich habe der ganzen Nachmitag daran gearbeitet; und ich klaub, nicht ſchlecht gemacht zu haben. Fräulein die ein echte Präußin iſt hat mir geſagt ihr großen Kaiſer Wilhelm der I. liebte am meiſten die Kornblume; darum habe ich gewehlt für Blume die Kornblume, denn Sie wiſſen ich liebe furchtbar ihr großen Kaiſer Willhelm und ich möchte gern in Berlin gehen um ſein Reſidenz zu ſehen. Nun auf Wiederſehn liebe Redaktion von Kinderdaheim und ich gieb ein kräftigen ſchüttelhand.

A. d'H.

Ernſt H. in **E.** Sehr hübſch! Wir hätten das Gedicht gern abgedruckt, wenn es nicht gar zu lang wäre.

Herrn **Sch.** in **Stralſund.** Für Ihr freundliches Intereſſe herzlichen Dank. Erwachſene, die ſich an der Löſung einer Preisaufgabe des K. D. beteiligen, beanſpruchen ſelbſtverſtändlich keinen Preis.

Herrn cand. med. **K.** aus **A.**, cand. phil. **E.** aus **H.**, cand. jur. **M.** aus **L.**, cand. phil. **A.** aus **M.** — Beſten Dank und Gruß. Von manchen Einſendern erhielten wir mehr als 20 richtige Wörtergruppen.

Eine Freundin unſeres Blattes, Fräulein **L. W.** in **Grimma**, ſendet uns die folgende Löſung der Preisaufgabe. Im ganzen 19 Wörtergruppen. Die Anfangsbuchſtaben der einzelnen Gruppen ergeben einen patriotiſchen Wunſch (für den 1. April).

Germanist
Osnabrück
Landsturm
Dachstein
Labetrunk
Abendkost
Charybdis
Kapuziner

Orleanist
Labyrinth
Erzbistum
Abschrift
Nachspiel
Drahtseil
Erwählung
Rheingold

Treibhaus
Unterwald
Laubkrone
Präsident
Eilfracht

Thürangel
Abendluft
Zweikampf
Erzählung
Todesqual
Thalgrund
Erlaubnis

Erkältung
Ruhestand
Impfwunde
Kampflust
Angesicht

Raubvogel
Opernhaus
Sympathie
Erbschaft

Herzogtum
Erhaltung
Lauenburg
Ilsenburg
Orlamünde
Thürnagel
Ruheplatz
Olbernhau
Postwagen

Amtskleid
Sträfling
Talgdrüse
Erhitzung
Rosalinde

Linderung
Inselberg
Leuchtgas
Isarhofen
Eidschwur

Trinkglas
Altenburg
Uhrkasten
Steinbock
Erzschuft
Notschrei
Dornbusch
Sternbild
Cornelius
Häuptling
Opferblut
Eichforst
Naschwerk

Erlistung
Nadelbuch
Zugbrücke
Inspektor
Alchymist
Notenbuch

Brunhilde
Abteilung
Lamprecht
Schwermut
Ableitung
Mehlstaub
Indervolk
Nordlicht
Eispracht

Igelkraut
Rangliste
Ickendorf
Salzgrube

Saumpferd
Chamäleon
Hufschlag
Leichdorn
Erdglobus
Hausthüre
Dachfirst
Oberlicht
Rosenbaum
Nachfolge

Mühlenrad
Osterlied
Harfenist
Nadelkopf

Altsänger
Unterholz
Rostfleck
Insurgent
Kriegsmut
Einmarsch
Lastpferd

Reichstag
Eilmarsch
Schulkind
Erlahmung
Dreiklang
Apfelmost

Cambridge
Abkürzung
Languedoc
Lombardei
Abschwung

Kornblume
Ostfranke
Rangstufe
Nachtrock
Bildhauer
Lichtenau
Ungarvolk
Mauseloch
Einschlag

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

1895. Beilage zu Heft 12 (No. 33—35).

XXXI. Jahrgang.

Juni 1895.

Aus der Zeit — für die Zeit.

General der Infanterie von Werder. — Graf Nikolaus von der Oſten-Sacken. — Die Baumblüte in Werder. — Die Regulierung der Weichſelmündung. — Die Berliner Gewerbeausſtellung 1896. — Ein gekentertes Schiff. — Die neue Kirche in Schöneberg-Berlin. — Juan Gualberto Gomez, der Führer der Revolution auf Cuba. — Ein ſchwarzer Amateurphotograph.

General der Infanterie von Werder.
Nach einer Photographie vom Hofphotographen W. Höffert, Berlin.

Der bisherige deutſche Botſchafter in Petersburg, General der Infanterie von Werder, iſt abberufen und durch den bisherigen deutſchen Botſchafter in Konſtantinopel, Fürſten Radolin, erſetzt worden. General von Werder wurde nach einer langen und verdienſtvollen militäriſchen Laufbahn für dieſen wichtigen diplomatiſchen Poſten auserſehen. Am 27. Februar 1823 geboren und im Kadettenhaus erzogen, trat er im Sommer 1840 als Leutnant in das Erſte Garderegiment zu Fuß ein. Von 1852—54 war er zum Lehrbataillon kommandiert, dann wurde er Adjutant bei der erſten Garde-Infanteriebrigade. Im Juli 1855 zum Hauptmann befördert, wurde er im Auguſt 1857 Kommandeur der Schulabteilung, dann vom Oktober desſelben Jahres ab zur Dienſtleiſtung bei der Perſon des Königs Friedrich Wilhelm IV kommandiert, 1858 zum Flügeladjutanten ernannt und 1859 zum Major befördert. Im Oktober 1861 übernahm von Werder die Führung des Garde-Jägerbataillons, 1863 wurde er Oberſtleutnant, und im Feldzuge 1866 führte er als Oberſt das Garde-Füſilierregiment. Er wurde durch die Verleihung des Ordens pour le mérite ausgezeichnet und nach dem Friedensſchluß zum Kommandeur dieſes Regiments ernannt. Im November 1869 ging Oberſt von Werder als preußiſcher Militärbevollmächtigter nach Petersburg, wo er ſich ſchnell das unbedingte Vertrauen Kaiſer Alexanders II und des damaligen ruſſiſchen Thronfolgers erwarb. Bis zum Jahre 1886 verblieb er in dieſer Stellung, in der er 1870 zum Generalmajor, 1875 zum Generalleutnant, 1884 zum General der Infanterie ernannt wurde und im Großen Hauptquartier des Kaiſers an dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege 1877—78 teilnahm. 1886 wurde General von Werder von ſeinem Poſten abberufen und zum Gouverneur von Berlin ernannt. Auf beſonderen Wunſch Kaiſer Alexanders III wurde er dann mit dem Poſten des deutſchen Botſchafters in St. Petersburg betraut, und die Auszeichnungen, die ihm jetzt Kaiſer Nikolaus II bei ſeinem Abſchied zu teil werden ließ, beweiſen, daß Excellenz von Werder auch das Vertrauen des jetzigen Zaren in hohem Grade genoß.

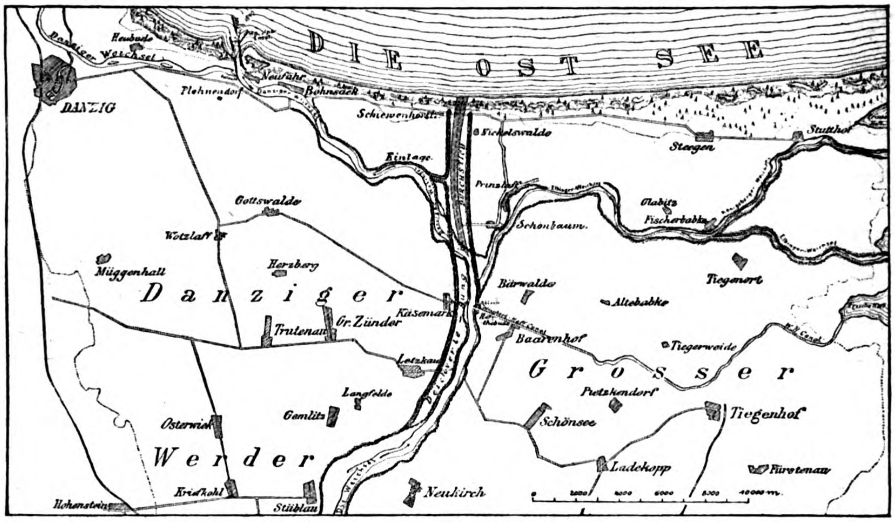
Graf Nikolaus von der Oſten-Sacken.
Nach einer Aufnahme von Fr. Müller, München.

An Stelle des Fürſten Lobanow-Roſtowski, der die Leitung der ruſſiſchen auswärtigen Politik übernommen hat, iſt Graf Nikolaus von der Oſten-Sacken als ruſſiſcher Botſchafter nach Berlin geſandt worden. Graf Oſten-Sacken entſtammt einer deutſchen Adelsfamilie; von der ein Zweig in Kurland anſäſſig geworden iſt. Am 28. März 1831 geboren, trat er 1852 in den diplomatiſchen Dienſt. Er war den Geſandtſchaften im Haag, in Madrid, in Bern und in Turin attachiert und wurde 1869 zum Miniſterreſidenten am Darmſtädter Hofe ernannt. 1880 übernahm Graf Oſten-Sacken den Poſten des ruſſiſchen Geſandten in München, den er jetzt mit dem Botſchafterpoſten in Berlin vertauſcht hat.

Blühende Kirſchbäume, darunter Stachelbeerſträucher, in Werder.
Nach einer Amateuraufnahme von O. Haſſelkampf, Potsdam.

Zur Zeit der Obſtbaumblüte iſt das Städtchen Werder an der Havel unweit Potsdam das Ausflugsziel ſehr vieler Berliner. Die günſtige Lage des Ortes und der zur Obſtzucht ſehr geeignete Boden der Umgegend haben dort die Kultur aller Art von Obſt ſo begünſtigt, daß der Obſtbau die eigentliche Einnahmequelle des Ortes und Werder jetzt die Hauptobſtkammer für den Verbrauch der Millionenſtadt Berlin geworden iſt. Die „Werderſchen“ ſind ſehr bekannt in Berlin, das ſie zur Zeit der Obſtreife auf einem eigenen Dampfer täglich mit gefüllten Obſttinen beſuchen. Der Maſſengegenbeſuch, den die Berliner dem Städtchen Werder einmal im Jahr abſtatten, gilt der Beſichtigung der Baumblüte, die

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

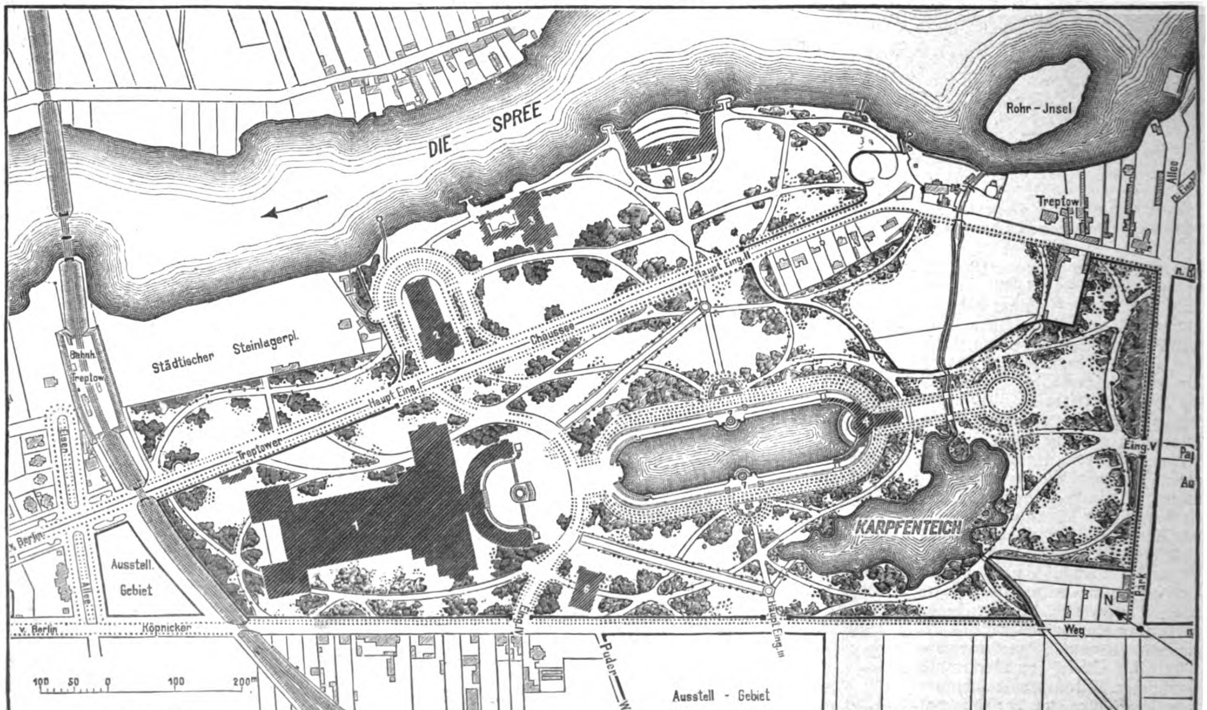

DIE OST SEE
DANZIG
Danziger Weichsel
Heubude
Neufähr
Plehnendorf
Bohnsack
Schiewenhorst
Einlage
Nickelswalde
Steegen
Stutthof
Prinzlaff
Schönbaum
Gottswalde
Wotzlaff
Müggenhall
Herzberg
Danziger
Trutenau
Gr. Zünder
Käsemark
Bärwalde
Altebabke
Tiegenort
Baarenhof
Tiegerweide
Letzkau
Grosser
Langfelde
Gemlitz
Pietzkendorf
Schönsee
Tiegenhof
Osterwiek
Werder
Ladekopp
Fürstenau
Kriefkohl
Hohenstein
Stüblau
Neukirch
Glabitz
Fischerbabke

Überſichtsplan der neuen Weichſelmündung.

in ſolcher Fülle für den Großſtädter etwas Niegeſehenes iſt. Und in der That lohnt das ſchmucke Städtchen in ſeinem natürlichen Feſtgewande dieſen Ausflug reichlich.

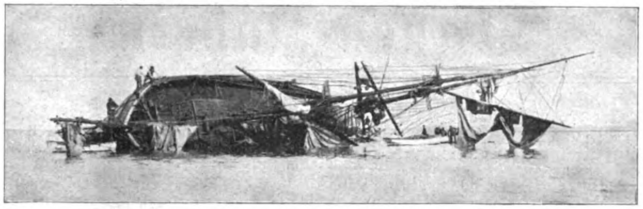
Um den Mißſtänden abzuhelfen, die ſich bei Hochwaſſer und Eisgang auf dem unteren Laufe der Weichſel in immer verſtärktem Maße zeigten, hat man einen neuen Mündungsarm gegraben, deſſen Anlage die Leſer auf unſerer Karte verzeichnet finden. Die Koſten für dieſen Durchſtich haben ungefähr zwanzig Millionen Mark betragen, von denen ein Drittel die zunächſt beteiligten Niederungen tragen, während der Reſt aus Staatsmitteln beſchafft worden iſt. Der neue Stromlauf zweigt ſich dort von dem bisherigen Flußbett der Weichſel ab, wo dieſe ſich aus ihrer von oben her verfolgten faſt nördlichen Richtung entſchieden nach Nordweſten wendet, und führt in 7,1 km Länge und nahezu nördlicher Richtung geradewegs nach der Oſtſee. Er hat eine nach der Mündung zu ſteigende Breite von zweihundertfünfzig bis vierhundert Metern. Die geſamten Bauarbeiten wurden einer einzigen Firma, der durch ihre Leiſtungen am Bau des Nordoſtſee-Kanals rühmlichſt bekannt gewordenen Firma Ph. Holzmann & Co. in Frankfurt a. M., die bei der erfolgten öffentlichen Ausſchreibung die günſtigſten Bedingungen bot, übertragen und begannen im Juni 1891. Am 31. März 1895 wurden die Arbeiten mit der Durchſtechung des Dünendammes beendet.

Im Treptower Park bei Berlin iſt man eifrig mit den Vorarbeiten für die Berliner Gewerbeausſtellung von 1896 beſchäftigt. Die Geſtaltung der Geſamtanlage der Ausſtellung kann jetzt als feſtſtehend gelten, und unſeren Leſern wird daher der Plan derſelben von Intereſſe ſein. Der Treptower Park liegt auf beiden Seiten der Treptower Chauſſee und nimmt in ſeiner Geſamtausdehnung ungefähr die gleiche Grundfläche ein, wie die Pariſer Weltausſtellung vom Jahre 1889 einſchließlich des Trocadero. So anziehend der Park durch ſeine freie Lage, die Nachbarſchaft der Spree und ſeine ſchönen Parkanlagen iſt, ergaben ſich nach dem Centralblatt der Bauverwaltung bei der Beſetzung desſelben mit den für die Ausſtellung erforderlichen Bauten doch nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten. Zunächſt mußte man dazu ſchreiten, die durch die Treptower Chauſſee bewirkte Teilung des Parkes in zwei Hälften aufzuheben, was nur durch Sperrung derſelben und Ablenkung des durchgehenden Verkehrs auf die den Park ſüdlich begrenzende Cöpenicker Landſtraße geſchehen konnte. Sodann galt es von vornherein für ausgeſchloſſen, den Baumbeſtand und die Parkanlagen irgendwie anzutaſten. Man hat es daher vorgezogen, alle inhaltlich einander verwandten Gruppen der Ausſtellung in einem großen Hauptgebäude zu vereinigen, anſtatt etwa für die einzelnen Gruppen im Park zerſtreute kleinere Bauten zu errichten. Als geeigneter Platz für dasſelbe erſchien der weſtlich des ſogenannten Spielplatzes liegende große eiförmige Platz, auf dem das Gebäude eine angemeſſene Größenentwickelung erhalten


DIE SPREE
Rohr-Jnsel
Treptow
Allee
Städtischer Steinlagerpl.
Bahnh. Treptow
Chaussee
Haupt Eing. I
Haupt Eing. II
Treptower
KARPFENTEICH
Eing. V
Ausstell. Gebiet
v. Berlin
Köpnicker
Weg
Puder-Weg
Haupt Eing. III
Eing. IV
Ausstell - Gebiet
Ausstellungs Bahnh.
Berlin - Görlitzer Eisenb.
100 50 0 100 200m
Berliner Gewerbeausſtellung 1896.

1. Hauptgebäude und Maſchinenhalle. 2. Gebäude für Chemie u. ſ. w. 3. Fiſchereigebäude. 4. Hauptwirtſchaft und Feſthalle (Nahrungs- und Genußmittel). 5. Hauptwirtſchaft.
6. Gebäude für Wohlfahrtseinrichtungen. 7. Orcheſter.

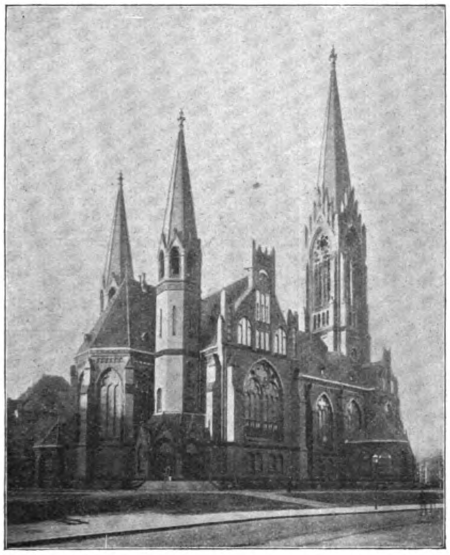
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Nach dem Sturm. Nach einer Aufnahme von Waldemar Lind, Wyk a/F.

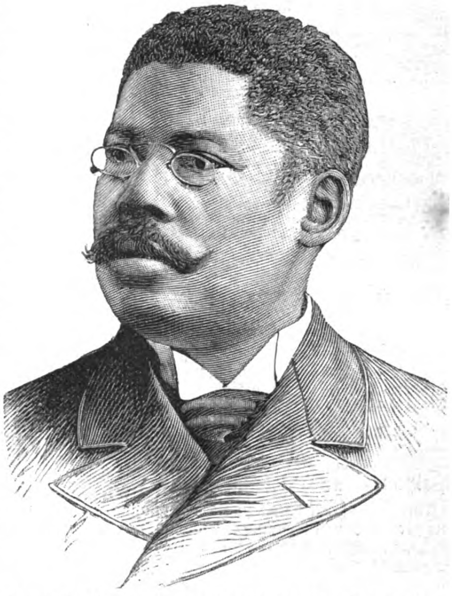
konnte. Dabei mußte freilich die Hauptfront nach Oſten, alſo ſtadtabſeits, gerichtet werden, ein Umſtand, der wieder auf die Anlage der Eingänge erſchwerend wirkte, da es wichtig für dieſe iſt, daß ſie den Beſucher immer in das Herz der Ausſtellung, alſo hier vor die Front des Hauptgebäudes führen. Als Zugangswege auf das Ausſtellungsgebiet werden hauptſächlich die Stadtbahn, die Spree und die Pferdebahn dienen. Für die Stadtbahn wird ein beſonderer Bahnhof an der Strecke der Görlitzer Eiſenbahn ſüdlich des Ausſtellungsgebietes angelegt. Von hier aus führt ein Eingang gerade in der Querachſe des großen Spielplatzes in den Park. In der Verlängerung dieſer Achſe nach der Spree hin, alſo gerade gegenüber dem Stadtbahneingange, liegt das große Hauptwirtſchaftsgebäude, zu deſſen beiden Seiten die Anlegeſtellen für die Spreedampfer angeordnet ſind. In dieſer Hauptquerachſe werden ſich alſo die Beſucher mit der Stadtbahn und den Waſſerfahrzeugen dem Ausſtellungsgebiete nähern. Nach wenigen Schritten vom Eingang gelangen ſie hier wie dort in die Kreuzung einer großen, fünfundzwanzig Meter breiten Hauptſtraße, die in gerader Richtung auf das Hauptgebäude führt. Dieſe Kreuzungen werden mit hohen, weithin ſichtbaren Zeltbauten überdeckt, um dadurch Hauptmerkpunkte für das Zurechtfinden zu ſchaffen. Zwei weitere Haupteingänge liegen ſeitlich der Hauptfront des Hauptausſtellungsgebäudes, der eine für die mit der Pferdebahn, der andere für die in Wagen und zu Fuß anlangenden Beſucher beſtimmt. Von dem Hauptgebäude losgetrennt und in beſondere Gebäude gelegt wurden die umfänglicher auftretenden Abteilungen für Chemie und Phyſik einſchließlich Optik, mechaniſche und graphiſche Künſte, die Fiſchereiausſtellung nebſt Sportabteilung, die Kolonialabteilung, die Gartenbauabteilung und die Abteilungen für Wohlfahrtseinrichtungen, Nahrungsmittel und Unterricht und Erziehung. Sie alle, obgleich an ſich zum Teil von beträchtlichem Umfang, verſchwinden in ihren Größenverhältniſſen doch gegen das Hauptgebäude, das einen Flächenraum von über 40000 Quadratmetern, etwa viermal ſoviel wie der Glaspalaſt im Moabiter Ausſtellungspark, bedecken wird. Den weſentlichſten Teil desſelben nimmt die rückwärts liegende Maſchinenhalle ein. Das Herz bildet der für repräſentative Veranſtaltungen beſtimmte Hauptkuppelraum, von dem aus zwei ſeitliche und eine in der Längsrichtung laufende Mittelgalerie ausgehen. An dieſe Galerien ſchließen ſich links und rechts niedrigere Ausſtellungsräume an. Dem Gebäude vorgelagert iſt eine halbkreisförmige Wandelhalle, deren geſchloſſene Rückwand als Hintergrund für allerlei dekorative Ausſtellungsgegenſtände dienen ſoll. Das Gebäude für Chemie und Phyſik iſt mit einem Hörſaal für Vorträge und Verſuche verbunden. Es findet ſeinen Platz links vom Eingange der Treptower Chauſſee zur Seite des ſtädtiſchen Steinlagerplatzes. Ganz beſonders reizvoll in ſeiner Anlage wird das nicht weit davon entfernt liegende Fiſchereigebäude werden, in welchem der deutſche Fiſchereiverein zuſammen mit dem Seefiſchereiverein eine Geſamtausſtellung der deutſchen Fiſcherei veranſtalten wird. Der Spielplatz in der Mitte des Parkes wird in einen See umgewandelt, an dem die eine der beiden Hauptwirtſchaften geplant iſt, und um den ſich reizvolle Promenaden herumziehen. Dem vorübergehenden Zweck der Ausſtellung entſprechend werden für die Gebäude derſelben nur billige Bauſtoffe, wie Gips und Stuck auf Eiſengerippe, Verwendung finden.

Ein auf den Strand geworfenes und vom Sturme vollſtändig auf die Seite gelegtes Schiff ſahen die Bewohner des Nordſeebades Wyk am Morgen des 25. März. Der große Schooner Amilhujo lag am Abend vorher auf der Wyker Rhede zur Abfahrt nach England bereit, als ein orkanartiger Südweſtſturm einſetzte und das Schiff von ſeinen Ankern riß. Alle Bemühungen des mit vier Leuten an Bord befindlichen Kapitäns, das Schiff vom Strande frei zu halten, waren vergebens. Zwei Matroſen wurden von den Wellen über Bord geſpült und ertranken, während Kapitän de Bur und die beiden anderen ſich in den Wanten feſtbanden. Das Schiff kenterte auf einer Sandbank. Die am Morgen ſofort von der Inſel zu Hilfe Eilenden fanden nur noch den Kapitän am Leben. Unſer Bild nach einer Aufnahme des Photographen W. Lind zeigt das Wrack des Schiffes bei ruhiger See.



Neue Kirche zu Schöneberg-Berlin.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

Schöneberg, einer derjenigen Vororte Berlins, die ſich in den letzten zwanzig Jahren ganz außerordentlich entwickelt haben, während die alte Kirche des Ortes höchſtens den Anſprüchen eines mittleren Dorfes genügen konnte, iſt nun endlich auch in den Beſitz einer den neuen Verhältniſſen entſprechenden neuen Kirche gelangt. Das neue Gotteshaus reiht ſich der großen Zahl neuer Kirchen würdig an, die unter der fördernden Teilnahme des Kaiſerpaares in den letzten Jahren in Berlin entſtanden ſind.



Juan Gualberto Gomez, der Führer der Revolution auf Cuba.

Unter den Führern der Revolution auf Cuba nimmt der Mulatte Juan Gualberto Gomez eine hervorragende Stelle ein. In Havannah geboren, ging er als Journaliſt nach Spanien, wo er ausgewieſen wurde. Er war dann in Paris als Mitarbeiter des Évènement thätig und gründete, nach der Havannah zurückgekehrt, ein eigenes Journal. Seinem Einfluß iſt es gelungen, den größten Teil der ſchwarzen Bevölkerung von Cuba für die auf die Loslöſung der Inſel von dem Mutterlande Spanien zielende Revolution zu begeiſtern.

Die Schulineger in Stuttgart.

Ein luſtiges Bild erhielten wir aus Stuttgart, wo eine Truppe Schuli-Neger mit Frauen und Kindern ausgeſtellt war. Die von der Kultur gänzlich unbeleckten Schwarzen zeigen ſich mit dem photographiſchen Apparat ſcheinbar ganz vertraut, während das Bild doch offenbar nur einem luſtigen Einfall und dem geſchickten Arrangement eines Stuttgarter Photographen ſeine Entſtehung verdankt. Die Schwarzen haben ſich, wie uns geſchrieben wird, bei dieſem Scherz ſehr anſtellig gezeigt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

(Zu Nr. 33.)

Wie wohl thuts, doch Einen bezeichnen können,
Der's mit uns echt meint und treu und warm!
Das wahre Gutmeinen, das tiefe Gönnen,
Das hat oft nicht einer im Freundesſchwarm.

Hochzeitslied.

(Nach der Melodie: „Wohlauf noch getrunken!")

Wohlauf! laßt uns ſingen zum Feſtesgelag!
In Roſen und Myrten erſtand dieſer Tag.
Dem liebſten zur Seit' ſitzt die roſige Braut,
Von holdeſter Jugend und Schönheit bethaut.

Man muß ſie nur ſehn, die hier freien im Mai.
Sie ſchenken den Himmel einander, die Zwei!
Sie ſchenken einander das ſeligſte Gut,
Die treueſte Liebe, die ſüßeſte Glut.

Die Sehnſucht, die flinke, die freundliche Magd,
Trug Grüße um Grüße in endloſer Jagd,
Nun ruht ſie ſo ſtill, wie ſie's niemals gekonnt,
Da Auge in Auge die Liebe ſich ſonnt.

Ja, ewig vereint nun mit goldenem Band.
Ja, Auge in Auge, und Hand nun in Hand,
Die ſtürmiſche Hoffnung in freundlicher Ruh,
Nichts, nichts auf der Welt mehr als Du und als Du!

Dem Starken und Hohen das Weiche gepaart.
O blühende Myrte, wie redeſt du zart!
Wie ſprecht ihr ſo traut: „Immerdar! Immerdar!"
Du Ringlein, du Schleier im lockigen Haar!

Der Himmel, der hohe, ſeh' freundlich darein
Und wahr' Euren Augen den ſeligen Schein,
Und nimmt auch die Zeit Euren Wangen den Schmuck,
Sie laſſ' Euren Händen den liebenden Druck!

Ihr beiden, Ihr Frohſten auf blühender Erd',
Wir ſegnen voll Lieb' Euch den eigenen Herd.
Wir ſegnen den Pfad Euch jahrein und jahraus!
Gott pflanze Euch Frieden ins glückliche Haus!

O lieblicher Tag heut' im Maiſonnenſchein!
Wir heben die Gläſer mit funkelndem Wein,
Durchs Haus ſoll es klingen wie Glocken ſo klar:
Ein jubelndes Hoch dem glückſeligen Paar!

Frida Schanz.

Potpourri aus Roſenblättern.

Aus jenen fernen Zeiten, in denen der Großvater die Großmutter nahm, ſtammt ein Rezeptlein aus dem Wirtſchaftsbuch der Ahne, kraft deſſen man aus den abgefallenen Roſenblättern und anderen Ingredenzien einen vortrefflichen Pourri bereiten kann. — Derſelbe hält ſich nicht nur Monate, ſondern Jahre. Leichtes Umrühren in dem Topf ſchon erzeugt einen lieblichen Duft; eine Hand voll Roſenblätter zur Winterszeit aber auf die warme Platte geſtreut, erfüllen das Zimmer mit einem ſo milden und doch würzigen Duft, daß keine der modernen Eſſenzen damit in Wettbewerb treten kann. Die Bereitung iſt folgende: Sobald die Blütenblätter der Roſe ſich lockern, füllt man — ſie jeden Morgen ſorglich ſammelnd — ſeinen Korb damit und breitet ſie am beſten auf der Platte eines Marmortiſches locker aus, ſo daß ſie an der Luft leicht trocknen; dann beſorgt man ſich von guten Freunden oder vom Apotheker ein paar Hände voll Lawendel, deſſen blaue Blütchen man von den Stielen ſtreift. Fernere Ingredienzien ſind: Ganz feines Tafelſalz, geſtoßene Nelken, dazu noch etwas pulveriſierter Ingwer. Nun rührt man die ganze Sache — mit Ausnahme des Salzes — in einer tiefen Schüſſel durch einander, ſchichtet Blätter und Salz, immer im Wechſel in einen Steintopf, deckt eine Untertaſſe, die möglichſt dicht mit der inneren Weite des Topfes abſchließt, darüber, beſchwert es mit einem Stein, verſchließt den Topf mit einem Deckel und läßt ihn mehrer Wochen ſo ſtehen. Dann wird das Pourri in ein weitbauchiges Gefäß mit ebenfalls dichtem Verſchluß gefüllt. Es muß ein ſalonfähiges Anſehen haben, um immer bei der Hand ſein zu können. Erwähnt muß noch werden, daß über Remontanten und Maréchal Niel-Roſen hinaus die alte echte Centifolie in ihrem Duft unerreicht bleibt.

Federnreinigung.

Da nicht eine gewandtere Feder es übernimmt, möchte ich mir erlauben, auf die in dem Beiblatt von Nr. 26 des Frauen-Daheim (30. März d. J.) von einer „Alten Hausfrau" angegebene Art, „Betten umzufüllen", einiges zu erwidern und hinzuzufügen. Handelt es ſich um das Umfüllen von ſauberen Federn aus einem Inlett in das andere, ſo iſt gewiß die in Nr. 26 beſchriebene Art eine ſehr praktiſche. Selten wird aber dieſes der Fall ſein. Im allgemeinen kann man annehmen, daß, wenn ein altes Inlett durch ein neues erſetzt werden muß, die Betten bereits einem ſo häufigen Gebrauche ausgeſetzt waren, daß die Federn nicht mehr ſauber genannt werden können, ſondern einer mehr oder weniger gründlichen Reinigung bedürfen. Unter letzterer möchte folgendes Verfahren zu verſtehen ſein: Indem man nach und nach die Federn durch die Hände gleiten läßt, werden die unter denſelben befindlichen ſogen. „Schnecken" — in Klumpen zuſammengeballte Federn — aufgezupft. Hierbei wird aller in dieſen enthaltene Staub herausgearbeitet, und die Federn werden wieder locker, wie neu. — Waren die Betten aber ſehr viel benützt, vielleicht von zu Schweiß geneigten Perſonen oder von Kranken, beſonders von ſolchen, die an anſteckenden vielleicht mit dem Tode endenden Krankheiten gelitten, ſo möchte eine Dampfreinigung ſehr zu empfehlen ſein. In jedem größeren Orte wird es jemand geben, der ſich hiermit befaßt. Die Federn kommen in kleinen Portionen in ein großes, trichterartiges Gefäß, in deſſem Boden ein Sieb eingeſetzt iſt. Dieſes wird auf einen Topf mit kochendem Waſſer geſtellt, das ſtets im Sieden erhalten werden muß (durch ein dieſem Zwecke entſprechendes Kohlenbecken oder dergleichen). Die Federn werden nun mit einem Reiſigbeſen tüchtig durchgepeitſcht. Nachdem ſie ungefähr $^1/_4$ Stunde, nach Umſtänden auch länger, dem Dampfe ausgeſetzt waren, wird der Trichter entleert und wieder mit einer kleinen Menge Federn, etwa halbvoll, gefüllt, ſodann wird in obiger Weiſe weiter verfahren. Die bereits gedampften Federn werden in einem flachen Sieb mit der Hand durchgerieben, damit aller Staub, der ſich noch in denſelben befindet, und ſonſtiges Unreine herausfallen kann. Die noch nicht vollſtändig gelockerten Federn werden hierbei ſofort aufgezupft. Iſt der ganze Vorrat von Federn nach und nach auf die angegebene Weiſe gereinigt, ſo werden dieſe in die bereitgehaltenen Inlette gefüllt und die Betten, wenn ſie zugenäht worden ſind, entweder in einem luftigen Raume oder im Freien, in ſonnendurchwärmte Luft gelegt. Es iſt beſſer, hierzu einen ſchattigen Ort zu wählen, als die Betten der unmittelbaren Sonnenhitze auszuſetzen. Im Laufe des Tages werden jene etliche Male gewendet und hierbei ſtets tüchtig durchgeſchüttelt. Dieſe Art der Federnreinigung iſt eine durchaus gründliche, wobei, wie von Autoritäten anerkannt iſt, jeglicher Anſteckungsſtoff vollkommen entfernt worden iſt.

Eine gleichfalls nimmer junge Hausfrau.

Zweckmäßige Behandlung eines Klaviers.

Unſer ſchon achtzehn Jahre in unſerem Beſitz befindlicher und viel benutzter Flügel iſt ſeit mehr als $1^1/_2$ Jahr nicht mehr geſtimmt worden und hat dennoch ſeinen vollen reinen Ton bewahrt, ſo daß der Klavierſtimmer, der von Zeit zu Zeit unſeren Ort beſucht, mir ſeine Verwunderung darüber ausſprach, mit dem Hinzufügen, wenn alle Klaviere von ihren Beſitzern ſo ſorgſam behandelt würden, könnten die Stimmer ihr Handwerk bald an den Nagel hängen. Da das Intereſſe unſerer Leſerinnen mir indes mehr am Herzen liegt, als das der Klavierſtimmer, will ich ihnen meine Behandlungsmethode zur Nachahmung empfehlen. Die erſte Bedingung für die Erhaltung des Klaviers iſt Bewahrung vor Zugluft und plötzlichem Temperaturwechſel. Der Standort kann infolgedeſſen nicht ſorgſam genug gewählt werden. Unſer Klavier ſteht, etwas von der Wand abgerückt, in einer hellen Zimmerecke, weitab vom Ofen, wie auch von einer in den kalten Korridor führenden Thür und — last not least — in der Nähe eines Blumentiſches. Denn während es ſonſt allgemein als Regel gilt, die Klaviere auf abſolute Trockendiät zu ſetzen, habe ich die Erfahrung gemacht, daß dieſe Anſicht gänzlich unrichtig iſt, da bei dem Vorgänger unſeres jetzigen Flügels, infolge allzu großer Trockenheit der Zimmerluft, der Reſonanzboden geſprungen war. Seither muß der Blumentiſch für ausreichende Feuchtigkeit ſorgen. Ein Berliner Inſtrumentenbauer, mit dem ich gelegentlich darüber ſprach, ſagte mir, daß die praktiſchen Amerikaner, in richtiger Erkenntnis der Thatſache, daß der Reſonanzboden durch übermäßige Trockenheit ſchlaff und die Klangfülle des Tones infolgedeſſen in hohem Maße beeinträchtigt würde, in trockenen geheizten Räumen ein Gefäß mit einem naſſen Schwamm unter das Inſtrument zu ſtellen pflegen. Ferner darf der Klavierdeckel nie durch ſchwere Gegenſtände, Notenſtöße und dgl. belaſtet werden. Mit Federwedel und Blaſeblag muß das Innere des Inſtrumentes von Zeit zu Zeit ſorglich von Staub gereinigt und die Saiten leicht mit einem weichen Lederlappen abgerieben werden. In gleicher Weiſe ſind auch die Taſten zu reinigen; hartnäckige Flecke auf letzteren entfernt ein in Spiritus getauchtes Leinenläppchen. Bei der Zimmerreinigung iſt das Klavier mit einer großen Decke zu bedecken. Verreiſt man zur Sommerszeit, ſo verſäume man nie, einige in Zeitungspapier gewickelte Kampferſtückchen in das Inſtrument zu legen, um die Motten fern zu halten, die ſich gar zu gern hier häuslich niederlaſſen und in den Tuchſtreifen, mit denen die Saiten durchflochten ſind, ſchaurige Verheerungen anrichten. In dieſer Weiſe behandelt, wird **jedes** Klavier nicht nur ungleich länger und beſſer Ton und Stimmung bewahren, ſondern auch noch einmal ſo lange vorhalten, was bei einem ſo koſtbaren Beſitztum nicht zu unterſchätzen iſt.

Margot.

Für die Küche.

Warme Puddings.

(Schluß.)

Alltäglicher Mehlpudding mit Hefe. Man rührt 875 g gewöhnliches Mehl mit $^3/_4$ l warmer Milch, 50 g Hefe, 100 g geſchmolzener Butter, 200 g Roſinen und Korinthen, 100 g Zucker, Citrone, Salz und 3 ganzen Eiern zuſammen, gibt dies in die bereitete Form, worin die Maſſe, warmgeſtellt, etwas gehen muß, ehe man ſie kocht. Hierzu iſt am ſchmackhafteſten gekochtes Obſt, gekochte getrocknete Zwetſchen u. dergl., auch Butter und Sirup zuſammen aufgekocht. 3 bis 4 Stunden kochen. Für 14 Perſonen.

Weißbrotpudding. 530 g altes Weißbrot ſchäle man ab und reibe es. Das geriebene Brot wird mit 30 g Butter auf dem Feuer erhitzt. Die Rinde wird mit Milch zu einem Brei gekocht und ebengerührt. Dann reibt man 30 g Butter zu Salbe, gibt 5 Eidotter, 60 g Zucker, 60 g Korinthen, Gewürz nach Belieben dazu, und nun das abgekühlte Brot, dann den Schnee der 5 Eier und ſchließlich $^1/_2$ Gläschen Rum. Hierzu Wein- oder Saftſauce. 2—3 Stdn. kochen. Für 8—10 Perſonen.

Plumpudding. 200 g gehacktes Nierenfett, 200 g Mehl, 250 g Butter, 250 g Roſinen ohne Kerne, 125 g Korinthen, 750 g eingeweichtes Weißbrot (ungefähr für 50 Pf.), 16 Eidotter, 8 Löffel Rahm, 3 Löffel Zucker, Citrone, Muskat wird zuſammen vermengt, dann mit dem Schnee der 16 Eier verrührt. 3—5 Stunden kochen. Für 16—20 Perſonen. Beim Anrichten ſetzt man oben eine halbe Eierſchale in den Pudding, gießt Rum hinein, übergießt den Pudding mit Rum und Zucker, und läßt ihn brennend zu Tiſch kommen. Hierzu eine Saftſauce.

Plumpudding auf andere Art. 250 g gehacktes Nierenfett, 250 g Mehl, 4 Eidotter, 250 g Korinthen, 370 g gehackte Roſinen ohne Kerne, 70 g Zucker, 30 g gehackte Succade, 30 g Orangenſchale, Muskatnuß, $^1/_2$ Weinglas Rum und etwas Salz werden zuſammengerührt, der Schnee der 4 Eier dazu gegeben und alles 3—5 Stunden gekocht. Hierzu Saftſauce. Für 12 Perſonen. **A. K. B.**

Fragen.

119) Würde mir wohl eine liebenswürdige Daheimleſerin angeben, woher ich eine Vorlage (Federzeichnung) für den Holzdeckel eines Tagebuches beziehen — kaufen oder leihen — könnte? Das Buch iſt 23 cm lang und 15 cm breit! Für gütige Auskunft wäre ſehr danbar **Helene Wendt,**
Pfarrhaus **Baasdorf** b. Cöthen in Anhalt.

120) Hat eine der Daheimleſerinnen wohl einige Rezepte, um Reſte von Eiweiß gut aufzubrauchen? Bekanntlich bleibt immer, namentlich in einem größern Haushalte, Eiweiß übrig, und ich weiß niemals recht, was damit anzufangen iſt. Im voraus beſten Dank für etwaige gefl. Antwort.

S. H., Hamburg.

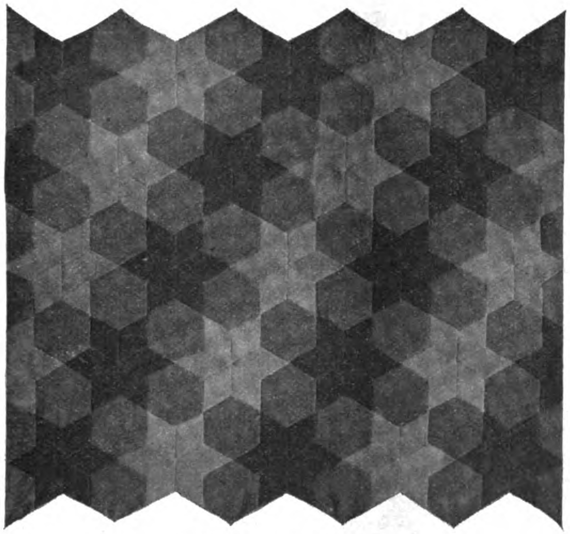
121) Könnte mir eine der geneigten Leſerinnen des Daheim vielleicht die Adreſſe eines der folgenden engliſchen Schriftſteller angeben? — B. M. Croker; Alan St. Aubyn; George R. Sims; Frank R. Stockton; Mrs. Alexander.

Nanny.

122) Kann mir eine der geehrten Mitleſerinnen angeben, an welchem nicht teuren Orte Mittel- oder Süddeutſchlands eine für höhere Mädchenſchulen geprüfte, erfahrene Lehrerin einen Wirkungskreis als Privatlehrerin fände? Im voraus dankt beſtens für gütige Auskunft Abonnentin **N. B.**

(Zu Nr. 34.)

Wer Andern helfen kann durch gute That,
Iſt zu beneiden. —
Haſt du nur Rat,
So gib den Rat beſcheiden!



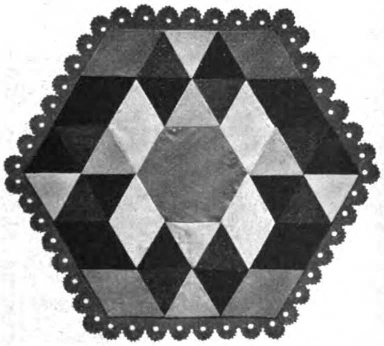
Nr. 1. Decke in Moſaikarbeit.

Moſaiknäharbeiten.

Es gibt Frauenhandarbeiten, die neben allen Modearbeiten ſtändig nebenher gehen und ihre Beliebtheit nie verlieren. Solch eine Arbeit iſt das alte gute Flickenmoſaik. Kleine Tuch- und Seidenſtücke, vorherrſchend Reſte, werden in ſymmetriſcher Anordnung und in harmoniſcher Farbenwahl moſaikartig zuſammengeſetzt und zwar möglichſt ſo, daß ſich hellere buntere Moſaikfiguren, Sterne u. ſ. w. von dunklerem, ſchlichterem Grunde abheben, und daß unter den einzelnen Figuren wieder ein geſchmackvoller Farbenzuſammenhang beſteht. Schöne, wirklich wertvolle, dekorativ wirkende Stücke, Decken, Wandbehänge, Kiſſen, Portièren uſw. laſſen ſich auf dieſe Manier aus wertloſen Stückchen zuſammenſtellen; daß viel Geduld, beſonders peinliche Sauberkeit und Genauigkeit zu dieſen Arbeiten gehört, ja daß zierliche, ſchmucke Ausführung den Hauptwert der Arbeit ausmacht, wird ſie, wenn ich nicht irre, gerade erſt zu einer Lieblingsarbeit der Frauen erheben. Die einfache Ausführung der Moſaikarbeit iſt bekannt. Man heftet Stoffſtückchen über Pappformen, näht die Kanten mit feinſten überwendlichen Stichen an einander und trennt die Pappe nach vollendeter Arbeit heraus. Hauptbedingung ſind völlig genau und gleichmäßig geſchnittenen Pappformen. Zur großen Erleichterung der Arbeit gibt es dieſelben jetzt vorrätig zu kaufen zu ſehr billigem Preis und in ſo ſcharfer, genauer Ausführung, wie man ſie ſich ſchwerlich ſelbſt herſtellen kann. Die bekannte Papierblumenfabrik von **E. Petzold, Dresden, Kreuzſtraße 6**, ſtellt die Formen in verſchiedenen Größen weiß und bunt her (Gebrauchsmuſter Nr. 35 145). —

Die Formen ſind zu haben in Muſterkäſten mit ca. 150 vielfach verſchiedenen bunten Kärtchen, mit deren Hilfe man die Farbenwirkung der Arbeit im voraus prüfen kann; ſie koſten 1 Mark für Private und werden gegen Beifügung von 20 Pf. Porto franko verſchickt.

Außerdem ſind die Formen in weißem Karton dutzendweiſe zu beziehen, kleinere Formen, Quadrate, Rauten u. ſ. w. à Dutzend 30 Pf., die größeren, länglichen Sechsecke 65 Pf., die 6 cm großen, regelmäßigen Sechsecke à Dutzend 75 Pf.; für 10 Pf. Porto können mehrere Hundert als Warenprobe bezogen werden. Illuſtriertes Größen- und Preisverzeichnis wird auf Wunſch gratis verſandt. Mit einigen Dutzend Formen läßt ſich ſchon ſehr viel ſchaffen. Wir bringen heute einige z. T. ältere, zum Teil neue Anwendungen der Moſaikarbeit. Die aus Rauten und Sechsecken zuſammengeſetzte **Decke** Nr. 1, in Rot, Marineblau und Braun, aus Kleiderſtoffreſtchen gearbeitet, ſieht äußerſt elegant und gut aus. Sie kann als Truhen- oder Nähtiſchdecke dienen, in größerem Umfang, weich gefüttert, gibt ſie eine prachtvolle Divandecke; man achte bei den Moſaikarbeiten aus Wollſtoffen nur darauf, die Ecken auf der Linksſeite ſauber zu verſchneiden, daß die Arbeit glatt und weich wird. Der **Lampenunterſetzer** Nr. 2 iſt aus Atlasſtückchen in buntem Durcheinander gearbeitet; die Pappſtücken ſind hier, wo es auf ſteife, feſte Form ankommt, **nicht** herausgetrennt. Sehr hübſch und fein iſt das **Kiſſen** Nr. 3. Rote und blaue Sechsecke aus Baumwollſatin wechſeln reihenweiſe ab, jedes Sechseck trägt ein teils in weißer, teils in gelber Seide über Kanevas geſticktes Kleeblatt. Dieſe Kiſſen ſind äußerſt praktiſch und ſehen reizend aus; ſehr groß in länglicher Form, mit weichen Daunen gefüllt und mit roter Baumwollgarnitur umrandet, ſind ſie als Divankiſſen zu empfehlen, in kleiner, zierlicher Geſtalt als Reiſe- und Stuhlkiſſen.

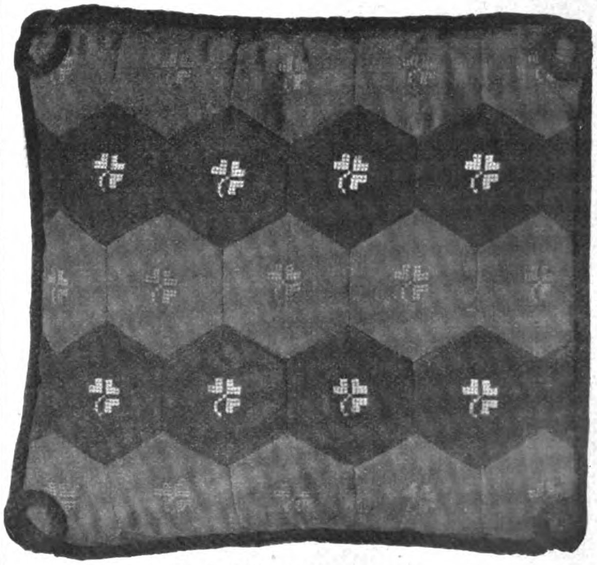


Nr. 2. Unterſetzer in Moſaikarbeit.

Eine ganz beſonders reizende neue Anwendung der alten Moſaikarbeit iſt die zu Fenſtervorſetzern aus durchſcheinender bunter Seide (Nr. 4). Man wählt Farben, wie man ſie vorzugsweiſe an Glasfenſtern ſieht, viel Gelb, ſchönes Violet, Rot und Blau. In der Zuſammenſetzung kann man der Phantaſie viel Spielraum laſſen; unſer Muſter aus länglichen Viereckchen, immer vier bunte zuſammen zwiſchen gelben, reihenweiſe angebrachten, macht ſich entzückend. Die umgeſchlagenen Ränder der Seidenſtückchen müſſen auf der linken Seite ſehr ſauber verſchnitten werden, damit ganz regelmäßige Ränder entſtehen, was gegen das Licht äußerſt reizvoll ausſieht. Das ganze Stück wird mit weißer leichter Seide gefüttert; gelbes Schnürchen, das in Zwiſchenräumen von 3 cm eine Öſe bildet, begrenzt das ganze Stück, das nun vermittelſt ebenſolchen Schnürchens in einen Bambusrahmen geſpannt wird. Wir ſahen ganze Stores, in denen die bunte Muſterung reizvoll im gelben Grund verteilt war, in dieſer Art. Eine Rieſenarbeit, — aber eine Wirkung von köſtlicher Schönheit! Wir möchten dieſe Arbeit gern mehr und mehr in Schulen eingeführt ſehen, da ſie das ſaubere, accurate Handnähen übt, wie wohl kaum eine zweite. Den Damen iſt ſie beſonders zu empfehlen, weil ſie ſich in kleinen Stücken arbeiten und daher gut im Arbeitsbeutel bergen läßt. Es iſt eine rechte Arbeit für den Garten und die Sommerfriſche. Die Einſenderin dieſer Zeilen, eine beſondere Freundin der Moſaiknäherei, würde ſich freuen, aus dem Leſerinnenkreiſe noch weitere Anregungen zu künſtleriſchen Arbeiten dieſer Art zu hören. Bezugsquelle für angefangene Moſaikarbeiten, Formen 2c.: Fräul. **Clara Hartmann, Berlin W., Potsdamerſtr.** 125. L. R.

Geſundheitspflege.

Woher kommt die Blutarmut ſo mancher Kinder? Die Urſachen ſind verſchiedener Art, und nicht alle laſſen ſich erziehlich beſeitigen; eine aber, auf die hingewieſen werden muß, weil ſie meiſtens überſehen wird und durch rechte Leitung abgethan werden kann, iſt die Art des Eſſens und des Trinkens. **Haſtiges** und zu **häufiges** Eſſen bewirkt Verdauungsſtörungen. Daraus folgt ſchlechte Ernährung. Aus dieſer die Blutarmut. Man achte darauf, daß die Kinder ſich Zeit zum Eſſen nehmen. Der Schulkopfſchmerz — ein Zeichen von Blutarmut — ſtellt ſich meiſt nach dem haſtigen Eſſen ein, weil der Magen die unzerkleinerten, ſchlecht durchſpeichelten Biſſen nicht bewältigen kann. **Übermäßiges Trinken** verdünnt das Blut, beläſtigt das Herz und füllt den Magen mit wertloſer Flüſſigkeit. Man kann es als üble Angewohnheit betrachten und demgemäß behandeln. Dieſe Winke werden achtſamen Müttern genügen, die Art und Weiſe ihrer Kinder beim Eſſen und Trinken einer Prüfung zu unterziehen. --e—



Nr. 3. Kiſſen in Moſaikarbeit.

Gegen den Schnupfen empfiehlt Dr. Kerris in der „Deutſchen Medizinal-Zeitung“ etwas Kornbranntwein in die hohle Hand zu gießen und ihn in die Naſe zu ziehen. Das anfänglich ziemlich heftige Brennen läßt ſchnell nach, ebenſo die zunächſt etwas vermehrte Schleimabſonderung, und die Naſe bleibt trocken. Stellen ſich Zeichen des Schnupfens, Kitzeln in der Naſe, Nieſen, Ausfluß wieder ein, ſo wiederhole man das Einziehen von Kornbranntwein ſofort. Da nach unſerem Gewährsmanne dieſe Vornahme zur endgiltigen Beſeitigung des Schnupfens nicht mehr als dreimal nötig ſein ſoll, teilen wir ſie umgehend ohne Nachprüfung mit, zumal der Verſuch keinen Schaden anrichten kann. Erwünſcht wäre uns, über den Erfolg weiteres zu erfahren. —e—.

Haushalt.

Über die Verfälſchung des Thees gibt eine von Herrn Bukowsky veröffentlichte kleine Schrift höchſt beachtenswerte Aufſchlüſſe, die, wenn ſie ſich auch zunächſt auf in Warſchau ſtattfindenden Betrieb beziehen, dennoch die allgemeine Achtſamkeit herausfordern, da nichts leichter weitere Nachahmung findet, als Betrug. Die Fälſchungen beſtehen in den meiſten Fällen aus ſchon gebrauchtem Thee, der für wenig Geld aus den Küchen aufgekauft wird und in theetrinkenden Ländern maſſenhaft zu haben iſt. Wie wenig ſich manche Fabrikanten um die Reinheit ihres Thees kümmern, beweiſt der Umſtand, daß Bukowsky darin Dinge fand, die mit Thee nichts zu thun haben, wie z. B. Zimt, Citronenſchale, Stückchen Kohle, Fichtenrinde, Zwiebeln, tote Schaben, Stroh u. dergl. Außerdem wird ſogenannter kaukaſiſcher Thee hergeſtellt, der aus den gerollten und getrockneten Blättern der Heidelbeere beſteht und zum Verſchneiden des chineſiſchen Thees dient. Verdächtigen Thee laſſe man unterſuchen; gegen Fälſchungen hilft nur rückſichtsloſe Gegenwehr. St.

Um Spargel einige Tage friſch zu erhalten, legt man ihn in den Keller in feuchten Sand, oder man ſteckt ihn im Garten in einen in die Erde gegrabenen Topf, den man zudeckt. Bewährt hat ſich auch die Aufbewahrung über Waſſer in einem bedeckten Gefäß. Man ſtellt einen Kübel mit Waſſer in den Keller und darüber ein hölzernes Sieb, einen nicht ſo eng geflochtenen Korb oder eine Hürde und legt den Spargel darauf. Drahtſiebe ſind zu vermeiden, da dieſelben roſten würden. Es iſt jedoch nicht ratſam, trotz dieſer Maßregeln den Spargel länger als 3—4 Tage aufzubewahren. Am zarteſten iſt bekanntlich der Geſchmack gleich nach dem Stechen. Will man Spargel indes einige Tage aufheben oder iſt man genötigt dazu, ſo waſche man ihn vorher ja nicht ab, ſondern verwahre ihn, wie er aus der Erde kommt. Auch ſehe man darauf, daß man keinen gewaſchenen Spargel kauft, die Händler wäſſern älteren Spargel, um ihn wieder aufzufriſchen, allein dadurch leidet der Geſchmack, und das Gewicht wird zu des Verkäufers Gunſten geändert. Den lieblichſten Geſchmack und das feinſte Aroma hat meiſt mittelſtarker Spargel, Rieſenſpargelſorten ſind mehr fürs Auge. Wer ſelbſt Spargel zieht, der ſteche die Pfeifen nur bis Johanni, und ſollten ſich dann auch noch ſo ſchöne Pfeifen zeigen, ſo laſſe man ſie zum Beſten der Pflanzung und zum Nutzen für kommende Jahre ruhig wachſen. Der Genuß von Spargel wird empfohlen gegen Gicht und Rheumatismus, Nieren- und Leberleiden.

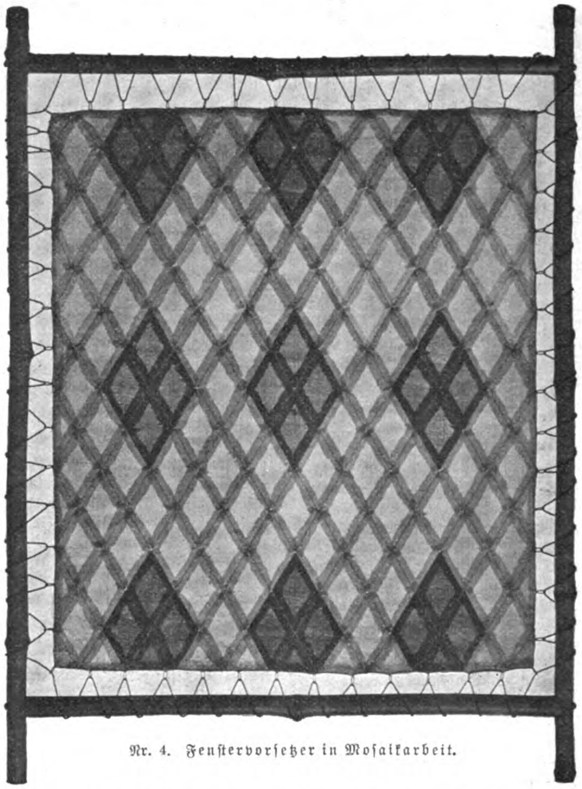
Noch vor zwei Jahrhunderten war der Spargel offizinell. Nach einem mittelalterlichen Rezept „heilt Spargel das Hauptweh, vertreibt böſe Ausſchläge aus dem Geſicht und befreit die Menſchen von der grünen Geelſucht (Gelbſucht)“. Das Kraut des Spargels iſt ein ungemein zartes und ſchönes und wird in der Bouquetbinderei benutzt.

Alte Hausfrau.

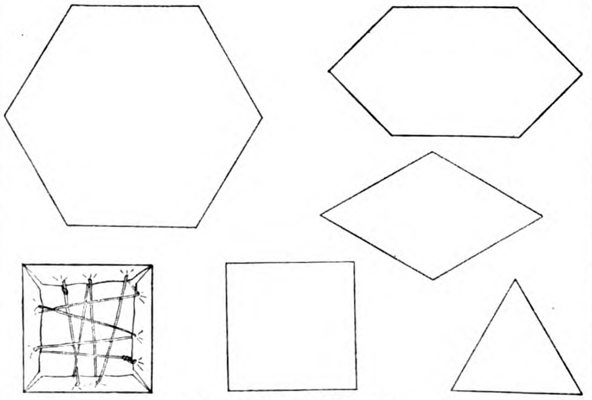
Praktiſches fürs Haus.

Einen im Laufe der Zeit ſchlecht gewordenen, feſtgewebten Brüſſeler oder Plüſchteppich kann man wieder wie neu herſtellen. Man nehme den von feſtem Gewebe hergeſtellten Teppich linksſeitig, beſtreiche ihn gleichmäßig mit dünn aufgelöſtem Leim und laſſe ihn flach auf dem Boden liegend trocknen, ſtreiche ihn dann zweimal mit rotbrauner oder den Möbelſtoffen entſprechenden Ölfarbe und laſſe ihn nach dem Trocknen vom Maler ſchablonieren mit Fond und Kantenmuſter, zuletzt hübſch überlackieren. Mein Teppich hat durch dies Verfahren das Ausſehen eines neuen Linoleumteppichs erhalten und bewährt ſich vorzüglich in unſerem Speiſezimmer.

B. F. in **Roſtock.**



Nr. 4. Fenſtervorſetzer in Moſaikarbeit.



Details zur Moſaikarbeit.

Gipsbüſten, die durch Staub, Fliegenſchmutz und dergleichen verunreinigt und dunkel geworden ſind, reinigt man, indem man ſie mit einer Miſchung von Milch mit pulveriſierter Kreide abwäſcht, wonach ſie wieder wie neu ausſehen. Gipsbüſten dürfen, wenn ſie etwas eingeſtaubt ſind, nie abgewiſcht, ſondern müſſen immer mit einem Federwedel abgeſtäubt werden.

T. v. R. in **Berlin.**

Für die Küche.

Süße Linſenſpeiſe. Man kocht ſchöne Linſen weich, läßt ſie an heißer Stelle einige Zeit ſtehen, damit man das Waſſer gut abgießen kann, und rührt die Linſen durch. 100 g Butter und 100 g Zucker rührt man mit 6 Eigelb ſchaumig, gibt Eſſig, geriebene Mandeln, etwas Citronenſchale und den Linſenbrei dazu, reibt den Eiweißſchnee unter die Maſſe und füllt ſie in eine Form. Man bäckt die Speiſe und giebt ein beliebiges Kompott — am beſten Pflaumen- oder Apfelkompott dazu.

Fragen.

123) Kann mir eine freundliche Daheimleſerin angeben, wo ich übrige und alte Seidenſtoffe zu einem Stoff verarbeiten laſſen kann, ähnlich wie man alte Wollſtoffe verarbeiten läßt? Im voraus beſten Dank.

Eine langjährige Daheimleſerin.

124) Kann eine Daheimleſerin mir wohl ein Mittel angeben, wie gelb gewordene Elfenbein-Meſſergriffe gebleicht werden, ohne Politur und Monogramm zu beſchädigen? Für Auskunft wäre ſehr dankbar

Eine alte Abonnentin.

125) Würde eine freundliche Leſerin eine gute, nicht zu teuere Penſion für zwei Damen in einem ruhigeren Orte an der Oſtſee nachweiſen? Im voraus beſten Dank. **J. K.**

126) Für ein junges Mädchen, das ihr Handarbeitsexamen gemacht hat und trotz aller Inſeratgeſuche keine Stelle findet, bitte ich um Aufträge in feinen und einfachen Handarbeiten. Frau Prof. **M. Mohn,**
Berlin W., Lützowplatz 12.

127) An den Vorſtand des deutſchen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonieen gelangt aus allen dortigen Lazaretten zur Weihnachtszeit ſtets die Bitte um einen Tannenbaum. Übereinſtimmend berichten ſämtliche Pflegeſchweſtern der verſchiedenen Stationen in Oſt-, Weſt- und Südweſtafrika, daß nichts den Kranken drüben ſo viel Freude bereite am Weihnachtsabend, als der Lichterſchein des heimatlichen Chriſtbaumes! — Nun erwieſen ſich aber (trotz ſorgfältigſter Schutz- und Pflegevorkehrungen der eingepflanzten Bäume) Sonne und Tropenglut während der langen Reiſe als kaum zu beſiegende Gegner unſerer Nordlandstannen, und die Sendlinge des Frauenvereins erreichten in gar vielen Fällen ihren Beſtimmungsort, mehr einem Rutenbündel, als einem Weihnachtsbaume ähnlich, ſo daß allein nur der von ihnen ausgehende Heimatszauber ihnen noch den Platz auf dem Gabentiſche zu retten vermochte. Infolgedeſſen machten die Schweſtern den Vorſchlag, bei den beſonders ſchwierigen und langwierigen Verkehrsverhältniſſen Südweſtafrikas und Neu-Guineas, dorthin von jetzt ab künſtliche Weihnachtsbäume, d. h. ſogen. Pyramiden, wie man ſie früher auf dem Berliner Weihnachtsmarkte kaufen konnte, zu ſenden. „Wo aber erhält man, und zwar Anfang September ſchon, ſolche Pyramiden?“ Wenn uns dieſe Frage aus dem Leſerkreiſe beantwortet werden könnte, wären wir ihr im Namen unſerer Pflegeſchweſtern und ihrer Kranken von Herzen dankbar.

Der Vorſtand d. deutſch. Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonieen.
J. A.: **Clara Müſeler,** Schriftführerin,
Berlin W., Lützowſtr. 84a.

Auskunft.

Bezugnehmend auf Frage 106 im Frauen-Daheim Nr. 30 erlaube ich mir, der betr. Dame als Krawattenfabrikantin Fräulein Auguſte Eiſe, Leipzig, Alexanderſtr. 26, zu empfehlen. Hochachtungsvoll

Frau Eliſe Fiſcher, Leipzig.

Redaktionspoſt.

Verſehentlich iſt bei der Rückſendung der Entwürfe für ein Haus- und Gäſtebuch eine Aquarellzeichnung mit dem Spruche „Herberget gern“ an eine falſche Adreſſe geſchickt worden. Wir bitten die Empfängerin freundlichſt, uns das Blatt baldigſt unfrankiert zurückzuſenden, damit wir es der Eigentümerin zuſtellen können.

Redaktion des Frauen-Daheim.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 35.)

Nicht immer iſt's ein bittres Leiden,
Läßt uns des Nächſten Schatz nicht Ruh.

Es gibt ein liebendes Beneiden,
Das ſagt: Ich möchte ſein wie Du!

Polterabendgedicht

für ein junges Mädchen, als Zigeunerin verkleidet.

Aus fernem Land lenk' ich zu Euch die Schritte,
Ich bin ein Kind des Waldes und der Flur,
In dieſes feſtlich frohen Kreiſes Mitte,
Euch zu begrüßen, tret' ich ſchüchtern nur.
Man bringt Euch heute manche reiche Gabe
Und manchen feierlichen Glückwunſch dar:
Armſelig nur iſt der Zigeuner Habe,
Doch einen Zauber, ſtark und wunderbar,
Vermag an Kräuter, die am Weg zu finden,
Ich mit geheimnisvollem Spruch zu binden.

Dies Sträußlein ging ich für Euch auszuwählen,
Und haltet Ihr, ſamt meinem Rat es wert,
So ſeid gewiß, wird's nie an Glück Euch fehlen,
Zuvor gebt acht, daß Ihr die Deutung hört!
Sternkräutlein fand ich draußen auf der Heide,
Das mahne freundlich Euch zu jeder Friſt,
Daß treue Lieb allzeit in Freud' und Leide
Der Leitſtern für das Glück des Hauſes iſt.
Des Friedens Sonnenſchein winkt aus der Ferne,
Folgt Ihr auf allen Wegen dieſem Sterne.

Ein andres Kräutlein ſah am Weg ich ſprießen
Und dacht, es würde Euch willkommen ſein,
Die Herzen in der Fremde hilft's erſchließen,
Und darum heißt es „Himmelsſchlüſſelein“.
Dies Blümlein aber, ſchlicht vor allen andern,
Wegwarte iſt's, das Sinnbild der Geduld,
Ich pflückt' es ſorgſam im Vorüberwandern,
Falls etwa einmal böſer Launen Schuld
Eins von Euch reizt, das andere zu plagen:
Wegwarte hilft, ſie freundlich zu ertragen.

Dies Kraut entdeckte ich im Küchengarten,
Im Winkel grünt's, beſcheidentlich verſteckt,
Doch weiß die Hausfrau: 's iſt nicht zu verachten,
Zum Tafelſchmuck ein wichtiges Objekt!
Zart von Natur ſind Peterſilienblätter,
— Man weiß, wie leicht ſie 'mal verhageln kann! —
Mit meinem Wunſche ſchafft ſie gutes Wetter
In Eurer Küche ſtets als Talisman.

(Zum Bräutigam.)

Dies Pflänzchen aber, koſtbar ſondergleichen,
Es ſei des Hausherrn Händen anvertraut,
Vom Haushalt wird der Wohlſtand nimmer weichen,
Birgſt Du im Beutel Tauſendgüldenkraut.

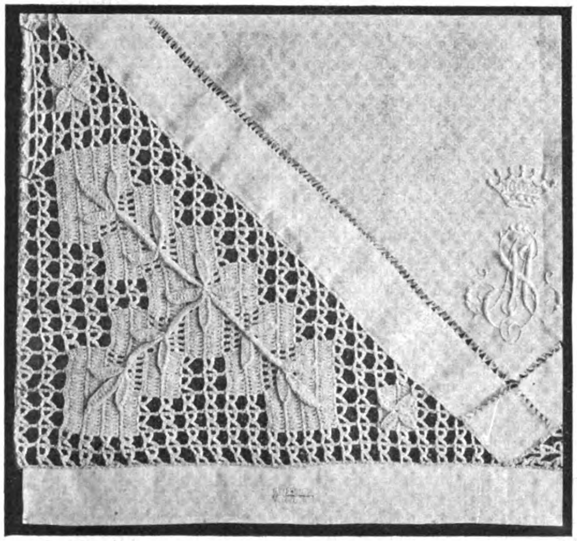
(Zur Braut.)

Und Du empfange, was im Waldesſchatten
Im Frühlingskleide duftet allerwärts,
Kredenzeſt Du's im Maitrank Deinem Gatten,
So wiſſe, Frohſinn zaubert's ihm ins Herz.
Dir aber lächle mit des Himmels Bläue
Auf Schritt und Tritt ins Herz — die Männertreue.

Anna Klie.

Winke für das Seebad.

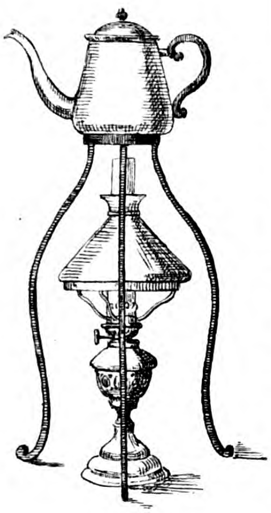
Juli und Auguſt gelten für die Monate, welche ſich am beſten für den Aufenthalt an der See eignen. Bei der Wahl eines Seebades kommt, nächſt dem Rat des Arztes, in Betracht, ob die Familie mit Kindern an die See geht. Für Kinder eignen ſich alle Oſtſeebäder, von den Nordſeebädern aber bei weitem nicht alle. Es iſt ein Irrtum, wenn man glaubt, daß der rauhe Wind, der ſtarke Wellenſchlag ihnen beſonders bekömmlich ſei. Letzteres ſetzt im Gegenteil eine Reaktionsfähigkeit des Körpers voraus, die kaum bei Kindern gefunden werden dürfte. Oſtſeebäder ſind wegen des geringeren Salzgehaltes der Luft und des mäßigeren Wellenſchlags leichter verträglich. Nicht in letzter Inſtanz dürfte der Geldbeutel, wenigſtens in manchem Fall, mitzuſprechen haben. In Seebädern wie Norderney, Sylt, Blankenbergke, Oſtende, Heringsdorf, Heiligendamm ꝛc. iſt das Leben, wenn man alles mitmachen will, ſehr teuer. Man kann jedoch, da es Wohnungen in allen Preislagen gibt, und alle Lebensmittel in Läden zu haben ſind, auch einfach leben. Dennoch dürften hier manche Naturen den Kontraſt zwiſchen dem: „Ich möchte“ und „Ich muß“ doppelt hart empfinden. Preiswürdigere Nordſeebäder ſind, um einige herauszugreifen: Amrum, Langeoog, Wangeroog, Borkum, Wyk auf Föhr, St. Peter; ferner ſind Warnemünde, Misdroy, Boltenhagen an der Oſtſee zu erwähnen. Für einen Kuraufenthalt wird man Privatlogis ſtets dem Hotel, welches mehr dem Touriſtenverkehr dient, vorziehen. Nimmt man in einem Fiſcher- oder Bauernhauſe Wohnung, ſo begibt man ſich ſo mancher Bequemlichkeit, die man zu Hauſe für unentbehrlich hält. Jedoch ſoll für den Erfolg einer Seebadekur ein gewiſſes rauheres Leben, Abhärtung hinſichtlich des Lagers und dergleichen erwünſcht ſein. Die Zubereitung des Frühſtückes, wie des Abendbrotes übernehmen vielfach die Wirte zum Selbſtkoſtenpreiſe. Die Mitnahme eines Schnellkochers, für eine Familie eines Petroleumherdes, macht ſich aber ſehr bezahlt. Ebenſo praktiſch erweiſt ſich ein kleiner Vorrat von Lebensmitteln, wie Kakao, Thee, Kaffee, kondenſierte Milch, Cakes, Zucker, Konſerven oder Wurſt. Nach dem Bade pflegt ein Imbiß wohlthätig zu ſein, und man iſt in dieſem Fall dann unabhängig von Hotels und Reſtaurationen. In den weitaus meiſten Oſtſeebädern kann man Familienwohnungen mit Herd, ebenſo kleine Villen mieten. An der Nordſee iſt dies kaum gebräuchlich. Die Lieferung von kochendem Waſſer zur Bereitung von Speiſen iſt dagegen im Preiſe der Wohnung faſt immer inbegriffen. Um ein wenig von den mitzunehmenden Toiletten zu plaudern, ſo wähle man für den Aufenthalt an der See möglichſt echte Farben, marine, weiß, rot, da die Einwirkung der Seeluft die meiſten Farben beeinflußt, und dauerhafte Stoffe, welche die Berührung mit dem Sand, auch ab und zu einen derben Spritzer Seewaſſer vertragen können. Weiße wollene Kleider für Damen und Kinder gelten, ebenſo wie weiße Flanellanzüge für die Herren, als gewählte Strandtoilette, und man kann ſich den Luxus der weißen Kleider leichter geſtatten, da ſie bei der abſoluten Reinheit der Luft von Kohlendunſt und Staub wenig ſchmutzen. In Bädern wie Sylt, Norderney, Borkum iſt wollene Kleidung notwendig. In den Oſtſeebädern und Küſtenbädern der Nordſee ſind leichte Waſchkleider dagegen ohne Gefahr zu tragen. Ebenſo würde hier ein breitrandiger Strohhut am Platze ſein, während z. B. in Sylt des Windes wegen oft wochenlang der Tam o' Shanter für die Damen, die weiße Mütze mit Schild für Herren die einzig mögliche Kopfbedeckung iſt. Strandſchuhe aus naturfarbenem oder rotem Leder oder aus Segeltuch mit Lederbeſatz figurieren heute auch unter den Toilettenrequiſiten auf dem Feſtlande. Der Strand von Norderney, glatt und feſt wie Asphalt, erlaubt eine leichtere Beſchuhung wie z. B. der Sylter Strand, durch deſſen Sandmaſſen der Fuß mit einiger Beſchwerde watet. — Es empfiehlt ſich, ſich mit der notwendigſten wärmeren Kleidung wie Unterkleider, Paletot u. ſ. w. zu verſehen, da des Abends eine merkliche Abkühlung einzutreten pflegt. Zwar empfindet der Badegaſt durch die Einwirkung der Seeluft wenig Kältegefühl, wie man ſich bekanntlich an der See auch weniger leicht zu erkälten pflegt, aber Vorſicht iſt dennoch geboten. — In den verſchiedenen Bädern wird auf verſchiedene Weiſe gebadet. Hiernach richtet ſich der Bedarf an Badeartikeln. Fährt man im Badekarren bis in das Meer hinaus, ſo kann man ungeſtört, ja, läßt man das am Karren befindliche Zeltdach herunter, ungeſehen baden. Anders dort, wo von den Ankleideräumen des Baſſinbades ein Stück Weg zurückzulegen iſt, bis man ans Waſſer gelangt. Hier iſt der Bademantel, der Schutzhut erforderlich. — Die Stammgäſte im Seebad tragen ein zweckmäßiges, aber einfaches Badekoſtüm. Der Badeanzug ſoll vor allem zweckdienlich ſein, d. h. er darf die Bewegung nicht hemmen, muß dem Waſſer leicht Abfluß gewähren, weshalb z. B. Gummizüge am Beinkleid und Ärmel zu vermeiden ſind, und muß raſch abgelegt werden können, denn der ganze Erfolg des Bades kann in Frage geſtellt werden, wenn die aus dem Bade Steigende erſt lange neſteln und aufbinden muß. Bei der Wahl des Stoffes gilt es zu berückſichtigen, daß Waſchſtoffe wie Leinen, Perkal, ebenſo Trikot, wenn durchnäßt, ſich eng an den Körper anſchmiegen, infolgedeſſen das Ausziehen erſchweren, auch wohl ein Gefühl von Kälte hervorrufen. Wollene Stoffe, wie Serge, Flanell, auch Alpacca, welche das Waſſer nicht ſo aufſaugen, laſſen kein Froſtgefühl aufkommen, und man kann ſie, da ſie ſich weniger anſchmiegen, raſcher abſtreifen. Die Badeſchuhe richten ſich nach dem Boden des Badeſtrandes. Iſt derſelbe ſteinig wie der in Weſterland, ſo ſind Schuhe mit Lederbeſatz und Korkſohle am Platz, — anderenfalls genügen Leinenhalbſchuhe mit Sohlen von geknüpftem Bindfaden. Eine möglichſt feſt anliegende Badekappe iſt zu empfehlen. Man garniert dieſelbe mit Roſettenbandſchmuck von Wolllitze. Der Unterhaltung gibt es an der See eine ganze Menge! In den Oſtſeebädern bilden die herrlichen Spaziergänge im Wald eine Hauptabwechſelung im Tageslauf. Die Bäder auf den nord- und oſtprieſiſchen Inſeln bieten dem Badegaſt dagegen wenig Spaziergänge, ausgenommen vielleicht Wyk auf Föhr, auf welchem man zwiſchen den goldenen Feldern und grünenden Wieſen wie auf dem Feſtlande dahinwandelt. Dagegen finden die Herren dort Gelegenheit zu der äußerſt intereſſanten Seehundsjagd, zur Jagd auf Möwen, Strandläufer, Enten, zum Fiſchfang. Der Segelſport iſt ein von Damen wie Herren gleich gern gepflegtes, geſundes Vergnügen, dem man in Helgoland, Borkum, Wyk, Norderney, nach Herzensluſt folgen kann, dagegen nicht in Sylt, der Brandung wegen. Auf dem Waſſer verbrachte Stunden ſollen, da man die Seeluft unmittelbar einatmet, doppelt geſund ſein, und paſſionierte Segler und Seglerinnen von erprobter Seefeſtigkeit trotzen wohl gar in Ölanzügen den Unbilden des Wetters. Da ein ausgedehnter Aufenthalt am Strande zumeiſt verordnet wird, ſpielt ſich das ganze Badeleben tagsüber am Strande ab. Man ſitzt in Strandkörben zuſammen oder beſucht ſich gegenſeitig in den Strandzelten, welche wochenweiſe vermietet werden. Das Graben und Schaufeln im Sande beſchäftigt nicht nur die Kinder. In Sylt z. B. beteiligen ſich auch die Erwachſenen an der Erbauung großer Sandburgen. Für diejenigen, die nach der Natur malen, bietet die See dankbare, ewig neue Vorbilder. Über dieſe „Kunſt im Seebade“ das nächſte Mal.



Kleiner Kopfkiſſenbezug.

Lampenkochapparat.

Apparate, mit deren Hilfe die Flamme der Petroleumlampe zum Wärmen von Getränken und zur Herſtellung leichter Speiſen benutzt werden kann, ſind wohl ſchon im Handel, doch muß man die meiſten am Lampencylinder befeſtigen, und ſie bewirken dadurch, daß dieſer leicht ſpringt. Ich ließ mir nun vom Schloſſer einen einfachen Dreifuß herſtellen, deſſen oberer Ring ſich ca. 5 cm über dem Rande des Cylinders befindet und deſſen Füße der ganzen Lampe bequem Raum gewähren. Auf dieſem Dreifuß bereite ich abends im Sommer Theewaſſer, koche Bier, wärme auf, was es etwa zu wärmen gibt, ohne daß je der Cylinder zerſprungen wäre.



Kunſt im Hauſe.

Die Delfter Porzellanmalerei iſt in der Welt bekannt. Sie ſtammt aus dem ſiebzehnten Jahrhundert und ſollte urſprünglich eine Nachahmung des chineſiſchen Blauporzellans ſein. Obſchon die Dekoration in ganz Holland üblich war, wird ſie als Delfter Dekoration bezeichnet, weil bereits am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts die Delfter Fayence-Induſtrie ſich derſelben bemächtigte. Die Delfter Malerei bedient ſich nur einer blauen Farbe, durch deren ſchwächere oder ſtärkere Verdünnung Licht und Schatten mit allen Übergängen hergeſtellt werden. Dieſe blaue Farbe hat etwas Wohlthuendes für das Auge und verhindert alle ſtörenden Lichtreflexe, ſo daß man jede Delfter Malerei, ob die Sonne darauf fällt oder nicht, von jeder Stelle aus mit einem Blick überſehen kann. Augenblicklich iſt es aber nicht nur künſtleriſches Intereſſe, welches die Delfter Malerei als Dekorationsmittel in den Vordergrund treten läßt, ſie iſt Mode geworden, und wird nicht bloß auf Fayence, ſondern auch auf Holz, Metall ꝛc. angewendet. Die Dekorationsart iſt beſonders dankenswert für junge Künſtler und Künſtlerinnen, weil nur eine Farbe nötig iſt, um alle lichten und dunklen Töne zu erzeugen, indem dieſe Farbe, mit einem Verdünnungsmittel aufgetragen, jede Tönung bis zum hellſten Blau hergibt. Sie bietet ſchöne Gelegenheit, Stimmungslandſchaften von Wald, Fluß und namentlich Küſten- und Meergegenden nach eigener Aufnahme oder nach Vorlagen als Schmuck für das eigene oder für des Freundes Heim zu erzeugen. Uns liegt ein hübſcher Kaſten vor, welcher alles enthält, was nötig iſt, um Landſchaften nach Delfter Manier auf Metallteller, Fayence oder Milchglasplatten zu übertragen: mehrere Vorlagen, ein Büchschen der Delfter Specialfarbe, ein Fläſchchen des Verdünnungsmittels und mehrere Wandteller, die der Bemalung harren. Ein fertig gemalter Delfter Wandteller liegt auch bei. Dieſe Malkaſten ſind aus der Werkſtatt für Kunſtmalerei von B. Fröhlich, Sebaſtianſtraße 15, Berlin NW. hervorgegangen.

Für Erzieherinnen.

Von einer Erzieherin.

Im vorigen Jahre erfuhr ich durch eine Leſerin von dem Vorhandenſein des Wilhelm-Auguſta-Lehrerinnen-Vereins, auf den ich jetzt, wo wir „im letzten Viertel“ des Schuljahres vor der großen Erholungspauſe ſtehen, nochmals hinweiſen möchte. Der eine Zweck des Wilhelm-Auguſta-Lehrerinnen-Vereins iſt, den Berufsgenoſſinnen Gelegenheit zur Erholung in den Ferien zu bieten. Es befindet ſich ein Erholungshaus in Gandersheim in Braunſchweig und ein ſolches auf Norderney. Letzteres gewährt den Mitgliedern des Vereins den Aufenthalt für 2,50 ℳ, Nichtmitgliedern für 3,50 ℳ täglich, Befreiung von der Kurtaxe und freie Bäder am Strande und im alten Badehauſe. Mitglied wird man durch Einzahlung von 5 〃 Eintrittsgeld und 3 ℳ Jahresbeitrag. Fräulein Luiſe Mayberg in Ruhrort ſendet gütigſt auf Wunſch die Statuten; an Herrn G. Banſi in Bielefeld iſt das Eintrittsgeld einzuſchicken. Leider kann ich über das Erholungshaus nach perſönlicher Anſchauung noch nicht berichten, da ich dieſen Sommer zum erſtenmal dorthin zu gehen gedenke, indeſſen weiß ich von mehreren Damen, daß ſie ſeit einigen Jahren in den Sommerferien dort friſche Kräfte zu ihrem Berufe geſammelt. Im Juli iſt der Andrang ſowohl in Gandersheim wie auf Norderney am ſtärkſten, weswegen zum Juni, Auguſt und September immer beſonders eingeladen wird. Einen ſolchen wohlthätigen Verein zu unterſtützen, ſollte ſich eine jede Lehrerin angelegen ſein laſſen, und ſei es aus ſelbſtſüchtigem Grunde, um einmal Anwartſchaft zu haben, im Alter ſeine Zuflucht zu einem der Feierabendhäuſer nehmen zu können. Dasjenige zu Gandersheim iſt ſchon voll beſetzt, aber der Verein plant die Gründung eines neuen Lehrerinnen-Heims, indeſſen ſind die Finanzverhältniſſe noch nicht günſtig genug. x.

Das Emmaheim.

Der in Nr. 40 v. J. im Frauen-Dah. empfohlenen Heilſtätte, des Emmaheim, hier nochmals zu gedenken, hält der Unterzeichnete im Gefühle höchſter Dankbarkeit und im Intereſſe unſerer lieben leidenden Kleinen für ſeine Schuldigkeit. Wie oft wird ſchwächlichen Kindern vom Arzt als wirkſamſtes Heilmittel eine Luftveränderung empfohlen, aber der gute Vorſatz der Eltern, dem Rate Folge zu leiſten, ſcheitert oft daran daß aus den verſchiedenſten Gründen es der Mutter nicht möglich iſt, ihr Kind zu begleiten. Es gibt recht viele und gute Heilſtätten, aber wenige, in denen wir ohne alles Bedenken und ohne jegliche Sorge unſer blaſſes und ſchwächliches Schmerzenskind ſchicken können. Es iſt ja nicht allen Menſchen gegeben, ſich die Herzen der Kinder zu gewinnen. Ich bin glücklich, dem Rate eines Vaters, der das Emmaheim aus eigener Erfahrung mir für unſer ſchwächliches und durch Rhachitis zurückgebliebenes ſechsjähriges Bübchen warm empfehlen konnte, gefolgt zu haben. Nach Verlauf von vier Wochen iſt unſer elendes, blaſſes und dürftiges Kind ein kräftiger und blühender Junge geworden; und doch haben wir hier zu ſeiner Entwickelung nichts geſpart. Wir verdanken dem uns nun ſo lieb gewordenen Emmaheim die Geſundheit unſeres Kindes. Wohl haben die weltberühmten Nauheimer Bäder, die vorzügliche Nahrung, die köſtliche Luft, die peinliche Sauberkeit, die prächtige Umgebung der reizenden Villa, in denen etwa 10 bis 12 Kinder beſſerer Stände aufgenommen werden, das ihrige gethan; aber vor allem iſt es die liebenswürdige Vorſteherin, die Frau Sanitätsrat Dr. Müller, der es die Eltern ihrer Pfleglinge verdanken, wenn dieſelben gedeihen. Sie iſt eine jener edlen Frommen, zu denen auch das ſchüchternſte Kind ſich hingezogen fühlt.

Es iſt konſtatiert, daß bis jetzt noch kein ſkrophulöſes oder überhaupt krankes Kind ungeheilt, und daß jedes erholungsbedürftige Kind mit friſchen roten Backen aus dem Emmaheim zu den Seinen zurückgekehrt iſt. In recht chriſtlichem Sinne und Geiſte, nicht um materiellen Vorteils willen waltet, unterſtützt von zwei Schweſtern aus Bethanien, die langjährig unter Profeſſor Bergmann thätig geweſene Frau Sanitätsrat Dr. Müller, die geliebte „Tante Doktor“ der Kinder an der Seite ihres Gatten, eines ſehr geſchätzten Badearztes im lieblichen Nauheim. Ihre Anſtalt bedarf keiner Reklame. Stätten aber von ſolcher Wirkſamkeit verdienen, bekannt zu werden im Intereſſe derjenigen Eltern, die gern für ihre Herzens- und Schmerzenskinder etwas thun möchten.

H. M. zu Frankfurt a. M.

Praktiſches fürs Haus.

Fr. 77. Aus eigener Erfahrung kann ich mitteilen, daß man verſengte, noch nicht beſchädigte Stellen aus Leinen durch Bleichen — Tag und Nacht, mehrere Tage hindurch — vollſtändig entfernen kann. Ebenſo habe ich Kirſchflecke aus einem Tiſchläufer, mit buntem Garn geſtickt, vollſtändig entfernt.

Hausfrau Anna.

Sommerfriſche.

Für erholungsbedürftige Familien oder einzelne Perſonen bietet ſich in einer ſchönen waldigen Berggegend in Thüringen, im Hauſe einer Offizierswitwe, ein angenehmer Sommeraufenthalt. Die gebotene Verpflegung iſt gut und preiswert. Unterzeichnete hat vorigen Sommer mit ihrer Familie einen angenehmen Aufenthalt dort genoſſen. Penſionspreis ohne Getränke 3—4 Mark pro Tag. Direkte Anfragen ſind zu richten an Frau von Türcke, Kreuzburg a. W. bei Eiſenach, und auch ich bin gern bereit, nähere Auskunft zu erteilen.

Frau **Antonie von Kleiſt**,
Berlin NW., Spenerſtr. Nr. 8.

Handarbeit.

Kleiner Kopfkiſſen-Bezug. Für ein kleines Lederkiſſen, wie es gewiß manche unter uns als Ruheplatz des Nachts lieben, iſt dieſer Bezug beſtimmt. Er mißt 35 cm im Quadrat. Die Vorderſeite beſteht aus einem über Eck liegenden Stoffquadrat von 25 cm Seitenlänge, die mit Hohlſaum verziert ſind. Die Ecken bilden Häkelarbeiten, in Nr. 70 ausgeführt. Das Muſter iſt nach der Abbildung leicht zu erkennen und wird erſt fertig geſtellt, ehe die dicken Blätter und Stiele daraufgearbeitet werden. Die Blätter beſtehen teils aus 7, teils aus 9 und teils aus 13 Lftm., auf welche man, zurückgehend, Stäbchen häkelt; die Stiele werden nur aus umhäkelten Lftm. hergeſtellt. Jedes Dreieck wird mit der breiten Seite begonnen und nach oben zu abgeſchrägt. Die Rückſeite bildet ein entſprechend großes glattes Stück Battiſt. Ein Stoffſtreifen mit Knopflöchern vermittelt den Verſchluß. **H. v. Sydow.**

Fragen.

128) Könnte ich durch Daheimleſerinnen Auskunft erhalten über Sommerfriſchen zu mäßigen Preiſen in den Ardennen, Vogeſen und im Schwarzwald, mitten im Walde gelegen? Im voraus herzlichen Dank! **Eine eifrige Daheimleſerin.**

129) Gibt es in Schleswig-Holſtein, Lübeck oder Hamburg ein Stift oder Damenheim, wo ſich eine ältere, einfache, wenig bemittelte Dame einkaufen könnte? **X.**

130) Welche kleine Stadt an der Oſtſeeküſte Schleswig-Holſteins oder Mecklenburgs können uns freundliche Mitleſerinnen als billigen und angenehmen Aufenthaltsort empfehlen? Für freundliche Ratſchläge wäre ſehr dankbar **E. L.**

131) Kann mir jemand ein Rezept zur Bereitung von Wein aus Salatrüben (rote Beete), herb und ſüß, angeben? Wieviel Säure und Zucker enthält der friſch ausgepreßte Saft derſelben? **Eliſe.**

Auskunft.

Als **Heim für ältere Damen** empfiehlt man uns außer den genannten noch das Erholungshaus Schmidt-Nabok in Blankenburg a. H., Schützenſtr. Nr. 4.

A. Bz.: Meldungen für den **neuen Kurſus für Kinderpflegerinnen** (6 ℳ pr. Monat) ſowie für die billigen **Haushaltungs- und Schneider-, Plätt- und Putzkurſe** nimmt täglich von 9—11 Uhr und von 3—4 Uhr die Vorſitzende des „Jugendſchutz“, Frau Bieber-Boehm, Kaiſer Wilhelm-Str. 39, II, Berlin W., entgegen. Stellenloſe junge Mädchen finden in den Heimen des „Jugendſchutz“ billige, gute Wohnung und Mittagstiſch von 15 bis zu 30 Pf.

Oberſtin Z. in K.: Wir empfehlen Ihnen, ſich wegen Verkaufs der alten Kupferſtiche zu wenden an die Kunſthandlung von C. G. Börner in Leipzig, Nürnbergerſtr. 44 oder an Amsler & Ruthardt, Berlin W., Behrenſtraße 29a.

Fr. 50. Eine Krankenpflegerin an Bord (Stewardess) muß im Lazarett ausgebildet ſein. Sie verrichtet alle Dienſte und erhält 150 ℳ jährl. bei freier Station. Meldungen bei der Hamburg-Amerikaniſchen Paketfahrt oder Lloyd-Bremen (Bureau).
R. W., Schiffsmaſchinen-Ingenieur.

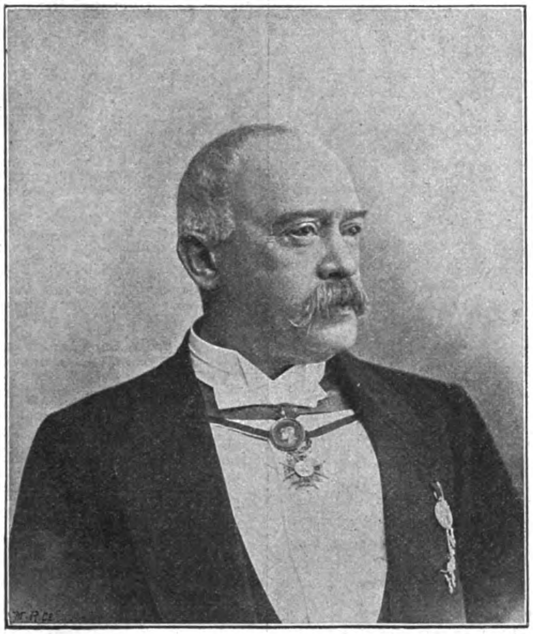
Achtzehnjährige in Klingenthal i. S.: Wir empfehlen Ihnen das Buch von Martha Asmus: „Ich gratuliere“, Verlag von Greiner & Pfeifer in Stuttgart (Preis 1 ℳ).

Fr. 89. Ein für „Heimatlos“ geeigneter Ort wäre Partenkirchen in Oberbayern; größerer Marktflecken, Eiſenbahnſtation, evangeliſche Kirche, herrliche Lage, vorzüglich geſunde Luft, günſtige Lokalitäten. Näheres
H. W., Villa Iſidora, **München**,
Amalienſtr. 50.

Haus-
muſik
Daheim
F. Reiss

Eduard Laſſen.

„Ich hatte einſt ein ſchönes Vaterland“ … wer kennt es nicht, dieſes ſchlichte gefühlsinnige Lied, wer hätte ſich nicht an ſeiner aufrichtigen Empfindung erwärmt! Dem Componiſten dieſes Liedes iſt es wie manchem anderen Künſtler gegangen, deſſen Namen nicht mit großen, breitangelegten Werken, ſondern mit einigen wenigen Strophen, ein paar knappen Verſen, einem winzigen Liede auf die Nachwelt gekommen; Eduard Laſſen hat Opern und Symphonien geſchrieben. Wer weiß von ihnen, wer vermißt ſie! Aber jenes Lied vom ſchönen Vaterland, in dem die Schwermut des deutſchen Gemütes ſo rührend wiederklingt, jenes kleine, aus wenigen Takten beſtehende Lied hat den Namen ſeines Urhebers durch alle Lande getragen, ſo weit die deutſche Zunge klingt. Ein Künſtler, dem auch nur ein Wurf gelungen iſt, darf das Schickſal nicht anklagen, das es ſo gefügt. Zahlreiche Werke unſerer größten Meiſter ſind dem Altwerden preisgegeben; ſie entſchwinden, indem ſie altern, dem Bewußtſein der Menſchheit und fügen ſich, gleich Mauerſteinen, dem ungeheuren über Jahrhunderte geſpannten Bau der Kunſtgeſchichte ein. In dieſem Ganzen beſtehen ſie und wirken ſie, nicht mehr aber in ihrer Einzelerſcheinung, die vielleicht einzig und allein nur noch den Hiſtoriker, den Forſcher, beſchäftigt. Ein Künſtler, der ſeiner Zeit, den Menſchen ſeiner Epoche, mit ſchönen und reinen Werken Gemüt und Seele erhoben, darf der Anerkennung und des Dankes der Mitwelt ſicher ſein. Und dieſen warmen herzlichen Dank der Gegenwart verdient Eduard Laſſen, vielen anderen voran. Laſſen gehört zu jenen Künſtlern, die im kleinſten Punkte die höchſte Kraft geſammelt haben. Seine ganze Lebenskraft, ſeine Intelligenz, ſeine bedeutende künſtleriſche Begabung drängte Laſſen in dieſem einzigen Punkt zuſammen: in der reinen und vornehmen künſtleriſchen Äußerung ſeiner muſikaliſchen Perſönlichkeit. Die geniale Vagabondage des muſikaliſchen Zigeunertums wirft in ſeinen Lebensgang keine trübe Schatten hinein. Laſſen iſt ein geborener Däne, am 13. April 1830 erblickte er das Licht der Welt. Kopenhagen, ſeiner Vaterſtadt, kehrte indeſſen die Familie Laſſen bald den Rücken: Brüſſel ward ihre zweite Heimat. Hier wuchs der talentvolle Knabe auf unter den Anregungen der mannigfaltigſten Art, welche eine Großſtadt von der Bedeutung der belgiſchen Reſidenz einer bildungsdurſtigen Seele zu bieten vermag. Im Jahre 1842 trat der Knabe in das Brüſſeler Konſervatorium ein, das er nach einem glänzenden Bildungsgange verließ, mit dem erſten Kompoſitionspreiſe, einem prix de Rome, gekrönt.



Generaldirektor Dr. Eduard Laſſen.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen Louis Held in Weimar.

Auf ſeiner Studienreiſe nach Italien ſah ſich der junge Baccalaureus der Tonkunſt Deutſchland etwas genauer an: Kaſſel, Leipzig, Dresden, Berlin und Weimar gewährten ihm in ihrem muſikaliſchen Reichtum außerordentliche Eindrücke und ließen ihn die hohe Blüte der deutſchen Muſik erkennen. In Weimar war es auch, wo Franz Liſzt die erſte Oper des jungen Meiſters „Landgraf Ludwigs Brautfahrt“ zur Aufführung brachte, deren Eindruck ein ſo bedeutender war und eine ſo günſtige Meinung von der Begabung ihres Componiſten weckte, daß Laſſen, der unterdeſſen in Rom neuen Studien ſich gewidmet, als Muſikdirektor in die Reſidenz mit der großen klaſſiſchen Vergangenheit berufen wurde. Im Jahre 1861, nach dem Rücktritt Liſzts ſtieg Laſſen zum Amt des Hofkapellmeiſters empor. Laſſen war in dem langen Zeitraum ſeines Weimarer Wirkens mit außerordentlicher Energie thätig: er widmete ſich nicht nur mit voller Hingabe ſeinem Beruf, der einem Meiſterdirigenten aus ihm gebildet hatte, er war nicht nur der warmherzige Förderer alles Guten und Schönen, ſondern er hob auch die Schätze ſeiner muſikaliſchen Seele zu Tage. Unter den zahlreichen Kompoſitionen aus dieſer Epoche ſteht obenan die reizende, überaus feinempfundene Muſik zu Goethes Fauſt, die ſich auf unſeren großen Bühnen feſt eingebürgert, ihrem Urheber zahlreiche Freunde gewonnen und ihm in der langen Reihe der Muſiker, die ſich mit dem Fauſt muſikaliſch beſchäftigten, einen Ehrenplatz erobert hat. Von den anderen Kompoſitionen des Meiſters ſind zu nennen die beiden Opern „Frauenlob“ und „Le captif“, ferner zwei Symphonien, mehrere Ouverturen, die Muſik zu Hebbels „Nibelungen“, Charakterſtücke für großes Orcheſter, Inſtrumentalwerke, denen die Cantate „die Künſtler“ und das weitverbreitete „der Schäfer ſchmückte ſich zum Tanz“ ebenbürtig gegenüberſtehen. Die Violinlitteratur bereicherte Laſſen mit einem gehaltvollen Violinkonzert, und unſeren Sängern im Haus und im Konzert ſchenkte er eine Fülle tiefempfundener, melodiſcher Lieder, von denen das obengenannte „Ich hatte einſt ein ſchönes Vaterland“ mit dem ſchwermütigen Refrain „es war ein Traum“ und das etwas ſentimentale „Allerſeelen“ eine ungeheure Verbreitung erlangten. Ein ſtarkes lyriſches Talent ſpricht ſich in ſeinen Liedern aus. Daß einem Künſtler von dem Verdienſte Laſſens Ehren und Huldigungen in Hülle und Fülle zuteil wurden, kann nicht überraſchen. Mit Orden, Auszeichnungen und Ehrungen aller Art — unter ihnen dem Diplom eines Doctor honoris causa der Univerſität Jena — dankte die Mitwelt dem trefflichen Künſtler, für das, was er ihr gegeben. Möge er ſich dieſes Dankes noch lange erfreuen!

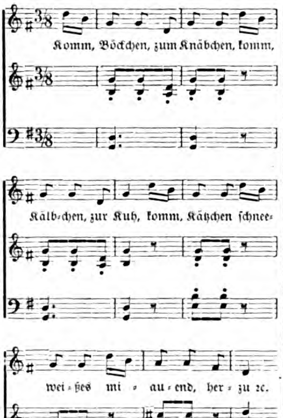
Fürſt Bismarck und die Muſik.

Es iſt eine ziemlich weit verbreitete, aber dennoch irrige Annahme, daß Fürſt Bismarck kein Freund der Muſik ſei. Zwar iſt es zweifellos, daß er keine eigentliche muſikaliſche Erziehung genoſſen und daß in dem von zahlloſen wichtigen Arbeiten ausgefüllten Leben des großen Staatsmannes wenig Raum für Geſang und Spiel blieb; konnte der Fürſt ſich doch auch keine Zeit für Theater- und Konzertbeſuch gönnen; dennoch aber hat er ein warmes Intereſſe für die Beſtrebungen und Fortſchritte auf dem Gebiete der Muſik und lauſchte ſtets mit feinem Verſtändnis der Wiedergabe von Tonſchöpfungen berühmter Meiſter. Zu denen, welchen es vergönnt war, ſchon in früheren Jahren Fürſt Bismarck nach ermüdender Arbeit abends durch ihr künſtleriſches Spiel zu erfreuen, gehörte Robert von Keudell, welcher ſeit 1863 als Hilfsarbeiter im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten arbeitete. Er war ein gern geſehener Gaſt im Palais Bismarcks, und der Fürſt hörte ihm mit großem Vergnügen zu. Als Herr von Keudell kurz vor Ausbruch des preußiſch-öſterreichiſchen Krieges den Trauermarſch aus der Beethovenſchen As-dur-Sonate ſpielte, fühlte ſich der Miniſter aufs tiefſte ergriffen und brach in Hinblick auf den nahen Krieg in die Worte aus: „Es iſt doch ſchön, als Held zu ſterben!“ Für Beethoven hat der Fürſt überhaupt die meiſten Sympathien, vermutlich, weil der Titanengeiſt des Meiſters am beſten zu ſeinem eignen heldenhaften Charakter paßt. Hans von Bülow, der geniale Beethoveninterpret, machte Bismarck mit den bedeutſamſten Schöpfungen des großen Komponiſten vertraut. Richard Wagner und die geſamte moderne Muſik läßt den Fürſten kälter, obgleich er mit Wagnerſängern, namentlich mit dem vortrefflichen Baſſiſten Scaria in Verbindung ſtand. Dieſer wurde häufig eingeladen und entzückte dann den Kanzler und die Seinen durch den vollendeten Vortrag einfacher, älterer Lieder und Lortzingſcher Arien. Später durfte zuweilen Karl Helmerding mit ſeinen Couplets die Sorgenfalte von der Stirne des großen Denkers hinwegzaubern. In der neueſten Zeit, in welcher der Fürſt von der Arbeit ſeines Lebens ausruht, holt er, wie er ſelbſt ſagte, das früher Verſäumte nach und hört in ſeiner Zurückgezogenheit oft Muſik. Manche tüchtige Sängerin, mancher hervorragende Pianiſt wird mit einer Einladung beehrt, und dann lauſcht der greiſe Held gerne den gebotenen Vorträgen. Als eine Anzahl fränkiſcher und thüringer Sängerfreunde dem Fürſten am 19. Juli 1892 in Kiſſingen mit ihren Liedern eine Huldigung brachten, ließ Bismarck die Sänger zu ſich kommen und ſprach folgende denkwürdige Worte, welche am beſten ſeinen Standpunkt gegenüber der Muſik kennzeichnen: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Huldigung, die wohl mehr meinen politiſchen, wie muſikaliſchen Leiſtungen gegolten hat. Man ſpricht heute viel von Überlaſtung der Schulen; zur Zeit, als ich noch in die Schule ging, war ſie noch größer, und ich bedauere, daß damals gerade die Pflege der Muſik fallen mußte. Die Politik hat eine mäßige Verwandtſchaft zur Muſik, in dem Beſtreben, Harmonie herzuſtellen und dieſe, wo ſie vorhanden war, zu erhalten gehabt. Wenn meine Arbeit als Komponiſt und Notenſchreiber in deutſchen Angelegenheiten gelungen iſt, dann iſt mein Lebenszweck, ſoweit er für die Öffentlichkeit beſtimmt iſt, erfüllt.“ Noch eingehender über die Muſik und ihre Beziehungen auf das politiſche Leben einer Nation ſprach ſich der Fürſt im Auguſt 1893 abermals in Kiſſingen gelegentlich einer Huldigung des Barmer Geſangvereins „Orpheus“ aus. Der Fürſt ſagte unter anderem: „Auf dem Gebiete der Muſik bin ich Ihnen leider nicht ebenbürtig. Bei der Überbürdung im Unterricht in meiner Jugend iſt die Muſik zu kurz gekommen. Trotzdem fühle ich nicht weniger Liebe zu ihr. Aber dankbar bin ich der Muſik, daß ſie mich in meinen politiſchen Beſtrebungen wirkungsvoll unterſtützt hat. Des deutſchen Liedes Klang hat die Herzen gewonnen; ich zähle es zu den Imponderabilien, die den Erfolg unſerer Einigkeitsbeſtrebungen vorbereitet und erleichtert haben. Praktiſche Beiſpiele ſind nicht immer durchſchlagend, aber das erſte, was ich in dieſer Beziehung nennen könnte, das Becker'ſche Rheinlied iſt es. Hier ſind kaum Herren anweſend, alt genug, die ſich der Wirkung erinnern, die 1841 dieſes Lied bei ſeinem Aufkommen hatte, ähnlich wie bei der franzöſiſchen Bedrohung im Jahre 1870. In dieſem Stadium war das Becker'ſche Rheinlied mächtig, und bei der Schnelligkeit, mit der es von der Bevölkerung aufgegriffen wurde, die damals meiſt noch partikulariſtiſch war, hatte es die Wirkung, als ob wir ein paar Armeecorps mehr am Rhein ſtehen gehabt hätten, als wir hatten. Nehmen Sie ſpäter das näher liegende Beiſpiel der „Wacht am Rhein“ und ihrer Kompoſition. Wie manchem Soldaten hat die Anſtimmung des damaligen Kriegsliedes auf dem winterlichen Kriegsfelde und bei materiellem Mangel vor dem Feinde eine wahre Herzensſtärkung gewährt, und das Herz und deſſen Stimmung iſt ja ſtets das Wichtigſte im Gefechte. Die Kopfzahlziffern machen es nicht, aber die Begeiſterung machte es, daß wir die Schlachten gewonnen haben; bei einigen waren wir in der Mehrheit, aber auch da, wo wir in der Minderzahl waren, haben wir durch die Qualität unſerer Truppen geſiegt. Was war der Grund unſerer Überlegenheit? Er lag im Herzen, in der Begeiſterung, die unſere Disziplin auch da erhält, wo ſie unter ähnlichen Umſtänden bei den Franzoſen ſchon gelockert worden war. Und ſo möchte ich das deutſche Lied als Kriegsverbündeten für die Zukunft nicht unterſchätzt wiſſen, Ihnen aber meinen Dank ausſprechen für den Beiſtand, den mir die Sänger geleiſtet haben, indem ſie den nationalen Gedanken oben erhalten und ihn über die Grenzen des Reiches hinausgetragen haben. Unſere Beziehungen zum verbündeten Oeſterreich, unſerm mächtigſten Bundesgenoſſen, beruhen doch weſentlich auf Unterlagen im kulturellen Gebiete und nicht zum wenigſten auf den muſikaliſchen Beziehungen. Wir wären kaum in gleich enger Verbindung, wenn nicht Haydn, Mozart, Beethoven dort gelebt und ein gemeinſames Band der Kunſt zwiſchen dem Niederrhein und Wien geſchaffen hätten. Ja, ſelbſt unſere Beziehungen zu unſerm dritten Bundesgenoſſen Italien waren muſikaliſcher Natur früher, wie politiſcher. Die erſten Eroberungen, die Italien bei uns gemacht hat, ſind muſikaliſche geweſen. Ich bin kein Gegner der italieniſchen Muſik trotz meiner Vorliebe für die deutſche; im Gegenteil, ich bin ein großer Freund derſelben. In dieſem Sinne ſpreche ich Ihnen meinen Dank aus als den Pflegern der Muſik. Pflegen Sie ſie deshalb auch ferner. Das deutſche Lied, ſowie es ernſt wird, nimmt immer Anklang ans Vaterland, ſo auch die erſten Lieder, welche ich heute von Ihnen gehört habe. „Herz und Hand fürs Vaterland“ iſt immer ſein Grundton. Der Deutſche kann ſich der Wirkung des Liedes nicht entziehen, er kommt in die richtige Stimmung, wenn er Muſik hört; daher bin ich jedem Landsmanne dankbar, der dazu mitwirkt, obwohl ich nicht mit Ihnen in Reih' und Glied ſtehen kann.“ — Fürwahr, dieſe Rede iſt ein erſchöpfendes Glaubensbekenntnis unſeres großen Staatsmannes in Sachen der Muſik, wert, der Nachwelt aufbewahrt zu bleiben! **C. H—d.**

Lyrik.

Sieben Kinderlieder für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte, komponiert von Edvard **Grieg**. Op. 61. Leipzig, Verlag von Rob. Forberg. Preis à 1 ℳ

Der berühmte norwegiſche Komponiſt bietet hier der muſikaliſchen Welt Geſangsſtücke, die in der naiven Haltung ihrer Texte allerdings der Vorſtellungswelt eines kindlichen Geiſtes ſich anbequemen, in ihrer muſikaliſchen Eigenart aber Forderungen ſtellen, die über das Vermögen des kindlichen Geſanges weit hinausgehen. Es ſind eben keine Kinderlieder für Kinder, ſondern Lieder für reife Stimmen. Grieg hat in ihnen viel Reizendes und Anmutiges niedergelegt, obwohl die Stücke mehr als Nachleſe der früheren Lieder, denn als Originalleiſtungen ſich kenntlich machen. Von den ſieben Stücken möchten wir der reizenden „Lockweiſe“ den Preis zuerkennen:


Komm, Böckchen, zum Knäbchen, komm,
Kälbchen, zur Kuh, komm, Kätzchen ſchnee-
wei-ßes mi-au-end, her-zu ꝛc.
ꝛc.

Das iſt allerliebſt. Ein feines Stückchen iſt ferner das drollige, gemütlich dahinkleppernde „Abendlied für den Falben“. Der „Pſalm für das Vaterland“, ein langausgedehntes Strophenlied, mutet eigentümlich ſchwerfällig und ein wenig konventionell an.

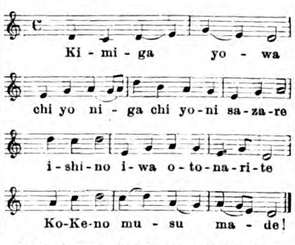
Über japaniſche Muſik.

Der Krieg zwiſchen Japan und China ſteigerte auch das Intereſſe für japaniſche Kultur und mancher fragt wohl: „Wie ſieht es mit der **Muſik bei den Japanern** aus?“ Leider können wir, wenngleich wir auch die Überlegenheit der Japaner in einigen Handfertigkeiten anzuerkennen haben, über ihre Muſik kaum anders als mitleidig lächeln, denn in der That ſteht die japaniſche Muſik für uns auf ſehr niedriger Stufe. Wohl beginnt auch auf dem Gebiete der Muſik, und zwar vorerſt auf dem des Soldatenliedes, ſich in Japan europäiſcher Einfluß geltend zu machen, aber dieſe Erſcheinung ſteht noch in ihrer erſten Jugend.

Das ungemein einfache Tonſyſtem, das mit dem chineſiſchen und alt-keltiſchen inſofern Ähnlichkeit hat, als es die Tonleiter (Dur-Tonleiter) der vierten und ſiebenten Tonſtufe entbehrt, iſt von ganz eigenartigem Charakter. Die Melodien, die faſt durchweg im zweiteiligen Zeitmaße gebildet ſind, haben für uns wenig Anregendes. Der Charakter einiger Tanzweiſen, beſonders derjenigen, welche auf der Bühne der intereſſanten japaniſchen Ausſtellung in Berlin ertönten, erſchien unſerem Moll ähnlich, weil die Sexte der Tonleiter, aus welcher die Melodien gebildet wurden, meiſtens klein war. Eine Harmonie in unſerem Sinne hat die japaniſche Muſik nicht aufzuweiſen. Das Notenſyſtem der Japaner iſt gleichfalls ſehr primitiver Natur; gewöhnlich werden nur die Nummern der betreffenden Saiten oder der zu deckenden Löcher bei den Flöten angegeben. Wohl kennen die Japaner auch beſtimmte Zeichen für die Töne, Noten, deren Kenntnis jedoch ſehr wenig verbreitet iſt. Überhaupt gibt es in Japan im Volke nur ſehr wenig theoretiſch gebildete Muſiker; ſolche ſind ausſchließlich im Stande der Geiſtlichen zu finden. Außer dieſen geiſtlichen Muſikern, welche den oberſten Rang unter ihren Kollegen einnehmen, gibt es noch drei Klaſſen von Muſiktreibenden, nämlich ſolche, welche nur weltliche Muſik machen, ferner blinde Muſiker und muſizierende Weiber. Jede Klaſſe bildet unter ſich eine Zunft, welche genaue Vorſchriften über die Art ihres Muſikmachens und über ihre Verſammlungen beſitzen.

Der Einfachheit ihrer Muſik entſprechend, beſitzen die Japaner auch nur ſehr einfach gebaute Inſtrumente; ſolche aus Metall kennen ſie, außer den Becken, nicht. Außer den guitarrenartigen Muſikinſtrumenten finden ſich bei den Japanern Flöten im Gebrauch. Die Saiten der „Koto“, „Samſin“ und anderer guitarrenartiger Muſikinſtrumente ſind aus Seide geſponnen, mit Wachs überzogen und werden mit einem Stückchen Holz oder Elfenbein (wie bei unſerer Mandoline und Zither) in Schwingung verſetzt.

Es iſt erklärlich, daß bei ſolchem Betreiben der Muſik an eine höhere Entwickelung derſelben nicht zu denken war. Wohl aber iſt ein Fortſchritt wahrzunehmen; die Japaner können jetzt ſchon ganz leidlich (wenn auch mit vielen Ausnahmen) die europäiſche Muſik vertragen, wie ſie ſich ja überhaupt dem Einfluſſe europäiſcher und ſpeziell deutſcher Kultur unterziehen. Der Kaiſer von Japan unterhält eine eigene, aus deutſchen Muſikern zuſammengeſetzte Militärmuſik-Kapelle, welche in Tokio viel dazu beiträgt, das Ohr der Japaner an europäiſche Muſik zu gewöhnen. — Die Japaner beſitzen einen ſtaunenswerten Reichtum an Volkslegenden, die allerdings nach unſeren Begriffen meiſt ſehr kindiſcher Natur ſind. Dieſe Volksſagen werden nun von den vorhin erwähnten umherziehenden Frauen, von fahrenden Sängern zum Klange eines guitarreartigen Inſtrumentes vorgetragen, ähnlich wie es wohl die Rhapſoden der Griechen und die Skalden und Barden der Vorzeit gethan haben mögen. Man trifft dieſe muſizierenden Sänger vielfach unter der Veranda einer Theebude oder auf Marktplätzen und Heerſtraßen. Kaum beginnt das eintönige Rezitativ, ſo ſammeln ſich alsbald die Hörer. Als Probe dieſer Legenden ſeien hier zwei kurz zuſammengefaßt angeführt: „Die Seele einer ſehr diebiſchen Frau hatte ſich in den Suppenkeſſel eines alten Prieſters verſteckt. Eines Tages nahm der Prieſter dieſen Keſſel, ſtellte ihn auf ein Feuer; da ſah er, wie die Seele des Weibes aus dem Keſſel entfloh.“ Die zweite: „Hundert Meilen von hier iſt ein Vulkan, derſelbe hat einen ungeheuren Krater. Schaut man in denſelben hinein, ſo erblickt man aufkochendes Menſchenblut, und dort iſt ſicherlich die Hölle.“ Auf ſolche Weiſe bilden melodramatiſch erzählte oder im erhöhten Sprechton rezitierte Sagen, Anekdoten, Verherrlichung einzelner Helden nächſt den Tanzweiſen noch heute den Muſikſchatz des japaniſchen Volkes, deſſen Nationalhymne den Schluß dieſer Betrachtung bilden ſoll. Die japaniſche Nationalhymne wird in einem mäßigen Zeitmaß geſungen und lautet folgendermaßen:


Ki - mi - ga yo - wa
chi yo ni - ga chi yo-ni sa-za-re
i-shi-no i-wa o-to-na-ri-te
Ko-Ke-no mu - su ma - de!

Dieſe Hymne, die in letzterer Zeit jedenfalls häufig geſungen wurde anläßlich der Siege der Japaner, heißt auf deutſch: „O, daß unſer Herrſcherhaus viele tauſend Jahre beſtehe, ſo lange, bis ein kleiner Kieſelſtein zum mächtigen Felsblock geworden iſt, bedeckt mit dichtem Moos!“ **Hermann Ritter.**

Mozarts Wiegenlied.

Wir nahmen in unſerer Hausmuſik Nr. 1 vom Jahre 1893 von einem Aufſatz Notiz, in welchem auf Grundlage ſeiner Forſchungen M. Friedländer den Beweis führen wollte, daß das reizende Wiegenlied „Schlafe mein Prinzchen“ nicht von Mozart herſtammt. Wir erhalten nun von geſchätzter Seite folgende Ausführungen: Der Salzburger Mozarteum-Sekretär, Inſtitutsdirektor **Engl**, welchem an Ort und Stelle Quellen zur Genüge zur Verfügung ſtehen, beweiſt uns in zwei gegen den erſten Forſcher Herrn Friedländer gerichteten Artikeln, welche als „Mozartiana“ für ſich erſchienen und außerdem in verſchiedenen Muſikzeitungen abgedruckt ſind, daß Herr Friedländer mit ſeinem angeblichen Beweiſe das Lied nicht aus Mozarts Werken entfernt hat, ſondern daß der kleine Diamantſplitter in der Krone Mozarts weiter glänzen kann. Es würde zu weit führen, wenn ich beide Abhandlungen hier ausführlich darlegen wollte, ich will mich daher mit einigen, die Sache hauptſächlich klar ſtellenden Sätzen begnügen. Friedländers Auffaſſung wird geteilt von Deiters, dem Bearbeiter der neuen Auflage von O. Jahns Mozart; während auf der anderen Seite Engls Anſichten unterſtützt werden durch Nottebohm, v. Köchels und O. Jahns Auffaſſung ſelbſt. Engl macht dem jedenfalls bedeutenden und ehrenwerten Mendelsſohn-Schubert-Forſcher Friedländer mit Recht den Vorwurf, nicht auch nach Salzburg gekommen zu ſein, wo Männer wie Jahn, Köchel, Nottebohm, Nohl und auch der erſte Biograph Niſſen, der zweite Gatte von Conſtanze, der Witwe Mozarts, ſich Material zu ihren Werken über Mozart geholt haben. Friedländer nimmt alſo an, daß das Wiegenlied zu den Kuckuckseiern gehöre, welche in Mozarts Neſt gelegt worden ſind. Seine Entdeckung durch Zufall beſteht darin, daß 1. der Text des Liedes nicht von Claudius (wie Köchel annimmt), auch nicht nach anderer Angabe von Gleim oder Weiße, ſondern von Gotter iſt, entnommen der 1789 gedichteten Eſther; 2. bis 1828 habe niemand etwas von dem Liede gewußt. Erſt dann, 37 Jahre nach Mozarts Tod, wurde es zum erſtenmale gedruckt; 3. habe nachweislich Niſſen und Conſtanze das Lied nicht in Mozarts Handſchrift, ſondern in Abſchrift vorgelegen. Die Entdeckung bezüglich Gotters iſt richtig, aber das Gedicht braucht nicht erſt in der Eſther zuerſt gedruckt zu ſein, ſondern kann ſchon als Einzelgedicht zur Guitarre, von Fr. W. Gotter verfaßt ſein, und Engl muß annehmen, daß es vielleicht ſchon in einem der Jahrgänge des Muſenalmanachs oder in erſter Gedichtausgabe vor der Eſther vorgelegen hat. Warum erwähnt Friedländer nichts von dem Muſenalmanach und der „Erſten Gedichtausgabe“ Gotters! Für ihn exiſtiert nur Eſther. Ferner ſagt Friedländer, die Möglichkeit, daß Mozart der Komponiſt des Liedchens ſei, würde nur dann vorliegen, wenn man annehmen dürfte, entweder, daß Gotter ſeine Eſther ſchon vor 1791 gedichtet (warum denn aber nicht? es wird ja doch von ihm behauptet, daß ſie 1789 gedichtet ſei) oder endlich, daß einer Mozartſchen vorhandenen Melodie von Gotter das Gedicht untergelegt ſei. Alle dieſe Hypotheſen werden hinfällig, wenn wir die Thatſache feſthalten, daß, wie oben geſagt, das Gedicht bereits im Muſenalmanach 1768, oder in ſeinen Gedichten 1787—88 nach dem Vorgange anderer Dichter, enthalten ſein konnte, mindeſtens aber enthalten war in Eſther 1789. Und ferner hat Mozart „das Veilchen“ von Goethe bereits ſchon nach einer Gedichtausgabe im Druck komponiert und nicht vielmehr nach einer Abſchrift, alſo warum ſollte nicht die im Beſitz von Conſtanze gefundene Kompoſition des Wiegenliedes nicht auch nach einer Abſchrift einer Sammlung entſtanden ſein? Nichts ſpricht dagegen. Ferner beruft ſich Friedländer darauf, daß die Schweſter Mozarts das Lied nicht gekannt habe, wogegen Engl richtig anführt, daß die Schweſter in Salzburg den Bruder in Wien nie beſucht, deſſen Kompoſitionen alſo nur die Witwe von 1781 ab kennen mußte, und dieſe gibt mit voller Beſtimmtheit das Lied als eine Kompoſition Mozarts in Druck. Wie ſollte eine ſolche Handlungsweiſe ſich rechtfertigen laſſen, wenn ſie Zweifel hegte? Man hat von Mozart eigenhändig geſchriebene Sammlungen ſchöner Lieder, ſo wie ſie ihm in die Hände kamen, um ſie gelegentlich zu komponieren. Ferner führt hier Friedländer ſelbſt an, daß Gotter ſeine „Eſther“ mehrere Jahre vor dem erſten Drucke (und laut einem Brief vom Oktober 1795) — zwei Jahre vor Mozarts Tod — 1789 in Weimar vorgeleſen habe. Engl kommt zu dem Ergebnis, das Friedländer nichts weiter bewieſen habe, als was nicht bezweifelt zu werden brauchte, daß nämlich Gotter der Dichter des Liedes ſei, aber auch die vollſtändige Abhandlung von Friedländer, welche ihm erſt ſpäter in die Hände gekommen ſei, habe ihn nicht zu einer anderen Anſchauung bezüglich des Komponiſten umſtimmen können. Dieſer iſt und bleibt niemand anders als Mozart.

Vermiſchtes.

Der große Komponiſt Händel hat dem Findlingshoſpital in Great Coram Street in London nicht nur eine hübſche Partitur des Meſſias vermacht, ſondern dem Inſtitut auch bei Lebzeiten eine Orgel geſchenkt. Außerdem hat er der Anſtalt durch jährliche Aufführungen ſeines „Meſſias“, welche er bis zu ſeiner letzten Krankheit perſönlich zu leiten pflegte, 7000 L. zugewandt. Einige Karten zu dieſen Aufführungen werden noch jetzt in dem Muſeum des Findelhauſes aufbewahrt. Auf den altmodiſchen Karten lieſt man: „Herren werden gebeten, ohne Degen zu kommen, Damen ohne Reifröcke.“

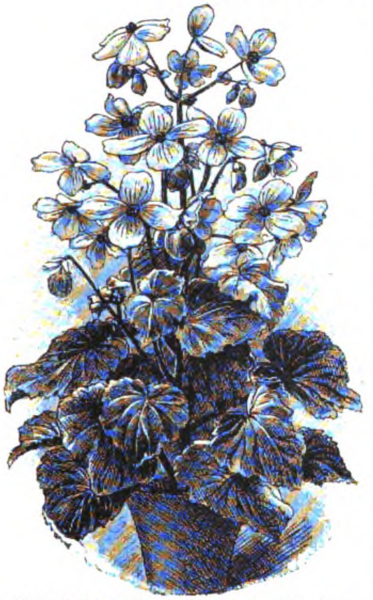
DER HAUSGARTEN.
F. Reiss

Linde

(Tilia platyphyllos u. T. ulmifolia Scop.).

Wenn auf Roſen ſich weit und breit
Blühende Linden herniederneigen,
O ſchönſte Zeit — und doch die Zeit,
Da ſchon verhallt der Vöglein Reigen!

J. Trojan.



Wohlriechende Knollenbegonie „Pionier“.

Eine Kreuzung von Begonia Baumanni mit Begonia giganten ſcharlach ergab den „Pionier“ (ſ. Abb.), eine neue Begonienart, die ſich durch ausgeſprochenen Theeroſengeruch auszeichnet. Die Blumen ſind karmoiſinrot und haben 8— 10 cm Durchmeſſer. Eine beſonders widerſtandsfähige Begonie, welche man der Blumenzüchterei von J. C. Schmidt in Erfurt verdankt.

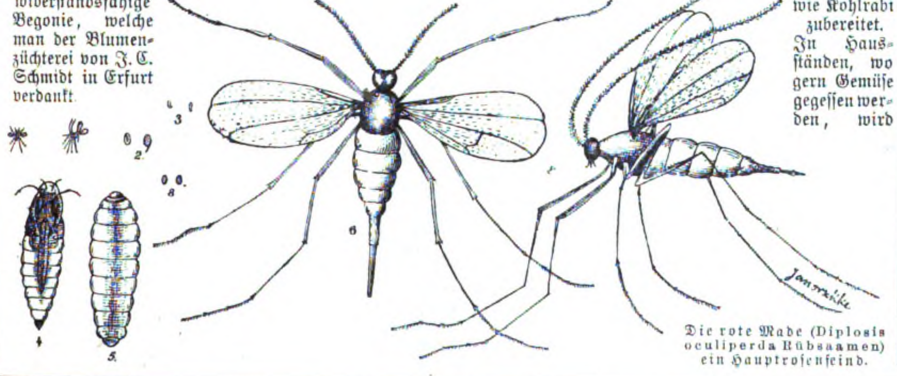
Die rote Made

(Diplosis oculiperda Rübsaamen), **ein Hauptroſenfeind.**

Seit zehn Jahren ungefähr häufen ſich die Klagen, daß auffallend viele Roſenveredelungen nicht anwachſen. Genauere Beobachtungen führten auf die Larve einer Gallmücke, Diplosis oculiperda Rübsaamen, gewöhnlich „rote Made“ genannt, eine kaum 2 mm lange, zinnoberrot gefärbte Made. Von Juni ab legt die Mücke die kaum ſichtbaren Eier an die okulierten Roſenaugen und zwar da, wo die Rindenlappen der Unterlage das Schildchen des Edelauges bedecken. Nach ein paar Tagen ſchlüpfen aus den Eiern die fußloſen Maden aus und bohren ſich an der Innenſeite der Rindenlappen bis an die Stelle, wo in der Veredelungsſtelle der Saftlauf ſtattfindet; hier bleiben ſie ſtändig und färben ſich mit der Zeit zinnoberrot. Von der Luft wollen die Maden möglichſt abgeſchloſſen ſein; darum finden ſie ſich am meiſten an dieſen verbundenen Veredelungen. Da die Maden von dem neuen Bildungsſaft der Veredelungsſtelle leben und ihre braunen Auswurfſtoffe das umliegende Zellengewebe töten, ſo wird das Edelauge vertrocknen und ſchwarz werden. Sind die Maden nach 4—6 Wochen ausgewachſen, ſo fallen ſie zu Boden, verpuppen ſich und erſcheinen ſpäter in der warmen Jahreszeit als Mückchen (ſ. d. Abbild. in natürlicher Größe und ſtark vergrößert, nach Neuberts Gartenmagazin). Dieſe Mückchen fliegen von Juni bis Auguſt. Abwehrmittel: ſorgfältiges Verſtreichen der Veredelungsſtelle mit flüſſigem Baumwachs und Umhüllen mit Papier; oder Umlegen von Himbeer- oder Rhabarberblättern; tüchtiges Umgraben des Bodens im Frühjahr oder Herbſt; Aufſuchen der bräunlich gefärbten Fraßſtellen und Vernichtung der Maden.

Nützliche Winke.

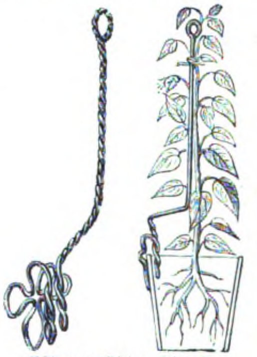
Es dürfte nicht allgemein bekannt ſein, daß der gewöhnliche Gartenſalat in doppelter Weiſe zu verwerten iſt und daß man nicht allein die Blätter als Gemüſe verwendet. Es kommt doch ſehr leicht vor, daß einige Salatpflanzen, die längere Zeit geſtanden haben, in Saat ſchießen und wenn man nicht grade Samen daraus ziehen will, nimmt man gewöhnlich an, daß dieſe Pflanzen nicht mehr zu gebrauchen ſind. Das iſt aber nicht der Fall, dieſe langen Samenſtengel ſind als ein kohlrabiähnliches, ſehr wohlſchmeckendes zartes Gemüſe zu betrachten, das man, nachdem es von der äußeren Haut befreit und geſäubert iſt, ganz ſo wie Kohlrabi zubereitet. In Hausſtänden, wo gern Gemüſe gegeſſen werden, wird dieſes zweite Gericht, das man aus dem Salat bereiten kann, eine angenehme Abwechſelung ſein. **B. G.**



Die rote Made (Diplosis oculiperda Rübsaamen) ein Hauptroſenfeind.

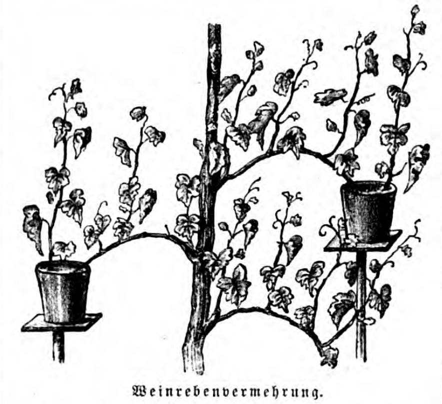
Eine neue Art von Pflanzenſtab

hat Fabrikant Richard Meyer in Stettin erdacht, die die Nachteile der gewöhnlichen Pflanzenſtützen vermeidet. Viele Zimmerpflanzen bedürfen Stützen. Mochten die Stützen nun aus Holz oder Glas ſein, immer mußten ſie dicht am Stamm der Pflanzen in die Erde geſteckt werden und beſchädigten dadurch leicht die Wurzeln. Dazu kam, daß die Stütze nach einiger Zeit, durch den feuchten Boden gelockert, ſelbſt den Halt verlor und, ſtatt zu ſtützen, von der Pflanze geſtützt werden mußte. Endlich iſt es kein ſchöner Anblick, an einem Fenſter eine Muſterkarte der verſchiedenartigſten unſchönen Blumenſtäbe zu ſehen. Dieſe Mißſtäbe beſeitigt die Pflanzenſtütz „Ideal“. Dieſelbe wird nicht in die Erde geſteckt, ſondern am Rand des Blumentopfes feſtgeklammert, ſo daß ſie gar nicht mit den Wurzeln der Pflanze in Berührung kommt. Sie iſt daher beſonders zu empfehlen für Knollengewächſe, die oft den ganzen Topf ausfüllen. Zu ihrer praktiſchen Anwendung kommt ihr gefälliges Äußere, infolge deſſen dieſer Blumenſtab niemals ſtörend für das Auge wirkt. Dazu tritt als weitere Empfehlung die unbegrenzte Haltbarkeit und die Leichtigkeit, ſie für jeden Blumentopf zu verwenden.



Pflanzenſtütze „Ideal“.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Weinrebenvermehrung.

Vermehrung des Rebſtocks.

(Mit Abbildung.)

Will man jetzt noch (Ende Mai) durch grüne Schoſſe vermehren, ſo wende man das aus der Abbildung erſichtliche Verfahren an (ſ. Anm.) Sie bewurzeln ſich raſch und an ihnen befindliche Geſcheine entwickeln ſich ſogar zu Trauben. Die Töpfe werden auf eingeſchlagene Pfähle mit Brettchen aufgeſtellt (oder an die Spalierlatten wagerecht befeſtigt). Der Boden des Topfes wird 4 bis 6 cm hoch mit Torfmoos gefüllt und alsdann der obere Raum mit guter Miſtbeeterde. Nach vollzogener Wurzelbildung ſchneidet man die eingelegten Schoſſe von der Rute ab und verſetzt ſie.

Anmerkung. Wir entnehmen dieſe Abbildung mit Erlaubnis des Verlegers, Paul Parey, Berlin, dem wahrhaft prächtigen Werk: „Handbuch der Tafeltraubenkultur“ von Ök. R. Goethe, das mit ſeinen, die beſten Traubenſorten in natürlicher Größe darſtellenden 30 Farbendrucktafeln einen Triumph der illuſtrativen Technik darſtellt und in ſeinem Text das Beſte leiſtet, was wir auf dieſem Feld kennen.

Lonicera brachypoda aureo-reticulata.

Als goldbuntblättriges Gaisblatt, mit kleinen ovalen Blättern, bekannt, iſt ſie als Schlingpflanze von allen Gärtnern und Garteninhabern geſchätzt und beliebt und gilt ohne Zweifel als eine der ſchönſten Loniceraarten. Die Vermehrungsart iſt ſehr leicht, ſo daß jeder Nichtgärtner ſich damit ein Vergnügen bereiten kann. Die Stecklinge werden entweder in ein Miſtbeet mit kaltem Untergrund in Sand, oder auch mit hartem, ausgereiftem Holz ins freie Land geſteckt. Die Pflanze liebt einen kräftigen, lehmhaltigen Boden; man hat ſogar die Beobachtung gemacht, daß die verſchiedenen Bodenarten Einfluß auf die Blattfärbung gehabt haben. Während man bei magerer Bodenart mattes Gelb wahrgenommen hat, ſo ließ ſich bei Miſchung von humusreicher, lehmhaltiger Erde deutlich wahrnehmen, daß das Grün in den Blättern mehr dunkelgrün, ſowie die goldgelben Punkte und Adern weit intenſiver hervorgetreten ſind. Lonicera brachypoda aureo-reticulata läßt ſich in landſchaftlicher Hinſicht zu den verſchiedenſten Zwecken verwenden: zur Bekleidung von Lauben, Felſenpartien, Grotten und Geländern, Bildung von Feſtons, Beranken von Säulen, Gittern und Balkons. Iſt von vornherein ſchon eine derartige Verwendung vorgeſehen, ſo ſind die Pflanzen, 3—5 Stück, in einen Topf zu pflanzen, den Sommer über mit den Töpfen in die Erde einzuſenken, und im Herbſt kann dann die Pflanzung an die geeignete Stelle vor ſich gehen; auch können dieſelben im Frühjahr gepflanzt werden. Es empfiehlt ſich, die Pflanzen im erſten Jahre nach der Pflanzung vor Eintritt des Winters etwas zu decken und zwar die Pflanzſcheibe ringsherum mit Laub und Spreu. Als Ampelpflanze mit anderen Schlingpflanzen abwechſelnd gepflanzt, nimmt ſich die Pflanze ſehr gefällig und wunderſchön aus; auch als Topfpflanze am Fenſter ſtehend, gibt man derſelben eine kleine, aus Holz gefertigte Stufenleiter, um die Ranken ſpalierartig anbinden zu können. Um den Wuchs zu fördern, iſt es vorteilhaft, der Pflanze hin und wieder einen Dungguß zu geben von aufgelöſtem Kuh- oder Taubendünger.

Paul Juraß. Rixdorf-Berlin.

Das Reinhalten der Gefäße der Zimmerpflanzen iſt bei der mit ſo vielen ungünſtigen Verhältniſſen verknüpften Zimmerpflanzenkultur von großer Wichtigkeit. Gar ſchnell überziehen ſich die auf Blumentiſchen ſtehenden Töpfe mit einer ſchmierigen, die Thonporen verſtopfenden Kruſte, Folgen von Schimmel- und Algenbildung. Dem Wurzelballen wird dadurch jede Ausdünſtung benommen und ein Verſauern der Erde iſt unausbleiblich. Dieſer Zuſtand macht ſich durch ſehr langſames Austrocknen der Wurzelballen, ſowie durch eine auf der Oberfläche ſich bildende, ſchmierige, übelriechende Maſſe bemerkbar, wobei oft ſchon gleichzeitig ein Kränkeln der Pflanzen ſelbſt eintritt. Die hieraus der Pflanze erwachſenden nachteiligen Folgen beſtehen in dem Faulwerden der Wurzeln, dem dann ein Abſterben oder Gelbwerden der Blätter folgt. Um dieſe Übelſtände bei der Zimmerpflanzenpflege möglichſt zu verhüten, muß ein öfter, etwa 4wöchentlich zu wiederholendes Abbürſten der Blumentöpfe in Anwendung gebracht werden. Wir möchten unſeren Garten- und Blumenfreunden die Beachtung dieſer ſehr wenig mühevollen Arbeit im Intereſſe ihrer Pflegbefohlenen recht dringend ans Herz legen. **P. J.**

Cyclamen oder Alpenveilchen, welche im Zimmer ihre Blütezeit vollendet haben, werden im Monat Mai in friſche Erde umgepflanzt. Man nehme hierzu 1 Teil Heide- oder Moorerde, 2 Teile Miſtbeeterde, $^1/_4$ Teil ſcharfen Flußſand und $^1/_4$ Teil lehmhaltige Gartenerde. Nach dem Umpflanzen ſtelle man ſie an ein ſchattiges Zimmerfenſter und begieße ſie von Zeit zu Zeit; ſobald ſie neue Blätter bilden, vertauſche man den ſchattigen Standort mit einem ſonnigeren, dämpfe aber durch Vorhängen einer leicht gewebten Gardine die zu ſtark wirkenden Sonnenſtrahlen. Während der Entwicklung der Blätter gieße man die umgepflanzten Cyclamen reichlicher. Iſt ein Miſtbeet vorhanden, ſo dürfte es ſich ſehr empfehlen, die abgeblühten Cyclamen im Juni ins Miſtbeet frei auszupflanzen und ſie bis Mitte oder Ende Auguſt darin zu belaſſen. Die Knollen werden hierdurch von neuem gekräftigt, und die Blätter erhalten ein um ſo ſchöneres, dunkelgrünes Laub. **Paul Juraß. Rixdorf-Berlin.**

Drahtwürmer — jene weißen harten Tiere, welche ſich in die Pflanzen einwühlen und ſie zerfreſſen — man findet im Herbſt oft ganz durchlöcherte Kartoffeln — laſſen ſich nur ſchlecht vertilgen. Am beſten geht es durch Salat, den ſie über alles lieben. Pflanzt man — als Zwiſchenpflanzung überall, wo ſich Drahtwürmer bemerkbar gemacht haben — Salat, ſo gehen die Drahtwürmer zuerſt an den Salat. Die Salatpflanzen welken dann, — das iſt das Zeichen zum Fang. Man nimmt die Pflanzen mit Erde heraus — und hat ganz ſicher die Tiere, die man dann tötet. **ns.**

Behandlung der Zimmerpflanzen im Sommer.

Eine große Anzahl der im Winter gewöhnlich für Zimmerdekoration verwendeten Pflanzen wird während des Sommers am beſten im Freien ſtehend aufbewahrt, wo die Einwirkung der friſchen Luft, des Sonnenlichtes und der atmoſphäriſchen Niederſchläge die geſchwächte Geſundheit ſolcher Pflanzen wieder kräftigt, ſie zu neuem Austrieb anregt und ſie bis zum Herbſt wieder ſo weit ſich entwickeln läßt, daß ſie für die bevorſtehende Winterzeit im Zimmer als Schmuck desſelben weiter benutzt werden können. Beim Hinausſtellen ſolcher Zimmerpflanzen wird nun vom Laien dadurch vielfach ein Fehler gemacht, daß dasſelbe bei ſonnigem und oft ſehr trockenem Wetter geſchieht und dabei häufig den Pflanzen gleich ein der vollen Sonne ausgeſetzter Standort gegeben wird. Daß dabei den durch Zimmerluft verzärtelten Blättern und Trieben durchaus unzuträgliche Bedingungen für ihr Gedeihen erwachſen, liegt auf der Hand; denn ſchon beim Ausräumen der Gewächshauspflanzen, die jedenfalls nicht ſo verzärtelt ſind, wie die aus dem Zimmer kommenden Pflanzen, muß hinſichtlich ihrer erſten Aufſtellung im Freien Vorſicht angewendet werden. Alle Zimmerpflanzen, welche einen Aufenthalt im Freien während des Sommers vertragen (und hierzu gehören z. B. Azaleen, Myrten, Gummibäume, Aralien, Dracänen, Yucca, Plectogynen, gefüllte Primeln, Fuchſien, Pelargonien u. ähnl.), werden Ende Mai reſp. Anfang Juni an einem trüben, womöglich regneriſchen Tage in das Freie gebracht und hier an einem ſchattigen, gegen Windzug geſchützten Ort aufgeſtellt, wo ſie etwa 14 Tage bis 3 Wochen ſtehen bleiben. Die Töpfe müſſen dann bis zu $^2/_3$ ihrer Höhe in den Erdboden eingeſenkt werden. Abends und morgens findet ein Überſpritzen der Pflanzen vermittelſt einer feinen Brauſe ſtatt und außerdem ſelbſtredend ein öfteres Begießen der Wurzelballen. Nach Verlauf dieſer Zeit ſind die Pflanzen genügend abgehärtet gegen die freie Luft, und nunmehr nimmt man das Umpflanzen in neue Erde vor. Nach dem Umpflanzen läßt man ſie etwa noch 3 Wochen an ihrem erſten Aufſtellungsort ſtehen, um ſie ſodann, wenn die Neubildung von Wurzeln eingetreten iſt, an einem freieren und der Sonne mehr zugänglichen Ort aufzuſtellen. Azaleen, Myrten und Gummibäume können einen recht ſonnigen Standort vertragen. Bei einer derartigen Behandlungsweiſe wird den aus dem Zimmer ins Freie gebrachten Pflanzen keinerlei Nachteil erwachſen und man wird die Freude haben, zum Herbſt hin wieder ſchöne und geſund ausſehende Pflanzen in die Zimmer bringen zu können.

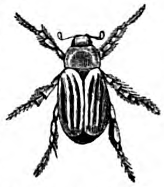
Paul Juraß. Rixdorf-Berlin.

Die Katzen aus dem Garten.

Katzen ſind bekanntlich unwillkommene Gäſte im Garten aus mehr als einem Grund. Will man Katzen von einer beſtimmten Stelle, z. B. im Garten, loswerden, ſo beſtreue man dieſe Stelle mit recht feinem Pfefferſtaub. Die Katzen ziehen beim Schnuppern den Pfefferſtaub in die Naſe und werden von Stunde an ſolche Stellen nicht mehr aufſuchen. Auch durch Beſpritzen mit Waſſer mittels einer Gartenſpritze oder durch Schießen mit Erbſen kann man die Katzen vertreiben, ohne ſie zu beſchädigen. Außerdem wird auch die Anpflanzung der Raute empfohlen, weil die Katzen den Geruch dieſer Pflanze nicht vertragen können.

Der Sonnenwendkäfer.

Ein Hauptroſenfeind iſt der Sonnenwend- oder Junikäfer (Rhizotrogus solstitialis L.). Beſchreibung: hellbraun, behaart, 15—17 mm lang, faſt genau wie ein verkleinerter Maikäfer. Er ſchadet durch Abfreſſen des Roſenlaubs und ſeine Larve, ebenfalls der des Maikäfers, dem Engerling, ähnlich, frißt die Wurzeln verſchiedener Gewächſe. Gegenmittel: Abklopfen und Auffangen in einem untergehaltenen Regenſchirm. Wer ſich eine kurze Zuſammenſtellung aller hauptſächlich in Betracht kommender Roſenſchädlinge wünſcht, findet eine ſolche in „Vilmorins Blumengärtnerei“, dem gegenwärtig im Erſcheinen begriffenen großartigen Werke aus dem Verlag von Paul Parey in Berlin, und zwar in der uns vorliegenden Lief. 8, S. 268.



Sonnenwendkäfer.

Blumenkohl verlangt einen Boden in alter Kraft, d. h. einen Boden, der ſchon viele Jahre hindurch zum Gemüſebau gedient hat und immerfort ſtark gedüngt iſt. Wo er ſolchen Boden nicht findet, da bleiben nicht allein die Köpfe klein, ſie erhalten auch jenen bläulichen, häßlichen Anflug, der den Kohl ſo unappetitlich macht. — Wer ſolchen Blumenkohl im vorigen Jahre geerntet hat, dem wird ſtarke Düngung etwas geholfen haben, ſie wird aber das Übel nicht ſo ſchnell ganz fortbringen. — Der ſchon gepflanzte Blumenkohl muß ſomit wieder eine ſchlechte Ernte geben, wenn nicht jetzt noch Abhilfe geſchaffen wird. — Dieſe Abhilfe beſteht darin, daß man um die Pflanzen herum 10—15 cm tief und 20 cm breit Erde fortnimmt und dafür Dünger hinpackt. Am vorteilhafteſten iſt friſcher, ſoeben aus dem Kuhſtall gekommener ſtrohfreier Kuhdung. — Man kann auch dafür Pferdedung nehmen, ſoll aber Kloake auf jeden Fall vermeiden, weil ſie den Kohl für Kohlfliege und Kohlhernie reif machen würde. — Der Dünger iſt 16—18 cm hoch aufzutragen bis dicht an den Stamm heran und dann mit Erde zu bedecken. Letzteres iſt ſehr wichtig. Ohne Erde würde der Dünger trocken werden und dem Blumenkohl nichts nützen können. — Nur durch Überdeckung mit Erde kann er in jene milde, mit angenehmer Feuchtigkeit gepaarte Zerſetzung übergehen, die den Blumenkohl veranlaßt, ſeine Wurzeln in den Dünger hineinzuſchicken, um ſich von ihm ſo üppig zu nähren, daß er blendend weiße Köpfe bringt, die mit denen wetteifern können, welche auf ſehr gutem Boden gezogen wurden. — Eins wäre noch zu bemerken: Blumenkohl, mit Pferdedung umlegt, braucht viel mehr Waſſer, als der mit Kuhdung gedüngte. — Ohne viel Waſſer gibt erſterer Dünger ſehr häufig Mißerfolge.

Johannisbeeren einzukochen. Hierzu nimmt man die dickſten Johannisbeeren, wenn ſie beinahe reif ſind. Nachdem man ſie von den Stielen befreit und gewaſchen hat, läutert man in einer Kaſſerolle ſo viel Pfund Zucker mit etwas Waſſer, als man Pfunde Johannisbeeren hat. Wenn der Zucker, deſſen Schaum pünktlich abgeſchöpft werden muß, keinen ſolchen mehr abgibt, ſo werden die Johannisbeeren in den Zucker gelegt und mitgekocht, und zwar ſo lange, bis ſie weich ſind. Alsdann ſchöpft man ſie mit einem Schaumlöffel heraus und läßt den Saft ſo lange noch kochen, bis er dicklich wird. Die etwas abgekühlten Beeren thut man gleich in die warm geſtellten Gläſer, gießt den Saft darüber und bindet ſie feſt

Das Ergebnis unſerer Preisaufgabe wird im nächſten Hefte veröffentlicht werden. Die Redaktion.

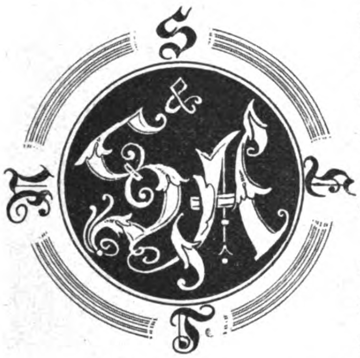
Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Kinder gewidmet und ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Kinder-Daheim, Berlin W.**, Steglitzerſtraße 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

F. Reiss
HOLZBRAND
KINDER-DAHEIM.

Allerlei Kurzweil.

1. Bilderrätſel.



2. Füllrätſel.

K				P				z
	i			f			e	
S		r		i		i		n
	l			n			r	
P	f	i	n	g	s	t	e	n
	a			s			n	
S		a		t		n		r
	r			e			o	
A				n				g

Die 44 leeren Felder des Quadrats ſind mit den folgenden Buchſtaben ſo auszufüllen, daß ſämtliche wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben.

E O P S a a a ä b b d d d
e e e e e g g g h i i i l l n n n
o p r r r r r r t t u u z z

3. Pfingſten.

„Du ſchlanke Birke im weißen Kleid,
Nun halte den ſchönſten Schmuck bereit!
Laß wehen die wallenden, grünen Locken!
Bald läuten zu Pfingſten die feſtlichen Glocken.
Und wiſſe, die Menſchen begehren von Dir
Die duftigen Zweige, dem Hauſe zur Zier.“
Der Frühlingswind war's, der flinke Geſell',
Der alſo ſprach; dann enteilte er ſchnell.

Zum Weiher trug ihn ſein leichter Flug.
Da gab es für ihn zu thun genug.
Denn Kalmus wuchs dort Staude bei Staud'.
Dem rief der Lenzwind entgegen laut:
„Die Kinder haben ſchon Sehnſucht nach Dir,
Das holde Pfingſtfeſt iſt vor der Thür.“ —

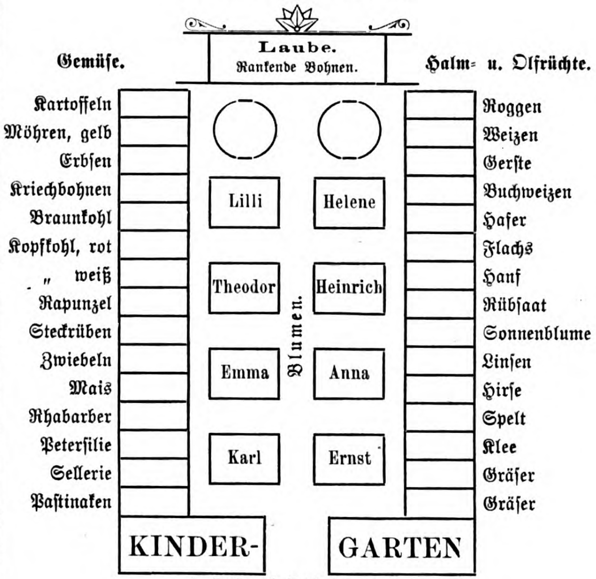
Und weiter ging des Windes Lauf.
Doch hielt er noch manches Mal ſich auf.
Bald traf er ein Vöglein und mahnte es ſchnell,
Daß es ſingen möchte recht luſtig und hell;
Bald ſah er ein Blümchen, dem ſchmeichelt' er hold,
Daß all' ſeine Knoſpen es aufſchließen ſollt'.
Die Bienen, die Falter, die Leuchtkäferlein,
Die bat er alle, recht munter zu ſein.

Beim Flieder und beim Rotdorn ſodann
Kam endlich der luſtige Bote an:
„Blüht auf, blüht auf in aller Pracht!
O ſputet Euch, thut es noch dieſe Nacht!
Goldregen und der Pyrusſtrauch,
Die rüſten ja gewaltig auch.
Zum Blühen man nimmer ſich bitten läßt,
Wenn Pfingſten nahet, das liebliche Feſt.“ —

Des Lenzwindes Wünſche, ſie werden erfüllt;
Die Welt in den köſtlichſten Schmuck ſich hüllt.
Das ſingt und das jubelt, das duftet und blüht!
Das ſchwirret und ſummet, das leuchtet und glüht!
Fürwahr, ſie gleicht einer Fürſtenbraut. —
Jetzt rufen die Glocken fröhlich und laut:
„Ihr Menſchen, herbei von fern und nah,
Das heilige Pfingſtfeſt iſt wieder da!“

H. K.

4. Kinder-Garten.


Laube.
Rankende Bohnen.
Gemüſe.
Halm- u. Ölfrüchte.
Kartoffeln
Möhren, gelb
Erbſen
Kriechbohnen
Braunkohl
Kopfkohl, rot
„ weiß
Rapunzel
Steckrüben
Zwiebeln
Mais
Rhabarber
Peterſilie
Sellerie
Paſtinaken
Roggen
Weizen
Gerſte
Buchweizen
Hafer
Flachs
Hanf
Rübſaat
Sonnenblume
Linſen
Hirſe
Spelt
Klee
Gräſer
Gräſer
Lilli
Helene
Theodor
Heinrich
Emma
Anna
Karl
Ernst
Blumen.
KINDER-
GARTEN
in Kreſſe und Radieschen geſäet.

Liebe Marie!

Deinem Wunſche gemäß ſchicke ich Dir hier einen Plan für einen Garten für Kinder, wie er von Fröbel ſelber entworfen (Wochenſchrift Nr. 15, 1850) und in unſerem hieſigen Kindergarten ausgeführt iſt. Selbſtverſtändlich müſſen Örtlichkeits- und Raumverhältniſſe über Erweiterung oder Beſchränkung entſcheiden, ja, es wäre immer noch beſſer als gar nichts, wenn er, wie z. B. im Winter, auf ein Holzkäſtchen oder einen Blumentopf zuſammenſchrumpfte. Bei großer Kinderzahl könnten zwei ein Beet haben oder die inneren Beete könnten zuſammengezogen und durch Kreſſeſtreifen abgeteilt werden. Die Breite der Beete darf aber 70—80 cm nicht überſteigen, die Kinder müſſen bequem von beiden Seiten nach der Mitte reichen können, ohne auf das Beet zu treten. Mais und Sonnenblumen könnten als eine hohe Hecke das Ganze umſchließen. Fröbel erklärt: „Die Kinder können und ſollen keineswegs durch dieſen Garten in die Geſamtheit der Gewächswelt eingeführt werden, ſondern nur in den Teil, welcher den menſchlichen Bedürfniſſen am nächſten ſteht.“ Von welch hoher Wichtigkeit für die erhabenſten Ziele der Erziehung die Garten- und Naturpflege iſt, braucht man Denkenden gegenüber nicht erſt hervorzuheben. Die Zeit wird ſicherlich kommen, wo man einen ſolchen Garten für alle Schulen ebenſo unentbehrlich finden wird, wie Tiſche und Bänke.

H. H., Neuſalz a/O.

5. Ergänzungsaufgabe.

P.i.g.t.n — w.r — d.s
F..t — d.r — F.e.de —

D.s — d. — f.i.r. — W..d —
u.d — H.i.e —

Wer die Punkte durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, erhält den Anfang eines Gedichts von Uhland.

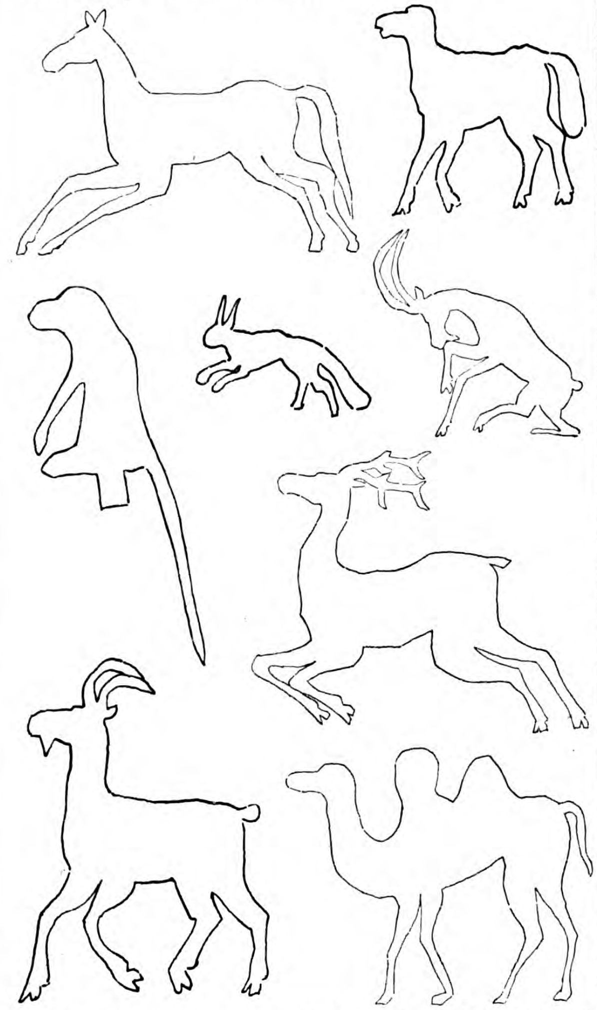
6. Rätſelfrage.

Allerlei Kurzweil kann man aus den Wörtern „Kelle, will, zur, Arie“ erhalten. Auf welche Weiſe?

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

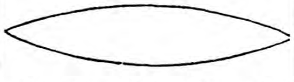
7. Figuren aus Papier auszuſchneiden.

Angeregt durch einen Artikel im Kinder-Daheim Nr. 23 haben viele von unſeren jungen Freunden verſucht, Figuren mit einer Schere aus Papier auszuſchneiden. Wir erhielten aus unſerem Leſerkreiſe eine größere Anzahl ſolcher Figuren und teilen die folgenden (von Johannes K. in Friedland), die ein vielverſprechendes Talent bekunden, den Freunden des Kinder-Daheim mit.

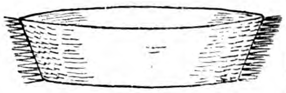


8. Der Vergißmeinnichtkahn.

Wenn im Sommer die blauen Vergißmeinnicht an den Grabenrändern blühen, pflückt man wohl gern einen Strauß, um ihn mit nach Hauſe zu nehmen, denn die lieblichen Blumen erhalten ſich bekanntlich im Waſſer lange Zeit friſch. Kränze aus Vergißmeinnicht, die auf einem mit Waſſer gefüllten Teller einen freundlichen Anblick gewähren, kennt wohl ein jeder. Ein Vergißmeinnichtkahn dagegen dürfte nur wenigen bekannt ſein, darum will ich den lieben Kindern beſchreiben, wie ſie einen ſolchen herſtellen können. Man braucht dazu nichts weiter als eine Anzahl recht langer, grüner Binſenſtengel, die man von einem Spaziergange durch die Felder mitbringt, und einen Strauß Vergißmeinnicht. Zunächſt wird der Boden des Kahnes angefertigt. Man nimmt dazu 12 Binſen, die man mit einem dreizehnten dünnen Binſenſtengel an einem Ende feſt zuſammenbindet. Nun flicht man einen zwölfſträhnigen Zopf in der Art der bekannten bunten Seidenzöpfe, die viele kleine Mädchen in ihren Nähkäſtchen beſitzen. Wer im Flechten ganz ungeübt iſt, thut wohl, ſich erſt ein Weilchen darin zu üben. Mit einiger Geduld und Geſchicklichkeit gelingt das Kunſtwerk ſehr bald. Wem die 12 Strähnen anfänglich zu ſchwierig erſcheinen, der verſuche es zuerſt mit einem ſchmäleren Geflecht von 8 Strähnen. Der Boden muß etwa dieſe Geſtalt in einer Länge von 16—18 cm und einer mittleren Breite von 6 cm zeigen. Wenn er kleiner gerät, ſo ſchadet es auch nichts.



Die beiden Seitenwände werden in derſelben Weiſe aus 12 Binſen geflochten und mit einem feinen Binſenſtengel an dem Boden feſtgenäht. Es ſieht hübſch aus, wenn an den zuſammengefügten Kielen die Binſen etwas überſtehen.



Wenn der Kahn glücklich gelungen iſt, füllt Ihr ihn vollſtändig mit Vergißmeinnicht, ſtellt ihn in eine längliche, mit Waſſer gefüllte Schale und habt dann ein hübſches Geſchenk für die liebe Mutter, Großmutter oder Tante. Wer macht den Verſuch?

M. v. F.

9. Rätſel.

Nein, was gibt's doch im Wunderland alles zu ſehn,
Daß einem vor Staunen die Sinne vergehn!
Auf dem Hügel dort, das poſſierliche Tier,
Vier Beine und kreuzweiſ', wer nennt es mir?
Vier Beine, das find' ich noch ganz natürlich,
Sehr kurz zwar, und auch nicht allzu zierlich,
Darauf ein ungeheurer Bauch —
Nun ja, den hat ein Nilpferd doch auch;
Doch ein Ding mit vier entſetzlichen Armen,
Wie zum Himmel flehend um Gnad' und Erbarmen!
Vier Arme, die wütend einander jagen,
Als gält's, einen Flüchtling niederzuſchlagen.
Ich hab's! Hier gibt es ja, ſagt man, Rieſen,
Es zittern die Berge, wenn ſie nur nieſen,
Die tragen, — fürwahr, man glaubt es kaum —
Im Knopfloch den ſchönſten Tannenbaum.
Einſt hatt' ein Bäuerlein ſeelenvergnügt,
Seinen Acker mit ſtattlichen Ochſen gepflügt,
Da wär' ſo ein Rieſenkindchen gekommen,
Das hätte das luſtige Singen vernommen;
Hätt' jubelnd das Männchen, ſamt Ochſen und Pflug
In das Schürzchen gewickelt und Umſchlagtuch,
Und hätt' es dem Vater aufs Schloß gebracht.
Der aber hätte ganz ernſt geſagt:
„Das iſt kein Spielzeug! bring's ja geſchwind,
Woher Du's genommen, Du thöricht Kind;
Den Bauern halte mir ja in Ehren,
Wer ſollt' uns Rieſen denn ſonſt ernähren?“ —
Und als nun der Bauer ſich bitter beklagt,
Da haben denn wohl die Rieſen geſagt:
„Die Kinderchen laſſen das Spielen doch nicht,
Drum, daß ſo etwas nicht wieder geſchicht,
Stellt ihnen ein Spielzeug auf luftige Höhn,
Daß man ſie immer dabei kann ſehn.“ —
So denk' ich mir's — kann nur nichts weiter ſagen,
Da will ich doch lieber die Kinderchen fragen,
Die klugen, die neulich mein Preisrätſel: „Schatten“,
Bei Tauſenden richtig erraten hatten.

H. H., Neuſalz.

10. Der kleine Fiſcher.

„Fiſche fangen, welch Vergnügen!“
Dachte Hänschen Thunichtgut.
Flugs ließ er die Bücher liegen,
Nahm vom — ſchnell den Hut
Und mit ſorglos heitrem Sinn
Eilt zum nächſten Bach er hin.
Fiſchlein, Fiſchlein, hütet Euch!
Schnappt nicht nach der — gleich!
Bleibt dem Hänschen dort hübſch fern,
Der Euch möchte fangen gern!
Munter tummeln ſich und ſchnelle
In der ſilberklaren Welle
All' die Fiſchlein, groß und klein,
Keins will gern gefangen ſein.
Jetzt ein Ruck! Hans freut ſich ſchon
Auf des langen Wartens Lohn;
Doch, was holt der kleine Thor
Aus dem Waſſer da hervor?
Ach! ein Büſchel — nur
Hängt an ſeiner Angelſchnur.
Doch wer wird in ſolchen —
Am Erfolg wohl gleich verzagen!
Nicht den Kopf gleich hängen laſſen,
Friſchen Mut aufs neue faſſen!
Aber leider! ihm gelang
Nicht der allerkleinſte Fang.
Als ſich gar ſchon — Schatten
Ringsumher gelagert hatten,
Sieht das Hänschen endlich ein,
Nutzlos werd' ſein Mühen ſein.
Ganz trübſelig tritt er dann
Beutelos den Heimweg an.
Seine Bücher — noch
Ruhig auf ihn wartend; doch
Hänschen nicht mehr lernen mag.
Morgen iſt ja auch ein Tag.
(Schade um die ſchöne Zeit,
Die er ſo vergeudet heut!)
Andern Tags, die Schul' iſt aus;
Doch der Hans kommt nicht nach Haus.
Endlich fragt die Mutter bange:
„Ei, wo bleibt er doch ſo —?“
„Hänschen durft' ſich nicht entfernen.
Soll erſt ſeine Aufgab' lernen.“
So aus der Geſchwiſter Munde
Sie vernimmt die ſchlimme Kunde.
Merkt Euch jetzt die gute Lehr':
Erſt die Pflicht! und dann nachher
Darf erſt das Vergnügen kommen.
Merkt es Euch zu Nutz und Frommen.

Die fehlenden Wörter ſind alle aus denſelben Buchſtaben zu bilden.

11. Rechenaufgabe.

Emil hatte in ſeiner Sparbüchſe 16 Geldſtücke, Zweier, Fünfer, Zehner, zuſammen eine Mark. Wieviel Zweier, wieviel Fünfer, wieviel Zehner ſind unter den 16 Geldſtücken?

Auflöſungen

der Aufgaben und Rätſel des Kinder-Daheim in Nr. 32.

2. Bilderrätſel.

Inſulaner.

6. Rätſel.

Primus. Priamus.

7. Rätſelfrage.

Kilometer.

9. Dreiſilbige Scharade.

Iſegrim.

Briefkaſten.

Ernſt D., Borntuchen. Emilie F., Roſtock. Roſa L., Frankfurt a. M. Guſtav u. Moritz B., Altona. Eliſe G., Spandau. Frieda L., Charlottenburg. Gertrud u. Käthe G., Berlin. Margarethe G., H. bei Köſen. Erna Sch., Gotha. Alles richtig! Brav geraten.

Richard Sch., Schellerhau. Auguſt E., Diſſen. Dank für Eure lieben Briefe.

Fritz K., Ulm. Jeder, der hübſche Figuren (Vorlagen zu Fröbelſchen Legeſpielen) erfindet, darf ſie uns einſenden.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion unverlangt eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur, ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Daheim

1895. Beilage zu Heft 13 (No. 36—38).

XXXI. Jahrgang.

Juni 1895.

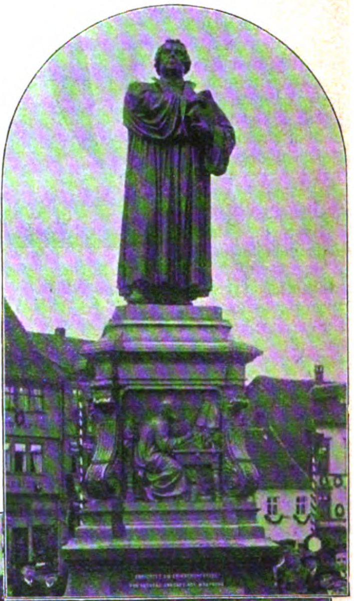
Aus der Zeit — für die Zeit.

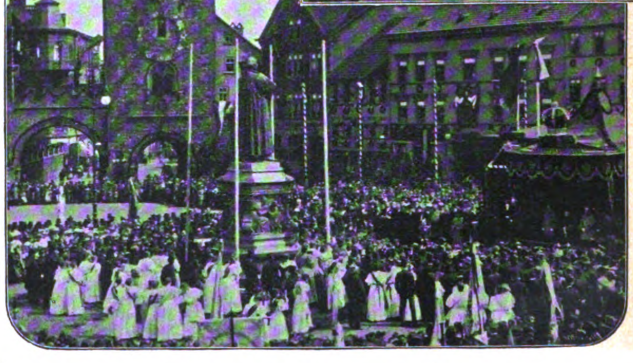
Geh. Rat, Prof. Dr. Karl Thierſch †. — Die Enthüllung des Lutherdenkmals in Eiſenach. — Der Empfang der Weſtfalen in Friedrichsruh. — Geh. Rat, Prof. Dr. Karl Ludwig †. — Generaloberſt von Pape †. — Admiral Freiherr von der Goltz. — Admiral Knorr. — Die neue evangeliſche Chriſtuskirche in Köln.

Geh. Rat, Prof. Dr. Karl Thierſch †.
Nach einer Aufnahme von Georg Brokeſch in Leipzig.

Am 28. April verſchied nach längerem Leiden der Meiſter der Chirurgie, der Geheime Rat Profeſſor Dr. **Karl Thierſch**, der Direktor der Chirurgiſchen Klinik und Oberarzt des ſtädtiſchen Krankenhauſes in Leipzig. Karl Thierſch wurde am 20. April 1822 als Sohn des Philologen Friedrich Wilhelm Thierſch zu München geboren. Er ſtudierte Medizin in München, Berlin, Wien und Paris, wurde Proſektor der pathologiſchen Anatomie in München, dann Profeſſor der Chirurgie in Erlangen und 1867 auf den Lehrſtuhl für Chirurgie an die Univerſität Leipzig berufen. Unter Stromeyer hatte er den zweiten ſchleswig-holſteiniſchen Krieg als freiwilliger Arzt mitgemacht. 1854 ſtellte er während der damals in München herrſchenden Cholera Unterſuchungen über die Anſteckungsfähigkeit dieſer Seuche an. Den Krieg gegen Frankreich machte er als Generalarzt beim 12. Armeekorps mit und hat durch ſeine großen Erfahrungen auf kriegschirurgiſchem Gebiete ſehr ſegensreich gewirkt. Seine wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen beziehen ſich vornehmlich auf die Wundheilung, deren feinere Vorgänge er mikroſkopiſch zu erforſchen ſuchte. Ferner lieferte er neben zahlreichen Einzeldarſtellungen eine bahnbrechende Arbeit über den Hautkrebs. Auch die praktiſche Seite der Chirurgie hat von Thierſch mancherlei fruchtbringende Förderung erfahren. Namentlich hat er das Gebiet der Unterleibs-Chirurgie durch eine Reihe ſinnreicher Operationsweiſen bereichert. Er war auch einer der Erſten, der die Salicylſäure neben der giftigen Karbolſäure als Verbandmittel bei der Wundheilung einführte. Um ausgedehnte Verbrennungen, große Wund- und Eiterflächen, die ſonſt ſehr ſchwer heilen, zu ſchnellerer Heilung zu bringen, pflanzte er geſunden Körperſtellen entnommene Hautſtückchen ein und hatte die Genugthuung, dieſe Methode von allen Chirurgen als wirkſam anerkannt zu ſehen. Unter dem Namen der „Thierſchſchen Implantationsmethode“ hat ſie ſeinem Namen einen dauernden Platz in der Chirurgie geſichert.

In **Eiſenach** fand am 4. Mai die Enthüllung des **Lutherdenkmals**, eines impoſanten Werkes des Profeſſors Donndorf, ſtatt. Die Feier leitete ein Feſtgottesdienſt in der St. Georgskirche ein, dem der Großherzog und die Großherzogin von Sachſen, der Erbgroßherzog und ſein Bruder Prinz Bernhard beiwohnten. Hofprediger D. Rogge-Potsdam hielt im Anſchluß an den 71. Pſalm („Herr, ich baue auf Dich“ ꝛc.) die Feſtpredigt. Die Enthüllungsfeier ſchloß ſich unmittelbar an den Gottesdienſt an. Kurz nach 11 Uhr ſetzte ſich vom Markt der 4000 Perſonen zählende Feſtzug in Bewegung nach dem Karlsplatz. Nachdem die fürſtlichen Gäſte in der prunkvollen Ehrenhalle Platz genommen hatten, ertönte der allgemeine Geſang: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“, worauf Herr Archidiakonus Dr. Kieſer die Feſtrede hielt. Der Redner feierte Luther beſonders als einen Vorkämpfer der geiſtigen Freiheit, als ein leuchtendes Beiſpiel für freie deutſche Geiſtesentwickelung. Bei den Schlußworten des Redners war die Hülle gefallen. Herr Oberbürgermeiſter Müller betrat nunmehr die Rednertribüne und ſprach etwa Folgendes: „Im Namen der Stadt Eiſenach übernehme ich mit herzlichem Dank dies ſchöne Denkmal, ein koſtbares Zeugnis deutſcher Kunſt, dieſen Ehrenſchmuck unſerer Stadt mit dem Gelöbnis, es zu ſchützen und zu ſchirmen. Dieſes Denkmal iſt ein Wahrzeichen des Proteſtantismus und ein Wahrzeichen zugleich der Beziehungen Luthers zu



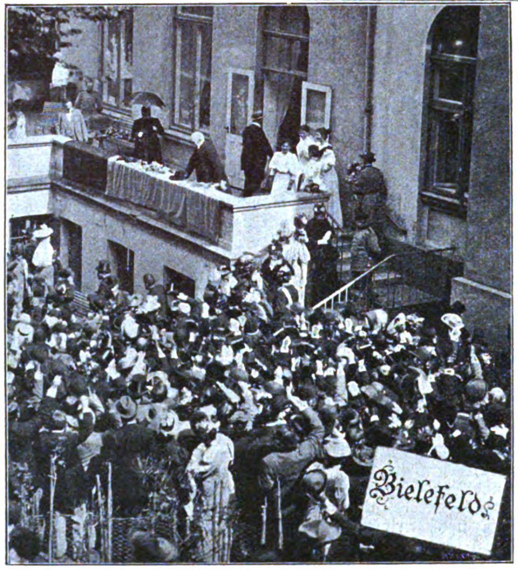


Enthüllung des Lutherdenkmals in Eiſenach.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen L. Held in Weimar.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

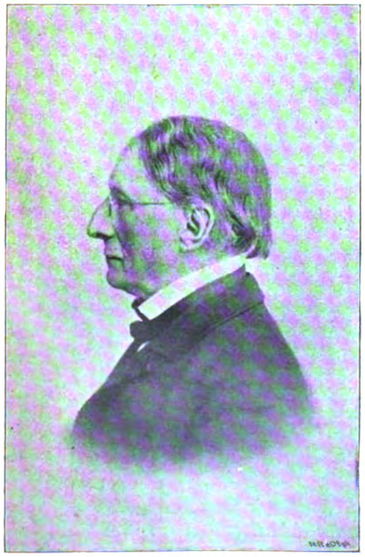
Eiſenach. Es gemahnt uns, furchtlos und treu zu ſein in den Tagen des Kampfes, es ſteht aber vor uns dennoch als ein Zeichen des Friedens, welcher Luthers Streben leitete. Ihn feiern wir als einen deutſchen Mann, der die deutſche Sprache, das deutſche Lied uns gegeben hat.“ Mit dem allgemeinen Geſang: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ endete die Feier. Der Schlußakt des Feſtes ſpielte ſich oben im Burghofe der ehrwürdigen Wartburg ab. In hellen Scharen zogen die Feſtteilnehmer nachmittags hinauf, um den Worten des Domherrn Profeſſor Dr. Fricke-Leipzig zu lauſchen, der, nachdem die erſte Strophe des Lutherliedes: „Ein' feſte Burg“ geſungen worden war, von der zur Palas führenden Freitreppe herab zu der Verſammlung ſprach. Anknüpfend an den 118. Pſalm: „Ich werde leben und nicht ſterben, ſondern das Werk des Herrn verkündigen“, zeichnete er in ſcharfen Zügen das Charakterbild Luthers als eines Volksmannes ſondergleichen, von deſſen Wohlthaten wir heute noch zehren.

Weſtfäliſche Damen in Friedrichsruh.
Nach einer Amateuraufnahme.



Beſuch der Weſtfalen beim Fürſten Bismarck.
Nach einer im Verlage von Otto Meißner in Hamburg erſchienenen Photographie von Willy Wilcke, Hamburg.

Die Beteiligung an einer Huldigungsfahrt der Weſtfalen nach Friedrichsruh war eine ſo ſtarke, daß drei Sonderzüge in Anſpruch genommen werden mußten, die am Vormittag des 11. Mai in Friedrichsruh eintrafen. Der Zug ordnete ſich nach den drei Regierungsbezirken Arnsberg, Minden und Münſter in 45 Abteilungen, deren Ortszugehörigkeit auf großen, weithin lesbaren Tafeln gekennzeichnet worden war. Dem Zuge voran ſchritten der Feſtausſchuß und vier Damen in weißen Kleidern und rotweißen Schärpen. Zwei Herren brachten eine Truhe, die das für den Fürſten beſtimmte Ehrengeſchenk der Frauen und Jungfrauen, 25 Anſichten aus Weſtfalen, enthielt, ins Schloß hinauf. Die Ehrengabe der Männer für den Fürſten Bismarck, ein aus Eiſen getriebener Kranz, darf als ein Meiſterwerk der Eiſenſchmiedekunſt bezeichnet werden. Nachdem der Zug ſich vor dem Schloſſe geordnet hatte, erſchien der Fürſt, umgeben von ſeiner Familie, auf der Altane, ſchritt an die Brüſtung vor und dankte für die ihm zu teil werdende jubelnde Begrüßung durch Hutabnehmen und mit wiederholten freundlichen Verbeugungen. Der von den Weſtfalen zum Sprecher auserkorene Herr Schulz-Hagen benutzte die erſte eingetretene Stille, um ſofort mit ſeiner Rede zu beginnen. Aber hingeriſſen von dem Entzücken, den greiſen Kanzler in kräftig-männlicher Haltung, ungebeugt von der Laſt der Jahre, vor ſich ſtehen zu ſehen und ihm ins Auge blicken zu dürfen, brach die freudige Begeiſterung der Anweſenden immer wieder von neuem durch und faſt ſchien es, als würde es unmöglich ſein, dem Sturm der Jubelrufe Einhalt zu thun. Endlich, nach Minuten, gelang es den Ordnern des Zuges, die nötige Ruhe für den Redner herzuſtellen, der ſodann von neuem begann. Nach ihm ſprach eine der Ehrenjungfrauen, Fräulein Helene Rebbert aus Hohenlimburg bei Hagen, ein von Fräulein Johanna Baltz-Arnsberg verfaßtes ſchwungvolles Gedicht. — Fürſt Bismarck erwiederte in längerer Rede, in der er den Weſtfalen unter anderem ſagte: „Ich habe immer gefunden, daß Weſtfalen ein Land iſt, auf das Anwendung findet, was ich auf einer Reiſe in Schweden in einem Liede gefunden habe, was die Schweden von ihrem Lande ſagen: ‚Im Lande ſitzt Eiſen und auf dem Lande wohnen Männer‘, und das iſt für Weſtfalen zutreffend: ganze Männer. Man mag mit ihnen Freund oder Feind ſein, man freut ſich immer, wenn ſie mit einem zuſammen in gleicher Front auf dem Schlachtfelde ſtehen, da haben ſie immer die alte Tradition aus der Cheruskerzeit gerechtfertigt.“ Als der Fürſt mit einem Hoch auf den Kaiſer geendet hatte, ſtieg er die Stufen herunter und machte einen Rundgang durch ſeine Verehrer, wobei er viele anſprach und ſich von heiterſter Laune zeigte. Ganz beſonders ſchien es ihm zu gefallen, daß ſo viele und auffallend ſchöne Frauen und Mädchen, von denen bekanntlich das Weſtfalenlied ſingt: „Glückſelig, weſſen Arm umſpannt ein Mädchen aus Weſtfalenland“, an der Huldigungsfahrt teilgenommen hatten.



Geh. Rat, Prof. Dr. Ludwig †.
Nach einer Aufnahme von Carl Bellach in Leipzig.

Der am 23. April in Leipzig verſtorbene Profeſſor der Phyſiologie, Geheimer Rat Dr. **Karl Ludwig**, wurde am 29. Dezember 1816 zu Witzenhauſen in Heſſen geboren, ſtudierte in Marburg und Erlangen, wurde 1839 in Marburg Doktor und zwei Jahre ſpäter Proſektor an der dortigen anatomiſchen Anſtalt. 1842 habilitierte er ſich daſelbſt für Phyſiologie und erhielt vier Jahre ſpäter die außerordentliche Profeſſur für Anatomie. 1849 wurde er ordentlicher Profeſſor der Phyſiologie am Joſephinum in Wien und 1865 nahm er einen Ruf als Profeſſor der Phyſiologie und Direktor des phyſiologiſchen Inſtituts an der Leipziger Univerſität an. Hier entwickelte der Verſtorbene eine außerordentlich fruchtbringende Lehrthätigkeit vor einem bis in ſeine letzten Lebensjahre hinein ſtets überfüllten Auditorium.

Generaloberſt von Pape †.
Nach einer Aufnahme von C. Braſch, Berlin.

Der am 14. Mai in Berlin verſtorbene Generaloberſt der Infanterie, **Alexander Auguſt Wilhelm von Pape**, war am 2. Februar 1813 zu Berlin geboren, trat im Jahre 1830 in das 2. Garderegiment zu Fuß ein und wurde 1856 zum Major und Kommandeur des Kadettenhauſes zu Potsdam ernannt. Bei der Reorganiſation des Heeres im Jahre 1860 erhielt er das Kommando des 2. Bataillons des Garde-Füſilierregiments, zu Anfang des Jahres 1863 das des jetzigen Füſilierregiments Graf Roon (Oſtpreußiſchen) Nr. 33, damals in Köln, und im Dezember desſelben Jahres das des 2. Garderegiments zu Fuß. An der Spitze dieſes Regiments nahm er mit Auszeichnung an dem Feldzuge von 1866 teil und wurde dafür mit dem Orden pour le mérite dekoriert. Nach dem Kriege zum Generalmajor und Kommandeur der 2. Garde-Infanteriebrigade ernannt, wurde General von Pape bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im Jahre 1870 mit der Führung der 1. Garde-Infanteriedivision beauftragt, die unter ſeinem Befehl den heldenmütigen Angriff auf St. Privat de la Montagne am 18. Auguſt 1870 ausführte. Weſentlichen Anteil hatte die von ihm kommandierte Diviſion auch an der Schlacht von Sedan und der Einſchließung von Paris. Bis zum Jahre 1880 behielt General von Pape, der bei Gelegenheit der Kaiſer-

Admiral Freiherr von der Goltz.
Nach einer Photographie vom Hofphotographen W. Höffert in Berlin.

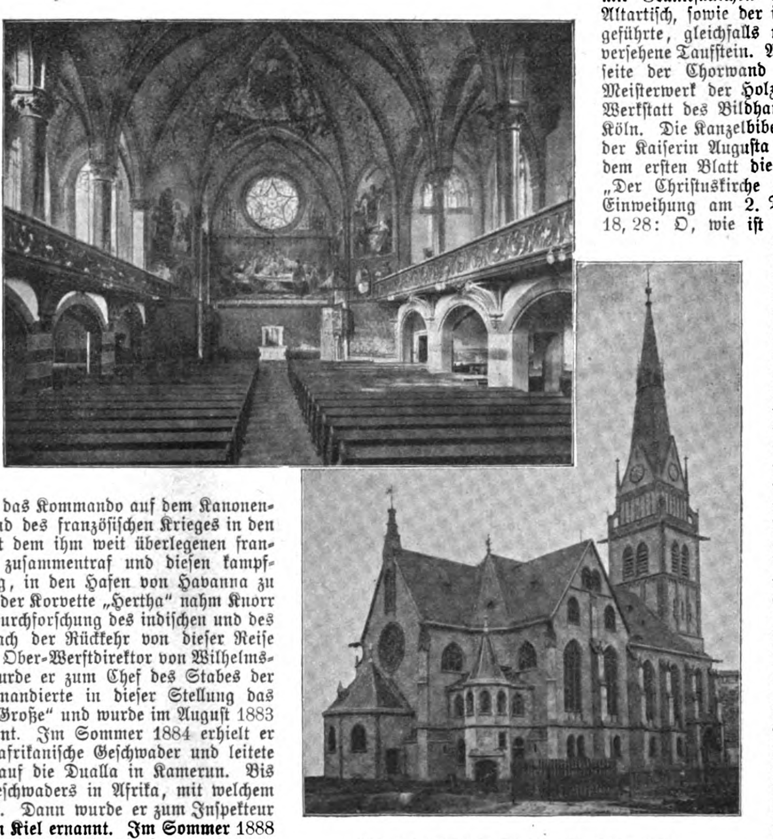
proklamation am 18. Januar 1871 zum Generalleutnant befördert worden war, das Kommando der 1. Garde-Infanteriediviſion und wurde dann unter Beförderung zum General der Infanterie zum kommandierenden General des 5. Armeekorps, 1881 zu dem des dritten Armeekorps und 1884 zum kommandierenden General des Gardekorps ernannt. 1888 erfolgte, unter Entbindung von dieſer Stellung, ſeine Beförderung zum Generaloberſt der Infanterie mit dem Range eines Generalfeldmarſchalls und Ernennung zum Gouverneur von Berlin und Oberbefehlshaber in den Marken. Generaloberſt von Pape war nach dem Generalfeldmarſchall Grafen von Blumenthal den Lebensjahren nach der älteſte aktive Offizier des preußiſchen Heeres. An der Spitze der dem Sarge folgenden Leidtragenden ſchritt Se. Majeſtät der Kaiſer.

Der am 13. Mai auf ſeinen Wunſch zurückgetretene kommandierende Admiral Max Freiherr von der Goltz iſt am 18. April 1838 zu Königsberg geboren. Im Herbſt 1853 trat er in die preußiſche Marine ein und wurde 1859 zum Unterleutnant befördert. Im März 1863 erfolgte ſeine Beförderung zum Leutnant zur See, im Oktober 1865 zum Kapitänleutnant. Unterm 26. Februar 1870 zum Korvettenkapitän ernannt, wurde er als Dezernent in das damalige Marineminiſterium verſetzt. Aber ſchon im Jahre 1874 übernahm er das Kommando der Korvette „Auguſta" auf deren zweijähriger Reiſe nach Oſtindien und Braſilien, von wo Freiherr von der Goltz als Kapitän zur See zurückkehrte. In den Jahren 1881—1883 war er Oberwerft-Direktor in Kiel, übernahm, inzwiſchen am 16. Auguſt 1883 zum Kontre-Admiral befördert, das Kommando des oſtaſiatiſchen Geſchwaders, und nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1884 das Marinedepartement in der Admiralität. Am 14. Auguſt 1888 wurde er zum Vize-Admiral und Chef der Marineſtation der Nordſee an Stelle des Grafen Monts ernannt, um nach deſſen erfolgtem Hinſcheiden die obere Leitung der Marine zu übernehmen. Seine Beförderung zum kommandierenden Admiral und ſtellvertretenden Chef der Admiralität erfolgte am 24. Jan. 1889, bald darauf zum Chef. Sein Patent als Admiral datiert vom 2. September 1892. Vor einiger Zeit an Influenza ſchwer erkrankt, legte ſeine hierdurch erſchütterte Geſundheit dem Admiral den Wunſch nahe, ſich in das Privatleben zurückzuziehen.

An Stelle des Freiherrn von der Goltz wurde der bisherige ſtellvertretende kommandierende Admiral Knorr zum kommandierenden Admiral ernannt. Admiral Knorr gehört der Marine ſeit 1854 an. 1870 hatte er das Kommando auf dem Kanonenboot „Meteor", das während des franzöſiſchen Krieges in den weſtindiſchen Gewäſſern mit dem ihm weit überlegenen franzöſiſchen Aviſo „Bouvet" zuſammentraf und dieſen kampfunfähig machte und zwang, in den Hafen von Havanna zu flüchten. Als Kommandant der Korvette „Hertha" nahm Knorr 1875—1877 eine genaue Durchforſchung des indiſchen und des Südſee-Archipels vor. Nach der Rückkehr von dieſer Reiſe übernahm er den Poſten als Ober-Werftdirektor von Wilhelmshafen. Im April 1881 wurde er zum Chef des Stabes der Admiralität ernannt, kommandierte in dieſer Stellung das Panzerſchiff „Friedrich der Große" und wurde im Auguſt 1883 zum Kontre-Admiral ernannt. Im Sommer 1884 erhielt er den Befehl über das weſtafrikaniſche Geſchwader und leitete im Dezember den Angriff auf die Dualla in Kamerun. Bis 1887 blieb er Chef des Geſchwaders in Afrika, mit welchem er auch in Sanſibar eintraf. Dann wurde er zum Inſpekteur der 1. Marine-Inſpektion in Kiel ernannt. Im Sommer 1888 erfolgte ſeine Berufung als Chef der Marineflotte und 1889 zum Chef der Marineſtation der Oſtſee. Am 27. Januar 1889 wurde er zum Vize-Admiral und im Juni 1893 mit Patent vom 31. Mai zum Admiral befördert.

Admiral Knorr.

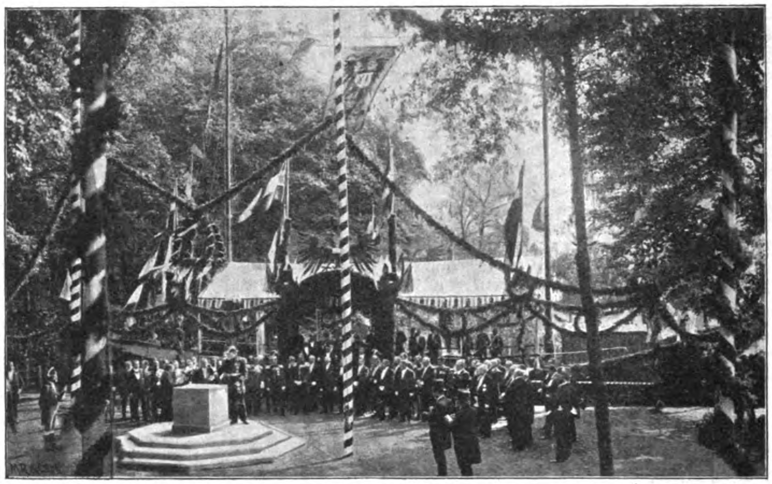
Am 2. Dezember 1894 wurde zu Köln a. Rh. die neue, evangeliſche Chriſtuskirche an der Werderſtraße feierlich eingeweiht. Das herrliche Gotteshaus iſt nach einem preisgekrönten Plane der Architekten Hartel und Heckelmann zu Berlin von dem als Gotiker weitbekannten Baumeiſter H. Wiethaſe zu Köln gebaut. Es iſt eine gedrungene Hallenkirche mit kurzem Querſchiff, ſchmalen Seitenſchiffen und geradem Chorabſchluß in den Formen der ausgebildeten, ſpäten Gotik. Der Haupteingang iſt an der Oſtſeite in den Turm gelegt, während vier weitere Eingänge durch Vorhallen in die Seiten- und Querſchiffe führen. Von den Vorhallen führen vier bequeme Treppen zu den Emporen. Kräftige Pfeiler tragen die Emporbögen, um alsdann die ſchlanken Granitſäulen aufzunehmen, auf deren reichverzierten Kapitälen die 15 m Spannweite aufweiſenden, impoſant wirkenden Kreuzgewölbe des freien Innenraums ruhen. Die Kirche enthält 1100 Sitz- und 200 Stehplätze. Ihre Länge von der Turmwand bis an den Chorabſchluß beträgt 36 m die des Mittelſchiffs 15 m, die der 10 m breiten Querſchiffe 24,3 m. Der Chorraum iſt 9,4 m breit. Der ganze Innenraum wirkt außerordentlich anmutend. Er erhält ſeine Tagesbeleuchtung durch die großen, mit reichem, ſpätgotiſchem Maßwerk gezierten Seiten- und Querſchiffenſter über den Emporen, während der Chorraum durch eine im Durchſchnitt 4 m große Roſe ſowie durch anſchließende Seitenfenſter beleuchtet wird. Sämtliche Fenſter ſind in farbigen, ornamentalen Glasmalereien ausgeführt, die die Lichtfülle gedämpft einführen und die lebhaften Töne der Wand- und Gewölbeflächen wohlthuend mildern. Ein herrlicher Schmuck des Chorraums ſind die von dem Hiſtorienmaler Profeſſor Karl Andreae gemalten Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte, in Kalkmalerei al secco hergeſtellt. Im Chorraum befindet ſich der kunſtvoll mit Granitſäulchen und Maßwerk verzierte Altartiſch, ſowie der in weißem Marmor ausgeführte, gleichfalls mit zierlichem Maßwerk verſehene Taufſtein. An der nördlichen Schrägſeite der Chorwand ſteht die Kanzel, ein Meiſterwerk der Holzbildhauerkunſt, aus der Werkſtatt des Bildhauers Auguſt Schmidt in Köln. Die Kanzelbibel iſt ein Geſchenk J. M. der Kaiſerin Auguſta Viktoria und trägt auf dem erſten Blatt die eigenhändige Inſchrift: „Der Chriſtuskirche zu Köln am Rhein zur Einweihung am 2. Dezember 1894. Sirach 18, 28: O, wie iſt die Barmherzigkeit des Herrn ſo groß und läſſet ſich gnädig finden denen, die ſich zu ihm bekehren. Auguſta Viktoria, Kaiſerin und Königin." Wendet ſich der Blick vom Chor nach der Turmſeite zu, ſo fällt derſelbe auf das vom Hoforgelbaumeiſter Wilhelm Sauer in Frankfurt an der Oder verfertigte, mit reichgeſchnitztem Gehäuſe verſehene Orgelwerk, das mit ſeinem kunſtvollen Mechanismus von 36 Regiſtern zu dem Vorzüglichſten gehört, was in neuerer Zeit auf dieſem Gebiete angefertigt worden iſt. Die abendliche Beleuchtung des Gotteshauſes erfolgt durch elektriſches Glühlicht, die Erwärmung durch Niederdruckdampfheizung. Die Akuſtik iſt vorzüglich. Die kirchenreiche Hauptſtadt des Rheinlandes iſt durch die neue evangeliſche Chriſtuskirche wieder um ein ſchönes und würdiges Gotteshaus reicher geworden.



Die evangeliſche Chriſtuskirche in Köln.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen Anſelm Schmitz in Köln.

Grundſteinlegung zum Elb-Travekanal. — Offiziere der deutſchen Schutztruppe für Süd-Weſtafrika. — Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg. — Glocken der Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche. — Agenor Graf Goluchow-Goluchowski. Das neue Eiſenbahn-Direktionsgebäude und das Poſt-Zeitungsamt zu Berlin. — Der verſtorbene Kronprinz von Siam und ſeine Brüder.

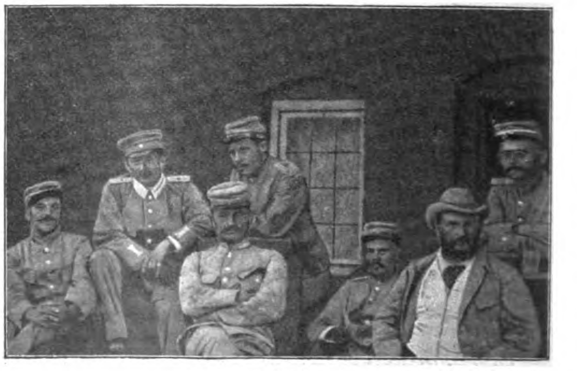
Während in dieſen Tagen die Eröffnung des Nord-Oſtſeekanals, der großen, neuen Waſſerſtraße von Meer zu Meer, Thatſache wird, iſt ein kleines, aber äußerſt wichtiges Werk, das mit jenem Rieſenunternehmen in einer gewiſſen Verbindung ſteht, aus dem Stadium der Projekte und Vorarbeiten herausgetreten: am 31. Mai wurde in der alten freien Stadt Lübeck der *Grundſtein zum Elb-Travekanal* gelegt. Der Elb-Travekanal war ſeit alter Zeit ein dringender Wunſch Lübecks, ein Wunſch, der ja ſchon in dem ſeit Jahrhunderten, ſeit 1398, beſtehenden kleinen Stecknitzkanal zum Ausdruck gelangte. Mit der Schöpfung des Nord-Oſtſeekanals wurde der Bau eines größeren Anſprüchen genügenden Kanals zu einer Notwendigkeit, ſollte der Handel Lübecks nicht ſchwere Einbuße erleiden. Es mußte eine Waſſerſtraße geſchaffen werden, welche dem ungeheueren, an Induſtrie- und Rohprodukten gleich reichen Stromgebiet der Elbe eine unmittelbare Verbindung mit der Oſtſee und Lübeck die Möglichkeit billiger Waſſerfrachten nach Hamburg ſchaffte — eine leiſtungsfähige Straße, welche auch von großen Flußſchiffen benutzt werden konnte. Der Elb-Travekanal wird von Lübeck und Preußen gemeinſam ausgeführt; das Bauprojekt iſt von dem lübeckiſchen Baudirektor Rheder entworfen und ſchließt ſich in ſeiner über Mölln führenden Trace im allgemeinen dem Lauf des Stecknitzkanals an. Zur Feier der Grundſteinlegung hatte ſich eine große Anzahl Ehrengäſte in der feſtlich geſchmückten alten Stadt eingefunden: Staatsſekretär Dr. von Bötticher, der kommandierende General Graf Walderſee, der Geſandte bei den Hanſaſtädten von Kiderlen-Wächter, die Staatsminiſter Miquel und Thielen u. a. An der künftigen Einmündungsſtelle des Kanals, vor dem Burgthore, war ein Feſtplatz geſchaffen, darauf ein originelles Zelt in Geſtalt eines von Schilf umgebenen Stecknitzſchiffes; vor dem Zelte erhob ſich der mächtige granitene Grundſtein, auf dem nun nach einander die weihenden Hammerſchläge niederfielen. Unſer Bildchen ſtellt den Augenblick dar, in welchem Admiral Knorr den Stahlhammer auf den Grundſtein niederfallen läßt.



Grundſteinlegung des Elb-Travekanals: Admiral Knorr thut drei Hammerſchläge.
Nach einer Photographie von Julius Rogall in Lübeck.

Einen Gruß aus fernem deutſchem Lande brachte uns die Photographie der *Offiziere der Schutztruppe von Süd-Weſtafrika*, die uns von einem Koloniſten zur Verfügung geſtellt wurde, der ſoeben aus dem Leutwein- (früher Witboy-) Lande zurückkehrte. Er ſchildert die Verhältniſſe draußen durchaus friedlich und geſichert, Witboy habe ſich thatſächlich mit den Deutſchen ausgeſöhnt; in ſeinem Stammſitz Gibeon und deſſen Umgebung ſei der Spaziergänger weniger gefährdet, als im Tiergarten von Berlin. Nunmehr ſei es aber auch höchſte Zeit, daß für die wirtſchaftliche Entwickelung des Landes etwas geſchehe, d. h. vor allem Kapital, viel Geld hineingeſteckt werde. Es müſſe durchaus die lange geplante Eiſenbahn von Swahopmund nach Windhoek unter Zinsgarantie des Reiches gebaut, dann die großen, durch die Niederwerfung Witboys dem Reiche zugefallenen Kronländereien mit Anſiedlern beſetzt und wirtſchaftlich ausgenutzt werden. Aber die geheimen Räte in Berlin hätten, ſo klagt er, nicht immer das richtige wirtſchaftliche Verſtändnis, und die Koloniſationsgeſellſchaften hätten kein Geld, ſo daß die Ausſichten für die nächſte Zukunft noch nicht erfreulich ſeien. Ebenſo brennend wie die Anſiedlerfrage ſei die Frauenfrage im Lande Die mehreren hundert deutſchen Soldaten und Anſiedler ſehnen ſich nach einer beſſeren Hälfte. Vielleicht wirkt dieſe Mahnung auf unternehmende Frauenherzen.

Einen deutſchen Fürſten, der den kolonialen Beſtrebungen ſtets das regſte Intereſſe dargebracht hat und ihnen jetzt perſönlich nahe getreten iſt, führen wir unſeren Leſern in dem *Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin* vor, der vor kurzem an die Spitze der deutſchen Kolonialgeſellſchaft trat, nachdem nämlich Fürſt v. Hohenlohe-Langenburg Statthalter der Reichslande geworden war und das Präſidium der Geſellſchaft niedergelegt hatte. Herzog Johann Albrecht iſt der dritte Bruder des regierenden Herzogs Friedrich Franz und am 8. Dez. 1857 geboren. Er trat früh in den preußiſchen Militärdienſt und gehörte, mit Leib und Seele Soldat, lange Jahre dem Offizierkorps des Leibgarde-Huſarenregiments, zuletzt als etatsmäßiger Stabsoffizier, an. Während dieſer Zeit knüpften ſich auch engere freundſchaftliche Beziehungen zum Prinzen — dann zum Kaiſer Wilhelm, der



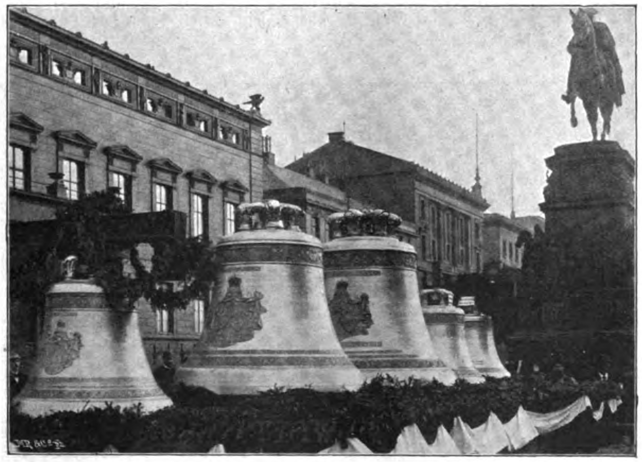
v. Bunſen. Dr. Schönwinkel.
v. Sack. Bothe. Major Leutwein. v. Heydebreck. Bez.-Hauptm. Duft.

Die Offiziere der deutſchen Schutztruppe in Keetmannshoop.
(Südweſtafrika.)

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen W. Höffert in Berlin.

oft und gern in den ſchlichten gaſtlichen Villen des Herzogs am neuen See in Potsdam weilte. Seit dem 6. November 1886 iſt der Herzog mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Sachſen-Weimar-Eiſenach vermählt, eine Ehe, der leider bisher der Kinderſegen verſagt geblieben iſt. Wie ernſt es Herzog Johann Albrecht mit ſeiner neuen Aufgabe nimmt, beweiſt am beſten die Thatſache, daß er ſich nicht damit begnügt hat, die Verhältniſſe Oſtafrikas am grünen Tiſch zu ſtudieren, daß er vielmehr Anfang dieſes Jahres, und zwar begleitet von ſeiner Gemahlin, perſönlich nach der Kolonie ging. Das herzogliche Paar hat nicht nur die wichtigſten Stationen unmittelbar an der Küſte beſucht, es iſt auch in das Innere eingedrungen und weilte z. B. längere Zeit auf der Plantage Lewa. Man kann es nur freudig begrüßen, daß auch einmal ein klarblickendes Frauenauge in das Leben auf den jungen oſtafrikaniſchen Siedelungen hineinblickte — es gibt dort manche Frage zu löſen, ganz beſonders die ſchwierige Frage der Behandlung der eingeborenen Arbeiter, bei der ein warmempfindendes Frauenherz unendlich viel Gutes zu thun vermag. Der Herzogin Eliſabeth aber rühmt man nach, daß ſie auch hinter die Couliſſen zu blicken vermag — ſie dürfte ſich nicht mit den parademäßigen befohlenen Feſttänzen der Arbeiter haben genügen laſſen! Das herzogliche Paar iſt erſt Ende Mai nach Europa heimgekehrt.



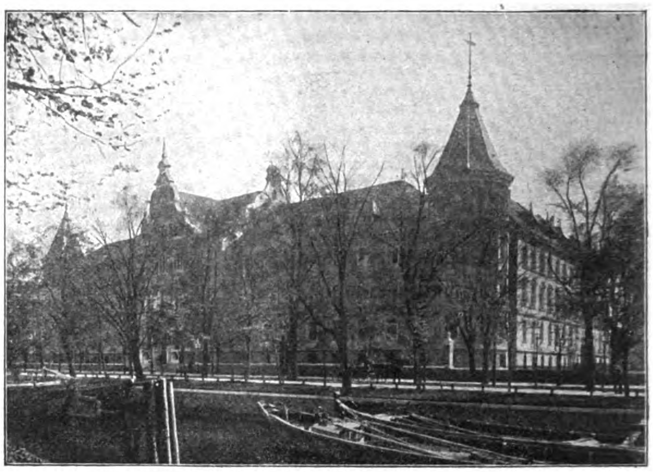
Die Glocken der Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin.
Ausgeſtellt unter den Linden vor dem Palais weiland Kaiſer Wilhelms I.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.

Graf Agenor von Goluchow-Goluchowski,
öſterr.-ungar. Miniſter der auswärtigen
Angelegenheiten.

Die Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche geht mehr und mehr ihrer Vollendung entgegen. Schon iſt das verhüllende Baugerüſt gefallen, und die edlen Formen des Gotteshauſes zeigen ſich jetzt in ihrer ganzen Schönheit: für das Innere bleibt allerdings noch viel zu thun übrig. Vor kurzem trafen die für die Kirche beſtimmten Glocken in Berlin ein und wurden am 3. Juni — ein ſinniger Gedanke — vor dem Palais weiland Kaiſer Wilhelms aufgeſtellt, um dann am folgenden Tage nach ihrem Beſtimmungsort befördert zu werden. Die Glocken ſind in Apolda aus eroberten Bronzegeſchützen gegoſſen — vorwiegend aus franzöſiſchen Rohren, die nicht nur aus dem letzten Feldzug, ſondern auch aus den Kriegen gegen die erſte Republik und gegen Napoleon I ſtammten. Die größte Glocke hat den Namen „Königin Luiſe und Kaiſer Wilhelm I“ und trägt die Wappen von Preußen und Mecklenburg. In dem oberen Fries ſind abwechſelnd das eiſerne Kreuz von 1813 und der Luiſenorden eingefügt. Auf dem Glockenmantel ſind folgende Inſchriften angebracht: „22. März 1797. Jeſais 63, Vers 1. 9. März 1888. Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten.“ Der Ton der Glocke iſt D. Ihr Gewicht ohne Klöppel beträgt etwa 13 800 kg, die Höhe iſt faſt 3 m und der untere Durchmeſſer 2,84 m. Sie iſt nach der Kölner Domglocke, deren Ton zwiſchen C und Cis ſchwebt, deren Guß jedoch nicht als ganz geglückt anzuſehen iſt, die größte und im Ton die ſchönſte Glocke in Deutſchland. Die große Glocke der Kirche in Erfurt, die ſogen. Maria gloriosa, hat, nebenbei bemerkt, ein Gewicht von 13 500 kg und den Ton Es. Die zweite Glocke der Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche mit dem Ton F, einer Höhe von 2,50 m und einem unteren Durchmeſſer von 2,33 m hat den Namen „Auguſta“ und trägt die Wappen von Preußen und Sachſen und die Inſchriften: „1829, 11. Juni 1879. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſal, haltet an am Gebet.“ Sie wiegt ohne Klöppel etwa 8500 kg. Die dritte Glocke mit dem Ton A trägt den Namen „Deutſchland“ und den Reichsadler, die Kaiſerkrone und die Inſchriften: „Verſailles, 18. Januar 1871. Jeſaias 40, Vers 31. Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, aber ſie haben mich nicht übermocht.“ Dieſe Glocke wiegt ohne Klöppel etwa 4500 kg. Die vierte Glocke mit dem Ton B hat den Namen „Kaiſer Friedrich“ und zeigt das Wappen des Kaiſers Friedrich. Inſchriften: „1870, 1. September, 1895. Gott war mit uns. Ihm ſei die Ehre.“ Das Gewicht ohne Klöppel beträgt etwa 3000 kg. Die fünfte Glocke mit dem Ton C hat den Namen „Wilhelm II und Auguſte Viktoria“. Sie trägt die Wappen von Preußen und Holſtein und folgende Inſchriften: „4. Mai 1888. Evangeliſch-kirchlicher Hilfsverein und Kirchbauverein. Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich Dir die Krone des Lebens geben.“ Ihr Gewicht beträgt ohne Klöppel 2200 kg. Das Geläut der Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche hat demnach die Töne D, F, A, B, C. Gewaltig und ergreifend wird das gleichzeitige Geläut aller fünf Glocken ſein. In dem Geläute ſind enthalten zwei Dreiklänge Moll und Dur in der Grundlage, ein reiner Dur-Dreiklang einer nächſt verwandten Tonart in der Umkehrung. Prachtvoll und tief ernſt klingt das Geläut der tiefen Glocken D, F, A; fröhlich und feſtlich aber das Geläut F, A, C. Das Geſamtgewicht der Glocken beträgt 32 000 kg, das Gewicht des Glockenſtuhls etwa ebenſoviel, der Klöppel 2000 kg, ſo daß der Hauptturm für das Geläut eine Laſt von 66 000 kg aufzunehmen hat.

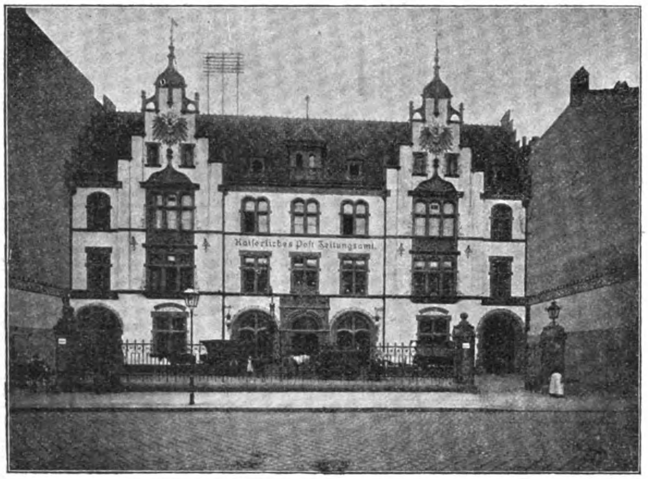
In der Leitung der Politik unſeres Nachbarſtaates Öſterreich-Ungarn iſt ein ziemlich plötzlicher Wechſel eingetreten. Graf Kalnoky, der faſt anderthalb Jahrzehnte an der Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten ſtand, trat zurück, da ſich eine zwiſchen Ungarn und dem beiden Reichshälften gemeinſamen Miniſterium ausgebrochene Meinungsverſchiedenheit über die Haltung dem Nuntius Agliardi gegenüber nicht in anderer Weiſe beſeitigen ließ. Kaiſer Franz Joſeph berief darauf am 17. Mai in dem Grafen Goluchowski einen Diplomaten in die ſchwierige Stellung, der bisher politiſch noch nicht ſonderlich hervorgetreten war, dem man aber große Sachkenntnis und Gewandtheit nachrühmt. Graf Agenor Goluchow-Goluchowski iſt als der Sproß eines alten, polniſchen Geſchlechts der Woiwodſchaft Kaliſch, das ſich ſtets treu und feſt an das Herrſcherhaus angeſchloſſen hat, am

25. März 1849 geboren. Im Jahre 1872 trat er als Geſandtſchaftsſekretär in Berlin in den diplomatiſchen Dienſt, wurde dann bald nach Paris verſetzt und machte dort ſeine eigentliche Lehrzeit durch. In den Kreiſen der oberen Zehntauſend der Seineſtadt ſpielte er durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit und auch durch die Eleganz ſeiner Lebensführung eine Rolle, wie wenige andere Diplomaten; dazu kam, daß er ſich 1885 mit der Prinzeſſin Anna Murat, einer Urenkelin des Königs Joachim von Neapel und der Prinzeſſin Carolina, vermählte und dadurch zur hohen Ariſtokratie Frankreichs in intime Beziehungen trat. Die franzöſiſche Preſſe hat denn nach ſeiner Ernennung auch nicht verfehlt, ihn halbwegs als Landsmann zu reklamieren. Seit 1887 wirkte der Graf als Geſandter in Bukareſt, zog ſich aber anfangs vorigen Jahres aus dem Staatsdienſt zurück, weil, wie man ſagt, ſein Wunſch, Botſchafter in Paris zu werden, nicht in Erfüllung ging. Er widmete ſich ſeitdem ganz der Bewirtſchaftung ſeiner weit ausgedehnten Beſitzungen, bis ihn der Wille ſeines Monarchen jetzt zu der leitenden Stellung berief. Über ſeine politiſchen Anſchauungen auch nur eine Anſicht auszuſprechen, wäre verfehlt; es wäre auch unnötig, da die vielbewährte Friedensliebe Kaiſer Franz Joſephs und ſeine ebenſo bewährte Freundſchaft zu Deutſchland das Feſthalten an der bisherigen auswärtigen Allgemeinpolitik des Kaiſerſtaates durchaus verbürgt.



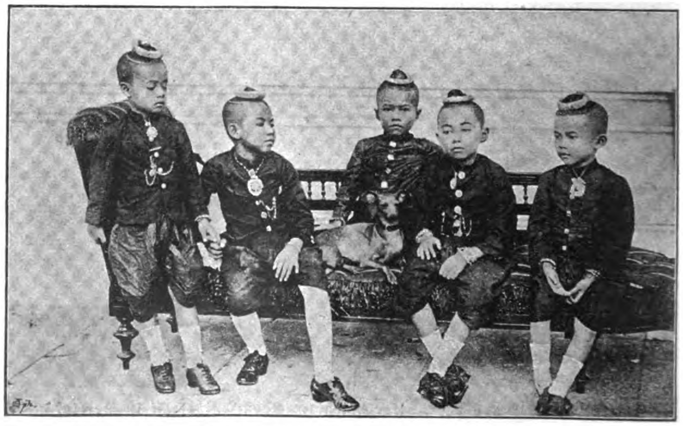
Das neue Eiſenbahn-Direktionsgebäude zu Berlin.
Nach einer Photographie von H. Rudolphy in Berlin.

Zwei Prachtgebäude ſind in neuerer Zeit in Berlin entſtanden. Das eine, am Hafenplatz, in der Nähe des Anhalter und des Potsdamer Bahnhofs belegen, dient den Zwecken der Eiſenbahndirektion Berlins, deren umfangreicher Geſchäftsbetrieb die Unterbringung des zahlreichen Beamtenperſonals im eigenen Hauſe dringend erforderlich machte. — Das zweite Gebäude iſt das neue Poſtzeitungsamt, die Centralſtelle, von der aus die Verſendung der Berliner Zeitungen in die Provinz geſchieht. Staatsſekretär v. Stephan weiß ſtets geſchmackvoll zu bauen — wie ihm böſe Menſchen zum Vorwurf gemacht haben, ohne allzuviel Rückſicht auf die Taſchen der Steuerzahler —, ſo iſt denn auch das Haus Deſſauerſtraße 4/5 zu einem wirklichen Prachtbau geworden. Der Bau, deſſen glanzvolle Faſſade von dem Geheimen Poſtbaurat Hake im Stil der Uebergangszeit von der Gotik zur Renaiſſance entworfen wurde, iſt in kaum 16 Monaten unter der Leitung des Poſtbaurats Techow ausgeführt worden und koſtete 450 000 Mark; für die Grundſtücksverhältniſſe der Reichshauptſtadt iſt es bezeichnend, daß der Erwerb des Grund und Bodens faſt die vierfache Summe erforderte. Der Mehrzahl unſerer Leſer wird der Betrieb des Poſtzeitungsamtes unbekannt und eine kurze Schilderung desſelben daher von Intereſſe ſein. Die ſchärfſte Thätigkeit entfaltet ſich in dem Gebäude zwiſchen vier und ſechs Uhr abends. Dann nahen nämlich aus allen Teilen Berlins die Angeſtellten der Zeitungen mit den ſoeben aus der Schnellpreſſe gekommenen Abendausgaben; vor dem Thor des Gebäudes halten hunderte von Fahrzeugen aller Art — auch das Dreirad fehlt nicht — und entladen die rieſigen nach Druckerſchwärze duftenden Pakete. Drinnen, in einem mächtigen Raum des Vorderbaues, nimmt ſie der expedierende Beamte in Empfang und notiert die Eingänge, von jedem Blatt die Anzahl der eingelieferten Exemplare. Nun werden dieſe an ſechzehn verſchiedene Abteilungen verteilt, von denen jede eine beſondere Route bearbeitet: die dreizehn erſten das Inland, vierzehn bis ſechzehn das Ausland, zu dem auch Bayern und Württemberg, da dieſe eigene Poſtverwaltungen haben, in dieſem Falle zählen. In jeder Abteilung wird täglich eine Liſte aufgeſtellt, auf welcher jede einzelne, zum Abteilungsgebiet gehörige Poſtſtation mit der Anzahl der ihr zukommenden Exemplare jeder Zeitung vermerkt iſt; alle für einen Ort beſtimmten Exemplare — übrigens nicht nur Tageszeitungen, ſondern auch alle übrigen, bei der Poſt zur Beförderung zugelaſſenen periodiſchen Zeitſchriften — werden geſondert eingebündelt und ſorgſam etikettiert, um dann in die rieſigen „Kursſäcke“ verteilt zu werden. Im Hofe ſtehen jetzt ſchon die Karriolpoſten bereit, dieſe Säcke in Empfang zu nehmen und nach den verſchiedenen Bahnhöfen zu befördern. Für die Morgenausgaben der Blätter wiederholt ſich faſt die gleiche Arbeit. Sie kompliziert ſich aber täglich noch durch Veränderungen in der Abonnentenzahl und, zumal im Sommer, durch die Überweiſungen von Abonnenten, welche ihren Wohnſitz veränderten oder ſich auf einer längeren Reiſe die liebgewordene Zeitung nachſenden laſſen wollen. Die Zeit der Badereiſen bringt jährlich einige Hunderttauſend derartiger Veränderungen. Übrigens wird vom Poſtzeitungsamt, abgeſehen von all dieſen ſeinen eigentlichen Aufgaben, auch der Verlag und der Vertrieb des Reichsgeſetzblattes, der preußiſchen Geſetzſammlung, des Amtsblattes der Poſtverwaltung und des Archivs für Poſt und Telegraphie mitbeſorgt; endlich ſtellt es auch die Zeitungspreisliſte auf, die, nebenbei bemerkt, jetzt gegen 11 000 Nummern umfaßt. Für den Umfang des Geſchäftsbetriebes in dem neuen Bau mögen einige Zahlen ſprechen: in Berlin erſchienen 775 Blätter, von denen im letzten Jahre 278 Millionen Nummern, in über 5 Millionen Pakete verpackt, befördert wurden. Der Umſatz im Poſtzeitungsamt betrug gegen 16 Millionen Mark, und ein Perſonal von 256 Köpfen war in ihm dauernd beſchäftigt.



Das Poſtzeitungsamt in Berlin, Deſſauerſtraße 4/5.
Nach einer Photographie von H. Rudolphy in Berlin.

Vor kurzem ſtarb der **Kronprinz von Siam, Prinz Maha Wajirunhis**, im jugendlichen Alter; er war am 27. Juni 1878 geboren. Unſer Bild, die Wiedergabe einer in Bangkok vor einigen Jahren aufgenommenen Photographie, ſtellt ihn in der Mitte ſeiner Geſchwiſter dar; neben ihm ſitzt ſein Bruder, Prinz **Chowa Maha Vadjira Budh**, der jetzt in England erzogen wird, und den kürzlich eine ſiameſiſche Geſandtſchaft, an deren Spitze der Prinz Sraſti Sobhana, ſein Onkel, ſtand, feierlich als Kronprinzen begrüßte.



Der verſtorbene Kronprinz von Siam und ſeine Brüder.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 36.)

Das Leben mit ſeinen Tagen,
Mir iſt, als ob's einem Walde gleicht,
Durch den die Meiſten ſich durchſchlagen
Nach einer Lichtung, die immer weiter entweicht.

Dank.

Ich ſinne lange, was ich ſagen ſoll,
Dir meinen Dank, Du Gute, zu bekunden,
Mir iſt das Herz ſo voll, ſo übervoll —
Das rechte Wort hab' ich noch nicht gefunden.

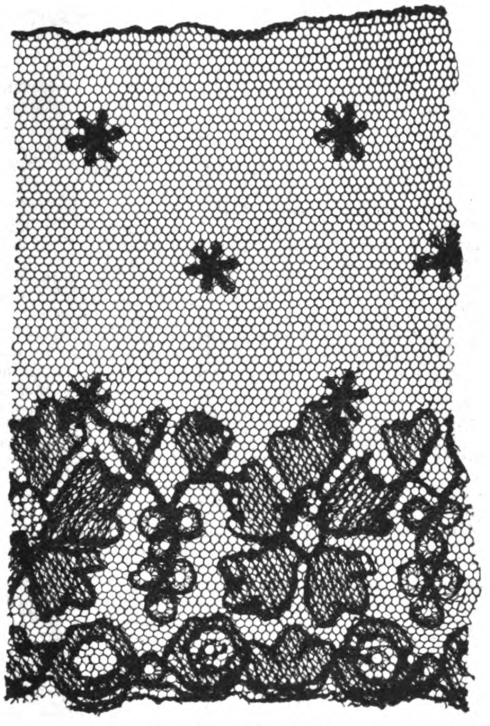
Da fällt mir etwas aus der Kindheit ein.
Die Mutter lehrte mich einſt ſchlicht und ſinnig:
„Haſt Gutes Du empfangen, ſage fein:
‚Vergelt' es Gott!' Das klingt ſo lieb und innig."

Der Mutter folg' ich denn und ſage Dir:
„Vergelt' es Gott, was ich von Dir empfangen!"
Du liebe, liebe Seele, glaube mir,
Dein Glück iſt *mein herzinnigſtes Verlangen*!

Franz Floth.

Führt ſie nicht in Verſuchung!

Wie oft hört man die Klage: In früherer Zeit waren die Dienſtboten treuer, ehrlicher wie heutzutage! Nichts iſt ſicher vor ihnen. — Nun möchte ich die Frage aufwerfen: An wem liegt das? An dem Dienſtboten oder an der Herrſchaft, ſpeziell an der Hausfrau? Und ich ſage, daß in den meiſten Fällen die letztere ſchuld iſt, wenn ſie unliebſame Erfahrungen macht. So wie in früherer Zeit beſteht das Verhältnis nicht mehr zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, dafür hat die fortgeſchrittene Zeit geſorgt, der Hochmut, der überall ſeine Wohnſtätte aufgeſchlagen. Aber ſo wie früher lernen auch heute die Dienſtboten in ihrer Jugend Recht von Unrecht zu unterſcheiden, ſie verabſcheuen das letztere wie wir und befleißigen ſich, gut und brav zu bleiben. Sie befleißigen ſich! Darin könnte ein Vorwurf liegen. Doch nicht. Wenn unſere Kinder noch die Schule beſuchen, wenn ſie beſchützt und beſchirmt ſind von Elternliebe, im Hauſe ſich heimiſch fühlen, heranwachſen und langſam, Schritt für Schritt, zur Selbſtändigkeit erwachen, werden die Kinder, welche daran denken müſſen, ſo früh wie möglich ihr Brot ſelbſt zu verdienen, mit einem Schlage auf eigene Füße geſtellt. Sie lernen nicht gehen auf dem Boden der Welt, ſie müſſen es plötzlich können. Noch ſind die Lehren von Schule und Kirche nicht in die kindliche Seele ſo völlig eingedrungen, daß ſie nicht leicht überwuchert werden könnten, haltlos ſchwanken ſie hin und her. Aufgewachſen oft in der bitterſten Not und Armut, treten ſie in ein Haus, wo, in ihrem Sinne wenigſtens, Überfluß herrſcht. Der Übergang iſt zu jäh, als daß er nicht ohne Einfluß bliebe. Das bis jetzt ſo genügſame Kind findet Gefallen an Genüſſen, die es erſt nippend berührt, nach und nach aber mit Freude genießt. Trifft es eine Hausfrau, die trotz allen Wohlſtandes eine echte Hausfrau iſt, der nichts zu gering ſcheint, um es zu beachten, die nichts umkommen läßt und doch dabei auch ihren Untergebenen etwas gönnt, ſo iſt das Kind gut aufgehoben. Aber wie viele Hausfrauen, die nicht auf den Pfennig zu ſehen brauchen, gibt es, denen gleichgültig iſt, was aus den Reſten einer Mahlzeit, was aus Übriggebliebenem im allgemeinen wird. Dasſelbe ſteht herum, die lüſterne Zunge des früher ſo beſcheidenen Mädchens läßt ihm keine Ruhe: es ſteht da, niemand kümmert ſich darum, niemand merkt es, wenn du davon nimmſt. — Das iſt eine Verſuchung, gegen deren Stärke das betreffende Weſen ohnmächtig iſt. Es naſcht dies eine Mal, vielleicht mit Gewiſſensbiſſen, aber es naſcht doch. Zum zweitenmale wird es ihm ſchon leichter, und ſo geht's weiter, von Stelle zu Stelle kommt eine andere Verſuchung dazu, und der ungetreue Dienſtbote iſt fertig, untreu geworden durch die Unzuverläſſigkeit der Hausfrau. — Das Naſchen allein iſt's nicht, noch ſchwerere Verſuchungen treten an einen Dienſtboten heran. — Im Schlafzimmer der Herrin finden ſich auf dem Toilettentiſch kleine Schalen für Schmuck. Die Sächelchen ſind ja ganz niedlich, aber ſie bilden mit ihrem Inhalt die größte Verſuchung, wenn dieſer Inhalt *ſtets* vorhanden und niemals verſchloſſen wird. Es iſt dies kein Vertrauen, das man in die Ehrlichkeit ſeiner Leute ſetzt, es iſt ſtrafbare Nachläſſigkeit. Nehmen wir an, daß das Mädchen zum Tanz gehen will, es fehlt ihm an einer Broſche, am Armband. Die Gedanken fliegen: In der Herrin Schmuckſchalen liegt ſo manches, was Jahr und Tag nicht getragen und — vermißt werden wird. Ein Augenblick des Zauderns, dann ein raſcher Entſchluß — das Mädchen iſt mit dem Raub geſchmückt. — Heimlich legt es die Sachen wieder an ihren Ort. Die Sicherheit, daß niemand es merken kann und wird, macht unvorſichtig. Beim zweiten- oder drittenmale behält es die Sachen gleich in der Kammer: man kann ſie ja gelegentlich zurückgeben. Nun will es der Zufall, daß die Dame danach ſucht, oder ſie vermißt es auf irgend eine andere Weiſe — kurz und gut, die Untreue des Mädchens iſt erkannt, ſie wird entlaſſen. Und wer trägt die Schuld? Das Mädchen allein, das allen Halt in ſich ſelbſt ſuchen muß, das es nicht als Sünde anſieht, mit der Herrin zu teilen, oder dieſe ſelbſt, weil ſie durch ihre nachläſſige Sorgloſigkeit die Begierde geweckt? Darum, meine lieben Hausfrauen, führt Eure Dienſtboten nicht in Verſuchung, gebt ihnen, was ihnen zukommt, das andere ſchließt ein. Und vor allen Dingen laßt weder Schmuck noch Geld frei umherliegen. Wenn Ihr deſſen ſelbſt ſo wenig achtet, könnt Ihr nicht verlangen, daß Eure Leute es thun, die Ihr ſo auf die Wege der Unehrlichkeit, auf die des Laſters führt. Wer aber möchte ſich mit ſolcher Schuld beladen? Müſſen wir nicht Rechenſchaft ablegen über jede einzelne Seele, die uns in die Hand gegeben? Ein bißchen Selbſtüberwindung im Beginn, ſtrenge Ordnung in jedem Ding ſind die Grundpfeiler, auf denen wir aufbauen müſſen. **H. W.**



Spitze in Tülldurchzug.

Künſtleriſche Beſchäftigungen am Meeresſtrand.

Das Geſchenk des Meeres an den Badegaſt, die Muſchel, wird vielfach durch Malerei geſchmückt. Auf flache Muſcheln zaubert der Pinſel z. B. eine Waſſerfläche mit Segelboot und flatternden Möwen oder eine aus den Fluten auftauchende Halliginſel mit einſamem Gehöft inmitten der Waſſerwogen. Bei den großen, roſafarbenen Muſcheln mit gezacktem Mund findet die Malerei auf der breiteren der beiden Lippen Platz. Dieſe Muſcheln ſind allerdings nur durch Kauf zu erlangen. Von dem Bekleben von Rahmen, Käſtchen ꝛc. mit Muſcheln wollen wir hier abſehen, dafür aber die Aufmerkſamkeit unſerer Leſerinnen noch auf eine Art von *Muſchelſtickerei* lenken, welche eine wunderhübſche Unterhaltung bildet. Die kleinen ſpitzen, wie Perlmutter ſchillernden Muſchelhäuschen werden an zwei gegenüberliegenden Punkten des Muſchelrandes durchbohrt. Man führt nun einen ſtarken Faden durch die Muſchel, reiht 2—3 ſilberne oder goldene Perlchen auf, fügt eine zweite Muſchel auf den Faden ꝛc. ꝛc. Jede Muſchel erſcheint alſo doppelt mit der anderen verbunden. Dieſe Muſchelreihen ſetzt man auf gleiche Weiſe zu Figuren, wie Sterne, Kreuze u. dergl. zuſammen und befeſtigt ſie mit Stichen auf Decken, Kiſſen, Kaminbehängen, oder man ſtickt direkt jede Muſchel, dem, am beſten ornamentalen Muſter folgend, auf den Stoff. — Der Liebhaberphotograph wird ſeinen Apparat an der See gern benutzen. Die reinere, klarere Atmoſphäre iſt für die Aufnahme günſtig, nur dürfen die Bilder nur ſehr kurz exponiert werden. Die anſäſſigen Photographen beſorgen meiſt bereitwillig das auf Reiſen oft unmögliche Entwickeln der Platten. Dieſe Fingerzeige dürften genügen, um zu beweiſen, daß von Langerweile im Seebade kaum die Rede ſein kann, wenn man nur ernſtlich Luſt hat, ſich zu beſchäftigen. Der rauſchenden, großſtädtiſchen Vergnügungen einiger Bäder, wie Oſtende, Scheveningen ꝛc., wollen wir hier weiter nicht gedenken. Wohl aber bietet die Natur ſelbſt, in dem wechſelnden Bild des Meeres, im Sturmestoſen und Sonnenſchein, in glitzerndem Morgenſchimmer und des Nachts, wenn das märchenhaft ſchöne Meerleuchten beginnt, herrliche Genüſſe für das empfängliche Auge, wie ſie unterhaltender, feſſelnder kaum gedacht werden können. **T. v. W. in B.**

Spitze in Tülldurchzug.

Unſere Spitze wird auf beſtem ſchwarzen Seidetüll mit Nähſeide von verſchiedener Stärke gearbeitet. Nachdem das Muſter auf Pausleinwand oder ſtarkes Papier übertragen wurde, ſpannt man den Tüllſtreifen ſorgfältig auf und umzieht die Umriſſe mit ſtarker Seide. Die Blumenblätter werden mit feiner Seide hin- und zurückgehend durch-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zogen, die beerenartigen Figuren mit haarfeiner Seide ausgearbeitet. Bei den verſetzten einzelnen Sternchen iſt zu beobachten, daß ſie gut verwahrt werden, weshalb es beſſer iſt, die Seite der Spitze, auf welcher man arbeitet, als die linke zu betrachten. Als Randabſchluß ſetzt man ein feines Spitzenzähnchen an. Dieſe Spitze kann ebenſowohl auf weißem Waſchtüll mit Leinengarn gearbeitet werden. **X. in K.**

Benutzung der Pfirſichblätter.

Auch die Blätter des Pfirſichbaumes laſſen ſich in der Küche auf mannigfache Art verwenden. Läßt man dieſelben ein paar Minuten in Waſſer kochen, ſo erhält man einen Extrakt, deſſen Geſchmak demjenigen der bitteren Mandeln ähnlich iſt. Gibt man von demſelben ein wenig an die verſchiedenen Fruchtliköre, ſo wird deren Wohlgeſchmack um ein Bedeutendes erhöht. Auch kalte Milchſuppen, mit einem Eidotter abgerührt und ein wenig geſüßt, wie ſie zuweilen zu roter Grütze oder Stachelbeergrütze gegeſſen werden, ſchmecken viel lieblicher, wenn man die Milch mit einigen Pfirſichblättern (etwa 8—10 auf ein Liter) aufs Feuer ſetzt. Sobald die Milch kocht, werden die Blätter herausgenommen. In gleicher Weiſe kann man bei kalten Puddings, aus Maizena oder Sagomehl bereitet, bei denen man ja auch den Mandelgeſchmack liebt, die Pfirſichblätter verwenden.

Frau A. J. in J.

Das Marienheim in Berlin.

Obſchon eine kurze Erwähnung des Marienheim hier ſchon einmal ſtattfand, glauben wir doch, ihm eine eingehende Beſprechung widmen zu ſollen. Dies rechtfertigt ſein vortrefflicher Zweck und die Bedeutung derartiger Anſtalten für das Volkswohl überhaupt.

Vom Marthahof unterſcheidet ſich das Marienheim dadurch, daß ſeine Lehr- wie Verwaltungskräfte Laien ſind und es keinen ausgeſprochen religiöſen Charakter trägt. Wohl finden Morgen- und Abendandachten im Hauſe ſtatt, indeſſen ſteht es den Bewohnerinnen frei, den Andachten beizuwohnen oder nicht. Die Anſtalt gewinnt auch dadurch ein eigenes Intereſſe, daß ihr unſere regierende Kaiſerin beſonderes Wohlwollen zuwendete. Begründet wurde das Marienheim im Frühjahr 1892 von dem Verein zur Fürſorge für die weibliche Jugend, an deſſen Spitze Graf von Bernſtorff ſteht. Wie beim Marthashof, ſo iſt auch hier die Herberge für alleinſtehende Mädchen der arbeitenden Klaſſen der Ausgangspunkt geweſen; ihr folgte die Haushaltungsſchule. Man beabſichtigt, dieſer, falls genügende Beteiligung vorhanden ſein ſollte, noch einen Kurſus zur Ausbildung von Buchhalterinnen beizufügen. Ein Stellenvermittlungsbureau iſt jetzt ſchon in Thätigkeit; arbeitsloſe Mädchen jeder Art, von der Handarbeiterin bis zur Erzieherin, erhalten hier unentgeltlich Rat und Stellennachweis. — Der Verein zur Fürſorge für die weibliche Jugend ſtellt ſich die Hebung der Jungfrauenvereine ebenfalls zur Aufgabe; letztere haben bekanntlich den Zweck, dem Notſtande unter der weiblichen konfirmierten Jugend entgegen zu arbeiten. Um das Ziel beſſer erreichen zu können, iſt der Berliner Vorſtände-Verband jüngſt zu einem allgemeinen deutſchen Verbande erweitert worden; hoffen wir, daß ſo eine nachhaltige Hilfe geſchaffen werde. Die Haushaltungsſchule des Marienheim will junge Mädchen in allen häuslichen Arbeiten: Kochen, Waſchen, Plätten, Flicken, Hausreinigen, unterweiſen. Schneidern, Maſchinennähen, einfache und doppelte Buchführung ſollen bei längerem Aufenthalte an beſonderen Abenden gelehrt werden. Der Kurſus in der Haushaltungsſchule dauert ein Jahr, die Aufnahme geſchieht bis auf Weiteres jederzeit. Für den Unterricht, bei freier Wohnung und Koſt im Marienheim, wird monatlich 15 Mark gezahlt. Es werden nur Mädchen von über 14 Jahren aufgenommen; ſie haben den Konfirmationsſchein und eine kleine Ausſtattung, ſowie Stoff zu Wäſche und zwei Kleidern mitzubringen, letzteren verarbeiten ſie in der Nähſtunde für ſich zu Wäſche und Kleidern. Auf beſonderen Wunſch der Kaiſerin iſt ein ſechswöchentlicher Kochkurſus eingerichtet worden, in dem eine von Frau Kommerzienrat Heyl in Charlottenburg ausgebildete Lehrerin theoretiſchen, wie praktiſchen Unterricht erteilt. Frau Heyl iſt die Verfaſſerin des vortrefflichen Küchen-Abc. Mädchen der ärmſten Klaſſen erhalten in der Kochſchule unentgeltlich Unterricht. Die Kochſchülerinnen bereiten die Speiſen, welche im Heim konſumiert werden. Hier erhalten Frauen und Mädchen jeden Alters und Standes, — auch ſolche die nicht im Hauſe wohnen — Kaffee mit zwei Schrippen zu 10 Pfennigen, Mittageſſen zu 30 Pfennigen (im Abonnement zu 25 Pfennigen), Abendbrot zu 20 Pfennigen. Die Mahlzeiten werden in einem ſauberen, freundlichen Speiſeſaale eingenommen. Das Heim iſt vor Allem begründet worden, um dem Schlafſtellenunfug abzuhelfen und Arbeiterinnen freundliche geſunde Wohnung, gute Koſt und Familienanſchluß zu bieten. Jedes anſtändige junge Mädchen wird aufgenommen, es kann ungehindert ſeinem Erwerbe in und außer dem Hauſe nachgehen und iſt nur verpflichtet, ſich der Hausordnung zu fügen, das heißt: ſein Zimmer ſauber zu halten und um zehn Uhr abends daheim zu ſein. Der Preis für ein Bett im Schlafſaale mit Benutzung eines verſchließbaren Schrankes, eines Waſchtiſches u. ſ. w. beträgt bei freier Beleuchtung und Heizung monatlich fünf Mark. In dem Zimmer iſt der Preis etwas höher, etwa ſechs Mark; ein Einzelzimmer koſtet ſelbſtverſtändlich noch mehr. Die Bewohnerinnen haben Badeeinrichtung und ein Wohnzimmer mit Bibliothek zur Benutzung. Sowohl an den Wochenabenden, wie an Sonntagnachmittagen wird für geſellige Unterhaltung geſorgt; zweimal im Monat finden in dem ſchönen großen Verſammlungs- und Andachtsſaale des Heims Theeabende mit muſikaliſchen und deklamatoriſchen Vorträgen ſtatt. An dieſen kann jede Frau und jedes Mädchen, auch wenn ſie nicht im Hauſe wohnte, ohne Entgelt teilnehmen; ebenſo ſtehen die Wohnräume, Bibliothek und Eßſaal allen, auch Fremden Wochentags von ſechs Uhr ab, Sonntags von zwei Uhr ab offen. Augenblicklich ſind unter den ſtändigen Mieterinnen des Heims 13 Näherinnen, Schneiderinnen, 6 Verkäuferinnen, 3 Buchhalterinnen uſw. Lehrerinnen nimmt man nicht auf, um den eigentlichen Arbeiterinnen nicht den Platz wegzunehmen, weil man vorläufig auf 80 Betten beſchränkt iſt. Das Marienheim befindet ſich im Norden von Berlin nahe dem Stettiner Bahnhofe, Borſigſtraße 5. Es hat ein eigenes, zu dieſem Zweck erbautes, ſchönes Haus, welches 1892 eingeweiht wurde. Das Vorderhaus wird für ein chriſtliches Hoſpiz benutzt, in dem jeder Fremde für billigen Preis Wohnung bekommen kann; im Seiten- und Quergebäude ſind die Herbergs- und Unterrichtsräume. Das Hoſpiz liefert den Überſchuß ſeines Ertrages an die Kaſſe des Heims ab und hilft ſo zu deſſen Erhaltung, die im übrigen nur auf freiwilligen Beiträgen von Menſchenfreunden beruht. — Mit dem Marienheim verbunden iſt das Sophienſtift oder Zoar, eine Erziehungsanſtalt für Halbwaiſen, das heißt ſolche Kinder, denen der Vater oder die Mutter fehlt. Dies iſt das einzige Inſtitut im Hauſe, welches von einer Schweſter vom Roten Kreuz geleitet wird. **H. v. B.**

Eine praktiſche Fliegenglocke.

Wenn die warme Jahreszeit eintritt und ſich mit derſelben die läſtigen Fliegen einſtellen, beginnt für die Hausfrau die Sorge, alle Fleiſch- und Speiſereſte vor den Inſekten zu ſchützen. Nicht jede aber verfügt über einen Fliegenſchrank oder eine ſogenannte Fleiſchglocke aus Drahtgeflechte. Daher iſt es vielleicht angebracht, eine praktiſche und billige Glocke zu erwähnen, welche jede Hausfrau ſich leicht ſelbſt anfertigen kann. Zu einer ziemlich großen Fliegenglocke ſind $2\frac{1}{2}$ m dickes Stahlband notwendig, das noch vor einigen Jahren zu den Kleiderröcken verwendet wurde und in jedem Kurzwarengeſchäft meterweis zu erhalten iſt. Alsdann ſchneidet man eine Stange von 105 cm Länge, fügt die beiden Enden an einander und befeſtigt ſie recht feſt zuſammen. Den ſo entſtandenen Reif überzieht man nun (trotz des Gewebes, welches den Stahl umgibt) mit ſchwarzem Futter, ſchneidet dann zwei kleinere Stangen von je 60 cm Länge, überzieht dieſelben ebenfalls mit Futter und näht ſie nun ſehr feſt an die innere Seite des Reifes, in 26 cm Entfernung von einander, an. So entſteht nun in kreuzförmigem Bogen eine Glocke, deren vier Felder dann mit ſchwarzem Erbstüll überzogen werden. Die vier Tüllteile ſchneidet man unten je 27 cm weit und rundet die Stücke bogenartig nach oben hin ab. Nun näht man den Tüll recht ſtraff an den Stahlbändern feſt und überdeckt die entſtandenen Nähte, ſowie den unteren Rand der Glocke, mit einem roten wollenen Rüſchchen. Zum Griff nehme man einen kleinen Nickelring und befeſtige denſelben mittels einer roten Schleife oben auf der Glocke. Will man zu länglichen Schüſſeln eine ovale Fliegenglocke herſtellen, ſo füge man dem Reifen beim Überziehen mit Futter einen feſten, ſteifen Draht mit ein, wonach man dann mit Leichtigkeit die Form herſtellen kann. Nur achte man darauf, daß dann die eine Querſtange erheblich länger und die zweite entſprechend verkürzt ſein muß. Die Ausſtattung bleibt dieſelbe; es ſind zu dieſer Fliegenglocke alle Stoffe, wie Müll, Tüll, Gaze ꝛc. zu verwenden.

Frau Eliſabeth.

Praktiſches fürs Haus.

Ein ſelbſterprobtes, ſehr gutes Mittel zur Entfernung von allerlei Flecken aus ſchwarzen und anderen Stoffen, ſowie zur Reinigung von Tintenflaſchen beſteht in 1 % Creolin (in jeder Apotheke und jedem Drogengeſchäft käuflich). Zum Entfernen der Flecke wird es in ganz geringer Menge aufgetragen, der Fleck wird gerieben und mit einer Bürſte nachgebürſtet und jeder Staub- oder andere Fleck iſt im Umſehen verſchwunden, ohne die Farbe anzugreifen und einen Rand zu hinterlaſſen. Will man Tintenflecke von den Fingern entfernen, ſo gießt man ein wenig Creolin darauf und hilft mit Waſſer und Seife nach. Tintenflaſchen werden mit Waſſer, dem ein wenig Creolin beigefügt iſt, mehrere Mal tüchtig ausgeſpült. Das Creolin iſt an und für ſich ſchwarz von Farbe, durch die Löſung mit Waſſer, welche nur in einem Drogengeſchäft oder Apotheke vorgenommen werden ſoll, wird es weißlichgrau und erhält ein milchiges Anſehen. Man verlange daher 1 % Creolinlöſung.

M. H.

Klebrig gewordene Schwämme reinigt man in lauwarmem Waſſer, dem man einige Tropfen Salmiak zugeſetzt hat. **Eugen Kurr-Hanau.**

Für die Küche.

Fiſchen wieder friſchen Geſchmack zu geben. Seefiſche, die infolge einer längeren Reiſe nicht mehr ganz friſch ſind, werden folgendermaßen wieder völlig bekömmlich und friſchſchmeckend gemacht: Man läßt den Fiſch nicht eher mit Waſſer zuſammenkommen, als bis das Fiſchwaſſer eben vor dem Kochen iſt. Dann nimmt man ein großes Gefäß voll Waſſer (daß der Fiſch ganz und gar darin liegen kann und mit Waſſer bedeckt iſt), dem man zuvor etwa 1 Taſſe Eſſig und 1—2 Handvoll Salz zugefügt hat. Hierin läßt man ihn einige Minuten liegen, wäſcht ihn damit aus und den Schleim ab, dann läßt man ihn gut ablecken und kocht ihn ſofort. Sogar Feinſchmecker haben dann nicht gemerkt, daß der Fiſch vordem nicht mehr ganz auf der Höhe war. **A. K. B.**

Auskunft.

Fr. 49. Wenn eine Dampf-Desinfektionsanſtalt am Orte vorhanden iſt, ſo dürfte dieſe am beſten in Anſpruch genommen werden, wenn es ſich nicht um geleimte, polierte und fournierte Möbel handelt. Die Milben und Milbeneier würden dadurch ſicher vernichtet. Wertlos ſind zur Tötung derſelben alle pulverförmigen Mittel, die eben nicht allüberall hingelangen und meiſt auch wenig wirkſam ſind. Sicheren Erfolg verſpricht auch eine reichliche Durchtränkung der geſamten Polſter mit einer 1%igen Löſung von Lyſol (Lysolum purum) in warmem Waſſer, wodurch zugleich die Polſter wie chemiſch gereinigt werden. Selbſtredend müſſen die Farben der Polſterbezüge echt ſein. Das Mittel wirkt unfehlbar, nur iſt dafür zu ſorgen, daß die Flüſſigkeit überall reichlich hindringt.

H.-T.

Fragen.

132) Eine der geehrten Mitleſerinnen iſt vielleicht glückliche Beſitzerin des jetzt ſo viel empfohlenen Zeichenapparates „Eppers Dicatopter“. Von Herzen würde ich dankbar ſein für eine kurze Auskunft, wie ſich derſelbe im allgemeinen bewährt und beſonders, ob er wirklich auch ungeübten Händen ermöglicht, nach der Natur Landſchaften aufzunehmen. Der letzte Grund würde für mich das Ausſchlaggebende ſein. — Vielen Dank im voraus. **M. v. B.**

133) Könnte mir nicht eine der verehrlichen Leſerinnen einen kleinen billigen Ort im Harz, in Thüringen oder im Taunus angeben, wo eine kleine Familie (3 Perſonen) mit 3000 ℳ gut leben könnte? Bitte Wohnungspreiſe für eine Wohnung von 4 bis 6 leeren Räumen anzugeben. Im voraus beſten Dank! **Eine Abonnentin.**

*

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 37.)

Es kommen Erinnerungen mit den Jahren,
Die wir wie zartes Edelgeſchmeid
Nie zur Schau tragen, nur ſehn und verwahren,
Nur liebkoſen von Zeit zu Zeit.

Am Tage der Richtfeier.

Nun ſchmückt der grüne Kranz des Hauſes Dach,
Die bunten Bänder flattern hell im Winde,
Erfüllet ward mein gläubig Wort, das ſprach:
„Der Eltern Segen baut ein Heim dem Kinde."

Und mit dem Dankgebet zu Gottes Thron
Steigt heut empor die warme Herzensbitte:
„Herr, ſegne, daß der Friede bei uns wohn',
Und wahres Gottvertrau'n und reine Sitte.

Gib uns Geſundheit, die da freudig ſchafft,
Erhalte mir den Blick, die Seele helle,
Gib treue Freunde, gute Nachbarſchaft,
Halt' Neid und Mißgunſt fern von unſrer Schwelle.

Was hier des Menſchen Hand auch bauen mag,
Sei's noch ſo feſt gemauert und gezimmert —
Ein Wink von Dir, ein einz'ger Donnerſchlag,
Wenn Du es willſt, ſo liegt das Werk zertrümmert.

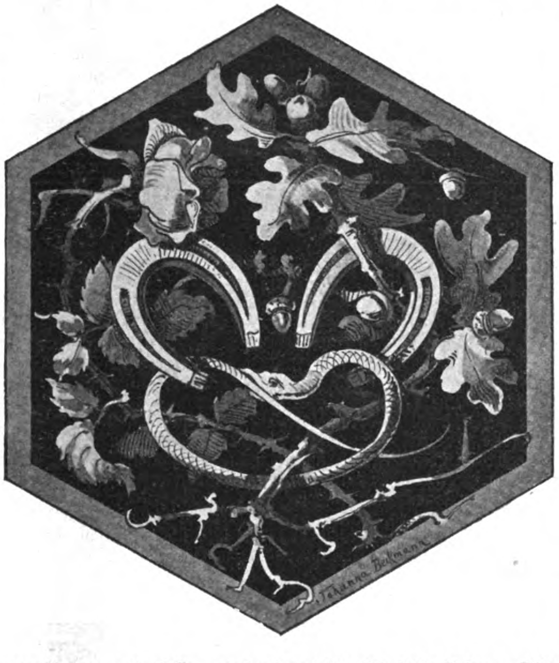
Schirm' unſern Kindern drum das Elternhaus,
Behüt' es uns bis an ein ſelig' Ende,
Und trägt man uns in Frieden einſt hinaus,
So halt' auch ſegnend über ſie die Hände."

Joſephine Jordt.

Sommergetränke.

Früher braute die Familie auf dem Lande und auch wohl in der kleinen Stadt ſich ihren Haustrunk für den Sommer ſelbſt, jetzund aber kauft man ſich ſein Bier vom Flaſchenbierführer oder geht in das Wirtshaus. Das dünne, labende obergärige Bier, das etwas ſäuerlich ſchmeckte und trotz der darin enthaltenen Hefe außerordentlich gut bekam, iſt an vielen Orten ſo gut wie verſchwunden. Das bayriſche Bier wird als durſtſtillendes Getränk von Arbeitern ungern getrunken, da es müde und ſchlaff in der Hitze macht und ſich zu teuer ſtellt. Lieber noch werden obergärige Biere, wie z. B. das Berliner Weißbier, genommen, das jedoch nicht überall in guter Beſchaffenheit zu haben iſt. In einer großen Maſchinenfabrik wurde vor einigen Jahren ausgeprobt, welches Getränk von Bieren, Eſſig und Waſſer, Thee und Kaffee ſich am meiſten bewährte und für das die Arbeiter ſich endgültig entſchieden. Es war dies kalter ſchwarzer Kaffee, der in großen Gefäßen ſachgemäß hergeſtellt wurde; denn es galt, täglich gegen tauſend Leuten den Durſt zu ſtillen und ſie vom Genuß ungekochten Leitungswaſſers abzuhalten. Ein Getränk jedoch, das bei uns kaum bekannt, in Rußland aber volkstümlich iſt, würde möglicherweiſe alle Anſprüche erfüllen, die man ſtellen kann, indem es angenehm ſchmeckt, den Durſt löſcht, die Verdauung eher fördert als ſtört und dabei billig und leicht zu bereiten iſt. Dies Getränk iſt der Kwas, eine in der Nachgärung begriffene, alkoholarme, aus Mehl, Brot und Zucker angeſetzte Miſchung, die gerade ſo viel Kohlenſäure enthält, daß ſie erfriſchend wirkt. Prof. Kobert, der ausgezeichnete Pharmakolog der Univerſität zu Dorpat, ſagt von dem Kwas, der in allen ruſſiſchen Krankenhäuſern gebräuchlich iſt, daß er ein hervorragendes diätetiſches Getränk ſei. Man bereitet ihn, indem man etwa 20 l Waſſer zum Kochen bringt, 400 g Roggenmehl, 800 g Roggenmalz und 800 g in Scheiben geſchnittenes, gut getrocknetes Schwarzbrot hineingibt. Iſt alles gut durchgekocht, nimmt man die Miſchung vom Feuer und läßt ſie abkühlen. Hierauf gießt man vorſichtig vom Bodenſatze durch ein Sieb ab, fügt 600 g Zucker und ein wallnußgroßes Stück, in etwas von der Flüſſigkeit fein zerrührter Hefe hinzu. Man rührt, bis aller Zucker zergangen, und füllt auf Flaſchen, in die man vorher drei Roſinen gethan hat, und korkt mit ausgekochten Korken feſt zu. Nach zwei Tagen iſt der Kwas fertig. Die Flaſchen ſind kühl und ſtehend aufzubewahren. Durch das Mitkochen von einigen Ingwerknollen gewinnt das Getränk außerordentlich. Man kann auch das Malz weglaſſen und nimmt dann 2800 g Schwarzbrot, 800 g Zucker, 400 g Weizenmehl. Prof. Kobert wünſcht, daß Militärverwaltungen, Fabrikleiter und Gutsbeſitzer verſuchsweiſe bei ihren Leuten kwasartige Getränke einführten. — Auf ein ſchädliches Getränk, das in Berlin ſeit einigen Jahren aufkommt, ſei hierauf noch hingewieſen: es iſt dies Leitungswaſſer, in das doppeltkohlenſaures Natron und Eſſig gegeben wird. Dieſer Brauſetrank ſchmeckt ganz erfriſchend, da aber das ſich bildende eſſigſaure Natron ein ſtark ſchweißtreibendes Mittel iſt, ſo bricht bald nach dem kühlenden Trunk heftiger Schweiß aus, der zu neuer Kühlung veranlaßt und dadurch zu ſtärkerem Schwitzen, wodurch der Menſch hinfällig wird und ſeine Arbeit kaum zu verrichten vermag.

Dr. J. St.



Sechseckige Füllung.

Wir haben bei obenſtehender Zeichnung die Dekoration eines ſechseckigen Kaſtens im Auge gehabt, der in jeder geeigneten Handlung in gleicher Größe zu beziehen iſt. Die zwei Hufeiſen verſinnbildlichen das geteilte Glück, an ſie ſchließt ſich die zurückgreifende Schlange, das Zeichen das „Nichtvergehens." Eiche und Roſe, die Symbole der Kraft und Schönheit oder des Strengen und Zarten, verweben ſich in ihren Wurzeln mit der Schlange und vereinen ſich nachher mit den beiden Glückszeichen. Ich würde die Formen als Federzeichnung behandeln, den Grund mit Sepia und Vandyk einſetzen, auch Eiche und Roſe als Sepiatuſchzeichnung arbeiten. Die Hufeiſen ſind ſilbern, die Schlange golden oder kupferfarbig gedacht.

Schuhzeug.

Seit einigen Jahren ſind die Schnürſtiefel bei groß und klein wieder recht in Aufnahme gekommen und würden gewiß noch mehr Liebhaber finden, wenn nicht ein recht läſtiger Übelſtand damit verbunden wäre, nämlich, daß die Schnürbänder ſo ſehr leicht aufgehen. Viele verſchiedene Arten von Schnallen zum Feſthalten ſind daher ſchon in den Handel gebracht, um dieſem Übelſtande abzuhelfen, aber immer wieder erwieſen ſich dieſe kleinen „Käfer" und anderen Schnallen als unpraktiſch, weil ſie gar zu leicht aufſprangen und verloren gingen. Die einfachſte Vorrichtung, das Aufgehen der Bänder zu verhindern, iſt nun folgende: Man nähe an jedem Schnürſchuh, ganz oben über dem letzten Loch, auf jeder Seite einen Schuhknopf an (der eine dient als Pendant des anderen) und an einer Seite eine kleine Öſe aus gutem, ſchwarzem Gummiband. Iſt der Schuh fertig zugeſchnürt und die Schleife zugebunden, ſo knöpft man dieſe Öſe über der Schleife an dem gegenüberliegenden Knopfe feſt und wird erfreut ſein, daß man keinen Grund mehr hat, ſich über offene Schuhbänder zu beklagen.

Edelweiß.

In ein Album.

Viel Menſchen kommen hier zuſammen
Mit freundlichem Erinn'rungswort,
Und ziehen weiter ihre Pfade,
Der Eine hier, der Andre dort. —

Der Eine hier, der Andre dort
Berufen von der gleichen Gnade,
Damit ſie in des Lebens Buch
Sich finden nach dem Pilgerpfade.

J. Bonnet-Stücken.

Für die Küche.

Frage 120. Eiweißverwendung zu Zwieback. 150 g Butter und 150 g Zucker werden mit 250 g Mehl ſehr gut gemiſcht, dann mit Eiweißſchnee von 12—15 Eiern verrührt. Geſchmack nach Belieben: Citrone, Vanille od. dergl. — Schön dunkel gebacken, wird dieſer Kuchen in feine Scheiben geſchnitten und im Rohr nochmals dunkelgelb geröſtet; ſo gibt es ausgezeichneten Zwieback zu Thee. Frau **M. Sch.**

Roter, kalter Pudding. 5 Eiweiß werden zu Schaum geſchlagen, $^1/_2$ Flaſche Himbeerſaft dazu, Zucker nach Geſchmack; 2 Lot (= 7 Blätter) rote Gelatine werden in einer großen Taſſe mit heißem Waſſer aufgelöſt, und dieſes alles gerührt, bis es dick wird.

Stärke-Pudding. $^3/_4$ l Milch wird mit gehackten Mandeln, etwas Citronenſchale und einem kleinen Stück Butter aufgekocht; dann gebe man $^1/_4$ Pfund mit Milch angerührte Stärke hinein, laſſe ſie gut aufkochen und thue etwas Salz, Zucker und den Schnee von 4—6 Eiern hinzu.

Schneebälle. Man nehme 1 l Milch, koche dieſelbe mit Vanille und Zucker nach Geſchmack auf, ſchlage das Eiweiß von 5 bis 6 Eiern mit einer Priſe Salz recht ſteif — das Salz trägt ſehr viel dazu bei, recht ſchnell ſteifen Schnee zu bekommen —, ſtreue dann noch einige Löffel Zucker zu dem Schnee und nehme die Hälfte des Schnees, ſchütte ihn auf die kochende Milch, laſſe denſelben darauf einige Minuten gären, ſchneide Bälle mit einem Löffel davon in eine Schüſſel, lege die zweite Hälfte auf die Milch und mache es ebenſo. Nun nehme man einen großen Theelöffel Stärke- oder Maizenamehl, in Milch eingerührt, und ſchütte es in die kochende Milch, um mit derſelben aufzukochen. 1 bis 2 Eigelb kann man, möchte man die Sauce gelb ausſehend haben, mit in die Stärke anrühren. Aufgekocht gießt man die Milch über die Schneebälle und hat eine ſehr erfriſchende, beſonders bei heißen Tagen angenehme Speiſe. **M. v. L.**

Ruſſiſche Apfelſpeiſe. Äpfel werden gebraten, d. h. man läßt ſie wie die Bratäpfel in einer heißen Ofenröhre gar werden. Nach dem Erkalten werden Haut und Kerne vorſichtig entfernt. Abwechſelnd thut man etwas Mus, das zu Schnee geſchlagene Eiweiß (auf Mus von zwei Äpfeln rechnet man Schnee von einem Eiweiß), einen Löffel Rum, einen Eßlöffel feinen Zucker in eine Schale, ſchlägt die Maſſe bis ſie ſchäumig wird, und fährt ſo weiter fort, bis alles verbraucht iſt. Es wird eine durchaus wohlſchmeckende, leicht herzuſtellende Speiſe, die in ihrer Nutzanwendung mit dem übrig gebliebenen Eiweiß äußerſt wohlfeil iſt und darum doppelt ſo gut mundet.

Schönbrunner Reis. Für ſechs Perſonen kocht man 180 g Reis langſam mit $^3/_4$ l Milch gar, zuckert ihn und läßt ihn dick einkochen. In eine tiefe Porzellan-Backſchüſſel legt man Kompott von Taffet oder Borsdorfer Äpfeln oder eingemachte Aprikoſen, jedoch ohne Saft, gibt darüber den mittlerweile kalt gewordenen Milchreis, der die Früchte bedecken muß. Nun ſchlägt man feſten Schnee von 6—7 Eiweiß, miſcht ihn raſch mit fein geſtoßenem Zucker, zwei gehäufte Eßlöffel voll zu jedem Eiweiß, und gibt ihn als Berg aufgeſchichtet über den Reis. $^1/_2$ Std. in nicht zu heißem Ofen gebacken bis der Schnee ſteif wird.

Eine Wienerin in Hannover.

Auskunft.

Fr. 104. Eine gute Penſion in Reichenhall iſt Café Staimer, Beſitzer Herr Bürgermeiſter Proſſinger. Zu weiterer Auskunft bin ich gern bereit. **Anna verw. Sch.,**
Iſerlohn (Weſtfalen), Gartenſtraße 31.

Fragen.

134) Könnte eine der geehrten Mitleſerinnen mir Auskunft erteilen über die Bäder auf Kullen in Schweden? Halten ſich dort viele Deutſche auf? Iſt das Leben und die Gegend angenehm? **E. W.** in **L.**

135) Ich bitte die „brennenden" Damen, ſpeziell Münchnerinnen, herzlich um freundliche Angabe einer reellen Bezugsquelle für gute Platinaſtifte. **Münchner Kindl.**

136) Könnte mir vielleicht eine der verehrten Mitleſerinnen einen Liebhaber reſp. Käufer namhaft machen für ſehr alte, franzöſiſche, echte, kolorierte Kupferſtiche, darſtellend „l'annonciation" nach einem Gemälde von Guido Reni, gravé par L. C. Ruotte, und das Pendant dazu „l'ange Gabriel"? Im voraus herzlichen Dank! **X.**

137) Wer kann mitteilen, wie man Ameiſen, die denſelben zu verderben drohen, vom Lawn-Tennisplatz fernhält? **Fr. v. Z.** in **C.**

Redaktionspoſt.

Abonnentin im Aſyl K. Wenden Sie ſich an das Tapiſſeriegeſchäft von Mehn in Braunſchweig.

Beſorgte Mutter. Penſion Frauenſchutz in Dresden-N.

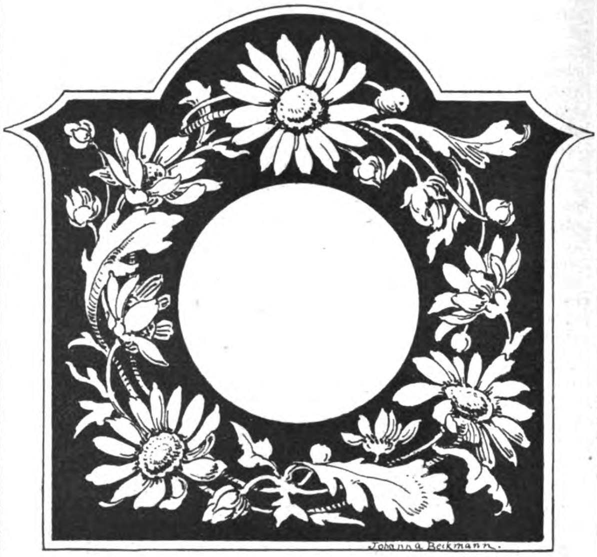
(Zu Nr. 38.)

Seele, du mein ringender Geſell,
Klinge trauernd oder klinge hell,
Je nachdem das Leben gibt und nimmt,
Nur nicht unrein klinge, nicht verſtimmt!

Die Bücherkaſſe.

„Kannſt Du mir nicht einige neue, gute Bücher empfehlen?“ fragte mich kürzlich eine liebe Freundin. Ich nannte mehrere, deren Preis ſich in beſcheidenen Grenzen hielt, zuletzt ſagte ich ihr den Titel eines beſonders guten Buches, fügte aber hinzu: „Es iſt allerdings etwas teuer.“ „O, das ſchadet nichts,“ antwortete ſie fröhlich, „ich habe eine Bücherkaſſe.“ Das gefiel mir, und ich fragte genauer. „Jeden Monat,“ erklärte meine Freundin, „ſtecke ich von dem Gelde, das mir zur freien, perſönlichen Verwendung gehört, eine kleine Summe in eine Büchſe. Dies Geld habe ich noch nie zu anderen Zwecken benutzt, während ich leider manches Dreimarkſtück aus der Kleiderkaſſe wieder herausnehmen muß, um es anders zu verwenden. Da mein Mann die Zeitſchrift bezahlt, die wir halten, ſo habe ich eine ganz nette Summe für gute Bücher. Mein lieber Mann, der anfangs ſtets lächelte, wenn ich meine Bücherkaſſe hervorzog, hat ſich an den gemütlichen Winterabenden ſchon manches Mal mit mir an meinen Schätzen gefreut. Sieh, dieſe ganze Reihe Bücher verdanke ich meiner Kaſſe!“ Dabei zeigte ſie auf eine Anzahl Bücher in ihrem Schranke. Hat nicht einer oder der andere Leſer dieſer Zeitſchrift Luſt, eine ſolche Bücherkaſſe anzulegen? Ich meine, es iſt einer deutſchen Frau nicht ganz würdig, ſchöne Möbel, eine elegante Einrichtung, moderne Kleider ꝛc. zu beſitzen, aber dabei ganz ruhig zu ſagen: Ich kann mir keine Bücher kaufen, das geſtatten unſere Verhältniſſe nicht. Man mache den Verſuch, die kleine Summe wird in jedem Monate kaum empfunden und verzinſt ſich ſo reichlich.

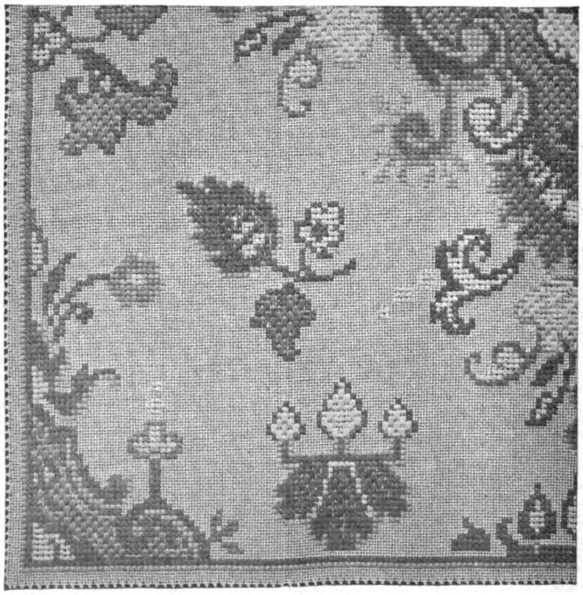
L. K.


Johanna Beckmann.

Uhrgehäuſe. Brand- oder Tuſchmalerei.

Einige Winke über Bowlenbereitung.

Die Zeit der Obſtreife naht heran, freudig begrüßt von den Kindern, welche den ſüßen Früchten im rohen Zuſtande das wärmſte Intereſſe zuwenden, und von der Hausfrau, welche eine Auffriſchung ihrer Vorräte an Eingemachtem und Fruchtſäften dringend herbeiwünſcht, aber auch willkommen geheißen vom Herrn des Hauſes, der freilich für friſches Obſt und Kompots wenig übrig hat. Was ihn bei der Sache intereſſiert, iſt etwas anderes, es iſt die Ausſicht auf jenes erfriſchende, köſtliche Getränk, welches wir mit dem Namen „Bowle“ bezeichnen. Daher ſcheint es zuläſſig und durchaus zeitgemäß, einige praktiſche Winke über die Bowlenfrage zu geben, denn bedauerlicherweiſe gibt es noch immer eine große Zahl von Leuten, welche eine gewiſſe Abneigung gegen derartige Miſchungen zeigen und, was noch bedauerlicher, dieſe Abneigung iſt zum Teil nicht unbegründet. Sie ſchreibt ſich aus der nicht wegzuleugnenden Thatſache her, daß manche Produzenten einer Bowlenmiſchung in dem traurigen Wahne befangen ſind, zu einer Bowle ſei der ſchlechteſte Stoff gerade gut genug — daß nach ſolchen Erfahrungen die Konſumenten auf den Genuß ähnlicher Miſchungen verzichten, iſt ihnen nicht zu verdenken. Nun ſollte man zwar eigentlich meinen, es ſei kein beſonderes Kunſtſtück, aus Wein, Früchten und Zucker ein genießbares Getränk herzuſtellen, aber die Erfahrung ſpricht häufig dagegen. In erſter Linie iſt an einem Mißerfolg, wie geſagt, eine falſch angebrachte Sparſamkeit ſchuld. Es iſt keineswegs nötig, zur Bowle teuere, ſchwere Weine zu verwenden, dieſe ſind unſeres Erachtens ſogar völlig unbrauchbar dazu, aber man muß einen guten, leichten Wein nehmen, ein Getränk, welches man ohne Bedenken und ohne üble Folgen als Tiſchwein verwenden kann. Vor dem Gebrauch ſogenannter „Bowlenweine“ iſt in den meiſten Fällen dringend zu warnen, ein kleiner Moſelwein iſt allezeit der beſte Grundſtoff jeder Bowle. Ob man einer Bowle Champagner beimiſcht oder nicht, iſt eine Frage, deren Beantwortung weſentlich vom Geldbeutel abhängt. Nötig iſt er bei einer Erdbeer- oder Pfirſichbowle nicht, wünſchenswert aber bei der Ananasbowle, und ſchaden wird er in keinem Falle. Nimmt man Champagner zur Bowle, dann darf man mit ihm nicht allzu vorſichtig umgehen, eine Flaſche Champagner auf 10 Flaſchen Moſelwein hat keinen weiteren Zweck als die Sache zu verteuern; merken wird ſie niemand; dagegen gibt eine Flaſche Champagner auf 3—4 Flaſchen anderen Wein der Bowle ein vornehmes Geſicht. Daß man dazu nur einen deutſchen Schaumwein verwendet, iſt wohl ſelbſtverſtändlich, man koſte ihn aber, ehe man ihn zuſetzt, damit man ſich nicht durch eine nach dem Pfropfen ſchmeckende Flaſche die ganze Miſchung verdirbt. Will man einer Bowle etwas Kohlenſäure zuführen, ohne zu Schaumwein zu greifen, ſo iſt gegen eine mäßige Verwendung von Selterswaſſer nicht viel einzuwenden, beſonders wenn man ein leichtes, durſtſtillendes Getränk nach ſtarker Bewegung in warmer Jahreszeit haben möchte. Nach der Hühnerjagd, nach einem Manövertage mundet eine Pfirſichbowle mit etwas Selterswaſſer ganz vortrefflich. Eine vollſtändige Verkennung ihrer inneren Beſtimmung iſt es dagegen, wenn man einer an ſich mangelhaft bereiteten Bowle durch Zuſatz von Sherry oder gar von Kognak aufhelfen will; ſie ſchmeckt dadurch nicht um ein Haar beſſer, aber ſie bekommt miſerabel. Eine Bowle ſoll ja überhaupt nicht eine Zuſammenmiſchung verſchiedenartiger Weine ſein, ſondern ein durch Zuſatz von Aroma und Zucker verſchönter Wein, dem man nach Wunſch noch Kohlenſäure hinzufügt, das darf man nicht vergeſſen. Was nun das Aroma anlangt, ſo haben wir die in erſter Linie in Betracht kommenden Früchte bereits genannt. Von anderen, wie Sellerie oder Gurken, ſowie von Blättern und Blüten, wie Waldmeiſter, Reſeda oder Tannenſproſſen, möchten wir zunächſt abſehen, da ſie nicht allgemein üblich und nicht immer empfehlenswert ſind. Bei den Erdbeeren iſt die große Streitfrage noch nicht gelöſt, ob Walderdbeeren oder Gartenerdbeeren vorzuziehen ſind. Die Walderdbeere hat zweifellos das kräftigere Aroma für ſich, während die Gartenerdbeere dem Getränk einen feineren, lieblicheren Geſchmack verleiht. Bedingung für beide Arten iſt, daß die Früchte gut ausgereift ſind, da ſie erſt dann ihren Duft voll entwickeln, und daß ſie möglichſt friſch gepflückt ſind. Dieſe Friſche ſoll man ihnen auch nicht dadurch nehmen, daß man ſie viele Stunden vorher einzuckert, zwei bis drei Stunden genügen vollſtändig, um auch den Zucker mit dem Aroma zu durchziehen, und wenn man viel Früchte zur Verfügung hat, bedarf es eines vorherigen Einzuckerns überhaupt nicht. Eine Bowle von Walderdbeeren, welche der Verfertiger am Tage vorher mit Zucker angeſetzt hatte, ſah zwar köſtlich purpurrot aus, ſchmeckte aber ſtreng und faſt bitter. Der Pfirſich verträgt ein vorhergehendes Einzuckern überhaupt nicht, er wird dadurch unanſehnlich. Man verwendet ihn bekanntlich in zweierlei Weiſe, entweder indem man ihn abſchält und zerſchnitten in die Bowle thut, oder — was neuerdings ſehr in Aufnahme gekommen iſt — indem man ihn unabgeſchält mit einer ſilbernen Gabel vielfach durchſticht und den Wein darüber gießt. Letztere



Geſtickte Decke (1/4).

Art ſoll den Vorzug haben, daß ſich das Aroma noch kräftiger entwickelt, wir ziehen erſteres ſchon deshalb vor, weil die Frucht dabei genießbar bleibt. Da ſie erſt kurz vor dem Gebrauch in die Bowle gethan iſt, alſo auch verhältnismäßig wenig Saft verloren hat, bleibt ſie wohlſchmeckender als anderes „Bowlengemüſe“, welches ſonſt ein zweifelhafter Genuß iſt. Die ohne Zweifel hervorragendſte Bowlenfrucht iſt die Ananas, und ſie iſt zugleich die einzige, welche ſich auch im eingemachten Zuſtande zur Bowle verwenden läßt. Friſche Ananas ſind natürlich vorzuziehen, aber ſie ſind nicht überall zu haben und bieten den wirtſchaftlichen Nachteil, daß ſie teuer und meiſt für eine gewöhnliche Bowle zu groß ſind. Trifft dies aber nicht zu, dann iſt ſchon die Bereitung der Bowle ein Genuß. Man ſchält die Frucht ſorgfältig ab, indem man die ſtachlichen Auswüchſe mit ſcharfem Meſſer entfernt, Stiel und das obere Blattbüſchel werden ausgedreht. Hat man derartig die Ananas gereinigt, ſo wird ſie in möglichſt dünne Scheiben geſchnitten (einige ziehen die Form kleiner Würfel vor) und dieſe werden ſchichtweiſe mit Streuzucker beſtreut. Nach Verlauf einiger Stunden iſt der Zucker zergangen, und es hat ſich ein ſyrupartiger Saft gebildet, der nun im Verein mit den Fruchtſcheiben zur Bereitung der Bowle benutzt wird. Die in Gläſern käufliche eingemachte Ananas iſt in ähnlicher Weiſe hergeſtellt und leiſtet, wenn ſie gut iſt, faſt dieſelben Dienſte, iſt aber infolge des geringeren Quantums billiger. All' dies gilt übrigens nur von den bei uns, vorwiegend in Schleſien, gezogenen Treibhaus-Ananas. Sehr minderwertig ſind die überſeeiſchen Ananas, welche als „weſtindiſche, mexikaniſche u. ſ. w. Ananas“ im Handel ſind, meiſt in Blechbüchſen und unzerteilt. Der Duft künſtlich gezogener Ananas fehlt ihnen faſt gänzlich, und wenn ſie auch weſentlich wohlfeiler ſind, ſo iſt von ihrer Verwendung doch im allgemeinen abzuraten. Ob man Zucker zerlaſſen oder in zerſtoßener Form anwendet, iſt gleich; erſtere Art hat den Vorzug, daß man nicht auf das Zergehen des Zuckers zu warten braucht, um feſtzuſtellen, ob die Bowle ſüß genug iſt oder nicht. Das Quantum desſelben zu bemeſſen, muß dem individuellen Geſchmack überlaſſen bleiben; im allgemeinen möchten wir abraten, eine Fruchtbowle ſo ſüß zu machen wie einen Fruchtſaft oder eine Limonade, aber auch nicht ſo wenig Zucker zu nehmen, daß die Säure des Moſelweins noch unangenehm fühlbar iſt. Ein Rezept: auf ſo und ſo viel Flaſchen Wein nehme man ſo und ſo viel Gramm Zucker, iſt aus dem einfachen Grunde nicht zu geben, weil der Säuregehalt des Weines ein ganz verſchiedener iſt und eine nach einem „Rezept“ angeſetzte Bowle wird den Kenner in den ſeltenſten Fällen befriedigen. Das einzige Rezept, was für eine gute Bowle möglich iſt, lautet: Gieße guten, leichten Wein über gute und reichliche Früchte, thue ſo viel Zucker daran, daß Dir die Miſchung auch ohne Schaumwein angenehm ſchmeckt, koſte ſo lange, bis Du dieſes Ziel erreicht zu haben glaubſt, ſtelle dann das Ganze in Eis, zeige Deinen Gäſten ein fröhliches Geſicht und gib ihnen große Gläſer! **Z.**

Hülle für das Badezeug.

Das Material zu dieſer ebenſo praktiſchen als fein ausſehenden Hülle ergibt eine der ſo vielfach verwendbaren Celluloidtafeln, die in täuſchendſter Weiſe die verſchiedenſten Stein- und Beinarten imitieren und ſich beliebig biegen, rollen und ſchneiden laſſen. Für unſeren Zweck wäre eine bräunliche, weiß geäderte Achat, Bernſtein- oder Schildkrotimitation am geeignetſten. Die Herſtellung der Hülle iſt die denkbar einfachſte und ſchnellſte, da die genannten Imitationen durch ſich ſelbſt ſo ſchön wirken, daß ſie keiner Ausſchmückung bedürfen. Die ungefähr 50 Centimeter Länge und 38 Centimeter Breite meſſende Celluloidtafel verſehe man an beiden Schmalſeiten — etwa 1 Centimeter vom Rande entfernt — mit je zwei Einſchnitten von 1½ bis 2 Centimeter Länge. Das in Ölleinewand gewickelte Badezeug wird in die Hülle gelegt und letztere mittels zwei, durch die Einſchnitte geleitete, und zur Schleife gebundene Bänder geſchloſſen. Ein um die Hülle gelegter, kleiner Tragriemen mit Nickel- oder Bronzegriff dient als Handhabe. Auf dieſe einfache Weiſe erhält man eine ebenſo hübſche als dauerhafte Hülle, die keinerlei Feuchtigkeit durchläßt und ein bequemes Tragen geſtattet. **Margot.**

Nochmals: Für Erzieherinnen und Lehrerinnen.

Der dankenswerten Thätigkeit des Wilhelm-Auguſta-Lehrerinnen-Vereins unter dem Vorſitz des Herrn Superintendenten König-Witten verdanken wir nicht nur die Gründung des Feierabendhauſes zu Gandersheim und des Erholungshauſes zu Norderney, ſondern, nach Bekämpfung großer finanzieller Schwierigkeiten, auch die Errichtung des ſehr ſtattlichen, in maleriſcher Landſchaft gelegenen, praktiſch und bequem eingerichteteten Feierabend- und Erholungshauſes Friedheim zu Wiſſen a. d. Sieg. Am 14. Oktober 1894 eröffnet, iſt das ſehr geräumige Haus durchaus noch nicht voll beſetzt; es könnte noch mancher in angeſtrengter Thätigkeit früh abgearbeiteten oder altersſchwachen Lehrerin eine willkommene Heimſtätte bieten. Hoffentlich finden ſich edle Menſchenfreunde, welche durch ihre Beiſteuer die Schuldenlaſt des Vereins zu erleichtern ſuchen, ſo daß kein Stillſtand in dem ſegensreichen Wirken des Vereins eintreten dürfte. Der verdienſtvolle Vorſitzende des Vereins nimmt Geſuche um Aufnahme in das genannte Feierabendhaus entgegen. Meldungen zu vorübergehendem Aufenthalt ſind zu richten an: Frl. Körting, Vorſteherin des Hauſes Friedheim in Wiſſen a. d. Sieg, Rheinprovinz.

Handarbeit.

Geſtickte Tiſchdecke. Das reizende, ſtilvolle Kreuzſtichmuſter, das die heutige Nummer (Seite 5) bringt, wird gewiß viele Freundinnen finden. Man kann dasſelbe zu kleineren Zierdecken auf beſtem, ſteifem Kongreßkanevas ſticken und wählt dann als Stickmaterial geſpaltene, bunte Seide, dunkelbraun und hellbraun zu den Konturen, hell und dunkelaltblau, moosgrün und rot zur Füllung der Ornamente; dieſe Farben hübſch zu verteilen, wird unſeren Leſerinnen ſelbſt gelingen, bei der Mittelfigur wird die hellere Gobelinſtichfüllung hellblau, die daran grenzende dunkelblau gehalten. Die dünnen Kreuzſtiche auf unſerer Vorlage ſtellen Goldfäden dar. — Dasſelbe Muſter auf groben, braunen Javaſtoff in perſiſcher Wolle geſtickt, ergibt eine prachtvolle, große Tiſchdecke (145 cm im Quadrat). Beide Decken können, angefangen, von Frl. Clara Hartmann, Berlin W., Potsdamerſtr. 125, bezogen werden.

Praktiſches fürs Haus.

Entfernung von Flecken. Um Flecke von Rotwein, Heidelbeerwein und dergleichen aus weißer und bunter Wäſche zu entfernen, wird empfohlen, einige Tropfen umgerührter geſtandener oder ſaurer Milch auf den friſchen Fleck zu gießen, dieſelbe einige Zeit auf dem Stoff liegen zu laſſen und dann mit lauem Waſſer nachzuwaſchen. Auch bei farbigen, wollenen Kleidern hat ſich dieſes Verfahren erprobt. Aus Holz- und Steinböden kann man nicht zu ſehr veraltete Heidelbeer- und Kirſchflecke auf dieſe Weiſe entfernen. — Tintenflecke aus Teppichen von Wollſtoffen zu entfernen, gelingt, ohne daß eine Spur von den Flecken zurückbleibt, beſonders ſolange die Tinte noch feucht iſt, wenn man zuerſt alle Tinte, welche noch nicht in den Stoff eingedrungen iſt, mit Fließpapier oder Baumwolle vorſichtig auffaugt, dann ein wenig ſüße Milch auf den Tintenfleck tröpfeln läßt und mit einem Stückchen reiner Watte aufſaugt. Dieſes Verfahren muß zwei- bis dreimal, jedesmal mit friſcher Milch und reiner Watte wiederholt werden. Schließlich muß man den Fleck noch mit reinem Seifenſud abwaſchen und mit einem reinen Tuche trocken reiben. Iſt der Tintenfleck ſchon älter und eingetrocknet, ſo muß die Milch länger darauf ſtehen bleiben. (Aus dem „Deutſchen Tageblatt“ in Columbus in Nordamerika.)

Naſſes Fußzeug zu trocknen.

Naſſes Fußzeug ſollte man nie auf dem Herd oder im Ofen trocknen. Dadurch leidet das Leder, es wird hart und bricht leicht; außerdem werden die Stiefel äußerlich wohl trocken, aber inwendig bleiben ſie feucht und ſind der Geſundheit nachträglich. In Häuſern, wo häufig naſſes Fußzeug vorkommt, ſollte man einen Kaſten mit Hafer haben und gleich jeden naſſen Stiefel oder Schuh mit Hafer füllen und in den Hafer hineinſtellen. Der nimmt alle Feuchtigkeit in ſich auf, trocknet das Fußzeug inwendig wie auswendig und erhält dem Stiefel ſeine vorherige Größe, während die in der Wärme getrockneten immer eng werden und drücken. **A. K. B.**

Für die Küche.

Erdbeerenkonſerve. Zuthaten: 1 kg Erdbeeren, 1 kg Zucker und eine halbe Flaſche Madeira. — Erdbeeren, Zucker und Madeira läßt man 24 Stunden in einer wohlverſchloſſenen Terrine ſtehen. Dann kocht man dies auf. Am folgenden Tage legt man die Erdbeeren in Gläſer, kocht den Saft 10 Minuten auf und gießt ihn heiß über die Früchte. Wenn dieſelben erkaltet ſind, bindet man die Gläſer zu. **Phili.**

Bäder und Sommerfriſchen.

Antworten auf Frage 125, an **J. K.**

Oſtſeebad Lubmin, ein pommerſches Bauern- und Fiſcherdorf von etwa 450 Einwohnern, liegt höchſt maleriſch und unmittelbar an jenem durch ſeine Naturſchönheiten hervorragenden Meereseinſchnitt, der durch die nördlichen Teile Neuvorpommerns und die ſüdlichen Rügens, letztere beſonders intereſſant durch die zerriſſene Beſchaffenheit ihrer Küſte, gebildet wird. Demgemäß bieten ſich dem im prächtigen Kiefernwalde am Lubminer Strande Luſtwandelnden die herrlichſten Blicke über die weite See in die Ferne. Wohnungen ſind gegenüber anderen Badeorten wohlfeil und in großer Anzahl vorhanden. Weitere Auskunft erteilt

Die Badeverwaltung.

Als geeigneten Ort geſtatte ich mir das Oſtſeebad Lubmin zu empfehlen. Meine Familie verbringt dort die Sommerferien ſeit beinahe zehn Jahren.

Frau Konſul **Wellnitz** in **Berlin.**

Penſion Maria-Clara im Seebade Doberan in Mecklenburg liegt in einem großen, parkartigen Garten mit herrlichen Baumgruppen und reizend am Teich und an dem, den Garten durchſtrömenden Waldbach gruppierten Terraſſen und Lauben, ca. 15 Minuten entfernt das altrenommierte Stahlbade-Etabliſſement Doberan. Unmittelbar daran grenzt der ſtundenweite, herrliche Kellerswald. —

Bezugnehmend auf Frage 125 erlaube ich mir, die Penſion von Frau Profeſſor Jacobſen-Roſtock zu empfehlen. Die Dame wohnt in Roſtock, geht aber vom 15. Juli bis 15. Auguſt nach dem reizend gelegenen, von Wald umgebenen, einfachen, ſtillen Badeort Graal an der Oſtſee, wo ſich die Penſion befindet. Penſion wöchentlich 15 Mk. pro Perſon, Zimmer mit 2 Betten wöchentlich 12 Mk. Adreſſe: Frau Prof. Jacobſen, Roſtock, Friedrich-Franzſtr. 68. **G. M.**

Ich kann die Penſion Biermann im Seebade Büſum in Holſtein angelegentlich empfehlen. Reinliche Zimmer, reichliche, ſchmackhafte Koſt, aufmerkſame Bedienung bei mäßigen Preiſen. Und dann das Meer und die Luft, Deiche und Watt! Endlich die einfachen, ehrlichen Menſchen! Bleibt dieſes Büſum, was es war — Kenner werden mich verſtehen —, dann kann es noch vielen erholungsbedürftigen Menſchenkindern zur Freude und zum Heile werden.

Degel, Dekan, **Seibelsdorf** in Bayern.

Oſtſeebad Heiligenhafen mit dem 15 Minuten entfernten Badeetabliſſement Warteburg liegt auf der öſtlichen Spitze Holſteins, der Inſel Fehmarn gegenüber, hart am Meer. Billige Penſion bei Herrn **J. M. Zeppe.**

Fragen.

138) Kann mir eine Daheimleſerin Auskunft geben über Wohnungsverhältniſſe in Eberswalde, unweit Berlin? Iſt dort eine Wohnung von 4 Stuben, 2 Kammern, Küche und Zubehör im Preiſe von 4—500 Mk. erhältlich? Im voraus herzlichen Dank! **Eine Daheimleſerin.**

139) Könnte wohl eine der lieben Daheimleſerinnen mir eine Stadt nennen, in welcher die Gründung eines Kindergartens mit damit verbundener Elementarſchule einem wirklichen Bedürfnis entſpräche? Im voraus beſten Dank von einer **alleinſtehenden Abonnentin.**

140) Kann eine freundliche Leſerin mir vier Sprüche angeben, die ſich für die Tiſchdecke eines Herrenzimmers eignen? Ich möchte in grauem Java-Canevas eine Decke arbeiten und als Randverzierung Sprüche in Kreuzſtich ſticken. Beſten Dank im voraus. **S. in der Haide.**

141) Könnte mir vielleicht eine erfahrene Hausfrau ſagen, wie ich am beſten ein Crème-Cachemirkleid ſelbſt waſche? Beſten Dank im voraus. **Eine filia hospitalis.**

142) Wo bekommt man gute, unauslöſchliche Tinte zum Wäſchezeichnen? Vergangenes Jahr wurde mir Niggerinum empfohlen, das hat ſich aber gar nicht bewährt. Dann hatte ich Höllenſteintinte vom Apotheker, davon iſt aber nach der zweiten Wäſche nur ein gelber Schein zurückgeblieben. Bei anderer Tinte iſt nach der erſten Wäſche ſchon der Namenszug löcherig geworden. Um guten Rat und Hilfe bittet **Eine bedrängte Krankenhaus-Vorſteherin.**

Auskunft.

Frau **L. B. L.** empfehle ich auf Fr. 106 in Nr. 30 Frau Maria Götz in Friedrichshagen bei Berlin, Rahnsdorferſtr. 45, I; ſie nähte bisher Schlipſe für ein Geſchäft in Berlin, bekommt aber keine Arbeit mehr, weil ſie außerhalb Berlins wohnt.

Frau Paſtor **S.** in **Gießmannsdorf.**

Redaktionspoſt.

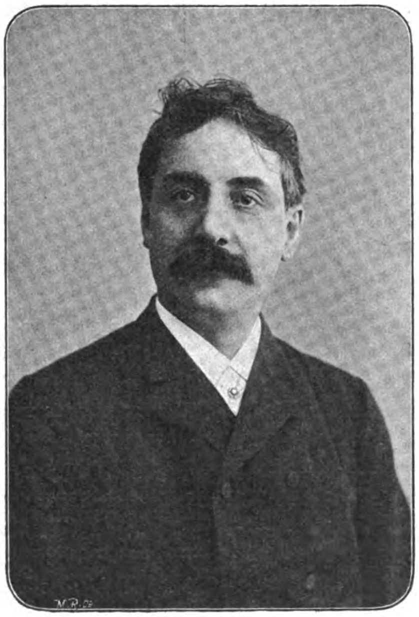
Frhr. v. B. Weimar oder Ilmenau!

L. G. in **Wiſſen.** War nicht mehr möglich!

Haus-
muſik
Daheim
F. Reiſs.

Florian Zajic.

Der Geiger Florian Zajic iſt aus kleinen Verhältniſſen hervorgegangen. Mühe, Not und Sorge drückten auf ſeine erſte Jugend, und nur die glühende Energie, mit der ſein großes und ſtarkes Talent ſeine Kräfte ſchwellte, hat ihn über alle die Mühſeligkeiten und die laſtende Schwere des Lebens emporgetragen bis auf die Höhe der Kunſt. Zajic ſtammt — wie es der Name deutlich genug ſagt — von ſlaviſchen Eltern ab; in einem kleinen böhmiſchen Neſt, in Unhoſcht, wurde er am 4. Mai 1853 geboren als Kind blutarmer Leute. In Böhmen iſt jedermann muſikaliſch; jedermann ſpielt dort ein Inſtrument, und wenn ein Volk, das aus lauter Muſikern beſteht, auf die muſikaliſchen Leiſtungen eines Kindes wie auf etwas Erſtaunliches und Außergewöhnliches hinhört, dann muß der jugendliche Muſikant in der That ganz wunderbar muſizieren. Unſer kleiner Florian geigte wirklich außerordentlich. Aber was ſollte aus ihm werden? Die Eltern arm, die Verwandten arm! Die Senatoren von Unhoſcht vermutlich Leute, die nicht in der Lage waren, ſo etwas wie einen prix de Rome für den ſchwarzhaarigen Geiger zu ſtiften. Wenn ſich die Kieſelſteine im Bache an einander wetzen, ſo werden ſie ſchließlich hübſch rund. Die Natur beſorgt den Schliff. Leider aber geht es mit den Talenten nicht ſo wie mit den Kieſeln im Bach; ſie ſind anſpruchsvoller. Sie wollen geſchliffen ſein wie Diamanten, wenn ihre Schönheit funkeln und leuchten ſoll. Da wäre es nun um den armen Florian übel beſtellt geweſen, wenn nicht ein großmütiger Mann ſich gefunden hätte, der, mit irdiſchen Gütern geſegnet, des talentvollen Knaben ſich annahm. Er ſchickte ihn nach Prag auf das Konſervatorium, wo der Junge unter Begünſtigung aller Art acht Jahre hindurch fleißig ſtudierte. Die trefflichen Meiſter Mildner und Bennewitz waren ſeine Lehrer. Als fertig gebildeten Geiger ſah Prag den jungen Mann ziehen. Zajic wirkte zuerſt als Konzertmeiſter in kleineren Stellungen. Die Überproduktion an trefflichen Muſikern iſt ja heute eine ſo große geworden, daß nur die Beſten von ihnen ſich auf der Oberfläche erhalten können und in dem Strome dahintreiben, bis ſie irgendwo einen ſicheren Hafen finden. Die anderen, die Schwachen, verſinken und verſchwinden ſpurlos. Der guten Stellen ſind wenige; daß ſie dort, wo die Tüchtigſten ſich anbieten, nur von den Tüchtigſten unter den Tüchtigen beſetzt werden, kann nicht überraſchen. Und ſo bleibt für den Nachwuchs, für die jungen Künſtler, die die Naſe eben ins Leben ſtecken, nicht allzu viel Auswahl übrig. Sie ſtarten, wo ſie können, und ſuchen ſo ſchnell als möglich ans Ziel zu gelangen. Das bringt das Wettrennen um die bürgerliche Exiſtenz nun einmal ſo mit ſich.


Kammervirtuos Florian Zajic.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen J. Baruch in Berlin.

Zajic begann ſeine Laufbahn in Augsburg als Konzertmeiſter am Theater; dann folgte er einem Rufe Vincenz Lachners nach Mannheim in eine künſtleriſch bedeutungsvollere Stellung. Ein Stück Romantik fällt hier in das bisher graue Leben unſeres Künſtlers: daß ein junger Muſiker, der mehr Haare als Lorbeer auf ſeinem Haupte trägt, die Tochter eines Miniſters ſich erringt, würde ſelbſt dem unwiderſtehlichen Trompeter von Säkkingen nicht ſo leicht geworden ſein. Nun, dem Geiger vom Unhoſcht wurde es auch nicht gerade leicht. Aber ſein Herzensroman nahm ein glückliches Ende. Die geſellſchaftliche Stellung des modernen Künſtlers reicht eben in eine Höhe empor, die man vor Liszt und Wagner nicht für möglich gehalten hätte. War ja doch Schubert, als er in einem ungariſchen Adelshauſe Unterricht erteilte, in ſeinem Verhältnis zur Familie ſeines gräflichen Brotherrn, kaum mehr als ein Bedienter. Zajic ſtieg mit den Konzerten, in denen er ſich hören ließ, in ſeinem Anſehen als Virtuoſe ungemein. In Straßburg, wohin er als Lehrer des Violinſpiels an das Konſervatorium berufen ward, erregte er freudigſte Bewunderung als Konzertgeiger, und einen wahrhaft glänzenden, ja großartigen Erfolg errang der heißblütige Künſtler in den von Pasdeloup begründeten Concerts populaires in Paris; vergeblich verſuchte ein politiſch wahnſinniger Pöbel durch rohes Geſchrei und gellendes Pfeifen in Zajic den deutſchen Künſtler zu treffen: die Schreier wurden auf die Straße befördert, und das Publikum zeichnete den Künſtler mit Beifallsſtürmen für ſeine vollendete Wiedergabe des Konzerts von Vieuxtemps aus. Auch in Deutſchland hatte Zajic ſeinen Ruf, einer unſerer glänzendſten Geiger zu ſein, unterdeſſen befeſtigt und verbreitet. Zajic trat in zahlreichen Städten auf und ſchließlich feſſelte ihn die Philharmoniſche Geſellſchaft in Hamburg als Konzertmeiſter an die alte Hanſaſtadt. Verſchiedene Urſachen, die in der damaligen künſtleriſchen Leitung und den künſtleriſchen Verhältniſſen der Philharmonie ihren Quellpunkt fanden, veranlaßten Zajic, ſeine Konzertmeiſterwürde niederzulegen. Mit Bedauern ſah man den trefflichen Künſtler ſcheiden. Er überſiedelte nach Berlin, wo er 1891 in den Lehrerverband des angeſehenen Sternſchen Konſervatoriums eintrat; ein Wirkungskreis, in dem Zajic noch heute ſeine Lehrkraft entfaltet. Hamburg wurde der Künſtler trotzdem nicht völlig ungetreu: er pflegt in jedem Winter eine Anzahl von Kammermuſikaufführungen zu veranſtalten, die zu den Zierden des hamburgiſchen Kunſtlebens gehören. Zajic iſt ein ausgezeichneter Virtuoſe: ſeine Technik darf vollendet genannt werden, ſein Spiel iſt feurig und glänzend, ſein Ton von wundervoller Süße. Zajic führt eine der ſchönſten Geigen, die überhaupt je in den Händen eines Künſtlers erklang: eine prachtvolle Joſeph Guarneri-Violine, die vor ihm Ferdinand David beſeſſen hatte. Das koſtbare Inſtrument hatte Zajic 1885 für den Preis von 800 £ gekauft. Meiſter David ſelbſt hatte ſie 1861 für 6000 Franken erſtanden. Glücklicher Künſtler! Glückliche Geige!

Die geiſtliche Oper: „Moſes“ von Rubinſtein und das bibliſche Oratorium: „Moſes“ von Max Bruch.

I.

Einem überaus glücklichen Zufalle habe ich es zu danken, daß ich im vorigen Jahre der erſten Aufführung des „Moſes“ von Rubinſtein im Gewandhauſe zu Leipzig beiwohnte und daß ich auch zufällig in Barmen war, als daſelbſt, ebenfalls von dem Komponiſten geleitet, die erſte Aufführung des „Moſes“ von Max Bruch ſtattfand. Natürlich verfehlte ich nicht, dieſelbe anzuhören Dies gab mir Gelegenheit zu Vergleichen, aus denen ich hier ein weniges mitteilen möchte.

Zunächſt tritt uns die Frage entgegen: Iſt Moſes ein geeigneter Gegenſtand für ein geiſtliches Muſikwerk? Es gibt eine Anzahl Kompoſitionen dieſes Gegenſtandes, doch keine, die eine bleibende Bedeutung erlangt hätte. Unſere großen Komponiſten ſind dem Stoffe aus dem Wege gegangen und hatten am Ende damit recht. Allerdings ſcheint das Werk, das Moſes vollendete, ſeine Stellung als Führer des Volkes und Vermittler des göttlichen Willens, ſein Glaube, ſein Mut, ſeine heilige Größe es zu empfehlen, Moſes zum Mittelpunkte eines Oratoriums zu machen; aber es ſcheint doch nur ſo. Moſes hat mehr eine maleriſche als dramatiſche, und ſomit auch muſikdramatiſche Bedeutung. Seine Thaten und Geſchicke geſtalten ſich überall leicht zum Bilde, ſchwer zur Scene. Moſes iſt in ſeiner ganzen Art zu unperſönlich. Seine Worte ſind nicht ſein, er iſt der Herold eines höheren Gebotes, er iſt nicht der Herr ſeiner Thaten, er führt Gottes Thaten aus. Einen inneren Kampf kennt er nicht, er iſt immer derſelbe. Auch ſein Ende, daß er das Land der Verheißung ſieht, aber nicht hineinkommt, iſt zwar an ſich ergreifend, aber, dramatiſch betrachtet, ungenügend motiviert. Er bleibt dem menſchlichen Empfinden zu fremd. Wenn aber verſucht wird, ihn dem Hörer menſchlich näher zu bringen, wie Max Bruch zu Ende ſeines Oratoriums gethan hat, ſo ſinkt er von ſeiner Höhe zu dem Bilde eines alten, frommen Mannes herab. Neben ihm finden ſich Geſtalten, die der muſikaliſchen Darſtellung dankbarere Stoffe bieten, Aaron, Mirjam, das anbetende oder murrende Volk, ſelbſt die Rotte Korah; hier iſt menſchliches Fühlen und leidenſchaftliche Bewegung; Moſes ſelbſt ſteht da, wie ein ewiger Dreiklang, in einſamer Heiligkeit.

Auch iſt die Aufgabe ſo groß, daß es ſich fragt, ob wir Komponiſten haben, die ihr gewachſen ſind. Figuren von der heroiſchen Größe, der Wucht und dem Ernſte eines Moſes zu bilden, iſt nicht jedem gegeben. In der Plaſtik haben wir einen Moſes, der ſeinem Vorbilde ähnlich iſt, es iſt der Moſes Michelangelos. Das muſikaliſche Bild eines Moſes und ſeiner Zeit würde Händel haben zeichnen können, auch Beethoven, wenn er nicht in einer religiös gar zu dürftigen Zeit gelebt hätte; aber weder Rubinſtein noch Bruch haben Werke geſchaffen, die der Größe und Tiefe der Aufgabe gerecht geworden ſind, ſoviel Schönes auch in beiden Werken enthalten iſt.

Rubinſtein nennt ſein Werk geiſtliche Oper. Er denkt ſich den Vorgang dargeſtellt wie auf der Bühne, nur daß dieſe Bühne und die Aktion fehlen.*) Er führt alſo den dramatiſchen Verlauf der Sache vor, er malt in Tönen. In ſeiner geiſtlichen Oper „Das verlorene Paradies“ geht Rubinſtein ſo weit, daß er den Satan mit Gepolter aus dem Himmel ſtürzen, daß er die Schlange ziſchen und die Thür des Paradieſes ſich donnernd ſchließen läßt. So verfährt er auch im Moſes; auch hier malt er in Tönen und verſucht es, den Manna-Regen zu ſchildern. Es ſind alſo muſikaliſche Scenen, die er vorführt. Die reflektierenden Beſtandteile, die in dem alten Oratorium dem Komponiſten Gelegenheit gaben, ſeine beſten und tiefſten Worte zu reden, fehlen hier. Es ſtellt ein Stück Religionsgeſchichte dramatiſch dar.

Rubinſtein verfährt ſehr gründlich. Er führt die ganze bibliſche Geſchichte, ſogar noch erweitert durch Legenden, in acht Akten an dem Leſer vorüber. Hierdurch gewinnt das Muſikſtück eine Länge, die über die Leiſtungsfähigkeit der Sänger, wie der Hörer hinausgeht.

Muſikaliſch betrachtet iſt es ein Werk von hoher Bedeutung. Rubinſtein wandelt nicht ausgetretene Wege, er tritt uns als ein Meiſter entgegen, der Neues zu ſchaffen weiß. Freilich iſt der Wert des Werkes ungleichartig. Neben köſtlichen Partien finden ſich öde Strecken, neben wahren Perlen von Muſik gänzlich verfehlte Dinge. Das iſt einmal Rubinſteins Art, der es von jeher nicht vermocht hat, Selbſtkritik zu üben. Rubinſtein iſt von jeher im Kleinen groß geweſen, und ſo ſind es auch hier die kleinen Sätze, ſozuſagen die Zwiſchenſätze, die wir als Perlen bezeichnen müſſen und die es verdienen, vor der Vergeſſenheit bewahrt zu werden. Andere Stücke des Werks ſind groß und eindrucksvoll angelegt, werden aber durch merkwürdige Geſchmackloſigkeiten verunziert. So beginnt die Scene der Geſetzgebung ernſt und groß. Der Donner rollt, das Volk betet an. Die Stimme Jehovas ertönt, begleitet von Orgelklängen. Rubinſtein hat dieſe Stimme dem Tenor übertragen und angeordnet, daß der Sänger nicht in der Reihe der übrigen ſtehe, ſondern von der Orgel aus ſinge. Das iſt eigenartig und von trefflicher Wirkung. Jetzt folgen die Worte des erſten Gebots, die recitando in Begleitung eines leiſen Paukenwirbels vorgetragen werden. Der Paukenwirbel, den zwei Paukenſchläger auf einer Pauke ſchlagen, ſchwillt zum gewaltigen Donner an und endet mit einem dröhnenden Schlage, nicht anders, als wenn der Blitz eingeſchlagen hätte. Dies hatte eine gewaltige Wirkung. Sie wäre dem weiteren Verlaufe des Stückes zu gute gekommen, wenn ſich hier ſogleich die Geſchichte vom goldenen Kalbe, alſo die Übertretung dieſes Gebotes, angeſchloſſen hätte. Aber dazu iſt Rubinſtein zu gründlich. Er läßt ein Gebot dem anderen folgen, jedesmal mit Donner und Blitzſchlag. Das dauerte ſo lange, bis alles über die Geſchmackloſigkeit lachte.

Das jüdiſche Lokalkolorit iſt kräftig aufgetragen und ſehr treu. Da, wo die Geſchichte in das dritte und vierte Buch Moſis kommt, geſtaltet ſich die Oper zur Synagoge.

Der Komponiſt ſtellt hohe Anforderungen. Die Chöre bieten zum Teil außerordentliche Schwierigkeiten, die mit der Wirkung eigentlich nicht in rechtem Verhältniſſe ſtehen. Er fordert acht Soliſten, großen, gemiſchten Chor und einen Männerchor, alſo Darſtellungsmittel, die nicht überall zu haben ſind. Der „Moſes“ iſt im vergangenen Jahre zweimal am Rhein aufgeführt worden; jetzt, nachdem der Komponiſt geſtorben iſt, kann auch ſein Werk ziemlich als tot gelten.

II.

Max Bruch beſchränkt die Geſchichte Moſis auf vier Scenen, die die Haupt- und Wendepunkte der Geſchichte darſtellen, hält ſich innerhalb des bibliſchen Berichtes und fordert für ſein Oratorium nicht mehr Raum, als ihn ein Konzertabend zu bieten hat. Der Chor hat die Hauptaufgabe zugewieſen erhalten, was ganz natürlich iſt, da es ſich um die Geſchicke eines Volkes handelt und der Gegenpart Moſis eben dieſes Volk iſt. Dem Chor treten drei Soliſten hinzu, ein Baß, der Moſes darſtellt, ein Tenor für Aaron und ein Sopran für den Engel Gottes. Die Zuteilung der Partien des Moſes und Aaron zum Baß- und Tenorſolo ergibt ſich von ſelbſt. Auffällig iſt die Einführung einer Sopranſtimme, die der Engel Gottes ſingt. Offenbar bedurfte der Komponiſt aus muſikaliſchen Gründen einen Sopran als Gegenſatz zu den Männerſtimmen. Auch gab ihm der Engel Gelegenheit, ſeine Eigenart, die mehr der Klangſchönheit, dem weichen und gefühlvollen Ausdrucke zuneigt, zu entfalten. Und wirklich enthält auch die Partie des Engels beſonders ſchöne, echt Bruch'ſche Stellen; z. B. die Cavatine: „O ſelig Volk, von Gott befreit, wohl Dir, Du gehſt an Gottes Hand“, eine Stelle von köſtlichem Wohllaut und eindringender Sprache. Aber für die Stellung Moſis im Oratorium iſt die Einführung des Engels ungünſtig. Moſes ſinkt durch die Einſchiebung einer zweiten Mittelsperſon auf einen tieferen Rang herab, es bleibt für ihn nicht viel zu ſagen und zu thun mehr übrig, und man gewinnt den Eindruck, als ſei gerade Moſes in ſeinem Oratorium am ſchlechteſten weggekommen. Der Engel wirkt durch die Schönheit ſeiner Rede, Aaron durch menſchliche Leidenſchaft, Moſes hat wenig mehr zu thun, als ſeine Zuſtimmung zu dem bereits Geſagten auszuſprechen. Wenn er aber im zweiten Teile des Oratoriums ſelbſtändiger hervortritt, ſo iſt das Bild, das er dann zeigt, wiederum nicht das Bild eines Gotteshelden, ſondern eines alten, frommen Mannes, den Gott abruft und der ſeine Kinder ſegnet.

Bruch hat ſich geſagt, daß er die Hand an einen Stoff lege, der in großem Stile gehalten werden müſſe, und daß er Geſtalten zu ſchaffen habe, die über das Mittelmaß hinausgehen. Darum ruft er alle muſikaliſchen Kräfte herbei und ſetzt von vornherein mit der vollen Wucht des großen Orcheſters, mit dem Chor in hoher Lage und mit Fortiſſimo ein und hält dieſe Kraft und Höhe durch große Strecken des Oratoriums feſt. Hierbei mutet er dem Sopran im Chor, wie dem Solo-Sopran, die vom hohen G gar nicht wegkommen, harte Dinge zu. Aber iſt die Kraft der Ausdruck der Größe? Es gibt Redner, die die Stimme erheben und die Worte betonen, als ſeien ſie dreimal unterſtrichen, ohne jedoch das Bedeutende zu Tage zu bringen, das ſie gern ſagen möchten. Bedeutung und Größe müſſen mit inneren Mitteln hervorgebracht werden. Für die muſikaliſche Ökonomie des Oratoriums war es nicht von günſtiger Wirkung, daß von vornherein mit aller Kraft eingeſetzt wurde. Der Komponiſt beraubte ſich dadurch der Möglichkeit, ſpäter Steigerungen eintreten zu laſſen. Das Geſamtwerk zeigt leicht das Bild einer abſteigenden Linie. Wenn der ſtarke Einſatz längere Zeit hindurch auf ſeiner Höhe gehalten wird, ſo verliert er ſeine Wirkung und ſchließt ſich der abſteigenden Bewegung an. Dieſe Beobachtung konnte man in dem erſten Teile des Bruch'ſchen Moſes machen.

Nach einem pompöſen, von Orgel, Poſaunen und der ganzen Tonfülle des Orcheſters begleiteten Lobgeſange, in dem die Juden für die Rettung aus der Knechtſchaft danken, erſcheint der Engel Gottes und verkündet des Herrn Barmherzigkeit über ſein Volk. Moſes verſammelt die Gemeinde und ſtimmt mit ihr einen zweiten Lobgeſang an, worauf der Engel Moſes abruft, um Gottes Willen zu vernehmen. Es iſt textlich geſchickt gemacht, daß der letztgenannte Lobgeſang ſich an die Worte des 90. Pſalms, der den Namen Moſis trägt, anſchließt. Aber zwei Lobgeſänge und ein Forte, das eine halbe Stunde dauert, ſind des Guten zu viel. Bei der Gleichartigkeit des Stoffes, und weil die zu lange hochgeſpannte Kraft ermüdet, entſteht der Eindruck, als mangele es dem Komponiſten an Ausdrucksmitteln, was doch bei Bruch nicht der Fall iſt. Wenn aber gegen Ende der Scene das volle Licht zur Dämmerung herabſinkt und Moſes, begleitet von wehmütigen Schauern, ſich anſchickt, „ins Dunkle zu gehen“, ſo entſpricht das nicht dem Bilde, das wir von dem Gotteshelden Moſes haben, ſondern eher dem Bilde eines greiſen, griechiſchen Sehers, der an der Pforte der Unterwelt opfert.

Auch der nun folgende Abſchnitt, der die Geſchichte des goldenen Kalbes ſchildert, leidet in ſeinem Höhepunkte an einer ungünſtigen Verteilung der Kräfte. Das murrende Volk, ſeine Angſt und Unruhe, die verzweifelnde Frage: „Mann Gottes, wo biſt Du?“, der zagende Widerſtand Aarons ſind charakteriſtiſch geſchildert. Nun beginnt der Tanz ums goldene Kalb, der ſich zum Taumel, zum Fanatismus ſteigert. Einem ſolchen Lärm gegenüber kann auch der beſte Baß nicht aufkommen. Dieſe Stelle hat Rubinſtein, der einem leichten Tanzrhythmus die ſchweren Accente des Propheten gegenüberſtellt, wirkungsvoller geſchildert. Bei Bruch kommt der Gegenſatz der Anhänger eines ſinnlichen Götzendienſtes und eines überſinnlichen Gottesdienſtes nicht zur Geltung; es ſteht Macht gegen Macht, Trotz gegen Gebot, und das gibt keinen Gegenſatz.

Der zweite Teil des Oratoriums beginnt mit der Rückkehr der Kundſchafter aus dem gelobten Lande. Bruch iſt nicht ſo ſehr ein Meiſter epiſcher Muſik, als es ihm gegeben iſt, dem ſubjektiven Gefühl, der Sehnſucht, Hoffnung, Trauer Ausdruck zu verleihen. Hier kommt er nun in ſein eigentliches Gebiet. Schon der erſte Chor, der der heimkehrenden Kundſchafter mit dem liedartigen Schluſſe: „Land des Sehnens, Land der Hoffnung“ gehört zu den Perlen der Partitur. Das tiefe und warme Gefühl, das darin enthalten iſt, gewinnt einen eigenartigen Ausdruck dadurch, daß in dieſem Schlußſtücke der Sopran ausſcheidet und nur das Terzett der tieferen Stimmen übrigbleibt. Auch in der darauf folgenden Nummer wird der Reue Aarons und der Sehnſucht des Volkes „Heim ins Land, wo Milch und Honig fließt“ ein ergreifender Ausdruck gegeben. Darauf bricht Kriegslärm los, das Volk zieht in den Kampf gegen Amalek und gewinnt den Sieg. Jetzt verkündet der Engel, und zwar mit den Worten der Schrift, Moſi ſeinen Tod, ehe er noch in das Land der Verheißung kommt. Dieſer Tod iſt nicht die Strafe für ſeinen Unglauben, auch nicht ein herbes Geſchick: „Garben, die der Herr geweiht, fährt er ein zu ſeiner Zeit“. Moſes erwidert, daß er bereit ſei, ſegnet ſein Volk und ſtirbt. Ein Chorrecitativ, geſungen von den tiefen Bäſſen, uniſono in Begleitung von Orgel und Poſaunen, ſchließt die Geſchichte Moſis ab, und das Oratorium endet in wehmütigen Klängen, die an ſich ſchön ſind, aber doch an die Größe des Gegenſtandes nicht heranreichen. **M. A.**

---

*) Rubinſtein hat ſeine geiſtlichen Opern für die sceniſche Darſtellung geſchrieben, er dachte ſich ſeine geiſtlichen Opern in einem geiſtlichen Theater dargeſtellt. Die Red.

Neue Lieder.

Woldemar Sacks: Drei Lieder für eine Singſtimme und Klavier. Verlag von G. Plothow, Berlin W. — Es iſt immer erfreulich, einem Talente zu begegnen, auch wenn es noch einen Werdenden, einen Suchenden zeigt. Und ein Werdender iſt der Komponiſt der vorliegenden Lieder. Woldemar Sacks beſitzt ein ſchönes Talent für Stimmungsmalerei und der feine Sinn dafür, rein poetiſche Anſchauungen in Klängen feſtzuhalten, gibt ſeiner Harmonik einen reichen und feſſelnden Charakter. Die phantaſtiſche Poeſie der „Waldnacht“ (wundervoller Verſe Hermann Linggs) hat Sacks in ſeiner Kompoſition mit ſicherer Naturempfindung geſchildert. Aber Sacks hat ſich noch nicht die volle Sicherheit in der Handhabung der Kompoſitionstechnik zu eigen gemacht. Manche techniſch anfechtbare und harte Harmonieverbindung, ein Allzuviel in übermäßigen Akkorden verrät den Suchenden. Von den drei Liedern „Waldnacht“, „des klaren Himmels Sterngefunkel“ und „Abendſtändchen“ ſcheint uns das letzte in jeder Hinſicht am gelungenſten zu ſein: eine reizvoll erfundene Klavierbegleitung und der melodiſche Schwung der Singſtimme tragen die Wirkung. Durch ſtrenge Selbſterziehung wird der begabte Komponiſt die Ergiebigkeit ſeines bedeutenden Talentes zweifelsohne ſteigern und ihm Werke von tadelloſer Reinheit der künſtleriſchen Form abgewinnen.

Die Pedalgeige.

Die Verſuche, Streichinſtrumente durch gewiſſe mechaniſche Vorrichtungen zu intonieren und dadurch das Spiel dieſer ſchwierigen, für den muſikaliſch nicht hervorragend Begabten faſt unzugänglichen Inſtrumente zu erleichtern, haben ſchon oft erfinderiſche Köpfe beſchäftigt. Allen dieſen Verſuchen war indeſſen ein ausſchlaggebender Erfolg nicht beſchieden, und alle jene mit mechaniſchen Spielvorrichtungen verſehenen Inſtrumente blieben mehr oder weniger Kurioſitäten. Vor kurzem konſtruierte nun ein Hamburger Muſiker, Herr Henry Müller-Braunau, ein Inſtrument, das ſein Erfinder Pedalgeige nennt. Dieſe Pedalgeige vereinigt in ſich eine ſolche Fülle von Vorzügen, daß wir in ihr möglicherweiſe das volkstümliche Streichinſtrument der Zukunft gefunden haben. Die Pedalgeige macht das Violin- und das Violoncellospiel jedermann zugänglich: Das Inſtrument iſt leicht, ſchnell und angenehm zu erlernen. Man kann auf ihr — infolge einer einfachen Pedal- und Taſtenmechanik — ohne weiteres einen ſchönen Streichton erzeugen und die Tongebung läßt ſich mit allen feinſten Schattierungen des kunſtgemäßen Geigenſpiels vereinen. Das Griffbrett der Pedalgeige, mit Bünden verſehen, ſchließt unreine Intonation ſo gut wie völlig aus, und eine beſondere Eigentümlichkeit dieſes Inſtrumentes beſteht darin, daß es erlaubt, beliebig viele Saiten zu gleicher Zeit anzuſtreichen, und daß ſich damit die Ausſicht auf ein Accordſpiel eröffnet, wie es der bisher üblichen Violine vollſtändig verſagt iſt. Da auch der Ton des Inſtrumentes in ſeiner Klangſchönheit gerühmt wird, ſo erweckt die Pedalgeige Hoffnungen kühnſter Art. Wir hoffen, Gelegenheit zu haben, noch einmal auf dieſes Inſtrument zurückzukommen.

Vermiſchtes.

Wie ſeltſam befangen und kurzſichtig große Meiſter der Tonkunſt über einander geurteilt haben! Cherubini ſah in der großen Leonorenouverture Beethovens nur ein geſtaltenloſes Tonchaos, Weber erklärte nach dem Anhören der A-dur-Symphonie Beethoven für halb verrückt und brach ohne weiteres den Stab über ein Werk, das heute als eine der großartigſten Leiſtungen des ſymphoniſchen Stils von aller Welt bewundert wird, und ſo ließe ſich die Reihe von Beiſpielen beliebig vermehren, die das Wort Schumanns, daß nur der Genius den Genius ganz vorſtehe, völlig ſeiner Geltung berauben. Schumann iſt es gerade geweſen, der das Gegenteil bewieſen hat mit ſeiner völlig unbegreiflichen Verurteilung R. Wagners. In einem Briefe läßt ſich Schumann in folgenden Worten aus: „Wagner iſt, wenn ich mich kurz ausdrücken ſoll, kein guter Muſiker; es fehlt ihm an Sinn für Form und Wohlklang. Aber Sie dürfen ihn nicht nach Klavierauszügen beurteilen. Sie würden ſich an vielen Stellen ſeiner Opern, hörten Sie dieſelben von der Bühne, gewiß einer tieferen Erregung nicht erwehren können. Und iſt es auch nicht das klare Sonnenlicht, das der Genius ausſtrahlt, ſo iſt es doch oft ein geheimnisvoller Zauber, der ſich unſerer Sinne bemächtigt. Aber wie geſagt, die Muſik, abgezogen von der Darſtellung, iſt gering, oft geradezu dilettantiſch, gehaltlos und widerwärtig, und es iſt leider ein Beweis von verdorbener Kunſtbildung, wenn man im Angeſicht ſo vieler dramatiſcher Meiſterwerke, wie die Deutſchen aufzuweiſen haben, dieſe neben jenen herabzuſetzen wagt.“ Kann ein Künſtler im Ernſte einem verſtändnisloſen Publikum zürnen wollen, wenn erleſene Geiſter ſo wenig vermögen, Außerordentliches zu erkennen und zu ſchätzen?

Frage.

Eine junge **Daheimleſerin** wünſcht Auskunft darüber, welcher Muſiker das Lied von Geibel: „O ſieh mich nicht ſo lächelnd an“ komponiert hat. Vielleicht iſt einer unſerer Muſikfreunde in der Lage, den Namen des Komponiſten feſtzuſtellen.

Redaktionspoſt.

Antwort auf die Frage in Hausmuſik Nr. 30. Das Lied: „Haſt Du auch Kummer, haſt Du auch Schmerz“ entſtammt dem Liederſpiel „'s Lieſerl“ von Kneiff, komponiert von Michaelis. **H. H.**

Fräulein **Helene H.** in **Bernſtein** (Neumark). Verbindlichſten Dank.

Herrn Poſtdirektor **L. M.** in **Zerbſt.** Herzlichen Dank für die freundliche Aufklärung der Sache, die unſere Mozartfreunde ſehr intereſſieren dürfte.

Habanera, Berlin. Moritz Hauptmann, der große Theoretiker, hat über das Komponieren der Damen kein ſonderlich galantes Urteil gefällt. Den Malerinnen geſteht er zu, daß ihre Bilder — manchmal — doch ſo ausſehen könnten, „als wär's etwas“; aber von den Komponiſtinnen ſagt er, daß ihre Kompoſitionen „nicht einmal ſo ausſähen, als wär's etwas“.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Sammlung reich illuſtrierter Liebhaber-Ausgaben
der

Künſtler-Monographien

von

H. Knackfuß.

In vornehmen zweifarbigen Leinenbänden mit Goldpreſſung und Goldſchnitt zum Preiſe von 2—3 Mark pro Band.

Bisher ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zur Anſicht zu beziehen:

1.
Raffael
Mit 110 Abbildungen von Gemälden und Handzeichnungen

2.
Rubens
Mit 99 Abbildungen von Gemälden und Handzeichnungen

→ Jeder Band Preis 3 Mark. ←

3.
Rembrandt
Mit 156 Abbildungen von Gemälden, Radierungen und Handzeichnungen

4.
Michelangelo
Mit 78 Abbildungen von Gemälden, Skulpturen und Zeichnungen

→ Jeder Band Preis 3 Mark. ←

Die Sammlung der Künſtler-Monographien erſcheint bis auf Weiteres in monatlichen Zwiſchenräumen und iſt darauf angelegt, in erſchöpfenden, reich illuſtrierten Monographien, jeder Band ſelbſtändig in ſich abgeſchloſſen, eine vollſtändige

Geſchichte der klaſſiſchen und modernen Kunſt

zu bilden, deren handliche und äußerlich vornehme Form in kunſt- und litteraturliebenden Kreiſen ungeteilten Beifall gefunden hat.

Den bisher erſchienenen Bänden werden in monatlichen Zwiſchenräumen zunächſt folgen: **Dürer** — **Holbein d. j.** — **van Dyck** — **Franz Hals** — **Murillo** — **Velazquez** — **Tizian** — (Fortſetzung vorbehalten).

Der Eintritt in das Abonnement verpflichtet nicht zur Abnahme der ganzen Sammlung, vielmehr hat der Abonnent das Recht der Auswahl der ihm zuſagenden Bände und der Rückgabe der nicht gewünſchten, ſo daß jedem Kunſt- und Bücherfreunde Gelegenheit geboten iſt, ſeine Lieblingskünſtler ſich auszuwählen und nach und nach die Sammlung zu einer vollſtändigen und erſchöpfenden Geſchichte der bildenden Künſte zu ergänzen. Der äußerſt niedrige Preis der Bände iſt darauf berechnet, die Sammlung in die weiteſten Kreiſe zu bringen.

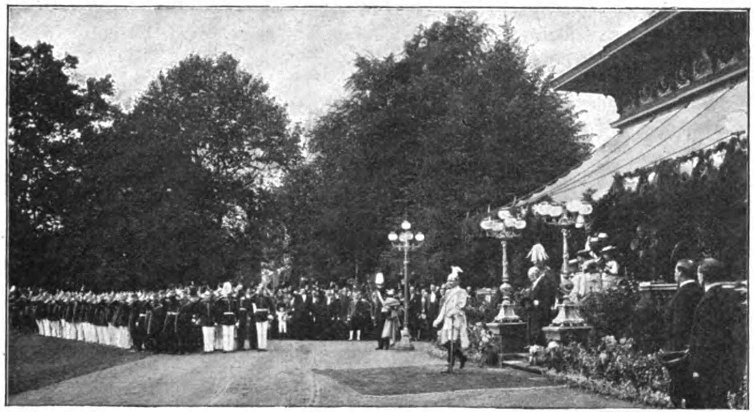
Wir entſprechen mit dem weiteren Ausbau dieſer im vorigen Jahre begonnenen Sammlung einem vielfach an uns herangetretenen Wunſche. — Der Verfaſſer verfügt, wie kaum ein zweiter lebender Kunſtſchriftſteller, über die Vorbedingungen wiſſenſchaftlich gründlicher und zugleich allgemein verſtändlicher Darſtellung. Er weiß ſeine Leſer zu feſſeln, zu erwärmen, ja hinzureißen — das mögen auch andere können; er weiß das unwichtige von dem weſentlichen zu trennen, das entſcheidende in die richtige Beleuchtung zu ſetzen — auch das mag anderen Kunſtſchriftſtellern nicht fremd ſein. Was ihn aber beſonders auszeichnet, das iſt die Art und Weiſe, wie er den Gegenſtand, den er beſpricht, dem Leſer anſchaulich zu machen verſteht. Er lehrt ein Kunſtwerk richtig betrachten! Er lehrt dies nicht mit langatmigen, kunſthiſtoriſchen Erörterungen, ſondern mit ſchlichter Deutlichkeit, der auch der Laie überall zu folgen vermag. Dieſe Vorzüge der Darſtellung werden aufs wirkſamſte unterſtützt durch eine reiche, glänzende Illuſtrierung, und an dem vollendeten Druck, ſowie an der eigenartigen, feinen äußern Ausſtattung der Bände wird jeder Bücher-Liebhaber dauernd ſeine Freude haben.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

→ **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** ←

Daheim
1895. Beilage zu Heft 14 (No. 39—41).
XXXI. Jahrgang.
Juli 1895.
Aus der Zeit — für die Zeit.

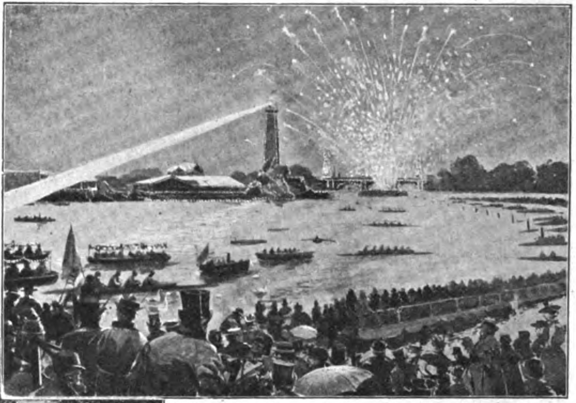
Die Eröffnung des Kaiſer-Wilhelm-Kanals.



Ankunft des Kaiſers in Hamburg.
Nach einer Aufnahme von Willy Wilcke in Hamburg.

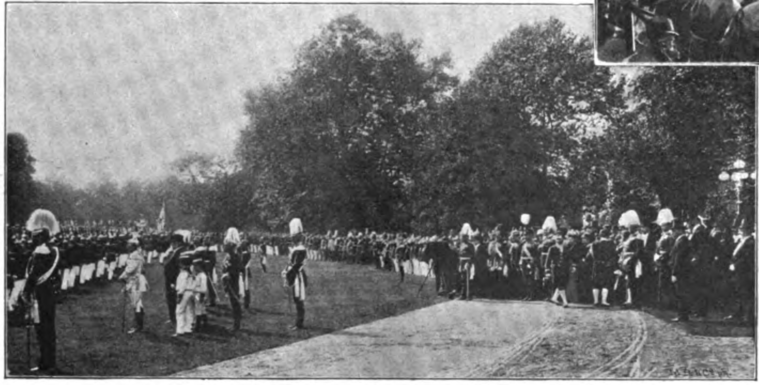
Wir haben unſere Leſer durch eingehende Berichte in den Stand geſetzt, ſich von dem jetzt die Oſt- und Nordſee verbindenden Kanal ein deutliches Bild zu machen. Heute haben wir die ſchöne Aufgabe, von dem herrlichen Feſt zu berichten, mit dem die langjährige Arbeit an dem gewaltigen Unternehmen einen ihrer würdigen Abſchluß fand. Wie wohl noch nie vorher eine ſolche Aufgabe ſo ſtetig und von vornherein in allen Einzelheiten durchdacht ausgeführt worden iſt, ſo wurde ihre Vollendung wohl auch noch nie mit einem ſo glänzenden Feſt zum Abſchluß gebracht. Wir dürfen wohl ohne Überhebung ſagen, daß beides, Arbeit und Feſt nur in einem Lande ſo verlaufen konnten, wie ſie verliefen, das über eine ſo ausgezeichnete Beamtenwelt verfügt, wie Deutſchland. Nur wo die gleiche einſichtsvolle Hingabe an die Pflicht den leitenden Baurat, wie den letzten Aufſeher, den Kommandanten und den Schutzmann durchdringt, konnte ein Kanal wie dieſer entſtehen ohne jedes größere Mißgeſchick, budgetgemäß, zur vorgeſchriebenen Zeit, konnte das Kieler Feſt mit ſeinen 100000 Zuſchauern, mit ſeinen Tauſenden von fremden Matroſen gefeiert werden, ohne Unfall, ohne Konflikte. Den Eindruck, den die bei dieſem Anlaß zu Tage tretende Organiſation unſerer Volkskraft auf die Vertreter von 14 Nationen gemacht haben muß, ſollten wir nicht unterſchätzen. Eng aneinander geſchloſſen, geſchart um unſeren Kaiſer und die anderen deutſchen Fürſten, friedlich geſinnt und doch kriegsbereit, ſo beging das deutſche Volk das Feſt des erſten großen Unternehmens, das es im Dienſt des Handels wie ſeiner Wehrkraft nach langer Zeit wieder begonnen und vollendet hatte.

Der neue Kanal ſoll in erſter Reihe dem Handel dienen, darum ſpielte ſich der erſte Teil des Feſtes in Hamburg ab. Das neue Rathaus der erſten deutſchen Handelsſtadt bot für die Feier die würdigſte Stätte.

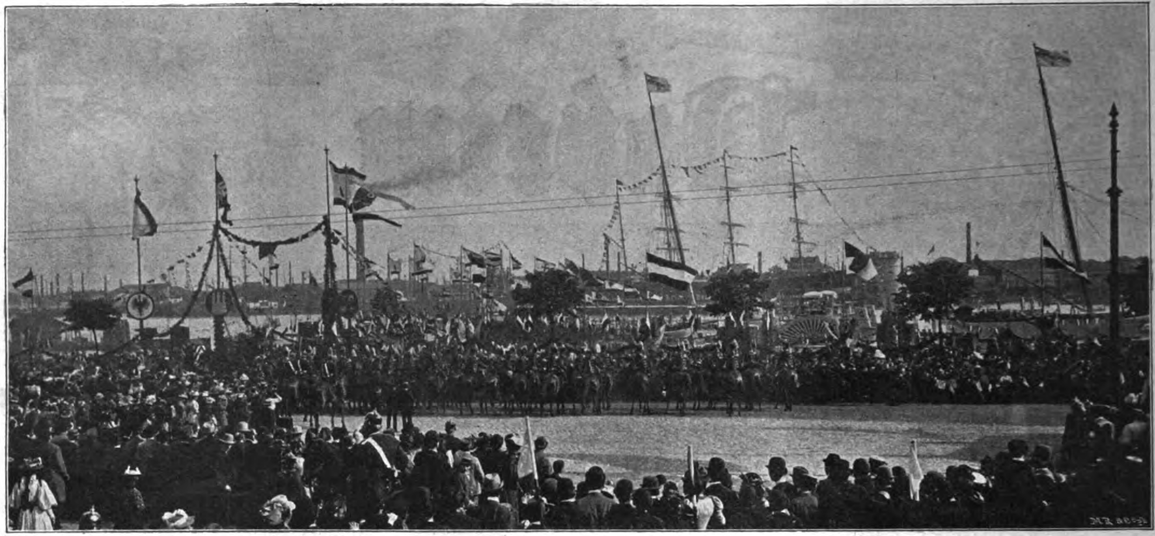


Das Feuerwerk auf dem Alſterbaſſin in Hamburg.

Uber dem Haupteingang im Rathausturme ſtehen die Standbilder Karls des Großen und Kaiſer Rotbarts, und aus 18 Niſchen blicken ebenſoviele Kaiſer des weiland heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation von Ludwig dem Frommen bis zu Franz II herab auf die Eintretenden. Der große Feſtſaal iſt allerdings noch nicht fertig, aber er hatte ein proviſoriſches Feſtgewand angelegt, das alle Gäſte entzückte. An der Längswand gegenüber den Fenſtern ſah man das alte Hamburg mit ſeinen zahlreichen Türmen und der lateiniſchen Überſchrift: „Da pacem, Domine,



Kaiſer Wilhelm nimmt die Parade der Ehrenwache ab.
Nach einer Aufnahme von Willy Wilcke in Hamburg.

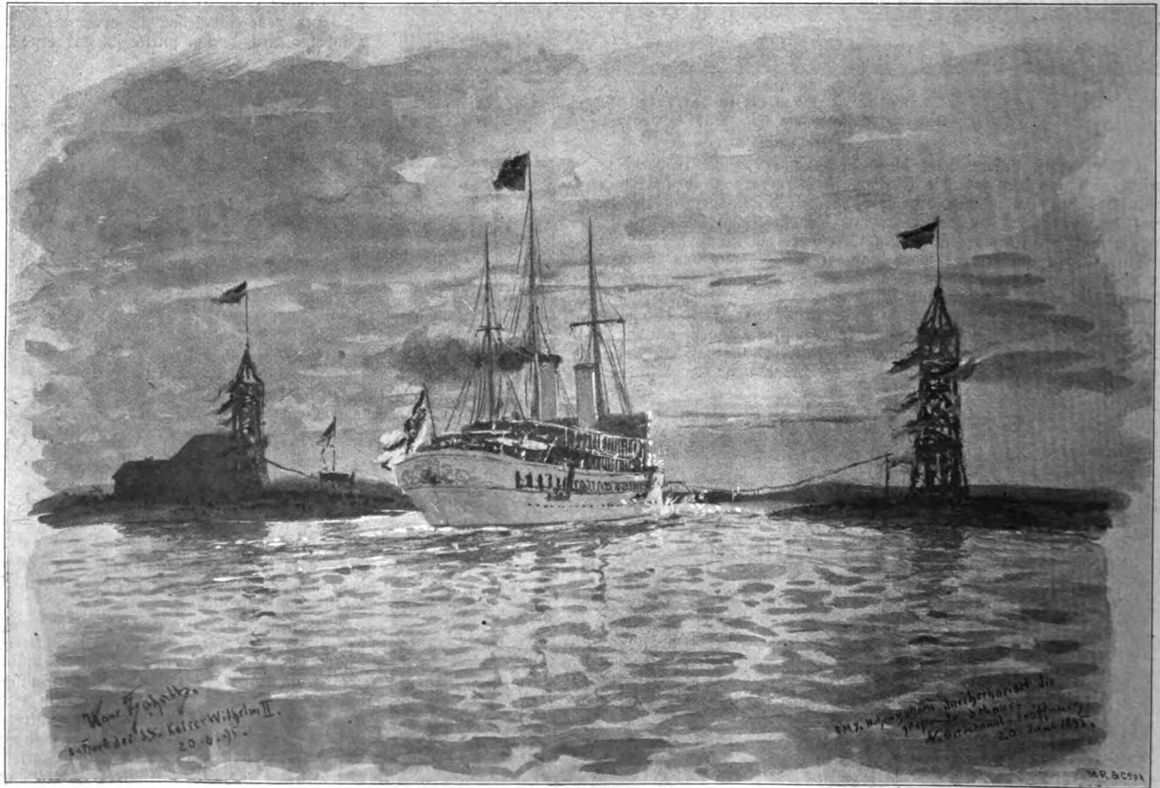


Abfahrt des Kaiſers von Hamburg.
Nach einer Aufnahme von Willy Wilcke in Hamburg.

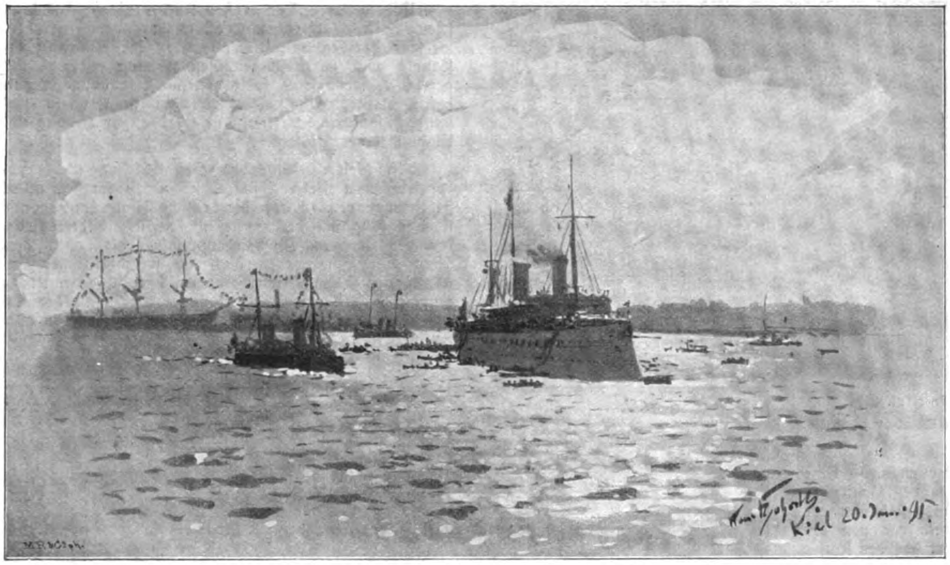
in diebus nostris“ (Gib Frieden, Herr, in unſeren Tagen). Ein erſter Hinweis auf den friedlichen Charakter, in dem das Kieler Feſt allſeitig gedacht war. Noch ein Speiſeſaal und fünf andere Prachträume ſtanden den Gäſten Hamburgs zur Verfügung.

Dieſe trafen im Laufe des 18. Juni von allen Seiten ein, und die Fürſten unter ihnen wurden von Senatoren empfangen und in die Wohnungen geleitet, welche die Gaſtfreundſchaft der reichen Handelsherren ihnen zur Verfügung geſtellt hatte. Eine Frühſtückstafel verſammelte am Vormittage des 19. Juni alle in Hamburg anweſenden deutſchen Fürſten in dem Reſtaurant des Zoologiſchen Gartens.

Um 4 Uhr 15 Minuten traf der kaiſerliche Hofzug in Hamburg ein. Vor dem Bahnhof waren drei Schwadronen des Hannoverſchen Huſarenregimentes No. 15 und eine kombinierte Fahnenkompanie des 2. Hanſeatiſchen Regiments No. 75 aufmarſchiert. Von den Huſaren waren 80 Mann beritten, um als Ehreneskorte für den Kaiſer zu dienen. Der Kaiſer trug die Uniform der Gardes du Corps mit dem Adlerhelm, die vier älteſten Prinzen hatten weiße Matroſenanzüge an. Die Kaiſerin war leider in letzter Stunde durch ein Unwohlſein verhindert worden, ihren hohen Gemahl nach Hamburg zu begleiten. Sie ſchloß ſich ihm erſt in Kiel wieder an.


Kaiser Wilhelm II.
20.6.95.
20. Juni 1895.

S. M. S. Hohenzollern durchſchneidet die bei Brunsbüttel geſpannte Schnur zur Eröffnung des Nord-Oſtſeekanals.
Nach einer Aquarelle von H. Bohrdt.


Kiel 20. Juni 95.

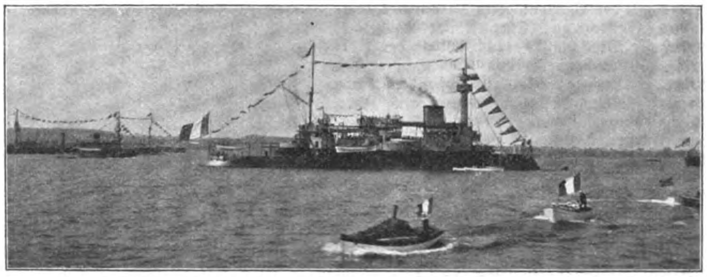
S. M. Y. Hohenzollern nach der Ankunft im Kieler Hafen.
Nach einer Aquarelle von H. Bohrdt.

Der Kaiſer und die Prinzen begaben ſich zunächſt durch die feſtlich geſchmückten Straßen, in denen eine dichtgedrängte Menſchenmenge ihnen zujubelte, zum Hafen. Die Prinzen blieben dann auf dem Schiff, der Kaiſer aber begab ſich in das Rathaus zum Feſtmahl. Die gedankenreiche, alle Anweſenden begeiſternde Rede, die er hier hielt, haben die Tageszeitungen mittlerweile längſt in jedes deutſche, in jedes halbwegs gebildete europäiſche Haus getragen. „Wir vereinigen zwei Meere,“ ſagte der Kaiſer, „auf das Meer lenken ſich unſere Gedanken, das Meer, das Sinnbild der Ewigkeit. Meere trennen nicht, Meere verbinden; die verbindenden Meere werden verbunden durch dieſes neue Glied zum Segen und Frieden der Völker. Die erzgepanzerte Macht, die verſammelt iſt im Kieler Hafen, ſoll ein Sinnbild des Friedens ſein, des Zuſammenwirkens aller europäiſchen Kulturvölker zur Hochhaltung und Aufrechterhaltung der europäiſchen Kulturmiſſion.“

Nach dem Feſtmahl fand ein wundervolles Feuerwerk ſtatt, zu dem die großartigſten Vorbereitungen getroffen worden waren. Mitten im Alſterbaſſin war eine Inſel entſtanden, von der aus die Gäſte der Stadt dem Feuerwerk zuſahen. Es gibt nicht viele Punkte auf Erden, die ſich für ein ſolches nächtliches Feſt ſo eignen wie das Alſterbaſſin, das von der einen Seite durch die prachtvolle Lombardbrücke, von den drei anderen Seiten durch drei Straßenzüge von höchſter Eleganz eingefaßt wird. Wer je an einem Sommerabend vom Uhlenhorſter Fährhauſe aus die Türme Hamburgs in den Strahlen der untergehenden Sonne erglänzen ſah, der wird ſich denken können, wie märchenhaft ſie aus tiefer Dunkelheit auftauchen müſſen, wenn elektriſche Scheinwerfer ihr Licht auf ſie fallen laſſen.

Nach dem Schluß des Feuerwerks begab ſich der Kaiſer an Bord der „Hohenzollern“, und dieſe lief, durch die von zahlreichen Freudenfeuern auf den Ufern erhellte Nacht, elbabwärts nach Brunsbüttel. Die deutſchen Fürſten begaben ſich auf der Bahn dorthin und beſtiegen den „Kaiſeradler“ oder das Schiff „Kaiſer Wilhelm II“.

Gegen 3 Uhr morgens glitt die „Hohenzollern“, mit dem Kaiſer auf der Kommandobrücke durch die Brunsbütteler Schleuſe und durchſchnitt ein ſchwarz-weiß-rotes, über den Kanal geſpanntes Tau. Ihr folgten in gewiſſen Abſtänden 23 Schiffe aller Nationen. Von allen Seiten waren viele Tauſende herbeigeſtrömt und nahmen an mehr als hundert hierfür beſtimmten Stellen Aufſtellung. Jedes vorüberfahrende Schiff wurde mit lautem Hurra begrüßt, die Muſikkapellen intonierten die betreffende Nationalhymne, am ganzen Kanal entlang herrſchte das froheſte Leben.



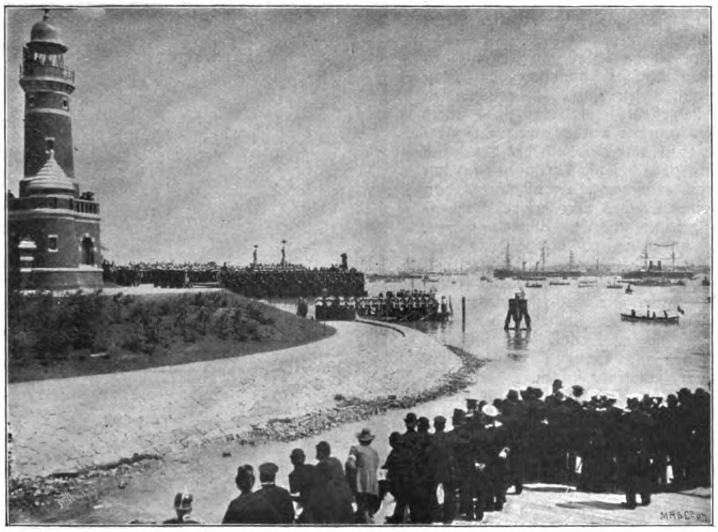
Franzöſiſche Schiffe im Kieler Hafen.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.

Um 12½ Uhr paſſierte die „Hohenzollern“ unter dem Donner der Kanonen die Holtenauer Schleuſe und ging im Kieler Hafen vor Anker. Der Nord-Oſtſeekanal war thatſächlich eröffnet.

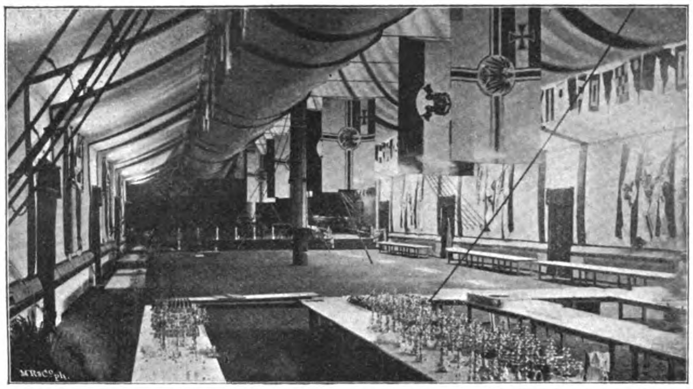
Ihre Majeſtät die Kaiſerin begab ſich nun auch auf die „Hohenzollern“, an deren Bord ein Diner die deutſchen Fürſten vereinigte.

Am Abend verſammelte ein Ballfeſt die Offizierkorps aller im Kieler Hafen ankernden Kriegsſchiffe in den feſtlich geſchmückten und für dieſen Zweck durch ein prächtiges Zelt erweiterten Räumen der Marine-Akademie. Mehr als 3000 Perſonen nahmen an dem Feſt teil, und alle Sprachen Europas klangen hier durch einander. Man denke ſich alle dieſe Marineoffiziere in ihren Gala-Uniformen, dazu die zahlreichen Vertreter unſerer Armee.

Während des 19. und 20. Juni hatte das Wetter den Feſtteilnehmern manche unliebſame Überraſchung bereitet. Sowohl in Hamburg wie in Kiel gingen ſchwere Gewitter nieder, und manches feſtliche Gewand wurde das Opfer des Regens. Am 21. Juni aber lag heller Sonnenſchein auf dem Hafen und dem von geſchmückten Menſchen wimmelnden Feſtplatz bei Holtenau. Auf dieſem fand die Schlußſteinlegung des Kanals und zugleich die Grundſteinlegung für ein Denkmal Kaiſer Wilhelms I ſtatt. Umſichtig angelegte gewaltige Tribünen machten es vielen Tauſenden möglich, Zeugen dieſes großen geſchichtlichen Augenblicks zu ſein. Schon vor 11 Uhr waren die deutſchen Fürſten und alle zu dem Feſt Geladenen in Gala-Uniform auf dem Feſtplatz eingetroffen



Ankunft des Kaiſers am Feſtplatz zu Kiel.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.

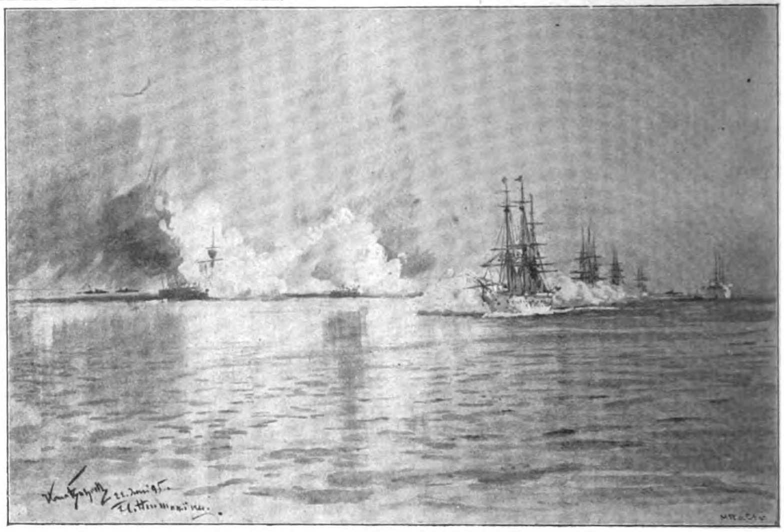


Der Feſtſaal in Kiel.

Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.

und hatten ihre Plätze eingenommen. — Eine Kompanie des erſten Garderegiments mit den hiſtoriſchen Blechmützen vertrat gleichſam die Armee. Punkt 11 Uhr landete das von der „Hohenzollern“ kommende Boot, das den Kaiſer und die Kaiſerin an Bord brachte. Beide begaben ſich zum Kaiſerzelt.

Die Urkunde wurde nun in den Schlußſtein gelegt, und der Präſident des Reichstages überreichte mit einer kurzen Anſprache dem Kaiſer den Hammer. Se. Majeſtät ſprach zuerſt: „Zum Gedächtnis Kaiſer Wilhelms des Großen taufe ich den Kanal: Kaiſer Wilhelm-Kanal.“ Dann begleitete er die drei Hammerſchläge mit den Worten: „Im Namen des dreieinigen Gottes, zur Ehre Kaiſer Wilhelms, zum Heile Deutſchlands, zum Wohle der Völker.“ Wieder donnerte von allen Schiffen der Salut, und wieder erklangen auf allen Decks die Nationalhymnen, während nun auch Ihre Majeſtät die Kaiſerin und die übrigen deutſchen Fürſten den Kanal durch ihre Hammerſchläge weihten.



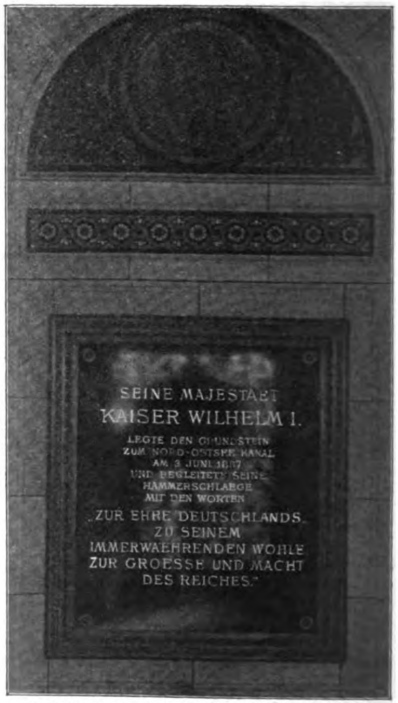
Das Flottenmanöver am 22. Juni 1895. Nach einer Aquarelle von H. Bohrdt.

Thür und Supraporte des Leuchtturmhauſes in Kiel.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy in Kiel.

Um 3 Uhr fand die Parade über die im Kieler Hafen ankernden Flotten ſtatt. Auf ihr befanden ſich diesmal alle deutſchen und fremden Fürſten. Während länger als einer Stunde fuhr das prachtvolle Schiff durch die Reihen der gewaltigen Panzerſchiffe, die ganz Europa hierher geſandt hatte, um Zeugen der Eröffnung des Kanals zu ſein. Die Kanonen donnerten ihren Salut, die Kapellen ſpielten, die Mannſchaften riefen Hurra.

Am Abend ſchloß ein Feſtmahl in Holtenau die Feierlichkeiten ab. Man hatte für dieſen Zweck ein prachtvolles Zelt hergeſtellt, dem die Form eines Schiffes gegeben worden war. Das elektriſche Licht war oberhalb der Leinwand angebracht, ſo daß die Tafelnden ganz den Eindruck empfingen, als ob ſie auf dem Deck eines Schiffes, über das ein Sonnenſegel geſpannt iſt, verſammelt wären. Sechs gewaltige auf das Schönſte geſchmückte Feſttafeln vereinigten hier noch einmal alle Teilnehmer des Kieler Feſtes um den Kaiſer, der auch jetzt wieder zündende Worte fand. Immer wieder unterbrach brauſender Beifall den Fluß der Rede, und als Seine Majeſtät ſchloß, wollte er kein Ende finden.

„Was die Technik“, ſagte der Kaiſer unter Anderem, „von dem hervorragenden Standpunkt ihrer Entwickelung heraus hat ſchlagen können, was an Eifer und Arbeitsfreudigkeit möglich war, was endlich an Fürſorge für die zahlreichen am Bau beteiligten Arbeiter nach den Grundſätzen der humanen Sozialpolitik des Reiches gefordert werden konnte, es iſt an dieſem Werk geleiſtet worden.“



Kaiſerplatte im Leuchtturmhaus in Kiel.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.

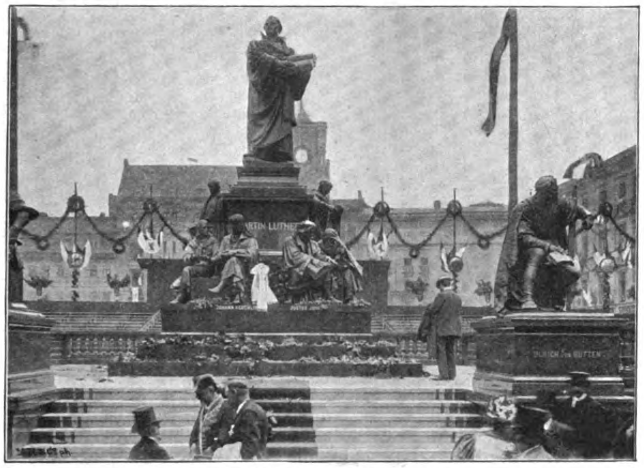
Und weiter: „Der großen Kulturaufgabe des deutſchen Volkes entſprechend, öffnen wir dem friedlichen Verkehr der Nationen untereinander die Schleuſen des Kanals und zu freudiger Genugthuung wird es uns gereichen, wenn ſeine fortſchreitende Benutzung Zeugnis dafür ablegt, daß unſere Abſichten nicht allein verſtanden, ſondern auch fruchtbar werden zur Hebung und Wohlfahrt der Völker“.

Mit dieſem glänzenden Feſtmahl waren die unvergleichlichen Kieler Feſttage zu Ende gegangen. Das Flottenmanöver, zu dem die deutſche Flotte am 23. Juni in See ging und das muſterhaft verlief, bildete gleichſam den Übergang zur Wiederaufnahme der Tagesarbeit. Nach und nach ſchieden auch die fremdländiſchen Geſchwader aus dem Kieler Hafen. Aber die Erinnerung an dieſes Feſt wird noch lange fortleben in der Erinnerung nicht nur des deutſchen Volkes, ſondern aller Kulturvölker.

Daheim

Aus der Zeit — für die Zeit.

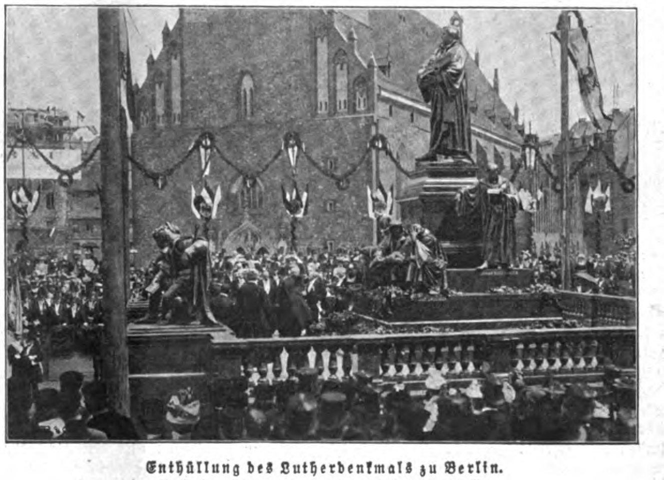
Enthüllung des Lutherdenkmals in Berlin. — Juſtizminiſter a. D. von Friedberg †. — Das Hohenfriedberg-Feſt zu Paſewalk. — Freiherr von Richthofen, Polizeipräſident von Berlin †. — Profeſſor W. Lindenſchmit †. — Von der Waſſersnot in Württemberg. — Das Baugerüſt des neuen Domes zu Berlin.



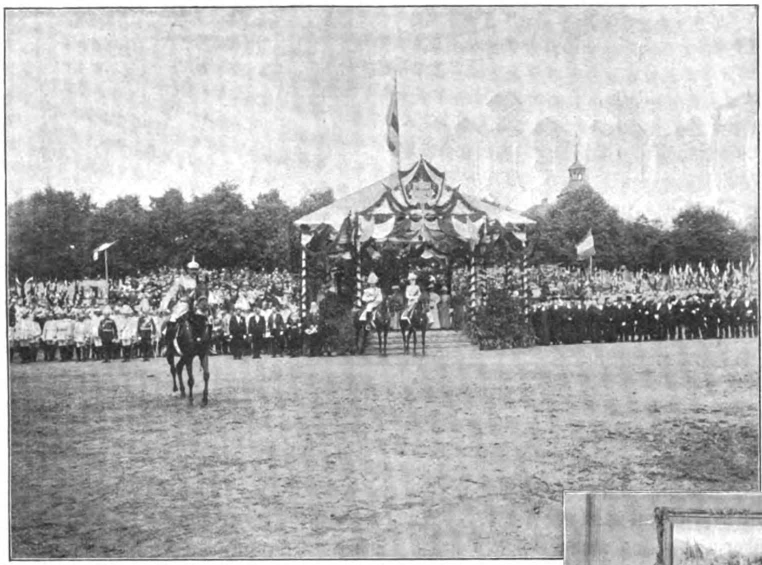
Das Lutherdenkmal zu Berlin.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.

So hat denn die Hauptſtadt Deutſchlands, Preußens Hauptſtadt, endlich eine alte Ehrenſchuld eingelöſt: am 11. Juni wurde das Lutherdenkmal in Berlin mit feierlichem Gepränge enthüllt. Das Denkmal erhebt ſich in der Mitte der Stadt, auf dem Neuen Markt, dem alten Marktplatz Berlins, der ſich zum Einweihungstage feſtlich geſchmückt hatte. Für den Kaiſer war Prinz Friedrich Leopold erſchienen, der von dem Vorſitzenden des Denkmalskomitees, Kammergerichtsrat Schröder, empfangen wurde; die Mehrzahl der in Berlin anweſenden Miniſter, die Spitzen des Kirchenregiments und der ſtädtiſchen Behörden hatten ſich eingefunden. Dazu ein nach vielen Tauſenden zählendes Publikum, dem man anſah, daß es nicht lediglich von Neugier getrieben gekommen war, daß es vielmehr der Weihe des Augenblicks gerecht wurde. Nach einer Anſprache des Kammergerichtsrat Schröder, in welcher dieſer eine kurze Geſchichte der Entſtehung des Denkmals gab, glitt die Hülle von dem großartigen Werk, während die Glocken von St. Marien läuteten und die Feſtgemeinde das Lutherlied anſtimmte: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!“ Dann feierte Hofprediger Faber in ergreifender Rede die Bedeutung der Stunde. Er wies darauf hin, wie Berlin zwar keine eigentliche Lutherſtadt ſei, aber es gebe ja überhaupt keine deutſche Stadt mit reichem, geiſtigem Leben, die dies nicht in weiterem Sinne ſei. „Was auch, Ihr Bürger von Berlin, Eure Fürſten und andere große und edle Männer, deren Namen mit dem dieſes Ortes für immer verbunden ſind, an Euch gethan haben, keinem verdankt Ihr ſo viel wie dieſem Sohne der kleinen Bergwerkſtadt Mansfeld, der nie Euer Weichbild betreten hat. Darum gehört ſein Denkmal hierher, in den Mittelpunkt der Stadt, auf dieſe Stätte, wo Eure älteſte Geſchichte ſich grüßt mit dem bewegten Leben der neuen Zeit. Es gehört aber auch in die Landeshauptſtadt.“ Luther hat den Nährboden bereitet für Preußens Größe, und die Geiſtestaufe, die mit ihm gekommen, wurde der Himmelstau für die deutſche Eiche. „So vieles aber auch ſonſt noch dieſer gewaltige Mann zu geben hat,“ fuhr der Geiſtliche fort, „wenn man ihn nicht mit der Schrift nimmt, ſo hat man ihn gar nicht. Laßt Euch auch nicht genügen an dem Luther mit dem Theſenhammer und der Bannbulle! Gewiß, auch wir proteſtieren mit ihm gegen alles, was das Gewiſſen knechten und den Geiſt dämpfen will; aber auch das iſt uns unzweifelhaft, daß es keinen echten Proteſtanten gibt, der nicht zugleich ein treuer Bekenner iſt. Wollen wir recht kämpfen, ſo müſſen wir recht bauen; wollen wir recht wachen, ſo müſſen wir recht beten; wollen wir des Gerölls der Menſchenſatzung uns erwehren, ſo müſſen wir den Felſen der göttlichen Heilsthaten unter die Füße nehmen; nur dann wird keines Menſchen Name uns binden, wenn wir die Kniee beugen vor dem Namen, der über alle Namen iſt; nur dann werden wir mutig die Fahne der freien Forſchung hochhalten, wenn wir ſie demütig ſenken vor dem Zeichen, das allein den Sieg verbürgt. Darum wollen auch wir die Schrift befreien vom Staube

Juſtizminiſter a. D. von Friedberg †.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.



Enthüllung des Lutherdenkmals zu Berlin.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.

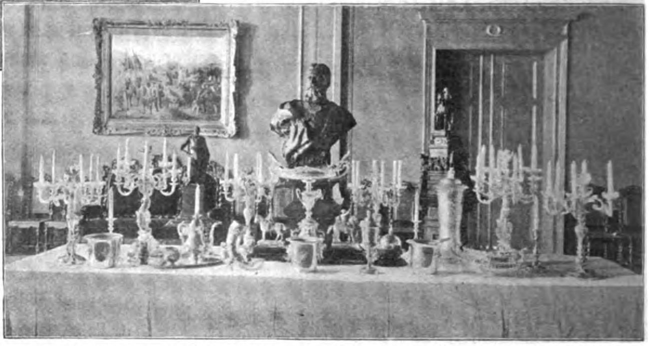


Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals in Paſewalk.
Nach einer phot. Aufnahme von Paul Block in Paſewalk.

der Vergeſſenheit und vom Banne der Verachtung und ihr das Königsrecht gewähren und wahren im Gotteshauſe und Rathauſe, im Schulhauſe und Wohnhauſe. Und dann wollen wir mit dem Worte Gottes unſer Volk und vor allem uns ſelbſt befreien aus den Schlingen des Unglaubens, aus der Sklaverei des Sündendienſtes, aus dem Banne der Verſchlafenheit, aus den Banden hochmütigen und eigenſinnigen Parteitreibens. Aus der Aſche evangeliſcher Märtyrer iſt der Liederfrühling unſerer Kirche geboren: ‚Ein neues Lied wir heben an!‘ O, daß der heilige Pfingſtgeiſt unſeren alten glaubensmatten und liebesarmen Menſchen zu Aſche verglühte und aus ihr ein neuer Frühling geboren würde für die Kirche der Reformation, da alle, die den Herrn Jeſum lieb haben, ſich glaubensfröhlich und ſchaffensfreudig die Bruderhand reichen zu geſegneter That, und die Stimme der Verdächtigung und der Verketzerung zum Schweigen kommt in dem gemeinſamen Lobpreis der ewigen Barmherzigkeit: ‚Ein neues Lied wir heben an!‘ So ſei uns denn dieſes Standbild geweiht als ein Gedenkſtein der großen Thaten des Herrn: ‚Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!‘ als ein Grenzſtein wider alle finſteren Mächte des Unglaubens und des Aberglaubens: ‚Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn!‘ und als ein Opferſtein unſerer Treugelübde: Wir, als die von Einem Stamme, ſtehen auch für Einen Mann! Amen.“ Nachdem endlich Kammergerichtsrat Schröder namens des Denkmals-Komitees das Standbild an die Stadt Berlin übergeben, und der Oberbürgermeiſter Zelle es übernommen hatte, klang die Feier in den Gemeindegeſang: „Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn —“ aus. Das herrliche Denkmal ſtellt unſeren großen Reformator in ſeinem 56. Lebensjahr dar, in der Zeit, in welcher die Reformation in der Mark Brandenburg eingeführt wurde. Aufrecht, kraftvoll ſteht Luther da, mit einer energiſchen Bewegung auf die in ſeiner Linken gehaltene heilige Schrift hindeutend. Auf dem Unterbau ſitzen Spalatinus und Reuchlin, Jonas und Cruciger; hinter ihnen ſtehen Melanchthon und Buggenhagen, Hutten und Sickingen endlich ſind an den Stufen der Plattform in der Front des Denkmals angebracht. Leider iſt es dem genialen Meiſter, Profeſſor Otto, der das Denkmal entworfen und ſeine Ausführung begonnen hatte, nicht vergönnt geweſen, dieſe zu erleben. Nach ſeinem Tode übernahm der ihm befreundete Bildhauer Toberentz die Fertigſtellung, die er im Sinne des Verſtorbenen trefflich durchführte. Am Tage der Enthüllung wurde Toberentz zum Profeſſor ernannt. Die Bronzefiguren ſind aus der Kunſtgießerei von Gladenbeck & Sohn in Friedrichshagen hervorgegangen.

Freiherr v. Richthofen,
ehemal. Polizeipräſident von Berlin †.
Nach einer Aufnahme vom Komm.-Rat Pilartz,
Hofphotograph in Kiſſingen.

Der frühere preußiſche Juſtizminiſter Dr. Heinrich von Friedberg ſtarb am 3. Juni in Berlin. Herr von Friedberg war von jüdiſcher Herkunft, ſeine Eltern lebten in Märkiſch-Friedland, wo er am 27. Januar 1813 geboren wurde. Ein vielgeleſenes Berliner Blatt, das unter ausgeſprochen iſraelitiſcher Leitung ſteht, ſcheute ſich in dem Nachruf auf den Verſtorbenen nicht, zu betonen, daß er zum Chriſtentum übergetreten ſei, ſweil ihm nur dieſer Schritt damals den Zutritt zur höheren juriſtiſchen Laufbahn ermöglicht hätte. Wir unſererſeits möchten lieber annehmen, daß der Übertritt des bedeutenden Mannes aus innerer Überzeugung ſtattfand, und halten jene Behauptung nur für einen verfehlten Verſuch, eine hervorragende Perſönlichkeit für einen beſtimmten Kurs zu reklamieren. Friedberg ſtudierte in Berlin Jura und arbeitete dann am Stadt- und Kammergericht. Schon 1843 wurde der ſcharfſinnige Mann mit der Bearbeitung von Geſetzentwürfen im Miniſterium des Innern betraut, von 1845 bis 1849, in welch letzterem Jahre er als Oberſtaatsanwalt nach Greifswald verſetzt wurde, war er im Juſtizminiſterium thätig, in welches er 1854 als Geheimer Juſtizrat zurückkehrte. An der faſt überreichen geſetzgeberiſchen Thätigkeit, welche der Norddeutſche Bund und das Deutſche Reich entfaltete, hatte er hervorragenden Anteil; u. a. rühren die Entwürfe zum Zivilſtandsgeſetz und zum Strafgeſetzbuch zum größten Teil von ihm her; das wichtigſte Ergebnis ſeiner Arbeit war das Zuſtandekommen der Reichs-Juſtizgeſetze, nach deren Annahme er Ausgang 1876 Staatsſekretär wurde; im Herbſt 1879 trat er an die Spitze des preußiſchen Juſtizminiſteriums. Als Kaiſer Friedrich, dem Friedberg Vorträge über Rechts- und Staatswiſſenſchaften gehalten hatte, und der den ausgezeichneten Juriſten ſehr hoch ſchätzte, zur Regierung gelangte, verlieh er Friedberg den Schwarzen Adlerorden und den Adel — was über die beſonderen Gründe dieſer Verleihung erzählt wird, gehört ſicher in das Gebiet des Klatſches. Im Januar 1889 ſchied der Miniſter aus dem Staatsdienſt.

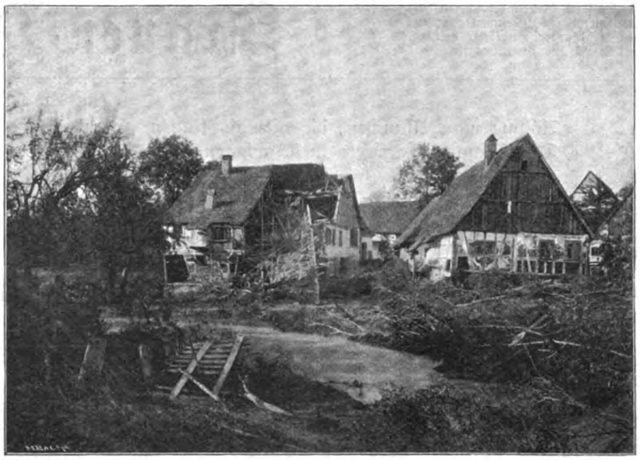


Die Jubiläumsgeſchenke für das Küraſſier-Regiment Königin (Pommerſches) Nr. 2. Nach einer Aufnahme von Paul Block in Paſewalk.

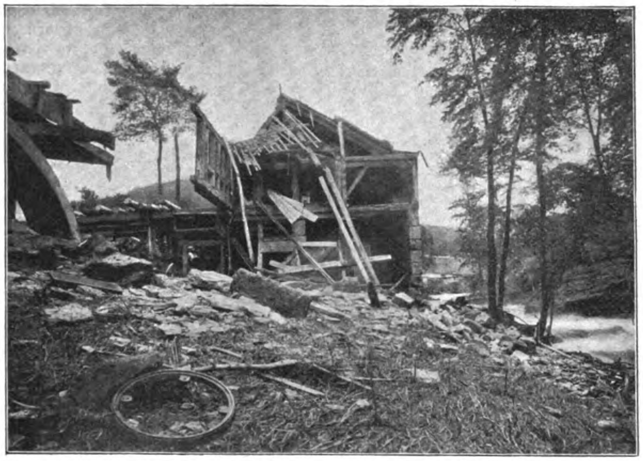
Profeſſor Wilhelm Lindenſchmit †.

In dem kleinen Städtchen Paſewalk im Regierungsbezirk Stettin herrſchte am 4. Juni heller Jubel. Es galt einmal der Enthüllung des Denkmals Kaiſer Friedrichs, das die Stadt aus freiwilligen Spenden ihrer Bürger errichtet hat, es galt zum andern der 150-jähr. Gedächtnisfeier des Tages von Hohenfriedberg — eines Tages, deſſen Erinnerung unlöslich verknüpft iſt mit dem Ruhm des in Paſewalk garniſonierenden Kürraſſier-Regiment Königin (Pommerſches) Nr. 2; er galt endlich dem Kaiſerpaar, das von Berlin gekommen war, der Denkmalsenthüllung und der Hohenfriedbergfeier beizuwohnen; iſt die Kaiſerin-Königin doch Chef der Küraſſiere, deren ſchmuckes Waffenkleid ſie zu Pferde mit Vorliebe trägt. Das Daheim hat in dem Artikel „Chaſot“ von Dr. Gaedertz in Nr. 34 bereits des Hohenfriedbergtages gedacht. Der Regimentsfeier ging die Enthüllung des Denkmals voraus, das den Kaiſer in Küraſſieruniform darſtellt und von Gladenbeck gegoſſen iſt. Bei der Parade führte die Kaiſerin dem oberſten Kriegsherrn ihr Regiment vor, an der Tafel im Offizierskaſino toaſtete ſie im Namen des Offizierkorps auf ihren Gemahl, dem Dank des

Regiments Ausdruck dafür gebend, daß der Kaiſer demſelben ein ſilbernes Bruſtſchild verliehen habe, welches hinfort von Offizieren und Mannſchaften bei Paraden und feſtlichen Gelegenheiten getragen werden ſoll; am Spätnachmittag fand in der Reitbahn ein großes Reiterfeſt mit lebenden Bildern ſtatt. Dem Regiment wurden zu ſeinem Ehrentage zahlreiche Geſchenke dargebracht, die unſer zweites Bildchen wiedergibt. Da iſt ein ſchwerer ſilberner Tafelaufſatz, geſtiftet von den Reſerveoffizieren des Regiments; ein zweiter Tafelaufſatz von Herrn von Enkevort-Vogelſang, der dem Regiment zwanzig Jahre als Reſerveoffizier angehörte; ein ſilberner Rieſenpokal von der Familie der Grafen und Herren von Schwerin „zur Erinnerung an die gemeinſamen Lorbeeren von Hohenfriedberg“; die ſilbernen Champagnerkühler von Major a. D. Graf Goßler, dem Urenkel jenes heldenmütigen Reitergenerals, der die Hohenfriedberger Attacke mitritt; zwei ſilberne achtarmige Tafelleuchter von den „alten Kameraden des Regiments“; eine Büſte Kaiſer Friedrichs, modelliert von Profeſſor Reinhold Begas, vom Fürſten Putbus; Bronzeabguß des Rauchſchen Denkmals Friedrichs des Großen von der Stadt Paſewalk, eine Glückwunſchadreſſe der Stadt Striegen, vor deren Thoren Friedrich der Große ſein Heer am Tage von Hohenfriedberg aufſtellte. Die Kaiſerin endlich ſchenkte dem Regiment ihr Bild in der Uniform, gemalt von Conrad Freyberg.

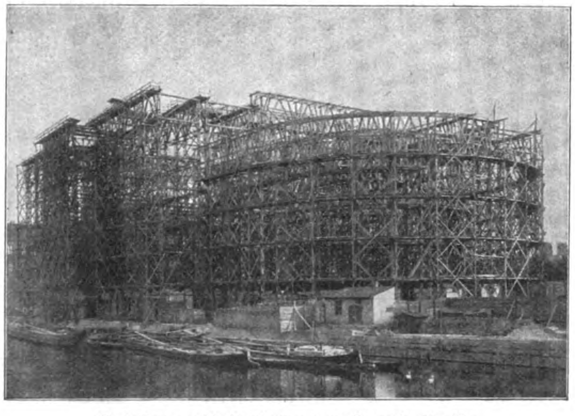


Von der Überſchwemmung in Dürrwangen.
Nach einer Aufnahme von P. Sinner in Tübingen.



Von der Uberſchwemmung in Laufen.
Nach einer Aufnahme von P. Sinner in Tübingen.

Gerade ein Jahrzehnt hat der am 6. Juni in der Univerſitätsklinik zu Bonn verſtorbene Freiherr **Bernhard von Richthofen** in der ſchwierigen und verantwortungsreichen Stellung als Polizeipräſident von Berlin ſeines Amtes gewaltet. Am 8. Juni 1836 geboren, ſtudierte er die Rechtswiſſenſchaften, wurde 1867 mit dem Landratamt in Buk (Provinz Poſen), 1874 mit dem des Kreiſes Stolp betraut; 1885 wurde er nach Berlin berufen. Gewiſſe Berliner Kreiſe hatten ein wenig Sorge, als ſie von der Ernennung Richthofens hörten, denn es ging ihm der Ruf eines ungemein „ſchneidigen“ Beamten voraus. Als ſchneidig und ſcharf hat er ſich auch ſtets bewieſen, wo es Not that; bald aber erkannte man, daß er nicht nur ſchneidig, ſondern vor allem auch von einem großen Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl beſeelt war. Ein nimmer müder Arbeiter, hat er um die Organiſation der vielverzweigten Geſchäfte des Polizeipräſidiums der Millionenſtadt ſich große Verdienſte erworben — es gab kein Reſſort ſeines Amtes, mit dem er nicht genau vertraut war. Seine außerordentliche perſönliche Liebenswürdigkeit, die friſche gewinnende Art und Weiſe, in welcher er bei vollſter Sachlichkeit alle Fragen zu behandeln liebte, die Energie, mit der er ſeine Untergebenen vertrat, machten ihn ſchnell allgemein beliebt; ſein trotz längerer Krankheit ſchließlich unerwarteter Tod iſt allgemein tief betrauert worden. Als Nachfolger Richthofens wurde Herr von Windheim, bisher Polizeipräſident in Stettin, berufen.



Das Baugerüſt für den neuen Dom in Berlin.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

Ein Neſtor deutſcher Kunſt ſtarb am 8. Juni zu München in dem ausgezeichneten Hiſtorienmaler **Profeſſor Wilhelm Lindenſchmit**, geboren am 20. Mai 1829. Ein echter Künſtlerſohn — auch ſein Vater war ein vortrefflicher Münchener Hiſtorienmaler — kannte er von Jugend auf kein anderes Streben, als ein Meiſter der Kunſt zu werden. Erſt im Atelier des Vaters, dann an der Münchener Akademie, in Frankfurt a. M., endlich in Paris, der damaligen Hochſchule der Malerei, bildete er ſich aus; ſchon an der Seine malte er ſeine erſten bedeutenden Bilder, „Herzog Alba bei der Gräfin von Rudolſtadt“ und „Die Ernte“ — beide jetzt in der Kunſthalle zu Hamburg befindlich. Im Jahre 1853 kehrte er nach Frankfurt a. M. zurück, und hier entſtanden eine Reihe trefflicher hiſtoriſcher Bilder, aber auch vorzügliche Landſchaften. Wir nennen nur „Franz I bei Pavia“ (im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg), „Epiſode aus dem Kampf der Lützower“, „Tod des Franz von Sickingen“. Schon mit letzterem Gemälde betrat er ein Gebiet, auf dem er vielleicht ſeine ſchönſten Erfolge erringen ſollte. Er wurde einer der bedeutendſten Maler des Zeitalters der Reformation. Das Daheim hat zahlreiche dieſer, durch Ernſt, wie Innigkeit der Auffaſſung gleich ausgezeichneten Bilder gebracht: „Luther im Hauſe der Frau Cotta“ (10. Jahrgang), „Luther bei Frau Cotta als Currendeſchüler“ (13. Jahrgang), „Luther auf der Wartburg“ (13. Jahrgang) ꝛc. Daneben gingen aber auch Gemälde anderen hiſtoriſchen Inhalts und Bilder aus der klaſſiſchen Mythologie. Großes Aufſehen erregte ſein gewaltiges, freilich etwas pathetiſches Gemälde „Alarich in Rom“, das er 1886 vollendete — künſtleriſch feiner aber waren wohl die ſchönen Wandmalereien, mit denen er in den Jahren 1883 und 1884 den Saal des Rathauſes zu Kaufbeuren ſchmückte.

Eine erſchütternde Kunde kam uns in der erſten Juniwoche aus Süddeutſchland. In Bayern, namentlich weſtlich des ſchönen Ammerſees, und in Württemberg waren **verheerende Wolkenbrüche** niedergegangen, die blühende Ortſchaften in wenigen Stunden in Trümmerhaufen verwandelten und den Wohlſtand ganzer Dörfer auf Jahre hinaus zu vernichten drohten. In Württemberg an der Eyſach waren die Orte Balingen, Laufen und Dürrwangen am ſchwerſten betroffen, aber auch in Margrethauſen, Leutlingen, Frommern hatten Hochwaſſer, Wolkenbruch, Sturm und Hagel arge Verheerungen angerichtet. Ganze Häuſer wurden ſamt den Inwohnern hinweggeſchwemmt, feſte Mauern ſtürzten wie Kartenhäuſer zuſammen, die Straßen glichen in kürzeſter Friſt reißenden Gebirgsbächen. Auch Menſchenleben wurden vernichtet — in Laufen allein beklagt man 15 Tote. Die Ernte iſt verloren, das Vieh zum großen Teil tot, die Thalwieſen mit ihren Obſtbäumen auf lange Zeit ertragsunfähig geworden, alle Brücken und Wehranlagen fortgeſchwemmt.

Von dem großen Bau, der augenblicklich in Berlin ausgeführt wird, erzählt unſer letztes Bild. Es gibt das **Gerüſt des Dombaus** wieder, wie es in den letzten Monaten emporgeſtiegen iſt. Wer nicht ſelbſt vor dem Bauplatz ſtand, kann ſich kaum eine Vorſtellung machen von dieſem Gewirr der aufſteigenden Balken, der zahlloſen Längs- und Querverbindungen, welche ſich ſpinnengewebegleich in ſich feſtgefügt, auf dem Fundamente erheben. Die Holzrüſtung ſolch’ eines Rieſenbaues koſtet allein Hunderttauſende und iſt an ſich ein Meiſterwerk der Zimmermannstechnik.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

(Zu Nr. 39.)

Könnte man Manchen, die niemals klagen,
Den Mantel der Seele zurückſchlagen,
Was für Wunden würde man da entdecken!
Man würde erſchrecken.

Mutterliebe.

Heut' kam ſein Brief! Gar lange Wochen
Ward er erwartet, ſehnſuchtsbang,
Hat er beim Abſchied doch verſprochen,
Daß er jetzt nimmer ſchweigt ſo lang!

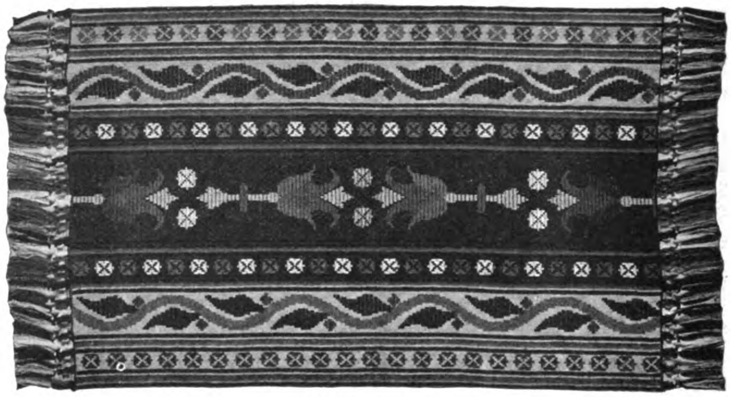
Wie freudig hat ihr Herz gezittert,
Als ihr der Bote gab den Brief!
Wie hat der Brief ihr Herz verbittert,
Wie tief hat er's verletzt, wie tief!

Er ſchreibt nur, daß es ihm gefalle,
Zum Schreiben hab' er wenig Zeit,
Er leſe ihre Briefe alle
Und ſei von Sorg' um ſie befreit.

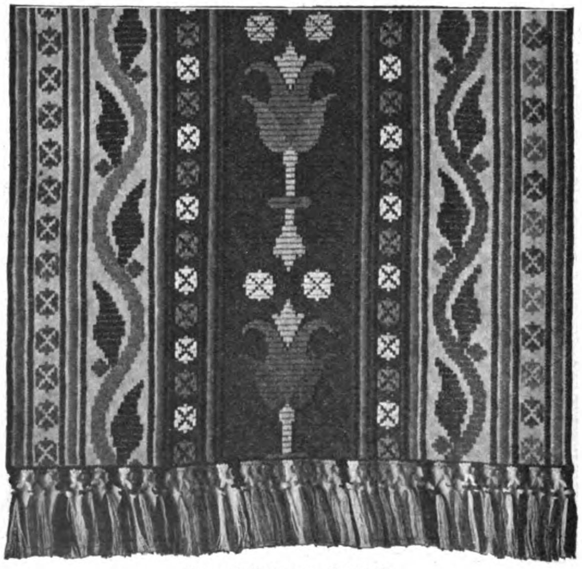
Dort liegt der Brief! Nochmals entfalten
Muß ſie ihn doch, noch einmal ſeh'n,
Ob nicht ein Wort darin enthalten,
Das ſie wohl anders muß verſteh'n!

Sie lieſt: „Lieb' Mutter!“ und die Thränen
Entquellen ihren Augen ſchon.
Sie küßt den Brief. „Wie konnt' ich wähnen,
Daß er mich nimmer liebt, mein Sohn!“

Franz Floth.



Geſtickter Teppich.



Einzelnheit zum Teppich.

Allgem. Deutſcher Verband gemeinnütziger Anſtalten und Vereine für Lehrerinnen und Erzieherinnen.

Mitgeteilt vom Direktor
Dr. Gotthold Kreyenberg
in Iſerlohn.

Im Zuſammenhange mit dem Aufſatze des „Daheim“ über „Gemeinnützige Anſtalten für deutſche Lehrerinnen und Erzieherinnen“ (Hauptblatt 1895, Nr. 31, S. 492) ſei kurz ausgeführt, was manche Leſerin nicht ohne Intereſſe vernehmen wird, daß der dort am Schluſſe ausgeſprochene Gedanke der Gründung eines „Allgemeinen Deutſchen Verbandes der gemeinnützigen Anſtalten für Lehrerinnen als Centralauskunftsſtelle und zum gegenſeitigen Austauſch der Erfahrungen“ in den Kreiſen der Lehrerinnen auf fruchtbaren Boden gefallen iſt. Allerdings hatte ſchon am 5. Mai 1894, auf die Anregung des Schreibers dieſer Zeilen, in der Aula der Königlichen Eliſabethſchule zu Berlin eine erſte Konferenz von Damen und Herren in dieſer Angelegenheit ſtattgefunden, welche die Förderung der nützlichen Sache in die Hand nahmen und ein Rundſchreiben in einigen pädagogiſchen Zeitſchriften veröffentlichten, des Inhalts, daß in der That nicht nur der Wunſch, ſondern auch die Notwendigkeit vorhanden ſei, zur Verhütung möglicher Zerſplitterung einen Mittelpunkt zu ſchaffen und überhaupt eine gewiſſe Einheitlichkeit für jene Beſtrebungen herzuſtellen. Ausdrücklich wurde aber hervorgehoben, daß keine der Anſtalten in ihrer Selbſtändigkeit zu beſchränken ſei, den einzelnen namentlich keinerlei pekuniäre Verpflichtungen auferlegt werden ſollten. Im Gegenteil ſei anzunehmen, daß durch die Gründung eines ſolchen Verbandes der gemeinnützigen Anſtalten für Lehrerinnen den beitretenden Inſtituten nach verſchiedenen Richtungen hin, z. B. durch Ausdehnung der Vergünſtigungen, welche bereits einzelnen Vereinen und Häuſern an Kur- und Badeorten gewährt werden, auf ſämtliche Anſtalten des Verbandes, weſentliche Vorteile geboten werden könnten. Mittlerweile ſind von den Anregern Satzungen entworfen, durchberaten und dann einer zweiten Verſammlung von Vertretern derartiger gemeinnütziger Anſtalten und Vereine, welche am 4. Mai d. J. in der Aula der Königlichen Auguſtaſchule zu Berlin zuſammentrat, zur Annahme vorgelegt worden. Dieſe Satzungen bezeichnen als den Zweck des Verbandes, allen angedeuteten Anſtalten (Penſionsanſtalten, Krankenkaſſen, Feierabendhäuſern, Ferienheimen, Erholungshäuſern, Hoſpizen, — der Stellenvermittelung u. ſ. w.) ein gemeinſchaftliches Arbeitsfeld zu bieten, ſie in nähere Beziehung zu einander zu bringen und durch ſolche Verbindung die einzelnen Einrichtungen in ihrer Entwickelung thunlichſt zu fördern. Dann aber ſoll vor allem durch dieſe Vereinigung den einzelnen Lehrerinnen über die verſchiedenen Anſtalten Auskunft erteilt und ihnen der Zugang zu denſelben nach Möglichkeit erleichtert werden. Ferner beſagen die Satzungen, daß der Anſchluß an den Verband ſämtlichen Vereinen und Anſtalten, die dem Wohle der Lehrerinnen dienen, offen ſtehe. Erwähnt wurde von uns ſchon, daß die volle Selbſtändigkeit der beitretenden Inſtitute gewahrt bleiben, indes auch der Geſamtheit kein Opfer zu Gunſten einzelner zugemutet werden ſolle. Auch iſt wichtig, zu erfahren, daß alle Mitglieder der einzelnen ſogenannten „Verbandsvereine“ ohne weiteres Mitglieder des Verbandes ſein und demnach einen beſonderen Beitrag dafür nicht zu entrichten haben würden. Die dem Verbande beitretenden Vereine wählen je einen Vertreter zu einem jährlichen Verbandstage. Dabei iſt es geſtattet, daß ſich mehrere Vereine und Anſtalten (zum Beiſpiel aus Gründen der Sparſamkeit) durch eine und dieſelbe Perſon vertreten laſſen. Der Verbandstag wählt den aus ſieben Mitgliedern beſtehenden Vorſtand auf ein Jahr, welcher die Verſammlungen vorzubereiten und zu leiten, Berichte in pädagogiſchen und anderen Zeitſchriften zu veröffentlichen, die Verbandskaſſe zu führen, den Verband nach außen zu vertreten und insbeſondere die Abſchlüſſe von Verträgen mit Direktionen von Hoſpizen, Badeörtern, Gaſthäuſern ꝛc. zu vollziehen hat. Die Verbandsvereine nun haben einesteils die Pflicht, in ihren Jahresverſammlungen auf die beſtehenden Wohlfahrtseinrichtungen aufmerkſam zu machen und die Lehrerinnen im eigenen Intereſſe zum zahlreichen Beitritt aufzufordern, — anderenteils das Recht, auf den Verbandstagen durch ihre Vertreter geeignete Mittel und Wege zur Förderung ihrer Einzel- und der Geſamtbeſtrebungen vorzuſchlagen. Zur Beſtreitung der allgemeinen nötigen Koſten zahlt jeder Verbandsverein 5 ℳ in die Verbandskaſſe. Etwaige Tage- und Fahrgelder aber für Entſendung der Vertreter zu den Verbandstagen liegen jedem einzelnen Verbandsvereine ob. Auf den Verbandstagen ſelbſt ſind der Vorſtand und die Vertreter der Verbandsvereine die ordentlichen ſtimmberechtigten Mitglieder. Außerdem ſteht die Teilnahme an den Verbandstagen ſämtlichen Mitgliedern der zugehörigen Anſtalten und Vereine frei; ſie haben dann jedoch nur beratende, nicht beſchließende Stimme. Die Lehrerinnen endlich, welche die Hilfe des Verbandes oder die eines Verbandsvereins in Anſpruch nehmen, tragen natürlich die etwa daraus erwachſenden Koſten an Porto und dergleichen ſelbſt. Dies der Inhalt der Satzungen. Die zu der diesjährigen Verſammlung erſchienenen Vertreter der gemeinnützigen Anſtalten und Vereine für Lehrerinnen, der Zahl nach etwa dreißig Damen und Herren, beſaßen noch kein Mandat, um weitere bindende Beſchlüſſe zu faſſen, ſondern hatten ſich mehr als Berichterſtatter für ihre Vereine eingefunden. Daher beſchränkte ſich ihre Thätigkeit auf die Beratung der Satzungen. Aus der einmütigen Stimmung der Anweſenden ließ ſich jedoch der Schluß ziehen, daß das erſtrebte Einigungswerk eigentlich ſchon eine vollendete Thatſache ſei.

Verfahren, unaufgezogene Photographieen auf Karton zu kleben.

Wer huldigt wohl nicht der Liebhaberei, auf Reiſen möglichſt viel Anſichten zu ſammeln! Sind ſie doch die beſten Hilfsmittel, das Geſehene auch in ſpäteren Jahren dem Gedächtnis feſt einzuprägen, wenn wieder neue Eindrücke frühere verwiſchen möchten. Allgemein bekannt dürfte es ſein, daß es viel praktiſcher iſt, die Photographieen unaufgezogen zu kaufen; ſie ſind bedeutend billiger und laſſen ſich viel beſſer verpacken. Mit ein klein wenig Sorgfalt dürfte es auf folgende Weiſe jedem gelingen, die Bilder ſelbſt gut aufzuziehen. Man laſſe ſich vom Buchbinder die weißen Kartonblätter ſchneiden und zwar ſo groß, daß ſie ringsherum 2—3 cm größer, als die Photographieen ſind, bei ganz großen Anſichten entſprechend mehr. Nachdem man nun die Bilder mit dem Centimetermaß genau ausgemeſſen hat, bezeichne man mit dem Bleiſtift auf dem Karton die Stelle, wo ſie kleben müſſen. Zum Aufziehen koche man einen dicken Kleiſter aus Weizenſtärke, nicht die ſonſt gebräuchliche Reisſtärke, die leicht blaſig wird. Erſtere kann mit kaltem Waſſer verdünnt werden, wenn es notwendig iſt. Mit einem ſtarken Pinſel beſtreicht man ſorgfältig die ganze Fläche des Bildes, doch ſo, daß etwaige Klümpchen ganz verrieben ſind. Man achte beſonders darauf, daß die Kanten und Ecken gut gummiert ſind. Mit einem reinen Tuche drückt man die Bilder auf dem Karton recht feſt an, indem man immer von unten nach oben reibt und ſorgt, daß ſie recht glatt aufgezogen ſind. Kleine Blaſen verſchwinden beim Trocknen gänzlich. Die friſch aufgezogenen Bilder müſſen in ein Buch gelegt und beſchwert werden, da der feuchte Karton ſich leicht krumm zieht. Die Anwendung von flüſſigem Leim iſt für den Dilettanten aus dem Grunde nicht ratſam, weil derſelbe leicht Säureſtoff enthält, der auf den Photographieen Flecken erzeugt. **R. in D.**

Handarbeit.

Heute bringen wir unſern freundlichen Leſerinnen eine beſonders hübſche und originelle Handarbeit, deren Anfertigung nicht ſchwierig iſt und daher gewiß Freude machen wird, nämlich einen geſtickten Teppich, deſſen Muſter aus Schweden importiert iſt. Die hübſche Vorlage beſteht aus drei Streifen Wollkanevas, und zwar aus einem mittleren roten und zwei ſeitlichen gelben, beſſer holzfarbigen, Streifen. Alle drei Streifen werden fadengerade zuſammengenäht und die Nähte dann mit blaugrüner ſchwediſcher Gobelinwolle, auch nordiſche Wolle genannt, in dichten Gobelinſtichen — über vier Fäden Breite — beſtickt, damit ſie unſichtbar werden. Das Muſter des mittleren Streifens, deſſen Typen die Abbildung genau zeigt, wechſelt in den Farben; marineblau, blaugrün, dunkel- und hellmoosgrün, holzfarben und weiß. Die Sterne des den Mittelſtreifen zu beiden Seiten begrenzenden Abſchlußbörtchens wechſeln in hellmoosgrüner und weißer Wolle. Die beiden hellen Seitenſtreifen zeigen das Typenmuſter in den Farben: rot — in derſelben Farbe wie das rote Gewebe des Mittelſtreifens — hellmoosgrün und roſtbraun. Das Abſchlußbörtchen dieſer Streifen beſteht aus Sternen, die in dunkelmoosgrün und roſtbraun wechſeln. Die dicken, gleichſam Nähte bildenden Streifen, ſind durchgehends in marineblau und blaugrün gearbeitet. Den Abſchluß des Teppichs, der ſich beſonders für ein Herrenzimmer eignet, bildet eine an den Querſeiten angeknüpfte Franze, die aus den Farben des Stickmaterials abwechslungsreich zuſammengeſetzt iſt, während die Längsſeiten durch einen links gegengeſetzten ſchrägen ſchmalen Leinenſtreifen befeſtigt ſind. Bezugsquelle für Kanevas und Wolle: H. Müller, Berlin, Kronenſtraße 17, Part. **E. W.**

Preisaufgabe.

Eine kleine **Handarbeitsaufgabe**, die unſeren Leſerinnen nicht viel Mühe und keine Auslagen verurſachen ſoll, ſoll diesmal unſerem Wettbewerb zu Grunde liegen. **Wir ſetzen für die drei hübſcheſten, in Kreuzſtich zweifarbig rot und ſchwarz auf weiß geſtickten, ſelbſterfundenen Bortenmuſter, für Decken und Kleider verwendbar, (25 Stiche breit) Preiſe von 15, 10 und 5 Mark aus.** Jeder Arbeit muß Name und Adreſſe der Einſenderin deutlich angeheftet ſein. Rückſendung der Proben iſt diesmal ausgeſchloſſen. Die drei preisgekrönten Muſter werden im Frauen-Daheim abgebildet. Einſendungstermin bis zum 18. Juli.

Entſcheidung ungefähr drei Wochen ſpäter.

Die Redaktion des Frauen-Daheim.

Talartaſche.

Wohl jedem Prediger, den ſein Amt nach auswärts führt, iſt auf ſolchen Amtstouren eine Talartaſche unentbehrlich, und vielleicht manchem wird ſie als ein Geſchenk, von lieber Hand gearbeitet, willkommen ſein. Von einer ſolchen Taſche, die ſehr einfach herzuſtellen iſt und doch wegen ihres hübſchen Ausſehens gewiß viel Beifall finden wird, möchte ich hier eine Beſchreibung folgen laſſen. Zur Herſtellung erforderlich iſt ein Stück graues Leinen von 96 cm Länge und 62 cm Breite. Die Echtkanten werden mit farbigem Wollband eingefaßt und die Schnittkanten mit einem etwa 3 cm breiten Saum verſehen. Der Stoff wird nun doppelt gelegt; die eine Hälfte desſelben bildet die Vorderſeite der Taſche, während die andere als Rückſeite dient. Die Vorderſeite kann nun mit einer leichten Stickerei, in Platt- und Stielſtich ausgeführt, verziert werden. Es läßt ſich auch ein paſſender Spruch darauf anbringen, wie „Jeſus Chriſtus, geſtern und heute —“ oder „Dein Wort iſt meines Fußes Leuchte“. Man hat ja unter vielen ſchönen Sprüchen eine reiche Auswahl. Nach Vollendung der Stickerei wird in jeden der beiden Säume, die den oberen Rand der Taſche bilden, ein leichter, 60 cm langer Holz- oder Rohrſtab hineingeſchoben. An den Seiten bleibt die Taſche offen; doch ſchneidet man jetzt noch fünf Leinwandſtreifen zurecht, jeden 12 cm lang und 6 cm breit. Dieſe Streifen werden an dem einen Ende ein wenig abgerundet, dann mit dem farbigen Wollband eingefaßt und an dem abgerundeten Ende mit einem Knopfloch verſehen. Jetzt werden ſie an die Rückſeite der Taſche genäht, und zwar wird einer am oberen Rande, genau in der Mitte und eben unterhalb des Saumes angebracht, während von den übrigen vier je zwei an den Seiten der Rückwand befeſtigt werden, 11 cm vom oberen Rande und ebenſoweit vom Boden der Taſche entfernt. Auf der Vorderſeite werden nun zum Überknöpfen für dieſe Streifen, und daher denſelben gerade gegenüber, fünf Knöpfe angenäht. Jetzt fehlen nur noch zwei Henkel zum Tragen der Taſche. Man ſtellt dieſelben her aus zwei Leinwandſtreifen von 40 cm Länge und 4 cm Breite. Dieſe Streifen werden gleichfalls mit Band eingefaßt und an den oberen Rand der Taſche genäht. Damit wäre denn die Arbeit vollendet. Dieſe Taſche hat das Praktiſche, daß ſie beim Hineinlegen des Talars ganz aus einander geſchlagen werden kann, wodurch das ſchlichte und ordentliche Verpacken ſehr erleichtert wird. Statt des Leinens kann man auch grauen Canevasſtoff verwenden, für den man ja leicht ein paſſendes Kreuzſtichmuſter findet. Frau **A. J. in J.**

Praktiſches fürs Haus.

Waldmeiſter als Mottenvertreiber. Man legt ſehr oft kleine Waldmeiſterſträuße zwiſchen Gegenſtände, die man vor Motten ſchützen will. Wie die Motten jeden hervorragenden Geruch ſcheuen, ſo iſt ihnen auch der Waldmeiſterduft unangenehm. Außerdem gilt der Waldmeiſter als Wetterprophet. Angetrocknete kleine Kränze, Sträuße und Kronen von Waldmeiſter, die man oft im Zimmer hängen ſieht, duften ſehr ſtark, ſobald Regen in Ausſicht ſteht. **A. K. B.**

Für die Badezeit.

Schwimmbüchſe. Sehr zweckmäßig beim Schwimmunterricht, beſonders für Kinder, iſt eine blecherne Schwimmbüchſe, die man ſich mit wenig Koſten beſchaffen kann. Man nimmt zwei leere Gemüſebüchſen, ſteckt ſie mit den offenen Enden in einander, läßt ſie verlöten und an jeder Seite eine Öſe anlöten, was wenige Pfennige koſtet. Durch dieſe Öſe zieht man ein dünnes Riemchen oder einen ſtarken Bindfaden, den man über der Bruſt zuſammenbindet, ſo wird die Büchſe auf dem Rücken befeſtigt. Wenn die Büchſe 1½ Liter hält, trägt ſie Kinder bis zu 14 Jahren vollkommen. Schwerere Perſonen können ſie ſich entſprechend größer machen laſſen. **H. N.**

Hausmittel.

Die Blüte des Beſen-Ginſters hat große Heilkraft. Sie wird als Thee gegen Flechten und ſogar gegen Auszehrung gebraucht. Man trocknet die Blüten oder nimmt ſie friſch und brüht für zwei Taſſen ſo viel darauf, als man mit zwei Fingern faſſen kann. Man trinkt dieſe zwei Taſſen früh morgens. Diät: Vermeidung von Kaffee und Wein. **L. v. B., P.-H.**

Für die Küche.

Schlagſahne. Um Schlagſahne zum Stehen zu bekommen, muß man zu der Sahne, die gar nicht ſo dick zu ſein braucht, etwas Tragant nehmen. Auf ¼—½ l kalte, ungekochte Sahne nehme man etwa eine Meſſerſpitze Tragant. In jeder Drogenhandlung und Apotheke kann man Gummi-Tragant bekommen. **A. K. B.**

Leicht zu bereitende Speiſe, als erſte Schüſſel beim Abendbrot. Man lege geröſtete Semmelſcheiben auf eine warme, nicht gar zu flache Schüſſel, backe eben ſo viele Spiegeleier (Setzeier) und gebe auf jede Brotſchnitte ein Ei, um das man alsdann einen Anſchovis legt. Nun halte man eine kräftige Sauce bereit von Braunmehl, Fleiſchbrühe oder Fleiſchextrakt, mit Madeira abgeſchmeckt, die man dann heiß über die Eierbrötchen füllt. Für jede Perſon rechne man eine Scheibe. Man kann auch noch Champignons mit in die Sauce geben, wodurch der Geſchmack ſehr gehoben wird. **A. K. B.**

Senfeier, beim kalten Abendeſſen zu reichen. Spiegeleier oder halbdurchgeſchnittene flaumweichgekochte Eier ordne man auf einer etwas tiefen, flachen Schüſſel an und gebe eine heiße Senfſauce darüber, die nicht zu dünn ſein darf. Zu der Senfſauce rühre man Butter und Mehl mit Milch oder Bouillon auf dem Feuer ab und gebe franzöſiſchen Senf nach Geſchmack dazu, den man nur einmal mit aufkochen laſſen darf. **A. K. B.**

Kaltſchalen. Statt Suppe oder Nachtiſch ſind im Sommer die Obſtkaltſchalen als ſehr erfriſchend zu empfehlen. Kirſchen, ſüße wie ſaure, Erdbeeren, Himbeeren, Maul- und Brombeeren, Pfirſich eignen ſich beſonders gut dazu. Kirſchen wie Heidelbeeren kocht man mit reichlich Waſſer bedeckt, etwas ganzem Zimmet und einem Stückchen Citrone 10 Minuten, läßt dies erkalten, thut Zucker nach Geſchmack daran und richtet die Kaltſchale über geröſteten Semmelſcheiben oder Zwieback an. — Zu Himbeer-, Erdbeer-, Brombeer- und Maulbeer-Kaltſchale ſucht man die ſchönſten, reifſten Früchte aus und legt ſie, reichlich mit Zucker beſtreut, zwei Stunden vor dem Gebrauch in die Terrine. Die übrigen Beeren ſetzt man mit Waſſer bedeckt aufs Feuer, kocht ſie weich, rührt ſie durch ein Sieb, gibt dies über die ganzen Beeren und gießt knapp eine halbe Flaſche Weißwein darüber. Man kann auch ſtatt des Weines die gleiche Portion gekochte Milch nehmen. — Aprikoſen- oder Pfirſich-Kaltſchale. Man nimmt etwa 8 Stück, übergießt ſie mit kochendem Waſſer, zieht die Haut ab, ſchneidet die Früchte in dicke Scheiben, ſchlägt die Steine auf, zieht die Kerne ab und kocht ſie mit den Früchten in ¾ l Waſſer und Zucker nach Geſchmack, bis ſie weich ſind, und gibt, erkaltet, einige Gläſer Weißwein daran. Hierauf belegt man den Boden einer Glasſchüſſel mit Makronen, gibt das Obſt darüber und ſerviert die Kaltſchale möglichſt kalt. **Phili.**

Sommerfriſchen.

Allen denen, die am ſchönen Rhein einen ſtillen, freundlichen Aufenthaltsort ſuchen, wo ſie bei ſehr mäßigem Penſionspreiſe eine gute Verpflegung und eine ſtets gleichmäßig herzliche Aufnahme finden, möchte ich die Penſion „Friedenshütte“ in Godesberg, Bachſtraße, empfehlen. Eine Friedenshütte iſt’s in der That, die ſich uns dort aufthut, ein Friedenshauch, ausgehend von den lieben, der Anſtalt vorſtehenden Paſtorsleuten, umweht jeden, der dort Wohnung nimmt, um Ausſpannung und Erholung in der reinen Luft, in der friedlichen Stille und der entzückend ſchönen Gegend zu finden. Der Penſionspreis einſchließlich Nachmittagskaffee beträgt 3,50 Mk. — Schreiberin iſt wiederholt dort eingekehrt und kann die Penſion „Friedenshütte“ in Godesberg aus beſter Ueberzeugung empfehlen. Frau **Dr. P.**

Fragen.

143) Eine langjährige Abonnentin erlaubt ſich höflichſt zu bitten, ihr eine luſtige Polterabend- oder Hochzeitsaufführung für einen 16jähr. Knaben und ein 14jähr. Mädchen zu nennen. **B. H. M. in Z.**

144) Hätte eine Daheimleſerin wohl die Freundlichkeit, mir möglichſt nahe bei Berlin ein Stift zu nennen, in das man ſchon im voraus ältere Damen (Witwen) einkaufen kann? Nicht zu hohe Penſionsbedingungen. Herzlichen Dank für jeden guten Rat! **E. K.**

145) In meiner im Oktober vor. Jahres bezogenen Wohnung ſtellen ſich ſeit dem Frühjahr außergewöhnlich viele kleine Motten ein, und ich erlaube mir die Bitte nach einem wirklich wirkſamen Mittel zur Vertreibung dieſes Ungeziefers. **Guſtava.**

Auskunft.

Auf die Frage 129 kann ich empfehlen: Alida Smidt-Stift in Hamburg, vor dem Lübecker Thor; Schröder-Stift in Hamburg, vor dem Dammthor; Oberalten-Stift in Hamburg, Mühlendamm. Frau **Johanna.**

A. B. Wir empfehlen Ihnen den verbeſſerten Milch-Steriliſationsapparat von Evens & Piſtor in Caſſel. Einfachſte und billigſte Handhabung, Möglichkeit, jedes Quantum zu ſteriliſieren und zu entnehmen, ohne den Reſt dem Verderben preiszugeben.

Redaktionspoſt.

Abonnentin in Beuthen. Wenden Sie ſich an Herrn Paſtor Schäfer, Altona (Elbe), Steinſtraße, Direktor der Diakoniſſenanſtalt daſelbſt.

✳

(Zu Nr. 40.)

Das ſind grämliche Arbeitsſtunden,
Wenn das Herz pocht: Du mußt, du mußt!

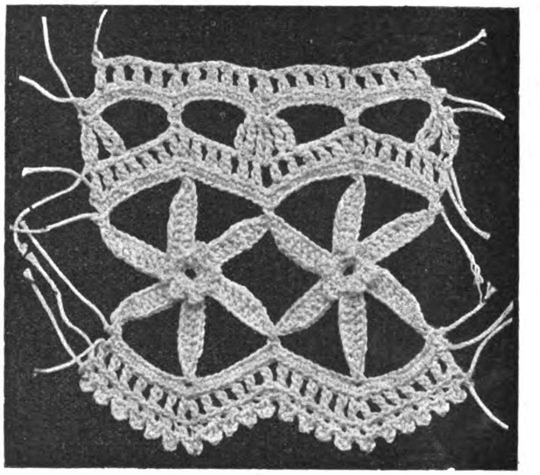
Und wenn die Seele geſchwunden,
Die Blüte der Arbeit, die Luſt!

Allerlei für die Reiſe.

Alljährlich gibt es Neues zu berichten von allerhand kleinen praktiſchen Winken, die wir unſeren glücklichen Wandervögeln mit auf den Weg geben möchten, gilt es aber auch, altbewährte Ratſchläge ihnen wieder in Erinnerung zu bringen. Eine praktiſche Neuheit iſt nachſtehend beſchriebenes Bürſtenetui. Dasſelbe ſchützt die Bürſte vor Staub, nimmt, da es ſich eng der Bürſte anſchließt, faſt keinen Platz ein und geſtattet auch, dieſelbe in jeder Kleidertaſche unterzubringen. Man ſchneidet zwei ovale Stücke ſtarken, am hübſcheſten ſchwarz mit weiß karrierten Stoffes von der Größe der Bürſte, ohne Stiel gemeſſen, faßt ſie, aufeinander liegend, mit Band ein und läßt auf der einen Seite eine entſprechende Öffnung für den Stiel. Auf das andere, oval gerundete Ende kommt je ein beim Klempner gefertigter Bügelteil mit Knopf in der Mitte, der ſich durch Nebendrehen des gegenüberliegenden Knopfes ſchließt, genau wie der bekannte Verſchluß an Portemonnaies. Wer es liebt, kann das Bürſtenetui — der Bürſtenſtiel wird, wie der Leſer erraten haben wird, zuerſt hineingeſteckt — aus Fenſterleder arbeiten und mit Brandmalerei verzieren. In gleicher Weiſe läßt ſich ein Etui für die Zahnbürſte herſtellen. Den Kamm bergen wir in einer flachen Taſche in Form einer ſchmalen Brieftaſche. Knopf und Öſe vermitteln den Verſchluß. Schwamm und Seife vertragen ſich in einem Beutel mit Zugvorrichtung, der mit Gummiſtoff gefüttert iſt. Vervollſtändigen läßt ſich dieſe Garnitur, die ſich beſonders zu Geſchenkzwecken eignet, durch ein Etui für den Handſpiegel, einen Beutel für das Raſierzeug und verſchiedene ſchmälere Täſchchen für Fläſchchen — Haaröl, Medizin ꝛc. — beſtimmt, mit überſchlagendem Verſchluß (Knopf und Bandöſe). Wir ſind bei dieſer Art der Packung in der Lage, jedes einzelne Toilettenſtück gleich zur Hand zu haben. Das läſtige Öffnen und Durchſuchen eines ganzen Reiſeneceſſaires — in der Eile und für Herren beſonders unbequem — fällt fort, und was der Hauptvorteil iſt, die einzeln eingepackten Sachen laſſen ſich leichter unterbringen, wie das ſtark gerundete Neceſſaire. Die neueſten Kragenſchachteln ſind in Kleeblattform gehalten, mit dunkel gebeiztem Leder bezogen und mit Blumen — ein beliebtes Motiv ſind vielfarbige Stiefmütterchen oder Chryſanthemen — in Ölmalerei geſchmückt. Auf der Reiſe, wo die Uhr eine noch größere Deſpotin zu ſein pflegt, als zu Hauſe, erweiſt ſich für alle augenſchwachen und -leidenden Perſonen, die bei geringem Lichtſchein die Ziffern ſchlecht erkennen können, eine Uhr mit Vergrößerungsglas — ein gewölbtes (bikonvexes) Glas über dem Zifferblatt — von großem Nutzen. Eine handliche kleine Reiſeapotheke, die, wenn man z. B. mit Kindern in eine kleinere Sommerfriſche reiſt, beſonders nützlich iſt, ſtellt man ſich aus einem Cigarrenkiſtchen her. Durch dünne Holzplatten, die man einem zweiten Kiſtchen entnimmt, bildet man einzelne Abteilungen in dem Kiſtchen. In jede Abteilung — man kann durch abermalige Querteilung zehn kleinere oder ſechs kleinere und zwei größere oder ähnlich herſtellen — die zur Aufnahme eines Fläſchchens dienen ſoll, kommt etwas Watte. Auf den inneren Deckel nagelt man zwei ſchmale Gummibänder in 15 cm Abſtand, die Guttaperchapapier und eine flach gelegte Flanellbinde feſthalten. Eine leinene Binde befindet ſich aufgerollt in einem Abteil des Kiſtchens. Man klebt an jede Abteilung einen kleinen Zettel, auf welchem der Inhalt notiert iſt. Zur Füllung empfehlen wir beſonders: Heftpflaſter, engliſches Pflaſter, Borſalbe (für kleine Wunden), Vaſeline (zur Maſſage), Lyſol (zum Desinfizieren, Auswaſchen von Wunden ꝛc., natürlich entſprechend verdünnt!), Bleiwaſſer (zu Kompreſſen), Hirſchtalg (wunde Füße), Opiumtinktur, Inſektenpulver, Fieberthermometer, Salzſäure (gegen Magenbeſchwerden), Citronenſäure (zu kühlenden Limonaden), ein Päckchen Verbandwatte. Der äußere Schmuck des mit Sandpapier gründlich abzureibenden Käſtchens beſteht in einem leichten Muſter in Holzbrand ausgeführt und der Aufſchrift:

„Der Menſch kann arzneien —
Gott gibt das Gedeihen!“

Man ſchließt dasſelbe entweder durch Bänder, die zu Schleifen geſchlungen werden, Gummibänder von 4 cm Breite, oder durch zwei ſchmale Lederriemen, die, durch ein Querteil mit Griff verbunden, ein bequemes Tragen geſtatten.



Gehäkelte Spitze.

Handarbeit.

Gehäkelte Spitze. Jeder Stern wird einzeln gearbeitet und zwar: 6 Luftm. werden zu einem Ring zuſammengeſchlungen, dann häkelt man in je 1 Maſche 1 Picot (4 Lftm. 1 f. M.), alſo 6 Picots um den ganzen Ring. Iſt das letzte Picot fertig, ſo häkelt man 10 Lftm. und auf dieſen zurückgehend in die beiden vorletzten Lftm. eine feſte Maſche und in die folgenden 7 Lftm. 1 Stäbchen. Das ſo entſtandene Blättchen ſchlingt man hinter je einem Picot an einer Maſche des zuerſt gearbeiteten Ringes feſt. 6 ſolcher Blättchen bilden den Stern. Nun arbeitet man den unteren Abſchluß der Spitze, 1 feſte Maſche in die Spitze eines Blättchens, alsdann 11 Lftm., 1 f. M. in das nächſte Blättchen, dann 11 Lftm., 1 f. M., mittels welcher man gleich 1 Blättchen des folgenden Sternes dem vorhergehenden anſchlingt; dann immer wiederholen. 2. Tour. In jeder der 11 Lftm. 1 f. M., nur in die feſte Maſche auf der Spitze des mittleren Blättchen 3 feſte Maſchen; dann in die folgenden 10 Lftm. je 1 f. M. Die 11. Lftm. häkelt man mit Übergehen der feſten Maſche (die die beiden Sterne zuſammenſchlingt) mit der 1. Maſche der folgenden 11. Lftm. zuſammen. Wiederholen. 3. Tour. Immer abwechſelnd 1 Stäbchen 1 Lftm. in jede 2. feſte Maſche. Auf der Spitze des Bogens arbeitet man in die mittelſte der drei feſten Maſchen zwei durch 1 Lftm. getrennte Stäbchen. Dann wieder fünfmal 1 Lftm. 1 Stäbchen. Nun überſchlägt man 3 f. M. und häkelt 1 St., dann Lftm. und Stäbchen. 4. Tour. 1 f. M. in die erſte Stäbchenmaſche, 1 Picot (4 Lftm. 1 f. M. in die erſte derſelben) 1 f. M. in die folgende Stäbchenmaſche. So werden 9 Picots gearbeitet, dann 1 f. M. zwiſchen die beiden nicht durch Lftm. getrennte Stäbchen; dann folgt wieder 1 f. M., 1 Picot u. ſ. f. Zu dem oberen Abſchluß arbeitet man die 3 erſten Touren wie bei dem vorhergehenden, alsdann die 4. Tour: *2 Stäbchen zwiſchen die nicht durch 1 Lftm. getrennten Stäbchen, (zum 1. Stäbchen dreimal umſchlagen, dreimal durchholen, 2. Stäbchen zweimal umſchlagen und beim Durchholen dem 1. Stäbchen anſchlingen), nochmal 2 Stäbchen in die folgende 2. Stäbchenmaſche, 12 Lftm., 1 f. M. in die Lftm. zwiſchen den beiden Stäbchen auf der Spitze, 12 Lftm., 2 Stäbchen in die folgende 5. Stäbchenmaſche; dann von * wiederholen. 5. Tour: 11 f. M. in die Lftm. nach den beiden Stäbchen, dann 1 Lftm., 1 f. M., 1 Lftm., überſchlagen, 11 f. M. in die folgenden 11 Lftm., dann die erſte und dritte der drei Stäbchenmaſchen durch 1 f. M. zuſammenſchlingen, dann wieder 11 f. M. in die folgenden 11 Lftm. u. ſ. w. 6. Tour; *viermal abwechſelnd 1 Stäbchen 1 Lftm. mit dem fünften Stäbchen ſchlingt 2 f. M. zuſammen (und zwar da, wo man in der vorhergehenden Tour 3 Maſchen übergangen hatte) 1 Lftm., viermal abwechſelnd 1 Stäbchen 1 Lftm., dann 1 Stäbchen 1 f. M. übergehen, wieder 1 Stäbchen, das dem vorhergehenden angeſchlungen wird, 1 Lftm.; nun wird vom * wiederholt. Dies Muſter iſt auch leicht als Zwiſchenſatz zu arbeiten, und ſieht beſonders in Crêmegarn niedlich aus. **Amanda Gertrud.**

Nochmals: Moſaiknäharbeiten. Der Artikel in Nr. 34 hat mich ſehr intereſſiert, denn dieſe Fleckchenarbeiten waren ſchon lange meine ſtille Schwärmerei. Ich habe mir jetzt aus weinroten, roſa, grünen und goldgelben Seidenſtücken nach dem Muſter eines Glasfenſters über Pappformen einen ganz reizenden Fenſtervorſetzer gearbeitet, der allgemeine Bewunderung erregt. Meinen Kolleginnen von der Nadel wird es zu wiſſen lieb ſein, daß die Pappformen, die das Arbeiten ſo hübſch bequem machen, ſchon viel billiger geworden ſind, nicht das Dutzend, ſondern das Hundert koſtet (bei E. Petzold in Dresden, Kreuzſtraße 6) 30 Pf., bez. 60 u. 75 Pf.

E. W. in Dr.

Für die Küche.

Kirſchenſaft. Auf 1½ Pfund Saft von ſauren ſchwarzen Kirſchen, die man, mit den Kernen geſtoßen, einen Tag ſtehen läßt, nehme man 400 gr Zucker, preßt den Saft durch ein ſtarkes leinenes Tuch und kocht ihn mit dem Zucker ¼ Stunde, ſchäumt ihn und füllt ihn verkühlt in trockne ausgeſchwefelte ½ Literflaſchen. Dieſer Saft gibt ſehr gute Fruchtſaucen. Frau **v. E.** in **N.**

Schwediſcher Kirſchſaft wird gleich dieſem bereitet, nur läßt man die Kirſchen 2 bis 3 Tage vor dem Auspreſſen im Keller ſtehen, wodurch der Saft vollſtändig klar wird. Zu ⅔ Liter Saft 1 Pfund Zucker, dies 20—25 Minuten bei ſchwachem Feuer kochen laſſen und abſchäumen, verkühlt wird es in Flaſchen gefüllt, und dieſe werden verſtöpſelt und verpicht. Frau **v. E.** in **N.**

Auskunft.

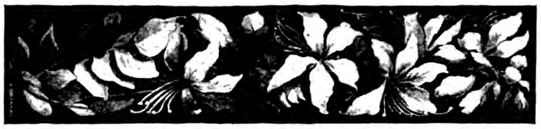
Unterzeichnete möchte die Mitleſerinnen auf das Heim für ſtellenſuchende oder durchreiſende Damen in Hannover, Gr. Aegidienſtraße 25, aufmerkſam machen, wo dieſelben Nachtlogis von 25 Pf. an erhalten können. Wie viele von uns Lehrerinnen ſeufzen über die teueren Hotelrechnungen, welche auch zuweilen in den Hoſpizen für Lehrerinnen üblich ſind. Dieſes Heim iſt keine Spekulation, ſondern ſoll eine indirekte Unterſtützung für Damen ſein, welche allein den Kampf ums Daſein kämpfen müſſen. Mich drängt die Dankbarkeit dazu, dies zu veröffentlichen, damit noch recht viele von meinen Leidensgefährtinnen den Nutzen der Anſtalt genießen können. **M. v. Bredow.**

Fr. 137. Gegen Ameiſen iſt Formifugin ein durchaus zuverläſſiges Mittel. Dasſelbe wird mit einer zehnfachen Menge Waſſer verdünnt und dann über die Neſter gegoſſen. Eine Wiederholung dieſer Anwendung nach 5—8 Tagen iſt ratſam. Selbſt in den Tropen, wo Formifugin zuerſt erprobt wurde, hat es ſich gegen die dort oft eine wahre Landplage bildenden großen Ameiſen glänzend bewährt. Die Flaſche koſtet Mk. 2.—. Fabrikant iſt Karl Fr. Töllner in Bremen. —

✳

(Zu Nr. 41.)

Verſchieden, ach wie verſchieden,
Sehen die Menſchen den Reichtum an:
Der freut ſich, daß er beſitzt in Frieden,
Der andere, daß er geben kann!



Kleine Blumenleiſte für Holzmalerei.

Waldgruß

an das Brautpaar im Forſthauſe.

Es geht ein frohes Rauſchen
Wohl durch den ganzen Wald,
Als wollten Grüße tauſchen
Die Bäume, jung und alt!

Am Forſthaus ſtehen Linden,
Die haben's längſt gewußt,
Wie zwei ſich ſollten finden
In ſel'ger Liebesluſt.

Die Linden ſagten's leiſe
Der alten Weide an,
Die auch auf ihre Weiſe
Die Kunde weiter ſpann.

So hörten es die Tannen
Im Walde weit und breit,
Die ſchnell ſich drob erſannen
Ein Lied voll Seligkeit.

Nun rauſchen ſie beſtändig
Das ſel'ge neue Lied,
Und alles wird lebendig,
Und alle ſingen's mit:

Im grünen Waldesreiche
Erwuchs ein edles Paar —
Er, ſtark wie eine Eiche,
Sie, wie ein Brünnlein klar!

Der Eichbaum ſpendet Schatten
Den Wandrern allzumal,
Und köſtlich labt die Matten
Des Brünnleins heller Strahl!

Der Eichbaum ſtrebet prangend
Zum Himmel hoch hinauf —
Das Brünnlein nimmt verlangend
Den Himmel in ſich auf!

Der Eichbaum wäre nimmer
Begabt mit ſolcher Kraft,
Wenn nicht das Brünnlein immer
Ihm neue Nahrung ſchafft!

Sie tauſchen ihre Gaben
In Sturm und Sonnenſchein —
Das Brünnlein will erlaben,
Der Baum erlabet ſein!

So reichen ſie im Streben
Einander ſtets die Hand,
Und immer neues Leben
Eins wohl im andern fand!

Drum können ſich nicht meiden
Eichbaum und Brünnlein klar —
Und juſt wie dieſen beiden
Ergeht es unſerm Paar!

Heut möchte es erfaſſen
Das Glück von Herzensgrund,
In eins ſich fügen laſſen
Im heil'gen Ehebund.

Drum rauſchen ſo die Tannen
Drum klingt der ganze Wald —
Es gilt, das Glück zu bannen
In dreierlei Geſtalt:

Zu glauben — ohne Wanken,
Zu hoffen — ohne Wahn,
Zu lieben — ohne Schranken,
Das ſei der Lebensplan!

So grüßt zu aller Zeit dann
Der Wald Euch, lieb und traut —
Glückauf! Du froher Weidmann,
Glückauf! Du herz'ge Braut!

Emilie Schäfer.

Der deutſche Patriotenbund zur Errichtung eines Völkerſchlachtdenkmals bei Leipzig.

Es drängt mich, die deutſchen Frauen, die den Leſerkreis dieſes Blattes ausmachen, für eine große und bedeutungsvolle Sache zu gewinnen. „Wenn die Frauen ſich für die deutſche Sache intereſſieren, ſo iſt mir nicht bange für ſie,“ hat Fürſt Bismarck kürzlich lobend geſagt. Darauf berief ſich der Vorſitzende der deutſchen Patriotenliga zur Errichtung eines Völkerſchlachtdenkmals bei Leipzig, Herr Clemens Thieme, als er mich bat, die deutſchen Frauen an geeigneter Stelle zur Förderung des Bundes und ſeiner Ziele anzufeuern. Eine geeignetere Stelle als dieſe wüßte ich nicht, ich will es ſo recht gern verſuchen, dieſer ſchönen nationalen Sache das Wort zu reden. Drei Vierteljahrhunderte werden bald verfloſſen ſein ſeit dem großen Erlöſungstage deutſcher Freiheit, der Leipziger Völkerſchlacht. Und noch ziert kein Denkmal, kein Erinnerungszeichen die große Fläche, welche durch die Ströme deutſchen Opferblutes, die ſie getrunken, für alle Zeiten geweiht iſt. Die Idee zur Errichtung eines ſolchen iſt freilich alt, ſie war ſchon eine Lieblingsidee des alten Arndt, der eifrig auf ihre Bethätigung drang. Der Grundſtein zu einem Nationaldenkmal liegt ſeit dem Jahre 1863 in dem denkwürdigen Boden, — aber dabei iſt es geblieben, die Gleichgültigkeit des deutſchen Volkes unterließ das Weitere, bis ſich am 26. April 1894 der deutſche Patriotenbund unter Leitung des Herrn Clemens Thieme zu kräftigem, energiſchem Wirken für die Sache zuſammenthat. Dank der rüſtigen Thatkraft dieſes Bundes hat der Denkmalsfonds jetzt bereits die Höhe von 54000 Mark erreicht. Raſcher, immer raſcher wird ſich hoffentlich dieſe Summe mehren, je mehr die Begeiſterung für dies einzige, ſo naheliegende und würdige Ziel des Bundes allgemein wird. Ein Funken der Begeiſterung, die vor nun bald 75 Jahren aus allen Häuſern ſchlug, braucht jetzt nur wieder aufzuglühen, um das Werk zur Vollendung zu bringen. Eine unbeſchreibliche Liebesglut fürs Vaterland ſpricht aus den Gaben für die Freiwilligen, die in den Berliner und Breslauer Blättern von 1813 unter der Überſchrift Vaterlandsliebe quittiert wurden. Welchen Hochſinn zeigten damals die Frauen! Die Witwen und Waiſen gaben ihr Letztes her, die Kleinſten, die Ärmſten opferten ihre Pfennige. „Die Hingabe des Einzelnen an das Ganze war grenzenlos,“ ſchreibt Niebuhr. Über 160000 goldene Ringe, Ketten, Ohrringe ſind eingeliefert worden, die Frauen und Bräute trugen eiſerne Ringe mit der Inſchrift: Gold gab ich für Eiſen 1813. Kein Kleinod, kein Andenken welches irgend welchen Wert hatte, wurde aufbewahrt. Die einzigen Kleinode hießen: Freiheit und Vaterland. Wir, die wir aufgewachſen ſind im Schutze und Glanze des Reiches, im Lichte der Freiheit, in der Gnade des Friedens, nehmen das Errungene ganz ſelbſtverſtändlich hin, ſchon die Zeit vor 1871 ſcheint wie verſunken, von dem leidenſchaftlichen Sehnſuchtsdrange des gedrückten, zerſtückten Volkes von damals können wir uns gar keinen Begriff mehr machen. Aber doch wollen wir's verſuchen, um warm zu werden in Freude am Errungenen, in Begeiſterung und Rührung für das Geſchehene. Ganz Deutſchland ſollte eine einzige Liga zur Errichtung eines Nationaldenkmals bilden, die Frauen aber, die Zeit haben, ſich in eine gute ſchöne Idee zu verſenken, ſollten wenigſtens beſtimmt nach allen Kräften für die Erreichung des Zieles wirken. Ein Jahresbeitrag von mindeſtens 50 Pf. erhebt jeden zum Vereinsmitglied; den ſollte jede deutſche Frau, die nicht in allertraurigſter Lage iſt, zahlen. Außerdem ſollten von thatkräftigen Frauen Sammlungen veranſtaltet, Aufführungen, Verkäufe ꝛc. in Scene geſetzt werden, kleine Opfer, die wirklich ſolche ſind und nicht nur ſcheinen, ſollten gebracht, ja die Kinder ſollten dazu angehalten werden, ihr Scherflein herzugeben, um ſich als Glieder des deutſchen Volkes, das eine ſo hehre Erinnerung ſichtbar darſtellen will, mitfühlen zu dürfen. Die Geſchäftsſtelle des deutſchen Patriotenbundes befindet ſich in Leipzig, An der Pleiße 12. Mitgliedsbeiträge und Anmeldungen ſind dorthin zu richten (p. A. Herrn Clemens Thieme). Möchten ſich recht viele Frauen einſchreiben laſſen als Bundesſchweſtern!

Frida Soyaux-Schanz.

Keine Nägel.

In England, wo jede Familie ihr eigenes Haus allein bewohnt und dieſes Haus meiſt das Eigentum der Bewohner iſt, wird dasſelbe ſehr in acht genommen; keine Hausfrau z. B. erlaubt, daß man die Wände der Zimmer durch Hineinſchlagen großer Nägel verderbe. Die Bilder werden daher auch in ganz anderer Weiſe wie bei uns befeſtigt. Längs des Stuckſimſes, der Wand und Decke vereint, zieht ſich eine zwei Finger ſtarke, blitzend blanke Metallſtange, die an den Enden jeder Wand, alſo in den vier Ecken des Zimmers, in einer Kugel oder einem Löwenkopf endet. An dieſe handfeſte Meſſingſtange werden mittels Schnüre, an welche am Ende große Haken angebracht ſind, ſämtliche Bilder gehangen. Die Schnüre ſind an einem, bei größeren Bildern an zwei Ringen (in der Mitte, reſp. an den beiden Seiten des oberen Rahmens) befeſtigt. — Dieſe Sitte ſcheint mir ſehr praktiſch, da die Wände dadurch vollſtändig unbeſchädigt bleiben und man ev. den Standort oder vielmehr Hängeort eines Bildes ſchnell und leicht verändern kann, ohne große und häßliche Löcherſpuren zu hinterlaſſen. Die höher hängenden Bilder haben natürlich kürzere Schnüre, als die weiter unten hängenden.

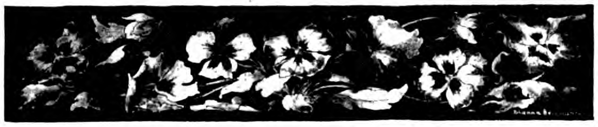
Gertrud von Sydow.

Kindermund.

Wenn das dreijährige Trudchen irgend etwas bekommt, wird ſie immer durch die Mahnung: „Wie ſagt man?“ daran erinnert, daß ſie „Danke!“ ſagen ſoll. Trudel hat nach ihrem Veſperbrot noch Hunger und erhält noch ein Weißbrötchen. „Wie ſagt man, Trudel?“ fragt die Mutter ſtreng. Trudel beguckt ſich das trockene Brötchen und antwortet prompt: „Butter drauf!“

Gebirgstouren.

Der Vergnügungsreiſende, der zur Erholung in das Gebirge geht, ſei es in die Schweiz, nach Tirol oder in unſere deutſchen Berge, von denen manche, wie z. B. die Vogeſen, noch lange nicht genügend bereiſt ſind, wird es nicht unterlaſſen wollen, auch einige Bergpartieen zu unternehmen. Und was gibt es Herrlicheres und Herzerhebenderes, als an einem ſchönen Sommermorgen auf Bergeshöh' Rundſchau zu halten über die Gegend zu unſeren Füßen! Aber kein Erfolg ohne vorhergehende Anſtrengung! Dem Touriſten, der zum erſtenmal ſeine Kräfte im Bergſteigen erproben will, ſeien einige Ratſchläge, welche ihm ſein Vorhaben erleichtern ſollen, gewidmet. Vor allem ſage ſich ein jeder, daß das Bergſteigen wie alles im Leben erlernt ſein will. Wer vor hat, größere Gebirgstouren zu unternehmen, der ſollte ſich wochenlang zu Hauſe durch allmählich verlängerte Fußmärſche, durch langſam, methodiſch geübtes Steigen dazu vorbereiten. Nur derartig trainierte Muskeln halten ohne ſchädliche Reaktion die Anſtrengung von Gebirgstouren aus. Aber wie oft iſt es mir nicht auf meinen vielen Reiſen in der Schweiz paſſiert, daß ſo ein paar Herren, womöglich mit dem Nachtſchnellzug aus dem Norden anlangend, direkt vom Katheder oder Kontorſeſſel weg in das Herz der Alpenwelt eindringen wollten. „Wie lange braucht man bis aufs Faulhorn?“ fragten ſie den Oberkellner im Schweizerhof in Interlaken, und alsbald ſah ich ſie abmarſchieren in ihrem gewöhnlichen Straßenanzug, einen eben erſtandenen Alpenſtock in der Hand, nachdem ſie ſich mit einer Flaſche Kognak, „um ſich anzufeuern“, wie ſie ſagten, verſorgt hatten. Mit Lächeln mußte ich ihnen nachſchauen: Wie werden ſie bald wiederkehren? Vor allen Dingen ſorge man für eine zweckmäßige Kleidung, kein Bergfexenkoſtüm, wohlverſtanden, wie man es zum Ergötzen an manchen Orten der Schweiz, wo der Fremdenſtrom aus aller Herren Länder zuſammenflutet, manches Mal gewahrt, aber einen dauerhaften Lodenanzug. Wollwäſche, wollene Touriſtenhemden, wie ſie jetzt ja auch in hübſcherer



Kleine Blumenleiſte für Holzmalerei.

Ausſtattung zu haben ſind, wähle man ſtatt der geſteiften Wäſche, welche beim unvermeidlichen Transſpirieren ſofort unanſehnlich wird. Das Waſchen der leinenen Wäſche hält zudem den Touriſten oft über die Zeit hinaus an einem Orte feſt. In wollenen Strümpfen marſchiert es ſich am beſten. Das Gepäck beläſtigt den Steigenden am wenigſten, wenn er es auf dem Rücken trägt; praktiſch und leicht iſt der in Bayern gebräuchliche „Ruckſack“. In dieſem führe der Touriſt, außer dem aufs Notwendigſte beſchränkten Toilettenneceſſaire, ein bis zwei wollene Hemden, Strümpfe, eine leichte Joppe, um ſich's abends, nach Ankunft am Ziel, bequem zu machen, Pantoffeln zu gleichem Zweck, vielleicht noch ein Paar Stiefel zum Wechſeln mit. Außerdem leinene Fußlappen, welche noch weniger drücken wie die Strümpfe, für den Fall, daß die Füße wund werden. Letzterem beugt man am beſten durch allabendliche Fußbäder und Einreiben mit Kampferſpiritus oder Franzbranntwein vor. Auch fehle nicht ein einfacher Wundverband, ein Prießnitzumſchlag und eine Büchſe Hirſchtalg. Auf den Ruckſack wird ein Plaid geſchnallt. Dieſes iſt auf die verſchiedenſte Weiſe, als Mantel, Decke, Schlummerrolle, Schutz gegen feuchte Bettwäſche ꝛc. zu verwenden. Gewarnt ſei vor allen Gummimänteln, in welchen es ſich ſchlecht marſchieren läßt, da ſie die Ausdünſtung des Körpers zurückhalten und infolgedeſſen ſehr erhitzend wirken. Man ſteige beim Beginn der Tour langſam und ſtetig, laſſe ſich nicht durch einen Wanderer, der anſcheinend doppelt ſo raſch geht und uns überholt, verleiten, das Tempo zu beſchleunigen. Langſam, aber ſicher, heißt es auch beim Bergſport. Man halte Haus mit ſeinen Kräften. Wer mit Einſetzung aller Kraft vorwärts ſtürmt, muß ermattet auf der Hälfte des Weges zurückbleiben. Man mache kurze, nicht zu häufige Pauſen, während welcher man in einiger Bewegung bleibe. Falſch iſt es, ſich ſofort auf den Waldboden niederzuwerfen und die Glieder zu abſoluter Ruhe zu verdammen. Dieſelben werden in dieſem Fall leicht ſteif und das Fortſetzen der Tour geſtaltet ſich ſchwieriger. Mehr noch wie bei ſo manchem anderen, heißt es beim Bergſport: „Morgenſtund' hat Gold im Mund.“ In der Morgenkühle ſchreitet es ſich doppelt friſch aus; zu dem Beſuch der Schneefelder iſt z. B. allein die Morgenſtunde zu wählen. 3 Uhr morgens dürfte im Gebirge die beſte Abmarſchzeit ſein, wohlverſtanden im Hochſommer. Im September, welcher meiſt die klarſten Fernſichten bringt, und deshalb dem Touriſten beſonders empfohlen wird, verſchiebt ſich die angegebene Stunde. Unterwegs trinke man nicht viel, da häufiges Trinken bekanntlich doppelt transſpirieren läßt, man vermeide vor allem den Alkohol. Ein Schluck aus der mit Kognak gefüllten Feldflaſche feuert und regt ſcheinbar an, in Wirklichkeit erſchlafft und ermüdet er. Kalter, ſtarker Kaffee, Milch, Thee iſt empfehlenswert. Man halte die Hauptmahlzeit erſt, wenn man das Tagespenſum erledigt hat und begebe ſich frühe zur Ruhe. Keinenfalls mache der Neuling viele beſchwerliche Touren raſch nach einander. Dies iſt ſchon ſehr verhängnisvoll für die Geſundheit geweſen. Eine Ruhepauſe von zwei, drei Tagen, während welcher Zeit man kleinere Ausflüge nicht zu vermeiden braucht, gewährt dem Geiſt und Körper die nötige Erholung und Kräftigung, um mit Vergnügen weitere Touren zu unternehmen. Für Damen, welche ſich in neuerer Zeit auch viel mit Bergwanderungen befaſſen, gelten die gleichen Ratſchläge bis auf die Toilette. Die Kleidung erſchwert den Frauen das Bergſteigen recht ſehr. Ernſthafte Touriſtinnen ſeien auf den geteilten Rock aufmerkſam gemacht, welcher wie ein gewöhnlicher Kleiderrock, nur in zwei Hälften an einem Bund, gearbeitet iſt und über faltigem Beinkleid getragen wird. Er ſoll größere Bewegungsfreiheit gewähren. Einem Auffliegen der Rockbahnen wird durch eingenähte Bleikugeln vorgebeugt. Warnen möchte ich aber alle Bergſteiger, beſonders Anfänger davor, ſich ohne Führer an das Beſteigen ſelbſt ungefährlich erſcheinender Höhen zu wagen. Trotz unausgeſetzter Warnungsrufe in der Preſſe fallen alljährlich dieſem Leichtſinn viele blühende Leben zum Opfer. Am ſeltenſten iſt der pekuniäre Grund die Entſchuldigung dafür; meiſt iſt ein gewiſſer Dünkel, eine Selbſtüberſchätzung und Unterſchätzung der Schwierigkeiten des unbekannten Terrains die Urſache. An allen bekannteren Orten gibt es erprobte Führer. Man wendet ſich am beſten an den Gemeindevorſteher des Ortes und geht ſo ſicher, einen gewiſſenhaften Wegführer zu erhalten. Demſelben aber vertrauensvoll zu folgen und die Ratſchläge des orts- und wegkundigen Mannes nicht zu mißachten, kann nicht dringend genug empfohlen werden. **J. v. W. in B.**

Noch einmal der Schnürſtiefel.

Das Vorurteil gegen die Schnürſchuhe teilte auch ich, weil ich öfter ſehen konnte, was für Not das immerwährende Aufgehen der Schnürbänder verurſacht. Dennoch ließ ich mir dieſes Frühjahr von meinem Schuhmacher zureden, ein ſolches Paar Schuhe zu nehmen, da er mir die Art und Weiſe zeigte, wie die Senkel ſicher zu binden ſind. Das geſchieht folgendermaßen: Nachdem man die gewöhnliche Doppelſchleife gemacht hat, wobei man die Schleife recht lang auszieht, die Enden dagegen kurz läßt, bindet man die Schleifen allein ohne die Enden noch einmal, und ein Aufgehen von ſelbſt iſt unmöglich, während das Aufbinden keine Schwierigkeiten macht. Ich habe die Sache verſucht, und obgleich ich ein ausdauernder Fußgänger bin, ſind mir die Schnürbänder niemals aufgegangen. Probatum est.

J. Schicha.

Praktiſches fürs Haus.

(Frage 142). Gute, der engliſchen faſt gleichwertige Zeichentinte liefert die Firma Günther Wagner in Hannover unter dem Namen: „Vorzügliche, unauslöſchliche Wäſchtinte.“ **P. H. in N.**

Eine ganz vorzügliche unauslöſchliche Tinte zum Wäſchezeichnen kann man in jeder Apotheke nach folgender Vorſchrift bereiten laſſen:

Flüſſigkeit I.

1,7 Kupferchlorid
2,1 Natronchlorat
1,1 Ammoniumchlorid
12,0 Deſtilliertes Waſſer

Flüſſigkeit II.

24,0 ſalzſaueres Anilin in
40,0 deſtillierten Waſſer gelöſt.

Dieſer Löſung wird eine Miſchung hinzugefügt beſtehend aus

24,0 Gummilöſung
12,0 Glycerin.

(Hager, Handbuch der pharmazeutiſchen Praxis I Seite 975.)

Von Flüſſigkeit I werden ſodann 10 Tropfen mit 40 Tropfen von Nr. II gemiſcht, die Tinte wird dann bald mit einer Stahlfeder aufgetragen. Die anfänglich grünen Schriftzüge werden bald, namentlich nach der erſten Wäſche, ſchwarz. Es iſt unumgänglich nötig, das oben angegebene Miſchungsverhältnis genau einzuhalten und nicht mehr Tinte zu miſchen, als man ſofort verbrauchen kann. Einſender dieſes hat Kragen und Manſchetten ſchon ſeit 20 Jahren mit dieſer Tinte gezeichnet und weder eine Zerſtörung des Gewebes noch Verblaſſen der Schriftzüge bemerken können. Im Fall keine Apotheke am Ort oder die Beſchaffung ſonſtige Schwierigkeiten verurſacht, iſt die Tinte gegen Einſendung von 1 Mark in Briefmarken poſtfrei zu erhalten von Apotheker Morgenroth, Schwarzenberg, Sachſen.

Damit die mit guter Höllenſteintinte gezeichnete Wäſche die Zeichen behält, verfahre man wie folgt. 5 g Natrum carbonicum siccum und ebenſo viel gepulverten arabiſchen Gummi löſe man durch Rühren in einer guten halben Taſſe lauwarmes Waſſer. Mit dieſer Flüſſigkeit befeuchte man die zu zeichnende Stelle der Wäſche. Nachdem die Stelle völlig getrocknet iſt, glätte man dieſelbe mit einem Bügeleiſen, ſchreibe mit einer neuen Stahlfeder die Zeichen auf, und lege die Wäſche eine Stunde lang in helles Licht. Derartig gezeichnete Wäſche behält dauernd das Zeichen. **Dr. H.**

Zimmerſchmuck.

Billiges Tiſchchen. Man nimmt drei ungefähr meterlange Stücke drei Finger ſtarken Birkenſtamms. (Die Stämmchen der Pfingſtmaien laſſen ſich dazu gebrauchen.) Dann zieht man die dünne weiße Haut ab, wo ſie anfängt, ſich abzulöſen, und nagelt oder ſchraubt die drei Stämmchen zu einem Dreifuß zuſammen. Ein dicker Kiſtendeckel oder ein anderes Brettchen wird zu einem gleichſeitigen Dreieck geſägt und mit feſten, ſtarken Nägeln auf dem Dreifuß befeſtigt. Die Platte überzieht man mit Möbelſtoff und ringsum wird eine Bällchenfranze mit Ziernägeln angebracht. Der Fuß wird dreimal mit Kopallack angeſtrichen, muß aber nach jedem Anſtrich gut trocknen. Um die Stelle, wo die Füße ſich kreuzen, wird eine Bandſchleife mit Pompons oder eine dicke Schnur mit Quaſten geſchlungen. Dies Tiſchchen ſieht ſehr nett aus, und das Material dazu koſtet faſt nichts. **H. N.**

Für die Küche.

Blütenpudding. Von einer beliebigen Blütenſorte (Lindenblüten, Orangenblüten, Jasmin oder Roſen) ſucht man ſorgfältig die etwa daran ſich befindenden Würmchen oder gelben Blätter ab. Man wiegt 190 g Blütenblätter, hackt ſie ſchnell fein, vermiſcht ſie mit 65 g Zucker und läßt ſie in 1 Liter friſcher Milch auf dem Feuer ½ Stunde ausziehen, läßt die Milch dann kochen, ſchüttet ſie durch ein Sieb und drückt die Blütenblätter gut aus. Nun rührt man drei Eidotter, 125 g Zucker, 65 g Gelatine oder 200 g Stärke, die in knapp ¼ l Waſſer verrührt wird, und 50 g ſüße, feingeſtoßene Mandeln an die abgekühlte Blütenmilch und läßt die Maſſe kochen, bis ſie dick iſt; zuletzt rührt man den ſteifen Schnee der drei Eier durch. Zum Färben des Roſenpuddings nimmt man entweder rote Gelatine oder einige Tropfen Alkermes, Cochenille oder mit Zucker eingemachten ſauren Kirſchſaft, wenn man Stärke verwenden will. Dann füllt man die Puddingmaſſe in die kalt ausgeſpülte, mit Zucker beſtreute Form und ſtellt ſie recht kalt. Ratſam iſt es, den Pudding tags vor dem Gebrauch zu bereiten. Eine Vanilleſauce gehört dazu. **Phili.**

Grüne Bohnen mit Salz einzumachen (Brechbohnen und Schnittbohnen). Man bereite die bei trockenem Wetter gepflückten Bohnen vor, als wollte man ſie kochen, d. h. man ziehe ſie ab und breche ſie durch oder ſchneide ſie klein. Dann ſalze man ſie tüchtig ein und laſſe ſie 12—24 Stunden ſtehen. Nachdem ſie gut durchgeſalzen ſind und gelakt haben, drücke man ſie handvollweiſe, aber vorſichtig mit einer Fruchtpreſſe aus, daß möglichſt viel Lake abläuft. Nun hat man ſchön ſaubere, große Steintöpfe bereit. Den Steintopf reibe man mit Salz aus, erſt unten am Boden, und beſtreue den Boden mit Salz. Dann drücke man 1—2 Hände voll Bohnen recht feſt hinein und beſtreue ſie mit Salz (etwa 1—2 Löffel voll), dann ſtampfe man wieder Bohnen feſt hinein, werfe wieder Salz darauf, ſtreiche mit den Salzhänden einmal die Wand des Topfes aus und ſtreue dann Salz dagegen, damit die Bohnen überall von Salz umgeben ſind. So fahre man fort, bis alle Bohnen feſt eingedrückt ſind. Obenauf gebe man nun 1—2 Hände voll Salz und lege dann friſche, trockene Peterſilie darauf. Die Peterſilie erhält den Bohnen die Friſche, und wenn ſich Schimmel anſetzen ſollte, ſo würde er ſich zuerſt an die Peterſilie ſetzen und nicht bis zu den Bohnen kommen. Schließlich kann man ein Holzbricken mit einem Stein darauf legen und dann den Topf zudecken. Die Schnittbohnen laſſen ſich viel beſſer eindrücken wie die Brechbohnen, und laken auch beſſer. Es iſt ſehr zu empfehlen, zu unterſt in den Steintopf die Brechbohnen zu geben, dann ein reines Tuch darauf zu legen und nun die Schnittbohnen darüber zu packen. Durch die Feuchtigkeit der Schnittbohnen halten die unteren ſich viel beſſer. Das Tuch muß gut mit Salz ausgerieben ſein. — Will man die Bohnen im Winter eſſen, ſo lege man ſie den Abend vorher in kaltes Waſſer, bringe ſie mit reichlichem, kochendem Waſſer zu Feuer, und wenn ſie gar ſind, fülle man ſie in kaltes Waſſer, um ſie nochmals auszufriſchen. Schließlich iſt der Salzgeſchmack ſo ausgezogen, daß die Bohnen beim Zubereiten noch wieder geſalzen werden können. **A. K. B.**

Fragen.

146) Einer unbemittelten Lehrerin iſt vom Arzt eine Kur in Reichenhall verordnet worden. Kann jemand Rat geben, ob Freiſtellen oder Vergünſtigungen dort gewährt werden und wohin man ſich deshalb zu wenden hat? **N.**

147) Wäre eine Mitleſerin vielleicht ſo gütig, mir hübſch gelegene Orte an der See, unweit Stettins, anzugeben, wo eine einzelne Dame bei mäßigem Preiſe für 3 Wochen gute Penſion finden könnte?

H. M. in L., Pommern.

148) Wer kann mir eine Fabrik nennen, die abgetönte Blechwaren zum Bemalen anfertigt? Beſten Dank! **C. L.**

149) Iſt vielleicht jemand aus dem Leſerkreiſe des Frauen-Daheim ſo gütig, einer Pfarrfamilie Rat zu erteilen, die einen geeigneten Aufenthaltsort für eine leidende (neuraſtheniſche) Tochter ſucht? Erwünſcht iſt eine kleinere Stadt mit guter Luft und hübſcher Umgebung; ein erfahrener Arzt muß am Orte ſein. Die Patientin iſt heiteren, freundlichen Temperaments und braucht keinerlei Pflege, nur ruhigen Aufenthalt in einer angenehmen Familie, wo ſie ſich nach Bedürfnis anſchließen und zurückziehen kann; ſie würde eventuell auch den Winter über bleiben. Für gütigen Rat aus dem Leſerkreiſe wird ſehr dankbar ſein

Eine ratloſe Pfarrfrau.

Redaktionspoſt.

C. J. Derartige Fragen ſind leider ausgeſchloſſen.

Frau von H. in D. Über Glühſtoffplätteiſen haben wir ſchon mehrere lobende und anerkennende Zuſchriften veröffentlicht.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

34. Auflage.

1895.

Preis:
geheftet 3 M. 50 Pf.
eleg. gebunden 4 M. 50 Pf.

Praktiſches Kochbuch.

Von Henriette Davidis.

Neu bearbeitet und herausgegeben
von
Luiſe Holle.

Auflage 34.

1895.

Über **1900** zuverläſſige
und
ſelbſtgeprüfte Rezepte.

Der Wert eines guten Kochbuches iſt für jede Haushaltung, ſei dieſelbe groß oder klein, einfach oder reich eingerichtet, gleich bedeutend; das Kochbuch iſt heutzutage kein Luxusartikel mehr, ſondern das unentbehrlichſte Küchengerät zur Führung eines nahrhaften und wohlſchmeckenden und — was beſonders wichtig — zugleich ſparſamen Tiſches. Ein gutes Kochbuch erſetzt der angehenden Hausfrau die Erfahrung vieljähriger Übung, der bereits geübten gibt es ſtets neue Anregung und wertvolle Winke, in allen Fällen dient es zur Erleichterung, Vereinfachung und Veredlung der Kochkunſt.

Im **Davidis'ſchen Kochbuche,** das ſchon zum 34. Male in neuer verbeſſerter Auflage erſcheint, finden ſich in vollendeter Weiſe alle Vorzüge vereinigt, die zu einem guten Kochbuche gehören. Dasſelbe hat ſich, wie kein anderes, den Ruf eines **Muſterkochbuches** erworben und ſollte in keiner Küche fehlen.

Beſonders zeichnet es ſich aus: 1) durch ſeine **Zuverläſſigkeit,** die es der unermüdlichen Sorgfalt der Herausgeberin in Durchprüfung der Rezepte verdankt; 2) durch die **Genauigkeit** ſeiner Angaben, wonach es ſelbſt der Anfängerin nicht ſchwer wird, ihre Gerichte tadelfrei herzuſtellen; 3) durch ſeine **Reichhaltigkeit,** von den feinſten Gerichten bis zur einfachen Schüſſel des bürgerlichen Tiſches; 4) durch die **Sparſamkeit,** die in allen Gerichten vorwaltet und alles Überflüſſige vermeidet. Für Küche und Keller, Hausweſen ꝛc. enthält das Davidis'ſche Kochbuch zugleich die wertvollſten Ratſchläge, es gibt allgemeine Vorbereitungsregeln, Arrangements zu Geſellſchaften, Küchenzettel, lehrt das zweckmäßige Verwenden der Reſte ꝛc. ꝛc.

Henriette
Davidis
Kochbuch

Es dürfte demnach nicht leicht ein nützlicheres Geſchenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmäßigere Anſchaffung für das Hausweſen geben, als das Davidis'ſche Kochbuch, das auch äußerlich in Druck, Papier und Einband ſo ausgeſtattet iſt, daß es ſich als elegantes Geſchenkwerk vorzüglich eignet.

Ottilie Ebmeyer,

Die gute Küche. Theoretiſch-praktiſche Anweiſung in der feinen und einfachen Kochkunſt. **Zweite Auflage.** Preis broſchiert 3 M. 50 Pf., eleg. gebunden 4 M. 50 Pf. Mit großem Fleiß und vieler Sorgfalt bearbeitet, wird das Ebmeyer'ſche Kochbuch den Hausfrauen und Köchinnen auch neben der Davidis zur Vergleichung und Abwechslung willkommen ſein.

Henriette Sander,

Neues praktiſches Kochbuch für die gewöhnlichere und feinere Küche. **Vierte,** vermehrte und verbeſſerte **Auflage.** Preis elegant gebunden 4 M. 50 Pf. Durch ſeine Tüchtigkeit und die Zuverläſſigkeit ſeiner Angaben hat ſich dasſelbe im nordweſtlichen Deutſchland, namentlich in Hannover und Braunſchweig, ziemlich ſchnell Eingang verſchafft und ſich daſelbſt allgemeine Beliebtheit zu erringen gewußt.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

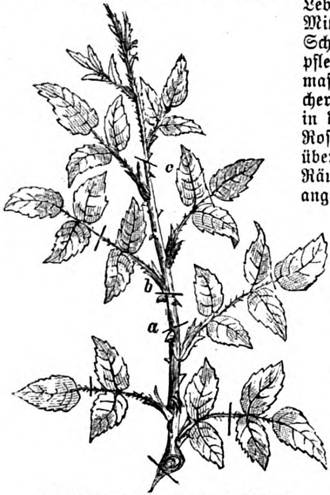
DER HAUSGARTEN.
F. Reiß.

Gartennelke.
(Dianthus Caryophyllus L.).

Es iſt keine Blume ſo bekannt
Als knoſpende, blühende, welke,
Auf dem Beet, am Fenſterlein, in der Hand,
Wie die bunte, die duftende Nelke.
J. Trojan.

Roſenvermehrung durch Stecklinge.

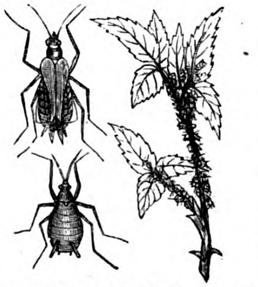
Hierüber ſagt der neue „Vilmorin“ (Parey, Berlin) ungefähr folgendes: Die Stecklinge ſind lockerholzig und trocknen leicht aus, weshalb man ſie, wenn im Sommer (Juli, Auguſt) geſchnitten, thunlichſt frühmorgens herrichtet und ſofort in Käſtchen oder in einen vorher zugerichteten, geſchloſſenen kalten Kaſten ſteckt (ähnlich wie bei Pelargonien). Man nimmt Stecklinge mit 2—3 Augen, am beſten abgeriſſene Seitenſproſſe, nicht dicke und raſchwüchſige, ſondern gedrungene, aber um ſo kräftiger ernährte, kürzere, von denen der untere, am Grunde nur etwas geglättete Teil am leichteſten wurzelt, leichter als der Steckling b, da die Spitze c unbrauchbar iſt. Auch blühende und knoſpentragende Zweige ſind weit beſſer als unfruchtbare oder gar frechwachſende Sproſſe, welch’ letztere kaum Erfolg haben. Sind die Stecklinge bewurzelt (das iſt meiſt der Fall, wenn ihre Knoſpen auszutreiben beginnen), ſo pflanzt man ſie einzeln in 7 cm große Töpfe, hält ſie noch einige Tage in geſchloſſener Luft, beſchattet ſie bei Sonnenſchein und gibt ihnen immer mehr freie Luft, bis ſie genügend abgehärtet ſind.



Herrichtung der Roſenſtecklinge.

Blattläuſe an Roſen.

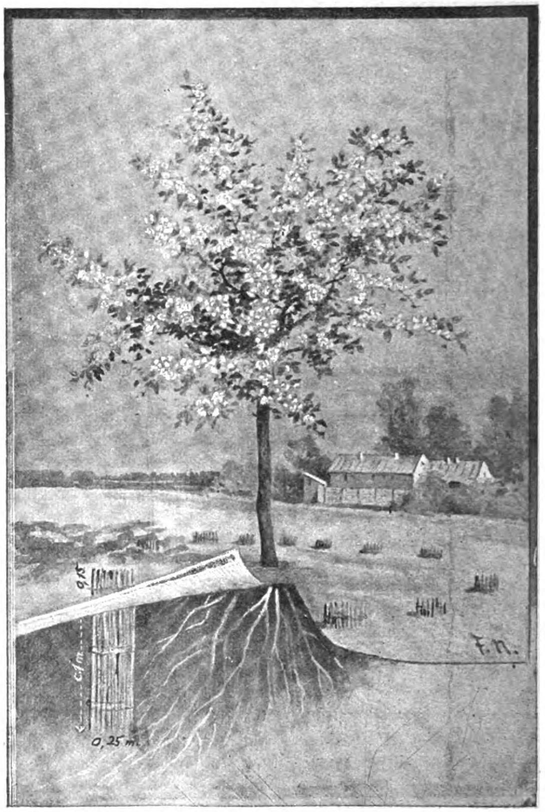
Wer hat ſich nicht ſchon geärgert über dieſe kleinen Ungetüme, die geflügelten und die ungeflügelten, die ſchwerfällig an unſeren Lieblingen herumkriechen und „zu ſcheußlichen Klumpen geballt“ den Roſen den Lebensſaft ausſaugen! Eine Menge Mittel wird gegen dieſe hartnäckigen Schädlinge empfohlen. In Frankreich pflegt man ſich mit einer Räuchermaſchine zu helfen (ſ. Abb.), aus welcher der Rauch verbrannten Tabaks in den mit dichtem Zeug überdeckten Roſenſtock hineingeleitet wird. Tabak überhaupt wirkt am beſten. Auch ohne Räuchermaſchine wird er mit Erfolg angewendet und zwar (nach dem neu erſchienenen „Roſenbuch“ von Lebl, Berlin, Paul Parey, — eine ausgiebige Fundgrube für jeden Roſenfreund) folgendermaßen: gieße über 500 g vom geringſten Tabak in eine Gießkanne heißes Waſſer, rühre die Geſchichte tüchtig durcheinander, laſſe ſie 24 Stunden ſtehen, drücke dann mit den Händen den Tabak gut aus, fülle die Gießkanne vollends mit Waſſer auf, laſſe den Tabak ſich ſetzen und beſpritze mit dem Saft die verlauſten Roſen. Den als Reſt bleibenden Tabaksſatz kann man noch einmal auf die beſchriebene Weiſe behandeln und verwenden.



Roſenblattlaus (vergrößert) und mit Blattläuſen beſetzter Roſenzweig.

Zu kurze Stiele bei Fächerpalmen.

Wenn das vorkommt, wenn alſo an den jungen Blättern die Stiele kurz bleiben, ſitzen bleiben, ſo fehlt es der Pflanze offenbar an Sonne und an Wärme. Demnach iſt eine ſolche Palme einfach an einen recht ſonnigen und warmen Standort zu verbringen.



Faſchinen im Obſtgarten.

Faſchinen im Obſtgarten.

Von einem amerikaniſchen Verfahren, den Wurzeln der Obſtbäume Luft und Feuchtigkeit zuzuführen, berichtet der jüngſt von uns im Briefkaſten empfohlene „Praktiſche Ratgeber“ (ſ. Abb.). Bei uns nimmt man gewöhnlich Thonröhren zu genanntem Zweck. Es wird ſich aber nicht leugnen laſſen, daß Faſchinen weit billiger ſind und eine beſſere Bodenlüftung bewirken, als die gebräuchlichen Thonröhren. Das Verfahren iſt höchſt einfach. Bündel Reiſer, faſchinenartig zuſammengebunden, 1—1¼ m lang und ungefähr 25 cm Durchmeſſer, in angemeſſener Entfernung vom Stamm in der nötigen Stückzahl eingegraben, ſo daß etwa 10—15 cm noch herausſehen, das iſt die ganze Sache.

Veredeln der Roſen.

Sobald die Augen der Roſentriebe ſich ordentlich entwickelt haben, beginnt im Juli das Veredeln durch Okulation. Es gehört dazu ein ſcharfes Meſſer, ein Wildling, deſſen Rinde vom Stamme löſt, wenn er einen

⊥Schnitt erhält, und etwas Baſt. — Die Edeltriebe können beliebig lang geſchnitten werden — man kann ſie auch einige Tage in feuchtem Moos am kühlen Ort aufbewahren. Damit ſie aber nicht zu viel Waſſer verlieren, iſt es immer und auf jeden Fall notwendig, die Blätter des Reiſes zu entfernen. Ihre Stiele bleiben. Sie geben den nötigen Angriffspunkt, um das abgeſchnittene Edelauge anfaſſen zu können. Früher wurde ohne Holz und mit Holz veredelt, d. h. bei erſterem Verfahren nur die Rinde mit dem Auge und der Kambiumſchicht verwendet. Da jedoch bei dem Auslöſen des Holzes viel Zeit verloren geht und manches Edelauge zerſtört wird, iſt jetzt nur noch das Veredeln mit Holz üblich. Man nimmt dabei das Edelreis verkehrt, mit dem dickeren unteren Ende nach vorn, in die Hand, ſetzt das Meſſer 1 cm hinter dem Auge ein und führt den Schnitt unter demſelben hindurch bis 1 cm darüber hinaus. Der Schnitt darf nur einige mm ſtark, und die Rinde des gewonnenen Edelauges muß gleichmäßig dick ſein. Noch bevor das Edelauge geſchnitten iſt, ſind beim Wildlinge einige Zweige zu entfernen, andere zu entſpitzen. Die Stelle, an der das Auge eingeſetzt werden ſoll, iſt völlig von allen Dornen zu befreien. Der Wildling erhält einen ⊥Schnitt, der bis auf das Holz geht, alſo nur Rinde und Kambiumſchicht durchſchneidet. Löſt er gut, d. h. hat er viel Saft, ſo wird die Rinde nach dem Schnitte ordentlich vom Stamme abplatzen, und wird es leicht möglich, das Edelauge, wenn beim Öffnen des Schlitzes etwas geholfen wird, einzuſchieben. Der ⊥Schnitt muß genau ſo lang ſein, als das Edelauge mit der Rinde, und dieſes in ihn völlig hineinpaſſen, event. kann man den Schnitt verlängern oder die Rinde des Auges verkürzen. — Am liebſten ſetzt man das Auge unter einem Wildauge ein, damit es von dem Saft, welchen dieſes an ſich zieht, profitiert. Zum Anwachſen des Auges gehört weiter nichts, als Umbinden der Wundſtelle mit Baſt. Iſt ſpäter das Auge angewachſen und dehnt es ſich, muß der Baſt fortgenommen werden. Das Anwachſen des Auges iſt nach 8—14 Tagen geſichert, wenn der Blattſtengel abfällt; trocknet dieſer dagegen ein, ſo iſt das Auge abgeſtorben. Man veredelt durch Okulation hochſtämmige Roſen und niedrige zweijährige Sämlinge. Bei letzteren wird das Auge dicht unten am Boden eingeſetzt. Vorteilhafter iſt es, noch etwas Erde wegzuwühlen, um in den Wurzelhals zu veredeln. Die Baumſchulen thun dies immer, und daher heißen ſolche Roſen Wurzelhalsveredelungen. — Einige Roſen, ſo Souvenir de la Malmaison, liefern niedrig veredelt größere und ſchönere Blüten. Im allgemeinen machen die Roſenſorten aber keine Unterſchiede, und bleibt es deshalb jedem belaſſen, ob er dieſe Roſe niedrig, jene hoch veredeln will. Den niedrigen Roſen wird im allgemeinen viel zu wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt. Sie haben nur den Nachteil, daß ihre Blüten etwas tiefer ſtehen und man ſich danach bücken muß, dafür aber den großen Vorteil leichterer Überwinterung. Niedrige Roſen werden mit der Zeit auch zu recht hübſchen großen Büſchen, die an Schönheit leicht mit den Hochſtämmen wetteifern können — Welche Roſenſorten ſind nun die ſchönſten? Der Liebhaber, der unmöglich ſich ein großes Roſerium anlegen kann und auch keine Gelegenheit findet, ſich ſelbſt ein Urteil zu bilden, möchte darauf eine beſtimmte Antwort haben. Das Urteil iſt viel Geſchmacksſache und in den verſchiedenen Roſenabſtimmungen dementſprechend auch verſchieden. Nach der letzten Abſtimmung des Vereins deutſcher Roſenfreunde iſt die beſte Theeroſe in gelb Maréchal Niel, in weiß Niphetos, in gelb bis roſa Mad. Bérard, in weiß mit roſa Marie van Houtte, dunkelrot Reine Marie Henriette. Von Remontantroſen ſteht Merveille de Lyon als weiße, Baronne de Rothschild als roſa, Captain Christy als nuancierte, Marie Baumann als rote, Prince Camille de Rohan als dunkelrote obenan. Von dunkelroten folgen dann van Houtte, Souvenir de William Wood, Jean Liabaud. Die neue Roſe Lady Mary Fitzwilliam hat ſich bereits den erſten Platz unter den Theehybriden erobert, dann folgt La France, die Sommer und Herbſt gleich dankbar blüht. Seit einigen Jahren hat La France eine ſtarke Konkurrenz durch Mad. Caroline Testout erhalten. Dieſe Roſe iſt der La France ſehr ähnlich, aber ſchöner in der Farbe, üppiger im Bau und kräftiger in den Stielen, dabei remontiert ſie ebenſo dankbar, iſt alſo der La France vorzuziehen. Eine andere neue Roſe, Kaiſerin Auguſte Viktoria, iſt ebenſo empfehlenswert. Sie iſt die beſte deutſche Züchtung, hat weiße bis grünlich-weiße Farbe, edle Form und große Blütenwilligkeit; der Duft iſt entzückend. — Neben der Veredelung gibt es noch eine andere Art, Roſen zu vermehren: das iſt die Vermehrung aus Stecklingen, und werden die ſo erhaltenen Roſen im Gegenſatze zu den anderen „Wurzelechte“ genannt. Wurzelechte Roſen können nie wilde Triebe bringen, das iſt ein Vorzug; im allgemeinen blühen jedoch wurzelechte Roſen nicht ſo dankbar als veredelte. Aus dieſem Grunde ſind mit Ausnahme der Monatsroſen, welche ſämtlich mit Vorliebe aus Stecklingen gezogen werden, „wurzelechte Roſen“ nicht immer käuflich. — Das Verfahren, Roſenſtecklinge zum Bewurzeln zu bringen, iſt ebenſo einfach als ſicher. Man macht ſich einen Kaſtenrand oder Kaſten von etwa 20 cm Höhe, thut unten hinein gute Lauberde 10 cm hoch, oben darauf reinen gewaſchenen Sand und ſteckt die Stecklinge dicht an dicht dort hinein. Die Stecklinge werden 2—3 Augen lang geſchnitten, unten mit dem bekannten Stecklingsſchnitt, das unterſte Blatt wird entfernt, die anderen dagegen bleiben; ſie ſollen nur etwas eingekürzt werden. Der beſteckte Kaſten wird tüchtig angegoſſen und dann mit einem Fenſter bedeckt. Obgleich der Kaſten Südlage haben muß und keinen Schatten erhält, wird doch nicht gelüftet. Die Pflege beſteht im häufigen Überbrauſen der Stecklinge. Man hat nach Verlauf einer halben Stunde den Kaſten zu beſpritzen und darf dies nicht verſäumen. Es dauert 3 bis 4 Wochen bis zur Bewurzelung. Nun wird allmählich gelüftet, und weniger gegoſſen. Nach weiteren 3 bis 4 Wochen ſetzt man die jungen Röschen einzeln in kleine Stecklingstöpfe, in denen ſie noch feſtwurzeln, und den Winter werden ſie, froſtfrei aufgeſtellt, überſtehen. Im Frühling pflanzt man ſie aus und hat gewöhnlich im ganzen Sommer ſchon Blüten. — Zu dauernden Topfroſen ſind wurzelechte Roſen beſſer zu verwenden als Wurzelhalsveredelungen. Beſonders ſind Maréchal Niel, Gloire de Dijon, Souvenir de la Malmaison, Niphetos wurzelecht im Zimmer gut verwendbar. Das Stecken der Stecklinge geſchieht von Juni ab. Man nimmt dazu junges, ſchon feſtes Holz, womöglich Triebe, die abgeblüht ſind.

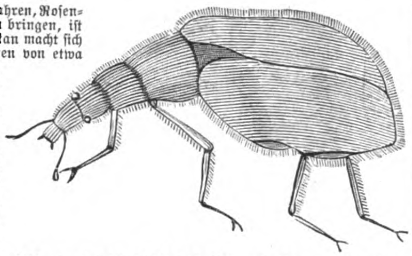


Abb. 1. Zweigabſtecher (Rhynchites conicus).

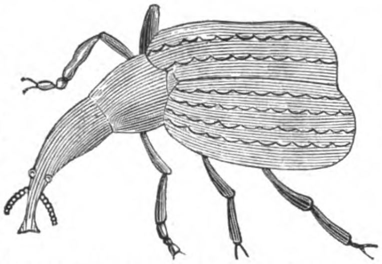


Abb. 2. Rebenſtecher (Rhynchites betuleti).

Obſtbaumfeinde.

„Was?! da ſind ja an den Spalieren die Triebe abgebrochen, da auf dem Boden, dort noch am Aſt — wer hat das gethan?“ — Gewiß, es ſieht aus, als hätte ein böſer Bube ſein Werk getrieben; aber gethan hat's nur ein Käferlein, deſſen vergrößertes Bild wir in Abb. 1 vorführen, während Abb. 3 ſeine ſchwarze That zeigt. Der Zweigabſtecher bringt ſeine Eier in den friſchen Trieben unter. Zu dieſem Zweck bohrt er den Trieb an ſeiner Baſis an, dann aber auch unterhalb der Spitze und ſchiebt in das letztere, bis auf die Markröhre gehende Loch ſein Ei ein. Zum Schluß erweitert er das erſte Bohrloch an der Baſis, bis der Zweig abknickt oder zu Boden fällt. Alles in 1½ Stunden vollbracht. Alsbald geht es zu einem anderen Trieb, wo das gleiche Geſchäft beſorgt wird. Die aus den Eiern entſtehenden Larven nähren ſich vom Markkörper des Triebes und verlaſſen ihn, wenn ſie ſich verpuppen wollen. Verpuppt im Boden geht's über den Winter. Im Frühjahr tritt der junge Käfer auf, der ſein Weſen bis in den Juli hinein treibt. Beſchreibung: 3—4 mm lang, blaugrün, mit dunklen Haaren, punktierte Streifen auf den Flügeln; ſ. Abb. 1. Abwehr: Verbrennen der abgeſchnittenen Triebe, Abklopfen der Käfer des Morgens in Schirme. — Das andere Ungetüm (Abb. 2) ſtellt ebenfalls vergrößert den Rebenſtecher dar, der zur Unterbringung ſeiner Eier Blätter von Obſtbäumen, Linden ꝛc. zuſammenwickelt (Abb. 4); dieſe cigarrenförmigen Wickel fallen mit der Zeit zu Boden, da der Käfer die Stiele durchbiſſen hat, worauf die Larven, die ſich bis dahin von der Blätterrolle genährt haben, ſich in der Erde verpuppen. Beſchreibung: blau, auch goldig grün, 4 mm lang bis zum Halsſchild, der Rüſſel ſo lang wie der Körper. Abwehr: Vernichtung der Blattwickel.

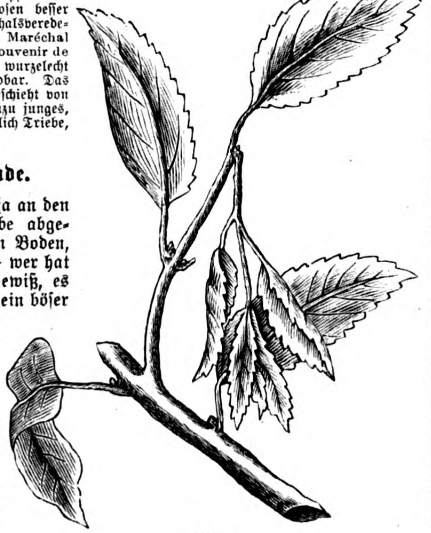


Abb. 3.

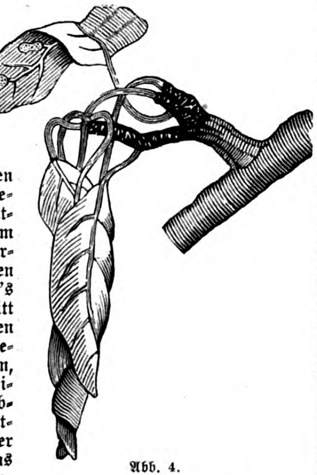
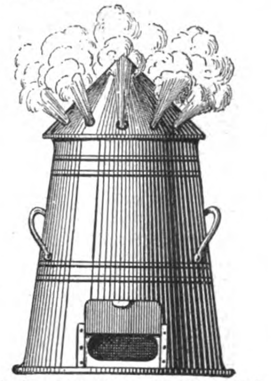


Abb. 4.



Räucherapparat gegen Blattläuſe an Roſen.

Unſere Preisaufgabe: **„Einrichtung eines Gemüſekellers für einen Haushalt von ſechs Perſonen,“** hat ausnahmslos weibliche Federn in Bewegung geſetzt.

Den 1. Preis erhielt: Frl. Eliſabeth Gerß in Königsberg in Oſtpreußen;
den 2. Preis: Frl. Frieda Meinecke in Wasmerslage bei Oſterburg, Provinz Sachſen.

Die preisgekrönten Arbeiten werden nachſtehend veröffentlicht, ebenſo mit der Zeit etliche der übrigen, zum Teil recht wertvollen Einſendungen.

1. Preis.

Bei der Einkellerung von Gemüſe iſt vor allen Dingen darauf Rückſicht zu nehmen, daß der betreffende Keller nicht naß ſein darf, da Feuchtigkeit das Faulen des Gemüſes bewirkt. Wir haben viele Jahre lang einen Teil des Kartoffelkellers dazu benützt, und unſer Gemüſe (für einen großen Haushalt) hat ſich vorzüglich gehalten, das Wurzelgemüſe ſtets ſo lange, bis wir friſches aus dem Garten nehmen konnten. Ich will meine Erfahrungen, die ich im Laufe der Zeit mit den einzelnen Sorten gemacht habe, kurz angeben. Der Keller muß alſo trocken und darf nicht zu hell ſein. Es ſchadet nichts, wenn er mit Eintritt ſtärkeren Froſtes ganz dunkel gemacht wird. Die Fenſter ſchließt man am beſten gleich nach dem Einkellern, damit friſche Luft nicht hinzutreten kann. Wenn im Frühjahr der Keller zu warm wird, muß etwas gelüftet werden, aber nicht zu früh und mit Vorſicht, damit das Auswachſen dadurch nicht befördert wird. Kein Gemüſe darf direkt unter dem Fenſter eingekellert werden, wo es dem Licht und der Kälte ausgeſetzt iſt. Einige Sorten (die nachher angegeben werden) kann man dem Licht näher bringen, für andere, z. B. für Wurzelgemüſe, wählt man am beſten den dunkelſten Teil des Kellers. Der Platz muß vorher ſehr ſorgfältig geſäubert werden; bleibt ein Wurzelreſt vom Vorjahr, ein welkes Blatt liegen, ſo fault es leicht und ſteckt das geſunde Gemüſe an. Die Anordnung der einzelnen Sorten kann man nach Belieben treffen. Ich ließ mir durch eine Anzahl kurzer Bretter an der Kellerwand eine Reihe von Fächern abſchlagen, kleinere und größere, je nach der Anzahl der Wurzeln. Zum Einlegen nimmt man reinen (nicht

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

lehmigen) Sand, der auch zur Hälfte mit magerer Erde gemiſcht ſein kann. Man thut gut, ihn vorher durch ein Erdſieb gehen zu laſſen. Vor dem Gebrauch muß er tüchtig mit Waſſer angefeuchtet werden. Wird das Gemüſe im eigenen Garten gezogen, ſo iſt darauf zu achten, daß es an einem ſonnigen, froſtfreien Tage ausgenommen wird. Es iſt gut, wenn es noch ein bis zwei Tage an einem luftigen, trockenen Ort, wo es vom Froſt nicht berührt werden kann, liegen bleibt, um abzutrocknen. Von Wichtigkeit iſt auch die Auswahl der einzelnen Sorten. In jedem größeren, gärtneriſchen Katalog ſind die Sorten angegeben, die ſich am beſten zum Winterbedarf eignen. Ich beginne mit den einzelnen Arten. Was die angegebenen Zahlen anbetrifft, ſo ſind natürlich Änderungen nötig, je nachdem eine oder die andere Sorte bevorzugt wird.

I. Peterſilienwurzel. 2 Schock.*) Die Blätter müſſen bis auf die Herzblätter entfernt werden. Der Boden des Faches wird 5 cm hoch mit Sand bedeckt. An die Kellerwand kommt auch eine Sandſchicht und an dieſer werden die Wurzeln in einer Reihe ſenkrecht, eine neben die andere, geſtellt. Iſt die Reihe fertig, ſo werden ſie ganz mit feuchtem Sand bedeckt; es folgt eine neue Wurzelreihe, wieder eine Sandſchicht und ſo fort bis zu Ende. Dann wird ein Brett vor das Fach geſchlagen damit der Sand nicht herunterfällt. Die Wurzeln müſſen ſo tief im Sand ſtehen, daß nur die grünen Blättchen zu ſehen ſind.

II. Sellerieknollen. 1½ Schock. Die Blätter werden bis auf die Herzblätter entfernt, die dünnen Wurzeln nicht zu nahe der Knolle abgeſchnitten. Auf den Boden kommt eine 20 cm hohe Sandſchicht. Die Knollen werden neben einander in den feuchten Sand gebettet, ſo daß nur die Herzblätter vorſehen; wenn alles fertig iſt, wird das Fach durch ein Brett geſchloſſen.

Die Knollen zur Bleichſellerie. ½ Schock, müſſen etwas mehr ins Licht geſetzt und immer feucht gehalten werden. Man häufelt die Erde um jede Knolle ſo hoch an, daß nur die Spitze des Herzblattes vorſieht. Das Behäufeln muß täglich wiederholt werden. Beſſer iſt es, auf die Knolle eine nicht zu enge Drainröhre zu ſetzen, die bis zur Spitze mit Erde behäufelt wird. Die obere Öffnung muß frei gehalten werden. Wird die Erde um die Röhre gleichmäßig feucht gehalten, ſo wachſen die Blattſtengel zur Röhre hinaus und bleiben zart und weiß.

III. Möhren. ¼ Scheffel.**) Die Blätter werden ſämtlich entfernt und die Möhren ſchichtweiſe ganz in Sand gelegt; alſo auf den Boden Sand, darauf eine Reihe Möhren, wieder eine Sandſchicht, eine Schicht Möhren u. ſ. w., bis oben mit einer Sandſchicht geſchloſſen wird.

IV. Porree. 15 Stück. Die Wurzelfaſern werden beſchnitten, ebenſo die Blätter bis dahin, wo ſie ſich aus einander geben, und dann die Pflanzen neben einander in den Sand geſetzt, ſo tief, daß der Zwiebelhals bedeckt iſt und die Blätter nur, ſoweit ſie grün ſind, hervorſtehen.

V. Meerrettig, 15—30 Wurzeln, je nach Stärke. Die Blätter werden abgeſchnitten und die Wurzeln wie die Möhren ſchichtweiſe in Sand gelegt. Meerrettig muß feucht gehalten werden, weil er ſonſt leicht zuſammenſchrumpft.

VI. Paſtinak. ½ Schock wird ſo behandelt und eingelegt wie Möhren.

VII. Salatbeete oder rote Rüben. ½ Schock. Kleinere oder mittelgroße Wurzeln ſind vorzuziehen, da die großen oft faſerig ſind. Die Blätter werden bis auf die Herzblätter abgebrochen. Die Rüben können wie Möhren eingelegt werden. Beſſer iſt es aber, wenn man ſie wie Peterſilie in Sand einſtellt. Die kleinen, blutroten, krauſen Blatttriebe laſſen ſich nämlich mit den weißlichen Trieben von Peterſilie und Sellerie im Winter ſchön zum Ausputz von Fleiſchſchüſſeln verwenden.

VIII. Wruken (Boden-Kohlrabi, Kohlrübe). ½ Schock. Die Wurzeln werden rein abgeputzt und frei neben einander hingelegt, am beſten auf ein Brett, das man an der Kellerwand anbringen läßt.

IX. Grün- und Braunkohl, 1 Schock, läßt man im Garten ſtehen, da beides am wohlſchmeckendſten iſt, wenn es Froſt und Schnee bekommen hat.

X. Weiß- und Rotkohl. ½ Schock. Wirſingkohl. 15 Köpfe. Man zieht die Köpfe mit der Wurzel aus und hängt ſie an dieſer frei auf. Iſt der Keller trocken und nicht zu warm, ſo kann man ſie auch dort aufhängen. Meiſtens werden ſie im Keller bald welk und es empfiehlt ſich daher, ſie auf eine trockene, luftige Bodenkammer zu bringen. Schneidet man die Köpfe ab, ſo muß man ſie ſo hinlegen, daß ſie einander nicht berühren. Etwas Froſt ſchadet dem Kohl nichts. Bei ſtärkerer Kälte deckt man ihn mit Matten oder Stroh zu.

XI. Roſenkohl, 20 Stück, wird im halbdunklen Keller in Erde eingeſetzt und recht feucht gehalten. Er entwickelt ſich dann noch im Keller weiter und bildet ſchöne, feſte Röschen.

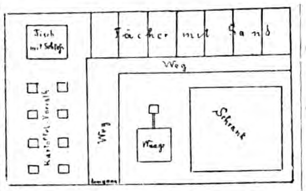
XII. Blumenkohl. 15 Stück. Man wählt ſolche Stauden, die im Freien ſchon kleine Köpfchen angeſetzt haben oder ſich doch anfangen zu ſchließen, hebt ſie vorſichtig aus und pflanzt ſie im Keller mehr nach dem Lichte zu in ſandige Erde. Die Blätter werden über die Köpfchen gebogen und die Erde recht feucht gehalten. Es entwickeln ſich dann große und ſchöne Köpfe, die die im Garten gezogenen an Feſtigkeit und Zartheit noch übertreffen.

Wenn im Laufe des Winters der Sand, in den das Gemüſe eingelegt iſt, trocknet, muß er ab und zu gegoſſen werden, damit die Wurzeln nicht welk werden. Man kann denſelben Sand mehrere Jahre hinter einander brauchen, wenn man ihn den Sommer über trocken liegen läßt und vor dem Gebrauch ſiebt. Der Ordnung halber ſchließe ich jedes Fach durch ein Brett, damit die einzelnen Sorten nicht durch einander geraten. Der Keller muß nach dem Einkellern ſo ſauber und friſch ausſehen, wie ein friſch bepflanzter Gemüſegarten.

Eliſabeth Hertz, Königsberg.

2. Preis.

Zur Einrichtung eines praktiſchen Gemüſekellers eignet ſich nur ein heller, luftiger, kühler, nicht dumpfiger Keller. Ich habe zu meinem Gemüſekeller einen länglich viereckigen, gewölbten Kellerraum mit zwei Fenſtern zur Verfügung; je größer der Raum, deſto praktiſcher und ſchöner.



Auf der einen Seite, links vom Eingang, habe ich meinen Kartoffelvorrat in geflochtenen Centnerkörben aufgeſtellt. Es iſt billiger, im Herbſt einen größeren Poſten Kartoffeln zu kaufen; in den geflochtenen Weidenkörben halten ſich dieſelben ſehr gut. Unter dem einen Fenſter ſteht ein Tiſch, hier hat das etwaige Büchſengemüſe und je ein Steintopf mit Sauerkraut und eingemachten Bohnen ſeinen Platz. Rechts vom Eingang iſt ein Gemüſe- oder Apfelſchrank, in Höhe des Kellers, aufgeſtellt. Ich ließ mir denſelben vom Tiſchler aus 6 cm breiten Latten anfertigen und mit vier Fächern verſehen. Die Latten müſſen aber vom Tiſchler ſo zuſammengefügt werden, daß ein 1½—2 cm breiter Raum dazwiſchen bleibt, ſo daß kleineres Gemüſe und Äpfel nicht durchfallen können. Dieſer Raum iſt durchaus notwendig. Gemüſe und Äpfel halten ſich noch einmal ſo lange, wenn die Luft von allen Seiten freien Zutritt hat. Auch kann man alles viel beſſer kontrollieren und das etwaige Faule, zumal bei Äpfeln, zur rechten Zeit entfernen. Im oberſten Fach des Schrankes habe ich ein paar ſtarke Nägel eingeſchlagen, hieran hänge ich meine Zwiebeln in Büſcheln zuſammengebunden oder in ein Netz geſchüttet. An der Seite des Schrankes ließ ich noch ein kleines Eierſchränkchen anbringen. Vor dem Schrank iſt eine kleine Dezimalwage zum Nachwiegen des Gemüſes aufgeſtellt. An der einen Längsſeite unter dem anderen Fenſter habe ich einen Platz mit Mauerſteinen abgegrenzt (dies dient zur allgemeinen Sauberkeit), auch mit Mauerſteinen eingeteilt und mit naſſem Sand ausgefüllt. In zwei dieſer Fächer pflanze ich im Herbſt Peterſilienwurzel und Sellerieknollen und habe ſo ſtets im Winter friſches Suppenkraut, überhaupt ſo lange, bis es friſches Suppengrün im Garten wieder gibt. Auch rote Rüben, Kohlrüben, Porree, Blumenkohlpflanzen, Mohrrüben ꝛc. finden Platz in den Fächern. Weißkohlpflanzen und Spargel, in naſſem Sand eingeſchlagen, halten ſich ebenfalls lange friſch. Gemüſekeller müſſen ſauber gehalten und bei froſtfreiem Wetter jeden Tag gelüftet werden. Mein Keller iſt mit Kalk ausgeweißt und die ganze Einrichtung ſehr billig zu beſchaffen. Für ſechs Perſonen iſt ein Gemüſekeller von 3 m Breite und 4—5 m Länge ausreichend; ein Schrank, in Höhe des Kellers, mit vier bis fünf Fächern und 1½ m Breite genügt ebenfalls. Für meinen Haushalt von ſechs Perſonen brauche ich vom Herbſt bis zum Frühjahr zehn Centner Kartoffeln. Der Verbrauch von Gemüſe läßt ſich ſchwer angeben, da in Norddeutſchland viel weniger Gemüſe gegeſſen wird, als in Süddeutſchland und in der Rheingegend.

NB. In dem Schrank behält alles Gemüſe, auch Salat und Äpfel, urſprüngliches Ausſehen und guten Geſchmack.

Frieda Meinecke.

Eine gereimte Löſung unſerer Preisaufgabe.

Hier, verehrte Redaktion,
Iſt mein Keller. Fordre ſchon
Nicht zu hart und nicht zu ſcharf
Streng für „Sechſe“ den Bedarf.
Denn es zeigt ſich oft hienieden:
„Der Geſchmack iſt ſehr verſchieden!“
Aus dem Grunde hab' ich eben
Maß und Zahl nicht angegeben!
Und da mich's nun einmal zieht
Auf ein klaſſiſches Gebiet,
Beiſpielsweiſ': Frau Bolte ſchwärmt
Für den Kohl, der aufgewärmt;
„Max und Moritz“, dieſe Beiden,
Mögen kein Gemüſe leiden.

D'rum, kann man den Sinn erfaſſen,
Bleib' es jedem überlaſſen,
Wieviel Sellerie und Möhren,
Paſtinak und Scorzoneren,
Saure Gurken, Blumenkohl!
Die Erfahrung lehrt das wohl!
Darum bitt' ich, geht doch nicht
Streng mit Keller und Gedicht
Ins Gericht!

Der Gemüſekeller ſei
Nicht zu klein und fröſtefrei!
Mache an der äußern Wand
Dir ein Beet von trocknem Sand.
Dieſes ſei ein Meter breit,
Halb ſo hoch, und an der Seit'
Schließe es mit Brettern ein,
So bleibt ſtets dein Keller rein.

Lege ein in dieſes Beet
Vieles, was im Garten ſteht,
Daß es in der Winterzeit
Dich erquickt. Doch merke heut':
„Nur an Tagen heiß und hell
Holt man aus dem Garten ſchnell
Das Gemüſe, und es ſei
Trocken, und geſund dabei.“

Jede Art in ihr Bereich
Grabe ein; Du findeſt gleich
Was Du brauchſt, nimmſt Du ein Brett,
Schreibſt darauf den Namen nett. —
„Was man aufbewahrt und wie?
Fragſt Du mich!“ — Der Sellerie
Schneide ab die Wurzeln fein,
Auch die Blätter groß und klein.

Lege ſie mit eigner Hand
Zu dem Porree tief in Sand;
Und es wird Kohlrabi zart
Ebenfalls ſo aufbewahrt.
Doch bei Meerrettich und Möhren
Und den ſaft'gen Scorzoneren
Bleibt die Wurzel unverletzt;
Dieſen nimm die Blätter jetzt.

Nun vergrabe tief und trocken,
Paſtinak und Artiſchocken;
Teltow-Rüben, wie bekannt
Packt man ſchichtweiſ' ein mit Sand.
Gibſt Du jungem Blumenkohl
Feuchte Erde, wächſt er wohl;
Seine Köpfe, feſt und klar,
Halten ſich bis Februar.

Schlage in des Kellers Wand
Dir zwei Nägel; nimm ein Band
Und verbinde dieſe zwei —
Häng' den Weißkohl einzeln, frei!
Und ich ſag' Dir noch zuletzt
Peterſilienwurzeln ſetzt
Nicht zu tief man, friſch und ſchön
Läßt man die Herzblättchen ſtehn!

Alſo wird nach dieſer Art
Das Gemüſe aufbewahrt. —

Legſt Du Fäſſer in den Keller,
Apfelwein und Muskateller,
Saure Gurken, mach' Dir ſchnell
Erſt ein niedriges Geſtell;
Daß der Luft der Zutritt ſei
Rings gewährt. Von Fäulnis frei
Bleibt dabei Dir jedes Faß!
Sauerkraut, bedenke das,
Halt' beſchwert mit Brett und Stein,
Denn ſonſt trocknet es Dir ein!

Bringt vom Felde man nach Haus
Die Kartoffeln, ſuch' ſie aus;
Sei wie beim Gemüſ' bedacht,
Daß ſie trocken heimgebracht,
Ohne Erde, unverletzt!
In des Kellers Ecke ſetzt
Einen großen Kaſten man,
Den man ſeitwärts öffnen kann
Leg' an Wand und Boden ſo
Eine Lage Roggenſtroh,
Daß ſie vor dem Froſt bewahrt,
Denn ſie ſind nicht winterhart.
Auch ein Haken ſei bereit;
Bald kommt die Geflügelzeit.

P. S.

Was thu' ich? Bitt' ich unbeſcheid'ner Weiſ'
Die Redaktion um einen Extrapreis,
Läßt ſie's nach Schiller wohl dabei bewenden:
„Ich habe keinen zweiten zu verſenden“?
Ach, mit Frau Buchholz werd' ich ſprechen müſſen:
„Neugierig bin ich nicht, doch alles muß ich wiſſen!“
Nun, bis zum Juni bleibt die Frage offen,
Dann iſt's noch Zeit — ſo lange darf ich hoffen!

H. G. in A.

---

*) 1 Schock = 60 Stück.
**) 1 Scheffel = 54 Liter.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

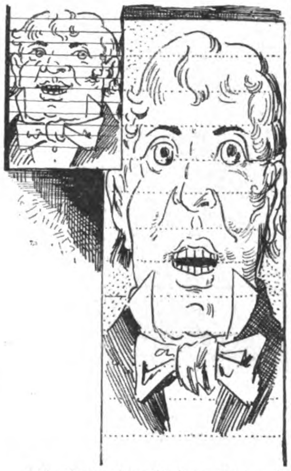
Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Kinder gewidmet und ſteht unter fachmänniſcher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Kinder-Daheim, Berlin W.**, Steglitzerſtraße 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

F. Reiss
HOLZBRAND
KINDER-DAHEIM

Allerlei Kurzweil.

1.



Wie kann ſowohl der eine, als auch der andere Kopf der obigen Figur durch dieſelbe Zeichnung dargeſtellt werden?

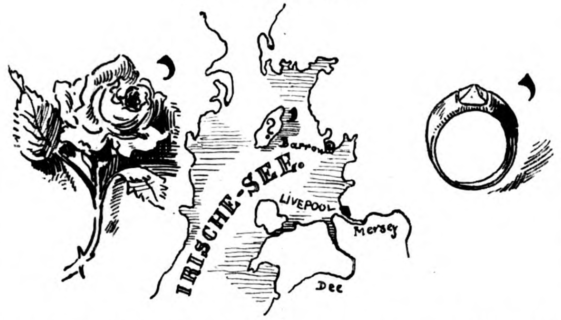
Man überträgt mittels Pauspapier die Zeichnung des größeren Kopfes auf ein Blatt Schreibpapier. Die punktierten Linien werden geknifft, und das Blatt wird nach Art eines Fächers zuſammengefaltet. Zieht man es dann allmählich aus einander, ſo ändert ſich in überraſchender Weiſe der *Ausdruck* des Geſichts. Etwa bei einem Drittel der Höhe erhält man den kleinen Kopf der obigen Figur.

2. Verwandlungsaufgabe.

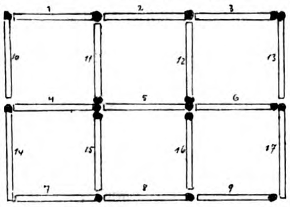
G						C
e						e
i						l
g						l
e						o

Wie gelangt man durch Wortverwandlungen von *Geige* über fünf Zwiſchenſtufen (darunter *Zeile*) zu *Cello*? Jedes neue Wort ſoll man aus dem vorhergehenden bilden, indem man einen Buchſtaben verändert und die übrigen beibehält.

3. Bilderrätſel.



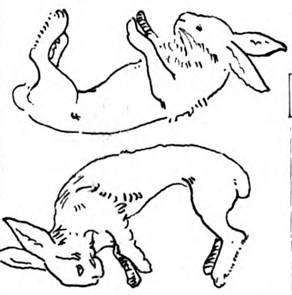
4. Streichholz-Aufgabe.



17 Streichhölzchen ſind zuſammengelegt, wie es unſere Figur zeigt. Es ſoll Streichhölzchen 1 und noch vier andere fortgenommen werden, ſo daß drei gleiche Quadrate übrig bleiben.

Welche vier Streichhölzchen muß man außer 1 noch fortnehmen?

5. Rätſelfrage.



Wie kann man durch zwei Striche bewirken, daß die beiden toten Haſen wieder lebendig werden und eilig davon ſpringen?

6. Was man aus einem rechteckigen Stück Papier durch einen geraden Schnitt erhalten kann.

In Nr. 27 des Kinder-Daheim iſt gezeigt worden, wie man aus einem Stück Papier mancherlei kniffen kann. Daß man nun aus einem Stück Papier mit einem geraden Schnitt der Schere ein Bild von einem Altar mit Kreuz und Kerzen ſchneiden kann, wie es euch die Figur zeigt, werden viele kaum glauben.

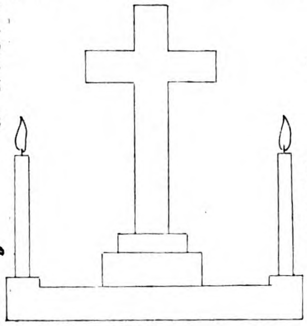


Fig. I.

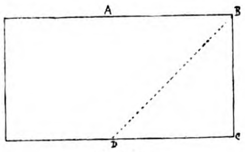


Fig. II.

Nehmt ein Stück Papier in Oktavformat und knifft es, wie Figur II zeigt, in der punktierten Linie (DB), ſodaß die Ecke C auf Punkt A zu liegen kommt. Alsdann wird die neue Figur in der punktierten Linie (AE) [Fig. III] geknifft, ſo daß die Ecke B auf Punkt D fällt.

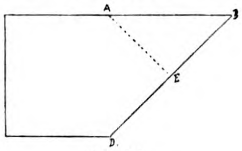


Fig. III.

Die nun entſtandene Figur wird in der Mitte geknifft [Fig. IV] und dann noch einmal in der Mitte [Fig. V].

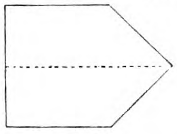


Fig. IV.

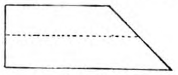


Fig. V.

Nun ſchneidet man mit der Schere in der in Figur VI angegebenen Weiſe (in der Mitte) gerade hindurch und ſetzt die auseinanderfallenden Stücke folgendermaßen zuſammen [Fig. VII].

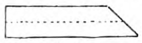


Fig. VI.

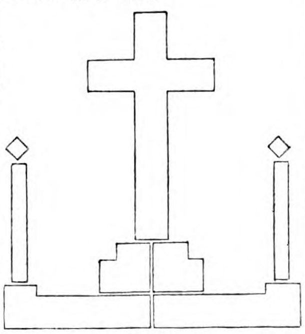
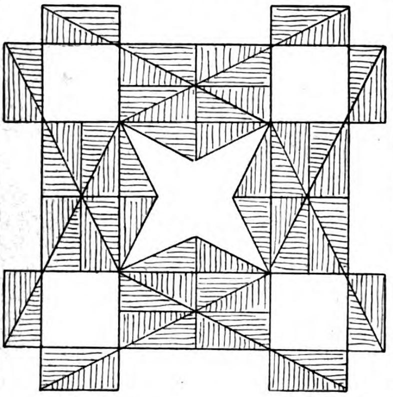


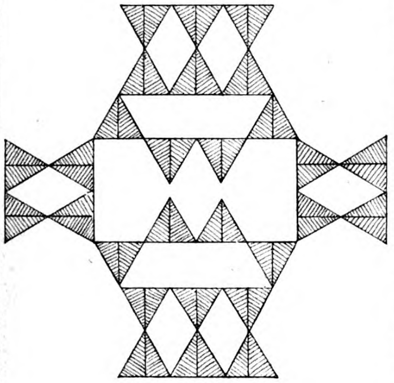
Fig. VII.

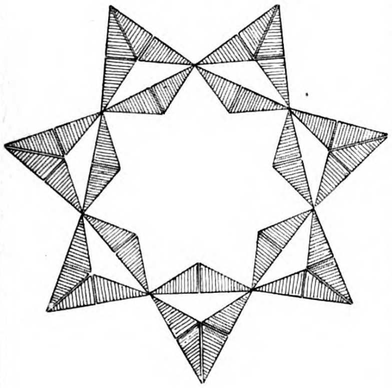
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

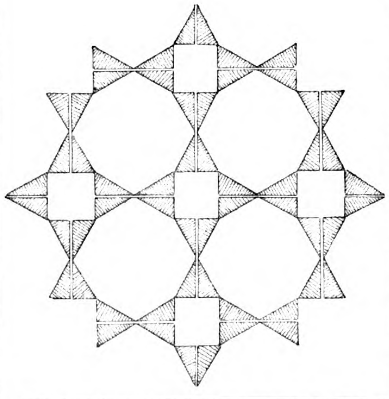
7. Fröbelſche Beſchäftigungen.

Wie im Kinder-Daheim Nr. 32 geben wir unſeren jungen Freunden auch in dieſer Nummer einige Muſterfiguren zu „Fröbelſchen Legeſpielen“.









8. Dechiffrieraufgabe.

o e a u o e o e
l t t ch n h ſt d s ſ ch n v r
n m m n
o e e i e i
m r g n r ſ n w r
u o i o i u a e
n d w h n ſ w r ſt d f r g n
a u e e i
j n n d n k d r
a a e e e e e a e
n d s f r n ſ g ſt d
e e i e e a
g h t s d ſ s m l
o e a e a e i e e
w d r g l t t w ſſ e ſ p g l
ä i o e a
g l n z t m ſ n n n ſt r h l
o i e ä e e e e ü e
w d k r f t g u m r s l f t
e e a u e i
w h n k l r n d r n
o i a i e a u e u e
w m ſ n d v l t ſ n d m ſ ch l n
i e e o u e i
l g n g r ß n d k l n
i e o o e i u e e
f ſ ch r b t w r ſt d ſ h n
a u e a u e u
f d r b l n f l t
u i e i e e i e ö e
n d d f t n k w ß m v
i e a u e e u
d f w l l n r h t
a u i e e e e a u e
ch w r ſ l b r w r d n t ch n
i i e u i e i
n d f l t h n n
u i i a e i a i e
n d ch w l l d b g n z ſ ch r
i e i i e e i
n ch t n b ß ch n ſ ch r n
e i i e o e i o i e e
h w w l l n w r d r t ſ p l n
o e u u i
l t t ch n d n d ch
i e e i e a e ü e
n d m w ß n ſ n d w h l n
a e e u u i
ſ g f r ſt d d ch
o ä a u e e i a e
ſ ſ ch w r m t p l d r ſ p t
m n r
u a o e i
n d d s l t t ch n ſ p r ch t
i u a e a u e i ü e
m t m ß b r ch m n p pp ch n
o e e u i i
ſ n ſt r f r t s m ch n ch t

Reiht man die obigen Vokale und Konſonanten richtig an einander, ſo erhält man die 28 Verszeilen des Gedichts „Die Badereiſe“ von H. K.

9. Rätſel.

Im warmen, milden Sonnenſchein
Erging ich mich im Gärtchen mein.
Ein Blumenſträußchen wollt’ ich pflücken,
Um mir das Heim damit zu ſchmücken.
So ſchritt ich denn mit heitrem Sinn
Durch all die Blumenpracht dahin,
Bis dann bei einem Blumenbeete
Mein Ohr gar Seltſames erſpähte.
Drei Blumen ſtanden dort beiſammen,
Und wie mir ſchien, in hellen Flammen
War dort ein arger Streit entbrannt.
Bald hatt’ die Urſach’ ich erkannt;
Denn ich hört’ noch die blaue ſagen:
„Vom Rittersmann werd’ ich getragen!
Ihm folge ich in Kampf und Krieg,
Verhelfe ihm zu Ruhm und Sieg;
Sein Haupt ſchütz’ ich vor wucht’gen Streichen,
Wer kann mit mir ſich wohl vergleichen?“
Drauf ſagte die im roten Kleid:
„Frau Nachbarin, Du thuſt mir leid;
Sich ſo zu brüſten iſt nicht fein.
Ich räume Dir ja gerne ein,
Daß Dein Verdienſt nicht iſt gering;
Doch iſt’s damit ein eigen Ding,
Du biſt im Krieg nur zu gebrauchen,
Wirſt nicht in Friedenszeiten taugen.
Sieh’ nur, auch ich bin ja geſchaffen
Zum Schutz vor ſcharfen, ſpitzen Waffen.
Mich kann die Hausfrau nicht entbehren,
Des Hauſes Wohlſtand helf’ ich mehren;
Denn ohne mich kein Prachtgewand
Und auch kein Alltagskleid entſtand.
Sag’, bin ich weniger denn wert,
Weil mir kein Kriegsruhm ward beſchert?“
Kaum war das letzte Wort verhallt,
Begann die dritte alſobald:
„Mir ſcheint, es will ſich ſchlecht geziemen,
Sich ſolcher Tugenden zu rühmen.
Wenn Ihr auf mich nur wolltet ſehn,
Euch müßte ja die Luſt vergehn,
Um ſolche Dinge Euch zu ſtreiten.
Ich freilich wäre zu beneiden;
Denn auch nicht eine unter Euch,
Iſt ſo wie ich an Ehren reich.
Im reinſten Gold man mich erblickt,
Mit Edelſteinen reich geſchmückt;
Mir huldigt reich und arm zugleich,
Mich ehrt das ganze Kaiſerreich.“
Ich ließ die Eitle nicht vollenden;
Es zuckte längſt mir in den Händen.
Raſch pflückte ich ſie alle drei,
Und damit war der Streit vorbei.
Zum Strauß vereinigt mit den andern,
Ließ ich ſie auf mein Zimmer wandern.
Jetzt haben ſie wohl eingeſehn:
Nicht gut iſt’s, ſelber ſich erhöhn!
Nun, Kinder, könnt Ihr ſie erraten,
Die hier ſo ſtolz und vornehm thaten?
Eins möcht’ ich nur noch ſagen Euch:
„Seid niemals ſolchen Blumen gleich!
Beſcheidenheit und Demut ſind
Ein Schmuck für jedes Menſchenkind.“

10. Einſiedler-Spiel.

Erläuterung und Spielregeln ſiehe Kinder-Daheim Nr. 1 d. J.

		1	2	3		
		4	5	6		
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16		18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
		28	29	30		
		31	32	33		

Partie in 19 Zügen.

Alle 33 Felder mit Ausnahme des Mittelfeldes (17) ſind beſetzt. Durch den letzten Zug ſoll der Stein, welcher jetzt auf 5 ſteht, über 10 nach 17 kommen und Eremit werden.

I. 15 über 16 nach 17.
II. 4 „ 9 „ 16.
III. 11 „ 10 „ 9.
IV. 16 über 9 nach 4.
V. 1 „ 4 „ 9.
VI. 13 „ 12 „ 11.
VII. 28 „ 23, 9 „ 4.
VIII. 3 „ 2, 4 „ 9.
IX. 8 „ 9, 11 „ 12.
X. 21 „ 22 „ 23.
XI. 24 „ 23 „ 22.
XII. 26 „ 25 „ 24.
XIII. 7 „ 14, 22 „ 23.
XIV. 33 „ 30, 18 „ 11.
XV. 6 „ 11, 17, 23 nach 28.
XVI. 27 „ 20, 12 nach 11.
XVII. 31 „ 28, 24 „ 25.
XVIII. 32 „ 29, 25, 19, 11 nach 10.
XIX. 5 „ 10 nach 17.

11. Einſiedler-Aufgabe.

			2			
		4	5	6		
	8	9				13
14	15		17	18		20
21					26	
		28	29			
			32	33		

Die mit Zahlen bezeichneten Felder ſind mit je einem Stein zu beſetzen. Auf dem Brett ſtehen alſo 18 Steine.

Wie beendet man die Partie in ſieben Zügen? Durch den ſiebenten Zug ſoll der letzte Stein nach dem Mittelfeld (17) kommen und Eremit werden.

Auflöſungen

der Aufgaben und Rätſel des Kinder-Daheim in Nr. 35.

1. Bilderrätſel.

Sunda-Inſeln.

2. Füllrätſel.

K	r	o	n	P	r	i	n	z
S	i	e	g	f	r	i	e	d
S	a	r	d	i	n	i	e	n
O	l	d	e	n	b	u	r	g
P	f	i	n	g	s	t	e	n
P	a	l	ä	s	t	i	n	a
S	p	a	r	t	a	n	e	r
E	r	z	h	e	r	z	o	g
A	l	t	e	n	b	u	r	g

5. Ergänzungsaufgabe.

Pfingſten war das Feſt der Freude,
Das da feiern Wald und Heide.

6. Rätſelfrage.

Durch richtige Zuſammenſtellung der beiden großen und der vierzehn kleinen Buchſtaben, aus denen die vier gegebenen Wörter beſtehen, erhält man: „Allerlei Kurzweil“.

9. Rätſel.

Die Windmühle.

10. Der kleine Fiſcher.

Nagel, Angel, Algen, Lagen, lange, lagen, lange.

11. Rechenaufgabe.

5 Zweier, 4 Fünfer, 7 Zehner.

Briefkaſten.

Fritz M. in G. — G. St. in B. — H. O. in A. — A. F. in B. — **Geſchwiſter T.** in H. — B. R. in P. Brav geraten.

Cl. C. Beſten Dank.

Lilly E. in P. Dank für das Brieſchen. Gedicht und Rebus ganz niedlich. Unter den Löſungen der Preisaufgabe waren mehrere ohne Namen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

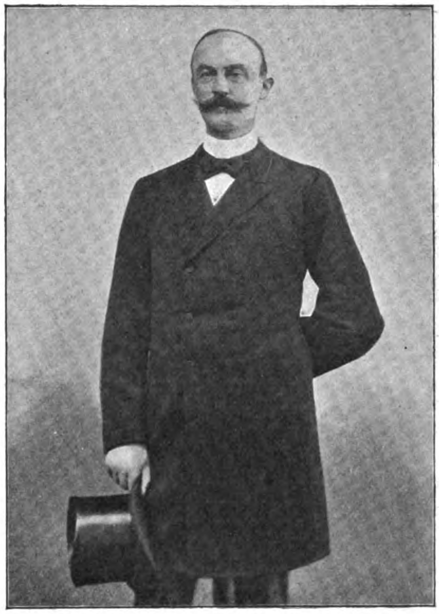
1895. Beilage zu Heft 15 (No. 42—44).

XXXI. Jahrgang.

Auguſt 1895.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Der neue Polizei-Präſident von Berlin, v. Windheim. — Erich Graf von Kielmannsegg, proviſ. öſterreichiſcher Miniſter-präſident. — Der Wittelsbachbrunnen in München. — Kruzifix und Taufſtein von Profeſſor Alexander Tondeur. — Die Vorarbeiten für die Aufſtellung des Kaiſer-Wilhelm-Denkmal an der Schloßfreiheit. — Kruzifix und Wandteppich in der Gnadenkirche zu Berlin. — Das Attentat auf Stephan Stambulow.

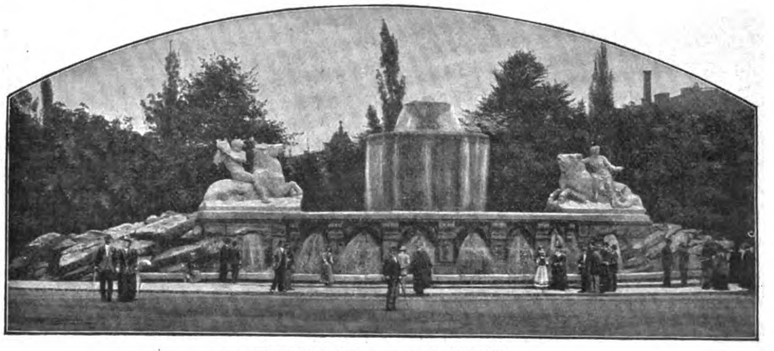


v. Windheim, Polizeipräſident von Berlin.
Nach einer Photographie von Julius Braatz in Berlin.

Die durch das am 6. Juni erfolgte Hinſcheiden des Freiherrn v. Richthofen erledigte Stelle des Polizeipräſidenten von Berlin iſt nicht lange unbeſetzt geblieben. Kaum eine Woche ſpäter iſt der bisherige Chef der Polizeiverwaltung von Stettin, Herr von Windheim, zum Polizeipräſidenten von Berlin ernannt worden. Die Berufung auf dieſen ſchwierigen und verantwortungsvollen Poſten iſt immer ein Beweis ganz beſonderen allerhöchſten Vertrauens, und ſie iſt ſpeziell in dieſem Falle als ſolcher zu betrachten, da Herr von Windheim in ungewöhnlich jungen Jahren zu einer ſo hohen und ebenſoviel Thatkraft wie Intelligenz erfordenden Stellung berufen wurde. Herr von Windheim hat erſt kürzlich ſein achtunddreißigſtes Lebensjahr vollendet; er wurde am 27. Juni 1857 zu Groß-Oſchersleben geboren. Während ſeiner Studienjahre in Bonn trat er als Angehöriger des Korps „Boruſſia“ dem gleichzeitig dort ſtudierenden Prinzen Wilhelm nahe, der ihn dann auch nicht aus den Augen verlor, als Herr von Windheim bei dem 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam ſeine Dienſtzeit abſolvierte. 1879 wurde Herr von Windheim nach Beendigung ſeiner juriſtiſchen Studien Referendar, 1879 Regierungsreferendar und 1884 Regierungsaſſeſſor. Ein Jahr ſpäter wurde er mit der zeitweiſen Vertretung des Polizeipräſidenten von Königsberg betraut und dann zum Landrat des Kreiſes Ragnit in Oſtpreußen ernannt. 1894 wurde Herr von Windheim in das Miniſterium des Innern berufen, was ihm Gelegenheit gab, in der Kommiſſion des deutſchen Reichstags die Gewerbeordnungsnovelle wirkſam zu vertreten. und in der für die Reichshauptſtadt wichtigen Eingemeindungsfrage von großen Geſichtspunkten auszugehen. Im April dieſes Jahres wurde Herr von Windheim zum Polizeipräſidenten von Stettin ernannt, um ſchon zwei Monate ſpäter in gleicher Eigenſchaft nach Berlin zu überſiedeln. Bei dieſer Gelegenheit iſt es den Leſern vielleicht intereſſant, über die Bezüge eines Polizeipräſidenten von Berlin Näheres zu erfahren. Dieſelben beſtehen in einem feſten, penſionsfähigen Gehalt von 11400 Mark, 3000 Mark Lokalzulage und 4800 Mark Repräſentationsgelder, ſowie in einer eingerichteten Dienſtwohnung von 21 Zimmern in dem neuerbauten Polizeipalaſt am Alexanderplatz.

Erich Graf von Kielmannsegg,
öſterr. Miniſterpräſident.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Der in Öſterreich durch das Ausſcheiden der deutſch-liberalen Partei aus der Koalition veranlaßte Sturz des Koalitionsminiſteriums Windiſchgrätz hat den Kaiſer veranlaßt, ein proviſoriſches Miniſterium mit der Fortführung der Geſchäfte zu betrauen. Von dem alten Kabinett wurden in das neue nur der Landesverteidigungsminiſter Graf von Welſersheimb und der Miniſter ohne Portefeuille von Jaworski, der Vertreter der Polen im öſterreichiſchen Miniſterium, mit hinübergenommen. Während mit der proviſoriſchen Leitung der übrigen Reſſorts



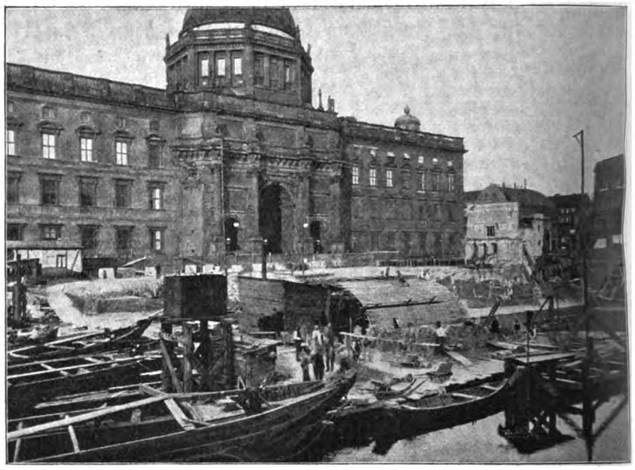
Der Wittelsbachbrunnen in München.
Nach einer Photographie von M. Stuffler in München.

Taufſteine in der Emmauskirche zu Berlin.
Von Profeſſor Alexander Tondeur.

die erſten Sektionschefs der betreffenden Miniſterien betraut wurden, ernannte der Kaiſer definitiv nur den Grafen Kielmannsegg zum Miniſter des Innern und gleichzeitig proviſoriſch zum Präſidenten dieſes Beamtenminiſteriums, und Herrn von Böhm-Bawerk, den Schöpfer eines neuen Steuergeſetzes, zum Finanzminiſter. Graf Erich von Kielmannsegg entſtammt der proteſtantiſchen Linie Gülzow des hannoverſchen Grafengeſchlechts. Sein Vater war Oberſtſtallmeiſter des Königs Georg von Hannover und folgte dieſem nach den Ereigniſſen von 1866 nach Wien, ein Bruder des jetzigen öſterreichiſchen Miniſterpräſidenten iſt heute Hofmarſchall des Herzogs von Cumberland. Graf Erich von Kielmannsegg widmete ſich dem öſterreichiſchen Verwaltungsdienſt. Er wurde zuerſt bei der niederöſterreichiſchen Statthalterei beſchäftigt, dann im Miniſterratspräſidium, wurde darauf Bezirkshauptmann in Baden und in Sechshaus bei Wien, und ſpäter Regierungsrat in den Landespräſidien der Bukowina und Kärntens. Zum Hofrat und Sektionschef im Miniſterium des Innern ernannt, hatte er als Regierungsvertreter im Abgeordnetenhaus wiederholt Gelegenheit, ſich als tüchtiger Redner zu zeigen. 1889 wurde er zum Statthalter von Niederöſterreich ernannt, und er hat ſich als ſolcher um die Entwickelung der Hauptſtadt Wien große Verdienſte erworben. Ihm iſt die Vereinigung der Vororte mit Wien, die Herabſetzung der Verzehrungsſteuer und die Erweiterung der Verkehrsſteuergrenze zu danken. In Wien ſind Graf Erich von Kielmannsegg und noch mehr ſeine Gemahlin, die ſeit Jahren an der Spitze aller feſtlichen Veranſtaltungen mit wohlthätigem Hintergrunde ſtand und aus dem Kampfe um die Volkstümlichkeit mit der Fürſtin Pauline Metternich ſiegreich hervorging, populäre Perſönlichkeiten. Der Thatſache, daß Graf Erich von Kielmannsegg Proteſtant iſt, gedenkt das klerikale Wiener „Vaterland" mit folgenden Worten: „Daß Graf Kielmannsegg der erſte proteſtantiſche Miniſter des Innern in Öſterreich iſt, hat in unſeren konſervativen Kreiſen Mißſtimmung hervorgerufen. Aber während ſeiner Amtsführung als Statthalter iſt trotz mannigfacher kirchlicher und Schulſachen Anlaß zu Beſchwerden für uns nicht vorgekommen." Es ſcheint alſo, als ob die Klerikalen die Abſicht hätten, ſich im Stillen mit dieſer Thatſache abzufinden. Die Sympathien der liberalen Partei hat Graf Kielmannsegg bisher im hohen Grade beſeſſen, und die Antiſemiten, die in Wien das Gros des ſoliden Bürgertums repräſentieren, haben ihn zwar als Gegner kennen gelernt, aber doch immer als einen achtungswerten Gegner, und vielleicht auch als einen ſolchen, der der Logik der Thatſachen ſchließlich nicht ungern Rechnung tragen würde. Das Alles ſchließt freilich nicht aus, daß das proviſoriſche Miniſterpräſidium des Grafen Kielmannsegg nur ein Proviſorim und vielleicht auch nur ein kurzes Proviſorium bleiben könnte, denn die Gelegenheit, allen Parteien gegenüber liebenswürdig zu ſein, iſt dem Statthalter von Niederöſterreich häufiger geboten als dem öſterreichiſchen Miniſterpräſidenten.

Kreuzigungsgruppe in der Emmauskirche zu Berlin.
Von Profeſſor Alexander Tondeur.

In München wurde am 12. Juni der Wittelsbacher Brunnen, die für den Maximiliansplatz von Profeſſor A. Hildebrand geſchaffene Fontäne, feierlich in Betrieb geſetzt. Der Brunnen bildet den Abſchluß des großen Werkes der Waſſerverſorgung Münchens aus den Quellen des Mangfallthales, das für die Geſundheitsverhältniſſe der bayeriſchen Hauptſtadt ſich zweifellos von ungeheurem Werte erweiſen wird. Der Wittelsbacher Brunnen ſteht in mächtigen Höhen- und Breitendimenſionen am ſüdweſtlichen Ende der Anlagen des Maximiliansplatzes. Die ganze Brunnenanlage hat eine Breite von vierzig Metern.



Vorarbeiten auf der Schloßfreiheit am Denkmal Kaiſer Wilhelm I.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.

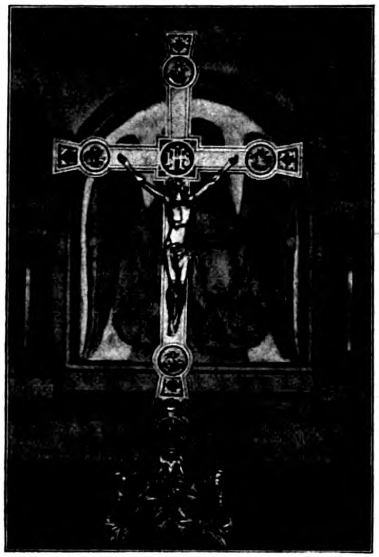
Aus dem nur wenig über den Boden hervortretenden Abflußbaſſin erhebt ſich auf einer von Pfeilern unterbrochenen Niſchenanlage ein zweites Baſſin, aus dem ein Aufbau aufſteigt, der mit zwei übereinanderſtehenden Schalen gekrönt iſt, von denen die untere größere Schale einen Durchmeſſer von 5½ Meter hat. Schalen wie Sockel und Halbrund der Baſſins haben elliptiſche Form. Zu beiden Seiten des Halbrundes und in einer Achſe mit dem mittleren Aufbau tragen zwei Sockel Koloſſalgruppen, von denen die eine die zerſtörende, die andere die befruchtende Kraft des Waſſers darſtellt. Die erſtere, linksſeitige iſt durch einen auf einem Waſſerpferde dahinſtürmenden Titanen verſinnbildlicht, der mit gewaltiger Kraft einen Felsblock ſchleudert, die andere durch eine in ruhiger Haltung auf einem Stier ſitzende Frauengeſtalt, die in der einen Hand eine Schale mit befruchtendem Naß trägt. Jede dieſer Gruppen iſt vier Meter lang und drei Meter hoch. Der vordere Rand des oberen Baſſins, in das das aus den beiden Schalen überfließende Waſſer ſtrömt, iſt auf der Innenſeite mit Fiſchmasken geſchmückt, die dieſes Waſſer wieder einzuſchlürfen ſcheinen. Den in der Mitte des Baſſins ſich erhebenden Sockel, der die beiden Brunnenſchalen trägt, zieren die Wappen der vier bayeriſchen Stämme, Masken und Feſtons. In den Niſchen des unteren Aufbaues ſind Köpfe von Waſſertieren angebracht, die das Waſſer des oberen Baſſins in Schalen ſpeien, aus denen es in das untere Baſſin abfließt, ſo daß durch dieſe vielfache Gliederung des Waſſers das Ganze trotz der monumentalen Ruhe und Größe der Geſamtkompoſition einen ungemein heiteren und lebendigen Eindruck macht. Felspartien ſchließen den Brunnen auf beiden Seiten ab und ſetzen die ganze Brunnenanlage in harmoniſcher Weiſe mit den ſie umgebenden Parkanlagen in Verbindung. Der Brunnen iſt aus hartem, gelbrötlichem Muſchelkalk, die beiden Koloſſalgruppen aus Untersberger Marmor gefertigt. Der feierlichen Einweihung des Wittelsbachbrunnens wohnten der Prinzregent Luitpold von Bayern, viele Mitglieder des bayeriſchen Königshauſes und zahlreiche Vertreter der ſtaatlichen und ſtädtiſchen Behörden bei.

Die zahlreichen Kirchenbauten, die in den letzten Jahren unter der Fürſorge des Kaiſers und der Kaiſerin vollendet worden ſind oder ihrer Vollendung entgegengehen, haben auch dazu beigetragen, die chriſtliche Kunſt neu zu beleben, indem ſie den Künſtlern manche dankenswerte Auf-

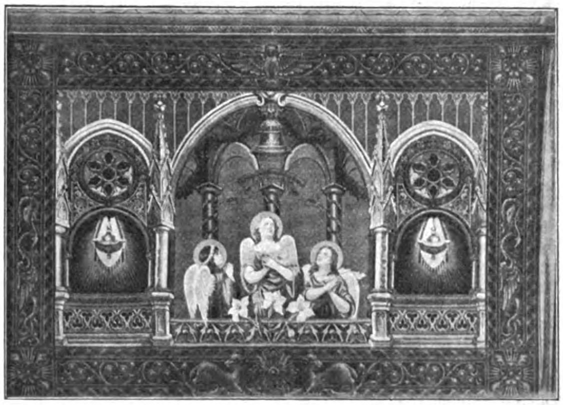
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gabe ſtellten. Für die vom Baurat Orth erbaute Emmauskirche fertigte Bildhauer Profeſſor Tondeur im Auftrag der verwitweten Frau Baurat Wenzel eine zum Schmuck des Altars beſtimmte Kreuzigungsgruppe und einen Taufſtein. Beide ſind in edelſtem Marmor, die Figuren der Kreuzigungsgruppe in natürlicher Größe ausgeführt. Das Haupt des an das Kreuz geſchlagenen Heilandes iſt nach rechts geneigt, ſeinen Lippen ſcheinen eben die Worte „Es iſt vollbracht“ entflohen zu ſein. Rechts und links am Fuße des Kreuzes knieen zwei Engel mit zum Gebet erhobenen Händen. Die gleiche edle und doch natürliche Auffaſſung wie die Figuren der Kreuzigungsgruppe zeigt der figürliche Schmuck des von Säulen getragenen Taufſteines.

Von dem Innenſchmuck der dem Gedächtnis der Kaiſerin Auguſta gewidmeten Gnadenkirche erſcheint in erſter Linie die Ausſchmückung des für Konfirmanden, Taufen u. ſ. w. beſtimmten Raumes in der Apſis bedeutungsvoll. Ein bemaltes Kruzifix von karrariſchem Marmor iſt denen, die der verewigten Kaiſerin nachtrauern, beſonders wertvoll, da es von ihr ſelbſt gemalt wurde. Außerdem iſt die Mitte der dem Altar gegenüberliegenden Wand mit einem Teppich geſchmückt, der als ein Meiſterwerk moderner Kunſtſtickerei betrachtet werden muß. Über die Entſtehung dieſes Kunſtwerkes erfährt die Kreuz-Zeitung: Bald nach der Grundſteinlegung zu der Gnadenkirche faßten Gattin und Tochter des Wirkl. Geh. Oberfinanzrates von Pommer-Eſche den Entſchluß, der Gnadenkirche eine thunlich bedeutſame Zierde zu ſtiften, und wählten dazu die Form eines Altar-Wandteppichs. Wegen des Entwurfes dazu wandte ſich Frl. v. Pommer-Eſche an die ihr bekannte Pariſer Malerin J. Jaquemars. Die Spenderinnen konnten ſich dabei vorweg bewußt ſein, einen dem Kunſtſinn der heimgegangenen Fürſtin entſprechenden Entwurf zu erhalten, weil jene Künſtlerin dereinſt das Glück gehabt hatte, die Kunſtanſchauungen der Königin Auguſta auf einem Beſuche in Paris im perſönlichen Verkehr kennen zu lernen. Mit feinem Empfinden entwarf die Malerin unter Anlehnung an ein Motiv aus der Kathedrale der alten katholiſchen Hauptſtadt Burgos die Zeichnung zu dem Wandteppich. Von einer breiten, prächtig geſtickten Bordüre umrahmt, iſt derſelbe in drei durch Säulen getrennte Felder geteilt. Das etwas über die Hälfte des Planes einnehmende Mittelfeld zeigt vor einer feierlichen Säulenhalle im unteren Plane drei aufſchauende Engelsgeſtalten, die Verſinnbildlichungen von Glaube, Liebe, Hoffnung, in Erinnerung an die Worte „Glaube — Liebe — Hoffnung“, mit denen Kaiſer Wilhelm II ſeine drei Hammerſchläge auf den Grundſtein zur Gnadenkirche begleitete. Dieſe drei Engelsgeſtalten ſind ſehr ſchön erſonnen und von erhebendem Ausdrucke, dazu meiſterhaft gemalt. Die Aufſchieſenden in erhabener Stickerei ausgeführten drei Lilien ſteigern die künſtleriſche Wirkung. Von dem Schlußſteine des Hallengewölbes hängt die Lutherglocke (Wartburg) herab, unter ihr über dem Kapitäl der mittleren Säule ein in Lederarbeit gefertigtes Spruchband mit dem Lieblingsſpruche der Kaiſerin Auguſta aus dem Römerbriefe Kap. 12, V. 12: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſal, haltet an im Gebet.“ Gerade dieſe Zier gibt dem Entwurfe den ausgeſprochenen Charakter des Proteſtantiſchen. Die beiden, einander gleichen Seitenfelder zeigen oben ſchön geformte, durchbrochene Roſen (-Fenſter), darunter, wie aus der Kuppelhöhe herabhängend, einen umſtrahlten Hängeleuchter. Die beiden, die Felder trennenden Fialen ſind höchſt reizvoll gezeichnet. Die umrahmende Bordüre, ſtilgerecht ornamentiert, in Plattſtich wundervoll geſtickt, enthält im oberen Mittel die Taube, im unteren das Kreuz, ihm zu beiden Seiten je ein kniendes Lamm. Der Geſamteindruck des Wandteppichs iſt von ausgezeichneter Schönheit. Die Verſchwiſterung von Malerei, Kunſtſtickerei und Lederkunſtarbeit hat damit ein edles Kunſtwerk geſchaffen, das ſeine Meiſterinnen lobt, in erſter Linie neben der Malerin die längſt rühmlich bekannte Berliner Kunſtſtickerei-Werkſtätte von E. Schmidt. Die Koſten für den Wandteppich wurden zum weit überwiegenden Teile von der Stifterin getragen. Ein Teil dazu wurde durch beſcheidene Verloſung von Kunſtgegenſtänden gedeckt; inſonderheit erwarb die Loſe das Offizierskorps des Kaiſerin Auguſta-Regiments, dem der Original-Entwurf zu dem Teppiche ſeinerzeit als willkommener Schmuck für das Kaſino verehrt wurde.



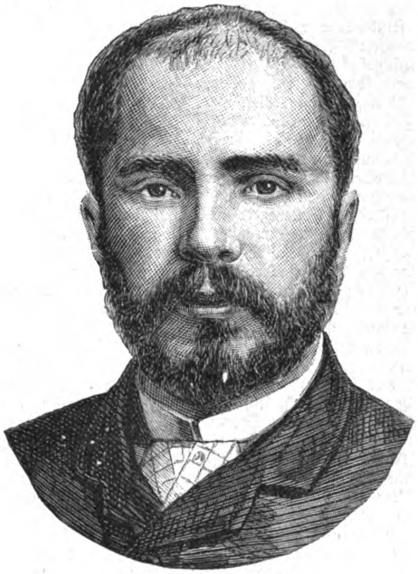
Das Kruzifix der Gnadenkirche zu Berlin.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.



Wandteppich in der Gnadenkirche zu Berlin.
Nach einer Photographie von H. Rudolphy, Berlin.

Das von den Vorarbeiten für die Aufſtellung des Kaiſer-Wilhelm-Denkmals auf der Schloßfreiheit feſtgehaltene Augenblicksbild gibt einen lebhaften Eindruck von dem Eifer, mit dem die Arbeit gefördert wird, um bis zum Tage der Grundſteinlegung den Platz nach der Spreeſeite hin abzuſchließen und in Stand zu ſetzen.

Während wir mit der Fertigſtellung dieſer Nummer beſchäftigt ſind, trifft aus Sofia die Nachricht von dem ſchrecklichen Attentat ein, das am 15. Juli abends auf Stephan Stambulow, den „Bismarck“ Bulgariens, wie man ihn genannt hat, verübt wurde. Stambulow, der im Alter von vierzig Jahren ſteht, wurde als Sohn eines Gaſtwirts in Tirnowo geboren und erhielt nur eine gewöhnliche Schulbildung. Was er geworden iſt, verdankt er nur ſich ſelbſt, ſeinem eiſernen Fleiß, ſeiner Unermüdlichkeit, ſeiner Vaterlandsliebe und ſeiner glühenden Beredſamkeit. Schon im Jahre 1875 nahm er an der Erhebung Bojtews gegen die Türken teil, von der Hoffnung getragen, es müſſe den Bulgaren aus eigener Kraft gelingen, das verhaßte Joch abzuſchütteln. Die Schar der Freiheitskämpfer wurde bei Grabowo zerſprengt, und Stambulow flüchtete nach Rumänien. Mit den Ruſſen kehrte er nach Bulgarien zurück und wurde in die erſte Nationalverſammlung gewählt, wo er bald zu den Führern zählte. Nach der geglückten Verſchwörung gegen den Fürſten Alexander organiſierte er die Gegenrevolution, die dem Fürſten die Rückkehr in das Land ermöglichte, nach der endgültigen Abdankung desſelben wurde er Mitglied der Regentſchaft und der eigentliche Leiter derſelben. Wie der Traum ſeiner Jugendjahre war, das Türkenjoch abzuſchütteln, galt die Arbeit ſeiner Mannesjahre dem Zweck, Bulgarien von ruſſiſchen Einflüſſen frei zu halten. Nach der Übernahme der Regierung durch den Prinzen von Koburg wurde Stambulow Miniſterpräſident. Sieben Jahre hindurch leitete er die Geſchicke Bulgariens, bis am 29. Mai 1894 ganz unerwartet ſein Sturz erfolgte. Von derſelben Regierung, die ihm ihre Exiſtenz verdankte, unbarmherzig verfolgt und den Verdächtigungen ſeiner perſönlichen Gegner preisgegeben, lebte Stambulow ſeither als Gefangener in Sofia, da ſein Haus ſtändig von Gendarmen bewacht und ihm ſelbſt der Auslandspaß verweigert wurde, trotzdem ſein Geſundheitszuſtand eine Badereiſe dringend erforderte. Die Gendarmen, die ihn bewachen ſollten, waren zum erſtmal nicht zur Stelle, als der unglückliche Mann in einer der belebteſten Straßen Sofias maſſakriert wurde.



Stephan Stambulow.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

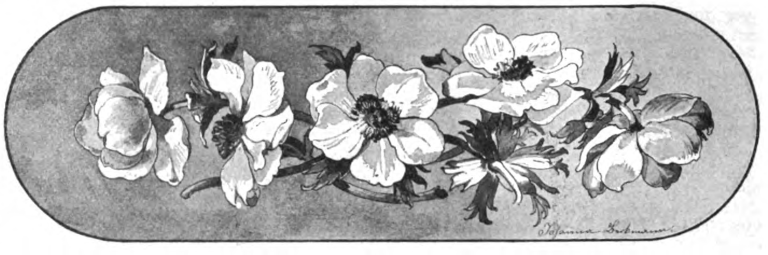
Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

(Zu Nr. 42.)

Innres Erleben ſchafft Lebenswind!
Was hat man durchkämpft oft, erreicht, gewonnen,
Und ſprach doch mit keinem Menſchenkind
Und iſt nicht aus ſeinem Hauſe gekommen!



Anemonenfüllung (¼ der natürlichen Größe).

Blumenſträuße.

„Stell' auf den Tiſch die duftenden Reſeden —" Dieſer Vers erweckt in mir, abgeſehen von dem poetiſchen Klang, immer eine gar zu reizende Vorſtellung —: einen großen, duftigen Blumenſtrauß in einem ſchöngeſtalteten Gefäß auf dem Tiſche des Hauſes. — Blumenſträuße ſind der ſchönſte und lieblichſte Schmuck unſerer Wohnräume, und ich möchte lieber alle die gemalten und gebrannten Nippes- und Schmuckſachen, die geſtickten Tiſchdecken und Läufer entbehren, als im Sommer den Blumenſtrauß auf meinem Tiſche. Koſtbare Blumen brauchen es nicht zu ſein, die Kinder der Wieſe und des Waldes ſind mir noch lieber als die des Gartens, aber ſie müſſen ſorgſam und ein wenig künſtleriſch in dem paſſenden Gefäß untergebracht ſein. Die meiſten unſerer Vaſen ſind leider ſo beſchaffen, als hätte der Verfertiger nie daran gedacht, daß ſie Blumen ſo beherbergen ſollen, daß viele Stiele Raum haben und reichlich Waſſer trinken und ihre Blüten und Blätter graziös ausbreiten können. Von den Vaſen, die man gewöhnlich ſieht, ſind die einen unten breitbäuchig und mit einem Hälschen dünn und lang wie ein Federhalter, oder ſie ſind gerade da, wo die Stiele ins Waſſer treffen, eng zuſammengeſchnürt und breiten ſich nur oben etwas aus. Den wahren Blumenfreunden ſind dieſe Vaſen ein Greuel. Wer ſich gern große, ſchöne Wieſenſträuße zuſammenträgt, der will auch, daß die zarten Blumen ſich loſe und frei ausbreiten und weiter wachſen können. Ich ſtelle ſolche Sträuße in ſehr breithalſige große Vaſen und habe dann meine herzliche Freude daran. Sauerampfer, Butterblumen und die feindoldige wilde Möhre geben mit zartem Gras die erſten Sommerſträuße für meine großen Vaſen, dann kommen Federnelken, Labkraut, Maßlieb, Skabioſen und die feingeſtielten blauen Glocken daran; und dann gibt es die herrlichen Ackerſträuße in ihren reinen bunten Tuſchkaſtenfarben. Ein großer Strauß, nur von rotem Mohn und violettem Ritterſporn ſieht bezaubernd aus. — Meine beſondere Freude iſt es, Mohnknoſpen in durchſichtige Vaſen zu ſtellen, daß auch die hübſchen behaarten Stielchen ſichtbar bleiben. Jede, auch die kleinſte Knoſpe, blüht im Waſſer auf und breitet den zerknüllten glühendroten Seidentaft ihrer Blättchen glatt und ſorglich aus. Bis ſpät in den Herbſt muß ich allwöchentlich meinen wilden Strauß auf dem Tiſche haben, je ſpäter im Jahr, je feinfarbiger wird die Zuſammenſtellung; verfärbtes, verblichenes Laub, blutrote Wieſenkräuter, kümmerliche Blüten und bunte Beeren geben auch im Oktober wunderſchöne Zuſammenſtellungen. Meine Freunde ſind außer den wilden Blumenſträußen auch noch die richtig bunten lebhaften Gartenſträuße, denen man es anſieht, daß ſie aus Gärten kommen, wo es richtig und tüchtig blüht. Bandgras und Eiſenhut, Feuerlilien, Kreſſen, Levkojen, Kaiſernelken, Studentenblumen, Mädchenaugen und Braut im Haar, die weiße Buſchroſe und die richtige alte Centifolie geben Sommerſträuße, von denen ich meine Augen garnicht wegwenden mag. Edle Roſen ſehe ich gerne einzeln in hohen durchſichtigen, röhrenförmigen, mit reinem Waſſer gefüllten Gläſern, in denen die ſtarken Stiele wie im Kryſtall ſtehen. Reſede und alle Blumen mit ſehr ſaftigen, das Waſſer raſch färbenden Stielen ſind in Porzellan oder Majolikavaſen beſſer aufgehoben. Weiße Lilien ſehen am ſchönſten aus, wenn ſie für ſich allein wirken, zwei oder drei Zweige in einem ſchönen Krug oder einer großen Vaſe. Viele Blumenfreunde lieben es nicht, ihre Lieblinge abzuſchneiden und im Zimmer verwelken zu laſſen. Ich bin anderer Anſicht, ich finde, daß ſchöne, große, freudige Blumenſträuße das ganze Haus erhellen. Nur wenn ich nicht weiß, ob ich meine Sträuße auch ſicher heil und unverwelkt nach Hauſe bringe, bin ich enthaltſam im Blumenpflücken. Auf ſolche Schonung der Blumen ſollten die Kinder viel mehr aufmerkſam gemacht werden. Es iſt mir immer unbegreiflich, daß Kinder unter den Augen der Eltern Blumen pflücken und dann wegwerfen dürfen.

Frida Schanz.

Kunſt im Hauſe.

Anemonenfüllung. Wohl jeder unſerer Leſer hat die italieniſche Anemone gern, die, obwohl in Deutſchland noch nicht mit Erfolg gezüchtet, vorzüglich in den größeren Städten faſt heimiſch geworden iſt; denn wenn nicht, wie in dieſem Winter, ſelbſt auf Sicilien die erſte Anemonenblüte durch den Schnee vernichtet wird, ſo ſendet man uns ſchon im Anfang des Februar die halbaufgeſchloſſenen Knoſpen vom Süden zu. Gleich mannigfaltig in Form und Farbe, iſt die Blume im Dienſt des Kunſtgewerbes von großem Wert. Blaßviolett (für die Mittelblüte), weißgrünlich mit roſa Strahlen (für die Blüte links von der Mitte), hellachsfarben (für die Blüte ganz links), weiß mit lila gezeichnet (rechts von der Mitte), bläulichroſa (Blüte ganz rechts), wären die für unſeren Entwurf geeigneten Farben. Wir haben ihn uns zunächſt in Porzellanmalerei ausgeführt gedacht. Der Grund kann tiefblau ſein; man miſcht Dunkelblau, Roſenpurpur und Ocker, legt mit reichlich Dicköl an, die rechte Seite heller und grünlicher haltend, und verſtupft, wo es nötig ſcheint. Die vorher mit dem Fettſtift einigermaßen feſtgeſtellten Konturen werden, ſoviel es angeht, geſchont und nach Einmalung des Grundes mit dem feuchten Pinſel in der noch naſſen Farbe korrigiert. Dann erſt malt man die Blumen und Blätter ein, alle lichten Stellen werden in der Anlage zugemalt und nachher mit dem Pinſel und teilweiſe dem Radiermeſſer herausgeholt. — Für den Anfänger iſt dieſe Art des Malens ſehr ſchwer, er kommt beſſer zum Ziel, wenn er die ganze Sache in einer Farbe arbeitet, vielleicht in Pompadour, Blutrot oder Dunkelpurpur. Als Brandmalerei für Truhen-Einlagen, Schreibutenſilien-Behälter, Bürſten u. dergl. iſt das Muſter ebenfalls leicht verwendbar, da es ſich bequem den verſchiedenen Formen zu verzierender Gegenſtände anpaßt.

Johanna Beckmann.

Sommerfriſchen.

Ein Idyll im Bodethale.

Zu den beſuchteſten Gegenden des Harzes gehört das herrliche Bodethal und zwar der Teil von Rübeland bis Thale. Unzählige Scharen von Wanderern beſuchen alljährlich dieſes Gebiet, doch bilden die Hauptanziehungskraft für die meiſten Rübeland wegen der ſehenswerten Höhlen und die wildromantiſche, von gewaltigen, ſchroffen Felsgebilden zerklüftete Gegend zwiſchen Treſeburg und Thale, — wogegen manche andere ſchöne Punkte desſelben Thales nur flüchtig oder garnicht beſucht werden. Wir möchten daher heute die Aufmerkſamkeit auf einen ſolch herrlicher, noch nicht genug gewürdigter Punkte lenken, auf Wendefurth im Bodethale. — Hier tritt der wildromantiſche Charakter des Thales noch nicht hervor, friedlich ſtrömt die breite Bode dahin, ungehemmt durch ſchroffe Felſen; hohe, bewaldete Berge und ſchöne Ausſichtspunkte umgeben den kleinen Ort: ein wahres Harzidyll, allen denen zum Aufenthalt zu empfehlen, die einige Zeit ruhig in geſunder und milder Gegend des Harzes leben wollen, nicht geſtört durch Fabrikſchlote, Steinbrüche und dergleichen. Das Klima iſt geſund und milde, auch im Winter, wovon ich mich im letzten Dezember überzeugen konnte, als ich von Hüttenrode nach Wendefurth wanderte: während dort Sturm und bittere Kälte herrſchte, war im Thalkeſſel von Wendefurth die mildeſte Witterung und kaum ein Luftzug zu ſpüren. Von den ſehenswerten Ausſichtspunkten in der Umgebung nennen wir u. a. Schöneburg mit herrlichem Blick auf die Bodekrümmungen. Möge jeder, der das Bodethal durchwandert, in dem freundlichen Wendefurth einige Zeit zubringen und Erholung ſuchen!

E. Sch.

Für die Küche.

Biskuitroulade. (Schwäbiſches Rezept.) Sechs ganze Eier und 18 Eigelb werden mit einem Pfund Zucker ſchaumig gerührt, dann kommt die Hälfte Schnee der 18 Eiweiß dazu, dann ¾ Pfund feines Weizenmehl, die feingewiegte Schale einer Citrone und eine Meſſerſpitze Hirſchhornſalz, zuletzt der übrige Schnee der Eiweiß. Die Maſſe ſtreicht man einen Centimeter dick auf ein mit Butter und Griesmehl beſtreutes Blech, welches aber einen Rand haben muß, weil die Biskuitmaſſe vor dem Backen flüſſig wird, dann bäckt die Maſſe ungefähr ½ Stunde bei mäßiger Hitze hellgelb. Die noch heiße Maſſe löſt man mit einem Meſſer vom Blech, dreht die untere Seite nach oben auf ein Brett, beſtreicht das Biskuit ſchnell mit Fruchtmarmelade und rollt es zuſammen. Aus dieſer Maſſe werden zwei Rouladen in der Länge eines halben Meters.

Gebackene Spätzele. (Schwäbiſches Gericht.) Für ſechs Perſonen nehme man ein Pfund Weizenmehl, rühre ſechs Eier, eine halbe Taſſe Waſſer und etwas Salz dazu. Der Teig darf nicht feſt, ſondern muß dickflüſſig ſein. Unter das Weizenmehl kann man einen Eßlöffel gutes Backpulver miſchen, davon werden die Spätzele ſehr locker. Iſt die Maſſe gut durchgerührt, nimmt man etwas davon auf ein kleines Holzbrett, welches vorher in kaltes Waſſer getaucht wurde. Von der Maſſe auf dem Brett ſtoße man mit einem großen Meſſer ſchmale, kurze Stücken in kochendes Salzwaſſer in einem großen, breiten Topf, der drei Liter Waſſer enthält, und laſſe ſie fünf Minuten kochen. Darauf werden ſie mit einem Schaumlöffel auf ein Sieb gelegt, und man kocht auf dieſe Weiſe nach und nach den ganzen Teig. Dann werden die Spätzele auf ein Holzbrett breit gelegt, damit ſie etwas trocknen. Dann thut man ſie mit etwas Butter in eine Bratpfanne und läßt ſie ſchön hellbraun auf dem Herd backen. Sie werden mit Schinken und Salat ſerviert.

Klöße.

Abgerührte Mehlklöße od. Schwammklöße. ½ l Milch bringe man mit 125 gr Butter zu Feuer und rühre 250 gr Weizenmehl darin ab. Dann rühre man in die heiße Maſſe 3—4 Eier hinein und nehme etwas Salz dazu. Sind die Klöße für Fleiſchſuppe beſtimmt, ſo reibe man etwas Muskatnuß daran. Sollen ſie in eine Fruchtſuppe gegeben werden, nehme man etwas Zucker in die Klöße. Zu Klößen, die in Fleiſchſuppe ſollen, kann man ſtatt Butter ſehr gut reines Suppenfett nehmen.

Abgerührte Reismehlklöße. Man koche 140 gr Reismehl in ½ l Milch u. 70 gr Butter gar. Dann rühre man 4 ganze Eier nach und nach in die heiße Maſſe hinein. Salz und Gewürz nach Belieben.

Griesklöße werden in gleicher Art gemacht. Statt Reismehl nehme man Griesmehl.

Fragen.

150) Welcher Anſtrich, oder welche andere Behandlung iſt anzuwenden bei einer mit brauner Ölfarbe geſtrichenen eiſernen Bettſtelle, welche klebrig iſt und die Betten verdirbt?

A. R.

151) Ein Brautpaar, Pfarrer und Pfarrtochter, bittet um ein paſſendes Gedicht oder eine kurze Aufführung (am liebſten ſchwäbiſch) zur Hochzeit der ebenfalls mit einem Pfarrer verlobten Schweſter.

152) Könnte vielleicht eine der verehrten Mitleſerinnen einen größeren Ort angeben, wo es lohnend wäre, einen Kindergarten einzurichten? Im voraus herzlichſten Dank!

M. H. in Brandenburg.

Redaktionspoſt.

Frau Cläre. Aufplättmuſter verſenden Ebhardt & Komp., Berlin W., Schaperſtr. 4/5.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 43.)

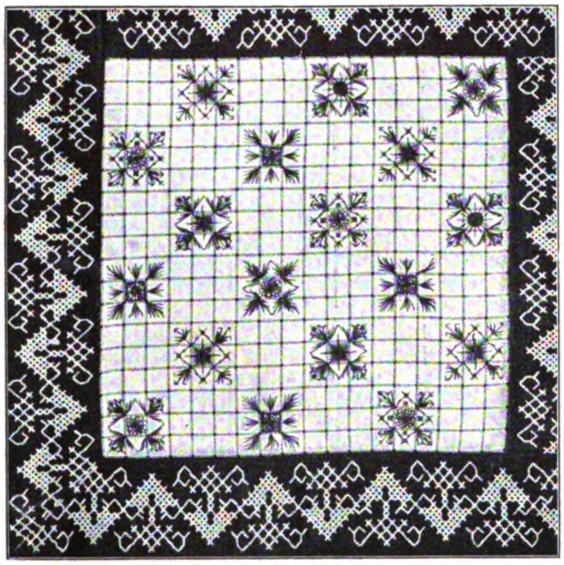
Die Raſt ſo karg, die Laſt ſo groß,
So tief der Liebe Bronnen, —
Du ſchweres, ſüßes Frauenloos,
Ihr trauten Mutterwonnen!

Kleine Schulden.

Um Schulden armer Leute iſt's ein trauriges Ding. Das Rückzahlen iſt gar ſo ſauer und ſchwer. Aber es gibt eine Art Schulden, die nur reiche Leute machen und zwar bei ärmeren, und dieſe Schulden — es ſind zum Glück immer nur kleine Poſten — werden ſehr ſelten zurückgezahlt. Gerade Leute, die viel Geld haben und viel ausgeben, laſſen ſich gern von irgend einem abhängigen Menſchen kleine, unbequeme Ausgaben abnehmen. Die gnädige Frau fährt mit der Gouvernante vom Gute nach der Stadt. „Ach, Fräulein, Sie bezahlen wohl einmal den Gepäckträger!“ — „Fräulein, ich habe nichts einzeln, Sie legen wohl einmal die Droſchke aus!“ Natürlich, mit Freuden. — Das junge Mädchen bekommt noch am ſelben Tag eine niedliche neue Broſche von der gnädigen Frau geſchenkt und wird am Abend mit ins Theater genommen. Ihre kleinen Auslagen werden vergeſſen, und daran zu erinnern, dünkte ihr nach der empfangenen Güte doppelt unnobel. Aber ſie empfindet, da ſie eine kleine pedantiſche Haushälterin iſt, den Verluſt der zwei Mark doch recht empfindlich, — ſie würde am Ende Broſche und Theaterbeſuch, wenn ſie auch dreimal ſo viel wert ſind, gern miſſen und ihr Geld wieder haben. Oft ſind die Poſten noch viel kleiner, ein Pferdebahngroſchen hier, eine Poſtkarte, ein Trinkgeld für einen Boten dort. Wer aber jeden Groſchen einträgt, empfindet dieſe kleinen Verluſte, und es ſetzt ſich ein gewiſſer Ärger gegen die leichtherzigen Schuldner feſt. Wie würden ſie einen unnobel finden, wenn man mahnte! Aber dies Borgen und Nichtwiedergeben iſt gewiß auch nicht nobel. — Eine auch nicht erfreuliche Art von Borgen und Nichtwiedergeben lernen die gefälligen Großſtädter kennen, die für kleinſtädtiſche Freunde und Verwandte Beſorgungen übernehmen. „Ich erſtatte Dir Deine Auslagen pünktlich mit tauſend Dank zurück!“ heißt es. Jawohl, die Rechnungen werden auch ſchleunigſt beglichen, und ein niedliches Geſchenk belohnt die Gefälligkeit der guten Leute auch meiſt. Aber wo bleibt das ausgelegte Porto, das Geld für die neue Kiſte, die man kaufen mußte, von den Ausgaben an Fahrgeld u. ſ. w. ganz abgeſehen. Viele Frauen leiſten ſich die Bequemlichkeit, kleine Dinge, heute eine Stopfnadel, morgen Zwirn, übermorgen, wenn man's eilig hat, ins Theater zu kommen, eine Sicherheitsnadel oder dergl. raſch einmal vom Zimmermädchen zu leihen. Das Wiedergeben wird in neun Fällen von zehn vergeſſen. Wäre es verwunderlich, wenn das Mädchen ſich auch einmal ein Eigentum der Herrin lieh und zwar mit noch weniger Umſtänden? Wenn ſie die Schere, den Fingerhut aus dem Nähtiſch nähme und das Wiederhineinlegen vergäße? Weiter will ich mich in meinen Möglichkeiten gar nicht verſteigen, ich will auch keine Beiſpiele von kleinen Schulden weiter anführen, jeder wird das Regiſter aus ſeiner Erfahrung ergänzen können. Ich möchte nur noch ſagen: Solche kleine Schulden ſind wirklich eine große Schuld! **P. F.**

Handarbeit.

Unſere hübſche, wirkſame Kaffeedecke beſteht aus vier quadratiſchen Stoffteilen von weißem, rot karriertem Kongreßkanevas, der mit den verſchiedenſten Phantaſieſternen in rotem Twiſt beſtickt iſt. Die roten Streifen, die die vier Karos verbinden und umgeben, ſind mit einer hübſchen Kante in Weiß beſtickt. Das Material liefert jedes Tapiſſeriegeſchäft; wir nennen: Frl. Hartmann, Berlin W., Potsdamerſtr. 125; Held & Herter, Berlin, Friedrichſtraße 17.



Kaffeedecke (1/4).

Über den Gebrauch der Kokosnußbutter.

Die Kokosnußbutter, welche das billigſte und geſündeſte Speiſefett iſt, wird von ärztlicher Seite warm empfohlen. Leider wird dieſes Produkt noch viel zu wenig von den Hausfrauen angewendet. Manche laſſen auch nach dem erſten Verſuch die Sache wieder fallen, weil der nußartige Geſchmack in Backwerken ihnen unangenehm iſt. Abſolut geſchmacklos iſt aber die Kokosnußbutter, wenn man ſie zum Ausbacken von Speiſen, welche im ſchwimmenden Fett gebacken werden müſſen, verwendet. Da die Kokosnußbutter viel weniger anbrennt als jedes andere Fett, kann man ſie drei- bis viermal verwenden. Wer den nußartigen Geſchmack nicht liebt, thue in die Backware Sahnenbutter hinein und laſſe das Gebäck in ſchwimmender Kokosnußbutter ausbacken, dann ſchmeckt es vollkommen ſo rein, wie in friſcher Butter gebacken. Pfannkuchen, Rädergebackenes, Krapfen lege man, nachdem ſie gelb gebacken ſind, in ein mit Löſchblatt belegtes Sieb und beſtreue ſie dann mit Zucker. Ganz vorzüglich bewährt ſich Kokosnußbutter zum Ausbacken von Kartoffelklößen und rohen oder gekochten Kartoffeln. Nachdem ſie gebacken ſind, thue man ſie ebenfalls auf ein mit Löſchblatt belegtes Sieb und ſtreue feines Salz darauf. Zu jedem Braten iſt die Kokosnußbutter vorzüglich verwendbar; ſobald ſie eine Zeitlang gebraten hat, iſt ſie von Kuhbutter nicht zu unterſcheiden, und die Bratenſaucen ſind ebenſo ſchmackhaft. Filet brate man in reichlich viel Kokosnußbutter auf dem Herde. Vier bis fünf Pfund brate man 15—20 Minuten unter beſtändigem Wenden und leiſem Schütteln der Kokosnußbutter. Dann nimmt man den Braten heraus, gießt ſo viel Fett zurück, als zu der Sauce überflüſſig iſt, thue einen halben Liter ſaure Sahne dazu und laſſe ſie unter Rühren noch ſo lange braten, bis die Sauce dunkelgelb iſt. Koteletts, Schnitzel, Backhühner werden, in ſchwimmender Kokosnußbutter ausgebacken, gleichmäßig braun und ſind weniger fett als ſonſt, denn die Kokosnußbutter zieht weniger in die Speiſen wie jedes andere Fett. Zu empfehlen iſt es, die Kokosnußbutter in Berlin direkt aus der Hauptniederlage von Müller & Söhne, Kronenſtr. 56 zu beziehen, oder ſie aus der Fabrik dieſer Firma aus Mannheim kommen zu laſſen; dann bekommt man ſtets friſche, wohlſchmeckende Kokosnußbutter. Das Pfund koſtet nur 70 Pf. Da man die Kokosnußbutter nach dem Ausbacken öfter verwenden kann und ſie immer hellgelb bleibt, iſt ſie viel billiger als jedes andere Fett und deshalb jeder Hausfrau zu empfehlen. **Berliner Hausfrau.**

Neue Porzellanvorlagen.

Die ſchönſten Muſter der Porzellanmalerei entſtammen der Rokokozeit. Die Farbe der Blumen und Sträuße, wie ihre graziöſe Form und beſonders das Arrangement der großen Bouquets, abwechſelnd mit den kleinen Streublumen, kann nicht hübſcher erdacht werden, als es im vorigen Jahrhundert geſchehen iſt. — Service oder Taſſen aus der Rokokozeit müſſen unſer Auge ſtets wieder erfreuen. Darum eben iſt man auch bemüht, in der Porzellanmalerei das wiederzugeben, was man ſchon vor etwa anderthalb Jahrhunderten brachte. Es iſt jedoch nicht allen Malerinnen geboten, ihre Vorbilder in Originalen zu haben, daher werden gute Vorlagen ſtets mit Freude begrüßt. Eine ſehr empfehlenswerte Sammlung: „Vorlagen für Porzellanmalerei nach alten und neuen Muſtern von Agnes Henriques“ iſt neuerdings im Verlag von W. Schultz-Engelhard (Berlin) erſchienen. Dieſe beiden Hefte enthalten je ſechs Tafeln und bieten eine reiche, verſchiedenartige Auswahl. Nicht nur die Zeichnung und Anordnung der Motive kann man daraus lernen, ſondern auch die vorzüglichen dekorativen Wirkungen, welche ſich durch Beſchränkung auf wenige Farben gewinnen laſſen. Namentlich die auf zwei oder drei Farben beruhende Blumenmalerei der Berliner Porzellane werden zur Nachahmung anregen, die wir auf Tafel 1—4 finden. Ferner ſind in der erſten Mappe Blumenmotive auf einem Meißener Service der Marcolinczeit, eine entzückende goldene Einfaſſung einer Meißener Taſſe, und dann noch höchſt geſchmackvolle Blumenmotive von Berliner Porzellanen. Das zweite Heft iſt faſt noch anſprechender, denn es bringt uns nicht nur die Bouquets und Blumen an ſich, ſondern führt ſie uns, gleich geſchmackvoll auf Taſſen oder Tellern arrangiert, vor. Dies Heft hat Motive nach Ludwigsburger, Berliner, Meißener Porzellanen, eine Nymphenburger Taſſe mit goldenen Rokokomotiven und dergleichen geſchmackvolle Arbeiten mehr. Dieſe auserleſenen alten Porzellane, zumeiſt den Meißener und Berliner Manufakturen entnommen, werden zweifellos gar bald viele Aufnahme finden. Haben ſpätere Zeiten auch neue Blumen eingeführt und verſucht man auch in unſeren Tagen mit Recht, durch Studium nach der Natur neue Motive zu gewinnen, ſo hat doch die freie und geſchmackvolle Anwendung der Streublumen auf den Porzellanen der Blütezeit von Meißen, Berlin und anderen Manufakturen noch immer vorbildliche Bedeutung. Solche Vorbilder aus guter Zeit ſind aber nur ausnahmsweiſe zur Hand, wo eine große Sammlung ihre Altſachen in liberaler Weiſe darbietet. **A. K. B.**

Über den Reis.

Nach alter Methode wird der Reis, nachdem er gewaſchen iſt, ein- oder auch mehreremal abgebrüht. Dieſes Verfahren iſt aber verwerflich, weil mit dem Brühen des Reiſes der Hauptnährſtoff weggegoſſen wird. Man waſche den Reis mehreremal und reibe ihn das erſte Mal mit den Händen durch, dann gieße man

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gleich die Fleiſchbrühe oder das Waſſer zum Weichkochen darauf. Milchreis muß, bevor die Milch daran gegoſſen wird, erſt zur Hälfte mit Waſſer weich gekocht werden, um ihn leichter verdaulich zu machen. Alle Reisgerichte, worin der Reis noch härtlich bleiben ſoll, ſind ganz ohne Nährwert und ſchwer verdaulich. Der Nährwert des Reiſes iſt noch gar nicht genug bei uns geſchätzt. Für Kinder gibt es nichts Geſünderes als Reis. Er kann in den verſchiedenſten Formen gekocht werden. Einfach dick in Waſſer ausgekocht mit Butter iſt er ſehr gut zu jedem Braten, auch zu jungen Gemüſen, anſtatt der Kartoffeln. Mit Citronenſaft, Waſſer und Butter gekocht und kalt mit allerlei Kompott gereicht, iſt er ein ſehr erfriſchendes Gericht in heißer Jahreszeit. Sehr zu empfehlen iſt es, nur die beſten Reisſorten zu kochen, denn dieſe ſind die billigſten, weil ſie am meiſten ausquellen. **M. M.**

Das Abpflücken der Johannisbeeren.

Will man die Johannisbeeren recht behutſam gepflückt haben, ohne unnötig Zeit zu verſchwenden und doch keine zerdrückten haben, was beim Abpflücken mit der Hand ſchwer zu vermeiden iſt, ſo muß man eine gewöhnliche Tiſchgabel dabei verwenden. Mit der linken Hand hält man den Johannisbeerſtrauch feſt und ſtreift dann mit der Gabel die Beeren von oben nach unten ab. Dies geht ſehr leicht, die Beeren werden nicht zerdrückt, und die ganze Arbeit iſt ſehr reinlich. **Konradine.**

Frauenbüchertiſch.

„Das Buch der Wäſche, ein Hausſchatz für deutſche Frauen, zuſammengeſtellt von Brigitta Hochfelden, unter Beihilfe von Marie Niedner und erfahrener Mitarbeiterinnen“ (Verlag der deutſchen Modenzeitung, A. Polich in Leipzig) präſentiert ſich ſchon äußerlich ſolide, ſchmuck und praktiſch und gibt damit dem Geiſte Ausdruck, der beim Inhalt der leitende geweſen iſt. Ein mit Riegel ſchließbarer, hübſcher Umſchlag birgt das mit zahlreichen Illuſtrationen auf das reichſte ausgeſtattete Werk, und ſeine Schutzklappen nehmen vier große Schnittmuſterblätter auf, die eine große Menge naturgroßer Muſter enthalten. Der Text legt in vernünftigen, einfachen Worten den deutſchen Hausfrauen die Notwendigkeit und Wichtigkeit guter Wäſchevorräte ans Herz, lehrt die Anfertigung derſelben bis in das kleinſte Detail, warnt vor Luxus und Putz und begründet das „Warum“ bezüglich der Kleidung der Geſchlechter und der verſchiedenen Altersſtufen in ſo verſtändiger Weiſe, daß noch neben dem thatſächlich Techniſchen gar vieles aus dem Buche gelernt werden kann, was auch denjenigen Frauen nützt, die aus irgend einem Grunde ſich mit der Selbſtanfertigung der Wäſche nicht beſchäftigen können. Der geringe Anſchaffungspreis (2,50 ℳ) lohnt ſich unbedingt, da der Inhalt die Mädchen-, Knaben-, Frauen- und Männerwäſche einzeln und eingehend, beſonders auch das Waſchen, Zeichnen und Ausbeſſern umfaßt. Der Frau, der Braut, ja jedem deutſchen Mädchen ſollte dieſes praktiſche, vernünftige Buch zugängig gemacht werden.

Ein Wetterprophet.

Der Blutegel zeigt weit ſicherer das Wetter an, als alle Barometer, die nur den Druck der Luft anzeigen. Bei heiterem und ruhigem Wetter liegt das Thier ruhig und aufgerollt auf dem Boden des Gefäßes oder ſchwimmt gleichmäßig mit ruhiger Bewegung durch das Waſſer. Steht Regen bevor, ſo kriecht er bis an den Rand des Gefäßes und bleibt dort, bis das Wetter beſtändig geworden iſt. Vor dem Eintritt eines Gewitters oder Sturmes wird er unruhig, erhebt ſich von dem Boden des Gefäßes und macht, in dem Waſſer ſchwimmend, raſche und unregelmäßige Kreiſe, ſich auf verſchiedene Weiſe biegend. Es bedeutet dasſelbe, wenn er mehrere Tage aus dem Waſſer bleibt und ängſtliche, krampfhafte Bewegungen macht. Bei Froſt liegt er, wie bei klarem Sommerwetter ruhig auf dem Boden, bei Schneegeſtöber hält er ſich wie bei Regenwetter oben am Rande des Glaſes auf. Das Glas, deſſen man ſich zur Aufbewahrung des Blutegels bedient, kann ein gewöhnliches ($^1/_2$ Literglas) oder ſonſt ein Fläſchchen von weißem Glaſe ſein. Nachdem man auf den Boden eine Schicht Flußſand gebracht, füllt man es zu $^3/_4$ mit Waſſer und ſetzt den Egel ein. Es wird mit Leinwand zugebunden und das Waſſer nicht erneuert, oder wenigſtens ſelten, das verdunſtete aber wird zuweilen nachgefüllt. **J. B.**

Emailliertes Kochgeſchirr.

Alte, gebrauchte Kochgeſchirre, deren Innenfläche oft ganz gelb oder braun gefärbt iſt, kann man ſehr gut reinigen, indem man ſie mit Chlorkalk und Pottaſche auskocht. Auf etwa 10 Liter Waſſer nimmt man eine Handvoll Chlorkalk und eine Handvoll Pottaſche. Iſt das Geſchirr ſehr ſchmutzig, kann man es eine Stunde kochen laſſen. Es bekommt dann jedenfalls die urſprüngliche blendend weiße Farbe wieder. Hierbei möchte ich noch bemerken, daß es zweierlei Emailliertwaren gibt, die gefalzten (zuſammengeſetzten) und die geſtanzten (aus einem Stück gearbeiteten). Die gefalzten beſtehen aus einem Boden und einer Wandung, die durch Vernietung oder ſogenannter Falzung zuſammengeſetzt ſind. Die geſtanzten Geſchirre hingegen ſind aus einem einzigen Stücke Blech hergeſtellt, das durch den Stanzprozeß die Form erhalten. Zu den gefalzten Sachen wird das gewöhnlichſte Weißblech genommen, während zu dem geſtanzten Geſchirr nur die feinſten Stahlbleche verwendbar ſind, weil nur dieſe die Verarbeitung aushalten, ohne dabei zu zerbrechen. Je größer das geſtanzte Geſchirr werden ſoll, um ſo beſſer muß das Stahlblech ſein. Von großer Wichtigkeit bei der Dauerhaftigkeit des Emails iſt natürlich die Güte des Emails ſelbſt, aber ebenſo wichtig iſt das zur Verwendung kommende Stahlblech. Dieſe Thatſache iſt wenig bekannt, und hierin liegt auch die Erklärung dafür, daß von den Hausfrauen die einen, weil ſie, freilich unbewußt, geſtanzte Artikel gebrauchen, die Emailwaren nicht genug zu ſchätzen wiſſen, während die anderen, die, freilich auch unbewußt, gefalzte Sachen verwenden, da dieſe billiger ſind, dieſe nur zu tadeln beſtrebt ſind. Bei gefalzten Artikeln ſpringt nämlich das Email an den Falzrändern und an den vernieteten Stellen ſehr leicht ab. Dort tritt dann eine Roſtbildung ein. Die ſpitzen Ecken und Kanten, welche die Reinigung und Austrocknung der Geſchirre erſchweren, ſind bei geſtanzten Sachen abgerundet und laſſen ſich daher viel beſſer reinigen. Nun ſind zwar die geſtanzten Waren etwas teurer, doch bezahlen ſie ſich dadurch leicht wieder, weil ſie viel dauerhafter ſind. **K. St.**

Der Handkuß.

In neuerer Zeit iſt es Sitte und Mode geworden, daß Kinder Erwachſenen und älteren Leuten zur Begrüßung die Hand küſſen, wenigſtens die wohlerzogenen Kinder der höheren Stände. Die jungen, friſchen Lippen berühren die Hände geſunder oder kranker Leute, heiße, kalte, feuchte Hände, je nachdem, Hände mit oder ohne Handſchuh. So iſt es ihnen gelehrt worden.

Der Handkuß iſt ein uralter Brauch, er iſt ein Zeichen der Ehrerbietung und Huldigung. Die Mode hatte ihn lange Zeit hindurch im gewöhnlichen geſellſchaftlichen Verkehr ſo ziemlich abgeſchafft, er beſtand faſt nur noch fort bei Ceremonien an Höfen, wo er ſeine tiefere Bedeutung hat, in einigen Gegenden ſeitens Dienender ihrer Herrſchaft gegenüber. Jetzt iſt dieſe veraltete Begrüßungsform wieder an der Tagesordnung und insbeſondere iſt ihre Ausübung den Kindern aufgenötigt worden. Wir behüten unſere Kinder ſorgfältig vor allem Unzuträglichen, wir halten ihnen alles Geſundheitſtörende fern, ſchützen ſie ängſtlich vor ſchädlichen Einflüſſen und verlangen von ihnen, daß ſie die Hände fremder Leute küſſen ſollen. Wir hören und wiſſen ſo viel von Krankheit erzeugenden Keimen und denken nicht daran, daß dieſe unſichtbaren heimtückiſchen Feinde recht wohl durch einen Handkuß auf die Kinderlippen gelangen können. Und was kann einem Handſchuh nicht alles anhaften; ſchon Geruch und Geſchmack des gefärbten Leders iſt widerlich, oft wohl ſchon an ſich ſchädlich. Und das müſſen Kinder küſſen, weil es jetzt zur modernen Kindererziehung gehört, weil es die Mode ſo verlangt. Gewiß iſt jedem natürlichen Kinde der ihm gelehrte Handkuß anfangs peinlich, die geſunde Natur des Kindes ſträubt ſich dagegen, das Kind muß ein gewiſſes Unbehagen überwinden, ehe es ſich an dieſen Gruß gewöhnt. Woher kommt manches Kränkeln der Kinder, die doch ſo treu behütet werden? Ganz gewiß nicht oft, aber zuweilen doch mag ein Kind Krankheitskeime durch einen Handkuß in ſich aufgenommen haben. Schon die Möglichkeit einer ſolchen Gefahr ſollte genügen, Kinder überhaupt von dem Zwang dieſer gezierten, unnatürlichen Begrüßungsform zu befreien. Müſſen die Erwachſenen ſich doch ſchon hinlänglich der Macht der Mode und Etikette unterwerfen, Kindern ſollte ſo lange wie möglich ihre Natürlichkeit gegönnt bleiben, und am wenigſten ſollten ſie angehalten werden, nach den Vorſchriften der Mode etwas zu thun, was die Möglichkeit einer Schädigung ihrer Geſundheit in ſich birgt. **Y.**

Praktiſches fürs Haus.

Auf Frage 124 bemerke ich, daß Elfenbein, längere Zeit der Sonne ausgeſetzt, wieder ganz weiß wird. Ich habe Erfahrung darin!

A. M.-Hannover.

Für die Küche.

Apfelgelee mit Vanille. Aus abgefallenen Äpfeln entferne man alle ſchlechten Stellen, ſchneide ſie in kleine Stücke, waſche alles gut ab und koche die Äpfel mit Waſſer zu einer Maſſe. Nun fülle man dies Mus in einen Beutel und laſſe den Saft auslaufen, ohne zu drücken. Dasſelbe wird dann gewogen und auf jedes Pfund Saft ein Pfund Zucker gerechnet; dies wird alles zuſammen in einen Steintopf gethan und über Nacht in den Keller geſtellt. Am anderen Tag kocht man das Gelee mit grob geſchnittener Vanille ſieben Minuten bei ſtarkem Feuer und ſtetem Rühren, gießt es darauf ſofort in Gläschen und entfernt alle Vanilleſtückchen. Man nimmt ungefähr auf $1^1/_2$ Pfund Saft für 10 Pfg. Vanille, da das Gelee nur ganz fein danach ſchmecken darf. **M. B.**

Zwiebackklöße. Man rühre 2 ganze Eier mit einem etwa nußgroßen Stück erwärmter Butter völlig eben. Dann gebe man unter tüchtigem Rühren allmählich 4 gehäufte Eßlöffel voll ganz feingeſtoßenem Zwieback dazu. $^1/_2$ Löffel Zwieback kann man zurücklaſſen zum Umwenden. Gewürz und Salz nach Geſchmack. Die Klöße müſſen alle gleichzeitig in die kochende Suppe hinein, einmal aufkochen und dann vom Feuer abgenommen 5 Min. zugedeckt ſtehen, um zu garen. Bei längerem Kochen werden ſie hart.

Semmelklöße. Man rühre 70 g Butter zu Sahne und dann 2 Eidotter darin eben und nach und nach 250 g eingeweichtes Weißbrot, das man vorher ſehr feſt ausgedrückt hat. Zuletzt gibt man den Schnee der 2 Eier dazu. Gewürz und Salz nach Belieben. Die Klöße werden mit einem Löffel in die Suppe geſetzt und müſſen langſam 5 Minuten kochen.

Speckklöße. Ein Stück geräucherter Speck von der Größe eines Eies wird in kleine Würfel geſchnitten und gelb gebraten (man kann auch Zwiebel mit durchbraten) und in dem Fett brät man eine kleine Obertaſſe Weißbrotwürfel durch. Die Speckwürfel, 2 Eier, Salz und eine kleine Taſſe ungebratenes gewürfeltes Weißbrot mengt man zuſammen, dann 1 Taſſe Milch, das gebratene Brot und etwa 4 Taſſen Mehl, daß es ein feſter Teig wird, den man gut durchſchlägt. Dieſe Klöße werden gerne zu Sauerbraten und gedörrtem Obſt gegeſſen.

Kartoffelklöße. Butter von der Größe einer Wallnuß reibt man zu Sahne und verrührt ſie mit 2 Eidottern, 3—4 Löffel geriebenem Weißbrot und ebenſoviel gekochten geriebenen Kartoffeln, Salz, Gewürz und endlich mit dem Schnee der 2 Eier. Die ausgerollten kleinen Klöße müſſen 10 Minuten in der Suppe kochen.

Eiweißklöße zu Milch-, Chokolade-, Bier-, Weinſuppen. Man ſchlägt das Weiße von 2—3 Eiern zum feſten Schnee, vermengt ihn mit Zucker und ſetzt mit einem Löffel kleine Klöße davon auf die angerichtete kochendheiße Suppe. Nun beſtreut man ſie tüchtig mit Zimmet und Zucker und deckt die Suppe ſchnell zu, damit die Klöße gar werden.

Eierkäſe oder Eierklöße. Man ſchlägt 4 ganze Eier klein und rührt $^1/_4$ l Milch dazu, eine Priſe Salz und etwas Muskat. Dies gibt man in einen mit Butter ausgeſtrichenen Topf, den man $^3/_4$ Stunde vor dem Eſſen in kochendes Waſſer ſtellt, worin es dick, jedoch nicht hart werden muß. Iſt die Suppe angerichtet, ſo ſteckt man von dieſer Maſſe kleine eckige Stücke in die Suppe.

Das Warmhalten der Speiſen. Will man Kaffee oder Thee lange heiß halten (den Thee gieße man ab), ſo ſtelle man ihn nicht auf den Herd oder direkt auf die Flamme, ſondern auf kochendes Waſſer. Dadurch hält man das Aroma, das ſonſt ganz verloren geht. Auf heißem Waſſer kann man ebenfalls übrig gebliebene Gemüſe wieder erwärmen, von denen (z. B. Erbſen) es ſonſt immer heißt: „Aufgewärmt ſchmeckt es nicht mehr.“ **K. St.**

Fragen.

153) Gibt es in Leipzig (oder in Berlin) einen Arzt, welcher Damen in Heilgymnaſtik ausbildet? **H. B.** in **K.**

154) Würde eine Daheimleſerin aus Arnſtadt i/Thür. ſo gütig ſein, mir ihre werte Adreſſe einzuſenden zwecks einiger Fragen über Leben und Art in Arnſtadt? Frau **E. K.**, Villa Auguſta Victoria, **Godesberg a/Rh.**

155) Wer von den geehrten Daheimleſerinnen kann mir angeben, wie man im kleinen Rhabarberlikör bereitet? Frau **M.** in **P.**

156) Wie kann man ſchwarze, eiſerne Altargeräte (Kruzifix und Leuchter), die von Roſt und Staub entſtellt ſind, wieder friſch herſtellen? Mit Petroleum abreiben half nur für ganz kurze Zeit.

Eine Pfarrfrau auf dem Lande.

Redaktionspoſt.

Martha K., Breslau. Ihre Frage (136 in Nr. 37) können wir nicht wiederholen. Allerdings hatten Sie „bunte Kupferſtiche“, die Sie veräußern möchten, geſchrieben, was aber eine falſche oder unbeſtimmte Vorſtellung erwecken mußte; von „bunt geſtochenen Kupferſtichen“, wie Sie jetzt ſchreiben, kann man ſich aber auch kein rechtes Bild machen. Es hätte wohl am beſten „farbige Kupferſtiche“ heißen ſollen! Wer ſich dafür intereſſiert, wird gewiß Notiz davon nehmen.

(Zu Nr. 44.)

Aus dem rechten Glas ſchmeckt dem rechten Zecher
Der rechte Tropfen erſt wonnevoll.

Genügſamkeit heißt der klare Becher,
Daraus man die Freude trinken ſoll.

Ein Hochzeitsgedicht aus dem 17. Jahrhundert.

In einem Gedicht, welches der Tochter des „anſehnlichen Kauf- und Handelsmann“, Herrn Laurentz Wouters in Bremen, Jungfer Maria Wouters, von einem gewiſſen J. B. D. L. aus „Cöllen am Rhein“ zu ihrer Vermählung gewidmet iſt (gedruckt bei Hermann Brauer in Bremen anno 1668) werden in launiger Weiſe neben den Freuden auch die Leiden des Eheſtandes geſchildert. U. a. heißt es:

„Balt iſt ein ſchöner Krug,
Balt newer Kopff zerbrochen,
Da darf die ſtoltze Magd
Gar offt hinzu noch pochen.

Ein andre ſpült ein Glas,
Knick, knick, da iſts entzwei,
Dis achtet ſie gar nichts,
Da liegt die Schüſſel bey.

Ach, was für herbe Noth
Bringt nicht das liebe Freyen,
Da in dem ganzen Hauß
Nur Zanken, Klagen, Schreyen.“

Da ſieht man, wie ſchon vor mehr als zweihundert Jahren die armen Dienſtmädchen von dem Unglück verfolgt wurden, daß ihnen Krüge, Taſſenköpfe, Gläſer und Schüſſeln in den Händen „entzweigehen“. — Das wohlgereimte Gedicht, dem die obigen Verſe entnommen ſind, nennt ſich in der Überſchrift: „Ehe-Wurm und Cron oder Männer-Fegefeuer und Paradeiß.“

J. Tr.

Noch eine Art Bücherkaſſe.

Der kleine Artikel „Die Bücherkaſſe“ hatte ſo recht meinen Beifall, weil ich auch ſehr gern Bücher, die ich liebe, ſelbſt beſitze und gern an irgend etwas anderem ſpare, um mir einen gedruckten Liebling zu kaufen. Meine kleine Bibliothek habe ich mir im wahren Sinne des Wortes zuſammengeſpart, ich habe ſie lieb, in ihren einzelnen Beſtandteilen mehr oder weniger, manches Buch aber ſo herzlich wie einen wahren treuen Freund. Das ſcheinen aber viele meiner Freunde garnicht begreifen zu können. Sie meinen nämlich, ich habe mir meine Bücher angeſchafft, um die Freude genießen zu können, ſie verborgen zu dürfen. Ich habe meine Sammlung in einem offenen Regal aufgeſtellt, das den Leuten, die mich in meinem kleinen Heim beſuchen, beim Hinausgehen am Wege liegt. Da bleibt man ſtehen, ſtudiert die Titel und wundert ſich, daß ich vieles habe, was man nur dem Namen nach kennt. „Ach, das müſſen Sie mir borgen!“ heißt es da oft gemütlich. Wenn die guten Freunde wüßten, wie ich dann innerlich in Unruhe und Angſt gerate. Manchmal rate ich ab und mache mein liebes Buch ſchlecht, nur daß ſie mir's laſſen. Oder ich bitte ganz ängſtlich und dringlich, es mir wiederzugeben. Von freudiger Gefälligkeit iſt, zu meiner Schande ſei's geſagt, beim Bücherverborgen bei mir nie, leider nie die Rede. Das war nicht immer ſo. Früher war ich ſtolz darauf, Bücher mein zu nennen und verleihen zu können. Aber ich habe gar zu ſchlechte Erfahrungen gemacht. Die ausgeflogenen Vögel kamen nicht wieder, und wenn ich beſcheiden um mein Eigentum bat, waren die Bücherfreunde ſehr empfindlich, die einen hatten den geborgten Band weiter geborgt, und ich mußte förmlich Jagd machen, um ihn wieder zu erlangen, die anderen behaupteten, ihn beſtimmt wiedergegeben zu haben. Da war ich natürlich ſtumm. Es iſt ſchon viel über das Bücherborgen geſchrieben worden, aber ich muß dieſes viele noch um dieſe wenigen Zeilen vermehren. Eine zu abſcheuliche Unart iſt dies Bücherborgen, — nein, vielmehr dieſe Unpünktlichkeit im Wiedergeben. Ein Buch koſtet doch auch nicht weniger als ein Sonnenſchirm oder eine Kaffeekanne. Aber wenn ich nun Sonnenſchirme und Kaffeekanne von meinen Freunden borgte und das Wiedergeben halbe Jahre vergäße?! Warum ſchätzt man Bücher geringer als ſolche Sachen? Man meint gewiß, wenn ich meine Bände durchgeleſen habe, ſeien ſie mir entbehrlich, ich blicke nicht mehr hinein. Zufällig thue ich dies aber doch gern, und ich könnte dann weinen, wenn ich mein Eigentum nicht finde. In letzter Zeit habe ich nun dadurch Abhilfe zu ſchaffen geſucht, daß ich ein Täfelchen an meinem Bücherregal befeſtigte, auf welches die Leiher ſelbſt ihren Namen und das Datum, an dem ſie das Buch entnommen, einzuſchreiben haben. Außerdem denke ich an eine Bücherkaſſe. Ich möchte ein Sparbüchschen für meine Armen über dem Täfelchen anbringen; jeder Band, den man borgt, ſoll wöchentlich 10 Pf. Leihgeld koſten; dieſes Geld kommt in das Büchschen. Wäre die Ausführung dieſer Idee wohl ſehr unbeſcheiden? Ich denke, man kann ſie ganz ſcherzhaft einführen. Und allzuzart, denke ich, braucht man in dieſer Beziehung nicht zu ſein. Ein beliebter, verehrter Schriftſteller — von dem man mir eben auch einen Band entführt hat — ſoll einmal auf ſeine Neujahrskarten geſchrieben haben: N. N. wünſcht herzlich Glück zum neuen Jahr und bittet, ihm die geborgten Bücher wiederzugeben.

F. S.

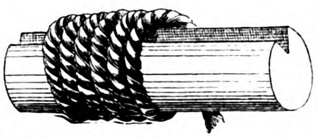


Fig. 1. Detail zur Anfertigung von Smyrnateppichen.

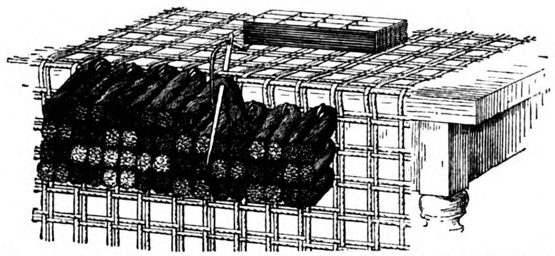


Fig. 2. Smyrnaknüpfarbeit: Das Aufnähen der Fäden zu Smyrnateppichen.

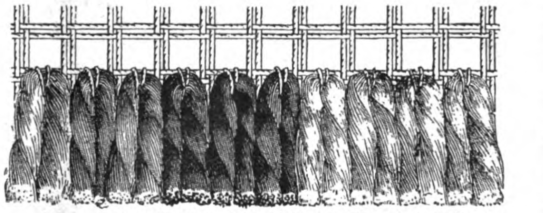


Fig. 3. Smyrnaknüpfarbeit: Aufgenähte Fäden (naturgroß).

Handarbeit.

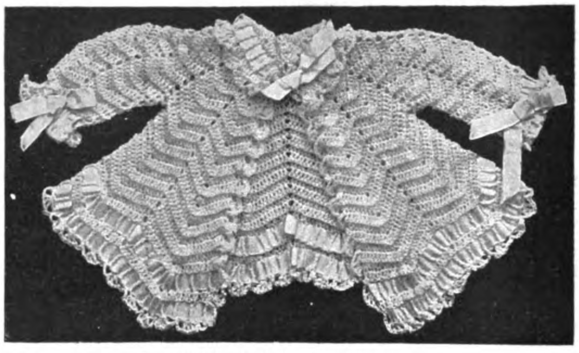
Die Smyrnaknüpfarbeit, wie die Herſtellung von Teppichen, Kiſſen ꝛc. in orientaliſcher Knüpfmanier gewöhnlich genannt wird, hat ſich in dem letzten Jahrzehnt einen Ehrenplatz in der deutſchen Frauenhandarbeit geſichert. Sie verdient ihn auch und wird, meine ich, noch viel zu wenig geübt. Nicht die farbenprächtigen Muſter in orientaliſchem Geſchmack ſind's allein, die die Smyrnaarbeiten ſo ſchön machen — wie ſtandhaft ſind ſie doch auch, und zugleich wie elaſtiſch, weich und warm! Speciell die Dauerhaftigkeit iſt eine Tugend, die nicht jedem Teppich eigen iſt. Welche Hausfrau hätte nicht ſchon mit wachſender Sorge beobachten müſſen, wie ihr wertvoller Teppich, den ſie vielleicht erſt vor ein, zwei Jahren für ſchweres Geld erſtanden hat, bereits anfängt, fadenſcheinig zu werden und ſchließlich immer mehr zerfällt. Ein neuer Teppich macht ſich notwendig, und am beſten wäre ja zweifellos Smyrnaarbeit — aber — das Geld! Wie nun, wenn's eine Smyrnamethode gäbe, die weſentlich billiger als die bisher bekannten wäre und dabei dieſe an Schönheit und Dauerhaftigkeit noch überträfe? Solch einer Methode, vermöge deren man Teppiche ſelbſt herſtellen kann, weſentlich billiger als bisher und zugleich den echten Fabrikaten des Orients ebenbürtig: ſtandhaft bis zur Unverwüſtlichkeit, weich, warm, mit klarſtem Muſter und, je nach Wahl der Farben, blendend ſchön, möchte ich dieſe Zeilen widmen. Am beſten eignet ſich dafür prima tuneſiſche Wolle, welche man über ein Kerbholz, „Schneideholz“ genannt, nicht zu locker, aber auch nicht allzu feſt wickelt (Fig. 1) und dann an dem Kerb entlang mit der Schere aufſchneidet. Die Fäden, 4 $1/_2$ cm lang, werden in einem offenen Kaſten mit entſprechenden Abteilungen nach Farben ſortiert. Für Teppiche, die breiter als zwei Meter werden ſollen, wird der Kanevas vor Beginn der Arbeit in die entſprechende Breite zuſammengenäht; bisher konnte das nur nach vollendeter Arbeit geſchehen. Den Kanevas legt man auf den Tiſch, befeſtigt ihn durch Beſchwerung — und nun kann die Arbeit mit der Tapiſſerienadel beginnen. Die auf die Hälfte zuſammengelegten Fäden werden aufgenäht, indem man den ſehr ſtarken Zwirn erſt einmal um den Wollfaden ſchlingt und dann noch einmal durch die Wolle hindurchzieht (Fig. 2). Die Reihen werden von links nach rechts gearbeitet. Nach dem Aufnähen jedes Wollfadens wird dieſer nach unten gleichmäßig glatt geſtrichen. — Das Scheren der fertigen Arbeit wird wie bei den bisherigen Smyrnahandarbeiten vorgenommen. Es darf nur ganz knapp auf der äußerſten Oberfläche vorgenommen werden, um den Flor möglichſt hoch zu gewinnen. — Eine wagerechte, glatte Fläche als Unterlage iſt daher Hauptbedingung. Hauptvorzüge der Patentmethode ſind: Leichteſte Erlernung und bequemſte Handhabung. Jedes Kind, das mit der Nadel umzugehen weiß, kann danach arbeiten. Die Fingerſpitzen werden abſolut nicht angegriffen — eine wirklich angenehme, dankbare Arbeit, die obendrein noch viel ſchneller von ſtatten geht, als jede bisherige Methode. Klarheit des Muſters. Hier kommt es nur auf gleichmäßiges Legen der aufgenähten Wolle an, was durch die feſte Anlage auf der Tiſchkante weſentlich erleichtert wird. Stattliche Höhe des Flors (vergl. Fig. 3), der dadurch eine ſonſt unerreichte Weichheit und Eleganz gewinnt und durch die Art der Befeſtigung auf dem Kanevas zugleich elaſtiſch und widerſtandsfähig wird. Größte Erſparnis. Charakteriſtiſch für die ganze Methode iſt, daß die Wollfäden trotz des höheren Flors nur reichlich halb ſo lang gebraucht werden, wie zur allverbreiteten Knüpfarbeit. Bekanntlich iſt die Wolle das Wertvollſte am Smyrnamaterial. Die nach der neuen Methode gearbeiteten Smyrnas ſind daher um $1/_3$ billiger als geknüpfte. Die außerordentliche Haltbarkeit iſt nicht der letzte Vorzug dieſer Methode. Ein Ausfallen oder Herausziehen der Wollfäden iſt ebenſo unmöglich wie ein Durchreiben auf der Rückſeite, wo der ſtarke Kanevas genügenden Schutz bietet und die Wolle nicht, wie bei der Knüpfarbeit, der Beſchädigung ausgeſetzt iſt. Natürlich hat dieſe Methode auch keinerlei „Strich“, weil die Wolle auf dem Kanevas aufrecht ſteht und nicht, wie beim Knüpfen, ſchräg aufliegt. Das Patentrecht haben ſich die Beſitzer (Francke & Co. in Gnadenfrei in Schleſien) dadurch gewahrt, daß ſie die Erlaubnis zur Arbeit nach dieſer Methode nur demjenigen erteilen, der das ſämtliche Material dazu von ihnen zu beziehen ſich verpflichtet. Genaue Anleitung zur Herſtellung wird mitgeliefert; auf Wunſch ſind natürlich auch angefangene oder fertig genähte Teppiche zu haben. In ihrer „Anleitung“ macht die Firma übrigens noch ſpeciell darauf aufmerkſam, daß jedes unberechtigte Arbeiten nach dieſer Methode ſtreng ſtrafrechtlich verfolgt wird. Bei einem Beſuch, den ich jüngſt den Werkſtätten in Gnadenfrei abſtattete, hatte ich Gelegenheit, mich von den Vorzügen dieſer Arbeit durch Augenſchein zu überzeugen. Die einfache Handhabung, ſowie die Schönheit und Muſterklarheit überraſchten mich. Das Smyrnaknüpfen iſt gegen dieſe Methode eine mühſame Arbeit. Die Patentbeſitzer legten mir u. a. auch eine Partie Rückenkiſſen vor, ſämtlich in einem Muſter, aber nach den verſchiedenſten Methoden gearbeitet. Es war ohne vorherige Unterſuchung der Herſtellungsart ſofort zu erkennen, welches Kiſſen nach der neuen Methode gearbeitet war. Durch hohen, weichen und elaſtiſchen Plüſch ohne jeden „Strich“ zeichnete es ſich vor allen anderen auffallend aus. Auch an Klarheit des Muſters ſtand das Kiſſen den beſten nicht nach.

Elſa Gericke.

Kinderjäckchen.

Material: Für 70—80 Pfennig feine, weiße Taubenwolle Nr. 28, dreifach, oder Shetlandwolle (zu haben in jedem größeren Geſchäfte, z. B. Quilling, Frankfurt a. Main, Kaiſerſtraße 8), 3 1/2 m Seidenband, ca. 1 cm breit. — Das niedliche Kinderjäckchen iſt in der bekannten Zackenmanier gearbeitet. Auf einem Anſchlage von 84 M. häkelt man 84 St. und beginnt dann die Zacken mit 2 St., 3 St. in die nächſte M., 2 St., überſchlägt 2 M. u. ſ. w. Es werden 12 Zacken. Man nimmt zu und zwar derartig, daß man in der nächſten Tour 2 St., 5 St. in die Mitte der Zacke, 2 St. u. ſ. w. arbeitet. In der 7. Tour beginnt der Ärmelanſatz. Zacke 1, 2, 5, 6, 7, 8, 11, 12 haben in dieſer Tour 5 St., 3 St. in die M. der Zacke, 5 St., Zacke 3, 4, 9 und 10 bilden aus je einer Zacke zwei, indem man 2 St., 3 St. in die 3. M., 2 St. häkelt. Zu beachten iſt, daß man zwiſchen den kleineren Zacken, da wo ſie in der Mitte der größeren Zacke zuſammentreffen, nur 1 M. überſchlägt. Nun häkelt man 4 T. in regelmäßigem Zunehmen, auch der Aermelzacken. In der 11. T. faßt man nach der 2. Zacke ſofort den Anfang der 5., häkelt 5, 6, 7, 8, 11 und 12. Man arbeitet nun immer zunehmend, bis das Jäckchen 20 oder 22 T. lang iſt, häkelt dann 2 von einer feſten T. getrennte durchbrochene T., immer 1 Lm., 2 mal umſchlagen, 1 St., in die Mitte jeder Zacke 3 St. durch Lm. getrennt. Das ganze Jäckchen umgibt eine kleine Spitze, hier 3 Lm., 3 St. durch je 1 Lm. getrennt in die 3. M., 3 Lm. Den Kragen bildet man durch eine durchbrochene Tour, eine feſte Tour und die Spitze. Den Ärmel beginnt man unter dem Arme 4 St., 3 St. in die Mitte der Zacke, 4 St. Dann nimmt man bei den Ärmelzacken nicht mehr zu. Zählt man vom oberen Rande 20 T., ſo macht man eine durchbrochene T., eine feſte T. und die Spitze. Unter dem Arme empfiehlt es ſich, einen kleinen Keil zu häkeln, d. h. einige St. ohne Lm., bis etwa zur 4. T. Zu beachten iſt, daß das Jäckchen in hin und her gehenden Touren gehäkelt wird, man faßt in die hintere Hälfte der M. Den Ärmel kann man gleich rund häkeln, muß aber ja einmal rechts, einmal links häkeln, um die Streifen zu bilden. Zum Schluſſe zieht man das Band ein, wie das Bild zeigt, unten zweimal am Rande der Zacken, an den Ärmeln, wo man eine Schleife knüpft, und am Kragen, den man dann umlegt und heftet.

L.



Gehäkeltes Kinderjäckchen.

Begrüßungsgedicht

für eine junge Frau, die zum erſtenmale und als Mutter ins Elternhaus heimkehrt.

Sag' an, wer könnte landein, landaus
Wohl fröhlicher kehren ein,
Als Du heut ins liebe Elternhaus
Als Tochter und — Mütterlein?! —

Wie biſt Du geſtiegen an Würden und Ehr',
Seitdem Du zogeſt davon,
Seitdem Du genommen Abſchied ſchwer,
Geſchmückt mit der Myrtenkron'!

Hinweg aus der fröhlichen Gäſte Schwarm,
Das Herz voll Wehmut und Luſt,
Eilt'ſt Du aus der treuen Eltern Arm
An des teuren Gatten Bruſt.

Wie hat eine kurze Spanne Zeit
Dich ſo ſelig gemacht, ſo reich,
Dir erſchloſſen des Lebens Herrlichkeit;
Welch' Glück käme dem Deinigen gleich?

Und wären der Erde Schätze Dein
Und trügſt Du die Fürſtenkron' —
Erſetzen könnte Dir nimmer ihr Schein
Dies Kindlein hier, Deinen Sohn.

Und ſchmückten Dich Ehren und Titel hoch,
Ja, ein Name von edelſtem Rang,
Du gäbeſt ſie alle, alle ja doch
Um Deines Namens Klang!

Die wonnigſten Namen, die man nur find't,
Die trägſt, mein Töchterlein, Du,
Biſt glückliche Gattin und liebes Kind
Und junge Mutter dazu!

Willkommen, willkommen in unſerm Kreis
Zu herzerquickender Raſt!
Hier ruhe Dich aus vom Hausfrauenfleiß
Und der Alltagsſorgen Laſt.

Hier ſorgt allein die Großmama —
Du haſt ihr die Würde verliehn! —
Hier darf allein der Großpapa
Voll Stolz den Enkel erziehn.

Hier raſte für eine kurze Friſt
Als Mutter an Mutters Bruſt:
Denn, gelt, was Mutterliebe iſt,
Haſt Du bisher nicht gewußt?

Ganz anders ſiehſt Du als Mütterlein
Die eigne Mutter nun an;
Es hat Dir dieſes Kindlein klein
Die Augen aufgethan.

Es bindet mit wunderbarem Band
Dich an Eltern und Gatten zugleich,
Wir preiſen mit Dir die Vaterhand,
Die Dich geſegnet ſo reich.

Anna Ecke.

Praktiſches fürs Haus.

Will man von ſeinem viel getragenen ſchwarzen Kaſchmirkleide den ſich immer einſtellenden Glanz entfernen, ſo verfahre man folgendermaßen: Man mache ein recht ſchönes, gut warmes Seifenbad, gieße in dasſelbe auf ein Kleid für 10 Pf. Salmiakgeiſt hinein und waſche den Stoff oder Rock recht gründlich darin aus. Iſt der Stoff nicht allzu ſchmutzig, ſo genügt ein ſolches Bad, im anderen Fall muß dies wiederholt werden. Iſt der Stoff gut durchgewaſchen, ſo laſſe man ihn noch ſo lange darin liegen, bis das Spülwaſſer zurecht gemacht iſt. Man nehme viel klares, kaltes Waſſer, gieße auch dahinein für 10 Pf. Salmiak und laſſe das Zeug zwei Stunden darin liegen. Dann wird der Stoff herausgenommen, gut ausgerungen und auf ein großes, trockenes Tuch (am beſten ein Laken) gelegt; mit dieſem nochmals ausgedrückt, mit einem anderen Tuch feſt eingerollt und nun Stück für Stück mit heißem Eiſen auf der linken Seite gebügelt. Ich habe immer gefunden, daß es ſich lohnt, den Rock auseinander zu trennen; es behandelt ſich beſſer, und der Stoff wird ſchöner.

Eine erfahrene Hausfrau.

Eine Verbeſſerung unſerer üblichen Petroleumkochmaſchinen, die uns Hausfrauen durch Rauchen und Übelriechen recht oft ärgern, that lange not. Es iſt nun ein neuer, ungemein praktiſcher und großartig, vor allem rauch- und geruchlos funktionierender Petroleumſchnellkocher unter dem Namen „Vulkan“ im Handel, der die wärmſte Empfehlung verdient. Der Apparat funktioniert ohne Docht, es findet eine Art Schnell-Gasbereitung durch Luftpumpen ſtatt; die ungemein umfangreiche runde Flamme iſt von mächtiger Heizkraft; große Töpfe Waſſer kommen in kürzeſter Zeit zum Kochen. In unſerem Haushalt hat ſich der kleine blanke und elegante „Vulkan“ in kurzer Zeit ganz unentbehrlich gemacht. Zu haben iſt er ſchon überall; wir bezogen den unſeren vom Fabrikanten, Hugo Kretſchmar, Berlin S.W., Lindenſtraße 37.

Spiele.

„Bremer Reifturnier“ nennt ſich ein neues Bewegungsſpiel, das ſchon deshalb Verbreitung verdient, weil es nicht wie die meiſt üblichen Spiele vom Auslande ſtammt, ſondern in Deutſchland aufgekommen iſt. Aber auch an ſich iſt es von hohem Werte, weil es vorzüglich geeignet iſt, Anmut, Gewandtheit und Geiſtesgegenwart zu fördern. Mit dem gewöhnlichen Reiffangen, dasſelbſt Kinder nicht auf die Dauer befriedigen kann, hat es weiter nichts als den Gegenſtand gemein. Durch beſtimmte, zweckmäßig ausgedachte, aber einfache Regeln, die auch das Princip der Schnelligkeit mit zur Geltung bringen, wird es zum anregenden, Leib und Seele erfriſchenden Sport für jung und alt. Außer den Reifen und Fangſtöcken gehören zum Spiel die jedem Spieler den Platz anweiſenden Schranken, die in der Ausſtattung, wie es von Bernh. Ebeling in Bremen in den Handel gebracht wird, durch verſchiedenfarbige Schnüre und gefällige Stäbe dargeſtellt werden. Die Normalzahl der Teilnehmer iſt ſechs; doch ſind auch acht und zehn Spieler zuläſſig, bei größerer Zahl findet zweckmäßig Teilung ſtatt. Die gegenüber und neben einander ſtehenden Perſonen ſind Gegner, die Parteigenoſſen ſtehen ſich alſo ſchräg gegenüber. Der erſte, „Herold“, wirft die Reifen aus, der zweite, „Knappe“, fängt ſie und wirft ſie dem dritten, „Fänger“, zu. Die Partei desjenigen Fängers hat den Gang gewonnen, der zuerſt ſieben von neun Reifen gefangen hat und „Halt“ ruft. Der gewonnene Gang zählt einen Punkt, vermehrt um die Ueberzahl der gefangenen Reifen. Nach jedem Gang wird die Stellung, alſo auch das Amt gewechſelt. Das Spiel gewinnt die Partei, die zuerſt auf 15 Punkte kommt. — Intereſſant iſt das Spiel um die Meiſterſchaft, das aber nicht in der umſtändlichen und ermüdenden Weiſe ausgeführt werden ſollte, wie die Regeln angeben, ſondern auf folgende Art, wobei die Meiſterſchaft immer weiter verteidigt werden muß: Es wird jedem einzelnen die Zahl der von ihm zum Fang geworfenen und der gefangenen Reifen gutgeſchrieben, die Zahl der nicht zum Fang geworfenen oder nicht gefangenen aber abgerechnet. Außerdem bekommt jeder der ſiegenden Partei die Gewinnzahl gutgeſchrieben, der Knappe doppelt. Nach drei Gängen, wobei wie gewöhnlich gewechſelt wird, iſt die Meiſterſchaft vorläufig entſchieden. Beim erſten Spiel entſcheidet das Los, bei weiteren Spielen hat immer der erſte, dritte und fünfte gegen den zweiten, vierten und ſechſten zu kämpfen. Die bisherigen Gewinnzahlen gelten weiter und werden mit ſummiert.

S.

Für die Küche.

Erdbeercrême. 1/2 Liter friſchen ſauren Rahm ſchlägt man mit einem Schneebeſen ſchaumig und miſcht ihn dann unter den ſteifen Schnee von 6 Eiern, der mit Zucker nach Geſchmack geſüßt wird. Auf den Boden einer Kryſtallſchale legt man mehrere Makronen, gibt eine Schicht von Crême darüber, dann eine Lage etwas mit Zucker vermiſchter Walderdbeeren, wieder Schneemaſſe und verziert die Oberfläche in der Mitte mit Platten des recht ſteifen gelben Apfelgelees, den man mit Hilfe einiger großer geſchälter und halbierter Mandeln und einiger Geſchicklichkeit zu einer gelben Pfingſtroſe ſtellen kann.

F. L. in E.

Fragen.

157) Welcher freundliche Daheimleſer könnte mir Auskunft geben, wo man Staniol und Cigarrenſpitzen verkaufen kann? Im voraus herzlichen Dank. **Bibelkränzchen.**

158) Meine ſiebenjährige Tochter beißt ihre Fingernägel immer ab, trotz wiederholter Strafen. Was kann man dagegen thun?

Abonnentin H. K. in Hamburg.

159) Hat man ſchon Spiritus-Glühlichtlampen in Gebrauch? Wo kann man ſie erhalten und ſind ſie zu empfehlen?

Abonnentin in Livland.

160) Kann mir jemand ſagen, wo ich Ölbilderkopieen aus dem Berliner Muſeum verkaufen kann? **Käte.**

Haus-
muſik
Daheim
F. Reiss

Heinrich Marſchner.

Zur Wiederkehr ſeines 100. Geburtstages.*)

Wer die Geſchichte der neueren deutſchen Oper verfolgt, der wird auf dem weiten Wege von Weber zu Richard Wagner bei Heinrich **Marſchner** länger verweilen müſſen. Marſchner iſt nicht nur einer der charaktervollſten, von tiefſtem künſtleriſchen Ernſte erfüllten Opernkomponiſten unſeres Jahrhunderts, ſondern er iſt auch ſo echt deutſch in ſeinem Weſen, ſo durchtränkt von dem Empfinden und dem Gemüte ſeines Volkes, daß die Opern Marſchners höhere Geltung beanſpruchen dürfen, als lediglich Zeugniſſe einer ſtark ausgeprägten künſtleriſchen Perſönlichkeit zu ſein. Sie ſind mehr: ſie haben eine nationale Bedeutung; ſie enthalten ein Stück des deutſchen Weſens ſelbſt. Und dieſer echt deutſche Charakter ſeiner Opernmuſik ſtellt den Meiſter in die vorderſte Reihe unſerer nationalen Muſiker. Wie Weber, ſo iſt auch Marſchner Romantiker mit Leib und Seele; in der Romantik haften die Wurzeln ſeiner Kraft: der Geiſt der alten Volksſagen zieht ihn an mit unwiderſtehlicher Gewalt. Die treuherzigen Menſchen, wie ſie aus dem ſchlichten, unverdorbenen Volke hervorgehen, naiv und herzensfroh, die düſteren Geſtalten der Geiſterwelt, die grauſig-phantaſtiſchen Dämonen eines unirdiſchen Reichs, die glänzenden Männer und Frauen des Rittertums, alle dieſe Geſtalten, die durch ſeine Opern hinſchreiten, gehören der Romantik und mit dieſer zugleich auch dem deutſchen Volksempfinden an. Denn die Romantik iſt nicht ausſchließlich eine Privatſache einzelner, eigentümlich ausgeſtatteter Naturen, ſie ſetzt keineswegs einen ganz beſonderen Zug in der perſönlichen Bildung des Einzelnen voraus, ſondern ſie gehört mehr oder weniger uns allen an, ſie ſteckt dem ganzen deutſchen Volke im Blute. Und ſolange unſer Volk an ſeinen Waldmärchen mit ihren Kobolden, Alraunen und Nixen, an ſeinen Geiſtergeſchichten mit ihrem Zauberſpuk hängt, ſo lange wird auch der romantiſche Sinn nicht verblaſſen. Dieſe Freude an der naiven Romantik iſt etwas Köſtliches. Sie wird aber wahrſcheinlich und hoffentlich nicht vergehen vor der rein mechaniſch-materialiſtiſchen Aufklärung einer Epoche, der die Elektricität als der eigentliche Urbronnen aller Wunder erſcheint. Sie wird dauernd ſein. Und mit dieſer Romantik zugleich werden auch die Kunſtwerke am Leben bleiben, in denen ſie mit ſtarker künſtleriſcher Wirkung ſich niedergeſchlagen hat; nicht alle von dieſen Kunſtwerken, aber die beſten von ihnen werden dauern als Denkmale der romantiſchen Kunſt. Von den Opernwerken Heinrich Marſchners ſcheint uns „Hans Heiling“ das lebenskräftigſte zu ſein. Zwar, in ſeinen anderen Opern zeigt ſich Marſchner nicht geringer als hier. Glänzende Inſpirationen, ausdrucksvolle Melodien, geniale Stimmungsmalerei und die ſchlagende Charakteriſtik des dramatiſchen Ausdrucks verkünden auch in ihnen das Genie und die ungewöhnliche künſtleriſche Hoheit ihres Schöpfers. Aber in der Wahl ſeiner Stoffe war Marſchner auf Abwege geraten. Seine Hinneigung zum Finſter-Dämoniſchen — angeregt und geſteigert durch Webers Wolfsſchluchtromantik — hatte Marſchner verleitet, mit ſeinem „Vampyr“ einen direkten Schritt in die Sphäre des vom äſthetiſchen Standpunkt aus Bedenklichen und Ungeſunden zu thun. In der Geſtalt des Vampyrs, dieſes Scheuſals, als deſſen Stammesverwandte die ſagenhaften indiſchen Thuggs gelten können, wird ein häßliches, grauſig pathologiſches Problem auf die Bühne gebracht. Der Stoff wirkt in ſeinem Geſamteindruck beängſtigend, unruhig, abſtoßend. Und in „Templer und Jüdin,“ der dritten Oper Marſchners, die heute noch gelegentlich einmal auf der Bühne erſcheint, iſt die Handlung ſo zerriſſen und zerklüftet und der logiſche Zuſammenhang der Scenen ein ſo gelockerter, daß dem Zuſchauer, der die Quelle dieſes Dramas, Scotts „Ivanhoe“ nicht kennt, das Verſtändnis des ſceniſchen Vorgangs zur Unmöglichkeit wird. So bleibt von der Operntrias Marſchners für die Zukunft nur „Hans Heiling“ übrig, nachdem die anderen dramatiſchen Arbeiten des Meiſters für die Gegenwart belanglos geworden ſind und der Vergeſſenheit anheimfielen. Der Hans Heiling iſt ein Kunſtwerk im reinſten romantiſchen Stil: der düſtere Ernſt und die geheimnisvolle Hoheit eines Geiſterfürſten, der ſich in Sehnſucht nach Erdenglück und Erdenwonnen verzehrt, und eine Schar heiterer, treuherziger und munterer Menſchen, welch ein glücklicher Kontraſt! Die Sehnſucht iſt ein romantiſches Gefühl par excellence. Alle romantiſchen Geſtalten ſind Geſtalten der Sehnſucht. Die Sehnſucht Hans Heilings hat Marſchner in Tönen von wonnig ergreifender Innigkeit geſchildert. Dem großartigen lyriſchen Schwung der Hans-Heilingarie in E-dur — die auch in ihrer Inſtrumentation ein romantiſches Meiſterſtück iſt — wird ſich nicht leicht ein muſikaliſches Gemüt entziehen können. Und die Ballade von „Flämmchen auf der Heide“ wird man zu dem Vollendetſten und Genialſten zählen müſſen, das die muſikaliſche Kunſt auf dem Gebiete des Stimmungsbildes und des Charakterſtückes überhaupt geleiſtet hat. In dieſen Stücken iſt das Unvergängliche, von Zeit und Raum Unabhängige der menſchlichen Natur ausgeſprochen, das Unwandelbare, das immer und überall verſtanden wird. Und welche Kraft, welches Behagen atmen die Volksſcenen des Werkes! Marſchner ſchlägt in ihnen volkstümliche Töne an, wie man ſie ſeit dem „Freiſchütz“ Webers nicht mehr gehört! Leider hat der Textdichter Devrient die Wirkung der Sage bedeutend abgeſchwächt, indem er den tragiſchen Ausgang, wie ihn das dichteriſche Empfinden des Volkes in der Hans-Heilingſage geſchaffen hat, in einen Abſchluß verwandelte, von ſchwächlicher Verſöhnungswehmut durchſäuert. Der entſagende Hans Heiling, deſſen brauſender Rachedrang in lyriſche Sentimentalität ſich auflöſt, iſt aus einer dramatiſchen Inkonſequenz ſchlimmſter Art hervorgegangen. Der Sage nach hat der zürnende Hans Heiling den Hochzeitszug, in welchem ſeine treuloſe Braut mit dem Mann ihrer Wahl zur Kirche ſchritt, in Felſen verſteint. Die Stätte dieſes Dramas — der ſteinerne Hochzeitszug mit ſeinen altersgrauen, hochragenden Rieſengeſtalten kündet ſie — pflegen in bequemem Ausflug die Kurgäſte von Karlsbad

Heinrich Marſchner.

---

*) Das „Daheim“ brachte im Jahrgang 1887, Nr. 25 einen ausführlichen Aufſatz über Marſchner, mit dem wir unſere heutige kleine Skizze zu ergänzen bitten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zu beſuchen; ſie gehört zu den landſchaftlich reizvollſten Partieen des Egerthales im weſtlichen Böhmen. — Da wir mit Gegebenem zu rechnen haben, ſo wäre es müßig, zu klagen, daß Marſchner in ſeinem Hans Heiling die Spuren der Sage verlaſſen. Und thöricht wäre es, darüber der Schönheiten dieſes romantiſchen Meiſterwerkes zu vergeſſen, das allein berufen ſcheint, den Namen des edlen Meiſters, der es ſchuf, der Nachwelt lebendig zu erhalten. — Das Leben Marſchners war reich an mancherlei Fügungen und Schickſalen. Geboren am 16. Auguſt 1795 in Zittau, wuchs der Knabe heran, vorgebildet für einen wiſſenſchaftlichen Beruf. Er hatte das Gymnaſium abſolviert und dann mit Eifer wiſſenſchaftlichen Studien an der Univerſität ſich hingegeben. Sein Brotſtudium war die Jurisprudenz. Er war zwanzig Jahre alt, als er ſich der Muſik widmete, und wenn der Ernſt ſeiner Studien ſein Urteil geſchärft und ſeinen äſthetiſchen Standpunkt erhöht hat, ſo weckte die nationale Begeiſterung, welche die Völkerſchlacht von Leipzig entfeſſelt hatte, auch ihm den Antrieb zum nationalen Empfinden und zur Romantik. Beides war in der Muſik C. Maria v. Webers in einander gefloſſen und gab ihr die wunderbare Gewalt über die Seelen. Weber blieb denn auch das Ideal Marſchners, im Leben, wie in der Kunſt. Sein Lebensgang führte den jungen Muſiker nach Dresden, dann nach Leipzig, wo „der Vampyr“ und „Templer und Jüdin“ entſtanden. Von Leipzig lenkte er ſeine Schritte nach Hannover, wo er bis an das Ende ſeiner Tage verweilte. Hier komponierte er den Hans Heiling; hier lernte er alles Leid und manche Freude des Daſeins kennen. Schwere häusliche Trübſale kamen über ihn, und manche Kränkung legte ihm das Schickſal auf. Nachdem der Meiſter zwei Gattinen und ſeine erwachſenen Kinder bis auf zwei ins Grab ſinken geſehen, ſtarb er am 15. Dezember 1861. Marſchner war eine innerlich reiche, echt deutſche Künſtlernatur. Der Deutſche hat alle Urſache, ſein Andenken hochzuhalten: Marſchner iſt wahrlich einer der beſten Söhne ſeines Volkes!

Ferdinand Pfohl.

Muſikaliſche Stiftungen.

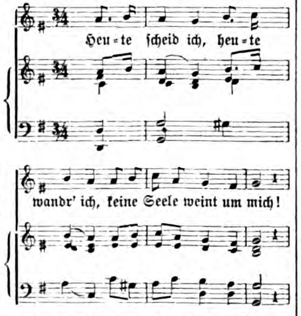
Gewöhnlich äußert ſich der durch muſikaliſche Kunſtbegeiſterung geleitete Wohlthätigkeitsſinn in der Form von Stipendien an hervorragenden Anſtalten „zur Unterſtützung und Förderung verheißungsvoller Talente“. Den Nutzen derartiger Stiftungen werden außer den davon Betroffenen wenige ernſt denkende Künſtler zugeſtehen können; vielmehr hat die Erfahrung gelehrt, daß ſchon manch einem begabten Kunſtjünger das Stipendium zum Verhängnis geworden. Jedenfalls bedurften die Großen im Tonreiche derartiger Zuwendungen nicht, um ihre Miſſion zu erfüllen, und am Mittelgut iſt wenig gelegen. Der Wohlthätigkeitsſinn von Muſikfreunden findet dankbarere und ſegenbringendere Objekte als „Stipendien für talentvolle Muſikeleven“ oder gar „Gründung neuer Konſervatorien“. Der leitende Gedanke bei muſikaliſchen Schenkungen ſollte doch der ſein: Wie iſt das Verſtändnis der muſikaliſchen Kunſt am beſten zu fördern und zu verallgemeinern, wie am geeignetſten die Liebe zu ihr zu vertiefen und weiten Kreiſen des Volkes mitzuteilen? — Fragen wir, was in der Volkserziehung zur Förderung und Veredlung des Muſikſinns geſchieht, ſo wird man zugeſtehen müſſen: blutwenig. Der Geſangunterricht in den meiſten Schulen kann als ein nennenswertes muſikaliſches Bildungsmittel nicht angeſehen werden, das viele, ſinnloſe Klavierklimpern der Jugend im allgemeinen noch weniger. Es bleiben noch jene wenigen ausſchließlich inſtrumentalen Konzertunternehmungen großer Städte, die auch Unbemittelten zugänglich ſind, ihren wohlgemeinten populären Zweck aber verfehlen, weil das Volk, gleichgültig und verſtändnislos der Muſik als Kunſt gegenüberſtehend, ihnen einfach fern bleibt. Das Volk geht aber noch in die Kirche und es gibt wohl kein beſſeres und fruchtbringenderes Mittel zur Hebung und Förderung des Kunſtſinns im Volke, als die Unterſtützung und Neugründung von im Geiſte der Kunſt geleiteten kirchlichen Geſangschören. In großen Städten fehlt es nicht an trefflich geleiteten, leiſtungsfähigen Kirchenchören, die zumeiſt auch alten Stiftungen ihre Exiſtenz und ſegensreiche Wirkſamkeit verdanken. Auch einzelne Mittelſtädte ſind durch künſtleriſchen Wohlthätigkeitsſinn einer früheren Zeit in die glückliche Lage verſetzt, ſtändige, gutgeſchulte Kirchenchöre unterhalten zu können; beſonders bevorzugt erſcheint in dieſer Beziehung das Königreich Sachſen. Im übrigen ſieht es troſtlos um die werkthätige Unterſtützung und die Leiſtungsfähigkeit der meiſten, ein kümmerliches Daſein friſtenden Kirchengeſangvereine aus. In neuerer Zeit iſt die an ſich ſo lobenswerte Gründung derartiger Vereine faſt durchweg auf plötzliche Impulſe zurückzuführen, wie ſie ſeiner Zeit das Lutherjubiläum veranlaßte. Zu allererſt iſt helle Begeiſterung vorhanden; es gilt als „Ehrenſache, ohne Rückſicht auf Rang und Stand“ für den heiligen Zweck mitzuwirken. Iſt ein fachmäßig gebildeter Muſiker am Platze, ſo wird er unſchwer für das „Ehrenamt“ eines Dirigenten gewonnen, anderenfalls findet ſich unter den muſikaliſch gebildeten Lehrern eine mehr oder weniger geeignete Kraft für die muſikaliſche Leitung. An eine pekuniäre Sicherung des Unternehmens denkt niemand. Wozu auch? Das plötzlich erwachte Intereſſe für geiſtliche Muſik, welches vermeintlich alle Kreiſe beherrſcht, wird die neue Einrichtung ſchon erhalten und zur ſchönſten Blüte bringen. Aber es kommt anders! Die erſte Begeiſterung läßt ſehr bald nach. Namentlich ſind es die muſikaliſch gebildeten höheren Kreiſe, die, durch die Laſt geſellſchaftlicher Verpflichtungen und durch altgewohnte Beteiligung an anderweitigen muſikaliſchen Unternehmungen gezwungen, dem Kirchengeſangvereine ſich bald entziehen. Was übrig bleibt, iſt in der Regel ein kleines Häuflein für die Sache begeiſterter Mitglieder, darunter aber ein überwiegender Teil ſolcher, denen eine zureichende muſikaliſche und geſangliche Vorbildung verſagt geblieben iſt. Es findet ſich hier zumeiſt eine rührende Treue und Hingebung, die der aufmunternden Unterſtützung Bevorzugter würdiger erſcheint als viele andere. Wären hier nur einige beſcheidene Mittel zur Hand, wieviel Schönes und Gutes könnte erreicht werden! Aber die Parochien haben entweder keine Mittel zur Förderung der edlen Sache, oder ſie wollen keine dafür ausgeben. Die Kommunalverwaltungen ſtehen den Beſtrebungen vollends teilnahmslos gegenüber. So friſten die aus privater Initiative hervorgegangenen Vereine zumeiſt ein klägliches Daſein. Das tiefgehende Intereſſe einer kleinen Gemeinde hält die Sache freilich zuſammen, ſo gut es geht. Der Verein bleibt einer ſelbſtauferlegten Pflicht getreu, indem er, wenigſtens an den hohen Feſten, die Gemeinde durch ſeine Geſänge erbaut. Es wird wohl auch ein beſonderes Konzert verſucht, deſſen kärgliches Erträgnis zur Deckung der dringendſten Bedürfniſſe dienen ſoll. Im übrigen ſollen Almoſen kleinlichſter Art, wie z. B. Kirchenkollekten u. dgl. die Einnahmen vermehren helfen. Trotz ſparſamer Wirtſchaft und der Opferwilligkeit einzelner Mitglieder ſchleppt der Verein von einem Jahre zum anderen ſein Häuflein Schulden, von dem nicht loszukommen iſt. Die ganze, an ſich ſo lobenswerte Bewegung zu Gunſten einer Neubelebung der kirchlich-muſikaliſchen Kunſt hat keinen dauernden Nutzen und Erfolg ohne eine kräftige pekuniäre Förderung der ihr dienenden darbenden Vereine. Welch großen Segen könnten hier private Stiftungen ſpenden! Man nehme eine verhältnismäßig beſcheidenes Kapital an von 20,000 Mark; das repräſentiert einen Zinsertrag von 800 Mark. Damit läßt ſich ſchon etwas anfangen. Erhält der Leiter des Vereins nur 4—500 Mark für ſeine Zeitopfer, ſo wird er mit Freuden bereit ſein, ſich auch der notwendigen Vorſchulung der Geſangskräfte zu widmen. Die Einrichtung einer beſonderen Singſchule namentlich für begabtere Schulknaben, wird eine dauernd ſolide Grundlage für den Verein ſchaffen, wenn der richtige Mann am Platze iſt. Die Knaben werden ſpäter, zu Jünglingen und Männern herangereift, das zuverläſſigſte Material für den Männerchor abgeben, ſofern ſie in der Jugend das rechte Intereſſe an der Sache, verbunden mit tüchtigem Können, erworben haben. Sind mehr Mittel vorhanden, ſo kann es an gewiſſen Prämien für beſonders begabte und ſtrebſame Chorknaben nicht fehlen. Hier wäre dann vielleicht auch von den Kommunen ein Entgegenkommen zu erhoffen durch teilweiſen oder gänzlichen Erlaß des Schulgeldes.

Der hier angedeuteten Form der Dotation verdanken die meiſten alten Kirchenchöre ihre Exiſtenz. Man erwäge, wieviel durch eine derartige Förderung des kirchlichen Geſangs für die Verallgemeinerung, Vertiefung und Verfeinerung des Muſikſinns gewonnen werden kann. Auf dieſem Wege dringt die Kunſt wirklich ins Volk: einmal dadurch, daß kunſtbildende Einrichtungen geſchaffen werden, die auch Unbemittelten zugänglich ſind, und ferner dadurch, daß dem Volke die wertvollſten Erzeugniſſe der Tonkunſt zu Gehör kommen. Von entſcheidenden Einflüſſen ſogenannter Stipendien auf die Entwickelung hervorragender Talente lieſt man in den Muſikerbiographien wenig, um ſo öfter begegnet man der Thatſache, daß ein junges Talent in einem Kirchenchore geweckt, erkannt und ſo einer erfolgreichen Künſtlerſchaft gewonnen wurde. — Wie ſehr durch die Unterhaltung eines gut dotierten Kirchenchors das geſamte lokale Muſikleben in kleineren Städten gehoben werden kann, liegt auf der Hand. Sehr oft fehlt es in ſolchen Städten am Notwendigſten: an einer geeigneten leitenden muſikaliſchen Kraft. Bei der nahezu unheimlichen Produktivität unſerer Konſervatorien an tüchtig gebildeten jungen Fachmuſikern hält es gar nicht ſchwer, eine ſolche auch für beſcheidenere Orte zu gewinnen, wenn nur eine geringe offizielle Beſoldung dabei in Frage kommt. Die hier empfohlenenen größeren Stiftungen zu Gunſten der Kirchengeſangspflege ſollen übrigens den Wert kleinerer Gaben nicht in Schatten ſtellen. Im Gegenteil möchten wir aufs nachdrücklichſte die religiöſe Mildthätigkeit für die Bedürftigkeit vieler, der Verherrlichung des Gottesdienſtes dienender Vereine anrufen. Wo ſich eine dauernde Organiſation in der eben beſprochenen Weiſe nicht ſo bald anbahnen läßt, da werden kleinere, dem Vereine von Zeit zu Zeit zufließende Spenden immerhin von unſchätzbarem Nutzen ſein. Schon als äußeres Zeichen der Anerkennung und Ermutigung wird eine zufällige Schenkung begeiſternd und anfeuernd auf die wackeren Chormitglieder wirken und eine teilweiſe Erleichterung von materiellen Laſten zu mutigem Ausharren und freudigem Weiterſtreben anregen. Die unerſchöpflichen und unvergänglichen Schätze unſerer alten Kirchenmuſik werden immer als ein hervorragendes muſikaliſches Bildungsmittel angeſehen werden müſſen. Wer zur Erſchließung und Wertſchätzung derſelben ſein Scherflein beiträgt, erwirbt ſich ein hohes künſtleriſches ſowohl wie moraliſches Verdienſt von weit erhabenerer Bedeutung, als es in den eingangs erwähnten „Stipendien“ gefunden werden könnte.

Karl Zuſchneid.

Litteratur.

Sechs Lieder für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte komponiert von Louis Flügge. op. 10. Leipzig, Verlag von Fr. Kiſtner (Pr. Nr. 1 Pf. 75, Nr. 2—6 je 50 Pf.). — Wir haben es hier mit Hausmuſik im beſten Sinne des Wortes zu thun: ſchlichte, aber tiefempfundene Melodieen, in denen der Geiſt des deutſchen Volksliedes atmet und die Wärme des Volksgemütes lebt! Der muſikaliſche Ausdruck iſt in dieſen Liedern auf das feinſinnigſte dem dichteriſchen Worte angepaßt. Man wird nicht eine einzige Harmonie finden, die nicht im Verhältnis der innigſten Wechſelbeziehung zum Inhalt und zur Empfindung des Textwortes ſtände. Die Lieder Flügges ſind Ergüſſe einer tiefmuſikaliſchen, ſchlichten Natur, die den unſäglichen Reiz und die Poeſie des deutſchen Volksliedes vollſtändig in ſich aufgenommen hat. Das Weh der Trennung, die Luſt des Maien, die Schwermut des Tannenwaldes und das Rauſchen des Sees, das ſind die Kreiſe, in denen ſich die Empfindung dieſer Lieder bewegt.


Heu-te ſcheid ich, heu-te
wandr' ich, keine Seele weint um mich!

Und ſo ſchlicht, ſo gemütvoll und innig klingt es uns aus allen Liedern des Komponiſten entgegen. In der Melodie des „Heute ſcheid' ich“ lebt ein Zug von Franzſcher Lyrik. Es iſt ein ergreifendes Lied. In ſeinem Liederheft hat L. Flügge der Hausmuſik eine ſchätzenswerte Bereicherung zugeführt.

Bücherſchau.

Robert Schumanns Klaviertonpoeſie. Ein Führer durch ſeine ſämtlichen Klavierkompoſitionen mit biographiſchem Abriß. Von **Bernhard Vogel.** Leipzig, **Max Heſſes Verlag.** Was an dieſem kleinen aber gehaltvollen Buche zunächſt in die Augen ſticht, iſt das eigenartig gefärbte Schlagwort des Titels: „Klaviertonpoeſie“. Wer über Schumanns Klavierkompoſitionen ſprechen oder ſchreiben will — ſagt der Verfaſſer in ſeinem Vorwort — „kann gar nicht anders, als ſie aufzufaſſen als Tondichtungen; denn auf keinem anderen inſtrumentalen Gebiete ſeines Schaffens iſt Schumann in dem Maße Tondichter wie auf dem der Klaviermuſik, von der er zudem ſeinen Ausgangspunkt genommen.“ Und auf das poetiſche Element in Schumanns Klavierkompoſitionen hinzuleiten, die Anteilnahme des gemütvollen Spielers in lauterſtes Empfinden ihres poetiſchen Gehaltes zu ſteigern, Anregungen zu bieten, um in die Tiefen des Schumannſchen Genius hinabzuführen, hat ſich der Verfaſſer als Aufgabe geſtellt. Er löſt ſie mit glänzendem Gelingen: denn er iſt nicht nur ein fein empfindender Muſiker, deſſen Urteil auf ſicheres Erfaſſen der muſikaliſchen Form baſiert iſt, ſondern auch eine poetiſche Natur, die auf einen verwandten Ton zur Poeſie Schumanns geſtimmt iſt. Seine Ausführungen gehören zu dem Beſten, was über den ſeeliſchen Gehalt der Schumannſchen Muſik überhaupt geſchrieben worden iſt. Doch hören wir den Verfaſſer ſelbſt. Wir greifen auf das Geratewohl in ſein Buch hinein. Da leſen wir auf Seite 49: „op. 19 Blumenſtück. Ein reich beſaitetes Tonſtück, anmutig bewegte Melodie. Bald leiſe dahinſchwebend, wie ein Weſthauch, der ſich verbergen will in den bläulichen Flammen des Flieders, bald heftiger aufrauſchend wie der Morgenwind, der Gras und Blumen verregnet findet und Mühe hat, die trüben Augen der Natur klar und heiter zu machen; das iſt das Blumenſtück. Gleichzeitig entſtanden mit der „Arabeske“ im Jahre 1839, teilt es mit ihr mancherlei Familienähnlichkeitszüge: hier und dort erſcheint der Komponiſt erfüllt von der weichſten Empfindung und nur die ſüße Gewohnheit des Daſeins iſt es, die ihn bewahrt vor der naheliegenden Gefahr, zu zerfließen in ſüßen Träumereien und ganz aufzugehen in jener Kleinwelt, die ein poetiſches Blumenſtück, nämlich das vom Jean Paulſchen Siebenkäs uns geſchildert.“ Feinſte Beobachtung und blühend ſchöner Ausdruck des Stils geben dem Werke Vogels einen ganz beſonderen Reiz. Es ſei unſeren Schumannfreunden auf das wärmſte empfohlen.

Redaktionspoſt.

Antwort auf die Frage der jungen Daheimleſerin in Hausmuſik Nr. 37. Das Geibelſche Lied „O ſieh mich nicht ſo lächelnd an“ iſt von F. W. G. Nicolai — nicht zu verwechſeln mit Otto Nicolai, dem Komponiſten der „Luſtigen Weiber“ — komponiert oder „verbrochen“, wie ſich einzelne der mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit gegebenen Antworten aus unſerem Leſerkreiſe vernehmen laſſen. Es iſt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erſchienen. Auch Marſchner hat das Lied komponiert (op. 133 Nr. 40).

A. F. in Sigmaringen. In der großen Oper in Paris wurden mehrfach Werke von Damen aufgeführt. Wir nennen Ihnen: „Cephale und Procris“ von Mdm. Jacquet de Laguerre (1694), dann etwa 40 Jahre ſpäter „Die Genien“ von Mdmll. Duval, im 18. Jahrhundert „Tibull und Delia“ von Mdmll. de Beausmenil, „Praxiteles oder der Gürtel der Venus“ von Mdm. Devismes und 1836 „Esmeralda“ von Mdmll. Bertin. 1894 erſchien Mdmll. Holmes mit einer Oper auf den weltbedeutenden Brettern.

A. M. in Berlin, **Th. v. M.** in Halle, **Muſikſtudentin** in Grunewald, **E. Sch.** in Berlin, **S. J.** in Altona, **E. T.** in Delligren, **F. K.** in Brietzke, **R. S.** in Königsberg i. P. u. a.: Verbindlichſten Dank!

Mehreren Frageſtellern: Die Pedalgeige von Müller-Braunau iſt vom Erfinder Hamburg, Mönkedamm 5 zu beziehen; Preis 150 ℳ. Das Pedalcello koſtet 250 ℳ. Proſpekte verſendet auf Wunſch der Erfinder.

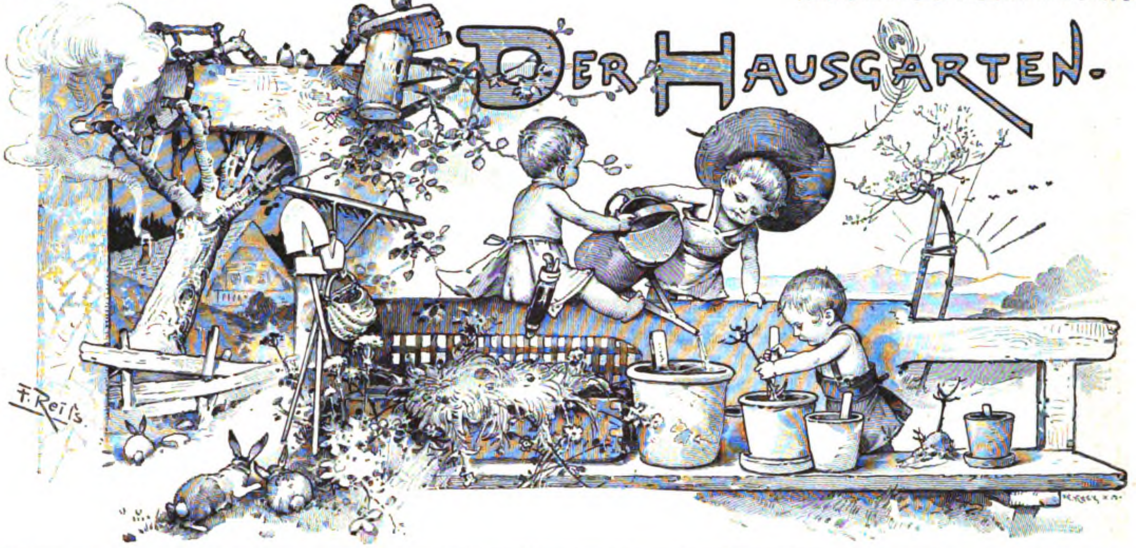
H. J. in Hannover. Preisviolinſchule von A. Schultz. Leipzig. Max Heſſes Verlag.

M. P.—n, Eberswalde. Unter „Geneſis des Tonſyſtems“ kann man ſich im gegebenen Zuſammenhange mit beſtem Willen nichts Vernünftiges denken.

Robert L—e, Berlin. Das ſehr empfehlenswerte Muſiklexikon von Hugo Riemann koſtet gebunden 12 ℳ Es iſt vor kurzem in 4. Auflage erſchienen.

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

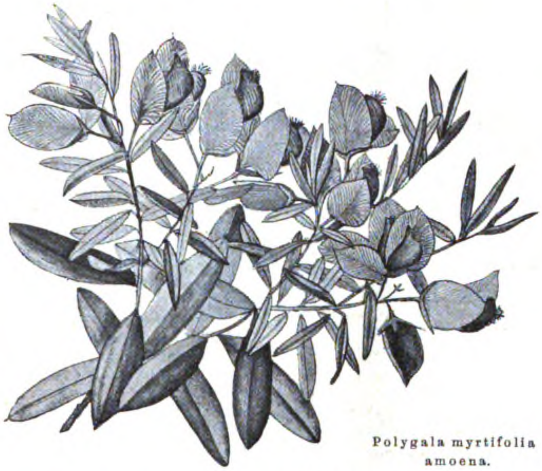
Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Der Hausgarten, Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.



Heidekraut (Calluna vulgaris Salisbury).

Die Heide blieb braun, die Heide blieb tot,
So warm ſie die Sonne beſchienen;
Da färbt ſie ein Sträuchlein mit flammendem Rot
Und belebt ſie mit ſummenden Bienen.

J. Trojan.



Polygala myrtifolia amoena.

Polygala myrtifolia amoena.

Polygala myrtifolia var. amoena, myrtenblättrige Kreuzblume, als immergrüne Kalthauspflanze vom Kap bekannt, bleibt, obgleich ſie ſchon jahrzehntelang bei uns kultiviert wird, immer wertvoll. Mit ihren zierlichen, purpurrot geäderten Blumen, welche traubenſtändig ſtehen und auf der Außenſeite weißgrün ſind, erfreut ſie das Auge des Blumenliebhabers. Sie gedeiht in einer Miſchung von Heideerde und etwas reinem Flußſand, auch zerkleinerte Ziegelſteine können dabei ſein. Während des Sommers verlangen die Pflanzen einen mäßig ſchattigen, luftigen Standort im Freien, wo man in dieſer Zeit mit dem Begießen nicht ſparſam ſein darf. Im Winter dagegen empfiehlt es ſich, ihnen das Waſſer nur mit Vorſicht zu geben; ſie beanſpruchen eine Wärme von 3 bis 5° R. Die Vermehrung geſchieht auf gewöhnliche Weiſe du[illegible] Stecklinge, und zwar im Monat Februar oder Auguſt.

Paul Juraß.

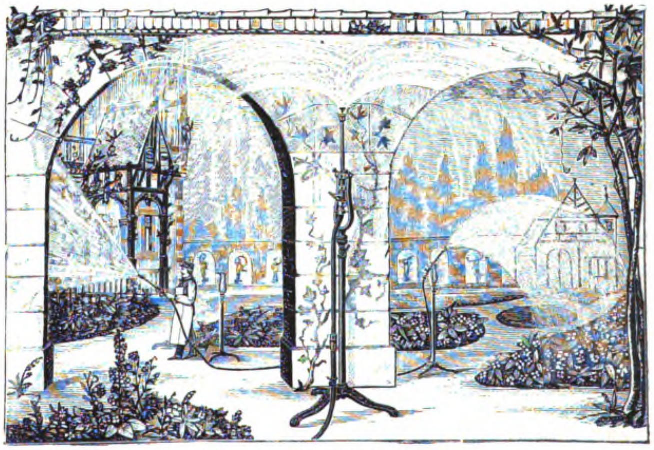
Das Begießen.

Sehr häufig wird im Sommer, wenn anhaltende Trockenheit eintritt, das Begießen der Pflanzen notwendig. Doch geſchieht es nicht immer mit der nötigen Sorgfalt und kann dann oftmals mehr ſchaden als nützen. Kann man Regenwaſſer haben, ſo iſt dasſelbe immer vorzuziehen, nächſt dieſem iſt Fluß- und Teichwaſſer am geeignetſten. Vortrefflich eignet ſich auch Seifenwaſſer, das von der Wäſche übrig bleibt, und Aufwaſchwaſſer zum Begießen. Man ſollte ſolches Waſſer niemals unbenutzt laſſen, da es zugleich für den Garten wertvolle Dungſtoffe enthält. Brunnenwaſſer muß erſt ſo lange an der Luft ſtehen, bis es die Temperatur derſelben angenommen hat, ehe es zum Begießen tauglich wird. Das Begießen geſchehe abends nach Sonnenuntergang oder ſehr früh am Morgen. Man hüte ſich vor dem zu ſchnellen Gießen, damit das Waſſer nicht ſtehenbleibe oder abfließe, wodurch ſich auf der Erdoberfläche eine harte Rinde bilden würde, was dem Wachstum ſehr nachteilig iſt. Lieber gieße man mehrere Male hinter einander. Junge, eben keimende Pflanzen dürfen nur mit einer feinen Brauſe begoſſen werden. Friſch verſetzte Pflanzen gieße man mit dem Rohr, wobei man die Kanne möglichſt niedrig zu halten hat, damit man die Wurzeln nicht bloßgieße. Um einzelne größere Pflanzen zu begießen, mache man um dieſelben erſt eine kleine Vertiefung, die man nachher wieder mit Erde anfüllt. Will man den Pflanzen einen Dungguß zuführen, ſo geſchehe es unmittelbar vor einem Regen; ſollte dieſer aber ausbleiben, ſo iſt es notwendig, die Pflanzen nach dem Düngen mit reinem Waſſer zu überbrauſen. Man kann den Boden auch vor zu raſchem Austrocknen dadurch ſchützen, daß man ihn mit Gerberlohe bedeckt. Dieſes Verfahren bietet zugleich den Vorteil, daß bei eintretendem Platzregen die Erde keine Kruſte bekommt, ſondern das Waſſer beſſer aufnimmt. Iſt aber eine ſolche Kruſte ſchon vorhanden, ſo muß vor dem Gießen die Erde erſt ein wenig gelockert werden.

Frau **A. J.** in **J.**

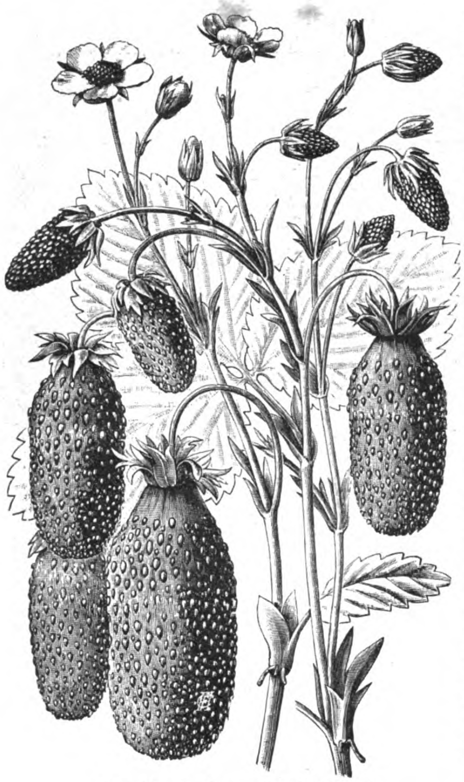
Ein neuer Gartenberieſeler.

Die von Ludwig Becker in Offenbach a. M. erſonnene Berieſelungsvorrichtung iſt etwas hervorragend Hübſches und Praktiſches (ſ. Abb.). Vorausſetzung iſt natürlich eine Waſſerleitung und Schlauchverbindung. Dann aber hat man es mit dieſer Vorrichtung in der Hand, größere oder kleinere Flächen, Raſen, Beete, Gebüſchgruppen in bequemſter Weiſe zu überſpritzen, ſei's indem man den Apparat auf dem Ständer anbringt und ihn da ſelbſtändig wirken läßt, ſei's daß man das Strahlrohr aus dem Geſtell herausnimmt und damit umhergeht. Die Stärke des Waſſerſtrahles läßt ſich auf die leichteſte Art und jeden Augenblick regulieren, vom großtropfigen Regen bis zum faſt nebelartigen Niederſchlag. Dabei ergeben ſich zugleich verſchiedenartige hübſche Fontänenformen, ſo daß ſich der Apparat auch als Springbrunnen, alſo zur Gartenzier, verwenden läßt. Seit wir dieſes — gefällig und ſolid gearbeitete — Gerät im Garten verwenden, erfreuen wir uns des ſchön-



Ein neuer Gartenberieſeler.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Neue Monatserdbeere: „Die Freigebige."

ſten Raſens und haben uns gegen früher ſchon viel Zeit und — Aerger geſpart. **Es.**

Neue Monatserdbeere: „Die Freigebige."

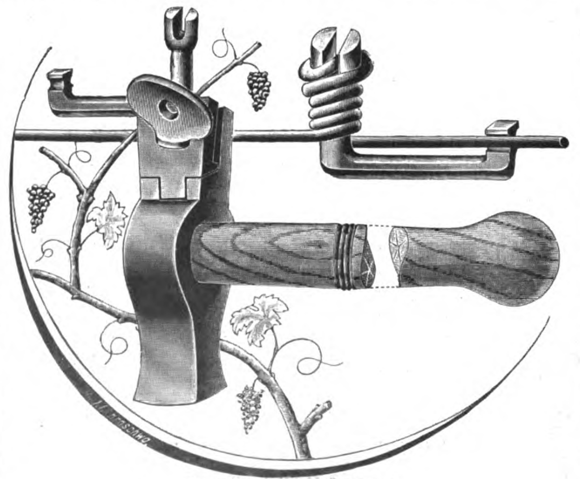
Unter den Monatserdbeeren wird „Die Freigebige" (ſ. Abb.) wegen ihrer erſtaunlichen Größe, wegen ihrer Fruchtbarkeit und wegen des Wohlgeſchmacks der Früchte gegenwärtig am meiſten empfohlen. Die Früchte ſind dunkelrot und haben faſt ganz den Geſchmack der Walderdbeere. Der Wuchs der Pflanze iſt ein kräftiger.

Praktiſche Winke für das Veredeln der Roſen.

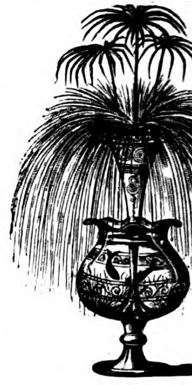
Es iſt keineswegs meine Abſicht, eine vollſtändige Abhandlung über Roſenveredelung zu ſchreiben; doch dürfte es gewiß manchen der geehrten Leſer intereſſieren, wenn ich mir geſtatte, auf einzelne wichtige Punkte beim Okulieren der Roſen aufmerkſam zu machen. Die Okulation auf das ſchlafende Auge (bei den Roſen die ſicherſte Veredelungsmethode) geſchieht von Mitte Juli an und darf nur dann vorgenommen werden, wenn die Rinde des betreffenden Wildſtammes ſich bequem löſt, d. h. wenn nach dem vollbrachten T-Schnitt die Rinde zur Einſchiebung des Edelauges ſich vom Stamme löſt; iſt dies mit Schwierigkeiten verknüpft, ſo beſitzt der Wildſtamm noch nicht diejenigen Säfte, welche zur Okulation reſp. zum Anwachſen des Auges durchaus notwendig ſind. Man lege denſelben nochmals nieder, decke Erde darüber und halte ihn ziemlich feucht; vielleicht läßt ſich das Okulieren dann in 3 bis 4 Wochen mit Erfolg vornehmen. Das Meſſer, welches zum Schneiden der Augen verwendet wird, muß haarſcharf ſein, damit jeder Schnitt glatt ausgeführt werden kann. Die geſchnittenen Edelreiſer ſind ſtets feucht aufzubewahren, entweder in Moos oder in einem Gefäß mit Waſſer; kann man ſämtliche geſchnittene Reiſer nicht ſofort verwenden, ſo werden ſie des Nachts in ein feuchtes Tuch gehüllt und in den Keller oder einen Schuppen gelegt. Falls es nur irgend möglich iſt, ſo wähle man ſich zur Okulation die ſpäten Nachmittagsſtunden, nachdem der größte Sonnenbrand vorüber iſt. Ferner empfiehlt es ſich, auf jedes Stämmchen zwei Edelaugen zu ſetzen, und zwar auf zwei Seiten; wächſt ein Auge nicht, ſo hat man immer noch Hoffnung auf das andere. Von zwei treibenden Augen bildet ſich auch ſpäter ſtets eine ſchönere und vollkommenere Krone. Die Blätter müſſen vom geſchnittenen Edelreiſe ſofort entfernt werden, und zwar ſo, daß jedes einzelne Edelauge noch am Blattſtiele angefaßt werden kann. Das Verbinden der Okulation darf nicht mit Wolle, Leinwand oder ſchlechtem Lindenbaſt geſchehen, derartige Verbände ſind nicht dicht genug. Man bediene ſich hierzu des echten Raffiabaſtes, der in allen Samenhandlungen zu haben iſt. Das Verſchmieren der Okulation mit Baumwachs iſt bei der Roſenveredelung nicht notwendig. Zu Edelreiſern eignet ſich nur hartes, ausgereiftes Holz, womöglich von abgeblühten Roſenzweigen. Augen von krautartigem Holz wachſen nicht an, und die Mühe wäre ſchließlich umſonſt. Sobald das Auge angewachſen iſt, reſp. zu treiben beginnt, löſe man den Verband, der jetzt nur noch ein Hindernis für die Weiterentwickelung des jungen Roſentriebes iſt, mit einem Meſſer. **F. Z.**

Praktiſcher Drahtſpanner.

Schlaffe Drähte an Spalieren oder Spaliere an ſchlaffen Drähten (einerlei, man weiß ja nicht mehr, was das andere trägt), das gehört zu den Dingen, die man in einem ordentlichen Garten nicht ſehen ſoll. Freilich, der Ärger mit dem Spannen und den „Spannern"! Nun, hier (ſ. Abb.) iſt ein praktiſcher Drahtſpanner, der ſicher und leicht fungiert und nicht umſonſt aus der Praxis ſtammt (von Pfarrer Meſſer in St. Julian, Pfalz; Niederlage: Ph. W. Braunsberg & Sohn, Frankenthal). Derſelbe beſteht aus einem L-artig geformten Stück Stahl, welches an ſeinem einen Ende zum Faſſen des Drahtes eine Gabel hat, während der zweite Arm an ſeinem Ende die Vorrichtung zum Feſtſtellen des Spanners trägt. Das andere, hammerartige Stück ſtellt den Schlüſſel für den Drahtſpanner dar, den ſogen. Spannhammer, welcher zunächſt dazu dient, den Draht mittels Krammen oder Haften an ſeinen beiden Endpfoſten zu befeſtigen. Es wird alſo beim Anheften und Spannen von Drähten das Mitführen eines beſonderen Hammers überflüſſig; des weiteren dient der Spannhammer mit ſeinen zwei Schraubenbacken dazu, den Spanner feſtzuſtellen, um dann mit leichter Mühe den Draht ſtraff zu ſpannen. Der Gebrauch iſt alſo ſehr einfach: man ſchraubt den Gabelſpanner zunächſt zwiſchen den Schraubenbacken feſt, ſetzt alsdann die Gabel in den Draht ein und beginnt nach rechts oder links zu drehen, bis der Draht geſpannt iſt, worauf man den Spanner hinter den Draht ſchiebt und ſo feſtſtellt. Es iſt überraſchend, welche Gewalt man mit dieſem kleinen Werkzeuge auszuüben vermag und in wie vielfacher Hinſicht es bei Drahtanlagen aller Art die nützlichſten Dienſte leiſtet.



Praktiſcher Drahtſpanner.



Iſolepis.

Iſolepis.

Einen hübſchen Zimmerſchmuck (den wir von F. C. Heinemann in Erfurt bezogen) bildet obige Art von Iſolepiskultur. Hervorragend elegant — man vergleiche das Bildchen — und zugleich praktiſch, ſofern Iſolepis ſehr viel Feuchtigkeit braucht und bei dieſer Aufſtellung im Waſſer ſteht. Erde für Iſolepis: lockere Laub- und Miſtbeeterde mit Sand. Im Fiſchglas haben wir übrigens ſtatt der langweiligen Goldfiſche einige Waſſerkäfer und Köcherfliegen, die ſich in ihren Tuffſteinfelſen wacker umhertummeln und viel Unterhaltung gewähren. **Es.**

Heilung des Gummifluſſes der Obſtbäume.

Was man bei Menſch und Tier manchmal zur Blutſtillung anwendet, das hilft auch zur Heilung des Gummifluſſes: Erde, und zwar iſt das beſte Thonerde oder fette Lehmerde. Man kann aber auch jede Art von Erde zu unſerem Zweck benutzen. Wie erfolgt die Anwendung bei den kranken Bäumen? Befindet ſich das Übel unten am Fuße des Baumes oder in mäßiger Höhe, ſo hat man nichts weiter zu thun, als die Erde ringsum anzuhäufen und die kranke Stelle gut damit zu bedecken. Iſt dieſelbe trocken, ſo muß ſie mäßig angefeuchtet werden. Das Harz wird hierauf zuerſt flüſſig, dann faſt weiß und hell wie Waſſer, der Fluß vermindert ſich und hört in wenigen Tagen ganz auf. Zur vollſtändigen Vernarbung und Heilung der Wunde bedarf es gewöhnlich 6 bis 8 Wochen. Befindet ſich der Harzfluß weiter oben, in den Äſten u. ſ. w., ſo macht man einen dicken Umſchlag oder Verband mit Erde, die indes ſtets feucht gehalten werden ſollte. Dieſes Verfahren iſt auch das beſte Mittel, um bei zufälligen oder abſichtlichen Verwundungen der Bäume dem Harzfluſſe vorzubeugen. Dasſelbe hat ſich nach mehrjähriger Erfahrung bei Pfirſich- und Aprikoſenbäumen vortrefflich bewährt.

Briefkaſten.

H. Jürg., Huſum. Möchte Sie um Bezugsquelle der im Daheim, Hausgarten Nr. 17, abgebildeten vier Kaktusarten bitten.

Antwort. Wenden Sie ſich z. B. an Hoflieferant F. C. Heinemann, Erfurt.

Frau Gf. **Z.-S.** auf **W.** Über Bezug von Lophospermum scandens haben wir Ihnen die gewünſchte direkte Nachricht zukommen laſſen.

M. R. Gibt es kein ſicheres Mittel, um die giftige Hundspeterſilie von der Hauspeterſilie unterſcheiden zu können?

Antwort. Die glänzend dunkelgrünen Blätter der Hundspeterſilie laſſen, zwiſchen den Fingern gerieben, einen unangenehmen Geruch erkennen.

R. D. in Leisnig. Das Werk, 100 kleine Gärten, von Hampel (Berlin, Paul Parey,) koſtet, wie wir Ihnen bereits direkt mitgeteilt haben, 5 Mk. (gebunden).

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

1895. Beilage zu Heft 16 (No. 45—47).

XXXI. Jahrgang.

Auguſt 1895.

Aus der Zeit — für die Zeit.

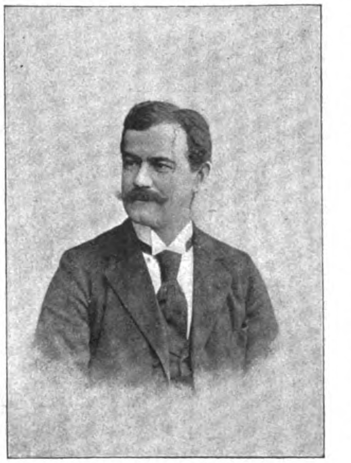
Bundesrat Karl Schenk †. — Rudolf von Gneiſt †. — R. Warthmüller †. — Der Kiliansbrunnen auf dem Kaiſerplatz in Würzburg. — Der Brand von Brotterode. — Die Löwengruppe von Profeſſor A. Wolff. — Die Kataſtrophe in Brüx.

Profeſſor Dr. Rudolf von Gneiſt †.
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Berlin.

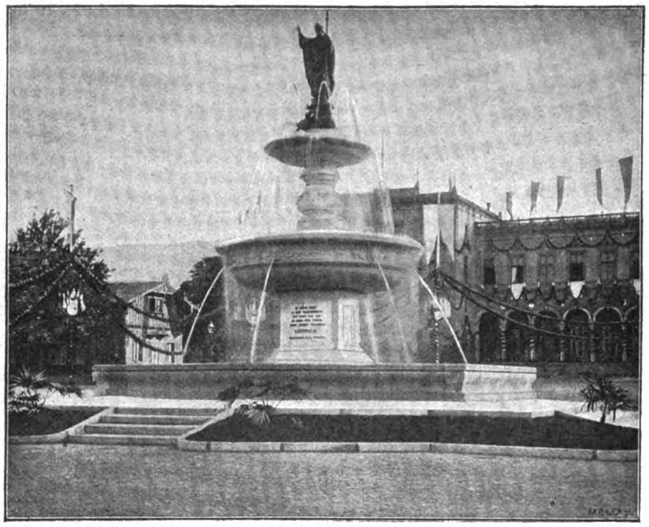
Schweizeriſcher Bundesrat Schenk †.
Nach einer Aufnahme von A. Wicky, Bern.

Am 18. Juli ſtarb in Bern an den Folgen eines unglücklichen Sturzes, bei dem er ſich eine Gehirnerſchütterung zugezogen hatte, der ſchweizeriſche Bundesrat Karl Schenk. Der Verſtorbene, am 1. Dezember 1823 zu Bern geboren, hatte Theologie ſtudiert und bekleidete das Pfarramt in Schüpfen, das er indeſſen bald niederlegte, um ſich ganz der Politik zu widmen. Er ſchloß ſich der radikalen Partei an, zu deren beſten Rednern er zählte. 1855 übernahm er die Direktion des Innern im Regierungsrat in Bern, vorübergehend ſtand er auch dem Erziehungs- und Eiſenbahnweſen vor. Von 1857 an war er Mitglied des Ständerates, deſſen Präſident er 1863 wurde. Im Dezember desſelben Jahres wurde Schenk an Stelle Stämpflis, der die Direktorſtelle an der neugegründeten Eidgenöſſiſchen Bank übernahm, zum Mitgliede des Bundesrates gewählt und ihm gleichzeitig das Vizepräſidium übertragen. Auch im Bundesrat übernahm Schenk die Leitung der inneren Angelegenheiten. Sechsmal, in den Jahren 1865, 1871, 1874, 1879, 1884 und 1893 wurde er mit dem Bundespräſidium betraut. Kaiſer Wilhelm, der den Verſtorbenen 1893 in Luzern kennen gelernt hatte, beauftragte den deutſchen Geſandten in Bern, Dr. Buſch, einen Kranz auf dem Sarge niederzulegen und der Familie ſein Beileid auszuſprechen.

In ſeiner Vaterſtadt Berlin ſtarb in der Nacht vom 21. zum 22. Juli Profeſſor Dr. Rudolf von Gneiſt. Am 13. Auguſt 1816 geboren, erhielt er in Berlin ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung. Nach Ablegung der erſten juriſtiſchen Prüfungen habilitierte er ſich im Jahre 1839, verblieb aber im praktiſchen Juſtizdienſt und unternahm, nachdem er die Staatsprüfung abgelegt, mehrfach Reiſen nach Frankreich und England. Im Jahre 1844 wurde er zum außerordentlichen Profeſſor ernannt und entfaltete von da an eine ungewöhnlich reiche und fruchtbringende litterariſche Thätigkeit auf dem Gebiete ſeiner Fachwiſſenſchaft. Sein erſtes Werk war eine civiliſtiſche Monographie über die „Bildung des neueren römiſchen Obligationenrechtes‘, welche er 1844 veröffentlichte; ein Jahr darauf folgte die Schrift: „Die Bildung der Geſchworenengerichte in Deutſchland“. Nunmehr litt es ihn nicht mehr im Juſtizdienſt; er gab die Stellung als Hilfsarbeiter beim Obertribunal, die er zuletzt bekleidet hatte, auf und widmete ſich ausſchließlich ſeinem Lehramt und ausgedehnten Studien über öffentliches Recht. Am meiſten zogen ihn die engliſchen Verhältniſſe an. Als Frucht ſeiner Unterſuchungen erſchien zuerſt die kleine Schrift: „Adel und Ritterſchaft in England“ und 1857 bis 1863 ſein Hauptwerk: „Das heutige engliſche Verfaſſungs- und Verwaltungsrecht“. Hieran ſchloſſen ſich dann weiter: „Budget und Geſetz nach dem konſtitutionellen Staatsrecht Englands“, „Die Stadtverwaltung der City von London“, „Verwaltung, Juſtiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbſtverwaltung nach engliſchen und deutſchen Verhältniſſen“, „Engliſche Verfaſſungsgeſchichte“, „Das engliſche Parlament“ u. a. Auf dieſem Gebiet, das ſich Gneiſt zum Specialſtudium gewählt, hat er geradezu grundlegend gewirkt, und vieles iſt für die Entwickelung in Deutſchland vorbildlich geweſen. Welche Anerkennung ſeine Werke fanden, beweiſt der Umſtand, daß viele derſelben ins Engliſche überſetzt wurden, um die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen auch dem engliſchen Publikum zugänglich zu machen. Neben ſeiner raſtloſen wiſſenſchaftlichen Arbeit fand Gneiſt ſeit 1858 noch die Zeit, ſich auf dem politiſchen Felde zu bethätigen, wo er in der Zeit des harten parlamentariſchen Streites ſich als unerſchrockener und ſtreitbarer Kämpfer erwies. Namentlich in der Konfliktszeit zählte er, wie die ſeine politiſchen Anſchauungen teilende „National-Zeitung“ ihm nachrühmt, durch Schärfe des Urteils und Klarheit ſeiner Beſtrebungen zu den hervorragendſten Mitgliedern der liberalen Oppoſition. Die Militärfrage beleuchtete er in der Flugſchrift: „Die Lage der preußiſchen Heeresorganiſation.“ Im Kulturkampfe erwies er ſich, obwohl ſtets maßvoll in der Form, als eifriger Gegner der hierarchiſchen Beſtrebungen der katholiſchen Kirche. Er gehörte dem Abgeordnetenhauſe faſt bis zuletzt an; doch hatte ihn das zunehmende Alter gezwungen, ſich allmählich mehr und mehr von der Beteiligung am parlamentariſchen Leben zurückzuziehen. Im November



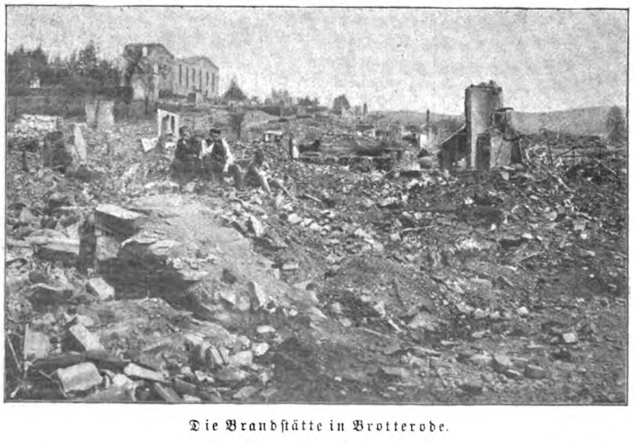
Robert Warthmüller †.
Nach einer Aufnahme von Krüger & Skowanck, Berlin.



Der Kiliansbrunnen in Würzburg.
Nach einer Aufnahme von Hans Klüpfel, Würzburg.

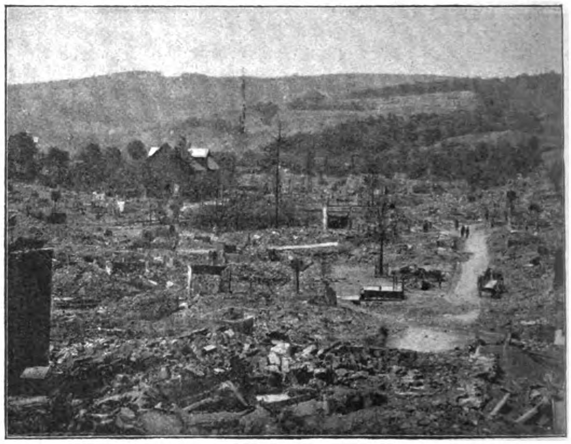
1875 wurde er zum Mitgliede des Oberverwaltungsgerichtes ernannt. Vom Kaiſer Friedrich wurde ihm der erbliche Adel verliehen. Auch ſonſt hat es ihm an äußeren Ehren nicht gefehlt. Kaiſer Wilhelm II verlieh ihm, in dankbarer Erinnerung an den ſtaats- und verwaltungsrechtlichen Unterricht, den er als Kronprinz bei Gneiſt genoſſen hatte, den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikate Excellenz. Eifrige Förderung fanden bei ihm alle praktiſch-politiſchen Fragen der Gegenwart, namentlich auf dem Gebiete der Schule und inneren Verwaltung; auch auf dieſen Gebieten hat er in zahlreichen Monographieen ſeine Anſchauungen niedergelegt. Als Mitglied der Reichstagskommiſſion zur Beratung des Sozialiſtengeſetzes veröffentlichte er die Schrift: „Das Reichsgeſetz gegen die gemeingefährlichen Beſtrebungen der Sozialdemokratie.“ Seine Bedeutung als wiſſenſchaftliche Kapazität wie zugleich als Staatsmann fand vor wenigen Jahren praktiſche Anerkennung, als er im Streite zwiſchen der Pforte und dem Baron Hirſch wegen der türkiſchen Eiſenbahnen zum Schiedsrichter erwählt wurde. Auch bei der Einführung einer Verfaſſung in Japan wurde ſein Rat von der dortigen Regierung vielfach in Anſpruch genommen. Mit Gneiſt iſt ein hervorragender Gelehrter und ebenſo bedeutender Politiker ins Grab geſunken. Perſönliche Feinde hat er bei ſeinen auch Gegnern gegenüber ſtets liebenswürdigen Charaktereigenſchaften wohl nie beſeſſen.

In der Vollkraft ſeines Schaffens ſtarb Ende Juni in Berlin nach kurzer Krankheit der den Daheimleſern durch manches Bild bekannt gewordene Maler Robert Warthmüller. Der Verſtorbene, 1859 zu Landsberg an der Warthe geboren, hieß urſprünglich Müller und fügte ſeinem Namen die an ſeine Heimat erinnernde Vorſilbe hinzu. Er erhielt ſeine künſtleriſche Ausbildung an der Berliner Akademie. Mit Vorliebe malte er genrehaft aufgefaßte Szenen aus der Zeit Friedrichs des Großen, von denen ſich die Leſer wohl an die großen Bilder: „Der König überall“ und „Vor Roßbach“ erinnern werden. Auf dem erſteren überraſcht der große Friedrich auf einer ſeiner Inſpektionsreiſen einen Bauern bei der Kartoffelernte und beſichtigt mit Intereſſe die Knollenfrüchte, deren Anbau in der Mark er mit allen Mitteln zu fördern ſuchte, auf dem anderen beobachtet er von der Dachluke eines Herrenhauſes aus den Aufmarſch der Franzoſen, den für den Angriff geeignetſten Augenblick erſpähend. Anfangs der neunziger Jahre nahm Warthmüller einen längeren Aufenthalt in Paris, und nach ſeiner Rückkehr bethätigte er ſich mit Erfolg auch als Porträtmaler. Der Tod hat ſeinem künſtleriſchen Schaffen, das noch die reichſten Früchte verſprach, ein plötzliches Ziel geſteckt.



Die Brandſtätte in Brotterode.

Am 8. Juli wurde in Würzburg auf dem Kaiſerplatz vor dem Bahnhof ein Monumentalbrunnen, der Kilians-Brunnen, enthüllt, den der Prinzregent Luitpold von Bayern, der in Würzburg geboren iſt, ſeiner Vaterſtadt zum Geſchenk gemacht hat. Einige Stufen führen zu dem großen Baſſin empor, in deſſen Mitte ſich ein Sockel aus weißem Marmor erhebt, der eine fünf Meter im Durchmeſſer enthaltende mächtige Marmorſchale trägt. An der Vorderſeite des Sockels lieſt man die Worte, die der Prinzregent vor einem Jahre in das „Goldene Buch“ der Stadt Würzburg ſchrieb, als er der Enthüllung des ihm aus Anlaß ſeines ſiebenzigſten Geburtstages von der Stadt und dem Kreis Unterfranken gewidmeten Monumentalbrunnens auf dem Platze vor der Reſidenz beiwohnte: „In Treue feſt! iſt mein Wahlſpruch. Feſt baue ich auf die Liebe und Treue meiner lieben Franken. Luitpold, Prinzregent von Bayern.“ Die Rückſeite des Sockels enthält die Widmung: „Meiner lieben Geburtsſtadt zur Erinnerung an die unvergeßlichen Tage im Jahre 1894.“ Die beiden anderen Seiten des Sockels ſind mit Reliefs geſchmückt, von denen das eine den Weinbau, das andere Schiffahrt und Fiſcherei charakteriſiert. Um den Rand der Schale zieht ſich ein Fries von Weinlaub und Trauben, an denen Vögel naſchen, unterbrochen von ſechs Waſſerſpeiern. Aus der Mitte der Schale erhebt ſich ein zweiter, mit den Wappen von Bayern, Franken und Würzburg geſchmückter Sockel, der eine kleinere Marmorſchale trägt. Zwiſchen den drei in dieſe obere Schale Waſſer ſpeienden Delphinen ſteht die Figur des Frankenapoſtels Kilian, der, in der Linken den mit einem Kreuz gekrönten Wanderſtab, die Rechte ſegnend über Würzburg und das Frankenland erhebt. Die Statue des Märtyrers iſt in Bronze gegoſſen. Entwurf zu dem Brunnen und das Modell der Brunnenfigur ſind ein Werk des Münchener Bildhauers Balthaſar Schmitt, eines geborenen Unterfranken.



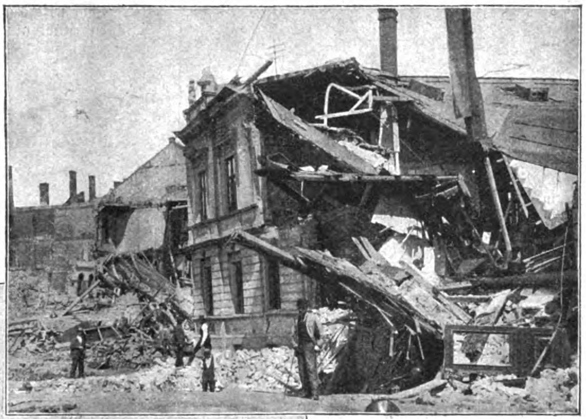
Die Brandſtätte in Brotterode.

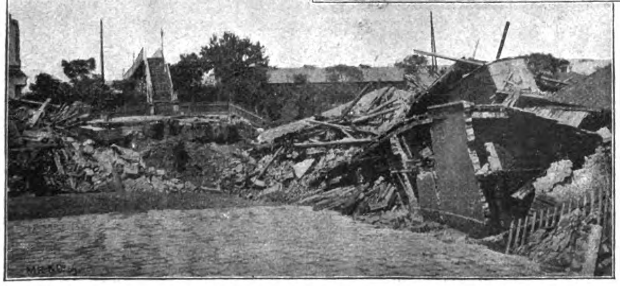
Der Marktflecken Brotterode, inmitten des thüringer Hochwaldes am ſüdlichen Fuße des Inſelberges gelegen, iſt am 8. Juli durch Feuer faſt ganz zerſtört worden. In einer Scheuer des Schneidermeiſters Peter, ſo wird der „Gothaer Zeitung“ berichtet, brach mittags gegen 1 Uhr das Feuer aus. Obwohl der Brandherd im oberen Orte allerdings inmitten eines dichtbeſetzten Häuſerkomplexes liegt, konnte bei den ſofort durch die Ortsfeuerwehr mit ſechs Spritzen begonnenen Löſcharbeiten an keine Tilgung gedacht werden, da die meiſt leicht gebauten Häuſer, mit Futtervorräten gefüllt und von ſchnell entzündbarem Tannenreiſig umlagert, welches den Leuten als Feuerungsmittel dient und von der meiſt armen Bevölkerung aus dem Walde geholt wird, ſchnell Feuer fingen und bei der großen Dürre und dem gänzlichen Waſſermangel — der den Ort ſonſt durchfließende Truſenbach war faſt ausgetrocknet — zudem herrſchte auch noch ein ſtarker Südweſt, Flugfeuer entſtand. Nach kaum einſtündigem Wüten des Elements ſtand der ganze Ort, mit Ausnahme einiger an die Berglehnen oder außerhalb erbauter Häuſer in Flammen. Von 395 Wohnhäuſern ſind 350 in Aſche gelegt, darunter die Kirche, die Poſt und das Amtsgerichtsgebäude. Über 2000 Perſonen ſind obdachlos; ca. 1000 Einwohner haben nur mit Mühe das Leben gerettet, alle übrige Habe ging ihnen verloren. Ein großer Teil der vom Brandunglücke Betroffenen hatte ſeine Habe in der Vorausſicht, daß die Kirche erhalten bleiben würde, in dieſe gebracht; als auch ſie in Flammen aufging, war an eine anderweite Bergung des Eigentums nicht mehr zu denken, und was zum erſtenmal dem tobenden Element entriſſen war, verfiel jetzt noch ſeinem Schickſale. Die Feuerwehren konnten wegen der immenſen Glut nicht mehr in die Straße eindringen. Waſſermangel, Wind und enge Paſſage wirkten vernichtend für den Ort. Derſelbe zählt über 3000 Einwohner, welche ſich zumeiſt von der gering lohnenden Hausinduſtrie (Meſſer, Hornwaren, Cigarren, eiſerne Ringe und Schnallen) ernährten, während ein anderer Teil ſeinen Lebensunterhalt aus den Erträgniſſen des Waldes, Beeren und Kräuter im Sommer und Holz im Winter, erwarb. Trotz der tief hinter dem Inſelsberg befindlichen Lage des Brandortes konnte man weit in Thüringen die hochaufſteigenden Rauchmaſſen bemerken. In einer Entfernung von 20 Kilometern jenſeits des Gebirges wurden bei der Stadt Ohrdruf Briefe und Pappdeckel, welche von der heißen Luft aus dem brennenden Poſthauſe entführt worden waren, aufgeleſen und in Gotha abgeliefert; Adreſſe und ſonſtige Merkmale ließen keinen Zweifel an obiger Thatſache zu. Touriſten, welche den Inſelberg beſucht hatten, eilten zur Hilfeleiſtung herbei, mußten aber von dem entfeſſelten Element zurückweichen, da die Glut einen Eingriff unmöglich machte. Verſichert haben die Unglücklichen, da die Armut zu groß war, zum größten Teile nicht. Die Baulichkeiten ſind bei der heſſiſchen Landes-Brandkaſſe verſichert. Die Induſtrie des Ortes iſt vernichtet, ſämtliche Warenvorräte der exportierenden Kaufleute, jeder Amboß, jeder Hammer, kurz, jegliches Werkzeug, womit die armen Bewohner in fleißiger Hände Thätigkeit ihr Brot verdienten, iſt verbrannt. Nichts, gar nichts mehr können ſie ihr eigen nennen; nur was ſie mit einem Griff nach dem Wichtigſten mitſchleppen konnten auf der Flucht vor dem raſenden Feuer, iſt ihnen geblieben, und das liegt nun auf freiem Felde. Das Bild, welches die Trümmerſtätte bietet, iſt jammervoll, unbeſchreiblich. Fünf Menſchen ſind in den Flammen umgekommen, obwohl es nicht an heroiſchen Thaten der Feuerwehr und der Familienangehörigen gefehlt hat. Das durch den Brand entſtandene Trümmerfeld umfaßt eine Fläche von 125000 bis 130000 Quadratmetern, und die Aufräumung des Schuttes erfordert daher tauſende von Arbeitern und Wagen. Trotzdem ſich nach Bekanntwerden des Brandunglücks ſofort auch die Liebesthätigkeit geregt hat, ſehen die Bewohner des ſo ſchwer heimgeſuchten Ortes immer noch mit Bangen in die Zukunft. Diejenigen unter unſeren Leſern, die zu helfen wünſchen, mögen ihre Geldſendungen an Landrat Hagen in Schmalkalden oder an Bürgermeiſter Kürſchner in Brotterode adreſſieren.

Löwengruppe vor dem Juſtizgebäude in Moabit von A. Wolff.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

Der Platz vor dem Gerichtsgebäude in Moabit-Berlin hat einen ſchönen Schmuck durch die Aufſtellung der Löwengruppe des Bildhauers A. Wolff erhalten. Gerade an dieſer Stelle erſcheint der Löwe, der mit ſeinen Pranken die ſich um ſeine Füße windende und ihn anzüngelnde Schlange tötet, als ein Symbol der Kraft und Gerechtigkeit, die das Böſe vernichten, am Platz.

Von einem Erdrutſch wurde am 20. und 21. Juli die Stadt Brüx in Böhmen, Knotenpunkt der Auſſig-Teplitzer, Pilſen-Brieſener und Prag-Duxer Eiſenbahnen heimgeſucht. Man ſchätzt den durch Häuſereinſtürze verurſachten Schaden auf zwei Millionen Gulden. Zweitauſendvierhundert Menſchen mußten ihre Wohnungen verlaſſen und in öffentlichen Gebäuden untergebracht werden. Über die mutmaßliche Urſache der Kataſtrophe in Brüx veröffentlicht in der „Bohemia“ der Profeſſor an der deutſchen teſchniſchen Hochſchule, Friedrich Steiner, der dieſe Gegend wiederholt kennen zu lernen Gelegenheit hatte, folgendes: Die Kataſtrophe in Brüx ſteht mit den geologiſchen Verhältniſſen mancher Braunkohlengebiete in innigem Zuſammenhange. Zwiſchen den waſſerdichten Thonen, welche über den Sohlen lagern und ihren Abbau unter erleichterten Bedingungen ermöglichen, finden ſich vielfach Schichten, die aus außerordentlich feinem Sande von verſchiedenen kleineren Korngrößen beſtehen. Iſt dieſer Sand mit Waſſer erfüllt, beſitzt er die Konſiſtenz des Breies, Honigs ꝛc. und fließt, angezapft, aus wie Sirup aus einem Faſſe. Sogenannte Schwimmſandeinbrüche in Braunkohlengebieten ſind nichts Seltenes. Ein Bohrloch für den Stollenvertrieb, welches die waſſerdichte Schichte durchbricht und zufällig in Schwimmſandgebiet gelangt, kann die Urſache werden, daß ſich durch dasſelbe in kürzeſter Zeit Hunderte von Kubikmetern breiiger Maſſe in den Hohlraum des darüberliegenden Bergwerks ergießen. Im „Rudnei“-Schachte bei Bilin iſt vor einigen Jahren ein derartiger Einbruch erfolgt. In den Kohlenplätzen an der ſächſiſch-preußiſchen Grenze iſt der Schwimmſand einer der gefährlichſten Feinde des Bergmannes. Ergießt ſich die breiige Maſſe in die feinen Hohlräume, ſo wird die darüber liegende Schichte ihrer Stütze beraubt und ſinkt langſam nach. Es bilden ſich allmählich mehr oder minder große Einbuchtungstrichter aus, die ungefährlich ſind, wenn keine Bauwerke auf dem ſich nachſenkenden Boden ſtehen: iſt jedoch letzteres der Fall, ſo geraten dieſelben allmählich zum Einſturz, und dieſer Einſturz erſtreckt ſich in dem Maße weiter, als die Entlaſtung der Unterlage durch das Abfließen des Breies erfolgt. Iſt die Maſſe ein Schwimmſand unter höherem Druck, ſo kann auch ein Bohrloch von oben, von der Erdoberfläche aus eingeteuft, ein Ausfließen der breiigen Maſſe bewirken. Eine Folge dieſer Art war das Unglück von Schneidemühl. Wir haben es in ſolchen Fällen mit einem langſamen Einſturzbeben, wie ſolche auch in der Erdbebenlehre bekannt ſind, zu thun. Ob und inwieweit ſich die Einſenkung ausdehnt, iſt von den lokalen Verhältniſſen abhängig, und es kann niemand ohne genaues Studium über den mutmaßlichen weiteren Verlauf derſelben etwas Beſtimmtes ausſagen. — Die Technik beſitzt Mittel, durch ſolche Schwimmſandſchichten ſichere Schächte abzuteufen. Ein ſolches Mittel beſteht darin, die Schwimmſandſchichte durch Bohrbrunnen mit Asbeſt oder ähnlichen Umhüllungen zu entwäſſern und dadurch die Maſſen in die Konſiſtenz weißen Sandes überzuführen, der nicht mehr fließt. Vielfach verſtopfen ſich derartige Ausflüſſe von ſelbſt, wenn die hervorgequollenen Schichten durch raſcheren Waſſerabzug widerſtandsfähiger gegen Verſchiebungen werden.

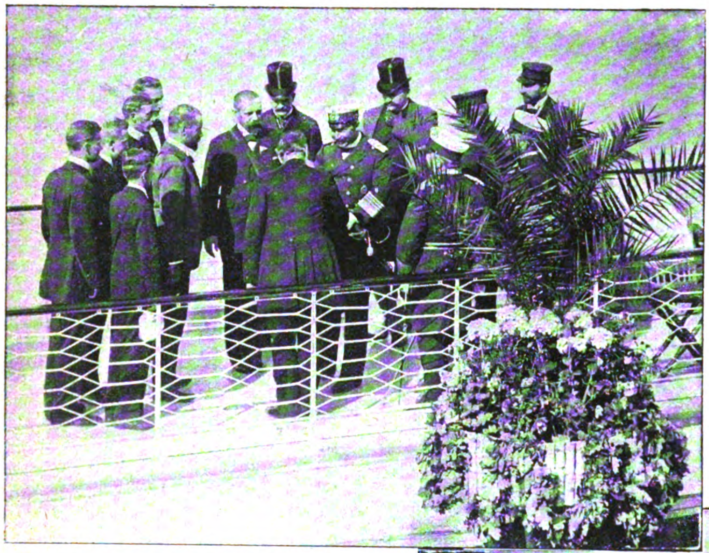




Von der Unglücksſtätte in Brüx.

Daheim
Aus der Zeit — für die Zeit.

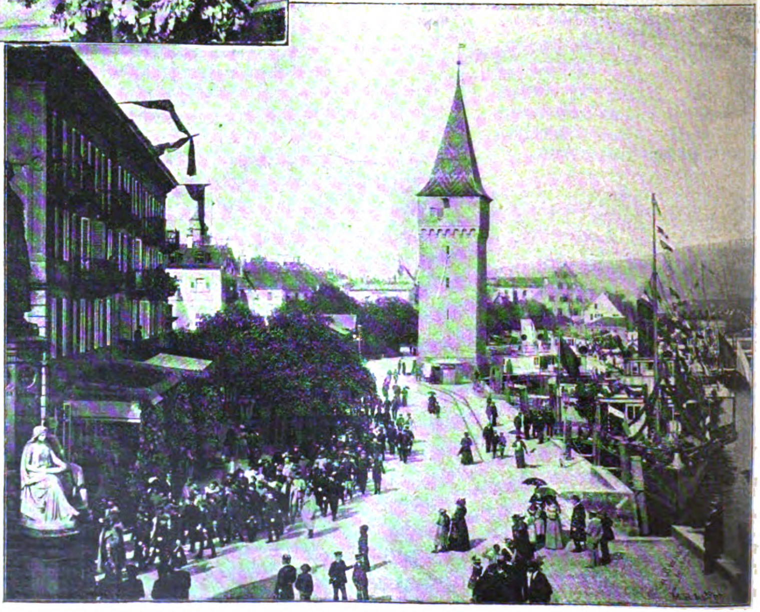
Kaiſer Wilhelm bei der Schülerregatta in Grünau. — Das Offiziersfeſt in Lindau. — Das Modell des Lloyddampfers „Fürſt Bismarck.“ — Generalleutnant von Roſenberg. — Der Eiſenbahnunfall in Raudten. — Die Konkurrenz für das Bismarck-Denkmal in Berlin.



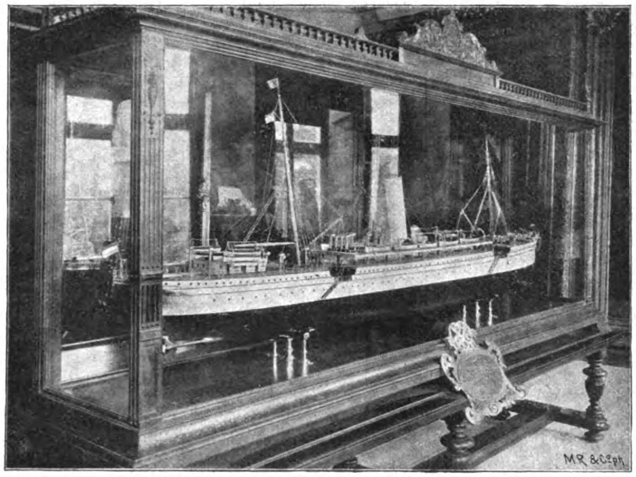
S. M. der Kaiſer beglückwünſcht die Sieger im Wettkampf um den Schülerpreis.
Nach einer Aufnahme von E. Kühn, Berlin.

Die Beſtrebungen, dem Ruderſport neben dem Turnen und anderen Leibesübungen an den Gymnaſien Eingang zu verſchaffen, ſind nicht neueſten Datums. In Berlin organiſierte ſchon vor zehn Jahren der Oberlehrer am Königl. Friedrich Wilhelms-Gymnaſium, Prof. Wagner, einen Ruderverein unter ſeinen Zöglingen. Auch an Gymnaſien in anderen, an geeignetem Waſſer gelegenen Städten haben einzelne Lehrer den günſtigen Einfluß des Ruderſports auf die leibliche und geiſtige Entwickelung junger Leute nicht verkannt und daher nach Kräften den geſunden Sport zu fördern geſucht. Dieſe Beſtrebungen haben viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt in der Überlaſtung der Lehrer mit anderen Berufsarbeiten, in dem Vorurteil, das man in Deutſchland vielfach noch allem Sport gegenüber hegt, in der Aufbringung der Koſten und anderen Dingen, die bei uns hindernd faſt allem Neuen entgegentreten, beſonders wenn ſeine Ausführung ein dauerndes Zuſammenarbeiten erfordert. Erſt das lebhafte Intereſſe des Kaiſers für dieſen Sport und ſeine Förderung der Beſtrebungen, ihn an den Gymnaſien einzubürgern, haben eine Wandlung in den allgemeinen Anſchauungen hervorgebracht und manches offene und verſteckte Hindernis mit einem Schlage beſeitigt. Auch jetzt wird ſelbſtverſtändlich immer an dem Grundſatz feſtgehalten, daß die Schülerrudervereine der ſpeziellen Aufſicht der Lehrer unterſtellt bleiben; ſie würden ſonſt leicht mehr Schaden als Nutzen ſtiften. Auch können dieſe Vereine es ſich natürlich nicht als Ziel ſetzen, mit anderen Vereinen in ihren Leiſtungen zu konkurrieren. Es ſoll lediglich den Schülern die Möglichkeit gegeben werden, ihre Kräfte zu ſtärken, die Atmungsorgane durch Zuführung reiner, ſtaubfreier Luft für die ſchlechten Einflüſſe der Schulſtubenatmoſphäre zu entſchädigen und den Schülern im Genuß der freien Natur eine körperliche und geiſtige Erfriſchung zu bieten. Am 15. Juni fand in Grünau der erſte Wettkampf zwiſchen den Rudervereinen der Berliner Gymnaſien um den von dem Kaiſer geſtifteten Wanderpreis ſtatt, dem der Kaiſer perſönlich beiwohnte. Die Mannſchaft des Luiſenſtädtiſchen Realgymnaſiums, die als Sieger aus dieſem Wettkampf hervorging, wurde nachher an Bord ſeiner Yacht vom Kaiſer empfangen und von ihm perſönlich beglückwünſcht, eine Ehre, die dieſem und den anderen Vereinen ein neuer Sporn ſein wird.

Schon ſeit vielen Jahren findet in Lindau, der ſchönen Stadt am Bodenſee, alljährlich im Sommer ein

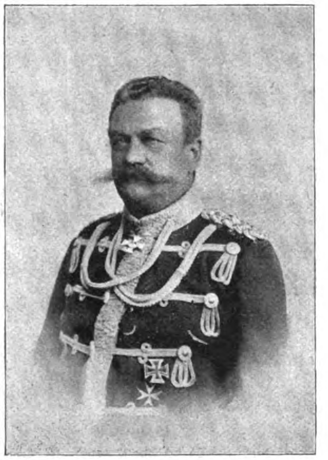


Das Offiziersfeſt in Lindau. Nach einer Aufnahme vom Atelier Brandt in Lindau.



Das dem Fürſten Bismarck zu ſeinem 80. Geburtstage vom Norddeutſchen Lloyd geſchenkte Schiffsmodell.

Offiziersfeſt ſtatt, auf dem die Offiziere der Garniſonen Bregenz, Lindau, Friedrichshafen und Konſtanz, alſo öſterreichiſche, bayriſche, württembergiſche und preußiſche Offiziere, ſich kameradſchaftlich vereinigen. Auf feſtlich geſchmückten Dampfern langen die Herren im Hafen von Lindau an, werden von den Kameraden empfangen und in das große Gartenlokal geleitet, in dem das „Liebesmahl" den Mittelpunkt der Veranſtaltung bildet. Jedes Offiziercorps bringt natürlich das Muſikcorps des Regiments mit. Als ein Symbol der Waffenbrüderſchaft zwiſchen der deutſchen und der öſterreichiſchen Armee wird das Feſt von allen Teilnehmern aufgefaßt und dementſprechend kommt manche kameradſchaftliche Verbrüderung zwiſchen öſterreichiſchen und deutſchen Offizieren dort zu ſtande.



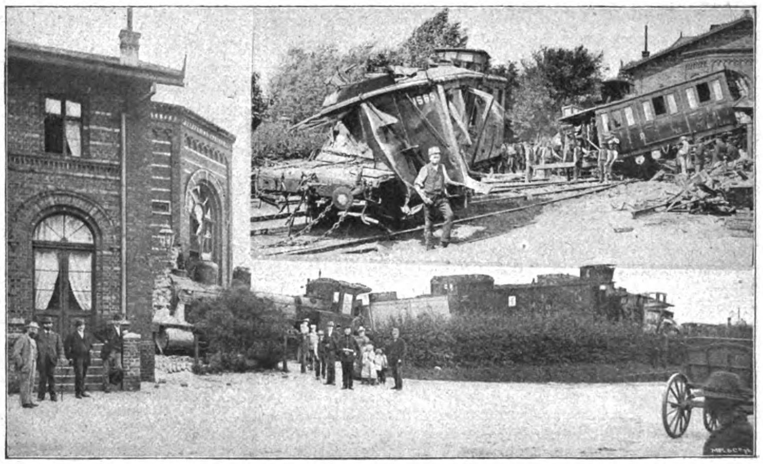
General der Kavallerie von Roſenberg.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen J. C. Schaarwächter, Berlin.

Von den Ehrengaben, die dem Fürſten Bismarck zu ſeinem achtzigſten Geburtstage aus allen Gauen Deutſchlands in unüberſehbarer Fülle dargebracht wurden, haben wir ſchon einzelne den Leſern im Bilde vorgeführt. Die Gaben, große und kleine, Erzeugniſſe der Kunſt und des Kunſtgewerbes, der Induſtrie und häuslichen Fleißes, ſind bekanntlich ſeit einiger Zeit im Konzerthaus in Berlin vereinigt und dem Publikum in einer Ausſtellung zugänglich gemacht. Man ſtößt da nicht nur auf Pracht-, ſondern auch auf Gebrauchsſtücke aller Art, von denen manche ſich ſonderbar genug ausnehmen und von einem kurioſen Geſchmack Zeugnis ablegen; alle aber reden laut die Sprache der Liebe und Dankbarkeit, die jedes Lächeln, das ſich etwa hervorwagen möchte, im Keim erſtickt. Unter den Prachtſtücken fällt das Modell des Dampfers „Fürſt Bismarck", eines der großen Salondampfer des Norddeutſchen Lloyd in Bremen, ins Auge. Das Schiffsmodell iſt aus edelſtem Material bis in das kleinſte Detail hinein mit künſtleriſcher Sorgfalt gearbeitet und ſteht in einer großen Glasvitrine, die in geſchnitztem Eichenholz gerahmt iſt.

Einer der bekannteſten Offiziere der deutſchen Armee, General der Kavallerie von Roſenberg, iſt im Juni auf ſeinen Wunſch zur Dispoſition geſtellt worden. Excellenz von Roſenberg war zuletzt Inſpekteur der zweiten Kavallerie-Inſpektion. Der Kaiſer hat von ihm geſagt: „Alles, was die deutſche Kavallerie iſt, verdankt ſie dieſem Manne". Kaum jemals iſt einem General ein gleich ehrendes Zeugnis ausgeſtellt worden. Excellenz von Roſenberg iſt nicht nur einer der tüchtigſten Kavallerieoffiziere geweſen, deſſen Einfluß auf die Entwickelung ſeiner Waffe gar nicht überſchätzt werden kann, ſondern er war auch ſelbſt der beſte Reiter ſeiner Zeit. Als der beſte Reiter ſeiner Zeit iſt er ein populärer Mann geworden, ſo daß faſt jedes Kind ſeinen Namen kennt. In die ſiebenziger Jahre fällt die Zeit, in der Herr von Roſenberg auf jeder Rennbahn Sieg auf Sieg erfocht. Aber der Rennſport war ihm niemals Selbſtzweck, er galt ihm immer nur als ein Mittel, die Tüchtigkeit von Reiter und Pferd, in erſter Linie für die Bedürfniſſe der Armee, zu ſtählen und zu erproben. Die berühmten deutſchen Herrenreiter der Gegenwart ſind faſt ohne Ausnahme aus ſeiner Schule hervorgegangen.

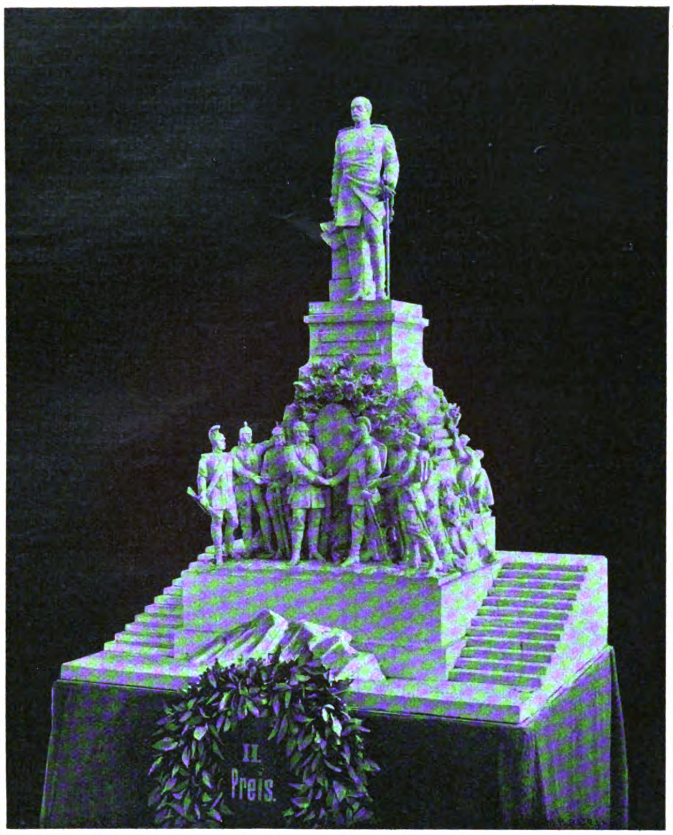
Der Bahnhof in Raudten war am 24. Juli der Schauplatz eines großen, in ſeiner Art glücklicherweiſe ſehr ſeltenen Eiſenbahnunglücks. Ein von Liegnitz kommender gemiſchter Zug überfuhr die am Ende des Einfahrtsgeleiſes liegende Drehſcheibe ſowie den dahinter ſtehenden Prellbock und durchſchlug die Mauer des Stationsgebäudes, ſo daß die Lokomotive erſt halb in der Wartehalle zum Stillſtand kam. Der Packwagen, vier Perſonenwagen und drei Güterwagen wurden zertrümmert, die Maſchine und zwei Güterwagen ſchwer beſchädigt. Drei Reiſende wurden ſchwer, ſieben leicht verletzt. Von dem Zugperſonal wurden ein Bremſer getötet, der Zugführer leicht verletzt; Lokomotivführer und Heizer kamen mit dem Schrecken davon. Als Urſache des Unglücks wird angenommen, daß der Lokomotivführer zu ſpät die Bremſe gezogen und Kontredampf gegeben hat. Das ſtarke Gefälle und die Gewalt der nachdrückenden ſechsunddreißig Achſen haben wahrſcheinlich die Lokomotive mit großer Gewalt über das Geleiſe hinaus und bis in das Stationsgebäude hineingeſchleudert. Außerdem ſoll der Zug mit Steinen und Kohlen zu ſchwer belaſtet geweſen ſein.

In der Maſchinenhalle des Moabiter Ausſtellungsparkes in Berlin ſind ſeit einiger Zeit die Entwürfe öffentlich ausgeſtellt, die infolge des Konkurrenzausſchreibens des Komitees zur Errichtung eines Bismarck-Denkmals in Berlin von deutſchen Bildhauern eingegangen ſind. Es ſind im ganzen vierundneunzig Entwürfe eingegangen, von einzelnen Künſtlern zwei verſchiedene, ſo daß ſich alſo etwa neunzig Bildhauer an der Konkurrenz beteiligt haben. Trotzdem iſt das Reſultat, wenn man ſich ſehr milde ausdrücken will, ein recht unbefriedigendes. Die Vorbedingungen für die Denkmalskonkurrenz waren die günſtigſten, die ſich denken laſſen. Das Komitee verfügt über ausreichende Geldmittel, über weit mehr als eine Million Mark; es brauchte alſo nicht zu kargen und hat auch nicht gekargt, da den ſich beteiligenden Künſtlern zehn erſte, zehn zweite und zehn dritte Preiſe winkten, die ſo hoch gegriffen waren, daß ſich den Prämiierten ihre Arbeit reichlich lohnt, auch wenn der preisgekrönte Entwurf nicht zur Ausführung beſtimmt wurde. Den Künſtlern aber winkte die Aufgabe, einen Mann in Erz zu bilden, der nicht nur geiſtig, ſondern auch körperlich eine monumentale Perſönlichkeit iſt. Dieſe günſtigen Vorausbedingungen hat das Komitee ſelbſt von vornherein ungünſtig verſchoben, indem es die Frage aufwarf, wo das Denkmal aufgeſtellt werden ſolle, und dafür die Rampe des Reichstagsgebäudes beſtimmte oder ſich beſtimmen ließ. Das war jedenfalls gut gemeint, aber es war auch eine unzeitig aufgeworfene Frage. Das Bismarck-Denkmal wird nicht aus Staatsmitteln, ſondern aus öffentlich geſammelten Beiträgen beſtritten, und hätte man zunächſt dafür geſorgt, daß man ein würdiges Denkmal hatte, dann würde es auch an dem Platz zur Aufſtellung nicht gefehlt haben. Berlin hat Plätze genug, die ſich dafür eignen, und wenn man etwa jene lächerliche Strömung in der Berliner Stadtverordnetenverſammlung, die dem Fürſten Bismarck den Glückwunſch zu ſeinem achtzigſten Geburtstage weigerte, ſcheute, ſo konnte man mit der Ausführung oder mit der Aufſtellung des Denkmals, mit der es ja



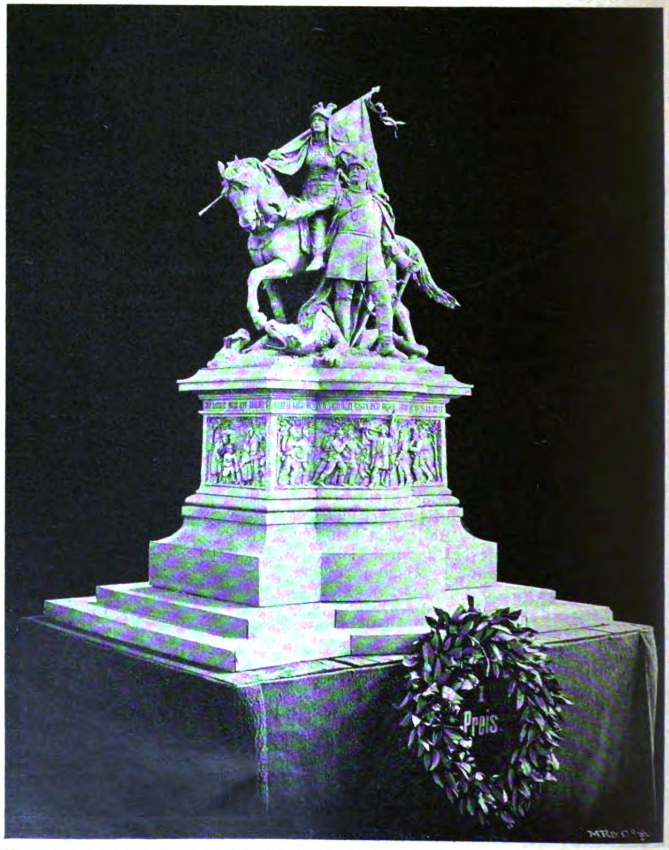
Eiſenbahnunfall in Raudten (Station der Breslau-Stettiner Bahn) am 24. Juli.
Nach einer Aufnahme von Heinrich Steffens in Liebau (Schleſien).

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Entwurf für das Bismarck-Denkmal in Berlin von Johannes Schilling.

ohnehin noch gute Wege haben wird, ruhig ſo lange warten, bis dieſe kleindenkenden Herren die Luſt verloren hatten, ſich noch einmal lächerlich zu machen. Auch daß man den Künſtlern von vornherein die Beſchränkung auferlegte, Fürſt Bismarck dürfe nicht zu Pferde ſitzend dargeſtellt werden, wird von denjenigen Deutſchen, die dem Fürſten ein Nationaldenkmal zu ſetzen beabſichtigten, nicht verſtanden werden. Die Thatſache iſt ja richtig, daß in Berlin bisher nur preußiſche Könige in Reiterſtandbildern verewigt worden ſind. Dieſe Thatſache läßt ſich aber gewiß mehr auf preußiſche Sparſamkeit und auf den Geldmangel für künſtleriſche Zwecke zurückführen, als auf eine von Königstreue und Vaterlandsliebe diktierte künſtleriſche Etikette. Beſtände dieſe Etikette aber wirklich in Berlin — in Wien, wo Fürſt Schwarzenberg hoch zu Pferde ſitzt, beſteht ſie nicht —, dann hätte ſie in dieſem Falle gewiß ohne Schaden durchbrochen werden können. Es iſt ja nicht zu befürchten, daß Fürſt Bismarck viele Nachfolger haben wird, die ein Anrecht auf ein gleiches Denkmal ſich erwerben könnten, — ſchon deshalb nicht, weil hoffentlich niemals wieder einem Manne die gleiche Aufgabe geſtellt werden wird, die er gelöſt hat. Der Schreiber dieſer Zeilen hat den Fürſten Bismarck nicht ſelten und in den verſchiedenſten Situationen geſehen; am unvergeßlichſten aber iſt ihm das Bild, das der Fürſt bei dem Einzug der ſiegreichen Truppen nach dem franzöſiſchen Kriege bot. Da ritt der Fürſt ganz allein, von dem Kaiſer und ſeinem Gefolge von Prinzen und Heerführern durch einen Zwiſchenraum getrennt, auf einem mächtigen Pferde, einen der Lorbeerkränze, die aus allen Fenſtern der Linden den einziehenden Truppen entgegengeworfen wurden, über den Arm geſchoben. Und wer ihn einmal ſo zu Pferde geſehen hat, der kann ihn ſich nicht mehr anders vorſtellen, dem wird jedenfalls kein ihn anders darſtellendes Denkmal den Eindruck ſeiner Perſönlichkeit ganz wiedergeben. Die Mehrzahl der Künſtler, die ſich an dem Wettbewerb um das Bismarck-Denkmal beteiligt haben, ſcheinen den Fürſten überhaupt niemals geſehen zu haben. Denn das Charakteriſtiſche ſeiner Erſcheinung in den Jahren, in denen dieſe Erſcheinung für die Nachwelt feſtgehalten werden muß, war auf einem koloſſalen und doch ſchlanken Körper ein unverhältnismäßig kleiner Kopf und in dieſem kleinen Kopf das Alles dominierende Auge. Eine gute Anzahl der Bildhauer aber hat offenbar geglaubt, ein ſo großer Mann, wie Bismarck, ſei nur mit einem unverhältnismäßig großen Schädel denkbar, oder geiſtiges Übergewicht laſſe ſich nur durch eine willkürliche Vergrößerung des Kopfes charakteriſieren. Dieſer große Kopf ſitzt vielfach auf einem kleinen, breiten und gedrungenen Körper; in einem Falle hat der Künſtler ſogar dem Fürſten mit Hilfe eines Reitermantels, zu dem ihn wahrſcheinlich der dem Fürſten vom Kaiſer geſchenkte Mantel begeiſtert hat, einen regelrechten Buckel angeklebt, in dem der Hals ganz und der Kopf halb verſchwindet. Andere wieder ſtellen den Fürſten als einen eleganten Küraſſieroffizier dar, der ſehr ſtolz auf ſeine wundervoll ſitzenden, hohen Stiefel iſt. Elegant aber hat Fürſt Bismarck niemals ausgeſehen, — die Künſtler verwechſeln da Eleganz und Vornehmheit, was etwas himmelweit Verſchiedenes iſt. Eine große Anzahl von Künſtlern hat offenbar auch geglaubt, es handle ſich erſt in zweiter Linie um das Standbild des Fürſten, in erſter aber um die dekorative Ausgeſtaltung der Rampe des Reichstagsgebäudes. Zu einer ſo mißverſtändlichen Auffaſſung gab das Preisausſchreiben durchaus keinen Anlaß, und die Künſtler, die ſie trotzdem gewonnen haben, ſtellen ſich damit ein ſehr großes Armutszeugnis aus. Dem Beſucher der Ausſtellung drängt ſich die Überzeugung auf, daß das Komitee, wenn es ſchon jeden Entwurf zur Prüfung zulaſſen mußte, beſſer gethan hätte, eine große Anzahl derſelben von der öffentlichen Ausſtellung auszuſchließen. Mit ſolcher Sichtung wäre den Künſtlern eine große Wohlthat erwieſen worden. Wie es heißt, iſt das Komitee, trotzdem es zehn erſte, zehn zweite und zehn dritte Preiſe verteilt hat, entſchloſſen, keinen der Entwürfe zur Ausführung gelangen zu laſſen; man ſoll vielmehr mit dem Plane umgehen, aus zwei Entwürfen einen dritten zu kombinieren, indem man den Sockel des einen und das Standbild des anderen Entwurfes zur Ausführung beſtimmt. Etwas Einheitliches wird ſchwerlich dabei herauskommen. Am impoſanteſten erſcheint zweifellos einer der beiden Entwürfe, die Profeſſor Guſtav Eberlein ausgeſtellt hat. Profeſſor Siemerings mit einem erſten Preiſe gekrönter Entwurf knüpft an das Wort des Fürſten Bismarck an: „Setzen wir Deutſchland in den Sattel, reiten wird es ſchon können.“ Schillings Entwurf erſcheint für ein patriotiſches lebendes Bild ſehr geeignet. Am beſten, man ſchriebe eine neue Konkurrenz aus, mit weniger Preiſen und mehr Freiheit für die Künſtler.



Entwurf für das Berliner Bismarck-Denkmal von R. Siemering.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

(Zu Nr. 45.)

Fernweh iſt ein Weh wie viele,
Heimweh nagt wie keins.
Fernweh hat viel tauſend Ziele,
Heimweh hat nur eins.

Unſer Preisausſchreiben.

Der letzte Wettbewerb (Frauen-Daheim Nr. 39), ein geſchmackvolles Bortenmuſter in Kreuzſtich betreffend, hat unſeren Leſerinnen augenſcheinlich viel Vergnügen gemacht. Es kamen über hundert meiſt allerliebſte Muſter ein, unter denen das Kleemuſter von Fräulein Clara Hüttig in Leipzig von den Preisrichterinnen einſtimmig als das hübſcheſte erkannt wurde. Es erhielt den erſten Preis (15 Mark). Die ſtyliſierten Mäuſe des zweiten Muſters (10 Mark), das Fräulein Eleonore von Friedeburg in Karlsruhe eingeſandt, wurde nicht minder gut befunden, nur ſind geſtickte Mäuslein auf Decken und Kleidern nicht jedermanns Sache, und die langgeſchwänzten Tiere brachten es daher nicht zu der einwandfreien, einſtimmigen Anerkennung, die die Bedingung des erſten Preiſes iſt. Ein graziöſes Phantaſiemuſter, entworfen von Frau Marie Fexer in Kötzſchenbroda, erhielt den dritten Preis (5 Mark).

Von den übrigen Borten werden wir im Laufe der Zeit noch eine größere Anzahl abbilden und nach Abdruck honorieren. Wir fangen heute ſchon mit zwei einfachen, hübſchen Kleiderborten an, die ſich zum Schmuck der beliebten gelblichen Neſſelkoſtüme beſonders gut eignen. In der übernächſten Nummer ſollen weitere Abbildungen folgen.

Die Redaktion.

Erwerb.

Es dürfte für viele Leſerinnen von Intereſſe ſein, wenn wir ſie auf einen Beruf aufmerkſam machen, der für talentvolle Mädchen, welche ſich demſelben widmen wollen, eine ſchöne und geſicherte Zukunft bietet. Es iſt der Muſterzeichnerberuf für das Textilfach, der allerdings ein mehrjähriges und gründliches Studium vorausſetzt. Die ſeit dem Jahre 1886 beſtehende und weit über die Grenzen des Deutſchen Reiches rühmlichſt bekannte Königliche Webeſchule in Sorau N/L., von ſeiten der Königlichen Preußiſchen Staatsregierung zu einer Schule erſten Ranges ſpeciell für die Leinen- und Baumwollenbranche ausgebaut, mit den neueſten Hand- und mechaniſchen Webeſtühlen, Hilfsmaſchinen und ſonſtigen Apparaten, Dampfmaſchinen, Gasmotoren und elektriſchen Betriebsanlagen eingerichtet, hat in ihr Lehrprogramm auch die Ausbildung von Muſterzeichnerinnen aufgenommen und eröffnet am 3. Oktober laufenden Jahres den neuen Lehrkurſus. Die Ausbildung ſetzt dreijährigen Beſuch der Schule voraus und bietet den Schülerinnen nicht nur gründliche und allen Anforderungen einer Muſterzeichenſchule entſprechende künſtleriſche Ausbildung, ſondern gibt ihnen in eigenen Lehrkurſen, welche jedoch mit der Zeichenſchule eng verbunden und obligatoriſch ſind, auch techniſche Unterweiſung, d. h. Unterricht im Patronieren (Anfertigung der Zeichnungen und Entwürfe zum direkten techniſchen Gebrauch), Dekomponieren (Muſterzerlegung) und praktiſche Uebungen an den Hand- und mechaniſchen Webeſtühlen. Es geht alſo die künſtleriſche Ausbildung mit der techniſchen Hand in Hand, die Schülerinnen werden dadurch befähigt, nach Abſolvierung der Schule ſofort Stellungen mit größeren Anforderungen ausfüllen zu können. Die Zeichenſchule wird von einer altbewährten und bekannten Kraft geleitet, ſteht im Hinblicke auf Ausſtattung von Vorlagewerken, Modellen u. ſ. w. in keiner Weiſe anderen Schulen erſten Ranges nach und beſitzt eine bedeutende Muſterſammlung, beſtehend in neueren und älteren Muſtern, zu Studienzwecken. Auch iſt die Schule in der Lage, nach erfolgreicher Abſolvierung derſelben Stellungen nachzuweiſen. Penſionen in allen Preisanlagen unter Aufſicht der Direktion können nachgewieſen werden. Nähere Auskünfte koſtenlos durch die Direktion der höheren Webeſchule Sorau N/L.

Für die Reiſe.

Reiſekorbdecke. Den lieben Leſerinnen ſind gewiß die in jedem Tapiſſeriegeſchäft käuflichen Reiſekorbdecken bekannt. Da dieſelben nur klein ſind, erfüllen ſie nicht genügend ihren eigentlichen Zweck, nämlich, die in den Körben befindliche Garderobe vor eindringendem Staub zu ſchützen, weil dieſer nicht allein von oben, ſondern auch von allen Seiten eindringt. So will ich denn mitteilen, wie man eine praktiſche Schutzdecke herſtellt. Man kauft von recht breitliegender grauer Leinwand ſo viel Stoff, daß derſelbe noch um $^1/_2$ m länger als breit iſt, ſäumt ihn an allen vier Seiten und verſieht ihn je nach Belieben mit Zierſtich. Dann ſtickt man in das obere Ende entweder das übliche „Glückliche Reiſe!“ und in eine der Ecken das Monogramm des Beſitzers oder letzteres in die Mitte und zu beiden Seiten einige breite und ſchmale Kreuzſtichſtreifen, ungefähr $^1/_2$ bis 1 m in der Länge. Dieſe Decke legt man ſo in den noch leeren Reiſekorb, daß, nachdem die Garderobe darin iſt, das obere beſtickte Ende übergeſchlagen wird.

Amanda Gertrud.

Hausbier.

Als man noch genötigt war, das Bier mit Malz brauen zu müſſen, erforderte die Herſtellung von gutem Hausbier bedeutend mehr Arbeit als jetzt, wo man Malzextrakt verwenden kann. Man bringe 10 l Waſſer, 5 g kryſtalliſierte Citronenſäure, 10 g Salz, 300 g Zucker, 15 g Ingwer und eine Flaſche Malzextrakt (Löfflund oder Wachsmuth à 1 Mark) zum Kochen, ſchäume die Maſſe gut und ſtelle ſie alsdann zum Abkühlen in den Keller. Am Abend (nach etwa 6 bis 8 Stunden, wenn das Bier Blutwärme hat) verrühre man für 8 Pf. trockene Hefe mit etwas warmem Bier, und gebe dies dann unter gutem Durchrühren zu der Maſſe, die man dann bis zum nächſten Morgen kalt ſtehen läßt. Nun füllt man die obere Hefe ab und gießt dann ganz vorſichtig das Bier in ein großes Gefäß (z. B. einen Eimer) bis zur Bodenhefe, die nicht mit hinein darf. Das abgegoſſene Bier wird alsdann auf Flaſchen gefüllt, mit überſtehenden Korken ſehr feſt verkorkt und mit einem Band, wie Weißbierflaſchen (mit einem ſogenannten Champagnerknoten) zugebunden. Die Korken müſſen überſtehen, damit man die Flaſchen beim Gebrauch nicht mit einem Korkenzieher zu öffnen braucht, ſondern vorſichtig, ohne zu ſchütteln, den Korken ausziehen kann, um etwaige ſich unten in der Flaſche befindliche Hefe nicht aufzurühren. Nach drei Tagen iſt das dem Weißbier ähnliche, ſehr erfriſchende Bier trinkbar; es muß vorſichtig eingeſchenkt werden. Reſte des Bieres, das letzte in den Flaſchen vor der Hefe, laſſen ſich vorzüglich zu Bierſuppe verwenden. Die Maſſe gibt etwa 12 bis 13 große Flaſchen, die Koſten betragen für eine Flaſche ungefähr 12 Pf. Die Mühe iſt gering.

A. K. B.

Schuhzeug.

Lackſtiefel kann man ſehr lange ſchön glänzend, wie neu erhalten, wenn man ſie mit einer durchgeſchnittenen Zwiebel abreibt. Hernach werden die Stiefel mit einem wollenen Tuche nachgerieben. Hierdurch erhalten die Stiefel einen ſchönen Glanz und brauchen auch nicht mit Lack beſtrichen zu werden. **A. K. B.**

Eiweißgraupen. Man knetet feines Mehl mit Eiweiß zu einem feſten Teig, reibt dieſen dann auf einem Reibeiſen und trocknet die ſo entſtandenen Graupen ausgebreitet gut an der Luft. Zur Milch- oder Fleiſchſuppe verwendet, ſchmecken dieſe Graupen gut, doch müſſen ſie, da ſie ausgetrocknet ſind, ziemlich lange kochen.

Auflauf von Pflaumenmus. 3 Löffel Pflaumenmuß werden gut mit 3 Löffeln ſaurer Sahne durchgerührt und mit 1 oder 2 Löffel Zucker, je nach Geſchmack, verſüßt. $^1/_2$ Löffel voll Kartoffelmehl wird hineingethan und die Maſſe 20 Minuten gerührt, währenddeſſen man allmählich den Schnee von 5 oder 6 Eiweiß löffelweiſe hineinthut. In einer Blech- oder feuerfeſten Porzellanform wird der Auflauf $^1/_2$ Stunde in einem nicht zu warmen Ofen gebacken.

Pfefferminzzucker ſelbſt zu bereiten. Ein Pfund Zucker wird mit einer Obertaſſe Waſſer geläutert oder auch nur auf kaltem Wege klar gerührt, ſodann rührt man nach und nach noch ein Pfund fein geſtoßenen Zucker hinzu, und rührt ſo lange, bis man eine durchaus klare Maſſe gewonnen hat. Hierauf gießt man für 40 Pfennige Pfefferminzöl, wie man es in Droguerien und Apotheken bekommt, hinzu und gießt die Maſſe auf ein mit Papier belegtes Blech. Die Maſſe wird in paſſende Stücke geſchnitten, ſolange ſie noch weich iſt. Dieſer Zucker iſt beſonders in der Hitze ſehr erfriſchend und ſchmeckt beſſer, als die gekauften Pfefferminzpaſtillen. **L. v. B.**

Schweinsniere und Kalbsgehirn (öſterreichiſches Gericht). Man ſchneidet eine Niere in feine Scheibchen, ſalzt, pfeffert und bratet ſie 5 Minuten in Schweinefett mit fein gewiegter Zwiebel. Zu gleicher Zeit häutet man ein Kalbsgehirn, wäſcht es mehrmals in friſchem Waſſer und bratet es ebenfalls in Schweinefett mit gewiegter Zwiebel 6 Minuten. Man richtet beides nebeneinander an oder legt die Niere in die Mitte, das Hirn ringsherum und gibt es abends mit Bratkartoffeln und Sauerkraut oder friſchem Salat. Man kann auch Schweinsgehirn und Hammelnieren verwenden. **L. v. B.**

Auskunft.

Fr. 146. Als ebenfalls unbemittelte Lehrerin, die in Reichenhall zur Kur weilt, bin ich wohl am geeignetſten, die betr. Frage zu beantworten. — Machen Sie eine Eingabe an das Kgl. Badekommiſſariat, in der Sie um Dispenſation von der Kurtaxe (15 Mk.) auf Grund beizulegender Atteſte bitten. Dieſe ſind: 1. ein ärztliches Atteſt, in dem Ihnen Reichenhall als Kurort verordnet iſt; 2. eine Beſcheinigung von der Ortsbehörde (geſtempelt), in der geſagt wird, daß Sie ſo und ſo viel Gehalt und außerdem kein Vermögen beſitzen. Daraufhin erhalten Sie bedingungslos die Befreiung von der Kurtaxe. Bäder, Inhalationen und ſonſtige Kureinrichtungen ſind in Privathänden; eine Preisermäßigung dafür können Sie erſt bei perſönlicher Vorſtellung hierſelbſt erhalten; verſehen Sie ſich zu dieſem Zwecke noch mit einigen Atteſten von der Ortsbehörde Ihrer Heimat. Die Kurtaxermäßigung bedeutet ja an ſich nicht viel; Sie erhalten aber (nach einem preußiſchen Geſetz) auf die Beſcheinigung der Badeverwaltung eines jeden Badeortes, daß Sie von der Kurtaxe befreit ſind, im ganzen preußiſchen Staate eine Eiſenbahnfahrpreisermäßigung auf $^1/_3$ des gewöhnlichen Preiſes. Zu dieſem Zwecke zeigen Sie am Schalter ein paar Stunden vor Ihrer Abreiſe 1. die Beſcheinigung der Badeverwaltung, 2. ein Atteſt des Arztes, 3. ein ſolches der Ortsbehörde (in dem geſagt wird, daß Sie ohne Fahrpreisermäßigung nicht im ſtande ſind, die Reiſe nach Bad . . . zu der Ihnen ärztlich verordneten Kur anzutreten) vor, und Sie erhalten darauf eine Militärfahrkarte zu $^1/_3$ des Preiſes 3. Klaſſe und 25 kg Freigepäck. Für Bayern, Sachſen, Öſterreich müſſen Sie eine beſondere Eingabe mit Beilage der Atteſte machen. In dieſem Falle alſo: An die Königl. Bayriſche Generalverwaltung der Kgl. Bayr. Staatseiſenbahnen in München. Bitten Sie gleich um die Ermäßigung für Hin- und Rückweg und geben Sie die Reiſeroute genau an. Unter 10 Mk. die Woche werden Sie in Reichenhall kein Zimmer erhalten, wenigſtens nicht in den Villen; Mittag 1,50 Mk., ohne Bier. In der Nachſaiſon, vom 15. Auguſt ab oder 1. September, iſt es etwas billiger. — In Reinerz in Schleſien habe ich voriges Jahr mit der Kurtaxe zugleich Bäder, Molken, Milch, Douchen frei gehabt, da dort alles in den Händen der Kurverwaltung liegt. — In Salzbrunn (Schleſien) gibt es auch ein Lehrerinnenheim, in dem Sie bei rechtzeitiger Meldung Wohnung und Koſt frei haben können. — In Soden im Taunus gibt es für Unbemittelte ein „Krankenheim Betheſda“, in dem ganze Freiſtellen und Zahlſtellen zu 2,50 Mk. für alles zu haben ſind. Schreiben Sie nur an die betr. Badeverwaltung, und Sie erhalten umgehend franko einen Proſpekt zugeſchickt. — Wenn Sie es vorziehen, hierher zu gehen, ſo rate ich Ihnen, die Hochſaiſon erſt vorübergehen zu laſſen. Dann ſteigen Sie im „Deutſchen Haus“ ab (billig und gut) und ſuchen ſich von dort aus ohne Übereilung eine paſſende Wohnung (Villen am Nonnwege ſind zu empfehlen).

E. B., Lehrerin, z. Z. in **Reichenhall.**

Fr. 150. Überziehen Sie die Bettſtelle mit Kopal-Lack; falls die Farbe ſchon zum Teil abgegangen iſt, überſtreichen Sie ſie mit derſelben Farbe, aber Siccativ (Trockenſtoff) darunter gemengt, dann kann der Kopal-Lack fortfallen. **H. B.** in **C.**

Auf die Frage 148 kann ich bemerken, daß ich aus der Blechfabrik von W. Hoffmann in Bad Kreuznach die ſchönſten abgetönten Blechwaren zum Bemalen vorgefunden habe und dorther beziehe. Die Fabrik hat einen weitverbreiteten Ruf und ſchickt die Sachen an die größten Kunſthandlungen.

E. Eccardt in **Bad Kreuznach.**

M. v. B. Gegen die praktiſche Verwendbarkeit des „Dikatopters“ zu Hauſe und im Freien zum Skizzieren von Landſchaften 2c. iſt vielfach bemerkt worden, daß die Zeichenfläche des Inſtruments zu winzig und die Gebrauchsanweiſung viel zu kurz ſei. Unter Beobachtung der dem Fabrikanten und mir zu Ohren gekommenen Bemängelungen wird nun die Herausgabe des „Großen Dikatopter“ ins Werk geſetzt, welcher ohne Koſten an jedem Tiſche oder Zeichenbrette befeſtigt werden kann und das bisherige Inſtrument in jeder Weiſe übertrifft, da u. a. das Bildfeld bis auf 180×100 cm□ geſteigert werden kann. Sobald dies Inſtrument lieferfähig ſein wird (Anfang Oktober d. J.), wird die Ankündigung desſelben erfolgen.

M. H. in **Brandenburg.** Zu Frage 152 kann ich die Mitteilung machen, daß hier in Goslar, einer Stadt von 14 000 Einwohnern, Garniſon und vielen Beamten 2c., zwei bis vor kurzem beſtehende Kindergärten eingegangen ſind aus perſönlichen Gründen, da die eine Dame ſich verheiratet und die andere eine Anſtellung als Elementarlehrerin angenommen hat. Zu jeder weiteren Auskunft, mündlich wie ſchriftlich, iſt gern bereit

Frau **Mathilde Lippelt,**
Goslar a/Harz, Oſterfeld 2.

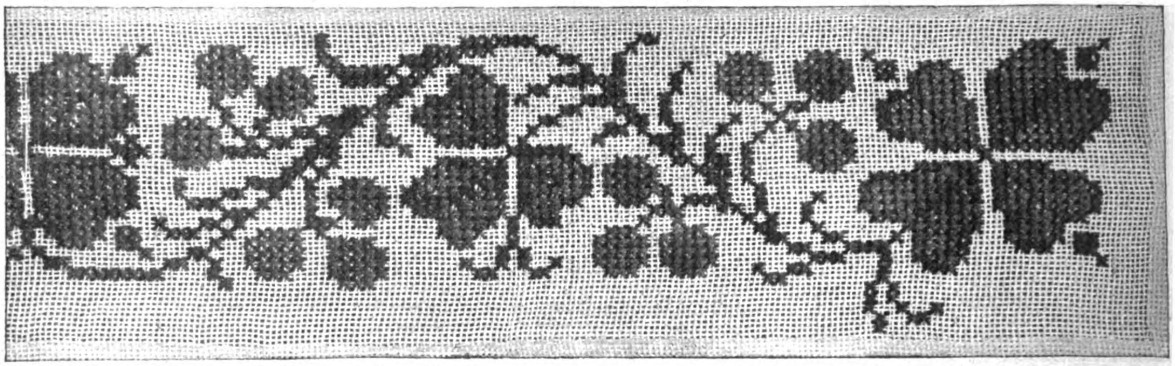
Redaktionspoſt.

Frau **M. M., Baden.** Solche Geſuche müſſen dem Inſeratenteil überlaſſen bleiben!

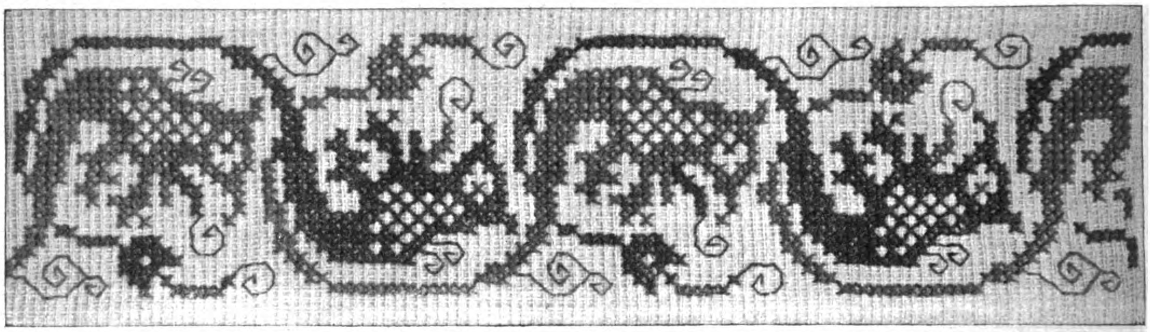
Marie Sch. in **Berlin.** Ihre Frage können wir unmöglich aufnehmen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

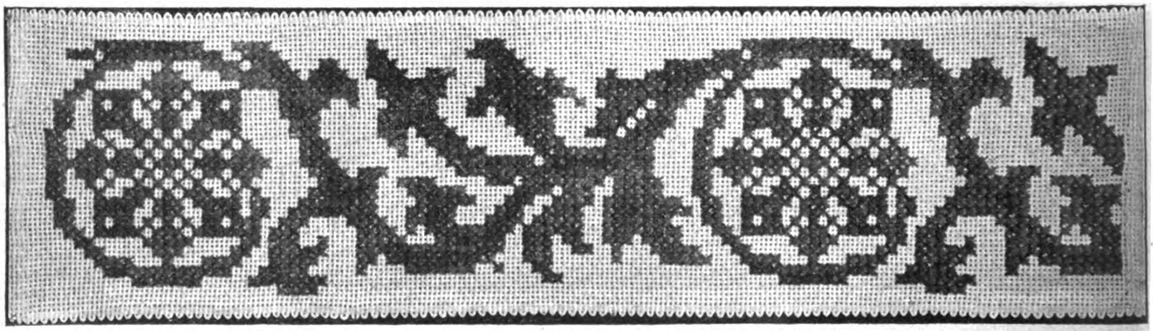
Preisgekrönte Bortenmuſter.



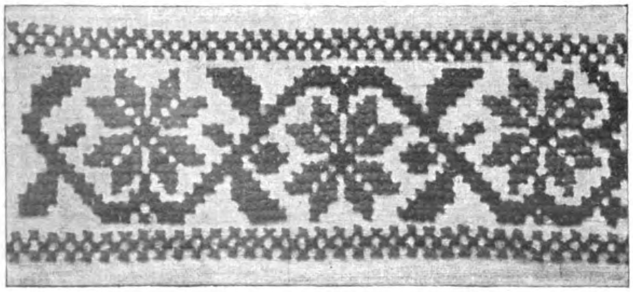
Borte (Kleemuſter) I. Preis. Einſenderin: Fräulein Clara Hüttig in Leipzig, Czermaksgarten 7.



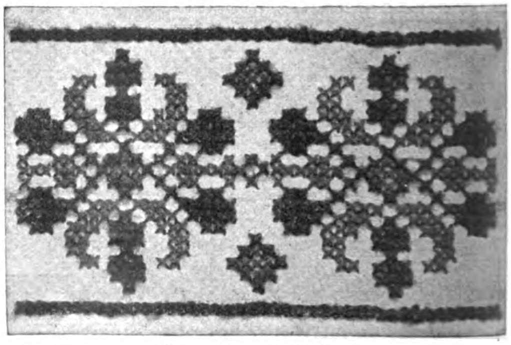
Borte (ſtiliſiertes Tiermuſter) II. Preis. Einſenderin: Fräulein Eleonore von Friedeburg in Karlsruhe i. B.



Borte (Phantaſiemuſter) III. Preis. Einſenderin: Frau Marie Fexer in Kötzſchenbroda.



Borte, verwendbar zu Kleidern u. ſ. w.
Einſenderin: Johanna Schäfer, Meiderich (Rheinland).



Borte zu Kleidern u. ſ. w.
Einſenderin: Frl. Suſanne Tränkner, Strehla a. d. Elbe.

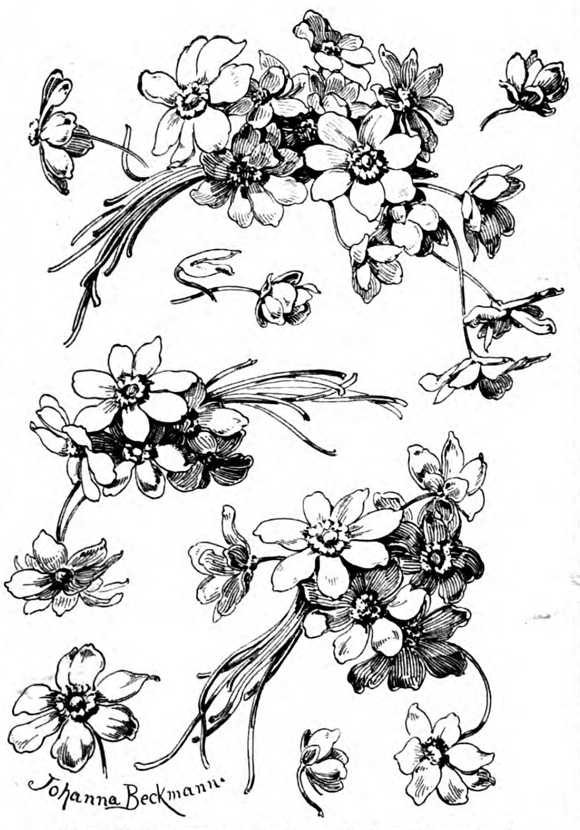
(Zu Nr. 46.)

Es gibt Arbeit der Seele —: Verwinden, ertragen,
Vergeben, nach Täuſchungen wieder vertraun,
Das iſt viel ſchwerer als Bäume ſchlagen,
Das iſt viel härter als Steine haun.

Verſöhnung.

„Liebe, lange Angewöhnung
Löſt kein raſcher Zank im Nu,
Und am Ende die Verſöhnung
Zieht den Knoten feſter zu.“

Dieſe ſinnige Strophe aus Rückerts „Liebesfrühling“ hat ſich gewiß ſchon oft auch im Freundſchaftsleben bewahrheitet; oft haben ſich wiederverſöhnte Herzen, deren Freundſchaft ein Streit, ein Mißverſtändnis geſtört und getrennt hatte, wieder um ſo inniger und wärmer an einander geſchloſſen, nachdem erſt das gegenſeitige Vermiſſen und Entbehren ſie recht empfinden gelehrt, wie teuer, wie unentbehrlich ſie eines dem anderen ſind. Gewiß wird jeder gern, eine Kränkung oder Beleidigung vergeſſend, die ihm dargebotene Hand der Verſöhnung ergreifen, oder, wenn er der Schuldige war, freudig die Hand bieten, die zerriſſenen Freundſchaftsbande neu zu knüpfen, oder nach des Dichters Worten, den Knoten feſter zu ſchnüren, der die Herzen verbindet. Dennoch gibt es Fälle und Verhältniſſe, wo die Bemühungen, eine Verſöhnung zwiſchen Getrennten zu ſtande zu bringen, beſſer ungeſchehen bleiben. Entſpringt ein Zerwürfnis aus tiefinneren Herzens- und Seelenkonflikten, aus der ſchroffen Verſchiedenheit der beiderſeitigen Temperaments- und Charakteranlagen, der Meinungen und Anſichten, des Gefühls- und Gemütslebens, aus der Erkenntnis der Unmöglichkeit eines innigen, herzlichen Verkehrs, iſt der Bruch ſomit ein faſt unvermeidlicher geweſen, ſo kann eine Verſöhnung auch nur ein loſer, unhaltbarer Kitt ſein, der bei der erſten Berührung aufs neue zu einem Bruch, zu neuer Entfremdung führen muß. Verzeihend, ohne Groll und Haß, gehe man in ſolchen Fällen lieber getrennten Weges weiter, den, welchen wir einſt unſeren Freund nannten, dem wir einen Teil unſeres Herzens ſchenkten, zu den uns Fremden, Gleichgültigen zählend. Freilich ohne Kummer, ohne Herzweh vollzieht ſich eine Trennung zwiſchen Menſchen, die einander nahe geſtanden, nie, und ein Stachel bleibt nach ſolcher Erfahrung im Herzen zurück, ſo viel auch die Vernunft gegen die weichen Herzensregungen ankämpfen mag. Um uns ſolche Schmerzen zu erſparen, müſſen wir ſehr vorſichtig im Schließen von Freundſchaftsbündniſſen ſein. Nicht nach flüchtigem Gefallen, nach oberflächlicher Wertſchätzung, erſt nach tiefer Erkenntnis des Weſens eines anderen ſollten wir die Hand deſſen, der uns ſeine Freundſchaft bietet, erfaſſen, um ſie dann lebenslang feſtzuhalten. Denn um wahre Freundſchaft iſt es etwas Heiliges und Großes, ſie iſt ein Gottgeſchenk, eines der herrlichſten Güter, welche uns das Erdenleben bieten kann. Darum ſoll man keinen leichtſinnigen Mißbrauch damit treiben, nicht wahllos und unbedacht Freundſchaften ſchließen und wieder löſen, wenn das vermeintliche Edelmetall ſich als Flitter und Truggold erweiſt. Man ſoll auch locker und oberflächlich geſchürzte Bande, die Menſchen zuweilen einander nahe bringen, ohne daß Herz und Gemüt dabei beteiligt ſind, nicht mit dem Namen Freundſchaft bezeichnen. Doch auch die wahre Freundſchaft kann Trübungen und Störungen unterworfen ſein, auch zwiſchen den beſten Freunden kann, von fremder Hand geſät, ein Samenkorn der Zwietracht aufſchießen, kann „ein raſcher Zank im Nu“ entflammen. Denn wir ſind alle menſchlichen Schwächen unterworfen und ermangeln des Ruhmes. Sollte Dir das je geſchehen, ſo laſſe die Sonne nicht untergehen über Deinem Zorn; aus dem Händedruck der Verſöhnung wird die wahre Freundſchaft inniger und gefeſteter hervorgehen. Verſcherze aus falſchem Stolz nicht das köſtlichſte Gut, denn, wie Jeſus Sirach ſagt: „Ein treuer Freund iſt mit keinem Geld noch Gut zu bezahlen. Ein treuer Freund iſt ein Troſt des Lebens.“



Blaue Waldanemonen. Vorlagen für Porzellanmalerei.

Kunſt im Hauſe.

Blaue Waldanemonen (Leberblumen). In kleine Sträuße und Gruppen geordnet, möchte ich unſere blauen Waldanemonen als Vorlage für Malereien in Vorſchlag bringen. Ich denke ſie mir in hübſcher Raumverteilung auf ein Service gezeichnet. Man wählt der Größe jedes Gefäßes entſprechend kleinere oder größere Bouquets und bildet hier und da durch Weglaſſen und Hinzuſetzen einzelner Blüten neue Gruppen. Das Porzellan ſoll nicht zu ſehr bemuſtert ſein, ſo daß jedem Teil volles Intereſſe geſchenkt werden kann. Die Malerei ſoll ganz einfach wirken; bunte Sachen pflegen im Zimmer ja ohnedies genug vorhanden zu ſein. Man reibt Blauviolett zurecht — oder miſcht, wenn dies etwa der Skala fehlt, Blau mit etwas Ocker und Roſenpurpur. Nun malt man die Blumen, legt die Mitten gelblichgrün an, gibt den Stengeln ihre weiche, rötlichgrüne Naturfarbe, ſpäter zeichnet man ab und zu Konturen und dunkle Stellen ein. Nachdem die Farben ein wenig getrocknet ſind, radiert man die feine Zeichnung hinein und ergänzt die Mitten durch feſt und klar gezeichnete Linien. Die Sachen erfordern nur ein einmaliges Brennen. Weitere Verwendungen unſerer Vorlagen ſind: die Anemonen werden auf ein Kiſſen von weißer oder blaßgelber Seide oder auf einen Fächer gemalt. Ich möchte raten, einmal einen feinen hellen Tiſchläufer mit dieſen Blüten in flachem Plattſtich (nicht Baumwolle unterlegen!) zu arbeiten, entweder in helllila Seide oder nach Wahl in allen zarten, nicht zu ſprechenden Farben, die zu Gebote ſtehen.

Über das Ausſchneiden der Tafel- und Weintrauben.

Sobald die Beeren der Weintrauben die Größe einer Erbſe erreicht haben, muß man die wenigſt entwickelten Beeren ausſchneiden. Dadurch bekommt man vollkommene Tafeltrauben, mit dem beſten Geſchmack, zu den höchſten Preiſen. Selbſt bei den lockeren Trauben muß ſtets ein Teil der Beeren ausgeleſen und zu Gunſten der übrigen entfernt werden. Man ſchneidet ſie behutſam mit einer ſpitzen Scheere aus, bis zu etwa zwei Drittel der Beeren. Der Erfolg dieſer Arbeit iſt ein überraſchend lohnender. Die Beeren reifen gleichmäßiger, ſie werden wohlſchmeckender und größer. Die Trauben ſelbſt bekommen eine hübſchere Form und ein größeres Gewicht; daher haben ſie auch höheren Wert im Verkauf. Auch ſtellen ſich nie ſchlechte, faule Beeren bei den ausgeſchnittenen ein. Wer ſich ein einziges Mal dieſe doch nur geringe Arbeit gemacht hat, wird ſie jedes Jahr des großen Vorteiles wegen wieder beſorgen. **A. K. B.**

Frauenheim.

Der im Jahre 1894 begonnene Erweiterungsbau des weithin bekannten Frauenheims zu Görlitz wird in einigen Wochen vollendet und zur Aufnahme neuer Mitglieder eingerichtet ſein. Dadurch wird der Verein „Frauenheim“ in die glückliche Lage verſetzt, ſtatt 16 nunmehr 40 Damen gebildeter Stände aufzunehmen und ihnen Schutz und Wohnung, nebſt völligem Unterhalt, Bedienung und freie Hilfe in Krankheit zu gewähren. Durch Hinzulegung eines ca. 1½ Morgen großen Gartenſtückes iſt der ſchon vorhandene große, ſchattige Garten bedeutend vergrößert. Der Verein „Frauenheim“ zu Görlitz iſt finanziell gut fundiert und hat durch Allerhöchſten Erlaß vom 1. Mai 1894 die Rechte einer juriſtiſchen Perſon erhalten. Penſionspreis jährlich 700 bis 1400 Mark (auch Freiſtellen). Damen, welche geſonnen ſind, in das Heim einzutreten, werden erſucht, ſich baldigſt an die Vorſitzende des Verwaltungsrats des Vereins „Frauenheim“, Frau Stadtrat Tſchierſchky zu Görlitz, zu wenden.

Für die Küche.

Brottorte. Zuthaten: ½ Pfund geriebenes, feingeſiebtes Schwarzbrot, zwölf ſüße, ſechs bittere Mandeln, die abgeriebene Schale einer Citrone, einen Eßlöffel geſtoßene Pomeranzenſchale, zwei Eßlöffel Kakao, ½ Pfund feinen Kochzucker und zwölf Eier. Zuerſt werden die Eigelb mit dem Zucker ſchaumig gerührt, dann kommt das mit den Gewürzen vermiſchte Brot dazu, zuletzt der Schnee von den zwölf Eiern. Iſt die Maſſe gut durchgerührt, thut man ſie in eine mit Butter ausgeſtrichene und mit Brot beſtreute Form und bäckt ſie bei mäßiger Wärme eine Stunde. Gibt man die Torte heiß, ſo gießt man vor dem Anrichten eine Flaſche heißen, ſüßen Rotwein darauf. Kalt wird ſie mit Schlagſahne garniert. Dieſe Torte kann acht Tage aufbewahrt werden. **Grete.**

Redaktionspoſt.

Langjährige Abonnentin in **Potsdam** und **Z.** in **England.** Ihre Fragen nach Penſionen in Genf oder überhaupt der franzöſiſchen Schweiz finden Sie im Daheim-Anzeiger vielfach, faſt in jeder Nummer beantwortet.

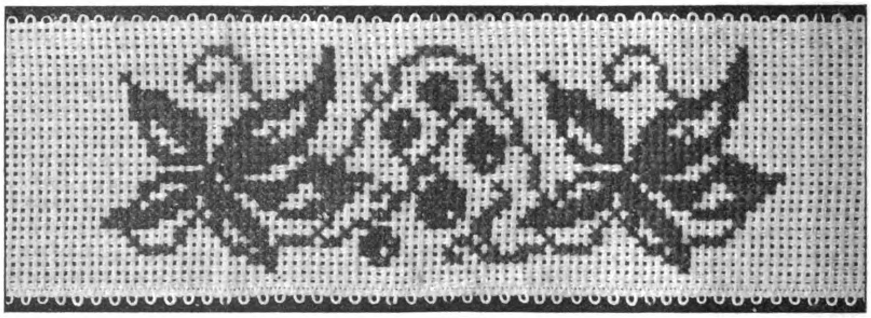
✳

(Zu Nr. 47.)

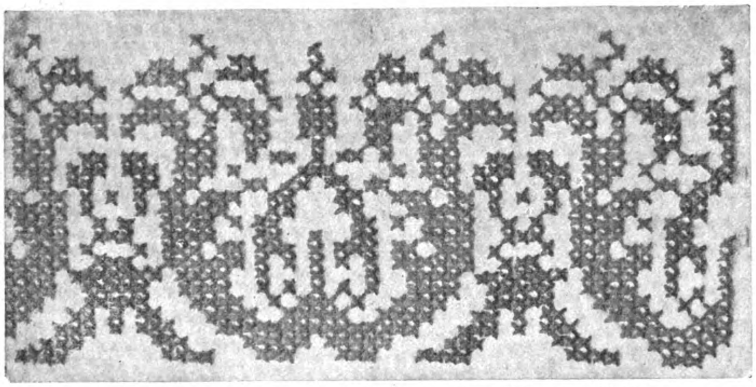
Das Leben, richtig angeſchaut,
Gibt gute Bücher. Doch daneben
Hat ſich gewiß auch manches Leben
Nach guten Büchern aufgebaut.

Alleinreiſende Damen.

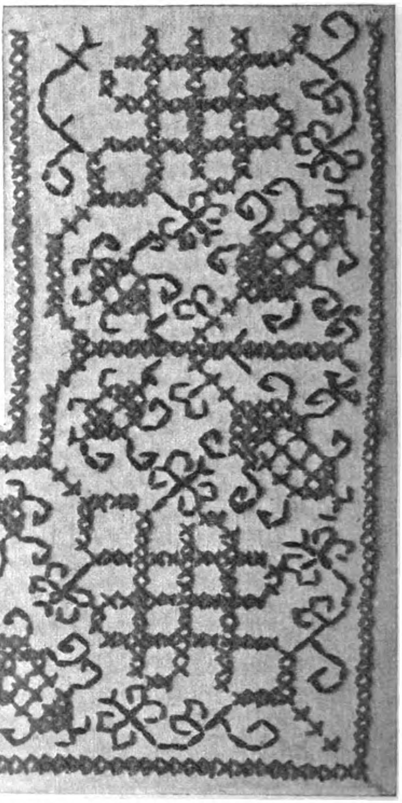
Zur Zeit unſerer Mütter noch war das Alleinreiſen von Damen, wenn ſie nicht gerade in Methuſalems Alter ſtanden, faſt unmöglich, erregte Aufſehen und unterlag der Nachrede. Man mußte ſich eine Reiſebegleitung ſuchen oder einen dienſtbaren Geiſt mitnehmen, wenn man die umſtändliche Poſtkutſchenfahrt antrat, gegen die unſer heutiges Reiſen allerdings wie ein Kinderſpiel erſcheint. Aber die Welt muß ſich an vieles gewöhnen! Als das Schlittſchuhlaufen in Aufnahme kam, fand man es in hohem Maße unpaſſend für die weibliche Jugend; eine Generation weiter, ſehen wir es zum Allgemeingut geworden, und die Zeit der Radfahrerin iſt nun auch angebrochen! Alleinreiſende Damen ſind längſt ein ſtändiger Typ unſeres reiſenden Publikums geworden. Traurig wäre es auch, ſollten die vielen alleinſtehenden Damen nicht auch ihre Sommerfriſche genießen, ſich durch eine Reiſe erfriſchen können! Allerdings aber gibt es für die alleinreiſende Frau ungleich mehr zu beachten, wie für die Herren der Schöpfung. Der Mann iſt eben immer „Mann's genug“, ſich jeder Lage gewachſen zu zeigen, ihm iſt es ein Leichtes, ſich Läſtige vom Hals zu halten, Dreiſtigkeit zu begegnen, er kann ſich bewegen, wie es ihm paßt. Die Frau muß ſtets eingedenk ſein: es iſt ihr Auftreten, ihr Benehmen, das die Art ihrer Aufnahme, den Grad der Rückſicht, den man ihr zollt, beſtimmt. Wer zu ſchüchtern iſt, kommt zu kurz, wer ſo lebhaft luſtig, wie etwa ſonſt unter dem Schutze des Bruders, des Gatten, iſt, wird leicht falſch beurteilt. Ein ruhig-ſicheres Benehmen verſchafft auch der jüngſten Alleinreiſenden Geltung und Rückſichtnahme. Wer allein reiſt, kleide ſich einfach, anſpruchslos, deſto weniger neugierige Blicke werden zu befürchten ſein. Man füge ſich den Gebräuchen des Gaſthauſes, ohne zu mäkeln; beſonders im Auslande richte man ſich nach der Landesſitte, ohne immer ein: „Bei uns zu Hauſe iſt das ſo!“ auf den Lippen zu haben. Wer allzuviel Anſprüche macht, verrät, daß er Neuling im Reiſen iſt. Wer viel gereiſt iſt, weiß ſich zu beſchränken. Man verlange nie Gefälligkeiten von Angeſtellten des Hauſes, ohne ſie entſprechend zu honorieren. Man erkundige ſich nicht alle Augenblicke nach dieſem und jenem und vermeide es, fortwährend Rat einzuholen, man wird ſonſt leicht als ungewandt und unſelbſtändig gering geachtet und benachteiligt. Das Reiſen will gelernt ſein, wie alles im Leben, und mit einigem Zittern und Zagen mag ſo manche Alleinreiſende auf ihrer erſten Fahrt kämpfen. Da führt ſie der überlegen lächelnde Oberkellner in ein großes, luxuriöſes Gemach mit Balkon in erſter Etage (und ihr Geldbeutel reicht doch nur für die dritte), — „Madame wünſcht ohne Zweifel das Diner hier oben ſerviert?“ Und das dumme Herz klopft und der Mund ſtottert, und kaum gelingt uns eine murmelnde Oppoſition. Aber der Kellner mit ſeiner herablaſſenden Miene! Und wie nun zurücktreten, ohne das Gefühl, ſich blamiert zu haben? Um nicht übervorteilt und unangenehm überraſcht zu werden, empfiehlt es ſich daher für alleinreiſende Damen, vorher mit dem Wirt zu accordieren. Ich habe es immer für ratſam gefunden, von der Heimat aus mit dem betreffenden

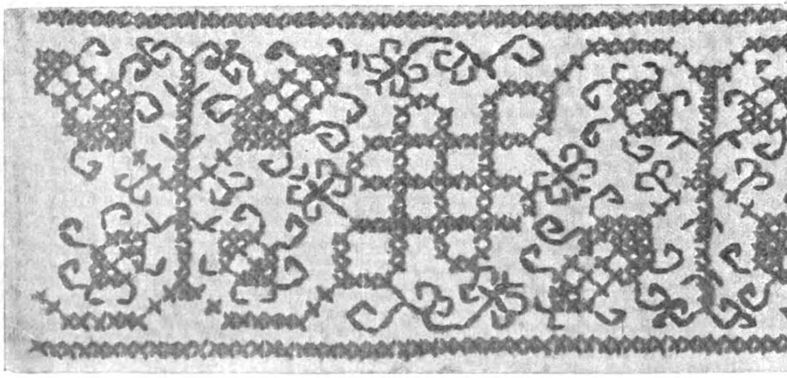


Kreuzſtichborte. Von Johanna von Zanthier, Freiburg i. S.



Kreuzſtichborte. Von Frau Kantor Scheifler in Groß-Läßwitz bei Maltſch.





Kreuzſtichborte. Von Fräulein Ottilie Leumann, Straßburg i. E.

Hotel, Penſion ꝛc. zu korreſpondieren, ausführliche Erkundigungen einzuziehen, und falls es mir paßte, den Tag meiner Ankunft anzuzeigen, mit der Bemerkung, daß ich mich an Ort und Stelle entſcheiden würde. Ich bin auf dieſe Weiſe nie unangenehm enttäuſcht geweſen. Es werden uns manche Fragen ſchriftlich leichter; man vergißt das eine oder das andere, wenn man, vielleicht befangen oder ermüdet, mündlich fragt. Auch entgehen wir der Möglichkeit, einen ruhigen Vergleich zu ziehen mit dem, was uns vielleicht ſonſt geboten wird, wenn wir uns erſt bei der Ankunft nach allem erkundigen. Den Wirten erſcheint eine Dame, die vorher accordiert, als geübte, erfahrene Reiſende, und ſie wird demgemäß behandelt. Ich habe einmal geleſen, Damen ſeien auf Reiſen unbeliebter, weniger gern geſehen, als Herren. Ich habe nie über dieſen Punkt zu klagen gehabt; allerdings aber habe ich mich manchmal in die Seele meiner Mitreiſenden hineingeſchämt und hätte es begreiflich gefunden, wenn die Wirte unliebenswürdig geworden wären. Ja, gar manche kleine Unarten werden noch immer von alleinreiſenden Damen, beſonders aus kleinen Städten und kleinlicher Umgebung verübt: Das allzu knappe Trinkgeldgeben, das Einſtecken von Zucker und Deſſert, das Vermeiden von Wein- und Biergenuß, das Mitführen eigener Lichte u. ähnl. Wie ich vor der Abreiſe, nachdem die Reiſeroute feſtgeſetzt, mit den Hotels korreſpondiere, ſo mache ich mir auch, oder laſſe mir einen genauen Fahrplan machen. Es gibt jetzt in größeren Städten ſogenannte internationale Reiſebureaus oder Auskunftsſtellen auf den Bahnhöfen, welche für 1 bis 2 Mk. die genaue Route nach den neueſten Fahrplänen zuſammenſtellen. Wer im Gebrauch des Kursbuches ungeübt iſt, wende dieſe kleine Summe an; er wird es nicht bereuen. Ein abſchreckendes Beiſpiel ſind mir immer diejenigen geweſen, die alle ihre Bekannten um ausführliche Auskunft bitten, ſich hier ein Kursbuch leihen, dort ſich Notizen über Fahrgelegenheit, Preiſe ꝛc. geben laſſen von Freunden, die den Ort vor Jahren beſuchten. Schließlich ſtellt ſich das Kursbuch als veraltet heraus, und die Betreffende wird auf allen Zwiſchenſtationen der Schrecken der Stationsvorſteher und Kondukteure. — Nächſt dem Reiſeplan, den man am beſten in ein handliches Notizbuch einträgt, mache man ſich einen genauen Koſtenanſchlag, der ebenfalls mitgenommen und ſpäter nach der Wirklichkeit ergänzt wird. Er bietet ſo alsdann einen intereſſanten Vergleich und Anhalt für ſpätere Reiſen. Wenig, aber mit Überlegung zuſammengeſtelltes Gepäck; eine innen zuzuknöpfende Bruſttaſche in dem Reiſekleid für das Reiſegeld, wenn man nicht vorzieht, einen Check auf ein Bankhaus mitzunehmen oder ſich aus der Heimat kleinere Geldſendungen per Poſtanweiſung zu verſchiedenen Terminen machen zu laſſen! Und nun noch eins, worauf die alleinreiſenden Damen beſonders achten ſollten. Unterwegs ergeben hundert Zufälligkeiten die Anknüpfung mit anderen Reiſenden. So falſch es iſt, ſich völlig gegen jede Annäherung zu verſchließen — oft entgehen uns auf dieſe Weiſe die intereſſanteſten Bekanntſchaften — ſo ſehr wird gerade eine alleinreiſende Frau auf der Hut ſein müſſen vor allzugroßer Vertrauensſeligkeit. Ein wenig Reſerve zeugt von Erfahrung, Menſchenkenntnis und Selbſtkontrolle und gewinnt eher und gediegenere Bekannte als ein lebhaft entgegenkommendes Weſen; letzteres iſt nur am Platze, wo wir völlig orientiert über unſere neue Bekanntſchaft ſind: „Denn nur da gib ganz Dich hin, wo Du ganz Dich wiederfindeſt.“ **Helene.**

Nadelkiſſen.

(Für Kinderhände.)

Die hübſchen, doch giftigen Fliegenpilze mit ihren ſcharlachroten Köpfchen auf ſchlankem, weißem Stiel ſind Euch ſicherlich bekannt. Obwohl nun in natura ein „Rührmichnichtan“, können ſie in künſtlicher Nachbildung keinen Schaden ſtiften und würden ſich als Nadelkiſſen auf Mütterchens Nähtiſch reizend ausnehmen. Fertigen wir ihr daher ein ſolches als Geburtstagsgabe! Hierzu ſchneiden wir zunächſt aus ſtarkem Karton oder einem Cigarrenbrettchen eine Rundung, deren mittlerer Durchmeſſer 8 cm beträgt, bekleben dieſelbe auf beiden Seiten mit grünem Glanzpapier und befeſtigen mitten auf dieſem Brettchen ein 5—6 cm hohes, dünnes, rundes Holzſtäbchen als Stiel, den wir glatt und feſt mit einem weißen oder elfenbeinfarbenen Sammet- oder Plüſchfleckchen bekleben, das Mütterchen vielleicht von einem alten Hut oder aus ihrem Flickenvorrat hergibt. Anderenfalls wandern wir zur Putzmacherin, die uns unſere Sommer- und Winterhüte liefert, und bitten höflichſt um ein paar geeignete Abfälle, die ſie uns gewiß bereitwilligſt geben wird. Den fertigen Stiel leimen wir mitten auf dem Bodenbrettchen feſt und treiben dann noch, zu größerer Sicherheit, von der unteren Bodenfläche aus einen 1 cm langen Drahtſtift mit plattem Kopf durch Boden und Stiel. Für das zur Aufnahme der Nadeln beſtimmte Köpfchen des Pilzes fertigen wir ein 5 cm großes, kreisrundes Polſterkiſſen, mit Sägemehl- oder Sandfüllung, beziehen dasſelbe mit ſcharlachroter Seide und nähen es mit ſeiner flachen Seite auf dem Stiel feſt. Das Bodenbrettchen bekleben wir nun dicht mit natürlichen Mooszweiglein, deren Stiele wir in Dextrin tauchen und dann feſt aufdrücken, ſo daß das Moos hochſteht und wie ein Stückchen Waldboden erſcheint. — Ganz beſonders geſchickte Hände können das rote Seidenköpfchen des Pilzes noch mit kleinen, loſen Muſchen aus weißer Seide beſticken, wodurch der Pilz noch natürlicher wird.

Tante Margot.

Praktiſches fürs Haus.

Die Hausfrau, die weder Eisſchrank noch Eiskiſte beſitzt, hat im Sommer oft mit Schwierigkeiten zu kämpfen, ihre Vorräte gut und friſch zu erhalten. Namentlich Dauerware, Göttinger Wurſt, Schinken, Rauchfleiſch iſt im Sommer oft recht ſchwer aufzuheben. Die Vorratskammer iſt zu warm, und im Keller laufen die Sachen an. Alle derartigen Vorräte erhalten ſich friſch bis zum letzten Stückchen, wenn man ſie in die Feuerung eines Ofens legt. Ich laſſe dieſen Raum beim Beginn des Sommers von Schlacken, Aſche u. ſ. w. reinigen und lege ihn mit weißem Papier, das ich zeitweis erneuere, aus, und der Ofen iſt den ganzen Sommer über meine kleine Vorratskammer. Durch den Zutritt der Luft vermittelſt der Ofenröhre erhalten ſich die Sachen lange gut und friſch.

Alte Hausfrau.

Es dürfte noch wenig bekannt ſein, daß man Äpfeln und Birnen einen köſtlichen Duft verleihen kann, indem man ſie mit friſchen Roſen- oder Nelkenblättern oder Apfelſinenſchale beſtreut. Das Obſt muß hierzu im Ständer oder auf wollener Decke lagern. **Plauenſerin.**

Kinderkleidung.

Bei kleineren oder größeren Kindern iſt ein Leibchen oder Korſettchen unbedingt nötig. Da dieſelben nun gewöhnlich mit Schulterbändern verſehen ſein müſſen, welche ſehr leicht über die Schultern abrutſchen, was dem Kinde ſehr läſtig iſt, ſo empfiehlt es ſich, dieſem Uebelſtande, der oft nur mit Schmerzen in Ordnung zu bringen iſt und der Figur nachteilig werden kann, dadurch abzuhelfen, daß man hinten an den Schulterbändern, etwa 3 cm über dem Leibchen, links und rechts Bändchen annähen läßt und ſie, nachdem das Leibchen geſchloſſen, auf dem Rücken zuſammenbindet.

Martha Freifrau v. Gersdorf, O/L.

Bemalte Gardinen und Stores.

Eine außerordentlich effektvolle Neuheit ſind mit Malerei geſchmückte Gardinen und Stores, die fleißigen Händen wiederum Gelegenheit zu neuer Bethätigung ihrer Geſchicklichkeit bieten. Die Malerei wird mittels einer neuen, waſchechten und lichtbeſtändigen Farbenart ausgeführt, die von der bekannten Malutenſilien-Fabrik von Schönfeld in Düſſeldorf zu beziehen iſt. Man bemalt ſowohl eingewebte, oder aus Mull applizierte Blumenmuſter, als auch glatte, feinlöcherige, cremefarbene Tüllſtoffe. Unter letztere heftet man eine geeignete, möglichſt ausdrucksvolle, auf ſtarkes Papier übertragene Zeichnung und führt dieſelbe in flotter Manier aus. Vielfach verzichtet man gänzlich auf ein Abſchattieren innerhalb der Muſterfiguren und begnügt ſich damit, letztere unter einander in verſchiedenen kontraſtierenden Tönen zu halten, in welcher Ausführung die Arbeit jedem Laien möglich iſt. Die Gebrauchsanweiſung iſt den Farben beigegeben. **Margot.**

Kleine Mahnung.

Es iſt verwunderlich, daß die üble Angewohnheit, die Bleiſtifte im Munde anzufeuchten, wenn man ſchreiben will, noch täglich wieder zum Vorſchein kommt. Als in früheren Zeiten das Blei in den Bleiſtiften ſo ſchlecht war, daß ſie nur ganz helle Schrift hergaben, erzielte man einige dunklere Striche, wenn man ſie anfeuchtete. Gutes Blei wird aber hart und ſchlecht vom Befeuchten, wodurch auch der ganze Bleiſtift leidet. Man ſollte es daher nie erlauben, daß Kinder die Bleiſtifte in den Mund ſtecken und ſich dieſen unnötigen, nachteiligen Brauch erſt angewöhnen. **A. K. B.**

Für die Küche.

Geſchmortes Ochſenfleiſch. 3 bis 4 Pfund ſchönes Ochſenfleiſch ohne Knochen werden mit Salz und Pfeffer tüchtig eingerieben, in eine runde, irdene Bratpfanne gelegt und mit folgender Brühe übergoſſen: Ungefähr 50—60 g fettes, geſalzenes Schweinefleiſch (durchwachſener Speck) läßt man ganz langſam braten, bis alles Fett herausgezogen iſt, gibt in dieſes Fett einen Eßlöffel voll gehackter Karotten, dreimal ſo viel feingewiegte Zwiebel, zwei Zehen Knoblauch und einen oder zwei Zweige Peterſilie. Dies läßt man 10 Minuten backen, rührt dann zwei Eßlöffel Mehl darunter, ſo lange, bis das Mehl braun iſt, gießt 1/4 l Waſſer daran, fügt einen Theelöffel Salz und eine Idee Pfeffer hinzu und läßt dies alles ungefähr 5 Minuten kochen, nach welcher Zeit man dieſe Brühe über das Fleiſch gießt, einen Deckel darüber legt und die Pfanne in einen ſehr mäßig warmen Ofen ſtellt, worin das Fleiſch 5 Stunden verbleiben muß. Alle halbe Stunden beträufelt man das Fleiſch mit der Flüſſigkeit, muß aber ſorgfältig darauf achten, daß letztere nicht zum Kochen kommt, weil ſonſt das Fleiſch hart und ſtrohig wird. **H. W.**

Gedämpfte Kartoffeln, ein einfaches, aber vorzügliches Gericht. Rohe Kartoffeln werden geſchält, in mittelgroße Würfel geſchnitten und in kaltes Waſſer gelegt, bis ſie gekocht werden. Auf 1 l Kartoffelwürfel rechnet man 60 g durchwachſenen Speck, den man ausbratet. In das gewonnene Fett rührt man einen Eßlöffel Mehl, bis es ſchäumt, gibt nach und nach 1/2 l Waſſer hinzu und läßt dieſe Miſchung 10 Minuten kochen, nachdem man ſie mit einem Eßlöffel Salz und 1/4 Theelöffel Pfeffer abgeſchmeckt hat. Die Kartoffeln hat man inzwiſchen abtropfen laſſen, gibt ſie nun in eine Kaſſerolle mit gut ſchließendem Deckel und gießt die Sauce darüber, deckt ſie zu und ſtellt die Kaſſerolle ſo ans Feuer, daß die Brühe nur ſehr wenig wallt. Die Kartoffelwürfel müſſen 45 Minuten kochen und werden heiß in geſchloſſener Schüſſel ſerviert. **H. W.**

Glaſierte Schweinefilets. Die Schweinefilets (Möhrbraten) werden abgehäutet, mit feinem Speck geſpickt, mit Butter und Salz in eine Kaſſerolle gethan und in einem Bratofen gar gedünſtet, indem man von Zeit zu Zeit ein wenig gute Jus und weißen Wein dazu gießt und ſie hiermit, vorzüglich aber zuletzt, recht fleißig begießt, damit ſie ſich recht ſchön glaſieren. Beim Anrichten dieſer Schweinefilets gebe man eine kräftige, braune Olivenſauce und gebratene Kartoffeln beſonders dazu.

Eſterhazy-Steaks. Man laſſe ſich vom Schlächter beſſeres Fleiſch (am liebſten nehme ich Filet-Kopf) in Scheiben ſchneiden, beſtreue dieſelben auf beiden Seiten mit Salz und weißem Pfeffer und brate ſie in einer flachen Pfanne auf hellem Feuer ſchnell braun. Iſt dies geſchehen, ſo nehme man eine Kaſſerolle, thue die Brat- und ein Stück friſche Butter hinein, ſchneide eine Zwiebel in kleine Würfel und laſſe ſie in der Butter ſchwitzen. Will die Zwiebel hellgelb werden, ſo thue man auf ein Pfund Fleiſch einen knappen Eßlöffel Mehl dazu und rühre beides ſo lange, bis das Ganze hellbraun iſt. Hierauf rühre man das Mehl mit ſaurer Sahne klar, ſchmecke, wenn es aufgekocht, mit Salz und weißem Pfeffer ab, gebe ihm durch Zuckercouleur eine ſchöne braune Farbe und paſſiere alles durch ein feines Sieb. In dieſe fertige Sauce lege man die gebratenen, doch noch ganz ſaftigen Fleiſchſcheiben hinein, laſſe ſie eine Stunde ziehen, und das Gericht iſt fertig. Dazu Kartoffelpüree und Salat.

Eine erfahrene Hausfrau.

Fragen.

161) Für möglichſt baldigen Hinweis auf ein Feſtſpiel, paſſend für Mädchen am Sedantage, wäre dankbar Frau **Marie Otto,**
Schulvorſteherin in **Schlawe in Pom.**

162) Sehr dankbar wäre ich, wenn eine erfahrene Hausfrau mir ſagen könnte, wie man hellrote Plüſchmöbel, ohne den Bezug abnehmen zu laſſen, auffriſchen und die Flecke entfernen kann. Könnte der Verſuch, mit einem in Benzin getränkten Tuch den Plüſch abzureiben, wohl ſchaden? Beſten Dank im voraus! **Alte Abonnentin** in **Stettin.**

163) Wer kann ein Rezept zur Bereitung von Gurken-Glycerin mitteilen? Dieſes treffliche Mittel gegen Sonnenbrand der Haut iſt im Ladenverkauf gar zu teuer!

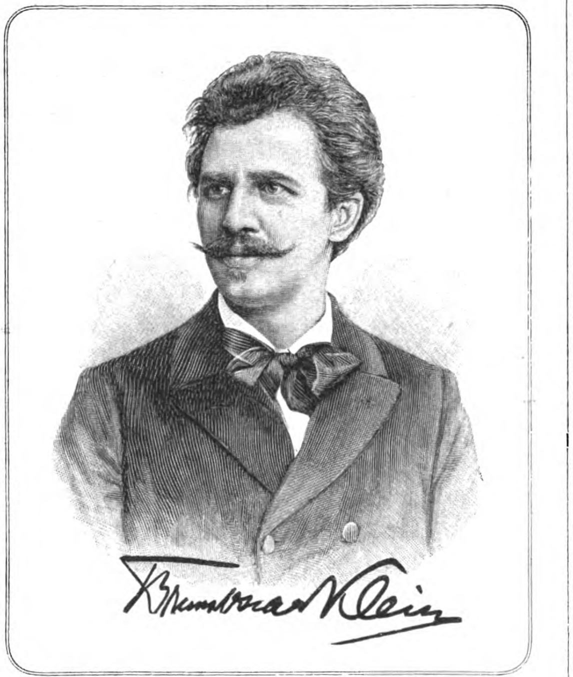
Redaktionspoſt.

Frau **Marie P.** in **Magdeburg.** Wir empfehlen Ihnen das vorzügliche Damenſtift in Hirſchberg in Schleſien (Vorſteherin Frl. Marie Brückner) oder das uns eben ſo warm und oft empfohlene Friederikenheim in Dornholzhauſen bei Homburg vor der Höhe (Vorſteherin Fräul. von Bonin).

Haus-
muſik
Daheim
F. Reiss.

Bruno Oscar Klein.

Mehr als einſt der Ölzweig des olympiſchen Siegers die griechiſchen Sänger, reizt der Lorbeer des Dramatikers den modernen Komponiſten. Die Bühne, die Oper, iſt die Sehnſucht faſt aller Muſiker unſerer Zeit. Aber wie wenigen iſt es beſchieden, an das Ziel ihrer Wünſche zu gelangen! Wie die rätſelhafte Atlantis der griechiſchen Sage, die vor dem Nahenden zurückflieht in märchenhafte Fernen, unerreichbar auf ewig, ſo entſchwindet dem Opernkomponiſten der Gegenwart der dauernde Erfolg immer wieder ins Ungewiſſe, und nur die brennende Sehnſucht bleibt ihm, der ſtechende Ehrgeiz und ein Träumen von ferner, ruhmreicher Zukunft. Der Zauber, den die Opernbühne ausſtrahlt, zieht die Talente mit faſt magiſcher Gewalt an. Und ſo ſieht jeder Tag aus dem Unbekannten neue Künſtler emportauchen, die nach dem Lorbeer des Dramatikers greifen. Wie viel Geiſt und Talent, welch' ausgezeichnetes Können, welche Unſumme von Fleiß bringen dieſe Künſtler mit! Und wie nichtig ſind die Erfolge! Zwar, es vergeht keine Woche, in der in den Zeitungen nicht von irgend einem „großartigen, echten Erfolge“ zu leſen wäre, den ein neuer Komponiſt mit einer neuen Oper errungen hat. Aber es wird bald ſtill von dieſen „großartigen echten Erfolgen“, und die geſchickteſten Freundeshände vermögen nichts gegenüber der rückſichtsloſen Wirklichkeit, die den Erfolg prüft, wie der Chemiker eine Löſung: ſteckt ein goldener Kern darin, ſo muß er ſich am Ende zeigen. Im anderen Falle nützt alles Schreien, nützen alle Vetternſchaft und alle Reklame nichts. Meiſterwerke ſind zwar ſchon verkannt worden und Stümperarbeit ward bejubelt — von Stümpern! — aber die Zeit iſt gerecht: ſie begräbt das Gemeine und bringt das Gute zu Ehren. Ein Troſt für alle, die Meiſter ſind! Einen jungen Meiſter dieſer Art lernte Deutſchland in Bruno Oscar Klein kennen und ſchätzen. Klein iſt aus einer Muſikerfamilie hervorgegangen: ſein Vater war der ausgezeichnete Domorganiſt Karl Klein in Osnabrück. In dieſer Stadt wurde auch Bruno Oscar am 6. Juni 1858 geboren. Sein Vater war ſein erſter Lehrer. Klein zeigte früh ein ungewöhnliches Klaviertalent und einen ſchöpferiſchen Trieb von ungewöhnlicher Stärke. Als Knabe ſchon hatte er zahlreiche Klavierſtücke und Lieder, ja ſogar ein Streichquartett geſchaffen, ohne daß er Kompoſitionsunterricht genoſſen hätte. Franz Liszt fällte über die Begabung des Jünglings ein überaus günſtiges Urteil, und ſo leiteten ihn der Rat dieſes Großen und der eigene Drang zur Muſik hin: in ihr fand Klein den wahren Beruf ſeines Lebens. Nachdem Klein das Gymnaſium abſolviert, beſuchte er die Münchener Muſikſchule. Zum fertigen Orgelſpieler und Pianiſten ausgebildet, begab er ſich nach Amerika. In New York wurde er als Organiſt der St. Francis-Xaviers-Kirche angeſtellt. Und hier begründete er mit ſeinen feinen Improviſationen und ſeinem ausgezeichneten Orgelſpiel ſchnell ſeinen muſikaliſchen Ruf Klein hat eine ganze Reihe gehaltvoller und formvollendeter Kompoſitionen geſchaffen: Kammermuſikwerke und eine Menge reizender Klavierſtücke, Lieder und verſchiedene Orcheſterſtücke, unter ihnen Ouverturen, Balletſcenen und ein Klavierkonzert. Als ſein Hauptwerk ſtellt ſich indeſſen ſeine Oper „Kenilworth“ dar. Das Werk, deſſen Stoff dem bekannten Romane W. Scotts entnommen iſt, wurde 1895 in Hamburg mehrmals zur Aufführung gebracht. Es iſt in ſeiner Textgliederung leider nicht ſehr geſchickt, bietet aber eine Fülle reizender, feiner und gemütswarmer Muſik, die in der Nobleſſe des Ausdrucks und dem Adel ihrer Form weit über jene von Mascagni und Leoncavallo verderbte Opernmuſik hinausragt, die auf deutſchem Boden in den letzten Jahren gewachſen iſt. Man gebe Klein ein dramatiſch wirkungsvolles Textbuch, und Klein wird der Welt eine vortreffliche Oper geben. Aber freilich, wer iſt dieſer unbekannte „Man“?



—o—

Über Beethovens C-dur-Sonate

op. 53.

Die Sonate op. 53 muß dem Kenner Beethovens in mehr als einer Beziehung merkwürdig ſein, einmal wegen der ganz beſonderen Zugeſtändniſſe, die Beethoven in dieſer Sonate dem virtuoſen Elemente macht, ſodann wegen der nachträglichen Änderung der urſprünglichen Anlage der Sonate. Bekanntlich ſtand zuerſt an Stelle der Introduzione das nachher beſonders herausgegebene Andante in F-dur. Wir kennen nur noch ein Beiſpiel einer ſolchen Änderung des urſprünglichen Planes bei Beethoven: in dem großen B-dur-Quartett op. 130 erſetzte der Meiſter auf Drängen des Verlegers die gewaltige Fuge durch das nachträglich komponierte Finale. Während ſich Beethoven hier nur murrend, mit dem ingrimmigen Ausſpruch: „Gleichgültig dagegen, welcher Höllenhund mein Gehirn beleckt!“ zu der Abänderung verſtand, mußte er bei der Sonate den Vorwurf ſeiner Freunde, dieſelbe ſei zu lang, als berechtigt anerkennen. Und wie ſehr die Sonate durch die Änderung in Bezug auf den Zuſammenhang gewonnen hat, werden wir im folgenden ſehen. Über den Inhalt dieſer Sonate zu ſprechen iſt nicht ganz leicht, da der Meiſter uns keine Andeutung gegeben hat. Und ob die Vorſtellungen und Bilder, durch die wir uns Rechenſchaft zu geben ſuchen über die wunderbaren Empfindungen, die beſonders Beethovens Muſik in uns hervorruft, dem Künſtler wirklich vorgeſchwebt haben, iſt ſehr fraglich; ſpricht doch der Muſiker, wie Schopenhauer ſo treffend ſagt, „die höchſte Weisheit aus in einer Sprache, die er ſelbſt nicht verſteht“. Die Sonate op. 53 iſt dem Grafen Waldſtein in Bonn, einem der früheſten Gönner Beethovens, gewidmet. Dies und der Umſtand, daß ein rheiniſches Volkslied das Hauptthema des Rondo bildet, ſind die einzigen Anhaltspunkte für die Auslegung dieſes Werkes. — Aus geheimnisvoll dämmernder Tiefe ſteigt im 1. Satz ein fragendes Motiv empor, dem ſofort (im 4. Takt) die Antwort folgt; immer mächtiger empordrängend ſtrebt es durch die glänzenden Figuren der „Überleitung“ (Takt 23—34) zu dem herrlichen, aus tiefſtem Gemüte ſtrömenden „Seitenſatz“ in E-dur, aus dem die innigſte Dankbarkeit zu reden ſcheint. An dieſen Motiven zeigt nun der Meiſter ſeine ganze Kunſt; was er daraus zu machen weiß, wie er die einzelnen Motivteilchen in der „Durchführung“ (nach dem Wiederholungszeichen) verwendet, wie er aus den vier, das fragende Motiv abſchließenden Noten (Takt 3) und dem antwortenden Motivteil (Takt 4), dann aus den erſtgenannten Noten allein eine ganz neue Melodie bildet, das alles iſt bewunderungswürdig. „Ihr ſollt mich nur recht groß wiederſehen!“ ruft der Meiſter ſeinen rheiniſchen Freunden zu, und dasſelbe ſcheint dieſes ſtolze Spiel des ſouveränen Könnens mit den Formen zu beſagen. In der darauf folgenden Introduzione glauben wir den Meiſter geſenkten Hauptes, in tiefes Sinnen verloren, vor uns zu ſehen; es iſt, als ſchweife er in fernen Erinnerungen. Ein ſtolzes, männlich ſtarkes Motiv (Takt 9 und 10) ſcheint dann den Freunden zuzurufen: „Seht, was ich geworden bin, und geworden durch eigene Kraft!“ „Haſt du ſchon von meinen großen Werken dort gehört? Großen Werken! Im Vergleich zu den Werken des Allerhöchſten iſt alles klein!“ ſchreibt er einem Freunde am Rhein: glauben wir nicht Ähnliches aus dieſen Klängen der Introduktion zu vernehmen? Wieder verſinkt der Meiſter in Sinnen, wie er es wohl anfinge, ſeiner herrlichen rheiniſchen Heimat in ſeiner Kunſt zu huldigen; und nun taucht das Bild dieſer Heimat vor ſeinem innerſten Blicke auf: leiſe, wie aus weiter Ferne, erklingt (im Rondo) die liebliche, unſchuldsvolle Melodie eines reiniſchen Volksliedes, leuchtend ſchwebt ſie über dem geheimnisvollen Rauſchen der Wogen des fernen Rheines, das ſich liebevoll jeder ihrer zarten melodiſchen Biegungen anſchmiegt. Dieſer Melodie, in welcher er „den erträumten Adel der Unſchuld erkannte“, legte er nun „huldigend ſeine ganze Kunſt zu Füßen“.*) Immer mächtiger ſchwillt dieſe Melodie empor, bis ſie im ſtrahlenden fortissimo über dem prachtvollen Untergrunde der glänzendſten Figuration ſchwebt. Auf kurze Zeit ſcheint das Brauſen des entfeſſelten Stromes die melodiſche menſchliche Stimme zu übertönen; doch nur vorübergehend: in ihrem vorigen Zauber kehrt ſie zurück, um dann einem dritten, faſt wehmütigen Motive zu weichen (Takt 175 ff.). Das Motiv dieſes zweiten Seitenſatzes aber redet ſo außerordentlich „ſprechend“ zu uns, daß wir faſt verſucht ſind, demſelben Worte unterzulegen. „Wo iſt ſie hin, die ſchöne Zeit?“ ſo ſcheinen dieſe Töne klagend zu fragen. Doch die Wehmut kann vor der Grundſtimmung nicht ſtandhalten: ſiegreich kehrt die Volksmelodie zurück, ſiegreich behauptet ſie ſich auch nach dem faſt endlos ſcheinenden Toben der melodieloſen figurierten Akkorde, um nun in der Coda (Prestissimo) einer unerhörten glanzvollen Entfaltung der Klaviertechnik zu dienen. Nie hatte bis dahin ein Komponiſt mit ſolcher Kühnheit ſich alle Mittel, deren das Klavierſpiel fähig iſt, dienſtbar gemacht, wie Beethoven in dieſem Rondo. Können wir nun auch dieſer Sonate in Bezug auf die Fortentwickelung der Muſik, wie ſie gerade durch Beethoven herbeigeführt wurde, keineswegs eine ſolche epochemachende Bedeutung zuerkennen, wie beiſpielsweiſe der As-dur-Sonate op. 26, ſo erkennen wir doch in ihr ein herrliches Denkmal, welches der Meiſter überſtrömenden Herzens nicht allein ſeinem Gönner, dem Grafen Waldſtein, ſondern auch ſeiner herrlichen Heimat und dem rheiniſchen Volksgeſange in dieſem Werke geſetzt hat. Und ſpeciell für die Entwickelung der Klaviertechnik iſt dieſe Sonate von höchſter Bedeutung, und ihr ſorgfältiges Studium kann fortgeſchrittenen Spielern nicht warm genug empfohlen werden, da ſie dem Spieler nicht allein ein treffliches Übungsmaterial, ſondern auch den höchſten geiſtigen Genuß bietet.

Corbach (Waldeck). **H. Weidenbach.**

Schottiſche Lieder.

Einen in unſerer Hausmuſik (Nr. 23) erſchienenen Aufſatz über ſchottiſche Volksmuſik ergänzt ein Freund des Daheim in liebenswürdigſter Weiſe, indem er ſchreibt: Nicht allein Bülow hat ſchottiſche Volksweiſen aufgezeichnet; ſchon vor ihm erſchien eine ſchöne Auswahl ſchottiſcher Lieder von Max Bruch; die größte Sammlung aber dürften ſein die von Alfons und Karl Kißner, 1872—1875 bei Rieter-Biedermann-Leipzig herausgegebenen:

1. Schottiſche Volkslieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß. Zwei Hefte.
2. Schottiſche Volkslieder für vier Männerſtimmen.
3. Schottiſche Lieder für eine Singſtimme mit Klavierbegleitung. Drei Hefte.
4. Burns-Album. Hundert Lieder und Balladen von R. Burns mit ihren ſchottiſchen National-Melodieen für eine Singſtimme mit Klavierbegleitung und ſchottiſchem und deutſchen Text, 1877.

Der gelehrte Dr. Chryſander beſpricht dieſe intereſſante Sammlung ausführlicher in der Allgemeinen Muſikaliſchen Zeitung. (Mai 1875 in Nr. 19, 21, 22 und 23.) Er ſagt u. a.: „Die ganze Sammlung iſt ſchon in dem, was bis jetzt vorliegt, von einem Umfange und innerem Werte, wie keine der bisher über jenes Gebiet in Deutſchland erſchienenen Kollektionen.“ Trotz ihres muſikaliſchen Wertes wurden dieſe eigentümlichen, wundervollen Weiſen im großen Ganzen nicht ſo allgemein bekannt, wie ſie es verdienten. Mehrſtimmige wurden zwar in Wien, (mit Vorliebe) München, Stuttgart, Düſſeldorf, Würzburg und St. Petersburg, Graz 2c. in Konzerten geſungen, aber an die einſtimmigen wagen ſich unſere Konzertſängerinnen und -ſänger nicht, ſie haben kein Verſtändnis für ſie; eine rühmliche Ausnahme machte die ehemalige Primadonna der Münchener Hofoper, Frl. Radecke, die für dieſe Melodieen ſchwärmte und die ſchottiſchen Wiegenlieder in ihren Konzerten mit voller Hingabe ſang.

Kaiſer Friedrich III. und die Muſik.

Der jetzt in allen größeren Städten aufgeführte „Sang an Aegir“ legt die Frage nahe, von wem Kaiſer Wilhelm II. ſeine muſikaliſche Begabung geerbt habe. Daß ſein greiſer Großvater warme Sympathieen für Kunſt und Künſtler hatte, iſt wohl bekannt, aber die Hände, die ſo machtvoll die Waffen zu führen verſtanden, hatten nie auf den Taſten eines Klaviers geruht, nie die Saiten der Geige erklingen laſſen. Doch ſeine erlauchte Gemahlin, die Kaiſerin Auguſta, hatte den Weihekuß der Muſe empfangen. In ihrer Heimatſtadt Weimar wuchs ſie in künſtleriſch geſättigter Atmoſphäre auf; das von ihrer Mutter, der Großfürſtin Maria Pawlowna, geerbte muſikaliſche Talent bildete Johann Nepomuck Hummel aus. Auch auf dem preußiſchen Königsthrone vernachläſſigte ſie die Ausübung der Tonkunſt nicht; ſie war auch ſchöpferiſch thätig, und manche ihrer Kompoſitionen, z. B. ein ausgezeichneter „Armeemarſch“ und die Muſik zu dem Ballet: „Die Maskerade“ wurden ſpäter bekannt. Für jedes neue muſikaliſche Werk hatte ſie das größte Intereſſe und feinſte Verſtändnis; junge Künſtler erfuhren von ihr manche Förderung. Natürlich war es ihr Beſtreben, auch in die Seele ihres Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die Liebe zur hehren Kunſt einzupflanzen und ſeine muſikaliſchen Anlagen zu fördern. Seine erſten Klavierlehrer waren Aghte und Taubert, während Nehrlich und Reichardt ihm Geſangunterricht gaben. Bei größerer Reife wurde der Kronprinz der Schüler des hervorragenden Pädagogen Theodor Kullak. Er gab ſich ſeinen Studien mit Eifer und außerordentlichem Fleiß hin, aber zu wahrhaft künſtleriſchem Spiel fehlte ihm das hervorragende Talent. Konnten ſeine eigenen Leiſtungen ihn ſomit auch nicht befriedigen, ſo hatte er doch volles Verſtändnis für die Größe anderer, und ſelten wohl gab es einen Fürſten, der mehr Liebe für die Muſik an den Tag gelegt, der ihre Bedeutung höher würdigte, der ein Beſchützer und Förderer der Künſte in reicherem Maße war, als er. Ihm völlig gleich in dieſem thatkräftigen Intereſſe war ſeine hohe Gemahlin, die Kronprinzeſſin Victoria. Sie iſt ſelbſt ausübend muſikaliſch und hatte, ehe ſie ſich vermählte, bereits mehrere kleine Klavierſtücke und einige Sonaten komponiert. Das kronprinzliche Paar gab ſich mit regem Eifer der Pflege der Muſik hin. Oft fanden Muſikabende im kronprinzlichen Palais zu Berlin ſtatt, an denen die auserleſenſten Künſtler ſich produzierten. Mit Vorliebe wurde klaſſiſche Muſik gepflegt; von ſpäteren Komponiſten hörten die hohen Herrſchaften mit größter Freude Tondichtungen Mendelsſohns, Meyerbeers und Richard Wagners. Das Intereſſe für den letzteren war in dem Kronprinzen ſchon entſtanden, als der Dichterkomponiſt noch in der Verbannung in Zürich lebte. Schon in Weimar hatte ſich Friedrich Wilhelm für „Lohengrin“ und namentlich für „Tannhäuſer“ begeiſtert. Wagner war dieſe warme Teilnahme an ſeinem Schaffen wohl bekannt, und oft wandte er ſich mit dieſer oder jener Bitte an den Kronprinzen, den geiſtvollen Förderer der echten Kunſt. Auch für Franz Liszt fühlte Friedrich Wilhelm lebhafte Sympathie, und in reichem Maße wandte er ſeine Gunſt folgenden Künſtlern zu: Joſef Joachim, Max Bruch, W. Taubert, Albert Niemann, Franz Betz, Jenny Lind, Deſirée Artôt, Pauline Viardot, Pauline Lucca u. a. Der Kronprinz intereſſierte ſich ſpeciell für deutſche Muſik; er wünſchte, daß man deutſche Opern aufführen, deutſche Künſtler heranziehen ſollte. Er übte einen außerordentlich günſtigen Einfluß auf die Entwickelung der Berliner Oper, und ſelten verfehlte er, der Aufführung eines bedeutenden Werkes ſowohl im Opernhauſe, wie in der Singakademie beizuwohnen. Mit großem Entzücken hörte er echt vaterländiſche Lieder; noch ehe die „Wacht am Rhein“ populär geworden war, ließ er ſie auf dem Schloſſe Brühl von dem Bonner Männergeſangvereine im Jahre 1861 vortragen und vergoß Thränen freudigſter Rührung dabei. Wohl erkannte man in deutſchen Landen den mächtigen Schutz an, den der muſikliebende Kronprinz der Kunſt angedeihen ließ, und die Akademie der Künſte ernannte ihn im Jahre 1874 zu ihrem Ehrenmitgliede. In ſeinem Dankſchreiben betonte Friedrich Wilhelm, daß ſein ernſtes Streben nach wie vor darauf gerichtet ſein werde, ſein Intereſſe für die vaterländiſche Kunſt „wirkſam und erfolgreich zu bethätigen.“ Den Wert der Muſik als einer geſellſchaftlichen Kunſt erſten Ranges wußte er wohl zu ſchätzen. Als im folgenden Jahre im kronprinzlichen Palais ein Koſtümfeſt zur Erinnerung an das Zeitalter der mediceiſchen Fürſten gefeiert wurde, brachte auch die Muſik ihre Huldigung dar, und ebenſo war dieſes der Fall bei dem zur ſilbernen Hochzeitsfeier des kronprinzlichen Paares von den Berliner Künſtlern veranſtalteten Koſtümfeſt. Am Morgen des feſtlichen Tages hatte die Akademie der Künſte ihren huldigenden Glückwunſch dargebracht, und die beſten Schüler der „Hochſchule für Muſik“ ſangen eine Feſthymne, die von Max Jordan gedichtet, von W. Taubert komponiert war. Die Muſik blieb dem edlen Fürſten eine treue Gefährtin, die ihn in guten Stunden erfreute und erhob, und die ſich in ernſten Tagen wie linder Balſam auf ſeine Seele legte. Er ſagte, zur Muſik zöge ihn beſonders die Thatſache, daß ſich bei ihren Klängen in ihm beſtimmte Vorſtellungen und Anſchauungen bildeten, daß ihre Töne in ihm die Erinnerung an beſtimmte Perſonen oder Erlebniſſe weckten. Als ſchweres Leiden über ihn kam, war die Muſik allzeit ſeine Tröſterin. Auf dem Krankenlager noch begehrte er ſie zu hören. Mit welcher inneren Ergriffenheit mag der Chor der Berliner Zwölf-Apoſtelkirche dem unſäglich leidenden Kaiſer ſeine Lieblingslieder geſungen haben, ſpeciell das eine: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchſten raten!“ Seine fromme Seele beugte ſich in Demut unter Gottes Ratſchluß, mit unendlicher Geduld und Würde trug er ſein Kreuz, und wieder war es ein Lied, das ihn aufrichtete, eine Kompoſition Robert Radeckes:

> „Wem der Herr ein Kreuze ſchickt,
> Der muß es geduldig tragen.“

Als er, ein dem Tode verfallener Mann, nach Friedrichskron gebracht wurde, ließ er das Glockenſpiel des Turmes auf die Melodie ſtellen: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan“; und die Klänge dieſes Chorals begleiteten ihn auf ſeinem Wege zur letzten Ruheſtätte. Beſchützer und Förderer der deutſchen Kunſt zu ſein, iſt ein köſtlicher Teil des ſeinem erhabenen Sohne hinterlaſſenen Erbes, und unſer Kaiſer erfüllt dieſe edle Pflicht mit Freuden. **C. H—d.**

Vermiſchtes.

Über die Entſtehung des berühmten Düppeler Sturmmarſches haben ſich Legenden gebildet, die ziemlich weit abſeits der Wirklichkeit ſich bewegen. Es iſt mit Dank zu begrüßen, daß ein „alter Düppeler“ aus ſeinen Erinnerungen alles das hervorgeholt hat, was über die Entſtehung des allbekannten volkstümlichen Muſikwerkes aufklären kann. Der „alte Düppeler“ läßt ſich alſo vernehmen — in der „Harmonie“ —: Das als Sturmmarſch bekannte Opus des Meiſters Piefke war ſchon lange vor dem Sturm komponiert, und zwar unter dem Namen „Düppeler Schanzen-Vorpoſtenmarſch“, weshalb auch in den Trioteil das bekannte Volkslied „Steh ich in finſt'rer Mitternacht“ eingeflochten iſt. Am Morgen des 18. April vereinigten ſich vier beſonders kommandierte Muſikcorps, und zwar das des 8. oder Leibregiments, Muſikdirektor Piefke; des 35. Regiments unter Muſikmeiſter Lübbert, der aber zu dieſer Zeit im Lazarett war; ferner des 60. Regiments, Muſikmeiſter Thormann, und des 18. Regiments, Muſikmeiſter Zikoff, die letztere beide perſönlich bei ihren Corps waren. Herr Muſikdirektor Piefke ließ nun, als ſämtliche vier Corps in der dritten Halbparallele, etwa 300 Schritt von den Schanzen entfernt, verſammelt waren, mit Bleiſtift geſchriebene Stimmen verteilen, worauf ein im $^6/_8$ Takt komponierter Marſch ſtand mit dem Titel „Düppeler Sturmmarſch“ (unter dieſem Titel bei Bote & Bock in Berlin erſchienen). Daß niemand von uns derartig zu Mute war, noch Noten zu leſen und danach zu blaſen, wird jedem gewiß einleuchten. Als nun um 10 Uhr das verhängnisvolle Zeichen zum Ausfall gegeben wurde, ſtellte ſich Meiſter Piefke auf die Brüſtung des Walles und verſuchte mit einer auf ſeinen Degen geſpießten ſchwarz-weißen Fahne den beſagten Marſch zu dirigieren, was aber nicht gelingen wollte, da ſchon im nächſten Augenblicke ſchwer Verwundete bei uns vorbeigetragen wurden. Er befahl alſo kurz entſchloſſen den Yorkſchen Marſch, der es auch glücklich bis zu etwa acht Takten brachte, worauf dem Spiel eine ſich in den Wall einbohrende Bombe ein jähes Ende bereitete, und zwar viel präziſer, als dies einem Dirigenten gelingen würde. Meiſter Piefke verſchwand nach dieſer unhöflichen Begrüßung von ſeinem Wall und ſtieg zu uns hernieder, wo es doch wenigſtens etwas ſicherer war, trotzdem viele Flintenkugeln uns noch immer beunruhigten. Nach etwa fünfzehn Minuten, in welch unglaublich kurzer Zeit die erſten vier Schanzen genommen waren, gingen die vier Corps im Laufſchritt vor, um auf der Schanze Nr. 4 noch den Choral „Nun danket alle Gott“ zu blaſen, worauf ſie nach Grafenſtein kommandiert wurden, um dort erſt abends neun Uhr dem Prinzen Friedrich Karl eine Dankmuſik zu bringen, welche aber nur ſehr kurz ausfiel. Daß König Wilhelm zu Piefke geſagt haben ſoll: „Vergeſſen Sie die Pauſe mit der Granate nicht,“ iſt in das Reich der Fabeln zu verweiſen, da wir die Anrede des Königs in nächſter Nähe mit anhörten, und er in dieſem Augenblick nicht zum Scherzen aufgelegt ſein konnte. Zu erwähnen iſt noch, daß Muſikdirektor Piefke mit dem Ehrenzeichen zweiter Klaſſe dekoriert wurde, und daß der eigentliche „Düppeler Sturmmarſch“ in Vergeſſenheit geriet, während der Marſch mit dem Liede als ſolcher bis jetzt populär blieb, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil das Lied der Mehrzahl zugänglicher war als der andere Originalmarſch.

Aus dem Tonleben.

Der Freiſchütz in Wien. Der Pächter des Hofoperntheaters, Domenico Barbaja, in Wien hatte nach dem durchſchlagenden Erfolg des „Freiſchütz“ in Berlin das Meiſterwerk Webers aufgeführt. Aber in welcher Geſtalt erſchien das Werk! Der Vandalismus, mit welchem damals die Cenſur gegen ein Künſtlerwerk verfuhr und ſich die frechſten Eingriffe in das geiſtige Eigentum erlaubte, ſcheint uns gegenwärtig geradezu unfaßlich. Textbuch und Partitur wurden in der unverantwortlichſten Weiſe verſtümmelt. Samiel und die Scene des Kugelgießens in der Wolfsſchlucht fielen gänzlich aus. Der erſtere ſchrumpfte zur „Stimme eines böſen Geiſtes“ zuſammen, an die Stelle der Freikugeln aber mußten „bezauberte Bolzen (!) treten, die in einem hohlen Baume (!!) aufgefunden wurden“. Die Geſtalt eines Eremiten verſchwamm in den unſicheren Umriſſen eines „Waldbruders,“ während wieder die Hälfte der Romanze Ännchens mit der komiſchen Pointe wegbleiben mußte.

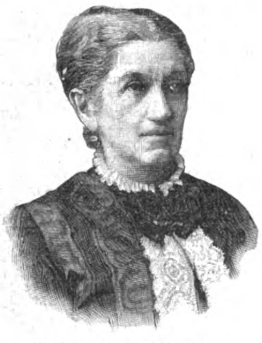
---

*) R. Wagner, geſ. Schr. Bd. IX. S. 120.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.



Aus der „Totenſchau“: Fürſtin Johanna von Bismarck.

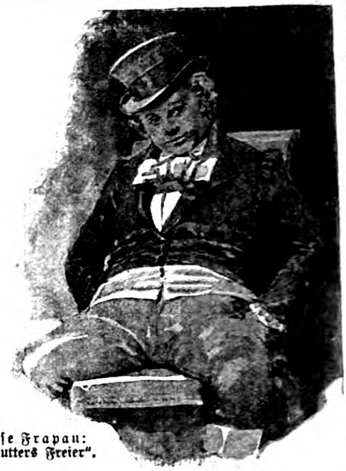
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Preis 1½ Mark

Ein hübſcher ſtattlicher Band
elegant und dauerhaft
in rote Leinwand eingebunden.

❧

Seine alten Freunde zu begrüßen und neue zu gewinnen, wünſcht der ſoeben im 25. Jahrgange erſchienene



Aus Ilſe Frapan: „Urgroßmutters Freier“.

Daheim-Kalender

für das Deutſche Reich

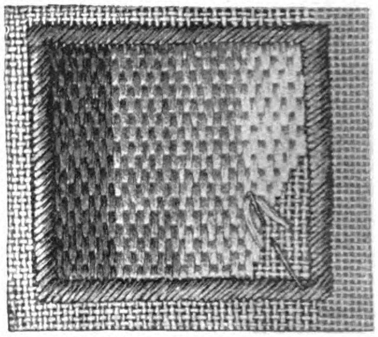
auf das

Schaltjahr

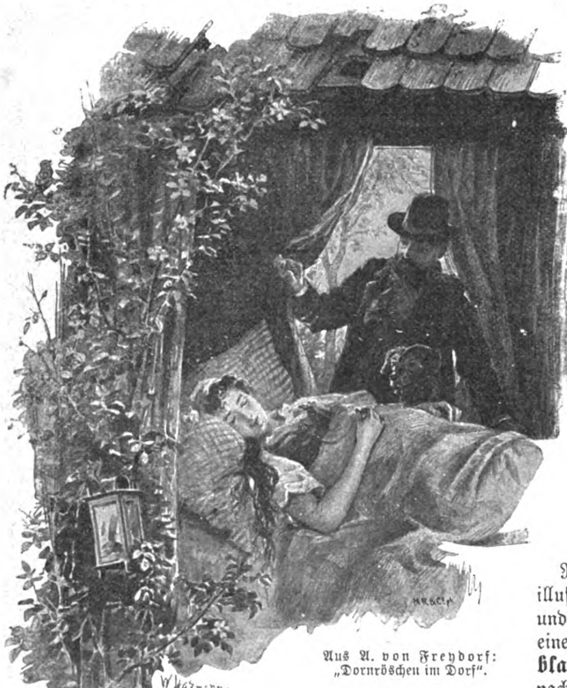
1896

Herausgegeben

von der Redaktion des Daheim.



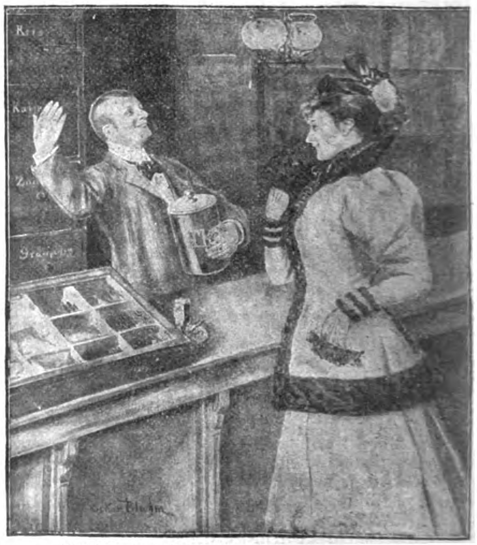
Aus dem „Frauenkalender“: Schräg aufſteigender Gobelinſtich.



Aus A. von Freydorf: „Dornröschen im Dorf“.

Reich und anziehend illuſtriert in **Schwarz-** und **Buntdruck.** Mit einem ſchönen **Kunſtblatt:** „Goldfiſche“, nach dem Gemälde von Albert Ritzberger, 4 **Aquarellen** und 4 **Tonbildern** beliebter Maler.

Der Daheim-Kalender iſt ein **echtes und rechtes Hausbuch** ſeit lange her: praktiſch, unterhaltend und anregend zugleich. Neben dem Kalendarium bringt er einen mit hübſchen Vignetten gezierten Notizkalender für Geburts- und Gedenktage, ſowie Tägliche Sprüche, eine ausführliche Genealogie der europäiſchen Fürſtenhäuſer, eine Überſicht der Zeitereigniſſe und eine Totenſchau mit trefflichen Porträts; im unterhaltenden Teile: wertvolle Novellen, ſinnige Erzählungen und Gedichte mit feinen, anmutigen Bildern; in ſeinem „Gemeinnützigen“: praktiſche Antworten auf täglich vorkommende Fragen (über Maße und Gewichte, Geld-, Poſt-, Telegraphen- und Eiſenbahnweſen ꝛc.). Den Frauen und Mädchen widmet er einen beſonderen „Frauenkalender“: (Handarbeiten, praktiſche Abhandlungen, Hauspoeſie), der Jugend „Allerlei Kurzweil“ (Fröbelſche Beſchäftigungen, Vorlagen). Dazwiſchen finden ſich luſtige Anekdoten und allerlei Rätſel zum Kopfzerbrechen: — alles aufs ſorgfältigſte redigiert und in vornehmer Ausſtattung. — So wird abermals der Daheim-Kalender ſeine alten Freunde überraſchen und neue gewinnen.



Aus den „Anekdoten“: **Echt engliſcher Thee.**
Dame: „Das iſt alſo wirklich echt engliſcher Thee?“
Commis (ſchöngeiſtig veranlagt): „Ich ſelbſt habe geſtern eine Taſſe davon getrunken und träumte die ganze Nacht von William Shakeſpeare.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Beilage zu Heft 17 (no 48-51) bound following no. 50

Daheim

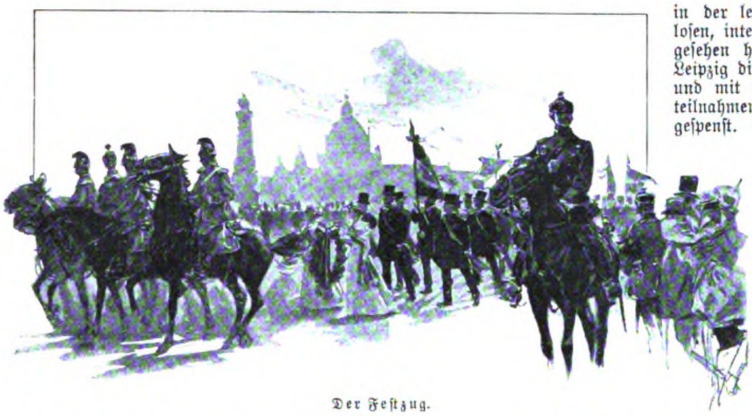
1895. Beilage zu Heft 18 (No. 51. 52).

XXXI. Jahrgang.

Oktober 1895.

Aus der Zeit — für die Zeit.

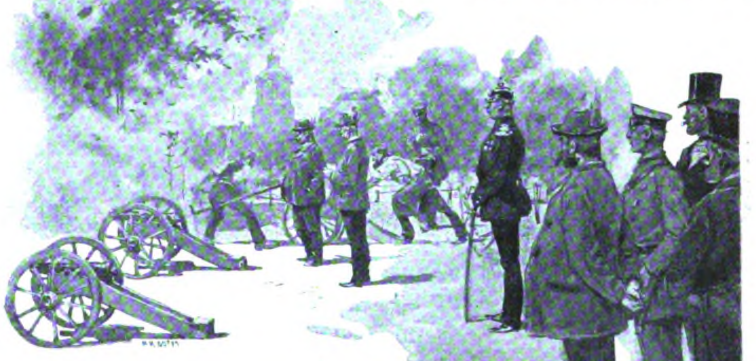
Die Sedanfeier in Leipzig.



Der Feſtzug.

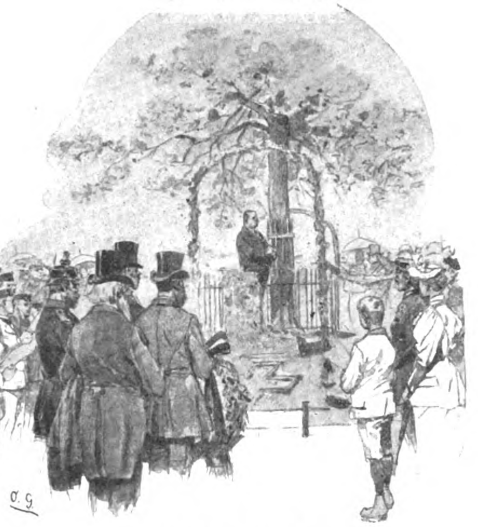
Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht! Vor fünfundzwanzig Jahren ſtürzte unter dem Donner der deutſchen Kanonen der ſtolze und gewaltige Staatsbau zuſammen, den die napoleoniſche Politik in Frankreich auf dem ſchwankenden und wandelbaren Boden der Volksgunſt errichtet hatte. Und über den blutgetränkten Gefilden, auf denen die Schmach von Jena zu Grabe getragen wurde, erhob ſich die dämmernde Morgenröte des neuerſtehenden deutſchen Kaiſerreiches. Der ſchwarz-rot-goldene Traum deutſcher Einheit, den frühere Jahrzehnte mit der Zunge und der Feder zu verwirklichen vergebens geſtrebt hatten, er wurde nun zur Wahrheit auf dem Felde der Ehre durch die ſtürmiſche Gewalt der Waffen und durch das Blut unſrer Brüder. Nicht kriegeriſche Triumphe feiern wir an dem Gedenktage von Sedan; was uns dieſen Tag ſo denkwürdig, ſo weihevoll macht, das iſt ſeine nationale Bedeutung, an ihm wurde der Grundſtein gelegt zu dem langerſehnten Bau, worin das deutſche Nationalbewußtſein endlich eine ſichere Heimſtätte finden konnte. So wenig der Ausländer uns Deutſchen dieſes Gefühl der Genugthuung, der Freude, des Stolzes nachempfinden kann, weil er die ganze Miſere der kleinſtaatlichen Zerſplitterung des früheren Deutſchlands nicht verſteht, ſo ſehr weiß der Deutſche ſeinen Gewinn zu ſchätzen, ſo ſtark lodert in jedem deutſchen Patrioten die nationale Begeiſterung auf, wenn er des glorreichen Tages von Sedan gedenkt. Und ſo iſt auch in dieſem Jahre die fünfundzwanzigjährige Feier des 2. Septembers von allen deutſchen Stämmen, von den Alpen bis an den Meeresſtrand mit jubelnder Freude begangen worden; das verſtändnisloſe, höhniſche Verhalten des Auslandes, vor allem Frankreichs und Englands, hat nicht am wenigſten dazu beigetragen, das deutſche Nationalgefühl an dieſem Tage kräftig zu beleben. Vor allem zeigte ſich dieſes Aufflammen deutſchnationaler Begeiſterung in *Leipzig*, wo das Feſt, wie nirgends in Deutſchland, ein ganz volkstümliches Gepräge annahm. Das muß beſonders hervorgehoben werden, da Leipzig, dieſes alte Bildungscentrum des deutſchen Lebens, in der letzten Zeit oft als die Hochburg der vaterlandsloſen, internationalen Partei bezeichnet worden iſt. Wer aber geſehen hat, wie außerordentlich zahlreich ſich gerade in Leipzig die unteren Volksſchichten an dieſem Feſte beteiligten und mit welcher Freudigkeit ſie an allen Veranſtaltungen teilnahmen, der verliert die Beſorgnis vor dem roten Schreckgeſpenſt. Der größte Teil unſeres Volkes hat noch ein geſundes nationales, patriotiſches Empfinden; man muß ihm nur die Gelegenheit bieten, es zu zeigen und ſich deſſen zu freuen, man muß ihm die Teilnahme an derartigen Feſtlichkeiten nur nicht durch ängſtliche Polizeimaßregeln oder durch hohe Eintrittspreiſe verleiden oder gar unmöglich machen. Die Leipziger haben ſeit jeher die heitere Kunſt verſtanden, ſich ihres Daſeins zu freuen und ihre Feſte in volkstümlicher Weiſe zu feiern. Dazu kommt, daß in keiner Stadt Deutſchlands ein ſo ſtarkes deutſches Nationalbewußtſein und eine ſo rührende Dankbarkeit gegen die Begründer des neuen Reiches leben wie in Leipzig — gibt es doch nirgends eine ſo tiefe, ehrliche Bismarckverehrung wie in dieſer Stadt.

Ein patriotiſcher Rat, mit einem hochherzigen, geiſtvollen Oberbügermeiſter an der Spitze, die ſtark beſuchte Univerſität mit einer aus allen Gauen Deutſchlands ſtammenden Studentenſchaft, ein reiches, friſch-fröhliches Vereinsleben, mächtige geſchichtliche Traditionen — das alles muß belebend auf die volkstümliche Geſtaltung vaterländiſcher Feſttage einwirken. Fällt das Feſt, wie es am Sedantage der Fall war, außerdem noch in die Zeit der Meſſe, wo die Fremden aus aller Herren Ländern nach Leipzig zuſammenſtrömen, ſo wird das Bild noch bunter und intereſſanter, die Wirkung deutſchnationaler Veranſtaltungen auf den Ausländer aber auch um ſo packender. Drei Tage lang iſt das fünfundzwanzigſte Sedanfeſt in Leipzig gefeiert worden; drei Tage lang hat man den Kombattanten aus dem großen Kriege gehuldigt und ſie durch eine ganze Reihe erhebender und erfreuender Feſtlichkeiten geführt. Sonnabend, den 31. Auguſt, wurde unter Anweſenheit des Königs Albert das Jubiläums-Feſtſpiel durch Mitglieder

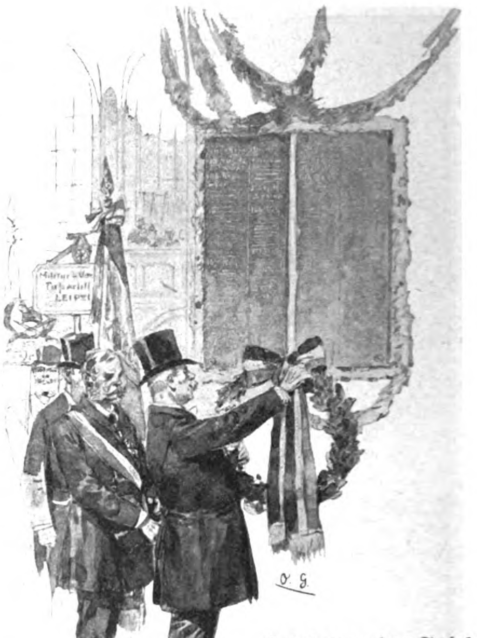


Salutſchießen der Schützengeſellſchaft auf dem Promenadenhügel.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

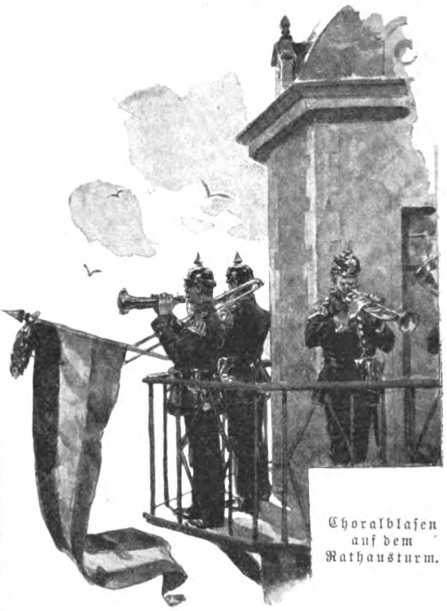


Bekränzung der Friedenseiche im Roſenthal.

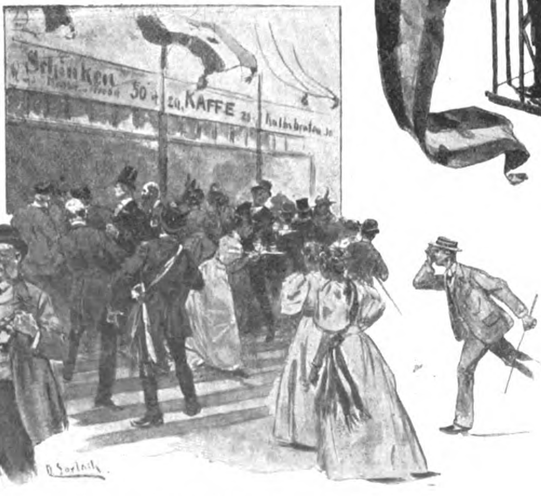


Bekränzung der Tafel der Gefallenen in der Thomaskirche.

der ſächſiſchen Militärvereine Leipzigs aufgeführt. Auf einem vortrefflich geeigneten Platze in der Nähe des alten Kuhturms an der Lindenauer Chauſſee war unter freiem Himmel ein mächtiges Amphitheater aufgebaut worden, das fünfzehntauſend Perſonen faſſen konnte. Den Hintergrund der Arena bildeten Jahrhunderte alte Eichen und Buchen, die nicht nur die Völkerſchlacht mit erlebt und Napoleons Flucht geſehen, ſondern auch ſchon den großen Schwedenkönig begrüßt haben mögen. Dichtes Unterholz und natürliches Buſchwerk bildeten vortreffliche Kuliſſen zu dieſem ausgedehnten Naturtheater. Auch der Zuſchauerraum wurde von Waldbäumen umrahmt, die hier und da den Blick auf weite üppige Wieſenflächen geſtatteten — es konnte keine beſſere Stätte für das Feſtſpiel gewählt werden. Der Dramaturg des Leipziger Stadttheaters, Crome-Schwiening, hatte das Feſtſpiel: Von Straßburg bis Verſailles, verfaßt und in Scene geſetzt, und man muß geſtehen, daß er ſeine Aufgabe in vortrefflicher Weiſe gelöſt und es verſtanden hat, die Schauluſt und Begeiſterung der tauſendköpfigen Menge durch eine geſchickte wirkungsvolle Anordnung der Gruppen, Scenen und Epiſoden bis zum Schluß zu ſteigern. Ein donnernder Kanonenſchuß eröffnete das Feſtſpiel. Sechs Fanfarenbläſer in der Tracht des 17. Jahrhunderts kommen auf geſchmückten Roſſen aus dem Walde und reiten unter den ſchmetternden Klängen ihrer Trompeten in die Arena. Ihnen folgt der Herold, der von der Göttin des Krieges, dem Genius des Friedens und einer Schar buntgekleideter Trabanten begleitet wird. Mitten in der Arena vor dem Königszelt bleibt der Zug ſtehen. Der Herold tritt vor und ſpricht mit weit vernehmbarer Stimme den Prolog. In drei Teilen entwickelt ſich das Feſtſpiel vor unſern Augen. Im erſten Teil führt uns das Spiel nach Straßburg in die Zeit, wo Ludwig XIV ſich der Stadt auf gewaltſame Weiſe bemächtigte. Kanonenſchläge geben das Zeichen zum Beginn des zweiten Teiles. Die Klänge des Liedes „Lützows wilde verwegene Jagd“ erſchallen aus dem Walde herüber. Lützow reitet mit ſeinen Getreuen auf den Platz. Der „Aufruf an mein Volk“ wird verleſen. Die Menge jubelt vor Begeiſterung. Das Volk zieht umher und ſingt „Auf, mein Deutſchland, ſchirm dein Haus!“ Schon hört man aus der Ferne das dumpfe Rollen des Kanonendonners. Ein franzöſiſcher Convoi tritt aus dem Walde mit einem Fouragewagen, zieht ſich aber zurück, als die Lützower auftauchen. Unter ihnen erſcheint Theodor Körner neben Frieſen. Sie ſteigen von den Pferden um zu raſten, während das „Schwertlied“ aus dem Walde erſchallt. Da kracht ein Schuß. Franzöſiſche Grenadiere greifen an. Die Lützower ſtürmen vor. Körner ſinkt mit der Todeswunde vom Pferde. In wenigen Augenblicken ſpielt ſich dieſe ergreifende Epiſode ab. Während die Kameraden den lebloſen Helden unter den Klängen des Liedes „Morgenrot, Morgenrot“ davon tragen, hört man ſchon von ferne das dumpfe Grollen einer großen Schlacht. Wir ſind auf Leipzigs Walſtatt. Ein Teil der großen Kavallerieattacken ſpielt ſich vor unſern Augen ab. Das feindliche Heer iſt geſchlagen. Wir ſehen Napoleon mit ſeinen Generälen auf ſeinem fluchtartigen Rückzuge. Wir hören die Muſik der deutſchen Truppen. Die Lützower an der Spitze rücken ſie in Leipzig ein, geführt von Blücher und Schwarzenberg. Jubelnd werden die deutſchen Sieger vom Volke begrüßt. Der dritte Teil des Feſtſpieles führt uns in die Julitage des Jahres 1870. Elſäſſer Bauern und Bäuerinnen führen einen luſtigen Schnittertanz auf, bis ein Blaukittel die Kriegserklärung bringt. Schon taucht der erſte Turko auf, der aber bald einer Ulanenpatrouille in die Hände läuft und abgeführt wird. In buntem Wechſel reiht ſich nun eine Kriegsepiſode an die andere: Graf Zeppelins Recognoszierungsritt, der Ueberfall im Scheuerlenhof, Kavallerie- und Infanteriegefechte. Geſchütze fahren auf und nehmen mit ihrem krachenden Donner an dem Kampfe teil. Die Schlacht verliert ſich hinter dem Walde. Sanitätskolonnen eilen herbei, Siegesmärſche erſchallen. Die deutſchen Truppen ziehen im Triumphe vorbei. Das lebende Bild: Die Kaiſerproklamation

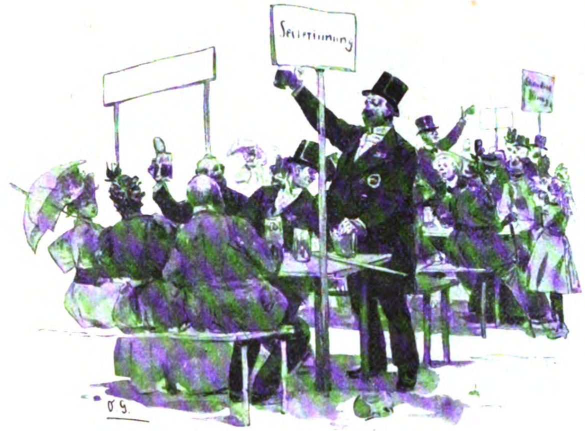


Choralblaſen auf dem Rathausturm.

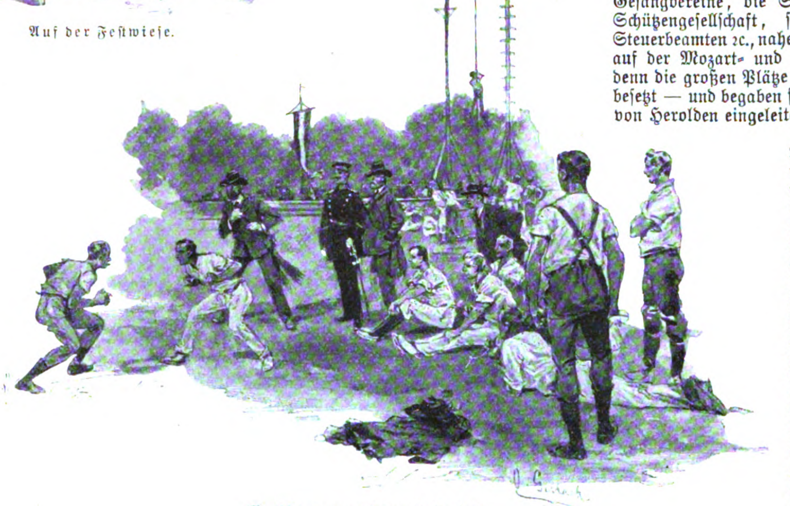


Büffett auf der Feſtwieſe.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



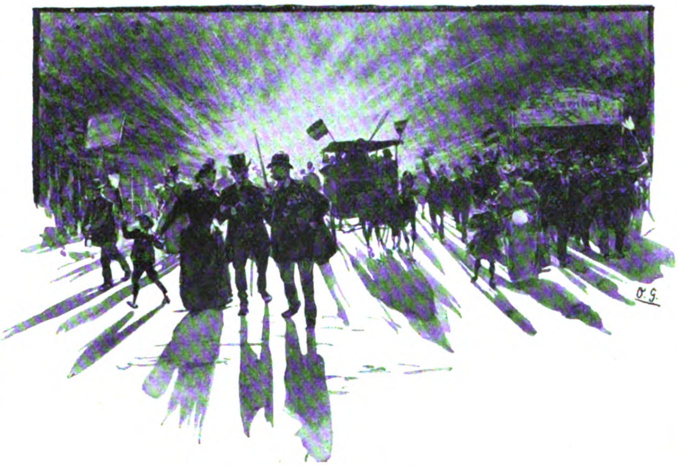
Auf der Feſtwieſe.



Wettturnen auf der Feſtwieſe.

in Verſailles beſchließt das Stück. Das Feſtſpiel hat mit ſeinem Wechſel zwiſchen heitern und ernſten Epiſoden, mit den gelungenen Volksſcenen, den packenden Gefechtsbildern und mit der richtigen Verwertung großartiger geſchichtlicher Augenblicke auf alle Zuſchauer einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht, und man muß dem Dichter und Regiſſeur Crome-Schwiening ebenſo wie den auftretenden Mitgliedern der Kriegervereine volle Bewunderung ausſprechen. Es iſt mit dieſem militäriſchen, volkstümlichen Feſtſpiele wieder einmal bewieſen worden, mit welcher Freude und welchem lebhaften Intereſſe das große Publikum an derartigen vaterländiſchen Veranſtaltungen unter freiem Himmel teilnimmt, und daß es ſich wohl verlohnt, einen Verſuch damit auch in anderen großen Städten zu machen. Der Hauptausſchuß für die volkstümliche Feier des Sedantages hat nicht nur ein ausführliches Textbuch zu dem Feſtſpiele veröffentlicht, ſondern auch einen umfangreichen, von patriotiſchem Geiſt getragenen Bericht über die Sedanfeſtlichkeiten in Leipzig ſeit dem Jahre 1871 erſcheinen laſſen. Dieſer Geiſt ging auch durch alle Predigten und Reden, die am 1. September in den Kirchen und im Kryſtallpalaſt gehalten wurden. Von beſonders durchſchlagender Wirkung war die Feſtrede des Pfarrers von Seydewitz in der Alberthalle des Kryſtallpalaſtes. Die Halle war bis auf den letzten Platz gefüllt. Im Parkett ſaßen die alten Kombattanten und lauſchten tief ergriffen, mit Thränen in den Augen, den begeiſterten Worten des Redners. Oft von ſtürmiſchem Beifall unterbrochen verſtand es der Redner, die Menge fortzureißen in ihrer Dankbarkeit und Verehrung für die großen Männer jener Zeit, für Kaiſer Wilhelm, Bismarck, Moltke und Roon, und ein Sturm des Abſcheues und der Entrüſtung ging durch die Halle, als der Redner das erbärmliche, vaterlandsloſe Gebahren der ſozialdemokratiſchen Partei an den Pranger ſtellte. Am Nachmittag desſelben Tages fand wieder die Aufführung des Feſtſpieles am Kuhturm ſtatt, und abends bewegte ſich durch die angefüllten Straßen der Zapfenſtreich mit Fackelzug. Von prächtiger Wirkung war die bengaliſche Beleuchtung des herrlichen Siegesdenkmals auf dem Markte. Trotz der rieſigen Anſammlung von Menſchen verlief doch die ganze Vorfeier ohne irgend welche Störung. War ſchon an dieſem Tage an die Leiſtungsfähigkeit der Kombattanten eine ziemlich hohe Anforderung geſtellt worden, ſo waren die Feierlichkeiten am zweiten Sedantage ſo umfangreich, daß manche dabei wohl nicht recht zum vollen Genuß gekommen ſein mögen. Schon früh um 6 Uhr morgens marſchierten die Muſikkorps mit fröhlichem Weckruf durch alle Teile der Stadt und riefen die Teilnehmer in ihre Verſammlungsorte. Dann ging es durch den köſtlichen Morgen nach dem Roſenthal, wo ſich an der Friedenseiche ſchon eine große Menſchenmenge verſammelt hatte. Stimmungsvolle Geſänge und eine volkstümlich gehaltene Anſprache leiteten das Programm des Tages ein. Und nun folgte in ununterbrochener Reihe eine Feierlichkeit nach der andern. Die muſikaliſche Aufführung bei Bonorand im Roſenthal mit Deklamationen und Anſprachen; die feierliche Bekränzung der Gedenktafeln für die 1870/71 auf dem Felde der Ehre gebliebenen Söhne Leipzigs in der Thomaskirche; die Feſtmuſik vom Balkon des Rathauſes und das Blaſen von Chorälen von den Thürmen der Thomas-, Nikolai- und Peterskirche. Um 12 Uhr ertönte das Glockengeläute von allen Kirchtürmen der Stadt, während zugleich auf dem Promenadenhügel das Salutſchießen aus Böllern ſtattfand. Nachmittags vereinigten ſich dann ſämtliche Militärvereine, die Innungen, die Turn- und Geſangvereine, die Studentenſchaft und die Schützengeſellſchaft, ſämtliche Poſt- und Steuerbeamten ꝛc., nahe an 150 Korporationen auf der Mozart- und der Tauchnitzſtraße — denn die großen Plätze waren durch die Meſſe beſetzt — und begaben ſich in einem prächtigen, von Herolden eingeleiteten Feſtzuge am neuen Reichsgerichtsgebäude vorbei über den Obſtmarkt und Roßplatz nach der Grimmaiſchen Straße. Von dort bewegte ſich der Zug über den Markt, wo die Ehrenjungfrauen ihre Kränze an den Stufen des Siegesdenkmals niederlegten, dann durch die Katharinenſtraße, über den Brühl und den Ranſtädter Steinweg, von dort durch die Frankfurter Straße auf den Weg nach dem Schützenhofe und nach der weitausgedehnten vom Walde umrahmten Feſtwieſe. An dem Zuge beteiligten ſich nahe an 15000 Menſchen, und auf dem Feſtplatze waren mehr als hunderttauſend Perſonen verſammelt. Unter dem Gewoge und Stimmgewirr der fröhlichen Menge verſchwand faſt das großartige Vokal- und Inſtrumentalkonzert, und erſt als der Oberbürgermeiſter Dr. Georgi die Rednertribüne beſtieg, legte ſich das laute Getöſe etwas, ſo daß die markigen, mit tiefer Ergriffenheit geſprochnen Worte des Stadtoberhauptes von Tauſenden verſtanden und mit ſtürmiſchem Beifall aufgenommen wurden. Geſänge, Wettturnen und Volksſpiele wechſelten und hielten die Menge in fröhlicher, harmloſer Stimmung. Ein großartiges Feuerwerk mit den neueſten Ueberraſchungen bildete den Abſchluß des Volksfeſtes. Von dem herrlichſten Wetter begünſtigt, hatte dieſe dreitägige Jubelfeier des Sedantages einen ſo froh erhebenden, ungetrübten Verlauf genommen, daß ſie lange in Aller Gedächtnis bleiben wird. Es iſt gar nicht daran zu denken, daß die Sedanfeier, wenigſtens in Leipzig, jemals wieder aus dem Volksleben verſchwinden werde, ſoviel auch geredet wird, mit der fünfundzwanzigjährigen Feier möge der Abſchluß gemacht werden. Die Leipziger laſſen ſich dieſes Volksfeſt, das ſo geeignet in eine von kirchlichen Feſten freie Zeit fällt, nicht mehr nehmen. Sie ſind ſtolz auf ihr bis in die unterſten Volksſchichten gedrungenes deutſches Nationalgefühl, denn drei Namen aus der Geſchichte ſind ihnen beſonders heilig: Wittenberg, Leipzig und Sedan. Auch ſind die Leipziger dankbar genug, den mächtigen Aufſchwung, den ihr großes Gemeinweſen in den letzten Jahrzehnten genommen hat, vor allen Dingen als eine ſegensreiche Wirkung der Einigung Deutſchlands anzuerkennen.

Ernſt Joh. Groth.

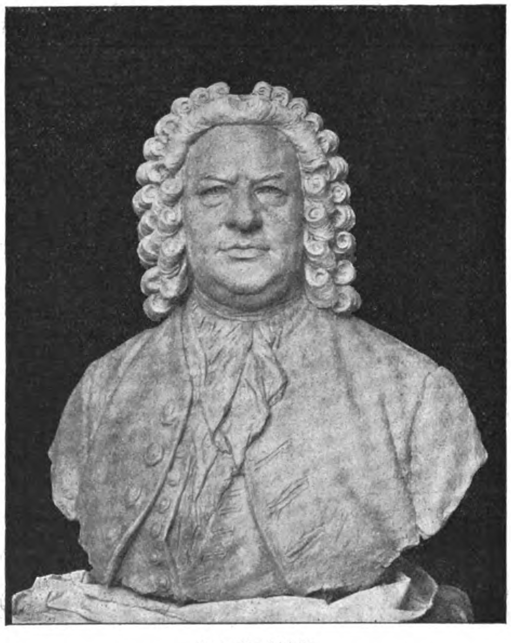


Heimkehr der Feſtteilnehmer.

Haus-
muſik
Daheim
F. Reiss.

Bachreliquien.

Als man daran ging, die alte Johanniskirche in Leipzig abzutragen, bot ſich die ſeltene Gelegenheit, gründliche Nachforſchungen nach den Gebeinen des gewaltigen Thomaskantors anzuſtellen, der auf dem ſüdlichen Teile des ehemaligen die Kirche umgebenden Friedhofes begraben worden war, ſechs Schritte von der Thüre entfernt, wie eine karge Tradition beſagt. Den Bemühungen emſiger Forſcher war es gelungen, feſtzuſtellen, daß Bach in einem eichenen Sarge begraben worden war. „Vier Thaler zahlte der Totengräber Müller wegen Herrn Johann Sebaſtian Bachs eichenem Sarg", lautet eine amtliche Eintragung. Dieſe knappe Notiz war ſo ziemlich der einzige äußere Anhalt, der für die ſchwierige Arbeit ſich bot. Man hatte ferner feſtgeſtellt, daß von den 1400 Perſonen, die im Todesjahr Bachs geſtorben waren, überhaupt nur zwölf in eichenen Särgen beerdigt worden ſind. Als nun am 12. Oktober 1894 bei den Erdarbeiten, welche der Neubau der Kirche bedingte, eine Menge Särge in dem von der Überlieferung als der Grabſtätte Bachs bezeichneten Teile des Friedhofes zu Tage gefördert wurden, ließ ſich ohne Schwierigkeit feſtſtellen, daß ſie aus Kiefernholz gefertigt waren. Am 22. Oktober aber fand man drei eichene Särge. Man öffnete ſie in Gegenwart des ausgezeichneten Anatomen His und fand in dem erſten von ihnen die Ueberreſte eines weiblichen Skeletts, in einem anderen Knochen und zerquetſchtes Schädelgebein. Der zweite Sarg aber barg das faſt vollſtändige Skelett eines „älteren, keineswegs ſehr großen, aber wohlgebauten Mannes", an deſſen Schädel ganz beſondere Kennzeichen intereſſierten. „So viel ergab ſich auf den erſten Blick," ſagt Prof. His in ſeinem Bericht an den Rat der Stadt Leipzig, „wir hatten es nicht mit einem Dutzendkopfe zu thun, und das war ja inſofern tröſtlich, als jede indifferente Form eine Verfolgung der Herkunft ausgeſchloſſen hätte." Der Schädel zeigte eine zurückweichende Stirn, ſtarke Stirnnaſengeſchwulſt, niedrige Augenhöhlen und einen hervortretenden Unterkiefer. Die Unterſuchung der Zähne ergab, daß der Mann, deſſen Gebeine der wiſſenſchaftlichen Erforſchung dienten, in vorgerückten Jahren ſtarb. Und da die Vorderzähne beider Kiefer horizontal, ſtatt ſchräg, wie es die normale Kieferſtellung bedingt, abgeſchliffen waren, ſo iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß der Unterkiefer vorgeſtanden hat. Indem man nun weiter dieſen merkwürdigen Schädel mit den alten Bildern, die von Johann Sebaſtian Bach exiſtieren, in Parallele ſtellte, ergab ſich eine auffallende Uebereinſtimmung phyſiognomiſcher Eigentümlichkeiten. Damit war freilich noch nicht bewieſen, daß der vorliegende Schädel mit jenem Bachs identiſch ſei. Aber die Forſcher verſuchten, den Beweis zu vervollſtändigen, ſoweit es ſich thun läßt. Von dem Schädel wurde zunächſt ein Gipsabguß gemacht und ein Bildhauer zur Hilfe herangezogen, dem die Aufgabe oblag, über dieſem Gipsabguß eine Büſte zu formen. „Wenn nämlich ein Künſtler im ſtande war, über dem Gipsabguß des Schädels eine porträtähnliche Büſte zu formen, ſo war wenigſtens die Möglichkeit nachgewieſen, daß der Schädel derjenige von Bach ſein konnte. Im anderen Falle hatte man das negative Ergebnis als abſchließend zu betrachten und auf jede weitere Verfolgung der Sache zu verzichten." Der Bildhauer C. Seffner ſchuf nun über dem Gipsabguß des Schädels eine Bachbüſte, deren charaktervoller Ausdruck ergreifend wirkte. Aber dabei ließ es der Künſtler nicht bewenden: eine zweite und dritte Büſte folgte. Die letzte war nach ſtreng wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen geſchaffen worden, nachdem Prof. His in zahlreichen Verſuchen Zahlen gefunden hatte, welche für jede Stelle des Geſichtes eine gewiſſe Normaldicke der Weichteile angaben. Die Wiſſenſchaft bot alſo dem plaſtiſch geſtaltenden Künſtler ein Syſtem von feſten Punkten, die bei geſunden und wohlgenährten Menſchen ziemlich feſtſtehend ſind. Nach dem Syſtem dieſer für das Antlitz eines älteren Mannes geltenden feſten Punkte modellierte Herr C. Seffner die dritte Büſte, in deren charakteriſtiſchen Eigenſchaften das Antlitz des ehrwürdigen Meiſters auflebt, wie wir es von den alten Bachbildern her kennen. Wenn auch nicht mit unumſtößlicher Gewißheit, ſo darf doch mit größter Wahrſcheinlichkeit angenommen werden, daß die unterſuchten Gebeine die Reliquien des herrlichen Meiſters der proteſtantiſchen Kirchenmuſik ſind. Diejenigen unſerer Leſer, die ſich für die hier in Kürze mitgeteilten Dinge intereſſieren, verweiſen wir auf die bei C. F. Vogel in Leipzig erſchienene Schrift: „Johann Sebaſtian Bach, Forſchungen über deſſen Grabſtätte, Gebeine und Antlitz." Das Werk iſt mit vortrefflichen Bildern geſchmückt.



Eine Bachbüſte.
Von C. Seffner in Leipzig über dem Gipsabguß des Schädels Bachs modelliert.

Dem Hinweis auf die ſchöne Büſte Seffners möchten wir noch die Mitteilung anſchließen, daß Edwin Bormann in Leipzig ein Jugendporträt Bachs veröffentlicht hat, das ſich im Beſitze der Familie Bormann befindet und geeignet erſcheint, die Galerie der Bachbilder in dankenswerter Weiſe zu ergänzen.

Das Violoncello und ſeine Meiſter.

Neben der Geige, als „Königin der Inſtrumente", gibt es wohl kein zweites Tonwerkzeug, welches das menſchliche Gemüt durch beſtrickende Sonorität und imponierende Macht der Tongebung ſo zu ergreifen vermag, als das Cello. Der etwas bedeckte Ton, der elegiſche Ausdruck, der ihm vermöge dieſer ſeiner eigentümlichen Klangfarbe eigen iſt, wirkt auf das mächtigſte auf unſer Gefühlsleben. Eine kraftvolle Innerlichkeit prägt ſich in ihm aus, die in bewegten Gängen erſchütternd wirkt und uns die Leidenſchaft und das Flehen, die nicht zu unterdrückende Qual und die ausbrechende Verzweiflung einer kräftigen Mannesnatur zu ſchildern vermag. Freilich gehört auch eine Künſtlerhand dazu, um die ſo herrlichen Eigenſchaften des Cellos zur Entfaltung zu bringen, eine Vervollkommnung des Cellospieles, wie ſie erſt in unſerem Jahrhundert erreicht iſt. Italien, das Geburtsland der Streichinſtrumente, hat ebenſo wie im Violinſpiel auch im Violoncellſpiel die Priorität zu beanſpruchen. Von Italien ging die künſtleriſche Praxis des Cellos aus, doch ſtand die Kunſt des Celloſpieles in ihren erſten Entwickelungsſtadien bedeutend hinter der des Violinſpieles zurück. Wer das erſte Cello gebaut hat, iſt nicht mit Beſtimmtheit nachgewieſen. Unzweifelhaft geſchah dies ſchon am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts. Die Ahnmutter des Cellos war die Gambe, beziehentlich die „große Geige" oder der „Basso di Viola". Dieſe „großen Geigen" waren gleich der Laute mit ſechs Seiten bezogen: Groß Bumhardt, mittel Bumhardt, klein Bumhardt, Mittelſaite, Geſangſaite und Quintſaite. Auch bezüglich ihrer Stimmung diente die Laute als Vorbild. Über die Behandlung dieſer „großen Geige" ſagt der Nürnberger Inſtrumentenmacher, Lauten- und Violenſpieler Hans Gerle (1506) in einer ſeiner Tabulaturen (Lehrbücher): „Wann Du die Geygen wie ich Dich gelerndt, beſchriben geſtympt und zogen haſt, und zu geygen anfahen wildt, ſo ſchick Dich alſo: Nimm den geygen hals in die lincken und den bogen in die rechten Handt, ſetz Dich nieder und faß die geygen zwiſchen die ſchenkel, das Du mit dem bogen nit anſtoßt und befleis Dich, das Du den bogen, wann Du geygſt, grad und eben auff den ſayten nicht zu fern oder zu nahendt von dem ſteg, darauff die ſayten liegen, füreſt. Auch das Du nicht zwo ſayten miteinander, ſondern allein die, darunder der Buchſtab, der in der tabulatur ſtehet, mit dem bogen zieheſt und das mus in ſonderheyt in acht gehabt werden.“ Man erſieht hieraus, daß zu Hans Gerles Zeiten die „große Geige“ bereits in ſitzender Stellung behandelt wurde, während ſie vordem im Stehen, die Wirbelplatte auf der Schulter des Spielers ruhend, von der linken Hand umfaßt, mit der rechten geſtrichen wurde. Daß ſie aus dieſem Grunde ſchon nur zur einfachſten Baßbegleitung dienen konnte, iſt ſelbſtverſtändlich. Zur Bequemlichkeit des Spielers pflegte man die einzelnen Griffe durch Buchſtaben auf dem Griffbrett zu notieren. Der älteſte Violenmacher, von dem man Kenntnis hat, iſt der mutmaßliche Begründer der Brescianer Geigenmacherſchule Joan Kerlino, deſſen Name darauf hindeutet, daß er deutſcher Abſtammung war. Unter den ſpäteren Geigen- und Lautenmachern ragt in erſter Linie hervor Kaſpar Tiefenbrucker, ein Deutſcher, der nicht nur die ſchönſten Violinen, ſondern auch ganz vorzügliche Baßgeigen baute, von denen noch zwei Exemplare in Frankreich vorhanden ſein ſollen. Eine dieſer Baßgeigen hat Raphael um 1515 auf ſeiner Darſtellung der heiligen Cäcilia abgebildet. Unter den deutſchen Inſtrumentenmachern des ſiebzehnten Jahrhunderts zeichnete ſich in Sonderheit Joachim Tielke aus, der um die Zeit von 1660 bis 1729 in Hamburg lebte. Eine ſeiner vorzüglichen Gamben, einſt im Beſitz des Kurfürſten Joh. Wilh. von der Pfalz, wird im bayeriſchen Nationalmuſeum aufbewahrt. Der Wirbelkaſten dieſes wertvollen Kabinettſtückes, ſowie das Griffbrett, der Saitenhalter, alles iſt mit Ornamenten von Blumen, Laub und Rankenwerk, ſowie mit Schildereien aus der Mythologie geſchmückt, welche die Muſik und die Liebe verſinnlichen. Von einer anderen, ebenfalls höchſt wertvollen Gambe Tielkes, die dem Cellovirtuoſen Servais gehörte, ſind in München photographiſche Aufnahmen gemacht. Ein drittes höchſt wertvolles Inſtrument aus jenem Zeitalter, eine Cremoneſer Gambe von celloähnlichem Ton iſt jetzt im Beſitz des Berliner Muſeums. Die Gambe hatte ebenfalls ſechs Saiten. Äußerlich unterſchied ſie ſich jedoch von der „großen Geige“ durch eine gefälligere Form und bequemere Handhabung. Die Viola da gamba wurde bereits zu den verſchiedenſten tonkünſtleriſchen Zwecken verwandt, ſowohl als Soloinſtrument, wie zur Unterſtützung recitativer Geſänge. Unter den Vertretern des Gambenſpiels im 17. Jahrhundert ragen hervor die franzöſiſchen Gambiſten Granier, Maugars, Marais und Forqueray und der Engländer Simpſon. Die deutſche Inſtrumentalmuſik befand ſich am Ausgang des 17. Jahrhunderts noch durchaus im Naturzuſtande. Erſt als es unter den Vornehmen Sitte wurde, im eigenen Hauſe eine Anzahl Muſiker zur Aufführung weltlicher Muſik zu unterhalten, entwickelte ſie ſich zur Reiſe und Selbſtändigkeit Der erſte bedeutende Gambiſt Deutſchlands war David Funk, Kantor in Reichenbach in Sachſen. Ihm folgten der Kurpfälziſche Kammermuſikus Johann Schenck und ſein Zeitgenoſſe Heſſe, ein Schüler von Marais. Eine vorzügliche Gambiſtin war Dorothea Ried, von deren Spiel geſagt wurde, daß es eher einer himmliſchen als einer irdiſchen Muſik gleiche. Als letzter bedeutender Gambiſt muß noch Carl Fr. Abel (1725–1787) erwähnt werden. Nach dieſem iſt kein Gambiſt von Bedeutung mehr zu verzeichnen. Die Glanzepoche der Gambe war dahin, und das Violoncino oder Violoncello begann ſeinen Siegeszug durch die Welt. Mit der Gambe zugleich verſchwand auch die von Joh. Seb. Bach konſtruierte Viola pomposa, ein celloartiges, ſehr bequemes Inſtrument, das wie die Violine gehandhabt wurde und einen Bezug von fünf Saiten, C G d a e, hatte. Wie aus der letzten von Bachs Suiten für Cello, die urſprünglich für Viola pomposa geſchrieben wurde, erſichtlich, erſtreckte ſich der Tonumfang dieſes Inſtruments vom großen C bis zum dreigeſtrichenen g hinauf. Von der Kunſt des Cellobaues gilt das Gleiche wie von der der Violine. Die Inſtrumente der alten italieniſchen Meiſter überragten die aller anderen Länder. Stradivarius und Amati bauten ihre Celli in zwei Größen, von denen ſie die kleineren Violoncelli nannten. Dieſe werden noch heute als muſtergiltige Vorbilder betrachtet und verwandt. Die Kunſt des Geigenſpiels ging wie alle andere Geiſteskultur von Italien aus. Wir Deutſchen brauchen uns jedoch dieſes Bekenntniſſes nicht zu ſchämen, denn wir haben mit dem von den Niederländern und Italienern Geliehenen reichlich gewuchert und es mit Zinſeszins zurückgegeben. Der deutſche Genius hat der Welt Meiſter und Meiſterwerke geſpendet, denen keine andere Nation Gleichwertiges an die Seite zu ſtellen imſtande iſt! — Der erſte, der ſich ſowohl als Solocelliſt wie als Tonſetzer eines Rufes erfreute, war Domenico Gabrieli, mit dem Beinamen „Menghino del Violoncello,“ der von 1640—1690 zu Bologna wirkte. Unter ſeinen Zeitgenoſſen und Nachfolgern ſind die namhafteſten Buononcini, Franciscello, Cervetto und Michel Corette, der als erſtes Unterrichtswerk für das Cello eine Schule herausgab. Übertroffen wurden die Genannten jedoch alle durch Luigi Boccherini (1743—1805), der nicht nur die ſoliſtiſche, virtuoſe Seite ſeines Inſtrumentes bedeutend erweiterte, ſondern auch die bis dahin ſehr ſpärliche Cellolitteratur erheblich vermehrte. In Deutſchland erfolgte die Verwendung des Cellos als Orcheſterinſtrument ſpäter als in Italien, immerhin aber noch früher als in Frankreich, wo die Gambe ſich immer noch einer großen Beliebtheit erfreute. Bereits 1680 war in der Wiener Hofkapelle das Cello vertreten; 1709 in der Dresdener. Die erſten deutſchen Celliſten, die ſich auszeichneten, waren J. S. Triemer (1700—1762) und der Schleſier Riedel. Ihnen folgte Johann Jäger (geb. 1745), Joh. Rud. Zumſteeg (1760—1802) und der Franzoſe J. P. Duport (1741—1818), der Lehrmeiſter Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Den größten Aufſchwung errang das deutſche Celloſpiel jedoch erſt durch Bernhard Romberg (1767—1841), der für das Celloſpiel von noch größerer Bedeutung war als Ludwig Spohr für das Violinſpiel. In unſerm Jahrhundert ragen unter den Meiſtern des Celloſpiels noch beſonders hervor J. J. F. Dotzauer (1783—1860), Auguſt Kummer (1797—1879), Carl Schuberth, Theodor Krollmann, Goltermann, Joſef Merk, Auguſt Franchomme, Liſa Chriſtiani, A. F. Servais, Jules Dedwert, Robert Hausmann, Heinrich Grünfeld, F. W. L. Grützmacher, Hugo Becker, David Popper, Alwin Schroeder und Julius Klengel. Letzterer dürfte augenblicklich der größte aller Meiſter des virtuoſen Violoncellſpiels ſein.

H. Oe.

Die Behandlung des Klaviers.

Faſt in jeder Familie iſt das Klavier oder vielmehr das Piano zu finden. Da das Piano weit weniger ein Luxusartikel, vielmehr ein notwendiges, wenn auch noch immer recht teures Hausinſtrument geworden iſt, ſo dürften einige Winke über ſeine Pflege und Behandlung nicht unwillkommen ſein. Wer ein Klavier kauft, der wähle zunächſt nicht das billigſte, ſonder ein teures, das heißt ein gutes Inſtrument aus. Was hier unter „gut“ zu verſtehen iſt, darüber wird den Käufer ein kundiger Fachmann aufklären. Nicht etwa dem Rate eines klavierſpielenden Dilettanten folge man, ſondern den Worten eines Fachmannes, der auch in der Konſtruktion und dem Bau des Inſtrumentes Beſcheid weiß, gebe man Gehör. Beim Aufſtellen des Pianos achte man ſorgſam auf den Platz. Das Licht ſoll möglichſt von links hereinfallen. Der Platz muß ſo gewählt ſein, daß das Inſtrument dem Einfluſſe der Witterung nicht ausgeſetzt iſt. Es darf alſo nicht an einer Außenwand ſtehen, wo Wind und Wetter und Regen Feuchtigkeit hineintreiben. Das Holz quillt ſonſt, und die Stimmnägel werden locker, außerdem roſten die Metallbeſtandteile und die Saiten, und der Hammerfilz und das Tuch ſaugen die Feuchtigkeit auf. Gleich ſchädlich wirkt allzu große Hitze; darum ſtelle man das Klavier auch nicht in die Nähe des Ofens. Man laſſe das Inſtrument nicht unnütz offen ſtehen. Staub lagert ſich in ſeinem Innern, und den Motten iſt der Zugang zu den Filz- und Stoffteilen frei. Reinlichkeit iſt auch für jedes Inſtrument anzuempfehlen. Mit einem Blaſebalg entferne man die Staubmoleküle aus dem Innern des Kaſtens. Das Gehäuſe und die Klaviatur ſind mit einem trockenen weichen Waſchleder zu ſäubern. Die Taſten bleiben hierdurch ſehr lange vor dem gelblichen Ausſehen bewahrt, das dem Klavier den Anſchein des Alters und der Strapazen verleiht. Ferner verbanne man von dem Piano jede andere Dekoration, ſeien es die Nippſachen und Photographieſtänder auf dem Deckel oder die ſchweren faltigen Draperien, mit welchen die Rückwand des Inſtrumentes verſchönert werden ſoll. Die Hauptſache aber, um dem Piano möglichſt lange einen vollen und ſchönen Ton zu bewahren, iſt das Stimmen. Und hierbei wird gerade am allermeiſten geſündigt. Beſonders die ſparſame Hausfrau betrachtet das Geld für den Stimmer als hinausgeworfen; lieber eine Klavierſtunde mehr, da hat man doch wenigſtens das Geld zur Fortbildung verwandt. Mit dem Stimmen wartet man bis zur letzten Minute, bis der Kaſten nur noch ächzt und ſtöhnt, und das unreine Gewimmer gar nicht mehr anzuhören iſt. Alsdann muß der Stimmer heran, natürlich der billigſte. Man bedenkt nicht, daß es, je mehr das Inſtrument die Stimmung verlor, deſto mehr Anſtrengung und Mühe koſtet die reine Intonation wiederherzuſtellen; daß durch die größere Kraftentwickelung der Stimmſtock in Mitleidenſchaft gezogen wird. Daß ein Pfuſcher durch das viele Probieren und durch das ewige Hin- und Herdrehen der Stimmnägel dieſelben lockert, daß die Pflöcke nicht allzu lange der von den Saiten ausgeübten Spannung Widerſtand zu leiſten vermögen, und daß ſomit das Inſtrument nur um ſo raſcher wieder verſtimmt wird, liegt auf der Hand. Alſo den beſten Stimmer! Jedes Piano ſollte nach vier Monaten, und wenn es täglich geſpielt wird, mindeſtens nach je drei Monaten einem tüchtigen Stimmer anvertraut werden. Sparſamkeit iſt beim Kaufe des Klaviers, wie auch bei ſeiner Pflege und Erhaltung am unrechten Platze.

O. M.-M.

Blinde Muſiker.

Die Natur iſt allweiſe und allgütig; häufig verleiht ſie den Menſchen, denen ſie ein Gebrechen angeheftet, einen Erſatz, häufig reicht ſie für vieles Ungemach eine köſtliche Gabe, welche die Beklagenswerten mit ihrem Schickſale ausſöhnt und ihnen eine nimmer verſiegende Glücksquelle iſt. Oft ſind die körperlich am ſchwerſten Betroffenen die tiefſten Denker, die geiſtvollſten Dichter, oft ſind Schwerhörige, Taube hervorragende Maler und Bildhauer, und oft ſind Blinde die feinſinnigſten Muſiker. Ihre Abgeſchloſſenheit von der ſie umgebenden Welt läßt das Licht des Genius zur reinſten Helligkeit ſich ſteigern und dient ſchärfſter Gedankenarbeit, innigſtem Gefühlsleben. Dies gilt ſowohl von ſolchen Muſikern, die im Alter oder durch Krankheit erblindeten, wie auch von ſolchen, die lichtlos in das „Dunkel dieſer Welt“ traten.

Der greiſe Bach erblindete am Abend ſeines Lebens; ſeinen großen Zeitgenoſſen Händel traf das gleiche harte Los. „Tiefdunkle Nacht“ ward es um ihn, wie es um ſeinen Samſon geworden war, dem er wie in einem Vorgefühl des eigenen Kummers die ergreifende Klage in den Mund gelegt. Trotzdem war beider Schöpfungskraft ungebrochen; Muſik erklang in ihnen wie in geſunden Tagen und entſtrömte ihrer Seele ſelbſt noch auf dem Sterbelager.

Können wir von den blindgeborenen und früherblindeten Künſtlern auch keine nennen, die unſterblichen Ruhm erreicht haben, ſo leiſteten doch mehrere außerordentlich Tüchtiges in der Muſik. Zu dieſen gehört Maria Thereſia Paradies, die im Jahre 1759 in Wien geboren wurde und in ihrem dritten Lebensjahre erblindete In muſikaliſcher Beziehung glänzend begabt, erhielt ſie eine vortreffliche Ausbildung. Salieri und Righini ließen es ſich angelegen ſein, ihre herrliche, volltönende Stimme zu ſchulen, und auch im Klavier- und Orgelſpiel erhielt ſie Unterricht. Kaum war die junge Künſtlerin erwachſen, ſo trat ſie in verſchiedenen Kirchenkonzerten in Wien mit großem Erfolge auf. Als ſie bei einem derſelben das Stabat Mater von Pergoleſe ſang und ſich ſelbſt auf der Orgel begleitete, entzückte ſie die Kaiſerin Maria Thereſia in ſo hohem Grade, daß dieſe ihr dauernd ihre Gunſt ſchenkte und ihr ein Gnadengehalt von 200 Gulden gewährte.

Im Jahre 1785 unternahm die blinde Künſtlerin eine Konzertreiſe durch Europa; in Salzburg hatte ſie das Glück, Mozart kennen zu lernen und von ihm Lob und Aufmunterung zu erfahren; in Mannheim ſchloß ſie Freundſchaft mit zwei Blinden, dem Dichter von Fabeln und Präſidenten des Konſiſtoriums Gottlieb Konrad Pfeffel aus Kolmar, und Herrn von Weißenburg, der nicht nur ein vorzüglicher Gelehrter, ſondern auch ein tüchtiger Flötiſt war.

In Paris und London fand Maria Thereſia Paradies begeiſterte Hörer, ſowohl in öffentlichen Konzerten, wie an den Höfen. Maria Antoinette zog ſie oft in ihre Nähe und ſang mit ihr in Verſailles Duette; in London begleitete der Prinz von Wales ihren Geſang mit dem Violoncell. Nicht allein ihre mächtige und doch weiche Stimme, ihr dramatiſcher Vortrag, ihr künſtleriſches Klavier- und Orgelſpiel entzückten alle Welt, ſondern auch die Liebenswürdigkeit ihres Weſens, ihre feine Lebensart, ihre ungewöhnliche Bildung.

Als ſie nach Wien zurückgekehrt war, zog ſie ſich mehr vom öffentlichen Leben zurück, komponierte aber deſto eifriger, indem ſie ihre muſikaliſchen Gedanken einem Schreiber in die Feder diktierte. Sie verfaßte Lieder und Sonaten, auch mehrere Opern und eine Trauerkantate bei Gelegenheit des Todes des Kaiſers Leopold II.; außerdem gab ſie vorzüglichen Muſikunterricht und leitete ein kleines Haustheater.

So führte ſie trotz ihrer Blindheit ein reiches und beglücktes Leben bis zu ihrem Tode im Jahre 1824.

Ihr gleich an muſikaliſcher Begabung war der Flötiſt Friedrich Ludwig Dulon, der im Jahre 1769 in Oranienburg geboren wurde und ſchon in den erſten Wochen ſeines Lebens erblindete. Sein Vater, ein Steuerbeamter, unterrichtete das blinde Söhnchen im Flötenſpiel; ſpäter wurde Kirnberger ſein Lehrer. Der Knabe machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er ſich bereits im dreizehnten Jahre in Berlin öffentlich hören laſſen konnte. Blieb die Flöte ſein Hauptinſtrument, ſo ſpielte er nebenbei ausgezeichnet Klavier. Geradezu ſtaunenswert war ſein Gedächtnis; nach wenigen Übungsſtunden ſpielte er die ſchwerſten Flötenkonzerte auswendig, und als er vierzig Jahr alt war, hatte er über 200 Konzerte völlig im Kopf.

Dulon machte große Kunſtreiſen, begleitet von ſeinem Vater und ſpäter von ſeiner Schweſter; überall errang er großen Beifall ſowohl durch ſeine glänzende Fertigkeit, wie durch ſeinen ſeelenvollen Vortrag. Für ſein Inſtrument ſchuf er gehaltvolle, intereſſante Stücke. Im Jahr 1792 wurde er in Petersburg als Kammermuſikus mit 2000 Rubeln Gehalt angeſtellt; doch da ihm das nördliche Klima nicht zuſagte, kehrte er bereits im Jahre 1798 nach Deutſchland zurück und kaufte ſich ein Gut bei Waldenburg. Hier lebte er teils der Muſik, teils dem Studium der Litteratur, für die er das lebhafteſte Intereſſe hatte. Er ließ ſich viel vorleſen, beſonders alle Werke Wielands, die er auswendig behielt. Wieland dankte ihm dieſe Vorliebe, indem er eine vorzügliche Lebensbeſchreibung des blinden Flötiſten herausgab. Dulon ſtarb im Jahre 1826 in Würzburg. Er, ſowie Maria Thereſia Paradies hatten bewieſen, daß man im Beſitze eines köſtlichen Talentes trotz ſchweren körperlichen Gebrechens durch unermüdetes energiſches Vorwärtsſtreben unendlich viel erreichen kann. —

C. Gerhard.

Aus dem Tonleben.

Es iſt kaum glaublich, in welchem Maße Beethovens Neunte Symphonie von den Zeitgenoſſen des Meiſters mißverſtanden ward, jenes Werk, das heute zur muſtergiltigen Aufführung zu bringen, das höchſte Streben jedes größeren Singvereins bildet. Die „Allgemeine Muſikzeitung“ vom Jahre 1828 berichtet über eine Aufführung der Symphonie in Leipzig: „Eine höchſt merkwürdige Verirrung des durch ſeine gänzliche Gehörloſigkeit unglücklich gewordenen, nun erlöſeten Mannes . . . Das Scherzo wäre ſchön, wenn es nicht durch ſeine Länge den Eindruck zerſtörte. Das übrige, ſelbſt das Andante, worin Beethoven ſonſt ſo Unübertreffliches zu geben hatte, nicht ausgenommen, erfüllt uns um ſo mehr mit Schmerzen, je mehr wir wiſſen, wie viel wir an Beethoven verloren haben.“ Und aus London läßt ſich eine Stimme vernehmen: „Eine bizarre Kompoſition. Die heißeſten Bewunderer Beethovens, wenn ſie nur etwas Vernunft beſitzen, müſſen bedauern, daß ſie zur Öffentlichkeit gebracht worden iſt. Die Freunde, welche Beethoven geraten haben, dieſes abſurde Stück herauszugeben, ſind gewiß die grauſamſten Feinde ſeines Rufes.“

Redaktionspoſt.

Frage. Einer jungen Muſikfreundin macht es große Betrübnis, daß ſie den Titel und Komponiſten eines Liedes nicht kennt, in dem der Refrain lautet: „Ich weiß, daß auf der ganzen Welt mich keiner liebt wie Du“. Vielleicht findet ſich eine mitleidige Seele, die der beklagenswerten Muſikfreundin hilft.

Prof. **Dr. M—r in Kiel.** Verbindlichſten Dank für den Loewe-Artikel.

Frau **A. Y—l in Berlin.** Sehr hübſche Volkslieder (mit leichteſter Klavierbegleitung) finden Sie in der Sammlung „Der Minneſänger“, Fünfzig alte Lieder in neuen Weiſen von E. Engelmann. Stuttgart. Verlag v. Paul Neff. Preis Mk. 1 60.

Herrn **Aug. Ludwig, Berlin-Lichterfelde.** Mit verbindlichſtem Dank abgelehnt.

Digitized by Google · Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 51.)

Wer, was er leiſten möchte, nicht kann,
Und ſieht eines Andern Werk freundlich an,
Der kann doch etwas. Denn dies Gönnen
Iſt auch ein Können.

Prolog.

Geſprochen von einer Tochter des Silberhochzeitspaares.

Ihr werten Gäſte, die von nah und fern
Zum Feſt der Eltern heute hier erſchienen,
Als treue Zeugen von der Eltern Glück,
Ihr, durch Verwandtſchaft, durch der Freundſchaft Bande,
Mit uns verbunden ſchon ſeit früher Zeit,
Froh grüß' ich Euch mit herzlichem Willkommen.

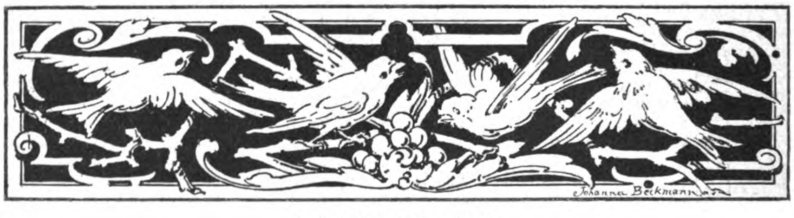
Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt.
Drum aus dem Schoße längſt vergangner Jahre
Entrollen wir Euch jetzt manch' wechſelnd Bild.
Und was vor Zeiten Wahrheit einſt geweſen,
Wie es Erinnerung and Poeſie,
Nun umgeſtaltet hat zu neuem Leben,
Wird es ſogleich ſich zeigen Eurem Blick.

Wir aber bitten, Ihr wollt' Nachſicht üben,
Nicht ſtrenge Richter ſein von unſerm Spiel.
Wir ſind nicht Künſtler, nur der Kunſt ergeben,
Der Eltern Freude nur iſt unſer Ziel.
Gelingt's, Euch und die Eltern zu erfreu'n,
Soll das der ſchönſte Lohn und Dank uns ſein.

R. L.

Kunſt im Hauſe.

Liegendes Rechteck mit Vögeln. Unſere Zeichnung iſt eigentlich für ein Wandbrett von etwa 50 cm Länge beſtimmt, damit die Vögel in Naturgröße dargeſtellt werden können. Man kann ſie ſich als unſere deutſchen Spatzen denken und in ihrer Naturfarbe etwas antönen, nachdem Linien und Grund eingebrannt ſind. Die Zweige werden ab und zu mit Goldlinien belebt, die Beeren ganz rot als Ebereſchen oder Kirſchen, vielleicht auch wie blaue Weintrauben gemalt; der ſie umſchließende Kelch iſt blaßgrün, die Umrahmung behält entweder die Holzfarbe oder iſt ebenfalls grünlich mit einzelnen Goldſtellen. In kleinerem Maßſtabe kann die Zeichnung geätzt oder als Mittelſtreif auf einen Kaſten gemalt werden, iſt auch als Kopfleiſte auf einem kleinen Titelblatt oder Buchdeckel am Platz. Die einzelnen Vögel kann man auch je nach Geſchmack, mit kleinen Blüten kombiniert, auf Briefbogen und Karten zeichnen, leicht antönen und mit Gold oder chineſiſcher Tuſche auszeichnen. **Johanna Beckmann.**



Vorlage für Holzmalerei.

Lampenſchleier für Gasglocke.

Noch immer liebt es die Mode, das allzu grelle Lampenlicht zu dämpfen, zu verſchleiern. Und plaudert es ſich nicht noch einmal ſo gemütlich und vertraulich bei dem warmen roten Lichtſchein, der das ganze Wohngemach magiſch durchglüht? Ein neuer orientaliſcher Lampenſchirm, für eine Gasglocke beſtimmt, ſei hier beſchrieben. Man nimmt ein quadratiſch geſchnittenes Stück roter Seide etwa 56 cm lang und 58 cm breit. Eine leichte und doch gute Seidenware iſt am dankbarſten zu verarbeiten. Der Stoffteil wird geſäumt und erhält als Abſchluß eine 6 cm breite Goldfranſe aus gedrehter Goldkordel. In der Mitte ſchneidet man eine Rundung von 12 cm Durchmeſſer aus (die Maße ſind mit den Größenverhältniſſen der betreffenden Lampe zu vergleichen!), welche ebenfalls geſäumt wird. Den Saum deckt eine ſchmale Goldlitze. Auf die Seide überträgt man nun mittels Pauſe und gelbem oder rotem Ölpapier allerhand einfache Figuren wie Halbmonde, Sterne, einen untergehenden Sonnenball mit Strahlenausläufern. Die Figuren werden mit Goldfaden geſtickt; Goldkordel kann ebenfalls zur Verſtärkung der Linien aufgenäht werden. Auch können kleine Goldflitter oder Goldperlen, mit Geſchmack angewandt, von guter Wirkung ſein. Statt der Goldfranſe am Rand laſſen ſich auch auf Faden gereihte Goldflitter als Quäſtchen oder in Bogen herabhängend anbringen. Ebenſo läßt ſich die rote Seide durch orangefarbene oder hellgrüne erſetzen, läßt ſich die Goldſtickerei mit Silber oder Metallſtickerei und ſeidener Plattſticharbeit verbinden, laſſen ſich die Goldperlen durch allerhand bunte Glasſteinchen und Perlchen erſetzen — kurz, der oben beſchriebene Lampenſchleier regt zu mancherlei Variationen an.

Ella M.

Praktiſches fürs Haus.

Roſt von Stahlinſtrumenten zu entfernen. Die gründlichſte und praktiſche Art, Roſtbildungen von Stahlinſtrumenten zu beſeitigen, beſteht in der energiſchen Abreibung mit Naxosſchmirgel, Klauenfett und Wiener Kalk. Naxosſchmirgel iſt ein zu mehlſtaubartigem, feinſtem Pulver verriebener Stein, der auf der Inſel Naxos vorkommt. Das Pulver hat ſchwarze Farbe und iſt nicht mit Schmirgelpapier zu verwechſeln, welches oft angewendet wird und die Inſtrumente ganz bekritzelt. Etwa ein halber Theelöffel voll Naxosſchmirgel wird in eine kleine Schale gethan, und durch Umrühren mit einem kleinen Holzſtäbchen vermengt man es mit Klauenfett, das man tropfenweiſe dazu thut. Nun zieht man über den rechten Zeigefinger einen alten Glacéhandſchuh, Putzleder oder einen Leinwandlappen. Den Finger taucht man alsdann in die breiige Maſſe, die man auf den Roſtfleck überträgt, der durch kräftiges, energiſches Hin- und Herreiben ſich bald löſt. Dann muß man, um jegliche Spur von Klauenfett und Schmirgel zu entfernen, das Inſtrument reichlich mit Wiener Kalk nachputzen, am beſten mit Hilfe des Fingers, der wieder mit einem Glacélederhütchen bekleidet wird. Handelt es ſich um die Entfernung von Roſtflecken aus verſteckten Ecken, ſo nimmt man am beſten Stäbchen von hartem Holz, und ſchnitzt ſie an dem einen Ende je nach Bedarf, bald einfach ſpitzrund, bald breitſpitz, bald ſcharfkantig zu und reibt mit ihnen ſowohl Schmirgelmaſſe als hernach Kalk auf. Man kann auch hierbei die Spitzen der Stäbchen in Leinwand oder Putzleder einhüllen; dann muß man aber ebenfalls geſonderte Stäbchen für Schmirgelmaſſe und für Kalk gebrauchen. **A. K. B.**

Um Zeug einzuweichen, iſt es ſehr zu empfehlen, auf 16 Liter Waſſer 10 Löffel voll Salmiakgeiſt und 9 Löffel voll Terpentin zu nehmen. Hierin löſt der Schmutz ſich ſo ſchön, daß das Zeug viel ſchneller rein wird beim Waſchen. **A. K. B.**

Handarbeit.

Praktiſche Verwendung der Kokosnußbutterbüchſen. In ſo manchem Haushalt mögen ſie herumſtehen, die hübſchen, zu allerhand zu verwertenden Büchſen, in welchen wir die ſich immer mehr einführende Kokosnußbutter geliefert bekommen. Möge eine neue Anwendung derſelben den lieben Leſerinnen gefallen und ſie zur Nachahmung anregen; ich habe dieſelbe ſelbſt erprobt und als recht praktiſch befunden. Es handelt ſich um die Verwendung der Büchſen zum Mitnehmen von Fleiſchwaren, Eiern, oder beſonders für Obſt. Leichte Häkelarbeit umgibt das Ganze. Zuerſt wird ein Stern gearbeitet, welcher genau die Größe des Bodens hat und von kleinen Bogen umgeben iſt; dann häkelt man hinter den Bogen eine glatte Fläche in beliebigem Muſter, als: verſetzte Karos, Schrägſtreifen oder Ringel, am beſten in zwei Farben, bis die Höhe der Büchſe erreicht iſt. Den Deckel bezieht man ebenſo. Zum Henkel macht man zwölf Maſchen Anſchlag und häkelt von innen heraus, bis zur gewünſchten Länge; um demſelben Halt zu geben, habe ich eine Taillenſtange hineingeſteckt. Nun macht man an jeder Seite der Büchſe zwei Löcher und näht den Henkel feſt an. Der Bezug wird ebenſo befeſtigt. In den Deckel müſſen auch Löcher gemacht und der Bezug muß angenäht werden. Zwei kleine Schleifchen aus farbigem Band decken den Anſatz des Henkels und zieren das Ganze.

Wohnort.

Auf die verſchiedenen Anfragen nach Orten, welche ſich als Wohnſitz für penſionierte Beamte, Offiziere, Rentiers eignen, möchte ich unſere hübſche Stadt Schweidnitz in Schleſien empfehlen. Das Leben iſt hier ſehr angenehm, recht gute Schulen ſind vorhanden, die Preiſe der Lebensmittel ſind nicht zu hoch. Wohnungen koſten, je nach der Lage, 5—6 Zimmer 400—900 Mk. Um die ganze Stadt zieht ſich die ausgedehnte Promenade mit ſchönen Blumenanlagen, Waſſerwerken, Ruheplätzen für Große und Spielplätze für Kinder. Die weitere Umgebung iſt landſchaftlich prächtig, da verſchiedene Teile des ſchleſiſchen Gebirges die Stadt umgeben; die lohnendſten Ausflüge können ohne Anſtrengung unternommen werden. Im Winter gibt es Abwechſelung durch gutes Theater und Konzerte.

Abonnentin in Schweidnitz.

Toilettentiſch.

Fr. 163 in Nr. 47. Bewährtes Rezept zur Bereitung von „Gurkenglycerin“: Nimm Borax 20,0 g, eſſigſaures Natron 20,0 g, löſe in 850,0 Roſenwaſſer und füge hinzu: Seifenſpiritus 25,0, Benzoetinktur 25,0, Glycerin 60,0—80,0, parfümiere mit Bergamottöl 5 Tropfen, Roſenöl 2 Tropfen.

C. E.

Für die Küche.

Sandtorte mit Schokoladenfüllung. 1 Pfund Butter wird zu Sahne gerührt und nach und nach 8 Eidotter dazu gethan, darnach kommt 1 Pfund Puderzucker darunter. Wenn man dieſe Maſſe drei Viertelſtunden gerührt hat, vermiſcht man ſie weiter nach und nach mit 1 Pfund Kraft- oder Kartoffelmehl und braucht dazu noch reichlich eine Viertelſtunde mindeſtens, um die Maſſe fertig zu rühren, erſt zuletzt zieht man den ſehr ſteif geſchlagenen Schnee der 8 Eiweiße leicht darunter. In eine kleine Schüſſel reibt man, am beſten vor der Bereitung dieſes ſoeben beſchriebenen Sandtortenteiges, ¼ Pfd., alſo eine Tafel, Vanilleſchokolade und miſcht 2 Eßlöffel voll Kakao darunter. Dieſes Pulver wird mit 2 ganzen Eiern gut durchgeſchlagen und gibt eine feuchte Maſſe, mit welcher man den dritten Teil des Sandtortenteiges leicht zuſammenrührt. Eine mit Butter ausgeſtrichene Form wird nun mit der Hälfte des übrigen weißen Teiges gefüllt, darüber der in der kleinen Schüſſel bereitete Schokoladenteig ſorgfältig darauf gethan und ſchließlich oben die übrige weiße Maſſe gebreitet. Dieſe vorzüglich ſchmeckende Torte wird ungefähr 1¼ Stunde in mäßiger Ofenhitze gebacken, gleich nach der Bereitung, ſie wird warm aus der Form geſtürzt und erſt erkaltet mit feinem Zucker beſtreut. **M. H.**

Fragen.

174) Kann mir eine Leſerin Adreſſen einiger guter Ärzte an der Riviera oder in der Südſchweiz nennen?

C. R.

175) Wer friſcht mir ein altes Spinnrad wieder auf? Und wer verwebt ſelbſtgeſponnenes Garn zu altdeutſchen Decken?

R. T. in **C.**

176) Wo kann man rotſeidenes Cigarrenband ſtückweiſe kaufen?

Abonnentin in Wetzlar.

177) Kann mir eine Leſerin die genauen Maße zu einer hübſchen Zimmertruhe angeben (mit gerundetem Deckel)? Ich möchte mir eine aus dem Holz einer Linde, die aus unſerem Park ſtammt, anfertigen laſſen

Dankbare.

178) Welche freundl. Daheimleſerin könnte mir Rat erteilen, wo man eine große Anzahl leere Cigarrenkiſten verkaufen kann.

Abonnentin in der Eifel.

179) Zwei ratloſe Damen bitten eine verehrte Leſerin in Naumburg a/S. höflichſt um Aufſchluß über die dortigen Wohnungs- und Lebensmittelpreiſe. Frau Dr. **A. M. H.**

Auskunft.

Das Heim für ſtellenloſe Damen in Hannover, bisher Aegidienſtraße 26, befindet ſich vom 1. Septbr. an in dem vom Magiſtrat geſtellten Haus, Lehzenſtraße 10.

Redaktionspoſt.

Frau **A. B.** Rezepte für Senf- und Pfeffergurken haben wir in früheren Jahrgängen wiederholt gebracht.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 52.)

Wer Herzliches zu ſinnen hat
Und Liebes zu bedenken,
Den macht kein Wandern müd' und matt,
Den kann kein Wetter kränken.

Prolog

zu einer Geſangaufführung.

Wo iſt der Himmel offen? Sehnſuchtsvoll
Hat manches Auge ſchon das All durchmeſſen.
Ob Freude oder Leid die Seele ſchwoll,
Sie konnte ihres Urſprungs nie vergeſſen!

Es wohnt die Ahnung eines höchſten Rechts
Auf Menſchenglück in jedem Menſchenherzen.
Wir fühlen, daß wir göttlichen Geſchlechts,
Und ſuchen, was uns fehlt, mit großen Schmerzen!

Verloren haben wir das Paradies,
Doch gab uns Gott dafür das Reich der Töne.
Wohl dem, der freudig es willkommen hieß,
Ihm prangt die Welt in ſel'ger Morgenſchöne!

Ein Tropfen Wermut fällt in jedes Glück,
Und jedes Leiden wird verſüßt durch Hoffen.
Der Wunſch läßt die Erfüllung weit zurück:
Nur, wo man ſingt, da iſt der Himmel offen!

Im ſanften Säuſeln wie im Sturmgebraus
Hat Sangeszauber jedes Herz bezwungen.
Ja, wo man ſingt, da iſt man gleich zu Haus,
Da fühlt man ſich von Liebe ganz durchdrungen!

Wie Frühlingshauch die Erde neu durchzieht
Nach langen Winters drückenden Beſchwerden,
So köſtlich mag dem Wandrer, den das Lied
Der teuern Heimat grüßt, zu Mute werden!

Du haſt ein eignes Lied, mein Vaterland,
So innig rein, ſo keuſch iſt deſſen Weiſe,
Daß es erſcheint, als wär's von Gott geſandt,
Der Wahrheit und der Schönheit nur zum Preiſe!

Nichts Niedres und Gemeines darf ihm nahn,
Es will gepflegt ſein ſtets mit zarten Händen.
O deutſches Volk, erkenn' des Höchſten Plan:
In Deinen Liedern möcht' er Dich vollenden!

Mein deutſches Volk, o halt das Beſte wert,
Es wohnt ſo reichlich ja in Deiner Mitte!
Im fremden Land, ſowie am heim'ſchen Herd
Laß niemals ab von alter deutſcher Sitte!

Verleugne nie die echte deutſche Art,
Zeig' im Geſange ſtets Dein ſchönſtes Hoffen,
So haſt Du ſelbſt Dein beſtes Glück gewahrt,
Denn, wo man ſingt, da iſt der Himmel offen!

Emilie Schäfer.

Die Pfennigkaſſe.

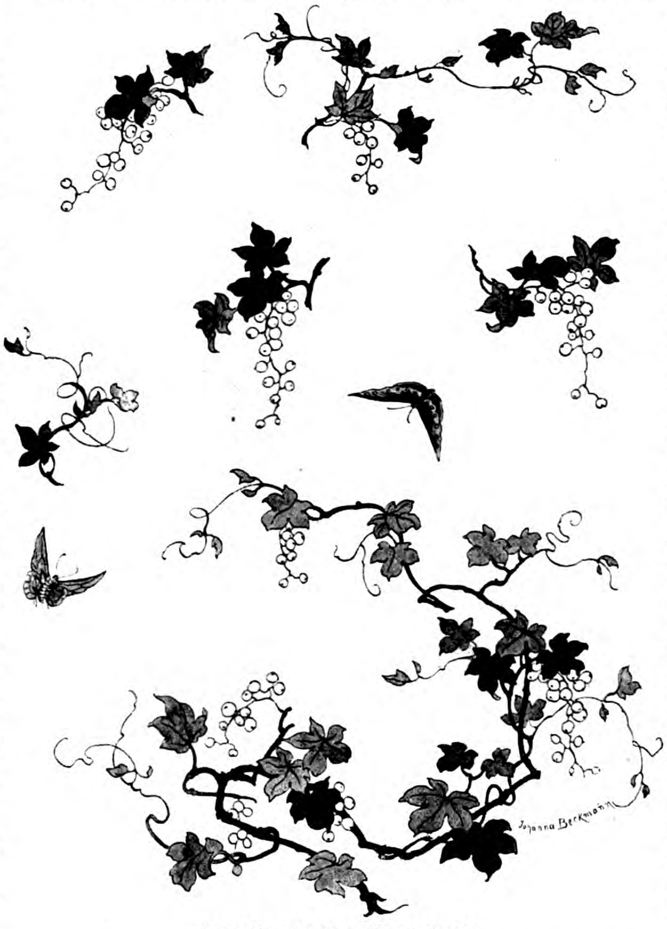
In dem „Frauen-Daheim“ Nr. 38 iſt von den Vorteilen einer Bücherkaſſe die Rede; ich möchte im Anſchluſſe daran meine Pfennigkaſſe zur Nachahmung empfehlen. Jedes Kupferſtück wird von mir in eine ſtets verſchloſſen gehaltene Büchſe gethan, und erſt dann kehrt die Kupfervereinigung ans Tageslicht zurück, wenn der Raum in der Büchſe ausgefüllt iſt und jede weitere Aufnahme aus Platzmangel verweigert wird. Groß iſt dann die Freude, beim Nachzählen zu finden, daß ein ganz erkleckliches Sümmchen erſpart iſt. Das Gute dabei iſt aber: man merkt ſelbſt gar nicht, daß man ſich etwas entzieht; denn bei der Häufigkeit der Nickelmünzen ſind kupferne Pfennigſtücke nicht ſo reichlich im Umlauf, daß durch das Fehlen derſelben eine empfindliche Lücke im Geldbeutel entſtehen könnte. Nun kommt aber die Frage: Wozu verwende ich meine Erſparniſſe? Erfüllung eines Lieblingswunſches, Anſchaffung eines ſchon häufig entbehrten und doch nicht gerade unumgänglichen nötigen Haushaltsgegenſtandes, ein beſonderes Geſchenk für die Mutter, die Kinder, die Freundin, den Mann! Was ſteigt nicht alles vor unſeren Augen auf! Ich hatte als Ziel die Möglichkeit im Sinne, einmal für ein recht armes Kind etwas beſonderes thun zu können. Und ſiehe da! Meine Pfennigbüchſe ergab ſo viel, daß ein etwa vierjähriges Kind von Kopf bis zu Fuß gekleidet und außerdem noch mit einem Püppchen beſchenkt werden konnte. Die Freude des Kindes war groß! Größer aber die der Geberin, welche das Pfennigſparen ſeit dieſem erſten über Erwarten glücklichen Verſuche eifrig fortſetzt und hofft, nächſtes Jahr ſogar zwei der lieben Kleinen glücklich machen zu können.

M. M.

Kunſt im Hauſe.

Japaniſche Zweige. Die anmutige Art der Japaner, ihre Gebrauchsgegenſtände, vorzüglich ihre Lackarbeiten und Porzellane, zu dekorieren, ſollten wir nicht unbeachtet laſſen. Für unſeren Bedarf habe ich einige ihrer beliebten Motive zurecht gezeichnet — ich meine für unſere Porzellanſervice und all unſere zu malenden Sachen aus Holz, Seide und Metall. Man verſuche z. B., die Zweige in guter Raumverteilung etwas vergrößert zu ätzen, oder auf eine tiefſchwarze Truhe die Blätter golden, die Beeren ſchneeweiß oder hochrot zu malen. Wer lieber ſtickt, der arbeite die größte Partie mit dunkelblauen Beeren, bräunlichem Blätterwerk mit goldenen Blattrippen und tiefdunklen Stielen auf einem kupferfarbigen Seidenkiſſen! Die Schmetterlinge kann man leuchtend blau irgendwo darauf anbringen. Die kleineren Zweige der Abbildung ſind ja neutral genug, um ſo ziemlich überall eine Verwendung finden zu können; man kann einen Gazefächer, einen Lichtſchirm, ein Notizbuch ſowie ein dunkles Arbeitstäſchchen damit ſchmücken. Wenn man die Sträuße für Porzellan gebrauchen will, ſo malt man ſie wohl entweder ganz blau oder die mit Schattierfarbe unterlegten Blätter werden gelbgrün, die Beeren eiſenrot gemalt. (Man malt eiſenrot möglichſt mit Dicköl, nicht mit Terpentin, es erhält am beſten nur ein Feuer.)

Johanna Beckmann.



Japaniſche Zweige. Malvorlagen.

Laterne mit gepreßten Blumen.

Zu dieſem ebenſo hübſchen als leicht herzuſtellenden Zimmerſchmuck ſchneidet uns der Glaſer acht gleiche Glasplatten, die 14 cm hoch und 10 cm breit ſind, ferner zwei Glasplatten von 10 cm Höhe, ſowie 10 cm Breite. Auf vier der größeren Glasplatten arrangieren wir in graziöſer Weiſe gepreßte Blumen und kleben dieſe alsdann mit Gummi arabicum auf das Glas. Nun ſchneiden wir von leichtem, goldgelbem Seidenſtoff vier Teile in der Größe der Glasſcheiben, legen die Seide auf die gepreßten Blumen möglichſt faltenlos auf und darüber zum Schutz die vier anderen gleichgroßen Glasplatten. Jetzt verbindet man je zwei und zwei Platten ringsherum durch Einfaſſen mit ſchmalem, goldgelbem Atlasband, welche Arbeit den lieben Leſerinnen durch die Anfertigung der bekannten Glaskaſten nicht mehr fremd ſein wird. So erhalten wir die vier Wände unſerer Laterne, während die in gleicher Weiſe mit zwiſchengelegtem Seidenzeug und Band eingefaßten beiden kleineren Platten den Boden ergeben. An den Ecken näht man nun die Scheiben mit drellierter gelber Seide zuſammen und führt eine gelbſeidene Kordel an den vier Seiten der Laterne in der Weiſe herauf, daß man unten an der geſchloſſenen Seite viermal je 10 cm hängen läßt, die dann mit einem gelben Seidenpompon zuſammengefaßt werden, und oben läßt man ebenſo 40 cm der Cordel überſtehen, deren vier Enden, in der Mitte durch einen Pompon vereinigt, zum Aufhängen des Laternchens dienen ſollen. Gleiche Pompons näht man an die acht Ecken der Laterne, um dadurch die Stiche des Zuſammennähens zu verdecken. Zur Befeſtigung dient ein möglichſt langer, zuvor mit gelbem Seidenband bewickelter Spiegelhaken, der, obſchon feſt in die Wand getrieben, noch weit genug heraus ſteht, um ein freies Aufhängen unſerer Laterne zu ermöglichen. Zum Schluß ſtellen wir noch ein Stearinlicht hinein, und wir haben einen beſonders reizenden, dekorativ wirkenden Schmuck für unſer Heim, billig, mühelos und ſchnell hergeſtellt.

Theſi.

Praktiſches fürs Haus.

Noch zwei Mittel zum Reinigen gelbgewordener Gipsbüſten. Nach vielen Verſuchen, beſtaubte und vergilbte Gipsbüſten zu reinigen, entdeckte ich zufällig ein ganz vorzügliches. Ich befeuchtete ein leinenes Läppchen mit Kienöl und rieb eine arg beſchmutzte Büſte damit ab. Der Erfolg war überraſchend. Die geriebenen Stellen wurden ſchneeweiß, und nicht nur

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

der feſt angeſetzte Staub, ſondern auch alle gelben Flecken verſchwanden ſofort. Die Büſte ſteht nun neu und ſauber auf ihrem alten Platze. Möchten andere Hausfrauen einen gleich guten Erfolg von dieſem billigen, in jeder Droguenhandlung zu beziehenden Mittel haben! **H. v. B.**

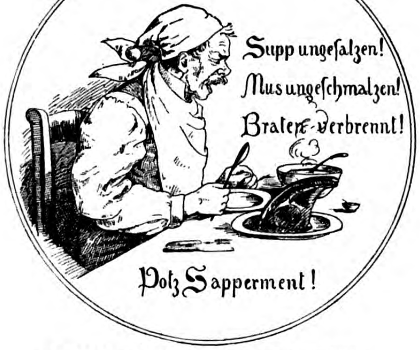
Nach verſchiedenen Verſuchen, welche ich angeſtellt habe, um Gipsbüſten zu reinigen, gefällt mir die Reinigung mittels Salmiakgeiſt und lauem, weichem Waſſer, wenn möglich Regenwaſſer, am beſten. 3 Theelöffel des erſteren werden mit 1 Liter des letzteren vermiſcht und in dieſem die Figuren mit einem ſehr weichen Bürſtchen abgebürſtet, alsdann mit lauem Waſſer nachgeſpült und zuletzt mit einem weichen, weißen, leinenen Tuche abgetrocknet. Bei Gipsgegenſtänden iſt es beſonders zu beachten, daß das Bürſtchen ſehr weich ſei, da ſich ſonſt allzu leicht Gipsteile ablöſen und die Formen dadurch leiden. Ich gebrauche hierzu ein ſolches, wie es die Uhrmacher zum Putzen des Metalls bei Anwendung von Putzpulvern benützen. **N.** in **N.**

Praktiſche Topfanfaſſer. Material: Reſte von Druckzeugen, Matratzendrell u. dergl. Von dieſen waſchbaren Stoffen verfertigt man kleine, an der oberen Seite offene Beutel, wozu man der beſonderen Haltbarkeit wegen den Stoff doppelt nimmt. Oben, an der offenen Seite, wird an dem unteren Rand ein Knopfloch in vertikaler Richtung angebracht; an den oberen Rand näht man eine in die Höhe ſtehende Bandöſe, welche, durch das Knopfloch gezogen, zunächſt den Beutel ſchließt und ſodann als Anhängſel für den Anfaſſer dient. Dieſe Säckchen bilden nun die Futterale für die nach Belieben von Watte, Filz oder ſonſtigen dicken Stoffen hergeſtellten Einlagen. Sie ſind mit leichter Mühe zu waſchen, nachdem man die bei dieſer Einrichtung ſtets ſauber bleibenden Einlagen herausgenommen hat. **Theſt.**

Wein zu kühlen. Am einfachſten iſt es natürlich, wenn man den zu kühlenden Wein auf Eis legt. Da jedoch nicht allemal Eis zur Verfügung ſteht oder nicht ſo ſchnell zu beſchaffen iſt, wie es gebraucht werden ſoll, möchte ich nachſtehendes Kühlmittel vorſchlagen. Man tauche ein dickes Handtuch in kaltes Waſſer und wringe es nur gelinde aus. Mit dieſem Tuch umwickele man die Flaſche Wein, ſtelle ſie auf einen Teller und dann in direkten Zug bei offnen Fenſtern und entgegengelegener Thür. In etwa einer Viertelſtunde iſt der Wein ſo kühl, als hätte er auf Eis gelegen. **A. K. B.**

Handarbeit.

Zur Abwechſlung der weißen, gehäkelten Spitzen für die Küchenbretter kann man ſich allerliebſte Börtchen arbeiten, indem man 3 cm breites Canevasbändchen, das mit Häkelöſen verſehen iſt, mit einer zierlichen Kreuzſtichkante benäht. Oben, wo das Börtchen am Brett befeſtigt wird, verziert man es mit einer Reihe Stäbchen, unten aber mit kleinen, gehäkelten Picotbogen von Häkelzwirn, deſſen Farbe der des Bändchens entſpricht. Die Farbe des Stickgarns wählte ich hingegen in demſelben blauen Ton, wie ihn die Namen und Blumenzweige der weißen Porzellanbüchſen und Töpfchen tragen, welche auf den Brettern ihren Stand haben. Ich bin erfreut, wie ſehr die Letzteren durch dieſe Kanten geſchmückt und die ganze Küche verſchönt ausſieht. **M. B.**


Supp ungeſalzen!
Mus ungeſchmalzen!
Braten verbrennt!
Potz Sapperment!

Schinkenbrett. Brandmalerei (verkleinert).

Für die Küche.

Roaſtbeefſpeiſe. Geſchälte rohe Kartoffeln werden in feine Scheiben geſchnitten, ebenſo Salzgurken und kaltes Roaſtbeef. Dann kocht man Eier ganz hart und ſchneidet ſie in vier Teile. Hierauf ſtreicht man eine Backform gut aus, legt erſt eine Schicht Kartoffeln, gut mit Salz vermengt, dann eine Lage Fleiſch, Gurken mit Eiern hinein. Zwiſchen die einzelnen Schichten legt man Butterſtückchen, Pfeffer, Salz und kleine Perlzwiebeln. So fährt man fort, bis die Form ziemlich gefüllt iſt; die obere Schicht ſind Kartoffeln. Nun gießt man reichlich Flüſſigkeit darüber, Bouillon, oder beſſer noch Bratenſauce. Nun rührt man einen Teig von 125 gr Butter, 125 gr Mehl, 1 Ei und etwas ſaurer Sahne, rollt ihn aus, legt ihn über die Kartoffeln und backt das Ganze 2—3 Stunden. Beſſer iſt es noch, wenn der Teig abends vorher angerührt und kalt geſtellt wird.

Zwetſchkenknödel. Aus 500 g feinem Mehl, 2 Eiern, einer halben Obertaſſe warmer Milch bereitet man einen Teig und bearbeitet ihn, bis er Blaſen wirft, beſtreicht ihn mit lauem Waſſer und läßt ihn, mit einer warmen Kaſſerolle bedeckt, eine halbe Stunde ſtehen. Dann nimmt man davon Stückchen in Nußgröße ab, treibt dieſe dünn aus und umwickelt je damit eine reife, ausgekernte Zwetſchke. Dieſe läßt man einige Minuten in wallendem Waſſer kochen, auf einem Sieb abtropfen und übergießt ſie mit heißer Butter, in welcher geriebene Semmel braun geröſtet wurde. Beim Anrichten werden die Knödel mit Zucker und Zimmet beſtreut.

Fragen.

180) Kann eine der freundlichen Leſerinnen mir raten, was für Deckchen für Tiſch und Seſſel am beſten zu der in Nr 9 des Frauen-Daheim beſchriebenen Sofaſchleife aus Tüll und Mull paſſen? **Käthe** in **B.**

181) Gibt es ein probates Mittel, den unangenehmen Geruch eines Jute-Teppichs zu vertreiben? **A. Z.**

182) Gibt es in Magdeburg, Deſſau und Wittenberg je ein Hotel oder Heim, wo alleinreiſende Damen abſteigen und logieren können? **X.**

Auskunft.

Fr. 136. Ich würde eventl. geneigt ſein, die angebotenen Kupferſtiche zu erwerben, wenn der Preis nicht zu hoch bemeſſen iſt.
K. v. Kerßenbrock
in **Wiesborn** bei Barntrup.

Fr. 148. Abgetönte Blechwaren liefert die bekannte Firma C. Schellenberg in Wiesbaden, Goldgaſſe 4, ſehr preiswert. **A. K.**

Fr. 156. Auf Ihre Frage teile ich Ihnen gern mit, daß Sie Kruzifix und Leuchter wieder friſch herſtellen, wenn Sie auf ein wollenes Läppchen mehrere Tropfen gekochtes Leinöl thun und damit beide Teile gehörig abreiben. In einigen Tagen iſt alles getrocknet. Dann nehmen Sie etwas gekochtes Leinöl und ſetzen demſelben etwas Kienruß (ſchwarze Farbe) zu, vermiſchen das gehörig mit einem Stöckchen, tauchen in dieſe Maſſe abermals ein wollenes Läppchen und reiben beide Teile nochmals ein. Sie werden dann Kruzifix und Leuchter wieder für lange Zeit wie neu haben. Ich bin gern bereit, Ihnen etwas gekochtes Leinöl und Kienruß gratis und franko zu ſenden.
Carl Sievers, Kaufmann, **Neheim a/Ruhr.**

H. H. Der Verein „Jugendſchutz“ kann zum Oktober wieder mehrere halbe Freiſtellen für Haushaltungsſchülerinnen vergeben. Meldungen hierfür, ſowie für $^1/_4$jährige Kochkurſe und $^1/_2$jährige Kinderpflege- und Schneiderkurſe umgehend an die Vorſitzende, Frau **Bieber-Boehm, Berlin,** Kaiſer Wilhelmſtraße 39, II, 8 bis 10 Uhr und 1 bis 2 Uhr.

Frage 167. Die Firma „John Henry Schwerin, Berlin W 35, Steglitzerſtr. 11“ kann ich als Bezugsquelle für einen ebenſo billigen als dauerhaft gearbeiteten Holzbrandapparat (Preis des vollſtändigen Apparates 13 Mk.) empfehlen. **A. E., Neuſtadt a/A.**

Redaktionspoſt.

Sparſame in **Eb.** Die Frage iſt ſchon zu oft dageweſen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Kinder gewidmet und ſteht unter fachmänniſcher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Kinder-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Kinder-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 50.

3. Bilderrätſel. 1895.

5. Ergänzungsrätſel.

Einmal eins iſt ein.
Guten Morgen, Mütterlein!
Hab' ſchön geſchlafen dieſe Nacht
Und bin nun fröhlich aufgewacht!

Zweimal eins iſt zwei!
Zum Frühſtück ſchnell herbei;
Doch erſt danke Gott, daß er dieſe Nacht
Uns väterlich hat beſchirmt und bewacht!

Zweimal zwei iſt vier!
Komm' jetzt und lern' bei mir.
Du mußt ſchön rechnen, leſen und ſchreiben.
Du willſt doch kein kleiner Dummbart bleiben?

Zweimal drei iſt ſechs!
Mach' nur ja keinen Klecks,
Das Buch, das muß ſtets hübſch und fein
Und ſauber anzuſchauen ſein!

Zweimal vier iſt acht!
Die Augen aufgemacht!
Du lieſt ja Huhn, und hier ſteht Hahn,
Das iſt ja verkehrt und geht doch nicht an!

Zweimal fünf iſt zehn!
Das Werk wär' jetzt geſchehn!
Nun fort mit dem Buch und die Tafel heran,
Jetzt fangen wir mit dem Rechnen an!

Zweimal ſechs iſt zwölf!
Du glaubſt doch nicht, daß ich Dir helf'!
Du mußt das Exempel alleine ſagen,
Mußt Du Dich dabei auch ein wenig plagen!

Zweimal ſieben iſt vierzehn!
Geduld, es wird ſchon gehn!
So ziehe doch nicht Deine Stirne ſo kraus,
Du bringſt es auch ohne das ſicher heraus!

Zweimal acht iſt ſechzehn!
Siehſt Du, ſo iſt es ſchön!
Hab' ſtets nur Geduld und auch fröhlichen Mut,
Dann geht's mit der Arbeit noch einmal ſo gut!

Zweimal neun iſt achtzehn!
Laß mich Deine Tafel noch einmal ſehn!
So, nun iſt's genug und die Pflicht iſt vollbracht,
Nun ſpiele und thu', was Dir Freude macht!

Zweimal zehn iſt zwanzig!
Hurra! — Nun ſing', nun tanz' ich!
Die Schule iſt aus, nun darf ich hinaus!
In den Sonnenſchein,
Wie luſtig, wie herrlich, wie ſchön wird das ſein!

6. Silbenrätſel. „Indianer.“

7. Rätſel. a e i o u

8. Rechenaufgabe.

4 zweimal, 7 einmal, 9 zweimal ſtreichen.

9. Füllrätſel.

	A	F	A	
A	d	e	l	e
F	e	l	i	x
A	l	i	c	e
	e	x	e	

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

CoLibrì
COVER SYSTEM
Made in Italy
04-14 BIG

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 110973432